

<36601633500019

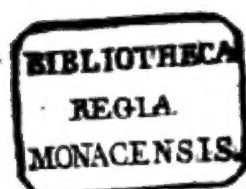


IV. Jahrgang. 1868.

DAHEIM



Herausgegeben von Dr. Robert Koenig.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Erzählungen und Novellen.

Gedichte.

Sociales und Volkswirthschaftliches.

Geschichts- und Zeitbilder.

Literatur- und Lebensbilder.

Skizzen aus der Heimat und Fremde.

Naturwissenschaftliches und Mediciniches.

Verschiedenes.

*) Die mit * bezeichneten Artikel sind von Illustrationen begleitet.

Am Familientische.

Illustrationen.

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 5. October 1867. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 1.**

Ein Wetterleuchten.

Nach Familienmemoiren erzählt von A. Mels.

I.

Die Stellung der Parteien in unserer Familie war eine dermaßen schroffe, daß man in den von den heftigsten Revolutionen bewegten Ländern wohl selten eine gleiche hätte finden können.

In diesem Parteikampfe waren die beiden hervorragendsten Persönlichkeiten, welche die entgegengesetzten Meinungen mit der größten Energie vertraten, mein Onkel, der pensionirte Oberforstmeister Zacharias Liebewaldt und seine Schwester, meine Tante, die verwittwete Frau Appellationsräthin Luise Streithaupt, geborne Liebewaldt. Diese letzte war die Führerin der Opposition, sie war die angreifende Partei und hatte sich deshalb eine Majorität erworben, die sie sonst wohl schwerlich errungen hätte. Zu ihren Anhängern gehörte erstens ihr Herr Sohn, mein Vetter Fritz, Studiosus juris im ersten Semester, dann ihre Schwester, meine Tante, die Jungfrau Elisabeth Liebewaldt, und endlich, — man denke! — meines Onkels Zacharias leibliche Tochter Hildegard, das hübscheste, aber auch naseweiseste elfjährige Mädchen unseres ganzen Städtchens.

Wenn wir nun zusehen, welche Kräfte Onkel Zacharias dieser imposanten Majorität entgegenzustellen hatte, so wird der Ausgang des Streites einem jeden klar vor Augen liegen. Außer dem Führer dieser Minorität bestand die ganze Partei nur aus meiner armen, immer kränkelnden Mutter, der Wittwe des Hauptmanns Freiherrn von Wahren, der dritten Schwester meines Onkels und aus mir, dem fünfzehnjährigen Secundaner Freiherrn Leo von Wahren ... und ich war eigentlich gar nicht zu rechnen, denn im ganzen Streite war ich selbst zu sehr interessirt, als daß meine Meinung irgendwelche Geltung hätte haben können.

Es handelte sich nämlich um die so gewichtige Frage, ob ich — der Secundaner Leo von Wahren — der größte Taugenichts der ganzen Stadt wäre. Tante Luise behauptete: ja! — Onkel Zacharias sagte: nein! jedoch das Ja der Tante war ein absolutes, während der Onkel sein Nein motivirte. Er meinte nämlich, daß er durch dieses Nein mir nicht im geringsten meine Qualification als Taugenichts abzusprechen gedenke, sondern daß er nur das Attribut „größter" bekämpfe, da es seine innigste Ueberzeugung wäre, daß ich es nicht verdiene, — daß die Stadt noch viel größere Taugenichtse enthalte, — und wenn es auch kein anderer wäre, als sein lieber Neffe, der Studiosus juris Fritz Streithaupt!

Außer dem numerischen Vortheil besaß Tante Luise noch den einer seltenen, fast männlichen Energie, denn wenn Onkel Zacharias manchmal mit irgend einer Klage gegen Fritz hervorkam, so vertheidigte sie ihren Sohn mit solcher Umsicht und Festigkeit, daß es dem alten Herrn selten gelang, eine Bresche in die mütterliche Zärtlichkeit zu schlagen, während, wenn der umgekehrte Fall stattfand, wenn einer meiner unzähligen Streiche zur Sprache kam und mit Wohlgefallen von Tante Luise aufgetischt wurde, mein Onkel nur etwas in den Bart brummte und meiner Mutter gleich die Thränen in die Augen kamen.

Wenn ich zufälliger Weise bei solcher Scene zugegen war, so übten diese thränenvollen Augen eine merkwürdige Wirkung auf mich aus. Gewöhnlich ging ich dann, ohne ein Wort zu sagen, zum Zimmer hinaus und schon auf dem Flur gab ich mir das Versprechen, ich wolle vernünftiger werden, und es geschah selten, daß ich nicht vierundzwanzig Stunden lang meinen Vorsatz energisch durchführte ... nachher freilich ... ja aber warum konnte auch in der ganzen Stadt kein toller Streich ausgedacht werden, ohne daß ich eine hervorragende Stelle in dessen Ausführung anzunehmen von meinen Kameraden fast gezwungen wurde?

Bei Vetter Fritz war das ganz etwas anderes! der bewohnte seit Ostern die Universitätsstadt, und obgleich dieselbe mit der Eisenbahn nur eine Stunde von unserem Städtchen entfernt war, so behauptete er dennoch, so viel zu thun zu haben, daß er höchstens alle vierzehn Tage einen Sonntag bei uns verbringen könne, und wenn er kam, dann hatte er so viel zu erzählen, wußte auf solche geschickte Art und Weise die Aufmerksamkeit aller zu fesseln, daß Onkel Zacharias nie daran dachte, ihm die Epistel zu lesen, als im Augenblick, wo Fritz wieder abfahren mußte.

Manchmal wurden mir auch die ewigen Kritiken der beiden Tanten zu langweilig und ich achtete gar nicht mehr darauf, beantwortete kaum ihre Fragen und verließ das Zimmer. Das war dann immer ein Triumph für Onkel Zacharias! „Charakter! der Junge,"

hörte ich ihn einst sagen, nachdem ich sie allein gelassen, „Charakter! Frauengeschwätz greift ihm die Nerven an, — bin auch so gewesen!“

„So?“ sprudelte Tante Luise, „ein schönes Beispiel, das Du dem Ausbunde vorhälst! Bist auch so gewesen! Ganz recht! Hast auch auf niemand hören wollen! Und was ist daraus geworden? im Kriege haben sie Dir den Arm zerschossen, und dann? anstatt das Gerichtswesen als Deinen Lebenslauf zu erwählen, wie es Dein Vater und Großvater gethan, nein! keine Zurede hilft, kein Rathen, kein Bitten ... das Forstfach muß er studiren, sich dreißig Jahre darin abquälen und sich dann mit Gicht und Rheumatismus und Catarrh und Gott weiß was noch pensioniren lassen. Auf seine alten Tage sich noch verheirathen ... auch wieder Charakter, nicht wahr? bist die gute Frau, die Du bekommen, gar nicht werth gewesen, bist auch nicht werth, solch ein liebes Kind, wie die Hildegard, zu haben! Nein! aber wahrhaftig, wenn ich den alten Menschen sehe, wie er noch dem Leo Recht gibt, — es ist zum Verrücktwerden, den ganzen Tag Aerger und Aerger über die beiden Mannsleute, die im Hause sind, man kann nicht sagen, wer von beiden einem den größten Verdruß bereitet, der Onkel oder der Neffe!“

Ich hatte bei dieser Philippika hinter der Glasthüre gestanden und Wort für Wort gehört; jetzt hob ich die Gardine leise in die Höhe, um zu sehen, welch ein Gesicht Onkel Zacharias bei dieser ungewöhnlich heftigen Scene machen würde. Er saß ganz ruhig da und blies regelmäßige blaue Wölkchen aus seiner Meerschaumpfeife.

„Ja,“ sagte er endlich mit bedächtiger Stimme, „Du hast Recht, Luise, es ist ein böses Ding solch Zucken und Ziehen und Schmerzen in den Beinen — verdammte Gicht!“

„Na Gott sei Dank, daß er einem doch einmal recht gibt,“ sagte Tante Luise.

„Denn wenn ich keine Gicht in den alten Knochen hätte, Luise,“ — fuhr er fort — „hätte ich es bei Deinen ersten Worten schon wie der Junge gemacht, wäre davongelaufen, und so hättest Du gemüthlich bis zum Schlafengehen räsonniren können, ohne daß Dich jemand gestört hätte.“

Tante Luise wurde feuerroth ... „Grobian!“ rief sie, „was ist auch von einem Menschen zu erwarten, der sich sein ganzes Leben mit Soldaten und Jägern herumgetrieben hat ...“

„Donnerwetter!“ brauste Onkel Zacharias auf, „nichts gegen die Soldaten und die Jäger, wenn's beliebt! Das sind Männer ... zum Kukuk, ... während Eure gelblichen Bücherwürmer ... doch was ... mag sein, daß die auch etwas Gutes haben. Versteh' es nicht, — will nicht darüber schwatzen, was ich nicht verstehe, — wenn nur andere Leute ebenso dächten!“

„So?“ meinte Tante Luise spöttisch, — „nun, da ich es nicht verstehe, werde ich mir jedesmal bei dem Herrn Oberforstmeister Rath holen, werde gleich damit anfangen. Erlaubst Du mir vielleicht, unrecht zu finden, daß Dein Herr Neffe heute vom Schreiner Bergmann Säge, Feile und Hammer geholt hat, damit in den Garten gegangen ist, eine ganze Stunde während meines Mittagsschlafes im Garten gesägt, gehämmert, kurz einen Heidenspektakel gemacht hat, und daß, als ich nachher in den Garten ging, die ganze Allee voll abgehauener Stücke Holz lag, so daß kein Mensch darin anständig auf- und abgehen konnte. War das recht?“

„Hm! Plunder — Pfingstferien! was soll der Junge in seinen Freistunden machen?“

„Sich ein Buch nehmen oder thun, was er will, nur mich nicht stören!“

„Sieh, da hast Du ganz recht, Luise, das soll er nicht. Es freut mich, Luise, wenn Du einmal recht hast; das kömmt mir so komisch vor, wie ein neunundzwanzigster Februar! Aber glaubst Du, daß Du mit all Deinem Zanken zu etwas kömmst? Hast dem Jungen vorhin gar nicht einmal gesagt, worüber Du Dich zu beklagen hast, hast blos im allgemeinen räsonnirt!“

Mein Onkel nahm die Klingel und schellte, das Dienstmädchen trat ein.

„Suche Leo,“ sagte er, „er soll gleich zu mir kommen.“ Wie das Wetter schlüpfte ich den Corridor entlang, die Hintertreppe hinunter, und als das Mädchen auf den Hof kam, fand sie mich im Stalle beschäftigt und richtete ihren Auftrag aus. Ich trat mit der unbefangensten Miene von der Welt ins Zimmer.

„Antreten!“ sagte Onkel Zacharias, der den Reminiscenzen aus seiner Militärzeit besonders hold war.

„Zu Befehl!“ erwiderte ich, indem ich mich kerzengrade vor ihn hinstellte, denn ich wußte, daß ihm das besonders schmeichelte.

„Heute furchtbaren Spektakel durch allerhand dumme Zimmereien im Garten gemacht.“

„Zu Befehl!“

„Die Allee unpraktikabel gemacht und Tante Luise aus dem Schlafe gestört.“

„Bedaure, dachte nicht daran!“

„Darf nicht mehr geschehen! Verstanden?“

„Wird nicht mehr geschehen!“

„Wort drauf?“

„Wort drauf!“

„Jetzt abmarschiren, in den Garten gehen, Allee säubern, eigenhändig, verstanden? damit, wenn Abendbrot im Garten gegessen wird, alles anständig darin aussieht!“

„Zu Befehl!“ und ich drehte mich ordonnanzmäßig auf den Hacken herum, schritt zur Glasthüre hinaus .... kehrte aber vom Ende des Corridors leise wieder um und nahm meinen Lauscherposten wieder ein.

„So, Luischen,“ sagte Onkel Zacharias, „das hat gerade drei Minuten gedauert, und nun kannst Du bis zum jüngsten Tage alle Nachmittage schlafen, ohne daß Dich der Junge wieder stören wird. War das nun nicht besser, als vierzehn Tage lang zu räsonniren?“

„Ja, ja,“ meinte jene, die sichtlich nicht umhin konnte, sich selber einzugestehen, daß der Onkel recht habe; „wenn er Dir immer Dein Soldatenkauderwälsch nachspricht, dann bist Du schon mit allem zufrieden.“

„Ach, wenn Du Dir diese kurze, bündige Ausdrucksweise angewöhnen könntest, dann würde bald Frieden im Hause sein.“

„Was Rechtes hast Du von Deinem Soldatenstande gehabt, einen zerschossenen Arm ...“

„Höre Luise, fange nicht wieder an! Als ich Soldat wurde, da fragte kein Mensch, was er davon haben könne, wie Du sagst. Da sind andere und bessere als ich auf dem Felde geblieben und für die Bagatelle im Arme hab' ich mich damals mit der Lieutenantsepaulette und dem eisernen Kreuze für mehr, als ich es verdiente, belohnt gehalten. Und außerdem hat meine Wunde und mein Kreuz noch einen bedeutenden Einfluß auf mein Avancement im Forstdienste gehabt. Sieh mal, Dein Mann hat es ja ebenso gemacht, der war ja auch Student Anno 13 ...“

„Ja, der ist aber Anno 16 hübsch auf die Universität zurückgegangen, hat weiter studirt, ist allen Anstößigkeiten in seinem Leben aus dem Wege gegangen, hat sich nicht compromittirt, hat alles seinen rechten, geordneten Gang gehen lassen, hat Carriere gemacht, und wenn in seinem Leben ihm einmal etwas Außergewöhnliches begegnet ist, so ist er ihm, wie gesagt, aus dem Wege gegangen, und das auf meinen Rath, ich rühme mich dessen ...“

„Ja, bis er endlich Dir aus dem Wege gegangen ist,“ brummte Onkel Zacharias.

„Willst Du schweigen, Du gottloser Mensch! — Es ist zum Verrücktwerden und ich bin eine Närrin, mit Dir auszuhalten, ich werde in die Stadt ziehen, zu meinem Sohne, — brauch' Dich nicht, hätte es schon lange gethan, wäre es nicht der Hilde halber, die Du nicht zu erziehen verstehst.“

„Und Du auch nicht ... halt gefälligst ... mir nicht die Hand an Hilde gelegt! das geht Dich nichts an, — verstanden? Mit der beschäftigt sich Lydia, und wenn der Gesundheitszustand der Armen es nicht erlaubt, dann niemand! .... Dann soll mir das Ding in Gottes freier Natur aufwachsen, ... soll daraus werden, was Gott will ... aber verräsonnirt soll mir ihr junger Geist nicht werden, ... das will ich nicht! Verstanden?“

„Ja, ja ... verstehe ... soll zur gnädigen Frau auferzogen werden .... muß auch wohl mal einen Baron heirathen, — sonst geht es nicht — muß auch wohl ... ich will nichts weiter sagen ... Hast wohl nicht genug, Deine Schwester durch Deinen Dünkel unglücklich gemacht zu haben, willst Deine eigne Tochter noch daran setzen! Das Beispiel Lydias genügt Dir nicht — die Schande, die sie der ganzen Familie gemacht hat ...“

„Dreizehn Millionen Donnerwetter!“ brüllte der Onkel, „was hat Lydia für eine Schande dem Hause gemacht? Rede! sprich! ... oder ich sage Dir, Luise .. es endet schlimm mit uns — nun, wird's bald? ... heraus mit der Sprache!“

Ich stand bleich und mit geballten Fäusten hinter der Glasthüre . . . der Leser wird meinen Zorn begreifen . . . die Lydia, von der Tante Luise sprach, war meine Mutter.

„Aber mein Gott!" rief Tante Luise wirklich erschreckt, „was ist Dir denn? kann man denn gar nicht mehr mit Dir ein vernünftiges Wort sprechen?"

„Ich will wissen, welche Schande uns Lydia gemacht hat!" rief der Onkel . . . . „nun zum . . ."

„Ist es denn nicht genug Schande, wenn sie als Freifrau aus dem Hause gegangen und vor zehn Jahren als Wittwe ohne Pfennig Geld, ohne Pension und mit Schulden zurückgekommen ist . . . ist das nicht eine Schande?"

„So . . . so!" meinte Onkel Zacharias mit etwas besänftigtem Tone, „man muß Dich nur verstehen, Luise. Also das nennst Du Schande? Ja, wenn Du das so nimmst, dann hast Du wohl recht, wenn man die Ehre in einen dickgespickten Geldsack, in eine Wirthschaft, die von Ueberflüssigem strotzt und ein Wäschespinde, wo Wäsche für ein ganzes Armeecorps versteckt, — wenn man die Ehre in das alles legt — dann freilich hast Du recht zu sagen, daß unsere Lydia, die uns einen unbefleckten Namen ins Haus zurückgebracht, sowie sie einen unbefleckten Namen daraus mitgenommen, Dir Schande macht! Aber sage, Luise, — wenn Dir noch ein Fünkchen Menschenverstand übrig geblieben ist, woran ich allerdings zweifle, sage mir, was kann unsere Lydia dafür, daß man ihrem armen Mann — dem bravsten Mann des ganzen Landes — sein Gut abgeschwindelt hat, und daß inmitten seiner Carriere, die glänzend geworden wäre, — denn er war der tapferste Officier im ganzen Heere, — ein Sturz vom Pferde seinem Leben ein jähes Ende und unsere Schwester zur trostlosen Witwe machte. Nun, sage mir einmal, — Du — wo da die Schande für Lydia ist."

Onkel Zacharias hatte sich vollständig beruhigt, je länger er sprach, und seine letzten Worte waren sogar mit einer gewissen Rührung gesprochen, die ich nicht bei dem alten Brummbär vermuthet hätte. Tante Luise schien wirklich ein wenig aus dem Concept gerathen zu sein, denn sie brauchte länger, als eine ganze Minute Nachdenkens, um eine Antwort zu finden, was bei ihr fast nie der Fall war. Endlich schien sie einen wunden Punkt gefunden zu haben, denn sie sagte triumphirend:

„Aber ihre Mitgift hätte sie doch wieder mit ins Haus bringen können."

Onkel Zacharias schwieg, er schien sichtlich verlegen.

„Dürfte ich fragen, was Dich das angeht?" sagte er endlich.

Es war die Reihe jetzt an Tante Luise, verlegen zu sein und sie fand keine andere Antwort, als:

„Ja . . . freilich . . . das geht mich nichts an . . . Du hast recht . . . Du hast es ja gewollt, daß sie den Freiherrn heirathen sollte, . . . warum? das weiß ich noch heute nicht."

„Ist auch gar nicht nothwendig!"

„Und hast Dein sauer erworbenes Geld hingegeben, damit sie die reglementarische Mitgift habe, ich habe mir damals schon den Kopf zerbrochen, warum Du solche Dummheiten begingest."

„Ging Dich damals schon nichts an, und heute erst recht nichts!"

„Aber Mensch, nimm doch Vernunft an! was wäre denn gewesen, wenn sie die Mitgift, die ihr niemand angreifen konnte, wieder mit nach Hause gebracht hätte . . . und von dem Gelde gelebt hätte . . . oder . . ."

„Höre! nun will ich Dir noch einmal eine Antwort geben, aber dieser und jener soll mich holen, wenn es nicht die letzte ist . . . nachher kannst Du drei Monate hinter einander räsonniren, von mir hörst Du keine Antwort mehr! . . . Warum ich meinen letzten Pfennig hingegeben, um unsrer jüngsten Schwester die nothwendige Mitgift zu geben? ich hab's Dir schon gesagt, das geht Dich nichts an und damit basta! Warum Lydia ihre Mitgift, die sicher stand, nicht wieder mitgebracht hat? das will ich Dir sagen. — Weil ich es nicht gewollt habe. Verstehst Du? Weil ich gewollt habe, daß sie alle Schulden ihres Mannes damit bezahle! verstanden? — warum ich das aber gewollt habe . . . das geht Dich nichts an. Unglücklicher Weise hat die Summe nicht gereicht, — ich hatte nichts mehr und habe mich aufs Sparen gelegt . . . aber das dauert schändlich lange, doch Geduld! bald werde ich soweit sein, und wenn ich diesen Sommer mir die Badereise absparen kann . . ."

„Mein Herrgott! . . . mein Herrgott!" unterbrach Tante Luise, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend, „der Mensch ist verrückt . . . wahnsinnig! . . . Jetzt wird mir alles klar! . . . darum ist er so knickerig, hat mir seit sechs Jahren nichts zum Geburtstage geschenkt; ich glaubte, er spare für seine Tochter, und ich dachte mir, daß er doch noch eine gute Seite habe . . . und jetzt . . . Herr, mein Gott . . . für die Gläubiger des Freiherrn spart er sich's an seiner Gesundheit ab!"

„Bist Du fertig, so trink einen Schluck Wasser, denn Du hast Dich echauffirt, und höre weiter! Im nächsten Jahre, so Gott will, sind alle Schulden bezahlt, und dann . . . nun dann ist's vorbei, dann habe ich nichts mehr zu thun!"

„Aber Deine Tochter, Mensch! . . . Dein leiblich Kind!"

„Hör mal, Luise, sieh mich mal an! bist Du nicht eigentlich ein recht dummes Frauenzimmer mit Deinem ewigen Räsonniren?"

„Grober Mensch!"

„Ja grob bin ich, das weiß ich, — und Du ein Zankteufel, das weiß ich auch; — aber ein H e r z haben wir, a l l e Liebewaldts! Denkst Du denn, daß ich so ruhig ans Sterben denken würde, wenn ich nicht bestimmt wüßte, daß für meine Hilde gesorgt wäre?"

„So? . . ." meinte Tante Luise mit nachdenklichem Tone, — „wer sorgt denn für sie?"

„Erstens der liebe Gott, Luise . . ."

„Das ist richtig."

„Und dann . . ."

„Nun dann? . . . wer?"

„D u, zum Donnerwetter!!" schrie Onkel Zacharias, — „hast fünfzigtausend Thaler Vermögen, — ist doch wohl zu viel für das saubere Subject, Deinen Fritz, — wird wohl noch was übrig bleiben für meine kleine Maus."

„Ich . . . ich . . ." stammelte Tante Luise, „wer hat Dir das gesagt?"

„Du . . . Du! ja Du! soll ich Dir's denn schriftlich geben, daß Du der abscheulichste Zankteufel bist und das beste Herz von der Welt hast?"

Tante Luise war regungslos, an diese Wendung des Streites hatte sie wahrhaftig nicht gedacht . . .

„Aber um des Himmels willen!" sagte sie endlich, „hätte sie denn nicht auch alle Deine Ersparnisse der letzten zehn Jahre dazu haben können? . . . es ist wahr . . . sie wird in meinem Testamente nicht leer ausgehen . . . Aber warum all das schöne Geld den Menschen hingeben, die unsern Schwager ins Elend gestürzt haben?!"

„Verstehst Du nicht! — was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß! . . . basta! . . . Und nun ist's genug, ich denke, für heute haben wir uns genug gezankt . . ."

„Ich dächte es auch; . . . aber sage mir doch . . . was ist das wieder für ein Ausdruck: „das saubere Subject," für meinen Fritz?"

Onkel Zacharias stand auf, nahm seinen Stock und begann Lützows wilde Jagd zu singen. Tante Luise wiederholte noch einmal die Frage, aber ohne sie eines Wortes zu würdigen, ging er zur Thür hinaus, und ich lief tief bewegt von dem, was ich gehört, in den Garten hinunter! —

Seit jenem Tage, wo ich den Zank der beiden Geschwister belauscht hatte, ging wirklich eine nennenswerthe Veränderung mit mir vor. Ich lernte zum ersten Male nachdenken. Ich will damit nicht sagen, daß ich aufhörte, der bewußte Taugenichts zu sein, aber mancher tolle Streich ging vorüber, ohne daß ich daran theilnahm oder gar, wie früher, die Autorschaft desselben beanspruchen konnte, — d a s Zeugniß muß ich mir selber geben. Die Enthüllungen über meine Familie, welche ich gehört hatte, tobten mir im Kopfe herum, — einige Andeutungen hatten schon in meinem Geiste sich mit anderen, die ich früher vernommen und unbeachtet gelassen hatte, zusammengesetzt, und aus dem Ganzen war ein Gerüst von Voraussetzungen entstanden, die einem noch weniger ernsten Charakter, als dem meinen reichlichen Stoff zum Nachdenken hätten geben können. Die überaus große Zärtlichkeit meines Onkels für meine Mutter, — die Opfer, welche er sich auferlegt hatte und immer noch auferlegte, rührten mein Herz gewaltig, und seit jenem Augenblicke, wo ich meinen Lauscherposten an der Glasthüre verlassen, nahm ein Gefühl von Dankbarkeit für den alten Mann fast unwillkürlich in meinem Herzen Platz und äußerte sich in der nächstfolgenden Zeit auf alle mögliche Art und Weise. Auch Tante Luise hatte, — ich weiß nicht warum, — in meinem Herzen gewonnen und ich gab mir von da an wirkliche Mühe, sie nicht mehr zu ärgern.

(Fortsetzung folgt.)

Im Feldlager von Chalons.

Von unserem Berichterstatter.

Ich hörte eines Tages das Paradoxon aufstellen: „Seitdem es Eisenbahnen gibt, seitdem der Telegraph unsren Erdtheil mit seinem Netze umspannt, seitdem eine jede Provinzialstadt — selbst die kleinste, sich nicht für civilisirt hält, wenn sie nicht wenigstens ein Journal hat, welches in ihren Mauern erscheint — seitdem ganz Europa wie eine ununterbrochene Kaffeegesellschaft sich geberdet, die des Schwatzens und Klatschens nimmer müde wird ... seit alle dem wissen wir erst recht nicht, was bei uns passirt!"

Daß hierin etwas Wahres liegt, läßt sich sicherlich nicht bestreiten; denn wenn auch die nackten Ereignisse meistentheils uns getreu und schnell zu Ohren kommen, so bleibt es unserem Geiste doch fast immer überlassen, die richtigen Consequenzen dieser Ereignisse zu berechnen, da die mannigfaltigen Zeitungen, die wir lesen, sie doch nur von ihrem principiellen, oft sogar nur von ihrem materiellen Standpunkt aus beleuchten.

Das Jahr 1867 hat im Nachrichtenwirrwarr Unübertreffliches geleistet, und daß bis jetzt Frankreich das stete Thema war, worüber die gewandten Federn der Journalisten ihre Phantasien dem Publikum zum Besten gaben — weiß der Leser. Man kann sich eine heitere Stunde bereiten, wenn man sich die Mühe gibt, den laufenden Jahrgang seiner gewöhnlichen Zeitung zu durchblättern und darin all dasjenige zu suchen, was als bestimmt angezeigt wurde, und sich nie verwirklicht hat — und umgekehrt an alle diejenigen Thatsachen zu denken, welche sich trotz Leugnens und Absprechens dennoch und mit der größten Leichtigkeit verwirklicht haben.

Daß man nach solch einer Lectüre Skeptiker wird, liegt auf der Hand, und wenn man denkt, daß tausende — ja hunderttausende von demselben beängstigenden Gefühle gequält werden, daß alles, was man ihnen von dem Nachbarlande Feindliches oder Freundliches erzähle, doch vielleicht nur auf derselben Basis beruhe, wie all jene anderen Sensationsnachrichten, die wie Raketen die politische Atmosphäre so oft durchkreuzten ... ohne zu erhellen, ohne zu zünden — nur um zu schrecken; — wenn man daran denkt — dann erinnert man sich endlich seiner Verpflichtungen als Berichterstatter des Daheim — sagt seufzend seinen ländlichen Projecten für die Hochsommerzeit Lebewohl und ... eines Nachmittags, bei tropischer Hitze, verläßt man mit einer Reisetasche in der Hand das Coupé auf der Station von Petit Mourmelon — dem zweiten Anhaltepunkt hinter Chalons-sur-Marne, bemächtigt sich des einzigen Fiakers, der an der Bahn hält und läßt sich nach dem Hotel de France fahren — dem einzigen bewohnbaren Gasthofe des Dorfes Grand Mourmelon — dem einzig civilisirten Dorfe dieser kreidigen Steppe.

Ja, lieber Leser, der du mir so theilnehmend im vorigen Sommer von Schlachtfeld zu Schlachtfeld in Mitteldeutschland bis in die Arbeitsstuben der bewährten Generale gefolgt bist — jetzt führe ich dich wiederum in ein Feldlager, wo eine Armee, zahlreicher als die des Generals von Falkenstein, campirt — eine Armee, die, wie man mir in Deutschland erzählt hat, dazu bestimmt sein soll, die Avantgarde derjenigen zu bilden, welche nächstens ... in drei Wochen spätestens! den Rhein überschreiten wird. Ich will dir erzählen, was ich hier gesehen — gehört und selbst beobachtet habe; jedoch muß ich dich im voraus darauf aufmerksam machen, daß ich in Straßburg alle meine vorgefaßten Meinungen, meine Sympathien und Antipathien zurückgelassen habe, und daß du von mir nichts mehr und nichts weniger als die Wahrheit hören wirst. Nachdem du diese Zeilen gelesen hast, wirst du ebensowenig wie früher wissen, ob wir die kommende Zeit in Krieg oder Frieden verleben werden — und es wird dir vielleicht möglich sein, dir selbst ein Bild zu entwerfen, welche Bedeutung ein Krieg haben würde, den Deutschland mit Frankreich zu führen berufen wäre.

Ich sagte vorhin, daß ich all meine vorgefaßten Meinungen in Straßburg gelassen hätte und ich will vor allem erzählen, bei welcher Gelegenheit. Ich hatte einige Besuche dort zu machen, und bei einem derselben kam die Rede auf die deutsche Sprache. Mein Bekannter hatte in Deutschland studirt und alle seine Sympathien und auch Familienbeziehungen ziehen ihn nach Deutschland. Er sagte mir ungefähr folgendes: „Daß man jenseits des Rheins behauptet, die Regierung suche die deutsche Sprache hier auszurotten, wie die dänische es einst in Schleswig zu thun versuchte, ist eine Verleumdung. Gehen Sie von der Voraussetzung aus, daß wir Franzosen sind und die Sprache unseres Landes die französische ist, so ist es buchstäblich unmöglich, eine größere Toleranz für unsere Lieblingssprache, die deutsche, zu finden. Noch mehr! gehen Sie zu einem Buchhändler, dort werden Sie die Broschüre eines katholischen Priesters finden, der nicht Elsässer ist — und der mit vielem Talente vom wissenschaftlichen Standpunkte aus die These vertheidigt, daß auf den Gymnasien und Hochschulen der gründlichen Erlernung der deutschen Sprache noch mehr Rechnung getragen werden müsse. Natürlich die officielle Sprache ist und bleibt die französische, wie sie in Saarlouis und Trier, trotzdem dort so viel französisch gesprochen wird — die deutsche ist und bleibt."

Ein anderer meiner Bekannten, der sich im vorigen Jahre in Böhmen als Landwehrofficier die Schwerter zum rothen Adlerorden geholt, den er sich in Schleswig erworben hatte, sagte zu mir: „Wir Deutsche hier lebten bis vor wenigen Monaten wirklich wie zu Hause — alle Welt war uns hold, und wir fühlten es nicht, daß wir in der Fremde wären. Jetzt wird es von Tag zu Tag schlimmer und ich versichere Sie, daß, wenn unsere Zeitungen ihre Anspielungen auf deutsche Sympathien im Elsaß nicht bald aufgeben, unser Aufenthalt hier unerträglich wird. Ich kann Ihnen kaum sagen, was man alles erfindet, um uns zu überzeugen, daß dem nicht so sei. Seit sechs Monaten hängen in allen Bauernhütten Bilder der kaiserlichen Familie und der napoleonischen Schlachten in Deutschland — ich kenne Bauern, welche die deutschen Bibelsprüche, die an ihren Häusern und in ihren Stuben die Wände verzierten, haben ausstreichen und auf französisch wieder hinmalen lassen. — Glauben Sie mir — man hat es sehr ungeschickt angefangen, wenn man im Sinn hatte, die deutschen Sympathien hier zu steigern, und die französischen Journale haben trefflich diese Ungeschicklichkeit benutzt, um gegen uns zu hetzen. Sie wissen, daß in den Vogesen und hier Freischützencorps errichtet werden, um nöthigenfalls das Land gegen Einfälle von Deutschland aus zu vertheidigen. Vor sechs Monaten hätte diese Idee schmählich Fiasco gemacht, aber Dank den deutschen Journalen hat ein unbeschreiblicher Enthusiasmus die Grenzbewohner ergriffen, und wenn die Regierung willens ist, diese Bewegung zu begünstigen, so wird es ihr leicht möglich werden, in wenigen Wochen hunderttausend Parteigänger in den Grenzprovinzen zu bewaffnen ... und mit solchen Leuten ist schlimm kriegen!"

Noch vieles andere sah und hörte ich in Straßburg, was mich gewaltig ernüchterte — ich fand in gewissen Kreisen eine energische Opposition gegen die Regierung, aber eine mir unerwartete Sympathie für die Person des Kaisers ... kurz — ich faßte, wie oben gesagt, den Entschluß, meine persönlichen Meinungen ganz über Bord zu zu werfen und ... zu beobachten.

* * *

Der Gedanke eines Feldlagers in großen Dimensionen stammt von Napoleon dem Ersten her. Aus dem Lager von Boulogne gingen die Truppen hervor, die bei Marengo siegten. Das Feldlager von Chalons ist eine der bedeutendsten Schöpfungen Napoleons III. Nicht allein, daß dadurch die Armee an Kriegstüchtigkeit um ein Bedeutendes zugenommen hat, sondern eine der ärmsten und unwirthlichsten Provinzen des Landes hat einen Aufschwung genommen, den sie sich wohl nie hat träumen lassen — und endlich hat dadurch der Staat eine bedeutende Geldersparniß gemacht, was bei der Napoleonischen Regierung gewiß eine Eigenthümlichkeit ist. Letzterer Punkt verdient durch Zahlen beleuchtet zu werden. Früher wurden jährlich vier Landesstrecken in Frankreich gemiethet und auf einer jeden ein Uebungslager für 15,000 Mann eingerichtet. Der Unterhalt, die Miethe etc. dieser vier Lager kostete jährlich über hunderttausend Franken, und wie gesagt, nur 15,000 Mann konnten zusammen manövriren.

Das heutige Lager ist siebenzig Mal so groß als jene Uebungslager — es umfaßt 11,000 Hectaren*) Land — hat einen

*) Der Hectare (100 Aren) ist = ca. 3 Preuß. Morgen.



Bei einer Flasche Champagner. Nach dem Oelgemälde von Friedrich Hiddemann auf Holz gezeichnet von W. Ulffers.

Umfang von sieben deutschen Meilen und hat sechs Millionen Franken gekostet. Die kaiserliche Civilliste hat jedoch für anderthalb Millionen gewisse Stücke Landes im Lager selbst angekauft und daselbst Musterbauernhöfe angelegt, von denen ich später sprechen werde. Ferner hat die Regierung für gegen drei Millionen Stücke Landes der Eisenbahngesellschaft und den Bauunternehmern in Mourmelon theils verkauft, theils noch zu verkaufen — und somit kostet das ganze Terrain des Feldlagers dem Staate nur ein und eine halbe Million! ... Wenn alle finanziellen Unternehmungen der Napoleonischen Regierung so günstig ausfielen!!

Dieses ungeheure Terrain wird im Norden von der Suippe, im Süden von der Vesle, zwei kleinen Seitenflüssen der Marne, begrenzt. Im Westen liegt die Straße von Sédan nach Nancy als Grenze, und im Osten eine unregelmäßige, oft gebrochene Linie. Die Ecken dieses imposanten Viereckes werden von den Dörfern Petit Mourmelon — Cuperly — Le Grand St. Hilaire und Suippes gebildet.

Der Boden ist weich und elastisch, und das wenig coupirte, in leisen Wellen sich hinziehende Terrain bietet eine ausgezeichnete Uebersicht für größere Manöver; außerdem aber haben die kreideartigen Bestandtheile des Bodens die vortheilhafte Eigenschaft, in ganz kurzer Zeit den heftigsten Regen einzusaugen, so daß die Uebungen fast nie des vorhergehenden schlechten Wetters halber unterbrochen zu werden brauchen. Das Trinkwasser ist ausgezeichnet, das Klima gesund — und nie sind Epidemien in diesen Landstrich gekommen.

Im Herbst 1857 bezog der Kaiser mit 21,000 Mann seiner Garde und 6000 Pferden zum ersten Male dieses Lager, welches, wie er in seiner Ansprache an die Truppen sagte, „eine hohe Schule sein soll, die uns durch die unternommenen Arbeiten segensreich sein wird, und deren Resultate wir erkennen werden, wo immer das Vaterland unser bedarf."

Zwei Jahre später zeigten sich diese Resultate bei Magenta und Solferino!

Ich fand im Feldlager einen Officier wieder, mit dem ich vor langen Jahren in einem anderen Welttheile ein ziemlich enges Freundschaftsbündniß gehegt hatte. Seine Carriere war brillant genug geworden — ich hatte ihm als Unterofficier Lebewohl gesagt und fand ihn als .... Obersten wieder. Er diente mir als ebenso freundlicher wie verständiger Cicerone und stellte mich dem Höchstcommandirenden, dem General Ladmirault, vor.

Dieser General, welcher unter den französischen Feldherren den Ruf eines ausgezeichneten Organisaters verdient, ist, seitdem die neue Waffe und mit ihr eine neue Taktik eingeführt wird, beim Kaiser in hoher Gunst; denn seit zehn Jahren ist außer dem Grafen von Palikao noch keinem Divisionsgeneral die Ehre geworden, das Lager en chef zu commandiren, — nur die Marschälle von Frankreich commandirten hier und zwei Mal der Kaiser in eigener Person.

Er empfing mich auf eine sehr freundliche Weise, sprach mit vollständiger Anerkennung und Hochachtung von den eminenten Leistungen der preußischen Armee im vergangenen Jahre und freute sich — wie er sagte — den Historiographen eines Theils dieses Feldzuges vor sich zu sehen. Er sagte mir, daß er durch mein Buch eine Wette von fünfundzwanzig Flaschen Champagner gewonnen hätte und daß ich deshalb bei ihm zu Mittag speisen müßte. Als ich ihn bat, mir zu sagen, welche Stelle des „Mainfeldzuges" dies bewirkt hätte, erzählte er mir, daß man beim „Studiren des süddeutschen Feldzuges" in Frankreich allgemein angenommen habe, daß der General von Falckenstein die Saalübergänge auf drei Stellen zu forciren Befehl gegeben hätte, was ihn dem Vorwurf aussetzte, ohne Reserven diese schwierige Aufgabe unternommen zu haben. Er habe das nicht glauben wollen, doch habe er in allen Schriften, die er durchgesehen, nie Beweise des Gegentheils gefunden — aber er habe stets die Ueberzeugung gehabt, daß dem so sein müsse, und als er endlich einmal provocirt worden, habe er eine Wette angenommen und sei eben im Begriff gewesen, an den preußischen Militärbevollmächtigten in Paris zu schreiben und ihn um Auskunft zu bitten, als mein Buch ihm den Beweis geliefert, daß bei Kissingen die ganze Division Manteuffel als Reserve bestimmt war.

Der Leser kann sich wohl vorstellen, wie alles dies mich interessirte, besonders die Thatsache, daß die höheren französischen Officiere so eingehend sich mit unseren ruhmreichen Kriegsthaten beschäftigt hatten.

„Versteht denn der General deutsch?" sagte ich zu meinem Freunde, „er spricht, als wenn er mein Buch gelesen hätte!"

„Du," erwiderte er lachend, „ich will Dir einen guten Rath geben — nimm Dich vor den jungen Officieren des Generalstabs hier in Acht. Die sind wüthend auf Euch!"

„Warum das?"

„Natürlich, Du weißt doch wohl, daß in St. Cyr deutsch getrieben wird und in der Generalstabsschule erst recht — hast auch wohl die Ueberzeugung, daß man dort gar nichts lernt, und wenn man auch hier und da etwas profitirt, man es doch so schnell wie möglich beim Regimente oder in den Adjutanturen wieder vergißt. Nun kam Euer Krieg im vorigen Jahre, der so erstaunenswerth war, daß wir alles, was darüber gedruckt erschien, verschlangen — oder zu verschlingen suchten, denn wer kann Euer Kauderwälsch verstehen?" ...

„Bitte ..."

„Schön — schön — eine Sprache, die man nicht versteht, ist Kauderwälsch! Nun wurden die jungen Generalstabsofficiere vorgezogen und als Uebersetzer installirt; aber ach! die hatten nie etwas gewußt, und die älteren hatten, wie sie sich entschuldigten, das schon längst vergessen ... was sie nie gewußt hatten! Nun ging der Wetteifer unter den jungen Herren los — besonders beim Stabe des Generals Ladmirault — sie haben es auch wirklich nach und nach zum Uebersetzen gebracht — aber mit welcher Mühe! — Ich weiß, daß diese Unfähigkeit sogar officiell dem Kriegsminister gemeldet worden ist, und daß die Directoren der Kriegsschulen derbe Rüffel bekommen haben. Wenn Du mich besuchst, wirst Du auch bei mir einen Ollendorff finden — ich laß' mir von meinem kleinen Sohne Stunden geben — wer weiß, wozu das gut ist?"

„Du möchtest uns wohl mit Deinem Regimente einen Besuch abstatten?" fragte ich.

„Wer weiß?" erwiderte er lachend, „jedenfalls ist seit sechs Monaten ein furchtbarer Verbrauch von Ollendorffs in der französischen Armee gemacht worden."

Wir ritten langsam durch die Straßen des Lagers, von dem ich dem Leser jetzt eine detaillirte Beschreibung geben will.

Das „Campement" der Truppen liegt in der südöstlichen Ecke des Manöverfeldes am Laufe eines kleinen Baches, dessen Namen ich zu erfragen vergessen habe. Sie sind theils in Baracken, theils in Zelten untergebracht. Erstere sind 38 Schritte lang und 9 Schritte breit, aus Ziegelsteinen erbaut und mit Schiefer gedeckt. Sie fassen in ihrem großen Raum je 50 Mann, und haben noch einen kleineren für vier bis sechs Unterofficiere. Jeder Soldat hat eine eiserne Bettstelle, jedoch sind auch in einigen Baracken die so bequemen afrikanischen Hängematten angebracht. Die Waffen stehen, wie in einer deutschen Caserne, an Börten.

Die Zelte haben meistentheils eine conische Form, sind sechs Metres hoch und haben einen Durchmesser von vier Metres.*) Sie haben einen Aus- und einen Eingang, und dienen als Lager für acht bis zehn Mann. Eine hohe eiserne Stange bildet den Mittelpunkt eines solchen Zeltes, dessen Leinewand mit einem eisernen Ringe oben hermetisch befestigt wird. Holzriegel sind in diese Stange geschraubt und dienen zum Aufhängen der Effecten. Achtundzwanzig starke Pflöcke, welche mit der Leinewand in die Erde getrieben werden, bewirken die Spannung des Zeltes, welches bei Unwettern fest geschlossen werden kann und sichern Schutz gewährt.

Von Zelt zu Zelt sind dem Soldaten sechs Schritt Land gewährt, auf dem sich die Bewohner desselben sowohl einen Gemüse- als auch einen Blumengarten anlegen — letzteren der Straße zugewandt und ersteren im Innern der Insel, welche eine solche Zeltmasse zwischen vier Straßen bildet. — Die Straßen sind schnurgerade und mit einer peinlichen Reinlichkeit gehalten, sie münden alle an verschiedenen squareartigen Plätzen, deren Namen vom Kaiser selbst gegeben sind. Die Namen der verschiedenen Straßen ändern sich alle Jahre, denn jedes Regiment hat das Recht, diejenigen Straßen, welche sein Campement durchkreuzen, mit den Namen zu benennen, welche in der Rückerinnerung des Regimentes fortzuleben bestimmt sind. — Bald ist es der Name eines Sieges, an dem das Regiment Theil genommen hat, — bald der eines Dorfes, welches es in Afrika oder Cochinchina

*) Ein Mètre = 2 Fuß 11 $^{1}/_{3}$ Linie.

erhält — der des Obersten und anderer Officiere, oder der irgend eines tapferen Cameraden, der auf der Wahlstatt gefallen und dem das Regiment diesen letzten Beweis von Hochachtung zollt. Jede Compagnie hat das Recht, Vorschläge für die Benennung ihrer Straße dem Regimentscommandeur zu machen, der dieselben auch gewöhnlich annimmt.

Ich kann dem Leser die Versicherung geben, daß ich selten einen angenehmeren und lieblicheren Anblick gehabt habe, als diese langen, sauberen Straßen mit ihren weißen, freundlichen Zelten — eingefaßt von einer wahren Blumenpracht — und als Bewohner die lustigen, fast immer singenden Soldaten, deren gebräunte und doch kerngesunde Gesichter deutlich zeigten, daß sie drei Monate in freier Luft, fern von den dumpfigen Casernen, verbracht hatten.

Aber noch prächtiger sind die Alleen geschmückt, die mitten durch die Zeltstadt vom Bahnhofe nach Le grand Mourmelon führen. Hier ist der äußere Garten von der Chaussee durch einen kleinen Rasenwall getrennt, in dem künstlerische Hände mit Schneckenhäusern oft die reizendsten Mosaikarbeiten gemacht haben. Das „Vive l'Empereur" ist hier hundertmal im Rasen wiederholt, und wenn noch etwas Platz übrig ist, so kömmt auch ein „Vive l'Impératrice" oder ein „Vive le Prince Impérial" dazu. Noch einer der Verzierungen dieser Straßen muß ich gedenken, welche wahrlich eine der eigenthümlichsten ist, die dieses Lager hervorgerufen hat. Der kreidehaltige Sandstein der Champagne ist nämlich so weich, daß man mit dem ersten besten Messer ihn bearbeiten und ihm eine beliebige Form geben kann. Aus diesem Umstande entstand die Lust der Soldaten, sich kleine Verzierungen für ihre Straßen zu meißeln, die sich von Jahr zu Jahr so sehr gesteigert hat, daß . . . unleugbare Talente für bildende Kunst schon aus den Reihen der Soldaten des Lagers — ja sogar der Officiere, hervorgegangen sind.

Fast vor jedem Zelte sieht man kleine Arbeiten von Kreidestein, welche die Stufenleiter von der einfachen Arabeske bis zur überlebensgroßen Statue mit Postament und Reliefbildern durchläuft. Büsten des Kaisers habe ich über zwanzig gezählt, von denen einige sprechend ähnlich waren. — Im vorigen Jahre hat der Kaiser befohlen, daß im Lager ein Museum eingerichtet werde, und daß jährlich mehrere Preise aus seiner Chatoulle im Betrage von 300 Napoleons für die besten dieser Arbeiten ausgetheilt, und daß diese prämiirten Werke im Feldmuseum aufbewahrt werden, weil sie das Unwetter im Winter nicht aushalten. — Den ersten Preis in diesem Jahre (von 2000 Franken) erhielt ein junger Militärarzt, welcher ein großes Standbild eines in China gefallenen Grenadiers seines Regimentes geliefert hat — den zweiten von 500 Franken ein Corporal, der früher in Rom in Garnison war und aus dem Gedächtniß den Vatican mit dem Säulengang und den Aposteln gemeißelt hat.

Im Lager haben die Officiere ihre besonderen Baracken oder Zelte, die sich in der Mitte ihrer Compagnie befinden; und die Soldaten machen es sich zur Ehre, um das Zelt ihrer Chefs wahre Meisterwerke von Blumengärten anzulegen und haben oft wirklich geschmackvolle und schöne Sachen zu Wege gebracht.

„. . . . . Siehst Du," sagte mein Freund zu mir, „das wird uns keine Nation so leicht nachmachen! Kein Fremder verläßt das Lager, ohne davon entzückt zu sein. — Nicht allein profitirt der Soldat hier in seiner kriegerischen Ausbildung in vier Monaten mehr, als in drei Jahren in der Garnison, sondern auch seine Gesundheit erholt sich merklich — wir zählen alles in allem dieses Jahr 54,000 Mann im Lager und haben trotz der großen Hitze dieses Jahres jetzt nur 61 Mann im Hospital. Aber auch der Geist der Leute bildet sich hier aus — die Schulen werden nicht allein regelmäßiger, sondern auch mit größerem Erfolge besucht — weiß der Kukuk, wie es zugeht — die größten Dummköpfe profitiren hier mehr als in den übrigen neun Monaten des Jahres. — Außerdem haben wir eine Bibliothek von gegen 10,000 Bänden — ein Geschenk der Kaiserin — und auch eine wissenschaftliche Bibliothek für die Officiere — ich gebe Dir mein Wort, daß ich hier mehr Deutsch gelernt habe, als zu Hause — mein Junge wird zufrieden mit mir sein."

„Aber warum das? — glaubt Ihr wirklich . . ."

„Wir glauben . . gar nichts, Theuerster — aber wer weiß? — Ihr habt jetzt dort drüben Mienen angenommen, als wenn Ihr die halbe Welt verschlingen wolltet — wir wollen — le cas échéant, Euch das Ding etwas sauer machen — und darum laß' ich mir's auf meine alten Tage auch sauer werden und lerne — paß auf: Ich hab' — Du hast — er hat . . . . wir haben —"

„Bravo!" unterbrach ich lachend — „aber bei uns hat man dieselbe Meinung von Euch — Ihr — oder vielmehr Euer Kaiser wird bei uns für den Friedensstörer angesehen."

„Unsinn, lieber Freund! — wenn der Kaiser ein Friedensstörer wäre — dann . . dann könnte ich auch noch einmal an den Marschallsstab denken — aber so? . . Nun, schadet auch nichts! — Der Friede ist den Ländern nützlicher, als wenn ich Marschall würde — darum ist es gut, daß man den Krieg vermeidet."

„Und dennoch lernst Du deutsch?"

„Ja — das ist so eine eigenthümliche Sache — die Mine ist geladen, die Lunte bereit — das erste beste Gewitter kann einschlagen — zünden — und die Welt in die Luft sprengen. — Es würde ein schauderhafter Krieg werden!"

„Ja furchtbar — wie seid Ihr mit Euren Chassepots zufrieden?" fragte ich.

„Hahaha!" brach er lachend heraus, „jetzt hast Du Dich endlich demaskirt — siehst Du, alter Freund — die Frage brennt Dir seit einer Stunde schon die Zunge ab! Da kommt der Berichterstatter endlich zum Vorschein! Du hättest ja nicht gewagt, Dich vor Deinen Lesern zu zeigen, wenn Du nicht Dein Urtheil über die Chassepots mitbrächtest! Nun ich werde Dir die Erlaubniß verschaffen, einer Schießübung beizuwohnen — dann kannst Du selbst sehen; aber ich will Dir doch etwas sagen. Wir sind alle einig darin, daß unser Chassepot Eurer Zündnadel überlegen ist — doch es ist gleichfalls unserer aller Meinung, daß das Nebensache sei. Die Hauptsache ist, daß der Soldat Hinterlader hat und sich seinem Gegner gewachsen glaubt! Du weißt es ja eben so gut wie ich, daß zum Schlachtengewinnen etwas anderes gehört, als „Schießen". Wir werden uns vielleicht einst messen und dann werden wir sehen, wer von uns dieses „andere" im höchsten Grade besitzt. Wir haben hier in diesem Sommer viele preußische Officiere gehabt, die ihre jungen böhmischen Lorbeeren mit einer wirklich liebenswürdigen Bescheidenheit trugen — wir haben recht fröhliche und gemüthliche Stunden verlebt, mit dem vollen Bewußtsein, daß, wenn wir je einander gegenüber stehen sollten, ein jeder von uns seine Pflicht erfüllen würde. — Aber andererseits haben wir hier Civilisten — Deinesgleichen alter Freund — gehabt, die — wahrhaftig! ich hätte nicht so viele Ruhe gehabt, als der General Ladmirault, der von der geheimen Polizei des Lagers seinen Rapport allmorgendlich bekam, und über die Aeußerungen Deiner Herren Landsleute lachte — ich hätte — na ich weiß nicht, was ich gethan hätte, wahrscheinlich dasselbe wie er — gar nichts!"

„Wenn Du wüßtest, wie Eure Franzosen in Deutschland renommiren und zu gleicher Zeit auf den Kaiser schimpfen, daß es eine Schande ist!"

„Darum eben müßte man auch alle Civilisten . . . aufhängen, und Dich und Deinesgleichen an die höchsten Bäume! — Komm aber jetzt zum Frühstück!"

Ich fand bei den Officieren, mit denen ich beim General und unter dem Zelte meines Freundes zusammentraf, die liebenswürdigste Aufnahme. Ich mußte ihnen vom Feldzug des vorigen Jahres erzählen, aber sonderbarer Weise war ihnen nichts mehr neu — selbst Details, die uns in Deutschland kaum bekannt waren, wurden mir von ihnen ins Gedächtniß zurückgerufen. Mit geschicktem Tact wußten sie mir gegenüber die gespannte Stimmung zu umgehen, die während der Salzburger Zusammenkunft zwischen Preußen und Frankreich entstanden war — nur gegen einige deutsche Journale zogen sie mit Erbitterung her — noch mehr aber über die Pariser Hetzjournale — besonders die Liberté des Herrn von Girardin und die Presse des Herrn Mirès . . die „Situation" hatte keiner von ihnen gelesen.

Am nächsten Morgen ging ich zum Scheibenschießen mit einem Erlaubnißschein des Generals. Eine Compagnie, in Kriegesstärke von hundert Mann, sollte eine Schnellfeuerübung machen auf 550 Metres Distanz. Eine Bretterpalissade in der Länge einer Bataillonsfront diente als Ziel — jedoch hatte dieselbe nur halbe Mannshöhe. — Ein Officier, der gut deutsch sprach, nahm ein preußisches Zündnadelgewehr und zeigte mir, daß die Chassepots einen Griff

weniger beim Laden hatten und daß dadurch in der Minute beinahe 1½ Schuß mehr gethan werden konnten. —

Jeder Soldat bekam zehn Patronen — sie stellten sich zu dreien auf, von denen einer am Boden lag, der zweite kniete und der dritte in gebückter Haltung schoß. — Wir zogen unsere Uhren — das Signal wurde gegeben und das Feuern begann! — Ein furchtbares Geknatter — ich mußte mir die Ohren zuhalten, denn das Blut stieg mir gewaltsam nach dem Kopf.

Sobald die Minute verstrichen war, wurde Halt geblasen und die übrig gebliebenen Patronen gezählt. — Es waren 893 Schüsse in dieser Minute von 100 Mann abgefeuert worden und 19 Patronen hatten versagt — also ungefähr jeden 47. Schuß einmal.

Ein zweites Mal bekam die Compagnie 10 Patronen pro Mann und mußte eine Minute schießen, aber die drei zusammenstehenden Soldaten mußten aufrecht stehen bleiben. — Ein ausgezeichnetes Resultat ward jetzt erzielt. — Nach 57½ Secunde verstummte das Feuer, die tausend Patronen waren verschossen mit Ausnahme der von fünf Soldaten, deren Gewehre zwei beim dritten, eins beim vierten, eins beim sechsten und das andere beim neunten Schuß versagt hatten. — Gleich, nachdem das Feuer beendet, ergriffen die Soldaten einige kleine Instrumente, die ich nicht näher sah — arbeiteten drei Minuten an ihren Waffen, luden von neuem und vier gingen los — das fünfte versagte wiederum.

Ein drittes Experiment wurde nun gemacht — wiederum wurden dem Soldaten zehn Patronen gegeben — und die 99 Mann mußten sich hingestreckt auf den Bauch legen und so feuern. Das Resultat der Minute war folgendes: 651 Schüsse waren abgefeuert worden — und wiederum hatten fünf Gewehre versagt — waren aber in der kürzesten Zeit so weit wieder arrangirt, daß sie die übrigen Patronen nachfeuern konnten.

Nun wurde ein viertes und letztes Experiment gemacht. Jeder Soldat bekam nur 5 Patronen und mußte stehend feuern. Alle zwölf Secunden wurde geblasen und die Salve krachte. Am Ende der Minute waren die 495 Patronen verschossen ... kein einziges Gewehr hatte versagt.

Wir gingen nun zu der Bretterpalissade, die als Ziel gedient hatte — ich sah einen Haufen Späne! — Es durchrieselte mich kalt, wenn ich daran dachte, daß einst Menschen diesem Höllenfeuer ausgesetzt sein könnten.

„Sie werden mir beistimmen," sagte der Officier, welcher mich führte, „daß nach solchen Resultaten eine jegliche Discussion über die vorzügliche Brauchbarkeit unserer Waffe unnütz wäre. Selbst das öftere Versagen der Gewehre ist mehr der Ungeschicklichkeit der Soldaten als der Waffe selbst zuzuschreiben, und das wird sich durch die Uebung schon vermindern. Es wird bei Ihnen wohl ebenso sein! Jetzt kommen Sie mit mir zum Scheibenschießen — Sie können dort mit preußischen, englischen und österreichischen Munitionshinterladern selbst schießen und Sie sollen sich selbst davon überzeugen, — wie alle fremden Officiere es gethan, daß unsere Chassepots in Sicherheit des Schusses und in der Tragweite es mit allen aufnehmen können — und daß unsere Projectile die Flugbahn am besten ausbeuten! ..."

„Ich denke!" rief ich, „ich glaub' Ihnen aufs Wort — aber mein Kopf platzt — ich kann nicht mehr schießen hören!"

„Ist auch alles Nebensache!" — meinte mein Freund, der Oberst — „ob in einer Schlacht tausend Menschenleben mehr oder weniger erlöschen, ist ohne Bedeutung — das Bewußtsein seiner eignen Macht, die der Soldat mit sich trägt — das ist die Hauptsache!"

„Komm — ich gebrauche Ruhe!" sagte ich — „zeig mir Eure Ställe — und Eure Pferde!"

„Ställe? Gott sei Dank, daß wir solch Zeug nicht hier haben — unsere Pferde können dem General Fleury, der den Kaiser bewogen hat, keine Ställe bauen zu lassen, eine Dankadresse votiren. Sie gedeihen prächtig in frischer Luft — es ist eine Freude, die Thiere jetzt wiederzusehen!"

„Aber ich verstehe Dich nicht — ohne Ställe — vier Monate lang!"

„Versteht sich — sie stehen vier Monate lang in allen Unwettern an Piketlinien mit dem Fuße angebunden. Nie bekommen sie Decken übergelegt und nur eine ganz geringe Zulage an Hafer. Ich sage Dir, die Pferde, die eine Campagne in Chalons durchgemacht haben, sind unverwüstlich! Sieh Dir unsere Pferde an — und Eure daneben! Für die Euren würdest Du im Durchschnitt 50 Nap[...] bieten können, für die unseren nicht die Hälfte; aber im Stra[...] aushalten kommen unsere den Euren vollkommen gleich — das man ..."

„Nun, was wird man?"

„Was weiß ich? — man wird's ja vielleicht 'mal sehen!"

„Geh — Du bist auch ein Kriegshetzer — willst blos G[...] werden."

„Schaden könnt's nicht — dann müßten meine Adjutant[...] mich deutsch lernen — doch komm! wir wollen uns vor Tisch[...] mehr zanken!"

* * *

Der Kaiser hat, wie ich weiter oben erzählte, für 1½ Milli[...] Franken Land im Camp de Chalons gekauft und darauf Mu[...] bauernhöfe errichten lassen. Die Veranlassung hierzu war nicht [...] die, einen großen Theil die Bedürfnisse der Truppen aus der unmi[...] baren Umgegend des Lagers selbst zu beziehen, sondern auch [...] Soldaten, welche dem Bauernstande angehören und zu solchem [...] Ablauf ihrer Dienstzeit zurückkehren, Gelegenheit zu geben, al[...] Verbesserungen kennen zu lernen, welche die Landwirthschaft gem[...] hat, während sie bei der Armee sind. Zu hunderten und manch[...] auf Wochen werden die Soldaten nach den Pachthöfen detachirt [...] bekommen dort eine sehr gute Kost, eine kleine Zulage zu ihrem [...] halt und arbeiten, wie man zu sagen pflegt, sich wieder ein. Bev[...] zugt werden die Soldaten, welche nahe daran sind, ihren Absch[...] zu erhalten. Sieben von diesen Pächtereien sind an verabschiede[...] Militärs, die sich das Kreuz der Ehrenlegion erworben, verpachtet [...] die achte, „die kaiserliche Meierei", wird von der Civilliste selbst ve[...] waltet; es ist ein wahrer Schmuckkasten, und die Officiere u[...] Unterofficiere haben hier Gelegenheit, einen theoretisch-practische[...] Cursus für Agricultur während der Lagerzeit durchzumachen. E[...] ist stets sehr besucht — sogar von höheren Officieren, denn ma[...] weiß, daß man dem Kaiser eine Freude damit bereitet — daß e[...] oft selbst daran theilnimmt, und so Gelegenheit gegeben wird, mi[...] dem Herrscher in persönliche Berührung zu kommen .... was niemals schadet.

Für die Zerstreuung des Soldaten im Lager ist reichlich — ja wohl allzureichlich gesorgt. Nicht allein, daß jedes Regiment seinen Turnplatz, seinen Fechtsaal, seine Tanzschule — eine Kegelbahn und einen Ballschlag hat — daß jede Compagnie Domino, Schach, Dame, Puffspiele besitzt — es ist auch noch das ganze Dorf Le grand Mourmelon ein Sammelplatz für Vergnügungen aller Art. Ich möchte sagen, es gibt keine zwanzig Häuser von den 900, welche es enthält, in denen kein Kaffee- oder Bierhaus, keine Restauration oder Billardsalon sei. Auch die berüchtigten Cafés chantants floriren hier mit nicht gewöhnlichem Glanze. Außerdem hat der Kaiser noch eine große und feste hölzerne Baracke zum Theater bauen lassen, in welchem die sehr guten Theatergesellschaften von Rheims und Chalons während der Sommerzeit Vorstellungen geben. Da das Eintrittsgeld sehr gering ist, so erhalten die Directoren für die Saison 35,000 Franken Zuschuß aus der kaiserlichen Chatouille. Sie sollen sehr gute Geschäfte machen, denn das Theater, welches über 2000 Zuschauer faßt, ist fast alle Abend überfüllt.

Ich hatte die Erlaubniß, am nächsten Morgen dem Abschiedsmanöver beizuwohnen, welches der General Ladmirault von den Truppen ausführen ließ. Es würde den Leser wenig interessiren, wenn ich ihm die Details dieses glühenden Morgens wieder erzählte, wo die armen Leute unmenschlich von der Hitze zu leiden hatten. — Der Franzose gibt nun einmal nichts auf die correcte Form des Exercirens und man muß sich darin finden; wenn man dort den Maßstab unserer so wohlgeschulten Truppen anlegen wollte, könnte man empört werden; — ich habe einen Parademarsch mit angesehen, bei dem jedem preußischen Soldaten die Haare zu Berge gestiegen wären; aber jeder Freund von militärischen Schauspielen hätte sich über das Aussehen der Truppen freuen müssen, die nach sechsstündigem Manövriren in glühender Hitze, mit bepacktem Tornister, aussahen — ich übertreibe nicht — als wenn sie vom Exercirplatze zurückkehrten.

Ich hatte Gelegenheit, an diesem Morgen den jetzt eilfjährigen Sohn des Kaisers zu sehen, der in Begleitung seines jetzigen Erziehers, des Generals Froissard, den größten Theil des Manövers



Friedrich Hiddemann.

mitritt. Man wird mir erlauben müssen, meine Meinung über ihn, nachdem ich ihn fast vier Stunden lang ununterbrochen auf zehn bis zwanzig Schritt vor mir gesehen, auszusprechen, denn ich bin überzeugt, daß viele der Leserinnen sich für dieses Schmerzenskind der Kaiserin lebhaft interessiren, besonders nach seiner Krankheit des vorigen Jahres ... und nach den Hoffnungen, die auf ihn für die Zukunft gesetzt werden. — Es ist ein wunderhübsches Kind, auf dessen, von fast ununterbrochenem Aufenthalt in freier Luft gebräuntem Gesichte keine Spur der überstandenen Krankheit zu lesen war. Er ähnelt ganz seiner Mutter, doch das Auge und besonders de — ich möchte sagen, negative Ausdruck des Blickes ist ganz der des Vaters. Auch fängt die Nase schon an, bedenkliche Proportionen anzunehmen. Der junge Herr scheint jedoch seinem Erzieher nicht gerade allzu folgsam zu sein, denn ich sah, wie dieser ihm ein paar Mal ganz energische Verweise ertheilte. Dann beugte „das Kind von Frankreich" ganz bescheiden den Kopf — ritt einen Schritt zu seinem Erzieher heran, und ich möchte wetten, er bat ihn um Verzeihung! — Uebrigens geht seine Carriere sehr langsam — er ist immer noch Sergeant der Gardegrenadiere, und die Witzbolde in seinem Regimente meinen, er hätte nicht genug „Protectionen", um es zum Feldwebel zu bringen. — Ich finde keinen Grund, dem Leser meine Meinung zu verhehlen ... der kaiserliche Knabe hat mir und allen Anwesenden außerordentlich gefallen! — Wie ich gehört, soll er der Liebling seines hohen Verwandten, des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen sein, der fast alle Jahre das Lager von Chalons auf eine Woche besucht, und für den der junge Prinz eine fast kindliche Zuneigung gefaßt haben soll.

Ein imposantes Schauspiel entging mir im Lager — das des Gottesdienstes. Auf einer Estrade vor der kaiserlichen Baracke steht ein einfacher Feldaltar. Von hier aus liest der Caplan alle Sonntage den Truppen die Messe; auf der immensen Ebene stehen dann die drei Divisionen — die Infanterie an der Spitze — hinter ihr die Artillerie und zu beiden Seiten die Cavallerie! Es soll ein unbeschreiblicher Anblick sein — wenn über 40,000 Mann, die Gewehre präsentirend, niederknien — wenn über 10,000 Reiter mit gezückten Schwertern ihr Haupt demüthig beugen... und der Priester während der lautlosesten Stille — stumm das Allerheiligste gen Himmel erhebt!!

Ich verabschiedete mich am nächsten Morgen von meinem Freunde und den Officieren, deren Bekanntschaft ich im Lager gemacht!

„Hast Du denn gar nichts mehr zu fragen?“ meinte ersterer.

„Weshalb?“

„Gar kein Geheimniß mehr zu ergründen und die Aufklärung Deinen Lesern brühwarm aufzutischen?“

„Spötter! — wenn Du willst, erzähl mir etwas von Euren Infanteriekanonen.“

„Da haben wir's! — Sehen Sie, meine Herren, daran denkt der Mensch, seitdem er im Lager ist — deshalb nur hat er mich aufgesucht — die alte Freundschaft erneuert, damit ich mein Land an ihn verrathen soll! So ein Zeitungsschreiber hat gar kein Herz — er hat eine Druckerpresse an Stelle des Herzens!“

Wir lachten alle — aber ich sah, daß sich die Gedanken der Officiere unwillkürlich dem einmal aufgetischten Thema zuwandten — und fünf Minuten später war die Conversation über die neue Waffe im besten Gange. Ich ersah aus allem, daß die Existenz der neuen Geschosse unbestreitbar sei — daß aber niemand sie je gesehen. General Ladmirault hat sich einmal bei Tische geäußert — es wäre unnöthig, daß die Soldaten damit exercirten, daß ein Rekrut in einer halben Stunde damit zu agiren erlernen könne. Die allgemeine Idee ist, daß es eine einfache tragbare Hinterladungskanone sei, welche sehr schnell und sehr leicht geladen werden könne. Daß Dampf oder Electricität der Motor sei, wird im Lager entschieden als Geschwätz betrachtet, da, wie man bestimmt weiß, bei den geheimen Experimenten von außen Knalle gehört worden sind. Auch an eine Mordwaffe, wie die deutschen Zeitungen eine solche beschrieben, wollte niemand glauben.

„K-u-g-e-l-s-p-r-i-tz-e“ buchstabirte mein Freund — dieser Luxus von Consonanten! es ist zum Zungeverrenken! komm, laß uns einen Valettrunk einschlürfen — Du kannst Deinen Lesern erzählen, daß Du im Lager von Chalons mit sechs Of[illegible] auf die freundschaftlichen Beziehungen Frankreichs mit Deut[illegible] getrunken hast! Wir wüßten wohl, mit wem wir gern einen [illegible] führten — von Herzen gern — aber einen Krieg bis aufs Mes[illegible] bis auf den letzten Tropfen Blut! Nicht wahr, meine Herren[illegible]

Die andern nickten stumm; — man brachte Wein — [illegible] stießen an auf das Wohl unseres Vaterlandes!!

. . . „Du wirst Dich wundern, welch ein Zorn gegen Ru[illegible] und all seine Verbündeten in Frankreich jetzt braust,“ sagte [illegible] der Oberst noch auf dem Bahnhofe. Ich kann Dir d o [illegible] die Versicherung geben, daß der Kaiser — der sonst so plastisch r[illegible] Kaiser — vor acht Tagen beim Empfang einer Depesche aus [illegible] Petersburg wild wie ein Löwe aufgebraust ist . . . wir bereiten [illegible] hier zum Kriege vor — täglich vor — alles Leugnen darüber ist [illegible] sinn; aber nicht zum Kriege gegen Preußen und noch weniger g[illegible] Deutschland — dem Weltkriege gelten unsere Vorbereitungen, [illegible] die unserer Verbündeten! Gott gebe, daß er vermieden w[illegible] — alles hängt von der nächsten Präsidentenwahl in Nordamerika ab[illegible]

* * *

Dies, lieber Leser, habe ich im Feldlager von Chalons geh[illegible] und gesehen. Ich gebe Dir die Versicherung, daß ich kein einzig[illegible] Wort des Neides oder gar des Hasses gegen Deutschland daselb[illegible] gehört habe; — im Gegentheil aufrichtige Anerkennung unser[illegible] nationalen Kraft, die im vorigen Jahre so Großes geleistet hat. Wenn man die Pariser Hetzjournale liest und dorthin kommt, glaubt man zu träumen.

Die letzten Worte meines Freundes hatten mir einen um so tieferen Eindruck gemacht, da ich besser, wie jeder andere weiß, welches Gewicht seine Beziehungen diesen Worten geben! M.

Kunst und Künstler.

Friedrich Hiddemann.

„O über den Geist der Zeit! Wenn das unsere Väter erlebt hätten, daß auch die Bauern anfangen, Champagner zu trinken! Sie würden sich im Grabe umwenden, wenn sie es hörten! O tempora! o mores!“

Also ließ sich ein bejahrter, würdiger Herr vernehmen, der in der Gemäldeausstellung vor Friedrich Hiddemanns neuestem Werke „Eine Flasche Champagner“ — wie es in den Catalogen heißt — angelangt und stehen geblieben war.*)

„Ein wahres Prachtbild!“ lautete eine andere, jüngere Stimme aus der Gruppe, die sich hier angesammelt hatte. „Das nenne ich einen Griff ins volle Menschenleben. Lebenswahr bis in die kleinsten Details, voll sprudelnden Humors — es ist ein Meisterstück!“

„Du,“ sagte endlich eine Dorfschöne, die zu Ehren des Feiertages in die große Stadt gekommen und nun auch die „Kunst genießen“ wollte, zu ihrer Gefährtin, als die recensirenden — tadelnden und lobenden — größeren Geister vorübergegangen waren; „Du, geh nicht zu nah heran! Wenn der Pfropf losginge!!“

Lache nicht, freundliche Leserin, über diese Naivetät! Sie enthält die volle Wahrheit und das treffendste Urtheil über das Bild, das wir im Holzschnitt heute dir vorlegen. Wie einst die gemalten Trauben des Zeuxis die Vögel herbeilockten und seines Nebenbuhlers Parrhasius gemalter Vorhang selbst den Zeuxis täuschte, so läßt ein längeres Blicken auf unser Champagnerbild uns zuletzt wirklich meinen, der Champagnerkork könne jeden Augenblick knallend herausspringen. Die wahre Kunst erhebt eben zu aller Zeit das Gebild der Phantasie zu einem Werke des Lebens und der Wirklichkeit!

Der Markt des Tages ist außerordentlich gut gewesen. Aber niemand hat so gute Geschäfte gemacht, als der Hofbauer, dessen Tasche von Gelde strotzt. Da sollen die Leute im Städtchen einmal sehen, was man auf dem Lande vermag. Im „goldnen Bären“ wird eingekehrt — der handfeste, eichene Tisch wird mit einem stattlichen, schneeweißen Tischtuch bedeckt und ein Mahl eingenommen, das der vorhergegangenen Mühe würdig ist. Doch damit kann man sich nicht sehen lassen. Darum Wein her! Aber kein „Schöpple“ vom ordinären Gewächs, das hier zu Lande erzeugt wird, sondern vom edleren Naß, das von den Bergen des Rheines entströmt. Vier jener schlanken Flaschen sind bald geleert und finden ihren triumphirenden Ruheplatz zur Seite des Stuhles, auf dem der große Mann vom Dorfe thront, bewacht von dem daneben gelagerten stattlichen Jagdhunde. Jedoch der Haupttrumpf bleibt bis zuletzt aufgespart. „Sekt her!“ würde er gerufen haben, wenn er mit Shakespeare und dem durch Ludwig Devrient zum geflügelten Worte erhobenen Befehle Falstaffs bekannt gewesen wäre. So ruft er einfach mit gewichtiger Stimme: „Eine Flasche Champagner!“ Die Frau Wirthin hat ihn selbst gebracht — der durch die silberne Hülle verdeckte Draht ist durchschnitten — das bei uns raschlebenden Großstädtern freilich schon altmodisch gewordene Kelchglas steht bereit zum Empfange des Getränkes — jetzt gilt es, den letzten Coup zu thun und den gefesselten Sprudelgeist mit geschickter Hand zu befreien. Kunstgerecht liegt der Daumen der rechten Hand an dem noch zögernden Kork, während die linke die umfangreiche Flasche umfaßt — etwas zurückgebeugt, das Auge blinzelnd, fast geschlossen, sitzt der Held des Tages im Vollbewußtsein seiner Würde da. Nicht nur der Tisch, dem er präsidirt — das ganze Wirthshauszimmer harret gespannt des großen Momentes. Vertraulich den Arm auf die Rücklehne des Stuhles gestützt, den anderen muthig in die Seite gestemmt, die Augen unverwandt und furchtlos dem nahenden Schauspiele zugewendet, steht hinter dem Stuhle des Gastgebers die vollwangige Hebe des Hauses, während sein nächster Nachbar den Arm zum Schutze vor das bedrohte Gesicht hält. Noch ein anderer der Tischgenossen hat den Kopf versteckt — die übrigen schauen mit mehr oder minder Muth zu, selbst der Alte mit dem Dreiecker und dem urkomisch, aber praktisch umgeschnallten, patriarchalisch umfangreichen Regendach, während sein kleiner Junge mit den auf dem Markte erstandenen Stiefeln sich ängstlich an des Vaters Rockschoß festhält.

Doch sieh Dir lieber das Bild im ersten Theil unserer heutigen Nummer noch einmal an, freundliche Leserin, laß Deinen Blick recht lange darauf ruhen und dann sage mir, ob Du nicht selbst glaubst, daß der Champagnerpfropfen sich bewege und . . . im nächsten Augenblick herausknallen werde.

* * *

*) S. das Bild S. 6.

Friedrich Hiddemann wurde am 4. October 1829 zu Düsseldorf geboren. Unter den Tönen der von seinem Vater geübten Kunst wuchs er heran. Die Musik war ein altes Erbstück in seinem elterlichen Hause; sein Großvater, der Kapellmeister an einem kleinen westfälischen Fürstenhofe gewesen war, hatte dem Sohne eine tüchtige Kenntniß des Generalbasses beigebracht und das ihm angeborene Talent entwickelt. Auch hatte dieser im Stillen so manches geschaffen, das sich wohl vor kundigen Ohren hören lassen durfte. Aber seine Bescheidenheit ging so weit, daß, als einst der berühmte Virtuos Spohr seinen Compositionen aufrichtigen Beifall zollte, er darin nur Spott erblickte und alles, was er einst niedergeschrieben, ins Feuer warf. Nachdem er lange, in Ausübung seiner Kunst, unstet umhergewandert war, ließ er sich endlich in Düsseldorf bleibend nieder. Der vielseitig gebildete Mann, der in den Schätzen heimatlicher Literatur wohl bewandert und mit den Werken der niederländischen Malerschule innig vertraut war, hielt indes an der Familientradition unverbrüchlich fest, wonach seine Kunst sich von Geschlecht zu Geschlecht vererben müsse. Dem widerstrebte aber der junge Hiddemann, obgleich er frühe auf Violine und Flöte sich üben mußte, mit aller Kraft, zu großer Betrübniß seines Vaters.

Gaben und Talente lassen sich wohl wecken, aber nicht verpflanzen, noch mit Gewalt erzeugen. In des jungen Friedrichs Seele schlummerte der Keim einer anderen Kunst, als der vom Vater geübten und bevorzugten. Schon frühe zeichnete und malte er, so oft er nur einen freien Augenblick erhaschen konnte; oder er stand auch wohl vor einem großen Spiegel und schnitt Gesichter, die er dann rasch auf das Papier warf. Was aber den Vater am meisten entrüstete, war des Knaben allerdings seltsame Vorliebe zu kriegerischen Scenen und Schlachtenbildern, womit er alles bedeckte, was ihm unter die Hand kam. Der alte Hiddemann erblickte in solchen nur eine ganz untergeordnete Kunstausübung; — das Genre, wie es ein Teniers u. a. zu so hoher Vollendung gebracht, war ihm das höchste Ideal aller darstellenden Kunst. Doch er sollte es nicht erleben, daß sein Sohn darin einst ein Meister wurde — über dem unnützen Widerstreben gegen den inneren Drang desselben starb er, nachdem kurz zuvor auch die Mutter dem Knaben geraubt war. Zwei erwachsene Schwestern sorgten seitdem für den verwaisten Friedrich. Der Maler Götting gab ihm Zeichenstunden und war so wohl mit den Resultaten zufrieden, daß er ihn veranlaßte, Lithograph zu werden, da es zu der Erfüllung seines Lieblingswunsches, sich der Malerei zu widmen, ihm ganz und gar an den erforderlichen Mitteln fehlte. Vierzehn Jahre alt trat Friedrich in das lithographische Institut von Arnz u. Comp. in Düsseldorf und warf sich mit jugendlichem Eifer und unermüdlichem Fleiße auf seine Arbeit. Von Sonderland und andern tüchtigen Zeichnern und Lithographen unterstützt, machte er rasch Fortschritte und beendete seine Lehrzeit mit rühmlicher Ausdauer. Er war ein vortrefflicher Lithograph geworden, aber darin fand er keine volle Befriedigung; das bunte Reich der Farben lockte ihn fortwährend und ließ ihm keine Ruhe. Und wirklich eines Tages — es war im Jahre 1848 — geht er zu den hervorragenden Meistern der Akademie seiner Vaterstadt und bittet, ihn als Schüler aufzunehmen. Kurze Zeit danach erblicken wir ihn in der Classe des Professors Hildebrandt, in der er drei volle Jahre verweilte. Aber noch dauerte es manches Jahr, bis er zur Erkenntniß seines eigentlichen Berufes auf dem vielseitigen Gebiete der Malerei gelangte; denn nachdem er seine Lehrzeit beendet, debütirte er, unter Leitung des Direktor von Schadow mit historischen Bildern, und erst 1855, auf einer Studienreise in Westfalen, entdeckte er die ihm verliehene besondere Gabe. In den Kerngestalten der westfälischen Landbevölkerung, die einst Immermann zu seinem unsterblichen „Oberhof" begeistert, ging ihm eine ganz neue Welt auf und er lernte des Vaters noch dunkel erinnerte Begeisterung für die niederländische Kunst verstehen. In das fern vom großen Strome des Weltverkehres naturwüchsig bewahrte Leben und Treiben des westfälischen Landvolkes vertiefte er sich nun mit ganzer Seele, und was er dort an Typen von Bauern belauscht und später durch Studien in Württemberg vervollständigt, das hat er dann in einer Reihe lieblicher, humorvoller, dabei treuherzig-ernster Bilder auf die Leinwand gezaubert, die, wie die „Kegelbahn", das „Schulexamen", „der Sonntagmorgen", „der Dorfarzt", „Kirmesanfang" 2c. 2c., durch Stahlstich, Photographie und Holzschnitt vervielfältigt, auch bekannte Gäste in unseren Häusern geworden sind. Unsern Lesern sind seine schönsten Bilder seit Jahren bekannt. Wir erinnern nur an drei darunter. In dem „Dilettantenquartett" (I. S. 245) hat er wohl eine Erinnerung aus seiner Jugendzeit durchklingen lassen. Der ihn jetzt umblühende eigene Kinderkreis mag ihn dagegen bei dem prächtigen Bilde: „Nachsitzen" (II. S. 341) mitinspirirt haben. Die literarischen Schöpfungen eines ihm wahlverwandten Geistes, Fritz Reuters, hat er angefangen, in meist vortrefflich gelungenen Holzschnitten (III. S. 172) — zunächst zu „Ut mine Stromtid" — zu illustriren. Wer hätte dazu berufener sein können, als er, wer hätte die ganze Fülle ursprünglichen, kerngesunden Humors, die sich in Reuters Bräsig concentrirt, besser darstellen können, als ein solcher Humorist unter den Malern, als — Friedrich Hiddemann?

Der Lebenslauf unseres Hasen.

Von Oberförster **Adolf Müller.**

Die Häsin hat das Pärchen Nestjungen in die arge Märzwelt „gesetzt". Da liegen die beiden grau- und gelbwolligen, wohlausgebildeten, aber zarten Geschwister in dem einfachen Lager im alten Grase oder Moose unter einem Busche des Waldes, oder in einem Strohreste unverwitterten Mistes hinter einer Scholle des Feldes versteckt. Das ist die dürftige Wiege unseres jungen Lampe, über welche die scharfe Märzluft oft noch ein Schneegestöber oder einen Hagel fährt; das ist die Geburtsstätte des Thierchens, das mit offenen Augen zur Welt kommt, scheinbar nur, um deren Unfreundlichkeit schon in den ersten Augenblicken seines Lebens zu sehen. Ja, selbst die nöthige Mutterpflege soll dem Aermsten fehlen, denn die Häsin ist die schlechteste Mutter, die es geben kann. Kaum sechs bis acht Tage säugt und schützt sie die Jungen, dann geht sie schon wieder, leichtsinnig und aller Mutterpflichten bar, dem verlockenden „Treiben" der ewig beweglichen Hasenfreier nach, die zarten Sprößlinge in dem Lager ihrem Schicksale überlassend und höchstens von Zeit zu Zeit unter einem leisen Locktone und Stampfen mit den Hinterläufen zu diesen zurückkehrend, um sich durch ihr Säugen von der drückenden Milch befreien zu lassen. Wohl kommt es hin und wieder vor, daß eine Hasenmutter den Heldenmuth hat, gegen Krähen und Raben zu kämpfen, welche den Jungen nachstreben, und ich selbst kann zur Ehrenrettung wenigstens eines Stückchens der Hasenmutterliebe beitragen, da ich mehrmals Häsinnen gegen Krähen und einmal auch gegen ein paar Kolkraben ihre Jungen vertheidigen sah. Aber solche Bethätigungen sind Seltenheiten; der Leichtsinn und die Genußsucht lassen eine zartere, mütterliche Fürsorge nicht aufkommen. Ja, nur die „schwarzen Loose" blühen an der Wiege des jungen Häschens: es ist eine geborene Waise. Und damit die volle Wucht des Mißgeschicks auf die Verwaisten falle, ersteht denselben auch noch in dem eigenen Vater, oder überhaupt in dem alten männlichen Hasen, ein Peiniger und Feind. Diese Tollen behandeln die armen Häschen geradezu tyrannisch: denn Feigheit und Grausamkeit gehen gewöhnlich Hand in Hand. Das von solchen boshaften Narren aufgefundene Häschen wird geohrfeigt, zerkratzt und zerrauft, daß es oft unter solcher unbegreiflichen Raserei stirbt. Ein Glück also, wenn unser junger Feld- oder Waldbürger vom ersten „Satze" sich, wie seine späteren Stiefgeschwister vom dritten bis fünften Satze, durch alle Gefahren und Feindseligkeiten hindurchlebt und sich nun in der emporschießenden Saat oder dem grünenden Walde besser verbergen und ernähren kann. Man sollte denken, daß ein unter solchen Widerwärtigkeiten und allen möglichen Gefahren geborenes Thier mit seiner frühen Selbstständigkeit auch ein gut Theil Selbstvertrauen und Muth mit emporbrächte; allein unser Häschen ist ein Hase und wird jeden Tag dem elterlichen Vorbilde ähnlicher. Aber die gütige Natur ist ihm mehr Mutter als die ungetreue alte Häsin. Sie verläßt ihre Kinder nicht, denn auch in das Gemüth des jungen Häschens pflanzt sie jene glückliche Vergeßlichkeit, jene muntere Hingabe an den Augenblick, eben die Regungen der Kindheit; sie breitet schützend über das Unbewehrte den Halmenwald wogender

Saat und das Gewölbe des Haines; sie deckt ihm das Tischchen im saftigen Grün der Wiesen, Felder und Wälder. Da kommt Ueberfluß, Sonnenschein und Luft auch in das bedrängte Hasenjugendleben; da gibt es Kurzweil und Spiel, in denen sich die Munterkeit, Gewandtheit und Grazie unseres Häschens schon frühe entwickelt.

Kehren wir zu unseren beiden Hasengeschwistern zurück. Angenommen, sie sind ungefährdet durch den März, April und Mai gekommen, sie sind „halbwüchsig" geworden. Ihr wolliges Röckchen mit den langen dunklen Ueberhaaren oder Grannen hat sich an Hals und Seiten, dem helleren Elternkleide ähnlicher, etwas rothgelber aus dem Säuglingskleide heraus gefärbt, und der weiße Jugendstern auf der Bläffe fängt zu bleichen an: das Geschwisterpaar ist angehend Jüngling und Jungfrau geworden. Die Saat steht wogend in Aehren; der Klee duftet und schlägt in seinen abgemähten Theilen mit den zartesten Trieben einladend wieder aus, und der neu mit Kohl, Rüben und anderem Gemüse bepflanzte Acker bietet in den jungen Pflänzchen mit den ersten Sprossen unserem in der Dämmerung naschenden Restpaare die gesuchteste „Aeßung." — Ein stiller Sommerabend hat sich nach einem heißen Tage auf die Felder herabgesenkt; ein leichter Wolkenzug führt kaum merklich einen leisen Regen über die Gegend und die Flur haucht Wohlgerüche. An der Rainhecke schwatzt die Dorngrasmücke mit der kurzen, purzelnden Wendung in der Luft das Geheimniß der Flur aus, und eben verfällt sie in ihr lebhaftes Geschwätze, das Neugierde oder Furcht verräth. Und richtig! die aufmerksame Heckenschwester hat etwas am Raine bemerkt. Dieses Etwas ist ein kleines spitzes Näschen, dem sich ein paar lebhafte Augen zugesellen, welche aus einem Mausloche hervorlugen. Bald taucht ein niedliches braunrothes Köpfchen mit kleinen Muschelohren und weißer Kehle hervor, und gleich darauf präsentirt sich ein schlanker, länglicher Leib von derselben Färbung und einem zollangen Schwänzchen. Der Bündel ist unser kleines, ewig bewegliches Wiesel mit dem Riesenmuth eines Löwen und dem Blutdurst eines Tigers in der Brust. Das schnüffelnde Näschen in der Luft, kundschaftet der Zwerg, ein Männchen machend, die nächste Umgebung aus, hüpft am Raine hin und her und klettert, nach Vogelnestern lüstern, am Gebüsche auf und ab. Keine hundert Schritte entfernt, im heimlichen Winkel eines Gemüseackers, mitten zwischen hohem Korngefilde, sitzt bereits eine Weile schon unser junges Hasenpaar an der behaglichen Aeßung der jungen Pflänzchen. Nun sind sie für den Augenblick gesättigt und fangen an, auf den Keulen sitzend, sich mit den Vorderpfoten zu putzen. Das ist ein Gewäsch und Gewisch in den Hasengesichtern bis oben über die „Löffel" (Ohren) herum, nett und komisch, wie man es nur bei Mäusen bemerkt. Kaum ist die Toilette vollendet, so bricht das Pärchen auf und „hoppelt" an den staubigen Weg heran, der am Raine vorbei sich in die Flur hineinschlängelt. Hier ist der allabendliche Vergnügungs- und Tummelplatz der Geschwister, ihre Rennbahn. Mit ein paar Luftsprüngen, unter begleitendem Schwenken des Hintertheils und Aufrichten der „Blume" (Schwänzchen) hat unser Hasenjüngling das Zeichen zum Spiele gegeben, dem sich seine jungfräuliche Schwester ihrerseits mit gleichen Sprüngen anschließt. Immer lebhafter und neckischer wird das Scherzen und Spielen, bei dem eins das andere manchmal im Kreislauf zierlich überspringt; das hier eben wie durch ein Ungefähr mit dem Hindrücken der Spielenden aufhört, dort wieder wie durch einen Zauberschlag mit einem Luftsprunge oder einem Hinstrecken und Wälzen am Boden beginnt und endlich in ein rasendes Rennen den Weg entlang übergeht. Wie zwei kleine Locomotiven fährt das Paar in die Flur hinaus, von einem Staubwirbel begleitet, bis die Station am Bache, worüber der Weg führt, dem Rennen ein Ziel setzt. Doch gleich wieder erheben sich zwei neue Staubsäulchen, die das Umkehren der beiden lebendigen Locomotiven verkünden. Immer näher und näher wirbelt's heran zu dem Raine.

Aber an diesem hat sich ein seither aufmerksamer Beobachter des Schauspiels in den Rasen hart am Wege gedrückt. Sorglose Kinder der Flur, merkt ihr das tragische Schicksal nicht, das sich über euren idyllischen Spielen Verderben drohend zusammenzieht?! Gewahrt ihr den blutdürstigen Wegelagerer nicht, der auf euer Herannahen lauert, um euer junges Leben mit einemmale durch einen Todessprung zu vernichten?! Nimmermehr, denn unaufhaltsam wirbelt ihr daher auf eurer lustigen Sommerfahrt — kaum noch einen Steinwurf seid ihr heran — jetzt noch zwei eurer Sätze und das kleine lauernde Ungeheuer am Wege sitzt einem von euch im Nacken! Doch da seid ihr wie mit einem Wunder herum und zurück geht's wieder wie ein Wind die staubige Bahn. Nochmals wendet ihr um und abermals rennt ihr heran. Schon ist er da, der stolze, seinem Schwesterchen vorauseilende Bruder. Dicht heran an den Rain ist er gerannt, und nun macht er einen Luftsprung, hoch und graziös, wie ihn nur ein Hasenjüngling auszuführen versteht. Jetzt drückt sich mit einemmale die Schwester und auch er hält plötzlich inne, einen der schönsten „Kegel schlagend", indem er sich seiner ganzen jugendlichen Länge nach auf den Hinterläufen aufrichtet, nach der Gefährtin zurückzuschauen. Wie diese sich nicht regt, sinkt auch er auf die Keulen und fängt an, sein Gesicht mit dem angehenden Barte zu putzen. Aber wie ein Blitz aus heiterem Himmel fährt ihm jetzt ein braunes Ding in den Nacken: — es ist das seither im Grase versteckte Wiesel. Mit jämmerlichem „Klagen" flieht der zum Tod erschrockene Hase den Weg dahin. Nichts hilft ihm sein Rennen und Jagen. Wie eine Klette hängt ihm der kleine Wütherich auf dem Halse. Diesen Reiter wirfst du, armes Schlachtopfer, nimmer ab, du magst die Wegbahn wie besessen dahinsausen, oder durch den dichten Wald des Getreides brechen! Schwächer und schwächer vernimmt das Ohr deinen Klageton, den dir die Todesangst und der Schmerz ausstößt unter den mörderischen Bissen des Unholdes, der dir in merklichen Zügen das Blut aus der zerbissenen Schlagader des Halses saugt, bis du, Armer, in der Flur, worin du vor kurzem erst das Licht der Welt erblicktest, todt zusammenstürzest.

Mit dem Tod des Bruders steht die Hase schwester nun allein, ganz auf sich selbst verwiesen. Wohl ist sie im Schrecken beim ersten Klageton des geliebten Gespielen „flüchtig geworden" und hat dann nach einer Strecke, Kegel schlagend und auf den Hinterläufen gehend, nach der Mordscene hinübergeäugt; wohl hat sie ihre hochaufgerichteten Löffel nach der Richtung des hinsterbenden Klagens gewendet und das letzte Todesröcheln ihres einzigen Brüderchens mit ihrem feinen Gehör vernommen: — aber was helfen ihr alle scharfen Sinne, sie hat keine Waffen, den Bruder zu retten, und auch mit den besten Waffen hätte die ächte Hasenschwester mit der zaghaften Natur nicht den Muth, auf den Zwerg von Mörder loszugehen. Das arme Hasenherz muß sich in das unerbittliche Geschick fügen, und die Eltern- und Geschwisterlose den Lebensgang fortan allein gehen. Doch die grüne, üppige Natur ringsum bereitet in der Seele unserer jungen Häsin bald ein glückliches Vergessen auch dieser Schreckensscene. Bei guter Aeßung, munterem Spiel, aber auch unter der Regung von Wachsamkeit und Vorsicht, kommt die Periode des „Dreiläufers" oder der Dreiviertelwüchsigkeit für unser Thier heran, das endlich im Herbste bei immer stattlicherem Wesen der Eltern gelbgraues Winterkleid anzulegen beginnt.

Unbehelligt von dem auf dem Paß lauernden Fuchs oder dem Wiesel hat sich der angehende Hase seinen „Hexensteig" durch das spätsommerliche Getreide gebahnt und gebissen, auf dem er abends und morgens in der Dämmerung, ist er ein Waldhase, aus dem Holz oder zu Holz „ ückt", ist er ein Feldhase, aus dem Lager in der Flur oder in dasselbe „fährt", um sich zu äßen. Kein „pürschender" oder anstehender Jäger hat unsern vom S[illegible] begünstigten im bergenden Klee oder dem Getreide wahrgenom[illegible]
Iltis oder schleichender Marder hat ihn im Sch[illegible]
sein zartes Wildpret gekostet; keinem Hühnerhunde ist er [illegible]
gekommen, um ihn den die herbstlichen Felder durchsuchenden Jäger[illegible] zu stehen und, „herausgestoßen" unter dem Hagel den Purzelbaum aus dem kurzen Dasein in den Tod zu schlagen; — alle solche und ähnliche gefährliche Ereignisse sind an unserem Bekannten vorübergegangen, und er trägt seinen unberührten, neu „verfärbten Balg" in den Winter hinein, in welchem sein schmackhaftes Wildpret nun noch durch gute Aeßung die höchste Vollkommenheit erreicht. Von der Wintersaat der Felder bis zum eingeschlagenen Kohl der Gärten und bei tiefem Schnee, an der Rinde der jungen Obst-, Eschen-, Lärchen- und Akazienstämmchen, sowie der Schwarzdorn- und Besenpfriemen-Sträucher, sucht sich unser Thier seine Nahrung, bei welcher es die schönsten Polster von Winterfett um sein beliebtes Wildpret anlegt.

Doch mit der veränderlichen, sturm- und regendurchpeitschten Zeit des Spätherbstes und Vorwinters beginnt zuvor unter den Waldhasen eine vielfach erregte unsichere Periode. Das Toben und Tosen des Sturmes im Walde und das Geraschel des niederfallenden Laubes treibt die Gestörten bald da, bald dorthin an die Waldränder,



Lust und Leid des Hasenlebens.

Originalzeichnung von C. F. Deiker.

auf die daran stoßenden freieren Haiden und Wüstungen oder in die Felder, wo sie bei guter Hege zu Dutzenden im Gestrüppe der Waldgrenze, in dem Wachholder- und Haidegebüsch oder hinter den Schollen der älteren Stürzäcker liegen und von dem buschirenden Jäger oder seinem Hühnerhunde aufgestoßen werden. Doch „hält" der Hase bei veränderlichem, stürmischem Wetter nicht gut, sondern wird über Schußweite schon vor Jäger und Hund „rege", um sich durch zeitliche Flucht zu retten. — Viel größere Gefahren hat er in seinem Schneelager zu bestehen. Sobald das erste starke Schneegestöber beginnt, läßt sich unser Held in seinem Lager einschneien, so daß bei anhaltendem Schneefalle nach und nach über ihm eine bergende Schneedecke entsteht, in der er sich einen kleinen Gang rutscht und unter welcher er sich so sicher fühlt, daß er Jäger, Hund und Raubthier oft ganz nahe herankommen läßt.

Hier verfällt er denn bald dem Rachen des einspringenden Hundes, bald dem sicheren Rohre des Schützen, um als Beute zu den erlegten Leidensbrüdern an die Stange des Hasenträgers zu wandern; bald beschleicht ihn der Landstreicher Reinecke, allein oder mit einem Jagdgesellen, durch einen Sprung den Verborgenen in seinem Schneelager am Kragen zu packen und unerbittlich zu „reißen." — Uebrigens weiß unser Verfolgter den vielfachen Nachstellungen auch durch Handlungen der Ueberlegung zu begegnen. Wenn er zur Ruhe nach seinem Lager will, so geht er nicht gerade auf dasselbe los, um hineinzufahren, sondern er läuft entweder eine Strecke darüber hinaus oder daran vorbei, geht dann in seiner Spur mehr oder weniger weit zurück, um hierdurch den „Widergang" zu machen, und springt hierauf gewöhnlich mit einem weiten Satze, dem „Absprung", seitwärts bis ins Lager. Je unsicherer unser Furchtsamer sich fühlt, desto mehr solcher Widergänge und Absprünge macht er, um zu seinem Lager zu gelangen. Aehnlicher List bedient er sich, wenn er von Hunden oder Raubthieren verfolgt wird. Hier weiß er den Faden seiner Spur durch verschiedene, zur Rechten und Linken fast rechtwinkelig abziehende Richtungen zu verwirren, welche Handlung der Jäger das „Hakenschlagen" nennt; dort wieder entgeht er der Gefahr, indem er sich durch einen gewaltigen Sprung inmitten eines umwachsenen alten Baumstumpfes, in einen hohlen Baum, auf einen Felsen oder einen schiefstehenden Stamm flüchtet. Ja, in arger Bedrängniß sucht der Verzweifelte manchmal mitten in Viehherden Schutz und scheut selbst das sonst von ihm gemiedene Wasser nicht. Ich selbst habe einstmals einen alten Hasengraukopf bei einem Treibjagen beobachtet, wie er durch die Schützenlinie in der Weise sich rettete, daß er in einem, nach der Linie ziehenden tiefen Wassergraben halb lief, halb schwamm, und so sich den Blicken zu entziehen wußte. Ja, Vorsicht, List und verzweifeltes Handeln thut für den armen Gesellen Noth; Vorsicht und List müssen seine täglichen Begleiter sein: denn auf jedem Schritt und Tritt gleichsam lauert auf ihn das Verderben. Da steht der Jäger im Winter an dem eingeschlagenen Kohl bei Mondschein im Garten, auf den Anhoppelnden passend. Sein äußerst feines Gehör wird an ihm hier zum Verräther.

Das leiseste „Pst!" oder Pfeifen des Schützen bewirkt, daß er sofort im Laufe anhält und, ein Männchen machend, sichert, wodurch er nur eine um so leichtere Zielscheibe dem Hagel aus der Doppelflinte darbietet. Ein andermal zieht sich über ihn in seinem Lager wie ein nahendes Gewitter, ein „Kesseltreiben" zusammen. Von allen Seiten dringen Treiber und Schützen in einem Kreise auf den Geängsteten, der hinter den Schollen zu dem Kleinstmöglichen seiner Körperausdehnung sich zusammendrückt. Wehe, wenn er sich aus dem Lager aufstoßen läßt! Nur in der Ungeschicklichkeit der Schützen kann dann seine Lebensrettung liegen; denn durch den ihn umringenden Kreis hindurch muß der „rege Gemachte." Und abermals wehe, wenn er als alter Praktikus selbst sein sicherstes Rettungsmittel, sich von der „Wehre" (Jagdlinie) im Lager übergehen zu lassen, zu Schanden werden sieht, indem ihn das scharfe Auge irgend eines Treibers oder Schützen hinter seiner Scholle entdeckt, und der Aufgestoßene nun gezwungen wird, das Spießruthenlaufen durch die Linie auf Leben und Tod zu beginnen! Gewöhnlich endet mit diesem Lauf der seines schwer geprüften Lebens. Besser ergeht es hingegen ihm mit diesem Mittel des Sich-Uebergehenlassens in einem Waldtreiben oder einem im Felde ohne Hunde. Hier fristen mancher durch die Schule der Erfahrung gegangene Herr Hase und noch mehr Frau Häsin ihr Dasein, wenn die Treibwehre über den gleichsam mit der Farbe des Feldes Verwachsenen hinausgeht. Wie charakteristisch hasenhaft fährt einer und der andere dann hinter der Wehre heraus, das Weite suchend; oder wie gebannt bleibt da manche Hasenmatrone mit glotzenden Augen in ihrer bergenden Stürze liegen, den vorüberziehenden Gestalten und dem Lärm noch lange nachsichernd. Doch endlich sieht man einen um den andern ihrer angedrückten Löffel sich gemach emporrecken, eine Schallwelle aus der Ferne noch aufzufangen, oder auch die Vorsichtige sich leise im Lager emporheben, um ihre besten Sinne nach der Gegend, wohin das Ungewitter des Treibjagens sich zieht, arbeiten zu lassen. Glücklich hat sie ihr Leben für diesmal gerettet, aber vielleicht nur bis zum nächsten Treiben oder so lange, bis auf eine andere Weise auch sie das Schicksal ihrer Leidensgefährten, das unvermeidliche Loos unseres Lampe, erreicht. Ja unvermeidlich: denn unser Thier scheint nicht den sanften Tod in den Mutterarmen der Natur sterben zu sollen. Das Leben unseres harmlosen Nagers ist fast eine ununterbrochene Kette der Drangsal, der Noth und des Leidens, denen die Geschwister Wachsamkeit und Vorsicht zwar auf dem Fuße folgen, welchen aber auch das allbekannte, weniger bemitleidete als verspottete Kind, die Hasenfurcht, gleichsam riesig über den Kopf wächst. Schickt doch das ganze Heer unserer einheimischen Raubthiere unter Säugern und Vögeln die Spione, Schleicher, Wegelagerer und Raubmörder hinter den Friedlichen und Wehrlosen, das stille Eden seiner Fluren und Wälder in einen Plan der Bedrängniß und des Todes umzuwandeln; jagt doch die Reihe der Hunde, vom krummläufigen, langsamen Dächsel, bis zum hochläufigen, schlanken, sturmflüchtigen, Windhunde hin, den schnellsten Renner der Fluren und Wälder zu Tod. Und wo selbst die Ausdauer und Flüchtigkeit des Hundes nicht ausreicht, wo der Spürsinn, die List und die Mordgier der Raubthiere, wo die Unwetter und Geschicke der Natur unseren Bedrängten verschonten: da hält der Mensch mit seiner tausendfachen Pein und List zum Verderben des Aermsten noch seine Mittel bereit. Als das grausamste und zugleich hinterlistigste Raubthier verurtheilt er den Leidengeborenen auch noch zum Strange. Er schleicht wie der Mörder bei Nacht und Nebel in den Wald und legt die scheußliche Drahtschlinge in den Paß, in der sich der Harmlose am Halse fängt und an der er den jämmerlichen Tod des Erstickens stirbt. Aber dies thut nur der Wilderer, nimmermehr der Waidmann! Der Lampe des **deutschen Jägers** findet in diesem niemals seinen Henker, **sein** Hase stirbt weder unter dem Schlage des Bauernprügels, noch unter dem der Schäferschippe des wildernden Schäfers; von der Jägerhand stirbt er nur den waidgerechten Tod durch den sicheren Schrotschuß. So wie ein edles Jägergemüth unserem Thiere gern den Sieg vergönnt, den es durch Schnelligkeit, Vorsicht und List über die waidmännische Kunst erringt, so rechnet es jede Quälerei des Wildes für eine Sünde. Ohne irgend ein bitteres Gefühl, ja mit stillem Wohlgefallen sieht er dem „gefehlten" Hasen nach, oder dem pfiffigen, graubärtigen Hasen-Altvater, der schon auf hundert und mehr Gängen vor ihm aufgestanden, um nach sicherndem Kegelschlagen mit dem schäkernden Emporschnellen seiner blumigen Kehrseite gleichsam ein übermüthiges Zeichen zu geben, daß er sich durch Wachsamkeit, Sinnenschärfe und Schnelligkeit rechtzeitig ihm entzogen.

Und so lassen wir ihn denn im Geiste frohlockend hinüberspringen zur Hege des kommenden Jahres. Bemitleiden mögen wir seinen vielfach bedrängten Lebenslauf, ja rühren kann uns sein unverdienter, grausamer Tod; aber beneiden möchten wir ihn fast um sein fröhliches Leben in der freien, herrlichen Natur!

Am Familientische.

„Nacht und Morgen."

Mancher unserer Leser wird sich sicherlich noch der Zeit entsinnen, wo es in Deutschland keine Familie gab, die irgendwie auf Bildung Anspruch machte und die nicht alles, was Bulwer geschrieben, gelesen hatte. „Eugene Aram", „Pelham", „Die Pilger am Rhein", „Cola di Rienzi", „Die letzten Tage von Pompeji" und besonders „Nacht und Morgen" waren damals populärer bei uns, als die besten Werke Schillers, Goethes und Lessings! Diese Zeit fiel in meine ersten Jünglingsjahre und ich kannte vom vielen Hören die Titel der Werke des englischen Dichters ganz genau, ohne jemals Zeit und Gelegenheit gehabt zu haben, einen Blick hineinzuwerfen. — Jahre ver-

gingen — und obgleich ich seitdem gar viele Romane verschlungen, hatte es sich doch nie so gefügt, daß ich ein Wort von Bulwer gelesen.

Eines Tages befand ich mich in Genua, und indem ich die Stunde der Abfahrt des Dampfers nach Marseille erwartete, schlenderte ich in den Straßen herum und stand endlich vor einem großen Karren still, auf dem — wie das Gebrauch in Italien ist — alte Bücher feilgeboten wurden. — Ich nahm dies und jenes in die Hand — durchblätterte es — warf es fort — nahm ein anderes — kurz, that alles, was ein Antiquar täglich hundertmal dulden muß und was ihn jedesmal zur Verzweiflung bringt. Plötzlich fiel mir ein deutsches Buch unter die Hände — ich sah nach dem Titel — es war „Nacht und Morgen“ von Bulwer in deutscher Uebersetzung ... aber Theil II. „Haben Sie den ersten Theil?“ fragte ich. — „Suchen Sie auf dem Karren!“ war die lakonische Antwort, denn diese Leute, welche jene Bücher nur als Maculatur kaufen, wissen nie, was sie eigentlich besitzen. — Ich suchte — suchte — und fand nicht! Plötzlich hörte ich, wie einer der vielen, welche den Karren umstanden, in ziemlich schlechtem Italienisch fragte: „Haben Sie den zweiten Theil hiervon?“ — „Suchen Sie auf dem Karren,“ hieß es zur Antwort! Ich warf einen Blick auf den Band, welchen jener in der Hand hatte, und am Einband erkannte ich sogleich, daß er den von mir gesuchten Theil I. von „Nacht und Morgen“ habe. „Entschuldigen Sie,“ redete ich ihn auf deutsch an — „unsere Nachforschungen scheinen sich zu kreuzen.“ „Non capisco, Signore“ (Verstehe nicht) — antwortete er — warf den Band auf den Karren — und entfernte sich. — Drolliger Kauz! dachte ich bei mir selbst — der eine deutsche Uebersetzung Bulwers kaufen will, und kein Deutsch versteht! Ich kaufte die beiden Theile für 24 Soldi — und begab mich an Bord. Ich kann dem Leser die Versicherung geben, daß ich selten mit größerer Spannung ein Buch gelesen ... wir hatten die Hälfte unserer Reise schon zurückgelegt, als ich es beendet und mich ganz erschüttert aufs Deck begab. — Die erste Person, der ich begegnete, war jener Fremde, der den zweiten Theil des Buches am Karren zu kaufen gesucht hatte. Es war ein großgewachsener Mann, dessen auffallend bleiches Gesicht einen so scharf ausgeprägten Ausdruck von aristokratischer Feinheit besaß, wie ich wohl nie einen zweiten gesehen. Er schien mich wiederzuerkennen — ich weiß nicht, ob an meinem Aeußern oder an den Büchern, die ich noch in der Hand hielt, denn er stutzte — kam auf mich zu und, indem er ein klein wenig den Hut lüftete, sagte er auf französisch: „Haben Sie das Buch erstanden?“ — „Ja,“ erwiderte ich. — „Wollen Sie es wieder verkaufen?“ — „Ich denk' nicht daran!“ — „Pardon!“ Er drehte mir den Rücken und setzte den Spaziergang fort. — Als wir uns von neuem trafen, redete ich ihn an: „Wenn es Ihnen beliebt, das Buch während der Ueberfahrt zu lesen,“ sagte ich, „so steht es zu Ihren Diensten.“ — „Merci!“ erwiderte er kalt, „ich möchte sie nur kaufen, und biete Ihnen das Dreifache, was Sie dafür bezahlt.“ Die Reihe war jetzt an mir, ihm den Rücken zu drehen — und während der übrigen Reise sprach ich kein Wort mehr mit ihm, hörte jedoch von anderen Passagieren, daß er auch sie durch sein schroffes, überaus hochmüthiges Wesen beleidigt hätte. Ich beschloß, die ganze Gesellschaft an diesem Herrn zu rächen. Mit einem Trinkgelde bewog ich den Kellner, daß er die beiden Bände, auf die ich, einmal gelesen, gar keinen Werth legte, dem Fremden in seine zusammengeschnürte Reisedecke hineinpractisirte; auf der ersten Seite hatte ich geschrieben: „En souvenir des „agréables relations“ que nous avons eues sur le bateau à vapeur Le Véloce de Gênes à Marseille!“*) und unterzeichnete mit den Anfangsbuchstaben meines Namens. — Nach unserer Landung sah ich den sonderbaren Menschen, der trotz seiner Unhöflichkeit einen nicht gewöhnlichen Eindruck auf mich gemacht hatte, nicht wieder.

Und von neuem waren Jahre und Jahre verflossen — und ich hatte dieses unbedeutende Ereigniß in meinem Touristenleben schon längst vergessen, als der Name Bulwer plötzlich auf eine merkwürdige Weise sich meinem Geiste aufdrängte und ich somit an jene Begegnung in Genua und auf dem Dampfboote erinnert wurde. In dem Hause, in welchem ich in London logirte, war ein Salon, in welchem sich die Miether oft des Morgens oder des Abends trafen. Ich hatte daselbst mehrere Male mit einem jungen, deutschen Kaufmann gesprochen — war aber nur so oberflächlich mit ihm bekannt, daß ich in nicht geringes Erstaunen gerieth, als er eines Morgens hastig auf mich zukam und zu mir sagte: „Können Sie augenblicklich über fünfundzwanzig Guineen disponiren, um einen Menschen vor Wahnsinn oder Selbstmord zu retten?“ — Ganz verwirrt verneinte ich — und jener nahm Hut und Stock und wandte sich mit verzweifeltem Gesichte der Thüre zu; doch sich plötzlich umwendend, sagte er: „Es ist nicht für mich, es ist für Graf G*, welcher hier im Hause wohnt.“ Und er lief von dannen. — Ich war ebenso klug wie vorher; ich wußte wohl, daß ein ungarischer Flüchtling, der mir als Graf G* vorgestellt worden war, im Hause wohne, aber das war alles; er hatte sich mit einer gewissen Affectation von mir entfernt, als er hörte, daß ich ein Deutscher sei und ich hatte ihn natürlich nicht wieder aufgesucht. — Gegen Mittag desselben Tages kam ich von einem Gange nach Hause zurück und fand vor der Thür eine Droschke, in welche man gerade einen Reisesack legte. Als ich in den Salon trat, sah ich den Grafen, der so eben mit verstörten Mienen der Wirthin seine Rechnung bezahlte. — Er fuhr auf mich zu: „Mein Herr,“ sagte er auf deutsch zu mir, „darf ich Sie um einen unwichtigen Dienst bitten — ich muß fort — es ist die höchste Zeit, wenn ich den Zug nicht versäumen will — ich erwartete eine Botschaft — einen Brief, kann aber nicht mehr warten, obgleich derselbe vielleicht in zehn Minuten ankommen wird. Ich traue dieser Frau nicht — wollten Sie die Güte haben, einige Zeit zu Hause zu bleiben — den Brief an sich zu nehmen — und ihn an die Adresse zu senden, die ich Ihnen morgen schicken werde?“ — „Sehr gerne,“ erwiderte ich, „sagen Sie es der Wirthin.“ — Er that es, drückte mir schnell die Hand und fuhr ab. — Eine Viertelstunde später meldete mir die Wirthin, daß ein Herr mich zu sprechen wünsche, da sie ihm gesagt, daß ich vom Grafen G*. beauftragt sei, alles für ihn zu empfangen. Sie reichte mir die Karte des Besuchers und zu meinem nicht geringen Erstaunen las ich: „Sir Edward Lytton Bulwer. Baronet.“ Ich eilte in den Salon hinunter — öffnete die Thür — und beim ersten Blick, trotz der langen Jahre, die verstrichen waren, hatte ich ... meinen stolzen Reisegefährten auf dem Véloce wieder erkannt! — „Wo ist Graf G*?“ redete er mich hastig an .. „Vor einer halben Stunde abgereist.“ — „Sind Sie sein Freund?“ — „Nein!“ und ich erzählte, wie es gekommen, daß jener mich beauftragt, einen Brief für ihn in Empfang zu nehmen. — Der berühmte Schriftsteller lief unruhig auf und ab; doch plötzlich sich fassend, sagte er: „Es ist dies eine Affaire, wo eine Stunde Versäumniß vielleicht ein Menschenleben kostet; — bitte, sobald der Graf Ihnen seine Adresse schickt, kommen Sie gleich zu mir — Sie können zu jeder Zeit vorgelassen werden — bitte um Ihren Namen, damit man Sie nicht abweist!“ Ich nannte ihn und er verließ mich in großer Aufregung. — Mein Landsmann, der Kaufmann, war höchst erstaunt, als ich ihm dies alles erzählte und beneidete mich um die Bekanntschaft, die ich mit dem großen Dichter machen würde. Doch war es unmöglich, ihm ein Wort über die schleunige Abreise des Grafen und dessen Verhältnisse zu entlocken.

Am nächsten Tage erhielt ich aus Folkestone einen Brief, worin mich der Graf bat, ihm seine Briefe &c. nach Dresden poste restante unter dem Namen Friedrich Seld zu senden. Ich nahm eine Droschke und fuhr zu Bulwer. — Alle Häuser in London sind aschgrau und düster, aber das alterthümliche Gebäude, welches der aristokratischste Schriftsteller Europas an der Ecke von Hyde-Park und einer schmalen, langen, unheimlichen Straße bewohnt, die, wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, Princes-Street heißt — dieses Haus machte, glaube ich, den spleenartigsten Eindruck von ganz London auf mich. Es hat einen eigenthümlich mittelalterlichen Styl, der bedrückend auf den Beschauer wirkt und ist dergestalt in eine Ecke eingepfercht, daß ich glaube, ein Theil und der größte desselben seit seinem Entstehen noch nie von einem Sonnenstrahl beleuchtet worden ist. — Ein eleganter Wagen hielt vor der Thür, welche offen stand und aus welcher ein verworrenes Geräusch ertönte. Nachdem ich ausgestiegen und mich der Thüre genaht, hörte ich, wie von zwei Männern, die neugierig dort still gestanden waren, der eine zum andern sagte: „I'm sure the mad lady is there again“ („Sicherlich ist die verrückte Dame wieder da!“) Fast in demselben Augenblick stürzte eine ziemlich corpulente Dame in eleganter, aber vollständig derangirter Toilette zur Thür hinaus. Ich glaube, daß ich in meinem Leben kein rötheres Gesicht wie das ihre gesehen habe — es war scharlach und glänzend wie ein Spiegel; — wäre ich Arzt gewesen, würde ich mich ihrer bemächtigt und ihre Adern geöffnet haben. Sie gesticulirte furchtbar — sprang in den Wagen — und rief dem Kutscher mit kreischender Stimme zu: „Bow-Street — Police Court.“ — Die beiden Männer hatten sich vor Schrecken neben mir an die Wand gedrückt. Ich fragte den einen, ob er die Dame kenne und erhielt die erschütternde Antwort, es wäre — die geisteskranke Frau des Dichters, die seit Jahren von ihm getrennt, ihn wie sein böser Geist verfolge — Pamphlete gegen ihn publicire und ihn wenigstens schon zehn Mal des versuchten Mordes auf ihre Person angeklagt habe; — sie wäre schon zwei Mal im Irrenhause gewesen und jedesmal habe sie ihre Freilassung erlangt — jetzt führe sie wahrscheinlich nach dem Police-Court, um eine neue Klage gegen ihren Mann vorzubringen, die seine politischen und literarischen Feinde gewiß trefflich auszubeuten wissen würden.

Ich zögerte einzutreten — jedoch ich entschloß mich schnell, als ich im Innern des Hauses die Stimme eines Dieners hörte, welcher in den Hof rief, man solle anspannen. Da ich fürchtete, Bulwer würde ausfahren, trat ich ein, und wurde auch gleich vom Diener, dem ich meinen Namen genannt, in das Cabinet seines Herrn geführt. — Er saß in einen weiten Schlafrock gehüllt vor seinem Arbeitstisch — den Kopf in die eine Hand gestützt und mit der andern die Thränen vom Gesichte eines vielleicht zweiundzwanzigjährigen jungen Menschen trocknend, der in einen Lehnstuhl mehr gefallen zu sein schien, als daß er sich gesetzt hatte. Die Aehnlichkeit mit ihm war zu groß, als daß man nicht sogleich seinen Sohn in demselben erkannt hätte. — Ich reichte ihm, nachdem er mich gesehen und schnell aufgestanden war, den Brief des Grafen. Er nahm ihn langsam, überflog ihn und während seine Augen auf das Papier geheftet waren, hatte ich Zeit, auf seinem Gesichte den herbsten Schmerz zu lesen, den ich je auf eines Mannes Antlitz gesehen. Die Scene, der ich auf der Straße beigewohnt, gab mir den Schlüssel zu seinem marmorbleichen Gesichte. — „Es ist zu spät,“ sagte er mit völlig klangloser Stimme, „der Graf hat eine unnütze Reise gemacht — er möge so schnell wie möglich zurückkehren — ich stehe allezeit zu seiner Disposition!“ Er grüßte mich mit der Hand, und obgleich ich die größte Lust hatte, die gebotene Gelegenheit zu benutzen und noch einige Augenblicke bei dem berühmten Schriftsteller zu verweilen, so begriff ich doch, daß nach den vorhergegangenen Auftritten er nichts weniger als die Gegenwart eines Fremden wünschen müsse. Ich verbeugte mich daher und wollte das Zimmer verlassen, als er plötzlich zu mir sagte: „Ich glaube schon früher einmal das Vergnügen gehabt zu haben, Sie zu sehen.“ — „Auf dem Véloce, — auf der Fahrt von Genua nach Marseille — vor acht Jahren!“ erwiderte ich!

„Richtig!“ sagte er, und ein leises Lächeln umzog seinen Mund, „ich entsinne mich des Geschenkes, das Sie mir gemacht und das mir werth war; denn dieses selbe Exemplar hatte ich einst in den Händen Lenaus, Ihres großen und unglücklichen Dichters, gesehen. Wie mag das wohl auf den Barrochino nach Genua gekommen sein? Nicht wahr, Sie hätten nicht so generös meinen Wunsch erfüllt, wenn Sie gewußt hätten, was die Buchstaben N. v. S. (Niembsch von Strehlenau) die Sie wahrscheinlich auf der ersten Seite übersehen, zu bedeuten hatten!“ — Ich konnte nicht umhin, dies zu bejahen — und verließ ganz außerordentlich bewegt dieses düstere Dichterhaus mit seinen reichgeschmückten Wänden — mit dem hocharistokratischen Luxus — und dem tödtlichen Schmerz im Herzen seines Besitzers.

Als ich nach Hause zurückkam, fand ich meinen Landsmann, der in der größten Aufregung hin und her lief. — „Wissen Sie schon?“ fragte ich. „Ich

*) Zur Erinnerung an die „angenehmen Beziehungen,“ die wir auf dem Dampfschiffe „Le Véloce“ von Genua nach Marseille mit einander gehabt haben.

weiß alles!“ unterbrach er mich. „Graf G* ist zu spät gekommen — er hat vierundzwanzig Stunden zu spät die gute Idee gehabt, sich an Bulwer zu wenden — heute wird er in Dresden ankommen ... und gestern wäre es noch Zeit gewesen, jenem zur Flucht zu helfen!“ — „Ich verstehe kein Wort von dem, was Sie sagen,“ rief ich. — „Jetzt ist die Discretion unnöthig,“ sagte er, indem er mir ein Blatt der Times hinwarf und mit dem Finger auf eine telegraphische Depesche deutete. Ich las: „Graf Ladislas Teleky, in Oesterreich zum Tode verurtheilt, ist von der sächsischen Regierung in Dresden verhaftet worden und soll an Oesterreich ausgeliefert werden.“ — „Graf G*,“ sagte jener, nachdem ich gelesen, „hatte Wind davon bekommen — schreiben — telegraphiren war unmöglich, da die sächsische Regierung alles auffing — er mußte selbst hin und hatte kein Geld. — Wie gesagt, er hat zu spät an den edlen Dichter gedacht!“

... Am nächstfolgenden Tage überbrachte mir meine Wirthin ein großes Packet. — Es waren Bulwers sämmtliche Werke in Prachteinband. In dem Bande, welcher „Night and morning“ enthielt, stand von des Verfassers Hand geschrieben: En souvenir du ciel sans nuage d'Italie et de la sombre nuit dans l'esprit d'un poëte (Zur Erinnerung an den wolkenlosen Himmel Italiens und an die düstere Nacht im Geiste eines Dichters!!)“. —

S—a—w.

Auch ein deutscher Reisender.

Als Cabral den Seeweg nach Ostindien suchte, aber durch die atlantische Aequatorialströmung nach Westen getrieben, statt dessen die brasilianische Küste entdeckte, war Jakob Behaim aus Nürnberg einer seiner Begleiter.

Seitdem hat eine ganze Reihe deutscher Männer bekundet, wie stark der Drang des Reisens in unserem Nationalcharakter ausgeprägt ist. Die Wissenschaft verdankt deutschen Reisenden ihre höchsten Triumphe, und Namen wie Humboldt, Barth, Overweg, Rohlfs werden in dieser Richtung glänzend verzeichnet bleiben.

Neben diesen „wissenschaftlichen Reisenden“ bekundet jedoch noch eine andere Klasse des Volkes den Wandertrieb der Deutschen, die Klasse der „armen Reisenden“, und in ihnen zeigt sich so recht der Kosmopolitismus unserer Nation. Der „Rostocker“, „Stettiner“ oder „Leipziger“ durchzieht nicht nur wandernd und „fechtend“ die Gauen seines engeren und weiteren Vaterlandes, sondern findet auch seinen Weg oft auf wunderbare Weise über Meer und Land, durch Wüsten und Steppen, durch wilde und zahme Völker aller Zonen bis an die äußersten Punkte unserer Erde. Wo ein bisher unbekannter Fleck der Welt der Civilisation geöffnet wird, dort faßt neben dem amerikanischen Missionar, dem englischen Kaufmann, neben dem französischen Soldaten oder dem Kolalen auch gleichzeitig der deutsche Handwerksbursche festen Fuß. Ich wüßte keinen noch so entfernten Winkel der Welt, den ich besucht, wo ich nicht auch einen solchen getroffen hätte.

Wie diese Handwerksburschen bisweilen in der Welt herumkommen, wie sorglos und aufs Gerathewohl sie in ihnen gänzlich unbekannte Länder und unter Völkerschaften ziehen, von deren Sprache, Sitten und sonstigen Verhältnissen sie wenig oder keine Ahnung haben, davon möge das Nachstehende als Beweis dienen.

Ich lag mit meinem Schiffe in Hongkong in China und war im Begriff, nach Siam abzusegeln, als eines Tages ein junger Deutscher von etwa 25 Jahren zu mir an Bord kam und mich bat, ihm eine freie Passage nach Siam zu geben. Ich antwortete:

„Wenn die Mannschaft damit einverstanden ist, Sie durchzufuttern, will ich Ihnen eine Passage geben, aber wer sind Sie, wie kommen Sie hierher und was für ein Gewerbe betreiben Sie?“

„Ja sähn Se, Herr Kaptähn, mein Name is Hertel un ich bin Sie aus Sachsen, aus die Jechend von Zwickau. Eichentlich bin ich Sattler von Profession, aber ich reise jetzt mit 'n Diorama.“

„Mit einem Diorama? dann haben Sie wohl noch Begleiter und eine Menge Gepäck?“

„Ach nee mein Kutester! Mein Diorama ist blos ein Kasten und den trage ich alleen ufm Rücken.“

„Ach so! Wie sind Sie denn hier nach Hongkong gekommen?“

„Nu, über Land.“

„Ueber Land? Wie haben Sie denn das angefangen?“

„Ja, sähn Se, Herr Kaptähn, ich war in Oeichstreich, un da haben se mer uf 'nem Dampfer in Triest 'ne freie Bassage nach Egypten gegeben. Von Alexandria bin ich nach Smyrne gegangen, von da nach Persien und so weiter herunter, bis ich hier angekommen pin.“

Ich sah den jungen Menschen an, der das so einfach sagte, aber aus dem Gesichte sprach die volle Wahrheit; er hatte die Tour wirklich gemacht, die wenigen Worte, welche er darüber sprach, waren der beste Beweis dafür. Trotzdem vermochte ich nicht die Frage zu unterdrücken: „Sie wollen mir sagen, daß Sie durch Persien und ganz Asien zu Fuß nach Hongkong gewandert sind?“ aber seine Antwort ließ mich nicht lange an der Wahrheit seiner Erzählung zweifeln.

„Nun, daß ich die ganze Dour zu Fuß gemacht hätte, will ich Sie grade nicht sagen, die Eingeporenen haben mich manchmal ufm Kameel oder Esel oder ufm Kahn 'ne Strecke mitgenommen, aber de meiste Zeit pin ich doch immer zu Fuß marschirt.“

„Und wie lange haben Sie dazu gebraucht?“

„Nun, so'n Monate achte werden wohl ungefähr druffgegangen sein.“

„Und Sie sind überall glücklich durchgekommen, ohne daß man versucht hat, Sie aufzuhalten oder Ihnen etwas zu Leide zu thun?“

„Ich bin nie belästigt worden; ich habe den Leuten mein Diorama gezeigt und da haben sie mir Geld und Essen und Obdach gegeben.“

„Was wollen Sie denn jetzt in Siam?“

„Ich will dem Koehnig mein Diorama zeigen und dann nach Perme.“

„Perme?“ fragte ich erstaunt, „wo liegt denn das?“

„Ja, sähn Se, Herr Kaptähn, da bei Pangkog, was de Residenz von Siam is, da fliescht doch der Menamfluß, das wissen Se doch.“

„Ja wohl. Liegt etwa Perme auch am Menam?“

„Nee, Herr Kaptähn, des is weiter links, aber ich gehe immer am Menam in die Höhe, bis er abpiegt, und dann gehe ich links um die Ecke und dann komme ich nach Perme.“

Jetzt ging mir ein Licht auf. Der Zwickauer meinte „Birmah“, in dem der Menam, einer der Hauptströme Siams allerdings entspringt.

„Aber Mann, Sie sagen das so leicht hin, als ob sich das um einige Stunden Wegs handelte. Wissen Sie denn nicht, daß Sie etwa 50 Meilen durch Sumpf und Wald in einem unbekannten, ungesunden Lande zu marschiren haben, bevor Sie an die „Ecke“ kommen, und daß Sie dann abermals ca 30 Meilen machen müssen, ehe Sie die Grenze von Birmah erreichen?“

„Das schadet Sie nischt, ich habe schon viel größere Strecken gemacht. Meine Gesundheit ist kut und mitunter finde ich auch wohl eine Gelegenheit, ein Stück zu reeten oder in einem Kahn zu fahren.“

„Wo wollen Sie denn von Birmah aus hin?“

„Ja, sähn Se, Herr Kaptähn, das weeß ich Sie noch nicht recht, aber wahrscheenlich nach Calcutta; ich will mer die Welt noch een bischen besehn, ehe ich wieder nach Hause gehe.“

Ich gab dem „armen Reisenden“ eine Passage nach Bangkok. Abends in der Freizeit sah ich ihn auf der Bank sitzen inmitten der um ihn versammelten Mannschaft, die mit gespanntem Interesse seinen Erzählungen lauschte. Aus ihnen ging klar und deutlich hervor, daß er die Tour durch Persien und ganz Asien wirklich gemacht hatte. Wie sehr hat die Wissenschaft zu bedauern, daß sie von solchen Reisenden keinen Nutzen ziehen kann.

Kurz vor meinem Abgange von Siam sah ich den Zwickauer noch einmal in Bangkok. Er war mit seinem Guckkasten nicht bei dem Könige vorgelassen, wollte aber in den nächsten Tagen nun nach „Perme“ aufbrechen. Ob er es wohl erreicht hat und je sein Vaterland wiedersehen wird?

R. Werner.

Räthsel.

I.

Du warst ein friedlich stilles Alpenthal,
Du trugest nicht umsonst den schönen Namen;
So wie die erste war dein Abendstrahl,
Wenn von der letzten heim die Herden kamen.
Was bist du jetzt? — ein weites ödes Grab!
Zu deinen Todten dringt kein Blick hinab!
Wer kennt der Hütten tiefversenkte Stelle?
Nur einsam trauernd steht noch die Kapelle.

II.

Die erste, nur beschwingt im Reich der Träume,
Trägt dennoch dich mit Windeseile fort,
Indes die letzten schwer nur sich vom Orte
Auf Flügeln heben in die Wolkenräume.
Das Ganze zeigt gigantische Natur;
Du stehst auf rauhen, hochgethürmten Felsen,
Wo Bergstroms Fluten unten tief sich wälzen,
Erkennst auch deutlich noch der ersten Spur.

Briefkasten.

Das Vertrauen, mit welchem uns einige unserer liebenswürdigen Leserinnen beehren, ist in seiner Naivetät oft wirklich rührend. So schreibt uns **Thekla K. in L.** folgendes: „Mein kleiner Liebling, mein Kanarienvögelchen, leidet seit Wochen an Ungeziefer, und da es zu einem lieblichen Daheim gehört, so möchte ich es gern retten und denke, am ersten von der freundlichen Redaction des Daheim ein Mittel dagegen zu erfahren.“ — Es scheint uns, daß Sie ihren Liebling schlecht erzogen haben, denn solches Leiden pflegt von Unreinlichkeit herzustammen — wie wäre es, wenn Sie ihm ein gründliches Bad zu Theil werden ließen und danach versuchten, auf sein Ehrgefühl einzuwirken? — **G. in J.** — Die Lebensrettungsschläuche, welche Sie in Vorschlag bringen, sind bekannt und früher angewendet, haben sich aber nicht bewährt und sind deshalb in neuerer Zeit überall durch Korkjacken oder durch mit Baumwolle ausgestopfte Guttaperchagürtel (Frankreich) verdrängt. Das Heben in See versunkener Schiffe ist eine so kostspielige und schwierige Sache, daß selbst die Assecuranzcompagnien, die doch allein den Schaden zu tragen haben, es höchst selten versuchen. Liegen sie auf so geringer Tiefe (ca. 30—40'), daß sie sich möglicherweise heben lassen, so sind sie auch ohne die vorgeschlagenen Ballons aufzufinden. — **W. W.** — Ihre „pädagogischen Aphorismen“ sind gewiß ganz lehrreich und nützlich, aber jede Woche davon einen unsern Lesern aufzutischen, würde doch des Guten zu viel werden und würde sie ungeduldig machen. — **Dr. G. K. in G.** — Bitten um detaillirtere Vorschläge resp. Proben. — **C. St. in H.** — Nach Ihrer schmeichelhaften Ansicht befinden wir uns also jetzt im „Mannesalter“, wohin Sie uns „von den Kinderschuhen an“ gefolgt sind. Obgleich wir uns deshalb, in Betreff einiger von Ihnen berührter Punkte, die nöthige männliche Selbstständigkeit bewahren möchten, können wir Sie zugleich versichern, daß im neuen Jahrgange mehrere Ihrer Wünsche Befriedigung finden werden. — Die weiteren Nummern werden außerdem so manchem unserer Correspondenten den Beweis liefern, daß wir keinen berechtigten Wunsch unberücksichtigt lassen; nur um Geduld müssen wir bitten. Alles geht nicht auf einmal.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von **A. Klasing** in **Bielefeld**, herausgegeben von **Dr. Robert Koenig** in **Leipzig**.
Verlag der **Daheim-Expedition** von **Velhagen & Klasing** in **Bielefeld** und **Berlin**. — Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig**.

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 12. October 1867. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 2.**

Ein Wetterleuchten.

Nach Familienmemoiren erzählt von **A. Mels.**

(Fortsetzung.)

II.

Der Sommer ging rasch vorwärts, ich arbeitete fleißig, denn ich hoffte zu Michaelis auf eine Versetzung nach Prima, und hatte noch tüchtig nachzuholen, was ich im Wintercursus beim Schlittschuhlaufen und Schlittenfahren versäumt hatte. Meine gewöhnlichen Arbeitsstunden waren die des Morgens von fünf bis sieben und der mir liebste Ort dazu der Pavillon im Garten, den Onkel Zacharias hatte bauen lassen und der meinen beiden Tanten so sehr mißfiel, weil . . . nun, weil er nicht anständig wäre, wie sie meinten. Mein Onkel hatte nämlich nach Waidmannsart die Balken des kleinen Gebäudes aus Baumstämmen, die ihre Rinde behalten hatten, zusammensetzen lassen, aber was dem Pavillon ein äußerst anziehendes Aeußere gab, erschien den Tanten geschmacklos. Auch die ausgestopften Reh- und Hirschköpfe, welche hier und da zwischen zwei Pfosten hervorguckten, waren diesen Damen anstößig und der ganze Pavillon ihnen ein unbeliebter Aufenthalt; sie zogen eine mit Flieder umrankte Staketenlaube vor . . . wie solche ihr Vater und Großvater schon gehabt.

Eines Morgens war ich ungewöhnlich früh erwacht, indem mich der Gedanke an einen lateinischen Aufsatz, den ich noch am selben Morgen in der Classe abliefern mußte, und der noch nicht beendet war, die ganze Nacht selbst im Traume beschäftigt hatte. Die frische Morgenluft schien sehr wohlthätig und klärend auf meinen Geist zu wirken, denn die Arbeit, die zu vollenden mir am vorhergehenden Abend fast unmöglich war, floß mir jetzt leicht wie nie aus der Feder, und es war kaum fünf Uhr, als ich das Meisterwerk mit meinem Namen unterzeichnete. Und was nun thun? Vor halb sieben Uhr war von meinen Verwandten niemand auf im Hause, — zum Studiren hatte ich keine Lust, auf mein Zimmer zu gehen auch nicht, — ich sann einige Augenblicke nach, und der alte Leo erwachte mit einem Male wieder in mir mit aller Macht. Der Gedanke, um 5 Uhr durch die Straßen des Städtchens zu gehen, bekam plötzlich einen so unwiderstehlichen Reiz für mich, daß ich nicht umhin konnte, ihn auszuführen.

Aber wie das Haus verlassen, da alle Thüren geschlossen sind? Nun, wozu sind denn die Mauern des Gartens da, als um überklettert zu werden! Gesagt, gethan! — Die kleine grüne Mütze auf das aschblonde Haar gestülpt, — einen Stock — ja ein Stock muß sein, aber woher einen nehmen? . . . Doch halt, da steht ja der Stock Onkel Zacharias! . . . Vorwärts, auf den Nußbaum, den großen Zweig entlang bis zur Mauer, — jetzt den Stock auf die Straße geworfen, mit den Händen an den Simms der Mauer sich festgeklammert und . . . einen Sprung . . . da bin ich! Es gab keinen glücklicheren Menschen als mich! — Und nun durch die Straßen spaziert und die geschlossenen Fensterläden angesehen. Welch ein köstliches Vergnügen! — Und den lahmen Milchmann, der mit seinem Hundegespann gerade einfährt — und hier und da eine Dienstmagd, welche die Thüre aufmacht, gähnt und sich die Arme reckt! — Und nun erst beim Gymnasium vorbei, wo alles fest verschlossen und so still ist und so öde! — Es war das für mich eine ganz neue Welt, die ich, wie mir vorkam, erst entdeckt hatte. Ich konnte mir nicht denken, daß es vor mir schon einen Menschen gegeben hätte, der um fünf Uhr morgens durch die Straßen gegangen wäre.

Nach und nach jedoch erschienen hier und da Menschen, die sich die Augen rieben und raschen Schrittes dem Thore der Stadt zueilten. Ich entsann mich, daß 25 Minuten nach fünf Uhr ein Zug vorüberkäme, . . . o ein Frühzug! den hatte ich in meinem Leben noch nicht gesehen. Hinaus mit den andern zur Station! in fünf Minuten bin ich da! Gedacht, gethan! — da bin ich! Merkwürdig, der Bahnhof sieht des Morgens ebenso aus, wie bei Tage, — das große Wartezimmer ist ebenso unsauber und die Tische und Bänke stehen ebenso ungeordnet da, wie bei Tage. Ich setze mich einen Augenblick, da sehe ich, wie einige der Wartenden sich dem Schenktische nähern und sich Kaffee oder andere Getränke verabreichen lassen. Wie wäre es denn, wenn ich auch eine Tasse Kaffee tränke? Mein Portemonnaie wird untersucht, und da man sich noch in der ersten Hälfte des Monats befindet, so kann diese unvorhergesehene Ausgabe schon bestritten werden. Also eine Tasse Kaffee genommen und mich wie ein großer Herr auf den Perron gesetzt. Wahrlich, Tante Elisabeth kocht besseren Kaffee, das muß man gestehen, aber was schadet's, ich bin ja hier

wie ein unabhängiger Mensch und als solcher kann man schon eine Tasse schlechten Kaffees vertragen! .... Der bittere Trank ist geleert, ich will die Tasse wieder an den Schenktisch tragen ... aber was ist das? ... wo ist mein Stock? ... Onkel Zacharias Lieblingsstock! Wahrscheinlich habe ich ihn drinnen auf einem Tische liegen lassen. — Rasch hinein, damit er nicht abhanden komme.

Da bin ich, da ... Herr im Himmel, was sehe ich? ... da hat ein Mensch meinen Stock in der Hand ... und sieht ihn mit verblüffter Miene an, und dieser Mensch ... rasch zur Thür hinaus — den Perron hinunter ... in den Garten des Bahnhofsinspectors in die dichteste Laube hinein! ... Dieser Mensch, der sich den Stock ansieht... unglaublich... ist... Onkel Zacharias in höchsteigener Person.

Eine ganze Weile saß ich sprachlos da! — Onkel Zacharias um ein Viertel auf sechs auf dem Bahnhofe? Wozu? Er hat kein Sterbenswörtchen von einer Reise am vorigen Abend gesagt — wo will er hin? — warum verreist er? — Und was wird aus mir werden, jetzt, da er seinen Stock erkannt hat? — Wird das wieder einen Rumor im Hause geben, wenn man erfährt, daß ich mich um fünf Uhr morgens schon außer dem Hause herumtreibe!

Ich war, wie gesagt, eine ganze Weile lautlos, aber mit einem Male kommt mir ein prächtiger Gedanke und ich muß selbst darüber lachen. Vielleicht gelingt es mir, den Stock unbemerkt wieder zu erhaschen, denn wenn der Onkel sich setzt, stellt er ihn gewöhnlich bei Seite. Wenn das gelingt, dann laufe ich schnurstracks nach Hause, und wenn Onkel Zacharias von seiner Reise, die jedenfalls nur ein Ausflug sein kann, da er gar kein Gepäck mit sich führt, zurückkehrt und seinen Stock im Gartenpavillon an derselben Stelle findet, wo er ihn am vorhergehenden Abend hingestellt, dann ... o dann wird es köstlich, dann weiß er selbst nicht mehr, was er denken soll, und ob sein Stock ein Spuk ist, der beliebig sich entfernen und wieder zurückkommen kann.

Ich fürchte, Leser, daß du dich beim Lesen dieser Zeilen zur Partei Tante Luisens schlagen und mir das Prädicat „größter Taugenichts" nicht streitig machen wirst, — aber ich sagte dir ja vor hin schon, der alte Leo wäre mit einemmal wieder in mir erwacht und an diesem Morgen wäre ich zu allen Schelmenstreichen fähig — es lag wahrscheinlich so in der Luft.

Langsam schleiche ich mich aus der Laube, will wieder auf den Perron ... doch schnell eile ich in mein Versteck zurück. Onkel Zacharias, seinen — meinen Stock in der Rechten, und den, mit welchen er gekommen, in der Linken, geht gravitätisch auf und ab und wirft spähende Blicke nach allen Richtungen.

Was nun thun? — Der ganze schöngesponnene Plan ist vereitelt, und das Beste, was ich thun könnte, wäre, mich aus der Laube zu schleichen und so schnell wie möglich nach Hause zu laufen. Aber das geht auch nicht; der Onkel braucht sich nur plötzlich umzudrehen und dann sieht er mich. Ich beschließe, den Abgang des Zuges zu erwarten und dann ganz ruhig nach Hause zu gehen. Einige Minuten sitze ich wartend da, da zeigt das Läuten der Glocke und bald darauf ein greller Pfiff an, daß der Zug sich nähert. Endlich hält er an — ich kann meine Neugierde nicht bezwingen, trete aus der Laube heraus, um Onkel Zacharias einsteigen zu sehen, — sehe ihn wirklich sich einem Coupé nähern, dessen Thür sich öffnet und ... heraus springt mein Vetter Fritz, der meinem Onkel herzlich die Hand drückt.

Beide sprechen einen Augenblick — Fritz steigt natürlich nicht wieder ein; — aber Onkel Zacharias auch nicht. Warum nicht? .. Da pfeift es von neuem, der Zug braust fort und beide gehen ganz ruhig den Perron hinunter, dem Garten des Inspectors zu.

Obgleich vor Erstaunen fast erstarrt, habe ich dennoch so viel Geistesgegenwart, mich schleunigst in die Laube zurückzuziehen, ... aber wie wird mir, als ich beide in den Garten treten, einen Augenblick still stehen, sich umsehen und endlich auf die Laube zukommen sehe; wie wird mir, als ich Onkel Zacharias Stentorstimme höre:

„Komm in jene Laube, mein Junge, da können wir ungestört plaudern, der Inspector wird mir's nicht übel nehmen, — alter Bekannter! ... komm! muß Dir mal die Geschichte von meinem Stock erzählen — merkwürdige Geschichte!"

Leser, der du mir vorhin vielleicht kopfschüttelnd in meiner Morgenexcursion gefolgt bist, — hab Mitleiden mit einem ertappten Schelm! Da kommt ja Onkel Zacharias auf mich zu ... denk dir, .. denk dir! .. was wird daraus werden, nur noch wenige Schritte und er ist da ... und ...

„Donnerwetter! ... der Junge, der Leo! ... Was thust Du hier?"

Blaß und unbeweglich wie Marmor stehe ich da und weiß keine Antwort.

„Morgen, Leo!" ruft Fritz, „Mensch, wie siehst Du aus ... was ist Dir?"

„Antworten!" donnert Onkel Zacharias.

„Mein Onkel ... ich ... ich ... ich trinke Kaffee."

„Was?" — „Ich ... ich weiß nicht, mein Onkel!"

Fritz schlägt ein helles Gelächter auf.

„Onkel, sieh Dir den Jungen an," ruft er, „der sieht aus, als wenn er Pflaumen gemaust hätte!"

Mein beleidigtes Ehrgefühl gibt mir die Sprache wieder; — ein Secundaner Pflaumen mausen! — Ich werfe meinem Vetter einen entrüsteten Blick zu, und indem ich meinen Onkel fest ansehe, ergreife ich den gescheutesten Weg, den es nur gibt, — nämlich ihm die ganze Wahrheit haarklein, aber in so wenigen Worten, wie möglich, zu erzählen.

Er hört mir zu, erwidert nichts, doch ich sehe gar wohl, daß er mit sich uneinig ist, was er thun soll, und daß ich wahrscheinlich diese Verlegenheit mit einer Strafpredigt werde bezahlen müssen. — Doch wie täusche ich mich, — seine Stirn klärt sich auf und mit fast gütiger Stimme sagt er: „Dumme Streiche, wie gewöhnlich, wäre beinahe mein Stock darauf gegangen."

„Das ist also die merkwürdige Geschichte mit dem Stock?" meint Fritz.

„Ja, das; — aber komm mal her, Herr Morgenschwärmer, kannst Du auch reinen Mund halten?"

„Ich verstehe nicht."

„Wirst Du auch nicht zu Hause ausplaudern, daß Fritz gekommen ist." — „Warum denn nicht?" fragte ich erstaunt.

„Weil ich es nicht will! — Verstanden?"

„Gut! aber wenn er nach Hause kommt, sieht ihn ja Tante selbst!"

„Klugschwätzer! — wird gar nicht nach Hause gehen, fährt mit dem nächsten Zuge wieder zurück."

Ich war im höchsten Grade erstaunt, ich begriff nicht, was das zu bedeuten haben könne.

„Also verstanden," wiederholte Onkel Zacharias, „niemand darf wissen, daß Fritz hier gewesen und ich eine Stunde mit ihm geplaudert habe."

Ich sah meinen Vetter an, er zuckte mit den Achseln, als wenn er sagen wolle, daß er selbst nichts von alle dem begriffe.

„Abmarschiren!" commandirte Onkel Zacharias, „und reinen Mund! — Verstanden?"

Ich drückte Fritz die Hand und wollte eben die Laube verlassen, als unser Onkel sich zu bedenken schien und mir ein „Halt!" zurief. Ich machte Kehrt und näherte mich ihm.

„Kannst hier bleiben!" sagte er, „hab' Vertrauen zu dem Taugenichts — kannst mit anhören, was wir hier mit einander zu sprechen haben; es ist nichts Geheimnißvolles, aber ich will nicht, verstanden? ich will nicht, daß irgend jemand im Hause von unsrer Unterredung etwas erfahre! Begriffen? Nun wollt Ihr mir beide Euer Wort geben, daß Ihr schweigen werdet?"

„Mein Wort darauf, Onkel!" riefen wir beide.

„Nun, so setzt Euch, Ihr Rangen! — Du, Leo, sperr die Ohren auf, brauchst aber nicht zu antworten. Du, Fritz, wirst mir kategorische Antworten geben! — Also, hast wohl einen rechten Schreck bekommen, he! als mein Brief von gestern Dich so geheimnißvoll hercitirte?"

„Ich machte mir allerhand Vorstellungen, aber ich konnte mir nicht denken, daß irgend etwas Unangenehmes vorgefallen wäre."

„Das nicht, aber was sagt das Gewissen? Hat das nicht in Aengsten geschwebt, daß der alte Brummbär von Onkel hinter die Streiche seines Neffen gekommen wäre!"

„Was für Streiche, Onkel?" fragte Fritz, und es schien mir wirklich, als wenn er etwas verlegen würde.

„Weiß ich nicht!" antwortete der Onkel, „aber es liegt mir so in den Gliedern, als wenn Du irgend einen Streich begangen hättest, so war es immer auch, als ich noch im Dienste war, da war eine Masse junges Volk, — ich sah denen das immer an, ich weiß nicht, wie das kam, — und bei Dir scheint mir das ebenso, ein alter Jäger der sieht allerlei Spuren."

„Ich versichere Dir, Onkel ..."

„Laß gut sein, kann mich ja irren, weiß ja nichts Positives.

Aber eins will ich Dir sagen: Ich kann viel verzeihen, mit Ausnahme eines einzigen Dinges, und das ist, wenn ein Sohn seiner Mutter Kummer und Leid bereitet. Begriffen? Also, wenn etwas in der Luft schwebt, etwa . . . so . . . na! mag sein, was da will, da wendet man sich gleich an den Onkel Zacharias, — verstanden? ehe der Mutter etwas zu Ohren kommt. Der wird Dir mit dem Donnerwetter an den Hals fahren, Dir den Kopf waschen, daß alles zittern soll, — aber wird helfen, — verstanden? ohne daß die arme Frau, die ohnehin sich schon über ihren Bruder genug ärgern muß, noch Kummer über ihren Sohn hat! Und nun basta! — Und das gilt auch für den Mosjö da, der die Stöcke in der Morgenluft spazieren führt! Also verstanden? Darum handelt es sich aber nicht, jetzt will ich Dir sagen, warum ich Dich habe kommen lassen."

Onkel Zacharias hielt inne, — ich sah auf Fritz — es schien mir wahrhaftig, als wenn er bleich aussähe! . . .

„Aber noch etwas will ich Dir sagen!" fuhr der Onkel plötzlich auf, „ich weiß, daß Ihr dummen Kerls Euch etwas darauf einbildet, wer sich von Euch den Bauch am meisten mit Bier füllen kann und sich dadurch die Gesundheit am besten verdirbt und am unverständigsten wird. Da kannst Du Deinen Kneipbrüdern erzählen, daß Dein Onkel Zacharias einen Mann kennt, dem sie es alle nicht nachmachen, der sie alle beschämen und unter den Tisch saufen kann. Und wenn sie Dich fragen, wer der große Unbekannte sei, dem sie alle, Söhne ehrlicher und gesitteter Eltern, nachzustreben sich so viele Mühe geben, so antworte, es wäre der Schweinehirt in Erdmannsdorf, der Vormittags ein Achtel Bier allein austrinken kann und Nachmittags ein Quart Fusel. Verstanden? — Ein Glas Bier ist ein gutes Ding, Eure Saufgelage aber nicht — Donnerwetter! Ihr müßt das ja selbst einsehen und seht es auch ein, daß es Blödsinn ist, — und dennoch thut Ihr es!"

Fritz antwortete keine Sylbe, es schien mir, als wenn Onkel Zacharias wieder einmal eine wunde Stelle getroffen hätte.

„Doch ich schwatze, schwatze, als wenn ich meine Schwester wäre! Jetzt komme ich auf meinen eigentlichen Gegenstand. Willst Du mir einen Gefallen thun, Fritz?"

„O, von Herzen gerne, Onkel!"

„Na, versprich nur nicht gleich so feurig! — werden schon sehen!"

„Hast Du in der Stadt vielleicht von einer Familie," — Onkel Zacharias schielte auf mich, — „von einer Familie Quasnitz gehört?"

„Bestimmt, Onkel, sie ist allgemein bekannt."

„Was kannst Du mir davon erzählen?"

„Nun der Sohn . . . studirt wie ich Jura . . . und ist Senior bei unserer Couleur . . ."

„So!" meinte Onkel Zacharias — „der Senior ist wohl der, welcher Eure Kneipereien arrangirt?"

„Ja, das ist wahr, der aber auch die Interessen unserer ganzen Verbindung wahrnimmt."

„Mögen schöne Interessen sein! — Doch das sind Nebensachen. Bist Du befreundet mit ihm?"

„Intim, Onkel."

„Hm! . . . kommst auch zu ihm?"

„Gewiß, wir trinken manchmal ein . . . eine Tasse Thee auf seiner Bude . . . ich meine in seinem Zimmer."

„So! . . . bist wohl auch mit der Familie befreundet?"

„Man kann es nicht gerade befreundet nennen, aber Max Quasnitz hat mich bei seinen Eltern eingeführt, und ich bin schon zwei Mal bei ihnen zu Mittag gewesen; — noch vorgestern."

„So . . . und wie viel Kinder sind in der Familie?"

„Drei, — zwei Söhne und eine Tochter, die aber schon verheirathet ist."

„Hm . . . also sehr freundlich bist Du bei ihnen empfangen worden? — erzähle mir doch etwas davon."

„Nun, ich weiß eigentlich nichts davon, — sie fragten mich, wer mein Vater gewesen, wie lange er todt sei und solche allgemeine Fragen."

„Haben sie Dich nicht gefragt, was für eine Geborene Deine Mutter sei?" — „Nein Onkel!"

„Auch nach mir nicht?"

„Ich glaube gar nicht, daß sie wissen, ob Du existirst."

„Desto besser . . . zum Kukuk, — desto besser!"

„Apropos! . . . sie haben mich auch eingeladen, — das heißt, Max hat es gethan, in den Ferien sie auf ihrem Gute in Schlesien zu besuchen; — es soll eine ganze Herrschaft sein. Merkwürdig, das Gut heißt wie Du, Leo, — es heißt Wahren!"

Onkel Zacharias fuhr plötzlich von seinem Sitze empor — seine Augen leuchteten ungewöhnlich.

„Hast Du Dir's merken lassen, daß Du einen Vetter hast, der Leo von Wahren heißt?" rief er.

„Nein! — ich weiß nicht warum, — ich habe nicht daran gedacht."

„Gott sei Dank!" — rief Onkel Zacharias, — „und hörst Du . . . bei Leibe kein Wort davon; geht Dich nichts an, zu erfahren warum . . . kein Wort, verstanden? . . . und nun erzähle weiter von Deinem Senior und seinem Herrn Vater und . . . seiner Frau Mutter! . . ."

„Ich kann Dir, ich wiederhole es Dir, so gut wie gar nichts von der Familie Quasnitz erzählen," versetzte Fritz, — „alle Welt weiß, und Du bestimmt auch, daß die Familie aus Böhmen stammt, daß der Vater mit wenigem Vermögen hergekommen ist und durch glückliche Geschäfte in kurzer Zeit reich und angesehen wurde. Jetzt macht er das erste Haus in der Stadt, — hat seiner Tochter 100,000 Thaler mitgegeben und sie an einen Hamburger Krösus verheirathet. Man sagt, daß die beiden Jungen, nach des Vaters Tode ein jeder doppelt so viel erben werden."

„Und sage mir, Fritz . . . sind die Leute denn wirklich und allgemein geachtet in der Stadt?"

„So viel ich weiß — wie könnte es aber auch anders sein, lieber Onkel? wo viel Geld ist, dahin wirft sich der Strom einer jeglichen Begünstigung der Menschen!"

„Hm! . . . das klingt recht gescheut und ist dennoch verteufelt dumm; — doch alles das ist es nicht, was ich von Dir verlange. Willst Du mir den Gefallen thun, die Bekanntschaft mit Deinem Senior derb zu kultiviren?"

„Wenn es weiter nichts ist!"

„Ja; aber so, daß Du oft bei ihm eingeladen wirst; — ich meine nicht zu einer Tasse Thee, wie Du vorhin sagtest — wo wohl auch mehr Bier als Thee draufgehen wird — sondern im Hause — bei den Eltern! . . . Verstanden?"

„Ich werde mein Möglichstes thun."

„Und daß man nie erfährt, — hörst Du, nie, daß Du die Ehre hast, wenn auch nur mütterlicherseits von den Liebewaldts abzustammen, und daß Du einen Vetter hast — ein nettes Bürschchen — der . . . der zufälliger Weise denselben Namen trägt, wie das Gut, welches jener Herr Quasnitz in Schlesien besitzt. Begriffen?"

„Vollständig, Onkel — aber wozu soll das führen?"

„Geht Dich nichts an. Nur trachte darnach, daß, wenn ich nach vierzehn Tagen oder vier Wochen Dich über etwas befrage, was in jener Familie vielleicht vorfallen . . . könnte, Du mir eine kurze, bündige, aber ausführliche Antwort darüber zu geben im Stande seist."

„Gut, lieber Onkel . . . aber . . ."

„Aber was?"

Fritz schwieg; — es schien mir, als wenn der Auftrag unseres Onkels ihm gerade kein überaus angenehmer sei; — er wurde roth — biß sich in die Lippen — schlug die Augen nieder und antwortete nicht. Der arme Junge war sichtbar verlegen, und ich beschloß, die Aufmerksamkeit des Onkels wenigstens momentan von ihm abzuwenden, um ihm Zeit zu lassen, sich zu sammeln.

„Mir würde solch ein Auftrag nicht im geringsten zusagen!" platzte ich heraus.

Wie ich vorausgesehen, so geschah es; Onkel Zacharias wandte sich mit einer brüsken Bewegung von Fritz ab und mir zu.

„Und warum das, Herr Gelbschnabel?" fragte er.

„Hm, Onkel — sei nicht böse . . . ich finde es nicht recht, wenn man sich mit jemandem zu dem Zwecke vertraut zu machen sucht, seine Familiengeheimnisse später auszuplaudern!"

Es ging mir mit diesen paar Worten wie es dem Leser wahrscheinlich schon manchmal ergangen ist; — ich hatte dem Anfluge eines Gefühles, ohne darüber nachzudenken, eine Form zu geben versucht und diese Form war, wie ich zu meinem aufrichtigen Bedauern es erst bei der letzten Sylbe bemerkte, verletzend für Onkel Zacharias geworden. Schnell setzte ich daher hinzu:

„Ich will damit nicht gesagt haben, daß Du Unrecht hast . . . o ich habe nicht im entferntesten daran gedacht . . . ich . . . o nimm's mir nur nicht übel, lieber Onkel!"

Zu meinem Schrecken jedoch bemerkte ich, daß meiner Mutter Bruder kirschroth geworden war, während ich gesprochen hatte, was

bei ihm als erstes und untrüglichstes Zeichen eines heftigen Zornausbruches gelten konnte. Plötzlich jedoch sprang er zu meiner großen Verwunderung auf, schritt dem Eingange der Laube zu ... starrte einige Augenblicke hinaus — drehte seinen Stock wie ein Mühlrad in seiner krampfhaft geballten Faust und, sich endlich zu mir, der ich vor Schreck halb todt war, herumwendend, zeigte er mir ein Gesicht, auf welchem eine furchtbare Bewegung zu lesen war.

„Knabe!" rief er mit bebender Stimme — „wer hat Dich das Wort gelehrt, das Du mir so eben wie einen Felsen auf das Herz warfst? Wer hat es Dir gesagt, daß vor zehn Jahren Dein unglückseliger Vater mir dasselbe zurief, als ich ihn retten wollte, — als noch Rettung möglich war! Sprich ... weißt Du, daß jene Herrschaft Wahren in Schlesien das Erbe Deiner Familie seit Jahrhunderten war, bis jener Schurke, der Quasnitz, sie durch Ränke und Infamien sondergleichen Deinem Vater aus den Händen riß — weißt Du, daß damals es noch vielleicht Zeit gewesen wäre, alles zu retten, wenn er mir gefolgt wäre — aber statt dessen rief er: „Kein Unrecht! selbst gegen Schurken loyale Waffen und Vertrauen in das Gericht Gottes!" Und die Folge davon? — er, Deine Mutter, Du, Ihr seid ruinirt! — Und heute, wo sich mir nach jahrelangem Kämpfen und Streben vielleicht von neuem die Gelegenheit darbietet, Deinen Erbfeind in eine Falle zu locken und Dein Vermögen, welches durch bübischen Betrug Dir entwendet, wieder zu erlangen — heute, ha ..."

„Heute, Onkel!" rief ich mit Feuer, „hat mir Gott dieselben Worte ins Herz gelegt, wie damals meinem Vater! Du bist mein Vormund und darfst als solcher mein Erbtheil nicht schmälern, Onkel! — Ich habe nichts von meinem Vater ererbt, als seine unbefleckte Ehre und den Wahlspruch, den Du mir so eben gesagt: Kein Unrecht — selbst gegen Schurken loyale Waffen und Vertrauen in das Gericht Gottes! Dieses Erbtheil darfst Du mir nicht antasten — ich werde es einst von Dir zurückfordern! Thu, unternimm, was Dir beliebt — nur zu meinem Vortheil kein Unrecht."

Der Leser wird sich wundern, in einem fünfzehnjährigen Knaben eine solche Energie nach so vielen constatirten dummen Streichen sich so urplötzlich entwickeln zu sehen; — ich selbst, hätte das Herz nicht bis zum Zerspringen in meiner Brust geschlagen, ich glaube, ich hätte mich am meisten über mich selbst gewundert! Onkel Zacharias sah mich fast mit stierem Blicke an — während Fritz, aus seiner etwas apathischen Verlegenheit erwacht, aufgesprungen war und meine Hand ergriffen hatte. Es ist mir noch heute unerklärlich, wie ich mit einem Male zu einem solchen Ausbruche gekommen; ... ich bebte und Thränen liefen mir über die Wangen, als ich auf meinen Onkel zuging.

„Verzeih mir, Onkel!" rief ich — „Du so gut, so edelmüthig gegen uns .... verzeih!"

Doch der alte Mann wies meine Hand zurück ... er wandte seinen Blick von mir — und seine Stimme war kalt und bitter, als er mir erwiderte: „Das adlige Blut verleugnet sich nicht! ... Du scheinst ganz Deinem Vater ähnlich werden zu wollen, mein Neffe — er war ein Ehrenmann im strengsten Sinne des Wortes ... und hat seine Familie dem Elende Preis gegeben. Halte fest an Deinen Gedanken von Recht und Unrecht, mein Bester ... wir werden dafür sorgen, daß Deine Mutter im Alter nicht Hunger zu leiden brauche! — Du kannst wieder abreisen, Fritz, vergiß, was ich Dir über die Quasnitz gesagt habe — der Herr Freiherr von Wahren hat anders beschlossen und ich muß mich fügen."

„Onkel," schrie ich fast wahnsinnig vor Schmerz ... „nein, das hab' ich nicht verdient! .. o ich beschwöre Dich bei meiner Mutter, thu, was Du willst — ich bin ja ein Kind — vergiß es nicht — hab' gar keine Erfahrung ... o verstoß mich nicht, Onkel!"

Er ergriff meine Hand und wandte nicht mehr seinen Blick von mir.

„Leo," sagte er — und jetzt mit ruhigerer Stimme — „ja Du bist ein Kind, und ich könnte mir es nicht verzeihen, Dir zu folgen, wenn ... wenn Deine Gedanken nicht eben die Deines Vaters wären. Du hattest recht, ich habe keine Vollmacht, in Deinem Namen anders zu handeln, wie Dein Vater es gethan und wie Dein Herz es Dir eingibt! — Und damit abgemacht — mögen die Quasnitz in Ruhe und Frieden leben.... Fritz, da läutet es ... nimm Dein Billet!"

(Fortsetzung folgt.)

Mutterträume.

Unausgesungen und unaussingbar ist das hohe Lied von der Mutterliebe, das fort und fort den Dichter wie den Künstler zu ewig neuen und doch ewig alten Gebilden begeistert. Wie sollte es im „Daheim" je ausgesungen und je ausgemalt werden? Oder ermüdet es dich, der du dieses Blatt in die Hand nimmst, den Blick ruhen zu lassen auf der anmuthsvollen Schöpfung unseres Malers, die ebensowohl Zeichnung als Dichtung und dabei doch lebensvolle, lebenswarme Wahrheit ist?

Du glückliche Mutter, wie still und friedlich ruht dein Kindlein dir an dem treuen Herzen, unter dem es einst geheimnißvoll gelegen und dem Leben entgegengeträumt! Du hast es wohl grade erlebt, was ein nur zu wenig gekannter Dichter, Karl Schmidlin, einst so lebenstreu geschildert:

Wie ist's so still geworden,
Nach solchem Nothgeschrei!
Wie ist im Augenblicke
Das Leid so ganz vorbei!

Als sägst ... Seligkeiten
An unversiegtem Quell,
So ruhest du schon wieder
Und leuchtest sonnenhell.

Wie fest sieht aus dem Auge,
Zu mir heraufgewandt,
Berechtigtes Besitzen,
Geborgner Friedensstand!

Es dehnt sich breit und breiter,
Die zarte Kindesbrust,
Das Aermchen streckt sich trotzend
Hinaus in sichrer Lust;

Die Wangen und die Stirne,
Schon röthen sie sich hoch —
Wie, Männlein, wird das geben?
Du denkst kein Ende noch?

Wie's geht? — Es senkt sich trunken
Der Blick, die Lippe ruht;
Schon nahm ihn im Genießen
Der Schlaf in seine Hut.

Das Kindlein schlummert! Die Mutter ... träumt. Nicht weilt ihr Blick auf dem sommerlichen Leben, das sie umrankt und umblüht, nicht schweift er hinaus zu den Bergeshöhen, die sich vor ihr ausdehnen; ihr Auge ist ganz versenkt in das junge, traute Leben, das sie gerade aus dem Quell ihres eigenen Lebens genährt und erquickt, und das nun in ihren Armen so süß und so warm ruht und so leise athmet.

Wovon träumt das junge Mutterherz? In raschem Fluge sieht es das hilflose Kind in ihrem Schoße zum Knaben heranwachsen, sieht ihn sich fröhlich und frisch umhertummeln, geistig und leiblich wachsend und gedeihend, sieht ihn als Jüngling alle Genossen überragen und übertreffen, bis er als Mann mit einem von ihr unvergleichbar hochgehaltenen Ideal zusammentrifft, mit wem sonst wohl, als.... mit seinem Vater? Aber welche junge Mutter, so wonniglichen Auges sie in dem Neugebornen das Ebenbild seines Vaters begrüßt, so sehr ihr Gestalt und Geist des Mannes ihrer Wahl als unübertroffen und darum als höchstes Ziel für ihren Sohn vorschweben, träumte nicht noch weiter im Interesse ihres Erstgebornen? Welche junge Mutter erstrebte und erträumte nicht für ihren Sohn ein höheres Lebensziel, eine glänzendere Lebensstellung, eine umfassendere Wirksamkeit? ... Ehre, Ruhm, Ansehen vor der Welt! Welch Wunsch wäre zu kühn, welch Ziel zu hoch für den Ehrgeiz einer jungen Mutter?

Das Kindlein erwacht mit lautem Schrei und schreckt seine Mutter auf aus ihren Träumen. Wohl ihr, wenn dieselben ganz und gar schwinden! Die Erziehung eines Kindes erfordert einen offenen Blick und ein waches Herz. Wohl magst du ein hohes, ja das höchste Ziel für dein Kind erstreben, Mutterherz, denn es ist, wie du, für ein ewiges Leben geboren, aber in Demuth und Stille, in Nüchternheit und Klarheit mußt du deinen Weg gehen, damit dich nicht einst des erwachsenen Sohnes Verirrungen ... zu spät aus deinen Träumen erwecken! Unsere Zeit ist ernst, die Zukunft liegt bewölkt vor uns da; wir bedürfen gar sehr — eines kräftigen Geschlechtes von Männern. Von den Müttern aber hängt es zum großen Theile ab, wie die Männer werden, ja ob überhaupt aus ihren Söhnen ... Männer werden! Daran denke, du junge



Die träumende Mutter.

Nach dem Gemälde von Lasch auf Holz gezeichnet von Hellland.

Mutter, die du einen Erstgebornen auf den Knieen schaukelst, daran denke jede Mutter im deutschen Vaterlande, der Gott einen oder mehrere Söhne geschenkt hat. Ob du auf dem Lande, ob in der Stadt, ob in bescheidener Wohnstätte, ob in prachtvollem Hause wohnest, du bist, wie Gott, so auch dem Vaterlande für deine Söhne verantwortlich. Darum träume nicht, sondern wache betenden Herzens über deinen Schätzen und erziehe sie mit warmer Liebe, aber fester Hand zu tapferen, frommen, deutschen Männern! R. K.

Die Weltausstellung.

Von unserem Berichterstatter.

I. Vogelperspective.

Es ist Sitte, daß der Verfasser am Ende seiner Arbeit gewissermaßen seine Gedanken wie ein Netz zusammenzieht und einen Schlußsatz aufstellt, welcher seine in wenigen Zeilen resümirte Meinung über die Forschungen enthält, die er über das in Frage stehende Thema angestellt hat. — Von diesem Gebrauche will ich zu Gunsten der Daheimleser abweichen — ich will ihnen die Quintessenz meiner Meinung über die Pariser Weltausstellung gleich am Anfange dieser Arbeit mittheilen; . . . sie lautet:

„Packt eure Koffer, Leser, und reist nach Paris!"

Wahrhaftig! das ist der gewissenhafteste Rath, den ich ertheilen kann, denn alles, was ich und andere dir von diesem sechsten Welttheil, der die andern fünf in sich concentrirt, erzählen können, reicht nicht hin, um dir nur ein annähernd richtiges Bild dieser großartigen Schöpfung zu entwerfen. Man hat alles versucht, um denen, die verhindert gewesen, die Ausstellung zu besuchen, in Schrift und Bild den deutlichsten Begriff derselben zu geben — man hat es versucht, ja . . aber daß es niemandem gelungen ist, davon sind die betreffenden Zeichner und Schriftsteller wohl am meisten überzeugt.

Man suche also in diesen Skizzen nicht etwa einen Führer durch die Ausstellung — auch keine sogenannte „lehrreiche Beleuchtungen" über diesen oder jenen Gegenstand, und noch viel weniger kritische Vergleiche zwischen Nation und Nation, und vor allen Dingen lege man nicht den Maßstab der vielgerühmten deutschen Gründlichkeit an diese losen Blätter; denn unter uns gesagt, die deutsche Gründlichkeit hat keine zu glänzende Figur auf der Ausstellung gespielt und unsere Landsleute, die von dort zurückkehren, haben die Erfahrung mitgebracht, daß unsere Nachbaren aus allen Himmelsgegenden doch nicht so oberflächlich sind, wie wir es uns bisher vorstellten.

Es ist dies eines der glücklichsten Resultate dieses großen Ereignisses — die Völker lernen einander achten, wenn sie ihre gegenseitigen Bestrebungen prüfen — die vorgefaßten Meinungen verschwinden, und neue, wahre — ja bessere Begriffe von unserer vielbewegten Zeit verscheuchen aus unserem Geiste die oft seit der Kindheit einwurzelten Vorurtheile.

Laß uns zusammen wie ein Paar gute Freunde in die Ausstellung treten, laß uns aufzeichnen, was wir gesehen — bewundert — gedacht, gefühlt — denke dir in einem Worte, lieber Leser, daß wir uns am Eingange der Ausstellung getrennt haben — daß du rechts eingebogen bist, und ich links, und daß wir bei unserem Wiederzusammentreffen die Wunder besprechen, die unser Auge geschaut.

Plaudereien — werden unsere Berichte über die Pariser Ausstellung sein; sie haben niemals eine höhere Prätention gehabt.

* * *

Mit welcher Macht unsere Zeitgenossen den Weg des industriellen Fortschrittes in diesem Jahrhundert betreten haben, geht aus folgenden Zahlen, die wir an officieller Quelle geschöpft haben, hervor. Die erste Industrieausstellung fand in Frankreich im Jahre 1798 statt; sie wurde von 110 Ausstellern beschickt und die ausgestellten Gegenstände bedeckten einen Raum von 23 Quadratmetern. Von dieser ersten Ausstellung bis zu der im Jahre 1849 fanden noch neun statt und man war bei der letzten derselben schon auf die Zahl von 5494 Ausstellern auf 23,820 Quadratmetern gelangt. Im J. 1850 schlug der damalige Präsident der französischen Republik dem englischen Minister Lord Palmerston vor, eine gemeinsame Ausstellung der beiden Nationen zu veranstalten und letzterer trug dem Prinzen Albert diese Idee vor. Sie begeisterte den Gemahl der Königin Victoria dergestalt, daß er ihr seine ganze Aufmerksamkeit widmete und daß unter seiner Leitung schon im nächsten Jahre die erste Internationale Ausstellung entstand, zu der man nicht nur Franzosen und Engländer, sondern sämmtliche Nationen eingeladen hatte. Diese erste Londoner Weltausstellung zählte 13,937 Aussteller, welche 88,027 Quadratmeter inne hatten. Die zweite — in Paris 1855, während des Krimkrieges — hatte 28,954 Aussteller und einen Raum von 152,052 Quadratmetern. Die dritte — wiederum in London 1862 — mit 28,653 Ausstellern hatte 119,994 Quadratmeter. Endlich die jetzige zählt 42,237 Aussteller, bedeckt auf dem Marsfelde einen Raum von 417,520 Quadratmetern und außerdem noch für den landwirthschaftlichen Theil, auf der Insel Billancourt eine Fläche von 225,000 Quadratmetern, zusammen also 642,520 Quadratmeter.*)

Aus diesen Zahlen kann der Leser die Bedeutung der heutigen Weltausstellung allen früheren gegenüber am besten beurtheilen.

Gewiß sind dem Leser schon Zeichnungen des Industriepalastes vor die Augen gekommen und er weiß, daß dieser ein etwas unregelmäßiges Oval bildet, welches in einem ungeheuren Rechtecke eingeschlossen ist. Die geraderen Seiten des Ovals berühren fast die langen Seiten des Rechtecks, während der Raum von den Curven bis zu den kurzen Seiten des Rechteckes mit Gartenanlagen, ausgestellten Gebäuden und Pavillons angefüllt ist.

Der ganz mit Glas bedeckte eiserne Palast gleicht einem immensen Gasometer und kann nicht die geringsten Ansprüche auf architectonische Schönheit machen; jedoch wird man bald sehen, daß, wenn die Franzosen, ganz gegen ihre Gewohnheit, hier die Form aufgeopfert haben, dies zu Gunsten einer so faßbaren Nützlichkeit geschehen ist, daß alle Kritik schweigen muß. Der Längendurchschnitt des Palastes ist 490 Meter und der Breitendurchschnitt 380; der Umkreis jedoch 1494 Meter.

Jetzt, wo ich dir einen ersten Ueberblick des Ungeheuers verschafft, lieber Leser, tritt mit mir herein, folge mir, wohin ich dich führe, aber — ich wiederhole es dir, verlange von mir keine Gründlichkeit, kein System. Du mußt, wenn du dich mir anvertraust, ganz meiner Phantasie folgen, sie wird dich dahin zu leiten versuchen, wo du viel sehen kannst, aber noch viel mehr . . . denken.

Wir treten von der Avenue Labourdonnaye her durch die Porte Rapp — nur einen Blick auf die colossale Reiterstatue Karls des Großen werfend, den die Franzosen ihren „ersten Kaiser" nennen — vorwärts! durch die äußern Gallerien, wo sich die Kaffeehäuser aller Nationen befinden und wo die Bierbrauerei zum „Wilhelm Tell", die gleich zu deiner Rechten liegt, dich vielleicht verleiten würde, ein Glas heimatlichen Getränkes zu kosten . . . Wir betreten die Hallen, in denen die Industrie des neunzehnten Jahrhunderts sich ein Rendezvous zum friedlichen Wettstreit gegeben hat. Ich habe dich mit Willen durch einen der kleinsten und unbedeutendsten Eingänge eingeführt, damit dein Geist sich nach und nach an das wundersam Großartige gewöhne.

Es ist eine glühende Hitze draußen; sobald du jedoch den Industriepalast betrittst, weht dir eine kühle, angenehm erfrischende Luft entgegen. Der Ventilator, der das riesenhafte Gebäude mit frischer, kühler Luft versieht und die schlechte daraus entfernt, ist eins der merkwürdigsten und gelungensten Werke des ganzen Unternehmens, er erstreckt sich vierzehn Hectaren unter dem Gebäude entlang und hat nahe an eine Million Franken herzustellen gekostet. Im letzten Augenblicke glaubte man, daß die ganze Construction mißglückt sei, denn die zahlreichen Restaurateure, die meist in unterirdischen Küchen kochen, hatten dort wohl Schornsteine für ihre Kochöfen, jedoch die Herren Köche verkamen vor Hitze, da zu ihnen nicht der geringste Luftzug gelangte. Sie fanden es daher natürlich, irgend ein Loch in die Mauer zu schlagen und den kühlen Athem des Ventilators aus erster Hand zu erhalten. Es wäre hierbei nicht viel verloren gewesen, wenn sie einen tüchtigen Abzug für ihre Küchenluft gehabt hätten — so aber nahm der Luftzug alle ihre Dünste mit sich und trug sie in den Palast. Man kann sich den Schrecken der kaiserlichen Commission denken, als ihr gemeldet wurde, daß man es in der Galerie der schönen Künste vor Saucen- und Fettgeruch nicht aushalten könne.

In sechsunddreißig Stunden war der ganze Schaden reparirt, die Köche hatten Luft in ihren Küchen — die Atmosphäre war rein und frisch im Palaste — nur das Ausgabebudget war um 45,000 Franken gestiegen. Wir werden noch öfter auf das Wirken dieser Commission zurückkommen, die ganz Unglaubliches in der kürzesten Zeit geleistet hat — freilich mit fast unglaublichem Kostenaufwande.

Ich führe dich schnell bei einigen Maschinen vorbei, deine Lust, sie dir näher anzusehen, mißachtend und deine Fragen um Erläuterungen überhörend. Komm vorwärts, hier diese Treppe hinauf, die dich auf eine Galerie führt, welche über sämmtliche Maschinen ragt und von wo aus du dir die eisernen Arbeiter „im allgemeinen" ansehen kannst! Doch glaube nicht, daß ich dich deshalb hergeführt habe; — siehst du diese vier mächtigen Säulen, welche bis zum Dache des Palastes reichen? Eine kleine Balustrade befindet sich am Fuße derselben auf der Galerie — tritt ein, sie ist sehr comfortabel eingerichtet . . . rothe sammetne Divans und Sessel. Setze dich, es ist Raum für zehn Personen da — ein Diener tritt ein, er dreht einen Hahn und . . . ohne Ruck, ohne daß du fühlst, wie es geschieht, hebt sich langsam die Balustrade die metallenen Säulen entlang dem Dache des Palastes zu.

Es ist ein eigenthümliches Gefühl, das dich im ersten Augenblick fast übermannt . . . die Erde entschwindet unter dir, und wie auf unsichtbaren Fittichen getragen, schwebst du — ruhig in deinem Sessel liegend, höheren Regionen zu. Der „Ascensor", dies ist der Name der Maschine, welche dich auf das Dach der Ausstellungspalastes

---

*) Ein Quadratmeter = 3½ Quadratfuß.

transportirt, wird durch hydraulische Kraft in Bewegung gesetzt und ist für hohe Häuser in den großen Städten, wo man reine Luft nur in den höchsten Etagen der Häuser findet, eine prächtige Einrichtung. Wenn man nicht mehr Treppen zu steigen braucht, werden sicherlich die Wohnungen in den obersten Etagen die gesuchtesten sein. Man braucht wenige Secunden mehr als eine Minute, um die fünfundsiebzig Fuß bis zum Dache des Gebäudes zurückzulegen.

Und jetzt tritt auf die Balustrade des Daches und schau dich um ... zu deinen Füßen liegt die Weltstadt mit ihrer Weltausstellung. — Du kannst dir keinen Begriff von dem machen, was man hier empfindet; wie festgezaubert bleibt man stehen und läßt seinen wirren Blick über die unendliche Häuser-, Kirchen- und Palastmenge schweifen. Die Millionen von Menschen, die sich in diesen langen, breiten Straßen hinwinden, haben in diesem Augenblick fast keinen anderen Gedanken, als eben diese Ausstellung, auf deren Gipfel du dich befindest — sie bringt dem Lande, dem sie angehören, Ehre, Ruhm — unglaubliche Summen Geldes strömen nach Paris — man wird diese Ausstellung als einen der Glanzpunkte — vielleicht als den leuchtendsten in der französischen Geschichte betrachten und ...

„Es ist eine vollständig verfehlte Sache," hörte ich in diesem Augenblicke neben mir einen Herrn zu einem andern sagen, „es ist, wenn man es recht nimmt, weiter nichts, als ein großer Jahrmarkt, denn am Ende alles was man hier sieht und anstaunt, sieht man in den Läden und Werkstätten der betreffenden Aussteller eben so gut — ja viel bequemer!"

„Aber diese großartige Vereinigung aller menschlichen Industrien," versetzte der andere, „ich glaube wohl, daß, wenn Sie von Land zu Land reisten, Sie das alles wiederfinden würden, doch ..."

„Gehen Sie!" unterbrach jener — „ich sehe, Sie sind ein Napoleonist geworden. Daß Sie es nicht begreifen, daß dies alles Schwindel ist. — Ja Schwindel! ich wiederhole das Wort. Wenn wir wollten, könnten wir auch solche Ausstellung einrichten — und noch besser, noch großartiger, — es ist hier alles nur aufs Geld abgesehen, und ich bereue wirklich, hergekommen zu sein."

„Und haben wirklich nicht ausgestellt?"

„Ich werde mich hüten, da auszustellen, wo ein Kind Präsident ist — denken Sie sich diesen Unsinn — diese Frechheit, ein Kind zum Präsidenten einer Weltausstellung zu machen!"

Glücklicherweise ging der Ascensor in diesem Augenblicke hinunter und ich benutzte die Gelegenheit — es ward mir zu schwül, fünfundsiebenzig Fuß über dem Palast! Es leben doch merkwürdige Menschen in unserer Epoche — nichts kann sie entwaffnen, nichts begeistern, nichts zur Bewunderung hinreißen. Wenn sie kritisiren können, halten sie sich für gebildet — alle Eindrücke bei ihnen sind von dieser Monomanie des Kritisirens verlöscht und an der Stelle des Herzens haben sie ein Verkleinerungsglas, welches sie davor schützt, zu lebhaft zu fühlen. Merkwürdige Menschen — sie hätten wirklich einen Platz als Ausstellungsgegenstand im Industriepallast verdient.*)

.... Wir sind wieder unten in der Galerie, die wir zuerst betreten und ich muß dir jetzt das Gebäude, welches wir später im Detail mit all seinem prächtigen Inhalt besuchen werden, näher beschreiben.

Sechs Galerien laufen in concentrischer Form parallel mit der äußeren Galerie, welche den Palast umschließt. Die erste, also die bei weitem größte, enthält die Maschinen, Instrumente, Transportmittel &c. &c., die zweite — das was des Menschen Kraft und Geist der Mutter Erde Schoß zu entreißen gewußt hat — also die Metalle — die dritte umschließt alles was des Menschen Hände für seinen Leib, zum Schutz und zum Schmuck gearbeitet haben — die vierte das was er für seine Wohnungen bestimmt hat — die fünfte das Material, welches er gebraucht, um der Kunst und Wissenschaft zu huldigen — Claviere, Bücher &c. &c. — und endlich die sechste — die Erzeugnisse seiner bildenden und schaffenden Kunst!

Ich glaube, daß es nicht leicht möglich ist, eine vollständigere Classification des menschlichen Wirkens zu geben, zumal, wenn wir einige hier noch fehlende Gruppen im Parke dazu rechnen. Von dem rein Materiellen steigt diese Gruppirung bis zu dem rein Geistigen und ... der Leser weiß, daß die Galerien leider immer kleiner werden, je mehr sie sich dem rein Geistigen nähern!

In der Mitte des Palastes ist ein schön arrangirter, mit vielen Statuen geschmückter Garten, in welchem man von der langen Wanderung ausruhen kann. In der Mitte desselben erhebt sich ein kleiner runder Tempel, in welchem die Münzen, Maße und Gewichte aller Länder ausgestellt sind ... als wenn es noch nothwendig wäre, zu zeigen, daß d i e s der Mittelpunkt des Schaffens und Trachtens der meisten Menschen wäre!

Das ungeheure Oval des Palastes ist von sechszehn Radien, hier Sectoren genannt, durchschnitten, die natürlich sämmtlich im Centralgarten münden und denen man den Namen „Straßen" beigelegt hat, um sich schneller zurecht zu finden. Gewöhnlich trägt eine solche Straße den Namen des Landes, dessen Ausstellung sie durchschneidet.

Die aus Mitgliedern aller Länder zusammengesetzte Ausstellungscommission hat den Platz natürlich nach der Zahl der von jedem Lande eingesandten Ausstellungsgegenstände bestimmt, und da war es vorauszusehen, daß Frankreich nicht allein den größten Eifer zeigen, sondern auch durch die Leichtigkeit des Transportes am reichsten vertreten sein würde. Dieses Land nimmt mit seinen Ausstellungsgegenständen daher den größten Theil ein — mit Holland und Belgien die ganze Hälfte des Gebäudes. Die andere Hälfte ist in folgender Reihefolge occupirt: nach Belgien folgt Preußen und der norddeutsche Bund, dann die süddeutschen Staaten, Oesterreich, Schweiz, Spanien, Portugal, Griechenland, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, Italien, Kirchenstaat, Donaufürstenthümer, Türkei, Egypten, China, Siam und Japan, Persien, Afrika und Australien, Vereinigte Staaten von Nordamerika, Mexiko, Brasilien und Südamerika — und endlich Großbritannien, welches wiederum an Frankreich stößt.

Nach Frankreich ist der größte Flächeninhalt England zugetheilt — dann folgt Preußen, Oesterreich und Belgien. Nächstdem kommt Süddeutschland, dann die norddeutschen Staaten, die im Bunde mit Preußen stehn, die Schweiz, Rußland, Italien, die Vereinigten Staaten, Schweden, Holland, Spanien &c. &c.

Es ist durch diese Anordnung äußerst leicht, in diesem Chaos den Gegenstand zu finden, den man gerne betrachten möchte. Man durchschreitet die erste Straße, zu der man gelangt, bis zum Centralgarten und findet dort im Oval in großen Buchstaben die Namen aller Länder — man schlägt die Straße ein, welche zu dem Lande führt, welches man sucht und hält in der Galerie still, welche die in Frage stehende Gruppe enthält. Hier ist es eine kleine Arbeit, das zu finden, was man gerade sucht. Mit gewöhnlicher Geschwindigkeit kann man von allen Seiten des Gebäudes her in höchstens fünf Minuten zu dem Gegenstande gelangen, den man aufsuchen will.

Außer den vorher citirten sechs großen Gruppen enthält die Industrieausstellung noch vier andere, welche sich außerhalb des Palastes befinden. In der siebenten Gruppe sieht man die frischen und durch künstliche Mittel conservirten Nahrungsmittel der verschiedenen Nationen, und hierin sind die vielfachen Restaurationen, Biere und Kaffeehäuser der äußeren Galerie enthalten. — Die achte und neunte Gruppe bilden die Producte des Ackerbaues, der Gartenzucht und der Landwirthschaft — und die zehnte Gruppe endlich ist für Gegenstände

*) Vielleicht wird es den Leser interessiren, wahrheitsgetreu zu erfahren, wie der Kaiser dazu gekommen ist, seinen eilfjährigen Sohn zum Präsidenten der Weltausstellung zu ernennen. Diese Thatsache ist auf eine so lächerliche Weise gegen das Unternehmen und den Kaiser ausgebeutet worden, daß es wahrlich Zeit wäre, einmal die schlichte Wahrheit zu vernehmen. Man weiß, daß es eine noch vom Prinzen Albert eingeführte Sitte ist, daß ein Prinz — und gewöhnlich der dem Thron am nächsten steht — die Präsidentschaft der Ausstellung übernimmt; und um dem Ganzen mehr Glanz zu geben, wählten fast sämmtliche ausstellende Länder einen Prinzen zu ihrem Specialpräsidenten; so sind in der jetzigen Ausstellung z. B. Preußen, England, Italien, Holland, Schweden und Dänemark durch ihre Kronprinzen vertreten, Rußland durch den Herzog von Leuchtenberg, Belgien durch den Grafen von Flandern &c. &c.

All diese hohen Herren stehen in ihren Berathungen unter der Präsidentschaft des Landes, in welchem die Ausstellung stattfindet, und die einfachste Höflichkeit erfordert es wohl, daß dieser Präsident ein Mitglied des regierenden Hauses sei. Nun hatte, wie man weiß, der Prinz Napoleon nach seiner bekannten Rede von Ajaccio seine Entlassung als Ausstellungspräsident gegeben — und die kaiserliche Familie besitzt keinen andern Prinzen, welcher f ä h i g gewesen wäre, eine solche Aufgabe würdig zu lösen. Der Kaiser hat nach dem Erachten aller Verständigen daher diese Schwierigkeit auf sehr geschickte Weise gelöst, indem er die Leitung den fähigen Händen des Herrn Rouher und Le Play anvertraute und die Ehrenpräsidentschaft seinem Kronprinzen übergab. Es war dies ein einfacher Höflichkeitsact gegen seine hohen Gäste, bei dem, wie gesagt, er nicht einmal eine freie Wahl hatte. — Dies ist in wenigen Worten die Geschichte der „Demüthigung", die der Kaiser den anderen Nationen auferlegte, indem er ein Kind zum Präsidenten der Ausstellung ernannte.
D. B.

bestimmt, deren Zweck ist, das physische und moralische Leben des Menschen zu bessern und zu heben. — Hierhin gehören die Schulen, die Wohnhäuser ꝛc. ꝛc. Selbstverständlich befinden sich die drei letzten Gruppen im Park, welcher das Ausstellungsgebäude umschließt.

Der Leser wird — ich muß es wiederholen, nach dieser kurzen Aufzeichnung der Eintheilung des Ganzen sehen, daß es wohl nicht leicht möglich ist, den Menschen in seinem ganzen Wirken besser zu erfassen und ihn sich selber gegenüber zu stellen. — Dies war der leitende Gedanke dieser Ausstellung — und er ist in seinem großen Ganzen glänzend erfüllt. Wer jedoch wird sich wundern, daß bei einem so überaus großartigen Werke hier und da Fehler im einzelnen vorgekommen sind — daß dies oder jenes anders gemacht hätte werden können? Alle diese Kleinigkeiten verschwinden vor dem erschütternden Eindruck des Ganzen — und ich wiederhole hier nur, was ein jeder wohl gefühlt haben mag: Seitdem die Welt Welt ist, ist dem Menschen noch nie ein so vollendetes Bild seiner selbst gezeigt worden!

* * *

Jetzt treffen wir uns wieder, lieber Leser, nachdem wir diese erste Umschau der Ausstellung aus der Vogelperspective gemacht haben! — Was bleibt uns aber noch alles übrig, zu erwähnen, damit wir denen, die uns zuhören — nicht ein vollständiges Bild, denn das ist unmöglich, doch ein so viel wie thunlich annäherndes geben können!

Wir haben vergessen zu erwähnen, daß für Damen und für schlechte Fußgänger es sehr bequeme Rollwagen gibt, auf denen man durch Bedienten gegen eine kleine Vergütigung, so lange man will, durch die Galerien gezogen wird und bei jedem Gegenstande, den man näher besichtigen will, anhalten kann. — Daß für die Sicherheit der Person des Besuchers und der Ausstellungsgegenstände durch 553 uniformirte Polizeiagenten, 52 geheime Polizisten in Civilkleidern, 29 Sicherheitsbrigadiers und 110 Garden der Stadt Paris gesorgt ist, und daß nach zwölf Uhr nachts 100 Nachtwächter, die zweimal durch 100 andere ersetzt werden, mit Blendlaternen alle Winkel des Palastes und des Parks durchstöbern — daß ein ärztlicher Dienst eingerichtet ist nebst einer Apotheke, damit für jeden Unfall gleich Hilfe bei der Hand sei — daß du von der Ausstellung selbst telegraphiren, Briefe schreiben, absenden und solche empfangen kannst — daß für deine Toilettenbedürfnisse im weitesten Sinne des Wortes gesorgt ist — daß Divans und Ruhebetten für Damen in einem besonderen Lokal gegen eine kleine Bezahlung stets vorhanden sind — daß du nicht allein nach der Sitte deines Landes essen und trinken, sondern nach der eines jeden, das auf der Ausstellung vertreten ist — daß du die neuesten Journale und die neuesten Erscheinungen des Buchhandels augenblicklich findest — daß . . . o mein Kopf schwindelt — daß du mit einem Worte nur einen Wunsch zu denken brauchst, um ihn augenblicklich erfüllt zu sehen, . . . natürlich, wenn dich das Glück mit jener goldenen Wünschelruthe versehen hat, die man im kaiserlichen „Münzpalast“ prägt!

Jetzt, lieber Leser, wenn es mir gelungen ist, dir eine flüchtige Uebersicht dieses erstaunenswerthesten Werkes unserer Zeit zu geben — jetzt wollen wir uns hineinwagen und die schwindelnde Höhe des menschlichen Geistes anstaunen . . . jenes Riesen, den ein Kopfweh niederwirft und den das Stillstehn eines Pulses vernichtet!

Wie unendlich groß . . . und wie winzig klein der Mensch ist — komm mit mir hinein, ich will es Dir zeigen!

In den Silberbergwerken von Freiberg.

Von **Hermann Wagner**. Mit Illustrationen von **A. Toller**.

I. Im alten Elisabethschacht.

Es war am 22. Juli, als ich durch die hübschen Promenaden in die Straßen Freibergs einwanderte. Ich frug einen Mann nach dem „Rothen Hirsch“ und ward von diesem äußerst gefällig bis zu jenem Gasthof begleitet.

„Heute morgen hätten Sie kommen sollen! Heute ist der „Streittag“. Früh war große Bergparade. Von jeder Grube kommen außer den Steigern und Beamten eine Abtheilung von 25 Mann und marschiren in die Kirche. Die Bergleute haben Feiertag, erhalten eine Schicht bezahlt und der Prediger bekommt 5 Thaler.“ — „Streittag? was ist das?“

„Die Herren haben den Bergleuten alle Feiertage nehmen wollen, die sie früher hatten. Die Leute haben sich aber zusammengethan und sind mit Säbeln und Spießen dem Director vors Haus gezogen. Ein Bergmann hat den Director oben zum Fenster hinaus gehalten und gedroht, er wolle ihn hinunterfallen lassen, wenn er den Bergleuten nicht den Streittag ließe. Die andern unten haben dazu geschrien: Den Streittag müssen wir behalten! — Da haben die Herren müssen nachgeben und seit der Zeit wird er alle Jahre gefeiert.“

„Mit freiem Bier und Tanzvergnügen zum Abend?“

„Nein, aber eine Schicht wird bezahlt.“

„Nun dann sind die Bergleute noch ziemlich bescheiden bei ihrer Revolte gewesen. Wie viel Mann sind es?“

„Im Freiberger Revier arbeiten in allem gegen 8000. Der Verdienst ist aber gering. Die Häuer bekommen die Arbeit nach Kubiklachtern bezahlt und bringen die Schicht von 6 Stunden ungefähr auf 8 bis 9 Ngr. Davon haben sie aber noch das Oel zu den Lampen zu bezahlen, auch das Sprengpulver. Die Herren von der Rechnung sorgen sehr dafür, daß die Bergleute nicht zu viel bekommen und rechnen die Zehntellachtern, welche etwa darüber sind, deshalb lieber nicht mit. Hier, Herr, ist der „Rothe Hirsch“. Glück auf!“

Der Gastwirth meinte: „Es ist ein alter Räsonneur, der Mann, wie es allerorts einzelne gibt. Er läuft auch lieber mit der Trompete auf die Tanzböden und macht Musik, als daß er im Berg arbeitet.“

„Wie ist's aber mit dem Streittag?“

„Etwas Wahres ist daran. Sie werden, da Sie von der Chemnitzer Straße herein gekommen sind, in der Promenade das hübsche Schwedendenkmal gesehen haben, das an den Seiten einen Schweden, einen gewappneten Bürger und einen Bergmann trägt. Es bezieht sich auf die Belagerung, welche Freiberg im dreißigjährigen Kriege durch die Schweden unter Torstenson auszuhalten hatte. Damals halfen die Bergleute der Stadt so treulich, daß die Schweden unverrichteter Sache abziehen mußten. Zum Dank für jene Hilfe erhielten die Bergleute jenen Feiertag für „ewige Zeiten“. Als man später die zahlreichen kleinen katholischen Feiertage abschaffte, sollte auch jener Streittag mit beseitigt werden. Die Bergleute opponirten aber lebhaft dagegen und es mag wohl dabei zu einigen tumultarischen Auftritten gekommen sein, die sich durch die mündliche Ueberlieferung frischer im Gedächtniß erhalten haben, als die ursprüngliche Bedeutung.“

Im Gastzimmer lag ein Plan der Stadt Freiberg und seiner nächsten Umgebung aus. Rings um die Stadt waren Grubengebäude verzeichnet, ebenso waren durch schwarze Striche die in der Tiefe befindlichen Stollen und Strecken bemerkt, und man sah, daß wenigstens der dritte Theil der Stadt drunten von der Maulwurfsarbeit unterminirt war — ohne daß jedoch bei der festen Beschaffenheit des Gesteines irgend eine Gefahr für die Gebäude dadurch zu befürchten wäre. Der Grund ist Gneißfels, die ausgehöhlten wagerechten Gänge, vom Bergmann „Strecken“ genannt, sobald sie nicht mit einem Ende zu Tage ausgehen, sind niedrig und schmal und liegen 500 bis 2000 Fuß tief. Auch der Gasthof stand, wie sehr viele Häuser Freibergs, nach jenem Plane auf einer Silberader.

Am andern Morgen machte ich mich auf, um ebenfalls in die Tiefe zu fahren. Die Bergleute wanderten schon vor 5 Uhr von ihren Wohnungen in den Vorstädten und benachbarten Dörfern nach ihren Gruben. Nach 5 halten sie in einem besonderen Zimmer auf der Grube in altherkömmlicher Weise einen Gottesdienst mit Gesang und Gebet und fahren dann ein, so daß sie gegen 6 ihre Arbeit beginnen. Die einfache Schicht endet um 12. Abwechselnd arbeiten sie aber anderthalb oder Doppelschicht, so daß sie gewöhnlich binnen zwei Wochen 18 Schichten bezahlt erhalten.

Gegen 7 Uhr kam ich am Abrahamsschacht an, der etwa eine Viertelstunde von Freiberg entfernt ist. Man sieht von hier aus,



Vor Ort.

daß die Stadt in einer flachen, aber hochgelegenen Mulde liegt, rings umgeben von mäßig ansteigenden, flachgewölbten Bergrücken. Letztere sind von Getreidefeldern bedeckt, zeigen weder malerische Felsspitzen, noch Schluchten, noch Waldpartien, — nur rings um die Stadt in wechselnder Entfernung einen Kranz von aufgeschütteten Halden mit Grubengebäuden. Die Halden ähneln von fern tüchtigen Schanzen und bezeugen durch ihre Mächtigkeit das hohe Alter des Freiberger Bergbaues. Die ersten Gruben sollen hier 1169 angelegt worden sein, einzelne Spuren weisen sogar auf eine noch frühere Zeit zurück. Sie gehören Privatgesellschaften, Gewerkschaften, deren Mitglieder ihre Antheile nach „Euxen" berechnen. Schon in alter Zeit ward hier bei einer neuen Fundgrube die Zeche in vier Schichten getheilt, jede zu acht Theilen und der Theil zu vier Euxen, so daß die gesammte Zeche 128 Euxe umfaßt. Die gewonnenen Erze werden an die königlichen Schmelzhütten an der Mulde verkauft.

Der Abrahamsschacht gehört zu der Grube „Himmelfahrt", der bedeutendsten von allen; sie hat zehn solcher Schachte und beschäftigt allein gegen 3000 Arbeiter. Da sie vielfach von Fremden besucht wird, so ist das Herumführen derselben in ein System gebracht worden. Der Bergverwalter weist den sich meldenden Ankömmling an den Huthmann, der in seiner Wohnung zugleich eine einfache Restauration eingerichtet hat. Gegen das festgesetzte Honorar wird ein Führer besorgt.

Der Huthmann wandelte mich in einen Bergmann um; ich declamirte einen Vers aus dem alten Annaberger „Schönen Bergreyen":

„Gott ehr uns die frommen erzknappen
Ei wenn sie faren ein.
Arßleder und levne Kappen
Muß unser Berglgewandlich seyn,
Grubenscherper und Leuchtschüren,
Kumpasse die müssen wir han,
Wenn wir mit raußer dürren
Es sey denn unser gepüre, ja gepüre,
Sonst legt uns der steyger ab."

„Grubenscherper, was sind das?" fragte ich den Huthmann. — „Dort vor dem Hause sehen Sie einen Doppelhäuer, bei dem werden Sie die Scherper bemerken. Neben der Patronentasche hat der Doppelhäuer, — die höchste Rangstufe des gemeinen Bergmanns, — zwei Scherper in Scheiden stecken, zwei Messer mit knöchernen Griffen und kurzen Klingen. Sie dienen zum Abschneiden der Lunten und Schwefelfaden, — auch beim Frühstücken. Manche haben sogar noch ein drittes kleineres Messer, das sie, wenn sie sich entfernen müssen, in das Bohrloch einstecken, zum Zeichen, daß es besetzt ist. Die Doppelhäuer haben, wenn sie auf Schicht arbeiten, in sechs Arbeitsstunden 8 Ngr. 3 Pf. Die Lehrhäuer dürfen nur einen Scherper tragen und haben 7 Ngr. 2 Pf. in derselben Zeit. Die Bergknappen haben nur die Ledertasche am Gürtel."

„Was enthält diese Tasche?" — „Papierpatronen, Schwefelfäden, die Oelflasche und ähnliche Kleinigkeiten. Außerdem bemerken Sie am Gürtel noch die metallene Pulverflasche und am Riemen, der

um den Hals hängt, das Grubenlicht. Die gewöhnlichen Arbeiter brennen in verschlossenen Lampen Rüböl, Steiger und Fremde erhalten kurze gezogene Lichter in die vorn offene Laterne."

Mein Führer erschien. Es war ein bejahrter, etwas kränklicher Mann, der für gewöhnlich mit der Zustandhaltung der Pumpen beschäftigt war. Schon von fern wird das Interesse des Neulings durch einzelne Glockenschläge erregt, die in ziemlich gleichen Zeiträumen von dem höheren Grubengebäude des Abrahamsschachtes ertönen.

„Es sind dies gewiß Signale der Pumpen, welche die Grubenwasser heben?" frug ich.

„Ja," erwiderte er, „die Kunsträder liegen in einer Tiefe von 30 Ellen unter der Erde und werden durch Aufschlagswasser umgetrieben, welche 6 bis 8 Stunden weit herzugeleitet sind. Große Teiche fangen in jener Entfernung die Gewässer auf. Die Kanäle, welche sie herbeiführen, sind überdeckt, theils in Fels gehauen, theils gemauert, theils gezimmert. Sie vertheilen die Wasser an die verschiedenen Schachte und Werke. Die Gewerkschaft Himmelfahrt wird jährlich wohl gegen 6000 Thaler für die Wasser zu zahlen haben."

„Wohin gerathen denn aber die Aufschlagswasser, nachdem sie im Abrahamsschacht ihre Dienste gethan?"

„Sie werden in einem unterirdischen Kanale, einer sogenannten Rösche, nach dem Richtschacht geleitet, und von diesem in derselben Weise nach der Grube „Reiche Zeche". In beiden müssen sie wiederum Kunsträder treiben. Dann werden sie in Gemeinschaft mit den gehobenen Grubenwassern nach dem Stollen geleitet, der 15 Lachter (315 Fuß) tief liegt. Der Stollen führt die Wasser nach dem Muldethal, das von hier aus etwa $^{3}/_{4}$ Stunde weit entfernt ist. Hier im Abrahamsschacht treiben die Kunsträder auch die Gestänge, auf denen die Mannschaften ein- und ausfahren, ebenso heben sie die Frachten aus der Tiefe. Es fährt sich hier unbequem ein, besonders für den, der es nicht gewöhnt ist. Der Schacht ist saiger (senkrecht). Die Fremden fahren deshalb gewöhnlich im Alten Elisabethschacht ein, der viel bequemer zugänglich ist."

Also wanderten wir in Grubenkitteln und hohen Bergmützen nach dem Alten Elisabethschacht hinüber, der etwa 10 Minuten seitwärts liegt. Zur Belehrung für Fremde hatte der Aufseher daselbst eine Sammlung von 30 Gestein- und Erzarten angelegt, die im Schachte vorkommen. Der Berg besteht, wie erwähnt, der Hauptmasse nach aus Gneiß, der stellenweise schieferige Schichtung zeigt. Seine Lagen haben hier eine Neigung von 55 Grad. Er ist durchsetzt von Gängen anderartiger Gesteine. Vergleicht man den ganzen Berg mit einem großen, schrägliegenden Buche, so könnte man sich einen solchen Gang etwa vorstellen als ein Blatt buntes Papier, das man, strauch- oder baumartig ausgeschnitten, zwischen die Blätter des Buches gelegt hat; nur daß einzelne Zweige auch nach oben und unten sich ablenken, auch stellenweise Unterbrechungen vorkommen. An werthloseren Ganggesteinen waren Quarze, Kalkspathe, Flußspathe und Schwerspathe ausgelegt, als Erze, die zwischen letzteren vorkommen, besonders silberhaltiger Bleiglanz, Zinkblende, Arsenikkies, Kupferkies und Schwefelkies. Als Seltenheit war auch rothgiltiges Silbererz und etwas haarförmiges, gediegenes Silber vorhanden. Letzteres ähnelte einem kleinen Moosbüschelchen aus mattem Silber.

Wir fuhren ein. Der Bergmann fährt so viel zu Fuß, wie der Matrose zu Schiff. Er „fährt" auch in den Schacht, wenn er, wie hier, auf einer schrägliegenden Leiter Sprosse um Sprosse hinabsteigt. Er fährt in der Strecke „vor Ort", wenn er dorthin geht, wo weiter gearbeitet werden soll.

Es stieg sich sehr bequem in den Schacht hinab. Die Laterne, welche an einem Lederriemen auf der Brust hing, verbreitet ein helles Licht, das die Umgebung deutlich genug erkennen läßt, die Leitern lagen auf den schrägen Schichten des Felsens, auf dem „Liegenden". Dabei ist der Schachtraum etwa 10 Fuß hoch, ein Anstoßen deshalb nicht zu befürchten. Die Breite von Stoß zu Stoß, von einer Seitenwand zur andern, beträgt 32 Fuß. Die Leitersprossen sind zwar mitunter etwas ausgetreten, jedoch so wenig von einander entfernt; daß selbst das Brechen einer einzelnen nicht viel Unbequemlichkeit herbeigeführt haben würde. Zu beiden Seiten ist in Hüftenhöhe ein zweifingerdickes Drahtseil zum Anhalten aufgespannt, tiefer unten wird es durch hölzerne Stangen ersetzt.

Zur linken Hand schiebt sich auf Rollen geräuschlos und langsam eine Pumpenstange hinab und hinauf. Eine eiserne Pumpenröhre liegt unter ihr. Der Einfahrende ist durch Zimmerwerk vor einer Quetschung geschützt. Zur Rechten verwahrt ihn anderweitige Zimmerung vor einer Beschädigung durch die Fördertonnen, die hier mittelst kleiner Rollen auf schrägen Holzbahnen ziemlich rasch rasselnd und polternd hinauf und hinab glitten. In der Nähe des Ausganges setzte die aufsteigende Tonne einen Klingelzug in Bewegung, um droben ihr Nahen zu melden. Ein anderer Klingeldraht durchzieht den Schacht seiner ganzen Länge nach. Mit seiner Hilfe können die Förderleute in der Tiefe droben am Tage anzeigen, daß die neue Tonne zum Aufziehen fertig ist.

An einigen Stellen, an denen die Wand oder das Hangende aus mürbem Gestein bestehen, ist der Schacht gezimmert. Die Wasserperlen, welche Gestein und Zimmerung bedecken, belästigen nicht, nähren dagegen jene unterirdische Pilz- und Schimmelflora, deren Erforschung eine der ersten Arbeiten Alexander von Humbolds bildete, als er 1791—92 Schüler der Freiberger Bergacademie war.

Bei ungefähr 150 Fuß Tiefe erschien zur Linken die schwarze Oeffnung eines Seitenganges. „Dies ist die Rösche!" erklärte mein Pumpenmacher. „In dieser wird vom Abrahamsschacht Wasser herzugeleitet, das wir auf dem Elisabethschacht zur Speisung der Dampfmaschine brauchen. Es steigt in dem eisernen Rohre hinauf, das Sie gesehen haben. Die Maschine hat 12 Pferdekraft und treibt auch die Pumpen in der Tiefe. Sie hebt die Grubenwasser bis zum Stollen hinauf, zu dem wir bald kommen werden. Das überflüssige Wasser der Rösche rieselt ebenfalls nach dem Stollen."

Wieder anderthalbhundert Fuß stiegen wir tiefer, da kam die Oeffnung des Stollen zum Vorschein. Die Wasser der Rösche plätscherten an der Felswand herab und vereinigten sich mit den gehobenen Grubenwassern, um ihren Weg weithin nach dem Muldenthal anzutreten.

„Sie stehen auf diese Weise," bemerkte ich meinem Begleiter, „sowohl mit dem Freien, als auch mit dem Abrahamsschacht in Verbindung, und der Fall einer Verschüttung kann hier nicht vorkommen?"

„Durchaus nicht," erwiderte jener, „denn außerdem sind auch die Strecken noch mehrfach durchschlägig, d. h. sie gehen in verschiedenen Etagen der Grube in die ebenso tiefliegenden Strecken der benachbarten Gruben über. Von 20 Lachter (ca. 150 Fuß) zu 20 Lachter gehen von dem Schachte Strecken ab und verzweigen sich, je nachdem sie Gänge treffen und verfolgen. Neuerdings hat man jedoch angefangen, der Ersparniß wegen in Abständen von 30 bis 40 Lachter Strecken zu treiben."

„Wie viele solcher Etagen hat der Elisabethschacht?"

„Er hat $9^{1}/_{2}$ Gezeugstrecken, jede zu 72 Ellen, der Abrahamsschacht geht aber bis $11^{3}/_{4}$, hat also gegen 1800 Fuß Tiefe." Wir waren währenddem weiter abwärts gestiegen, hatten die Pumpenstange jetzt zur Rechten und gelangten zu der ersten Gezeugstrecke, an welcher ein Zimmermann beschäftigt war, die schadhaft gewordene Zimmerung der Strecke auszubessern. Der Bretterboden, der hier quer durch den Schacht ging, bot Gelegenheit zum Ausruhen. Eine Fallthür ward dann aufgehoben und wiederum stiegen wir anderthalb hundert Fuß tiefer hinunter bis zur zweiten Strecke. In diese beabsichtigten wir einzufahren. Der Schacht ist an jeder solcher Stelle etwas erweitert; dadurch wird es ermöglicht, die Erze, welche man aus den Strecken herbeischafft, zunächst anzuhäufen und dann in die Tonnen einzufüllen. Ein weißes Rechteck war auf die glattgehauene Felswand gemalt und „71 Lachter Teufe" darauf eingemeißelt und schwarz geschrieben.

Am Eingange in die Strecke machte sich das Herabträufeln des Grubenwassers besonders stark bemerklich. Die Strecke selbst würde mit einem engen, ziemlich winkeligen und unregelmäßigen Kellergange zu vergleichen sein, der eine Viertelstunde weit und noch weiter wagerecht fortgeht. Die Unregelmäßigkeit ist besonders dadurch hervorgerufen, daß man sich beim Lossprengen des Felsen von den schrägen Schichten des Gneiß hat leiten lassen. Die Wand zur Linken hing schief über, jene zur Rechten trat oben ebensoviel zurück. Ab und zu sprangen auch noch extra Felszacken vor, die zum Seitwärtsbiegen oder Bücken nöthigten. Der Fußboden, die Sohle der Strecke, war sehr naß. Querüber lagen Holzschwellen, auf diesen in der Mitte ein etwa 8 Zoll breites Brett, das bei jedem Schritte auf das helle Wasser aufplatschte. Es gehörte erst etwas Gewöhnung dazu, gleichzeitig die Wände der Strecke zu mustern, den Vorsprüngen auszu-

weichen und auch unten die richtige Mitte zu behalten. Da eben erschien in der Wand ein Gang aus schneeweißem Kalkspath, an welchem das durchträufelnde Wasser lange Tropfsteinzacken gebildet hatte. Ein paar Schritte weiterhin hingen ähnliche Zacken, dünn und lang wie Bleistifte, aber von schwarzbrauner Färbung, die sie wahrscheinlich aufgelöstem Eisen verdankten. Ich griff nach einer derselben — patsch! — da versank ich auch schon mit dem einen Beine fast bis an das Knie ins eiskalte Wasser und in den weichen Schlamm! Gefährlich war's am Ende nicht — aber naß und kalt. Bei der mäßigen Tiefe der Strecke unterhalb der Erdoberfläche (gegen 500 Fuß) waren Luft und Wasser auffallend kühl, so daß selbst der Bergmann meinte, man könne hier einen Shawl gut vertragen. Der Hauch bildete dicke Dampfwolken und dabei strich eine scharfe Zugluft durch die Strecke. Der Wetterwechsel war hier ein vorzüglicher und von schlechter Luft keine Rede.

Die Wand zur Rechten zeigte an der Firste eine Stelle mürben Gesteins, eine Kluft, durch welche das Wasser hindurchperlte. Es rieselte ausgebreitet an der festen Gneißplatte herab, die von Eisensinter ganz schwarz gefärbt war. In Kopfhöhe waren einige zusammenlaufende Riesen eingehauen, die das Wasser zu einer kleinen Rinne des Steines leiteten.

„Welchen Zweck haben diese Rinnen?"

„Die Bergleute trinken hier, wenn sie Durst haben. Sie halten die Rohrhülsen, die sie beim Besetzen der Bohrlöcher brauchen, hier an die Rinne und der Brunnen ist fertig."

„Ist das Grubenwasser schmackhaft und gesund?"

„Sonst gilt's nicht gerade als gesund; die Leute sollen leicht Ausschlag danach bekommen, an den Stellen aber, wo die Wand schwarz wird, ist's gesund."

Nachdem wir bereits ein paar Mal in Seitenstrecken eingebogen waren, trafen wir auf eine neue Strecke, an deren Anfang die weiße Tafel den Namen „Benjamin-Spath" trug. Ein großer Theil der Wand bestand hier aus Kalkspath, vielleicht auch mit Schwerspath gemischt. Jetzt standen wir vor einer kurzen Leiter, die nach einer Oeffnung in der Firste führte.

„Wir treffen hier auf eine alte Strecke aus dem Rothgrubener Revier. Die Alten haben etwas zu hoch fortgearbeitet und deshalb ist unsre Strecke nicht genau mit jener zusammengetroffen. Wir sind also hier an einem Durchschlag, an welchem Strecken sich vereinigen, die von zwei verschiedenen Schachten aus getrieben worden sind."

Wir kletterten sodann theils auf der erwähnten Leiter, dann mit Hilfe oben liegender Querbalken nach der höheren Strecke hinauf.

„Den Gang," erklärte der Führer, „an den wir jetzt kommen, hatte man früher liegen lassen. Er schien taub zu sein. Neuerdings haben wir ihn wieder aufgenommen und eine hübsche Bleiglanzader in ihm getroffen, die durch einen Förstenbau ausgebeutet wird. Wir wollen in letztern einsteigen, um die Leute bei der Arbeit zu sehen. Beim Förstenbau verfolgt man die Erzadern im Ganggestein von unten nach oben und geht auch seitlich ihren etwaigen Verzweigungen nach. Beim Strossenbau geht man in umgekehrter Richtung von oben nach unten. Beim Förstenbau arbeiten die Häuer zunächst stehend, soweit sie aufwärts reichen können, dann setzen sie Holzböcke, um sich darauf zu stellen. Haben sie etwa doppelte Mannshöhe hinaufgearbeitet, so spannen sie aus gebrannten Ziegeln einen gemauerten Bogen als Decke der Strecke, und versetzen auf diesem mauerartig das losgesprengte unbrauchbare Gestein, den Berg, während die Erze zu Tage gefördert werden."

Ziemlich mühsam kletterten wir in einem sehr unregelmäßigen Schlot hinauf, der mitunter nicht weiter war, als daß ein schmächtiger Mann sich durchwinden konnte.

„Auf dicke Leute scheinen Ihre Förstenbaue keine Rücksicht zu nehmen," bemerkte ich meinem Alten.

„Fette Häuer gibt's nicht," lachte dieser. „Die Erzader wechselt sehr nach ihrer Mächtigkeit; bald wird sie breiter und dicker, bald dünner und schmäler. Stellenweise setzt sie ganz aus oder ändert die Richtung. Die Erde ist früher lauter Feuer gewesen. Alle Berge sind geschmolzen aus der Tiefe heraufgequollen. Beim Erkalten haben sie Sprünge und Risse erhalten, und in diesen haben sich dann die Spathe und Erze eingesetzt, die als Dampf aus der Tiefe heraufgestiegen sind."

„Es ist dies, lieber Mann," entgegnete ich, indem ich mich einen Augenblick zum Ausruhen niedersetzte, „es ist dies die Ansicht, welche Ihre berühmten Bergacademiker Alexander von Humboldt, Leopold von Buch, Bernhard von Cotta und andere aufstellten und vertheidigten, die sogenannte „plutonische." Vor dieser suchte Ende vorigen Jahrhunderts Ihr ebenfalls berühmter Freiberger Professor Werner ebenso ausschließlich alles Mögliche durch Absetzung aus dem Wasser, „neptunisch", zu erklären. Ihre Bergacademie hat gerade in der Geschichte der Geologie eine Weltrolle gespielt. Jede solche Ansicht ist natürlich eben nur ein Erklärungsversuch, eine Hypothese, die so lange gilt, bis jemand eine bessere bringt. Dabei gewesen ist ja doch niemand, wie die Berge mit ihren Erzadern damals entstanden, und wir können nur durch Beobachtungen der Gegenwart Schlüsse auf die Vergangenheit versuchen. Neuerdings haben mehrere tüchtige Gelehrte, z. B. Bischof am Rhein, nachgewiesen: es sei wahrscheinlicher, daß die meisten älteren, sogenannten plutonischen Gesteine, zu denen der Gneiß gehört, sowie die in ihnen vorkommenden Gänge und Adern, nicht ursprünglich in dieser Form entstanden seien, wie wir sie gegenwärtig finden, sondern daß sie sich während der langen Zeit ihres Bestehens vielfach umänderten, metamorphosirten. Hierbei nun gerade hat, nach dieser Meinung, das fortwährend durchsickernde Wasser die wichtigste Rolle gespielt, auch beim Bilden der Gänge und Erzadern. Die von Tage aus eindringenden Gewässer lösten während langer Zeiträume die Spathe und Metalle aus den meilenweiten Schichten des Berges auf und setzten sie in mannigfachen Verbindungen in den Klüften wieder ab. Dort veränderte es dieselben wiederum in mehrfach verschiedener Weise, wie ja aufmerksame Bergleute es in den Strecken und Gängen noch jetzt mit Augen sehen. Das Auskeilen mancher Gänge, nach unten, das Auftreten von Nestern, die verschiedene Mächtigkeit und Verästelung der Gänge und manches andere erklärt sich viel leichter, wenn man die auflösende Kraft des Wassers, sowie die chemisch-elektrische Thätigkeit der Gesteine und ihrer Lösungen ins Auge faßt. Dabei bleibt die Möglichkeit des ersten Entstehens bestimmter Berge sowohl durch Wasser- als durch Feuerkraft offen gehalten."

„Glück auf!" grüßte der Alte die beiden Häuer, die wir jetzt erreichten. Sie saßen auf Brettpfosten, die sie zwischen den Gesteinen eingeklemmt hatten, der eine sogar über dem Kopfe des anderen, und meißelten mit gleichförmigen, wuchtigen Schlägen Bohrlöcher in den festen Gneiß. Das Gestein ist so hart, daß es am Meißel Funken sprüht. Die Meißel oder Bergeisen sind an der Spitze verstählt. Zu einem vollständigen Gebind Bergeisen gehören acht Stück, die in ihrer Länge von 8 bis 28 Zoll wechseln. Der Arbeiter muß durch die Erfahrung den richtigen Blick erhalten, an welcher Stelle und in welcher Richtung er das Bohrloch in den Berg einzutreiben hat, so daß er weder Zeit noch Pulver unnütz verschwendet. Er richtet an der Wand mit dem kurzen Meißel zunächst eine ebene Fläche her, auf welche er das Bohrloch eintreiben kann. Er dreht dann beim Bohren nach jedem Schlage das Eisen etwas, und nimmt ein längeres, sobald das kürzere nicht mehr ausreicht. Oftmals rieselt während der Arbeit das Grubenwasser von selbst in das Bohrloch und bildet mit dem Bohrstaub einen Brei, der von Zeit zu Zeit mittelst des Krätzers beseitigt wird. Soll schließlich das Bohrloch mit Pulver besetzt werden, so muß es ausgetrocknet werden. Zuerst nimmt der Arbeiter eine Hand voll staubartigen Grubenkleins und füllt es in das Bohrloch, damit es das Wasser aufsaugt. Er entfernt es dann mit dem Krätzer und setzt die Hülse mit dem Sprengpulver ein. Aus der blechernen Pulverflasche füllt er das Sprengpulver in eine Papierhülse. Auf ein Bohrloch von 20 bis 24 Zoll Tiefe gewöhnlich vier Loth. Die Körner des Sprengpulvers sind ansehnlich groß, etwa wie Linsen oder mittelmäßige Erbsen, dabei unregelmäßig eckig. Gleichzeitig steckt er noch die Lunte in die Patrone. Die Lunte ist etwa so dick wie ein Taubenfederkiel, hat eine geflochtene Zeughülle, die entweder doppelt und wasserdicht ist, oder durch einen Theerüberzug noch besonders gegen die Feuchtigkeit geschützt wird. Der Besatz der Bohrlöcher mit Lunten ist weniger gefährlich, als jener mittelst Nadel und Hülse. Auf die Pulverpatrone kommt eine Lehmwolger — einer spannelangen Gänsenudel ähnlich — die festgestampft wird. Ist der Schwefelfaden an der Lunte befestigt und angezündet, so entfernt sich natürlich der Mann bis zum Losgehen des Schusses.

Beim Weiterklettern im Förstenbaue trafen wir auf ein zweites

Paar Häuer, die eben, im Geklüft sitzend, beim schwachen Schimmer der Grubenlampe ihr einfaches Mittagsmahl verzehrten.

An dieser Stelle bot sich uns ein Anblick, der ganz den Schilderungen der unterirdischen Herrlichkeiten entsprach, die man, wenn man sie in Büchern findet, leicht für phantastische Uebertreibungen hält. Die Erzader war gerade in einer Breite von vier Fuß bloßgelegt und verzweigte sich nach mehreren Seiten hin. Das ganze Gewölbe funkelte von blitzendem Bleiglanz. Stücke von einem Quadratfuß Oberfläche lagen am Boden. Hier war glitzernd und schimmernd Erz die Fülle, silberhaltiges obendrein. Ein paar Schritte weiter zeigten sich die reizendsten Quarzdrüsen, für den Bergmann zwar ohne Werth, desto interessanter aber für den Naturfreund. Faustgroße Höhlungen waren ringsum von den zierlichsten Bergkrystallen besetzt. Goldleuchtende Schwefelkiese blitzten aus dem schneeweißen oder glashellen Quarz hervor. Rother Eisenspath und Ockeradern durchzogen die glänzenden hellen Flächen. Es sah aus, wie in einem Feenmärchen — nur die Koboldchen fehlten, von denen Agricola seiner Zeit ganz ernsthaft eine naturgetreue Beschreibung gibt. „Zu St. Annaberg," sagt er, „hat ein böses Bergmännlein im Schachte „Rosenkrone" zwölf Arbeiter durch sein Hauchen in der Höhle umgebracht. Sein Blasen kam aus einem Rachen wie der eines Pferdes, es hatte einen langen Hals und gräßliche Augen in der Stirn. Ein anderes hauste zu Schneeberg mit schwarzer Mönchskutte. In der St. Georgens-Höhle hob es einen Arbeiter von der Erde auf und setzte ihn mit großem Leibesschaden zu oberst auf den Boden. Die gutmüthigen Kobolde dagegen sind drei Spannen lang, fügen keinen Schaden zu, wenn sie nicht verlacht oder gescholten werden. Sie graben die Erde, gießen Wasser hinein, sind unverdrossen, arbeiten jedoch nur zum Scheine, in der That thun sie nichts. Sie tragen als ältere Männer weiße Hauptkappen am Hemde und ein Leder hinten, werfen zuweilen mit Steinchen nach den Bergleuten und sind meist in erzreichen Zechen."



Am „Hund".

Heutzutage glaubt selbst der einfachste Pochjunge nicht mehr an Kobolde und Erdgeister, wenn er auch von geologischen, geognostischen und chemischen Theorien der Gesteine und Erzbildung nichts weiß. Seit die Gefahren des Erzbergbaues zum größten Theile beseitigt sind, ist auch die Furcht mit ihren phantastischen Gebilden verschwunden — nur die Klagen über die geringen Tagelöhne werden noch laut. In dieselben mischten sich hie und da auch Anspielungen, die gerade von keiner übergroßen Begeisterung für diejenigen Vorgesetzten zeugten, in deren Händen die Zahlungsgeschäfte liegen. Bei der augenblicklichen Höhe der Lebensmittelpreise ist dies nicht zu verwundern und sobald sich in Freibergs Nähe Gelegenheit zu lohnenderem Verdienst bieten würde, dürfte es den Gruben bald schwer fallen, für die alten Löhne hinreichende Arbeiter zu erhalten. Zu Arbeitseinstellungen und zum Auswandern scheinen die Leute zu arm zu sein.

In der Nähe der erwähnten Häuer war ein Bursche von etwa 16 Jahren beschäftigt, die reinen Bleiglanzstücke sofort von den Ganggesteinen abzuschlagen und in einem Kübel zu sammeln. Die erzlosen Gang- und Bergstücke wurden unterhalb zum Versetzen angewendet, alle solche Stücke dagegen, die Erz in Körnern eingesprengt enthielten, ebenso der bei der Arbeit entstehende Abfall ward für sich gesammelt um droben zu Tage weiter geschieden zu werden. Mit dieser Maulwurfsarbeit fährt der Bergmann fort, immer dem Gange nach weiter bohrend und sprengend, unter sich mit taubem Gesteine zusetzend, bis entweder die Erzader völlig verschwunden oder bis er in die darüber liegende Strecke gelangt. Bei dem Versetzen und Auffüllen läßt er in gewissen Entfernungen einen steilen Schlot nach der unteren Strecke, eine Rolle, offen, um durch dieselben die Scheideerze sofort nach der Strecke zu stürzen.

Nachdem wir wie Schornsteinfeger an einer andern Stelle des Förstenbaues wieder durch ein steiles, enges Schlupfloch hinabgeklettert waren, kamen wir auf die Strecke zurück und an zwei solcher Rollen vorbei. Zu beiden Seiten derselben sind in der Strecke der Vorsicht wegen in halber Mannshöhe Drahtseile querüber gezogen, um auf die Rolle aufmerksam zu machen, damit beim Herabstürzen der Erze den unten Befindlichen kein Leids geschieht.

Durch solche und andere Vorsichtsvorkehrungen sind denn die Unglücksfälle in den Freiberger Gruben sehr selten geworden. So kam z. B. während des Jahres 1865 in den sämmtlichen Gruben des Freiberger Reviers, in denen gegen 8000 Personen beschäftigt sind, ein einziger Unglücksfall mit tödtlichem Ausgang vor. Ein Lehrhäuer ward nämlich im Förderschacht von der aufgehenden Tonne erfaßt, mit hinaufgezogen und an dem nächstfolgenden Querschlage zerdrückt.

In den Strecken entlang schafft man die Erze mittelst kleiner Karren, der sogenannten „Hunde". In den oberen Strecken hat man sogenannte „ungarische Hunde" von 3 Fuß Länge, 18 Zoll Breite und 6 Zoll Spurweite. Sie rollen ziemlich leicht auf den Brettern der Stollensohle entlang. In den tieferen Strecken sind Eisenbahnen eingerichtet und die Hunde deshalb größer. Sie fassen dort gleich eine Tonnenladung Erze von 30 bis 40 Centnern.

Beim Weiterwandern trafen wir auch einen sogenannten Durchschnittsschacht, der von der Strecke aus hinabführte. Zimmerleute waren eben mit Ausbessern desselben beschäftigt. An seiner oberen Mündung war eine Winde, mittelst welcher zwei Mann durch Kurbeln die Bauhölzer hinabließen.

Nach Versicherung meines Führers waren wir jetzt unter den ersten Häusern der Stadt, in gerader Entfernung etwa eine Viertelstunde von unserem Einfahrtsschacht. Wir kehrten zurück. Da die Arbeit in den unteren Strecken ganz in gleicher Weise geschieht wie in den obersten, so unterließ ich es, noch tiefer hinabzufahren.

Das Aufsteigen im Schacht ist natürlich anstrengender als das Hinabsteigen und man fühlt Mitleid mit den Arbeitern, die nach anderthalber oder doppelter Schichtarbeit noch eine Höhe von 1500 Fuß oder mehr, d. h. viermal so hoch als die Cheops-Pyramide, auf einer Leiter hinaufsteigen müssen, ehe sie das Tageslicht wieder zu sehen bekommen. Trotzdem, daß in dem Schachte, den wir besucht hatten, 3 – 400 Mann arbeiten, überkommt einen doch das Gefühl der Einsamkeit in den langen, langen Strecken. Die Leute vereinzeln sich in den verschiedenen Etagen des sehr weitläufigen Baues außerordentlich.



Auf der Ausfahrt.

Als wir uns nach unserer fast vierstündigen unterirdischen Wanderung in der Stube des Huthmannes mit Speise und Trank etwas erholten, gesellten sich ein paar Bergschüler zu uns, junge hübsche Leute, die eben von einem Urlaub zurückkehrten. Die Bergschule (nicht mit der Bergacademie zu verwechseln) umfaßt gegen achtzig Schüler in 4 Klassen. Die Schüler derselben sind meistens Söhne unbemittelter Bergleute, sie arbeiten deshalb während des Vormittags eine Schicht in der Grube und verdienen sich dadurch ihren Unterhalt. Nachmittag von 3 Uhr an haben sie unentgeltlichen Unterricht und bewerben sich später gewöhnlich um Stellungen als Steiger u. dergl. Die Academie wird nur ausnahmsweise von solchen ärmeren Arbeitern besucht, da sie zu viel Zeit und Kosten beansprucht.

In den Mußestunden, welche den gewöhnlichen Grubenarbeitern noch bleiben, suchen die meisten auf irgend eine Weise noch etwas zu verdienen. Die einen arbeiten als Flickschuster, andere als Handarbeiter, wieder andere bebauen ein Stückchen Feld u. dgl. Für den Schulunterricht der mehr als 6000 schulpflichtigen Kinder wird zwar die Hälfte der Kosten von der Staatskasse und Bergknappschaftskasse getragen, die meisten Familienväter sind aber gezwungen, ihre Knaben schon in ziemlich früher Jugend angestrengt mitarbeiten zu lassen. Wenn dies für die körperliche und geistige Ausbildung der letzteren nicht geradezu nachtheilig ist, so sind die armen Bürschchen doch wenigstens zu bedauern. Während der Landmann seinen Pferden in der Jugend Freiheit zum Umtummeln und zur ungestörten Entwickelung läßt, mag den kleinen Bergmannsjungen wenig Zeit zu einem fröhlichen Kinderspiele übrig bleiben.

Stereoskopen von der Brennerbahn.

Ich habe schon manchen Laien eine unbestimmte Verwunderung darüber ausdrücken hören, wie ungeschickt es doch vom bösen Zufall gemacht sei, daß die Wege von Nord nach Süd in den Alpen überall an einer Stelle verrammelt wären, wogegen es deren so viele ebene Seitenthäler gen Ost und West gäbe. Man sollte meinen, sagten sie, es müsse an irgend einer Stelle zwischen den endlosen Bergzügen durchzukommen sein, ohne über eine in die Quere hereingelegte Felsenmauer klettern zu müssen.

Dieses Klettern wird aber den Pilgern nach Hesperien nicht von einem dummen Ungefähr, welches beim Heraufbrechen der heißen Schichten aus der schwanken Erdkruste obwaltete, auferlegt, sondern ist vom Wesen der Dinge unzertrennlich. An welcher Stelle immer man sich durch die Alpen südwärts hindurchdrücken wollte, überall wird man einen Punkt erreichen, von welchem aus die Wasser in dieser Richtung nach Norden, in jener nach Süden rinnen müssen. Daß aber eine solche Wasserscheide inmitten von Ländern, deren Boden durch eine so bedeutende Mannigfaltigkeit von Hebungen und Senkungen ausgezeichnet ist, sich selbst überall nur auf einer ansehnlichen Höhe befinden kann, ist einleuchtend.

Die niedrigste Stelle des ganzen deutschen Gebirges, an der

die Fluten, die hier der Donau, dort dem südlichen Meer zurauschen, sich trennen, befindet sich mitten in Tirol und heißt der Sattel des „Brenner." Außer dieser verhältnißmäßig geringen Erhebung bietet er uns Deutschen für den Verkehr mit dem befreundeten Königreich Italien noch den schönen Vortheil, daß eine über ihn gezogene Linie gerade in die Mitte der Halbinsel fällt.

Die Schwierigkeit des wundersamen Baues bestand weit mehr in der Enge der Thalschluchten, an deren Wänden der Eisenweg eingehauen werden mußte, im Kampfe mit dem Gestein, durch welches hindurch man Schachte grub, im Ringen mit den unbändigen Strömen, in der Abwehr der Lawinen, welche von jähen Hängen herabrollen.

Versetzen wir uns mit einem Schlage vor den Schauplatz der Arbeit. Zu diesem Behufe ist es nothwendig, nicht den gewordenen, sondern den werdenden Schienenweg zu sehen.

In einer Schlucht läßt die Eisack kaum eine Klafter Raum neben der uralten Poststraße, deren Vollendung dem Mittelalter ein Wunder war. Die Sonne brennt, daß den nordischen Fremdling Schweiß überrieselt, wenn er nur den Arm ausstreckt oder einen Fuß bewegt. Die Arbeiter aber, welche Blöcke wälzen, mit Hebestangen, Lasten bewegen, auf rollenden Kieswägen über die Nothschienen fahren, bis an die Hüften im reißenden Wasser stehen, um die untersten Quadern des Dammes zu befestigen, diese tragen eine Haut zur Schau, welche die Absonderung des Schweißes überwunden hat. Unter 10 sind ihrer 9 Italiener. Sie sind von Anstrengung, Hitze und dem mit Jauche gebeizten Staub der Bergstraße, welche an ihren Arbeitsplätzen vorüberführt, so eingelaugt, daß sie ohne Beschwerde jetzt Frohnen aushalten, welche den Neuling aus der kühleren Luft jenseits des Brenners erschöpfen und aufreiben würden. Hier liegt ein Ermüdeter im Schatten eines Blockes auf dem bloßen Geröll und schläft. Ein junger Bursche trägt zwei Kessel voll Wasser an einer Hebstange, die er im Flusse vollgeschöpft hat, und bietet die laue Flüssigkeit den Lechzenden. Ein anderer bemüht sich, von den überhängenden Reben am Geländе eine Traube wegzureißen, obwohl diese vom Eigenthümer mit Kalkbrühe überstrichen worden ist. Ein dunkelfarbiger Greis mit weißem Barte schiebt an dem nämlichen Karren, an welchem sein zehnjähriger Enkel, ein fast nackter Knabe, nebenher geht und von Zeit zu Zeit mit seinen schwachen Armen nachdrückt, wenn der Alte stille steht, um Athem zu holen.

Ueber den hohen Gerölldamm, der mit unsäglichen Anstrengungen aus dem Flusse gegen die Wand her aufgeführt worden ist, knirschen die Räder eines Wagens, auf dem ein bleicher Mensch nach dem „Ospedale dell'impresa" (Spital der Bauunternehmung) gebracht wird. Man hat heute morgen in dem Tunnel, durch welchen die hervorstehende Felszunge, an der sich der Fluß schäumend anstaut, durchbohrt wird, gesprengt, und der Mann hat sich, durch die Gewöhnung der Gefahr verleitet, zu nahe an der Mine gehalten, welche ihm die Beine zerschmetterte. In einer anderen hölzernen Hütte wird eben der Wochenlohn ausbezahlt. Dichtgedrängt steht eine Menge magerer, eingefallener, zerlumpter Gestalten davor und stiert mit unbeweglichen, gierigen Blicken auf das Geld hin, welches ihnen Mark und Muskeln durch Metall vergütet.

Unten am Damme steigt Rauch auf. Sie kochen Maismehl (Polenta) in einen Brei zusammen und rühren mit klafterlangen Stöcken darin herum. Die Masse in dem großen Kessel sieht wie das flüssige Wachs aus, mit welchem Stubenfußböden gebohnt werden.

Andere Nahrungsmittel kennen die wenigsten. Längs der ganzen Linie von Innsbruck bis Bozen, zwischen Felstrümmern, am Ufer der Bergströme, in den triefenden Schachten des Tunnels lodern zahllose Feuer, an welchen die magere Polenta bereitet wird. Da die Leute es vorziehen, einen bestimmten Arbeitsgegenstand, ein „Object," die Herstellung einer Mauer, die Abtragung eines Felsschutthaufens, das Zusammenschleppen von Steinen, sich nicht im Tagelohn bezahlen zu lassen, sondern die Vollendung der Arbeit in „Accord" nehmen, so sieht man sie in später Nachtstunde und vor Sonnenaufgang mit Fackeln an der Arbeit, am Kampfe mit dem Gestein und der Flut.

Ich habe gesagt, daß sich unter zehn Arbeitern neun Italiener befanden. Wenn ich hinzufüge, daß das arbeitende Heer zeitweilig aus dreißigtausend Köpfen bestand, so läßt sich annehmen, daß dessen vierjähriger Aufenthalt auf der Brennerstraße nicht ohne Einfluß auf die Physiognomie der Gegend blieb. In der That wurde vor den Thoren von Innsbruck nicht minder wälsch gesprochen, als im Botzener Burgfrieden, in welchem man seit Jahrhunderten an die romanischen Laute der gelben Gesichter gewöhnt ist. Jeder Kramladen schaffte sich seine Aufschrift in zwei Sprachen an. Die Bauern von Gloggensachsen fingen an, venetianisch zu reden, und die Mannen der Lande, von welchen der ostgothische Sagenkreis zu erzählen weiß, die Einwohner des Landes „Tirol im wilden Tann", von welchem eine mittelhochdeutsche Dichtung singt, beflißen sich der Zunge dieser Proletarier, um ihnen ihre Kreuzer abnehmen zu können.

Die Arbeiter waren die Pioniere des Romanenthums. In anderen Ländern erlernt der Fremdling die Sprache des Bodens, hier geschah das Umgekehrte. Auf dem Bahnhofe zu Botzen war bis vor wenigen Wochen ausschließlich die Inschrift: Stazione Bolzano angebracht, und nie fiel es dem Conducteur ein, die von Botzen südlich gelegenen Haltepunkte wie: Branzoll, Auer u. s. w. in dieser ihrer wirklichen Form auszurufen, sondern sie schrieen den Deutschen im eigenen Lande ihr Branzollo, Ora u. s. w. zu, bis endlich unmuthige Bürger dem Unfug ein Ende machten. — —

In den vielen Beschreibungen, welche von mittheilsamen Touristen geliefert wurden, lese ich wohl von der Finsterniß endloser Tunnels, von jähen Abhängen, an welchen der Zug hindampft, und Dämmen, von welchen herab der Anblick Schwindel erregt. Indessen sind alle solche Merkwürdigkeiten, wenngleich nur vereinzelt und nicht in dieser oft mehr als pikanten Reihenfolge, auch an den Bahnkörpern solcher Länder zu sehen, in welchen sonst das Maulthier nicht „im Nebel seinen Weg sucht". Aber das ist eben auch nicht das Merkwürdigste an den Riesenarbeiten der Bergstraße. Es liegt auch gar nicht auf der Bahnstrecke, was mir am meisten Verwunderung abgenöthigt hat, sondern in einiger Entfernung davon, und konnte also auch von den fahrenden Berichterstattern nicht gesehen werden.

An einer Stelle, nicht weit vom Brenner entfernt, ist es nothwendig geworden, das Bett der rauschenden Sill, des Bergstromes, in dessen Thal der Schienenweg sich von Innsbruck bis nahe zur Paßhöhe hin hält, abzuleiten. Wohin? Diese Frage war in Anbetracht der Enge des Thales, besser der Schlucht, allerdings einfach zu beantworten, indem kein anderer Ausweg gegeben ist, als in den anstoßenden Berg hinein. Und so geschah es.

Es wurde dem Bache ein regelrechter und sehr langer Tunnel gegraben. In diesen stürzt das Wasser hier durch eine Stromschnelle herein, dort in weißen Wirbeln hinaus. Mitten im Schachte liegt undurchdringliche Nacht. Wenn man den schmalen Weg hingeht, welcher zwischen dem Gewölbe und der Bergflut übrig gelassen worden ist, dabei die Hand vor den Augen nicht sieht und vor dem rasenden Wiederhall der Wellen in dem wohlgemauerten Gewölbe schwerlich eine Kanone hören würde, welche man neben unserem Ohre abschösse, so muß man sich gestehen, daß hier von Menschenhand ein Ort des Schauders geschaffen worden ist, dessen Besuch sich dem verehrlichen, sensationsbedürftigen Publikum dringend empfiehlt. Die Reisehandbücher sprechen rühmend von mancher „Klamm" in den Alpen, das heißt, von einer jener dämmerigen, dunstdurchfeuchteten Schluchten, in deren Tiefe ein grüner Bach lärmt. Aber auch in dem wildesten dieser Wasserengpässe sieht man über sich noch einen Streifen Himmel — hier stockt unbewegliche Nacht, und die Akustik des geschlossenen Gewölbes wirft den Schall so wirr und so mannigfach zurück, daß man die brüllenden Wasser bald über, bald neben, bald unter sich, bald überall herabstürzen zu hören meint.

Man kann sich denken, daß solche Erfolge nicht ohne Opfer errungen werden. Wenn die ganze Bahnstrecke entlang der sonst in Tirol gepflegten Sitte gefolgt worden wäre, die Stelle eines Unglücksfalles, bei welchem ein Menschenleben verloren ging, mit Kreuz und Tafel zu bezeichnen, so würde die Reiselust der meisten Touristen etwas geschmälert werden, falls sie zum Fenster ihres Waggons hinausschauten, der sanft über den Boden dahingleitet, auf den Tropfen von Blut, Schweiß und Thränen geflossen sind.

Ich habe mich oft gefragt, ob es wohl in Deutschland möglich wäre, dreißig bis vierzig tausend Menschen zu einer solchen Arbeit zusammenzubringen. Man muß die Strecke, zwischen Brixen und Botzen namentlich, abgegangen sein, um sich einen Begriff von den Mühen, dem „Abrackern", wie es unsere Leute nennen würden, zu machen, denen der Eisenbahnarbeiter ausgesetzt war. Hier herrscht monatelang eine Temperatur von fünfundzwanzig bis dreißig Grad Reaumur im Schatten, den es nicht gibt. Diejenigen, welche dabei bis an die Lenden im Bergstrom stehen, sind vielleicht noch zu beneiden. Die menschliche Haut verliert ihr uns bekanntes Aussehen, das

Gesicht wird bald von tiefen Furchen durchschnitten. In dieser Temperatur Lasten bewegen, die äußerste Leistungsfähigkeit der Muskeln erschöpfen, sich dabei von Mais und Käse nähren und die Nacht unter freiem Himmel auf den Steinen schlafen, dazu gehört wohl jene Betriebsamkeit und Rücksichtslosigkeit gegen die Pflege des Körpers, wie man sie, in der süddeutschen Bevölkerung wenigstens, bei uns nicht findet. Ueber den augenfälligen Gefahren, welche dem Leser ein mehr tragisches Interesse bieten, worunter ich das Verschüttetwerden im schwanken Gestein eines angebohrten Tunnels, das Zerschmettertwerden durch die Steine eines gesprengten Felsens, das Todtstürzen von einem Rollwagen über den thurmhohen Damm herab, das Ertrinken im angeschwollenen Bergstrom, verstehe, dürfen wir andere Verhängnisse nicht übersehen. Wie viele mögen durch die Nachwehen ihrer Anstrengungen bei Sonnenbrand und ungeeigneter Nahrung langsam siechend umgekommen sein! Wie viele gehen als Krüppel vom Schlachtfeld der Tunnelbauten in der Welt herum!

Am schwersten und gefährlichsten war der Kampf mit dem Porphyrtuff, einem zerbröckelten, geschlämmten, mürben Gestein, welches den Lauf der Eisack einengt, bevor er den unabsehbaren Garten von Botzen erreicht. Um dieses merkwürdige Sachverhältniß auseinander zu setzen, muß ich für einen Augenblick die Geduld des Lesers in Anspruch nehmen, da zum Verständniß einige vorausgeschickte Bemerkungen nothwendig sind.

Vor unendlichen Zeiten, als noch kein Mensch die Rinde dieser Erde betrat, sahen die Alpen einmal viel winterlicher aus, als heute. Ueber Thälern, aus denen jetzt die sonnenliebende Cypresse nach dem unumwölkten Himmel ragt, lagerten damals Ströme starren Gletschereises. Man nennt jene Tage, in welchen das Rennthier bergauf und -ab zog, die Eiszeit. In dieser Eiszeit nun füllte auch ein Gletscher die Rinne aus, welche unsere Geographen das Eisackthal nennen. Jeder Gletscher aber zermalmt das Gestein unter sich und schiebt gewaltige Schuttmassen vor sich her, die in der gelehrten Sprache der Geognosten „Moränen" heißen. Auch liegen herabgestürzte Felsblöcke auf den abwärts geneigten Eisflächen. Diese selbst sind jetzt geschmolzen und nichts deutet mehr auf jene grausen Tage hin, in welchen die „Frostriesen" der germanischen Mythe Herren der Erde waren, als eben jene vom „Eisackgletscher" aufgeriebenen Schutthaufen und zerbröckelten Bergüberreste. Auch stehen noch wunderliche Säulen von weichem Gestein hoch oben, welche heute die „Erdpyramiden" genannt werden. Als der Gletscher zerschmolzen war, lagen die bis dahin auf ihm verstreuten Felsblöcke auf dem trockenen Boden. Sie deckten die Stelle, auf welcher sie sich nun befanden, gegen die Verwitterungen und Abschlämmungen durch Stürme und Regen, und so kommt es, daß, während der Boden rings um sie herum um viele Klafter abgewaschen und gesunken ist, die von ihnen beschützte Scholle jetzt als Thurm emporragt, auf dessen Spitze sie selbst aufliegen.

Solchen Schutt und so bewegliches Geröll zu bändigen und festzuheften, daß es nicht seinem Drange folge, sich auf die durchschneidende Eisenstraße zu stürzen, war eine der wichtigsten und verdrießlichsten Aufgaben der Sachverständigen. Noch in der Woche vor der Eröffnung der Bahn zogen Trümmer thalwärts, welche man längst beruhigt glaubte. Unter den Leuten, welche, hier unten vorüberdampfend, in die drohende Steinwildniß schauen, werden freilich die wenigsten von der Thätigkeit jener verschwundenen Gletscher mehr ahnen, als von dem Lurwald der Wilkinasaga, durch den sie auf den Brenner gefahren sind oder vom Haselbrunnen des gothischen Herzogs Adalger, der dort über den milchweiß schäumenden Fluß herüberschaut. Desto mehr wußten die Ingenieure davon zu erzählen.

Sehr schlecht sind die Bauunternehmer auch auf das „Sterzinger Moos" zu sprechen. Dieses stellt, etwa auf dem halben Wege zwischen Innsbruck und Botzen, einen abscheulichen Sumpf dar, von rauschenden Binsen und Lurchen bewohnt. Nicht als ob sie dort mit den bösen Geistern abgeschiedener alter Jungfern, welche eine durch ganz Süddeutschland verbreitete Sage in das Sterzinger Moos versetzt, unliebsame Strauße auszufechten gehabt hätten, sondern weil den Pfählen, welche heute in den unergründlichen Schlamm eingerammt wurden, ihre Einpferchung nicht zusagte und sie gewöhnlich nach acht Tagen wieder gemächlich heraufzuspazieren begannen. Millionen Fuhren von Steinen und Blöcken mußten in den Boden versenkt werden, ehe man ihm zumuthen konnte, die Last eines Eisenbahnzuges zu tragen. Auch die allgegenwärtige menschliche Thorheit bereitete ihnen vielen Kummer.

Zum Vortheile der eigenen Unternehmung sowohl, als zu dem der Bauern, welche die anliegenden unfruchtbaren Moosgründe besitzen, hätte ein großer Theil der letzteren entwässert werden sollen. Unerhörter Eigennutz und alberne Zwietracht aber bewirkten, daß dieses nicht geschehen konnte und die Bahn sich zuletzt helfen mußte, so gut es ging, ohne den biederen Moosbewohnern aus ihren Sümpfen gute Wiesen zu machen. Die freundlichen Zureden der Behörden und der Eisenbahnmänner fruchteten nichts. Jetzt freilich fängt — wie das zu geschehen pflegt — schon der eine und andere an, reuevoll an die entschwundene Gelegenheit zu denken, ohne Kosten den Werth seiner Grundstücke um das Zehnfache gesteigert zu haben. Es ist zu spät, und die Regelung der verderblichen Wasser von nun an, ohne die Zerstörung des mit so vieler Mühe hergestellten Eisenbahnkörpers, ist unmöglich. So herrscht dort nun überall trübe Stimmung, denn auch die Bewohner des Städtchens, welche bis jetzt von der zu allen Jahreszeiten von Wagen wimmelnden Landstraße lebten, betrachten — und diese nicht mit Unrecht — die Eisenbahn als das Werkzeug ihres Ruins. Nach einer glaubwürdigen Berechnung wurden in Sterzing allein jährlich zwanzigtausend Gulden nur an Trinkgeldern eingenommen. Als die erste Locomotive ankam, nannten sie die schwarze Maschine ihren „Todtenwagen".

Ueber die Strecke selbst, geographisch betrachtet, dürfte nach den zahllosen Artikeln, welche Fachblätter und Zeitungen unserem Gegenstande gewidmet haben, wenig Neues beizubringen sein. Indessen wird es immerhin die Theilnahme des Lesers anregen, wenn ich ihm sage, daß nach Einführung der Eilzüge (welche vorläufig, ehe die bediensteten Leute gehörig mit den Eigenthümlichkeiten der Alpenbahn vertraut sind, noch nicht gewagt werden) es möglich sein wird, die Sonne über den Kartoffelstauden und Torfhütten der bairischen Hochebene sinken, ihren nächsten Aufgang dagegen zwischen den Piniendächern jener Stadt zu sehen, deren Name durch Romeos und Giulias thränenreiche Schicksale unseren gebildeten Fräuleins wohl geläufig ist. So pikant ein solches Erwachen sein mag, würde ich es doch immerhin vorziehen, die Gegend in gemeiner Tagesbeleuchtung zu betrachten.

Aber abgesehen von allem übrigen wird eine auszeichnende Specialität dieser Bahnstrecke der klimatische Sprung sein, welchen der Tourist auf ihr macht. In einigen Stunden wird ein Boden erreicht, den man in jeglicher Hinsicht eine andere Welt nennen kann. Verglichen mit dem Himmel südlich des Brenner ist, wie Heinrich Heine sehr zutreffend einst zu dem Gemüseweib von Trient sagte, der deutsche Sommer ein „grüner Winter". Es gibt gewiß weder in Europa noch in Amerika eine Schienenstraße, auf der solche Gegensätze durch so geringe zeitliche Entfernung auseinander gehalten werden.

Solche, welche sich durch die glanzvolle Welt im Inneren bewegen lassen, werden an mancher Stelle schweigen und Dinge ahnen, welche von meinen Buchstaben nicht gedeutet werden können.

Die zarte Dame, der gefühlvolle Romantiker, mögen an die Nonnen so manches Klosters, dessen Fenster dort auf dem Berge glitzern, denken. Das Posthorn, welches, in mondheller Nacht auf der Straße vorüberhallend, die Träume der armen, einsamen Frauen in die Ferne zog, ist verstummt. Ich muß stets des deutschen Dichterfürsten gedenken, der auf seiner italienischen Reise durch dieselben Berge zog. Freilich imponirt mir seine Beschreibung in mehrfacher Beziehung nicht so, wie unserer unterwürfigen Kritik. So kann ich es ihm nicht hingehen lassen, daß er stets die Eisack mit der viele Meilen entfernten Etsch verwechselt. Auch diejenigen, welche ihn „mit dem Hammer des Geognosten" reisen lassen, finden sich vielleicht enttäuscht, wenn sie den (unvermittelt genug) in seine Skizzen eingedrängten Bemerkungen aus der Gesteinslehre in den Werken gleichzeitiger Kathedermänner begegnen. Doch macht er alles wieder durch einen einzigen Ausspruch gut und diesen lege ich dem Leser an das Herz. „Ich lasse mir's (bei Botzen) gefallen, als wenn ich hier geboren und erzogen wäre und nun von einer Grönlandsfahrt, von einem Wallfischfange, zurückkäme."

Daß alle diejenigen, welche meine Zeilen lesen, einmal von jenseits der Berge anlangend, im Anblick des Wachsens und Blühens auf dieser milden Erde urplötzlich von solcher Täuschung erfaßt werden mögen, dieses wünscht und glaubt niemand beharrlicher, als der Verfasser.

Noé.

Am Familientische.

Ein Ammeninstitut.

Mit meinem Berliner Mentor schlenderte ich eine Thiergartenpromenade entlang. Da begegnete uns ein glänzendes Vollmondsgesicht, welches phlegmatisch herausschaute aus einem Hofe von dunkelm Mützchen und Band. Schwerfällig segelte das stattliche Fahrzeug in dem Menschenstrome vorüber und ließ ein förmliches Kielwasser hinter sich von erstaunten Gesichtern, von frivolen und unwilligen Blicken, von Lachen und Witzen. Unwillkürlich drehte man sich um; der Blick folgte den allgemeinen Bahnen und landete auf ein paar langen, weiblichen Strümpfen, bunt schimmernd in den grellsten Farben und von den unglaublichsten Dimensionen.

„Prima-Sorte eines Altenburgischen Ammenlieferungsgeschäftes," belehrte mich mein Mentor. Noch einmal warf ich einen Blick auf den theatermäßig zugestutzten altenburgischen Modeartikel, auf die entweihte und entwürdigte Volkstracht, auf diese neueste Zustutzung des Ammenunwesens.

Mein Freund, ein junger Arzt, steigerte meinen Unwillen durch Mittheilung von Details über Berliner Ammen von Profession, welche sich nicht wiedergeben lassen. Er sprach geradezu von einer „Ammenpest," unter welcher das Volksleben mindestens eben so sehr litte, wie unter der „Branntweinspest," und zwar die höhern Stände, welche sich der Ammen bedienten, eben so sehr, wie die niederen, aus denen sie entnommen würden.

„Aber was thun? man kann doch nicht ohne Ammen auskommen!" wandte ich ein.

„Du hast recht!" erwiderte mein Gefährte. „Für hunderte von Kindern hier in Berlin sind die Ammen ein unvermeidliches Uebel; aber man sollte es wenigstens sich nicht breit machen lassen auf den Gassen; man sollte das Uebel localisiren auf den engsten Raum! Doch anstatt langer Reden will ich dir lieber zeigen, was ich meine — ein ... Ammeninstitut, wie es mir wohl gefällt. Komm mit mir!"

„Was?" rief ich halb entsetzt, halb ungläubig, „ein Ammeninstitut!"

„Glaube wohl, daß Du davon noch nichts gehört hast! Doch komm nur — Du sollst Dein Wunder sehen!"

Etwas mißtrauisch folgte ich meinem Freunde in eine Nebenstraße des Thiergartens, da ich seine Neigung kannte, mir, dem Theologen, Ueberraschungen zu bereiten; er aber versicherte mich, mein schwarzer Rock und meine weiße Halsbinde würden in keinerlei Verlegenheiten gerathen.

Wir traten in ein stattliches Haus, durchschritten Hausflur und Hofraum, und gelangten in einen großen Garten mit parkartigen Anlagen. Elegant gekleidete Damen saßen hier in Lauben und im Schatten der Bäume auf leichten Korbstühlen, einige plaudernd, andere mit einer feinen Handarbeit beschäftigt, wieder andere in Lectüre vertieft. Eine zahlreiche Kinderschar spielte umher auf den glattgeschorenen Rasenplätzen. Ein sauber gehaltener Kiesweg führte uns zu einem Gartenhause.

„Wir sind zur Stelle," sagte mein Freund und öffnete die Glasthüre.

Ein kleines, behaglich eingerichtetes Vorzimmer nahm uns auf. Zwei ältliche Damen saßen hier auf einem Divan. Vor ihnen bereitete eine Aufwärterin über einer Spiritusflamme einen Trank. Mein Freund war hier augenscheinlich bekannt. Leicht grüßend schritt er vorüber und winkte mir, ihm in das innere Heiligthum des Institutes zu folgen. Er schob mich durch eine enge Tapetenthüre, und, o Ueberraschung! wer konnte in der Weltstadt Berlin darauf gefaßt sein, wir befanden uns in einem ... Kuhstalle.

Mit einem herzlichen Gelächter feierte mein Gefährte seinen Triumph. „Nun, wie gefällt Dir die Gesellschaft?" sagte er lächelnd; „schaue sie Dir nur näher an, diese Dörte, diese Ilse, diese Rosa, und so die ganzen langen Reihen hinunter und hinauf, kann ein gutmüthigeres, besser ausgerüstetes Ammenmaterial gefunden werden, und übertreffen sie nicht sämmtlich ohne Ausnahme jene bewunderte Altenburgerin bei weitem?"

„Du bist ein unverbesserlicher Spaßvogel," strafte ich meinen Freund. „Um einen Kuhstall zu sehen, hatte ich nicht nöthig, nach Berlin zu reisen.

„Hier ist mehr, als „Kuhstall," erwiderte jener eifrig. „Doch da kommt mein würdiger, alter Freund, der Inspector dieser Anstalt, und wird Dich eines bessern belehren." Der Inspector führte uns in sein Geschäftszimmer, das unmittelbar an den Kuhstall grenzte. Die Frau Inspectorin credenzte uns ein Glas frischgemolkene Milch, weiß wie Schnee und schäumig, wie Champagner. Mein Freund schlürfte stillschweigend und behaglich den milden, labenden Trank und überließ es mir, die Geschichte und Einrichtung der Anstalt aus den Inspectorsleuten herauszufragen.

So erfuhr ich denn folgendes mit steigendem Interesse. Auf dem Gute Selbelang war man seit langer Zeit überzeugt, daß nichts lohnender sein werde, als zu einem erhöhten Preise wirklich unverfälschte Milch für Berlin zu liefern; doch alle Bemühungen, die Verfälschung der Milch zu verhüten, waren vergeblich. Die Fuhrleute, die Zwischenhändler, die Portiersfrauen und Dienstmägde, alles schien sich verschworen zu haben, die schöne, reine Milch des Gutes in denjenigen zweifelhaften Stoff zu verwandeln, mit welchem der Berliner seinen Kaffee hell zu färben gewohnt ist. Endlich entschloß sich der Besitzer des Gutes, in dem Gartenhause seiner Berliner Wohnung versuchsweise einige tüchtige Milchkühe unterzubringen und die Milch direct aus dem Stalle zu verkaufen. Sofort stellte es sich heraus, wie groß das Bedürfniß nach guter, frischer Milch war. Aerzte wurden aufmerksam auf die Anstalt und führten derselben eine starke Kundschaft zu von Kindern, Patienten und Reconvalescenten. Man erkannte, daß nach dieser Seite hin ein besonders lohnender Wirkungskreis zu begründen sei und vervollkommnete nach dem Rathe erfahrener Aerzte die betreffenden Einrichtungen. Um eine wohlschmeckende, auch den kleinsten Kindern zuträgliche, Milch von derselben Beschaffenheit Jahr ein Jahr aus zu erhalten, wird Winter und Sommer nur Heu von bester Qualität gefüttert. Täglich drei Mal wird ganz frisch gemolkene Milch theils in der Anstalt selbst abgegeben, theils in versiegelten Kannen an die Kunden in der Stadt versandt. Der große Garten der Anstalt wurde mit zahlreichen Sitzplätzen versehen und steht dem milchtrinkenden Publikum den ganzen Tag offen. Dort wird zu jeder Zeit frisch gemolkene Milch und Molken verabreicht. Wohnungen zum Vermiethen sind in dem Gartenhause eingerichtet. Eine Speise- und Badeanstalt ist mit dem Etablissement verbunden. Gegenwärtig liefert die Anstalt die Milch für 75 Kinder und 50 Patienten und Reconvalescenten in der Stadt. Noch stärkere Anforderungen stellt der Consum der Besucher im Garten. „Unsere 36 Kühe geben einen Ertrag von 400 bis 450 Quart täglich," referirte der Inspector mit einem gewissen Nachdruck, „und das geht so ziemlich gleichmäßig das ganze Jahr hindurch. Läßt eine Kuh nach im Milchertrage, worüber genau Buch geführt wird, so tauschen wir sie sofort um gegen eine frische von unserm Gute. Wir verkaufen das Quart zu 2½ Sgr. Die Nachfrage ist so stark, daß wir sie nicht befriedigen können; doch nöthigen uns die Verhältnisse unseres Gutes und die hiesigen Räume, uns auf die jetzige Anzahl des Milchviehes vorläufig zu beschränken." — —

Dankend verabschiedeten wir uns von dem freundlichen Inspector. Draußen angekommen fragte mein Gefährte: „Was sagst Du jetzt zu unserm Ammeninstitut?"

Gern räumte ich ein, allerdings mehr gesehen zu haben, als einen Kuhstall gewöhnlicher Art. „Und was Du gesehen hast," erwiderte mein Freund, „das ist doch nur der Anfang einer heilsamen Reaction gegen die „Ammenpest"; aber ein Anfang, welcher einen guten Fortgang verspricht. Meinem Auge ist dieser Kuhstall und die ganze ökonomische Speculation dabei nur die äußere Schale; den Kern der Sache aber, das Lebenselement, auf welchem die Anstalt beruht und sich weiter entwickeln wird, weiß ich nicht treffender zu bezeichnen, als durch die Firma: Ammeninstitut!" K . . . . . r.

Eine französische Veteranin.

Als der Kaiser Napoleon unlängst auf seiner Reise Amiens berührte, wurde ihm eine Matrone, eine kleine hochbetagte Frau, vorgestellt, die unter dem ersten Kaiserreich sich durch ihren Muth ausgezeichnet hatte. Ihr Mann, ein Grenadier, war mit seinem Regimente in die Nähe seines Heimatdorfes gekommen. Da überfällt ihn mit einem Mal ein unüberwindliches Heimweh — ohne dagegen zu kämpfen, verläßt er seine Fahne und erreicht, bei sinkender Nacht, erschöpft und zitternd seine Hütte. „Jeanne," sagt er zu seiner Frau, die, ganz bestürzt über seinen Anblick, ihn empfängt, „Jeanne, ich kann's nicht länger aushalten, ich bin ausgerissen, ich will hier bleiben, verbirg mich, rette mich." — „Meinetwegen," erwidert sie, „leg Dich nur zu Bette. Morgen wollen wir weiter davon sprechen." Er thut's ohne Verzug; todtmüde, wie er ist, sinkt er rasch in festen Schlaf, aber als er am nächsten Morgen erwacht, ist er allein in seiner Kammer, und auch im ganzen Hause ist seine Frau nicht zu finden; ja, niemand im Dorfe kann ihm sagen, was aus ihr geworden ist. Wo war sie geblieben? — Sobald ihr Mann eingeschlafen, war sie aufgestanden, hatte die Uniform des Ausreißers angelegt, sich mit seinem Gewehr und Säbel bewaffnet und war in das Dorf geeilt, in dem das Bataillon Halt gemacht, zu dem ihr Mann gehörte. Dort angekommen fragt sie nach dem Hauptmann, und als sie ihn gefunden, redet sie ihn also an: „Ich bin mit einem Feigling verheirathet, der sein Regiment verlassen hat; ich werde ihn nicht verrathen, aber ich will seinen Platz einnehmen ... ich verspreche, sein Gewehr in Euren Reihen männlich, gewissenhaft und mit Ehren zu handhaben. Wollt Ihr mich annehmen?" — — Wenn auch nicht unter den kämpfenden Soldaten, so wies man doch in dem Heereszuge dem muthigen Weibe einen Platz an, indem man sie zur Marketenderin machte. Als solche diente sie zwanzig Jahre lang und zeichnete sich durch ihre Energie und ihren Eifer in allen Feldzügen aus, die sie mitmachte. F.

Auflösung der Räthsel in Nr. 1.

I. Goldau. (In der Schweiz; am 2. Sept. 1806 durch das Herabstürzen der Nagelflueschichten des Ruffiberges zerstört.) II. Roßtrappe. —

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 19. October 1867. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 3.**

Ein Wetterleuchten.

Nach Familienmemoiren erzählt von **A. Mels.**

(Fortsetzung.)

III.

Absichtlich habe ich so lange bei den eben beschriebenen Scenen verweilt — sie machten mich zum Manne! Jetzt muß der gütige Leser, welcher sich für mich interessirt, mit mir einen Zeitraum von zwölf Jahren überspringen und mir in eine kleine thüringische Stadt folgen, wo mich mein Schicksal nach mancherlei Irrfahrten hingeführt hat. Eltburg ist reizend gelegen; in einem von zwei grünen Hügeln begrenzten Thale schlängelt sich ein leider oft seichter, aber mit schön gepflegten Ufern begrenzter Fluß hin; am rechten Ufer liegt das Städtchen, das ich wohl nicht erst zu beschreiben brauche, da es wenige gibt, die heute Thüringen noch nicht bereist und gefunden haben, daß all die Städte und Städtchen dieses gesegneten und von der Natur so reichlich mit Schönheit bedachten Landes sich unter einander in ihrer Freundlichkeit und anmuthigen Lage ähneln. Nahe der Brücke, und somit ziemlich am Ende der Stadt, siehst du ein weißes Häuschen, das, obgleich im vorigen Jahre erst aufgeputzt und angestrichen, deinem kundigen Auge dennoch nicht sowohl sein ehrwürdiges Alter, als auch sein wahrscheinlich bescheidenes Ganze verbergen kann. Das Haus ist freundlich, der Garten liegt grün und wohlgepflegt dahinter — die Fenster spiegelklar und die Gardinen blendend weiß, — du hast nichts bemerkt, das dir das eigenthümliche Gefühl erklären kann, welches dich beim Anblick dieses so bescheiden einsam dastehenden Hauses beschlichen hat, und dennoch eilst du vorüber, und machst dem fast unheimlichen Gefühle, welches sich auf deinen Geist gelagert, durch die fast stereotype Redensart der Städter auf dem Lande Luft: „Hier muß es sich schrecklich im Winter wohnen."

Der Arzt des Städtchens bewohnt mit seiner Familie seit länger als einem Jahre dieses Haus — oder vielmehr ein Arzt des Städtchens; denn als man den Tod seines Vorgängers bekannt machte und die Stelle in den Zeitungen ausschrieb, hatte man wohlweislich verschwiegen, daß wenig weiter als eine Viertelstunde von Eltburg einer jener unzähligen und unbekannten Badeorte Thüringens liegt, wo der Städter im Sommer es seiner Gesundheit schuldig zu sein glaubt, irgend eine Kur durchzumachen, und daß der Badearzt ... den besten Theil der Stadtpraxis seit Jahren schon an sich gezogen hatte.

Dennoch hatte der sich meldende Arzt die Stelle sogleich angenommen und war auch von dem hochweisen Stadtrath in dieselbe gleich eingeführt worden; erstens, weil seine Zeugnisse ausgezeichnet waren, und dann, weil er, jung und unverheirathet, nicht so viele Ansprüche machte als alte Familienväter, die vielleicht schon Jahre lang praktisirt hatten. Auch meinten die bösen Zungen, daß wohl noch andere Gründe für die Bereitwilligkeit des löblichen Collegiums vorlägen — unter anderm der, daß besagter Schüler Aesculaps ein schmucker junger Mann war, dem die Militärarztuniform, in der er sich präsentirte, vortrefflich stand. Ein Gerichtsactuar — der Satyriker des Städtchens — ein Skeptiker in der Medicin, hatte ausgerechnet, daß das Rathscollegium der Stadt gerade eben so viele ledige Töchter habe, als der neue Herr Doctor Jahre; das heißt achtundzwanzig.

Er hatte sich beim Beginn des Winters hier etablirt und war bald bei vielen beliebt geworden, jedoch auch dieser Beliebtheit wußte der böse Gerichtsactuar einen außergewöhnlichen Grund beizulegen.

„Neue Messer schneiden scharf," meinte er —, „der Herr Doctor steht zu jeder Stunde des Tages und der Nacht jedem Kopfschmerze zur Verfügung; — außerdem scheint er aus der Familie Hiobs zu stammen; denn er hört mit der größten Geduld die Beschreibung der dreihundert und fünfundsechzig verschiedenen Krankheiten, welche die Frau Gerichtsräthin alljährlich plagen, mit an, und weiß dann mit wahrhaft ciceronischer Beredsamkeit die Wohlthaten einer Tasse Fliederthee zu schildern — die dann auch regelmäßig hilft; — oder in acuten Fällen ihr Pillen aus Brot und Zucker zu verschreiben — alle vier Stunden eine, und eine tüchtige Promenade nachher —, außerdem ...."

Der Gerichtsactuar hatte noch andere — noch viele „Außerdem", von denen ich später erzählen werde. — Es ist wahr, daß das Leben des jungen Arztes ein vielseitiges Thema zu Besprechungen hätte

geben können. Er war zu sehr seinem Alter voraus; — still und ernst lag er seiner Pflicht ob, war immer und gegen alle freundlich und zuvorkommend, — jedoch schärfere Augen, als die der guten Eltburger, hätten es leicht errathen, daß das vergangene Leben des Herrn Doctors nicht Sonnenseiten allein gehabt hatte.

Im nächsten Frühjahr richtete sich der Doctor ganz häuslich in Eltburg ein, als ein alter Verwandter von ihm mit seiner Tochter zum Besuch kam und die Lage der Stadt so anmuthig fand, daß er beschloß, hier seine alten Tage unter der ärztlichen Pflege seines Neffen, derer er oft wochenlang bedurfte, zu beschließen. Auch die Tochter des alten Herrn war wohl nicht ganz gesund, und die Landluft sollte hier, wie bei so vielen jungen Städterinnen, die Sünden der Bälle und Theater wieder gut machen!

So viel wußte das Eltburger Publikum von den Verhältnissen des Arztes; — du, lieber Leser, wirst mehr davon wissen, wenn ich dir seinen Namen genannt haben werde. Er hieß: Leo von Wahren! — Onkel Zacharias war der alte Anverwandte ... und seine Tochter Hildegard das bleiche junge Mädchen!

Wie wir vom anderen Ende Deutschlands hierher verschlagen und aus dem Edelmanne ein Landarzt geworden, und wie unsere Familie so zusammengeschmolzen — das ist eine lange traurige Geschichte, von der fast jedes Kapitel mit einem Grabe schließen könnte. — Tante Elisabeth war die erste, die uns verlassen hatte; — ihr folgte bald darauf, im Augenblick, da ich zur Universität abgehen sollte, meine arme Mutter. Ohne vorhergehende Krankheit wurde sie von Tag zu Tag schwächer, und als uns und auch wohl ihr die traurige Wahrheit endlich klar vor Augen stand, da hatte sie eines Abends, als ich vor ihrem Bette saß, meine Hand ergriffen und mit einem seligen Lächeln zu mir gesagt:

„Verzeih mir, Leo, daß ich so ruhig und freudig bin, im Augenblicke, wo ich von Dir scheide — ich bin ja nie recht bei Dir gewesen; jenseits schwebten meine Gedanken — nach jenseits alle meine Wünsche, all mein Sehnen und Trachten. Ich bin keine gute Mutter gegen Dich gewesen — ich fühle es — verzeih mir, mein Kind!"

Schluchzend warf ich mich in ihre Arme.

„Sei ruhig, mein Leo," fuhr sie fort, „Du bist ja immer eine Waise gewesen. Oft habe ich mir die bittersten Vorwürfe gemacht, keine Energie wie meine Schwestern zu besitzen ... o und doch ... ich habe ja den herbsten aller Schmerzen, ohne gegen Dich, mein Gott und Herr, zu murren, ertragen! — Mein Sohn, nimm Deinen Vater Dir zum Beispiel — nicht Deine Mutter! Er war ein Mann! .. o wenn er Dich erzogen hätte! Du weißt es .. die Quasnitz haben uns betrogen! Vergiß es, mein Kind — Dein Vater hatte es auch vergessen!"

Sie konnte nicht weiter sprechen — sie war zu schwach. — Am nächsten Morgen weinte ich an ihrer Leiche.

Ich ging zur Universität — ich sollte Jura studiren — es war der sehnlichste Wunsch Tante Luisens, die, hätte sie ein Dutzend Söhne und Neffen gehabt, gewünscht hätte, lauter Richter und Räthe daraus zu machen; — meine Lieblingscarriere war es nicht, ich wäre viel lieber Militär geworden, jedoch das ging nicht; es fehlte an Mitteln, und da Tante Luise einen nicht unbedeutenden Zuschuß zu meinen Studienausgaben machte, so fügte ich mich willig in ihr Begehren. Doch kaum hatte ich mein erstes Semester hinter mir, als sich das alles änderte.

Tante Luise fuhr eines Morgens plötzlich nach der Residenz, wo ihr Sohn Fritz als Auscultator am Gerichte beschäftigt war ... und kam nicht wieder! Der Schlag hatte sie gerührt. Ihr Testament setzte eine ziemlich bedeutende Summe für Hildegard aus; doch dieses Testament wurde wegen eines Formfehlers angefochten, und auf den Rath guter und bewährter Advocaten unterließ Onkel Zacharias, die Rechte seiner Tochter einem langwierigen und ziemlich kostspieligen Processe zu unterwerfen; nun hatte er für sich und für seine bereits zur Jungfrau herangewachsene Tochter keine andere Aussicht und Hoffnung als — so lange als möglich zu leben und so viel wie möglich zu ersparen; denn mit seinem Tode fiel ja die Pension fort!

Unter solchen Umständen mußte ich, der ja ganz und gar von der Wohlthätigkeit meines Onkels abhing, vor allen Dingen sehen, mich so schnell wie möglich unabhängig zu machen — und dazu war die medicinische Carriere die geeignetste in unserem Lande. Ich habe ein gar trauriges und einsames Studentenleben verbracht; aber jegliche Zerstreuung meines Alters mußte mir fern bleiben, da die Mittel, die mir zu meinen Studien so freigebig von meinem guten Onkel zur Verfügung gestellt waren, nur höchst unbedeutend und nur auf das strict Nothwendigste beschränkt sein konnten. Kaum hatte ich glücklich und sogar ziemlich glänzend promovirt, als der Krieg um Schleswig-Holstein ausbrach, und nachdem ich als Militärarzt meiner Pflicht Genüge geleistet, hatte ich die erste Stellung, die sich mir darbot, angenommen und Onkel Zacharias bewogen, mit Hildegard zu mir zu ziehen. — Der Leser wird im Lauf dieser Erzählung sehen, warum mein Onkel sich mit Freuden von dem alten Wohnsitze trennte, wo der nunmehr siebzigjährige Mann beinahe ein halbes Jahrhundert gelebt hatte.

Auch von einer anderen Person, die der Leser früher gekannt, von meinem Vetter Fritz, habe ich noch nicht gesprochen. Es ist mir zu schmerzlich, davon viel zu sagen. Es genüge, zu wissen, daß .... in seinem Namen die Gültigkeit des Testamentes seiner Mutter, welches Hildegard zehntausend Thaler hinterließ, angefochten worden war. Er hatte sein ganzes Vermögen vergeudet, — vielleicht hatte er sogar den Tod seiner Mutter sich vorzuwerfen; denn diese ward vom Schlage getroffen, als sie in der Residenz die Wahrheit über ihren Sohn erfuhr und endlich daran glauben mußte.

Aber noch anderes Unheil hatte der Unglückselige angerichtet! — Seit drei Jahren hatten wir nichts von ihm gehört, als der zweite Sommer meiner ärztlichen Praxis in Eltburg unter solchen Umständen begann.

* * *

„Leo, Frau Gerichtsräthin Wendeler hat nach Dir geschickt."

„Wie! — ich bin ja heute morgen erst bei ihr gewesen."

„Die Magd sagte, sie litte seit Mittag viel mehr."

„Ja, ja, ich kenne das schon! Schändlich! ich hatte da eine so interessante Arbeit vor."

„Du arbeitest zu viel, mein Junge," unterbricht uns Onkel Zacharias, „Hilde sagt, sie sähe oft bis morgens früh Licht in Deinem Zimmer."

„Sie sollte lieber schlafen, als mich ausspioniren," erwiderte ich lachend; — „es mag wohl ein oder zwei Mal vorige Woche vorgekommen sein, daß ich mich beim Studiren verspätet habe, und darum eine Denunciation an den gestrengen Herrn Forstmeister?"

Hildegard sieht mich vorwurfsvoll an, — es ist ein hochgewachsenes, schönes junges Mädchen, mit regelmäßigen, sanften Zügen; ihr Haarwuchs ist üppig und von jenem echt germanischen Blond, welches einen Anhauch vom Röthlichen nicht verleugnen kann. Große himmelblaue Augen geben ihrem schönen Gesichte den Ausdruck ruhiger Schwärmerei, und wäre es nicht eine fast marmorne Blässe, welche sie oft einer Statue ähnlich machte, so wäre meine Cousine Hildegard wohl eine der schönsten weiblichen Erscheinungen gewesen, die man sehen konnte. Sie war jetzt dreiundzwanzig Jahre alt, und seitdem wir zusammen in Eltburg wohnten, hatten die Lions und Dandys des Städtchen gar oft Versuche gemacht, das Herz meiner schönen Cousine in ihren Garnen zu fangen, aber, wie es schien, hatten sie bald eingesehen, daß all ihr Trachten vergebens war, denn nach und nach hatten sie sich sämmtlich zurückgezogen und uns in Frieden gelassen. Da ich noch zu jung war, um den Vormund spielen zu wollen, hatte ich mich fast gar nicht um diese Dinge bekümmert, — überhaupt hatte ich nur ein Ziel im Auge, das, unsere Stellung zu verbessern, und ich wußte zu gut, daß meine arme Hildegard ein düsteres Paladium besäße, das sie gegen alle Anfechtungen solcher Art schützte.

Sie sah mich vorwurfsvoll bei meinen heiteren Worten an, doch Onkel Zacharias war ins Brummen gekommen und dann ergriff er jedes Thema, das sich ihm darbot.

„Daß Ihr Euch doch nie habt vertragen können," sagte er seufzend, „schon früher war das gerade so; immer im Streit, immer im Hader, ich entsinne mich noch damals, als ..."

„Und immer doch gute Freunde," unterbrach ich, indem ich ihr meine Hand entgegenstreckte, — „sprechen wir nicht von der Vergangenheit, Onkel, thu mir den Gefallen; sieh, die Zukunft zeigt sich uns ja mit einem lächelnden Gesichte, laß es uns nicht durch traurige Rückerinnerungen verscheuchen! Nicht wahr, Hilde, es lebt sich ganz schön hier, und der liebe Gott hat uns eine neue und freundliche Heimat geschenkt."

„Ja, die Natur ist herrlich hier," erwiderte sie.

Onkel Zacharias schüttelte den Kopf, seufzte und schwieg.

Es gelang mir nicht, die Wolken von seiner Stirne zu verscheuchen. Ich mußte das Thema ändern.

„Weißt Du, Onkel, daß ich merkwürdiges Glück in meiner Praxis habe. Doctor Holzmann vom Bade oben fängt schon an, mich mit scheelen Augen anzusehen, ich habe ihm den Streich gespielt, neulich einen Kranken, dem er schon den Paß ins Jenseits visirt hatte, radical wieder herzustellen."

„So? wie war das — erzähle doch einmal!"

Onkel Zacharias war nämlich ein leidenschaftlicher Verehrer der Medicin, obgleich ich nie in seinen härtesten Leiden im Stande war, ihm einen Löffel Arznei beizubringen. Er wolle, sagte er, ohne Gift im Körper sich ins Grab legen. Ich begann, indem ich mich zu ihm setzte, die Erzählung der gelungenen Kur, als es heftig an die Thüre pochte und die Magd der Gerichtsräthin zum zweiten Mal erschien, um mich zu ihrer Herrin zu rufen.

„Herr Doctor, Sie möchten so schnell wie möglich kommen, die Frau Räthin leidet sehr viel heute."

„Ich komme," rief ich, indem ich Hut und Stock ergriff, „ich folge Dir, was hat es denn heute wieder gegeben?"

„Wie gewöhnlich, Herr Doctor, Sie wissen ja schon."

„Streit im Hause?"

„Die alte Geschichte, Herr Doctor! die Frau Räthin wollte den Herrn nicht ins Bad hinaufbegleiten... na, und da wissen Sie schon."

„Gut, ich komme."

Die Magd verließ das Zimmer und ich folgte ihr. Hildegard begleitete mich zur Thüre.

„Ich bitte Dich, Leo," sagte sie, „sei gütig gegen die arme Frau, ich weiß nicht, ob sie sich nur einbildet zu leiden — aber ich weiß, daß sie leidet."

„Ganz recht, Hilde, und deshalb besteht auch fast meine ganze Heilmethode bei ihr in guten Worten. — Du solltest öfters zu ihr gehen. Du gingst ja früher mehr hin."

„Ja ... aber eines Tages erzählte der Rath die Geschichte eines Auscultators, der in der Residenz unter ihm gearbeitet hatte, und ..."

Sie unterbrach sich und ward noch blässer als vorher.

„Nun? Doch nicht etwa?"

„Ja, Leo," stammelte sie .. „und ich war schwach genug, meine Verlegenheit zu zeigen — und seitdem blickt er mich immer so scharf und durchdringend an, als wenn er ... errathen hätte."

Ich sann einen Augenblick nach, es war mir ziemlich unangenehm, was meine Cousine mir erzählte, doch ich ließ es nicht merken.

„Ich glaube, daß Du Dich täuschst," sagte ich endlich, „aber wenn dem auch nicht so wäre, so ist es am Ende auch kein Unglück! Der Elende hat uns genug Leides angethan, ich denke nicht, daß der Nachhall seines Thuns bis hierher uns verfolgen wird; — aber wenn auch — unser Ruf und Ehre haben nicht darunter zu leiden."

Hildegard lehnte ihren Kopf an den Thürpfosten.

„Gott verzeih ihm!" murmelte sie... „Gott gebe ihm Glück."

„Ihm Glück?" rief ich aufbrausend, „und womit hat er es verdient, sprich — die Du für ihn betest ..."

Doch ich unterbrach mich und bereute meine Heftigkeit ...

Hildegard war einer Ohnmacht nahe! Ich ergriff ihre beiden Hände und führte sie zur Bank vor dem Hause.

„Verzeih," sagte ich leise, „verzeihe mir, Mädchen — Du weißt es, wie gut ich es mit Dir meine. Verzeih mir meinen Zorn — ich werde mich künftig zu beherrschen suchen. Ich habe eine rauhe Natur, wie Dein Vater, und vergesse, was der Dichter sagt: „Wen einmal du geliebt, der sei für alle Zeit dir heilig."

„Den liebe immer!" sagte die Unglückliche leise, indem ihr die heißen Thränen über die bleichen Wangen liefen.

IV.

Ich betrat ziemlich mißgestimmt das Zimmer, in welchem die Frau Gerichtsräthin Wendeler in ihrem Armstuhle fast unbeweglich lag. Es war eine Frau im Anfange der dreißiger Jahre, der man jedoch beim ersten Anblick wenigstens zehn Jahre mehr gegeben hätte. Sie mußte einst sehr schön gewesen sein, aber das grausame Nervenleiden, das ihr seit Jahren schon fast keinen Tag der Ruhe gönnte, hatte vor der Zeit ihre Züge gealtert, ihr Haar gebleicht. Für mich war diese Krankheit ein Studium, auf das ich all meinen Fleiß und meine Kenntnisse verwandte, und wenn ich mich auch manchmal ziemlich mißmuthig zu der ewig Klagenden begab, so wich dieser Mißmuth bald jener Begeisterung, die, von dem Laien oft als Herzlosigkeit angesehen, den Arzt ergreift, der sich einem ungelösten Krankheitsproblem gegenüber befindet. — Im Laufe der Behandlung der kranken Frau, die übrigens schon die größten Aerzte Deutschlands consultirt hatte, war es mir vollständig klar geworden, daß unsere medicinischen Kenntnisse ihrem Leiden unvermögend zur Heilung gegenüberständen, und zu gewissenhaft, um die große Anzahl von Experimenten, welche die Aerzte mit ihr schon versucht hatten, noch um eins zu vermehren, hatte ich mir vorgenommen, vor allen Dingen moralisch auf die Leidende einzuwirken.

Mit welcher Dosis von Geduld und Ausdauer der Arzt begabt sein muß, der nicht verschreiben will — einer solchen Kranken gegenüber, das werden meine Collegen, die dieses lesen, am besten zu beurtheilen fähig sein.

„Sie haben mich lange warten lassen, Herr Doctor."

„Ich bedaure, Frau Räthin, es ging nicht früher."

„Die Behandlung meiner Krankheit langweilt Sie auch wohl schon, bitte, sagen Sie es offen; ich weiß es ja, meine Krankheit ist nur Einbildung; alle Welt und mein Mann am ersten behauptet es ja ... und —"

„Sie glauben selbst nicht, was Sie sagen," erwiderte ich gelassen, — „ich will Ihnen sagen, warum ich nach meiner Rückkehr vom Lande gezögert habe, Sie zu besuchen, obgleich ich wußte, daß Sie zu mir geschickt hatten —"

„Sie wußten es — und kamen nicht, das ist ja äußerst liebenswürdig; ... mich mit Höllenpein hier zu wissen und ruhig zu Hause zu sitzen."

„Ja, ich wußte es, Frau Räthin; wußte aber auch, daß Sie mein Verfahren vollständig billigen würden."

„Sie sprechen in Räthseln, Herr Doctor, und .."

„Doch vor allen Dingen — bitte, sagen Sie mir, wo fehlt's?"

„O, Sie wollen mir ausweichen; nein, nein! ich habe so lange gewartet und werde es wohl noch einige Minuten lang aushalten; ich bitte, sagen Sie mir, warum Sie nicht kamen?"

„Ich fand Hildegard sehr niedergeschlagen, sehr traurig, und ...."

„Was fehlt denn dem armen Kinde?" unterbrach sie mich hastig.

„Soll ich aufrichtig gegen Sie sein, Frau Räthin?"

„Gewiß .... gewiß, ich erwarte es von Ihnen, Sie sind mehr als mein Arzt, Sie sind mein Freund, und ich mehr als Ihre Patientin — Ihre und Ihrer Familie Freundin!"

„Ich weiß es, Frau Räthin, — ich weiß, welchen Antheil Sie an uns nehmen und danke Ihnen von ganzem Herzen dafür."

„Aber sprechen Sie doch — sagen Sie, was fehlt Hildegard?"

„Sie hat, Frau Räthin, die ersten Symptome des Leidens, welches Sie so sehr quält."

„O die Unglückliche! ... Ich allein weiß, was es ist! Um Gottes willen, suchen Sie die Krankheit in ihrer Wurzel anzugreifen, jetzt, wo es noch Zeit ist!"

„Ich muß Ihnen die Ohnmacht der Wissenschaft bekennen, Frau Räthin, und dies führt mich auch dazu, mit Ihnen einmal offen und wahr zu sprechen." — „Mit mir?"

„Mit Ihnen, Frau Räthin; — der Arzt ist müde, mit Ihnen Comödie zu spielen, da der Mann, den Sie Ihren Freund nennen, es nicht über sein Gewissen bringen kann, ein medicinisches Experiment mit Ihnen zu beginnen, dessen günstiger Ausgang höchst unwahrscheinlich sein würde."

„Aber ich verstehe Sie nicht ... ich fürchte, Sie zu verstehen .. seien Sie wahr — aufrichtig! ... bin ich ... unrettbar verloren? — o mein Gott; — aber antworten Sie doch, in des Himmels Namen!"

„Sie täuschen sich vollständig, Frau Räthin, oder vielleicht auch nicht; — wie es Ihnen beliebt."

„Aber ich verstehe kein Wort — ich bin auf der Folter und Sie sprechen in Räthseln."

„Ihr Schicksal, Ihr Leben liegt, nächst Gott, in Ihrer Hand! Ich habe Sie seit Monaten studirt, und wenn ich Ihnen jetzt offen und frei die Wahrheit sage, so habe ich mich erst überzeugt, daß es bei Ihnen etwas helfen kann, die Wahrheit zu hören. Das ist der Fluch, welcher oft auf uns Aerzten und unseren Erfolgen ruht -

wir finden zu wenige Patienten, die im Stande sind, die Wahrheit zu hören."

„Und diese Wahrheit — um Gottes willen — reden Sie!"

„Entweder Sie sind unrettbar verloren — wie Sie selbst sagen — oder Sie können in relativ kurzer Zeit vollständig wieder hergestellt sein!"

„Aber wie — was soll ich thun?"

„Vor allen Dingen, Frau Räthin, verabschieden Sie vorläufig mich. — Ihren Arzt!"

„Einen andern Arzt als Sie nehmen?"

„Nein ... keinen andern ... gar keinen! Er kann Ihnen nicht helfen!"

„Aber doch meine Schmerzen lindern — Sie selbst ..."

„Ich habe Sie getäuscht — die Medicamente, die ich Ihnen gab und die Ihnen, wie Sie sagen, oft Linderung verschafften, hatten gar keine medicinische Wirkung — und dennoch ließen die Schmerzen ein wenig nach, da Sie fest an meine Versicherungen aber nicht an die Medicinen glaubten! — Sehen Sie, Frau Räthin, das ist das traurige Loos der Aerzte — sie müssen lügen und die Unwissenden klagen sie deshalb des Charlatanismus an. Hätten Sie mir geglaubt, wenn ich Ihnen gesagt, daß Ihr Leiden sich in einigen Stunden bessern würde? Nein — aber dem gefärbten Wasser, das ich Ihnen gab, haben Sie mehr geglaubt, als wenn ich Ihnen mein Ehrenwort gegeben hätte."

„Also," rief sie, indem sie mich verwirrt ansah — „Ihre Arzneien ..."

„Seit acht Monaten, Frau Räthin, haben Sie keine Arznei mehr genommen, und wie Sie mir selbst sagten, hat sich Ihr Zustand bedeutend gebessert gegen voriges Jahr."

Ich schwieg, ich war neugierig zu sehen, welchen Eindruck meine so unerwartete Enthüllung auf sie hervorbringen würde. Daß ich ein gewagtes Spiel spielte, wußte ich nur zu gewiß; aber die arme Frau interessirte mich so sehr, daß ich mir schon seit langer Zeit vorgenommen hatte, das Heilmittel einer moralischen Erschütterung anzuwenden.

„O!" rief sie endlich, ... „das ist abscheulich, mich so zu täuschen!"

„Sie getäuscht zu haben, oder Sie nicht länger zu täuschen — was nennen Sie abscheulich?"

„Aber statt den Lauf der Krankheit zu hemmen, haben Sie mit Ihrer Täuschung es vielleicht dahin gebracht, daß die Krankheit tiefere Wurzeln gefaßt hat — unheilbar geworden ist — ich Unglückliche! Um Ihre Unkenntniß zu verbergen, nur deshalb wahrscheinlich haben Sie mich getäuscht."

„Sie beleidigen mich nicht, Frau Räthin — ich begreife, was Sie in diesem Augenblicke empfinden; jedoch muß ich Ihnen sagen, daß Sie irren, wenn Sie vielleicht glauben, daß ich leichtfertig diesen Weg eingeschlagen habe. Wie viel leichter wäre es mir gewesen, die Kur, welche die Wissenschaft bei Ihrem Leiden uns vorschreibt, zu verfolgen, ja die so oft geholfen, bei Ihnen jedoch fehlgeschlagen hat. Eben diese eigenthümliche Bemerkung hat mich auf den Gedanken gebracht, daß bei Ihnen vor allen Dingen etwas anderes geheilt werden müßte, als der kranke Körper!"

Sie sah mich scharf an.

„Was meinen Sie?" ... stotterte sie, indem ein leichter Hauch von Röthe ihre bleichen Wangen plötzlich bedeckte, „was meinen Sie?"

„Ich sah ein," erwiderte ich, ohne ihr direct zu antworten, „daß ich Ihren Körper vor allen Dingen der Arzneien entwöhnen müßte, — ich habe es gethan — jetzt, wenn Sie mir folgen, müssen Sie handeln; ich habe Ihnen die Kraft dazu wiedergegeben, die Sie damals nicht besaßen — ich wiederhole es Ihnen — jetzt müssen Sie sich heilen; ich kann vorläufig gar nichts weiter thun."

„So sehr mich auch alles, was Sie mir sagen ... verwirrt — erstaunt, empört, Herr Doctor, so muß auch ich Ihnen wiederholen, daß ich Sie nicht verstehe."

„Mit einem alten, abgenutzten Beispiele werde ich mich verständlicher machen: — denken Sie sich ein haarscharf schneidendes Messer in einer zu engen ledernen Scheide — denken Sie sich, daß eine unruhige Hand dieses Messer jeden Augenblick in der Scheide bewegt! Welches wird das Resultat sein? — Die Scheide wird in kurzer Zeit vernichtet sein, und keine Hilfe — hilft, wenn die Hand sich nicht dazu verstehen will, das Messer ruhig zu lassen. — Ihr Seelenleiden, Frau Räthin, ist das Messer, welches unaufhörlich an Ihrem Körper nagt; alles, was der geschickteste Arzt anwenden kann, wird ohne Erfolg sein, wenn Sie nicht fähig sind, Ihrer Seele die Ruhe wieder zu geben, deren der Körper bedarf zum Heilen."

„Es ist wirklich uralt und ziemlich abgeschmackt das Beispiel, welches Sie mir citiren," sagte sie in ironischem Tone, „ich glaube sogar, daß ich selbst so etwas einmal gedacht habe; jedoch, wo die Kraft hernehmen, um ..."

„Ich glaube, Sie unterschätzen Ihre Geisteskraft, Frau Räthin," erwiderte ich; „indem ich mich entschloß, Ihnen die Wahrheit zu sagen, hatte ich das Vertrauen, daß Sie nicht allein die Wahrheit zu hören, sondern auch ihr zu folgen vermochten. Sie haben die Kraft, glauben Sie es mir, Sie können es, wenn Sie wollen! Wollen Sie, gnädige Frau! Ihre Gesundheit, Ihr Leben hängt davon ab ... vielleicht noch mehr!"

Sie sah mich an und lächelte bitter.

„Sie sind jung," sagte sie, „man wirft den Aerzten gewöhnlich vor, alles vom Standpunkte der Materie aus zu betrachten, — Sie scheinen eine Ausnahme machen zu wollen .... Sie sind ein Schwärmer."

„Also Sie wollen nicht einmal den Versuch machen, über Ihr Seelenleiden einen Schleier zu ziehen, ruhig — ruhig vor allen Dingen Ihr Leben aufzufassen und dem Sie verzehrenden Feuer Stillstand zu gebieten?"

„O lassen Sie mich, ich weiß nicht, was Sie wollen, — meine Natur ist nicht phlegmatisch — ich kann nichts ändern."

„Ich entsinne mich, wie entschieden Sie sich neulich gegen die Unglücklichen aussprachen, die ein schreckliches Schicksal und ihre eigene Schwäche bis zum Selbstmorde führt."

„Nun?"

„Sie werden vielleicht glauben, daß ich übertreibe; aber in meinem Gewissen kann ich Sie nicht höher schätzen, als eine Selbstmörderin."

„O, das ist zu viel!" rief sie, empört aufspringend — „Sie vergessen ..."

„Es ist meine letzte Visite, Frau Räthin, und die Mittel, die ich Ihnen gegenüber anwende, nennt man in der Medicin: Heroische Mittel."

„Und Sie sagten, daß Sie mein Freund wären?"

„Und ich beweise es Ihnen in diesem Augenblicke, Frau Räthin. Das „ich kann nicht", ehe man hunderte von Malen mit ernstem Willen, mit fester Energie versucht hat, zu können, ist ein Zeichen von Charakterlosigkeit, — verzeihen Sie mir diesen herben Ausdruck — das Streben nach dem Guten, das unaufhaltsame Streben macht den Menschen, — macht den Christen, nicht das Gelingen, welches ganz und gar in Gottes Hand liegt. Versuchen Sie, versuchen Sie — nach menschlichem Wissen ist das der beste Rath, den ich Ihnen geben kann; ich glaube, ich weiß, daß Sie die Kraft dazu haben, — wollen Sie, und Sie können es auch!"

„Aber erklären Sie sich deutlicher," sagte sie, indem sie zu mir herantrat — „was soll ich denn eigentlich thun? Sie sprechen so im allgemeinen, daß ich fürchte, Sie mißzuverstehen!"

„Schaffen Sie sich Frieden im Hause vor allen Dingen — der fast tägliche Zank mit Ihrem Gemahl — reibt Sie auf — tödtet Sie!"

Sie lachte laut auf.

„Frieden — o wie sehne ich mich danach; Sie wissen nicht, was Sie reden; mein Mann ist ..."

„Bitte!" unterbrach ich — „es geziemt mir nicht, die Ursachen Ihrer Zwistigkeiten kennen zu lernen — wer recht oder unrecht hat, das ist dem Arzte gleichgültig; nur verlange ich für Ihre Gesundheit Frieden im Hause."

„Nun, so sagen Sie das meinem Manne!"

„Ihr Herr Gemahl ist nicht mein Patient — ich kenne ihn sehr wenig, und bilde mir ein, daß in Ihren Zwistigkeiten wie gewöhnlich ein jeder Theil von seinem Rechte überzeugt ist. Ich weiß nicht, ob meine und meiner Familie Freundschaft mich für Sie blind macht, Frau Räthin, aber ich habe stets gedacht, daß Sie Ihrem Herrn Gemahl geistig überlegen wären. Sollte es Ihnen denn gar so schwer fallen, zu handeln, als wenn Sie im Unrecht wären, und um den Preis dieser Concession Friede und Gesundheit sich erkaufen?"

„Sie sind ein guter Mensch!" erwiderte sie, mir die Hand

König Wilhelm und Bismarck bei der Kruppschen Riesenkanone.

Für das Daheim gezeichnet von Ludwig Pietsch.

reichend — „aber glauben Sie mir, es ist alles umsonst. Es fehlt meinem Manne das was allein den Mann ausmacht — das Herz! Sein Verstand ist aber auch um so schärfer. Ich darf mich nicht beklagen; aus einer Unzahl von Freiern, die mich oder mein Vermögen nach meiner Wittwenschaft umschwärmten, habe ich ihn freiwillig erwählt. In meiner ersten Ehe war ich nicht glücklich aus einem entgegengesetzten Grunde — mein Mann war Kaufmann und ich klagte meinen Vater an, mit mir eine Speculation gemacht zu haben, obgleich er mir eine fürstliche Mitgift gegeben. Sie schweigen, ich errathe Ihre Gedanken, Herr Doctor — Sie meinen, daß die Schuld meines zweimaligen ehelichen Unglückes wahrscheinlich mir allein zuzuschreiben sei! Wohl möglich — aber die Schuld der Erziehung, die ich genossen, fällt mir doch nicht zu! — O, meine Jugend, wie hat der Gott Mammon sie verdorben, Herr Doctor! Was habe ich gelitten, geseufzt, geweint, wie habe ich gewünscht, mich gesehnt, zu Gott gefleht, mich arm zu machen, mir gnädigst zu erlauben, mein Brot durch meiner Hände Arbeit zu verdienen. Sie lächeln, Herr Doctor — Sie halten dies wohl für den thörichten Wunsch, den so manche romantische junge Erbin haben soll! O, wie unrecht thun Sie mir — hören Sie . . . o ich will Ihnen etwas sagen, was Sie erbeben machen wird — Sie, der Sie Chirurg sind, und ohne zu erzittern, Menschenblut in Strömen auf dem Schlachtfelde fließen gesehen haben — hören Sie . . .“

Und in einer fieberhaften Aufregung ergriff sie meine Hand und zog mich zu sich heran.

„Eines Tages,“ begann sie in kurzen, abgebrochenen Sätzen — „traf ich ein bleiches junges Weib mit einem hageren Kinde auf dem Arm, dessen Aeußeres von solchem unendlichen Elende zeugte, daß mir die Thränen in die Augen traten. Ich ging zu ihr heran, gab ihr alles Geld; was ich bei mir hatte, und wollte mich entfernen, um mich ihren Dankesbezeugungen zu entziehen, als es mir einfiel, daß ich noch viel mehr für sie thun könne. Ich näherte mich ihr, indem ich sie bat, zu mir zu kommen, nannte ihr meine Wohnung, meinen Namen . . . da . . . o, ich sehe sie noch heute — da warf das bleiche Weib mir mein Geld vor die Füße und floh, unverständliche Worte kreischend und ihr Kind fest in die Arme drückend, wie vor einem Gespenste davon!“

„Wahrscheinlich eine Geisteskranke — aber beruhigen Sie sich, Frau Räthin.“

„So . . . eine Geisteskranke . . . ha ha . . . und als ich ein Jahr später den Mann fand, der mich liebte und dem auch ich mein Herz geschenkt hatte — war sein Vater — ein armer ruinirter Edelmann, der acht Kinder hatte und dem man eine Schwiegertochter mit hunderttausend Thaler Mitgift anbot, auch wohl geisteskrank, als er seinem Sohne, der um die väterliche Einwilligung bat, antwortete: „Heirathe die Tochter des Scharfrichters, wenn es ein ehrliches Mädchen ist und Du sie liebst, aber nie wirst Du meine Einwilligung erhalten zu einer Verbindung mit Helene Quasnitz!“

„Quasnitz, Quasnitz!“ . . . rief ich erstarrt . . . „Sie sind die Tochter des . . .“

„Ha, ha! Herr Doctor!“ schrie sie mit einem grellen Lachen, mich von sich stoßend — „Sie scheinen auch schon von meinem Vater gehört zu haben — und nun sprechen Sie mir noch von Ruhe und Seelenfrieden! Geben Sie mir lieber Opium . . . daß ich schlafe . . . vergesse . . . sterbe! O, mein Gott . . . mein Gott!“

Sie fiel fast ohnmächtig auf ihren Sessel zurück — und ich — unfähig, einen Augenblick länger, ohne mich zu sammeln, zu verweilen, — stürzte zur Thüre hinaus. — Es war mir, als wenn das Zimmer, in welchem die Tochter des Wucherers verzweifelt die Hände rang, mit mir im Kreise sich drehe — es war mir, als müßte ich wahnsinnig werden!

(Fortsetzung folgt.)

Die Weltausstellung.

Von unserem Berichterstatter.

II. Eisen.

Wenn ich ein Mittel wüßte, mich deiner Discretion zu versichern, lieber Leser, würde ich dir ein Geständniß ablegen, welches nicht ermangeln könnte, ein höhnisches Lächeln auf die Lippen von tausenden und abermals tausenden hervorzurufen und deinen Berichterstatter, der im Jahre 1867 so etwas zu schreiben sich herausnimmt, in den Augen einer Welt, die sich für civilisirt hält, lächerlich zu machen. — Doch was schadet's? — um dir den Beweis zu geben, mit welcher Unparteilichkeit ich dir berichte, will ich beim Beginn gleich mich selber aufopfern!

Und so höre denn und entsetze dich! — Heute — im Jahre 1867 — in dem Jahre, wo die Maschinen auf der Pariser Weltausstellung einen entschiedenen unbestreitbaren Sieg über alle andern Producte des menschlichen Geistes davongetragen haben, — heute, wo man sich die Welt gar nicht mehr ohne Maschinen denken kann — heute gibt es noch einen Menschen — es mag wohl der letzte sein, der offen zu behaupten wagt, er könne die Maschinen nicht leiden. — Dieser Mensch bin ich!

Als ich ein Kind war, hatte ich Furcht vor den schwarzen Ungeheuern, die mit ihren feurigen Nüstern in die Nacht hineinschnaubten oder mit den eisernen Armen den centnerschweren Hammer schwangen — später, als Jüngling sah ich das Maschinenwesen einen solchen Platz in der Gesellschaft einnehmen, dergestalt sich des Geistes der Menschen bemächtigen und daraus alles höhere Streben verdrängen, daß der Haß die Stelle der Furcht einnahm. Und als ich endlich ein Mann wurde — die beste Hälfte der Welt gesehen und kalten Auges beobachtet hatte — da gelangte ich zu der Ueberzeugung, daß das materielle Wohl eines Volkes nur von der Vollkommenheit seiner Maschinen abhänge, daß hunderttausend Centner verarbeitetes Eisen und hunderttausend Tonnen Kohlen das materielle Glück eines Landes mehr fördern, als die sieben fruchtbaren Jahre Pharaos . . . . daß die Maschine berufen sei, die Welt zu regieren . . . daß jedoch von den Lehrern das Mittel noch gefunden werden müsse, um den schädlichen — ja vernichtenden Einfluß der Maschine auf die Moral, — auf das menschliche Herz zu paralysiren. Man gehe in eine englische, französische — ja in eine deutsche Fabrikstadt und man wird mich verstehen. Geld — materielle Genüsse . . und namenloses Elend wird man in Fülle dort finden . . . aber was mehr? — „Gib mir nur Kohlen und Wasser,“ ruft der eiserne Verführer, „und alle Freuden dieser Welt sind dein! Geist und Intelligenz habe ich für dich — schüre, schüre! du wirst der Herr der Welt sein, wenn du mir die Befriedigung bei der Arbeit, die deinem Vater alles ersetzte, opfern willst. Man arbeitet heute nicht mehr, um Vergnügen bei und von der Arbeit zu haben — man arbeitet, um Genüsse in Geldesform zu verdienen. Ich, die Maschine, bin dein Herr! — früher sagte man: — jener Fabrikant hat die geschicktesten, die fleißigsten Arbeiter des Landes, und wenn ein Arbeiter seiner Fabrik durch das Städtchen ging, da lächelte Jung und Alt — Reich und Arm ihm freundlich zu . . . heute sagt man: „Er hat die theuersten Maschinen — und das genügt!“

Mit solchen Gedanken — mit solcher geheimen Antipathie und dennoch mit solcher unwillkürlichen Anerkennung seines Werthes trat ich dem Könige der Ausstellung unter die Augen.

Man kann sich keinen vollständigen Begriff von dem imposanten — alle Voraussetzungen übertreffenden Eindruck machen, den der Eintritt in die Maschinengalerie hervorbringt. Ein Gefühl von Scheu — das besonders bei Damen nicht ohne eine gewisse Aengstlichkeit ist, ergreift hier Jedermann. Hier habe ich den größten Schwätzer schweigen — den unverbesserlichsten Renommisten . . . für kurze Zeit bescheiden werden sehen. Aber nicht allein der großartige Anblick dieser Eisenmassen ergreift den Eintretenden, sondern ein großer Theil der Maschinen arbeitet mit einem sinnebetäubenden Summen, Zischen, Schwirren, Plätschern — um dem Besucher zu zeigen, was sie leisten können, und verwirrt dermaßen seinen Kopf — greift so plötzlich und mit einer solchen Macht sein ganzes Nervensystem an, daß ich wirklich Jedermann rathen möchte, hier vor allen Dingen eine Viertelstunde zu verweilen, um sich nach und nach an dieses Geräusch zu gewöhnen; denn sonst ist man, wenn man nicht Nerven von Stahl hat, unfähig, irgend eine Beobachtung anzustellen.

Während du dich also ausruhst, lieber Leser, will ich dir erzählen, daß diese Galerie eine Breite von $35^{1}/_{2}$ und eine Höhe von $25^{3}/_{4}$ Meter hat. Die ausgestellten Gegenstände nehmen in der Mitte einen Raum von nahe an 25 Meter ein und lassen ungefähr 5 Meter zu beiden Seiten frei für die Besucher; du kannst jedoch fast bei jeder Maschine dich von einer Seite zur andern hindurchschlängeln, um dir den Gegenstand von allen Seiten anzusehen. Auch habe ich dir schon früher einmal gesagt, daß eine Galerie über den Maschinen und in deren Mitte fortläuft, welche wohl am besten dazu geeignet ist, dem Besucher, welcher nicht gerade ein Fachmann ist, einen vollständigen Ueberblick des ungeheuren Ganzen zu verschaffen. Der Raum, welcher die Maschinen und was dazu gehört, umschließt, mißt im Umkreise 1200 Meter, und da doch nur Zahlen fähig sein können, dem Leser einen Begriff von der Großartigkeit des Ganzen zu geben, so wisse und ... staune — daß der Inhalt dieses Raums nach dem Marsfelde durch 28,000 — sage achtundzwanzig tausend Eisenbahnwaggons geschafft worden ist. In dieser colossalen Summe sind die Pariser Aussteller nicht einmal mit einbegriffen, da diese ihre Ausstellungsgegenstände durch Pferdekraft hinbesorgten.

Du hast dich also nach und nach an dies dumpfe Gesause gewöhnt und kannst deine Wanderung mit mir beginnen. Wir haben durch die Rue des Pays Bas das Lokal betreten und werfen einen ziemlich enttäuschten Blick auf die holländische Maschinenausstellung, die sehr wenig und nichts Neues darbietet. Selbst die mit einer gewissen Ostentation hingepflanzten Eisenbahnwaggons sind plump und gar nicht auf der Höhe der Zeit.

Belgien folgt — und schon auf den ersten Blick begreifen wir, daß es das Schwesterland vollständig ausgestochen hat. Das kleine Land hat etwa zwei Dritttheile so viel Maschinen ausgestellt, wie ganz Preußen mit seinen neuen Provinzen. — Ein Extractor für Kohlenbergwerke von zweihundert Pferdekraft überragt alle anderen Maschinen und hat stets eine große Anzahl von Sachverständigen um sich versammelt, die prüfen — discutiren und von dem Erbauer und seinem Associé die bereitwilligsten Antworten erhalten. — Auch um eine kleinere Maschine eines Herrn Delcambre drängen sich viele Leute — sie soll bei Zerlegung des Buchdruckersatzes erstaunenswerthe Resultate erzielen; denn in einer halben Stunde bringt sie — von einem Knaben geleitet, den Satz eines Octavbogens (16 Seiten) auseinander und hat die Typen vollständig wieder sortirt. — Viele andre Maschinen und Instrumente ziehen den Kenner noch hier an, jedoch für den Laien ist der Dampfriesenhammer das Interessanteste. Nicht die erschütternde Kraft des Ungeheuers setzt uns am meisten in Erstaunen — obgleich es Hiebe von 125 Centner Gewicht austheilen kann — sondern die Fügsamkeit, mit der es sich vor dem Willen seines Erfinders (der, beiläufig gesagt, ein Engländer ist) bis ins kleinste Detail beugt. Ich sah außer vielen anderen folgende drei Experimente, die fast täglich wiederholt werden. Der Erfinder legt eine vierundzwanzigpfündige Vollkugel auf den Block — das Ungethüm saust mit furchtbarem Schlag nieder ... und die Kugel ist ... Staub. Dann legt er eine elegante Damencylinderuhr auf den Block — stellt die Schraube, und — ich möchte fast sagen zum Schrecken aller Anwesenden, erfolgt mit derselben Schnelligkeit der ungeheure Schlag — alles drängt sich um den Block und sieht mit Staunen — daß das Glas der Uhr leicht geknickt ist — aber das winzige Ding, welches gar nichts von der Gefahr, die es bedrohte, geahnt zu haben scheint, hat keine Sekunde seinen ruhigen Tiktak unterbrochen. — Dann wird die Fünfzolldicke einer Kupferstange durch einen Schlag in die eines Bogens Schreibpapier verwandelt — und endlich wird ein Ei auf den Block gelegt, ein kleiner Theil seiner obersten Fläche mit Wachs bestrichen und hierauf ein Pettschaft gesetzt — der Schlag gilt dem Pettschaft — welches sich zart in das Wachs abdrückt, während das Ei nicht einmal bewegt wird. — Die Präcision dieses Hammers grenzt wirklich ans Wunderbare und hat auf die orientalischen Besucher einen erschütternden Eindruck gemacht. Einer derselben soll sich vor dem Dinge niedergeworfen und die Erde geküßt haben.

Wir kommen aus Belgien nach Preußen und Norddeutschland, und wir müssen hier vor allen Dingen offen und ehrlich — wie der Leser das Recht hat, es von uns zu verlangen — unsre Meinung ein- für allemal über die Ausstellung Norddeutschlands aussprechen.

Es ist möglich, daß unsre nationale Eigenliebe zuviel vom engeren Vaterlande verlangt, und daß wir deshalb kleine Fehler, die bei andren Ländern fast unbeachtet bleiben, hier doppelt und dreifach sehen; aber wenn unsre Triumphe uns gar oft über Gebühr stolz machen — eben weil es die unsren sind, warum sollen uns denn die Niederlagen nicht empfindlicher, als es sich vielleicht gehört, berühren, die ja doch auch die unsren sind? — Norddeutschland — und besonders Preußens Ausstellung macht auf den Besucher nicht den Eindruck, den man erwartet ... nicht, daß wir in diesem oder jenem Fache nicht andren Nationen ebenbürtig zur Seite gestellt werden könnten — ja sogar, daß wir oft bessere Gegenstände ausgestellt haben als jene; aber der Gesammteindruck ist nicht befriedigend. Das ist die Meinung von 90 unter 100 norddeutschen Ausstellungsbesuchern.

Der richtigste Eindruck ist der, daß Norddeutschland und besonders Preußen, in diesem Wettkampfe der Nationen, nicht das geleistet hat, was — und darüber herrscht wohl kein Zweifel — es zu leisten fähig ist. Ich sah eine Menge deutscher Sachverständiger, die fast empört waren über den Enthusiasmus, welchen die Besucher französischen oder englischen Fabrikaten zollten: — „Das machen wir doppelt so gut — halbmal so billig in Deutschland!“ riefen sie. — Ja, aber warum habt Ihr es nicht ausgestellt? — Wollen wir denn immer unser Licht unter den Scheffel stellen — immer die Schleppe der Nationen tragen nach dem, was wir im vorigen Jahre geleistet? — Ich hörte sagen, daß deutsche Firmen, die einen Weltruf besäßen, aus diesem oder jenem Grunde nichts hingeschickt hätten. — Deutschland müßte ein strenges Gericht über die Inhaber dieser Firmen halten, welche die vaterländische Ehre vertheidigen konnten und es nicht thaten! — Ich habe Deutsche kennen gelernt, welche in ihren Besuchen stets die deutsche Ausstellung umgingen — um sich nicht durch Aerger den Genuß des Tages zu verderben. Ja, ich weiß aus zuverlässigster Quelle, daß hohe und allerhöchste deutsche Herrschaften recht bittre Worte haben fallen lassen über das Unzureichende der norddeutschen Ausstellung.

In allen Berichten, die du schon durchflogen haben wirst, lieber Leser, wirst du den Unmuth, welcher die Feder des Schriftstellers führte, haben durchschimmern sehen. Es gelingt schwer, sich selbst für den vollkommensten Gegenstand zu begeistern, wenn rechts und links das Auge von Unvollkommenheiten und Lücken gefesselt wird. — Ich halte es ganz einfach für „frevelhaft“, das Ebengesagte gänzlich verschweigen zu wollen, und wir müßten wirklich die Renommisten sein, wofür man sich im Süden so viele Mühe gibt, uns auszuschreien, wenn man es für einen Mangel an Patriotismus halten wollte, Norddeutschland zu sagen, daß es nicht das geleistet hat, was es hätte leisten können. — Selbst im Geschmack der Ausstattung sind wir von den meisten — viele sagen von allen — Nationen übertroffen worden, und wenn das auch wenig Bedeutung hat, so ist es doch nicht angenehm, in irgend einer Branche oft hinter den Donaufürstenthümern zurückzustehen.*)

Und nun Gott sei Dank, lieber Leser, daß ich dir das Vorhergehende gesagt — jetzt kann ich doch mit gutem Gewissen dir all das Schöne und Gediegene — und Unübertroffene aufzählen, was Norddeutschland dort ausgestellt hat. Ich glaube dich gut zu kennen, Leser — und ich bilde mir ein, daß man in deiner Gunst recht weit kommen kann, wenn man dir unverhohlen die Wahrheit sagt. — Jetzt, nachdem ich kritisirt, wer kann mir wehren, dich mit Stolz vor Borsig und seine 2000 Locomotiven, von denen natürlich nur eine einzige hier steht — zu führen und dich die allergünstigsten Urtheile hören zu lassen, die Kenner aller Nationen darüber äußern. Wir können dir die preußischen Eisenbahnwagen zeigen, über die wir so viel bei uns räsonniren und die im Vergleich zu den abscheulichen französischen Kasten wie Paläste neben Strohhütten dastehen. Ich will dich nach Chemnitz führen, das hier in Jedermanns Munde ist, wo die Namen Hartmann, Zimmermann und Schönherr so gang und gäbe geworden sind, daß selbst die Franzosen und Engländer gelernt haben, dieselben richtig auszusprechen, und man schon an zu behaupten fängt ... es wären gar keine Deutschen, sondern sie seien oder stammten alle drei aus dem Elsaß — was, wie ich von Landsleuten gehört habe, bei Herrn Hartmann wirklich der Fall sein soll. — Du mußt dir auch die westfälische Marmorsammlung ansehen,

*) Es wird für unsre Leser selbstverständlich sein, daß, indem wir unserem Herrn Berichterstatter die vollständige Selbständigkeit seiner Beobachtungen gewähren, wir ihm auch die Verantwortlichkeit derselben überlassen müssen. Die Red.

deren geschliffene Säulen, mit einem wirklich unbestrittenen Geschmacke das große preußische Marmorportal gänzlich in den Hintergrund drängen und durch ihre äußerst kunstvoll geschnitzten Eichenthüren noch ein neues Relief bekommen. In Würfeln aufgebaut kannst du dir auch den Gesammtwerth des preußischen Bergbaues betrachten und daraus ersehen, welche unendlichen Fortschritte dieses Land in den letzten Jahren gemacht hat; denn von 1835—1845 zeigen dir die Würfel nur einen Gesammtertrag von sechs Millionen Thalern, während das Jahr 1865 allein schon mit acht und vierzig Millionen Thalern dasteht.

Und was noch alles könnte ich dir hier zeigen, wenn du selbst mich nicht dahin drängtest, worauf, seitdem wir nach Preußen gekommen sind, all deine Aufmerksamkeit sich richtet ... Krupps Riesenkanone! — Ja, eine wahrhafte Riesenkanone; denn sie wiegt die Kleinigkeit von 47,454 Kilogrammes,*) ohne das Gestell, auf dem sie ruht und welches für sich allein schon ein Gewicht von 15,000 Kilogrammes hat — sie kann Kugeln im Gewicht von 500 Kilogrammes werfen — und jeder Schuß kostet ungefähr 250 Thaler.

Man muß den Franzosen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu erkennen, daß sie vor allem Außerordentlichen Respect haben — es nicht durch Kritiken zu verkleinern suchen, und selbst auf eigne Unkosten ihm die richtige Anerkennung zu verschaffen suchen. Auf Befehl des Kaisers ist die Kruppsche Kanone in der Maschinengalerie aufgestellt worden, während die Armstrongsche, Whitewortbische — überhaupt alles Militärische, seinen Platz im Parke hat. Und nicht allein das — man hat ihr eine ganze Art von Nische eingeräumt, wo sie ihre ungeheure Masse würdig entfalten kann!

Ja es ist eine ungeheure Masse, die nolens volens imponirt, obgleich man sich wohl eingestehen kann, daß practischer Vortheil kaum davon zu erwarten sei — selbst bei der Küstenvertheidigung, wozu sie bestimmt zu sein scheint. Die Vier-, Sechs- und Zwölfpfünder, welche um sie herum eine Art von Hofstaat bilden, sehen wie Zwerge aus — und doch sind sie es, welche die größte Aufmerksamkeit der Sachverständigen erregen. Ich sah zwei höhere Officiere, die vielleicht nur fünf Minuten bei der Beschauung des Riesen verbrachten, — und als ich die ganze Maschinengalerie umgangen, fand ich sie immer noch in eifriger Anschauung und im Expliciren der kleinen Vierpfünder vertieft.

König Wilhelm soll, wie man erzählt, hier mit seinem Minister, dem Grafen Bismarck, zusammengetroffen sein und sich eine ganze Zeit lang mit ihm unterhalten haben. Es muß dies für die Neugierigen, welche sich in ganzen Scharen hinzudrängten, ein äußerst inhaltsschweres ... Bild ohne Worte gewesen sein, das sicherlich nicht verfehlt haben wird, einen tiefen Eindruck zu hinterlassen.

Ein kleiner, frühreifer Bengel machte mir hier ungeheuren Spaß; es war ein feingekleideter Familiensohn und konnte kaum zwölf Jahre alt sein — „qu'est ce que cela prouve?" sagte er, indem er die Hände in die Taschen steckte — „nous en ferons fondre une qui pèse cent mille kilos et tout sera dit!**)" Und damit wandte er majestätisch dem Kruppschen Meisterwerk den Rücken!

Doch ich muß mich von Preußen trennen, denn die halbe Welt bleibt uns ja heute noch zu sehen — und ich führe dich nach Süddeutschland — wo in der Maschinengalerie Baiern einen hervorragenden Platz einnimmt, besonders durch eine wirkliche Prachtlocomotive, die — man denke — für England in Eßlingen von Keßler erbaut und für die Strecke von Calcutta nach Delhi bestimmt ist. Die Baiern thun sich nicht wenig auf diese Auszeichnung zu Gute... und sie haben ganz recht. — Hessen, Baden und Würtemberg bieten nichts Absonderliches, aber man sieht überall, welche außerordentliche Mühe sich diese Staaten — besonders Baden — gegeben haben, um Süddeutschland würdig zu vertreten, und das ist allein schon anerkennenswerth!

Auch in Oesterreich muß man vor allen Dingen den guten Willen anerkennen, der manchmal auch wohl zu weit getrieben wird, besonders bei den Werthheimschen feuerfesten Geldschränken, die so und so viele Feuerproben schon bestanden haben, von denen eine jede abgemalt — mit obligaten Türken, Sarazenern und Magyaren — und dem Schranke beigestellt ist. Doch eine für Bergeisenbahnen bestimmte Locomotive zieht viele Besucher an — ebenso ein eiserner Sarkophag, wahrscheinlich für die Gruft eines Cardinals bestimmt, der aber mehr in die Kunst- als in die Maschinengalerie hingehört.

Wir freuen uns aufrichtig, in der Schweiz nur friedliche Webstühle zu finden, besonders eine vollständige Baumwollenspinnerei aus Winterthur — wir verweilen einen Augenblick in Spanien, wo uns die sogenannte machine à sculpter ein sehr geringes Interesse abzwingt — Griechenland und Dänemark bieten wenig — Schweden und Norwegen hauptsächlich Kanonen ... im Maschinenwesen — und Rußland endlich gar nichts — nicht einmal die prachtvollen Holzverzierungen seiner Galerien gehören ihm, denn obgleich dieselben aus russischem Tannenholz geschnitzt, so sind sie doch in Paris verfertigt.

Daß Italien im Maschinenwesen so gar wenig geleistet hat, ist wirklich auffallend — selbstverständlich jedoch, daß der Kirchenstaat, Rumänien, Türkei, Egypten, China, Siam, Japan, Persien, Afrika und Australien gar nichts leisten. Aber auch Nordamerika, obgleich es, in Betracht der großen Entfernung, viel ausgestellt — hat doch nicht, wie ich hörte, dem entsprochen, was man davon erwartete. Jedoch sah ich einen Jacquardschen Webstuhl, und der dazu eingerichtet ist, die menschliche Büste aus einem Stücke zu weben, der viele Leute um sich versammelte. Ein Techniker wollte mir erklären, daß diese Maschine berufen sei, eine ganze Revolution in der Webekunst hervorzurufen, aber leider blieb mir die Hälfte seiner Auseinandersetzungen unklar.

England behauptet immer noch die Krone im Wettkampfe der Maschinen, so sehr ihm Frankreich auch zu Leibe gerückt ist — es ist wirklich eine imposante Ausstellung; ruhig und klar — ich möchte sagen: selbstbewußt. Der Raum erlaubt es mir nicht, hier einzelne Maschinen zu beschreiben, und mit Ausnahme der Gwynschen Pumpe, welche mit der größten Leichtigkeit eine große Quantität Wasser bis zu einer fast beliebigen Höhe erhebt und dann wieder über künstliche Felsen herunterfallen läßt — werden nur Fachleute von den englischen Maschinen angezogen. Ja, wir begreifen den oft so übermüthigen Stolz der Engländer, wenn man ihre Maschinenausstellung sieht, und ein deutscher Schriftsteller hatte vollkommen Recht, welcher von dieser Ausstellung sagte: „Die Engländer scheinen gar nicht hier zu sein, um mit den andern Nationen im Maschinenwesen zu concurriren — man sollte glauben, daß sie ihnen nur zeigen wollten, wie man eigentlich Maschinen baut!" Nur müßten sie bei ihrem doch so außerordentlich praktischen Verstande einzusehen gelernt haben, daß der Sinn für das Schöne ihnen gänzlich abgeht, und daß, wenn sie einen Anlauf nehmen, um der Welt ihr Streben nach dem Ideal zu zeigen, sie sich der Fratze — der Carricatur nähern. Ich ärgerte mich, zu sehen, wie sie hier eine wirklich geniale Idee verhunzt hatten. Um nämlich den Strahlen der Sonne den Eingang durch die oberen Fenster zu wehren, haben alle Nationen dort Rouleaux ihrer Fabrikation angebracht. England hatte hier eine ganze Reihe von Transparenten anstatt der Rouleaux hingestellt, auf denen die Geschichte der Dampfmaschine in Farben entworfen war. Die Idee war sehr glücklich — aber, du lieber Gott, welche Farben — und was für Figuren erst!!

Und nun, Leser — treten wir in die französische Ausstellung und selbstverständlich in die vollständigste, großartigste aller Nationen — „die Ausstellung in der Ausstellung", wie mir ein nordamerikanischer Ingenieur sagte. Hier sind weder Kosten noch Zeit, noch Arbeit gescheut worden — und hier kannst du eine vollständige Sammlung von dem sehen, was Frankreich in der Mechanik zu leisten vermag. Die stolze Nation hat sich unumwunden in ihren Leistungen dem spähenden Auge der Welt enthüllt — sie hat alle ihre Kräfte aufgeboten — sie hat die gewöhnliche Entschuldigung der andern Nationen verschmäht, die stets behaupteten, sie hätten nicht ihre ganze Macht aufgeboten bei diesem Weltconcurs — sie vermag nicht mehr zu leisten, wie sie hier gezeigt, und sie hat es offen bekannt. Daher macht auch dieser französische Theil einen so überwältigenden Eindruck; daher ist es dieser Theil, an dem die Fachmänner aller Nationen sich Rendezvous gegeben haben, um zu prüfen — oder wie mir eine unserer Größen im Maschinenfach mit wirklich bewunderungswürdiger Offenheit sagte: „um etwas zu lernen."

Man macht den französischen Maschinen im allgemeinen den Vorwurf, sie wären zu complicirt und ihr Unterhaltungspreis sei im Vergleich mit den englischen zu hoch. Ich bin nicht fähig, dies zu

*) 1 Kilogramm = 2 Zollpfund.

**) Was beweist das? .... wir werden eine gießen lassen, die 100,000 Kilos wiegt, das sagt genug!

beurtheilen, doch auch mir scheint es, daß, um aus den französischen Maschinen den beanspruchten Nutzen zu ziehen, der Arbeiter mehr Geschick — mehr Verstand aufwenden muß, wie bei denen anderer Nationen. Die französische Maschine scheint für den Arbeiter ein fleißiger Handlanger zu sein, während bei der englischen der Arbeiter der Handlanger ist. — Denn sonst wäre es wohl unmöglich, wie wir weiterhin bei den „Stoffen" sehen werden, daß bei Bearbeitung desselben Stoffes die französischen Fabrikate alle andern ausstechen. Woher käme dies sonst, — wenn der französische Arbeiter nicht auch seine Intelligenz jeden Augenblick anzuwenden gezwungen wäre? Ich hörte hierüber sehr interessante Discussionen, . . . vom psychologischen Standpunkte aus. Ein Birminghamer Fabrikant erzählte uns, wie es keinem Zweifel unterläge, daß die Maschinen, die er zur Fabrikation seiner Waare anwende, die vollkommensten wären, was selbst die Franzosen eingeständen. Er jedoch habe sich eingestehen müssen, daß die französische Waare dennoch besser sei, als die seine. obgleich die von beiden angewandte matière premiere dieselbe sei. Da sei er auf den Gedanken gekommen, Guineen springen zu lassen, und dieses stets unfehlbare Mittel hätte in wenig Wochen sein Atelier mit den besten Arbeitern seines französischen Concurrenten bevölkert — welche jubelten, doppelt so viel Lohn wie in Frankreich zu haben und durch das Praktische der englischen Maschinen der Hälfte der Arbeit überhoben zu sein. — Jedoch was geschah? — der französische Fabrikant blieb mit den mittelmäßigen Arbeitern immer noch dem Engländer voran! — „Und warum?" — schloß jener seine Erzählung — „weil unsere Maschinen so perfect sind, daß der Arbeiter dabei fast schlafen kann — und die französischen so unvollständig, daß der Arbeiter mehr Aufmerksamkeit wie früher auf die Arbeit verwenden muß." — Ein anderer jener Gesellschaft, der berühmte Jules Simon, der sich so viel mit dem geistigen Wohl der Arbeiter beschäftigt hat, war ganz derselben Meinung, daß man nur dabei gewänne, wenn bei der Construction der Maschine darauf geachtet würde, dem Gedanken des Arbeiters immer neue Nahrung zu geben.

Es sei mir erlaubt, die französischen Maschinen nicht näher zu besprechen; denn ich glaube den Leser zu ermüden, ohne dahin zu gelangen, auf diesem beschränkten Raume ihm ein, wenn auch nur annäherndes Bild dieser mächtigen Ausstellung zu geben. — Doch von jenem Bohrer, den wir in der Reihe der artesischen Brunnenapparate sehen, muß ich erzählen, denn er hat einem unserer Landsleute einen unvergeßlichen Namen in Frankreich gemacht. Ich meine den sächsischen Ingenieur Kind, der einer Compagnie den Plan vorgelegt hatte, auf der Höhe von Passy einen artesischen Brunnen zu bohren. Die Wissenschaft wurde befragt — und gab ein schwankendes, mehr ungünstiges als günstiges Urtheil ab. Und dennoch gelang es Kind, die Compagnie zu überzeugen — und die Arbeiten begannen mit dem damals noch so unvollkommenen Bohrer . . . . Und sie dauerten neun Jahre! Während dieser Zeit erfand Kind neue Instrumente — setzte sein ganzes Vermögen zu — stürzte sich in Schulden — und konnte das einzige Resultat erzielen, daß die Compagnie alle Hoffnung auf Erfolg aufgab, die Arbeiten einstellen ließ — und er ruinirt, alt und . . lächerlich geworden war! Und dennoch lebte in dem verlornen Manne der Gedanke jung und frisch, und dem verhöhnten Columbus gleich heftete er seinen Blick auf den Fels und sah den hellen Strahl im Steinenschoße, wie jener die grüne Küste auf dem öden Meere. Er brauchte — er suchte Geld, — er und auch sein Sohn, der aus Deutschland gekommen war und als Ingenieur die trefflichsten Proben abgelegt, setzten die Welt in Bewegung, um die nöthigen Fonds zur Fortsetzung der Arbeit aufzutreiben; aber alles war nutzlos. — Niemand wollte nach neunjährigen Versuchen an den Erfolg des Werkes glauben! Verzweiflung ergriff den genialen Mann und die düstersten Gerüchte cursirten über ihn. — Da fährt eines Morgens ein Phaeton durch Passy und hält vor der von den Arbeitern verlassenen Maschine. Ein Mann — dessen Gesicht jedes Kind in Frankreich kennt, steigt aus — beschaut die Arbeit — läßt sich die Pläne vorlegen, prüft sie mit einer Genauigkeit, die selbst die beiden Ingenieure in Erstaunen setzt — und nachdem Vater und Sohn alle seine Einwendungen beantwortet — entfernt er sich. — Einige Stunden später erhält Herr Kind den Befehl des Kaisers, die Arbeiten augenblicklich fortzusetzen; für die fehlende Summe übernehme die Civilliste die Verantwortlichkeit!

Vier Monate später sprudelte der Strahl! — Kind war für einige Tage der populärste Mann Frankreichs; aber mit echt deutscher Ehrlichkeit sagte er zum Kaiser, der ihm und seinem Sohne am Tage der feierlichen Eröffnung der Wasserwerke das Kreuz der Ehrenlegion selbst überreichte:

„Und wer belohnt Ew. Majestät, die mehr für die Vollendung des Werkes gethan als ich — die allein an mich glaubte, als alle Welt mich verstieß?" — Der Kaiser lächelte und drückte dem deutschen Ingenieur die Hand! — Das Wasser von Passy ist das reinste und beste der ganzen Umgegend von Paris, aus einem öden und kahlen Berge ist ein neuer Stadttheil geworden . . . . und dort am Eingange der französischen Galerie steht das Modell des ersten Bohrers, mit dem Kind sein Riesenwerk begonnen.

* * *

Wie ich es dir versprochen, lieber Leser, habe ich versucht, mit dir über „das Eisen" in der Weltausstellung zu plaudern, — ein Buch würde nicht genügen, um dir das, was ich hier gesehen, ausführlich zu schildern. Was ich gefühlt — nachdem ich den ersten erschütternden Eindruck überwunden? — ich habe den menschlichen Geist angestaunt, der so etwas geschaffen . . . seit vierzig Jahren beinahe alles das erschaffen. Und als ich mich satt gesehen, satt gewundert — satt gestaunt hatte — da, lieber Leser — da sehnte ich mich nach einem Baume — nach Feld, nach Wiese — nach Himmel!

Willst du Gottes Werk recht genießen . . . so verbringe erst einen Tag in der Maschinengalerie der Weltausstellung, dann wird dir der Gedanke verständig werden, daß des Menschen Geist, so hoch er auch immer reichen mag, unstät, wüst, unklar und begrenzt ist — daß Ruhe und Trost nur im Geiste Gottes, welcher auf der Natur ruht, zu finden ist.

Die Maschinengalerie bietet den Complex alles menschlichen Scharfsinnes . . . und doch ist ein Grashalm viel complicirter als die hunderträdrige Maschine!

M.

Ein schöner Traum.

Zur Erinnerung an den 18. October 1817 von **Arnold Wellmer**.

Frisch auf! frisch auf zur Burschenfahrt,
Ihr Jungen und ihr Alten,
Wir wollen hier nach unsrer Art
Den großen Festtag halten.
Heut ist des Doctor Luthers Tag,
Zuerst ein jeder singen mag:
Hoch lebe Doctor Luther!

Nun sei ein Lebehoch gebracht
Den Lebenden und Todten,
Die mit Gesang und Schwert zur Schlacht
Einst Deutschland aufgeboten.
Schill, Blücher, Oels und Gneisenau,
Arndt, Körner, Jahn — wer kann genau
Die Heldennamen zählen? —

— — klang es am 18. October 1817 von den altehrwürdigen Mauern der Wartburg wieder, gesungen von 500 begeisterten jungen Studenten — — und zu dieser Stunde, wo ich dies Blatt schreibe, klingt derselbe frische fröhliche Klang von neuem durch junge Burschenherzen — und als ein ernst wehmüthiger Nachhall durch manch altes, vielerfahrnes Herz, das bei diesem ersten Liederklange so jugendbegeistert und so hoffnungsfreudig glühte.

In wenigen Tagen ziehen unsere jungen Studenten wieder auf die graue Wartburg bei Eisenach, ein freudig-wehmüthig Erinnerungsfest zu feiern — zur fünfzigjährigen Erinnerung an jenen 18. October, den ihre Großväter so jugendfröhlich und so mannesernst auf der Lutherburg begingen, — — ein Tag, wie er in dem ganzen deutschen Studentenleben einzig dasteht und auch wohl einzig bleiben wird: in der Einigkeit und Einheit und dem hohen begeisterten Streben seiner jungen Festgenossen.

Die fünfzigjährige Erinnerung wird zum 18. October 1867 aber auch Greise — wohl nur noch wenige! — auf die Wartburg, den Tummelplatz ihres jugendwarmen Hoffens und Wollens, zurück-

führen . . . möge ihnen dieser Tag nicht noch mehr Enttäuschungen bringen, wie vor einem halben Jahrhundert. Ja, die Zeit ist inzwischen eine andere geworden, und unsere Jugend erst recht!

Mein guter Großonkel Sebastian hat damals auch mit auf der Wartburg getagt. Er wird wieder ganz jung, wenn er von jener Zeit spricht. Er war mit Leib und Seele Student und hat sich noch immer ein warmes Herz für das Studentenleben bewahrt.

„Onkel, wollen wir nicht auch mit einander jetzt auf die Wartburg ziehen und sehen, wie unsere Studenten Euer herrliches Verbrüderungsfest nachfeiern?" sagte ich gestern zu ihm — „Deutschland hat ja jetzt einen schönen Anfang zur Einigung gemacht — vielleicht erleben wir jetzt auf der Wartburg, daß unsere deutsche studirende Jugend diesen großen Schritt der Väter mit Begeisterung nachschreitet . . . und in dem Streben nach einer deutschen Studentenschaft glücklicher ist, wie ihre Großväter."

Da sah er mich mit seinen sonst so milden Augen starr an — dann schüttelte er seine weißen Locken fast heftig und sagte tiefernst: „Mein Junge, Du weißt ja doch, daß ich kein Biertrinker bin!"

Ich mußte wirklich die Augen niederschlagen — vor Scham über unsere Bierstudentenzeit. So saßen wir einander lange still gegenüber. Ein jeder hatte mit seinen Gedanken genug zu thun. Dann fing Onkel Sebastian in seiner schlichten Weise ganz von selber an zu erzählen:

„Wie mächtige Gewitterschläge fuhren die Kanonendonner der Freiheitskriege durch das im Anfange unseres Jahrhunderts gar schläfrige, dumpfschwüle Studentenleben — Blitz auf Blitz zuckte durch die Geister und Herzen der müde hindämmernden, oft in Trägheit und Unsittlichkeit gar arg versumpften studirenden Jugend . . . das waren die Blitze der edelsten Begeisterung und Opferfreudigkeit für die Befreiung des geknechteten Vaterlandes! Selbst die Schläfrigsten erwachten, die Trägsten wurden von dem Blitzen und Donnern gewaltsam aufgerüttelt und den Leichtsinnigsten kam ein Besinnen. Wir Studenten warfen den renommistischen Paukdegen hin und griffen nach den Schlachtschwertern . . . das ging wie ein Frühlingswind durch den reichen deutschen Jugendwald — so frisch — so fröhlich — so fromm! — und nach dem bangen, grausigen Gewitter ward im Studentenleben die Luft so belebend rein und kühl, wie noch nie.

Und als wir vom Schlachtfelde auf unsere Hochschule zurückkehrten, glühte die reinste Begeisterung für Vaterland, Ehre und Freiheit fort und fort in den Herzen der Jünglinge, die bei Leipzig und Belle-Alliance, bei Waterloo und Dennewitz dafür gekämpft und geblutet hatten. Die Ehre und Freiheit des großen, schönen deutschen Vaterlandes war gerettet — — aber die Einheit und Einigkeit fehlte. Im Innern war Deutschland noch immer so trostlos zerklüftet und zerrissen, wie seit Jahrhunderten . . . und dieselben Spaltungen, wie im ganzen deutschen Leben, gähnten nur noch unverhüllter, trauriger aus dem deutschen Studentenleben auf. Es war zerrissen durch die kleinlichen Eifersüchteleien und den Sondergeist der Orden, Landsmannschaften und anderen studentischen Verbindungen, die sich in ihren Bestrebungen und Vergnügungen, in Vorurtheilen und Unsitten streng von einander absonderten und ihre Zeit und Kraft in oft jämmerlichen Studentenspielereien, in Renommisterei und Stutzerhaftigkeit, in Trägheit und Genußsucht vergeudeten und sich oft in erbitterter Feindschaft gegenüberstanden. So kamen im Sommersemester 1815 in Jena bei 350 Studenten in einer einzigen Woche nicht weniger als 147 Duelle vor.

Wie kleinlich mußte solch leeres, verrottetes Studentenleben den aus den Freiheitskriegen heimkehrenden Burschen erscheinen — ihnen, die dem Tode so oft und so kühn ins Auge geschaut hatten, — ihnen, denen aus dem Blut der Schlachtfelder eine große, schöne Sehnsucht nach deutscher Einheit und Einigkeit aufgeblüht war. Im erhöhten Selbstgefühl, noch frisch durchglüht von den großen Erinnerungen der letzten Jahre, legten wir das blutige Schlachtschwert fort und traten wieder ins wissenschaftliche Studentenleben zurück — als Lernende. Aber der Ernst des Lebens war über uns gekommen — wir wußten, das Sehnen allein sei Schwachheit, wir fühlten, was uns zunächst selber am bittersten Noth that. Das große Vaterland konnten wir nicht einig machen, das lag außer unserer Sphäre — da begeisterten wir uns für die Idee, wenigstens einem tausendköpfigen Gliede des gesammten deutschen Lebens Einheit und Einigkeit zu geben — dem Studentenleben!

Ein deutsches Studentenleben . . . o, wenn Gott seinen Segen dazu gab, welch ein herrlicher starker Baum deutscher Einigkeit mußte mit der Zeit auf diesem Boden aufwachsen und seine Zweige über das ganze schöne Vaterland ausbreiten — frisch und fröhlich rauschend und tausendfältig Frucht bringend!

Aus dieser Begeisterung für eine große Studentenschaft entstand zunächst in Jena die erste deutsche Burschenschaft mit 113 Mitgliedern — am 18. Juni 1815, dem Jahrestage von Belle-Alliance.

Unser Streben war ein hohes. Wir strebten nach sittlichem und wissenschaftlichem Ernst, Eintracht und Wahrheit, Tüchtigkeit des Geistes und Leibes, Mäßigkeit und Religiosität, Charakterfestigkeit und echt deutscher Ehrenhaftigkeit. Unser Wahlspruch hieß: Ehre — Freiheit — Vaterland! Jede politische Tendenz blieb uns fern. Die academischen und landesherrlichen Gesetze wurden streng beobachtet. Die renommistische Rauflust der landsmannschaftlichen Verbindungen wurde verbannt. Das Duell blieb als alte ritterliche Sitte bestehen, doch sank es nie zur blutigen Spielerei herab. Unser selbstgewähltes Ehrengericht ließ nur wirkliche Ehrenduelle zu. Im übrigen lebten wir frisch und fröhlich und echt brüderlich — von Philisterei war keine Spur. Im „Paradiese" wurde fleißig geturnt und auf dem Fechtboden gepaukt, daß die Funken flogen.

Die vier in Jena bestehenden Landsmannschaften konnten unserem ernsten Streben nicht lange widerstehen. Sie lösten sich noch den ersten Sommer auf.

Zur Erinnerung an den zweiten Pariser Frieden pflanzten wir am 18. Januar 1816 mit großer Feierlichkeit auf dem jetzigen Eichplatze eine junge Eiche des Rauhthales — als ein Denkmal der erkämpften deutschen Freiheit und der neu aufgeblühten deutschen Manneskraft. Unser Sprecher, der jetzige Pastor Karl Horn in Mecklenburg, gab unseren Gefühlen dabei den wärmsten Ausdruck in den Worten: „Wir setzen ihn ein, den Baum der Hoffnung, den Baum der Stärke, den Baum der Freiheit — wir schwören warme Liebe dem Vaterlande, Ergebenheit unseren Fürsten — wir schwören standhafte Treue allen deutschen Brüdern, die mit uns einen Sinn, ein heilig Streben theilen — und rufen in froher Begeisterung ein Hoch der deutschen Freiheit!"

Das war unser Leben — unser Wollen — unser Hoffen! Bald begeisterten sich auch die Jünglinge auf fast allen Hochschulen Deutschlands für ein gleiches Streben und vereinigten sich zu Burschenschaften. Ueberall begann ein neues, frisches Burschenleben und edle Lehrer, wie Fichte, Schleiermacher, Hendrick Steffens und noch viele andere, hatten ihre Freude daran.

Lag es da nicht sehr nahe, daß bei solchen gemeinsamen Bestrebungen wohl in mehr als einem Herzen der Wunsch auftauchte nach einer freundschaftlichen Zusammenkunft der Burschenschafter von allen Universitäten — einem Austausch der Ideen — ja womöglich nach Vereinigung aller deutschen Burschen zu einer Burschengemeinde?

Unser feuriger Bruder Maßmann in Jena gab diesem Wunsche zuerst Worte. Sie fanden den allgemeinsten Anklang. Eine herrliche Gelegenheit zu einem solchen Verbrüderungsfest bot sich obenein. Das dreihundertjährige Reformationsjubiläum war vor der Thür. Wir Jenenser Burschen beschlossen einmüthig, dies Fest am Jahrestage der Schlacht bei Leipzig, als einen Doppelgeburtstag des Glaubens und der Freiheit, auf der Lutherburg bei Eisenach zu feiern und unsere Commilitonen von den anderen Hochschulen dazu einzuladen.

Im August 1817 sandten wir ein herzliches Einladungsschreiben an dreizehn uns nahe stehende Universitäten. Von allen Seiten kam die freudigste Zusicherung der Theilnahme an unserem Feste.

Wir entwarfen ein Festprogramm und legten es unserem geliebten Rector Carl August von Weimar vor. Er billigte es nicht nur von Herzen, sondern unterstützte das Fest auch in jeder Weise. Er stellte uns die ganze Wartburg zur Verfügung, verbot jede polizeiliche Ueberwachung der Festlichkeiten, um uns nicht durch das leiseste Mißtrauen zu kränken, legte den Bewohnern Eisenachs gastfreundliche Aufnahme der Studenten ans Herz, spendete für das Burschenmahl reichlich aus den alten Fischteichen der Wartburg, sorgte für Beleuchtung der Festräume und schenkte das Holz zu den Siegesfeuern, die abends auf dem Wartenberge hoch aufleuchten sollten.

Und so wanderte und sang es am 16. und 17. October jugendfröhlich auf allen Wegen nach Eisenach zu — in bequemer Turnertracht, das Ränzlein auf dem Rücken, den geliebten derben Ziegenhainer in der einen und die lange Pfeife mit den schwarz-roth-goldnen Quasten in der andern Hand, im Knopfloch den gestickten Tabaks-

beutel — meist ein Geschenk von liebster Hand, — an der Seite den Burschendegen, Mützen und Baretts mit Eichenlaub bekränzt . . . ja, so wanderte damals Bruder Studio durch die Lande. Vor der Stadt ordneten sich die Trupps unter einem Führer paarweise und zogen singend in Eisenach ein. Der Männergesang und die Lieder Arndts, Körners, Schenkendorfs und auch so manch edlen Dichterjünglings aus studentischer Mitte wurden damals auf allen Hochschulen mit Liebe gepflegt. Die wüsten, leichtfertigen und oft sehr albernen Bummellieder, wie sie uns heute aus jeder Studentenkneipe entgegenlärmen, waren uns fremd. Ergreifend war es, wie 30 Kieler Burschen, die den weiten Weg mit einander zu Fuß zurückgelegt hatten, mit dem alten Lutherliede: „Eine feste Burg ist unser Gott" ihren Einzug hielten — und dann, wie ein Nachtrupp Jenenser unsere so hoch gehaltene Burschenfahne einführte und sang:

Stolz, keusch und heilig sei,
Gläubig und deutsch und frei
Hermanns Geschlecht!

Mit hellem Sonnenglanze brach der 18. October — ein Sonnabend — an. Goldig glühte die Wartburg aus herbstlich buntem Laube hoch vom Berge nieder. Fröhlich und feierlich klang das volle Glockengeläut von Eisenachs Kirchen durch den klaren Morgen. In würdigem Festschmuck versammelten sich 500 Burschen auf dem Markte. Die meisten trugen die ernste und kleidsame altdeutsche Tracht: kurzer schwarzer Rock, häufig von Sammt und ausgezackt, langes, enganliegendes schwarzes Beinkleid, vom entblößten Halse den breiten weißen Spitzenkragen zurückgeschlagen, das Burschenbarett mit den wallenden Federn und der goldnen Eichel von frischem Eichenlaube umwunden, an den kurzen Stiefeln kleine Sporen, an der Seite das Schwert. Den Festausschuß und die übrigen Führer schmückten überdies noch breite Schärpen in den Burschenfarben. Aber auch die Neudeutschen in ihren Kanonen mit Pfundsporen, in Lederhosen und bunten Husarenjacken und hohen Stürmern mit weißen Federn fehlten nicht — und hin und wieder ließen sich auch wohl ein ehrlicher heller Flausrock, pelzverbrämte polnische Mützen und rothe und graue goldbordirte Beinkleider blicken.

Hier auf dem Markt sah ich zum ersten Mal einen schönen schlanken Studenten mit bleichem, fast finster traurigem Gesicht . . . seine großen schwärmerischen Augen mit plötzlich aufflackerndem Feuer werde ich bis zu meiner letzten Stunde nicht wieder vergessen. In aufgeregter Hast schritt er über den Markt und vertheilte Festschriften. Er trug die Schärpe und den sonstigen Festschmuck der erwählten Fahnenbegleiter, überdies aber noch an seinem altdeutschen Rock handbreite goldene Fransen. Es war der Abgeordnete von Erlangen — Carl Ludwig Sand.

Als zum dritten Mal die Kirchenglocken erklangen, fiel die Musik brausend ein und der Festzug setzte sich in Bewegung: voran der Burgvoigt mit dem entblößten Jenaischen großen Burschenschwerte und die vier Burgmannen. Auf die Musik folgte unsere schöne Burschenfahne, getragen von einem stattlichen jungen Grafen und begleitet von vier Fahnenschützen — dann die Ausschußglieder und alle übrigen Burschen zu zweien im langen bunten Zuge, ohne Ordnung nach den Universitäten, wie sich einer zum andern gefunden. Und hinauf ging's den steilen Weg zur erinnerungsreichen Wartburg.

Herrlich hatten Eisenachs Bewohner die Lutherburg mit Eichenlaub und Tannenreisern geschmückt. Auch das kleine unscheinbare Lutherzimmer hatte zu diesem Tage einige neue Zierden erhalten: Schadows Lutherbüste — einen Tisch aus Luthers Vaterhause in Mohra und manch gutes Bild, das auf den Reformator Bezug hat, — auch der berühmte Teufelstintenfleck an der Wand war wieder — ich weiß nicht zum wievielten Male — etwas aufgefrischt. Am reichsten aber prangte der sanges- und sagenreiche Minnesängersaal im Festschmuck. In diesen Riesensaal zogen wir 500 Studenten und wohl noch eben so viele Gäste, die ein Herz für unser Streben hatten. Eisenachs Behörden und Geistlichkeit und manch thüringischer Landpastor saßen da, — auch vier Jenenser Professoren: Schweizer, Fries, Oken und Kieser, waren dazu gekommen.

Tausendstimmig hallte das Lutherlied: „Eine feste Burg ist unser Gott" durch den weiten Raum. Dann betrat unser Riemann, der glaubensfreudige Jenenser Student der Theologie, geschmückt mit dem bei Waterloo erkämpften eisernen Kreuze, den Rednerstuhl und rief den Versammelten im Namen der Jenaischen Burschenschaft ein herzliches Willkommen zu. Wir seien zusammengekommen, uns gemeinschaftlich das Bild der Vergangenheit vor die Seele zurückzurufen, um aus ihr Kraft zu schöpfen für die lebendige That in der Gegenwart, uns gemeinschaftlich zu berathen über unser Thun und Treiben, Ansichten auszutauschen, das Burschenleben in seiner Reinheit uns anschaulicher zu machen — und endlich, dem Volk zu zeigen, was es von seiner Jugend zu hoffen habe, welcher Geist sie beseele, wie Eintracht und Brudersinn von ihr geehrt würden, wie sie ringe und strebe, den Geist der Zeit zu verstehen, der mit Flammenzügen in den Thaten der jüngsten Vergangenheit sich ihr kund thue. — Mit mächtig ergreifenden Worten sprach er von Luthers Reformationswerk . . . von Deutschlands Erniedrigung und Knechtschaft in den jüngstvergangenen Jahren — von seiner Erhebung und Errettung aus dem französischen Joch . . . und was Deutschlands Jünglingen jetzt zu thun obliege: „der Geist, der uns hier zusammengeführt, der Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit, soll uns leiten durch unser ganzes Leben, daß wir, alle Brüder eines und desselben Vaterlandes, eine eherne Mauer bilden gegen jegliche äußern und innern Feinde dieses Vaterlandes, daß uns in offener Schlacht der brüllende Tod nicht schrecken soll, den heißesten Kampf zu bestehen, wenn der Eroberer droht; daß uns nicht blenden soll der Glanz des Herrscherthrons, zu reden das starke freie Wort, wenn es Wahrheit und Recht gilt; — daß nimmer in uns erlösche das Streben nach Erkenntniß der Wahrheit, das Streben nach jeglicher menschlichen und vaterländischen Tugend! — Du Mann Gottes, du starker Fels der Kirche Christi, der du mit eisernem Muthe gegen die Finsterniß ankämpftest, nimm unser Gelübde an! Euch, Geister unserer erschlagenen Helden, Schill und Scharnhorst, Körner und Friesen, Braunschweig-Oels und ihr andern alle, die ihr euer Herzblut vergossen habt für die Freiheit des deutschen Landes — euch rufen wir auf zu Zeugen unseres Gelübdes . . . und Gott gebe seinen Beistand und Segen dazu."

Nach dem gemeinschaftlichen Mittagsmahl des ersten Tages im Minnesängersaal, an dem auch unsere vier Jenenser Professoren und wohl noch hundert sonstige Ehrengäste theilnahmen und wo noch manch bedeutungsvoller Trinkspruch erklang, zogen wir in der alten Ordnung um 2 Uhr von der Wartburg in die Eisenacher Stadtkirche zum Gottesdienst und von dort zusammen mit dem Eisenacher Landsturm unter klingendem Spiel auf den Markt, wo der Nachmittag mit vaterländischen Liedern und Lebehochs und Turnspielen bis zum Abend ausgefüllt wurde.

O, hätte das Fest doch jetzt ein Ende gehabt — es wäre auch nicht von dem leisesten unreinen Hauch getrübt gewesen.

Um 7 Uhr ordneten wir uns auf dem Markt zum Fackelzuge nach dem der Wartburg gegenüberliegenden hohen Wartenberge, wo zur Siegesfeier der Leipziger Schlacht große Feuer auflodern sollten. Ein schneidender Ostwind fegte durch die Straßen und machte die rothe Glut der 500 Fackeln hochaufflackern. Wie eine feurige Riesenschlange züngelte sich der Zug durch die Stadt, durch das baumgrüne Thal hinauf zum Wartenberge. Hier empfing uns der Landsturm mit Raketen, Büchsensalven, Hurrah und 18 großen Siegesfeuern.

Da sah ich dicht hinter dem Zuge her einen Mann aus dem Volke einen großen verdeckten Korb den Berg heraufkarren. Zwei Burschen begleiteten ihn. Der eine, kurz und gedrungen, der ausdrucksvolle Kopf von langen lichtbraunen Locken umwallt, das große Auge blitzend von kecker Jugendlust — schwang eine wunderlich gezackte Feuergabel.

„Bruder Maßmann, was für ein verdecktes Gericht bringst Du denn dort?" fragte ich.

Er aber lachte: „Lauter Teufelszeug, Bruder, längst reif zum solennen Autodafé — sieh hier doch nur die kostbare Hexengabel, die ich in der Raritätenkammer des Rathhauses aufgestöbert habe — manch armes Herlein hat sie vor 200 Jahren noch bitter empfunden!" Dabei schlug er mit der Feuergabel auf den Korb. Weiter brachte ich nichts aus ihm heraus.

Wir alle aber schlossen um das hochaufflackernde Feuer einen Kreis und sangen im brausenden tausendstimmigen Chor das Feuerlied, das damals bei allen Siegesfeuern auf den Bergen himmelan tönte und jetzt mit jener ganzen großen Zeit fast vergessen ist . . .

Des Volkes Sehnsucht flammt
Von allen deutschen Höhn
Zum Himmel auf!

Dann trat Maßmann mit drei Freunden und dem verdeckten Korbe und der Feuergabel in den Kreis — niemand, außer diesen

eingeweihten Freunden, wußte, was er beabsichtigte. Der Festausschuß hatte keine Ahnung von dem ganzen unglückseligen Autodafé. Kein Professor war zugegen.

Maßmann rief — o hätte er sich doch lieber die kecke Zunge abgebissen! — mit seiner hellen, frischen Stimme: „Burschen! Brüder! Am zehnten des Christmonds im Jahre des Herrn 1520 zog unser Luther mit seinen treuen Studenten und vielem Volk hinaus vor das Elsterthor zu Wittenberg und verbrannte öffentlich des Papstes Bulle: „weil du gottloses Buch den Heiligen des Herrn betrübet hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!“ Das that Luther mit dem Feinde der Glaubensfreiheit — so wollen auch wir jetzt durch die Flammen verzehren lassen das Andenken derer, so das Vaterland geschändet haben durch ihre Rede und That, und die Freiheit geknechtet und die Wahrheit und Tugend verleugnet haben in Leben und Schriften!“

Der Deckel des Korbes fiel zurück — drin lagen eine Menge Bücherpackete. Große Zettel mit weitleuchtenden Buchstaben zeigten die Buchtitel. Maßmann ergriff ein Packet nach dem andern, nannte laut den Titel und fragte: „Burschen, soll dies Buch brennen?“

„Ins Feuer! ins Feuer!“ riefen erst einige, die sich in der neuen Rolle der Inquisitoren gefielen — dann geriethen auch die Besonnenen nach und nach, von der Neuheit des Feuergerichts aufgeregt, mit in Hitze, und bald tönte es von allen Seiten mehr übermüthig, als nachdenklich ernst: „Ja, ja, wir wollen ein Autodafé halten — alles, was undeutsch ist, soll brennen, zur Strafe und Warnung — an Stoff fehlt's ja leider nicht in dem armen Deutschland ... ins Feuer! ins Feuer!“ und so flogen 28 Bücher von der Herengabel in die Flammen.

Die meisten dieser Bücher sind längst vergessen — vielen wurde auch damals eine zu große Bedeutung beigelegt, sie waren unbedeutend, konnten also auch nicht gefährlich sein — viele waren von den wenigen eingeweihten Feuerrichtern gradezu mißverstanden — und die wenigsten hatten sie gelesen. Sie kannten sie nur dem Titel nach, vom Hörensagen oder aus Kritiken. Ich will darum auch nur von wenigen dieser Bücher und der Art ihrer Abfertigung sprechen.

„Ancillon“ — rief Maßmann — „Ueber Souveränetät und Staatsverfassung!“

„Frohne du fortan dem Zwingherrn der Hölle — — ins Feuer! ins Feuer! pereat Ancillon!“

„August von Kotzebue — Geschichte des deutschen Reichs, von dessen Ursprung bis zu dessen Untergang!“

„Ein Zwitterdeutscher — ein Halbrusse — ein Komödiant, der alle Rollen spielt... pereat Kotzebue!“ rief Sand mit sprühenden Augen.

„Ludwig Theobul Kosegarten — Geschichte meines fünfzigsten Lebensjahres — vaterländische Lieder — Rede, gesprochen am Napoleonstage!“

„Dies Buch frevelt am Vaterlande und an der Kunst der Rede, weil es gar redekünstlich geschrieben und den Zwingherrn abgöttisch verehrt — ins Feuer! ins Feuer!“

Aber was war das? — Ich hatte einige halbverbrannte Druckbogen aus den Flammen gerissen und las mit Erstaunen: „Das gebratene Herz — die schöne Gräfin mit der Todtenhand — die Abenteuer in der Mordgrundsschlucht“... und hier gar ein Bruchstück aus einer vorweltlichen Predigt! — Da mußte ich wahrhaftig herzlich lachen — — Bruder Maßmann hatte in Ermangelung echter Sanbenitos für sein Autodafé lauter Strohpuppen verbrannt und der Herr Buchhändler Bärecke in Eisenach hatte aus seinem Verlage die Maculatur von Predigten und Ritterromanen dazu hergegeben.

„Zu guterletzt,“ rief Maßmann eifrig und lustig und langte in seinen Korb — „hab' ich hier noch drei Symbole — aber nicht des christlichen Glaubens, sondern des teuflischen Narrenspiels auf Erden: ein Pracht-, Prahl- und Patentzopf, wie er den armen hessischen Soldaten noch steif im Nacken baumelt — ein Corporalstock, womit Deutschlands Söhne geprügelt werden — und ein Schnürleib, mit dem deutsche Officiere ihre enge Seele noch enger pressen ...“

„Ins Feuer — ins Feuer mit diesen verrotteten Raritäten — sie mögen brennen als würdige Vertreter ihrer ganzen Sippschaft, die Schmach des ernsten heiligen Wehrstandes!“ — — o, wie lustig die Flammen loderten und prasselten — wie prächtig die glimmenden Papierfetzen, vom Sturmwind aufgewirbelt, durch die Nacht tanzten... endlich sanken auch die Feuer unter immer neuen sprühenden Reden und brausenden Liedern zusammen ... Am andern Morgen lagen nur noch schwarze Kohlen und weiße Asche da — verkohlte Papiere zitterten über das Gras dahin .... Und doch war das Feuer jenes unheilvollen Autodafés nicht erloschen — es glimmte tückisch unter der Asche fort ... die einmal aufgerüttelten Feuergeister lechzten lüstern nach neuer Nahrung. Selbst das heilige Abendmahl, das mehr als 200 Burschen, nach einer neuen herzlichen Zusammenkunft und brüderlichen Besprechung auf der Wartburg, nachmittags gemeinschaftlich in der Stadtkirche zu Eisenach nahmen: „als ein Bundesmahl der innigsten Vereinigung in Liebe“ — — selbst die Thränen der Rührung, die bei der letzten Umarmung beim Scheiden auf dem Eisenacher Markte flossen, konnten die entfesselten Feuergeister nicht bannen ....

Das Wartburgfest klang durch ganz Deutschland nach. Es weckte viel Begeisterung, — aber auch viel Anfeindung. Die so öffentlich bloßgestellten Autoren erhoben in Zeitungen und geheimen Denunciationen ein großes Geschrei, logen sogar: die Acte der heiligen Alliance sei unter den verbrannten Büchern — und nannten die Theilnehmer am Wartburgfest nur: „einen Haufen verwilderter Professoren und unreifer Solonen!“ Selbst die Regierungen wurden aufmerksam. Der König von Preußen sandte den Fürsten Hardenberg und der Kaiser von Oesterreich den Grafen Zichy nach Weimar und Jena, um sich zu informiren — aber die Abgeordneten überzeugten sich bald von der „Ordnung, Disciplin und den trefflichen Gesinnungen“ der Studirenden in Jena und von dem „religiösen Ernst und dem durchaus würdigen Charakter des ganzen Festes“ — und der edle Großherzog Carl August nahm sich aufs wärmste seiner verleumdeten Burschen an.

Im nächsten Herbst kamen die Abgeordneten von 14 Burschenschaften nach Jena und machten das Wort des Wartburgfestes redlich zur That — mit den freudigsten Hoffnungen gründeten wir am ersten Jahrestage des Wartburgfestes zu Jena die Allgemeine deutsche Burschenschaft ... unser reines Streben war belohnt.

Noch immer schlummerten die Feuergeister auf dem Wartenberge — niemand von uns glaubte, daß sie noch lebten. Da strich der Frühlingswind über die Asche jenes unglückseligen Autodafés — ein großer grausiger Blutstropfen fiel drauf nieder ... und sogleich schlugen die Flammen blutigroth in die Höhe und züngelten lüstern nach neuen Opfern ...

Am 23. März 1819 hatte der Burschenschafter Carl Ludwig Sand aus Jena — vom blindesten Wahn bethört — in Mannheim den russischen Staatsrath August von Kotzebue ermordet.

Wilder und wilder loderten die Flammen auf — es gab ein neues Autodafé: auf dem Holzstoß bebten unsere Träume — unsere Hoffnungen — alles was unsere jungen Herzen geliebt, erstrebt, erkämpft und mit redlicher Arbeit aufgebaut hatten ... o, wie schmerzlich es in der leckenden Glut zuckte, wie krampfhaft es sich bäumte ... vergebens! — prasselnd schlugen die Flammen darüber zusammen — — — ein leises Stöhnen — — und die Allgemeine deutsche Burschenschaft war nicht mehr!

Aber noch immer waren jene im halben Scherz entfesselten Feuergeister nicht gesättigt — sie züngelten ihre Flammenköpfe nach neuer Nahrung empor ...

Sand war ein Burschenschafter, wie wir — Sand war ein Demagoge — Sand war ein politischer Mörder ... darum mußten wir alle Demagogen und wir konnten ja politische Mörder sein.

Da begann durch ganz Deutschland eine furchtbare Hetze auf Demagogen und werdenwollende Mörder ... hunderte und aberhunderte von Burschen wurden aufgegriffen und wie wilde reißende Thiere eingesperrt — die schönsten und thatkräftigsten Jahre ihres Lebens....

Endlich schienen jene Flammen satt — sie fielen in sich zusammen. Wieder lag ein Haufen Asche da ... aber darunter fraß das Feuer sacht weiter. Nach 12 Jahren schlugen aus der Asche wieder lichterloh Flammen auf ... eine neue Demagogenhetze begann auf den Universitäten .... die düsteren Zellen und Casematten von Köpenick und Spandau, Magdeburg und Kolberg, Graudenz und Silberberg und von so mancher anderen Festung könnten tausend trostlose Geschichten von zertretenen jungen Lebensblüten erzählen....

„Das, mein Junge, war das Wartburgfest vor 50 Jahren — das waren seine traurigen Folgen ... und doch sag' ich noch heute: es war der leuchtendste, reinste Stern meiner Jugend!“

Mein alter Großonkel schwieg tief erschüttert — so hatte ich ihn noch nie gesehen. Die hellen Thränen rannen ihm über die gefurchten Wangen.



Blick auf die Wartburg von der hohen Sonne aus.
Originalzeichnung von Olof Winkler.

Auch ich war tief gerührt. Wir schwiegen beide — dann drückte ich seine Hand und sagte: „Onkel, auf Schills Grabe steht das Wort: „Magnum voluisse magnum“ *) — das paßt auch auf euer Wartburgfest … es war ein schöner, schöner — — Traum!“

*) Groß ist's, Großes gewollt zu haben.

Da sah der Alte mich lange und tiefernst an — — seine weißen Augenbrauen zitterten und sein Auge blitzte, wie er fast heftig sagte: „Ja, mein Junge, es war nur ein Traum — und doch wünschte ich von ganzem Herzen, daß unsere heutigen Jungen noch solche Träume zu träumen vermöchten!“

Mittheilungen aus der ärztlichen Praxis.

Von Dr. Riesenstahl.

II. Grausamer Scherz.

Welch trauliches Bild! — In der Kinderstube sitzt die Mutter, dicht umdrängt von ihren Lieblingen, deren Gesichtchen mit den großen, treuen Augen und dem offenen Mündchen an ihren Worten hangen, und erzählt. Mit innigem Vergnügen hören wir zu, wie sie ihnen jene allerliebsten kleinen Geschichten vorplaudert, an denen die Mutterliebe so erfinderisch ist. Allmählich jedoch erschöpft sich die Geduld der Kinder, die Erzählungen wollen nicht mehr recht fesseln, und bald beginnt die kleine Schar, indem einer nach dem andern untreu wird, einen tollen Lärm, von dem die Stube dröhnt.

„Wenn ihr so lärmt und mir das Schwesterchen weckt,“ ruft sie jetzt, „so kommt der schwarze Mann und holt euch.“

Welch ein Mißton! — Welch grausamer Scherz!

Schleunigst drängen sich die kleinen Wesen wieder um den Schoß der Mutter, aber nicht, wie vorhin, stilles Glück in den lächelnden Mienen, — ängstlich beugen sie das Köpfchen rückwärts, scheu nach dem Eintritte des Gefürchteten sich umsehend.

Doch noch schlimmer sollte es kommen. — Die Mutter, welche durch das eine hingeworfene Wort ihre Lieblinge wieder beruhigt, läßt sich nur zu leicht zu dem Versuche verleiten, die wiedergewonnenen Zuhörer auch ferner noch zu fesseln; — und so spinnt sie eine jener kleinen Schauergeschichten an, welche Wort für Wort, wie Gifttropfen, in die Seelen der Kinder fallen. — —

Die Jugend wächst heran, und — energisch nimmt sie nun selber die Pflege der früh in sie gepflanzten furchtsamen und feigen Geistesrichtung in die Hand, mit einem Eifer, als gälte es, die edelsten Gaben des Geistes und des Herzens zur Reife zu bringen. Freilich ist solches nicht in gleich hervorragender Weise bei der männlichen Jugend der Fall, welche durch ihre ernsteren Studien und ihre thatkräftigere Lebensweise mehr in der Wirklichkeit sich bewegt und dadurch solch nebelhaften Hirngespinnsten von selbst ferner gerückt wird, obgleich auch sie keineswegs von einer jeden derartigen Verirrung des Geistes freizusprechen ist. Was aber auf diesem Gebiete unsere weibliche Jugend zu leisten im Stande ist, wird man sehen, wenn man eine Gesellschaft junger Damen in den Dämmerstunden beobachtet, sobald der Gespensterspuk Gegenstand ihrer Unterhaltung geworden ist.

Betrachtet man die dicht zusammengedrängten, ängstlichen und doch wieder in ihrem inneren Schauer glücklichen Gesichter, von denen, zumal bei den Kraftstellen der Erzählung, vielleicht nur die wenigsten den Muth haben werden, umzublicken in die dunkle Ecke des Zimmers, wo gewiß recht passend plötzlich der besprochene Geist Stellung genommen haben könnte, muß man da nicht ausrufen: Welch grausamen Scherz treiben doch die Aermsten mit einander?

Aber schlimmer noch. — Nicht mit Worten allein, — man ist in vielen Kreisen bemüht, sich gegenseitig durch plötzliches Erschrecken einen Spaß zu machen. Hier freilich verliert dann diese Art des Scherzes häufig so vollständig selbst ihre sonst äußerlich harmlose Seite, tritt der Scherz in so grausamer Gestalt auf, daß Gesundheit und Leben durch ihn in ernstliche Gefahr gebracht werden.

Es sei mir gestattet, an dieser Stelle zwei Ereignisse mitzutheilen, welche in ihren traurigen Folgen die großen Gefahren zeigen, die in solch thörichten Spielen beruhen.

Mehrere Jahre sind bereits verflossen, als eines Morgens, — die Saison unseres Bades hatte seit einigen Tagen begonnen, — eine junge Dame, ihrem Aeußeren nach den höheren Kreisen der Gesellschaft angehörend, in mein Sprechzimmer trat und mir mit jener sanften Stimme, von einem fast schmerzlichen Beiklange, die beinahe immer durch ein länger bestandenes, jedoch mit großer Geduld ertragenes Leiden hervorgerufen wird, ihren Wunsch aussprach, meinen ärztlichen Rath in Anspruch zu nehmen.

Nachdem sie Platz genommen, begann sie mit beredten Worten, welche jedoch sichtlich von jeder Uebertreibung, wie länger Leidende sie so gern anzunehmen pflegen, sich fern hielten, ihren Zustand zu schildern. Nach einer kurzen Auseinandersetzung — die sogleich vorgenommene Untersuchung des Herzens ließ eine organische Erkrankung desselben mit Bestimmtheit ausschließen — lag es klar vor, daß die bedauernswerthe Patientin in einem ausnehmend hohen Grade an jener unglücklichen Erkrankung litt, welche wir mit dem technischen Namen „nervöses Herzklopfen" bezeichnen, und die mit ihren oft bis zur Todesangst sich steigernden Anfällen, welche immer und immer aufs neue zurückkehren — wenn das Leiden erheblich entwickelt ist, — das Leben vollständig unerträglich zu machen im Stande ist. Auf meine Frage, wie lange dieser krankhafte Zustand bereits bestehe, gab sie den Zeitraum eines halben Jahres an.

„Wüßten Sie nicht vielleicht, mein gnädiges Fräulein" — fuhr ich fort, — „irgend eine Veranlassung anzugeben, welche möglicher Weise Ihre Krankheit hervorgerufen haben könnte?"

Eine geraume Weile blieb meine Frage unbeantwortet, während die jugendliche Patientin schmerzlich lächelnd vor sich hinstarrte, in eine lebhaft sie beschäftigende Erinnerung verloren. Als ich endlich meine Frage wiederholte, erwiderte sie unter lebhaftem Erröthen, einem schnell gefaßten Entschlusse nachgebend:

„Ja, Herr Doktor, ich glaube, die bestimmte Ursache zu kennen, welche meine Erkrankung veranlaßt hat, und da ich denke, der Arzt muß, um klar zu sehen, auch von allen näheren Umständen, welche auf unser Leiden sich beziehen, Kenntniß haben, so will ich Ihnen offen mittheilen, was ich darüber weiß, so schwer es mir wird, mich Ihnen in gewisser Beziehung von einer wirklich kindischen Seite zeigen zu müssen, — aber es war auch gar zu fürchterlich," setzte sie, wie zu sich selber sprechend, leise hinzu.

„Es war im Anfange des vergangenen Winters," so begann sie zu erzählen, „als ich auf einem alten Schlosse in der Mark zum Besuche bei einer Pensionsfreundin mich befand. — Außer mir waren noch zwei Cousinen meiner Freundin anwesend, liebenswürdige, junge Mädchen, aber von einem äußerst lebhaften, fast möchte ich sagen, knabenhaften Temperamente, stets dazu aufgelegt, alle möglichen, oft wirklich tollen Einfälle auszuführen.

„Den Tag über vergnügten wir uns bei dem klaren Frostwetter, welches damals herrschte, fast unausgesetzt im Freien, indem wir bald über die glatte Eisdecke der weit sich ausdehnenden Schloßteiche auf Schlittschuhen liefen, bald mit unseren niedlichen kleinen Pferdchen durch den fast endlosen Park um die Wette jagten, bald auch im Schlitten weitere Touren in die Umgegend unternahmen."

„Sie sehen mich so erstaunt an, Herr Doktor!" unterbrach sich hier die Erzählerin mit schmerzlichem Lächeln, „aber freilich, so wie Sie mich jetzt sehen, müssen Sie es unbegreiflich finden, daß ich noch vor kurzem eine rüstige Fußgängerin, eine beinahe tollkühne Reiterin war, ich fühlte mich auch so wohl damals," setzte sie leise und traurig hinzu, während ihre Augen sich mit Thränen füllten.

„Wenn wir uns dann den Tag über tüchtig im Freien umhergetummelt hatten," fuhr sie fort, „so versammelte uns nach eingetretener Dunkelheit das gemüthliche Kaminfeuer in dem noch vollkommen mittelalterlich eingerichteten Speisesaale, woselbst auch die Mutter unserer Freundin, eine würdige alte Dame, unserem kleinen Kreise sich anzuschließen pflegte, und so verbrachten wir dann die Abendstunden bald in harmlosem, glücklichem Plaudern, bald auch lasen wir uns abwechselnd vor aus irgend einem unterhaltenden Buche, welches wir der reichhaltigen Schloßbibliothek entnahmen. Nun, da fielen uns freilich mitunter — ein großer Theil der Büchersammlung stammte bereits aus dem vorigen Jahrhunderte — recht schauerliche Erzählungen in die Hand; vor allen aber waren es die alten Ritterromane, welche häufig zum großen Theile nur aus unheimlichen, oft wirklich grausigen Scenen zusammengesetzt waren.

„So hatten wir eines Abends ein derartiges Buch zu lesen begonnen, dessen erste Seiten bereits errathen ließen, daß wir einmal wieder arge Dinge zu hören bekommen würden. Unwillkürlich rückten wir enger zusammen um das hellodernde Feuer, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit der Vorleserin folgend.

„Endlich nahm das unbestimmte unheimliche Etwas, welches den Beginn der Erzählung in noch ungreifbaren Gestalten durchzog, eine bestimmte Form an, indem der Dichter in schauerlicher Schilderung seine Heldin mit der weißen Frau, diesem Mittelpunkte so vieler Sagen unserer alten Burgen, zusammenführte. In lautloser Stille folgten wir mit fast ängstlicher Aufregung den Worten der Vorleserin, als plötzlich die Mutter unserer Freundin mit der Frage einfiel: „Wißt Ihr denn, Kinder, daß auch von diesem alten Raubschlosse die Sage geht, bei besonderen Gefahren, welche den Bewohnern desselben drohen, wandle eine uralte Ahne von uns im weißen Gewande bei mitternächtlicher Stunde durch die Gänge des Schlosses? Zuletzt soll sie der Mutter meines seligen Mannes erschienen sein, als einige Tage darauf ihr Vater durch einen Sturz mit dem Pferde verunglückte."

„Ich muß gestehen, diese unvermuthete Mittheilung machte doch auf uns alle im ersten Augenblick einen fast beklemmenden Eindruck. Natürlich konnte für heute das eben noch so spannende Buch unsere Aufmerksamkeit nicht länger mehr fesseln, da wir ja jetzt aus nächster greifbarer Wirklichkeit viel Interessanteres zu erfahren hoffen durften, und so bestürmten wir die freundliche alte Mama so lange mit unseren Bitten, bis sie endlich begann, alles, was ihr aus den Familientraditionen von der unheimlichen Sage bekannt war, in lebendiger Schilderung uns mitzutheilen.

„Schon hatte die Mitternachtsstunde geschlagen, als wir endlich daran dachten, uns zur Ruhe zu begeben.

„Ich will Ihnen nicht die Aufregung beschreiben, mit der ich die weiten Gänge durcheilte, als ich aber auf meinem alterthümlichen

Zimmer, welches in einem ganz unbewohnten Theile des Schlosses lag, angekommen war, und mich zu entkleiden begann, befand ich mich in einer so fieberhaften Unruhe, wie ich sie noch nie gefühlt hatte.

„Lange bereits hatte ich mich zur Ruhe begeben, ehe die ängstlich aufgeregten Bilder meinen armen Kopf zu verlassen anfingen, bis ich dann allmählich in eine wüste Traumwelt hinüberschlummerte. Als jedoch am folgenden Morgen die hellen Sonnenstrahlen so freundlich durch die hohen Bogenfenster fielen, da verschwanden die dumpfen Vorstellungen der Nacht, wie der Nebel vor der Sonne; — froh und munter erhob ich mich, während ich herzlich über mich selber lachen mußte und nicht begreifen konnte, wie ich mich am vergangenen Abende durch eine so thörichte Aufregung hatte blenden lassen können.

„Acht Tage mochten uns seit dieser Nacht in ungetrübter Heiterkeit verflossen sein, als eines Abends die beiden Cousinen, nachdem wir kaum in gewohnter Weise am Herdfeuer Platz genommen hatten, über Müdigkeit klagten und kurz darauf aufstanden und gute Nacht wünschten. Meine Freundin und ich hingegen, sehr erfreut, seit langen Tagen mal wieder allein uns aussprechen zu können, blieben, nachdem auch die Mutter uns bald darauf verlassen hatte, in traulicher Unterhaltung beisammen.

„Ganz hatten wir über all jene kleinen Geheimnisse, welche junge Mädchen einander mitzutheilen haben, den raschen Verlauf der Zeit übersehen, als plötzlich die Schloßuhr die Mitternachtsstunde verkündete. Ich muß gestehen, als ich in Gedanken den zwölften Schlag mitgezählt, fuhr ich unwillkürlich zusammen bei der Vorstellung, um diese Stunde allein durch die öden Gänge des alten Schlosses wandern zu müssen. Meine Freundin, welche meine Gedanken zu errathen schien, schellte und befahl dem eintretenden Mädchen, mir zu meinem Zimmer zu leuchten. Aber sogleich schämte ich mich meiner Schwächen und lehnte dankend jede Begleitung ab. Darauf nahm ich das für mich hereingebrachte Licht, wünschte, scheinbar ganz unbefangen, gute Nacht und begab mich hinaus. Als ich aber die breite steinerne Treppe, welche in den zweiten Stock führte, hinaufschritt, und jeder meiner Tritte laut durch die hohen, stillen Räume schallte, konnte ich mich doch, obgleich ärgerlich über meine thörichte Aengstlichkeit, eines leisen Schauders nicht erwehren. Oben angelangt, betrat ich den weiten Bogengang, welcher, quer durch den ganzen Mittelbau laufend, zu den beiden Flügeln des Schlosses führte.

„Das Licht, welches ich trug, vermochte nur eine kurze Strecke vor mir dämmernd zu erhellen, während alles ferner Liegende in vollständiger Finsterniß sich verlor. Jetzt hatte ich das Ende desselben erreicht, wo ich mich seitwärts in einen der Flügelgänge wenden mußte, um zu meinem Zimmer zu gelangen.

„Da — o, es war fürchterlich, Herr Doktor!"

Bei diesen Worten nahm das Gesicht meiner armen Patientin einen so starren und schmerzlichen Ausdruck an, daß es unverkennbar war, wie sie noch einmal das ganze Schreckliche jener erschütternden Situation nachfühlte.

Nach kurzem Schweigen fuhr sie tiefaufathmend fort: „In dem Augenblicke, wie ich in den seitlichen Gang einbiege, fällt mir von der anderen Seite ein schwacher Lichtschimmer entgegen, und in diesem naht sich eine hohe, weiße Gestalt, vom Scheitel bis zu den Füßen in ein lang herabfallendes, leinenes Tuch gehüllt, welches nur unter dem Kinn leicht zusammengehalten wurde. Aus demselben hervor ragte eine schmale, bleiche Hand, ein brennendes Licht tragend. Das fürchterlichste aber," und heftig schauderte das bemitleidenswerthe, zarte Wesen zusammen, „war das bleiche Leichenantlitz, welches aus der weißen Umhüllung mit den großen, starren Augen hervorschaute.

„Mit einem Male begann es mir vor den Augen zu schwindeln, meine Füße begannen zu wanken, ich glaubte zusammenzubrechen, und einer Ohnmacht nahe, lehnte ich mich gegen die Wand. Ueber alle Begriffe peinlich aber war ein ganz eigenthümlich schmerzliches Gefühl, welches mich plötzlich ergriff, indem es mir war, als wenn eine eiskalte Hand mir in die Brust griffe und dort das Herz gewaltsam mir zusammenpresse.

„In diesem Augenblicke des schrecklichsten Entsetzens fuhr wie ein Lichtstrahl vom Himmel der Gedanke mir durch den Sinn: Sieh, um das ins Werk zu setzen, begaben die Cousinen heute so zeitig sich zur Ruhe. Im selben Momente kehrte meine volle Selbstbeherrschung zurück und mit den ruhig gesprochenen Worten: „Emilie! auch den Scherz kann man zu weit treiben" — ging ich, obgleich noch mit wankenden Knieen und einer entsetzlichen Beklemmung in der Brust, aber doch mit gemessenen Schritten an der weißen Dame, welche mir nun ihrerseits aufs verlegenste Platz machte, vorbei, meinem Zimmer zu.

„Kaum jedoch war ich auf demselben angelangt, als meine Kräfte mich völlig verließen. Eben noch gelang es mir, das Licht auf den Tisch zu stellen, dann brach ich mit lautem Weinen auf dem Sopha zusammen. Zugleich aber steigerte sich die Beängstigung, welche meine Brust zusammenzuschnüren drohte, immer mehr. Die Hände fest auf das fürchterlich pochende Herz gedrückt, erwartete ich in einer schrecklichen Erstickungsangst jeden Augenblick meinen Tod. Endlich — der Anfall mochte wohl eine Viertelstunde angehalten haben — begann ich etwas freier zu athmen, bis allmählich unter dem langsamen Nachlassen aller Erscheinungen, der Anfall vollständig wieder verschwand.

„Wie betäubt, eine große Erschlaffung im ganzen Körper, begab ich mich zur Ruhe. — Fast gleichzeitig verfiel ich in einen festen, tiefen Schlaf, aus dem ich erst spät am Morgen mit einer außerordentlichen Müdigkeit in allen meinen Gliedern erwachte. Nur mit Mühe erhob ich mich; — erschrecken aber fuhr ich zurück, als ich, um mich anzukleiden, vor den Spiegel trat — mein Gesicht hatte während der Nacht einen beinahe geisterhaften Ausdruck angenommen. Als ich mich bald darauf am Kaffeetische einfand, konnte daher mein Aussehen, so sehr ich mich bemühte, heiter zu erscheinen, nicht verfehlen, sofort aufzufallen, und während die beiden Cousinen sichtlich erschrocken vor sich hinsahen, erkundigten sich meine Freundin und ihre Mutter auf das besorgteste nach meinem Befinden; jedoch gelang es mir, mit der Versicherung, daß ich mich nur etwas angegriffen, aber durchaus nicht krank fühle, sie zu beruhigen und das Gespräch auf andere Gegenstände zu leiten. Unmöglich jedoch war es mir, ein freundliches Wort an die beiden jungen Mädchen zu richten, welche in der vergangenen Nacht einen so grausamen Scherz mit mir getrieben hatten; — nicht wenig war ich daher erfreut, als noch während des Frühstückes ein Brief von ihren Eltern eintraf, welcher sie, eines Familienereignisses wegen, eiligst in die Heimat zurückrief. Kurz darauf begaben sich dieselben auf ihre Zimmer, die Koffer zu packen, und gleich nach dem Mittagessen fuhr der Reisewagen vor die hohe Freitreppe des Schlosses, um die jungen Damen zur nächsten Eisenbahnstation zu befördern.

„Für mich verlief dann der Tag, abgesehen von einer großen Erschlaffung und einer ganz unüberwindlichen Schlafsucht recht erträglich. Als ich jedoch am Abende wiederum allein auf meinem Zimmer mich befand, wurde ich unwillkürlich so lebhaft an die schaurige Scene der vergangenen Nacht erinnert, daß plötzlich zu meinem größten Schrecken der gestrige Anfall, wenn auch nicht in gleicher Heftigkeit, zurückkehrte. — Als aber auch am folgenden Tage, da ich über das unvermuthete Anbellen eines Hundes mich erschreckte, der nämliche Zustand sich einstellte, ergriff mich eine so ängstliche Besorgniß über mein Befinden, daß ich beschloß sofort zu meinen Eltern zurückzukehren, um dort unseren Hausarzt, der schon seit meiner frühesten Jugend mich kennt, zu Rathe zu ziehen. Nach herzlichem Abschiede von meinen liebenswürdigen Wirthinnen führte ich denn auch bereits am nächsten Morgen meinen Entschluß aus.

„Unser Hausarzt, ein treuer Freund meiner Familie, erschrak nicht wenig bei der Schilderung meines Zustandes und begann sogleich mich in die sorglichste Behandlung zu nehmen; aber — wie Sie sehen, Herr Doktor, alle Bemühungen blieben erfolglos, bis er mich denn jetzt, als kaum die ersten warmen Frühlingstage eintraten, in Ihr Bad gesandt hat, um hier, wie er sich ausdrückte, in der frischen Bergluft meine Gesundheit mir wieder zu holen, wie mir es aber schien," setzte sie schmerzlich lächelnd hinzu, „um einer unheilbaren Patientin für einige Zeit sich zu entledigen."

„Nein, mein gnädiges Fräulein," fiel ich hier mit aller Entschiedenheit ein, indem ich zugleich in den Ton meiner Stimme, um das zur Heilung so nöthige Vertrauen wach zu rufen, eine überzeugende Bestimmtheit zu legen suchte, „darin täuschen Sie sich denn doch hoffentlich vollständig. Zwar darf ich Ihnen nicht verhehlen, daß die Heilung Ihres Leidens vielleicht bis zur vollen Genesung noch einer geraumen Zeit bedürfen wird, andererseits aber glaube ich Ihnen dieselbe mit Gewißheit und auch in einer nicht gar zu fernen Zukunft in Aussicht stellen zu dürfen."

Und hierin sollte ich mich nicht geirrt haben. — Anfänglich zwar blieb alle Mühe erfolglos; — gegen das Ende des Sommers jedoch begann mit einem Male ein merklicher Nachlaß in der Heftig-

keit der Anfälle sich einzustellen, während dieselben fast gleichzeitig an Häufigkeit zu verlieren anfingen. Mit Freudenthränen in den Augen machte mir meine Patientin die erfreuliche Mittheilung.

Von nun an schritt die Besserung ohne weitere Zwischenfälle von Woche zu Woche vor, während zugleich jetzt, aber auch erst jetzt das Allgemeinbefinden mit Riesenschritten sich zu erholen begann. — Als endlich der Spätherbst seine rauhe Hand auf unsere Gebirgswelt legte, und all die zarten Sommervögel, welche die Badesaison uns zuzuführen pflegt, in ihre wärmere Heimat zogen, da konnte auch sie heimkehren zum theuren Vaterhause, nach welchem sie so sehnlichst verlangte, und zurückkehren zu den früheren Lebensgewohnheiten, gesund und froh, nachdem ein langes Jahr ihres jungen Lebens dem unverantwortlichen Scherze ihrer Freundinnen zum Opfer gefallen war. (Schluß folgt.)

Am Familientische.

Ein weiblicher Crusoe.

Ein englischer Reisender, Hearne, der in den Jahren 1769—1771 mehrere Entdeckungsreisen nach dem nördlichen Eismeer unternahm, erlebte unter vielen seltsamen Abenteuern das folgende, welches einen bemerkenswerthen Beitrag zu den zahlreichen — wahren und erdichteten — Robinsonaden liefert.

Als Hearne mit mehreren indischen Führern im hohen Norden Amerikas nicht weit von dem Athabascasee reiste, gerieth einer seiner Begleiter plötzlich auf die Spur eines seltsamen Schneeschuhs. Voll Erstaunen über eine solche Erscheinung in einer Gegend, die weit von jeder menschlichen Wohnung entfernt lag, verfolgten die Indianer die Spur und gelangten nach einiger Zeit an eine kleine Hütte, aus Schnee und Treibholz erbaut, in der sie ein junges Weib entdeckten, das ganz allein sich darin aufhielt. Sie verstand ihre Sprache und ließ sich leicht überreden, ihnen nach dem Zelte des Reisenden zu folgen. Dort erzählte sie auf Befragen ihre Geschichte.

Sie gehörte zu den Dogribindianern, die lange Jahre mit den Tiekanies, einem anderen Stamme der Athabascafamilie, in Fehde gelebt hatten. Von letzteren war sie im Sommer 1768 gefangen genommen und in die Sclaverei geschleppt worden. Einige Zeit danach war es ihr gelungen, ihren Herren zu entfliehen, aber sie verfehlte den Rückweg zu ihrem eigenen Stamme und gelangte nach manchen mühseligen Irrfahrten an den Ort, wo sie jetzt gefunden worden war. Dort machte sie sich daran, ein Obdach für den Winter zu errichten und darin ihr einsames Hauswesen zu beginnen. Sieben Monde hatte sie so verlebt, ohne ein Menschenantlitz zu sehen, ganz und gar auf ihre eigene Kraft angewiesen. Aber wovon hatte sie gelebt? wird der Leser fragen. Sie antwortete auf diese Frage, sie habe auf ihrer Flucht einige Hirschsehnen mitgenommen. Daraus habe sie Schlingen gemacht und damit Rebhühner, Kaninchen und Eichhörnchen gefangen, ja sie hatte sogar einige Biber und Stachelschweine getödtet. Als die Schlingen, die sie zuerst gemacht, verbraucht waren, verfertigte sie neue aus den Sehnen, die sie aus den Beinen der gefangenen Kaninchen und Eichhörnchen sorgsam herauslöste. Aber nicht für ihre Speisekammer allein hatte das umsichtige Weib gesorgt, sondern auch für ihre Toilette. Aus den Häuten der verschiedenen Thiere hatte sie einen Winteranzug gefertigt, der nicht nur warm und bequem, sondern — nach Hearnes Aussage — auch geschmackvoll und zierlich, wenngleich etwas buntscheckig aussah. Sie hatte diesen Anzug und außerdem ein paar solide Schneeschuhe zu Stande gebracht mit dem zerbrochenen Stil einer eisernen Pfeilspitze und dem Fragmente eines eisernen, roh mit einem Messer scharf gemachten Reifen, die sie ebenfalls aus ihrer Gefangenschaft mitgenommen hatte. — Am meisten Mühe hatte sie gehabt, ihr Feuer im Gange zu erhalten. Mit zwei schwefelhaltigen Steinen konnte sie durch heftiges Reiben ein paar Funken hervorbringen und damit eine Hand voll loser Holzfasern entzünden, jedoch die Arbeit war mühsam und langwierig und mußte oft von neuem begonnen werden. Aber sie war unermüdlich thätig. Wenn sie von der Jagd zurückkehrte und ihr Mittagsmahl beendet hatte, beschäftigte sie sich damit, die dünne innere Rinde von Weidenbäumen abzuschälen, die sich zahlreich in der Nähe ihrer Hütte befanden, und daraus eine Art Faden zurechtzudrehen. Davon hatte sie bereits mehrere hundert Ellen fertig, und es war ihre Absicht, später daraus ein großes Netz zu machen, um Fische zu fangen, sobald das Eis wiche und die Ströme frei würden.

Hearne sagt von diesem merkwürdigen weiblichen Crusoe in seinem Tagebuch: „Sie war eine der schönsten Frauen, die ich irgendwo in Nordamerika erblickt.“ Es scheint, daß seine indischen Führer derselben Ansicht waren und daß sie, außer ihrer stattlichen Erscheinung, auch den Werth ihrer Geschicklichkeit wohl zu würdigen wußten. Jeder von ihnen hätte sie am liebsten zu seinem Weibe genommen; so beschlossen sie denn, gemäß der Sitte ihres Stammes, miteinander um sie zu ringen; sie willigte ein, der Kampf begann, und sie reichte dem Stärksten der Gesellschaft, der alle anderen niedergeworfen hatte, ihre Hand und machte so ihrem Einsiedlerleben ein Ende. L. H.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von **A. Klasing** in **Bielefeld**, herausgegeben von **Dr. Robert Koenig** in **Leipzig**.
Verlag der **Daheim-Expedition** von **Velhagen & Klasing** in **Bielefeld** und **Berlin**. Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig**.

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 26. October 1867. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. 1868 № 4.

Ein Wetterleuchten.

Nach Familienmemoiren erzählt von A. Mels.

(Fortsetzung.)

V.

Meine Lage der Gerichtsräthin gegenüber, war — man wird es einsehen, — eine äußerst eigenthümliche; es verstand sich von selbst, daß alles was der Wucherer Quasnitz vor zwanzig Jahren mit dem Hauptmann von Wahren zu thun gehabt hatte, nicht den geringsten Einfluß haben durfte, auf die Sorgfalt, welche der Doctor v. Wahren seiner Patientin widmete. Jedoch — der Leser wird aus der vorhin aufgezeichneten Unterredung mit der Kranken ersehen haben, daß ich vor allen Dingen und ehe die Wissenschaft von neuem der Krankheit ihren letzten Kampf liefern sollte, eine moralische Kur mit der Leidenden anzufangen gedachte. Dazu gehört aber eine Herzlichkeit, eine Aufopferung von Seiten des Arztes, die er unmöglich einem jeglichen Kranken gegenüber anwenden kann. Er muß für einen solchen Kranken etwas ganz Besonderes fühlen — eine Sympathie, die nicht ein jeder zu erwecken fähig ist. Mir wenigstens geht es so — der Arzt hat den Menschen in mir nicht zu tödten vermocht, und obgleich mein Wissen einem jeden, der leidet, zu Gebot steht, so behalte ich mir dennoch die Gefühle meines Herzens als Eigenthum, über das nur ich schalten und walten kann!

Daß die Erinnerung an die Familie Quasnitz sehr störend auf die Sympathie, welche ich für die Gerichtsräthin fühlte, einwirkte, wird sich der Leser leicht vorstellen können. Ich hatte gut mir sagen, daß ich die Sünden der Väter nicht an den Kindern heimzusuchen hätte, daß die Gerichtsräthin, wie sie mir selber offenbart, vielleicht eben so viel als ich — vielleicht mehr noch von dem Thun und Treiben ihres Vaters gelitten hätte — nichts half! — Der Name, den ich seit langen Jahren hassen gelernt hatte, trat unaufhörlich vor mein Gedächtniß und ihm gesellte sich das Bild meiner geliebten Mutter zu, der dieser Name vielleicht das Glück ihres Lebens, auf jeden Fall unsägliche Leiden gekostet hatte.

Es war ein harter Kampf, der in mir vorging, nicht, daß es mir an gutem Willen fehlte, ihn zu Gunsten des Rechtes, das heißt, des Vergessens der Vergangenheit, zu entscheiden; aber ich fühlte, daß mir die Kraft, die Geistesruhe dazu fehle. Möge der Leser mich nicht falsch beurtheilen. Wäre im selben Augenblicke der Gerichtsräthin ein Unfall zugestoßen, ich wäre augenblicklich zu ihr geeilt, hätte mit sicherem Auge die Krankheit zu erspähen gesucht, hätte mit fester Hand operirt ... aber zu der Tochter des Henkers meiner Mutter hingehen, ihr herzliche Worte sagen, ihre Hand in der meinen vielleicht zu ihrer leidenden Seele sprechen — nein, das war mir unmöglich, wenigstens für den Augenblick.

Und dennoch fühlte ich, daß es unrecht wäre, das arme Weib in dieser unendlichen Aufregung, welche durch meine brüske Entfernung nur noch gesteigert worden, allein und über sich selbst brütend zu lassen. Ich hätte gar zu gern einen andern an meiner Stelle hingesandt, um das von mir begonnene Beruhigungswerk wieder aufzunehmen und fortzusetzen. — Aber wen? Da kam mir ein lichter Gedanke — ich dachte an Hildegard, ich hatte ihr Herz geprüft, und es hatte für jegliche Aufopferung einen guten Klang wiedergegeben. Zu ihr lief ich, erzählte ihr alles, und ehe ich noch vollendet, hatte sie schon Hut und Schleier genommen und war bereit, zu der Kranken zu gehen.

Welche unbekannten, delicaten Seiten die Seelen der Frauen doch haben, die uns Männern stets ein verschlossenes Buch sein werden! So wie die schönsten, seelenerschütternden und erquickenden Töne eines Instrumentes nur von der Hand eines Virtuosen ihm entlockt werden, so kann nur eine Frau begreifen, was in der Seele einer andern vorgeht.

„Daß sie um keinen Preis erfahre," rief ich, „daß wir in irgend einer Verbindung mit den Quasnitz gestanden haben. Du kannst meine so schnelle Entfernung mit einem plötzlichen Unwohlsein oder womit Du willst, entschuldigen; aber, hörst Du, auf keinen Fall sagst Du etwas von meinem Vater."

„Du hast recht," erwiderte Hildegard, indem sie erröthend die Augen niederschlug, ich werde der armen, gequälten Frau meine Geschichte erzählen."

„Du willst ... Hildegard?"

„Ja, Leo, ich kenne sie, sie wird versuchen, mich zu trösten, und wird in diesem Versuche Trost für sich selbst finden."

„O, möge es Dir gelingen!" rief ich, das arme Mädchen mit feuchtem Auge anschauend.

Ohne mir ein Wort zu antworten, verließ sie das Haus.

Tief erschüttert fiel ich auf einen Stuhl . . . den Kopf in die Hand, schaute ich lange auf den ruhigen Horizont, der wie ein Schleier sich auf die grüne Hügelkette lagerte. Was in meinem Herzen vorging — Gott allein wußte es! Aber es war kein rosiges Hoffnungslicht, kein berauschendes Traumschloß, welches so viele junge Leute meines Alters die herbe Wirklichkeit vergessen macht. — Ich schaute in meine eigene Zukunft, ich malte sie mir so günstig wie möglich aus — sie war, sie blieb grau.

Man rief mich zu einem kranken Bauer, der eine kleine halbe Stunde von Eltburg am Fieber darniederlag, und da der Abend nahe war und ich die trüben Gedanken meines Herzens in der Ruhe der Natur zu verscheuchen gedachte, so beschloß ich, den Weg hinaus zu Fuß zurückzulegen.

Kaum hatte ich jedoch das Städtchen im Rücken und war in die herrliche Pappelallee getreten, welche sich zwischen zwei Hügeln hin mehrere Stunden lang ins Land hineinzieht, als der Actuar Lanck, aus einem Seitenwege einbiegend, mir begegnete und sich erbot, mein Begleiter zu sein.

Es war dies ein höchst origineller Mensch, welcher mir gerade gelegen kam, um mich aus dieser trüben Stimmung mit Gewalt herauszureißen. Er hatte die böseste Zunge im ganzen Städtchen und, fast glaube ich, das beste Herz. Unermüdlich im Gefälligsein, konnte er es jedoch nicht über sich gewinnen, selbst den, welchem er vielleicht in diesem Augenblicke die erheblichsten Dienste erwiesen hatte, im nächsten mit seinen Sarkasmen zu verfolgen. Höchst geistreich von Natur, besaß er außerdem, wie nicht allein seine Vorgesetzten, sondern sogar seine Neider und Feinde es nicht läugnen konnten, ein ausgedehntes Wissen, nicht nur im juridischen Fache, sondern auch in den meisten Branchen, die der menschliche Verstand seit fünfzig Jahren mit so erstaunenswerthem Fortschritte ausgebeutet hat. Trotz seiner steten Bereitwilligkeit, gefällig zu sein, hatte er doch wenig Anhang in Eltburg, denn, wie gesagt, seine Zunge stieß die wieder zurück, welche sein Handeln zu sich heranzog.

„Kennen Sie wohl etwas Häßlicheres, als diese Pappelallee?" begann er gleich, nachdem er mir zur Seite getreten war, „sehen Sie diese langen Zahnstocher mit ihren mageren Zweigen und grauen Blättern. Ist das nicht das treffendste Bild unserer Zeit? Glatt geputzt, geschniegelt, womöglich uniformirt, und da wir doch einmal nicht umhin können, ein Herz zu haben, wie jener Baum grüne Blätter, so kehren wir die naturgrüne Seite hübsch nach innen und zeigen unser Aeußeres nun so uniformgrau, daß man Hypochonder wird, wenn man eine gewisse Anzahl Bäume und Menschen beisammensieht. Und dennoch sind die Bäume eigentlich loyaler. Wenn ich dir nicht gefalle, sagt die bleichsüchtige Pappel, so geh deiner Wege und sieh dir die athletische Eiche oder die romantische Buche an, schwärme mit der elegischen Weide oder klatsche mit meiner Base, der koketten Birke! Das ist recht; aber nun frage ich Sie, Herr Doctor, wo heutzutage einen Menschen finden, der nicht ganz ebenso aussieht, wie sein Nachbar, der nicht dieselben Instincte, Leidenschaften, negativen Tugenden 2c. hat, wie sein Nachbar? — ja selbst im Aeußeren schon sehen sie sich ähnlich, in Kleidung, Haltung, ja selbst in ihren Gesichtszügen; es gibt sogar sehr wenig häßliche Personen heute — wir sind ja alle hübsche Männer — es ist zum Verzweifeln, und ein Mann, wie der Herr Fabrikant Deutschmann, mit der Gurke, die er unter dem Pseudonym Nase im Gesichte trägt, ist wirklich eine Wohlthat, er stört angenehm die arge Monotonie des Tableaus; der Mensch ist dumm, argwöhnisch, geizig und charakterlos; aber er ist mein Freund seiner Nase halber; nun sehen Sie, er hat eine einzige Tochter, glauben Sie, daß sie sich bemüht hätte, den schönsten Theil ihres Papas sich anzueignen! Nein, nicht im geringsten, sie hat eine Nase wie die ganze Welt, es ist zum Verrücktwerden!"

Und so ging es fort, von Paradoxen zu Paradoxen, von Unsinn zu Unsinn, aber stets mit Geist und Feuer, und daher auch mit einer unwiderstehlichen Komik. Ich war bald aus meinen trüben Gedanken verscheucht und nach und nach wieder in meine gewöhnliche Stimmung versetzt.

„Haben Sie heute schon Ihre Leibkranke besucht?" fragte er, sich plötzlich unterbrechend.

„Wen meinen Sie?"

„O heilige Unbescheidenheit, als wenn Sie mehr als eine hätten? Frau Gerichtsräthin Wendeler, wen sonst? **La malade imaginaire, Comédie en 5 actes par Molière!"**

„Bitte, lieber Lanck, sprechen wir von etwas anderem; ich bin eben bei der armen Frau gewesen, sie ist sehr leidend, und . . ."

„Ihr Mann ist noch kränker als sie, und um den bekümmert sich niemand."

„Der Herr Gerichtsrath? — was fehlt dem denn? . . . das erste Wort, das ich höre."

„Ja, ja, die Unwissenheit der modernen Medicin ist grenzenlos. Sie sieht einen Menschen herumgehen, essen, trinken und Spitzbuben verurtheilen, und zieht den trügerischen Schluß, daß dieser Mensch gesund sei. Nein, zum Teufel, der Herr Gerichtsrath ist krank, das will ich dem ganzen Justizcollegium gegenüber in anderthalbstündiger Rede vertheidigen. Ein Mann, der eine solche plastische Ruhe wie er besitzt, kann nicht gesund sein; ein Mann, der in seinem Hause ein solches Leben führt, wie er, und dabei alle Tage wohlbeleibter wird, kann nicht gesund sein — nein, nein, reden Sie mir so etwas nicht vor; vom Schmerzenslager seiner Frau ins Bad hinauflaufen und da den Damen fade Complimente sagen, dann sich hinsetzen und Whist um 1½ Pfennig den Point spielen, nachdem er heute morgen ein Urtheil fällt, welches ich wahrhaftig nicht möchte auf dem Gewissen haben — das ist krankhaft, das lasse ich mir nicht ausreden! Schütteln Sie nicht mit dem Kopf, Doctor, Sie sind ein Revolutionär, sie wollen ein Schisma in die Justizpflege dieses Landes säen, einem tugendhaften und naiven Actuar wollen Sie durch Ihr Kopfschütteln zu beweisen suchen, daß sein Vorgesetzter ein abscheulicher Mensch ist, der weder Herz noch Gewissen hat. Aber ich lasse mich nicht fangen, — er ist krankhaft, weiter nichts — krankhaft, der Herr Gerichtsrath leidet an Ossification edler Organe — doch das versteht ihr Aerzte nicht — man könnte es auch Diphteritis, auf deutsch Verlederung des Herzens nennen, doch das ist eine respectwidrige Benennung."

Ich mußte lächeln — und dennoch war ich unmuthig, daß er mich gegen meinen Willen wieder auf die Wendlersche Familie gebracht hatte. Ich hätte so gar gerne an etwas anderes gedacht.

„Wann besuchen Sie mich wieder?" unterbrach ich ihn, „Sie sind so lange nicht bei uns gewesen, mein Onkel hat mich noch neulich gefragt, wie es Ihnen erginge."

„Zu gut, als daß ich Sie und die Ihren besuchen möchte."

„Sehr freundlich! aber . . ."

„Sehen Sie, Doctor, ich will offen mit Ihnen reden, ich hab' eine Heidenangst, bei meinen Acten und bei dem steten Umgang mit gewissen Leuten, die ich nicht näher bezeichnen will, Hypochonder zu werden, nachdem ich vorher einige Male die Gelbsucht gehabt. Nun bewahre ich mir meinen Humor und mein goldenes Lachen, wie ein Geizhals seinen Schatz. Das werden Sie schon begreifen. Ich besuche nur Leute, wo ich lachen und mich moquiren kann. Bei Ihnen geht das nicht. Ihr Onkel scheint dieselben Ansichten wie ich von der Welt zu haben — nur in Schwarz; und Ihre Cousine . . . nein, lieber Doctor, nehmen Sie mir es nicht übel, wenn ich Sie nicht öfter besuche; ich möchte mein Lachen behalten, und das würde ich gar bald bei Ihnen verlieren!"

Ich war etwas verblüfft; der Actuar mit seinem leichtfertig scheinenden Sinn hatte tiefer und richtiger bei uns gesehen, als alle anderen.

„Ja, das Leben ist oft hart!" sagte ich, „und wenn die Sonne auch nach dem Gewitter langsam ihre Wolkenhülle zu durchbrechen anfängt, so bleibt die Atmosphäre doch noch lange kühl und dumpf! So geht es auch bei uns, wir haben mehr Familienunglück gehabt, als wir selbst in unseren düstersten Stunden zu fürchten gewagt. Es ist, Gott sei Dank, alles überstanden, aber wir fangen jetzt erst an, aufzuathmen — und die fröhliche Heiterkeit, wenn sie je uns beschert sein sollte, hat noch nicht Zeit genug gehabt, bei uns ihr Nest zu bauen."

„Das konnte ich mir wohl denken, Herr von Wahren," erwiderte Lanck, indem er das „von" eigenthümlich betonte. Ich schwieg; ich war nicht aufgelegt, ihm weitere Aufklärungen über meine Familie zu geben. So gingen wir einige Zeit vorwärts und näherten uns dem Hause, wo mein Kranker meiner harrte. Es war sichtbar, daß der Actuar verstimmt war, denn wenige konnten sich rühmen, zehn Minuten mit ihm gegangen zu sein, ohne daß er seiner Zunge

über ein beliebiges Thema freien Lauf gelassen hätte. Ich war wiederum in meine alten Gedanken hineingerathen und war vollständig unfähig, die Unterhaltung zu beleben.

„O, Tausend und eine Nacht ist doch ein prächtiges Buch," begann er plötzlich." — „Wie kommen Sie darauf?"

„Da erscheint mit einem Male ein freundlicher Zauberer, der an einem armen, promenirenden Actuar Gefallen findet und ihm irgend ein Hausgeräth zeigt, das er nur zu reiben braucht, damit die Geister der Ober- und Unterwelt zu seiner Verfügung stehen. Der Actuar natürlich, sobald er im Besitze des Talisman ist, hat nichts Eiligeres zu thun, als sich den freundlichen Zauberer vom Halse zu schaffen — und schaltet und waltet nun mit den gehorsamen Geistern. Es muß doch herrlich sein, solch einen Geist zur Verfügung zu haben, nicht wahr, Doctor? Hören Sie, wenn ich je Gewalt über diese Herrschaften erlange, erinnern Sie mich, daß ich Ihnen einen ablasse. Ich thue es gerne, Sie brauchen sich nicht mit mir zu geniren! Ich würde mir gleich — stante pede ein Vergnügen machen — wissen Sie, was ich thun würde? rathen Sie."

„Sich zum Gerichtsrath befördern lassen!" erwiderte ich lächelnd, denn mein Begleiter hatte mich richtig wieder aus meinen trüben Gedanken herausgeschwatzt.

„Sie irren sich, mein bester Doctor, — das wäre nicht heiter; aber ich würde einmal einen jener Geister beauftragen, das schlafende Gewissen des Herrn Gerichtsraths Wendeler aufzuwecken — es würde mich freuen, wenn mein verehrter Chef einmal etwas magerer würde. Ja, beim Jupiter! das würde ich thun, der Geist sollte mir Tag und Nacht an seinem Gewissen hämmern, bis er endlich erwacht und ... habe ich nicht recht, Doctor, das würde ein curioses Experiment sein?"

„Ich würde vorschlagen, es lieber bei seinem Schwiegervater zu versuchen!" erwiderte ich unbedacht, aber kaum war die letzte Silbe meinem Munde entschlüpft, als es mich auch schon gereute, das gesagt zu haben. Lanck war plötzlich stehen geblieben, und als ich mich umwandte, sah ich, daß sein Gesicht einen ihm völlig fremden, ernsten Ausdruck angenommen hatte. Sein Auge war mit einem seltsamen Ausdruck auf mich geheftet — fest und starr, als wollte es mich durchbohren.

„Sie kennen den p. p. Quasnitz?" rief er mit einem eigenthümlichen Tone in der Stimme.

„Ich habe nur von ihm gehört."

„Ihn nie gesehen — gesprochen — ihm nie geschrieben?"

„Nie!"

„Ihr Wort darauf?"

„Mein Wort darauf!"

„Na, Gott sei Dank!" rief der Actuar, tief aufathmend, „Gott sei Dank, — welch eine Heidenfurcht Sie mir eingejagt haben! Verzeihen Sie mir, Doctor, ich glaubte, Sie hätten während Ihrer Studienzeit Stipendien von ihm erhalten."

„Stipendien? ... sind Sie bei Sinnen? ... Ich Stipendien von Quasnitz?"

„Nun, nun, fangen Sie nur nicht gleich Feuer; — was ist denn dabei? Sie haben wahrscheinlich keinen Begriff von dem, was ein armer Student ist, Herr von Wahren, ein Student, der arme Eltern hat, und der sich einbildet, er könne ihnen einst einen heiteren Lebensabend bereiten. Da nimmt man Stipendien an, wo sie herkommen, Herr von Wahren, und wenn sie der Gottseibeiuns auch gäbe. Nur dann hat man den rechten Durst des Wissens, wenn man den herben Genuß nicht scheut, es durch Demüthigungen erkauft zu haben. O, ein Stipendium, das der Herr Quasnitz gibt — ha! ha! das ist eine Ehre, die man mit seiner armen Seele erkauft, die ..."

„O, schweigen Sie, schweigen Sie!" rief ich, „ich will heute nichts mehr von diesem Menschen hören, habe heute schon zu viel von ihm gehört."

„Ja, ja," erwiderte Lanck bitter lachend, „wir sind in der freien und keuschen Natur Gottes, — da darf solch ein Name nicht genannt werden; der gehört in die dumpfige Stube, wo man weint und die Hände verzweifelt ringt, dahin, wo es scheint, daß der leuchtende Gnadenblick Gottes nie den Weg finden wird."

„Ruhig — lästern Sie nicht — Ihr Haß gegen Quasnitz ist mir unbegreiflich; was hat er Ihnen denn gethan? — sind Sie je reich gewesen oder ..."

„Nein, nein, ich weiß, was Sie sagen wollen; nein, ich bin nie reich gewesen ... aber ich habe Stipendien von ihm gehabt ... und, haha! — ich bin dankbar auf meine Art! — Doch, da sind wir bei Ihrem Kranken — gehen Sie hinein — ich will Sie draußen erwarten!"

Ich konnte ihm nicht antworten; denn schon war mir die Bauersfrau aus dem Hause entgegengekommen und führte mich an das Lager ihres Mannes.

Es war dies der erste befriedigende Augenblick, den ich an diesem Unheilstage genoß — der Laie kann es nicht beurtheilen, welch ein Gefühl die Brust des Arztes, besonders des jungen Arztes, durchweht, wenn er sieht, daß sein Streben und Ringen nach Wissen eine Belohnung gefunden, und daß der düstere Todesengel, der ein Krankenlager umschwebt, vor ihm gewichen ist. Ich sah es beim Bette des Bauern — ich hatte ein Menschenleben gerettet und ich kann versichern, daß ich in dem Augenblicke Quasnitz und dessen ganze Familie vergessen hatte. — Ich sagte den armen Leuten, die mit mir um das Bett herumstanden, daß gar nichts mehr zu befürchten sei, und daß mit Gottes Hilfe die vollständige Genesung in wenigen Wochen bevorstände. Es war mir fast unmöglich, mich ihren Dankesbezeugungen zu entziehen, und wäre es nicht der Gedanke an den Actuar gewesen, der mich draußen erwartete, ich hätte mich gesetzt und hätte die Erfrischung, die sie mir anboten, gerne angenommen. Ich halte es nicht für recht, wenn man unter irgend einem Vorwande das ausschlägt, was der Arme von ganzem Herzen gibt; — er hat ja so wenig Gelegenheit, sich den Genuß des Gebens zu bereiten!

Von der ganzen Familie gefolgt, mit Freundschafts- und Dankesbezeugungen überhäuft, verließ ich das Haus. Als ich hinaustrat, fand ich den Actuar Lanck im Gespräch mit einem kleinen Burschen, dessen erhitztes Aeußere mir zu erkennen gab, daß er stark gelaufen sein müsse.

„Hier ist der Herr Doctor — richte Deine Bestellung selbst aus" — sagte der Actuar.

„Eine Bestellung an mich?"

„Ja, Herr Doctor, Fräulein Hildegard schickt mich ...."

„Hildegard? ... was — sprich — was hat sie Dir gesagt .."

„Diesen Brief hat sie mir gegeben."

Ich riß dem Jungen das Billet aus der Hand, öffnete es ... und fuhr entsetzt zurück. — Es enthielt nur zwei Zeilen, aber sie erschütterten mich bis ins Mark! — Sollte denn dieser Unglückstag alles heraufbeschwören, was der Kelch unseres Schicksals Bitteres enthielt?

„Komm schleunigst zurück — Papa hat seinen Anfall schlimmer denn je! — Brief aus der Heimat ... Fritz wird steckbrieflich verfolgt!!" — las ich — und stürzte rasenden Schrittes unserem Städtchen zu!

VI.

Erst ganz in der Nähe unserer Wohnung bemerkte ich, daß der Actuar mir Schritt für Schritt gefolgt war.

„Verzeihen Sie, Lanck," sagte ich, „ich habe eine recht beunruhigende Mittheilung von Hildegard erhalten — mein Onkel hat einen starken Anfall seines alten Uebels."

„Ich konnte es mir denken, daß es nichts Angenehmes wäre; aber Sie sind doch nicht beunruhigt? Sie sagten mir ja einst selber, daß diese Anfälle mehr schmerzlich als gefährlich wären."

„Richtig; — aber ... ich habe noch andere unangenehme Nachrichten gehabt."

„O ... ich bedauere Sie von Herzen; — lieber Doctor — Sie wissen, daß ich eine lose Zunge habe ... aber wenn ich Ihnen auf irgend eine Weise dienen könnte — glauben Sie, ich thue es von Herzen gerne; es ist das einzige Gute, das an mir geblieben ist! Bitte, disponiren Sie ganz über mich!"

„Ich danke Ihnen ... ich werde nicht verfehlen — aber vorläufig weiß ich selbst noch nicht, welch Unheil uns bedroht! Ich danke Ihnen ... gute Nacht — nicht wahr, ich kann auf Ihre Discretion rechnen?"

„Den Schwätzern wird es am leichtesten, das zu verschweigen, was sie verschweigen wollen. — Da sind wir, — Muth! — Armes Fräulein Hildegard! Muth, Doctor! ... gute Nacht!"

..... Schweißtriefend trat ich in das Zimmer Onkel Zacharias. — Er lag regungslos, aber mit vor Schmerz entstellten Ge-

sichtszügen in seinem Lehnstuhl. Hildegard, bleich wie Marmor und mit geschwollenen Augen, saß neben ihm und schien gar nicht zu bemerken, daß ich eingetreten war. — Ich näherte mich meinem Onkel und ergriff seine Hand ... er schlug die Augen auf und erkannte mich.

„Hast Du gehört? ... stöhnte er ... „steckbrieflich verfolgt ... der Sohn meiner Schwester! ..."

Ich antwortete nicht, sondern nahm die Tropfen, die Hildegard schon bereit gestellt hatte und die immer für diese Fälle vorräthig im Hause waren, tröpfelte ihm eine Anzahl auf Zucker und reichte sie ihm. Er stieß meine Hand zurück —

„Laß mich," rief er — „laß mich — ich fühle keine Schmerzen! entehrt! o, Luise, armes thörichtes Weib, das hat Dein Sohn gethan! Gott sei Dank, daß Du im Grabe liegst."

„Nimm diese Tropfen, Onkel — nimm!" bat ich.

„Nein — nein, hab Mitleid — laß mich sterben — ein Liebewaldt steckbrieflich verfolgt ... o, meine Wunde brennt! — nimm mein eisernes Kreuz, Leo — wirf es in den Brunnen, ich kann es nicht mehr tragen! ..."

„Ruhe, Ruhe Onkel; — was hat denn der Unglückliche gethan?"

„Sie schreiben gar nichts — wahrscheinlich ist es so schrecklich, daß wir es gar nicht wissen sollen!"

Ich nahm meine ganze Kaltblütigkeit zusammen, um dem alten Manne eine Hoffnung mitzutheilen, die ich selbst nicht hegte.

„Das Gegentheil scheint mir wahrscheinlicher," sagte ich so ruhig, wie nur irgend möglich.

„Wie soll ich das verstehen?"

„Du liest zu wenig Zeitungen, Onkel — weißt gar nicht, was in der Welt passirt. Es ist eine gar bewegte Zeit jetzt, in der kältere und ruhigere Geister als der seine sich zu unüberlegten Schritten haben hinreißen lassen. Was mag er gethan haben? Wer weiß? Vielleicht hat er an irgend einer politischen Gesellschaft Theil genommen — oder ein unglückliches Duell — vielleicht sogar nur ein Preßvergehen ... oder sonst etwas!"

„Ist das möglich?" stammelte Onkel Zacharias.

„Nicht allein möglich, sondern sogar wahrscheinlich — was soll er denn sonst gemacht haben? Du weißt, daß ich keine übertriebene Zärtlichkeit nach seinen bodenlos leichtsinnigen Streichen für ihn empfinde, aber einer schlechten, unehrlichen Handlung halte ich ihn doch nicht für fähig."

Onkel Zacharias sah mich forschend an — dann streckte er langsam die Hand aus und legte sie über die Augen.

„Und jetzt sind wir so weit, unseren Herrgott zu bitten," sagte er, „daß der, welcher der Abgott seiner Mutter gewesen — nichts mehr als ein leichtsinniger, untauglicher Mensch sei! — Geh, Leo, schreib nach Hause — noch heute, damit wir Gewißheit bekommen."

„Unter einer Bedingung, Onkel! daß Du die Tropfen nimmst!"

„Laß mich — fühle ich denn überhaupt den Schmerz? — Freude und Leid sind doch mächtiger als körperliche Empfindungen."

„Willst Du mir denn gar keinen Gefallen thun, Onkel? ich bitte Dich ... nimm!"

„Ob ich Dir einen Gefallen thun will — Du mein guter, braver Junge? O, Leo, Du bist meine Freude auf Erden, mein Stolz — mein einziger!"

„Onkel — Onkel!" rief ich, mich zurückziehend und auf die schluchzende Hildegard weisend — „Du bist grausam — ungerecht und nicht gut ... Meine arme, liebe Hilde!"

Und ohne mir etwas zu denken, ergriff ich die Weinende, hob sie auf und zog sie an meine Brust!

„O," rief ich mit mir selbst unbewußter Begeisterung — „Du hast ein Kleinod zum Kinde — Gott der Herr hat Dir eine Tochter gegeben, auf die der mächtigste Fürst der Erde stolz sein würde ... und Du erkennst es nicht — lästerst! — O, Onkel! ... öffne die Augen ... siehst Du denn nicht?"

„Ja, ich sehe," rief Onkel Zacharias mit bebender Stimme, „ich sehe, daß Gott mir noch die größte Freude meines Lebens aufbewahrt hat ... O, ich elender Blinder ... jetzt öffnen sich erst meine Augen! ... Herr im Himmel! der Wunsch, der heißeste, der in der Tiefe meiner Seele seit Eurer zartesten Kindheit schlummerte — jetzt steht er erfüllt vor meinen Augen!"

Erstaunt — verwirrt blickte ich auf meinen Onkel — sein Gesicht strahlte wie das eines Seligen!

„Jetzt will ich gesund werden!" fuhr er fort, „gib mir die Tropfen, Leo — jetzt mag aus dem Fritz werden, was da wolle — was geht mich der Sohn des verstorbenen Appellationsraths Streithaupt an? — Ihr seid meine Kinder. — Gib mir die Tropfen, Leo! — Und nun geht hinaus — laßt mich allein — ich habe zu denken ... viel zu denken — geht!"

Er machte, nachdem er das Stück Zucker mit den narkotischen Tropfen vom Tisch genommen und mit heroischer Miene in den Mund gesteckt — ein energisches Handzeichen und wies uns zur Thür hinaus. — Ich folgte wie ein Automat seinem Befehle, indem ich die sprachlose Hildegard mir nachzog!

..... Im Garten standen wir beide im Zwielicht der Abenddämmerung und schauten uns ins Gesicht, ohne daß einer oder der andere fähig gewesen wäre, ein Wort hervorzubringen. Der schreckliche Irrthum Onkel Zacharias war uns endlich klar geworden und wir standen rathlos vor seinen Folgen.

„Hast Du begriffen, Hildegard, was Dein Vater glaubt?" stotterte ich endlich.

„Ja, Leo!" erwiderte sie erröthend; „er glaubt ..."

„Daß wir uns lieben, Hildegard! — lieben — nicht wie Bruder und Schwester, so wie wir erzogen, sondern wie ein Mann und ein Weib, die ihre Erdenwallfahrt zusammen — Hand in Hand beginnen wollen! Der alte Mann, der mit Deiner Mutter so kurze Zeit nur glücklich gewesen, er träumt jetzt dieses Glück für Dich, seine Tochter, für mich, seinen Sohn! O, er weiß, was solch ein Glück ist — er weiß es — weiß, daß es das höchste Erdenglück ist, welches der Allmächtige seinen Geschöpfen beschieden — und er wünscht es für uns, die einzigen, an denen er auf Erden hängt! — das ist es, was er sich einbildet, Hildegard ... nicht wahr, ich täusche mich nicht?"

Sie hob ihre großen, seelenvollen Augen zu mir empor und sah mich mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Angst an.

„Leo," stammelte sie ... „ich weiß nicht ... was sollen wir jetzt thun?"

„Du weißt es nicht, Hildegard? — weißt es wirklich nicht?"

Sie legte die Hand aufs Herz und warf mir einen so unaussprechlichen Blick voll Schmerz und Verwirrung zu, daß er mir kalt bis ins Herz drang! — Arme gequälte Seele — ich hatte Dich begriffen!

Mit einer Kraftanstrengung, die ich heute noch bewundere, ergriff ich ihre Hand, und mit einer Stimme, die ich so ruhig wie es nur möglich war zu machen versuchte, sagte ich:

„Du weißt es nicht? — es ist doch so einfach! Vorhin haben wir es versäumt, weil wir vor Erstaunen keine Worte fanden; jetzt gehen wir wieder hinein — ich werde ihm sagen, daß er sich getäuscht hat in mir — daß ich nie daran gedacht habe, ein Weib zu nehmen! Komm schnell, Mädchen ... Haha! barocke Idee, mich verheirathen zu wollen ... und noch zumal mit Dir! ... Komm, damit er sich nicht länger in seinen Irrthum hineindenke."

Und ich ergriff ihre Hand — und wollte sie mit mir fortziehen, doch sie hielt mich fest.

„Leo," sagte sie, „liebst Du denn kein Mädchen auf Erden? O, wenn dem so wäre, zögere nicht, mach sie zur Deinen — Ihr würdet so glücklich mit einander sein, und mein Vater seinen heißen Wunsch erfüllt sehen."

„Nein, Hildegard — ich liebe niemanden — bin herzlich froh darüber; ... doch komm, komm — hinein zu Deinem Vater. — Er hat wirklich manchmal eigenthümliche Gedanken. — Ich möchte eine Stunde lang lachen, wenn ich daran denke — Du meine Frau ... Du, Hildegard ... Du? ..."

Ich weiß nicht, was mit mir vorging; — ich hatte in solch einer fieberhaften Aufregung gesprochen, wie nie — meine Pulse schlugen zum Zerspringen, und ich glaube, daß, wenn ich mich nicht an einen Baum gelehnt hätte, ich umgefallen wäre. Meine Cousine hatte diesen ungewöhnlichen Zustand wohl bemerkt und war mir ängstlich zugesprungen.

„Leo ... was ist Dir?" rief sie besorgt — „Du bist blaß wie Marmor!"

Ich machte eine übermenschliche Anstrengung, um ruhig zu erscheinen — es ging nicht; ich mußte mich auf die Bank niedersetzen und einige Augenblicke meinen Geist sammeln, ehe ich wieder fähig war, ihr zu antworten.



An Ort und Stelle für das Daheim gezeichnet von

„Es ist nichts, Hildegard!“ sagte ich endlich, „ich schmeichelte mir, Nerven von Stahl zu haben und ich sehe, daß auch solche mit der Zeit angegriffen werden können. Es ist aber auch heute für mich ein Tag gewesen, dessen ich mich lange entsinnen werde — doch apropos — sage mir doch, wie Du mit der Frau Wendeler fertig wardst?“

„Ich fand sie ruhiger, als ich mir nach Deiner Erzählung vorstellte,“ erwiderte Hildegard, „sie sagte mir, Du hättest sie in aller Eile verlassen und würdest wahrscheinlich nicht wieder kommen. Sie habe auch den Entschluß gefaßt, sich gar keiner Kur mehr zu unterwerfen und ruhig dem Willen Gottes sich zu fügen. — Ich that, was ich Dir gesagt — ich . . . ich sprach ihr von mir . . . ich erzählte ihr mein . . . mein Leben! . . . und . . .“

„Und . . . nun?“

„Nun, ich hatte sie falsch beurtheilt — sie verstand mich nicht . . . oder ich verstand sie nicht; denn nachdem ich geendet, ergriff sie meine beiden Hände und sagte mir . . . ich wäre ein glückliches Mädchen, so viel Liebe im Herzen zu haben! Ich wäre glücklich zu lieben; — geliebt zu werden sei gar nichts im Vergleich zum eignen Lieben. Ich solle nur mein Glück mir nicht stehlen lassen durch Zureden und Vernunftgründe — es wäre besser, sich mit einer Liebe im Herzen jung ins Grab zu legen — als was die Welt Glück nennt, zu besitzen und weiße Haare mit leerem Herzen zu haben! Ich verstand sie nicht, Leo; aber ich fühlte . . . Du mußt es ja errathen haben, Du, welcher die Menschen so tief beobachtet, daß sie den innigsten Gefühlen, die in meinem Herzen schlummern, Worte gegeben hat!“

„Ja, ich habe alles bei Dir errathen müssen, Hildegard,“ unterbrach ich, „Du hast mir nie Dein Vertrauen — nicht den geringsten Theil Deines Vertrauens geschenkt.“

„Wußte ich denn selbst, was ich Dir vertrauen sollte, Leo? wir wuchsen alle drei zusammen auf — was weiß ich, warum ich mit Dir, Du mit mir, immer im Streit lagest und ich mit ihm stets einig war? Warum, wenn Du etwas begangen hattest, war ich die erste, Dich bei den Tanten zu verklagen, und wenn er einen tollen Streich begangen, die erste, alles zu verheimlichen und womöglich wieder gut zu machen. Ich weiß es nicht, wie so es kam! Und als er mir eines Tages sagte: Hilde, Du und keine andere wirst mein Weib — da fand ich das so selbstverständlich, daß — ich möchte sagen, gar kein neues Gefühl sich in mein Herz schlich! — Und endlich, als Klagen über Klagen kamen, als Tante Luise gestorben, als mein Vater ihm unser Haus verboten, da sah ich ihn eines Tages im Wäldchen allein; — er saß unter einem Baum, wo er mich hinbeschieden . . . o, er sah so blaß und verzagt aus, wie ich ihn noch nie gesehen — und als ich auf ihn zuging — mich zu ihm setzte, seine Hand ergriff, da stieß er mich von sich und rief: Geh . . . geh! . . . ich bin gekommen, Dir Dein Wort wiederzugeben — ich bin ein verlorner Mensch — Du darfst nicht mehr an mir hängen; — es wäre Sünde, es wäre Schande! — da, Leo — da erst fühlte ich, was Liebe ist, da erst fühlte ich in meinem Herzen, daß ich kein Kind mehr sei. Von dem Augenblick an — wo er mich von sich stieß, fühlte ich — wie soll ich Dir das beschreiben, der Du nie geliebt? . . . Trotz seiner Bitten — ja, seinem Willen zum Trotz, schwur ich ihm, daß ich die Seine sei und ewig bleiben würde, und als ich den Geist meiner verklärten Mutter zum Zeugen meines Schwurs anrief, da sprang er wie ein Wahnsinniger auf, riß sich die Haare vom Kopfe und schrie: — „ich kann nicht, ich kann nicht! es ist zu spät — ich bin verloren — selbst Du kannst mich nicht mehr erretten!“

Sie hielt inne und verbarg ihr Gesicht in den Händen!

„Sieh, Leo,“ fuhr sie nach einigen Augenblicken fort, „wärst Du damals zu Hause gewesen, hätte ich in meiner großen Seelenangst Dir auch nicht vertraut! Ich hörte ja tagtäglich so viel Gutes von Dir — Du solltest ja einem ganz anderen Menschenschlage angehören wie der, dessen Namen mein Vater selbst nicht mehr nannte! Wie konntest Du ihn, den Verstoßenen, den Paria, begreifen — und wie viel weniger mich, die ihn liebte? Aber dieses Leid, diese Herzenseinsamkeit hatte das Gute, daß mein Verstand sich öffnete; ich, die von den Tanten und meinem Vater wie eine Blume im Walde erzogen war, die nicht die geringste Einsicht vom Leben hatte, ich fing an, das Leben und die Menschen zu beobachten, um Richterin sein zu können zwischen der Welt, die ihn verurtheilte und meinem Herzen, das ihn liebte. Du, der mich hätte leiten können, warst mir ferne, warst mir fremd; ich mußte mich also allein zurecht finden. Erst lange Zeit später lernte ich Dich kennen, Leo, als Deine Studien beendet, Du nach Hause kamst und nicht genug Schmähworte gegen Deinen unglücklichen Vetter hattest. Da fandst Du eines Tages einen Brief, den ich ihm schrieb und unvorsichtiger Weise hatte liegen lassen. Du lasest ihn — gabst ihn mir wieder, und seitdem — Jahre sind verflossen, Leo, hab' ich nie wieder ein herbes Wort von Dir über ihn gehört; — ja selbst heute Abend hast Du ihn gegen Deine Ueberzeugung, wie es mir schien, vertheidigt. Jetzt kenne ich Dich, Leo, seit jenem Augenblick, wo Du aufhörtest, ihn zu verurtheilen, weiß ich erst, wer Du bist. Du hast das Gefühl meines Herzens hoch geachtet — Du bist ein guter Mensch, Leo!“

„Laß ab, von mir zu sprechen, Hildegard,“ unterbrach ich, tief ergriffen; „aber sage mir, wenn Du willst, was ist Dein Urtheilsspruch über den, welchen Du . . . liebst? Du sagst, Du seist verständig geworden, hättest Deinen Verstand zwischen Deinem Herzen und der Welt richten lassen — nun? — was sagt Dein Verstand zu seinem Thun? glaubst Du wirklich, daß Dein Verstand selbst nicht für Dein Herz und gegen alle Partei nimmt!“

„Ja und nein, Leo! — ich kenne das Leben nicht genug; ich bin zu dem Schlusse gekommen, daß die Welt wohl ganz recht haben mag, ihn zu verstoßen nach seinem leichtsinnigen Lebenswandel; aber ich glaube auch, daß mein Herz recht hat, zu hoffen, daß Gottes Gnade, zu der sich alltäglich meine flehenden Arme erheben, ihn doch noch einst erleuchten und erretten wird! Welchen Schluß ich gezogen habe, Leo, fragst Du? — Ich weiß nicht, was ich Dir antworten soll — ich liebe ihn heute, wie ich ihn immer lieben werde, und mit festem Vertrauen bete ich zu meinem Gott, daß er sich seiner annehme. Ich denke nicht an die Zukunft, Leo — wer weiß, welch Leid, oder welche Freude sie mir bringen mag; ich habe nur einen Wunsch — er möge errettet werden . . .“

Ich stand auf — mir schwindelte!

„Komm Kind! — hinein zu Deinem Vater!“ rief ich, „er muß Wahrheit über uns hören — daß der alte Mann sich nur keinem Luftschlosse hingibt, dessen Versliegen ihn untröstlich machen würde!“

Und ohne ihr Zeit zum Antworten zu lassen, ergriff ich ihre Hand und zog sie mit mir zur Thür hinein!

Doch wie versteinert blieben wir beide am Eingange stehen.

Er war nicht mehr in seinem Lehnstuhl . . . er war am Fenster . . . geisterhaft . . . mit verzerrten Gesichtszügen lag er auf einem Sessel . . . kreidebleich — die Augen stier — den Mund geöffnet!

„Vater . . . Vater!“ schrie Hildegard, indem sie auf ihn zustürzen wollte.

Doch ich verhinderte sie daran — mehr todt als lebendig ich selbst — hatte das Auge des Arztes dennoch die schrecklichen Symptome gleich erkannt — ich wollte sie zurückhalten, doch sie entwand sich mir . . . . war mit einem Sprunge am Fenster . . . und . . .

„Todt — todt“ — schrie sie entsetzt!

Ich war ihr nach . . . seit einer Secunde schon wußte ich, daß sie recht hatte — ich ergriff zitternd die Hand meines zweiten Vaters; ich . . . da stieß Hildegard plötzlich einen grellen Schrei aus . . .

„Er hat unsere Unterredung mit angehört!“ schrie sie, „er . . . meine Liebe zu Fritz . . . ich habe meinen Vater getödtet — ein Fluch für uns beide war sein letzter Gedanke!“

Und ohnmächtig stürzte sie zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

In den Silberbergwerken von Freiberg.

Von Hermann Wagner.

II. In den Aufbereitungsanstalten und den Muldener Hütten.

Den lieben langen Tag schnaufen an den Schachten die Dampfmaschinen und ächzen die Wasserräder, um die unterirdischen Schätze tonnenweise hinauf ans Licht der Sonne zu fördern. Reine Silberstufen kommen jedoch selten vor. Stücke gediegenen Silbers, wie jener „silberne Tisch“, an welchem 1477 Herzog Albert ein unterirdisches Frühstück einnahm, oder wie jenes, das man 1581 im

Fürstenstollen zu Schneeberg fand, und das so groß war „als ein zierlich großer Stuben- oder Kachelofen", sind in der Neuzeit nicht wieder gefunden worden. Trotzdem weisen die amtlichen Jahresrechnungen nach, daß im Bergamtsrevier Freiberg z. B. im Jahre 1865 geliefert wurden 571,100 Centner Erze, welche enthielten 51,834 Pfund Silber, 88,287 Centner Blei, 1488 Centner Kupfer, 3654 Centner Arsen, 9 Centner Nickel und Kobalt, zusammen im Werthe von 1,309,846 Thlr.

Der Silberreichthum der sächsischen Gruben war seit alten Zeiten sprichwörtlich, und doch kann der Besuchende tagelang Schachten und Strecken durchfahren und droben die gewonnenen Erze durchmustern, ohne vielleicht ein erbsengroßes Silberstück zu finden, das er zum Andenken in die Tasche stecken und seinen Kindern daheim als Probe zeigen könnte.

Das bei weitem meiste Silber ist hier im Blei verborgen; das Blei ist mit Schwefel zu Bleiglanz verbunden, dieser wieder mit Schwefelkies, Arsenikkies und Kupferkies in Flußspath, Schwerspath, Quarz und Gneiß als Bänder oder Körner eingesprengt. Sehr umfangreiche und vielfältige Arbeiten sind erforderlich, um alle diese Stoffe völlig von einander zu trennen und jeden rein oder in nutzbaren Verbindungen darzustellen. Jene Trennung geschieht bereits theilweise auf den Gruben selbst durch mechanische Zerkleinerung und nach ihrer specifischen Schwere mit Hilfe des Wassers, schließlich auf den Hüttenwerken durch des Feuers Kraft.

Die Gruben übernehmen die Absonderung der Erze vom tauben Gestein und die Sortirung der Erze nach ihrem Gehalte, so weit dies ohne Feuershilfe möglich ist. Bereits drunten in der Erde Tiefen trafen wir Burschen damit beschäftigt, den reinen Bleiglanz vom Ganggestein abzuschlagen und zu sammeln; droben in der „Scheidebank" (S. 53.) wird dies durch viele Kinderhände fortgesetzt. Die aus dem Schachte durch Maschinenkraft aufgewundene Tonne schüttet ihre 30 Ctr. Erze polternd aus. Sie sind beschmutzt und unansehnlich. Jungen thun die kleineren Stücke, das Grubenklein, portionenweise in ein Sieb aus starkem Eisendraht und rütteln dies in einem Wasserkübel, bis die Stücke eine reine Oberfläche zeigen. Andere Bursche sortiren die reinen Erzstücke auf hölzernen Tischen von den verwachsenen Partien. Die ersteren bezeichnet der Bergmann als Pochgänge, letztere als Scheidegänge. Die Scheidegänge werden je nach ihrem Umfange mit größeren oder kleineren Hämmern zerschlagen, bis etwa zu Eiergröße und nach ihrem Gehalte geschieden. — 300 Jungen sind auf den Freiberger Gruben mit dem Scheiden der Erze, 200 bei dem Waschen derselben beschäftigt, 650 Jungen arbeiten mit drunten in den Gruben, zusammen also über 1100 Knaben. Aeltere Männer führen die Aufsicht.

Mancher Hammerschlag, der am funkensprühenden Gestein abprallt, trifft Hand und Finger, mancher Splitter verletzt selbst Gesicht und Auge. Die gehaltlosen Gesteine, die „Berge", kommen als unnütz auf die Halde. Neuerdings beginnt auch hier die Maschine die einförmige und weniglohnende Menschenarbeit zu übernehmen (ein Scheidejunge hat für die Schicht 2 bis 3 Ngr.). Nußknackerähnliche Steinbrechmaschinen zerknirschen die Scheidegänge erst in gröbere, dann in kleinere Stücke. Der Grobbrecher zerbeißt mit seinen $^5/_4$ Zoll dicken, schmiedeeisernen Platten die Erze in Stücke von anderthalb Kubikzoll, der Feinbrecher in solche von $^3/_4$ bis $^1/_2$ Kubikzoll. Siebe von verschiedener Weite, durch sogenannte Rätterwerke gerüttelt, sondern die Stücke nach der Größe, Elevatoren (Paternosterwerke) schütten selbstthätig die Erze in die Brecher. Das feinere Zermahlen übernehmen Walzwerke, Trockenpochen und Naßpochen. Letztere machen sich schon von weitem durch ihren Lärm bemerklich. Ein Dutzend centnerschwere Stämpel schlagen mit ihren schmiedeeisernen Beschlägen auf die Erze, welche Arbeiter ihnen schaufelweise unterschütten. Sie zermalmen dieselben zu Staub, den Siebe wiederum nach der Größe des Kornes sondern. Die Naßpochen verwandeln den Staub in Schlamm.

Auch die reinen Pocherze, hier meistens Bleiglanze, werden zerkleinert. Sie zerspringen in Würfeln von ungefähr einer Kubiklinie und kommen in die Setzwäsche, um mit Hilfe der specifischen Schwere in silberreichere und ärmere sortirt zu werden. Viereckige Kästen nehmen sie auf; die Hebelstange der Maschine taucht dieselben in ein Gefäß mit Wasser und rüttelt sie fortwährend. Die silberreicheren Bleiglanze sammeln sich dabei am Boden, die ärmeren oben. Letztere werden abgenommen und für sich gesammelt.

Die geringeren, in Staub und Schlamm verwandelten Scheideerze kommen auf den Stoßherd. Sie werden zunächst in einem hochstehenden Bottich mit Wasser zu einer dünnen Suppe angerührt, fließen dann als schwacher Strahl auf ein schräges Brett, werden auf diesem durch zwei Reihen Winkel zu einer dünnen Schicht ausgebreitet und gelangen als solche auf den Stoßherd. Letzterer ist eine ansehnlich breite und lange Holztafel mit Seitenbacken, die in Ketten hängt und durch ein Daumenwerk in regelmäßigen Zeiträumen gelinde Stöße erhält.

Das Ergebniß der ganzen Aufbereitung der Erze sind zerkleinerte Bleiglanze, nach ihrem Silbergehalt in mehrere Sorten geschieden, und eine Anzahl Sorten getrockneter Erzschlamm, der jedoch noch mehr oder weniger beigemengte Staubtheilchen der Gang- und Berggesteine enthält. Alles wird an die Schmelzhütten zum Verkauf abgeliefert.

Eine Wanderung durch die Aufbereitungsanstalten der Gruben ist kein Spaziergang durch ein erzfunkelndes Krystallgemach, durchtönt von Silberklang, — es ist ein Gang durch staubige und schlammerfüllte Räume, ein Schreiten über trübe Wasser und zähen grauen Schlick. Ein greulich Lärmen tost ringsum. Steinbrecher und Steinwalzen knirschen. Pochwerke stampfen, daß der Boden dröhnt, Rätterwerke schütteln Erzstücke rasselnd durch Eisensiebe, und das dumpfe Rütteln der Stoßherde und Setzwäschen bildet den düsteren Chorus zu diesem Höllenlärm.

Es war spät Nachmittag geworden, als ich die Runde durch all die verschiedenen Gebäude und Gruben vollendet hatte. Auf dem Rückweg nach der Stadt unterhielt ich mich mit einem bejahrten Bergmann, der kränklich zu sein schien.

„Erhält ein kranker Bergmann Unterstützung?" fragte ich ihn.

„Vier Wochen lang bekommt der Kranke Arzt und Apotheke frei und jede Woche sechs Schichten Lohn. Hält seine Krankheit länger an, so wird ihm ein Gnadengeld gezahlt, dessen Höhe sich nach der Stellung richtet, welche er inne hatte. Ich würde ungefähr in 14 Tagen 1 Thaler erhalten. — Vorigen Sonntag," fuhr er fort, „hatten 300 unserer Kinder ein Fest. Ein Leipziger Kaufherr, Prüfer, hat bei seinem Tode anderthalb Cure dazu vermacht. Für diese Summe soll alle Jahre an jenem Tage das Kinderfest gehalten werden. Die Kinder haben ein Festessen erhalten. Von je 16 Jungen hat einer, der sich durch Fleiß und Betragen ausgezeichnet, 2 Thaler als Geschenk bekommen und für alle ist eine Lotterie gemacht worden, in der jedes Kind irgend eine Kleinigkeit von Sachen gewonnen."

Ein solcher froher Kindertag, wie einsam er auch in der großen Zahl der Jahrestage dastehen mag, erschien mir doch als ein erfreuliches Zeichen künftiger besserer Zeiten. Hatte doch ein braver Mann damit den Anfang gemacht, von dem Gewinn, den ihm sein Antheil an dem Bergbau mühelos einbrachte, den armen Kleinen, die drunten in tiefer Grube Nacht oder bei den anstrengenden Arbeiten in den Aufbereitungswerken ihre Jugend mühevoll und freudenleer verleben, auch einen heitern Tag zu bereiten. Hunderte werden jährlich sein Andenken segnen!

Am nächsten Morgen wanderte ich ziemlich früh nach den eine Stunde entfernten Muldener Hütten. Es war kühl und windig, trotzdem traf ich bei der nächsten Grube mehr als 20 kleine Jungen in einer Lehmgrube mit Anfertigung von Lehmwolgern zum Besatz der Bohrlöcher beschäftigt. Sie kneteten den Lehm mit Wasser durch, reinigten ihn von allen Steinen und rollten ihn dann zu spannenlangen Nudeln aus, die ihnen das Schock mit 4 Pf. bezahlt werden.

Schon aus der Ferne verräth eine gewaltige breitgestreckte Rauchwolke die Stelle, an welcher im Thal der Mulde die Schmelzhütten liegen. Am hohen steilen Thalrande angekommen, schaut man hinab in einen Höllenbräuel von Qualm und Dampf, aus dem in verschwommenen Umrissen Essen und dunkele Dächer auftauchen.

Die Mulde windet sich schäumend durchs Thal; eine gute Fahrstraße führt schräg den Berg hinab bis zwischen die zahlreichen, anscheinend regellos im Thal und an dem Bergabhange vertheilten Gebäude. In einem der letzteren erhält der Fremde die Erlaubnißkarte zur Besichtigung der Werke und einen Führer.

Dieser zeigt uns zunächst die Röstöfen, in denen die schwefelhaltigen Erze durch eine mäßige Erhitzung theilweise von ihrem Schwefelgehalte befreit, theils für den späteren Schmelzproceß vorbereitet werden. Wir begleiten sodann die gerösteten Erze auf ihrem weiteren Wege zu den Schachtöfen, die im Bau den bekannten Hochöfen in Eisenhütten ähneln. In der oberen Etage werden abwechselnd Schichten Cokes

und Erze durch eine thürenähnliche Seitenöffnung eingeworfen. Der innere Raum des Ofens verengt sich nach unten trichterförmig und endigt unten in dem gut ummauerten Herde. Dort wird durch Blasebälge die Glut am stärksten angefacht. Die Erze, welche beim allmählichen Niedersinken sich bereits erhitzen, kommen hier in Fluß. Das schwerere silberhaltige Blei sammelt sich am Boden, die übrigen Gesteinmassen schwimmen ebenfalls geschmolzen obenauf als feurig rother Brei. Den Schlackenschaum entfernt von Zeit zu Zeit der Arbeiter mit langen Eisenkrücken und wirft ihn auf die Seite. Sein Kamerad kühlt die hitzestrahlenden weggeworfenen Massen durch aufgeschüttetes kaltes Wasser.

Erfüllen die geschmolzenen Erze endlich den ganzen Raum des Herdes, so werden sie abgelassen. Außen ist von feuerfestem Formsand ein rundliches Becken mit etwa 2 Fuß hohem Wall gebildet. Der rußige Sohn Vulkans hämmert mittelst einer langen Eisenstange eine Oeffnung seitlich in die Wand des Herdes und wie ein Brünnlein quillt silberweiß und geräuschlos ein Strahl geschmolzenes Blei hervor. Ihm nach wälzt sich dann funkensprühend, prasselnd und lärmend die rothe Schlackenmasse und wogt im Becken wie Lava im Krater eines Vulkans. Drei bis viermal täglich wird in dieser Weise die geschmolzene Masse abgelassen. Das Abflußloch wird dann mit einem Klumpen nassen Lehms verstopft, den man mittelst einer langen Stange in die Oeffnung einschiebt. Nach einigen Stunden ist die ausgeflossene Schlackenmasse so weit abgekühlt, daß sie sich abnehmen läßt. Das Blei am Grunde wird später starr und dann ebenfalls entfernt. Die Schlacke bildet eine flache Scheibe, sie besteht aus einem Gemenge verschiedener Mineralien, vorzugsweise aus Schwefeleisen und Ganggesteinen, — enthält aber noch ansehnliche Mengen Blei und Silber und wird deshalb als „Bleistein" oder kurzweg „Stein" bezeichnet. Man zerschlägt sie, zerstampft sie in Pochwerken und bringt sie als Zusatz zum zweiten, ja zum dritten und vierten Male in den Schachtofen, bis sie so arm an Metall geworden, daß ihre nochmalige Schmelzung nicht mehr lohnt.

Es hatte sich mir und meinem Führer bei Besichtigung der Hütten noch ein Herr angeschlossen, der mit Ungeduld vor allen Dingen das Silber zu erblicken suchte. „Wo ist es?" war seine stehende Frage bei jedem neuen Gebäude, in das wir eintraten. „Im Blei!" antwortete der Hüttenmann. „Wir kommen jetzt in die Pattieson-Anstalt, in welcher das Blei in silberreiches und ganz silberarmes getrennt wird."

Damit geleitete er uns in eine lange hohe Halle. Hier standen in langen Reihen 28 mächtige Eisenkessel eingemauert, jeder gegen 6 Fuß im Durchmesser und jeder mit seiner besonderen Feuerung versehen. Alle waren voll geschmolzenen Bleis — ein sonderbarer Anblick. Jeder Kessel faßt 300 Centner Blei. Dampf war nirgends zu bemerken, selbst die Hitze war nicht auffallend, da man nur eine möglichst niedere Temperatur erzeugt, die eben ausreicht, das Metall flüssig zu erhalten. Man hätte das geschmolzene Blei für kaltes Quecksilber ansehen mögen, um so mehr, als die Arbeiter mit nackten Füßen in Holzpantoffeln dicht um den Rand der Kessel spazierten. Hie und da lief die Oberfläche eines Kessels mit bunten Regenbogenfarben über. Da erfaßte ein Mann einen Eimer Wasser und schüttete ihn schräg über die Oberfläche des geschmolzenen Metalles. Der weiße Dampf wirbelte sofort zischend empor, die obere Schicht Blei erstarrte zu unregelmäßigen krystallinischen Stücken. Zwei Männer zerbrechen dieselben mit Eisenstangen und Schöpflöffeln. Das erstarrte Blei sinkt zu Boden und ist sehr arm an Silber, das zurückbleibende flüssige Metall ist silberreicher und wird nach mehrfacher Wiederholung jenes Verfahrens in den daneben befindlichen Kessel übergeschöpft. So passirt das Blei eine Serie von 14 Kesseln. In jedem bleibt es längere Zeit bei schwachem Feuer geschmolzen, es scheiden sich dann durch Abkühlung der Oberfläche Massen sehr silberarmen, fast reinen Bleies aus, und der Rückstand ist silberreicher. Das reine Blei schmilzt man in besonderen Oefen nochmals und gießt es in Formen zu langen, halbrunden Stücken. Das silberreiche Blei dagegen gelangt auf den Treibherd.

„Hier wird endlich das reine Silber gewonnen!" bemerkte ich unserm Oeconomen und deutete auf die glühende, wogende Masse im Herde, der von einer großen Eisenhaube überdeckt war. Eine gewaltige Stichflamme von trocknen Hölzern züngelte von der einen Seite her, aus 2 Blasebälgen an der andern Seite brauste ein Luftstrom über die lebhaft glühende Oberfläche des Bleis.

„In diesem Flammenofen," fuhr ich fort, „wird das Blei zu Bleiglätte gebrannt und das Silber bleibt zurück."

„Kann man es nicht sehen?" fragte er nach vergeblichem angestrengtem Spähen in die helle Glut.

„Sobald alles Blei herausgebrannt sein wird," antwortete der Hüttenmann, „das kann aber noch lange dauern. Sobald das Blei abgebrannt ist, überläuft das Silber zunächst mit einer Regenbogenhaut und kurz darauf kommt der reine Silberspiegel zuerst schwarz, dann funkelnd hell zum Vorschein. Es ist dies Farbenspiel der sogenannte Silberblick."

Ich fürchte die Geduld des Lesers in ähnlicher Weise zu rösten, zu schmelzen und zu quälen, wie es den Erzen in den Hüttenwerken geschieht, wollte ich speciell alle Vorrichtungen und Processe beschreiben, die außerdem hier noch zu sehen sind. Die wichtigsten derselben sind die Verarbeitung des Schwefels zu Schwefelsäure und die Verwendung des Arseniks, den man sammt Schwefel in langen unterirdischen Kanälen als giftigen Hüttenrauch gewinnt.

In der Schwefelsäurefabrik begeisterte meinen silbersuchenden Begleiter der Anblick des hellblinkenden Kessels und seines glänzenden Helmes, in welchem die wasserhaltige Schwefelsäure bis zur nöthigen Stärke eingedampft wird.

„Das ist aber reines Silber?" fragte er den Führer, seelenvergnügt, seinen Liebling wenigstens in einer Form zu finden.

„Platina, mein Herr!" erwiderte dieser, „ein theures Möbel, dieser Kessel, — kostet 20,000 Thaler, ist aber unentbehrlich, da nur das Platina von der concentrirten Schwefelsäure selbst in der Hitze nicht angegriffen wird."

Der ehrwürdige Freund des blanken Silbers verließ das reiche Hüttenwerk, ohne anderes Silber gesehen zu haben, als das gemünzte, mit dem er zahlte.

Reizend sahen die großen Kufen mit aufgelöstem Eisenvitriol aus, in denen sich die Krystalle rings um lange Bleistreifen angesetzt hatten, ganz appetitlich präsentirte sich auch der mehlfeine hellgelbe Schwefel in großen Kästen, der sich vielfache Kaltwasserwaschungen gefallen lassen mußte, — beängstigend dagegen ward der Aufenthalt in der Gifthütte, in welcher die Arbeiter mit einem großen, mit Wasser getränkten Badeschwamme vor Mund und Nase, mit halbver[illegible] Gesichte, stumm wie Schwerblessirte hantirten. Schwefel und Arsenik ward hier in Kesseln, welche in den Essen eingemauert waren, zu goldglänzendem und lebhaftrothem Glas zusammengeschmolzen, das als Farbe Verwendung findet.

Sehr bald empfand es selbst die kerngesunde Brust, welch schlimme Luft hier war! — So interessant das Leben der Mineralien in ihrem Trennen und Vereinen sich hier offenbarte, die menschenfeindlichen Erdgeister stiegen aus dem Qualm der Kessel unheimlicher empor wie jene aus dem Kessel von Macbeths Zauberschwestern. Hinaus in die frische Luft!

Für 26,000 Thaler gewinnt man in den Hüttenwerken des Freiberger Reviers Schwefelarsenik, arsenige Säure und andere Arsenikalien, für 2500 Thaler Eisenvitriol, das in der Cholerazeit als Desinfectionsmittel eine so große Rolle spielte, und andere schwefelsaure Salze, für 60,000 Thaler Schwefelsäure (56,000 Ctr.), für 163,000 Thaler Kupfervitriol, für 400,000 Thaler Blei, Glätte und andere Bleiproducte, außerdem noch für 13,000 Thaler Bleiwaaren, ebenso für einige tausend Thaler Nickelspeise und Wismuth. Es wird dem Leser interessant sein, zu erfahren, daß in dem so mühsam erzeugten Silber selbst noch Gold enthalten und 62 Pfund des letzteren, im Werthe von 28,580 Thalern, rein dargestellt wird. Es geschieht dies, sowie die Bleiwaarenfabrication, im Hüttenwerke Halsbrücke nördlich von Freiberg. Früher trennte man das Silber vom Gold durch das sogenannte Amalgamiren, mit Hilfe des Quecksilbers, gegenwärtig dagegen durch Schwefelsäure, welche das Silber auflöst und das Gold zurückläßt. Der Gesammtwerth der Jahreserzeugnisse der Freiberger Hütten beträgt 2,600,000 Thaler an Geldwerth, ist deshalb der bedeutendste des sächsischen Erzgebirges.

Der ausgedehnte Grubenbau und das großartige Hüttenwesen Freibergs bot die günstigste Gelegenheit, das Gedeihen der Bergacademie, der Hochschule für Berg- und Hüttenleute, zu fördern, die im vorigen Jahre das erste Jahrhundert ihres folgenreichen Wirkens abgeschlossen und in diesem Sommer bekanntlich die wegen der Kriegsverhältnisse aufgeschobene Jubelfeier nachgeholt hat.

Geld und Banken.

Von F. Stöpel.

I. Das Metallgeld.

Der erste Schritt aus dem Naturzustande der Völker zur Civilisation ist die Begründung fester Eigenthumsverhältnisse. Diese Epoche, sie mag eintreten durch welche Umstände sie will, bezeichnet zugleich den Anfang der Staatenbildung und die Keimentwicklung der Industrie. Es bildet sich allmählich der Unterschied zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden heraus, welche letzteren durch Arbeit im Dienste der ersteren ihre Nahrung gewinnen müssen. Anfänglich genügt es, diese Dienste unmittelbar gegen Antheil am Product des Bodens auszutauschen; der Grundherr gewährt seinen Hörigen oder Sclaven die unumgänglichsten Lebensbedürfnisse: eine Hütte zur Wohnung, die nothwendigsten Nahrungsmittel und Kleiderstoffe. Kommt der Grundherr in die Lage, mit einem Gleichen etwas auszutauschen, so wird auch hier ein direkter Tausch genügen, indem die Dinge, welche den Reichthum des einen ausmachen, zuverlässig auch dem andern annehmlich sind. Will der eine z. B. ein Stück Landes vom andern erwerben, so wird dem letzteren unter Umständen eine Anzahl Vieh als annehmbares Aequivalent erscheinen. In der That sehen wir in den Urzuständen der Gesellschaft und selbst, nachdem schon die Industrie zu verhältnißmäßiger Blüte gelangt ist, das *Vieh* sehr häufig die Rolle eines Tauschmittels und Werthmessers, d. h. die eigentliche Rolle des Geldes übernehmen. Homer erzählt uns, daß der Harnisch des Diomedes nur *neun* Ochsen kostete, während der des Glaukus *hundert* kostete. Das lateinische Wort pecunia (Geld) wird bekanntlich von pecus (Vieh) hergeleitet. Ebenso wurde bei den alten Deutschen das Vieh als Geld benutzt, denn ihre Gesetze bestimmen regelmäßig die Höhe der für Beleidigungen zu zahlenden Strafen in Vieh. In Ackerbau treibenden Ländern wurde sehr allgemein Getreide als Geld benutzt, in Abyssinien galten Salzbarren als Geld, in Hochasien Thee. Die alten Mexicaner brauchten Cacaobohnen, Baumwollenzeuge, Goldstaub in Federkielen, die alten Bewohner von Rügen Leinwand als Tauschmittel; in Newfoundland gebrauchte man früher Stockfische, in Maryland Tabak.

Aber mit dem Fortschritt der Bevölkerung und des Reichthums, mit der Vermehrung der Bedürfnisse und Beschäftigungen stellten sich alle diese Tauschmittel bald als unzulänglich heraus. Eisen, Kupfer und Bronze bereiten auf den Gebrauch des Gold und Silbers vor, welche letzteren von allen Substanzen, aus denen die Erde zusammengesetzt ist, allen Anforderungen eines weitgehenden und verwickelten Tauschverfahrens am besten entsprechen und vielleicht zumal aus diesem Grunde den Namen der *edlen Metalle* erhielten. Sie sind leicht theilbar in jede Zahl von Theilen, die durch Schmelzen ohne Verlust wieder vereinigt werden können; sie werden durch das Aufbewahren nicht verschlechtert und nutzen sich schwer ab; dazu sind die Kosten ihrer Production so bedeutend, daß sie in geringem Volumen großen Werth besitzen, weshalb sie leicht zu transportiren sind. In frühester Zeit waren die edlen Metalle in Klumpen oder Barren in Umlauf und mußten gewogen werden, wie es heute noch mit einem großen Theil des Goldes und Silbers der Fall ist, das zwischen der alten und neuen Welt cursirt. Doch lernte man bald die großen Unbequemlichkeiten vermeiden, die damit verbunden waren und die besonders dem innern Verkehr die nachtheiligsten Hemmnisse bereiteten. Die öffentliche Gewalt nahm es auf sich, die Metalle in bestimmte Gewichtstheile einzutheilen und dieselben mit einem Stempel zu versehen, damit jeder leicht unterscheiden könne, wie viel ihm im Tausch gegen die Waare, die er zu verkaufen hat, geboten wird.

Ist ein hinreichender Vorrath von Gold und Silber in Form von Münzen in Umlauf, so vermag ein jeder für die kleinste Münze einen Antheil des Arbeitsproducts einer beliebigen Zahl von Menschen zu kaufen. Nehmen wir z. B. ein Zeitungsblatt. Es wäre unmöglich, sich die Herstellung eines solchen ohne ein ausgebildetes Geldsystem vorzustellen. Unzählige Menschenkräfte haben einen Antheil an dem Product, das nach tausend Metamorphosen fertig vor dem Zeitungsleser liegt. Berg- und Hüttenleute, Maschinenbauer, Papierproducenten, Schriftgießer, Setzer, Drucker, Schriftsteller, Redacteure und Scharen anderer Leute haben an dem Zustandekommen des Blattes mitgewirkt, das nun in tausenden von Exemplaren unter seine Abnehmer vertheilt wird; und jeder der letzteren kann für ein verschwindend kleines Stück Geld sich die im Blatte enthaltene Belehrung und Unterhaltung so vollständig verschaffen, als wenn er sie ganz allein angesammelt hätte. Man sieht aus diesem Beispiele recht deutlich, daß das Geld nicht bloß die *Theilung* der Arbeit, sondern, was viel richtiger ist, die *Combination* der menschlichen Thätigkeiten befördert. Wie denn überhaupt das gefeierte Prinzip der *Arbeitstheilung*, welches die Grundlage der modernen Oeconomie bildet, das untergeordnete, und das eigentlich fruchtbare Prinzip vielmehr das *Zusammenwirken* ist.

Aehnlich, wie in dem obigen Beispiel, verhält es sich mit tausend anderen Erzeugnissen der Industrie. Die Arbeit, die in dem fertigen Product repräsentirt ist, rührt vielleicht von hundert verschiedenen Händen her und hat an dem spröden Stoffe vielleicht in jahrelangen Intervallen ihre bildnerische Kraft bewährt. Aber die Hände, die jede ihren geringen Theil an der Vollendung des Erschaffenen haben, erheischen den Lohn für ihren Dienst sofort und jede Unterbrechung ihrer Thätigkeit, welche durch die Unmöglichkeit herbeigeführt wurde, Dienst um Dienst, Arbeit gegen sofortigen Entgelt hinzugeben, stellt einen Verlust oder eine Vergeudung von Menschenkraft dar. So ist also die Masse kleiner Münzen, wie Carey sich ausdrückt, eine Arbeit ersparende Maschine, denn sie erleichtert das Zusammenwirken der Kräfte und macht zahllose Billionen von Minuten nutzbringend, die verloren sein würden, wenn nicht ein Begehr nach ihnen in demselben Moment, in dem die Arbeitskraft erzeugt wird, stattfände.

Wir haben bisher nur die Functionen des Geldes als *Tauschmittel* ins Auge gefaßt, ohne seiner Eigenschaft als *Werthmesser* zu gedenken. Gerade der Umstand aber, daß die edeln Metalle, vermöge ihrer Neigung zur Werthbeständigkeit, einen geeigneten Werthmesser abgeben, erhöht ihre Tauglichkeit als Tauschwerkzeug oder vielmehr, macht gerade sie zur voraussichtlich in aller Zukunft unabänderlichen Grundlage des Tauschverkehrs. Zwar ist auch der Werth der edeln Metalle nicht durchaus unveränderlich, und sowohl im Vergleich zu den ersten Lebensbedürfnissen (Getreide) als auch unter sich (Gold gegen Silber) im Laufe der Zeiten und erst neuerdings in Folge der amerikanischen und australischen Goldlagerentdeckungen erheblichen Schwankungen unterlegen. Aber er verändert sich im großen Ganzen doch nur sehr langsam, so daß eine plötzliche Verwirrung aller Preise nicht statthaben kann. Das Korn und der Zucker nämlich und die Mehrzahl aller Waaren, die in einem Jahre auf den Markt kommen, werden innerhalb eines Jahres consumirt, und eine Mißernte kann eine Preisänderung im Belaufe von hundert Procent bewirken. Die umlaufende Quantität Goldes und Silbers dagegen ist vielleicht hundertmal so groß als die zur Consumtion in einem Jahr erforderliche, und darum würde auf der einen Seite das gänzliche Ausbleiben eines Jahrgangs den Preis der edeln Metalle kaum um ein Procent erhöhen, während selbst eine ungewöhnlich reiche Ausbeute nur eine unmerkliche und erst nach Verlauf verschiedener erträgnißreicher Jahre auffallende Preisverminderung des Goldes und Silbers verursacht.*)

Das Metallgeld vereinigt also in sich die Functionen eines Tauschmittels und eines Werthmessers und ist in dieser Doppeleigenschaft durch keinen andern Stoff zu ersetzen. Welches ist aber das *Verhältniß, in welchem der Werth der edeln Metalle zu demjenigen aller übrigen Produkte steht*, deren Umlauf es vermitteln soll? Diese wichtige Frage hat den Nationalöconomen und Staatsmännern von jeher viel Kopfzerbrechens gemacht;

*) Man schätzte um 1850 den gesammten Gold- und Silbervorrath der civilisirten Welt auf den Werth von ca. 12000 Millionen Thaler. In den Jahren 1852—1855 betrug der jährliche Zugang an Gold allein zwischen 219 und 233 Millionen Thaler. Diese enorme Vermehrung, die seitdem in schwankenden Verhältnissen fortgedauert hat und neuerdings noch eine Steigerung erfahren zu sollen scheint, gab sich im Verkehr zunächst nur durch Vermehrung der Nachfrage nach Waaren kund; doch ist eine zunehmende Goldentwerthung nicht hinwegzuleugnen, während das Silber, das nach Einführung der Goldwährung in verschiedenen Ländern Europas immer mehr vom Orient absorbirt wird, eine Werthsteigerung gegen Gold erfahren hat, die mit dem fortdauernden Silberabfluß aus Europa nothwendig wachsen muß.

denn das Leben stellt überall Probleme, die des Scharfsinnes der Gelehrten und Wissenden spotten; und sobald eines gelöst scheint, schießt krystallisch aus bisher unbeachteten Elementen eine neue Erscheinungsform zusammen, welche die subtilen Erklärungen der vorigen Erscheinung über den Haufen wirft. — Es handelt sich in der oben aufgeworfenen Frage wesentlich um zwei Punkte: Erstens, welchen Einfluß übt die Quantität des in einem Verkehrsgebiet vorhandenen Geldes auf die Preise der Güter und Waaren? Zweitens, wie verhält sich der Vorrath an edlen Metallen zum allgemeinen Reichthum eines Landes?

Was den ersten Punkt betrifft, so stellte man sich nach dem Vorgange von Adam Smith in der Regel ein direct gegensätzliches Verhältniß vor. Man dachte sich die umlaufenden Waaren auf der einen und das Tauschwerkzeug auf der andern Seite. Der Werth der edeln Metalle (so meinte man) sinkt, wenn der Vorrath der Waaren sich vermehrt; oder umgekehrt, wenn der Geldvorrath sich vermehrt, so hat dies keine andre Wirkung, als die Preise in demselben Maße zu steigern. Nach dieser Ansicht ist also die größere Menge an Geld für ein Land von gar keiner Bedeutung — „ist die Münze in größerer Menge vorhanden, so ist eine größere Quantität davon erforderlich, um die gleiche Quantität von Gütern zu repräsentiren" (Hume), oder wie Bastiat sagt: „es ist ganz unwichtig, ob viel oder wenig Geld in der Welt ist. Ist viel da, so wird viel gebraucht; ist wenig da, so braucht man wenig, das ist alles."

Die große Aufgabe des Geldes ist es — darin kommen alle überein, ohne jedoch in der Regel das gebührende Gewicht darauf zu legen — den Umtausch der Güter zu erleichtern. Welche ungemeine Wirksamkeit ihm in dieser Hinsicht beizumessen ist, haben wir oben gesehen. Aber sein Nutzen ist damit nicht erschöpft, daß es Tausche vermittelt, welche ohne Geld überhaupt nicht vor sich gehen könnten; sondern vermöge der Eigenschaften, die es als Umlaufsmittel empfehlen und vermöge des Werthes, den es in sich selbst trägt, vermittelt es auch die Tausche so schnell, in so rascher Aufeinanderfolge, daß ein und dasselbe Geldstück binnen kurzer Zeit in hundert und tausend Hände übergehen kann. Mehr als die Menge des Geldes ist es daher die Geschwindigkeit seiner Circulation, worin das Zeichen der Wohlfahrt eines Landes zu erblicken ist. Aber es ist ein offenbarer Trugschluß, nun zu meinen, die Geldquantität sei gleichgültig; denn niemand wird behaupten wollen, die Umlaufsgeschwindigkeit sei unbegrenzt. Vielmehr muß dieselbe im natürlichen Verlaufe der Dinge mit der Vermehrung der Metallvorräthe Schritt halten, ganz wie in der physischen Welt die Wärme Bewegung und Kraft erzeugt und hinwiederum Bewegung die Ursache der Wärme ist. Die Vermehrung der Geldvorräthe allein ist freilich keineswegs hinreichend, um den Umlauf zu beleben, denn die Wirthschaftslehre hat es eben nicht mit Punkten, sondern mit lebendigen Menschen zu thun, und ohne die Triebkräfte zur Gewerbthätigkeit nützt einer Nation die Zufuhr von Metall so wenig wie, um mit Careys Worten zu reden, die Nahrung einem Manne, der die Ruhr oder Cholera hat.

Die Bestimmungsgründe der Preise können daher so einfacher Natur, wie uns die oben gekennzeichnete mechanische Anschauungsweise glauben machen will, gar nicht sein. Beide, die Geldmenge wie die Umlaufsgeschwindigkeit, sind selber nur Symptome der gesellschaftlichen Bewegung, obwohl ihrerseits auch wieder Anreizungsmittel derselben, gerade wie, um bei unserm physikalischen Vergleiche stehen zu bleiben, Bewegung Wärme und Wärme Bewegung erzeugt. Um den Ausweg aus diesem Labyrinthe zu finden, wollen wir uns einen Augenblick der Führung des mehrerwähnten amerikanischen Volkswirthschaftslehrers Carey überlassen, der uns in seiner genialen Weise, ohne uns durch Abstractionen nur noch mehr zu verwirren, den Ariadnefaden der Thatsachen an die Hand gibt. Er stellt uns sofort auf den Boden der Wirklichkeit, indem er nicht irgend ein gedachtes, in der Luft schwebendes Land, sondern ein wohlbekanntes Gebiet, seine Heimat Amerika, zum Schauplatz seiner Betrachtungen wählt. „Tausend Tonnen Lumpen," sagt er, könnte man im Felsengebirg nicht für das geringste Stück Geld austauschen; ein Buch Papier dagegen würde vielleicht mit einer Unze Silbers aufgewogen. Gingen wir ostwärts nach den Ebenen von Kansas, so hätten sich die relativen Werthe so sehr geändert, daß man mit dem Preise der Lumpen viele Rieß Papier bezahlen könnte. Kämen wir nach St. Louis, so hätten die Preise wieder eine Veränderung erfahren, die Lumpen wären gestiegen, das Papier gefallen. So bei jedem ferneren Schritte nach Osten, bis in Massachusetts drei Pfund Lumpen mehr Silber kosteten als ein Pfund Papier, das aus ihnen gemacht ist." Bekanntlich schreitet in den Vereinigten Staaten Nordamerikas die Dichtigkeit der Bevölkerung und folglich die Entwickelung des Gewerbfleißes ziemlich stetig von Westen nach Osten vor, und so veranschaulicht das Careysche Schema, wie die Rohmaterialien mit dem Fortschritt der Menschen an Reichthum und Civilisation im Preise steigen, während der Preis von Fabrikaten sich in umgekehrter Richtung bewegt — so daß eine stetige Annäherung der beiderseitigen Preise das zuverlässige Zeichen des öconomischen Fortschritts ist.

In den ältesten, barbarischen Zeiten (so fährt unser Gewährsmann fort) stehen Boden und Arbeit in sehr niedrigem Preis und die reichsten Kohlen- und Erzlager sind werthlos. Dagegen sind Häuser so schwer herzustellen, daß die Menschen in Höhlen und Klüften Obdach gegen Wind und Wetter suchen müssen. Mit der Zeit jedoch lernen sie ihre Kräfte vereinigen, und nun erlangen Boden und Arbeit Werth, während der Werth der Häuser — wohlgemerkt im Verhältniß — sinkt. In keiner geschichtlichen Periode ist im allgemeinen der Preis von Grund und Boden und der Preis der Arbeit so hoch gewesen, wie in der gegenwärtigen; in keiner jedoch hätte man für dieselbe Geldmenge ein so festes Boot, ein so flinkes Schiff oder ein so comfortables Haus kaufen können. Je ausgebildeter die Fabrikation einer Waare ist, desto mehr neigt sie zum Sinken im Preise und zwar aus dem Grunde, weil alle Arbeitsersparnisse der frühern Zubereitungsprocesse in den späteren sich aufhäufen.

Die Vorbedingung alles wirthschaftlichen Fortschritts ist die Entwicklung der individuellen Fähigkeiten, welche nur in der Association, in der Vereinigung der Menschen zu gemeinsamen Zwecken, gedeihen kann. Der Widerspruch zwischen Individualität und Association ist in der That nur ein scheinbarer, und das ganze Wesen der Menschheit bewegt sich zwischen diesen beiden Polen; dem Drange der Individualität und dem Gesellschaftstriebe — eine Grundform, welche überhaupt das Geheimniß und die treibende Kraft aller Entwicklung ist. Nun erinnere man sich, wie sehr das Geld die Kraft besaß, sowohl die Theilung der Arbeit, also die Ausbildung der individuellen Fähigkeiten, als auch die Combination oder das Zusammenwirken dieser Fähigkeiten zu befördern, und es wird einleuchten, wie wichtig es für ein Land ist, Geld in hinreichender Menge zu gewinnen und festzuhalten. Hier muß zwar ausdrücklich wiederholt werden, daß es nicht die todte Aufhäufung metallischer Schätze ist, welche einem Lande frommt, sondern daß das Geld einem Verkehrsorganismus nur dann Dienste leistet, wenn es seine Function als Umlaufsmittel erfüllt, wenn es bewirkt, daß die werthvollen Güter nicht auf Einem Punkte mit Entblößung zehntausend anderer maßlos sich aufhäufen, und daß der befruchtende Strom des Werthumtausches kein Bodenfleckchen des Gesammtdaseins ungetränkt lasse — aber desto nachdrücklicher muß darauf hingewiesen werden, daß eben das Geld und nur das Geld, das heutzutage noch unerschüttert auf metallener Basis ruht und wahrscheinlich immer ruhen wird, diese Function zu erfüllen vermag.

Wer das bisher Gesagte mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, wird als Resultat unserer Betrachtungen mit Leichtigkeit folgendes erkennen: Die Preise der Güter und Waaren werden nicht allein durch die Geldmenge, auch nicht allein durch die in einem Lande wirklich circulirende Geldmenge, sondern durch die Trägheit resp. Geschwindigkeit des Umlaufs in Verbindung mit der Geldmenge bestimmt. Ein lebhafter Geldumlauf oder mit andern Worten Gütertausch ist aber nur denkbar bei Mannigfaltigkeit der Beschäftigungen. In reinen Ackerbaustaaten haben die Staatsangehörigen unter sich nichts zu tauschen und wenn ein Industrievolk mit ihnen Handelsverbindungen anknüpft, so haben sie für dessen Erzeugnisse nur Rohstoffe und Nahrungsmittel anzubieten, deren Preise wegen der Schwierigkeiten und Unkosten des Transports nur geringe sind. Der Landmann, der vom Markte entfernt oder von einem fremden Markte abhängig ist, hat also, abgesehen von den unberechenbaren Conjuncturen des fernen Marktes, den doppelten Nachtheil: seine Produkte billig verkaufen, Fabrikate dagegen theuer kaufen zu müssen. Dabei kann ein Land keinen Reichthum erlangen. Der Reichthum kann nur dort allgemein werden, wo die Bodenproducte unmittelbare Verwendung finden, d. h. wo neben dem Ackerbau Gewerbsindustrie besteht. Nur in einem solchen Gemeinwesen ist ein lebhafter Gütertausch möglich und weiß sich der

Verkehr das Mittel, diesen Tausch zu erleichtern (nämlich das Geld), durch auswärtigen Handel zu verschaffen. So ist das Geld einestheils ein unmittelbares Product und anderntheils ein unerläßliches Hilfsmittel des Verkehrs. Es bildet also nicht bloß einen der wichtigsten Theile des gesellschaftlichen Reichthums, sondern ist ein Hauptfactor der ferneren Erzeugung von Reichthum, ein Haupthebel der Production. Mit dieser Einsicht (die wir mit unserem früheren Ergebniß: daß jede Geldvermehrung die Tendenz habe, die Circulation des Geldes d. i. der Güter zu beschleunigen, in Verbindung bringen müssen), mit dieser Einsicht erledigt sich zugleich der zweite Punkt der oben aufgeworfenen Frage nach dem Verhältniß des Geldbesitzes zum allgemeinen Reichthum eines Landes.

Von den Anhängern Adam Smiths wird freilich, wie bereits mehrfach angedeutet, dem Gelde die Bedeutung, die wir ihm beigelegt haben, bestritten. Da man es weder essen noch trinken kann, da es „keinem Bedürfnisse unmittelbar dient", so ist das Geld (nach dieser Ansicht) nichts weiter als ein Werthzeichen, welches die Willkür und Uebereinkunft der Menschen, nicht aber eine sociale Nothwendigkeit zu dem gemacht hat, was es ist. Darauf ist zu erwidern, daß alle andern Hilfsmittel des Verkehrs, Schiffe oder Wagen, Straßen oder Eisenbahnen, ebensowenig wie das Geld einem unmittelbaren Bedürfnisse der Menschen dienen; man kann sie ebensowenig wie das Geld essen oder trinken oder sich damit bekleiden, und dennoch sind sie für den Verkehr und für die Entwickelung des Reichthums von ungemeiner Wichtigkeit, gerade so, wie wir dies beim Gelde sahen. Was aber die Willkühr oder Uebereinkunft der Menschen anlangt, welche überall zur Benutzung der edeln Metalle zu Geld geführt hätten, so ist diese Anschauungsweise etwa ebenso absurd, als wenn man behaupten wollte, die Menschen seien darüber übereingekommen, Getreide, Wein, Schaf- oder Ochsenfleisch als Nahrungsmittel zu gebrauchen. Wenn sie aber diese Dinge nicht als Nahrung gebrauchen wollten, wovon sollten sie sich nähren? Sie müssen sie gebrauchen oder verhungern, und werden dazu nicht durch eine willkürliche Uebereinkunft, sondern durch ein Naturgesetz bestimmt.

Aus diesen Grundirrthümern entspringen alle die falschen Vorstellungen vom Geld, an denen die Adam Smithsche Schule krankt. Danach ist denn die Geldmenge in einem Lande absolut bedeutungslos; in Verkehrsstockungen ist es nicht das Geld, das fehlt, sondern das Capital (worunter man alle angehäuften Werthe, Häuser, Maschinen, Werkzeuge 2c. versteht); der Zins wird fälschlich Geldzins genannt und sollte Capitalzins heißen u. s. w. — Wenn man aber nur mit einiger Aufmerksamkeit die neuerdings mit so frappanter Regelmäßigkeit wiederkehrenden Handels- und Finanzkrisen betrachtet, so wird man leicht sehen, daß es in der That nicht das Capital ist, woran man Mangel leidet, allerdings auch nicht unmittelbar das Geld, wohl aber die Lebendigkeit der Circulation des Geldes. Das heißt, es fehlt der Gesellschaft an Vertrauen, und jene Krisen sind daher im eigentlichsten Sinne Creditkrisen, deren verheerende Wirkungen leider immer am schwersten von den arbeitenden Klassen getragen werden, und die in diesen Wirkungen zum Theil sehr wohl durch eine verständige Leitung des Geldwesens paralysirt werden könnten. Wofern nicht gar die Staatsgewalt die Macht in Händen hat, dergleichen Krisen überhaupt zu verhindern. Doch darüber in einem folgenden Artikel.

Die Weltausstellung.

Von unserem Berichterstatter.

III. Arbeit.

Man hat mir erzählt, daß der kaiserliche Plan dahin gegangen wäre, Arbeiter aller Nationen und aller Branchen nach Paris kommen und sie dort öffentlich arbeiten zu lassen. Es wäre dies in der That ein großartiges Schauspiel gewesen, wobei vor allen Dingen von Seiten der Arbeiter viel hätte gelernt werden können. — Diese Idee scheiterte an dem Widerstande der meisten Nationen — nur England und Sachsen hatten sich bereit erklärt, den Wettstreit aufzunehmen, jedoch unter der Bedingung, daß alle anderen europäischen Nationen gleichfalls daran theilnähmen; und da diese Theilnahme nicht erzielt werden konnte — hauptsächlich wohl wegen der ungeheuren Kosten — so unterblieb die Ausführung der kaiserlichen Idee.

So sieht man denn sehr wenig arbeiten — besonders ohne Maschine, und die Franzosen sind die einzigen, welche diese Ausstellung des menschlichen Fleißes durchgeführt haben. — Zuerst, lieber Leser, muß ich ihrer Eigenthümlichkeit halber dir die Art des Einpackens der Chocolade beschreiben. Kannst du dir wohl denken, daß aus der Fabrik des Herrn Devinck täglich 10 Ctr. Chocolade in die Welt gehen — unter hunderten von Formen, um die kleinen Naschmündchen zu beglücken. Zehn Centner jedoch macht gegen 3000 Packete — denn ich spreche nicht allein von der gewöhnlichen Chocolade, die wir armen Männer, um uns von den Strapazen einer drückenden Morgenarbeit zu erholen, als zweites Frühstück einschlürfen; sondern von jenen Confetti, die aus Chocolade zubereitet werden, — die Gaumenwonne der jungen Leserinnen — die man in Frankreich in farbige und elegante Papierhülsen hüllt und versiegelt. Wie viel Arbeiter hält man nun für nothwendig, um diese 3000 Packete erstens in Bleipapier — dann in ein zweites Papier, welches die Firma des Hauses trägt, zu wickeln — zu versiegeln und endlich pfundweise zu rangiren? — Ein einziger genügt! — Es ist wirklich interessant mit anzusehen, wie die winzige Maschine die ihr hingeschobene Tablette ergreift, sie in einem Nu umwickelt — die Ecken der doppelten Hülle umbiegt und stets zur rechten Zeit kömmt, um den Tropfen Siegellack, welcher aus einem Porzellanbecken tröpfelt, aufzunehmen — das Packet gegen den Stempel zu drücken und endlich sorgfältig in den Korb zu legen.

Brauchst du ein Paar Stiefel, lieber Leser — geh nach jenem Ort, wo du so viel Menschen versammelt siehst — man nimmt dir Maß, und in 50 Minuten hast du für 18 Franken ein Paar Stiefletten, die vier verschiedene Arbeiter vor deinen Augen in zwei Maschinen gemacht haben. Die Stifte, womit man die Sohlen annagelt, sind aus Kupferdraht, anstatt aus Holz wie früher — man sagt, daß dies eine sehr vortheilhafte Neuerung sei.

Hast du vielleicht schon einmal daran gedacht, auf welche Weise jene falschen Perlen fabricirt werden, die den echten oft so ähneln, daß nur ein Perlenhändler sie davon zu unterscheiden weiß. Ganz Paris fiel, so zu sagen, aus den Wolken, als man ihm das Kunststück öffentlich zeigte. Man nimmt ganz einfach ein kleines Kügelchen von Glas in der Größe einer Perle und mit einem kleinen Loche auf einer Seite. Durch dieses Loch läßt man einen Tropfen Salzwasser ein- und wieder auslaufen, um das Glas inwendig trübe zu machen, und gleich nachher practisirt man eine einfache Fischschuppe hinein und schließt das Loch mit Mastik. Jetzt ergreift eine kleine Handmaschine das Kügelchen und dreht es mit einer rasenden Schnelle auf einer horizontalen Ebene hin und her — das geschieht, damit die Schuppe sich überall gleichmäßig anlege. Nach einigen Minuten zeigt man dir die falsche Perle, die jetzt so täuschend einer echten ähnlich sieht, daß du und ich, wenn wir sie im Wasser fänden, uns glücklich schätzen würden; — das Ding ist zwei Pfennige werth und wird im Preise von 3 bis 25 Groschen verkauft. Paris exportirt jährlich für 5 Millionen Franken falscher Perlen .... und ich könnte dir eine merkwürdige Geschichte erzählen von einem englischen Crösus, der seiner Braut ein Perlenhalsband schenken, aber dabei sein wollte, wenn man die Perlen aus den Austern lese — nach der Insel Ormus wo der größte Perlenfang getrieben wird, reiste — selbst einige Male mit den Tauchern auf den Grund des Meeres ging — sich nachher die schönsten Perlen aus den faulenden Austern selbst aussuchte ... nach London mit einem Prachtschmucke zurückkehrte, und als er ihn einem Goldarbeiter zum Aufreihen gab und nach dem Werthe einer solchen Schnur fragte, die Antwort erhielt: „das Ganze sei 10 Schillinge werth; denn die Perlen, die er selbst sich in den Austern ausgesucht — seien Pariser Fabrikat!" Man sieht, daß die Civilisation schon bis auf die wüstesten Inseln gedrungen ist.

Holzschnitzereien, Pfeifen, — Lederarbeiten — Spitzen — Cameen — falsche Schmucksachen, — Blumen aller Art und aus jeglichem Material — ja sogar Filzhüte werden unter deinen Augen gemacht, und es wird dir schwer, dich von einem Orte zu entfernen,

wo einer deiner Wünsche, den du sicherlich schon oft und lange gehegt, sich erfüllt — wo du all die Gegenstände verfertigen siehst, welche du täglich gebrauchst — täglich um dich hast! Es ist unmöglich, dir den Eindruck wiederzugeben, den inmitten all dieses Lebens, Wirkens und Schaffens ein Araber macht, welcher in seinem kleinen Gehäuse, ruhig und unbekümmert um all das Geräusch um ihn herum, sitzt — wie er es in Temcen in der Straße Bab el Dauar in seinem eignen Laden thut, und mit merkwürdiger Geschicklichkeit und Schnelligkeit aus dem schwammigen Holze der Krüppeleiche... Korken schneidet. — —

Da ich dir also nicht mehr von der Arbeit, die man anfertigen sieht, erzählen kann, so laß mich von der angefertigten sprechen.

O Leserin! wenn du an meiner Stelle wärest — all diese von Feenhänden gewebten Stoffe und Zeuge sähest — diese tausende von Handarbeiten — dieses Chaos von Blumen, Hüten, Coiffüren — diese Seidenzeuge — Mousseline — Alpaccas und wie sie alle heißen; was würdest du hier genießen, wie wenig würdest du den „unvernünftigen" Mann begreifen, der kalten Auges bei so vielen Weltwundern vorbeistreift, der sich nach zehn Minuten da langweilt, wo du ganze Tage — Wochen — Monate verbringen möchtest. — Denke dir, Leserin — da gibt es Shawls, die fünfzigtausend Franken kosten, und fünfzigtausend Franken sind nach unsrem Gelde mehr als dreizehntausend Thaler preußisch Courant — da gibt es noch andre Shawls, von denen du dir nicht mit Bestimmtheit sagen kannst, ob sie der Goldarbeiter oder der persische Weber gewirkt, dermaßen sind Gold und Edelsteine mit den weichen Fäden verwoben. — Da sind Spitzengarnituren, die 100,000 Franken — ein kleines Rittergut — kosten — da sind ... doch nein fort, fort von hier — ich will dich ernüchtern, Leserin; — einen gelinden Zwang muß ich zwar anwenden, um dich mit mir fortzureißen — aber ... jetzt bist du gerettet; — wir sind in England! — Die kalte Douche hat geholfen! Sieh dir Tuche und Bukskins an — o, das ist sehr interessant — es gibt in allen Farben, in allen Schattirungen, in aller Dicke — bis zu der eines Brettes ... o, das ist sehr interessant — auch englischer Sammt ist da ... aus Manchester, Leserin — rümpfe nicht das Näschen — unsre Großväter trugen keine andern Westen.

In allem Ernst gesprochen, macht die englische Stoffausstellung in ihrer fast plumpen Gediegenheit einen etwas lächerlichen Eindruck neben der eleganten, farben- und prachtreichen französischen Ausstellung, welche ihre Nachbarin ist. Man muß hier länger verweilen, genau — sehr genau prüfen, um zur Ueberzeugung zu kommen, daß die Waare prächtig und solid ist, daß — wenn der Geschmack auch den Engländern fremd ist, sie doch das ihnen Fehlende durch Dauerhaftigkeit ersetzen. In den letzten Jahren jedoch haben auch die Franzosen mit ihrem angeborenen Nachahmungstalent hierin Fortschritte gemacht, die den Engländern sehr bedenklich werden können.

Eine blasse Copie Englands in diesem Zweige sind die Vereinigten Staaten Nordamerikas — wahrhaftig diese beiden Länder scheinen im schlechten Geschmacke eine Steeple-chase veranstaltet zu haben, bei der Amerika sichtbar im Vortheil ist. Die gleich darauf folgenden asiatischen Staaten geben durch Farbenpracht ihren sonst nicht sehr geschmackvollen Stoffen ein bedeutendes Relief, und in dem dann folgenden Rußland bewundern wir mit verlangendem Blicke die prächtigsten Pelze, die man je gesehen, ohne daran zu denken, daß „Arbeit" hieran wohl das wenigste ist. Bei Schweden und Norwegen findet das Gegentheil statt — da ist die Arbeit alles und wir müssen gestehen, daß es in vielen Gegenständen, besonders im Schuhwerke — Frankreich an Eleganz und Geschmack übertroffen hat, während die Solidität England stets gleich kömmt. Ueberhaupt hat dieses Land eine merkwürdig gelungene Ausstellung — es hat sich uns allen mit einer Lebendigkeit und industriellen Macht enthüllt, die wir weit entfernt waren, in dem so wenig bekannten Skandinavien zu ahnen. — Spanien, welches in solchen Sachen mit keinem der in der Ausstellung es umgebenden Länder rivalisiren kann, hat Verstand genug gehabt, hauptsächlich die Stoffe und selbst die ganze Kleidung seiner Bauern und Bäuerinnen auszustellen, und hat recht schöne Resultate hiermit erzielt. — Das jetzt folgende schweizerische Blonden- und Spitzenzimmer ist einer der gelungensten Ausstellungsräume; es ist fast immer mit Besuchern gefüllt, ebenso wie das „rothe Cattunzimmer", und gerne würde ich den neugierigen Leserinnen mehr davon erzählen, wenn ein Mann nur nicht leider so herzenswenig von solchen Sachen verstünde! — Ich sehe sie mir an und sage: — „es muß wohl schön sein, da alle Welt es bewundert... aber weiter weiß ich selbst darüber nichts". —

Oestreich folgt — man sieht, man fühlt deutlich die Anstrengung, welche dieses Land gemacht hat, um würdig in der Weltausstellung zu erscheinen, und man freut sich aufrichtig, wenn es ihm manchmal gelungen ist, andern Ländern gleichzukommen, oder sie gar zu überwinden, z. B. in den Lederarbeiten, in Handschuhen und Leibwäsche. In letzterer läßt es England selbst im Hintergrund — freilich ist die Façon meistentheils nur sein Eigenthum, denn die Leinewand stammt, wenn ich nicht sehr irre, aus Preußen, Sachsen und der Schweiz — während der ausnahmsweise schöne Shirting und Callico in Böhmen selbst fabrizirt sein soll.

Die gleich nach Oestreich folgenden süddeutschen Staaten bilden in ihrem Ganzen in dieser Branche eine sehr anerkennungswerthe Ausstellung, besonders — ich werde es immer wiederholen — durch die Mühe, welche diese Staaten sich gegeben haben, ihren Platz mit Würde unter solcher erdrückenden Concurrenz zu behaupten; freilich Außerordentliches, Durchschlagendes können wir hier nicht erwähnen — es wären denn die wollnen Decken aus Württemberg, die eine allgemein günstige Anerkennung gefunden haben.

Jetzt erscheint der Nordbund, der hier mit denselben hervorzuhebenden Eigenschaften und betrübenden Fehlern wie in der Maschinengalerie, seine in aller Hinsicht so bemerkenswerthen Arbeitsproducte ausgestellt hat. Wir haben uns stets bestrebt, die beiden entgegengesetzten Typen Englands und Frankreichs in unsren Fabrikaten zu vereinen. Unsre Stoffe sind meist solider als die französischen und immer geschmackvoller und eleganter als die englischen. Ohne ein großer Optimist zu sein, kann man annehmen, daß wir mit der Zeit es auf diesem Wege zu einer solchen Vollkommenheit bringen, daß wir die obengenannten beiden Nationen überflügeln werden; wir haben wenigstens in relativ kurzer Zeit die schönsten Resultate erzielt. Man sehe unsre Tuche an — eine Industrie, die im Vergleich zu derjenigen der anderen Länder bei uns neu ist; wir haben darin wirklich Vorzügliches geleistet; ich selbst habe die Luckenwalder Mitteltuche von englischen und französischen Fabrikanten loben hören, ebenso wie die Glauchauer Merinos. In zwei Punkten dieser Branche stehen wir von den beiden großen Nationen jedoch unerreicht da — ich meine in unsren Tapisseriewaaren und in den Producten unserer Leinwandspinnereien. Obgleich die Anordnung der Berliner Tapisserien viel zu wünschen übrig läßt, so herrscht doch kein Zweifel, daß sowohl die weltberühmte Berliner Stickwolle alle andren überragt, als auch, daß die Ausführung der Arbeiten mit dieser Wolle die aller Länder übertrifft. Hier haben die Franzosen doch einmal die wirkliche Laine de Berlin und die Engländer die Genuine Berlin Wool kennen gelernt; denn sowohl in Paris als in London verkauft man unter diesem Namen, Gott weiß welche Wolle. — Ich sah hier Damen, die in der naivsten Weise ihr Erstaunen ausdrückten und betheuerten, daß sie jetzt erst die Berliner Wolle kennen lernten; obgleich sie seit Jahren mit der, welche man so nennt, stickten, und sie einen viel theureren Preis bezahlten, als der, für welche der Berliner Aussteller versprach, sie franco nach Paris und London zu liefern.

Die Leinwandfabrikanten Bielefelds sowie die Ravensberger Spinnerei derselben Stadt haben eine Gesammtausstellung ihrer Fabrikate gemacht und dadurch den andren Ausstellern ein Beispiel gegeben, wie man es größtentheils hätte machen können, um unsre Arbeiten dem Besucher im günstigsten Lichte vorzuführen. Ein eignes Zimmer ist von der kaiserlichen Commission den Bielefeldern überlassen worden und sie haben darin alle ihre Schätze aufgestapelt. Hier kann man zu jeder Stunde des Tages deutsche Hausfrauen finden, die mit entzücktem Auge ihren männlichen Begleitern diese kostbaren Schätze von Tischtüchern, Servietten und Bettzeug zeigen. Auch der Kronprinz von Preußen — der, wie man weiß, ein ausgezeichneter Hausherr ist, hat sich lange Zeit hier aufgehalten, hat sich den ganzen linnenen Reichthum zeigen lassen und seine lebhafteste Befriedigung ausgedrückt. Die goldene Medaille ist mit Recht dieser Abtheilung zuerkannt worden — doch wenn ich nicht fürchtete, beschuldigt zu werden, zu streng zu kritisiren, würde ich auch hier sagen, daß ein wenig mehr Geschmack in der Ausstattung nichts geschadet hätte; — ich wenigstens hätte mich schon darin gefunden, wenn die lange Wand auch nicht mit einem weißem Tischtuch tapissirt gewesen wäre; schön sah das gerade nicht aus, und weiß war das Tischtuch zuletzt auch nicht mehr.



Der Kronprinz von Preußen in der Bielefelder Leinwandausstellung.

Für das Daheim gezeichnet von Ludwig Pietsch.

Und nun, lieber Leser — einen freundschaftlichen Rath! Wenn du, an deinem Arme eine Gattin, Schwester oder sonst ein weibliches Wesen unter 70 Jahren, die Ausstellung besuchst, sieh zu, daß du irgend einen Vorwand findest, rasch in die Rue de Belgique einzubiegen und in eine andre concentrische Allee dich zu flüchten. Denn wenn dich dein böser Stern mit deiner lieben Begleiterin nach **Belgien** führt, wirst du dort einen ausgestellten — in solcher Fülle, solcher Pracht ausgestellten Gegenstand finden, daß es dir fast unmöglich sein wird, unter drei bis vier Stunden fortzukommen. Ich habe Bekannte, die auf den Rath nicht hören wollten, die ich aus den Augen verlor, und die ich beim Schluß des Gebäudes erschöpft — entsetzt in den Stuhl einer Restauration sinken sah. — „Was fehlt Ihnen?" — fragte ich einen Jungvermählten, den ich im tunesischen Kaffeehause wiederfand! — „Ein Soda" stöhnte der Unglückselige — „Luft, Luft! ich bin fünf Stunden lang in einem Gebirge von Maliner und Brüsseler Spitzen lebendig begraben gewesen!"

Denn — o, naiver Leser, das weißt du wahrscheinlich nicht, daß es bei der Damentoilette einen einzigen Gegenstand gibt, der für alle Figuren, für alle Teints, für alle Jahreszeiten — für alle Alter paßt, der stets bewundert wird, von dem deine Frau den Werth eines dreistöckigen Hauses um und an sich haben kann, ohne daß man darum sagen könnte, sie kleide sich auffallend — der gefährlichste Artikel der Ehemänner, denn selbst die Großmütter finden an demselben oft noch mehr Geschmack als die Enkelinnen. Das sind die Spitzen — die Kanten — die Blonden, die Points de Bruxelles, die Points d'Alençon — die englischen, die Schweizer — ja die Schneeberger Spitzen. Ueberall hat sich das Spinnengewebe hinverpflanzt, das für des Mannes Kasse ein Teufelsgewebe ist. In der belgischen Ausstellung findest du die Quintessenz dieser Fabrikate — und hieraus kannst du selten eine Frau vor Schluß der Ausstellung entfernen.

„Wie viel kostet dieses Taschentuch?" fragte ich, indem ich auf einen Glaskasten wies, wo zu lesen war: „Aus der Aussteuer Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Großfürstin Dagmar von Rußland."

„Fünftausend Franken, Monsieur!"

„Das Dutzend natürlich?"

„Bitte um Entschuldigung — das Stück! Das Dutzend sechzigtausend Franken."

Ein Fieberschauer überfiel mich, wenn ich daran dachte, daß Ihre Kaiserliche Hoheit sich in dem strengen russischen Clima erkälten und den Schnupfen bekommen könnte.

Holland bietet auch hierin wenig dar und seine vielgerühmte und auch ausgezeichnete Leinewand ist nicht fähig, das vergessen zu machen, was ihm andererseits fehlt. Merkwürdiges Land! — ebenso wie der Charakter seiner Bewohner seine Hauptbasis in einer gänzlichen Abwesenheit aller Untugenden und Leidenschaften findet, so glänzt diese Ausstellung mehr durch die Abwesenheit alles Nichtdahingehörenden als durch außerordentliche Leistungen. — Denn einige Länder haben in ihrem Eifer, auszustellen, dem Guten etwas zu viel gethan, und haben Sachen nach Paris geschickt, die sie wirklich besser zu Hause behalten hätten.

Bei diesem Theil der Ausstellung wäre es geeignet, dessen zu erwähnen, was man hier den **ethnographischen** nennt ... ich meine die Ausstellung von lebensgroßen Puppen, die mit den verschiedenen Nationaltrachten bekleidet sind. Ich konnte mich nicht recht hierfür interessiren; obgleich die Puppen stets von einer großen Anzahl Neugieriger umstanden sind — besonders die Eskimos. — Deutschland hat ein Mecklenburger Brautpaar — einige Altenburger, sowie Bauern aus dem Schwarzwalde im Nationalcostüm hingeschickt.

Man muß mir erlauben, in diesem Artikel, den ich „Arbeit" betitelt habe, meiner Phantasie zu folgen und aus den folgenden Galerien hier und da ein Stück herauszunehmen und davon zu erzählen, da es factisch unmöglich ist, das ungeheure Material ordnungsmäßig auf einem so kleinen Raum zu bewältigen.

Freut euch, „kleines Daheim" — kommt alle um mich herum und hört zu, was ich euch erzählen will, denkt euch — in der Mitte eines Kreuzweges der Ausstellung findet ihr einen künstlichen Felsen mit Moos bewachsen, mit halb vermoderten Baumstämmen und ausgetrockneten Flußbetten. Das Ding ist sehr hübsch — doch wenn ihr es euch näher betrachtet, so findet ihr auf Felsenvorsprüngen und in Felshöhlen allerlei Gethier — oder wenigstens etwas Aehnliches, z. B. einen Affen, zwei Ziegen, Tauben, Hähne — Mäuse — Hasen; ja sogar einen urhäßlichen Neger seht ihr, und was weiß ich noch, welche Menagerie aus allen Theilen hervorguckt. — Doch da kommt ein Mann, nähert sich — es ist der Aussteller dieses colossalen Spielzeuges — er nimmt einen Schlüssel und zieht das Räderwerk auf — bewegt eine Schraube... und nun rathet, was geschieht? Vor allem haltet aber eure Ohren zu, denn der tollste Lärm, den ihr wohl je gehört, ertönt! — Denkt euch — der Neger hat eine Flöte ergriffen und spielt eine herzzerreißende Melodie — der Hase trommelt dazu — der Hahn kräht — die Katze miaut, die Mäuse pipsen, und laufen überall herum — die Tauben girren und schnäbeln sich — die Ziegen meckern und machen possirliche Sprünge — der Bergbach schießt mit Getöse von Zacke zu Zacke in sein Bett und von da ins Reservoir — und als wenn alles das noch nicht genügte, hat der schändliche Affe eine Fiedel genommen und ... ihr könnt euch denken, was von euren Kameraden, die nicht von hier fortzubringen sind, gelacht und gejubelt wird — und ich glaube wahrhaftig — je mehr der Affe die Kinder lachen sieht, je toller spielt er auf seinem Instrumente. Ich lief davon — soviel kann ich euch sagen — nachdem ich erfahren, daß das Unding „der Automatenberg" genannt wurde und 3000 Franken kosten sollte. Ich bin überzeugt, daß die kleinen Mädchen sich viel lieber jene hübschen Puppen kaufen würden, die in einem künstlichen Garten voll prangender Blumen spazieren gehen. Der ist wirklich allerliebst und ganz neu — kostet aber freilich auch 300 Franken — und dafür kann man gar viel Nützlicheres kaufen.

Für Musikliebhaber fand ich auch etwas, was sie sicherlich interessiren wird, und ich freue mich, die Erfindung den **Holländern**, bei denen ich bis jetzt noch gar nichts Außerordentliches gefunden habe, zuschreiben zu können. Wer von uns hat nicht schon beim Spielen oder auch beim Zuhören die Unannehmlichkeit beobachtet, welche dem Ausführenden und auch den Zuhörenden das Umwenden des Notenblattes verursacht? Denn das Spiel wird oft in der interessantesten Stelle unterbrochen — oder jemand will galant sein und einer Spielerin das Blatt wenden und kommt dann gewöhnlich immer einen Takt zu früh oder zu spät ... kurz man kann wirklich sagen, daß der neu erfundene **Notenwender**, der sowohl am Pulte als am Clavier angebracht werden kann — einem allgemeinen Bedürfnisse abhilft. Und doch ist das Ding so überaus einfach, daß man sich nicht genug verwundern kann, daß man seit hunderten von Jahren sich in die Unbequemlichkeit geschickt hat, ohne es zu finden — die alte Geschichte, das Ei des Columbus! — Ich will versuchen, es in aller Kürze zu beschreiben. Man bestreicht die Ecken des Notenblattes mit etwas Gummi und läßt darauf so nahe wie möglich der Ecke eine geringe Menge von Eisenspänen, etwa so groß wie ein Stecknadelknopf, fallen. Die für diese Wender eingerichteten Noten haben schon die Vorrichtung. — Der Wender besteht aus einem gliederartigen, sehr dünnen Holzarm, an dessen oberstem Ende eine feine mit Magnet bestrichene Nadel befestigt ist. Er geht vom Fuße des Notenpultes, oder beim Clavier vom Pedal, bis zu der obern Fläche des Notenblattes. — Durch einen Druck mit dem Fuße streckt er das mit der Nadel bewaffnete Glied bis zur umzukehrenden Seite aus ... das Eisen springt dem Magnete zu ... man hebt den Fuß und das Glied zieht sich zurück, indem die Seite von der Nadel mitgeführt wird. Durch einen kurzen und leisen Tritt löst sich dieselbe vom Eisen wieder los. — Es ist das einfachste Instrument, das ich je gesehen, und man kann jetzt mit dem Fuße ein Notenheft schneller durchblättern, als früher mit der Hand. Das Ganze kostet 10 Franken und kann an jedem Pult, an jedem Clavier angebracht werden. — Man erzählte mir, daß diese Erfindung schon Jahre alt wäre, daß sie aber durch die schlechte Stellung, welche der Erfinder, ein armseliger Winkelmusikant einnahm, nie zur Geltung gekommen sei — wie es heißt durch Opposition der Musikverleger, denn das Papier soll hierdurch sehr gespart werden, obgleich es von Hause aus dazu etwas stärker genommen werden muß. Ist das wahr oder nicht — ich weiß es nicht — es sind Geschichten, die man sich erzählt!

Höchst interessant ist es, den Wettstreit der drei Porzellanfabriken zu sehen, die sich seit Jahren schon des Rufes erfreuen, die schönsten und künstlerisch vollendetsten Fabrikate zu liefern: — Sèvres, Meißen und Berlin. Für letztere — die jüngste der drei, ist es schon eine große Ehre, überhaupt an diesem Wettstreite Theil zu nehmen und die Art und Weise, wie sie sich neben ihren zwei älteren hingestellt hat, muß jedes Preußenherz mit Freude erfüllen. Von den Hauptstücken ziehen die drei preußischen Vasen — und von diesen drei

wiederum zwei die Aufmerksamkeit ganz besonders an. Es sind wirklich Meisterwerke, und ich weiß nicht, ob ich die mit den Jahreszeiten von Bendemann gemalt, der, auf welcher Overbeck seine berühmte Sybille von Cumä gemalt, vorziehen soll oder umgekehrt. Man könnte eine Stunde dort verweilen und würde sich dennoch nicht daran satt sehen. Die dritte soll nicht allein ein Kunstwerk, sondern auch ein Kunststück sein, indem in ihr das alte Sèvres-Geheimniß der Fabrikation des sogenannten Biscuit nachgeahmt ist. Ich bin nicht competent, hierüber zu urtheilen — so viel weiß ich nur, daß die beiden andren ausgezeichnete Werke sind. — Auch Meißen hat ein Kunststück versucht, das ihm vollständig gelungen ist. Es hat eine colossale Vase und zwei Kronenleuchter ausgestellt, wie sie bisher so groß weder in Sèvres noch in Berlin ohne Beihilfe von Bronze haben hergestellt werden können. Doch mir gefällt eine andre, ungefähr einen Meter hohe viel besser, welche ein ganz unbekanntes Bild des Altmeisters Schnorr von Carolsfeld, die Mythe der Artemis, verziert. Es ist dies durch und durch ein Kunstwerk, welches oft so viel Besucher anzieht, daß man lange Zeit warten muß, ehe es möglich wird, genau den Gegenstand zu besehen. — Aber was soll ich dir erst von der Sèvres-Ausstellung sagen? Ein berühmter deutscher Kritiker hat das rechte Wort gefunden: „Das gehört gar nicht hierher — das gehört in den Salon für Kunst." — Ja das ist richtig — jeder Teller, jedes Waschbecken — jedes Salzfaß ist ein vollendetes Kunstwerk, das dich mit Staunen und Bewunderung erfüllt. — Es gibt wenig Gegenstände, die mich und viele andre auf der Ausstellung so enthusiasmirt haben, wie die Porzelane von Sèvres, Meißen und Berlin! — —

Wenn ich meiner Feder freien Lauf ließe, könnte ich noch Stunden lang über dies und jenes mit dir plaudern, ohne eigentlich einen Schritt weiter in meiner Aufgabe gekommen zu sein, denn immer wird in meiner Erinnerung das Bedauern herrschen, dir von andern Gegenständen nichts gesagt zu haben. — Ich muß mich daher entschließen, für heute kurz abzubrechen. Doch bevor wir uns aus diesen prächtigen Sälen entfernen, ist uns eine Erfrischung nothwendig und wir wollen daher in den Salon der Parfümerien treten, wo der Kölner Farina uns unser Taschentuch auf die liebenswürdigste Weise in seinen Eau de Cologne-Quell taucht; — so wenigstens hatte man mir erzählt. — Schon gleich beim Eintritt siehst du ein mächtiges Portal aus schwarz-goldenem Marmor und liest: „Farina, ältester Destillateur in Köln." Dein Taschentuch ist parfümirt und du gehst weiter — eine reizende kleine Fontaine gibt sprudelnd das berühmte Wasser wieder — siehe da, es ist wiederum ein Farina und wiederum der älteste und allein echte! Und so begegnen dir vier echte und älteste Farinas, wenn ich nicht irre, und als Zugabe hast du noch das „allein echte Kölnische Wasser der Klosterfrau Clementine Martin."

Was thun? Als scrupulöser Berichterstatter habe ich mein Taschentuch in die fünf Fontainen tauchen lassen — habe den stärkenden — erweckenden Parfüm mit Behagen ins Gehirn gezogen und habe die Entscheidung über die Ansprüche auf Anciennität in duftender Schwebe gelassen.

M.

Mittheilungen aus der ärztlichen Praxis.

Von Dr. Kiefenstuhl.

II. Grausamer Scherz.

(Schluß.)

Der zweite Fall, den ich erzählen wollte, wurde mir von einem Verwandten des Hauses, in dem das traurige Ereigniß sich zutrug, welcher zugleich Augenzeuge desselben gewesen, persönlich mitgetheilt, und kann ich mich daher wohl unbedingt für die Wahrheit desselben verbürgen. Hier jedoch war die auf das Erschrecken hinzielende Ueberraschung so raffinirt ausgedacht, während zugleich dabei so vollständig jegliches Zartgefühl bei Seite gesetzt wurde, daß nur der Gedanke, wir haben es hier mit zwei Sportsmen zu thun, deren im höchsten Grade abgehärtete Nerven einer gewiß starken Dosis bedurften, um überhaupt nur in stärkere Schwingungen versetzt zu werden, uns milder über einen Vorfall urtheilen läßt, bei dem sonst eine wirklich unbegreifliche Verwilderung des Gemüthes vorausgesetzt werden müßte.

„Es war am Abende nach einer jener weit und breit berühmten Parforcejagden," so begann mein Berichterstatter zu erzählen, „welche auf dem Gute meines Onkels alljährlich abgehalten wurden, als die sämmtlichen Jagdgenossen, wohl fünfzig an der Zahl, im großen Speisesaale beim festlichen Mahle sich versammelt hatten und in heiterster Laune noch einmal die Erlebnisse des Tages durchsprachen, oder auch neue Pläne für den folgenden Morgen entwarfen. Natürlich wurde dabei tüchtig gezecht, so daß die Gesellschaft, als die Damen des Hauses sich zurückgezogen hatten, allmählich in eine immer ausgelassenere Stimmung gerieth, und die Unterhaltung einen schon mehr lärmenden Charakter anzunehmen begann.

„Da verstummte plötzlich an dem einen Ende des Saales das laut geführte Gespräch, während die dort Sitzenden mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Erzählung eines jungen Engländers horchten, welcher längere Jahre als Officier in Indien gestanden hatte. Nach und nach begannen auch die entfernteren Nachbaren aufmerksam zu werden, bis wir schließlich alle die eifrigen Zuhörer des interessanten Erzählers geworden waren. Als derselbe geendet — der Schluß der Erzählung, einer schauerlichen Geistergeschichte, welche der Officier in Indien selbst erlebt haben wollte, war sogar für unsere, doch gewiß nicht zart besaiteten Gemüther etwas stark gewesen — herrschte eine Weile noch eine lautlose Stille.

„Plötzlich unterbrach Herr v. B., ein junger Cavallerieofficier, eines der leichtlebigsten und verwegensten Mitglieder der gewiß nicht soliden Gesellschaft mit schallendem Gelächter das eingetretene Schweigen, indem er zugleich dem ihm eng befreundeten Erzähler zurief: „Bravo, mein Junge! — Wirklich unübertrefflich! — Sage nur, kannst Du mir nicht auch mal zu dem Vergnügen verhelfen, in eine so wackere Geistergesellschaft eingeführt zu werden? Ich denke mir, das müßte ein Hauptspaß werden, selbst einmal mit den drolligen Känzen auf so vertrautem Fuße zu verkehren, wie Ihr es in Indien gewohnt zu sein scheint."

„Ihm gegenüber saß Dr. v. L., ein zu jener Zeit sehr berühmter Afrikareisender, eine ernste, überaus verschlossene Persönlichkeit, der durch die fast finstere Ruhe, welche unausgesetzt auf seinen energischen und muthvollen Zügen lag, uns alle von einem vertrauteren Umgange mit ihm stets zurückgescheucht hatte.

„Mit der gespanntesten Erwartung horchten wir daher auf, als der sonst so schweigsame Mann mit seiner ernsten Stimme in die Unterhaltung sich mischte, indem er erklärte, eine solche Behauptung sei doch wohl eine zu gewagte, da niemand mit Sicherheit für das Standhaftbleiben seines Nervensystems in solchen Momenten unter allen Umständen einstehen könne. — So sei er persönlich gerade heute Nacht in der Lage, Herrn v. B. mit einem Geiste zusammenführen zu können, dem gegenüber er nach seiner Ansicht unzweifelhaft seine Gemüthsruhe nicht behaupten werde. Hierauf sei er bereit, jede, auch die höchste Wette einzugehen.

„Nun, ich weiß nicht, woher die lautlose Stille rührte, die diesen Worten folgte, welche, aus einem andern Munde, gewiß ein unauslöschliches Gelächter hervorgerufen haben würden; — so aber sahen wir alle ohne Ausnahme mit größter Spannung, ohne ein Wort zu reden, auf die Sprechenden.

„Zunächst zwar lehnte der junge Officier die angebotene Wette scherzend ab, mit der Erklärung, auf etwas, das niemals von der Gegenpartei gewonnen werden könne, unmöglich wetten zu dürfen, als aber sein Gegenüber jetzt die Aufforderung zur Wette in etwas zweideutigen Ausdrücken erneuerte, da sprang Herr v. B. gereizt auf, mit den Worten: „Nun, meinetwegen, wenn Sie denn Ihr Geld durchaus zu verlieren wünschen, so mag es drum sein, und ersuche ich hiermit die sämmtlichen Herren, morgen beim Frühstücke, nach Anhörung eines wahrheitsgetreuen Berichtes, in dieser Angelegenheit das Schiedsrichteramt übernehmen zu wollen.

„Nachdem noch die Höhe der Summe von den Wettenden fest-

gesetzt worden, wandte sich das Gespräch bald wieder anderen Gegenständen zu. — Kurz darauf verließ der Afrikaner unbemerkt den Saal.

„Die Mitternachtsstunde war bereits vorüber, als endlich die Gesellschaft aufbrach, um ihre Schlafgemächer aufzusuchen, und zwar in einer so heiteren Stimmung, daß ich überzeugt bin, außer dem jungen Officier dachte niemand von uns mehr an die Wette, welche noch in dieser Nacht entschieden werden sollte.

„Ich war daher nicht wenig überrascht, als Dr. v. L., nachdem ich kaum auf meinem Zimmer angelangt war, bei mir eintrat, und mich ersuchte, ihn bei der nächtlichen Affaire als Zeugen zu begleiten. Natürlich sagte ich mit größter Bereitwilligkeit zu.

„Wer aber malt mein Entsetzen, als im selbigen Augenblicke der Afrikaner unter seinem Mantel den Arm einer Leiche hervorholte und denselben auf meinen Tisch legte! Fast taumelnd in unwillkürlichem Schauder fuhr ich zurück.

„Na, mein Verehrtester!“ erwiderte der junge Arzt, indem er meinen Schrecken mit sprachlosem Erstaunen betrachtete, „Sie werden doch nicht etwa denken, daß ich in Afrika zum Menschenfresser mich herangebildet und mir diesen Arm von einem lebenden Individuum geholt habe? Ich habe ihn einfach dem heute früh verstorbenen Gärtnerburschen, von dessen Tode ich bereits vor dem Eingehen der Wette zufällig unterrichtet war, ausgelöst und hoffe, derselbe soll mir heute Nacht gute Dienste leisten, während der arme Schelm ihn recht gut für einige Stunden wird entbehren können. Morgen mit dem Frühesten ist das abgetrennte Glied wieder nach allen Regeln der Kunst am Körper seines Herrn befestigt.“

„Dieses sagte er mit einer so unbefangenen Miene, daß ich nicht zweifeln konnte, einem solchen Materialisten würde ich jedenfalls vergeblich mich bemühen, das Unrecht begreiflich zu machen, welches in einem so gottlosen Spiele mit einer Leiche beruhe, ihn vielmehr dadurch nur veranlassen, über meine Empfindlichkeit sich zu belustigen, und, animirt vom Weine, wie ich war, gab ich meiner unglücklichen Eitelkeit nach und schwieg.

„Wie oft habe ich später diese unselige Schwäche verwünscht!

„Doch noch eine Bitte, mein Lieber!“ schloß Herr v. L. unsere Unterhaltung. — „Da ich befürchte, es möchten noch mehr gar zu sentimental besaitete Herzen sich unter uns befinden, zumal aber die Damen vom Hause diesen unschuldigen Scherz vielleicht gar ernstlich mir verübeln, so darf ich wohl bitten, wenn ausführbar, diese Angelegenheit unser Geheimniß bleiben zu lassen.“

„Mit diesen Worten verließ mich mein nächtlicher Besuch, mit dem Versprechen, so bald wie möglich zu mir zurückzukehren. Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, — ich hatte mich angekleidet auf das Bett gelegt und war bereits in einen leichten Schlaf gefallen — als ich plötzlich durch ein Knarren der Thüre aufgeweckt wurde und, die Augen öffnend, unter derselben — einen Mönch erblickte.

„Wie lächerlich! — ich wußte ja mit Bestimmtheit, was auch immer in der Nacht bei mir erscheinen mochte, es war der Afrikaner, wenn auch in noch so scheußlicher Maske, — und doch stand ich in demselben Momente starr vor Staunen, wenn ich nicht sagen muß, vor Schrecken, gleichzeitig mit beiden Füßen vor meinem Bette.

„Es war aber auch ein Anblick, wie ich nach einem ähnlichen wahrlich nie wieder verlangen werde. Grauenerregend war dies hagere, eingefallene Antlitz, tief beschattet von einer weit überhangenden Kapuze, und von jener wachsgelben Farbe, welche unwillkürlich an das Grab, dem die Erscheinung entstiegen sein mußte, erinnerte; umgeben von dünnem, schwarzem Haar, welches straff und wild über dasselbe herabhing und dadurch den Zügen einen ganz unbeschreiblich grausigen, fast irren Ausdruck verlieh. Ueber alle Begriffe unheimlich aber waren die großen, ausdruckslos, beinahe wie gebrochen blickenden Augen, welche tief, tief aus ihren Höhlen hervorschauten. Kurz der Anblick war, gelinde gesagt, ein mir wirklich äußerst fataler. Dabei blieb es zugleich unmöglich, irgend einen Zug aus dem Gesichte des Afrikaners in der vor mir stehenden Erscheinung wiederzufinden, — nur schien es mir, als hätte ich jenen eigenthümlich unheimlichen Ausdruck der Augen bereits einige Male bei ihm wahrgenommen, wenn er, wie häufiger zu geschehen pflegte, in Gedanken verloren, vor sich hinstarrte.

„Ohne ein Wort zu reden, barg der Mönch den Arm der Leiche, welcher noch immer auf dem Tische ruhte, unter seine Kapuze; dann ergriff er meinen Leuchter und schritt mit einem stummen Winke, ihm zu folgen, hinaus.

„Fast willenlos gehorchte ich.

„Während ich jedoch bisher nicht im entferntesten an die Möglichkeit gedacht hatte, daß es dem Doktor gelingen werde, unserem unerschrockenen v. B. die Wette abzugewinnen, — nun hielt ich alles für möglich, und mit größter Spannung sah ich dem Ausgange der nächtlichen Unternehmung entgegen.

„Endlich hatten wir das Schlafgemach des Officiers erreicht. Mit einem leisen Drucke öffnete mein Führer die Thüre und trat, dieselbe hinter sich offen lassend, an das Fußende des Bettes, in welchem v. B. in tiefem Schlafe ruhte.

„Ich selbst stand im dunklen Hintergrunde des Corridors, jedoch so, daß ich das ganze Zimmer übersehen konnte.

„Jetzt klopfte der Mönch dreimal auf den Rand des Bettes.

„Im selben Augenblicke fuhr v. B. in die Höhe.

„Nachdem der Officier sich einige Male die Augen gerieben, welche doch für den ersten Moment ein nicht geringes Erstaunen ausdrückten, rief er unter fröhlichem Lachen: „Nun, das muß ich gestehen, der Kerl sieht wahrhaftig nicht übel aus! Möchte aber zum Teufel wissen, wer denn eigentlich in dem Habit steckt, — unserem Doktor kann doch dieses Gesicht wahrlich nicht gehören.“

„Ohne etwas zu erwidern, winkt ihm die Gestalt und zeigt dann auf die Thüre, wie um anzudeuten, daß er sich erheben und mit ihr das Zimmer verlassen solle. — Da jetzt derselbe im Bette sich aufrichtet, reicht ihm der Mönch seine Hand hin, als wolle er ihm beim Aufstehen behilflich sein.

„So, das ist recht, alter Junge!“ ruft v. B., „hilf mir ein wenig;“ mit diesen Worten ergreift er die ihm dargebotene Hand.

„In diesem Augenblicke, als der Officier die eisig kalte Todtenhand erfaßt, läßt der Mönch, einen langgezogenen schauerlichen Klageton ausstoßend, den Arm der Leiche fahren.

„Jetzt sehe ich v. B. mit dem unverkennbaren Ausdrucke des höchsten Erschreckens in die Kissen zurücksinken — der Arm fällt polternd auf die Erde, — fast gleichzeitig erlischt das Licht.

„Im nächsten Augenblicke höre ich die Thüre schließen, dann ergreift der unheimliche Führer meinen Arm, und eilig schreiten wir durch die dunklen Gänge unseren Zimmern zu.

„Als ich am folgenden Morgen etwas spät beim Frühstücke erschien, hatte Dr. v. L. bereits — natürlich, ohne des Leichenarmes zu erwähnen — über die nächtliche Scene berichtet, während er zugleich mich als Zeugen dafür vorgeschlagen hatte, daß es ihm gelungen, v. B. zu erschrecken. Bei meinem Eintritt überflutete man mich daher von allen Seiten mit Fragen. Ich erklärte, daß allerdings auch nach meiner Ansicht unser Freund bei der freilich fürchterlichen Scene nicht bis zum Schluße seine Ruhe behauptet habe.

„Nun brach, wie sich denken läßt, ein allgemeiner Jubel los, während man sich zugleich am meisten darüber ergötzte, daß Freund B., vor dem Spotte sich fürchtend, noch immer nicht erscheine.

„Endlich brach uns die Geduld, und lärmend stürmten wir die Treppe hinauf, seinem Zimmer zu. Noch waren die Vorhänge hinuntergelassen, als wir das Gemach betraten, so daß nur ein schwach dämmerndes Licht durch dieselben auf das Bett fiel. In heiterster Laune schritt ein Kamerad des Herrn v. B. auf denselben zu, um ihn zu wecken. — Doch kaum hatte dieser den vermeintlichen Schläfer berührt, als er mit einem lauten Schrei des Entsetzens zurückfuhr.

„Im Nu wurden die Vorhänge auseinandergerissen, und — grell schienen die hereinfallenden Sonnenstrahlen auf die bleichen Züge — einer Leiche.“

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 2. November 1867. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 5.**

Ein Wetterleuchten.

Nach Familienmemoiren erzählt von A. Mels.

(Fortsetzung.)

VII.

Die Geschichte meiner Familie, die ich hier aufzeichne, war bis dahin von einer traurigen Einförmigkeit. Jegliches Ereigniß, das uns traf, war mit einem Grabesstein besiegelt worden und hatte uns elend und immer elender gemacht. Man verzeihe mir, wenn ich viele der schrecklichen Details übergehe, welche dem Ableben meines geliebten Onkels folgten — wer wäre wohl fähig, diese erste Zeit zu beschreiben, wo ich halbe Tage lang an dem Krankenbett meiner armen Cousine verbrachte und Wochen lang daran verzweifelte, ihren gestörten Geist wieder zu erwecken!

Ich habe furchtbar gelitten — moralisch und physisch; und vielleicht sogar noch etwas Besseres in mir, als mein Geist und mein Körper, ward von diesen Unglücksfällen angegriffen. Die Frage lag ja so nahe auf der Hand — womit ich — gerade ich all dieses Unheil, all diesen namenlosen Schmerz, diesen bodenlosen Jammer verdient hätte! Und wenn ein reifer Geist sich in einer düsteren Stunde erst solche Fragen stellt, so ist die Antwort nicht fern . . . und welch eine Antwort!

Die Heilung Hildegards war auch Heilung für mich — sie kam so unerwartet, so gegen alle meine Voraussetzungen, daß all mein Wissen beschämt ward und ich demüthig eine höhere Hand von neuem zu verehren lernte, die so unendliche Freuden selbst im tiefsten Elende bereiten kann, wie die, welche ich empfand, als Hildegard nach beinahe sechsmonatlichem Krankenlager der Genesung entgegenging.

Meine äußere Stellung war dieselbe geblieben — hatte sich sogar noch verbessert und die Mehrzahl der Kranken des Städtchens hatten dem Badearzte, welcher im Umgange mit seinen Sommergästen äußerst unangenehme, aristokratisch sein sollende Manieren angenommen hatte, Valet gesagt und ich konnte mich fast als der ärztliche Autokrat Eltburgs betrachten. Für uns Nordländer, die wir eine gewisse rauhe Außenseite nie abzulegen fähig sind, hat dieser thüringische Volksschlag etwas eigenthümlich Anziehendes. Er opfert nicht alles der „Gemüthlichkeit“ wie der Süddeutsche, aber hat auch alles Eckige, dessen wir uns so schwer entwöhnen, abgeschliffen. Man kann in Frieden und Ruhe in Thüringen leben — jeder, der es versucht hat, wird mir beistimmen — und es wird einem wohl nie so leicht, als gerade hier, Land und Leute liebzugewinnen. In unseren äußeren Verhältnissen hatte der Tod meines Onkels und der Wegfall seiner Pension fast gar keine Veränderung hervorgebracht; der Ertrag meiner Praxis war genügend, um Hildegard und mir ein sorgenfreies Leben zu bereiten und wenn kein neuer Unglücksschlag uns vorbehalten war, und wir Kraft genug besaßen, die Vergangenheit — wo nicht zu vergessen, so doch uns nicht von ihrer düsteren Rückerinnerung beherrschen zu lassen, so war Hoffnung da . . . nein, es war keine Hoffnung da, je wieder glücklich zu sein — weder für Hildegard, noch für mich; aber wir konnten doch, ohne zu große Optimisten zu sein, die demüthige Hoffnung hegen, hier Ruhe und Vergessen zu finden.

Mit Hildegard war seit ihrer Genesung eine mich in Erstaunen setzende Veränderung vorgegangen; — sie war viel ruhiger als vor jenem jähen Unglücksfalle, ja ich möchte sagen, daß ich sie beim Beginn des nächsten Sommers gesunder und frischer fand, als ich sie seit langen Jahren gesehen.

Unser gegenseitiges Verhältniß war ein ganz eigenthümlich ruhiges; sie schaltete und waltete im Hause, wie es ihr beliebte, und wie ich bemerkte, gönnte sie sich den ganzen Tag keine Rast. Sie hatte mich bewogen, ein größeres Stück Land hinter unserem Hause zu pachten, später eine Kuh anzuschaffen — der Hühnerhof konnte nicht fehlen, und so hatte sie eine ganze Wirthschaft mit einer Magd und einem Knechte zu versehen, und — was sie wahrscheinlich am meisten wünschte — alle Hände voll zu thun.

Ich hatte bisher sorgsam vermieden, mit ihr über die Vergangenheit zu sprechen, und wunderte mich daher eines Tages nicht wenig, als sie selbst davon anfing.

„Leo,“ sagte sie, „es herrscht zwischen uns ein Ton, der für Bruder und Schwester, wie wir es sind, nicht paßt. — Findest Du es nicht?“ — „Wie meinst Du das?“

„Du suchst mich zu sehr zu schonen; Du verbirgst mir dies und

jenes, Du erträgst Sachen, von denen ich doch einen Theil beanspruchen könnte. Warum hast Du mir noch nicht gesagt, welche Bewandniß es mit der steckbrieflichen Verfolgung von Fritz habe?"

Ich sah mit Verwundern in das ruhige Gesicht meiner Cousine.

„Daß es schlimm ist, kann ich begreifen," fuhr sie fort, „ich kann mir denken, mit welcher Eile Du mir die Nachricht gebracht hättest, wenn dem so wäre, wie Du es an jenem unvergeßlich schrecklichen Tage sagtest. Dein Schweigen ist beredter denn alles — lange Monate sind verflossen und jetzt ist es wahrlich der Schonung genug! Bitte, sage mir, was hat der Unglückliche verbrochen?"

„Du hast recht, Hildegard, ich habe Dich schonen wollen," erwiderte ich; „aber nur Dein Arzt hat solches gethan, — Dein ... Bruder, wie Du sagst, ist kein Freund von solchen Verheimlichungen, die doch einmal an den Tag kommen müssen. Fühlst Du Dich stark, Hilde, stark genug, etwas Schreckliches zu hören?"

„Sprich," sagte sie gelassen, indem jedoch das flüchtige Roth ihrer Wangen verschwand, „ich bereite mich seit Monaten auf diesen Augenblick vor — ich kann alles hören!"

„Nun denn höre! Fritz ist eines entehrenden Verbrechens beschuldigt, und seine Flucht bestätigt die Annahme seiner Schuld."

Sie fuhr mit der Hand über die Stirn — doch immer noch ruhig sagte sie: „Er hat die Hitze seines Blutes nicht zügeln können, er hat — o mein Gott, vielleicht klebt Blut an seinen Händen?"

Ich mußte seufzen. — „Nein Hilde," sagte ich, „mehr noch, man könnte das ja auch noch verzeihen; das wäre ein Unglück, aber unter gewissen Verhältnissen keine Schande. — Soll ich fortfahren, willst Du mehr hören?"

„Ja ... alles ... alles und schnell!"

„Nun, so erkläre Du mir es, die sein Herz besser kennt, als ich — wie ist es möglich, daß er so weit gesunken sein kann, um ..."

„Um? ... fahre fort, um Gottes willen!"

„Um zu stehlen ... einzubrechen — mit falschen Schlüsseln in ein unbewohntes Landhaus, und dort ... Silberzeug, Werthpapiere und eine Unmasse von anderen Gegenständen zu entwenden?"

Sie sah mich bei dieser schrecklichen Enthüllung wie eine Träumende an. „Und das ist wahr ... wahr, alles wahr?" sagte sie.

„Die Untersuchung behauptet .... es und seine Flucht bestätigt es!" — „Und Du glaubst es, Leo?"

„Gib mir den Beweis des Gegentheils — es wäre einer der glücklichsten Tage, die ich je gehabt, Hildegard, der, an dem ich erführe, daß er schuldlos sei!"

„Ich glaube es nicht," sagte sie nach kurzem Nachdenken gelassen.

„Und ich werde nicht versuchen, Dir Deinen Unglauben zu nehmen, Hildegard, das weißt Du. — Sprechen wir von etwas anderem, wenn Du willst."

„Nein!" erwiderte sie fest, „wir müssen hierüber uns offen und frei aussprechen; ich bin es schuldig, Dir, der Du alles für mich bist, all meine Gedanken offen an den Tag zu legen."

„Ich verlange es nicht, Hildegard — glaube mir, es ist besser, wenn wir darüber schweigen — was kann es nützen, auf die Vergangenheit zurückzukommen? Doch wie Du willst! Eines jedoch sei versichert — daß es mein heißester Wunsch ist, Euch glücklich zu sehen ..." — „Euch glücklich? ... wie meinst Du das, Leo?"

„Nun ... wie soll ich es anders meinen, als daß Fritz sich von der That rechtfertige — er ein anderer Mensch werde und Ihr ... glücklich zusammen werdet."

„Sprichst Du ernsthaft, Leo?" — „Wie nie!"

„Und Du kannst den Gedanken in Dich aufnehmen, daß ich Fritzens ... Frau sei?"

„Warum nicht? ... natürlich unter den vorhergesetzten Bedingungen —"

„Daß ich, Leo, die von meinem Vater mit seinem letzten Seufzer verfluchte Verbindung eingehe? ... o nein, so schlecht denkst Du nicht von mir, Leo? ... das kann nicht sein!"

„Aber Du liebst ...."

„Ja .... ich liebe immer noch den, der meine erste und einzige Liebe auf Erden war und bleiben wird .. Noch immer bete ich für ihn und für sein Glück; ja mehr noch — ich glaube, ich weiß nicht warum, an die einstige Erfüllung aller jener Vorbedingungen, deren Du erwähntest; ... aber vor Gottes heiligem Altar meine Hand in die dessen zu legen, der einen so großen Antheil an meines Vaters Tode gehabt — die vom Vater verfluchte Liebe vor Gott segnen zu lassen ... Nein Leo, nein! Diese Wahrheit kam mit den ersten Funken des wiederkehrenden Geistes bei meiner Genesung in mein Herz! — Nie kann und werde ich dem Geliebten meiner Seele angehören! — nie!"

„Du marterst Dich unnützer Weise, Hildegard; Deine fixe Idee scheint Dich nicht verlassen zu wollen — wer hat Dir gesagt, daß Dein Vater Dir geflucht: — woher weißt Du, daß er unsere Unterredung mit angehört? und weißt Du bestimmt, ob er nicht, wie ich, seit lange schon Dein Verhältniß zu Fritz errathen hätte?"

„Letzteres ganz bestimmt — auch ist es nicht anders denkbar, als daß er unsere Unterredung mit angehört, da sie unter seinem offnen Fenster gehalten worden war ... ersteres jedoch ... o Leo, mein Herz sagt es mir so deutlich, als wenn es in Flammenschrift unauslöschbar darin geschrieben stände — und Du, der meinen Vater so wie kein anderer kannte, wage es, mir gegenüber zu behaupten, daß mein Herz unrecht hat, wenn es solch eine Verbindung eine vom Vater verfluchte nennt! — Nein — nie, nie wird es sein!"

„Aber was soll ... selbst im günstigsten Falle — aus Dir werden, Mädchen?" fragte ich tieferschüttert.

„Ich werde bei Dir bleiben, Leo," sagte sie traurig lächelnd, „wenn Du Dich verheirathest, werde ich Deiner Frau eine treue Gehilfin ... und Deinen Kindern, die junge, und wenn es Gott so will, einst die alte Tante Hildegard sein!"

Ich ließ den Kopf in die Hand sinken; ich wußte nichts zu sagen ... und ich hatte Furcht zu denken!

„Verheirathe Dich nur bald, Leo," fuhr sie fort, „glaub mir, bei Deiner rastlosen Thätigkeit mußt Du Dein Herzensleben nicht vergessen."

„Nie ...." rief ich, indem ich aufsprang, „nie Hildegard .... wie Du hab' ich ..."

Es pochte an der Thür — Hildegard stand auf und öffnete. — Eine Dame stand da, die in demselben Augenblicke ihren Schleier zurückwarf ...

„Helene ...." rief Hildegard, „Du zurück?"

Ich sah die fremde Erscheinung einige Zeit erstaunt an; ... wahrhaftig, es war die Gerichtsräthin Wendeler.

Mein Erstaunen beim Anblick dieser Dame wird dem Leser erklärlich werden, wenn er erfährt, daß ich seit beinahe einem Jahre nichts mehr von ihr gehört hatte. Als ich nach dem plötzlichen Tode Onkels Zacharias endlich wieder fähig war, mich mit äußeren Angelegenheiten zu beschäftigen, erfuhr ich, daß zwei Tage nach der Scene, die ich aufgeführt, sie Eltburg verlassen habe, und seit jener Zeit hatte sie nichts wieder von sich hören lassen.

Lanck hatte mir einmal gesagt, daß ihr Gemahl, der Gerichtsrath in der Gesellschaft erzähle, seine Frau befände sich in Schlesien zum Gebrauch einer Kur. Weiter hatten wir nichts von ihr gehört.

Was mich jedoch mehr als ihr Erscheinen selbst in Erstaunen setzte, war ihr gänzlich verändertes Aeußere. Wahrlich, der Arzt, bei dem sie so lange Zeit verweilt, hatte eine Wunderkur vollbracht. Es war nicht mehr die bleiche, hinfällige Frau, die sich kaum von ihrem Lehnstuhle bis zur Thüre bewegen konnte und der man zehn Jahre mehr als ihr Alter gegeben hätte — es war, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, eine Frau, die „interessant" aussieht — kein Bild üppiger Gesundheit, aber eine Frau, die in nichts der ähnelte, die ich vor einem Jahre zum letzten Male gesehen.

„Meine gute — gute Hildegard!" rief sie, indem sie meine Cousine umarmte, „so sehe ich Dich denn auch wieder! Gott sei Dank, mein Kind, daß Du das ertragen hast! Nicht wahr, es ist keine Sage die vom Atlas, der den Himmel trug — ein Frauenherz kann ja, ohne zu brechen, eine ganze Schmerzenswelt tragen! ... Wie freue ich mich, Dich wiederzusehen!"

Und dann sich an mich wendend, streckte sie mir die Hand entgegen, und sagte freundlich lächelnd: „Da ist Ihre Patientin, Herr Doctor — fragen Sie mein Gesicht, wie ich mich befinde?"

„Ich freue mich, Frau Räthin — wirklich Sie sehen wie neugeboren aus," sagte ich, indem ich die mir dargebotene Hand drückte, „sehen Sie, wie ich recht hatte, daß man nie an sich und an seiner Gesundheit verzweifeln muß. Ich mache Ihrem Arzte mein Compliment; er hat verstanden, wovon ich und andere nichts gewußt ..."

„Wirklich?" sagte sie lächelnd, „ich verstehe eigentlich nicht recht, was Sie meinen."

„Nun ja — Sie werden alles das ein andres Mal ausführlich

erzählen; Sie werden begreifen, mit welcher spannenden Neugier Ihr verabschiedeter Arzt die Mittheilung der Verordnungen seines glücklichen Nachfolgers erwartet."

„Aber ich verstehe kein Wort von alledem, mein bester Doctor — was wollen Sie denn mit einem Nachfolger sagen, mit Verordnungen?"

„Nun . . . wie? haben Sie denn nicht eine Kur durchgemacht?"

„Gewiß!"

„Also auch auf Verordnung und unter Leitung eines Arztes."

„Auf Anordnung, ja — unter Leitung, nein! — man hat mir alles in meiner Kur erlaubt — nur den Arzt hat man mir verboten."

„Die Reihe ist an mir, gnädige Frau, nicht zu begreifen."

„Nun ja, haben Sie mir nicht selbst gesagt, ich solle vor allen Dingen meinen Arzt verabschieden?"

„Gewiß — wer aber hat Ihnen diese Kur angerathen?"

„Sie selbst — erinnern sie sich denn nicht mehr?"

„Ich? . . . ich? . . . wahrlich nicht!"

„Versteht sich! Sie riethen mir eine Kur an — nur sagte ich Ihnen damals schon, daß es mir unmöglich sein würde, hier — in meinem Hause diese Kur zu gebrauchen, und deshalb reiste ich nach Schlesien, auf ein Familiengut, wo ich mit der größten Gewissenhaftigkeit Ihren Verordnungen gefolgt bin, über deren Erfolg ich mir und Ihnen Glück wünsche!"

„Aber um des Himmels Willen, was hab' ich Ihnen denn verordnet?" rief ich fast außer mir.

„Entsinnen Sie sich denn nicht mehr?" sagte sie mit ernster Stimme und an mich herantretend . . .

Ich stand wie vom Schlage gerührt! Der Leser, der sich der Worte entsinnt, die ich aus tiefster Ueberzeugung vor einem Jahre gesprochen, wird meine Bewegung begreifen.

„Sie haben mir gesagt, ich solle einen Schleier über mein Seelenleiden ziehen, mir um jeden Preis Ruhe verschaffen — dem mich verzehrenden Feuer Stillstand gebieten, und als ich Ihnen erwidert, daß es mir unmöglich wäre, haben Sie mir gesagt: „Wollen Sie es nur und Sie können es!" — Ich bin gläubig Ihren Worten gefolgt, Herr Doctor, es ward mir sehr schwer, glauben Sie es mir, aber ich habe mich selbst bezwungen. Sehen Sie Ihr Werk — hier bin ich, jetzt heilen Sie weiter, denn obgleich mein Gesicht jetzt anders als damals aussieht, bin ich doch nicht gesund — und jetzt, nachdem ich des Freundes Rath befolgt, jetzt tritt der Arzt wieder in seine alten Rechte und wird die folgsamste Patientin haben, die er sich je gewünscht hat. Und ich habe wahrlich ein geringes Verdienst, es zu sein — Ihnen mein ganzes, unbedingtes Vertrauen zu schenken, nach dem, was Sie für mich gethan haben."

Und bei diesen Worten ergriff sie von neuem meine Hand und drückte dieselbe mit Herzlichkeit und mit freudig leuchtendem Blicke.

Ich weiß nicht, ob der Leser mich verstehen wird, wenn ich ihm sage, daß diese unbegrenzten Freundschaftsbezeugungen der Frau Gerichtsräthin mich nicht im geringsten angenehm berührten. Der Name Quasnitz, der seit einem Jahre fast gänzlich meinem Gedächtnisse entschwunden war, oder sich höchstens von Zeit zu Zeit und dann nur sehr flüchtig ihm aufdrängte, stand mit einem Male mit flammender Schrift vor meinem Geiste und dämpfte gewaltsam die Freude, die ich bei jeder anderen Patientin nach solch einem Erfolge meiner Rathschläge empfunden hätte. Ich mußte mich zusammennehmen, um das Gefühl, das sich meiner zu bemächtigen drohte, wenigstens auf meinem Gesichte nicht zu zeigen.

„Wir werden später über Ihren Gesundheitszustand sprechen," sagte ich, „morgen . . . ein andres Mal . . . aber, Hildegard, vertritt mich bei der gnädigen Frau, die mich sicherlich entschuldigen wird, wenn ich sie bald verlasse; doch Sie wissen, die Aerzte können selten ungestört sein."

Sie sah mich einen Augenblick durchdringend an, dann sich jedoch an Hildegard wendend, setzte sie die Unterhaltung mit jener fort.

„Und kein Lebenszeichen von da," sagte meine Cousine, „konntest Du uns denn wenigstens nicht wissen lassen, daß Du Dich in der Besserung befändest? Du weißt, wie wir uns gefreut hätten."

„Ich konnte und wollte nicht, liebe Freundin," entgegnete die Gerichtsräthin. „O, ich werde Dir ein andres Mal erzählen, welch einen Aufwand von Willenskraft ich bedurfte, um überhaupt das so leicht scheinende Recept des Herrn Doctors auszuführen. Wollen ist Können, sagte er — aber wollen wollen — wollen können, das ist oft schwerer denn alles. — Kurz, es ist mir gelungen — ich hab' in der herrlichen Besitzung erst recht die Natur kennen gelernt — wir Großstädterinnen kennen sie meistentheils ja nur aus Büchern, wir haben ja nicht den geringsten Begriff, wie harmonisch groß und schön das Werk Gottes ist! O, wie winzig erscheinen wir und unser Lassen und Thun und Leiden und Denken im Vergleich zu jener mächtigen und lebendigen Verkörperung des göttlichen Willens. Ich bin dort gesund geworden in der Einsamkeit des Landlebens — ich glaube auch, daß ich besser geworden bin."

„Hattest Du denn gar keinen Umgang?" fragte Hildegard.

„Niemand, als den alten Pastor, der mich von Zeit zu Zeit mit seinen kleinen verwaisten Enkeln besuchte, o, das waren Freudentage für mich — ich spielte Stunden lang mit den armen Kindern, die am Ende mich ihre Mama nannten, und hörte den Worten ihres Großvaters zu, die wie Balsam auf mein wundes Herz fielen. — Aber ich hatte auch Tage, besonders im Winter, wo die alte „Dame" sich gar ungemüthlich im einsamen Schlosse befand, und oft waren meine Koffer schon zur Reise gepackt — dann jedoch dachte ich Ihrer, Herr Doctor, prüfte mich und fand mich immer noch nicht auf dem Punkt, wo Sie mich wünschten."

„Ich danke Ihnen, Frau Räthin, daß Sie sich meiner erinnert haben."

Der Ton meiner Worte mochte ihr seltsam klingen, denn sie sah mich wiederum erstaunt an, doch fuhr sie gleich darauf mit ruhiger Stimme fort: „O, das wurde mir gar leicht, Ihrer zu gedenken dort in meiner Einsamkeit — fast jeden Augenblick ward ich ja dazu gezwungen."

„Gezwungen? — wie soll ich das verstehen, gnädige Frau?"

„Nun ja, denken Sie sich, welches Zusammentreffen, welch ein glückliches Omen für meine Genesung! Das Schloß, auf dem ich mich befand, eine alte herrschaftliche Besitzung, die mein Vater vor langen Jahren einst erstanden, trägt Ihren Namen, Herr Doctor."

Hildegard warf mir einen erschreckten Blick zu — ich war wie versteinert; doch die Gerichtsräthin bemerkte es nicht und fuhr fort:

„Es ist eine prachtvolle Besitzung, ein Gemisch von wilder Romantik und herrlichen, stillen Fluren, wie ich mir wenigstens nie ein gleiches vorstellen konnte. Obgleich wir das Gut seit vierundzwanzig Jahren schon besitzen, hat bis jetzt niemand von uns einen längeren Aufenthalt dort genommen; — doch jetzt — ich habe es meinem Vater schon geschrieben, wird wohl kein Jahr vergehen, ohne daß ich einige Monate dort verlebe. — Aber sagen Sie mir doch, Herr Doctor — nein, ich will sagen: Herr von Wahren — sind Sie versichert, daß Sie nicht, wenn auch weitläufig, verwandt sind mit dem ausgestorbenen Geschlechte der Wahren, die vor uns Besitzer der Herrschaft waren."

„Mit dem ausgestorbenen Geschlecht?.. nein, gnädige Frau!"

„O, ich habe oft daran gedacht — es wäre zu wunderbar!"

„Ja, das wäre wunderbar!" stotterte ich, und ich fühlte, wie mir das Blut nach dem Kopfe stieg.

„Ich hab' mich auch nach dem letzten Besitzer erkundigt," fuhr sie fort, sich glücklicherweise an Hildegard wendend, „es soll ein toller Kopf gewesen sein und doch dabei ein äußerst chevaleresker Charakter, der Pastor hatte ihn nur noch als Kind gekannt und wußte gar wenig aus seinem Leben, nur daß er Officier gewesen, das wußte er bestimmt — und daß er, wie man sagt, eine Mesalliance gemacht hatte. Mein Vater, der nach seinem Tode das Gut gekauft hat, erzählte, daß diese Heirath eben das Unglück des jungen Herrn gewesen . . ."

Es wird mir mein ganzes Leben lang ein Räthsel bleiben, wo ich mit bebenden Pulsen — Zorn und Haß im Herzen — die Ruhe hernahm, mit der ich der Gerichtsräthin sagte: „So? . . . diese Heirath war das Unglück des Herrn von Wahren . . ?"

„Ja!" fuhr jene leicht fort. „Es ist dies übrigens eine allgemeine Bemerkung, die man gemacht hat, daß solche Mesalliancen selten glücklich werden. Diese Frau, wie mein Vater erzählt, soll hierin alles Mögliche geleistet haben; anstatt zu versuchen, durch häusliche Ordnung die zerrütteten Vermögensverhältnisse des verschwenderischen Officiers wieder herzustellen, gab sie sich selbst jener Prunksucht, die allen Parvenüs eigen ist, hin und hatte ihn in wenigen Jahren gänzlich zu Grunde gerichtet. Sein plötzlicher Tod sei als ein wahrscheinlicher Selbstmord anzusehen, denn es war so weit gegangen, daß selbst seine Ehre nicht mehr unverletzt dastand . . . Mein Vater hat

mir nicht nicht zu sagen gewußt, was aus der Frau nach jenem Todesfall geworden sei."

Ich stand auf — ich hatte mich in meinem Leben nicht so ruhig gefühlt, und dennoch hatte noch nie ein alles verzehrender Zorn mich so beherrscht — mich in einem Augenblicke zu einem andern Menschen gemacht und zu gleicher Zeit mir so viel Besonnenheit gelassen, daß ich meine Worte der Gerichtsräthin gegenüber zu mäßigen wußte.

„Wollen Sie die Güte haben, gnädige Frau," sagte ich, „den Herrn Quasnitz, Ihren Vater, wissen zu lassen, daß, wenn er nähere Nachrichten über die Wittwe des Hauptmanns von Wahren zu irgend welchem Zwecke gebrauche, er sich nur an ihren Sohn wenden sollte — den Doctor Leo von Wahren."

Bleich und verwirrt sah mich die Gerichtsräthin an — sie schien meine Worte nicht zu fassen. „Sie ... Sie!" stotterte sie endlich.

„Ja, gnädige Frau, ich — nicht mit dem ausgestorbenen Geschlechte der Wahren verwandt, wie Sie meinten — sondern selbst der Freiherr von Wahren. Was die Qualitäten meiner Mutter betrifft — so ... so glaube ich mich nicht berufen, sie Herrn Quasnitz gegenüber zu vertheidigen — weder ich, noch Hildegard, deren Erzieherin sie gewesen. Wenn Ihnen jedoch Ihr Herr Vater erzählt hat, daß er erst nach dem Tode des meinen die Herrschaft Wahren erstanden, so täuscht ihn wahrscheinlich sein Gedächtniß. Schon zwei Jahre vor dem tödtlichen Sturze, den mein Vater vom Pferde that — hatte sich Herr Quasnitz ..... in den Besitz der Herrschaft zu setzen gewußt!"

Ich nahm Hut und Stock, nachdem ich diese Worte gesprochen und entfernte mich. — Ich sah, wie die Gerichtsräthin ihre beiden Hände vors Gesicht gedrückt hatte — und wie Hildegard sie mit einem mitleidsvollen Blick betrachtete. Doch ehe ich das Zimmer verließ, sagte mir ein stummer Händedruck meiner Cousine, daß sie meine Worte .... und wahrscheinlich auch meine Ruhe vollständig billige.

VIII.

„Daß etwas zwischen Ihnen und dem Quasnitz existire, habe ich mir schon lange gedacht, bester Doctor — seit jenem Tage — dem Todestage Ihres guten Onkels, wo wir so ruhig in der Pappelallee promenirten und dieser Name wie durch Zufall in unsere Conversation hineingeschneit kam, aber daß Sie einer der vielen sind, die im Innern ihres Herzens nur Haß und Fluch gegen den alten Gauner mit sich herumtrügen, das glaubte ich nicht, zumal, nachdem Sie mir Ihr Wort gegeben, daß Sie nie mit dem Ehrenmanne in Verbindung gewesen sind. Offen gestanden, ich habe damals geglaubt, daß Sie früher ein wenig locker gelebt und durch einige Wechselchen die Bekanntschaft des bewußten Herren zu Ihrem großen Schaden gemacht hätten!"

So sprach der Reinar Lanck, den ich am selben Abend noch besucht hatte und dem ich — der Leser wird das Warum aus unserer Unterhaltung ersehen — die Geschichte meiner Familie mitgetheilt hatte, wenigstens insofern dieselbe die Beziehungen meines Vaters zu dem Wucherer betrafen.

„Nein, lieber Lanck — ich wiederhole es Ihnen, ich hatte den Quasnitz bis heute gänzlich — ich möchte sagen, vergessen; es ward mir nicht allzuschwer, das zu verschmerzen, was ich eigentlich nie besessen; nur manchmal, Sie werden das wohl verstehen — hatte ich Augenblicke, wo ich mit Zorn daran dachte, wie all die düsteren Schicksalsschläge meines Lebens doch eigentlich nur ein Nachhall seines Verfahrens gegen meinen Vater gewesen waren; doch das verflog gewöhnlich ziemlich schnell. Jetzt aber, lieber Lanck — nachdem ich erfahren, wie der Elende den Mann, den er betrogen, noch im Grabe verleumdet, wie er über meine Mutter sich äußert — jetzt fühle ich die heilige Verpflichtung, zu sprechen, — zu handeln."

Lanck schüttelte bedenklich den Kopf.

„Sehen Sie, Doctor," sagte er, „ich bin wahrhaftig kein Mensch, der jemanden den Rath geben würde, eine Pflicht nicht zu erfüllen, um sich in seiner gewohnten Ruhe nicht stören zu lassen; aber ich glaube vor allen Dingen, daß man stets selber klar wissen muß, was man zu unternehmen gedenkt. Sie wollen jetzt gegen den Quasnitz auftreten — gut! — aber was wollen Sie denn eigentlich thun? — das ist die Frage! daß Sie nie wieder in den Besitz der Herrschaft Wahren kommen werden — das, lieber Doctor, ist Ihnen doch wohl klar — also das einzige, was Sie mit dem Aufstöbern dieser alten Geschichte wohl erlangen, wird ein wenig Skandal sein; und ich will Ihnen schon heute meinen Kopf verwetten, daß, wenn die Sache in die Oeffentlichkeit gelangt, der verschmitzte Wucherer der Residenz Vertheidiger in Masse finden wird, deren Sie mit Ihrem guten Rechte vollständig entbehren werden."

„Wie so das?"

„Weil man in dem Grunde Ihres Auftretens nicht das Pflichtgefühl, das Andenken Ihrer Eltern zu rechtfertigen, sehen, sondern weil man glauben wird, Sie suchen eben nur einen Skandal hervorzurufen. Anders wäre es, wenn Sie mit directen Ansprüchen auftäten und Quasnitz aus irgendwelchem Grunde zum Herausgeben der Herrschaft gerichtlich zu zwingen versuchten. Das wäre wenigstens ein Anhaltepunkt, um... nun, um die öffentliche Meinung nicht ganz auf die Seite Ihres Feindes zu stellen. Ich würde auch dies Ihnen abrathen, da ich mir nicht denken kann, daß der schlaue Fuchs nicht alles gethan hat, um seinen Besitz auf das festeste zu sichern — und dann denke ich mir — nehmen Sie es mir nicht übel, lieber Doctor, daß Ihnen auch die Mittel fehlen, ich meine die materiellen, die pecuniären, um einen solchen Gerichtshandel durchzuführen! — Einem Quasnitz gegenüber muß man alles berechnen — auf alles gefaßt sein. Also bedenken sie ja reiflich, was Sie thun."

„Sie mögen in allem recht haben, Lanck," erwiderte ich, „aber ich fühle, daß es meine heiligste Pflicht ist, irgend etwas zu thun! Ich weiß nicht was; — nur kenne ich mich selbst zu gut, um zu wissen, daß ich keinen ruhigen Augenblick mehr haben würde, wenn ich — nach dem, was ich gehört, in der Unthätigkeit verharrte."

„Nach dem, was Sie gehört? — Sie nehmen das alles vielleicht auch zu tragisch, Doctor! — Der gute Quasnitz hat sich vielleicht durch Erzählung der bewußten Geschichte nur von den lästigen und indiscreten Fragen seiner Tochter befreien wollen; er hat wahrscheinlich stets vermieden, öffentlich darüber zu sprechen — wozu auch? glauben Sie, von all den Schmarotzern, mit denen er umgeht, wird es nie einem einzigen einfallen, danach zu fragen, wo der Reichthum her ist, mit dem er sich umgibt."

Ich schwieg — alles was mir Lanck sagte, war dermaßen vernünftig und so augenscheinlich klar, daß ich wirklich nicht wußte, was ich antworten konnte oder sollte. Er hatte recht — und dennoch war es mir, als hätte ich unrecht, ihm zu folgen.

„Wissen Sie was?" fuhr er nach einer Weile plötzlich auf, „lassen Sie die Sache einmal acht Tage in Ihrem Geiste ruhen; ich habe dies schon als ein höchst probates Mittel gefunden — suchen Sie so viel wie möglich an etwas anderes zu denken; sehen Sie, es ist mit den Gedanken und Plänen gerade so, wie mit den Pflanzen — sie müssen Zeit zum Reifen haben. Noch etwas können Sie in diesen acht Tagen übrigens thun, und das ist, sämmtliche Papiere, Acten u. s. w., welche auf die Transactionen Ihres Vaters mit Quasnitz Bezug haben, herauszusuchen, und da wahrscheinlich eine nicht allzu musterhafte Ordnung darin herrschen wird, eine solche herzustellen. — Das ist wirklich ein guter Rath, den ich Ihnen da gegeben habe — vielleicht finden Sie beim Durchstöbern der alten Papiere einen Anhaltepunkt für Ihr künftiges Auftreten."

„Sie geben mir einen Rath in zwei Theilen, von denen der letzte dem ersten radical widerspricht — ich soll meine Gedanken von dem Gegenstande entfernen und soll in den Acten lesen, die nur diesen Gegenstand berühren — wie reimt sich das zusammen, lieber Lanck?"

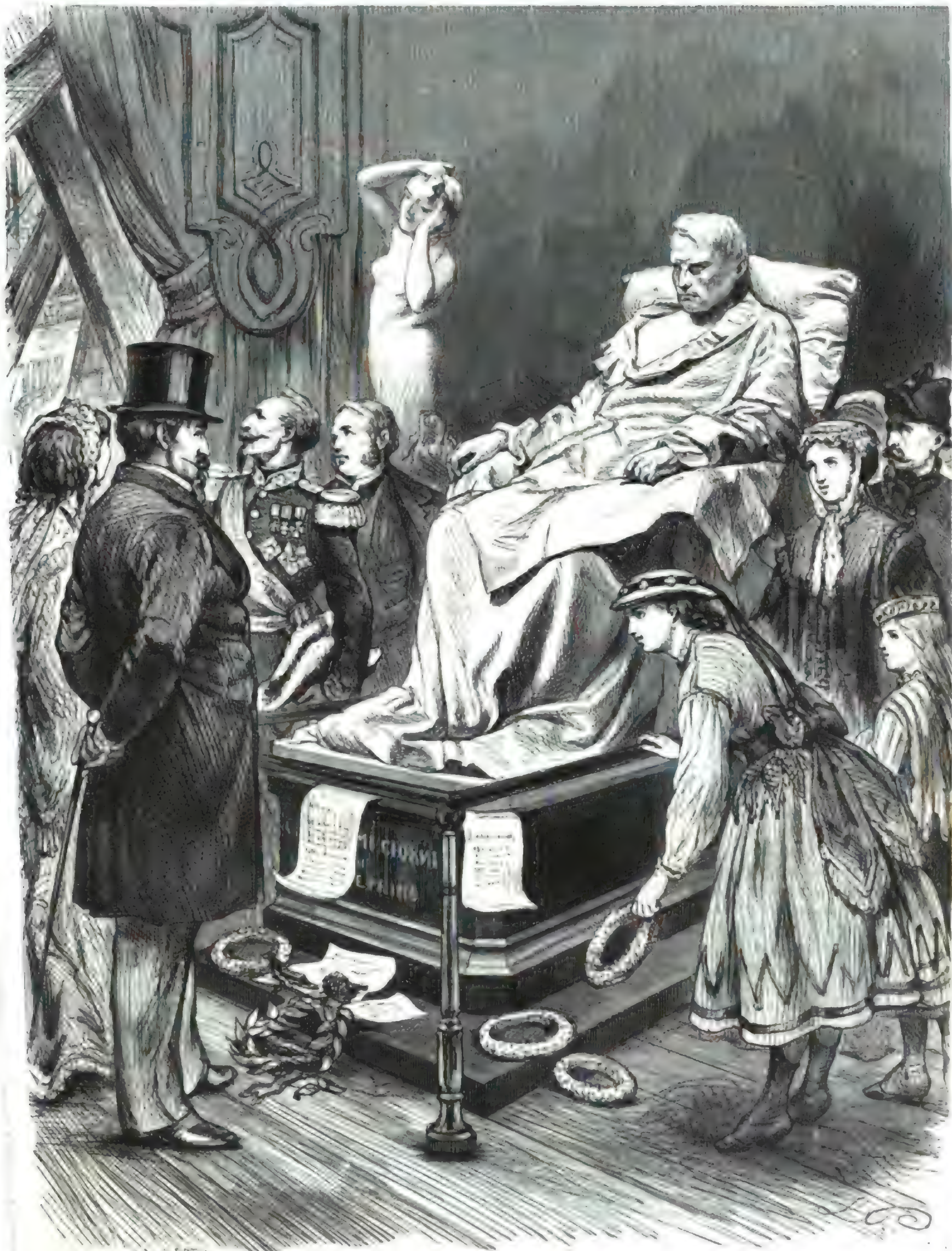
„Ganz trefflich!" erwiderte er lachend, „den ersten Theil meines Rathes kann man wohl geben, aber nicht ausführen; es ist gar leicht gesagt: „denken Sie nicht daran," aber wie man das anfangen soll, ist ein noch unaufgelöstes Räthsel — nun da gebe ich meinen zweiten Theil des Rathes, der doch wenigstens etwas praktisch Gutes hat. Ueberhaupt mach' ich es ja ebenso wie Ihr Doctoren, wenn Ihr mit beruhigenden Mitteln nichts erreicht, dann gebt Ihr aufregende und vice versa!"

„Eine schöne Methode!" sagte ich unwillkürlich lächelnd, „wo haben Sie das nun schon wieder her? Wenn Sie nur den Aerzten etwas anhängen können! Nehmen Sie sich in Acht ..."

„Wo ich das her habe?" unterbrach er mich, „das habe ich gesehen, mein Verehrtester! Herr Doctor Holzmann droben im Bade verfährt nie anders." — „Ach Unsinn!"

„Unsinn? kommen Sie doch einmal hinauf, sehen Sie sich die Leutchen droben an und sprechen Sie mit ihnen, da können Sie schöne Geschichten von Ihrem werthen Herrn Collegen hören!"

(Fortsetzung folgt.)



Napoleon III. vor der Statue seines sterbenden Oheims.

Für das Daheim gezeichnet von Ludwig Pietsch.

Die Weltausstellung.

Von unserem Berichterstatter.

IV. Kunst.

Eines der bemerkenswerthesten Resultate dieser Ausstellung ist, daß der Besucher fast bei jedem Schritte daran erinnert wird, daß ein jeglicher Zweig des menschlichen Schaffens nur gewinnen — unberechenbar gewinnen kann, wenn er sich so viel wie möglich den ewig wahren und ewig den Geist erhebenden Regeln der Kunst nähert. Ich hege die feste Ueberzeugung, und hunderte von denen, die Frankreich kennen, theilen diese Ueberzeugung mit mir, daß dieses Land den größten Theil der Erfolge, welche es auf so vielen Gebieten erringt, hauptsächlich dem steten Streben nach künstlerischer Vollendung zu danken hat. Ich möchte sogar noch weiter gehen — ich möchte behaupten, daß ein wahrer Künstler, der die französische Weltausstellung besucht und darin studirt hat, von jetzt an fähiger sein wird, einen Gegenstand französischen Fabrikates zu erkennen, als ein Fabrikant desselben Gegenstandes. Andere mögen besser — dauerhafter, billiger arbeiten, aber der winzigste Gegenstand französischer Fabrik wird stets einen unnachahmlichen Stempel von künstlerischem Streben haben, der für den, welcher dafür Verständniß hat, überaus verführend ist. — Wir sind wahrhaftig nicht so albern wie die, welche uns glauben machen wollen, daß wir irgend einen Artikel oft mit dem Doppelten seines Werthes bezahlen, einzig und allein, weil er aus Paris oder Lyon stammt! Nein, wir werden verführt — ich wiederhole das Wort, und das Geheimniß dieser Verführung liegt eben in der geheimnißvollen Anziehungskraft jenes Ideals, das, wie alle Ideale, von Gott in unsere Seele gepflanzt ist und dem wir den Namen Kunst gegeben haben.

Der Sieg, den Frankreich fast in jedem Zweige der Kunst über alle anderen Nationen errungen hat, ist so vollständig, so unbestreitbar, und von loyalen Beobachtern auch so unbestritten — daß wir Besiegte uns darüber Glück wünschen können. Ja! so parador dies auch klingen mag, so ist es doch unantastbar wahr. Ein minder vollständiger Sieg Frankreichs würde uns nicht so klar die Augen geöffnet — nicht so handgreiflich unsere Fehler und auch unsere eigenen, Frankreich um ein Bedeutendes überragenden Eigenschaften gezeigt haben. Diese Niederlage hat uns all unsere wunden Stellen gezeigt, aber auch die, wo unsere künstlerische Richtung so stark ist, daß alle Schläge davon abprallen.

Dem Künstler wohnt ein oft übertriebenes Selbstbewußtsein inne, Jedermann weiß das — und deshalb eben konnte ich mein freudiges Erstaunen kaum mäßigen, als ich auf meiner Rückreise von Paris Düsseldorf besuchte und dort in den Künstlerkreisen eben dieselben Meinungen äußern hörte, die ich aus Paris mitgebracht und die ich hier aufgezeichnet habe. Kein Atom von Selbsttäuschung, aber auch kein Atom von Entmuthigung war da! Die einen munterten die andern auf, spornten sie an, nach Paris zu reisen, um die Ausstellung zu studiren, und mit freudiger Zuversicht dachten sie an den nächsten Weltwettstreit der Kunst und sagten sich mit stolzem Selbstvertrauen, daß dann Deutschland nach den empfangenen Lehren sich ganz anders wie heute zeigen würde! — Das ist recht — das ist männlich — das ist deutsch gehandelt! Nicht das ängstliche Verschweigen von unbestreitbaren Thatsachen heilt den Schaden, — nein, nur der Gefahr, der Schwäche, dem Fehler frei und offen ins Gesicht geschaut, und die Hälfte ist vor der Hand überstanden.

Denn täuschen wir uns nicht — am Kunsthimmel sind ganz unerwartet — ohne Frankreich zu rechnen — zwei Rivale für uns aufgetaucht, — auf die niemand gerechnet und die sich seit einigen Jahren so gewaltig aus ihrem hundertjährigen Schlafe aufgerüttelt haben, daß, wenn wir nicht eine Kraftanstrengung machen, eine von ihnen sicherlich uns bald über den Kopf wachsen wird — und das ist eine harte Gegnerin, die schon Jahrhunderte lang als Autocratin in der Kunst geherrscht hat: — Italien, und selbst Spanien! — Wer die brach und muthlos daliegende italienische Kunst vor zehn Jahren beobachtet und sie heute auf der Weltausstellung sieht — der traut seinen Augen nicht — der glaubt zu träumen!

Ich kann nicht umhin, hier dem Leser die Meinung einer unserer bedeutendsten Capacitäten auf dem Gebiete der Kunst und Kunstkritik zu citiren — er wird daraus ersehen, daß der Eindruck auf alle Besuchenden derselbe gewesen ist. — In einem Berichte an das Cultusministerium schreibt Professor Lübke:

„Auf fast allen Gebieten der Kunst und des Kunstgewerbes haben wir die Franzosen an der Spitze gefunden. Ihre Ueberlegenheit ist vielfach eine so hervorragende, daß kaum ein Nebeneinanderstellen mit anderen Völkern möglich wird. Um nun von den idealen Wirkungen der Kunst zu schweigen, die sich bei allen Denkenden von selbst verstehen, möchten wir nur auf die unermeßlichen Vortheile hinweisen, welche sie in materieller Hinsicht mit sich führt. Wir haben schon angedeutet, wie ungeheure Summen dem französischen Wohlstand aus den Producten seiner zahlreichen Kunstindustrien zufließen. Soll bei uns die Kunst eine ähnliche segensreiche Wirkung äußern, so ist wohl die dringendste Aufgabe die, sie mehr mit dem Leben zu verbinden, ihr die breite und gesunde Basis des Handwerks wiederzugeben. Das ist freilich leichter gesagt, als gethan. Die Hindernisse sind gerade bei uns in Deutschland sehr gewichtige. So viel aber steht fest: wenn wir in dem alten Geleise schwächlich weiter schleichen, so wird es dahin kommen, daß nicht nur eine für die Kunst so wenig begabte Nation, wie die englische, sondern auch eine seither von uns über die Achsel angesehene, deren eminentes Talent aber bis jetzt nur geschlummert hat — wir meinen die italienische — uns bald überflügelt haben wird."

Interessant für die Daheimleser wird es sein, sie daran zu erinnern, daß diese Zeitschrift vor 3 Jahren schon (I. Jahrg. S. 636 ff.) die Nothwendigkeit, die Kunst auf das Handwerk zu übertragen, hervorhob. Die damals so vereinzelt dastehende Meinung hat jetzt alle anderen um sich geschart, und die Pariser Ausstellung hat ihr eine glänzende Bestätigung gegeben.

In der Möbelausstellung, in welcher die Architectur mit der bildenden Kunst ein so weites Feld zur künstlerischen Vereinigung findet, steht Frankreich auf solcher Stufe da, daß ein Vergleich mit anderen Nationen absolut nicht möglich ist. Am nächsten steht ihm Italien, welches mit einer Beharrlichkeit, die wir dieser Nation kaum zugetraut hätten, den Renaissancestyl festhält und ihn zu einer seltenen Vollkommenheit der technischen Ausführung gebracht hat. Preußen würde gleich darauf folgen mit seinen in den Zuchthäusern von Spandau und Moabit geschnitzten Möbeln aus Eichenholz, wenn die Zeichnungen nur correcter und die Ausführung jenes „fini" hätten, was besonders die Arbeiten anderer Nationen auszeichnet. Englands plumpe Holzmassen, die wie indische Ungethüme, mit Gold und Silber, Email — ja sogar mit Edelsteinen verziert sind, würden kaum eine Beachtung verdienen, wenn nicht in der Arbeit — ich meine die rein technische — im Antheil des Handwerkers eine Gewissenhaftigkeit herrschte, die ich allen anderen Nationen — den Franzosen in erster Reihe empfehlen möchte. — Da geht kein Nagel heraus und keine Fuge aus dem Leim! dessen kann man versichert sein, während die Arbeiten anderer oft trotz allem ... als sogenannte Dutzendarbeiten erscheinen. — Von den Möbeln andrer Nationen auf der Ausstellung habe ich garnichts zu berichten, obgleich die russischen die Aufmerksamkeit vieler anziehen. Doch ich muß es leider wiederholen — die russische Pracht, die sich hier entfaltet, ist eine geborgte; was deutsche und französische Arbeiter können, wissen wir alle — ob sie es nun in Berlin und Paris oder in St. Petersburg machen, ist gleichgültig; jedenfalls ist die russische Ausstellung keine russische.

Da ich — ganz meiner Phantasie folgend — schon in dem Artikel: „Arbeit" auf die Porzellane, die eigentlich unter die Rubrik „Kunst" gehören, hingewiesen habe, so folgen jetzt in der Reihe der Kunstproducte die Bronzen! Ich glaube, dem Leser nichts Neues zu erzählen, wenn ich hier bemerke, daß neben den französischen Bronzen alles andere so spurlos verschwindet, daß man es kaum eines Blickes würdigt. Es ist wirklich unglaublich, was man aus der Bronze zu machen versteht! Man kann sich nicht von diesen Gegenständen, von denen ein jedes — vom einfachen Hausgeräthe bis zur Statue, den unleugbaren Stempel der Kunst trägt, trennen — ich wenigstens hatte mir nie vorgestellt, daß ich fähig wäre, Stunden und wieder Stunden im Anschauen von Leuchtern, Kandelabern, Vasen aus braunem

Gusse zu verbringen. Um so mehr verdient es Beachtung, daß neben all diesen Meisterwerken eine bronzene, von Preußen ausgestellte Arbeit die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Es ist eine Copie des Denkmals Friedrichs des Großen in Berlin; — ich habe mich aufrichtig gefreut, hier eine durch und durch tüchtige Arbeit zu finden.

In der Juwelierarbeit hat Frankreich — vielleicht unverhofft — einen wirklich ebenbürtigen Rivalen im Kirchenstaate gefunden, der Juwelier Castellani in Rom kann es in Reinheit des Styls, in Geschmack und in Pracht mit Froment Meurice getrost aufnehmen; der Ehrendegen, den die Italiener 1859 dem Kaiser Napoleon III. schenkten, ist wohl die schönste Juwelierarbeit unseres Jahrhunderts.

Die Arbeiten in getriebenem Silber oder in silberartigen Compositionen geben dem Franzosen Fannière und der Fabrik von Christofle den ersten Rang, und man wäre versucht, den Engländern den zweiten einzuräumen, wenn man nicht wüßte, daß die Chefs ihrer Ateliers und ihre vorzüglichsten Arbeiter Ausländer sind. So sind die schönen Arbeiten von Elkington & Cie. alle von der Hand eines Franzosen, Morel Ladeuil, und die nicht minder bewunderten von Hunt und Roskell von der Hand eines Hessen, Fechte.

Ich muß des beschränkten Raumes halber die Section der Radirungen, in denen Deutschland gar nichts geliefert, und der Kupferstiche übergehen, wo wir mit Joseph Keller und Mandel uns würdig neben Frankreich gestellt und alle andern Nationen überragt haben. Auch von der Architectur muß ich schweigen, jedoch hierbei bemerken, daß der Wettstreit in der Architectur mit Frankreich überhaupt nicht möglich war. Keine Regierung hat so außerordentlich viel, aus naheliegenden Gründen, für die Architectur gethan, wie die, welche zwei Drittheile von Paris niederreißen und wieder aufbauen ließ. Seit fünfzehn Jahren sind in Frankreich drei Mal soviel öffentliche Gebäude gebaut worden, als in Deutschland seit Beginn des Jahrhunderts. — Man begreift, daß aus diesem Grunde schon der Wettstreit mit Deutschland unmöglich war.

Ich will einen Augenblick die Kunst verlassen und mich mit einer dazwischenliegenden Branche — den arts libéraux, beschäftigen.

Ich komme zum Buchhandel — und hier muß ich gestehen, daß ich zornig auf Deutschland gewesen bin und noch in diesem Augenblicke fähig wäre, eine seitenlange Strafpredigt gegen die deutschen Buchhändler zu halten! Wie — ein buchhändlerisches Centrum, wie es kein zweites in der Welt gibt, ich meine Leipzig, ist nicht im Stande gewesen, eine Gesammtausstellung des deutschen — meinetwegen des norddeutschen Buchhandels zu veranstalten, vor der sich alle anderen Nationen sicherlich zurückgezogen hätten! Ich begreife das in Wirklichkeit nicht; man hätte sehen müssen, wie die Engländer ihre sämmtlichen literarischen Producte eines Jahres ausgestellt und damit einen wahrhaft imposanten Eindruck gemacht haben, — wie sie die Nr. 1. 1867 von ihren sämmtlichen Journalen gesammelt und damit dem Publikum Sand in die Augen gestreut haben, das mit aufgesperrtem Munde vor dieser recht geschmacklos eingerichteten Zeitungstrophäe stand! — Haben wir denn keine einzige Zeitung, keine Zeitschrift, deren Technik sich außerhalb sehen lassen kann? Wahrhaftig, die typographischen Schätze unserer weltberühmten Buchhandlungen zeigten sich dermaßen schüchtern, daß man sie suchen, lange suchen mußte, um sie zu finden, und dann sich ärgerte, so ganz allein . . . stundenlang davor zu stehen, da niemand sie eines Blickes würdigte. — Und doch, wenn man sich die Mühe gab, in den unordentlich hingeworfenen Meisterwerken zu blättern — welcher Reichthum in der technischen Ausführung! O! wie viel — wie unendlich viel hat Deutschland noch zu thun, um sich selbst kennen zu lernen, um einzusehen, welche unendliche Kraft ihm inne wohnt, um zu dem Selbstbewußtsein zu kommen, daß England seine elenden Provinzialblätter ausstellen läßt, während ich hier Dutzende von deutschen Werken citiren könnte, die alles Ausgestellte verdunkeln würden, und die wohlweislich zu Hause geblieben sind. — Ich will kein Wort von der französischen Buchhändlerausstellung sagen — mit Ausnahme von Hachette und von Mamme, welcher letzterer seine religiösen Bücher in einer altarförmigen Nische von schwarzem Ebenholze ausgestellt hat — alles war mittelmäßig . . . und dennoch das Bedeutendste — weil wir es so gewollt haben.

Ich kehre zur Kunst — zur Bildhauerei und Malerei zurück. Ich hoffe, daß der Leser, welcher mich und meine patriotischen Gefühle kennt, den Mißmuth begreifen wird, der mich erfaßt, wenn ich so karg im Lobe unseres Landes zu sein gezwungen bin, und daß er dem Gefühl, welches mich hierbei leitet — durch Wahrheit zur Abhilfe zu gelangen, die rechte Würdigung angedeihen lassen wird. Mit welcher innigen Freude, mit welchem Jubel ich unseren Triumph verkündigen würde, kann man sich denken — so aber kann ich nur zeigen, daß wir können — daß wir einst triumphiren werden, und daß, wenn es uns gelingt, die richtige Lehre aus unserer heutigen Niederlage zu ziehen, wir dieselbe nie zu bereuen haben werden!

Drakes Reiterbild König Wilhelms I. stellt Deutschland in die erste Reihe der bildenden Kunst. Wie armselig die anderen Statuen dagegen aussehen, kann nur der wissen, der das allgemeine Urtheil täglich darüber gehört. Franzosen, Engländer, Italiener — alle Welt war einstimmig darin, daß es ein Meisterwerk seines Genres wäre. Ich schreibe mit Freuden hier das Urtheil eines großen Kunstkritikers nieder: „Seit dem Monument des Großen Kurfürsten zu Berlin ist kein Reiterbild geschaffen worden, welches so sehr mit den Anforderungen des Stylvollen, Monumentalen die Bedingungen feinster Durchbildung und frischer Lebenswahrheit verbindet.“ Aber als wenn dieser einzige Triumph uns genügte, haben unsere anderen großen Meister geschwiegen. Rietschel begnügt sich, einen Amor auf einem Panther in Relief auszustellen — Begas zwei wirklich dem Rufe dieses Bildhauers nicht im geringsten entsprechende Werke — und wenn auch Bläsers Reiterbild Friedrich Wilhelms IV. in kleinem Modell und Schillings Gruppe der Nacht die Kunstliebhaber anzieht, so genügt dies doch nicht für Norddeutschland. Interessant war es zu beobachten, wie das Publicum sich um eine äußerst sorgfältig gearbeitete Büste des Grafen Bismarck von Elisabeth Ney drängte und dieselbe immer wieder und nicht genug anstaunen konnte.

In der französischen Bildhauerei verdienen die markigen Figuren von Rude und eine Agrippina, die Asche des Germanicus tragend, am meisten hervorgehoben zu werden. Ich kann dieser französischen Ausstellung keinen großen Geschmack abgewinnen — man findet viel und nichts Mittelmäßiges, aber Ueberwältigendes hat Frankreich hier nicht geliefert.

Wohl aber Italien! — Ein Werk ist aus dem Meißel eines italienischen Bildhauers hervorgegangen, des Cavalier Vela aus Mailand — welches eine Art von Verzauberung auf den Besucher ausübt, die fast unerklärlich ist. Nach zehn Uhr morgens und bis sechs Uhr abends findet man keinen Augenblick, um mit ruhigem Auge das Werk zu prüfen; die Menge umlagert es unaufhörlich — wie von einer mysteriösen Gewalt wird man angezogen und verweilt dort in stummer — man möchte sagen, religiöser Betrachtung, lange lange Augenblicke. Ich kann offen gestehen — mich hat nie ein Marmorwerk so erschüttert, wie Velas sterbender Napoleon. Man ist wie festgebannt — man will und kann sich nicht davon trennen.

Den größten Eindruck hat das Werk wohl auf den Kaiser Napoleon III. gemacht — wie alle ist er durch den Fehler des Cataloges, welcher „letzte Tage“ anstatt „letzte Augenblicke“ gebracht hatte, unvorbereitet vor das Werk getreten. Es war am 1. April dieses Jahres, am Tage der officiellen Eröffnung, wo noch alles dermaßen unvollendet war, daß man die Bretter und die losen Ziegelsteine unter den reichen Teppichen hervorgucken sah, die man überall aufgehangen hatte, um die vielen Lücken zu bedecken. Der Kaiser, begleitet von der Kaiserin, in glänzender, aber doch ernster Toilette, der Prinzeß Mathilde, dem Prinzen von Oranien, Grafen von Flandern, Herzog von Leuchtenberg und seinem kaiserlichen Hofstaat, kam langsam durch die Galerien dahergeschritten. Eine gedrückte Stimmung lag trotz allem auf der hohen Gesellschaft — trotz des vielversprechenden Erfolges der Ausstellung — trotz des Friedens, der durch die Londoner Conferenz fast gesichert schien — trotz der begeisternden Acclamationen, welche den Kaiser überall bei seiner Herfahrt empfangen hatten. Alle Welt wußte ja, daß die einzige Hoffnung des Kaisers — sein Sohn — an das Schmerzenslager gefesselt war, und daß jenseits des Oceans ein blutiges Drama sich vollendete, dessen Endcatastrophe man ahnte — fürchtete und dennoch zu verbergen versuchte. — Plötzlich wendet sich Napoleon schnell von der Kaiserin ab, mit der er so eben gesprochen — geht schnell einige Schritte vorwärts . . . und bleibt wie angewurzelt stehen! — Man sieht ihm nach — man will ihm folgen . . . da mit einem Male ertönt ein furchtbares Gekrach, welches in den weiten Hallen sein

tösendes Geräusch von Pfeiler zu Pfeiler trägt. Alles ist bestürzt — verwirrt — außer sich; die Kaiserin mit umgewandtem Haupte ist ein Bild bleichen Schreckens — eine Schar von Polizeiagenten naht sich fliegenden Schrittes — die Militärs haben ihre Degen schon halb aus der Scheide . . . da wird man gewahr, daß die Schwere eines Teppichs ein ganzes, glücklicherweise nicht hohes Gerüst heruntergerissen hat, und daß das, was man in der ersten Bestürzung für eine Höllenmaschine gehalten, weiter nichts gewesen ist, als ein Brett, welches im Falle einige Geräthe zertrümmert hat! — Jetzt erst denkt man an den Kaiser — sucht ihn mit den Augen . . . und findet ihn wie vordem, unbeweglich — träumerisch — versunken in die Betrachtung von Velas sterbendem Napoleon! — Es war, als wenn er keinen Laut von alledem gehört hätte, was um ihn herum vorgegangen war!! . . .

Ich hatte mir einen Morgen ausgesucht, um ungestört das Werk auf mich einwirken zu lassen, und hatte vom Senator Le Play, der damals noch Staatsrath und Director der Ausstellungscommission war, die Erlaubniß bereitwillig erhalten, um 7 Uhr morgens schon in das Gebäude zu treten. Ich werde nie den Kunstgenuß der wenigen Stunden vergessen, die ich hier allein verbrachte! — Wie unser Bild zeigt, ruht der Kaiser auf einem Lehnstuhl — das Haupt starr — vielleicht mit der letzten Lebenskraft, aufrecht haltend. Ich hätte gerne das auf der Brust geöffnete Nachtgewand vermißt, denn es hat für diesen feierlichen Augenblick etwas zu Decoratives, das choquirt — jedoch ist der Faltenwurf so edel, die Ausführung so überaus gelungen, daß man gern diesen kleinen Anstoß verzeiht. Vollständig geschmacklos und theatralisch outrirt ist jedoch die Karte der Welt, welche auf seinem Knie ruht, und die er mit der zitternden Hand noch erfassen will. Glücklicherweise merken vielleicht 90 von 100 Besuchern gar nicht, daß es die Weltkarte sein soll — man sieht die feinen Linien auf dem Marmor kaum — und das große Publikum hält es für ein Taschentuch! — Weiter wüßte ich wirklich nichts zu tadeln; — der Ausdruck des Gesichtes des sterbenden Mannes ist geradezu unübertrefflich. Der Künstler hat sich die schwere, fast unlösbare Aufgabe gestellt, die Natur so treu wie möglich in ihrem erschütterndsten Auftreten nachzuahmen — die Regeln des Schönen nicht aus den Augen zu lassen — und den Charakter eines Napoleon richtig zu erfassen. Ja, das ist ein Mensch, welcher im nächsten Augenblick vor Gott tritt — man glaubt den Angstschweiß auf seiner Stirn zu sehen, das Röcheln seiner Brust zu hören — alle Züge sind durch den Todeskampf entstellt — die Nase spitz — die Lippe herb — die Backenknochen hervorstehend und die Muskeln erschlafft. Und dazu das Auge, welches jenen unbeschreiblichen „Blick nach innen“ wirft, den die an [illegible] kennen, die oft jenem so tief ergreifenden Schauspiel des Todes beigewohnt, und den man gewöhnlich „das brechende Auge“ nennt — Aber wie schön, wie plastisch schön ist das alles in diesem Werk — der grause Naturalismus scheint vom Künstler mir deswegen so getreu hier festgehalten zu sein, damit sein Meißel zeigen könne, daß ein tiefes Gefühl der Kunst und des Schönen auch hier zu veredeln und zu erheben vermag. Kein Schauer, kein Entsetzen, keine [illegible] ergreift den Beschauer vor dem Bildnisse dieses sterbenden Mannes — nein, ein Gefühl der Ruhe überwältigt uns, von dem wir uns selbst kaum Rechenschaft geben können. — Ich habe einen Mann die Hände falten und den Kopf zu Boden senken sehen, nachdem er einige Zeit das Werk betrachtet. — Und wiederum, wer kann leugnen, daß dies ein sterbender Napoleon ist — jener Corse, für dessen Ruhm die Welt zu klein war und der [illegible] eine so blutige Spur gelassen, wie kein anderer Eroberer der Neuzeit, der Mann, der so unendlich geliebt, so abgöttisch angebetet . . . und so wild gehaßt . . . so verflucht wie kein anderer. Der Künstler hat, wie gesagt, die drei kaum erreichbaren T[illegible] des Todes, des Idealen und eines Napoleon hier zu vereinen [illegible] — und trotz allem Widerspruch der Sachverständigen sch[illegible] immerwährende Ovation der hunderttausende von Besuchern [illegible] weisen, daß es ihm gelungen ist. — Man hat ein Geländer [illegible] Werk — welches das kaiserliche Museum angekauft hat — b[illegible] müssen, um den Andrang des Publikums zu verhindern; a[illegible] und die Unzahl von Kränzen und Gedichten, die täglich hier [illegible] gelegt werden, zeigt am besten, welchen tiefen Eindruck es [illegible] Geist des Besuchers macht.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen an die großfürstliche Statthalterschaft in Warschau.

Von Constantin Tischendorf.

Das jüngste Attentat auf den Kaiser von Rußland hatte eine polnische Hand zum Urheber. Dieselbe Stadt, die seit vielen Jahren zahlreichen Polen zum freundlichen Asyl geworden, nun aber auch den Czaren als Gast des Kaisers in ihren Mauern sah, war zum Schauplatz des Verbrechens ausersehen. Der politische Fanatismus prägte damit das Extrem seines Charakters aus. Oder hat sich dieser Fanatismus nicht längst in die Bücher der Geschichte eingezeichnet? Was gilt ihm das Recht der Gastfreundschaft, was die Dankbarkeit, was ein menschliches oder göttliches Gesetz? Daher beeilten sich auch selbst polnische Patrioten, ihr Verwerfungsurtheil über die That Berezowskis auszusprechen; sie wußten ihren Patriotismus rein und unberührt von solchem Beginnen. Und hat denn gerade Alexander II. den Haß der Polen verdient? verdient, daß sich aus ihrer Mitte meuchelmörderische Hände gegen sein Haupt erheben? Seine Regierung charakterisirt vor allem anderen die Befreiung der Leibeigenen in dem riesigen Reiche, von denen neun Millionen der Krone selbst zugehörten, während der andere noch größere Theil ein wesentliches Stück des Reichthums der Großen des Reichs ausmachte. Es war an einem der ersten Märztage des Jahres 1861, als ein Ukas des Kaisers über mehrere zwanzig Millionen Leibeigene das große Wort aussprach: „Sie sind frei.“ Läßt sich diese Großthat der Humanität zusammenreimen mit einem despotischen, tyrannischen Charakter? Aber die Geschichte Polens selbst liegt uns seit der Thronbesteigung Alexanders II. als Zeugniß für den Charakter des Kaisers vor. Sein erstes Wort in Warschau, am 21. April 1856, an die versammelten Adelsmarschälle, gab ohne Hintergedanken das Wohlwollen kund, das er Polen entgegenbrachte. „Amnestie und Reform“, so lauteten seine Verheißungen. Daß er zugleich von „alten Träumereien“ abmahnte, bewies nur noch mehr die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen. Der Kaiser wußte, was er geben wollte und konnte; um es aber ersprießlich thun [illegible] dazu gehörte, daß auch der polnische Patriotismus den [illegible] Verhältnissen Rechnung trüge. Seinen Verheißungen b[illegible] auch Alexander II. mit einer Unerschütterlichkeit, die des besten [illegible] werth war, so lange treu, bis ihn der Gegensatz einer unver[illegible] Feindschaft dazu drängte, sich selber und seinem Charakter [illegible] werden. Wohin dieser Charakter neigte, bevor ihn noch [illegible] schwerer Ereignisse niederdrückte, wohin die eigenen Absichten [illegible] ders II. mit seinem Königreiche Polen ursprünglich gingen, [illegible] sich am unzweideutigsten damals, als er seinen Bruder al[illegible] halter nach Warschau sandte. Diese Sendung, diese St[illegible] schaft, getragen von einer seltenen Hingebung an eine große [illegible] brachte, so scheint es wenigstens, Polen der glücklichsten Ent[illegible] seiner staatlichen Verhältnisse näher, als es ihr jemals, selbst [illegible] seiner ehemaligen Selbständigkeit, gekommen war.

Wenn wir an diesem Orte der Erinnerung an diese g[illegible] liche Statthalterschaft einige Zeilen widmen, so wollen wir n[illegible] Politik treiben: unser friedliches Daheim würde hierzu ge[illegible] passendes Plätzchen bieten. Wir wollen vielmehr den Leser [illegible] Thatsachen ins Gedächtniß rufen, deren Würdigung, deren [illegible] sogar unabhängig von der politischen Parteistellung ist, [illegible] auch immer auf politischem Grund und Boden erwachsen [illegible] haben, dünkt uns, um so mehr Anspruch darauf, deutschen [illegible] getragen zu werden, da ein besonderer Antheil daran einer [illegible] Fürstentochter zugehört, welche mitten im Glanze des kaiserlichen [illegible] lebens an der Newa die Perle der Heimat, das deutsche Her[illegible] wahren gewußt hat.

Wir müssen auf jenen Todesgedenktag des edlen K[illegible] Jahre 1861 zurückgreifen, wo in Warschau der alte polnische [illegible]

tismus ein neues Lebenszeichen gab, um in die Welt hinaus zu rufen, Finis Poloniae sei noch nicht gekommen. Wenn sich seit diesem Tage jenes im Laufe eines Jahrhunderts schmerzlich gedemüthigte Volk noch einmal begeisterte und zusammenraffte, um seine längst düster überschatteten Freiheitsträume wachzurufen und zu verwirklichen, trotz des gewaltigen Flügelschlags des russischen Doppeladlers, konnte es einem so muthigen, kühnen Beginnen an Sympathien fehlen? Nur kam es leider allzubald zum Gebrauch von Waffen, denen es gänzlich an der Weihe eines edlen großen Ziels gebrach.

Der Kriegszustand war über das Königreich verhängt worden, ein sieggewohnter Feldherr, General Lüders, war zum Statthalter in demselben ernannt. Damals trat unter den polnischen Patrioten ein Mann hervor, den die edelste Persönlichkeit, Besonnenheit und klarer Blick nicht minder als warme Vaterlandsliebe auszeichnete, der Marquis Alexander Wielopolski. Dieser Mann hatte richtig erkannt, wie viel darauf ankomme, wenn er persönlich dem Kaiser Alexander nahe träte mit seinen Aufschlüssen wie mit seinen Rathschlägen. Die Lauterkeit seiner Gesinnungen fand volle Anerkennung in der kaiserlichen Familie; es gelang ihm, bei derselben wahre Sympathien für sein Vaterland zu erwecken. Und aus diesen Sympathien heraus erwuchs der Gedanke der polnischen Mission des Großfürsten Constantin. Wie der patriotische Marquis in dieser Mission die feste Grundlage einer neuen Wiedergeburt seines Vaterlandes erkannt zu haben glaubte, so stand auch dem Kaiser selbst und seinem geistverwandten, mit der Ausführung seiner Absichten betrauten Bruder eine solche Wiedergeburt als leuchtendes Ziel vor Augen. Aufrichtige Versöhnung mißliger Verhältnisse, entgegenkommende Ausgleichung früherer Mißgriffe, die ohne Rückhalt zugestanden wurden, das waren leitende Grundgedanken für die Mission des Großfürsten. An ihm besaß der Czar vom Antritte seiner Regierung an den besten Freund; seine Intelligenz, seine liberale Gesinnung, sein persönlicher Muth, charaktervolle Energie: diese Eigenschaften hatte der Großfürst vielfach zu bethätigen Gelegenheit gefunden, er hatte sie für den wichtigen Regierungsact Alexanders II., besonders für die Angelegenheit der Befreiung der Leibeigenen, genützt. Sie machten ihn jetzt auch zum Träger der weitgreifenden Reformen, die dem Kaiser für das Königreich Polen am Herzen lagen.

Mitte Juni 1862 war im kaiserlichen Rathe der Plan reif geworden, den Großfürsten Constantin, ausgestattet mit den größten Vollmachten, an die Spitze des westlichen Königreichs zu stellen. In den letzten Tagen desselben Monats, am 28. in den ersten Abendstunden, traf in Zarsko-Selo die Depesche des Grafen Lüders ein, welche meldete, daß er in Folge eines Attentats auf seine Person gefährlich verwundet worden sei. Der Kaiser rief sofort seinen Bruder aus dem benachbarten Paulowsk herbei. Der entsetzliche Zwischenfall war nicht der Art, die für Polen gefaßten Sympathien zu stärken; es lag im Gegentheil sehr nahe, die beschlossene Friedens- und Versöhnungs-Mission des dem Herzen des Kaisers so verbundenen Bruders durch eine andere zu ersetzen, durch die eines mit Blut und Eisen wohlvertrauten Generals. Lüders hatte in Folge des Attentats sofort die Leitung der Geschäfte in andere Hände niederlegen müssen. Was beschlossen nun unter dem Eindrucke der empfangenen Depesche der Kaiser und sein Bruder? Der Großfürst Constantin kehrte bereits nach einer Stunde von Zarsko-Selo mit dem Entschlusse zurück, unverweilt nach Warschau abzureisen. Dieser Entschluß schloß jegliches Bedenken aus, er entsprach vollkommen den Wünschen des Kaisers. Er wog aber um so schwerer, da im Schoße der Familie des Großfürsten ein besonderes Hinderniß schneller Abreise entgegenstand. Die Großfürstin sah täglich ihrer Entbindung entgegen. Es folgte daraus für die hohe Frau die Nothwendigkeit, in Paulowsk zurückzubleiben. Wiederholtes ernstliches Unwohlsein, das vorhergegangen war, machte es den Aerzten zur Pflicht, mit allem Nachdruck die Nothwendigkeit geltend zu machen. Sie wurde von allen Seiten anerkannt, nur die Großfürstin selbst mochte sich ihr nicht unterwerfen. Ohne ihre eigene Gefahr zu verkennen, wollte sie doch um keinen Preis die des neuen Statthalters von Polen wartenden Gefahren ungetheilt lassen. Sie erklärte, daß bei diesem Conflicte der Pflichten nicht des Arztes Stimme, sondern nur ihr eigenes Herz zu entscheiden habe, und beschloß mit unbedingter Entschiedenheit, trotz dessen, was ihr selber unmittelbar bevorzustehen schien, getreu an der Seite des Gemahls zu bleiben. Der Entschluß der unerschrockenen Frau wurde anerkannt und geehrt, vermochte auch niemand zu ahnen, wie bedeutungsvoll er für das Leben des Großfürsten werden sollte. — Die Großfürstin Alexandra, eine Tochter des vormals regierenden Herzogs Joseph von Sachsen-Altenburg, eine jüngere Schwester der Königin Marie von Hannover, war einst von dem scharfblickenden Kaiser Nikolaus zur künftigen Gattin seines zweiten Sohnes Constantin ausersehen worden, als er sie 1847 als siebzehnjährige Prinzessin zum ersten Male in Italien gesehen. Vom ersten Tage der Bekanntschaft an schenkte der strenge Czar der jungen deutschen Prinzessin eine besondere Zuneigung, und er bewahrte sie der Schwiegertochter bis an seinen Tod.

Am 1. Juli 1862 reiste der Großfürst mit seiner Gemahlin, geleitet von den Segenswünschen wie von ernsten Besorgnissen der kaiserlichen Familie, nach Warschau ab. Als sie Wilna verlassen hatten, schien die Besorgniß der ärztlichen Rathgeber, zu nicht geringem Schrecken der am nächsten Betheiligten, ihrer Bestätigung nahe; es blieb zum Glücke bei dem Schrecken. Am Nachmittage des folgenden Tages trafen sie glücklich in der polnischen Hauptstadt ein. Sie wurden bei ihrer Ankunft auf dem Bahnhofe aufs feierlichste von den weltlichen und geistlichen Behörden, sowie von einer zujauchzenden Volksmenge empfangen. Alles trug die freudigste Bewegung zur Schau, selbst weinende Frauen fehlten nicht. Bereit stand für die hohen Ankömmlinge eine Kosakenescorte und ein geschlossener Wagen. Der Großfürst lehnte es ab, davon Gebrauch zu machen, er fuhr vielmehr in offener Kalesche durch das versammelte Volk hindurch nach dem Sommerpalaste im Park von Lazienki. Und doch mußte sein erster Besuch dem nur fünf Tage vorher inmitten desselben Volks von der Mordwaffe getroffenen Grafen Lüders gelten. Aber Vertrauen erweckt Vertrauen: zu diesem Fürstenworte bekannte sich die Mission des Großfürsten vom ersten Augenblicke an; sie sollte das Wort zur Wahrheit machen.

Am 3. Juli begab sich zu guter Stunde der neue Statthalter sowohl in die griechische als auch in die katholische Hauptkirche Warschaus. Eine zahlreiche Volksmenge geleitete auch hier seine Schritte, sie folgte ihm bis in die Kirchen selbst, namentlich in die katholische. Des Abends wurde im Theater die Oper Stradella gegeben. Man erwartete daselbst des Großfürsten Besuch. Und er entsprach dieser Erwartung um so lieber, da er davon ein paar Stunden Erholung für sich hoffen durfte. Die Großfürstin fühlte sich jedoch zu angegriffen, um den Gemahl begleiten zu können; der letztere erschien demnach im Theater ohne ihr Geleit. Nach dem zweiten Acte, so versprach er seiner Gemahlin, wollte er das Theater verlassen und ½10 Uhr in Lazienki zurück sein. Aber 10 Uhr war vorüber, und die Großfürstin saß noch allein in banger Erwartung. Trübe Ahnungen erfüllten ihre Seele; sie steigerten sich noch, als ihr die Geschichte der polnischen Revolution von 1830 in die Hände fiel und alte Schreckensbilder ihrem Auge vorüberführte. Erst gegen Mitternacht trat der Großfürst in ihr Cabinet. Sie forschte sofort mit aller Aengstlichkeit nach dem, was vorgefallen; der Großfürst suchte ihren Fragen mit harmlosen Antworten auszuweichen. Aber diesen Antworten gegenüber wurde schnell sein Aussehen zum Verräther; denn das Gesicht war ihm noch von Pulverdampf geschwärzt. Doch hatte er nur die erwünschte Genugthuung, selber und zuerst der Großfürstin in aller Ruhe den Verlauf der Katastrophe zu erzählen, die zwei Stunden vorher über sein Leben hereingebrochen. Nach dem zweiten Acte der Oper verließ der Großfürst, so wie er's versprochen hatte, seine Loge; als er die Treppe herabgestiegen, fand er in einem bedeckten langen Gang seine offene Kalesche bereit stehen. Wenig Leute, fast nur Kinder, die er noch freundlich grüßte, befanden sich im Corridor. Er bestieg die Kalesche und setzte sich auf die linke Seite; sein Adjutant, Fürst Ouchtomsky, stand im Begriffe, neben ihm Platz zu nehmen. In diesem Augenblicke sieht der Großfürst einen jungen Mann auf sich zukommen; er meint, derselbe habe ihm eine Bittschrift zu überreichen, und sieht ihn unbefangen an. Der junge Mann hebt die Hände wie bittend in die Höhe, setzt aber schnell dem Großfürsten, der nicht bequemer für den Angriff sitzen konnte, einen Revolver unmittelbar auf die linke Brust. Ein Schuß fiel und hallte laut durch den Corridor wieder. Der Großfürst rutschte ein wenig in die Kalesche hinab und war wie betäubt; doch konnte er aussteigen und die Treppe wieder hinaufeilen. Dort riß er, von mehreren Generalen umgeben, den Paletot auf, dem ein großes Loch eingebrannt war. Da zeigte sich's, daß auch die Kuirassieruniform durchschossen war und selbst das Hemd, das noch überdies Blutflecken hatte. Jetzt

wollte der Großfürst rasch die Lorgnette abnehmen, die er nach seiner Gewohnheit um den Hals trug; aber um die Schnur, woran sie hing, hatte sich ein Silberdraht von der Epaulette gewunden. Als er daran zog, zog er mit der Schnur zugleich die Kugel hervor, die auf dem stark contusionirten Schlüsselbein auflag und eine doppelte Wunde geschlagen hatte, die eine unter dem Schlüsselbein, die andere darüber; die erstere war gegen zwei Finger breit, von geringerem Umfange die andere. Die Kugel selbst war völlig breit gedrückt. Dem Entsetzen über die Frevelthat kam nun das Staunen über die wunderbare Bewahrung gleich. Denn wie war es nur möglich, so fragen wir mit den umstehenden Generalen, daß ein unmittelbar auf die Brust gesetztes Pistol nicht tödtlich traf? Daß die mörderische Kugel richtig an ihr Ziel gelangte, aber plattgedrückt auf dem Schlüsselbein liegen blieb? Manche, zu denen die Kunde dieser unbegreiflichen Thatsache gekommen, haben auf einen Harnisch geschlossen, den der Großfürst getragen habe. Und, einen Harnisch trug er in der That, nur keinen von Stahl; es war der wunderbare Schutzharnisch, der ihn vor dem tödtlichen Erfolge der meuchelmörderischen Waffe sicher stellte. „Wenn ein Pfeil von dir ist abgeflogen, ist der Schütze Gott, und nicht dein Bogen." Dieses Wort des arabischen Dichters traf hier zu. Der unsichtbare Schütze und Lenker des Geschosses hat hier die Kugel, die ihr Ziel nach menschlichem Ermessen gar nicht verfehlen konnte, in ihrem Laufe zur warmen Herzkammer zu lähmen gewußt.

Der Mörder, Namens Jaroszynski, war nach vollbrachter That sogleich ergriffen worden. Da er dabei heftig geschüttelt wurde, so brach er das Gift, das er kurz vorher genommen hatte, wieder von sich. Zehn Schritte von ihm lag der Revolver, er war noch mit fünf Kugeln geladen. Außerdem hatte er zur Vervollständigung seiner Rüstung auch einen Dolch bei sich geführt. Aber sogar noch ein zweiter Dolch und noch ein zweiter Revolver fanden sich in der Nähe der andern vor, in eine Ecke hingeworfen. Der Mitschuldige, der diese Waffen getragen, hatte Zeit zur Flucht gefunden. Es ließ sich aber nach diesem Funde nicht bezweifeln, daß der Mörder einem zur Ermordung des neuen Statthalters gebildeten Complotte angehörte, eine Thatsache, die auch durch die Gerichtsverhandlungen bestätigt wurde.

Die erste Anordnung des Großfürsten nach dem Attentate galt der Schonung seiner Frau, die der Schonung in so hohem Grade bedurfte. Er schickte sogleich einen seiner Adjutanten nach Lazienki mit dem Befehle ab, alle zu den Kammerfrauen führenden Thüren zu verschließen, damit keiner die entsetzliche Botschaft zugetragen und der Großfürstin selbst, wenn auch nur unwillkürlich, könnte verrathen werden. Der Befehl wurde so vortrefflich ausgeführt, daß diese Damen bis früh vier Uhr noch nichts vom Attentate erfahren hatten, als bereits aus Petersburg die Antwort des bestürzten Kaisers auf die Meldung des Attentates eingetroffen war.

Aber wir müssen nochmals zu Jaroszynski zurückkehren. Als er in ein Zimmer gebracht wurde, worin sich ein Crucifix befand, fiel er vor demselben nieder; darauf erhob er sich mit leuchtenden Augen und pries in größter Aufregung seine zur Rettung des Vaterlandes unternommene Heldenthat, an der er nur das Mißglücken zu bedauern habe. Bei seinen späteren Geständnissen sagte er aus, daß er schon bei der Ankunft des Großfürsten in Warschau, versehen mit beiden Waffen, dicht neben demselben gestanden habe, sowie dies gleichfalls Tags darauf geschehen sei, als der Großfürst in der Kathedrale zu St. Johann vor dem Altare stand. Nun, was hatte da seine Hand von der verbrecherischen That zurückgehalten? Es war die Großfürstin an der Seite, am Arme ihres Gemahls. Der fanatische Jüngling, der den kaiserlichen Bruder und Statthalter, noch bevor er ihn auch nur mit Augen gesehen hatte, kaltblütig zu ermorden bereit war, verlor den Muth zu seinem Verbrechen, als er neben ihm die hohe Frau gleich einem schützenden Engel sah.

Aber wer erschrickt nicht, wenn er sich die Gegensätze vorhält, die dieser Antritt der kaiserlichen Statthalterschaft bietet. Auf der einen Seite ein hochherzig vertrauendes Entgegenkommen, erhaben selbst über das Gedächtniß einer Uebelthat, deren Blutspuren noch unverwischt waren; auf der andern Seite der Haß des blinden Fanatismus, bereit, die dargebotene Versöhnungshand sofort mit den Waffen des Meuchelmords zurückzustoßen. Gott ließ den Mord nicht gelingen; er wollte nicht, daß durch die Hand des jungen Fanatikers die unaustilgbare Schmach mit ihren schweren Folgen, die ja dem geträumten Erfolge gänzlich zuwider laufen mußten, auf das arme Polen falle.

Und wie faßte der Großfürst selbst das Attentat auf? Schon am Tage nach demselben, als er noch an den lebhaftesten Schmerzen der Verwundung litt, empfing er einige Deputationen und erklärte ihnen, daß er die That, so zweifellos auch ihr Zusammenhang mit dem Attentat auf General Lüders war, den Polen selbst nicht zurechne, und daß dadurch die Ausführung der vom Kaiser beschlossenen neuen Institutionen des Königreichs nicht beeinträchtigt werden solle. Und als am zehnten Tage nach der verhängnißvollen Abendstunde die Großfürstin von einem Sohne entbunden worden, gab der Statthalter seinem aufrichtigen Versöhnungswunsche von neuem einen sinnigen Ausdruck, indem er den neugeborenen Großfürsten auf einen Namen taufen ließ, der zugleich polnisch und russisch ist, auf den Namen Wiatscheslav. Eine sympathische Aufmerksamkeit war es ferner, daß der Statthalter, reich begabt mit dem bekannten russischen Sprachtalent, sich des polnischen Idioms befleißigte. Damit stand aber auch in Einklang, was er nun wirklich für die Umgestaltung der Verfassung that, was er mit seinem bald darauf gebildeten Staatsrathe für das Land berieth.

Trug dieser Edelmuth, diese Beharrlichkeit auf der Bahn, welche Polen einer besseren Zukunft zuführen sollte, die gehofften Früchte? Sie trug sie nicht. Der Fanatismus erstickte bald alle gemäßigten Elemente; geschürt durch fremde Künste und Ränke verschmähte derselbe jede Transaction mit dem vermeintlichen Unterdrücker und wurde nicht müde, immer neue Waffen zu schmieden. Schon nach Monatsfrist erfolgte ein Attentat auf den patriotischen Wielopolski. Bald darauf verfolgte die Revolutionspartei den Plan, im Theater während einer Opervorstellung Großfürst und Großfürstin als Geißeln gefangen wegzuführen. Dieser Plan wurde so gut vereitelt wie noch andere gleichen Ursprungs, gleichen Charakters. Dagegen gelang in der Nacht vom 22. auf den 23. Januar die meuchlings unternommene Ermordung des russischen Militärs, womit jene unselige Zeit der offenen Insurrection anhob, die im Wetteifer mit russischen Gewaltmaßregeln ihre Schreckensherrschaft selbst an des Vaterlandes eigenen Kindern übte und weit entfernt war, neue Sympathien zu erwecken. Bald genug brach auch die tödtliche Erbkrankheit Polens im endlosen Zwiespalt seiner Führer aus. Eine nähere Betrachtung dieser Zeit liegt ab von unseren Erinnerungen; nur müssen wir noch einige Blicke auf Lazienki werfen, die Residenz des Trägers der kaiserlichen Reformideen, deren Vereitlung wohl niemand tiefer als ihm selber ins Herz einschnitt.

Dort sollte sich nach dem Wunsche des Kaisers ein Hof mit würdigem Glanze entfalten. Der Friedenscharakter der großfürstlichen Mission sollte auch hierin einen Ausdruck finden. Was aber diesem Warschauer Hofe an Luxus abgehen mochte, das hatte er durch den Genuß eines schönen, von Geist und Kunstsinn reichbelebten Familienkreises vor vielen anderen Höfen voraus. Saß etwa, wie es nicht selten geschah, im engeren Zirkel von Vertrauten und Freunden der Großfürst selbst vor seiner kleinen Hausorgel und spielte mit vielgeübter Hand das Stabat mater von Pergolese oder die „Sieben Worte am Kreuze" von Haydn, da vergaß sich's auf Stunden wohl, daß draußen der Verrath unaufhörlich neue Netze spann, und die besten Absichten verkannt und vereitelt wurden. Zur Bewahrung des ruhigen Blicks und des Gleichmuths unter allen das eigene Leben bedrohenden und den Geist erschütternden Aufregungen wirkte nichts mehr, als daß hinter den Schranken des öffentlichen Lebens ein Familienasyl mit seinen Erholungen stand, eine Gattin, deren hoher Sinn, reiches Gemüth und edler Muth in den herbsten Erfahrungen die schönsten Blüten entfaltete. Dazu kam die Gewißheit, daß das Opfer brüderlicher Treue und Ergebenheit von Alexander II. in vollem Maße erkannt werde und daß die Anerkennung in des Kaisers Herzen durch keine Mißdeutung, durch keinen Gegensatz, von welcher Seite er auch versucht werden sollte, geschmälert werden könne. Wie wenig er hierin sich irrte, zeigte sich am besten, als Verleumdungen gegen ihn am thätigsten waren. Diese Verleumdungen stellten die Innigkeit des erlauchten Brüderpaares in Zweifel. Eben deshalb ergriff Alexander jede sich bietende Gelegenheit, um öffentlich die Ungetrübtheit derselben zu bezeugen. Der Statthalter von Polen kam damals zum ersten Male wieder nach Petersburg. Der Kaiser holte ihn vom Bahnhofe nach einem glänzenden Empfange daselbst in seinem eigenen offenen Wagen ab. Unterwegs traf er auf ein Detachement Soldaten, die aus Warschau gekommen waren und dahin zurückkehrten. Er ließ halten und rief den Soldaten zu: „Hier sitz' ich mit

dem Statthalter, eurem Herrn, meinem Bruder. Bestellt Grüße in Warschau. Hurrah!" Bei dem Festessen, das bald darauf den polnischen Bauern in Petersburg gegeben wurde, toastete der Kaiser, um Polen im Bunde mit Rußland und seinen Statthalter leben zu lassen. Dabei umarmte er vor aller Augen seinen Bruder.

An öffentlichen Festtagen ergriff der Großfürst mit besonderem Eifer die Gelegenheit, seinen Gefühlen, seiner Stimmung, einen offenen Ausdruck zu leihen. Wir erinnern an zwei solche Tage, an den auf des Kaisers Geburtstag folgenden Namenstag der Großfürstin und an den ersten Jahrestag des Attentats. Die Tage der Hoffnung auf einen heiteren Erfolg seiner Mission waren freilich damals vorüber; es galt viel weniger die Sympathie mit den Enkeln Kosciuskos zu bezeugen, als den russischen Patriotismus, der ja selbst auch, wie schon angedeutet, in der Verwirrung der Gedanken verdächtigende Stimmen gefunden hatte. Als am erstgenannten Tage die Generalität in Lazienki sich um den Statthalter versammelt hatte, sagte er: „Sie haben gewiß alle die Adressen gelesen, oder Sie werden sie noch lesen, die unser Kaiser aus ganz Rußland empfangen hat und immer noch empfängt. Der Kaiser schrieb mir gestern, daß sie ihm zum wahren Troste in der schweren Zeit gereichen. Er sieht darin ein Pfand der Kraft und Macht Rußlands, einen sichtlichen Segen Gottes. Alle Stände, der Adel wie die Bürger, selbst die Altgläubigen, sind eins in dem Gefühle der Bereitwilligkeit, unserem Kaiser alles zu opfern. Bei dieser Einmüthigkeit, mit der ganz Rußland aufsteht wie Ein Mann, um seine Gefühle auszusprechen, hab' ich mich gefragt, was wir thun sollen, wir, des Kaisers getreue Armee. Mir scheint, daß wir nicht schreiben, nicht reden, sondern handeln müssen. Wir sind in einer Lage, wo wir mit Thaten beweisen können, ja beweisen müssen, daß wir ihm unser Leben zu opfern bereit sind."

Ungefähr in dieselbe Zeit fiel aber auch ein Austausch ganz anderer Art; er ist charakteristisch für die betheiligten Personen, wie für die Verhältnisse. Schon seit einiger Zeit nämlich beschäftigten sich polnische Patrioten mit dem Gedanken der Wiederherstellung eines vom Kaiser unabhängigen Königreichs unter dem Scepter desselben Großfürsten, den der Kaiser als seinen Statthalter zu ihnen geschickt hatte. Das Gerede davon erschien dem Großfürsten-Statthalter widersinnig und keiner Beachtung werth. Eines Tages aber überreichte der Erzbischof Felinski dem Großfürsten ein an den Kaiser gerichtetes Schreiben mit der Bitte um Uebersendung nach Petersburg. Darin hatte der Erzbischof in der That jenem Einfall vollen Ausdruck gegeben. Der Großfürst, entrüstet über diese Dreistigkeit, deren wahren Charakter der kurzsichtige Prälat nicht zu begreifen schien, verweigerte nicht nur die Absendung des Briefes, sondern verbot auch dem Erzbischof jede anderweite Mittheilung des Schriftstücks. Diesem Verbote nachzukommen, versprach der Erzbischof unter Formen, die einem gegebenen Ehrenworte gleichkamen. Zugleich aber entschloß sich der Großfürst sowohl als auch seine Gemahlin, jenes offenbar in manchen Köpfen schon heimisch gewordene Hirngespinnst, ein unglückliches Zerrbild dessen, was der Kaiser für Polens Wiedergeburt wirklich beabsichtigt haben mochte, unnachsichtlich zu zerstören. Die Gelegenheit dazu bot sich noch schneller dar, als sie gesucht ward. Der Erzbischof vergaß sich so weit, daß er seinen Brief an auswärtige Zeitungen gelangen ließ. Dieses Verfahren des höchsten geistlichen Würdenträgers im Königreiche, das einen so schlimmen Wortbruch in sich schloß, verletzte die edle Großfürstin aufs tiefste. An demselben Tage, an welchem die Kunde vom Abdrucke des Briefes nach Warschau kam, versammelte sich beim Statthalter eine Abendgesellschaft. Die Großfürstin wandte sich an einen der erschienenen polnischen Minister mit den Worten: „Ich höre so eben vom Großfürsten, daß der Erzbischof Felinski, ungeachtet des ihm gewordenen ausdrücklichen Verbots, seinen Brief an den Kaiser veröffentlicht hat. Das ist eine schmachvolle Pflichtvergessenheit." Der Minister wandte ein, daß die Veröffentlichung wohl ohne Wissen Felinskis stattgefunden. Die Großfürstin erwiderte: „Ist der Brief in den Zeitungen erschienen, so geschah es nur, so konnte es nur geschehen, weil es der Erzbischof trotz seines dagegen gegebenen Wortes gewollt hat." Der Minister fuhr fort, den Erzbischof zu entschuldigen und bat um die Nachsicht der Großfürstin für ihn. „Nie und nimmer," rief sie aber aus, „Nachsicht gegenüber einem Verräther an der Sache des Kaisers!" Sie erhob sich vom Sitze und fügte in scharfem Tone hinzu: „Ich bedauere diejenigen, die einen solchen Verrath und seinen Urheber vertheidigen; sie beweisen gleiche Gesinnung mit ihm. Begreifen Sie nicht, daß es für eine russische Großfürstin eine schwere Beleidigung ist, wenn man den Gedanken hegt, aus ihrem Gemahl einen Usurpator zu machen? Sie beurtheilen alle den Großfürsten nach sich selbst, und scheinen nicht zu wissen, daß der Kaiser keine treueren und ergebeneren Unterthanen hat, als seinen Bruder und mich. Das werden wir der Welt zu beweisen wissen; Polen scheint es leider nicht verstehen zu wollen. Glauben Sie, daß ein Großfürst von Rußland, der nächstgeborene Bruder seines Kaisers, sich durch den Antrag Ihrer Dornenkrone geschmeichelt fühlen könne? Dazu steht er viel zu hoch durch das, was er ist. Ihre Insinuationen können nur unsere ganze Entrüstung hervorrufen."

War diese Zurechtfertigung aus Frauenmund nicht allzu derb? Lag nicht etwa mehr Mißverständniß als böse Absicht von seiten des Prälaten vor? Die Kunde von der Strafpredigt durchlief Tags darauf Warschau, und der Zweck war erreicht.

Am ersten Jahrestage des Attentats, womit sich ein Jahr so bitter getäuschter Hoffnungen abschloß, hatte Graf Berg an der Spitze der Generalität dem Großfürsten seine Glückwünsche ausgesprochen. Der Großfürst war so tief davon gerührt, daß er kaum antworten konnte. Nach dem Ausdrucke seines Dankes sagte er aber wörtlich: „In den schwierigen Verhältnissen, in denen wir uns hier befinden, sind mein einziger Trost, sind die einzigen Augenblicke der Genugthuung für mich diejenigen, die ich im Schoße meiner eigenen Familie, und die ich mit Euch, meiner zweiten Familie, zubringe. Denn ich weiß, daß wir alle einig sind im gleichen Gefühle der Liebe und Hingebung für den Kaiser." Darauf fuhr er fort: „Ich bedauere, daß meine Stellung und meine Arbeiten mir nicht gestatten, noch thätiger an den Kriegsoperationen theilzunehmen. Denn ich hätte gern Ihre Mühen und Gefahren theilen, gern mit Ihnen auf dem Felde der Ehre mein Blut vergießen mögen. Da dies mir versagt ist, so hat wenigstens der Gedanke etwas Tröstliches für mich, daß ich doch auch meinerseits, und zwar unter sehr peinlichen Umständen, einige Tropfen Blut im Dienste des Kaisers und des Vaterlands vergossen habe."

Warme Kundgebungen der Treue waren die Entgegnung auf diese Rede. Gar kalt und steif dagegen gratulirten die höheren polnischen Würdenträger. Durch den unmittelbaren Gegensatz trat in sichtlicher Weise der Unterschied der Gesinnungen hervor, mit denen gratulirt wurde. Die Großfürstin hatte ein scharfes Auge dafür. Da ihr die Polen das vorjährige Attentat wiederholt als eine in den Annalen ihres Vaterlands vereinzelte Thatsache darstellen wollten, so erinnerte sie die Großfürstin an diesem ernsten Gedenktage mit aller Freimüthigkeit an die gegen zwei polnische Könige, sowie gegen ihren eigenen Oheim Constantin unternommenen Meuchelmorde. Sie fügte hinzu, daß sie so eben auf der Rückfahrt aus der Kirche, wo sie von neuem für die wunderbare Bewahrung ihres Großfürsten Gott gedankt, mit eigenen Augen das Kreuz gesehen habe, das an den Säbelhieb erinnert, der inmitten des Volks auf den Kopf des letzten Polenkönigs Stanislaw August geführt worden.

Wir schließen hiermit unsere Erinnerungen; daß sie an Ort und Stelle gesammelt wurden, darf nicht erst hinzugesetzt werden. Sie haben uns in die Zeit zurückversetzt, wo helle Strahlen der Hoffnung auf eine glückliche Lösung des polnischen Räthsels den Horizont geschmückt. Die ersten unglücksschwangeren Wolken entluden sich, ohne daß sie im Stande gewesen wären, die schimmernde Hoffnung in sich zu begraben. Aber das Dunkel stieg höher und höher; es war, als ob ein schweres weltgeschichtliches Verhängniß sich erfüllen müßte; was auf der einen Seite verschuldet wurde, fand leider auf der andern zuletzt nur noch die rücksichtslose Gewalt gegen sich. Wohl täuschen wir uns nicht, wenn wir glauben, daß das Auge manches polnischen Patrioten, wenn es heute auf die großfürstliche Statthalterschaft zurückblickt, sich mit Wehmuth füllen wird. Damals, und nur wenige Jahre trennen uns davon, durfte die Fahne der Nation mit Recht die Worte tragen: „Polen ist noch nicht verloren!"

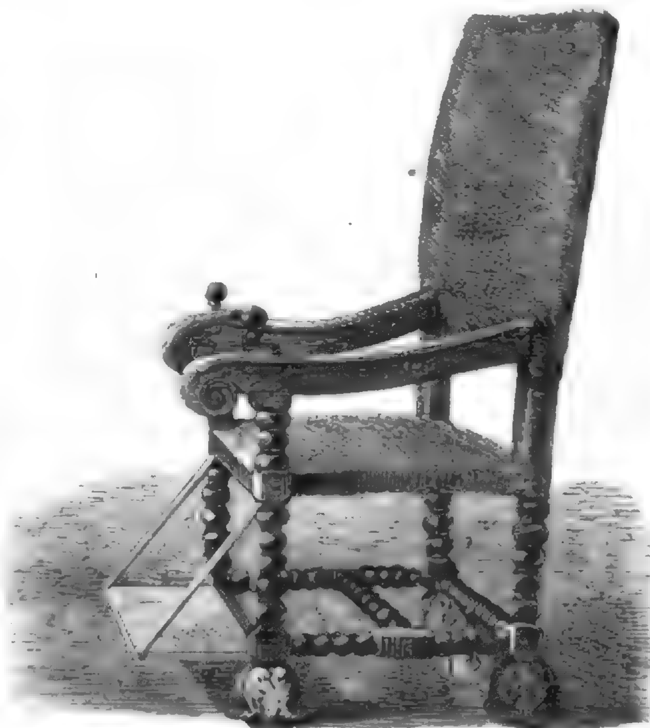
Reliquien und Curiosa.*)

Von Georg Hiltl.

III. Ein vaterländisches Museum.

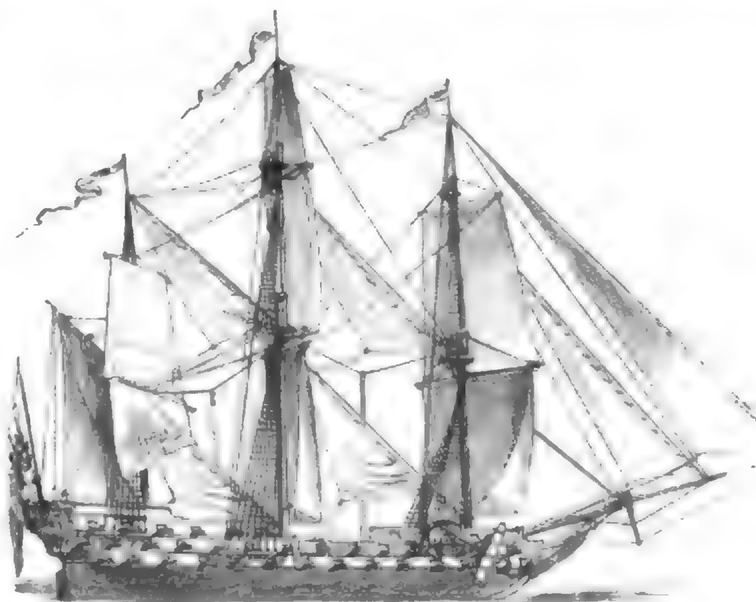
In der Mitte eines der belebtesten Stadttheile Berlins, dicht umschlossen von gewerbtreibender Bevölkerung, von fabrikartigen Gebäuden und am Ufer des mit großen Kähnen bedeckten Spreeflusses, erhebt sich, aus dem frischen Grün eines anmuthigen Parkes hervorragend, das königliche Lustschloß Monbijou. Die Architectur desselben gehört einer entschwundenen Zeit an. Noch sieht man die zierlichen Statuetten in den Nischen der von Laub und Schlingpflanzen halb verdeckten Mauern. Auf den Dächern prangen noch symbolische und mythologische Figuren; eigenthümliche Zierrathen aus Eisen gefertigt, Spuren von Vergoldung zeigend, krönen die Fronten, die Wände sind mit muschelförmigen Arabesken aus Stuck bekleidet, breite Fliesen ziehen sich als Fußpfad neben den Gängen hin, und an vielen Stellen beschattet ein mächtiger Baum das Piedestal, auf welchem dereinst wohl die Statue eines ländlichen Gottes aus dem Grün hervorlauschte. — Schloß Monbijou hat eine ganze, recht interessante Geschichte für sich. Die Mauern dieses gegen das moderne Treiben auffällig contrastirenden Baues könnten viel erzählen. Im 17. Jahrhundert war der Park ein kurfürstlicher Garten. Vor demselben auf dem Platze hatte man einen Weingarten angelegt, den die Hand des Ingenieurs im Jahre 1658 zum Theil für die neue Fortification verwendete. Ehemals lagen hier Wiesen, auf denen, von bewaffneten Hirten gehütet, das Vieh der Berliner Bürger weidete. Der berühmte und berüchtigte Ritter Dietrich von Quitzow, nahm einst an dieser Stelle die Herden durch kühnen Ueberfall weg. Nachdem der Weingarten zur Fortification verwendet worden, baute man eine Mühle an der Spree, dahinter legten die kurfürstlichen Intendanten einen Holzplatz an. Friedrich der Große baute eine Manchester- und Sammetfabrik dahin, welche die Kaufleute Hotho und Welper betrieben. — Park Monbijou fristete sein kleines Dasein bis zum Jahre 1657. Von da ab ward er bedeutender. Eine der edelsten Frauen ihrer Zeit, die Kurfürstin Luise, Gattin des Großen Kurfürsten, erhielt ihn zum Geschenk, um hier eine Meierei anzulegen, die, durch Ankauf von Wiesen und Gärten bedeutend erweitert, lange den Namen „Meierei der Kurfürstin" trug.

Der Ort sollte nicht so bald aus den Händen sorgender Besitzer kommen. Sophie Charlotte, Gattin Friedrichs III., ließ einen Theil des Platzes mit Gebäuden versehen, wofür sie Baustellen vergab. Nur eine Hälfte blieb als Garten stehen. Diese Hälfte erwarb einer der mächtigsten Männer im jungen preußischen Königsstaate, der Minister von Wartenberg, der mit dem Eifer des Prachtliebhabers und Verschwenders die Verschönerungen begann. Er ließ die alten Vorwerksgebäude abbrechen, die reizendsten Parkanlagen schmückten die ehemalige Meierei und stattlich erhoben sich die Mauern eines Baues. Der Minister erfreute sich nicht lange an dem Besitze. Die Blitze des Geschickes schleuderten ihn von seiner Höhe herab. Als ein Verwiesener kehrte er Berlin den Rücken, alle die Herrlichkeiten zurücklassend, die er an vielen Orten in der Hauptstadt mit dem stolzen Selbstgefühl der unerschütterlichen Sicherheit gegründet hatte. Nach seinem Sturze kaufte König Friedrich I. den Garten zurück und schenkte ihn seiner Gemahlin. Seit jener Zeit trägt der Ort den Namen Monbijou. Elegante Cavaliere, reizendgekleidete Damen, eine fröhliche und prächtige Gesellschaft, füllte nun die Gänge des Parkes. Die zierlichen Gondeln landeten an dem Ufer, zu welchem eine breite Treppe hinabführte, bis Friedrich Wilhelm I, der sparsame Sohn des prachtliebenden Vaters, den Thron bestieg.



Friedrich Wilhelms I. Fahr- und Sterbestuhl.

Monbijou stand ziemlich einsam. Da belebten sich seine Räume wieder durch seltsame Gäste. Männer in halborientalischer Tracht, mit gewaltigen Bärten, Frauen von robustem Körperbau und grobsinnlichem Aeußern zogen am 19. September 1717 in die Zimmer. Ihnen allen voran eine mächtige Gestalt: Czar Peter der Große von Rußland wohnte hier als Gast Friedrich Wilhelms I. Die Wahl seiner Wohnung hatte man dem berühmten Herrscher selbst überlassen und sie war auf Monbijou gefallen. Die Russen fühlten sich hier heimischer als im großen Schloße. Sie richteten die Wohnungsräume arg zu und als sie mit ihrem großen Beherrscher das Gebäude verlassen hatten, mußten neue Dielen gelegt, die Wände frisch gestrichen werden, um die Spuren des kaiserlichen Besuches zu verwischen.



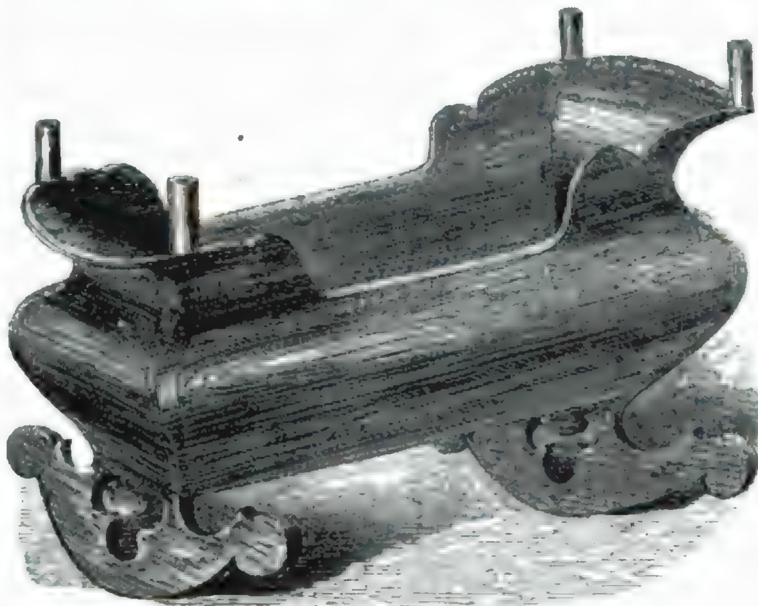
Modell des Schiffes „Kurprinz".

1729 wohnte als Gast König Georg I. von England hier, und zur Feier der Anwesenheit Augusts II. glänzten Park und Schloß in dem Schimmer einer Illumination. Als Friedrich Wilhelm II. zur Regierung gelangte, entstanden nach Ungers Zeichnungen die jetzigen Gebäude, welche die Königin bewohnte. Manches Fest ward jetzt im Schlosse gefeiert, Theatervorstellungen versammelten ein ebenso glänzendes als heiteres Publicum und erst später vereinsamte das Schloß wieder, um in den Räumen seiner Gartenpavillons eine ernste, feierliche, stumme Versammlung aufzunehmen: die Mumien, Statuen und Götterbilder, welche das Egyptische Museum Berlins bildeten. Der Park ward dem Publicum zur Benutzung überlassen

*) Siehe III. Jahrgang. S. 572 ff.

und bildete, wie noch heute, das Eldorado der Kindermädchen, flanirender Müssiggänger und solcher Leute, die sich aus dem Lärmen der großen Hauptstadt schnell in schattige Einsamkeit zurückziehen wollen.

In neuester Zeit hat das Gartengebäude, die ehemalige Orangerie, eine andere Bestimmung erhalten. Zahlreiche Reliquien aus der brandenburgisch-preußischen Vorzeit waren in verschiedenen Räumen, Schlössern, oft sogar in den Winkeln der letzteren versteckt und verstreut. Nach dem Vorgange anderer Städte, z. B. Paris, wurde in den langen Galerien und öden Zimmern des Monbijou-Pavillons ein vaterländisches Museum gegründet, indem man die überall vereinzelten Raritäten hier zu einer in der That höchst interessanten Sammlung vereinigte, welche bald dem großen Publicum eröffnet sein wird. Es ist das Verdienst des Herrn Geheimenrathes Dohme, eine so belehrende, für die Geschichte wichtige Sammlung ermöglicht zu haben, denn er hat mit unermüdlichem Eifer oft aus den verborgensten und dunkelsten Räumen die einzelnen Stücke hervorgesucht und zusammengestellt, wobei das königliche Hofmarschallamt ihm die kräftigste Unterstützung zu Theil werden ließ. Noch fehlen hier und da wichtige Gegenstände in den Schaukästen und Spinden, aber sie werden bald alle herbeigeschafft und geordnet sein.



Friedrichs des Großen Wiege.

Die ersten Zimmer enthalten Familienbilder und Porträts preußischer Feldherren, Schlachtengemälde, welche große Momente aus den Freiheitskriegen darstellen und einzelne Büsten. Im ersten Saale befindet sich auch die berühmte und berüchtigte Statue einer Nymphe, welche dereinst die Ursache schmählicher Verläumdung für die unglückliche Königin Marie Antoinette wurde.

Eine schmale Galerie mit allerlei Hausgeräth, Schränken und Möbeln, angefüllt, führt zu dem im Geschmack Ludwigs XV. verzierten Corridor, der mit einer großen Menge alten chinesischen Porzellans gefüllt ist und ehedem ein Orangenhaus war. Einige Stufen aufwärts steigend gelangt man in den Büstensaal. Theils in Marmor, theils in Gyps nachgeformt, sind hier Büsten und Figuren im verjüngten Maßstabe aufgestellt, welche Mitglieder des preußischen Herrscherhauses, Staatsmänner, Künstler und Feldherren darstellen, deren Namen die preußische Geschichte verewigt. Dieser Theil der Sammlung sieht noch einer besonderen Vervollkommnung entgegen, aber unter den vorhandenen Exemplaren findet sich heute schon des Interessanten so viel, daß niemand den Raum unbefriedigt verlassen wird. Man findet Erzeugnisse, die früher unbeachtet im Dunkel unmodern gewordener fürstlicher Gemächer ihre Schönheiten den Blicken der Kunstliebhaber verbargen, Exemplare, welche den Schmuck mancher Sammlung bilden würden. Hier lächelt dem Beschauer das engelgleiche Antlitz der Königin Luise entgegen; halb in einen Schleier gehüllt erscheint das herrliche Haupt, nach Schadows Meisterwerk geformt, in einer Darstellung, wie sie sonst nicht gefunden wird. Zwei kleine Büsten schauen ernst vom Repositorium herab. Die eine zeigt das jugendliche und doch bereits von eisernem Ernst überzogene Antlitz Bonapartes, des jungen Consuls, die zweite das antike Gesicht des Kaisers Napoleon. Nicht weit davon glänzt die imposante Büste Finkensteins, und das breite Gesicht des alten Dessauers erscheint wie ein guter Bekannter, der sich aber wunderlich vorkommt in dieser ihm zum Theil ganz ungewohnten Umgebung. Steigen wir einige Stufen hinab, so befinden wir uns wiederum in einem langen Corridor. Er enthält eine reichhaltige Sammlung von Fuhrwerken aus dem kurfürstlichen und königlichen Marstalle. Wunderliches Geräth, welches hier aufgestellt ist. Die schweren, oft plumpen Formen wechseln mit ganz zierlichen Gestellen ab und geben nicht nur ein getreues Abbild des Geschmackes der Zeit, sondern vergegenwärtigen zum Theil recht lebhaft die Personen, welche sich in den Fuhrwerken schaukelten. Da ist ein Wagen für die kurfürstlichen Kinder — welche, sagt uns keine Nachricht. Ein reizendes Wägelein mit wer weiß wie vielem Schnitzwerk und seltsamen Vorrichtungen zum Lenken, Halten und Ausbiegen. Reich mit goldlackirter Arbeit und rothem Anstrich versehen, zeigt der kleine Wagen das brandenburgische Wappen, dem der Scepter noch fehlt. Ein Wagen zum Befahren der reichen und ausgedehnten Gartenanlagen, welche Friedrich I. als König von Preußen schuf, repräsentirt ganz die barocke Zeit: jene Mischung von Roccoco, Renaissance und chinesischem Pagodenschmuck, welche sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts breit machte. Der Wagen hat einen Sonnenschirm, und es bedarf nicht großer Phantasie dazu, um sich den geschmückten Mohren hinten aufstehend zu denken. Nicht weit davon sind zwei Schlitten aufgestellt; einer, den ehemals Friedrich I., ein anderer, den seine Kinder benutzten; beide sind elegant für die damalige Zeit zu nennen.



Friedrich Wilhelms I. Schreibtisch.

Eine höchst interessante Reliquie ist der Fahr- und Sterbestuhl Friedrich Wilhelms I. Der strenge Monarch, dem Preußen so viel verdankt, der Vater Friedrichs des Großen, hat auf diesem verschossenen Sammetpolster oft genug in den furchtbarsten Schmerzen, welche die Gicht ihm bereitete, über seine wunderlichen Pläne zur Beglückung der Unterthanen nachgedacht. Hier auf diesem Stuhle fertigte der König, wenn ihn die Langeweile plagte und das Leiden ihn fesselte, jene seltsamen Bilder seiner großen Grenadiere an, malerische Erzeugnisse, unter die er den Spruch zu setzen pflegte: „In doloribus pinxit *)“. Der ungeheuerliche Stuhl ist aus Rüsternholz und zeigt Spuren von Vergoldung, sowie noch jetzt eine schmale Goldborte auf den Nagelfugen sichtbar ist. Das Trittbrett, gegen welches der König seine Füße stemmte, ist beweglich und an den Armlehnen befinden sich Kurbeln zum Drehen, die einen höchst einfach..

*) Unter Schmerzen gemalt.

Mechanismus in Thätigkeit setzen, mittels welches der Stuhl im Zimmer umhergefahren werden kann. Ein in sich bewegliches Rad regelt den Gang und befindet sich zu dem Ende an der hinteren Querleiste. Man sieht den plumpen, wuchtigen Formen an, daß sie zum Gebrauch für eine Persönlichkeit bestimmt waren, die, fern von jeder Eleganz und Leichtigkeit der Gebilde, nur das Praktische im Auge hatte. Die Kurbelknöpfe sind aus Holz und deutlich erkennt man, daß sie stark gebraucht und oft in Bewegung gesetzt worden sind, um die in den Knollenfüßen versteckten Rollen zu treiben. Der König fuhrwerkte, auf diesem Stuhle sitzend, im Zimmer umher; wenn die Gicht ihm den Gebrauch der Hände erlaubte, dann drehte er selbst und schaffte sich an den gewünschten Ort, wie es noch wenige Tage vor seinem Tode geschah, wo er sich an das Fenster rollte, um die Stallknechte von oben herab zu revidiren, deren Nachlässigkeit im Aufzäumen der Pferde ihn in großen Zorn versetzte. Die Wände des Corridors sind mit Geschirren für die Rosse des kurfürstlichen Marstalles behängt, einige darunter zeigen einen ungeheuren Umfang und tragen mächtige Schellen. Rechts und links von der Eingangsthür befindet sich eine Anzahl feingearbeiteter Lanzen zum Ringelstechen und Quintenrennen. Sie gehörten den Cavalieren, welche einst das berühmte Turnier im Lustgarten zu Berlin bestanden, welches Friedrich der Große veranstaltet hatte. Römer und Saracenen, Ritter und Reisige rangen hier um den Preis, den die Prinzessin von Preußen vertheilte. Die glänzenden Vorstellungen fanden bei einer Illumination statt, welche durch verschwenderische Pracht alles bisher in Berlin Gesehene dieser Art verdunkelte. Tausende von Lichtflammen bestrahlten die vor Lust glühenden Gesichter, blitzten in den Diamanten und Stickereien und spiegelten sich in den Wellen des Flusses, den geschmückte Boote bedeckten. Voltaire besang das prachtvolle Schauspiel, der unglückliche Trenck that sich hier besonders durch Reiterkünste hervor, und der junge Officier Hans Joachim von Ziethen gewann ein Paar Hemdenknöpfe aus Brillanten.

Wenn die Wagengalerie durchschritten ist, sehen wir uns plötzlich inmitten eines kleinen Raumes, dessen Wände seidene Stoffe bedecken. Fensterlöcher, aus Schnüren gewebt, zeigen sich, schöngewirkte Borten laufen über den rothen Grund und zierliche Falten bilden die Decke. Es ist das Zelt, welches der Sultan einst Friedrich dem Großen zum Geschenk machte. —

Ein großes Gemach enthält den Thronsessel der Hohenzollern. Vor demselben befinden sich umfangreiche Glaskasten, in denen bald eine bedeutende Zahl von Reliquien ausgelegt sein wird. An der Hauptwand ist ein Glasspinde angebracht, welches Kleider von historischem Werthe einschließt, — Ordensanzüge der Hohenzollerschen Regenten, Paradedegen und Schärpen. An der Seite hängt der weißseidene Krönungsmantel des unglücklichen Königs von Neapel, Joachim Murat. Der letzte große Saal, dessen Länge eine ganz bedeutende ist, zeigt einen besonderen Reichthum an interessanten Gegenständen aller Art. Linker Hand vom Eingange gewahrt man eine kolossale Drechselbank, vor derselben ein Brett mit Eisen, Zangen, Hammern und Feilen. An dieser Bank arbeitete Czar Peter der Große, um die Würde eines Drechslermeisters zu erringen, die für den ausgezeichneten Mann der Gegenstand seiner lebhaftesten Wünsche geworden war. Der Fuß, welcher ganze Geschlechter mit einem zornigen Tritte vernichtete, setzte das Schwungrad in Bewegung, um Rollen oder Kugeln, Walzen und Stangen herzustellen; die Hand, welche ein Reich neu erschuf und durch ihren Wink eine Kaiserstadt herzauberte, umfaßte die Holzgriffe jener Werkzeuge in den Stunden der Arbeit, wo der Selbstherrscher als einfacher Handwerker sich abmühte. Der Czar schenkte die Drechselbank an Friedrich Wilhelm I. Die Wände des Saales bedecken mächtige Gobelintapeten, welche der große Kurfürst fertigen ließ. Sie stellen die wichtigsten Momente aus den Kriegen dar, die Friedrich Wilhelm glorreich führte und durch deren glückliche Beendigung er sein kleines Land in die Reihe der großen Nationen stellte, welche das Schicksal Europas entschieden. Die Gebrüder Frey malten und zeichneten die 14' hohen und 16' breiten Cartons, welche der Franzose Mercier zur Anfertigung der Webereien benutzte. Die erste Tapete zeigt die Schlacht bei Fehrbellin. Die zweite die Belagerung von Wolgast. Sie liefert ein getreues Abbild der Batterien und Angriffslinien. Auf der dritten Tapete erblickt man die Darstellung der Belagerung von Stettin, die vierte stellt den Uebergang über das kurische Haff dar. Es ist jene historisch merkwürdige Schlittenfahrt über den Eisspiegel, die der große Kurfürst unternahm. Der gewaltige Mann ist im Mittelpunkte im Schlitten neben seiner Gattin sitzend zu erblicken. Die Schwadronen und Bataillone ziehen in dichten Scharen über die Eis- und Schneefelder dahin. Kostüme und Porträts sind trefflich wiedergegeben und bilden für den Historienmaler eine köstliche Fundgrube. Auf dem fünften Gobelin ist die Landung der kurfürstlichen Armee auf Rügen dargestellt.

Den Gobelins gegenüber breitet ein stattliches Modell des Schiffes „Kurprinz“ seine Segel und Raaen aus. Es führt den Beschauer in jene Zeit zurück, wo die hölzernen Seeungeheuer, schwimmenden Festungen gleichend, einen ganzen Wald von bearbeitetem Holze in sich trugen. Am Spiegel etagenförmig aufgethürmt, mit hochaufstrebendem Bugspriet und plumpen Rippen gewährt es einen imponirenden Anblick, gegen dessen stolze Schönheit das kleine Kriegsfahrzeug neuester Construction, welches wir dicht neben dem „Kurprinz“ erblicken, fast verschwindet, und doch — wenn beide Schiffe ihre Feuerschlünde gegen einander richten würden, wie bald wäre das Schicksal des Kolosses entschieden, wie schnell würden jene stolzen Masten und Raaen, die in Grün und Gold prangende Verzierung an Spiegel und Gallion zersplittert durch die Luft fliegen im verheerenden Feuer der Geschütze des kleinen Seedrachen. Der „Kurprinz“ war eins der Schiffe, welche zur Belagerung Wolgasts mitwirkten und ihre Kugeln von der Seeseite her in die Festung schleuderten.

Zahlreiche Sänften, Stühle und sonstige Ueberbleibsel beschäftigen den Besucher, aber der große Saal hat Schätze aufzuweisen, die an sich kaum wenige Heller werth sind, und die doch schwerlich bezahlt werden können. Diese einzelnen Stücke sind einer Geschichtsschreibung werth, an ihre schlichte Außenseite knüpfen sich Erinnerungen, Gedanken an Macht, Größe, an herbe und bittere Stunden. Wenn man diese Stücke der Reihenfolge nach hintereinander aufstellt, so liegt zwischen jedem ein großer Abschnitt aus der Geschichte Preußens und die einfachen Dinge gleichen Stationen, bei denen die Ereignisse einen Augenblick Halt gemacht haben. Da ist eine ganz einfache Wiege aus Buchenholz, nicht einmal Politur ist daran verschwendet, sondern rohe Beize verleiht ihr eine bräunliche Färbung. Die bauchige Form des Kastens, die ausgeschnittenen Wellen, die Schwingungen verrathen den Zopfstyl. Inwendig ist ein Rahmen, der herausgenommen werden kann, dann zeigt sich eine große umfangreiche Höhlung, welche das Kind, dessen Lager der Kasten werden soll, vor dem Herausfallen sichert. Auf den vier Ecken sind Erhebungen mit Löchern angebracht, offenbar, um die Stangen aufzunehmen, welche eine Art von Baldachin oder eine Gardine zum Schutze für das Kind tragen sollten. Kein Handwerker, kein Landmann konnte seinem Neugeborenen eine schlichtere Lagerstätte geben und doch ruhte in dieser Wiege das Kind, welches bestimmt war, dereinst der größte Mann zu werden, der größte König, zu dem die staunenden Völker emporblickten. Diese Wiegewellen schaukelten die Augen in Schlummer, welche später durch ihre Blitze die Mächtigsten der Erde zittern machten, aus den Händen des Meuchelmörders den Giftbecher fallen ließen und in die kleinsten Winkel des Staatsgebäudes drangen. Es ist die Wiege Friedrichs des Großen. — Genau so, wie die ganze Haushaltung Friedrich Wilhelms I. war, ist die Wiege für den Kleinen. Einfach, bürgerlich, wie der Hausvater, nicht wie der König, richtete der strenge Mann sein Geräth für den häuslichen Bedarf ein, wie konnte da die Ruhestätte des Sohnes prunkvoll und prahlerisch werden? wie viele der Hochgeborenen schlummerten in vergoldeten, oft wirklich goldenen oder silbernen Wiegen, deren Seiten und Wellen kostbare Verzierungen bedeckten, wo ein herrlich geschwungenes Ornament, ein mit Perlen verzierter Vogel den Schleier hielt, dessen Falten das ruhende Kind schützten? wo sind sie geblieben, die solchen Betten entwuchsen? wer kennt sie? wo hat die Geschichte ihre Namen verzeichnet? vergessen — verschollen! Der Einzige, der Große, schlummerte in der roh gebeizten Wiege aus Buchenholz, die sein Vater von echten märkischen Holzbrettern zusammenfügen ließ. Welche Personen haben diese Wiege einst umstanden? welche Hoffnungen und Wünsche sind an ihr laut geworden, aus der die ersten Laute Friedrichs hervordrangen — wimmernde Laute, wie sie das Knäblein des Aermsten im Lande nicht anders ausstößt.

Von der einfachen Wiege zu einem noch einfacheren Tische. Jahre sind vergangen, seitdem die Wiege zum ersten Male in Bewegung gesetzt ward. Vor dem Eichentische steht ein finster blickender Mann in der Uniform des Potsdamer Garderegimentes.

Er lehnt beide Arme auf die Tischplatte und beißt seine Lippen. Vor ihm auf dem Tische liegt ein großes, engbeschriebenes Blatt Papier mit mächtigem Siegel versehen, ein Schreibzeug steht davor. In dem kleinen Gemache — es ist im Jagdschlosse zu Wusterhausen — sind noch zwei Männer anwesend, ein Gerichtsrath und ein Officier. Beide wagen kaum zu athmen. Der Mann vor dem Tische liest das Geschriebene aufmerksam, dann murmelt er einige Worte des Zornes und ergreift die Feder, taucht sie mit heftiger Geberde in die Tinte und wirft schnell seinen Namenszug unter die Schrift. In diesem Augenblicke entringt sich den Kehlen der beiden stummen Zuschauer ein heiserer, dumpfer Schrei. Der Mann vor dem Tische wirft die Feder bei Seite und tritt zurück. König Friedrich Wilhelm I. hat so eben an jenem Tische, den wir heute noch im Saale zu Monbijou sehen, das Todesurtheil des unglücklichen Katte unterschrieben. Kattes Verdammung zum Henkerschwert — der in Küstrin gefangen sitzt, nur wenige Schritte entfernt von dem gleichfalls gefangenen Kronprinzen, mit dem er die Flucht ins Ausland unternehmen wollte. Des Freundes Haupt fiel — nur mit genauer Noth entrann der Kronprinz einem gleichen Schicksal. Er litt die Qualen des Todes, als man Katte an seinem Fenster vorüber zum Richtplatz führte, aber von jenem Augenblicke an, wo der strenge Vater den Freund zum Tode verdammte, datirt ein neuer Lebensabschnitt des großen Friedrich. Mit jenem Federzuge, der Katte vernichtete, war der Ernst, der schwere, ungeheure Ernst an den Kronprinzen herangetreten. Das furchtbare Ereigniß wandelte ihn mit einem Schlage um, es stählte seine Seele, wenn es auch vielleicht sein Gemüth mit härterer Schale umgab.

Ein großer Waschstein, dessen sich Friedrich Wilhelm I. bediente — er wusch sich fünf Mal des Tages — erregt ein Lächeln, aber der König hielt den Glauben fest: „Daß in reinlichem Körper eine reinliche Seele wohnen müsse." Er fand die Türken in diesem Punkte sehr vernünftig und lobte ihre Waschungen. Wenn er bei einem Bekannten speiste, so mußte jedesmal im anstoßenden Zimmer ein Waschnapf auf einem Sandhaufen für ihn bereit stehen, dabei lag ein Handtuch. Nach der Mahlzeit wusch sich der König und band dann in einen Zipfel des Handtuches einen Ducaten als Trinkgeld.

Wir stehen vor einer dicken Rolle Papiere. Wenn wir sie ausbreiten, so sehen wir eine Anzahl grobgezeichneter Pläne vor uns. Gegenden und in denselben lange, oft zickzacklaufende Linien sind darauf verzeichnet. Es sind die Schlachtpläne Friedrichs des Großen. Von der Wiege — über die Todesschrift auf der Tischplatte hinweg bis zu diesen Plänen. Welche Reihe gewaltiger, den alten Staatenkörper erschütternder Begebenheiten. Auf diesen halbvergilbten Bogen groben Papiers ruhten die Augen des großen Königs und Feldherrn, jene dunklen Linien entlang fuhr sein hagerer Finger und die Gedanken folgten demselben, knüpften ein Netz von Bataillonen und Schwadronen, das sich mit den Wäldern, Bergen und Flüssen verflocht, in dessen Maschen der Riesengeist Friedrichs seine mächtigen Gegner erstickte. Arbeit — Gefahr — Kampf — daraus setzte sich das Leben des „Einzigen" zusammen. Durch die Stille, welche nach mühevollem Tagewerke ihn umlagerte, tönte die Flöte, rauschten die Blätter eines Buches voll Poesie oder Wissenschaft, welche der König eifrig lesend umwendete.

Von den Kriegsplänen emporblickend, fällt das Auge auf einen schwarzen Ebenholzschrein. Hinter der Glasscheibe ruhen auf dunklem Sammet die Todtenmaske und die in Wachs geformten Hände Friedrichs des Großen. Das Antlitz des Vollendeten, gewährt keinen freundlichen Anblick. Ein strenger, mit leichtem Anfluge von Schmerz gepaarter Zug lagert auf dem Gesichte. An den sterbenden König Friedrich konnte der Tod nicht sanft herantreten. Es galt einen harten Kampf zwischen dem Riesengeiste und dem Schnitter mit der alles mähenden Sense, denn der König war bis zu seinen letzten Augenblicken mit Plänen für das Heil seines Landes beschäftigt. Jener Schmerz, der sich auf dem bleichen Todtenantlitze lagert, trat hervor, als selbst der Gewaltigste seiner Zeit die letzte Stunde nahen fühlte, die seinen großen Entwürfen Halt gebot und den mächtigen Geist dieser Erde entrückte.

Vieles zeigt sich im großen Monbijou-Saale, das ausführlicher Beschreibung werth ist. Dergleichen Sammlungen reden oft genug deutlicher zu dem Beschauer, als es dickleibige Folianten im Stande wären, und die Eröffnung solcher Säle kann man mit vollem Rechte als den Beginn eines Lehrcursus für allgemeine Volksbildung bezeichnen. Die große Masse des Volkes hat stets die richtige Empfindung für ähnliche Institute, und im Louvre zu Paris ist die Abtheilung, welche vaterländische, historische Reliquien enthält, stets die besuchteste.

Das Museum im Monbijou-Schlosse zu Berlin ist zum ersten Male am 26. Mai d. J. den historischen Vereinen zu Berlin und Potsdam zur Besichtigung eröffnet worden, deren Mitglieder unter Führung des Geheimrathes Louis Schneider die interessante Sammlung in Augenschein nahmen. Bald wird es dem großen Publicum offen stehen, gewiß zahlreiche Besucher heranlocken und sicherlich mehr des Sehenswerthen bieten, als Sammlungen langweiliger Spielereien aus Elfenbein oder chinesischer Porzellanungeheuer, welche höchstens den verzerrten Geschmack eines übersättigten Zeitalters repräsentiren.

Am Familientische.

Ein Winzerfest in einem verschrieenen Strich.

Eine land- und forstwissenschaftlich wichtige Frage und der vielfach interessante diesjährige Vorort der Generalversammlung des „Landwirthschaftlichen Centralvereins der Provinz Sachsen" 2c. hatten den friedsamen Berichterstatter in den Tagen des 7. und 8. Octobers nach Naumburg, dem Mittelpunkte eines der vorgeschobensten Posten deutschen Weinbaues, gezogen. Längst hatte er auf seinen vielen Schienenfahrten durch das dort so reizende Saalthal sehnsüchtige Blicke nach den weinumkränzten Höhen geworfen und eine Herbstwanderung in die traubenschweren Berge auf ein künftiges Reiseprogramm gesetzt.

„Warum immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah!"

Aber aller Weisheit des Spruches und allen jährlich wiederkehrenden Vorsätzen zum Trotz sind dennoch viele, viele Jahre verflossen. Erst nachdem er die Reben des Rheinthales — und mancher seiner Nebenthäler — vom ersten kindlich schwachen, aber vielversprechenden heißblütigen Versuche im „Bündner Oberlande" bis zum letzten alterschwachen „des Vaters des Weines" — wie die Araber sagen würden — gekostet; erst nachdem er die Trauben, Flaschen und Fässer eines großen Theils von Ungarn, Serbien, Oberitalien, Frankreich und des größten Theils von Deutschland durchgeprobt, und sogar bei dem ehrgeizigen Rivalen der Saalnixe, den „Schlesischen Bergen" als „geborner Schlesier" zu debütiren gewagt; erst nachdem er alle Regenbogenfarben vom reinsten Silber durch Gold und Rosa bis zum feurigsten Rubinroth, und vom verdächtigen Grün durch wirklich unbestimmbare Farbentöne bis zum dunkelglühenden Purpurbraun des stocksüßen Negadiners — Serbiens wenigbekanntem aber ebenbürtigem Nebenbuhler des Königs der Magyaren-Weine — im Glase gesehn: leider dann erst suchte und fand er das so nahe liegende Gute!

Also direkt zum Winzerfeste! Wir traten in geschlossenen Reihen an auf dem Schützenplatze!

Achtung! Musik voran!! Die Invaliden in die Wagen! Die Jugend, auch die im grauen Kopfe, in Schritt und Tritt! Vorwärts! Marsch!

Da — Pumps — ein Böllerschuß von der weingrünen Höhe! Noch einer! Und noch einer! — Halt und Sammlung der rückwärts Ausgeschwärmten! Und dann mit den Nachzüglern muthig hinauf auf die rebenprangenden Höhen!

„Ha, wie überraschend schön! — Welch reizende Fernsicht! — hat sich Vater Rhein köstlicher geschmückt?"

„Unten diese hübsche Villa, und hier die epheubedeckte Klause! Hunderte von weißen und rothen Häuschen und Thürmchen im Reben- und Waldesgrün! Selbst alte Burgen und Ruinen fehlen nicht! Und was dem Rheingau mangelt: das saftige Wiesengrün und die parkähnlichen Waldpartien, unter denen sich das Silberband der Saale verliert; das traulich, wohnlich Liebliche — in der That, das behauptet doch seinen Reiz neben der unvergleichlichen Majestät des interessantesten aller europäischen Ströme und seiner vielbesungenen und vielbegehrten Berge!"

„Und dies Leben heute! Alle die traubenprangenden Rebgänge mit ihrem leuchtenden „Noli me tangere"; alle die Absätze und Vorplätze und die Fenster und die Thüren bis zur Thalsohle hinab, wie bunt belebt von natürlichen und — veredelten Winzerinnen und Landwirthen und Professoren und andern Damen und Herren —"

„Ja, und dort unten das lockende Kaffeezelt! — Aber, sehen Sie, sind die Plätze nicht schon gefüllt?" —

Und hinab ging es die wohlgepflegten Treppenstufen des Köhlmannschen Muster-Weinberges — immer unter lustigem Hörnerschall und Karthaunenknall. —

Bald waren die Bänke vor dem noch anderen als Mokka-Nektar bergenden Zelte dicht und bunt besetzt, und eben so schnell begannen die feinen Aethergeister des braunen Gelehrtentrankes die auf den Treppenstufen allmählich erstorbene Discussion wieder zu erwecken.

Zum Glück blieb's bei den ersten Lebenszeichen! Denn aus der Köhl-

mannischen Kelter bewegt sich ein bunter Zug auf dem Wiesenplan daher und macht vor dem Zelte Halt. Voran die Musik; dann in Weiß und Grün eine ideale „Auslese“ junger Winzerinnen mit einer realen dito grüner, gelber, rother und blauer Prachttrauben in eleganten Körbchen; dann, von zwei echten Winzern getragen, eine bunte Riesentraube; endlich eine gleichfalls echte Winzerschar mit zwei lebenden Rebstöcken und allen Geräthschaften, um die Pflege des Weinstocks vom Pflanzen bis zur Lese zu demonstriren.

Da treten zwei der idealen Winzerinnen aus dem Chor hervor, um in wohlklingenden Versen dem „auserwählten Wandervolke der Ceres und des Pan,“ durch die Kalebtraube den Glauben an die Nähe des gelobten Landes und das Geständniß abzuringen, daß der schüchterne, kleine Zweigverein in die stolze Industrie des Landbaues mit grünumlaubten Reben noch einige Poesie webe, ja der Poesien beste: goldenen Wein in Purpurtrauben, und mit einem dem kleinen schüchternen Zweigvereine recht wohlanstehenden schüchternen Selbstbewußtsein bitten sie:

„Keiner wird den Saft uns lästern.
Den er schlürft aus solcher Frucht!“

Ist es doch, als hätte sich das „Wandervolk der Ceres“ urplötzlich in Bachuspriester verwandelt und als gälte es, dem „neuen Gotte“ mit der Fanatik des Renegatenthums eine erste Libation darzubringen: so schnell verschwinden die köstlichen Trauben aus den Körbchen und Körben der schelmischen Winzerinnen. Völlig widerstandlos gegenüber den freundlichen Blicken und Worten der Credenzenden strecken sich die Hände nach der Gold- und Purpurfrucht, auf die gerade einer der wenigen Sonnenblicke des Tages fällt, und manch kleiner Cognak und mancher Schoppen „57er Auslese“ bester Lage soll wieder gut machen, was des Guten zu viel geschehen.

Die Gäste sollen aber auch sehen, daß solche Trauben und solcher Wein nicht allzu direkt vom Himmel fällt oder aus der Erde schwillt. Winzer werden zur Stelle beordert. Sie pflanzen zwei ausgehobene Weinstöcke vor unsern Augen kunstgerecht in den verwunderten Wiesenboden; die Reben werden beschnitten, bepfählt, angebunden und eine Probe der viermaligen Bearbeitung des Bodens mittelst des zweizinkigen Karstes gegeben: alles unter belehrenden Bemerkungen der Herren „Weinbergsherren,“ zu denen auch ein Veteran der Winzer mit sichtlichem Stolze sein Scherflein beiträgt.

Da sprengt ein langes Ah —! und ein schmetternder Tusch den dichten Kreis der theilnehmenden Zuschauer! Ein bunter Ballon erhebt sich in die graue Luft! Eben soll ein zweiter folgen, da braust ein rauher Südwest durch die nahen Baumwipfel und treibt das schwere, drohende Haufengewölk näher und näher. Schon fallen einzelne Tropfen! Da lodert ein mächtiges Strohfeuer empor! Das ist ein „Weinbergsfeuer“ der Weinlese. Ein bunter Reigen tollt um die Glutsäule. — Seitwärts aber haben sich die sturm- und regengehärteten „idealen“ Winzerinnen zur Quadrille aufgestellt, und drei oder vier Touren worden trotz Jupiter pluvius muthig zu Ende geführt — dann flüchtet alles unter das schützende Zelt.

Unter Regenschirmen aber wird noch das „specielle Nationallied Naumburgs“ — das bekannte humoristische Hussitenlied — theilweise mit drastischer Komik vorgetragen — und leider unterbrochen, rettungslos zu Ende ist das schöne Winzerfest, das unter Gesang und Tanz und Feuerwerk bis zum Abend hatte dauern sollen.

Auch ein Wettspinnen.*)

In dem gesegneten Landstrich zwischen Deister und Leine, dem uralten Stammlande des Welfenhauses, ist der Flachsbau eine der wichtigsten ländlichen Arbeiten. Der Flachs liefert nicht blos den hauptsächlichsten Bestandtheil der täglichen Kleidung, einen bedeutenden Theil des Gesindelohnes, sondern die ärmere Klasse der ländlichen Bevölkerung findet auch in dem Flachse Beschäftigung und Verdienst während der rauhen Winterzeit, die den Arbeiten im Freien Stillstand gebietet. Der Ruhm, eine tüchtige Spinnerin zu sein, erhöht nicht blos den Lohn einer Magd, sondern gereicht auch sonst jedem Mädchen zu großer Empfehlung.

Als ich als junger Pfarrer angestellt wurde, hatte ich in meiner Gemeinde einen armen rechtschaffenen Leinweber, dessen Frau durch Gliederlähmung zu aller Arbeit unfähig wurde. War bisher schon Armuth vorhanden, so trat bald Noth ein, der nach Kräften zu steuern ich ernstlich bemüht war. Als der Mann mir aber einst bei einem Besuche noch geklagt hatte, daß ihm die Leinewand zur eigenen Bekleidung ausgehe, da seine Frau nicht mehr spinnen könne, so wußte ich keinen Ausweg, und schüttete beim Rückwege mein Herz gegen Frau L. aus, eine tüchtige Bauerfrau, rührig zur Arbeit früh und spät, den Trost und die Zuflucht aller Verlassenen und Armen, aber den Schrecken des faullenzenden Gesindels. Diese Frau wußte auch sofort Rath. „Ich will ihm sagen,“ antwortete sie mir, „daß er sich Spinngesellschaft bittet.“ Ich war verwundert, daß der Arme noch sollte Gesellschaft geben, vertraute aber der Rathgeberin, ohne weiter zu fragen.

Einige Tage nachher begegnete ich wirklich meinem Schützling in Sonntagskleidern auf der Gasse, und er theilte mir auf mein verwundertes Gesicht ganz erfreut mit, er lade auf morgen Spinngesellschaft, und nun erfuhr ich auch die Bedeutung der Sache. Jedes Bauernhaus in der Gemeinde stellt in solchem Falle seine beste Spinnerin, und was in der Gesellschaft gesponnen wird, gehört dem Gastgeber. Die meisten Bauern senden mit der Spinnerin auch den Flachs, so erfordert es die Ehre des Hauses; nur die weniger begüterten suchen sich diesem Opfer wohl zu entziehen und überlassen es dem Wirth, für Flachs zu sorgen. Außerdem erzählte mir der Mann noch mit strahlendem Auge, die erwähnte Bauerfrau habe ihm auch Mehl und Zubehör gesandt, daß er seine Gäste mit Kuchen bewirthen könne.

Am folgenden Mittag um 12 Uhr sah ich nun die jungen Dirnen mit ihren geschmückten Spinnrocken, die meist so voll und schwer waren, daß sie bei gewöhnlichem Spinnen auf mehrere Tage ausgereicht haben würden, der Einladung Folge geben, fröhlich als ging's zum Feste. Gegen Abend machte ich mich auf, um der Gesellschaft einen Besuch zu machen. Da des Webers Stube zu klein war, so hatte der Hauswirth seine geräumige Stube angeboten. Da saßen nun diese Mädchen ohne Unterschied des Standes, die Tochter des großen Bauern neben der einfachen Dienstmagd im Kreise und glühten vor Anstrengung und Eifer des Wettkampfes, wer dem Armen am meisten Garn liefern würde, dabei heiter scherzend, als wäre ihnen zu Liebe die Gesellschaft gegeben. Und in der Mitte saß der Gastgeber, haspelte und haspelte, denn das war sein Amt, unter dem neckenden und ermunternden Zureden der Dirnen, daß er ihnen wieder leere Rollen schaffen müßte. Der Schweiß floß ihm in Strömen vom Gesicht, und er konnte nicht durchkommen, sein Hauswirth mußte ihm später helfen.

Mit Kaffee und Kuchen waren die Gäste Nachmittags bewirthet, aber Abendessen zu geben, wäre dem Armen zu theuer geworden. Unter dem Vorwande, daß die Hausarbeit besorgt werden müßte, in der That aber, um zu Hause zu essen, zerstreut sich die Gesellschaft auf ein Stündchen, kehrt jedoch auf den verabredeten Glockenschlag zurück, und nun beginnt das Wettspinnen von neuem und dauert bis Mitternacht.

Nachher hörte ich, daß die Siegerin, Dortchen L., nahe an fünf Stück zu 900 Haspelfaden von fast vier Ellen Länge gesponnen hätte. Zu solcher Leistung gehört, außer eminenter Geschicklichkeit, auch eine Nerven- und Körperkraft, wie sie nur wenigen beschieden ist.

Man kann von dem Volke vieles lernen, wenn man nur in seine Art zu denken und zu handeln eingeht. Dieselben Leute, die ihrem armen Nachbar auf längere Zeit aus drückendster Noth so gründlich und auf so schöne, nicht verletzende Weise halfen, und die Liebesthat in einen Festtag zu verwandeln wußten, würden vielleicht bei Geldsammlungen knauserig und hartherzig erschienen sein. L. B.

*) Vergl. III. Jahrgang Nr. 8. Das Wettspinnen in Ostfriesland.

Räthsel.

Der ersten, meistens ehrenvoll genannt,
Ward selbst der Königstitel zuerkannt.
Die zweite kann der Redner nicht entbehren:
Sie muß befehlen, warnen, drohn und lehren.
Das Ganze, bald befördernd, bald verderblich,
Zeigt sich in vielen Fällen fast unsterblich;
Von tausend Zungen eifrig fortgetragen,
Pflegt es mit Lust an gutem Ruf zu nagen;
Bald spricht es Lob, bald lauten Tadel aus,
Bald gilt's nur Einem, bald dem ganzen Haus;
Oft läuft es weit vor dem Besitzer her
Und macht das Leben leicht ihm oder schwer.

Briefkasten.

Die deutsche Poesie ist noch nicht ganz erstorben; wir können es [illegible] neue bezeugen und beweisen. Aus allen Theilen Deutschlands nicht nur [illegible], ja aus Amerika strömen uns die Verse zu. „Minimus“ in Ci[illegible] „Erstürmung des Kloster Arcadi“ in 88 Trochäen, „nach [illegible] schreibt — „er schon am 1. März d. J. gesucht, die er aber erst am 1. Juni gefunden.“ Doch Sie fürchten sich vor einer „scharfen Abfertigung“, deshalb in größester [illegible]: Lassen sie das Dichten sein, oder lassen Sie wenigstens Ihre poetischen [illegible] — nach [illegible] Weisung — erst neun Jahre liegen, ehe Sie sie jemand zeigen. Nichts [illegible] F. F. in W. zu sagen, der ein „Mägdlein“ also besingt:

Du gleichest wohl bald	Des Rosenstrauchs Schoß
Nur dem blühenden Strauch:	Schmückt die Herbstfrucht wol reich:
Die Wange wird falb	Doch stirbt deine Ros —
Dir vom herbstlichen Hauch:	Bleibst für immer du bleich!

Herrn L. D. — Das Verdienst Dr. Harveys, des Erfinders der in Nr. 17. (III Jahrg.) besprochenen Bantingkur wird dadurch nicht geschmälert, daß es auf den wissenschaftlichen Principien Liebigs beruht, dennoch ist diese Mittheilung immerhin interessant und Dr. Vogels Schrift über „Korpulenz“, die das nachweist und die außer einer Uebersetzung des berühmten Bantingschen „letter on corpulence“ noch eingehende wissenschaftliche Zusätze darbietet, ist gewiß lesenswerth. — H. F. in D. — Dankend abgelehnt. — W. in G. — Ihr „Lob Rügens“ schmeckt doch etwas nach Seewasser; ins „Feuer“ — wie Sie fürchten — soll es deshalb nicht wandern, aber — noch weniger in die Presse. — Herrn G. in C. — Ihre Mittheilung „aus der Praxis“ war uns höchst willkommen. Bitten um baldige Fortsetzung. — Ei e mitleidige Seele, C. v. G. in F. b. G. sendet uns für die Kanarienvogelfreundin Thekla K. in T. (vergl. Nr. 1) folgenden Rath: „Statt der gewöhnlichen kleinen Holzstäbe, auf denen der Vogel in seinem Bauer hin und herhüpft, gibt man ihm Rohrstäbe, schneidet dieselben ein paar Mal ein und erneuert sie womöglich täglich. Die kleinen Thierchen, die den armen Vogel oft bis zu Tode martern, begeben sich massenweise in die Stäbe und — der Vogel ist gerettet.“ — D. H. und J. R. — Durch ein Versehen ist in Nr. 3 in dem Artikel II. unseres Berichterstatters über die Weltausstellung Eßlingen als in Baiern liegend unberichtigt geblieben. Natürlich kommt diese Ehre Württemberg zu, in dem die berühmte Keßlersche Fabrik von Eßlingen liegt. Uebrigens wird Baierns Ruhm dadurch nicht geschmälert, da Cramer-Klett in Nürnberg und Maffei in München die bairischen Fabrikate aufs beste vertreten haben. — F. W. in B. — Der Meter ist = $3\frac{1}{2}$ (sächs.) Fuß (3 Fuß ca 2 Zoll preuß.) also der Quadratmeter = $12\frac{1}{4}$ (sächs.) Quadratfuß, wonach die Fußnote in Nr. 2 S. 22 zu berichtigen ist.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 9. November 1867. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. 1868 № 6.

Ein Wetterleuchten.

Nach Familienmemoiren erzählt von A. Mels.

(Fortsetzung.)

„Das ist ja eine uralte Geschichte, daß Kranke dem Arzte, der ihr Uebel nicht wegblasen kann, alles erdenkliche Schlechte nachsagen. Aber wie ist denn der Besuch oben in diesem Jahre?"

„Nun nicht so bedeutend wie gewöhnlich — aber manche interessante Persönlichkeit ist doch da, z. B. ein Pole, ein Graf Rustinski, mit welchem man manchmal eine ganz angenehme Stunde verplaudern kann, trotz seines ungemein gereizten Nervensystems. Das wäre eine nur für Sie, Doctor — denken Sie sich einen noch jungen Mann, höchstens Mitte der Dreißiger, der vollständig einem mir unbekannten Leiden zu erliegen scheint. Er ist vielseitig gebildet, spricht ganz gut deutsch, hat sogar in Deutschland studirt — scheint jedoch nicht in den brillantesten Vermögensverhältnissen zu leben, da er sich weder am Spiele oben betheiligt, noch die kostspieligen Partien, die der Doctor für seine Gäste arrangirt, mitmacht. Vielleicht täusche ich mich auch und ist es nur Sparsamkeit bei ihm. — Aber interessant ist er auf jeden Fall, er . . ."

„Ich kann mir denken, was Sie interessant nennen — ein Mensch, der Ihnen in Ihrer Jagd nach Paradoxen nichts schuldig bleibt — der auf die Welt und die Menschen in einem Athemzuge zwanzig Lästerungen hervorbringt — und an dessen Blick, an dessen Händedruck man fühlt, daß er in seinem Herzen die Welt dennoch liebt und für die Menschen fähig ist, ins Feuer zu gehen. Das nennen Sie interessant — und es ist es auch für den kalten Beobachter, aber wenn ich Einfluß auf solche Leute hätte, würde ich ihnen rathen, würde sie bitten, ihres eigenen Glückes halber von dem bösen Spiel ihrer Zunge abzulassen — weniger interessant zu sein und desto ruhiger, desto glücklicher zu leben."

„Brr!" rief Lanck, indem er sich schüttelte, „das habe ich mir zugezogen! Also, ich bin ein interessanter Mensch? Geben Sie es mir schriftlich, Doctor — wollen Sie? ich werde diese Urkunde meinen Enkeln hinterlassen und dieses ehrenwerthe Zeugniß, das ein vernünftiger Mensch mir ausstellt, wird wohl ihre einzige Erbschaft sein. Gut! ich will mir meine Interessantheit gefallen lassen, aber bei dem Grafen täuschen Sie sich ganz gewaltig! Nein, Verehrtester, das ist ein stiller, bleicher Mann, dessen Körper, obgleich durch Leiden zerrüttet, dennoch strotzend von Gesundheit zu nennen ist im Vergleich zu seiner Seele. Er spricht wenig, fast gar nicht, und die wenigen Worte, die man von ihm hört, sind glatt und höflich; aber wenn Sie ihn beobachteten, den Kopf stundenlang in die Hand gestützt und den Blick wie festgenagelt am Horizonte, dann lieber Doctor, wenn Sie nur ein Atom Phantasie in sich haben, dann könnten Sie in der Vergangenheit dieses Mannes ein ganzes Drama aufbauen, in welchem die Thränen sturzweis geflossen sind . . . . und vielleicht gar etwas anderes noch als Thränen! Dieser schweigende Schmerz, neben der sonderbaren Aufregung, die ihn manchmal ohne Ursache ergreift — das wäre ein Studium für einen Arzt, der etwas mehr als ein Arzt ist — für Sie!"

„Und was sagt Doctor Holzmann dazu?" fragte ich, wirklich interessirt durch die Schilderung meines Begleiters.

„Der? hm, wie können Sie nur so etwas fragen? — Er gibt ihm Pillen, die der Graf natürlich nicht nimmt, denn ich habe selbst gesehen, wie er sie fortgeworfen hat, dann hat er ihm Bäder und Zerstreuung verordnet. Sie wissen ja, daß seine ganze Apotheke aus diesen drei Mitteln besteht!"

Wir bogen bei diesen Worten in den kleinen Hain ein, der ungefähr eine halbe Stunde weit bis zum Bade führte, als plötzlich zwei mir fremde Damen vor uns standen, welche wir, da wir von der anderen Seite des Weges kamen, bisher nicht bemerkt hatten. Lanck grüßte und stellte mich den zwei Badegästen vor, die ihren Spaziergang bis hierher verlängert hatten und denen der Actuar als öfterer Besucher des Kurhauses bekannt war. Eine Unterredung entspann sich unter den dreien, woran ich natürlich nicht theilnahm, die mich jedoch gleich nach den ersten Worten, die ich hörte, aufs lebhafteste interessirte.

„Ja, denken Sie sich unser Erstaunen," sagte die eine, „als wir hörten, daß eine Dame in Extrapost den Herrn Gerichtsrath an der Thür erwartete! Natürlich standen wir alle auf und gingen auf die Terrasse — jedoch wir kamen zu spät, um die Besucherin des liebens-

würdigen Herrn zu sehen. Nun konnten wir selbstverständlich ihnen nicht nachgehen, aber die Neugier, die mysteriöse Besucherin zu sehen, trieb uns doch dazu, festen Posten zu fassen. Alle, mit Ausnahme des Grafen Rustinski, der irgendwo herumschwärmte, hatten wir uns so placirt, daß die Dame nicht wieder in die Kutsche steigen konnte, ohne daß wir sie sähen. Das Rendezvous dauerte fast eine halbe Stunde und wir fingen beinahe an, die Geduld zu verlieren, als sie endlich wieder erschien — doch wir waren alle getäuscht — ein tiefer schwarzer Schleier verhüllte ihr Gesicht; sie ging eiligen Schrittes auf den Wagen zu und ohne den Kopf gegen den Gerichtsrath zu wenden, der ihr mit sehr echauffirtem Gesichte folgte, stieg sie ein und gab dem Postillon ein Zeichen, fortzufahren."

Lanck warf mir einen Blick zu, als wollte er mich fragen, ob ich nicht irgend eine Ahnung hätte — ich zuckte mit den Schultern.

„Und was that der Herr Gerichtsrath?" fragte er, — „armer Mann! — ich kann mir wohl denken, mit welchem Ungewitter von Fragen Sie, meine Damen, ihn bestürmten, als er wieder in den Salon zurückkam!"

„Das thaten wir auch — und drohten ihm, alles seiner Frau zu hinterbringen, die heute erst von der Reise zurückgekehrt sein sollte — als er uns mittheilte, daß die mysteriöse Dame . . . seine Frau selbst gewesen sei, die nothwendiger Familienverhältnisse halber schleunigst in die Residenz zurückmüsse! — Offen gestanden, Herr Actuar, das klang uns noch viel mysteriöser, und wir freuen uns, daß Sie uns hierüber nähere Auskunft geben können."

„Ich?" erwiderte Lanck mit seinem gewöhnlichen spöttischen Tone, der denen, die ihn nicht kannten, jedoch wie Ernst klang — „ich? mein hochverehrter Chef, Herr Gerichtsrath Wendeler, lebt in einer so überaus still glücklichen Ehe mit seiner nicht genug zu verehrenden Frau Gemahlin, — wie der Herr Doctor, ihr Hausarzt bezeugen kann, daß wir in diesem Augenblick nur an den Schmerz denken, den die edlen Gatten bei dieser neuen Trennung empfinden werden. Doch Sie wissen, meine Damen, daß reines Glück der dunklen Mächte Neid erregt — es gibt erstaunenswerthe Verkettungen eigenthümlicher Umstände . . . die — welche — nun, Sie begreifen, nicht wahr, daß eine solche plötzliche Trennung schwer das Herz der liebenden Gatten berühren muß?"

Der Actuar, nachdem er diesen Unsinn, wie gesagt, mit der traurigsten Miene von der Welt debütirt hatte, verbeugte sich vor den Damen und nahm meinen Arm. Auch ich grüßte und wir schlugen, um unsere Promenade fortzusetzen, den Feldweg ein, welcher den halben Bogen der Chaussee in gerader Linie durchschneidet.

„Was sagen Sie dazu, Doctor?" fragte er mich, als wir ziemlich entfernt von den Damen waren — „nicht wahr, Ihnen wie mir ist gleich der Gedanke gekommen, daß diese plötzliche Abreise der Gerichtsräthin in enger Verbindung mit den Enthüllungen, die Sie in Ihrem Hause heute erhalten, steht."

„In der That, aber ich begreife nicht —"

„Hm, Doctor, wollen wir wetten, daß in dem Wäldchen dort oben eine nicht allzu liebevolle Erklärung zwischen Mann und Frau stattgefunden hat? Ich kenne ihn, leider Gottes, zur Genüge — er nimmt seiner Frau gegenüber stets den Anlauf, Herr im Hause sein zu wollen, aber es bleibt beim Anlaufe. Wo mag sie nur so in aller Eile hin sein?"

„Wahrscheinlich hat sie eingesehen, daß nach dem, was ich ihr gesagt, es unmöglich sei, daß ich länger ihr Hausarzt bleibe — sie ist fort — vielleicht nach der Residenz, um wirklich eine Kur zu gebrauchen."

„Meinen Sie das wirklich, Doctor? — hm — ich hätte Ihnen mehr Scharfsinn zugetraut! Wollen Sie wissen, was ich von alle dem denke? — Sie ist zu ihrem Vater und wird mit dem ein ernstes Wort reden! Daß das nichts helfen wird, steht fest; aber Sie kennen ja selbst ihr exaltirtes Gemüth — sie wird ganz einfach vom alten Quasnitz verlangen, daß er Ihnen die Herrschaft wiedergebe! — Ha! ha! ich möchte die Miene sehen, welche der alte Kerl dazu machen wird. Er wird wahrscheinlich nach einem Irrenarzt für seine Tochter schicken! Was daraus werden wird, weiß Gott, aber glauben Sie mir, so ist es — so und nicht anders."

Wir schritten schweigend neben einander hin — ich habe heute keine Rückerinnerung von dem, was ich damals dachte, aber ich fühlte wohl, daß die wenigen Monate Ruhe, die ich seit dem Tode meines Onkels gehabt hatte — wenn man den dumpf verhallenden Schmerz Ruhe nennen kann — jetzt aufhören würden, und der Kampf des Lebens von neuem mit seiner herben Macht vor mich hintreten würde. Man hätte glauben sollen, daß mich dies wenig oder gar nicht berühren würde — man müßte glauben, daß ich dermaßen daran gewöhnt sei, daß die sich darbietenden Ereignisse mich stets gewaffnet und gepanzert hätten finden müssen. Dem war nicht so! — nicht nach physischer Ruhe sehnte ich mich — im Gegentheil — aber ich bat täglich Gott, er möge meinem Geiste die Ruhe geben, deren er bedurfte, um einen ganz anderen Orkan, der in mir tobte, beherrschen zu können! — Ich war erst einunddreißig Jahre alt und ich hatte meine Rechnung mit dem Erdenglücke abgeschlossen!

Wir hatten schon längst die Chaussee erreicht, hatten wiederum dieselbe überschritten und den Weg durch duftige Wiesen einem Wäldchen zu eingeschlagen, welches die sich hin und her windende Chaussee von neuem durchschneidet, und immer noch schwiegen wir. Ich sah, daß Lanck tiefen Gedanken nachging, denn sein Haupt war zur Erde gebeugt, seine Stirn tief gefurcht und sein Stock hing schlaff in seiner Hand. — Plötzlich jedoch raffte sich der sonderbare Mensch auf, schüttelte mehrere Male den Kopf, als wolle er einen rebellischen Gedanken mit Gewalt vertreiben und mit seiner gewöhnlichen Stimme sagte er zu mir:

„Geben Sie mir eine Cigarre, Doctor, was nützt es, sich mit alten, neuen und zukünftigen Geschichten den Kopf zu zerbrechen — sehen Sie, welch ein herrlicher Abend! ist es nicht eine Sünde, einen solchen Abend in Gedanken an Quasnitz und Consorten zu vergeuden? Genug jetzt davon, da sind wir im Wäldchen — jetzt können Sie mit mir machen, was Sie wollen, Sie bekommen nichts mehr von den Menschen von mir zu hören! . . . Ach! . . . wie man hier athmet! sehen Sie, hier kommen unsere guten Städter und Städterinnen nie her — hier ist niemand, der ihre neuen Hüte bewundert, der . . . ."

Lanck konnte nicht fortfahren — ich hatte seinen Arm ergriffen und wies mit der Hand auf die ungefähr zweihundert Schritt vor uns liegende Chaussee. — Eine Extrapost hielt da — der Postillon stand rauchend bei den Pferden . . . und ungefähr fünfzig Schritt davon entfernt ein Herr und eine schwarz verschleierte Dame, im eifrigen Gespräch begriffen.

Einige Minuten standen wir sprachlos — da näherte sich das Paar der Postkutsche — die Dame stieg ein . . . unterhielt sich noch einige Secunden aus dem Wagenschlag mit dem Herrn — der Postillon bestieg den Bock . . . der Wagen fuhr fort . . . und der Herr verlor sich im jenseitigen Gebüsch. . . .

„Wissen Sie, wer das war, der dort mit der Gerichtsräthin sprach?" fragte Lanck mich mit vor Erstaunen kaum vernehmlicher Stimme.

„Also glauben Sie auch, daß es die Gerichtsräthin gewesen?"

„Kein Zweifel! aber der Mann — wissen Sie, wer der Mann war?"

„Ich habe ihn kaum gesehen."

„Ich auch nicht — und doch hab' ich ihn erkannt! . . . Wissen Sie, Doctor, mein Kopf fängt an, im Kreise herumzugehen — es ist . . . unglaublich — es war . . . Graf Rustinski!"

IX.

Als ich am nächsten Mittage von meinen gewöhnlichen Visiten zurückkam, erfuhr ich durch Hildegard, daß der Gerichtsrath Wendeler während meiner Abwesenheit zu mir geschickt hatte und mich um einen Besuch bei ihm bitten ließ. Ich begriff, da Dr. Holzmann sein Arzt war, daß es sich wahrscheinlich bei dieser Visite um etwas ganz anderes als um Krankheitszustände handeln würde, und ich nahm mir vor, auf meiner Hut zu sein. Auch hatte mir meine Cousine erzählt, daß, nachdem ich am vorigen Nachmittage das Haus so plötzlich verlassen hatte, die Gerichtsräthin wie eine Wahnsinnige herum getobt habe und ohne auf die Beruhigungen Hildegards zu hören, endlich davon geeilt sei. Das Gerücht ihrer neuen Abreise cursirte schon im ganzen Städtchen und wurde, da man überall das unglückliche Verhältniß im Wendelerschen Hause kannte, von nicht wenigen Commentaren begleitet. Ich setzte Hildegard von dem Vorgefallenen in Kenntniß, erzählte ihr sogar, daß wir die Gerichtsräthin mit dem fremden Grafen im Walde gesehen und, nachdem wir hin und hergerathen, gestanden wir uns ein, daß es für unsre Zukunft viel besser gewesen wäre, wenn wir die Tochter des Quasnitz an diesem Orte,

wo wir Ruhe und Vergessenheit vor allen Dingen suchten, nie gefunden hätten. Mich wollte der Gedanke nicht verlassen — so romanhaft er mir selbst auch erschien — daß dieser Graf derjenige wäre, von dem sie mir einst in ihrer Aufregung gesprochen, dessen Vater mit so bitterem Hohn die Verbindung seines Sohnes mit Helene Quasnitz verweigert hatte. Wie gesagt, ich hatte nicht den geringsten Anhaltepunkt für diese Annahme, und dennoch drängte sich mir derselbe Gedanke immer von neuem wieder auf — und von neuem bedauerte ich, überhaupt je mit diesen Leuten in Berührung gekommen zu sein.

Im Augenblicke, wo ich das Haus verlassen wollte, um die Visite beim Gerichtsrath zu machen, überbrachte man mir einen Brief vom Actuar Lanck, dessen Inhalt mich nicht wenig in Erstaunen setzte. Er lautete:

„Mein Herr Doctor!

Wir haben gestern auf dem Spaziergange eine so heftige politische Discussion mit einander gehabt, daß unsere bisher nur ganz oberflächlichen Beziehungen dadurch gänzlich abgebrochen sind. Sie werden also begreifen, daß, wenn wir uns zufällig begegnen sollten, wir unsere Köpfe nach verschiedenen Seiten hinwenden müssen, um des gegenseitigen Grußes überhoben zu sein. Da es in meinem Charakter liegt, die Leute, mit denen ich schlecht stehe, auch schlecht zu machen, so werden Sie sich wohl nicht wundern, in den nächsten Tagen zu hören, daß der Actuar Lanck über Sie die beißendsten Reden führt. Ich denke mir, daß Sie das nicht so werden hingehen lassen und daß bald Stadt und Land die feste Ueberzeugung gewinnen wird, daß wir Todfeinde sind. Je bälder das stattfindet, desto besser ist es. — Im übrigen bitte ich Sie dringend, die bewußte Ordnung in die bewußten Papiere zu bringen und dieselben zu jeder Zeit bereit zu haben. — Unsere gegenseitigen Relationen erlauben mir nur, zu zeichnen

Der Actuar am Gerichtsamt II. zu Eltburg.
Otto Lanck."

....Ich hielt das Papier wie ein Träumender in der Hand — war der Mensch wahnsinnig geworden? — ich gab es Hildegard, die, nachdem sie es gelesen, traurig den Kopf schüttelte.

„Armer Leo," sagte sie, „was sind das alles für unangenehme Sachen und was wird daraus werden?"

„Aber der Mensch ist verrückt!" rief ich, „wir sind als die besten Freunde geschieden, haben mit keiner Silbe der Politik erwähnt."

„Von welchen Papieren spricht er denn?"

Ich las den Brief noch einmal; im ersten Erstaunen hatte ich diesen Satz gänzlich übersehen. Jetzt wurde es hell in meinem Geiste! Bestimmt, so war es! Lanck, um mir auf eine mir unbekannte Weise nützen zu können, mußte vor allen Dingen scheinbar mit mir in Feindschaft leben ... wahrscheinlich um den Gerichtsrath zu täuschen! Also spielte der Herr Wendeler in alle dem doch eine Rolle. Ich hatte bisher gedacht, daß er sich gar wenig um seinen Schwiegervater bekümmere; jedoch der Brief des Actuars brachte mich auf andere Gedanken. Der Mann, dem ich in wenigen Minuten eine Visite machen sollte, war also ... mein Feind. Es freute mich, vorher davon benachrichtigt zu sein.

„Ich fühle, Hildegard," sagte ich zu meiner Cousine, „daß die Stunde des Kampfes herannaht, gib mir die Hand, vielleicht hat uns das Schicksal noch schwere Schläge vorbehalten, aber, nicht wahr? wir werden in Demuth und ohne Murren Gottes Hand über uns walten lassen?"

Sie ließ den Kopf traurig hängen.

„Ich bin eine Fessel für Dich, Leo," sagte sie, „meinethalben ist Deine Freiheit beschränkt. Wäre ich nicht, wie könntest Du froh trotz allem ins Leben schauen?"

„Mädchen," rief ich, „auch mit solchen thörichten Gedanken trägst Du Dich herum! Hast Du denn noch nicht Leides genug? Weißt Du es denn nicht, daß Du meine einzige Freude auf Erden bist, daß für Dich schaffen und wirken das schönste Ziel meines Lebens ist, daß ...."

Ich nahm Stock und Hut. „Leb wohl, Hildegard!" rief ich, schnell mich unterbrechend, „ich habe einen schweren Gang vor, Du hättest besser gethan, mir nicht so weh zu thun!"

Sie ergriff meine Hand und legte ihr Haupt an meine Brust.

„Verzeih, Bruder — verzeih!" lispelte sie, indem die Thränen über ihre Wangen liefen, es liegt in meinem Geschick, daß ich allen denen wehe thun muß, die mich wahrhaft lieben. O mein Vater! mein armer Vater!"

Ich preßte sie heftig an meine Brust, meine Lippen beugten sich zu ihr nieder und legten sich auf ihre marmorblasse Stirn! .... Herr, mein Gott, warum hast Du in dem Augenblicke dem düsteren Engel nicht befohlen, mich zu zermalmen? wie viele unsägliche Leiden hätte Deine Güte mir erspart!

Von einem Diener eingeführt, betrat ich das Gemach, in welchem der Gerichtsrath Wendeler am Schreibtische saß. Er war ein Mann in der Mitte der Vierziger, der sicherlich vor zwanzig Jahren einmal schön gewesen sein mußte. Seine Züge waren regelmäßig und sein Gesicht fein und zierlich geformt. Solche Gesichter vertragen jedoch nicht den erstarrenden Hauch des Lebensherbstes. Der kahle Scheitel und das graue Barthaar, welches die breiten Gesichter oft sogar verschönert, gab dem kleinen und zierlichen Gesichte des Gerichtsraths etwas nicht gerade Anziehendes. Sein Auge hatte ein seltsames Feuer, welches die Brille nicht fähig war zu dämpfen — etwas Stechendes, was sich nie verlor, selbst wenn er die größten Anstrengungen machte, freundlich zu erscheinen. Außerdem lag in dem ganzen Menschen ein so großer Anschein von Phlegma, daß man kaum zu begreifen fähig war, wie er so überaus mager sein könne. Ich hatte ihn öfters gesehen und stets war mir dieses phlegmatische Wesen in ihm aufgefallen, heute jedoch kam es mir vor, als wenn es wirklich outrirt wäre.

Er erhob sich langsam von seinem Stuhle, langsam begrüßte er mich und schob mir einen Stuhl hin, und eben so langsam und gemessen setzte er sich wiederum mir gegenüber. Alles dies war mir vielleicht nur darum so auffallend, weil ich mit gewissen Vorurtheilen gekommen war, aber ich spannte meine Aufmerksamkeit aufs äußerste an, damit mir keine seiner Bewegungen entginge!

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Doctor, Sie incommodirt zu haben," sagte er, „aber ich benutze die Abwesenheit meiner Frau, die, wie ich hoffe, von nicht zu langer Dauer sein wird, um Sie ernstlich über den Zustand dieser mir so theuren Person zu befragen. Sie sind hierin die competenteste Autorität; denn seit beinahe zwei Jahren befindet sie sich ja in Ihrer Behandlung."

Das alles war in langsam gezogenem, höflichem, ja sogar gutmüthigem Tone gesagt — auch bemerkte ich, daß er mich scharf ansah; als er von der kurzen Abwesenheit seiner Frau sprach. — Ich gab ihm einige medizinische Erklärungen über den Gesundheitszustand seiner Frau, die er mit großer Aufmerksamkeit anhörte. Als ich geendet, sagte er: „Sie haben wohl noch nicht die Zeit gehabt, seit Ihrer Rückkehr gründlich mit ihr zu sprechen?"

„In der That nein!" erwiderte ich gelassen, „die gnädige Frau war so gütig, meine Cousine gestern zu besuchen — und da war nicht der Ort, um über ihr Unwohlsein zu sprechen. Außerdem hatte ich nur das Vergnügen, sie eine sehr kurze Zeit zu sehen, da ich einen schweren Kranken besuchen mußte. Heute wollte ich ihr meine Aufwartung machen, jedoch ich erfuhr in der Stadt, daß sie abgereist sei."

Er hatte kein Auge von mir verwandt, während ich sprach, es schien mir, als wolle er in meinem Innersten lesen.

„Sie werden sicherlich während ihres Aufenthaltes in Schlesien mit ihr correspondirt haben," sagte er, ... „ich meine, daß sie Sie stets au courant ihrer Krankheit gehalten hat."

„Bitte um Entschuldigung, ich hätte es gewünscht, jedoch die gnädige Frau hat es unterlassen."

„So? — das war unrecht von ihr; denn natürlich können Sie gar nicht mehr die Krankheit beurtheilen."

„Ich weiß nicht, wie Sie dies meinen, Herr Gerichtsrath, so viel ich gesehen und von ihr gehört habe, befindet sie sich entschieden auf dem Wege der Besserung!"

„Ich muß Ihnen leider Gottes sagen, Herr Doctor, daß Sie sich täuschen. Schon aus Schlesien kamen mir von ihrer Umgebung sehr beunruhigende Briefe, und wie ich zu meinem Schrecken gestern wahrgenommen, blieb das, was sie enthielten, weit hinter der Wahrheit zurück!"

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Gerichtsrath!" sagte ich, wirklich bestürzt. Er seufzte tief, dann antwortete er:

„Ich brauche Ihnen die Wahrheit nicht zu verhehlen, zumal ich weiß, daß Sie den Eid der Discretion geleistet haben. Ich habe gestern einen fingirten Brief in die Hände meiner Frau gespielt,

worin von einer tödtlichen Krankheit ihres Vaters die Rede war, nur um sie zu bewegen, nach der Residenz zu reisen!"

Ich sah den Gerichtsrath erstaunt an, aber schon hatte die erste Bewegung der kaltblütigen Prüfung Platz gemacht und ich fand, daß er nicht allein den richtigen Ton der Betrübniß nicht anschlüge, sondern, daß er manchmal nach Worten suchte, um den für seinen Gedanken passenden Ausdruck zu finden.

„Sie muß eine ernstliche Kur in der Residenz durchmachen!" fuhr er ruhig fort, „und das geht nicht im Hause, weder in meinem noch in dem ihres Vaters. Ich hege die feste Ueberzeugung, daß ihre Krankheit, wenn sie mit der nöthigen Energie und sachlichen Intelligenz angegriffen wird, noch heilbar ist."

„Nicht allein dies, Herr Gerichtsrath," unterbrach ich, „aber Ihre Frau Gemahlin ist auf dem besten Wege der Heilung, und die Energie ist jetzt überflüssig."

„Gebe Gott, ich könnte Ihnen glauben," erwiderte er langsam, „aber ich wiederhole Ihnen, daß sich bei der Aermsten Symptome gezeigt haben, die Sie nicht Gelegenheit hatten zu beobachten!"

„Aber welcherlei Symptome, Herr Gerichtsrath?"

„Symptome," sagte er mit kalter Stimme und mir einen durchdringenden Blick zuwerfend, „die ihre Anwesenheit in der Anstalt des Doctor Weißthurm nothwendig machen!"

Ich fühlte, wie mir das Blut zum Herzen schoß, ich fühlte, wie ich bleich wurde, ... meine Finger zitterten und der Schweiß trat auf meine Stirn. ...

Ich hatte den Menschen, der mir gegenüber saß, durchschaut, ich begriff alles. ... Doch vor allen Dingen mußte ich meine Ruhe wiedergewinnen, mußte versuchen, ihn zu täuschen, mußte auf seine Schurkerei scheinbar eingehen!

„Das ist schrecklich," stammelte ich, „das hat mich mächtig ergriffen ... wie sagten Sie? Herr Gerichtsrath, zu Doctor Weißthurm ... also in die ... Irrenanstalt?"

„Ja, Herr Doctor, Der dort oben weiß, was in mir vorgeht, indem ich Ihnen das so ruhig sage. Aber ich bin ein Mann, der gelernt hat, dem Schicksal ruhig ins Angesicht zu schauen und vor keinem seiner Schläge zurückzuschaudern. — Mein armes Weib hat mir gestern die deutlichsten Zeichen gegeben, daß Irrsinn ihren sonst so scharfen und klaren Geist umhüllt, ich wünsche mir Glück, Fassung genug gehabt zu haben, die allein richtigen und heilbringenden Maßregeln zu treffen. Stimmen Sie mir bei, Herr Doctor, so gehandelt zu haben?"

Ich hatte während dieser Worte meine vollständige Fassung wieder erlangt und so ruhig wie möglich erwiderte ich:

„Ja! ich finde, daß Sie recht gehandelt haben!"

„Nun, dann dürfte ich Sie wohl bitten, einen schriftlichen Bericht des Krankheitsverlaufes meiner Frau mir einzuhändigen, damit ich denselben an die Familie sende, welche mit dem Doctor der Anstalt um die Aufnahme meiner unglücklichen Frau verhandeln wird."

„Noch heute werde ich an ihn schreiben," erwiderte ich gelassen. Es war mir, als wenn ein Strahl der Freude aus seinen Augen schösse, daß ich so schnell auf seine Forderungen eingegangen war.

„Herr Doctor," sagte er nach einer kleinen Pause, „ich weiß, daß Sie auf die Behandlung meiner Frau eine besondere Sorgfalt verwendet haben, wie es Ihnen nicht möglich ist, bei allen Ihren Kranken zu thun. Ich kenne das, es geht uns bei interessanten Rechtsfällen ebenso. Doch die Familie darf nur die Thatsache sehen und nicht daran denken, ob ein rein wissenschaftliches Motiv den Arzt dazu bewogen hat, und deshalb ist es die Pflicht der Familie, eine solche besondere Sorgfalt und Pflege mit einer besonderen Dankbarkeit zu vergelten."

Er hielt inne... mir stieg der Zorn zum Kopf, doch ich schwieg.

„Wenn ein Advocat einen Proceß führt, der eine Familie vom gänzlichen Untergange rettet, so ist wohl niemand fähig," fuhr er fort, „so hoch man auch das Honorar stellen mag, auch nur annähernd dem Retter seine Mühe zu vergelten, und Sie werden mir beistimmen, Herr Doctor, daß dies für edle Gemüther eine quälende Sorge ist. Als ich bemerkte, mit welcher Aufopferung Sie sich meiner armen Frau annahmen, ergriff mich dieses Gefühl des Unmuthes und ich mußte mich fragen: Wie kann ich das wohl je vergelten?"

Wiederum hielt er inne und schien eine Unterbrechung meinerseits zu erwarten; aber ich war zu begierig, zu erfahren, wo er hinaus wolle, als daß ich nur eine Silbe ihm hätte antworten mögen.

„Sie müssen mich nicht mißverstehen, Herr Doctor," sagte er endlich, „wenn ich Ihnen sage, daß ich eine gewisse Freude empfand, als sich mir die Gelegenheit darbot, auch Ihnen einen Dienst leisten zu können, und daß ich diese Gelegenheit, wie man zu sagen pflegt, mit beiden Händen ergriff. Ich hätte wohl stets darüber geschwiegen, wenn diese traurige Gelegenheit uns nicht näher zusammengeführt hätte."

„Dürfte ich Sie bitten, sich näher auszusprechen!" sagte ich, unfähig, länger mein Stillschweigen zu bewahren.

„Sie kennen die Wunden meines Familienlebens, Herr von Wahren, und haben dieselben zu heilen versucht, ich habe mich revanchirt, ich habe versucht eine Wunde des Ihrigen zum Vernarben zu bringen."

„Immer noch verstehe ich nicht, Herr Gerichtsrath."

„Ihr Vetter ... der ehemalige Assessor Fritz Streithaupt", sagte er.

Ich ward wie mit Blut übergossen! — Unglückseliger, deinethalben mußte ich auch noch einem Schurken gegenüber erröthen!

„Verehrtester Herr Doctor," fuhr er mit seiner langsam ziehenden Stimme fort, „das sind Unglücksfälle, die in jeder Familie vorkommen können, davor ist niemand geschützt. Nehmen Sie sich das nicht zu sehr zu Herzen. Ich habe alles Mögliche gethan, daß die Sache in Stillschweigen begraben würde, zumal da der Inculpat die gute Idee gehabt hat, das Weite zu suchen. Ich habe mich bei der Oberstaatsanwaltschaft, wo ich viele Freunde habe, verwendet, daß die Erneuerung des Steckbriefes nicht in diesem Jahre erfolge, und habe auch meinen Schwiegervater zu bewegen gewußt, daß er den Verderbten ruhig seinem ferneren Schicksale überlasse!"

„Ihr Schwiegervater?" stammelte ich vor Erstaunen erstarrt, „wie kommt der denn hier ins Spiel?"

Er warf mir wiederum einen jener durchdringenden Blicke zu, die wie Pfeile unter seiner Brille hervorschossen.

„Wußten Sie denn nicht," sagte er, „daß Ihr Vetter, der meinem Schwiegervater so unendlich viel verdankte, von dem er fast Jahre lang gänzlich unterhalten worden ist, seine Dankbarkeit dadurch bewies, daß er das Landhaus seines Wohlthäters erwählte, welches er ganz genau kannte, um dort seine Frevelthat zu begehen?"

Ich schloß die Augen! Darauf hatte ich nicht gerechnet, solche Schmach, das war zum Verzweifeln! Armer Onkel Zacharias, wie wohl thatest du, dich ins Grab zu legen ... und du, Hildegard ... o, mein Gott, mein Gott!

„Fassen Sie sich, fassen Sie sich, Herr Doctor!" hörte ich ihn sagen, „ich versichere Sie, alle Gefahr, daß die Geschichte durch die Oeffentlichkeit breitgetreten werde, ist jetzt vorbei, und das ist ja die Hauptsache! Ich bilde mir ein, daß meine Vermittlung vor allen Dingen dazu beigetragen habe, daß mein Schwiegervater die Geschichte nicht weiter verfolgt hat. Doch lassen Sie uns davon abbrechen, das sind wunde Stellen, die mehr Familien, als man wohl denkt, mit der größten Sorgfalt verbergen, wir Juristen, wir wissen ein Lied davon zu singen, diese unglücklichen Verhältnisse haben wenigstens dazu gedient, mir einen Mann, den ich seit langer Zeit schon hochachte, näher zu bringen. Mein Schwiegervater kann leicht den Verlust von ein paar hundert Thalern, denn höher belief sich die Summe der gestohlenen Gegenstände nicht, verschmerzen, und er hat es auch gethan! Ja, Herr Doctor, ich mache mich anheischig, es so weit zu bringen, daß die ganze Sache niedergeschlagen wird und kein Makel mehr auf Ihrer Familie haftet!"

Ich stand auf, ich konnte nicht mehr aushalten; in kurzen Worten verabschiedete ich mich von dem Gerichtsrathe, der mir beim Weggehen noch die wunderbar klingenden Worte sagte:

„Sie haben mir eine Ueberraschung bereitet, ich konnte mir nicht denken, daß Sie mit den Details der Handlung Ihres Vetters unbekannt wären." Dann, als wenn er bereute, schon das gesagt zu haben, fügte er schnell hinzu: „Bitte, vergessen Sie nicht den Krankheitsbericht über meine Frau!"

Ich verließ das Haus des Gerichtsraths in einer so dumpfen Verzweiflung, wie ich solche in meinem ganzen Leben noch nicht empfunden hatte. Es war mir, als wenn jeder, der mir begegnete, die Schmach, die meine Familie betroffen hatte, auf meinem Gesichte hätte lesen können. Bevor ich nach Hause zurückkehrte, besuchte ich das Grab meines Onkels, der Kirchhof war leer; ich lehnte meinen



Der alte Lenz unter seinen Lieblingen. (S. 94.)

Nach dem Leben gezeichnet von A. Toller

Kopf auf den Grabstein des Ehrenmannes, der mich so sehr geliebt! ... Länger als eine Stunde habe ich da gestanden ... und wie ein Kind hab' ich geweint!

X.

Einige Tage waren seit den vorher erzählten Ereignissen verflossen und ich hatte die Ruhe des Geistes wiedergefunden. Dem Actuar Lanck hatte ich ein paar Zeilen geschrieben und sie ihm unbemerkt in die Hand gedrückt, ich meldete ihm das, was der Gerichtsrath mit seiner Frau vorhabe, und stellte es seinem Ermessen anheim, ob er dem Grafen davon Kenntniß geben wolle oder nicht. An Doctor Weißthurm hatte ich einen ausführlichen Bericht über den Zustand der Gerichtsräthin geschrieben, in welchem ich natürlich bemerkte, daß ich nie das geringste Symptom von Geistesstörung bei ihr wahrgenommen hätte, und fügte die Bemerkung hinzu, daß nur ärztlich unzuverläßige Personen solche bemerkt haben wollten. Er mußte meine Andeutungen verstehen. Als der Gerichtsrath zu mir schickte, um den Bericht abholen zu lassen, sandte ich ihm die

Antwort, es wäre die Gewohnheit, daß solche Berichte von Arzt zu Arzt gesandt würden und leicht zu errathender Aufregung und falscher Schlüsse halber nicht in die Hände des Kranken oder dessen Familie kommen dürften, der meine sei schon durch die Post nach der Residenz abgegangen.

Dies ist in Deutschland gewöhnlich nicht der Fall, aber es wäre sehr gut, aus leicht einzusehenden Gründen, daß dieser in Frankreich und Italien herrschende Usus auch bei uns eingeführt würde. Ich wenigstens halte ihn für gut und handle stets danach.

Meiner Cousine hatte ich von der Unterhaltung, die ich mit dem Gerichtsrath gehabt, auch nur das seine Frau Betreffende mitgetheilt. Was sollte ich der armen Seele noch mehr Leides zufügen!

Ich, wie gesagt, war ruhiger geworden, und da ich glücklicherweise zu der Zeit viel zu thun hatte, so war die Ausführung meines Berufes für mich das Mittel, welches meinen erdrückten Geist nach und nach wieder aufrichtete. Den Rath Lancks hatte ich befolgt und hatte sämmtliche Familienpapiere in meine Arbeitsstube gebracht, wo ich das, was auf die Verbindung meines Vaters mit Quasnitz Bezug hatte, zu sondern begann.

Der Leser kennt vielleicht das eigenthümliche Gefühl, welches uns oft beschleicht, wenn wir die Schriftzüge theurer dahingeschiedener Personen aus längstvergangenen Zeiten vor Augen haben. Es ist dasselbe, welches uns auf einem Kirchhof ergreift. Man fühlt die Gegenwart allmählich von sich weichen und sich zurückziehen, und es wird oft gar zu schwer, sich von der Vergangenheit, die uns theuer geworden ist, zu trennen. So ging es mir. Ich saß Stunden und Stunden lang vor den alten vergilbten Handschriften und ließ mir von ihnen die Geschichte meiner Familie erzählen. Mein Gemüth wurde dadurch nicht heiterer, denn ich sah, wie Gottes Hand seit langen Jahren schwer auf den Freiherrn von Wahren gelastet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Weltausstellung.

Von unserem Berichterstatter.

IV. Kunst.

(Schluß.)

Wir sind bis an das letzte und belohnendste Stadium der Kunst in der Pariser Weltausstellung gelangt — zur Gemäldegalerie — und hier will ich meiner alten Gewohnheit treu bleiben und dich, lieber Leser, von Land zu Land führen.

England, mit dem wir beginnen wollen, zeigt die unendliche Mühe, welche sich diese Nation gibt, in der Kunst einen ehrenwerthen Platz einzunehmen. Mit 163 Oelgemälden, und 137 Aquarellen und Zeichnungen hat sie sich dem Beschauer vorgestellt und will uns zu überzeugen versuchen, daß eine oft sehr gelungene Technik die Wärme des Gefühls und das Genie für Formenbildung ersetzen kann. Ich will kein Urtheil fällen — ich kann es keine halbe Stunde in einer rein englischen Gemäldegalerie aushalten, ich verliere für ein Vierteljahr die Lust, mir ein Bild anzusehen. Doch möge der Leser sich nicht an meine Antipathie kehren, möge er sich immer das vielgerühmte „Fest Esthers" von Armitage oder Leightons „Bräute von Syrakus" oder Orchardsons Genrebilder ansehen — es kann sein, daß er daran Geschmack findet, denn es sind tüchtige Arbeiten; er wird mir aber eingestehen müssen, daß er sowohl die Königin Esther als die Syrakusanerinnen wie auch die schlecht gezeichneten Personen von Orchardsons „Herausforderung" irgendwo gesehen hat ... aber in England — in London, zwischen Piccadilly und Belgravian Square. Ich möchte wetten, daß die Königin Esther in Whitechapel wohnt und Tochter eines polnischen Juden und einer Engländerin ist! England for ever! ... Das ist recht schön, recht patriotisch — aber die Kunst ist doch noch etwas anders — sie ist vor allem die Hohepriesterin des cosmopolitisch Schönen!! —

Von der englischen zur nordamerikanischen Bilderausstellung ist nur ein Sprung, sowohl in der Räumlichkeit des Ausstellungspalastes, als auch in der Capacität der Künstler und dem Genre der Kunst. Doch ist Bruder Jonathan bei weitem praktischer als sein Vetter John Bull; er weiß, daß seine Hände, die Städte schaffen, zu rauh sind, um die wellenden Linien des Schönen zu finden, und deshalb hat er in seinen 82 Bildern auch 43 Landschaften und 16 Porträts ausgestellt. Die rein naturalistische Darstellung dieser Landschaften, welche tüchtig und kraftvoll gearbeitet sind, hat etwas ungemein Anziehendes — besonders da die amerikanischen Landschaften selbst für uns den Reiz des Fremdartigen haben, auch würde man schwören, daß all die Porträts sprechend ähnlich sind ... doch .. doch ... man möchte gerne das ernste Streben, etwas Gutes zu leisten, nach seinem vollen Werthe anerkennen, wenn diese Herrschaften nur nicht so erbärmlich renommirten und sich für die ersten Maler der Welt hielten. — Ein nennenswerthes Bild im historischen Fache: „Die erste Meßandacht Maria Stuarts in Holyrood", bringt sie ganz außer sich; aber man wird uns gütigst erlauben, einen noch größeren Anspruch auf den Künstler zu machen als Nordamerika. Wenn man Emanuel Leutze heißt — von deutschen Eltern stammt und seine ganze malerische Ausbildung in Düsseldorf erhalten und dort eine lange Reihe von Jahren gelebt hat, dann glaube ich, gehört der Künstler doch eben so gut uns als dem Lande jenseits des Oceans. Seine Düsseldorfer Freunde meinten jedoch kopfschüttelnd beim Anblick dieses Bildes, daß sie Besseres — viel Besseres von ihm erwartet hätten.

Italien hat nur 52 Oelgemälde und 2 Aquarelle geschickt; aber wie ich schon weiter oben erwähnte, ist alle Welt erstaunt gewesen über den großen Fortschritt, welchen dieses Land seit einigen Jahren in der Kunst gemacht hat. Ussis „Vertreibung des Herzogs von Athen aus Florenz" ist ein Gemälde im großhistorischen Styl gemalt und hat einen der acht großen Preise der Ausstellung erhalten. Auch Castagnolas „Tod Alexanders von Medici" ist ein herrliches Bild. Minder gelungen ist derselbe Gegenstand unter dem Pinsel Belluccis. Miola hat ein kleines Bild von trefflicher Technik gemalt, jedoch der Gegenstand ist geradezu haarsträubend: „Antonius zeigt seiner Gemahlin Fulvia den abgeschnittenen Kopf Ciceros!" — Ich kann nicht sagen, daß ich in diesen 52 Bildern ein einziges gefunden hätte, das mittelmäßig war! — Noch einmal — wer hätte dies von Italien erwartet!

Rußland hat die Ausstellung mit 63 Gemälden beschickt, — ich will nicht sagen, wie viel davon hätten zurückbleiben können. Doch wenn die Russen mit gutem Gewissen sagen können, daß Alexander von Kotzebue ein russischer Maler sei — so muß ich bestätigen, daß er ... in Stuttgart oder in München ... zwei gute russische Bilder — die Schlacht von Pultawa und eine Scene aus dem Feldzug Suwaroffs in der Schweiz gemalt hat. Ein Bonmot des Kaisers circulirt in Betreff der russischen Kunstausstellung. Um seine Meinung darüber befragt, habe er geantwortet: „elle n'est pas assez cosaque!"

Schweden und Norwegen wird gewöhnlich und mit Recht als ein Zweig der Düsseldorfer Schule betrachtet und hat das erste 54, das zweite 45 Oelgemälde ausgestellt. In beiden Ländern figurirt der König Carl XV. als Aussteller einer Landschaft. Tidemand Fagerlin und Jernberg sind die bedeutendsten der Aussteller, auch die Schlachtenbilder von Ankarkrona zeugen von einem großen Talente, sowie zwei Genrebilder des Norwegers Hansen.

Ich kann nicht viel Gutes von der dänischen Ausstellung sagen — ein einziges von den sieben ausgestellten Bildern der Frau E. Jerichau verdient genannt zu werden. Es ist ein Schiffbruch in Jütland! — die übrigen 28 Bilder der dänischen Ausstellung finden sehr wenig Anerkennung.

Indem ich Griechenland und Portugal überspringe, komme ich zu Spanien. Auch hier zeigt sich ein wirklich überraschender Aufschwung in der Kunst, trotz aller Revolutionen und Pronunciamentos. Von den 42 ausgestellten Bildern sind nur zwei oder drei mittelmäßig und eben so viel wirklich ausgezeichnet. Wer hätte je gedacht, daß ein Bild wie Rosales „die katholische Isabella ihr Testament dictirend" heute in Spanien gemalt werden könnte — sowie eine Scene aus einer in Deutschland unbekannten Erzählung des Cervantes: „Die falsche Tante" — von Suarez Llanos gemalt, ein burleskes Meisterstück.

Mit freudiger Anerkennung muß ich von der Schweiz und

ihrem künstlerischen Streben sprochen — muß sogar eingestehen, daß wir Norddeutsche uns hätten ein Beispiel an der Schweiz in der Kunstausstellung nehmen sollen. Das ist ein reges, frisches Leben, an dem jeder seine Freude haben muß, der in der Brust einen Funken Sympathie für künstlerisches Streben hat! Die Künstler haben das Ihrige gethan, aber auch die Regierung hat alles Mögliche angewandt, damit ihren Künstlern die äußerlichen Mittel nicht fehlen, um dem Lande Ehre zu machen. Die Schweiz hat zuerst, als sie sah, daß der ihr angewiesene Raum unzureichend war, um eine tüchtige Ausstellung zu zeigen, die glückliche Idee gehabt, im Park sich einen äußerst geschmackvollen Pavillon zu bauen und darin die meisten ihrer Bilder und Kunstarbeiten auszustellen — damit kein einziges der Werke ihrer Kinder die Gelegenheit verlöre, in einem solchen Wettstreit zu glänzen. Baiern, Belgien und Holland haben dies der Schweiz nachgemacht. — Die Schweiz hat 112 Oelbilder ausgestellt, worunter 74 Landschaften, und ich muß erwähnen, daß das etwas ermüdende Beschauen von so vielen Landschaften hier kaum stattfindet. Ist es die Schweizer Natur selbst, oder ist es die anziehende Malerei — ich weiß es nicht; ich kann nur sagen, daß ich viele mir unvergeßliche Stunden vor den Landschaften der Schweizer Ausstellung verbracht habe. Auf erster Linie der Schweizer Maler steht der Freund der Daheimleser, Benjamin Vautier. Ich wäre neugierig, wie Vautier die Frage beantworten würde, ob er ein deutscher oder ein Schweizer Maler sei; denn man weiß, daß er nicht allein den größten Theil seiner Ausbildung in Düsseldorf genossen, sondern, daß er auch seit Jahren daselbst wohnt. Es wunderte mich, kein einziges seiner so meisterhaft gelungenen Bilder in der preußischen Ausstellung zu sehen, während doch Boecklin von Basel, der in ziemlich gleichartigen künstlerischen Verhältnissen München gegenüber sich befindet, in der Schweiz und in Baiern zu gleicher Zeit seine so allgemein bewunderten Bilder ausgestellt hat. — Der Raum erlaubt mir nicht, hier mehr Bilder zu nennen — nur kann ich dem Leser die Versicherung geben, daß die Schweizer alles Recht haben, stolz auf ihre Kunstausstellung zu sein.

Belgien hat 186 Oelgemälde ausgestellt, und — noblesse oblige — das Land der großen Eisenindustrie hat sich vor allen Dingen entsonnen, daß es die Heimat eines Rubens war, und darauf hingearbeitet, sich dieses Namens würdig zu zeigen. Es ist ihm vollständig gelungen — die belgische Ausstellung ist eine kostbare Perle in dem großen Kunstgeschmeide, welches man der Riesin geschenkt — das kleine Land hat in diesem Wettkampfe ein neues Lorbeerblatt in den Ruhmeskranz seiner Kunstgeschichte geflochten. — Leys, der erste jetzt lebende belgische Maler, hat kein Atom von der oft so energischen Gefühlstiefe seiner Landsleute, er ist der Maler des Phlegmas, der etwas apathischen Ruhe, — in einem Worte: des flämischen Lebens. Er hat zwölf Bilder ausgestellt, von denen drei Luther als Motiv haben. Ich würde das „Daheim Luthers in Wittenberg“ den übrigen beiden vorziehen, obgleich „Luther bei Cranach“ von der Kritik am meisten beachtet wird, und das „Luther als Chorknabe in den Straßen von Eisenach Currende singend,“ das Publikum am meisten anzieht. Merkwürdigerweise sind diese drei so vollendeten Lutherbilder im Besitze von drei Nichtprotestanten — das erste gehört einem Israeliten in Paris — das zweite einem Katholiken in Brüssel und das dritte einem Griechen in St. Petersburg. Leys wird nie, obgleich er zweifelsohne der begabteste der heutigen belgischen Maler ist, zum Enthusiasmus hinreißen, aber seine Bilder werden stets eine Zierde der Salons sein. Als Historienmaler zeichnet sich vorzüglich Ferdinand Pauwels aus. Er ist den alten Traditionen treu geblieben, und seine „Wittwe von Artevelde“ ist ein Meisterwerk im edlen Styl und von großer technischer Vollendung.

Holland ist gleichfalls seinem alten Rufe treu geblieben und zeigt uns 170 Bilder, von denen ein großer Theil holländische Landschaften nebst weidenden Thieren darstellt. Ich halte die Arbeiten Herrn Alma Tademas für die bedeutendsten. Er ist ein Friesländer und Schüler des Belgiers Leys, hat aber lange Zeit im Atelier Geromes in Paris gearbeitet. Aus der Vereinigung dieser beiden Methoden entstanden einige merkwürdige Genrebilder, die man nicht genug anstaunen kann. Von seinem „Wie man sich vor 3000 Jahren in Egypten amüsirte“ kann man sich kaum trennen. Ich kann weiter nichts Bedeutendes, Tonangebendes in Holland aufführen; aber alles ist gut und brav, gewichtig und . . ich möchte sagen, rechtschaffen. Die Holländer scheinen eben so große Furcht vor der Mittelmäßigkeit als vor der Ueberlegenheit zu haben; — ihr Kunstbarometer steht beständig auf: gutes Wetter!

Es bleibt mir noch übrig, den interessantesten Theil dieses Wettstreites zu schildern — den Kunstkampf in der Malerei zwischen Deutschland und Frankreich. Es war ein wahrer Riesenkampf, in welchem Frankreich mit 625 Oelgemälden auftrat — und den Deutschland mit 344 aufnahm (Preußen und Norddeutschland 98 — Hessen 2 — Baden 22 — Württemberg 11 und Baiern 211). Oestreich mit 80 Bildern hat uns recht brüderliche Hilfe geleistet. — Das Resultat dieses Kampfes ist bekannt — wie alle anderen Nationen sind wir besiegt worden, aber ohne uns zu überschätzen, können wir offen gestehen, daß Deutschland der gefährlichste Gegner Frankreichs war, und daß wir trotz unserer Niederlage mehr als eine Wunde dem französischen Nationalgefühl beigebracht haben.

Es ist als ein glücklicher Zufall zu betrachten, daß zwei der bedeutendsten Maler diesseits und jenseits des Rheins dasselbe Motiv zu einer ihrer hervorragendsten Leistungen erwählt und dem Besucher somit die Gelegenheit gegeben haben, seine Vergleiche der beiderseitigen Kunstrichtungen auf ein fest gegebenes Thema zu beschränken. Ich spreche vom „Tode Caesars,“ welchen die Pinsel Pilotys und Geromes uns vorführen. Das Resultat dieses Vergleiches ist für die einen der schönste Triumph, den Deutschland auf der Ausstellung gefeiert hat — für die andern freilich ein Grund zu neuen Kritiken. Ich kann nicht anders, als beiden Meinungen vollständig beistimmen. In Gedankenfülle, in hochtragischer Auffassung des Gegenstandes, ja ich möchte sagen — in Veredlung der Geschichte — überragt Piloty seinen Rivalen so übermäßig, daß das Geromesche Bild den Vergleich kaum auszuhalten vermag, jedoch, wie ausgezeichnet ist die Ausführung des Franzosen, wie weiß er seine Gedankenleere unter einer bis ins kleinste Detail vollendeten Technik zu verbergen! Man staunt vor Piloty, man steht wie festgezaubert vor seinem Caesar, man ist unfähig, ein einziges Wort hervorzubringen, dermaßen wird man von diesem „Blatt Geschichte“ ergriffen. Bei Gerome bewundert man, plaudert ruhig fort und ist von diesem „geschichtlichen Genrebild“ bezaubert.

Dies ist der große und überall durchschimmernde Unterschied der deutschen und der französischen Kunst. Unsre Gedankenfülle wirft sich wie ein Felsblock auf die Leinwand — großartig ja, aber mit so vielen Ecken und Spitzen, daß man fast davor zurückschreckt; der Franzose, wenn er auch nur das Atom eines Gedankens hat, besitzt die Kunst, diesen in glatter und abgerundeter Form wiederzugeben; mit einem Worte — vor dem deutschen Bilde fragt man sich: „Was hat der Künstler hierbei wohl gedacht?“ und bei dem französischen sagt man: „Dies oder jenes hat er gedacht.“ Was aber hauptsächlich unsere Bewunderung und Anerkennung bei den Franzosen, diesem Volke, das man als so überaus leichtfertig verschreit, verdient, ist die von keiner Nation erreichte Gründlichkeit in der Ausführung, die wir bisher allein zu besitzen glaubten, und in der, wie die Ausstellung es genügend bewiesen, wir weit hinter ihnen zurückstehen.

Doch ich will dir, lieber Leser, einige Perlen dieser Ausstellung vorführen, mit dem tiefen Bedauern, so viele andre unerwähnt lassen zu müssen. In Oesterreich, welches hier äußerst mittelmäßig vertreten ist, wüßte ich dir nichts Außerordentliches zu nennen, das „Gefecht bei Oeversee“ von Fritz L'Allemand vielleicht ausgenommen. — Baden bietet wenige Bilder, aber einige recht gute, darunter besonders die Landschaften von Georg Saal, die beide dem Kaiser Napoleon gehören, und eine Scene aus dem amerikanischen Kriege im 17. Jahrhundert von Dietz. Das von Pecht ausgestellte Gemälde, „Goethe am Badenschen Hofe“, erfreut sich keiner günstigen Beurtheilung. — Hessen hat 2 Genrebilder von Karl Schloesser ausgestellt, die gleichfalls vom Kaiser Napoleon angekauft sind. Es ist wahr, daß sowohl dieser Künstler als Georg Saal seit Decennien in Paris leben und man muß es ihnen hoch anrechnen, daß sie ihr Deutschthum so schön bewahrt haben, um mit ihren Werken das Land ihrer Geburt zu vertreten. Aber auch hier forderte wohl die Unparteilichkeit, daß Schloesser, welcher seine ganze künstlerische Bildung in Frankreich genossen hat, wenigstens eines seiner Bilder in Frankreich ausgestellt hätte. — In Württemberg tritt uns in den 11 ausgestellten Bildern viel Fleiß entgegen. Häberlin verdient mit seiner „Aufhebung des Klosters Alpirsbach“ einer ganz besonderen Erwähnung, eben so wie Schütz mit seiner reizenden „Mittagsruhe auf dem Felde.“ Doch alles dies ist für Deutschland nur ein Vorspiel, der wahre

Schwerpunkt seiner Kunstausstellung liegt in Baiern. Wie ich schon weiter oben erwähnt habe, hat Baiern seine größte Sorgfalt dahin gerichtet, ein so viel wie möglich vollständiges Bild der Münchener Schule zu geben, und da der ihm hierzu angewiesene Raum nicht genügte, hat es mit vielen Kosten im Park einen speciellen Pavillon bauen lassen. Und das war auch nicht mehr als recht; da wo ein Kaulbach seine Cartons der Reformation, da wo Genelli seinen Hercules bei der Omphale, wo Piloty, Ramberg ausstellen, kommt das alte Sprichwort: „Noblesse oblige" vollständig zur Geltung.

Ich kann leider hier nicht von den vielen trefflichen Bildern der Münchener Schule ausführlich erzählen, nur will ich bezeugen, daß sie uns würdig in diesem Wettstreit vertreten hat und wohl die ernsteste Rivalin der französischen Schule gewesen ist. Doch eines Bildes muß ich erwähnen, seines eigenthümlichen und packenden Eindrucks halber, den es auf den Beschauer zurückläßt. Es ist das ziemlich hart von der Kritik mitgenommene Bild von Gabriel Max „eine Märtyrin." Es ist meine Aufgabe nicht, dieses Bild zu beurtheilen, nur eins muß ich gestehen, daß ich und viele andere mächtig davon ergriffen worden sind ... mehr durch das, was der Künstler ahnen läßt, als durch das, was er dem Auge wirklich darbietet. Eine junge Christin ist gekreuzigt und ein junger Römer hat sich voller Schmerz und Weh vor dem Kreuz niedergeworfen! — das ist alles! — aber die gewählte und dennoch unordentliche Kleidung des Mannes gibt der Muthmaßung Raum, daß er vielleicht singend vom Schmause gekommen ... und ich hörte sagen, daß dieses Bild „Wiedersehen am Kreuze" genannt werden müßte. So sehr man sich auch dagegen sträubte, das heilige Zeichen als Stoff zu Phantasiegebilden zu brauchen, so wollte man behaupten, daß der Gedanken des Malers der gewesen sei: ein in frivoler Lust wüst und gedankenlos dahinlebender Patrizier hätte plötzlich die am Kreuze wiedergesehen, welche seine erste Liebe gewesen! Noch einmal — möge diese Voraussetzung nun wahr oder falsch sein — das Bild ist tief erschütternd.

Norddeutschland, wie der Leser schon aus den angegebenen Zahlen ersehen haben wird, ist sehr schwach vertreten; aber wir haben auch einige Werke hier, von denen man mit Recht behaupten kann, kein Land könne etwas Aehnliches aufweisen. Ohne Cornelius zu erwähnen, will ich vor allen Dingen mit Knaus beginnen, unserem unübertrefflichen Meister. Wo kann man mehr Humor finden — und besonders jenen seltenen Humor, der Jedermann befriedigt — ergötzt und niemanden verletzt? Von seinen sieben ausgestellten Bildern will ich nur zwei citiren, die dem großen Publikum wohl weniger bekannt sein werden. Das eine stellt einen preußischen Invaliden aus den Freiheitskriegen vor, neben ihm auf einem Gartentische steht sein Glas Weißbier, die „Stange," wie die Berliner sagen, und mit vollständiger Befriedigung nach dem so eben heruntergeschlürften Trunke, schaut der greise Krieger in die Welt. Es liegt in diesem Bilde ein so überaus ruhiger, lebensfrischer Humor, daß man wie gefesselt davor stehen bleibt und sich nicht von dem runzlichen Gesichte trennen kann, welches einen Typus in seiner vollkommenen Treue darstellt, wie wir alle ihn so oft mit inniger Rührung beobachtet haben! Das Eigenthümlichste jedoch an diesem Bilde ist sicherlich der Besitzer desselben. Der Leser wird mir beistimmen, daß, um sich ein solches Bild für viele tausend Franken zu kaufen und sich daran täglich zu ergötzen, man ein durch und durch deutsches Gemüth besitzen — kein Atom seines Deutschthums eingebüßt haben muß! Nun wohl! der glückliche Besitzer des Knausschen Invaliden ist der berüchtigte Herr Holländer, Gründer und Director der so preußenfresserischen Zeitung: „La Situation."

Willst du von ganzem Herzen über ein paar Schlingel lachen, welche die derbsten Ohrfeigen verdienen und sie hoffentlich auch bekommen werden, so sieh dir die „beiden Schusterjungen" von Knaus an. Der Meister hat den einen ausgeschickt, um einem Kunden ein paar neue Stiefel abzuliefern, und während dessen hat die Frau Meisterin dem andern ihren zehnmonatlichen Sprößling anvertraut, um ihn in die freie Luft zu führen. Was thun die beiden Taugenichtse, sobald sie sich begegnen? Der Kunde kann schon warten — das arme Kindchen schreit sich die Kehle heiser — die beiden Bengel spielen stillvergnügt auf einer Treppe Karten! Vergnügt ist wohl nicht für beide der rechte Ausdruck, denn der Verlierende macht ein bittersaures Gesicht, während der Gewinner sein Kind ruhig weiter brüllen läßt und siegesgewiß den König des andern mit dem Aß sticht, und dabei vor lauter Wonne aus der Haut fahren möchte. — Es ist ein köstliches Bild!

Nächst Knaus ist es Menzel, dem wir einen großen Theil unserer Auszeichnungen verdanken. Sein „Friedrich der Große bei Hochkirch" ist das lebendigste und meisterhafteste Schlachtenbild der ganzen Ausstellung. Ueber sein Krönungsbild König Wilhelms I. habe ich die verschiedensten Meinungen gehört. Es ist auch schwer, sich mit so zeitgemäßen Kunstwerken zu befreunden, wo die Gesichter in starrer Aehnlichkeit mit den Photographien rivalisiren, und wo man dem Künstler wiederum einen Vorwurf daraus machen würde, wenn dem nicht so wäre und er dieselben idealisirt hätte. Ich finde, daß Menzel auf dem bezeichneten Bilde ein treffliches Juste Milieu zwischen Idealisirung und zu starrer Aehnlichkeit getroffen hat. Auch die Düppler Schanzen Camphausens und Hüntens werden vielfach betrachtet. Meyerheim, Karl Becker, Jordan, Lasch liefern reizende und vielbewunderte Genrebilder. Wilhelm Sohn hatte seine so bekannte „Advocatenconsultation" hier, die seitdem für das Leipziger Museum angekauft ist. Heilbuth hat sich mit seinen römischen Studien in kurzer Zeit in Paris einen Ruf erworben. Scholtz aus Dresden imponirt mit seinem „Banket der Wallensteinschen Generäle," während ich leider in das allgemeine Urtheil einstimmen muß, daß das große Bild Professor Hübners aus Dresden „Disputation Luthers mit Eck," vollständig mißfallen hat. Dagegen gefällt eine andere Scene aus Luthers Leben von Ehrhardt sehr gut. Ich kann den zahlreichen Porträts Friedrich Kaulbachs in Hannover wenig Geschmack abgewinnen, während Gustav Richter mit einem Frauen- und einem Kinderporträt sich den allgemeinen Beifall erworben hat. Den beiden Achenbachs muß der Vorwurf gemacht werden, zu wenig ihrer ausgezeichneten Bilder zur Ausstellung geschickt zu haben. Flamm aus Düsseldorf nimmt als Landschaftsmaler einen hervorragenden Platz neben seinem großen Meister ein. Und wie viele andre muß ich des mir so karg abgemessenen Raumes halber unerwähnt lassen!

Ich muß hier noch einmal wiederholen, daß wir Deutsche — wenn wir wollen — die einzigen sein können, welche einst fähig sein werden, die Franzosen im Wettstreite der Kunst zu besiegen. Die Kraft Frankreichs liegt auch bei der Kunst in der Centralisation. Würde es eine Marseiller, eine Angoulemer, eine Brester Schule in der Malerei neben der Pariser geben, so hege ich die feste Ueberzeugung, daß die besten französischen Kunstkräfte sich zersplittern würden ... wie bei uns. In der vollkommenen, vielleicht übertriebenen Homogenität aller Kräfte Frankreichs liegt der Schlüssel seiner beispiellosen Erfolge! Wir ahmen so gar viele und unnütze Dinge dieses Landes nach — möge eine falsche Scham uns nicht verhindern, es getreu da zu copiren, wo seine wirklich imponirende Macht liegt!

Du mußt — wenn diese lange und doch so überaus unvollständige Kunstabhandlung dich nicht ermüdet — mir jetzt nach Frankreich folgen, lieber Leser, und du wirst begreifen, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen soll, um dir die Wunder zu zeigen, die man hier sieht. Ich glaube ziemlich alle größeren Museen Europas gesehen zu haben — aber nichts — weder die Galerien des Louvre, noch die des Palazzo Pitti und der Uffizi können in gewisser Weise mit dem verglichen werden, was dich hier in Erstaunen setzt. Du kennst die Kämpfe, Leiden, Gedanken und Freuden eines Rafael, eines Michel Angelo, eines Murillo und eines Rubens nur aus ihren Bildern, aus Büchern — vom Hörensagen; all die großen Meister der Vergangenheit sprechen in ihren unsterblichen Werken eben nur ihre vergangenen Gefühle aus; es weht uns aus ihren Bildern ein fremder Hauch an, Gedanken, die wir nicht recht mehr verstehen, in die wir uns erst mit vieler Mühe hineinleben müssen, und deren Deutung uns so oft mißlingt! — Aber man zeige uns die französische Kunstausstellung im Palaste des Marsfeldes — O wie heimelt uns die an — uns Kinder des 19. Jahrhunderts; — wie wir das alles verstehen, begreifen, durchschauen! — Ja, ich muß es nochmals wiederholen — der französische Maler ist ein loyaler Mann — er sagt frei und offen mit seinem Pinsel, was er will — er kann und will nicht heucheln. Hier hast du alle seine Tendenzen, das Alpha und das Omega seines künstlerischen Strebens — dreh ihm den Rücken, wenn du willst; aber du mußt ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, anzuerkennen, daß er dich nicht getäuscht, dich nicht betrogen hat.

Die Tendenz der heutigen französischen Malerei ist der Mate

rialismus; niemand kann das leugnen, aber großes Unrecht haben die, welche behaupten, daß dieser Materialismus die Frucht der napoleonischen Regierung sei. Er gelangte zur Reife unter dieser Regierung; aber er keimte damals, als man den Franzosen den Halbgott, dem sie Götzendienste erwiesen — Napoleon I. zertrümmerte, und sie anfingen, an gar nichts mehr zu glauben ... nicht einmal an menschliche Größe; — er blühte unter jener Frankreich entnervenden Regierung Louis Philippes, und er gedieh jetzt zur Frucht. Jean Léon Gerome hat schon 1847 seine erste Medaille im Salon erhalten und Gustav Courbet die seine 1849. — Die heutige französische Kunst hat in Gründlichkeit und in technischer Ausführung ihren Höhepunkt erreicht; — ich kann mir nicht denken, daß es je eine vollkommenere Technik geben könne, als die Daubignys, Bretons oder Bonnats, und wiederum glaube ich, daß Gerome und Cabanel gleichfalls der Höhepunkt eines gewissen Genre sind, den die französische Malerei nicht überschreiten wird. — Ja, der moderne französische Künstler hat den Glauben verloren — das sieht man bei jedem Schritt, das weht dich überall an! Der Maler, der eine Mater dolorosa gemalt, glaubt nicht mehr an ihre Wunderkraft und das ist der innere Tod des Bildes — man glaubt nicht mehr an Tugend, an Ehre, an Familie ... ja nicht einmal an die Geschichte glaubt man, und die Bilder, welche diese heiligen Scenen aus des Menschen Leben behandeln, lassen dich kalt ... weil der Künstler sie mit kaltem Herzen gemalt. Aber da, wo seine Pulse schlagen, da wo er den Stoff gewählt hat, der seinen Geist mächtig erfaßt — da zeigt er dir Meisterwerke, die dich trotz deines Sträubens unwiderstehlich hinreißen.

Wer wird das Ebengesagte nicht bei den beiden lebensgroßen Bildern des Kaisers empfinden, von denen das eine von Cabanel gemalt ist, das andere von Flandrin? Gibt es wohl etwas Geistloieres als dieser in allen seinen technischen Anforderungen so vollendete Napoleon III. Cabanels? das soll der Mann sein, der achtzehn Jahre lang Europa in Athem gehalten, der den Staatsstreich gemacht, welcher vor der Geschichte die Verantwortlichkeit von Solferino und ... Queretaro hat? — Nein wahrhaftig nicht! — Wie schön, wie geistvoll, wie verständnißinnig ist dagegen das Bild Flandrins, eins der letzten des großen und tief betrauerten Künstlers! Er hat dem schweigenden Kaiser nicht allein die Aehnlichkeit abgelockt, er hat ihn auch innerlich — wenn ich mich so ausdrücken kann, gemalt. Er hat Gedanken auf die Maske gelegt — er hat dem gläsernen Auge einen Ausdruck gegeben, und diesen Ausdruck hat er dem Herzen des Kaisers selbst entlockt. Kann man das — idealisiren nennen? Ich behaupte das Gegentheil. Das ist die wahre Aufgabe des Künstlers, der vor allen Dingen Psycholog sein muß, und das ist ein Triumph des Geistes, den keine photographische Maschine erreichen kann.

Der mächtige Pinsel Geromes hat dreizehn Bilder geschaffen, welche du hier zusammen ausgestellt siehst. Es wäre Unsinn, behaupten zu wollen, daß dieser Künstler nicht einer der tüchtigsten Maler unserer Zeit sei, und doch — welche Befriedigung nimmst du von diesen Bildern? wo ist hier auch nur im geringsten die hohe civilisatorische Mission der Kunst ausgedrückt? Nicht ein einziges der dreizehn meisterhaften Werke erquickt deine Seele, beruhigt deinen Geist, zwingt ein heiteres Lächeln auf deine Lippen. Wozu die Kunst? fragen so viele — und viele, ich unter anderen, haben stets diese Frage als eine Lästerung angesehen.... Bei den dreizehn Bildern Geromes kam sie mir unwillkürlich in den Sinn.

Meissonier ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen der modernen Kunst — es ist einer der größten Künstler, die Frankreich je besessen, der allen Tand verschmäht und unbeirrt seinen Weg geht. Er ist der größte Geschichtsmaler unserer Zeit und wer das bestreiten möchte, der betrachte seine „Campagne de France 1814“. Der Leser weiß sicherlich, daß dieser Meister sich die eigenthümliche Aufgabe gestellt hat, seine Bilder auf den möglichst kleinsten Raum zu malen, und es ist oft räthselhaft, wie es ihm möglich wird, dabei eine so große Wirkung zu erzielen. Das obengenannte Bild ist nicht viel größer als zwei Hände — aber noch nie, ich versichre es dir, ist dir das Schicksal des fallenden Kolosses tragischer erschienen, als auf diesem winzigen Bilde. Die vierzehn von ihm ausgestellten Bilder sind vierzehn Meisterwerke, wie sie kein Land aufzuweisen hat!

Ich muß leider diese Plauderei mit dir abbrechen, lieber Leser, die dir doch nicht den entferntesten Begriff geben kann von den Kunstschätzen, welche die Ausstellung darbietet. Ganze Bücher sind darüber geschrieben worden, und am Ende derselben mußte der Verfasser sich selbst eingestehen, er habe nur etwas Unvollständiges liefern können.

Willst du aber das Resultat meiner Beobachtungen in Bezug auf deutsche Kunst wissen, so muß ich dir sagen, daß ich die feste Ueberzeugung hege, daß, wenn wir die Lehren dieser Weltausstellung benutzen, uns unwiderruflich die Zukunft gehört. Eine einige deutsche Kunstschule, und in einem Decennium haben wir die ganze Welt überflügelt.

Auf jeden Fall, wenn dieser fromme Wunsch in Erfüllung ginge, würde man wohl nicht vergessen, in der nächsten Weltausstellung den Fremden wenigstens ein Bild eines unserer besten Geschichtsmaler — der sogar noch größerer Landschaftsmaler ist, zu zeigen, dessen Abwesenheit in Paris von allen Deutschen schmerzlich gefühlt worden ist. Ich meine ... Lessing. M.

Eine Tragödie im Feldlager.

Erinnerung aus dem Jahre 1866.

An einem Juniabende 1867 saß eine ziemlich laute Gesellschaft auf dem groben Pflaster, welches sich vor dem ansehnlichsten Kaffeehause Bellonas hinzieht. In einiger Entfernung schlug die blaue Flut des Comersees an die viereckigen Hafensteine. Auf ihr tanzten, durch ächzende Stricke am Ufer festgehalten, allerlei kleine Fahrzeuge, die ihre Segel eingerefft hatten. Fischer mit rothen Mützen, Tagelöhner, welche aus dem einen Schiffe Bausteine, aus dem andern Holzkohlensäcke ausluden, Verkäuferinnen von Frühobst und auch müßiges, barfüßiges Volk trieben sich da lärmend durcheinander. So bewegt wie der Kiel der Schiffe und die Gruppen der Menschen auf den Quadersteinen des Molo, war das Gespräch genannter Gesellschaft, welche so eben die Karten niedergelegt hatte. Sie bestand aus italienischen Officieren, reichlich mit Gold betreßt und zum Theil auch mit Orden geziert. Sie hatten zwar auch nicht stumm dagesessen, während sie spielten, aber der Lärm der Ausrufe, welche durch die Wechselfälle der Karten veranlaßt wurden, konnte nicht mit dem Chor verglichen werden, welcher jetzt fünf zu gleicher Zeit begonnene Geschichten darstellte. Dem Zuhörer wurde aus dieser Verwirrung nur klar, daß einige der Officiere erst ganz kürzlich in der Garnison eingetroffen waren, so wie es sich auch aus verschiedenen Anspielungen ergab, daß eben diese voriges Jahr den Krieg in Tirol mitgemacht hatten.

Ein ernst aussehender Capitän von etwa 40 Jahren war der einzige, welcher wenig an der Unterhaltung seiner Kameraden theilnahm. Zu ihm rief ein jovialer Kamerad jetzt hinüber: „Nun, Cairoli, weißt Du uns nichts von den Oesterreichern zu erzählen?“

Der Angeredete machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung.

„Du hast ihnen ja zwei Monate Gesellschaft geleistet. Mußt doch mancherlei gehört und gesehen haben,“ fuhr der erste fort.

„Was das anbelangt,“ unterbrach hier ein anderer Capitän den unbescheidenen Fragesteller, „so leugne ich, daß Cairoli mehr mit den Weißröcken zu thun gehabt hat, als wir andern alle. Sie haben ihn verwundet vom Schlachtfeld aufgelesen und nach Verona gebracht. Ich aber weiß aus sicherer Hand, daß er in den acht Wochen, während welcher er dort im Bett lag, mit keinem Menschen als dem Arzte ein Wort gesprochen hat und deshalb auch nicht im Stande ist, uns etwas aus dem häuslichen Leben unserer Nachbaren zu erzählen.“

„Es ist wahr,“ entgegnete Cairoli, „ich habe während meiner Gefangenschaft kein Wort mit den Patatoni*) verloren. Ich hörte oft, daß sie sich über meinen Stolz, wie sie es nannten, erbittert aussprachen.“

„Etwas müßt Ihr Euch aber doch von ihm erzählen lassen.“

*) Erdäpfelesser d. i. Oesterreicher.

sagte der junge Capitän, „Kamerad Cairoli ist da bei Gelegenheit seiner Verwundung in eine Geschichte gerathen, aus der unser Maestro Verdi gleich eine heroisch-romantische Oper machen würde, wenn er sie wüßte."

„Oho, oho!" riefen sämmtliche Officiere, „Du wirst uns Deine Abenteuer nicht vorenthalten."

Cairoli überflog den Kreis seiner Waffengenossen mit einem Blick, der einen fast wehmüthigen Eindruck machte. Er zündete eine Cigarette an der Lampe an, welche eben auf den Tisch gesetzt wurde, und sagte: „Da ich sicherlich gedrängt werden soll, diese Geschichte, auf die Freund Selva anspielt, zu erzählen, so will ich lieber gleich damit anfangen. Der Nachtfalter, der immerwährend um mich und dieses Licht schwebt, kommt mir ohnehin vor, als wenn er die arme Seele wäre, die heraufkommt, wenn die Lebendigen von ihr sprechen."

„Hu," sagte Selva, „was ist das für ein grauslicher Eingang!"

„Ihr dürft sicher sein, daß ich Euch keine Geistergeschichte erzähle. Also hört.

„Ihr wißt, welchen Strauß wir auszufechten hatten, als wir bei Storo auf das Gebiet des Feindes einrückten. Das erste Treffen, welches wir den schwarzen Jägern*) lieferten, fiel nicht gar sonderlich günstig für uns aus. Wir hatten eine Nacht über am Fuße einer Felswand gelagert, welche uns unersteiglich schien. Ihr könnt euch also unser Erstaunen vorstellen, als wir in der Morgendämmerung zwei Burschen in der feindlichen Uniform auf einem Zacken sahen, welche fleißig in unser Bivouac herabschauten. Die Kerle hatten mehr Aehnlichkeit mit Kohlenbrennern als mit Soldaten. Die Klappen ihrer schwarzen Tuchmützen waren unter dem Kinn zusammengebunden, und lange weiße Federn steckten auf dem Kopf. Als sie sahen, daß sie von uns bemerkt wurden, winkten sie uns zu und schrieen herab: „Buon di, Garibaldini! Warum kommt ihr nicht herauf und besucht uns?" Diese Verhöhnung wollte sich der Major unserer Alpenjäger, die neben uns unter dem Berge lagen, nicht gefallen lassen. Wir mußten mitgehen, obwohl jeder von uns einsah, daß wir dem Tod in den Rachen rannten. Es gelang uns, dem Berg von der Seite beizukommen. Athemlos und mit Knieen, welche von der übermenschlichen Anstrengung schlotterten, erreichten wir die Höhe, an deren Rand uns die Kugeln der Deutschen empfingen. Der Feind schrie uns ein gräuliches Hurrah entgegen, dem die wenigsten von uns mit: Italia! Italia! antworten konnten, weil wir alle miteinander keuchten. Unsere Alpenjäger lösten sich in Schwärmen auf, wurden aber von den Tirolern nicht sehr beachtet. Diese stürmten in Colonnen mit gefälltem Bajonet bergabwärts auf uns ein. Ich weiß wirklich nicht mehr recht, was in den nächsten fünf Minuten geschah. Auf einmal erhielt ich einen Schlag über den Kopf, einen zweiten über die Schulter, daß sich mein Epaulett verschob, das Blut quoll mir aus der Nase, ich stürzte halb bewußtlos zusammen. Rascher, als ich es mit Worten zu schildern vermag, fühlte ich die Spitze eines Bajonets an meinem Halse. Ein letzter Gedanke galt den Ufern des Liris, wo in diesem Augenblicke vielleicht meine alte Mutter für mich betete. Aber, ehe ich Zeit hatte, mit dem Augendeckel zu zucken, zog sich das Bajonet von meinem Achselbein zurück und ich sah einen über und über mit Blut bedeckten Menschen vor mir in die Knie zusammenbrechen. Einer unserer Soldaten hob mich auf, schleppte mich eine Strecke weit aus dem Getümmel und sagte: „Eh, Signor Capitano, diesmal war es die höchste Zeit! Der aber rührt kein Bajonet mehr an!" Ich betrachtete meinen Retter. Es war ein erst mit Beginn des Krieges ausgehobener Soldat, den ich bisher wenig beachtet hatte. Ich bot ihm meine Uhr an. Er wies sie zurück, indem er sagte, er würde, wenn ich wieder hergestellt sei, mich um eine andere Gefälligkeit oder Belohnung bitten, welche für ihn mehr Werth hätte, als Gold und Kostbarkeiten."

„Was mir trotz der von dem erlittenen Schlage herrührenden Betäubung an diesem Manne am meisten auffiel, war das schlechte Italienisch, welches er sprach. Es klang nicht, wie eine der vielen Mundarten, welche man in unserem Heere vernehmen kann, sondern wie eine mühsam angelernte Sprache, welche ein Fremder spricht. Ich hatte aber keine Zeit, darüber ins Reine zu kommen, denn schon nahten Sanitätssoldaten mit einer Tragbahre. Mein Retter eilte vorwärts nach der Gefechtslinie."

„Acht Tage später war ich wieder hergestellt. Das Regiment hatte sich weiter, bis ins Val di Ledro hinein, durchgeschlagen und stand zwischen Tiarno und Bececca. Am Abend meiner Ankunft ging ich durch die Wachtfeuer meiner Compagnie. Ich suchte denjenigen, dessen Arm ich mein Leben verdankte, fand ihn aber nirgends bei den Feuern, und vertröstete mich schon auf den nächsten Tag, als ich, etwas über die Linie unserer Feuer hinausschreitend, auf einem zwischen Disteln liegenden Felsblock in der Dunkelheit einen Soldaten sitzen sah, welcher vor sich hinbrütete, indem er den Kopf zwischen seine Handflächen stützte. Als er den herankommenden Hauptmann gewahrte, richtete er sich auf; es war mein Mann."

„Ich bin wieder hier," sagte ich zu ihm, indem meine Hand seine Schulter berührte. „Was kann ich für Dich thun? zuerst versteht es sich von selbst, daß ich Dich für die Medaille vorschlage."

„O, Herr," entgegnete er im Tone tiefer Niedergeschlagenheit, „das ist es nicht, womit mir in meinem Elend geholfen wird!"

„So sprich, womit kann ich Dir förderlich sein?"

„Ich wage nicht, es zu sagen. Es ist vielleicht unmöglich, daß es geschieht. Ich beleidigte Ihr Wohlwollen, wenn —"

Hier stockte er und schaute wieder zur Erde. Das alles reizte meine Neugierde und ich versuchte durch lange fortgesetztes gütliches Zureden hinter das Geheimniß des Soldaten zu kommen. Endlich schaute er mir starr in die Augen und sagte in ruhigem, bestimmtem Tone: „Ich möchte nach Hause zurückkehren, Herr Hauptmann!"

Nach dem auffallenden Beweise von Muth, welchen der Soldat zur Schau getragen, hatte ich unter allen möglichen Antworten diese am wenigsten erwartet.

„Schämst Du Dich nicht als braver Soldat, vor dem Feinde einen solchen Wunsch zu hegen? Dir hätte ich das sicherlich nicht zugetraut."

„Herr," entgegnete er, indem er seine Hand in die Dunkelheit ausstreckte, „die da drüben sind meine Landsleute, nicht meine Feinde!"

Nicht wenig überrascht fragte ich ihn, wo seine Heimat sei. Er nannte mir einen Ort im deutschen Oesterreich, dessen Namen ich vergessen habe.

„Du bist also desertirt?" fragte ich in einem Tone, dem er Geringschätzung anmerken mochte, denn er antwortete sofort mit erregter Stimme: „Nein, Herr, das bin ich nicht in dem Sinne, wie Sie meinen. Vor meinem Gewissen wenigstens kann ich mir das Zeugniß geben, daß ich nicht zu den F e i n d e n meiner Landsleute übergelaufen bin, und daß ich es überhaupt that, daran waren Umstände schuld, die jeden andern nicht minder fortgetrieben hätten."

„Wie meinst Du das?" fragte ich etwas barsch.

Ehe er antworten konnte, trat ein junges Weib, dessen Kostüm eine Marketenderin des Heeres ankündigte, mit einem Korbe zu uns hin, machte mir eine Verbeugung und sagte zu dem Soldaten in einschmeichelndem Tone: „Was hast Du denn, Niccolo? Ich bin wieder einmal durch die Gassen des halben Lagers gelaufen, ehe ich Dich entdeckte. Mit Erlaubniß, Signor Capitano," setzte sie hinzu, indem sie sich niederbückte, den Deckel wegnahm, worauf Wein und Fleischspeisen zum Vorschein kamen.

Als sie sich wieder erhob und verabschieden wollte, sah ich eines der wunderbarsten Gesichter, das mir je vorgekommen.

„Diese ist es!" sagte Niccolo mit halblauter Stimme.

Auf meine fragende Geberde fuhr er fort. „Sie sollen in wenigen Worten alles wissen, Herr! dann mögen Sie Ihr Urtheil fällen. Die Erziehung, welche ich genossen habe, bestimmte mich nicht zum einfachen Soldaten. Ich besuchte in meiner Heimat die Hochschule, auf welcher ich die Hilfswissenschaften der Landwirthschaft studirte. Plötzlich stand ich durch den Tod eines reichen Verwandten, welchen andere beerbten, ohne Mittel da. Die einzige Hoffnung, welche mir blieb, war die, daß ich durch Eintritt in das Heer allmählich die Stellung eines Officiers erreichen konnte. Schon hatte ich die beste Aussicht hierzu, als ich durch einen Zufall mit der Familie des Weibes bekannt wurde, welche uns eben verlassen hat. — Auch bei Giustina wäre es Wahnsinn gewesen, ihr im Vaterhause vorauszusagen, daß sie einst den Reihen kämpfender Soldaten folgen würde. Und doch hat es sich so gefügt. — Wir liebten uns. Sie drang in mich, das Heer zu verlassen und uns mit ihrem kleinen Vermögen irgendwo auf dem Lande anzusiedeln. Ich widerstand dieser Verlockung mit schwerem Herzen, aber ich widerstand, weil ich noch auf mehrere Jahre hinaus zur Anwesenheit bei

*) Er meint den Tiroler Landsturm.

unserem Heere mich verpflichtet hatte. Ich wollte selbst um Giustina nicht eidbrüchig werden.

„Es kam aber anders und ich unterlag. Einer unserer Officiere, ein reicher polnischer Cavalier, hatte in der nämlichen Garnisonsstadt einen Bruder, welcher dem dortigen Criminalgerichte zugetheilt war. Dieser junge Mensch verfolgte seit einem Balle, auf welchem er Giustinas Bekanntschaft gemacht hatte, das Mädchen auf mancherlei Art, wobei er auf eine gewisse Unverletzlichkeit pochte, die ihm seine Stellung bei dem gefürchteten Amte verlieh. — Die Verfolgungen wegen Theilnahme an dem Streben der italienischen Patrioten wurden damals mit Eifer betrieben und jede Woche sah man verhüllte Wagen abfahren, deren Reiseziel Kufstein und Olmütz war. Eines Tages ließ sogar der Herr Criminaladjunct eine Bemerkung fallen, welche andeutete, daß es gegenwärtig nur eines Winkes bedürfe, um irgend jemand in eine bedenkliche Voruntersuchung zu verwickeln, zuletzt scheute er sich nicht, dabei Aeußerungen in einen gewissen Zusammenhang mit den Wünschen zu bringen, mit welchen er Giustina belästigte. Der Vater hatte nie das Geringste gegen die bestehende Ordnung gesprochen oder gethan, doch lag, wie man aus mancherlei Beispielen wußte, in solcher Schuldlosigkeit geringer Schutz. Das Mädchen ängstigte sich, der Vater fürchtete für seine einzige Tochter und es wäre der Entschluß, in die benachbarte Lombardei auszuwandern, rasch gefaßt worden, wenn nicht Giustina immer und immer wieder die Einwendungen gemacht hätte, welche sich dem Anscheine nach auf Nebendinge, wie sie es nannte, auf Haus und Habseligkeiten, in Wirklichkeit aber auf mich bezogen. Sie kannte die schwierige Lage, in welcher ich durch mein Verhältniß zu ihr versetzt war. Die Katastrophe kam rasch. Eines Tages wurde Giustinas Oheim von Soldaten nach dem Norden abgeführt und schon fiel der Schatten des kommenden Unglücks auf ihr einsames Haus. Der darauffolgende Abend entschied mein Schicksal. Ich stand mit Giustina auf dem Balcon, die Sterne glitzerten über dem raschen Wasser und die Luft um uns wurde von Duftwellen bewegt. Sie sprach von Kindesliebe, von Liebe zu mir, von Liebe zum Vaterland. Die Tage der Verfolgung und Angst hatten sie zu einer Anhängerin jener Bestrebungen gemacht, denen sie sonst unwissend und gleichgültig gegenüber gestanden war. Sie blickte zum Himmel und sagte, wenn ich einer solchen Liebe fähig wäre wie sie, würde ich nicht eine Stunde zögern und ihr in ihre w i r k l i c h e Heimat folgen. Giustina schwärmte auf ein Mal für ihr Vaterland und ich vergaß das meinige. Noch in derselben Nacht legte ich den Rock ab, den meine Jugendfreunde da drüben mit Ehren tragen. Am Morgen hatte ich den Tonale hinter mir, und einen Monat später war ich Giustinas Gatte.

„Meine landwirthschaftlichen Kenntnisse waren genügend, um das kleine Gut zu bewirthschaften, dessen Herr ich mit der Hochzeit geworden war. Wir führten in der That ein glückliches Leben zwischen unsern Oelbäumen und Maispflanzungen. Es gelang Giustina, die geheime Scham, ja die Gewissensbisse zu verscheuchen, welche ich über das Verlassen meiner Fahne und der Ueberlieferungen meiner Jugend empfand.

„Der Frühling 1866 kam wie ein Unwetter über unseren stillen Garten. Alles Einreden, Sträuben, Widersetzen, fruchtete nichts, ich wurde in Anbetracht meines jugendlichen Alters ausgehoben, in die königliche Armee eingereiht, und fechte nun gegen diejenigen, deren Fahne zu vertheidigen ich geschworen habe. Giustina sagte: „Ich habe Dich um Deine Heimat gebracht, es ist meine Pflicht, nicht von Deiner Seite zu weichen." Da man ihr das Mitgehen verweigerte, so entschloß sie sich das Aeußerste zu thun, und begleitet die Truppe in der Gestalt, die Sie gesehen haben. Wenn die Kugeln um uns schwirren, bin ich nie mehr von ihnen gefährdet, als sie."

Niccolo schwieg. — „Und nun?" fragte ich tief bewegt.

„Herr," entgegnete Niccolo, „ich habe auf diejenigen geschossen, die von unseren gemeinsamen Fleisch und Blut sind. Ich habe gelitten und leide um Giustinas willen. Meine Kräfte sind erschöpft, der innere Kampf tödtet mich, wenn die Kugel der Freunde meiner schont. Wenn eine einzige Ader der Barmherzigkeit, des Wohlwollens in Ihnen lebendig ist, so sprechen Sie für mich und bewirken, daß ich die Waffe niederlegen darf, welche mir von rücksichtsloser Gewalt zu diesem unnatürlichen Kampfe in die Hand gedrückt wurde."

Ich sann nur einen Augenblick nach. Es bedurfte in der That nicht vielen Grübelns, um die Antwort zu finden, die ich ihm zu geben hatte.

„Freund," sagte ich, „was Sie verlangen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Was Ihre Bitten und Vorstellungen v o r dem Kriege nicht vermocht haben, das vermag die Stimme eines schlichten Capitäns nicht w ä h r e n d desselben."

„O, ich dachte es mir!" seufzte Niccolo.

„Sie haben gefehlt," sagte ich, „Sie haben einem Weibe zu Liebe ältere und heiligere Verpflichtungen verletzt, aber ich verurtheile Sie nicht. Doch dürfen Sie die Hoffnung hegen, daß Sie durch dieselbe Gewalt der Umstände, welche Ihnen die Waffen in die Hand gegeben hat, ihrer wieder entledigt werden. Schon hat uns der Feind das Gebiet von Venedig abgetreten und seine Niederlagen im Norden werden ihn bald nöthigen, Frieden mit uns zu schließen." Mit diesen Worten verließ ich den armen Menschen. Ich weiß nicht, ob ihm die Speisen, welche ihm Giustina gebracht hatte, an diesem Abende geschmeckt haben.

„Am nächsten Tage sah ich die Frau wieder. Sie ging neben der Kolonne her, in welcher ihr Niccolo dem bereits sichtbaren Feinde sich entgegen bewegte. Auf ein Mal bedeckte sich ein Berg mit unseren Rothhemden, daß er aussah, als ob ihn ein Brand verheerte. Zugleich vernahmen wir ein mächtiges Geschrei. Garibaldi selbst fuhr im Wagen durch die Reihen, die plumpen Kugeln der Tirolerjäger brummten um unsere Köpfe. Bald befanden wir uns zwischen den Mauern von Bececca im Handgemenge. Es entspann sich ein rasender Kampf. — Das Heer der Oesterreicher war im ganzen in der Minderzahl, aber seine Soldaten verstanden das Klettern über die Berge weit besser als wir. So kam es, daß die nämliche Abtheilung sich heute am Morgen in diesem Thale befand, während des Tages über einen der höchsten Grate stieg und am Abende zu unserer Ueberraschung anderen Feinden gegenüberstand. Unsere Soldaten glaubten deshalb, die Feinde seien weit zahlreicher als sie es in Wirklichkeit waren.

„Die Ermüdung und Abhetzung, welche mit einer solchen Art, den Gebirgskrieg zu führen, verbunden ist, versetzte manche dessen ungewohnte Regimenter der Oesterreicher in wilde Wuth, wenn sie es dann mit dem Feinde zu thun bekamen, der die Schuld an allen ihren Mühen trug.

„Der Feind schoß aus einem Hause, welches wir zu stürmen versuchten. Wir schlugen uns auf der Treppe, in den Zimmern, in der Flur. Bald rieselte Blut über die steinernen Stufen. Eine Anzahl von ungefähr zwanzig feindlichen Soldaten flüchteten sich auf das Dach. Während wir aber im Innern dieser Mauern Mann gegen Mann kämpften, hatten die Unserigen draußen an Boden verloren. Der Feind hatte ein eben vom Gebirge herabgestiegenes Bataillon in den Kampf geworfen. Wir waren abgeschnitten.

„Als die auf das Dach versprengte feindliche Abtheilung unsere Lage gewahrte, rief sie ihre Kameraden herbei und machte ihrerseits selbst wieder einen herzhaften Angriff. So geriethen wir zwischen zwei Feuer und nach einer viertelstündigen Gegenwehr blieb uns, in Feuer und Rauch eingesperrt, kein anderer Ausweg, als uns dem Feinde zu übergeben.

„Zufälliger Weise fiel mein Blick, als wir den mit Blut bespritzten Thorweg verließen, gerade auf Niccolo. Er wankte. Ich frug ihn, ob er verwundet sei. Er antwortete mir nicht, schaute mich starr an und zeigte auf die Soldaten, welche unsere Waffen in Empfang nahmen. „Es sind die Sachsen," sagte er.

Die Infanterieabtheilung, welche uns gefangen nahm, gehörte zu dem Regimente „Kronprinz von Sachsen." Bei eben diesem Regimente war Niccolo vorher Unterofficier gewesen. Ich begann zu begreifen, warum ihm die Kniee wankten.

Die Schlacht war im allgemeinen zu unserem Vortheil entschieden, doch gelang es den Weißröcken, uns mit fortzuschleppen. Die meisten von uns waren verwundet und erregten das Mitgefühl der Soldaten, welche uns führten. Man ließ es nicht an Wein und Erfrischungen fehlen, obwohl die Oesterreicher selbst ziemlichen Mangel litten. Wir wurden in ein elendes Nest, Mezzolago, gebracht, welches auf einer Halbinsel liegt, die sich in den Ledrosee hineinzieht. Die Nichtverwundeten wurden während der Nacht weitergeführt. In Pieve di Ledro musterte man uns und forderte unsere Namen ab, die in eine Liste eingetragen wurden, bevor sie uns nach Verona weiter führten. Nie vergesse ich die Scene, welche in dieser Nacht vorfiel. Niccolo war von keinem seiner ehemaligen Kameraden erkannt worden. Die fremde Uniform und der Knebelbart, welcher in der österreichischen Armee nicht erlaubt ist, mochten

das Meiste dazu beitragen, ihn zu vermummen. Als er seinerseits daran kam, in den Kreis der Fackeln zu treten, worin ein Schreiber die angegebenen Namen zu Papier brachte, tönte ein gellender Schrei aus dem Haufen der versammelten Soldaten und Giustina stürzte herein, blieb starr stehen und fiel ihm dann unter Freudenthränen um den Hals. Sie erzählte den Umstehenden, daß sie ihren Gatten für todt gehalten und erst nach dreißigstündigem Umherirren sein Schicksal erfragt habe. Dieser Zwischenfall rührte alle Anwesenden scheinbar mehr als Niccolo selbst. Er zitterte und antwortete der guten Frau nur in scheuen, abgerissenen Worten.

„Corpo di Dio, das ist die keusche Giustina!" rief eine Stimme aus dem dichtesten Haufen der Oesterreicher.

Beim Klang derselben fuhren die Gatten zusammen, als ob eine Mine vor ihnen aufflöge. Im nächsten Augenblick trat ein Officier hervor, faßte Niccolo unter dem Kinn und schrie, von seinem eigenen Gelächter unterbrochen: „Da haben wir ihn ja, den liebevollen Jüngling! Guten Abend, Meister Nikolaus! das trifft sich herrlich: Hätt' ihn wirklich keiner gekannt, nicht wahr, Leute? Nun, Dank dieser liebenswürdigen Dame, sind wir im Stande, ihm einen anständigen Empfang zu bereiten. Packt ihn, Leute, und bringt ihn zum Obersten!"

Zögernd traten einige Soldaten hervor und führten ihn weg, während andere sich mit Giustina beschäftigten, welche ihm nacheilen wollte. Man mußte sie mit Gewalt festhalten. Jener Officier war niemand anders als der in Niccolos Erzählung angeführte polnische Cavalier. — Ich legte mich diese Nacht auf die im Hofe aufgeschichteten Strohbündel und konnte nicht schlafen. Das Jammergeschrei Giustinas: „Ich habe ihn gemordet!" kam mir nicht aus den Ohren. Leider war mir das Loos des Unglücklichen nicht zweifelhaft. Dennoch beschloß ich, mich beim österreichischen Kriegsgericht zu melden, den Sachverhalt wahrheitsgetreu auseinanderzusetzen und namentlich anzuführen, daß nur die Gewalt Niccolo vermocht habe, in der feindlichen Armee zu dienen, und daß er weder Klagen noch Bitten sparte, um sich diesem Zwange, gegen Oesterreich die Waffen zu tragen, zu entziehen. Die stereotype Antwort war: „Wenn der Kerl einmal nach Piemont hat ausreißen können, so wäre es ihm auch keine Unmöglichkeit gewesen, wieder von dort zu uns zu desertiren!" Die eigenen Kameraden nicht nur von unserer, sondern auch von der feindlichen Armee, hätten ihm gern geholfen, wenn sie gekonnt hätten. Vielleicht trug die Schönheit Giustinas, welche unablässig um den Gefangenen weinte, ihren Theil zu dem Mitgefühl bei, welches sie ihm allesammt bewiesen. Nur die Tiroler Freiwilligen pflegten zu sagen: „Geschieht ihm schon recht, dem Hund, warum ist er hinübergelaufen? Nicht bloß ihm, allen Wälschen sollte man ein paar Kugeln vor den Kopf geben."

„Die Hinrichtung fand am folgenden Tage statt. — Von dem nämlichen Regiment, aus welchem Niccolo zu uns entflohen war, wurden neun Soldaten bestimmt, ihn zu erschießen. Die Leute bebten, als sie in Reih und Glied standen, und einer von ihnen war bleicher als der andere. Sie zielten schlecht. Als der Aermste stöhnend auf dem Boden lag, mußten sie ihm mit wiederholten Schüssen das Gehirn zerschmettern. Während dieser Zeit hallte von draußen unsägliches Jammergeschrei. Mehrere Männer hielten Giustina zurück, die mit unglaublicher Kraft sich Zutritt zum Ort des Schreckens verschaffen wollte. Der befehligende Officier war außer sich. Es hatte wohl keiner von allen Mitwirkenden je etwas gethan, was gleich schwer auf seiner Seele lag. — In der ersten Verwirrung wurde die Frau nach Riva gebracht. Uns schloß man in eines der Forts von Verona ein. Ich hörte nicht mehr von dieser Begebenheit sprechen, aber es verging keine Stunde des Tages, in welcher ich nicht daran gedacht hätte. Die Geschichte machte mich so verdrossen und mürrisch, daß ich, wie Selva richtig bemerkte, mit keinem der feindlichen Soldaten oder Officiere je ein Wort wechselte.

„Späterhin erlaubte man uns in die Stadt zu gehen. Da traf ich eines Tages in einem Kaffeehause einen Kaufmann aus Riva, der mir von einem früheren Aufenthalte in Desenzano her bekannt war. Ich erzählte ihm das Schicksal des Soldaten und fragte ihn, ob er nichts von der schönen Frau gehört habe. Er bejahte es und sagte, man habe sie mehrere Wochen mit aller Vorsicht bewachen müssen, um zu verhindern, daß sie sich in den See stürzte. Als sie endlich die Vergeblichkeit ihrer Entweichungsversuche erkannte, nahm sie keine Nahrung mehr zu sich, denn die Mörderin ihres Mannes müßte sterben, sagte sie. Sie verschied in vollkommenem Irrsinn einige Tage nachher. — — —"

Die Officiere, welche Schlachten und Tod gesehen hatten, schwiegen noch lange, nachdem Cairoli geendet hatte. Es war vollkommen Nacht geworden. Ueber der finstern Flut schwebte der Abglanz hohen Lichtes. Der Mond stand hoch am Himmel und leuchtete der dunklen Erde. Ich dachte an die Liebe, welche über aller Verwesung und Erstarrung ihre unwandelbaren Kreise dahin schreitet. **Noë.**



Lenz Wohnhaus in Schnepfenthal.

Ein Volksnaturforscher.

Wenn man auf der Straße von Gotha nach Reinhardtsbrunn den blauen Waldbergen näher gekommen ist, so zeigt sich rechts am Gehänge des reizenden grünen Thales ein stattliches, schloßähnliches Gebäude, von einem spitzen Schieferthurme überragt und ganz in lustiges Grün gehüllt. — Und an dies lustige Wald- und Wiesengrün und an die drin verlebte fröhliche Jugendzeit denkt wohl jetzt auch mancher meiner lieben Leser und sieht sich im scharlachrothen Sonntagsfrack, gelagert auf schwellendem Moose, über sich ein Riesenexemplar der königlichen Edel-

tanne und ein Stücklein blauen Himmels, vor sich das grüne, blumige Wiesenthal mit dem prächtigen „Freiheitsbaum“, rings um sich in vertrauten Gruppen die festfrohen Jugendgenossen! Und die in solcher Umgebung gekochten Kartoffeln und das einfache Butterbrot haben den Lehrern gut und den Zöglingen noch besser geschmeckt! „Und nun das Lied vom Hirngrill!“ ruft eine rüstige und stattliche Greisengestalt! Und das einfache Lied wird angestimmt und alles stimmt ein, und der Mann mit dem weißen Hauptbaar singt es einmal zu träumen. — Alle anderen aber verlangen sicher eine Erklärung über den „Freiheitsbaum“ und das Lied vom „Hirngrill“, die beide eine so große Rolle bei den „Schnepfenthalern“ spielen. Schon zu Bechsteins Zeiten, der mit dem Gymnastiker Gutsmuths einer der ersten Lehrer und Erzieher der Anstalt war, war es Sitte geworden, die von den Zöglingen erkauften Vögel sofort oder nach einiger Zeit wieder in Freiheit zu setzen. Man wallfahrtete bei solcher Gelegenheit zu einem einzeln stehenden Baum, ließ die Vögel dort fliegen, und



Salzmanns Erziehungsanstalt Schnepfenthal.

mit derselben Jugendfrische, mit der er es vor mehr als 50 Jahren, und seitdem fast alljährlich hier gesungen hat. Ja, wer hätte gedacht, daß der große Geograph Carl Ritter nebenbei ein so munterer Sänger gewesen sei! Daß er fast alljährlich, besonders in seinen späteren Jahren, zu der Stätte seiner Jugenderziehung, wo ihm Leib und Geist gleichmäßig gebildet und gekräftigt wurden, nach Schnepfenthal zurückkehrte, um einige Tage mit der Jugend wieder jung zu werden, ist auch in weitern Kreisen bekannt. Bekannt ist auch den früheren Zöglingen der altberühmten Erziehungsanstalt Salzmanns — und es sind gar viele ausgezeichnete und hochgestellte Männer darunter — daß sie sich dort aus allen Gauen Deutschlands und fast allen Ländern Europas, ja von jenseit des atlantischen und indischen Oceans wiedergefunden haben, oft nach vielen Jahren, um die reizende Stätte des Thüringerwaldes wiederzusehen und mit den Jugendfreunden den schönen Jugendtraum noch nannte den Baum, auf welchem die armen Gefangenen ihr erstes Asyl wiederfanden, den „Freiheitsbaum“. Mit dem „Hirngrillliede“ hatte es aber folgende Bewandtniß. Einst brachte einer der vielen Vogelfänger Thüringens dem Altmeister deutscher Vogelkenner, Bechstein, einen seltenen Vogel, den er zum ersten Male am Südabhange des Thüringerwaldes gefangen, und der nur in wärmeren Ländern vorkomme. Natürlich erregte das Lehrern und Zöglingen unbekannte Vögelchen ein lebhaftes Interesse. Nachdem ihn ersterer einige Zeit lang beobachtet und nach der Natur beschrieben hatte, wurde er in besonders feierlicher Procession dem Freiheitsbaum übergeben — Ehre dem alten, guten Bechstein für diese That! — Nun aber hatte irgend ein Südländer, vielleicht ein Brasilianer, bei der Besprechung des Vaterlandes dieses seltenen Fremdlings wohl an die Palmen seiner Heimat gedacht; das allgemeine Interesse an dem Vogel und seinem kuriosen Namen, „Hirngrill“, sprach auch mit: kurz es

entstand ein einfaches hübsches Liedchen zu einfacher Melodie, das auf dem Wege nach dem Freiheitsbaum gesungen wurde und sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Der Vogel heißt in Süddeutschland, wo er an geeigneten Localitäten nicht selten vorkommt, wirklich „Hirngrill", sonst auch „Girlitz", „Gelbhänfling", und in der Wissenschaft Fringilla Serinus.

Doch wohin bin ich gerathen! Ei nun, die früheren Schnepfenthaler unter den Lesern werden mir diese Abschweifung schon verzeihen! Vielleicht auch die gütigen unter den übrigen Lesern, denen wohl selber ähnliche Jugenderinnerungen durch die Seele ziehen.

Und nun sind wir an der „Spielwiese", dicht an Schnepfenthal, angekommen. Leider dürfen wir den auf Körperkraft und Gewandtheit abzielenden Spielen der frischen Jugend nicht lange zusehen, um nicht wiederum auf Abwege zu gerathen: ja, wir dürfen aus gleichem Grunde nicht die links abzweigende Straße mit den schönen Fichten- und Tannenriesen und den grünen Wiesen und blauen Teichen einschlagen. Wir wenden uns rechts etwas bergauf, wandern an dem „Schlosse" und seinen Blumenterrassen vorüber und stehen vor einem kleinen, ländlichen, reinlichen, in Grün versteckten Gehöfte.

Wohnt dort ein gebildeter Landmann? Ein Gelehrter, der sich in diese Waldnacht zurückgezogen? Ein Lehrer der dicht angrenzenden Erziehungsanstalt?

Da muß Lenz wohnen, der vortreffliche Naturbeobachter, der herzwarme Naturfreund.

Hier diese Nistkästchen groß und klein für seine Lieblinge vom Käuzchen und vom Staare bis zum Zaunschlüpfer herab! Unter jedem Sims, unter jedem Dachvorsprung, an jedem Baum! Da ein Futterbrettchen für die Hungerleider des Winters! Dort muß seine Studirstube sein! Da schaut er selber heraus aus dem Fenster, und hat die wohlthätige Hand ausgestreckt, um dem vertrauten Geflügel neue Leckerbissen zu bieten, die sie ihm fast aus der Hand nehmen!

Wer kennt ihn nicht, den Verfasser der „Gemeinnützigen Naturgeschichte," wer nennt ihn nicht den Freund und Lehrer seiner Jugend? Wer hat nicht sein wißbegieriges Knabenherz versenkt in die unwiderstehlich fesselnden Schilderungen der Gemse, des Löwen, des Lämmergeiers, des Kanarienvogels, wer hat den „alten Lenz" nicht begleitet auf seinen unheimlichen und doch so magisch anziehenden Schlangenjagden? — Wer jemals klopfenden Herzens der Schilderung jener Heldenkämpfe gehorcht hat, die Lenz zwischen seinen Raubvögeln und Kreuzottern veranstaltete, der wird so leicht nicht den Eindruck vergessen, den diese Erzählungen auf das empfängliche Knabenherz gemacht haben. Tausenden hat Lenz Augen und Herz erschlossen für die lebendige Natur, und bei tausenden steht er in dankbarem Andenken. Deshalb findet er wohl einen verdienten Ehrenplatz im Daheim.

Professor Dr. Harald Othmar Lenz nimmt unter denjenigen Naturforschern, welche die Natur in der Natur studiren, eine der hervorragendsten Stellen ein. Ursprünglich Theolog, beschäftigte er sich schon früh mit dem Studium der Natur, wurde, nachdem er Hauslehrer gewesen, Lehrer der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, und gab sich nun fast ausschließlich seinen Lieblingsstudien hin, deren vorzugsweise auf die praktische und gemeinnützige Seite gerichtete und auf möglichst allseitige Selbstbeobachtung gegründete Resultate der beschreibenden und angewandten Naturkunde so vielfach förderlich geworden sind. Seine „Gemeinnützige Naturgeschichte", welche 1860 die vierte Auflage erlebt hat, und in tausenden von Häusern heimisch ist, ist nach diesen Seiten hin die einzige wirklich gemeinnützige, und enthält eine Fülle von interessanten Beobachtungen und Versuchen bezüglich der Thier- und Pflanzenwelt. Nicht nur der Naturforscher und Naturfreund, auch der Forst-, Land- und Gartenwirth, selbst die Küche, werden überall interessante und nützliche Bemerkungen finden. Vorzugsweise sind es die Bewohner und die Producte unseres Erdtheils und unseres deutschen Vaterlandes, welche eine ausführliche und gründliche Behandlung erfahren haben, und darunter wieder diejenigen Thiere und Pflanzen, welche dem Herrn der Erde besonders nahe stehen, die er sich dienstbar gemacht, über die er seine Geistesherrschaft mehr oder weniger souverän ausgebreitet hat. Vom edlen Roß und vom klugen, treuen Hunde bis zur Seidenraupe, Biene und Auster, und von der Tanne und Eiche bis zur Morchel und Trüffel herab; von allem was dem Menschen nützen oder schaden, was ihn erfreuen oder gereuen kann, findet sich das allgemeine Wissens- und Beherzigenswerthe in dem trefflichen Buche: keine langen und erschöpfenden Diagnosen und Beschreibungen, keine gelehrte oder verkehrte neue Systematik, keine Vollständigkeit in der Aufzählung der Arten — aber auf Grund eigener Versuche das Nothwendige über Lebensweise, Zucht, Haltung, Dressur, Veredlung, Heilung u. s. w. der nützlichen, über Jagd, Verfolgung, Einschränkung der schädlichen Wesen. Man wird schwerlich irgend einen Artikel in dem Buche aufschlagen, ohne über Thier- und Pflanzenzucht reiche Erfahrungen niedergelegt zu finden. Aber auch der Liebhaber des Schönen und Angenehmen wird das Buch nicht ohne Belehrung aus der Hand legen. Neben der ausführlichsten Behandlung der Hausthiere, der Garten- und Waldbäume und Feldfrüchte hat sich Raum gefunden für nicht minder lehrreiche Anweisungen über Vogelzucht und Blumenpflege. Dazu kommt ein reiches anekdotisches Material von Aristoteles und Plinius bis auf das Selbsterlebte herab. Und das alles ist in einfachem, verständigem Tone geschrieben, dem eine eigenthümliche Ueberzeugungskraft beiwohnt. Freilich hat das vielbelebte Buch auch seine Mängel, selbst von dem Standpunkte, von welchem aus wir es empfehlen. Nicht daß das System denn doch dem Standpunkte der neuen Zoologie und Botanik etwas näher stehen könnte — für eine Volksnaturgeschichte ist das nicht von wesentlichem Nachtheil — aber die Abbildungen z. B. stehen doch allzusehr unter dem Niveau der heutigen Illustrationen; ein Mangel, der nicht dem Verfasser, sondern dem Verleger zur Last fällt.

Aber da ist ja eine richtige Recension fertig! —

Verzeihung, lieber Leser! Aber ich mußte dir doch einigermaßen das Buch zeigen, das ich dir so dringend als möglich empfehlen möchte, das ich gern auf dem Tische jedes Land- und Gartenwirths, jedes Försters und Jägers, und besonders jedes Lehrers liegen wüßte! Außer diesem trefflichen Buche hat Lenz aber auch noch andere geschrieben.

Zunächst seine berühmte „Schlangenkunde", in welcher er hauptsächlich die Resultate seiner vielfachen Versuche über die Wirkung des Schlangengiftes an verschiedenen Thieren und über die Heilung der Gebissenen zusammengestellt hat.

Außerdem ein Büchlein über die „nützlichen und schädlichen Schwämme" mit recht guten Abbildungen und zwei ziemlich starke und einen schwächeren Band über Zoologie, Botanik und Mineralogie der alten Griechen und Römer, in Auszügen aus deren Schriften; Bücher, welche besonders für den Naturforscher von Beruf großes Interesse haben.

Aber wir stehen immer noch vor der Thür und müssen endlich eintreten. Wir sehen schon die Unzahl von Nistkästchen aller Art, welche überall an geeigneten Plätzen aufgehängt sind.

Welch ein buntes Leben hier in Hof und Garten, und selbst am Hause! In den 42 Nistkästchen für Staare, welche an den Giebeln, unter den Simsen und an den nahe bei den Gebäuden stehenden Bäumen befestigt sind, werden, wenn alle besetzt sind, jährlich allein 504 Staare erzogen. Und diese 504 Staare, sammt den Eltern, vertilgen „täglich ein Heer von 35,280" jener gefräßigen nackten Schnecken, welche in Feld, Wiese und Garten so bedeutenden Schaden anrichten.

Bis zum Jahre 1849 etwa waren die Staare nur einzeln im Gothaer Lande; Lenz machte dann den ersten Versuch, sie durch Brutkästchen anzulocken. Sein Wort, und noch mehr sein Beispiel, wirkte, und nach zwölf Jahren, oder richtiger nach fünf Jahren, wo man die Sache besser anfaßte, — übernachtete in drei Teichen, in der Nähe von Gotha, eine Armee von 180,000 Stück, die täglich 12,600,000 Stück Schnecken zur Nahrung bedurften.

Welchen großen Nutzen hat der einzige Mann durch diese einzige That der Landwirthschaft zunächst seines engen Vaterlandes gestiftet!

Doch weiter! Außer den Staarkästen finden sich noch viele andere von verschiedener Construktion, und Meisen, Rothschwänzchen, Fliegenschnäpper u. s. w. verbreiten rings um die Wohnung ihres Freundes und Schützers das regste Leben und reinigen nebenbei Luft, Baum und Pflanze von lästigen oder schädlichen Insekten.

Eine Menge Käfige, Verschläge, Ställe, Hütten ꝛc. enthalten oder enthielten alles mögliche, nützliche oder schädliche oder interessante oder weniger bekannte Gethier, um Beobachtungen zu machen, Versuche anzustellen. Was hat Professor Lenz nicht alles in seiner Menagerie gehabt! Besonders um die gegenseitigen Feindschaften,

die Vertilger und Verdränger der schädlichen Geschöpfe kennen zu lernen! Da ist keine Volksmeinung, welche der Volksnaturforscher nicht durch Experimente nach allen Seiten hin geprüft und adoptirt oder verworfen hat. Doch wir würden bei weitem den uns gewährten Raum überschreiten, wollten wir auch nur ein Verzeichniß seiner Beobachtungen aufstellen. Also weiter!

In dem selbstverständlich schön gehaltenen und nutzbaren Garten findet sich auch eine Wüstenei, ein Dickicht, ein Urwäldchen, „den Vögelchen und Igeln zu Schutz und Wohnung gewidmet," in dem sich einzelne Bäume höher erheben, das Unterholz aber aus dichtem, für Menschen und Thiere undurchdringlichem Gestrüpp von Fichten, wilden Stachelbeeren, wilden Aepfeln, Hundsrosen u. s. w., besteht. Außerdem ist der Garten von einer dichten, starken Dornenhecke umgeben, die den Vögeln gleichfalls, besonders gegen Raubgeflügel, zum sicheren Zufluchtsorte dient.

Daß in Hof und Garten alles mögliche Hausgeflügel nicht fehle, dürfen wir schon erwarten. Aber nun ins Haus.

Er öffnet es uns selber und heißt uns freundlich willkommen.

Wir finden ihn über einer mühsamen Arbeit: Durchsicht und sonstige Vorbereitung einer neuen Ausgabe seiner Botanik (Naturgeschichte des Pflanzenreichs IV. Aufl.) oder seiner „Nützlichen und schädlichen Schwämme." Ich habe das vergessen. Bald sind wir im lebhaftesten Gedankenaustausche.

Obwohl Lenz alle drei Naturreiche studirt hat, so ist doch seine besondere Vorliebe für eine der anziehendsten Thierklassen, die Vögel gar nicht zu verkennen. Welche Fülle neuer Beobachtungen und Erfahrungen gibt es da mitzutheilen! Und mit welch lebhaftem Interesse werden unsere Lieblinge, und besonders, was zu ihrem Schutz zu thun sein sei, besprochen. Wir sitzen und stehen und ergehen uns lange in Stube, Haus und Garten. Er ist einmal recht aufgethaut, der alte Herr, und geleitet uns im hellen Mondenschein zurück nach dem reizvollen Reinhardtsbrunn.

„Auf baldiges Wiedersehen!"

Und nun soll ich Dir, lieber Leser, auch noch ein Bild des „alten Herrn" zeichnen. Unsere Illustration zeigt die Züge des den Eindruck großer Behaglichkeit machenden Aeußern; ebenso das Wohlwollen des einfachen, biedern Charakters, das sich schon in der Handlung des Bildes ausspricht. Denke dir dazu eine etwas über das mittlere Maß hinausgehende behäbige Gestalt, und eine bei schon vorgerücktem Alter auffallende Jugendfrische und Lebendigkeit in Blick, Bewegung und Rede, und du hast alles, was ich zur Vervollständigung des Bildes beitragen kann.

Am Familientische.

Weibliche Aerzte.

So viele „Frau Doctor" oder „Frau Doctorinnen" wir auch in Deutschland haben, — weibliche Doctoren hat es bei uns bisher noch nicht gegeben. „Gott sei Dank!" hören wir manchen Leser ausrufen; „das hätte uns auch gerade noch gefehlt!" Wir wollen dem weder entgegentreten, noch unbedingt zustimmen, sondern heute nur eine solcher überseeischen Damen — die erste, unseres Wissens, die in Amerika den medicinischen Doctorgrad erstrebte und erreichte — unsern Lesern vorstellen, deren kurzer Lebensumriß zeigen wird, mit welchen großen Schwierigkeiten auch jenseits des Oceans das uns so extravagant scheinende Ziel errungen werden muß, und daß dasselbe — innerhalb gewisser Schranken ausgeübt — gewiß nicht ganz ohne Berechtigung ist.

Vor etwa 26 Jahren starb in Amerika ein englischer Kaufmann, Namens Blackwell, und hinterließ neun Kinder in dem größten Elend. Elisabeth, die älteste, eröffnete mit ihren Schwestern eine Schule, um sich und ihre Geschwister zu ernähren. Durch große Ausdauer und Sparsamkeit erwarben sie, was sie zum Leben bedurften; aber oft drängte sich ihnen der Gedanke auf: Wie viel leichter würden wir unsern Weg machen können, wenn wir Männer wären, oder wenn uns Frauen nicht so viele Carrieren ganz verschlossen wären? — Krankheitsfälle in ihrem eigenen Hause und in benachbarten armen Familien, in denen sie helfend eingreifen konnten, lenkten ihren Blick insbesondere häufig auf den ärztlichen Beruf. Mit der ihr eigenthümlichen Energie verwandte Elisabeth seitdem jeden Mußeaugenblick auf das Studium medicinischer und besonders anatomischer Werke, und setzte das auch fort, als sie im Jahre 1844, nach Auflösung ihrer ersten Schule, eine neue, größere übernahm, die ihr noch bedeutendere Ersparnisse für ihre zukünftigen Pläne sicherte. Sie wollte sich nämlich nicht damit begnügen, in ähnlicher pfuscherhafter Weise aufzutreten, wie es bisher schon manche ihres Geschlechtes gethan hatten — sie strebte nach einer umfassenden ärztlichen Ausbildung und einem ordentlichen Doctordiplom. Einer der hervorragendsten Aerzte von Charleston, Dr. Dickson, nahm sich ihrer an, indem er ihre Studien leitete und sie auf alle Weise darin förderte.

Nachdem sie drei Jahre lang alle ihre Mußezeit dem Studium der Medicin mit unablässigem Fleiße zugewendet, ging sie nach Philadelphia, wo sie vergeblich sich bemühte, in eine medicinische Schule aufgenommen zu werden. Hierdurch indes nicht abgeschreckt, verschaffte sie sich eine Liste sämmtlicher „Medical Colleges" der Vereinigten Staaten und wendete sich an alle — nach der Reihe — um Aufnahme. Ungeachtet des sehr glänzenden Zeugnisses ihres Charlestoner Lehrers, Dr. Dickson, erhielt sie von zwölf Anstalten eine abschlägliche Antwort. Sie ließ aber nicht nach, und endlich... wurde ihr der Weg geöffnet.

Die medicinische Facultät der Universität von Geneva im Staate New-York war es, die ihr Gesuch nicht ohne weiteres abwies, sondern beschloß, es den Studenten zur Prüfung und Entscheidung vorzulegen. Diese waren einstimmig für ihre Aufnahme, ja sie verpflichteten sich in einer ihr zugesandten Adresse, „als Individuen und als Körperschaft, daß, wenn sie ihrer Einladung folgte, von ihrer Seite kein Wort und keine Handlung sie je bereuen lassen sollte, diesen Schritt gethan zu haben."

Im November 1847 ging Elisabeth Blackwell, dieser Entscheidung folgend, nach Geneva, wurde in die Studentenregister als „Nr. 417" eingetragen und warf sich auf das Studium der verschiedenen Zweige des medicinischen Wissens mit einem Eifer, der den von ihr endlich überwundenen Schwierigkeiten völlig entsprach.

Im Jahre 1849, nachdem sie ihre Examina bestanden, wurde sie zur Promotion zugelassen. Die Kirche, in welcher der feierliche Act stattfand, war gedrängt voll. Nach den einleitenden Ceremonien und Reden bestieg die junge Dame mit mehreren ihrer Commilitonen die Platform und empfing aus den Händen des Dr. Lee, des ehrwürdigen Rectors der Universität, das Diplom, das — officiell gesiegelt und blaubebändert, das Wort Dominus (Herr) in Domina verändert — sie in die Reihen der medicinischen Genossenschaft, die bisher ihrem Geschlechte verschlossen war, zuließ. Jeder Student, der das Diplom erhielt, erwiderte einige Worte des Dankes. Dr. Elisabeth sagte, als sie das ihrige erhielt, mit leiser Stimme, während einer lautlosen Stille des großen Publikums: „Ich danke Ihnen, Herr Rector, daß das Institut, an dessen Spitze Sie stehen, meine Studien sanctionirt hat. Mit dem Beistande des Allerhöchsten soll es das Trachten meines Lebens sein, dem Diplom, das Sie mir verliehen haben, Ehre zu machen."

In seiner Schlußrede hob der Rector hervor, daß eine junge Dame in den letzten Semestern die Universität besucht habe, „eine Neuerung," die er „auf jede Weise eine glückliche" nennen könne; und fügte hinzu, daß „der Eifer und die Energie, welche sie in ihren Studien entfaltet, der ganzen Classe zu einem leuchtenden Vorbild gedient habe, ja daß ihre Gegenwart einen wohlthätigen Einfluß auf ihre Mitstudenten in allen Beziehungen geübt habe;" und daß „die herzlichsten Glückwünsche ihrer Lehrer sie in ihrer zukünftigen Carriere begleiten würden." Die von ihr für die Promotion verfaßte Arbeit wurde von sämmtlichen Professoren sehr gelobt und auf Anordnung der Facultät gedruckt.

Bald danach ging Dr. Elisabeth nach Europa, erhielt nach mehreren vergeblichen Versuchen Zulaß zu einigen Hospitälern in Paris, besuchte danach den berühmten Gräfenberg in Prießnitz und ging dann nach London, wo sie in mehreren Hospitälern praktisirte und sich genau mit der Linggschen Heilgymnastik, die Georgi in England eingeführt hatte, vertraut machte. Mit mehreren Zeugnissen hervorragender Pariser und Londoner Aerzte versehen, kehrte sie 1851 nach New-York zurück und ließ sich dort als „lady-doctor" (Doctorin) für Frauen und Kinder nieder. Aber auch hier erforderte es viel Geduld und Beharrlichkeit, um ihr Ziel zu erreichen. Die Verachtung der Aerzte, das Mißtrauen des Publikums, die völlig isolirte Stellung, die sie einnahm — alles mußte, Schritt für Schritt und Tag für Tag, überwunden werden. Allmählich ebnete sich ihr Pfad. Ihre Praxis vermehrte sich, sie konnte ein Haus kaufen, sie fand einen Freundeskreis und langsam, aber sicher wachsende Anerkennung. Vor Damen hielt sie im Winter Vorlesungen über populär-medicinische Gegenstände, gab ein Buch heraus über die „Lebensgesetze, mit besonderer Berücksichtigung der körperlichen Erziehung der Mädchen," und wirkte besonders darauf hin, das Turnen in allen Schulen als einen regelmäßigen Unterrichtsgegenstand einzuführen.

Im Jahre 1853 legte sie den ersten Grund zur Errichtung eines Krankenhauses für Frauen und Kinder, in dem sie nicht nur unbemittelten Frauen medicinischen Rath und Heilmittel darbieten, sondern sie auch überhaupt über die Pflege ihrer Gesundheit, die Erziehung ihrer Kinder und die Aneignung rationeller Lebensgewohnheiten unterweisen wollte. Außerdem beabsichtigte sie, tüchtige Krankenwärterinnen in dieser Anstalt heranzubilden. Das Unternehmen gedieh vortrefflich, und vier Jahre später schloß sich seiner Vorsteherin ihre Schwester Emily an, die ebenfalls nach großen Schwierigkeiten ihr Doctordiplom erworben hatte. Die beiden muthigen Doctorinnen, die sich durch ihre große Ausdauer die Achtung der angesehensten Männer von New-York erworben haben und gegenwärtig auch in ihren philantropischen Bemühungen von der Municipalität der Stadt unterstützt werden, beabsichtigen später, eine Bildungsanstalt für weibliche Aerzte mit ihrem Hospital zu verbinden. Sie beschränken sich ganz und gar auf die Behandlung von Frauen und Kindern und stehen jetzt in den freundlichsten Beziehungen mit den hervorragendsten Aerzten der Stadt, von denen sie sogar oft zu Consultationen miteingeladen werden. Von allen Seiten wird ihnen bezeugt, daß sie sich in dem Berufe, den man bisher als einen dem männlichen Geschlecht ausschließlich zugehörenden betrachtet, die die Frau zierende Einfalt und Bescheidenheit, daß sie sich die Weiblichkeit vollständig bewahrt haben und durchaus nichts mit dem charlatanartigen Wesen einiger ihrer Nachfolgerinnen, wie z. B. Dr. Mary Walker, die kürzlich in London einen solchen Skandal erregte, gemein haben.

R. K.

Die treue Schwester.

Schleswig-Holsteinische Sage.

„Nun ziehst du in die weite See,
Du Wildling ohne Ruh!
Wo soll ich hin vor Noth und Weh?
Du warst mein Einz'ger, du!
Wirst du mir auch genommen,
Was soll das Leben noch
In dieser Welt mir frommen?“

„Ach Schwester, nicht so traurig sei
Im letzten Augenblick:
Ein Jahr, ein Jahr geht bald vorbei,
Dann kehr ich dir zurück.
Das walte Gottes Wille!
Bis wir uns wiedersehn,
Sei brav und halt dich stille.

„Und unser blankes Lämpchen stell
Ins Giebelfensterlein;
Das leuchtet mir noch traut und hell
Weit in die See hinein.
Gleich einem guten Sterne
Ruft das mich einst zurück,
Und wär ich noch so ferne!“

Es führt ihn fort im Windgebraus
Durchs weite Weltrevier.
Sie bleibt zurück im öden Haus,
Kommt nicht mehr vor die Thür.
Sie spinnt und sinnt mit Zähren
An Einem Faden fort:
Wird er dir wiederkehren?

Das Jahr ist um — Herz freue dich,
Nun kehrt er dir nach Haus!
Vom Fenster schaut so sehniglich
Das Schwesterlein hinaus.
Sie rüstet Haus und Garten,
Den Sessel und den Tisch,
Den Bruder zu erwarten.

Nun in der Nacht von spät bis früh
Erglänzt der Lampe Licht.
Es rufet jedem Segel zu:
Bringst du den Bruder nicht?
Wohl lenkt in seinem Scheine
So mancher zum Gestad
Und immer nicht der Eine.

Sie sitzt vom Morgen bis zur Nacht
Ans Fenster hingebannt;
Und eh der erste Stern erwacht
Die Lampe steht in Brand.
Ach, wie so mancher liefe
Vom Ende her der Welt,
Wo dieses Licht ihn riefe!

Der Winter flieht, der Lenz erblüht,
Der Sommer dörrt die Flur,
Die Schwalbe zieht, der Arbeit müd',
In Schlaf sinkt die Natur: —
Das Jahr ist hingegangen,
Und immer harrt sie noch
Mit thränendem Verlangen.

In leerem Hoffen Jahr um Jahr
An ihr vorüber schleicht;
Es welkt ihr volles Wangenpaar,
Ihr goldnes Haar erbleicht!
Noch immer hofft die Greise
Und schürt in jeder Nacht
Das Licht in alter Weise.

Doch einst, eh noch der Tag erwacht,
Läßt sich kein Schimmer sehn,
Der Wächter, der die Runde macht,
Bleibt dort verwundert stehn.
Erst lauscht er frohbeklommen
Dann ruft er laut ins Dorf:
„Der Bruder ist gekommen!“

Von Mund zu Munde geht das Wort,
Und jede Thür springt auf;
Zum Hüttchen auf dem Dünenbord
Läuft Alt und Jung zuhauf,
Sie dringen in das stille
Gemach: „Laß ihn uns sehn,
Glückselige Sibylle!“

Da sitzt sie noch, sie regt sich nicht,
Im Stuhl am Fensterlein.
Erloschen ist ihr Lebenslicht,
Das Lämpchen hinterdrein.
Noch immer blickt das fromme
Erstarrte Aug' hinaus:
Ob nicht der Bruder komme.

Ferdinand Bäßler.

Ein preisgekrönter Strumpf.

Trotz der zahlreichen Maschinen, die der menschliche Scharfsinn erfunden, hat es bisher an einer gefehlt, die gewiß unseren Hausfrauen ganz besonders willkommen sein würde, an einer . . . Strumpfstopfmaschine. So lange indeß dieses Problem nicht gelöst, wird es wohl dem schönen Geschlechte — soweit es nicht durch Reichthum dagegen geschützt ist — beschieden sein, dieser ermüdendsten aller Handarbeiten einen Theil seiner Zeit zu widmen, und in einer verständigen weiblichen Erziehung wird das Strumpfstopfen nicht fehlen dürfen, das am Ende doch nicht so gar langweiliger sein dürfte, als die meisten Häkeleien, Stickereien u. dergl. Vor allem gehört dasselbe aber in die mittleren und unteren Mädchenschulen, von denen eine unlängst gezeigt hat, wie weit man es darin schon in sehr jungem Alter bringen kann. Auf eine im Sommer d. J. ausgeschriebene Preisconcurrenz weiblicher Handarbeiten erhielt nämlich die Bazarredaction unter mehr als 2000 eleganten und künstlichen Arbeiten aller Art einen . . . gestopften Strumpf und war durch denselben so befriedigt, daß sie der Einsenderin einen Preis von 10 Thalern zuerkannte. Die Einsenderin aber war die elfjährige Tochter eines ländlichen Tagearbeiters, die in der seit Jahren in den Rüdersdorfer Kalkbergen bestehenden öffentlichen Handarbeitsschule das sonst den älteren Schülerinnen vorbehaltene Strumpfstopfen so rasch erlernt und so gut ausgeführt hatte, daß ihre Lehrerin Fräul. Mathias ihre Arbeit nach Berlin einzusenden sich veranlaßt sah. An eine Prämie hatten freilich weder die Schülerin noch ihre Lehrerin gedacht, obwohl die Arbeiten — dem Concurrenzschreiben gemäß — in ihrer Behandlungsart neuerfunden, dabei allgemein nützlich und leicht verständlich waren. Um so größer war die Freude, als der Preis anlam — eine wohlverdiente Belohnung für das fleißige Mädchen, das dieselbe in ihrem Sparkassenbuch für den einstigen Confirmationsanzug sorgfältig aufbewahren wird. . . . . h.

Auflösung des Räthsels in Nr. 5.

Leumund.

Briefkasten.

Herrn W. H. in B.

„Warum ich wieder zum Papier mich wende?
„Das mußt Du, Liebster, so bestimmt nicht fragen:
„Denn eigentlich hab' ich Dir nichts zu sagen.“ (Goethes Sonette IX.)
Also: Schick' uns die Novelle doch zu Ende!

Dr. M. in L. Sie heben es in Ihrem Briefe als ein besonderes Charakteristikum des jüngsten deutschen Krieges gegenüber den Befreiungskriegen hervor, daß er nicht vermocht habe, Volkslieder hervorzubringen. Abgesehen davon, daß die Arndtschen, Rückertschen und Schenkendorffschen Vaterlandslieder doch wahrscheinlich auch erst einige Jahre nach dem Kriege so recht ins Volk gedrungen sind, ist Ihre Behauptung auch sonst nicht richtig. Uns ist z. B. ein Lied bekannt, das während des Krieges und heute noch Millionen und Millionen Mal gesungen ist, von dem niemand weiß, wer es gemacht; es war da — und wurde gesungen, vom Main sprang es wie eine Flamme hinüber nach Böhmen und vom Heere drang es ins Volk und das Volk singt es heute noch bei passenden und unpassenden Gelegenheiten. Es ist das Lied:

„Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer
Ob sie gleich die erste ist,
Und mein Liebchen macht mir keinen Kummer
Ob sie gleich die schönste ist,
Ach wie wird's uns so schwer auseinanderzugehen,
Wenn die Hoffnung nicht wär' auf ein Wiedersehen,
Lebe wohl u. s. w.

Das Lied, halb treuherzig, halb sentimental, zeigt besonders deutlich, wie das Volk dichtet. Wo der Reim nicht zur Hand war, begnügte es sich mit der Alliteration, und wenn es zu Ende war, machte irgend ein unbekannter Reservist einen Vers dazu, deren Zahl Legion geworden ist. Tausenden unserer Leser wird das Lied bekannt sein. Sollte jemand unter ihnen uns etwas über Ursprung und Entstehung von Text und Melodie mittheilen können, so würde er uns zu Dank verpflichten. Ob es schon früher bestanden hat — wir wissen es nicht; aber jedenfalls ist es erst durch den Krieg zum wirklichen, echten Volksliede geworden.

Wir können unsern Lesern die Mittheilung machen, daß wir das Reproductionsrecht von Wilhelm Sohns berühmtem Bilde: Die Consultation, welches kürzlich für 5000 Thlr. vom Leipziger Museum angekauft worden ist, erworben haben. Dasselbe wird unter der Leitung des Meisters von bewährter Hand auf Holz übertragen und als ein zwei Seiten des Daheim bedeckender Schnitt nach Vollendung erscheinen.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim







Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 16. November 1867. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 7.**

Ein Wetterleuchten.

Nach Familienmemoiren erzählt von A. Mels.

(Fortsetzung.)

Schon mein Großvater hatte das väterliche Erbe mit vielen Lasten und Schulden übernommen, und war durch unglückliche Kriegsjahre und die Franzosen, die in Schlesien, besonders in unserer Gegend arg gehaust hatten, immer mehr heruntergekommen. Ein Verwalter, Namens Bernowitz, der ihn um eine namhafte Summe bestahl, hatte seinen Sorgen die Krone aufgesetzt, der alte Herr hatte sein ganzes Leben mit Geldnoth zu kämpfen gehabt und trotz eines höchst geordneten und sparsamen Lebenswandels hatte er seinem Sohn das Erbe in noch zerrütteteren Verhältnissen übergeben müssen, als er es von seinem Vater erhalten.

Mein Vater war kaum vierundzwanzig Jahre alt und Secondelieutnant in einem Cavallerieregimente, als er seine Besitzungen übernahm. Ich ersah aus einem Briefe des damaligen Verwalters, daß die Einkünfte in den schlechten Jahren kaum hinreichten, um die Zinsen der auf der Herrschaft lastenden Schulden zu zahlen. Edler, guter Vater, in dem Antwortschreiben heißt es: „Quälen Sie die armen Leute, die ihren Pacht nicht zahlen können, nicht; ich werde Geld zu schaffen suchen.“ Vom selben Datum fand ich einen später zurückerstatteten Schuldschein über zweihundert Friedrichsd'or, welcher durch Quasnitz quittirt war. Es scheint, daß dies das erste Geschäft gewesen sei, welches mein Vater mit dem Wucherer gemacht habe! .... Und bei welcher Veranlassung .... um arme Pächter nicht zu quälen! ... Herr im Himmel, Du bist unerforschlich!

Wie ich aus den Briefen ersah, nahmen von da ab die Beziehungen meines Vaters zu jenem Menschen immer mehr zu und wurden nur zur Zeit der Verheirathung unterbrochen. Es schien mir, als wenn Onkel Zacharias noch mehr Opfer gebracht hätte, als ich gewußt hatte. — Ich las auch den Briefwechsel zwischen meinen Eltern, als die Manöverzeit den Vater von der Mutter entfernt hielt! O, wie begriff ich da, daß die Theure von einer Erde sich hinwegsehnte, wo der nicht mehr war, an dem sie mit so begeisterter Liebe hing. ... Gute, theure Mutter, warum läßt du deinen Sohn hier allein mit seinem ewig blutenden Herzen!

Wiederum beginnen in den Briefen die Beziehungen mit Quasnitz, immer dieselben, und von der andern Seite immer neue Klagebriefe des Verwalters. Armer Vater, welch ein Leben voller Sorgen und Qual ... und dennoch, wie froh jubelnd, wie inbrünstig dankst du deinem Gott, als dir Onkel Zacharias meldet, daß dir ein Sohn geboren ist!

Da ist ein harter Brief von Quasnitz, er könne nicht länger warten, er wolle bezahlt sein. Die Antwort meines Vaters liegt im Concept dabei, sie ist ruhig und in gemessenem Tone gehalten, doch des Sohnes Auge erkennt die unendliche Seelenqual, die aus jeder Zeile leuchtet. Er erinnert ihn, daß die Summe, die er wirklich von ihm erhalten, doch eigentlich nur dreitausend Friedrichsd'or betrüge, während durch Zinsen und Prolongationen am Verfalltage dieselbe auf vierzigtausend Thalern in drei Jahren gewachsen sei. Er bitte noch um sechs Monate Geduld, da die Ernte äußerst gut zu werden verspreche und dann die Pachter den seit Jahren rückständigen Zins bezahlen konnten. Auch habe er Aussicht, bis zu der Zeit eine nicht unbedeutende Summe aufzutreiben. Dann kommt in noch schrofferem Tone die Weigerung des Quasnitz, noch länger zu warten; dann ein Brief, den meine Mutter ohne Vorwissen ihres Gemahls schrieb und Quasnitz ihre Mitgift als Abschlagzahlung anbot, unter der Bedingung, daß er die von meinem Vater verlangte Frist gewähre. Der Schurke! o, diesen Brief ... den er der armen geängstigten Frau zur Antwort schrieb!

Jetzt folgen eine Menge Acten, aus denen ich ersehe, daß Quasnitz auch im Namen anderer Gläubiger auftritt, ein Brief des Rechtsanwaltes bestätigt die Vermuthung meines Vaters, daß er sämmtliche Schulden gekauft habe, um als alleiniger Gläubiger dazustehen.

O, wer hilft mir durch dieses Labyrinth von Papieren hindurch, immer neue Stöße; es ist mir unmöglich, das alles durchzulesen. Ich sehe den Verkaufstermin angezeigt, und finde einen verzweifelten Brief meines Vaters, welcher meldet, daß er bis zum letzten Augenblick von einem Menschen, der ihm versprochen hatte, die nöthige Summe vorzuschießen, hingezogen worden sei, und daß dieser ihm

dann nicht Wort gehalten habe. Ein Brief des Rechtsanwalts folgt: daß Quasnitz die Herrschaft für den dritten Theil des Werthes erstanden habe. Und dann ein so liebevoller, inniger meiner Mutter, die den Gatten über den Verlust des Stammgutes seiner Väter zu trösten versucht, daß ich vor Rührung nicht weiter lesen konnte!

Am folgenden Abend, als ich mich eben wieder an diese Arbeit setzen wollte, wurde an die Thür meines Cabinets gepocht und zu meinem nicht geringen Erstaunen trat der Actuar Lanck ein.

„Ich komme, um Frieden mit Ihnen zu schließen, Herr Doctor", begann er in seinem gewöhnlichen Tone — „das Leben ist kurz und diese oder jene Regierungsform soll zwei Männer, die sich achten, nicht von einander trennen. Ich gestehe, daß ich etwas schroff gegen Sie aufgetreten bin, aber mein verehrter Chef, Herr Gerichtsrath Wendeler, hat die Güte gehabt, mir das Unpassende eines solchen Auftretens in einer kleinen thüringschen Stadt so deutlich vor Augen zu halten, daß ich es für meine Pflicht halte, den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun! ... Bum Bum! Trala Bum! ... Nicht wahr Doctor, das war eine meisterhafte Rede, die neben ihrer schönen Wortstellung noch den Vortheil gehabt hat, Sie gleich davon in Kenntniß zu setzen, daß der Herr Schwiegersohn des Herrn Quasnitz sich meiner bedient, um von Ihnen Nachrichten zu erhalten. Ich weiß wohl, daß dieses Amt, welches mir mein hochverehrter Chef aufgetragen hat, nicht gerade das ehrenwertheste ist — aber was schadet's? wenn man seinen Vorgesetzten lieb und werth hält, läßt man sich von ihm zu allem gebrauchen!"

„Aber sagen Sie mir, Lanck, wie Sie auf den Einfall gekommen sind, mit mir scheinbar zu brechen?"

„Ein sehr gescheuter Einfall war es, Herr Doctor, denn Wendeler hätte nie gethan, als ob er mir einen Theil seines Vertrauens schenke, wenn er geglaubt hätte, daß wir gut mit einander ständen. Auch habe ich mich nur nach hartem Widerstande dazu bewogen gefühlt, wieder mit Ihnen anzubinden; und so ist es gelungen, ein Fäserchen des Ariadnefadens zu erhaschen in dem Labyrinthe der Thätigkeit meines Chefs in Betreff Ihrer Angelegenheiten."

„Lassen wir den Scherz bei Seite, ich bitte Sie, Lanck — ich selbst habe Ihnen viel zu sagen."

„Nun wohl! ich habe dermaßen unsre plötzliche Feindschaft bekannt gemacht, daß nach vierundzwanzig Stunden jedes Kind auf der Straße davon zu erzählen wußte. Das erste Resultat hiervon war, daß Dr. Holzmann mich noch einmal so freundlich aufnahm, und dann, daß ich dieses und jenes oben im Bade zu hören bekam, was man mir wohlweislich vorher verschwiegen hatte. Ich kann Ihnen das alles nicht so haarklein wieder erzählen, aber eins geht aus allem hervor, und das ist, daß man alles versuchen wird, Ihnen hier Ihre Stellung dermaßen unerträglich zu machen, daß Sie dieselbe von selbst aufgeben müsse. — Dann hat, wie gesagt, Wendeler mich ins Vertrauen gezogen, mir gesagt, daß Sie Unfrieden zwischen ihm und seine Frau zu säen versucht hätten, daß Sie daran Schuld wären, daß dieselbe sich nicht einer gründlichen Kur in der Residenz unterziehen wolle — daß endlich dieselbe, wie ihm per Telegraph gemeldet sei, heute Abend noch abreise und morgen früh schon wieder hier eintreffen würde. Er möchte vor allen Dingen den öffentlichen Skandal vermieden sehen und — was Sie in Erstaunen setzen wird — auf keinen Fall mit Ihnen brechen. Da soll ich Sie nun ausforschen, wie Sie über ihn dächten, ob Sie, in einem Worte, feindliche Absichten gegen ihn und seine Familie hätten."

Ich hörte dem, was mir Lanck sagte, mit dem größten Erstaunen zu — die Gerichtsräthin wieder zurück? — also war der Plan, sie in eine Irrenanstalt zu führen, nicht gelungen.

„Haben Sie den Grafen von der Gefahr, die seiner Freundin drohte, benachrichtigt?" fragte ich.

„Ich that es — doch das ist ein gar komischer Mensch — er leugnete zuerst, daß er es gewesen, der mit der Gerichtsräthin gesprochen, doch als ich ihm sagte, daß wir, Sie und ich — ihn gesehn — da sah er mich einen Augenblick starr an — drehte sich auf den Absätzen herum und ging fort, ohne ein Wort zu antworten. Dennoch erfuhr ich, daß er eine halbe Stunde später selbst einen Brief der vorüberfahrenden Post übergeben habe. — Auf jeden Fall habe ich es für angemessen gehalten, ihm Nachricht zu geben, daß die Räthin morgen komme. Es wäre vielleicht gut, daß Sie ihr einige Meilen entgegen führen — ein Krankenbesuch kann Ihnen ja sehr leicht als Entschuldigung dienen — um mit ihr zu reden, bevor sie wieder mit ihrem Manne zusammentrifft."

„Ich bin nicht Ihrer Meinung, Lanck — ich habe sogar beschlossen, allen Verkehr mit den Wendelers abzubrechen. Ich glaube, daß dies in meiner Lage der richtigste Schritt ist. Ich habe meine Pflicht als Arzt gethan, indem ich meinem Collegen, dem Director der Irrenanstalt, meinen Bericht auf directem Wege sandte — die Leute gehen mich nichts mehr an."

„Und Ihre frühere Meinung, — das was Sie Ihre Pflicht nannten, das Andenken Ihres Vaters zu rächen?"

„Sehen Sie, Lanck, ich hab' Ihren Rath befolgt und seit zwei Abenden schon bin ich mit diesen Acten beschäftigt, und finde, daß Sie vollkommen Recht hatten, als Sie mir sagten, daß mein Auftreten in dieser Sache zu nichts führen würde, als einen unnöthigen Scandal hervorzurufen. Ich würde mich freuen, wenn Sie einmal diese Acten durchstöbern wollten, damit es auch Ihnen klar würde, daß mein Vater ein Ehrenmann gewesen, der von dieser sauberen Sippschaft hintergangen worden ist; aber wenn Sie das alles gelesen, dann schnüren wir es wieder zusammen und sprechen nicht mehr davon." —

„Hm ... Hm ... Doctor — ich möchte fast bereuen, Ihnen damals diesen Rath gegeben zu haben."

„Wie so das?"

„Ich weiß nicht! — manchmal aber komme ich mir selbst vor, als wenn ich, wie die Schatten, die Gabe des zweiten Gesichts hätte. Ich kann Ihnen nicht sagen, worauf sich diese Meinung gründet; aber es kommt mir vor, als wenn jene Herrschaften wirklich Furcht hätten, daß Sie etwas gegen sie unternähmen!"

„Worauf gründen Sie diese Ansicht, Lanck?"

„Das kann ich Ihnen auch nicht sagen — doch entsinnen Sie sich, daß ich Ihnen vor einigen Tagen sagte, daß wohl das erste, was der alte Quasnitz thun würde, wenn seine Tochter zu Ihren Gunsten spräche, sein würde, einen Irrenarzt rufen zu lassen. Entsinnen Sie sich? — Sehen Sie, wie es eingetroffen ist — mit der Ausnahme, daß die schöne Idee von ihrem Manne ausgegangen ist."

„Das ist doch kein Grund!"

„Nein, ich weiß es, ja ich wiederhole, daß ich Ihnen auch keinen Grund anzugeben fähig bin — und dennoch möchte ich Sie bitten, vorläufig keinen definitiven Entschluß zu fassen."

„Ich kann ja später immerhin thun, was mir passend erscheint; aber ich halte es wirklich für das Beste, die ganze Sache ruhen zu lassen."

„Wie Sie wollen; aber Ihren Antrag, die Acten durchzusehen, nehme ich an — Sie wissen, daß unser juridisch geübtes Auge darin manchmal etwas ganz anderes findet, als das des Laien: nur möchte ich gleich anfangen; denn wer weiß, was der morgende Tag mit sich bringt!"

Ich willfahrte seinem Verlangen und sah bald ein, daß er eine ganz andere Geschicklichkeit als ich besäße, Ordnung in alte Papiere zu bringen. Er warf meine Classification gleich über den Haufen und mit großer Leichtigkeit arbeitete er sich durch die massenhaften Acten in kürzester Zeit hindurch. In einem Bündel, den ich bisher nicht geöffnet hatte, fand er in Seidenpapier eingehüllt, eine Kreidezeichnung.

„Doctor!" rief er, „sehen Sie sich dieses Bild an — wahrhaftig, das ist merkwürdig — wer mag das sein — gewiß einer Ihrer Vorfahren ... diese sprechende Aehnlichkeit mit Ihnen! ... Sehen Sie doch!"

Ich nahm das Blatt — es stellte einen jungen Officier aus der Zeit Friedrich des Großen vor und war noch recht gut conservirt. Es sah mir wirklich ähnlich und an den Namenszügen sah ich, daß es meinen Großvater, den Freiherrn Adalbert von Wahren, in seiner Jugend vorstellte. Ich rief Hildegard herauf, um ihr dieses Bild zu zeigen und fand, als sie ins Zimmer trat, daß sie äußerst aufgeregt aussah. Sie hörte mir mit großer Zerstreutheit zu, fand auch die Aehnlichkeit heraus und versprach mir, das Bild für mein Cabinet einrahmen zu lassen. Auf meine Aufforderung setzte sie sich zu uns, nähete, während Lanck fortfuhr, die Acten zu sortiren und ich die Briefe meiner Eltern, von denen ich von Zeit zu Zeit ihr einen zur Durchsicht hinreichte.

Wir saßen so bis tief in die Nacht hinein, und als Lanck sich von uns verabschiedete, blieben ihm noch wenig Acten zu ordnen übrig, die er am nächsten Abende durchzusehen versprach. Auch kamen wir überein, daß er mir Nachricht geben sollte, sobald die Gerichtsräthin angekommen wäre.

„Und was werden Sie Ihrem Chef über mich berichten?" fragte ich.

„Lassen Sie mich nur machen," erwiderte er, „ich will ihn schon in Athem halten; ich kenne den Mann ganz gut und weiß, auf welche Weise ich ihm Furcht einjagen kann. Er wird nichts Bestimmtes von mir erfahren, jedoch genug, um aus seinem Phlegma etwas aufgerüttelt zu werden."

„Ich glaube nur nicht recht an dieses Phlegma, es scheint mir, als wenn es eine Maske wäre, die er nach Belieben anlegt und wieder abnimmt."

„Sie können Recht haben; auf jeden Fall wird er vielleicht bald Gelegenheit finden, uns zu zeigen, was hinter dieser Maske steckt. Doch gute Nacht!"

.... Als Lanck uns verlassen hatte und auch Hildegard sich anschickte, in ihr Zimmer sich zurückzuziehen, reichte sie mir die Hand und sagte:

„Ich danke Dir, Leo, für Deine Aufmerksamkeit."

„Was meinst Du, Kind?"

„Für die Blume, die Du mir heute auf den Tisch der Laube gestellt hast — ich glaubte nicht, daß Du Dich noch aus unserer Kinderzeit entsännest, daß die Verbene meine Lieblingblume ist."

Ich verstehe von alle dem kein Wort — meine gute Hildegard — ich versichere Dir, daß ich Dir keine Verbene auf den Tisch der Laube gesetzt habe. Aber gut ist es, daß Du es mir gesagt hast — Du weißt, des Gärtners Kind ist krank — von jetzt ab sollst Du alle Tage Deinen Strauß haben."

„Wirklich, Leo... Du warst es nicht?" sagte sie, indem sie mich fast mit Schrecken ansah.

„Mein Wort darauf! Wann fandest Du sie denn?"

„Heute, schon ganz in der Frühe."

„Vielleicht die Magd?"

„Sie behauptet, von nichts zu wissen."

„Nun denn!" sagte ich lächelnd, „wird mein Cousinchen wohl eine Eroberung gemacht haben."

Sie schaute betrübt zu mir empor, — strich sich die Haare aus dem Gesichte — und schweigend verließ sie das Zimmer.

Ich verbrachte eine ziemlich unruhige Nacht und war der erste im Hause auf. Als ich in den Garten hinunterstieg, sah ich ein frisches Bouquet von Verbenen auf dem Gartentisch liegen. Ich weiß nicht, wie mir ward — voller Unmuth ergriff ich es und warf es zu Boden — zertrat die armen Blumen mit den Hacken und schleuderte sie weit von mir.

Als ich mich umwandte, sah ich meine Cousine am Fenster stehen — sie hatte mein unsinniges Treiben mit angesehen. Voller Scham verließ ich den Garten und kehrte auf mein Zimmer zurück.

XI.

Indem ich an diesen Punkt in den Aufzeichnungen meines Lebens gelange, drängt sich mir unwillkürlich der Gedanke auf, daß der Leser mich eines Unrechts beschuldigen wird — daß ich mich nämlich seit so langer Zeit nicht um meinen Vetter Fritz bekümmert habe. Es ist eine allgemein angenommene Meinung, daß die, welche das Unglück zu Falle bringt, vielleicht sich wieder erheben würden, wenn eine Freundeshand sich ihnen liebevoll entgegenstreckte und sie auf den Weg der Besserung mit Milde und Aufopferung hingeleitete.

Ich glaube das auch — und suche keine Entschuldigung für mich! Ich gestehe es ein — es war unrecht von mir!

Tante Luise hatte ja auch so gütig gegen mich in meiner Jugend gehandelt, daß es wohl meine Pflicht gewesen wäre, ihr meine Dankbarkeit zu beweisen, indem ich ihrem gefallenen Sohne die Hand darbot, welche ihn wieder hätte erheben können. — Und das wäre nicht allein Dankbarkeit gegen die Verstorbene, sondern auch ein Liebesdienst für die in meiner unmittelbaren Nähe weilende Dulderin gewesen.

Und ich that es nicht — ich bekümmerte mich nicht im geringsten um ihn — ja, ich will es nur gestehn, ich fühlte eine geheime Freude, daß er seit so langer Zeit verschollen sei! Das war schlecht von mir gehandelt, ich sehe es wohl ein, und dennoch fehlte mir nur die Kraft der Initiative. Ich war überzeugt, daß, wenn jemand — Hildegard zum Beispiel, mir gesagt hätte: „willst Du nicht dies oder jenes für Fritz thun?" — ich keinen Augenblick gezögert hätte, ihren Wunsch zu erfüllen und der Pflicht, die man mir auflegte, zu gehorchen! — Aber aus freien Stücken, unaufgefordert es zu thun — dazu fühlte ich mich unfähig! Ich will mich nicht vertheidigen — ich konstatire einfach eine Thatsache!

Ich haßte meinen Vetter ... ja ich haßte ihn ... seit Jahren, seit dem Augenblicke, wo ich aufhörte — was mir Hildegard so hoch angerechnet hatte — wo ich aufhörte, seine dummen und schlechten Streiche zu verurtheilen! Ich schwieg über ihn und sein Thun und Lassen, und immer tiefer wurzelte das unheimliche Gefühl in meinem Herzen.

Ich haßte ihn! — Warum? ... Hätten wohl die Kranken, an deren Leidenslager der Arzt mit seinem immer ernsten Gesichte stand und ruhig den Gang des Uebels erspähte — hätten sie wohl ahnen können, daß in seinem Herzen ein verzehrendes Fieber hause, welches alle seine Kräfte paralysirte? — daß der, welcher täglich einen neuen Kampf gegen den Todesengel für andere ausfocht, den düstern Gast mit dankbarsten Lächeln bei sich empfangen haben würde?

Ich litt furchtbar! — ich litt ohne Hoffnung auf Besserung, auf Heilung! Und ich hatte meinen Ehrgeiz — ja noch mehr — ich hatte ein heiliges Pflichtgefühl daran gesetzt, damit niemand es merke, was in mir vorging!

Man bewundert oft die unendlichen Kräfte, welche die brutale Natur in ihrem Schoße entwickelt! O, wie viel bewundernswerther ist die Kraft des Menschen, der einen solchen Ausbruch in seinem Innern zu verhindern fähig ist!

Ich fahre fort, den Gang der Ereignisse niederzuschreiben, die von dem Augenblick an, wo ich sie weiter oben gelassen, die endliche Entwickelung meines Schicksals mit überraschender Schnelle — in wenigen Tagen herbeiführte.

Lanck meldete mir am nächsten Mittage, daß die Gerichtsräthin wirklich angekommen sei und mit ihr noch eine Person, von der er bis jetzt nichts Bestimmtes wisse, daß er den Grafen Rustinski von der bevorstehenden Ankunft in Kenntniß gesetzt habe, und daß dieser gleich darauf zu einer Fußtour in die Berge aufgebrochen sei. — Dem Gerichtsrath habe er gesagt, er habe mich so halb und halb entschlossen gefunden, auf Grund einiger Papiere, die in meinem Besitze sich befänden, einen Proceß gegen Quasnitz einzuleiten. Der Rath wäre etwas blaß geworden und habe gefragt, ob Lanck die Natur dieser Schriftstücke kenne, und als dieser es verneinte, habe er ihn aufgefordert, noch intimere Beziehungen mit mir anzuknüpfen. — Aus alle dem ersehe er, Lanck, daß eine Möglichkeit sei, daß Schriftstücke, die das Besitzrecht in Frage stellten, vielleicht existirten, er wolle daher sämmtliche Akten einer neuen Revision am Abende und die Nacht hindurch unterwerfen.

Der Tag verging ganz ruhig — ich hatte Hildegard gebeten, wenn die Gerichtsräthin vielleicht zu uns kommen sollte, mich gleich nach Hause rufen zu lassen — aber dies war nicht geschehen, und am Abende erwartete ich bei einer Flasche Wein meinen Freund Lanck, und hatte alles bereitet, damit er seinem Wunsche gemäß die Acten von neuem durchsehen könne.

Aber noch ehe er zu mir kam, wurde ich schleunigst zu einem Kranken gerufen, dessen Zustand mir am Nachmittage ziemlich befriedigend erschienen war, und der, wahrscheinlich in Folge einer Unvorsichtigkeit, einen sehr ernstlichen Rückfall erlitten haben sollte. Ich verließ das Haus, nachdem ich Hildegard gesagt, sie solle Lanck bis zu meiner Rückkehr Gesellschaft leisten, und tappte durch die ziemlich finsteren Straßen zu meinem Patienten, der am andern Ende des Städtchens wohnte.

Die Lage war nicht so bedenklich, wie man sie mir beschrieben hatte, ich konnte hoffen, mit Hilfe einiger schleunigst angewendeten Arzneimittel Herr des Uebels zu werden, und nachdem ich die Wirkung derselben einige Zeit lang beobachtet hatte, glaubte ich alle Gefahr verschwunden und begab mich nach Hause.

Es konnte wohl etwas nach eilf Uhr sein — eine Zeit, wo man in den kleinen thüringschen Städten sehr wenig Menschen mehr auf der Straße sieht — der Himmel war schwarz bezogen und die Oellampen verbreiteten einen ganz geringen Schein. Als ich um eine Ecke bog, bemerkte ich, daß in einem Hause im Parterre die Zimmer noch erleuchtet seien, und da ich, in Gedanken vor mir hingehend, wenig auf den wohlbekannten Weg geachtet hatte, so orientirte ich mich erst nach einigen Sekunden und sah, daß dies das vom Gerichtsrath Wendeler bewohnte Haus sei. Es setzte mich in Erstaunen, daß im Parterre

Licht sei, denn da das Haus etwas feucht war, hatte ich früher selbst der Gerichtsräthin verboten, dort zu verweilen, und da sie mir damals strikt gehorchte, waren die Zimmer in dieser Etage sogleich verschlossen und nicht mehr bewohnt worden, obgleich die Familie sich in der andern Etage sehr beengt fühlte.

Indem ich diese Betrachtungen anstellte, dachte ich daran, daß Land mir geschrieben hatte, daß die Räthin in Begleitung einer andern Person aus der Residenz zurückgekehrt sei, und daß diese wahrscheinlich das Parterrelogis bewohne. — Ich schritt vorwärts und war vielleicht noch fünfundzwanzig Schritte von dem besagten Hause entfernt, als ich plötzlich wie angewurzelt still stand . . .

Ich hatte einen Menschen bemerkt, der sich langsam von der Erde erhoben und seinen Kopf an das erleuchtete Fenster gelegt hatte. — Einige Augenblicke sah ich den schwarzen Umriß seines Körpers . . . dann verschwand er und nach einer halben Minute hörte ich Schritte, die sich in der entgegengesetzten Richtung des Hauses entfernten!

Ich schritt vorwärts — ich glaubte, das Ganze begriffen zu haben. — Man ist sehr neugierig in den kleinen Städten, und wahrscheinlich war einem spät Nachhausekehrenden dieses ungewohnte Licht im Zimmer des Gerichtsraths eben so wie mir aufgefallen, und er war durch die zufällig offen stehende Thür des Vorgartens getreten, um seine Neugierde zu befriedigen.

Ich schritt vorwärts — aber je näher ich dem Hause kam, je mehr erwachte in mir eine mir sonst ganz fremde Neugier. — Wer konnte wohl zu so später Stunde im Hause des Gerichtsraths noch wachen? — Da war ich neben der Gartenthür, die weit offen stand — und — ohne mir eigentlich Rechenschaft zu geben, was ich that . . . hatte auch ich den Garten betreten, war auf den Fußspitzen bis zum Fenster geschlichen, und war, indem ich die Hände auf den Fenstersimms legte, auf einen kleinen Mauervorsprung gestiegen und hatte einen Blick in das Zimmer geworfen, dessen Gardinen nicht den Einblick verhinderten! . . .

Ein Mann saß vor einem Tische, die Feder zwischen den Zähnen, den Kopf in die Hand gestützt und sinnenden Blickes das vor ihm liegende Blatt Papier betrachtend. Er drehte mir fast ganz den Rücken zu, ich konnte deshalb sein Gesicht nicht sehen; jedoch bemerkte ich, daß er schneeweiße Haare habe. Es war also ein Fremder im Hause.

Plötzlich schien er einen Entschluß gefaßt zu haben — ergriff energisch die Feder — tauchte ein und setzte sie aufs Papier — doch noch ehe der erste Zug daraus geflossen war . . sah ich, wie sie plötzlich seiner Hand entfiel . . . wie er am ganzen Körper an zu zittern begann . . . wie er die Arme gleichsam abwehrend gegen die Wand streckte — aufstehen wollte und nicht konnte . . . und mit einemmal ertönten, so deutlich, daß ich sie durch das geschlossene Fenster verstand, Worte, die mit Todesangst hervorgestoßen schienen:

„Gnädiger Herr . . . Gnade . . . Gnade . . . o mein Gott . . . o! . .“

Weiter hörte ich nichts! — Es gelang ihm aufzustehen — er näherte sich schwankenden Schrittes jenem Orte, den er zu fürchten schien — befühlte ihn mit den Händen — und es war, als wenn er sich beruhigte; denn er fuhr mit der Hand über die Stirne . . . horchte — tastete nochmals an der Wand herum und schickte sich endlich an — aber immer noch zögernd, wieder zum Tische zurückzugehen.

Während dieser mir unerklärlichen Scene, die nicht eine Minute gedauert hatte, waren meine Blicke stets den Bewegungen des Unbekannten gefolgt, und blieben, selbst als er sich davon entfernte, noch auf jenen Theil der Wand geheftet, welchen jener mit so großer Sorgfalt untersucht hatte. Ich sah, daß es ein Spiegel war, der dem Fenster an welchem ich lauschte, gegenüber hing — ich glaubte sogar die Umrisse meines eigenen Bildes darin zu erkennen — und schon wollte ich schleunigst meinen Lauscherposten verlassen . . . als ein markdurchdringender Schrei aus dem Zimmer ertönte und mein rasch auf den Unbekannten gewandtes Auge ihn im Lehnstuhl zurückgefallen erblickte . . . seine beiden zitternden Hände gegen den Spiegel ausgestreckt.

Windschnell war ich vom Fenster herunter, in ein paar Sprüngen zum Garten hinaus, dessen Thür ich mir jedoch Zeit ließ zu verschließen — und spornstreichs lief ich die Straße hinunter — meiner Wohnung zu.

(Fortsetzung folgt.)

Die Weltausstellung.

Von unserem Berichterstatter.

V. Der Park.

Sicherlich, lieber Leser, wirst du an einem lauen Frühlingsnachmittage, auf deinem Canapé hingestreckt, die seltsame Gedankenfolge empfunden haben, deren ich jetzt erwähnen will. — Die Sucht, hinaus in die freie Natur zu gelangen, ist in dieser Jahreszeit allem, was Leben hat, so sehr eigen, daß deine ersten Gedanken dich auf die Umgegend führen, und du dir vornimmst, alles was du seit Jahren kennst, so bald wie möglich im neuen Gewande wiederzusehen. Doch bald schweifen die flüchtigen weiter — nach allen Richtungen der Windrose tragen sie deinen Geist — bald bist du in der Schweiz und siehst die weiße Hülle von der erwachenden Bergflora weichen, bald denkst du an den starren Winter, der immer noch die skandinavischen Berge deckt — jetzt an Rußland, und gleich darauf wieder an jenen Golf von Spezzia, wo alles schon in üppiger Vegetation prangt — wo unser Sommer schon begonnen, und wo du in einigen Tagen sein könntest. — Jetzt ergreift dich die Reiselust — nicht jene winzige Sommerreiselust, die gewöhnlich als Ziel sich irgend einen Badeort steckt — nein, mit einem Male bist du einer jener frenetischen Reisenden geworden, für die es weder Entfernung, noch Abhaltungen, noch Hindernisse gibt — einer jener Reisenden, die nach Japan gehen wie zu einer Spazierfahrt — und von da nach Chili . . zur Erholung. Auf seinen leichten Fittigen trägt dich dein Geist in die entferntesten Gegenden . . . zeigt dir alle die unaussprechlichen Wunder dieser Welt — und führt dich dann gleich wieder in die Nachbarstadt, wo der Freund deiner beim Glase Bier harrt — deiner, der so eben mit dem Tartaren auf der Steppe von Kurdhistan die Milch seiner Stute getrunken oder den Kuskussu unter dem Zelte des Beduinen gegessen hat.

In diesem Stadium der Reisen, welche man an einem Frühlingsnachmittage auf seinem Sopha liegend, unternimmt, pflegt man gewöhnlich einzuschlafen! — Nun stelle dir vor, daß der Traumgott dich auf eine Scholle Erde führt, wo alles das, was vorher so wirr durch deinen Geist gezogen ist, verkörpert dasteht. Die Länder wechseln vor deinem Blicke wie Nebelbilder — die verschiedenen Völker dieser Erde gehen an dir vorüber, zeigen dir ihre Kleider, ihre Wohnungen, ihre Sitten, Gebräuche, ihre Religion, sprechen mit dir ihre Sprache und wandern mit dir von Land zu Land, um mit dir zu bewundern, anzustaunen, was dir und ihnen fremd ist. — Doch in deinem Traume selbst sagst du dir, daß dies alles nur ein Traum sei, und sehnst dich nach dem Erwachen; denn dir schwindelt und dein Kopf schmerzt.

Und siehe da — du erwachst, und eine gütige Fee hat dich während deines Schlafes nach Paris . . in den Park des Marsfeldes transportirt, und wachend träumst du deinen tollen Traum weiter! . . . .

Ja, ein Traum ist es, ein Traum, welcher seit dem Babylonischen Thurme nicht wieder geträumt worden ist! Der Palast mit seiner unermeßlichen Ausstellung verhält sich zu diesem Parke — wenn du beide studiren willst — wie die Abcfibel zu der Hegelschen Philosophie! Man kann dir wohl in Bänden und Bänden jeden einzelnen Gegenstand mit photographischer Genauigkeit wiedergeben, aber dir auch nur die entfernteste Idee des Gesammteindrucks mittheilen zu wollen — das wäre das lächerlichste Unternehmen, was es überhaupt gibt.

Ich habe ausgerechnet, daß, um sich diesen Park mit einer sehr mittelmäßigen Genauigkeit anzusehen, man drei Monate lang täglich zehn Stunden darin verbringen müßte, und niemand wird mir widersprechen, wenn ich behaupte, daß derjenige noch geboren werden muß, der gründlich, ausführlich, sachverständlich diesen Park zu besprechen fähig wäre.

Daß der Park sich um den Ausstellungspalast herumzieht, habe ich schon einmal erwähnt; und daß er eine Oberfläche von beinahe **232,000** Quadratmetern bedeckt, weißt du — aber von dem, was



Vor dem Arbeiterhause des Kaisers.

Für das Daheim gezeichnet von Ludwig Pietsch.

du darauf findest, kannst du dir nicht den entferntesten Begriff machen. Ich werde, um wenigstens einiges Verständniß hineinzubringen, mich der officiellen Theilung in sieben Theile anschließen und dir wenigstens aus jedem Theile etwas erzählen. 1) das Seineufer, 2) das französische Viertel, 3) das belgische Viertel, 4) das deutsche Viertel, 5) das orientalische Viertel, 6) das Militär- und Ambulancenviertel und 7) der reservirte Garten. — Diese sieben Abtheilungen befinden sich auf einer mit dem schönsten und wohlgepflegtesten Rasen belegten Fläche, — doch davon später.

Was in der ersten Abtheilung am Seineufer den Beschauer am meisten anzieht, sind die in dem Fluße selbst ausgeführten Taucherexperimente mit den neu erfundenen Instrumenten und Bekleidungsstücken, bei denen der Caoutchouc eine so bedeutende Rolle spielt. Es ist dem Taucher factisch ganz gleichgültig, wie er es mir selbst versichert hat, ob er unter dem Wasser oder oberhalb desselben arbeite — nur, setzte er hinzu: unten amüsire er sich viel mehr. Um dem Besuchenden noch klarer zu machen, wie practisch diese Apparate sind, hat man mit echt französischer Geschicklichkeit hier ein „menschliches Aquarium“ gebaut, d. h. einen hohen Thurm, der ganz mit Wasser angefüllt ist und unten hohe Glasfenster hat, durch die man ganz trefflich sehen kann, was der Taucher macht und wie er sich befindet. Man könnte eine Stunde zusehen, wie jener Mensch sich dort unten amüsirt — mit einem Federmesser schnitzt — Drathgeflechte macht — und mit sich selbst Domino spielt. Alle zwei Stunden kommt er an die Oberfläche, läßt sich von der Menge anstaunen und trinkt ein Glas Wein. Er treibt das nun schon seit vier Monaten und ist dick und fett dabei geworden. Sein College, der in den offenen Fluß taucht, muß ein recht gutes Geschäft machen, denn viele der Besuchenden werfen Geldstücke in die Seine und lassen sich dieselben nachher wieder .... zeigen, ehe sie der Taucher in die Tasche steckt.

Eine Gondelausstellung folgt, auf der du die Pirogue neben dem ausgehöhlten Baumstamm und diesen neben der venetianischen Gondel und dem reich mit Teppichen belegten Caïque des Bosphorus findest. Auch eine sehr interessante Ausstellung von Rettungsbooten hat Frankreich und England hier veranstaltet, die viele Leute anzieht. — Auch die mächtige Maschine des französischen Dampfschiffes „der Friedland“, ist hier ausgestellt und dient dazu, die hydraulischen Maschinen des Parks zu unterstützen. Sie macht ein betäubendes Geräusch, aber noch betäubter wird man, wenn man erfährt, daß diese Maschine alle zwölf Stunden dem Parke sechzig Millionen Litre Wasser, — im ungefähren Gewichte von zwölfmalhunderttausend Centnern zuführt. — England hat hier das Modell eines eisernen Wasserungeheuers ausgestellt, gegen das der aus dem amerikanischen Kriege bekannte Monitor ein unschuldiges Kinderspielzeug ist. Es hat sechs Thürme und heißt: Dreadnought! Wann wird die Zeit kommen, wo man sich solcher Dinge schämen wird, anstatt dieselben zur allgemeinen Bewunderung auszustellen? Ein einziges Rettungsboot hat größeren Werth, als dieses Ungethüm, welches hunderttausend Mal so viel kostet.

Das französische Viertel hat auch hier eine ganz besondere Bedeutung, weil es eben durch und durch französisch ist, da in denen, die nach Deutschland und Belgien benannt sind, gar viele andere Nationen hospitiren. Aber auch hier wie überall hat Frankreich Außerordentliches sowohl in der Ausstattung, als auch in der Mannigfaltigkeit des Ausgestellten geleistet. Leider erlaubt mir der Raum auch hier nur gar weniges zu citiren, und da will ich das hervorheben, was den Lesern des Daheim wohl mehr am Herzen liegen wird, als die ewigen Maschinen, die uns hier bei jedem Schritt und Tritt verfolgen ... ja selbst als der kaiserliche Pavillon, ein Wunder aus Tausend und einer Nacht!

Die Statistiker haben unsere Aufmerksamkeit auf die große Sterblichkeit junger Kinder in großen industriellen Mittelpunkten gelenkt, welche — in England insbesondere — oft schreckliche Proportionen annimmt. Unwillkürlich, wenn man daran denkt, muß man sich fragen, welche noch größeren Proportionen in Frankreich diese Sterblichkeit erreichen würde, wenn die Kaiserin Eugenie nicht die „Crèches“ *) mit solcher Freigebigkeit unterstützt hätte, daß den armen Kleinen jetzt überall ein Asyl, gesunde Luft und gute Pflege geboten wird. Man muß das Elend einer armen Mutter kennen, die arbeiten muß — gewöhnlich außer dem Hause — in Fabriken, und die früher gezwungen war, ihr Kindchen oft halbe Tage lang hungernd allein zu lassen! O, tausend Mal täglich müßte Frankreich diese Einrichtung segnen, die dem Lande nicht allein so viele Leben erhält, sondern dieselben auch in der gefahrvollsten Zeit vor Hunger, Krankheit, Verkrüppelungen aller Art schützt. — Die arme Mutter trägt ihr Kind des Morgens in die Crèche, wo es die Schwestern, gewöhnlich die des heiligen Vincenz von Paula, aufnehmen. Das Kleine wird gebadet, bekommt vor allem reine Wäsche, und wenn es die Mutter nicht selbst nährt, gute, reine Milch — und so bleibt es den ganzen Tag unter der Pflege der Schwestern und der dazu bestellten Wärterinnen — in weichen, warmen Bettchen, in frischer gesunder Luft und unter der steten Aufsicht eines Arztes. Des Abends, wenn die Mutter von der Arbeit zurückkommt, holt sie ihr Kindchen wieder ab und bekömmt die Milch für die Nacht und reine Wäsche; jedoch gibt es auch Fälle, wo der Arzt, nachdem er die Wohnung der Eltern besichtigt hat, verordnet, daß das Kind auch über Nacht in der Crèche bleibe. Diese Einrichtung ist in jeder Beziehung eine der segensreichsten, die es gibt, und macht unserem Jahrhundert, wo sie zur Blüte gekommen, die größte Ehre. Nicht allein, daß sie tausenden von Kindern das Leben alljährlich rettet, sondern sie nimmt sich auch der armen Mutter an, der die früheren Findelhäuser das ganze süße und gottgefällige Gefühl der Mutterschaft raubten. Sie wird von ihrer Armuth nicht gezwungen, ihr Kind fortzugeben, um ihm das Leben zu retten — nein, ihr Kind bleibt ihr — zu jeder Stunde des Tages, wo sie unbeschäftigt ist, kann sie kommen und ihm ihre Milch geben — sie hat es alle Nacht an ihrem Herzen ruhen — sie hat es den ganzen Sonntag auf den Knieen! Gott segne die „Crèches“, und mögen sie bald in allen Ländern und besonders in den Fabrikstädten eingeführt werden ... Frankreich wird es nie der Kaiserin Eugenie vergessen, wie viel sie dazu beigetragen hat, daß sie überall jetzt blühen!

Eine solche Crèche ist in dem französischen Viertel aufgebaut und erregt die Bewunderung aller. Jeden Sonntag kommen die kleinen Bewohner einer Pariser Crèche, von ihren Müttern getragen, in die Ausstellung und lassen sich von den Schwestern vor den Augen des Publikums bedienen. Es herrscht oft ein recht toller Lärm in den 40—50 Wiegen ... aber ich selbst sah einen bärtigen Mann mit verwittertem Gesichte in das Häuschen eintreten, und mit nassem Auge herauskommen! — Gott segne die Crèches!

Ich will des Kaisers prächtiges Kriegszelt unerwähnt lassen — den prächtigen Pavillon der Photosculptur — eine geschmacklose Kirche gothischen Styls mit noch geschmackloseren Statuen und Altarbildern — selbst den See inmitten des französischen Viertels — all die Herrlichkeiten will ich unbeachtet lassen, aber ich muß dir neben den Crèches eine Ausstellung zeigen, wie sie noch nie dagewesen, wie man nie geglaubt, daß solche existiren könne: „Die Ausstellung des Thierschutzvereins!“ Ich stand länger als zehn Minuten vor der Thür des schlichten Gebäudes, das gar merkwürdig hier absticht, und fragte mich, was dieser Verein denn eigentlich ausstellen könne. Ich sah viele Leute hineingehen, die das Local in wenigen Minuten mit einem widrigen Gelächter verließen — sie hatten nichts Interessantes darin gefunden! — In der That, es war nichts Interessantes darin, und doch ist diese bescheidene Ausstellung werth, besucht zu werden, denn sie beruht auf einer der großherzigsten Ideen unserer Zeit. Man hat hier diejenigen Einrichtungen, Apparate 2c. 2c. aufgestellt, die, seitdem der Verein existirt, erfunden worden sind, um dem Thiere die Arbeit zu erleichtern — man hat die Porträts all jener edlen Männer aufgehängt, die kein Geschöpf Gottes mißhandelt sehen wollen — man hat die Schriften hingelegt, die zu Gunsten dieser Grundsätze gedruckt worden sind. Weiter nichts! — Sehr wenig interessant, wie man sieht — aber man wird eigenthümlich bewegt, wenn man erfährt, daß der große Förderer dieses Vereins in Frankreich der Marquis von Grammont war — merkwürdiger Weise ein Cavaleriegeneral!

Ich überspringe einen Leuchtthurm — ich deute dir nur die „Genfer Convention“ an, welche französischerseits hier alle Hilfsinstrumente ausgestellt hat, durch welche man im Kriege das Loos der Verwundeten erleichtert, und wo die Königin Augusta von Preußen lange Stunden verbracht hat — und ich führe dich vor die nach Plänen des Kaisers Napoleon III. errichteten Arbeiterhäuser. Das, welches die Kohlenminengesellschaft von Blanzy erbaut hat, ist das

*) Crèche heißt „Krippe“ und dieser Name wurde diesen Anstalten zur Erinnerung an die erste Wiege des Heilandes gegeben!

sechshundertachtzigste dieser Gesellschaft. Es enthält zwei Familienlogis, jedes bestehend aus zwei Stuben, Küche, Keller und Boden, sowie einen für die beiden Familien gemeinschaftlichen Garten von 600 Quadratmetern Größe. Das Haus kostet 2200 Franken (ca. 585 Thlr.) und jedes Familienlogis kostet jährlich 54 Franken, (ca. 14 1/2 Thlr.) Miethe. Ich kann nur hierüber sagen, daß ich allen unsern deutschen Arbeitern von ganzem Herzen ein so freundliches und trauliches Daheim wünsche, wie dieses. — Mann, Frau und zwei Kinder haben ein sehr genügendes Logis, und wenn auch gar viele Bequemlichkeiten darin fehlen, so möchte ich doch wohl wissen, wo man bei uns dasselbe für 1 Thlr. 5 Groschen Miethe monatlich findet! — Noch interessanter aber, als das Haus selbst zu beobachten, sind die Arbeiter zu betrachten, die sich besonders des Sonntags hier versammeln, und ihren Reden zuzuhören. Es gibt natürlich auch hier unvernünftige Menschen, die mit den Achseln zucken und behaupten, sie wohnen in ihren Spelunken eben so gut — aber die übergroße Mehrzahl erkennt die Wohlthaten des Kaisers nach ihrem vollen Werthe an. Merkwürdige Leute, — nie hat ein Monarch in Frankreich so viel für sie gethan, als Napoleon III. — sie erkennen es an, lieben ihn, trotz alle dem, was man sagt ... und wählen Herrn Jules Favre zum Deputirten oder einen andern ejusdem farinae.

Ich kann nicht viel vom belgischen Viertel erzählen — es würde mich zu weit führen. Die beiden Pavillons holländischer und belgischer Kunst befinden sich hier, von denen ich früher schon einmal gesprochen habe; auch eine recht niedliche holländische Meierei und viele belgische Eisenbahnwaggons. Die holländische Diamantenschleiferei wird vielfach besucht — ich fand nichts Interessantes darin.

Im deutschen Viertel — obgleich ich nicht im geringsten davon befriedigt bin — finden sich sehr viele sehenswerthe Sachen — vor allem das preußische und sächsische Schulhaus! — Wenn man meine Meinung über diese beiden Ausstellungsgegenstände zu hören verlangt, so ist dieselbe folgende: Mögen in Preußen, in Sachsen — ja in ganz Deutschland alle Schulhäuser so aussehen — so eingerichtet sein, wie diese beiden, und mögen darin recht glückliche Schullehrer bei unseren Kindern die erste Grundlage zu ihrem künftigen Wissen legen! — Schweden hat uns hier ein Modell des Hauses mit seiner ganzen Einrichtung aufgebaut, in welchem der große Gustav Wasa sich als Knecht verbarg — und Norwegen ein sehr geschmackvolles Chalet. — Man hat uns in dem Viertel, dem man den Namen unseres Landes gegeben hat, allerlei Sachen hingebaut, die gar nichts mit Deutschland zu thun haben ... aber was sollte die Commission thun? — wir haben ihr ja so viel Platz gelassen! — Hier kannst du, lieber Leser, einen spanischen Pavillon nach dem Modell des Palastes Castillanos in Salamanca erbaut, sehen, in welchem ein ausgestopfter Stier einen Begriff von spanischer Aesthetik gibt. — Da siehst du auch einen prachtvollen portugiesischen Pavillon in rein maurischem Styl, voll von den merkwürdigsten Gegenständen der Welt — Tiger- und Pantherfelle, Schlangenhäute und Elephantenzähne — alles aus den wenigen Colonien, die Portugal noch besitzt, mühsam hergebracht. — Auch eine „Isbah" — d. h. eine russische Bauernhütte, kannst du hier sehen, doch wenn du je in Rußland gewesen bist, mußt du dich nicht wundern, daß, wenn du auch die Kreuz und Quere dort gereist bist, dir nie eine solche Bauernhütte zu Gesichte gekommen ist. Es ist dies eben nur eine Bauernhütte für die Pariser Ausstellung und erinnert lebhaft an die Reise Katharinens nach der Krim. Es ist wirklich erstaunenswerth, welche Mühe sich Rußland auf der Ausstellung gegeben hat, sich einen civilisirten Anstrich zu verschaffen — und welche Geldausgaben! — Man denke, diese mythische Hütte ist in zwei tausend fünfhundert Kisten verpackt hierhergekommen — von St. Petersburg nach Paris! Ein oberösterreichisches Bauernhaus, — oder eine Reminiscenz aus Nürnberg — oder eine Copie des Artussaals in Danzig — oder so viele hunderte von Gegenständen, die unseren Ruhm, unseren Stolz ausmachen — und die vor allen Dingen wirklich existiren — niemand dachte daran, sie nach Paris zu schicken.*) Auch die Schweiz hat hier recht interessante Sachen ausgestellt, welche viel und mit Vergnügen besucht werden! Endlich kannst du dir in diesem deutschen Viertel auch ein Modell der Katacomben ansehen — kurz ehe du nach Deutschland kommst, bist du so ziemlich in der ganzen Welt gewesen ... es war aber so viel Platz da!

Was nun unser Deutschland anbetrifft, so muß ich vor allen Dingen den von Herrn v. Diebitsch in Berlin erbauten „maurischen Kiosk" hervorheben. Es ist ein wirkliches Meisterstück dieses Genres, und ich wage zu behaupten, daß der Berliner Architect zwanzig Mal mehr von maurischer Baukunst versteht, als alle Architecten Constantinopels und Cairos. Dieser Kiosk ist würdig, in Granada in den Gärten der Alhambra zu stehen und würde dennoch eine ausgezeichnete Stelle neben dem unsterblichen Meisterwerke einnehmen. Der Vicekönig von Egypten soll ihn gekauft haben, und ich kann versichern, daß dies einer der besuchtesten Orte der ganzen Ausstellung ist und daß man uns aufrichtig um die Autorschaft dieses Werkes beneidet. Ehre Herrn von Diebitsch!

Ja, lieber Leser, aber würdest du es einem Ausländer, der Deutschland nicht kennt, verdenken, wenn er diesen Kiosk als einen Beleg seiner Unwissenheit über unsere Verhältnisse anführte? er sieht ja, von unserem Norddeutschland besonders, so bitter wenig, daß dieses orientalische Bauwunder, welches an den Ufern der Spree entstanden, uns eine Art von Armuthszeugniß in den Augen der Ausländer gibt, das — wir können es ohne Ueberschätzung sagen — von A bis Z falsch ist.

Weiter! hier kommt Oesterreich, welches ein recht niedliches Haus, eine Wiener Bäckerei, die wirklich mit vielem Geschmack und künstlerischer Vollendung angefertigten Arbeiten aus gebrannter Erde von Heinrich Drasche in Wien und endlich die jetzt weltberühmte Drehersche Schenke ausgestellt hat. Die Söhne der Sahara werden unter ihren Zelten von dem goldgelben Getränk erzählen — die Chinesen werden verachtungsvoll den braunen englischen Porter von sich stoßen, und eine geheime Sehnsucht nach den Ufern der Donau wird den Bewohnern des fernen Ostens die Seele erfüllen. — Da haben wir die Franzosen doch endlich mal gründlich besiegt — ihre Straßburger und Lyoner Biere sind jetzt gut für Droschkenkutscher — ein anständiger Mensch trinkt sie nicht mehr. Es ist zum Verzweifeln, aber es ist wahr — Herr Dreher hat am verständigsten sein deutsches Fabricat vertreten und wenn meine Feder sich nicht dagegen sträubte, würde ich sagen, hat Oestreich am meisten Ehre gemacht. Das Bier ist wirklich ausgezeichnet und die Speisen schmackhaft, und er hat die goldene Medaille, die er erhalten, redlich verdient. Außerdem hat er aber auch viel Geld verdient, was ihm jedenfalls ebenso lieb ist. Er hat die ingeniöse Idee gehabt, eilf Eiswaggons bauen zu lassen, von denen täglich zwei beladen mit dem köstlichen Stoffe von Wien abgehen, und zwei leer von Paris zurückkehren — kurz er soll, wie ich gehört habe, eine tägliche Gesammtausgabe von 17,000 Franken haben und macht dabei die glänzendsten Geschäfte. Ich möchte nicht gerne etwas gegen einen Mann schreiben, der mit so hoher kaufmännischer Intelligenz seine Branche vertreten hat; aber die Bemerkung sei mir erlaubt, daß er doch wohl besser gethan hätte, den ethnographischen Theil seiner Ausstellung — ich meine die Kellnerinnen, in Wien zu lassen. Die Franzosen können ja schon so viel bei ihm lächeln, z. B. wenn sie dort unsere Landsleute sehen, die in die Ausstellung zu kommen vorgeben, den halben Tag beim Bier verbringen, und dann mit trübem Auge ... gar wenig sehen — sollen wir ihnen dann noch Stoff zum Lachen geben, wenn es uns ein Mal einfällt, über das dissolute Pariser Leben zu sprechen? Warum hat er keine Zigeuner, Slovaken, Kroaten und Panduren oder wie die Ehrenmänner sonst heißen, zur Bedienung genommen — ethnographisch wäre das viel interessanter gewesen ... und moralischer wahrhaftig auch!

Gott sei Dank, daß uns Baiern hier seinen Kunstpavillon aufgebaut hat, von dem ich weiter oben gesprochen habe, sonst wäre es hier nicht zum Aushalten — das nöthigt den leidigen Schwätzern doch Respect ab. Auch die ausgezeichnete Reiterstatue König Wilhelms I. von Drake steht hier, und wie man sieht, in ziemlich gemischter Gesellschaft. — Aber eine aufrichtige Freude gewährt der Württembergische Pavillon, in welchem eine Maschine der Gebrüder Decker in Cannstatt täglich Holz verarbeitet und aus den Fasern und dem Bast eine Paste bereitet, die sich bis zu 50% mit dem Papiere mischen läßt und dieses dadurch bedeutend billiger macht. Eine Papierausstellung, in welcher ein jeglicher Holzprocentsatz vertreten, ist dabei, und man kann sich nur freuen, zu sehen, wie Sachverständige aller Länder diese Maschine prüfen und ihr volle Anerkennung zollen. Das Publikum hat seine Freude daran, die

*) Und mit Recht, denken wir. D. R.

Kloben, die ihm nur gut zum Verbrennen schienen, in wenigen Augenblicken in eine teigartige Masse verwandelt zu sehen.

Endlich kommen wir zu dem orientalischen Viertel, dem besuchtesten und auch dem interessantesten des ganzen Parkes, in welchem man sich mit vollem Rechte in das Reich von Tausend und eine Nacht versetzt glaubt — besonders da neben aller Pracht des Orients hier auch Europa und besonders England von Zeit zu Zeit sich zeigt, als wolle es durch seine Gegenwart in diesem Viertel seinen Einfluß im Osten constatiren.

Das chinesische Theater soll eine genaue Copie eines Sommertheaters in Peking sein; es ist ein eigenthümliches Gebäude, doch trage ich den Argwohn mit mir herum, daß man es etwas zu sehr ... civilisirt hat. Die Acrobaten, welche dort ihre Vorstellungen geben, sind sehr geschickt — der Thee ist ausgezeichnet — und der Grog noch besser. — Zu etwas anderem!

Der Okel ist eine Art cité ouvrière von Cairo, welcher wie alle orientalischen Gebäude das Leben nach innen hat — ich meine so wenig Fenster wie möglich der Straße zu und in der Mitte des Gebäudes einen Hof mit Springbrunnen, den ein Säulengang umschließt, hinter welchem die einzelnen Wohnungen liegen. Wenn du hier eintrittst, lieber Leser, befindest du dich wirklich im Orient — d. h. nicht im träumenden, erschlafften, sondern im lebendigen, arbeitenden Orient. Dort arbeitet ein Neger aus dem fernen Sudan, hier siehst du den geschickten Filigranarbeiter — dort die Posamentire, welche jene luxuriösen Troddeln machen, welche Satteldecken und Bournous verzieren — hier werden die Sättel selbst gemacht, dort Chibouchs fabrizirt — in einer Ecke kannst du dich von einem Türken majestätisch rasiren lassen und in der andern ist das unvermeidliche Caffeehaus. Da der Okel auch eine Caravanserei ist, findest du in der oberen Galerie Zimmer mit Matten und einem Divan — und da der Reisende auch Transportmittel zum Weiterreisen gebraucht, so findest du in den Ställen zwei prächtige Dromedare, die alle Tage zum großen Gaudium der Besucher in den Park geführt werden.

Jetzt gehen wir in den Tempel von Philae, dessen Copie man hier in seiner vollständigen Größe aufgebaut hat — ein merkwürdiges Gebäude, in das man durch zwei lange Reihen Sphynxe tritt und welches die Alterthumsforscher in Entzücken versetzt. Er soll über zweitausend Jahre v. Chr. G. erbaut sein — eine Freske beschreibt einen Krieg unter der fünften Dynastie — andre das Familienleben der Egypter zur Zeit Moses. Der ganze innere Raum ist mit egyptischen Ausgrabungen überfüllt.

Es ist mir unmöglich, dir den Palast des Bey von Tunis, den Salamlick des Vicekönigs von Egypten, noch den Kiosk des Sultans zu beschreiben, es sind Wunder menschlichen Fleißes! Gold, Seide und Teppiche sind fast das einzige, was man sieht, zu dem man immer wieder zurückkehrt — nie genug sieht. — Dann folgt ein Haus des Libanon — eine rumänische Kapelle mit Thürmen im „Korkenzieherstyl", wie ein geistreicher Freund sie nannte — die Ausstellung der Isthmuscompagnie von Suez — ein türkisches Bad — eine schöne und geschmackvoll verzierte Moschee und endlich ein japanesisches Haus, in welchem drei sehr hübsche junge japanesische Frauen ihren Haushalt besorgen, sich fächern, nichts thun — schlafen; das alles unbekümmert um die zahlreichen Besucher, die sie umstehen. Bei meiner Anwesenheit schrieb eine derselben — vielleicht einen Brief in die ferne Heimat. Sie bediente sich dazu eines sehr feinen Pinsels, den sie in chinesische Tinte, die sie eben erst aufgelöst hatte, tauchte; eigenthümlich erschien mir, daß in ihrem Schreiben die Zeilen von oben nach unten liefen, nicht horizontal wie die unsren. Sie sah so schelmisch beim Schreiben aus, daß ich wetten möchte, sie moquirte sich über die civilisirten Herrn und Damen, die sie ... wie Maulaffen umstanden.

Auch einen mexikanischen Tempel, dem von Xochicalco nachgebildet, findest du hier, wo man dir den Stein zeigt, auf dem die menschlichen Opfer dargebracht wurden; selbst das Messer, mit dem die heidnischen Urbewohner ihre Gräulthaten verübten, ist hier. — Von den Carabinen der aus Nordamerika nach Mexico gesandten Befreiungsarmee habe ich leider keine einzige gesehen, obgleich die Photographie Kaiser Maximilians hier verkauft wird.

Dicht neben diesem Gräuel befindet sich, einer stummen Protestation gleich, das Gebiet der ... evangelischen Mission. Es bestehet aus einer einfachen Kirche, wo in 6 Sprachen evangelischer Gottesdienst gehalten wird — aus einem Pavillon, wo Bibeln und Tractate in allen Sprachen verkauft werden — aus dem Pavillon einer andern religiösen Gesellschaft, welche jedem Vorübergehenden Tractate gibt, und endlich aus einer höchst interessanten Ausstellung hebräischer Alterthümer, welcher jedoch gleichfalls eine Auswahl von Tractaten beigefügt ist, von denen sich jeder Besucher, wie durch Anschlag bekannt gemacht ist, einen oder mehrere nehmen kann. Diese letzte Art der Propaganda hat alle am meisten angesprochen. Die bemerkenswerthesten der hier ausgestellten Gegenstände bestehen aus einem äußerst complicirten Modelle der heiligen Grabeskirche zu Jerusalem und einem Modell des Berges Zion, beides mit großer Geschicklichkeit von einem Württemberger gearbeitet, und als besonders merkwürdig: ein Original des Pentateuch in hebräischer Sprache, auf fünf zusammengenähten Schafsfellen geschrieben, welches aus der jüdischen Gemeinde von Kä Fung-Foo im Innern Chinas stammt. Man nimmt an, daß diese Juden beinahe um die Zeit der Geburt des Heilands nach China kamen, und erst am Anfange des 18ten Jahrhunderts erfuhren die Jesuiten ihre Existenz. Die ausgestellten Rollen haben ein Alter von 3—500 Jahren. — Der katholische Clerus hatte sich aufs äußerste der Vertheilung von protestantischen Tractaten in der Ausstellung widersetzt und hatte hierin das Gesetz des Landes für sich. Ein Machtspruch des Kaisers hat den englischen Gesellschaften die Erlaubniß erwirkt. — Wozu der sogenannte Despotismus doch manchmal dienen kann!

Jetzt muß ich dir noch von dem reservirten Garten erzählen, lieber Leser — oder vielmehr, ich muß dir etwas erzählen, was niemand glauben wird. Denke dir einen Exercierplatz — eben, kahl, sandig, das war am 15. März dieses Jahres; nun kehre am 1. Mai auf diese Stelle zurück und, deinen Augen nicht trauend, findest du hier ganz einfach die schönsten Gartenanlagen, die es in der Welt gibt. Schöne dicke Kastanien geben Schatten, ein See und sich anmuthig dahin schlängelnde Bäche geben Kühle, — Rasen, wie du in deinem Leben ihn nie grüner, nie üppiger gesehen, und eine Blumenpracht, wie man solche nie geträumt — doch das ist alles noch nichts — schroffe Felsen erheben sich mit rauschenden Wasserfällen, Grotten von Tropfstein bildend — Palmenhäuser, wo du „ungestraft" unter dem vielbesungenen Baume wandeln kannst — Kioske, Pavillons, Gartenhäuser ... Ausstellung von Instrumenten der Gartenzucht — Aquarien, wie du gleiche selbst in Hamburg noch nicht gesehen ... was weiß ich, was in sechs Wochen auf diesen 50,000 Quadratmetern alles hingezaubert worden ist! Dies ist die Oase der Weltausstellung, — hierhin flüchtet man, wenn man maschinen- und industriemüde ist.

Es ist prachtvoll, es ist einzig in seiner Art! Hier haben die eisern strengen Kritiker geschwiegen und bewundert — nur um diesen jardin reservé zu sehen, könnte man schon nach Paris fahren! — Eine Beschreibung ist hier unmöglich, oder man müßte den Raum eines ganzen Buches zur Verfügung haben; ... und auch dann nicht, — wie würdest du es glauben, lieber Leser, ohne es selbst mit angesehen zu haben, daß man fünfzigjährige Kastanienbäume, ohne eine einzige ihrer Wurzeln zu verletzen, ausgräbt — sie mit all der Erde, welche die Wurzeln um sich haben, nach Paris transportirt und sie dort wieder einpflanzt? kannst du dir wohl vorstellen, daß man in sechs Wochen nahe an zweitausend großer — schattengebender Bäume auf das Marsfeld per Eisenbahn transportirt, dort eingepflanzt hat und daß nicht zehn davon ausgegangen sind?

Man erzählt hier eine Anecdote König Wilhelms, deren Authenticität ich natürlich nicht verbürgen kann, die jedoch trefflich den Nagel auf den Kopf trifft. Der König soll seinen Hofgärtner gefragt haben, weshalb diese Bäume und Pflanzen hier so schön gediehen, und auf die Antwort, daß das Klima sehr günstig wirke, lächelnd erwidert haben: „Wohl nicht das Klima, aber das Geld."

* * *

Schrecken ergreift mich, wenn ich, im Begriff die Feder niederzulegen, und dir, lieber Leser, Lebewohl zu sagen — mein Notizbuch durchblättere und all die darin aufgezeichneten Sachen sehe, wovon ich dir noch nicht gesprochen habe und nicht sprechen kann. Und wie man gewöhnlich seine wenig von anderen beachteten Kinder am meisten liebt, so scheint es mir jetzt, daß die Sachen, von denen ich dir nicht gesprochen, die interessantesten sind. Verzeih! — „Daheim" geizt mit seinem Raum und man zwingt mich, abzubrechen! — Du mußt mir auch den in diesen losen Blättern manchmal dir ehrlich

und offen gezeigten Mißmuth verzeihen; du kennst ja das Motiv, das mich dabei geleitet. Es wäre deiner und meiner nicht würdig gewesen, dir die Wahrheit zu verhehlen.

Auf der nächsten Weltausstellung wird das neue Gesammtland ganz anders auftreten und dem Auslande ein Bild von deutschem Schaffen und Wirken geben, vor dem alle Welt Achtung haben wird.

Gott gebe bis dahin Frieden und Gedeihen unserem Lande!

M.

Der Mord der Lamballe.

Von Georg Hiltl.

Eine schwüle Nacht lag auf Paris. Das dunkle Gewölk, welches die Mondesscheibe verhüllte, war hie und da von mattem Feuerscheine erleuchtet, entfernt oder näher fielen Flintenschüsse, und gleich dem Summen eines ungeheuren Bienenstockes schallte der Lärm vieler tausend Stimmen durch die Räume und Höfe des königlichen Palastes der Tuilerien. In den Corridoren lagerten Scharen bewaffneter Männer und Frauen, die Plätze, die Höfe wimmelten von Menschen jedes Alters, jedes Geschlechtes, ja — fast jedes Standes, denn vom abtrünnigen Ludwigsritter bis zur Gassendirne hinab schien alles sich hierhergezogen zu haben, um eine bunte Musterkarte zu bilden, deren Proben wild durcheinandergeschüttelt waren.

Es war die Nacht des 11. August 1792. In der vorhergehenden Nacht des 10. August hatte das Volk von Paris die Tuilerien gestürmt. Man ließ es sich wohl sein in den geöffneten Zimmern, Gängen und Cabinetten; wie die Glieder wilder Indianerhorden zechte man, auf den Leibern der Erschlagenen sitzend, entsetzlich aussehende Weiber tanzten um die Feuer zu den Klängen der Drehorgeln, welche das „Ça ira" spielten. In den Höfen und auf dem Carousselplatze standen noch die Kanonen der Marseiller, lange, stumme Reihen Gefallener bezeichneten den Gang, welchen das Gefecht genommen hatte. Todte, Blut und Fetzen überall, in den Gängen, im zerstampften Garten, auf den Terrassen, auf jenen Steinfliesen, welche so oft der zarte Fuß der unglücklichen Königin Marie Antionettes betreten, wo die schönen, eleganten Damen ihres Hofes sich scherzend getummelt hatten. An den Terrassen besonders lagen die treuen, unglücklichen Schweizer — in der Nacht des elften August zählte man 800 Leichen der treuen Leibwache. Sie hatte nichts thun können, als sterben, denn ihr Dienst hörte schon während des Gefechtes auf — der König, den sie schützen sollten und wollten, verließ seinen Palast, um sich in den Schutz der Nationalversammlung zu begeben.

Als die Schweizer überwältigt waren, begann das wüthende Volk den Palast zu zerstören. Dieser Palast ist eine alte Wohnstätte der französischen Fürsten seit Ludwig XIII. — aber noch ist keiner derselben in den stattlichen Mauern verschieden. — Die Zimmer waren angefüllt mit Kostbarkeiten jeder Art — man zertrümmerte sie und warf sie zu den Fenstern hinaus. Gestohlen wurde verhältnißmäßig wenig. Einen Mann, den das Volk beim Diebstahle ertappte, hingen die Leute von der Section Marat auf — aber zerstört — öde — zerfetzt war alles. Die Scheiben der Façade lagen in Splitter und aus den Rahmen wehten die Gardinen flatternd in die Nachtluft. Sansculotten und mänadenartige Weiber lagerten auf den Möbeln, Kinder zankten sich um die blutigen Uniformfetzen eines gefallenen Schweizers, unaufhörlich strömten neue Massen Bewaffneter herbei, Piken, Gewehre, Säbel und Beile blitzten im Scheine der Wachtfeuer — die Becher kreisten unter diesen Haufen — immer höher fachte sich die Glut der Leidenschaft an, und da es nichts mehr zu morden, zu erschießen oder zu stürmen gab — ließen einige der Rasendsten ihre Wuth an den Leichnamen aus. Die Caserne der Schweizer, welche den großen Hof des Palastes vom Carousselplatze trennt, hatten die Sieger in Brand gesteckt, und da es doch schwer halten mußte, die vielen Gefallenen schnell zu begraben, so warf man die Leichen, welche in der Nähe lagen, ins Feuer.

Während in den Höfen, im Palaste und auf dem Carousselplatze dieser rasende Taumel die Scharen ergriff, während die Flammen der angezündeten Gebäude und der Wachtfeuer zum dunklen Nachthimmel ihren Schein und Rauch emporwirbelten, die haarsträubendsten Gesänge erschallten, erleuchteten sich in einem, neben dem Palaste der Tuilerien befindlichen langen Gebäude vier kleine Fenster. Diese Fenster gehörten Zimmern an, welche sich im ehemaligen Kloster der Feuillants befanden. In diesem Kloster hielt die Nationalversammlung ihre Sitzungen, und jene Zimmerchen bewohnte Herr Camus, der Archivar der Versammlung. Weshalb waren die Zimmer denn so merkwürdig? Hier brachte in der Nacht vom 10. zum 11. August die königliche Familie ihre ersten Ruhestunden zu, die Stunden des Aufathmens nach erschütternden Begebenheiten. Als der König die Tuilerien verlassen hatte, ging er mit den Seinen über die Terrasse der Feuillants, von wo aus der Eingang zu der Nationalversammlung war. Es war eine Station — die dritte auf seinem Wege zum Schaffotte. Diese Terrasse lief längs des Gartens hin, da, wo heute die prächtige Rue de Rivoli sich ausdehnt. Die königliche Familie war auf Roederers und Jolys Drängen aus dem Palaste gezogen. Schon hörte man den Trommelwirbel der anrückenden Bataillone, die wilden Klänge der Marseillaise tönten durch die Luft — einzelne Schüsse fielen, und der arme König, der inmitten seiner Edelleute dennoch verloren schien, sagte: „Gehen wir, wir haben hier nichts weiter zu thun." Es war ein prophetisches Wort — er sollte nie wieder in diesen Räumen etwas zu thun haben. Der traurige Zug setzte sich in Bewegung. Durch die Reihen seiner Leibwache ging der König, einige seufzten, andere grüßten ihn weinend. Sie standen alle an den Fenstern, in den offenen Zimmern — bereit, die Vertheidigung des Schlosses — des Fürsten zu führen, und der Fürst ging hinaus, in die Versammlung seiner Feinde. Draußen aber strömte das Volk zusammen, es flutete gegen die Terrasse der Feuillants, und als die königliche Familie erschien, zerriß ein wüthendes Geschrei die Luft: „Nieder mit dem Tyrannen!" „Nieder mit Madame Veto!" „Bringt sie um!" Der König, die Königin, der Dauphin, die Prinzessin, Madame Elisabeth, Frau von Tourzel, die Gouvernante der königlichen Kinder — daraus setzte sich der Zug zusammen, welcher dem Nimbus des Königthums das Grabgeleite gab.

Trotz der Wuth des Pöbels gelangte man in den Saal — da, dicht vor der Thüre, naht sich ein furchtbar aussehender Kerl — ein Schrei der Königin ertönt — der Riese hat den Dauphin ergriffen, er nimmt ihn in seine Arme. „Keine Furcht," sagt er zur Königin, „ich thue ihm nichts," und er trägt den Kleinen in den Saal. Schweigen lagert auf der Versammlung, als die unglückliche Familie eintritt. Einige Debatten nutzloser Art — wo der König sitzen — stehen soll? Endlich weist man der Familie die Loge des Logographen an. Es ist ein kleines, enges Gemach, mit Gitterwerk versehen. Als die königliche Familie eintritt, brüllen die Gallerien: „Das Gitter fort!" Man will den Anblick der Gedemüthigten ganz genießen, der König schiebt das Gitter fort, er stützt sich auf die Brüstung der Loge, seine Blicke schweifen über die Versammlung, aus deren Mitte, von deren Galerien und Bänken ihm feindliche Blicke — nur wenige mitleidige entgegenblitzen, die Königin zeigt eine heroische Fassung — plötzlich erbleicht sie, ihre Augen fallen auf die weiße Wand der Loge, dort steht mit Kohle angeschrieben: „Der Tod". Diese Weisung macht das Herz der Mutter erbeben. Wer schrieb das Wort an die Wand? Marie Antoinette umarmt ihre Kinder. Während dessen beginnt die Debatte; der König hört die furchtbarsten Reden, welche gegen ihn geschleudert werden, er hört aber auch einzelne Vertheidigungen seiner Person, und als ein Redner ruft: „Ludwig ist nicht des Verrathes schuldig!" hebt der König seine Hand zum Himmel. Immer wilder und heftiger werden die Reden, draußen aber beginnt das Gewehrfeuer, untermischt mit Kanonendonner und dem rasenden Geschrei des anstürmenden Volkes, durch die Fenster des Sitzungssaales fahren Kugeln, die Glassplitter umherschleudernd, das Geschrei im Saale nimmt zu, der Präsident vermag kaum die Ordnung wieder herzustellen, alles rennt und wogt durcheinander, und Caston, Vergniaud und Coutard, die sich in der Nähe der Loge befinden, geben bereits der königlichen Familie den Weg an, auf welchem sie flüchten solle, wenn das Volk in den Saal dringt. Die Königin ist in Verzweiflung. Schon hat man vor der Thür der Loge den Oberst Carl ermordet, die Minister beginnen zu flüchten, die Familie Ludwigs ist von allen verlassen, da öffnet sich die Thüre und ein engelschönes

Weib tritt in die Loge. Ihre edle Gestalt umgibt ein weißes Gewand, die Haare, die schönen, goldblonden, feinen Haare, sind nur leicht durch Bänder gehalten, die Aufregung hat ihr Gesicht geröthet, den Anzug in Unordnung gebracht, der Besatz des Kleides ist mit Blut bespritzt — aber dies alles läßt dennoch die Gestalt des Weibes nicht minder herrlich erscheinen. „Luise," ruft die Königin mit einem Schrei der Verzweiflung, und sich aufraffend, „Luise, so sehen wir uns wieder?" Sie sinkt in die Arme der Dame. Die Prinzessin von Lamballe ist in der Loge, in der Mitte der königlichen Familie. Sie hat die glänzenden Stunden des Glückes mit ihr getheilt — sie will in den düsteren Momenten nicht fern bleiben. Es ist schon jetzt ein Meisterstück, ein Weg voll unzähliger Gefahren, wenn man bis zur königlichen Familie gelangen will. Die Prinzessin von Lamballe hat ihn am Arme des Marquis von Rochefoucault zurückgelegt. Sie ist über Leichen und Trümmer, über die vom lärmenden Pöbel belagerte Terrasse in die Loge gedrungen — nun sind sie vereinigt: die Prinzessin und ihre unglücklichen Freunde.

Es ist ein trauriges Bild, welches sich hier in der engen Loge gestaltet. Zwischen Madame Elisabeth und der Prinzessin Lamballe sitzt die Königin. In ihrem Schoße ruht der schlafende Dauphin. Die Dauphine und Frau von Tourzel haben sich auf den Boden niedergekauert. Der König hat sich ein wenig in die Ecke der Loge gezogen — er hält eine Capaunkeule in der Hand, die ihm vor wenig Minuten ein Huissier brachte. Ludwig war der einzige seiner Familie, der in solcher Lage essen konnte. Die Königin hatte nur einen Schluck Himbeerwasser zu sich genommen, sie war mit ihren Kindern und Damen in der Hitze der engen Loge, in fortwährender Angst und Qual, bei Anhörung der wüthendsten Reden gegen sie und ihren Gatten äußerlich ruhig geblieben, nur als Legendre erschien und von dem Blutdurste des Hofes sprach, zuckte sie unwillig empor. Vierzehn Stunden brachte die königliche Familie in der Loge zu. Um ein Uhr schloß man die Sitzung, und nun rasselt es vor der Thüre, Waffen klirren, eine Patrouille der Nationalgarde umringt den König und die Seinen, aber ein Blick der Freude strahlt aus den Augen der Gefangenen, dicht in der Nähe sind fünf Edelleute und Hue, der Kammerdiener. Noch läßt man dem Könige einige Getreuen. Die Wache geht voran und über Corridore, welche Bewaffnete füllen, Menschen aller Art durchlaufen, über Treppen steigend, gelangt man in den dritten Stock. Hier ist die Wohnung des Herrn Camus. Vier kleine Zimmerchen nehmen die unglücklichen, gekrönten Dulder auf, welche die Sünden ihrer Vorfahren zu büßen beginnen. Im ersten Zimmer bleiben die fünf Edelleute als Wache. Ihre Namen hat die Nachwelt aufbewahrt, es waren: der Prinz von Poix, Baron Aubier, Herr von Saint-Pardon, Stallmeister der Madame Elisabeth, die Herren von Gougelat und Chamilly, endlich Hue der Kammerdiener.

Im zweiten Zimmer blieb der König. Er ließ sich seine Haare ordnen, sobald er in Ruhe war. Das dritte, ein kleines grüntapeziertes Gemach, nahm die Königin auf. Marie Antoinette warf sich hier erschöpft auf ein Gurtbette, welches kaum einer ihrer Stallknechte schlechter haben konnte. Im letzten Zimmer blieben die Dauphine, Madame Elisabeth, Frau von Tourzel und die Prinzessin von Lamballe. Marie Antoinette und ihre Begleiterinnen besaßen nichts — als die Kleider, welche sie trugen. Die Gattin des englischen Gesandten schickte ihr Wäsche und Frau von Auguir, die Schwester der Frau von Campan, lieh ihr fünfzig Louisd'or, als sie die Tuilerien verließ. Die fünfzig Louisd'or brachten einige Monate später Frau von Auguir unter das Fallbeil der Guillotine. Das waren die erleuchteten Fenster, welche in dem Gebäude der Feuillants durch die Nacht schimmerten.

Drei Tage lang blieb die königliche Familie hier einquartiert, aber es war nur ein Halteplatz — eine Pause, bevor man den Weg zum Kerker antrat. Schon unterlag die Nationalversammlung dem Wohlfahrtsausschusse, der noch unter dem bescheidenen Namen „der Commune" auftrat. Die Versammlung hatte das Palais du Luxembourg als Aufenthalt für den König bestimmt — die Commune decretirte, „daß Ludwig den Temple als Wohnsitz wählen müsse." Der Luxembourg war ein Palast — der gestürzte König sollte in einem Kerker wohnen. Die Nationalversammlung unterlag dem mächtigen Haufen, aus welchem die Häupter Robespierres, Dantons, Marats und Collot d'Herbois sich emporreckten.

Am 13. August abends führten zwei Wagen den König, die Königin, die beiden Kinder, Frau von Tourzel und die Prinzessin von Lamballe in den düstern Templethurm, ein ödes, alleinstehendes Gebäude, welches die Templer erbaut und mit Befestigungen versehen hatten. Die Wagen fuhren langsam — war es Absicht oder Zufall? Ueberall tönten Verwünschungen, die Jacobiner hatten das Schauerdrama, welches nun begann, gut in Scene gesetzt. In des Königs Wagen setzten sich Manuel und Pethion. Als einer der Umstehenden bemerkte, der Wagen werde zu sehr gefüllt sein, sagte der König lächelnd: „Herr Pethion weiß, daß ich eine weit längere Reise in einer vollen Kutsche aushalten kann." Der unglückliche Monarch spielte damit auf die Flucht nach Varennes an. Außer den angeführten Personen ließ man auch Hue und Herrn von Chamilly in den Temple. Der Frau von Campan ward der Eintritt verweigert. Die erste Persönlichkeit, welche die Gefangenen am Fuße des Thurmes empfing, war der schreckliche Santerre. Er sollte nicht mehr von dem Könige weichen, bis dieser die Treppe zum Schaffotte hinaufgestiegen war. Pethion führte den König in die für ihn bestimmten Zimmer des Thurmes. „Hier werden Sie schlafen," sagte Pethion. „Mein Herr," entgegnete Ludwig, „ich werde mir doch ein Zimmer aussuchen dürfen?" — „Nein," antwortete Pethion, „dies ist das Zimmer, in welchem Sie schlafen werden, weil es die Nation so haben will."

Noch an demselben Abende erfuhr die königliche Familie, daß drei Männer, welche sie von der Loge des Sitzungssaales ausgesendet hatte, um Nachrichten zu bringen, ermordet worden waren. Carl, der, wie wir wissen, vor der Logenthüre fiel, Herr Mouillardy, Officier der Schweizer, der auf dem Platze Ludwigs XV. erdolcht wurde, und Herr von Aubigny, der in die Abtei gezerrt und dort erschossen worden war. Mit diesen Neuigkeiten und von den erbitterten Wächtern umgeben, legten sich die Gefangenen und ihre Begleiter zum ersten Mal im Templethurme zur Ruhe nieder, als sie noch einmal an das durch Jalousien geschlossene Fenster traten, sahen sie die umliegenden Häuser in dem Lichtglanze einer Illumination strahlen. Die Bewohner hatten zur Feier der Einkerkerung des Königs die Häuser erleuchtet.

Die Stille der Nacht umgibt den Temple und dessen Gefangene. Die Königin schließt ihre Freundin, die schöne Lamballe, in die Arme: „Sie haben Ihr Schicksal an das meine gekettet," ruft sie. „Sehen Sie, was mir von aller Größe bleibt, Fesseln ... der Tod." — „Ich weiß es," antwortet die Lamballe, „aber ich ziehe diese Stellung den glänzendsten vor, die ich je einzunehmen bestimmt war. Ich fürchte nur eines: die Trennung von Ihnen, Madame." Der Morgen fand die hohen Gefangenen noch bei einander sitzen, und allmählich beginnt ein wenig Ruhe über diese geängstigten Gemüther zu kommen. Die Königin und ihre Damen beschäftigen sich mit Handarbeiten, der König gibt seinem Sohne Unterricht. Die Gefangenschaft im Temple ist eine Geschichte für sich — eine Art von Legende, wie die Sagen von den Märtyrern nicht ergreifender zu schildern vermögen. Bringen wir hier den noch kurzen Rest eines Lebens zum Abschluß, das bereits verfallen ist, als die königliche Familie in den Temple tritt. Es ist das Leben der Lamballe.

Marie Therese Louise von Savoyen-Carignan, Prinzessin von Lamballe war am 8. September 1749 geboren. Ihre Anmuth, ihre Schönheit und ihr Geist, ihre persönliche Liebenswürdigkeit, sind historisch geworden. Sie war eine jener Erscheinungen, welche nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen bezauberte. Unter dem Einflusse, den der entsittlichte Hof Ludwigs XV. auf die Umgebung seines Nachfolgers ausübte, litt die Prinzessin bald an ihrem guten Rufe. Das Geschlecht, welches die Epochen einer Pompadour und Dubarry mit all den Entartungen des Luxus und der verschiedensten Lüste durchlebt hatte, begriff nicht Schönheit und Reinheit im Vereine mit einander. Die Verleumdung bemächtigte sich der Prinzessin — die Anklagen, welche erst leise, dann lauter — endlich mit einer empörenden Bestimmtheit erhoben wurden, fanden ihren Weg bald genug bis in die untersten Schichten des Volkes. Gab die Prinzessin gegründeten Anlaß zu solchem Verdachte? vermochte eine indiscrete Zofe, ein treuloser Diener etwas gegen sie vorzubringen? in den Schrecknissen jener Zeit ist so viel von Beweisen — echten und gefälschten — untergegangen, daß die Wahrheit in den meisten Fällen nicht mehr erkannt zu werden vermag. Die Lamballe schützte selbst nicht ihre einst geschlossene, durch den Tod des Gatten aufgelöste Ehe vor den Verdächtigungen, welche ihr Freundschaftsbündniß mit Marie Antoinette verfolgten. Gingen diese Verleumdungen von den Seiten der Volksbewegung aus? man darf dreist behaupten: nein. Sie stiegen

wie schon gesagt, zum Volke hinab, und die Prinzessin ist auch eines der beilagenswerthen Opfer, welche die Treulosigkeit hoher, dem Könige nahestehender Personen zu dem blutigen Altare stieß, auf dem der Freiheitsgöttin geopfert wurde. Die unheimliche Gestalt des Herzogs von Orleans, des verrufenen Egalité, steigt auch hier, wie bei dem Könige, der Königin und vielen andern, welche ihm Platz machen sollten, aus dem Schlunde der Revolution empor. Sie machten ihm freilich nur Platz, damit er desto leichter den Weg zum Schaffotte finden konnte. Der Herzog von Orleans war durch die Heirath der Mademoiselle de Penthièvre, Schwägerin der Lamballe, mit der schönen Prinzessin verwandt. Zügellos in seinen Begierden, hatte der Herzog einen Sturm auf die Lamballe gewagt und die gebührende Zurückweisung erhalten. Von diesem Augenblicke an datirt sich der Haß Orleans gegen seine Schwägerin. Er gab diesem Hasse zunächst dadurch Ausdruck, daß er den zwanzigjährigen Prinzen von Lamballe, den Gatten der ihn verschmähenden Prinzessin, in sein Lasterleben zog, was ihm denn auch so gut gelang, daß schon fünfzehn Monate nach der Hochzeit der junge Gatte an den Folgen seiner Ausschweifungen starb. Ein noch anderer Grund veranlaßte den Herzog von Orleans, das Verderben der Prinzessin herbeizuführen. Der Herzog von Penthièvre, Schwiegervater der Lamballe, hatte eine Bestimmung getroffen, nach welcher bei seinem Tode der Herzog von Orleans die Summe von 300,000 Livres an die Prinzessin als eine Art von Leibgedinge zahlen sollte. Um diese Bedingung rückgängig zu machen, hatte Orleans bereits in den der Revolution vorhergehenden Jahren die tollsten Verleumdungen in Umlauf gesetzt, da dies nichts half, so ergriff er die Gelegenheit, welche sich ihm durch die Mitführung der Prinzessin in den Temple bot. Im Auftrage der Königin mußte die Prinzessin an einige Freunde in der Stadt, wegen Beschaffung der nothwendigsten Sachen, schreiben. Das gab erwünschten Vorwand, die Freundin der Königin zunächst von ihren Leidensgenossen zu trennen. Obwohl die Commissäre im Temple jeden Brief vorher lasen, fanden sich doch zwei Männer, Devin und Priquet ein, welche bei der Commune nachstehende Erklärung abgaben:

„Vor den unten verzeichneten Commissarien der Bewachung des gefangenen Ludwigs XVI. erschien am 18. August der Bürger Unterofficier von der ehemaligen 1. Compagnie des Regiments Monsieur, jetzt bei der Section Luxembourg stehend. Er gab zu Protocoll, wie er auf der Treppe, welche zu dem Zimmer Ludwigs führt, Schildwacht stehend, gegen 11 Uhr eine Dame aus einem Zimmer habe kommen sehen, welche drei Briefe in der Hand gehalten, mit der andern Hand die Thüre geöffnet, sich in das Zimmer des Königs begeben habe und darauf mit leeren Händen zurückgekehrt sei. Devin gibt an, wie dieselbe Dame drei Mal die Thür geöffnet, sich vorsichtig umgeschaut und dabei einen halb fertig geschriebenen Brief in der Hand gehalten habe. Indem der rc. Devin seine Unruhe hierüber bezeugte, hat er uns aufgefordert (!) alle Briefe und Papiere, welche von Ludwig kommen oder zu ihm gehen sollten, mit Beschlag zu belegen. Priquet berichtet: daß er heute Morgen, auf Posten zwischen den beiden Eckerthürmen stehend, bemerkt habe, wie eine Dame unter sichtbarer Angst und Unruhe einen Brief schrieb."

Hierauf schritt die Commune gegen des Königs Umgebung ein. Zum ersten Male seit ihrer Einkerkerung erfüllten die Mitglieder der königlichen Familie das düstere Gefängniß mit Klagen. Sie hatten bereits vieles ertragen, aber das Losreißen der Freunde war zu schmerzlich. Frau von Tourzel und die Prinzessin Lamballe erhielten um Mitternacht den Befehl, den Temple zu verlassen. Noch einmal umarmten die Freundinnen sich, noch einmal drückte die Königin die treue Gefährtin an ihre Brust, die Kinder schluchzten, der König zerpreßte eine Thräne in seinen Augen, dann sich gewaltsam losreißend warf die Lamballe noch einen schmerzlichen Blick auf die Zurückbleibenden und, das Wort „Adieu" stammelnd, verließ sie das Zimmer. Es war das letzte Wort, welches sie der Königin zurufen sollte. Eine Escorte von Nationalgarden führte beide Damen zur Commune. Ein fast lächerliches Verhör hielt sie die ganze Nacht in Aufregung. Sie blieben in dem Saal des Ausschusses.

(Schluß folgt.)

Kunst und Künstler.

III. Ein Maler im Kaukasus.

Im Jahre 1853 zog Paul Franken, bis dahin ein Mitglied der Düsseldorfer Malerschule hinaus in die Fremde. Sein Ziel war kein naheliegendes, nicht dasjenige, wohin es die Künstler seit vielen Decennien lockt, nicht Italiens gesegnete Fluren, nein, das seinige schweifte von der gewöhnlichen Straße der Künstlerreisen weit, weit ab, es ging dahin, wo wohl noch selten der Fuß eines Malers gewandert, über die Grenzen Europas hinaus: zum Kaukasus.

Ein schönes Ziel, wonach gewiß so mancher schon getrachtet, seit die Tapferkeit Schamyls, des nun gefangenen Löwen, der Welt gezeigt, was Mannesmuth zu leisten vermag. Wo gäbe es für den Pinsel des Malers, für seine Phantasie ein reicheres Feld, als eben da, wo die Natur in Form und Gestaltung, in zauberischer Schönheit und gigantischer Schroffheit einen so gewaltigen Wechsel bietet! Zu der Großartigkeit der Natur kommen die Menschen, die sie bewohnen. Von den herrlichen Gestalten der Georgier bis zu den tartarischen Kumyken, mit allen ihren Eigenthümlichkeiten, in ihren durchweg malerischen Kostümen, — welch ein bunter Wechsel! Der weiße Burnus der Tscherkessen, der Grusier leuchtendes, kriegerisches Gewand, von blitzenden, oft edelsteingeschmückten Waffen gehoben, der Kaftan der Armenier, der bunte Mantel der Kurden — wohin das Auge sich wendet, immer wird es auf reichen Farbenschmuck treffen!

Es war freilich für den Künstler nicht leicht, die tausend Schwierigkeiten zu überwinden, die sich ihm von allen Seiten beim Eintritte und Vordringen auf dem gänzlich fremden Boden entgegenstellten. Aber „dem Muthigen gehört die Welt". Die kaum geahnten wunderbaren Scenerien entschädigten ihn für die Strapazen und manches zu erduldende Ungemach. Mit jeder Skizze, die er seiner Mappe einverleibte, mehrte sich der Schatz, mit dem er, zu Bildern gestaltet, viele Herzen erfreuen sollte. Dazu sollte sein anfangs planloses Umherschweifen bald einen Zweck erhalten, der ihm den Boden unter den Schritten befestigte und ihm die Mittel gab, alle Verhältnisse des eigenthümlichen Berglandes genau kennen zu lernen.

Der russische Staatsrath, Graf Salagub, der im Auftrage seiner Krone ein umfangreiches Werk über die blutigen Kämpfe der Russen im Orient zusammenstellte, hatte Kenntniß von der Anwesenheit des deutschen Malers erhalten. Auf seine Veranlassung erhielt Franken den Auftrag, zu jenem Werke alle denkwürdigen Schlachtfelder zu zeichnen. Mit dieser Thätigkeit trat der Künstler unter den unmittelbaren Schutz der den Kaukasus beherrschenden russischen Macht, und es ist einleuchtend, welche unendliche Vortheile ihm derselbe in jeder Beziehung gewähren mußte. Offene Reisebriefe an hervorragende Officiere der vorgeschobenen Militärkommandos, Empfehlungen an die Gouverneure der größeren und kleineren Paschaliks, welche ihm gastliche Aufnahme bewirkten, Reisen in Gesellschaft militärischer Inspectoren und seine eigenen Streifzüge unter Bedeckung eines muthigen Kosacken, der ihm zugleich als Diener beigegeben war, — das alles sicherte ihn vor Mangel und mancher drohenden Gefahr.

Bald genug wurden ihm seine europäischen Kleider eine Last, oder sie hinderten ihn vielmehr in dem freien Verkehr mit den Eingeborenen; und wie er sich bemühte, die Sprache der einzelnen Völkerschaften in allen ihren abweichenden Dialecten zu erfassen, so entschloß er sich, um ganz in die Eigenthümlichkeiten ihres Lebens einzudringen, auch dazu, ihre Tracht anzulegen. So trug er bald das Gewand der Tscherkessen, bald das der Kurden oder der Turkomannen übliches Obergewand, dazu die Filzmütze des Armeniers, den Turban des Tschetschentschen oder die lange Pelzmütze des Tartaren. — Von da ab fiel es weniger auf, wenn er, was nicht selten geschah, auf öffentlichen Straßen und Plätzen eine interessante Gruppe zeichnete, während ihn früher in solchen Fällen ganze Scharen Neugieriger umstanden, so daß ihm oft sogar sein Kosack die Zudringlichen, die ihm die Aussicht ganz verdeckten, abwehren mußte. Denn nachdem er an den wilden Reizen der Natur sich gesättigt, kam er auf den „länderverbindenden Straßen" auch in die Hauptstädte der verschiedenen Gouvernements. In Folge seines Auftrages kam er sogar noch über den Kaukasus hinaus, in das schönste Land Vorderasiens, in die

blühenden Gefilde Grusiens. Dort fesselte ihn vor allem das alte Tiflis mit seinem reichen Leben im Handelsverkehr zwischen Europa und Asien, im Zusammenfluß zahlloser Völkerschaften. Die zauberischen Gärten mit der üppigen Vegetation, belebt durch den Flor der wunderholden Frauenwelt, der Reiz der klaren Mondnächte jener Stadt, in der die Lieder des Hafis und Mirza-Schaffys ertönten, welche die Schönheit der Stätte verherrlichten — das alles fesselte unsern Künstler, so daß sich viele Blätter seiner Mappen und manches Plätzchen seiner liebsten Erinnerung füllte.

Aber ein noch viel bunteres Leben entfaltete sich vor ihm, als er einige Zeit darauf, in Gesellschaft des Flügeladjutanten des Kaisers, Graf Tscherkow, in das alte ehemalige persische Eriwan einzog. — Diese Stadt wurde im letzten russisch-persischen Kriege von dem General Paskewitsch mit Sturm genommen, doch hat sie in ihrer Unterwerfung durch Rußland nichts eingebüßt in dem großen Verkehr mit allen Völkern des Kaukasus; dieser wurde vielmehr erst recht gehoben, da Eriwan, an der Hauptstraße gelegen, welche das Gebirgsland durchschneidet, der Knotenpunkt des an- und abziehenden Militärs und der Sitz eines Gouverneurs wurde. — In jener Zeit war gerade der Krimkrieg entbrannt und die Durchzüge der verschiedenartigsten Truppen machten die Stadt zwar sehr interessant, aber auch wieder so geräuschvoll, daß Franken den ersten Aufenthalt daselbst auf eine kurze Zeit beschränkte, um sich vom Fieber und den schweren Reisestrapazen zu erholen. Der Gouverneur, bei dem er wohnen sollte, war abwesend, und obgleich er bei dem Prinzen von Sayn-Wittgenstein die gastlichste Aufnahme fand, so eilte er doch bald in die asiatische Türkei, wo er seinen Studien ungestört nachgehen wollte. Der gewaltige Ararat, der den ganzen Umkreis von Eriwan beherrscht, fesselte ihn auf diesem Ausfluge; es war Herbstzeit und der majestätische, weltberühmte Bergkegel ragte vom Fuß bis in seinen ewigen Eisgipfel klar und scharf in das wolkenlose Blau des Firmaments, was zu anderen Jahreszeiten selten der Fall ist, wo dichte Wolkenmassen ihn als Gürtel umschweben oder Dunstschleier sein herrliches Haupt verhüllen.

Das nächste Ziel war Bagadzid. Theils zu Wagen, theils zu Roß, in Gesellschaft einer ganzen Cavalcade von hohen Officieren, Beys und anderen Großen der Eingeborenen, die von 100 Mann Eskorte gedeckt waren, wurde die Reise zurückgelegt.

In Bagadzid wurden des Künstlers Erwartungen in mancher Beziehung etwas herabgestimmt, denn diese Stadt, die freilich eine große Vergangenheit hat, besteht meist aus elenden Hütten und Trümmern, von räuberischen Kurden und Armeniern bewohnt. Nur die gewaltige Natur hielt ihn schadlos für manche Enttäuschung. — Vor der Stadt, weit in die Steppe vorgeschoben, erhebt sich auf mächtigen Felsenterrassen die Festung, die aber keineswegs als uneinnehmbar gelten kann. In der eigentlichen Stadt herrscht Schmutz und Verfall, was sich auf das hinter ihr gelegene, einst mit allem Perserluxus erbaute Schloß erstreckt. Dieses Schloß, einst der Sitz der erblichen Paschas von Bagadzid, zeigt nur noch in seiner Bauart und im Innern hier und da einen matten Nachschimmer der früheren Pracht, zu deren Herstellung alle Künstler und Meister des Orients einst herbeigerufen wurden. Die Stadt wurde von russischen, persischen und türkischen Truppen in kurzen Zwischenräumen zerstört, und doch gewährt sie noch ca. 18,000 Menschen ein elendes Obdach.

Nach langem Umherstreifen kam Franken wieder nach Eriwan zurück, und nun beutete er den reichen Vorrath an malerischen Momenten und Situationen gründlich aus, den das bunte Gewirr dieser Stadt in unversieglicher Fülle ihm darbot. Vor allem war der Bazar der Brennpunkt seiner Beobachtungen, da, wo sein Auge auf den Schätzen der ganzen Levante ruhte. Die prachtvollen Waffen, Geschirre, Kostüme, die lebensvollen Gruppen der Käufer, die lebendige Begier der Verkäufer, die unvergleichliche Augenweide der aufgethürmten Trauben und Früchte lockten ihn immer von neuem in die Flut des Verkehrs hinein, aus der er sich schließlich nur schwer losriß.

Wir können den muthigen Künstler nicht auf allen seinen Zügen begleiten, doch wollen wir noch erwähnen, daß er im ganzen acht Jahre im Kaukasus verweilte und daß er die Aufgabe, der er sich aus freiem Drange seiner Seele hingab, bis zum vollen Abschluß seiner Studien auf das glücklichste löste. Mit einem wahren Bienenfleiße hat er die Sitten und Gebräuche der verschiedenen Racen jenes Landes, ihre Wohnungen, die Thiere der Wildniß, die Vegetation, die gewaltigen Linien des Gebirges mit seinen wilden Bergströmen und den ernsten Seen — alles hat er mit getreuem Kunstsinn aufgezeichnet. Im Jahre 1861 kehrte er, mit malerischen Schätzen beladen und an Erfahrungen reich, zurück. Seit dieser Zeit erfreut er in reicher Folge die Kunstfreunde mit seinen farbigen, fremdartigen und darum so interessanten Bildern, die er bald aus dem Bereiche von Tiflis, von Eriwan, vom Ararat oder von einer anderen reichen Gegend des Kaukasus entnommen.

Der Fülle der Reisestudien des Künstlers verdanken wir auch unser heutiges Bild. Es versetzt uns in das Innere einer georgischen Wohnung, und zwar in die eines eingeborenen Fürsten, in der freilich von dem Luxus einer europäischen Fürstenresidenz nichts zu erblicken ist. Der Krieg, der die Familien trennt, hat auch hier seinen Machtruf erschallen lassen, und der Künstler läßt uns theilnehmen an dem Abschiede, den der Mann von seinem Weibe, den der Vater von seinen Kindern nimmt. — Nicht im Innern des eigenen Landes lodert diesmal die Kriegsfackel empor; nach der Krim hin und an die Grenzen des osmanischen Reiches entbietet der mächtige Czar seine Heere, und zu diesen zählt auch, als längst von seinem weitreichenden Scepter unterworfen, der georgische Stamm. — In der ungestümen Innigkeit, mit welcher der scheidende Fürst sein jüngstes Kind, seinen Erben, an sich preßt, mit der das Töchterchen sich an ihn schmiegt, in der starren Ruhe des hingekauerten Weibes spricht es sich beredt aus, welch ein Schmerz alle Glieder dieser kleinen Familie erfaßt hat. — Die Diener mit den muthigen Rossen, mit den windschnellen Hunden, stehen am Eingange und sehen bewegt dem Abschied zu, — noch ein Augenblick, dann fliegen die flinken Renner dahin über die dampfende Fläche und in die Hütte des Fürsten zieht Einsamkeit und die wehmüthige Sehnsucht eines treuen Frauengemüthes. Dann werden zu der Laute ihre traurigen Lieder ertönen, wodurch sie das ungestüme Klopfen ihres Herzens und die Fragen der nach dem Vater verlangenden Kleinen beschwichtigt. — Ob er wiederkehren wird aus dem schweren Kampf um Leben und Tod, um Länderfrage und Besitzrecht? — Er wird fechten wie ein Mann, die Erinnerung an seine fernen Lieben wird die Streiche seines Schwertes gewaltiger machen, denn er weiß, daß er sich für sie erhalten muß. Wer aber kann sagen, ob er nicht doch vor den Wällen von Kars sein Leben lassen muß, ob nicht eine Türkenkugel alle seine Hoffnungen auf die Heimkehr und das Wiedersehen vernichten wird?

Werfen wir noch einen Blick in das Innere der Hütte, so sehen wir, daß sie nur mit dem Nothdürftigsten, was das Leben erfordert, ausgestattet ist. Das Hauptmöbel ist die divanartige Erhöhung, auf der die Fürstin kauert. Dieser Divan ist die Ruhe- und Schlafstätte, der Speisetisch, der Platz für Besuche, für die Arbeit — kurz für alles. Für die jüngeren Familienglieder ist noch als ein gewisser Luxus eine mit reichem Schnitzwerk versehene Wiege vorhanden. Einiges Geschirr zum Kochen, ein Kohlenbecken zum Wärmen der kalten Glieder, eine Schlummerrolle — das ist die ganze Ausstattung des fürstlichen Salons, und es wird die schlichteste europäische Bürgerfrau nicht begreifen können, wie man mit einer so dürftigen Einrichtung auskommen kann. — Wie bei den meisten georgischen Wohnungen, so sind auch hier außer den Stallungen keine Nebenräume vorhanden. Aber dasselbe Licht des Himmels, das bei uns seinen Schein durch helle Fensterscheiben ergießt, fällt auch dort, wenn auch nur von oben, in schwachen Strahlen in den kleinen Raum, und dort wie hier, — wacht und waltet über den Palästen wie über den Hütten der Menschen Gottes Auge und Gottes Liebe.

Lose Blätter aus dem Studentenleben.

Von Arnold Wellmer.

I. Deutschlands älteste Universität.

Was für wunderliche Gesichter die 20—30,000 Studenten Prags von Anno 1400 wohl machen würden, wenn es ihnen vergönnt wäre, heute aus ihren Gräbern aufzustehen und ihren 2000 Commilitionen in Berlin und den 400 in Jena, den 100 in Rostock und den 60 Studenten der 39 Docenten in Basel, eine burschikose



Aufbruch eines georgischen Fürsten zum Krieg. Nach einem Bilde von Paul Franken.

„Spritzvisite“ abzustatten — ihren flotten Biercommerschen mit den neuesten Bierliedern und den urgemüthlichen Paukereien — humanen Einrichtungen, sich gegenseitig nach Kräften die Gesichter zu Fricassee zu zerhacken — beizuwohnen, im erborgten schwarzen Cylinderhute oder winzigsten Cerevis, in brandrothen Glacés, das unvermeidliche Plaid malerisch über die linke Schulter gehängt, die duftige Cigarette und die berühmteste modernklassische Studentensprache im Munde, auf der Promenade zu flaniren, in den kohlensauren Trinkbuden am frühen Morgen Soda mit kleinen Cognacs zur Beruhigung böser Nachtgeister zu kneipen, an einem Tage in einem Dutzend Collegien mit den unerhörtesten Titeln zu hospitiren ... und noch viele andere sehr achtbare Vorzüge des modernen Studentenlebens kennen zu lernen.

Ja, das Leben und Studiren in der vielthürmigen Fünfhügelstadt Libussas an der Moldau, vor vier und einem halben Jahrhundert, war doch sehr verschieden von dem heutigen. Da gab es keine Corps und keine Landsmannschaften, keine Wilden und keine Burschenschaften mit bunten Bändern und Cerevis, keine glacirten Visitenkarten und patchoulidustigen Taschentücher, keine Nasenklemmer und Augenkneifer, keine wunderbaren Paukapparate mit Bandagen und Emballagen, Paukbrillen und Handkörben, keine goldgeränderten Einladungskarten, auf denen Herr und Frau Professor X. sich beehren, den Herrn Studiosus Y. zum Thee und Tanz einzuladen. — Da gab's kein Universitätsgericht und keine Lumpenglocke, keine Quästur für zu zahlende unbeschnittene Friedrichsd'or und keine Testirbogen, keine zu prügelnden Schnurren, vulgo Nachtwächter und einzuwerfenden Magnificus-Fenster, keine Universitätsbälle mit weißen Cravatten und langweiligen Cotillons und Eaudecologne-springenden Brünnlein und neunundzwanzigjährigen Professorentöchtern ... und noch so manches andere nicht.

Nach dem Muster von Paris hatte Kaiser Karl IV. 1348 in Prag die erste deutsche Universität gestiftet und in vier Nationen getheilt: die böhmische, bairische, polnische und sächsische. Je nach der Nationalität, der sie angehörten, sonderten sich Lehrer und Studenten in diese Nationen streng ab — nicht wie bei uns, wo ein echter Pommer ganz schmucklos bei den silber-rothmützigen Rhenanen „einspringt“, für sie paukt oder gepaukt wird und vor allen Dingen mit ihnen kneipt — oder wo ein hannoverscher Sohn sich mit Leib und Seele und ganzem väterlichen Wechsel zu den schwarz-roth-weißen Thüringern bekennt.

Jede Nation hatte ihre verschiedenartigen Einrichtungen: besondere Kassen, Archive, Kirchen, Hörsäle, Versammlungsorte, Feste und Gebräuche. Sie wählten zu ihrem Procurator einen Magister der sieben freien Künste, der die Rechte seiner Nation überall zu vertheidigen und zu vertreten hatte. Die vier Procuratoren wählten wieder gemeinsam einen Rector und wurden seine rathgebenden Beisitzer. Dieselbe Stellung nahmen bei ihnen die Decane ein.

Neben den vier Nationen bildeten sich allmählich die vier Facultäten heraus, die wir heute noch haben: die theologische, juristische, medicinische und philosophische — letztere nach den sieben freien Künsten: Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Musik, Geometrie, Astronomie — facultas artium genannt.

Es wurden „gelesen, gelehrt und gelernt die göttliche Wissenschaft, welche wir Theologie nennen, die natürlichen, moralischen und freien Künste und Wissenschaften, das canonische und Civilrecht, die Medicin und andere erlaubte Disciplinen!“

Von dem Lesen, Lehren und Lernen hatte man Anno 1400 aber gar eigene Begriffe.

Erlaubniß zu lesen hatten Magister, Licentiaten und Baccalauren. Aber auch der Student — scholaris simplex — durfte lesen, was vorher von einem Magister durchgesehen war. Jeder Lesende — pronunciator — mußte vor allen Dingen darauf achten, getreu und fehlerfrei, langsam und deutlich, mit Angabe der Paragraphen, der großen Buchstaben, Kommata und Punkta so zu dictiren, daß es das Nachschreiben erleichterte, und nicht vorsätzlich Unrichtiges mitzutheilen .... und da saßen denn die alten ehrlichen Prager Studenten in ihren plumpen Schuhen und ledernen Hosen, groben Wämsern und traurigen Mänteln, in den dämmerigen spitzbogigen Auditorien mit den kleinen Fenstern, und tauchten ihre Gänsekiele in mächtige hölzerne Tintenfässer und schrieben auf das kostbare neumodische Lumpenpapier der guten Stadt Nürnberg, wo ums Jahr 1390 die erste deutsche Papiermühle entstand, eifrig nieder, was der Herr Pronunciator von seinem vergilbten Pergamente ablas: des Aristoteles und Petrus Hispanus dialektische, ethische und physikalische Werke, des Donatus und Priscianus grammatikalische Weisheit, Eberhard von Bethunes berühmtes Gedicht „Labyrinthus“, das von den Leiden der armen Schulmeister handelt, und des Engländer Gottfrids „Poetria nova“, die der Magister Pflichten besingt, Euklids 6 Bücher über Geometrie, unzählige Werke über Astronomie, Arithmetik und Musik ꝛc. ꝛc. ... und die guten alten Prager Studenten schrieben alles gewissenhaft nach — Wort für Wort, Komma für Komma, Punkt für Punkt und jeden dictirten großen Anfangsbuchstaben!

Häufig gaben die Prager Magister, Licentiaten und Baccalauren auch ganz einfach Dictate berühmter Magister von anderen Universitäten wieder, besonders von Oxford und Paris. Auf diese Weise kamen von Oxford Wiclefs Lehren gegen die Mißbräuche des Papstthums nach Prag und fanden in dem Magister Johann Huß den eifrigsten Anhänger und Verbreiter. So wurde für Luthers Reformation der Weg gebahnt.

Alle Sonnabend fanden zwischen Lehrern und Studenten öffentlich eifrige Disputationen statt.

Die Collegia waren durchaus nicht theuer. Der Student, dessen jährlicher Wechsel nicht zwölf Gulden betrug, brauchte gar kein Honorar zu bezahlen und nicht einmal von seiner Ortsbehörde ein niederdrückendes Armuthszeugniß beizubringen, wie heutzutage, wenn er die Collegiengelder ein paar Jahre gestundet zu haben wünscht. Ein Colleg über Metaphysik, das volle acht Monate dauern mußte, kostete in Prag acht Groschen, ein Collegium de generatione drei Groschen und ein sechswöchentliches Colleg über die Sphaera materialis des Joh. de Sacro gar nur einen Groschen.

Den Docenten war streng anbefohlen, ihre Vorlesungen gewissenhaft auszuarbeiten und nicht zu sehr abzukürzen, auch morgens nicht durch Anschlagzettel an den Auditorien bekannt zu machen, sie würden aussetzen. Den Studenten, welche sie über Zweifelhaftes befragen wollten, sollten sie nach geendeter Lection gern antworten.

Bei Ertheilung der Doctorwürde, die jedoch nur einem zu Theil wurde, auf dessen Geburt kein Flecken lag, erhielt der Doctorand den Doctorhut, Doctorring, das verschlossene und das offene Buch, den Magisterkuß und Segen — dafür hatte er dem Präses bei der Disputation vierzehn Ellen Tuch, die Elle zu zwei Gulden zu geben, dem Pedell sechs Ellen, die Elle zu einem Gulden und jedem Doctor regens Wein und Confect.

Wer zum Baccalaureus der Medicin, „dieser wahrhaft rationellen Wissenschaft, der sich alle Mächtigen: Papst, Bischöfe und Prälaten fügen müssen“ — natürlich nur, wenn sie krank sind — promoviren wollte, mußte 22 Jahr alt, ehelicher Sohn und nicht leiblich entstellt sein. Wurde der Baccalaureus in Bezug auf Wissen und Sitten tüchtig befunden und ohne canonischen Fehler, war sein Gesicht „nicht gar zu weibisch“, so konnte er schon im sechsundzwanzigsten Jahre die Licenz erhalten, sonst mußte er noch 2 Jahre auf den — Bart warten. Die Promotion des jungen Licentiaten zum Doctor geschah in der Kirche, wo der neue Doctor eine Rede zu Ehren der Medicin und darauf eine Vorlesung über irgend eine Stelle des Avicenna, Hippokrates oder Galenus zu halten hatte.

Alle Angehörigen der Universität hatten die annehmlichsten Vorrechte: Steuererlaß und Mauthfreiheit, Jagdgerechtigkeit und freien Wein- und Bierschank.

Von letzterer Freiheit wurde der allerfreieste Gebrauch gemacht, denn die guten Prager Studenten von Anno 1400 hatten keinen geringeren Durst, wie die studentischen Kehlen unserer Tage. Trinkgelage und Hochschmäuse und öffentliche, nicht immer gerade anständige Tänze, waren ihre Lust. Oft waren sogar die Kirchen Schauplätze solcher wüsten Studentengelage, und auf den Altären klapperten die Würfel. Es war nöthig, die Studenten eindringlich zu ermahnen, nicht mehr Zeit auf Schenken, Fechten und Guitarrenspiel zu wenden, als auf Physik, Logik und Fachcollegien. Streitsüchtige, Ueppige, Säufer, Diebe und Würfelspieler, — solche, die sich Nachts musicirend herumtrieben, Bürger beleidigten, sollten außer den nach gemeinem Recht festgesetzten Strafen der academischen Privilegien verlustig sein und exmatriculirt werden, — besonders wenn sie Thüren aufbrächen. Dringend wurde den Studenten anempfohlen, sich in den Vorlesungen friedlich zu verhalten, nicht zu schreien und zu heulen, nicht zu zischen und zu lachen, und Fremde und Neuangekommene nicht anzuschreien, keine Waffen zu tragen und keine Schmähschriften zu schreiben.

Die volle Blüte der Prager Universität — wenigstens was die Kopfzahl der Lehrer und Studenten anbetraf — sollte jedoch nur von kurzer Dauer sein.

Bei den Berathungen und Abstimmungen über Universitätsangelegenheiten kam es nämlich häufig vor, daß die böhmische Nation den 3 anderen unterlag. Daraus entstanden dann die blutigsten Massenraufereien. Schließlich wußten die Böhmen es durch ihren Magister Johann Huß beim Kaiser Wenzel durchzusetzen, daß fortan die böhmische Nation allein 3 Stimmen, die übrigen Nationen zusammen nur eine Stimme haben sollten. In wilder Aufregung versammelten sich die 3 zurückgesetzten Nationen im Collegium und schworen bei emporgehobenen Fingern, daß sie sich diese abhauen würden, wenn sie sich dies Unrecht gefallen ließen und noch ferner in Prag blieben. Und so zogen im October 1409 die deutschen Studenten und Lehrer während voller 8 Tage aus Prag fort. Nach den Aufzeichnungen des Dubravius waren es nicht weniger als 24,000 Mann. Unter der Führung des Magisters Johann Hoffmann von Schweidnitz kamen 2000 Studenten nach Leipzig und gründeten dort aus den Trümmern der Prager eine neue Universität, die bald fröhlich aufblühte und sich ebenfalls in 4 Nationen theilte. Diese Eintheilung hat sich in Leipzig sogar bis zum Jahr 1830 erhalten. Die große stolze deutsche Universität Prag sank aber durch den großen Studentenauszug schnell zu einer eingeschränkt böhmischen zusammen.

Vier und ein halbes Jahrhundert sind seitdem über die deutschen Universitäten hinweggegangen ... Vieles — sehr vieles ist im Kreislauf der Zeiten im Studentenleben anders geworden — manches hat sich kaum geändert ...

Ja, die Jugend mit ihrer Lust und ihrem Leichtsinn, ihrem Schäumen und Ueberschäumen, ihrem ewigen Durste und ihren Leidenschaften, ihrer goldenen Blüte und — so manchem bösen Wurm darin ist noch immer dieselbe, wie vor 400 Jahren.

II. Frei ist der Bursch!

Die Philister sind uns gewogen meist
Sie ahnen im Burschen, was Freiheit heißt —
Frei ist der Bursch!

— sang vor einem halben Jahrhundert August Binzer aus dem wärmsten Burschenherzen. Viel tausend Burschen haben seitdem das Lied von der Burschenfreiheit jubelnd nachgesungen und noch heute sprudelt es immer wieder von jugendfrischen, kecken Lippen.

Gewiß aber weiß gar mancher von den jungen Sängern nicht, wie unfrei die ersten Burschen waren.

Auf den ältesten deutschen Universitäten — im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert — galt nur der als echter vollwichtiger Student, der unter der Aufsicht eines Magisters der 7 freien Künste mit vielen Commilitonen in einem besonderen Hause wohnte, schlief, aß, arbeitete und disputirte. Diese Einrichtungen waren nach dem Muster der französischen Collegienhäuser getroffen und erstrebten das Beste. Edle Freunde der Jugend hatten reiche Stiftungen gemacht, um armen, wißbegierigen Jünglingen auf den Universitäten ein freies Unterkommen zu gewähren und sie zugleich durch die strenge Beaufsichtigung eines Magisters vor den Verführungen des damals gerade arg unsittlichen Lebens in den Universitätsstädten zu schützen. Anfangs herrschte in diesen Anstalten auch wirklich eine echt klösterliche Strenge. Die Zöglinge durften nicht ohne Erlaubniß ausgehen und wenn sich ein Uebermüthiger gar unterstand, eine Nacht aus dem Hause zu bleiben, so warteten seiner am Morgen die empfindlichsten ... Ruthenstreiche von den Händen des Herrn Magisters. Sogar die Farbe, der Stoff und Schnitt der Kleidung war ihnen vorgeschrieben. Nur die lateinische Sprache war erlaubt. Wer sich auf seinem Schlafzimmer ein deutsches Wörtchen entschlüpfen ließ, erhielt ohne Gnade wiederum Ruthenhiebe. Der Magister hatte die Pflicht, jedes Mal nach dem Essen mit seinen jungen Tischgenossen gelehrt zu disputiren, die öffentlichen Vorlesungen mit ihnen zu repetiren und über Sitten und Fleiß streng zu wachen.

Von der Kasse — bursa —, aus der alle Ausgaben der Anstalt bestritten wurden, nannten sich die Anstalten bald selbst: Bursen, die vorstehenden Magister: Bursenrectoren — und die Zöglinge: Bursarier. Aus den Bursariern wurden mit der Zeit unsere — Burschen!

Der gute Zweck der Bursen ging aber nur zu bald verloren — hauptsächlich durch die Habsucht der Bursenrectoren. Die Bursen sanken zu privaten Pensionsanstalten herab und die Bursenrectoren wurden wahre Halsabschneider von Schenkwirthen. Ihr Streben ging einzig dahin, möglichst viel reiche Pensionäre in ihre Bursen zu locken und ihnen den letzten Groschen und das letzte Hemd abzunehmen. Sie machten auf alle ankommenden jungen Studenten förmlich Jagd, wie etwa unsere heutigen Verbindungsstudenten am Anfange jedes neuen Semesters auf die nächsten Bahnhöfe ziehen, für ihr Corps Füchse zu keilen. Die Bursenrectoren rühmten ihren armen Jagdopfern vor allen Dingen das freie Burschenleben ihrer Burse und, um sich ihren Bursariern im angenehmsten Lichte zu zeigen, lebten sie selber das wüsteste, freie Burschenleben mit. Sie schenkten Wein und Bier und vernachlässigten ihr Lehramt und beschönigten die Unsittlichkeit ihrer Zöglinge in jeder Weise, um nur ja keinen zahlenden Kostgänger zu verlieren. Da war's natürlich mit aller Disciplin vorbei. Es gab wohl noch Strafen für Vergehungen — aber es waren nur Geldstrafen und die fielen in die Taschen der Bursenrectoren. Die freien Bursarier lärmten bei Tag und Nacht mit Schwert und Messer, Hessen und Dolchen, Bleikugeln und Wurfkreuz, Hammer und Büchsen durch die Straßen, stürmten Häuser, warfen Fenster ein, rauften sich unter einander oder mit den Bürgersleuten und trieben jede andere Art von Unfug ... bis eines trostlosen Tags der letzte Groschen des väterlichen Wechsels verjubelt, das letzte Hemd verkeilt war und der arme Bursarius von dem ehrenwerthen Bursenrector ganz schmucklos an die frische Luft gesetzt wurde. Da war's dann mit dem Studiren wohl auf immer vorbei und aus dem Bursarius wurde ein Landstreicher oder im besten Falle ein Kriegsknecht — ein trauriger Beweis für die Wahrheit des alten Bursenliedes, das er so oft mit seinem Bursenrector lachend gesungen hatte:

Dum mea bursa sonat,	So lang meine Börse klingt,
Hospes mihi fercula donat,	Der Wirth mir Futter bringt,
Dum mea bursa vacat	So lang meine Börse schweigt,
Hospes mihi ostia monstrat.	Der Wirth mir die Thüre zeigt.

Und mit der Atzung des armen geprellten Burschen sah es überdies noch sehr dürftig aus, denn in einem andern Liede heißt es:

Geb' nit zum armen Bursch zu Gast,
So du deine Speis nit bei dir hast.

Bei dieser ihrer inneren Fäulniß konnten die Bursen natürlich nicht lange bestehen. Dem frischen Hauch der seit Erfindung der Buchdruckerkunst fröhlich wiederaufblühenden klassischen Literatur und besonders den belebenden Frühlingsstürmen der Reformation mußten die morschen Gebäude voll mönchischen Staubes und mönchischer Laster bald erliegen. Ueberall blühten frisch und kräftig neue Universitäten auf mit neuem Geist und neuem Leben ... dahin zogen die freien Burschen und saßen zu den Füßen begeisterter Lehrer — und so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben.

Stoßt an! Burschenwohl lebe! Hurrah hoch!
Bis die Welt vergeht am jüngsten Tag,
Seid treu ihr Burschen und singt mir nach:
Frei ist der Bursch!

Wie viel innerlich Unfreies aber zu allen Zeiten am freien Burschenleben klebte und heute noch klebt, werden wir beim Weiterblättern im Buche des deutschen Studentenlebens nur zu oft noch finden.

Am Familientische.

Aus dem häuslichen Leben der Andalouden.

Vor einigen Jahren bekam ich zwei kleine Papageien, Undolates — gemeinhin Andalouden genannt — zum Geschenk. Zierliche Thierchen, von der Größe eines Staares, mit glänzendem, hellgrün und schwarz wellenförmig gezeichnetem Gefieder; nach dem Köpfchen zu schimmern die Federn schön gelb, mit zwei blauen und mehreren dunkeln Punkten, der Schwanz ist blau, grün und sehr lang. Es war ein zärtliches Pärchen, welches den ganzen Tag aneinandergeschmiegt zusammen saß, sich gegenseitig kraute und putzte und allerlei Liebkosungen zuzwitscherte. Im Winter, den die kleinen Thiere übrigens sehr gut bestanden, stellten wir ihnen ein Stück Baumstamm in den Käfig, den sie mit Emsigkeit aushöhlten. Eines Tages schlüpfte aus

dem Baumstamm, wahrscheinlich durch den Geruch des Spitzsamens angelockt, ein Mäuschen. Die beiden Vögel zeigten große Entrüstung und stürzten sich darauf los; es entspann sich ein Krieg zwischen den beiden Parteien, der höchst possierlich zu beobachten war. Die Maus setzte ihren Raubzug auf das Fressen der Andalouden fort, und diese begannen immer aufs neue ihre Jagd. Die Maus, gewandt und behende, entwich ohne alle Mühe dieser ungeschickten Verfolgung, doch gelang es einmal dem schnellfüßigen Papageienmännchen die Maus am Schwänzchen zu erwischen; der Klageton, den das Thierchen ausstieß, erschreckte indes die Andalouden so sehr, daß sie ihre Beute sogleich fahren ließen. Ein andermal stießen im blinden Eifer die Maus und ein Andaloude zusammen und prallten gegenseitig höchst erschrocken vor einander zurück, die Maus ergriff die Flucht um den Baumstamm herum und war längst verschwunden, als das Papageienpärchen ihr zu Fuß nachsetzte. Diese kleine Komödie dauerte zu unserer großen Belustigung mehrere Tage, dann verschwand die Maus, und die Vögel konnten ihr friedliches Leben ungestört fortsetzen.

Eines Morgens im folgenden Sommer saß das Andaloudenweibchen dickgeplustert auf seinem Stengel; nach kurzer Zeit taumelte es herab, schlug mit den Flügeln und verschied. Das Männchen hatte sich in Zärtlichkeiten erschöpft, nun schien es außer sich zu sein; es schrie in kläglichen Tönen, kraute der Todten den Kopf, wollte sie mit seinem Schnabel fortziehen und als alles nichts half, rupfte es der Verstorbenen die Federn aus. Wir entfernten nun die kleine Leiche, deren Federn übrigens mit einem klebrigen Saft ganz überzogen waren.

Das kleine Männchen war Wittwer, und wir fürchteten, es würde die Trauer um sein zärtlich geliebtes Weibchen nicht lange überleben. Doch blieb es gesund, fraß, schwatzte und schien guter Dinge. Im Herbst v. J. brachten wir ihm eine neue kleine Frau, welche indessen nicht so schön von Gefieder als die erste war. Auch blieb das Verhältniß zunächst ein kühles und war lange nicht so zärtlich, wie die erste Ehe gewesen. Wir gaben dem neuen Haushalt wiederum einen Baumstamm, an welchem sie zum Zeitvertreib, wie wir dachten, herumknabbern sollten; aber auch das schien nicht zu glücken, denn beide Vögel beachteten ihn kaum.

Indessen wurden sie Anfangs April lebendiger; sie fingen an, untereinander zu schelten und zu räsonniren, oder waren auch zuweilen recht zärtlich in ihren Liebkosungen; die Frau begann mit Eifer den Baumstamm nach einem bestimmten System von oben auszuhöhlen, und setzte dies mit anhaltendem Fleiß so lange fort, bis sie auf die Höhlung eines Astloches kam, welches im Baumstamm eine Art Fenster bildete; der Mann half bei dieser Arbeit gar nicht, im Gegentheil sah er verdrießlich oder scheltend zu. Sobald die Oeffnung groß genug zum Hineinschlüpfen war, verschwand nun die Andaloudendame in dem Innern ihrer Gemächer, wo man sie beständig arbeiten hörte, und als sie eines Tages aus der Oeffnung hervorkam, entschieden von Arbeit erschöpft und mit nacktgerupfter Brust, da konnten wir wohl nicht zweifeln, daß sie sich alles Ernstes ein Nest bereitete. Alle angebotene Hülfe von Daunen, Bast oder Baumwolle wies sie zurück, und bald verschwand die kleine Frau auch für die Nacht, ließ sich auch nur an dem Fenster des Baumstammes sehen, wo dann der Gemahl sich bequemte, sie zu füttern. Wir versuchten dazu beizutragen, indem wir ihnen aufgeweichte Semmel, gebacktes Ei und Salat aus dem Frühbeet hinlegten. Während die Thierchen sonst nie etwas anderes angerührt hatten als Spitzsaamen, fraßen sie jetzt alle diese Dinge, mit besonderer Gier die Salatblätter, auch legten sie ihr scheues Wesen ab und ließen sich ungestört beobachten.

Anfangs Mai meinten wir im Innern des Stammes leises Gezwitscher zu hören, doch dauerte es wohl noch 14 Tage, ehe wir der Sache gewiß wurden, da die Andaloudenmama, wenn sie gefüttert wurde, ganz ähnliche Töne von sich gab. Um so größer war unsere Freude, als sich ein ganz jugendliches Andaloudenköpfchen schwankend und mit Posen bedeckt am Fenster des Baumstammes sehen ließ. Wir wußten noch immer nicht, wie viele Kleine da waren, was sich auch erst Mitte Juni zeigte, wo der Erstgeborne komische Geh- und Kletter-Versuche aus dem Baumstamme hervor machte, während der Kleinere von beiden am Fenster saß und sich von den Eltern füttern ließ. Der Papa betheiligte sich eifrig am Füttern der Kinder, doch erregte sein Heruntersteigen an dem Baumstamm jedesmal ein ungestümes Geschrei drinnen. Sobald sich die jungen Vögel außerhalb des Baumstammes zeigten, kehrte die Mutter nicht mehr für die Nacht zu ihnen zurück, sie waren übrigens vollständig gefiedert, nur im Gehen noch sehr ungeschickt und schwachfüßig. Sobald sich die Kleinen öfters außerhalb ihres Stammes sehen ließen, hörten die Alten auf, sie zu füttern, und keine, auch nicht die zärtlichste Liebkosung der Kleinen, vermochte die Eltern, ihnen Futter zu geben; sie mußten sich die Körner selbst suchen und lernten schnell sie zu fressen, so daß Eier und Semmel bald unberührt stehen blieben, während ihre Liebhaberei für Salat fortdauerte.

Jetzt leben die vier Thierchen zusammen ein lustiges fröhliches Leben. Man kann ihnen keine größere Freude machen, als sie in der Stube umherfliegen zu lassen, wo sie dann ihr lautes, lustiges Geschwätz anstimmen, von einem Fenster zum andern fliegen, sich untereinander necken, putzen, schelten und krauen.

M—n.

Eine heimgekehrte Schwalbe.

In Paris gibt es auch im Winter . . Schwalben. Es sind das die mit unveränderlicher Pünktlichkeit seit unvordenklichen Zeiten eintreffenden kleinen Savoyarden, die meist in den Essen der großen Weltstadt ihre Nester bauen. Wie aus mancherlei Anekdoten bekannt, kommen diese kleinen schwarzen Gesellen auch zuweilen mit den Bewohnern der eleganten Salons, deren Kaminen sie freien Luftzug verschaffen, in Berührung, und nicht selten hat einer von ihnen dabei sein Glück gemacht. Als ganz verbürgt wird uns aus der jüngstverflossenen Zeit nachfolgende kleine Geschichte erzählt.“

Frau von L . . . sitzt eines Tages in ihrem Boudoir und blättert in einem Journal, als sie plötzlich durch einen Schrei und gleich darauf durch einen Fall gestört und erschreckt wird. Ganz nahe ihrem Sitze erblickt sie einen kleinen schwarzen Burschen, der aus dem Kamin herabgestürzt ist, glücklicherweise ohne sich verletzt zu haben. Sobald sie sich von ihrem Schrecken erholt, wendet sie sich an ihren kleinen Besucher und redet ihn freundlich an. Das Kind antwortet in einem wenig verständlichen Patois auf ihre Fragen in verschiedenen Bruchstücken: es sei 7 Jahre alt — sei zu Fuß von seinem bei Chamounix gelegenen Dorfe in kleinen Tagereisen zum ersten Mal nach Paris gekommen — wohne bei einem Manne, der nicht sein Vater sei — seine Eltern seien todt — er erinnere sich nicht, sie jemals gesehen zu haben — er habe immer in Savoyen bei fremden Leuten gewohnt ꝛc. ꝛc.

Frau von L . . . hatte mit einem Interesse, dessen Beweggründe ihr selbst nicht klar waren, das Kind befragt und ihm zugehört. Dann rief sie ihre Kammerzofe herbei, machte sich — trotz des Sträubens derselben — daran, mit ihr den kleinen Burschen zu reinigen, und hatte die Freude, aus dem schwarzen Gnomen allmählich ein allerliebstes Kind mit rothen Backen, seinen Zügen, intelligenter Stirn und seidigem Lockenhaar hervorgehen zu sehen. Aber als sie nun das also verwandelte Kind — das von der Zofe auch neu und rein angezogen war — vor sich stehen sah und ihm in die hellen, klugen Augen blickte, stieß sie plötzlich einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht. Die Dienstboten eilten herbei, auch ihr Gemahl kam herzu — und bald gelang es, sie ins Bewußtsein zurückzurufen.

Mit ihrem Gemahl allein geblieben, machte sie ihm folgendes Geständniß. — Vor ihrer Verheirathung mit Herrn von L. war sie bereits vermählt gewesen und besaß einen Sohn aus dieser ersten Ehe. Nach dem Tode ihres Mannes hatte sie denselben einer Bäuerin in Savoyen anvertraut und als sie ein Jahr danach Herrn von L. kennen lernte und er sich um ihre Hand bewarb, hatte sie nicht den Muth, ihn von dem Dasein ihres Kindes zu unterrichten, da sie aus einer Unterredung mit ihm verstanden zu haben glaubte, er würde keine Wittwe heirathen, die Kinder habe.

Diese unvorsichtige Verheimlichung quälte sie aber seitdem fortwährend und oft war sie nahe daran, ihrem Gemahl ihr Unrecht einzugestehen, als sie eines Tages einen Brief erhielt, der ihr den Tod des Kindes anzeigte und einen amtlichen Schein darüber enthielt. Die arme Mutter war außer sich, sie verfiel in eine gefährliche Krankheit und konnte auch nach ihrer Genesung sich nicht trösten, um so mehr, da sie es nicht über sich gewinnen konnte, mit ihrem Manne offen zu sprechen. Da fällt ihr der kleine Schwarze so unerwartet ins Zimmer, und als er, durch die Reinigung wie neugeboren, ihr entgegentritt, bemerkt sie in der braunen Lockenmasse einen ganz weißen Haarbüschel, der von der Mitte der Stirn ausgehend, gleich einem natürlichen Scheitel, das Haar des Kindes theilte. Ihr erster Gemahl hatte einen ganz gleichen Haarbüschel gehabt — dazu kam eine auffallende Aehnlichkeit des Kindes mit seinem Vater.

Herr von L . . . verzieh seiner Gemahlin und hieß den — wenn nicht vom Himmel — doch von den Dächern gefallenen Knaben herzlich willkommen und will ihn wie sein eigenes Kind erziehen. Auf eine Verfolgung der betrügerischen Bäuerin hat er verzichtet — die überglückliche Mutter hat ihr gerne verziehen.

P. J.

Räthsel.

Ich stand in alten Zeiten
In hohem Glanz und Ruhm;
Sie kamen aus allen Weiten
Zu meinem Heiligthum;
Sie kamen mit Wünschen und Hoffen,
Zu hören meinen Rath;
Doch mancher schied betroffen,
Der meine Schwelle betrat.

Ein kleines Zeichen am Ende
Verändert mich gar schnell:
Ich trug den Sänger bebende
Hin durch die Meereswell'.
Schon jauchzte die schnöde Bande
Mit goldbegierigem Sinn;
Ich aber brachte zum Lande
Den glücklich Geretteten hin.

Briefkasten.

A. L. in Naumburg. Weshalb „ein verschrieener Strich“? Verehrtester Freund, wie können Sie fragen? Ueberfällt Sie nicht ein Schauder, wenn Sie an den „Naumburger“ denken, jenes edle Gewächs, zu dessen Genuß drei Männer gehören? Und ist der Strich, wo dieses Traubenblut wächst, nicht ein verschrieener, trotz der Ehrenrettung unsres vortrefflichen Berichterstatters, der übrigens an jener Ueberschrift unschuldig ist? Dieser Herr hätte noch manches Interessante mitzutheilen gehabt, z. B. jenes Gedicht, in welchem das Lob des „Naumburgers“ gesungen wird, aber — der abscheuliche Rothstift! — Nicht zu verwenden sind die Einsendungen von **A. v. F. in F.** — **A. W. in N.** (Bitte um Adresse, um das Manuscript zurücksenden zu können — die angegebene genügt nicht). — **A. H. in G.** — **St. in D.** — Für Uebersetzungen haben wir keine Verwendung. — **E. W. in L.** — Die Mittheilungen über die Guillotine finden Sie schon im 1. Jahrgang S. 351. 536 — **Dornröschen und Maiblümchen in B.** Wir rathen Ihnen, doch lieber den „Antiheirathsverein“ zu gründen, als sich den Gichtellanern anzuschließen. — **Fr. v. D.** Ihren, wie vieler anderer Leser und Leserinnen Wunsch, öftere Poesieen am Familientisch zu sehen, haben wir in der vorigen Nummer schon nachzukommen angefangen und werden damit auch weiter fortfahren.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 23. November 1867. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 8.**

Ein Wetterleuchten.

Nach Familienmemoiren erzählt von A. Mels.

(Fortsetzung.)

Lanck saß vor meinem Arbeitstische, in die vor ihm entrollten Acten vertieft und schien sich sehr wenig um Hildegard zu kümmern, welche, den Kopf in die Hand gestützt, in die Nacht hinausstarrte. Meine plötzliche Ankunft schreckte beide auf — besonders meine Cousine, die mich mit fast stierem Blicke, und wie aus einem Traum erwachend, anblickte. Auch mochte mein Aeußeres wohl von dem unerwarteten Ereignisse zeugen; denn der Actuar, nachdem er mich eine halbe Minute mit dem Auge gemessen, sagte:

„Was ist Ihnen passirt, Doctor? Sie sehen merkwürdig echauffirt aus, und den Staub auf Ihrem Ueberrocke haben Sie wohl auch nicht am Bette des Kranken geholt?"

„Davon nachher!" rief ich, „antworten Sie mir schleunigst — „wer ist der Fremde, der mit der Gerichtsräthin heute angekommen ist?"

„Wer er ist?" erwiderte er, und sein Gesicht nahm einen unendlich bitteren und zugleich schmerzlichen Ausdruck an, „er ist mein Wohlthäter, Herr von Wahren, der Mann, welcher durch seine Unterstützung mir Bildung, Amt und Brot gegeben hat — wer er ist, Herr Doctor? es ist der, durch dessen Hilfe ich es so weit in meinen Studien gebracht habe, daß mein armer Vater einige heitere und sorgenlose Tage vor seinem Tode gehabt hat — es ist ... es ist Ihr Bekannter, der Mann, der Sie und die Ihren betrogen — ausgeplündert hat — es ist Herr Benedict Quasnitz — der Vater der Gerichtsräthin!"

Er schwieg — und ich, obgleich durch diese Enthüllung aufs höchste in Erstaunen gesetzt, fand keine Worte, um ihm zu antworten.

„Sehen Sie, Doctor", fuhr er nach wenigen Augenblicken fort, „das nennt man einen Conflict — einen Seelenconflict, bei welchem ich wohl unsere Moralisten individuell betheiligt sehen möchte. Auf dem Papier, mit der Feder in der Hand läßt sich das alles leicht machen, alles leicht lesen; — aber man setze mir einen Menschen — einen lebendigen — auf diesen Platz, wo ich sitze, und man sage ihm: „Als du hilflos zur Schule kamst, unterstützte dich ein dir völlig fremder Mann — half dir zur Universität — brachte dich bis zum Examen. Du bist, ihm sei Dank, ein guter Jurist geworden; und nun, mein Sohn, lege einmal eine Probe deines juristischen Wissens ab — hier hast du ein Packet Acten, versuche, ob du damit deinen Wohlthäter arm machen — womöglich ins Zuchthaus bringen kannst!" — So steht es mit mir, Doctor — und wissen Sie, was mich ärgert? Daß ich in diesen dummen Acten gar nichts finde, um dahin zu gelangen, eine Denunciation an die Staatsanwaltschaft gegen den Rentier und Rittergutsbesitzer Benedict Quasnitz anzufertigen. Haha ... das würde ein Meisterstück werden — jede Zeile würde nach Verlust der Ehrenrechte duften — jeder Satz nach Zuchthaus; — und dabei würde ich an meinen alten Vater denken, der sterbend noch den Mann segnete, der seinem Sohne das köstliche Gut — Bildung verschafft hat! ... Sehen Sie, Doctor — das ist ein Conflict, wie er im Buche steht — ich glaube, es hat nie einen gleichen gegeben."

Er fiel, nachdem er diese Worte in fast fieberhafter Aufregung gesprochen, in das Sopha zurück und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen — ich wollte mich ihm nähern — doch er raffte sich fast gleich wieder auf und rief:

„Allons, Doctor! — suchen Sie, ob Sie denn gar keine anderen Acten oder Papiere mehr haben, denn, wie gesagt — dies hat gar nichts zu bedeuten — gar nichts als das, was wir alle schon wissen — daß der Mensch ein Schurke ist!"

„Herr Actuar", ertönte, noch ehe ich ihm eine Antwort hätte geben können, die ruhige Stimme Hildegards, welche aufgestanden war und sich dem Tische genähert hatte — „nicht wahr, Sie berühren diese Acten nicht mehr?"

„Wie? ... was meinen Sie, Fräulein?"

„Sie berühren diese Acten nicht mehr, Herr Actuar — Leo wird es nimmer leiden; denn selbst, wenn Sie darin die Schuld des Quasnitz fänden und er gezwungen würde, alles herauszugeben, würde Leo sich doch nie trösten können, einen Mann wie Sie zum Erröthen vor sich selbst gebracht zu haben."

„Hildegard hat recht!" rief ich endlich, indem ich nicht umhin konnte, mich zu schämen, daß dieses junge Mädchen — schneller wie ich den Weg gefunden hatte, den jeder Ehrenmann bei dieser Gelegenheit einschlagen mußte — „Hildegard hat recht, Lanck — Sie dürfen sich um diese ganze Angelegenheit nicht mehr bekümmern — lassen Sie — lassen Sie ... Gott wird richten!"

„Wie ... was!" schrie Lanck, indem er in der größten Aufregung aufsprang — „ich, der richterliche Beamte soll eine Gelegenheit vorübergehen lassen, einen Schurken zu entlarven — ihn der Gerechtigkeit zu übergeben? Was denken Sie von mir, Herr Doctor? Sind Sie von Sinnen? wollen Sie mich verleiten, gegen meinen Schwur — gegen mein Gewissen zu handeln?"

Doch ich hatte mich dem Tische genähert, die Acten trotz des Widerstandes des Actuars ergriffen und in mein Pult geworfen.

„Setzen wir uns, mein Freund", sagte ich, indem ich ihn zu mir heranzog, „bleiben wir vor allen Dingen ruhig und hören Sie mir zu! Kommen Sie, Lanck — sehen Sie mir ins Gesicht — ich habe kein Hehl und keinen Hintergedanken — und ich sage Ihnen offen und frei: von meinem Streite mit Quasnitz können — dürfen Sie nichts mehr wissen — und mein Wort darauf, Lanck — einen Rath von Ihnen, und wenn die Ausführung desselben mich in vierundzwanzig Stunden in den Besitz meines Vermögens setzen würde — einen Rath von Ihnen, um gegen Quasnitz zu handeln — kann, darf — will ich nicht annehmen. „Selbst gegen Schurken loyale Waffen und Vertrauen in Gottes Gericht", das war der Wahlspruch meines Vaters — ihm bin ich bis jetzt treu geblieben — ihm werde ich stets treu bleiben. Und wahrhaftig, es wäre nicht loyal — es wäre mehr ... es wäre schändlich, wenn ich mich Ihrer gegen ihn bedienen wollte. Ich hätte sogar früher daran denken sollen, denn ich entsinne mich jetzt, daß Sie früher schon einmal etwas von Ihrem ehemaligen Verhältnisse zu Quasnitz haben fallen lassen. — Ich bin vollständig ruhig und glaube von neuem, daß es besser wäre, die ganze Sache der Vergessenheit zu übergeben, in der sie seit so langen Jahren geschlummert hat. — Wer weiß — vielleicht bin ich so weit glücklicher, als wenn die Herrschaft Wahren mein wäre ... auf jeden Fall jedoch, lieber Lanck, müssen Sie mir das Versprechen geben, daß Sie die Hand aus dem Spiele lassen."

„So! ..." erwiderte der Actuar mit bitterer Ironie lachend, „so generös ... selbst gegen Quasnitz loyal? wahrhaftig Sie verdienten, sich öffentlich anstaunen zu lassen, lieber Doctor. — Sie wollen vergessen? Gut! es wird Ihnen wohl auch nichts anderes übrig bleiben, als vergessen zu müssen! Aber ich will Ihnen ein Wort sagen, das ... das all Ihre generösen Ideen über den Haufen werfen wird — ein Wort, Doctor ... kannten Sie nicht vor einiger Zeit, Herr von Wahren, einen Auscultator, der Fritz Streithaupt hieß? ..."

Der Leser mag sich denken, was bei Nennung dieses Namens in mir vorging — er mag an die Unglückliche denken, die mit einem dumpfen Schrei neben uns in ihren Stuhl zurückfiel! ... ich wußte keine Antwort — meine Faust ballte sich vor Wuth! — immer wieder jener Elende, der so viel, so unendlich viel Leid über uns gebracht hatte ... immer wieder sein Name, wenn ein Unglück, eine Demüthigung im Anzuge war. Lancks Augen flammten und um seine Lippen zuckte bitterer Hohn.

„Nicht wahr?" rief er, „ich habe das richtige Wort getroffen, nicht wahr, ich habe Sie aus Ihrer weichlichen Stimmung erweckt — Sie wieder zum Mann gemacht? Loyal gegen Quasnitz ... Sie ... ich! o, der Gedanke war so absurd, daß ich keinen Ausdruck dafür finde!"

„Hören Sie, Lanck", rief ich in der höchsten Aufregung, „brechen wir ab — ich bitte Sie darum ... ich will es! Ja, Fritz Streithaupt ist unser Vetter ... und das ist noch ein Grund, warum ich nicht gegen Quasnitz vorgehen kann."

„Noch ein Grund? ich verstehe nicht."

„Ist auch nicht nöthig", sagte ich, indem ich einen schnellen Blick auf Hildegard warf, „ist nicht nöthig — kurz, ich erkläre Ihnen und bitte Sie, es dem Gerichtsrath zu wiederholen, daß ich nichts gegen seinen Schwiegervater in Betreff der Herrschaft Wahren zu unternehmen gedenke."

„Ist das Ihr letztes Wort, Herr von Wahren?"

„Mein letztes, Lanck! Ihnen aber sage ich meinen herzlichen Dank für all die Mühe, die Sie sich mit dieser Angelegenheit gegeben haben — ich hoffe, daß ich mich einst werde revanchiren können!"

Lanck stand auf und nahm seinen Hut.

„Ich empfehle mich, Herr Doctor", sagte er kalt, „es ist eine gar schöne Sache um die Moral des Herzens; ich kenne alle Schliche eines Schurken und schweige ruhig dazu — Sie könnten, wenn Sie auch nichts für sich erreichten, doch ihm die Maske abreißen — Sie könnten das Instrument werden, dessen sich Gott oft bedient, um schon auf Erden seine strafende Hand zu zeigen — und Sie schweigen wie ich! Gut ... wir sind ein paar höchst feinfühlende Menschen ... aber mein Wort darauf, ich habe ehrenhaftere Leute gekannt, als wir beide trotz unserer Herzensmoral es sind, Herr von Wahren."

„Schweigen Sie — schweigen Sie!" rief ich empört über diese Worte; „ich werde Ihnen heute nicht in Ihrer mir unerklärlichen Aufregung antworten — morgen, ein ander Mal wollen wir weiter darüber sprechen."

„Ja, ja," versetzte er, „morgen ... ein ander Mal werden wir uns wieder sehen, — dann will ich Ihnen lustige Geschichten erzählen ... o, es ist eine gar merkwürdige Geschichte, die ich erzählen will. Sie heißt: „Wie man Wohlthaten belohnt", und der Held derselben geht dabei zu Grunde, wird verächtlich — ist entehrt und endet ... in Verzweiflung, weil er zu feig war, das ihn verzehrende Centaurenkleid der Dankbarkeit von sich zu werfen. Es ist eine urkomische Geschichte — ich kenne einen Actuar, der sich daran zu Tode geschwatzt hat."

Er war zur Thür hinaus.

... Eine ganze Zeit lang saßen wir uns sprachlos gegenüber — Hildegard hatte die Hände auf dem Schoße gefaltet und Thränen liefen über ihre blassen Wangen. Ich war so sehr bewegt, daß es mir unmöglich war, ein Wort des Trostes für die Arme zu finden. Endlich stand ich auf — ergriff ihre Hand und führte sie zum Fenster, welches ich öffnete und aus dem wir beide lange Zeit, ohne ein einziges Wort zu sagen, auf den besternten Himmel blickten.

„Sieh, welche unendliche Ruhe in dieser Weltenmasse, meine Hilde!" sagte ich endlich, „und wir elenden Geschöpfe finden keinen Augenblick Rast in unserem Geiste. Die wenigen Erdentage, die unser sind, auf welche jämmerliche Weise vergeuden wir sie in Streit und Zorn und Hader um selbstsüchtige Interessen! Wie könnten wir hier auf Erden doch schon glücklich sein, wenn wir besser wären!"

„Ja, Leo", sagte sie, „ich begreife, daß Du Dich oft recht unglücklich fühlen mußt."

„Du begreifst es, sagst Du?"

„Ja, mit Deinem leeren Herzen kannst Du nur das Unglück herber fühlen, ohne das Glück, welches Du Dir selbst bereiten kannst, richtig zu empfinden."

„Ich verstehe Dich nicht recht, Hildegard!"

„Du kannst mich auch nicht verstehen, Leo — ich sprach von Deinem leeren Herzen und Du hast mich wahrscheinlich mißverstanden. Ich weiß es ja am besten, wie heiß Dein Herz für alles Gute, Schöne und Edle schlägt ... und doch, Du wirst mir einst recht geben, Leo — Dein Herz ist trotz allem leer; das Einzige, das Beste fehlt in ihm — die Liebe!"

Ich antwortete nicht — mein Blick war jenen ewigen Lichtern zugewandt, die so oft in einsamer Nacht die Seufzer gehört, die sich meinem wunden Herzen entrungen hatten. Doch mußte sie das bittere Lächeln meiner Lippen bemerkt haben, denn sie drückte meine Hand und mit wehmüthiger Stimme fuhr sie fort:

„Ich weiß, was Du denkst — Du findest es sonderbar, daß ich ... ich der Liebe das Wort spreche — jener Liebe, die das Roth meiner Wangen verscheucht, die mir das fröhliche Lachen von den Lippen genommen! O, wie täuschst Du Dich, Leo, wenn Du glaubst, daß ich einst murren könnte gegen Den, der mir die Erfüllung meiner Wünsche wahrscheinlich für immer versagt hat. O nein! gelobt sei Er, der mir ein Herz gegeben hat, das lieben kann — das treu, das ewig liebt. Glaube mir fest, Leo — ich bin bei allem meinem Elende glücklicher als Du; ich habe Dich oft beobachtet, Du leidest — Du bist unzufrieden — ja, ich habe den Ausdruck der Verzweiflung tagelang auf Deinem Gesichte gesehen und ich sagte mir: Mein armer Bruder — warum liebst Du nicht? wie würde alles, was Du Gutes thust, Dir dann anders erscheinen ... ich weiß es ... ich entsinne mich, man bildet sich ein, man habe das Geheimniß der ganzen Schöpfung entdeckt, wenn man weiß, daß man liebt!"

Ich hörte diesen mich betäubenden Worten, die wie Dolchstiche mein Herz durchbohrten, mit aller mir möglichen Ruhe zu — doch als sie fortfuhr und mir sagte:

„Oder schreckt Dich mein Beispiel ab — hast Du Furcht, Leo, den unvermeidlichen Tropfen Wermuth im Kelche der Freude zu finden?" da übermannte es mich und ich rief, mir selber unbewußt:

„Hochmüthige, die glaubt, sie kenne allein das unnennbare Weh unglücklicher Liebe!"

Sie sprang auf — sie sah mir starr ins Gesicht — dann ließ sie meine Hand fahren und rief:

„O, so ist er denn wahr, der Gedanke, den ich hundertmal gedacht und hundertmal wie ein Verbrechen an Deiner Liebe zu mir verscheucht habe. — Nein, Du bist nicht mein Bruder ... nein, nein! Ein Bruder sucht Trost bei seiner Schwester ... wie ich bei Dir, so oft das Maß meiner Leiden das meiner Kräfte übersteigt — nein ... geh ... Du leidest und nie bist Du zu mir gekommen, daß ich Dich tröste — ist das Deine Bruderliebe?"

„Mache mich nicht wahnsinnig — schweig ... o, um Gotteswillen, schweig!" rief ich.

„Komm, setz Dich zu mir, mein Leo!" sagte sie, „o, laß Deinen Mannesstolz bei Seite — vergiß, daß ich die kleine Hilde bin, die Du auf Deinen Armen getragen! Sieh, ich habe solch ein herbes Leid zu ertragen gehabt, und habe es ertragen, daß ein Mann, ohne sich dessen zu schämen, mir seinen Schmerz vertrauen kann! Daß ich Dich liebe, weißt Du, Du mein einziger Freund, Du meine einzige Stütze in dieser Welt. — Glaubst Du denn, ich habe es mir nicht oft genug gesagt, daß ich Dir mein ganzes Leben schulde — Du hast mich vom Tode errettet — und was wäre ich ohne Dich? O, Leo, bin ich denn nur gut, um Deine Wohlthaten zu empfangen und nichts für Dich zu thun? Entsinnst Du Dich denn nicht mehr, daß ich der Liebling Deiner Mutter war — oder weißt Du nicht, daß man minder leidet, wenn Freundesthränen sich mit den unseren mischen?"

„Laß ab, laß ab!" stotterte ich ... „o, ich beschwöre Dich — bring mich nicht um die mit so übermenschlicher Anstrengung errungene Ruhe und Selbstbeherrschung; — wenn sie mich verließen ... o, mein Gott, was sollte dann aus uns werden!"

„Aus uns, Leo? ... aus uns?" fragte sie mit vor Erstaunen kaum hörbarer Stimme.

Gott sei Dank, daß mich diese wenigen Silben wieder zur Besinnung brachten und es mir klar vor die Augen stellten, daß ich nahe daran war, einen Schritt zu thun, welcher für uns beide der verhängnißvollste, der inhaltsschwerste unseres ganzen Lebens geworden wäre. Ich faßte mich, ergriff ihre Hand von neuem und sagte:

„Ja, — für uns beide, Hilde; denn wir würden zu viel, zu oft davon sprechen; Du würdest es für Deine Pflicht halten, mich trösten zu müssen, ich würde Dir nichts schuldig bleiben wollen, und so würden unsere täglichen Gespräche kein anderes Thema haben, als unser Liebesunglück ... und das würde uns zur Verzweiflung bringen! Wir müssen ruhig und muthig unser Schicksal ertragen — uns nicht weichlich stimmen lassen und deshalb müssen wir nie mehr von Liebe mit einander sprechen. — Damit Du aber siehst, daß Du meine einzige Freundin, meine einzige Vertraute bist — so wisse, seit Jahren liebe ich mit aller Kraft meines Herzens, mit aller Macht meiner Seele — liebe treu wie Du, ... ewig wie Du ... und bin nicht wieder geliebt — und werde es nie ... nie sein."

„Nie! ... o, mein Gott," rief sie, indem sie ihren Arm um meine Schulter schlang, „o Leo, hoffe! — nur Gott kann das „Nie" bestimmen — wir müssen immer — immer hoffen!"

„Nein Hildegard, — fordere keine andere Aufklärung von mir — es ist ein unwiderrufliches, ein von Gott selbst bestimmtes Nie. Du siehst, Mädchen — wie Du, kenne ich das unendliche Glück zu lieben."

Wir schwiegen — sie hatte ihr Haupt an meine Brust gelegt und weinte — ich ... o, hat es wohl je eine Lage gegeben, die der meinen geglichen? Endlich stammelte sie unter Thränen:

„Vergib, Leo — ich kann das für Dich Hoffen nicht aufgeben — nenne mir ihren Namen, ich will zu ihr gehen, ich will für Dich sprechen, ich kann es am besten — ich will ihr besser, als Du es je gekonnt, Dein Herz enthüllen, will ihr erzählen, wer Du eigentlich bist ... o, auf meinen Knieen will ich sie beschwören, Dich zu lieben ... Dich ..."

Die menschliche Kraft hat ihre Grenzen — ich sah, ich begriff, daß in der nächsten Secunde das verhängnißvolle Geheimniß, das mein Herz zu erdrücken drohte, ihm entschlüpfen würde — ich fühlte, daß ich nicht mehr Herr meines Willens — meiner eigenen Kraft wäre — da machte ich einen letzten Versuch ... ich stieß sie von mir und war in einem Augenblick zur Thür hinaus.

Doch fast mir auf dem Fuße folgend, stand Hildegard mir zur Seite, — hatte von neuem und mit Kraft meine Hand ergriffen und mit tief erschütterter Stimme sagte sie:

„Leo ... Deine Liebe ist ein Verbrechen ... nicht wahr? .. Du liebst da, wo Du nicht lieben darfst ... o sprich ... sprich!"

Gott sei Dank — das war ein Ausweg — der mich von dieser Tortur befreite.

„Ja," rief ich — „ja! ich darf nach des Geschickes Fügung die nicht lieben, der mein Herz gehört — nun weißt Du es ... und nun hab Mitleid mit mir, Mädchen ... kein Wort mehr zwischen uns beiden hiervon. Niemand auf Gottes Erdboden als Du hat eine Ahnung von dieser Liebe — Du wirst verschwiegen gegen alle sein, das weiß ich — sei es aber auch gegen mich ... darum möchte ich Dich auf den Knieen beschwören."

Sie drückte energisch meine Hand in ihren beiden — sie erwiderte kein Wort — sie ging langsam, ohne den Kopf zu wenden, der Treppe zu, welche zu ihrem Gemache führte ... da hörte ich sie verzweifelt stammeln:

„Nicht einmal beten darf ich, daß mein Bruder glücklich werde!" — dann verschwand sie auf der Treppe — und ich ... ich stand, wie vom Schlage getroffen, an der Stelle, wo das ganze Glück meines Lebens — und welch ein unermeßliches Glück, auf der Waage einer einzigen Silbe geschwebt hatte! O ja, mein Gott — ich hatte recht gehandelt, der, welche das Bild eines anderen im Herzen trug, nicht zu sagen, daß sie es sei, welche ich so unendlich liebte — ja, ich hatte recht gehabt ... aber wie blutete mein Herz, mit welcher Verzweiflung rang ich die Hände? ... woher kam mir mit einem Male der teuflische Gedanke, daß dort ... zehn Schritte von mir, in meiner Arbeitsstube, auf meinem Pulte ... in einem Kästchen ... ein Fläschchen stände, und daß, wenn ein einziger Tropfen des Inhalts dieses Fläschchens auf meine Zunge fiele, all dieses unendliche Leiden, dieser Schmerz ohne Namen — dieses verzehrende Weh — mit einem Male beendet sein würde, daß ... — und warum zieht es mich denn mit einem Male so unwiderstehlich an? warum erscheint der Gedanke an jenes Fläschchen mir denn wie eine helle lichte Erlösung? warum werde ich plötzlich beruhigt? warum nehmen meine Gedanken wie durch Zauberschlag wieder die kalte, diagnostische Form des Arztes an, der den Schlägen seines Herzens Ruhe zu gebieten versteht und den scharfen Verstand allein über sich herrschen läßt?

Sicheren Schrittes wende ich mich meinem Zimmer zu — doch was ist das? ... woher das Geräusch in meinem Zimmer, das nur diesen einen Eingang hat? ... und jetzt das Geknatter vor dem Hause? ... Mit zwei Sprüngen bin ich an der Thür — reiße sie auf ... und ... alles ist wie im Augenblick, wo ich das Zimmer verlassen — alles ist Ruhe, Friede, heimlich — die Lampe brennt — dort meine Bücher — dort die kaum berührte Flasche Wein — hier der Stuhl, auf dem Hildegard gesessen und wo noch ihr thränenfeuchtes Taschentuch liegt — dort mein geöffnetes Pult, in den ich die Acten geworfen hatte ... hier ...

Doch plötzlich entfährt ein wirrer Schrei meiner Brust, mit hastiger Hand werfe ich alle Papiere des Pultes über den Haufen, in wenigen Secunden habe ich das ganze Zimmer durchspäht, mich dem offenen Fenster genähert, und als ich die Weinrebe am Simms zerknickt sehe, da wird es mir klar, daß jemand in meinem Zimmer gewesen ist, die Acten und Papiere meiner Familie aus meinem Pulte genommen und sich damit durch das Fenster entfernt hat! ...

... Ich zögerte keinen Augenblick, ein Sprung aus dem hohen Parterrefenster ... und dem Diebe nach durch die dunkle Nacht!

XII.

Alles war umsonst gewesen, ich hatte das Städtchen in allen Richtungen durchstreift, hatte alle mir begegnenden Nachtwächter befragt und — hatte nichts gefunden, das mich auf die Spur meines räthselhaften Diebes hätte bringen können. Körperlich zerschlagen

und geistig fast vernichtet, kehrte ich nach Hause zurück und warf mich in der Gartenlaube auf die Bank, um zu versuchen, meinen Gedanken ein wenig Ruhe wiederzugeben.

Wie Nebelbilder zogen die Ereignisse des vergangenen Abends an meinem Geiste vorüber und hinterließen in meinem Herzen ihren falben Schein. O, was sollte aus mir werden? — wie weit war es mit mir gekommen, daß nur ein zufälliges Ereigniß mich von einem Abgrunde hinweggerissen hatte, an dessen Rand, wie ich mir noch vierundzwanzig Stunden vorher eingebildet hatte, kein Unglücksschlag mich zu führen fähig wäre! Und was konnte noch alles geschehen? wer sagte mir, daß ich ein anderes Mal der forschenden Freundschaft Hildegards widerstehen und ihr mein Geheimniß verbergen könne? — und dann? . . . was dann? Ein Gedanke durchzuckte mein Hirn und machte mich wie im Fieber erschauern. Wenn Hildegard aus Dankbarkeit oder Freundschaft gegen mich, nachdem sie mein Geheimniß entdeckt, sich verpflichtet glauben würde, der Liebe ihres Herzens zu entsagen und ihre Hand in die meine zu legen, und wenn mich meine Liebe zu ihr so feig machte, dieses Opfer anzunehmen und mein störrisches Gewissen mit der so wohlfeilen Redensart zu beruhigen: „Du wirst sie so zärtlich lieben, daß sie dir endlich doch durch Gegenliebe vergelten muß.“ O nein . . . nur d a s nicht, davor schauderte ich zurück, mich selbst verachten zu müssen, das jagte mir Furcht, Entsetzen ein . . . und wiederum, hatte ich es nicht selbst in dieser Nacht gesehen, wie jämmerlich schwach der stärkste Mann sich einem solchen Gefühle gegenüber befindet? Und nun der Actendiebstahl! Wer konnte ihn verübt haben? Lanck, auf den mein erster Argwohn fiel, war trotz seiner Exaltation einer solchen That nicht fähig, und er selbst hatte mir ja unumwunden gestanden, daß diese Acten nicht das Geringste enthielten, was meinen Ansprüchen gegen Quasnitz irgendwelchen Halt hätte geben können.

Wozu sollten sie ihm daher nützen? Oder war es irgend ein Agent, den der Gerichtsrath Wendeler abgesandt hatte, um auf diesem Wege in den Besitz von Schriftstücken zu gelangen, die er für seinen Schwiegervater und für dessen Erbschaft, von der er einen Theil erwartete, als gefährlich betrachtete! Das war schon möglicher, aber auch dagegen sträubten sich meine Gedanken, denn ein solches Verfahren war doch gar zu gefährlich für einen so hochgestellten Beamten. — Oder, und diese Voraussetzung hatte die größte Möglichkeit für sich, war es ein einfacher Landstreicher, der die Gelegenheit eines offenen Fensters benutzt hatte, um seinen Säckel zu füllen, und der, durch den Schall meiner Tritte bei seiner Arbeit gleich im Anfange gestört, das erste Beste genommen hatte, was ihm unter die Finger gekommen war?

Diese letzte Voraussetzung gewann desto mehr Fuß in meinem Geiste, als ich mich entsann, ja selbst ein mysteriöses Individuum am Fenster des Gerichtsrathes lauschend gesehen zu haben, das sich eiligst entfernt hatte, als es gesehen, daß jemand in dem Zimmer sei. Vielleicht hatte er bei meinem leicht zu erkletternden Fenster dasselbe Experiment gemacht und war hineingesprungen, während ich mit Hildegard auf dem Corridor sprach. Das war nicht allein möglich, das war auch wahrscheinlich.

Doch mein Geist war weit weniger mit dieser materiellen Seite der Ereignisse dieses Abends beschäftigt, als mit der andern, ich konnte es nicht vergessen, wie weit mich das Gefühl, das ich seit Jahren tief in meiner Brust begraben wähnte, bei der ersten Versuchung schon gebracht hatte; wie schwach ich gewesen und wie ich Gott danken müsse, daß er mich durch von meinem Willen unabhängige Zufälle vom Aeußersten errettet hatte.

Der Morgen begann schon zu grauen — und immer noch lag ich auf der Bank in der Gartenlaube, meinen trüben Gedanken nachgehend, als zwei Leute, welche die Straße heraufkamen und deren Tritte mich aus meinem Brüten aufgescheucht hatten, meine Aufmerksamkeit mit einem Male lebhaft erregten.

Bei dem grauen, vom Morgennebel wie umsponnenen Lichte glaubte ich den Gerichtsrath Wendeler zu erkennen, welcher im eifrigen Gespräche mit einem andern, der mir mein College, der Badearzt Doctor Holzmann, zu sein schien, die Straße herauf kam. Noch einige Schritte — und ich sah, daß ich mich nicht getäuscht hatte; sie waren es wirklich. Wo kamen die beiden in der frühen Morgenstunde her?

Und immer näher kamen ihre Schritte, jetzt erkannte ich sie ganz deutlich durch das Laub, welches ich behutsam zurückschob. Wie gesagt, sie schienen eifrig mit einander zu sprechen und je mehr sie sich dem Platze näherten, auf dem ich mich befand, desto deutlicher vernahm ich zuerst die Laute ihrer Stimmen, dann ihre Worte und endlich den Inhalt ihrer Unterredung.

„Ich gebe Ihnen mein Wort,“ sagte Doctor Holzmann, „die augenblickliche Gefahr ist vorüber, natürlich weiter kann ich nichts garantiren.“

„War denn der Anfall wirklich so gefährlich?“ fragte der Gerichtsrath.

„Gefährlich? . . . ja und nein! Wenn Ihnen oder mir das passirte, wäre es eine Bagatelle, aber bedenken Sie, daß er fünfundsiebenzig Jahre alt ist.“

„Das ist richtig, aber woher mag diese unerklärliche Aufregung plötzlich gekommen sein?“

„Schlechte Verdauung, weiter nichts, in dem Alter müßte man nichts als Haferschleim zu Abend essen.“

„Hm . . . hm! . . . ich weiß nicht —“

„Sehen Sie, da hat mein Herr College sein Fenster noch auf, man sieht, daß er ein Junggeselle ist; eine gute Hausfrau würde das nicht dulden.“

Sie standen einen Schritt von mir still und keines ihrer Worte entging mir.

„Junggeselle? so kann man das eigentlich nicht nennen,“ erwiderte der Gerichtsrath, „er ist im Gegentheil äußerst häuslich und sein Fräulein Cousine mag wohl mehr wie einmal des Tages bei ihm den Haustyrannen spielen.“

„Lassen Sie das nicht Ihre Frau hören, Wendeler, Sie wissen, wie Sie empfangen werden, wenn Sie das geringste Wort gegen das Fräulein fallen lassen.“

„Bah! meine Frau!“

„Na, na! nur nicht den Herzhaften um halb vier Uhr morgens auf der einsamen Straße gespielt! Ich habe vorhin ganz gut gesehen, wie der Herr Gerichtsdirector unter dem Pantoffel steht.“

„Sie? . . . wann denn?“

„Vorhin! ich hab's wohl gesehen, als ich eintrat und mir die gnädige Frau ein verzweifelt langes Gesicht machte und Sie ihr eine mir unverständliche Entschuldigung ins Ohr sagten. Kann's mir schon denken, was es gewesen sein mag. Ihre Frau kann mich nicht leiden und hätte wohl lieber meinen Collegen als mich an das Krankenbett ihres Vaters herantreten sehen.“

„So ganz unrecht haben Sie nicht, Holzmann, es ist wahr, meine Frau hatte gewünscht, den Doctor v. Wahren rufen zu lassen; aber ich hatte besondere Gründe, solches zu unterlassen. Doch sehen Sie, da oben glänzt noch der Schimmer einer brennenden Lampe, sollte der Herr Doctor noch studiren?“

„Studiren? Sie sind nicht gescheut, das ist eine Lampe, die langsam verlischt, ein Zeichen, daß er nicht da ist, vielleicht über Land geholt worden ist.“

„Er hat eine sehr gute Praxis.“

„Leider Gottes!“

„Ist Ihnen das nicht manchmal unangenehm?“

„Im Grunde genommen ja; denn man verliert sehr ungern das, was man einmal besitzt, und auf der andren Seite wiederum nicht; denn ich habe mehr Zeit, mich mit der Anstalt zu beschäftigen.“

„Was halten Sie von seinen medicinischen Kenntnissen?“

„Hm! . . . wie alle Neuerer wird er eine Zeit lang Glück haben, und dann nach und nach wieder in das alte Geleise gehen. Ich habe das schon bei gar vielen beobachtet. Neulich hatte ich wirklich einmal Lust, sein in diesem Neste so gerühmtes Wissen auf die Probe zu stellen; aber es mußte unterbleiben.“

„Bei welcher Gelegenheit?“

„Sie wissen, ich habe Ihnen schon manchmal von einem polnischen Grafen erzählt, den ich oben habe, Graf Rustinski, es ist ein höchst interessanter Krankheitsfall; ich hege die feste Ueberzeugung, daß der Mensch in einem Jahre unter der Erde ist; aber . . . doch das interessirt Sie nicht.“

„Warum nicht? Lanck hat mir auch schon von dem bleichen Menschen erzählt, glauben Sie, daß er ein Flüchtling ist?“

„Kann schon sein, ist mir aber vollständig gleichgültig; er lebt sehr sparsam, aber er bezahlt regelmäßig, selbst die Zeit wo er abwesend ist.“

„Abwesend? wie soll ich das verstehen?“



Die letzten Augenblicke der Prinzessin Lamballe.

Autorisirte Nachbildung des Gemäldes von F. Girard.

„Ja, er macht Fußtouren in den Bergen, obgleich ich es ihm oft abgerathen habe, und ihm dieselben auch keinen Vortheil bringen; aber ein interessanter Krankheitsfall ist es, darauf gebe ich Ihnen mein Wort, und ich hätte ihn gar zu gern in die medicinische Wochenschrift gebracht; dazu wollte ich eben auch die Consultation des Doctor von Wahren haben um ... na, ich will es Ihnen nur gestehen, um ihn zu blamiren."

„Und warum haben Sie es unterlassen?" — „Weil der Graf sich dem energisch widersetzt hat, er hat eine besondere Antipathie gegen meinen werthen Herrn Collegen ... ich weiß nicht warum."

„Kennt er ihn denn persönlich?"

„Das weiß ich nicht; aber jedesmal, wenn sein Name genannt wird, dann glühen seine Augen wie im Fieber. Land meint, das wären vielleicht Reminiscenzen aus der Studentenzeit, da der Graf in Deutschland studirt hat und vielleicht mit Wahren zu gleicher Zeit auf der Universität gewesen ist; obgleich er älter als dieser ist ..."

„Hm! ... das ist ja sonderbar!"

„Auch scheint er die Familie des Doctors ziemlich gut zu kennen, denn ich hörte, als Land ihn einstmals fragte, ob er einen Vetter Wahrens, einen Referendar oder so etwas kenne, der ... na, der Name ist mir entfallen, kurz der Graf antwortete, daß jener ein Erzhallunke wäre!"

„Sonderbar! ... war der Name vielleicht — Streithaupt?"

„Ganz richtig! das war er! — der Graf erzählte etwas von einem Steckbrief, aber ich weiß nicht, ob das auf jenen Bezug hatte."

(Fortsetzung folgt.)

Der Mord der Lamballe.

Von **Georg Hiltl**.

(Schluß.)

Am nächsten Morgen erschien Manuel und erklärte: „Meine Damen, Sie werden nach der Entscheidung des Generalrathes in Verhaft bleiben bis auf weitere Ordre. Sie können zwischen zwei Gefangenhäusern wählen: La Force oder die Salpetrière." Bei Nennung dieses Namens schauerte die Prinzessin unwillkürlich zusammen. „Wir wählen La Force", sagte sie ruhig. Man führte beide dahin, ein treues Kammermädchen der Lamballe folgte ebenfalls, und in der kleinen Stube des Gefängnisses konnten sie von der unglücklichen Königin sprechen. Eine Frau, Namens Heandre, hatte die Aufsicht über die Damen. Von diesem Augenblicke an beschäftigte sich die Prinzessin mit ihrem nahen Tode, obgleich die Tourzel und das Kammermädchen die schlimmen Gedanken zu verscheuchen suchten. Jede Nacht, jeder Tag ward von ihnen durch die unablässigen Besuche und Visitationen der Sicherheitscommissäre unter Angst und Sorgen hingebracht.

Unterdessen bereitete sich in Paris jenes fürchterliche Blutbad vor, jene moderne Bartholomäusnacht, welche die Geschichte mit dem Namen der „Septembermorde" gebrandmarkt hat. An den Grenzen, wo die Heere Frankreichs gegen auswärtige Mächte kämpften, waren Verdun und Longwy gefallen, die preußische Armee drang vorwärts. Im Innern hob die Vendee ihr blutiges Haupt immer wieder empor, so oft auch die Hiebe es getroffen haben mochten. Die Emigration spann ihre gefahrvollen Netze, die Verschwörungen gegen die Gewalthaber verzweigten sich immer dichter. Die Nationalversammlung und das Volk waren zum Theil gelähmt durch den Schrecken, welchen die schlimmen Nachrichten verbreiteten. Man schleuderte glänzende Versprechungen unter die Masse, stellte die Mißerfolge als unbedeutend dar und beschuldigte die Adligen, den Sturz der Nationalversammlung herbeiführen zu wollen. Dabei blieb es. Die Mitglieder des Convents aber handelten. Der Schrecken und das Entsetzen mußten helfen, der Convent ging nur auf blutigem Wege über seine Opfer schreitend vorwärts. Marat schrie fortwährend: „Köpfe! Köpfe! Köpfe!" Danton wollte einen entscheidenden Schlag führen. Er klagte am 28. August offen die Adligen der Verschwörung an und begehrte als Justizminister die Erlaubniß, Haussuchungen vornehmen zu dürfen. Die Versammlung wagte nicht, diese Erlaubniß zu verweigern — es war das Todesurtheil für tausende. Die Haussuchungen hatten einen doppelten Zweck. Einmal wollte man die noch versteckten Aristokraten fangen, um mit ihnen die Gefängnisse füllen zu können, damit die Opfer zahlreicher vorhanden seien, denn Danton, Marat und Robespierre, Collot d'Herbois und die übrigen im jungen Convente waren einig darüber, daß das Volk durch Thaten beruhigt werden müsse, andererseits wollte man die niederen Classen noch mehr gegen die Besitzenden erregen. In die verschlossenen Räume dringend, mußten die Leute aus dem Volke eine Menge von Kostbarkeiten, treffliche Wohnungen, zahllose Dinge des Luxus gewahren, die ihnen bisher verborgen geblieben waren, das mußte gegen die Eigenthümer reizen, die Begierden stacheln. Der Arme sah sich als Gebieter des Reichen und brauchte nur die Hand auszustrecken, um von den Schätzen zu genießen. Danton hatte den Pöbel gründlich studirt.

Am 29. August rollten um die zehnte Abendstunde die Wirbel des Generalmarsches durch die Straßen von Paris, an allen Ecken tauchten Bewaffnete auf, die furchtbaren Töne der Trommel kundeten Unheil — Unheil, welches noch in der Luft schwebte, von dem sich niemand Rechenschaft geben konnte, aber es mußte kommen, es war ohne Zweifel nahe — und die Wirbel des Generalmarsches fegten wie ein Sturmwind die Gassen leer — Paris glich einer ausgestorbenen Stadt, zitternd saß alles hinter den Thüren, bis an diese gepocht ward, Haufen bewaffneten Gesindels eindrangen, alle Winkel durchsuchten, und die Bewohner mit Entsetzen erfüllten. Hundertweis zog man die Versteckten ans Tageslicht, einen Theil entließ man wieder, der andere wanderte in die Gefängnisse. Es waren genug Opfer vorhanden. Die Versammlung versuchte Widerstand zu leisten, sie ahnte die kommenden Schrecknisse und Metzeleien, aber der Convent war bereits zu mächtig. Danton selbst bebte einen Augenblick zurück, aber Marat stand hinter ihm — er trat mit der Section Poissonnière vor die Schranken und die Section heulte: „Alle Priester, Adlige und verdächtige Personen, welche sich in den Gefängnissen eingeschlossen befinden, sind Verräther an der Nation — sie müssen sterben." Die Menge brüllte: „Es lebe die Nation!" — Die Septembermorde waren sanctionirt. Vergniaud versuchte noch einmal das Unheil zurückzuwerfen, indem er rief: „Paris muß verschanzt werden — arbeiten wir alle gegen unsere Feinde." Danton zauderte. Sein von ihm geliebtes Weib sah mit Abscheu die Bluttage kommen, aber der riesige Revolutionär vermochte nicht mehr den Strom aufzuhalten, dem er selbst seinen Gang angewiesen hatte. Wenn Danton einmal die Unmöglichkeit des Rückschrittes vor sich sah, handelte er mit schrecklicher Energie. Sie verließ ihn selbst auf dem Schaffotte nicht. Heute rief er: „Die Sectionen sind im Recht. Die Sturmglocke, welche bald ertönen wird, ist kein Alarmzeichen, es ist die Verurtheilungsstimme der Feinde des Vaterlandes. Sie müssen vernichtet werden. Kühnheit! Kühnheit! und noch einmal: Kühnheit!" Unter donnerndem Jubelruf verließ er die Versammlung. Das Gewitter hing tief hernieder. Nachmittags um 2 Uhr war Danton in den Saal getreten. Die Mörder warteten bereits auf das Zeichen. Der Sicherheitsausschuß blieb in Permanenz mit Marat an der Spitze.

Kehren wir zur Prinzessin und Frau von Tourzel zurück. Die Gerüchte von bevorstehenden Ungeheuerlichkeiten waren bereits in Paris mit fieberhafter Eile verbreitet worden. Manuel, Danton, Tallien, Robespierre und Desmoulins suchten einige ihrer Bekannten zu retten, ehe der Mord begann. Selbst **Marat!** rettete einen Menschen. Was noch in der Haft aus den Schlünden befreit werden konnte, ward heimlich hervorgezogen. Der Schwiegervater der Prinzessin, Herzog von Penthièvre, ließ Manuel kommen. „Ich verschreibe Ihnen mein halbes Vermögen, wenn Sie die Prinzessin retten." — „Sie ist wohl aufgehoben, mein Herr." — „Leugnen Sie nicht. Es werden schauderhafte Dinge vorgehen. Die in den Pariser Gefängnissen Eingeschlossenen sind zum Tode verdammt — ich weiß es, und wenn die Meute über die Gefangenen herfällt, wird man keinen Unterschied machen." Manuel zuckte die Achseln. „Sie müssen sprechen," rief der Herzog. Manuel willigte ein. „Ich habe bereits vierundzwanzig Frauen aus den Gefängnissen befreit," sagte er, „auch Frau von Tourzel ist in Freiheit gesetzt." Das war richtig. Unter Thränen hatte Frau von Tourzel Abschied von der Prinzessin genommen, sie glaubte in den Tod zu gehen — sie sah sich frei. Truchon, ein Werk-

zeug Manuels, brachte sie an die Barriere. — Manuel nahm fünfzigtausend Livres. „Ich würde selbst dafür niemand retten," sagte er. „Aber die Lamballe ist zu schön. Sie wird frei sein."

Die Prinzessin war mit ihrer Kammerfrau allein geblieben. Pauline tröstete die Unglückliche. Dunkle Gerüchte hatten den Weg in die Gefängnisse gefunden und die Eingesperrten von den Plänen des Convents in Kenntniß gesetzt. Jedes Oeffnen der Thüren, jedes Geräusch auf den Gassen machte die Unglücklichen erbeben. Pauline huscht — als der Schlaf die arme Prinzessin umfängt, auf den Corridor — vielleicht kann sie eine Nachricht bringen. Da naht aus dem Dunkel eine Gestalt, sie faßt den Arm der Zofe, sie bedeutet ihr zu schweigen und Pauline fühlt, wie ihr ein Zettel in die Hand gedrückt wird. Als sie wieder in das Zimmer gelangt, weckt sie die Prinzessin. Der Zettel enthält eine Mahnung — ein Versprechen: „Seien Sie ohne Sorge. M.... hat die Ihnen so Theure zu retten versprochen. Sagen Sie ihr: was sich auch ereignen möge, sie solle sich fest in ihrem Zimmer eingeschlossen halten und dasselbe nicht verlassen." Hoffnung! Hoffnung! die Hilfe ist nahe.

Während die Prinzessin hofft — hat das Morden bereits begonnen. Auf das Zeichen des Kanonenschusses beginnt die Schlächterei in den Gefängnissen der Abtei. Das Blut fließt in Strömen. Sechzig Kerle dringen ein und morden mit einer wahren Cannibalenlust, die Hefe von Paris schließt sich ihnen an und die Masse wächst. Nach der Abtei geht es zur Conciergerie, von da ins Châtelet, die Seine ist roth vom Blute und die Würger verbreiten ein solches Entsetzen, daß alles wie gelähmt dem schrecklichen Schauspiele zusieht. Am 3. September wird La Force an die Reihe kommen. Furchtbare Nacht! das dumpfe Geheul in den Straßen, die wimmernden Töne der Sturmglocken scheuchten den Schlaf von den Augen der Lamballe, da stürmt es die Treppe hinauf — gegen die Thüre donnern Schläge, als sie geöffnet ist, treten zwei Männer hinein. „Ihr sollt in die Abtei geführt werden," ruft der eine. „Mein Herr, ich bin krank," antwortet die Prinzessin, „lassen Sie mich hier. Gefängniß ist Gefängniß." Sie dachte an das Billet und dessen Warnung. Die Männer schickten sich zum Gehen an. „Wie steht es um Frau von Tourzel?" fragte die Lamballe. „Sie ist frei," war die Antwort. Jetzt erheiterten sich die Gesichter der beiden Gefangenen. Würden die Männer ein solches Wort aussprechen, wenn sie nicht von Manuel abgesendet wären? ohne Zweifel haben sie in das Zimmer der Prinzessin dringen müssen, um keinen Verdacht zu erwecken und die Gefangenen haben wohl daran gethan, dem Briefe gehorchend, ihr Zimmer nicht zu verlassen. Diese Sicherheit war das Verderben der Prinzessin — es gibt sonst keine Erklärung, denn Manuel handelte bis dahin ehrlich. Aber der Herzog von Orleans, welcher ohne Zweifel von dem geheimen Vertrage Kunde hatte, schickte seine Agenten in das Hotel de Ville. Einer derselben, „der große Nicolas" genannt (sein wahrer Name ist Truchon) mußte der Commune den Verdacht aussprechen, daß die Lamballe durch Geld und Freunde aus dem Kerker zu entkommen suche und daß Vorsicht nothwendig sei. Manuel und Pethion, welche gemeinschaftlich handeln wollten, waren gezwungen, eine Ordre zu unterzeichnen: „daß die Lamballe nur vom Volke ihre Begnadigung zu empfangen habe und daß ihr Urtheil offen vor den Versammelten gesprochen werden solle." Manuels Leben war bedroht, wenn er nicht unterzeichnete — er rettete sich durch die Unterschrift. Nunmehr ist die Prinzessin verloren, denn die Agenten des Herzogs sorgen dafür, daß zwischen die Volksmassen einige der Septembermörder gestellt werden, sie werden zur rechten Zeit rufen: „Nieder mit der Lamballe!" Hätte die Prinzessin dem Gebote der beiden Männer gehorcht, das Gefängniß verlassen, sie wäre gerettet worden — aber das anonyme Billet — Manuels Vorsicht brachten ihr Verderben. Sie war bestimmt, eines der Opfer zu werden, ihre Freundschaft und Hingebung für die Gefangenen im Temple mit dem Tode zu besiegeln.

Das Morden war ohne Unterbrechung fortgesetzt worden. Maillard, der Huissier des Châtelet, hatte sogar Quittungen ausgestellt über: „die nach Urtheil der Nation Getödteten". Am 3. September um 9 Uhr früh hörten die Prinzessin und ihre Zofe das wüthende Geschrei von unten herauf tönen. „Die Lamballe, die Lamballe!" brüllten hundert Stimmen. Die arme Prinzessin ward fast ohnmächtig, kalter Schweiß bedeckte ihr bleiches, schönes Gesicht, sie vermochte nicht, sich anzukleiden. Als sie endlich Versuche dazu machte, erschallte plötzlich herzzerreißendes Geschrei, es hallte in den langen Gängen wieder, es ward bald stiller, dann begann es wieder, dann schien es sich aus dem Gebäude hinaus auf die Straße zu wälzen, wilde Stimmen brüllten dazwischen: „Es lebe die Nation!" Einzelnes Aufkreischen folgte, Schüsse fielen, und endlich wurden die Todesschreie in den Höfen gehört — das Morden im Gefängnisse La Force hatte begonnen. „Dies ist der Tag des Todes!" rief die Lamballe und sank betend in die Knie. Die Kammerfrau vermochte sie kaum auf das Bett zu schleppen, hier ward ihr Geist verwirrt, sie rief ihre Mutter an, sie sprach mit der Königin. Drunten war es still geworden, es schien, als wolle man sich zu einem neuen Schlage vorbereiten. Da ward die Thüre des Zimmers aufgerissen — wilde, mit Blut bespritzte Gestalten dringen hinein, die schmutzigen Hemdärmel bis über den Ellenbogen aufgekrämpt, rothe Mützen, zerfetzte Hüte und fettige Tücher auf den struppigen Haaren, in den Händen Knüttel, Spieße, rostige Säbel. „Vorwärts — man erwartet Sie," ruft der erste. Die Besonnenheit der Prinzessin kehrt zurück. „Wer sind Sie, mein Herr?" fragt sie mit fester Stimme. „Was schert Euch das — nun ich bin der große Nicolas, ich führe Sie vor Ihre Richter — ich bin Mitglied des Wohlfahrtsausschusses." — „Welches sind meine Richter?" — „Es geht Euch nichts an." Die Prinzessin erhob sich. In diesem Augenblicke näherte sich ihr ein Mann: „Gehorchen Sie — es ist zu Ihrem Heil," flüsterte er. Manuels Agenten machten einen neuen Rettungsversuch. „Verlassen Sie dieses Zimmer, ich will mich ankleiden," sagte die Prinzessin. Die Männer gehorchten. „Lebe wohl, Pauline," rief sie, als die Schergen das Zimmer verlassen hatten. „Ich sterbe. Tausend Grüße meinem geliebten Vater, tausend Küsse der Königin auf ihre lieben, lieben Hände; sage ihr, wenn Du sie wieder siehst, daß ich freudig für sie in den Tod gehe, daß ich glücklich bin, so enden zu dürfen." „Oh, Madame — Sie werden nicht sterben." — „Doch, doch — Pauline. Hörst Du, wie sie schnaufen? Sie wollen Blut — sie sollen es haben." Eine seltene Festigkeit hatte die Prinzessin gestählt, ihre schönen Augen strahlten in wunderbarem Glanze, in dem einfachen weißen Gewande sah sie einem Engel gleich, der von der Erde zu höheren Regionen emporschweben will, ein von oben herabströmender Glanz schien sie zu umgeben, das prachtvolle Haar stahl sich unter der kleinen Mütze hervor, welche sie auf ihr edles Haupt gesetzt hatte.

Als die Mörder eintraten, blieben sie einige Augenblicke, von der herrlichen Erscheinung bezaubert, stehen. Die Prinzessin sagte: „Gehen wir, meine Herren." Zwei Kerle nahmen sie bei den Armen und der Zug ging die Treppe hinab über den ersten Hof von La Force, woselbst noch keine Spur von Greuel sichtbar war. Erst im zweiten Hofe, welcher in das große Gebäude führt, sah man Blut. Die Prinzessin schauderte, ihre Knie schlotterten, aber ihre furchtbaren Führer unterstützten sie — noch einige Schritte und sie stand in dem weiten, wüsten Raume, den ringsum geschwärzte Wände einfaßten, wo durch Gitterstäbe ein mattes Licht fiel, die schrecklichen Gestalten mit fahlem Scheine umsäumend. An der rechten Seite war eine mächtige Thüre, sie führte in den großen Hof. Hinter dieser Thüre heulte und wogte es wild durcheinander, Hellebardenspitzen und Beile wurden sichtbar durch den mit Gitterwerk geschlossenen Theil, vor der Thüre standen zwei Männer, die Hände an den Riegeln. Es war wie vor Jahrhunderten in der Arena, wo die wilden Thiere hinter den Pforten der Käfige lauerten, um endlich mit furchtbaren Sätzen auf die dem Tode Geweihten stürzen zu können. Vor der Prinzessin war ein Tisch. Hinter demselben saß ein Mann: Hébert. Neben ihm stand L'Huillier. Der infame Ceyrac, der schändliche Monneuse und der Polizeiagent Dangers *) befanden sich hinter den erstgenannten. Dies war das Tribunal der Septembertage. Eine lautlose Stille, nur durch das Geheul der Menge draußen unterbrochen, trat ein. Die Begleiter der Prinzessin rangirten sich Mann neben Mann hinter ihr. Nicolas und sein Kamerad hielten ihre Gefangene, Pauline war muthig genug ihr gefolgt. Man beachtete sie nicht. „Wer sind Sie?" begann Hébert mit tiefer Stimme das Verhör. „Marie Therese Louise, Prinzessin von Savoyen." — „Ihr Stand?" „Oberaufseherin der Haushaltung ihrer Majestät der Königin." — „Hatten Sie Kenntniß von dem Complotte des Hofes am 10. August?"

*) Monneuse — Weinhändler, wurde am 14. Nivose im Jahre 9 der Republik deportirt, Dangers im Jahre 2 hingerichtet.

— „Ob ein Complot existirte, weiß ich nicht — aber ich weiß, daß ich keine Kenntniß davon hatte.“ — „Wollen Sie schwören: die Freiheit und Gleichheit ewig zu lieben, den König, die Königin und das Königthum auf ewig zu hassen?“ — „Den ersten Schwur bin ich bereit zu leisten — den letzten zu thun, ist mir unmöglich, mein Herz sträubt sich dagegen.“ — „Um Gotteswillen, schwören Sie,“ flüsterte eine Stimme ihr ins Ohr. Ein Mann drängte sich an sie. — Manuel hatte den letzten Versuch wagen lassen. „Schwören Sie oder nicht?“ rief Hébert. Die Prinzessin fühlte ihre Sinne schwinden — ein gurgelnder Laut entwand sich ihrer Kehle, ihre Hand führte sie zum Munde. „Sie hat geschworen,“ rief Hébert. — Hébert und L'Huillier hatten — so sagt das Gerücht — hunderttausend Francs erhalten — sie wollten die Prinzessin retten. „Nieder mit der Lamballe,“ brüllten die Agenten Orleans. „Seien Sie standhaft,“ flüsterte die Stimme des Retters. „An die Thüre,“ rief Ceyrac, und man schleppte die Prinzessin an die Thüre, welche von den Wächtern geöffnet ward. — Grelles Licht fiel auf den dunklen Raum, draußen wimmelte es von furchterweckenden Gestalten — Weiber — Männer — Kinder — Greise — alles in Waffen, alles heulend — alles auf und nieder wogend, tanzend und die drohenden Fäuste reckend. „Die Lamballe — die Lamballe,“ tönte es, und von Zorn und Neugier zugleich getrieben, drängte die Menge sich näher. Die halbohnmächtige Prinzessin lehnte sich auf Nicolas Arm. „Rufen Sie, es lebe die Nation,“ flüsterte wieder die Stimme. Die Augen der Prinzessin hatten sich geschlossen — jetzt schlug sie dieselben auf — da, Entsetzen — sie sieht sich im Hofe — Blutlachen überall — die Menge wilder Gestalten, und dort — dort vor ihr ein Haufen verstümmelter Leichen, auf welchem, die Branntweinflasche in der Hand, ein entsetzlicher Kerl tanzt. „Rufen Sie — es lebe die Nation,“ tönt es noch einmal, schon öffnet die Prinzessin die Lippen, ein Stoß treibt sie vorwärts,*) da steht sie vor etwas Entsetzlichem — vor einem Gewirre von Greuel — Verstümmelungen und Blut: „Oh, pfui — das ist abscheulich — gräßlich!“ ruft sie, statt ein Hoch der Nation auszubringen, eine Hand legt sich auf ihren Mund — zu spät. Ein Scheusal — Charlat, Perrückenmacher, Tambour der Nationalgarde, stößt ihr mit einer Pike die Haube herab, die Haare fallen wie ein Mantel um die Prinzessin. „Das ist schön,“ rufen die Weiber, aber leider hat Charlats Pike die Stirn geritzt, beim Anblick des hervorströmenden Blutes wird die Menge zu Tigern, ein nichtswürdiger Mulatte, den die Prinzessin einst mit Wohlthaten überhäuft, stößt sie mit dem Säbel, sie zuckt auf vor Schmerz, da schmettert Grison, einer der frechsten Mörder des Septembers, die schwere Keule auf das schöne Haupt nieder, im Nu dringen Messer, Piken, Bajonette von allen Seiten auf sie ein — zwanzig, dreißig Stöße durchbohren sie — und die Plunderung der Niederstürzenden beginnt — Haube, Tuch, das Kleid, alles wird herabgerissen, der Körper wird erst mit frechem, neugierigem Blick angestarrt, dann betastet; noch röchelt die Prinzessin — aber die verruchten Hände beginnen das Werk der Verstümmelung. Grison schneidet das Haupt herunter, das schöne Haupt, welches so anmuthig auf dem blendenden Nacken saß, bei dessen Anblick Jedermann die Brillanten und Juwelen vergaß, die in den prachtvollen Haaren der Prinzessin funkelten, wenn sie durch die Säle der Paläste rauschte, von der Menge der Hofleute angestaunt. Die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben: Mamin, ein Cannibale, reißt ihr das Herz heraus — Rodi, sein Genosse, nagelt es auf eine Lanze, der Kopf wird auf eine Pike gesteckt — andere Verstümmelungen müssen verschwiegen werden — aber bei jedem neuen, fluchwürdigen Streiche ruft die wilde Masse: „Für die Oesterreicherin — für die Veto — für Marie Antoinette.“ Arme Königin! Sie war bedauernswerther als die Verstümmelte — ihre Zuneigung war das Verderben ihrer Getreuen, jeder, den sie liebte, war ein Verdammter — das hieß zehnfach sterben.

Der gräßliche Zug verließ den Hof, die blutigen Trophäen vor sich hertragend, den Körper hinterdreinschleifend. Der Herzog von Penthièvre hatte bereits am 2. September die Hoffnung auf Rettung fahren lassen. Er war nur noch bemüht, die sterblichen Reste zu erhalten. Auch dies sollte ihm nicht gelingen. Drei als Patrioten gekleidete Männer mußten sich unter die Volkshaufen mischen, um die verstümmelten Reste den Cannibalen abzujagen. Die abziehenden Würger zogen zuerst in eine Weinschenke, hier ward der Kopf zwischen Gläser und Flaschen niedergesetzt; nachdem man getrunken hatte, brach man weiter auf. „Nach dem Temple!“ schallte der Ruf. Die Menge, welche immer stärker anwuchs, ging nach dem Hotel Toulouse, dann zu den Tuilerien — hier war eine Wache aufgestellt, man ließ die Mörder nicht ein. Nun ging es nach dem Palais Royal. Der Herzog von Orleans saß mit Frau von Buffon gerade bei Tische. Plötzlich wird ein blutiges, von langen Haaren umwalltes Haupt an das Fenster gehalten. „O Gott, ich sterbe!“ schreit die Buffon. „So wird man auch mein Haupt durch die Straßen tragen.“ — Orleans aber sagt kalt: „Aha — es ist das Haupt der Lamballe.“ Dann steht er auf, öffnet die Thüre und zeigt sich dankend der Menge, die ihn mit Gebrüll begrüßt. Der Zug geht zum Temple. König und Königin hören das Brausen — die Rufe kommen näher. „Die Oesterreicherin soll es sehen — wir wollen hinein — öffnet.“ Danjou, der erste Commissar des Temple, hat einen glücklichen Gedanken, er befestigt ein dreifarbiges Band vor der Hauptthüre, welches die Menge respectirt, aber das Haupt der Lamballe wird bis an die Thurmfenster gehoben. „Was geht hier vor?“ ruft der König. „Gerechter Gott! — was ist geschehen?“ ruft die Königin; aber die Commissäre sind menschlich genug, sie zurückzuhalten, nur Ludwig hat ein wenig die Jalousie gelüftet, und mit dem Rufe: „Ah — wie entsetzlich!“ tritt er zurück, er hat das Haupt der Lamballe gesehen. Einer der Wächter wendet sich um. „Madame,“ sagt er, „Sie sollen das Haupt der Prinzessin nicht sehen, aber Sie müssen erfahren, daß die Lamballe erschlagen wurde.“ Mit furchtbarem Aufschrei sinkt die Königin in Ohnmacht. „Sie sind sehr grausam, mein Herr,“ sagt der König ruhig.

Da der Einzug in den Temple nicht zu erzwingen war, zogen die Mörder nach La Force zurück. Ein alter Diener der Tuilerien begegnet hier dem Trosse — er hat das Gesicht droben auf der Pike erkannt — er sinkt vom Schlage getroffen nieder. Diesen Ereignissen waren die Emissäre des Herzogs von Penthièvre unermüdlich gefolgt, sie sahen die Unmöglichkeit ein, den Körper in Besitz zu bekommen, sie wollten nur noch den Kopf für den Herzog retten. Unter Absingung des „Ça ira“ ging es nach La Force zurück; als man hier eben in das Thor dringen wollte, sprang aus dem den Gefängnißgebäuden gegenüberliegenden Hause ein Mann hervor, er hatte sich mit einer Scheere bewaffnet, und mit sicherer Hand schnitt er im Nu die langen, schönen Haare der Prinzessin von dem Haupte. Ein rohes Gelächter erschallte. Der Mann war Friseur — er konnte die prächtigen Haare brauchen. Da die Mörder während der Promenade Durst bekommen hatten, ging man wieder in ein Trinkhaus. Hier begann die Masse sich zu zerstreuen, sie hatte genug an der heutigen Unterhaltung. Charlat, der jetzt den Kopf trug, lehnte ihn mit der Pike an die Hauswand. Die Emissäre des Herzogs benutzten die Gelegenheit, und während einer Charlat fleißig einschenken ließ, hob der andere den für die Mörder werthlos gewordenen Kopf von der Pike, wickelte ihn in eine bereit gehaltene Serviette und eilte damit zur Section Popincourt. Er meldete dem Commissär, daß er einen Kopf habe, der auf dem Kirchhofe der Quinze-vingts begraben werden solle. Der Commissär nahm das Haupt und befahl, daß es bis zum andern Morgen in Verwahrung genommen werde. Der Emissär versprach, an die Section hundert Thaler zu zahlen.

Am folgenden Tage ereignete sich etwas ganz Seltsames. Der Ausschuß ließ ... die Mörder der Prinzessin Lamballe arretiren. Auf solche Weise wälzten die Leiter der Bewegung die Schuld des Verbrechens von sich. Der Herzog von Penthièvre konnte nun ohne Furcht das Haupt der unglücklichen Prinzessin reclamiren und sein Emissär erhielt es gegen eine Zahlung von hundert Thalern. Es ward in eine bleierne Urne gelegt, diese schloß man fest und sendete die kostbare Reliquie nach Dreux, wo sie in der Gruft der Penthièvres beigesetzt wurde. Trotz aller Nachforschungen war es nicht möglich, den Körper der Prinzessin wiederzufinden. Die Ueberreste desselben sind ohne Zweifel in das große Grab geworfen worden, welches bei dem kleinen Hause Tombe Issoire, vor der Barriere Saint-Jacques, gegraben ward, ohne daß die Arbeiter wußten, für welchen Zweck sie die Grube aufwarfen. Am nächsten Abend nahte sich eine lange Wagenreihe — sie führte die Erschlagenen herbei, und die scheußliche Last ward in den langen, dunkel gähnenden Graben geworfen. Vom 2. bis zum 3. September hatten die Septembermörder — eintausend, neunhundert und sechsundsechzig Personen

*) Bis hierher war die muthige Kammerzofe ihrer Herrin gefolgt. Leider kennt man das brave Mädchen nur unter dem Namen: Pauline.

erwürgt. Die Beerdigungsarbeiten dauerten vier Tage. Unter diesen Gebeinen modert sicherlich auch der Körper Marie Therese Louisens, Prinzessin von Lamballe.

„Die Septembertage sind ein scheußliches Ereigniß," sagte Marat ein Jahr später. „Jeder gute Bürger muß bei der Erinnerung an die Schandthaten seufzen," sagte Danton. „Weihen wir den Gemordeten eine Thräne," sagte Tallien — und als der verruchte Charlat, der den ersten Angriff auf die Prinzessin unternahm, in die Armee der Republik trat, spieen die Soldaten vor ihm aus. — —

Zehn Tage darauf entstand ein Tumult. Einige zwanzig Mann massacrirten einen Kameraden, und als ein Officier herbeeilte, um zu fragen, was es gäbe, antwortete einer der Soldaten, ruhig den blutigen Säbel abwischend:

„Wir haben so eben Charlat, den Mörder der Lamballe, zusammengehauen."

Der Financier des zweiten Kaiserreiches.

In dem großen weltgeschichtlichen Drama, das sich seit einem halben Menschenalter jenseit des Rheines abspielt, und das allem Anschein nach seinen Höhepunkt hinter sich hat und vielleicht unaufhaltsamen Schrittes bereits seiner Catastrophe entgegeneilt, lichten sich allmählich die Reihen der Mithandelnden. Auf St. Arnaud und Pelissier — auf Billault, Morny, Thouvenel, die im Laufe der letzten Jahre der Tod dahin gerafft, ist vor wenigen Wochen Fould gefolgt, ein Mann, der in der Geschichte des zweiten Kaiserreichs eine charakteristische und in mancher Hinsicht bedeutendere Rolle gespielt hat, als die meisten seiner Mitgenossen im Rathe des Kaisers. Zwar geschähe auch Fould zu viel Ehre, wenn man in ihm ein großes staatsmännisches Talent oder auch nur eine eminente Capacität als Financier und Staatswirth sehen wollte. Für große Talente ist neben dem Imperator so wenig Raum, wie in dem colossalen Stück Experimentalpolitik, als welches sich Napoleons III. Herrschaft darstellt, Raum ist für große Charaktere. Wie viele Minister seit dem 10. Dec. 1848 an der Staatsleitung Frankreichs betheiligt waren, sie alle sind nur Widerspiegelungen der verschiedenartigen und scheinbar widersprechenden Elemente, aus denen sich der räthselvolle Charakter des Kaisers zusammensetzt, und die sich, je nach der Lage der Dinge, den Vorrang streitig machen. Neben dynastischen Rücksichten demokratische Anwandlungen, neben socialistischen Phantastereien die Nöthigungen der unmittelbaren Wirklichkeit, neben der Lust zu weitaussehenden und unberechenbaren Unternehmungen die Furcht vor den letzten Consequenzen. Auf solch schwankendem Boden vermag die Blüte wahrer Staatskunst nicht zu gedeihen, können sich die Eigenschaften nicht entwickeln, die den echten Staatsmann kennzeichnen: die harmonische Bildung des Geistes und Charakters, der sichere Blick, das versöhnende Umfassen aller Gesellschaftselemente, das rücksichtslose Handeln zur rechten Zeit.

Aber Fould vertrat ohne Zweifel die bessere, oder sagen wir die nüchterne Richtung der kaiserlichen Politik, und hat auf dieselbe vielleicht mehr als irgend ein anderer Minister Napoleons III. moderirend gewirkt. Freilich besaß er genug Geschmeidigkeit und Anhänglichkeit an sein Portefeuille, um nicht, wo demselben bei energischem Widerstreben gegen die Tendenzen seines Herrn Gefahr drohte, die Zügel der Finanzverwaltung etwas lockerer zu fassen; aber vor den gewagtesten Schritten und vor ungemessenen Forderungen wußte er sich dennoch zurückzuziehen; er verstand es, seine Hände in Unschuld zu waschen, wenn sein für finanzielle Zeichen und Wunder geschärfter Blick ein Wölkchen heraufsteigen sah; und für die ungeheure Schuldenvermehrung während des zweiten Kaiserreichs trägt er verhältnißmäßig geringe Verantwortlichkeit. Von den fünf großen Anleihen in den Jahren 1854—1864 fällt nur die letzte von 1864 unter sein Regime. Auch wurde thatsächlich seine wiederholte Ernennung zum Finanzminister von den Geldmännern jedesmal mit einer Hausse begrüßt, sein Rücktritt stets mit dumpfer Besorgniß aufgenommen.

Die Zeiten, wo prosaische Geldverlegenheiten den kühnen weltumspannenden Plänen des Kaisers ein Paroli bogen, wo die Börse nach künstlichen Aufblähungen ermattet zurücksank und der Verkehr erlahmte, wo das närrische Jagen nach einer falschen Gloire dem unabweisbaren Bedürfniß nach innerer Kräftigung wich, das waren die Momente, in denen sich der Herrscher Foulds erinnerte und seine Dienste herbeirief. Und Fould war niemals unerbittlich; denn nicht das System der kaiserlichen Politik, nicht die nationale Ueberhebung und Allregiererei waren Herrn Fould bedenklich und antipathisch; sondern seine Rückzüge galten immer nur den augenscheinlichsten finanziellen Unmöglichkeiten, vor denen Napoleon seinerseits erst nach bitteren Erfahrungen die Segel strich. Fould bewährte sich eben stets als ein scharfsichtiger Routinier: er war nicht mehr und nicht weniger. Um so schwererer Vorwurf trifft ihn, daß er (worauf wir nachher noch zurückkommen) den Schwindeleien des Crédit mobilier, wenigstens in dessen ergiebigsten Perioden, nicht fern stand.

Foulds Lebensgang war im ganzen einfach, und sein Eintritt in das politische Leben erfolgte später, als es sonst bei Ehrgeizigen der Fall zu sein pflegt. Im Jahre 1799 (nach anderen 1800) zu Paris von israelitischen Eltern geboren, empfing er die normale Bildung der kaufmännischen Kreise und trat früh in das Geschäft seines Vaters, eines reichen Bankiers, ein. Seine Biographen wissen auch zu erzählen, daß er mit Eifer den schönen Künsten oblag und auf Reisen in Frankreich, Italien und dem Orient seine artistische Ausbildung vollendete. Die Sache muß schon ihre Richtigkeit haben; denn im Jahre 1852 wurde ihm vom Kaiser neben dem Ministerium des kaiserlichen Hauses auch das „der schönen Künste" übertragen und im Jahre 1857 ward er sogar „freies Mitglied" der Académie des beaux arts. Doch scheint er immerhin mit glücklicherem Erfolge finanzielle und national-ökonomische Studien getrieben zu haben; wenigstens verdankt er diesem Erfolge gewiß mehr seine Ernennung zum freien Mitglied der Academie, als seinen artistischen Verdiensten. — Im Jahre 1842 betrat er zuerst die öffentliche Laufbahn als Secretär im Generalrath des Departement des Hautes-Pyrenées, und dasselbe Departement erwählte ihn im folgenden Jahre zum Deputirten in den gesetzgebenden Körper. In der Kammer erwarb er sich bald durch seine Sachkunde in volkswirthschaftlichen Fragen einiges Ansehen, ohne sich jedoch derart hervorzuthun, daß er zu seinem späteren Rang hätte bestimmt scheinen können. Ihm bahnte, wie so vielen anderen, erst der Umschwung der politischen Verhältnisse im Jahre 1848 den Weg zur Macht. Doch bot zunächst die Februar-Revolution dem früheren Deputirten, der als solcher stets für die Regierungspolitik gestimmt und der conservativen Partei angehört hatte, wenig Aussicht zur Bethätigung. Waren es doch die demokratischen und socialistischen Gegner, die an der Spitze der Geschäfte standen. Aber für einen praktischen Mann wie Fould bedurfte es nicht eines heftigen inneren Kampfes, um sich mit dem neuen Regime so leidlich abzufinden, und wenn er die Finanzverwaltung der Republik einer bitteren, obwohl gerechten Kritik unterwarf, so geschah das vielleicht weniger, um einer verhaßten Regierung Verlegenheiten zu bereiten, als um für seine eigenen guten Dienste einen Boden zu gewinnen. Uebrigens ist die Haltung, die bei dieser Gelegenheit Fould einnahm, so charakteristisch und legt für sein scharfsichtiges, wenn auch völlig hausbackenes Urtheil in Finanzfragen ein so günstiges Zeugniß ab, daß wir dabei verweilen zu müssen glauben. Die provisorische Regierung fand am 25. Februar 1848 in den Staatskassen 192,000,000 Frcs. vor, wovon 133,000,000 baar, das übrige in Effekten. Den 22. März wurden die halbjährlichen Auszahlungen der 5-procentigen Rente und verschiedene andere Staatsverpflichtungen fällig, so daß eine baldige Erschöpfung zu besorgen war. Zum Ueberfluß kam der Finanzminister, Herr Goudchaux, ein guter aber unfähiger Mann, um den Credit der Regierung zu befestigen, auf den unglücklichen Gedanken, den Zahlungstermin für die Rente auf einen früheren als den gesetzlichen Termin, statt auf den 22. März schon auf den 6. festzusetzen, eine Liberalität, die zwar von den Gläubigern sehr beifällig aufgenommen wurde, aber die Staatskassen vor der Zeit derangiren mußte. Mittlerweile aber vermochte die Regierung dem Drängen nach Steuerreductionen nicht zu widerstehen, die Zeitungssteuer und die Salzsteuer wurden gänzlich aufgehoben und Herrn Goudchaux wurde es bei der Aussicht auf die dadurch herbeigeführten Einnahmeausfälle so schwindlich, daß er sein Porte-

feuille in die Hände des Herrn Garnier-Pagès niederlegte. Letzterer hielt sich durch das übereilte Zahlungsversprechen seines Vorgängers gebunden und ließ wirklich die 73,000,000 am 6. März auszahlen. Der Rückschlag auf den Silbercours erfolgte sofort. Die Banknoteninhaber, die eine beträchtliche Entblößung der Metallvorräthe witterten, stürmten förmlich die Bank, und das Institut sah sich bereits am 16. genöthigt, seine Baarzahlungen einzustellen. Gleichzeitig drangen andere Verlegenheiten auf die Regierung ein. Die Commission für die Landesvertheidigung forderte eine Summe von 114,000,000 Frcs.

Ferner reclamirten die Deponenten der vom Staate geleiteten Sparkassen massenweise und in drohender Haltung den Betrag ihrer Einlagen, die früher unrechtmäßigerweise vom Staate in drei und vierprocentige Renten umgewandelt waren. Herr Garnier-Pagès ließ auf die Depositen 100 Frcs. in Münze auszahlen, und den Rest zur Hälfte in fünfprocentigen Renten, zur anderen Hälfte in verzinslichen Schatzscheinen sicher stellen. So machte die Republik das Maß ihrer Großmuth und — Unklugheit voll. Ferner schrieb Herr Garnier-Pagès eine fünfprocentige Nationalanleihe aus, ließ die Domänen veräußern, für 100 Millionen Staatsforsten, sowie die Diamanten und das Silber der Krone verkaufen und schlug den Rückkauf der Eisenbahnen vor — lauter Maßregeln, die nur von politischen Motiven eingegeben waren und finanziell gänzlich unwirksam blieben. Endlich verfügte die provisorische Regierung am 16. März einen Steuerzuschlag von 45% auf alle directen Steuern und machte mit diesem Gewaltstreiche viel böses Blut. Gegen all diese Maßregeln erhob Fould seine Stimme. Seine im Mai erschienene Broschüre: „Bemerkungen über die Finanzlage" machte Aufsehen. Er wies darin mit unerbittlicher Kritik alle Anordnungen der Regierung als eben so viele Fehlgriffe nach. Nach seiner Ansicht war es die erste Aufgabe der Regierung, ihre Fonds so viel wie möglich zu schonen, statt die Hände überall zu öffnen; die Depositen der Sparkassen und die Schatzscheine hätten durchweg in eine Rente umgewandelt werden sollen; im Nothfalle wäre an den Patriotismus der Bürger zu appelliren gewesen, damit sie in die Vorausbezahlung der Steuern willigten. So wären die Hilfsmittel der Staatskassen intact geblieben und die Zahlungseinstellung der Bank, womit eine Menge von Privatbankerotten und eine schmerzliche Verkehrsstockung verbunden waren, vermieden worden. Nicht minder sprach sich Fould gegen die Vermehrung der directen Steuern und gegen die von der Regierung beliebten Luxussteuern aus, die den Ausfall der Consumsteuern nicht decken konnten und dafür den Luxusverbrauch erheblich schmälerten, zum Nachtheil namentlich der Pariser Industrie. Man sieht, die Ansichten Foulds waren ebenso nüchtern wie unwiderleglich; gleichwohl ist er von demokratischer Seite sehr hart darum angelassen worden. Wenn man ihm von dieser Seite die Vertheidigung der indirecten Steuern verübelt hat, so ist dies allerdings ganz im Geiste demokratischer Anschauung, für welche die relative Unbilligkeit der entscheidende Gesichtspunkt ist, obwohl, wenn man in dieser Beziehung radical verfahren wollte, kein Stein des gegebenen Gesellschaftsgebäudes auf dem andern stehen bleiben würde. Viel unverständlicher ist es dagegen, wie man Herrn Fould um seines Vorschlages willen: die Deposita der Sparkassen und die Schatzscheine in Renten zu verwandeln, den Vorwurf hat machen mögen, er rathe zum „Bankerott". Im gegebenen Falle war dies eine entschiedene Unwahrheit; denn Jedermann weiß, daß die Renten ebensowohl ihren Marktcours haben und unter Umständen ebenso leicht realisirbar sind, wie jedes andere Staatspapier; und wenn durch eine solche Maßregel mittelbar eine Festigung des Staatscredits hätte herbeigeführt werden können, so wäre dies den Depositären schließlich ebenso sehr zu gute gekommen, wie der Finanzverwaltung selbst. Der Unparteiische muß zugeben, daß die Fouldschen Vorschläge viel weniger gefahrdrohend waren als die ministerielle Vertrauensseligkeit, und Fould konnte seinerseits mit weit größerem Rechte den Vorwurf zurückgeben, daß die von Garnier-Pagès angeordneten Maßregeln das Gepräge dictatorischer Willkür an sich trugen und außerhalb der Competenz der republikanischen Regierung lagen.

Ob es wahr ist, daß Herrn Fould schon um diese Zeit, Ende Mai 1848, von der provisorischen Regierung das Finanzportefeuille angeboten worden sei, mag dahin gestellt bleiben. Wäre es der Fall, so machte die Ablehnung seinem Scharfblick Ehre.

Im September 1848 wurde er von der Stadt Paris in den gesetzgebenden Körper gewählt, und er trat in denselben gleichzeitig mit dem Prinzen ein, dessen Minister er später werden sollte. Schon hier mag Louis Napoleon auf den gewandten Financier aufmerksam geworden sein, der sich wiederum in allen einschlägigen Fragen geltend zu machen wußte. — Die persönliche Bekanntschaft seines nachmaligen Ministers soll der Prinz an der Börse gemacht haben, wo ihm Herr Achille Fould als einer der geschicktesten und glücklichsten Spieler vorgestellt wurde. Gewiß ist, daß Herr Fould seit dem 10. December, dem Wahltage des Prinz-Präsidenten, zu dessen ergebensten Anhängern gehörte. Im Anfange des Jahres 1849 zog sich der vielbeschäftigte Deputirte, um sich ausschließlich der parlamentarischen Thätigkeit widmen zu können, aus dem Bankhause Fould-Oppenheim, dessen Associé er bisher gewesen war, zurück; im October desselben Jahres übernahm er zum ersten Male das Finanzministerium, das er zu drei verschiedenen Malen unter der Präsidentschaft und zwei Mal unter dem Kaiserreich verwaltete. Daß es schon in den ersten Jahren zwischen dem Präsidenten und dem Finanzminister an Meinungsverschiedenheiten nicht fehlte, ersieht man am besten aus dem häufigen Wechsel. Gleichwohl stand Fould auf der Ministerliste des 2. December in erster Reihe. Böswillige behaupten zwar, daß sein Name ohne seine Einwilligung auf die Liste gekommen sei, daß unser Achille, während die Morny, St. Arnaud und Maupas wagten und arbeiteten, in irgend einem Versteck den Lauf der Dinge abgewartet habe und sich in den Tagen der Entscheidung, am 2., 3. und 4. December weder auf der Straße noch im Elysée habe blicken lassen — inzwischen sind das Angaben, die der Fernerstehende auf sich beruhen lassen muß. Sicherer ist, daß am 2. December auch das Haus Fould Va banque! zwischen Clichy und einem kaiserlichen Ministerportefeuille spielte. Durch eine ungeheure Hausse auf der Börse sollte der Staatsstreich legitimirt werden — und das Spiel wurde gewonnen. Achille Fould, Benedict Fould, Emil und Isaac Pereire, Morny, Haußmann und Persigny standen am Spieltisch.

Schon am 25. Januar 1852 jedoch, in Folge des Decrets über die Confiscation der Güter der Orleans, legte Fould, gleich den Herren Rouher und von Morny, sein Ministerium nieder, ohne es indessen zu verschmähen, am selbigen Tage sich zum Senator des Kaiserreichs ernennen zu lassen. Einige Monate später, im Juli, trat er auch wieder in den unmittelbaren Staatsdienst ein, da ihn der Kaiser, wie bereits erwähnt, zum Staats- und Hausminister ernannte, als welcher er die kaiserlichen Kunstinstitute in seine Obhut bekam. Die Ausstellung von 1855, die Reorganisation der großen Oper und die Vollendung des neuen Louvre datiren aus dieser Periode, in welcher sich Fould auch als praktischer Kunstbeförderer erwies. An hämischen Ausfällen gegen seine diesfalsige Wirksamkeit hat es freilich so wenig gefehlt, wie an solchen gegen seine Finanzverwaltung: Spötter meinten, sein Geschmack erinnere zu sehr an die mosaische Stiftshütte; und an seine Stellung als Chef der großen Oper heften sich sogar manche Beiträge zur Chronique scandaleuse.

Daß Fould auch während dieser Periode den Finanzoperationen des Kaiserreichs nicht fernstand, ist ausgemacht. Seine Liaison mit dem am 18. November 1852 errichteten Crédit Mobilier, an dessen Spitze anfänglich neben Isaac Pereire, Achilles 1856 verstorbener Bruder Benedict stand, ist nicht hinwegzuleugnen, und den fettesten Rahm von der Schwindelanstalt haben die Fould mit abgeschöpft. Angesichts dieser Thatsache will es wenig sagen, daß Achille, der schon beim Beginn das Ende vom Liede voraussehen mußte, später zu den entschiedenen Gegnern der Pereire gehörte und die gefährliche Solidarität des Kaiserthums mit dem Crédit Mobilier anfocht.

Foulds letzte Ernennung zum Finanzminister knüpft sich an eine seiner besten und bedeutsamsten Kundgebungen: an seine Denkschrift an den Kaiser im September 1861. In diesem lichtvollen und überzeugenden Exposé der Finanzlage kam er zu dem Schluß, daß der kaiserliche Verzicht auf das Vorrecht, nach der Verfassung von 1852 in Abwesenheit der Kammern Supplementar- und außerordentliche Credite zu decretiren, ein dringendes Erforderniß sei. Der Kaiser acceptirte Foulds Vorschläge und berief ihn zugleich abermals zur Leitung der französischen Finanzen; aber leider blieben die guten Vorschläge und Vorsätze unbefolgt. Das mexikanische Abenteuer warf sie über den Haufen. Herr Fould hatte guten Grund, ein entschiedener Gegner des letzteren zu sein; denn es brachte ihn beinahe um seinen ganzen Ruhm als Finanzkünstler. Seine Bilanzen, sonst so lichtvoll und übersichtlich, wurden in letzter Zeit zu eben so vielen

Fictionen und von vielen fast eben so spöttisch aufgenommen, wie ihrer Zeit die berüchtigten Thiers'schen Zahlengruppirungen. Niemals war Foulds Aufgabe undankbarer, als während der sechs Jahre seiner letzten Finanzverwaltung, niemals seine Stellung schwieriger und die Anerkennung seiner Dienste zweideutiger. Selbst die Börse nahm seinen letzten Rücktritt vom Amte, der im vorigen Jahr aus Anlaß der Forderung für die Armeereorganisation erfolgte, mit keineswegs schmeichelhafter Gleichgültigkeit auf.

Doch noch einmal schien er zu einer öffentlichen Rolle bestimmt: der drohende Sturz des Crédit Mobilier, der vor einigen Wochen Paris und Frankreich in Aufregung versetzte und jetzt nur zeitweilig durch die auswärtigen Wirren übertäubt ist, veranlaßte den Kaiser, sich an seinen alten Rathgeber in Finanzsachen zu wenden; Fould ward in den ersten Tagen des October nach Biarritz zum Kaiser berufen; schon glaubte man, daß er ausersehen sei, Herrn Rouher die doppelte Last als Staats- und Finanzminister durch Uebernahme des letzteren Amts zu erleichtern, als unerwartet und plötzlich die Kunde von dem schnellen Tode des fast Siebzigjährigen von seinem Tusculum bei Tarbes (Departement des Hautes-Pyrenées) sich verbreitete.

Vielleicht ist es ein Glück für Fould, daß er die neueste Phase des Kaiserthums nicht überlebte. Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre ihm kein neuer Ruhm aus einer nochmaligen Uebernahme der Finanzleitung des französischen Staates erwachsen. Denn die Lage der Dinge dort ist derart, daß nur von einer völligen Systemänderung Heil zu erwarten ist. Die Schuldenlast vergrößert sich einer Lawine gleich; und wenn auch der Reichthum Frankreichs die kaiserlichen Anleihen bisher stets mit großer Leichtigkeit aufbrachte, so belastet doch jede neue Schuld die schon übermäßig angespannten Steuerkräfte der großen Menge immer mehr und macht dem Volke die unentbehrlichen Lebensmittel theuer. Unter solchen Umständen kann eine andauernde Verkehrsstockung jeden Moment eine unvorhergesehene Krisis heraufbeschwören. Dazu kommt, daß die zunehmende Consolidirung Deutschlands nicht blos der politischen, sondern auch der wirthschaftlichen Machtstellung Frankreichs eine herbe Concurrenz bereiten zu müssen scheint, eine Rücksicht, die einer stetigen Friedenspolitik vielleicht in erster Linie hinderlich sein dürfte. Daher ist wenig Aussicht, daß eine gesunde Finanzpolitik vorläufig irgend einen hervorragenden Antheil an der Gesammtpolitik des Landes gewinnen sollte, und es wird, so lange das Prestige die maßgebende Richtschnur der französischen Staatslenker ist, das Finanzdepartement stets die Magd der auswärtigen Politik bleiben. Bis auf die eine oder die andere Art dem schwankenden Zustande ein Ende bereitet wird. F. Stöpel.

Lose Blätter aus dem Studentenleben.

Von **Arnold Wellmer.**

III. Der relegirte Schlafrock.

Wie erhebend wirkte es doch auf unser zwölfjähriges Herz, wenn wir an einem gemüthlichen Winterabend mit der alten Küchen-Hanna und den — Kleinen ganz allein zu Hause waren und uns zu einer grausam schweren und wichtigen Uebersetzung aus dem Cornelius Nepos in Papas vacante Studirstube zurückzogen, damit die Kleinen uns nicht im Studiren störten — und wenn dort des Vaters alter grauer Schlafrock so verlockend vom Nagel winkte, bis wir den ausgewachsenen Hausrock schnell abwarfen und bis über die Ohren in den weichen, warmen, tabakduftigen grauen Liebling fuhren!

O, und doch war dies noch nichts gegen das erhebende Wonnegefühl, das uns durchzuckte, als wir in der Abenddämmerung nach glücklich bestandenem Abiturientenexamen in die Wohnstube traten und die gute Mutter uns mit einem ganz neuen, grün und roth carrirten Schlafrock mit langen rothen Schnüren und Quasten über dem Arm entgegenkam und mit glücklichem Lächeln sagte: „Für den Herrn Studenten!“ Wir konnten wahrhaftig nicht anders: wir warfen den erbärmlichen vorgeschriebenen Examenfrack verächtlich in die Sophaecke und fuhren mit beiden Armen zugleich in den neuen eigenen Studentenschlafrock und dann zogen wir ihn auch den ganzen Abend nicht wieder aus — zum respectvollsten Erstaunen der Kleinen — zur Bewunderung der vor Freude weinenden Küchen-Hanna — und zu unserem eigenen stolzen Entzücken. Der gute Vater reichte uns die erste Cigarre — und auch sie erfüllte uns mit Hochachtung vor uns selber ... es war ja lange, lange nicht die erste, die wir überhaupt rauchten ..! Und in dem Studentenschlafrock träumte es sich die ganzen Ferien durch so wunderschön von der goldenen, freien Studentenzeit, die wir ja zugleich mit ihm angezogen hatten ... und doch wurden diese Träume durch eine noch viel schönere Wirklichkeit — in demselben Studentenschlafrock — übertroffen. Ja, wieviel köstliche Geschichten könnte der gute alte Grünrothe aus der glücklichsten Zeit unseres Lebens erzählen — vom freien, frischen Studium in der Morgenfrühe und den Theepunschabenden auf irgend einer gemüthlichen Bude, bei einem gemüthlichen alten Jungen — von Schlittenpartien im Mondschein und schwärmerischen Singständchen in dunkler Nacht vor dem Fenster einer Wunderschönen — von Vivats und Pereats und obligaten kleinen unschuldigen Fensterkanonaden und geleimten Schnurren und abgeblitzten Pudeln — von ungenirten Morgenspaziergängen zum Baden und noch ungenirteren Spritzfahrten in die dörfliche Exkneipe — von behaglichen studentischen Bier- und Kaffeekneipereien unter der Linde vor unserer Hausthür — und winterlichen Ferienreisen im nächtlich dunklen Postwagen in die Heimat ... ja, bei all diesen wichtigen Ereignissen spielte der treue Schlafrock — genannt Gottfried Schlangenhaut — eine Hauptrolle, und wahrhaftig, jede Faser von ihm könnte Geschichten erzählen — — wenn inzwischen nicht unsere sehr praktische und ökonomische Hausfrau das Wintermäntelchen unseres ältesten Töchterleins mit dem grünrothen Studentenschlafrock des Papa gefüttert, und uns zu Weihnachten einen stattlichen Doubleschlafrock aufgebaut hätte, da sie es unmöglich länger mit ansehen konnte, daß wir in dem alten Dinge zum Scandal umhergingen.

Hiernach wird man sich lebhaft denken können, was für ein Halloh die Jenenser Burschen anstimmten, als sie am Morgen des 8. November 1700 in ihren wenig glänzenden, aber gar behaglich eingewohnten Schlafröcken sehr zahlreich vor dem Schwarzen Brett der Stadtkirche standen und eine feierliche Verordnung des Hochlöblichen Academischen Senats leuchten sahen, die das Tragen der Schlafröcke auf öffentlicher Straße und in den Collegien auf das allerstrengste verbot. Waren die Studiosi doch bis dato gewohnt gewesen, in ihren geliebten Schlafröcken nicht nur zum Essen und Trinken in die Kneipen zu gehn, auf dem Markt und durch die Gassen zu spazieren, die Vorlesungen zu besuchen, sondern auch an heißen Sommertagen ungenirt unter den Schlafröcken dasjenige Kleidungsstück fehlen zu lassen, von dem man sonst allgemein glaubt, daß es für ein Masculinum das allerunentbehrlichste sei.

Und die ganze süße Schlafrock-Behaglichkeit und Schlafrock-Freiheit auf Jenas Gassen sollte nun auf immer vorbei sein? Wie die Burschen in ihren Schlafröcken tobten und wetterten, wie sie im lichterlohen Auflauf zum Magnificus rannten und ihn beschworen, diese grausame Verordnung zurückzunehmen! Vergebens! Seine Magnificenz blieben ungerührt — ja, sie drohten sogar, wieder mal einige tausend Mann Soldaten — unter dem Namen der Laubfrösche bei den Studenten Jenas von jeher verhaßt — aus Weimar kommen zu lassen, wenn die Rottirung sich nicht sogleich in Wohlgefallen auflöse! Aber mit dem wohlgefälligen Auflösen ging's natürlich nicht so glatt weg — im Gegentheil, die Aufregung der jungen Schlafrockritter stieg von Minute zu Minute in bedrohlicher Weise: Fenster wurden eingeworfen, Pereats ausgebracht, Pedelle gesteinigt, Schnurren — die verhaßten Stadtwächter — halb todt geprügelt und unter die Pumpe gesteckt ... und wer weiß, was für ein trauriges Ende dieser Schlafrockauflauf vielleicht noch genommen hätte, wenn nicht die Aufregung der Gemüther durch ein plötzliches Aufleuchten des ewig jungen Studentenhumors lustig verpufft wäre.

Am Nachmittag versammelten sich Jenas Bursche „von echtem Schrot und Korn“ in vollem Wichs draußen auf der Landfeste. Sie verschmähten noch die schon andrängenden französischen Moden: große gepuderte Alongeperrücken mit langem Zopf, dreieckigen Hut mit goldner Agraffe, gefältete Hemdkrause, breitschößigen rothen goldbesetzten Frack mit vergoldeten Knöpfen, gelbseidenes Wamms, kurze rothe Beinkleider,

Gamaschen und Schnallenschuhe, Stulphandschuhe, den Stoßdegen mit mächtigem Stichblatt im gestickten Bandelier an der Seite, wie die studentischen Stutzer von Klein-Paris-Leipzig sich schon damals producirten. Der Jenenser Bursch trug noch sein eigen Haar und darauf einen großen dreieckigen Hut, Lederhosen und ein schmuckloses Tuchwamms, schwere bespornte Wickelstiefel und einen auf den Steinen furchtbar nachklirrenden Schläger. So geschmückt wälzte sich ein langer Zug von 3000 Studenten unter Trauermusik und lautem parodirenden Wehklagen von der Landfeste in die Stadt — voran trug ein riesiger Bursch auf hoher Stange einen Schlafrock mit der sehr deutlichen Aufschrift: „Relegatus!"

Mit diesem relegirten Schlafrock zogen die Burschen unter dem großen Jubel der studentenfreundlichen Bevölkerung Jenas vor dem Fenster des Herrn Rectors vorüber in der ganzen Stadt herum und schließlich zum Thor hinaus zu einer solennen Bierkneiperei auf den Mühlen, wo sie sich nach Kräften bemühten, ihren Schmerz über den Relegirten zu vergessen in jenaischem Klatsch, Ammerbacher Dorfteufel und dem edlen Breyhan — von dem ein Zeitdichter so begeistert singt:

> Grandia si summo fierent convivia coelo
> Breyhanam superis Jupiter ipse daret!
> Gäb' es auf hohem Olymp noch stattliche Lustkneipereien,
> Setzte wohl Jupiter selbst Breyhan den Göttlichen vor.

— Die Relegation des Studentenschlafrocks in Jena scheint aber keine relegatio in perpetuum gewesen zu sein, denn schon nach wenigen Jahren finden wir wieder die alte Klage aufgezeichnet, daß die Burschen mit brennenden Pfeifen und in langen Schlafröcken auf den Gassen und in die Collegia gehn — und noch später heißt es in dem Jenaischen Burschenliede:

> Und die academische Freiheit
> Ist in Jena auf dem Damm:
> In Schlafröcken darf man gehen
> Und den Bart sich lassen stehen,
> Wie ein jeder will und kann!

Durch Wald und Haide — dem Waidmann zur Freude.

Von **Guido Hammer.**

IV. Scenen aus dem freien Wildleben.*)

Da wo das fast urwaldige Hochgebirge der Karpathen die granitene Grenzscheide zwischen Galizien und dem weiten Ungarnlande zieht, tritt noch oft genug des freien Wildes Thun in voller, ungebundener Ursprünglichkeit auf. Versetzen wir uns in die Einsamkeit der dortigen, von der Art noch unentweihten mächtigen Forsten, um dort den Waldfreiherrn, den edlen Hirsch, in todbringender, mannhafter Fehde zu belauschen.

Schon haben reifkalte Nächte die vollen Laubkronen der Buchen, Ahorne und anderer Bäume, die die vorherrschenden Tannenbestände lebendig unterbrechen, golden und purpurn gefärbt, an Pracht nur noch von den hier und da hervorblitzenden scharlachglühenden Beerenbüscheln der Eberesche überboten. Manches Blatt aber haben die bereits eisigen Nebel, welche jetzt früh und spät die Thäler durchziehen, leise bröckelnden Tones herabgedrückt und in weitem Kranz um die Musterstämme zur Erde gebettet, daß der leise Tritt des scheuen Wildes, das hier lüstern nach den ihm leckeren Bucheln und Eicheln sucht, raschelnd die heimliche Stille unterbricht. Die Strahlen der klaren Herbstsonne aber, die sich bis jetzt noch immer siegreich Bahn durch die wallenden Nebel gebrochen, lassen, tritt die Abenddämmerung ein, das wogende Heer der Dünste immer wieder aufs neue dem erwärmten Boden entsteigen und gespenstig über die Blößen des grabesstill gewordenen Waldes huschen. Kein Blatt, keine Nadel rührt sich dann mehr, starr und unbeweglich ragen die sturmgewöhnten Wipfel der riesigen Bäume in die dämmerige Luft, und nur das Rauschen der Gewässer, die zu Thale strömen, vernimmt das lauschende Ohr. Außerdem unterbricht wohl noch auf Augenblicke die schauerliche Stimme des Uhus oder der langgezogene Pfiff einer Eule, die tiefe Ruhe. Da — huah — ha — ha — haah — tönt plötzlich ein gewaltiger Ruf durch die Stille — es ist der dröhnende Brunstschrei des majestätischen Hirsches. Er, der Stolzgekrönte, ist herausgezogen auf waldumschlossenes Wiesenland, seinem von ihm eifersüchtig bewachten Trupp Wild unmittelbar auf der Fährte folgend. Heißathmig aus den Nüstern dampfend, in leidenschaftlichster Erregtheit umkreist er hier hochgehobenen Kopfes die Auserkorenen in toller Hast, daß, wo sein Weg durch nassen Bruch hinführt, das Wasser unter den stahlgesehnten Läuften hoch an ihm emporspritzt. Plötzlich wirft sich der Fiebernde, die Glut des heißen Leibes zu kühlen, ins frische Naß, dabei zorneswüthig den feuchten Rasenboden mit seinem scharfgezackten Geweih zerwühlend und um sich schleudernd. Dann, schnell wieder emporspringend, an Halsmähne und Leib triefend von mooriger Lache, windet er sich jetzt, mit weitgeöffneter Nase, nach allen Seiten, und von neuem gibt er, zuerst in kurzen, grollenden Tönen, hinterher durch weithallendes Gurgeln seine Herausforderung an den eingebildeten oder wirklichen Gegner kund. Wie sich dabei selbst zum Zorn aufreizend, wird er immer heftiger, bis er mit langaushaltender, dröhnender Stimme den markigen Kampfesschrei beschließt. Und diesmal bleibt auch der kühne Zuruf nicht unerwidert. Wie fernes Echo bringt die Antwort eines zweiten Hirsches aus den Bergen herüber, in kurzen Pausen sie wiederholend und dabei näher und näher kommend. Das regt natürlich die Eifersucht des ersteren nicht wenig auf, und mit verdoppelter Kraft orgelt er dem Kommenden neuen Fehderuf entgegen, der es denn auch bewirkt, plötzlich den Gegner auf die Stätte des „Platzhirsches" zu führen.

Schnaubend vor wuthunterdrückter Stimme und dabei zähneknirschend stürmt der Kampfbegierige dem ebenbürtigen Eindringling entgegen, und mit schmetternder Gewalt fliegen sich die stolzen Recken in die Geweihe, daß es weithin klirrend durch die abendliche Stille hallt. Schlag auf Schlag folgt nun, bis die Stattlichen mit engverschränktem Gezack, die trotzigen Köpfe hart an einander gedrückt, sich stemmen, drängen und schieben, nur dann und wann einmal die vielendigen Stangen auseinanderreißend, in neuem Anlauf nur um so vollwuchtiger wieder zusammenzuprasseln. Tiefdunkel, in wahrhaft dämonischer Schönheit, heben sich dabei die urwüchsigen Gestalten der mähnenzottigen Gesellen vom eintönigen Hintergrund — einer bis dicht auf den Boden lagernden weißen Nebelschicht — ab, welchen Contrast der klare Mond, dessen silberne Strahlen hellleuchtend die waldumnachtete Arena überfluten und die lebendige Scene mit magischem Glanz umweben, zu wunderbarem Reiz erhöht.

Lange streiten so die Zornentflammten. Da strauchelt endlich der eine beim Ausweichen eines nach ihm geführten gewaltigen Stoßes — und im Nu sitzen ihm die spitzen Augensprossen des racheschnaubenden Gegners tief in der Seite. Obgleich schnell wieder emporgerafft, gibt der Verwundete doch sofort jeden ferneren Widerstand auf und, das Weite suchend, verschwindet er den Blicken im Düster des geschlossenen Waldes, von woher es das Ohr noch deutlich vernimmt, wie der Flüchtige durch die Stangen bricht. Der Sieger hingegen, im Vollgefühl seines Triumphes, läßt nun von neuem und um so drohender seinen Ruf ertönen; doch kein neuer Streiter meldet sich heute mehr, so wiederholt auch die Aufforderung dazu das weite Revier durchhallt. Endlich beruhigt oder auch ermattet, schweigt auch er, der trotzige Held, und zieht mit seinem tapfer vertheidigten Trupp nun ebenfalls in die nächtigen Schatten des Holzes, das den Wahlplatz eng umschließt.

Höher und höher steigt der Mond nach dem Zenith, jetzt auf Augenblicke hinter schwarzem Gewölke verhüllt, dann wieder klar aus ungetrübtem tiefblauen Aether herniederglänzend. Unten aber, auf der Erde, scheint nun jegliches Leben gewichen; lautlose Stille ist hier plötzlich wieder eingetreten. Wohl erklingt es noch einmal wie fernes, fernes heiseres Heulen, welches das gespannte Ohr für die Stimme eines Wolfes erkennen will, das vielleicht aber auch nur der sonderbar klagende Laut eines träumenden Wasservogels im düstren Moore ist; dann aber beharrt fortan der finstere Tannenwald bei seinem ernsten Schweigen, das durch die schrillen, mystischen Töne hoch in den Lüften hinziehender, gen Süden eilender Vögelscharen nur um so weihevoller wirkt.

*) Vgl. III. Jahrgang. S. 68.



Der Edelhirsch unter den Krallen der Wölfe.

Originalzeichnung von Guido Hammer.

Ein scharfer Nordwind hat sich mit dem Kommen des fahlen Dämmerstreifes im Osten, dem Vorboten des anbrechenden Morgens, erhoben. Rauschend durchfährt er das Meer der Wipfel und durchdringt mit schneidiger Kälte die feuchten Nebelschwaden, dadurch deren Atome als wundervoll geformte Eiskrystalle an Zweig und Halm anheftend, daß, als nun die blitzende Sonne, alles mit Licht überströmend, die Firsten der gewaltigen Gebirgsstöcke übersteigt, ihre Strahlen sich im dichten Reife farbenprächtig spiegeln. Nun läßt sich auch noch einmal das müde Murren eines Hirsches vernehmen, der erst jetzt, von nächtlicher Anstrengung ermattet, zu Holze zieht, während alles sonstige Lebendige, das für den Tag geschaffen, denselben freudig begrüßt und sich zu neuer Thätigkeit bereitet. Besonders ist's das Heer der Vögel, das vieltausendstimmig den morgenglitzernden Wald durchjubelt. Tief drinnen aber, in stiller Verborgenheit, hat sich der Schmerz eine Stätte gesucht; ein Schwerverwundeter — der mannhafte, wenn auch besiegte Streiter von gestern ist's, der hier in Einsamkeit die brennende Wunde im kühlenden Bache netzt. Zum Tode krank hat er bereits die ganze Nacht im kalten Wellenbette zugebracht, das jetzt die höher und höher steigende Sonne mit einzelnen Lichtstrahlen überschießt und zitternde Goldstreifen zwischen das Grün der ihn verbergenden, überhängenden Erlengebüsche, Farren und anderen Stauden webt. So verrinnt Stund' auf Stunde, schon geht der Tag wieder zur Neige und wieder durchdröhnt der abendliche Schrei des Edelhirsches das Gebirge. Da — plötzlich, als wolle der Fiebernde noch einmal zum heißen Kampf sich rüsten, erhebt er sich, doch kraftlos bricht er, kaum dem nassen Lager noch entstiegen, wieder nieder. Und hinter ihm hört man's im Laube rascheln — der Aermste vernahm es längst mit scharfem Sinne — ein gierig Wolfspaar naht, das, einmal auf der sichern Spur des Wehrlosen, ihn auch alsbald erspäht. Beutelechzend stürzen die Gefräßigen, denen auch noch ein Genosse auf den Fersen folgt, auf den Gebrochenen los, im nächsten Augenblicke mit heißhungeriger, rasender Hast ihn zu zerfleischen. Wohl hebt hierbei im heißen Todeskampfe noch einmal der einst Mächtige das stolz geweihte Haupt hoch empor über seine feigen, schonungslosen Würger — ein letzter Versuch, sich der Peiniger zu erwehren; doch umsonst! Verröchelnd unter den furchtbaren

Bissen der wüthenden Bestien überzieht das schmerzerfüllte, brechende Auge des Verendenden smaragdener Todesschimmer, und hin sinkt ins weiche Moos der noch im Tode trotzigkühne, herrliche Kopf des nun vollends Erlegenen. Kein Schmerzensschrei ist ihm dabei entschlüpft — klaglos, wie er gelitten, hat der Ritterliche auch geendet.

So beleuchtet der inzwischen wieder ruhig seine weiten Bahnen ziehende Mond den Ausgang des blutigen Dramas aus dem Thierleben. Und noch manchesmal wird er niederscheinen auf die Ueberreste des gefallenen Opfers, die weißgebleichten Gebeine, welche noch lange die öde Stätte bezeichnen werden, wo sich eine so ernste Scene abgespielt.

Am Familientische.

„Villa oder Miethskaserne?"

nennt sich ein kürzlich erschienenes, höchst interessantes Schriftchen von Dr. Max Schasler. Es behandelt die architektonische Erweiterung der Großstädte im allgemeinen und die neuen Projecte von Villenanlagen in der preußischen Residenz im besonderen. Es behandelt eine brennende Tagesfrage, nämlich die Miethes- und Wohnungsangelegenheit, welche für Berlin zu einer Lebensfrage geworden ist.

Wie London und Paris, wächst auch Berlin mit rasender Schnelligkeit. Während die Bevölkerung um 1680 etwa 9000 betrug, zählt man heute gegen ¾ Million Civileinwohner; während damals seine größte Ausdehnung sich von der Jannowitzbrücke bis zur Friedrichsbrücke erstreckte, breitet es sich jetzt bereits zwischen dem Rummelsburger See und der Hasenhaide einerseits bis nach Moabit und der Jungfernhaide andrerseits aus, so daß es mehr als eine volle Quadratmeile bedeckt. Ein übrigens sehr günstiges Verhältniß, namentlich Paris gegenüber, wo sich auf einem nur wenig größeren Raum (1¼ Quadratmeile) über 2 Millionen Menschen zusammendrängen. Den eigentlichen Kern der Stadt Berlin, nämlich seinen ältesten Theil, bildet ein unregelmäßiges Viereck, welches, von der Spree durchströmt und von dem ehemaligen Festungsgraben umflossen, aus den Quartieren Berlin, Alt- und Neu Köln und Friedrichswerder besteht. Dieser Kern ist bis auf den heutigen Tag der eigentliche Brennpunkt des geschäftlichen Lebens geblieben. Um ihn schließt sich nun zunächst ein erster Ring von Stadttheilen: im Norden die Spandauer Vorstadt, im Nordosten und Osten die Königsstadt und das Stralauer Viertel, im Süden und Südwesten die Luisenstadt und Friedrichsstadt, im Westen die Dorotheenstadt und die Friedrich-Wilhelmsstadt. Diese Stadttheile betragen zusammen fast das Zwölffache des inneren Kerns und sind, mit Ausnahme des vom königlichen Schloß und dem Lustgarten mit seinen Prachtgebäuden sich südwestlich bis in die Straße „Unter den Linden" hinziehenden Complexes von öffentlichen Palästen und großen Plätzen, dem lebhaftesten industriellen Verkehr gewidmet. Ein zweiter, noch weiterer Ring umfaßt die eigentlichen Vorstädte: auf der einen Seite die Fortsetzung der Königsstadt und der Spandauer Vorstadt, der Wedding und Neu-Moabit; auf der andern Seite die Vorstädte vor dem Halleschen, Anhalter und Potsdamer Thor. Diese sehr umfangreichen Vorstädte, namentlich die nördlichen, werden hauptsächlich von der arbeitenden Bevölkerung bewohnt: es sind die Fabrik- und Handwerkerdistricte.

Aber eigentlich hat die „Weltstadt" diese Grenzen schon wieder überschritten. Schon ist ein dritter, ein äußerster Ring von Vorstädten im Entstehen begriffen und auf dem Wege, dem zweiten Ringe strahlenförmig anzuschießen. Bald wird der Berlin von Charlottenburg trennende, eine halbe Meile lange Thiergarten nicht mehr außerhalb, sondern innerhalb der Stadt liegen, und Charlottenburg mit seinen 18,000 Einwohnern selber nur eine Vorstadt von Berlin sein. Noch mehr. Schon beschäftigt man sich mit der Anlage von sechs neuen Vorstädten auf der südlichen und südwestlichen Seite der Stadt, von welchen zwei noch jenseits der äußersten Grenze ihres Weichbilds, ja „Westend" noch jenseits Charlottenburg projectirt wird, und welche deshalb schon mehr als eigentliche Colonisationen zu betrachten sind. So wächst Berlin mit Riesenschritten und mit Zauberschnelle.

Gesundheit und Wohlbehagen wäre das Loos seiner Bewohner, wüchse es nur in die Breite; zu ihrer Qual und ihrem Elend wächst es aber auch sehr unheimlich in die Höhe und Tiefe. Berlin besteht fast durchgehends aus lauter unförmlichen Miethskasernen, die sich tief in die Erde graben, Stock auf Stock gen Himmel thürmen und sich eng Giebel an Giebel pressen. Sie sind alle nach ein und demselben langweiligen und geschmacklosen Schema zugeschnitten und ermüden das Auge durch trostlose Einförmigkeit. Zwanzig und mehr Familien hausen in einem solchen Wohnungskasten, der aus lauter Zellen und Kämmerchen besteht, und entbehren hier der unschätzbaren Gottesgabe: freier reiner Luft und klaren Sonnenlichtes; sie verkümmern in einer Atmosphäre von Rauch, Dunst, Schmutz und Staub. Und diese Kasernen kranken selber wieder an einem Doppelübel, an der Unsolidität der innern Ausführung und an der Unwahrheit der äußern Ausstattung; ihr eigentliches Wesen ist Scheinarchitectur und Lügenornamentik. Man betrachte diese „modernen Paläste", wie sie, oft nur 2—5 Jahre alt, schon halben Ruinen gleichen. Man läßt die Mauern nicht gehörig austrocknen, und all diese Friese, Balkonverkleidungen, Kranzleisten, Säulenkapitäle, ja die Säulen selbst, da sie in der Regel aus weiter nichts als aus überstrichenem Gyps bestehen, theils nur angeklebt, theils nur angenagelt sind, bröckeln oft schon nach einem Winter ab, und lassen die noch vor kurzem so prunkende Façade schäbig und schmutzig erscheinen. Und damit harmonirt der innere Ausbau. Statt solider Zwischenwände hohle Bretterverschläge, die mit Rohr bekleidet und mit Kalk beworfen, dann schön bemalt oder mit prächtigen Tapeten bedeckt, einen angenehmen Anblick gewähren, aber kein Einschlagen eines Nagels vertragen und dem Ungeziefer jeder Art eine willkommene Brütestelle gewähren. Man ist in seiner Wohnung nie allein und ungestört, denn man hört jedes Wort, jeden Ton, jede Bewegung, die im ganzen Hause erzeugt werden; das ewige Geräusch und Getümmel der Straße dringt ungeschwächt herein, läßt die Fenster klirren, die Möbel tanzen und erhält uns selber in beständiger Nervenaufregung. Kaum ist in einer Wohnung ein halbes Jahr verstrichen, so wollen die Fenster und Thüren nicht mehr schließen, die Thürfüllungen fangen an zu reißen und die „Patentdielen" klaffen zollweit auseinander. Täglich macht sich ein neues Uebel geltend, täglich wird irgend eine Reparatur nöthig, es müssen Stützen und Balken eingezogen werden, und eines schönen Tages kann die Herrlichkeit über unseren Köpfen zusammenstürzen. Die größtmögliche Billigkeit und die größtmögliche Eile sind die leitenden Principien bei Aufführung der Miethskasernen, ihr eigentlicher Charakter ist der Schein ohne das Wesen. Die Erbauung von Miethskasernen hat sich in Berlin zu einem besondern Industriezweig ausgebildet; die Bauunternehmer sind Spekulanten, die in der Regel nicht für sich, sondern für andere bauen und die kaum aufgebackene Miethskaserne sofort wieder verkaufen.

Die City, der innere Kern einer Großstadt, worin das eigentliche Geschäfts- und Berufsleben sich concentrirt, wird schmale Straßen, hohe Häuser, enge von Gebäuden umschlossene Höfe und möglichst wenig Plätze nicht nur vertragen, sondern geradezu bedürfen. Von diesem verhältnißmäßig kleinen Kern werden sich naturgemäß einige Hauptadern des Verkehrs strahlenförmig nach den äußersten Endpunkten des Weichbildes erstrecken. Zwischen Centrum und Peripherie aber werden sich Districte bilden, welche theils von Fabrikanlagen ausgefüllt, theils von der großen Masse der Bevölkerung, d. h. von tausend kleinen Beamten- und Arbeiterfamilien bewohnt werden. Endlich wird sich aber bei jeder großen Stadt ein in localer Beziehung begünstigter Theil — ihr äußerster Umkreis — finden, welcher ihr die Vortheile des Landlebens gewähren mag. In Frankreich wie in England sind daher die großen Städte längst davon abgekommen, die in das flache Land hineinragenden Vorstädte nach dem im Innern befolgten Wohnungskastenstil zu gestalten. Paris und London vergrößern sich — und zwar vorzugsweise, wie Berlin, nach Westen und Südwesten hin — fast nur durch Villenanlagen, nämlich durch kleine, zwei- selten dreistöckige, in malerischem Stil gebaute Häuser inmitten freundlicher Gärten, deren jedes gewöhnlich nur von einer Familie bewohnt wird.

Daß auch Berlin, namentlich nach dem Thiergarten hin, welcher gewissermaßen die „Lunge" der Residenz ist, — denn mit ihm athmet sie Lebensluft ein, die ihr hier durch Miethskasernen nicht abgeschlossen werden darf — sich mit einem bunten Kranz von Villenbauten schmücken müsse; — dieses Gefühl ist in der Bevölkerung stets lebendig gewesen, und es hat die schönen Villen in der Thiergarten-, Bendler- und namentlich Victoria-Straße entstehen lassen. Leider ist es aber neuerer Zeit im Kampfe mit der Speculation und dem Egoismus vielfach unterlegen. Auch in das Thiergartenviertel hat der Wohnungskastenstil, äußerlich hier ziemlich prunkvoll auftretend, sich eingedrängt; schon recken in den angrenzenden neuen Straßen hunderte von weißgrauen Brandmauern ihre kahlen Giebel empor, und immer noch erheben sich neue, immer näher und näher drängen sie einander und immer weiter und weiter hinaus in die grüne Ebene. Welche Thorheit, welche Verblendung aber, das im Innern der Stadt durch die Forderung der Raumersparniß erklärbare Prinzip auch vor den Thoren zu verfolgen, auch an der Grenze des Weichbildes, wo weder Arbeiter noch kleine Beamte, sondern nur reiche, vornehme Leute wohnen können, noch Miethskasernen zu bauen! Diese Monomanie fängt auch bereits an sich zu rächen. Die Speculation hat sich zu einer Ueberspeculation verirrt, das Bedürfniß vermag der Bauwuth nicht mehr zu folgen, die Herren Bauunternehmer erfüllen in Scharen das Berliner Schuldgefängniß, zahlreiche Wohnungen stehen seit Jahren leer, und hier und dort sieht man seit Jahren im Rohbau fertige, vier- bis sechsstöckige Wohnungskasten mit öden Fensterhöhlen und nackten Mauern, die bei Tage wüst und verlassen sind und nur nachts allerhand Gesindel aufnehmen.

Glücklicherweise macht sich bereits eine starke Gegenströmung geltend. Von jenseits der Höhen des Kreuzbergs bis nach Charlottenburg hin, von „Neu Tempelhof" bis „Westend" sind schon eine Reihe von Projecten theils in der Ausführung, theils im Entstehen begriffen, welche, wenn sie auch nicht das ganze zwischen dem Thiergarten und den Höhen von Schöneberg sich erstreckende Terrain umfassen, doch bereits bedeutende Theile desselben für den Villenbau in Anspruch nehmen. Es sind von Südosten nach Nordwesten: 1) Neu Tempelhof, eine halbe Stunde von Berlin, in der Nähe des Dorfes Tempelhof gelegen; also nicht mehr als eine Vergrößerung des städtischen Weichbildes, sondern schon als Colonisation zu betrachten. Der Geheime Baurath Hitzig, Berlins genialster Baumeister ist der Begründer dieser Anlage, welche auf etwa 100 Morgen 60 Villen umfassen soll. 2) Wilhelmshöhe, zwischen der Actienbrauerei auf Tivoli und der Belle-Alliance-Straße. Unter Leitung der Baumeister Ende und Böckmann soll sich hier ein dreifacher Kranz von ca. 40 gleichsam etagenförmig über einander liegender Villen erheben. 3) Der Kielgansche Complex, zwischen der Genthiner Straße und Krugs Garten. Dieses ganze, gegen 80 Morgen große Terrain befindet sich in den Händen des Gutsbesitzers Kielgan, welcher hier die Erbauung von 80 Villen nach einem einheitlichen, vom Baumeister Wuttke entworfenen Plan projectirt. Jeder Käufer einer Parcelle muß sich verpflichten: mit Vermeidung jeder Scheinarchitektur nur in gesundem, dauerhaftem Material eine Villa zu erbauen, welche außer dem Parterre höchstens noch eine Etage, aber keine Kellerwohnungen enthalten darf. 4) Albrechts-

hof, zwischen dem gleichnamigen Kaffeegarten und der Chaussee nach dem zoologischen Garten; gleichfalls von Hitzig gegründet. Belegen in einer der landschaftlich schönsten Gegenden Berlins, nach drei Seiten von reizenden Parkanlagen umgeben, nach der vierten Seite durch den Schifffahrtskanal begrenzt, wird diese Villenanlage die eleganteste und vornehmste werden. Das etwa 6000 Quadratruthen umfassende Terrain ist bereits mit einer Reihe von Prachtvillen im verschiedensten Stil bedeckt und von fünf neuen Straßen durchzogen, welchen kürzlich die bedeutungsvollen Namen „Hitzig Straße", „Stüler-Straße", „Rauch-Straße", „Cornelius-Straße" und „Drake-Straße" beigelegt sind. 5) Die Thiergarten-Baugesellschaft, hinter dem zoologischen Garten, in der Richtung nach Charlottenburg; wo auf einem Terrain von 117 Morgen die Erbauung von 200 Villen nach dem einheitlichen Plan des Baumeisters Schwatlo projectirt wird. Das würde also unter allen Villenanlagen die größte, eine völlige Stadt von Villen werden. 6) Westend, hinter Charlottenburg in der Richtung nach dem Grunewald. Zur Gründung dieser Anlage ist eine Actiengesellschaft zusammengetreten, welche dafür ein Capital von 500,000 Thlr. aufzubringen beabsichtigt und „einen comfortablen Stadttheil für die wohlhabenden Stände nach englischem Muster (Wohnhäuser für je eine Familie)" bauen will. Das Terrain ist so billig erworben worden, daß nach Abrechnung der Wege, Plätze rc. und mit Zuschlag der Kosten für Chaussirungen, Entwässerungen, Gasanlagen u. s. w. der Gesellschaft die Quadratruthe auf nur 5 Thlr. 20 Sgr. zu stehen kommt. Auch hat das Terrain vortrefflichen Baugrund, die Gegend ist gesund und bietet ein weites Panorama über Charlottenburg und die Schöneberger Feldmark dar. Dennoch wird wegen der weiten Entfernung von Berlin das Unternehmen einstweilen wol nur Project bleiben.

Indem das Schriftchen diese Villenanlagen erörtert und beleuchtet, empfiehlt Dr. Schasler für sie den reinen Ziegelrohbau, der sich, wie mehre Werke des großen Schinkel beweisen, für das hiesige Klima am vorzüglichsten eignet, und welchen auch Hitzig bei verschiedenen Villen auf Albrechtshof in origineller Weise und mit ebenso anmuthiger wie würdiger Wirkung angewandt hat. Statt der elenden Ornamente von Gips empfiehlt er solche von Zink und Gußstein, für den Ziegelrohbau aber solche von gebranntem Thon. — Möchte seine Stimme, die auch für andere Großstädte ihre Bedeutung hat, nicht ungehört verhallen!

Kirgisische Pferdeschlächterei.

Zwischen Astrachan und China erstreckt sich eine ungeheure hochgelegene Steppe, fast fünfmal so groß, wie das ganze Königreich Preußen. Meilenweite wüste Grasflächen wechseln mit himmelhohen Gebirgen und mächtigen Flüssen und Seen ab. Hier wohnen die Kirgisen, ein wunderlich wildes Nomadenvolk: halb Hirten und Jäger — halb Krieger und Räuber. Sie gehören zum tartarischen Volksstamme, sind schlank und zierlich gebaut, zum Theil sogar schön und von heller Hautfarbe, wenn eine Circassierin ihre Mutter ist. Sie sind gutmüthig, stolz und träge. Ihre vielen kleinen Sultane stehen meist in einer gewissen Abhängigkeit von Rußland. Viehzucht, Jagd und Räuberei gewähren ihnen stets reichlich Befriedigung ihrer geringen Bedürfnisse. Ihr Stolz und Reichthum sind aber ihre Herden. Es gibt Männer, die nicht weniger als 4—5000 Pferde besitzen, eben so viel Schafe und wohl noch über 1000 Rinder und 100 Kameele. Man sieht oft auf einem Weideplatz 30—40,000 Stück Vieh. Ist das Gras abgeweidet, so siedelt der ganze Lagerplatz — der Aoul — nach einer anderen Weide über. Die Jagd lieben sie leidenschaftlich. Sie wissen trefflich mit den Flinten umzugehn und Falken und Königsadler zur Jagd abzurichten. An jagdbarem Wild ist in den Steppen — besonders auf den purpurschimmernden Gebirgen mit den ewigen Gletschern, — Ueberfluß. Da gibt es wilde Schafe und Bären, Rennthiere, Rehe und Marals — Riesenhirsche —, aber Bärenschinken, Rennthierzunge und den saftigsten Rehrücken, ja selbst die zarten Braten der sonst so geliebten Ratten und Mäuse läßt der Kirgise sicher stehen für ein Stück — Pferdefleisch!

Aber an Pferdeschlächtereien nach unserem europäischen Zuschnitt, wo nur abgetriebene, lebenssatte Gaule ihr zähes Dasein lassen, muß man dabei freilich nicht denken.

„Frau," sagt der Sultan Syrdas zu einer seiner Sultaninnen; „was gibt's heute zu Mittag?"

„Maralbraten, mein Herr und Gebieter!" ist die demüthige Antwort der kleinen Dame in rothseidenen Pantalons und einem gelbseidenen Staubhemdchen, indem sie ehrfurchtsvoll von den grünen Saffianpantoffeln aufschaut, in welche sie mit Gold und Seide wunderbare Figuren stickt.

„Maral — und immer wieder Maral... ich mag den Maralbraten gar nicht mehr sehen — — tische etwas anderes auf, Frau!" knurrt der Gatte.

Die arme Sultanin läßt vor Schreck die Stickerei fallen und sinnt nach, was für Herrlichkeiten sich sonst noch in ihrer Vorrathskammer — im Erdloche — befinden ... mit bebendem Herzen zählt sie an den Fingern her: „Schafskopf — Wolfsnieren — Rennthierfilet — Rattenpastete — Mäuse..."

„Nichts da... Muß — Muß — Muß-Braten will ich haben!" poltert der Sultan dazwischen. — „Muß" heißt aber für uns: „Wildes Pferd."

„Mein Herr und Gebieter," stottert die Sultana, „ich bin untröstlich Muß ist mir aber augenblicklich total ausgegangen ... und wie ich heut morgen gehört habe, auch im ganzen Aoul nicht aufzutreiben ..."

Ein entsetzlicher Fluch — den wir aus zarter Rücksicht auf die Nerven unserer nichtkirgisischen Leserinnen unterdrücken — entfährt den Lippen des strengen Gebieters. Etwas gemäßigter fährt er fort: „Und warum erfahre ich dies erst jetzt? — in meinem ganzen Aoul kein Mußfleisch — es ist unerhört! — — Wohl, ich werde gehn und die Speisekammer wieder füllen!"

Der edle Sultan nimmt seine Streitaxt vom Nagel und geht hinaus in den Aoul. Mächtig schrillt sein Pfiff auf dem gekrümmten Zeigefinger durch die wenig symmetrischen Gassen. Sogleich stürzen aus allen Hütten Kirgisen mit Flinten und Streitäxten hervor ... hat eine feindliche Horde etwa gewagt, sie am hellen Vormittage zu überfallen? Nein — ihr Sultan steht stolz und ruhig vor seiner Hausthür. „Kirgiskaisaken," redet er seine Getreuen an — „so eben erst habe ich erfahren, daß kein Muß mehr da ist. Wir wollen sogleich an die Schlächterei gehen." Diese kurze Rede wird mit Enthusiasmus begrüßt. In zwei Minuten sind alle beritten. Die Kirgisen sind, wie alle Tataren, geborne Reiter. Die schlanken behenden Gestalten sitzen wie angewachsen auf den schönen feurigen Pferden — und hinaus schwirrt die ganze Cavalcade im leichten Galopp auf die weite Steppe...

Das Auge des Kirgisen ist scharf, wie das des Falken. In meilenweiter Entfernung sieht er eine Menge dunkler Punkte auf der Steppe: — das ist eine Herde wilder Pferde. Sogleich entwirft der Sultan den Jagd- — nein, den Schlacht-Plan. Ein kleiner Trupp Reiter zweigt sich ab und verschwindet in einer nahen Bergschlucht. Die andern bilden eine lange Linie — so schwärmen sie aus und umreiten die weidenden Muß im weiten Bogen, aber sehr vorsichtig, daß der Wind nicht von ihnen zu den wilden Pferden hinsteht. Die Muß haben eine sehr feine Nase, sie würden den Feind bei günstigem Winde schon auf Meilen wittern. Naher und näher rückt die Linie der Kirgisen ... jetzt merkt die Herde, daß Gefahr droht: hoch recken sich die zierlichen Köpfe auf den feinen schlanken Hälsen in die Luft — angstvoll weiten sich die Nüstern und ziehen pfeifend die Luft ein — die kurzen Ohren richten sich spitz in die Höhe ... wie der Sturmwind stiebt die ganze Herde davon — wie der Sturmwind braust der Feind hinterher... Enger und enger zieht sich die Bogenlinie der Verfolger zusammen .. nur ein Ausweg bleibt den geängsteten Thieren der Wildniß: — jener Gebirgspaß — sie kennen ihn ja sehr gut — auf jener Seite dehnt sich wieder eine meilenweite Ebene aus — dort sind sie gerettet! Sie fliehn in die Schlucht hinein — in den Tod! Ein schriller Pfiff ertönt — und die wilden Pferde sind rings eingeschlossen: auf beiden Seiten himmelhohe schroffe Felsen — vorn und im Rücken die blinkenden Streitäxte der Schlächter! Wie sie zittern, diese schönen kleinen Rappen und Braunen und silbergrauen und schneeweißen Schimmel, kaum so groß wie unsere einjährigen Füllen, — wie sie den feinen, klugen Kopf angstvoll nach allen Seiten in die Luft strecken und schnauben und wiehern, — wie sie die Erde mit den zierlichen Hufen aufscharren und an den steilen Felswänden hinaufzuklettern versuchen ... vergebens — kein Ausweg ... Schon schwirrt die erste Streitaxt durch die Luft — über ein glänzendes Fell fließt ein warmer purpurrother Strom nieder ... die Pferdeschlächterei hat begonnen ....

Endlich schweigt das letzte matte Wiehern — die letzte triefende Streitaxt wird an der Mähne abgewischt und an den Gürtel gebunden. Die Schlächter werfen die todten Thiere, die nie unter dem Sporn eines Reiters abgehetzt, nie im Sielengeschirr vor einem Pfluge oder Wagen zu Haut und Sehnen zusammengeschrumpft, nie von Peitsche und Candare berührt sind, vor sich aufs Pferd und jagen lustig damit dem heimischen Aoul zu, wo die sorgsamen und vielerfahrnen Gattinnen schon ein stattliches Kohlenfeuer gerüstet haben und jetzt die saftigsten Lendenstücke der jüngsten Pferde an den Spieß stecken oder auf eine Roste legen ... Wohl bekomm's! A. W.

Ein Gnadenact Faustins I.

Der durch seinen übertriebenen Pomp und seine Nachahmung großer Männer eben so lächerlich, als durch seine Grausamkeit verhaßt gewordene Kaiser von Haiti, Soulouque oder Faustin I. konnte auch Gnade üben, wenn man es nur verstand, ihn auf die rechte Weise zu behandeln. Das erfuhr ein in Frankreich erzogener junger Mann, der sich zur Theilnahme an einer Verschwörung gegen den Machthaber, aus Liebe zu Miß Elliott, der Tochter eines der Rädelsführer, hatte verleiten lassen und entdeckt worden war. — Soulouque hatte den Befehl gegeben, ihn zu erschießen, bewilligte ihm aber — auf seine flehentlichen Bitten — noch vorher eine Audienz.

„Nun, was haben Sie vorzubringen", herrschte ihn Soulouque wüthend an; „Sie, die von Europa kommen, um Ihren Kaiser und Ihr Land zu verrathen, sagen Sie doch einmal, wie behandelt man da unten die Verschwörer und die Verräther?"

Der Unglückliche senkte die Augen und sann, wie er am besten das Herz des schrecklichen Tyrannen rühren könne — plötzlich erhob er den Kopf — er hatte gefunden, was er suchte.

„Sie fragen mich, Sire", erwiderte er, wie Europas Herrscher gegen die handeln, welche sich gegen sie verschwören; ich will es Ihnen sagen. Die einen lassen sie richten und verurtheilen, die andern — und das sind die größten — vergeben ihnen und versuchen, den Schuldigen durch ihre Gnade an sich zu fesseln. Es gibt einen Kaiser, der sich dadurch unsterblich gemacht hat."

„Ein großer Kaiser?" fragte Soulouque schnell.

„Ja, Sire, ein Kaiser, der so groß war, daß er seinem Jahrhundert seinen Namen gegeben hat." Und der junge Mann erzählte ihm die Geschichte von der Verschwörung Cinnas gegen Augustus und dessen Vergebung, mit etwas dramatischem Schwunge, der ihm aus Corneilles Dichtung geläufig war.

Soulouque hatte schweigend und nachdenklich zugehört.

„Ça beau! ça grand!" (Das ist schön! das ist groß!) rief er dann aus. „Warum hat man mir das niemals erzählt? — — Aber der Kaiser da hatte nicht mit Mulatten zu thun. Ich bin auch gut und großmüthig gewesen — meine Schuld ist's nicht, wenn ich's nicht mehr sein kann; eine Gnade, heute von mir gewährt, würde mich morgen zu hundert Hinrichtungen nöthigen. Es muß ein neues Exempel statuirt werden. Der Kriegsrath ist bereits versammelt — er wird Sie und Elliott verurtheilen, und Sie werden heute Abend füsillirt werden. Beruhigen Sie sich aber: in den Flinten werden keine Kugeln sein. Sorgen Sie nur dafür, daß Sie gehörig hinfallen, wenn die Gewehrsalve losgeht und sich nicht vom Flecke rühren, bis man Sie abholt. Mit Anbruch der Nacht werden Sie auf ein Schiff gebracht werden, das Sie nach Jamaika führen wird. Indes kommen Sie lieber nicht hierher zurück. Die Flinten würden nicht zweimal ohne Kugeln sein."

Soulouque hielt sein Wort. Eine Stunde nach der Hinrichtungsscene befanden sich die zwei Verurtheilten an Bord eines Schiffes, wo Miß Elliott sie empfing, und alle drei siedelten nach Jamaica über. P. H.

Ein lichter Augenblick und eine gute That.

Nach einer wahren Begebenheit.

Von Jugend auf hielt Blödsinn ihn im Bann,
Ein Kind am Geist, doch von Gestalt ein Mann,
Der Sprache fremd, nicht kennend Welt und Gott,
War er im Dorfe nur der Kinder Spott.

Da weckt' ihn einst zur Nacht ein heller Schein;
Er eilt hinab aus seinem Kämmerlein;
Es brennt im Dorf; die hellen Flammen lohn
Roth züngelnd aus des Nachbars Hause schon.

Die Wassereimer fliegen durch die Reihn;
Geschrei und Lärm; die Glocken jammern drein;
Er hockt am Boden, lacht in tollem Muth
Und stiert mit blöden Augen in die Glut.

Und höher lohn die Flammen auf im Wind;
Und jetzt — ein Wimmern — und ein Schrei: „Mein Kind!
Mein einzig Kind!" Da springt von seinem Platz
Der Blöde auf, — und jetzt — ein wilder Satz! —

Wo ist er hin? Der Dampf hat ihn verdeckt;
Dort taucht er auf von rother Glut umleckt;
Er trägt das Kind im Arm und jetzt im Nu,
Steht er am Thor und wirft's der Mutter zu.

Da — alles weicht zurück; Dampf und Gekrach!
Und brennend stürzt ein Balken hoch vom Dach;
Der Blöde wankt; die Glut faßt sein Gewand;
Er liegt am Boden, rings umloht vom Brand.

O rettet! rettet! — 's ist vergebnes Mühn,
Kein Wasser löscht der wilden Flamme Glühn.
Was übrig blieb von ihm nach Gottes Rath,
Nur Asche war's und — eine gute That.

Sein Todtengräber war der Wind allein,
Kein Sarg war nöthig und kein Leichenstein,
Doch kenn' ich Einen, der mit goldnem Zug
Ins Buch des Lebens seinen Namen trug.

Julius Sturm.

Briefkasten.

A . . . . . . in S. Das Daheim, verehrtester Herr, ist gar nicht so exclusiv, wie Sie meinen. Jeder deutsche Schriftsteller von Ruf und Talent ist willkommen, aber wir verlangen die besten Leistungen und zahlen dafür die höchsten Honorare. Wenn Sie also den Versuch machen wollen und Gutes zu bringen haben, so sollen Sie willkommen sein. Nur geben wir uns nicht dazu her, der Ablagerungsplatz für die mittelmäßigen Producte berühmter Schriftsteller zu sein. — Hrn. M. E. B. in H — Ihre Kritiken erinnern uns an die alte Inschrift auf einem deutschen Rathhause: „Einer acht's, der andre betracht's, der dritte verlacht's — was macht's?" In Summa: Allen kann man's nicht recht machen. — **Hauptmann von L. in Würzburg.** — Den besten Dank unseres Berichterstatters für das freundliche Andenken. — Fr. D. in N. — Von Ferdinand Schmidt, dem bekannten Verfasser zahlreicher Jugendschriften erscheinen bei Kastner in Berlin zwei Bändchen, die für den Weihnachtstisch der Jugend bestimmt sind und die Ihrem Zwecke am besten entsprechen werden. Es sind: „Kleine Erzählungen und Märchen" für Knaben und Mädchen von 7—10 Jahren; und „Georg Washington," ein Lebensbild für Jung und Alt, beide recht hübsch illustrirt. — Pr in B.

„Wer wollte wohl nicht Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? Nein!
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein." (Lessing.)

F. W. in D. Schon in Nr. 5 erledigt. — **Dr. R. in D.** „Dat is so as dat Ledder is," acht Tage früher oder später macht nichts aus. — **Th. St. in R. b. Z.** — Ihr Wunsch soll in Erwägung gezogen werden. — **Leserkreis in Heidelberg.** Ihre Geduld wird gekrönt: in der nächsten Nummer beginnt die Fortsetzung des „Geheimnisses des Fürstenhauses." Spät kommt sie, doch sie kommt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 7.

Delphi. — Delphin.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim







Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 30. November 1867. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 9.**

Das Geheimniß des Fürstenhauses.

Novelle von Georg Hiltl.

II. Abtheilung.*) Die Gräfin von Wartenberg.

Eine Zeitungsconfiscation im Jahre 1689.

Das Haus des alten Buchdruckers Ringwald lag im hellen Sonnenschein da. Die vorübergleitenden Kähne, welche sich auf den Spreefluten schaukelten, die lauten Zurufe der Ruderer machten das Bild ungemein belebt. Das Haus selbst hatte ein ganz anderes, festliches Aussehen gewonnen. Breite Rahmen waren um die Fenster gezogen, das alte Aushängeschild prangte in frischen Farben, und am Rande des Gartens, der sich bis zur Spitze des Werders erstreckte, war ein zierlicher Kiosk erbaut, der fast wie ein chinesischer Tempel aussah und dessen Fußboden etwa sechs bis sieben Fuß hoch über die Erde sich erhob. Einige Stufen führten hinauf. Im Innern dieses kleinen Pavillons saß eine kleine, heitere Gesellschaft. Wir kennen jeden einzelnen derselben: Der alte Ringwald, sein Sohn Henning und neben ihm die hübsche Tina, welche jetzt, mit der Haube der Hausfrau geschmückt und mit dem Ehereif am Finger, gar zierlich und gemessen aus der breiten, blauweißen Kanne einen braunen Trank schenkte, der zu den größten Seltenheiten und Delicatessen gehörte, den man „Coffeeh" nannte und der seit der Wiener Belagerung durch die Türken in Deutschland sich das Bürgerrecht zu erwerben begann. Nach allerlei Gezänk und vielen anscheinend harten Worten waren Henning und Tina ein Paar geworden.

Ihnen gegenüber saß Oelven, der vielfach verlästerte, der Freund des Hauses, dessen „Genie," wie der alte Ringwald sagte, „einzig und allein das neue Glück der Firma Ringwald zu danken war." Einige ältere Frauen aus der Ringwaldschen Verwandtschaft, welche an der Kaffeevertheilung lebhaftes Interesse zu nehmen schienen, sind nicht wichtig für uns, dagegen müssen wir in der Kürze den Leser mit den Vorfällen bekannt machen, die seit unsrem letzten Zusammensein mit den Personen dieser Geschichte sich ereignet und eine so wichtige Umwälzung herbeigeführt hatten. Man wird sich erinnern, daß Oelven, als er dem Kammerrathe Danckelmann und dem Kurfürsten die compromittirenden Papiere im Schlosse zu Potsdam überreichte, sich als Belohnung zunächst die vollständige Verzeihung für seine Freunde erbat. Nach dem Siege, den er über den Kammerherrn Grafen Kolbe erfochten, war Herr von Danckelmann doppelt gern zum Vergeben bereit und so ging das Unheil an dem Ringwaldschen Hause glücklich vorüber. Damit war aber Oelven noch nicht zufrieden. Er hatte — wie sich der geneigte Leser vielleicht ebenfalls noch erinnern wird — schon häufig genug die Redensart hingeworfen: „Ich habe etwas im Kopfe — das Berlin auf den Kopf stellen soll" und dergleichen. Ringwald hatte stets diese Reden für Prahlerei gehalten, nachdem aber Oelven so viel durchzusetzen vermochte, schien dem Alten der junge Mann mit seinem guten Kopfe höchst beachtenswerth und er mitsammt seinem Sohne Henning starrten weitgeöffneten Auges ihren Freund an, als dieser eines Tages zu ihnen ins Zimmer trat und sagte: „Ich habe jetzt das hier in der Tasche, was Berlin auf den Kopf stellen soll." Oelven zog bei diesen Worten ein kurfürstliches Schreiben hervor, welches ihm die Erlaubniß ertheilte, „unter Allergnädigstem Privilegio Seiner kurfürstlichen Gnaden eine Zeitung herausgeben zu dürfen, welche Neuigkeiten und erbaulich-belehrende Dinge bringen solle."

„Was sagt Ihr nun?" rief er triumphirend, „habe ich zu viel geredet? ich werde die Zeitung schreiben — drei andre Kerle von Kopf sind mir gewiß und Ihr werdet das Blatt drucken, den Gewinn theilen wir. Ich stehe Euch dafür ein, daß wir ungeheure Geschäfte machen, auch habe ich schon den Titel für das neue Blatt, ich nenne es: „Curiöse Staats- und Sittenpräsenten." — Alles soll

*) Obschon diese langerwartete zweite Abtheilung der mit so großem Beifall aufgenommenen Hiltlschen Novelle als ein selbständiges, für sich allein verständliches Werk gelten kann, welches auch von denen, die den I. Theil nicht kennen, unverkürzt genossen werden wird, machen wir doch neueingetretene Abonnenten, welche sich den ersten Theil verschaffen wollen, darauf aufmerksam, daß er in den Nummern 14—26 (also II. Quartal) des vorigen (III.) Jahrganges enthalten ist. Dieses Quartal ist durch jede Buchhandlung, event. durch unsere Expedition für 18 Sgr. apart zu haben. D. R.

darin besprochen werden: Neuigkeiten von der Politika, die Vorfälle in der Stadt, und Abraham Weltner macht mir zuweilen Bilder, die er auf Holz schneidet; damit wird es gut gehen — wollt Ihr mit mir im Bunde sein?"

Die Ringwalds bedachten sich nicht lange und bald erschien das neue, Berlin auf den Kopf stellende Blatt. Oelven hatte sich nicht verrechnet, der Absatz war ein bedeutender, die Blätter gingen reißend ab und Ringwalds konnten am Schlusse des Jahres über eine schöne Summe verfügen — Henning heirathete und der glückliche Redacteur erschien in den Augen seiner Freunde als ein höheres Wesen. Oelvens Stellung als Secretär des Herrn von Danckelmann, der nunmehr zum wirklichen Minister des Kurfürsten erhoben worden war, hatte sich nicht gebessert. Danckelmann glaubte genug für ihn gethan zu haben, wenn er ihm das Privilegium erwirkte und außerdem noch gewisse Neuigkeiten für die „Staats-Präsenten" dem Redacteur zufließen ließ. Oelven schien damit auch ganz zufrieden. Nach seinem Privilegium durfte er nur „honette Sachen" bringen, der Ton seines Blattes durfte die Grenzen der einfachen Erzählung nicht überschreiten. Das ging anfangs ganz vortrefflich. Oelven wußte sich Freunde zu erwerben, die Kurfürstin Sophie Charlotte, eine der geistreichsten Frauen, welche die Geschichte kennt, erfreute sich an dem neuen literarischen Erzeugnisse. Geschickt und durch seine Reisen wohl erfahren, hatte Oelven der Kurfürstin sogleich einen Reim gewidmet, welcher sie als die Gönnerin und Schützerin der Musen pries. So durch den kurfürstlichen Hof, durch Danckelmann und dessen Creaturen gehalten, war der Schriftsteller sicher gegen etwaige Angriffe, die zuweilen seine Ruhe und das Glück seiner Freunde zu erschüttern drohten, denn Herr von Kolbe-Wartenberg war trotz der Bemühungen Danckelmanns am Hofe geblieben und durch ein kurfürstliches Rescript zum Hauptmann von Oranienburg ernannt worden.

Daß der neugebackene Schloßhauptmann dem Entdecker der angefeindeten Druckschrift nicht besonders wohl wollte, bedarf keiner Erwähnung, aber Oelven trotzte auf sein Glück — seine Feder, die er für allmächtig hielt. Er verfiel in seinen alten Fehler, in die Prahlerei, und begann nach und nach seinem Blatte eine andere Färbung zu geben, das heißt, er fing an, ganz seiner Concession entgegen, aus dem erzählenden Blatte ein — wie man heute sagen würde — pikantes Blatt zu machen, er schimpfte nämlich plötzlich ganz ausgelassen, griff gewisse Personen dreist an — spottete über Zustände und hatte aller[...]gs die Genugthuung, zu sehen, daß seine Zeitung an Abonnentenzahl bedeutend wuchs. Wenn man die auf unsere Zeiten gekommenen Exemplare der „Curiösen Staats- und Sittenpräsenten" liest, so begreift man nicht, wie eine Hauptstadt sich dadurch auf den Kopf stellen lassen konnte, aber Berlin zur Zeit Friedrichs III. war ein anderes als das heutige, und das Blatt des Herrn Oelven galt für einen Brennpunkt des Witzes und der Satyre."

Der gefürchtete Schriftsteller saß also ganz heiter und lustig bei seinen Geschäftsfreunden an einem schönen Maientage in dem kleinen Gartenhäuschen. „Wir werden morgen eine Gewißheit haben," rief er die Tasse niedersetzend. „Die Sachen sind so weit gediehen, daß jetzt von einem Zurücktreten nicht mehr die Rede sein kann. Ich bringe in den Sittenpräsenten eine Nachricht darüber. Den Artikel schreibe ich noch in der Nacht und dann drucken wir ihn für die nächste Nummer."

„Ihr meint also, der Kurfürst werde sich in Person zu der Armee begeben?" fragte der alte Ringwald.

„Ich glaube es fest. Er hat zu viel Soldatenblut in sich, der Ruhm seines Vaters läßt ihm keine Ruhe und sicherlich wird er ein gutes Beispiel geben, wenn er nur einmal erst im Feuer war."

„Krieg, Krieg," brummte Ringwald, „es ist für uns schlimm — wer wird da lesen?"

„Erst recht, Vater!" fiel Henning ein, „wenn wir eine Post bekommen können — vielleicht „die neueste Fama" titulirt oder „die Kriegstrommete" und wenn Oelven Herrn von Danckelmann begleitet und uns vom Feldlager aus die neuesten Dinge schreibt — dann wird unser Blatt erst recht gehen."

„Vivat das gute Blättlein!" rief der Alte fröhlich. „Es war ein gescheidter Gedanke, Christoph, nur in Acht nehmen — vorsichtig sein, nicht allzuscharf einhauen. Ihr habt da ein Wörtlein fallen lassen vom Kolbe-Wartenberg und der Biedekap — Ihr wißt einen Reim, na — ich will nichts sagen. Im Rathskeller haben sie sich prächtig darob gaudiret und den armen Biedekap derb ausgelacht, aber denkt nur dran, daß Wartenberg in der Gnade zu steigen scheint. Er kann uns böses Blut machen."

„Pah," fuhr Oelven auf. „Nicht einen Zoll kann er mir anhaben. Der Kurfürst, die Kurfürstin, Danckelmann sind meine Protecteurs, und ich will doch sehen, wie der Kammerjunker das anfangen sollte. Eine Bosheit von ihm, und im Nu ist ein Artikul, ein solcher, wie in den holländischen Zeitungen steht, im „Espion hollandais" oder ähnlichen Blättern, gegen ihn losgelassen. Er hat Furcht und steht auch durchaus nicht so fest als Ihr glaubt."

In diesem Augenblicke erschien auf der zum Pavillon führenden Treppe die Gestalt eines Druckerjungen der mit fragender Geberde Herrn Ringwald senior anstieß.

„Was gibt's?"

„Herr, der Setzer schickt mich, Euch zu holen. Vier Herren sind droben in der Officin."

„Wer zum Henker ist's denn?"

„Vielleicht Fremde, die einige der letzten Nummern unserer Zeitung mit ins Ausland nehmen wollen," sagte Oelven, stolz sich mit seinem Stuhle schaukelnd.

„Nein — Fremde sind es nicht," erwiderte der Junge dummpfiffig lächelnd. „Es sind Berliner, sehr bekannte. Es ist der Polizeimeister, der kurfürstliche Rath Wedekind und zwei Stockknechte."

Redactor und Drucker der Zeitung sprangen verdutzt empor.

„Alle Hagel, was ist das?" rief Oelven.

„Eilen wir — das bedeutet Unheil!" rief Ringwald.

Sie erhoben sich schnell und gingen, von dem Burschen begleitet, in die Officin. Hier standen sie bald den gemeldeten Personen gegenüber. Der Polizeimeister Grüne war ein langer, hagerer Mann, der Rath Wedekind zwar eben so lang, aber von breitem, knochigem Körperbau, mit einem Gesichte, auf welchem der Dünkel scharf ausgeprägt stand. Die Setzer und Drucker standen müssig, denn Herr Wedekind hatte ihnen befohlen, die Arbeit einzustellen.

„Sie bringen mir was, Herr Rath?" redete Ringwald den Beamten an. — „Nichts was Euch erfreuen wird," sagte Wedekind mit wichtiger Miene, seine ungeheure Brille zurechtrückend. „Da seht hier," fuhr er fort, ein Zeitungsblatt hinhaltend. „Was habt Ihr darauf zu sagen? es ist ein schändliches Libell in dem Blatte, welches Ihr druckt, und das sich betitelt: „Curiöse Staats- und Sittenpräsenten", zu lesen wider einen hochgestellten, von Seiner kurfürstlichen Durchlaucht geehrten Herrn. Der gnädigste Herr Kurfürst haben heute zu befehlen geruht, daß dieses Libellum an allen Orten, wo es gefunden werde, hinweggenommen, vernichtet und auch der in hiesiger Officin befindliche Vorrath von Blättern mit den incriminirten Versen durch den Polizeimeister fortgenommen werden solle. Ich bin beauftragt, die Blätter zu suchen und durchzusehen."

„Und wo ist der Befehl Seiner Durchlaucht?" fragte Oelven vortretend.

„Ah — Herr Oelven," sagte der Rath malitiös grüßend. „Auch hier? hm — es ist endlich einmal zerrissen das Tau der Geduld. Eure Schmähworte wider den Rath der Stadt, die Ihr eine „Höhle der Circe für die leichtsinnige Jugend" nennt, haben den Lohn gefunden. Dieses Berlin ist ein wahres Wespennest geworden. Wir werden aufräumen darin."

„Wer hat den Befehl ertheilt? frage ich noch ein Mal." rief Oelven heftig. „Weiß der Minister Herr Freiherr von Danckelmann darum?"

„Kann nicht sagen," entgegnete der Rath. „Aber hier ist eine kurfürstliche Ordre." Er wies das Papier an Oelven und dieser las mit Staunen den Anfang. „Auf besondern Wunsch und Bitte unsers sehr getreuen Schloßhauptmannes von Kolbe-Wartenberg." Dann folgte der Befehl zur Beschlagnahme der Nummer. Oelven stand wie vom Donner gerührt. Das war ein Beweis von der wachsenden Macht des Gegners und kein Widerspruch half.

Grüne und seine Leute begannen nun die Ballen zu öffnen und bald war ein ziemlich ansehnlicher Vorrath von Blättern beisammen, welche mit einem Stricke gebunden wurden. Einer der Polizeidiener warf den Bund auf seine Schultern, und nach verschiedenen Ermahnungen und Warnungen des Rathes Wedekind, kein strafbares Blatt mehr zu behalten, verließen die Beamten das Haus.

„Hol's der Teufel," rief Oelven wüthend! „Was bedeutet das?"

„Ich sagte es gleich vorher," eiferte der alte Ringwald. „Die Verse — die Verse! Wir werden sie theuer zahlen müssen!"

„Es ist ein Schlag von dem Kolbe und der Viedekap." „Deshalb eben ist es gefährlich. Ihr werdet sehen, daß der Schloßhauptmann noch hoch in der Gunst steigt und dann wehe uns!"

Unter allerlei Vermuthungen und Berathungen, an denen die Setzer der Druckerei Theil nahmen, gingen ein paar Stunden hin. Unterdessen hatte sich in der Stadt, welche damals noch nicht so reich an Neuigkeiten war wie heutzutage, die Nachricht von der Durchsuchung der Officin und der Wegnahme des Blattes verbreitet; einige Freunde erschienen und drückten ihr Erstaunen aus, gleich darauf fanden sich Liebhaber des Scandals ein, zogen Oelven und Ringwald bei Seite und boten ein gut Stück Geld, wenn man ihnen einige Exemplare ablassen wollte. Oelven rieb sich die Hände.

„Oh — sie irren sich alle," lachte er. „Eine ganz verkehrte Geschichte. Jetzt erst wird unser Blatt einen Aufschwung nehmen. Die Leser sind neugierig geworden. Glücklicherweise habe ich noch ein paar Dutzend Nummern wohlverborgen, die sollen an gute Leute vertheilt werden."

Es schien, als habe ein Dämon nur auf dieses Geständniß gewartet, denn urplötzlich trat in das Schreibzimmer ein stattlicher Mann. Oelven rief betroffen aus:

„Herr Stephan — wie komme ich zu solcher Ehre!"

„St!" — machte Stephan. „Ich bin an der Hinterseite des Hauses mit meinem Kahne gelandet und komme in hohem Auftrage. Ihr werdet tiefes Schweigen über alles beobachten, wollt Ihr Vortheil daraus ziehen."

„Ich gebe Euch mein Wort," sagte Oelven, seine Hand hinreichend.

„Gut denn. Eure Officin ist durchsucht worden und viele Nummern der Staatspräsenten sind fortgenommen. Die Frau Kurfürstin sendet mich und läßt Euch fragen, ob sie nicht insgeheim noch ein paar Blättlein mit dem bewußten Gedichte über Kolbe und die Viedekap erhalten könne, zur besonderen Erlustigung für sich und die Damen ihres Hofstaates."

„Mit Freuden! mit Freuden!" rief Oelven, an den alten Schrank eilend. Hier zog er hinter einer Masse vergilbter Schriften und sonstigem Kram ein Packet hervor, aus welchem er sechs bis sieben Exemplare der Curiösen Staats- und Sittenpräsenten nahm, die er an Stephan gab, der sie sorgfältig in seine Rocktasche schob.

„Gehabt Euch wohl und haltet reinen Mund," sagte der Bote, grüßte und verschwand aus dem Zimmer.

Herr Stephan war der Hausmeister und eine Art Factotum der Frau Kurfürstin, Oelven konnte daher mit vollem Rechte jubeln.

„So wird es gehen," kicherte er. „Hollah, die Kurfürstin ist mit im Bunde — sie liest die Gedichte. Ja, ja, es ist doch so, wie man munkelt, das zeigt sich hiedurch. Ein Angriff auf die Feindin erfreut die Kurfürstin — ich bin ihr nützlich."

Die Prahlerei Oelvens stieg in hellen Flammen auf und sich wohlgefällig in dem kleinen Spiegel betrachtend, sagte er pathetisch: „Ja, ja, die Feder ist doch was Großes!"

Häusliche Scene zwischen hohen Gatten.

Sophie Charlotte, Kurfürstin von Brandenburg war ein strahlender, weithinleuchtender Stein in der Krone des kleinen Reiches. Ihre großen, geistigen Eigenschaften, welche weit über die Grenzen ihres Landes, selbst über Deutschlands Grenzen hinaus, die Bewunderung der Mitwelt erregten, ihre persönlichen Reize und die ungekünstelte Liebenswürdigkeit ihres Wesens, stellten sie den gefeierten Damen der größten Höfe gleich, und in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts gab es viele bewunderte und angebetete Damen. Neben diesen herrlichen Eigenschaften des Geistes und Herzens besaß die Kurfürstin auch noch eine besondere, nicht minder anziehende, wenn auch gefährlichere Gabe: den Witz. Sie konnte in den schwierigsten Situationen oft der ganzen Sachlage durch einen glücklichen Gedanken, der gleich einer Rakete in sprühenden Witzfunken aufflackerte, eine andere Wendung geben: ohne einen Mißbrauch ernst zu rügen und dadurch große Conflicte herbeizuführen, griff ihn die Kurfürstin oft mit den Waffen der Satyre und des Witzes an. Sie wurde deshalb bei Hofe und in allen diplomatischen Kreisen ebenso verehrt als gefürchtet. Der Kurfürst fühlte die geistige Ueberlegenheit seiner Gattin sehr wohl. Obgleich mit einem glücklichen Instinkt begabt, der ihn die Dinge wohl ziemlich richtig vorausberechnen ließ, fehlte es ihm doch an der genügenden Geistesschärfe, um die feinere Gestaltung seiner Pläne zu ermöglichen, dafür hatte er aber eine rege Phantasie, einen Hang zu allem, was seiner Person, seinem Wirken äußeren Glanz verleihen konnte, und wenn auch mancher darüber den Kopf schüttelte, so darf doch nicht vergessen werden, daß Kurfürst Friedrich gewissermaßen v e r p f l i c h t e t war, sein Reich, seinen Hof und seine Umgebung mit jenem Glanze zu erfüllen, welcher den Schöpfungen Friedrich Wilhelms, des großen Kurfürsten, gebührte. Zudem besaß unser Kurfürst die nöthige Energie und Ausdauer bei der Durchführung seiner Ideen und war ein eben so redlicher M a n n als Regent, jede Schwankung seines Charakters entsprang immer aus der oft ungerechtfertigten Annahme, man wolle sein fürstliches Ansehen, seine Würde antasten oder seiner Macht eigenwillig Schranken setzen. Diese Auffassung und die Liebe zum Prunk leiteten den sonst trefflichen Herrn oft genug in falsche Bahnen, sie machten ihn zuweilen hart und trugen ihm den Vorwurf ein, einen Ludwig XIV., Carl II. oder Orleans copiren zu wollen.

Die Fenster des dritten Geschosses im kurfürstlichen Schlosse zu Berlin, welche nach dem Lustgarten hinausgingen, waren geöffnet und ein würziger Duft durchzog das Gemach, in welchem vor einem reich verzierten Tische zwei Damen saßen. Es waren die Kurfürstin Sophie Charlotte und ihre reizende geistreiche Freundin, das Fräulein von Pöllnitz. Die schöne Hofdame machte sich mit einer weiblichen Handarbeit zu schaffen, welche in einer Art von Seidenstickerei bestand. Man schnitt die durchgezogenen Fäden auseinander, so daß die Muster hoch aufgetrieben wie eine Teppichwirkerei erschienen. Dabei konnte die schöne Arbeiterin nach Willkür plaudern und sie that es auch redlich — ja, beide Damen schienen an der Plauderei nicht genug zu haben, sie kicherten laut — immer lauter und lachten endlich recht aus Herzensgrund. Die Ursache dieser Heiterkeit war folgende gewesen.

„Es ist doch eigentlich zu toll und arg," hatte Fräulein von Pöllnitz gesagt, „daß man den Druckern so mir nichts dir nichts ins Haus gefallen ist."

„Still, Rebellin," entgegnete die Kurfürstin, „Du weißt nicht, was geschehen ist. Ein Gedicht auf die schöne Ricker und Wartenberg ist ein strafbares Vergehen."

„Es ist zu toll, wiederhole ich noch ein Mal."

„Ei, ei! sieh Dich vor, Liebste. Diese Ricker oder Madame Viedekap kann uns allen gefährlich werden. Schau um Dich — siehe Montespan — siehe Maintenon," setzte sie lachend hinzu.

Fräulein von Pöllnitz ließ betroffen ihre Arbeit in den Schoß sinken und sah die Kurfürstin starr an. „Ich begreife die Ruhe Euer Durchlaucht nicht und wie Sie über so traurige Dinge scherzen können," sagte sie nach einer Pause.

„Es ist das Beste, was ich thun kann," entgegnete die Kurfürstin. „Ich weiß alles und ich fürchte nichts. Mein Gatte — mein Aesop (sie nannte so den ein wenig hochschultrigen Kurfürsten) „hat ganz großartige Ideen. Wer weiß, ob er in seiner Imagination nicht schon die Hofhaltung eines Ludwig von Frankreich vor sich sieht? Er möchte den „grand Roi" nach allen Richtungen hin copiren."

„Nach a l l e n?" rief das Fräulein entsetzt! „Durchlaucht halten doch nicht für möglich, daß wir — —"

„Eine Madame de Maintenon an unserem Hofe sehen? warum nicht?"

Die Pöllnitz lehnte sich erschreckt in den Sessel zurück.

„Der Kurfürst hat, wie Du weißt, jenen Hang zur Großartigkeit; es scheint ihm vielleicht zum guten Tone gehörig, sich eine Favorite en titre, wohlverstanden e n t i t r e, meine Liebste, an seinem Hofe zu schaffen. Es ist der große Ton jetzt einmal. Ich denke von meinem Gatten viel zu hoch, als daß ich glauben möchte, er werde die Sitte, die Zucht und Rechtlichkeit, welche der große Vater seinen Kindern eingeprägt, so plötzlich vergessen, bei Seite werfen! Nein, ich kenne meinen Gatten besser. Um des Prunkes willen wird er vielleicht eine Persönlichkeit an den Hof bringen, die uns allen, wenn auch nicht absolument gefährlich, so doch sicherlich höchst unbequem werden dürfte — aber eine ernstliche Verirrung des Kurfürsten fürchte ich nicht."

ihnen haben, und — verbiet ihnen ja nicht zu viel! Meinen Jungen, die etwa in dem Alter der „kleinen Raucher“ sind, habe ich noch nie das Rauchen verboten und werde es auch nicht thun; bisher haben sie es freilich nur höchst harmlos nachgeahmt, indem sie ein gerolltes Stück Papier oder ein Stück Holz in den Mund steckten und dazu zu „paffen“ versuchten; kämen sie aber ein Mal in toller Stunde darauf, es heimlich mit einer wirklichen Cigarre zu versuchen, so würde es ihnen sicherlich gehen wie dem kleinen Cumpan auf diesem Bilde, und sie würden wohl für eine Weile davon curirt sein, besser, als durch noch so viel Verbote und Strafen! R. L.

Russisch-preußische Grenzbilder. Von Otto Glagau.

I.

Am Bord des „Keistut“. — Juden und „Dzimken“. — Anfertigung einer Hose. — Zank um das Passagiergeld. — Die Ufer der Memel. — Auf der Grenze. — Schmalleningken. — Synagoge und Kirche. — Eine Flottille von Kähnen. — Wittinnen und Karopken. — Lustigkeit der Dzimken.

Von Tilsit — der Capitale des preußischen Litthauens — bietet sich dem Reisenden eine vortreffliche und bequeme Communication nach allen Richtungen, zu Wasser wie zu Lande. Außer der Eisenbahn und zahlreichen Posten fahren täglich Dampfböte nach Memel, Königsberg und Kowno. Gleich oberhalb der langen Schiffbrücke lag der russische Dampfer Keistut (Namen eines litthauischen Großfürsten, eines heldenhaften Gegners des deutschen Ritterordens), auf dem ich meine Streif- und Entdeckungszüge beginnen wollte.

Das Deck des kleinen Dampfers bot ein wirres Durcheinander von Menschen und Gütern, besonders der zweite Platz, wo zwischen hoch aufgestapelten Ballen, Säcken, Kisten, Fässern und allerhand Gethier, namentlich Kühen und Schafen, sich eine Menge von Leuten drängte. Diese Passagiere bestanden größtentheils aus polnischen Juden und sogenannten Dzimken, wie die Bewohner von Samogitien oder Szamaiten heißen, des schmalen Landstrichs jenseits der Grenze, welcher das preußische Litthauen von dem russischen trennt.

Juden wie Dzimken waren heimkehrende Holzflößer; beides ein höchst origineller Menschenschlag, von sehr primitiver Kleidung und ebenso primitiven Bedürfnissen. Das Hauptkleidungsstück der Juden war eine Art von Kaftan, und was sie darunter verbargen, sollte mir bald klar werden, als einer von ihnen ein Stück Zeug hervorholte und davon mitten auf dem Verdeck sich eine Hose zu schneidern begann. Er hatte sein Werk binnen kaum einer Stunde vollendet, aber es war auch das einfachste Beinkleid, das ich je gesehen. Keine Ahnung von Knöpfen, Säumen &c., sondern nur zwei Nähte von ziemlich weitläufigen Stichen, wodurch zwei Beinlinge entstanden waren, in welche der Künstler sofort hineinfuhr, worauf er sie unten einfach in die Stiefelschäfte steckte, oben aber durch einen Strick sich um den Leib gürtete. Allerdings war es keine elegante Hose, aber sie entsprach vollkommen ihrem Zwecke: sie saß bequem und sie hielt warm. Indeß nicht alle Juden hatten den Luxus von Stiefeln aufzuweisen, viele gingen barfuß.

Die Dzimken trugen gleichfalls einen langen Oberrock von grobem, grauem Wollenzeug oder auch einen umgekehrten Schafpelz, ein grobes Leinenhemde, auf der Brust offen, ditto Hosen, eine Pelzmütze mit Troddeln und an den Füßen Bastsandalen, sogenannte Parresken. Der Dzimke hält nämlich dafür, daß Pelzwerk ebenso gut gegen Hitze wie gegen Kälte schütze, deshalb wendet er Sommers den unbezogenen rohen Schafpelz um, so daß die wollige Seite nach außen kommt.

Juden und Dzimken drängten allmählich nach dem ersten Platze und begannen sich auf den Boden zu lagern, so daß man, um sich bewegen zu können, über sie hinwegschreiten mußte. Der Capitän trieb sie verschiedentlich zurück, aber sie krochen immer wieder heran. Zerlumpt und schmutzig, wie sie waren, verbreiteten sie einen pestilenzartigen Gestank und hatten beständig mit dem Ungeziefer zu kämpfen, auf das sie vor aller Augen ganz ungenirt Jagd machten, oder einer that auch dem andern diesen Dienst. Es war daher nicht rathsam, in ihre Nähe zu kommen und der Capitän warnte uns ausdrücklich davor. Trotzdem machte es einen peinlichen Eindruck, zu sehen, mit welcher Verachtung Jedermann diese Leute behandeln zu dürfen glaubte, und wie resignirt und unterwürfig sie selber diese Verachtung über sich ergehen ließen. Die Matrosen stießen sie fluchend und wetternd mit den Füßen aus dem Wege, und die Köchin weigerte sich, sie mit ihren Gefäßen Wasser schöpfen oder daraus trinken zu lassen. Freilich geht nichts über die Zudringlichkeit der polnischen Juden.

Die Dzimken sind weit bescheidener und manierlicher. Unter ihnen fesselten meine Aufmerksamkeit namentlich zwei, die Arm in Arm [illegible] lagen; der eine, ein grauer, martialisch aussehender Schnauzbart mit dem Gliederbau eines Athleten, der andere ein feines schmächtiges Milchgesicht. Wahrscheinlich Vater und Sohn, hielten sie sich zärtlich umschlungen und sangen in klagenden Molltönen ihre Nationallieder, immer mehr in Begeisterung und Rührung gerathend, wozu freilich die zwischen ihnen hin- und hergehende Branntweinflasche das ihrige beitragen mochte. Der Capitän in der Meinung, daß ihr Gesang die Passagiere des ersten Platzes belästige, verwies ihnen solchen. Das schien sie sehr trübe zu stimmen, sie summten nur noch leise vor sich hin und überließen sich endlich dem Schlummer.

Weit mehr machten die Juden dem Capitän zu schaffen. Er schwur, daß Gott sie nur zu seiner Qual habe geboren werden lassen und daß sie ihn noch zu Tode ärgern würden. In der That mußte er beständig auf sie Acht haben, ob sie nicht irgendwo etwas mausten oder umgekehrt nicht etwas versteckten. Von Zeit zu Zeit, wenn sie sich unbeobachtet wähnten, zogen sie Zeuge, Tücher, Bänder und andere Sächelchen aus dem Busen, den Taschen oder den Stiefeln, betrachteten sie zärtlich, zeigten sie einander und suchten sie dann unter Deck oder in irgend ein Versteck zu prakticiren. Sie gedachten nämlich diese Waaren an der russischen Zollstätte einzuschmuggeln, doch der Capitän, der für alle Contrebande, die auf dem Schiff entdeckt wird, verantwortlich ist, falls er nicht den Defraudanten angeben kann, war hurtig hinterher und nöthigte sie unter Schelten und Drohungen ihr Eigenthum bei sich zu behalten.

Jetzt begann er das Passagiergeld einzukassiren. Ein Jude nach dem andern suchte sich darum zu drücken, indem sie unter das Deck oder zwischen die Frachtgüter krochen oder doch beständig ihren Platz wechselten. Der Capitän, der ihre Manöver merkte und ihre Kniffe aus Erfahrung kannte, rannte hinter ihnen her; da ihm etliche aber wie Schlangen immer wieder zu entschlüpfen wußten, ward er wüthend und bot die Schiffsmannschaft zu seiner Hilfe auf. Eine allgemeine Treibjagd ging in Scene, die widerwilligen Juden wurden aus allen Winkeln hervorgeholt und gleich einer Heerde Schafe in eine Ecke zusammengetrieben, wo sie dann wohl oder übel den Beutel ziehen mußten. Auch jetzt noch weigerte ein Theil sich hartnäckig zu zahlen, sie betheuerten, keinen Heller zu besitzen und flehten wimmernd und fast kniefällig um Erlaß. Der Capitän blieb unerweichlich, er drohte, jeden, der nicht zahle, aussetzen zu lassen; und schon stopfte man die Maschine und ließ ein Boot hinab. Die Härte des Capitäns schien mir grausam, aber alsbald mußte ich mich überzeugen, daß ich vorschnell geurtheilt hätte, und das Jammern der Juden eitel Comödie sei. Wie sie merkten, daß sie keine Nachsicht zu verhoffen hätten und der Capitän sich anschickte, seine Drohung auszuführen, holte allmählich auch der Zerlumpteste und Zäheste ein Geldstück nach dem andern vor. Zögernd kam jedes zu Tage und bei jedem begann ein neues Wimmern und Feilschen. Vergebens! Der Rubel Fahrgeld mußte voll entrichtet werden. Aber es geschah in lauter Copekenstücken. Wer russische Kupfermünze kennt, wird wissen, was es heißen will: Zwanzig und einige Rubel in lauter Copekenstücken! Das war die Revanche der Juden, und wie der Capitän auch zeterte und wetterte, er mußte mit seiner Bürde, die er in einem großen Beutel kaum beherbergen konnte, abziehen.

Inzwischen ging die Fahrt, wenn auch stromaufwärts etwas langsam, gut von Statten. Die Ufer der Memel sind im Preußischen flach und unbedeutend. Nur unweit Tilsit hat man rechts und links einen Hügel von je ein paar hundert Fuß Höhe. Es sind der Schloßberg und der Rombinus, die höchsten Punkte Litthauens, die aber dem Eingebornen wie Alpenriesen erscheinen, und an welche sich deshalb eine Menge Sagen knüpfen. Die einzige, romantische Partie liegt ein paar Meilen weiter hinter Ragnit, wo sich an

linken Ufer ein schöner Bergpark ausbreitet, der den stolzen Namen der Litthauischen Schweiz führt, und allerdings eine Schweiz en miniature ist, wie man sie in Salons auf Nipptischen sieht.

Nach einer sechsstündigen Fahrt erreichte das Dampfboot die Grenze und hatte damit ein Drittel seiner Tour zurückgelegt. Es fuhr nach Kowno, ich aber stieg bei Schmalleningken ans Land.

Dieses litthauische Wort bedeutet zu deutsch Theerbude. Ehemals befand sich hier weiter nichts als eine Hütte, in welcher man aus den Kienhölzern der großen Wälder, die noch heute auf meilenweite die beiden Ufer der Memel bedecken, Theer brannte. Aus der Theerbude ist im Laufe der Zeit ein Ort von etwa 1500 Bewohnern mit dem regen und mannigfaltigen Verkehr der Grenze erwachsen. Noch mehr als Tilsit bietet Schmalleningken im Gemisch der verschiedensten Nationalitäten, namentlich Deutsche, Litthauer, Juden, Polen und Russen, welche der Beschäftigung nach in der Hauptsache theils Kaufleute, theils Handwerker, theils — Schmuggler sind. Es gibt zwar auch einige Bauern, doch nur von kleinem Besitz, so daß die Ackerwirthschaft eine ganz untergeordnete Rolle spielt.

Schmalleningken ist nur ein Dorf, aber es hat die Einrichtungen und gewissermaßen den Comfort einer Stadt. Man findet hier Post, Apotheke, Arzt, ein Hauptzollamt, eine Kirche, eine Synagoge, allerhand Kaufläden und Comptoire, ein großes Hotel und verschiedene andere Gastwirthschaften. Die Häuser der sich längs der Memel fast unendlich hinziehenden Dorfgasse sind beinahe alle noch in ländlichbäurischem Stil erbaut, viele nur geringe Hütten von Holz, Lehm und Stroh, aber größtentheils mit Balkon oder Veranda und einem Vorgarten verziert, was ihnen ein originelles, indes keineswegs reizloses Ansehen verleiht. Lebensmittel und Wohnungsmiethe haben hier einen hohen Preis, einen höheren als in mancher großen Stadt, welche Erscheinung man übrigens längs der ganzen Grenze sowohl hüben wie drüben beobachten kann und die die Grenze geradezu charakterisirt. Das Geld circulirt hier schneller und reicher als sonst irgendwo, es wird leicht verdient und hat deshalb geringen Werth.

Neben der hübschen Synagoge nimmt sich die evangelische Kirche sehr ärmlich aus. Sie besteht nur aus einem kleinen, ganz schmucklosen Betsaal unter dem Dache der gleichfalls höchst beschränkten Pfarrwohnung. Da die Litthauer fleißige Kirchengänger sind, reicht derselbe oft nicht aus, die Menge der Gläubigen zu fassen. Die Thüren und Fenster müssen dann geöffnet werden und die Leute erfüllen Flur, Küche und Zimmer der Pfarrwohnung, ja viele drängen sich noch im Hofe und auf der Straße. Es ist schon vorgekommen, daß bei außerordentlichem Andrange der Geistliche sich genöthigt sah, den Gottesdienst unter freiem Himmel, auf einem Platze hinter seinem Hause abzuhalten und daselbst das Abendmahl auszutheilen. Wie erhebend und rührend auch solche Feier inmitten der hehren Natur sich gestalten mag, es ist doch immer ein Nothstand und er tritt immer greller hervor: die Gemeinde ist aber nicht im Stande, sich aus eigenen Mitteln ein passendes Gotteshaus zu erbauen; schon die Unterhaltung des Pfarrers, so dürftig er auch besoldet ist, nimmt all ihre Kräfte in Anspruch.

In Schmalleningken übersieht man vom Ufer der Memel aus drei Reiche: Preußen, Rußland und Polen. Die Memel, die drüben Niemen heißt, bildet von Schmalleningken ab die Grenze zwischen Rußland und dem „ehemaligen Königreich Polen." Bis ganz vor kurzem bestand außer der Zolllinie gegen Preußen auch noch eine solche gegen Polen hin, und die russischen Grenzwächter hatten einen doppelten Kampf mit preußischen und polnischen Schmugglern zu bestehen, und mit letzteren gestaltete er sich noch schwieriger, da der Strom ihre Expeditionen eher begünstigte, denn behinderte. Erst neuerdings ist diese Zolllinie durch die vollständige Einverleibung Polens fortgefallen.

Von jenem Uferberge aus gewährt das Leben und Treiben auf der Memel ein höchst anziehendes Schauspiel. Eine Flottille von Kähnen ankert an der russischen Zollstätte und wird von den Beamten revidirt. Die verschiedenartigsten Fahrzeuge segeln und treiben stromauf und stromab. Ganze Wälder schwimmen vorüber; mächtige Fichten, Tannen und Eichen, wie sie auf unserem Erdtheil nur noch in den russischen Urwäldern wachsen; rohe Bäume oder behauene Stämme, Klötze und Planken, Brennholz und Nutzhölzer. Sie sind zu kolossalen Flößen und Triften verbunden, auf welchen die Mannschaft, ein Dutzend Dzimken, unter großem Geschrei hin- und herläuft, indem sie ihr schwankes, plumpes Fahrzeug mittelst langer Stangen bald schiebend, bald rudernd oder treidelnd fortbewegt, vom Ufer oder von andern Fahrzeugen mehr oder minder geschickt abhält. Auf diesen Flößen ist gewöhnlich eine Strohbude errichtet, zugleich die Vorrathskammer und das Schlafgemach dieser abgehärteten und fast bedürfnißlosen Naturmenschen. Zuweilen tragen jene auch ein Bretterhaus mit mehreren Gemächern, Küche und einem verandaartigen Umgang. Dann ist es die Wohnung des jüdischen Capitäns, welcher in der Regel auch Eigenthümer von Floß und Ladung ist.

Andere nicht minder kolossale, oft mehrere hundert Fuß lange Fahrzeuge führen nicht Holz, sondern Getreide, Leinsaat, Flachs, Hanf, Felle und andere Produkte. Auch sie sind weiter nichts als ein riesiges Floß von Baumstämmen, die nur mittelst Holznägel, Bastseile oder Hanfstricke lose mit einander verbunden, so daß man an dem ganzen Dinge nicht ein Quentchen Eisen zu entdecken vermag. Die Ladung ruht unter einem schrägen Bretterdach oder sie ist mit Bastdecken beschnürt; im ersten Fall heißen jene originellen Fahrzeuge Wittinnen, im anderen Fall Karopken. Zuweilen gehören sie einem russischen Gutsbesitzer, der sie mit seinen Gutsinsassen, den Dzimken bemannt und diesen einen Juden als Schaffner vorsetzt, dem sowohl die Beaufsichtigung wie die Beköstigung der Mannschaft obliegt. Gewöhnlich ist das Fahrzeug Eigenthum eines jüdischen Unternehmers, und die Dzimken stehen in seinen Diensten.

Ihrer gigantischen Dimensionen und sonstigen Schwerfälligkeit wegen können all diese Fahrzeuge sich nur sehr langsam fortbewegen, es vergehen Wochen und Monate, ehe sie das Ziel ihrer Reise — Memel oder Königsberg — erreichen; sie fahren nur bei Tage und legen sich, um einen Zusammenstoß mit anderen Fahrzeugen zu vermeiden, sobald die Dunkelheit einbricht, ans Ufer. Schwer und mühsam ist das Tagewerk der Dzimken; sie müssen, da ihr lecks Schiff viel Wasser fängt, beständig die Schöpfeimer handhaben; und um die kolossalen Ruder und Stangen zu bewegen, sind oft je vier Mann nöthig. Mit der schweren Arbeit steht die magere elende Kost in keinem Verhältniß; die gewöhnlichen Speisen sind: Kartoffeln, Erbsen, Grütze und Mehlbrei, die sie sich selber am Ufer in riesenhaften Kesseln und Töpfen kochen, und die sie aus hölzernen Näpfen und Mulden mit hölzernen Löffeln verzehren. Fleisch kommt fast gar nicht vor, und statt der Butter thun sie etwas Speck an die Speisen, den sie auch roh zum Brote genießen.

Trotz alledem und obgleich sie buchstäblich nichts weiter als das nackte Leben besitzen, sind die Dzimken stets heiter und lustig. Scherzend und lachend, sich unter einander und mit den Vorüberfahrenden neckend, verrichten sie ihre Arbeit. Abends sieht man sie um das Wachtfeuer gelagert, das wieder, um einen Zusammenstoß zu verhüten, die ganze Nacht hindurch auf jeder Wittinne und jeder Karopke unterhalten wird, und bei Schmalleningken, wo oft Dutzende solcher Fahrzeuge nächtigen, die dunkeln Wasser des Stromes in magischer Weise beleuchtet. Bei diesen Wachtfeuern erschallen dann die langgezogenen Rund- und Chorgesänge der Dzimken; oder einer von ihnen greift zur Violine oder zum Dudelsack, die anderen fassen sich bei den Händen und jauchzend springen und tanzen sie im Kreise herum. So geht es bis in die späte Nacht, allmählich legen sich einige zur Ruhe nieder, während andere in ihrer Belustigung fortfahren und um die schlafenden Gefährten herumgaukeln, bis auch sie erschöpft zu Boden sinken.

Nicht allein die Ladung, sondern auch das Fahrzeug selbst mit Strohhütte, Bretterhaus und allen sonstigen Utensilien wird in Königsberg oder Memel losgeschlagen, denn Holz und Stroh sind in der russischen Heimat fast werthlos, und die Wittinnen wie Karopken vermögen nur stromab, nicht stromauf zu fahren. Die Dzimken erhalten nun ihren kärglichen Lohn, der bis vor kurzem, wo sie sich noch in Leibeigenschaft befanden, nicht mehr als einen Rubel pro Mann für die ganze Reise betrug, und verwenden ihn meist zum Ankauf einer Handharmonika, einer neuen Geige oder eines schmucken Pfeifenkopfes von Birkenmaser mit Neusilberbeschlag. Seelenvergnügt treten sie die Rückreise an; wenn sie nicht ausnahmsweise ein Dampfboot benutzen, wandern sie zu Fuß und in großen Trupps. Eine Anzahl, mit den neuerstandenen Harmonikas und Geigen bewaffnet, die sie abwechselnd während des ganzen Marsches erschallen lassen, geht voran, die übrigen laufen singend und jauchzend, springend und tanzend hinterdrein. So und indem sie sich in kurzen Pausen durch einen Schluck aus der Flasche stärken, gleicht die Schar einem Bacchantenzug. Jeder Dzimke ist ein geborner Musiker, und seine höchste Lust sind Musik und — Schnaps.

Unter den Garibaldianern.

Skizze von **Bruno Krüger.**

Ich befand mich in Rom, als am 30. August 1862 der Telegraph die Nachricht brachte, daß der General Pallavicini, den welchen man den Helden von Marsala nannte, auf der Höhe von Aspromonte gefangen genommen und verwundet nach der Spezzia geführt habe. Offen muß ich gestehen, daß ganz Rom, obgleich schmerzlich bewegt, doch sich von einem drückenden Alp befreit fühlte. Denn was geschehen wäre, wenn der energische General mit seinen Bersaglieri nicht so schnell seine schwierige Aufgabe gelöst hätte, stand jedem klar vor Augen. Die Franzosen waren in Rom und hätten die Freischaaren, deren Führer so eben in der Kirche von Marsala am Altar den heiligen Schwur geleistet hatte, „Rom vom päpstlichen Joche zu befreien," ohne allen Zweifel mit der größten Leichtigkeit versprengt. Man beurtheilte nämlich in Rom die Siege Garibaldis in Sicilien und Neapel viel weniger enthusiastisch als im übrigen Italien — man wußte ganz genau, wie viel sie gekostet hatten ... nicht an Blut und Menschenleben, aber an Scudi und Lire. — Der abenteuerlich-romantische Plan Garibaldis, angesichts der Franzosen seine Leute die Waffen wegwerfen und sich niederschießen zu lassen, um so einen blutigen Abgrund zwischen den beiden Schwesternationen zu ziehen, wurde von vielen ganz und gar geleugnet und von denen, die mit Bestimmtheit wußten, daß dieser Plan in Wirklichkeit von dem exaltirten Condottiere gefaßt sei, mit der größten Energie bekämpft. Das Nationalcommittee, welches der päpstlichen Regierung eben so feindlich als den Mazzinisten gegenübersteht, hatte fast täglich Vertrauenspersonen nach Turin gesandt, um die Regierung zu beschwören, ein solches Nationalunglück von Rom, von Italien abzuwenden und den Zug Garibaldis zu verhindern.

Wie gesagt — ich befand mich damals in Rom und erfuhr auf der Piazza Farnese von einem Mitgliede des Committees die Verwundung und Gefangennahme Garibaldis. Er hatte es mir flüchtig ins Ohr geraunt und war gleich darauf durch die Via de Baullari verschwunden. Nachdenkend schlenderte ich bis zur Via Condotti, wo sich im Cafe Greco die Künstler aller Länder zu versammeln pflegen, ohne Acht darauf gegeben zu haben, daß eine ziemlich reich gekleidete Bäuerin, welche das malerische Costüm der Contorni trug, schon zweimal bei mir vorübergegangen und dann plötzlich stehen geblieben war, um mir ins Gesicht zu sehn. Als ich jedoch über den Piazza Colonna in den Corso einbog, bemerkte ich, wie sie — einige Schritte vor mir — in das dunkle Portal eines Palastes eintrat, sich umwandte und mir ein Zeichen gab, ihr zu folgen.

Man muß in Italien — besonders in Rom — sehr vorsichtig bei dergleichen Abenteuern sein, selbst wenn dieselben sich am hellen Tage und in einer ganz belebten Straße entspinnen; mein vierjähriger Aufenthalt in Italien hatte mich das gelehrt. Ich ging daher ruhig am Portal vorbei, indem ich jedoch einen durchdringenden Blick hineinzuwerfen versuchte. Die Bäuerin stand hinter einem Eckpfeiler und verfolgte mich mit den Augen. Als sie sah, daß ich wirklich vorbeiging, ohne ihrer Aufforderung zu folgen, reichte sie mir schnell ihre geschlossene Hand entgegen, als wenn sie mir drohen wollte, und als ich, dadurch bewogen, stille stand, öffnete sie dieselbe und zeigte mir ... eine dreifarbige Cocarde.

Ich hatte an ein Abenteuer andrer Art gedacht! Doch, wenn ich solches zu vermeiden wünschte, so kam jetzt erst recht mir die Lust an, eine so große Entfernung wie möglich zwischen mich und die Contadina zu setzen. In ein paar Secunden war ich auf dem Corso und fünf Minuten später saß ich im Cafe Greco inmitten meiner Freunde.

Ich finde es unverzeihlich, wenn man sich in einem fremden Lande mit der Politik des Landes thätig beschäftigt, um nachher, wenn Unannehmlichkeiten daraus erwachsen, seine Eigenschaft als Ausländer zu benützen und sich bei den Gesandtschaften darüber zu beklagen. Dies Verfahren hat mir immer erbärmlich geschienen, und ich freue mich, bezeugen zu können, daß ich stets gefunden habe, daß der Deutsche im Auslande zu ehrlich ist, um solches zu thun — der Franzose ist chevaleresk, und wenn er sich bewußt ist, die Gesetze eines Landes durch politische Agitationen übertreten zu haben, dann nimmt er geduldig die Consequenzen auf sich, ohne seinen Gesandten mit Bitten um Protection zu bestürmen — die Engländer dagegen! — wer in den letzten Decennien in Italien gelebt, der wird wissen, wie die Engländer dort die Revolution unter allen Formen geschürt haben und wie sie stets ihre liebenswürdigen Persönlichkeiten unter der Fahne ihrer Gesandschaften in Sicherheit zu bringen wußten.

Dies war die Meinung der ganzen Colonie im Cafe Greco; — unsere Sympathien waren, ich glaube ohne Ausnahme, gegen die päpstliche Regierung gerichtet und gehörten Garibaldi — dennoch entsinne ich mich nicht, daß irgend einer von uns je etwas gethan hätte, was die Regierung hätte bewegen können, gegen uns einzuschreiten. Wir waren Fremde und hielten uns nicht für berechtigt, die Gastfreundschaft der Regierung mit politischen Intriguen zu vergelten — wir hatten sogar einen Engländer, Mr. James W*, deshalb von unsrem intimen Umgang ausgeschlossen. Das verhinderte natürlich nicht, daß wir den lebhaftesten Antheil an allem nahmen, was sich zutrug, auch hier und da Bekanntschaften hatten, von denen wir ganz genau wußten, daß sie eines schönen Morgens verschwunden sein würden, entweder über der Grenze oder in den Casematten des Forts St. Angelo — in einem Wort, wir behielten um den wohlfeilen Preis einer thätigen Fernhaltung von den Verschwörungen unsre persönlichen Meinungen und zu gleicher Zeit den Aufenthalt in Rom, den die so vielfach geschmähte Regierung uns nicht im geringsten durch Polizeichicane verbitterte. Ich halte es für eine Pflicht, offen auszusprechen, daß ich und hunderte meiner Freunde und Bekannten wohl nie von einer Regierung weniger belästigt gelebt haben, als in Rom. Freilich ging uns're feste Ansicht dahin, daß man in einem fremden Lande stets die Gesetze desselben respektiren müsse, so sehr man auch dem Princip dieser Gesetze abhold wäre. Dura lex ... sed lex!*)

Eben deshalb war ich auch so geeilt, um mich aus dem Bereich jener Bäuerin zu entfernen; denn die dreifarbige Cocarde, die sie mir gezeigt, war das deutliche Zeichen, daß sie, aus irgend einem mir unbekannten Grunde, einen revolutionären Zweck mit ihrer Einladung verbände!

Die Aufregung war nicht gering im Cafe Greco; denn wenn man auch nicht mit Bestimmtheit das wußte, was ich auf der Piazza Farnese erfahren, so cursirten doch in der Stadt seit dem Morgen verworrene Gerüchte, die das Geschehene als wahrscheinlich voraussetzen ließen. In wenigen, mit leiser Stimme gesprochenen Worten hatte ich meine beiden intimsten Freunde, einen jungen Stuttgarter Maler und einen Belgier, der eigentlich auch Maler war oder sein wollte, aber nebenbei den sehr schwierigen Beruf zu erfüllen hatte, fünfzehntausend Franken jährlicher Renten zu verzehren, davon in Kenntniß gesetzt — diese hatten es andren gesagt — jene wiederum andren ... und fünf Minuten nach meinem Eintritte herrschte eine dumpfe Stille an allen Tischen, die am besten bezeugte, welchen erschütternden Eindruck das von mir Erzählte auf alle Gemüther hervorgebracht hatte.

„Wissen Sie," sagte der Belgier, Herr Jules d'Oultremont — „was das Beste ist, das wir jetzt thun können? — wir gehen ruhig nach Hause, chacun chez soi, oder noch besser, alle zu einem und verbringen diesen Tag, der sicherlich für Roms Geschick ein entscheidender sein wird, in vollständiger Zurückgezogenheit von dem öffentlichen Leben. Wer weiß, bis wohin die siegestrunkene Regierung sich hinreißen lassen und welchen Widerstand sie finden wird! Das geht uns alles nichts an; mir ist es viel lieber, morgen zu erfahren, was heute geschehen, als Orsinibomben platzen zu sehen oder erdolchte Sbirren auf dem Heimwege zu finden. Kurz, meine Herren, ich habe ausgezeichneten Montefiascone zu Hause — gute Cigarren, eine Trattoria ist zehn Schritte von meiner Wohnung, und ... qui m'aime me suive!"

Nur Carl S.* der obenerwähnte Stuttgarter Maler, und ich leisteten der freundlichen Einladung Folge — einige andre versprachen später zu kommen, die meisten unserer Freunde schlugen es rund ab, sie wollten — sagten sie — die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, eine Revolution in Rom mit anzusehen. — Da D'Oultremont in der Via de Porta Pinciana das Parterre einer Villa bewohnte, hatten

*) Ein hartes Gesetz ... aber ein Gesetz.

wir nicht sehr weit zu gehen und mäßigten unsre Schritte, als wir die Piazza di Spagna überschritten, um einem ungewöhnlichen Volkstumult hier zuzusehen. Gewöhnlich wird dieser aristokratische Platz bei den politischen Wirren von der Menge sehr wenig besucht, aber im Augenblicke, wo wir ihn überschritten, hatten sich wenigstens zweihundert Personen am Eingange eines Hauses, vor dem eine geschlossene Kutsche hielt, versammelt und schauten lautlos in das Portal.

„Was gibt's da?“ fragte ich einen Vorübergehenden, den ich mehrere Male gesehen hatte.

„Eine Arrestation,“ antwortete er kurz und verfolgte seinen Weg.

„Kommen sie schnell weg von hier!“ sagte D'Oultremont — ich weiß nicht, wie mir heute zu Muthe ist — ich gäbe zwanzig Franken, wenn ich erst zu Hause wäre.“

„Machen Sie es aber auch nicht zu toll,“ meinte Carl — „bleiben wir noch einen Augenblick hier und sehen wir uns den Unglücklichen an, der nach St. Angelo geführt wird.

Kaum hatte er die letzte Silbe gesprochen, als eine große Bewegung unter der Menge entstand; ein päpstlicher Gendarmerieofficier, von einigen Sbirren gefolgt, kam aus dem Portal des Hauses, stieg in den Wagen und gab ihm ein Zeichen, abzufahren. Die Sbirren befahlen der Volksmenge, sich zu zerstreuen . . . und wurden ausgepfiffen — machten nun zuerst von ihren Stöcken, dann von ihren Seitengewehren Gebrauch, wofür sie vom Volke mit einem Steinhagel bezahlt wurden, welcher so dicht war, daß die Steine offenbar mitgebracht sein mußten.

Während die Sbirren die Menge vor sich herdrängten, hatten wir, ganz unserer Neugier folgend, nicht bemerkt, daß wir allmählich uns mitten im Gedränge befanden; D'Oultremont machte uns wie gewöhnlich zuerst darauf aufmerksam und bestand auf einem schleunigen Rückzug; das war aber jetzt leichter gesagt als gethan — wir waren von allen Seiten eingeschlossen und eben sowohl den Steinen des Pöbels als den Säbelhieben der Sbirren ausgesetzt.

„Das geht nicht so,“ sagte ich zu meinen Begleitern; „wir müssen durch, d. h. zurück — fassen wir uns alle drei an — Sie, Carl, der Stärkste von uns, machen die Oeffnung — und wir hinterdrein! Vorwärts, meine Herren!“

Gesagt, gethan! Unser lieber schwäbischer Freund mit seinen markigen Armen fing die Durchbohrung des menschlichen Gebirges an — D'Oultremont hatte ihn bei der Taille genommen und stieß nach und ich deckte den Rückzug, indem ich D'Oultremont vorschob. Das ging einige Minuten lang ganz gut, und wir glaubten, daß es uns bald gelungen sein würde, die andre Seite des Platzes zu erreichen, als ich plötzlich einen so mächtigen Stoß von der Seite bekam, daß ich D'Oultremont loslassen mußte und mitten ins Gedränge zurückgeschleudert wurde.

Nachdem die erste Ueberraschung vorbei war, sah ich mich um und gewahrte, daß es ein Sbirre gewesen, welcher mir diesen Stoß versetzt hatte, und daß er es gethan, um in gerader Linie die Volksmenge zu durchbrechen. Hinter ihm stand ein Mann mit großem, schwarzem Barte, welcher leise mit ihm sprach und mit dem Finger auf einen gewissen Punkt der Menge deutete. Ich folgte der Richtung dieses Fingers . . . und zu meinem nicht geringen Erstaunen sah ich die Bäuerin, welche am Morgen mich zu sich heranlocken wollte und sich jetzt mit stämmigen Ellenbogen einen Weg zu bahnen versuchte — und neben mir hörte ich den bärtigen Kerl, welcher zu dem Sbirren sagte: „Sicuro — é ella che l'ha fatto scappare“ (Sicherlich — die ist es, welche ihm zur Flucht verholfen hat). — Ich drehte mich erstaunt um . . . die Stimme kannte ich — kannte auch den fremden Accent, mit dem die Worte gesprochen worden . . . und doch — den Menschen hatte ich noch nie gesehen.

Dies alles hatte kaum einige Secunden gewährt — ich richtete mich auf — griff in die Tasche, holte einen Scudo hervor und indem ich die Hand des Sbirren ergriff und ihm das Geld hineindrückte, sagte ich: „Ich bin ein Fremder, Signore — führen Sie mich aus dem Gedränge heraus!“ Ich kannte diese Kerle ganz gut und wußte, welche Beredsamkeit für sie ein Scudo hat, — jener sah mich einen Augenblick fest an, und als ihm kein Zweifel mehr zu bleiben schien, daß ich wirklich ein Fremder sei — steckte er ruhig das Geld zu sich — und sagte: „Folgen Sie mir!“

„Vorwärts — vorwärts!“ hörte ich während dessen den anderen ihm zuflüstern — „sie kommt durch — wir verlieren sie . . . vorwärts!“

Und wirklich begann der Sbirre jetzt, den Säbel in der Faust und flache Hiebe austheilend, ein so wirksames Manöver, daß wir in wenigen Secunden zehn bis zwölf Schritte vorwärts, der Bäuerin näher kamen, die wie eine Verzweifelte rang und dennoch wie festgenagelt auf derselben Stelle blieb . . . Plötzlich wandte sie den Kopf um — erkannte den Sbirren — richtete einen flehenden Blick auf mich, den sie ganz in der Nähe ihres Verfolgers erblickte und wahrscheinlich auch wiedererkannte . . . und von neuem versuchte sie, vorwärts zu kommen!

Ich weiß nicht, wie mir geschah — dieser Blick, in welchem sich eine so unendliche Angst aussprach, machte einen ganz eigenthümlichen Eindruck auf mich; ich begriff, daß die Frau verloren wäre, wenn mein Begleiter sie erreichte — ich hörte die bekannte Stimme des Unbekannten nahe meinem Ohr den Sbirren anfeuern — ich begriff, daß eine Minute Zeit hier ein Menschenleben retten könnte — und ohne mich weiter zu besinnen, ergriff ich die Hand des Sbirren und sagte: „Ein Napoleond'or, Signore, gehört Ihnen, wenn Sie mich so schnell wie möglich ungefährdet nach der Via de Porta Piciana führen, wo meine Freunde meiner harren!“

Er stand unschlüssig stille — die Corruption unter diesen Leuten ist so gewaltig, daß man sie mit Geld in der Hand wie am Gängelbande zu führen vermag. — „Porta Piciana ist ja dort drüben — da müssen wir ja zurück!“ sagte er.

„So?“ — meinte ich, eine unschuldige Miene annehmend — „in diesem verwünschten Gedränge weiß ich gar nicht mehr, wo ich bin! — doch kommen Sie mit mir — ich bitte Sie! . . .“

Noch immer stand er unschlüssig da, einen scheuen Blick auf seinen Begleiter werfend . . . doch auch ich konnte meinen Blick nicht von dem Gesichte dieses Mannes entfernen, der mir so bekannt schien und der unter dem wulstigen Haar und dem aufgestülpten Calabreser den größten Theil desselben zu verbergen versuchte. Meine Aufmerksamkeit schien ihm ungelegen zu sein; denn er wandte den Kopf ab — stampfte mit dem Fuße, und gab dem Sbirren einige Rippenstöße, um ihn vorwärts zu bringen.

Doch noch hatte dieser keinen Entschluß gefaßt, als ein den ganzen Platz erschütternder Knall die Volksmenge mit Staub und Dampf bedeckte — als ein verworrenes Geschrei, Geheul, Gewinsel von den verschiedensten Seiten ausbrach, und die Menge mit dem Angstschrei: „Bombe — bombe!“ nach allen Richtungen auseinanderstob. — Eine Orsinibombe war von frevelhafter Hand auf den Platz geworfen worden, und hatte, wie ich am folgenden Tage erfuhr, fünf Personen getödtet und mehr als zwanzig verwundet.

Der Sbirre ergriff meine Hand und zog mich mit sich fort — ich weiß nicht mehr, durch welche Gassen, Gäßchen und Durchgänge; — aber in weniger als zehn Minuten war ich mit ihm in der Via de Porta Piciana und somit in Sicherheit; — der bärtige Unbekannte war verschwunden. Ich zog mein Portemonnaie und reichte ihm das versprochene Goldstück. „Können Sie mir nicht sagen,“ fragte ich leise „wer jener Her mit dem großen Barte war, der vorhin hinter Ihnen stand?“

Er legte den Finger auf den Mund — sah sich scheu um . . .

„Un impiegato della polizia segreta.“ (Ein Beamter der geheimen Polizei) sagte er leise — „ma non è Italiano“ (aber kein Italiener).

Ich trennte mich von dem Ehrenmann — und ging zu D'Oultremont, wo dieser und Carl S* schon vor einiger Zeit angekommen waren und, nicht wenig beängstigt um mein Verschwinden, vom Fenster aus die ganze Straße durchspäht hatten. Ich erzählte ihnen mein Abenteuer und war wirklich erfreut — ja sogar ganz eigenthümlich bewegt, als ich von ihnen hörte, daß eine Bäuerin, der gleich, welche ich ihnen beschrieb, vor wenigen Minuten eilenden Laufes die Straße herunter gestürzt und hinter einer Villa verschwunden sei. Auch einen bärtigen Menschen wollten sie bemerkt haben, der jedoch plötzlich umgekehrt sei, als er sie am Fenster bemerkt habe.

Am nächsten Tage erfuhr ich, daß die Arrestation auf der Piazza de Spagna demselben Mitgliede des Nationalcommittees gegolten hatte, welcher mir auf der Piazza Farnese die Gefangennahme Garibaldis gemeldet hatte. Er war durch eine Bäuerin von der ihm drohenden Gefahr benachrichtigt worden und hatte gerade noch Zeit genug gehabt, zu entkommen. —

Vierzehn Tage mochten wohl seit dem so eben Erzählten verflossen sein, als eines Abends — ich weiß nicht, ob D'Oultremont

oder mir zuerst — die Idee kam, auf einige Tage eine Fußtour in der Umgegend zu machen. Carl S*, einer jener liebenswürdigen Menschen, die nie ein Unternehmen durch Widerspruch oder Einsprüche vereiteln, hatte augenblicklich zugesagt, und an einem schönen Donnerstag Morgen verließen wir Rom — den Tornister reichlich mit Skizzenheften rc. rc. gespickt. Der französische Commandant, den D'Oultremont sehr gut kannte, hatte uns ein Laisser-passer gegeben, der Delegato di Polizia hatte unsere Pässe visirt, und von Monsignore de Merode, dem damaligen Kriegminister, hatten wir einen offenen Brief als Empfehlung an alle Gendarmeriechefs mitbekommen — ja, um noch mehr Sicherheit auf unserer Reise zu genießen, hatte General Bosco, der in Rom seinem entthronten Herrn, Franz II., eine ritterliche und uneigennützige Treue bewahrt, uns ein Schreiben mitgegeben, welches bezeugte, daß „er uns kenne." — Man konnte damals ja nicht wissen, wem man auf der Landstraße begegnete, und es war wirklich nicht zu viel Vorsicht, sich mit all den Empfehlungen, Pässen rc. versehen zu haben.

Unsere erste Tour sollte Monte Rotondo, einem 15 Miglien von Rom gelegenen Städtchen gelten, wo D'Oultremont das von Urban VIII. erbaute Schloß uns durchaus als eine Merkwürdigkeit zeigen wollte und von wo aus wir den Weg über Mentana, welches auf den Ruinen des alten Nomentum erbaut ist, nach Rom zurück einzuschlagen gedachten. Wir erreichten gegen zehn Uhr etwas hinter Villa Albani eine Landherberge, die, wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, den Namen „Osteria delle Pupazze" trägt, und beschlossen, daselbst zu frühstücken. Der Wein, den man in solchen Landherbergen trinkt, ist gewöhnlich ausgezeichnet, zehn Mal besser als in der heiligen Stadt selbst, und man muß es zwei Deutschen und einem Belgier nicht verdenken, wenn sie in der Schenke mit dem wenig wohlklingenden Namen etwas länger verweilten, als sie es sich am Anfang vorgenommen hatten. Doch gegen Mittag dachten wir ernstlich daran, aufzubrechen — hatten so eben unsere Zeche bezahlt und frische Cigarren angezündet, als plötzlich Pferdegetrappel auf der Chaussee erschallte und wir mehrere Gensdarmen erblickten, die vor der Thür der Osteria absaßen. Fast im selben Augenblicke stürzte ein Knabe von dreizehn bis vierzehn Jahren mit äußerst braunem Gesichte ins Zimmer — ergriff meinen Tornister, warf es sich über die Schulter und mit bebender Stimme sagte er zu mir:

„Ich heiße Marco Longo — und Sie haben mich als Diener mit aus Rom genommen. Bei der Madonna! ich bin ein ehrlicher Junge, Signore, aber wenn Sie das nicht sagen, bin ich verloren . . . per sempre."

Ehe ich noch Zeit hatte, eine Antwort zu geben, ward schon die Thüre aufgerissen und die Gensdarmen traten ins Zimmer. Es schien, als wenn sie uns suchten.

„Dürfte ich um Ihre Legitimationen bitten," sagte der Wachtmeister ziemlich höflich.

Wir hatten der Bequemlichkeit halber all unsere Papiere in ein kleines Taschenbuch binden lassen und überreichten dasselbe dem Gensdarmen. In dem Buche Carls S* befand sich die Empfehlung von Monsignore de Merode. Während die Gensdarmen mit großer Aufmerksamkeit diese Papiere prüften, warf ich einen Blick auf den Burschen, der sich uns auf eine so auffallende Weise zugesellt hatte. Er stand auf seinen Stock gestützt, meinen Tornister auf den Schultern, und betrachtete die Gensdarmen mit der impertinentesten Miene von der Welt. Er war trotz seiner Schwärze ein ganz hübscher Bengel, mit weichen, runden Zügen — aber der Taugenichts leuchtete ihm aus den Augen. — Als der Gensdarm das Büchlein Carls in Augenschein genommen und darin den Brief des Waffenministers, wie der kriegerische Prälat sich nannte, gelesen hatte, änderten seine Manieren sich vollständig, er nahm sogar den Hut ab und stellte sich uns und seine Leute vollständig zur Verfügung. Wir dankten; aber doch fragte Carl, ob Gefahr vorhanden sei, den Weg fortzusetzen.

„Gefahr eben nicht, Excellenz", war die Antwort; — „aber es treiben sich noch immer von diesen maledetti Garibaldiani in den Bergen herum, welche die Landstraße unsicher machen. Sie wollten auf das erste Zeichen in Rom einbrechen, aber das Zeichen wird wohl ausbleiben, auf jeden Fall werden sie Leute finden, welche sie anders empfangen werden, als jene carogni di Napoli, die ihren Herrn verriethen!" — Dann plötzlich sich umwendend und den Jungen bemerkend, fragte er: „Wer ist der bambino (Knabe)?"

„Sono il servitore della Eccellenza!" erwiderte jener, indem er dem Gensdarmen keck ins Gesicht sah.

„Ist dem so?" fragte er mich.

„Sie sehen, er hat meinen Tornister auf dem Rücken!" antwortete ich, indem ich meinen Blick auf Marco Longo heftete und zu bemerken glaubte, daß er etwas blaß geworden sei.

„Va bene!" rief der Diener des Gesetzes, „gute Reise, Excellenz, und viel Vergnügen!"

Fünf Minuten später verließen wir die Osteria und schlugen den Weg nach Casale Marcigliana ein, wo wir übernachten wollten.

„Und nun, bambino mio!" sagte ich zu meinem improvisirten Gepäckträger, „wirst Du wohl die Güte haben, uns zu erzählen, auf welche Weise Du mit einem Male uns die Ehre Deiner Reisegesellschaft erwiesen hast. Du hast gesehen, daß ich Dir auf Dein Wort geglaubt und Dich nicht verrathen habe — ich hoffe, Du wirst dieses Vertrauen durch Wahrheit belohnen."

Er stand still und sah mich fest an.

„O nein, Signore", sagte er, „Sie werden mir erlauben, immer noch zu schweigen — ich gebe Ihnen noch einmal mein Wort, daß Sie alles erfahren werden — aber erst in Monte Rotondo. Ich bitte Sie, verstoßen Sie mich nicht — ich will ja alles thun, um die Excellenzen zu befriedigen — ich will die beiden andern Tornister auch noch tragen — aber bitte, lassen Sie mich bis Monte Rotondo schweigen!"

„Der arme Kauz hat Thränen in den Augen!" sagte Carl S* in deutscher Sprache, „lassen Sie ihn in Ruhe!" und ohne meine Antwort abzuwarten, gab er ihm einen kleinen Schlag auf die Schulter und rief: „Avvanti bambino! — wir werden Dich in Ruhe lassen — vorwärts, es ist spät!"

Ich war damit zufrieden, und vorwärts ging es! Wir marschirten den ganzen Nachmittag und kamen weiter, als wir gedacht hatten, bis zu einer andern Landherberge, der Osteria Fonte di Papa, wo wir übernachten wollten. Eine für uns recht unangenehme Begegnung fand hier statt. Ich habe weiter oben erzählt, wie ein seit einigen Jahren in Rom lebender Engländer aus unserer Gesellschaft ausgeschlossen worden war, weil wir uns nicht durch ihn compromittiren lassen wollten. Er war ein toller Garibaldianer, erzählte, daß er mit den Freischaren in Sicilien gewesen sei, und wenn in Rom ein Putsch oder Kravall ausbrach, konnte man versichert sein, von ihm die genauesten Details darüber zu erfahren; denn er war immer dabei, wenn eine Demonstration gegen die päpstliche Regierung in Scene gesetzt wurde. Ein paar Mal war er arretirt worden, hatte sich aber stets durch seine Qualität als Engländer frei gemacht; er erzählte jedoch, daß man ihm auf der Quästur gedroht habe, ihn über die Grenze zu spediren, wenn er noch einmal abgefaßt würde.

Diesen Menschen trafen wir in der Osteria Fonte di Papa, und ich kann versichern, daß, wenn es nicht so spät und wir nicht so müde gewesen wären, wir lieber noch zwei Stunden marschirt, als daß wir mit ihm diesen Abend verbracht hätten.

„Holla, meine Herren!" rief er, als er uns sah — „das nenne ich ein glückliches Zusammentreffen! Wollen Sie auch eine Fußtour machen? der Wein hier ist prächtig! — Gläser her, Wirth des Teufels — ich will mit diesen Herren auf die Gesundheit eines unserer Freunde anstoßen, der von feigen Verräthern einen Schuß in den Fuß bekommen hat!"

Wir sahen uns an — das war seine alte Manier, die Leute zu compromittiren, die uns hier jedoch nicht im geringsten zusagte. Ich ging auf ihn zu und sagte zu ihm auf englisch, daß wir recht gerne mit ihm den Abend zubringen wollten, aber daß wir uns alle politischen Gespräche verbäten. Er murmelte etwas zwischen den Zähnen — und endlich sagte er laut:

„Ich kann das nicht begreifen — doch wie es Ihnen beliebt — darum wollen wir uns den Abend nicht verderben; — aber Goddam! Monsieur d'Oultremont, wo haben Sie denn den Neger aufgefischt, der dort in der Ecke mit Ihrem Tornister steht?"

„Es ist mein Diener!" erwiderte ich, „komm, Marco, gib mir mein Gepäck!"

Der Kleine näherte sich ziemlich schüchtern — Mr. W* griff ihn am Ohrläppchen und drehte ihm das Gesicht herum!

„Ein hübscher Bengel!" sagte er, „muß ihn schon irgendwo gesehen haben . . . meine Herren, waren Sie vielleicht vor vierzehn

Tagen auf der Piazza di Spagna, als die Bombe explodirte? Es war eine köstliche Geschichte — ich habe sie von A bis Z gesehen und …"

„Das ist wider unsere Verabredung!" unterbrach ihn Carl S* „von etwas anderem, Sir — von etwas anderem!"

Er stand auf und näherte sich der Thür — „Nun, dann will ich das Abendbrot bestellen!" sagte er, „das werden Sie mir doch wohl erlauben, Sie Reactionäre, Sie — ich verspreche Ihnen, Sie sollen nicht die geringste revolutionäre Speise zu essen bekommen!"

Er verließ das Zimmer — und wir theilten uns die unangenehmen Eindrücke mit, welche diese Begegnung auf uns machte. Marco Longo hatte unsere Kleider aufgehängt, unsere Tornister zusammengelegt und machte sich fortwährend in der Nähe des Fensters zu thun. — Plötzlich, es mochten zehn Minuten vergangen sein, nachdem Mr. W* uns verlassen, als wir die Hausthüre stark zuschlagen hörten und die Thüre der Wirthsstube mit Gewalt aufgerissen wurde — drei Gensdarmen standen da!

In demselben Augenblicke flog auch das Fenster auf, und ich sah, wie Marco Longo mit der größten Geschicklichkeit hinausvoltigirte — ich hörte einen Schrei … noch einen stärkeren … dann die Stimme des Engländers, der ängstlich rief: „Haltet ihn — haltet ihn!" — die Gensdarmen stürzten dem offnen Fenster zu — sprangen hinaus und wir hörten, wie zwei von ihnen die Chaussee hinunterliefen, während der dritte in den Hof stürzte und die Pferde losband.

Wie versteinert standen wir da — aber noch größer ward unser Schrecken, als die Thüre sich aufthat und Mr. W* mit blutigem Gesichte eintrat. In wenigen, von Schmerz unterbrochenen Worten erzählte er uns, daß er gerade unter dem Fenster ging, als Marco Longo hinaussetzte — sein erster Gedanke wäre der gewesen, der Bursche hätte uns bestohlen und suche das Weite — er hätte versucht, ihn festzuhalten, jedoch der Elende habe ihm einen Dolchstich ins Gesicht versetzt. — Wir wuschen ihm die Wunde und glaubten zu erkennen, daß der Stich, der die ganze Backe aufgeschlitzt hatte, nicht gefährlich war.

Was sollten wir thun? Auf jeden Fall die Rückkehr der Gensdarmen abwarten, damit uns kein Argwohn treffen könne, und dennoch hätte ich es vorgezogen, so schnell wie möglich … zu verschwinden; denn mein Gewissen sprach mich nicht so ganz frei; das leichtsinnige Eingehen auf die Bitte Marco Longos, der so geschickt den Dolch zu führen verstand, konnte falsch gedeutet werden. Nach einer Stunde kamen die Gensdarmen zurück — keine Spur von Marco Longo war zu sehen gewesen — die Landstraße war ganz leer, nur eine Bäuerin aus Casale, die des Weges kam, hatte etwas durch die Felder huschen sehen, hatte aber nicht mit Bestimmtheit sagen können, ob es ein Mensch oder ein Thier gewesen. Wir wurden vernommen, erzählten alles haarklein — aber trotzdem wir unsere Pässe vorzeigten, wurden wir dennoch beordert, augenblicklich, und zwar in der sehr unangenehmen Begleitung der Gensdarmen nach Rom zurückzukehren. Glücklicherweise fanden wir in der Osteria einen Wagen, der für die Kleinigkeit von zehn Scudi uns nach Rom zurücktransportirte. Wir wurden von einem höheren Beamten noch in der Morgenstunde verhört und im Monte Citorio selbst in einer ziemlich anständigen Stube „bis auf weiteres" festgesetzt. Dieses „Weitere" kam gegen Mittag zu unserer Kenntniß — es war unsere augenblickliche Freilassung. Ich erwähne dies gerne zu Ehren der römischen Regierung und weiß nicht, ob man in einem anderen, von Revolutionen so heimgesuchten Lande so schnell unsere Unschuld erkannt haben würde. Monsignor Sagretti, der Polizeichef, empfing uns selbst bei unserem Abschiede aus dem Polizeigefängnisse und meinte lächelnd, wir sollten uns künftig vor „Begegnungen" auf der Landstraße und in den Osterien in Acht nehmen. Er betonte das Wort „Begegnungen" auf eine so eigenthümliche Art, daß wir ihn unwillkürlich ansahen, doch das feine Gesicht des Prälaten zeigte keinen Zug, der uns hätte eine Erklärung geben können.

Am andern Morgen — ich lag noch im Bette — stürzte Carl S* plötzlich in mein Zimmer.

„Haben Sie die Briefe Monsignore de Merodes und des General Bosco aus meinem Paßbuche gerissen?" rief er.

„Ich? … wie kommen Sie darauf?"

„Sehen Sie — da sind sie beide herausgerissen — ich habe sie hier einkleben lassen."

„Wahrscheinlich hat man uns nicht mehr für werth gehalten, solche kostbare Empfehlungen zu besitzen und hat sie auf der Polizei herausgenommen."

„Das dachte ich auch, aber D'Oultremont, von dem ich so eben komme, versichert, er habe schon in der Osteria Fonte di Papa bemerkt, daß die beiden Blätter nicht mehr vorhanden waren, als die Gensdarmen unsere Pässe durchblätterten."

„Hm!" sagte ich nach einer Weile Nachdenkens — „Marco Longo hat sich lange mit unsern Kleidern zu thun gemacht!"

„Glauben Sie wirklich ..?"

„Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich glauben soll, mir gehen allerlei Gedanken durch den Kopf, der eine verrückter als der andre — was macht Mr. W*?"

„Ich weiß nicht — sollen wir zu ihm schicken?"

„Lassen wir es lieber — Monsignor Sagretti hat ja gesagt, wir sollen uns vor „Begegnungen" hüten! —

… Am 19. October desselben Jahres verließ ich Rom und Italien — und hatte keine Aufklärungen über die „Begegnung" auf unsrer Reise nach Monte Rotondo gefunden — und auch nicht gesucht. Carl S* und D'Oultremont, welche noch mehrere Jahre dort zu verbleiben gedachten, gaben mir das Geleite bis Civitavechia, versprachen mir zu schreiben und hielten natürlich — nicht Wort. Die Bekanntschaften des Touristenlebens enden ja meist auf diese Weise! — Ich hatte diese Geschichte lange vergessen, als in der neuesten Zeit der Name Monte Rotondo wieder in allen Zeitungen auftauchte und mir diese Episode meines Aufenthaltes in Italien wieder ins Gedächtniß zurückrief.

* * *

In der vorigen Woche schickte mir die Redaction des „Daheim" einen dicken Brief, welcher bei derselben für mich durch die Post angekommen war. Ich öffnete ihn und fand zuerst eine Zeichnung, die ich minutenlang in der Hand hielt, ohne zu wissen, ob ich wache oder träume. Es waren darauf zwei Gesichter, die mich wie Traumbilder aus der Vergangenheit anschauten … Carl S* und D'Oultremont! Und welche Umgebung erst! Diese Gesichter, deren Typen ich in jener mir unvergeßlichen Lebensepoche täglich gesehen hatte — diese Italiener mit den markirten Zügen, dem schönen Gesichtsoval, — den sprühenden Augen. Unter der Zeichnung stand: „Fortsetzung einer vor fünf Jahren unterbrochenen Fußtour, aufgenommen am Ende der Via Salara und am Anfange der Via Nomentana, zwischen Monte Rotondo und Mentana, — oder: Entwicklung einer wahrhaftigen Novelle, von zwei Malern einem Schriftsteller geliefert — oder: wer war Marco Longo? — oder: was verstand Monsignore Sagretti unter „Begegnungen" — oder: ꝛc. ꝛc. ꝛc. ad libitum!"

Ich nahm den Brief zur Hand — er war von Tivoli datirt, und — der Leser kennt vielleicht die Lust, mit welcher man von alten Freunden wieder etwas erfährt — ich verschlang ihn fast. Ich will hier wörtlich den Theil desselben niederschreiben, welcher die Leser am meisten interessiren und ihnen die Aufklärung über das oben Erzählte geben wird:

… „Wo wird Sie dieser Brief treffen, liebster Freund, und wenn er Sie trifft, wird er wohl fähig sein, zwei Freunde in Ihr Gedächtniß zurückzurufen, welche Ihnen so sehr zugethan sind, und die Sie gänzlich vergessen zu haben scheinen. Wenn dem so ist, so habe ich mir vorgenommen, gewaltig zu rütteln, damit Ihr Gedächtniß wiedererweckt werde — Sehen Sie sich beiliegende Zeichnung an — lesen Sie, mit welchem durch und durch literarischen Talente wir die Unterschrift componirt haben und … ich sehe Sie zusammenfahren. Wollen wir wetten, Carissimo, daß Sie an dem Tage, an welchem Sie diesen Brief empfangen, nicht fähig sein werden, irgend etwas zu thun — so sehr wird die Erinnerung an die Tage, die wir so freundschaftlich zusammen verlebt, in Ihrem Geiste spuken — und wer weiß? … vielleicht auch in Ihrem Herzen!

„Wir haben hier wieder recht schwere Tage erlebt, die, weil sie gerade in das letzte Jahr meines hiesigen Aufenthaltes fallen, doch einen interessanten Abschluß meines Römerlebens bilden. Fragen Sie mich nicht um meine Meinung, wie es hier aussieht, Sie wissen, wir hatten alle stets die Gewohnheit, die Sachen einzig und allein mit der Laterne der Wahrheit zu beleuchten und alle Parteiansichten bei Seite zu lassen; deshalb werde ich Sie wohl in Erstaunen versetzen, wenn ich Ihnen auf Ehre und Gewissen versichere, daß Rom … von Römern nie aufgewiegelt werden wird. Es ist ein anderer Wind seit einigen Jahren hier entstanden, der so gar viele Illusionen

fortgeweht hat, daß die Römer sich ordentlich behaglich fühlen, im ruhigen, wenn auch nicht so ganz guten Hafen zu sein. — Er ist gekommen mit seinen Freischaren — bis vor die Thore von Rom sind sie gekommen, der Nimbus des Unbekannten, des poetisch Großartigen ist geschwunden ... und ich glaube, die päpstliche Regierung kann sich Glück dazu wünschen, daß die Bevölkerung die Rothhemden zu sehen bekommen hat! — Jetzt können sie wiederkommen — sie werden wohl nur Barrikaden finden, von denen verzweifelte Gatten und Väter, ruinirte Männer — rachsüchtige Brüder sie mit Schüssen empfangen werden.

„Vielleicht, wenn dieser Brief zu Ihnen kommt, wird die schauerliche Wahrheit schon über die Alpen gedrungen sein — doch man wird's ja wieder nicht glauben, wird's tendenziös gefärbt, reactionär und Gott weiß wie nennen; aber man komme hierher, man prüfe — die unglücklichen Bewohner glauben es, denn sie haben es gesehen, an sich selbst gefühlt und werden es ihm lebelang nicht vergessen. Man frage Garibaldi selbst, der verzweifelt die Hände rang, als er an einem Morgen sieben Todesurtheile gegen seine Freischaren unterschrieb, ob er je geglaubt hätte, daß er mit solchen Leuten ein Land würde befreien können. — Doch lassen wir das; wie gesagt, Sie werden wohl alles erfahren, und selbst die treuesten Anhänger des Freischarenthums werden staunen und zurückschrecken ob solcher Greuel im 19. Jahrhundert!



Bei den Vorposten der Garibaldianer.

.... Wir konnten unsere Neugierde nicht zügeln, wir mußten hinaus — unsre Skizzenbücher mußten die Züge derer aufnehmen, die, von Garibaldi geführt, zur Befreiung Roms gekommen waren. Man machte uns auf all die Gefahren, die wir liefen, aufmerksam, aber nichts konnte uns zurückhalten — D'Oultremont besorgte die Erlaubniß, die Stadt zu verlassen und ich einige Empfehlungen an Canzio, den Schwiegersohn Garibaldis, und an Dr. Bertani, den Generalarzt der Freiwilligen. Ungestört kamen wir bis zu der Osteria di Fonte di Papa, wo wir vor fünf Jahren jenes eigenthümliche Abenteuer hatten — und wo jetzt ein Garibaldischer Vorposten stand. Man arretirte uns, und auf unsere Bitte sollten wir nach Monte Rotondo eskortirt und dem General vorgestellt werden. Ein Officier, welcher sich gerade ins Hauptquartier begab, übernahm es, unsere Empfehlungsschreiben dort zu übergeben — und wir folgten nach. Was mußten wir alles von den uns Begleitenden hören — die armen Teufel wußten kein Wort von dem, was in der Welt passirt, und hielten sich versichert, daß — die katholischen Monarchen ausgenommen — sie auf den Beistand aller civilisirten Länder würden rechnen können! — Gegen vier Uhr erreichten wir eine Bergflanke, wo ein Piket Freischärler aufgestellt war, die uns trotz allem nicht weiter vorlassen wollte, ehe der Befehl dazu aus Monte Rotondo gekommen sei — sie sprachen mit gar bedenklichen Mienen von französischen Spionen, welche sich in ihr Lager unter allerlei Vorwänden eingeschlichen hatten, und von denen ein paar schon aufgehängt sein sollten. Wir blieben ruhig unter ihnen — stellten unsere Feldstühle auf und begannen zu zeichnen. Zuerst wollten sie uns daran verhindern, aber wir sagten ihnen, man solle, nachdem wir beendet, die Blätter dem General Garibaldi schicken, damit er sie sich ansehe und entscheide, ob sie gefährlich seien. Wir hatten uns auch mit ein paar hundert Cigarren bewaffnet, die, mit Freigebigkeit vertheilt, unsren Worten einen ganz eigenthümlichen Werth gaben. Kurz, wir erlang-

ten die Erlaubniß zum Zeichnen, und ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß unsre Stifte Flügel hatten.

Ich war eben im Begriff, an einem jungen Schäfer aus der Umgegend von Bagnorea, der sich den Freischaren angeschlossen hatte, den letzten Strich zu machen, als sich eine Hand auf meine Schulter legte und ich mich unwillkürlich umsah. — Eine junge und ziemlich hübsche Bäuerin stand hinter mir, die mich mit einem schelmischen Lächeln betrachtete. Ich sah sie an und fragte sie, ob sie auch in mein Buch hineinwolle — sie meinte, sie habe dazu keine Zeit, sie müsse mit der Zia, die einen Krug trug, nach Marcigliana; ich fragte sie, ob sie denn keine Furcht habe, allein unter den Freischaren zu sein, und erhielt die Antwort, sie . . . gehöre zum Hauptquartier, und man kenne sie überall — auch in Rom sei sie ganz gut bekannt, sie sei noch am vorhergehenden Tage dagewesen. Plötzlich wurde ihr Lächeln noch herausfordernder und sie fragte:

„Was macht Ihr Freund, Signore — jener deutsche Herr, der vor fünf Jahren mit Ihnen alle Tage verkehrte?"

Ich sann nach — ich wußte nicht, wen sie meinte. — „Der" fuhr sie fort, „mit welchem Sie beide in der Osteria di Fonte del Papa arretirt wurden?"

„Kannten Sie denn den?" fragte ich, aufspringend und D'Oultremont heranrufend.

„O gewiß," sagte sie lachend — „er hat mich einmal auf der Piazza di Spagna gerettet, als die Sbirren mich arretiren wollten."

„Ja ja, ich entsinne mich," sagte D'Oultremont — „er hat es mir erzählt — Sie sollen ja dem Cavaliere P. zur Flucht verholfen haben."

„Chi lo sa?" (Wer weiß?) erwiderte sie — „ich habe ihn nur gewarnt, als er arretirt werden sollte; — aber ich kenne auch die beiden Herren . . ." — „Uns?"

„Gewiß! ich habe Sie auf einer Reise begleitet und weiß ganz gut, was ein Tornister mit Skizzenbüchern wiegt."

„Das verstehen wir nicht, Carina!"

„O, über Ihr schlechtes Gedächtniß. — Erinnern Sie sich denn nicht mehr der Osteria delle Pupazze, wo Sie frühstückten —?"

„Ja, aber —"

„Und des Reisegefährten, den Sie damals zu sich nahmen."

„Marco Longo? der Schlingel, der uns ins Gefängniß gebracht!"

„Entschuldigen Sie, Signori — wenn ich den Schlingel in Schutz nehme, denn es war . . . haha . . . denn ich war es selber."

Sie können Sich denken, lieber Freund, mit welchen Gesichtern wir sie ansahen — sehr geistvoll waren sie eben nicht!

„Ja, Signori," fuhr sie fort, „der Cavaliere P. verbarg sich in einem Bauernhause — eine halbe Stunde von dem Orte, wo wir hier stehen — bei meiner Zia Annunziata — dieser hier. Es war fast unmöglich, bis zur Grenze ohne Legitimationspapiere zu gelangen; da wollte es der Zufall, daß ich bei dem Buchbinder Zambra in Via della Longara die Taschenbücher zu sehen bekam, in die Sie jene mächtigen Empfehlungsbriefe einkleben ließen, die Sie zu einer Tour nach Monte Rotondo zu gebrauchen glaubten. Da faßte ich meinen Plan — und . . ." — „Und?"

„Nun, Signori . . . hat Ihnen denn nichts gefehlt, als Marco Longo so behend zum Fenster hinaussprang, in der Scheune die bereit liegenden Frauenkleider wieder anzog und dann ruhig seiner Wege ging?" — „Wie . . . was?" riefen wir beide . . .

„Ja," unterbrach sie uns, „ich hatte keinen anderen Zweck, als den Brief Monsignore de Merodes zu nehmen — ich hätte es in der Nacht gethan, wenn man mir nicht gefolgt wäre und mich verrathen hätte. Deshalb lagen auch meine Frauenkleider in der Osteria. Es gelang mir dennoch, und der Cavaliere P. ist ganz sicher über die Grenze gekommen . . . und ist jetzt wieder in Monte Rotondo!"

„Aber diese Aufopferung Ihrerseits für den Cavaliere", rief D'Oultremont, „ist er Ihr Bruder, Verwandter . . ."

„Chi lo sa?" erwiderte sie mit dem schelmischsten Lächeln von der Welt, „doch drehen Sie Sich um, Signori — dort kömmt noch ein Bekannter von Ihnen, den unsere Leute heute aufgefangen haben, und den der General wohl an einem Baum aufknüpfen lassen wird — der Schurke ist schon seit zehn Jahren päpstlicher Spion!"

Wir drehten uns erschreckt um . . . zwischen zwei Freischärlern kam Mr. W* dahergeschritten, den wir noch vor zwei Tagen im Café Greco Garibaldianische Propaganda machen hörten!

„Er ist gar kein Engländer", fuhr sie fort, „ein Irländer ist der Elende, der, aus einem Zuchthause entronnen, hier schon so viel Unglückliche gemacht hat! — O, warum hat ihn mein Dolch damals nicht ins Herz getroffen!"

. . . . Ich hab' Ihnen die ganze Scene aufgezeichnet, lieber Freund — ich hatte genügende Zeit dazu; denn abends bekamen wir einen Brief Canzios, der uns meldete, daß wir nicht nach Monte Rotondo dürften — wir würden uns überdies bald in Rom wiedersehen! Es scheint bestimmt zu sein, daß wir nicht nach Monte Rotondo sollen!"

Was, seitdem dieser Brief geschrieben, geschehen ist, weiß der Leser — vielleicht wird es jetzt meinen Freunden einmal gelingen, die schon vor fünf Jahren angefangene Fußtour zu Ende zu bringen! . . . Was mag während — und nach dem Gefechte aus jenem heldenmüthigen Mädchen geworden sein? — Man schaudert, wenn man von dem Blutbade liest, welches am dritten November in Mentana und Monte Rotondo stattgefunden hat! Wer weiß jedoch — ob dieses Blutbad nicht mehr für Italiens wirkliches Glück und endliche Einigung gewirkt hat, als Dutzende von diplomatischen Actenstücken und hochpathetischen Reden?

Ein Wetterleuchten.

Nach Familienmemoiren erzählt von A. Meis.

(Fortsetzung.)

Eine Pause trat in beider Gespräch ein. — —

„Könnte ich denn nicht einmal mit dem Grafen sprechen?" fragte Wendeler plötzlich.

„Wenn er wieder kommt — warum nicht? — er ist vorgestern wieder in die Berge gegangen, doch hoffe ich, daß er morgen zurückkehrt und . . . doch was ist das?"

Weiter vernahm ich nichts von ihrem Gespräche, doch am Schall ihrer Fußtritte glaubte ich zu bemerken, daß sie sich in der größten Eile entfernt hatten. — Leise erhob ich mich von meiner Bank, schob die Zweige zurück und warf einen Blick durch das Laub auf die Straße. Ich sah, wie der Gerichtsrath und der Doctor so schnell wie möglich einem etwas vorstehenden Hause zuliefen und sich hinter dessen Ecke zu verstecken suchten. — Ich konnte im ersten Augenblick ihre plötzliche Flucht nicht begreifen — doch Schritte, die ich von der anderen Seite der Straße hörte, ließen mich meine Aufmerksamkeit dahin lenken!

Eine schwarze Gestalt zeigte sich an der jenseitigen Ecke und kam hastigen Schrittes daher. Ein Blick genügte mir, um sie zu erkennen — es war die Gerichtsräthin Wendeler . . . aber in welchem Zustande! Sie hatte nur ein leichtes Tuch umgeworfen — ihre Haare flogen unordentlich um ihren Kopf, und obgleich es immer noch dunkelte, bemerkte ich doch, daß ihr Gesicht geisterhaft blaß war und ihre Augen ein verzehrendes Feuer sprühten! Einen Augenblick lang war ich unschlüssig, was ich thun sollte, aber ich fürchtete, von neuem mit den mir so verhaßten Personen durch irgend einen Zufall in Verbindung gebracht zu werden . . . mich beinahe bis zur Erde bückend, schlich ich zur Laube hinaus — die Hecke entlang und trat durch die Hinterthüre, deren Schlüssel ich bei mir hatte, wieder ins Haus. Doch kaum war ich im Inneren desselben angekommen, als es mit Gewalt an der vorderen Thüre schellte und ich kaum Zeit hatte, in mein Zimmer zu springen; denn die Magd, welche mittlerweile aufgestanden war, kam aus der Küche, um zu öffnen! — Ich trat ans Fenster — sah unbemerkt hinab . . . und wie ich es geahnt — es war die Gerichtsräthin, die mit solcher Kraft an der Klingel zog. Die Magd hatte geöffnet — hatte einige Worte mit ihr gewechselt — ich hörte die Thür des Parterrezimmers öffnen und die Gerichtsräthin eintreten; dann kam die Magd die Treppe hinauf und klopfte an meine Thür. Ich war gefangen — nolens volens mußte ich mich fügen und hinuntergehen!

Im selben Augenblicke, wo ich unten eintrat, stürzte sie schon

auf mich zu — und mit Schrecken und Verwirrung in ihren Zügen hielt sie mir eine kleine Medicinflasche mit einer bräunlichen Flüssigkeit entgegen und rief mit rauher, fast unverständlicher Stimme:

„Herr von Wahren — im Namen Gottes ... im Namen Ihrer Mutter, was ist in diesem Fläschchen?"

Und damit drückte sie mir mit krampfhafter Hand jenes Fläschchen zwischen die Finger. Ich stand, ohne fähig zu sein, eine Antwort zu geben — ihr gegenüber! Was war aus der armen Frau geworden, seit dem Tage, wo sie so unverhofft, so lebensmuthig wieder zu uns kam und ich ihr mit einem Worte den Abgrund enthüllte, der mich von ihrer Familie trennte! Das Fieber leuchtete düster aus ihren Augen — eine unbeschreibliche Aufregung hatte sich ihres ganzen Wesens bemächtigt — und doch bemerkte ich gleich, daß ihre Krankheit seit jenem Tage die grausamsten Fortschritte gemacht habe, und daß, wenn diese Aufregung verflogen, sie kraftlos zusammensinken würde. Das Mitleid überwog alle Stimmen der Klugheit in mir — ich wollte sie zum Canapé zurückführen, wollte noch einmal versuchen, ob meine Worte die Macht hätten, wie früher, ihren Geist zu beruhigen; — doch sie ließ mir keine Zeit dazu ... wie eine Wahnsinnige stierte sie mich an ...

„Nun! ..." rief sie ... „nun? ... haben Sie gehört? — was ist in dem Fläschchen?"

Ich warf einen Blick auf den Inhalt — entkorkte es und wollte es zum Munde führen; doch sie hielt meinen Arm mit dem Ausdruck des höchsten Schreckens zurück.

„Nein — nein!" schrie sie, „um Gottes willen nicht — können Sie es denn nicht analysiren?"

„Aber, was denken Sie denn!" rief ich, meinerseits gleichfalls entsetzt, „haben Sie Verdacht, daß ..."

„Ja — ja — daß es Gift ist," schrie sie, „er hat seinen Spießgesellen geholt, anstatt Ihrer — den ich haben wollte, jener hat das Fläschchen gleich mit sich gebracht ... und seitdem mein Vater einige Tropfen davon genommen, gibt er keinen Laut mehr von sich!"

Ich athmete auf — nahm das Fläschchen in die andere Hand und kostete — es war Laudanum!

„Ich halte es für unrecht, meinen Collegen, den Doctor Holzmann, überhaupt von Ihrem Argwohn zu rechtfertigen", sagte ich ernst, „aber Sie sind in einem Zustande, gnädige Frau, wo man Nachsicht haben muß. Ich sage Ihnen daher, daß dieses zwar Gift ist, aber in der Dosis, die der Arzt gibt, nur dazu dient, zu beruhigen und einen oft recht heilsamen Schlaf hervorzurufen. Wenn Sie in Ihrem Hause wären, so würde ich bei Ihrer jetzigen Aufregung keinen Augenblick anstehen, Ihnen selbst einige Tropfen hiervon zu geben... obgleich ich dieses Mittel nicht sehr gern anwende."

Sie schien meine Worte gar nicht mehr zu verstehen — ihre Augen fuhren verwirrt im Zimmer herum! „Aber ich weiß ja nicht, wie viel Tropfen er ihm gegeben hat", rief sie plötzlich.

„Das wird Dr. Holzmann mit seinem Gewissen verantworten, und wird es gewiß auch können!"

„Kommen Sie — nehmen Sie Ihren Hut — o, ich beschwöre Sie, kommen Sie! sehen Sie sich meinen Vater an, wie er regungslos daliegt ... o, mein Gott, er ist ja trotz allem mein Vater — und er ist ja oft so gut gegen mich gewesen, hat mich geliebkost, geküßt, wenn ich rauh und barsch mit ihm umging. O, kommen Sie — ich bitte Sie im Namen Gottes darum ..." doch plötzlich ließ sie meine Hände los und bedeckte ihr Gesicht mit den ihren.

„Sie können ja nicht kommen!" stotterte sie, „Sie sind ja der Freiherr von Wahren — Sie können ja nicht zum Wucherer Quasnitz kommen!"

„Das hab' ich nicht an Ihnen verdient, gnädige Frau", erwiderte ich, „bei uns handelt es sich um keine Vergangenheit, der Arzt steht jedem Kranken zur Verfügung. Aber es wäre eine Beleidigung für Dr. Holzmann, wenn ich zu Ihnen ginge, es wäre eine Beleidigung für Ihren Herrn Gemahl! Möge er mich rufen lassen, möge Dr. Holzmann mich zu consultiren verlangen — und fünf Minuten später bin ich am Krankenbett Ihres Vaters!"

Sie sah mich mit Verzweiflung an — „Ja! Sie haben recht", sagte sie endlich, „o, wie Sie doch gut und edel und richtig denken! Wie beneide ich Sie um Ihre Ruhe — was soll ich thun, um auch ruhig zu werden? Ich kann es ja nicht hier — ich hab' meinen Vater bewogen, mich her zu begleiten — wissen Sie, daß sie mich in eine Irrenanstalt sperren wollten, daß alles dazu bereit war — mein Vater selbst überredet — daß nur der Irrenarzt sich dem widersetzt hat? Was soll ich thun? Was soll ich thun — sie trachten mir nach dem Leben, mir, meinem Vater ..."

„Hören Sie mir zu, gnädige Frau — haben Sie Vertrauen zu mir? — glauben Sie mir wenigstens?"

„O, Ihnen allein — Ihnen, dem Todfeinde meiner Familie, der es allein redlich mit mir meint."

„Nun dann vernehmen Sie, daß ich sogleich, als ich erfahren, daß man Sie in jene Anstalt einschließen wollte, an Dr. Weißthurm geschrieben und ihm Ihre Krankheit auseinandergesetzt habe, damit er sich nicht durch falsche Angaben und trügerische äußerliche Erscheinungen irre leiten lasse!"

„Sie — Sie ... o, der Himmel belohne Sie dafür!"

„Ja, ich; und deshalb auch werden Sie mir glauben, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß, wenn diese Aufregung, in welcher Sie sich befinden, nicht augenblicklich gedämpft wird — vielleicht gar noch zunimmt ... ich in wenigen Tagen für nichts mehr aufkommen kann!"

„Aber was soll ich thun — was soll ich thun?"

„Vor allen Dingen mir ruhig zuhören. Daß Sie für Ihren Vater von den Seiten, die Sie erwähnten, nichts zu fürchten haben, versteht sich von selbst; nur Ihr krankes Gemüth konnte einen solchen absurden Verdacht hegen; — ich will Ihnen auch gestehen, daß ich vor einer Viertelstunde selbst gehört habe, wie Dr. Holzmann Ihrem Gemahle die Versicherung gab, daß alle Gefahr vorüber sei. Ich will noch weiter gehen, um Sie zu beruhigen! — veranlassen Sie Ihren Vater, mich rufen zu lassen — ich werde kommen, mein Wort darauf! und werde im Verein mit Dr. Holzmann ihn behandeln. Und wenn er Verdacht gegen mich hegen, wenn er sich sträuben sollte, mich an seinem Krankenbette zu sehen, so sagen Sie ihm, Sie hätten mein Ehrenwort erhalten, daß ich die alte Geschichte nicht wieder aufzuwühlen gedächte, daß die Herrschaft Wahren ihm gehöre und daß ich nicht im geringsten daran dächte, ihm den Besitz derselben streitig zu machen. Sie sehen, aller Grund Ihrer Unruhe wird somit verschwunden sein, aber ich darf auch als Revanche von Ihnen verlangen, daß Sie keinen neuen sich selbst suchen; — all jenes Mißtrauen verscheuchen, das die unsinnigen Trugbilder Ihrem Geiste vorspiegeln — und ... Sie verzeihen, gnädige Frau, wenn ich ein Thema berühre, das nicht in meiner Competenz liegt — und auch inniger auf jene göttliche Vorsehung vertrauen, die niemanden zu Grunde gehen läßt, der in ihr Trost und Hoffnung sucht!"

... Ich hatte mein Ziel erreicht — heiße Thränen liefen der armen Frau über die Wangen — die wilde Aufregung war vorüber — sie schluchzte — es war vorläufig nichts zu fürchten.

„Und nun gehen Sie," fuhr ich fort, „kehren Sie Sich an nichts, und wenn Sie mir folgen wollen, nehmen Sie fünf Tropfen aus diesem Fläschchen — Sie werden Sich so am besten überzeugen, wie sehr Sie im Unrecht waren!"

„Und mir — den Meinen danken Sie und die Ihren all Ihr Unglück?" schluchzte sie.

„Seien Sie nicht hochmüthig!" rief ich schnell, um sie von diesem Thema gleich abzubringen, „eine höhere Hand, gegen die ich nicht murren darf, hat es beschlossen, daß das Haus Wahren untergehen soll. Was Ihr Vater gethan, wird er einst mit Gott abmachen — ich darf ihm keinen Groll nachtragen; gehen Sie in Gottes Namen — und möge Herr Quasnitz in Frieden leben — in Frieden sterben!"

Sie stand auf, erfaßte meine Hand, und ehe ich mich dessen versah, hatte sie ihre Lippen darauf gedrückt.

„Die beste Art, Ihnen zu danken", sagte sie, „ist, Ihrem Rathe zu folgen. Ich werde ruhig sein — auch ich gebe Ihnen mein Wort darauf — Sie werden sehen .. „o, wenn ich nur einen Freund hätte, vor dem ich nicht so tief zu erröthen brauchte, wie vor Ihnen — dem ich vertrauensvoll das mittheilen könnte, was seit Wochen schon mein Hirn martert — einen Freund, der ..."

Man hat manchmal im Leben solche Augenblicke, wo der Geist, der einige Minuten vorher in den höchsten Sphären geschwebt, der, sich seiner selbst vollständig bewußt, die vorgeschriebene Bahn gewandelt — plötzlich all seine Selbstbeherrschung verliert und in die breite Fährte des Trivialen einlenkt. So ging es mir in diesem Augenblicke — wie kam es mir denn mit einem Male in den Sinn, so unverzeihlich indiscret zu sein — besonders mit der fixen Idee,

die, wie der Leser weiß, ich mir von dem Verhältniß der Räthin zu dem räthselhaften Fremden im Bade gebildet hatte — wie kam ich darauf, sie ganz naiv zu fragen:

„Halten Sie denn den Grafen Rustinsky nicht Ihres ganzen Vertrauens würdig?"

Sie sah mich einen Augenblick wie versteinert an; dann zuckte es bitter um ihre Lippen.

„Das war hart von Ihnen, Herr Doctor", sagte sie, „das war hart!"

„Ich bitte, gnädige Frau, — ich glaubte, . . . war überzeugt, daß der Graf Ihres Vertrauens würdig sei."

„Meines Vertrauens? — Sie sind unbegreiflich! meines Vertrauens — der Mann, der meine Unterredung mit meinem Gemahle im Badegarten belauscht — meinen Wagen auf offener Heerstraße anhalten läßt — vorgibt, mir die für mich wichtigsten Nachrichten geben zu wollen . . . und statt dessen mir eine halbe Stunde lang zu beweisen sucht, daß mein Vater . . . o, mein Gott! ich wußte ja alles, was er mir sagte — sagen konnte . . . nur nicht so grausam detaillirt . . . o, es war schrecklich!"

„Und Sie kannten den Grafen früher gar nicht?" fragte ich im höchsten Grade erstaunt.

„Nein! . . . und doch schien er mir nicht vollständig fremd — es war mir, als müsse ich sein Gesicht schon früher einmal gesehen haben . . . es kamen ja ehedem so viele Cavaliere zu meinem Vater, die mit ihm . . . Geschäfte hatten, daß . . . doch genug davon — o, sprechen wir kein Wort mehr davon — ich muß an das Lager meines kranken Vaters, muß ihn pflegen . . . und muß ja alles Vergangene vergessen!"

Sie schritt der Thüre zu — und reichte mir noch einmal die Hand. — „Ich rechne nächst Gott auf Sie allein, Herr von Wahren", sagte sie, „ich fühle jetzt, daß ich eine Stütze habe, und ich werde Ihnen zu zeigen versuchen, daß ich dieser Stütze nicht so ganz unwürdig bin!"

Ich begleitete sie durch den Garten bis zur Straße — warf einen Blick nach jener Ecke, wo die beiden Herren sich verborgen hatten — konnte jedoch nichts sehen, was mich darauf hätte schließen lassen können, daß sie sich noch in ihrem Verstecke befänden.

Der Tag verging, ohne mir etwas Neues zu bringen — jedesmal, wenn die Hausthür sich öffnete, glaubte ich, daß die Gerichtsräthin zu mir sende, jedoch ich täuschte mich stets; kein Bote kam, um mich an das Krankenlager des alten Mannes zu rufen — entweder hatte sich sein Zustand merklich gebessert oder er war nicht dahin zu bringen gewesen, sein Leben dem Sohne des Hauptmanns von Wahren anzuvertrauen.

Der Tag verging in einer dumpfen, trüben Stimmung zwischen Hildegard und mir, es lag nach der vergangenen Nacht wie ein Gebirge zwischen uns beiden, das zu überschreiten keines den ersten Schritt zu thun versuchte.

Ich hatte ihr mit wenigen Worten von dem Diebstahl in meinem Zimmer und auch von dem Besuche der Gerichtsräthin erzählt, sie hatte geseufzt, traurig den Kopf geschüttelt; doch sah ich gar wohl, daß dies alles sie weniger beschäftige, weniger Eindruck auf ihren Geist mache, als jenes erschütternde Geheimniß, welches ich ihr in der vergangenen Nacht enthüllt hatte. Dumpf vor sich hinbrütend sah ich sie, ohne daß sie mir ein Wort sagte, das Zimmer verlassen, sah, wie sie am Nachmittage mit zu Boden gesenktem Kopfe im Garten hin- und herging — aber der Tag verging, ohne daß ein einziges Wort über das Vorgefallene zwischen uns gewechselt worden wäre.

Und der nächstfolgende Tag ähnelte diesem ganz und gar, ich hatte erfahren, daß Quasnitz sich wieder ganz wohl befände und am Arme seiner Tochter einen Spaziergang gemacht hätte. Hildegard sagte es mir, die beide vom Fenster aus beobachtet hatte, und fügte hinzu, daß der alte Mann rüstiger daher zu schreiten schien als seine Tochter. — Und immer noch zwischen uns jenes dumpfe, vielsagende Schweigen, welches die Gedanken beständig auf denselben Punkt concentrirt und sie dadurch schärfer und auch schmerzlicher macht. Was wäre es erst, mein Gott, wenn sie auch den Theil meines Geheimnisses erfahren hätte, der mir die Seele verzehrte!

Von Lauck hatte ich gar nichts gehört, mit einem Worte, diese beiden Tage schienen alles wieder in das alte Geleise gebracht zu haben; nur meine Patienten wollten bemerken, daß ich seit einigen Tagen ungemein angegriffen aussähe! Es war kein Wunder; obgleich früher kerngesund, fühlte ich doch, daß das letzte Jahr mit seinen immer und immer sich erneuernden Aufregungen mich hart angegriffen hatte. Jetzt, mit meinem blassen Gesichte und eingefallenen Wangen sah ich dem Bilde meines Großvaters, welches Hildegard hatte einrahmen und in meinem Zimmer aufhängen lassen, wirklich erstaunenswerth ähnlich. Ich glaube, daß, wenn ich mein Haar gepudert und eine Uniform angezogen hätte, diese Aehnlichkeit einem jeden aufgefallen wäre, der die Kreidezeichnung gesehen, die ich in den Papieren meiner Familie gefunden hatte.

Am vierten Tage nach den Ereignissen, die ich weiter oben erzählt habe, es war ein mir unvergeßlicher Donnerstag, erhielt ich mit der Mittagspost einen Brief, dessen Inhalt, wie der Leser leicht begreifen wird, meinen Geist dermaßen verwirrte, daß ich eine Zeit lang nicht mehr wußte, was ich denken sollte. Er kam aus der Residenz von einem Rechtsanwalte und lautete:

„Indem ich Ew. Hochwohlgeboren für das in mich gesetzte Vertrauen den besten Dank abstatte, bitte ich Sie dringend, mir umgehend die noch fehlenden Actenstücke zu übersenden. Ich habe eine genaue Einsicht des Vorhandenen genommen und theile Ew. Hochwohlgeboren Ueberzeugung vollkommen, daß wir, wenn auch mit vieler Mühe und Zeitverlust, den besagten Proceß gewinnen werden. Der Kostenaufwand wird wahrscheinlich viel geringer sein, als Sie es in Ihrem geehrten Schreiben voraussetzen."

„Schon heute habe ich beim Gerichte die nöthigen Schritte gethan, um das Verfahren einzuleiten."

„Ihrer gefälligen Zusendung baldigst entgegensehend, verbleibe ich u. s. w. u. s. w."

Im ersten Augenblicke drehte ich den Brief zwischen den Fingern herum, ohne im geringsten zu wissen, was ich davon denken sollte; er war wohl an den Dr. med., Freiherrn Leo von Wahren in Eltburg gerichtet . . . aber da mußte eine Täuschung vorliegen, ich kannte diesen Rechtsanwalt ja gar nicht, und besonders — hatte nie einen Brief geschrieben, wie der war, auf den er in seinem Schreiben anspielte.

„Ach, was!" rief ich endlich, den Brief fortwerfend, „was soll ich mir darüber den Kopf zerbrechen! Der Schreiber hat wahrscheinlich zwei Briefe zu gleicher Zeit zugemacht, und dann die Adressen verwechselt. Wer weiß, welche Bagatelle dieser mir anzuzeigen hatte, die nun in die Hände eines dritten gelangt ist, der darüber wahrscheinlich ebenso perplex ist, wie ich es jetzt bin!"

Und von diesem Gedanken beruhigt, setzte ich mich zu Tisch und, um Hildegard etwas aufzuheitern, erzählte ich ihr lachend das Abenteuer von den verwechselten Briefen.

Doch kaum waren wir bis zur Hälfte des Mahles gekommen, als die Thür sich plötzlich öffnete und Lauck mit erhitztem Gesicht hereingestürzt kam.

„Bravo, Doctor, das haben Sie recht gemacht!" rief er, „es währt lange bei Ihnen, ehe der Mann sich zeigt; aber wenn in Ihrem Geiste die Catastrophe einmal reif ist, dann fährt sie gerüstet und bewaffnet wie Minerva aus Ihrem Hirn! — Sie können sich denken, wie es dort aussieht — ich war gerade da, wie eine Bombe ist die Depesche hineingeplatzt. Der Alte schäumt vor Wuth und der Junge hat seine Fassung verloren, was nicht wenig sagen will, nur sie will noch immer nicht daran glauben!"

„Kein Wort verstehe ich von alledem . . ."

„Ich auch eigentlich nicht. — Vor vier Tagen geben Sie mir den ausdrücklichen Auftrag, dem Gerichtsrath zu versichern, daß Sie nicht im entferntesten daran dächten, einen Proceß gegen Quasnitz einzuleiten, und heute trifft die Depesche ein, daß der Proceß in aller Form von Ihnen eingeleitet ist und Sie Ihre Sache dem spitzfindigsten Advocaten der Residenz anvertraut haben, der zu gleicher Zeit ein persönlicher Feind des alten Quasnitz ist!"

Ich fühlte, wie mir bei diesen Worten alles Blut zu Kopfe schoß.

„Lauck," rief ich mit vor Zorn bebender Stimme, „Sie werden mir, Sie werden anderen Rechenschaft geben über das, was Sie gegen meinen Willen gethan haben. O, das ist schändlich, ich habe den Verdacht gegen Sie augenblicklich aus meinem Geiste verscheucht und dennoch war es wahr, dennoch sind Sie es gewesen! Schändlich . . ."

„Doctor, Sie vergessen . . . ."

„Ich werde vergessen, daß ich Ihr Freund gewesen, ich will Sie nicht durch eine Denunciation an das Gericht unglücklich machen, aber Ihr Vorhaben wird nicht gelingen, das schwöre ich Ihnen. Augen-

blicklich gehe ich aufs Telegraphenamt, ich werde meinem gegebenen Worte treu bleiben. Der Proceß wird trotz Ihrer ... Ihrer, ich will Ihr Thun nicht qualificiren, aber der Proceß wird nicht fortgesetzt werden! O, ich Schwachkopf! also das hatte dieser räthselhafte Brief des Rechtsanwaltes zu bedeuten! — Aber wissen Sie auch recht, was Sie gethan haben, Unglückseliger? ... geben Sie sich Rechenschaft davon? Um den zu verderben, den Sie noch vor einigen Tagen in hochpathetischer Rede Ihren Wohlthäter nannten, sind Sie zum Diebe geworden ... und dann zum Fälscher, indem Sie in meinem Namen an den Advokaten schrieben ... Sie ...!"

Doch ich konnte nicht fortfahren — mit bleichem, verzerrtem Gesichte — mit sprühendem Auge — mit geballten Fäusten stürzte sich der Actuar auf mich — um mir eine jener thätlichen Beleidigungen zuzufügen, die sich, wie man behauptet, nur „mit Blut abwaschen" lassen. Doch ich hatte, an körperlicher Kraft ihm weit überlegen, seine Arme ergriffen und ihn zurückgeschleudert.

„Hinaus aus meinem Hause!" schrie ich fast wahnsinnig vor Wuth, „Sie haben mein Vertrauen mißbraucht, haben mich als Wortbrüchigen hingestellt... hinaus! oder ich weiß nicht, was ich mit Ihnen thue!"

Während meines Zornausbruches war Hildegard aufgesprungen und hatte versucht, sich mir zu nähern, doch gleichfalls im höchsten Grade erschreckt, war sie wieder zurückgewichen, als Lanck auf mich losstürzte. Jetzt jedoch warf sie sich entschlossen mir entgegen.

„Leo", rief sie, „schäme Dich! — Ist das Deiner würdig?... Sieh Dir den Mann an, der mit so uneigennütziger Freundschaft Dir zu dienen versucht hat!"

Ich folgte ihrem Fingerzeig — ich sah ihn an und wahrhaftig — ich habe nie ein Bild tieferer Verzweiflung gesehen!

Er stand mit gesenktem Haupte, bleich wie ein Todter da — sein Zorn schien erloschen zu sein — dann nahm er plötzlich seinen Hut und schritt, ohne ein Wort zu sagen, der Thüre zu. Doch Hildegard trat ihm in den Weg und sanft seine Hand erfassend, sagte sie: „Wollen Sie sich denn gar nicht vertheidigen, Herr Lanck?" Er sah sie erstaunt an — „Vertheidigen?" sagte er, „wozu vertheidigen?"

„Hörten Sie denn nicht, wessen Sie Leo beschuldigte?"

„Nein — ich hörte einen Wahnsinnigen, der mir unverständliche Worte ausstieß — aber was Ihr Herr Vetter von mir will, das hörte ich nicht."

„Nun, so will ich es Ihnen denn sagen — Sie werden sich schon zu vertheidigen wissen — man hat die Acten aus Leos Pult entwendet — und wie es scheint, in seinem Namen den Proceß beim Gerichte eingeleitet!"

Lanck sah mich mit Erstaunen an ...

„Ja, so ist es!" rief ich, „und ich beschuldige Sie, dies gethan zu haben — antworten Sie — vertheidigen Sie sich, wenn Sie können!"

Doch der Actuar brach plötzlich in das tollste Gelächter aus, das ich von ihm je gehört.

„Gut gespielt, Herr Baron", rief er, „trefflich! — auf der einen Seite Cavalier und edelmüthig — auf der anderen Geschäftsmann ... hahaha! Wahrhaftig unbezahlbar! Sie sind auf dieser Welt der letzte Mensch, dem ich geglaubt, Sie können Sich etwas darauf einbilden — die Fabel mit den gestohlenen Acten ist kostbar! Sie hätten Romanschreiber werden müssen! hahaha! — und dieser edle Zorn Ihrer Cousine gegenüber. Bravo! Sie sind ein guter Schauspieler! Und ich, Narr, wäre fähig gewesen, für diesen Menschen meine Existenz in die Schanze zu schlagen. — Ich danke für die Douche, Herr Doctor!" — Er war zur Thüre hinaus!

„Der Mensch ist verrückt!" rief ich, „oder ist dieser unsinnige Argwohn nur eine geschickte Art, sich von hier fort zu machen?"

„Ich weiß nicht, Leo", antwortete Hildegard, indem sie auf einen Stuhl sank, „o, ich bin verzweifelt, ich möchte fort von hier — weit, weit weg!"

Ich weiß nicht, welch herbes Wort ich ihr geantwortet haben würde — ich war vollständig aus meiner gewöhnlichen Ruhe gerissen — wenn man mich nicht in aller Eile zu einem Arbeiter gerufen hätte, der von einem Gerüste gefallen war und sich dabei gefährlich verletzt hatte. — Gott sei Dank, das war genügend, um mich von meinem unglücklichen Zorneswahne wie durch einen Zauberschlag zu heilen. Ich lief hin — jetzt erkannte ich so recht die Wohlthat eines Pflichtberufes, der mich mir selbst wiedergab, denn am Lager des Verwundeten war ich der Mann wieder geworden, der es noch nicht verlernt hatte, über sich selbst zu erröthen. Ich glaube, nie mit sicherer so Hand operirt, nie einen geschickteren Verband angelegt zu haben, als an diesem Tage — und dennoch während des Angstgestöhnes des armen Kranken trat vor mein Gewissen das unbestimmte Bewußtsein, unrecht gehandelt zu haben! (Fortsetzung folgt.)

Am Familientische.

Knallpräparate (Amorces)

sind bereits seit einem halben Jahrhundert in so vielfachen Formen in Gebrauch, daß man an dieselben gewöhnt ist, ohne an die mit ihnen verknüpften Gefahren zu denken, ja meistens sogar, ohne dieselben zu ahnen. Knaben werfen mit Knallerbsen (Glasblasen mit Papier überzogen und etwas Knallsilber enthaltend), schießen mit Salonpistolen und Zündplättchen, Erwachsene necken sich mit Knallfidibussen und Knallcigarren, selbst Damen verschmähen einen Scherz mit Knallbonbons nicht. In den meisten Fällen verlaufen derlei Spielereien auch ohne weitere Folgen, daß aber letztere unter Verhältnissen von sehr ernster Art sein können, das hat kürzlich jener Fall in Berlin gezeigt, bei welchem ein Packet mit solchen explodirenden Stoffen durch einen Stoß sich entzündete und die in der Nähe befindlichen Personen schwer, sogar tödtlich verletzte.

Der Stoff, welcher bei den oben genannten und ähnlichen Spielwerken vorzugsweise in Anwendung kommt, ist das nach den Erfindern und Fabrikanten Brugnatelli und Howard genannte Knallsilber, wissenschaftlich als „knallsaures Silberoxyd" bezeichnet. Es wird in den Fabriken in ähnlicher Weise hergestellt, wie das Knallquecksilber, das man zur Füllung der Zündhütchen gebraucht. Beide Metalle: Silber und Quecksilber, versetzt man mit der zwölffachen Gewichtsmenge reiner Salpetersäure, erwärmt die Lösung und vertheilt sie in geräumige Glasretorten mit Vorlagen. Letztere sollen die hierbei entstehenden, sehr giftigen und leicht entzündlichen Dämpfe aufnehmen und unschädlich machen. Durch einen entsprechenden Zusatz von Weingeist entsteht in der Lösung ein krystallinischer Niederschlag, der auf Papierfiltern gesammelt und, um ihn von der überschüssigen anhängenden Säure zu befreien, mit Wasser wiederholt ausgewaschen wird. Verwendet man Quecksilber zur Mischung, so erhält man als Niederschlag Knallquecksilber, feine, seidenglänzende, weiße Krystalle, die grau werden, wenn man sie längere Zeit dem Lichte aussetzt. Mischt man Silber und Salpetersäure, so ergeben sich farblose Krystalle von Knallsilber. Bei der weiteren Verarbeitung werden diese Substanzen gewöhnlich stark genäßt, auch wohl mit anderen Stoffen versetzt, um ihre Entzündbarkeit zu verringern. Trocken explodirt vorzüglich das Knallsilber schon bei der geringsten Reibung und ist deshalb selbst zum Füllen der Zündhütchen untauglich. Genossen — wirken bereits kleine Mengen davon als furchtbares Gift und führen den Tod unter heftigen Krämpfen herbei. Die Verwendung des Knallsilbers bei Conditorwaaren, Cigarren und dergleichen Sachen erscheint deshalb immerhin als ein bedenkliches Ding.

Sollen die Knallpräparate durch einen Schlag entzündet werden, so wirkt ein solcher am kräftigsten, wenn er von Eisen auf Eisen ausgeführt wird; soll dagegen die Explosion durch eine Reibung hervorgerufen werden, so zeigt sich solche von Holz auf Holz am wirksamsten. Schon bei der Fabrikation von Knallquecksilber, die zuerst in Frankreich im Schwunge war, fielen mehrfache Unglücksfälle vor, welche zu umfassenden Sicherheitsvorschriften seitens des Staates führten, bei Knallsilberfabriken ist letzteres in noch höherem Grade geboten. Daß dergleichen Substanzen nicht als Post- und Eisenbahnfrachten gesendet werden dürfen, ist selbstverständlich.

H. W.

Räthsel.

Wenn das erste bedarf des zweiten,
Ziehet das zweite und dritte aus.
Reicht nicht aus die Schar von diesen,
Bleibet das Ganze auch nicht zu Haus,
Stellt sich muthig zum ersten und zweiten,
Fürchtet den Tod und Gefahren nicht;
Wär' auch das Ganze das erste und dritte,
Keiner entzieht sich der heiligen Pflicht.
Erstes und zweites, zweites und drittes,
Und das Ganze, alles vereint,
Setzt sich zum zweiten und sucht zu erringen,
Daß es dem ersten als drittes erscheint.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim





Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 7. December 1867. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 №. 10.**

Das Geheimniß des Fürstenhauses.

Novelle von **Georg Hiltl.**

II. Abtheilung. Die Gräfin von Wartenberg.

(Fortsetzung.)

„Bon jour, meine Theure," sagte der Kurfürst, die Hand der Gattin küssend, „unsrer schönen Freundin meinen Gruß," wendete er sich zur Pöllnitz. Beide Damen en petite conversation? weshalb nicht eine Spazierfahrt nach Tegel oder durch die Stadt? indessen ist es mir lieb, Sie noch hier zu treffen, denn ich habe Ihnen eine sehr interessante Neuigkeit zu berichten, die Sie auch direct angeht. So eben ist es beschlossen worden, daß ich selbst zur Armee abgehe, die sich in Cöln am Rhein sammelt, um gegen die Franzosen zu kämpfen. Es wird ein großer Streich geschehen und ich halte es für angemessen, mich an die Spitze meiner Soldaten zu stellen."

Des Kurfürsten Augen funkelten von dem Feuer der Begeisterung und seine schwächliche Gestalt schien zu wachsen.

„Sie, meine Theuerste und Verehrte," fuhr er fort, „Sie werden mich begleiten. Meine Mutter hat auch einst meinen Vater auf seinen Feldzügen begleitet und ich finde es herrlich, wenn die Gattin eines Hohenzollern nicht nur die Ehren und Freuden, sondern auch die Gefahren des Gatten theilt. Wenn Sie auch nicht in unmittelbarer Nähe des Kampfes sein können, so werden Sie doch nicht weit entfernt unserm — so Gott will — Succès folgen, und ich habe die Stadt Köln am Rhein als Ihren Sitz während der Campagne bestimmt. Ich setze voraus, Madame, daß Sie einverstanden sind?"

Die Kurfürstin richtete einen Blick voll Freude auf die Pöllnitz und sagte: „Euer Liebden ehren mich hoch durch diesen Befehl, dem ich mit Freuden Folge leiste. Sie haben sehr recht, die Gattin eines Hohenzollern gehört in den Stunden der Gefahr an dessen Seite."

Nach diesen Worten machte sie eine kleine Pause, es schien, als wolle sie sich auf etwas Besonderes vorbereiten, dann begann sie mit sanfter Stimme wieder:

„Es ist aber nicht allein die Freude über diesen Entschluß, mein Gemahl, welche mich ergreift, es ist auch eine gewisse Beruhigung, — eine Genugthuung — die ich empfinde, denn," die Kurfürstin nahm jetzt einen förmlichen Anlauf, „denn dieser Ihr Entschluß wird sicherlich dazu beitragen, manche schwankende Ansicht, manch vorschnelles Urtheil zu befestigen, zu vernichten."

„Ich verstehe Sie nicht, ma chère," sagte der Kurfürst, die Gattin verwundert ansehend. „Wer fällt Urtheile über mich, den Souverain? wer hat Opinions über mein Thun — und solche, die etwa tadelnd wären?"

„Die öffentliche Meinung, die Stimme des Publikums, mein Gemahl," antwortete die Kurfürstin mit festem Tone.

Friedrich trat einen Schritt zurück, nicht Aerger, sondern vielmehr ungeheucheltes Erstaunen malte sich auf seinem Gesichte, dann wich dieser Ausdruck einem strengen Ernst und er sagte, seine Stimme senkend: „Sie werden mir darüber sofort Erklärung geben, Madame."

„Ich bin bereit, Durchlauchtigster Gemahl. Liebe Pöllnitz, Sie verlassen uns einige Minuten," sagte Sophie Charlotte, der Freundin einen bedeutungsvollen Wink gebend. Mit tiefer Verbeugung empfahl sich die Hofdame.

„Nun, Madame! wir sind allein," begann der Kurfürst. „Ich bitte, sprechen Sie. Sie wissen, wie hoch ich Ihre Meriten, Ihre illustren Geistesgaben schätze."

Er schob bei diesen Worten einen Sessel heran, auf den Platz zu nehmen er die Kurfürstin einlud.

„Mein Gemahl," begann Sophie Charlotte, „Sie streben nach hohen Dingen. Ich finde das begreiflich — ich preise es, wenn ich gleich nicht immer damit einverstanden bin, ich fühle, daß ein Geschlecht wie das Ihrige nicht an der Schwelle zum Tempel des höchsten Ruhms der Erhebung stehen bleiben darf. Aber der Weg, der in dieses Allerheiligste führt, geht, wie es bei gewissen mystischen Tempeln der Fall war, durch Gänge und Windungen seltsamer Art, bis man in das eigentliche Sanctuarium gelangt. Man kann sich gefährlich an den goldenen Zierrathen der Tempelsäulen verwunden, in einen Abgrund sinken. Es gibt unsichtbare Stimmen, die uns allerlei War-

nungen oder Rathschläge — oft verderbliche — zurufen. Sie, mein hoher Herr, sind schon einmal in Gefahr gewesen. Sie standen schon vor einem Abgrunde, als Ihnen von geheimnißvollen Verbündeten jene verderblichen und verlockenden Anträge gemacht wurden, welche um den Preis der Zerstückelung Ihres Reiches, für das Aufgeben des Glaubens Ihrer muthigen und großen Ahnen, eine Königskrone in weiter Ferne zeigten. Auf Ihre Liebe zur Pracht, auf Ihre vielleicht gerechten Ansprüche zur Erhebung bauend, wagte man es, einen Vorschlag, Pläne zu machen, Ihnen solche geschickt zu unterbreiten, Pläne, welche das Verderben Ihrer und Ihres Landes im Gefolge haben mußten, wenn sie gelangen."

Der Kurfürst schränkte seine Arme ineinander und ließ das Haupt auf die Brust sinken.

„Diese Anschläge sind gescheitert," fuhr Sophie Charlotte fort, „aber die Parteigenossen ruhen nicht. Schon wird ein neuer Anschlag vorbereitet, die kühnen, geheimnißvollen Arbeiter haben ein neues Werkzeug gefunden. Da Sie, mein Gemahl, in allem den Höchstgestellten dieser Erde nachstreben wollen, hat man dafür gesorgt, daß Sie allmählich eines jener Verhältnisse sich erschaffen, welches in den kleinen Kreisen der Bürger verpönt und verachtet, in den strahlenden, hohen Regionen geduldet, ja gefordert wird, seitdem der Götze unserer Zeit, Ludwig XIV dergleichen Dinge sanctionirt hat."

„Will es da hinaus?" rief der Kurfürst, „Eine Eifersuchtsscene!" — Die Kurfürstin lächelte matt, fast verächtlich.

„Nein, mein Gemahl. Ich bin nicht eingebildet, allein ich kenne meinen Werth; so viel davon. Nur wünschte ich zweierlei. Einmal möchte ich nicht, daß eine Frau das Werkzeug würde, mittels dessen eine kecke Rotte von Glücksrittern zum Nachtheile dieses Landes auf Sie wirken könnte, dann aber wünschte ich sehnlichst, daß mein Gemahl durch eine solche Verbindung sich nicht spöttischen Angriffen aussetzte oder, gerade heraus gesagt, ich wünschte nicht die fürstliche Würde durch eine Verbindung beeinträchtigt zu sehen, welche nach Ihrer Absicht derselben Glanz verleihen soll."

„Wer könnte das wagen, Madame?" fuhr Friedrich heftig auf.

„Man hat es noch nicht gewagt, mein Gemahl, aber man würde es wagen. Vorläufig hat man nur die Personen lächerlich gemacht, welche Sie mit Ihrer Gunst beehren, die Frau Ihres Kammerdieners steht den Satyrikern und Witzbolden Berlins nicht so hoch, als daß sie durch die Pfeile der Bosheit unerreichbar wäre."

Die Kurfürstin holte Athem; das schlimmste Wort war gefallen.

„Gegen die Biedekap richtet sich also das Geschwätz!" platzte der Kurfürst heraus. „Weil ich zu einem jahrelang bewährten treuen Diener den Weg nehme, weil ich seiner Trauung mit dem schönen Mädchen aus Emmerich in Person beigewohnt, spricht man unehrerbietig von mir? das soll nicht ungestraft bleiben."

„Euer Durchlaucht irren", entgegnete die Kurfürstin sanft. „Man hat es nicht gewagt, Ihre Person anzutasten, nur die Leute, welche Sie mit einer — ich muß es sagen — befremdlichen Gunst beehren, sind die Ziele des Spottes. Der Freiherr von Kolbe, längst bekannt als ein Verehrer der Biedekap, welche er in Emmerich, man sagt, unter seltsamen Umständen, kennen lernte, setzt hier in Berlin das zärtliche Verhältniß fort. Es heißt, er habe die Mariage vermittelt, um die Schifferstochter in der Nähe zu behalten. Weiter flüstert man sich zu, daß die Besuche im Hause Biedekaps, welche Euer Durchlaucht daselbst abstatten, nicht sowohl dem treuen Diener, als der Gattin desselben gelten, die man gern eine Gewalt über Sie, mein Fürst, gewinnen sehen möchte. Heute noch sind es harmlose Unterredungen, wie lange währt es, und jene Frau wird vielleicht dieses Reich beherrschen?"

„Madame, Sie sind kühn — sehr kühn", fuhr der Kurfürst auf. „Sie kennen meine Liebe und Verehrung für Sie, ich weiß, daß Sie viel darauf wagen."

„Gewiß, ich kenne Ihre große, schöne Seele. Aber Sie werden, fürchte ich, gemißbraucht, weil Ihr Herz weich, Ihre Phantasie rege, Ihre Liebe zum Glänzenden eine alle Schranken durchbrechende ist. Sie haben sich ein hohes Ziel gesteckt und jeder Schimmer, der Ihnen auf dem Wege dahin leuchten könnte, ist Ihnen willkommen."

„Ich werde dieses Ziel erreichen, seien Sie davon überzeugt."

„O! — wären Sie nur erst dort angelangt, mein Gemahl, ich würde freudig den Tag begrüßen, aber wählen Sie Ihre Freunde! Die Personen, mit denen Sie zusammen die steile Höhe hinanklimmen wollen, müssen Ihrer werth sein. Werfen Sie die kostbaren Perlen fürstlicher Huld und Gnade nicht an Unwürdige fort!"

„Unwürdige?" rief der Kurfürst heftig.

„Ja. Ich wiederhole es. Leute, die bereits dem Spotte verfallen sind, dürfen nicht Ihre Freunde sich nennen."

„Wenn ich sie, oder so lange ich sie meine Freunde nenne, soll niemand es wagen, sie anzutasten."

„Und wenn jene Leute gerechten Anlaß zur Klage geben, wenn sie in der That die Geißel des Spottes verdienen, wollen Sie dann noch der Schützer derselben sein? An Ihrem Hofe entfaltet sich ein heiteres, frisches Leben, schon beginnen die besten Köpfe Deutschlands ihre Blicke hierher zu richten und Sie lassen das Blatt eines kleinen Dichters mit Beschlag belegen, weil er Persönlichkeiten bespöttelte, die längst Jedermann ein Gegenstand des Spottes sind? Der arme Biedekap mit der Fährmannstochter aus Emmerich, der — —".

„Halten Sie ein, meine Theure!" rief der Kurfürst gereizt. „Das ist es also, worauf Sie kommen wollten? ja, — ich habe das Blatt wegnehmen lassen, weil es ein schändliches Gedicht enthielt gegen Leute — die — die —. Ich bin keine Rechenschaft schuldig!" rief er, sich erzürnt abwendend.

„Kennen Sie das Gedicht, mein Gemahl?" sagte die Kurfürstin verschmitzt und lauernd mit den Augen blinzelnd.

„Nein", entgegnete der Gatte zögernd.

„Oh — dann hätte ich es auch nicht unterdrücken lassen. Ich kann es Ihnen geben!" setzte sie hinzu.

„Wie, Sie hätten eines der verbotenen Gedichte?"

„Allerdings. Wollen Sie es sehen?"

Der Kurfürst biß die Lippe. „Zeigen Sie es!" sagte er finster.

Die Kurfürstin ging zu dem Schranke, nahm ein Exemplar und reichte es, ohne zu sprechen, dem Gatten.

Der Kurfürst faltete das Blatt auseinander. Seine Augen funkelten. Er las folgendes schwülstige Gedicht:

Es ist aus fernem Land hieher zu uns gekommen ein wunderseltsam Weib
so übern Rhein geschwommen.
Es ist Cupidos Will, daß dieser Nymphae Reizen die Grands Seigneurs
vom Hof, gleich wie die Falken beizen.
Seid lustig und jovial, ihr lieben Herrn Poeten, es gibt nun bald en
masse, fürs Dichten viel Moneten.
Ja — Euer Pegasus muß stets gesattelt bleiben, und einer Schiffersdirn
galanten Reiz beschreiben,
Wenn Euch dies nicht behagt, kann selbst Apoll nicht retten, ein Kammerdiener
schlägt den Musengott in Ketten.
Die „Warte" auf dem „Berg" soll Euch zum Kerker werden, und Eure
Lyra schlägt die „Kolbe" einst zur Erden,
Besinget drum nur frisch, wenn sich ein Kolb ergetzet, und auf den Biedekopf
vergnügt die Hörner setzet".

Die Kurfürstin hatte, während der Gemahl die Verse las, das Auge nicht von demselben gewendet. Sie versuchte zu entdecken, welche Wirkung das Gelesene auf den Herrscher machen werde. Kurfürst Friedrich runzelte die Stirn, seine Züge nahmen einen finstern Ausdruck an und als er zu Ende gelesen hatte, knitterte er das Blatt in der Hand zusammen.

„Beim Himmel, Madame!" rief er. „Das hier nennen Sie ein kleines, harmloses, spöttelndes Gedichtchen? Sie wollen meine Nachsicht für einen Menschen wach rufen, der solche Verse in die Welt schickt? Verse, die Leute mit Koth bewerfen, welche sich meiner persönlichen Zuneigung erfreuen? wenn Sie auf mich besänftigend wirken wollten, oder wenn Sie dachten, die Kenntniß dieses Poems werde mich gegen den Verfasser milder stimmen, so haben Sie das Mittel schlecht gewählt. Ich habe das Blatt verbieten lassen, in dessen Besitz Sie sich wider meinen Willen setzten und — vergeben Sie mir das harte Wort, meine Theuerste — solche Chosen verstehe ich besser zu beurtheilen als Sie. Sie suchen den Ihnen oft lästigen grand Pompe abzustreifen, ich will Sie nicht zwingen, ihn auch in der Stille des Privatlebens anzulegen, aber er ist für meine Pläne nothwendig, durchaus nothwendig, Madame — und eng damit verbunden ist der Respect gegen mich, den dieses dreiste Gedicht verletzte, indem es Leute angriff — wenigstens eine Person — die meinem Hofe nahe steht. Ich darf diese Kühnheiten nicht dulden, denn heut wird auf Herrn von Kolbe eine Attacke gemacht — in vier Wochen wagt man es, mich anzugreifen. Ich kenne die Frechheit der Libellenschreiber von Holland her, wo sie nichts schonen, und wenn ich gern die Liberté der Gedanken und Maximen protegire, so werde ich doch nicht Ueber-

griffe solcher Art dulden — darunter leidet nicht allein der Angegriffene, sondern ich selbst ebenfalls."

Der Kurfürst hatte im Verlauf dieser Rede eine so achtunggebietende und fast majestätische Haltung angenommen, daß Sophie Charlotte unwillkürlich davon ergriffen ward. Sie senkte leicht ihr schönes Haupt. War sie auch durchaus nicht erfreut über das Mißlingen ihres Planes, so mußte sie doch dem Gatten beipflichten, wenn er sein fürstliches Ansehen gegen die kecke Feder eines Poeten gesichert wissen wollte. Sophie Charlotte war daher still und begnügte sich nur, um Gnade für die Uebertreter der gesellschaftlichen Schranken zu bitten, sie mußte sich sagen, daß die ihr verhaßten Persönlichkeiten durch den plumpen Angriff Oelvens, einen Vortheil errungen hatten, während der Kurfürst triumphirte, weil er über seine geistreiche und von den meisten wegen ihres Witzes gefürchtete Gattin einen Vortheil errungen hatte, denn die Kurfürstin, sonst immer aus allen Streitigkeiten siegreich durch die Macht ihrer Gründe und der unwiderstehlichen Logik hervorgehend, war heute offenbar geschlagen durch die Gewalt der Ueberzeugung, auch hatte der Kurfürst die Entdeckung gemacht, daß seine Gattin dem von ihm so lebhaft bevorzugten Pompe nicht abgeneigt sei, wenn es galt, die Würde der fürstlichen Person dadurch zu heben. Der Kurfürst beschloß daher, seinen Sieg weiter zu verfolgen und es war ihm gerade erwünscht, daß der diensthabende Page Herrn von Dankelmann meldete.

„Nur herein!" rief der Kurfürst. „Ich habe schöne Dinge gelesen und gehört!" fuhr er den Eintretenden an. „Die Hommes de la plume treiben hier fast ähnlichen Unfug wie die im Haag. Ich soutenire dergleichen nicht und mache es Dir zur Pflicht, nicht nur künftighin genauer zu überwachen, sondern ich befehle auch, daß ein Exempel in dieser tollen Stadt Berlin gegeben und daß die Druckerei der Ringwalds geschlossen werde."

Die Anwesenden fuhren betroffen auf.

„Wie?" sagte Dankelmann, einen Schritt vortretend. „Diese harte Strafe wollen Euer Durchlaucht so ohne weiteres — ohne den Ausspruch eines Richters gehört zu haben, über die unglücklichen Drucker verhängen?"

„Ich selbst bin der erste Richter, Monsieur!"

„Ich wußte nicht, Durchlaucht, daß Sie sich das Recht der Anklage und der Verurtheilung zugleich vorbehalten haben, ich glaubte, Sie hätten nur die schöne und hohe Befugniß: Gnade auszuüben, für Ihre hohe Person in Anspruch genommen. Ich bedaure diese Täuschung."

Der Kurfürst blieb in dem Gange, den er während der Worte Dankelmanns durch das Zimmer machte, stehen und sah den Minister drohend an, er schien einige Entgegnungen auf den Lippen zu haben, aber er schluckte sie hinunter, wendete sich zur Kurfürstin und sagte: „Meine Theuerste, es bleibt dabei, daß Sie mich an den Rhein begleiten, treffen Sie Ihre Vorbereitungen, Adieu!"

Er küßte die Hand der Kurfürstin, warf das in eine Kugel zusammengeknitterte Blatt in die Ecke des Zimmers und schritt, Dankelmann einen flüchtigen Gruß winkend, durch die von dem Pagen geöffnete Thüre.

„Es wird hohe Zeit, daß wir beginnen mit der Vertheidigung!" rief der Minister, als er allein der Kurfürstin gegenüberstand.

„So weit ist der Einfluß schon gestiegen?" rief Sophie Charlotte, heftig auf- und niedergehend.

„Ja — ja, Durchlauchtigste Frau, wir haben gewandte Taschenspieler vor uns. Die Schule am Hofe der Pfalzgräfin in München und in Ansbach war eine treffliche für Herrn von Kolbe. Sie sehen, wie schnell er sich auf die Höhe schwingt — o! — er wird es noch weiter bringen."

„Sollte man es glauben? das sonst treffliche Herz des Kurfürsten, sein edler, gerader Sinn — wie mögen sie das alles über sich ergehen lassen."

„Ich kenne meinen Schüler!" sagte Dankelmann. „Es war von frühester Jugend auf der Hang nach hohen Dingen, der oft sein sonst treffliches Herz schweigen machte — geschickt wissen die Genossen der Clique, welche hier ihr Wesen treibt, diese Neigung auszubeuten, und die gefährliche Frau ist ihr Werkzeug."

„Aber, liebster Dankelmann", rief die Kurfürstin. „Was kann der Kurfürst für Gefallen finden an dieser gewöhnlichen Person?"

„Was dort eigentlich vorgeht — ich weiß es noch nicht. Gewiß bin ich, daß der Kurfürst rein dasteht im Punkte der ehelichen Treue. Ich kenne seine Grundsätze, die unerschütterlich sind, aber Kolbe weiß ihn zu fesseln — wir merken seinen Einfluß sehr wohl und ich bin fest überzeugt, daß in den Gesprächen täglich jener Neigung, jenem Plane des Kurfürsten: sein kleines Land zum Königreiche zu erheben, das Wort gar eifrig geredet wird. Die Viedekap möchte ich nicht zu gering anschlagen, sie ist eine von den Naturen, welche geschaffen sind, in der Welt eine große Rolle zu spielen, eine Persönlichkeit, die aus dem Schlamme gebildet wird, der ihrer ganzen Sippschaft anklebte, um später als eine bevorzugte Statue in der Galerie fürstlicher Günstlinge zu glänzen."

„Und Sie, Dankelmann? und Sie?" rief die Kurfürstin, heftig die Hand des Ministers ergreifend.

„Ich bin nur ein Mensch!" sagte der Minister seufzend. „Ein nicht sehr angenehmer, rauher, eigensinniger und — nicht mehr junger Mensch, gnädige Frau. Von all meinen Fehlern ist der letzte vielleicht der größte. Die Jugend thut viel. Kolbe ist jung. Mein Trotz, den die Jahre unbeugsamer machten, mißfällt dem Kurfürsten."

„Es ist Ihr Widerstand, den Sie fortwährend seinem höchsten Wunsche, der Erwerbung der Königskrone, entgegenstellen", sagte die Kurfürstin, „können Sie nicht diesem Wunsche beipflichten — können Sie nicht das glühende Verlangen meines Gatten stillen helfen? ich glaube, das wäre die schnellste und sicherste Hilfe gegen unsere Feinde."

Dankelmann schaute verdrießlich und finster auf den Boden. „Ich kann es nicht, weil es gegen meine Ueberzeugung ist," sagte er. „Dieses Land darf noch nicht ein mit der Königskrone geschmücktes Wappen zeigen — ich habe es wohl erwogen — indessen wie Gott will, vielleicht täusche ich mich."

„Aber was wollen Sie thun? wir müssen gegen die Feinde arbeiten — haben Sie einen Entschluß gefaßt?" — „Gewiß!"

„Sie werden Kolbe zu stürzen suchen?"

Dankelmann schüttelte das Haupt. „Sie irren, Durchlauchtigste Frau. Sie sehen immer den größten Feind nicht vor sich, Sie sträuben sich, dem Gedanken Raum zu geben, aber der Freiherr ist nicht halb so gefährlich, als die, welche, wie ich genau unterrichtet bin, ein gewandtes Spiel des Pater Wolf in diese Stadt brachte, als Katharina Ricker, die Schifferstochter von Emmerich."

„Also wirklich — meine Ahnung täuschte mich nicht. Sie täuschen sich, wenn Sie glaubten, ich verkenne den Einfluß jenes Weibes. Ich fürchte, sie wird mächtiger, als wir alle."

„Dann ist Hoffnung auf Sieg!" rief Dankelmann. „Die Gefahr erkennen, heißt — ihr die Hälfte ihrer Wichtigkeit nehmen. Wir müssen das Weib stürzen — bald, recht bald, denn sie ist noch nicht am Hofe — noch ist sie das Weib eines Dieners, eines Menschen, der ehemals die Kleider des Barons Freitag reinigte, noch kann der prunkliebende Fürst die Gattin seines Kammerdieners, welche mit den Frauen der Läufer in einem Wagen nach Potsdam fahren muß, nicht an die Tafel seiner Cavaliere und deren Damen ziehen — dem Himmel sei Dank, daß sie das Weib Viedekaps ist und wohl noch eine Zeit lang bleiben wird, denn der Kammerdiener hat eine herrliche Gesundheit und sein Herz empört sich nicht leicht darüber, daß Kolbe der erklärte Geliebte seines Weibes ist, diese Zeit müssen wir nützen und die Intriguantin entfernen, durch deren Hände dem Herrn die wichtigsten Dinge zugesteckt werden."

„Aber vor allen Dingen unsere armen Drucker?" sagte die Kurfürstin. „Der unglückliche Dichter?"

Dankelmann zuckte die Achseln. „Der letztere hat ja seine Stelle bei mir. Die ersten — je nun, einen Theil ihres Schäfleins werden sie wohl im Trocknen haben und wir wollen sehen, was sich thun läßt. Jenes harte Mittel der Schließung ihrer Druckerei bringt die Armen freilich um vieles, doch was ist zu thun? sicherlich hat Kolbe dem Herrn diesen Rath gegeben."

„Wir müssen handeln!" rief die Kurfürstin. „Bringen Sie dies dem Dichter heimlich von mir", fuhr sie fort, eine gefüllte Börse in Dankelmanns Hand legend — „später werde ich mehr thun."

Dankelmann drückte die Hand der Kurfürstin. „Beurlauben mich Eure Durchlaucht jetzt?" sagte er. „Ich muß den Befehl des Herrn vollziehen und die Druckerei schließen lassen. Pressen und Vorräthe, Thüren und Spinden werden versiegelt, auch will ich wachen, daß Monsieur Oelven keinen unbesonnenen Streich begeht, der uns noch mehr compromittiren könnte. Hoffen wir auf gutes Glück. Noch ist die gefährliche Frau nur eines Dieners Weib und wir werden die Agentin des Frechen vernichten, der sich in den Besitz fürstlicher Gunst setzen will."

(Fortsetzung folgt.)

Volkswirthe und Geldmänner.

I. Der Reformator der Volkswirthschaftslehre.

Die Volkswirthschaftslehre ist eine junge Wissenschaft. Zwar suchten schon griechische Schriftsteller den Zusammenhang der wirthschaftlichen Vorgänge zu erforschen; aber die einfacheren Verhältnisse, in denen sich bei den Alten die Elemente der Production: der Besitz und die thatsächliche Macht auf der einen und die von Sclaven verrichtete Arbeit auf der andern Seite darstellten, bannten erklärlicherweise den Blick in einen ziemlich engen Gesichtskreis. Aehnlich verhielt es sich im Mittelalter, bis der Aufschwung des städtischen Lebens, des Handels und der Gewerbe neue und fruchtbare Vermögensquellen erschloß. Es leuchtet ein, welch durchgreifende Umgestaltung alle Lebensverhältnisse durch die Scheidung des Ackerbaues von den städtischen Gewerben erfahren mußten. Bald trieb das Drängen eines Theils der Bevölkerung nach den Städten zu Organisationen, um dem unbeschränkten Walten des Erwerbtriebes wirksame Schranken zu setzen. Es entstanden Gilden und Zünfte. Als dann der weltumspannende Geist der Menschen den heimatlichen Verkehr durchbrach und großartige Handelsverbindungen mit entfernten Völkern knüpfte, als man von ihnen wunderbare Schätze gegen die Erzeugnisse der heimischen Industrie eintauschte, was Wunder, daß der Glanz, den Gewerbe und auswärtiger Handel um sich her verbreiteten, die ewigen Grundlagen des Völkerwohls, den Landbau und die Entwickelung des Bodenreichthums zeitweilig in Schatten stellte?

Wie aber in Theorie und Praxis extravagante Lehrmeinungen und einseitige Bethätigungen ihr Correctiv gewöhnlich in ihrem directen Widerspiel finden, so wurde später eben so einseitig dem Handel und den Gewerben alle Fähigkeit abgesprochen, den Völkerreichthum zu vermehren und diese Fähigkeit allein dem Landbau vindicirt. Zwischen diesen beiden Extremen vermittelnd, stellte im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts der Schotte Adam Smith sein weltberühmtes System auf, welches als hauptsächlichsten und vornehmsten Factor alles Reichthums die Arbeit, und Grund und Boden sowie Capital nur als Unterstützungsmittel derselben hervortreten ließ. Während dieser theoretische Satz im allgemeinen bis heute unangefochten geblieben ist, hat dagegen die practische Seite der Lehren Adam Smiths, sein System der „natürlichen Freiheit" oder freien Concurrenz von den verschiedensten Seiten energischen Widerspruch erfahren. Die sogenannten Socialisten Frankreichs und Englands forderten geradezu Organisation der Arbeit durch den Staat, und somit Aufhebung aller individuellen Freiheit in den wirthschaftlichen Einrichtungen der Gesellschaft. Man sieht, wie sich wiederum zwei extreme Anschauungen gegenüberstehen: auf der einen Seite die Meinung, daß die Gesundheit der Zustände allein durch die schrankenlos freie Entwickelung der natürlichen Kräfte bedingt sei; auf der andern die Ansicht, daß die unleugbaren und von Tag zu Tag drohender und furchtbarer auftretenden socialen Krankheiten, die Unterdrückung und Ausbeutung der arbeitenden Klassen durch die Capitalherrschaft und die zunehmende Massenarmuth nur durch directe Unterordnung der egoistischen Antriebe unter einen höheren Willen ausgerottet werden könnten.

Noch aber ist in Politik und Wirthschaftslehre die Herrschaft jenes Dogmas von der unbeschränkten Freiheit übermächtig, bis die rauhe Wirklichkeit dem Phantom ein jähes Ende bereiten wird.

Vielfach sind indessen die Versuche, die unbestrittenen Mißverhältnisse des heutigen gesellschaftlichen Zustandes auf ihre letzten Ursachen zurückzuführen und gegen die unholden Krankheitserscheinungen Palliative zu ersinnen und geltend zu machen. Aber alle diese Bestrebungen mußten, gegenüber dem furchtbaren Ernste des Gegenstandes, auf den sie gerichtet waren, unzulänglich scheinen, so lange es nicht gelungen war, ein System aufzustellen, das in großartigem Zusammenhange alle menschlichen Bethätigungen, die geistig-sittlichen nicht minder wie die politisch-wirthschaftlichen, umspannte. Denn alle sind gleich wichtige Factoren der Production. Ein solches System aufzustellen war in unsern Tagen dem Amerikaner Carey vorbehalten, und obwohl die wissenschaftliche Leistung desselben dem allgemeinen Loose aller menschlichen Geistesforschung nicht entgehen wird, obwohl seine Voraussetzungen und Schlüsse um so mehr Anfechtung erleiden werden, jemehr sie der getreue Ausdruck räumlich und zeitlich concreter Verhältnisse sind, so scheinen doch die Fundamente seines Systems unerschütterlich. Er baut dasselbe auf den ewigen Grundlagen der menschlichen Natur auf; weist nach, wie alle Entwickelung, aller Fortschritt auf der innigen Wechselwirkung der Individualität und Association beruht, wie die Entfaltung der einen die gleichzeitige Entwicklung der andern bedingt, wie die Ausbildung der individuellen Kräfte unabänderlich an den Fortschritt der Associationskraft gebunden ist und umgekehrt. Daraus leitet er dann die Bedingungen ab, auf denen die Blüte und der Verfall menschlicher Gemeinwesen beruhen. Dieselben nähern sich einer vollkommenen socialen Organisation um so mehr, je mehr Verschiedenheiten der Kräfte und Begabungen ausgebildet sind und jemehr diese Verschiedenheiten durch einen einheitlich-bewußten Willen zu gemeinschaftlichen Zwecken geleitet werden. Unterordnung der Besonderheiten unter einen allgemeinen Plan, Mannigfaltigkeit der Functionen oder Dienste, so combinirt, daß sie eine vollkommene Harmonie der Action erzeugen, das ist zugleich das Kennzeichen und der Prüfstein der gesellschaftlichen Organisation. Es ist klar, daß die Ausbildung der Individualität oder der Verschiedenheiten in den menschlichen Kräften und Begabungen nur dort stattfinden kann, wo ein lebhafter Verkehr verschiedener Dienste bedarf. Wo nur Ackerbau getrieben wird, da ermangeln die individuellen Kräfte der Gelegenheit zur Ausbildung; aber wir sehen auch zugleich, wohin wir auch blicken mögen, daß überall die Entwicklung einer rationellen Landwirthschaft an das Vorhandensein einer hochgesteigerten Industrie als unerläßliche Bedingung geknüpft ist. Daher Careys Forderung der Decentralisation des Verkehrs. Annäherung der Consumenten an die Producenten ist für ihn die Losung und das Erforderniß eines jeden gesunden Verkehrs; denn die Trennung der Producenten von den Consumenten schiebt ein Hinderniß zwischen dieselben, welches nothwendig zur Ausbeutung und zur Herrschaft der Mittelsmänner führen muß — Carey unterscheidet genau zwischen Verkehr und Handel. Das Streben der Menschen geht allgemein auf einen lebhaften Verkehr; der Handel dagegen strebt Producenten und Consumenten von einander zu trennen. Das freie Walten der „natürlichen" Kräfte führt aber keineswegs mit Nothwendigkeit zu dem erwünschten Ziele der Annäherung des Industriellen an den Landmann, des Consumenten an den Producenten, sondern im Gegentheil fast überall zu natürlichen Monopolen, in denen die jeweilige Macht, die Schlauheit, die List Triumphe feiern. Für einen positivistischen Geist wie Carey ist die Ordnung der gesellschaftlichen Verhältnisse nicht denkbar als ein natürliches Ergebniß des Zusammenwirkens streitender Einzelkräfte, sondern er ruft als unerläßlich die coordinirende Kraft des Staates zu Hilfe. Er verlangt Schutz des Staates für die heimische Arbeit und zwar nicht bloß den negativen Schutz, den Grenzzölle gewähren können, sondern mehr noch die unmittelbare Einwirkung durch Communicationserleichterungen, durch die Ordnung des Geldumlaufs, durch angemessene Besteuerung u. s. w. Carey ist also weit entfernt, jenem auflösenden Princip der Nichteinmischung des Staats in die wirthschaftliche Verfassung der Gesellschaft anzuhängen, schmiedet vielmehr aus den socialen Uebeln Waffen gegen die maßlosen Ansprüche an individuelle Freiheit, welche die Gegenwart kennzeichnen.

Henry C. Carey ist der Sohn eines nach Amerika ausgewanderten Irländers, Matthew Carey, der, bald nachdem die englische Regierung Irland ein unabhängiges Parlament zugestanden hatte, wegen zu freisinniger Ansichten verfolgt und gezwungen wurde, sein Vaterland zu verlassen. Der ältere Carey langte im November 1794 in Philadelphia an und gründete daselbst eine Zeitung, sowie bald darauf eine Monatsschrift, die aus Washingtons Munde großes Lob erfuhr. Als ein strebsamer und erwerbslustiger Mann fügte Matthew Carey zur Zeitungsredaction auch noch ein buchhändlerisches Geschäft hinzu, und so wurde die große Verlagshandlung von Carey & Son gegründet, die von Matthew Carey 28 Jahre lang, bis 1814, allein fortgeführt wurde und die lange das bedeutendste Geschäft dieser Art in Amerika war. In diese Firma wurde unser Henry Carey, geboren zu Philadelphia 1793, in seinem 21. Lebensjahre als jüngerer Theilhaber aufgenommen. Schon als kleiner



Henry C. Carey.

Knabe war er seinem Vater im Geschäft behilflich gewesen und seine Erziehung ging über die Vorbereitung zu seinem geschäftlichen Berufe nicht hinaus. Auch ist er, obwohl schon frühzeitig den schönen Wissenschaften und selbst ernsteren philosophischen Studien zugewandt, doch von je ein praktischer und unermüdlich thätiger Geschäftsmann gewesen, und der amerikanische und nach dessen Vorbild der englische Buchhandel verdanken ihm eine Einrichtung, die noch jetzt einen integrirenden und ganz eigenthümlichen Bestandtheil ihres Geschäftsbetriebes ausmacht. Er war es, der vor mehr als 40 Jahren die Verlagsauctionen (trade-book-sales) gründete, die sich für Käufer und Verkäufer gleich vortheilhaft erwiesen haben. Sein Vater zog sich im Jahre 1821 aus dem Geschäfte zurück und er selbst gab den Buchhandel im Jahre 1838 auf, mit dem Entschlusse, sich fernerhin ausschließlich dem Studium und der Beförderung der Wissenschaften zu widmen. Schon 1835 war er mit einem „Versuche über das Lohnmaß" hervorgetreten, und der Beifall, den diese Studie fand, veranlaßte ihn, seine national-öconomischen Ideen in einem größeren Werke „Principien der politischen Oeconomie", 1837—40, 3 Bde. zu verarbeiten, worin bereits das Malthus'sche Bevölkerungsgesetz (das wir sogleich kennen lernen werden) mit Erfolg bekämpft wurde. Im Jahre 1838 veröffentlichte Carey „das Creditsystem in Frankreich, Großbrittannien und den Vereinigten Staaten", ein Buch, das von sachkundigen Beurtheilern als das beste Werk, das je über diesen Gegenstand geschrieben, gerühmt wurde. 1848 folgte die „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft", worin die berühmten Aufschlüsse über den Gang der Bodencultur zuerst mitgetheilt wurden. Auch schrieb Carey einige Jahre hindurch sämmtliche Leit- und viele kleinere Artikel in der Zeitschrift: „der Pflug, der Webstuhl und der Ambos" und eine Anzahl derselben sammelte er in einem Bande unter dem Titel: „Harmonie der landwirthschaftlichen, gewerblichen und Verkehrsinteressen". Von seinen übrigen, äußerst zahlreichen Schriften wollen wir nur noch die „Briefe über das internationale Verlagsrecht" (1853) erwähnen, in denen er mit schlagender Beweiskraft gegen die ausschließliche Geltendmachung eines geistigen Eigenthums auftrat, und die den praktischen Erfolg hatten, daß der beabsichtigte Vertrag zwischen England und den Vereinigten Staaten zum Schutze des geistigen Eigenthums aufgegeben wurde. Careys Hauptwerk jedoch, worin er seine Studien und Beobachtungen zu einem großartigen System zusammenfaßte, erschien 1857—1860 in 3 Bänden unter dem Titel: „Principles of social science" und ein Auszug daraus unter dem Titel: „Manual of social science".*)

Das Verhältniß Careys zu dem Begründer der analytischen Volkswirthschaftslehre, zu Adam Smith, haben wir schon oben kurz

*) Letzteres deutsch (von F. Stöpel) unter dem Titel: „Socialöconomie" Berlin, Eichhoff, 1866.

beleuchtet. Da Smith das Mittel zu einer harmonischen Entwicklung der Gesellschaft und ihrer einzelnen Bestandtheile in einer gänzlichen Enthaltung des Staats von Eingriffen in den natürlichen Verlauf der Dinge, also in einer unbeschränkt freien Concurrenz der Einzelkräfte fand, so war es natürlich, daß sein Werk der großen Frage von der Vertheilung der materiellen Güter nur ganz äußerlich und ungenügend näher trat. Dazu forderte erst die Aufwühlung der Gesellschaftsformen, wie sie die französische Revolution zu Wege brachte, mit unabweisbarer Dringlichkeit auf. Aber, wie es zu geschehen pflegt, machten sich zunächst nur die äußersten Extreme der Anschauungen geltend. Die Babeuf in Frankreich und die Godwin in England verlangten nicht blos die Aufhebung der Regierungen, sondern auch der Ehe und des Eigenthums. Diesen Verirrungen stellte ein englischer Geistlicher, Robert Malthus, die nicht weniger unselige Behauptung entgegen, ein natürliches Gesetz fordere das immer weiter um sich greifende Elend der Massen, indem nämlich die Vermehrung der Menschen beständig dem Anwachs des Capitals und der Lebensmittel voranlaufe und die Anzahl der Münder, die Nahrung heischten, die Nahrungsvorräthe beständig überwögen. Nach dieser Theorie sind der menschlichen Race Instincte und Kräfte eingepflanzt, die bei freiem Walten die Race in geometrischer Progression vermehren und sie alle fünfundzwanzig Jahre verdoppeln würden — wogegen die Nahrungsmittel sich nur in arithmetischer Progression vermehren. Wenn in der Wirklichkeit das Drängen der Bevölkerung auf die Nahrungsmittel noch nicht den furchtbaren Grad erreicht habe, der durch dies Bevölkerungsgesetz erfordert werde, so sei dies den Kriegen, den nach Kriegen gewöhnlich eintretenden Hungersnöthen und den Seuchen zu danken, die im Gefolge der Armuth auftreten. „Ein Mensch“, fährt Malthus wörtlich fort, „der in einer schon besetzten Welt geboren wird, hat, wenn seine Familie außer Stand ist, ihn zu ernähren, oder wenn die Gesellschaft seiner nicht bedarf, nicht das mindeste Recht, irgend einen Antheil von Nahrung für sich in Anspruch zu nehmen. Er ist zu viel auf der Erde; am großen Tische der Natur ist für ihn kein Platz; die Natur heißt ihn fortgehen und vollzieht auch in den meisten Fällen diesen ihren Urtheilsspruch . . . Jeder ist auf dieser Erde nur für sich da. Um so schlimmer für die, die hienieden zu viel sind. Man hätte wahrlich auch gar zu viel zu thun, wenn man für alle, die um Brot schreien, sorgen müßte. Wer weiß, ob dann die Reichen selbst noch genug hätten?“ Daher keine Almosen, keine Unterstützung, weder von Seiten der Privaten, noch von Seiten der Gemeinden und des Staates. Die Mildthätigkeit ist ein Selbstbetrug, ist ein Betrug an anderen; denn sie vermehrt nur die Trägheit und die Zahl der Unglücklichen!

Es ist fast unglaublich, daß eine so menschenfeindliche Lehre sich mit reißender Geschwindigkeit über die ganze civilisirte Welt ausbreiten und namentlich in die Systeme der Volkswirthschaftslehre Eingang finden konnte; dennoch ist es wahr und noch neuerdings hat man einen bekannten Juristen und Politiker die „Zweikindertheorie“ allen Ernstes vortragen hören.

Demselben Boden, aus dem die Malthus'sche Bevölkerungslehre erwachsen ist, nämlich der Fäulniß englischer Zustände, entstieg eine andere Theorie, die ihrerseits vom Gesichtspunkte der landwirthschaftlichen Production die Malthus'sche Vorstellung (daß der Mensch immer mehr zum Sclaven der Natur herabsinke) zu unterstützen suchte. Es war dies die berühmte Theorie Ricardos von der Bodenrente, die nicht weniger als die Malthus'sche Lehre allgemein adoptirt wurde und die noch heute, trotz der Niederlage, die sie durch Carey erlitten, von den am Hergebrachten Klebenden, freilich mit verzweifelten Capriolen, vertheidigt wird. Ricardo stellt die Behauptung auf, daß, bei der begrenzten Quantität und der verschiedenen Qualität des Grundes und Bodens, der bessere Boden stets eine Rente, unabhängig vom Capitalgewinn, abwerfen müsse. Da nämlich beim Anbau eines Landes die ersten Colonisten stets zum besten Boden griffen, so bliebe für die Nachkömmlinge nur übrig, nach den unfruchtbareren Ländern zurückzuweichen, bis man eben an der Grenze der möglichen Occupation angelangt sei. Daher müsse jeder Zuwachs der Bevölkerung die doppelte Wirkung haben: einmal, eine größere Arbeitssumme vom Gemeinwesen zu erfordern, die nöthigen Nahrungsmittel zu gewinnen; sodann die Eigenthümer des besten Landes, welches bei dem gleichen Arbeitsaufwande einen weit höheren Ertrag liefere, als der magere Boden, fortdauernd auf Unkosten ihrer Mitmenschen zu bereichern. Man sieht leicht, daß dieser Vorstellung die englischen Zustände, die Fesselung des Grundeigenthums in den Händen des Adels, zu Grunde lagen, und es war damit freilich die Erklärung des Verhältnisses in England, wo Steinreich und Bettelarm neben einander wohnen, gegeben. Die Preise der Nahrungsmittel, so fuhr die Theorie fort, bestimmen sich nach den Erzeugungskosten auf dem schlechtesten Lande. Der bessere Boden wirft eine wachsende Rente ab, die mit den Erzeugungskosten, also z. B. dem Arbeitslohn, gar nichts zu thun hat. Die Preise enthalten also nur die zwei Bestandtheile des Lohns und des Gewinnes und zwar derart, daß diese beiden in umgekehrtem Verhältnisse zu einander stehen; der Gewinn ist am höchsten, wenn der Lohn am niedrigsten steht. Die Interessen des Arbeiters und des Grundeigenthümers sind also durchaus im Widerstreit mit einander.

Dies sind im wesentlichen die Pfeiler, an denen sich das Gebäude der neueren Volkswirthschaftslehre aufrichtete, in der That ein Gebäude von so disharmonischen Verhältnissen, daß es mit Recht die „trübselige Wissenschaft“ genannt worden ist. Aber der tiefe Glaube des Menschengeschlechts an die Harmonie der göttlichen Einrichtungen rüttelte immer an den Axiomen der pessimistischen Afterweisheit, und zumal das Malthus'sche Bevölkerungsgesetz fand schon früh genügende Widerlegung. Am tiefsten jedoch hat ohne Zweifel Carey diese Frage erfaßt, indem er sie mit den allgemeinen Gesetzen alles organischen Lebens in Verbindung brachte und den Widerspruch nachwies, der in der Annahme liegt, die Tendenz des Stoffes, die niedrigsten Formen anzunehmen, wachse nur in arithmetischer Progression (1, 2, 3, 4), dagegen die Tendenz des Stoffes, die höchsten Formen anzunehmen, in geometrischer (1, 2, 4, 8, 16 rc.) — während im Gegentheil die Natur überall bei den niedrigsten Organismen eine vermehrte Fruchtbarkeit, und aufsteigend zu den höchsten Organismen eine Abnahme der Vermehrungsfähigkeit aufweist.

Um das Verhältniß Careys zu der Ricardo'schen Theorie der Grundrente klar zu stellen, müssen wir etwas weiter ausholen. Die frühesten Untersuchungen Careys waren streng theoretischer Natur und richteten sich namentlich auf das Fundament der Volkswirthschaftslehre, den Begriff des Werthes. Das Charakteristische der früheren Systeme war, daß sie dem Werthe von Grund und Boden ganz abgesonderte, ihm unmittelbar innewohnende Ursachen zuschrieben, während sie den Werth aller übrigen Gegenstände aus der menschlichen Arbeit ableiteten. Dagegen umfaßt Careys Werththeorie alle Gegenstände einschließlich des Grundes und Bodens, und der Werth ist nach seiner Definition nichts, als das Maß des Widerstandes, welcher der Erlangung unserer Bedürfnisse entgegensteht, als das Maß der Macht der Natur über den Menschen. Der Werth bemißt sich, nach seiner eben so einfachen wie tiefsinnigen Aufstellung, nicht nach dem Arbeitsaufwand der Herstellung, sondern der Wiederherstellung, und Grund und Boden ist, wie er an vielen Beispielen nachweist, dem nämlichen Gesetz unterworfen. Daraus gehen dann die Consequenzen hervor. Der Werth des vorhandenen Capitals fällt beständig mit dem Vorschreiten der Association und dem durch die Zunahme der Bevölkerung bedingten Erwerb verbesserter Werkzeuge; denn diese verringern die Mühe der Wiederherstellung der verschiedenen Bedürfnißgegenstände. Daher wächst stetig die Macht der Arbeit, über Capital zu verfügen. — Arbeit und Capital erzielen in vereinigtem Wirken fortdauernd einen größeren Ertrag bei gleichem Aufwand und von diesem größeren Ertrage kommt eine steigende Quote auf den Arbeiter, während der Antheil des Capitalisten sich zwar im Verhältniß verringert, aber von einem so hoch gesteigerten Ertrag genommen ist, daß seine kleinere Quote dennoch eine größere absolute Quantität darstellt. Ein paar Zahlen mögen dies Verhältniß veranschaulichen.

	Gesammtertrag.	Antheil des Capitals.	Antheil der Arbeit.
Erste Stufe .	100	75	25
Zweite Stufe	200	120	80
Dritte Stufe	300	150	150
Vierte Stufe	400	180	220
Fünfte Stufe	600	240	360
Sechste Stufe	1000	333	667

Dieses Vertheilungsgesetz, das eine vollkommene Harmonie der Interessen begründete, sowie die Werththeorie Careys hat in der

Folge ein französischer Nationalökonom, Frédéric Bastiat, sich zu eigen gemacht und dadurch Weltruf erlangt; aber es ist neuerdings bis zur Evidenz erwiesen, daß hier nicht etwa eine selbständige zweite Entdeckung, sondern ein wissentliches Plagiat vorliegt. Uebrigens ist bei Carey nicht, wie bei Bastiat, von einer absoluten Harmonie der Interessen, sondern nur von einer Harmonie der gerechten Interessen die Rede. Carey bezeichnet mit diesem Schlagwort gewissermaßen nur den physiologischen Zustand der Gesellschaft, und wie im einzelnen Menschen das ungehemmte Ineinandergreifen aller Organe und Functionen erst die Gesundheit macht, so ist auch die Gesundheit der Gesellschaft bedingt durch die Ebenmäßigkeit in der Entwickelung und Thätigkeit ihrer Bestandtheile. Carey ist aber, wie wir gesehen, weit entfernt, dem von der Capitalistenpartei ersonnenen Princip des laisser-faire (Gewährenlassen) zu huldigen, sondern ihm ist der bewußte Wille ein ebenso unerläßliches Agens im gesellschaftlichen Organismus, wie die Mechanik des Stoffes, und er weist der „coordinirenden Kraft des Staates" einen erheblichen Antheil an der Regelung der wirthschaftlichen Vorgänge zu. Die gesunde Entwickelung liegt nun für Carey in der Werthsteigerung der Arbeit. Das Losungswort: „billige Arbeit," welches das britische Industriesystem zum Feldgeschrei erhoben hat, um die Concurrenz anderer Völker auf dem Weltmarkte zu ersticken, hat eben jene tiefen socialen Schäden erzeugt, an denen England krankt und an denen bei Adoption des englischen Systems ein jedes Volk erkranken muß. Der Weltmarkt, der bei den Vertheidigern des Gewährenlassens häufig die Rolle einer ebenso unverrückbaren wie unerklärlichen letzten Ursache des wirthschaftlichen Schicksals spielen muß," ist für Carey gerade meist das Wort der Lösung der wirthschaftlichen Räthsel. Nach ihm liegt das Heil nur in der Decentralisation des Verkehrs. Und zwar nicht allein für den Verkehr der Völker unter einander wird Decentralisation gefordert, sondern überhaupt die gegenseitige Annäherung der Consumenten und Producenten als die unerläßliche Bedingung eines gesunden wirthschaftlichen Zustandes, und die Aufsaugung aller Industrien durch große Verkehrsmittelpunkte als ein Zeichen socialer Krankheit nachgewiesen.

Was nun die Werthsteigerung der Arbeit betrifft, so zeigt Carey mit glänzender Wendung, wie gerade dadurch, daß die arbeitende Bevölkerung, also die große Masse des Volkes, consumtionsfähig werde, die Production unendlich gesteigert werden müsse. Die Fürsprecher des Systems der billigen Arbeit, eines Systems, das die Löhne auf ein Minimum herabdrückt, welches allenfalls gerade zur Bestreitung der nothdürftigsten Nahrung und Kleidung ausreicht — bemerken in ihrer Kurzsichtigkeit nicht, daß sie dadurch die große Masse des Volkes von der Consumtion unbillig ausschließen und also selber der Production den größten Hemmschuh anlegen. Statt sich in der Heimat an der Masse des Volkes selber Consumenten zu schaffen, jagen sie einem „Weltmarkt" nach, und erreichen damit freilich, was sie wünschen: colossale Handelsgewinne für sich selber — und daneben dauerndes Elend der Arbeiter.

Das Vertheilungsgesetz Careys, das der Theorie Ricardos so schnurstracks entgegengesetzt war, mußte den amerikanischen Forscher naturgemäß auf den Gedanken führen, daß die Grundvorstellung Ricardos eine irrige sei; und nach jahrelanger Beobachtung und Gedankenarbeit fand er endlich das Gesetz, das den Anbau der Erde beherrscht und gerade auf das Gegentheil der Ricardoschen Hypothesen hinausläuft. In einer mühevollen historischen Untersuchung zeigt er unwiderleglich, daß in allen Culturländern die Menschen, statt mit der Besiedelung des besseren Bodens zu beginnen, im Gegentheil auf dem ärmsten Boden, dem leichten sandigen Boden der Hochlande begonnen haben, da nur dieser ihren rohen und wenig ausrichtenden Geräthen zugänglich war, und daß erst mit der Vervollkommnung der Werkzeuge, mit dem Anwachs des Capitals und der Bevölkerung, zu dem fruchtbaren Tieflande, das mit Urwald bedeckt war und für Entwässerung und andere Meliorationen bedeutende Auslagen erforderte, übergegangen werden konnte. Noch heute ist der größte und an Pflanzennährstoffen reichste Theil der Erdoberfläche nachweislich unangebaut. So lange dies der Fall ist, „kann sich wahrlich die Volkswirthschaft nicht über ungünstige Naturchancen beklagen und hat sie keinen Grund, die Natureinrichtungen zu verdächtigen und deren Consequenzen der unausweichlichen Disharmonie zu beschuldigen."

Diese große, für Volkswirthschaft wie Culturgeschichte gleich weittragende Entdeckung, die man wohl mit derjenigen des Copernicus (daß die Erde sich um die Sonne drehe und nicht umgekehrt) verglichen hat, gab zugleich, wie vorher die Werththeorie, einen neuen Beweis von der Allgemeingültigkeit der Naturgesetze, indem sie das Verhältniß des Menschen zur Erde selbst auf dieselbe Norm zurückführte, wie sein Verhältniß zu den Arbeitswerkzeugen, an die sein Fortschritt geknüpft ist. Mit der rohesten Axt beginnend, steigt er aufwärts zu der stählernen, mit dem ärmeren Boden beginnend, steigt er aufwärts zu dem reicheren, der ihn mit größerem Ertrage belohnt — und so ist das Zunehmen der Bevölkerung als die Grundbedingung für die Vermehrung der Nahrungsmittel erwiesen. Hier war eine Harmonie der Interessen, welche direct dem Mißklange der Malthusschen Theorien entgegengesetzt war.

Bei der Begründung jenes Gesetzes vom Gange der Bodencultur sah sich dessen Entdecker beständig auf die Benutzung physikalischer Thatsachen zur Erläuterung gesellschaftlicher Erscheinungen hingewiesen und so ward er auf die Beobachtung der innigen Verwandtschaft physikalischer und socialer Gesetze geleitet. Sein Nachdenken bestärkte ihn mehr und mehr in dem Vertrauen, tiefere Forschung müsse unzweifelhaft feststellen, daß es nur ein einziges System von Gesetzen gebe, dessen Herrschaft der Mensch und die menschliche Gesellschaft ebensowohl wie das Sandkorn unterworfen sei. Die Unzerstörbarkeit des Stoffes wurde zum ersten Mal als auch in der Socialwissenschaft gültig dargestellt, der Zusammenhang des Gesetzes von der Ewigkeit des Stoffes mit der Bevölkerungslehre nachgewiesen, das Gesetz der Schwere, der Anziehung und Gegenanziehung auf die Bildung der Gesellschaft angewandt.

Diese wenigen und unvollständigen Andeutungen werden hinreichen, um eine Ahnung von der Tiefe und Größe zu geben, womit der amerikanische Forscher seinen Gegenstand erfaßt. Es ist nicht mehr blos eine Wissenschaft von der Entwicklung materiellen Reichthums, nicht blos eine „Wissenschaft der Tauschwerthe" (wie man das Smithsche Lehrgebäude genannt hat), sondern es ist in Wahrheit eine von einem gegebenen Gesichtspunkte ausgehende Auffassung des Kosmos selbst, die uns dargeboten wird.

„Careys Natur und Lehre ist," wie sein Interpret, Dr. Dühring sagt, „entschieden optimistisch, voll Vertrauen auf die Ordnung der Dinge. Jedoch ist dieser Optimismus von einer sehr edlen Gattung; er ist nicht jene gemeine Hinwegsetzung über das thatsächliche Elend; sein Beifall gilt nicht der jedesmaligen Beschaffenheit der Zustände, sondern nur den unabänderlichen Gesetzen. Gegen die Ungunst der grade vorhandenen Gestaltungen ruft er die Thatkraft des bewußten Verstandes auf und sucht das zufällige Uebel nicht zu beschönigen, sondern im Gegentheil in seiner ganzen Furchtbarkeit zu enthüllen. Er hat ein Herz für die aus den Mißständen der gesellschaftlichen Einrichtungen entspringenden Leiden." Daher will Carey nicht nur als Mann der Wissenschaft, sondern auch als Mensch gewürdigt sein. Er ist geschätzt und geliebt in seiner Vaterstadt, in der er fortdauernd seinen Wohnsitz hatte und deren Interessen er nicht allein durch die Feder, sondern auch durch eine charakteristische, zugleich sprudelnde und ausdrucksvolle, energische und logische Beredsamkeit mit Eifer gefördert hat. Noch heute ist der vierundsiebenzigjährige Greis in Rede und Schrift der geschickteste Vertheidiger des Schutzzolles und der heimischen Industrie in Amerika. Die Hauptländer Europas sind ihm aus eigener wiederholter Anschauung bekannt und ihre Sprachen sind ihm so geläufig wie seine eigene. In politischer Beziehung gehört er zu der Partei der gemäßigten Republikaner, welche in der That den Kern der Nation, die Kraft und die staatsmännische Bildung der Republik zu repräsentiren scheint. Auch die Kunst und Literatur haben in Carey einen einsichtigen Förderer und Freund; aus seinen äußerst interessanten Briefen über internationales Verlagsrecht spricht die seltenste Belesenheit in der schönen und geschichtlichen Literatur, und eine eben so scharfe wie originelle Auffassung; was die bildende Kunst anlangt, so ist Carey Besitzer einer Gemäldegalerie, die hauptsächlich aus prächtigen Stücken der englischen Schule zusammengesetzt ist. Kurz — nichts Menschliches ist ihm fremd.

F. Stöpel.

Russisch-preußische Grenzbilder. Von Otto Glagau.

II.

Die „Macherjahre" in Schmalleningken. — Verfall des Zoll und Schmugglerwesens. — Ueber die Grenze. — Das Grenzflüßchen Szwentoje. — Die badenden Damen und der unhöfliche Grenzsoldat. — Die Strasznils. — Ein russischer Schlagbaum. — Ein russisches Dampfbad. — Ein Besuch bei dem Nasaratl.

Bis vor wenigen Jahren war Schmalleningken ein wichtiger Handels- und Speditionsort. Der Niemen war die große Wasserstraße, auf welcher alle Güter und Frachten aus Rußland nach Preußen hereinkamen. In Schmalleningken wurden sie revidirt und umgeladen. Die Revision nöthigte die Schiffer zu oft tagelangem Aufenthalt; sie kauften Lebensmittel und sonstige Bedürfnisse hier ein und setzten eine Menge von Kaufläden und Handwerkern in Nahrung. Die Umladung und Versendung der Güter beschäftigte eine große Zahl von Spediteuren und brachte ihnen erkleckliche Procente. Einen ganz außerordentlichen Flor trieb Schmalleningken während des Krimkrieges. Rußlands Häfen waren blockirt und um seinen Producten Absatz zu schaffen, sah es sich genöthigt, die Grenzsperre gegen Preußen hin aufzuheben, die Ausfuhr völlig frei zu geben. Das waren für Schmalleningken goldene Zeiten, die „Macherjahre", wie sie noch heute im Munde des Volks heißen. Geld und Gewinn waren fast werthlos geworden, denn das Geld lag auf der Straße, und der Gewinn kam den Leuten ins Maul geflogen: für eine jener hölzernen Hütten, in welchen die massenhaft herzuströmenden Kaufleute ihre Comptoirs aufschlugen, wurde damals bis 500 Thlr. Miethe gezahlt; Arbeitslöhne und Lebensmittel erreichten eine unglaubliche Höhe. Aehnlichen Gewinn brachte die letzte polnische Insurrection; die russischen Zollbehörden waren flüchtig geworden und es herrschte ebenso völlig freie Einfuhr wie Ausfuhr.

Doch die goldenen Tage sind vorüber, für immer vorüber; und die Schmalleningker müssen heute von der Erinnerung und von ihren Ersparnissen zehren, wenn sie solche haben. Durch die Eröffnung der Eisenbahn von Petersburg über Kowno nach Preußen hat der Handel und die Schifffahrt auf der Memel einen schweren Stoß erlitten, und was davon noch übrig geblieben, berührt doch nicht mehr Schmalleningken, sondern zieht achtlos an ihr vorüber. Die preußische Regierung hat fast alle Einfuhrzölle aufgehoben, die aus Rußland kommenden Güter dürfen in Schmalleningken nicht mehr umgeladen werden, die Schiffer steigen kaum ans Land. Das hiesige Hauptzollamt, welches früher allmonatlich hunderttausende von Thalern eingenommen hat, kann mit der gegenwärtigen Einnahme kaum die Gehalte seiner Beamten decken und wird wahrscheinlich nächstens in ein Nebenzollamt verwandelt werden. Die meisten Spediteure haben Schmalleningken verlassen, die noch vorhandenen verarmen. Die zahlreichen Handwerker sind ohne Beschäftigung.

Wie aber nie ein Unglück allein zu kommen, sondern regelmäßig ein anderes nach sich zu ziehen pflegt, so hat auch Schmalleningken noch einen zweiten, nicht minder herben Verlust zu beklagen. Neben dem Speditionshandel ist auch der Schmuggel verkümmert. Er stand bis vor kurzem noch in hoher Blüthe, von Schmalleningken bis Memel hinunter. Längs der ganzen Strecke waren große Niederlagen der verschiedensten Waaren errichtet; mit diesen beladen oder auch ganze Fuhren escortirend gingen allnächtlich bis an die Zähne bewaffnete, starke Trupps von Schmugglern über die Grenze, indem sie gemeinhin die russischen Zollwächter entweder zu überlisten oder zu bestechen suchten, oder wenn dieses nicht gelang, ihnen mörderische Schlachten lieferten, wo es dann auf beiden Seiten manch Verwundeten und Todten gab. Man accordirte sogar mit dem Nasaratl, wie der Commandeur einer Abtheilung von russischen Grenzsoldaten heißt; man zeigte ihm das Eintreffen und den Umfang der Contrebande förmlich an, zahlte ihm eine bestimmte Gratification, und zur bezeichneten Stunde fand man die Uebergangsstelle offen, die sonst dort aufgestellten Posten zurückgezogen. Kam es jedoch zum Kampf, so schlugen sich die Schmuggler, ohnehin kühne, entschlossene Leute, bei ihren Expeditionen aber noch durch den reichlichen Genuß von Branntwein besonders angefeuert, mit einer Bravour, die einer bessern Sache werth gewesen, und jagten die russischen Soldaten nicht selten in die Flucht. Das Geschäft war ein außerordentlich einträgliches, so einträglich, daß der gemeine Mann jede andre Arbeit verschmähte, und der Unternehmer und Eigenthümer der Waaren, in der Regel ein Jude, es verschmerzen konnte, wenn er einmal beschlagen oder von seinem Kunden in Rußland betrogen wurde. Jedermann an der Grenze schmuggelte damals, im kleinen oder im großen, auf eigene Hand oder im Dienste eines andern. Sogar der Postillon, welcher von Schmalleningken nach Georgenburg fuhr, that es lange, wie er selber mir erzählte, bis er endlich beschlagen, festgesetzt und erst nach einer Erlegung einer Contraventionsstrafe von 175 Rubel entlassen ward.

So war es, aber so ist es nicht mehr. Die letzten beiden Jahre haben dem Schmuggel tödtliche Wunden geschlagen. In Folge der Insurrection ist in Polen eine völlige Verarmung eingetreten, die Leute haben kein Geld, können also auch nicht kaufen. Wollen sie aber kaufen, so erhalten sie jetzt die Waaren dort ebenso billig wie bei uns, denn der russische (Papier-) Rubel, bekanntlich im Nennwerthe von 1 Thlr. 2¹/₄ Sgr., gilt in Preußen zur Zeit nicht mehr als 25 bis 27 Sgr. Die Hauptursache für den Verfall des Schmuggels ist jedoch eine strengere Bewachung der Grenze. Die russische Regierung hat neuerdings unter den Grenzbeamten stark aufgeräumt, viele wegen Bestechlichkeit entfernt und durch gewissenhafte Männer ersetzt. Solcher Wechsel ist für keinen Ort an der Grenze empfindlicher gewesen als für Schmalleningken. Der frühere Nasaratl in dem benachbarten Paszwenten war allgemein beliebt, denn er ließ gegen ein Billiges Jedermann schmuggeln, soviel Jedermann wollte, ja er schmuggelte selber, auf eigne Hand und für eigne Rechnung. Als Belohnung dafür versetzte ihn die Regierung nach Sibirien, und an seine Stelle trat ein Mann, der in Schmalleningken ebenso sehr verhaßt ist, wie sein Vorgänger beliebt war, denn er handhabt die Grenzsperre mit unerbittlicher Strenge und hat sich binnen kurzer Zeit zum Schrecken der Schmuggler gemacht. Ueberall hörte ich in Schmalleningken über den neuen Nasaratl jammern und schelten. Er schädigt den hiesigen Geistlichen, indem er nicht die Beichtkinder, den hiesigen Arzt, indem er nicht die Patienten über die Grenze läßt; er chicanirt die Reisenden und Passanten, er nimmt dem kleinen Mann allen Verdienst. Sein Vorgänger war ein gemüthlicher Mann, der mit Schmalleningken gute Nachbarschaft hielt, die hiesigen Honoratioren besuchte und ihren Besuch empfing, der Nachfolger hat jeden Umgang mit preußischen Beamten zurückgewiesen und überschreitet nie die Grenze.

In Begleitung des Pfarrers und des Arztes von Schmalleningken spazierte ich eines Nachmittags nach der russischen Barriere Paszwenten. Am Ende des Dorfs befindet sich das Gebäude des Hauptzollamts und der preußische Schlagbaum. Die Straße führt nun längs einem Flüßchen, das sich in mäandrischen Windungen ergeht und bei Schmalleningken in die Memel fällt. Dieses Flüßchen, so schmal und gewöhnlich auch so seicht, daß man's bequem überspringen kann, scheidet doch zwei mächtige Reiche von einander, und bildet auf einer Strecke von mehreren Meilen die Grenze zwischen Rußland und Preußen. Die Litthauer nennen es Szwentoje, das bedeutet: der heilige Fluß, und scheinen an ihm in heidnischer Zeit eine religiöse Feier begangen zu haben. Mit Ausnahme einiger Weide- und Wiesenstücke ist die Umgegend flach und unfruchtbar; deshalb sagen die Litthauer:

Smaleninkai szlekti Laukai,
Allaus kur gaus.

Zu deutsch: „Schmalleningken hat schlechte Aecker; wo wirst du Bier herbekommen!"

Grenzverletzungen finden hier täglich statt und können gar nicht vermieden werden, sind aber ganz unschuldiger Natur. Die hüben wie drüben weidenden Pferde und Kühe lassen sich's häufig einfallen, im Nachbarreiche einen Besuch abzustatten und müssen dann von den Eigenthümern zurückgeholt werden. Es geschieht das unter den Augen der russischen Grenzsoldaten und sie lassen es in der Regel auch ruhig vollführen; ganz plötzlich werden sie jedoch anderer Meinung, treiben das übergetretene Vieh fort und arretiren auch den nachsetzenden Hirten, welcher dann erst nach langwierigen Verhandlungen zwischen den beiderseitigen Grenzcommissarien freigegeben

wird. Ein russischer Beamter ist unberechenbar und kehrt sich an kein Gewohnheitsrecht, sondern handhabt heute diese Praxis und morgen die entgegengesetzte. So pflegten die beiden Töchter des früheren Oberzollinspectors von Schmalleningken in der Szwentoje zu baden und hatten sich zum Aus- und Ankleiden ein stilles Plätzchen am russischen Ufer ersehen. Als sie einst, eben dem Wasser entstiegen, die ersten Gewänder über sich warfen, entdeckt sie ein diensteifriger Straszník, wie die Grenzsoldaten vom Volke genannt werden. Er nöthigt sie, halbbekleidet wie sie sind, ihm zu folgen, und die armen jungen Damen, welche vor Scham und Angst zu vergehen drohen, werden trotz ihrer Thränen und flehentlichen Bitten nach dem zwei Meilen entfernten Georgenburg transportirt und hier festgehalten, bis der herbeieilende Vater sie erlöst.

Längs dem russischen Ufer erheben sich in gewissen Entfernungen kleine hölzerne Baracken. Es sind die Wohnungen der Strasznik, von denen einige ihren Dienst zu Fuß, andere zu Pferde besorgen. In ihrer bunt zusammengewürfelten, meist schäbigen, schmutzigen, zerrissenen Uniform, in ihrem so überaus nachlässigen, schlotterigen Wesen und Gebahren spotten sie der Vorstellung, die einem Preußen von Soldaten und soldatischer Disciplin innewohnt. Auf der bloßen Erde hingestreckt oder hinter einem Gesträuch lagernd, sieht man sie nicht selten an ihren Kleidungsstücken herumflicken, oder sie schnitzeln aus Holz allerhand Sächelchen, oder sie vertreiben sich die lange Weile durch ein Schläfchen, während sie das Gewehr sorglos bei Seite geworfen haben, und es macht in der Regel auch gar nichts, wenn der patrouillirende Officier sie in solcher Situation überrascht. Bekanntlich darf die Grenze nur an bestimmten Barrieren, die meilenweit von einander entfernt liegen, passirt werden; aber die beiderseitigen Grenzbewohner kümmern sich um diese lästige Bestimmung nicht immer, sondern treten da über, wo es ihnen gerade am nächsten und bequemsten ist; bei Tage wie bei Nacht, zu Fuß wie zu Pferde, oder gar zu Wagen und mit beliebigen Waaren und Lasten. Die Grenzsperre kann trotz der strengsten Ueberwachung nicht vollkommen durchgeführt werden, aber der Strasznik ist im ganzen und großen auch nichts weniger als ein strenger Wächter. Man wirft ihm ein Geldstück zu: alsbald wendet er sich zur Seite oder er geht davon und ist nun blind und taub für alles, was hinter ihm geschieht. Glaubt er einen Kameraden oder Obern in der Nähe, so macht er wohl einen blinden Lärm, schießt in die Luft ꝛc. — aber inzwischen haben die anscheinend Verfolgten das preußische Ufer gewonnen und befinden sich damit in vollkommener Sicherheit. Der Strasznik nimmt nicht nur, er fordert, er bettelt bei Vorübergehenden, die seine Gefälligkeit gar nicht in Anspruch nehmen. „Cigarke! Wuttke!“ fleht er mit kläglicher Stimme und trübseliger Geberde. Ja, es ist schon vorgekommen, daß solch kaiserlich russischer Grenzwächter selber die Grenze überschreitet, mit Gewehr im Arm in die Stube eines preußischen Bauern tritt und um ein Almosen bittet.

Die Schmuggler haben meist leichtes Spiel mit ihm. Sie eröffnen die Unterhandlung, indem sie ihm eine Flasche starken Branntweins darbieten. Nur selten vermag er solcher Lockung zu widerstehen; er setzt die Flasche an den Mund und leert sie in wenigen kurz auf einander folgenden Zügen, worauf er selbstverständlich alsbald sinnlos betrunken zu Boden fällt.

Nachdem wir die Straße längs der Szwentoje etwa tausend Schritte weit verfolgt hatten, kamen wir an eine kleine Brücke, deren Geländer zur einen Hälfte die preußischen, zur andern Hälfte die russischen Landesfarben zeigt, und die von den beiden Staaten gemeinschaftlich unterhalten wird. Vor ihr erhebt sich der preußische Adler, hinter ihr der russische Doppelaar. Die Brücke gilt noch für neutrales Gebiet; sobald wir sie überschritten, standen wir vor dem russischen Schlagbaum. Er ist nicht wie der preußische aufgezogen, sondern Tag und Nacht niedergelassen. Vor ihm müssen die Reiter und Fuhrwerke Halt machen, die Reisenden absteigen und sich durch eine schmale Oeffnung zwischen dem Schlagbaum und dem Wachthause drängen, worauf die Schildwache sie in das Büreau weist. Hier notirt der expedirende Beamte ihre Namen, revidirt die Pässe, und wenn er diese richtig und vollständig befunden, tritt er mit ihnen hinaus, um auch das Fuhrwerk hereinzulassen, zu welchem Zwecke er eigenhändig den Schlagbaum erschließt und gerade soweit in die Höhe läßt, als unumgänglich nothwendig ist. Es sieht nicht anders aus, als ob die Reisenden unter einen Galgen oder gar unter einem scharf über ihrem Haupte schwebenden Fallbeil hindurchfahren müssen; und es machte auf mich einen wunderlichen Eindruck, zu sehen, wie das russische Reich mittelst eines Schlagbaumes auf- und wieder zugeschlossen wird.

Ich wie meine Begleiter waren ohne Pässe, aber der Arzt nöthigte uns, getrost unsern Eintritt in das große Czarenreich zu nehmen; er kenne den Nasaratl und stehe dafür, daß uns kein Leid geschehen werde. Wir thaten ihm zögernd den Willen, und er ging in das Wachthaus, um den Nasaratl zu bitten, uns hier etwas umsehen zu dürfen. Alsbald kehrte er zurück und meldete, unsere Bitte sei gewährt. Es war jedoch wenig zu sehen. In der Wachtstube lagen, saßen oder standen ein Dutzend Soldaten herum, die sich fast alle des Rocks entledigt hatten, und von denen einige schliefen, andere gar nichts thaten. Sie grinsten uns freundlich an, niemand verstand ein Wort Deutsch, und wir erfuhren hinterher, daß sie aus allen Gegenden des Riesenreiches zusammengeweht wären, vom Ural und Kaukasus, vom Don und der Wolga. In einem Hofgebäude befanden sich die Pferdeställe und ein russisches Dampfbad. Die kleinen Steppenpferde waren zottig und unansehnlich, aber wie mich der Arzt versicherte, von vieler Ausdauer und an große Strapazen bei schlechtem Futter gewöhnt. Wenn die Grenze alarmirt wird, tragen sie die Soldaten, meistens geschickte Reiter, im Windesfluge dahin, und man sieht dann nur Staubwolken aufwirbeln und wieder verwehen. Das Pferd des Nasaratl war ein kleiner wolliger, feuriger Tscherkesse. Nichts ist einfacher und doch zweckmäßiger, als die Einrichtung eines russischen Dampfbades. In der Ecke eines fast dunkeln Gemachs ist ein Haufen großer Feldsteine aufgeschichtet, welche durch eine darunter angemachte Feuerung erhitzt und dann mit Wasser begossen werden, worauf sich ein intensiver Dampf entwickelt und die Zelle bis zum Ersticken erfüllt. Inzwischen haben sich die Leute entkleidet und auf hölzernen Pritschen lang ausgestreckt, die sich etagenförmig bis zur Decke über einander erheben. Der Schweiß fließt in Strömen an den Badenden hernieder, und in dieser gleichsam kochenden Verfassung stürzen sie sich in eine Kufe eiskalten Wassers oder laufen in den nahen Teich; und diese plötzliche Abkühlung vermag ihre abgehärtete Natur nicht nur ohne den geringsten Nachtheil zu ertragen, sondern sie geben sich ihr mit wohligem Behagen hin und finden darin neue Stärkung und Kräftigung.

Schon wollten wir den Rückweg antreten, als der Nasaratl, welcher bisher unsichtbar geblieben war, zu uns herauskam. Es war ein Herr in den Vierzigern, mit dunkelm Haar und gleichfarbigem Vollbart, wohl und kräftig gebaut. Man sah seiner etwas gebückten Haltung und seinem etwas breitbeinigen Gange sofort den professionellen Reiter an. Er begrüßte uns mit einer dem Russen eigenthümlichen fast devoten Freundlichkeit und in fließendem, nur scharf accentuirtem Deutsch; fragte, wie es uns gefallen, bedauerte, daß hier nichts Besonderes zu sehen sei und bat uns endlich, mit ihm in sein Zimmer zu treten. Wir fanden ein schlicht möblirtes Gemach, doch mit der nöthigen Bequemlichkeit; der Hausherr bot uns Papiercigarren mit türkischem Tabak gefüllt und starken Thee, den er schnell und mit eigner Hand in einer Maschine von Messing — russisch: samovar d. i. Selbstkocher — bereitete. Alsbald kam eine lebhafte Unterhaltung in Gang.

Der Nasaratl, von Geburt ein livländischer Edelmann, war seit einem Lebensalter Soldat in russischen Diensten. Er erzählte von seinen Feldzügen im Kaukasus und andren Orten, und wie oft ihn schon der Dienst von einem Ende des Riesenreiches bis zum andern umhergeworfen; und er sprach von diesem wechselvollen, abenteuerlichen Leben mit unverkennbarer Liebe, aber ohne jede Selbstgefälligkeit. Obgleich er als geborner Deutscher und in der evangelischen Confession erzogen, deutsche Sprache und deutsche Bildung pflegte und hochschätzte, so fühlte er sich doch ganz als Russe und sprach mit Stolz von seinem großen Vaterlande, von der gegenwärtigen Entwicklung und bedeutungsvollen Zukunft Rußlands. Seine eigne Stellung, erklärte er mir, sei keineswegs ein Civilamt; vielmehr wäre er jetzt Officier in der Grenzarmee, wie früher bei der Linie, in welche er mit seinem Range jederzeit zurückkehren könne; nur stehe die Grenzbesatzung nicht unter dem Kriegs-, sondern unter dem Finanzministerium.

Auf dem Tische lagen ganze Folgen verschiedener Berliner Zeitungen. „Ich lese sie“, meinte unser Wirth, „um mich über die politischen Verhältnisse und Vorgänge des Auslandes zu unterrichten; was aber unser Rußland betrifft, so zeichnen sich die deutschen Zei-

tungen insgesammt durch ebensoviel Unwissenheit wie Befangenheit und Voreingenommenheit aus." — „Zum Beispiel?" fragte ich.

„Zum Beispiel", antwortete er, „die polnische Insurrection. Sie alle haben gelesen von den Greuelthaten, welche russische Soldaten an den Insurgenten, an wehrlosen Greisen, Weibern und Kindern verübt haben sollen. Nicht wahr? — Nun gut, ich sage Ihnen, ich versichere Sie auf Ehre und Gewissen, daß der russische Soldat solcher Unmenschlichkeiten überhaupt nicht fähig ist. Es gibt keinen gutmüthigeren, nachsichtigeren Menschen als den gemeinen Russen; er bleibt noch gutmüthig und nachsichtig, wenn er auf das heftigste gereizt wird. Die Schilderung jener angeblichen Greuelthaten ist selbstverständlich aus polnischer Feder geflossen und von deutschen Blättern ohne Prüfung übernommen worden. Solche Greuelthaten sind wirklich geschehen, nur nicht von Russen an Polen, sondern umgekehrt von polnischen Insurgenten an russischen Soldaten und den verschiedensten Personen, welche im Verdachte der Spionage standen oder auch nur für den Aufstand keine Sympathien zeigten. Ich selber habe es bei Tauroggen erlebt, mit blutendem Herzen mit ansehen müssen, wie polnische Bauern russische Gefangene und solch Verdächtige bei lebendigem Leibe Glied um Glied verstümmelten, mit einer Bestialität und einem Raffinement folterten, wie sie bei civilisirten Völkern nicht wieder angetroffen werden wird. Es gibt keine tückischere, grausamere Nation als die Polen. Murawieff, der sogenannte Henker von Polen, hat ihnen viel zu viel Nachsicht geschenkt."

Der im übrigen so gleichmüthige kühle Mann hatte sich förmlich in Haß und Wuth geredet.

Um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, drückten wir ihm unser Bedauern wegen seiner vereinsamten Wohnung und Lebensweise aus, frugen ihn, ob er nicht Langeweile und das Bedürfniß nach Verkehr und Gesellschaft fühle, zumal er unverheirathet sei.

„Mein Dienst beschäftigt mich vollauf", antwortete er einfach; „und mein Dienst bietet mir viel Abwechselung und Zerstreuung; die Mußestunden fülle ich durch Lectüre aus."

Die Schmalleningker Herren baten ihn um seinen Besuch.

„Sie sind sehr gütig!" sagte er mit verbindlichem, aber ablehnendem Lächeln: „Es ist den Beamten verboten, die Grenze zu überschreiten, und ich thue nichts gegen meine Instruction."

Dann geleitete er uns bis zur Brücke, und mir die Hand reichend, äußerte er: „Ich wünsche, daß Sie eine bessere Ansicht über Rußland nach Berlin mitnehmen möchten."

Der Nasaratl wandte sich und kehrte in das Wachthaus zurück. Nicht ohne Interesse blickte ich ihm nach. Es war ohne Zweifel ein intelligenter, gebildeter Mann und ein Mann von Ehre und Noblesse.

Pio Nonos Stillleben.

(Zu dem Bilde auf Seite 157.)

Wenn man die große Treppe hinaufsteigt, welche von der Galerie des Petersplatzes zum Vatican, diesem ungeheuren Palast der römischen Päpste emporführt, so gelangt man zuerst in den Hof der Loggien, wo sich auf drei Seiten und in drei Reihen übereinander die „Bibel Rafaels" den Augen des entzückten Beschauers darstellt. Auf diesem ein unregelmäßiges Viereck bildenden Hof herrscht fast immer eine tiefe, ängstliche Stille. Zwischen den Steinen wächst grünes Gras hervor, was der Abgeschiedenheit dieses Ortes einen charakteristischen Ausdruck gibt. Nur von Zeit zu Zeit bewegen sich einzelne Figuren auf und nieder. Einige Fremde, meist Deutsche oder Engländer, spazieren mit einer gewissen Feierlichkeit über den großen Hof der dem Hauptportal geradeüber gelegenen Thüre zu, welche zu den vaticanischen Gemälde- und Antiken-Sammlungen führt.

Rechts, sobald man in den Hof getreten, liegt dicht an der Treppe das Hauptportal des Vatican, und hier gelangt man auch in die Wohnung des Papstes, die sich im zweiten Stockwerk befindet. Im ersten Stockwerk hat die päpstliche Canzlei ihren Sitz, die dritte Etage bewohnt der Cardinal Graf Antonelli.

Vor dem Aufgang zur Residenz des Papstes und auf der Treppe gruppiren sich einige Schweizer-Garden in schwarzrothgoldner Tracht und mit einem Casquet auf dem Kopf, der dem preußischen Helm ähnlich sieht. Dort halten neben ihren Pferden, von denen sie abgestiegen sind, auch zwei päpstliche Ordonnanz-Officiere und harren in leiser Unterhaltung ihrer Aufträge. Zuweilen fährt ein Wagen vor, aus dem päpstliche Beamte steigen, die sich in die Canzlei begeben. Aber die Räder des Wagens streichen fast lautlos über das Pflaster; alles ist still und wie in eine leise, unbestimmte Erwartung getaucht.

Jetzt rollt eine äußerst glänzende, von Gold strotzende Carrosse in den Hof. Es ist der „rothe Cardinal", der von einer Ausfahrt in die Stadt zurückkehrt. **Giacomo Antonelli** hat eine Carriere gemacht, wie sie heutzutage nur noch im Kirchenstaat und in Amerika möglich ist: er hat sich vom Sohne eines Holzhackers an der neapolitanischen Grenze zum Grafen und Cardinal-Staatssecretär in Rom heraufgearbeitet. Er sah noch einen seiner Oheime wegen Straßenräuberei an den Galgen hängen, seine vier Brüder wuchsen noch in Armuth und Niedrigkeit auf, aber Giacomo hat sie alle vier mit der Grafenkrone geschmückt und jeden von ihnen mit einem hohen, einträglichen Amte bedacht. Antonelli hat ein schwarzgelbes, tiefdunkles Gesicht mit dämonisch-lauernden Augen; er weiß, daß das Volk ihn haßt, aber er verachtet diesen Haß; die Mordanschläge gegen ihn schweben beständig in der Luft, aber er läßt sich davon nicht einschüchtern, sondern die Attentäter erbarmungslos hinrichten; er achtet auch nicht der Vorstellungen der fremden Gesandten, die ihn unaufhörlich zu Reformen drängen wollen, sondern er verschanzt sich stets hinter dem angeblichen Willen seines Souveräns, des Papstes, wiewohl Jedermann weiß, daß dieser in allem den Rathschlägen seines Staatssecretärs folgt. Cardinal Antonelli ist ein fester, zäher Charakter und der eigentliche Herr des Kirchenstaats. Das zeigt sich auch in der stolzen, selbstbewußten Haltung, mit der er jetzt aussteigt und sich nach seinen Gemächern begibt.

Von der Engelsburg donnert ein Kanonenschlag herüber, wodurch die Mittagsstunde angekündigt wird; das einzig normale Zeichen, nach dem sich alle Uhren in der Stadt regeln. Zugleich läuten die Kirchen mit allen Glocken.

Dann entsteht eine allgemeine Bewegung. Der Papst hat, wie er's öfter thut, den Kranken im Hospital Di San Spirito einen Besuch gemacht und kehrt nun in den Vatican zurück. Zuerst sprengen vier Dragonerofficiere in den Hof; sie sind ganz schwarz gekleidet, mit schwarzen Handschuhen und hohen schwarzen Stulpen, in schwarzen Helmen mit wallenden schwarzen Federbüschen. Sie nähern sich im Galopp dem Eingangsportal und stellen sich an der einen Seite desselben in feierlicher Reihe auf, während hinter ihnen und auf der andern Seite hier sechs Schweizer und dort sechs Gensdarmen Posto fassen. Nach ihnen erscheinen noch zwei bunt gekleidete Vorreiter und unmittelbar darauf der Wagen des Papstes.

Unter dem unaufhörlichen, schwungvollen Läuten der großen Glocken von St. Peter ist das Oberhaupt der katholischen Kirche hereingefahren. Die Kutsche ist mit acht schwarzen Pferden bespannt, der dicke Kutscher trägt purpurrothe Strümpfe, einen schwarzen Rock und auf dem Kopfe einen dreieckigen Hut; aber der Wagen selbst ist sehr einfach und unterscheidet sich dadurch auffällig von den überladenen Staatscarrossen der Cardinäle und des römischen Adels. Zuerst steigen zwei Geistliche aus und werfen sich vor dem Schlage nieder; dann folgt Seine Heiligkeit selber, während nunmehr auch die Schweizer und Dragoner, die gesammte Dienerschaft, sowie die umherstehenden Fremden und sonstigen Zuschauer das Knie beugen.

Pius der Neunte ist eine mittelgroße, untersetzte, ziemlich beleibte Gestalt und von unten bis oben ganz weiß gekleidet. Auf den Schuhen prangt in Gold gestickt ein Kreuz, unter der weißen Capote quillt das grauweiße Haar hervor und umwallt die Schläfe des ausdrucksvollen, eigenthümlich anziehenden Kopfes. Auf seinen Wangen liegt ein fast rosiger Teint, das Gesicht ist von regelmäßiger Schönheit, und der Ausdruck, trotz der markirten Adlernase und der scharfblickenden, schmal geschlitzten Augen, herzliche Milde und Sanftmuth, untermischt mit einem müden, schwermüthigen Zuge. Der Papst ist noch immer ein schöner Mann und seine Manieren bezaubernd, noch immer vergöttern ihn die Frauen, noch immer ist ihm das Volk persönlich zugethan und begrüßt ihn mit lautem Evviva Pio nono!

Mit sicherem Schritt geht er an den Knieenden vorüber, und seine schönen Hände theilen nach rechts und links in malerischer Weise den Segen aus.

Und Pius ist nicht nur freigebig mit seinem Segen, sondern auch mit Geschenken und Pensionen. Er vertheilt auf Schritt und Tritt reiche Almosen, er weist selten ein Unterstützungsgesuch ab und sorgt für seine Diener in wahrhaft väterlicher Weise. Es bekommen sogar diejenigen, welche ihn bei schlechtem Wetter auf seinen täglichen Spazierfahrten begleiten müssen, eine besondere Gratification, so daß ihm nach all diesen Ausgaben für seine eigne Person nur ein kleines Taschengeld übrig bleibt. Deshalb hat er auch für seinen Haushalt eine strenge Oeconomie eingeführt, die von den Beamten und Dienern murrend empfunden wird. Unter seinen Vorgängern waren allein 60 Scudi täglich für Limonade ausgeworfen; Jedermann in den Canzleien und Bureaux bis in die Bedientenzimmer und Ställe hinein hatte den freien und beliebigen Genuß dieses nationalen Getränks. Pius strich die 60 Scudi und sagte mit seiner gutmüthigen Ironie zu den sich darüber verwunderten Hofleuten: „Ich werde mir von jetzt an die Citronen zu meiner Limonade in meinem eigenen Garten pflücken." — In den Ställen des Vatican wieherten sechszig Pferde von der kostbarsten Race, die mit einem großen Aufwand gehalten wurden. Pius erklärte, daß ihm die Hälfte davon genüge, und ließ dreißig der schönsten Rosse zum Besten der Armen von Rom verkaufen. Das ungeheure Personal, das in seinen Vorzimmern und Küchen sich drängte, schien ihm ebenfalls seine Bedürfnisse weit zu übersteigen, und er behielt nur die kleinste Anzahl dieser Leute zu seiner Bedienung bei. Den Haushofmeister ließ er kommen und sagte zu ihm: „Ich bin kein Lucullus, ich bin ein armer Priester Jesu Christi; und wie einen armen Priester sollt Ihr mich künftig bedienen lassen. Drei Gerichte ganz bescheidener Art, und ein gewöhnlicher Wein werden für meinen Tisch jedes Mal genügen."

Regelmäßig um 2 Uhr ißt der heilige Vater zu Mittag, und zwar meist auf seinem Zimmer allein, nur umgeben von zwei Kammerherren, welche auch die Suppe des Papstes kosten müssen, ehe dieser sich zum Essen anschickt; ein Gebrauch, der, besonders Pius IX gegenüber, doch mehr Ceremonie als Vorsichtsmaßregel ist.

In den Vormittagsstunden pflegt der Papst den fremden Gesandten und Prälaten Audienz zu geben oder mit Antonelli zu arbeiten. Hat er gerade Muße, so zieht er sich in den Boscareccio, wie der Garten des Vaticans genannt wird, zurück; und in dem berühmten Gartenhause Pius IV, dessen kunstgeschmückte Halle ein Lieblingsaufenthalt des jetzigen Papstes geworden ist, empfängt er seine vertrauteren Freunde. Zu seinen täglichen Gesellschaftern gehört sein Neffe, Graf Lugi Mastai. Mit seinen anderen Verwandten hat der Papst nicht viel Glück. Sein Bruder Giuseppe war Carbonari gewesen und schmachtete dafür im Mamertinischen Gefängniß zu Rom, bis ihn die Amnestie, welche Pius IX bald nach seiner Thronbesteigung erließ, daraus befreite. Doch der alte Carbonari fühlte sein Herz davon nicht gerührt, noch weniger wollte er in den Jubel einstimmen, welcher den neuen Papst damals umrauschte. Er verließ ohne Dank Rom und zog sich in eine einsame Gegend der Abruzzen zurück; die dringendsten Liebesmahnungen des Bruders konnten ihn nicht bewegen, sein Versteck zu verlassen, und so ist er auch dort im Jahre 1858 gestorben. Auch mit dem andern Bruder, Graf Gabrielle Mastai und dessen Gemahlin bestand ein Zerwürfniß. Nach einem alten Gebrauch tritt jeder Neffe des neuen Papstes in den römischen Fürstenstand, aber Pius IX unterließ es, diese Standeserhebung mit seinem Neffen Luigi vorzunehmen, wiewohl dieser sein Liebling war. Der junge Graf änderte auch darum das zärtliche Verhältniß zu seinem päpstlichen Oheim nicht, aber seine Eltern wurden sehr zornig, kündigten dem Pabste ihre Freundschaft auf und zogen sich nach Sinigaglia zurück. Das verwundete tief Pius IX weiches Herz; vergebens bemühte sich Antonelli zwischen den Verwandten eine Versöhnung herzustellen; sie kam erst zu Stande, als der Papst bei Gelegenheit der Vermählung seines Neffen mit der Tochter des Fürsten del Drago jenen mit einem sehr bedeutenden Patrimonium ausstattete.

Allein Pius IX ist nicht nur ein schöner und frommer, sondern auch ein feingebildeter und kunstsinniger Mann, und zu den Personen, mit welchen er in seinen Mußestunden besonders gern verkehrt, gehört der deutsche Maler Overbeck. Seit 1810 lebt Friedrich Overbeck in Rom, das ihm zur wahren Heimat geworden und das er wohl nicht mehr verlassen wird. Zwischen ihm und dem Papste finden mancherlei Verwandtschaft und Beziehungen in der Auffassung von Kunst und Leben statt. Overbeck ist der Maler des romantischen Neukatholicismus, er brach schon früh mit der Antike und stellte Moral und Religion als die Richtschnur seiner künstlerischen Bestrebungen auf. Mit den beiden Schadows und andern Gesinnungsgenossen hatte er sein Atelier in dem alten Kloster San Isodoro aufgeschlagen; hier lebten sie, jeder einsam in seiner Zelle arbeitend, wie fromme Klosterbrüder; und um sich ganz in das Wesen des Glaubens zu versenken, traten sie alle sogar zur römischen Kirche über. Keiner von diesen „Nazarenern" ging so weit wie Overbeck, der in seinen Bildern alles Nackte und Weltliche verschmähte, alles Körperliche zu Gunsten des spiritualistischen Elements vernachlässigte, müdes abgewelktes Fleisch schuf, wie es von vielen Kasteiungen herrührt: eine Tendenz, die bei Goethe — „schmerzliches Mitleid" erregte. Und so hat er auch sich selber gemalt für die Florentiner Sammlung eigenhändiger Malerbildnisse — „aus lauter Bescheidenheit so dürftig, als wenn er sein Lebelang gefastet hätte; aber ein feiner denkender Kopf mit tiefblickendem Auge." Overbeck ist, noch genauer gesagt, der Maler des Mariencultus, wie er denn mit seinem sanften, fast verschüchterten Gemüth auch im Leben einen weiblich befangenen Zug nicht verleugnet. Was seine Schöpfungen auszeichnet, ist der feine Reiz einer künstlerisch in sich vollendeten Composition, die stilvolle Einheit des Ausdruckes, die Anmuth der Umrisse und eine fast zauberhaft zu nennende Leichtigkeit und Grazie in der Linienführung, womit er an keinen geringern als — Rafael erinnert. Was Wunder, wenn der weiche, liebevolle Pius sich ihm immer sehr gnädig erwies! Auch Overbeck hängt mit ganzer Seele an seinem hohen Gönner. Zum Gedächtniß der Flucht, welche dieser im November 1848 aus Rom nach Gaëta unternehmen mußte, hat Overbeck im Quirinal einen Plafond gemalt, auf dem in beweglichen Zügen dargestellt ist, wie Christus seinen Verfolgern entgeht; und wunderbar schön ist die Gestalt des fliehenden Christus, auf dessen Antlitz eine hehre Ueberwindungsglorie in der Stunde der Bedrängniß aufleuchtet.

Mit Overbeck pflegt Pius IX nicht selten durch die Gemälde- und Antikensammlung des Vatican zu wandeln, und das geschieht regelmäßig, wenn König Ludwig von Baiern in Rom weilt.

Auch dieser ist ein alter Freund und Gönner Overbecks. Schon als Kronprinz besuchte er die jungen deutschen Maler im Kloster San Isodoro, und er verglich später Overbeck mit dem Evangelisten Johannes, Cornelius mit dem Apostel Paulus. Im Jahre 1819 veranstalteten ihm die neudeutschen Maler in der Villa Schultheis ein solennes Abschiedsfest; und seitdem er die Krone niedergelegt, kommt er fast in jedem Jahre auf mehrere Wochen oder Monate nach Rom, um hier ausschließlich der Kunst zu leben, für welche der Greis noch eben so feurig schwärmt wie einst der Jüngling.

Dann führt Overbeck, der jetzt Director der Akademie von San Luca ist, den Papst und den König, zwischen welchen ein herzliches Verhältniß besteht, und denen sich dann und wann auch wohl Cardinal Antonelli anschließt — durch die reichen Sammlungen und zeigt ihnen neue Funde und Ankäufe, über deren Ursprung und Bedeutung nun die verschiedenen Meinungen ausgetauscht werden.

Das ist das Stillleben des Papstes, und in diesen Stunden findet er Trost und Zerstreuung von seinen Regierungssorgen, die sich täglich schwerer und bedrohlicher gestalten.

Ein Wetterleuchten.

Nach Familienmemoiren erzählt von A. Mels.

(Fortsetzung.)

Es ist ein arges Ding mit einem solchen Bewußtsein — ich schlich mich vom Lager des Kranken, dem ich aller Wahrscheinlichkeit nach so eben das Leben gerettet hatte, mit gebeugtem Haupte davon — die Leute grüßten mich auf der Straße — und ich schämte mich ordentlich, ihren freundlichen Gruß zu erwidern! Was war denn mit mir vorgegangen? — wann — wo, wie hatte ich denn unrecht ge-

handelt? ... Ich kam zu Hause an — ich ergriff Hildegards Hand — und ein unendlicher Schmerz zog durch meine Seele! ... „O, wenn sie verlernt hätte, dich zu achten!“ dachte ich —

„Hildegard?“ rief ich, als wenn ich noch ein Kind wäre, „bist Du mir sehr böse, meine Hilde?“

Sie sah mich verwundert an: — „Dir böse? — weshalb?“

„Weil ich zornig — aufgebracht, vielleicht ungerecht war!“ erwiderte ich und ich fühlte jene eigenthümliche Herzbeklemmung, die ich jedesmal als Kind empfunden, wenn ich meine Mutter um Verzeihung zu bitten gezwungen war — „o, wer befreit mich von diesem Centaurenkleide, daß ich nicht von mir reißen kann — dieser Quasnitz, diese Wendeler, die mir meine Ruhe rauben, wie sie meinen Vater beraubt haben! — Schüttle nicht den Kopf, Hildegard — Du glaubst mir, Du kennst meinen energischen Entschluß, die letzten Worte meiner Mutter zu ehren, die mir aufgab, das Ganze zu vergessen. Ich habe ja diesen Befehl so lange Jahre befolgt — habe gar nicht mehr daran gedacht. Du weißt, wie es mich fortgerissen hat — es war ja in diesem Zimmer, wo die Gerichtsräthin mir die Schmähungen ihres Vaters gegen meine Mutter wiederholte. Und seitdem rolle ich unwiderstehlich auf der Bahn, die mir meine Ruhe genommen, und die mich bis dahin gebracht hat, wo Du mich vorhin gesehen hast — was soll ich thun, um ein für alle Mal mit dem Quasnitz zu enden?“ Hildegard schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Ich hätte Dich für stärker gehalten, Leo“, sagte sie, „für energischer — verzeih mir diese Worte.“

„Wirklich!“ sagte ich bitter lächelnd, „so tief hast Du mich durchschaut! ich hätte es nicht geglaubt!“

„Du scheinst mich nicht zu verstehen, Leo, ich kenne Dich ja, ich weiß, wessen Du fähig bist. Aber ich sehe die Stärke vielleicht anderswo im menschlichen Geiste, als Du — für mich ist der stärkste Mann der, welcher sich am willigsten, am unbedingtesten in Gottes Willen fügt — und das scheinst Du nicht zu thun, Leo!“

„Wolltest Du Dich nicht besser erklären, Hildegard, ich verstehe Dich nicht — nicht im geringsten!“

„Gern, — aber weg mit diesem bitteren, beißenden Zuge aus Deinem Gesichte — komm her, gib mir Deine Hand, mein Bruder, schau mir ins Auge; Du weißt ja, wie ich es meine. O, ich fühle mit Dir, wie Du leiden mußt, nicht mehr die Ereignisse nach Deinem Willen lenken zu können. Du bist stolz, selbstbewußt, es kränkt Dich, ein Spielball zu sein, der bald hier, bald dorthin geschleudert wird. Aber denke nach, Leo, siehst Du in alle dem denn nicht eine höhere Hand? Ich will Dir ein Beispiel anführen. Wenn Du einen unbekannten Baum findest, der prangend dasteht, wenn Du von seinen Früchten gegessen und krank davon geworden bist, was thust Du dann, Leo? Vor allen Dingen, nicht wahr, sagst Du diesem und jenem — jedem, der es hören will: „Nehmt euch vor jenem prangenden Baume in Acht — laßt eure Lippen nicht seine Früchte berühren!“ Und warum thust Du das, Leo? — Deine Krankheit wird dadurch nicht geheilt; es ist aus Liebe zu Deinem Nächsten! Nun wende dieses Gleichniß auf Dich und Quasnitz an — ich habe lange darüber nachgedacht, habe alles, was ich gelesen und gehört habe, zusammengestellt und bin zu dem Schlusse gekommen, daß Du schon lange die Unvorsichtigen, die sich jenem mit goldenen Früchten überladenem Baume nahen, hättest warnen müssen, Du, der es konnte. Wie Lanck es ganz richtig gesagt — auch ich glaube, daß es Dir selbst wenig helfen wird; aber der Mann, welcher so viele Familien zu Grunde gerichtet hat, ist wie eine Pest im Lande — man muß die Leute mit ihrer Existenz bekannt machen, damit sie sich davor hüten! — Sieh, wie die Ereignisse Dich fortreißen, um dies zu thun — erinnere Dich, wie wenig Dein Sträuben bis jetzt geholfen hat. Glaubst Du nicht, daß Gottes Hand Dich dahin führt?“

„Nein, Hildegard, das glaube ich nicht; denn das wäre Rache, und das kann Gott nicht wollen — Quasnitz wird niemanden mehr verderben — ich habe keine Hoffnung, daß der Menschen Gericht mir mein verlornes Erbe wiedergebe, und deshalb darf dieser Proceß nicht weiter geführt werden. Das ist mein fester, unantastbarer Wille — es darf nicht sein! Aber ich kann Dir wohl gestehen, daß ich um alles in der Welt kein Wort mehr davon hören möchte, daß ich, Gott weiß was, darum gäbe, wenn keiner unserer Gedanken sich dahin wendete. Sieh, welch Leid es schon über uns gebracht hat — Lanck hat eine schlechte Handlung begangen, denn jetzt herrscht in meinem Geiste kein Atom von Zweifel, daß er die Papiere genommen und dem Rechtsanwalt übersandt hat, um sich, ich weiß nicht weshalb, zu rächen und — auch ich will Dir einige Worte sagen, die Dir weh thun werden — Du selbst, Hildegard, Du drängst mich zu jenem Proceß, weil — sicherlich Dir selbst unbewußt ein persönliches Rachegefühl Dich hinreißt“.

„Mich? ... was willst Du sagen? ich verstehe Dich nicht!“

„Dich! ich wiederhole es! Aus den Andeutungen, die Lanck neulich gemacht hat, glaubst Du zu vernehmen, was auch vielleicht ganz richtig ist — daß Quasnitz Theil an Fritzens Verderben hat und unwillkürlich — seit jenem Augenblicke möchte ich schwören — ist Dir der Gedanke erst ins Herz gedrungen, daß ich Quasnitz um jeden Preis verfolgen müsse! Habe ich recht, Hildegard? — Du senkst den Kopf? — sieh, wohin ein Gefühl, dessen Basis falsch ist, mit dem besten Willen uns führen kann! Doch lassen wir das! — ich wiederhole es Dir, Quasnitz steht vor dem Thore des Grabes — vielleicht in wenigen Tagen wird er Rechenschaft ablegen müssen von dem, was er gethan — ich will ihm diese kurze Ruhe gönnen. Nenne es nicht Schwäche — es wäre grausam, es wäre unmenschlich, wenn ich aus kindischer Ungeduld dem Richterspruch des Ewigen vorgreifen und dem alten Manne nicht diese kurze Frist gönnen wollte. — Warum weinst Du, Hildegard? habe ich Dir weh gethan?“

„O, wie viel besser bist Du doch als ich, mein Leo!“ sagte sie.

„Laß das, Mädchen!“ unterbrach ich sie, „wir wollen von etwas anderem sprechen — Du sollst mir einen Rath geben. Sieh, ich bin heftig, zornig gegen Lanck gewesen — und Du wirst mir eingestehen müssen, daß er meinen ganzen Unwillen verdient hat — und dennoch verfolgt mich ein mir unbegreifliches Gefühl; es ist mir, als wenn ich unrecht gehandelt hätte — kannst Du mir das erklären?“

„Hast Du denn gar keinen Zweifel, daß er es gethan?“

„Wie sollte ich! — er allein wußte, wo ich die Papiere hingelegt, er allein wußte, daß ich trotz seines Anrathens nicht gesonnen war, den Proceß zu verfolgen — es ist kein Zweifel möglich — er ist es gewesen, er muß es gethan haben ...“

„Und dennoch ist dem nicht so!“ — erklang plötzlich hinter uns von der offen stehenden Thüre aus eine tiefe Männerstimme — „nicht Lanck, sondern ich habe es gethan!“

XIII.

Ich kann es noch heute nicht begreifen, wie ich bis dahin nie daran gedacht hatte, daß es eine Möglichkeit gäbe, mich eines Tages dem jetzt so unverhofft Eingetretenen gegenüber zu befinden. — Nein, ich hatte nie gedacht, daß dieser Fall je eintreten könne — und so war ich in jenem Augenblicke vollständig unvorbereitet. O! — ich werde bis zu meiner Sterbestunde daran denken! Er stand in der geöffneten Thür — bleich, erschöpft — und dennoch mit düster und unheimlich leuchtendem Blick! Was war, seitdem ich ihn zum letzten Male gesehn, aus dem schönen, blühenden Jüngling geworden! — wahrlich, beinahe ein Greis! ... Das Erstaunen — der Schreck hatte meine Zunge gelähmt, hatte alle meine Glieder gleichsam paralysirt — wir standen uns wie zwei Bildsäulen einander gegenüber — unbeweglich — wie erstarrt.

„Ich habe es gethan — nicht Lanck!“ wiederholte er nochmals.

Doch ich hörte nicht — sah nicht; wie ein Fieberschauer rüttelte es mich vom Wirbel bis zur Zehe! O, es war ein schrecklicher Augenblick! — in diesem Augenblick begriff ich, daß man fühlen könne, wie man wahnsinnig wird! — Doch plötzlich drang wie ein glühendes Eisen ein gräßlicher Gedanke durch mein Hirn .... Hildegard! Ich wandte den Kopf ... einer geknickten Lilie gleich, lag sie mit geschlossenen Augen auf dem Canapé, worauf sie bei seinem Eintritt gesunken!

Ich sprang auf sie zu — ich nahm sie in meine Arme — ich vergaß alles — jenen anderen, der uns zusah — ich vergaß, daß das schnelle Erwecken aus einer Ohnmacht nur schädlich sein kann ... ich rüttelte sie — suchte nach Wasser und fand es nicht — ich, o ich hatte vollständig den Kopf verloren!

.... Sie erwachte endlich — sie schlug die Augen auf, sah mich erstaunt an — lächelte und fragte:

„Was ist Dir, Leo? — wie siehst Du erschreckt aus? ... und ich ... o, mein Gott, wie fühle ich mich? wo war ich denn? — was ist denn mit mir geschehen?“

Doch plötzlich stieß sie einen grellen Schrei aus — wandte ihr



Overbeck. König Ludwig. Pio Nono. Antonelli.

In der Galerie des Candelabres im Vatican.

Originalzeichnung von Carl Huth.

Haupt der Thüre zu, wo jener noch immer bleich und ruhig, den Kopf an den Thürpfosten gelehnt und mit auf der Brust gekreuzten Armen stand — ihr Gesicht nahm einen unbeschreiblichen Ausdruck von Schreck — Freude, Erstaunen — Wonne, an ... sie stieß mich von sich ... sprang auf ... lief hin zu ihm ... schlang ihre Arme um seinen Hals — und mit dem Freudenschrei: „Fritz — mein Fritz!" sank sie an seine Brust! — —

Ich sah s i e an seiner Brust ... i ch ... ich — und wurde nicht wahnsinnig — und stürzte nicht hinzu — und zerschmetterte nicht den Kopf des Elenden, der unsre Familie entehrt, der mir das Glück meines Herzens gestohlen!

An s e i n e r Brust! ... o, war es denn wirklich wahr? — ist es nicht ein böser Traum, den eine teuflische Macht meinen Augen vorführt — ein Alp, der mich erdrückt — erstickt, tödtet ...

.... Wie lange diese Scene gedauert hat, ist mir unmöglich zu sagen ... für mich war es eine Ewigkeit.

„O!" — rief sie jubelnd — „jetzt bist Du da — jetzt wirst Du es beweisen können, daß alles Lügen sind, was sie von Dir gesagt — o wie konnten sie es nur glauben, die Thoren! ..."

Ich konnte nicht mehr hören — ich wandte mich der Thüre zu, die in das andere Zimmer führt, und wollte die beiden still sich selbst überlassen; doch kaum hatte ich einige Schritte gethan, als Fritz leise Hildegard von sich stieß und rief:

„Ich muß Dich sprechen, Leo, nicht meinet-, sondern Deinetwegen, ich muß mit Dir reden, so lange es noch Zeit ist; denn aller Wahrscheinlichkeit nach werde ich in den nächsten vierundzwanzig Stunden arretirt sein."

„Arretirt? — Du! — weshalb?" rief Hildegard mit Todesangst in der Stimme.

„Ihr wißt es ja selbst" — sagte er mit völlig ruhiger Stimme — „daß ich seit länger als einem Jahre steckbrieflich verfolgt werde. Also, Leo, höre mir zu — so tief ich auch gefallen sein mag, anhören kannst, mußt Du mich, so viel Ueberwindung es Dich auch kostet!"

Ich weiß nicht, was bei diesen Worten in mir vorging — warum es in meinem Inneren wie beleidigter Stolz wiederklang; es war mir, als wenn diese beiden, deren Seelen noch vor wenigen Augenblicken in einem Liebesblicke sich verschmolzen — als wenn sie mitleidig auf mich herabsähen — auf mich, der mit gebeugtem Haupte und zerrissenem Herzen aus ihrer Mitte hinwegschlich. — Der Stolz, besonders beim Manne, ist oft ein treffliches Mittel, ihn vor Verzweiflung zu retten! — In den Worten meines Vetters war nichts enthalten, was mich hätte so bewegen können — es klang in mir, als wenn dieser Verbrecher mich, den ehrlichen Mann, bemitleidete ... und wiederum siegte die Hitze des Blutes über den Verstand. — Ich kehrte um und setzte mich. — „Ich höre zu," sagte ich kalt.

Er schob Hildegard etwas zurück und stellte sich mir gegenüber.

„Ich will vor allen Dingen" — begann er — „Dir und Hildegard keinen Zweifel mehr darüber lassen, wer ich bin — wen Ihr vor Euch habt. Schon vorhin sagte ich Dir, daß ich es war, der Deine Abwesenheit benutzte, um jene Papiere aus Deinem Pulte zu nehmen; und wenn Euch vielleicht ein Zweifel darüber geblieben ist, ob ich es wirklich gewesen sei, der im Landhaus des Herrn Quasnitz einen Einbruch verübt und mit anderen Gegenständen auch zweihunderteinunddreißig Thaler daselbst entwendet hat, so muß ich Euch nur gleich enttäuschen. Ich t h a t e s — ich und kein anderer!"

Er hielt inne — mich hatte dieses grausame Geständniß nur wenig ergriffen ... ich hatte ja nie daran gezweifelt; — aber Hildegard! Das arme Wesen hatte sich, als wenn sie plötzlich eine glühende Kohle berührt, von dem Geliebten ihrer Seele zurückgezogen! — wie war das vor Liebesstolz so glückselig leuchtende Haupt mit einem Male gebeugt, gedemüthigt worden — sie schien zerschmettert! In dem Augenblicke hatte ich der Aermsten all den Schmerz verziehen, den sie mir wenige Minuten vorher zugefügt.

„Daß Quasnitz mich ins Unglück gebracht, ist nicht wahr!" — fuhr Fritz mit seiner eisig ruhigen Stimme fort — „er hat nur das Unglück, in welches ich mich selbst gestürzt habe, auszubeuten verstanden. Er hat mich zu keinerlei Thorheiten verleitet; nur hatte er für alle meine Thorheiten stets eine offene Börse. Er betrachtete es als ein Geschäft — weiter nichts! Wenn ich Geld brauchte, lieh er es mir, und wenn ich schändlich genug war, ihm die Erbschaft, die ich erwartete, als Garantie anzutragen — was ging das ihn an? Er nahm die Sicherheit für sein Geld, woher er sie bekam — die unangreifbarste war ihm die angenehmste. Es wäre erbärmlich von mir, die Schuld von mir abwälzen zu wollen, um sie einem Manne zuzuschieben, der am Ende weiter nichts gethan hat, als ein Geschäft getrieben, was heutzutage tausende gleich ihm thun und der es stets verstanden hat, der strafenden Hand des menschlichen Gesetzes zu entgehen. Auch kann ich es ihm nicht verdenken, daß, als er all mein Vermögen vergeudet sah — als keine Sicherheit, keine Erbschaft mehr in Aussicht war, er plötzlich aufhörte, mir Geld zu borgen — und mich, mit Schulden überladen, meinem Schicksale überließ. Das war vollständig logisch — er hat es ja mit hunderten ebenso gemacht! Ich bin ihm sogar noch Dank schuldig, denn er war es, der mir die Binde von den Augen riß und mich gewaltsam auf die Bahn stieß, die mich zur Selbsterkenntniß geführt hat."

Fritz hielt inne und trocknete den Schweiß, der von seiner Stirne rann — Hildegard stand mit gefalteten Händen da und heftete einen unbeschreiblich schmerzhaften Blick auf den Mann, der ihre einzige Liebe war und welcher jetzt mit empörendem Cynismus sich selbst anklagte.

„Ich arbeitete immer noch beim Gerichte" — fuhr er fort — „obgleich ich mir sagen mußte, daß früher oder später die Regierung mich meiner Schulden halber fortjagen würde. Da kam eines Tages Quasnitz zu mir und bot mir an, mir zwei Jahre Ruhe vor meinen Gläubigern zu verschaffen — ich solle unterdessen fleißig arbeiten und während dieser zwei Jahre wolle er durch monatliche Zuschüsse meine kargen Diäten so hoch bringen, daß ich wenigstens anständig davon leben könnte. Nach den zwei Jahren — meinte er — würde ich wohl meine Schulden selbst bezahlen können. — Ich begriff ihn nicht, doch mit aufrichtigem Danke nahm ich sein Anerbieten an. Einige Monate vergingen — da kam er wieder eines Tages zu mir und klagte mir sein Leid — er wäre von einem Schwindler hintergangen und jetzt noch dazu „für seine Gutmüthigkeit" verklagt worden. Ich entsann mich wirklich, daß in dem Ressort, in welchem ich beschäftigt war, am selben Morgen eine Klage gegen ihn eingereicht worden war, von der mein Chef noch keine Notiz genommen hatte. Ich sagte es ihm, und er bat mich, ihm die Acten zu zeigen. Das Willfahren dieser Bitte genügt, um in einem solchen Falle einen richterlichen Beamten nicht allein fortzujagen, sondern er setzt sich auch einer harten, wohlverdienten Strafe aus. — Und dennoch holte ich die Acten — warum? — ich weiß es wirklich nicht; aber — ich lüge nicht — es war nicht, um die Hand zu einer Infamie zu bieten. Es war Leichtsinn — augenblickliches Vergessen meiner Stellung dem Manne gegenüber, von dem ich abhing — aber bei Gott! ich hatte keine Ahnung, welches das Resultat meiner Handlung sein würde. Er durchblätterte die Acten — nahm ganz ruhig ein Federmesser heraus, durchschnitt den Zwirn, der sie zusammenhielt und ehe ich es verhindern konnte, hatte er ein Papier in Briefform daraus entfernt und in die Tasche gesteckt. — Ich stürzte auf ihn zu — ich bat ihn um Gottes willen, er möchte mich nicht unglücklich machen, mir das Papier wiedergeben. Er lächelte ruhig — griff in die Tasche, zog das Papier wieder heraus und sagte:

„Ich habe Sie blos prüfen wollen, Herr Streithaupt, heften Sie dies schnell wieder zusammen und besuchen Sie mich bald."

„Er ging und ich wußte nicht, was ich davon denken sollte, aber ich beeilte mich, so viel als möglich, den Brief von neuem an seinem Platze zu befestigen."

Fritz hielt wiederum inne, — er war bleich wie eine Leiche und es schien, als wenn das, was ihm zu sagen übrig blieb, das Schrecklichste wäre.

„Als ich — die Nadel in der Hand — den Stich suchte, wo früher der Faden gesessen — und in dem Papier denselben nicht fand — da ward mir klar, was geschehen war ... Quasnitz hatte die Briefe vertauscht! ... Ich will Euch nicht mit einer langen Erzählung ermüden — niemand merkte etwas ... ich war zu feig, zu erbärmlich, um mich selbst zu denunciren ... der Gegner verlor den Proceß, die Familie war vollständig ruinirt, und er, der jenen Brief jahrelang in Händen gehabt — ihn auswendig wußte ... als er sah, daß der den Acten beiliegende Brief gerade den Satz n i ch t enthielt, auf den er sein Recht basirte ... der Mann wurde wahnsinnig und starb bald darauf im Irrenhause! Ich habe den Mann gemordet! ... Ich lief zu Quasnitz, ich drohte, alles dem Gerichte anzuzeigen ... ich hatte Augenblicke, wo das Blut einer rechtschaffenen Familie, der ich angehörte, trotz meines verdorbenen Lebenswandels sich bei mir geltend machte. Wißt Ihr, was Quas-

nitz mir dann antwortete? Ich sei ein schlechter Mensch, der ihn nur durch Drohungen dazu bewegen wollte, mir noch mehr Geld zu borgen — an der Geschichte mit dem Briefe sei kein Wort wahr — sein Copirbuch würde es bezeugen — ich sei wahrscheinlich von seinem Gegner bestochen! — Ja, so war's! So ward ich ein Mörder — so ging ich verloren. Ich selbst that alles Mögliche, daß man mich vom Gerichte entferne, und es gelang mir; — da trieb es mich hin zu Euch — ich traf, ich sprach Hildegard — ich gab ihr ihr Wort zurück — und floh in die Welt hinaus ... ich war ein verlorner Mensch — das Phantom des Wahnsinnigen stand jeden Augenblick im Wachen und im Traume vor meinen Augen — ich hatte keine Minute Ruhe mehr und kann noch heute nicht begreifen, daß ich nicht selbst dabei wahnsinnig wurde. Und nicht allein das — ich sagte Euch, Quasnitz habe mich auf die Bahn der Selbsterkenntniß gebracht — und dem ist so. Jetzt wurde mir mein ganzes früheres Leben klar — wie ein Schleier fiel es von meinen Augen ... hatte ich denn nicht auch meiner Mutter Tod auf dem Gewissen und Hildegards zerrissenes Herz? ... Das war mir alles klar ... sonnenklar ... und höre, Leo, für das, was ich Dir jetzt sagen werde, wirst selbst Du mir Achtung zollen müssen! Mit diesem blutigen Bewußtsein von der Vergangenheit im Herzen, mit der Verzweiflung als einzige Begleiterin für die Gegenwart — ohne ein Atom von Hoffnung für die Zukunft — habe ich der Versuchung siegreich widerstanden, dem Undinge, welches mein Leben war, ein Ende zu machen. — Ich habe gelebt — und dieser Muth, den ich wahrlich mir selbst nicht zutraute, ist vielleicht das Beste, das einzig Gute, was mein Leben aufweisen kann!"

Er schwieg und drückte seine beiden Hände vors Gesicht ... Hildegard hatte sich ihm wieder genähert und schluchzend suchte sie seine Hand zu erfassen. Auch mich hielt's nicht länger — ich war durch diese Erzählung zu gewaltig erschüttert worden, — meine ganze Kindheit tauchte vor meinen Augen wieder auf — ich dachte an Onkel Zacharias, an Tante Luise, deren Augapfel jener Mann gewesen, der dort trostlos verzweifelte ... ich stand auf — ging auf ihn zu und sagte:

„Fritz — ich glaube, daß Du die Wahrheit gesagt hast — Du mußt viel gelitten haben, viel gebüßt! Sieh, hier ist meine Hand — Du bist uns noch die andre Hälfte der Erzählung Deines Lebens schuldig; aber wenn diese andre Hälfte nicht noch Schlechteres enthält, wie das, was wir jetzt von Dir gehört — dann nimm diese Hand, Fritz; es ist die eines Freundes, die Dir treu durch Dein ferneres Leben helfen wird. Entscheide Du selbst, ob Du sie nehmen kannst oder nicht!"

Er ließ die Hände von seinem Gesichte fallen — sah mich einen Augenblick starr an —

„Hältst Du Rache für erlaubt, Leo?" — fragte er.

„Ich will Dir mein „Nein" nicht so entschieden antworten, wie ich es gewöhnlich denke. Ich kann es aber ganz gut begreifen, daß das Gefühl der Rache wie ein Blitz in ein verletztes Gemüth fährt. — Du hast auf Rache gegen Quasnitz gesonnen — nicht wahr? — Das ist erklärlich — vielleicht verzeihlich, aber was thatest Du? — das ist die Hauptsache!"

„Was ich that?" rief er mit heftiger Stimme — ich mußte vor allen Dingen Geld haben — ich bin drei Jahre lang in Australien gewesen — ich habe gearbeitet wie ein Negersclave und habe nur das für mich ausgegeben, was ich für strict nothwendig hielt, um mein Leben zu fristen! — O, wenn Ihr mich gesehen hättet, wie mir die Hände bluteten von der so schweren und mir so ungewohnten Arbeit! Was ich gethan habe? Gold habe ich gegraben — und als ich tausend Thaler mir erspart, da habe ich einen Handel angefangen, der in weniger als zwei Jahren mein Capital verdreißigfacht hat. Da habe ich genug gehabt — da bin ich nach Europa zurückgekehrt und habe mein Geld in zwei Theile getheilt — den einen schickte ich der Familie jenes Opfers unserer Schurkerei — der meinigen und der Quasnitzs — den anderen behielt ich und bediente mich dessen, um unabhängig von materiellem Einfluß meine Rache gegen Quasnitz ausüben zu können! ... — Soll ich Deine Hand nehmen, Leo?"

„Ja!" rief ich, indem ich seine Hand ergriff und drückte — „möge Gott Dich richten — Dein Herz ist noch nicht ganz verdorben und Deine Rache gegen Quasnitz wird wohl auch nicht unverzeihlich sein — denn er lebt, und ich habe nicht gehört, daß ihm etwas Erschreckliches begegnet sei."

Fritz lachte mit bitterer Ironie — „Glaubst Du?" sagte er, „o, das wäre eine schlimme Nachricht, die Du mir da mittheiltest. Doch ich weiß es besser — ich weiß, daß seit zwei Jahren kein ruhiger Schlummer über seine Augen gekommen ist, ich weiß, daß er seit zwei Jahren keinen Menschen mehr betrogen, daß er Almosen zu tausenden gegeben hat — daß er den Tag verwünscht, wo er den Plan gefaßt, durch alle Mittel, die sich ihm darboten, reich zu werden — ich weiß ... o, wahrlich der Richter, der ihn einst verurtheilt, wird ihm diese zwei Jahre als verbüßte Strafe anrechnen, denn wie ich ihn kenne, muß der Mann furchtbar gelitten haben. Zieh Deine Hand aus der meinen, Leo, ich habe unter Wilden, unter Halbmenschen gelebt — von ihnen habe ich erlernt, was sich rächen heißt — und ich habe das Mittel angewandt, das sie mich gelehrt — und es war probat ... bei meinem Leben — es war's!"

„Aber sprich, Unglückseliger — was hast Du gethan? welches ist dies Mittel?"

„Die Furcht!" schrie er mit sprühenden Augen. — „Die Furcht! — Seit zwei Jahren weiß Quasnitz, daß er nur durch meine Gnade noch die Freiheit genießt, daß ich — wenn es mir beliebt, nur zu wollen brauche und er ist morgen im Gefängniß, wahrscheinlich für sein ganzes Leben — und entehrt, er und seine Familie für immer! Zwei Jahre lang habe ich dieses Damoklesschwert über seinem Haupte in der Schwebe gehalten — jetzt ist es Zeit, daß ich es fallen lasse — er ist alt — er könnte mir einen Strich durch die Rechnung machen und durch die Pforte des Todes entschlüpfen ... und deshalb habe ich mich selbst bei dem Gerichte denuncirt, habe den Aufenthalt des seit einem Jahre steckbrieflich verfolgten Fritz Streithaupt angezeigt und werde aller Wahrscheinlichkeit nach in den nächsten vierundzwanzig Stunden arretirt werden".

„Aber warum?" ... rief Hildegard entsetzt.

„Ich habe eins seiner Landhäuser ausgeplündert — haha ... sechs Monate lang habe ich ihn auf Tritt und Schritt verfolgt, ehe ich erfuhr, wo er seine Papiere aufbewahrte, und als ich es endlich gewußt, da bin ich mit Nachschlüsseln eingedrungen — und habe meine That vollbracht! — Und erst habe ich mich überall gezeigt, damit man mich sehe, habe bei diesem und jenem nach Quasnitzs Gewohnheiten gefragt, damit der Verdacht auch wirklich auf mich falle, und um diesen Verdacht noch zu rechtfertigen, habe ich mein Taschentuch, mit meinen Anfangsbuchstaben gezeichnet, auf dem Schauplatz meiner That liegen lassen."

„Aber warum, Wahnsinniger ... warum? ..." rief ich außer mir.

„Damit die Polizei herausbekomme, daß ich es gewesen bin — und auch Geld habe ich genommen, damit er es nicht gleich errathe und etwa keine Anzeige davon mache. Ihr seht mich groß an — Ihr haltet mich für verrückt? Es ist aber doch so einfach zu verstehen! Er mußte im Anfang glauben, daß es ein gewöhnlicher Spitzbube gewesen und die Anzeige machen — die Polizei erst mußte den Fritz Streithaupt als Thäter herausbringen und es ihm melden! Denkt! seit zwei Jahren weiß Quasnitz, daß jemand sein Herr ist — ihn augenblicklich ins Zuchthaus bringen kann, und daß dieser jemand ... Fritz Streithaupt ist. Wahrscheinlich werden die Richter mich auch ins Zuchthaus stecken, obgleich ich das Geld und die andern Gegenstände, die ich entwendete, in der Villa selbst verbarg — was schadet's! schon als ich nach Australien ging, wußte ich, daß ich ein verlorner Mensch sei — und mein Geld hat keinen Punkt dieser Meinung geändert. Jetzt wird das Leben dieses Ungethüms enthüllt werden, der so viele Familien in Verzweiflung gestürzt hat — ich werde mit untergehen — was schadet's ... das Phantom des armen Irren, das mich verfolgt, wird gesühnt sein."

(Fortsetzung folgt.)

Am Familientische.

Wie es einem ergehen kann!

Es war im August 185 . . Ich hatte in Berlin die große juristische Staatsprüfung absolvirt, war glücklich zwischen allen Klippen der Probearbeiten hindurchgeschifft und erhielt eines Tages durch den Boten des Ministeriums meine Ernennung zum Gerichtsassessor. Nur wer 6 bis 7 Jahre unbesoldet an den verschiedenen Gerichtshöfen des Landes „zur Uebung" gearbeitet, nur wer, den dreißiger Jahren näher als den zwanzigern, bescheiden in den Sitzungen in der Ecke gesessen und seine besten Arbeiten von launigen alten Herren hat „corrigiren" lassen müssen, nur der weiß, was ich beim Empfange dieser Botschaft fühlte! Endlich ist die Zeit der Prüfung vorüber, endlich der Hafen erreicht, der Jahre lang im Nebelschleier vor uns lag, endlich die Möglichkeit vorhanden, ein anständiges Auskommen zu erreichen.

Rosenfarben liegt die Zukunft vor uns da. Rosenfarbener noch, wenn eine alte Mutter, die Jahre lang die höchsten Entbehrungen getragen, um dem Sohne die große Carriere zu ermöglichen, die Freude theilen kann.

Ich hatte also eines schönen Morgens mein Patent erhalten. Ich wohnte im Hotel X., Zimmer Nro. 4, und mit Blitzesschnelle hatte sich die freudige Kunde dem ganzen Hauspersonal mitgetheilt. Kellner, Hausmädchen und Barbier erschienen mit grinsendem Gesicht und wünschten mit Nachdruck dem „Herrn Assessor" einen guten Morgen. — —

Der Tag und der Abend wurden freudig im Kreise lieber Freunde verbracht, Briefe wurden nach allen Himmelsgegenden geschrieben, und die einbrechende Nacht sah den neugebacknen Herrn Assessor auf den Tiger- und Löwenfellen in Reineckes Cap-Keller an der Ecke der Linden sitzen, wo er behaglich sein Glas Cap Constantia schlürfte. Gegen Mitternacht trat ich meinen Heimweg an. Wie selig warf ich mich auf mein Lager! Vorüber rauschten sie, die Bilder vergangener Jahre, eines folgte dem andern und verdrängte es mit Macht. Aber inmitten alles Gewirres leuchtete immer ein heller Schein und vergoldete ein gar liebliches, herziges Bild. — Waren es nicht blaue treue Augen, die auf den Schlafenden hernieder schauten, waren es nicht dunkle Locken, die in den schönsten Nacken fielen . . . ? . .

„Machen Sie auf, mein Herr, machen Sie auf!" tönte eine tiefe Stimme.

Erschrocken fuhr ich von meinem Lager in die Höhe, denn ein starkes ungeduldiges Klopfen begleitete diese Worte. Es war schon heller Tag.

„Wer ist da?" antwortete ich. — „Die Polizei, mein Herr, die Polizei!"

Die Polizei! Das fehlte gerade noch zu aller Freude! Aber ich mußte gehorchen, kleidete mich nothdürftig an und öffnete. Da stand auf dem Flur eine wahre Armee von Schutzmännern, voran ein Wachtmeister mit riesigem Schnurrbart, in der rechten Hand einen Stiefel. Hinter ihm der Wirth des Hotels, kreideweiß im Gesicht. — Sie traten ein.

„Darf ich fragen, Herr Assessor, wo Sie den gestrigen Abend zugebracht?" begann der Beamte. — „Im Cap-Keller, mein Herr." — „Wann verließen Sie denselben?" — Um Mitternacht!" — „Welchen Weg gingen Sie nach Hause?" — „Die Friedrichstraße entlang." — „Wer öffnete Ihnen das Hotel?" — „Der Nachtwächter, da ich vergebens die Glocke zog." „Also Sie standen länger vor der Thür?" — „Ja wohl!" — „Was machten Sie da?" — „Welche Frage, mein Herr?" — „Sie haben recht, aber wenn, wie dies heut Nacht geschehen ist, von der Straße aus in das Comptoir des Wirths dieses Hotels eingebrochen und die Summe von 800 Thalern entwendet ist, wenn sich ferner auf dem Steinpflaster vor dem zerbrochnen Fenster ein großer Theerfleck, ein dergleichen im Innern des Comptoirs auf der Diele befunden hat, und wenn ferner an Ihrem Stiefel, den Sie zum Reinigen vor die Zimmerthür auf den Flur gestellt haben, auch Theer klebt, so werden Sie die Frage wohl verzeihlich finden!"

Der Beamte hob den ominösen Stiefel in die Höhe. Wahrhaftig an der Sohle klebte Theer. Ich fühlte, daß mir das Blut in das Gesicht stieg.

„Mein Herr, begann ich, „es gibt mehr Theerflecke in Berlin!" — „Das ist wohl möglich," sagte der Beamte mit langgedehnter Stimme, indem er an meiner linken Seite vorbei den Blick fest auf den Tisch richtete.

„Was ist das, Herr Assessor?" — „Was meinen Sie?" — „Was liegt da auf dem Tisch?" — „Meine Cigarrenspitze!" — „Ja — aber — der Kopf fehlt!" — „In der That, ich — muß ihn verloren haben." — „Dann bin ich vielleicht so glücklich gewesen, ihn zu finden und zwar auf der Straße unter dem zerbrochenen Fenster!"

Sprach's und holte aus der Tasche ein Meerschaumköpfchen hervor, das ich auf den ersten Blick als das meinige erkannte. Ich fühlte, wie das Blut mir aus dem Gesichte wich.

„Das ist sehr schlimm," sagte der Beamte. — Ich fühlte, wie recht er hatte. — „Sie werden gestatten, daß wir im Zimmer Nachsuchung halten!" — „Ich bitte sogar darum, mein Herr!" —

Alles wurde durchsucht. Endlich öffnete der Beamte die luftdichte Thür des Ofens, streckte seinen Arm hinein und . . . . ein schwerer Beutel kam zum Vorschein, dessen Inhalt sich als grobes Courant erwies.

Das Blut im Herzen drohte mir still zu stehen. Als Jurist fühlte ich die Macht der Beweise. Welch herrliches Material zur Anklage wegen schweren Diebstahls für den Staatsanwalt des Stadtgerichts! Ein Indicienbeweis, wie er im Buche stand!

Der Wirth mischte sich jetzt in die Sache. — „Es fehlt noch ein Notizbuch mit 400 Thalern Papier," sagte er. — Ich war vor Wuth und Aerger unfähig zu antworten. „Sie werden die Güte haben, mir auf das Polizeibureau zu folgen." — „Sehr gern, der Schein ist gegen mich!" — „Das wird sich finden!"

In diesem Augenblicke entstand ein Geräusch auf dem Vorsaal. Die Thür öffnete sich, und ein anderer Beamte, der den Hausknecht des Hauses am Kragen hielt, trat ein. Er wendete sich an den Wirth: „Ich habe bei der Zuhalterin Ihres Hausknechtes Haussuchung gehalten und das Notizbuch mit den 400 Thalern gefunden. Der Mensch ist geständig und behauptet, einen Beutel mit Courant in dem Ofen dieses Zimmers Nr. 4 versteckt zu haben." — „Ist schon da!" schrien wir alle einstimmig.

Der Wachtmeister trat vor: „Bitte tausendmal um Verzeihung, Herr Assessor. Der Schein hat getrogen. Sie werden selbst zugeben müssen, daß . ."

„Schon gut, mein Herr," unterbrach ich ihn, „Sie haben nur Ihre Schuldigkeit gethan!"

Ich athmete dankbar auf. — Eine Stunde später aber saß ich auf der Eisenbahn, und nach 5 Stunden lag ich in den Armen meiner alten Mutter, ihr lachend erzählend, — wie es einem ergehen kann! H. E.

Einer Braut auf den Tod ihres Bräutigams.

„O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb', Leid und Zeit und Ewigkeit!"
Brentano.

Es ist am schönen Himmelszelt
Ein Freudenstern dir aufgegangen;
Du sprachst: „Nach nichts auf dieser Welt
Als nach dem Stern geht mein Verlangen!"
Da ließ der Stern als Blume sich
Zur Schwesterblume liebend nieder;
Er grüßte von der Heimat dich
Und sang dir süße Himmelslieder.

Ein Geist in dieser Blume lebt,
Den zieht es in die sel'gen Fernen,
Und aus dem Blumenkleide strebt
Er aufwärts zu der Heimat Sternen:
Du hältst die Blume, hältst das Kleid
Und sprichst: „O Kleid, ich laß dich nimmer,
Aus dir strahlt Geistesherrlichkeit
Und aus der Blume Sternenschimmer."

Es hat der Liebe sel'ge Macht
Dein Herz an diesen Stern gebunden,
Und mancher Blume Wunderpracht
Hast du bei seinem Glanz gefunden . . . .
. . . Die Blume stirbt, der Stern erbleicht,
Zur Liebe ist das Leid gekommen,
Hat, eh' das Erdenziel erreicht,
Den Geist vom Kleide weggenommen.

Doch nur getrost! Es ist die Zeit;
Die Zeit kann Zeitliches nur rauben,
Und über ihre Schranken weit
Entführt die Ewigkeit den Glauben.
Ja, über Blume, Kleid und Leid
Wird dich die Ewigkeit erheben
Und dir nach überwundner Zeit
Stern, Geist und Liebe wiedergeben.

Conrad Menzel.

Briefkasten.

Primanus C. D. in Lingen. Wenn Sie das Daheim in neuerer Zeit nicht mehr so pünktlich erhalten, wie früher, so liegt die Schuld allein an Ihrer dortigen Bezugsquelle. Jeden Donnerstag wird hier in Leipzig die neue Nummer ausgegeben, könnte also recht wohl am nächsten Montag in Ihren Händen sein. Sie wollen Ihre begründete Reklamation bei der betr. Buchhandlung gefälligst wiederholen, wir zweifeln nicht, daß dadurch dem Uebelstande abgeholfen sein wird. — **Herrn P. K. in Stuttgart.** Auch Ihre Berichtigung wegen Eßlingen haben wir erhalten, dieselbe mit Gleichmuth zu dem übrigen, nach und nach allerdings in bedenklicher Weise anschwellenden Haufen gelegt und wollen nicht verfehlen, hiermit im ganzen über einen unendlichen Berg von dort empfangener Berichtigungsschreiben zu quittiren. Zugleich fügen wir noch hinzu, daß wir es sehr dankbar anerkennen würden, wenn man uns jetzt mit weiteren Zuschriften in dieser Sache verschonen wollte, die von uns bereits in Nr. 5. berichtigt und also lange erledigt ist. Dagegen stellen wir den dortigen Localblättern in Anbetracht des augenblicklich mangelnden interessanten politischen Stoffes auch ferner dies Thema zur beliebigen humoristischen oder ernsthaften Behandlung anheim. **Cantor L. in Neu-H.** „Es irrt der Mensch so lang er strebt." So scheint es diesmal auch Ihnen in Betreff der erstrebten Bücher zu gehen, bei denen die Verlagshandlung auf ihren ersten Festsetzungen beharren zu müssen erklärt. Ihre Auffassung ist demnach allerdings irrig gewesen. — **Prof. V. in Basel.** — Wir berichtigen gern, Ihrem Wunsch gemäß, die S. 108 enthaltene Angabe, daß „in Basel 60 Studenten auf 39 Docenten kommen" dahin, daß dies vor 20 Jahren der Fall war, während gegenwärtig die Zahl der Studenten 120 beträgt. — Nicht zu verwenden sind die Einsendungen von **C. K. in C.** — **J. W. in D. b. B.** — **L. A. in H.** — **P. v. G. in D. bei A.** — **Herrn G. in Berlin.** Ihr Beitrag sehr willkommen. Vivat sequens! — **A. L. in G. A. b. B.** — Natürlich ist der „Strich" kein Mensch, sondern eine Gegend. Zur weiteren Orientirung bitte den quest. Art. S. 79 selbst zu lesen. — **Dr. F. W. Kl. in N.** — Dankend abgelehnt. — **L. v. H. in Kurland.** — Anonyme Anfragen können wir, wie öfters bemerkt, nicht berücksichtigen. — **L. D. in K.** — Natürlich werden die „Losen Blätter aus dem Studentenleben" fortgesetzt, sobald es der Raum erlaubt.

In einem Theil der Auflage der Nr. 9 ist in dem Artikel: „Unter den Garibaldianern" ein Druckfehler stehen geblieben. Der erste Satz muß nämlich heißen: „Ich befand mich in Rom, als der Telegraph die Nachricht brachte, daß Pallavicini den, welchen man den Helden von Marsala nannte, auf der Höhe von Aspromonte gefangen genommen und verwundet nach der Spezzia geführt habe."

Auflösung des Räthsels in Nr. 9.

Landwehrmann.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 14. December 1867. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 11.**

Das Geheimniß des Fürstenhauses.

Novelle von Georg Hiltl.

II. Abtheilung. Die Gräfin von Wartenberg.

(Fortsetzung.)

Die Werber für „Regiment Barfuß".

Die Kunde von dem neuen Gewaltschritt gegen die Buchdrucker und den bereits sich großer Popularität erfreuenden Schriftsteller Oelven, verfehlte nicht, unter der widerspruchslustigen Bevölkerung Berlins eine gewisse Aufregung hervorzurufen. Man unterhielt sich davon in allen Kneipen höheren und niederen Ranges, die kleinen Gesellschaften hatten für einige Tage vollauf zu thun, und nur die große Bewegung, welche kurz darauf in der Stadt herrschte, vermochte diese Angelegenheit wieder in den Hintergrund zu drängen. Jene Bewegung war auch in der That geeignet, das ganze Interesse der Einwohner in Anspruch zu nehmen: Kurfürst Friedrich brach von Berlin aus auf, um zu seinen am Rhein versammelten Truppen zu stoßen, an deren Spitze stehend der Kurfürst mit dem mächtigsten Herrscher Europas, mit Ludwig dem Vierzehnten, einen Kampf wagen wollte. Die Coalition gegen den französischen König war vollständig fertig und nachdem der Kaiser erklärt hatte: „Daß die Krone Frankreich gleich den Türken als ein Feind der Christenheit zu betrachten sei", war kein Rückschritt mehr möglich. Mochte man nun auch in Deutschland von Wien her mit kaum verhehltem Neide die wachsende Macht des kleinen brandenburgischen Landes betrachten — zu entbehren war die Hilfe der Brandenburger nicht. Die Truppen des großen Kurfürsten, welche die gewaltigen Schweden zur Flucht aus Deutschland gezwungen hatten, die in England für den Oranier siegreich gestritten, deren Führer zu den besten des Jahrhunderts gehörten, sie mußten sich an dem Kampfe betheiligen, der gegen den übermäßig starken Erzfeind entbrannte, der seinen Weg durch die rauchenden Trümmerhaufen zerstörter Dörfer und Städte, über verödete Fluren, zerstampfte Felder und Leichen von der Pfalz aus genommen hatte. Der Kaiser, mit seinen eigenen Truppen in Ungarn beschäftigt, wendete sich, gezwungen von der Nothwendigkeit, an die Stände des Reiches und bald sammelte sich ein Heer von Holländern, Münsterländern und Brandenburgern. Den Oberbefehl über die letzteren führte Hans Adam von Schöning. Er trat mit dem Heere den Feinden glücklich entgegen, und erst bei Bonn, welches Asfeld mit 8000 Mann besetzt hielt, stockte der Siegesmarsch der Alliirten.

Kurfürst Friedrich aber wollte nun nicht länger säumen. Es erschien ihm als eine Pflicht, der Welt zu zeigen, daß er so wie seine Ahnen auch im Feuer des Gefechtes ausharren und der großen Vorgänger sich würdig zeigen könne. Der Entschluß des Kurfürsten, sich an die Spitze seiner Armee zu stellen, erregte daher in Deutschland ein mit Bewunderung gemischtes Erstaunen. Die übrigen Souveräne blieben daheim, während der Brandenburger auszog, um mit seinen Leuten die Beschwerden eines mühevollen und gefährlichen Feldzuges zu theilen. Sein bis dahin dem Anscheine nach nur dem Wohlleben ergebener Hof mußte ihm folgen. Die Räthe und Herren der kurfürstlichen Kammer versahen sich mit kriegerischer Ausrüstung, selbst die Damen, an ihrer Spitze die Kurfürstin, wollten nicht zurückbleiben.

Der Enthusiasmus stieg täglich. Die Truppenzahl mußte, früheren Berechnungen zuwider, bedeutend vermehrt werden, weshalb die Werbetrommel sich rührte, die Fahnen an den Zelten der Werber flatterten und junge Burschen fanden sich genug, um die Armee zu verstärken. Durch die Straßen rasselten Transportwagen und rottenweise zogen die Truppen herbei, unter denen namentlich die Musquetaires, die französischen Emigranten, welche in Brandenburg Aufnahme gefunden hatten, als der Widerruf des Edicts von Nantes sie aus der Heimat trieb, sich besonders auszeichneten.

Daß die Berliner Literatur in solchen Zeiten schlechte Geschäfte machte, bedarf keiner Erwähnung, und so sehen wir denn die Ringwalds im Zustande größter Niedergeschlagenheit. Mitten in dem Aufblühen war ihr glücklich begonnenes Unternehmen, ein Unterhaltungsblatt zu gründen, welches einen erklecklichen Gewinn abwerfen sollte, gänzlich vernichtet.

Oelven mußte Vorwürfe in Menge hinnehmen, sein reizbarer

Charakter ließ ihn in die schwersten Verwünschungen ausbrechen, er bezeichnete den Freiherrn Kolbe von Wartenberg und dessen Geliebte, die Biebekap, ganz laut als die Zerstörer seines Glückes, schwur sich zu rächen und verhieß den Feinden ihren Sturz durch die Gewalt seiner Feder. Zunächst hatte dieses tolle Gebahren die Folge, daß eines schönen Tages der unglückliche Dichter und Secretarius durch Herrn von Danckelmann die Weisung erhielt: „wie des Kurfürsten Durchlaucht den Befehl gegeben habe, den Oelven ferner nicht mehr im Dienste der Canzlei zu verwenden, ihm den Abschied zu geben und ihm zu eröffnen, daß nur aus besonderer Milde und Rücksicht für den Herrn Minister von Danckelmann keine härteren Maßregeln gegen ihn ergriffen worden seien, daß er aber in Zukunft keine Gnade zu erwarten habe, wenn er irgendwelche Trubulationen gegen gewisse Personen erregen wolle."

Da stand der entlassene Secretarius — der gestrafte Dichter. Alle seine Träume von glänzenden Dingen waren dahin; wo blieb die hohe Stelle? wo waren die Haufen Gold, welche er schon in seiner Tasche zu haben glaubte? Oelven war nichts. Er fand keine Zufluchtsstätte, die ihm behagte, denn bei den Ringwalds hörte er nur Vorwürfe oder, wenn sie ihm nicht zu Ohren kamen, mußte er sich doch immer als den Urheber des zerstörten Glückes dieser Leute ansehen, denen ein strenger Befehl die Concession genommen hatte — und das alles um weniger unbedeutender Verse willen.

Der Dichter und Schriftsteller befand sich in dem Zustande höchster Erregung, er irrte durch die von Menschen, Pferden und Wagen erfüllten Gassen der Hauptstadt. Er sah starren Blicks auf die Trupps von Bewaffneten, welche von ihren Rottenmeistern geführt, nach den Sammelplätzen eilten. Von dem kurfürstlichen Schlosse bis zur breiten Straße sich hinziehend, standen lange Wagenreihen, sie bildeten den Train, der zum Hauptquartier des Kurfürsten gehörte, und vom Marstalle aus wurden große Packete in die weiten Behälter der Lastwagen geschleppt, die Rosse stampften und klirrten mit ihrem Geschirre, die Reitknechte schrieen, die Menschen drängten sich durcheinander und die Stallleute des Kurfürsten waren auf den Wagen beschäftigt, die Ballen zu ordnen.

Oelven schaute nachdenklich in das Gewimmel. Berlin — seine sonst so liebe Vaterstadt, war ihm verhaßt geworden, er hatte in der letzten Zeit so viel Kummer gehabt, daß er sich hinwegsehnte. Niemand beachtete ihn jetzt mehr, was seiner Eitelkeit den größten Stoß versetzte. Finster drängte er sich durch die Gruppen. Es duldete ihn nicht länger zwischen den scherzenden und lachenden, geschäftigen Menschen, deshalb ging er, so schnell die Masse der Gaffer es ihm erlaubte, die Breite Straße hinab bis zur Spreegasse, dann schlug er den Weg durch das Leipziger Thor nach dem Schützenplatze ein, der sich an der Stelle befand, wo heute die Markgrafenstraße in die Lindenstraße mündet. Oelvens Gedanken waren mit Plänen beschäftigt, welche nicht die besten Absichten gegen seine Feinde zur Grundlage hatten.

„Beim Himmel!" rief er, „was soll man thun? wäre es nicht zehnmal besser, ein Erzschelm zu sein? ich hätte eine Doppelrolle spielen, mich nach zwei Seiten neigen sollen, der Pater, dem ich in meiner Einfalt das ganze Spiel verdarb, wäre dreimal erkenntlicher gewesen und hätte mich sicher nicht so in der Tinte gelassen. Der Pater!" Oelven dachte einige Augenblicke nach. „Sollte die Wirksamkeit dieses ausgezeichnet klugen Herrn hier in Berlin ganz vorüber sein? nicht glaublich, denn wenn ich an die Nacht im Gewölbe von Sanct Nicolai denke, so bin ich fest überzeugt, daß der Pater noch einen Hauptschlag führen wird, er hat das geheimnißvolle Kästchen nicht umsonst in den Pfeiler mauern lassen. Wenn ich ihn nur ausfindig machen könnte — aber wer weiß, wo er jetzt sich aufhält, und während die Zeit vergeht, muß ich hier in der Lumperei umkommen — ich hätte mich anders halten müssen, hätte dem Pater die Hand reichen und sagen sollen, was ich weiß. Nun, man kann's wohl später noch brauchen. Auch die Liebschaft mit der Küsterstochter mußte ich nicht aufgeben, ich kann sie noch brauchen, wenn die Sache einst zur Sprache kommt — ich bin ein Tölpel gewesen, aber hol's der Geier, ich dachte schon im Sattel zu sitzen und nun — nun bin ich hier am Boden, ein Lump, ein Habenichts!"

Unter solchen Monologen war er bis zu der Stelle gekommen, wo sich die „Jerusalemskirche" befand. Hier tummelte sich, dem mißgestimmten Oelven zum Verdruß, wieder eine große Volksmenge umher, und von den Schießständen auf der Wiese her knallten die Schüsse der Feuerröhre, lustig johlten die durstigen Zechbrüder ihre Lieder, einige Bänkelsänger leierten dazwischen und die Verkäufer von allerlei Victualien priesen ihre Waaren mit lauter Stimme. Am Hause des Hasenhegers angelangt, welches in einer fast ländlichen Umgebung des kurfürstlichen Hühner- und Hammelstalles an der Stelle lag, wo heute die Feilner-Straße (ehemals auch Hasenhegergasse genannt) sich hinzieht, machte Oelven Halt.

„Sind nicht alle die Leute glücklich?" philosophirte er. „Sie haben mit dem hohen Kram nichts zu schaffen, sie leben in den Tag hinein — ich muß mich stoßen lassen, wie es einem brummischen Vorgesetzten einfällt, ha, beim Donner, das Kriegsleben ist besser als diese Lumpenexistenz!" rief er laut.

„Recht so!" tönte eine Stimme hinter ihm und ein Schlag auf die Schulter begleitete diesen Aufruf. Oelven wendete sich um, er stand einer Gruppe von fünf jungen Männern gegenüber.

„Melchior Hahn!" rief er.

„Ich bin's." schrie der Angeredete, der offenbar ein wenig zu tief ins Glas geschaut hatte. „Hier, Kinder," wendete er sich zu seinen Genossen, „hier ist Christoph Oelven, der Schreiber der nunmehr verbotenen Curiösen Staats- und Sittenpräsenten, ein Freund von mir, der Dichter des Libells gegen Kolbe und die leichtfertige Frau des kurfürstlichen Kammerdieners. Herr Oelven lebe hoch!"

Die Cumpane des Herrn Hahn stimmten jubelnd mit ein.

„Melchior," sagte Oelven ärgerlich. „Was fällt Euch ein? Ihr werdet mir Ungelegenheiten zuziehen."

„Ungelegenheiten?" repetirte der Angetrunkene. „Wer Euch Ungelegenheiten bereiten will, den hauen Eure Freunde zu Kraut und Rüben. Ihr müßt mit uns kommen, müßt trinken, den Unmuth, der Euch fern hält von uns, vergessen."

Die tolle Schar umringte Oelven und zog ihn mit fort. Es waren alles windige Bursche mit verwegenen Gesichtern, die Hüte saßen ihnen schräg auf den Köpfen, die Kleider waren lose und liederlich auf die kräftigen Gestalten gezogen, die Kragen mit den gestickten Zipfeln und die Binden zerknittert und an den breiten Bandelieren trugen diese Gesellen Rappiere, wie die Klopffechter.

Oelven war gerade in der Stimmung, mit solchen Burschen verkehren zu können. Er wollte loskommen von seinen trüben Gedanken und sich recht in den Taumel stürzen, dazu gab es kein besseres Mittel, als die wüste Gesellschaft anzunehmen, die sich ihm hier in den Weg stellte. Er nahm den Arm Melchiors an, und unter Geschrei zog die Schar nach dem nächsten Zelte, welches, mit Tannenreisern geputzt und mit brandenburgischen Fahnen geziert, einem Schenkwirth zum Aufenthalt und als Geschäftslokal diente. Außen rund herum hatte man eine Anzahl grobgearbeiteter Bänke aufgestellt, welche bereits dicht besetzt worden waren, die Bierkrüge kreisten, die Würfel klapperten, halbheisere Stimmen hielten sonderbare Vorträge, die weibliche Gesellschaft, aus den schlechtesten Elementen der finsteren Stadttheile Berlins bestehend, tummelte sich sehr behende zwischen den Gruppen umher, und die Vorträge einzelner fahrender Sänger erhöhten die Lustigkeit oder Ausgelassenheit.

Wohin man horchen mochte — überall bildete der Feldzug gegen Frankreich das Hauptthema der Unterhaltung. Die Spekulation hatte sich sofort dieser Begeisterung bemächtigt und auf einem Faße stehend, rief der Agent einer Winkeldruckerei das neueste fliegende Blatt aus, betitelt: „Genaue Beschreibung der entsetzlichen Greuel, welche die raubende, plündernde und mordende Brandrotte des Franzosenvolkes, von dem Nero Ludovico dem Vierzehnten entsendet, in denen teutschen Ländern verübet, nebst einem Schluß- und Trostliede; in zierlichen Versen der Teutschen Hoffnung auf baldige Erlösung durch Hilfe der kurbrandenburgischen Waffen malend." Die Geschäfte, welche mit diesen Blättern gemacht wurden, waren ganz bedeutend. Um die letzten Exemplare schlug und riß sich die Menge, immer lauter ward der Tumult, die Reden stets hitziger. Einige junge Kerle zeigten sich, halb gerüstet mit Pickelhaube und Halsbergen, sie trugen auf ihren Aermeln Nummern mit Kreide geschrieben und waren so eben angeworben. Man sah neben vielem Auswurf auch guter Leute Kinder. „Ein Hundsfott, wer nicht auf den Franzosen haut, wie auf ein Stück glühend Eisen!" rief der eine, die Menge mit wüthenden Geberden zurückhaltend, die Begleiter Oelvens schrieen ihm Glückwünsche zu, das Getümmel wuchs.

Der mißmuthige Oelven befand sich in der Mitte seiner tollen Gesellschaft an einem Tische, schon gingen die drei Mal geleerten

Krüge wieder an die Schenke, um frisch gefüllt zu werden, schon jagte das erhitzte Blut durch die Adern, die Zungen der Zechenden wurden schwerer, die Kniee schwankender, eine gewisse Schwere lastete auf dem Gehirn und die Worte wurden nicht mehr bedacht, die tollsten Reden ungescheut ausgestoßen.

Zu den Klängen der Fideln und Dudelsäcke drehten sich auf dem festgestampften Boden einige Paare, während viele berauschte Müßiggänger durch die Menge taumelten. Unter diesem Gewühle, bei den verschiedenen Mißtönen, achtete niemand auf eine kleine Schar braungebrannter, ziemlich fadenscheinig gekleideter Männer, welche von einem Sergeanten geführt wurden. Die Männer trugen Uniformen, aus den letzten zwanziger Jahren herstammend, der Sergeant allein war in einen glänzenden, blauen, mit Silberborden und großen Knöpfen gezierten Rock gekleidet. Er trug einen mächtigen Rohrstock in der Hand, hatte einen Hut mit rothen Federn auf dem Haupte und an breitem Lederriemen einen kurzen Degen. Einer seiner fünf Begleiter rührte eine mächtige, mit den brandenburgischen Landesfarben bemalte Trommel. Hinter der kleinen Truppe wälzte sich ein Knäuel von halbzerlumpten Menschen her, die in ihrer Mitte wieder einige besser gekleidete Burschen fortschleppten, welche augenscheinlich betrunken oder doch in sehr erregtem Zustande sich befanden.

„Hurrah! für Brandenburg! heran, wer das Handgeld nehmen will! hundert holländische oder brabanter Thaler für den Reiter! fünfzig für den Fußmann! gediente Leute fünfzig Thaler mehr!" so rief der Sergeant mit lauter Stimme.

„Vivat hoch!" brüllte die Menge, und mit ohrbetäubendem Wirbel fiel der Trommler ein, die angetrunkenen Burschen jubelten und eine Menge dienstfertiger Freunde beeilten sich, die Hüte mit Blumen und Federn zu schmücken.

Es waren mit einem Worte: frisch Angeworbene! Rekruten, welche der Sergeant für den Feldzug nach dem Rheine gewonnen hatte. Noch glühten die Köpfe vom genossenen Wein, noch vermochten die neuen Krieger ihr Loos nicht zu beurtheilen, aber die Begleiter des Sergeanten umkreisten ihre Lämmer wie Wölfe den Stall umkreisen und wenn sich bei einem der Geworbenen die geringste Lust zum Entweichen zeigte, so waren die Büchsen der Wächter im Anschlage und bereit, Feuer auf die Unsicheren zu geben.

Der Sergeant schmunzelte. Er hatte gute Beute gemacht und konnte heute Abend bei dem Obercommando auf glänzende Zahlung rechnen, denn pro Mann erhielt er seinen Antheil von jedem Thaler Handgeld. Er schlug deshalb mit großer Siegesgewißheit seinen Platz an einem der Tische auf, stieß drei Mal mit der Spitze seines Stockes auf die Platte und wiederholte dann seine Aufforderung.

Im Nu war der Tisch umringt — „hierher Geld!" brüllten einige Stimmen. „Nehmt mich!" schrieen andere. „Gemach, Kinder!" ließ sich der Sergeant vernehmen, „die Armee, welche ich werbe, wird bald vollzählig sein; wenn ich noch Leute anwerbe, muß ich bezahlt werden, damit ich Euch zu einer so guten Stellung verhelfe."

Delven und seine Genossen drängten sich hinzu. Der Secretär war in einer fieberhaften Aufregung. Mißmuth, heftige Gespräche und der genossene Wein hatten ihn in einen an Abwesenheit des Geistes grenzenden Zustand versetzt. Die Hetzereien der tollen Burschen brachten den Hitzkopf vollends in Feuer und Flamme, er taumelte mit dem Becher in der Hand herbei und, eine Flut von Schimpfreden ausstoßend, gelangte er bis vor den ruhig und lauernd dastehenden Sergeanten.

„Nehmt Ihr Leute, die der Wirthschaft hier überdrüssig sind?" rief er. — „Die am liebsten!" lachte der Sergeant.

„Und wenn ich Euch die Stelle bezahle, kann ich ein Corporal werden?" — „Gewiß!"

Die Menge klatschte in die Hände. Delven streckte den Arm nach dem Sergeanten aus.

„Ich hab' es satt hier. Es leben die Soldaten!" rief er.

„Hoch! hoch!" schrieen die Anwesenden.

„Um Gottes willen, thu es nicht!" rief Hahn, der noch von allen der Nüchternste war, indem er Delvens Hand zurückstieß.

„Gib Raum!" ächzte der Secretär. „Ich frage den Teufel nach Dir — nach Danckelmann und sonst wem — ich will ins Feld rücken — hier, mein Handgeld her, Sergeant!"

Ohne einen Augenblick zu zaudern, hatte der listige Werber seine Börse hervorgezogen, das Geld funkelte durch die Maschen, einige dicke Münzen rollten in die Hand des Sergeanten und blitzschnell drückte er sie dem sinnlosen Delven in die seinige.

„Halt ein!" rief Hahn — aber schon hatte Delven im Taumel die Geldstücke umklammert.

„Geworben!" rief der Sergeant. „Trommler, den Wirbel!"

Ein neuer Anschlag erfolgte — die Stimmen brüllten einige Lebehochs und der Sergeant rief mit donnerndem Tone: „Hinter die Linie, Geworbner!"

„Ich — hinter die Linie?" rief Delven. „Ich bin ja zu Euch getreten als Corporal!"

„Schafft Geld herbei. Für einen Corporal vom Barfußischen Regimente erhalte ich fünfzig Thaler, her damit!"

Großen Gemüthsbewegungen, Erschütterungen und plötzlichem Wechsel weicht die Trunkenheit. Delven ward mit einem Schlage nüchtern. Mechanisch fuhr seine Hand in die Tasche — und wenige Thaler fand er hier in den Tiefen seiner weiten Beinkleider; von der Durchsuchung dieser leeren Behälter fuhr die Hand in die Haare, der Mund öffnete sich und die Augen starrten auf den Sergeanten, der sich breitbeinig vor dem Geworbenen spreizte.

„Ich habe nichts bei mir!" stammelte Delven, der jetzt erst seine gefahrvolle Lage vollkommen einzusehen begann. „Ich habe einen tollen Streich begangen — laßt mich los!"

Er machte eine heftige Bewegung, aber die Hände der Soldaten legten sich sofort um seine Arme.

„Laßt mich!" schrie der Gepackte. „Ihr habt kein Recht an einen Berliner Bürger?"

„Herbei! knebelt ihn!" brüllte der Sergeant. „Er hat Handgeld genommen, das ist Kriegsbrauch."

Die Menge ballte sich augenblicklich zu einem festen Knäuel ineinander, Drohungen wurden laut, wie stets bei ähnlichen Veranlassungen spaltete sich das Publikum in zwei Parteien: ein Theil war für — der andere gegen Delven.

„Gebt den Berliner frei!" „Schützt den Sergeanten," tönte es wild durcheinander, während Delven wie unsinnig mit den Werbern rang. Die Bewegung in der Menge ward zuletzt so heftig, daß ein Fortschieben des ganzen Menschenhaufens nach der Richtung des Hasenheger-Gebäudes zu, stattfand, die herbeieilenden Stadtknechte vermochten die Mauer nicht zu durchdringen, welche sich um die Hauptdarsteller des Schauspiels bildete. Von allen Seiten, selbst aus dem Leipziger Thor, strömten die Gaffer und Neugierigen auf den Platz.

Das Geschrei war furchtbar, die Gegend mit Menschen überschwemmt, als plötzlich von der Tempelhofer Straße her ein Trupp Reiter erschien und, ohne sich an die Gaffer zu kehren, in das Gewühl hineinsprengte. Die Reiter waren sehr elegant gekleidet. Hohe Stiefel mit Spitzenbesätzen, wallende Federn auf den Filzhüten und kostbares Sattelzeug trugen sie alle zur Schau. Obwohl schimpfend und drohend, wich die Menge doch auseinander, so daß der vorderste Reiter bald an die Stelle gelangte, wo Delven, von den Werbern festgehalten, sich mit seinen letzten Kräften wehrte.

„Hollah! was gibt's da?" rief der Reiter, ein schöner, stattlicher Mann, sein Pferd dicht an die Gruppe bringend.

„Gnädiger Herr," sagte der Sergeant vortretend, „ich habe mit allem Recht, nach Brauch und Sitte, gegen Handgeld diesen Rekruten geworben für kurfürstlichen Dienst, er will nicht mitgehen, da er doch mein ist, und ein Theil der Leute will ihn gewaltsam befreien." — „Laßt den Mann los," rief der Reiter.

Delven wurde freigelassen und trat aus dem ihn umgebenden Kreis dem Reiter gegenüber, dieser zuckte heftig und riß den Zügel seines Pferdes, daß es sich hoch aufbäumte.

„Ha! Ihr seid es, Monsieur Delven?"

„Herr von Wartenberg!" rief der Secretär, den Reiter erkennend, mit einem Ausbruche des Schreckens.

„Hat man Euch endlich, Patron?" rief Wartenberg höhnisch. „Dichter! Satyriker! Intriguant! Ihr seid am rechten Orte. Habt Ihr das Handgeld redlich gezahlt," wendete er sich zu dem Sergeanten, „so haltet den Burschen fest. Niemand darf ihn Euch streitig machen. Ich stehe dafür ein. Seine kurfürstliche Durchlaucht werden den gerechten Ansprüchen, die Ihr an den Geworbenen habt, Geltung verschaffen, wollte man ihn Euch entreißen."

„Ihr rächt Euch herrlich," rief Delven, wild lachend. „Wir treffen uns noch, Freiherr von Wartenberg."

„Ich erwarte Euch," höhnte der Freiherr.

Die Menge nahm Partei für den Gefangenen, sie pfiff und schrie, alles drängte gegen die Reiter.

„Auseinander! im Namen des Kurfürsten!" rief Kolbe.

Schon hatten die Stadtknechte sich Bahn gebrochen, der fast ohnmächtige Delven ward leicht bewältigt; ihre Rosse anspornend, machten die Reiter sich schnell Platz und mit starken Sätzen aus dem Knäuel gelangend, trabten sie auf das Leipziger Thor zu, während die Soldaten und die Stadtknechte ihren Fang trotz der Angriffe und Drohungen des Haufens in Sicherheit brachten. Den Secretär verließ seine Besinnung; als er erwachte aus der Betäubung, befand er sich im Hofe des Lagerhauses, seine Umgebung war ein Trupp wilder und roher Bursche. Alle diese Leute hatten Handgeld empfangen. Sie sollten am nächsten Tage unter sichrer Bedeckung zu ihren Regimentern gebracht werden.

(Fortsetzung folgt.)

Hundecharaktere.

Von Oberförster **Adolf Müller.**

VI. Der Pudel.

Bekannt wie sein Name ist seine Gestalt, sein Aeußeres. Aber unter diesem gewöhnlich schwarzen oder weißen, zottigen Kleide mögen wohl viele eher Plumpheit und Mißgestaltung, als den ebenmäßigsten Körper aller Hunderacen suchen. Zwar bleibt es dem tiefer beobachtenden Blicke nicht fremd, daß diesen raschen, gewandten Bewegungen, dieser Anstelligkeit und diesem heiteren Wesen auch eine ebenmäßige Dehnsamkeit und Geschmeidigkeit der Gliedmaßen, eine allseitige Gleichmäßigkeit des ganzen Körpers dienstbar sein muß. Und in der That! so ist es. Kommt unserem prüfenden Blicke doch schon die Modesucht des Scheerens zu Hilfe, welche unserem lebendigen Kauze oft die phantastischsten Formen verleiht und nicht selten die Hälfte bis drei Viertel seines Körpers dem Auge bloslegt. So zeigt uns schon seine Bedeutsamkeit der Kopf, der, sonst in der dichten, überhängenden Wolle versteckt, Augen und Form dem Blick entzieht, und durch diese Vermummung das Thier eher einfältig als geistig begabt erscheinen läßt. Die wohlgeformte Schnauze erscheint wider Erwarten schlank, länglich, und das kluge Auge schaut uns, von dem beschatteten Geflocke befreit, hell und munter entgegen; über dem Auge wölbt sich vielversprechend die Stirn. Dabei ziert ihn der schönste Behang, denn dieser ist breit, lang und dabei noch mit der Decoration gekräuselter Haare geschmückt, welche beim sogenannten Schnürenpudel bis zur Erde reichen. Der Rücken und die Lenden erscheinen schön gerundet und kräftig geformt, die Rippen regelmäßig gewölbt und die Läufe eben so schlank und gerade, als sehnenstark. Ausgezeichnet ist das feine Sprunggelenk sammt den gutgebildeten Pfoten mit den anliegenden Zehen. Der breiten, ebenmäßigen Brust entspricht in gleichem Grade die kräftige, helle Stimme, wie seine bewegliche, wenig gekrümmte Ruthe von der Lebhaftigkeit seines Geistes zeugt. Und in diesem gut gebildeten Körper schlägt ein reges Herz voller Frohmüthigkeit und großer Treue, ein Thierhumor, der seines Gleichen nicht findet.

Wie sich das „pudelnärrische Ding" gleichsam mit einem Sprunge der Jovialität in die menschliche Gesellschaft einführt, eben so schnell erwirbt es sich durch Anhänglichkeit, große Gelehrigkeit, der hundertfache Künste, Tändeleien und kleine Dienste entspringen, sowie das frohmüthigste Wesen von der Welt sein freies Bürgerrecht bei jedem Thierfreunde. Wir übergehen die verschiedenen Behandlungsarten, wie man dem aufgeweckten Lockenkopfe alle die bekannten Kunststücke des fertigsten Apportirens, des Tanzens, Aufwartens, Exercirens und Trommelns, des Schiebkarrenziehens, des Stock- und Reifspringens rc. beibringt, weil dies alles außer dem Bereiche unserer Schilderungen liegt; aber wir können nicht umhin, auf das Verkehrte, ja Lächerliche einer Lehrmethode aufmerksam zu machen, die leider noch so vielfältig bei dem begabtesten unserer Hausfreunde angewendet wird. Es ist dies die sogenannte Parforcedressur mit ihrer unvermeidlichen Begleiterin, der Prügelstrafe. Die letztere erzielt bei unserem Thiere gerade das Gegentheil von dem, was beabsichtigt wird. Denn Gewaltmaßregeln können jedes frohmüthige Wesen nur niederdrücken, verwirren und alles das dem Thiere gründlich verleiden, wozu es sich selbst von Natur hinneigt. Ein freundlicher, spielender Unterricht von frühester Jugend an fördert den heiteren Pudel ungemein besser in allem, womit er überhaupt die menschliche Gesellschaft unterhält und bedient, als eine Methode, womit sich ihr Anwender von vornherein dem Schüler als ein mürrischer Gewalthaber gegenüberstellt. Wie oft ist es mir bei solchen empörenden Lärmscenen klar geworden, auf welcher Seite der wahre Unverstand sich geltend machte, und wie das Bild des „Herrn der Erde" von dem des Thieres in Knechtgestalt beschämend genug überragt wurde. Noch jüngst sollte ich Zeuge sein, daß ein Pudel das Gerechtigkeitsgefühl des Schulknaben weit übertreffen kann und dessen Unverstand an den Pranger zu stellen vermag. In einer Straße Leipzigs gewahrte ich einige Knaben mit einem Pudel beschäftigt. Einer der Jungen, der sich dem Thiere als Lehrmeister mit gebieterischer Stimme, aber daneben auch mit einem Stück zusammengelegten Butterbrotes in der Hand aufgeworfen hatte und dem der wache Hundekopf in Erwartung der appetitlichen Belohnung alle möglichen Kunststücke producirt hatte, wollte das brave Thier zu guterletzt noch zum Besten halten dadurch, daß er ihm den Bissen vorenthielt. Aber eben, als der Knabe das Stück Brot in die Tasche schieben wollte, faßte der Pudel dessen Arm und hielt ihn fest, worauf die übrigen Knaben, statt die Klugheit des Hundes gegenüber dem Unverstande ihres Kameraden verdientermaßen zu Ehren kommen zu lassen, in bübischem Uebermuthe die Stöcke hoben. Hier nun trieb es mich, rasch einzuschreiten, wodurch der treffliche Pudel zu seinem Rechte und dem — Butterbrote kam.

Unser Pudel ist sich des Verständnisses vieler Erscheinungen wie besonders seiner selbst wohl bewußt. Er sieht in dem Menschen seinen Herrn und nach Umständen seinen Freund, dessen Hilfe er bedarf und dessen geistiger Kraft er sich zu unterwerfen, als eine Nothwendigkeit wohl eingesehen hat. Aber es zieht ihn auch entschieden mehr zum Menschen, als zu den Hunden. Er fühlt sich am wohlsten im Umgang und Austausch mit der menschlichen Gesellschaft. Diesen Hang nach Beschäftigung und Umgang mit dem Menschen begleitet gewöhnlich großes Zutrauen und Liebe. Aber diese Liebe ist anderer Natur als z. B. die des Pommers oder des Bullenbeißers. Sie kann dem oberflächlich Beobachtenden und vorschnell Urtheilenden vielfach wankelmüthig und flatterhaft erscheinen, und ist es im Grunde doch nicht. Niemals ist der wahre Pudel einseitig und langweilig. Sein Wesen ist zu elastisch, offen, empfänglich, frei- und frohmüthig, um sich je, so zu sagen, hinter einem planmäßigen, starren Ernste des Dienstes zu verschanzen, seine Mienen in die Falten einer pedantischen Berufspflicht zu legen. Sein Humor hält ihn zu sehr auf einer gewissen freien, glücklichen Höhe des Temperamentes, als daß er auch bei den strengsten Dienstverrichtungen nicht ein gewisses leichtes, gefälliges Wesen behielte. Der eben aus dem Drehrade an einer Feueresse entlassene Pudel ist allsogleich zu den unterhaltendsten Späßen und Spielen bereit und knurrt nimmer mißmuthig bei den verschiedensten Anmuthungen und Forderungen, die an ihn gestellt werden, gleichwie es nur zu leicht der ernste Pommer thut. Der Pudel hat so zu sagen, eine viel bessere Lebensart als der Pommer, ja als alle Hunde. — Vermöge dieses schmiegund biegsamen Wesens — das freilich bei verzogenen Individuen auch in die sogenannte „Kalfakterei" ausartet — macht er sich ebenso beliebt bei der academischen Jugend,

„Er, der Studenten trefflicher Scholar,"

als nützlich bei dem Handwerker, treu begleitend und gehobenen Muthes bei den Soldaten im Felde, fördernd und unentbehrlich bei dem wandernden Volke der Zigeuner und belustigend für die Kinder des Augenblicks, er selbst ein Kind des Augenblicks. Wie eitel-stolz präsentirt er sich nicht in einem neuen Halsbande der spazierenden Welt, vor seinem Herrn auf hohem Kothurn seiner Vorderläufe einherschreitend. Eines Schmuckes ist sich nur ein Pudelgemüth be-

wußt; nur dies scheint ferner den gehobenen Moment zu kennen, seine Kunst vor einem ansehnlichen Zuschauerkreise zu bewähren, der es nie verwirrt wie andere Hunde, sondern im Gegentheile anfeuert, erhebt und kräftigt. Ja, in menschlicher Gesellschaft fühlt sich der Pudel geistig eben so sehr in seinem Elemente und noch einmal so geschickt in der Bethätigung seines menschlichsten Thiercharakters, wie



„Ein pudelnärrisch Thier".

Originalzeichnung von C. F. Deiker.

leiblich wohl als ursprünglicher Wasserhund im Wasser. Wenn die Dogge, der Bullenbeißer und der Pommer nur ihren Herrn und das, was ihn angeht, kennen und beachten, so muthet den Pudel alles, was allgemein menschlich ist, an. In ihm spiegeln sich daher auch kraft seines großen Auffassungs- und Nachahmungsvermögens die Licht- und Schattenseiten der menschlichen Gesellschaft mehr wie in jedem anderen Thiercharakter ab. Der Pudel kann in seinen Ausartungen lügnerisch, diebisch, bis zum Kriechen unterwürfig, launisch, ein Feinschmecker und voller Schmarotzerei sein. Aber diese Erscheinungen sind, wie gesagt, Ausartungen. Das unverdorbene Thier ist sich eben so sehr seines Werthes bewußt, als es kriechender Schmeichelei abhold, von wahrem Muthe und warmer Treue beseelt sein kann und durch ruhige Würde seine Freundschaftsbezeigungen kundgibt. Einen Grundzug in ihm vermag selbst die verkehrteste, unmenschlichste Erziehung nicht zu verwischen, nämlich die Gutmüthigkeit. Alles Mögliche mag eine Pudelnatur in der Zucht der Schule annehmen; zu einer Menschenhatz kann dieselbe nie und nimmer gebracht werden. Den Anhetzenden sieht der Pudel groß und fragend an, als ob er sagen wollte: Du führst mich gegen Deinesgleichen! Man wende mir hier nicht ein, daß tapfere Pudel existiren, daß es solche gegeben, die ihren Herrn muthig bis in den Tod vertheidigt. Das alles weiß ich und werde es auch durch ein berühmt gewordenes Beispiel belegen. Aber diese Regungen sind freiwillige, aus dem warmen Gemüthe des Thieres entsprungene, nicht aber solche, die das Commandowort hervorzurufen oder die die Dressur einzuimpfen vermag. Unser Thier kann oft große Treue und rührende Anhänglichkeit seinem Herrn und dessen Angehörigen, die es bald als solche kennt, bewähren; aber die Achtung, die es

vor allem, was Mensch heißt, hegt, überragt die Eigenschaft anderer, minder begabter Hunde, die in der Beschützung ihres Herrn und seines Gutes alles andere vergessen, ganz darin aufgehen.

Der Pudel überlegt, er denkt mehr, als jeder andere Hund. Das sieht man, wenn er die Spur seines Herrn sucht. Kein unsinniges Hin- und Herrennen, keine Hast und Hatz erblicken wir an dem Suchenden; hier wechseln sichtbar Ueberlegung und der Gebrauch der Sinne ab. Was der zwar guten, aber gerade nicht ausgezeichneten Nase abgeht, will das durch den lockigen, dichten Ueberhang oft behinderte, keineswegs aber schlechte Gesicht gut machen, und was diesem unerreichbar, strebt das kluge Thier durch die That der Ueberlegung, in welcher es sein ungemeines Ortsgedächtniß weidlich unterstützt, zu erringen: — es steht still, in sich gekehrt, wendet um und untersucht von neuem, zieht Quer-, Kreuz- und Kreislinien, läuft in vom Herrn oft besuchte Häuser und kundschaftet Personen aus, kurz ruht mit Kopf und Gliedern nicht eher, bis es den verlorenen Faden der Spur und endlich den Gegenstand seiner Bemühungen selbst aufgefunden hat. Ein Jauchzen, wie es nur dem offenen Gemüthe eines Pudels entströmen kann, begrüßt dann den vielleicht lang Entbehrten, mühsam und oft weiten Wegs Gefundenen, ein Jauchzen, ähnlich wie wir es vernehmen können, wenn das Thier von der über alles verhaßten Kette befreit wird. Seine ganze Ueberlegungsgabe wendet der an die Kette gelegte Pudel an, um sich von der Langeweile, seiner größten Feindin, zu befreien. Schnell hat er eingesehen, daß Zerren und Reißen nichts fruchtet, rasch hat er dem bloßen Stricke durch die Zähne seine fesselnde Gewalt genommen und zu seiner List greift er alsbald, wenn er sich im Halsbande an der verhängnißvollen Kette weiß. Ist das Halsband dann unter Zuhilfenahme der Vorderpfoten mittelst Ziehens vom Leibe ab durch Ueberstreifen über den Behang zu entfernen, so geschieht es auch auf die Gefahr hin, daß ein Stück Lockenhaares sammt der theuren Haut gelassen werden muß. Wie das Feuer flieht dann der Befreite den peinlichen Ort des Zwanges und der Langeweile, um sich der lebendigen Unterhaltung mit Mensch und Thier hinzugeben.

Gleichwie er sich von dem Halsbande durch List zu befreien weiß, steht ihm dieselbe nicht minder zu Gebote, wenn er einen Gegenstand entfernen will, der ihn ärgert oder ihm Betrübniß verursacht hat. Ein Pudel, dessen Lehrmeister zur Dressur des Hundes eine kleine Peitsche kaufte und ihn auf einem Spaziergange mehrmals damit züchtigte, versteckte dieselbe in einer Nische und als sie dort aufgefunden, abermals an einem andern Orte. Man überzeugte sich endlich, daß der Hund das wiedergefundene, verhaßte Züchtigungsinstrument zum dritten Mal von einem Tische nahm, um es nochmals zu verbergen. — Ich kannte einen Pudel, der sich förmlich aufs Lügen verstand. Wollte er aus Langeweile oder aus einem sonstigen Grunde aus der Stube, so sprang er nach der Thüre und war laut, als höre er jemanden auf dem Gange. Durch dieses Scheinmanöver erreichte er nicht selten seinen Zweck, zur Thüre hinausgelassen zu werden. — Ihr, die ihr die Thierseele hartnäckig leugnet und dafür das begriffslose Wort „Instinct" im Munde führt, schaut euch solche Handlungen der Ueberlegung an und laßt euch insbesondere von unserem Pudel eines besseren belehren! —

Geben wir die oben erwähnten Beispiele von der Treue und Anhänglichkeit, welcher der Pudel fähig ist. „Sancho" ist der eine der Hochherzigen, dem die Geschichte ein Gedächtniß bewahrte und die Kunst ein Denkmal gesetzt in seinem eigenen Bilde der rührendsten Zuneigung. Den Hund fand man auf dem Grabe seines in der Schlacht bei Salamanca gefallenen Herrn. Man konnte ihn erst dann von der Stelle weglocken, als er von Gram und Sorgen ganz abgemagert war. „Allmählich gewöhnte er sich an seinen neuen Herrn, den Marquis von Worcester, allein er zeigte nicht die feste Zuneigung eines Pudels, achtete aber auf seinen Befehl und konnte manche kleine häusliche Verrichtungen besorgen. Bisweilen zeigte er eine gewisse Lebhaftigkeit, allein öfters schien er an seine frühere innigere Freundschaft sich zu erinnern." — — „Ein anderer Pudel nimmt eine interessante Stelle in der Geschichte des spanischen Kriegs ein. Er gehörte einem französischen Officier, welcher in der Schlacht bei Castella gefallen war. Die Franzosen mußten sich, ehe sie ihre Todten bestatten konnten, zurückziehen, versuchten aber den Liebling des Regiments mitzunehmen; er konnte jedoch von dem Leichnam seines Herrn nicht getrennt werden. Als später einige Soldaten über das Schlachtfeld gingen, entdeckte einer davon das Kreuz der Ehrenlegion auf der Brust des gefallenen Officiers und wollte es wegnehmen, aber der Hund stürzte wüthend auf ihn zu und ließ ihn nicht eher los, bis ihn das Bajonet eines andern Soldaten niedergestreckt hatte."

Um die ganze Höhe der Intelligenz des Pudels überblicken zu können, muß man sein Mienenspiel beobachten in Freud und Leid. Er kann, wie mit der Stimme, so auch mit seinen Augen, mit seiner ganzen Physiognomie jauchzen; aber nicht minder erscheint der Spiegel seiner Seele tiefumflort, ja bittend, wenn Leid und Schmerz in ihm wohnen. Gewiegte Thierärzte haben ausgesagt, daß kranke und verwundete Pudel und ihre Verwandten, die Spaniel, bei der ärztlichen Behandlung menschlichen Ausdruck in Mienen und Bewegungen annähmen. Obwohl sie sich leicht der Behandlung unterwürfen, verfolgten sie tags über doch beständig den Arzt mit traurigen, bittenden Blicken, nachts beunruhigten sie ihn aber mit erbarmungswürdigem Geheul. Ich kann aus eigener Erfahrung bestätigen, daß der leidende oder betrübte Pudel tief seufzt und leise jammert. Gewiß, er ersteigt die höchste Stufe thierischen Seelenlebens, wie es ein Beispiel, welches der sinnige Beobachter Scheitlin anführt, trefflich beweist, mit welchem unsere Charakterzeichnungen der Hunde in dem Bilde ihres vollkommensten Vertreters schließen mögen. „Pferde und Hunde," sagt der geistvolle Thierkenner, „scheinen unter allen Thieren am ersten erschreckt werden zu können, der Pudel kann sogar erstaunen, d. h. es kann seine Beurtheilungskraft plötzlich stillgestellt werden. Ein Pudel verfolgte einen Raben auf einer Wiese. Der Rabe stellt sich gegen ihn, auf einmal ruft er den Hund an: „Spitzbube, Spitzbube!" — erschrocken fährt der Hund zurück, sein Verstand stand ihm still: ein Thier, ein Vogel und — eine Menschenstimme!"

Russisch-preußische Grenzbilder. Von Otto Glagau.

III.

Ausflug über die Grenze. — Die Packeningker. — Controlle des Grenzpasses. — Der Convoi nach der Tomoßna. — Zollrevision. — Die gefährlichen Papiere. — Georgenburg. — Der wegbahnende „Bocher." — Russische Officiere. — Der schlaue Controleur. — Glücklich wieder in Preußen.

Es gelüstete mich, einen kleinen Ausflug nach Georgenburg, der nächsten russischen Stadt, zu machen. Also ließ ich mir am nächsten Tage von der Polizeiverwaltung zu Schmalleningken einen sogenannten Grenzpaß ausstellen. Ein solcher Paß ist für 8 bis 14 Tage und nur für den Grenzverkehr gültig, und man darf sich mit ihm höchstens drei Meilen ins Land wagen. Dann miethete ich mir einen Wagen, und der Besitzer, ein litthauischer Bauer, fuhr mich selber. Es war ein pfiffiger, umsichtiger Bursche, und ich ließ mich von ihm über Schmuggel und Schmuggler unterrichten.

Der Schmuggel ist für die Grenzbewohner noch immer ein Erwerbszweig, wenn er zur Zeit auch nur noch im kleinen betrieben wird. Namentlich widmen sich ihm Juden und Losleute; letzteres sind Arbeiter, die keinen Grundbesitz haben, sondern bei den Bauern zur Miethe wohnen. Mag der Nasaratl die Grenzlinie auch noch so häufig abpatrouilliren, mag der Strasznik auch noch so gewissenhaft und wachsam sein: es ist unmöglich, die Schmuggelei ganz und gar zu verhindern, und wenn die an sich schon so große Zahl der Wächter verdoppelt und verdreifacht würde. Selbst bei Tage ist die Aufsicht schwierig, wie viel schwieriger bei Nacht! Und die Nacht ist die eigentliche Zeit, wie für den Dieb und den Räuber, so auch für den Schmuggler. Er haßt Mondlicht und Sternenschein, seine Wonne sind dunkle, regnerische, stürmische Nächte. In solchen Nächten, wo man nicht die Hand vor Augen sehen kann, wo Regen und Sturm jedes Geräusch verschlingen, lauern die Packeningker — wie die Schmuggler von den Packen mit Contrebande heißen, die sie auf dem Rücken tragen — hinter einem Gebüsch auf den Moment, wo der Strasznik sich einige Schritte entfernt. Auf Händen und Füßen, im Gänsemarsch immer einer hinter dem andern, setzen sie

sich nun lautlos in Bewegung, indem sie bei jedem verdächtigen Ton innehalten und den Athem einziehen. Nur im äußersten Nothfall werfen sie die Waaren von sich und ergreifen die Flucht; sonst suchen sie den Straznik einzuschüchtern oder unschädlich zu machen. Die preußischen Beamten kümmern sich um den Schmuggel nach Rußland nicht; sie haben nur darauf zu sehen, daß die Schmuggler sich auf preußischem Boden nicht mit geladenen Gewehren betreten lassen.

Es wird jedoch nicht nur bei Nacht, sondern auch bei Tage geschmuggelt. Die Grenzbewohner hüben und drüben — Hirten, Feldarbeiter, Fischer 2c. — reichen sich zum Schmuggel die Hände. Fast jeder Reisende schmuggelt oder wird zum Schmuggeln angeworben; wegelagernde Juden, denen er ganz unbekannt ist und die ganz seiner Ehrlichkeit (!) vertrauen müssen, zwingen ihm hüben kleine Quantitäten von Kaffee, Thee, Zucker 2c., Tücher oder Zeuge auf; und drüben erwarten ihn schon andere Israeliten und nehmen ihm die Waaren ab. Die Person des Reisenden wird nicht durchsucht oder doch nur oberflächlich; aber auch Leute, die täglich über die Grenze spazieren und den Beamten als professionelle Schmuggler bekannt sind, wissen, obgleich sie bis aufs Hemde visitirt werden, doch jedesmal etwas durchzuschmuggeln. Der Hauptartikel der Contrebande ist Spiritus, weil er mit dem höchsten Eingangszoll belastet ist; er wird in Schweinsblasen gefüllt und diese unterhalb des Fuhrwerks aufgehangen. Auch sind die Wagen und Schlitten mit einem doppelten Boden versehen und dazwischen verbirgt man die Waaren. Genug, der Schmuggel hat tausenderlei Wege und Listen, und werden die alten verrathen, weiß er immer neue zu erfinden.

Aber der Schmuggel, der längs der Grenze alle Kreise und Schichten der Bevölkerung durchzieht, hat auch diese bedenklich corrumpirt und läßt unter ihr alle Laster und Verbrechen emporwuchern. In den Grenzdörfern verbergen sich stets Ueberläufer, Vagabunden und anderes Gesindel, und das Eigenthum ist hier gefährdeter, als in den berüchtigtsten Großstädten.

„Wer den russischen Boden betritt, ist Arrestant!" äußerte gestern scherzend der Nasaratl. Aber es ist thatsächlich nicht anders. Jedem Reisenden wird an der Grenze der Paß abgenommen und er darauf unter Bedeckung nach der nächsten Tomoßna oder Zollkammer transportirt. Diese befindet sich von der Barriere Paßwanten nicht weniger als 2 Meilen entfernt, nämlich erst in Georgenburg. Wenn es dem Beamten beliebt — und dem jetzigen Nasaratl soll es öfters belieben — so müssen die Reisenden, wenn sie auch nur in dem hart neben dem Wachthause liegenden Dorfe Geschäfte haben, zunächst nach Georgenburg wandern, also hin und zurück einen Weg von 4 Meilen machen, ehe sie das Ziel ihrer Reise betreten dürfen.

Der Controleur, der unsre Pässe abnahm, unterschied sich sehr unvortheilhaft von seinem Vorgesetzten, dem Nasaratl, der heute nicht einheimisch war. Er schien durchaus ein Trinkgeld haben zu wollen, was er durch die wunderlichsten Manöver zu verstehen gab.

„Sie wollen also g l e i c h fahren?" fragte er mich in gebrochenen Deutsch. — „Gewiß!" antwortete ich.

„Es sind aber nur noch ein paar Mann in der Wachtstube; wir haben heute schon viele Convois gegeben — — —"

Er hielt inne, lächelte verschämt und klopfte mir vertraulich auf die Schulter. Ich verstand ihn sehr gut, nahm aber die Miene an, als ob ich ihn nicht verstände.

„Sie werden warten müssen" — — — fuhr er fort und blickte mich wieder mit bedeutungsvollem Grinsen an. — Warten Sie eine Stunde — vielleicht auch zwei — —"

„Wenn es sein muß, will ich warten; aber ich meine, Wagen und Reiter sollen gleich abgefertigt werden."

„Wenn ich aber kein Convoi habe — — —"

„Nun gut, dann muß ich warten."

Worauf ich ganz unbefangen ihm gegenüber Platz nahm. Es entstand eine lange Pause. Er fuhr fort, mir zuzulächeln und zuzuzwinkern, schüttelte den Kopf und streckte sogar die hohle Hand gegen mich aus. Da ich ihn aber immer wieder nur verwundert ansah, gab er endlich die Hoffnung, mir etwas zu entlocken, auf und rief zur Thüre hinaus. Bald darauf trat ein Soldat in das Bureau, mit einer Flinte bewaffnet; der Controleur übergab ihm die Pässe, und wir konnten unsre Fahrt fortsetzen.

Als ich im Vorbeigehen einen Blick in die Wachtstube warf, konnte ich mich überzeugen, daß es an Soldaten keineswegs fehlte. Fußreisende müssen allerdings verziehen, bis eine bestimmte Anzahl beisammen ist; Reiter und Wagen sollen dagegen, wenn noch Mannschaft vorhanden, ohne Verzug ein Convoi erhalten. Der Reiter ist genöthigt, so langsam zu reiten, daß der Soldat bequem neben ihm hergehen kann. Begleitet dieser ein Fuhrwerk, so steigt er, wenn noch ein Platz übrig, mit hinauf; wo nicht, wird er von der Station beritten gemacht.

Mein Convoi setzte sich also neben den Kutscher. Es war ein schmächtiger, nicht mehr junger Mann, der all unsre Fragen mit Kopfschütteln und abgebrochenen Lauten beantwortete. Als ich ihm aber ein Fünfzehnkopekenstück bot, verstand er mich sofort und begann nun lange Geschichten zu erzählen, die mein litthauischer Wagenlenker einigermaßen errieth und mir verdolmetschte. Jener erzählte, daß er aus dem Gouvernement Woronesch, also mehrere hundert Meilen weit, zu Hause sei; daß er, wie die Litzen auf seinen Aermeln bezeugen, bereits sieben Jahre diene, und erst nach weitern drei Jahren entlassen werde, welchem Augenblick er mit großer Sehnsucht entgegensehe, denn er besitze daheim einen Bauerhof nebst Weib und Kind; die Löhnung sei sehr knapp, er habe stets Hunger und noch mehr Durst. Er ging in seiner Vertraulichkeit so weit, daß er mir seine Flinte zur Besichtigung bot, sie dann auseinander schrob, ihre Construction an den einzelnen Theilen erläuterte und eine Patrone öffnete.

Wenngleich die Gegend bei Schmalleningken auch sandig und unfruchtbar ist, so nimmt die Landschaft mit dem Ueberschreiten der Grenze doch sofort einen ungleich tristeren und armseligeren Charakter an. Weite Strecken Landes liegen völlig unangebaut da, man stößt nur hin und wieder auf kleine Herden weidender Kühe und Schafe, und diese sind von jämmerlicher Beschaffenheit. Auch die Dörfer und Weiler werden seltener, und die elenden Hütten, meist nur von Lehm, oft sogar von Torf erbaut, gleichen kaum noch menschlichen Wohnungen.

Die unchaussirte Straße führte jetzt durch einen langen Nadelwald, wo wir einen starken Trupp von Fußreisenden beiderlei Geschlechts einholten, die gleich uns nach der Tomoßna escortirt wurden. Die Mehrzahl bestand wieder aus Dzimken in allen Altersstufen; singend und lärmend schwankten und stolperten sie einher, alle von Schnaps trunken.

„Sieh mal," sagte mein Fuhrmann — die Litthauer haben in ihrer Sprache kein „Sie," und nennen auch, wenn sie deutsch sprechen, Jedermann „Du" — „sieh mal," sagte er, als ich ihn darauf aufmerksam machte, „der Branntwein ist in Rußland sehr theuer, deshalb haben sich die Leute an der Grenze noch eine Güte gethan."

An der Spitze der Schar marschirte ein Soldat, und ein zweiter schloß den Zug. Dieser hatte viel Mühe, um seine Pflegebefohlenen vorwärts zu bringen; den meisten wurde das Gehen schon sehr sauer, ja einige sanken zu Boden und mußten erst durch Püffe und Schläge wieder aufgerüttelt werden. Zwei oder drei konnten endlich nicht mehr von der Stelle und blieben wie todt liegen, aber der Soldat wußte sich zu helfen; er ließ sie von ihren noch rüstigen Kameraden auf die Schultern laden und so fortschaffen.

Im Walde, auf der Hälfte des Weges nach Georgenburg, befand sich ein neues Wachthaus, wo Halt gemacht und die Convois gewechselt wurden. Hier, eine Meile von der Grenze, ist nämlich ein zweiter Zollcordon eingerichtet, und wenn die Schmuggler den ersten glücklich passirt haben, bleibt ihnen noch dieser zu durchbrechen. Ja in Georgenburg ist wieder noch ein Detachement von Grenztruppen zum Nachsetzen und Verfolgen der Schmuggler aufgestellt, so daß sie durch eine dreifache Kette schlüpfen müssen. Man hat hiernach eine Vorstellung, welch eine Armee von Truppen allein die Grenzsperre nöthig macht; und es ist einleuchtend, daß der größte Theil der Zolleinnahmen zum Unterhalt der Grenzbesatzung verbraucht wird. Aber die russische Regierung bleibt hartnäckig bei ihrem System; sie hält auch, nachdem preußischerseits fast die ganze Einfuhr freigegeben, die gangbarsten Artikel mit den höchsten Zollsätzen belastet, und hat nur für einige Dinge, namentlich Holz, Pelz und Schnupftabak, freie Ausfuhr verstattet. Selbstverständlich geschieht das weniger aus volkswirthschaftlichen als aus politischen Gründen.

Auf dem Hofe der Tomoßna zu Georgenburg, einem ganz stattlichen und modernen Gebäude, fand nun die eigentliche Zollrevision statt. Wir mußten absteigen, und der Wagen wurde von oben bis unten durchwühlt. Dann wandte sich einer der Beamten, die das Geschäft vollzogen, an mich und fragte: „Haben Sie Papiere?"

Man hatte mich in Schmalleningken gewarnt, keinerlei Geschriebenes mitzunehmen, weil mir das Ungelegenheiten bereiten könne; doch ich hatte diesen Rath unbeachtet gelassen und etliche lose Blättchen mit Bleistiftnotizen zu mir gesteckt.

„Nein!“ antwortete ich.

„Lassen Sie mich sehen,“ sagte er, und machte Miene, mir in die Tasche zu greifen.

Ich verhinderte ihn daran, indem ich die Notizzettel hervorzog und sie ihm darreichte.

„Was ist das?“ rief er und begann mit seinem Collegen eifrig zu studiren.

Ich merkte jedoch bald, daß meine nicht sehr deutliche Handschrift ihm ein Gewirr von Hieroglyphen blieb.

„Ich muß diese Papiere mit mir nehmen und dem Kammerdirector vorlegen,“ erklärte er.

„Wie es Ihnen beliebt! Sie mögen sie ganz behalten; es liegt mir nichts daran.“

Meine Gleichgültigkeit schien ihn zu beruhigen.

„Reisen Sie in Geschäften oder zum Vergnügen?“ begann er wieder. — „Zum Vergnügen.“

„Und was haben Sie hier notirt?“

„Adressen von Bekannten und Gasthöfen, allerhand Ausgaben und was dergleichen Notizen auf einer Reise mehr sind. Soll ich es Ihnen vorlesen?“

„Bitte, lassen Sie nur! Hier haben Sie die Blätter zurück. Aber ich rathe Ihnen, wenn Sie wieder nach Rußland kommen, bringen Sie keine Papiere mit.“

Jetzt waren wir frei und durften unseres Weges gehen; aber die Pässe blieben auf der Tomoßna und wurden uns erst bei der Rückfahrt dort ausgehändigt; denn man wird in Rußland ohne Paß ebensowenig heraus- wie hereingelassen.

Georgenburg, gleichfalls am Niemen gelegen, der von hier bis Kowno wirklich an Schönheit der Ufer mit dem Rhein wetteifert, gehört der Fürstin Wassilowitsch, die auch hier ein hübsches Schloß hat. Die Stadt ist ganz von Holz erbaut und etwas weniger schmutzig als ein polnisches Judennest, aber mit Juden ebensoreich gesegnet. Es gibt hier nicht weniger als drei Synagogen, von denen eine der Familie Feinburg in Kowno gehört, die sich durch Reichthum und durch Wohlthätigkeit gegen ihre Glaubensgenossen auszeichnet. Sie vertheilt gegen 2000 Thlr. jährlich an die Armen. Alle Handwerker in der Stadt sind Juden, alle Kaufläden, Schänken und Gasthäuser befinden sich in den Händen von Juden. Vor allen Thüren saßen, aus allen Fenstern guckten jüdische Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen, stierten mich neugierig an und verfolgten mich mit ihrem Geschrei, bei ihnen einzutreten und irgend etwas zu kaufen. Auf den Gassen spielten und wälzten sich ganze Rudel von Judenkindern, theilweise nackt, theilweise mit einem Hemde bekleidet; und alle streckten bettelnd die Hände aus. Alsbald war ich von einer Schar von zerlumpten Alten, Kranken und Krüppeln, lauter Juden, umringt, und zwanzig andere, Kinder und Erwachsene, wieder Juden, boten mir die verschiedensten Dienste an. Ich wußte mir endlich nicht anders zu helfen als dadurch, daß ich einen krausköpfigen „Bocher“ von etwa fünfzehn Jahren engagirte, der mir gegen ein Trinkgeld freie Bahn schaffen sollte. Mit großem Geschick und bestem Erfolg entledigte er sich dieser Aufgabe. Wie ein Herold schritt er vor mir her, indem er, einen Knittel schwingend, mit diesem die andrängende Menge zurückscheuchte, und dazu rief er mit schriller Stimme und in einem fort: „Laßt den Herrn zufrieden! Der Herr ist mein! Er wird geben mir! Euch gibt er nischt!“

In diesem Aufzug gelangte ich nach dem ersten Gasthof.

„Was gilt der Rubel in Preußen?“

Mit diesen Worten bewillkommnete mich der jüdische Gastwirth. In der That ist der preußische Cours des Rubels für jeden Geschäftsmann in Rußland eine Lebensfrage, denn er macht seine Einkäufe und Verkäufe zum größten Theil in Preußen.

Im Gastzimmer saßen einige Officiere von dem hier garnisonirenden Uralischen Regiment. Ein junger Lieutenant, der nur russisch sprach, ließ mich durch den Wirth fragen, ob ich mit ihm eine Partie Billard spielen möchte, und ich ging es gerne ein. Wir maßen unsere Talente auf dem alten gebrechlichen Billard: ich spiele schlecht, aber mein Gegner spielte noch schlechter, und so gewann ich die Partie. Ein dicker Hauptmann trat nun an seine Stelle und spielte mit einer Eleganz und Sicherheit, die mich in Verwirrung und Beschämung setzte. Er war aus den russischen Ostseeprovinzen gebürtig, des Deutschen vollkommen mächtig und besaß eine leichte und gefällige Unterhaltungsgabe.

Nach einer Weile gingen die Officiere davon; einige hatten wenig, andere gar nicht getrunken. Als ich darüber gegen den Wirth meine Verwunderung äußerte, antwortete er achselzuckend:

„Sind arme Leute. Haben kein Geld.“

„Speisen sie auch hier?“

„Früher, jetzt nicht mehr. Konnten nicht bezahlen, sind mir noch schuldig, borge ihnen nichts mehr.“

„Aber wo essen denn die Herren? Sie sind doch meist noch unverheirathet? Gibt es hier noch ein anderes Speisehaus für sie?“

„Sind alle unverheirathet. Jeder ißt bei sich zu Hause, wenn er was hat, oder bei einem Kameraden. Sie lassen sich das Essen durch ihre Burschen kochen. — Der Hauptmann hat ein großes Vermögen geerbt, aber alles durchgebracht. Wenn der heute Geld gehabt, hätte er gleich mit Ihnen Champagner getrunken.“

Welch trauriges, langweiliges Leben müssen die Herren hier führen! Es gibt in der Stadt nur wenig Familien, mit denen sie verkehren können, und ringsum auf dem platten Lande gar keine; denn die Güter der früher hier wohnenden Edelleute sind in Folge der Insurrection von der Regierung eingezogen, die Besitzer gefallen, geflohen oder verschollen.

Alle geistigen Getränke sind in Rußland dreimal theurer als in Preußen, weil auf ihnen eine hohe Steuer ruht und die Gastwirthe für das sogenannte Patent eine hohe Abgabe entrichten müssen. In jeder Gaststube hängt ein von der Polizeibehörde des Orts revidirter und bestätigter Preiscourant aus, aber die Wirthe kehren sich daran, dem Fremden gegenüber, nicht, sondern fordern, was ihnen beliebt. Dem deutschen Reisenden machen sie die Rechnung stets im preußischen Gelde; doch thut man gut, sich mit russischer Münze zu versehen, weil man damit bei dem jetzigen Stande des Rubels 15—20 Procent erspart.

Mit Sonnenuntergang hört der Grenzverkehr auf, deshalb mußten wir mit der Heimfahrt eilen, und wirklich erreichten wir noch vor Thoresschluß den Schlagbaum, an welchem jetzt ein großer Andrang herrschte, denn all diese Fuhrwerke und Fußgänger wollten noch nach Preußen hinüber. Der Controleur lugte zum Fenster und mich erblickend rief er mit seinem alten Grinsen:

„Sie kommen sehr spät, mein Herr.“

„Nicht zu spät!“ antwortete ich und schickte den Kutscher mit den Pässen hinein. Alsbald kehrte dieser zurück und meldete mit verstörtem Gesicht: „Die Pässe sollen nicht in Ordnung sein. Du möchtest zum Controleur kommen.“

„Sehen Sie her,“ rief mir der würdige Beamte entgegen; „auf den Pässen steht nur das Eintrittsvisum, es fehlt die Austrittsbescheinigung der Kammer.“

„Das ist also ein Versehen der Kammer.“

„Mag sein, aber ich kann Sie nicht passiren lassen; Sie müssen mit den Pässen nach Georgenburg zurück.“

„Sie scherzen?!“ sagte ich lachend.

„Nein, ich kann Sie wirklich nicht durchlassen.“

Ich merkte, er wollte mir durchaus ein Trinkgeld abpressen, aber ich war eben so fest entschlossen, ihm nichts zu geben.

„Sie scherzen?!“ wiederholte ich und lachte noch stärker. — „Oder soll ich zum Nasaratl gehen?“ fragte ich plötzlich ernst werdend.

„Der Nasaratl kann Sie auch nicht durchlassen. Es ist wider das Gesetz.“

Jetzt legte sich der Litthauer, welcher inzwischen hereingekommen war, ins Mittel, flüsterte mit dem Controleur und sagte dann demüthig:

„Nein, nein, wenn der Herr Controleur nicht will, darf er uns nicht durchlassen.“ — Ich lächelte und schwieg still.

„Der Herr findet das spaßhaft,“ meinte nun giftig der Controleur; „der Herr ist wohl zum ersten Mal in Rußland?!“

„Ja, ja,“ bestätigte unterwürfig der Litthauer; „der Herr kennt das nicht.“

Wieder flüsterte er mit dem Controleur und dieser ging endlich, um den Schlagbaum aufzuschließen.

„Was flüsterten Sie mit dem Menschen?“ fragte ich meinen Fuhrmann. — „Ich habe ihm eine Flasche Rum versprochen.“

„Warum das? Ich hätte mich an den Nasaratl gewandt und dieser würde uns schon durchgelassen haben."

„Sieh mal", entgegnete der Litthauer, „wenn an den Pässen wirklich etwas fehlte, konnte uns auch der Nasaratl nicht durchlassen. Das darf er vor dem Controleur nicht. Und ich will es mit dem Manne nicht verderben, denn ich passire öfters die Grenze, und wenn er will, kann er einen immer chikaniren. Darum habe ich ihm die Flasche Rum versprochen, und ich will sie ihm geben — —".

— — — — — — — — — — — —

Ich athmete frei auf, als ich den russischen Schlagbaum hinter mir hatte.

Eine Nacht auf dem Hauptzeitungscomptoir zu Berlin.

(Hierzu das Bild auf Seite 173.)

Hurrah, da stehen sie! meine Frau, meine Kinder auf dem Perron des Potsdamer Bahnhofes, und ich komme mit dem Courierzuge an; Tücherschwenken von ihrer, Hutschwenken von meiner Seite, so rufen wir uns schon von weitem Willkommen! zu. Ich war nämlich in Paris und habe des Wunderbaren, Großen und Schönen gar viel gesehen, nun aber kehre ich zurück, mit rechter Sehnsucht nach dem schönen Daheim, diesem köstlichsten, liebsten Worte der ganzen Sprache, und fühle mich erst wieder wohl bei den Meinen. Où peut-on être mieux, qu'au sein de sa famille? Der Franzose singt's, der Deutsche fühlt's. Nun hatte ich die Meinen wieder, nun ging's an ein Plaudern, ein Erzählen, ein Fragen, ohne der Antwort Zeit zu gönnen, es war wahrhaftig die schönste Illustration, der Text zum dritten Theil von Beethovens charakteristischer Sonate: Les adieux, l'absence et le retour, — wie doch vier Wochen in Paris anstecken! — und als ich sie durch die mitgebrachten Gaben alle erfreut, und endlich wieder ganz in Ruhe zu Hause war, sagte meine Frau plötzlich: „Aber weißt Du, liebes Männchen, was mich gewundert? Von dem Tage Deiner Abreise an erhielt ich statt der vielen Zeitungen, die sonst täglich kommen, nur wenige, und zwar nur die für mich bestimmten; wie geht das zu?" — „Ja, liebes Herz, die andern habe ich in Paris gelesen, habe sie mir nachkommen lassen, aber von morgen früh an werden sie sich alle wieder pünktlich einstellen; ich habe meine Reise und meine Rückkehr dem Zeitungscomptoir der Post angezeigt." „Hast Du so gute Connexionen da?" fragte sie erstaunt. — „O nein, Connexionen und Protectionen gibt es dabei nicht, es genießt jeder diese Vortheile, der nur eben seine einfache Anzeige macht."

Meine Frau war erstaunt darüber, wie es wohl jeder ist, der dies gewaltige Zeitungsgetriebe einmal näher bedenkt und die große Regelmäßigkeit desselben. Was in Berlin gedruckt wird an Zeitungen und Journalen und nach außerhalb geht, was von außerhalb nach Berlin und Preußen überhaupt kommt, diese vielen hunderttausende von täglichen Blättern, alles kömmt in jenem Comptoir zusammen und alles strömt auf tausend Wegen an seinen Bestimmungsort mit einer Regelmäßigkeit, die in der That staunenerregend ist. Ich selbst hatte mir die Frage, wie dies möglich sei, schon vorgelegt, hatte freundlichst die Erlaubniß erhalten, eine Nacht auf der Expedition zubringen zu dürfen, war auch zu verschiedenen Zeiten dort gewesen, um die verschiedene Thätigkeit derselben zu sehen, und was ich dort beobachtet, will ich dem freundlichen Leser mittheilen.

Die Berliner Zeitungen zerfallen bekanntlich in solche, die morgens und abends und in solche, die nur morgens oder abends erscheinen; die Abendnummern werden natürlich so zeitig auf die Post gegeben, daß sie noch nach auswärts expedirt werden können, aber auch von den Morgenblättern wird ein eigener, sogenannter Postabzug gemacht, der gleichfalls am Abend vorher schon abgeliefert und expedirt wird, so daß man an den meisten Orten Preußens die Blätter ebenso zeitig erhält als in Berlin selbst. Natürlich können aber nicht alle Zeitungen auf einmal befördert werden, theils der Ueberzahl wegen, vor allem aber, weil die Posten und Bahnzüge zu verschiedenen Zeiten abgehen. Um dies nun zu ordnen, sind große, mit der allerschärfsten Genauigkeit auszuführende Vorkehrungen nöthig. Das Zeitungscomptoir der Königlichen Hauptpost umfaßt mit seinen Sälen und verschiedenen Räumlichkeiten mehrere Etagen; in der oberen befinden sich die Dienstzimmer des hochverdienten Chefs der Zeitungsexpedition, des Geh. Raths Sinell, der nach vielfachen Versuchen endlich diesem Zweige des Postwesens den Grad von Vollkommenheit gegeben, den er jetzt hat, so wie die Localitäten für die von auswärts kommenden Blätter; in dem unteren Stockwerk werden die hiesigen Zeitungen expedirt. Im ganzen umfassen diese Büreaux ein Personal von einigen 90 Beamten, verursachen eine jährliche Ausgabe von 10,000 Thlr. für Packpapier, Bindfaden, Etiketten u. s. w. und verbrauchen täglich einen Ballen Papier zu Umschlägen, denn die Berliner Hauptpost versendet auch nicht ein Blatt unter Kreuzband, sondern alle vollständig couvertirt und mit gedrucktem Etikett versehen. Dazu werden die Namen aller, auch der kleinsten Ortschaften, ja selbst die der einzelnen Gehöfte, Mühlengrundstücke u. s. w., vorausgesetzt, daß sie eine Zeitung beziehen, auf etwa 3 Zoll lange Streifen gedruckt. In einem großen dicken Buche sind dann vorn herunter diese Namen noch einmal in alphabetischer Reihe geschrieben; oben entlang stehen die Namen aller zu expedirenden Zeitungen und in dem betreffenden Quadrat dann die Zahl der von jeder an die verschiedenen Orte zu liefernden. Diese Zahlen variiren natürlich täglich; fortwährend kommen Nach- oder Abbestellungen; furchtbar häuft sich die Arbeit zur Zeit der Badereisen, wo täglich Veränderungen vorkommen; und diese zu registriren und das Buch wieder in Ordnung zu bringen, ist eine Morgenaufgabe des betreffenden Beamten. Sämmtliche Blätter werden nun auf 6 verschiedenen Routen expedirt, und über diese geben wieder 6, ähnlich wie das oben erwähnte Buch eingerichtete, die nöthige Auskunft, jedes derselben enthält die Namen der auf dieser Route mit Zeitungen zu versehenen Ortschaften und hier muß dieselbe tägliche Controlle geübt, dieselbe Revision abgehalten werden, wie bei jenem. Dies ist das Morgengeschäft der 6 Expedienten, denn jede Linie wird von einem Expedienten und drei Postgehilfen bedient. Ist das geschehen, so werden auf den Platz, der jeder Linie angewiesen ist, die zu Enveloppen bestimmten Papiere gelegt, auf jeden großen Bogen gleich das betreffende Etikett geklebt, wobei natürlich, da bei der eigentlichen Expedition niemand Zeit hat, die Namen zu lesen, die Reihenfolge der Hauptbücher genau eingehalten werden muß; jeder Irrthum würde die größte Confusion verursachen. Für solche Orte, welche nur eine Zeitung erhalten, liegen nur die Etiketten da, immer kreuzweis, wenn mehrere solche folgen, und kleinere Papiere auf einem besonderen Fleck; es dürfen diese letzteren nicht auf den großen liegen, weil das Abheben gar leicht Fehlgriffe und Zeitverlust hervorrufen könnte; auch dürfen die Etiketten nicht auf die kleineren im voraus geklebt werden, weil der Expedient, wenn er kein besonderes Etikett liegen sieht, leicht einen großen, für einen andern Ort bestimmten Bogen ergreifen könnte. Zuletzt noch werden die sogenannten Siegel bereit gelegt, nämlich Papiere von etwa 2 Quadratzoll Größe, mit dem Stempel der Zeitungsexpedition, welche auf der Rückseite mit Leim bestrichen, vor dem Gebrauch in stets bereit gehaltenes warmes Wasser gelegt, dann auf großen Pappen neben einander ausgebreitet und jedem Postgehilfen auf seinem Platz bereit gehalten werden. Dann wird zu jeder Linie der nöthige Bindfaden gelegt und die Vorbereitungen sind fertig. Nun beginnt die Abendexpedition, von 4½ Uhr an. Wir wollen einer solchen beiwohnen, wobei ich gleich bemerke, daß die von mir angeführten Zahlen bei den einzelnen Zeitungen nur Beispiele sind und keinen Anspruch auch nur auf annähernde Richtigkeit haben, denn die Anzahl der bei ihr bestellten Exemplare sagt die Post keinem Unberufenen und wäre es daher indiscret, wollte ich irgend eine zufällig erfahrene Zahl nennen.

Es ist 4 Uhr Nachmittags; jeder steht auf seinem Posten, jeder revidirt noch einmal seine Bücher, seine Papiere. Plötzlich hält ein Wagen vor der Thür, ein Bote kommt herein: „800 Kreuzzeitung", lagert seine Ladung auf einem großen Tische vor dem Beamten mit dem Hauptbuch ab, wird mit der stereotypen Mahnung: „Bringt bald die Fortsetzung" entlassen und verschwindet. Nun nimmt jener

Beamte sein Buch und ruft: „Kreuzzeitung Linie 1 — 250, Linie 2 — 150, Linie 3 — 300, Linie 5;— 100!" Diese Eintheilung ist von ihm nach Gutdünken zu machen, er berücksichtigt diejenigen Routen zuerst und mit der größten Zahl, welche zuerst abgehen und die meisten Exemplare gebrauchen. Dann kommt Voss. Zeitung, Nationalzeitung, Börsenzeitung, Norddeutsche Allgemeine, immer in Transporten von einigen hunderten, und zwar immer 25 mit dem Rücken nach vorn, 25 zur Seite gelegt, so daß der Beamte seine Zahl von 250, 100, oder auch später ungrade Zahlen mit großer Leichtigkeit und Schnelligkeit abzählen und austheilen kann. Endlich sind alle Zeitungen für den Abendtransport ausgeliefert, jeder Expedient einer Linie hat vor sich auf langer Tafel alle von ihm zu expedirenden Blätter, alle Exemplare einer Zeitung auf einem Haufen, und nun beginnt sein Zusammenlegen. Also z. B. Er liest in seinem Buche links: Aachen — in den betreffenden Rubriken: 27 Volksz., 18 Voss., 9 Spen., 17 National-, 11 Norddeutsche, 10 Post ꝛc., legt diese Blätter zusammen auf den obersten großen Bogen, der nothwendig das Etikett Aachen trägt, schiebt ihn dem ersten Gehilfen zu, der den Bogen zum Couvert zusammenschlägt, die bereit liegenden Siegel auflegt und das Packet dem nächsten zuschiebt. Dieser faßt die sämmtlichen zu einer Postanstalt gehörigen und von ihr mit Zeitungen zu versehenden Ortschaften zusammen, schnürt sie in ein größeres Packet, klebt den Namen der Postanstalt auf (alle diese Zettel liegen natürlich bereit) und wirft sie auf einen Haufen. Dauert aber die Einlieferung der Zeitungen aus den Druckereien zu lang, kommen einzelne zu spät, so wird einstweilen mit den vorhandenen begonnen und werden mehrere Sendungen nach denselben Ortschaften, aber mit verschiedenen Zeitungen expedirt und numerirt als 1., 2. u. s. w. Sendung. Natürlich erfordert dies neue Vorbereitungen, große Ordnung und gutes Gedächtniß, sowie auch die Postgehilfen sehr aufpassen und alle Ortschaften soweit im Kopfe haben müssen, um zu wissen, von welcher Postanstalt sie versorgt werden. Kein Wort dürfen die Beamten bei dieser Arbeit reden, denn sie erfordert ihre ganze ungetheilte Aufmerksamkeit, namentlich angestrengt für die Expedienten selbst, welche im vor ihnen liegenden aufgeschlagenen Buche jeden Ortsnamen und auf der langen Reihe der Quadrate neben ihm jede Zahl richtig lesen und sich weder in der horizontalen Reihe noch in der verticalen versehen dürfen; ersteres würde einen Irrthum in dem Orte, letzteres in der Zeitung, welche zu liefern ist, hervorbringen. Auch das Abzählen der Zeitungen erfordert die größte Aufmerksamkeit, denn es könnte ja vorkommen, daß eine Druckerei sich geirrt und ein oder zwei Exemplare zu wenig gesandt; in diesem Falle wird aus einem Repositorium, in welchem so viel Fächer als verschiedene Zeitungen vorhanden sind, ein Zettel genommen, auf welchem gedruckt steht: „Exemplar der N. Zeitung zu wenig eingeliefert," die Zahl wird mit Bleistift hinzugesetzt und dieser Zettel, der zum Nachweis dient, daß das fehlende Blatt nicht einer Unachtsamkeit des expedirenden Beamten zuzuschreiben ist, wird mit in das betreffende Packet gelegt. — Zugleich bringen Postboten in großen Körben gleiche Packete aus den oberen Räumen herunter; es sind fremde oder nicht politische Blätter, die mit denselben Bahnzügen befördert werden; alle Packete, die nach einer Linie bestimmt sind, werden in Säcke geschnürt, ein Begleitschreiben, das die Anzahl der Packete nennt, mitgegeben, alles in größter Eile, denn es ist die höchste Zeit, ein Postkarren fährt vor, der Postillon tritt ein, ruft: „Potsdamer Bahnhof" — nimmt die für ihn und für den nächsten Zug bestimmten Säcke in Empfang, fort geht's, und wie in der Schlacht die Lücken der Gefallenen durch neu Hinzutretende ausgefüllt werden, so geht auch hier sofort dieselbe Arbeit für die nächste Sendung ruhig weiter und bald füllen neue Packete und neue Säcke die Lücken aus, welche das Forträumen der ersten verursacht hat. So geht es unaufhörlich, stetig, gleichmäßig fort, jeder Beamte arbeitet still und ungestört trotz des Lärmens der vielen Kommenden und Gehenden, der Boten aus den Zeitungen, der Packträger, der Postillone, des Rufens des ersten Beamten mit dem Hauptbuche, und ich bin überzeugt, es hört keiner von allen auch nur, was um ihn vorgeht, jeder versenkt sich so sehr in seine Arbeit, daß die übrige Welt um ihn verschwindet und für einige Zeit nur noch Station, Zeitung, Bindfaden und Enveloppe für ihn existirt. Das dauert so bis gegen 10 Uhr, bis die letzten Bahnzüge abgegangen, alle Abendzeitungen expedirt sind, die Beamten werden wieder Menschen, athmen auf, und gehen fort, nachdem sie ihre schwere, anstrengende Arbeit gethan; es tritt Ruhe und Stille im Local ein, nur noch einige Diener gehen umher, sammeln die fortgefallenen Bindfäden und räumen die Massen der unter die Tafeln geworfenen Papiere und Umschläge fort — denn nichts darf liegen bleiben, die größte Ordnung ist nothwendig, weil sonst leicht eine Zeitung einmal hinunterfallen und unter den Papierschnitzeln sich verbergen könnte, so daß viel Zeit — das einzige, was hier durchaus nicht übrig ist — mit ihrem Aufsuchen verloren gehen würde.

Für mich, wie für jeden Zeitungsschreiber und Publicisten, war es ein höchst eigenthümliches Gefühl, das, was ich vor wenig Stunden erst selbst gedacht und geschrieben, nun hier, als die betreffende Zeitung kam, so in Masse, ruhig, indifferent, als hätte es gar keine Verwandtschaft mit mir, mich anstarren, dann von den verschiedensten Händen ergriffen, mit „Zukunft", Volks- und Kreuzzeitung zusammensperren, in ein Packet schieben und nun auf Linie 1 — 6 nach allen Himmelsgegenden hinausgehen zu sehen. Ach, und wenn man nun gar etwas recht Kluges gesagt zu haben meint, und schon hat der Telegraph uns belehrt, daß alles, was wir da combinirt und als unumgänglich nothwendig so klar bewiesen haben, daß die Welt morgen früh darüber staunen sollte, nicht wahr ist und gerade das Gegentheil eingetroffen, mit welchem Ingrimm und welchem Schamgefühl sehen wir unsern Irrthum da vor uns liegen und möchten ihn gern widerrufen, möchten, was wir geschrieben, herausreißen können aus dem Blatte, — aber es geht nicht; Linie 4 nimmt eben unsere Blamage mit, Linie 1, 2 und 3 hat sie schon, Linie 5 und 6 bekommt sie sofort! Das ist schrecklich! Aber kehren wir zur Expedition unserer Irrthümer und unserer Weisheit zurück.

Wir ließen sie in absoluter Ruhe.

Nachts um 1 Uhr belebt sich die Scene wieder; es kommen die Wächter und öffnen die Locale; die Diener, niederen Beamten und Gehilfen erscheinen, die Vorbereitungen, d. h. die äußeren, (denn die Bücher, welche für diese Morgenexpedition wieder andere Verzeichnisse erhalten, sind schon fertig) werden absolvirt, die Enveloppen geordnet, die Bindfäden hingelegt, die Siegel in warmem Wasser erwärmt und dann ausgebreitet, und um 2 Uhr sind die Beamten, Expedienten und Gehilfen (natürlich andere als am Abend) auf ihrem Posten, und wieder beginnt dieselbe Thätigkeit wie vor wenigen Stunden, wenn auch nicht ganz so umfangreich, da es nicht ebensoviel Morgenzeitungen gibt, wenngleich Tante Voß und Onkel Spener doch immer noch Arbeit genug machen, und mit dem Unterschiede, daß jetzt die Boten aus den Druckereien nicht mehr so lärmend, sondern mehr verschlafen und stiller hereinkommen; wieder holt der Postillon seine Packete, in denen die Zeitungen, die oft so wüthend auf einander losschlagen, so friedlich neben einander eingeschachtelt sind, ab und um 7 Uhr morgens ist auch hier wieder alles gethan. Es tritt die zweite Ruhepause ein.

Nun aber gehen die Beamten nicht fort, sie beginnen ihre Tagesarbeit. Für solche sorgt der ebenso emsige als unermüdliche Chef hinreichend; denn außer den Vorbereitungen zu dem Abenddienst, der einen Tag wie alle derselbe ist, müssen alle eingelaufenen Briefe und Schriftstücke sofort erledigt werden, und dazu gehören alle Nachbestellungen der verschiedenen Postanstalten, dazu gehören ferner alle durch Reisen, Versetzungen, Ortsveränderungen aller Art nothwendig gewordenen Ueberweisungen einer Zeitung von einer Station oder Route zu einer anderen, was alles die Namen und Zahlen in den obenerwähnten Büchern täglich ändert. Und dazu kommen noch alle Reclamationen, welche sofortige Recherchen nöthig machen; irgend eine Postanstalt hat von einer Zeitung zu wenig Exemplare erhalten (vielleicht hat sie selbst die Nachbestellung zu spät gemacht), eine andere hat zuviel, einer dritten ist ihr Packet ganz ausgeblieben, vielleicht unterweges in ein anderes hineingerathen u. dgl. m. Und ist endlich alles beseitigt und hat ein Beamter einen Augenblick frei, so geht er ohne weiteren Auftrag nach einem weit hinten gelegenen Raum, wo die Gesetzsammlung expedirt wird. Von dieser kommen immer so enorme Massen zur Versendung, daß sie nicht auf einmal beendet werden kann und sind darum die Beamten angewiesen, fortwährend daran zu arbeiten. Hier sah ich einen derselben, der eine wahre Virtuosität dabei entwickelte, mit einer Schnelligkeit, als ob er die erste „Rêverie" von Rosellen spielte, mit den Fingern über die Rücken der Gesetzsammlung fortlief, mit jedem Finger stets fünf, nie mehr nie weniger erfassend und so in kurzer Zeit mit der wieder nach einem

besonderen Verzeichniß zu geschehenden Zutheilung der einzelnen Exemplare für jeden Ort fertig werdend.

Soweit die unteren Räume. Die oberen sind den nicht politischen und den von auswärts ankommenden und in Berlin bleibenden oder nur durchgehenden Blättern gewidmet. Für erstere sind wieder einige Säle bestimmt, in denen viele große Repositorien stehen, mit Fächern von oben bis unten versehen, an deren jedem ein Ortsname in alphabetischer Reihenfolge zu lesen ist. Nun werden die Journale gebracht, d. h. die hier erscheinenden nicht politischen, z. B. Bazar, Daheim ꝛc. Je vor einer Anzahl von Repositorien befindet sich ein Expedient mit zwei Gehilfen; ersterer ergreift ein großes Buch, in welchem gleichfalls die Namen von Orten oder einzelnen Grundstücken, nach dem Alphabet geordnet, mit der Anzahl der verschiedenen Journale, die sie bekommen, in derselben Weise, wie in den oben beschriebenen Büchern, verzeichnet stehen; jeder der Gehilfen ergreift eine Anzahl der zu ertheilenden Zeitungen und so gehen sie die Reihe der Repositorien zusammen entlang. Der mit dem Buche liest immer zwei Orte: A. 17, B. 35, der erste Gehilfe hört nur nach dem ersten, der zweite nach dem zweiten Namen, jeder sucht schnell die Anzahl von Exemplaren heraus, legt sie in das betreffende Fach; der erste wiederholt A. 17, der zweite B. 35, und so ist in kürzester Frist die ganze Auflage vertheilt. Hinterher kommen andere, räumen die von verschiedenen Journalen schnell gefüllten Fächer eben so schnell wieder aus, schlagen alle Blätter eines Faches in die mit dem betreffenden Namen in gleicher Weise, wie eine Treppe tiefer schon beschrieben, zu versehenden Enveloppen, packen sie in Körbe, zwei Träger tragen dieselben hinunter, stülpen sie unten auf großen Tafeln um, dort werden sie schleunigst nach den 6 Linien sortirt, und während sie so dem Orte ihrer Bestimmung zugeführt werden, füllen sich oben schon wieder die Fächer für die nächste Sendung.

Und wieder ein anderer Raum ist für die vom Ausland kommenden Blätter bestimmt; hier treffen alle zusammen, diejenigen sowohl, welche hier bleiben, als diejenigen, welche weiter gehen, und kann man sich leicht einen Begriff von der Masse des hier zusammenströmenden Materials machen, wenn man weiß, daß hier nicht nur die für Preußen bestimmten Blätter eingeliefert werden, sondern auch die für mehrere andere Staaten, welche alle ihre fremden Zeitungen über Berlin beziehen, so also Dänemark, Rußland u. s. w.; wenn Fädrelandet nach Petersburg, wenn die nordische Biene nach Dänemark geht, so treffen sie einander auf diesem Tische, dessen Verwaltung einem Beamten übertragen ist, einem wahren Phänomen in seiner Art. Hier strömt die Weisheit wieder zurück, welche Berliner Correspondenten in alle Welt verkündet haben, hier begegnen sich die Meinungen aller Parteien aus aller Herren Länder, hier auch kommen außer den politischen Blättern die wissenschaftlichen, wie die belletristischen Journale aller Völker zusammen. Es freute mich, daß gerade während meiner Anwesenheit eine recht stattliche Sendung ankam, es war das „Daheim“, das mich traulich zu grüßen schien und das ich mit besonderem Interesse seine Wanderung antreten und fortsetzen sah; ich wäre ihnen gern gefolgt, doch war es mir nur bei einigen wenigen Exemplaren möglich, welche ich unverpackt in die untere Etage wandern sah; der Zeichner unserer Illustration muß auch gerade in diesem Augenblick anwesend gewesen sein, denn wie ich sehe, hat er diese Exemplare mit aufgenommen, als ob sie wie die andern Stöße von Blättern zur Versendung bereit lägen. Ich vermuthe aber, es steht gerade etwas in dieser Nummer, was die betreffenden Herren, die sie so emsig studieren, speciell interessirt, (vielleicht ist's gar dieser Artikel, wer kann's wissen?), und darum möge ihnen der kleine Verstoß gegen die „Geschäftsordnung des Hauses“ vergeben sein! — Ich kehre zurück zur Expedition; der Beamte, der die von fern ankommenden Blätter zu befördern hat, steht also vor dem großen Tische, den ich oben erwähnt, mit einem Repositorium mit Fächern; hier kommen die hier bleibenden Blätter hinein, d. h. die an bestimmte Personen zu sendenden, deren Namen vorgeschrieben stehen, von Sr. Majestät dem Könige und J. Majestät der Königin an, denen die übrigen Mitglieder des königlichen Hauses, dann einzelne hohe Beamte und Institute folgen; die sonst in Berlin bleibenden, für Private oder für öffentliche Locale und für Spediteure bestimmten kommen alle auf einen rechts von dem Beamten stehenden Tisch, und von dort nach dem Hauptpostamt in die Zeitungsausgabe, von wo die Empfänger sie abholen lassen, wenn sie nicht unter Kreuzband mit ihrer Adresse angekommen sind, in welchem Falle sie wie jeder andre Brief befördert werden. Ich nannte diesen Mann ein Phänomen in seiner Art wegen seines riesigen Gedächtnisses. Denn obwohl er ein mächtiges Buch vor sich liegen hat, in welchem umgekehrt, wie die schon mehrfach beschriebenen, zuerst der Name der Zeitung und dann der der betreffenden Person oder des Ortes mit der Anzahl der Exemplare verzeichnet stehen, so sah ich ihn doch höchst selten nachschlagen, was ihm zu viel Zeit rauben würde; er hat alles im Kopf, jede fremde Zeitung (und hier treffen die allerseltensten, chinesische und türkische, russische und hebräische zusammen und ist ihr Titel mit der dabei verzeichneten Aussprache, falls sie in ganz fremden Sprachen erscheinen, deutsch dabei geschrieben). Er theilt sie immer richtig jedem Empfänger zu, obwohl selbstverständlich auch hier täglich Aenderungen eintreten. Die von hier weiter zu sendenden Zeitungen legt derselbe zugleich zusammen, stets alle für einen Ort bestimmten übereinander, an Nebentafeln werden sie wieder von andern Expedienten und Gehülfen in die mit den oben erwähnten Etiketten versehenen großen Bogen gelegt, couvertirt, in Körbe geworfen und wandern dann in gleicher Weise wie die nicht politischen hinunter, wo sie wiederum den schon oft genannten 6 Linien zugetheilt werden.

Das ist die Thätigkeit dieser Etage.

Und in derselben sind noch die Bureaux der obersten Beamten dieser Abtheilung des Postwesens, in der Mitte das des stets rastlos thätigen, von seinen Untergebenen seiner unermüdlich geübten Aufsicht wegen ebenso gefürchteten, als seiner Gerechtigkeit und Leutseligkeit wegen geschätzten Chefs, dem ich hiermit meinen verbindlichsten Dank für die bereitwillige Art und Weise ausspreche, in der er mich bei meinen Bemühungen, dieses Treiben kennen und verstehen zu lernen, unterstützt hat. —

Es ist oft gefragt worden, was wohl interessanter sei, das Große oder das Kleine; die Antwort muß lauten: Jedes ist es in seiner Art in gleicher Weise, wenn man es nur von der rechten Seite ansieht. Wie herrlich ist die Betrachtung des gewaltigen Firmamentes, der Milliarden und Abermilliarden von Welten, die da ewig um einander kreisen im unendlichen Raume still nach unveränderlichen Gesetzen! Wie wunderbar auch ist die Welt der Infusorien, die wir erst millionenfach vergrößern müssen, um sie überhaupt sehen zu können, die im Augenblick entstehen und vergehen, nachdem sie ihre Aufgabe erfüllt haben und denen ihr Platz von derselben Hand angewiesen worden und die zu einem ebenso nothwendigen Bestandtheil der Schöpfung von derselben Vorsehung bestimmt sind, welche jene Welten geschaffen und ihnen ihre Aufgabe zuertheilt hat. Denn nichts ist überflüssig oder unnütz in der Natur. Was ist nun interessanter? Das lehrt die Erfahrung: Das Kleine. Denn wo Physiker ihre riesigen Vergrößerungsgläser zeigen, da fesseln diese kleinen Wesen, diese wirklichen Mikrokosmen, die Aufmerksamkeit am meisten. Und wie in der Natur, so im Leben; die großen, gewaltigen, welterschütternden Ereignisse blenden, das kleine Getrieb des großen Uhrwerks, der ganzen Staatsmaschine in ihrer Vollendung, ihrer rastlosen Thätigkeit interessirt. Einem solchen kleinen wohlgefügten Räderwerk haben wir heut einmal zugeschaut, und es sollte mich unendlich freuen, wenn es bei meinen freundlichen Lesern auch nur einen Theil des Interesses erregt hat, das es bei mir selbst in hohem Grade erweckte*).

Th. Coßmann.

*) Wir hoffen, daß dieser werthvolle Beitrag nebenbei noch den für uns sehr wünschenswerthen Erfolg haben wird, die unklaren Vorstellungen über den Mechanismus der Postversendung unseres Blattes aufzuklären. Das Daheim wird nämlich ebenfalls in Bausch und Bogen an das Hauptzeitungscomptoir abgeliefert, von diesem auf eigene Rechnung debitirt und entzieht sich sodann sowohl unsrer Verantwortlichkeit als unserem Einfluß. Es ist also unrichtig und nutzlos, wenn Abonnenten die Nummern, welche ihnen von kleinen Postexpeditionen etwa nicht geliefert sein sollten, von uns reclamiren. Der betreffende Beamte ist verpflichtet, sie nachzuliefern, sie vom Hauptzeitungscomptoir zu reclamiren, oder, wenn sie durch eigene Verschuldung abhanden gekommen sind, zu ersetzen; wenn er sich damit entschuldigt, die Nummer sei ihm von der Expedition nicht geliefert, so verbirgt sich darunter Mangel an Fachkenntniß oder Bequemlichkeit.

Die Expedition des Daheim.

Ein Wetterleuchten.

Nach Familienmemoiren erzählt von A. Meis.

(Fortsetzung.)

Es würde mir nicht gelingen, wenn ich versuchen wollte, dem Leser eine, wenn auch nur annähernde Idee zu geben von dem grauenhaften Aussehen unseres Vetters, indem er diese Worte — nicht fließend hinter einander sprach, sondern einen jeden Satz wie ein Gebrüll hervorstieß. Wahrlich, ich selbst war erschreckt bei diesem Schauspiel und begriff ganz gut, daß Hildegard sich vor Furcht zitternd in eine Ecke des Sophas zurückgezogen hatte. Ich wollte einige Worte erwidern, doch er ließ mir keine Zeit dazu.

„Begreifst Du, Leo", rief er, „der Gerichtsrath Wendeler wird mich arretiren lassen müssen und er weiß — o, der weiß alles, was seinen Schwiegervater betrifft — denke Dir, er weiß, daß durch meine Arrestation jener verloren ist. Ha, wahrhaftig, ich habe meine Rache so vollkommen vorbereitet, so geschickt eingefädelt, daß ich selbst mich wegen meiner Geschicklichkeit anstaunen möchte. Aber es ist auch seit Jahren mein einziger Gedanke, das einzige, was mein Blut wallen, meine Pulse schlagen macht. Ich bin kein Erdenmensch mehr — ich bin ein Taucher, der seit Jahren am Boden des Oceans in seiner Glocke sitzt und nur von scheußlichen Ungethümen umkreist wird — meine Rachegedanken sind die Glocke! Ich bin kein Mensch mehr — höre, wie hohl es hier in der Brust klingt! — es ist kein Herz mehr darin. Siehst Du — seit vier Monaten bin ich oben im Bade unter dem Namen des Grafen Rustinsky, um die Wendelers auszukundschaften und ich habe Dich hundert Mal gesehen, Leo, und habe Dich nicht aus den Augen gelassen ... und das alles, um dahin zu gelangen, Dir im gegebenen Augenblicke die Acten zu entwenden und in Deinem Namen den Proceß einleiten zu lassen. Der Augenblick ist da — o, fort mit Deiner Hand, Leo! Du kannst die meine nicht berühren, — Du, der Schwärmer für alles Hohe und Edle, darfst das Ungeheuer nicht berühren, dessen Athem vergiftet ist!"

Ich ergriff seine beiden Hände mit Gewalt — ich sah ihm fest ins Gesicht!

„Du bist kein Mensch mehr?" rief ich, „nichts schlägt in Deiner Brust, als das Gefühl der Rache? — nichts ... nichts, Fritz?"

„Nichts! selbst Deine Freundschaft ist mir gleichgültig; — ich habe, seitdem ich hier bin, drei Mal schon das Grab Onkels Zacharias besucht, aber nur, um daselbst den Schwur zu wiederholen, den ich so oft geleistet: nicht eher zu rasten und zu ruhen, bis jener Unglückselige, der im tobenden Wahnsinn seine Seele ausgehaucht hat, an mir und Quasnitz gerächt sei!"

„Und wiederholtest Du denselben Schwur," — rief ich mit starker Stimme — „als Du an jenem Morgen den Zaun dieses Gartens überklettertest, — Du Mensch ohne Herz — und Hildegard die Blumen brachtest, die sie in ihrer Kindheit geliebt?"

Das Blut stieg ihm in die Wangen — er schlug die Augen zu Boden.

„Thor, armseliger Thor!" — fuhr ich fort — „der Du Dich an die Stelle des Ewiggerechten stellen und richten willst und Dir selbst die Ueberzeugung beizubringen für nothwendig hältst, Du müssest ein eisernes Herz haben. Gibt es einen furchtbar strengeren Richter als Gott? können alle Greuel, welche die Menschen in Jahrzehnten begehen, dem Schrecken einer Ueberschwemmung gleichkommen, die wenige Tage währt oder eines Erdbebens, das nur Minuten braucht? Und wiederum: können alle Güte, Mildthätigkeit, Freundschaft und Liebe der Menschen nur mit einem einzigen seiner Gnadenstrahlen im entferntesten verglichen werden?"

„Laß mich!" — schrie er — „laß mich — ich kann, ich will nicht an Deinen Gott glauben!"

„Narr! — entsinnst Du Dich, wie wir als Knaben, ich weiß nicht mehr wo, jene ergötzliche Geschichte von der Uhr lasen, die nicht mehr an den Uhrmacher glauben wollte .... weil sie nicht ebenso schnell lief wie die alte Thurmuhr! — Höre Fritz, — vor einer Stunde noch, ich will Dir's nur bekennen, haßte ich Dich — seit Jahren habe ich nur mit kalter Verachtung an Dich gedacht, habe Dir die Liebe nicht gegönnt, welche dieses treue Mädchen Dir bewahrt hat. Und jetzt ergreife ich Deine Hände und drücke sie mit Freude und Herzlichkeit — warum? weil ich in meiner menschlichen Blindheit in Deinem Herzen unvermuthet entdeckt habe, daß Du nicht so schlecht seist, wie ich es glaubte. Nun denke an Den, dessen Auge das Sandkorn im Grunde des Oceans zu finden weiß — hoffe, Fritz, daß Der noch ganz anderes in Deinem Inneren entdecken und Dir verzeihen wird, wenn Du Ihn darum zu bitten — auch nur versuchst. Laß ab von Deinen unsinnigen Rachegedanken, Fritz — glaube mir, Du bist ebensowenig ein verlorener Mensch wie du ein herzloser bist — überlaß es mir, den materiellen Theil Deiner Existenz zu entwickeln — schau dorthin, Fritz, dort ist Deine Zukunft — Du bist ein Mann, kannst dem Unglück trotzen ... aber Hildegard, die so treu, so fest an Dich geglaubt, so innig für Dich gebetet, glaubst Du denn nicht, daß Du ihr etwas schuldest, das Du .. Du allein bezahlen kannst?"

Ich hatte noch nicht die letzte Silbe ausgesprochen, als Fritz seine Hände aus den meinen befreite und sie mir auf die Schultern legte. Sein Gesicht hatte jenen starren Ausdruck, aus welchem die Verzweiflung wie eine Grabeslampe leuchtete, abgelegt — und eine tiefe Wehmuth war an dessen Stelle getreten.

„Leo" — sagte er, indem er seinen Blick schmerzlich auf mich heftete — „der Gott, an den Du glaubst, muß ein mächtiger Gott sein, wenn Du hoffst, daß er Dir einst vergelten könne, was Du eben gesagt — gethan. Du bist edel und groß und die Friedenspalme paßt für Deine Hand — ich bin gefallen und schlecht — ich bin jedoch auch sein Diener, wie Du, bin ich sein Werkzeug — aber statt der Palme trage ich das doppelschneidige Schwert, das verheert, die düstere Fackel, welche zündet. Was Du für mich thun willst ... Du ... für mich — das ist so schön, so erhaben schön, daß es ... närrisch ist! Du willst mich dem wüsten Treiben, den verzehrenden Rachegedanken entreißen — willst einen Spießbürger aus mir machen! Verzeih, Leo, daß ich lächeln muß! Mir ... mir! ... Schwärmer! Du hattest unrecht — es war nicht recht von Dir, mir das thörichte Nebelbild einer Zukunft zu zeigen, die nicht möglich ist — die ich verschmähe — und an die ich gegen meinen Willen im Zuchthause oft mit Schmerz denken werde!"

Ich wandte mich nach Hildegard um — ich suchte Hilfe bei ihr, die meines Erachtens nach allein fähig sein konnte, mir solche zu gewähren — mein flehender Blick traf den ihren, der thränenschwer auf uns beiden ruhte. — Doch sie begriff, was ich von ihr wollte, stand auf und kam auf uns zu.

„Leo hat recht, Fritz," — sagte sie — „gib Deine Rachegedanken auf — verzeih, damit Dir verziehen werde!"

Fritz schüttelte heftig den Kopf. — „Ich habe nichts zu verzeihen," sagte er — „frage jenen im Grabe, ob er verzeihen will — und es wird wie ein electrischer Schlag durch sein Gerippe fahren! — Laßt mich, Ihr Lieben — möget Ihr glücklich werden! Hildegard, ich danke Dir für Deine treue Liebe — sie war unnütz — Du wußtest es ja — ich selbst hatte es Dir gesagt."

„Ich werde Dich ewig lieben, Fritz!" — rief sie unter Schluchzen; „ich habe Dich geliebt, als alle Dich verachteten, als meine Liebe von meinem sterbenden Vater verflucht ward — ich liebe Dich heute, wo selbst Leo, dessen Meinung für mich am maßgebendsten ist, Dir freundschaftlich die Hand gibt — ein Anblick, den ich nie zu träumen gewagt. — Auf meinen Knien beschwöre ich Dich, Fritz, gib Deine Rachegedanken auf, damit Gott, der uns auf Erden getrennt, uns einst droben vereine — thu's ... o thu es, mein Fritz! ... Doch, wenn Du es auch nicht thust, ich kann nicht anders — für mich — ich fühlte es von jeher — haben die Worte Liebe und Ewigkeit dieselbe Bedeutung — Dich werde ich lieben, für Dich werde ich beten und werde mich Deinetwegen trostlos ins Grab legen, wenn auch ich je dazu gezwungen werde, Dein Handeln zu verurtheilen."

Sie schwieg — ich sah auf Fritz, um den Eindruck zu beobachten, welchen diese Worte, die mein Herz zerrissen, auf ihn machen würden! ... Doch was war das? — woher der mitleidige Blick, den er auf mich heftete? warum dieses traurige Kopfschütteln mit dem herben Zug um die Lippen? Was wollte er von mir, als er meine Hand ergriff, sie fest in der seinen drückte und mit dem Ausdrucke des tiefsten Gefühls zu mir sagte:

„Mein armer — armer Leo!"

„Unser Schicksal hat Gott getrennt" — fuhr Hildegard fort —



Nächtlicher Sturm und Drang im Hauptzeitungscomptoir zu Berlin. Nach dem Leben gezeichnet von L. Pietsch.

„es ist hart zu ertragen, doch der unendliche Trost ist uns geblieben zu wissen, daß wir uns lieben. Du hast mich von Dir gestoßen, hast jahrelang mich in Ungewißheit über Dich gelassen — und doch wußte ich, fühlte es in meinem Herzen, daß Du stets liebend meiner gedächtest — und nicht wahr, Du wußtest es auch, daß ein Herz in der Heimat in Liebe für Dich schlüge und daß dieses Herz nie einem andern angehören würde, als Dir — Dir allein!"

Fritz sprang zurück — sein Blick, als wenn ein plötzlicher Gedanke in seiner Brust aufgetaucht wäre, hatte mit einem Male wieder das fieberhafte Feuer von vorhin angenommen — er warf den Kopf mit Hast und Energie zurück.

„Und nun danke Deinem Gott, Leo" — rief er mit barscher Stimme, — „der Dir als Belohnung für all Deinen Edelmuth das Glück hat zu Theil werden lassen, solch ein Geständniß mit anhören zu müssen ... was mich betrifft — so weiß ich, was mir zu thun übrig bleibt!"

Und ehe wir uns dessen versahen, hatte er uns beide zurückgedrängt und war zur Thür hinaus! — — —

Dieser Tag, der bedeutungsvollste meines ganzen Lebens, ist mir oft in späteren Jahren ebenso lebhaft, als wenn ich ihn eben erst durchlebt, vor die Seele getreten, und ich habe mehr als einmal mein Gewissen streng und ernst geprüft, um seinen Tadel und seine Vorwürfe zu hören! Es schwieg beständig — und ich glaube wirklich selbst, daß ich mir keine Vorwürfe zu machen brauche.

Daß Fritz meine Liebe zu Hildegard kannte — errathen hatte, war mir klar, und wie sehr ich es auch bedauerte, so konnte ich es doch nicht ändern — er wußte es und desto mehr mußten meine Worte ihn von meiner Uneigennützigkeit überzeugen, ihm die Versicherung geben, daß alles, was ich ihm gesagt hatte, mir aus dem Herzen kam. Aber was wollte er mit den letzten Worten, die er gerufen, sagen? — Er wisse, was er zu thun habe! Was? — wollte er meinen Rathschlägen folgen, seinen unsinnigen Racheplan aufgeben? Aber wie wollte er das anfangen, ohne sich vorher mit mir zu besprechen?

Ich ging sinnend im Zimmer auf und ab, von Zeit zu Zeit ein Wort mit Hildegard wechselnd, die in Träumereien versunken, den Kopf in die Hand gestützt, dasaß und oft kaum zu hören schien, was ich ihr sagte. Wo mochte ihr Geist wohl schweben? welch berauschendes Luftschloß oder welch bitterer Schmerz mochte wohl ihre Seele der Gegenwart entziehen?

„Was wird er thun?" — fragte sie plötzlich, wie aus einem Traume emporschreckend. — „Ich weiß es nicht, Hildegard."

„O! er wird sicherlich Deinen Rath befolgen."

„Gott geb's — alles ginge noch gut zu machen!"

„Warum bedauerte er Dich denn, Leo?"

„Ich kann es mir nicht erklären — er war sehr aufgeregt — wußte wohl kaum mehr, was er sagte."

Sie schwieg und ich trat ans Fenster, um ihr die Röthe zu verbergen, die mir ins Gesicht gestiegen war. — Doch kaum hatte ich einen Blick ins Freie geworfen, als ich bestürzt vom Fenster zurücksprang. — „Hildegard, was werden wir anfangen? — dort kommt die Gerichtsräthin — sicherlich hierher; ich bin nicht im Stande, sie zu empfangen."

„Ich auch nicht — o, mein Gott, was wird das für eine Scene werden! — aber wer weiß, Leo, vielleicht können wir sie bewegen ..." — — „Wozu?"

„Ich weiß nicht — aber vielleicht läßt ihr Mann Fritz nicht arretiren, wenn er weiß, daß wir alles daran setzen, daß er seine Drohung gegen Quasnitz nicht ausführe!"

„Du hast recht! wir können sie wenigstens davon benachrichtigen, — ich fürchte nur, daß unser Bitten bei Fritz unnütz sein wird — weder Du noch ich haben großen Einfluß auf ihn."

„Leider Gottes!" — rief sie und brach in Thränen aus.

Es klingelte an der offenen Hausthüre — ich warf einen Blick durch das Fenster und sah die Gerichtsräthin vor dem Hause stehen. Die Magd näherte sich der Thür und ich hörte, wie jene ihr sagte, sie möchte dem Herrn Doctor melden, daß sie ihn zu sprechen wünsche. Alle diese Ceremonien waren mir bei ihr ungewohnt und ich mußte daraus schließen, daß unsre gegenseitige Stellung sich um ein Bedeutendes seit einigen Tagen verändert habe. Die Magd richtete ihren Auftrag aus, und auf mein Geheiß führte sie einige Secunden nachher die Gerichtsräthin ein.

„Ich komme, Herr Doctor" — sagte sie mit ruhiger Stimme — „im Auftrage meines Vaters, um über die bewußte Angelegenheit mit Ihnen zu verhandeln. Mein Mann ist vollständig einverstanden mit diesem Schritte und meine beiden Brüder haben ihr Erbtheil im voraus erhalten und seit einem Jahre schriftlich darauf verzichtet, irgend einen Einspruch zu machen gegen die Vertheilung des meinem Vater übriggebliebenen Vermögensantheils sowohl in Geld als auch in liegenden Grundstücken."

„Dürfte ich bitten, gnädige Frau" — sagte ich, da sie sich unterbrach und erschöpft auf den Stuhl niedersank, den ich ihr gleich bei ihrem Eintritte angeboten — „dürfte ich bitten, mir zu sagen, inwiefern Sie glauben, daß dies alles mich interessiren könnte?"

„Damit Sie die Ueberzeugung gewinnen, daß auf alles, was ich Ihnen vorzuschlagen gekommen bin, augenblicklich die Ausführung folgen wird, wenn Sie meinen Vorschlag annehmen."

„Ich bin erstaunt ... begierig! ..."

„Ihr Verhalten in dieser ganzen Sache ist vollkommen regelrecht — mein Vater ist natürlich aufgebracht, mein Mann gleichfalls, doch das werden Sie wohl selbstverständlich finden! aber trotz ihres Zornes sind sie beide der Meinung, daß der Schritt, den ich bei Ihnen in diesem Augenblicke unternehme, der allein geeignete ist, um das Unheil zu verhindern, welches Sie über unsere Familie heraufbeschworen haben."

„Ich? ... so, so! ich verstehe Sie, Frau Räthin — es ist ja wahr, Sie haben ja in Ihrem Hause auch schon die Nachricht von dem in meinem Namen gegen Ihren Herrn Vater eingeleiteten Processe erhalten."

„Ja — und ich muß gestehen: zu meiner nicht geringen Verwirrung. — Doch es kommt mir nicht zu, zu richten."

Sie hielt einen Augenblick inne, und ein schmerzlich-bitteres Lächeln zog sich um ihre Lippen.

„Sie hätten sich nicht so sehr übereilen sollen, Herr von Wahren" — fuhr sie fort — „vielleicht würde der Erfolg Ihnen eine befriedigendere Rückerinnerung gelassen haben, als jetzt wo ... doch das alles ist ja nicht meine Sache. Ich kam also hierher, um Ihnen Frieden anzubieten — wollen Sie ihn annehmen?"

„Ich entsinne mich nicht, irgend einen Act der Feindschaft gegen Sie und die Ihrigen ausgeführt zu haben, und abgesehen von jenem unsinnigen Processe, zu dem man meinen Namen gemißbraucht, glaube ich nicht ..."

„Lanck sagte es mir, und ich wollte es nicht glauben," — unterbrach sie mich mit bitterem Hohn — „wahrhaftig, ich glaubte es nicht, denn wozu? — wozu dieses Ableugnen, da Sie doch schon seit geraumer Zeit darauf hinarbeiten und ich selbst — auch Lanck, der all die Acten durchgesehen hat, wie er es mir noch vor einer halben Stunde offen gestand, — Ihre Meinung theilten, daß die Herrschaft Wahren auf eine nicht ganz rechtliche Weise in die Hände meines Vaters gekommen sei? Wer kann es Ihnen verdenken, daß Sie Ihr Erbe wieder zu gewinnen versuchen? Gewiß niemand — also wozu diese Geschichte mit den gestohlenen Acten!"

„Also, gnädige Frau" — rief ich tief empört — „Sie glauben, daß ich Ihnen die Unwahrheit sage, wenn ich Ihnen nochmals wiederhole, daß jene Acten mir entwendet und der Proceß wider meinen Willen eingeleitet ist?"

Sie schwieg einen Augenblick — dann sagte sie mit unsicherer Stimme: „Ja, das glaube ich, aber Sie thaten es wohl nur, um mich zu schonen — nur meinetwegen glaubten Sie solche Rücksichten nehmen zu müssen!"

„In diesem Falle, gnädige Frau," erwiderte ich ernst — „wäre es wohl besser, unsere Unterhaltung über jenen Punkt augenblicklich abzubrechen — ich wenigstens bin nicht willens, sie weiter fortzuführen." — „Aber das ist ja ganz Nebensache."

„Ich bitte um Entschuldigung — das ist die Hauptsache; wenn ich nicht vor allen Dingen überzeugt wäre, daß jedes Ihrer Worte auf Wahrheit beruht, daß Sie alles, was Sie mir sagen werden, auch denken, — mein Wort darauf, gnädige Frau! ich würde Ihnen nicht zuhören, würde Sie bitten, mich mit Ihrem Herrn Gemahl verhandeln zu lassen, denn da weiß ich im voraus, das wir gegenseitig diplomatisch verfahren. — Entscheiden Sie sich! entweder Sie glauben fest und heilig, was ich Ihnen sage, und wir fahren in diesem Gespräche fort — oder wir sprechen ... vom Wetter, oder von was Ihnen sonst beliebt!"

Sie senkte den Kopf auf die Brust — und schwieg; endlich jedoch hob sie ihn wieder auf und sah mich mit traurigem Blicke an.

„Ich hatte ein Luftschloß gebaut, Herr Doctor," sagte sie halb lächelnd — „und hatte meine Phantasie darin eingenistet. O, warum hat man es mir zerstört? — jetzt bin ich unglücklicher als zuvor — recht von Herzen unglücklich, Herr Doctor — es war so schön und wenn es gelungen wäre, hätten Sie allen Haß gegen den Wucherer Quasnitz aus Ihrem Herzen verbannt — und ich denke mir, daß auch Sie glücklich dabei geworden wären! — O, Herr von Wahren, Sie haben mir als Mensch mehr geschadet, als Sie mir trotz Ihres großen Wissens als Arzt genützt haben! — .... Doch was soll das alles? — Sie haben recht — wenn ich dann wieder ruhig und vernünftig werde, dann sehe ich ja ein, daß Sie recht, ganz recht haben... aber grausam ist es, Herr Doctor, grausam, meinen armen Vater zwei Jahre lang auf die Folterbank zu spannen; es wäre menschlicher, ja ich möchte sagen, Gott gefälliger gewesen, wenn — da Sie sich doch einmal zur Rache berufen glaubten — Sie den Streich, der meinen Vater vernichten sollte, am Tage nachher ausführten, als Ihres Vetters Anschlag gelungen war!"

Ich schwieg .. entsetzt! .. Darauf war ich denn doch nicht vorbereitet, daß diese Leute sich einbildeten, ich hätte mit Fritz unter einer Decke gespielt!

„Aber bist Du denn wahnsinnig!" — rief plötzlich Hildegard, empört aufspringend — „vor einer Viertelstunde hat uns Fritz hier — da wo Du sitzest, alles erzählt; — wir haben seit vier, seit beinahe fünf Jahren keine Nachricht von ihm gehabt — er war es, der den schrecklichen Plan aussann, Deines Vaters Papiere zu entwenden und ihn der verzehrenden Furcht Preis zu geben — er hat Leo die Acten entwendet und hat den Proceß in Leos Namen einleiten lassen, als dieser bestimmt erklärt und Lank beauftragt hatte, es Euch zu sagen, daß Ihr Ruhe vor ihm hättet — und er hat sich selbst beim Gericht denuncirt, damit Dein Mann ihn arretiren lasse und er so Deinen Vater mit sich ins Verderben ziehen könne ... Du findest uns noch unter dem schaudererregenden Eindruck seines Geständnisses, und Du wagst es, Leo anzuklagen, der ihn noch vor wenigen Minuten bat — beschwor, sein Vorhaben aufzugeben?"

Diese Worte aus Hildegards Munde machten einen unbeschreiblichen Eindruck auf die Räthin — sie stand auf — sie sah mich starr an und dann plötzlich ihre Hände fast mit Wuth vor die Stirne schlagend, rief sie: „O, so ist es denn bestimmt, daß Sie die Quasnitz — und alles, was an ihnen ist, zu hassen gezwungen werden müssen! — Und ich auch — ich, die so viele Wohlthaten von Ihnen empfangen — ich bin ebenso wie die anderen!"

Sie rang einige Augenblicke verzweifelt die Hände, dann fuhr sie fort: „Es ist alles umsonst — alles! Der Krebsschaden hat sich zu tief eingefressen, als daß er ausgerottet werden könnte! Ich kann mich nicht mehr ändern — es ist zu spät! Ich wage es nicht einmal, Sie um Verzeihung zu bitten; denn wer weiß, ob in einer halben Stunde nicht schon irgend eine Gelegenheit da sein wird, in das alte Mißtrauen zu verfallen. Dafür bin ich auch die Tochter von Benedict Quasnitz, Herr Doctor, und der hat auch in seinem ganzen langen Leben keinem Menschen vertraut!"

„Genug, genug!" rief ich — „ich bitte Sie darum, vergessen wir das eben Geschehene und beschäftigen wir uns nur damit, ein Mittel ausfindig zu machen, den Anschlag Fritzens zu vereiteln. Ich möchte, daß Ihr Vater und Ihr Gemahl es wüßten, daß ich hierbei ganz auf ihrer Seite stehe."

„Das würden sie nimmer glauben!" erwiderte sie — „nimmer! — das können Sie den beiden nicht zumuthen, daß sie das Gefühl, ich will nicht sagen, richtig würdigten, sondern sogar verständen! — ich könnte Stunden und Stunden reden, sie würden es mir doch nicht glauben." — „Aber was thun in diesem Falle?"

„Hören Sie, Herr Doctor", sagte sie nach einigen Minuten Nachdenkens, „lassen Sie um keinen Preis sich die Gelegenheit entgehen, die sich Ihnen jetzt darbietet. — Ich bin gekommen, Ihnen die Herrschaft Wahren anzubieten!"

„Wie — was?" riefen Hildegard und ich, wie aus einem Munde —

„Hier ist die Cessionsurkunde, von meinem Vater ausgestellt — mit meiner und meines Mannes Genehmigung — das Erbe Ihrer Familie gehört Ihnen, wann Sie wollen" —

„Aber um welchen Preis?" rief ich vor Erstaunen außer mir.

„Um den Preis des Friedens!" erwiderte sie, „Sie ziehen den eingeleiteten Proceß zurück — Sie geben meinem Vater die aus seiner Villa entwendeten Papiere heraus — und Sie sind wieder der Besitzer Ihres Familiengutes!"

Ich muß gestehen, daß dieser unerwartete Antrag einige Minuten lang meine Gedanken verwirrte — die Idee, zu dem Ziele gelangt zu sein, das ich so lange Jahre als eine Unmöglichkeit betrachtet hatte, durchzog mit einer solchen Gewalt meinen Geist, daß ich an nichts anderes dachte, als an diese unverhoffte Aenderung meines Geschicks! Doch nur wenige Augenblicke dauerte glücklicherweise dieser Rausch, ich kam bald wieder zu mir und antwortete:

„Um den Preis ist mir die Herrschaft zu theuer. Es wäre das stumme Geständniß, daß ich sie auf unrechtmäßige Weise erworben habe. Noch einmal, gnädige Frau, von meiner Seite hat Ihr Vater nichts zu befürchten, ich gebe Ihnen mein Wort, dem Sie trauen können, daß ich alles Mögliche aufbieten werde, um Fritz zu bestimmen, ein Gleiches zu thun; leider habe ich dazu wenig Hoffnung."

„Aber was will der denn von meinem Vater? — was hat der denn gegen ihn? — wir dachten — o, verzeihen Sie, Herr Doctor, aber ich will Ihnen vor allen Dingen die Wahrheit sagen — wir dachten — ich also auch — daß, sobald Sie im Besitz des von Ihnen beanspruchten Erbes wären, das andere sich alles von selbst finden würde."

„Sie sahen, daß Sie irrten. Fritz dachte, Gott sei Dank, nicht an mich, als er jene That verübte — ich wäre untröstlich gewesen; er hat persönliche Gründe, um gegen Ihren Vater zu handeln."

„Und Sie glauben ..."

„Ich glaube, daß, wenn die Stimmung ihn nicht verläßt, in welcher er sich noch vor kurzer Zeit befand, er zu allem fähig ist, nur nicht zur Versöhnung. Er hat ganz andern Bitten wie den meinen widerstanden und ..."

In diesem Augenblicke sahen wir, wie die Dienstmagd der Gerichtsräthin fast athemlos herbeigerannt kam, ohne zu pochen, in unser Zimmer stürzte und ihrer Herrin ein Papier überreichte. Dieselbe öffnete, las es, und ein bitteres Lächeln umzog ihren Mund.

„Dachte ich es mir doch," sagte sie, nachdem sie das Mädchen gehen geheißen, „mein Vater fühlt Reue ... er schreibt mir, daß er sich anders besonnen habe und daß, wenn unsere Verhandlung noch nicht beendet, ich dieselbe kurz abbrechen solle. Sie sehen, Herr Doctor — Ihre Großmuth war unnütz!"

„Gehen Sie, Frau Gerichtsräthin," sagte ich, „vergessen Sie nicht, daß man meinem Worte trauen darf, ich werde noch heute nach der Residenz telegraphiren, und von meiner Seite hat Ihr Vater nichts mehr zu fürchten." — Sie stand auf und ging der Thüre zu.

„Herr von Wahren!" sagte sie mit feierlicher Stimme, „der liebe Gott wird Ihnen das vergelten, was Sie thun; aber glauben Sie fest, daß auch ich mein Wort halten werde!"

...„Von welchem Worte sprach sie denn?" fragte ich Hildegard, nachdem jene das Zimmer verlassen, „ich entsinne mich nicht mehr ... ich weiß nicht, was sie damit sagen will."

„Du hast ihr nicht einmal gesagt, sie möge verhindern, daß Fritz arretirt werde", antwortete mir meine Cousine in vorwurfsvollem Tone. — — Ich seufzte — sie hatte recht.

XIV.

Es war mittlerweile Abend geworden, ich hatte unsere Wohnung verlassen, hatte einige nothwendige Krankenbesuche gemacht und meinem Versprechen gemäß das Telegramm an den Rechtsanwalt der Residenz abgesendet, in welchem ich ihm aufgab, den eingeleiteten Proceß augenblicklich zurückzuziehen. So viel Ueberwindung es mich auch kostete, hinauf ins Bad zu gehen, so sah ich doch ein, daß dies die einzige Möglichkeit wäre, Fritz zu finden und ihm noch einmal die ganze Thorheit seines Verfahrens vorzuhalten. Langsam erstieg ich den Hügel, der hinaufführte, und da die Luft äußerst schwül war, so kam ich recht ermüdet oben an. Ich fragte nach dem Grafen Rustinski und erhielt zur Antwort, daß er abwesend sei — er wäre gegen Abend einige Minuten auf seinem Zimmer gewesen und habe sich gleich darauf entfernt.

Unglücklicherweise traf mich, als ich im Begriff war, fortzugehen, mein College, der Director des Bades, Dr. Holzmann, und wollte mich unter Liebenswürdigkeiten fast erdrücken. Er ließ

mich nicht fort, ehe ich ausgeruht, ich mußte eine Erfrischung zu mir nehmen, dann mußte ich mir seine ganze Anstalt ansehen — und endlich die Krankheitsgeschichte seiner sämmtlichen Patienten mit anhören; — in einem Worte, als ich mich endlich von ihm losmachen konnte, war es Nacht geworden und der Himmel hatte sich mit dicken, schwarzen Wolken bezogen, welche ein nahes Gewitter prophezeiten.

„Werde ich noch trocken hinunterkommen?“ fragte ich im Augenblick, wo ich mich von ihm verabschiedete.

„Schwerlich!“ entgegnete er, „wenn Sie den Fahrweg gehen — warum nehmen Sie denn nicht den Fußweg durch das Gehölz, er führt Sie direct ans Ufer, und dann brauchen Sie ja nicht erst durch die ganze Stadt zu gehen, wenn Sie nach Hause wollen —“

„Sie haben recht!“ versetzte ich, „hören Sie, wie der Donner von den Bergen widerschallt? Gute Nacht — ich werde im Galopp nach Hause eilen!“

Und ich ließ ihn stehen und lief schleunigst über die Chaussee dem Eingange des Hölzchens zu, von wo der Fußweg sich herunter ins Thal schlängelte.

(Fortsetzung folgt.)

Am Familientische.

Ein Weihnachtsabend an Bord.

Ernst und kalt weht das Leben den Seemann an. In rastlosem Kampfe mit den Elementen, fern von allen seinen Lieben und durch Oceane von ihnen getrennt, nur auf Entbehrungen angewiesen, geht ihm fast alles ab, was das irdische Dasein erheitert und verschönt. Sein einziger Ersatz ist die Erinnerung, die er deshalb als kostbaren Schatz bewahrt. An ihr zehrt er auf den langen, mühevollen Reisen, sie ist sein Trost, wenn Sehnsucht ihm das Herz beengt, sein leuchtender Stern in dunkler Nacht, wenn schwarze Wolkenschleier den Himmel verhüllen.

Vor allem aber ist es die Erinnerung an die Jugend, die ihn erfrischt, an jene Tage des ungetrübten kindlichen Glückes, als der Mutter treues Auge über ihm wachte und noch alle Sorgen von ihm fernhielt, und als hellstes Gestirn strahlt aus den heitern glücklichen Zeiten Weihnachten hervor, das liebliche, freudespendende Christfest.

Die festlichen Tage des Jahres kommen und gehen. Länger als sonst weilt an ihnen das Herz in der Heimat, aber das nahende Weihnachtsfest erfüllt es mit schmerzlicher Wehmuth. Was einst das Gemüth des Kindes beseligte, wird von dem Jünglinge und Manne nicht vergessen, und nie drückt den Seemann das Gefühl der Verlassenheit schwerer, als wenn er Weihnachten entfernt von den Seinen verleben muß.

Ich kam als Jüngling einst von Ostindien zurück. Die Reise hatte über ein Jahr gedauert und ich war ebenso lange ohne Nachricht von den Meinigen geblieben, da der Postengang zu jenen Zeiten noch nicht so regelmäßig war wie jetzt. Ich hatte gehofft, Weihnachten zu Hause zu sein und am Mutterherzen alles Schwere des langen Jahres vergessen zu können, aber die Hoffnung war vergebens gewesen; die Reise währte länger, als wir glaubten. Der 24. December traf uns im Kanal, und wir segelten nahe unter der Südküste von England entlang. Der Abend war dunkel und kalt und leichte Schneeflocken wirbelten umher. Ich hatte keine Wache, aber es litt mich nicht unten. Als die Zeit kam, wo zu Hause die Lichter des Christbaums angezündet wurden, stand ich an der Verschanzung und mein Blick schweifte in die weite Ferne, dorthin, wo die theure, unvergessene Heimat lag. Aber alles war dunkel, nicht ein Sternchen blickte freundlich vom Himmel hernieder; nur dann und wann leuchteten in grünlichem Schimmer die Wellen, wenn der Bug des Schiffes sie theilte; oder das flackernde Blaufeuer eines Fischerbootes blitzte wie ein Irrlicht aus der Finsterniß auf, um nach wenigen Augenblicken wieder zu verschwinden.

O, wie schwer war es mir ums Herz! Wie gern wäre ich wiederum auf ein ganzes Jahr fortgegangen, wenn es mir vergönnt gewesen, nur diesen einen Abend im Kreise meiner Lieben zuzubringen!

Da tauchte plötzlich am fernen Horizonte Lichterglanz empor, zuerst als schwacher Schimmer, dann heller und heller. Kaum traute ich meinen Augen. War es Täuschung? Nein, dort stand ein Christbaum, so hoch und mächtig, als ragte er in den Himmel hinein und hellglänzend strahlten tausende von Kerzen in seinen Zweigen.

Wer ihn dort hingestellt — ich fragte es nicht. Für mich war er da und sein Anblick nahm alles Weh aus meinem Herzen. Der kalte Wind strich durch mein Haar und trieb den Schnee mir ins Gesicht — ich fühlte es nicht. Ich weilte wieder in der Heimat, mitten unter allen meinen Lieben.

Wie lange ich die Seligkeit genoß, weiß ich nicht; eine Stimme weckte mich aus meinem Traum. Als ich mich umblickte, standen mehrere meiner Kameraden neben mir. „Sieh, der liebe Gott will uns armen Seeleuten auch eine Freude machen, er hat uns einen Weihnachtsbaum angezündet,“ sprach einer derselben.

„Fast sieht's so aus,“ bemerkte ein zweiter, „aber diesmals sind's nur die Gaslaternen von Hastings.“

Wie schnitt das harte Wort mir durch die Seele! Gewiß erging es den übrigen auch so, denn sie erwiderten nichts darauf und blickten stumm zu den Lichtern hinüber, bis sie allmählich erblaßten und in der Dunkelheit verschwanden.

Sie dachten wohl wie ich. Für den kalten Verstand war es freilich das terassenförmig und im Dreieck erbaute Hastings, aber für unser Herz bleibt es dennoch der Christbaum. Und als wir einige Tage darauf, von günstigem Westwinde getrieben, in der Heimat anlangten und am Sylvesterabend noch einmal die Lichter des Weihnachtsbaums angezündet wurden, als ich am Mutterherzen ruhend alles vergessen hatte, was Trauriges zwischen jetzt und meiner Jugend lag, da wußte ich, daß das Herz recht gehabt hatte.

Seitdem sind 25 Jahre dahingegangen. Die Verhältnisse sind vielfach andere, und eine deutsche Kriegsflotte ist geschaffen worden. Ich habe noch viele Weihnachtsabende an Bord verlebt, und wenn auch der liebe Gott uns keinen Baum mehr angezündet, so haben wir es immer selbst gethan. Wir haben auf unsern Kriegsschiffen die schöne deutsche Sitte mit hinausgenommen auf den weiten Ocean und in die fernen Länder, sie wird von Officieren und Mannschaften treu gepflegt; der heilige Abend vereint die ganze Besatzung zu einer großen Familie und, wenn auch fern von der Heimat, fühlt sich niemand mehr einsam und verlassen an Bord.

R. Werner.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim





Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 21. December 1867. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 12.**

Das Geheimniß des Fürstenhauses.

Novelle von Georg Hiltl.

II. Abtheilung. Die Gräfin von Wartenberg.

(Fortsetzung.)

Bei dem Kammerdiener.

Das Haus des kurfürstlichen Kammerdieners, Herrn Biedekap, auf dem Friedrichs-Werder, in welches wir schon ein Mal den Pater Wolff gehen sahen, hatte in den letzten Monaten eine große Umänderung erfahren. Die kleinen Zimmer waren durch Wegreißen der Wände vergrößert worden, die Treppen waren breiter und freundlicher eingerichtet und vielerlei Prunkwerk stand auf den Absätzen umher. Der Kammerdiener hatte seiner schönen Frau, der Tochter des alten Ricker, ein wohnliches und behagliches Haus hergerichtet. Katharina lebte hier, von den Bewohnern des Stadttheiles beneidet und angestaunt. Biedekap, als ein erklärter Günstling des Fürsten, war für alle eine hohe Persönlichkeit. Seine Mittel erlaubten ihm, einen glänzenden Haushalt zu führen, die Bewerbungen um seine Gunst wurden fast stets von werthvollen Geschenken begleitet, es gehörte nicht zu den seltenen Fällen, daß hohe Herren bei dem Kammerdiener vorfuhren, daß sie in vertrautem Gespräche mit ihm gesehen wurden. Deshalb fielen die Besuche des Freiherrn von Kolbe anfangs nicht besonders auf. Erst nach und nach begannen die Lästerzungen über die häufige Anwesenheit des schönen Freiherrn ihre Glossen zu machen — und als eines Tages gar die Equipage des Kurfürsten vor dem Hause hielt, die staunenden Umwohner den Herrscher in des Kammerdieners Wohnung gehen sahen, da kannte die geschäftige Fama keine Grenzen mehr. Die gewagtesten Behauptungen gingen umher, die Basen in den nächstgelegenen Häusern wußten tausend Vermuthungen aufzutischen und Biedekap ward der Gegenstand des Spottes.

Allen diesen offnen und versteckten Angriffen setzte das satyrische Gedicht in der Zeitung Oelvens die Krone auf. Von dem Tage seines Erscheinens an bildete der boshafte Vers das Stadtgespräch. Katharina selbst ertrug die Blicke, die zischelnden Reden und bei ihren Ausgängen gemachten Bemerkungen einiger dreister Müßiggänger mit großer Geduld. Die Schifferstochter war sich bewußt, den Feinden überlegen zu sein, sie hatte ein großes Ziel vor sich und sie ahnte, daß diese Stellung nicht die letzte hohe sein werde. Ihre Unterredungen, ihre Bescheidenheit schienen dem Kurfürsten zu gefallen, der bei dem ersten Feste, welches Biedekap seiner Neuvermählten in seinem Hause gab, zugegen war. Alle Angriffe waren nach solchen offenbaren Gunstbezeugungen nutzlos und die Stimmen der Bestunterrichteten bezeichneten schon ganz dreist Katharina als die brandenburgische Maintenon.

Nur die Person des Freiherrn von Kolbe blieb den meisten ein räthselhafter Gegenstand dieser Neigung des Kurfürsten gegenüber. War er nur der geschäftige Zwischenträger? hatte er verborgene Pläne? oder fesselte ihn eine wirkliche Neigung an die schöne Frau, eine unglückliche Neigung, welche sich darin gefiel, zu dulden, zu schmachten, und dem hohen Nebenbuhler das Feld — wenn auch mit gebrochenem Herzen zu räumen? Danach sah aber der Freiherr von Kolbe gar nicht aus. So oft er die Biedekaps besuchte, geschah es immer mit großem Geräusch, unter Entfaltung vieler Pracht. Die Blicke des Freiherrn waren immer lächelnd, er grüßte zu den Fenstern empor, wenn er kam und wenn er ging, und stets mit so heiterem Antlitze, daß von „gebrochenem Herzen" nichts bemerkbar war.

In der Folge hatte man den Kurfürsten einige Mal zu Fuß in der Dämmerung kommen sehen, die Menge konnte sich nicht denken, daß nur eine Unterhaltung, eine Lust an Veränderung nach manchen schweren Geschäften, den Herrn in die Wohnung seines Dieners führe. Biedekap wurde zu Anfang allgemein bedauert, später aber verachtet, und gleich nach dem Erscheinen des Gedichtes hatte eine boshafte Hand dasselbe ausgeschnitten und an seine Hausthüre geklebt.

Katharinas Zorn schlug in hellen Flammen auf. Sie begann die Schwierigkeiten ihrer Lage zu empfinden. Die ersten Schritte zur höchsten Stufe der Macht waren mit Dornen bestreut. Was war sie? die Gattin eines Dieners. Konnte sie von dieser Stellung aus eine achtunggebietende Stimme abgeben? Die Schifferstochter

war verschlagen genug, um bald einzusehen, daß sie das Werkzeug mächtiger Personen bilden solle, aber wie wollte man sich ihrer bedienen, wenn sie in der Stellung einer Kammerdienersfrau verblieb? Der Zutritt in die Kreise des Hofes war ihr verschlossen und dennoch konnte sie nur in jenen Kreisen wirken und ihre Talente zur Intrigue entwickeln. Heute eine Unterredung mit dem Kurfürsten, morgen glänzende Verheißungen Kolbes — dann als Abkühlung einige mürrische Reden Biedekaps, der ihr das Leben im Hause schwer machte, um sich für die höhnischen Bemerkungen, welche ihn trafen, Genugthuung zu verschaffen. Da erschien jenes boshafte Gedicht. Biedekap war damit in das Zimmer getreten.

„Da hast Du es!“ rief er, das Blatt auf den Tisch werfend, „lies, lies. So geht es her über uns. Noch ist es nur ein leichter Angriff — aber es wird nicht lange dauern und sie schimpfen über mich auf den Gassen ganz laut — ohne Furcht, ohne Scheu.“

Katharina hatte das Spottgedicht mit glühenden Augen, mit hochgerötheten Wangen gelesen.

„Pfui, das ist abscheulich,“ rief sie, zornig das Blatt fortschleudernd. „Warum wird mir solche Schande angethan? ich schwöre es hier, ich bin mir keiner Schuld bewußt!“

„Pah!“ lachte Biedekap boshaft, „überzeuge einmal die Leute da unten auf der Gasse davon.“

Katharina erhob sich von dem Sessel, auf welchen sie niedergesunken war.

„Genug!“ rief sie. „Es wird die Zeit kommen, wo ich mich rächen werde. Die Feinde und Neider sollen zittern, wenn ich einst meine ganze Macht entfalte. Sie werden zerdrückt — niedergeschmettert, verlaß Dich darauf, heute noch soll es ein Ende nehmen mit ihrem Geifern oder — —“ Sie hielt inne.

„Nun! oder?“ sagte Biedekap, „was willst Du thun? Du vergißt immer, daß ich schließlich nur der kurfürstliche Kammerdiener Biedekap bin, Du denkst, Du seist schon oben — hoch oben, aber da stehe ich Dir im Wege; ich weiß es wohl, Dein Sinn will höher hinaus und Du kannst doch nicht auffliegen, wie Du gern möchtest, denn Deine Gewalt reicht nicht so weit, die Zungen zu bändigen und die Druckereien in Berlin zu schließen.“

„Ihr irrt Euch, Biedekap“, sagte eine volltönende Stimme, und diese Worte aussprechend trat der Freiherr Kolbe in das Zimmer.

„Casimir!“ rief Catharina emporspringend, „Ihr seid es? bringt Ihr mir Genugthuung? soll ich gerächt werden?“

Der Freiherr hob ein Papier empor: „Hier ist der kurfürstliche Befehl, die Druckerei der Ringwalds zu schließen. Die Lästerer mögen sich hüten“.

Ein Blitz der Freude und des Stolzes leuchtete aus Katharinens Augen, sie reichte dem Freiherrn die Hand.

„Jetzt — ja, jetzt fühle ich, daß es mir beschieden sein wird, Großes zu erreichen. Die Gnade meines Herrn, des Kurfürsten, straft meine Feinde und ich werde sie bald ganz vernichtet haben,“ rief sie mit gellender Stimme.

„Sie haben recht, Katharina!“ sagte der Freiherr. „Ein erster, großer Sieg ist Ihnen gelungen, aber mit diesem Siege beginnt auch ein neuer Kampf, denn der Befehl des Herrn hat gewaltiges Mißbehagen erregt. Die Kurfürstin und vor allem der tückische Danckelmann sind über diesen Spruch außer sich. Hüten Sie sich, man wird Ihnen den Weg sauer machen, den Sie zurücklegen wollen — Hand in Hand mit mir — und“, setzte er leise hinzu, „mit unseren Verbündeten, werden wir aber die Hindernisse forträumen.“

„Es gibt ein großes — ein kleines, wollte ich sagen,“ entgegnete Katharina auf den finster dreinschauenden Biedekap blickend.

Der Freiherr zuckte leicht mit den Achseln. Biedekap schien alles verstanden zu haben, sein Antlitz ward blaß, die Hand fuhr ein wenig drohend empor, dann schüttelte er das Haupt, sah mit einem zornigen Blicke den Freiherrn und seine Gattin an — und verließ seufzend das Zimmer.

„Er dauert mich,“ sagte Katharina, „aber ich kann ihm nicht helfen. Die Geschicke der Menschen gestalten sich sonderbar, der arme Teufel, dieser Biedekap — warum mußte er sich gerade in den Weg stellen? — wenn er nicht wäre — —“

„St!“ murmelte Kolbe. „Denke nicht so laut, Katharina, es ist noch nicht aller Tage Abend — wenn Du Muth hast, erreichen wir alles.“ Er ergriff beide Hände der schönen Frau und sie blickte ihm fragend in die Augen.

„Was willst Du damit sagen, Casimir?“ fragte sie. „Sollte ich etwa?“ — — — Ein Schauer überrieselte sie, und die Hände, welche der Freiherr hielt, zitterten heftig.

„Ich glaube gar, Du hältst mich für einen — der im Stande wäre — ich will nicht weiter sprechen,“ setzte er gezwungen lachend hinzu. „Närrchen, ich will dem armen Teufel nicht an den Kragen — ich meine nur: wir sind alle sterblich und vielleicht macht er mir Platz. Dann gehört mir diese Hand ganz.“

„Casimir,“ flüsterte Catharina. „Wenn das geschähe — dann wollte ich mit Sicherheit glauben, daß nichts für mich unerreichbar ist, aber ich würde dann auch alles vor mir niederschmettern.“

„Denken wir zuerst an den Minister.“

„Ja — Danckelmann. Wenn Du auf seinen Nacken treten kannst, dann haben wir gesiegt — vollständig gesiegt.“

„Der Kurfürst wird vor seinem Abgange aus Berlin Dich noch einmal sehen — Du weißt, worauf es wieder und immer wieder ankommt. Handle mit Vorsicht.“ — —

Einige Tage nach dieser Zusammenkunft hatten die Nachbaren Biedekaps wieder genügenden Grund, ihre Köpfe aus den Fenstern zu stecken, die Thüren zu öffnen und auf die Schwellen zu treten oder in kleinen Gruppen sich auf den Straßen zusammenzurotten. Der kurfürstliche Kammerdiener, Herr Biedekap, war von einem heftigen Anfalle heimgesucht worden, ein Leiden, das ihn verhinderte, den Kurfürsten auf seinem Kriegszuge an den Rhein zu begleiten und der Fürst kam vor dem Ausmarsche, den bewährten Diener zu besuchen, der ihm von Jugend auf beigegeben und durch viele kleine oder größere Beweise von Anhänglichkeit werth geworden war. Die Böswilligen behaupteten zwar, dieser Besuch des Kurfürsten gelte der Katharina Biedekap weit mehr, als dem Kranken, allein es war in der That eine Anhänglichkeit Friedrichs an den Diener, die den hohen Herrn ehrte; daß eine persönliche Zuneigung für die Frau Biedekap vorhanden war, leugnete der Kurfürst nicht, die übertriebenen Gerüchte hörte er häufig genug, aber stets mit geringschätzendem Lächeln an und als in einem auswärtigen Blatte die Bemerkung niedergelegt ward: „Berlin werde, wenn es am kurfürstlichen Hofe so weiter gehe, bald mit Paris in einer Reihe stehen,“ schmunzelte er sogar zum größten Verdrusse Danckelmanns, der seinen Unmuth kaum zu zügeln vermochte.

Heute machte also der Kurfürst den Abschiedsbesuch bei Biedekap. Er ward von den Insassen des Hauses ehrfurchtsvoll empfangen. Obwohl angegriffen und leidend durch den fortwährenden Aerger in seiner Häuslichkeit, suchte Biedekap doch mit Aufbietung aller Kräfte dem Kurfüsten entgegen zu gehen.

„Ich schätze mich überaus glücklich,“ begann er, „daß es mir vergönnt ist, Euer Durchlaucht noch einmal zu sehen, bevor die Campagne beginnt.“

„Schon gut, Alter,“ sagte der leutselige Fürst, sich auf einen Sessel niederlassend. „Ich wollte es mir nicht versagen, Dich noch zu begrüßen. Wie geht es Dir? pflege Dich ordentlich und Du wirst mit des Himmels Hilfe wieder in das Schloß kommen können. Ah — da ist die Frau. Eh donc! schöne Frau, wie geht es?“

„Ich habe gefühlt, daß Euer Durchlaucht Gnaden mir immer nahe sind, denn der Schutz, der mir zu Theil ward — die Strafe meiner Feinde — —“

„C'est juste — lassen wir das,“ sagte der Kurfürst, schnell von der Sache ablenkend. „Mein Ansehen war ebenso gefährdet. Wenn ich Leute mit meiner Gnade beehre und man attackirt sie — dann greift man mich ebenfalls an — das darf nicht geschehen. Genug davon. Wir werden Ihnen, schöne Frau, dieses Mal den Gatten hier lassen — hélas — er ist krank.“

„Ich bedaure unendlich, daß mein Gatte nicht an dem ruhmreichen Zuge theilnehmen kann.“

„Wollen's hoffen, Madame, daß viel Ruhm dabei sein werde, es ist ein starker Feind, aber wenn es gelingen sollte — —“

„Dann werden Euer Durchlaucht ein mächtiger Schirmherr für das ganze Reich sein und — doch ich bin wahrlich zu dreist,“ setzte Katharina mit gemachter Bescheidenheit hinzu — „ich wollte etwas fast Unerlaubtes sagen.“

„Nun? was war es? sprecht dreist.“ — „Wenn es gelingen sollte, dann werden wir sicherlich erleben, wie nicht mehr der Kurhut — wie eine Königskrone das Haupt Euer Durchlaucht zieren wird.“

„Katharina — was wagest Du?“ rief Biedekap, bestürzt auf-

blickend. Aber das Gesicht des Kurfürsten nahm den Ausdruck höchster Zufriedenheit an, ein plötzliches Roth färbte seine bleichen Wangen, er schüttelte lebhaft das Haupt und sein Auge blitzte.

„Laß Deine Frau ruhig sprechen, Biedekap," sagte er. „Ich liebe es, wenn meine Unterthanen für die künftige Größe ihres Herrn sind. Freilich — es liegt das noch in der Zukunft Schoß, wer kann wissen, wie bald ein solcher Schritt gewagt werden kann! Ei, seht doch, Frau Katharina — Ihr kümmert Euch um die Politik."

„Ich habe nur gewagt, dem, was mein Herz erfüllt, und was ich schüchtern einst Euer Durchlaucht anzudeuten mich erkühnte, Worte zu geben," entgegnete Katharina. „Zürnen Sie nicht, gnädigster Herr, aber ich denke in meinem schlichten Sinne, in aller Einfalt so: Ein Herr, der es wagt, mit dem mächtigsten Könige der Christenheit in den Kampf zu gehen, der muß eine Krone tragen dereinst, der darf nicht unter den andern Fürsten bleiben, die da nicht vermögen, ein Schwert zu ziehen. Er muß über ihre Häupter hinwegsehen um die Länge einer goldnen Krone."

Der Kurfürst, dessen Lieblingsgedanke die Erwerbung der Königswürde schon jetzt war, betrachtete sie mit sichtlichem Wohlgefallen. Es dünkte ihm, als habe die seltsame Frau, von der allerlei Gerüchte umgingen, in seiner Seele gelesen, als sei sie im Stande, die Zukunft vorauszusagen, und indem schnell an seinem inneren Blick die Gedanken vorüberzogen, die Gestalten der Förderer und Gegner seiner hohen Pläne vor sein geistiges Auge traten — rief er unwillkürlich: „Ha! wenn Dandelmann das gehört hätte."

Katharina, bereits durch Kolbe genügend unterrichtet, wußte diesen Ausruf geschickt zu nützen: „Danckelmann!" unterbrach sie schnell. „Verzeiht der unwürdigen Dienerin, gnädigster Herr, wenn sie eine neue Thorheit begeht und den alten Freund, den bewährten Staatsmann, Euer Durchlaucht ersten Rath der Kurzsichtigkeit zu zeihen sich erdreistet. Eine Frau darf ja ohnehin manches Wort sprechen, was des Mannes Lippen nicht ungestraft entschlüpfen möchte. Ich habe bereits in meiner Heimat gar viel von Herrn Dandelmann reden hören, aber — und ich habe das Euer Durchlaucht schon früher gesagt, wenn Sie mich scherzweise um meine Ansichten fragten — ich hörte immer, Herr von Danckelmann sei ein Feind alles Großen, alles Erhabenen. Eine gefüllte Geldkatze stehe ihm höher als der Glanz des Ruhmes, einige vollgepfropfte Speicher oder wohlverwahrte Truhen gelten ihm mehr als das Staunen Europas. Nur mit Widerwillen — so sagt man — sieht er die Pracht am Hofe Euer Durchlaucht und eben weil er selbst ein finstrer, scheuer, strenger Mann, weil er nicht fähig ist, dem kühnen Schwunge seines gnädigen Herrn zu folgen, weil er sich erbärmlich vorkommen würde — er der frühzeitig alt gewordne, vertrocknete Geldmann in dem glänzend dahinwogenden Meere des königlichen Hofes, arbeitet er den Plänen Euer Durchlaucht entgegen, sträubt sich gegen die Erwerbung einer Krone — o, Verzeihung, gnädigster Herr — ich verdiene Strafe, daß ich also spreche, aber Dero Gnade hat mich kühn gemacht — — ich bitte mich nicht allzu hart anlassen zu wollen."

„Beim Himmel," rief der Kurfürst, „diese Frau spricht wie ein langjähriger Besucher der Cabinette eines großen Hofes — wie der Espion Hollandais oder der Agent secret. Nur eine kurze Zeit in höherer Umgebung," setzte er leise hinzu „und sie würde gefährlich werden für die Minister. Sie ist eine Genie." Er fuhr laut redend fort: „Also eine Gegnerin Danckelmanns? das hat Ihnen Kolbe eingeblasen."

„Gnädigster Herr, der Freiherr ist mein und meines Gatten Freund. Ihm danke ich es, daß ich nach Berlin kam — aber er hat nie versucht, eine Feindschaft zwischen mir und irgend jemandem zu stiften. Wie käme der Freiherr dazu? denken Euer Durchlaucht nur, ich die Schifferstochter aus Emmerich, die Gattin eines Dieners, und Feindin des großen Ministers Danckelmann — o, man würde lachen. Wie könnte ich jemals daran denken, dem großen Herrn nahe zu kommen, ich, der es beschieden ist, in dieser kleinen, reizenden Häuslichkeit zu leben, eine einfache Hausfrau, bis an mein Ende hier zu verweilen, glücklich in dem Strahle der Gnadensonne Euer Durchlaucht, welche zuweilen so erquickend auf uns niederleuchtet."

„Wer weiß, wie es kommen wird," murmelte der Kurfürst.

„Ich sage aber frei und offen," fuhr Katharine fort, „ich bin nicht für Herrn von Danckelmann, weil ich eine Patriotin bin und weil ich weiß, er allein oder er doch hauptsächlich ist ein Hinderniß für die künftige Größe meines Vaterlandes und meines Fürsten."

„Sie hat wahrlich recht," seufzte der Kurfürst. „Es ist mir lieb, wenn Kolbe zum Guten redet", begann er nach einer Pause. „Ich wahre sein Interesse genugsam, ich habe die Druckerei schließen lassen, aus der das Gedicht hervorging."

„Ich bedaure die armen Leute," sagte Katharina mit sanftem Tone. „Sie sind weniger Schuld, als der Dichter des beleidigenden Poems, der ganz frei ausgeht," setzte sie mit lauerndem Blicke hinzu.

„Es läßt sich nichts weiter thun," entschuldigte der Kurfürst ein wenig mürrisch. „Man kann nicht allzu rigorös verfahren. Danckelmann macht mir schon Vorwürfe darüber, daß ich die Drucker bestrafte."

„Bis sich Drucker und Dichter gegen Herrn von Danckelmann finden werden," sagte Katharina.

„Sie hat auf alles eine schnelle Antwort," sagte der Kurfürst zu sich selbst. „Der Dichter ist übrigens schon gestraft, er ist seines Postens in der Kanzlei enthoben."

„Das ist eine Genugthuung für Herrn von Kolbe."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre, und der Freiherr von Kolbe trat mit tiefer Verbeugung in das Zimmer. „Durchlaucht werden gnädigst verzeihen, wenn ich zum Aufbruch mahne," sagte er.

„Gehen wir," sagte der Kurfürst. „Ich habe heut die Packwagen zu mustern, welche der Armee nachgeschickt werden. Apropos! Freiherr von Kolbe, eben war hier die Rede von Euch. Die schöne Frau Biedekap hat mir zu meiner Freude berichtet, daß Ihr stets zum Guten redet, ich danke Euch dafür. Der Schritt, den ich gegen die Drucker gethan, war hart — es hätte den Dichter treffen sollen, mais — ich kann nicht allzustreng sein."

„Euer Durchlaucht halten zu Gnaden," erwiderte Kolbe. „Die Vorsehung scheint hierbei meinem gnädigsten Herrn den Rang abgelaufen zu haben, denn sie fügte es, daß Oelven, der Poet jenes infamen Quatrains vor einer Stunde unter die Werber gefallen ist. Man hat ihn mit starker Bewachung zum Depot befördert, da eine tobende, wahrscheinlich von seinen Freunden aufgestachelte Volksmasse Versuche zu seiner Befreiung machte."

Katharinas Gesicht strahlte im Feuer eines boshaften Triumphes, sie heftete erwartungsvoll ihre Augen auf den Kurfürsten.

„Der pauvre diable!" sagte Friedrich, dessen Herzensgüte bald die Oberhand gewonnen hatte. „Es ist noch härter für ihn, als einige Wochen Arrest. Indessen — er dient in guter Gesellschaft, er nützt dem Vaterlande und das muß ihn entschädigen."

„Lassen Euer Durchlaucht sich nicht von Dero Güte allzusehr hinreißen," warnte Kolbe. „Eine kleine Lection kann dem kecken Herrn nicht schaden. Den Rock des Kurfürsten zu tragen ist keine Schande und Euer Durchlaucht haben ja nicht einmal Befehl gegeben, wider den Mann einzuschreiten. Lassen Euer Durchlaucht ihn ein Weilchen in der Strenge! — Gnade zu üben, steht Ihnen jeden Augenblick frei — aber ich würde mir unterthänigst erlauben, den Rath zu ertheilen, fest bleiben zu wollen und selbst auf etwaige Bitten des Herrn von Danckelmann nicht zu hören."

„Schon wieder Danckelmann," rief der Kurfürst ärgerlich. „Ich kann nie mit Euch zusammentreffen, ohne den Namen nennen zu hören. Cela m'est odieux! gut — der Oelven bleibe im Soldatenrocke — aber weiter geschehe nichts — abgemacht. Und nun adieu — adieu, Biedekap, halte Dich gut — hoffentlich sehen wir uns froh wieder, und Ihr, schöne Frau, fahrt fort, ihn zu pflegen, seid gegrüßt, mögen Eure Wünsche für uns in Erfüllung gehen."

„Das ist mein innigstes Gebet," rief Katharina, die Hand des Fürsten küssend, was auch Biedekap that.

Friedrich grüßte noch einmal freundlich, dann ging er aus dem Zimmer. Draußen warteten seine Pagen, und die Treppe hinabschreitend, murmelte er: „Sie hat recht. — Danckelmann ist der Widersacher. Ich habe ihm zu viel Gewalt eingeräumt."

Vor dem Hause hatte sich eine große Menschenmenge versammelt. Als der Kurfürst heraustrat, zog alles ehrerbietig die Mützen, Friedrich stieg in die Karosse, die Läufer setzten sich in Bewegung, die Pagen schwangen sich auf die Tritte, und die Equipage fuhr die Wallstraße entlang zum Leipziger Thore hinaus, wo die Officiere den Kurfürsten empfingen.

„Eine wahre Freude, den Herrn zu sehen!" sagte ein Bürger in der Menge. „Er hat doch den Geist seines Vaters und setzt sich an die Spitze der Armee."

„Das thun sie alle von seinem Geschlechte", rief ein anderer.

„Wenn die Kanonen donnern, bleibt keiner heim. Schade! schade, daß es hier — mit der schlimmen Frau so gekommen ist!" Er deutete auf Biedekaps Haus.

„Ei, wer wird das Aergste denken! Weiß doch niemand, was daran ist. Ich meine, der Kurfürst thut's um des treuen Dieners willen." — „Hm — ich denke so allerlei, aber seht, da kommt der Freiherr!"

Kolbe trat aus der Hausthüre, sein Reitknecht führte das Pferd herbei. Der Freiherr sah mit nachlässig stolzem Blicke auf die Menge und schwang sich behend in den Sattel. In diesem Augenblicke tönte ein gelles Pfeifen und Zischen, welches die versammelte Straßenjugend im Verein mit den müßigen Erwachsenen ausstieß.

„Viel Glück, Herr Freiherr!" riefen einige Stimmen.

„Der Werber für den Feldzug soll leben!" höhnten andere.

Der Freiherr biß sich die Lippen. „Wenn ich erst obenauf bin!" flüsterte er, sein Roß durch den Haufen lenkend, „will ich es dir redlich einträuken, verdammtes Gesindel!"

„Sie werden alle weichen, meine Feinde!" sagte Katharina, die vom Fenster aus ihm nachsah. „Sie müssen mir Platz machen. Der Kurfürst hat heute wohl blicken lassen, daß Danckelmann ihm lästig wird, oder ich müßte kein Fünkchen Verstand mehr hier oben glimmen haben. Ich werde dorthin kommen," sagte sie, auf das Schloßgebäude zeigend, welches sie von ihrem Zimmer aus erblickte.

Ein heftiger Seufzer unterbrach dieses Selbstgespräch. Katharina wendete sich um. Biedekap war in einen Sessel gesunken, sein bleiches Antlitz zeugte von innerem Leiden, der schwere Seufzer entrang sich mühsam der Brust.

„Sollte der Freiherr richtig geahnt haben?" fragte sich Katharina. „Wir müssen alle jeden Augenblick bereit sein — und der blasse Mensch dort ist das letzte Hinderniß." (Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Seeleben.

Von Corvettencapitän **Werner**.

XIV. Am Cap der guten Hoffnung.

„Nun wird uns natürlich wieder ein Sturm aufgetischt!" denkt bei der Ueberschrift die Mehrzahl der Leser, „das Schiff hat den Passat hinter sich, geht um das Cap, wo es bekanntlich 366 Mal im Jahre stürmt — was kann da wohl anders kommen?"

Fehlgeschossen, geehrte Leser! Ich habe zwar noch einen ganz haarsträubenden Sturm in petto, bei dem die Masten und Kanonen wie Spreu in der Luft umherfliegen und schließlich das ganze Schiff über Bord geht, diesen spare ich mir aber wohlweislich für das nächstens folgende Schlußtableau meiner Seebilder auf, um, dem Geiste der Zeit Rechnung tragend, das Drama mit dem obligaten Knalleffect bei bengalischer Beleuchtung zu beenden.

Heute gedenke ich ein friedlicheres Bild zu zeichnen, bei dem es nur ein klein wenig Gänsehaut gibt und schwache Nerven nicht über Gebühr angegriffen werden.

Der „Seestern" hat der Capstadt einen 14tägigen Besuch abgestattet, schwimmt aber inzwischen schon wieder auf der blauen Tiefe und hat seinen Curs nach Osten zu den Kindern der Sonne im bezopften China gerichtet.

In der Capstadt war es sehr hübsch, die Zeit im Hafen natürlich aber für alle wieder viel zu kurz, mit Ausnahme des ersten Officiers und des Herrn Oberbootsmannes. Nur darin stimmen auch sie den übrigen zu, in Teneriffa war es doch schöner.

Weder die ätherischen Miss Brown und Smith mit den sanft gerötheten Nasenspitzen, den semmelblonden Schmachtlocken und den Augen von der Farbe wie Vergißmeinnicht in Milch gekocht, noch Juffru van den Pott und Hendrika van Pipendeckel mit den Gesundheit strotzenden und aufgesprungenen Backen haben es vermocht, den von ihnen gehofften Eindruck zu machen und die durch Dolores, Juanita und Genossinnen halb oder dreiviertel gebrochenen Herzen zu heilen. Ach! die schwarzen Augen haben auch gar zu tief verwundet.*) Indessen gibt es nach Dr. Luthers Ausspruch ja drei Dinge in der Welt, die ein jeder rechtschaffene Mann hochhalten soll, und wenn Teneriffa die Liebe bot, sorgte die Capstadt für den Wein. Officiere wie Cadetten machten sehr bald die Entdeckung, daß eine Flasche Constantia von der richtigen Sorte und in den Zweigen des bekannten Salonbaumes servirt, den Menschen in eine sehr frohe Stimmung versetzen und ihm selbst über Liebeskummer forthelfen kann.

Selbstverständlich hat es sich der ganze Stab des Seesterns auch nicht nehmen lassen, das milde Feuer des am Tafelbergfuße gezeitigten Rebensaftes bis zum „auf die Bäume klettern" zu erproben, und es hat je nach der Individualität des „Probirenden" verschiedenartigst gewirkt. Den ernsten Capitän hat es so heiter gestimmt, daß der Gigsteurer Kattblock im Sonntagnachmittagclub darüber den Kameraden ein langes Garn gesponnen, Kurzspleiß dagegen soll ganz melancholisch geworden sein und nach dem vierten Glase den nach Norden ziehenden Wolken Kußfinger zugeworfen haben.

Die Officiere haben als gute Deutsche natürlich ein Lied angestimmt, und die Cadetten — nun ich will nichts darüber sagen, um ihnen nicht etwa noch nachträglich Arrest zu verschaffen, aber selbst der alte Tafelberg soll sein graues Haupt geschüttelt und gemurmelt haben: „Eine so lustige Gesellschaft ist mir lange nicht vorgekommen." Jedenfalls haben aber alle ohne Unterschied dabei die Ueberzeugung gewonnen, daß Constantia am Cap und Constantia im Capkeller zu Berlin zwei grundverschiedene Dinge sind.

Nun liegt die Capstadt dem Seestern schon über acht Tage wieder im Rücken. Der Abschied ist nicht so schwer geworden, wie in Teneriffa. Miss Smith und Miss Brown haben am Strande weder die weißen Tücher wehen, noch die gelben Locken schütteln lassen, Juffru Hendrika van Pipendeckels Wangen sind weder eingefallen noch blaß geworden, denn in den vierzehn Tagen ist es allen Capdamen vollständig klar geworden, daß deutsche Seeofficiere fischblütige Naturen und keiner zarten Empfindungen fähig sind.

Als der Tafelberg von den nordischen Gästen Abschied nahm und sich unter den Horizont senkte, grenzte sich seine flache Kuppe scharf gegen letzteren ab. Aeolus hatte sich nicht bei ihm zu Gaste gebeten und das weiße Tischtuch war nicht aufgedeckt*). Es ist Ausgang December d. h. Hochsommer und dann lacht über jenen berüchtigten Gegenden ein ebenso lieblicher, blauer Himmel, wie über uns im Juli und August.

An Bord des Schiffes ist scheinbar alles in den gewohnten Gang gekommen, in Wirklichkeit herrscht jedoch in den letzten Tagen ein merkwürdige Unruhe in der ganzen Besatzung. Da ist ein Heimlichthun, ein Huschen und Flüstern, als ob irgend etwas Großes im Werke wäre. Die Zimmerleute und deren Handwerkzeug sind sehr begehrt; in den Kammern der Deckofficiere, in der Wasserlast und den Vorrathsräumen, überall hört man klopfen und hämmern; aber zu sehen ist nichts, denn die Localitäten werden streng geschlossen gehalten und selbst bei der Musterung von Kurzspleiß respectirt. Auffallend dabei ist die große Nachfrage nach gebrauchten Stearinlichtern. Officierburschen, Unterofficiere, Matrosen, alles schleppt sich mit Lichtstumpfen, die aus den verschiedensten Ecken und Winkeln hervorgeholt und mit geheimnißvoller Miene in die verschlossenen Kammern gebracht werden. Wo sie alle auf einmal herkommen, wer kann's wissen? offenbar sind sie aber seit langer Zeit zu einem bestimmten Zwecke aufgespart, und ein wenig liegt auch Verdacht vor, daß Fiscus dazu beitragen muß. Ja, dieser Verdacht wird sogar zur Gewißheit, als der Bootsmann in der Botteliersklammer verschwindet und nach einiger Zeit leise wieder in seine Kammer schlüpft, wobei aber die Köpfe von verschiedenen ganzen Lichtern verrätherisch aus den Jackentaschen hervorblicken.

Oberbootsmann Sr. Majestät Fregatte Seestern, fleischgewordene Pflichttreue, auch du auf verbotenen Wegen? Was für ein mächtiger Hebel muß wirken, um auch dich dazu zu bewegen, Fiscus um Stearinlichter zu schädigen! Sie sind freilich erbärmlich schlecht, ein Pfund davon wiegt nur 22 Loth, bei vielen hat der Fabrikant den Docht vergessen und deshalb ist Fiscus, diesem ungreifbaren,

*) Vgl. Ein Ball an Bord. Jahrgang III. S. 4.

*) Bei herannahenden Stürmen ruht eine flache Nebelwolke auf dem Tafelberge, welche man an der Capstadt das „Tischtuch" nennt.



Weihnachtsfest an Bord S. M. Fregatte Seestern.

Originalzeichnung von W. Simmler.

räthselhaften, aber destomehr gefürchteten und in Geldsachen wahrhaft unbarmherzigen Wesen, schon eine kleine Schädigung zu gönnen — aber von dir, Oberbootsmann, bleibt es immer unrecht, denn wirst du dabei gesehen, so fällt „das ganze odeur auf deiner Reputation“, wie du zu sagen pflegst, wenn du odium ins Hochdeutsche übersetzest. Und doch ist es kein odium, nein, eine Ehre für dein Herz und dein Gemüth ist es, du gute, brave Seele, was du mit den Lichtern heimlich in deiner Kammer beginnst. Es ist nicht viel Platz darin in der kleinen Kammer und seit dem Verlassen der Capstadt hast du noch freiwillig die Hälfte davon geopfert, aber ich schlüpfe dennoch mit hinein und belausche dich in deinem Thun, um meine Seele daran zu erfreuen. Und auch ihr, Mütter der Schiffsjungen, kommt mit mir und seht, was in dem engen Raume geschieht; aber huscht leise hinein und stört ihn nicht, den alten Mann, unter dessen schroffem Aeußern ein so warmes Herz für eure Kinder schlägt.

Seht dort, wie er emsig beschäftigt ist, die Lichter in den Zweigen eines prachtvollen Tannenbaumes zu befestigen. Mit vieler Mühe hat er ihn sich in dem fernen südlichen Lande verschafft, ihn in der Dunkelheit an Bord gebracht und bis zum heutigen Tage in seiner Kammer verborgen gehalten. In den karg zugemessenen Mußestunden hat er selbst das Tischchen dazu gefertigt und mit Moos belegt, aus buntem Papier Netze und Kronen geschnitten. Eine Flagge von Knittergold ziert die schlanke Spitze, und goldige Apfelsinen schmücken mit andern Früchten und Confect in reichem Behange die grünen Zweige.

Weshalb zittern ihm jetzt die Hände und werden die Augen ihm feucht, als er die Lichter befestigt? Seine Gedanken schweifen weit, weit zurück in die Vergangenheit. Grade so hatte einst die Mutter auch für ihn den Weihnachtsbaum geschmückt, als er noch als Knabe in der liebtrauten Heimat weilte. Es ist viele Jahre her, die Mutter ward längst zur Ruhe gebettet und seitdem hat für ihn kein Christbaum mehr gebrannt. Aber er hat nicht vergessen, wie selig es ihn einst machte, und wie schmerzvoll sein junges Herz es empfand, wenn er am heiligen Abend einsam auf den dunkeln, öden Wellen schwamm und kein freundliches Wort an sein Ohr schlug, kein liebevoller Blick auf ihm ruhte.

Er hat nicht den Baum für sich geschmückt, sondern für seine Seekinder, für die Schiffsjungen. Wenn er ihnen auch nicht die Heimat ersetzen und ihnen nicht wehren kann, daß das Auge thränenvoll sich nach ihr richtet, will er ihnen doch den herben Schmerz ersparen, den er einst selbst empfand. Der brennende Christbaum soll ihnen wenigstens ein Stück der fernen Heimat zurückgeben und ihnen zeigen, daß sie auf dem weiten Ocean nicht gänzlich einsam sind.

Und nicht der Baum ist es allein. Seht dort die Schubladen; sie sind gefüllt mit kleinen Ueberraschungen und nützlichen Geschenken. Die Zahl der Schiffsjungen ist groß — aber keiner ist vergessen. Und nun, Ihr Mütter, segnet den alten Mann, der mit so vollem Herzen an Eure Kinder denkt und dann huscht leise wieder hinaus aus dem engen Kämmerchen. Noch hat er zu ordnen und zu sichten, aber heute Abend, wenn die Sonne geschieden und die Nacht ihren sternbesäeten Festmantel angethan, dann kommt wieder und feiert mit uns das liebe, schöne Weihnachtsfest auf dem Meere.

„Land voraus!“ erschallt der Ruf der Posten aus den Toppen. „Wo ist Land?“ „Unmöglich, hier gibt es keins.“ „Doch dort ist es ganz klar, ein hoher Berg!“ so tönt es durch einander, alles strömt nach oben, und die Fernröhre richten sich auf die gänzlich unerwartete Erscheinung. Man zerbricht sich den Kopf, auf den Karten ist auf hundert Meilen weit kein Land verzeichnet, und das Wasser zeigt keine grünliche Verfärbung, sondern bewahrt sein dunkles Azurblau, das Kennzeichen unergründlicher Tiefe.

Aber es ist unzweifelhaft Land und nur noch wenige Meilen entfernt; die Umriße des Berges zeichnen sich zu scharf ab, eine Luftspiegelung kann es nicht sein, eben so wenig ein Nebelgebilde.

Da bricht die Sonne hinter der Wolkenschicht hervor, die sie bis dahin verborgen. Eine zauberische Verwandlung geht urplötzlich vor sich; der bläuliche Berg verschwindet und an seine Stelle tritt ein von purpurnem Schimmer übergossener blitzender Diamant. Wie feenhaft das glänzt und strahlt! Es ist, als ob der Himmel Millionen Sterne darauf niedergesenkt hätte, um den Menschenkindern seine ganze Pracht und Herrlichkeit auf einmal zu zeigen.

Doch nur wenige Augenblicke ist es ihnen gegönnt, den wunderbaren Anblick zu genießen. Ein Wolkenstreif deckt die Sonne, der blendende Zauber ist verschwunden, und es erscheint wieder das Land in seiner bläulichen Färbung.

„Ein Eisberg!“ rufen verschiedene Stimmen und das strahlende Räthsel ist gelöst.

Einer jener majestätischen Krystallblöcke, die sich alljährlich zu tausenden von den starren Massen des ewigen Eises an den Polen lösen, um von den Strömungen nach den wärmeren Gegenden getragen zu werden und dort schmelzend den Kreislauf der Natur vollenden zu helfen, schwimmt dem Schiffe entgegen und nähert sich ihm schnell.

Seine Färbung wird allmählich heller und durchsichtiger; dann schwebt die gigantische Masse unheimlich und starr, aber zugleich prachtvoll und imposant an dem Schiffe vorüber. An ihrer Basis nagen brandend die Wellen und ihre zackigen Spitzen glühen wieder im rothen Licht der untergehenden Sonne.

Weit überragen sie die Masten des „Seestern“. Noch streben sie hoch und hehr in die Lüfte hinein, aber fort und fort arbeitet das Meer an ihrem Fall. Seine warmen Gewässer zehren steig an ihrem Fuße. Bald haben sie ihr zerstörendes Werk vollendet, der Berg ist unterminirt und eine anrollende Woge gibt ihm den letzten Stoß. Krachend wie der Donner von tausend Gewittern bricht er in sich zusammen, die stolzen Spitzen peitschen den Gischt himmelan, dann schießen sie hinunter in die dunkle Tiefe, um wieder auftauchend als formlose Trümmer auf der Oberfläche zu treiben und nach kurzer Zeit schmelzend zu verschwinden.

Wehe dem Schiffe, das sich im Bereich solcher Katastrophe befindet; es würde rettungslos verloren und zu Atomen zerschmettert sein.

Deshalb wird der Curs des Schiffes aus Vorsicht so weit seitwärts vorbeigerichtet, daß kein Unfall passiren kann, denn drohend hängt bereits die Vorderseite des Berges über, und das Meer hat bald sein Werk gethan.

Da ertönt plötzlich ein Schrei von der Eismasse zum Schiffe herüber, ein Schrei so voll von Todesangst und Verzweiflung, daß er das Blut der Hörer fast erstarren macht.

Auf einem Vorsprunge zeigt sich eine Gestalt; sie winkt mit einem Tuche, doch damit scheint ihre letzte Kraft erschöpft und sie sinkt leblos zusammen. Dort weiter hin erblickt das suchende Auge noch mehrere dunkle Punkte, alle Fernröhe richten sich darauf — o Gott! es sind Schiffbrüchige auf dem Berge, sie scheinen sich zu bewegen.

„Klar bei den Booten, auf mit dem Großsegel, brasst back!“ commandirt im Augenblick der Capitän. Die Raaen fliegen wie ein Blitz herum, die Fregatte luvt in den Wind, hemmt ihre Fahrt und die beiden Kutter senken sich mit ihren Mannschaften zu Wasser. „Vorwärts Leute, rudert was ihr könnt!“ ruft ihnen der Capitän nach. Es war nicht nöthig; wo es gilt, einem Nebenmenschen zu helfen, da bedarf der Seemann keines Sporns, die Boote fliegen wie von übermenschlicher Kraft getrieben durch die Fluten. Jetzt haben sie den Berg erreicht, doch die Brandung verwehrt das Landen und sie müssen wieder abstoßen. Den Zuschauern an Bord schnürt sich das Herz zusammen — doch dort verschwinden sie hinter einem Eisblock; jetzt springen die Besatzungen auf das feste Eis, man sieht sie die Unglücklichen in das Boot tragen und zurückrudern, und ein freudiges Hurrah schallt hundertstimmig den kühnen Rettern über das Wasser entgegen.

Doch dem Gruß folgt fast im selben Augenblicke ein Ruf des furchtbarsten Entsetzens, der Berg wankt, ein betäubender Donnerschlag rollt durch die Lüfte — dann steigen die Massen in chaotischem Gewirr in die Tiefe und das Meer schlägt heulend und brausend über ihnen zusammen.

Die Mannschaft der Fregatte steht einen Augenblick starr und stumm, das Unglück scheint ihre Sinne gelähmt zu haben. Doch Gott wollte den Weihnachtsabend nicht auf eine so furchtbare Weise enden — dort hinter jener mächtigen Scholle schwimmen die Boote unversehrt, durch ein Wunder sind sie vom Untergange gerettet.

Das Leben strömt zurück zum Herzen, der drückende Alp entweicht, und Dankgebete steigen empor zu Gott.

Nach wenigen Minuten sind die Boote an Bord, sie bringen die Besatzung eines deutschen Schiffes, das vor zwei Nächten während einer anhaltenden dunklen Gewitterbö gegen den Eisberg gesegelt und gesunken ist. Mit größter Noth hatten sich die Unglücklichen auf den Berg retten können, aber nur, um aller Wahrscheinlichkeit nach einem schrecklicheren Schicksale entgegenzugehen. 48 Stunden

ohne Nahrung, auf dem Eise fast erstarrt und der Verzweiflung Preis gegeben, waren sie dem Tode nahe, als das rettende Schiff sie aufnahm.

Speise, Trank und ärztliche Fürsorge gaben ihnen bald die Kräfte wieder und als sie sich erholt, da konnten sie fröhlich mit theilnehmen an der Weihnachtsfeier, die durch ihre wunderbare Rettung eine noch um so schönere und kostbarere geworden ist.

Unten im Zwischendeck sind alle Vorbereitungen dazu getroffen. Die geheimnißvollen Kammern und Räume haben sich aufgethan und die Früchte des Klopfens und Hämmerns zu Tage gefördert. Die dreißig Eßtische der Mannschaft im Zwischendeck sind aufgeschlagen, und auf jedem brennt ein Weihnachtsbaum. Nur wenige davon sind wirkliche Tannen aus der Capstadt, die meisten von den Künstlern des „Seestern" mit ebensoviel Geschick als Scharfsinn nachgebildet. Alte Krankenrapporte sind in Blätter, Strohhalme und Charpie in Tannennadeln und Moos verwandelt und aller Wahrscheinlichkeit nach wird beim nächstmonatlichen Abschluß der Materialienrechnung ein starker Posten Schweinfurter Grün in Ausgabe erscheinen. Einzelne schwache Stellen an den Bäumen sind mit Schiffszwiebäcken verhängt, die die Stelle von Confect vertreten, aber das Ganze gewährt, Dank den hunderten von gesparten Lichtern, einen brillanten Anblick. Auf den Backen liegen in numerirten Papierpäckchen, die vom Capitän und Officiercorps für die Mannschaft bestimmten Geschenke. Cigarren, Tabak, wohlriechende Seife, Schreibmaterialien und ein paar Dutzend Bände guter Bücher und Zeitschriften, der beliebteste und gesuchteste Artikel an Bord, bilden den Inhalt der Packete, die, obschon an und für sich nicht sehr werthvoll, dennoch große Freude bereiten werden.

Die Vertheilung geschieht durch das Loos, und Fortuna selbst hat es bereitwillig übernommen, die Gaben aus ihrem Füllhorne zu spenden, das jedoch etwas eckig ausfällt, weil es aus dem Marktkorbe der Officiermesse gebildet ist. Hinten an der zum Zwischendeck führenden Lucke ist ihr Thronsessel gebaut, nicht sehr hoch, weil die Batteriedecksbalken hindernd entgegentreten, aber auf das reichste mit Flaggen drapirt und von einem wahren Stearinlichtmeer umflossen. Blendend schön ist die Göttin gerade nicht, der Teint spielt in das Bräunliche, und das ziemlich tief ausgeschnittene Kleid zeigt einen Nacken, auf den die Tropensonne stark gewirkt, indessen schmückt dafür ein prachtvoller „letzter Versuch" das von reicher Lockenfülle umwallte Haupt, und eine stattliche Krinoline verbirgt die sonstigen kleinen Mängel der jungfräulichen Gestalt.

Ein großer Theil der an das Füllhorn tretenden Matrosen scheint mit Fortunachen auf sehr vertrautem Fuße zu stehen und übt oft eine drastische Kritik ihrer äußeren Erscheinung; die Göttin ist jedoch nicht auf den Mund gefallen und weiß es ihnen so heim zu zahlen, daß des Jubelns kein Ende ist und im ganzen Zwischendeck bald die heiterste und fröhlichste Stimmung herrscht.

In der Messe aber, da ist der große Baum des Bootsmanns für die Schiffsjungen aufgestellt und der ganze Tisch mit Christgaben bedeckt. O wie freudig strahlen die Augen der rothbäckigen Knaben bei dem Lichterglanze, wie emsig untersucht jeder das mit seinem Namen bezeichnete Päckchen und wie dankbar wandert der Blick zu dem alten Bootsmann, der so liebevoll für seine Seekinder gesorgt hatte!

Und als dann die Bescheerung vorüber und die gesparten Lichtstumpfe heruntergebrannt sind, werden die Bäume und Tische fortgeräumt; ein ungefährlicher Weihnachtsgrog erscheint und die Musik spielt fröhliche Weisen. Fortunachens Krinoline wirbelt hellleuchtend im Kreise umher, die Bänder des „letzten Versuchs" flattern lustig um ihren Kopf, große Schweißtropfen perlen über ihren gebräunten Teint, und die Göttin zeigt sich als eine eben so flotte als begehrte Tänzerin.

Doch ihre irdische Leichtfertigkeit scheint unter den Unverheiratheten im Olymp Anstoß oder Neid zu erregen. Schnell wird ein Complott geschmiedet, um die ungebührlich lustige Cousine etwas zu ärgern und dem lauten Jubel an Bord einen kleinen Dampfer aufzusetzen. Ganymed wird eiligst nach der Unterwelt abgeschickt, um ein paar Erinnyen aufzuhetzen, und alsbald sieht man auch zwei dieser bereits hoch in die Saat geschossenen Jungfrauen aus dem Orkus (alias Zwischendeckslucke) hinter dem Großmast in der Nähe des Gangspills in die Batterie emportauchen. Für ihre Toilette scheint ihnen nicht viel Zeit geblieben zu sein; nicht einmal die üblichen Schlangen haben sie in das Haar gewickelt, sondern nur ein langer Ueberwurf, der aber verdächtige Aehnlichkeit mit zusammengenähten Matratzenbezügen hat, deckt die knochigen Formen der Jungfrauen. Die eine schwingt eine Geißel aus eisernen Tonnenreifen, die andere erhebt drohend ein ganzes Stearinlicht als Fackel.

Als sie sich in Positur gesetzt, rufen sie beide in tiefen Molltönen Wehe über Fortunachen und deren wilde Tänzer; sie prophezeien alles mögliche Unglück, dichtgereffte Marssegel, Kanonenexercitium und schwarze Liste, aber auf die gottlosen Seeleute macht das alles nicht den geringsten Eindruck.

„Sonntags stürmt es nicht," höhnen die einen; „Weihnachten gibt's keine schwarze Liste" die andern, und in wenigen Minuten müssen die alten Damen vor den losen Mäulern der Matrosen vollständig die Segel streichen. Ein kecker Bursche treibt die Frechheit sogar soweit, die Grogbowle vor sie hinzusetzen und ihnen ein Glas anzubieten. Mit Entrüstung sehen sie erst ihn, dann sich selbst an; der Blick scheint zu sagen: „Hier ist Hopfen und Malz verloren!" Doch der Duft des Grogs steigt ihnen in die Nase. Der Nectar im Orkus war in letzter Zeit sehr dünn und dieser riecht viel kräftiger. Die Entrüstung gibt milderen Gefühlen Raum. Compromittirt sind sie nun doch einmal; ein bischen mehr oder weniger, darauf kommt es nicht an.

„Was meinste, Karline?" fragt leise die ältere Erinnye.

„Nun, ein Dröppchen kann nicht schaden, Jette," erwidert die Schwester und beide nehmen mit freundlichem Blick das dargebotene Glas, um es in einem Zuge zu leeren, ohne daß das Hurrah der Umstehenden sie genirt. Der Nectar des Seestern scheint aber merkwürdig zu wirken. Als jetzt von der andern Seite der Batterie eine lustige Polka ertönt, da entsinken Geißel und Stearinlicht den Händen der Göttinnen und als Fortunachen bei ihnen am Arme eines schmucken Matrosen vorbeiwirbelt, da zuckt es auch ihnen krampfhaft in den Füßen. Schramm und Kattblock, die beiden zunächst Stehenden fühlen sich plötzlich kräftig umschlungen und mit Gewalt in den Kreis der tanzenden Paare gezogen. Die Matratzenbezüge flattern mit Fortunachens Krinoline um die Wette und die Unverheiratheten im Olymp platzen vor Neid, daß sie nicht auch mit polken können.

Da schlägt die Uhr zehn, die Musik schweigt, die Bootsmannsmaate pfeifen: „Ruhe im Schiff", und die alte Schiffsordnung tritt wieder in ihr Recht.

Den Schiffsjungen aber bescheert der erste Officier noch eine Extrafreude; er befreit sie von der Nachtwache und sie können ruhig bis zum andern Morgen schlafen und sich in ihre Heimat träumen.

Auch der alte Bootsmann träumt, aber es ist ein wunderbarer Traum. Er hat die Stearinlichter an seinem Baume befestigt und angezündet. Sie brennen hell und glänzend, doch plötzlich erbleichen sie und aus jeder Flamme schaut ein Gesicht so streng und drohend, daß es ihm kalt durch die Adern läuft. Er kennt sie alle die Gesichter, die so unbarmherzig auf ihn blicken mit den faltenreichen Stirnen, den actenfarbigen Wangen und den großen Brillen. Nur das große Gesicht, oben in der Flagge von Knittergold, hat er noch nie gesehen; aber es ist noch viel unheimlicher, als alle die übrigen, und sein kaltes, graues Auge lastet wie ein Centner auf der Brust des Bootsmanns. Eine innere Stimme flüstert ihm zu: „Das ist das wesenlose, ungreifbare Gespenst, das ist Fiskus!" Ja, er muß es sein, denn am Weihnachtsabende kann niemand anders so aussehen. Und nun wachsen die ganzen Gestalten aus den Flammen; ganz unten auf den Zweigen stehen die Marineverwalter, dann kommen die Calculatoren und Secretäre und weiter hinauf die höheren Chargen. Sie reichen sich die Hände und beginnen einen Rundtanz um das Gesicht in der Knittergoldflagge, dessen kalte Augen sich immer tiefer in die Brust des geängsteten Bootsmanns bohren. Immer enger ziehen sich die Kreise der Tanzenden, immer wilder wird der Reigen und immer weiter senkt er sich. Die spitzen Frackschöße und die spärlichen Haare flattern wagerecht in den Flammen, aber sie verbrennen nicht und die Flammen züngeln und zischen näher und heißer den unglücklichen Schläfer an.

Da zittern harmonische Töne durch die Luft und der schreckliche Zauber beginnt sich zu lösen. Die Accorde eines Chorals erklingen, die wilden Tänzer schrumpfen enger und enger zusammen und ihre drohenden Gesichter zerfließen in den hellauflodernden Flammen. An ihre Stelle treten andere Gestalten; die Mütter der Schiffsjungen schweben zur Kammer herein und breiten segnend die Hände über den alten Mann aus. Seine Brust athmet wieder frei, ein freundliches Lächeln verklärt das Gesicht und glättet die Falten von der Stirne. In sanftem Schlummer umgaukeln ihn freundliche Bilder.

Ein Wetterleuchten.

Nach Familienmemoiren erzählt von **A. Mels.**

(Fortsetzung.)

Sicherlich ist der Leser schon mehr als ein Mal von einem Gewitter in einem Walde überrascht worden, oder vielmehr von jenem Vorspiele eines Gewitters, welches sich durch lautlose, drückende Stille der Natur und des Abends durch einen von schwarzen Wolken wie beladenen Himmel anmeldet. Es ist ein eigenthümlich schauriges Gefühl, wenn die dunkle Waldeinsamkeit nicht einmal durch das schüchterne Geräusch der leise bewegten Blätter unterbrochen wird — eine Todtenstille, einer Grabesnacht gleich, die durch den fernhinrollenden Donner nur noch grausiger gemacht wird.

Von diesem mir ungewohnten Naturschauspiele wie überwältigt schritt ich den Fußpfad entlang, welcher in vielen Krümmungen durch das Gehölz geht und hatte gänzlich die Ereignisse des Tages vergessen. Es gibt Organisationen, auf welche die Naturerscheinungen einen so gewaltigen Eindruck hervorbringen, daß darüber alles Menschliche in ihrem Geiste verlischt.

Schon länger als zehn Minuten war ich gegangen und immer noch befand ich mich im Holze und an den leisen Krümmungen des Pfades bemerkte ich, daß ich immer noch hinunterzusteigen hatte — ich beschleunigte daher meine Schritte, denn das Getöse des Donners kam jeden Augenblick näher; — da fühlte ich endlich, daß es eben unter meinen Füßen wurde — ich glaubte mich im Thale angekommen und ging rüstig vorwärts.

Doch nach einigen Minuten blieb ich stehen — ich mußte doch schon dem Flusse nahe sein — und vernahm kein Rauschen — nicht den geringsten Laut hörte ich!

Wiederum ging ich vorwärts — und mit Schritten, in denen man eine Meile in der Stunde zurücklegt . . . und wiederum blieb ich horchend stehen . . . Immer noch nichts! — Ein drittes Vorgehen wurde von mir fast laufend mit vorgehaltenem Stocke ausgeführt und als ich zum dritten Male stehen blieb — hörte ich ebensowenig wie vorher das jetzt mit einer gewissen Aengstlichkeit erwartete Rauschen.

Wie kam das? — nach meiner Berechnung, obgleich ich diesen Weg erst ein- oder zweimal gegangen war, seitdem ich in Eltburg war — nach meiner Berechnung hätte ich schon längst nicht allein am Ufer, sondern sogar schon an der Brücke sein müssen, die meinem Hause nahelag. Vergebens suchte ich um mich zu schauen — es war die rabenschwarzeste Nacht, die ich je zu beobachten Gelegenheit gehabt. — Ich zündete einige Streichhölzchen an, die ich als leidenschaftlicher Raucher immer bei mir hatte, und konnte bei ihrem schwachen Scheine bemerken, daß ich mich immer noch im Walde befände.

Immer noch im Walde und dennoch in der Ebene seit so langer Zeit? — wie kam das? — Ich mußte mich verirrt haben, aber wie war das möglich? und was nun thun?

Ich beschloß, nachdem mein Vorrath von Streichhölzern unnütz verbraunt war, ruhig auf diesem ebenen Wege fortzugehen, und da ich wohl wußte, daß die nächste Umgebung von Eltburg mit einer Unzahl von kleinen Gehöften und einzeln stehenden Häusern bebaut war, so hoffte ich bald auf ein solches zu stoßen. Rüstig schritt ich vorwärts, mich mit meinem vorgehaltenen Stocke gegen die möglichen Hindernisse des Weges schützend.

Ich mochte wohl so sechs bis acht Minuten gegangen sein, da war es mir, als ob ich zu meiner Rechten ein Geräusch hörte.

Ich stand still — alles war ruhig!

Noch eine Strecke ging ich, als wiederum und jetzt viel deutlicher das Geräusch mein Ohr traf, doch auch diesmal war es mir unmöglich, als ich stille stand, etwas zu vernehmen. Vorwärts ging es noch einmal, und da der Weg jetzt zu steigen anfing, so setzte ich voraus, daß ich mich irgend einer Wohnung nähere. Ich beschleunigte den Schritt und zum dritten Male glaubte ich, Geräusch zu vernehmen — als ich plötzlich einen so heftigen Schlag ins Gesicht bekam, daß ich fast besinnungslos zurücktaumelte.

Ich erholte mich langsam wieder — mit meinem Stock in der Finsterniß herumtappend, fühlte ich, daß ein Zweig von einem Baume tief herabhing, und begriff, daß ich dagegen angerannt wäre.

Ich nahm mir vor, langsamer vorwärts zu gehen, fühlte aber auch, daß ich einen derben Stoß bekommen haben müßte, denn es lief mir heiß von der Stirn, und meine Finger erkannten, daß es Blut war. — Ich trocknete es mit meinem Tuche und schritt vorwärts.

Jetzt, da ich langsam und besonnener ging, konnte ich auch jenem Geräusche ein aufmerksameres Ohr leihen, das, wie ich jetzt ganz deutlich vernahm, zu meiner Rechten sich von Zeit zu Zeit erhob.

Es war wie der gedämpfte Schall einer Stimme, die jetzt sich heftiger hören ließ, dann aber wieder schwieg, um kurze Zeit nachher von neuem zu ertönen. — Was konnte dies sein?

Wahrscheinlich ein Bauernhof, in welchem man noch dies und jenes vor dem Gewitter in die Scheunen zu bringen versuchte. Aber wo war ich denn? — ich hatte ganz und gar den Anhaltspunkt zu meiner Ortskenntniß verloren.

Der Weg stieg immer mehr — und ich fing an, müde zu werden — der Donner näherte sich von Minute zu Minute und ein gewisses Gefühl von Unruhe bemächtigte sich meiner. Außerdem fühlte ich auch noch, daß ich mich nicht ganz unbedeutend verletzt haben mußte, denn das Blut wollte nicht aufhören, von meiner Stirn zu rinnen.

Es mochte beinahe eine halbe Stunde vergangen sein, seitdem ich das Bad verlassen, als der Weg, den ich jetzt mit vieler Mühe verfolgte, plötzlich eine Biegung nach rechts machte und ich jenes Geräusch ganz deutlich vernahm.

Es war wirklich eine Stimme, die mit vieler Vehemenz sprach; — wenn sie aufhörte, dann begann eine andere Stimme, die viel schwächer war, und von der ersten fast immer unterbrochen wurde.

Je näher ich kam, desto deutlicher hörte ich jeden Laut — bald konnte ich einzelne Worte verstehen, bald — einen ganzen Satz . . . bald . . . Doch was ist das? . . . Mein Name — und dann ein langes Schweigen? . . .

Noch einige eilige Schritte vorwärts . . . da bleibe ich plötzlich wie angewurzelt stehen und, meinen Ohren nicht trauend, höre ich:

„Nie, nie wird der Freiherr von Wahren einen solchen schnöden Handel eingehen!“

Und was ist das für eine Stimme? — ich kenne sie, ja — aber wo habe ich sie gehört — wann? . . . — „Unbeugsam wie das Schicksal stehe ich Ihnen gegenüber!“ ertönte die Stimme von neuem, „können Sie einen Stein erweichen? ebensowenig wie meinen Sinn! — entscheiden Sie sich — ich gebe Ihnen fünf Minuten Zeit!“

„Aber, was Sie verlangen, ist ja unmöglich,“ hörte ich jetzt eine schwache, zitternde Stimme, welche die Worte jedoch mit einer gewissen Festigkeit hervorstieß — „unmöglich — unausführbar!“

„Und doch muß es sein!“ sagte der andere, „beeilen Sie sich, anzunehmen.“

„Es ist ja Ihr eigenes Verderben!“ entgegnete jener.

„Hat mein Verderben anderes Interesse für Sie, als das Gefühl der Wonne — der Befreiung?“

. . . Ich glaubte zu träumen — jetzt hatte ich die Stimme erkannt — es war die meines Vetters Fritz! — Welche wunderbare Fügung hatte mich auf diesen Irrweg geführt, um gerade ihn hier zu finden? — Aber, wer war jener andere, mit dem er während des heranziehenden Unwetters in dunkler Nacht eine Zusammenkunft hatte?

„Entscheiden Sie sich!“ tönte gleich darauf die gebietende Stimme meines Vetters.

„Nehmen Sie Vernunft an, Herr Streithaupt, ich gebe Ihnen zehntausend Thaler.“

„Ich will und brauche keinen Pfennig von Ihnen — begreifen Sie das denn gar nicht? Sie sind in meiner Hand; Ihr Dasein, Ihre Freiheit hängen von meinem Willen ab. Nun gut, ich biete Ihnen noch ein Jahr Freiheit, noch ein Jahr Wohlergehen an, wenn Sie augenblicklich auf meine Forderung eingehen. Wenn nicht . . wie es Ihnen beliebt, Herr Quasnitz!“

Quasnitz! — ich fuhr zurück. Was war das? Zu welchem Zwecke hatten die beiden sich hier zusammengefunden, und von welchen Bedingungen sprachen sie? Der Donner verhinderte mich die Antwort des Wucherers zu hören — aber Fritz sagte gleich darauf: „Das ist nicht Ihre Sache! Ich bin überzeugt, daß Ih

Schwiegersohn, der Gerichtsrath, Ihnen den Rath geben wird, meine Bedingungen unverzüglich anzunehmen."

„Aber ich bin ein ruinirter Mann!"

„Das glaube ich nicht — wäre mir aber höchst gleich gültig!"

„Sie wollen mich zum Bettler machen."

„Hören Sie, führen Sie keine Scene aus dem Kaufmann von Benedig oder aus dem Geizigen von Molière auf; – daß Sie bei mir nichts damit ausrichten, muß Ihnen klar sein. Also ja oder nein?" — Eine Pause folgte.

„Und wenn ich nun Ja! sagte?" hörte ich Quasnitz endlich mit noch schwächerer Stimme fragen, „und wenn dann der Doctor nicht annähme?"

„Wie kommen Sie auf den Gedanken?" fragte Fritz.

„Ich will es Ihnen sagen — Sie, Thor, haben sich für Ihren Vetter aufgeopfert, haben für ihn gestohlen und wollen für ihn ins Zuchthaus gehen — wissen Sie, was er vorhin meiner Tochter geantwortet hat? Daß er mit Ihrer Hilfe sein Gut nicht wieder erwerben will! Das haben Sie von Ihrer Aufopferung!"

Es war mir, als wenn ich die Athemzüge hörte, die sich der Brust meines Vetters entwanden — es war mir, als wenn ich ihn seufzen hörte — doch der Ton seiner Antwort klang ruhig und kalt, als er sagte: „Das ist leicht möglich — sogar wahrscheinlich, Herr Quasnitz, doch das ändert kein Jota an alledem! Sie geben die Herrschaft Wahren dem rechtmäßigen Besitzer derselben gegen die Zurückerstattung der ursprünglich seinem Vater geliehenen Summe heraus — von Zinsen kann keine Rede sein, denn Sie haben dieselben aus dem Gute gezogen — und dann vertheilen Sie die Summe, welche Sie von Leo erhalten haben, unter die Personen, deren Namen ich Ihnen mittheilen werde — ich habe mir die Liste aus den Papieren, die ich bei Ihnen fand, zusammengestellt; es sind die Namen derer, welche durch ihre Verbindung mit Ihnen am elendesten geworden sind — es fehlt ein einziger Name dabei, der des Kaufmanns Karter, den wir beide unglücklich gemacht haben; dessen Familie geht mich allein an!"

Quasnitz antwortete nicht — ich ... ich war wüthend auf Fritz und hätte ihn umarmen mögen; denn selbst in seinem unsinnigen Vorgehen konnte man deutlich erkennen, daß im Grunde seines Herzens Redlichkeit und Edelmuth erwacht wären.

„Ihr Vetter hat ja die Summe nicht, um mir irgend eine Anzahlung zu leisten" — sagte endlich Quasnitz.

„Das hat für Sie keine Bedeutung" — erwiderte Fritz — „wenn Sie mich recht verstanden haben. Diese Summe wird den betreffenden Personen ausgezahlt werden — in Ihrem Namen, wenn Sie wollen — jedoch auf keinen Fall werden Sie einen Heller davon erhalten!"

Es waren schon wenigstens fünf Minuten verflossen, seitdem ich horchend dort, an einen Baum gelehnt, stand und während dieser Zeit hatte das Unwetter bedeutende Fortschritte gemacht — der Donner rollte fast über unseren Köpfen dahin und bei dem plötzlichen Scheine eines das schwarze Firmament zerreißenden Blitzes hatte ich endlich begriffen, wo ich mich eigentlich befände. — Ich mußte beim Herabsteigen einen Seitenweg genommen haben und mußte so ganz um den Hügel herumgegangen sein und ihn dann wieder erstiegen haben, denn ich befand mich jetzt etwa zwei Schritte von dem Zaun des Badegartens, welcher zehn Schritte von mir bei einer Felswand endete, die sich über hundert Fuß hoch von der Chaussee erhob. — Es überlief mich kalt, wenn ich daran dachte, daß ich nahe daran war, in der Finsterniß den Fußpfad zu verfehlen und gerade auf den Abgrund zuzulaufen. — Ein neuer Blitzstrahl zeigte mir, daß die beiden sich in einer Art von Kiosk befanden, der, aus Baumstämmen gebildet, überall offen und nur durch ein Dach vor dem Regen geschützt war. — Ich ging ein paar Schritte vorwärts — bis zum Zaun, denn ich wollte besser hören, und ein Theil ihrer Worte war mir wiederum verloren gegangen. Der Zaun reichte mir etwas höher als bis zur Brust und indem ich mich hinüberlehnte, konnte mein Gesicht hö..stens vier Schritte von ihnen entfernt sein.

„Nein, das nie und nimmermehr!" rief plötzlich Quasnitz, wahrscheinlich in Beantwortung einiger von mir nicht gehörter Worte meines Vetters — „und wenn Sie mich auch tödten, werden Sie es doch nie von mir erlangen!"

„Und Sie müssen es dennoch thun!" — erwiderte Fritz kalt.

„Ich zu ihm gehen — ich ihm sagen, daß ich seinen Vater betrogen — ihn bitten, daß er mir verzeihe und als Sühne das Gut wieder von mir annehme ... Sie sind nicht bei Sinnen!"

„Und doch muß das sein, denn ich kenne ihn — er würde sonst die Restitution nicht annehmen."

„Desto besser!" — schrie Quasnitz mit Wuth — „ich bin in die Hände von Dieben und Mördern gefallen, das sehe ich wohl. Zu ihm gehen? — das fehlte noch — was habe ich denn gethan? ich habe mit dem Freiherrn ein Geschäft gemacht, wie ich es mit hundert anderen gethan — wie heutzutage ein jeder Geldspeculant sich sehnt, ein solches zu machen. Ich ihn um Verzeihung bitten — was habe ich denn gethan? ... habe ich ihn vielleicht bestoh ...."

Das Wort erstarb in seiner Kehle — ein Blitz, mächtiger — heller als alle vorhergehenden, setzte wie durch einen Zauberschlag den ganzen Wald in Feuerschein. — Wahrscheinlich von diesem großartigen und unerwarteten Naturschauspiel erschreckt, von dem grellen Lichte geblendet, drehte Quasnitz plötzlich den Kopf herum — nach der Richtung, wo ich stand!

Ich werde, wenn ich auch noch hundert Jahre leben sollte, mich des furchtbaren Schreis entsinnen, den der alte Mann mit einem Male ausstieß — in den Hospitälern, auf dem Schlachtfelde habe ich nie in meinem Leben einen gleichen gehört! Das Mark war mir davon in den Knochen erstarrt und, ohne zu wissen, was ich that, warf ich mich einige Schritte zurück!

Der Donner krachte jetzt los und einige Secunden lang erbebte die Atmosphäre von seinem Getöse ....

„Gnade, gnädiger Herr — Gnade" — hörte ich es vor mir wimmern — „ich bin ein alter Mann, lassen Sie mich in Frieden sterben!"

„Was fehlt Ihnen?" — fragte Fritz — „sind Sie wahnsinnig geworden oder schreien Sie nur so, damit man Ihnen zu Hilfe eile? Meinetwegen können Sie ruhig fortgehen —"

„Weg — weg von mir!" — schrie plötzlich Quasnitz mit kaum verständlicher Stimme — „nein, ich thue es doch nicht — und wenn alle Geister der Hölle kommen — nein, ich thue es nicht ... ich gestehe es nicht — es ist nicht wahr — wer kann's mir beweisen?"

„Gute Nacht, Herr Quasnitz," — sagte Fritz — „ich habe nichts mehr mit Ihnen zu thun!"

Eine Pause folgte — ich war wieder auf meinen alten Platz zurückgekehrt und schickte mich an, über den Zaun zu klettern, um die beiden zu trennen.

„Nein — nein!" — schrie Quasnitz wieder — „er möge nur kommen — o, all seine Papiere können nichts gegen mich beweisen. Schon lange gehen sie darauf aus — schon vor siebenzehn Jahren hat der alte Forstmeister nach Böhmen geschrieben und doch nichts erfahren ... haha ..."

Ich sprang über den Zaun — doch die beiden hörten nichts — ich näherte mich ihnen und wollte eben den Mund aufthun, um ihnen meine Gegenwart bemerklich zu machen — als Quasnitz mit fieberhaft heftiger Stimme fortfuhr:

„Ihr seid ein verlorenes Gesindel — habt kein Geld und wollt nur welches von mir erpressen — jetzt bekommt Ihr erst recht nichts von mir! Ich fürchte Euch gar nicht, kommt nur, kommt!"

Kaum hatte er die letzte Silbe ausgesprochen, als der Wald von neuem durch ein Wetterleuchten wie mit Tageshelle erleuchtet ward. — Ich stand keine zwei Schritte von den beiden ...

Oft seit jenem Augenblicke, der, wie man sehen wird, eine so urplötzliche Entscheidung für mein ganzes künftiges Leben mit sich brachte, habe ich versucht, meinem Gedächtnisse das Geschehene in all seinen Einzelheiten zurückzurufen. — Es war fast immer vergeblich! In dieser dunklen Nacht, die nur das Feuer des göttlichen Zornes wie ein Strafgericht erhellte — in der unendlichen Aufregung, in welcher ich mich seit dem Morgen dieses Tages befand, wäre es kaum möglich gewesen, daß ich diejenige Kaltblütigkeit bewahrt hätte, welche dem Gedächtnisse die Kraft verleiht, sich den allmählichen Gang der Ereignisse einzuprägen. Nur einiger Thatsachen entsinne ich mich — einiger schrecklicher, schauervoller Episoden — von denen ich nicht behaupten darf, daß ich sie geträumt, denn die Folgen bürgten mir für ihre grausenhafte Wahrheit. —

Sowohl Fritz als auch Quasnitz hatten mich aus der dunklen Nacht in ihrer Nähe plötzlich auftauchen sehen — Fritz mußte sich schnell gefaßt haben, denn fast in derselben Secunde, als die Dunkelheit wieder eingetreten war, rief er: „Du hier ... Du?"

Nicht so Quasnitz! — Noch beim Scheine des Wetterleuchtens hatte ich sein furchtbar verzerrtes Antlitz bemerkt ... dann sprang er zurück und ich hörte, wie er mit zugeschnürter Kehle die räthselhaften Worte rief: „Zurück, blutiges Phantom ... zurück! wer hat Dich heraufbeschworen — es ist nicht wahr — es gibt keine Geister mehr — zurück, Trugbild der Hölle!“

Ich wollte etwas sagen, aber der Donner ließ mich nicht zu Worten kommen — doch noch während des Geprassels machte ich einen Schritt nach vorwärts, und indem ich die Hand ausstreckte, berührte ich seine Schulter.

Ein gleich darauf folgender Blitz zeigte mich ihm in dieser Stellung! — er stieß einen Schrei — nein, ein Geheul hervor, woraus ich nur die Worte: „Herr Baron — Herr Baron!“ verstand — und mit einem Male lief er von dannen.

„Halt ihn auf, Fritz! — schrie ich entsetzt — „in jener Richtung ist die Felswand.“ — „Wo?“ hörte ich Fritz fragen.

„Links von Dir“ — erwiderte ich und stürzte in der Dunkelheit der Richtung zu, in welcher ich ihn hatte verschwinden sehen.

„Herr Quasnitz“ — schrie ich — „hüten Sie sich .. !“

„Ich höre ihn vor mir“ — vernahm ich meines Vetters Stimme.

Wieder ein Blitz — doch er zeigte mir leider nichts — ich lief vorwärts — stieß mich an einen Baum — schrie um Hilfe ... und glaubte jeden Augenblick selbst in den Abgrund zu stürzen ... dann hörte ich von neuem die Stimme Fritzens:

„Ich habe ihn ... Gott sei Dank, er ist gerettet!“

Dann war es mir, als ob ich Stampfen ... Ringen vernahm ... und endlich ... einen Schrei, der mir noch schrecklicher erschien als die vorhergehenden ... dann noch einen ... schwächer ... entfernter ... weit entfernter ... und ich hörte weiter nichts ... keinen Laut ... als das dumpfe Getöse des Donners.

Ich lief der Richtung zu, wo ich den Schrei gehört ... ich rief: „Quasnitz ... Fritz!“ wohl zwanzig Male ... keine Antwort! Ein neuer Blitz beleuchtete die Gegend und zeigte mir nichts ... gar nichts!

Wie ein Wahnsinniger, nachdem ich noch viele Male gerufen, stürzte ich, von der Furcht ergriffen, daß ich mich dem Abgrunde nähere, endlich dem Bade zu, welches vielleicht fünf bis sechshundert Schritte von dieser Stelle gelegen war, um dort Hilfe zu suchen.

Mit wildem Schrecken stob die Gesellschaft, welche gerade am Theetisch saß, auseinander, als ich hineinstürzte. — Was ich sagte, weiß ich nicht ... ich weiß nur, daß wenige Minuten später Land und ich mit einer Laterne in der Hand, wieder in den Park hinausstürzten. Ein Diener, der einen mächtigen Kienspan angezündet hatte, folgte uns — ihm nach Doctor Holzmann und ... der Gerichtsrath Wendeler.

„Haben Sie keine Angst!“ — rief Dr. Holzmann — „das Gesträuch ist so dick am Rande der Felswand, daß ein Fall unmöglich ist.“

Wie lange — wo und wie wir gesucht haben, weiß ich nicht — ich kann mich nur entsinnen, daß plötzlich der Diener uns zurief, er sähe etwas zu unserer Rechten — daß wir mit der Laterne darauf zustürzten, gleich einen menschlichen Körper erkannten — und einige Augenblicke nachher in einen Freudenruf ausbrachen —

Es war Quasnitz! — der ohnmächtig am Fuße eines dichten Gebüsches lag! — Aber Fritz ... Fritz ... wo ist der?

„Zurück ... zurück!“ — schrie plötzlich Dr. Holzmann, indem er Land beim Arme ergriff — „da ist das Gebüsch durchbrochen — da ... da liegt ein Hut!“

Ich stürzte darauf zu ... o mein Gott im Himmel! es war der Hut, den mein Vetter getragen! ...

Ich warf mich auf die Erde, ich steckte den ganzen Oberkörper durch die Oeffnung und während Land und der Diener mich festhielten, hatte ich die Kienfackel ergriffen und leuchtete in den Abgrund.

„Fritz — Fritz ... Fritz!“ — schrie ich in Todesangst. — Lautlos warteten wir eine Minute .... „Fritz!“ rief ich noch einmal! — Da klang mir wie ein Todesröcheln mein Name aus der Tiefe entgegen!

Schreckensnacht! Nie werd' ich dich vergessen! ... Man hatte Leitern von der Chaussee aus gegen die Felswand angelegt, und oben im Park hatte ich mich an einen Strick befestigen und in die Tiefe hinuntergleiten lassen. In einer Hand eine Fackel und in der anderen einen langen Stab, welcher meinen Körper gegen das Anprallen an den Stein schützte, schwebte ich über dem Abgrund und untersuchte beim Scheine des Fichtenholzes, wo der zerschmetterte Leib meines Vetters im jähen Sturze hätte aufgehalten werden können. Während dessen waren von der Chaussee aus alle möglichen Anstalten getroffen worden, um mir in meinem Vorhaben zu helfen. Beherzte Turner waren mit Fackeln auf die Leiter geklettert und von da auf irgend einen Felsenvorsprung getreten, um zu leuchten, während andere versuchten, eine neue Leiter an der anderen zu befestigen, um so nahe wie möglich dem Orte zu gelangen, wo ich zwischen Tod und Leben schwebte. Land, der sich verzehnfachte, hatte inzwischen ein zweites Seil herbeigeschafft, an welchem ein großer Korb befestigt war, der bald mir zur Seite schwebte. Und während dessen rief ich mit aller Kraft meiner Lungen den Namen des Unglücklichen und in meinem Herzen betete ich zu Gott, daß er mir Kraft genug geben möge, das verzweifelte Rettungswerk zu vollenden.

Es war beinahe eine Stunde seit jener grausen Scene vergangen, die ich weiter oben zu beschreiben versucht habe — man hatte ja alles aus der Stadt herbeischaffen müssen, und obgleich es mir so ziemlich klar geworden war, daß Fritz noch lebte, als ich ihm zum ersten Male zurief und es mir schien, als ob er mir antwortete, so überließ ich mich doch jetzt keiner Hoffnung mehr; — einen verstümmelten Leichnam aufzufinden, das war wohl das einzige Ziel meiner Anstrengungen.

„Fritz! — Fritz!“ schrie ich und schwang die Fackel vielleicht zum hundertsten Male.

Und wiederum keine Antwort! ... Ich ersah einen kleinen länglichen Vorsprung einige Fuß unter mir und rief, man solle ein wenig nachlassen; denn ich mußte einen Augenblick ruhen — das Seil um meine Brust benahm mir den Athem. — Es geschah! — mit vieler Mühe und Gefahr dirigirte ich mich, den Stock gegen den Felsen stemmend, bis zu dem bezeichneten Orte — und mit einem kräftigen Schwunge faßte ich darauf Fuß.

Da ... o, ewig wird mir dieser Augenblick gegenwärtig sein — da neigte ich die Fackel, um den Ort zu untersuchen, auf dem ich stand und ... da lag er — von einem mächtigen Strauch in seinem Fall aufgehalten — regungslos, mit geschlossenen Augen, mit blutigem Gesicht, und einen dünnen Ast in der geballten Faust, an dem der Unglückselige bei seinem Sturze sich festzuhalten versucht hatte.

Ich verzichte auf die Erzählung der haarsträubenden Details des Transportes meines Vetters in unser Haus. Wie durch ein Wunder Gottes entrann ich dabei einem fast sicheren Tode; denn als wir sahen, daß es unmöglich war, den Korb, in welchen ich — (wie ich es vermocht, ist mir noch heute ein Räthsel) — den Körper des Leblosen gelegt, durch das dichte Gebüsch heraufzuziehen, da mußten wir versuchen, eine Verbindung mit der Leiter nach unten herzustellen. Es gelang — einer jener muthigen jungen Leute, die mir so bereitwillig beigesprungen waren, brach den Arm; — aber es gelang — die beiden Seile reichten bis ungefähr zwanzig Fuß von der Chaussee — auf der Leiter den Fahrweg zu erreichen.

Die Folge hiervon sollte auf mein ganzes künftiges Leben einen entscheidenden Einfluß haben; denn von dem Punkte aus, wo wir die Chaussee erreichten, bedurfte man wohl zwanzig Minuten, um mit der Last des Korbes das Bad zu erreichen, während man in höchstens fünf bei meinem Hause war. Und so wurde er natürlich dorthin getragen!! — Ich entsinne mich nicht, ob ich auf dem kurzen Wege dahin daran dachte, welch ein Schauspiel mich daselbst empfangen konnte — ich glaube es nicht; denn ich war selbst so matt und so schwach, daß ich mich auf die Schulter eines jungen Mannes stützen mußte, um nur vorwärts zu kommen.

Dr. Holzmann und der Arzt der nächsten Stadt, welcher auf das erste Gerücht des Geschehenen herbeigeeilt war und sich mit großer Bereitwilligkeit zu meiner Disposition gestellt hatte, und ich, wir umstanden das Bett des Sterbenden und verbanden all unser Wissen, all unsere Energie, um dem Tode seine sichere Beute streitig zu machen. Ohne ein Atom von Hoffnung hatten wir den Kampf aufgenommen; denn die Verletzungen waren zu bedeutend, und das einzige Resultat, das wir erzielen konnten, war das, ihm das Bewußtsein wieder zu geben und ihm so ein Gefühl für die grausamen Schmerzen, die er litt, beizubringen.

Es ist dies die schwerste Pflicht des Arztes, welche ihm die Gesetzgeber aller Länder auferlegt haben! Wir allein sind befähigt, die

Katastrophe oft mit der genauesten Sicherheit vorauszusehen, und wir müssen die Augen schließen, als wenn wir nichts sähen, — unbekümmert um den Kranken, der von Gott die baldige Erlösung von seinen Leiden erfleht, dürfen wir nicht allein nichts thun, was diesen Augenblick beschleunigt, sondern wir dürfen vor unserm bleichen Gegner, dem Tode, erst die Waffen strecken, wenn das ganze Arsenal unsres Wissens geleert ist. Es ist grausam — aber es ist recht; es ist dies die stumme Anerkennung, daß über allem menschlichen Wissen ein höherer Wille herrscht, der allein die Berechtigung hat, den erschütternden Augenblick zu bestimmen, wo der Mensch die Schmerzenswallfahrt beendet hat. Alles Eingreifen in diese Macht ist Sünde, ist Verbrechen!

. . . Fritz seufzte tief — es war gegen Morgen und meine beiden Collegen hatten sich entfernt! Ich hatte den Finger an seinen Puls gelegt und zählte dessen langsame, kaum fühlbare Schläge. Leise legte ich meine Hand in die seinige und ich glaubte zu fühlen, daß ein schwacher Gegendruck meine Bewegung erwiderte.

„Fritz, ich bin bei Dir — ich, Leo!“ sagte ich mit gedämpfter Stimme. Und wiederum schien es mir, als wenn kaum merkbar seine Hand die meine drückte . . . .

Langsam stand ich auf und ging in eine dunkle Ecke des Zimmers, wo seit Stunden schon das theuerste Wesen, welches ich auf der Welt hatte, auf den Knien lag — widerstandslos hob ich sie auf, ihr bleiches in Thränen gebadetes Gesicht ruhte an meiner Brust — so führte ich sie zum Lager dessen, den sie so treu, so unendlich geliebt hatte.

„Seine letzten Gedanken an diese Welt gehören Dir, meine Hildegard,“ sagte ich — „laß ihn Dein Schluchzen nicht hören, es geht eine Sage, daß die Sterbenden alles verstehen, was um sie vorgeht!“

Ich setzte sie auf den Platz, den ich vorhin eingenommen — ich legte seine Hand in die ihre und dann, mich an das Ohr des Kranken beugend, sagte ich:

„Fritz . . . Deine Hildegard ist bei Dir und hält Deine Hand!“ Ich sah das schmerzensstarre Gesicht des Verwundeten leise zucken, auch Hildegard fuhr zusammmen — dann beugte sie ihren Kopf und legte ihre Lippen auf seine Hand!

. . . Eine relative Besserung war mit dem Kranken gegen zehn Uhr des Morgens eingetreten — er lag ruhiger, und auch das Gefühlsvermögen war, wie wir deutlich bemerkten, bei ihm zurückgekehrt. Nach einer Berathung mit meinen Collegen, die wiedergekommen waren, ging ich zu ihm und fragte ihn, ob er das Abendmahl nehmen wolle. Er drückte mir stärker als gewöhnlich die Hand und kurze Zeit nachher konnten wir jener ernsten und heiligen Feier beiwohnen. Man fordre keine Beschreibung dieser Scene von mir . . . als sie beendet, ward Hildegard ohnmächtig.

Um vier Uhr Nachmittags endlich waren wir drei Aerzte einig, daß die Auflösung noch vor Sonnenuntergang stattfinden würde, — ich sagte es offen meiner unglücklichen Cousine, damit sie ihren Geist auf die Erlösung des Leidenden vorbereite.

Welch erbärmliches Ding ist unser Körper doch! In diesem ernsten Augenblicke unterlag der meine all den Mühsalen, die er seit sechs und dreißig schlaflosen Stunden erduldet; — kaum hatte ich mich einen Augenblick auf das Sopha gesetzt, als mein Kopf schwer und immer schwerer ward, meine Augen schlossen sich trotz meines energischen Willens — alles verschwand vor meinem Geiste . . . ich schlief ein!

. . . Wie lang ich in diesem dumpfen Schlafe gelegen hatte, weiß ich nicht — doch plötzlich war es mir, als wenn ich Schritte in der Stube hörte; ich versuchte die Augen aufzuschlagen, doch es gelang mir nicht, — immer schwerer ward mein Geist — aber immer deutlicher auch vernahm ich die leisen Tritte im Zimmer. Endlich gelang es mir, nach unsagbarer Anstrengung, ein Auge zu öffnen und . . . dennoch glaubte ich weiter zu träumen, dermaßen phantastisch schien mir alles, was um mich herum vorging . . .

Fritz lag mit offenen Augen im Bette — den Blick starr auf die andere Ecke des Zimmers geheftet. Hildegard war aufgestanden und leisen Schrittes, wahrscheinlich um mich nicht zu erwecken, ging sie durch das Zimmer. Von Zeit zu Zeit — fast jede zwei Secunden, drehte sie den Kopf um, als wenn sie sehen wollte, ob der Blick des Kranken immer noch dieselbe Richtung beibehalten hätte. Sie war der Thür nahe, als sie mit einem Male stille stand — ich sah, wie ihr Arm sich erhob, es schien mir, als wenn sie in den Kleidern, die dort hingen, suchte — doch mein Geist war zu wirr, als daß ich irgend etwas hätte unterscheiden können; — dann war es mir wieder, als ich nach einiger Zeit die Augen aufschlug, als wenn ich sie lesend an ihrer alten Stelle am Bette des Kranken sähe — doch von neuem bemächtigte der Schlaf sich meiner — und ich weiß nicht, wie viele Stunden ich so bewußtlos dagesessen hätte — wenn ich nicht plötzlich durch den Schreckensschrei aufgeweckt worden wäre: „Leo . . . Leo . . . um Gotteswillen, Leo!“

Ich sprang auf, stürzte dem Bette zu! . . . Er hatte sich halb aufzurichten versucht — seine Augen waren wie mit Blut unterlaufen — ein rauher Ton kam aus seiner Kehle . . . dann sank er zurück! Ich beugte mich über ihn — noch einige Zuckungen, die immer schwächer wurden . . . ein paar Augenblicke noch . . . dann war es geschehen!

Auch ich sank auf die Kniee — der Mann, den ich jahrelang als den Urheber all meines Herzensunglücks betrachtet und den ich in den letzten vierundzwanzig Stunden fast lieben gelernt hatte — der Mann stand jetzt vor Gott, und heiß liefen die Thränen über meine Wangen, wenn ich daran dachte, welche Erbschaft von unvergänglichem Schmerze er ihr hinterlassen hatte, ihr, die ihn allein geliebt, als alle ihn haßten — alle ihn verachteten!!

XV.

Wir hatten ihn so eben in die Gruft versenkt, und ich hatte bei diesem traurigen Geleite Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß die Einwohnerschaft Eltburgs für mich und mein Geschick mehr Theilnahme fühlte, als ich je geglaubt. Ich hatte eben am Thore des Friedhofes mich von denen, die mir einen so uneigennützigen Beweis ihres Beileides gegeben hatten, verabschiedet, als Lanck zu mir herantrat und mir die Hand entgegenstreckte.

„An diesem Grabe,“ — sagte er — „bitte ich Sie um Verzeihung, Herr Doctor — ich hoffe, daß all Ihr Groll gegen mich verschwunden ist.“

„Mir kommt dies eher als Ihnen zu“ — versetzte ich, indem ich seine Hand herzlich drückte — „ich hatte einen unwürdigen Argwohn gegen Sie und daraus ist das ganze Unglück entstanden.“

„Wir wollen kein Wort mehr darüber sprechen“ — erwiderte er traurig — „Ihr Vetter hat ausgelitten — wer könnte von uns wohl ein Gleiches sagen!“

„Sie haben recht — kommen Sie, ich habe große Lust, ehe ich nach Hause zurückkehre, mir jene Stelle anzusehen, wo das Unglück geschehen ist und Sie außerdem noch über dies oder jenes zu befragen. Wollen Sie mich begleiten?“

„Gerne! und ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß auch ich diesen Augenblick gesucht habe, um mit Ihnen über recht wichtige Angelegenheiten zu sprechen!“

Wir schlugen den Weg nach dem Bade ein und ich erzählte, während wir das Wäldchen durchschritten und denselben Weg zurücklegten, auf dem ich mich in jener unheilsvollen Gewitternacht verirrt hatte — ich erzählte dem Actuar die ganze Geschichte des Verstorbenen. Ich glaubte dies seinem Gedächtnisse schuldig zu sein, da Lanck einige Bruchstücke derselben zu kennen schien, die ihn wahrscheinlich nicht im vortheilhaftesten Lichte hinstellten. Wehmüthig blickte mich jener an, als ich geendet und drückte mir von neuem die Hand.

„Und es hätte noch alles für ihn gut werden können,“ — sagte er, „wenn ich dem Quasnitz jenen unglückseligen Rath nicht ertheilt hätte, zu dem Rendezvous zu gehen, welches ihm Ihr Vetter im Park des Bades gegeben hatte!“

„Sie — Sie wußten davon?“

„Freilich — ich verkehrte ja schon lange mit dem Grafen Rustinski, ich traf ihn, als er aus Ihrem Hause wie ein Wahnsinniger gestürzt kam — mir erzählte er, daß er jener Fritz Streithaupt wäre, dessen Selbstdenunciation den Gerichtsrath und den Quasnitz zur Verzweiflung trieb — ich suchte ihn zu beruhigen, ihn zu bewegen, eine Unterredung mit Quasnitz zu haben, denn ich war im voraus überzeugt, daß dieser eine jegliche Bedingung annehmen würde, die ihn von der öffentlichen Schmach erretten könnte. Ich begleitete den alten Mann ins Bad hinauf und führte ihn an jenen Kiosk, wo Ihr Vetter schon seiner harrte. Während Sie nach ihm

fragten, schlich er sich hinter dem Hause fort, denn er wollte Sie nicht mehr sehen."

„Sicherlich ahnte er, daß ich mich seinem Vorhaben widersetzt haben würde."

„Gewiß! o, wie bereue ich, dazu gerathen zu haben!"

„Sie haben nichts zu bereuen, Lanck — Gottes Hand hat hier alles gethan — ich könnte ja eben so gut wie Sie mir Vorwürfe machen, durch mein plötzliches Erscheinen die ganze Katastrophe hervorgerufen zu haben. Sehen Sie nicht deutlich hier die Hand des weisen und gütigen Schicksalslenkers? Wer hätte wohl eine Minute vorher meinem unglücklichen Vetter sagen können, daß er sein Leben verlieren würde, indem er das des Mannes zu retten versuchte, den er so lange Jahre mit der ganzen Kraft seiner Seele gehaßt hat, und würde er nicht den für einen Wahnsinnigen gehalten haben, der ihm gesagt hätte, daß er im Augenblicke, wo er glaubte, ihn von der drohenden Gefahr befreit zu haben, ausrufen würde: „Gott sei Dank, er ist gerettet!" Sehen Sie, Lanck, ich hege den festen Glauben, daß dieses „Gott sei Dank" dort oben dem Unglücklichen nicht vergessen werden wird!"

„Sie haben recht, Doctor! o, mich durchrieselt es kalt, wenn ich an die letzten Tage denke — und an das, was noch kommen wird —"

„Wie meinen Sie das? ist das schreckliche Drama denn noch nicht beendet?"

„Wissen Sie denn nichts? Doch ganz recht. Sie haben sich in diesen Tagen wohl um nichts bekümmert."

„Sicherlich nicht — aber was ist denn geschehen?" ...

„Quasnitz ... glaubten Sie denn, daß der die Kraft hätte, einem solchem Ereignisse zu widerstehen?"

„Wie! ... was?" rief ich entsetzt — „ist auch er unterlegen?"

„Noch schlimmer als das, Doctor — er ist wahnsinnig!"

... Wir waren an jenem Orte angekommen, wo ich den Zaun während des Leuchtens der Blitze überklettert hatte, und noch immer war es mir nicht gelungen, eine Antwort auf die unerwartete Enthüllung Lancks zu finden. Ich weiß nicht, wie es geschah; aber es war mir, als wenn er mir einen neuen Unglücksschlag angezeigt hätte!

„Wissen Sie," — unterbrach Lanck dieses peinliche Schweigen — „was ich an Ihrer Stelle thun würde, lieber Doctor? Ich würde eine Reise machen. Acht oder vierzehn Tage! — Sie müssen Sich erholen, und ihre arme Cousine wird ebenso wie Sie dieser Erholung bedürfen. Sie gehen hier zu Grunde!"

„Das geht nicht, Lanck, so gerne ich es auch möchte — aber sagen Sie mir — wissen Sie, warum der alte Quasnitz nun schon zum zweiten Male so furchtbar erschrocken ist, als er mich sah?"

„Wahrscheinlich die Aehnlichkeit mit Ihrem Vater" ... erwiderte Lanck rasch, indem er den Kopf wegwandte.

„Die existirt nicht — mein Vater sah seiner Mutter, wie aus den Augen geschnitten, ähnlich; und ich — Sie haben mich ja zuerst darauf aufmerksam gemacht — sehe meinem Großvater ähnlich!"

„Wollen wir nicht über den Zaun steigen?" meinte Lanck und ohne meine Antwort abzuwarten, war er in wenigen Secunden hinüber. Ich folgte ihm und wir standen unter dem Kiosk, wo ich wenige Tage vorher jene schreckliche Unterhaltung zweier Männer angehört hatte, von denen der eine vor einer Stunde begraben ... und der andere wahnsinnig war!

Plötzlich drehte sich Lanck zu mir herum, ergriff meine Hand und drückte sie mit Kraft.

„Doctor" — sagte er — „Sie sind ein ehrlicher — ein edler Mann — Ihnen kann man vertrauen. Sie werden selbst zu Ihrem Vortheil nichts gegen einen hilflosen Greis unternehmen, — es ist Ihnen ja angeboten worden! Ich will Ihnen alles sagen — das ist das beste Mittel, daß Ihnen nichts unerwartet kommt, daß Sie handeln können, wie es Ihnen beliebt — daß Sie nicht, wie in der vorhergehenden Katastrophe, der Spielball der Ereignisse werden. Hören Sie — im Paroxismus des Wahnsinns hat der Unglückselige das Geheimniß seines ganzen Lebens verrathen! Nur die Gerichtsräthin und ich haben es gehört — und sie hat mir aufgetragen, es Ihnen zu enthüllen; denn sie kennt Sie und weiß, daß ihr Vater nichts von Ihnen zu befürchten hat. Und dennoch — o, wenn Sie die arme Frau gesehen hätten — als ich ihr den Schlüssel zu dem schrecklichen Geheimniß gab, denn sie begriff es nicht — wollte es nicht glauben — dennoch zweifelte sie — nicht an Ihrem Edelmuth, sondern an Ihrer Kraft, Ihren eignen Stolz zu besiegen!"

Er hielt inne und schien meine Antwort zu erwarten. — „Begreifen Sie denn nicht, daß ich kein Wort von alle dem verstehe, Lanck?" sagte ich.

„Ganz recht — aber hören Sie, Doctor — ich spreche zu Ihnen im Namen der Gerichtsräthin — hier an der Stelle, wo die schreckliche Katastrophe sich zugetragen, wollen Sie mir hier Ihr Wort geben, daß Sie das für die Ruhe der armen verzweifelten Frau thun werden, was sie von Ihnen verlangt?"

„Können Sie — kann sie wohl daran zweifeln, Lanck? mein Ehrenwort darauf! alles, was sie von mir verlangt, werde ich thun!"

Er griff in seine Tasche und holte ein Packet Papiere heraus.

„Hier, Herr von Wahren," sagte er ruhig — „nehmen Sie."

Ich nahm die Papiere. — „Was soll ich damit?" fragte ich.

„Sie werden dieselben später lesen — aber jetzt will ich Ihnen erzählen, welches Geheimniß wir dem Wahnsinnigen abgelauscht haben. Er ist die Ursache des Verfalls Ihres Hauses — nicht weil er durch Wucher Ihrem Vater die Herrschaft abgeschwindelt — nein — er hatte Ihre Familie schon ruinirt, ehe er überhaupt mit Ihrem Vater in Verbindung getreten ist. Sie sehen mich erstaunt an! Ja — dem ist so — ein Wort genügt zur Aufklärung. Entsinnen Sie Sich der Briefe Ihres Großvaters, die wir zusammen lasen? — entsinnen Sie Sich jenes Verwalters, der ihn bestahl und so den Grund zu seinem ganzen Ruin legte? — Er hieß Bernowitz — nicht wahr? nun wohl — der wahre Name des alten Quasnitz ist ... Bernowitz."

„Herr im Himmel!" rief ich vor Staunen erstarrt, „ist es möglich — Sie täuschen Sich! — Sie täuschen Sich!!"

„Nein, Doctor — seine Angst hat uns alles enthüllt — er hat Ihren Großvater um fünfzehntausend Thaler bestohlen — merkwürdiger Weise beinahe dieselbe Summe, die er später Ihrem Vater geborgt hat — er ist nach Frankreich mit dem Gelde entflohen, ist erst nach dem Tode Ihres Großvaters nach Deutschland zurückgekehrt und hat sich unter dem Namen Quasnitz — dem seiner Mutter, in der Residenz niedergelassen ... wo er Ihren Vater kennen lernte."

„Sie erzählen mir einen Roman, Lanck ... wie! — mein Kopf schwindelt! — wie ist das möglich?"

„O, Sie hätten ihn hören sollen — wie er in der grausen Furcht, die seinen gestörten Geist durchzieht, Sie oder vielmehr Ihren Großvater um Verzeihung bittet — wie er erkennt, daß jener ihm stets ein gütiger Herr gewesen und er ihn schnöde zu Grunde gerichtet hat; — ich versichere Sie, die Haare stehen dem Gleichgültigsten zu Berge."

„Aber was soll ich thun? ... ich weiß nicht ..."

„Sie sollen und Sie werden dem Worte, das Sie mir so eben gegeben, gehorchen; für den alten Mann ist nichts mehr zu thun — Sie werden als Arzt am besten wissen, wie lange er noch solche Paroxismen ertragen kann; aber für die Gerichtsräthin, die Sie selbst achten, müssen Sie etwas thun — für ihre Brüder, die heut morgen hier angekommen sind, und die — wie sie versichern, nie eine Ahnung gehabt haben, aus welcher Quelle der Reichthum ihres Vaters stammt."

„Aber was soll ich thun — was, Lanck? Nochmals gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich alles für die Gerichtsräthin thun werde, was mir nur irgend möglich ist."

„Lesen Sie diese Papiere — und handeln Sie darnach! — Und nun lasse ich Sie allein — folgen Sie mir, Doctor, machen Sie eine Reise mit Ihrer Cousine — vielleicht nach Schlesien."

Und ehe ich ihm noch eine Antwort geben konnte, war er eiligen Schrittes davon gegangen! (Schluß folgt.)

Aus den Weihnachtserinnerungen einer deutschen Schriftstellerin.

Von allen Festen, die wir feiern, hat doch keines einen so fröhlichen, hellen Klang, als — das Weihnachtsfest. Es ist mit seinem Tannenbaum und Lichterglanz ein echt deutsches Fest, das wohl neuerdings auch nach England und sogar nach Frankreich verpflanzt, aber doch da nicht heimisch geworden ist, es auch so leicht nicht werden wird. In das aufdämmernde Leben des Säuglings,

dessen Wiege man neben die Krippe des Heilandes stellt, strahlt sein Licht, und der Greis — im Kreise der jubelnden Kinder verjüngt — erwärmt und erfreut sich daran nicht minder, die ihnen, wie allen Menschen, an diesem Tage zu Theil geworden ist. — Einem goldenen Faden gleich zieht sich die Reihe der Weihnachtsfeste durch ihr Leben; ein Rückblick darauf läßt fröhlich Stern



Marie Nathusius als junges Mädchen armen Kindern bescherend.

Originalzeichnung von Ludwig Pietsch.

Vor allem aber ist es ein Fest für die Frauen, die es pflegen und schmücken und rüsten, wie jede gute Sitte, die ihnen anvertraut ist. Während der Arbeit, die sie zur Freude des Hauses wochenlang vorher schaffen, versenken sie sich still in seinen Sinn und Geist und, selbst mit freigebiger Hand gebend, gedenken sie der höchsten Gabe, um Stern auftauchen, von dem ein jeder seine eigene Geschichte hat. An solchen Weihnachtserinnerungen ist das Leben einer Frau besonders reich, deren Name gewiß allen unsern Leserinnen vertraut und lieb ist, da sie — obgleich seit zehn Jahren aus unserer Mitte geschieden — in ihren Schriften doch noch fortlebt und fortwirkt.

Wir meinen Marie Nathusius, deren Lebensbilde*) — mit der Liebe eines Bräutigams, oft etwas gar zu ausführlich, aber doch unparteiisch, soweit das möglich, von ihrem Manne entworfen — wir die folgenden Züge entnehmen.

Am 10. März 1817 im Pfarrhause zum H. Geist in Magdeburg geboren, war sie noch nicht zwei Jahre alt, als sie bereits ihren Geburtsort verlassen mußte, da ihr Vater, Pastor Scheele, Neujahr 1819 als Superintendent nach Calbe an der Saale versetzt wurde. Dort wurzeln auch ihre ersten Weihnachtserinnerungen; nicht nur empfand sie dort zuerst die ungeduldige und doch so angenehme Spannung vor der geheimnißvollen Weihnachtsstube; — am heiligen Abend ward sie auch schon ganz jung nach dem Kirchhof getragen, um „die Engelchen vom Thurme musiciren", d. h. die Choräle vom Thurm um die „Betglockenzeit" blasen zu hören. Und ein Nachklang aus ihrer Kindheit ist es gewiß, wenn sie in einer ihrer kleineren Erzählungen (David Blume) die Straßenphysiognomie zur Weihnachtszeit schildert: „Der Weihnachtsheiligeabend war trüb, leichter Schnee fiel auf den hartgefrorenen Boden, und ein kalter Wind fegte ihn zuweilen wieder von den Straßen. Das störte die allgemeine Freude nicht, große Leute liefen geschäftig und fröhlich nebeneinander her, Kinder standen mit blaugefrorenen Wangen vor den Spielsachenläden, theilten sich ihre Wünsche und Hoffnungen mit, oder trippelten in die Bäckerhäuser, um sich am süßen Kuchendufte zu ergötzen."

Vom elften Jahre an durfte Marie ihrer Mutter schon in der Weihnachtsstube etwas mithelfen; sie war ja die einzige Tochter, und Jungen sind dazu gewöhnlich ganz unbrauchbar. Noch Jahre danach, als Braut, gedenkt sie dieser Zeit. „Schon als Kind ist die Zeit vor Weihnachten," schreibt sie, „so schön, man ist artig, fleißig und still, denn das schöne Christfest mit seinen Lichtern und Freuden steht im Hintergrund; später, wenn wir wissen, was uns in Christus geschenkt ist, wird diese kindische Freude das Symbol einer höheren Freude, und doch verschmilzt beides wieder so rührend in einander, und mit dieser inneren Stimmung verschmilzt auch wieder das äußere Schaffen; die kurzen, stillen Tage, die kleinen Opfer, um andern Freude zu machen, geben der Zeit etwas so Anziehendes."

Und wieder zwei Jahre später — noch nicht volle 14 Jahr, aber schlank aufgeschossen, von ihrem poetischen Bruder „der weißen Rose, wenn diese eben röthlich aufblüht", verglichen —, trägt sie auch persönlich zum Schmucke des Festes bei, ja die erste ihr gewidmete Mannesliebe knüpft sich mit an diesen Tag. „Als die Mama am heiligen Abend uns klingelte," erzählt ihr Bruder, „und wir in das Weihnachtszimmer traten, sahen wir neben dem Baum eine Erscheinung, die einen wundersamen Eindruck auf uns machte: einen Engel im hellen Lichterglanz, einen Palmzweig in der Hand, ein einfaches weißes Gewand von einem Gürtel gehalten, die braunen Haare in Locken schlicht auf die Schultern hängend, mit ausgebreiteten weißen Flügeln. Wir waren stumm vor Ueberraschung. — Plötzlich sah ich, daß es Marie war, hob sie herunter und sagte: Fliege uns nur nicht fort! — Paul" (ein junger Student und intimer Freund der Brüder) „stand schweigend und bewegt am Fenster, trat dann leise heran und fragte Marien bittend, ob er den Palmenzweig bekommen dürfe. Den hat er sich bewahrt und in Halle über seinem Sopha angeheftet. In seinem letzten Kampf ist sein Blick darauf geheftet gewesen." Im Mai 1832 starb er an der Cholera — daß aber sein Bild in ihr noch fortlebte, davon zeugt, daß sie 12 Jahre später in dem ersten Roman, den sie schrieb, den jugendlichen Helden desselben den Namen: Paul gab**).

Ein paar Jahre später — sie ging in ihr achtzehntes — schreibt

*) Der erste Band enthält die „Mädchenzeit", der zweite das „Frauenleben in Althaldensleben"; der dritte, der die in ihre letzten sieben Lebensjahre fallende Thätigkeit der Schriftstellerin behandeln soll, wird demnächst erscheinen.

**) Dieser Roman „Braunschweig und Würzburg", später „Johanna, eine Familiengeschichte" betitelt, entstand im Jahre 1844 und umfaßte nicht weniger als 175 Bogen. Im zweiten Theile des „Lebensbildes" (S. 241 ff.) ist eine vollständige Skizze desselben enthalten. Der Held hieß Paul von Bergböen. „Zweimal wurde das Werk, in seinen beiden verschiedenen Titeln und Gestalten, Verlegern angeboten; allein beidemal kam es zurück, um dann — mit allem dazugehörigen Papier ein 3 Hand hohes Packet — liegen zu bleiben bis heute." Mariens frühere schriftstellerischen Versuche bestanden in Polterabendschwänken und kleinen Komödien (1841—1844), von denen das Lebensbild auch eine ganze Reihe Proben enthält.

sie, etwas prosaischer, kurz vor Weihnachten an eine junge Freundin: „Du glaubst nicht, wie so ein großes Fest in einem ländlichen Predigerhause alles außer Rand und Band bringt. In voriger Woche ist nun schon das ganze Haus ausgefegt, alle Logirzimmer in Ordnung gebracht, Kuchen gebacken, und anderes mehr. Drei von meinen Brüdern sind jetzt schon hier, und ich bin den ganzen Tag fast beschäftigt, ihre verschiedenen Wünsche zu erfüllen. Ich hätte nie gedacht, daß dieses Herumwirthschaften mir so viel Vergnügen machen würde, aber in diesem Jahre, wo ich nicht mehr durch die Weihnachtsarbeiten abgehalten werde, kann ich's recht genießen, und ich finde, es liegt ein gewisser Reiz darin, wenn man alles besorgt hat, sich an einen gemüthlichen Kaffeetisch zu setzen, und nun Familien- und Stadtangelegenheiten zu besprechen. Ja, dann kommen mir bisweilen Momente, wo ich's mir sehr angenehm denke, einmal als ein altes Tantchen bei meinen Brüdern auf diese Weise zu wirthschaften."

Und es schien, als ob diese tragische Perspective sich verwirklichen sollte. Als das zweite Jahrzehend ihres Lebens sich seinem Ende nahte, finden wir sie im stillen Pfarrhause ihres Bruders zu Eikendorf — das sie abwechselnd mit Calbe damals bewohnte — waltend. Hier zeigte sich ihre wunderbare Gabe, mit den Landleuten umzugehen, ihre Eigenheiten, ihr Böses und ihr Gutes zu verstehen, und trotz des eng begrenzten Gedankenkreises, in dem sie sich bewegen, doch ihr tiefes Gemüth, ihren Witz, ihre Klugheit, ihren Sinn für das Höchste und Schönste, wenn es ihnen frisch und gesund nahe gebracht wird, zu würdigen. Sie hatte bald aller Herzen gewonnen, und besonders mit den jungen Dorfmädchen Bekanntschaften und nähere Freundschaften angeknüpft. — Auch mit den Frauen konnte sie trefflich umgehen, half bei Butter und Käse, Flachs und Garn, Backen und Kochen, lernte und gab guten Rath — —; den kleinen Mädchen brachte sie das Nähen und Stricken bei, lehrte sie dazu Lieder und Sprüche, nahm sich verarmter Familien an, kochte den Kranken Suppen, während des kalten Winters von 1837 auf 38 vier Wochen hindurch täglich für alle Schwachen und Alten im Dorfe im großen Kessel ein nahrhaftes, kräftiges Essen. — Und als der Weihnachtsheiligeabend herankam, hatte sie eine große Kinderschar unter dem grünen Tannenbaum im weißen Saale des Pfarrhauses versammelt, denen sie reichlich aufgebaut hatte.

Diese Weihnachtsbescherung im stillen Pfarrhause von Eikendorf hat unser Künstler zum Gegenstande seiner Zeichnung gewählt. Das Pfarrfräulein, gekleidet nach der Mode der dreißiger Jahre, die Haare in Locken herabfallend, ist eben beschäftigt, die Röcke und Schürzen, die sie genäht, die Strümpfe, an denen sie oft bis lange nach Mitternacht gestrickt, ihrer Kinderschar zu übergeben. Da sind die 7 Kantorskinder, denen ihr Bruder Karl Spielsachen beschert, die übrigen Kinder (im ganzen waren es 25) sind im Anmarsch. Ob der alte, ehrwürdige Vater Mariens — von dem sie die Augenbrauen hatte — auch dabei gewesen, davon sagt uns das „Lebensbild" nichts; — es ist wohl kaum wahrscheinlich, dennoch wird es Mariens Freunden gewiß nicht unwillkommen sein, durch ihn das Familienbild vervollständigt zu sehen.

Ueber allen diesen praktischen Dingen vernachlässigte sie indes nicht die Pflege der reichen Talente und Gaben, die sie empfangen hatte. Sie zeichnete, sie malte, sie spielte Klavier und Guitarre, und Weihnachten 1838, schreibt sie ganz überglücklich an eine Freundin, empfing sie auch eine Pedalharfe. „Du solltest die Töne hören," fügt sie hinzu, „wie silberne Glocken, und sie sieht auch so schön aus, die Form ist so poetisch. Nun bin ich geborgen, mit der Harfe komme ich durch die Welt, da darf kein Herzeleid an mich heran, die Töne verscheuchen es. Ich kann aber auch nun alle meine Gedanken in Musik bringen, denn ich kann in allen Tonarten spielen." Und ein Jahr später geht sie, trotz des Winters, in die Kirche ihres Bruders, um — Orgel zu spielen. „Da sitz' ich ganz allein in der Kirche, die düster und still, und spiele Psalm und Choral — !"

Im Winter 1839 machte sie die Bekanntschaft ihres künftigen Mannes.*) Sie war zu einer schlanken Gestalt herangewachsen, ohne sehr groß zu sein, und diese Gestalt — so zeichnet er sie selbst — „wurde auf einem ebenso schlanken Halse gekrönt von

*) Es war der als Dichter bekannte Rittergutsbesitzer Philipp Engelhard Nathusius, aus seinem Briefwechsel mit Bettina, „Ilius Pamphilius und die Ambrosia" bekannt, der auch mancherlei über Marie enthält, die selbst mit Bettina öfters in Berlin zusammenkam.

einem Kopfe, welcher auf den ersten Eindruck eher klein zu sein schien, aber unter des Hutmachers Maße sich von einem ungewöhnlichen Umfang erwies. Das machte, daß hinter einem mehr schmalen Gesichtchen er sich von den Schläfen an mächtig wölbte. — Das feine, glänzende, tiefbraune Haar trug sie, über den Ohren mit Kämmchen zusammengenommen, in Locken beiderseit niederfallend, die sich bei ihrer Lebendigkeit aber immer schnell in ein lockeres Geringel auflösten und dann bis auf die Schultern herabfielen.“ Am meisten scheinen ihre Augen ihn gefesselt zu haben — „etwas tiefliegende, mandelförmige Augen, die nicht sehr groß waren, aber sehr groß werden konnten, mit brauner Pupille auf bläulichem Grunde und einem eigenthümlichen, goldartigen Leuchten aus den dunklen Wimpern. Das Auge war wohl dasjenige, was man wirklich schön an ihr nennen konnte.“ Ihnen beiden aber war es vom ersten Momente „angethan“, und von dem Weihnachtsfest dieses Jahres schreibt sie: „Mein dunkles Geschick war vorüber, ich war wieder ein Kind geworden, am heiligen Abend hörte ich mit Gustav die Engel singen, dann lief ich in den Straßen umher und sah in die hellen Stuben, wo beschert wurde.“

Durch das nächste Weihnachtsfest aber ertönt dann der volle, bräutliche Jubel — im August hatten sie sich verlobt — „heute Nachmittag (23. Dec.),“ schreibt sie ihm, „mache ich meine Stube festtäglich, und den Abend setze ich mich hinein und schreibe Dir.“ Am ersten Feiertage kam er selbst und brachte ihr zum Christgeschenk u. a. die große lithographirte Sammlung der altdeutschen Boissereeschen Bilder.

Am 4. März 1841 war ihr Hochzeitstag, und nach einer ziemlich ausgedehnten Hochzeitsreise fand ihre häusliche Niederlassung auf seinem Gute in Althaldensleben statt.

Der uns gestellten Aufgabe gemäß heben wir aus dem nun beginnenden Frauenleben Mariens nur einige Weihnachtsstimmungen heraus, die freilich auch charakteristisch genug für ihre ganze Eigenthümlichkeit und ihre häusliche wie schriftstellerische Thätigkeit sind. Welch ein kindliches Gemüth spricht aus einem Briefe vom 29. November d. J. an ihre Mutter, wo sie ihr tägliches Leben schildert und dann fortfährt: „Aber wie freuen wir uns auf Weihnachten — nun nicht mal mehr 4 Wochen — das wird eine Lust! Liebes Väterchen, ich schicke Dir ein ordentliches Buxbäumchen — und wir freuen uns mal auf die Tuten!“ Und am 8. December schreibt sie an den für kurze Zeit abwesenden Mann: „Es ist doch schön, wie so einer für des andern Freude denkt, dies geheimnißvolle Schaffen der Liebe, — und dann liegt es mit einem Mal im hellen Weihnachtslicht alles da. Drum glaub nicht, daß das Arbeiten vor Weihnachten Zeitverschwendung und unnütz ist“ rc. —

So gehen die ersten Jahre des jungen Ehestandes dahin. Zwei Kinder — Philipp und Martin — vermehren den häuslichen Kreis, und unter wechselnder Freude und mancher Sorge reift auch das innere Leben der Eltern. Eine praktische Frucht desselben war die Gründung einer Kinderbewahranstalt, für die Marie auch ihre eigenen Kinder in thätige Theilnahme zu setzen wußte. „Philippchen und Martinchen spielten Knecht Ruprecht,“ erzählt sie in einem Tagebuch, das sie für die Kinder führte; „und dann putzten sie den armen Kindern den Weihnachtsbaum an, — es erfreute sie sehr.“

Auch fallen weitere schriftstellerische Arbeiten — außer dem obenerwähnten Roman — in diese Zeit, so eine Novelle: „Die Badereise“. Zum Weihnachten 1845 schenkte sie ihrem Gemahle eine zweite: „Die Kunstreiter“, die wirklich (ohne Namen) zum Drucke gekommen, aber nicht in die Sammlung ihrer Schriften aufgenommen worden ist. Die ersten Aushängebogen — die bekanntlich einem jungen Autor eine so ganz außerordentliche Freude machen — legte ihr Gemahl ihr 1846 auf den Weihnachtstisch. Im Februar 1847 war das Buch fertig und erfuhr in einer Recension der Voss. Zeitung eine sehr günstige Aufnahme. Auf demselben Weihnachtstisch des Jahres 1846 lag ein Heft Kinderlieder Hoffmanns von Fallersleben, der, um jene Zeit ein häufiger Gast in Althaldensleben, sich mehrere derselben von Marien componiren und ihren vollen Namen hatte mit abdrucken lassen. Seitdem sind noch viele ihrer Liedercompositionen im Drucke erschienen zu Geibelschen, Novalisschen u. a. Liedern und unter dem Titel: „Hundert Lieder, geistlich und weltlich, ernsthaft und fröhlich, in Melodien von Marie Nathusius und mit Clavierbegleitung,“ nach ihrem Tode von Ludwig Erk und Philipp v. Nathusius herausgegeben. Endlich fällt noch in diese Epoche der Versuch eines Trauerspieles, das aber über den Versuch nicht hinausgekommen ist.

In demselben Jahr, als die Kinderbewahranstalt entstand, gründete Marie einen Frauenverein für die Ortsarmenpflege, und zu Weihnachten 1846 schenkte ihr Mann ihr ein eignes Haus, in dem sie arme Wittwen, theils um ein billiges, theils ganz umsonst aufnahm, um der großen Wohnungsnoth, die sich auch auf dem Lande geltend macht, in etwas abzuhelfen.

Aber so sehr sie bemüht ist, die Noth und das Leid anderer zu lindern — von ihrem eigenen Hause vermag Marie doch die Trübsal nicht fern zu halten. Eine solche ist ihr der Tod ihres dritten Kindes, eines Mädchens. Sylvester 1845 ward es ihr abgefordert, und noch durch die Weihnachtszeit des folgenden Jahres zieht sich wehmüthig die Erinnerung an diesen herben Verlust, obgleich sie Hoffnung hat auf einen baldigen Ersatz und sich dadurch tröstet.

„Es ist mir, als hätt' ich noch nie eine so schöne Weihnachtszeit verlebt,“ schreibt sie an ihre Schwägerin, am 18. December 1846. „Meine Weihnachtsstube ist gefüllt, alles fertig, ehegestern hab' ich auch die kleine Wiege mit grünem Flor und grünen Schleifen und weißen Bettchen geschmückt, hineingestellt, und sie sieht mich wie ein Hoffnungsknöspchen an. Heute über 8 Tage kann mir ja mein Christkindchen, meine Weihnachtswonne daraus entgegenblühen . . .“

Aber der erste Weihnachtstag kommt, und das erwartete „Christkindchen“ ist noch nicht da. Mariechens Sterbetag sollte des kleinen Gastes Geburtstag sein. „Am Sylvestermorgen legte Gott ihr's in die Arme,“ erzählt ihr Mann und fügt naiv hinzu, „und zwar, wie sich von selbst verstand, eben wieder ein Töchterlein.“

Dieser so erweiterte Familienkreis — zu dem dann bald noch die Sorge für ein neugegründetes Rettungshaus kommt — mehrte in den folgenden Jahren auch die Weihnachtsarbeit und erhöhte die Weihnachtsfreude. Ihren Kindern, deren Zahl im ganzen nach und nach auf sieben heranwuchs, machte Marie eine Krippe — dazu ein Transparent mit den Worten: „Ehre sei Gott in der Höhe rc.“ — die erste von denen, die wir späterhin so häufig in ihren großen und kleinen Erzählungen beschrieben finden. Und Weihnachten 1848 — in bewegter Zeit, wo der Entschluß, Althaldensleben zu verlassen, von ihnen bereits gefaßt war — sind es 80 Kinder, denen sie im Saale ihres Hauses beschert, wobei zweistimmige Weihnachtslieder erklingen, die sie mit ihrer „Nähschule“ eingeübt. Am 26. December schreibt sie in ihr Tagebuch: „Die Sonne scheint hell durch mein kleines Transparent: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“ Ja, Ehre sei Gott in der Höhe! ich bin erfüllt von dem Glanze, von der Schönheit und vom Reichthum dieses Festes.“

Im folgenden Jahre nahmen sie Abschied von Althaldensleben; 1850 siedelten sie nach Neinstedt bei Quedlinburg über. Dort sind neben der treuen Sorge für Haus und Kinder und der unausgesetzten Mitarbeit in dem Knaben-Rettungs- und Brüderhause auf dem Lindenhofe alle die Bücher entstanden, welche Marie Nathusius zu einem Lieblinge der deutschen Lesewelt, namentlich der Frauen gemacht haben. Von Althaldensleben noch war sie mit „Martha, die Stiefmutter“ (das erste Schriftchen, das — außer den obenerwähnten „Kunstreitern“ — von ihr gedruckt wurde) an die Oeffentlichkeit getreten. Noch 1849 folgten in dem von ihrem Mann seitdem redigirten „Volksblatt für Stadt und Land“ die sieben, später in einem Bändchen vereinigten, so reizend jugendfrisch und humorvoll geschriebenen „Geschichten von Christfried und Julchen“. Das sind Erzählungen, die man immer wieder lesen kann, und an denen sich Jung und Alt in gleicher Weise ergötzt. Auch in ihnen fehlt es nicht an Weihnachtsklängen. Wer erinnert sich nicht des reichbepackten, aus der Pension zum Christfest heimwandernden Christoph, den die Geschwister anstaunen, als sei er so ein „Märchenkönig,“ und dann des Festes in dem vornehmen Hause, zu dem Christfried als Hauslehrer seine ganze Familie einladen darf. Auch „Julchen in der Residenz“ mit ihrem Weihnachtsbaum für die Schusterskinder rc. wird man so leicht nicht vergessen. Noch häufiger ist Weihnachten hineinverwebt in die achtzehn (innerhalb 1849 bis 1857 entstandenen und in verschiedenen Blättern und Kalendern zuerst veröffentlichten, dann in zwei Bänden ihrer „Gesammelten Schriften“ herausgekommenen) Erzählungen. An einem Weihnachtsabend kehrt „Tante Sofiens“ verloren geglaubter Sohn zurück;

an einem Weihnachtsabend findet die Waise „David Blume“ ein Elternhaus; an einem Weihnachtsabend macht der „kleine Currendejunge“ sein Glück und stiftet — als reicher Mann sterbend — auch ein Legat zur Weihnachtsbescherung für arme Kinder. Ganz dem Weihnachtsfest und seiner rechten Feier ist das märchenartige Geschichtchen: „die beiden Tannenbäume“ gewidmet.

In Neinstedt entstanden aber vor allem die größeren Werke: 1852 „das Tagebuch eines armen Fräuleins“, 1853 „Joachim von Kamern“, 1854 „Rückerinnerungen aus einem Mädchenleben“, 1855 Langenstein und Boblingen, 1856 die „alte Jungfer“; 1857 „der Vormund“ und ihr letztes und reifstes Werk: „Elisabeth“, das, wie eines ihrer ersten Werke, die als „Jugendnovelle“ nach ihrem Tode herausgegebenen „Familienskizzen“ (a. d. J. 1845 u. 1846) die Conflicte des ehelichen Lebens zu beleuchten und das Bild einer rechten Ehe darzustellen wünscht.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, diese umfangreiche, literarische Thätigkeit kritisch zu beleuchten. Es ist Weihnachten, und wir wollten nur der Weihnachtserinnerungen aus dem Leben der Schriftstellerin gedenken. An solchen fehlt es auch in den größeren Werken nicht. „Langenstein und Boblingen“ insbesondere ist voll davon — wer es gelesen, wird gewiß sich mit Ergötzen erinnern, wie die alte Großmama den Vetter von Langenstein zur Arbeit am Weihnachtsbaum heranzieht, und wie er im Verein mit Käthchen die drei heiligen Könige ausbessert und die Lichter an den Baum befestigt. Und wie hier unter dem Schatten der festlichen Tanne ein bräutliches Verhältniß heranreift, so wird unter einem solchen ein langgestörtes, eheliches — das Elisabeths und ihres Gemahles — vollends erneut und wieder hergestellt.

Sechs Mal hat Marie in Neinstedt noch das ihr so liebe Weihnachtsfest erlebt; als es aber 1857 wieder herannahte, mußte sie sich auf ein Krankenlager legen, von dem sie nicht wieder aufstehen sollte. So wenig sie sich vor dem Tode fürchtete, so wenig erwartete sie ihn doch, ja, wenige Tage vor ihrem Abschiede sagte sie: „durch alle Qual — steht das eine immer deutlich vor mir: nach Weihnachten wird es besser.“ Es ward aber noch vor Weihnachten besser. — „Als nach Mitternacht die heftige Steigerung des Zustandes unverkennbar war,“ erzählt ihr Mann, „suchte ich sie mit einigem Zuspruch auf das Ende vorzubereiten, wobei sie mich bei den Worten: daß der Herr sie doch wohl zu sich nehmen wolle, also unterbrach: „Ich will ja auch gerne. — Er wird mir ja alles verzeihen.“ Das waren ihre letzten Worte. Zwischen 1/2 2 und 2 Uhr (am 22. Dec.) schied die Seele mit ein paar plötzlichen, leichten Aufathmungen von hinnen, und unmittelbar schlossen sich die Augen und die Züge nahmen die liebliche Stille der Gesundheit wieder an.“

Am Weihnachtsheiligenabend lag Marie im Sarge unter weißen Rosen, und ihr Bruder Carl Scheele rief ihr bewegte Worte des Abschiedes nach. Weihnachten feierte sie dieses Mal bei dem Weihnachtskinde selbst in dem himmlischen Vaterhause.

Robert Koenig.

Am Familientische.

Der Wittwe letzter Weihnachtsabend.

Wie ist die Luft so dick, so schwül,
Die Fenster sind verhangen;
Die Wittwe liegt auf dürftigem Pfühl
Mit abgehärmten Wangen.

Sie richtet mühsam sich empor,
Es zittern ihr die Glieder;
Was holt sie unterm Bett hervor?
Sie beugt sich mühsam nieder.

Ein Bäumchen ist es, schlank und grün,
Sie schmückt's mit bunten Kerzen, —
Ob ihre Wangen fiebernd glühn,
Der Tod ihr klopft am Herzen.

Nun ordnet sie bei hellem Schein
Der Armuth dürftge Spenden
Und klatscht dann ihrem Töchterlein
Mit müden, feuchten Händen.

Da tritt herein ein blühndes Kind
Und sieht das Bäumchen prangen,
Und jauchzt und fliegt zum Bett geschwind
Und küßt der Mutter Wangen.

Die lächelt und sinkt stumm aufs Pfühl
Und fühlt den Tod am Herzen
Und seufzt: „Mein Kind, mir wird so schwül,
Lösch aus die hellen Kerzen!“

„Gut Nacht! Lieb Mütterlein, gut Nacht!“
Das Kind huscht in die Decken,
Der Morgen kommt, das Kind erwacht, —
Wer wird die Mutter wecken?

Julius Sturm.

Briefkasten.

Einen höchst naiven „Wunschzettel“ erhielten wir dieser Tage aus der Schweiz. E. M. in L. schreibt uns nämlich wörtlich, wie folgt: „Wertheste Herren! Wie ich aus dem Briefkasten des Daheim ersehen habe, haben Sie einen ansehnlichen Briefwechsel und da ich auch gelesen habe, daß die Briefe an Sie meistens frankirt geschickt werden, so wollte ich Sie fragen, ob Sie so gut sein möchten, in Ihren sowohl neueren als auch älteren Briefen und Briefcouverten nach Briefmarken und Stempelmarken zu suchen und sie mir dann zuzuschicken und dann auch später, wenn es Ihnen möglich wäre, mir solche zu übersenden. Erwartend, daß Sie meinen Wunsch erfüllen werden, spricht Ihnen schon zum voraus den vollsten Dank aus rc. rc.“ Da uns die Weihnachtszeit ganz besonders freigebig stimmt, wollen wir gern diese Bitte, ihrem wesentlichen Theile nach, erfüllen, d. h. Ihnen das Gewünschte gern mittheilen, wenn Sie . . . selbst zu uns kommen und es in Empfang nehmen wollen. — Der „Lithographenstochter“ L. M. in München wissen wir verbindlichsten Dank für ihre gereimte Zusicherung, daß sie „mit Daheim nicht hadern“ wolle. Seit Nr. 9. hat sie ja auch keinen Grund mehr dazu. — G. G. in Kiel. Leider sind wir unfähig, den gewiß sehr tiefen Sinn Ihrer langen Epistel zu verstehen; wir können uns deshalb auch in der begehrten „schriftlichen Antwort“ mit Ihnen nicht messen. — G. v. R. in St. — Anonym, deshalb nicht zu beantworten. — J. Sch. in W. Ganz willkommen, soll nach und nach benutzt werden. — A. H. in G. Die Geschichte des kleinen Savoyarden am Familientische Nr. 7 ist einer authentischen französischen Quelle entnommen. — Fr. v. D. in A. Die von Theodor Kay in Kassel nach Zeichnungen von Georg Koch in Photographien herausgegebene Rafael-Galerie können Sie jetzt auch in einer kleineren Ausgabe erhalten. Die erste Lieferung enthält zwei Blätter: La belle jardinière und La vierge au voile, von denen jedes nur 1 1/3 Thlr. kostet. Die Ausführung der Photographien ist musterhaft. — A. R. in K. und W. M. in W. — Nicht verwendbar. — L. v. K. in H. b. L. — Dankend bei Seite gelegt. — C. K. — Räthsel ganz brauchbar, weniger das Gedicht. — A. W. in B. — Gern constatiren wir Ihre berichtigende Mittheilung zu dem Artikel: „Villa oder Miethskaserne,“ daß „gerade das Berliner Westend, welches nur 600 Schritt von der Charlotter Pferdeeisenbahn entfernt ist, entschieden seine Lebensfähigkeit bewiesen hat, indem nicht nur mehrere daselbst erbaute Villen schon im nächsten Frühjahr von ihren Eigenthümern bezogen werden sollen, sondern auch durch die Vollendung des Wasserwerkes die Hauptschwierigkeit für das gedachte Unternehmen beseitigt ist.“ — Dr. L. in M. Wir bedauern Ihre Bitte nicht erfüllen zu können, da wir auch für die bestgemeinten Reclamen durchaus keinen Platz haben. — Fr. W. in B.-B. Weder Frage noch Bitte übelgenommen — beides soll nicht unbeachtet bleiben. — Frl. A. H. in J. Auch illustrirte Gedichte wird Ihnen das neue Jahr zuweilen bringen.

Zur gefälligen Beachtung.

Mit der nächsten Nummer schließt das erste Quartal. Wir ersuchen unsere Abonnenten, besonders die der Post, ihre Bestellungen baldigst erneuern zu wollen.

Daheim-Expedition.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 28. December 1867. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 13.**

Das Geheimniß des Fürstenhauses.

Novelle von Georg Hiltl.

II. Abtheilung. Die Gräfin von Wartenberg.

(Fortsetzung.)

Vor Bonn.

Die Purpurstreifen, welche eine herrlich aufgehende Morgensonne durch das Firmament zog, waren noch durch leichten Nebel verhüllt und schillerten in vielen Farben. Ein Dunstmeer schwamm, vom Hauche des Windes bewegt, über der Gegend. Nach und nach riß die Decke und aus ihren Lücken stiegen Thürme, Dächer von Häusern und Kirchen, endlich die Zickzackschanzen einer wohlangelegten Festung hervor. Drüben leuchtete der grüne Rheinstrom zwischen seinen waldreichen und hügeligen Ufern, im Rücken der Stadt blickten die Berge durch einzelne Falten der Nebeldecke vom bläulichen Schimmer umsäumt. Je höher die Sonnenkugel stieg, um so anziehender und deutlicher wurde das Landschaftsbild mit seiner reichen Staffage. Schon glitzerten die Fenster des kurfürstlichen Residenzschlosses und die des Münsters in den Strahlen des Tagesgestirnes; was um und in der Stadt sich bewegte, konnte von einer Anhöhe wahrgenommen werden, auf welche sich beim ersten Morgenlichte bereits ein Trupp Reiter begeben hatte, die alle höchst aufmerksam, und zum Theil durch Ferngläser, die Stadt beobachteten.

Die Stadt, von der wir hier sprechen, war die erzbischöfliche und kurfürstliche Residenzstadt Bonn. Am 5. August 1689 hatte sich ein Kreis kleiner Schanzen rings um die alte Stadt gezogen. Im Sonnenscheine funkelten und blitzten auf den Werken die Spitzen der Hellebarden, die Röhre der Musketiere und wenn ein geübtes Auge scharf die Linien der Umwallungen entlang spähte, dann vermochte es leicht die Mündungen der Geschütze zu erkennen, welche aus den Einschnitten hervor und in die Gegend hinausstarrten.

Bonn war also belagert. Der Krieg gegen die Uebergriffe und Gewaltthaten Ludwigs XIV. hatte begonnen, war in hellen Flammen aufgelodert und ward geführt von Brandenburg, Sachsen, Lüneburg und Hessen, ohne Beihilfe des Kaisers, der mit den Ungarn kriegte.

Kurfürst Friedrich III. hatte durch seine Kühnheit die Welt in Staunen gesetzt. Mit dem Eifer, den der echte, deutsche Patriot an den Tag legen mußte, betrieb er die Vereinigung der Armeen, und das Glück war ihm und den Verbündeten hold. Nach den ersten Siegen bei Rheinbergen, Kaiserswerth und Neuß konnte man vor Bonn rücken, von wo aus die Franzosen nach allen Richtungen hin mordend, sengend und brennend das Land durchzogen. Hier stockte der Siegeslauf der verbündeten Truppen.

In der Stadt und Festung commandirte ein Soldat von bewährtem Talent und großer Energie die französische Besatzung. Der Baron Asfeld war ein achtungswerther Gegner. Die ersten Stürme schlug er mit großem Verluste für die Belagerer ab, eine Wegnahme der Stadt durch Handstreiche erschien bald unmöglich. Eine regelrechte Belagerung mußte unternommen werden, daher die vielen kleinen Schanzen rings um die Stadt, die vielen Werke und Gräben, aus denen Rauch aufstieg, und die Blockhäuser an den Wendungen der Straßen; daher die Menge von Schiffen, welche rheinaufwärts steuerten und an den bestimmten Orten ihren furchterweckenden Inhalt: Bomben, Mörser und Massen von Pulver aller Art ausluden.

Kurfürst Friedrich befand sich bei seiner Armee. Er ist es, dort in der Reitergruppe der erste. Sein Auge ruht auf der vor ihm sich ausbreitenden Stadt. Schon hörte man die Trommeln der Reveille, die Hörner riefen die Schützen auf ihre Plätze und auch in den Werken der Belagerer ward es lebendig. Als von den Thürmen in Bonn die siebente Stunde schlug, quoll ein weißer Rauch aus dem ersten Werke der Festung, ein Blitz und dumpfer Donner folgten, und sausend fuhr eine Kugel über die Häupter der Reiter hinweg.

„Ein Morgengruß des Herrn von Asfeld!“ sagte der Kurfürst lachend, ohne nur mit den Wimpern zu zucken, und in französischer Sprache zu einem hochgewachsenen, schönen Manne, der in der Uniform eines Officiers der Grands Mousquetaires dicht neben ihm hielt.

„Ich sagte es gestern bereits!“ entgegnete der Officier in derselben Sprache. „Die Aufforderung zur Uebergabe würde nutzlos

sein. Ich kenne den Baron von Asfeld persönlich. Er wird sich bis auf den letzten Mann wehren. Mindestens dürfte die Uebergabe erst erfolgen, wenn jede Aussicht auf Rettung geschwunden ist."

Der Mann, welcher also sprach, war der Hauptmann Saint Bonnet, welcher eine Compagnie der Grands Mousquetaires kommandirte. Dieser Theil bestand aus lauter geborenen Franzosen, aus den Refugiés, die nach der Aufhebung des Edictes von Nantes in den Staaten des großen Kurfürsten von Brandenburg Schutz und Aufnahme gefunden hatten. Sie trugen einen Theil der Schuld dadurch ab, daß sie beim Ausbruche des Krieges eiligst unter die Fahnen des Kurfürsten eilten, um gegen die Truppen Ludwigs des Vierzehnten, ihres ehemaligen Unterdrückers, zu fechten. Diese französischen Mousquetaires zeichneten sich durch ihre Tapferkeit und Aufopferung besonders aus, und Saint Bonnet, stets der erste im Feuer, hatte sich schon in kurzer Zeit den Namen Bayard erworben.

„Ich glaube es wohl, Herr von Saint Bonnet!" entgegnete der Kurfürst. „Und Gott weiß, daß ich diesen Krieg nicht leichtsinnig begann, ich weiß wohl, daß ich einem starken Feinde gegenüberstehe."

„Na — wir werden schon fertig werden!" sagte eine kraftvolle Stimme. Der alte Feldmarschall Derfflinger sprach diese Worte aus, indem er das Fernrohr von seinem Auge nahm, mittels dessen er aufmerksam die Werke beobachtet hatte.

„Wir werden gleich dem Baron von Asfeld zeigen, daß mit heute morgen die Sachen sich geändert haben. Die Ausfälle in die Umgegend, die Brennerei und Plünderung sollen nicht so bald wieder stattfinden!" bemerkte Graf Dohna. „Sehen Eure Durchlaucht, jetzt — jetzt geht der Teufel los."

Es war in der That, als hätten die Bedienungsmannschaften in den Schanzen von Bonn und in den Werken der Belagerer nur auf dieses Wort geharrt, denn es begann sofort eine heftige Kanonade. Aus allen Stücken feuerten die Franzosen, und das Geschütz der Alliirten antwortete, indem es mit Bomben in die Stadt spielte. Von der Höhe, auf welcher der Kurfürst hielt, vermochte man deutlich die Bewegung im Inneren der Außenwerke zu erkennen. Zahlreiche Bewaffnete eilten in die Logements, auf den kleinen Brustwehren hinter den Parapets postirten sich die Schützen, eine Fahne ward am Thurm der Sternpforte aufgezogen, zum Zeichen der Gefahr und um den Truppen im entfernten Theile der Stadt ein Signal zu geben.

Asfeld erwartete einen Sturm. Es war ihm wohl bekannt, daß der Kurfürst bei seiner Armee eingetroffen und daß nunmehr auf ein energisches Verfahren zu rechnen sei. Sobald das Feuern von beiden Seiten begann, fielen die Musikbanden im Lager der Alliirten mit schmetternden Klängen ein, die Trommeln wirbelten, Cavallerie trabte herbei und stellte sich an den Orten auf, wo im Falle einer feindlichen Bewegung ihre Mitwirkung entscheidend sein konnte. Lange Züge von Infanterie ergossen sich in die Laufgräben, bereit, auf das erste Zeichen gegen die Schanzen von Bonn zu stürmen.

„Es ist Zeit, meine Herren, daß wir hinabkommen, wenn wir nicht etwa zu spät eintreffen wollen. Vorwärts!" rief der Kurfürst, und seinem Rappen die Sporen gebend, trabte er den Hügel hinunter, gefolgt von seiner Suite, während rechts und links von ihm bereits Kugeln einschlugen. Das Feuer nahm an Heftigkeit zu, schon brannte es in der Stadt. Die Sturmglocken heulten, die Sonne ward durch die Wolken des Pulverdampfes verhüllt und erschien, von dem Dunstmantel umgeben, wie eine rothe Scheibe. Der Kurfürst langte bald am Fuße des Hügels an, wo der General Hans Adam von Schöning bereits die Truppen in Schlachtordnung aufgestellt hatte.

Kurfürst Friedrich war in diesem Augenblicke der wahre Sohn seines Vaters. Seine körperliche Schwächlichkeit schien verschwunden, die kleine Erhöhung der rechten Schulter verdeckte das breite Bandelier, die Augen blitzten kühn und erfreut über das großartige militärische Schauspiel und zeigten jenen Ausdruck von Festigkeit und energischer Entschließung, welcher seinem großen Vater eigen war. Die wallenden Federn auf dem breitkrämpigen Hute, den das hochaufgerichtete Haupt trug, verliehen der Gestalt Friedrichs etwas Imponirendes, das er sehr gut und ohne Zwang zu behaupten verstand. Als er nun, so seinen Officieren vorausssprengend, bei den Truppen erschien, brachen diese in lauten Jubel aus. Es waren noch viele alte Reiter mit wettergebräunten Gesichtern darunter, welche in den Schlachten des großen Kurfürsten gefochten hatten und als sie den Sohn ihres einst angebeteten Führers und Herrn im glänzenden Waffenschmucke vor sich sahen, brauste ein donnerndes „Vivat Fridericus!" durch die Reihen.

Der Feind schien diesen Ruf deutlich vernommen zu haben, denn er accompagnirte in furchtbarer Weise dazu und warf eine solche Masse von Kugeln aus den Werken, daß die Laufgräben damit überschüttet wurden. Der Kurfürst trabte grüßend die Reihen entlang und, ohne zu zaudern, wendete er sich nach dem Punkte hin, wo die heftigste Kanonade stattfand.

„Jetzt gilt es reiten, jetzt ist es noch anders, wie vor dem Actentische, Danckelmann!" rief er dem neben ihm reitenden Minister zu. „Ich sagte gleich, Ihr solltet zu Haus bleiben, in Poppelsdorf — aber der Teufel der Bataille ist in Euch gefahren."

„Mein Platz ist in ernsten und heiteren Stunden in Ihrer Nähe, Durchlaucht!" antwortete Danckelmann. „Auch bin ich durchaus kein Neuling im Feuer, wie Sie wissen. Ew. Durchlaucht Vater verstand es, alle die Seinen in Athem zu halten."

Man war in die Nähe des kleinen Reduits gekommen, welches, mit brandenburgischer Artillerie besetzt, gegen die Werke der Sternpforte feuerte. Sieben Geschütze waren hier in Thätigkeit, aber die französischen Stücke, welche höher postirt standen, fügten dem kleinen Reduit erheblichen Schaden zu. Als die Reiter sich nahten, trug man eben mehrere Todte und Verwundete aus der Schanze, welche den feindlichen Geschossen erlegen waren. In dem Laufgraben, der sich vom Reduit aus gegen die Schanzen zog, standen die für einen etwaigen Ausfall des Feindes zur Deckung bestimmten Mannschaften vom Regiment Barfuß. Hinter der Batterie hatten die Feldscheerer eine Art von Verbandplatz errichtet.

„Hollah! wer commandirt hier?" rief der Kurfürst.

„Major Rath, Euer Durchlaucht zu dienen!" sagte der Officier.

„Es geht hier besonders hart her!" fuhr der Kurfürst fort.

„Sehr hart, Durchlaucht; meine Bedienungsmannschaft ist fast vollständig außer Gefecht und ich habe bereits vom Barfußschen Regimente Leute heraufholen lassen." — „So! wo sind die Leute?"

„Dort beim Geschütz. Sie arbeiten, so gut sie können."

Der Kurfürst winkte die nächststehenden heran. „Dieu!" sagte er, „diesen Mann dort sollte ich kennen?"

Der Mann, welcher des Kurfürsten Aufmerksamkeit erregte, trat sogleich einen Schritt vor. Er trug die Abzeichen eines Sergeanten und blieb in militärischer Haltung vor Friedrich stehen.

„Es ist der ehemalige Secretarius in meiner Kanzlei," sagte Danckelmann, mit seinem Pferde eine Bewegung machend, die ihn dicht an den Kurfürsten brachte.

„Delven?" sagte dieser, halb zu Danckelmann sich wendend.

„So ist es, Durchlaucht. Der Arme ist unter die Werber gefallen."

„Es ist nicht das schlimmste Loos, das ihn getroffen — sein keckes Wort hätte ihm leicht eine größere Strafe bereiten können. Diesen Rock zu tragen ist eine Ehre. He — mein Freund — wie schmeckt der Dienst in den Laufgräben?" sagte Friedrich.

Delven — denn er war es — hob den Kopf empor.

„Nicht übel, gnädigster Herr," entgegnete er schnell. „Ich habe mich bald daran gewöhnt und bin, wie Euer Durchlaucht erfahren werden, nicht einer der letzten. Heute habe ich einen der gefährlichsten Posten inne — die Todten und Verwundeten hier rings umher, können das bezeugen!"

Der Kurfürst lächelte freundlich. „Es ist mir lieb, das zu hören," sagte er. „Wenn Ihr Euch brav haltet, werde ich Gnade üben. Tretet zurück."

Delven ging wieder an das Geschütz, zu welchem er commandirt worden, und der Kurfürst, von seiner Suite gefolgt, ritt langsam den Weg zurück. Unterdessen war das Feuer aus den feindlichen Werken wieder lebhafter geworden, die Konstabler in den Schanzen der Belagerer antworteten mit gleicher Schnelligkeit, und bald verhüllten dichte Rauchwolken die Mannschaft und ihre verderbenspeienden Rohre. Einige Stunden hatte die Beschießung gewährt. Die Trommeln und Signalhörner verkündeten endlich die Einstellung des Feuers. Man vermochte nun die Gebliebenen, die Verwundeten und die Schäden zu übersehen, welche die Kugeln Asfelds in den Sand gestreckt oder den Schanzen zugefügt hatten. Langsam zogen die Infanteriekolonnen wieder aus dem Laufgraben, in geschlossenen Haufen ritten die Dragoner zurück — der Feind hatte keinen Ausfall unternommen — das Schicksal der Festung war nicht entschieden, auf ihren Wällen bewegten sich die Franzosen lebendig hin und

her, und zu dichten Klumpen geballt schwebte der Dampf über die Gegend dahin.

Nach der harten Arbeit des Vormittags mundete die Kost trefflich, welche aus den mangelhaften Feldküchen gereicht wurde. Im weiten Kreise lagerten die Soldaten um die auf dem Boden stehenden Kessel. Die Fleischrationen wurden vertheilt und die Krüge voll halbsauren Weines gingen von Hand zu Hand.

„Gut gehalten, Leute — sehr gut," sagte ein alter Konstabel, an die Gruppe tretend, welche Oelven mit seinen Genossen bildete.

„Es mußte sein," rief der ehemalige Secretarius munter. „Wir werden zeigen, daß die Berliner Infanterie sich niemals vor französischen Kugeln fürchtet."

„Es ist der Anfang, Kinder — der Anfang," sagte der Alte, den breiten Bart streichend. „Bald wird es noch hitziger drauf gehen."

„Ihr meint?" fragte ein Corporal.

„Ohne allen Zweifel. Seht einmal dorthin. Die Mauern haben gelitten, sie sitzen zwar schon wie die Bienen herum und bessern die Schäden aus, aber was hilft's? ich wette, wir gehen bald zum Sturm vor."

„Da kann man sich zeigen," rief Oelven. „Ich bin mit allem fertig, und die Langeweile hier im Lager wird unerträglich!"

„Ihr habt schnell genug Eure Feder vergessen," lachte der Konstabel.

„Alter Bursche," sagte der ehemalige Secretär. „Man muß gute Miene zum bösen Spiel machen. Als ich von den Werbern gepackt worden war, wollte ich mir eine Kugel durch den Kopf jagen — ich bin das Opfer einer schändlichen Bosheit geworden — na — lassen wir das, bis ich Abrechnung halten kann. Eine halbe Stunde später — nachdem ich nämlich die Kugel nicht durch meinen Kopf gejagt hatte, sagte ich mir: Warum solltest du nicht im Felde so gut zu Haus sein können, als am Schreibpult? ich öffnete meine Börse und kaufte mir die Sergeantenstelle, vierzehn Tage reichten hin, mich einzuüben — unter dem großen Kurfürsten brauchten gescheidte Leute noch weniger Zeit — und als ich so mit mir einig geworden war, klagte ich keinen Augenblick mehr über mein Loos. Ich bin nun einmal Soldat und werde meinen Feinden nicht das Vergnügen machen, daß sie mich flennen und seufzen sehen sollen. Ein Hoch für die Armee des Kurfürsten!"

Er hob den Krug, schwenkte ihn und trank einen derben Schluck.

„Recht so!" riefen alle, „auf das Wohl des Kurfürsten!"

Das Mittagsmahl im Angesicht des Feindes ward unter Lachen und Scherzen beendet, dann marschirte alles auf die Sammelplätze.

Die Dunkelheit begann auf Stadt und Lager zu sinken. Immer heller leuchteten die Wachtfeuer der belagernden Armee im weiten Kreise um die Stadt, und die Lichter in der Festung konnten deutlicher gesehen werden. Einsam standen die Posten in den Schanzen, der Nebel des Abends stieg aus der Tiefe empor und die Rufe der Runden tönten durch die Stille, nur zuweilen mit helleren Klängen einer Trompete abwechselnd. Das Barfußsche Regiment, zu welchem Oelven commandirt worden war, gehörte unter die am weitesten vorgeschobenen Mannschaften.

Hier nun in der Stille der Nacht, vermochte der ehemalige Secretär über seine Lage nachzudenken; den Blick auf die belagerte Stadt gerichtet, rings um ihn her die halbschlummernden Genossen gewahrend, das rothglühende Wachtfeuer vor sich, streiften seine Gedanken zurück zur Heimat. Was sollte aus ihm werden? die Feindschaft des Freiherrn war ihm verderblich geworden, denn Oelven wußte, daß Danckelmann Schritte gethan, um ihn aus den Händen der Werber zu befreien, diese Schritte waren vergeblich gewesen, also mußte der Freiherr bereits im Steigen, mußte auf der Leiter zur fürstlichen Gunst sein — und diesen Mann hatte er sich durch einige dreiste Verse zum unversöhnlichen Gegner gemacht. Wenn der Feldzug beendet war — blieb ihm die Hoffnung, wieder nach Berlin kommen zu dürfen? nein —! Danckelmann hatte ihn gemieden, er schien den ehemaligen Günstling, dem er einst so wichtige Dinge übertrug, jetzt nicht weiter kennen zu wollen, nur ein kleines Zeichen von Gunst war dem Secretär heut aufgefallen: der Bescheid, welchen Danckelmann dem Kurfürsten über den gewaltsam Geworbenen gab. Aber der Kurfürst hatte schnell genug entschieden — es blieb dem Secretär nichts übrig, als sich in seine Lage zu schicken und er war leichten Sinnes genug, um dies schnell thun zu können.

„Komme, was da will," murmelte er, „ich werde mich durchschlagen. Geht es nicht mit der Rückkehr nach Berlin, dann auf nach England. Die Welt ist weit genug. Komme ich aber zurück, dann sprechen wir ein Wort mit dem Kolbe und der Schifferstochter."

Oelven mußte unwillkürlich wehmüthig lächeln. Was konnte er ausrichten? wie vermochte er an der offenbar in hoher Gunst stehenden Frau eine nachdrückliche Rache zu nehmen — er, der unbedeutende Sergeant, den ein Wink des Freiherrn nach irgend einer kleinen Festung bringen, wo er zeitlebens über die Unvorsichtigkeit trauern und nachdenken konnte? — Der Ohnmächtige knirschte mit den Zähnen und schüttelte seine Muskete so heftig, daß der ihm zunächstliegende Kamerad emporschreckte.

Während des Nachdenkens über seine Lage, war es dennoch dem Sergeanten nicht entgangen, daß sich in seiner Nähe etwas begab, wovon er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte. Dunkle Schatten zogen in geringer Entfernung von ihm dahin, die Feuer der Posten wurden zuweilen durch Gegenstände verdeckt, dann flammten sie wieder auf, dann hörte er Rasseln und Klirren in den bedeckten Wagen. Oelven richtete sich empor und ergriff seine Muskete. In diesem Augenblicke sah er durch das Dunkel zwei Männer auf sich zuschreiten. — „Wer da?" rief er.

Im Nu erhoben sich alle am Boden liegenden Soldaten, und die Waffen streckten sich den beiden Männern entgegen.

„Gemach, Kinder," sagte eine tiefe Stimme. „Parole: Fehrbellin. Feldgeschrei: Gott mit uns!"

Die Waffen der Soldaten senkten sich. Die Gestalt trat in den vom Wachtfeuer erleuchteten Kreis, man erkannte den Obersten von Schöning. — „Wer kommandirt den Posten?" fragte er.

„Ich — Major Wobeser," sagte eine Stimme, und der Major trat zu dem Kommandirenden.

„Nehmen Sie Ihre Leute und gehen Sie mit ihnen auf die erste Linie zurück. Haltet Euch still, bis das Signal zum Vorgehen gegeben wird. Der Sturm auf die Festung soll bald beginnen."

Lautlos zogen sich die Mannschaften zusammen. Der Oberst verschwand im Dunkel; ihren Rückmarsch antretend gelangten die Soldaten bald an den Rand des Laufgrabens. Hier wimmelte alles von Bewaffneten. Ein dumpfes Summen tönte aus der emporgewühlten Erde, die Arbeiter trugen Faschinen und Sandsäcke herbei, die Grenadiere hielten ihre Kugeln in den Händen und bliesen die Lunten an, die Leiterträger standen mit ihren Sturmwerkzeugen bereit. Nachdem die Unruhe noch einige Minuten gewährt hatte, legte sie sich, um einer peinlichen Stille Platz zu machen. Erwartungsvoll stand alles aneinandergepreßt. Die dunkle Nacht gestattete nur wenig Ueberblick, aber schon waren die Feuerwerker bereit, den schweren und gefährlichen Weg durch Leuchtkugeln zu erhellen.

Oelvens Herz pochte gewaltig. So nahe vor einem blutigen Ereignisse stehend, dachte er noch einmal zurück an die Freunde, welche er daheim besaß, an die Feinde, die ihn in das neue, schwere Leben gedrängt hatten. Vielleicht nur wenig Augenblicke noch, und der Freiherr hatte sich für die unbedeutenden Verse blutig an ihm gerächt — es war vorbei mit jeder Revanche, die Oelven an der Biedekap zu nehmen gedachte; das erste — beste Blei, ein Stoß aus dem Dunkel hervor, warf ihn leblos in den Graben hinunter.

„Habt Ihr Eure Leute beisammen?" flüsterte der Corporal.

„Ich zähle sie so eben!" sagte Oelven, die Reihe entlang gehend. „Sie sind alle hier."

Wieder trat tiefe Stille ein, man hörte das Athmen der Soldaten. Da krachten schnell hinter einander drei Schüsse. Von ihrem Donner hallte die Gegend wieder, zu gleicher Zeit schossen glühende Schlangen in die schwarze Nacht, die Raketen stiegen in die Wolken. Ein dumpfer Wirbel tönte, und von den Tritten der anstürmenden Bataillone, die sich aus den Laufgräben wälzten, bebte der Boden. Aber auf den Wällen der Festung war man ebenfalls nicht lässig. Ein grelles Licht beleuchtete plötzlich die ganze Gegend. Wie Meteore fielen die Leuchtkugeln von den Werken herab und ihr Glanz beschien die anrückenden Sturmkolonnen der Brandenburger. Kaum war diese Beleuchtung bewerkstelligt, als auch schon ein dunkelrother Blitz durch die Nacht flammte, zwei, drei, fünf — zehn folgten ihm, und unter die Anstürmenden, über ihre Köpfe hinweg sausten Kartätschlagen. Ein wildes Hurrah antwortete. In die Gräben hinunter, die Böschungen hinauf stürmten die brandenburgischen Truppen. Von dem heftigen Anprall zurückgescheucht, wichen die Feinde hinter der Contreescarpe.

Unter dem Zurufen ihrer Führer, von dem Knattern der Musketen und dem Donner des Geschützes begleitet, übersprangen die Brandenburger die Contreescarpe und stürzten sich in den bedeckten Weg. Hier entspann sich ein mörderischer Kampf. Mann gegen Mann wurde gefochten und mit großer Gewalt. Immer neue Truppen in den engen Raum werfend, gelang es dem Obersten von Schöning, die Franzosen bis in die Lunette zurückzudrängen. Sofort begannen die Schanzarbeiter sich einzugraben, die Geschütze der Belagerer warfen Bomben in die Stadt, mit furchtbarem Krachen flog ein Pulvermagazin in die Luft, die schwarzen Gestalten der Kämpfenden bewegten sich auf und nieder gleich Schattenspielfiguren. Deutlich hörte man durch den Lärm und das Gewühl des Kampfes die Stimme Asfelds, der die Seinen zum energischen Widerstande anfeuerte; von den Schanzen der Feinde rollten große Blöcke nieder, die Zugänge wurden mit Balken und Faschinen verrammelt, und als von den obersten Etagen der Werke aus die Geschütze ihr vernichtendes Kreuzfeuer herabschmetterten, da stockte der Angriff. Nur mühsam hielten sich die Brandenburger auf dem mit Blut erkauften Boden. Sich gegenseitig anstarrend standen die Feinde einige Minuten regungslos, scharf beleuchtet von den Flammen der brennenden Häuser. Dann riefen die Signale die vordersten Kämpfer zurück. Die Franzosen blieben auf den Wällen, die Brandenburger in der eroberten Lunette.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod des letzten Hohenstaufen.

Es ist ein tief tragisches Geschick — der letzte seines Geschlechtes zu sein. Aber schmerzvoller noch ist es, wenn fast knabenhafte Jugend und doch männliche Schönheit mit dem hochberühmten Namen eines Heldenhauses vereint unter dem schmachvollen Beil des Nachrichters verbluten müssen. Das war das Loos Conradins, des letzten Hohenstaufen.

In seinem zweiten Lebensjahre des Vaters, mit dem die mehr als hundertjährige Kaiserherrlichkeit seines Hauses erlosch, beraubt, wuchs er still und zurückgezogen auf am Hofe seines Oheims in den Erinnerungen an seine großen Ahnen, Friedrich Rothbart vor allem, und voll Sehnsucht nach dem geheimnißvoll schönen Besitz im fernen Süden, der seinen Vorfahren so verderblich geworden war, der auch seinen Vater dahingerafft hatte. Und kaum zum fünfzehnjährigen Jüngling herangereift, brach er — gerufen von den Ghibellinen — mit seinem Freunde, Friedrich von Oesterreich, auf, sein Erbgut, das Carl von Anjou auf des Papstes Antrieb an sich gerissen, wieder zu erobern, zum großen Leidwesen seiner ahnungsvoll besorgten Mutter.

Die zahlreichen Feinde, die Karls Schreckensherrschaft hervorgerufen, jauchzten dem jugendlichen Prätendenten zu; Heinrich, ein Bruder des Königs Alfons von Castilien, Carls früherer Bundesgenosse, schloß sich ihm an, Neapel erklärte sich für ihn. Die Römer führten ihn im Triumph auf das Capitol, nur der Papst Clemens IV., der sich in eine feste Burg geworfen und von dort Conradins Zug beobachtete, rief düster prophetisch: „Des Knaben Größe wird vergehen wie Rauch, er zieht gen Apulien zur Schlachtbank." Doch des „Knaben" Brust schwoll höher, als er am Ziel seiner Wünsche landete, und wohl mag er ähnlich damals gejauchzt haben, wie es ihm Uhland in den Mund legt:

> „Apulscher Boden, freudig sei gegrüßt!
> O Erde, die du dem Gelandeten
> Noch unterm Fuße wankst, ich fasse dich
> Inbrünstig, wie der Bräutigam die Braut.
> Land meiner Väter, du gesegnet Land,
> Wie breitest du dich blühend vor mir aus,
> Vom reinsten Himmel festlich überwölbt
> Und in dem Meere deine Schönheit spiegelnd."

Aber der päpstliche Weheruf sollte Wahrheit werden. Es ist bekannt, wie Conradin am 23. August 1268 zwischen Tagliacozzo und Skurkola von seinem Gegner geschlagen, wie er mit seinen Begleitern auf der Flucht nach der Küste, von Johann von Frangipani, der ihn bei seiner Ankunft mit gleißnerischen Worten empfangen, aufgehalten und an Carl ausgeliefert wurde.

Um der Mahnung des Papstes zur Mäßigung scheinbar zu genügen, berief der Sieger Richter und Rechtsgelehrte aus mehreren Theilen seines Reiches nach Neapel, die über den „Kirchenfrevler, Empörer und Hochverräther" das Todesurtheil aussprechen sollten. Aber wie erstaunte der Tyrann, als — durch den edlen Guido von Suzara ermuthigt — die sämmtlichen Männer des Rechts, mit Ausnahme eines Feiglings, Conradin und seine Gefährten ... frei sprachen! Indes keinen Augenblick zauderte er — anstatt vor der beschlossenen Frevelthat zurückzuschrecken, „zerstörte er vielmehr" — wie Fr. v. Raumer sagt; „in verdoppelter Leidenschaft jeden Schein von Form und Recht, und sprach, frech jener einzelnen Knechtesstimme folgend, aus eigener Macht das Todesurtheil über alle Gefangenen aus." Am 26. October ward es Conradin, wie seinem Freunde Friedrich, als sie gerade beim Schachspiele saßen, verkündigt.

* * *

Vor der Stadt, nahe der Carmeliterkirche, erhob sich das eilig und still hergerichtete Blutgerüst, auf das man am 29. October den Gefangenen von Astura und seinen Leidensgenossen führte.

> „Seht alle hin! O, wer erkennt ihn nicht!
> Die helle Stirn, des Auges geistig Feuer,
> Die goldnen Locken, um die Schultern wallend:
> Ja, das ist hohenstaufisches Geschlecht!"

Und als nun das verwirkte Reich in aller seiner Pracht und Schöne vor ihm auftauchte, als sein Blick zum letzten Mal entzückt über den „diesen herrlichsten aller Meerbusen einschließenden Zauberkreis von Portici, Castellamare, Sorrento und Massa, durch den blendenden Glanz südlich reiner Lüfte noch verklärt," schweifte und von dort auf „das zur Linken sich erhebende schwarze Haupt des Vesuv," oder „rechts zu den schroffen, zackigen Felsen der Insel Capri, wo einst Tiberius, ein würdiger Genosse Carls von Anjou, frevelte," da mochten ihm wohl Mahnungen und Warnungen seiner ruhigeren Freunde aus früherer Zeit einfallen, Worte, wie sie der treue Truchseß von Waldburg in Uhlands dramatischem Fragment an ihn richtet:

> „Sohn meiner Fürsten, dieses welsche Land,
> Das dich mit seinem falschen Schimmer blendet,
> Was ist es, als ein übertünchtes Grab?"

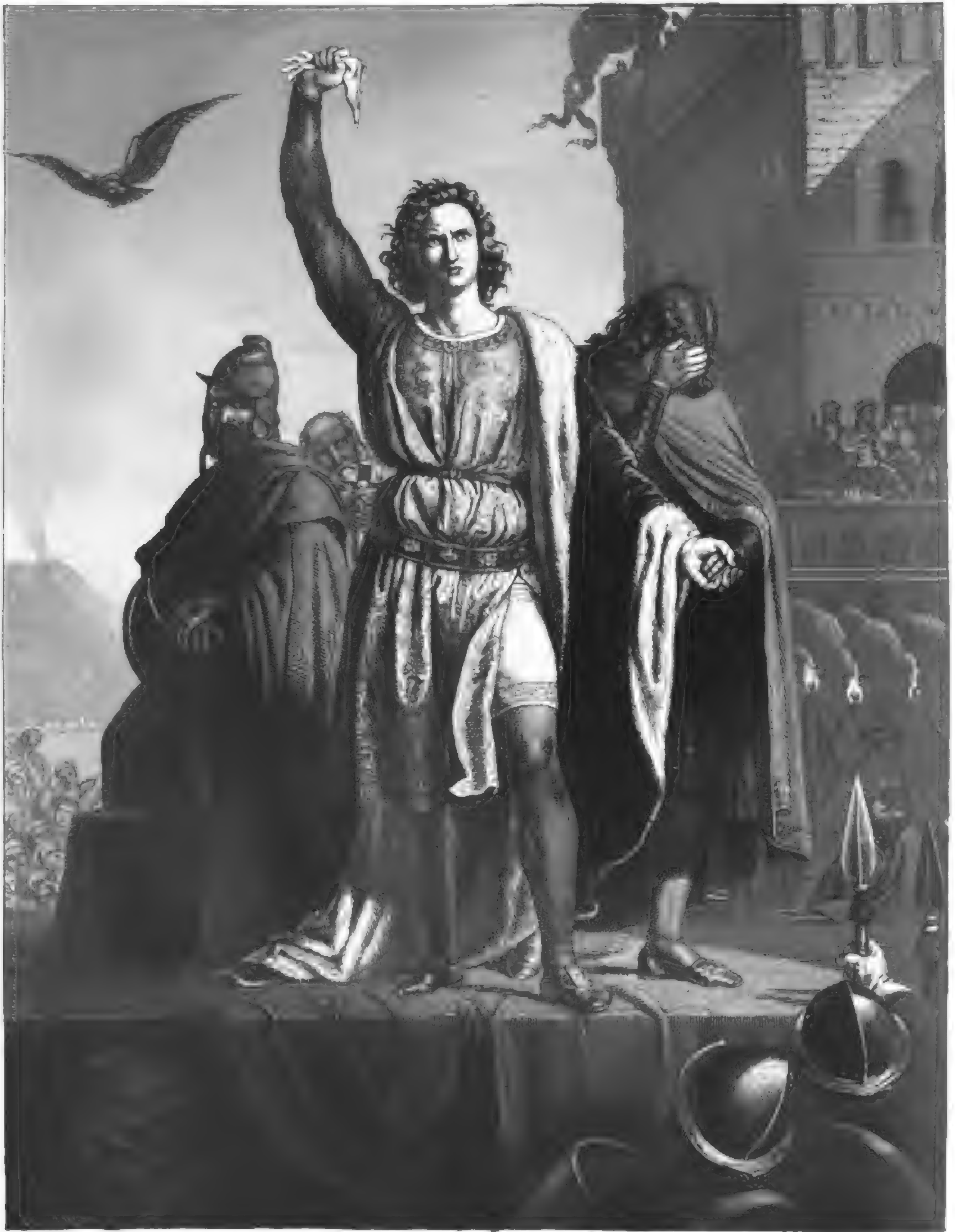
Das grause Schauspiel, zu dem König Carl selbst am Fenster einer benachbarten Burg erschienen war, nimmt seinen Anfang. Jener feige Richter, Robert von Bari, tritt hervor und spricht mit laut erhobener Stimme:

„Versammelte Männer! Dieser Conradin, Conrads Sohn, kam aus Deutschland, um als ein Verführer seines Volks fremde Saaten zu ernten und mit Unrecht rechtmäßige Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall, dann aber wurde durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten, und der, welcher sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird mit Erlaubniß der Geistlichen und nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen über ihn und seine Mitschuldigen als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Verräther das Todesurtheil gesprochen, und damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor aller Augen vollzogen."

Die Umstehenden waren stumm und starr vor Erstaunen diesen Worten gefolgt. Gewitterschwül war die Stille der leicht erregbaren Gemüther, dann lief es wie ein dumpfes, unheilverkündendes Gemurmel durch sie hin, aber endlich brach die mühsam verhaltene Entrüstung los und eine zornbewegte Stimme rief dem ungerechten Richter zu: „Wie darfst Du, frecher, ungerechter Schurke einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?"

Es war Carls eigener Schwiegersohn, Graf Robert von Flandern, der das rief; und seinem scharfen Wort folgte die That auf den Fuß. Von seinem Schwert getroffen sank Robert von Bari zu Boden und wurde auf den Tod verwundet weggetragen.

Augenscheinlich billigten die französischen Ritter den raschen Act der Vergeltung; aber Carl — obwohl innerlich kochend — beharrte unbeugsam auf dem Beschluß seiner unköniglichen Rache. Doch



Conradin von Hohenstaufen und Friedrich von Oesterreich auf dem Blutgerüst.

Nach dem Gemälde von H. Plüddemann

wagte er es nicht, seinem Opfer das erbetene Wort zu verweigern, und Conradin sprach mit fester Stimme:

„Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient. Hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde, ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte vertheidigt? Und wenn auch ich schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche, keinem andern verpflichtet, in löblicher Treue mir anhingen?"

Wen hätten diese feierlichen, wahrheitsvollen Worte des Jünglings nicht ergreifen und rühren sollen? Nur der, von welchem sie so ernst an ein höheres Gericht appellirten, blieb unbewegt. Da richtete sich noch einmal Conradin empor, und während seine linke Hand die des weinenden Freundes hielt, erhob er mit der rechten seinen Handschuh und warf ihn hinab mit der Bitte, ihn Manfreds Schwiegersohn, Peter III. von Aragonien zu überbringen als ein Unterpfand seines nunmehrigen Anrechtes auf Neapel und Sicilien.

Als der junge Fürst mit diesem Acte seinen letzten Willen proclamirt, nahm er Abschied von seinem Freunde und den anderen Todesgefährten, zog sein Oberkleid aus und rief gen Himmel: „Jesus Christus, Herr aller Creaturen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in Deine Hände!" Seine letzten Gedanken aber gehörten seiner Mutter. „O Mutter, Mutter, welches Leid bereite ich Dir!" rief er aus. Einen Augenblick danach war sein Haupt gefallen. Friedrich von Oesterreich und zahlreiche andere seiner Anhänger theilten sein Schicksal.

Die Sage fügt hinzu, daß ein Adler im Augenblicke, als der Todesstreich geschehen, aus den Lüften herabgestoßen sei, seinen rechten Flügel in das Blut getaucht und sich wieder emporgeschwungen habe.

Den Handschuh hatte der treue Truchseß von Waldburg aufgenommen und ihn glücklich, obgleich nicht ohne Mühe, Peter von Aragonien, überbracht. Nach Conradins Tode war dieser allerdings der Nächstberechtigte für den von Carl usurpirten Thron; denn seiner Gemahlin Constanze Vater, der edle Manfred, war Conrads IV. Halbbruder gewesen. Peter verlor auch die ihm gewordene Mission nicht aus den Augen — vierzehn Jahre später, 1282, gelang es ihm, Carl von Anjou wenigstens die Herrschaft von Sicilien zu entreißen und dort sein Erbe anzutreten.

Mit Conradin erlosch der Mannesstamm des Hohenstaufenhauses. Ihre Besitzungen fielen an Baiern, Baden und Württemberg. Großes hatten sie erstrebt, Großes geleistet, aber ihr Verderben war der

„Unglücksel'ge Durst
Nach Macht und Schätzen und nach eitlem Ruhm!
Verwünschte Gier, die uns nach Fremdem spornt,
Indes schmachvoll das Heimische verdirbt."

Das hat sie gestürzt und zu Grunde gerichtet, wie es stets der Wurm gewesen, der an der Blüte unseres deutschen Kaiserthums genagt! Im letztverflossenen Jahre sind die letzten Spuren dieses Gelüstes von Italiens Erde verschwunden. Hoffentlich überkommt unser Volk nie wieder ein ähnliches — innen einig und stark wird es uns leicht sein, unseres Landes Grenzen zu schützen und zu wahren, während wir nach außen nur die Eroberungen erstreben und erringen werden, die dem deutschen — durch das Christenthum geläuterten — Geiste unter allen Völkern der Erde von Alters her gebühren.

Ein Wetterleuchten.

Nach Familienmemoiren erzählt von **A. Mels.**

(Schluß.)

Ich öffnete das Packet — und fand zuerst einen Brief von der Gerichtsräthin: „Wenn Sie nicht wollen," schrieb sie, „daß mir die wenigen Tage, die mir übrig bleiben, in Verzweiflung vergehen, wenn Sie wünschen, daß ich einst vor Gott trete, mit dem Gefühl, meine Kindespflicht erfüllt zu haben, indem ich meinen Vater treu bis zum Tode gepflegt, — so machen Sie keine Einwendung. An dem Schreckenstage, an dem ich Sie zum letzten Male sah, hatte ich dieses Papier schon in der Tasche, heute ist es von meinen Brüdern noch mit unterzeichnet und beim Gerichte legalisirt — . . ."

Ich konnte den Brief nicht weiter lesen — in der höchsten Aufregung riß ich die Papiere auseinander . . . — es war die Cessionsurkunde der Herrschaft Wahren.

„Ich habe Ihr Wort!" rief Lanck mir vom anderen Ende der Allee zu — „ich habe Ihr Wort — vergessen Sie es nicht!!"

* * *

Ich habe die Restituirung meines Erbgutes angenommen! — Der Leser wird hoffentlich mich nicht des Eigennutzes zeihen, wenn ich ihm sage, daß jetzt — nach dem, was geschehen, nach der Enthüllung über Quasnitz, welche ich aus dem Munde Lancks vernommen — mir kein einziger Scrupel mehr übrig blieb. Ich habe sie angenommen, nachdem ich mir selbst das Zeugniß habe geben müssen, daß ich dem Willen meines Vaters streng nachgekommen, daß ich selbst gegen einen Schurken nur loyale Waffen gebraucht hatte.

Ich war also ein wirklicher Herr von Wahren, als ich wiederum in unser Haus eintrat und mich zu Hildegard begab, um der Aermsten Trost zu spenden. Ich fand sie gegen mein Erwarten ruhig; sie bat mich, ihr bis ins kleinste Detail die traurigen Ceremonien des Begräbnisses wieder zu erzählen, und als ich dies gethan, erfaßte sie meine Hand und sagte:

„Nicht wahr, Leo, Du wirst mir nicht zürnen, wenn ich noch oft mit Wehmuth an den theuren Todten denke."

„Dir zürnen?" rief ich, meinen Ohren kaum trauend — „Dir zürnen? — Woran denkst Du denn, Hildegard? Fühlst Du denn nicht, daß Fritz in den letzten Stunden seines Lebens mir wie ein Bruder theuer geworden ist, daß seine mit dem Leben bezahlte Aufopferung in mir nur die bittre Reue zurückgelassen hat, nicht früher gesucht zu haben, sein Herz zu ergründen, ihn auf den rechten Weg zurückzuführen?"

„Ich danke Dir, Leo," sagte sie sanft — „aber jetzt wirst Du mir noch eine Frage beantworten müssen, die den Arzt mehr betrifft als den . . . als Dich. Glaubst Du nicht, daß meine Gesundheit unter diesen schweren Schlägen gelitten habe, und hälst Du es nicht für rathsam, eine Kur mit mir zu beginnen?"

Ich sah sie verblüfft an — ich wußte kaum, was ich ihr antworten sollte.

„Fühlst Du Dich denn unwohl?" fragte ich endlich, doch gleich die Albernheit dieser Frage verbessernd, setzte ich hinzu: „wie ist es auch anders möglich, daß Du Dich angegriffen und schwach fühlst — ich selbst bin ja wie zermalmt und bedarf der Ruhe! — Weißt Du, was Lanck mir und Dir gerathen hat, und was gar nicht so unvernünftig ist? Er meinte, wir sollten eine Reise machen... vielleicht nach Wahren. Was meinst Du dazu?"

„Ich bin bereit, Dir zu folgen," erwiderte sie.

„Ja, aber glaubst Du, daß es Dir nützen wird — daß Dein Gemüth . . ."

„Das mußt Du als Arzt besser wissen" — unterbrach sie mich mit einem Anflug von wehmüthigem Lächeln.

„Nun, als Arzt würde ich es schon Dir und mir verordnen, wenn nur — doch laß mich darüber nachdenken, ich habe vorläufig hier noch so viel zu besorgen, daß doch noch einige Tage vergehen werden, ehe wir überhaupt ans Abreisen denken können."

„Wie Du willst, Leo — ich werde stets bereit sein, Dir zu folgen!"

Von der Magd abgerufen, verließ sie das Zimmer und ich sah ihr kopfschüttelnd nach! — Doch ich hatte ja oft den größten Schmerz unter so vielen verschiedenen Formen auftreten sehen, daß ich mich weiter nicht darüber beunruhigte. Das beste Mittel ist, neben einer unausgesetzten Beobachtung, — das, den Schmerz austoben zu lassen.

Ich hatte wirklich in den nächsten Tagen viel zu thun. — Der Wendlerschen Familie zeigte ich einfach an, daß ich die Cession annähme, und bat, beim Gerichte die Schritte zu veranlassen, daß die durch den Tod meines Vetters bedingte Niederschlagung der Untersuchung nicht in die Oeffentlichkeit gelange. Zu gleicher Zeit zeigte ich ihnen an, daß nach einer Aeußerung des Verstorbenen die im Land-

hause entwendeten Gegenstände noch in demselben irgendwo verborgen wären. Auch mit meinen Kranken mußte ich neue Maßregeln treffen — ich konnte sie Dr. Holzmann nicht überlassen, denn sein Bad beschäftigte ihn zu sehr. Ein Studiengenosse, der in der Residenz in ziemlich dürftigen Verhältnissen lebte, versprach, mich einige Monate lang zu vertreten und die Stelle ganz zu übernehmen, wenn, wie es wohl vorauszusehen war, ich mich ganz der Verwaltung meines neuen Gutes widmen und der ärztlichen Praxis Lebewohl sagen würde.

So vergingen einige Tage; ich hatte am Abende des Begräbnisses schon dem Gärtner den Auftrag gegeben, das Grab des theuren Todten so schnell wie möglich mit frischem Rasen zu belegen und mit Blumen zu schmücken; — denn ich wußte, welchen unendlich schmerzlichen Eindruck es macht, wenn man die Ruhestätte eines Lieben, der noch vor wenigen Tagen in unserer Mitte verweilte, mit einem Male so öde und kahl daliegen sieht, als wäre die Erinnerung an ihn wenige Augenblicke nach seinem letzten Lebenshauche entschwunden. Hier hatte ich auch Hildegard eines Tages in Thränen aufgelöst gefunden — das arme Wesen hatte Blumen vom Grabe ihres Vaters auf das des Geliebten gepflanzt und weinte dabei mit solcher herben Verzweiflung, daß ich kaum wagte, mich ihr zu nähern.

„Du mußt nicht parteiisch sein, meine Hilde," sagte ich — „komm, laß uns die Blumen, die jetzt erst Wurzel auf dem Grabe unsres Fritz geschlagen haben — komm, laß uns ein paar von ihnen auf das Grab Deines — unsres Vaters pflanzen. Du wirst sehen, wie sie prächtig emporschießen und wir werden in uns den Glauben bestärken können, daß auch in jenem reinen Aether am Fuße des Throns des Unerforschlichen die Seelen derer, die wir geliebt, sich in Liebe vereinigen!"

Sie antwortete nicht — mit einem wehmüthigen Lächeln sah sie mir zu, doch als ich beendet, trocknete sie schnell ihre Thränen und fragte mich mit ziemlich fester Stimme:

„Wann reisen wir ab, Leo? — ich möchte bald fort von hier."

„In zwei oder drei Tagen," erwiderte ich erstaunt — „wenn Du nämlich Deinen Vorsatz noch nicht geändert hast."

„Ich? wie sollte ich? — nur wünschte ich, daß unsre Abreise so bald als möglich stattfände."

„Ich werde, so viel ich kann, alles zu beschleunigen suchen, aber auch Du bereite Dich vor."

„Wann es Dir beliebt, Leo — können wir abreisen — ich bin fertig!"

Ich habe mit Bedacht diese ohne Interesse scheinende Unterredung, welche ich mit Hildegard auf dem Kirchhofe hatte, hier aufgezeichnet — leider Gottes habe ich später zu oft daran gedacht — und denke noch jetzt täglich daran — doch ich will dem Laufe der Ereignisse nicht vorauseilen.

Am bestimmten Tage waren wir zur Abreise bereit, und Lanck hatte mich noch einmal zum Abschiede besucht.

„Was wird aus Ihnen hier werden?" fragte ich ihn — „werden Sie noch lange an diesem Gerichtsamte verdorren? Sie, der Sie mit Ihren Kenntnissen und Talenten in jeder andren Carriere — in jedem andren Lande eine so brillante Zukunft haben könnten!

„Ich weiß es nicht, lieber Doctor," antwortete er mir in seiner ihm früher eigenthümlichen Weise, die halb Scherz, halb Schmerz war — „ich werde das wieder werden, was ich früher war, werde mich über die Leute lustig machen und jedem, der es bedarf, ein guter Freund sein. Wendeler hat auch auf Versetzung von hier angetragen, da werde ich vielleicht ein Original gutmüthigerer Natur zum Chef bekommen, und da können wir in den Gerichtsstunden manchen guten oder schlechten Witz loslassen; — so werde ich mit der Zeit Assessor werden, und wenn mein Haupt grau ist, werde ich auch wohl Kreisrichter sein. Dann werde ich meinem Ehrgeize die Zügel schießen lassen, und werde lange, lange Jahre auf Beförderung warten und tüchtig räsonniren, wenn sie nicht eintrifft. Und so wird die Zeit ganz gemüthlich vergehen — man nimmt Protokolle auf — man trinkt ein Glas Bier — man durchstöbert Acten, und es wird mir trotz der Monotonie meines Daseins wahrscheinlich wie vielen andren gehen: — Wenn Freund Hain an die Thüre klopft, werde auch ich trotz allem erstaunt thun und sagen: „Schon?"

„Und sind das wirklich alle Ansprüche, die Sie ans Leben stellen, Lanck — hat nie die goldne Chimäre von Glück — häuslichem Glück Ihr Hirn wie ein Meteor durchstreift?"

„Lassen wir das, Doctor — erwecken wir die Todten nicht aus ihrem Schlummer; — als ich vor länger als zweitausend Jahren in Athen den Sitzungen des Areopags beiwohnte und die großen Meister reden hörte, da mag es wohl möglich gewesen sein, daß der Tyrann Perikles und all seine Pracht und alle seine Kunstwerke, und all der Glanz der Aspasia und das göttliche Genie des Phidias mich weniger begeisterten, als ein einfaches Mädchen aus Macedonien, die in der Vorstadt ihre alte Mutter pflegte! Lassen wir das, Doctor — man hat manchmal solche barocke Ideen, wenn einen die großen Redner des Areopag langweilen und selbst die Philosophen aller nur denkbaren Schulen das Herz nicht zu füllen vermögen! — ich bin unterdessen älter geworden — meine Macedonierin ist seit Perikles Zeiten gewiß auch schon gealtert — ein Actuar mit dreihundert Thalern Gehalt muß sich zur Schule des Cynikers von Korinth erklären — aber auch das wird nicht mehr lange anhalten; — wenn die Miethen so fortfahren zu steigen, werden bald alle Subalternbeamten in Fässern wohnen müssen!"

„Lanck, wollen Sie mir ein Versprechen geben," — unterbrach ich den wunderbaren Menschen, der es verstand, solchen Unsinn zu schwatzen, während eine heftige innere Bewegung deutlich auf seinem Gesichte wahrzunehmen war — „wollen Sie?"

„Von Herzen — was kann ich für Sie thun?"

„Sie werden einst erfahren, Lanck, daß trotz allem materiellen Erfolg das Glück mich dennoch stiefmütterlich behandelt; würden Sie es mir dann verargen, daß ich auf alle Weise suche, meinem Herzen Genugthuungen zu verschaffen, die ihm auf der andren Seite versagt sind?" — „Wie soll ich das verstehen?"

„Ich habe einmal einen Mann sagen hören, er beneide nur die, welche glückliche Menschen *machen* können! In einem Wort, Lanck — doch nein, lassen wir lieber das — — apropos! Hat Ihnen die Gerichtsräthin nichts für mich aufgetragen?"

„Sie haben recht — ich vergaß es! Sie läßt Ihnen Glück wünschen und Sie bitten, daß Sie ihrer in Freundschaft gedächten."

„O, die arme Frau! Hildegard hätte sie gerne noch einmal gesehen, aber ich begreife ganz gut, daß es jetzt noch nicht geht. Wie geht es ihrem Vater?"

„Schlecht — er zehrt sich in seinen ewigen Furchtanfällen auf — es wäre vielleicht besser, ihn in die Irrenanstalt zu bringen; aber die Gerichtsräthin will nichts davon wissen, und da er seiner Schwäche halber ungefährlich ist, will sie nicht von ihm lassen und ihn bis zum Ende pflegen."

„Edle, gute Frau! wenn dieses Ende eintrifft, dann schreiben Sie mir, Lanck, dann werde ich mich wieder mit ihr in Verbindung setzen, und — wer weiß? zum Abschied von der ärztlichen Praxis vielleicht noch eine Wunderkur machen!"

Wir trennten uns — Hildegard kam ziemlich ruhig vom Kirchhof zurück — drückte Lanck mit wahrer Herzlichkeit die Hand, beauftragte ihn, der Gerichtsräthin ihre besten Grüße und Wünsche zu bringen und sagte beim Lebewohl zu ihm:

„Nicht wahr, wir können unsre todten Freunde in Eltburg unter der Obhut des lebenden lassen? der äußerliche Schmuck ihrer Ruhestätte wird ihnen nie fehlen — nicht wahr?"

Lanck konnte kaum antworten — er nahm mich beim Kopfe und küßte mich — dann küßte er Hildegards Hand — und lief endlich, ohne ein Wort zu sagen, davon, als andre Bekannte kamen, um uns Lebewohl zu sagen.

Ich sah mit Erstaunen — sogar mit einem gewissen Gefühl von Beängstigung — meiner Cousine zu; an solche Selbstbeherrschung, an solche Ruhe war ich weit entfernt gewesen zu denken!

Eine Stunde später verließen wir Eltburg. — Als wir vor dem Hause des Gerichtsraths vorbeifuhren, streckte sich ein Frauenarm durch die aufgehobene Jalousie und eine abgemagerte Hand schwenkte ein weißes Taschentuch!

XVI.

Ich möchte ein Zaubermittel kennen, um das Andenken an diese Reise auf irgend eine Weise zu verkörpern und in seinem Anschauen mein Leben zu verbringen. — „Es gibt kein größer Leid," sagte jener bleiche Verbannte, der auf Ravennas Fluren den Winden den Schmerz seiner Seele hinhauchte — den Schmerz eines *Dante* — „es gibt kein größer Leid, als im Unglück sich der Zeit des Glückes zu erinnern!" Diese Reise — o, wie kann es mir wohl je gelingen, jemandem verständlich zu machen, was ich auf dieser Reise empfand!

Ich halte es für unnöthig, zu erwähnen, daß seit Fritzens Tode nie der entfernteste Gedanke in meinem Geiste aufgestiegen war, welcher mich durch einen so gar logisch scheinenden Schluß dahin hätte führen können, zu erwägen, daß das neu errichtete Grab auf dem Friedhofe zu Eltburg das größte Hinderniß berge, welches mich von dem Glücke trennte, dessen Verwirklichung ich nie . . . wahrhaftig nie erhofft! Nein, dem Gedanken hatte ich in meinem Geiste keinen Raum gegeben. O, pfui! — ich schäme mich selbst, mich dagegen zu vertheidigen. Und dennoch — wird man mich wohl begreifen, wenn ich erzähle, daß ich fast mit Gewalt hingedrängt wurde zu jenem Punkte, wo dieser Gedanke sich von selbst vor meinen Geist hinstellen mußte? Nein, man möge nicht glauben, daß ich nach Entschuldigungsgründen für das, was ich that, suche — ich werde es einst vor Gott zu verantworten haben; aber — vielleicht hat es der Leser schon bemerkt, — die eigenthümliche Richtung meines Geistes führt mich stets zur Analyse zurück — der Pathologe arbeitet unaufhörlich in mir, und ich finde ein gewisses Wohlbehagen darin, der Geschichte meiner eignen Herzenskrankheit nachzuspüren, sie durch alle ihre Stadien zu verfolgen, um endlich mit festem Sinn die Diagnosis stellen zu können: „unheilbar!"

Ja, diese Reise! — sie war ein Gemisch von Wehmuth und Wonne, wie wohl nie ein gleiches stattgefunden hat — diese Reise hat dem in der stricten Ausführung seiner Pflicht vielleicht etwas zu selbstbewußt gewordenen Mann die Winzigkeit dieses ganzen Selbstbewußtseins gezeigt; — der Mann, der in der tiefsten Kammer seines Herzens vielleicht einen gewißen Stolz fühlte, stets recht und rechtschaffen, edel und groß gehandelt zu haben, der sich oft in dem Spiegel seines eigenen Thuns mit Wohlgefallen anstaunte — der Mann mußte gedemüthigt werden — das war Gottes Wille! — Warum? wer darf fragen! — Deine Hand drückt schwer, o Herr, wenn Du den Hochmuth züchtigst!

. . . . Wir, oder vielmehr ich hatte in der Residenz unseren ganzen Reiseplan geändert. Es schien mir nicht generös, mit einem Male so in die Herrschaft hineingeschneit zu kommen; die Leute sollten sich erst mit dem Gedanken befreunden, daß einem Wahren wieder das Gut seines Namens gehöre. Ich besorgte mit dem Verwalter, den ich nach der Residenz hatte kommen lassen, in wenigen Tagen alles — nahm die nöthigen Gelder auf und beschloß, erst am Anfang des nächsten Frühjahrs nach Wahren zu reisen. Bis dahin dachte ich, würde alles den alten Anstrich verloren haben und der neue Herr würde nicht bei jedem Schritte Gelegenheit finden, sich an die jüngste Vergangenheit zu erinnern. — —

Ich weiß es selber nicht, wie wir darauf kamen, den ausnahmsweise schönen Herbst dieses Jahres zu einer Rheinreise zu benutzen; aber kaum hatten wir den Gedanken erfaßt, als wir auch schon zu dessen Ausführung schritten. Alle materiellen Fesseln waren ja jetzt für mich gefallen, und ich konnte ja meiner Cousine jeglichen Wunsch erfüllen. Ich hielt dies für das größte Glück meines Lebens.

Wir reisten, von einer entfernten Verwandtin von Hildegards Mutter begleitet, ab, und machten die herrliche Tour von Coblenz nach Mannheim! Weder sie noch ich hatten je größere Reisen gemacht; alles war uns neu, bezauberte uns — riß uns hin! . . . O, diese Reise — diese Reise! — Unser unauslöschlicher Reisedurst konnte sich in Mannheim nicht stillen — nachdem wir Straßburg gesehen, machten wir einen Ausflug in die Schweiz, der nur vierzehn Tage dauern sollte; aber da das Wetter uns nicht begünstigte, zogen wir mehr und immer mehr gen Süden — und nachdem wir den Genfer See gesehen — wollten wir nicht versäumen, den Anblick der Ufer des mittelländischen Meeres mit seinen blauwogenden Wellen zu genießen, und wenn man in Marseille ist, kann man es sich wohl denken, daß man umkehrt, ohne Italien gesehen zu haben? Nur bis Genua wollten wir . . . und verbrachten Weihnachten in Rom! Es war wirklich Frühjahr, als wir von Sicilien nach Triest zurückkehrten und von da den Weg nach Deutschland wieder einschlugen.

O, diese Reise, diese Reise! — sie drückte so tief den Pfeil in meine Brust, daß ich nicht mehr daran denken konnte, ihn daraus entfernen zu wollen. Ich sah, ich hörte Hildegard jeden Augenblick — bei jedem Natur-, bei jedem Kunstgenuß war ich an ihrer Seite, las in ihrer Seele, berauschte mich an ihrem Rausche. — Und das war das Mädchen, welches ich seit zehn Jahren — o, viel länger noch — seitdem ich denken konnte, mit dem verzehrendsten Feuer, mit der glühendsten Innigkeit liebte — meine erste, meine einzige Liebe! — O, wie schwelgte ich in der Wonne meines Herzens auf dieser Reise, mit welcher fieberhaften, wahnsinnigen Hast schlürfte ich aus dem Kelche des Glückes — wie verjagte ich die Phantome, die sich oft in dunkler Nacht vor mich hinstellten und mit ihren Knochenfingern nach dem Friedhofe von Eltburg wiesen.

Und meine Liebe täuschte mich über alles — es schien mir, als ob Hildegard nach und nach Ruhe vor der Vergangenheit in ihrer Brust gefunden hätte, als ob das Lächeln auf ihren Lippen heiterer denn je sich zeigte — als ob die Sonne, welche ihren zarten Teint bald bräunte, auch neues, frisches Blut durch ihre Adern triebe.

Ja, es war mir, als wenn all die kleinen Vertraulichkeiten, mit denen Kinder, die mit einander aufgewachsen und immer zusammenbleiben, nie geizen — es war mir, als wenn diese Vertraulichkeiten anfingen, schüchterner, zurückhaltender zu werden, als wenn ein richtiges und dem Weibe so eigenes Vorgefühl die Jungfrau fühlen ließ, daß es nicht mehr der Vetter — der Bruder wäre, der ihr zur Seite ging, sondern der Mann — dessen Herz überquellen wollte, als sie, bei einem heftigen Windstoß auf der Ueberfahrt nach Messina, sich in seine Arme flüchtete. Von alledem hatte sie früher nichts gewußt; — wie oft — alle Abend und alle Morgen, einer alten Gewohnheit gemäß, die noch Onkel Zacharias eingeführt, hatte ich meine Lippen auf ihre weiße Stirn gelegt — und sie hatte mit einem Händedruck ruhig meinen Gruß erwidert — jetzt — als sie einst der Fuß schmerzte und ich allein einen Bergausflug machte — und als ich sie zum Abschied küßte — warum war sie denn da mit einemmale wie mit Purpur übergossen?

Und auch aus ihren Reden strömte ein anderer Geist — sie sprach von meiner Zukunft in einem Tone . . . ich glaubte wahnsinnig zu werden, wenn ich an jene Zukunft dachte, deren Möglichkeit nach und nach immer mehr in meinem Geiste eine Form annahm.

. . . Gegen Ostern waren wir wieder nach der Residenz zurückgekehrt, und ich fand eine Unzahl Briefe vor, welche wegen der Unsicherheit unseres Aufenthaltes uns nicht nachgesandt worden waren. Unter andern einen von Lanck, welcher schon älter als zwei Monate war, der uns den Tod des Quasnitz anzeigte, welcher in den furchtbarsten Qualen sein Leben beendet hatte — und zu gleicher Zeit die Versetzung Wendelers an einen der Gerichtshöfe der Residenz.

„Thun Sie ein gutes Werk, lieber Doctor," schrieb er, „lassen Sie die arme Frau nicht aus den Augen, so lange Sie dort sind. Sie sind ja der einzige vernünftige Arzt dieses Jahrhunderts, wenn Sie nämlich kein anderer in Italien geworden sind. Wenn es mir meine Mittel erlaubten, würde auch ich mir den Luxus gestatten, mich von einem „freien Herren des heiligen römischen Reiches" zu Tode curiren zu lassen, aber die richterlichen Beamten dieses Landes sind leider noch nicht so gestellt (hierbei sei erwähnt, daß ich Assessor geworden bin — der zweite Schritt zum Justizminister) und so muß ich denn Ihrem Nachfolger mein Vertrauen schenken — ein tolles Haus, der den Leuten den Rath gibt, viel Wasser zu trinken! Kurz, wirklich — suchen Sie die Gerichtsräthin auf, sie hat es verdient und auf dem Kirchhofe zu Eltburg liegt ihr Vater noch in derselben Reihe wie Ihr unglücklicher Vetter! . . . &c. &c."

Es gelang Hildegard wirklich am nächsten Tage schon, mit ihr zusammenzukommen und bald darauf besuchte auch ich sie. Unser Zusammentreffen war weniger peinlich, als man es sich wohl vorstellen mochte; wir gingen auf einander zu und drückten uns die Hände, das war alles — und alles war in diesem Händedruck enthalten, was das Wort „Versöhnung" Schönes und Erhabenes in sich zusammenfaßt. Ich wollte gleich wieder als Arzt bei ihr auftreten, doch sie wies mich lächelnd ab.

„Lanck hat mich mit seinem Skepticismus angesteckt," sagte sie, „ich weiß jetzt, was mir fehlt, was mir immer gefehlt hat."

„Und wollen Sie es mir nicht zu meiner Belehrung und zu gleicher Zeit zu meiner Beschämung mittheilen?" fragte ich.

„Arme Frauen leiden an solchen Krankheiten nicht," erwiderte sie, „noch solche, die verstanden haben, sich einen Lebensberuf zu schaffen. Wenn Gott einer Frau Kinder schenkt, so hat sie darin ihren Beruf — aber wenn dies nicht der Fall ist, so muß sie ihn anderswo suchen. Daß ich dies bis jetzt noch nicht gethan, das ist mein Fehler und der Grund meines Leidens."

„Und dieser Beruf . . ."

„Ich bin eine kinderlose Frau, Herr von Wahren, aber ich bin reich — und es gibt so viele mutterlose Kinder, die arm sind. Da

liegt mein Beruf, Herr Doctor — da werde ich Ruhe, Zufriedenheit und Glück finden — und auch, wenn Gott will, Gesundheit!"

Ich drückte gerührt ihre Hand; es gelang mir jedoch, sie zu bewegen, eine ganz einfache Kur zu beginnen, die ihre erschöpften Kräfte wieder herstellen sollte.

Und so verging Tag um Tag — Woche um Woche, und immer war es uns noch nicht schön genug, um nach Wahren zu reisen. Fast täglich trafen wir mit der Gerichtsräthin zusammen, und eine Art von Intimität entspann sich zwischen uns, wie ich ein Jahr zuvor sie wohl nie für möglich gehalten hätte. Hildegard war immer noch dieselbe — und ich sog täglich tiefer das süße Gift ein, das mich berauschte und mich jedes gesunden Gedankens gänzlich unfähig machte.

„Hören Sie, Herr von Wahren," sagte eines Tages die Gerichtsräthin, welche, auf meinen Arm gelehnt, durch die hohen Säle des Königsschlosses, das wir gerade besichtigt hatten, dahinschritt, während Hildegard, in die Ansicht eines Bildes versunken, zurückgeblieben war — „ist es wahr, daß, wenn man den Vögeln eine kleine Operation unter der Zunge macht, sie sprechen lernen?"

„Wie kommen Sie darauf?" fragte ich lachend, „ich glaube, bei Staaren macht man das; aber ich bin ein zu schlechter Ornitholog, um es Ihnen mit Bestimmtheit sagen zu können — mein Onkel nannte dies stets: dem Vogel die Zunge lösen."

„Richtig — das ist der Ausdruck, den ich suchte — die Zunge lösen — könnte man denn bei Menschen nicht dieselbe Operation vornehmen?"

„Sie scherzen — oder Sie meinen bei Taubstummen!"

„Nein, Herr von Wahren, bei sehr deutlich sprechenden Menschen, die über alles discuriren und doch über einen Hauptpunkt so beharrlich schweigen, wie jene Marmorstatue dort links!"

„Ein Räthsel — gnädige Frau —"

„Nein, kein Räthsel, mein lieber Doctor — der Schweigende sind Sie, — ich sehe wohl, daß ich der Operateur sein muß; oder glauben Sie vielleicht, daß Ihre verstorbene Mutter die letzte Freifrau von Wahren gewesen sein soll?"

Ich fühlte, wie ich über und über erröthete . . . und fand keine Antwort.

„Verzeihen Sie, Doctor," fuhr sie mit feuchtem Blicke fort, „wenn ich den Ton des Scherzes angeschlagen habe — ich mußte mir ja selbst Muth machen, um hierüber mit Ihnen zu sprechen; aber ich möchte Sie ja so gerne glücklich sehen, — glauben Sie, es ist mein liebster Wunsch — und seit Wochen sehe ich ja, wie heiß, wie unendlich Sie sie lieben."

„Schweigen Sie — um Gottes willen schweigen Sie!" — rief ich erschreckt, „wenn sie es gehört hätte."

„Nun, was wäre dann?" fragte die Gerichtsräthin lächelnd, „o, Sie furchtsamer Mann . . . und Ihnen soll man sein Leben anvertrauen? Wenn sie es gehört hätte? . . . das große Unglück! hab' ich's ihr doch selbst gestern gesagt!"

„Sie haben . . . Sie haben es ihr gesagt, — und nicht wahr . . . sie war entsetzt?"

„O, mein lieber Doctor!" rief jene, „welch ein Anfänger sind Sie doch noch in Liebessachen! Entsetzt! . . . doch seien Sie mir nicht böse — nein, ich will ernst sein! — Ja, mein Freund, ich habe ihr gesagt, daß Sie sie liebten, und ich glaube, daß ich ihr nichts Neues erzählt habe. Und ich will Ihnen nur gleich ihre Antwort wiedergeben, denn ich sehe, daß Ihr Leben an meinen Lippen hängt! — Hildegards Antwort war: „Leo ist der einzige Mann, dem ich auf dieser Welt mein Leben anvertrauen könnte und dürfte" — das war ihre Antwort — das war ihr ganzes Entsetzen!"

Ich trat einen Schritt zurück — ich fühlte, daß all mein Blut dem Herzen zuströmte. In diesem Augenblicke, als wenn sie geahnt hätte, was hier vorgegangen, trat Hildegard zu uns heran; . . . sie war bleich wie der Marmor und zitterte am ganzen Körper . . .

Doch ich raffte mich schnell auf; es war, als wenn das köstliche Gut, was ich errungen, mir jeden Augenblick entschlüpfen könne. — Ohne an den Ort zu denken, an welchem wir uns befanden — ohne an das Undelicate einer solchen Eile zu denken, ging ich ihr einen Schritt entgegen.

„Ist es wahr, Hildegard," sagte ich mit bebender Stimme, „ist es wahr? . . . Willst Du mein Weib werden? . . ."

Ein convulsivisches Zittern durchflog ihren ganzen Körper.

„Ja!" sagte sie, „ich will's!" und legte ihre Hand in die meine. — Diese Hand war kalt wie Eis!

Ich suche in diesen traurigen Zeilen mich nicht zu entschuldigen — ich suche nichts zu erklären . . . ich erzähle einfach!

Ich erzähle die Geschichte meiner Kurzsichtigkeit, meiner Blindheit . . . nein, dies Wort paßt nicht — ich erzähle von meiner eignen erbärmlichen Schwäche — ich will einen neuen Beweis zu der alten Wahrheit liefern, daß die Stärksten am leichtesten fallen, und daß die, welche am sichersten ihrer selber sind, am öftesten und am innigsten Gott bitten müssen: „Führe mich nicht in Versuchung!"

O, dieser Stumpfsinn meinerseits ist unglaublich — wahrlich, ich war wahnsinnig! — Mit rastloser Eile, mit fieberhafter Thätigkeit, besorgte ich die Einrichtung auf Schloß Wahren — ich warf das Geld mit vollen Händen weg, um meiner Liebe ein Eldorado zu gründen, wie es kein zweites gab — ich war stets unterwegs zwischen der Residenz und dem Schlosse, um immer wieder von neuem irgend einen Gegenstand einzukaufen, von dem ich glaubte, daß er meiner Hilde gefallen könne. Oder es ergriff mich manchmal inmitten meiner Leute ein namenloses Sehnen nach der Geliebten; dann sprang ich zu Pferde, sprengte zur nächsten Station — verbrachte acht Stunden auf der Eisenbahn, — verplauderte einen Abend mit ihr — und fuhr mit dem Nachtzuge wieder zurück.

Es war, als wenn ich Opium geraucht — als wenn ich Haschisch gegessen! O, welche Zeit — welche Zeit! — Ein Brief Lancks aus jener Epoche gehört hierher:

. . . „Daß ich Sie nicht angetroffen habe, versteht sich von selbst — wo sollte ich auch so viel Glück herbekommen! Sie waren natürlich in Wahren und da ich nur alle Lustren einmal in Commission ans Obertribunal gesandt werde, so . . . ade lustige Kneippläne mit Ihnen in der Residenz! Aber zu Ihrer Hochzeit komme ich doch, Doctor, mein Wort darauf — notiren Sie es und wenn ich nicht der erste bin, der Fräulein Hildegard „Gnädige Frau" titulirt, so verpflichte ich mich hiermit feierlich, eine Extraflasche Champagner pro poena zu trinken. Es muß doch ein herrliches Loos sein, wenn man Freiherr, praktischer Arzt und Bräutigam, alles das zu gleicher Zeit und in einer Person ist. Sie haben es gut — ich z. B. wenn ich je das Glück hätte, Bräutigam zu sein, würde mich zu Tode ängstigen, wenn ich meine Braut so matt und so hinfällig sehen würde, wie ich Fräulein Hildegard wiedergefunden habe. Doch das verstehen Sie besser und wissen wohl, was das zu bedeuten haben wird. Doch, apropos — da ich Sie nicht traf, habe ich andre alte Bekannte aufgesucht, unter andern die bewußte Macedonierin. Es ist doch ein eigenthümliches Gefühl, wenn man sich so nach zweitausend Jahren einmal wieder sieht — mir ward ganz confus, ganz atheniensisch zu Muthe, als ich das Haus der Vorstadt verließ! Wissen Sie was, lieber Doctor? Sie sind ja ein Glückskind, wenn Sr. Maj. Ihnen in ein oder zwei Jahren einmal das Portefeuille des Innern oder . . . Gott weiß welches andre anbieten sollte — schlagen Sie es ja nicht aus — hören Sie! Thun Sie es mir zu Liebe — ernennen Sie mich zu irgend etwas — was Ihnen gerade durch den Kopf kommt — und wenn achthundert Thaler Gehalt dabei sind, dann sollen Sie sehen, wie ich mit einemmale wieder griechisch verstehen werde — wie ich die alte Herrlichkeit Macedoniens besingen werde in schwungvollen Distichen — wie ich . . . nichts für ungut, Doctor, es tobt mir nämlich arg im Kopfe herum, seitdem ich dort war. Man müßte es sich eigentlich als Lebensregel aufstellen, nie alte Bekannte wieder aufzusuchen — und damit leben Sie wohl, und lassen Sie Fräulein Hildegard nicht aus den Augen . . . doch ich Narr — so etwas einem Arzte und einem Bräutigam in ipsissima persona!" etc. etc.

. . . Der Sommer verging und Hildegard, welche bei der Verwandtin ihrer Mutter wohnte, hatte immer noch nicht und trotz meiner oftmaligen Anspielungen die schwarzen Kleider abgelegt, welche sie am Todestage unseres Vetters angezogen hatte. Auf Schloß Wahren war jetzt alles bereit und harrte der neuen Herrin.

Ich war wieder zur Stadt gekommen und wollte, noch ehe ich von meiner Wohnung zu Hildegard ging, einige nothwendige Besuche abmachen, um frei von allen Zwischenfällen ihr dann ganz und gar meine Zeit zu widmen. Durch meinen Diener hatte ich ihr sagen lassen, daß ich angekommen wäre und daß ich in höchstens drei Stunden bei ihr sein würde.

Ein böswilliger Zufall schien mich zu verfolgen; von allen denen, die ich aufsuchte, traf ich niemand zu Hause und die Besuche, auf die ich drei Stunden rechnen zu müssen glaubte, waren in etwas mehr als einer halben Stunde abgemacht. Wenn es mich auch auf der einen Seite verdroß, am andren Tage die Wandrung von neuem beginnen zu müssen, so war ich auf der andren doch hoch erfreut darüber, zu Hildegard zu kommen; denn ich hatte mir vorgenommen, eine gar wichtige Unterhaltung mit ihr zu haben — von etwas, das mich blaß und roth in derselben Minute werden ließ, wenn ich nur daran dachte ... den Tag unserer Vereinigung zu bestimmen!

Ich betrat das Haus, in welchem sie wohnte und schlich mich auf den Fußspitzen durch den Corridor; mein Herz schlug freudig, wenn ich daran dachte, daß ich sie überraschen würde, da sie mich doch erst in zwei Stunden erwartete. Mit der äußersten Vorsicht öffnete ich die Thüre des Vorzimmers und als mein Blick zufälligerweise in den Spiegel fiel, hätte ich fast laut auflachen mögen, dermaßen sah ich intrigant aus. Leise schlich ich mich bis zur Thür ihres Zimmers, welche nur angelehnt war; — kein Dieb hat wohl je mehr Vorsicht als ich gebraucht, eine Thür geräuschlos zu öffnen ... Es gelang alles wider Erwarten gut ... ich steckte den Kopf durch die geöffnete Thür — ..... und als wenn ich das Medusenhaupt geschaut, prallte ich zurück!

Hildegard stand in der Mitte des Zimmers — sie hatte ihre Trauerkleider abgelegt und trug ein ganz weißes Kleid. Sie mußte sich vor kurzem erst umgekleidet haben, denn das Trauergewand lag noch vor ihr auf einem Tische. Sie stand mit gefalteten Händen davor und ihr Blick heftete sich auf das abgelegte Gewand mit stummer, schmerzlicher Verehrung, wie auf eine Reliquie.

Doch so erschütternd dieser unerwartete Anblick auch auf mich wirken mochte — so war er es doch nicht, der mich so furchtbar mit einemmale bewegte .... wie sah denn Hildegard aus? diese hohlen Wangen — diese fleischlosen Hände und diese starren Augen, aus denen die Glut des Fiebers leuchtete? — War das seit den vierzehn Tagen, die ich nicht bei ihr gewesen, geschehen? — und was war denn geschehen .. oder war es das helle Gewand, welches mir mit einemmale die langsame Verheerung enthüllte! .... Jetzt kam mir wie ein Zauberschlag Lands Brief ins Gedächtniß; — andre hatten die Krankheit, die sie mir verbarg, schon bemerkt — und ich nicht! .. ich wollte auf sie zustürzen — wollte sie in meine Arme schließen ...

Da sah ich, wie sie verzweifelt die Hände rang — wie eine Thränenflut ihren Augen entströmte — da hörte ich, wie sich ihren Lippen unter Schluchzen die Worte entrangen: „Ich kann nicht — o, mein Gott — ich kann nicht!“

... Wie von einer unsichtbaren Macht gefesselt, — gedankenlos stand ich da — „o!“ fuhr sie fort — „ich habe gethan, was Du mir gesagt — ich habe gelebt — ich habe gerungen, denn er ist es werth — kein besseres, kein edleres Herz hat je in einer Menschenbrust geschlagen als das seine — die Liebe zu mir hat diese hohen Eigenschaften verdunkelt. O warum bin ich nicht heute vor einem Jahre mit Dir, mein Einziggeliebter, heimgegangen? ... eine sanfte Wehmuth hätte ihn mit der Zeit getröstet ... jetzt muß ich ihm gegen meinen Willen angehören — und ich werde in Verzweiflung untergehen — und er wird noch unglücklicher sein! O, mein Fritz — Du Mann mit dem harten Herzen, warum hast Du mir das gethan?“

Sie sank auf die Knie und zog aus ihrem Busen einen Brief und küßte ihn — und benetzte ihn mit heißen Thränen!

„O, Du harter Mann — Du Geliebter, Du Einziger,“ stammelte sie — „Du wolltest nicht eher sterben, ehe ich diesen Brief gelesen, den Du schriebst, als Du den grausamen Entschluß faßtest, von neuem den Ocean zwischen uns zu legen, nachdem Du Leos Erbe ihm wieder errungen hattest. Dein brechendes Auge führte mich bis dahin, wo Dein letzter Wille war — zu diesem Briefe. — Du befahlst mir, ihm anzugehören; denn er liebe mich mehr, wie Du je zu lieben vermochtest .. aber ich — ich Unglückselige, die nur Dich geliebt — die ihn nie lieben werde ... nur Dich, dessen letzter Bitte ich mich jetzt hinopfere! — O, dieses letzte Versprechen, welches ich Deiner scheidenden Seele gab — ich kann es ja nicht halten — ich darf es ja nicht brechen ... mein Gott, nimm mich zu Dir ... zu meinem Fritz! ...“

.... Ich kann dem Leser über das, was nun geschah, keine nähere Aufklärung geben — ich hörte einen markdurchdringenden Schrei, der mir bewies, daß Hildegard mich gesehen hatte — ich sah sie ohnmächtig niedersinken — ich stürzte, ohne ihr beizuspringen, zum Hause hinaus — in meine Wohnung — zur Bahn ... ich war in Wahren, ohne zu wissen, wie ich dahin gekommen war — ich wußte kein Wort von dem, was sich später zugetragen hat ... und als ich endlich erwachte von dem Alp, der mir das Herz zerdrückte ... da fand ich mich in meinem Bett und meinen Diener mit abgematteten Zügen davor sitzend und mich mit traurigem Auge betrachtend!

Ich will den Leser nicht mit der Erzählung meiner langwierigen Krankheit und meiner endlichen Genesung ermüden. Ruhig und widerstandslos ließ ich mich von dem Arzte des nächsten Städtchens, den die Familie des Verwalters herbeigeholt hatte, behandeln — ich sah mir nicht einmal die Recepte an, die er mir verschrieb, ich trank ruhig seine Medicinen und ließ mir so viel Blut abziehen, wie es ihm nur irgend beliebte. — Als er mir sagte, daß ich aufstehen sollte, stand ich auf — und als er glaubte, ich sei doch noch zu schwach und mir aufgab, mich niederzulegen — da legte ich mich nieder. Willenlos ließ ich mit mir machen, was sie wollten.

Ich kann nicht sagen, daß irgend ein Schmerz mich quälte, denn ich fühlte nichts; daß die Gedanken an die jüngste Vergangenheit mir die Ruhe nahmen — ich hatte gar keine Gedanken! Ruhig und still lag ich auf meinem Bette — stand auf — ging durch die Stube und legte mich wieder hin! —

Den fremden Leuten um mich herum wurde es Angst — sie drangen in mich, dies oder jenes zu thun! Ich that alles, was sie mir sagten; ich war wie das folgsamste Geschöpf, wie ein kleines Kind; — nur fehlte mir jegliche Initiative. Ganze Tage lag ich in derselben Ecke gekauert — ich fühlte kein Bedürfniß; wenn man mir Wasser gab, wusch ich mich — ich aß, wenn man mir zu essen gab!

Eines Tages sah ich einen Mann in mein Zimmer treten, der, nachdem er Hut und Mantel abgeworfen, auf mich zugestürzt kam und mich in seine Arme schloß.

„Gott sei Dank! — da bin ich — den ersten Urlaub, den ich, seitdem ich Staatsdiener bin, verlange, und da lassen sie mich drei Wochen zappeln, ehe sie mir ihn geben. Nun schadet nichts — da bin ich wenigstens und, wie ich sehe, post festum — Gott sei Dank! Nun wie geht es denn, mein lieber, bester Doctor?“

Ich sah den Menschen mit großen, stieren Augen an — ich wußte nicht, was und wie ich ihm antworten konnte.

„Nun? wie ich sehe, doch besser“ fuhr er fort — „kaum hatte ich gehört, daß Sie ... unwohl wären, als ich beschloß, die barmherzige Schwester bei Ihnen zu spielen ... apropos, denken Sie sich, Dr. Holzmann ist Sanitätsrath geworden — nicht wahr? das übersteigt doch das Maß des Erlaubten — aber antworten Sie mir doch — ich bleibe sechs Wochen hier bei Ihnen, und wenn Sie nicht wohl werden wollen, wache ich Tag und Nacht bei Ihnen und erzähle Ihnen die tollsten Geschichten; aber nun sagen Sie mir um Gottes willen, wie heißt das närrsche Ding, — ich meine Ihre Krankheit; die Gerichtsräthin will sich durchaus nicht zufrieden geben, ehe sie das Ding bei Vor- und Zunamen kennt.“

Der Ton dieser Stimme war mir unangenehm — er berührte schmerzhaft meine Nerven — ich schloß die Augen; doch verhinderte ich dadurch jenen nicht, fortzufahren; — es ging wie ein Mühlrad! Worte und immer wieder Worte. Und als es mir endlich schien, daß er ermüdet sei — setzte er sich in der Nebenstube ans Clavier und bald durchtönten die tollsten Tänze das Schloß. Ich war nach einigen Stunden dieser Qual wirklich erschöpft — und schlief ein.

Als ich aufwachte, stand ein anderer Mann vor meinem Lager und prüfte mich sorgsam. Sobald er sah, daß ich die Augen aufgeschlagen hatte, setzte er sich zu mir und sagte: „Ich bin der Professor D* und habe mir erlaubt, Sie zu besuchen, werther Herr College, um Sie über einen höchst interessanten Fall von Kachexie zu consultiren, da, wie ich gehört, Sie mit Vorliebe Ihr Studium dieser Krankheit gewidmet und selbst eine Monographie des Marasmus verfaßt haben!“ Und nun fing er an, mir eine lange Krankheitsgeschichte zu erzählen, die, reich an interessanten Daten, manchmal wie ein Peitschenhieb mein Hirn anfeuerte. Die wohlbekannten Namen, denen ich seit so langen Jahren all meine Aufmerksamkeit gewidmet hatte, berührten mich wie ebensoviel electrische Schläge; ich versuchte mit Aufmerksamkeit ihm zu folgen — und manchmal gelang es mir auch wirklich einige Secunden lang. Er entfernte sich nach einer halben Stunde — man ließ mich einige Zeit allein; dann trat mein Verwalter zu

mir und sprach von den Verbesserungen, die an dem Gute zu machen wären und von der Ernte, die so gut ausgefallen wäre. Nach ihm kam jener vielsprechende Reisende wieder — und jetzt fand ich den Namen, den ich bei seinem ersten Erscheinen vergeblich in meinem wirren Hirn gesucht — es war Lanck! Er las mir aus den Zeitungen vor, erzählte mir hundert tolle Geschichten — zeichnete unser Haus in Eltburg — und carrikirte auf dem Papier mich und sich in allen möglichen Stellungen. Nach ihm war es der Pastor, welcher mich besuchte und mir von der Jugend meines Vaters erzählte und von einer Schule, deren Stiftung wir früher besprochen hatten!

Kurz, man ließ mir keinen Augenblick Ruhe, und nach einigen Tagen ward es mir klar, daß dies eine Kur sei, die man mit mir unternehme — und diese Kur kam mir so bekannt vor, daß ich darüber nachdachte — und da sie auch diätetisch geordnet war, so war die Hauptbeschäftigung meines Gedankens, zu errathen, was ich bei der nächsten Mahlzeit wohl zu essen bekommen würde — und merkwürdiger Weise, obgleich man stets meine Speisen änderte, errieth ich immer, was ich erhalten würde. — Es war der Speisezettel, den ich selbst in meiner Monographie des Marasmus angegeben hatte — einem Schriftchen, in welchem ich die These zu vertheidigen suchte, daß diesen Kranken die geistige Ruhe am schädlichsten sei und wo ich eine Art von Geistesgymnastik aufgestellt hatte, die meiner Ansicht nach die besten Erfolge auf die ganze Organisation haben müßte. Ich begriff, daß man mich nach dem von mir aufgestellten Systeme behandelte — und ich freute mich und that alles Mögliche, um dem von mir vorgeschlagenen Experimente, welches man an mir selbst versuchte, einen günstigen Ausgang zu bereiten.

Und seit dem Tage fing eine wirklich auffallende Besserung mit mir an, mit deren einzelnen Phasen ich den Leser nicht ermüden will. Fünf Wochen, nachdem Lanck zu mir gekommen war, ging ich, auf seinen Arm gestützt, im Garten, dessen Bäume jetzt den goldenen Schmuck des Herbstes trugen, auf und ab, und als er mir sagte, daß er eine Verlängerung seines Urlaubs auf einen Monat erhalten habe, antwortete ich ihm: „Dann werde ich wohl so weit wieder hergestellt sein, daß ich Ihrer aufopfernden Pflege nicht mehr bedarf, lieber Lanck."

Der gute Mensch umarmte mich mit Thränen in den Augen. Am selben Tage sprach ich auch noch ganz vernünftig mit dem Professor D*, der das Schloß nicht verlassen hatte, über meine Krankheit und bewies ihm, daß die Kur noch einige Zeit fortgesetzt werden müßte. Er war ganz entzückt über diesen Fall und meinte lachend, man müsse ein Hospital für kranke Aerzte einrichten — an ihnen könnten die gesunden Aerzte mehr lernen, als an den „dummen Kranken."

Und wieder waren einige Wochen verflossen und mein Geist fast ganz wieder hergestellt; — ich las — schrieb, studirte und machte tüchtige Spaziergänge — da setzte sich Lanck eines Abends vertraulich zu mir — er sah sehr blaß aus — und mit unsicherer Stimme sagte er: „Nun, lieber Wahren — wann wird Ihre Hochzeit sein?"

„Hochzeit?" stotterte ich ... „was meinen Sie?"

„Nun ja — jetzt, da Sie gesund sind — Ihre Hochzeit mit Ihrer Cousine ... Hildegard!"

Ich war mit einem Male erstarrt ... es schien mir, daß ich sterben müsse! Wird es der Leser glauben, daß kein einziger meiner Gedanken sich während meiner Krankheit und meiner Convalescenz auf die gerichtet hatte, die sie wenige Tage vorher alle absorbirte?

... Ich sprang auf — ich focht mit den Händen durch die Luft — ich stieß einen Schrei aus, der alle meine Leute herbeistürzen machte — dann fiel ich aufs Canapé zurück — ich glaubte, mein Hirn müßte springen ... und nach einigen Augenblicken unerträglichen Schmerzes brach ich in ein convulsivisches Schluchzen aus!

Die vom Professor D* mit vollem Bewußtsein hervorgerufene Erschütterung hätte mir noch acht Tage zuvor, aller Wahrscheinlichkeit nach, das Leben gekostet; — jetzt bewirkte sie nach einem kleinen Rückfall meine vollständige Genesung!

„Was ist aus Hildegard geworden?" fragte ich eine Woche später Lanck — „ich bin ganz ruhig — Sie können mir alles sagen — alles, Lanck!" — „Sie war sehr krank, lieber Wahren — sehr ..."

„Ich sehe, daß Sie mich auf etwas Schreckliches vorbereiten wollen — Lanck — ich liebe das nicht — ich bin stark genug, um mich selber vorzubereiten, und ich habe es gethan — also die Wahrheit, Freund, — und schnell!"

„Ich begreife Ihre Worte nicht, Doctor — wie Sie, hat Fräulein Hildegard eine schwere Krankheit durchgemacht und wie Sie befindet sie sich in der Besserung — sogar noch weiter vorgeschritten wie Sie — und wenn man ihr die Ueberzeugung geben könnte, daß Sie ihr keinen Groll nachtrügen ... ich weiß nicht, welcher Streitigkeit halber, die Sie zusammen gehabt haben — dann wird sie wohl bald wieder gesund sein ... Sehen Sie mich nicht so zweifelsvoll an, Doctor — ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich Ihnen die Wahrheit sage."

... Ich faltete die Hände — ich schloß die Augen — inbrünstig stieg mein Dankgebet empor zu Gott, der es nicht gewollt hatte, daß meiner thörichten Leidenschaft ein Menschenleben zum Opfer falle!

* * *

Ehe ich dem Leser, der meinem Schicksal durch die längste Zeit meines Daseins gefolgt ist, Lebewohl sage, will ich ihm den Auszug eines Briefes mittheilen, welchen ich, ein Jahr nach meiner vollständigen Wiederherstellung, vor einigen Wochen ... an meine Cousine schrieb!

... „Wie freue ich mich, meine gute Hildegard, zu erfahren, daß Du dem Leben eine seiner schönsten Seiten abzugewinnen gewußt hast, und daß es Dir ganz wohl geht. Ich möchte Euch beide von Herzen gern einst in Eurem schönen Berufe überraschen, wie Ihr in jenen verrufenen Stadtvierteln, die elternlosen Kinder, die speculativen Pflegerinnen übergeben sind, besucht und bewacht! Ganz recht! der Staat mit seinen ungeheuren Mitteln ist unfähig, Liebe zu schaffen, wo solche am meisten Noth thut — bei hilflosen Kindern! Ihr thut beide ein gottgefälliges Werk. — Aber Du, arme Hilde, wie kommst Du denn mit dem wenigen Gelde, das Du brauchst, aus? Die Hinterlassenschaft unsres Fritz bringt Dir doch kaum genug Zinsen zum Leben — und damit spendest Du noch mit vollen Händen, wie ich erfahren. Wie machst Du das? Und Ihr wollt mich nicht in Euer Liebeswerk mit hineinziehen? Das ist egoistisch! Anbei eine Anweisung auf meinen Bankier — ich will doch sehen, ob Ihr den Muth habt, es für Eure Kleinen auszuschlagen! — Wie es mir geht — fragst Du! Gut, meine Hilde — recht gut! Ich weiß, daß Du mir all das Leid, das ich Dir zugefügt habe, vergeben hast, wenn wir uns einst wiedersehen, kein Groll in uns übrig geblieben sein wird, und daß wir aus dem Sturme, den Gottes Willen über uns hat hereinbrechen lassen — ein köstliches Kleinod gerettet haben — eine Freundschaft, wie es wohl keine aufrichtigere und treuere gibt. Wir werden bald alt werden, Hildegard, und da muß es sich schön mit dem Bewußtsein leben, aus dem Schiffbruch der Leidenschaften die heilige Freundschaft gerettet zu haben. Ich habe eine tüchtige Praxis — das ruhige Leben im Schlosse konnte ich nicht aushalten; und da ich doch nun einmal Arzt bin und es verstehe, ein Menschenleben vor Gefahr zu hüten und manchmal sogar aus Gefahr zu erretten, so wäre es unverzeihlich von mir gewesen, mich einem unfruchtbaren Studium hinzugeben und mein Licht unter den Scheffel zu stellen. Ich practisire derb und habe viel Glück! — Wahren sieht sehr schön jetzt aus und Lanck wird sich freuen, wenn er mich auf seiner Hochzeitsreise besuchen wird. Das gute Herz hat mir am Abend vor seiner Hochzeit einen so innigen, tiefgefühlten Brief geschrieben, daß mir die Thränen in den Augen standen, als ich ihn las! — Aengstige Dich nicht um den Gesundheitszustand unsrer Freundin, der Gerichtsräthin — er wird wohl nie ein blühender werden, aber die Hauptsache ist, daß sie sich den äußerlichen Frieden in ihrem Hause errungen und daß sie in ihrer Mildthätigkeit den inneren findet! — Laß noch einige Zeit vergehen, meine Hildegard — noch einige traurige Jahrestage vorüber sein, dann werde ich Euch auf ein paar Tage besuchen ... 2c. 2c.

* * *

Leb wohl, lieber Leser — Du hast mich als Knaben kennen lernen, und als Mann mit grauen Haaren scheide ich von Dir. Möge Dir aus meiner langen Erzählung deutlich hervorgehen, daß alles menschliche Ringen umsonst ist gegen jenen hohen unerforschlichen Willen, der uns beherrscht!

Es war bestimmt, daß Haus Wahren untergehen sollte — sieh, auf welchem wunderbaren Wege jener Wille es dahin gebracht hat! — Wie muß ich ihm danken, daß er mich noch vorher in den Hafen der Ruhe und des irdischen Wohlergehns hat einlaufen lassen. — Wie viele alte Geschlechter sind in Elend und Schande verkommen!

Das Glück meines Herzens war freilich nur ein kurzer Traum, dem ein schreckliches Erwachen folgte; aber ... ich murre nicht! Das Leben des Menschen hienieden ist ja selbst nur ein Traum — ein dahinrauschendes Meteor ... ein Wetterleuchten, dessen schnell verfliegender Schein dennoch manchem verirrten Wanderer den richtigen Weg gezeigt hat!!

Zum Jahresschluß.

Auf dunkeln Schwingen senkt sich wieder
So ahnungsvoll, so tröstlich mild,
Des Jahres letzter Abend nieder
Zum winterlichen Schneegefild,
Der Abendglocken fromm Geläute
Tönt hehren Klanges durch die Nacht
Und predigt, wenn ich's recht mir deute:
„Der Herr hat alles wohlgemacht!"

Verrauscht ist nun der bunte Reigen
Des Jahreslaufs mit Lust und Leid;
Doch Gottes ewge Sterne steigen
So tröstlich aus der Dunkelheit,
Und freundlich winkt aus blauen Höhen
Der Abendstern in milder Pracht:
Ob Jahre kommen, Jahre gehen,
„Der Herr hat alles wohlgemacht!"

Habt Dank — wie seid ihr schnell entschwunden,
Ihr Freuden, die das Jahr mir bot!
Fahr hin — nun bist Du überwunden,
All dieses Jahres Müh und Noth;
Schlaft wohl, ihr abgeschiednen Lieben!
Ob einmal noch der Schmerz erwacht,
Mir ist ein süßer Trost geblieben:
„Der Herr hat alles wohlgemacht!"

Und wenn auch ich in dumpfer Bahre
Jetzt bei den andern draußen schlief?
Und wenn mich noch im alten Jahre
Zur Rechnung Gottes Engel rief?
Herr, deck auf meiner Jahre Sünden
Den Mantel dieser dunkeln Nacht,
Dann darf ich's erst getrost verkünden:
„Der Herr hat alles wohlgemacht!"

Nun sammelt sich im Kreis der Zecher
Die Welt zum rauschenden Gelag
Und übertäubt im Klang der Becher
Der Mitternacht gewichtgen Schlag;
Ich aber will mich schlafen legen
Und unter Gottes treuer Wacht
Entschlummern mit dem Abendsegen:
„Der Herr hat alles wohlgemacht!"

In seinem Schatten ohne Sorgen
Schlummr' ich hinein ins neue Jahr,
Als Morgenstern erscheint Er morgen,
Der Abendstern mir heute war;
Mein Pilgerstab ist Gottes Treue,
Die gnädig mich hieher gebracht;
Vom alten Jahr ererbt's das neue:
„Der Herr hat alles wohlgemacht!"

Karl Gerok.

Lose Blätter aus dem Studentenleben.

Von Arnold Wellmer.

IV. Studentenbegräbniß.

Zu den größten Ergötzungen des alten Jenenser Studenten im siebzehnten Jahrhundert gehörte es, die damals weit und breit berühmte Peter-Paul-Messe in Naumburg zu besuchen. Zu diesem edlen Zweck gab die Alma Mater Salina ihren theuren Söhnen sogar extra vier Tage Ferien. Wie diese Peter-Pauls-Ferien von den Jenenser Burschen benutzt wurden ... davon wußten die gute Stadt Naumburg und die vielen fremden Kaufleute und Vergnügungsreisenden nach jeder Messe ein nicht eben kurzes und erbauliches Lied zu singen.

So zogen auch wieder in den letzten Tagen des Juni Anno 1660 Jenas Musensöhne in die belebte Meßstadt ein — zu Fuß und Roß und aufgeputzt wie halbe Kriegsknechte. Sie trugen mächtige spitze Kinn- und Schnauzbärte, lang flatterndes Haar, Pumphosen und hohe Stiefeln mit Pfundsporen, geschlitzte spanische Wämser und leichte Aermelmäntel. Unter breitkrämpigen Schlapphüten hing ihnen hinter jedem Ohr ein stattlich gekräuselter Zopf nieder. Bewaffnet waren sie mit riesigen Tabakspfeifen, Knotenstöcken und Raufdegen. Diesen soldatischen Aufputz hatte der unglückliche dreißigjährige Krieg in Jena hinterlassen.

Die Studiosi waren in der lustigsten Stimmung. Sie hatten manch Dörflein passirt — und manch Fäßchen echten Landweins war den Bauern unter den Händen verschwunden. Wie sie nun in Naumburg einzogen, sangen und schrieen sie wie Besessene und wetzten ihre Raufdegen auf den Pflastersteinen, daß die Funken umhersprühten.

Da stockte der Zug. Im Gedränge hielt der Wagen einer durchreisenden Fürstin. Die gute Dame sah unter ihrem kleinen runden Hute nicht eben freundlich auf die wüsten Gesellen herab. Plötzlich stand dicht vor ihr auf dem Wagentritt ein Student, warf ihr einen Kupferdreier in den Schoß und sagte keck: „Ich zahle einen Dreier und drehe einmal!" Dabei faßte er das Hütchen und drehte es der vor Entsetzen sprachlosen Hoheit wie im Glücksspiel ein paar Mal auf dem Kopfe herum. Ein homerisches Gelächter der Commilitonen belohnte diesen kostbaren Witz.

Unter dem Gebrüll des vielbeliebten Liedes:

Omitte Traurigkeit!
Pergamus omni studio
So lustig alle Zeit.
Bon vinum ist kein Bauertrank,
Naumburger Bier macht gar nicht krank,
Das Hälslein wird nur weit ...

ging's in die academische Schenke, um sich gegenseitig einen Willkomm zu bringen. Alle hatten „das Zechrecht von Blasio Vielsauf, beim Wein- und Bier-Candidat" gar eifrig studiret und exerciret und so tranken sie sich unter dem noch heute üblichen Trinkgruße: „Ich bringe Dir ein Ganzes!" ganze Schwenkkessel voll Bier und Naumburger Wein auf einen Ansatz zu. Andere tranken sich aus den wunderlichsten Trinkgeschirren: Mönchen und Nonnen, Bären und Löwen, Schiffen und Krummhörnern mit verrenkten Gliedern durch Arme und Beine zu, oder lagen langausgestreckt auf der Erde und ließen sich durch einen Kumpan Bier und Wein eintrichtern ...

Es muß hinein und soll hinein,
Was nutzen tausend Thalerlein,
Wenn wir gestorben sein!

Auch dem Branntwein wurde wacker zugesprochen, obgleich sich erst vor zwei Jahren in Jena der Studiosus Tillemann aus Frankenhausen in diesem Lebenswasser — das bis dahin sogar als Arznei in den Apotheken verkauft war — jämmerlich todtgetrunken hatte. Und wer am meisten im Trinken leisten konnte, erhielt den Ehrentitel Trinkdoctor — der zweitbeste Trinker mußte sich mit einem Trinkmagister begnügen.

Im allgemeinen galt bei solchen attischen Kneipereien die alte Trinkregel: Der erste Becher gehört zum Durst, der zweite zur Freude, der dritte zum Gelüst, der vierte zur Trunkenheit, der fünfte zum Zorn, der sechste zum Zanken, der siebente zur Grimmigkeit, der achte zum Schlaf, der neunte zu — Siechtagen.

Nebenbei wurde „geknöchelt" und das beliebte Kartenspiel: „Lustig meine Sieben" gespielt und um die Wette Tabak getrunken. Wer bei einem Gelage fünfzig Pfeifen auszurauchen vermochte, erhielt den Ehrentitel Rauchmagister. Zum Rauchlicentiaten gehörten achtzig und zum Rauchdoctor sogar hundert Pfeifen.(?)

Als die Studiosi sich nun in dieser Weise in der academischen Schenke in Naumburg weidlich voll und toll getrunken hatten, fingen sie am Abend und die halbe Nacht durch auf den Gassen echt jenensisch zu randaliren an, Marktbuden umzustoßen und Marktwärter zu prügeln, Fenster einzuwerfen und Thüren zu zerbrechen ... und die gute Stadt Naumburg wagte kein böses Wort dazu zu sagen.

Plötzlich erscholl am andern Morgen die Trauerkunde durch die Stadt: über Nacht ist hier ein Jenenser Student gestorben! Manche sagten, er sei bei der Marktprügelei todtgeschlagen — andere wieder, er habe sich todtgetrunken.

Mit wahren Leichenbittermienen kamen die Studenten zur Naumburger Geistlichkeit und Stadtbehörde und baten sie, dem Verstorbenen die letzte Ehre erweisen zu helfen.

Eifrig wurde ein pomphaftes Leichenbegängniß gerüstet. Unter Begleitung der ganzen Geistlichkeit, der Schulen, und der Stadtbe-

hörde setzte sich der Zug in Bewegung — unter Trauermusik und Gesang und lautem Wehklagen der Jenenser Studenten.

Wie gewöhnlich wurde der Sarg neben der offenen Grube auf dem Kirchhofe geöffnet. Darin fand sich nur — — ein gesalzener Hering! — Studentenbegräbniß! Vom gottlosen Scherz bis zum traurigsten Ernst ist oft nur ein — Gedankenstrich!

Ein Student ist im Duell gefallen — — in der Mitte des bildungsstolzen neunzehnten Jahrhunderts!

Es war ein Haupthahn unter seinen blaurothgoldenen Brüdern, ein forscher patenter Schläger, er hat hundert vollwichtige berühmte Skandäler ausgepaukt und stets seinen Gegner gründlich vertrommelt. Er hatte natürlich einen großen Ruf unter seinem Volke.

Da trifft er vor einigen Tagen in einer Conditorei mit einem Grünweißsilbernen zusammen, der unter seinem Volk als Paukant nicht weniger berühmt ist.

„Miserables Gewächs!“ sagt der Blaurothgoldne und gießt seine Tasse Kaffee zum Fenster hinaus.

„Nach meiner Ansicht ist der Kaffee sehr schön!“ meint der Grünweißsilberne, der augenblicklich für die verdutzte Mokkaspenderin



Hänsel und Gretel.

Originalzeichnung von E. Härtel.

der Conditorei etwas lebhaft fühlt. — „Da müssen Sie eine höchst *sonderbare* Ansicht von gutem Kaffee haben!" heißt's zurück.

„Herr! wissen Sie, daß Sie sich des Worts *sonderbar* gegen mich bedienten?" — „Natürlich!"

„Sie werden das infame Wort sogleich *revociren!*"

„Ich denk' nicht daran — sonst würd' ich es ja nicht ausgesprochen haben!"

„Herr! das ist *Tusch* ... wenn Sie ein *honorischer Bursch* sind ..."

„Schon gut — ich werde mich *finden lassen* ..."

Am andern Morgen tritt der specielle Freund des Blaurothgoldnen mit großer Feierlichkeit bei dem Grünweißsilbernen ins Zimmer und *constituirt* ihn in aller Form des *Paukcomments*.

Nach einigem üblichen *Getüftel* der beiderseitigen Secundanten ist die *Contrabage* in schönster Weise im Gange, ein *Unparteiischer* ist als Schiedsrichter erwählt und Paukort und Paukstunde festgesetzt.

Eine so grandiose *Paukerei*, wie zwischen zwei solchen berühmten Schlägern zu erwarten steht, darf natürlich nicht lange *hängen*. An einem wunderschönen Frühlingsabend stehen sich der Blaurothgoldne und der Grünweißsilberne mit ihren Secundanten, dem Unparteiischen, dem Paukdoctor und ihren beiderseitigen Verbindungsbrüdern in einem lieblichen Gehölz vor der Stadt gegenüber. Die Maien duften — die Nachtigallen jubeln — die liebe Gottessonne blickt durchs Baumgrün so fröhlich auf den blühenden Rasen nieder ... niemand hat ein Auge, einen Gedanken dafür. Jede Verbindung ist nur äußerst gespannt, ihre Hauptkampfhähne mit einander *losgehn* zu sehn.

Aus grünem Versteck holt *der Rothe* — der weltberühmte *Paukaffe* der Studentenschaft, den *Paukapparat* hervor. Auf die sinnreichste Weise hat er das Paukzeug vor den Spürnasen der academischen *Pudel*, vulgo Pedelle, aus der Stadt geschmuggelt. Als langjähriger passionirter Paukaffe hat der Rothe eine bedeutende Erfahrung in solchen Sachen. Er darf bei keinem Duell fehlen — das Duell ist sein Element. Er hat den Rock abgeworfen. Seine riesige Figur erscheint so noch kraftvoller. Die überaus kurzen Hemdärmel sind bis an die Achseln zurückgestreift und zeigen Muskeln wie Eisen. Sein großes rothes Gesicht glüht vor Begeisterung, wie er dem Blaurothgoldnen die *Pauktoilette macht*. Es gibt heut nur eine kleine Pauktoilette, nur die nothdürftigsten *Bandagen* werden angelegt ... das Wort „*sonderbar*" fordert ja unbedingt Blut.

Alles ist fertig. Die lange Postenkette von Füchsen, draußen vor dem Gehölz ausgestellt, telegraphirt mit Armen und Beinen, daß auch nicht das Haar von einem academischen Pudel in Sicht ist.

Die Secundanten *nehmen die Mensur*. Der Standort der Paukanten wird auf dem Rasen markirt. Der Paukdoctor breitet die Verbandtasche mit Nadeln, Scheere und Heftpflaster vor sich aus. Erwartungsvoll reibt sich der Rothe die mächtigen Hände.

„Ihr Herren, auf die Mensur!"

Mit blitzenden Augen und blanken Schlägern stehn sich der Blaurothgoldne und der Grünweißsilberne gegenüber.

„Legt Euch aus — bindet die Klingen!"

„Gebunden ist!" — „Los!"

Die Schläger fahren aneinander, daß die Funken sprühen. Mit Spannung folgen die Zuschauer dem interessanten Kampfe, denn die Paukanten sind einander so ziemlich gewachsen.

Vier Gänge sind resultatlos vorübergegangen. Beim fünften Gange rufen die Secundanten: „Halt! — hat gesessen!" — und springen mit ihren Rappieren zwischen die Klingen.

„Die Satisfaction ist vollkommen — der Forderer ist glänzend *abgeführt!*" sagt der Unparteiische mit Würde.

Ja, der Hieb hat gesessen. Bleich wie der Tod, mit geschlossenen Augen, die jugendschöne Stirn von kalten Tropfen überrieselt, liegt der Unglückliche auf dem duftigen Frühlingsrasen. Sein warmes, rothes Blut glüht auf dem Grase wie Purpurnelken.

„Ein unglücklicher *Schmiß*," sagt der Paukdoctor und steht ziemlich rathlos mit seinen Nadeln und seinem Heftpflaster da — „die Pulsader ist total durchhauen."

Und heut Abend wird ein Student begraben, der im Duell gefallen ist.

Durch die dunklen Straßen geht ein langer Trauerzug — von der rothen Glut der Fackeln geheimnißvoll beleuchtet. Der Senior der Verbindung, der bis dahin der Verstorbene angehörte, führt den Zug an. Er und alle übrigen Verbindungsbrüder haben die blaurothgoldnen Farben in Trauerflor gehüllt. In dumpfen, markerschütternden Tönen rauscht ein Trauermarsch dem Sarge voran. Vier Trauermarschälle geleiten den erwählten *Redner*. Auf den Generalmarschall folgt der Sarg, getragen von Studenten und geleitet von vier Trauermarschällen. Den Sarg schmücken Kränze und die studentischen Embleme: Schläger und Sporen, die Verbindungsfarben und das — Corpus juris. Der Verstorbene war Jurist. Ein langer Zug von Studenten schließt sich an, geführt von Chargirten und begleitet von Adjutanten im vollen Burschenwichs ... o, wie traurig die lustigen bunten Studentenfahnen mit den schwarzen Flören durch die duftige Frühlingsnacht flattern ... wie gespenstisch ihre Farben im rothen Fackellicht glühn ... wie herzbeklemmend die Posaunenklänge tief in jede Brust dringen!

Auf dem nächtlichen Kirchhofe ist es todtenstill — nur die Fackeln knistern — eine Nachtigall singt aus einem fernen Fliederbusch.

Still sinkt der Sarg in die schwarze Gruft ... die Stricke unter dem Sarge rasseln wieder herauf ... ein eisiger Schauer geht durch die jungen Herzen ...

Da tritt der erwählte Redner, der innigste Freund des Verblichenen, an die Grube und ruft dem Geschiedenen warme Worte der Trauer und der Freundschaft in das frühe Grab nach ... im Schluchzen erstirbt seine Stimme.

Der Zugführer wirft die erste Hand voll Erde auf den Sarg hinab ... wie dumpf und schaurig das durch die Nacht hallt — wie mahnend es an manche junge Brust klopft! Schweigend streut ein jeder eine Hand voll Erde in die Gruft.

Die Posaunen blasen die Melodie:

„Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude,
Ward uns der Jugendtraum bescheert ...

und tief ergriffen singt auch wohl der Gefühlloseste mit:

„Und wieder ist ein Bruder uns geschieden,
Vom blassen Tod gefordert ab,
Wir weinen hier und wünschen Ruh und Frieden
In unsers Bruders stilles Grab,
Wir weinen und wünschen Ruh hinab
In unsers Bruders stilles Grab."

Auf dem Markte sind die Fackeln zusammengeworfen und erloschen. So manch junger lebensfroher Student sucht aber vergebens den Schlaf ... es zuckt und zittert ihm so wunderlich bang durch den Kopf — das sind die Gedanken, die von dem jungen und vor wenigen Tagen noch so lebensfrohen Bruder dort draußen unter der Frühlingserde nicht weichen wollen .... es nagt so seltsam an seinem Herzen — das ist das aus seinem Schlaf so plötzlich und so unsanft aufgestörte *Gewissen!*

Qualvoller sind aber die wilden, halb wahnsinnigen Gedanken des armen jungen Studenten, der in dieser Nacht einsam am Fenster des hochgelegenen Carcers steht und über die Dächer hinaus unverwandt auf den Friedhof starrt, wo er noch vor kurzem die rothen Fackeln glühen sah und wo tief unter der Erde, im engen Sarge, ein Jüngling mit einer frischen Wunde ... nein, der Gedanke ist zu furchtbar, um ihn auszudenken! Er will lieber daran denken, daß seiner jetzt Relegation und ein — zwei Jahre Festung harren — ja, dieser Gedanke wäre in diesem Augenblick Wollust für ihn ... aber nein, er kann ihn nicht festhalten — all sein Denken fliegt immer wieder hinaus zu dem jungen, bleichen, blutigen Bruder ... und immer gefräßiger nagt es in seinem Herzen und immer lauter und gellender ruft es darin: „*Brudermörder! Brudermörder!*"

Still und öde ist es auf den Straßen. Aber draußen auf dem Friedhofe schluchzt es so krampfhaft an dem frischen Grabe, auf dem der Nachtthau die Blumenkränze mit den blaurothgoldnen Schleifen tränkt ... ein Mutterherz möchte brechen! Eine arme, alte, einsame Mutter weint um ihren einzigen Sohn — ihre ganze Freude — ihre letzte Hoffnung hier auf Erden ... an seinem Grabe!

Und all dies Weh — all dies Elend — all diese Sünde muß kommen, weil im Corps-Comment ein kleiner Paragraph f der das Wörtchen „*sonderbar*" zu den entsetzlichen Verbalinjü. zählt, die von der wunderbar empfindlichen Studentenehre ...r durch warmes Herzblut abgewaschen werden können. — Wann, Ihr Burschen, wird das anders werden?

Am Familientische.

Eine berühmte Firma.

Eines der ältesten Handlungshäuser von Manchester ist das Haus „Long", welches in den meisten Hauptstädten Großbrittaniens Zweiggeschäfte und in der ganzen Welt Geschäftsfreunde und Correspondenten hat. Vor vielen Jahren von drei Brüdern Namens Long gegründet, ist es seitdem in andere Hände übergegangen, hat aber den ursprünglichen Firmentitel beibehalten. Leitender Grundsatz dieses ehrenwerthen Hauses ist: soviel als möglich zu kaufen und . . . nichts zu bezahlen. Noch nie ist dasselbe vor das Handelsgericht gekommen, und unangetastet hat es die verschiedenen commerciellen Krisen Englands, selbst die letzte schreckliche Panik überstanden. Wie die Herren Long ihre Geschäfte betreiben, davon mögen folgende Fälle dem Leser eine Probe geben. —

Auf einer der letzten Kunstausstellungen in Manchester hatte ein Bildhauer in Surrey, Namens Layling, mehrere seiner Werke in Marmor, Bronze und Elfenbein ausgestellt. Der Schluß nahete heran, ohne daß sich für dieselben ein Liebhaber gefunden hätte. Da erhielt Herr Layling eines Tages ein Schreiben von einem Herrn in Liverpool, der sich nach dem niedrigsten Preise erkundigte, zu welchem die ganze ausgestellte Sammlung zu haben wäre, da er Lust hätte, sie anzukaufen, um sein neuerbautes Haus damit zu schmücken. Der Brief ging mit Kunstsinn und Verständniß auf die einzelnen Stücke der Sammlung ein und war offenbar von einem Kenner geschrieben. Außerdem war er von einem aristokratisch klingenden Square datirt — kurz, der Künstler glaubte, es mit einem sehr reichen Kaufherrn zu thun zu haben und antwortete sogleich in verbindlichster Weise, indem er seine Bedingungen mittheilte. Dieselben mochten indes dem Liverpooler Kunden zu hoch erscheinen, — er bestellte aus der ganzen Sammlung nur ein einzelnes Stück, eine elfenbeinerne Plaque einer Minerva, nach deren Empfange er sogleich den geforderten Preis — 25 Guineen — einsenden werde. Die Minerva ging ab, aber weder Geld noch Empfangsanzeige kam von Liverpool. Herr Layling faßte einen raschen Entschluß, setzte sich auf die Eisenbahn und machte die ziemlich lange Reise nach der großen Handelsstadt. Nach einigem Suchen fand er den vornehmen Square, aber nur mit großer Mühe die Wohnung seines Correspondenten, die — eine elende Dachkammer in einem versteckten Hofe war. Ein ärmlich gekleidetes Weib gab sich als die Frau des Gesuchten zu erkennen. Ihr Mann sei verreist — die Elfenbeinarbeit habe er versetzt, gab sie auf seine Fragen, nach einigem Zögern, zur Antwort. Auf seine energische Drohung, die Polizei zu Hilfe zu rufen, brachte sie endlich das Kunstwerk aus einem Haufen Lumpen in dem Winkel der Kammer zum Vorschein. „Nun", fuhr der Beraubte fort; „bezahlt mir 37 Schilling Reisekosten, oder ich zerbreche Euch alle Fensterscheiben." — „Ich will ganz aufrichtig gegen Sie sein," erwiderte das Weib; „es ist ganz unnütz, von uns Geld zu verlangen, denn wir haben keinen Pfennig im Hause. Wir haben viel Unglück letzthin gehabt — die Geschäfte gehen gar zu schlecht. Allerdings gehören wir zu der Long-Firma, aber mein Mann ist nur ein untergeordneter Gehilfe, der 30 Schilling die Woche und eine Tantième von dem erhält, was er für die Firma erwirbt. Die Polizei können Sie meinetwegen herbeirufen — die kann uns nichts anhaben, höchstens uns mit Execution wegen Schulden belegen, was wenig zu sagen hat, da wir nichts besitzen, was der Mühe werth ist zu confisciren. Sie können am allerwenigsten klagen, da Sie Ihr Eigenthum zurückerhalten haben."

Das war Herrn Laylings Erfahrung mit dem ehrenwerthen Manchester Hause, dessen Filiale er wüthend verließ, nachdem er zu seiner Entschädigung — einige Fensterscheiben zerbrochen hatte.

Schlimmer erging es einem großen Hampshirer Kunstgärtner Herrn Royston, der zweimal von denselben „Longs" übers Ohr gehauen wurde. Eines Tages fährt ein Herr bei ihm vor und überreicht seine Karte: „Mr. Walter Long, Longsight, Manchester." Er wünsche, einige Pflanzen, Bäume 2c. für seinen „place" auszusuchen, fügt er hinzu. Herr Royston führt ihn selbst umher, freut sich an der begeisterten Naturliebe seines Kunden und bewilligt ihm endlich einen zweimonatlichen Credit für die 50 Pfd. Waare, die derselbe ausgewählt, da sein Gesicht und sein ganzes Auftreten ihm Vertrauen einflößt. Nach zwei Monaten mußte er die traurige Entdeckung machen, daß er ein Opfer der Long-Firma geworden und daß sein Geld unwiderruflich verloren sei. Es lag kein Criminalfall vor, — Mr. Walter Long residirte allerdings in Longsight, Manchester, hatte dort einen „place", der . . . aus zwei Zimmern bestand und Möbel im Werth von ein paar Thalern enthielt.

Einen Monat, nachdem der Wechsel zurückgewiesen war, fuhr derselbe Mann bei Herrn Royston vor. Dieser, empört über solche Frechheit, nennt ihn einen Dieb und Schwindler und heißt ihn, sich sogleich entfernen.

„Alles, was Sie sagen, ist ganz richtig," sagte Herr Long mit unerschütterlicher Ruhe. „Ich bin ein Schwindler, ich will's gar nicht leugnen. Ich bin ein Mitglied der Long-Firma, aber unser Grundsatz ist, niemals denselben Mann zweimal zu beschwindeln. Ich komme, um soweit es mir möglich, Sie für den erlittenen Verlust zu entschädigen. Jene Pflanzen, die Sie mir das letzte Mal schickten, haben solchen Beifall gefunden, daß ich einen neuen Auftrag darauf erhalten habe . . . ."

„Und Sie halten mich für dumm genug, um zum zweitenmal in die Falle zu gehen!" unterbrach ihn Herr Royston.

„O, ganz und gar nicht, my dear sir; ich habe das Geld bei mir" — und er zeigte ein Packet Banknoten — „und ich wünsche nicht, daß Sie ihre Waare weggeben, ehe sie bezahlt ist. Wissen Sie," sagte er vertraulich; „wir machen zuweilen auch ehrliche Geschäfte. Ich habe einen Auftrag bona fide erhalten, diese Bäume zu kaufen, und aus meinem Gewinn werde ich Ihnen sogleich etwas abschläglich und den Rest in meinem Hotel bezahlen."

Und Herr Royston ging darauf ein, nachdem er noch einige Zeit widerstrebt hatte. Mehrere Bäume und Büsche wurden zum Betrage von fünfzig Pfd. ausgesucht, auf einen Wagen gepackt und in die Stadt expedirt. Herr Royston fuhr mit seinem Kunden in dessen Gig nach dem Hotel der Stadt, wo er seine Bezahlung empfangen sollte. Vorher hatte er seinem Knechte den Auftrag gegeben, mit seiner Ladung vor dem Hotel zu warten, bis er weitere Ordre erhielte.

Im Hotel angekommen, bestellte Herr Long „Brandy-and-Water", Cigarren und Schreibzeug, bezahlte seine Rechnung, wobei er sein Gold und seine Banknoten etwas prahlerisch zeigte und bat Herrn Royston, ihm eine Quittung über seine Forderung auszustellen. Als das geschehen war, fing Herr Long an, das Geld auf den Tisch zu zählen, aber mit einem Male unterbrach er sich — „das geht nicht so," sagte er nachdenklich; „wenn ich Ihnen jetzt das Geld bezahle, werden Sie es einstecken und dann Ihrem Knechte sagen, er solle die Waare zurückfahren. . . . ."

Herr Royston protestirte; aber Long fuhr fort: „Sie sehen jetzt, ich habe das Geld, und ich weiß, daß Sie die Quittung in Ihrer Tasche haben. Sobald Sie Ihrem Knechte befehlen, die Waare bei der Güterexpedition abzuliefern, will ich Ihnen das Geld geben und Sie werden mir die Quittung einhändigen. So sind wir beide gesichert."

Herr Royston willigte arglos ein — die Waare wurde auf die Güterexpedition an eine Manchesterfirma, die Long angegeben, befördert, er kehrte zu seinem Kunden zurück und verlangte sein Geld.

„Geben Sie mir die Hand, mein lieber Herr," sagte Long: „Sie sind der beste Freund, den ich je gefunden."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Das will ich sagen. Mein Zug fährt in zehn Minuten ab; Sie können Ihre Rechnung einschicken, wenn es Ihnen gefällt, oder Sie können auf mich in zwei Monaten Sicht ziehen, wenn Sie es vorziehen, — oder es . . . . buchen!"

Royston holte einen Polizeibeamten; aber als Herr Long demselben auseinandersetzte, es sei eine bloße Schuldsache, bedauerte der Mann, nichts thun zu können, und empfahl sich. Mit dem nächsten Zuge fuhr der Geprellte sodann nach Manchester und setzte sich dort mit der Polizei in Verbindung, aber — eben so vergeblich. Die Waare war an einen höchst achtungswerthen Auktionator abrestirt, der sie natürlich laut Ordre verkaufen mußte, und er hatte das dafür erhaltene Geld Long eingehändigt, ehe gegen letzteren ein Executionsbefehl zu erreichen war. Sogleich danach war Long über alle Berge. Der Sheriff aber sagte zu Herrn Royston:

„Es ist ganz unnütz, gegen die Longs einzuschreiten, Sir! es sind fortwährende Executionsbefehle gegen sie los, aber sie haben nichts, was man ihnen wegnehmen könnte."

Das sind ein paar Stückchen aus dem Geschäftsleben der Longfirma — ein anderes vielleicht nächstens. Th. D.

Deutsche Colonisten in Britisch-Kaffraria.

Bekanntlich reiste der Inspector des Berliner Missionshauses, Wangemann, im Sommer des vorigen Jahres nach Südafrika, um die dortgelegenen Stationen der Gesellschaft in Britisch-Kaffraria und unter den Korannas u. s. w. zu besuchen. Die Missionare dort haben sich auch der zahlreichen deutschen Emigranten angenommen und sie zu kleinen Gemeinden mit Erfolg zu sammeln versucht. Es erregte unser besonderes Interesse, aus einem Bericht desselben zu vernehmen, daß in Britisch-Kaffraria gegenwärtig 1553 deutsche Emigranten und 408 Legionärs-Familien wohnen, während die Zahl der übrigen Europäer, Engländer, Schotten, Irländer nur 2802, die der Eingebornen 62,187 beträgt. Wir finden da neben der neu angelegten Militärstadt Stutterheim (so genannt nach dem Obersten der Legionäre) folgende deutsche Ortsnamen: Berlin und Potsdam, Frankfurt und Wiesbaden, Braunschweig und Hannover, Charlottenburg und Marienthal. In dem deutschen Colonistendorfe Braunschweig wohnen 44 Familien mit einer neugebauten Kirche; die Gemeinde Frankfurt besteht aus 32 Familien und hat wie auch Braunschweig einen eigenen Schullehrer und ein Schulhaus. Berlin mit 10 Familien hat den früheren Legionär Baron von Herzberg zum Schullehrer; eins der vielen Legionärswohnhäuser ist zur Schule und Kirche eingerichtet, und ein Graf Lilienstein ist Kirchenvorsteher. In Potsdam mit 25 Familien ist ebenfalls ein Adliger aus Baiern als Schulmeister angestellt. — Bei Gelegenheit des letzten Kaffernkrieges, oder vielmehr, um dessen Ausbruch zu verhindern, wurde eine deutsche Legion von 6000 Soldaten an die Kaffergrenze vorgeworfen, die meisten in King-Williams-Stadt und Stutterheim. Nach etwa 5 Jahren wurde die Legion aufgelöst, und den entlassenen Legionären wurden kleine Häuser gebaut und Grundstücke zur Bewirthschaftung verliehen. Zu gleicher Zeit wurden aber auch von der englischen Regierung deutsche Auswanderer angesiedelt, welche mit ihren kleinen Landgütern längs des Amatolagebirges und in einiger Entfernung davon einen lebendigen Gürtel weißen Blutes bildeten und als Militärgrenze die etwa wieder aufständischen Kaffern im Zaum halten sollten. Letzterer Zweck wurde zwar durch diese Einrichtung vollkommen erreicht; aber leider ging es hier wie so oft bei Colonisirungen der Deutschen durch Fremde, die englische Regierung verkaufte den Ansiedlern die Grundstücke zu übermäßig hohen Preisen, griff ihnen anfangs nicht genügend unter die Arme und gewährte die versprochenen Unterstützungen — Dank der bureaukratischen Saumseligkeit in der Colonie! — viel zu spät, so daß Zeiten des Darbens und Hungerns über sie hereinbrachen. Gerne wären unsere deutschen Landsleute, unter ihnen manche Uckermärker, Pommern, Schlesier, Wenden, Hannoveraner, Sachsen wieder zu Hause gewesen, dürre Zeit und Mangel an Verständniß der dort erforderlichen

Culturart vervollständigten das Elend; dazu kam, daß die meisten Legionare, der ordentlichen seßhaften Lebensweise keinen Geschmack abzugewinnen vermochten, ihre Häuser, die nun bald als Ruinen dastanden, verließen und ihre Grundstücke an Fingu oder andere verkauften. Es schien, als ob alles sich auflösen würde. Doch die Zähigkeit und Nachhaltigkeit des deutschen Wesens, deutscher Fleiß und Arbeitsamkeit haben über Hunger und Kummer allmählich den Sieg davongetragen, und unter der wackeren Hilfe und Leitung der Berliner Missionare haben sich unsere deutschen Landsleute im fernen Südafrika zu kleinen Gemeinden gesammelt und ein vielversprechendes Heimwesen gegründet. In King-Williams-Stadt haben sie sich eine Kirche für 600 Pfd. St. gebaut, welche am 9. December 1861 eingeweiht wurde.

Zum Schluß noch die Bemerkung, daß diese Colonien in Britisch-Kaffraria, welches erst seit 1848 gewonnen wurde und anfangs eine eigene Colonie bildete, jetzt aber der Capcolonie einverleibt ist, unter dem 33. Breitengrad südlicher Breite und zwischen dem 27. und 28. Längengrad liegen. E.

Ein deutscher weiblicher Arzt.

Die weiblichen Aerzte Amerikas sind nicht ganz ohne Colleginnen in unserm Vaterlande, wie es in diesem Blatte*) unlängst behauptet worden ist; ja, sie haben schon eine bedeutende . . . deutsche Vorgängerin gehabt. Es war die Tochter keines geringeren Mannes, als des berühmten Doctor von Siebold, dessen Namen bis in die Neuzeit bei Männern der Heilwissenschaft einen guten Klang hat. Er war Leibarzt des Herzogs von Hessen-Darmstadt und wohnte in Darmstadt in der letzten Hälfte des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts. Schon frühe bemerkte Siebold in seiner Tochter einen ungewöhnlich lebendigen Sinn für die Naturwissenschaften und besonders für die Heilkunde, deshalb bereitete er sie durch die Hilfswissenschaften gehörig vor und gestattete ihr, als sie dazu befähiget war, sich in Göttingen und Gießen der ärztlichen Laufbahn ganz zu widmen, Sie erwarb daselbst auch nach fleißigen Studien 1817 den Doktorhut. Die Doctrix a Siebold schrieb einige lateinische Dissertationen über Kinder- und Frauenkrankheiten und hat in Darmstadt lange als praktischer Frauenarzt gewirkt. In Heidelberg hörte ich einen verbürgten Zug aus ihrem Leben, welcher den schlagendsten Beweis für den ärztlichen Scharfblick liefert, der sie schon als Kind auszeichnete. Ihr Vater machte dem erkrankten Kurfürsten von Mainz in seiner Residenz wöchentliche Besuche. Bei dieser Gelegenheit pflegte er seine Tochter, die damals sich noch unter seiner Leitung der Heilkunde befliß, mitzunehmen. Als Vater und Tochter, bei einer solchen Fahrt, während des Umspannens der Pferde, durch ein Dorf an der Landstraße gingen, fiel ihnen ein Greis auf, welcher weinend vor der Thüre seines Hauses saß. Der menschenfreundliche Arzt erkundigte sich nach der Ursache seiner Thränen und erfuhr, daß mehre Aerzte drinnen im Begriff ständen, seinem Sohne ein krankes Bein abzunehmen. Sogleich pochte er an, bekam aber zur Antwort, daß niemand Zutritt erhalten könne; als Siebold indes seinen Namen nannte, kamen die Aerzte ihm höflich entgegen und führten ihn zu dem Kranken. Der junge Mann war schon vorsichtig festgebunden und sollte eben seines leidenden Fußes beraubt werden. Siebold betrachtete den kranken Fuß aufmerksam und veranlaßte alsdann seine Tochter, welche er mit eingeführt hatte, das schadhafte Glied zu untersuchen. Fräulein von Siebold that es, und als er sie aufforderte, ihre Meinung zu sagen, erwiderte sie: „Mit erfrornen Rüben würde der Fuß wohl leicht erhalten werden können." Der Leibarzt nickte ihr beifällig zu und wandte sich dann zu den betroffen dastehenden Aerzten: „Ja meine Herrn," sagte er; „das Kind hat recht gesehen, der Fuß ist nur erfroren, und kann mit Umschlägen der bezeichneten Art bald wieder hergestellt werden; wenden Sie dieselben auf meine Verantwortung an!" Herr von Siebold nahm darauf seine Tochter bei der Hand, verabschiedete sich von seinen Collegen, tröstete draußen den noch weinenden Vater und fuhr weiter.

Mir ist nur dieser einzige Fall ärztlichen Scharfblickes bekannt geworden, aber es läßt sich annehmen, daß die Doctorin Siebold in reiferen Jahren bei gesteigerter Erfahrung noch an manchem Krankenbette als rettender Engel erschienen sein mag, daß mithin auch wir Deutsche eine Landsmännin mit vollem Rechte Frau Doctorin nennen dürfen. W. v. W.

*) Vgl. Nr. 6, S. 95.

Weihnachtsbaum oder Regenschirm?

(Zu dem Bilde auf S. 205.)

Es ist doch ein schlimmes Ding um die Kurzsichtigkeit! Und noch dazu, wenn man die Bilder nicht nur besehen, kritisiren, sondern sie auch . . . deuten soll. Mir hat sie einen argen Streich gespielt bei dem Bilde von „Hänsel und Gretel", mit dem der Maler der von unseren Lesern gewiß noch nicht vergessenen „Heimkehr des Studenten*)", E. Haertel heute unser Blatt geschmückt hat.

Nach meiner Gewohnheit bringe ich nämlich eines Tages einen guten Bürstenabzug unsers reizenden Holzschnittes mit nach Hause, um ihn meinen Kindern zu zeigen und mir allerhand darüber von ihnen erzählen zu lassen. Denn aufgeweckte Kinder hören nicht nur gerne Geschichten, sie erfinden auch solche gar zu gerne, und — recht geleitet — hat auch das seinen pädagogischen Werth. Das Bild liegt also vor mir auf dem Tisch, und um mich drängen sich alle die Köpfchen, die mir den Kopf oft warm genug machen, darunter auch ein ganz junges, auf dem noch frischer, sammetweicher Flaum hervorsprießt, und das — beim Anblicke der zwei Kinder — jubelnd in die Hände schlägt und ruft: „Papa! — Mama!" Etwas klüger glaubte ich denn doch zu sein und hub zu den größeren gewendet an:

„Nicht wahr, Kinder! das ist einmal ein Bild für Weihnachten! Da haben sich die beiden Geschwister aus dem Walde ein kleines Bäumchen geholt und tragen es nun glückselig, dem strömenden Regen zum Trotz, heim, um es von den Eltern putzen zu lassen. Seht, wie ihnen die Tropfen herabtriefen von der Jacke und vom Rocke, den das Mädchen zum Schutze über den Kopf geschlagen. Die werden sich einmal freuen, wenn sie nach Hause an den warmen Ofen . . . ."

Schon lange hatte ich ein verstecktes Kichern unter dem kleinen Volke bemerkt, das der Respekt so sehr als möglich gedämpft, das aber nun in ein lautes, helles Lachen ausbrach. Es macht mir immer das Herz warm, meine Kinder lachen zu hören, selbst wenn sie einmal ihren Papa . . . auslachen. Das war dies Mal der Fall.

„Aber Papa!" nahm die Aelteste das Wort, als der Freudenausbruch sich durch mein betroffenes Aussehen, das sie für eine Zurechtweisung halten mochten, etwas gemäßigt hatte. „Das kann ja gar kein Weihnachtsbaum sein — siehst du denn nicht die Blumen am Wege und den Strauß, den sich das Mädchen oder," setzte sie bedächtig hinzu; „den ihr am Ende der Junge gepflückt hat."

„Und der kleine Tannenbaum?" fragte ich, etwas beschämt über meine schlechten Augen.

„Nun, den hat der Junge im Walde abgeschnitten, um sie damit gegen den Regen zu schützen," erwiderte sie schnell. „Das ist mal ein eleganter Regenschirm; — und welch ein galanter Bruder! Daran solltest Du Dir ein Beispiel nehmen, Johannes!" fügte sie altklug zu ihrem Bruder gewendet hinzu.

„Ach was! das ist ja gar nicht einmal ihr Bruder!" war die verdrießliche Antwort.

So fuhren die Kinder fort, sich an und mit dem Bilde zu belustigen, und ich hörte ihnen mit Vergnügen zu. — Das weitere Deuten des Bildes will ich aber diesmal lassen, sonst . . . lachen mich meine Leser am Ende auch noch aus! R. K.

*) S. Jahrgang III. Nr. 22.

Briefkasten.

W. M. in L. Zur Portoersparniß ist der Briefkasten nicht da; er soll dazu dienen, allgemein interessante Dinge zur Sprache zu bringen, und über Absichten und Anschauungen der Redaction aufzuklären. Hier und da auch zur Nothwehr. F. D. in Basel. Unser Schweizer Leser erhalten schon in einer der nächsten Nummern wieder eine größere Illustration aus ihrem Lande. Ueberhaupt wird das Daheim demnächst mehrere schweizerische Stoffe bringen. Es ist übrigens, offen gestanden, schwer, noch Unbekanntes und Neues aus der Schweiz zu bringen, das Interessante ist beinahe sämmtlich erschöpft. Wir würden unsern schweizerischen Lesern dankbar sein, wenn sie uns auf wünschenswerthe Stoffe aufmerksam machten. — Nicht zu verwenden sind die Einsendungen von F. F. in Ch. — M. L. — Emil in K. — F. St. in D. — J. M. in St. — Dankend abgelehnt. — W. D. in K. Sie scheinen „Europens übertünchte Höflichkeit" entweder nicht zu kennen oder nicht zu lieben. — A. v. W. in G—g. Die „Mittheilungen aus der ärztlichen Praxis" sind keineswegs vergessen. Es warten mehrere Artikel des Abdruckes, und Ihr Wunsch wird also bald erfüllt werden.

Zur gefälligen Beachtung.

Mit dieser Nummer schließt das erste Quartal. Wir ersuchen unsere Leser, ihr Abonnement baldigst erneuern zu wollen und hoffen, sie im neuen Jahre vollzählig wieder begrüßen zu können. Neueintretende Abonnenten sind willkommen und werden außer dem Geheimnisse des Fürstenhauses eine neue, höchst interessante Novelle finden.

Im nächsten Quartal werden außer den alten bewährten Mitarbeitern und Illustratoren neue bedeutende Kräfte zur Geltung kommen, die dem Daheim gewonnen sind. Es soll, denken wir, den steten Fortschritt zeigen, dessen sich unser Blatt befleißigt. Und somit Gott befohlen!

Leipzig, Ende December 1867. Die Redaction.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 4. Januar 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 14.**

Die steinerne Agnes.

Eine Geschichte aus den Bergen von **Heinrich Noë**.

I. Wunderliche Spuren.

Einer jener Saumpfade, welche in das breite Pinzgau hinabführen, zieht sich über einen Berg, der rings von den jähesten Erhebungen der Salzburger Alpen umgeben wird. Auf seinem Rücken erhebt sich eine Herberge, an welcher selten ein Wanderer vorübergeht, denn der überwundene steile Anstieg erheischt eine Auffrischung. Um den Stamm der Buchen, die schon mit ihrem Laubwerk in der grünen Pracht des Maies glänzen, starrt noch klafterhoher Schnee. Während im Thal die Wiesen, von Nelken, Stiefmütterchen und Dotterblumen bedeckt, mit ihrem Farbenspiel den Lenz preisen, schreitet in der Nähe jener Herberge der Fuß über knirschende Krusten, welche der Sonne widerstehen, bis im blauen, dämmernden Thale die Halme schon in Aehren schießen.

Nicht weit von der Herberge steht ein Jägerhaus. Während dort im kleinen Gärtchen die prächtige Kaiserkrone nicht die Größe eines einjährigen Kindes erreicht und die Oleanderstaude in Sommernächten erfriert, ist jenes von blüthenbeladenen Obstbäumen umgeben, welche ein Abhang gegen rauhe Winde schützt. Von diesem Hause, welches dem Süden zugekehrt ist, schaut man weit auf die schlechte Straße hinab, die, ein schmutziggelber Streifen, in ihren zahllosen Windungen manchmal von Wald und Fels unterbrochen erscheint.

Vor diesem Hause ging an einem Maienabend der alte Förster Eschenauer auf und ab, zog in Zwischenräumen mit gewaltiger Backenanstrengung an seiner Pfeife und drehte den Kopf jeden Augenblick nach der Niederung, als ob er dort irgend einen Punkt erspähen wolle.

Der Förster wartete auf seinen Sohn, der in der Stadt studirte und wegen einer leichten Augenkrankheit einige Wochen gezwungener Ferien antreten mußte. Der etwa zwanzigjährige Jüngling war noch nie hier, ja früher nicht einmal im Gebirge gewesen. Denn sein Vater, welcher sonst weit draußen im Flachlande diente, hatte diese Stelle erst seit kaum drei Monaten inne.

Während der Alte ungeduldig vor dem Hause auslugte, stieg der junge Mann schon längst den Berg hinan. Aber seine Reise ging langsam von Statten. Er blieb gar häufig verwundert stehen. Bald war es der Glanz, der in der Abenddämmerung über die hohen beschneiten Gipfel herabfloß, bald die Ueberreste einer Lawine, welche Theile der Straße mit sich in den Abgrund gerissen hatte, bald ein schäumender Wasserfall, dessen Anblick seine Schritte hemmte.

Am meisten aber gerieth er in Erstaunen, als er die Inschrift eines Brettes las, welches an einer Fichte neben dem Pfade festgenagelt war. Er las: „Leichbrett der tugendsamen Jungfrau Agnes" — weiter waren die Schriftzüge des Namens nicht zu unterscheiden — „welche den zehnten April 1860 im Hinterthal verstorben ist. Der Herr gebe ihr die ewige Ruhe!" — Daneben stand eine Tafel, ein rohes Gemälde, welches ein Mädchen darstellte, das von einem Felsen herabstürzt.

Nach den ersten herzlichen Worten der Begrüßung, welche im väterlichen Hause ausgetauscht wurden, machte der junge Mann seiner Bewunderung über die Herrlichkeit der Gegend Luft, in welcher die neue Heimat stand. Auch vergaß er nicht, sich nach der Bedeutung des „Leichbrettes" zu erkundigen. Man antwortete ihm, es sei dies ein Brett, auf welches der Todte bis zu seiner Beerdigung gelegt werde, und welches man später, mit seinem Namen versehen, an Wegen und Fußsteigen ausstelle, um den Vorübergehenden aufzufordern, daß er für die Seelenruhe des Verstorbenen bete. Sein Vater hatte überdies, wie er hinzufügte, das Mädchen gekannt. Es hatte wegen seiner Schönheit im ganzen Thale Verehrer und Neiderinnen gehabt.

Die Familie begab sich frühzeitig zu Bett. Ludwig, der eben angekommene Sohn, konnte lange nicht einschlafen, denn die große Scheibe des Mondes, welche eben über den Fichtenwipfeln der gegenüberstehenden Wand erschienen war, verbreitete eine aufregende Helle in seinem Gemach. Endlich stand er auf, um sich an der Beleuchtung der Thalschlucht zu ergötzen.

Es war nicht die diamantene Pracht der beschneiten Giebel, über welche der Schimmer des Gestirnes lag; es waren nicht die goldenen Blitze, die unablässig aus dem Wasserfall herüberzuckten, die ihn starr vor Erstaunen an seinem Fenster stehen ließen.

Seine Augen hafteten an jener Fichte, welche das Leichenbrett trug. Denn vor ihr bewegte sich etwas, welches in Farbe den zerrissenen Nebeln glich, die von einem Abhang zum andern flogen, durch seine Bewegung aber kundthat, daß es ein Mensch sein mußte, der sich in ein weißes Gewand gehüllt hatte.

Dieser Mensch ging langsamen Schrittes vor dem Leichbrette auf und ab, blieb manchmal stehen, schaute sich neugierig um und setzte sich endlich auf einen der Balken nieder, welche zur Wiederherstellung der von der Lawine zerstörten Strecke Wegs der Fichte gegenüber aufgehäuft lagen.

Ludwig hatte Anwandlungen eines abenteuerlichen Sinns, wie so mancher seiner Altersgenossen. Auch ohne die Erinnerungen, welche, aus der Leihbibliothek der Universitätsstadt aufgesogen, in ihm sich regten, hätte ihn die Versuchung überwältigt, hinabzugehen und sich der Erscheinung zu nähern.

Keiner der zahlreichen Hunde des Försterhauses bellte, als er die Flur betrat. Auch verrieth ihn der Schlüssel der Hausthür nicht, welcher das große Schloß geräuschlos öffnete. Während er den rasigen Abhang hinabschritt, schaute die Gestalt unbeweglich auf das Leichenbrett. Nur die weißen Kalksteine, welche so licht im Mondenschein lagen, wie ein reines Todtenhemd, knirschten unter seiner Sohle.

Die Gestalt richtete sich auf, warf einen Blick auf den herannahenden jungen Menschen und eilte, einen Schrei ausstoßend, thalabwärts davon. Kaum aber war sie einige Klafter weit gesprungen, als ihr Fuß an einem der zerstreut liegenden Balken strauchelte und sie auf die kurzgrasige, schwerbethaute Matte niederstürzte.

Ludwig hatte sie einen Augenblick nach ihrem Fall erreicht, in die Arme gefaßt und schaute in ein blühendes weibliches Gesicht mit Augen, welche im Strahl des Mondes wie heller Bernstein oder Topas flimmerten.

Das Weib, wenn es ein solches war, gab sich nicht gefangen. Es wehrte sich mit Anstrengung und Erfolg. Nach wenigen Minuten war es des Angreifenden Meister geworden und dieser lag, von der Wucht des Sturzes etwas betäubt, zwischen den Hölzern. Die weiße Gestalt stand hoch aufgerichtet mit abwehrender Geberde vor ihm und sprach Drohworte aus, welche ihm in der Mundart der Bergbewohner bedeuteten, daß er kein Glied regen dürfe, ihr nachzueilen, wenn er mit gesundem Leibe nach Hause kommen wolle.

Ehe Ludwig Zeit fand, sich von den Folgen dieser Begegnung zu erholen, war das kräftige Gespenst zwischen den Buchen des nächsten Waldes verschwunden und seine Schritte verhallten im Getöse des Wasserfalls.

Die meisten Leser würden an der Stelle des neugierigen Jünglings es ebenso gemacht haben wie dieser. Er ließ sich auf dem Gebälk nieder, stützte den Kopf auf beide Hände und sann über den Zusammenhang des Abenteuers nach, des bedeutendsten und seltsamsten in seinem ganzen bisherigen Leben.

Sein Nachdenken konnte für verfrüht gelten, denn mitten in seinen Betrachtungen störte ihn der Anblick eines rothen Funkens, welcher vor ihm im Thau erlosch und das Geräusch eines angeschlagenen Stahls.

Er wendete den Kopf um und sah hinter sich einen schlanken, etwa dreißigjährigen Mann in gewöhnlicher Bauerntracht. Dieser wünschte ihm guten Abend und fragte ihn mit freundlicher Stimme, was er so spät noch hier suche.

Ludwig erzählte in kurzen, aber aufgeregten Worten die Geschichte von dem weißen Weibe, welches kurz vorher an der nämlichen Stelle gestanden war. Der Bauer lachte und setzte oft seine frisch angebrannte Pfeife ab, aus welcher sich bläuliche Wölkchen in das Mondlicht hoben. Nach einer Weile sagte er:

„Das ist nichts Neues. Die Leute sagen, wie ich oft gehört habe, daß die steinerne Agnes nachts herunterkommt und im Mondschein spazieren geht. Habt ihr keine Steine rasseln hören? Wenn die vom Berg herabfallen, geht sie oben. Ich selbst habe sie mehr als einmal gesehen und vielleicht ist sie mir noch näher gekommen als Euch," setzte er mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu.

„Wer ist denn das, die steinere Agnes?" fragte Ludwig.

„Ihr seht," antwortete der unbekannte Bauer, „dort den weißen Fleck im Mondlicht; das ist das Wirthshaus. Auf dem Palfen drüber seht Ihr etwas Dunkles; das ist die Rasthütte für die Senndirnen, und der weiße Zinken gerad' über der Rasthütte, den heißen wir den Edelweißlahner."

„Ich sehe die Hütte nicht," entgegnete Ludwig.

„Ist auch nicht nothwendig. Ihr seht doch den Edelweißlahner im Schnee wie einen großen weißen Thurm. Noch weißer aber ist die steinerne Agnes, die dort oben sitzt. Die wird, wie sie's so oft thut, wieder einmal heruntergekommen sein."

Ludwig wollte eben etwas von „Sage" verlauten lassen, zog es aber nach einigem Nachdenken vor, seine Weisheit für sich zu behalten. Er dachte sich wohl, daß sich mit einem Bauern über solche Dinge nicht reden ließ.

„Auf dem Leichenbrette hier," sagte er endlich, „ist ja auch von einer Agnes die Rede?"

„Es wird eben die eine Agnes die andere besucht haben," antwortete der Bauer, indem er lächelnd nach dem Leichenbrett hinüberschaute, und die Zähne glitzerten im halbgeöffneten Munde.

Ludwig wiederholte nun ausführlich die Geschichte seiner Begegnung mit der weißen Gestalt und vermaß sich hoch und theuer, daß er ein wirkliches lebendiges Wesen, ein junges Weib, mit seinen Händen berührt habe. Der Bauer aber blieb ungläubig, ja, er warnte ihn sogar, vor andern Leuten so über das Geschehene zu sprechen. Denn alle würden es ihm verübeln, wenn er die steinerne Agnes, deren Bild auf dem Gebirge eine abschreckende Lehre für alle hoffärtigen Jungfrauen sei, für eine gewöhnliche Bauerndirne erkläre, die nachts an den Straßen herumsitze.

Ludwig vermied es, sich in einen Wortstreit mit dem Gespenstergläubigen einzulassen. Er verabschiedete sich bald und ging nach dem Hause zurück. Unterwegs bereute er es jedoch, den Mann seinerseits nicht gefragt zu haben, wie er daher komme.

Der Student schlief erst gegen Morgen ein, als sich der Himmel über dem östlichen Gebirge schon mit feurigen Wolken zu überziehen anfing. Er hatte die ganze Nacht über die Veranlassung nachgedacht, aus welcher ein Mädchen in so absonderlichem Gewande mitten in der Nacht an jener Stelle des Waldes hin und hergegangen sein mochte.

Beim Frühstück erzählte er seinem Vater, daß er gestern im Heraufgehen von einer steinernen Agnes habe sprechen hören und fragte ihn, was es damit für eine Bewandniß habe. Der alte Förster antwortete ihm, daß drüben zwischen den Felswänden irgendwo ein Block stehe, der, wenn man viele Einbildungskraft zu Hilfe nähme, ungefähr die Gestalt eines unförmlichen Menschen ohne Hände und Füße habe. Dieser längliche Block werde vom Volke so genannt, aus welchem albernen Grunde, das wisse er nicht und habe sich auch noch nie im geringsten darum bekümmert.

* * *

In der nämlichen Viertelstunde, in welcher Vater und Sohn über den Steinblock sprachen, ging der alte Todtengräber auf den kleinen Kirchhof. Dieser lag fast auf der Höhe des Berges, über welchen die Saumstraße führte und diente dazu, die Leichen aufzunehmen, welche aus den vielen auf den umliegenden Bergen verstreuten Höfen, die zusammen eine Gemeinde bildeten, herausgetragen werden.

Der alte Todtengräber trat durch die eiserne Thüre ein, deren rostige Angeln quiekten. Obwohl an die herrliche Fernsicht längst gewöhnt, konnte er sich nicht enthalten, in das Thal hinabzusehen, an dessen höheren Matten die Sonne lag, während die Niederungen noch schwärzlichblau, wie eine Schlehkirsche, heraufschauten. Durch den Regenbogen, welcher über dem Staub des Wasserfalls schwebte, stürzte an manchen Stellen ein schaumiger Quirl. Ueber diesem Felsen, der aus dem Wasser ragte, schien eine blaue, über jenem eine grüne Flamme zu stehen, ein anderer Fels schien zu brennen, je nach dem Standorte, welchen der Greis gegenüber den einzelnen Schwingungen der Erscheinung einnahm. Der ganze Sturz stäubte wie eine große Heerstraße.

„Ja," sagte der alte Mann, sich die Hand vor die Augen haltend, welche der sonnenbeglänzte Schaum zu blenden begann, „so ist das Leben! Wie auch alles glänzt bei den einen, sie müssen mit den anderen, die niemand sieht, hinab und hinunter und so geht's fort, ohne Rast und Ruh!"

So stand er eine Zeit lang da, und der feuchte Morgenwind bewegte die weißen Locken.

Vor einigen Wochen war eines der schönsten Mädchen der Umgegend rasch an einer Krankheit verstorben, welche der herbeigerufene Wundarzt nicht erkannte. Er hatte anfangs gemeint, es leide am

Starrkrampf und wollte mehrere Tage lang nicht die Bewilligung geben, die unbeweglich Daliegende in die Erde zu bringen. Endlich mußte es doch geschehen und man begrub die schöne blonde Broni unter den Klagen vieler Bewohner des Berges. Es war damals — der Aprilschnee lag noch verspätet über die Kuppe des Berges ausgebreitet — nicht die Zeit, das Grab der Jungfrau mit Blumen zu schmücken. Gestern aber, als am ersten schönen Maientage, hatte man einige blühende Gewächse in Töpfen nach der Hütte des Todtengräbers gebracht und ihn durch eine kleine Belohnung aufgemuntert, das Zieren des Grabes vorzunehmen, wie es sich gebührte.

Als er die Blumen um den Grabhügel herum aufgestellt hatte und sich anschickte, mit dem Spaten die Vertiefungen auszuhöhlen, in welche die Scherben gestellt werden sollten, bemerkte er einige Veränderungen in der aufgehäuften Erde. Diese konnten nicht alle durch die Einwirkung des schmelzenden Schnees entstanden sein; daraus ließen sich wohl das kothige Aussehen, sowie einige Gruben und Risse erklären, nicht aber der Anblick des Hügels überhaupt, der wie neu eingestampft und erst vor wenigen Tagen durch eine Anzahl schwerer Tritte geebnet worden zu sein schien.

Bestürzt lehnte sich der alte Mann auf seine Schaufel und schaute nachdenklich den Hügel an, als ob er dessen verschiedenen Unebenheiten das Geheimniß des hier Geschehenen abfragen wollte. In Gedanken verloren, stach er zuletzt mit dem Spaten weiter und weiter hinab. Es wurde ihm deutlicher, daß in dieser Erde gewühlt worden war, seit er sie über dem Sarg der unglücklichen Broni aufgehäuft hatte. Plötzlich kam eine weiße Feder zum Vorschein, ihr Aussehen bewies, daß sie noch lange nicht so viel Zeit unter der Erde lag, als das Mädchen, dessen Namen die Inschrift des Kreuzes nannte. Jetzt stieg eine fieberhafte Röthe in die Wangen des Todtengräbers. Er arbeitete emsiger. Der Spaten stieß an den Deckel des Sarges. Dieser hatte sich etwas gehoben, — der Deckel schloß das hölzerne Bett nicht mehr. Noch einige Stiche — und der Greis sah, daß der Sarg leer war. Es fiel ihm alles ins Gedächtniß, was sich die Leute vom Starrkrampf der schönen Broni erzählt hatten. Doch war er in seinem Amte verständig genug geworden, um an den Märchen von der Auferstehung und Selbstbefreiung Scheintodter zu zweifeln.

Seine nächsten Gedanken galten dem Aberglauben, welcher sich manchmal in diesen Bergen jugendlicher Leichname bemächtigt, um damit Zauberei zu treiben. Es mochte aber sein, wie es wollte, ihm lag die Pflicht ob, den seltsamen Vorfall zur Kenntniß des Vorstehers zu bringen, wenn er gleich erwarten mußte, wegen seiner Nachlässigkeit in Bewachung des Friedhofes zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Der arme Greis ließ die Blumenstöcke, wo sie eben standen, und ging in sein Häuschen, um zu dem bevorstehenden schweren Gange seinen besseren Rock anzuziehen. Er war tief betrübt, denn ein ähnlicher Greuel hatte sich in dem halben Jahrhundert nicht ereignet, während dessen er die Todten des Berges in seinen Garten bettete. Als er seine Wohnung verließ, bildete die welke Gestalt, welcher Thränen über die hohlen Wangen liefen, einen Gegensatz eigener Art zu dem hellen Tag, in welchem die Kirschblüten glänzten, weißer als der Schaum der zu Thal rinnenden Schneebäche, und durch dessen Himmel überall die Stimmen unsichtbarer Lerchen jubelten.

Auf dem Wege begegnete er dem Förster, welcher den schönen Morgen benutzte, um seinem Sohn die nächsten Umgebungen des Hauses zu zeigen und die höchsten Bergspitzen zu nennen, die mit ihrer Schneedecke eben jetzt im Morgenstrahl stetigen Flammen glichen.

Der Greis blieb stehen, nachdem er den Förster ehrerbietig gegrüßt hatte. Dieser war immer freundlich gegen ihn gewesen und so entschloß er sich, ihm, der ohnehin ebenfalls für ein Stück Obrigkeit gehalten wurde, sein Anliegen zu klagen.

„Bitt' unterthänigst um ein gnädiges Gehör, allein mit dem Herrn Förster zu sprechen," sagte der Todtengräber.

„Du brauchst Dich vor dem da nicht zu scheuen; der ist mein Sohn, erst gestern aus der Stadt gekommen."

„Ich muß doch bitten, wenn ich den Herrn Förster allein sprechen dürfte!"

Halb unwillig, halb verwundert bequemte sich dieser, einige Schritte vorauszugehen und hörte nun den, von mancherlei Pausen und jammernden Ausrufen unterbrochenen Bericht über das Verschwinden des Leichnams der Broni von der Wielander Hütte an. Auch besah er die Feder, welche ihm gezeigt wurde und die er, wie der alte Mann selbst, vorläufig als das einzige Mittel erkannte, durch welches die Nachforschung nach dem Uebelthäter eingeleitet werden mußte.

„He da, Herr Jurist, Euer Wohlgeboren machen das nächste Jahr die Staatsprüfung! Wie wär's, wenn Dero Scharfsinn sich an der Lösung dieser praktischen Frage mit betheiligte?" rief der Förster seinem Ludwig zu, welcher rasch herbeikam und die Erzählungen der beiden, von welcher die eine stets die andere unterbrach und wiederholte, anhörte und es dabei für gut fand, eine nachdenkliche Richtermiene anzunehmen.

„Nun, was meinst Du?" sagte der Vater, die weiße Feder hin und her beschauend, als ob sie ein Gegenstand von unvergleichlicher Seltsamkeit wäre. Auch der alte Todtengräber, der noch immer seinen Hut mit beiden Händen demüthig vor den schlotternden Oberschenkeln hielt, heftete seine Augen auf den Mund des jungen Mannes, als ob er hoffte, daß Salomons Urtheil aus ihm hervorgehen würde.

Dieser sagte noch nichts, aber seine Miene nahm, je länger er die beiden Männer anstarrte, einen immer mehr munteren Ausdruck an.

„Wie hat die Broni ausgesehen?" Das war das erste Wort, welches er mit einem Anflug von Heiterkeit hervorbrachte, der sagen sollte: „Ich weiß schon alles, es ist nur, um mit euch zu spielen, daß ich euch noch frage."

„Sie war schlank gewachsen, rothbackig, trug die schönsten blonden Haare —"

„Was für Augen?" unterbrach Ludwig die bereitwillig Antwortenden.

„Die sind eben am schwersten zu beschreiben," entgegnete der Vater. „Ich glaube, die Augen des Dings hatten dieselbe Farbe wie ihr langes Haar."

„Goldgelb waren sie," sagte der Todtengräber. „Meiner Lebtage ist mir ein solches Geschau nur einmal wieder vorgekommen, und das war bei der Agnes des Bodenbauern Tochter, die sich ein paar Tage nachher am Edelweißlahner todt gefallen hat, wo heute noch kein Mensch weiß, warum sie da hinauf gegangen ist. Gerad solche Augen wie die Agnes hat die Broni aus der Wielander Hütten auch gehabt."

„Glaubt Ihr," sagte Ludwig überlegen lächelnd, „daß sich eine Todte, die unter der Erde im Sarg liegt, daß — ich will sagen, eine Scheintodte — sich wieder auf die Welt herauf arbeiten kann?"

„Das ist gar nicht möglich!" antwortete der Todtengräber.

„Nun, dann habt Ihr statt der Broni einen leeren Sarg begraben, denn ich habe die lebendige Broni heute Nacht gesehen — ja ich! Reden habe ich sie gehört!"

Nachdem sich der Student eine geraume Weile an der Verwunderung der Männer geweidet hatte, die ihn ihrerseits zweifelnd anschauten, als ob sie glaubten, er rede irr, begann er ausführlich zu schildern, was er diese Nacht in der Nähe der Fichte erlebt hatte. Schon war er mit seiner Erzählung zu Ende, als er plötzlich, von einem auftauchenden Gedanken gepackt, rief:

„Und gerade eine solche Feder, wie die, hatte der Mann auf seinem Hut, der zuletzt mit mir sprach!"

„Es ist eine Feder," sagte der Förster, „wie sie die Holzknechte tragen."

„Ich glaub' dem jungen Herrn," nahm nun der Todtengräber das Wort, „gewiß alles, was er erzählt. Aber eines lasse ich mir nicht nachreden, und das wäre, daß niemand in dem Sarg gelegen hat, wie wir ihn in die Grube senkten. Ich weiß es noch recht wohl, weil ich mir damals gedacht habe: Schau, die Broni war doch ein recht vollkommenes Weibsbild! denn weniger hat sie auch nicht gewogen, als mancher Mann."

„Dann war eben ein Haufen Steine im Sarg!" sagte der gelehrte Jurist.

„Du hörst doch," entgegnete der Förster, „daß der Todtengräber den Sarg leer gefunden hat, und wer sollte sich denn die Mühe nehmen, ein Grab zu öffnen, um Steine aus dem Sarg zu nehmen?"

„Ich mein' halt so," sagte der Greis nach einigem Nachdenken. „Leer war der Sarg nicht, als wir ihn einsenkten, dafür steh' ich gut.

Es muß also ein Körper darin gewesen sein, denn etwas anderes hätte man nicht wieder aus dem Sarg herausgenommen. Und welchen anderen Körper hätten sie denn hineingelegt, als den der armen Broni, die gestorben war? Und wenn's die Broni war, die drinn gelegen hat, so ist sie auch lebendig nicht wieder herausgekommen und weiß Gott, wer das Weibsbild war, das Ihr heute Nacht dort unten gesehen habt."

„Der Mensch," fuhr Ludwig mit langsamen und bedächtigen Worten fort, bei denen seine Augen bald auf dem Vater bald auf dem Todtengräber ruhten, „der Mensch, der gleich nachher an die Stelle kam, scheint mir in irgend einer Verbindung mit dem Weibe zu stehen, das ich gesehen habe. Auch trug er gerade solche Federn auf dem Hut, wie diejenige, die Du in der Hand hast, Vater."

„Wer von den Burschen hat nicht solche Federn?" wendete der Todtengräber ein.

Der Förster, welcher während der letzten Worte vor sich hin brütete, schloß nun die Voruntersuchung über den Leichenraub mit den Worten: „Wir reden hier alle in den Wind. Der Doctor, der die Broni hat sterben sehen, wird besser wissen, was er sich zu denken hat, wenn er gleich eigentlich nur ein Bader ist. Das Uebrige wird dann nach den Aussagen ihrer Mutter und anderer Zeugen zu entscheiden sein. Du aber, Todtengräber, gehst jetzt Deiner Wege zum Vorsteher. Komm, Ludwig, ich will Dir die Holzklause zeigen!" —

Es ist nicht die Absicht des Erzählers, den beiden dorthin zu folgen, noch das Gespräch wiederzugeben, in welchem sie die Möglichkeiten, welche das Ereigniß des Friedhofes bewirkt haben mochten, zergliederten und wiederholten. Für die Beurtheilung der Begebenheiten ist es wichtiger, sie auf einem Gange zu begleiten, den Vater und Sohn im Laufe des folgenden Tages unternahmen.

Die Sonnenwärme des Frühlings war in diesem Jahre in der regelmäßigen Zeit wiedergekehrt, aber sie hatte nicht vermocht, den Schnee von den höher gelegenen Angern zu lösen, daß, wie sonst, in den letzten Tagen des Mai die Rinder hätten auf die Alpe getrieben werden können. Seit vielen Jahren war nicht so viel Schnee gefallen, als in diesem stürmereichen Winter. Noch immer lag er jetzt, durch die Hitze der Tage und die Kühle der klaren Nächte in eine dünne Eiskruste verwandelt, über denselben Matten, welche in andren Jahren um diese Zeit schon mit frischem Gras und unzähligen Blüten geziert waren.

Diese Unannehmlichkeiten des Weges, welche der Förster zu wiederholten Malen seinem Sohne schilderte, hielten aber diesen nicht ab, dem Vater den ganzen nächsten Vormittag in den Ohren zu liegen, er möge ihn zur Wand am Edelweißlahner führen, wo die weiße Agnes steinern auf dem Berge sitze. Seine Einbildungskraft beschäftigte sich unaufhörlich mit den Bildern, welche in der verhängnißvollen Nacht in ihm angeregt worden waren.

Der Förster gab endlich nach. Um die väterliche Autorität zu wahren, sagte er allerdings, er hätte eigentlich schon lange dort hinaufschauen sollen, um die Verheerung zu schätzen, welche die Stürme der letzten Monate in den Fichtenbeständen angerichtet hatten, oder auch, um nachzuschauen, wie viel Rehe in jenem Revier unter den Schneewehen „eingegangen" sein mochten. In Wirklichkeit aber war er zu der Unternehmung bereit, weil er seinem Ludwig, den er so selten sah, die Bitte nicht abschlagen wollte.

Als sie den Hochwald erreichten, sahen sie manchen gewaltigen Stamm in der Mitte auseinandergeschlitzt, dessen oberer Theil sammt dem Astwerk und der Krone auf dem Boden lag. Die Bäume eines jungen Tannenwaldes, die sich etwa dreißig Fuß über den Boden erhoben, waren an ihren Wipfeln angefressen und benagt. Diese, welche während des Winters in der Höhe von kaum einigen Zollen aus dem Boden geragt hatten, waren die Nahrung des Bergwildes gewesen. Die steinerne Agnes schaute nur mit demjenigen Theile ihres Felsleibes aus dem glitzernden Schnee, welcher für ihren Kopf angesehen wurde. Das Wetter hatte manche kleine Höhlungen in den Kalkstein gewaschen, welchen die Rolle von Augen und Mund zugetheilt war. Am natürlichsten erschien die breite Spalte, welche die geöffneten Lippen andeutete. Sie hatten etwas von jenem Lächeln an sich, welches man den Sphinxen zuschreibt. Es war, als ob der uralte Stein den Neuling auf der Erde, den Menschen verhöhnen wollte.

Ludwig konnte die gespenstisch weiße Farbe der Gestalt nicht herausfinden. Die Ursache davon war, daß der ringsum angehäufte Schnee und das Eisläpplein, welches die Agnes auf ihrem Scheitel trug, das Auge blendeten.

Im übrigen schien sich das Weib, wenn man es länger ansah, zu regen. Die Täuschung rührte davon her, daß es in zitterndem Glanze saß. Denn von dem kleinen See unten wurde der Spiegelschein der Sonne gerade auf sie geworfen und die gelblichen Lichtflächen tanzten und webten um sie her, daß sich das Auge verwirrte.

Der leichte Wind, welcher solches Schwanken des Wassers hervorbrachte, gewann mit einemmal an Kraft. Da rieselte und rauschte es über die Frostkrystalle, wie von der Berührung eines seidenen Gewandes. Es erhob sich eine graue Rauchsäule starrer Eisnadeln, die der Wind vom Abhang ablöste, und schlug sich wirbelnd um das steinerne Gespenst, daß es schier in der Umhüllung verschwand.

Um sich vor der rauhen Wehung zu schützen, trat der alte Förster hinter einen Zacken, der sich jäh in den Abgrund abdachte. Indessen war sie rasch vorübergezogen.

„Da komm her, Student!" sagte er. „Nimm Dich aber in Acht! Sieh, gerade dort unten wurde die Agnes zerschmettert aufgefunden! das arme Ding!"

Ludwig hielt sich an einer Legföhre fest und beugte sich über den Rand der grausigen Tiefe.

„Was hatte denn das Mädchen auf dem beschneiten Abhange um diese Jahreszeit zu thun?" fragte der Student.

„So ganz genau weiß das niemand. Bekannt ist nur, daß sie in dem hölzernen Haus dort drüben, dem höchst gelegenen in unserem ganzen Gebirg, öfter auf Besuch war. Auch an ihrem Todestage soll sie dort zugesprochen haben. Vielleicht hielt sie sich zu lange auf, gerieth bei der Dämmerung in ein Schneegestöber, kam vom rechten Wege ab, und das Unglück war fertig. Aber," unterbrach sich mit einemmal der Förster, „ich irre mich ja! Dort drüben auf dem grauen Geröllhaufen wurde sie gefunden; sie muß also weiter links abgestürzt sein."

„Hat man hier oben nicht nach zurückgelassenen Spuren gesucht?"

„Das wäre unnöthig gewesen!" sagte der Förster. „Man fand ihre Leiche erst zehn Tage später. Sie war schon ziemlich in Verwesung übergegangen. Während dieser Zeit aber hatte der größte Schneefall des ganzen Winters stattgefunden. Da, wo Du jetzt durch die dünne Decke durch mit Deinem Schuh auf den Boden stoßen kannst, lag damals der Schnee höher als zwei Männer."

Indessen wendeten sich die beiden, von stillschweigendem Einverständniß angetrieben, nach der angedeuteten Seite des Abgrundes hin.

Dort harrte ihrer ein unverhoffter Anblick.

Eine etwa zwanzig Fuß hohe Wand, welche sie umkletterten, hatte gerade jene Stelle, an welcher der Sturz erfolgt sein mußte, gegen den gewaltigen Frühlingsschneesturm geschützt. Zwischen dieser und der nächsten Felsmauer lagen noch die alten Wehen des Winters. Und hier bemerkten sie, laut aufschreiend, die Fußspuren eines Menschen, deren Umrisse hart gefroren waren.

Der Förster blieb, ergriffen von einer Ueberraschung, die sich lebhaft in seinen Zügen ausdrückte, plötzlich stehen.

„Hier ist kein Weib gegangen!" sagte er nach langem Stillschweigen mit leiser Stimme, als ob er sich fürchtete, es könnte in der Felswüste ein Lauscher versteckt sein.

Ludwig schaute ihn erschreckt an.

„Weißt Du auch gewiß, Vater, daß sie hier ihr Ende gefunden hat?"

„Da schau hin!" antwortete der Förster erregt, „dort unten auf jenen Trümmern habe ich sie selbst liegen sehen. Sie wird nicht in der Luft seitwärts geflogen sein, wie eine Hexe."

Sie standen nun hart am Abgrund.

„Ha!" rief der Förster, und seine Augen funkelten, „siehe, hier hat ein Weib gestanden, welches nicht auf seinen Füßen hieher gekommen ist!"

Ludwig sah keine Hand breit vom Absturze entfernt neben den tiefen Löchern, welche offenbar von einem der großen eisenbeschlagenen Schuhe hervorgebracht waren, wie sie die Männer im Gebirge tragen, den viel kleineren und schwächeren Eindruck zweier augenscheinlich ungenagelter Sohlen. Etwa eine Klafter weiter zurück bemerkte man die Spur eines Absatzes, von der man mit Gewißheit sagen konnte,



Zwischen Tod und Leben.
Originalzeichnung von H. Jenny.

daß sie nicht von dem männlichen Schuhe herrührte, dessen tiefe Spur ohnehin unmittelbar daneben sich durch dieselbe längliche Höhlung zeigte, wie sie hin und her den ganzen Rand der schützenden Wand entlang zu sehen war.

Beide schauten in tiefer Bestürzung bald sich, bald den schneeigen Boden an.

„Hier ist ein Verbrechen verübt worden!“ sagte der Förster. „Der Mörder hat sein Opfer auf den Händen hiehergetragen. Hier (er zeigte auf die kleine Spur des Absatzes) stieß der herabhängende Fuß des Mädchens zum erstenmal auf den Schnee, und hier (seine Hand wies auf die vollständigen Spuren des kleinen Fußes) wurde sie von ihm hingestellt, eine Secunde, bevor seine Faust sie in die Tiefe stürzte.“

„Es ist nicht anders!“ fuhr er nach einer Weile fort, während welcher er umsonst nach anderen Spuren des kleineren Fußes gesucht hatte. „Sie ist hierher getragen worden und zwar gewiß schon todt oder bis zur Bewußtlosigkeit verwundet. Wäre dem anders, wir müßten sicherlich Anzeichen ihrer Gegenwehr finden. Denn so ganz wie ein todter Hund hätte sich die kräftige Dirne nicht hinabwerfen lassen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die beiden Gemsjäger.

(Zu dem Bilde auf Seite 213.)

Wie oft wird an uns die Frage gerichtet, wenn ein Artikel unsere Leser besonders ergriffen und gefesselt hat: „Ist's wahr? ist's erdichtet?“ — „Wie weit enthält er Wahrheit, wieviel Dichtung?“ Das Bild, das heute in seiner erschütternden Lebenstreue vor dich tritt, lieber Leser, ist ganz und gar ein wahrheitsvolles, stellt eine in der Alpenwelt und unter Sportfreunden wohlbekannte Thatsache dar, ein Jagdabenteuer, das Reithard unter dem Titel: „Die beiden Gemsjäger“ in Balladenform behandelt hat. Zum Theil mit seinen eigenen Worten sei das grause Erlebniß hier erzählt.

Eine der gefährlichsten, aber gleichzeitig anziehendsten Jagden ist die Gemsjagd. Unsere Leser erinnern sich wohl noch des „Graubündener Gemsenkönigs“, von dem wir ihnen früher einmal*) erzählt haben. Wenn gleich kein Colani, der über zweitausend der behenden Bergthiere geschossen, so waren es doch zwei wackere und nicht unberühmte Schützen: Manuel Walcher (von Reithard „Hans“ genannt) und Rudolf Bläsi von Schwanden, die eines Morgens gemeinsam aufbrachen, „der flinken Gemse nachzuspüren.“

Gespräch und Jodelrufe süßen
Den Steig, der sauer sich erklimmt,
Indeß gemach zu ihren Füßen
Das tiefe Thal in Duft verschwimmt.
Doch auf des Tschingels höchster Schräge,
Da stehen sie zum Scheiden still,
Weil jeder heut' auf eignem Wege
Sein Waidmannsheil versuchen will.

In der Hütte von Balzüber wollen sie sich wieder treffen, wenn die Nacht einbricht; dann geht jeder seinen Weg:

Hans dorthin, wo wie Silber funkelnd
Der Hausstock zu den Wolken strebt,
In dessen Schlünden tief und dunkelnd
Der Sernf sein Felsenbett sich gräbt.
Doch von St. Martins Felsenballen
Klimmt Bläsi keck hinan die Wand,
Bis wo der Dons mit Eiskrystallen
Das königliche Haupt umspannt.

Bald hat er eine Gemse erspäht, sein Herz pocht vor Freude, er pürscht sich an, zielt und „hell pfeift das Blei — schnellt auf und fällt.“ Rasch eilt er hin, wo sie gefallen, aber seine Ladung ist wohl zu schwach gewesen — ehe er sie noch erreichen kann, hat sie sich wieder aufgerichtet und ist entflohen. An „unwegsamen Felsenwänden“ strebt sie, sich seinen Blicken zu entziehen, immerfort von Bläsi verfolgt, der — nur seinem Jagdgelüste nachgebend — Weg und Steg nur zu bald verliert.

Jetzt steht vor ihm auf Klafterweite
Hart an des Felsentisches Schluß,
Kaum eine Hand in Läng' und Breite,
Ein Riff, auf das er springen muß.
Er springt — erreicht's — und mit Entsetzen
Erkennt es der verlorne Mann,
Daß er den Fuß nicht fürder setzen,
Nicht wieder rückwärts lenken kann.

Denn vor ihm starrt in schroffer Glätte
Und neben ihm die Felsenwand,
Und unten ist sein Todesbette
In schwarzem Grausen ausgespannt.

So schwebt er einsam und alleine,
Befiehlt die Seele Gott dem Herrn;
Denn keine Menschenhilfe, keine
Kann er sich denken nah und fern.

In dieser entsetzlichen Stellung sieht der Leser den Unglücklichen auf unserem Bilde. Nichts helfen ihm die Steigeisen, die über der Jagdtasche hängen und die, unter die Füße geschnallt, ihn sonst so oft über Eis und Gletscher sicher hinweggeführt haben, nichts die von Nägeln strotzenden, ungeheuren Schuhe, nichts das stattliche Gewehr, dessen Band er noch umklammert hält — wie festgeheftet steht er da, muß er dastehen, krampfhaft stützt er sich auf seine nervigten Hände und fest steht er auf den kräftigen Füßen — in seinem Gesicht prägt sich ein energischer Wille, Gefaßtheit und doch ein ängstigendes Todesbangen aus.

Die Sonne sengt mit heißen Strahlen
Jetzt in die grause Schlucht hinein:
Sie bringt ihm hundert neue Qualen,
Doch nirgends einen Hoffnungsschein.

Auch sein Rufen ist ganz vergeblich. Ein Gedanke tröstet ihn in seiner Noth:

„Ich weiß, daß, wenn ich ausgeblieben,
Mein treuer Hans von Schlucht zu Schlucht,
Und endlich auch, von Gott getrieben,
Mich hier an diesen Wänden sucht!“

Aber — o Grausen! — wird er, kann er den Abend erleben und die Nacht überleben, die lange, gräßlich lange Nacht in dieser Stellung, in dieser Einöde?

Indessen sinkt die Sonne tiefer;
Noch glüht, in Höhenrauch gemischt,
Ihr Gold an Freibergs grauem Schiefer,
Zuletzt am Tödi und erlischt.

Da ziehen dunkle, unheilvolle Wolken über den eben noch rothglühenden Himmel — eine schwüle, bange Stille herrscht in der Atmosphäre, und endlich naht sich ein Hochgewitter —

Der Gletscher dröhnt, die Schlüchte krachen,
Und jeder Sturm wird fessellos!

Verzweiflung packt die Seele des braven Waidmanns:

„Herr, Du bist schwer in Deinem Zorne
Und Dein Gericht ist schauerlich,
Gibt's denn in Deinem Gnadenborne
Kein Tröpflein Vaterhuld für mich?“

Die bange Frage bleibt nicht unbeantwortet. Allgemach „verrauscht das Wetter. Die Wolken fliehen! Der dunkeln Bläue entstrahlt der Sterne mildes Licht.“ Ein Trost ist das ihm wohl, eine augenblickliche Erleichterung, aber — Rettung, Hilfe bringt es ihm nicht.

Und so vergeht Stunde um Stunde der endlos scheinenden, entsetzlichen Nacht — bald zweifelnd, bald hoffend, bald zu Gott emporblickend, bald seines armen Weibes und Kindes gedenkend, hält er aus in der unverrückbaren Stellung bis der Morgen wieder graut und der neue Tag anbricht. Da ruft er:

„Und mocht' ich es bis jetzt bestehen,
Ertrag' ich's wohl auch länger noch.
Gewiß erhört der Herr mein Flehen,
Und endlich findet Hans mich doch!“

*) Jahrgang I. S. 752.

Doch die Sonne steigt höher und — kein Hans ist zu vernehmen; aber seine Qual wächst mit ihrer Glut, die ihn bald erreicht. Es weichen seine Kräfte mehr und mehr —

„Der Odem wird ihm heiß und schwer:
„Jetzt ist es aus!" spricht er ergeben,
„O Herr, mein Gott, ich kann nicht mehr!"

Da in der äußersten Noth naht die Hilfe. Unser Bild zeigt sie uns tröstend, beruhigend auf dem höheren Felsen — im Begriff zu wanken hört er über sich: „Bläsi! Bläsi!" rufen und mit den matten Blicken emporschauend, gewahrt er den herbeigesehnten, treuen Freund, wie ein Traumbild, das ihn entzückt:

„Hans! Hans! Du bist's, Gottlob, du Treuer,
Wie sehnlich hab' ich dein begehrt!
Doch eile, Freund, die Zeit ist theuer,
Ich fühle jede Kraft verzehrt."

Und zur Antwort erschallt's von oben:

„Da bin ich schon! Sei nur gelassen:
Du stehst in Gottes treuer Hut!
Vermagst du wohl dies Tau zu fassen?
Schling's um den Leib und schürz es gut!"

Es gelingt — mit zitternder Hand vollendet er das von ihm Begehrte und überläßt sich dann seinem weiterem Schicksal kraftlos, willenlos —

Schon siehst du mählich ihn erhöhen —
Schon schwebt er mitten an der Wand —
Schon naht er dem ersehnten Ziele —
Er hat's erreicht! In Wonn und Schmerz,
Voll unaussprechlicher Gefühle
Sinkt er dem Treuen an das Herz.

Wer wird sich verwundern, daß die Schreckensnacht ihm das Haar gebleicht, daß — als er in den Armen des Freundes allmählich sich erholt, er ihm sein Gewehr geschenkt und versichert, er werde — nimmer mehr jagen; wer aber, der die menschliche Natur überhaupt und die Jägernatur insbesondere kennt, wird auch überrascht sein, wenn er hört, daß Bläsi, als er sich wieder durch Speise und Trank gestärkt, und . . . ein Gemsbock in Schußlinie erschien, ausrief:

„Hör, Hans, die Gemse muß ich fällen!
Gib schnell die Büchse mir zurück!"

Studien aus den Berliner Gerichtssälen.*)

III. Deputation für Wechselsachen.

Es sind Gerichtsferien. Bis auf eine kleine, unentbehrliche Schar hat die Gerechtigkeit ihre Diener entlassen. In der beruhigenden Stille des Landlebens athmen sie auf von dem Lärm des Amtes, in den verjüngenden Fluten der Nordsee unterbrechen sie die Verjährung, mit welcher ein stockendes Alter sein Anrecht auf sie geltend zu machen begonnen, oder sie steigen hinauf zu den Gebirgen Deutschlands und der Schweiz, wo die reine Bergluft bald die letzten Gedanken an die peinlichen, kleinlichen Händel anderer Leute aus ihrem Sinn verweht.

Die weiten Räume des Stadtgerichts schweigen von dem alltäglichen Getöse und die Corridore widerhallen laut die Tritte der spärlich hindurcheilenden Menschen. Alle Streitigkeiten, die irgend Aufschub ertragen, sind vertagt. Nur die dringendsten Geschäfte werden erledigt.

Zu den nie rastenden Werkstätten der Themis gehört das jedem Berliner Geschäftsmann wohlbekannte Zimmer 42 im Mittelgeschoß, in welchem eine Deputation von drei Richtern die Wechselprocesse der Hauptstadt entscheidet. Der Weltverkehr ist außer Stande, die Gerichtsferien mitzumachen, und sein Papiergeld, der Wechsel, läßt sich ebensowenig wie das Geld der gewöhnlichen Menschen auf sechs Wochen außer Curs setzen. So gewahren wir denn hier alles in der Vorbereitung zu vollster Thätigkeit. Einige 40 Processe sollen im Laufe des Vormittags ihre Erledigung finden. Auf dem erhöhten Raum hinter den Schranken, an den beiden Enden des halbkreisförmigen, grünbehangenen Tisches sitzen zwei Gerichtsschreiber, welche die Protokolle der heutigen Sitzung vorbereiten. Dagegen sind die drei Plätze der Richter leer. Die Terminstunde ist noch nicht da, aber durch die hin und wieder von den hindurchgehenden Bureaubeamten geöffnete Thür hören wir die Stimmen des Collegiums, das vorläufig noch in unjuristischer Privatunterhaltung begriffen ist.

„Also das schöne Fräulein Lazarus hat sich wirklich verlobt? Und wer ist denn der Glückliche, der die zweimalhunderttausend heimrollt?" fragt der Vorsitzende. „Den Namen habe ich vergessen. Reiche Hamburger Firma! Sie wissen: Gleich und gleich — aber was ist Ihnen denn, Herr College? Sie sind ja ganz blaß geworden und zittern!"

„O nichts, durchaus nichts. Ich werde mein Fieber immer noch nicht los. Die Hitze ist mir unerträglich und schüttelt mich mitunter förmlich. Es ist aber schon vorüber." So antwortet dem freundlichen älteren Herrn ein jüngerer, auffallend schöner junger Mann und fährt mit der Hand durch sein langes, dunkelblondes Haar.

„Das ist denn ja äußerst lobenswerth, daß Sie sich keinen Urlaub geben lassen und uns hier treu geblieben sind."

„Man muß sich nicht besser machen, als man ist," lächelt trüb der Jüngere. „Noch heut komm' ich um Urlaub ein; ich ertrag' es hier nicht länger, ich muß reisen, weit, weit hinweg!"

„Es wird Ihnen gut thun. Sie sind gar nicht mehr der Alte, gar nicht mehr so munter, wie früher. Ja, ja, reisen Sie nur." Und damit legt der alte Stadtgerichtsrath seine Cigarre in die Fensternische und folgt seinem vorangangenen Collegen ins Sitzungszimmer.

Ein Stadtgerichtsrath, liebe Leserin, ist im gewöhnlichen Leben ein Mensch, wie andere auch; in seinem Amtslokal aber hat er für manche Dinge kein Auge. Was Sie längst wissen, die unglückliche Liebe des Assessors Apel mit den tiefblauen, schwärmerischen Augen zu dem schönen Fräulein Lazarus, ist den beiden älteren Herren vollständig entgangen. Sie haben keine Ahnung davon, welch ein vernichtender Donnerschlag ihre Neuigkeit für die Hoffnung ihres jüngeren Collegen war, der ihnen schwankenden Schrittes gefolgt ist. Solches Benehmen der Hitze zuzuschreiben! Es ist wahr, die Morgensonne sendet eine fast versengende Glut durch die hohen Fenster des Gerichtssaales, und die zahlreich versammelten Herren trocknen fleißig die Schweißtropfen von ihren Gesichtern; aber blaß werden sie nicht, und ein Zittern ist auch an keinem unter ihnen zu bemerken. Im Gegentheil, von der Aufregung, die manchen ihrer Clienten heute wohl beherrschen mag, scheint auf die bevollmächtigten Rechtsanwalte nicht das Geringste sich übertragen zu haben. Meist in hellen Sommerkleidern, sitzen sie in nachlässiger Stellung auf den bequemen Rohrbänken, die in ausreichender Anzahl einen Theil des Saales einnehmen, und starren auf die vor ihnen liegenden Aktendeckel oder in die dürftigen Neuigkeiten des längst durchflogenen Zeitungsblattes oder flüstern einander halblaut eine witzige Bemerkung zu. Merkwürdig, am lebhaftesten sind noch die älteren Herren, die es nicht lange auf ihren Plätzen duldet, und die mit ihren knarrenden Stiefeln so leise wie möglich auftretend ab- und zugehen. Die Rechtsbeistände der Parteien sitzen sämmtlich auf den zahlreichen Bänken zur Rechten, an den Fenstern. Die Linke ist nur schwach vertreten. Eine einzige hölzerne Bank dient dort einem guten halben Dutzend von Männern zum Ruhesitz, welche mit gespannter Aufmerksamkeit den Verhandlungen lauschen. Sie haben wohl nur zum kleinen Theil selbst Processe zu führen. Die meisten sind lediglich hier, um zu lernen, um ihre Kenntnisse des Wechselrechts zu erweitern und fürs Leben zu verwerthen.

„Wir können wohl anfangen, meine Herren," meint der Vorsitzende.

Aus dem eingezäunten Raum in der hinteren Ecke des Zimmers, hinter den Rechtsanwälten, schreitet der Gerichtsbote mit Würde an die Thür und ruft mit lauter Stimme die erste Sache auf. An dem Tische des Boten hat schon lange ein lebhafter Verkehr stattgefunden. Die Rechtsanwalte und deren Vertreter sehen in der dort ausliegenden Proceßliste nach, wie viele Sachen noch vor der ihrigen abgemacht

*) Siehe Jahrgang III. Seite 425. 620.

werden müssen und notiren zugleich ihre Namen in der Liste, damit der Bote sie für den Fall ihrer augenblicklichen Abwesenheit rechtzeitig herbeiruft.

Die aufgerufenen Parteien treten auf die erhöhte Stufe vor der Barriere, wo für sie zwei kleine Pulte angebracht sind.

Assessor Axel gibt mit ein paar Worten den Inhalt der Klage wieder.

„Haben Sie diesen Wechsel über tausend Thaler unterschrieben?" fragt der Vorsitzende und reicht Herrn Unger, dem Verklagten, die Akten herüber.

„Wie können der Herr Präsident das nur glauben? Ich habe in meinem ganzen Leben niemals einen Wechsel unterschrieben."

„Sehen Sie sich die Unterschrift genau an. Sie müssen schwören, daß die Unterschrift nicht von Ihnen herrührt!"

Herr Unger betrachtet das Papier mit immer wachsendem Erstaunen. „Meine Herren," sagt er schließlich, „die Unterschrift sieht der meinigen so ähnlich, daß ich schwören möchte, ich habe das wirklich geschrieben."

„Das würden wir Ihnen auch ohne Eid glauben," bemerkte lächelnd der Vorsitzende.

„Nein, Herr Präsident, so war es nicht gemeint. Der Wechsel kann von mir nicht herrühren. Ich habe nie mit Wechseln zu thun gehabt. Die Wechselschrift selbst rührt auch entschieden nicht von meiner Hand her."

Herr Unger macht einen so ehrlichen Eindruck, daß man seinen Worten unwillkürlich Glauben schenkt. Alle Anwesenden drängen sich heran, um das merkwürdige Schriftstück zu betrachten und sich ein Urtheil über dessen Entstehung zu bilden.

„Es wäre denkbar," meint ein junger eleganter Rechtsanwalt, dessen gescheidtes, mit einem Klemmer bewaffnetes Gesicht den Wechsel aufmerksam gemustert, „es wäre denkbar, daß diese Unterschrift ursprünglich unter einer andern Schrift gestanden hat, welche darüber abgeschnitten ist. Sehen Sie, hier oben sind Spuren, und zwar ziemlich deutliche Spuren einer Scheere; und wer schreibt denn sonst einen Wechsel auf einen so ungemein schmalen Streifen Papier. Haben Sie vielleicht unter Ihren Correspondenten jemand, dem Sie nicht völlig trauen? Es ist möglich, daß die Unterschrift eines Briefes in dieser Weise mißbraucht ist."

Die Ansicht findet allgemein Anklang, und Herr Unger, dessen Verdacht sich bereits auf eine bestimmte Fährte gewendet zu haben scheint, ist froh, die Sache aufgeklärt und sich von der Beschuldigung der Wechselausstellung gereinigt zu sehen.

„Ich bedaure," nimmt der Vertreter des Klägers das Wort, „daß ich meinerseits nichts thun kann, die Recherchen des Herrn Verklagten zu unterstützen. Mein Client hat, wie ich zufällig weiß, den Wechsel von der königlichen Bank gekauft, und diese wird schwerlich im Stande sein, den vorigen Inhaber der Urkunde anzugeben. Denn wenn der hier ausgesprochene Verdacht richtig ist, so werden auch wohl die Namen der Giranten erdichtet sein. Es thut mir leid, Herr Unger, daß gerade meine Hand ausersehen ist, die Frucht dieses Bubenstückes zu pflücken, und daß ich meinem Mandanten nicht zu dem Seinigen verhelfen kann, ohne Sie um tausend Thaler ärmer zu machen."

„Wie? was? Ich brauche unter diesen Umständen doch nicht zu bezahlen?"

„Wenn Sie den Eid nicht leisten können," antwortet der Präsident und zuckt bedauernd die Achseln.

„Das ist ja unerhört! Meinen Namenszug muß ich allerdings anerkennen. Ich habe jetzt meine ganz bestimmte Vermuthung, die —"

„Die Sie gut thun werden, der königlichen Staatsanwaltschaft mitzutheilen; hier aber bleibt Ihnen nichts übrig, als zu bezahlen. Wenn Sie diese Pflicht nicht freiwillig übernehmen? —"

„Unter keinen Umständen —"

„So wird erkannt und eröffnet, daß Verklagter schuldig, dem Kläger sofort bei Vermeidung der Execution die Wechselsumme nebst Zinsen und Kosten zu zahlen."

Einige Rechtsanwalte umgeben den armen Herrn Unger und setzen ihm das Gesetzliche des Verfahrens auseinander. Der junge Advokat mit dem Klemmer, der bei der letzten Frage des Vorsitzenden Herrn Unger vergeblich ermahnend zugenickt hat, um ihm die Kosten des Erkenntnisses zu sparen, gewinnt auch jetzt sein Zutrauen und wird nach einer kurzen, leise geführten Unterhaltung mit der Anzeige an den Staatsanwalt betraut.

Während dessen sind bereits mehrere Sachen verhandelt. Es geschieht das in der Regel in unglaublich kurzer Zeit.

„Der Verklagte ist nicht erschienen," meldet der Bote.

„Er ist gehörig vorgeladen," constatirt der Vorsitzende.

„Ich stelle Contumazialanträge," sagt der Vertreter der klagenden Partei.

„Denen stattgegeben wird," fügt der Präsident hinzu, und die Sache ist erledigt. Bei den meisten Wechselprocessen läßt sich nun einmal nichts bestreiten. Daher erscheinen die Verklagten gar nicht, sondern lassen in ihrer Abwesenheit das Unvermeidliche über sich ergehen. Nur dadurch wird es möglich, eine so große Anzahl von Processen in einem Vormittage zu erledigen. Der Kläger muß aber erscheinen, sonst werden die Akten ohne weiteres weggelegt.

„Gundermann wider Nicolaus, weder Kläger noch Beklagter haben sich gemeldet," zeigt so eben der Bote an.

„Kläger ist durch Justizrath Wachsstock vertreten," bemerkt Axel, in den Akten blätternd.

„Wachsstock? Der kommt nicht, wenn er nicht muß," lacht der Vorsitzende. „Hat keiner der anwesenden Herren Vollmacht?"

So eben ist ein kleines, gebücktes Männchen mit schäbigem grauen Rock athemlos hereingestürzt und hält den Advokaten ein paar Aktenstücke entgegen. Der erste, an den er sich wendet, ein junger Referendar, der in sichtbarer Aufregung seine eigenen Akten studiert, schüttelt ärgerlich den Kopf. Der Nächste dagegen greift zu, springt auf und antwortet dem Vorsitzenden noch rechtzeitig:

„Ja wohl; ich erscheine für Herrn Justizrath Wachsstock, notarischer Stellvertreter des Rechtsanwalt Müller. Ich bitte den Verklagten zu verurtheilen." Und mit einer graciösen Verbeugung beendet er das wichtige Geschäft der Vertretung des berühmten Juristen, nicht ohne Erfolg, denn die Verurtheilung wird in der That ausgesprochen. Den kleinen, grauen Mann aber kennt jeder, der mehr als einmal die Räume des Stadtgerichts betreten. Neumann ist das Faktotum der Rechtsanwalte der Residenz. Er vermittelt ihre Aufträge an einander und besorgt namentlich auch den Abwesenden, welche ihre Vollmachtsblanquette übersenden, die nöthigen Stellvertreter. Wenn es die Lasten seines Amtes gestatten, ruht er zufrieden auf der Bank des großen Corridors und erwartet hier weitere Befehle seiner vielköpfigen Herrschaft.

Proceß auf Proceß wird erledigt. Fortwährend erschallt der laute Namensaufruf auf dem kühlen Corridor, in den ein Theil des Publikums, der Hitze zu entgehen, sich zurückgezogen. Mitunter treten auch zwei Rechtsgelehrte an die Pulte und erörtern in lebhafter, schlagfertiger Rede und Gegenrede subtile Rechtsfragen, deren Verschweigen die schöne Leserin mir sicherlich danken wird. Auch der eifrige Aktenleser, der vorhin die Vertretung des Herrn Wachsstock so indignirt zurückwies, ist bei Aufruf seines Clienten wie elektrisirt in die Höhe gesprungen und hat mit Hast das Wort ergriffen:

„Auf den ersten Blick allerdings erscheinen die drei Einreden, welche der Klage entgegengesetzt werden, durchzugreifen; in Wahrheit aber —"

„Lassen Sie uns erst einen Moment zu Wort kommen, Herr College," bemerkt lächelnd der Vorsitzende, „die Sache muß ja erst vorgetragen werden."

Der junge Herr wird sehr roth unter dem schadenfrohen Lächeln seiner Fachgenossen, und dies Lächeln wird zu einem lauten Lachen, als er hinterher genau mit denselben hastigen Worten seinen Vortrag beginnt. Aber er ist gut vorbereitet, spricht geläufig und klar und erzwingt sich bald allgemeine Aufmerksamkeit. Nachdem er geendet, ist das Collegium nicht im Stande, sich über die drei Einwendungen sofort schlüssig zu machen, sondern zieht sich zur Berathung in das Nebenzimmer zurück. Beglückwünschend umringt man den jungen Redner, der sehr aufgeregt ist und sehr unbefangen thut, man stimmt seiner Ansicht bei oder bestreitet sie, bis ein lustiger Herr bemerkt, das Hauptverdienst des Plaidoyers sei doch, daß die veranlaßte Berathung des Collegii erwünschte Zeit zu einem kleinen Frühschoppen gewähre. Auch den Richtern scheint der Fall an sich zu trocken zu sein, denn bald sieht man eine junge Dame durch den Saal ins Berathungszimmer gehen, mit einem jener riesigen, zu einem Drittel mit einer gelben Flüssigkeit, zu einem Drittel mit Schaum, zu einem Drittel mit gar nichts gefüllten Gläser, welche Berlin schon lange,

ehe es Weltstadt wurde, ein gewisses Renommée verschafften. Bei der großen Hitze ist ein so unschuldiges Frühstück wohl nachzusehen.

Mit erneuter Frische beginnen die Verhandlungen, nachdem die drei Einreden in der That verworfen sind. Ein Advokat nach dem andern klappt seine Akten zusammen und verläßt den Saal, und je mehr sich dieser leert, desto mehr scheinen die Richter aufzuleben. Nur der arme Axel läßt alles theilnahmlos an sich vorübergehen. Er ist eifrig mit Schreiben beschäftigt und gibt nur hin und wieder durch Kopfnicken seine zustimmende Meinung kund.

Plötzlich fährt er erschrecken auf. „Artemberg wider Lazarus", hat der Bote so eben gerufen. Er glaubt nicht recht gehört zu haben. Aber wahrhaftig, da steht der junge Lazarus schon, mit seinem sorgfältig gepflegten Backenbart, mit seiner großen blauen Cravatte, und mit dem herablassenden Lächeln, das Axel so oft zur Verzweiflung gebracht, da steht leibhaftig vor Gericht der Bruder seiner angebeteten Therese, die ihm nun auf ewig entrissen ist.

„Was! Sie verklagt, Herr Lazarus?" fragt der Vorsitzende, „und in einer Wechselsache? Da liegt wohl ein Irrthum zu Grunde?"

„Kein Irrthum, sondern eine kleinliche Rache des Herrn Artemberg," antwortet der junge Lazarus mit einer leichten Verbeugung gegen Axel, welche dieser erröthend erwidert. „Die Sache ist einfach die, daß uns der Wechsel, wie ich beschwören kann, bis jetzt noch gar nicht zur Zahlung vorgelegt ist. Wahrscheinlich hat man darauf gerechnet, daß wir es nicht der Mühe werth halten würden, der unbedeutenden Kosten wegen vor Gericht zu erscheinen. Man hat uns damit in den Ruf schlechter Zahler bringen wollen."

„Artemberg ist ja der Name des glücklichen Bräutigams, auf den ich mich vorhin nicht besinnen konnte," flüstert der alte Rath seinem vorsitzenden Collegen zu. „Das Gerücht scheint denn doch sehr verfrüht gewesen zu sein."

Herr Lazarus hat die Bemerkung gehört und setzt daher halblaut hinzu: „Ich glaube in der That, daß der Kläger den Vater eine Erklärung der Tochter hat entgelten lassen wollen. Seine Handlungsweise zeigt, wie sehr ihm recht geschehen ist."

Sehr ruhig nimmt hier der Vertreter des Klägers das Wort: „Indem ich meinem Mandanten hinsichtlich der Bemerkungen des Herrn Verklagten auf alle Fälle das Recht zur Injurienklage vorbehalte, verzichte ich für jetzt auf die Beeidigung und bitte um Aussetzung des Processes, bis ich mir weitere Instructionen eingeholt haben werde."

„Sie haben wohl nichts dagegen?" fragt der Präsident verbindlich. — Herr Lazarus macht eine tadellose Verbeugung.

„So schließe ich die Sitzung."

Eilig verlassen die Parteien und die allein noch anwesende Linke den Saal. Die Richter erheben sich und schicken sich gleichfalls zum Fortgehen an.

„Also bei der nächsten Sitzung werden wir Sie vielleicht schon entbehren müssen, Herr College?" fragt theilnehmend der alte, graue Rath.

Axel sieht ihn verwundert an. „Ach so," lacht er dann, „nun, Herr Rath, ich will mir die Sache doch noch sehr überlegen. Augenblicklich fühle ich mich sehr wohl." Und damit stürmt er hinaus. Der alte Herr sieht ihm kopfschüttelnd nach: „Tüchtiger Arbeiter. Muthet sich aber zu viel zu. Freilich, ich fühle mich auch nach einer ordentlichen Sitzung wohler und angeregt, aber der eine Tag kann ihn doch unmöglich ganz curirt haben!"

Ob Axel wohl glücklicher sein wird, als sein Nebenbuhler? Mit Sicherheit, liebe Leserin, weiß er es wohl selbst noch nicht. Aber seine frohe Laune berechtigt uns zu den besten Erwartungen.

Amsterdamer Straßenbilder.



Jan der Kruiser.

Das Geheimniß des Fürstenhauses.

Novelle von Georg Hiltl.

II. Abtheilung. Die Gräfin von Wartenberg.

(Fortsetzung.)

Der Sohn des Scharfrichters.

Nach Einstellung des Feuers war das erste Geschäft der auf dem Kampfplatze Stehengebliebenen, die Todten und Verwundeten aus der vom Rauche der Pulvergeschwärzten und mit Trümmern bedeckten Lunette fortzuschaffen. Oelven, den sein Dienst in die vordersten Reihen der Stürmenden geführt hatte, war stark im Gefecht ge-

wesen. Sein Sponton und abwechselnd das Seitengewehr brauchend, hatte er sich wacker herumgeschlagen; jetzt, nach dem Toben des Kampfes, blieb er in der Lunette und betrieb eifrig die Herausschaffung der Blessirten.

Da lagen so manche wackere und rüstige Burschen, von der mordenden Waffe zerhauen oder von den Kugeln durchbohrt, wimmernd auf dem blutgetränkten Boden. Die Leute von der Besatzung bestanden aus den Vertretern verschiedener Nationalitäten. Die Zusammensetzung der französischen Armee war um jene Zeit eine sehr bunte, hatte doch selbst das protestantische Holland ein reichliches Contingent gestellt, und sogar aus dem Elsaß, vom Rhein her, waren Leute zu den Fahnen der französischen Führer geeilt.

Delven betrachtete beim Scheine der Fackeln, welche den engen Raum erleuchteten, die bleichen Züge der Gefallenen, in verschiedenen Sprachen rief man um Hilfe, und gar schauerlich hallten die Klagen durch das Getümmel, welches in den Schanzen auf- und niederwogte. Delven schritt mit seinen Leuten dem Ausgange zu. Dicht hinter den Pallisaden lag eine Gruppe Gefallener — eben wollte der Sergeant in den trockenen Graben hinabsteigen, der sich vor den Pallisaden entlang zog, als er kläglich in deutscher Sprache um Hilfe wimmern hörte. Der Sergeant blieb stehen.

„Noch einmal — gebt einen Laut von Euch!" — „Hier — rechts von Euch!" tönte es matt; „helft einem Unglücklichen."

Delven sah scharf in das Dunkel und bemerkte bald eine schwache Bewegung unter den stumm und starr am Boden liegenden Leichen, eine Hand hob sich empor. „Hieher die Laterne!" kommandirte Delven.

Der mit der Leuchte versehene Soldat trat hinzu; von schwerem Hiebe getroffen lag ein Verwundeter mit dem Kopfe gegen die Palisaden gelehnt, im Blute schwimmend vor den brandenburgischen Soldaten. Delven ließ ihn emporheben, man schaffte ihn mit einiger Mühe durch die Palisaden, aber schon nach den ersten Versuchen, in den Graben zu kommen, erklärte der Verwundete, der Schmerz sei zu heftig, den er beim Tragen empfinde, er bitte, ihn niederzulegen.

Delven betrachtete aufmerksam das schöne, bleiche Antlitz des Mannes. Schwarze Haare fielen in leichten Ringellocken bis auf die Schultern, den kleinen Mund bedeckte ein dunkles Bärtchen, die feine und doch kräftige Gestalt zuckte vor Schmerz, den eine tiefe Armwunde erzeugte. Ein unerklärliches Gefühl ergriff den Sergeanten, er hatte während des heutigen Tages genug Leidende gesehen, aber keiner hatte sein Interesse so lebhaft erweckt, als dieser. Während er noch überlegte, was mit dem Manne anzufangen sei, nahte sich der Trupp, an dessen Spitze der Regimentsfeldscheer Kuhn, ein finsterer, barscher, aber sonst wackerer Mann, schritt.

„Herr Feldscheer!" rief Delven, „hier ist einer, dem es schlecht geht, nehmt Euch des Burschen an — er vermag nicht weiter gebracht zu werden — verbindet ihn hier — wir wollen leuchten."

„Nichts da!" sagte Kuhn rauh, „alles nach hinten — Freund und Feind. Da, wo die Lichter brennen, hin mit ihm."

Er rief sogleich zwei seiner Leute, welche eine Bahre trugen, trotz seines Stöhnens ward der Verwundete auf dieselbe gelegt und unter erheblichen Stößen und Schwankungen in den Graben, von da aus auf den Weg gebracht — wobei Delven dicht an seiner Seite blieb. Vor dem Verbandplatze angekommen, hatte eine Ohnmacht die Sinne des Blutenden umnebelt und der Sergeant vermochte nichts weiter als ihn, wenn er noch einmal ins Leben zurückkehren sollte, der Obhut seiner Soldaten zu empfehlen, denn eben riefen die Hörner wieder zum Sammeln.

Als Delven nach einer halben Stunde zurückkehrte, fand er seinen Schützling, in eine Pferdedecke gehüllt, vor dem Feuer sitzen, man hatte ihm einen Block hingeschoben, gegen den er sich lehnte, der verwundete Arm war verbunden, aber bei der höchst einfachen und — nach den Einrichtungen jener Zeit — mangelhaften Anstalten für Unterbringung der Verwundeten konnte er nicht in die Häuser befördert werden, welche die Hilfsbedürftigen aufnahmen — die Mittel zum Transport reichten nicht aus. Als der Verwundete Delven erblickte, lächelte er freudig.

„Es ist mir so," sagte er mit matter Stimme, „als hätt' ich Euch schon einmal gesehen."

„Vielleicht, Freund," erwiderte Delven, sich zu ihm niederbeugend. „Wie steht es?"

„Schlecht! die Wunde ist schwer — mein Athem heiß, meine Augen sind oft minutenlang verschleiert — alles böse Zeichen. Ich bin froh, daß Ihr hier seid, wenn's zum Schlimmsten kommt, so bitt' ich Euch, verlaßt mich nicht."

„Wie meint Ihr, daß es zum Schlimmsten komme?"

„Hm — ich will nicht ganz verzagen, aber es ist ein schweres Loch da im Arme — ich bin ein wenig Arzt."

Delven hatte neben ihm Platz genommen.

„Woher seid Ihr?" fragte der Verwundete.

„Ein Berliner Kind."

Die Züge des Getroffenen verfinsterten sich einen Augenblick, dann suchte seine gesunde Hand den Arm Delvens zu erfassen.

„Ich — möchte Euch gern etwas vertrauen!" flüsterte er. „Beantwortet mir eine Frage! Kennt Ihr in der kurfürstlichen Residenz ein Weib — ein schönes Weib, das an den ersten Diener des Kurfürsten verheirathet ist und in hoher Gunst stehen soll?"

Der Sergeant schnellte sich mit seinem Oberkörper empor und heftete glühende, fragende Blicke auf den Verwundeten.

„Es kann keine andere als die Frau Oberkammerdienerin Biedekap sein," sagte er lauernd.

„Diese ist es — diese," rief der Mann. „Nicht wahr? ein schönes Weib — aber treulos. Sie hat sich einst mir verlobt, — ich erzähle Euch mit kurzen Worten eine traurige Geschichte — sie hat einst versprochen, auf ewig mir anzugehören; ich gab um jenes Weibes willen die Heimat auf, ich — oh — Freund, wenn es zum Sterben gehen sollte, so nehmt aus dem Futter meines Wamses — hier an dieser Stelle ein Päckchen hervor, das sind Briefe und Betheuerungen, die sie mir schrieb und verhieß, bringt es ihr und sagt, daß ich um ihretwillen gestorben. Ich hörte im fernen Lande, daß sie ihren Schwur gebrochen, und als ich zurückkam in mein väterlich Haus, war es meine alte Mutter, die mir die schreckliche Gewißheit gab und da ließ es mich nicht länger — erst eilte ich nach Holland und da die Franzosen werben ließen, trat ich zu ihnen, um nicht in den Reihen derer fechten zu müssen, die aus dem Lande kommen, wo die Treulose weilt. Man sagt: große Herren bewerben sich um Katharinas Gunst — ich wäre vielleicht der Untergebene ihres Geliebten geworden — und so bin ich hier, ein blutender, ein sterbender Mann."

Er lehnte sein bleiches Haupt an den Block und holte mühsam Athem. Delven wußte nicht, wie ihm zu Muthe war — seine Gedanken kreuzten sich und er glaubte zu träumen. Hier dicht neben ihm lag der einstige Verlobte seiner Feindin, der ehemalige Nebenbuhler Kolbes. Dunkle Gerüchte waren schon nach Berlin gelangt — sie sprachen von seltsamen, früheren Verbindungen der Biedekap und die geschäftige Fama vergrößerte alles in bereitwilliger Weise — wer war der Mann? seine Züge, seine Sprache deuteten darauf hin, daß er eine bessere Stelle in der Welt eingenommen hatte, als sie ihm jetzt das Schicksal anwies. Delven mußte Gewißheit haben.

„Und seid Ihr Euch keiner Schuld bewußt gegen die Frau? habt Ihr immer so gehandelt, daß Euch kein Vorwurf trifft? wer seid Ihr?" fragte der Sergeant vorsichtig.

Der Verwundete biß sich heftig die Lippen, er schien zu kämpfen mit trüben Erinnerungen, er schüttelte wie in Gedanken das Haupt, dann wandte er es mühsam zu Delven.

„Ich habe mir nur einen Vorwurf zu machen. Den — daß ich ihre Liebe nicht standhaft von mir wies, daß ich nicht die schöne Katharina floh. Aber sie liebte mich — ich weiß es — und erst als der Schwindel nach Macht und Größe sie ergriff, wandte sie sich von mir, aber ein Vorwurf trifft mich doch. Ich hätte standhaft sein müssen, hätte meine Person, meinen Stand als Schild gebrauchen sollen, doch wer Katharinas Liebe gewiß war wie ich, der vermochte nicht, von ihr sich loszusagen."

„Euren Stand?" fragte Delven immer gespannter aufhorchend. „Weshalb Euren Stand? habt Ihr nöthig, Euch zu verbergen? ein Mann, wie Ihr mir scheint — ein stattlicher, schöner Mann — —"

Der Verwundete preßte den Arm des Sergeanten heftig, und wie mit Fieberkraft sich zu ihm beugend, röchelte er: „Ja wohl stattlich — ein Mann voll Kraft — aber hört es — fahret nicht zurück, sondern bleibt um Gottes willen bei mir — aber doch nur der Henker von Emmerich — die schöne Biedekap war die Verlobte des Scharfrichters!"

Delven hörte starren Blickes diese Enthüllung an. Es war ihm, als trete plötzlich Katharina vor den Verwundeten und bitte ihn mit flehender Geberde, zu schweigen, dann aber ward wieder das Bewußtsein in ihm lebendig, daß er hier eine willkommene Gelegen-

heit gefunden habe, sich für die erlittene Schmach rächen zu können. — „Euer Name, Freund?" fragte er den Verwundeten.

„David Zwoller!" lautete die Antwort. „Und Ihr zieht Euch nicht von mir zurück? Ihr stoßt den Henker, der schon das Richtschwert brauchte, nicht von Euch?"

„Im Gegentheil!" sagte Delven. „Ich ziehe Euch zu mir. In Berlin ist man nicht so finster und abergläubisch — in Berlin hat man keine Vorurtheile, höchstens in gewissen Kreisen, da glauben sie noch immer, durch eine Berührung unrein zu werden — Ihr müßt nach Berlin kommen." — David lächelte matt.

„Ich werde sterben!" sagte er. — „Nicht doch. Der Regimentsfeldscheer erklärt Eure Wunde für schwer, aber nicht tödtlich. Wenn ich mit heiler Haut davonkomme und nach Berlin zurückkehren kann, so sollt Ihr bei mir Aufnahme finden. Ihr müßt Katharina wiedersehen, müßt sie sprechen, müßt ihr zeigen, daß die Schmach, welche einst Eurer Mutter an jenem Feste zu Emmerich bereitet ward, von Euch nicht ungeahndet bleibe — —"

„Wie, Ihr wißt?"

„Ich weiß alles. Der Scandal ist allgemein bekannt, Eure Mutter war ein Gegenstand des Gespöttes — —"

„Schont mich!" stöhnte der Verwundete. „Ja — Ihr habt recht. Die Katharina muß meine Rache fühlen, wenn sie meine Liebe schmähte, das Wort brach. Sie darf nicht höher steigen."

Delven beruhigte den Erregten und nachdem ihm dies gelungen war, ließ er ihn in eines der nächsten Häuser bringen, wo sich während dessen eine Lagerstatt für den Verwundeten aufgethan hatte.

„Wenn er davon und nach Berlin kommt," murmelte der Sergeant, „dann werde ich das böse Weib strafen. Sie will den Kolbe freien — das weiß alle Welt und dann wäre es schlimm für uns. Aber Biedekap lebt — sie muß die Frau des Kammerdieners bleiben und ehe noch ein Zufall sie von dem Gatten befreit, wird David erscheinen. Laß doch sehen, ob der Freiherr dann die Verlobte des Henkers heirathen kann und will. Biedekap konnte sich darüber hinwegsetzen — der Freiherr kann es nicht, und ihre Laufbahn wird schnell beendet sein. — Aber ich selbst — darf ich wieder nach Berlin mich hineinwagen? wird der Kolbe nicht alles aufbieten, mich zu entfernen? hm — man muß auch hierin dem Glücke vertrauen." Er schritt auf seinen Sammelplatz, wo die Soldaten bereits in den Zelten und unter Laubhütten schlummerten. Ohne Ruhe finden zu können, warf er sich mißmuthig auf seinem Lager hin und her.

Am folgenden Tage schien der Kampf um die belagerte Stadt wieder entbrennen zu wollen. Eine Aufforderung zur Uebergabe beantwortete Asfeld ablehnend. Demzufolge begann das Geschütz von beiden Seiten zu spielen und die Truppen mußten sich in den Laufgräben bereit halten. Delven vermochte nicht in die Nähe seines Schützlings zu kommen. Den ganzen Vormittag über blieben die Brandenburger unter Gewehr. Der Sergeant ward gegen zwei Uhr mit einem starken Posten in die Nähe der Batterie commandirt, welche die Werke Bonns am Neuen Thurme beschoß. Dicht neben den Posten rauschte der Rheinstrom, ein kleines Gehölz trennte die Soldaten von der neben ihnen arbeitenden Batterie und zuweilen pfiff eine Kugel durch die Wipfel der Bäume.

Delven war in der That gegen alle Geschosse des Feindes gleichgültig geworden und nur die Gedanken an seine gestern gemachten Entdeckungen beschäftigten ihn. Er hatte die letzte Nummer in seiner Reihe und betrachtete, ohne zu wanken oder sich zu bewegen, die langsam im weißen Streifen niederfallenden Bomben, bis der starke Rauch wieder das Bild verhüllte, welches sich vor ihm ausbreitete. In seine Gedanken vertieft, hatte er nicht das Herannahen eines kleinen Reitertrupps bemerkt, der von dem Freilager, das hinter der Batterie abgesteckt war, langsam auf das Gehölz zuritt — erst das Wiehern der Pferde schreckte ihn aus seinen Träumereien auf und jetzt gewahrte er den Kurfürsten, der mit Danckelmann, nur von einigen Officieren und zwei Reitknechten begleitet, unter dem Feuer der feindlichen Batterien eine Recognoscirung unternahm; der persönliche Muth des Kurfürsten ließ diesen nicht länger in dem Feldlager hinter den Batterien. Friedrich wollte seinen Leuten ein Beispiel geben, bei dem Sturme konnte er selbst nicht thätig sein, er wollte deshalb zeigen, daß ihn die feindlichen Kugeln nicht schrecken konnten. Delven verließ die Gruppe mit keinem Blicke, in ganz außerordentlicher Weise näherte der Kurfürst sich den feindlichen Linien. Er schien gar keine Ahnung von der Gefahr zu haben, obwohl Delven deutlich bemerken konnte, daß die Officiere den Fürsten ermahnten und sein Zurückbleiben wünschten.

Als der Sergeant seine Augen nur einen Moment von dem Kurfürsten weg auf die feindlichen Schanzen richtete, gewahrte er hinter einem der Vorsprünge des Ravelins eine absonderliche Bewegung, es schien ihm, als sei ein Trupp Reiter hinter der Mauer aufgestellt, die von dem Seitenflügel des Neuen Thurms bis zum Wallgraben lief, unter diesen Reitern herrschte Unruhe, Delven war sicher, daß vor einigen Minuten dort noch keine Truppen gestanden hatten. Er rief die nächsten seiner Leute zu sich heran und machte sie auf den Trupp feindlicher Soldaten aufmerksam. Unterdessen hatte der Kurfürst, hart am Ufer des Rheins entlang reitend, sich immer mehr den Werken des Feindes genähert. Ein Schuß aus den über dem Thoreingang aufgestellten Wallbüchsen schreckte ihn nicht zurück, aber plötzlich sahen Delven und seine Leute, wie die hinter dem Vorsprunge postirten Reiter sich in Bewegung setzten, ihre Pferde heftig anspornend brachen sie mit lautem Hurrahrufe hervor und ehe noch der Posten ein Signal zu geben vermochte, waren der Kurfürst und die Seinen schon von Feinden umringt. Schüsse fielen, Degen blitzten, Friedrich und Danckelmann, die Officiere und die Reitknechte setzten sich beherzt zur Wehre, ein heftiges Gefecht entwickelte sich.

Delven bedachte sich keine Secunde. Mit dem Rufe: „Dem Herrn zu Hilfe!" stürzte er, von einigen seiner Leute gefolgt, aus dem Gehölze auf die Kämpfenden zu. Aus dem Thorthurme ward heftiger gefeuert, einige Kugeln streckten zwei der Anstürmenden nieder, aber Delven und die übrigen kamen wohlbehalten in den Knäuel, wo der Kurfürst und Danckelmann wie echte Ritter um sich hieben. Der Sergeant brauchte sein Sponton mit größter Bravour. Dem ersten, der sich ihm in den Weg stellte, zerhieb er das Handgelenk, seine Kameraden schlugen sich nicht minder wacker, die Reiter des Kurfürsten thaten ebenfalls ihre Schuldigkeit und so gelang es bald, um den Fürsten eine Art lebender Mauer zu bilden.

„Zurück, gnädiger Herr! zurück!" riefen Delven und seine Leute. „Wir decken den Rückzug."

Der Kurfürst warf sein Pferd herum, denn schon jagten neue feindliche Reiter aus dem Ravelin. Jetzt aber stürmten auch vom Gehölze her brandenburgische Soldaten gegen die Feinde, und als beide Theile zusammenstießen, befand sich der Kurfürst schon in Sicherheit.

Das Gefecht währte nicht lange, denn die Zahl der französischen Dragoner war eine zu geringe, um sich lange gegen die brandenburgische Infanterie halten zu können, nach wenigen Schüssen suchten die Feinde das Weite und ritten, drei Todte auf dem Platze lassend, wieder hinter den Vorsprung der Mauer.

Die Brandenburger rangirten sich schnell. Nur einige hundert Schritte war der Kurfürst gewichen, jetzt kam er im scharfen Trabe, mit Staub bedeckt, den blitzenden Degen in der Faust haltend, zurück. Die Soldaten präsentirten. Obwohl noch immer einzelne Schüsse und Kugeln fielen, ließ sich Friedrich doch nicht abhalten, die Reihe seiner Braven entlang zu reiten. Er grüßte mit dem Degen, dann rief er laut: „Dank Euch, meine Kinder, es war hohe Zeit! Wo sind die Männer, welche die ersten bei mir waren?"

Der Hauptmann winkte Delven vorzutreten.

„Sieh da — der Geworbene — der Berliner!" sagte der Kurfürst freundlich. „Es ist gerade, als wäret Ihr ins Treffen geschickt, um mir zu helfen."

„Ich freue mich!" sagte Danckelmann zum Kurfürsten, „daß gerade dieser es war, der den Dienst Euer Gnaden leisten konnte. Sein Spieß ist so gut, als sein Mund und seine Feder sind."

„Ich danke Euch!" sagte der Kurfürst. „Gleich soll Anweisung gegeben werden, daß Ihr hundert Ducaten ausgezahlt erhaltet, jeder der Leute, die mit Euch waren, erhält fünfundzwanzig und die ganze Compagnie außerdem noch zweihundert. Dann soll Bier aufgelegt und heute wacker getrunken werden. Ihr da, Monsieur Delven oder Naseweis — wenn Ihr nicht den Rock mehr tragen wollt nach dem Feldzuge, sollt wieder zu Gnaden in Berlin aufgenommen werden."

Er grüßte und ritt schnell davon bis an den Rand des Gehölzes, wo ihm ein zahlreiches Gefolge entgegenkam. Delven that fast einen Luftsprung vor Freuden. Er war nahe daran, den Freiherrn von Kolbe aufzusuchen und ihm den Dank dafür abzustatten, daß er die Befreiung von den Werbern verhindert hatte. Die hundert Ducaten waren bald beim Seckelmeister in Empfang genommen und einge-

strichen, die Glückwünsche der Kameraden fehlten nicht, und abends kreisten die Becher unter donnerndem Hoch auf den Kurfürsten, den diese persönliche Betheiligung an einem Gefechte noch höher bei seinen Truppen stellte, als er früher schon gestanden hatte.

Während die Kameraden zechten, schlich Oelven zu Davids Lager. Er fand ihn aufrecht sitzend, die Augen des Verwundeten blickten heiterer, als am vergangenen Tage, und die Hand auf Oelvens Arm legend, sagte er: „Ich glaube, ich werde Euch in Berlin sehen."

„Ich hoffe es!" rief der Sergeant, „hier ist Geld. Sobald Ihr vollkommen hergestellt seid, erwarte ich Euch sicher in Berlin."

„Ich will vorher noch einmal zurück in die Heimat, wenn der Frieden geschlossen ist — dann komme ich zu Euch — und zu ihr!" setzte er finster hinzu. — „Eure Hand darauf!" rief Oelven.

„Hier ist sie!" sagte David, die Hand dem Sergeanten hinstreckend. „Ich erwarte Euch!" frohlockte Oelven. „Wir müssen morgen wahrscheinlich abrücken von hier, gegen die Mosel zu, von woher Boufflers mit einem Entsatzheere dem Asfeld zu Hilfe kommt, ich sehe Euch vielleicht nicht wieder — aber ich habe Euer Wort; wenn Ihr am Leben bleibt, sehe ich Euch in Berlin."

Noch ein Mal drückte er dem Sohne des Scharfrichters die Hand, dann verließ er das Haus. Eine große Menge Soldaten bewegte sich auf der Straße, in der Ferne hallten dumpfe Schüsse.

„Was gibt es?" fragte Oelven den Nächststehenden.

„Es ist an der Dompforte ein Ausfall gemacht worden," lautete die Antwort. „Die französischen Musketiere im Heere des Kurfürsten haben sich wie Löwen geschlagen — aber Saint-Bonnet ist geblieben."

Gerade jetzt theilte sich die Menge und eine von sechs Soldaten getragene Bahre ward sichtbar. Auf derselben lag kalt und starr Saint-Bonnet, der Ritter ohne Furcht und Tadel. Er hatte seinen Dank für die ihm gewordene Gastfreundschaft in Brandenburg mit dem Leben bezahlt.

Mit schmetternder Musik zogen die Truppen des Kurfürsten in die Stadt Cöln am Rheine. War auch der Erfolg, den die kleinen Heere der Verbündeten gegen das mächtige Frankreich erkämpft hatten, kein großer und nachhaltiger, war auch der hochherzige Kurfürst von seinen Freunden und Alliirten mit Undank für sein muthiges Vorgehen belohnt worden, die Truppen hatten doch gezeigt, daß der Geist des Großen Kurfürsten noch in ihnen lebte, daß sie keinen Feind fürchteten.

Der Kurfürst und seine Gemahlin waren Gegenstände der größten Verehrung und Bewunderung, Feuerwerke und Fahrten auf dem Rhein, Gastmähler und Vorstellungen der angesehensten Personen wechselten mit einander ab. In dichten Haufen wallfahrteten die Fremden aus allen Orten nach Cöln, um den großen Trubel noch zu vermehren. Endlich nach den Tagen der Feste und glanzvollen Unterhaltungen verließen die Herrschaften Cöln. Der Kurfürst hatte seinen Lieblingsplan durchgesetzt: Bonn war erobert — alles war heiter und froh.

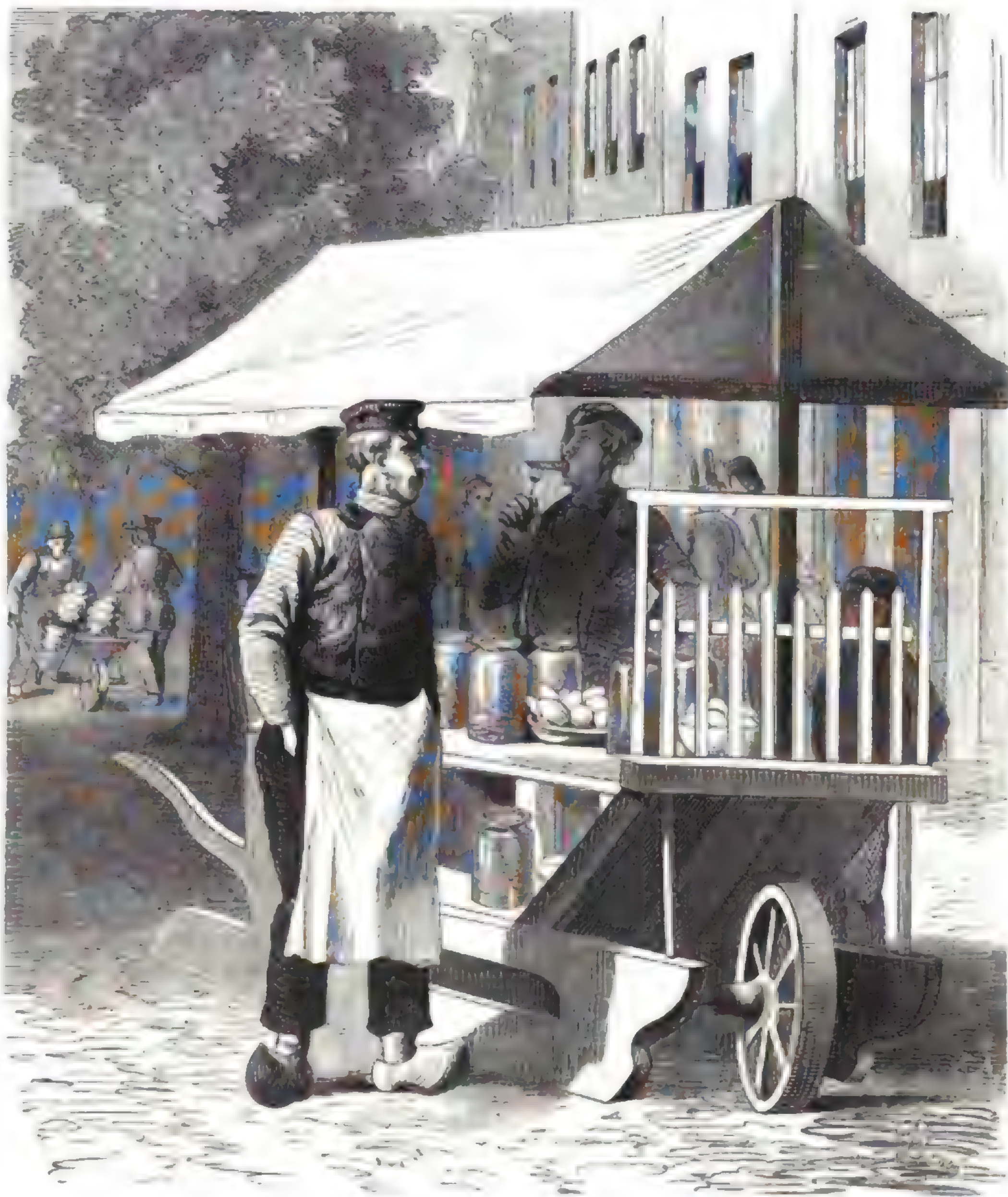
So sehr auch Oelven die Rückkehr in die Heimat wünschte, es kamen doch Stunden, wo er den Soldatenrock, ihm lieb und werth geworden durch die Stunden des Kampfes, wehmüthig betrachtete, er ging ernstlich mit sich zu Rathe, ob er nicht lieber unter den Fahnen bleiben solle — aber einige Briefe Henning Ringwalds, der von den Hoffnungen sprach, die er für die Zukunft hegte, die Gedanken an seine noch unbefriedigte Rache, endlich das dem verwundeten David gegebene Wort, daß beide sich in Berlin treffen wollten — das alles siegte über seine schnell gefaßten Pläne und er beschloß, eine Bitte an Dankelmann zu wagen, den er absichtlich bisher gemieden hatte.

Der Minister, welcher Cöln einige Tage nach dem Kurfürsten verlassen wollte, wohnte im Gürzenich. Oelven beschloß also eines Morgens, dem ehemaligen Protector seinen Besuch zu machen. Er ließ sich melden und faßte bald neuen Muth, als der Reisekammerdiener sogleich mit dem Bescheide zurückkehrte, daß Dankelmann den Sergeanten empfangen wolle.

Oelven trat leise in das Zimmer. Der Minister saß vor einem alterthümlichen Schreibtische und war im Begriffe, eine Menge von Papieren in eine große Mappe zu packen, als er, durch das leichte Räuspern Oelvens aufmerksam gemacht, sich umwandte.

(Fortsetzung folgt.)

Amsterdamer Straßenbilder



Mäßiger Genuß.

Amsterdamer Straßenbilder.

Von Dr. Wilhelm Fischer.

Wer das Leben und Treiben der Straßenbevölkerung von Amsterdam studiren will, der muß seine „Grachten" besuchen. Sie sind die eigentlichen Straßen der altberühmten Handelsstadt, obgleich ihr Name (dem deutschen Graben gleichbedeutend) nur die Canäle bezeichnet, die zwischen je zwei Häuserreihen sich erstrecken. In der Regel läßt die Gracht an beiden Seiten einen Raum zum Gehen und Fahren frei, auf den derselbe Name übertragen ist. Diese Wege bilden auf den größeren Grachten vollständige Straßen, sowohl die Häuser als das Wasser entlang mit Trottoirs in derselben Höhe eingefaßt, die nicht aus Steinplatten, sondern aus festen Klinkern bestehen und „kleine Steine" genannt werden. Man hält sie höchst sauber, ebenso das eigentliche Straßenpflaster; ich habe die Leute oft, wie man wohl in den Zähnen herumstochert, mit einem spitzen Holze die Vertiefungen zwischen den einzelnen Steinen fegen sehen. Da zudem das Ganze eine gelinde Abdachung nach dem Wasser zu hat, so verläuft sich der Regen augenblicklich, und die Damen können mit langen Schleppkleidern sogleich nach einem Gewitter im Schatten der Linden spazieren gehen, welche die Gracht einfassen.



Torfweiber.

Vor jedem Hause liegt gewöhnlich ein großer, blauer Stein, von dem eine prächtige Treppe nach der lackirten Hauptthüre führt. Diese wird jedoch nur bei Staatsvisiten benutzt; sonst steigt man unter der Treppe noch zwei bis drei Stufen in ein Erdgeschoß hinunter, das die Küche, ein Sprechzimmer oder das „Kantoor" enthält.

Wo nun eine Querstraße vermittelst einer Brücke die Gracht durchkreuzt, da findet man häufig vor einem Hause einen kleinen Ausbau. An der Seite lehnt ein Handkarren; auf dem sanftgeneigten Holzdache prangen vielleicht einige Blumentöpfe, jedenfalls aber ein Schildchen, worauf mit deutlichen Buchstaben zu lesen steht, daß hier Jan der Kruijer haust.

Ein Kruijer ist in Amsterdam eine sehr nützliche Person. Eigentlich ein Mann, der Lasten auf einem Handkarren fortschafft, wird er außerdem zu jeder Bestellung, zu allen möglichen Aufträgen verwendet. Er besitzt nicht den Witz der früheren Berliner Eckensteher, nicht die Faulheit der müßigen Rheinroller, nicht die Zudringlichkeit der Buben an unsern Bahnhöfen und Landungsbrücken; sein Corps ist auch nicht stramm organisirt, wie unsere modernen Dienstleute; aber er ist treu und verschwiegen, er wartet, stets auf dem Posten, die Aufträge seiner festen Kundschaft ab und besohlt inzwischen einen Stiefel; er ist höflich und ehrlich auch dem Fremden gegenüber und er sieht es gar nicht ungern, wenn ein hübsches Mädchen seine Dienste in Anspruch nimmt.

Wie freundlich lugt er auf unserem Bilde aus seinem Hüttchen hervor! Die fleißigen Hände ruhen, das Pfeifchen aber dampft lustig fort, und die verständigen Augen schauen wohlgefällig auf das „mooie Dienstmeischen" hin, die mit dem zierlichen Fuß in der eleganten Chaussüre noch auf den kleinen Steinen stehend, den Kopf mit dem schneeweißen Häubchen vorwärts neigend, ihm bedächtig ein Päckchen hinreicht! Er wird's wohl besorgen.

Gehen wir inzwischen durch die Querstraße, welche uns über die Heerengracht und den Kaasplein am Standbilde Rembrandts vorüber nach dem Botermarkt führt. So ist's recht: Käse und Butter passen zu einander. Hier herrscht gewöhnlich ein reges Leben. Hier sitzen Trödler, die mit allen möglichen Gegenständen handeln, Antiquare, bei denen ein Bücherwurm oft um einen Spottpreis alte, seltene Elzevirs oder prächtige Kupferwerke erstehen kann, dicke Hökerinnen, das Stooschen*) unter den alten Füßen, und vor sich auf dem Tische goldene Berge von Orangen und feinschaligen Mandarinapfelsinen.

Ich selbst konnte einst der Versuchung nicht widerstehen, um ein Quartchen ein halbes Dutzend schöner Apfelsinen einzuhandeln, obgleich mein Schüler mich sanft am Aermel zupfte und nachher belehrte, daß sich dergleichen für einen „fatsoenlichen", anständigen Herrn nicht recht passe. Mir fiel dabei ein, daß man in Köln von einem

*) Feuerstübchen.

jungen Menschen, der sich nicht scheut, auf offener Straße zu essen, zu sagen pflegt: „Der wird nie Bürgermeister!" wahrscheinlich, weil einem solchen das rechte Gefühl der Würde abgeht, welches einem Träger der goldenen Amtskette, einem Lord Mayor und Alderman nur im Innern des Gürzenich oder der Guildhall zu speisen gestattet.

Als wir indessen nach einem langen Spaziergange ungefähr den Punkt erreicht hatten, wo das Y in die Zuidersee übergeht, und auf dem sonnigen Uferdamm hingestreckt die saftigen Früchte genossen, da wurde der süßen Folgen wegen der kleine Bruch des Decorums verschmerzt. Aber einen Verkaufer, wie unser zweites Bild ihn darstellt, in Nahrung zu setzen, hätte ich mir allerdings nicht gestatten dürfen. Da steht er in seinen plumpen Holzschuhen, die halten trocken und warm; die Hände in den Taschen, mit den erlösten Münzen klimpernd, die weiße Schürze vorgebunden, blickt er aufmerksam nach dem armen Jungen hin, der so sehnende Blicke nach den Leckerbissen wirft. Könnten wir ihm doch einen Stuiver reichen, damit er desselben Genusses theilhaftig würde, wie der junge Mann neben ihm, welcher die saure Gurke an der dreizinkigen Gabel mit großem Ernste zu Munde führt!

Der sinnreich zum beweglichen Kramladen eingerichtete Karren enthält in den hohen, breiten Gläsern noch mehr Zuur, dunkle Caroten und grüne Essiggurken, und die Eier daneben vereinigen mit dem Wohlgeschmack noch den Reichthum an Nahrungsstoff. Aber der arme Bube muß entbehren lernen; ein Herr kann sich, um sein Gelüst decent zu stillen, zu Speckmann in der Kalverstraat begeben, dessen Specialität gerade Eier sind. In einem Nu wird der Gast seine Portion erhalten, ob er sie nun hart oder sacht, roh oder wachsweich bestellt. Denn von allen Sorten wird Vorrath gehalten, und besonders gegen Abend gehen sie ab wie frische Semmel.

Unser drittes Bild versetzt uns auf eine Gracht, wo gerade ein Torfschiff ausgeladen wird. Daß der Träger mit seiner schweren Last nicht rasch einherschreitet, ist begreiflich, aber auch die beiden Frauen in kurzen Mänteln und Holzschuhen übereilen sich nicht, sondern würzen ihre Arbeit nach alter Sitte durch ein wichtiges Gespräch, wie die Hühner daneben ihre eifrige Beschäftigung durch ein gelegentliches Gackern.

Ich besitze zwei dicke Quartbände über Amsterdam, mit einer Menge Kupferstiche geziert: der Künstler scheint ein großer Hundeliebhaber gewesen zu sein, denn auf jedem Bilde befindet sich wenigstens ein Hund, oft aber sehen wir mehrere verschiedener Art und in verschiedener Stellung. Mit noch größerem Rechte hat unser Zeichner dies Federvieh angebracht, denn Hühner scharren überall in der großen Stadt um die Wette mit dem Straßenfeger zwischen dem Pflaster, und Hähne krähen uns wohlgemuth auf den vornehmsten Grachten entgegen. Und aus guten Gründen: wo nähmen sonst Speckmann und Consorten die vielen Eier her?

Das dritte Bildchen ist überhaupt, was den eigenthümlichen Anblick Amsterdams angeht, besonders lehrreich. Es zeigt uns erstens auf der Tonne das Wappen der Stadt in der einfachsten Gestalt. Zweitens die hohen, schmalen Häuser mit den starkgeneigten Dächern und den spitzen Giebeln, aus denen oft ein starker Balken zum Aufwinden hervorragt. Drittens, wie die Schiffe dicht vor den Gebäuden ihre Masten emporheben. Viertens im Hintergrunde einen charakteristischen Thurm und endlich eine der vielen hundert Brücken, die auf eine einfache Weise zum Durchlassen der Schiffe eingerichtet sind. Die beiden Balken, an denen mit langen Ketten je die Hälfte des beweglichen Brückentheiles befestigt ist, sind auf der andern Seite der Stütze durchaus mit einander verbunden und so schwer gemacht, daß sie hier mit geringer Anstrengung nieder- und dadurch die Brückenhälften selbst in die Höhe gezogen werden können. Ist der Vordertheil des Schiffs, den Mast eingeschlossen, hindurch, so laufen alsbald eilige Knaben die schrägstehenden Brückenhälften hinan, und bringen sie sofort durch ihr Gewicht zum Sinken und Aneinanderschließen.

Und nun noch ein Wort über den Torf, der meist in keinem guten Geruche steht und doch seine vortrefflichen Eigenschaften hat. Allerdings, so lange er noch raucht, darf man ihn nicht aus dem Ofen nehmen, aber nachher glüht und wärmt er nur noch, auf lange, lange Zeit. Er ist treu und zäh, wie ein echter Holländer, mancher Herd in Amsterdam scheint der Vesta heilig zu sein, denn das Feuer erlischt nie, sondern glimmt unter der leichten Asche die ganze Nacht hindurch.

Und wenn draußen der Sturm heult und der Regen ans Fenster schlägt, wie behaglich sitzt es sich dann im wohlverwahrten Zimmer bei einem gelinden Torffeuer! Mevrouw rückt das Stooschen mit der glimmenden Kohle unter die Füße, Mynheer nimmt den Theekessel von dem kleinen, tragbaren Torfherde, um den duftigen Javakaffee zu bereiten, und ein frommes Gemüth dankt Gott, der dem nebelreichen Holland das sonnige Indien, der holzarmen, kohlenlosen Tiefebene den getreuen Torf, und den Bewohnern Fleiß und Klugheit gegeben hat, seine Geschenke zu benutzen.

Aerztliche Winke über Erkältungen und ihre Verhütung.

Von Medicinalrath Dr. Wald.

Es ist heutzutage bei vielen Aerzten Mode geworden, neben der Bekämpfung wirklicher Irrthümer über wichtige medicinische Gegenstände auch solche Ansichten anzugreifen, welche bis dahin als unzweifelhaft und festbegründet galten. Ein solches Unternehmen ist zwar im Stande, die Wissenschaftlichkeit und den Scharfsinn des kühnen Neuerers in ein besonders glänzendes Licht zu stellen, häufig genug aber richtet es sich gegen Ansichten, die wirklich richtig sind, und stiftet dann eine große und bedenkliche Verwirrung an. Dies ist namentlich im Punkte der Erkältung als einer besonders häufigen Krankheitsursache der Fall, und es erscheint deshalb von Wichtigkeit, hierüber eine kurze Auseinandersetzung zu geben.

Jeder organische Körper, Pflanze wie Thier, ist von einem mehr oder weniger festen Gewebe, der Haut, umschlossen, welches bei den Pflanzen im allgemeinen nur den Zweck hat, die innern Theile vor feindlichen Einflüssen der Außenwelt zu schützen. Bei den Thieren kommen noch weitere wichtige Zwecke hinzu. Zunächst bildet nämlich die Haut eine höchst elastische Verbindung sämmtlicher Körpertheile; sodann ist sie, weil sie der Außenwelt unmittelbar zugekehrt ist, der Sitz des Gefühls und Tastsinnes, welcher der Seele Kenntniß gibt von der physikalischen und mechanischen Beschaffenheit der den Leib berührenden Körper der Außenwelt; und endlich ist sie wegen ihres ungemeinen Gefäß- und Nervenreichthums eines der wichtigsten Aussonderungsorgane. Namentlich in letzterer Beziehung ist ihre normale und ungestörte Thätigkeit von höchster Wichtigkeit für die Gesundheit. Denn zunächst wird sie dadurch zum Regulator der thierischen Wärme, andererseits tritt sie in Folge dieser Thätigkeit in lebhafte Wechselwirkung mit den andern Aussonderungsorganen des Körpers, namentlich den Lungen, den Nieren und der Leber. Um dies anschaulich zu machen, denken wir uns z. B. eine Tischgesellschaft, die bei feuchtkaltem Wetter es sich im warmen Zimmer bei opulentem Mahle und kreisenden Bechern wohl sein läßt. Die Hitze des Zimmers, die lebhafte Unterhaltung, die Speisen, der Wein steigern die Hautthätigkeit, indem sie ein reichliches Zuströmen des Blutes gegen die Oberfläche fördern, wogegen die inneren Aussonderungsorgane vergleichsweise ruhen. So wie nun die Gesellschaft aufbricht und sich ins Freie begibt, so tritt urplötzlich eine Umkehrung dieses Verhältnisses ein; die Abkühlung der Oberfläche unterbricht die gesteigerte Hautthätigkeit und die Blutströmung richtet sich gegen die inneren abscheidenden Organe, namentlich die Nieren, die dann oft in einigen Minuten mehr absondern, als in Stunden vorher. Wo nun einzelne dieser Organe schwach sind, können sie durch einen derartigen Stoß ernstlich verletzt werden.

Die Absonderungen der Haut bestehen der Hauptsache nach aus Wasser, Salzen und Fett sowie Fettsäuren, wobei noch besonders zu bemerken ist, daß das Wasser in der Regel in Dampfform, also unmerklich, und nur unter gewissen Umständen in tropfbar-flüssiger Gestalt als Schweiß abgeschieden wird. Die Menge dieses unmerklich abgesonderten Wassers beträgt bei dem Erwachsenen täglich durchschnittlich 2½ bis 3 Pfd., also weit über ein Quart, somit etwa den fünfzigsten Theil des Körpergewichts; wogegen durch die Lungen in gleicher Zeit nur etwa ein Pfund Wasser ausgeschieden wird, durch die Nieren etwa 2 bis 3 Pfund. Es wird einleuchten, daß ein in so eminen-

ter Weise für die Säftemischung thätiges Organ in seiner Function nicht ohne erhebliche Nachtheile für die Gesundheit gestört werden darf.

So ist zu erweisen, daß ein großer Theil der Neugeborenen in Folge mangelhafter Erwärmung abstirbt. Immer noch spukt der Irrthum, daß Kinder eine ganz besonders starke Wärmebildungskraft besitzen, wogegen directe Messungen längst nachgewiesen haben, daß bei allen warmblütigen Geschöpfen diese Kraft am schwächsten ist kurz nach der Geburt, und sich allmählich mit zunehmendem Alter steigert. Es zeigt sich, daß die Leibestemperatur eines neugeborenen Kindes um 1½° R. geringer ist, als die des Erwachsenen und daß sie sich träger und langsamer ersetzt. In Frankreich verlangt das Gesetz, daß die neugeborenen Kinder in den ersten Lebenstagen auf die Mairie gebracht werden, um dem Maire bei der Einregistrirung vorgestellt zu werden. Hier lehrt nun die Statistik, daß die Sterblichkeit der Kinder nach der Geburt am größten ist, in denjenigen Orten, die zerstreut aus einander gebaut, und deren Einwohner daher in weiten Entfernungen von der Mairie wohnen, am geringsten aber da, wo diese inmitten einer gedrängt wohnenden Einwohnerschaft liegt. Aber freilich soll damit nicht gesagt sein, daß man nun in der Erwärmung der Kinder nicht zu viel thun könne. Das Einhüllen der Kinder in zahllose Falten wollner Stoffe, oder gar in Pelz, so wie die übermäßige Erhitzung der Zimmer, stellen ebenfalls Krankheitsursachen dar.

In der Jugend ist die Haut, bei immer noch großer Zartheit, wegen der Lebendigkeit des Blutumlaufs fähiger, schroffere Temperaturwechsel zu ertragen und können daher in diesem Alter kalte Bäder bereits mit Nutzen ertragen werden. Ist aber, wie dies nicht selten der Fall, die Hautthätigkeit schwach, das Organ schlaff und folgt dem Reize des Bades nicht eine kräftige Reaction mit vermehrter Röthe und Wärmegefühl, tritt vielmehr danach ein noch so unbedeutendes Frösteln und Unbehaglichkeit ein, so schaden kalte Bäder unvermeidlich. Die Hartnäckigkeit mancher pedantischer Eltern, die Natur durch Gewöhnung an das kalte Wasser zu zwingen, hat so manchen Kindern das Leben gekostet, indem durch dergleichen Experimente der Grund zu Gehirnkrankheiten gelegt wird, in denen die Opfer solcher Grundsätze entweder unmittelbar oder bei sonst unbedeutenden Veranlassungen zu Grunde gehen. Aehnliches ist in Betreff der Bekleidung zu beachten. Die Nachbeter Rousseaus, welche den möglichst nackten Zustand des Menschen bei ihren Kindern als den der Natur am nächsten kommenden erstreben und dieselben wenigstens mit nackten Beinen umherlaufen lassen, vergessen, daß der Natur gemäß leben, nichts anderes ist, als sich nach ihr, also nach Klima und Jahreszeit richten. Gewiß wird der Grund zu späterer Lungenschwindsucht in den meisten Fällen durch Nichtbeachtung dieser einfachen Regel gelegt: daß die Bekleidung stets der Art sein muß, daß nie das stete Gefühl eines leichten Frierens aufkommen darf. Viele jugendliche Personen, namentlich Mädchen, verbringen oft Tage, ja Wochen, ohne jemals die angenehme, frische Glut und Wärme einer gesunden Haut zu empfinden, klagen vielmehr über kalte Füße und allgemeines Frösteln. Diese Symptome sind die Vorläufer von den dann folgenden häufigen Katarrhen und Husten, welche der beständige Rückstau des Bluts nach den inneren Organen demnächst hervorbringt. Die weibliche Kleidung hat, selbst wenn sie vom zweckmäßigsten Stoffe ist, einen Fehler, den ich hier kurz andeuten will. Er besteht in dem festen Anschlusse der Taille. In Folge dessen sitzt das Kleid am obern Theil des Körpers so fest, „wie angegossen“ an, so daß das freie Spiel zwischen Haut und Bekleidung, welches die erstere durch die stete zarte Reibung der letzteren bei jeder Bewegung des Körpers höchst wohlthätig anregt, gänzlich verhindert ist. Dadurch wird die Haut zum Nachtheile ihrer Thätigkeit weniger erregt, als dies bei loserem Sitze des Kleides geschehen würde. Dies führt zugleich zur Erklärung der Thatsache, daß das Tragen feiner Wollenzeuge auf bloßer Haut in vielen Fällen, namentlich bei Schwäche der Athemwerkzeuge, so ungemein wohlthätig ist. Ihr Nutzen ist ein doppelter. Einmal wirken sie durch unaufhörliche gelinde Reizung der Haut, die dadurch zu vermehrter Thätigkeit angetrieben wird; sodann durch ihr elastisches Anschließen an den Körper, wobei die Ausdünstung unablässig in Dampfform entweicht; wogegen die locker aufliegenden leinenen Stoffe sich mit dem tropfbar ausbrechenden Schweiße benetzen, und somit der die naße Haut treffende Zugwind viel leichter zu Erkältungen Anlaß gibt. Diese Thatsachen sind bekannt genug, werden aber viel zu wenig beachtet, oder gar aus dem nichtigen Vorwande abgelehnt: man wolle sich nicht frühzeitig verwöhnen. Abgesehen davon, daß eine der Jahreszeit angemessene Bekleidung nie eine Verwöhnung genannt werden kann, ist hierauf zu erwidern: daß ein dicker erhitzender Wollenpanzer auf bloßer Haut keineswegs anzurathen ist, vielmehr eine Bekleidung von dünnem und leichtem Wollenstoff. Die überraschende Wirkung dieses einfachen Mittels als Verhütung von Erkältungen will ich noch durch folgendes merkwürdige Beispiel erhärten. Der Seecapitän Murray von dem englischen Kriegsschiffe „Valorous“ war 2 Jahre hindurch unter den Eisbergen Grönlands stationirt gewesen und sodann unmittelbar mit seinem Schiffe nach dem mexikanischen Golf, — aus der kältesten in die heißeste Zone commandirt worden. Sofort ordnete er für jeden Mann zwei Extraflanellhemden an und versicherte sich durch anbefohlene tägliche Inspection, daß diese Hemden auch wirklich getragen wurden. Die Mannschaft betrug 150 Mann. Er besuchte fast jede Insel, jeden Hafen dieser Meeresgegend und kehrte nach Jahresfrist nach England zurück, ohne einen Mann verloren, ja ohne einen Kranken an Bord zu haben. Als er während 9 Wochen vor Veracruz vor Anker lag, erkrankte von seinem Schiffe nicht ein Mann, wiewohl von den zahlreichen, mit ihm dort zugleich liegenden Schiffen ein jedes 20—50 Mann in gleicher Zeit verlor, und seine Leute in stetem Verkehr mit den inficirten Schiffen verblieben.

Wie nothwendig für die Gesundheit der Haut deren stete Anregung und Reizung ist, beweist ja unter anderm schon die bei den Pferden bekannte Erfahrung, daß täglich sorgfältiges Striegeln fast so nothwendig wie regelmäßiges Füttern für deren Gesundheit ist. Die ununterbrochene Thätigkeit der Haut läßt nämlich mit der Zeit nothwendig einen Theil der in flüssiger Gestalt abgesonderten Substanzen auf ihrer Oberfläche zurück, woselbst diese sich mit den abgestorbenen Zellen der Epidermis und der fettigen Absonderungen der s. g. Talgdrüsen verbinden, und somit eine dünne Schicht von Unreinigkeiten bildet, die regelmäßig entfernt werden muß. Dies geschieht zwar hauptsächlich durch die obenerwähnte stete Reibung der Haut gegen die Bekleidung, doch nicht in hinreichendem Maße. Es müssen daher noch andere Mittel zu Hilfe genommen werden. Dieselben bestehen entweder in der trocknen Beseitigung der abgestorbenen Hautoberfläche, durch Reiben mit den sogenannten Fleischbürsten oder in Bädern. Für den Winter sind unter allen Umständen die lauwarmen Bäder den kalten (Schauer- oder Regenbädern) vorzuziehen. Daß letztere von robusten Individuen, deren Verdauung, Blutbildung und demzufolge wärmeerzeugende Kraft ganz besonders rege ist, mit Nutzen gebraucht werden, soll nicht geleugnet werden, wohl aber, daß dergleichen Ausnahmen dem Volke als Regel aufgebürdet werden dürften. Es ist daher ebenso falsch, wenn man behauptet: kalte Bäder wirkten stärkend, als es falsch ist, wenn man den lauen Bädern eine schwächende Wirkung zuschreiben will. Gemißbraucht kann alles werden, auch die Bäder. Allgemeine Regel ist, daß warme Bäder nicht unmittelbar nach der Mahlzeit genommen werden, und daß man sich 1—2 Stunden nach dem Bade anstrengender Bewegungen enthalte.

Am Familientische.

Amerikanisches Speculationsfieber.

Die Selbstbiographie Barnums, dieses Königs des Humbugs, gibt ein Bild, wie Künstler und Zwerge, Schlangen und anderes Getbier der Speculation dienen können, und dies Terrain ist in Amerika mit wahrer Meisterschaft ausgebeutet worden, nur schade, daß es — wenn zufällig auf geradem Wege — häufiger in der Theorie als in der Praxis zu dem gewünschten Resultate führt, denn selbst der große Barnum erlag der Ungunst des Schicksals. Folgende wahrhafte Erzählung wird auf eine dieser Abbart verwandte Speculation — ein „Spec“, wie die Amerikaner zu sagen pflegen — einiges Licht werfen und darthun, zu welchen Extravaganzen die amerikanische Speculationswuth sich bisweilen hinreißen läßt.

Vor einigen Jahren kam ein Maryländer auf die Idee, es müsse ein enormes Vermögen zu erwerben sein, wenn man eine Zucht schwarzer Katzen anlege und deren Felle verwerthete. Der Gedanke war in der Theorie brillant zu nennen, und zwar aus folgendem Grunde: in Boston gilt ein

schwarzes Fell 50 Cents, und obgleich jeder der ersten Producenten eines solchen Vließes dem Speculanten dieselbe Summe kosten würde, so kalkulirte derselbe, daß bei zehnfältiger jährlicher Vermehrung ein Anlegecapital von 75 Dollars folgende Resultate liefern müsse: „Erstes Jahr 150 Katzen, zweites Jahr 1500 Katzen, drittes Jahr 15,000 Katzen, von denen dann 5000 Stück für 2500 Dollars auf den Markt gebracht und einen Fond von 10,000 Producenten zurücklassen würden.“

Bei gleicher Vermehrung geben diese dann im vierten Jahre 100,000 Katzen, welche als zinstragendes Kapital unserem Speculanten eine jährliche Revenüe von 500,000 Dollars einbringen sollten, indem er alle Katzen über jene Zahl fangen und auf den Markt bringen ließe, nämlich: 10 × 100,000 = 1,000,000 à 50 Cents = 500,000 Dollars.

Man sieht, daß der Gedanke, aus 75 Dollars im fünften Jahre ein Einkommen von über eine Million Gulden jährlich zu erzielen, eines Rothschild würdig war; aber leider fand derselbe in der Ausführung seine Schwierigkeiten, sonst würde unser Maryländer gewiß zu den größten Männern seines Vaterlandes gezählt worden sein und einen Ehrenplatz im Capitol von Washington erworben haben.

Da unserem Speculanten die größte Schwierigkeit einer günstigen Lösung des Problems darin zu liegen schien, daß die Wandereigenschaft des Katzengeschlechts und dessen Klettertalent eine Einhegung unmöglich mache, so kam er auf die luminöse Idee, daß Wasser diesen Katzenqualitäten eine natürliche Barriere setzen würde, und da der Zufall es wollte, daß er der glückliche Besitzer einer Insel in der Chesapeakbai war, so hielt er den Erfolg für gesichert und machte sich sofort ans Werk.

Er engagirte einen Agenten und verbreitete Circulare, in welchen er einen gewissen Preis für jedes schwarze Katzenpaar aussetzte, welches ihm geliefert würde. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Anerbieten unter der schwarzen Bevölkerung an der Bai (d. h. der zweibeinigen), und in kürzester Zeit stahlen die Neger alle schwarzen Katzen, welche in den benachbarten Departements nur aufzutreiben waren. Es war eine Zeit tiefer Trauer unter alten Jungfern und Matronen, denen ihre Lieblingspuß entwendet ward; manche Thräne folgte den Todtgeglaubten, während die gewissenlosen und habgierigen Neger schonungslos aufräumten, um die versprochene Prämie zu verdienen. Auf diese Weise wurden 150 Katzen gesammelt und nach der Insel transportirt, wo der Agent — ein zweiter Robinson Crusoe — sich als Katzenwächter unter seinen Zöglingen niederließ.

Anfangs schien es, als ob die Katzen sich in ihrem neuen Quartiere aufs beste amüsirten; da gab es Feldmäuse zu fangen, Vögeln nachzujagen, gemeinsames Spiel mit Katzenconcerten. Aber endlich ging das Wild aus, es fehlte an Futter, dies erzeugte Hunger und Verzweifelung; in Truppen zogen die schwarzen Bestien über die Insel, nicht miauend wie vernünftige Katzen, sondern gräßlich heulend, wie ihre wilden Verwandten im Innern Afrikas. Dem Agenten ward bange, er schrieb seinem Herrn und beschwor ihn um Zusendung von Katzenfutter. Die Antwort war, „man solle einige Neger anstellen, um für die Katzen Austern zu öffnen, deren es am Ufer eine Menge gäbe.“ Diesem Befehl ward entsprochen, und die Katzen — in der Alternative zwischen dem Hungertode und einem ihnen unbekannten Gerichte — enschieden sich für letzteres. Der Magen einer Katze muß indes anders construirt sein als der unserer Gastronomen, denn die ungewohnte Kost erzeugte eine Art Cholera, in deren Folge die Hälfte starb; die übrigen wurden wahnsinnig und endeten ihr Leben mit Selbstmord oder griffen zu dem verzweifelten Entschlusse, durch Schwimmen das Festland erreichen zu wollen. Immerhin war das Resultat dieser so kühn erdachten Speculation, daß sechs Monate nach dem ersten Versuche keine Katze mehr auf der Insel zu finden war.

Der Agent meldete hierauf seinem Herrn, welche traurige Wirkung die epikuräische Kost auf seine Pflegebefohlenen gehabt habe, und fügte eine bescheidene Anfrage hinzu, wie es mit seinem Gehalte stände. Doch jener war so empört über den Agenten, über die Katzen und vor allem über seine getäuschten Erwartungen, daß er die Zumuthung fernerer Opfer mit Verachtung von sich wies. Die Folge war ein Proceß für schuldigen Gehalt, welcher sich mehrere Jahre vor den Gerichten hinzog. Als er in letzter Instanz entschieden werden sollte, brach der große Bürgerkrieg aus, und Kläger, Verklagter und Richter — sie alle blieben auf dem Schlachtfelde.

G.

Die deutsche Sprache im Elsaß.

Nach einer vom Ministerium des veröffentlichen Unterrichts veröffentlichen Statistik können in Frankreich von hundert Eheleuten kaum fünfzig den Vermählungsact unterschreiben. Nur die elsässischen und lothringischen Departements machen hierin eine rühmliche Ausnahme, indem sie unter 100 Brautpaaren höchstens 2—4 Unwissende zählen. In der Bretagne und im Limousin steigt das Verhältniß bis auf 70 und 74%. In mehreren Departements konnten im Jahr 1867 von 100 Conscribirten nur 60 ihren Namen unterschreiben. Zu gleicher Zeit erschien eine pädagogische Karte Frankreichs, auf welcher die Bildungsstufen der verschiedenen Provinzen durch buntfarbige Schattirungen angezeigt waren. Die schwarze Farbe, das Symbol der Unwissenheit, bedeckte wie ein Trauerflor die Departements des Südens und des Westens, während die an den deutschen Grenzen gelegenen Provinzen in heller Lichtfarbe prangten. In gleichem Verhältniß trat bei der Weltausstellung die höhere, geistige Bildung der elsässischen Fabrikarbeiter hervor. Diese Ueberlegenheit der östlichen Provinzen ist offenbar ein kostbares Erbstück, welches sie ihrem ehmaligen Verhältnisse zum Deutschen Reiche verdanken. Auch wird sie in den amtlichen Berichten der geistigen Bewegung zugeschrieben, welche in der deutschen Reformation ihren Ausgangspunkt hatte und belebend alle germanischen Stämme durchdrang.

Um so trauriger wäre es, wenn diese Grenzprovinzen mit der deutschen Sprache auch den Schatz deutscher Wissenschaft, auch den Hort deutscher Eigenthümlichkeit verlieren sollten. In Lothringen hat die Romanisirung der deutschen Landesstriche bedeutende Fortschritte gemacht. Von manchen Dörfern kann man sagen: „Die Kinder reden zur Hälfte asdodisch, zur Hälfte die Sprache Canaans.“ In solchen Gegenden hörte ich Ausdrücke wie z. B. „Cela schmek bien; lader les Bohnenstecken; nous avons le férobé“ (Feierabend).

In den elsässischen Dörfern hat der passive Widerstand des Volkes die deutsche Sprache und damit den unersetzlichen Schatz seiner Volksbücher, seiner seelenvollen Kirchen- und Volkslieder und seiner köstlichen Spruchweisheit erhalten. Französische Ausdrücke kommen nur sporadisch in den Bauernstuben vor. So z. B. heißt es öfters: „Die Kranke hatte eine Anbacht“ (statt Attaque.) Noch werden diesseits und jenseits des Rheins dieselben Lieder gesungen, dieselben Erbauungsbücher gelesen. Manches Dorf zählt einen s. g. „Reimeureißer“ oder eine „Liederstellerin,“ deren Gedichte in Spinnstuben und bei Familienfesten vorgetragen werden.

In den Städten und längs der Culturstraßen hat das kosmopolitische Treiben vieles verwischt. Mancher glaubt dem Zeitgeiste zu huldigen, wenn er sagt: „Je ne sais plus l'allemand.“ Doch ist auch bei den Gebildeten die Vorliebe zu den deutschen Classikern geblieben. Noch wirkt die Kirche durch ihre bedeutenden Bildungsmittel, der Handwerkerstand durch seine Meistersänger und Liedertafeln, die deutsche Literatur durch ihre periodischen Blätter. Wenn es der Modesucht und dem administrativen Einflusse gelänge, die deutsche Sprache aus dem Schulunterricht zu verdrängen, sie bliebe dennoch im häuslichen Kreise, aber als eine vernachlässigte, geistlose Mundart, wie etwa die fränkische Sprache in den morgenländischen Seestädten oder das Negerenglisch in den Antillen. Weit besser erfüllt das Elsaß seinen providentiellen Beruf, wenn es als ein Stapelplatz deutscher Wissenschaft den gegenseitigen Gedankentausch zweier großen Nationen befördern und vermitteln kann.

K. S.

Räthsel.

I.

Das erste ist ein feines, zartes Wesen,
Das stillen Waldes Dunkel froh belebt,
Doch hat nur Dichtung preisend es erlesen,
Für die es mächtig Zauberbande webt.

Aus alten Zeiten sind die nächsten beiden
Als stolze Königin dir wohl bekannt,
Die einst gelöset ihres Volkes Leiden,
Zu Macht und Ehre muthig sie gewandt.

Die letzten beiden kehren immer wieder,
So lang auf Erden hin die Zeiten fliehn,
Sie steigen still und friedlich zu dir nieder,
Gar oft ersehnt wohl nach der Arbeit Mühn.

Das Ganze ist die mahnend ernste Stunde
Und einer langen Kette letztes Glied,
Doch feiert man auf weitem Erdenrunde,
Was trauernd dann für immer von uns schied.

II.

Ich zeige dir ein großes, weites Grab,
Doch nicht mit Moder nur und Todtenbeinen!
Auch reiche Schätze sanken mit hinab,
Als mir der Tag des Schreckens mußt' erscheinen.

Nun nimm der Zeichen letztes weg von mir
Und füg dafür mir an — zwei andre Zeichen,
Dann nenn' ich einen großen Römer dir,
Der einem größern Römer mußte weichen.

III.

Lächeln wirst du wohl geschwind,
Hörst du von der ersten sagen,
Die als seltsam Modekind
Ward in alter Zeit getragen.

Meine zweite wird verwandt
An der Schiffe stolzen Masten,
Muß auch auf dem festen Land
Ziehn und heben große Lasten.

Keine Ehre ist's für dich
Läßt du dich ins Ganze nehmen;
Dennoch muß gar mancher sich
Willenlos dazu bequemen.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim







Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 11. Januar 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 15.**

Die steinerne Agnes.

Eine Geschichte aus den Bergen von **Heinrich Noë**.

(Fortsetzung.)

Noch an demselben Abend nahm sich der Förster vor, es sollte ein Schreiben, welches die Beobachtungen des heutigen Ganges darstellte, an die nächste Gerichtsbehörde abgehen.

Ludwig erhielt das strenge Verbot, über diese Dinge mit irgend jemand zu sprechen, bevor die herbeigerufene Behörde erschienen wäre. Indessen beschloß der Alte, dessen Theilnahme an der Lösung der räthselhaften Begebenheit in hohem Grade angeregt war, einen vorläufigen Versuch zu machen, für sich selbst der Sache weiter auf den Grund zu schauen.

Wie im Vorübergehen und um einige gleichgültige Worte zu wechseln, trat er am nächsten Tag über die Schwelle des Hauses, in welchem die Eltern der verunglückten Agnes wohnten. Er hatte ohnehin in Forst- und Weideangelegenheiten einiges mit dem Bodenbauer — so hieß der Vater — zu besprechen.

Die Bäuerin weinte helle Thränen, als ihr der Förster Worte des Beileids über ihr Unglück sagte.

„Ich habe immer eine Ahnung gehabt," stammelte sie endlich schluchzend," daß die Geschichte mit dem Jack unserem Mädel Herzeleid und Unglück bringt."

Der Förster wußte vom Hörensagen, daß das Mädchen den Bewerbungen dieses Burschen einiges Gehör geschenkt hatte, welcher der Sohn eines ziemlich bemittelten Bauern im benachbarten Thale und bei seinen Gehilfen im Forsthause wegen Verdachtes der Wilddieberei nicht gut angeschrieben war. Indessen begriff er nicht, wie ein solches Verhältniß, deren in der Gemeinde mehrere gepflogen wurden, in dem besprochenen Falle seine Hand hätte haben können. Auf sein Fragen erwiderte die Bäuerin, häufig von Wehklagen unterbrochen, daß ihr die alte Ebersbacherin auf dem Zulchenhaus droben — es war das Häuschen, in welchem Agnes zuletzt gesehen worden war — eingestaaden hätte, daß sich die Agnes und der Jack öfter in ihrer Stube begegnet wären. „Freilich alles in Ehren," meinte sie, „aber wenn halt unsere Dirn nit dort heimgaschtet hätt', so hatt' sie noch alleweil nit brauchen ihre gute Meinung z'machen (zu sterben) und sitzet eh' frisch und g'sund da, als nit."

„Wie habt Ihr Euch denn mit dem Jack gestellt?" fuhr der Förster fort.

„G'stellt, ja wie werden wir uns g'stellt haben? Gar nit, wenn i's recht sagen soll!"

„Und warum habt Ihr der Agnes ihren Willen nicht gelassen? Ich hab' ja gehört, er hat doch nicht gar wenig Geld auf seinem Heim liegen," sagte der Förster.

„Wegen dem Geld, dasselbige wär's gewiß nit, ob dem ich klagen wollt'. Aber daß er die Agnes und unsern Hof kriegt, daß hätt's doch nit gegeben."

„Aber warum denn nit, in Gottes Namen?" erwiderte der alte Eschenauer unwirsch.

„Weil er uns nie getaugt hat. O, unser armes Dirndl! Hätt' sie den Häuter nit gesehen, der's ihr grad angethan hat, so wär sie nie auf die Ebersbacher Hütten gekommen und wär sie nie auf der Ebersbacher Hütten gewesen, so wär sie nit umkommen."

„Aber ich versteh' halt alleweil noch nicht recht," entgegnete der Förster, „wie sie von dort auf den Kopf steigen und in die Schlucht hat hinabfallen können. Es ist ja leicht so ein zehn Büchsenschuß noch bis dort hinauf."

„Mein Gott," sagte das Weib, „den Weg hat's an demselbigen Tag schon nach der Vesper ganz verweht gehabt und unser Knecht, der von der rothen Kapelln aus dem Rosenkranz gekommen ist, hat gesagt, daß er nicht einmal mehr die Wegweiser hat sehen können. Dazu ist ein völlig grauslicher Nebel eingefallen und — o, mein armes Dirndl, daß es in seinen Todsünden dahingangen ist!"

Das Weib bedeckte sich das Gesicht mit den Händen und schluchzte.

In diesem Augenblick trat der Vater, der alte Bodenbauer, in die Stube. Er nahm vor dem Förster seinen breitkrämpigen Hut ab, hieß ihn willkommen und schalt die Bäuerin, daß sie den Herren noch nicht die Bank angeboten hatte.

„Könnt niemand Gescheiteren antreffen, als Euch, Herr Förster," sagte der Bauer, nachdem er sich mit dem großen Schöpflöffel aus

dem hölzernen Wassereimer einen Trunk geholt und sich schwerfällig neben dem Ofen niedergelassen hatte. „Aber, eh wir das Discuriren anfangen, holt das Weib einmal einen Beerern für den Herrn Förster. So mach, schleun Dich!"

Die Bäuerin öffnete die Thür eines Verschlags aus braunen Brettern, der einen Theil der Stube absperrte, und langte einen grauen steinernen Krug hervor, aus welchem sie drei Gläser des hellen, aus Schwarzbeeren gebrannten Schnapses voll goß. Sie reichte das Gebräu den Gästen und ihrem Mann. Dieser trank, räusperte sich einige Mal, vom herben Wasser gereizt, und sagte:

„Ihr kennt die Geschichte von meinem armen Mädel, Herr Förster, und ist etwa nicht nöthig, daß ich von demselbigen Todesfall weiter erzähle. Etwas anderes aber ist's mit der Geschicht vom Jack, die der Herr Förster gewiß auch schon gehört haben."

„Ich weiß nichts," entgegnete Eschenauer, seinem Sohn, dem eine Frage auf den Lippen stand, einen warnenden Blick zuwerfend.

„Die alte Ebersbacherin hat bei Gericht beschworen, daß der Jack an dem Tag, an welchem unsere Dirn — Gott sei ihr gnädig! — beim Edelweißlahner verunglückt ist, sich nicht bei ihr auf dem Zulchenhaus oder sonst in der Nähe hat blicken lassen. So sagt die Ebersbacherin, ich aber denk' mir, was ich will. Warum läßt sich der Jack in seinem väterlichen Heim kaum mehr sehen? Tag und Nacht geht er oft draußen herum, als ob ihm das Gewissen keine Ruh ließ."

„Heilige Dreifaltigkeit!" schrie die Bäuerin, rasch auffahrend, „Bodenbauer, warum hast mir davon nie was g'sagt?"

„Sei stat, Weib, und wart's ab, was ich sag'! Der Adjunct im Stubenthal hat ihn ins Verhör genommen und ihm scharf zugeredet. Er hat ihn gefragt: Wo bist aufgestanden an demselbigen Tag, wo warst und wo hast Dich niedergelegt? Und wo meint Ihr, daß er nachgewiesen hat, wo er war?"

„Jesus, Maria und Joseph, so sag's halt!" rief das Weib, ihren Mann am Aermel des zwilchenen Hemdes fassend.

„Bei der Mutter von der Broni war er, die tags vorher begraben worden ist."

„Bei denen an der zweigabligen Zirben?" sagte der Förster.

„Wohl, bei denen."

„Bei dem Lottervolk? Was thut denn der Mensch da droben?" stotterte die Bäuerin hastig hervor.

„Das geht niemanden was an, hat sie dem Adjuncten gesagt, was der Jack in ihrer Hütten zu thun gehabt hat. Er ist halt herdeln gekommen und hat mir über die Broni Trost zug'sprochen — weiter hat's nichts bedeutet."

„Und Ihr glaubt das?" fuhr der Förster fort.

„Warum nit? Hat's doch auch die andere Tochter, das Moidel, bestätigt, daß der Jack bis in die Zwielichten bei ihnen war!"

„Gott sei Dank," sagte die Bäuerin, „so bin ich doch der bösen Ahnung los!"

„Die Sache ist noch immer nicht klar," sagte der Förster „und wer weiß, was noch kommen wird. Habt Ihr die letzten sechs Klafter Holz schon abfahren lassen, Bodenbauer, das war's eigentlich, was ich Euch fragen wollte?"

„Nein — ja, wohl, wohl!" entgegnete dieser zerstreut. „Doch, sagt, Herr Förster, ist das nicht sonderbar, daß der Jack just an dem Abend dort droben war!"

„Wir wollen hoffen, daß noch alles an den Tag kommt," sagte dieser abweisend und bestimmt. „Ah, bald hätt' ich's vergessen — der Wald um den hinteren Kalkofen wird eingezäunt — sagt Eurem Gaisjungen, daß von jetzt an jedes Stück niedergeschossen wird, was sich jenseits des Zauns sehen läßt."

Damit verließen der Förster und sein Sohn die Stube.

Der Bauer machte sich's vollends bequem, indem er seinen Kopf auf das hölzerne Polster legte, welches, einem niedrigen Pulte ähnlich, am obersten Ende der Ofenbank lag.

Sein Weib aber zündete die kleine Ampel an, welche über einigen wächsernen Figuren hing, die in einer Nische standen. Dann ließ sie sich auf einen Betschemel nieder und heftete ihre Augen murmelnd auf Christus, den heiligen Michael, die Engel und die Kinder. Nachdem sie sich wieder erhoben hatte, holte sie den kleinen Kalender vom Nagel, an dem er hing. Es war einer von der Art, in welcher keine Zeile Gedrucktes vorkommt, da er für solche bestimmt ist, welche nicht lesen können. Das Wetter bezeichnet er durch mancherlei Haken, Pyramiden, Punkte und die Tage durch die illuminirten, allen Bauern wohlbekannten Gestalten der Heiligen. Die Bodenbäuerin aber nahm ihren Röthel in die Hand und machte unter die heilige Johanna einen dicken Strich.

„Da, schau, Bauer, wie ich den Tag angemerkt hab'," sagte sie zu ihrem Mann, als dieser sich wieder einmal gegen das Zimmer herumkehrte. „Unser Herr Gott hat völlig die schlechten Gedanken von mir g'nommen, die mir noch alleweil wegen dem Jack im Kopf 'rumgangen sind."

„Daß ich's frei sag', auch mir is wohler," entgegnete der Bodener. „Bitten wir dem Jack die Sünd ab, die wir ihm in Gedanken angethan haben."

„Weißt, was mich am meisten bei ihm derschreckt hat?" fuhr das Weib fort.

„Nu, was ist Dir denn unterkommen?"

„Daß ich ihn nit beim Amt und in keiner Seelenmeß g'sehn hab! Da is mir der Gedanke gleich nimmer aus dem Sinn gangen, der fürcht sich in seinem G'wissen wegen unserem armen Dirndl — nit, daß ich das Allerschlechteste mir einbild' hätt — nit so — aber Du verstehst mich schon, weil er halt droben war dazumal bei der Ebersbacherin, wie ich mir denkt hab."

„Nein, nein, Gott behüt — davon ist jetzt keine Red mehr! Ist freilich kein rarer Trost für uns zwei. Jetzt, wo wir alt werden, hätt uns die Dirn grad g'freut, wenn wir's ang'schaut hätten und so — nu, unser Herrgott hat's wollen. Reden wir heut nichts mehr drüber, Weib. Jeses — schau, hör, da hat's donnert."

In Wirklichkeit rollte es draußen am Himmel und schon zuckten Blitze um den Edelweißlahner.

Der Bauer ging vor die Thür hinaus, um das herannahende Gewitter zu betrachten, indessen sein Weib sich abermals auf den Schemel niederließ, um zu beten. Die Vögel flogen unruhig hin und her. Auf dem kleinen See in der tieferen Thalmulde drehten sich die Wellen anfangs wie Kreisel, graue Wolken jagten dazwischen, zuerst glitzerten vereinzelte Schaumblasen, dann ganze Streifen auf, das Thal schien von unzähligen Farben überschüttet. Dann brach der Wind plötzlich von der andern Seite, vom Hochkogel her, los, die Sträucher und kleinen Fichten zitterten. Wieder hüllte sich alles in Grau. Nun stürzte der warme Wind wieder vom Edelweißlahner, die Berge standen schwarz da, wie riesige Schlacken.

Und nun floß unter dem Rasen der Luft und dem herabstürzenden Regen alles zusammen: Berge, See, Wald.

„Endlich ist der Lanks*) da!" sagte der Bodenbauer, indem sein Gesicht ein Lächeln überflog.

Der Förster und sein Sohn schritten zur selben Stunde über einen Wiesenabhang hinab, dessen Gras, von welchem der Schnee erst vor wenigen Tagen abgeschmolzen war, welk und von der jetzt verschwundenen Last fest an den Boden gedrückt dalag, wie Haar, welches von einem Kamm an den Scheitel niedergelegt wird. Es war eine graue, glatte, verfilzte Fläche.

„Wenn morgen die Herren vom Gericht an den Edelweißlahner kommen," sagte der Förster, „finden sie keinen Schnee, keine Spuren und kein Verbrechen mehr."

II. Beim zweigabligen Zirbenstamm.

Die Wielander Hütte, in welcher nach Bronis Tode die Mutter mit der übriggebliebenen Schwester wohnte, stand so hoch im Gebirge, daß man kaum eine Stunde weiter zu steigen hatte, um das Gebiet der „Rohnen" zu erreichen, der umgestürzten und verwitternden Stämme, der Halden, auf denen heute der Baumwuchs nicht mehr gegen Stürme und Kälte aufzukommen vermag.

Es war ein widerwärtiger Weg dort hinauf. Vom Fuß des Berges an, wo ein mächtiger Quell unter dem Bilde des Gekreuzigten hervorfloß und die Vorübergehenden einlud, an Den zu denken, der sich selbst das Wasser des Lebens genannt hat, bis zu der Zirbe an der Hütte, die in der Entfernung einer halben Klafter vom Boden sich gabelte, schritt man über spitziges Geröll hin, welches der Regen in immer neuer Menge von den abgeriebenen Hängen auf den Steig spülte. Am Tage nach dem erwähnten Gewitter insbesondere war

*) Frühling.

der Pfad so mit Steinen überlagert, daß der Bursche, welcher ihn anstieg, alle Mühe aufbieten mußte, um trotz seiner schweren, eisenbeschlagenen Schuhe nicht auszugleiten oder sich von dem unter den Füßen weichenden Geröll in den unten rauschenden Bach hinabziehen zu lassen. Viele Steine wurden von seinen Füßen in Bewegung gesetzt und sprangen in Sätzen, deren Bogen stets größer wurde, nach der Tiefe.

„Wenn jetzt dem Förster sein Bub dort unten wär', wer weiß, ob er nit meinet, die steinerne Agnes ging da oben um, nach dem, was ich ihm vorplauscht hab'!" sagte der braune, munter dreinsehende Bursche zu sich selbst, indem er sich den schwarzen Schnurrbart streichelte und mit Gewalt an einige größere Schieferplatten stieß, daß sie hinabrollten. „Es ist aber doch ein Eselsweg heut!"

Wie um sich zu kräftigen, hielt er an, zog Stahl und Zündschwamm hervor, zündete sich seine mit Silber beschlagene Pfeife an, und schob sich den Rucksack zurecht, der ihm beschwerlich zu werden schien.

Je weiter er hinaufkam, desto häufiger wurden die Verwünschungen, die er gegen den steilen und heute so unsicheren Weg ausstieß. Ein Stock auf der nächsten Höhe, der noch vom Winter her im Boden steckte, um den Leuten in Schneewehen die Richtung zu zeigen, und bei welchem er sonst von unten in einer halben Stunde ankam, wurde erst nach weit mehr als einer Stunde erreicht.

„Wart Tuifel!" sagte der Bursche, „ich will Dir's zeigen, daß D'mich so lang für'n Narren gehalten hast!"

Damit nahm er einen bleichen Knochen, der an der Stange befestigt war und nach dem Jochübergang hinwies, herab und band ihn so wieder an, daß er auf den hier sich abzweigenden Viehtrieb zeigte, der in die Irre führte.

„Die Narren, weil's gar glaubt haben, ich hätt' mich an der Bodenbauer Dirn vergriffen, sollen sich doch ärgern grad g'nug — hab ich mich auch g'ärgert, mehr als der Brauch. Wenn's sehn, wie der Agnes auf dem Bildstöckel*) der Schnurrbart steht, den ich ihr angemacht hab' — und wenn ein fremder Mensch da dem Knochen nachgeht und in die Irr lauft, wo er sich nirgends mehr 'naussieht und nacher 'nausflucht, was er vermag — das ist jetzt m e i' Freud!" fuhr er halblaut vor sich hinsprechend fort.

Mit dem Knochen, der an das „Weistel" gebunden war, hatte es folgende Bewandniß.

Nicht immer hatte der Saumweg, an welchem unten die Herberge stand, sich am jenseitigen Berge hingezogen. In früheren Jahrhunderten überklomm er die Höhe, auf welcher jetzt die Wielander Hütte steht, und der schlechte Steig, dessen Beschwerden den Burschen mit zum Muthwillen reizten, war der Ueberrest des alten, breiteren Pfades, auf welchem einst Saumpferde und Maulthiere Waaren geschleppt hatten. Da war manches der Thiere vor Müdigkeit oder in rauhem Wetter zu Grunde gegangen und man brauchte nicht weit zu suchen, um Ueberreste, ja halbe Skelette, zwischen dem Geröll versteckt zu treffen. Ein so aufgefundener Knochen war von einem mitleidigen Bergbewohner benutzt worden, um Unschlüssigen am Scheidewege die Richtung nach der Jochhöhe anzuzeigen und eben diesen Knochen machte J a c k — der Leser hat die Gestalt erkannt — zum Lügner.

„Was hab' ich gethan, daß die Leut' nur so von mir reden können? Weil ich ein Schütz bin — nu, ich möcht' den kennen, der sich noch nie sein' Bock aus dem Gamsgebirg geholt hat! Etwa derowegen, weil ich d' Agnes gern hab —? Nacher werd doch nicht g'rad i ch der sein, der ihr so was anthut! Es is völlig zum Dreinschlagen unter die Gfrieser! Ich wollt doch —"

In diesem Augenblick machte ihn ein gellender Pfiff aufmerksam, welcher zur Rechten von der Höhe herabkam. Es folgte ein Ruf, der jedem anderen, als einem Bergbewohner, unverständlich gewesen wäre. Jack begriff ihn. Der Mensch, welcher ihn anschrie, lief dort oben mit einem Hunde herum und suchte augenscheinlich Kleinvieh, welches sich zwischen den Legföhren verlaufen hatte. Jack antwortete ihm durch ein dumpfes Jauchzen, indem er die hohlen Hände vor den Mund hielt, was so viel sagen wollte, als: „Ich habe unterwegs nichts gesehen."

Der oben aber schien an dieser Mittheilung nicht genug zu haben, denn er stieg so schnell, als es der überrieselte und schlüpfrige Hang zuließ, herab und näherte sich Jack.

„Ich hab' grad' einen neuen Hund," rief er ihm zu, als er auf Gehörweite gekommen war. „Der Kerl sollt' bellen, daß er mir die

*) Unglückstafel.

Gaisen 'rüberscheuchet, aber der is noch dümmer, als mein alter, der sie abgeleckt hat, anstatt daß er sie g'jagt hätt'. Aber weißt' denn schon, was drunten g'schehn is, Du, Jack?"

Jack veränderte ein wenig die Farbe, nahm seine Pfeife aus dem Munde und starrte den Hirten überrascht an.

„Nu, was meinst? Die Broni aus der Wielander Hütten is aufn Kirchhof von Zigeunerleut' aus'm Grab g'nommen worden."

„Geh, was schnatterst denn da?" entgegnete Jack und die Hand, in der er die Pfeife hielt, zitterte, wie wenn sie einen Halt suchen wollte.

„Noch was!" fuhr der Hirt fort. „Der Förster und sein Studentenbub sind gestern auf dem Edelweißlahner droben g'wesen und haben im Schnee Mannsstiefel g'spürt, grad' da, wo die Bodenbauer Agnes abg'stürzt ist. Merkst was, he?"

Jack erwiderte kein Wort.

„Noch was!" sagte der unerbittliche Hirt. „Gerad ist der Vorstand, der Gemeindediener, der Doctor und ich weiß nicht, was noch für Schreiber, auf die Wielander Hütten 'nauf und fragen die Weiberleut' aus. Ich sag' halt, das wird noch eine unsinnige Gschicht'."

„Wohl," sagte Jack, „aber was werden s' denn derfragen? Die Broni is gestorben, und wenn sich einer an der Bodenbauer Agnes vergriffen hat, was werden denn die Weiberleut von dem wissen?"

„Noch was!" fuhr der Hirt fort, „Du weißt es, Jack, ich kann Dich gut leiden, weil Du mich damals, wie ich den Hirsch vom Wetterkreuz 'runter geschleppt hab' und mich den Tag drauf die Jäger vorgefordert haben, 'rausgelogen hast. Also jetzt sag' ich Dir: einmal haben sie Dich schon dazwischen g'habt und wissen wollen, wo Du an demselbigen Samstag warst, an dem die Bodenbauer Dirn auf dem Edelweißlahner blieben ist. Sie haben Dich wieder auslassen, weil die Weiberleut' g'sagt haben, Du wärst auf der Wielander Hütten einkehrt. Und jetzt denk' ich mir, weil dort oben ein Mannsbild im Schnee gespürt worden ist, sie glauben's den Weiberleuten nimmer recht und fangen das Ausfragen noch einmal an."

„Aber dasselbige wirst ja doch nit meinen, daß ich —" sagte Jack, dessen Angst nun auch dem Hirten auffiel.

„Was Schlechts hab' ich von Dir noch nie nit g'hört, das müßt ich lügen! Aber noch was! Gestern hat der Gemeindediener gesagt, daß ein Steckbrief 'reingekommen ist, wo's drinn heißt, ein militärischer Desertör muß da herin auf die Jöcher herum irgendwo auf einer Hütten sein. Schau, Jackl, vielleicht hat's der gethan."

Wenn der Gaishirt geglaubt hatte, mit dem Hinweis auf diese Möglichkeit Jack zu trösten, so irrte er sich. Denn dessen Gesichtsausdruck wurde noch ängstlicher, als zuvor.

„Was soll ich jetzt da thun, Hüter, was meinst?" sagte er nach einer Weile kleinlaut.

„Was Du thun magst, was fragst denn so thoret? Dich geht's ja nix an, than hast es nit, da kannst es abwarten g'nug. Aber jetzt muß ich wieder nach die Gais schauen, b'hüt Dich Gott, Zeit lassen!"

Kaum war der Hirt im Gestrüpp verschwunden, als Jack mit schlotternden Knieen vom Steig abbog und geraden Weges den Abhang hinan gegen die Höhe stieg. Es war offenbar, daß er sein Ziel verändert hatte. Die hohe Zirbe, welche die Stelle der Wielander Hütte bezeichnete und deren Spitze er schon dort wahrnahm, wo ihm der Hirt seine Neuigkeiten mittheilte, ließ er nun links liegen. Je weiter er hinaufkam, desto mehr Schnee schien der gestrige Regen weggespült zu haben. An manchen Stellen kamen sogar schon die gelben Lärchennadeln zum Vorschein, welche mit den ersten Flocken des Spätherbstes abgefallen waren.

Jack vermied zwar die freien Stellen, vertiefte sich aber nie so weit in das Wirrsal der wuchtigen Legföhren, daß er die Wielander Hütte aus dem Gesicht verloren hätte.

Er stieg immer höher und höher, bis er die Rohnen erreicht hatte, welche weit über der Hütte auf dem verwitterten Joch lagen. Hier nahm er seine Bürde ab, ließ sich auf das Gestein nieder und spähte durch den Zwischenraum zweier über einander gestürzten Stämme thalwärts. Wurde ihm die niedergekauerte Stellung lästig, so erhob er sich ein wenig. Dabei streifte sein Blick ferne und nahe Gegenstände so scheu, als ob er rings von Gefahren und Schrecknissen umgeben wäre.

An dem einzigen noch grünen Baum, einer Wettertanne, hingen hoch oben an einem dünnen Stricke zwei kleine hölzerne Vierecke — Zeichen, welche die Landesvermesser hier zurückgelassen hatten. Jack

schielte dorthin, wie nach einem Galgen, an dem statt der schwanken Hölzer ein verstockter Sünder aufgeknüpft wäre.

Einige der größten grauen, verwitterten Stämme waren auf ihre eigenen langen Aeste gefallen und schienen mit dürren Beinen herumzuklettern. Sie glichen ungeheuren Tausendfüßen, die sich in der Wüste ergehen wollten. Der klaffende Riß, mit dem so mancher beim Abbrechen am dicken Ende geborsten war, sah aus wie ein weit geöffneter Rachen.

Da befand sich auch in der Nähe ein unförmlicher Block, der mit grünen und schwarzen Flechten an mancher Stelle bedeckt war. Wo sich solche Flechten angesiedelt hatten, war Feuchtigkeit von ihnen zurückgehalten worden, welche in den kühlen Morgenstunden der Jochhöhe sich zu Eis verdichtet hatte. Die Sonne spiegelte sich in diesen Punkten und die grünen und schwarzen Zirkel glotzten ihn an wie eben so viele Augen des unheimlichen Blockthieres.

Wären alle diese Dinge wirklich das gewesen, was sie einer aufgeregten Einbildungskraft scheinen konnten, das Gesicht des einfältigen Menschen hätte die Wirkung grübelnder Angst nicht augenfälliger zu zeigen vermocht. Es wendete sich jedesmal wieder rasch der Lücke zwischen den Stämmen zu, hinter welchen es sich verborgen hatte. — Ein urplötzliches Ereigniß sollte ihn auch von dieser Stelle scheuchen.

Die unausgesetzt auf einander folgenden Regengüsse, Schneegestöber, Fröste und Thaustürme hatten nicht nur an der Zerstörung und Aufweichung der Schneelager gearbeitet. Auch manche Bergspalte war durch Eis erweitert, manche brüchige Wand des Schiefergesteines von Wärme und Kälte zernagt worden.

Das Gebirg bebte. Jack fuhr zusammen, als wenn ein Scherge seinen Nacken berührte. Ein rasender Donnerschlag nach dem andern wollte die Erde spalten. Aus ihren Tiefen erhob sich eine braune Wolke. Jack schnellte hinter dem Astwerk auf und rannte dem Krummholz zu, ohne zu wissen, wohin. Da sah er, wie die ganze Berghalde in Bewegung gerieth. Aber, war es Wirklichkeit, war es abscheuliches Blendwerk? Die Blöcke, welche dort über die steile Wand fielen, schienen nicht in jähen Sprüngen zu stürzen, was sie doch mußten. Sie schleppten sich träge, hinkend und zögernd zur Tiefe. Das war aber nicht das Werk bösen Truges, sondern der weiten Entfernung von seinem blöden Auge.

Während Jack erschreckt dem hinabgeschmetterten Gipfel nachschaute, hatte der Bergsturz eine Wirkung hervorgebracht, welche er im Augenblick eben so wenig ahnte, als er vorher an das tobende Ereigniß hatte denken können.

Dessen Lärm war durch die Fensterscheiben, welche klirrten und summten, in die Wielander Hütte gedrungen, wo die Untersuchungscommission Mutter und Schwester über den Verbleib des aus dem Grabe verschwundenen Körpers der Broni inquirirte.

Der Vorstand hatte in einem Augenblicke die Thüre erreicht, der Untersuchungsrichter und die Uebrigen hinter ihm her. Sie hielten sämmtlich die Handflächen vor die Augen und schauten an den blendenden Schneehalden hinauf.

„Das war eine Lahn *)," sagte der Untersuchungsrichter.

„Ich glaub' eher, es mag ein Bergsturz gewesen sein, der vom Bleikogel abgegangen ist," entgegnete der Vorsteher.

„Und ich sag' Euch, es war eine Lahn!" wiederholte der Richter mit strengerer Betonung.

Der Vorsteher schwieg pflichtschuldig, aus dem Chor der Umstehenden aber scholl es einstimmig: „Ja, der Herr Untersuchungsrichter haben recht, es ist nichts gewesen, als eine Lahn!"

Die Wielander Hütte lag eben zu niedrig, als daß man über den oberen Buckel hinweg in die Schlucht hätte schauen können, in welcher der Trümmerstrom thalwärts trieb.

Plötzlich fuhr der Untersuchungsrichter mit einer raschen Handbewegung nach den Augengläsern, drückte sie fester gegen das Nasenbein und rief:

„Da droben steht meiner Seel ein Bock mitten unter den Zundern! Ist auch kein gutes Zeichen, daß die Gams so tief sich heruntermachen."

„Mit Verlaub," entgegnete der Gemeindevorstand, „ist aber das kein Gamskopf, sondern der Hut von einem Mannsbild, und was drauf ist, keine Krickeln, wohl aber Federn."

Ehe der Untersuchungsrichter antworten konnte, hatte der Schreiber Zeig- und Mittelfinger der rechten Hand in den Mund gesteckt und ließ einen Pfiff hinauf gellen.

Der spitze Hut bewegte sich, ein Gesicht tauchte blitzschnell hinter den Zweigen auf und unter, dann sah man die Gestalt sich schleunig in der Richtung weiter bewegen, in welcher der Bergsturz erfolgt war.

Der Untersuchungsrichter trat in die Hütte zurück, vielleicht um nicht die eine oder andere Bemerkung anhören zu müssen, die über seine Entdeckung gemacht werden konnte. Der Schreiber aber sagte lächelnd zum Vorsteher:

„Wer weiß, ob wir nicht das Gams noch einmal anpürschen!"

„Wie so?" antwortete ihm die löbliche Ortsbehörde.

„Weil der Kopf niemand anderem gehört, als dem Jack."

„Getraut Ihr Euch das zu verantworten?"

„Zu jeder Stund, vor wem es sein mag!"

„Sepp," sagte der Vorstand zum Gemeindediener, „hör, was ich Dir sag'. Wir haben unsere Veranlassung, daß uns dran liegt, zu wissen, was seit einiger Zeit der Jack vom Stubenthal treibt. Eben hat er sich wieder dort oben sehen lassen, kein Mensch weiß, was er da zu thun hat. Jetzt gehst ihm nach, so weit Du's vermagst, versteckst Dich, daß er Dich nirgends sieht und meldest es uns am Abend, was d'rausbracht hast. So, geh weiter!"

Der Diener war kaum einige Schritte weit gegangen, als der Untersuchungsrichter, der nunmehr seine Geschäfte in der Hütte beendigt hatte, wieder auf der Schwelle erschien.

Der Gemeindevorsteher verständigte ihn über die getroffene Anordnung und er nickte, ohne ein Wort zu verlieren. Hinter ihm aber stand die alte Wielanderin mit verweinten Augen und deren Tochter Moidel, ein schlankes, blasses Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren mit dunkeln, langbewimperten Augen und einem strengen Ausdruck um die zusammengepreßten Lippen. — Als die Gesellschaft sich von den Weibern verabschiedete, konnte die Alte vor Schluchzen nicht zu Wort kommen. Das Mädchen blieb regungslos.

(Fortsetzung folgt.)

*) Lawine.

Ein Städteverwüster und Städteerbauer.

Von dem Verf. der „Feldherren, Räthe und Feinde des zweiten Kaiserreiches."

Man kann sich oft nicht genug wundern, wenn man die Unkenntniß der französischen Verhältnisse beobachtet, welche Fremde — und hauptsächlich Deutsche — an den Tag legen, die das Vergnügen oder Geschäfte nach Paris führen. — „Unkenntniß" ist eigentlich das rechte Wort nicht, und da uns der Ausdruck: „tendenziöses Verkennen" zuwider ist, so müssen wir uns des Gleichnisses eines Menschen bedienen, der in einem fremden Lande mit einer Münzsorte zu bezahlen sucht, die dort keinen Cours hat, ja völlig unbekannt ist, und der nicht begreifen kann, warum sie nicht angenommen wird. Man hört bei uns oft Meinungen über Frankreich von frisch ausgeschifften Fremden, bei denen selbst Heraklit nicht ernsthaft bleiben könnte.

Doch wenn die Auffassung der Verhältnisse bei den Menschen fast immer von einem gewissen, rein subjectiven Gedankengange abhängig ist und man deshalb Voreingenommenheit bis zu einem gewissen Grad auch entschuldigen kann, so sollte dem doch nicht so sein, wenn es sich um Personen handelt. Wir finden es unverzeihlich, wenn es sich um den Ruf, die Fähigkeit, um die oft durch ein Vierteljahrhundert Arbeit sauer und mühsam erworbene Stellung — ja sogar um die persönliche Ehre eines Mannes handelt — wir finden es unverzeihlich, daß man dann nicht vorsichtiger ist und jedem Geklatsch Glauben schenkt, welches oft in einem Salon sehr zweifelhafter Moralität entsteht und von da auf vielen und vielen Umwegen in das Tintenfaß eines Zeitungscorrespondenten gelangt. — Wir glauben, daß nicht wenige unserer Leser mit uns die Beobachtung gemacht haben werden, daß seit mehreren Jahren dem politischen Geklatsch viel willigere Ohren vom Publicum geliehen werden, als dem unparteiischen, aber desto gewissenhafteren Studium einer Frage. Es ist hier der Ort nicht, den Grund dieses Zustandes zu erörtern;

aber wir halten es für die Pflicht eines jeden, zu reden, wenn er es vermag und es gilt, entweder die Pfauenfedern des falschen Verdienstes auszureißen oder das Wahre zu Ehren zu bringen.

Es gibt wohl keine einzige der berühmten Persönlichkeiten, welche das zweite Kaiserreich hervorgebracht hat — oder um uns besser auszudrücken —, welche der intelligente Wille des Kaisers an den Ort hingestellt hat, an welchem sie ihre Fähigkeiten am besten zum Wohl des Landes und zur Befestigung seiner Dynastie zur Geltung bringen konnten, die so ausnahmsweise heftig angegriffen worden ist, als Georg Eugen Haußmann, seit 1853 Präfect von Paris und seit 1857 Baron und Senator.

Ich glaube, daß einer der Hauptgründe der oft übertrieben ungerechten Animosität gegen Herrn Haußmann in seinem schroffen, eckigen Charakter und seinem ... recht unangenehmen Aeußeren liegt. Dieses Aeußere — der Leser möge einen Blick auf unser Bild werfen — hat nichts von der einnehmenden Gefälligkeit des französischen Typus, nichts von dem Gewinnenden, sich so leicht Einschmeichelnden der Franzosen — keine graziöse Geistesbeweglichkeit, kein sprudelnder Witz kann hier errathen noch geahnt werden. Und das ist eine böse Sache bei dem Franzosen, wenn man nicht gerade eben so aussieht, wie er sich vorstellt, daß man aussehen müsse, um Seinepräfect — oder Nachtwächter — oder Kaiser zu sein. — Eigenthümliches Volk, welches sich ganz und gar von der äußerlichen Form tyrannisiren läßt; — nur wer Frankreich genau kennt, weiß, wie viel Louis Philippe die Birnenform seines Gesichtes geschadet hat und dem heutigen Kaiser seine lange Nase, die übrigens gar nicht länger ist, als man es im bürgerlichen Leben für erlaubt hält. Von dem majestätisch schönen Ludwig XIV. und dem plastischen Cäsarenkopf Napoleons I. haben sich die Franzosen wie Kinder am Gängelbande führen lassen; — den ungestaltet dicken Kopf Ludwigs XVI. haben sie dem Henker hingeworfen, den spindeldürren Karl X. haben sie ins Exil geschickt und ihm bald darauf seinen Neffen Louis Philippe nachgesendet.

Die Häßlichkeit des Herrn Haußmann hat — neben der Schroffheit seines Charakters und seiner wirklich ungeschlachten Art und Weise sich zu benehmen, zu dem für uns Deutsche sehr wenig schmeichelhaften Gerüchte Anlaß gegeben, daß er von deutscher Abkunft sei — wenigstens aus dem Elsaß stamme. — Wir müssen dieser Annahme widersprechen; wir haben uns überzeugt, daß Herr Haußmann im Jahre 1809 in Paris geboren ist, woselbst sein Vater gleichfalls das Licht der Welt erblickt hat, und so muß denn den fein geschliffenen Parisern der Ruhm bleiben, diese grobe, exotische Pflanze ans Licht der Welt gebracht zu haben. Daß übrigens die Familie doch vor hundert oder mehr Jahren aus dem Elsaß nach Paris gekommen sein mag, ist mehr als wahrscheinlich.



Der Seinepräfect Georg Eugen Haußmann.

Herr Haußmann wird in seiner Jugend auch wohl einmal schlank und graziös, schwärmerisch und leichtfertig gewesen sein — davon zeugt wenigstens seine erste Neigung — die Musik.

Ja, lieber Leser — der Mann, dessen Bild Du hier siehst, fühlt in sich einst den Beruf ... Tenorist zu werden! Denke Dir ihn, wenn Deine Phantasie lebhaft genug ist, als Masaniello, als Raoul, als Tannhäuser! — Ein einziger Katarrh hat die Theaterwelt um einen solchen Hochgenuß gebracht; er mußte, da seine Stimme nicht einmal Baryton werden wollte, das Conservatoire de Musique, wo er übrigens mit vielem Fleiße arbeitete, verlassen, mußte von neuem aufs Collège, sich auf das Baccalaureat vorbereiten, und nachdem er es glücklich absolvirt, das trockene Studium der Rechte beginnen, anstatt der berauschenden Bühnenerfolge, welche er einst erträumt. — Er ward Advocat — im Jahre 1833; mit einer Gewissenhaftigkeit, die gleichfalls dem französischen Charakter fremd ist, hatte er seine juristischen Studien vollendet, ohne jemals ein Student gewesen zu sein in der Bedeutung, welche die Bewohner des Quartier Latin diesem Worte beizulegen gewohnt sind. Er verabscheute das Kneipenleben, doch war er alle Abende in den Theatern zu treffen — alte Liebe rostet nicht — ja selbst, wenn ihm das Geld knapp war, traf man ihn in den Theatern der Vorstadt, wo der erste Platz einen halben Franken kostet. — Hier hatte er auch Gelegenheit, sich den ersten Streit auf den Hals zu schaffen, und müssen wir diesen Fall erwähnen, um später den Beweis führen zu können, daß ihm nicht das Glück so schroffe Außenseiten gegeben, sondern daß es glückliche oder vielmehr nicht glückliche Naturanlagen sind. Irgend jemand nannte den jungen Advocaten im Theater Belleville: „paysan mal élevé*) — und erhielt deshalb von ihm eine Forderung, welche ein Duell, in dem der Gegner Haußmanns leicht verwundet wurde, zur Folge hatte.

In einem Processe, den der junge Mann im Jahre 1834 — es war sein erster — zu führen hatte, machte er die traurige Bemerkung, daß ihm nicht allein die Rednergabe fehle, sondern auch

*) Schlechterzogener Bauer.

die nothwendige Ruhe, um die Argumente der Gegenpartei mit anzuhören und zu widerlegen. Er ward ausfallend — und vom Präsidenten des Gerichtshofes zur Ordnung gerufen. Es war dies das erste und letzte Mal, daß er die schwarze Robe anlegte; er begriff, daß auch diese Carriere nicht die seine sei. — Nun blieb ihm noch der Beamtenstand übrig, den so viele Advocaten in Frankreich ergreifen, wenn sie vor den Gerichtsschranken Schiffbruch gelitten haben. Er ward Secretär einer Unterpräfectur und nach drei Jahren selbst Unterpräfect. — Ein Bericht an den damaligen Minister nennt ihn „einen Mann mit engem Gesichtskreis, jedoch einen eisernen Arbeiter."

Nach solchem Ausspruch konnte man, ohne Prophet zu sein, die zukünftige Carriere Haußmanns genau vorhersagen. Er mußte einer jener klassischen Beamten bleiben, die mit ihrem Schreibpulte nach und nach verwachsen, alle Jahrzehnte eine Gehaltszulage erhalten und endlich den Lustspieldichtern oft recht gelungene Typen liefern. Es sind diese eisernen Arbeiter — eiserne Stützen der Staatsverwaltung, das sieht man leider nicht genug ein, wenn man sich in Spöttereien über diese dürren Krystallisationen der Ministerien ergeht. — In dem Lande, wo eine jegliche Capacität die Schranken vor sich fallen sieht, die Name, Geburt, Reichthum ihr entgegenstellen, war Herr Haußmann noch im Jahre 1848, beim Ausbruch der Februarrevolution ... Unterpräfect, wie er es seit 1837 gewesen. Niemals war eine Klage gegen ihn laut geworden — man hatte ihm dreimal schon eine Gehaltszulage gewährt, dermaßen achtete man seine Arbeitskraft; — aber er war immer noch Unterpräfect, und wenn er noch zehn Jahre im Staatsdienst geblieben, wäre er immer noch Unterpräfect gewesen, und wahrscheinlich nach zehn andren Jahren als „préfet honoraire" pensionirt worden.

Jedes Land hat solche Beamte — wie es andre hat, die auf eine noch wunderbarere Art alle Schranken vor sich fallen sehen, die weit entfernt sind, die bewußten „eisernen Arbeiter" zu sein und die dennoch — fast spielend zu den höchsten Aemtern gelangen. — Mögen andre Federn diesen Zustand erläutern, uns bleibt zu constatiren übrig, daß Herr H. von der Februarrevolution seines Amtes entsetzt wurde, da man den groben und ungeschliffenen Mann in einer so ausgewählten Gesellschaft, wie die Helden der Barrikaden sie bildeten, wahrscheinlich nicht brauchen konnte. Der Rapport des außerordentlichen Commissars der Republik bezeichnete ihn als „völlig unbrauchbaren Beamten, der außerdem nicht die geringste Garantie für seine republikanischen Gesinnungen zu geben im Stande wäre." — Man sieht, daß er Fortschritte in dem Gutachten der Regierung seines Landes gemacht hatte; aus dem Mann mit engem Gesichtskreise war ein völlig unbrauchbarer Beamter geworden.

Man hat sich schon oft gewundert, daß beim Staatsstreiche Louis Napoleons kein einziger der höheren Beamten, welche die Provinz verwalteten, sich dem neu und auf eine so ungewöhnliche Art und Weise erschaffenen Zustande abhold gezeigt hat — daß kein Abfall statt gefunden, daß alle wie ein Mann für den sich selbst zum Dictator aufwerfenden Präsidenten der Republik eingestanden sind. Es war dies indessen sehr einfach — während der Präsidentschaft war das ganze Beamtenthum in den höheren Chargen erneuert worden und Herr von Persigny, welcher diese schwierige Operation leitete, hatte nur solche erwählt, welche sich eben so sehr über die bestehende Republik als über das vorhergegangene Regime zu beklagen hatten, und die jeder Regierungsform, welche diese beiden andren bekämpfte, willig ihre Hand liehen.

Herr Haußmann paßte ausnahmsweise gut zu den Anforderungen Herrn von Persignys; er trug der Republik einen derben, eckigen Haß nach und er konnte nur mit Verachtung von der parlamentarischen Regierung Ludwig Philipps sprechen, die einen Mann wie ihn — Georg Eugen Haußmann — eilf Jahre als Unterpräfect hatte vegetiren lassen. — Denn der Leser muß sehr wenig Psychologe sein, wenn er nicht schon eingesehen hat, daß im Begriffe Haußmanns die Verkörperung des administrativen Genies sich Georg Eugen Haußmann nennt, da es eine allgemein anerkannte Wahrheit ist, daß unter der schroffen Außenseite sich neunmal unter zehn eine mächtige Dosis von Eigendünkel verbirgt.

Er ward auf Befürwortung des Herrn von Persigny im Jahre 1850 zum Präfecten von Toulon ernannt; am Ende desselben Jahres vertauschte er diesen Posten mit dem im Departement der Yonne und während des Staatsstreiches verwaltete er in Bordeaux das Departement der Gironde. In diesen verschiedenen Stellungen hatte er nichts von seinen früheren Eigenschaften eingebüßt — weder seine durch nichts zu verringernde Arbeitskraft, noch seinen Hochmuth, noch seine ungezogenen Manieren; er hatte im Gegentheil noch andre Qualitäten sich angeeignet; — bei einer Regierungsform, der der Erfolg ein Lebensbedürfniß war, hatte er alles darauf gerichtet, nie eine Niederlage zu erleiden — wo die Energie das Lebenselement ist, nie lau zu sein oder zu erscheinen, und endlich hatte er auch die periodische Presse auf eine ihm sonst nicht eigene Art zu hassen gelernt. Da das Warum dieses Hasses, der nicht ohne Begründung war, sich den Grenzen nähert, die eine sich selbst achtende Feder nicht überschreitet, — dem Familienleben — so wollen wir diese Thatsache einfach constatiren.

Herr Haußmann war Präfect von Bordeaux, als im Jahre 1852 der Prinz-Präsident seine Reise dorthin machte und in der Beantwortung der Rede des Präfecten, der auf die tausende von Petitionen anspielte, welche in allen Departements gezeichnet wurden und die Wiederherstellung des Kaiserreichs verlangten, das unsterblich gewordene: „L'empire c'est la paix!" ausrief. In einer intimen Unterredung, welche H. mit dem zukünftigen Kaiser hatte und in welcher dieser ihn um die Bedürfnisse der Provinz befragte, legte der Präfect ihm eine Zeichnung der Neubauten, die in Bordeaux mit der Zeit auszuführen wären, vor. Der Prinz warf einen prüfenden Blick auf die Pläne.

„C'est à dire" sagte er — „daß Sie halb Bordeaux niederreißen und es neu wieder aufbauen lassen wollen."

„Ungefähr," erwiderte H. mit der größten Gelassenheit; — „jedoch bitte ich Monseigneur zu bemerken, daß wenn diese Bauten ausgeführt werden, nicht allein die Stadt verschönert wird, sondern daß sich auch die vielen Arbeiter, die jetzt auf einen und denselben Punkt zusammengehäuft leben, in der neuen Stadt vertheilen, daß sie bessere und billigere Wohnungen bekommen, und daß zu gleicher Zeit der Herd einer zukünftigen Insurrection zersprengt wird."

Der Präsident sah den beleibten Herrn mit jenem räthselhaften — negativen Blick an, der nichts von sich gibt, der nur einzufangen scheint, und den die, welche ihn nicht ertragen, zu begreifen unfähig sind.

„Und sind Sie der Mann, diesen Plan auszuführen?" fragte er mit seiner sanften, ruhigen Stimme.

„Das thut nichts zur Sache!" antwortete jener in der Art und Weise, die man einige Jahre später „die Haußmannsche Manier" nannte — „wenn der Plan nur gut ist — der Mann findet sich von selbst!"

Der Prinz lächelte — „C'est bien!" sagte er — „j'y penserai" — und drehte ihm den Rücken.

Diese Anecdote und ihre Folgen, welche Herr H. oftmals erzählt hat, charakterisirt ihn vortrefflich; denn von nun ab ward er Opponent der Regierung, d. h. er sagte jedem, der es hören wollte, daß diese Regierung auch nicht das Ideal der Regierungen wäre, denn er hätte ihrem Chef den vernünftigsten und zugleich genialsten Plan dieses Jahrhunderts vorgelegt und hätte ein einfaches „j'y penserai" zur Antwort erhalten. — „Die Regenten seien alle mit Blindheit geschlagen" — setzte er hinzu.

Der Leser weiß vielleicht, daß seine Ernennung im Jahre 1853 zum Präfecten von Paris ganz Frankreich in Erstaunen setzte, und daß von den sechsunddreißig Millionen Franzosen der am meisten darüber hätte erstaunt sein müssen ... Herr Georg Eugen Haußmann war. Es war wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel. Der Kaiser hatte ganz einfach im Ministerrath diese Ernennung dem Minister des Inneren anbefohlen, und da S. Majestät in Augsburg erzogen ist, hatte er auf gut deutsch: „Haußmann" ausgesprochen und Sr. Excellenz, Herr Baroche, hatte geantwortet, daß er solchen Beamten nicht kenne — es gäbe nur einen mittelmäßig begabten Präfecten in Bordeaux, einen Monsieur „Oosman." — Mit welchen Gefühlen der Begünstigte jedoch diesen unverhofften Glücksschlag empfing, geht aus dem Ausrufe hervor, den er ausstieß, als ihm der Telegraph die Depesche, welche seine Ernennung enthielt, überbrachte. Mehr als zwanzig Personen haben diesen Ausruf gehört und bezeugen ihn — er ist historisch geworden, und der, welcher ihn gethan, gibt sich keinen Augenblick die Mühe, ihn abzuleugnen.

Herr Georg Eugen Haußmann rief beim Empfang der Depesche,

welche ihm seine Ernennung zum Präfecten von Paris anzeigte, aus: „L'empire est consolidé“ — ! ! ! *)

Nicht wahr, lieber Leser, Du kennst den Mann zur Genüge, den wir Dir zu skizziren versuchen.

* * *

Es muß ein arger Dämpfer für den Dünkel dieses Herrn gewesen sein, als der Kaiser bei seiner ersten Audienz ihm ganz einfach mit seiner ewig ruhigen und monotonen Stimme sagte:

„Ich habe beschlossen, viele Neubauten in Paris zu veranstalten, theils um die Massen von Arbeitern, welche nach Paris strömen, zu beschäftigen, theils auch, um die schönste Stadt der Welt zu verschönern.“

Es ist uns ein unauflösbares Räthsel — uns, die wir Herrn H. persönlich gekannt haben, zu ergründen, wo dieser Mann jene seitdem sprichwörtlich gewordene Antwort hergenommen hat, welche der feinste und geschmeidigste Höfling wahrscheinlich nie gefunden haben würde. — Sich tief verbeugend erwiderte er: „Octavian, der Neffe und Nachfolger Cäsars, fand bei seiner Thronbesteigung ein Rom aus Ziegelsteinen erbaut und hinterließ ein marmornes Rom!“

Der Held dieser Skizze erzählt, daß Napoleon III. bei dieser classischen Citation ganz verblüfft gewesen sei, oder wie der Seinepräfect in seiner pittoresken Weise sich ausdrückt: „tout ahuri.“ Es mag ihm jedoch komisch zu Muthe gewesen sein, als der Kaiser, nachdem er zu sich gekommen, fortfuhr:

„Die strategische Section des großen Generalstabes wird Ihnen Pläne zukommen lassen, wie die großen Arterien Paris durchschneiden müssen, wo die neuen Casernen erbaut werden, und wo die Plätze, Squares und Kreuzungen der Straßen stattfinden sollen. Diese Pläne sind von mir gutgeheißen und Sie werden sich strikt nach ihnen richten.“

Das war das Sturzbad! Somit ging jegliche Initiative verloren — die Verschönerungen von Paris hatten eine strategische Grundlage — das war des Pudels Kern, und Herrn Haußmann ward der wohlfeile Ruhm — der Ausführer des kaiserlichen Willens zu sein. Noch schmeichelte er sich, daß Napoleon III. nur seine Idee, welche er ihm in Bordeaux enthüllt, benutzt und ausgeführt hätte; aber leider wurde ihm auch diese Genugthuung nicht zu Theil; denn als er die Pläne des Generalstabes empfing (die wir selbst Gelegenheit zu sehen gehabt haben), las er — wahrscheinlich mit stiller Verzweiflung: „Exécutés d'après les dessins et l'ordre de Msgr. le président de la République — Mai 1850 **)“ — also mehr als zwei Jahre, bevor Herr H. seine Idee dem Prinzen in Bordeaux vortrug. — Der Ruhm der Erfindung war also dahin und es blieb einzig und allein der, ein intelligenter Ausführer des kaiserlichen Willens zu sein.

Diesen Ruhm muß man Herrn Haußmann unbestritten lassen; er hat die kaiserliche Initiative, deren Ausführung ihm anvertraut worden, zu einer glänzenden Vollendung gebracht. Es wäre unnütz, ein Wort darüber zu verlieren, um zu beweisen, daß das heutige Paris eine vollständig neue Stadt im Vergleich zu dem Paris unter Ludwig Philipp ist — die tausende und aber tausende, welche die Weltstadt besucht haben, können es bestätigen. Freilich ist dadurch der Stadt eine sehr große Schuldenlast aufgebürdet worden, jedoch in keinem Vergleich zu den Vortheilen, welche daraus erwachsen sind. — Man erlaube uns, hier die eigenen Worte jenes bizarren Mannes zu citiren, welcher sich einbildet, der Schöpfer des neuen Paris zu sein und der es doch am besten weiß, wie viel — oder, besser gesagt, wie wenig er dabei betheiligt ist. In Gegenwart des Gewährsmanns des Schreibers dieser Zeilen äußerte er sich folgendermaßen:

„Ich habe den Parisern Luft gegeben — sie können es mir danken, daß ihre Frauen von nun ab kein scrophulöses Geschlecht wie früher zur Welt bringen werden. Ich habe ihre elenden Spelunken abreißen und ihnen Paläste bauen lassen, und wenn die bodenlosen Schwätzer im Corps législatif darüber Worte verlieren, so sind es eben verlorene Worte. Die Nachwelt wird einst richten, ob die Gesundheit der Bewohner der Welthauptstadt nicht ein paar hundert Millionen werth war. Außerdem schreien sie nur, weil sie einsehen, daß mit der neuen Versprengung der Arbeiter aus ihren Mittelpunkten wahrscheinlich Paris in zehn Jahren keine Oppositionsdeputirten mehr erwählen wird. Doch all ihr Gerede berührt mich wenig — läßt mich im äußersten Grade kalt. Wer mich nicht anerkennen will — der läßt es bleiben und damit basta! Sie können doch nicht mehr meine Boulevards — meine Plätze und meine Casernen zerstören und so wird die späteste Nachwelt noch von mir erzählen. Der Kaiser ist ein Genie — er hat mich aus Bordeaux geholt, er wußte wohl, wen er holte und was er an mir hatte. Die dummen Menschen schimpfen über unsere Finanzen; es ist wahr, daß wir zehn, zwanzig Mal so viel Schulden als früher haben, aber daß wir fünfzehn Mal so viel Einkünfte als früher haben, das verschweigen sie wohlweislich. Und das nennen sie — Politik treiben. Und wenn sie auch wirklich recht hätten — ein Paris, wie ich es ihnen erbaut habe, daran können unsere Enkel schon ein wenig kauen — haben wir denn nicht die Schulden unserer Väter mit in den Kauf genommen?“

Diese trivialen Worte, welche den Mann trefflich characterisiren, enthalten jedoch eine nicht unbedeutende Dosis von Wahrheit. Es wird niemandem einfallen, zu bestreiten, daß der Aufenthalt in Paris durch die Verbreiterung der Straßen, die Unmasse von neu erschaffenen Plätzen und Squares um fünfzig Procent gesünder als früher ist; — Licht und Luft sind jetzt nicht mehr Privilegien in Paris, sie sind ein Gemeingut des Millionärs und des ärmsten Arbeiters. Auch daß eine Insurrection in der vulcanischen Stadt jetzt nicht mehr möglich ist, wenn das Militär der Regierung treu bleibt, ist sicher; denn in den breiten, ungepflasterten Straßen, die Paris in allen Richtungen durchschneiden, ist es fast unmöglich, Barrikaden zu errichten. Worin aber Herr Haußmann am meisten recht hat, ist, wenn er behauptet, daß der Kaiser ein Genie ist; denn es war wirklich ein genialer Zug, all der Opposition, welche das Niederreißen und Wiederaufbauen einer Stadt wie Paris nothwendiger Weise hervorrufen mußte, einen rücksichtslosen, groben — (das Wort „eingebildet“ ist auf der Spitze unserer Feder) — Mann entgegenzustellen, welcher den Söhnen von 1789 gegenüber die Energie — oder man nenne es, wie man will — hat, zu sagen: „Wenn's Euch nicht gefällt — laßt es bleiben, ich gehe darum doch den mir vorgezeichneten Weg.“

Charakteristisch ist es, wie Herr Haußmann die Pariser Presse, die unbändigste der ganzen Welt . . . beinahe zum Schweigen gebracht hat. In seiner Stellung als Seinepräfect hat er nach dem Gesetze von 1852 das Recht, auf jede falsche Angabe über seine Administration in demselben Blatte, wo diese erschienen, ein „Communiqué“ zu erlassen, welches dieses Blatt nicht allein ohne Entschädigung und augenblicklich aufnehmen, sondern auch an die Spitze des Journals stellen muß. Nun hat Herr Haußmann einige administrative Federn zu seiner Disposition, welche das Talent besitzen, mit solcher Weitschweifigkeit zu schreiben, daß oft von einem einzigen Communiqué die gute Hälfte, ja zwei Drittheile des Journals gefüllt werden. Um nun den Lesern die täglichen Notizen nicht vorzuenthalten, müssen die Journale, die von der präfectorialen Prosa so gefüllt werden, Extrabeilagen veranstalten, die mit der Stempelsteuer ihnen oft tausende von Franken kosten. Diese von Zeit zu Zeit erneuerten Ausgaben haben die Oppositionsblätter gewaltig zahm gegen Herrn H. gemacht. Wir wissen aus authentischer Quelle, daß einige von ihnen, u. a. der Siècle — der oft ganze in den Communiqués enthaltene Gesetze abdrucken mußte — sich direct an den Kaiser gewandt haben und daß dieser Herrn H. gebeten hat, sich kürzer zu fassen.

. . . Unter den intellectuellen Mittelmäßigkeiten, deren das zweite Kaiserreich so viele hervorgebracht hat, hat Haußmann ohne Zweifel das Meiste geleistet. Er hat wirkliche, faßbare Verdienste, welche den gewöhnlichen Leuten seiner Kategorie gänzlich abgehen. Heute, wo er Baron, Senator, Millionär ꝛc. ist, kann man ihn noch als den ersten in seinen Büreaux treffen und er ist der letzte, der dieselben verläßt. Er hat im vergangenen Jahre Könige und Kaiser als Repräsentant der Stadt Paris empfangen, hat ihnen feenhafte Bälle im Hôtel de Ville gegeben und . . . wir möchten es ihm fast zum Ruhme nachsagen — war gegen die Großen und Größten dieser Welt — eben so schroff, unangenehm . . . ungehobelt — wie gegen seinen Portier. — Gewiß eine merkwürdige Erscheinung in dem ultrahöflichen Frankreich!

---

*) Das Kaiserreich ist consolidirt.

**) Ausgeführt nach den Plänen und dem Befehl des Herrn Präsidenten der Republik — Mai 1850.

Der Nothstand in Ostpreußen.

Nach eigener Anschauung geschildert von **Otto Glagau.**

Seit mehren Jahren war es meinem Herzen Bedürfniß, meine Heimat Ostpreußen zu besuchen, doch erst im vorigen Sommer gestatteten es die Verhältnisse, diesen Plan auszuführen. Einen ungünstigern Zeitpunkt hätte ich kaum wählen können. Schon in Königsberg empfingen mich Klagen, daß es mit der Ernte sehr schlecht aussehe, der Sommer sei gar zu naß und rauh gewesen. Kälte und Nässe sind nun in Ostpreußen nichts Besonderes. Ein windstiller Tag ist hier eine Seltenheit, fast täglich weht es aus Westen oder aus Norden, und dieser Wind bringt bekanntlich Kälte und Nachtfröste, jener dagegen trübe, feuchte Luft und Regen. Der Frühling beginnt in der Regel erst im April, und die Vegetation macht dann rasche Fortschritte, aber gewöhnlich folgen schon nach wenigen Wochen kalte Nordwinde und bittere Nachtfröste, die der jungen Saat Tod und Verderben drohen. Meistens übersteht sie jedoch diese glücklich und schießt nun um so üppiger herauf, bis ihr die Monate Juni und Juli neue Gefahren bringen; entweder große Hitze, welche die Erde aufreißt, Gras und Getreide verdorren läßt und die Luft mit einem röthlich gefärbten Dunst, Heerrauch genannt, erfüllt; oder anhaltender Regen, der die Reife der Feldfrüchte verzögert und der Ernte nicht selten sehr hinderlich wird. Kälte und Nässe bedrohen fast in jedem Jahr die beiden Getreidearten, welche in Ostpreußen hauptsächlich gebaut werden, nämlich den Weizen und den Roggen, mit einer oder der andern Krankheit, sei es der Rost-, Flug- oder Schmierbrand, oder das sogenannte Gicht- und Mutterkorn; und auch die Kartoffel, neben dem Roggen die Hauptnahrung der Bewohner, hat beinahe alljährlich vor und nach dem Ausnehmen mit der Fäule oder mit der Räude zu kämpfen. Seit Jahrhunderten klagt man, daß das hiesige Klima sich mehr und mehr verschlechtere und schiebt die Schuld auf das Aushauen der Wälder an der Seeküste, wodurch der Wechsel in der Temperatur, den die Nähe des Meeres überall erzeugt, sich schneller und nachdrücklicher geltend macht, da das Land dem Eindringen der Seeluft ganz offen steht. — Trotz alledem sind Boden und Klima dem Ackerbau in Ostpreußen keineswegs so ungünstig, wie er denn auch die vornehmste Beschäftigung der Bevölkerung bildet; nur ist er hier weit schwieriger und mühsamer als anderwärts, denn während des spät kommenden Frühlings drängt eben so sehr die Bestellung, wie während des bald nachfolgenden Sommers, der in rascher Vegetation viele Feldfrüchte fast gleichzeitig zur Reife bringt, die Ernte; und nicht weniger Hast und Eile erfordern auch die Herbstarbeiten, da der Winter oft schon im October anrückt und gegen sechs Monate währt.

Die Klagen, mit welchen man mich empfing, ließen mich etwas kühl. So lange ich denken kann, hatte ich sie fast regelmäßig in jedem Jahr erschallen hören, und hinterher doch immer mindestens gute Mittelernten gesehen. Und als ich die um Königsberg gelegenen Landschaften Samland und Natangen bereiste, fand ich auch diesmal größtentheils hoffnungsvolle Felder. Diese Gegenden haben vorherrschend Lehmboden mit Sand gemischt, außer einigen Bächen und durch Dämme aufgestauten Teichen nur wenig Wasser; neben großen mit kurzem Grase bedeckten und mit Wachholdergesträuch bestandenen Flächen, den sogenannten Palwen, hat man hier vorwiegend Boden erster Klasse. Bald nach meiner Ankunft trat jedoch Regenwetter ein, hielt auch während der Erntezeit an und machte die meisten Hoffnungen zu Schanden.

Mitte August unternahm ich eine Rundreise durch die Provinz, die mir dann zeigte, daß jene Klagen und Befürchtungen nur zu wohl begründet gewesen. Das südliche Litthauen, zwischen dem Pregel und den Masurischen Seen sich ausbreitend, war, weil nicht zu tief gelegen und in seiner Bodenmischung gleichfalls aus Lehm und Sand bestehend, noch ziemlich gut weggekommen. Namentlich hatten die in der Nähe von Insterburg befindlichen, über zwei Quadratmeilen großen Herzoglich Dessauischen Güter, welche sich durch die vortrefflichsten Einrichtungen auszeichnen und ihrer hohen Cultur wegen weit und breit berühmt sind, immerhin noch eine Art von Ernte gerettet; und auch in der Gegend von Gumbinnen, Darkehmen, Stallupönen und Pilllallen war das Gleiche der Fall, Dank der Wirthschaftlichkeit der Menschen, welche hier wohnen.

Es sind die Nachkommen der Salzburger, welche zwischen 1732—34 auf Einladung König Friedrich Wilhelms I. nach Preußen kamen und in einer Zahl von 9000 das durch die Pest verödete Litthauen wieder bevölkerten und anbauten. Unter allen nach Preußen gekommenen Colonisten verdienen die Salzburger sowohl wegen ihrer Betriebsamkeit als Moralität den ersten Platz. Anhänglichkeit an den Glauben der Väter, Festigkeit in der Religion, Ehrfurcht und Liebe für den König haben sich tief in ihre Herzen gedrückt. Ihre obersten Grundsätze im Verkehr sind Redlichkeit und Treue. Betrug, Diebstahl und andere grobe Verbrechen kommen unter ihnen fast gar nicht vor. Gegen die Litthauer sind sie und wohl nicht ohne guten Grund mißtrauisch, unter einander aber herrscht unbedingtes Vertrauen; die bedeutendsten Summen werden ohne Schuldschein, auf bloßen Handschlag ausgeliehen; nur wenn der eine Theil unverheirathet ist, pflegt man, damit auf dessen Todesfall von den Erben kein Streit erhoben werden könne, aus der Colonie einen Zeugen zuzuziehen. Unter einander sind die Salzburger äußerst wohlthätig und hilfsbereit, so sparsam sie sich auch im übrigen zeigen; einen ohne seine Schuld heruntergekommenen Landsmann lassen sie nicht leicht sinken; wer aber nicht zu ihrer Nation gehört, hat auf viel Mitleid und Theilnahme nicht zu rechnen.

Es war mir stets eine Freude, das Haus und die Wirthschaft eines Salzburgers anzusehen. Mann und Frau, Eltern und Kinder, Herrschaft und Gesinde leben mit einander im tiefsten Frieden, in strengster Sittenreinheit; und in der Wirthschaft herrscht Ordnung, Sauberkeit und Wohlstand. Der Salzburger säet und erntet zur rechten Zeit, er nimmt seine Felder wohl in Acht und hütet sie vor Schaden, seine Gebäude erbaut er mit der größten Sorgfalt und erhält sie mit eben dem Fleiß. Das Acker- und Wirthschaftsgeräthe ist bei ihm immer vollständig und gut anzutreffen, sein Vieh ist glatt und wohlgenährt, und die Vorrathskammern der Hausfrau sind mit allem, was Leib und Magen bedürfen, auf das reichlichste versehen.

Um den von Salzburgern bewohnten Landstrich hat es also keine Noth, und ebensowenig um das benachbarte Masuren, wie der südliche, sich längs dem Königreich Polen hinziehende Theil des Regierungsbezirks Gumbinnen heißt. Es ist ein äußerst romantisches, von zahlreichen Seen und Hügelketten durchzogenes, aber für gewöhnlich ebenso unfruchtbares Land, das mit geringen Ausnahmen nur dürre Sandstrecken aufzuweisen hat. Allein gerade deshalb ist das über die anderen Theile der Provinz hereingebrochene Mißjahr für Masuren ein außerordentliches Segensjahr geworden. Das sandige Masuren kann nie zu viel Regen bekommen, die ewigen Regengüsse des vergangenen Jahres haben ihm eine so gute Ernte wie noch nie beschert, es hat zum ersten Male guten und reichlichen Roggen und sogar — Weizen gebaut.

Das Gemälde von Noth und Elend, die sich über Ostpreußen ergossen, entrollte sich erst meinen bestürzten Blicken, als ich nach der Litthauischen Niederung kam.

Diese an fünfzig Geviertmeilen umfassende Flachlandschaft bildet ein Delta, welches sich zwischen der Ruß und der Gilge, den beiden Armen, mit denen die Memel in das Kurische Haff mündet, ausbreitet. Sie ist seitlich der beiden Flußarme mit Deichen versehen, die ihr jedoch wegen des mangelhaften Zustandes, in welchem sie sich befinden, keinen genügenden Schutz zu gewähren vermögen; im übrigen von zahllosen Grä en durchschnitten, die indes gleichfalls nicht geeignet sind, um eine ordentliche Entwässerung durchzuführen; die Basis des Deltas endlich ist völlig uneingedeicht und den Fluten des Haffs preisgegeben, die es alljährlich überschwemmen. Diese regelmäßigen Ueberschwemmungen richten zwar stets Verwüstungen an, aber im großen und ganzen sind sie doch für die Litthauische Niederung, was die Ueberschwemmungen des Nils für Egypten sind; indem sie die Landschaft in außerordentlichem Grade befruchten, sie zu dem ostpreußischen Gosen machen. Gleich den großen Werdern in Westpreußen, mit welchem sie überhaupt mancherlei Verwandschaft hat, gehört die Niederung zu den gesegnetsten Strichen der ganzen Monarchie; gleich jener ist sie von fast unglaublicher Triebkraft und Fruchtbarkeit, denn der Boden besteht aus fettem, schwarzgrauem Lehm, mit Dammerde gemischt, hie und da aus üppigem Thon, an niederen

Stellen aus Moorgrund. Der obere Theil des Deltas wird, wie der große Weichselwerder, in seiner größeren Fläche als Getreide- oder Wechselland, für Körnerbau und Grasnutzung bewirthschaftet; nur ein kleinerer Umfang davon bildet permanente Wiesen. Hier wird vieles und gutes Sommergetreide gebaut; dem Wintergetreide schadet oft die Nässe, Weizen kann nur an höheren Stellen mit Vortheil gebaut werden. Die Bestellung des Bodens erfordert jedoch schwere Arbeit, insofern bei nasser Witterung die Pferde nicht fortkommen, bei großer Trockenheit der Acker zu fest und zu hart wird. Weiter unterhalb ist der Boden selbst für den Weizenbau zu fett, man sieht hier nur Wiesen und Gemüsegärten. Die Wiesen werden jährlich bis dreimal geschnitten und liefern ein so kräftiges Heu, daß die Pferde ohne alle Körner, auch bei der schwersten Arbeit, dabei wohlgenährt sind. Sogar die Schweine füttert man mit Heu, das in großen Lasten, auf Kähnen und Wagen nach Königsberg, Memel und Tilsit geführt wird, mit welchem die Niederung nicht nur die ganze Provinz, sondern auch das benachbarte Rußland versorgt. Der Getreidebau der amphibienartigen Bevölkerung beschränkt sich auf wenige höher gelegene Sommerfruchtfelder, im übrigen lebt sie ausschließlich vom Heugewinn, Viehzucht und Gemüsebau. Das verschiedenartigste Gemüse, namentlich Zwiebeln und die wohlschmeckende Glanzkartoffel, wird hier in vorzüglicher Güte und reichen Erträgen gewonnen und gleichfalls nach allen Richtungen ausgeführt.

Solchen Reichthum und Ueberfluß bietet sonst die Litthauische Niederung, aber gegenwärtig herrscht dort der ödeste Mangel. In Folge der wochenlangen sündflutartigen Regengüsse trat im Juli eine neue Ueberschwemmung ein, die fast die ganze Niederung unter Wasser setzte, die ganze Ernte vernichtete. Das Heu wurde fortgeschwemmt oder verdarb auf den Wiesen, das Getreide verfaulte auf dem Halm, oder erwies sich doch nicht werth, gesichelt und eingebracht zu werden, Kartoffeln und Gemüsepflanzen ertranken.

Schon in Tilsit sah ich die ersten Spuren dieser furchtbaren Verheerung. Die Memel war über ihre Ufer getreten und bis in die untere Stadt gedrungen, wo das Wasser in den Gassen mehrere Fuß hoch gestanden, was sich noch an den Mauern der deutschen Kirche abzeichnete, deren herrlichen, auf Kugeln ruhenden Thurm einst Napoleon bewundert und den er nicht mitnehmen zu können so sehr bedauert hatte. Der unbändige Strom hatte ein paar Fahrzeuge gegen die lange Schiffbrücke geschleudert und mit ihnen auch diese zertrümmert. Er hatte sich über das ganze Neue und Alte Memelthal ergossen und so einen meilenbreiten Landsee gebildet. Wie im Frühjahr beim jedesmaligen Eisgang mußte auch jetzt, mitten im Sommer, der Traject von Personen und Gütern auf Kähnen geschehen, und er war schwieriger und gefährlicher als je.

Die Wasser hatten sich noch nicht völlig verlaufen. Als ich in die gleich am Fuße der Stadt beginnende Niederung vordrang, wo die National-Litthauer, ein dem altpreußischen Volksstamme verwandter, kräftiger und wohlgewachsener Menschenschlag, mit eigner Sprache und eigenen Sitten ihren Hauptsitz haben — sah ich noch viele Aecker, Weiden und Gärten theilweise unter Wasser stehen, aus dem nur ein Baum oder ein Zaunpfahl vorragte; andere waren mit Schlamm und Sand bedeckt und bis zur Unkenntlichkeit aufgewühlt und verwüstet. Man findet hier wenig Dörfer, die Wohnungen liegen vereinzelt und zerstreut und sind größtentheils nur von Holz erbaut. Auch die immer etwas hoch gelegenen Häuser, Ställe und Schuppen hatten unter der Ueberschwemmung jämmerlich gelitten. Oft waren die Grundmauern unterwaschen oder gar geborsten, Bretter und Planken fortgerissen, und das Dach durchlöchert. Viele Personen lagen zu Bett oder schlichen umher, geschüttelt vom Fieber, das die faulige Luft erzeugt hatte. Um mir einen Begriff von dem erlittenen Schaden zu geben, zeigte man mir auf den Wiesen einige zurückgebliebene Haufen von Heu. Es war ganz schwärzlich und wie verbrannt anzusehen, und kein Vieh mochte es fressen. Dann brachte man mir einige Getreideähren, dem Anscheine nach voll und reif; als ich die Hülsen jedoch öffnete, fand ich statt des mehlreichen Kerns nur ein klebriges Mus. — „Das ist unsre Ernte!" sagte man mir, und überall fragte man voll Verzweiflung: „Was werden wir essen, wovon werden wir leben? Wir haben für uns weder Brot noch Kartoffeln und für das Vieh kein Futter. Wir müssen's abschaffen, wenn wir's nicht umkommen lassen wollen." Und daß diese Furcht nicht übertrieben sei, bestätigten mir die verschiedenen Geistlichen und Schullehrer, die mich umherführten.

Von der Niederung stieg ich wieder nach der Höhe, nach dem Kreise Heydekrug hinauf. Schon der Name charakterisirt diesen tristen Landstrich, der einen grellen Gegensatz zu dem sonst so gesegneten Memeldelta bildet. Alte Dünenketten durchziehen ihn in weiten Bogen und umzirken wüstenartige Flächen, schon von ferne an ihrer weißen Farbe kenntlich. Es sind „todte Sande", weil sie weder Thon noch Humus führen, also auch keine Culturpflanzen treiben können; die ganze Vegetation besteht aus Haidekraut, Bocksbart und spärlichen Kiefern. Auf der ganzen, 13 Meilen langen Strecke zwischen Memel und Tilsit befindet sich nicht die kleinste Stadt, nur ein paar Marktflecken. Der Weg führt durch Kiefernwälder und Sandhügel, zwischen denen armselige Feldmarken und Torfbrüche eingestreut liegen. Entsprechend dem unfruchtbaren Boden dieser Gegend, die man mit der Lüneburger Haide vergleichen kann, ist die gleichfalls litthauische Bevölkerung eine sehr arme. Neben den Bauern findet sich eine bedeutende Anzahl von Häuslern und kleinen Parcellenbesitzern, die sich während der letzten dreißig Jahre auf früher fiskalischem Torf und Haideboden angesiedelt haben. Während selbst die Wohnstätten der Großbauern meistens nur aus rohen Lehmwänden bestehen, sind die Behausungen dieser Ansiedler oft noch im primitivsten Stil aus Torfstücken aufgebaut, die ziegelartig zu einer Wand übereinander geschichtet, im Laufe des Winters allmählich entfernt und als Feuermaterial benützt, im Sommer aber wieder ergänzt werden. Wie schon gesagt, sind die Bewohner der Haide an Armuth und Entbehrung gewöhnt, aber sie bauten doch sonst Kartoffeln, mit denen sie den langen Winter hindurch ihr Leben fristen. In diesem Jahre haben sie jedoch keine Kartoffelernte, und so müssen sie ohne Gnade — hungern oder betteln.

In Kreuz- und Querzügen durchstreifte ich das ganze Dreieck zwischen Labiau, Tilsit und Memel; wohin ich aber auch kam, überall dasselbe Elend, überall dieselben herzbeklemmenden Klagen. Und später erschollen sie lauter und schneidender aus allen Theilen der ausgedehnten Provinz.

Bereits Mitte October schrieb mir Professor Rosenkranz: „Hier in dem düstern Königsberg und in Ostpreußen überhaupt sind die Nothzustände jetzt schon derartig, daß wir dem Winter mit grausender Erwartung entgegensehen. Schon jetzt nimmt das Klingeln der Bettelnden kein Ende." — Und diese „grausende Erwartung" ist mit dem Eintritt des gefürchteten Winters grausende Wirklichkeit geworden: — in Ostpreußen grassirt die Hungersnoth.

Wenn, wie es in diesem unglücklichen Jahre geschehen, der Roggen und die Kartoffeln zugleich mißrathen, ist die Existenz des gemeinen Mannes in Ostpreußen mehr als anderwärts bedroht. Mag er in der Stadt oder auf dem platten Lande wohnen, Brot und Kartoffeln bilden seine hauptsächlichste Nahrung, weil es für ihn die billigste ist; namentlich während des Winters, wo er, weil dann Handel und Verkehr stocken und da es in der Provinz noch immer an Fabriken fehlt, wenig oder gar keine Arbeit findet. Der städtische Arbeiter muß dann von seinen kleinen Ersparnissen zehren oder Schulden machen; die Häusler und Insten auf dem Lande aber sind auf die Erträge der Ackerstücke und Gartenbeete angewiesen, die sie entweder als Eigenthum besitzen, oder von den Bauern gepachtet haben, oder die ihnen von der Gutsherrschaft statt des Lohnes zum Nießbrauch überwiesen sind, und auf welchen sie Roggen und Kartoffeln bauen. Schlägt die Ernte fehl, so sind sie um ihre eigentlichen Subsistenzmittel gebracht. Allein der Bauer und selbst der größere Besitzer sind nicht viel besser daran. Auch ihnen fehlt es an Brot- und Saatgetreide, sie können weder ihr Vieh erhalten noch die Zinsen der Hypotheken bezahlen, die auf ihrem Grundstück lasten und müssen deshalb fürchten, Haus und Hof zu verlieren.

Der außerordentliche Nothstand, wie er diesmal in Ostpreußen zu Tage tritt, ist jedoch nicht blos eine Folge der letzten Mißernte; er hat noch andre und tiefere Ursachen, die theilweise in einer Kette von Unglücksfällen bestehen, welche seit Jahren das Land heimgesucht haben, theilweise in den eigenthümlichen Verhältnissen der abgeschiedenen und immer etwas stiefmütterlich behandelten Provinz liegen.

Während es zu den seltnen Fällen für die südlichen Küstenländer der Ostsee gehört, daß hier zwei Mißjahre unmittelbar aufeinander folgen, ist dieser außerordentliche Fall für Ostpreußen in jüngster Zeit wiederholt eingetreten. Ostpreußen hatte nicht nur 1864 und 1865 zwei Mißernten hintereinander zu beklagen, sondern

schon 1867 erlitt es eine neue und noch härtere, so daß es in vier Jahren nicht weniger als drei Mißernten trafen.

Eine andere Calamität, welche die Provinz, so oft sie sich überhaupt in Europa zeigt, nie verschont, ist die Cholera. Von allen Theilen der Monarchie hat die schreckliche Seuche keinen öfterer, regelmäßiger und jedesmal furchtbarer heimgesucht, als gerade die Provinz Preußen. In den 25 Jahren von 1831—1855 hat sie über 73,000 Menschen an der Cholera verloren; das ist ein volles Drittel der Totalsumme aller Personen, welche während dieses Zeitraumes im ganzen Staate der Epidemie zum Opfer fielen. Nicht anders war es im letzten Cholerajahr (1866), wo die Anzahl der Todten in Königsberg verhältnißmäßig dreimal größer war, als in Berlin.

Ueberhaupt ist die Sterblichkeit in dem dünnbevölkerten Ostpreußen größer als in jeder anderen Provinz. In Westfalen und der Rheinprovinz stirbt nur einer von 40—42, in Ostpreußen dagegen schon einer von 30—32 Bewohnern. Die Ursachen sind theils das rauhe, wechselvolle Klima, theils die schlechte Ernährung und der geringe Wohlstand der Bewohner. Die Bevölkerung ist gerade nicht arm, aber ebensowenig wohlhabend zu nennen. Im Regierungsbezirk Gumbinnen kommt erst auf 1200 Menschen eine Person mit einem Jahreseinkommen von 1500 Thalern. Der magern Nahrung wegen besitzt der gemeine Mann in Ostpreußen nicht so viel Arbeits- und Lebenskraft als anderwärts, er vermag weniger zu schaffen und kann Seuchen und dem Tode weniger widerstehen. Und bei dem Mangel an Fabriken um großen Städten kann er seine Arbeitskraft weniger verwerthen.

Es ist ein allgemeines Urtheil, daß Ostpreußen gegen die westlichen Provinzen um wenigstens hundert Jahre zurück sei; und dieses Urtheil ist nach mehreren Seiten hin durchaus richtig. Zunächst in Betreff der Volksdichtigkeit, indem in Ostpreußen noch immer nicht mehr als etwas über 2300 Seelen auf der Quadratmeile leben; eine Ziffer, die Westfalen und Rheinland genau schon vor hundert Jahren erreicht hatte, während heute in Westfalen ca. 4600, in der Rheinprovinz über 7000 Bewohner auf die Quadratmeile kommen.

Ein andrer und ebenso bedeutender Rückstand existirt in Betreff des Ackerbaues, auf den die Provinz doch namentlich angewiesen ist. Armuth verhindert die Einsassen vieler Gegenden aus den wenig ergiebigen Ländereien auch den an sich nicht großen Nutzen zu ziehen, den sie ziehen könnten; und es gesellt sich dazu ein in dem phlegmatischen Temperamente des Ostpreußen begründeter Schlendrian, der schwer auf Verbesserungen und Neuerungen eingeht. Eine weitere Ursache der an vielen Orten noch mangelhaften Landescultur ist der Ueberfluß an Bodenfläche. Die Bauern besitzen im großen und ganzen mehr Land als sie gehörig zu bearbeiten und zu bestellen vermögen; und noch immer sieht man in verschiedenen Gegenden große unangebaute Flächen. Erst seit den letzten zwanzig Jahren wird der Ackerbau allmählich rationeller und mit Aufwand geringerer Mittel betrieben, wozu das Beispiel der vielen Fremden aus Holstein Mecklenburg, Sachsen ꝛc., die sich in Ostpreußen angekauft haben, den Anstoß gegeben. Jedoch ist immer wieder nicht zu vergessen, daß einerseits die Bauern durch Mangel an Arbeitskräften an einer rationellen Bewirthschaftung verhindert sind, andererseits die eigenthümlichen klimatischen Verhältnisse einer solchen in gewissem Grade widerstreben; was die fremden „rationellen" Landwirthe, die auch hier durchaus nach Stöckhardt und Liebig wirthschaften wollten, zu ihrem großen Schaden erfahren haben.

Zu diesen natürlichen und theilweise kaum zu beseitigenden Hemmnissen treten noch künstliche und solche, denen sich nach und nach sehr wohl abhelfen läßt. Die Hauptfessel, welche den Organismus der Provinz zusammenschnürt, ihr die industriellen und commerciellen Adern unterbunden hält, ist die russische Grenzsperre. Preußen hat an dem benachbarten Rußland und Polen sein natürliches Hinterland, für dessen Producte und Bedürfnisse seine Seehäfen der natürliche Absatz- und Einkaufsmarkt sind. So lange nicht zwischen beiden Ländern ein freier Verkehr und Austausch existirt, ist an ein Aufblühen des Handels und der Industrie in der Provinz Preußen nicht zu denken, bleiben Ackerbau und Verschiffung der eigenen Producte seine einzige und thatsächlich ungenügende Erwerbsquelle. Und selbst diese kann nicht ordentlich fließen wegen der mangelhaften Verkehrsmittel und Verkehrsanstalten. Die Häfen von Memel und Pillau entbehren noch nöthiger Anlagen und Bauten und sind mit mancherlei drückenden Zöllen und Abgaben belastet. Die großen Wasserstraßen bedürfen einer gründlichen Regulirung; sowohl der Niemen als die Weichsel scheinen von Jahr zu Jahr mehr zu verflachen und leiden in trockenen Sommern stellenweise so sehr an Wassermangel, daß selbst flachgehende Fahrzeuge nur halbe und drittel Ladung einnehmen können, dennoch auf den Untiefen sitzen bleiben und oft wochenlang an der Weiterreise gehindert sind. Hauptsächlich aber fehlt es noch immer an Eisenbahnen und sogar an Chausseen, und gerade darin besteht die stiefmütterliche Behandlung der Provinz. Erst im Jahre 1853 erreichte die Ostbahn Königsberg und erst 1860 war sie bis zur russischen Grenze vollendet. Die von Insterburg nach Tilsit führende Zweigbahn ist eine Sackgasse, da sie am Niemen Halt macht und Memel wie einen verlornen Posten außerhalb des europäischen Eisenbahnnetzes läßt; jenen wichtigen Seehafen, der von den neuen Communicationswegen mehr und mehr abgesperrt, auf die erwähnte höchst mangelhafte Wasserstraße angewiesen ist. Die erst ganz neuerdings unternommene Bahn Königsberg-Lyck, welche das bisher aufs äußerste vernachlässigte Masuren in den Handelsverkehr ziehen soll, ist noch im Bau begriffen. Allein das ist noch nicht das Schlimmste. Fast wie Rußland hat Ostpreußen eher Eisenbahnen als Chausseen aufzuweisen; es besitzt deren etwa sechsmal weniger als die westlichen Landestheile. In vielen Kreisen fehlt es noch fast gänzlich an Chausseen, und der Landmann vermag zur Herbstzeit, wenn die Wege bodenlos sind, seine Producte oft nicht zur nächsten Stadt zu bringen.

Endlich ist noch ein Umstand zu erwähnen, der den Nothstand in Ostpreußen mit verschuldet, der sich jedoch auch bereits anderwärts geltend macht und den Landmann überhaupt in seiner Existenz und Wohlfahrt bedroht. Die Concurrenz auf dem Gebiete der Landwirthschaft ist zu groß geworden und die Landwirthschaft rentirt sich nicht mehr. Deshalb flüchtet sich auch das Kapital von den ländlichen Grundstücken immer mehr auf städtische, oder noch lieber in den Handel und die Fabriken; davon datirt auch die Creditnoth, an welcher der Landwirth jetzt krankt und von welcher ihn auch die Aufhebung der Wuchergesetze nicht befreien wird. Die hohen Getreidepreise der letzten Jahre haben auch den Werth der Güter unnatürlich in die Höhe geschraubt; die Landwirthe, welche sich in jüngster Zeit angekauft, haben alle exorbitante Preise gezahlt, indem sie dabei auf lauter gesegnete Jahre speculirten und an keine einzige Mißernte dachten. Da nun aber binnen wenigen Jahren nicht nur eine, sondern sogar mehrere Mißernten eingetreten, so müssen alle jene neuen Besitzer, gleichviel, ob sie in Ostpreußen oder anderwärts sitzen, stürzen, und niemand vermag sie zu halten.

Der außerordentliche Nothstand in Ostpreußen erfordert außerordentliche Hilfsmittel. Hier mit gewissen Nationalökonomen von Selbsthilfe zu reden, wäre gleichsehr lächerlich wie frivol; wenn nirgend sonst muß doch solchen Calamitäten gegenüber die Staatshilfe eintreten. Und der Staat ist sich seiner Pflicht wohlbewußt und bereits in voller Thätigkeit. Er hat seine Magazine öffnen lassen und vertheilt daraus unter die Nothleidenden Brot- und Saatgetreide. Er hat Darlehnskassen gegründet, aus welchen den bedrängten Landwirthen baare Vorschüsse bewilligt werden. Um endlich die Verkehrsmittel zu erweitern und das allgemeine Wohl zu fördern, und um gleichzeitig dem gemeinen Mann Beschäftigung und Verdienst zu geben, läßt er die nothwendigsten Eisenbahnen, Chausseen und andre öffentliche Bauten in Angriff nehmen. Sonach thut der Staat, was er zu thun vermag. Aber er vermag eben nicht jedem und allen zu helfen; einer solchen Calamität gegenüber reicht auch die Staatshilfe nicht aus, hier muß noch die Privatwohlthätigkeit hinzutreten. Und auch diese ist bereits rege, wie sie in Deutschland stets rege ist, wenn es unverschuldete Noth, unverdientes Elend gilt. Aller Orten haben sich bereits Unterstützungscommittees gebildet, überall geschehen Sammlungen und aller Herzen und Hände thun sich auf. Aber noch eins ist von Nöthen, und das ist mit das Wichtigste. Man dirigire die Gaben und Sammlungen nicht etwa auf eigne Hand und nach eigenem Ermessen, sondern man überweise sie alle dem Oberpräsidium zu Königsberg i. Pr., wo sie dann auf Bericht der Landräthe und Gemeindevorstände nach Bedürfniß und Würdigkeit vertheilt werden. Also, keine Zerstückelung!!

Das Geheimniß des Fürstenhauses.

Novelle von Georg Hiltl.

II. Abtheilung. Die Gräfin von Wartenberg.

(Fortsetzung.)

„Ah — da ist er ja, der Gepreßte," sagte Danckelmann mit einem Anfluge von Lächeln. „Ich habe immer drauf gewartet, daß der Herr sich einmal melden würde."

„Gnädigster Herr, Sie werden verzeihen," entgegnete der Sergeant. „Allein ich hielt es für besser, mich in meine Lage zu finden, als den Blicken des Herrn Ministers meine nicht angenehme Erscheinung zu präsentiren."

„Nach der Affaire am neuen Thurmthore vor Bonn konnten Sie es immer wagen."

„Ich hielt es, wie gesagt, für besser, fern zu bleiben."

„Sie haben vielleicht recht gethan. Mindestens ist eine gute Eigenschaft bei Ihnen zu Tage getreten: Sie sind bescheidner geworden — fußen nicht auf ehemalige Protectionen. Mancher andere würde mit Rücksicht auf frühere Gunst prätentiös geworden sein. Das gefällt mir. Sie werden in Berlin wieder zu Gnaden aufgenommen — aber Vorsicht. Für dieses Mal ging es hart am Rande vorbei. Was ist Ihr Wunsch?"

„Der Befehl, schon jetzt abreisen zu dürfen, möge mir ertheilt werden, die Geworbenen werden entlassen."

„Sie sollen ihn haben. Wohin gehen Sie?"

„Nach Berlin, gnädigster Herr," sagte Delven, seltsame Blicke schießend.

„Ich errathe, was Sie treibt," sagte Danckelmann. „Vorsicht ist nöthig — Sie brüten einen Anschlag — hüten Sie sich."

„Ich habe Waffen!" rief Delven pathetisch. „Und die Frau eines Kammerdieners — —"

„Sie werden vielleicht andere Gedanken hegen, wenn Sie mehr erfahren," sagte Danckelmann finster. „Seit einer Woche ist die Biedekap Wittwe — und was gilt's, ehe ein halb Jahr verfließt, ist sie Freiherrin von Kolbe."

Delven erbleichte. „Dieses Weib ist mit dem Satan im Bunde!" fuhr er unwillkürlich heraus.

„Möglich!" sagte Danckelmann, bitter lachend. „Und ich fürchte, sie wird sich seiner Hilfe bedienen, um uns alle zu vernichten."

Im neuen Hause des Ministers.

Die Fenster eines großen Hauses waren glänzend erleuchtet. Durch die Gardinen schimmerten die Flammen der Kerzen, welche auf vergoldeten Leuchtern und an reichverzierten Kronen brannten, deren kostbare Schleifereien wie tausend große Diamanten ihre Strahlen nach allen Seiten schossen. Das Haus, aus welchem dieses Lichtmeer in blitzenden Wogen flutete, war das mächtige, große Gebäude, dessen Façade auf die „Alte Friedrichstraße" (heute Kurstraße) in Berlin hinausging und das dem Minister von Danckelmann gehörte. Aus dem Inneren des Hauses drangen die Töne einer Musik, zuweilen kamen noch einzelne verspätete Gäste. Der Trabant auf dem großen Hausflure ging, seine Partisane in der Hand, unruhig auf und nieder, eine Menge reichgeschmückter Diener warteten in dem Flur und draußen auf der Gasse, wo in eisernen Becken große Pechflammen ihr düsterrothes Licht auf das Pflaster warfen, schlenderte eine neugierige Menschenmasse umher, einen besonders wichtigen Moment herbeisehnend. Dieser Moment kam heran. Von der Schleuse her donnerten Hufschläge über den Platz und eine Schar von berittnen Musketieren nahte auf schnaubenden Rossen dem erleuchteten Gebäude. Die Reiter nahmen Aufstellung vor dem großen Portal und zwar so, daß zu beiden Seiten je acht Mann nebeneinander hielten, wodurch eine Gasse gebildet ward, die von dem Vorplatze des Hauses bis zum Portal führte. Kaum hatten die Reiter diese Stellung eingenommen, so erschien eine prachtvolle Karosse. Auf den Schlägen derselben saßen reichgekleidete Pagen, drei Lakaien standen hintenauf, die Läufer mit goldnen Helmen auf den Häuptern, lange silberne Stäbe in den Händen tragend, eilten der Kutsche voran. Sobald diese um die Ecke, in die Alte Friedrichsstraße hineinbog, ward es im Hause noch lebendiger, Glockenzeichen tönten, in die von den Reitern gebildete Gasse traten zehn Bediente mit brennenden Wachsfackeln in den Händen, die Treppe hinab liefen Herren und Damen in prächtigen Toiletten, ihnen vorauf der Minister selbst. Er blieb nicht auf dem Flur des Hauses, sondern ging durch die Bedienten mit den Fackeln und die Reiter hindurch bis an den Schlag des Wagens, der so eben von den Läufern geöffnet ward. Aus dem Schlage stieg der Kurfürst, seine Gattin folgte. Ein lautes Ah! der Menge, ward von Friedrich durch freundlichen Gruß erwidert, dann schritten die fürstlichen Gatten, von Danckelmann geleitet, in das Haus, wo die Menge der Gäste beide in ehrfurchtsvoller Stellung erwartete.

Ja — Danckelmann, dessen Haus auf dem Werder seit drei Monaten ganz vollendet war, gab heute ein Fest, dem der Kurfürst in Person beiwohnte, und das Sophie Charlotte durch ihre Gegenwart verherrlichte. Danckelmann mußte in hohen Gnaden stehen, dern Friedrich trat als Gast in das Haus seines ersten Dieners. Wohl hatten die Zeiten manches geändert. Der kecke und gewandte Kolbe war zum Grafen von Wartenberg erhoben, die ehemalige Schifferstochter Katharina Ricker, die nachmalige Gattin des Kammerdieners, war die Gemahlin dieses neugebacknen Grafen geworden. Mit seltner Dreistigkeit stieg die Frau von Stufe zu Stufe. Schon hatten die Wartenbergs ein Heer von Anhängern um sich, schon bildeten sie einen kleinen Hofstaat, und bei vielen Gelegenheiten griff der neue Graf von Wartenberg mit dreister Hand in den Gang der Ereignisse. Stumm und verbissen blickten die Gegner dieser emporkommenden Persönlichkeiten auf das Treiben der Wartenbergs und ihrer Anhänger.

Noch stand Danckelmann fest; der Minister war unentbehrlich; seine großen Kenntnisse, seine Redlichkeit und Energie hielten ihn dem lockeren Treiben der Neulinge gegenüber aufrecht. Freilich hatten seine Gegner manches wider ihn vorzubringen. Man beschuldigte ihn des Nepotismus. Stolz auf seine Erfolge, keine Gegner scheuend, hatte Danckelmann sich eine Umgebung geschaffen, welche dem Feinde furchtbar und drohend erscheinen mußte. Er rief seine sechs Brüder in den Staatsdienst, umgab sie mit großer Gewalt und Vollmacht, ließ ihre Namen überall neben dem seinigen glänzen und drängte, die wachsende Macht seiner Gegner vorschützend, alle Personen zurück, welche nicht für und mit ihm sein mochten. So bildeten sich im brandenburgischen Staate und am kurfürstlichen Hofe kleine Sonderstaaten, deren gegenseitiges Anfeinden der aufmerksame Freund des Vaterlandes mit Betrübniß wahrnehmen mußte.

Starr und unerschütterlich in allen gefaßten Beschlüssen, war Danckelmann es auch, besonders in Bezug auf die Erwerbung der Königskrone. Kurfürst Friedrich hatte schon zu wiederholten Malen, selbst nach dem immerhin glänzenden Feldzuge gegen Frankreich, auf die Erfüllung dieses seines Lieblingsprojectes angespielt, aber er hatte stets an Danckelmann einen unerschütterlichen Gegner gefunden. Die Umtriebe einer gewissen Partei, welche mit dem Eingehen auf den Lieblingsgedanken Friedrichs zugleich für sich selbst Vortheile erringen wollte, waren noch zu sehr im Gedächtnisse des Ministers, das unheilvolle Testament stand wie ein drohender Schatten noch im Hintergrunde, und der Durst nach höherem Glanze wäre — so bewies der Minister — nur durch große Opfer zu löschen, welche dem Lande auferlegt werden müßten, um den Schimmer einer königlichen Krone rein und strahlend zu erhalten.

Natürlich war der Kurfürst stets nach ähnlichen Unterredungen übler Laune. Finster und brütend verließ er den Minister, worauf dann Wartenberg nicht unterließ, das Feuer gegen Danckelmann zu schüren. Er stellte den Kurfürsten als einen vom Minister Bevormundeten hin, zeigte ihm, wie er fast den Muth zum Handeln verloren habe durch die Nachgiebigkeit und reizte ihn bis zum Zorne gegen den Minister. Katharina, Gräfin von Wartenberg, war mehr als je die Freundin Friedrichs. Sie durfte jetzt ungescheut mit dem Monarchen sprechen, die Hofleute sahen oft genug mit Erstaunen, wie der Kurfürst in den Parks der Schlösser einen stundenlangen Spaziergang an der Seite Katharinas machte.

Was wurde dort verabredet? ohne Zweifel der Sturz Dandelmanns — nein! sagten andere, der Kurfürst wird bearbeitet, die Einführung der Wartenberg bei der Kurfürstin zu vermitteln. Das war der nagende Wurm am Herzen Katharinas. Schnell vom Glück und der Gunst des Augenblickes zu einer für die ehemalige Schifferstochter fast schwindelnden Höhe getragen, blieb ihr eine Thür hartnäckig verschlossen ... die Thür zu den Salons der Kurfürstin Sophie Charlotte.

Wie wir wissen, baute die Kurfürstin fest auf die Treue ihres Gatten, aber sie vermochte nicht dem persönlichen Hange nach Glanz und nach Außergewöhnlichem, der den Kurfürsten ganz erfüllte, ein Ziel zu setzen. Er war noch nicht König, dem Namen nach, er wollte es der That nach sein und sich über alle kleinlichen Convenienzen fort setzen — Katharina war die Dame, welche an seinem Hofe ein Abbild der Maintenon sein sollte. Da die Kurfürstin vergeblich gegen diese Ideen ankämpfte, begab sie sich endlich des Streites. So gern Friedrich ihren Rathschlägen und denen anderer Freunde Gehör gab, war er doch in gewissen Dingen der selbstständigste und hartnäckigste Mann; da also Sophie Charlotte nicht vermochte, ihre Feindin, die Feindin der Anhänger Dandelmanns, zu verdrängen, begnügte sie sich damit, die Gräfin von Wartenberg durch eine beleidigende Verachtung zu strafen. Diese Verachtung bezeugte ihr die Kurfürstin zunächst dadurch, daß sie der ehemaligen Schifferstochter die Thüren ihres Salons hermetisch verschloß. Katharina schäumte innerlich vor Zorn. Wer zu den geistreichen und glänzenden Cirkeln Sophie Charlottens keinen Zutritt erhielt, der galt in den Augen des Hofpersonales nicht viel, und wenn jemand von dem selten schnellen Aufsteigen Katharinas sprach, so blieb immer die Antwort: „Die Kurfürstin hat sie nicht anerkannt — sie ist nur eine Beilage."

Gleichwohl gab es genug Leute, die vermeinten, in die Zukunft sehen zu können und die sich sagten, daß trotz des gegenwärtigen Standes der Dinge der Graf von Wartenberg und seine Gattin dereinst triumphiren würden. Deshalb schwankten sie nach zwei verschiedenen Richtungen hin, bald sich zu dem Grafen — bald wieder zu dem Minister neigend, je nachdem eine kurfürstliche Gnade oder Ungnade für einen der beiden um die erste Stelle Kämpfenden am Himmel des Hofes stand. Schon einige Male waren dumpfe Gerüchte über den möglicherweise nahe bevorstehenden Sturz des Ministers verbreitet gewesen, die Unterredungen zwischen ihm und dem Kurfürsten wurden auf verschiedene Weise erzählt — der Minister sollte sich durchaus zurückziehen wollen. An diesem Tage waren die Grüße, welche Dandelmann erhielt, kalt und gezwungen, man wich ihm aus, huschte vorüber oder beeilte sich, die etwaigen Unterredungen mit ihm schnell zu beenden. Dem Scharfblicke des Ministers entging diese Veränderung nicht — er kannte genau seine Leute und lächelte höhnisch vor sich hin. Seine Einsilbigkeit war bekannt, aber man glaubte wahrzunehmen, daß er noch verschlossener als sonst sei und daß sich sogar eine Wolke von Sorge auf seiner Stirne zeige.

Im Gegensatze zu dem Betragen, welches man dem Minister zeigte, bewies sich alle Welt höchst unterthänig gegen den Grafen und die Gräfin Wartenberg, Jedermann machte dem Paare den Hof, man beeilte sich, beiden gefällig zu sein, und nur die älteren, vorsichtigen Leute beobachteten eine gewisse Zurückgezogenheit.

Allen Vermuthungen bereitete jedoch eine einzige Thatsache das schnelle Ende, alle Ansichten und Entschlüsse wandelte eine Kleinigkeit um und jagte allen, die sich schon im Sonnenschein der Wartenbergischen Gnade wohl fühlten, heillose Schrecken ein: diese Kleinigkeit war ein Brief — oder waren vielmehr Briefe, welche eines schönen Morgens die Herren und Damen erhielten. Der Inhalt dieser Briefe lautete einfach:

„Der Minister von Dandelmann beehrt sich, Herrn von X. X. zu einer Grande Soirée in dem neuerbaueten Palais auf dem Werder für den 20. April einzuladen. Der Minister hofft, die Honneur zu haben, Herrn von X. nebst Madame (2c.) bei sich empfangen zu dürfen. Für die Ajustements der Toilettes erlaubt der Minister sich noch darauf hinzuweisen, daß Ihre Kurfürstlichen Durchlauchten das Fest mit Hochdero Gegenwart beehren und sogar an dem Tanze theilnehmen werden." Gez. der Minister von Dandelmann.

Das war ein Donnerschlag. Was sollte nun geschehen? oh — wie abscheulich dumm hatte man sich benommen — wie konnte Dandelmann hart an seinem Sturze sein, wenn der Kurfürst und die Kurfürstin sich persönlich an dem Feste betheiligten, welches der Minister in seinem Hause gab? Geschwinde eine neue Schwenkung! Das Beste war: gar nicht zu thun, als habe jemals ein Zurückziehen von dem Minister stattgefunden — schnell in die prachtvollsten Kleider geworfen und hin in das neue Prachthaus des Ministers, in die erleuchteten Säle, man konnte es um so leichteren Herzens thun, da auch Graf und Gräfin von Wartenberg geladen waren. Als daher der Abend des 20. April nahte, sah Dandelmann seine Säle glänzend gefüllt.

Mit tiefer Verbeugung ward das kurfürstliche Paar begrüßt, als es, durch die große Thüre des Tanzsaales schreitend, unter die Menge trat. Ein Rauschen wie von Wassern ging durch die Menge, so raschelten die seidenen Roben und kostbaren Spitzenbesätze von Silberzindel durchzogen. Friedrich und seine Gattin grüßten anmuthig, ein Tusch von Trompeten und Pauken fiel jauchzend ein, Dandelmann begann nun die Gäste vorzustellen, welche das Fest verschönern halfen. Zum großen Theil waren es lauter Leute, die dem kurfürstlichen Paare längst bekannt und angenehm sein mußten, und der Fürst erblickte mit wohlwollendem Lächeln Katharina von Wartenberg unter den Vortretenden, die am Arme ihres Gatten in glänzender Toilette aller Augen auf sich zog. Gespannten Blickes verfolgte jeder die Bewegungen des Kurfürsten, sah jeder auf die Gesichtszüge Sophie Charlottens. Des Kurfürsten Augen drückten die Genugthuung aus, welche er beim Anblicke der beiden von ihm bevorzugten Personen empfand. Er neigte mit einem leisen Nicken des Wohlwollens das Haupt zu Dandelmann, während ein strenger Blick der Kurfürstin den Minister traf, welcher dieses Zeichen der Mißbilligung mit einem kaum merklichen Achselzucken und durch eine finstere Miene erwiderte.

„Ihr habt einen Kreis um mich geschlossen, Eberhard!" sagte der Kurfürst sehr laut sprechend, „der mir wohl gefällt. Ich weiß Euch Dank für solche Aufmerksamkeit. Nicht immer finde ich so vollständig alles zusammen, was ich gern in meiner Nähe habe."

Diese leise Anspielung auf die hartnäckige Weigerung der Kurfürstin, die Wartenberg bei sich zu empfangen, ward allgemein verstanden, und obwohl die Unterhaltung bei den Worten des Kurfürsten verstummen mußte, machte sich dennoch ein außergewöhnlich peinliches Schweigen bemerkbar, das jedoch schnell durch Einsetzen der Musik unterbrochen ward.

Der kleine Vorfall wurde bald vergessen, die Unterhaltung schwirrte nach wie vor durcheinander, wozu die liebenswürdige, ungezwungene Weise der fürstlichen Gäste des Ministers wesentlich beitrug. Als einige Minuten vergangen waren, wogten die Tanzenden bunt durch den Saal, Friedrich und seine Gemahlin hatten auf einem erhöheten Sitze Platz genommen, ein Kreis von prachtvoll geschmückten Herren und Damen, unter ihnen die Familienmitglieder des Ministers, umgab das Herrscherpaar, glänzende Diener und Pagen boten Erfrischungen, und das Fest war in vollem Gange, in größter Pracht.

Kurfürst Friedrich schien sich besonders behaglich zu fühlen, er wollte alles in dem neuen Palaste des Ministers sehen, kennen lernen. Es war ein schöner Zug im Charakter Friedrichs, daß er nicht, wie sein egoistisches Ideal des äußeren Glanzes, wie Ludwig XIV, beleidigt war, wenn einer seiner Diener mit ihm in Pracht eines Festes wetteiferte. Ein Freund des Glanzes, sah der Kurfürst es auch gern, wenn die Seinigen in prächtiger und geschmackvoller Umgebung sich bewegten; ohne den geringsten Neid, mit wahrer Freude ließ er sich von ihnen Dinge zeigen, die er selbst nicht besaß. Als daher die Festlichkeit wieder alle Geladenen mit ihrem Schimmer erfreute, begann der Kurfürst einen Rundgang durch die Gemächer des neuen Hauses. Dandelmann befand sich als Führer an seiner Seite.

Aus dem Ballsaale schreitend gingen beide in das große, achteckige Speisezimmer, wo auf silbernen Schüsseln bereits eine leckere Mahlzeit der Gäste wartete. Ein mächtiges Büffet trug diese für jene Zeit höchst kostbaren Erzeugnisse der Kochkunst, in großen geschliffenen Kannen perlte der Wein, die zierlichsten Körbe aus Silberdraht enthielten köstliche Früchte, welche eine wärmere Sonne reifen ließ. Friedrich betrachtete mit sichtlichem Behagen diese Dinge; er fragte, wer die Wände so schön bemalt, wer die reichen Vorhänge geliefert habe, woher die geschmackvollen Armleuchter, die Vasen und sonstigen Verzierungen bezogen worden seien. Dandelmann gab gern und mit einem gewissen Stolze über alles Auskunft.

Die Gäste, die Brüder Dandelmanns, seine Freunde und Untergebenen sahen ebenfalls lächelnd und triumphirend den Herrn mit



Marie Theresia und das Bettlerkind.

Originalzeichnung von A. Liezenmayer.

dem ersten Diener in so freundschaftlicher Unterhaltung. Alle Gerüchte von dem nahe bevorstehenden Zurücktritte Danckelmanns waren zerstreut — die vielen, welche den starren, finstern und herrischen Minister haßten, knirschten leise mit den Zähnen; Graf Kolbe von Wartenberg und seine Gattin warfen sich bedeutsame Blicke zu, dann folgten ihre Augen gleich Raubvögeln dem Kurfürsten und Danckelmann, welche so eben hinter einer reichgefalteten Portiere verschwanden.

„Du hast," sagte der Kurfürst, als sie allein waren, „nicht alle Deine Leute hier versammelt?"

„Ich habe geglaubt, Euer kurfürstlichen Durchlaucht nur diejenigen nahe bringen zu dürfen, welche durch ihre Stellung zu solcher Auszeichnung berechtigt sind!" sagte Danckelmann.

„Das ist zu viel Rücksicht für den Gast, Eberhardt. Ich merkte es gleich, denn mein gutes Gedächtniß ließ mich sofort einige Leute vermissen, die ich wohl gern gesehen hätte."

„Hätte ich ahnen können, gnädigster Herr — —"

„Keine Entschuldigung. Als Wirth steht Dir die Wahl frei und Du hast trefflich gewählt. Ohne Rücksicht auf Deine persönliche Zu- oder Abneigung hast Du für eine sehr aimable Gesellschaft gesorgt." — Danckelmann biß sich die Lippe.

„Ich meine," fuhr der Kurfürst fort, „einige von dem Bonner Tanz hättest Du noch laden können, einige, die zugleich das Fest beschreiben, die schönen Arrangements dem Volke von Berlin public hätten machen können."

Der Minister lächelte vor sich hin. Der Kurfürst hätte es also gern gesehen, wenn sein Erscheinen Gegenstand der öffentlichen Besprechung geworden wäre. Die Dichter in Frankreich hatten ja auch gleich eine Hymne fertig, wenn Ludwig einmal das Fest irgend eines bevorzugten Unterthans beehrte. — Danckelmann faßte sich schnell.

„Es wird an solcher Beschreibung der Ehre, welche meinem Hause widerfahren ist, nicht fehlen, gnädigster Herr!" sagte er.

„Eh bien! — das wird interessant werden — ohne Zweifel macht es der, den ich hier zu finden glaubte, mein petit paladin, der Oelven, Dein Secretarius. Es ist besser, als bouts rimés zu fabriciren, welche noble Leute ärgern."

„Der besagte Oelven ist nicht mehr mein Secretär, gnädigster Herr!" — „Wie? er hat den Dienst aufgegeben?"

„Allerdings. Nachdem Euer kurfürstlichen Gnaden huldreichst das Erscheinen des Zeitungsblattes wieder erlaubt haben, ist dasselbe so in die Höhe gegangen, daß Schreiber und Drucker vollauf zu thun haben. Die vielen andern Dinge, Kalender und kleine Büchlein, nehmen Oelven sehr in Anspruch und werfen ihm mehr ab, als er in der Stellung des Secretärs beanspruchen könnte."

„Also man liest wirklich viel in Berlin?" sagte der Kurfürst mit leichter Unruhe.

„Sehr viel!" betonte Danckelmann. „Vor den Federn der Tagesschreiber ist bald nichts mehr sicher."

Der Kurfürst wendete sich schnell um und verlangte Auskunft über ein kleines Medaillon, dann zog er Danckelmann weiter, sie gingen durch alle die schönen, behaglich eingerichteten Zimmer, verweilten in einigen derselben im Gespräche und schienen das Fest ganz vergessen zu haben. Endlich kam man vor einem kleinen Gange an, dessen Wände mit Abgüssen antiker Statuen bedeckt waren. Am Ende dieses Ganges befand sich eine kleine Thüre, über welcher eine Tafel mit der Inschrift: „Pax et labor" zwischen Genien angebracht war. — „Was ist das für ein Gemach?" fragte der Kurfürst.

„Mein Arbeitszimmer."

„Ich will es sehen, Danckelmann."

Dem Wunsche des Kurfürsten gehorchend, öffnete Danckelmann die Thür des Arbeitszimmers. Ein gedämpftes Licht verbreitete matten Schimmer, der auf den verschiedenen Gegenständen spielte. Der Minister nahm von der großen Lampe den Schirm hinweg und zündete außerdem noch die dicken Wachskerzen an, welche auf schwere silberne Leuchter gesteckt waren. Jetzt erst vermochte der Kurfürst die ganze Umgebung deutlich zu betrachten. Das Zimmer war eines der schönsten und zugleich behaglichsten des ganzen großen Hauses. Ein dicker, in sanften Farben spielender Teppich verhinderte jedes Geräusch der Schritte. Die Wände wurden zur Hälfte ihrer Höhe durch prachtvoll gearbeitete, aus dunklem Ebenholz und Elfenbein zusammengesetzte Schränke bedeckt, welche eine kostbare Bibliothek enthielten. Ueber diesen halbhohen Schränken war eine kleine, aber äußerst gewählte Bildersammlung angebracht. Die trefflichsten Meister waren hier vertreten. Neben Meisterwerken Dürers und Kranachs prangten die der italienischen Kunstheroen. Kleinere Bilder der Niederländer erfreuten das Auge des Kenners, und wohin er sonst in dem Zimmer blicken mochte — überall traf er auf kostbare, seltene und künstlerisch schöne Gegenstände.

Es war, als habe der Minister diesen verhältnißmäßig kleinen Raum zu einer Art von Heiligthum umgewandelt — hier arbeitete er für seinen Herrn, für das Land — umgeben von hundert schönen, anziehenden Dingen, auf welche sein Blick fiel, fallen mußte, wenn er inmitten der schweren, oft einförmigen Arbeit, nach dem Durchrechnen langweiliger Zahlencolonnen eine Pause machte. Aus dem Anblicke dieser prächtigen und heiteren Kunsterzeugnisse schöpfte er neue Kraft, das Anschauen derselben stärkte ihn, und wenn er einen Gang durchs Zimmer that, dem Fenster sich näherte, die schwere brokatne Gardine zurückschlug, dann schaute er über den träge schleichenden Fluß zu dem Schlosse hin, dessen Mauern jenseits des Werders emporstiegen, dort wohnte der Kurfürst, sein Herr und Freund, für dessen Ruhm er gern bis in die Nacht arbeitete.

Kurfürst Friedrich war still geworden. Der Eindruck, den das Zimmer und dessen Inhalt auf ihn machten, war ersichtlich ein ernster. Hier also schrieb der Minister seine Entwürfe, seine großen Ideen nieder; von diesen köstlichen Sachen umgeben brachte er die Stunden mit Arbeit hin; während im prunkvollen Schlosse nur der Glanz, die fürstliche Pracht ihre Triumphe feierten, stand hier inmitten aller der Schönheiten und Kunstwerke der mit staubigen Actenbündeln, zerknitterten oder engbeschriebenen Papieren, Zahlentabellen und Notizblättern bedeckte Arbeitstisch des Ministers.

Der Kurfürst athmete auf, als wollte er die ernsten Gedanken verscheuchen, er wendete sich zu Danckelmann und reichte ihm die Hand. „Ich danke Dir besonders für die Einführung in dieses Zimmer," sagte er. „Es ist herrlich!"

„Es ist meine Zufluchtshöhle, wo ich Ruhe finde nach dem Geräusche der bunten Welt, nach Angriffen und Schmähungen."

„Laß das beiseit, Eberhardt. Sprechen wir von dem, was erfreut. Du bist wahrlich zu beneiden. Nach einem Leben voll Mühen und Sorgen für das Land hast Du es verstanden, Dir ein Asyl zu gründen. Ich habe heute genug des Schönen bei Dir gesehen und ich muß gestehen: wenn ich einen Freund beneiden könnte, ich würde neidisch auf Dich sein. Dein Haus beherbergt so viel köstliche Dinge, daß jeder ihren Besitz wünschen möchte. Wie herrlich Deine Zimmer, wie pracht- und geschmackvoll zugleich Deine Services, wie ausgesucht Deine Zierrathen und wie trefflich, mit feinstem Kennersinne gewählt, diese schönen Bilder. Mon dieu! — wenn ich nicht mehr bedächte — ich möchte alles mitnehmen," setzte er lachend hinzu.

Danckelmann hatte schweigend die erstaunten und leuchtenden Blicke des Kurfürsten verfolgt. Sein Antlitz war finster, fast drohend geworden. Als Friedrich die letzten Worte gesprochen hatte, trat der Minister dicht an ihn heran, legte seine Hand leise auf den Arm des Gebieters und blickte ihn fest an, dann sagte er nach einer Pause: „Gnädigster Herr, alles was Sie heut hier gesehen — alles, was Sie erfreut und Ihren Beifall erworben hat, gehört Ihnen."

„Wie soll ich das verstehen, Eberhardt?" fragte der Kurfürst.

„Ich sage die Wahrheit, gnädigster Herr — ich bin ein Prophet, glauben Sie meinen Worten. Der, welcher hier vor Ihnen steht, der heute das Glück hat, Sie in seinem Hause als Gast begrüßen zu dürfen, der wird binnen kurzem Ihre Gnade verlieren; Sie werden mich verhaften lassen, mein Vermögen einziehen, alle diese Bilder, diese Kostbarkeiten, das große Haus selbst werden in Ihren Besitz gelangen. Ich werde ein Geächteter sein und in der Verbannung schmachten — aber in zehn Jahren werden Sie meine Unschuld erkennen und mich zurückrufen, um mir alles das wieder zu geben, was Sie mir genommen haben."

Der Kurfürst erbleichte und ein Beben seiner Lippen deutete an, daß die unheimliche Prophezeiung ihn erschüttert habe.

„Was sollen diese dunklen, schlimmen Worte bedeuten?" rief er heftig. „Wer könnte es wagen, Dich, den Freund, den erprobten Diener, bei mir also verklagen zu wollen, daß ich einen Gewaltschritt wie den von Dir prophezeiten thun möchte?"

„Es wird geschehen — verlassen Sie sich darauf! mein Schicksal muß sich erfüllen!" sagte Danckelmann mit fester Stimme.

„Ich mache Deine Prophezeiung zu Schanden!" rief der Kurfürst, auffahrend. „Gleich — hier an dieser Stelle."

Seine Augen blickten in dem Gemache umher, er schien etwas zu suchen; plötzlich ging er auf ein Tischchen zu. Auf demselben lag in prachtvollem Einbande, mit silbernen Ecken und Klammern versehen, eine Bibel. Der Kurfürst öffnete schnell das heilige Buch und nahm es in seine linke Hand, hob die Rechte empor, ließ sie dann auf die Blätter der Bibel sinken und, sich Danckelmann gegenüberstellend, sagte er langsam, jedes Wort betonend:

„Auf dieses heilige Buch schwöre ich Dir, daß niemals meine Gnade, meine Freundschaft von Dir — —"

„Halten Sie ein, gnädiger Herr!" rief Danckelmann, auf ihn zutretend und die Rechte des Kurfürsten von der Bibel entfernend.

„Halten Sie ein! schwören Sie nicht. Was ich vorausgesagt, *muß* eintreffen. Es ist ein unabwendbares Schicksal und es steht nicht in Ihrer Macht, Kurfürst Friedrich, diese Gewalten, welche mich zerschmettern werden, zu bannen."

Der Kurfürst ließ seine Hand sinken, er starrte den Minister an, die Zunge versagte ihm den Dienst.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Mutter auf dem Throne.

(Zu dem Bilde auf Seite 237.)

Die Vertreter und Vertheidiger der unbegrenzten — auch *politischen* — Emancipation des weiblichen Geschlechtes könnten kaum ihre Sache kräftiger beleuchten, als durch Hinweisung auf die große deutsche Frau, die im vorigen Jahrhundert vierzig Jahre lang auf dem österreichischen Kaiserthrone gesessen. Denn wenn einerseits die Geschichte *Friedrichs des Großen* Urtheil über Maria Theresia: „Eine *Frau* führte Entwürfe aus, die eines *Mannes* würdig" vollständig bestätigt hat, so ist es andererseits durch zahlreiche Einzelforschungen, Veröffentlichungen von Memoiren, Briefen &c. unwiderleglich bewiesen, daß sie eine eben so vortreffliche Gattin und Mutter, als eine unvergleichliche Herrscherin gewesen. Freilich bringt selten ein Jahrhundert eine solche Frau hervor, und im bürgerlichen Leben dürften die ähnlich begabten nicht gerade zahlreicher sein. —

Achtzehn Jahre alt war Maria Theresia, als ihr Vater, der letzte Habsburger, Karl VI. sie in den Staatsrath einführte; fünf Jahre später (1740) bestieg sie den Thron. Ihr Leben, dessen Umrisse das „Daheim" früher*) seinen Lesern vorgeführt, zeigt, mit welcher Energie sie die ihr gestellten großartigen politischen Probleme löste, wie muthig sie den Kampf mit den von Anfang ihrer Regierung an ihr entgegentretenden feindlichen Mächten aufnahm, und wie sie bei ihrem Hingange, trotz der erlittenen Einbuße Schlesiens, Oesterreich doch mächtiger zurückließ, als sie es überkommen hatte.

Aber nicht nur in den großen Entwickelungsgang ihres Landes und Volkes griff sie mit genialer Hand ein; auch für die geringfügigsten, trockensten Geschäfte der Regierung entfaltete sie eine nie ermüdende Treue. Mit vollem Ernst und seltener Gewissenhaftigkeit lag sie dem ihr von Gott anvertrauten, hohen Amte ihres Lebens ob. Man muß sich des entsetzlichen Canzleistils der Schriften ihrer Zeit erinnern, um ihre Geduld recht zu bewundern, mit der sie alle Staatsacten durchstudirte; und die Randglossen, die sie dazu hinwarf, zeugen für ihren praktischen Blick und treffen meist den Nagel auf den Kopf. Oft war sie mit derartiger „amtlicher" Lectüre bis in die Nacht beschäftigt, um gleich am frühen Morgen die dringendsten Sachen erledigen zu können. Selten fand eine Conferenz statt, der sie nicht beiwohnte, und häufig ergriff sie in wichtigen Angelegenheiten selbst das Wort. Jede Rechtssache erweckte ihr Interesse; sie kümmerte sich um Brückenbauten und Wegeanlagen ebensosehr, wie um die Stimmung der verschiedenen Comitate und die einzelnen Beamten, die niedrigsten nicht minder wie die höchsten. Und doch war sie so sehr *Frau* in allem, was sie that, daß Adam Wolf gewiß nicht irrt, wenn er sagt: „Es weht uns aus der historischen Erinnerung an diese Frau dasselbe wohlthuende Gefühl, derselbe Zauber entgegen, wie ihn jene empfanden, welche in unmittelbarer Einwirkung die Großartigkeit ihres Sinnes, die Frische und Beweglichkeit ihrer Kraft kennen lernten."

An ihrem Gemahl, *Franz Stephan von Lothringen*, konnte sie — vermöge ihrer unzweifelhaften geistigen Ueberlegenheit und seiner auf andere Dinge gerichteten Neigungen — nur wenig Schutz und Stütze haben, wie sie sich denn auch nach seinem Tode, zu Josephs Zeiten, die höchste Macht und Entscheidung überall vorbehielt. Nur nominell war Franz I. ihr „Mitregent", wozu sie ihn gemacht, und als „Kaiser von Deutschland", was er auch durch ihre Bemühungen geworden, hatte er ebenfalls nicht mehr zu sagen als zu thun. Neben seiner Gemahlin war er nur ein Privatmann, der „Geschäftsmann der Kaiserin", durchweg übrigens ein tüchtiger Finanzmann, der bei aller Sparsamkeit ein warmes Herz für die Armen hatte, und übrigens — außer der Alchymie auch in den Naturwissenschaften reelle Kenntnisse besaß und sich selbst um die Hebung der Industrie Verdienste erwarb.

Ungeachtet des geistigen Mißverhältnisses der beiden Gatten war ihre 30jährige Ehe — wie sie aus wahrer Neigung einst geschlossen worden — auch eine wahrhaft glückliche. Aus vielen Zügen ist bekannt, wie Maria Theresia ihrem „Franzl" nichts abschlagen konnte, wie sie öffentlich gerne mit ihm zusammen erschien, wie sie sein Bild immer neben dem ihrigen aufstellen ließ und kleine Statuetten verschenkte, welche sie und den Kaiser zu Pferde vorstellten. Und wenn man dazu nimmt, wie sie ihn — fünfzehn Jahre lang — bis an ihren eigenen Tod betrauerte, so darf man gewiß nicht an der Aufrichtigkeit der Worte zweifeln, die sie, gleich nach seinem Tode, an die Gräfin Harrach schrieb: „Ich habe in ihm von Kindheit an den zärtlichsten Freund, den liebsten Gefährten in einer dreißigjährigen Ehe und meine Lebensfreude verloren; er milderte meine Sorgen und Leiden, indem er sie theilte."

Um aber diese *häusliche* Seite ihres Wesens ganz richtig zu würdigen, müssen wir die merkwürdige Frau als *Mutter* kennen lernen. Denn nicht weniger als *sechszehn* Kinder, 6 Söhne und 10 Töchter, sind aus ihrer Ehe mit Franz I. entsprossen. Zehn dieser Kinder hat sie ganz erzogen und ist von ihnen überlebt worden, während die übrigen sechs, zum Theil ganz jung, zum Theil halberwachsen, ihr wieder entrissen wurden.

Der Erziehung dieser reichen Kinderschar lag sie mit demselben Eifer und derselben Treue ob, wie den Staatsgeschäften. Sie verstand es, an ihrem Hofe ein musterhaftes, altdeutsches Familienleben zu schaffen, das aus der Geschichte der Höfe ihrer Zeit hell und einzig hervorleuchtet. Die Erziehung und den Unterricht jedes ihrer Kinder überwachte sie bis in die kleinsten Einzelheiten. Sie setzte Gebete auf, welche dieselben auswendig lernten, entwarf die Tagesordnung und den Stundenplan für sie &c. &c. Sie sah auf den strengsten Gehorsam und strafte die Ungehorsamen; selbst ihrem Lieblinge, dem Erzherzog Karl, der als sechszehnjähriger Jüngling starb, verbot sie einmal, seinen Geburtstag in der sonst üblichen Weise zu feiern. In einer Instruction für die Hofmeisterin der Erzherzogin *Josepha* empfahl sie derselben besonders, „darauf zu sehen, daß die Erzherzogin *gegen die Dienstboten freundlich sei.*" Ihr in besonders schwerer Zeit (1741) geborener Schmerzenssohn Joseph, der einstige Erbe so vieler Reiche, wurde ganz besonders strenge von ihr behandelt; und wenn man auch gerade in der Erziehung dieses Sohnes so manche Fehler und Irrthümer entdeckt, wird man doch nicht leugnen können, daß sie alle einem warmen, um das Wohl des Sohnes eifrig bemühten Mutterherzen und dem Wunsche entsprangen, aus ihrem Sohne einen festen, sittlich thatkräftigen Charakter zu bilden, der sich selbst und darum auch andere zu erziehen verstände.

Auch bei der Vermählung ihrer Kinder zeigte sich ihre mütterliche Liebe, wie ihre mütterliche Klugheit, und selbst ihren verheiratheten Kindern war sie fort und fort eine einsichtsvolle Freundin und Beratherin, wovon zahlreiche Briefe, namentlich die an ihre Tochter Marie Christine,*) ein beredtes Zeugniß ablegen.

Die glücklichste und freieste Entfaltung erfuhr das kaiserliche Familienleben, dessen Seele immer die *Mutter* war, in *Schönbrunn* und noch mehr in dem ihr besonders lieben *Laxenburg*.

Die vereinten Bemühungen des kaiserlichen Ehepaares hatten

*) Siehe Jahrgang I. S. 246. ff.

*) Ein solcher „über das Verhältniß einer Frau in der Ehe" ist mitgetheilt im I. Jahrg. S. 623. Vgl. auch S. 599. ff.

aus Schönbrunn einen so reizenden als prächtigen Landsitz geschaffen. Während Maria Theresia das öde und verfallene alte Schloß von Grund aus neu aufführen ließ, war der Garten ganz ihres Gemahles Schöpfung, der Fremde gern und mit einem gewissen Stolz darin umherführte. Uebrigens war schon damals der Eintritt Jedermann freigestellt, ja die Kaiserin hatte sogar einem Koch erlaubt, in einem Nebengebäude Gäste mit Speis und Trank zu bedienen.

Wenn Maria Theresia auch in Schönbrunn ihre Geschäfte nicht vernachlässigte und man sie oft in einer Laube an einem mit Papieren beladenen Tische schreiben sehen konnte, wurde doch hier das Ceremoniel nicht so streng als in Wien beobachtet, und gar manches fröhliche Familienfest wurde hier mit besonderm Ergötzen gefeiert. Und wenn sie Sonntags zum Hause Gottes ging — der immer heitere Kaiser an ihrer Seite, die zahlreichen, fröhlichen Kinder hinter ihnen; wer konnte dann glücklicher sein, als die reiche und stolze ... Mutter, die allen Häusern ihres großen Reiches ein wahres Vorbild war!

Bis zum Tode Franz I. weilte aber Maria Theresia — wie gesagt — ganz besonders gern einige Wochen des Jahres in Laxenburg, dem Sommersitz der Habsburger seit alten Zeiten, voll reicher historischer Erinnerungen, der so hell und heiter in der weiten Ebene bei Wien gelegen ist. In dem nicht sehr geräumigen Schloß herrschte das gemüthlichste Leben, zu dem nur die allervertrautesten Freunde herzugezogen wurden. Selbst für die Kinder war es eine ganz besondere Freude, wenn sie einmal ausnahmsweise alle dort übernachten durften, was — wegen des beschränkten Raumes — selten ausführbar war.

Bei aller Einfachheit war übrigens Maria Theresia gegen die Toilette keinesweges gleichgültig, und auch für diesen Landaufenthalt war dieselbe bestimmt geregelt. Seit 1758 erschienen die Damen in Laxenburg in rothen Robes oder Sacs, die mit Gold und Silber durchflochten und mit Blonden verbrämt waren, die Herren in Fracks von rothem Tuche und mit grünen, goldbordirten Westen.

Maria Theresia, die man meist im vorgerückten Alter und in Trauerkleidern abgebildet sieht, ins Auge zu fassen, wie sie sich in diesem eleganten und gewählten, ihre Familie nur erweiternden Kreise bewegte, ist wohl der Mühe werth. Die meisten ihres Geschlechtes an Größe überragend, besaß sie doch eine Gestalt von vollkommenem Ebenmaß, die sie bis in ihr hohes Alter gerade und stattlich hielt. Ihr Haar war reich und blond, ihre Augen hellgrau, ihr Mund feingeschnitten. Erst spät thaten die mancherlei schmerzlichen Erfahrungen ihres Lebens, dann ein Sturz aus dem Wagen und besonders die Blattern ihrer Schönheit Eintrag, und in ihrem Alter waren ihre Gesichtszüge fest, gedrungen, fast männlich, ihre einst so leichte Gestalt stark und schwerfällig.

In ihrer ganzen Jugendschöne wandelte die kaiserliche Frau eines Tages durch den Garten ihrer Sommerresidenz. Eine weite Robe von Silberbrokat, ein Leibchen von blauer Seide umhüllte ihre hohe Gestalt. Diamanten blitzten an ihrem reichen Gewande wie in ihrem gepuderten Haar; eine Perlenschnur schmückte ihren Hals, wie ihre Arme. Da, als sie eine der breiten steinernen Treppen hinabsteigt, die alte, dichte Bäume überschatteten, gewahrt sie plötzlich auf einem der Steinsitze, das müde Haupt an das kühle, harte Polster gelehnt, ein armes Weib, vor Schmerz, Gram, Elend zusammengesunken und in ihrem Schoß ein ganz junges Kind, das vergeblich zu seiner Mutter aufschaut und vor Hunger wimmert und klagt. Durch diesen herzzerreißenden Anblick wird sie, die selbst ein Kind gleichen Alters und für dasselbe so reichliche Nahrung besitzt, aufs tiefste ergriffen; ohne einen Augenblick zu zögern, läßt sie sich neben der vor Müdigkeit eingeschlummerten Frau nieder, ergreift deren Kind und legt den kleinen Schwarzkopf an ihre eigne Brust und schaut mit lebhafter Befriedigung auf das arme, glückliche, kleine Wesen. Ein Blick auf das Bild Liezenmayers, eines der hervorragendsten und hoffnungsvollsten jüngeren Münchener Künstler genügt, um mit der sich so herablassenden Frau zu fühlen, die für die elendeste ihrer Unterthanen wie eine Schwester, für den geringsten Säugling ihres gewaltigen Reiches wie eine Mutter sorgte. Anders darüber dachte freilich die gravitätisch daherschreitende Wärterin, die den kleinen Joseph in ihren Armen trug und bei dem aller Hofordnung so schnurstracks widersprechenden Anblick ihren Augen nicht trauen wollte.

Wir wissen nicht, ob der vorstehende Zug aus dem Leben der großen Kaiserin vor der historischen Kritik, die ja bekanntlich auch das berühmte „Moriamur pro rege nostro!" angegriffen hat, bestehen kann. Mit ihrem historisch feststehenden Charakter stimmt er völlig überein. Wie oft durchbrach sie alle Formen der Etiquette und folgte dem Impuls des Augenblicks! Im Jahre 1741, als zu Preßburg bei der Krönung die Krone sie drückte, nahm sie dieselbe bei der Tafel kaltblütig ab und stellte sie vor sich hin, und 1745 rief sie ganz ungenirt bei der Kaiserkrönung dem Volke in Frankfurt zu: „Vivat, Kaiser Franz!" und lachte herzlich, als ihr Gemahl im Krönungsornat mit den langen Handschuhen vorbeizog; 1756 schrieb sie auf einen Bericht, daß die feierliche Uebergabe des neuen Universitätsgebäudes stattfinden könne: „all dieses erst nach der Kindbett"; ja noch 1768, also in schon vorgeschrittenem Alter, kam sie abends in die Loge des Burgtheaters und rief ganz lustig ins Parterre hinab: „Der Leopoldl (ihr Sohn) hat'n Buebn!"

Vor allem aber steht es fest, daß sie ein Herz für ihr Volk hatte. Durch sie wurde bereits die Leibeigenschaft gemildert und die Lage der Bauern verbessert; sie hob die Hexenprocesse und die Tortur auf. An Leid und Freud der Aermsten ihrer Unterthanen nahm sie aufrichtig Theil, oft besuchte sie Alte und Kranke in ihren Hütten, — der Geringste konnte sich ihr mit seinem Anliegen nahen, und obenerwähnter Zug aus dem Burgtheater zeugt, wie sie auch ihr Volk an ihren eigenen Freuden einen Theil schenken wollte. Durch ihre eigenen häuslichen Tugenden war sie ihrem ganzen Volk ein leuchtendes Vorbild, und so widerstreitet dem schönen Zuge, den unser Bild verherrlicht, nichts in ihrem Wesen, und mit vollem Recht kann sie — eine Mutter ihres Landes und Volkes, eine Mutter auf dem Throne genannt werden! — Und diesem schönsten Ruhme ihres Lebens mögen auch unsere Frauen nachstreben und die Politik einstweilen — den Männern überlassen! R. K.

Auflösung der Räthsel in Nr. 14.

I. Sylvesterabend (Sylph' — Esther — Abend). — II. Pompeji. — Pompejus. — III. Schlepptau.

Inhalt: Die steinerne Agnes. (Forts.) Erzähl. v. H. Noé. — Ein Städteverwüster und Städteerbauer. Mit Haußmanns Porträt. — Der Nothstand in Ostpreußen. Von O. Glagau. — Das Geheimniß d. Fürstenh. (Forts.) Nov. von G. Hiltl. — Eine Mutter auf dem Thron. Mit Illustr. von Liezenmayer.

Neueingetretenen Abonnenten

steht das I. Quartal dieses Jahrgangs (Nr. 1—13), mit dem Anfang der II. Abtheilung von: „Das Geheimniß des Fürstenhauses" für den gewöhnlichen Preis zur Verfügung. Dasselbe ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten (eventuell durch uns direct gegen Postvorschuß) zu beziehen. Die I. Abtheilung des Geheimnisses des Fürstenhauses füllt das II. Quartal des III. Jahrgangs und ist ebenfalls apart zu haben.

Ferner ist zu beziehen: **Daheim I. Jahrgang** ungebunden 2 Thlr., eleg. gebunden 2 Thlr. 20 Sgr. (einzelne Quartale 15 Sgr.) **III. Jahrgang** ungebund. 2 Thlr. 12 Sgr., eleg. geb. 3 Thlr. 2 Sgr. (einzelne Quartale 18 Sgr.). Der **II. Jahrgang** ist vergriffen und nur noch auf antiquarischem Wege zu erhöhten Preisen zu erhalten.

Die Daheim-Expedition in Leipzig.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 18. Januar 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 16.**

Die steinerne Agnes.

Eine Geschichte aus den Bergen von Heinrich Noë.

(Fortsetzung.)

Die Mutter weinte in der Stube fort. Moidl aber blickte den hinabsteigenden Männern durch das winzige Guckfenster nach und sprach nicht eher ein Wort, als bis sie zwischen den Tannen verschwunden waren.

„Jetzt möcht ich aber doch wissen, Mutter, warum Du so stark greinst. Is nit gleich, wo s' unser Broni hing'legt haben? Dieselbige ist gut aufgehoben. Und unsere Hütten ist doch grad ein schlechter Ort g'wesen, daß sie's leicht wo besser haben kann."

„O, ich möcht greinen, bis ich vor Herzeleid vergeh!" wimmerte das alte Weib.

„Geh, ich bitt Dich, red nit so schludrisch! Wenn ich schon weinen wollt', so wüßt' ich mir was anderes. Hat die Gemeinde nit wegen uns das bisl Wald da zum Bannwald gemacht, daß wir fortziehen sollen, wenn wir uns kein Holz mehr drin holen dürfen? Und warum? Gerad weil wir nichts haben und auch nit uns gefallen lassen, daß wir als Lahninger*) die weite Welt anbetteln, wie der Vorsteher will. Schau, könnten wir uns noch unser gutes Holz holen, so brauchten wir die feuchten Daxen nicht, die einen vor Rauch schier umbringen. Aufrecht stehen, trau ich mir schon so nimmer, weil sich der Qualm grad oben anlegt und allweil bucklig dasitzen, daß mer mit seinem jungen Leib zum Krüppel wird — schau, über dasselbige weinet ich eher."

Die Alte schluchzte, auf die Bank hingestreckt, fort. Moidl aber riß die Thüre auf, nahm ein Querholz, welches sie zu diesem Zwecke neben dieselbe an einem Faden aufgehängt hatte, in die Hand und klemmte es zwischen die Thür und das Gesimse, daß diese vom Luftzug nicht mehr zugeschlagen werden konnte. So begann sich der beißende Rauch des Nadelholzes ein wenig zu lichten.

Moidl kehrte in die Stube zurück, ließ sich auf einen rußigen Schemel neben dem Herde nieder, auf welchem Kraut kochte, und zog ein Stück Kautabak aus der Tasche, welches ihr vorhin der Gemeindediener geschenkt hatte.

*) Herumziehende Heimatlose.

Während sie es im Munde hin- und herschob, fuhr sie mit halb unverständlicher Stimme zu ihrer Mutter gewendet fort:

„Ueber die Todten wird geweint, um die Lebendigen kümmert sich kein Mensch. Die Broni spürt nichts mehr. Ich aber spür's, wenn ich nit zum Brot kann, weil Du's zug'sperrt hast, und meinst etwa auch, ich g'spür das nit, wenn ich ein Hemd brauch, und ist kein Schnipfel Leinwand da? Oder meinst, wir sind z'neiden, wenn einmal unsere Kuh d'raufgeht? Nacher kann's freilich sein, daß es dem Vorsteher nach sein Willen geht, und daß wir können lottern gehen, so weit uns unsere nackigen Füß tragen."

Die Mutter schluchzte lauter auf.

„Mein' arme Broni! Mein' arme Broni!" jammerte das Weib leise.

„Dein' arme Broni braucht jetzt nimmer nit die Händ' überall, wo gesäumt*) wird, den Koth aufzulesen, daß wir unsere paar Dutzend Erdäpfel düngen können. Auch braucht sie nimmer den ganzen Winter über im Finstern sitzen, weil wir kein Oel nit haben, geschweige denn ein' Kerzen. Das hat sie auch nimmer nothwendig, die Broni, daß sie da auf der Leiten sich 'rumfrettet, wo's nothwendig wär', daß man den Hennen Steigeisen anleget, und wo man an Jacobi das Einheizen aufhören und am Annatag wieder anfangen dürft, wenn man einen Ofen hätt'."

Die Mutter antwortete noch immer durch kein vernehmbares Wort. Nur hatte sie sich von der Bank erhoben und ihre beiden Arme, zwischen welche sie das Gesicht verbarg, auf das Gesims des kleinen Fensterchens gestützt.

Es war geschlossen, ja, das Oeffnen durch einen eingeschlagenen Nagel verwehrt. Wäre es offen gewesen, so hätte die Frühlingsluft eindringen und dem verlassenen Weibe tröstliche Kunde bringen können.

„Ich geh' fort, Mutter!" sagte nach langem Stillschweigen Moidl.

„Und willst mich grad' jetzt allein lassen?" entgegnete die Wie-

*) Mit Saumthieren gegangen.

landerin tonlos. Ich frag' Dich nicht, wo's D' hingehst, ich weiß' schon."

„Nu, was wär's denn nacher, wenn ich zur Ebersbacherin ging? Könnt' leicht lustiger sein bei der, als hier."

„O, mein Broni, mein guts feins Madel!" jammerte die Mutter, indem sie sich wieder auf die Bank niederließ.

So bemerkte sie den Blick nicht, welchen der Ausruf im Auge der Schwester anfachte. Diese aber stand, ohne ein Wort zu sagen, auf und nahm einen eisernen Haken. Man brauchte ihn, um von außen die Thüre der Hütte zu öffnen. Er wurde durch den Zwischenraum zweier Balken gesteckt und mit ihm der Riegel, welcher den oberen der aus zwei Läden bestehenden Thüre verschloß, zurückgeschoben. Die Dirne wußte, daß ihre Mutter längst das Lager aufgesucht haben würde, wenn sie zurückkehrte. Darum nahm sie den Haken und versteckte ihn draußen unter einem Haufen grüner Fichtenzweige.

Als sie den Kopf wieder erhob, sah sie neben dem zweigabligen Zirbenstamm einen Menschen stehen, bei dessen Anblick sie sich verfärbte.

„Ja, Hans, was stehst denn Du da und stierst das Bildstöckl an? Kannst ja doch nichts lesen!"

Der Angeredete drehte sich um, schaute das Mädchen, ohne Ueberraschung zu zeigen, bedächtig an und erwiderte:

„Es ist halt noch ganz neu und ich hab's noch nie g'sehen, so oft ich auch schon da vorbeigangen bin. Und das war nit wenig oft, Du weißt es ja!"

Diese letzteren Worte sprach er mit einer Betonung, welche mit der äußeren Erscheinung des etwa fünfundzwanzigjährigen Burschen wenig übereinstimmte. Er war breitschulterig und vom Wetter gebräunt. Seine Faust und sein Arm glichen den Gliedmaßen des heiligen Christoph, der an der Außenseite des Rathhauses im benachbarten Markt angemalt war.

„Wer schafft Dir's an, daß D' Dich grad' da umeinand' treibst?"

„Geh, sei gut, Moidl, es ist ja nit die Red' von dem. Du weißt ja, daß ich gern und grad' für mein' Spaß den Weg geh!" sagte der Bursche besänftigend.

„Nu, das meinet ich auch. Zeit lassen!"

Mit diesen Worten wollte die Dirne weiter gehen. Hans aber, der sich stellte, wie ein Mensch, welcher einen anderen unter nichtigen Vorwänden zurückhalten will, rief ihr zu:

„Geh, Moidl, Du bist ja die gar Gescheite und hast das Lesen g'lernt. Ich seh' nichts, als eine Todtentruhe. Was steht denn da drunter?"

„Den G'fallen will ich Dir schon thun!" entgegnete Moidl. „Schau, vielleicht geht's grad' Dich an, was der Holzknecht, von dem das Stöckl g'macht ist, da her g'schrieben hat:

„O Mensch, sieh an die Todtenbahr,
Vielleicht stirbst Du noch dieses Jahr!"

„Meintwegen!" sagte Hans. „Ich hab' nit so viel z'verlieren — einmal muß' doch sein, so wie so!"

„Nu, ganz eins wär's Dir doch nit, wenn Dir einmal einer von die Jäger ein rothes Löchl in Dein' Schädel brennet!"

„O je, was das anlangt, da g'hören zwei dazu! Mir bürscht sich so leicht keiner an! Meinem Stutzen gehen s' halt alleweil schon gern aus dem Weg."

„Jetzt, daß Dir nit graust! Sein Stutzen mit dem Radschloß! Du mußt ja einen Rausch haben, wann'st Dir trauen sollst, den loszuschießen! Wo hast denn das Rehfell, das Du Dir alleweil zwischen Dein' Backen und den Kolben g'legt hast, damit Dir der Schuß die Zähn' nit 'neinschlagt?"

Statt aller Antwort wendete sich Hans vor der Dirne ab und spähte mit seinem glasklaren grauen Aug' nach dem Saum des Legföhrengestrüpps.

Es war schon nahezu Abend und leicht möglich, daß Schnepfen, welche die Grenze zwischen beschneitem und freiem Boden lieben, in der lauen Dämmerung herumschwirrten.

Mit einem Satz hatte Hans sein auf dem Boden liegendes Gewehr ergriffen und hob es in der Richtung gegen den Waldsaum. Man hörte das Schnarren seines eisernen Federwerkes. Während dieses noch rasselte, zielte Hans. Es währte eine halbe Minute, bis sich der Schuß entlud.

„Troffen hat's und dort liegt er!" sagte der Schütz ruhig. „Da siehst es, ob mein' Büchsen für was ist oder nit. Wenn's D' einen Gamsbock willst, darf'st es nur sagen. Meine Kugeln liegen daheim in Kalk und Schwefel, da fehlt sich keine."

„Wenn's denn gar so a Feinspinner sein thust, so krieg einmal 'raus, wie's damit zugangen ist, daß s'unsere Broni, grad' wie s' war, aus dem Grab g'nommen und vertragen hab'n!"

„Wär' nit aus! Wer sollt' denn das than hab'n?" sagte Hans, bestürzt um einen Schritt zurückweichend.

„Ja, das krieg' Du 'raus!" sagte das Mädchen mit einem häßlichen Anflug von Hohn, indem es die Hände in die Hüften stemmte.

Hans schaute noch immer verblüfft drein.

„Wegen dem Schmucksach' haben sie's einmal nit than, so viel ist g'wiß!" fuhr Moidl in dem nämlichen Tone fort. „Denn aus der Wielander Hütten da" — bei diesen Worten warf sie einen verächtlichen Seitenblick auf die Behausung ihrer Mutter — „tragt man keine Edelstein 'nein und keine Edelstein 'raus.

„Aber von so 'was hab' ich doch nie nit reden hören, so lang ich denk'!" sagte endlich Hans noch immer erschrocken. „Das kann ja doch kein Christenleut' nit than haben, der hätt' ja nie und nimmer mehr a Ruh!"

„Nu, ich verzähl's halt, weil wir grad' über die Todtenbahr auf dem Bildstöckl da in der Red' sind!" sagte Moidl lachend. „Bei den meisten hört das ganze G'spiel auf, sobald s' einmal in eine solchene Truhen eing'schraufst sind. Bei der Broni aber, scheint's mir, fangt die Metten erst nach der Hand an. Kein Wunder, denn so lang s' g'schnauft hat, möcht' niemand was von ihr g'hört haben, als grad' beten und d'Leut für'n Narren halten, mit ihrem fromm Sein."

„Aber, Moidl, wie kannst denn so Deine eigene Schwester schimpfiren! Ich wüßt mer ja doch unter alle Dirnen wie's da sind, nit eine einzige, die so viel sanftmüthig und commod' g'wesen wär'. Hast es ebber vergessen, wie viel geweint worden ist, wie sie s' eingraben haben? Und jetzt magst es so herstellen, wenn ihr noch in der Erden eine solche Unförm angethan worden ist?"

„Nu, weißt was, es ist grad' ein Glück, daß ich nit eifersichtig bin und auf Dich am allerwenigsten. Du lieber, frommer Hans, Du," entgegnete Moidl und ihre weißen Zähne traten hervor, wie die eines aufgeweckten Hundes, der seinen Störenfried anfletscht. „Wie wär's denn, wenn ich mir's herausnehmet und grad' einem solchen Wildpratler, wie Du, sagen thät, wie mir's grad' drum ist. Zum erstenmal wär's g'wiß nit, daß Ihr zu Eure Kugelfexereien und andere Dummheiten Euch Todtenbeiner und weiß Gott noch was einbildet habt. Dürft' grad' das G'richt einmal den Wind von der Seiten her kriegen und könnt's nacher leicht sein, daß Ihr hinter eisernen Gittern Mucken fangt, anstatt da Schnepfen, und daß Euch bei der Wassersuppen das Kurasch ausging, Predigten für die Leut' z' halten, die kein' Predigt annehmen, von Euch wenigstens z' allerletzt."

Damit hüpfte sie fort, ohne weiter auf die besänftigenden Worte zu hören, welche ihr von Hans unablässig nachgerufen wurden. Nachdem sich ihre Gestalt zwischen den Legföhren verloren hatte, kreuzte der Wildschütz die Arme über einander und sagte halblaut vor sich hin:

„Ein g'schappiges Boiz*) ist es doch! Gern hab' ich s' — aber noch eine Stund' so weiter geschnadert und's G'schmackl an ihr wär' mir schier völlig ausgangen wie's ewige Licht am Ostersamstag. Ich weiß net, warum sie's grad' gegen mich so hat! Wenn ich s' manchmal mit dem gar saubern Jackl zammstehen seh', mit dem thut sie halt nimmer so spröd! Und den kauf' ja ich doch zehnmal aus, leicht auch noch! Aber halt, mein' Schnepfen, daß ich die nit vergeß!"

Er nahm das schwere Gewehr vom Hüttenbalken weg, lud es aufs neue und ging, dasselbe in der Rechten haltend, nach der Stelle, an welcher der Vogel, der noch zuckte, auf dem nassen Boden lag. Er steckte die Schnepfe in seinen Rucksack und wollte weiter gehen. Da hörte er unweit das Geschrei einer Elster. Galt es ihm, galt es einem anderen, dessen Anblick den Vogel reizte?

Es währte nicht lange, und gegen den Zirbenstamm kam ein Mann heran, in welchem Hans den alten Gemeindediener Peter erkannte. Von diesem hatte er, obwohl in fremdem Jagdgehege be

*) Grobe Dirn.

troffen, nichts zu fürchten — denn der Peter fand, wenn er in seinem Heim vorsprach, so oft er eine Bestellung ausrichtete oder eine Vorladung brachte, sein ungewässertes Glas Kirschbranntwein.

„He, Peter, wie kommst denn Du da z' wegen?" rief ihm der Schütz schon aus der Entfernung zu.

Der alte Mann antwortete nicht, und selbst als er so nahe an Hans herangekommen war, daß ihn dieser hätte greifen können, rang er erst nach Athem, ehe er Worte auf die Ansprache fand.

„Ich hab' mir's gleich denkt, daß ich den Teufel nimmer derschau, daß er mich grad' umeinander narrt in die Gräben!"

„Wer denn? Was denn?" fragte Hans.

„Nu, der Jack vom Stubenthal, dem hätt' ich nachgehen sollen und ihm aufpassen, von welcher Sach' wegen er sich da am Joch 'rumtreibt. Aber den derwischt D' net, Du magst Dich stellen, wie's D' willst!"

„Wär' das jetzt alleweil noch wegen der Geschicht' mit der Bodenbauer Dirn, wo sie ihn derwegen beim Gericht gehabt haben?"

„Ich mein' schon, aber ich darf nix sagen!"

„Nu, es ist halt grad', daß man davon red't," entgegnete Hans, „von mir aus kann er gethan haben, was er mag. Warum sollt' er sich aber an derselbigen Dirn vergriffen haben? Eifersüchtig kann er ja doch nit g'wesen sein, denn er schmiert ja heut an der und morgen wieder an einer andern 'rum. Ich glaub', man brauchet gar nit so weit z' gehen," setzte der Bursch mit einem listigen Seitenblick auf die Wielander Hütte hinzu, „und man findet eine Dirn, die auch nimmer am Leben wär', wenn der Jack alle die umbrächt', denen er was vorludelt."

„Ich weiß schon, wen Du meinst!" sagte der alte Peter. „Aber da bist auf dem Holzweg, des weiß ich besser. Schau, wenn ich reden wollt', aber ich darf nix sagen!. Aber dasselbe sag' ich, daß es da grad' umkehrt ist. Er will nichts von der Dirn, aber — wenn ich reden dürft', saget ich, was sie mit demselbigen Loden angefangt hat."

„Mit was für einem Loden*)?" sagte Hans rasch und hastig.

„Nu, ich red' nix, aber da haben s' noch von ihrer bessern Zeit her, Du weißt es ja, aus der Zeit, wo's noch das untere Häusl am See g'habt haben, einen ganzen Kasten voll Loden mitbracht. Du denkst es ja leicht noch, wie s' da drunten waren."

„Ob ich's denk'!" sagte Hans mit einem Seufzer, welcher der ungeschlachten Gestalt fast lächerlich anstand.

„Nu, es wird g'wesen sein — wann wird's g'wesen sein? — Vorigen Herbst, so um den goldenen Samstag herum, da kommt einmal die alte Wielanderin aufs Gericht und grad', daß es zum Erbarmen war. Was ist's gewesen? derselbe Loden ist ihr g'stohlen worden. Wir nit faul, schauen überall fleißig 'rum und — hast ihn gesehen — finden wir den Loden bei Kraxenleut', die ihn hausiren tragen haben. Die haben schön drein g'schaut, wie wir ihnen den schönen Loden abnehmen und sie hinter den Riegel setzen. Was meinst, daß sie g'sagt haben? Von einer der Dirnen in der Wielander Hütten selbst hätten sie ihn g'kauft, so haben s'g'sagt. Wir haben's anfangs gar nit glauben wollen, ich und der Herr Vorsteher. Wie's aber nachher der Moidl vorg'halten worden ist, da hat sie's nit leugnen können. Sie hat den Loden verkauft und, rath einmal, was sie mit dem Geld than hat?"

Hans antwortete nichts.

„Zum Goldschmied in den Markt ist sie gangen, hat den feinsten Ring kauft und ihn dem Lumpenschützen, dem Jack, geschenkt, der ihn auch angenommen hat, ohne zu fragen, wo und wie. Und denselbigen Ring kannst jetzt unten bei der Kellnerin sehen, sie hat ihn für Bier angenommen, das der Jack nimmer hat zahlen können."

Hans machte eine Miene, wie ein Mensch, der unversehens unter eine Traufe gerathen ist.

„Ist selbes aber auch gewiß wahr?"

„So wahr, als ich dasteh'. O, ich könnt' gar viel sagen, wenn ich reden wollt'. Aber wir bei der Vorstehung dürfen ja kein Wort von nix nit verlauten lassen. Das Schönere aber ist, daß der Jack schon mehr als einmal sich beim Vorsteher angemeldet und die Moidl verklagt hat, daß sie ihm überall um den Weg ist, wenn er gleich das Leutl nit riechen kann — so hat er gesagt."

„Und ich seh' jetzt grad' eins!" sagte Hans langsam und tonlos.

*) Kleidungsstoff aus Schafwolle, der zu Joppen, Mänteln u. dgl. verarbeitet wird.

„Wegen der Moidl?"

„Nein, nein, Gott bei Leib, wegen meiner selber! Und das ist, daß D' in der ganzen Gemein' kein solches Kaibl*) nit antriffst, als wie ich eins wär."

„Gemerkt hab' ich schon alleweil was!" entgegnete Peter, „denn ich seh' Dich öfter da heroben, als es der Brauch ist. Und auch jetzunder wieder —"

„Aus is! aus is alles! Meiner Lebtag' hab' ich noch kein Dutzend freundliche Wort von der Dirn zu hören kriegt und sie weiß doch, was ich wegen ihr ausgestanden hab'! Grad' Dir will ich's jetzt erzählen, sonst hab' ich's noch keinem Menschen nit gesagt. Aber Du versprichst mir, daß D' es nirgends nit weiter 'rumbringst, Du verstehst mich schon? Mich thäten s' sonst überall hieseln und foppen wenn sie's wüßten."

„O, ich sag' nie ein Wort!" antwortete der Gemeindediener.

„Nu, paß auf also, was ich sag'!"

Mit diesen Worten führte er den alten Mann nach einer Stelle, an welcher zwei Baumstümpfe, auf deren Schnittfläche die Art eines Holzknechtes drei Kreuze angebracht hatte, welche den darauf Sitzenden vor dem Wirbel der vorbeitreibenden wilden Jagd schützen, zur Ruhe einluden. In der Nähe zirpte eine Grille, die erste, welche sie in diesem Lenz hörten. Von unten her tönten die schmächtigen Glöckchen einiger Zicklein und das Wetterkreuz auf dem Bleikogel glänzte kupferroth in den letzten Strahlen der Sonne.

„Du weißt es noch, Peter," begann der Schütz seine Erzählung, „vor zwei Jahren war der letzte Winter, — derselbige Winter, indem s' den Harfenisten auf dem Joch erfroren g'funden haben — wo die Wielanderin noch im alten Haus drunten am See zubracht hat. Um die Zeit war's auch, daß ich das Moidl so gar oft ab und zugehen g'sehen hab', und ich sag' Dir's, aus war's mit meinem Verstand, weil s' aber nie anders than hat, als stolz, so hab' ich mich lang nit traut, mich anz'passeln. Ich hätt' ihr gern g'schrieben, aber ich hab' nit schreiben g'lernt. So hab' ich's abgewartet, bis einmal ein Hirschgeweihhändler, der mir manchmal was abkauft, kommen ist. Dem hab' ich ein zehnendiges Geweih g'schenkt und er hat statt meiner an das Moidl an Brief geschrieben, daß ich's gar so lieb hätt' und daß ich's heirathen thät', sie sollt' nur sagen Ja. Auf das hin hat s' richtig a paar Mal den Kopf zum Kammerfenster 'raus g'steckt, wenn ich vorbei gangen bin und g'lacht. Einmal hat s' mir sogar nachgerufen und mich gefragt, von was ich denn heirathen wollt', für meinen Vater wär's ja doch noch zu früh, daß er in Auszug ging. Darauf hab' ich mir meine Kurasch zamm g'nommen und gesagt: „Moidl, wenn's D' mich gern hast, magst wohl a Zeit'l warten, wann's nit gleich geht." „Je, den schau an, mit sei'm Warten. Da sitzet ich da, wie die ewige Hochzeiterin, und fallt ihm dann eine andere ein, so hätt' ich grad's Gespött und's Gethu."

„Und auf das hin hast es nit gleich gehen lassen?" unterbrach ihn der alte Peter. „Ihr habt's ja doch ein zehn, zwölf Stück Rindeln, vier Pferd, zwei Almen, von die Gründ' will ich gar nit reden. Die hat's nothwendig gehabt, daß sie sich so anstellt!"

„Gift't hat's mich wohl, aber auslassen hab' ich's erst recht nit und so is denn nit leicht ein Tag vergangen, wo ich nit an ihrem Häusl vorüber kommen wär'. Bald hat s' ein paar Wort g'redt, bald sich gar nit sehen lassen, wie's ihr grad' unterkommen ist. Mitterweil bin ich ins Geschrei kommen und es steht nit lang an, so sagt mein Vater zu mir: „Hansai," sagt er, „heut' ist der Herr Pfarrer da gewesen und hat mir allerlei erzählt, wo ich keine Freud' dran hab'. Du weißt, ich mag die vielen Worte nit. Jetzt horch, was ich Dir sag'! Voriges Jahr warst bei der Recrutirung. Da haben s' Dich vor der Hand auf ein Jahr zurückg'stellt, weil der Vorstand für Dich g'sprochen hat. Dieses Jahr solltest einrucken, aber ich kauf' Dich los, weil'st mein einziger Bub' bist. Erfahr' ich aber noch ein einziges Mal, daß D' bei einem gewissen Fenster stehen bleibst, so is nix mit'm Loskaufen — verstehst mich? — Denn mir is meiner Seel' lieber, Du kommst mir einmal mit einem Fuß nach Haus, als das Volk da drüben macht Dich vor meinen Augen zu einem Lumpen. Wann's nur noch die Vroni wär', die braucht' kein Hemd' am Leib haben, ich weiset s' als Schwiegertochter nit ab. Aber die andere — ich will mich nit in Zorn 'neinreden. G'sagt hab' ich Dir's, jetzt weiß, wie's D' dran bist."

*) Kalb.

„Schau, Dein Vater war halt alleweil einer von die Gescheiteren bei der Gemein',“ sagte der Gemeindediener. „Aber es wird ja jetzt schon völlig dunkel da heroben, und daß man heut' die drübere Ach so rauschen hört, bedeut't kein gutes Wetter. Komm, Hans, gehen wir 'nunter, Du kannst mir die Geschicht' ja auch unterwegs erzählen.“

„Ist ein Ding!“ sagte der Bursch, sich erhebend, und die beiden schritten abwärts gegen das Thal hinab, dessen Wasser wehmüthig heraufsummten.

„Das wird g'wesen sein so um die Weihnachten herum,“ fuhr Hans fort, während sie in der Dunkelheit behutsam über das Geröll schritten. „Ich schäm' mich jetzt, daß ich's sag', aber ich hab's nicht länger ausgehalten, als bis den Tag vor Drei-König. Gerad' haben s' den Tisch für die Bercht *) gedeckt gehabt, Vater und Mutter waren schon dran, sich ins Bett zu legen, der Herr Mond hat so schön geschienen überm See und kalt war's und klar — da war's grad', als ob mich etwas an die Haar 'nüberziehet zu dem Moidle. Ich schlich mich aus dem Haus und will um den See 'rum den Gangsteig an der Wand 'nübergehen. Du weißt es, Peter, wenn's grad' nit einer von unserem Haus ist, so geht den Weg kein Mensch den ganzen Winter. Denk' ich mir: „Wenn Du den Weg gehst, kennt der Vater gleich mein G'stapf den nächsten Morgen in aller Früh'!“ Fallt's mir auf einmal ein: „Ach was, fahrst übern See!“ Eine Kälten hat's Dir schon g'habt, daß der Reif von die Bäum' bis am Boden herabgehangen hat, und das Fahren nit gar lustig war. Zuerst bin ich freilich warm worden von der Müh', daß ich's Schiff ins Wasser bracht hab'. Denn das is schon lang' aufs Land gezogen g'wesen und weil der See im Winter gar niedrig g'standen ist, so hab' ich das Schiff gar erschrecklich weit schieben müssen, bis es im Wasser war. Keine Händling habe ich nit gehabt und so mußt ich meine Händ' alle Augenblick in die Tasche thun, sonst wären sie mir am Ruder angefroren. Wie ich aber so mitten See bin, will's auf einmal gar nimmer weiter gehn. Ich wärm' mir wieder eine Weil die Händ' und blas darein. Ich nehm' die Ruder wieder in die Hand und da scheppert's aus dem Wasser, wie wenn man eine Scheiben einschlagt. „Jesus, Maria und Joseph, jetzt stickt's mir gar den See zu!“ hab' ich mir denkt. Stark ist das Schiff auch nit gewesen und das Eis hätt' sich grad' in seine Fugen hineing'trieben, daß es g'schöpft hätt' und ich mitten im See ertrunken wär'. Denn es war schon an die zehn Wochen heraußen im Trockenen gelegen. Da kann's leicht sein, daß ich so eine Viertelstund' im Schiff aufrecht gestanden bin und hab' nit g'wußt wo aus und wohin. Endlich denk' ich mir: „Ach was, Du kannst ja doch nit stehend einfrieren.“ Ich greif' wieder zum Ruder — was war's? Sind mir die Ruder gar nimmer durchs Eis durchgangen. Ja, die Kälte, die's gemacht hat in der Nacht auf dem See, die war schon über die Maßen. Kaum hat's das Eis gemacht g'habt, so legt sich auch schon der weiße Dampf drüber. Ich könnt's schier nimmer sagen, wie lang' ich so dag'standen bin. Schreien hätt' ich nit mögen und wenn ich drüber hätt' sterben müssen. Endlich probir' ich's noch einmal mit die Ruder — ich stoß' durch, nehm' die Eisplatten 'raus und seh', daß sie einen halben Zoll hat. Denk' ich mir: „Ob ich jetzt da derfrier, oder zwischen dem Eis dersauf', ist grad' ein Ding.“ Denn ich war schon ganz verrückt. Steig' also 'naus, knie mich zuerst nieder und leg' mich nacher gerad' mit dem Bauch auf die Glätten hin. Mit der einen Hand hab' ich's Schiff nit eher auslassen, als bis ich gesehen hab', daß es tragt. Durch meine gamslederne Hosen ist mir die Eiskälten durchkommen, als wenn ich nacket herumratschet. Nunter schauen hab' ich können in See wie durch ein Glas. Ich hab' mich vor meinem eigenen Hauch gefürchtet, daß er's Eis nit aufweicht. Manchmal haben schwarze Augen 'raufgeschaut, nacher wieder grüne — grad' wie ich mir's einbildet hab'. So oft's kracht oder knistert hat, hab' ich mir denkt: „Adun, Vater, Mutter!“ So bin ich fort und fort krochen — endlich erwisch' ich ein Stück Holz, was aus dem Wasser heraussteht: ich war am Ufer. Vor lauter Freud' richt' ich mich schleunig auf und brech' richtig noch ein. Das Glück war, daß mir's Wasser nur bis zum Hals gangen ist. In der nächsten Minuten war ich auf meiner Stuben. Mein Vater aber weiß heut zu Tag noch nit, warum an dem Dreikönigstag sein Schiff mitten im See eingefroren war.“

„Und hast der Moidl nie nix erzählt von selbiger Geschicht'?“ fragte der alte Peter.

„Wohl hab' ich ihr's später gesagt, wie's war. Was hat s' mir zur Antwort geben? Einen Vierzeiligen, den ich mir g'merkt hab':

Gehst die Weil übern Bach,
Gehst voll'st ins Wasser,
Was wirst denn beim Dirndl thun
Als a patschnasser?

„Und ausg'lacht hat's mich auch!“ setzte Hans hinzu.

„Schau, Hans,“ sagte der Gemeindediener, nachdem sie lange Zeit schweigend neben einander hergegangen und endlich den Steg über die Ache erreicht hatten, der ihren Weg trennte, laß Dir Deine Todesnoth zur Warnung sein! Dein Vater meint's besser mit Dir, als selbiges Weibsbild. Neid den Jack nit drum — wer weiß, was er abzubüßen hat, weil ihn g'rad die mag!“

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Göttin Berchta (Perahta) wird an diesem Abend in einem abgeschlossenen Zimmer eine Mahlzeit aufgetragen. Wer zusehen will, wird blind.

Weihnachtsstudien auf dem Brenner.

Von unserem Correspondenten.

Der Leser, welcher in der warmen, von festlichem Duft durchzogenen Stube dieser Tage aus der Zeitung, welche ihm neben sein Frühstück gelegt ward, etwas von Elementarereignissen gelesen hat, welche die große Schienenstraße von Deutschland nach Italien während der Weihnachtswoche unwegsam machten, mag es sich gefallen lassen, wenn ich ihm einige Arabesken um den dürren Text zeichne. Es ist ja nach dem Ausspruch berühmter und unberühmter Männer süß, den Seesturm vom Ufer oder das Gestöber von der Ofenecke aus zu betrachten. Zu diesem Behufe aber muß ich ihn bitten, sich mit seinem Vorstellungsvermögen in den dritten Tag vor der letztvergangenen Weihnacht und auf die weltberühmte Brennerbahn zu versetzen.

Innsbruck ist der nördliche, Brixen der südliche Endpunkt der Eisenstraße. Wir denken uns in das Dorf Gries hinein, die letzte Station nördlich vor der Brennerhöhe. In diesem Dorfe schauen die Firste der Hütten aus dem Schnee, unter welchen Brunnen, Heuwägen, Holzhaufen, Zäune verschwunden sind. Auf den Schienen befindet sich etwas, was wie ein Eisenbahnzug aussieht, wenigstens haben einige grün angestrichene Bretter, welche dort aus einem Schneehaufen hervorschauen, Aehnlichkeit mit dem Dache eines Waggons. In der That ist das nichts anderes, als ein Lastenzug, der, von einer Lawine eingemauert, den Verkehr verstopft, wie die Gräte den Schlingweg. Ihn also gilt es flott zu machen. Das würde nun freilich kein sonderlich bedeutsames Beginnen sein, wenn es sich um weiter nichts handelte, als die Wagen, wie man hier zu Lande sagt, „auszuschöpfen.“ Aber während die, welche den eingekeilten Zug führten, längst glücklich entronnen sind, befinden sich jene, die ihn befreien wollen, in einer Lebensgefahr, die sie veranlaßt, ihre Augen viel mehr nach dem hohen Abhang, als auf ihre Arbeit zu richten. Denn der Lawine folgt eine unermüdliche Schar hartnäckiger Nachzügler. Gestern hat ein nachrollender Ballen ein halbes Dutzend Menschen in das Dorf hinuntergeschlagen, und wenn es gelang, sie zu befreien, so denkt doch jeder an die zerbrochenen Arme und Schenkelbeine der Verunglückten. Auch hängt dort oben noch eine „Windlahn,“ wenn die bricht — und das vermag der Eisnadeln treibende Sturm jeden Augenblick — dann sehen sie die Lichter dieser Weihnacht nimmer. So ergreifen sie schließlich den klügeren Theil, verzichten darauf, der Eisenbahngesellschaft noch weitere Unkosten zu machen, als die achttausend Gulden, welche sie in dieser Woche auf dem Berge Brenner im Kampfe gegen den Schnee ausgegeben hat, und suchen ihre friedlichen Hütten auf, unbekümmert um die internationalen Folgen der großen Hemmung. Darum sehen wir jetzt die grauen Mäntel und blauen Hosen der Soldaten — so weit letztere über die Schneeschicht herausragen — die Soldaten, welche in der letzten Angst aus der Franzensveste herbeigeholt wurden. Die paus-

backigen Gesichter der Wenden also sind es, welche ab und zu neben den grünen Brettern zum Vorschein kommen. Sie haben Glück. Die drohenden Ungethüme oben halten sich zurück und nur der Wind ist noch ihr thätiger Feind, welcher den weggenommenen Schnee in Wirbeln aufjagt und ihn oft gerade wieder da absetzt, wo ihn eben die Schaufel des halb erstarrten Menschen ausgenommen hat. Endlich aber gelingt es ihrer Beharrlichkeit dennoch, so viel von den verschein von dem zu überzeugen, was zur Sicherung des Weges geschehen muß. Außerdem fällt dem erwarteten Dampfwagen die Aufgabe zu, mit vorne angebrachten Schneepflügen die leichteren Spuren der mittlerweile wieder eingetretenen Verwehung vom Geleise zu vertilgen. Die Leute auf der Haltstelle nennen deshalb diese Maschine, indem sie sich auf die Bezeichnung ihres theilweisen Zweckes beschränken, den Schneepflug. Dieser saust, eine lange, dunkle Dampf-



Ein verschütteter Zug auf dem Brenner.

schütteten Holzkästen bloß zu legen, daß man ihre lange Reihe und die beiden Locomotiven gewahrt, denen je am Anfang und Ende die Fortbewegung mißglückte. Einige der Wagen schauen halb zerschmettert hervor; ihre Zerstörung wurde durch das gewaltsame Andrängen der hinteren Locomotive bewirkt, welche es mit voller Dampfkraft versucht hatte, dieselben durch die Vorläuser der im Herabrollen begriffenen Lawine hindurchzuzwängen.

Es bedarf noch mehrerer Stunden, um alles das vom Geleise hinweg nach der Haltstelle zu schaffen und dieses für die Locomotive frei zu machen, welche in einer Stunde erwartet wird. Der Telegraph hat angezeigt, daß auf ihr der Vorstand des Betriebswesens und einige Ingenieure herbeieilen werden, um sich durch eigenen Augensäule hinter sich lassend, heran. Er eilt durch das Spalier der ihn mit Zurufen begrüßenden Soldaten hindurch bis an die Stelle der drohenden Lawinen.

Und nun beginnt der wundersamste Theil der Wirksamkeit dieser Maschine. Sie bleibt stehen und läßt, während die Augen der auf ihr Befindlichen unverwandt nach oben gerichtet sind, ihre schrillsten Pfiffe erschallen. Die von ihnen erzeugten Luftschwingungen sollen hinaufdringen in die Höhe und die locker und drohend lagernden Schneeklumpen herablocken, daß sie rechtzeitig niederstürzen und sich nach unten wälzen, ehe sie abermals Menschen und Güter zu bedrohen vermögen.

Wohl eine halbe Stunde lang gellt es so an den Schneehängen hin. Die lockenden Rufe verhallen nicht wirkungslos. Bald in großen, bald in kleineren Stürzen poltern stäubend die Lasten herab, denen die lauernde Locomotive stets durch blitzschnelle Bewegung zu entrinnen weiß. Nachdem aber schließlich lange Zeit hindurch keine Schneekugel mehr dem schrillen Erzbecken folgt, kehrt die Locomotive, welche ihre Schuldigkeit gethan hat, zurück. Nun schließt sich das Spalier der Soldaten wieder und von allen Seiten werden die Schaufeln angesetzt, um mit den herabgerufenen Schneeungethümen aufzuräumen. Als ob sie ihre eigene Wuth an ihnen kühlen wollten, die ihnen so viel Mühe und Nachtwachen verursachen, stechen die wackeren Männer darein und bald sieht man nichts mehr, als auf- und abwehende Schneehaufen, die, von den hunderten von Armen in Bewegung gesetzt, von ferne betrachtet der milchigen Brandung des Meeres gleichen.

Wieder vergehen Stunden und das Klappern des Telegraphen in der Haltstelle meldet, daß nach vier Tagen zum ersten Mal ein Zug heraufdampft, um es mit der nun wieder frei gewordenen Bahn zu versuchen. Die Kunde solcher Befreiung hat die zurückgekehrte Locomotive nach Innsbruck gebracht, und die vielen Reisenden, welche dort Tage lang auf die Ermöglichung ihrer Fahrt nach Süden warteten, nach so mancher Hoffnung und Enttäuschung wieder mit neuer Zuversicht erfüllt. Indessen ist hier auf die stillschweigende Begünstigung des Bergwindes gerechnet worden. Erhebt dieser seine Schwingen wieder, dann war die Mühe der armen Soldaten eine eitele, weil von ihm der neben den Schienen aufgeschaufelte Schnee plötzlich über die Bahn hingeweht werden kann. Erst nachdem eine elektrische Botschaft vom Brenner, welche nunmehr völlige Windstille verkündet, die frohe Nachricht des Dampfwagens ergänzt hat, bewegt sich der Zug aus dem Bahnhof der Landeshauptstadt und zwei Stunden später keucht er über die glatten Schienen vor der Haltstelle Gries.

Es ist nunmehr Aussicht gegeben, nach Ueberwindung der noch eine halbe deutsche Meile entfernten Brennerhöhe rasch auf den gefahrloseren Südabhang der Strecke und von dort ohne weiteres ernstliches Hemmniß in das Bereich milderer Lüfte zu gelangen. Doch entläßt der Berggeist die Menschen nicht, ohne ihrem gewaltsamen Treiben noch einen kleinen Possen seiner Art zu spielen. Der Zug fährt zwischen den aufgethürmten Schneemauern dahin, daß es in den Wagen dunkelt, als ob sie sich in einem Tunnel fortbewegten. Die Soldaten aber, deren saurer Mühe die Errichtung der Mauern eine Weile geglückt ist, haben bei ihrer Arbeit die Antritte der Waggons vergessen. Diese Bretter stehen unten mehr als einen Fuß von den Wagen selbst ab, gerathen mit den Schneewänden in streifende Berührung und zwingen die Maschine, ihre äußerste Kraft anzustrengen, um die heftige Reibung zu überwinden. Es gelingt ihr eine Zeit lang, aber bald vermag sie nicht mehr, den Rand der Bretter, welcher tief in den harten Schnee einschneidet, durch diesen hindurchzudrücken. So schiebt sie den Zug eine Strecke weit zurück und nimmt, ihren Athem verdoppelnd, einen neuen Anlauf. Aber auch diesmal wird der entfesselte Dampf nicht Meister über den Widerstand der Schneewälle. Nochmals wird der Zug um seine doppelte Länge zurückgeschoben und wieder eilen die durch ein Signal aufmerksam gemachten Soldaten mit lautem Hurrahgeschrei in den Schneeengpaß, um die Spur zu erweitern. Eine Stunde Arbeit, welche durch Klagen und Verwünschungen der vom Wetter so oft genarrten Reisenden ausgefüllt wird, und endlich bewegt sich die klirrende Masse weiter der jenseitigen Schlucht zu, aus welcher die in den frostklaren Himmel rauchende Eisack schneefreien Geländen entgegenstürzt.

Ich selbst war einer von denjenigen, welche vier Tage lang in Innsbruck der Wiedereröffnung des Schienenwegs geharrt hatten. Des müssigen Wartens satt, machte ich mich endlich auf, um trotz alles Abmahnens zu Fuß die Brennerhöhe zu erreichen, bis nahe zu welcher hin die Wagenzüge von Süden her verkehrten. Ich ließ eine klagende Gesellschaft von Leuten zurück, die allerlei Zwecke halber nach dem Süden trachteten. Da waren Künstler, welche sich nach Rom, Kranke, die sich nach Meran und Nizza sehnten. Auch mit dem Schlitten konnte der Brenner nicht erreicht werden, weil an den meisten Stellen nur die Spitzen der Zäune an der Poststraße aus dem weichen Schnee schauten. Als ich einmal im Kampfe mit diesen Hindernissen begriffen war, sah ich jedoch, daß ich klug gethan hatte, aus der Noth eine Tugend zu machen. Wenn mir auch der Anblick der Meilensteine, auf welchen große Schneekuppeln wie weiße Turbane auflagen, der von der Wucht des Schnees umgestürzten Wegzeiger und Unglückstafeln, der Vögel des Waldes, welche der Hunger vor die Schwellen menschlicher Wohnungen trieb, keineswegs etwas Neues waren, so bot die Beobachtung der armen Schiffbrüchigen, welche verschlagen in den Dörfern nahe der Schienenstraße umherirrten, Dutzende Mal von der falschen Nachricht eines durchgedrungenen Zuges gefoppt und außer Stand, die Höhe des Berges auf irgend eine Weise zu erreichen, manches Genrebild. Die Wirthe der Landstraße, welche durch die Vollendung der Eisenbahn schwer beschädigt worden sind, hielten es keineswegs für nothwendig, den unverhofften Gästen nach Kräften zum Weiterkommen zu verhelfen. Mit höhnischer Miene wurden die Eintretenden, Fragenden, Klagenden empfangen, mit einer Miene, welche sagen sollte: „Nicht wahr, jetzt könnt ihr uns wieder brauchen?“ Denjenigen, welche baten, man möge Boten nach den Haltstellen senden, um etwa eingelaufene telegraphische Nachrichten über den Zustand des Schienenweges zu erfahren, wurde geantwortet, sie möchten selbst hinausgehen. So legte mancher den nicht unbeträchtlichen Weg über den gewaltigen Schneedamm zwischen der höher liegenden Haltstelle und dem tieferen Dorf so vielmal zurück, als der Tag Stunden hat. Die Zwischenpausen wurden mit elegischen Gesprächen ausgefüllt. Ein Reisender hatte es vorher versucht, auf der Finstermünzstraße nach Meran zu gelangen. Die Höhe dieser Straße aber war der Strecke einer Meile entlang weiter nichts als ein zusammengewehter Schneeberg, in welchem die höchsten Lastwagen verschwunden wären. So versuchte er es nun mit dem Brenner, der sich bis jetzt nicht gefügiger zeigte. Ein Bauer, der aus dem Zillerthal kam, erzählte, daß in den jüngsten Tagen dort die Bewohner einiger höchst gelegener Häuschen gezwungen waren, ihr Vieh an Stricken über den Abhang herabzulassen, weil es nicht möglich gewesen war, die Thiere durch den Schnee zu treiben und ebenso wenig, ihnen Heu auf Schlitten zuzuführen. Einige Reisende unterhielten sich über die Gefahren des Mühlthaler Tunnels an der Brennerbahn, von dessen drohendem Einsturz eben in allen Zeitungen gesprochen wird. Ich hatte vorhin, während ich heraufstieg, drüben an der Schneewand einen wohl hundert Fuß breiten, schmutzig braunen, herablaufenden Streifen bemerkt. Dieser rührte, wie ich jetzt von den Ingenieuren erfuhr, davon her, daß eine ansehnliche Menge Arbeiter eben den Berg abgräbt, um so allmählich den auf dem Tunnelgewölbe lastenden Druck zu vermindern. Einstweilen wird inwendig bei Tag und Nacht, bei Laternenlicht und Fackelschein gearbeitet, um durch angebrachte Stützen und Einsetzung neuer Steine die Katastrophe hintanzuhalten, bis von oben herab ergiebigere Hilfe gebracht ist. Einer der Herren fügte tröstend hinzu, daß schwerlich ein Personen- wohl aber ein Lastenzug seiner Zeit von dem zusammenrückenden Gewölbe in die Klemme genommen werden möge. Denn jener sich rasch hindurch bewegende Zug müsse den finsteren Schacht bereits wieder hinter sich haben, bevor die Erschütterung rüttelnd an dem wanken Gestein wirken könne, während bei dem langsameren Gange des letzteren, dessen Länge in der Regel dazu eine weit beträchtlichere ist, ihn die Vernichtung noch innerhalb des Berges ereilen werde.

Von solchen Gesprächen aber ermüdet, begab ich mich immer wieder gern auf die Dorfgasse hinaus, in welche die Berge, halb von goldbraunen Duft verhüllt, herabschauten und wo mancher von einem vorübergezogenen Schlitten in den Schnee gefallene Fichtenzweig an den kommenden Abend erinnerte, dem so viel reiche und arme Menschen mit glückseligen Gedanken entgegensehen.

Lebenserinnerungen. Von Julius von Wickede.

I. Ein Rittergutshof in Mecklenburg in der guten alten Zeit.

Es liegt doch ein köstlicher Schatz in den frohen Erinnerungen einer glücklich verlebten Jugendzeit. Jemehr im zunehmenden Lebensalter so mannigfache Illusionen, die wir früher vielleicht mit enormen Hoffnungen hegten, uns spurlos verrinnen und gar manches erreichte Ziel, dem wir Jahre hindurch mit glühendem Eifer nachstrebten, nach seinem endlichen Gewinn uns bald als ziemlich werthlos, ja fast als

nichtig erscheint, in desto rosigeren Farben treten die Bilder unserer Kindheit wieder vor unser geistiges Auge und können in manchen einsamen Stunden unsere Seele wahrhaft erfreuen.

An zwanzig Jahre führte ich ein fast unausgesetztes Reiseleben, welches mich Europa vom höchsten Norden bis zum tiefsten Süden durchstreifen ließ; an den wichtigsten Kriegen seit 1848, in Schleswig-Holstein, Baden, wieder in Schleswig-Holstein, Algerien, der Krimm, Italien, abermals Schleswig-Holstein und zuletzt an dem Siegeszuge der Preußen in Böhmen, nahm ich als Officier oder als Berichterstatter, oft unter den günstigsten Umständen, einen freigewählten Antheil; kurz, eine fast überreiche Fülle der verschiedenartigsten Bilder aller Art drängen sich in meinem Gedächtnisse zusammen. Und dennoch weilen meine Erinnerungen weitaus am liebsten und häufigsten in den Tagen meiner glücklichen Jugendzeit, die ich in meinem elterlichen Hause in Mecklenburg verlebte, bis ich nach kaum vollendetem 16. Lebensjahre als Regimentscadett in ein stattliches Reiterregiment eines fernen Großstaates eintrat.

Zu diesen Jugenderinnerungen gehört besonders der fast alljährliche, mehrwöchentliche Aufenthalt auf dem Rittergute T.... meines alten, weitläufigen Großonkels von St..., der den Titel eines Hofjägermeisters führte. Ein Rittergut mit solchen Einrichtungen, wie sie dort bestanden, ist in unserer Jetztzeit eine entschiedene Unmöglichkeit und eine so weit ausgedehnte, freigebige und doch dabei wieder höchst anspruchslose Gastfreundschaft, als sie daselbst fast das ganze Jahr hindurch im weitesten Umfange geübt wurde, dürfte nunmehr in ganz Deutschland zu den seltensten Ausnahmsfällen gehören.

Es war ein Glück, daß mein Großonkel außer diesem Landgute noch ein für jene Zeit sehr bedeutendes Vermögen besaß, denn bei der äußerst nachlässigen Wirthschaft und der ausgedehnten Gastfreundschaft, selbst gegen jeden wandernden Handwerksburschen, der, ohne ein kräftiges Mittagsmahl oder ein gutes Nachtquartier nebst einem kleinen Zehrgelde empfangen zu haben, sicherlich den Hof nicht wieder zu verlassen brauchte, reichten dessen Erträgnisse bei weitem nicht zur Bestreitung der eigenen Wirthschaft aus. Getreide, Butter, Schlachtvieh, ja, selbst Geflügel und Eier mußten häufig in beträchtlicher Masse noch angekauft werden.

Der alte Hofjägermeister, der überhaupt ein Original durch und durch war, besaß zwei Passionen, welche die Einnahmen des Gutes bedeutend verringerten. Die eine war für Holz, die andere für Wild. Um erstere zu befriedigen, ließ er in seinen ausgedehnten Waldungen fast niemals Bäume schlagen, sondern pflanzte solche an, wo er nur konnte. Alle Wege auf dem Gute waren in prächtige Alleen verwandelt; auf den Feldern standen vielfache Gruppen hoher alter Eichen und Buchen, und den langen, weitausgedehnten Gutshof zierten Reihen der prächtigsten Kastanienbäume. So tief versteckt in Waldungen lag das Gut, und so viel verschlungene, für einen Fremden schwer zu findende Waldwege führten dahin, daß behauptet wurde, die französischen Truppen hätten bei ihrer Occupation von Mecklenburg 1813 es gar nicht zu entdecken vermocht und so sei es von jeglicher Einquartirung frei geblieben. Als der alte Hofjägermeister hoch in den Siebzigen gestorben war, konnte sein Erbe und Gutsnachfolger für circa 80,000 Thlr. Holz sogleich schlagen und sich ein prächtiges Schloß und einen ansehnlichen Meierhof dafür bauen lassen, ohne daß der fernere rationelle Forstbetrieb dadurch beeinträchtigt wurde; freilich die landwirthschaftliche Schönheit des Gutes hatte wesentlich gelitten.

Seine zweite Leidenschaft, die Neigung für das Wild, war höchst eigenthümlicher Art. In den Waldungen befand sich ein Ueberfluß von wilden Sauen, stolzen Hirschen, schlanken Rehen und sonstigem wilden Gethier. Auf dem Gute selbst war ein Hundezwinger, in denen oft ein Dutzend Saupacker größter Race ihr Wesen trieben, und es wimmelte außerdem auf dem Hofe von Dachs- und andern Jagdhunden aller Art, während in dem Privatzimmer des Alten große Schränke voll Jagdgewehre, so schön die damaligen Suhler und Lütticher Fabriken sie nur erzeugen konnten, umherstanden; und doch kann ich mich nie entsinnen, daß er jemals auf der Jagd ein Thier getödtet hätte, und wenn er mitunter nicht umhin konnte, im Herbst größere Jagden zu veranstalten, so ging die Sage, daß er in der Nacht zuvor heimlich alles Wild aus den zur Jagd bestimmten Revieren habe forttreiben lassen. Wenigstens stand die Jagdausbeute niemals mit dem sonstigen Wildreichthum auf dem Gute einigermaßen im Verhältniß und der alte Herr war dazu stets höchst mißvergnügter Laune, wenn wirklich zufällig mehr Wild, als er gehofft hatte, dabei erlegt war. Sein Jagdvergnügen bestand darin, daß er in Gesellschaft eines uralten Jägers, ebenfalls eines seltenen Originals, die Wälder und Felder einsam durchstreifte. Kam ihm nun dabei eine wilde Sau, oder ein Hirsch, oder ein Rehbock schußgerecht, so legte er ruhig sein Gewehr darauf an, zielte eine Weile und setzte dann wieder ab, sich mit den Worten an seinen Jäger wendend: „Heinrich, das Stück wäre jetzt getroffen, wenn wir gewollt"; worauf der Jäger unabänderlich antwortete: „Ja wohl, den hätten der Herr Hofjägermeister getroffen," und das Thier als wirklich erlegt in die Jagdtabelle eintrug. Und dabei war der Alte ein bekannt guter Schütze, der noch im hohen Alter meisterhaft mit der Flinte, Büchse und Pistole schießen konnte.

Um sein geliebtes Wild im Winter ja recht reichlich zu ernähren, ließ der Hofjägermeister große Futterplätze anlegen, die mit Heu, Hafer und Roßkastanien belegt wurden, und der Gutsinspector durfte das Getreide in der Ernte niemals eher einfahren lassen, bevor die Hirsche nicht die Hälfte davon verzehrt hatten. Wenn man auf dem Felde, besonders in den Dämmerungsstunden umherwandelte, so konnte man ganze Rudel der stolzesten Hirsche erblicken, die so wenig scheu waren, daß sie den Wanderer ganz unbesorgt ziemlich nahe herankommen ließen, bevor sie die schönen Köpfe in die Höhe warfen und dann bedächtig die nahen Holzungen aufsuchten. Mein erstes Geld in diesem Leben habe ich mir dadurch verdient, daß ich als kleiner Knabe in den Ferien einige Scheffel voll Roßkastanien für die wilden Säue aufsammelte, die mir der alte Großonkel darauf zu meinem größten Entzücken höchst freigebig mit einigen blanken mecklenburgischen Guldenstücken bezahlte.

Eine andere Neigung des alten Herrn war die Ausübung der Thierarzneikunde. Er soll in seiner Jugend weitausgedehnte Reisen bis tief in das südliche Rußland hinunter gemacht haben, um die Rinder- und Pferdeseuchen gründlich zu studiren und war jetzt noch ein sehr gesuchter Viehazt meilenweit in der Runde. Freilich standen die Bauern, welche ihm ihr krankes Vieh zur Besichtigung brachten, sich gut dabei, denn nicht allein, daß sie alle Medicamente umsonst erhielten, so wurden auch sie und ihre mitgebrachten Thiere noch reichlich gespeist. Bei all seiner ausgedehnten Gastfreundschaft war der Alte eigentlich etwas menschenscheu. Seine Zimmer waren ein Heiligthum, das außer seinem alten Bedienten fast niemand betreten durfte, und er selbst erschien nur bei den gemeinsamen Mahlzeiten unter der zahlreichen Schar seiner Gäste, von denen sein Haus nur selten leer wurde.

Sein gewöhnlicher Anzug bestand aus engen Hosen, Kniestiefeln mit blankledernen Stulpen und einem Rock von hellgrauem grobem Wollenzeug, auf dessen Kragen sein kurzer Zopf, der jeden Mittag frisch gebunden werden mußte, zierlich aufwärts gekämmt, herniederhing. Bei besonderen Gelegenheiten vertauschte er diesen Anzug mit einer Art von Interimsjagduniform von hellgrünem Tuch mit rothem Sammetkragen, der aber durch Puder und Alter schon ziemlich unscheinbar geworden war. Zu seinen vielen Eigenthümlichkeiten gehörte auch, daß er ein paar überfeiste braune Wagenpferde besaß, die außer ihm niemand benutzen durfte. Da er nun, außer um hie und da am Sonntage zur Kirche in dem benachbarten Kirchdorfe, welches zum Gute gehörte, zu fahren, die Feldmark fast niemals verließ, so kamen diese Pferde oft wochenlang nicht aus dem Stalle, so daß sie gewöhnlich vollständig steif geworden waren. Er hatte sich auch einmal ein junges Pferd gekauft, um es zu reiten, es aber nur einmal bestiegen, worauf das Thier dann lange Jahre im Sommer auf der Koppel und im Winter im Stall gefüttert wurde, ohne jemals auch nur im mindesten benutzt zu werden, so daß es zuletzt ganz verwilderte. Zum Gebrauch seiner Frau diente ein Viergespann mächtiger Füchse, darunter gewöhnlich auch einige Hengste, die ein Kutscher, in einem etwas plump vom Dorfschneider gearbeiteten Livreerock, in den von St.'schen Farben, hellblau und gelb, vom Sattelpferd aus regierte. Wagen und Geschirre, wie auch der Anzug der beiden Bedienten, Vater und Sohn, waren höchst altmodisch und unscheinbar.

Wie einfach war überhaupt alles im Hause und auf dem Hofe! Das alte Wohnhaus lag ganz unter einem Laubdache von mächtigen Kastanienbäumen, deren Blätterkronen manche von dessen Gebrechen verstecken mußten. Die weiße geräumige Hausflur war mit rothen Ziegelsteinen gepflastert, die kleinen Fensterscheiben in Blei gefaßt, die Decken und Wände geweißt; eine Reihe der großen Laubkronen

mit Flittergold, bunten Bändern und sonstigen ländlichen Verzierungen geschmückt, wie solche in früherer Zeit die Gutsleute bei den jährlichen Erntefesten der Gutsherrschaft im festlichen Zuge darbrachten, hingen als Trophäen vieler friedlichen Jahre von den Deckbalken herab. Auch die großen Eßzimmer, wie die Wohnzimmer der Tante, hatten größtentheils nur geweißte Wände, die Mobilien waren alle von einfach gebeiztem Eichenholz und ein bunter, großblumiger Zitz über dem Sopha der größte Luxus darin, der uns Kindern gewaltig imponirte. Auch das Kaffee- und Speisegeschirr war gewöhnlich von grobem Fayence, wie auch die saure Milch, die nach mecklenburgischer Sitte im Sommer bei keiner Mahlzeit fehlte, in gewöhnlichen blankgescheuerten Holzbütten auf den Tisch gesetzt wurde. Freilich contrastirte mit dieser Einfachheit ein hoher alterthümlicher Büffetschrank in der Ecke, der angefüllt mit kostbaren goldenen und silbernen Pokalen war; wie denn überhaupt im verborgenen Winkel des Hauses eine Menge von Raritäten gänzlich unbenutzt umherstanden und lagen, für welche ein Antiquitätenhändler tausende geboten haben würde.

Eben so anspruchslos war die Lebensweise und Bewirthung der Gäste. Zwar war Speise und Trank in Hülle und Fülle für alle bis auf die geringste Dienstmagd auf dem Gute vorhanden, allein außer an einigen besonders hohen Festen kam nur Suppe, Gemüse und Fleisch und höchstens ein Braten auf den Mittagstisch, wie auch die Abendmahlzeit gewöhnlich nur aus kalten Speisen bestand. Als Tischwein diente französischer, sogenannter Rothspon oder auch weißer Franzwein, der damals in Mecklenburg in großen Quantitäten getrunken und gewöhnlich zum Preise von 40—50 Thlr. der Oxhoft von Lübecker Weinhandlungen bezogen wurde.

Ob die Gäste noch so vornehmen Ranges waren, das änderte in ihrer Aufnahme gewiß nicht das Mindeste, wie es denn überhaupt wohl dem alten Hofjägermeister und seiner würdigen Gattin niemals eingefallen wäre, daß man sich eines fremden Besuches wegen nur im mindesten geniren oder die gewohnte Hausordnung ändern könne. Auch in ihrer Toilette legte die gute Großtante, dies wahre Muster einer edlen Matrone und sorgsamen Hausfrau, die mit ihrem ehrwürdigen Gesichte, auf dem die reinste Herzensgüte ausgedrückt lag, mir jetzt noch so lebhaft vor Augen steht, obgleich sie schon länger denn dreißig Jahre in der Erde ruht, gewiß sich keinen Zwang an, mochten noch so viele vornehme Fremde in ihrem Hause weilen.

So versäumte sie es auch sicherlich niemals, selbst nach dem größten Mittagsmahl das Tränken der jungen Kälber im Viehhause mit Milch — in Mecklenburg „börnen" genannt — selbst zu überwachen, wie sie denn auch jeden Abend eigenhändig die Schale mit süßer Milch für die jungen Katzen auf den Hausboden trug. Daß sie jede Kranke oder Wöchnerin im Dorfe oder unter den vielen Dienstboten des Hofes täglich selbst besuchte und deren sorgsamste Pflege strenge überwachte, wozu die herrschaftliche Küche alle möglichen Hilfsmittel lieferte, mochten Wind und Wetter auch noch so rauh sein, war eine Sache, die als selbstverständlich angesehen wurde.

Arme und Hilflose kannte man überhaupt auf dem Gute und den daselbst befindlichen Tagelöhnerwohnungen, wie auch in dem großen Bauerndorf, welches unfern davon lag und dessen Bauern Hand- und Spanndienste thun mußten, kaum dem Namen nach. War ein Gutsinsasse durch Krankheit, sonstige Unglücksfälle oder Alter zur Arbeit untauglich geworden, oder einem Bauern ein Stück Vieh gefallen oder sonst ein Unglück geschehen, so betrachteten es alle als selbstverständlich, daß die Gutsherrschaft auf das freigebigste zu Hilfe kam. Diebstähle oder andere Vergehen kamen fast niemals auf dem Gute oder im Dorfe vor, wie auch die Dienstboten selten wechselten, beinahe immer bis zu ihrer Verheirathung in dem bequemen Dienst blieben und später dann wo möglich ihre Kinder wieder auf den Hof zu bringen suchten.

Die Gastfreundschaft war, wie gesagt, eine großartige. Wer nur irgendwie zur Verwandtschaft, selbst bis zum entferntesten Gliede, gehörte oder auch mit dem alten Hofjägermeister nur in freundschaftlichen Beziehungen stand, war als gerngesehener Gast stets willkommen und konnte Wochen, ja Monate auf dem Gute bleiben, ohne daß irgend etwas ihn an seine Abreise erinnert hätte. Mehrere Familien, die zur weitläuftigen Verwandtschaft gehörten und deren Männer als Beamte in den Städten lebten, benutzten T . . . als willkommenen Aufenthalt für die Sommerferien und kamen mit Weib und Kind und Mägden dahin gewandert. Für die Schüler auf den Gymnasien, die Studenten auf den Universitäten oder jungen Officiere in den benachbarten Garnisonen war das Gut stets ein erwünschtes Asyl, wo sie sich in ländlicher Freiheit einige Wochen von dem Zwang des Studirens oder Dienstes erholen konnten.

So waren denn in den Sommermonaten selten unter zwanzig bis dreißig, ja selbst oft an vierzig Personen, Alt und Jung, Weib und Mann, benarbte Veteranen und unbärtige Cadetten, junge Fräuleins, die vielleicht die Spuren des letzten Carnevals durch eine ländliche Luft- und Milchcur wieder etwas verwischen wollten, und alte Klosterdamen aus mecklenburgischen und hannöverschen Stiften als Gäste an der Mittagstafel anwesend. Und nun noch dazu die vielen Dienstboten, ja selbst Reit- und Wagenpferde, die diese oft mitbrachten.

Da das Haus, so weitläuftig es auch war, für diese Zahl Besucher nicht Raum genug bot, so war ein eigenes Fremdenhaus mit sechs bis acht Logirzimmern, alle freilich auf das einfachste eingerichtet, zu deren Aufnahme bestimmt. War auch dieses ganz angefüllt — und in den Hundstagsferien geschah dies nicht selten — so mußte der jüngere Theil der Gesellschaft in das hinten im Garten ziemlich entfernt liegende Backhaus, in dem einige Fremdenzimmer eingerichtet waren, zum Nachtquartier wandern, wohin sie dann am Abend der alte Bediente mit einer Laterne geleitete.

Da T . . . nicht weit von der Grenze Hannovers lag und der alte Hofjägermeister besonders mit Lüneburg, wo er auch ein eigenes weitläuftiges Haus besaß, in vielfacher Verbindung stand, so befanden sich auch oft viele hannöversche Officiere in und außer Dienst unter den gewöhnlichen Gästen, vorzugsweise manche alte Veteranen von der englisch-deutschen Legion, welche ihren in heißen, vieljährigen Kämpfen auf der Pyrenäischen Halbinsel oder in Sicilien schwer verdienten Ruhegehalt jetzt in behaglicher Muße verzehrten, waren häufig als gerngesehene Gäste auf längere oder kürzere Zeit daselbst anwesend. So war namentlich auch der alte General von Ahrentschildt, der in den Feldzügen 1813—1815 den in Deutschland kämpfenden Theil der englisch-deutschen Legion mit vielfacher Auszeichnung commandirt hatte, fast alljährlich ein längerer, hochgeachteter Gast. Meine, schon mit der frühesten Kindheit erwachte, so äußerst lebendige Vorliebe für den Soldatenstand, ließ mich die Gesellschaft dieser Veteranen möglichst aufsuchen. Selbst die wildesten Knabenspiele, so sehr sie mich auch sonst anlockten, verschmähte ich, wenn es mir vergönnt war, den Erzählungen dieser alten Ehrenmänner über ihre vielen Kriegsabenteuer als aufmerksamer Zuhörer lauschen zu dürfen; kein Wörtlein ihrer Schilderungen entging mir, und so wenig Hang zum ruhigen Stillsitzen ich auch schon von Kindheit an besessen habe, so konnte mich doch bei diesen Plaudereien nichts vom Platze fortbringen.

Diese vielen Gäste, die so gerne und lange in T . . . weilten, wurden übrigens keineswegs durch ein besonders zerstreuendes Leben dorthin gelockt. Festlichkeiten und Vergnügungen gab es wenige, dagegen reichlich frische Wald- und Landluft, ungezwungenes Benehmen und eine freigebige, ländliche Beköstigung. Jeder konnte so ziemlich den ganzen Tag treiben, was und wie er es wollte. Der große, theilweise in altfranzösischem Ungeschmacke etwas steif angelegte Garten, der durch einen klaren Bach, in dem wir mit unermüdlicher Geduld oft zu angeln suchten, ohne jemals durch eine reiche Ausbeute von Fischen belohnt zu werden, auf der einen Seite begrenzt wurde, der langgestreckte Hof, auf dem eine Reihe von hohen Kastanienbäumen sich längs der weitläuftigen Wirthschaftsgebäude hinzog und vor allen Feld und Wald in reicher Ausdehnung dienten den Gästen vielfach zu Tummelplätzen ihrer Vergnügungen. An schönen Sommerabenden wurden häufig Ausflüge nach besonders hübsch gelegenen Hügeln in den Holzungen, auf denen kleine Lusthäuser angelegt waren, unternommen; dort wurde Thee und in Körben mitgenommene Speisen auf improvisirten Feuerherden bereitet und stets mit dem besten Appetit verzehrt. Die älteren Damen zogen dann ihre Strickzeuge oder Nähereien aus der Tasche, die Herren rauchten ihre kurzen Pfeifen und alle hielten einen vertraulichen Plausch, während die muntere Jugend beiderlei Geschlechts sich mit verschiedenen Gesellschaftsspielen, bei denen es an Lachen und Scherzen aller Art nicht fehlte, köstlich vergnügte. Oft erst in später Abendstunde zogen wir im Mondenschein durch die dunklen Waldwege wieder heim, wobei es dann nicht selten vorkam, daß ganze Rudel Hirsche dicht vor uns über den Weg liefen oder einige wilde Sauen — zum nicht geringen Schreck der Damen — grunzend durch das Dickicht brachen.

Sonntag morgens wurde stets in mehreren Wagen in die Kirche des dreiviertel Meilen entfernt liegenden Kirchdorfes gefahren. Des Mittags erscheinen die meisten Herren in oft schon etwas sehr unmodernen Leibröcken, die Damen aber mit neuen Hauben und Sonntagskleidern, die sich sogar in seltenen Fällen bis zu dem großen Luxus der Seide verstiegen, bei Tische, auf dem dann gewöhnlich ein großer Festbraten, sehr gut von der Mamsell gebackener Kuchen und besserer Wein aufgesetzt war. An den Nachmittagen ward häufig zu Roß und Wagen Besuch auf benachbarten Rittergütern, die aber alle 1 — 2 Meilen entfernt lagen, abgestattet. Die Heimfahrt am Spätabend auf den finsteren Wegen durch den dichten Hochwald war für etwaige, im Fahren ängstliche Damen oft ein gewagtes Unternehmen, und es mußten nicht selten wohl Knechte mit Laternen voranreiten, um nur einigermaßen den Pfad zu finden. Auf den meklenburgischen Rittergütern damaliger Zeit waren Herrschaften wie Kutscher und Pferde freilich an derartige Unternehmungen schon gewöhnt und wer überhaupt Geselligkeiten in der Nachbarschaft suchen wollte, der durfte eine nächtliche Fahrt von 2 - 3 Meilen bei oft grundlosen Wegen nicht scheuen.

Oefters kam auch an Sonntagnachmittagen Besuch aus der Nachbarschaft, und es geschah wohl mitunter, daß eine ganze Reihe von vierspännigen Wagen — denn anders als vierspännig zu fahren, hielt ein meklenburgischer Gutsbesitzer in damaliger Zeit fast für eine Unmöglichkeit — auf dem Hofe anrollte. Dann ging es sogar außergewöhnlich munter zu und nach den Tönen eines alten Spinetts wurde nicht selten einige Stunden ein lustiges Tänzchen gemacht. Selbst ergraute Veteranen versuchten dann noch sich lustig im Kreise herumzuschwenken, obgleich wohl die bei Vittoria, Leipzig oder Waterloo erhaltenen Ehrenwunden ihnen die Beweglichkeit der Glieder schwer geschädigt haben mochten. Am Abend beschloß kalte Küche in reichlicher Auswahl und eine mächtige Bowle Punsch dann solch improvisirtes Fest, und mit lautem Peitschengeknall der ebenfalls sehr freigebig bewirtheten Kutscher, die Vorreiter mit den hellbrennenden Laternen vorauf, rollten die Wagen der fröhlichen Gäste in die dunkle Nacht hinein.

Sehr prächtig wurde nach guter, alter Sitte auch das Erntefest, welches gewöhnlich zwei ganze Tage dauerte, gefeiert, wobei dann nicht allein die Hofleute und Insassen des zum Gute gehörenden Dorfes, sondern eigentlich auch alle geringen Leute aus der Nachbarschaft, die sich als Gäste einstellen wollten, mit Bier, Branntwein, feinem Brot, Butter, Käse, Schinken u. s. w. reichlich bewirthet wurden. Bei diesen Erntefesten hörte am Abend auf einige Stunden fast jeglicher Standesunterschied auf und der Pferdeknecht unternahm es ohne weiteres, die Gutsherrin oder das Edelfräulein zum Tanze aufzufordern, während alte Excellenzen oder bekannte Generäle es nicht verschmähten, mit einem frischen, schmucken Bauermädchen ein Tänzchen zu wagen.

So war das Leben in T . . . beschaffen. Jeder, dem es vergönnt war, dort als Gast zu sein, kam gewiß mit Freuden und schied nur mit innigem Bedauern, denn eine größere Herzlichkeit und eine aufrichtiger gemeinte Gastfreundschaft als dort, konnte er wohl nirgends sonst finden.

Das Geheimniß des Fürstenhauses.

Novelle von **Georg Hiltl**.

II. Abtheilung. Die Gräfin von Wartenberg.

(Fortsetzung.)

Schweigend standen beide in dem Zimmer. Von fern her tönten dumpf die Klänge der Tanzmusik, einzelne Rufe ließen sich vernehmen und die Kerzen auf den silbernen Leuchtern knisterten durch die Stille. Endlich fand der Kurfürst seine Ruhe wieder.

„Das war eine seltsame Begebenheit!“ sagte er halblaut. „Wie sollte das also kommen, frage ich noch einmal? Wer könnte Dich stürzen, wenn ich es nicht will?“

In diesem Augenblicke ertönte von dem kleinen Gange her lautes Gelächter, das Rauschen schwerer, seidner Schleppen ließ sich vernehmen, Schritte nahten, deutlich hörte man einzelne Worte und von dem Kerzenlichte hell beleuchtet erschien auf der Schwelle des Gemaches... Katharina von Wartenberg. Ein Blitz der Ueberraschung zuckte aus ihren großen Augen, als sie die beiden Männer gewahrte, aber so schnell als sie gekommen war, verschwand sie auch wieder, eilig den Gang entlang huschend, einer Erscheinung gleich, die aus den Tiefen emporschwebte.

„Die Wartenberg?“ sagte der Kurfürst leise und betroffen.

„Diese ist es!“ rief Danckelmann ausbrechend. „Sie fragten, wer mich stürzen — wer mich aus Ihrer Gunst zu drängen vermöchte? jenes Weib, welches so eben, einer gespenstischen Erscheinung gleich, in dem feierlichen Augenblicke hier zu uns trat, sie ist es, welche mich stürzen wird. Sie fragten vorhin, Gnädigster Herr, wie ich dazu komme, jenes Bild des Meister Rubens dort über meinem Tische aufzuhängen? es ist eine Allegorie für mich, — sehen Sie es recht an. Es stellt die Sage von Actäon dar, den die Hunde der beleidigten Diana anfallen, als er, seiner Menschenwürde beraubt, in einen Hirsch verwandelt worden — ich sehe mein Schicksal darin,“ rief er, wild auflachend. „Ich bin Actäon — die beleidigte Göttin ist die Wartenberg und es wird nicht an Hunden fehlen, welche mich zerreißen.“ — — — —

Schon waren die Lichter im großen Saale erloschen, ein Theil des neuen Hauses lag im Dunkel begraben. Die Pechfackeln vor der Hauptpforte flammten nur noch schwach auf, wenn ein Windzug über die Becken brauste. Einzelne der Gäste schlichen, in ihre Mäntel gehüllt, über die öde Straße. Droben in einem der noch erleuchteten Zimmer stand Danckelmann, von sechs Männern umgeben. Diese sechs waren seine Brüder. Das Volk nannte sie das Siebengestirn, und jeder einzelne schien für den andern ein mächtiger Halt.

„Es ist ein guter, ein glücklicher Abend gewesen,“ sagte Nicolaus Danckelmann, der sechste der Brüder.

„Gebe es der Himmel!“ entgegnete Eberhardt finster. „Aber die Zeichen waren nicht alle so günstig, wie Ihr glaubt.“

„Was ist geschehen? war der Kurfürst ungnädig?“ fragten die Brüder schnell.

„Es ziehen am heitersten Himmel die Gewitterwolken auf!“ sagte der Minister. „Lasset uns fest zusammenstehen und einer dem andern Beistand leisten. Die Gefahren für uns mehren sich. Schon ist die Wartenberg bereit, den Kampf gegen uns zu beginnen und ihre Verbündeten sind nahe.“

„Wer wird uns den Handschuh hinwerfen, wer kann mit den Sieben es aufnehmen!“ rief Ludolph Danckelmann hitzig. „Ein Weib allein sollte uns allen die Schlacht liefern?“

„Nicht das Weib allein!“ sagte Danckelmann ruhig. „Aber ihre Helfer — die offenen und die geheimen. Wir sind hoch gestiegen: das wird den Neid der Feinde wecken. Wir sind redlich: das scheidet uns von den Intriganten. Wir sind stolz: das bringt diejenigen auf, welche kriechend sind und sich wegwerfen. Heut' noch ist der Kurfürst uns geneigt, aber mein Widerstand gegen seinen Lieblingsplan wird ihn trennen von uns.“

„Gib den Widerstand auf, Eberhardt!“ rief Ludolph. „Laß ihn seine hochstrebenden Pläne ausführen, Du steigst mit ihm — wenn er sie durchführt.“

„Nimmermehr!“ brauste der Minister auf. „Nimmermehr! So lange ich hier stehe, wird an dem alten, von den Vätern auf uns gekommenen Stande nichts geändert. Es ist zu früh für die Erhöhung, sage ich, eine Krone muß ihm das Haupt zerdrücken. Oh — ich weiß es, damit will man ihn locken, damit soll allerlei erkauft werden. In der Kaiserburg schmieden sie Pläne, um für sich zu gewinnen. Schon einmal ging das Unheil dicht an uns vorüber. Ein Geheimniß ist die Entstehung jenes Testaments, welches der große Kurfürst entworfen haben soll, das ihm gleißnerische Hände unterschoben. Möge es ewig ein Geheimniß bleiben; wer es entwarf? — ich weiß es und der ist es, durch den die gefährliche Wartenberg an den Hof kam, der die Blicke des gewandten Abenteurers, jenes Kolbe auf das Weib lenkte, der ist es, der den schwachen Biedekap lenkte und anlernte, der ist es, der auch jetzt, wo die Kampfsbahn ge-

ebnet ist durch das Weib, wo sie vermag, auf den Kurfürsten zu wirken, in die Schranken tritt, um gegen uns zu fechten: Der Pater Wolff ist in Berlin."

Die sechs Brüder fuhren bestürzt auseinander.

„Darauf war ich nicht gefaßt!" sagte Ludolph niedergeschlagen. „Aber was soll geschehen? wir müssen versuchen, die Schläge zu pariren, welche gegen uns geführt werden sollen. Schon einmal hat der listige Feind uns weichen müssen."

„Die Zeiten sind andere geworden, Ludolph!" sagte der Minister. „Als die ersten Stöße gegen uns geführt wurden, war die Wartenberg noch nicht da — sie ist das gefährlichste Werkzeug — ein begünstigtes Weib ist stärker als eine Armee."

„Arbeiten wir — sammeln wir uns!" rief Silvester, der Gerichtsrath.

„Ich bin nicht müßig gewesen!" entgegnete der Minister. „An allen Orten habe ich meine Agenten. Ich werde erfahren, wer zu dem Weibe steht — welche Schritte gethan werden sollen; gelingt es, den Kurfürsten zu bewegen, daß er sich bei dem kaiserlichen Hofe um die Erwerbung der Königskrone bemüht — dann sind wir die Geschlagenen — dann müssen wir es dem Himmel überlassen. Vielleicht bin ich ein Thor, daß ich mich hartnäckig gegen das Gewaltige sträube — vielleicht ist es bestimmt dort oben, daß der Kurfürst steigen soll trotz aller meiner Einwendungen — nun, dann weiche ich der höheren Macht und biete mein Haupt dem Blitze dar, der es zerschmettern soll, aber ich bin dann fest überzeugt: die erbärmlichen Lockungen werden an dem Charakter Friedrichs zerschellen, wie kleine Wasser an starkem Felsen, die feilen Diener und Ränkeschmieder werden nicht bestehen können im Glanze dieser neuen und mächtigen Krone, sie werden schmelzen vor den sengenden Strahlen, wie Wachs im Ofen zergehet — und wenn ich auch nicht den Schritt billigen kann — wenn der Kurfürst auch dereinst wider meinen Willen die Stufen zum Königsthrone hinanschreitet, so weiß ich gewiß, daß unter seinen Tritten die Nichtswürdigen zermalmt werden, die mir die Kehle zuschnürten, damit ich nicht weiter schreien sollte und das wird der einzige Trost sein, den ich in der Verbannung — vielleicht in dem Kerker haben werde, der mich einst in seine Mauern aufnimmt."

„Sieh nicht so schwarz!" sagte Ludolph. „Noch haben wir keinen Fußbreit Boden verloren — die Kurfürstin ist mit uns."

„Sie wird sich beugen müssen — so hart es auch sein mag. Die Wartenberg ist schon mächtig. Vergebens wird ihr ein Riegel vorgeschoben, sie dringt bis in die Säle des Schlosses, und die Kurfürstin kann ihr nicht lange mehr den Zutritt zu ihren Gesellschaften verweigern. Vermöchte man der gefährlichen Frau einen Schlag zu versetzen, der ihr das Erscheinen bei Hof unmöglich machte, der sie vollständig mit der Gesellschaft entzweite und in Folge dessen auch der Kurfürst nicht mehr ihre Person dulden könnte — dann, ja dann wäre ein großer Sieg erfochten. Aber wie sollen wir das bewerkstelligen? Kolbe von Wartenberg hat ihr den Namen gegeben — das hebt sie hinweg über jeden Verdacht — ich hatte noch eine Hoffnung — sie ist aber entschwunden."

In unruhiger Stimmung trennten sich die Brüder.

Nachdem der Minister seiner Gattin und seinen Kindern gute Nacht gewünscht hatte, rief er seinen Kammerdiener. Er ging, während der Diener ihm voranleuchtete, über den Gang zu dem Arbeitskabinette, hinter welchem sein Schlafgemach lag. Ein starkes Pochen an der Hauspforte tönte herauf — in den Vorzimmern hörte man lautes Sprechen. — Danckelmann blieb stehen.

„Was gibt es?" fragte er.

Auf den Gang eilte jetzt der Schweizer.

„Gnädiger Herr," sagte er, sich neigend. „Ein Mann fragt nach Euer Gnaden. Er habe dringende Botschaft und ist schon während des Festes zweimal hier gewesen."

„Laß ihn in mein Kabinet!" sagte der Minister.

Er schickte den Kammerdiener hinaus und ergriff eine geladene Pistole. Wenige Minuten darauf trat eine in einen Mantel gehüllte Person durch die Thüre.

„Wer seid Ihr?" fragte der Minister.

Der Mann schlug seinen Mantel zurück.

„Delven?" rief Danckelmann.

„Ich bin es, gnädiger Herr. Ich wollte nicht länger zaudern, da mir Eile befohlen war. Er ist hier."

„Wirklich, täuscht Ihr Euch nicht?"

„Er ist bei mir, und wir können auf ihn zählen."

„Und es ist derselbe, den Ihr aufgefunden habt?"

„Es ist David Zwoller, der Sohn des Henkers zu Emmerich. Er wird die Gräfin von Wartenberg stürzen."

Danckelmann holte tief Athem.

Ungebetene Gäste.

Das Vorwerk oder die „Meierei der Kurfürstin," hieß jene reizende Gartenanlage, die der Bewohner Berlins heute unter dem Namen Schloß Monbijou kennt. Die Baumgruppen waren zur Zeit unsrer Erzählung freilich noch nicht in der vollen, üppigen Pracht ihres herrlichen Laubwerkes emporgewuchert, einige ziemlich steife, dem Geschmacke des Jahrhunderts entsprechende Blumen und Zierpflanzenbeete zogen sich über den mit Kies belegten Grund dahin, Muscheln und Sandsteinfiguren schmückten die Kreuzwege, die Gebäude waren noch klein, nur hin und wieder auf einen fürstlichen Bewohner deutend, aber schon breitete eine in edlem Styl angelegte Treppe, welche bis in das Wasser lief, ihre Stufen aus, um den in Gondeln oder Kähnen anlandenden Personen das Besuchen des Parkes zu erleichtern. Von der Treppe aus führt ein breiter Weg zu dem einstöckigen Hause, dessen hohe Fenster in den Garten und auf die Spree sahen. An schönen Tagen war hier ein Versammlungsort derjenigen Personen, welche die Kurfürstin in ihre unmittelbare Nähe zog, und dann bot der Garten, durch die vielen glänzend und geschmackvoll gekleideten Gäste belebt, ein gar anmuthiges Bild.

Einen solchen Nachmittag hatte der Kurfürst benutzt, um sich bei seiner Gattin anmelden zu lassen. Friedrich verfuhr, sobald eine gewisse öffentliche Zusammenkunft, sei es in dienstlicher oder gesellschaftlicher Veranlassung, stattfand, immer mit genauester Beobachtung des Hofceremoniels und deshalb wurden die versammelten Gäste der Kurfürstin und diese selbst überrascht durch die Nachricht, welche Herr von Wensen brachte, daß der Kurfürst sich zum Besuche der Meierei einfinden und sogar einige Gäste mitbringen werde. Sophie Charlotte war in den Stunden, welche sie der zwanglosen Unterhaltung widmete, noch liebreizender als in den Augenblicken, wo ihr scharfer Verstand eine Kritik ausübte oder wo sie — freilich in der zartesten Weise — einige Verbesserungen vorschlug. Sie bewegte sich dann zwischen ihren Gästen, wie eine echte, sorgende Hausfrau. Kaum war daher die Nachricht von dem bevorstehenden Eintreffen des Kurfürsten zu ihr gelangt, als sie auch schon Vorbereitungen für den Empfang des Gatten und der Gäste traf, auf welche sie nicht gerechnet hatte. Man trug Sessel aus dem Hause, ein Baldachin wurde darüber gespannt, kleine Tische mit Erfrischungen standen bereit, und zu einem Halbkreise nebeneinandergereiht, wartete die Gesellschaft Sophie Charlottens auf das Erscheinen des Gebieters.

„Ich bin curieuse, wen der gnädige Herr Gemahl bringen wird," sagte die Kurfürstin halblaut zu Fräulein von Pöllnitz.

„Ich kann meiner Unruhe nicht Herr werden," entgegnete die Freundin, „ich fürchte, wir werden daran keine Freude haben."

„Du glaubst doch nicht," antwortete die Kurfürstin, finster blickend, „daß heute — gegen meinen ausdrücklichen Willen — —"

„St!" raunte die Pöllnitz ihr zu. „Ich glaube das, was Eure Durchlaucht fürchten."

„Es wäre ganz abscheulich, wenn mir solch ein Affront angethan werden sollte."

In diesem Augenblicke zeigten sich die Läufer, welche dem Wagen Friedrichs vorausgeeilt waren, an der Biegung eines Gartenweges, gleich darauf erschien der Kurfürst begleitet von Dohna, Münchhausen und Printzen. Die Kurfürstin ging ihm entgegen, und als beide einander nahe gekommen waren, küßte Friedrich die Hand seiner Gattin.

„Das nenne ich eine Ueberraschung, Durchlaucht," sagte Sophie Charlotte mit freundlichem Lächeln. „Sie machen diesen Tag zu einem herrlichen durch Ihr unerwartetes, höchst willkommenes Erscheinen."

„Ma foi!" entgegnete der Kurfürst, „ich sollte zürnen; heut gerade hätte ich wohl eine Einladung verdient, denn es ist der Tag, an welchem ich vor einem Jahre mir erlaubte, Ihnen diese Meierei als ein kleines Geschenk zu bieten."

„Ich bin beschämt, mein Gemahl. Sie häufen Güte und Galanterie auf mich."

„Wer verdiente beides mehr als Sie?"

Die Kurfürstin ließ ihre Blicke schnell umherschweifen, da sie

aber keinen ihr unangenehmen Gegenstand entdeckte, bat sie mit gewinnender Miene den Gemahl, nach dem kleinen Herrenhause zu kommen, um dort Erfrischungen einzunehmen. Friedrich ging, von seinen Begleitern gefolgt, dahin. Er unterhielt sich sogleich freundlich mit den Gästen der Kurfürstin, und die lebhafteste, ungezwungenste Conversation ward allgemein, als plötzlich der den Kurfürsten umgebende Kreis getheilt ward, und der Graf Wartenberg, seine Gattin Katharina führend, erschien. Die Anwesenden prallten erschreckt auseinander, Friedrich erhob sich; ebenso, bleich werdend, die Kurfürstin — alle erwarteten den Ausbruch einer schlimmen Scene. In den ersten Minuten schwiegen die Stimmen, eine Pause trat ein. Der Kurfürst wagte nicht, seine Blicke zu erheben, so überrascht und betroffen war er selbst von der ungeheuren Dreistigkeit.

„Sie kommen unerwartet, Graf," sagte er dann, auf Wartenberg zutretend. „Ich hatte keine Ahnung davon, daß Sie auch hierher eine Einladung erhalten," setzte er mit scharfer Betonung hinzu.

„Ich habe keine Ladung erhalten, gnädigster Herr," entgegnete der Graf. „Aber ich glaubte, ein Mann, der die Ehre hat, in unmittelbarer Nähe Eurer Durchlaucht sein zu dürfen, könne sich dreist unter die Gäste der allergnädigsten Kurfürstin mischen, welche bekanntlich mit seltner Freundlichkeit und Herablassung die Pforten dieses kleinen Eden dem Hofe und dessen Angehörigen erschließt."

Sophie Charlotte hatte bis dahin schweigend, die Stirne in Falten gelegt, dagestanden. Auf die dreiste Rede Wartenbergs, fuhr sie heftig empor, sie dämpfte jedoch den Ausbruch sogleich und sagte mit kaltem Tone: „Wenn Sie, mein Herr Graf, sich zu den täglichen, fast unentbehrlich gewordenen Begleitern unsres gnädigen Herrn rechnen, so haben Sie vollkommen recht; wie die Affaires nun einmal betrieben werden, ist es wirklich so. Wenn also der gnädige Herr, mein Gemahl, Sie in der Nähe zu haben wünscht, stehen die Pforten meines Hauses Ihnen offen — aber, mein Herr Graf, Ihnen allein — ganz allein. Verstehen Sie mich wohl — ohne jegliche weitere Begleitung. Messieurs et Mesdames! es wird bereits kühl und dunkel, der Mond steigt herauf, haben Sie die Güte, in den Gartensalon zu treten, wir wollen eine kleine Musikaufführung genießen, welche die Kapelle Seiner Durchlaucht uns bereiten will. Kommen Sie alle — auch Sie Herr Graf — ohne jede weitere Begleitung."

Sie wendete sich mit einladender Handbewegung dem Eingange zu. Friedrich konnte nicht zögern; einen Blick der größten Mißbilligung auf Wartenberg richtend, reichte er der Kurfürstin die Hand und ging mit ihr in das Haus, die übrigen folgten.

Draußen im Garten blieben der Graf und Katharina zurück. Es war ein empfindlicher, ein furchtbarer Schlag geschehen. Was halfen alle Ehrenbezeugungen — die Dame des Hauses, die angebetete, gefeierte Kurfürstin, hatte die Gräfin zurückgewiesen, und zwar in der schroffsten, beleidigendsten Art. Wartenberg hatte durch ein kühnes und gewagtes Spiel, durch ein Manöver der Ueberrumpelung den Zutritt für seine Gattin zu den Kreisen, welche Sophie Charlotte um sich versammelte, erzwingen wollen, der kecke Sturm war total mißlungen, in einer für die Angreifenden höchst compromittirenden Weise abgeschlagen.

Als die letzten der Gäste hinter den sich sofort schließenden Pavillonthüren verschwunden waren, standen Graf und Gräfin eine Zeitlang unbeweglich gleich Salzsäulen, dann entrang sich ihrer Brust ein heiserer Schrei; Katharina zerriß und zerknickte den Fächer, den sie in der Hand hielt, ihre Lippen bebten und sie wankte zu einer Steinbank, auf welche sie halbohnmächtig niedersank. Wartenbergs Hand fuhr in die Spitzen seines prachtvollen Jabots. Er stand unbeweglich, seine Augen fest auf den erleuchteten Pavillon geheftet, aus dessen Innern nun die Töne einer herrlichen Musik drangen. Endlich schien Leben in die fast erstarrten Gestalten zu kommen, der Schrecken wich der Empörung über die erfahrene Behandlung.

„O — das ist unerhört!" rief Katharina, „das ist mehr als Verurtheilung, das ist Schmach. Weshalb, mein Gemahl, setzten Sie mich dieser schrecklichen Behandlung aus?"

„Fassen Sie sich, Katharina," entgegnete der Graf. „Sie sollen gerächt werden. Ich war es nicht, der Sie hierher trieb — Sie, Sie allein sind Schuld an der Niederlage, welche wir jetzt erlitten. Sie vermochten ja die Nichtachtung der Kurfürstin kaum noch zu ertragen, Sie wollten durchaus eine kühne That wagen, und da ich nicht ahnen konnte, daß die gnädigste Frau, die feinste und geistreichste dieses Hofes, eine so furchtbare Züchtigung dem ersten Diener ihres Gatten angedeihen lassen werde, wagte ich, Ihnen den Vorschlag zu machen, uns unter die Gäste zu mischen, welche der Kurfürst ohne vorherige Anzeige seiner Gattin zuführte — konnte ich eine solche Blessur meiner Ehre vorhersehen?"

„Sie haben sich schrecklich verrechnet — ich nicht minder. Meine Lage ist verzweifelt, die größte Chance habe ich verloren, und wer weiß, ob ich jemals wieder mich öffentlich zeigen darf," rief Katharina, ihren Sammetmantel über die Schulter werfend. „Kommen Sie schnell hinweg von hier, von dieser Stelle, auf welcher ich so viele — entsetzliche Schmach erduldet; ha! es ist mir, als sähe ich aus all jenen Büschen die funkelnden Augen der hohnlachenden Menge auf mich gerichtet, als hörte ich das Zischeln der Stimmen — da — da rauscht es in dem Laub, sehen Sie nichts? Gewiß, es ist nicht die Menge allein gewesen, welche hier versammelt meine Niederlage mit ansah; es sind auch noch Leute aus der Stadt versteckt gewesen, um Zeugen meiner Demüthigung abzugeben — o, wäre ich nie aus meiner Heimat gekommen! weshalb mußte ich an diesen Hof kommen? weshalb jagte ich dem Phantom nach, das vor mir herflieht? — Zurück — zurück!"

„Das wäre eine Thorheit!" sagte eine tiefe Stimme, welche aus dem nächsten Gebüsch zu kommen schien, und als Graf und Gräfin zusammenschreckten, trat ein Mann auf beide zu. Das Mondlicht ließ seine Gesichtszüge deutlich erkennen.

„Pater Wolff!" riefen beide mit Geberden des Staunens.

„Ich bin es, ich bleibe dem Werke treu, das ich begonnen. Ich stehe fest zu denen, welche ich meine Verbündeten nenne. Sie werden nicht von hier gehen, Gräfin von Wartenberg. Ich war es, der die Heirath mit Biedekap zu Stande brachte, damit Sie die erste Stufe erklimmen konnten, mit welcher die Leiter zur Macht beginnt — ich war es, der das Fest im Hirschgrunde störte, denn ich sandte die alte Zwoller dahin, damit sie durch ihr gespenstisches Erscheinen den Jubel unterbreche und Euer Bleiben in Emmerich unmöglich mache. Biedekap war ein Werkzeug in meiner Hand, er mußte thun, wie ich wollte — nachdem dies alles geschehen, ist es meine Aufgabe — meine Pflicht, Euch zu halten, und ich thue es sicherlich."

„Aber wie — wie soll das geschehen?"

Der Pater winkte beiden leicht, ergriff ihre Hände und zog sie bis zur Treppe, die in das Wasser der Spree lief. Hier angekommen, sah er scharf umher, aber ehe er noch ein Zeichen gegeben hatte, erschien schon ein Kahn auf den Wellen des Flusses. Nur ein Mann saß darin, welcher zwei Ruder handhabte.

„Fahre langsam, Perband," flüsterte der Pater. „Steigt ein," setzte er hinzu — den Grafen und Katharina zum Besteigen des Bootes nöthigend.

Als alle drei Platz genommen hatten, winkte der Pater dem Ruderer, fast lautlos senkte dieser seine Ruder in das Wasser und langsam glitt die Barke dahin auf den im Mondlichte zitternden Wellen, die in weiten Kreisen das Boot umtanzten. Erst als die Umfassungsmauer der Meierei nicht mehr sichtbar war, nahm der Pater wieder das Gespräch auf.

„Ihr fragt," begann er, „wie ich Euch Hilfe bringen und unsern Plan durchsetzen werde? Durch eine bis jetzt noch tief verborgene Sache — durch ein Geheimniß, welches in der Tiefe von fast undurchdringlichem Gemäuer schlummert. Der Kurfürst läßt nicht von seinem Lieblingsgedanken: die Erwerbung einer Königskrone für sein Haus durchzusetzen. Danckelmann ist das Haupthinderniß, und wir haben bereits eine große Chance gegen ihn gewonnen."

„Ich wüßte nicht!" sagte Wartenberg.

„Aber ich weiß es; vernehmen Sie denn, daß hinter Danckelmanns Rücken, ohne ihn zu fragen — ja, mit ängstlicher Sorgfalt jeden Anlaß vermeidend, der dem Minister die Sache entdecken könnte, Verhandlungen mit der kaiserlichen Hofburg von hier aus gepflogen werden."

Wartenberg machte eine so heftige Bewegung, daß der Kahn schwankte — Katharina richtete sich aus ihrer Erstarrung empor.

„Sie sprechen im Ernste, Herr Pater?"

„Wie würde ich bei solchen Dingen mir einen Scherz oder eine, auch nur die kleinste Unwahrheit erlauben! Die Unterhandlungen werden eifrig betrieben. Danckelmann ahnt die Gefahr nicht, unterdessen mehren sich seine Feinde, und wenn wir nur eine günstige Ge-

legenheit finden, dem Kurfürsten die Person seines Ministers mißliebig zu machen, dann haben wir gesiegt."

„Vorausgesetzt, daß die Verhandlungen in Wien zu einem glücklichen Resultate führen," warf der Graf ein.

„Sie sind nicht leicht zu führen," fuhr der Pater fort. „Der kaiserliche Hof willigte wohl ein — er bedarf der brandenburgischen Waffenmacht, aber es gibt eine Partei, welche dem Wachsthum dieses Hauses von Brandenburg entgegen ist, weil sie — und mit Recht — eine Gefahr in der zukünftigen Größe desselben für das kaiserliche Haus sieht. Es ist richtig: wenn Brandenburg den Kurhut mit der Königskrone vertauscht, dann ist der erste Schritt geschehen, der zur Verdrängung Habsburgs führt, und es werden die Zeiten kommen, wo man in Wien es bitter bereuen wird, diesem kraftvollen Geschlechte hier in der Mark zu Ansehen verholfen zu haben."

„Und dennoch wollen Sie, Herr Pater, diesen Plan unterstützen?"

„Ich habe nur ein Absehen dabei," sagte der Pater, gedankenvoll sein Haupt neigend und die Hand in die Wasserfluten tauchend; „Das Heil meiner Kirche — meines Ordens. Wenn der Kurfürst durch das Haupt der katholischen Macht solche Einwilligung erlangt — dann muß er für die katholische Kirche etwas thun, und wir bedürfen der Stütze. Schon drängen von Holland — aus dem Norden — von England die Eiferer gegen uns. In England schreitet man zu harten Maßregeln gegen die Verschwörer, welche doch nichts weiter thun, als mit den ihnen zu Gebote stehenden Waffen wider ihre Dränger kämpfen. Eine lächerliche Complottriecherei macht sich breit — wir müssen dagegen ein Gericht erhalten. Noch bin ich mächtig in Wien. Ich bin einmal hier unterlegen — laßt sehen, ob es mir zum zweiten Male nicht besser gelingt! ich werde meine Kräfte aufbieten. Der Kurfürst ist schon früher nachdenklich und wankend geworden durch das Testament seines Vaters — jetzt wird ihm ein Geheimniß offenbart werden, ein Wink der Vorsehung wird ihm zukommen, der seinen Entschluß, die Königskrone zu erwerben, fest, unerschütterlich machen wird. Sein für Größe und Glanz empfängliches Gemüth muß durch ein solches, mächtig wirkendes Mittel vollends erregt werden und dann zu gleicher Zeit ihm das ehrgeizige Treiben Danckelmanns vorgehalten — ihm gezeigt, daß der barsche Minister für sich wohl die Größe in Anspruch nimmt, aber nicht seines Gebieters Erhebung wünscht, dazu die Einwilligung des Kaisers — dies alles ihm in einem lichtvollen Bilde, welches die Krone bestrahlt, gezeigt, — es müßte seltsam zugehen, wenn wir nicht siegen sollten."

„Sie eröffnen uns herrliche Aussichten," sagte feurig der Graf. „Aber wie werden wir Danckelmanns Einfluß offen brechen?"

„Durch Ihre schöne Gattin," sagte der Pater. „Sie hat schon so viel erreicht — sie wird siegen."

Katharina lachte bitter. „Nach dem heutigen Vorfalle? nach der Demüthigung, die ich erfahren? Sie war gewaltig. Ich bin ein schlechter Kämpfer für Sie."

„Keineswegs. Gerade der heutige Auftritt, von welchem ich versteckt Zeuge war, muß zu Ihren Gunsten wirken. Ich wollte sehen, ob Sie von der Kurfürstin aufgenommen würden — ich wußte Ihren und Ihres Gatten Entschluß, denn Metternich ist mein Verbündeter, er wußte um Ihren Plan. Wurden Sie angenommen, so war die Arbeit leichter — wurden Sie, wie es geschehen ist, abgewiesen, so ist ihr Triumph doppelt groß, denn der Kurfürst, der Sie und Ihren Gatten schätzt, wird alles aufbieten, Sie wieder vor dem Hofe zu rehabilitiren und dann treten Sie mit Bedingungen auf."

„Sie malen in lichten Farben."

„Ich weiß, was ich thue. — Lassen Sie mich nur sorgen. Alles ist bereit, seit langer Zeit."

„Hüten Sie sich, Herr Pater," warnte Wartenberg. „Wenn man ihre Anwesenheit in Berlin erfährt — —"

„Danckelmann weiß bereits, daß ich hier bin."

„Nun? und seine Schergen, seine Späher, der freche Scribent, der schon einmal wagte, sich in die Sache zu mischen, dem es gelang, die für unsren Plan so wichtigen Papiere zu entführen?"

„Sie meinen den Delven?"

„Ja, wir müssen ihn bei Seite schaffen — wenn es ginge, ihn in neue, böse Händel zu verwickeln."

„Nicht doch. Sie brauchen zu scharfe Mittel. Wir müssen suchen, diesen Menschen für uns zu gewinnen."

„Was denken Sie?"

„Das einzig Richtige, mein Bester. Solche Leute vernichtet man schwer — man kauft sie aber leicht. Also zuerst: die Wiedereinführung Ihrer Gemahlin bei Hofe. Sie kann nicht eher unsere Sache führen, als bis das wieder beigelegt wurde, denn der Kurfürst wird jetzt nicht die schöne Gräfin mit seiner Gnade beehren, nachdem die Kurfürstin ihr den Abweis gegeben hat — das muß unser erstes Werk sein. Hat die Gräfin das Ohr des Herrschers wieder, dann mit aller Gewalt gegen Danckelmann. Ich habe meine Werkzeuge — sorgen Sie nicht. Sie werden alles erfahren. Halt — wir sind am Ziele. Gute Nacht und Muth!"

Er stieg aus, half dem Grafen und der Gräfin an das Ufer und rief Sänftenträger herbei, welche an der Ecke mit ihren Kasten standen. Wartenberg und seine Gattin wurden davongetragen, der Pater schritt eiligst davon, ohne einen Blick hinter sich zu thun.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Buchhändler.

Wer Heilquellen zur Erhaltung oder Wiederherstellung der Gesundheit des Körpers besucht, pflegt gewöhnlich auch einige Theilnahme für die Einrichtungen solcher Orte an den Tag zu legen. Man sollte daher meinen, daß auch den Brunnen für Geist, Herz und Gemüth, als welche die Werkstätten der Literatur angesehen werden dürfen, gleichfalls einige Aufmerksamkeit gebühre. Allerdings muß unter denselben des Schriftstellers stilles Arbeitsgemach oben angestellt werden, indessen gewinnt doch außerdem insbesondere der Buchhandel bei etwas näherer Betrachtung das Ansehen eines Haupthebels für das Inslebentreten der literarischen Erzeugnisse, mithin für das Praktische der Sache, und es sollte demselben deshalb billigerweise mehr Aufmerksamkeit gewidmet werden, als es gewöhnlich der Fall ist. Gewöhnlich kümmert sich der Leser kaum mehr um den Buchhändler, als um irgend einen Kauf- und Handelsmann, der Waaren auf den Markt bringt, welche mit dem Geiste wenig oder gar keine Berührungspunkte haben; ja, wer Putz- und Modeartikel zum Verkauf bringt, erregt direct und indirect ungleich größeres Interesse, als wer die werthvollsten Schriften darbietet. Es ist aber ganz gewiß, daß namentlich ein als Verleger auftretender Buchhändler, der seine Stellung tüchtig ausfüllt, innig mit seinen Verlagsartikeln zusammenhängt; daß er viel zu deren Erzeugung und Geltendmachung beiträgt. Verlagsbuchhändler sind darum vielfach als „Pathen der Literatur" dargestellt worden, wobei man das alte, rühmliche Pathenverhältniß im Auge hat; allein dieser sonst gute Vergleich hinkt jetzt zu sehr und erscheint überhaupt einseitig, sobald man tiefer in die Sache dringt. Ein tüchtiger Verleger muß nämlich den geistigen Zustand, die Bildungsverhältnisse seiner Zeit genau kennen und berücksichtigen, um das literarische Bedürfniß derselben richtig aufzufassen, um auf befähigte Schriftsteller anregend einwirken zu können. Zugleich muß er Takt und kritische Befähigung besitzen, um in der Wahl seiner Verlagsartikel nicht fehlzugreifen; um dem Publicum das wirklich Beste und Ersprießlichste liefern zu können.

Diese kurzen Andeutungen werden wohl genügen, die Absicht zu rechtfertigen, den Lesern des „Daheim" eine Reihe von Skizzirungen hervorragender deutscher Buchhändler vorzuführen, womit wir heute den Anfang machen.

I. Die beiden Cotta.

Schon im Jahre 1640 beginnt die Firma der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg aufzutauchen, wo ein Cotta durch Heirath die Braunsche Buchhandlung in Tübingen erwarb und dieselbe unter seinem Namen fortführte. Das Geschlecht der Cotta stammt aus Italien und wird bis auf Cäsars Zeiten zurückgeführt. Reich an Gütern in der Lombardei, ergriffen die Cotta zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts Partei gegen das Haus Sforza, dessen wachsende Macht sie zur Auswanderung trieb.



Johann Friedrich von Cotta.

Ein Bonaventura Cotta ließ sich in Sachsen nieder und Kaiser Sigismund bestätigte 1640 dessen alten Adel. Die Familie gehörte zu den angesehensten Sachsens und eine Cotta unterstützte bekanntlich in Eisenach Dr. Martin Luther als Knaben. Allein etliche Zweige des Stammes traten zurück in den Bürgerstand, darunter Johann Georg Cotta, der in Wittenberg bei Zimmermann den Buchhandel erlernte und die vorerwähnte Firma in Tübingen gründete.

Am 1. December 1787 übernahm Johann Friedrich Cotta das Geschäft von seinem Vater, welches damals ein höchst unbedeutendes geworden war, nachdem dasselbe früher schon einmal zwanzig Pressen in Bewegung gesetzt hatte. Der nunmehrige Besitzer, nicht zum Buchhändler herangebildet, sondern zum Theologen, entwickelte gleichwohl buchhändlerisches Talent, indem er die Laufbahn des Verlegers betrat und dieselbe wahrhaft genial verfolgte, wobei ihm gerade seine gelehrte Bildung sehr zu statten kam. Er hatte sich überdem nicht auf das Studium der Theologie beschränkt, sondern sich auch tüchtige Kenntnisse in der Geschichte, Mathematik und den Naturwissenschaften erworben. Diese mehrseitige, gelehrte Ausbildung setzte ihn in den Stand, die buchhändlerische Thätigkeit ganz anders und weit besser aufzufassen und zu entwickeln, als dies der blos technisch oder geschäftlich Geschulte vermag. Johann Friedrich Cotta konnte, den Schriftstellern gegenüber, ein wissenschaftliches Wort mitsprechen und hatte sich auch rasch ins Geschäftliche eingearbeitet, um diese Seite seines Berufes gewandt vertreten zu können, womit der Schriftsteller sich gewöhnlich nicht abgibt, da er meist nur seinen individuellen Ideengang verfolgt, während der geschickte Buchhändler zugleich das Zeitgemäße zu berücksichtigen hat.

Der mathematisch geschulte, gesunde Verstand Joh. Fr. Cottas erkannte frühzeitig die Nothwendigkeit für den Buchhändler, sich Gelegenheiten zu verschaffen, auf das Publicum einzuwirken; er sah ein, daß es an einem Nationalorgan für Deutschland fehle, das unter guter Redaction einen wohldurchdachten Plan verfolge. Bei einer Anwesenheit in Paris empfing er die ersten Anregungen dazu von Schlabrendorf, Georg Forster und Oelsner. Wie weit entfernt aber selbst die regsamsten Geister Deutschlands von einer richtigen Auffassung dieses Gedankens waren, läßt sich aus einem Briefe Schillers erkennen, mit dem Cotta bei einem Besuche seiner schwäbischen Heimat 1793 persönlich bekannt und engbefreundet worden war. Schiller antwortete auf eine Mittheilung des Planes zur „Allgemeinen Zeitung“: wie man wöchentlich einen halben Bogen gut herstellen wolle, könne er begreifen, nicht aber, wie täglich ein ganzer Bogen zu liefern sei!

Hier erkennen wir recht deutlich die Verschiedenheit der Auffassung eines bloßen Theoretikers, dessen geniale Begabung ihn nicht vor Fehlschlüssen schützte, gegenüber dem praktischen Manne. Daraus

ergibt sich aber zugleich das Ersprießliche der Verbindung von Theorie und Praxis, namentlich auf dem Felde der Literatur.

Cotta faßte aber auch noch eine andere Seite des Buchhandels richtiger auf, als alle übrigen zeitgenössischen Mitbewerber im Geschäft, unter denen der erste Verleger von Klopstocks Messiade, Hemmerde in Halle, als normal gelten konnte, indem derselbe bei einer neuen Auflage des eben genannten Dichterwerkes dem Verfasser als Honorar nur wenige Thaler Geld und zur Kundgebung außerordentlicher Erkenntlichkeit einen Ueberrock von Sammet gab. Cotta, durch Schiller mit Goethe und Wieland in Verbindung gebracht, zahlte letzterem, der für sein Musarion ganze 7 Thaler Honorar bekommen hatte, 60 Ducaten für zwei kleine Erzählungen.

Wenn nun auch nur der schriftstellerische Fabrikarbeiter, der Hausknecht oder Karrenschieber im Literaturfache, ausschließlich des Soldes halber seine Feder zur Lieferung von Maschinengespinnst in Bewegung setzt, so huldigen doch fast alle literarisch Erzeugenden dem alten Billigkeitsgrundsatze: „Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth!" Deshalb war es ganz natürlich, daß allmählich die Gefeiertsten des Lagers der deutschen Schriftsteller Cotta zu ihrem Verleger und vielfach auch zu ihrem persönlichen Freund wählten. Es mögen hier außer den vorgenannten Dichterfürsten nur noch folgende Hervorragende zur Aufführung kommen: Archenholz, Bohnenberger, Boisserée, Dingler, Eschenmayer, Fallmerayer, Fichte, Fouqué, J. P. Frank, Gans, E. Gerhard, Hammer, Hartig, Hebel, Hegel, Herder, Hormayr, A. v. Humboldt, Immermann, Justinus Kerner, Martius, Matthisson, Joh. v. Müller, Müllner, Nees v. Esenbeck, Oehlenschläger, Platen, Posselt, Prechtl, Pyrker, Jean Paul, Rückert, Schelling, Schwab, Spittler, Sternberg, Uhland, Varnhagen v. Ense, Wessenberg, v. Zedlitz.

Der ausgezeichnete Mann bot aber in der That alles auf, um seinen Autoren ausgebreitetste Geltung zu verschaffen und so überall das beiderseitige Interesse zu fördern. Die von ihm oder von seinem Sohn nach und nach ins Leben gerufenen Organe: „Allgemeine Zeitung" nebst Monatsblättern und zur Ergänzung die „Vierteljahrsschrift", „Ausland", „Morgenblatt" nebst „Kunstblatt" und „Literaturblatt", „Hesperus", „Hertha", „Politische Annalen", „Goethes Kunst und Alterthum", „Dinglers polytechnisches Journal", Köthes Zeitschrift für Gottesgelahrtheit", „Allgemeine juristische Bibliothek", „Bibliothek für Militärs", „Zeitschrift für Kriegswissenschaft", „Schellings Zeitschrift für speculative Philosophie", „Kritisches Journal für Philosophie von Schelling und Hegel", „Correspondenzblatt des württembergischen landwirthschaftlichen Vereins", „Wochenblatt für Land- und Hauswirthschaft", so wie der „Nationalkalender für die deutschen Bundesstaaten", diese zum größten Theil noch immer fortwirkenden Sammelplätze geistiger Thätigkeit, boten nicht nur Gelegenheit zur Veröffentlichung solcher Arbeiten, die sich weniger zum Auftreten in Buchform eigneten, sondern sie dienten dem Verleger auch dazu: befähigte Schriftsteller fortwährend mit ihm in Verbindung zu erhalten und boten das Mittel, durch Besprechungen und Anzeigen die Theilnahme des Publikums an der deutschen Literatur nach allen Seiten hin zu erregen und zu fördern. Es läßt sich ohne Uebertreibung behaupten, daß diese Einsicht und Thätigkeit Cottas als Haupthebel zur Geltendmachung der Geisteserzeugnisse von Deutschlands berühmtesten Schriftstellern gedient hat, und die gegenwärtige große Verbreitung derselben wesentlich dieser buchhändlerischen Betriebsamkeit beizumessen ist; denn ohne derartige Anregung würde die deutsche Literatur sicherlich nach wie vor nur auf gewisse Kreise beschränkt geblieben sein und sich nicht durch die gesammte Nation so allgemein Bahn gebrochen haben.

Aber nicht bloß dem Gebiete der Literatur wendete Cotta seine außerordentlichen Fähigkeiten zu, sondern auch auf das Kunstgebiet erstreckten sich dieselben. Nur durch dieses ausgezeichneten Mannes aufopfernde Unterstützung kam das Prachtwerk über den Cölner Dom zu Stande, indem er seinem Freunde S. Boisserée bei dessen Herausgabe zur Seite stand, und die Verlagsartikel des von ihm in München gegründeten „Literarisch-artistischen Instituts" legen vielfaches Zeugniß ab für seine anhaltende Theilnahme an den Kunstbestrebungen Deutschlands. Die Hinweisung auf das Prachtwerk von Gau: „Denkmäler von Nubien," wovon bis 1828 dreizehn Lieferungen im größten Atlasformat erschienen, dient allein schon zur Kennzeichnung des Wirkens Cottas in dieser Richtung. Gau, ein ausgezeichneter Architekt Berlins, konnte dort keine Unterstützung für sein Werk finden, und wo kein hoher Kunstfreund die Hand bieten wollte, da trat bereitwillig ein Buchhändler herzu. Gerhards antike Bilderwerke geben ebenfalls Kunde von Cottas Förderung der Kunstgebiete und auch auf das Landkartenfach dehnte sich seine Theilnahme aus, wofür allein die topographische Karte Schwabens von Amman, Bohnenberger und Michaelis, sowie auf Kleins Militärkarte von Deutschland genügende Beweise liefern.

Wir übergehen die vielfach bekundete Theilnahme Cottas an den öffentlichen Angelegenheiten des Vaterlandes nach mehreren Richtungen hin, da wir es hier nur mit dem Buchhändler zu thun haben, dessen Verdienste durch Erneuerung des alten Adels der Familie durch den König von Würtemberg gebührend anerkannt wurden. Wer den ausgezeichneten Mann näher kennen lernte, muß ihn jeder Ueberhebung freisprechen und erinnert sich seiner gemüthlichen Schilderungen, in denen er gern der Zeit gedachte, wo von ihm — der einzigen Stütze seiner zahlreichen verwaiseten Geschwister — die Ostermesse in Leipzig zu Fuß besucht wurde, um an Reisekosten zu sparen; sowie dieser treffliche Mann es überhaupt liebte, an sich selbst sparsam zu sein, um für andere und das Gemeinbeste Freigebigkeit entwickeln zu können. Durchweg erwies er sich als Humanist und that dies namentlich auch dadurch kund, daß er als der erste unter allen Grundherren Würtembergs mit der Aufhebung der Leibeigenschaft auf allen seinen erworbenen Besitzungen voranging.

Was Cotta als Verleger wohl nicht ganz mit Unrecht zur Last gelegt wurde, darf hier um so weniger unerwähnt bleiben, als dadurch nur ein geringer Schatten auf die übrigens glanzvolle Erscheinung fällt. Es ist dies der Mangel an Sorgfalt für gute typographische Ausstattung seiner Verlagsartikel, wovon selbst die ersten vollständigen Ausgaben von Schillers Werken keine Ausnahme machen, obschon z. B. Göschen in Leipzig, besonders durch Prachtausgaben von Wielands Werken, Klopstocks Messias u. s. w. den Weg zum Vorzüglicheren angebahnt hatte. Wenn also seiner Zeit über „Cottaschen Druck und Reimersches Format" geklagt wurde, so läßt sich dies keineswegs ganz zurückweisen.

Allein der einzige Sohn des genialen Mannes, Johann Georg Freiherr von Cotta, geboren am 19. Juli 1796 zu Tübingen, bekam bei dem am 29. December 1832 erfolgten Tode seines Vaters Gelegenheit, diese Seite des übernommenen großen Geschäfts zeitgemäß wahrzunehmen.

Wenden wir uns diesem Nachfolger zu, so tritt uns in ihm ein Mann entgegen, bei dessen Jugendbildung nichts verabsäumt worden war, was ihn geeignet machen konnte, in des Vaters Fußtapfen zu treten. Wohlvorbereitet bezog er 1815 die Universität Göttingen, ging 1816 nach Heidelberg und beschloß dann seine Studien in Tübingen, indem er sich vornehmlich den philosophischen, ästhetischen und politischen Fächern widmete. Schon 1829 hatte der einsichtige Vater seinen Sohn von der bereits angetretenen diplomatischen Laufbahn abberufen, damit sich derselbe unter seiner Leitung ins Geschäft einarbeite und nebenbei der Verwaltung des anderweiten Besitzthumes seine Aufmerksamkeit widme. Diese Aufgabe war wichtig genug, denn bei dem regen Unternehmungsgeiste des Vaters konnte es kaum fehlen, daß neben einem großen Activvermögen sich auch Passiva zeigten, die gleichfalls ernste Aufmerksamkeit heischten. Diese geschäftliche Lehrzeit kam dem Sohne bei seiner Nachfolge in der Leitung des Cottaschen Hauses sehr zu statten; besonders leuchtete ihm die Nothwendigkeit des Consolidirens ein. Bei Uebernahme des Geschäfts und der übrigen Angelegenheiten des Hauses war eine Schuldenlast von nahezu anderthalb Millionen Gulden sehr zu berücksichtigen, die nur durch einheitliche und tüchtige Leitung getilgt werden konnte. Hierzu fand sich glücklicherweise ein überaus geeigneter Mitarbeiter in Ludw. Roth, dessen kaufmännische Fähigkeiten, besonders in finanzieller Beziehung, ausgezeichnet genannt werden müssen. Es gelang seinen ausdauernden Bestrebungen, nicht nur die gänzliche Abzahlung der übernommenen Schuldenlast, sondern nebenbei die bedeutende Hebung und Vergrößerung der Buchhandlung durch Ankauf von Verlagsrechten auf die Werke Lessings, Wielands, Klopstocks u. s. w., was den glücklichen Gedanken zur Herstellung neuer, zeitgemäßer Auflagen unterstützte, wodurch das Cottasche Geschäft die Hauptrepräsentation deutscher Classiker erlangte. Daß die bei der Erb

schaft betheiligten nächsten Anverwandten Cottas eine ungetheilte Geschäftsdisposition unterstützten, ohne welche schwerlich der so glückliche Erfolg herbeizuführen möglich geworden sein dürfte, erkannte Georg von Cotta bereitwillig und dankend an.

Welche Thätigkeit, Klugheit und Gewandheit die Führung eines so umfangreichen buchhändlerischen Geschäfts allein erfordert, davon wird man sich im Publikum kaum ausreichende Begriffe zu machen im Stande sein. Schon allein die Correspondenz mit fortwährend mehr als tausend Personen, die in literarischer Verbindung mit dem großartigen Geschäft standen, ja noch stehen, und welche vielfach eigenhändig durch dreißig Jahre von dem am 2. Febr. 1863 verstorbenen Georg von Cotta geführt wurde, bezeichnet eine Aufgabe der schwierigsten Art. Um dieselbe gebührend zu würdigen, muß man mit der schriftstellerischen und künstlerischen Eigenthümlichkeit genauer bekannt sein. Nur Bewanderte kennen aus Erfahrung die Schwierigkeit der Behandlungsweise dieser oft wunderlichen Leute, welche ein Nichts zu verstimmen und zu verscheuchen vermag, denen der Verleger höchst selten Genüge zu leisten vermag, indem sie ihm sicherlich alle Schuld des Nichterfolgs ihrer Leistungen zur Last legen. Der Cottasche Verlagskatalog weist 1863 mehr als 600 Namen von Verfassern nach, darunter — außer den schon Vorerwähnten — die hervorragenden von Freiligrath, Gentz, Geibel, Hauff, Kinkel, Lenau, Oken, Schlegel u. s. w. Hierzu treten noch Verbindungen mit solchen Personen, die Mitarbeiter an den obengenannten Zeitschriften waren. — Der Verstorbene besaß in hohem Grade die Gabe eines Vermittlers, die als Haupteigenschaft des geschickten Buchhändlers angesehen werden muß. Er war jedoch mehr als das, indem von ihm manche Anregung der Geister nach höheren Richtungen hin ausging. Besonders hervorzuheben ist die von ihm als Verleger innegehaltene Bahn, bei welcher der Gelderwerb nicht das oberste Ziel bildete. Er speculirte nicht, gleich gar zu vielen anderen, auf den nach Mittelmäßigem und sogar Fadem und Schlechtem haschenden Massengeschmack, hielt sich fern von der Benutzung der Tagesleidenschaften und strebte nicht darnach, fähige Schriftsteller zu seinen Fabrikarbeitern zu machen. — Georg v. Cotta war — gleich seinem Vater — vielfach der Freund des Schriftstellers, dessen Verleger er geworden, und gab einmal geschlossene Verbindungen nur schwer wieder auf. So viel als möglich suchte der Einsichtige den großen Kreis von Schriftstellern u. s. w., welcher von seinem Vater an das Geschäft gefesselt war, zusammenzuhalten und zeitgemäß zu erweitern, wobei er mehr auf Talent und sittlichen Charakter, als auf Parteistellung sah. Gern wurden von ihm Ansichten und Meinungen anderer vernommen und namentlich ist uns bekannt, daß ihm in dieser Beziehung der geistvolle Legationsrath v. Kölle, ein Freund seines Vaters, bis zu seinem Tode berathend zur Seite stand.

Besonders hervorzuheben ist die durch Georg v. Cotta herbeigeführte, außerordentliche Vergrößerung und Verbesserung der beiden zum Geschäft gehörenden Buchdruckereien in Stuttgart und Augsburg, welche zusammen nicht weniger als vierundzwanzig Schnellpressen aufzuweisen haben. Bedenkt man, daß beide Druckereien fortwährend vollauf beschäftigt sind, so läßt sich leicht auf die Masse der von ihnen gelieferten Drucke schließen. Allein nicht blos die Leistungsfähigkeit nach dieser Richtung hin verdient Beachtung und Anerkennung, sondern insbesondere auch die Ausstattung der Drucke, welche zu den vorzüglichsten in Deutschland gehört. Wenn von der schönen, typographischen Herstellung des jetzigen Cottaschen Verlags die Rede ist, so möchten wir gern mehreres namhaft machen, beschränken uns jedoch darauf, der unvergleichlichen Prachtausgabe von Goethes Reineke Fuchs mit den nicht zu übertreffenden Illustrationen von Kaulbach zu gedenken. Mit gerechtem Stolz weisen die Deutschen im Auslande auf diese kostbare Ausgabe hin, gegen welche alles andere derartige zurücktreten muß.

Wir wollen nicht unerwähnt lassen, daß Georg v. Cotta seine einfache, zurückgezogene Lebensweise mehrfach zum Vorwurf gemacht wurde, indem man behauptete, es wäre gesellige Repräsentation eines so hervorragenden Hauses nicht nur angemessen, sondern sogar nothwendig gewesen. Wer jedoch bedenkt, welche Arbeitslast auf den Schultern des so vielseitig in Anspruch genommenen Mannes ruhte, wird — abgesehen von zu respectirender individueller Eigenthümlichkeit — sein Urtheil gewiß maßvoll halten. Vielleicht kann von einer bis zur Aengstlichkeit gehenden Umsicht und Sorgfalt für Consolidation des Geschäfts gesprochen werden, wozu des Vaters geniales Streben dringenden Anlaß gab; weiter darf jedoch das gerechte Urtheil nicht schreiten. Ueber die seit 1863 eingetretene Geschäftsleitung der Cottaschen Buchhandlung ist zu erwähnen, daß dieselbe sich in eine collegiale umgewandelt zu haben scheint. Karl v. Cotta, ein 1835 geborener Sohn Georgs v. Cotta, trat bei dem Tode des Vaters nach erlangter guter Universitätsbildung und erworbener Geschäftskunde in das Verwaltungscollegium der Handlung ein, dem sein Onkel, Freiherr Herrmann von Reischach präsidirt, dessen Sohn, Albert v. Reischach, ein feingebildeter Mann, seine Thätigkeit als Mitbevollmächtigter der Gesammterben dem Geschäft widmet. Herr Roth vertritt nach wie vor das Finanzwesen in ausgezeichneter Weise.

Durch eingetretene Veränderung, hinsichtlich des Verlagsrechts, haben auch die Verhältnisse der Cottaschen Buchhandlung sich in mancher Beziehung umgestaltet. Freie Mitbewerbung ist bei der Herausgabe von Werken deutscher Classiker herbeigeführt worden, wodurch die Wohlfeilheitsfrage hauptsächlich Vorschub erhält und eine Verbreitungsfähigkeit anerkannt trefflicher Schriften herbeigeführt wird, von der sich vorher niemand eine Vorstellung machen konnte. Es möge hier nur die kürzlich ausgegebene Cottasche $2^1/_2$ Groschen-Ausgabe der Gedichte Schillers in Erwähnung kommen, welche einen wahrhaft unglaublichen Absatz nach sich zog. Der durch solche ausgedehnte Verbreitung von Meisterwerken für Volksbildung entstehende Nutzen läßt sich nicht leugnen, und es steht zu erwarten, daß damit dem Eintritt einer empfehlenswerthen Literatur in die Familienkreise immer mehr Bahn gebrochen werden wird.

Am Familientische.

Londoner Gerichtsscene.

Vor den Lord Ober-Richter tritt ein Mann von ehrwürdigem Aussehen. Sein Schädel ist mit spärlichen Silberhaaren bedeckt, der eisgraue Bart reicht bis an die Brust, der Ausdruck ist sanft und milde, unter den buschigen Brauen blitzen ein paar feurige, kluge Augen hervor. Der Richter fragt den Mann nach Namen, Stand und Charakter. Samuel Evans, so heißt der Ehrenwerthe, ist 48 Jahre alt und ohne Profession.

Richter: „Wie, 48 Jahre? Ihr Aeußeres straft Sie Lügen!“

Angeklagter: „Es soll der Mensch dem Scheine nicht vertrauen, gar viele scheinen, was sie nicht sind, gar manche sind, was sie nicht scheinen. Ich aß mein Brot stets mit Thränen, und das hat mich vorzeitig alt gemacht.“

Richter: „Sie waren bereits wegen Einbruchs vier Jahre lang im Zuchthause, hätten Sie dort Thränen der Reue geweint, so würden Sie heute nicht hier stehen; doch zur Sache. Sie sind beschuldigt, der Miss Mary Fowy die Nase abgebissen zu haben.“

Angekl. „Das ist Verleumdung, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, das ist Verleumdung, denn Herr, ich habe ja keine Zähne.“ — Hier sperrt der Angeklagte seinen Mund auf und zeigt, daß ihm die ganze Reihe seiner untern Zähne fehlt. — „Ist es möglich, ohne Zähne jemand die Nase abzubeißen?“

Richter: „Allerdings ist dies unmöglich, doch Miss Mary beschwört, daß Sie ihr die Nase abgebissen haben, sollte das Mädchen einen Meineid geschworen haben?“

Angekl. „Miss Mary ist ehrenwerth, doch diesmal hat sie gelogen.“

Der Richter läßt den Zeugen Wart vorrufen.

Wart sagt aus: „Ich stand auf dem Fischmarkte, dort stehe ich täglich von früh bis abends und ziehe den Leuten für einen halben Schilling die Zähne aus. Da kam ein Gentleman zu mir und warf fünf Schillinge in meine Büchse mit dem Wunsche, daß ich ihm alle vorderen Zähne ausziehen sollte; ich that es. Der Gentleman unterzog sich mit der größten Seelenruhe der Operation, und als ich ihn fragte, warum er diese gesunden Zähne sich ausziehen lasse, sagte er, das gehe mich nichts an, und entfernte sich. Der Gentleman, der hier steht, ist nicht jener Mann, dem ich die Zähne auszog, denn jener war nicht grau, sondern jung und kräftig; doch muß, nach den Regeln meiner Kunst zu schließen, der Gentleman hier die Zähne erst vor kurzer Zeit verloren haben, denn sein Zahnfleisch ist noch nicht verwachsen.“

Mary Fowy, eine keineswegs junge Dame, hat durch den Verlust des am meisten vorstehenden Theiles des menschlichen Antlitzes sehr viel an Schönheit eingebüßt. Sie erkennt in dem Angeklagten mit Bestimmtheit jenen Mann, der sie so verstümmelt hat; sie erzählt den Hergang in folgender Weise:

„Es war an einem Sonntag nach Pfingsten, da ging ich vormittags zur Kirche. Noch hatte ich mich nicht weit vom Hause entfernt, als ich einen Gentleman auf mich zutreten sah, der mir eine Liebeserklärung machte; er sagte mir, ich gefiele ihm sehr, er wolle mich heirathen. Ich schenkte ihm kein Gehör und wollte in die Kirche eilen, da faßte er mich bei der Hand und rief: Bei Gott dem Allmächtigen, bringen Sie mich nicht zur Verzweiflung, ich liebe Sie, ich muß Ihre Hand und Ihr Herz mein nennen, sonst stürze ich mich in die Themse. — Ich bin ein frommes Gemüth. sollte ich einen Mord auf meine Seele laden? Könnte ich ruhig sterben, wenn durch mich ein Mensch ums Leben käme? — Ich tröstete ihn und lud ihn ein, mich zu besuchen. Er kam einige

Mal in das Haus meines Bruders, bei dem ich wohne; er sagte mir, daß er ein Arzt sei und die Zauberei verstehe. Bei dem Worte „Zauberei" erschrak ich und verlangte von ihm Beweise. Samuel entfernte sich, kehrte aber bald wieder zurück, und ach, wie erschrak ich, es war zwar Samuels Stimme, die redete, doch er war ein Greis; er sah so aus, wie er hier aussieht. Ich entfloh dem Greise, doch dieser lachte, warf die Perrücke von sich, und auch den Bart, und war wieder der kräftige, schöne Samuel Evans. Eines Tages war ich allein zu Hause, da erschien er im höchsten Grade aufgeregt und verlangte von mir 50 Pfd. Sterl. und alles Silber, das ich hätte. Ich antwortete ihm, daß ich ohne meines Bruders Wissen und Willen kein Geld hergeben könne. Samuel wollte Gewalt brauchen, ich wollte um Hilfe rufen. Willst Du mich unglücklich machen, rief er, so wisse, mit wem Du ein Liebesverhältniß unterhieltest; ich bin deportirt und im Zuchthause gewesen, und damit Du nie einen anderen Mann heirathen kannst, werde ich Dich zeichnen. — Bei diesen Worten biß er mich in die Nase. Was dann geschah, weiß ich nicht, denn ich stürzte ohnmächtig zusammen, und als mein Bruder heimkehrte, traf er mich in dem verstümmelten Zustande bewußtlos liegen. Vergebens suchte mein Bruder den Schändlichen auf, vergebens forschte ihm die Polizei nach. Als ich gestern bei London-Bridge spazieren ging, erblickte ich diesen Greis; ich schrak zusammen, denn es war Samuels Gestalt in der Stunde, als er in seiner Verkleidung bei mir erschien. Allerdings war mein Geliebter kein zahnloser Mann. Doch wozu wären die Leute, welche Zähne ausziehen, auf der Welt, wenn es nicht möglich sein sollte, daß sich ein Mann, um nicht entdeckt zu werden, die Zähne ausziehen ließe?"

Der Angeklagte ruft: „Ward je ein solcher Unsinn gehört? — Bei Gott! ich bin unschuldig!"

Richter: „Sie tragen eine Maske, entkleiden Sie sich."

Der Angeklagte weigert sich, dieser Aufforderung Folge zu leisten, es wird ein Diener herbeigerufen, der ihm Perrücke und Bart abnimmt.

Mary: „Wahrhaftig! Das ist mein Geliebter."

Der Zahnkünstler erkennt den Mann, dem er die Zähne ausgezogen, der Angeklagte aber leugnet noch immer.

Die Sache stand sehr zweifelhaft, die Jury hätte nach dem Stande der Dinge wahrscheinlich nicht das „Schuldig" sprechen können, wenn nicht ein Auskunftsmittel des Advocaten des verstümmelten Mädchens den Angeklagten zum Geständniß gebracht hätte.

Der Advocat Johnston nähert sich dem Angeklagten und flüstert ihm etwas ins Ohr, Samuel Evans schaudert zusammen, er sieht ihn erschreckt an, zerknittert das Blatt, das dieser ihm in die Hand gespielt hat und ruft: „Mylord! Meine Herren Geschwornen, Sie sollen erfahren, daß ich ein Freund der Wahrheit bin; ja, ich habe in einem Anfalle von Liebeswahnsinn dieser Dame die Nase abgebissen. Dieses, mein Geständniß, lege ich frei und offen, ohne Zwang vor Ihnen ab, denn zwischen zwei Uebeln muß man das kleinere wählen. Mögen meine Richter über mich gnädig urtheilen!"

Die Richter verurtheilten den Mann zu 5 Jahren Deportation. Mit Recht wird man auf das geheimnißvolle Zauberwort des Advocaten gespannt sein, das den raffinirten Verbrecher zum Geständniß brachte. Es ist wahrscheinlich, daß Mr. Johnston eine Anklage schwerer Natur sammt den erforderlichen Beweisen gegen den Angeklagten in der Tasche hatte, und daß diesem die Wahl zwischen härterer und gelinderer Strafe blieb, er wählte darum das letztere; er vertraute dem Ehrenworte des Advokaten, das in England unter keiner Bedingung, selbst einem Schurken gegenüber, gebrochen wird, und gestand seine Schuld. G.

Die Ringelblume als Heilmittel.

So wie die Arnikablumen als unschätzbares Mittel bei Quetschungen, Verrenkungen, Blutergüssen unter der Haut vielen Familien längst bekannt sind, so ist es wünschenswerth, auch die vorzügliche Heilkraft der Ringelblumen bei frischen, blutigen Verletzungen bekannter zu machen, da Jedermann im Stande ist, sich das hierzu dienende Präparat selbst zu bereiten, um so mehr, als dasselbe in den officinellen Arzneischatz nicht aufgenommen, und daher in den wenigsten Apotheken zu haben ist. Man bereitet dasselbe, indem man eine Flasche mit den Blumenblättern der Ringelblume (Calindula officinalis) füllt und mit $^2/_3$ ihres Gewichts reinen Brunnenwassers übergießt. Die Flasche wird sodann fest verkorkt und versiegelt, und 2—3 Tage hindurch den warmen Sonnenstrahlen ausgesetzt. Demnächst wird das aromatisch riechende Wasser von den Blumenblättern abgegossen, auf kleine Fläschchen, die nicht mehr als 2—3 Loth enthalten dürfen, abgezogen, und diese, gut verschlossen und verpicht, werden im Keller aufgehoben. Von dieser Flüssigkeit gießt man in frische, noch so tiefe Wunden einige Tropfen hinein und verbindet die Wunde mit einem mit der Flüssigkeit getränkten Leinwandstreifen; bei gerissenen und gequetschten Wunden legt man mit Ringelblumen-Liqueur befeuchtete Compressen auf und erzielt damit ungemein schnelle Heilung, insbesondere ohne alle Eiterbildung und mit schöner Vernarbung. — Diese Heilkraft verdankt die Pflanze einem in ihr enthaltenen eigenthümlichen Klebstoffe, dem Calendulin. Dr. W.

Die „Weiße Frau" der Kirgisen.

Unser aufgeklärtes Europa hat eine ganze Reihe von „Weißen Frauen" aufzuweisen, die in alten Schlössern bei Tag und Nacht umgehn. In Schottland ist fast kein hundertjähriges Felsenschloß, das nicht seine „Weiße Dame" hat. In Deutschland haben besonders die Weißen Frauen in den Fürstenschlössern zu Berlin, Ansbach, Bayreuth, Darmstadt, Cleve, Altenburg, Neuhaus in Böhmen u. s. w. einen gewissen Weltruf.

Da wir gesitteten Europäer so viele Weiße Frauen aufzuweisen haben — dürfen wir einem armen, halbwilden heidnischen Nomadenvolke, den Steppen-Kirgisen der westlichen Hochebene Asiens nicht verübeln, wenn sie auch eine Weiße Frau zu unserem stattlichen Contingente stellen! Natürlich ist die Weiße Frau der Kirgisen etwas weniger fein gebildet, wie unsere europäischen — das hängt ja mit den verschiedenen Culturverhältnissen aufs engste zusammen. Sie treibt ihr Wesen in einem weiten, wüsten Steinhaufen, der vielleicht vor hunderten oder tausenden von Jahren ein Dach hatte — vielleicht auch nicht. Diese ungemüthliche Behausung nennen die Kirgisen den „Tempel der Weißen Frau" und haben eine heilige Scheu davor. Kein Kirgise wagt diesen Tempel anders, als auf bloßen Füßen, Gebete murmelnd und reiche Opfer bringend, zu betreten. Die Weiße Frau ist ein böser Geist und sehr zornigen Temperaments, sie bestraft jeden, der sie kränkt, mit dem grausamsten Tode. Kein Thier, das sich in ihren Tempel verirrt hat, verläßt denselben lebend. Niemand weiß genau zu sagen, wie die Weiße Frau eigentlich aussieht — jeder Sterbliche, der sie zufällig einmal erblickt hat, stirbt sogleich von ihrer Hand.

Der Tempel der Weißen Frau liegt nicht weit von einem der kleinen russischen Forts entfernt, in denen Kosacken die Grenze gegen räuberische Einfälle der Kirgisen bewachen. Natürlich wurde in der Wachstube auch häufig von der furchtbaren Weißen Frau gesprochen und manche grausige Geschichte von ihrer Macht und Grausamkeit erzählt. „Dummes Zeug — Altweibergeschwätz!" sagte eines Abends ein junger Kosacke, der erst ganz kürzlich in dies Fort versetzt war — „wer wollte sich wohl vor der „Bielaya Chortoska" — der „Weißen Teufelshexe" fürchten! Ich möchte sie wohl mal sehen — vielleicht ist sie gar nicht so übel!" — „Nun, so geh doch hin und mach ihr Deinen Besuch, Prahlhans!" sagte ein andrer. — „Das werd' ich auch, ich bin in meinem Leben noch keiner Schürze, mochte sie weiß oder schwarz sein, aus dem Wege gegangen. Nimmt die Bielaya mich aber nicht gut auf, dann werd' ich ihren Tempel zurichten, daß sie noch lange an einen forschen, russischen Kosacken denken soll!"

Nach einiger Zeit nimmt der junge Kosack sich Urlaub, hängt seine Jagdflinte um und geht ganz allein hinaus auf die kirgisische Steppe — der Weißen Frau seinen Besuch zu machen. Es vergehen drei Tage — er kehrt nicht wieder. Da wird die Sache dem Hetmann gemeldet. Der nimmt einen Trupp Kosacken mit sich und reitet nach dem Tempel der Weißen Frau. Bald sehen sie das wüste Gemäuer vor sich, zur Seite liegt ein ungeheurer, mit Steinen gekrönter Grabhügel. Drunter soll — nach der Sage der Kirgisen — ein furchtbarer Dämon begraben sein. Kein Kirgise geht an dem todten Dämon vorüber, ohne ihm seine tiefste Ehrfurcht zu bezeugen.

Um den Tempel herum ist alles öde und still — kein Vogel singt — keine Grille zirpt — kein wildes Schaf oder Rennthier weidet hier. Behutsam reiten die Kosacken näher ... was ist das? Angstvoll schnauben die Pferde und zittern an allen Gliedern — sie bäumen sich hoch auf — kein Sporn bringt sie mehr aus der Stelle ... Die muthigsten der Kosacken steigen ab. Mit schußfertig gehaltenen Karabinern gehn sie auf das Gemäuer zu ... aber da — da sträubt sich selbst ihnen, die dem Tode schon unter den verschiedensten Gestalten ins Auge geschaut haben, ohne mit einer Wimper zu zucken, vor Entsetzen das Haar ... rings um den Tempel liegt ein Kranz von Steinen und auf ihnen vertheilt: — hier ein Fuß — dort eine Hand — ein Arm — ein Bein ... und so Stück für Stück ein menschlicher Körper — und hier der Kopf und dort das geladene Gewehr ihres Kameraden ....

Ob der Unglückliche als ein Opfer der fanatischen Priester der Weißen Frau fiel? — Diese dunkle Schauergeschichte ist nie aufgeklärt, — aber größer, mächtiger, als vorher steht da: die Weiße Frau der Kirgisen! — A. W.

Briefkasten.

Wir machen unsere Leser, die Gaben nach Ostpreußen schicken wollen, darauf aufmerksam, daß es am Zweckdienlichsten ist, dieselben

„An den Hilfsverein für Ostpreußen,

zu Händen der Herren Gebr. Schickler als Schatzmeister des Hilfsvereins in Berlin" zu adressiren. Wir selbst sind zwar gern zur Weiterbeförderung von Beiträgen bereit, aber der oben angedeutete Weg erspart immerhin einige Tage Zeit und: bis dat qui cito dat!

An Zusendungen und Briefen, wie M. L. in R. vermuthet, hat es uns im neuen Jahre ebenso wenig gefehlt, wie im alten. Jedoch kann man schon auch „mehr als vier Setter Kohl kauen", wenn er so liebenswürdig servirt wird, wie von der erwähnten Einsenderin. Fahren Sie deshalb nur mit Ihren „Ergüssen" fort, wenn es Ihnen Freude macht; und wenn wir auch nicht geneigt sind, Ihre Briefe „im Feuer zu läutern," so wollen wir doch gerne „säuberlich mit ihnen fahren" und ihnen einen Ehrenplatz in unserer Briefsammlung anweisen. — Einen eben solchen verdient der langathmige Weihnachtsgruß von J. S. in N. bei W., obgleich wir die darin ausgesprochene „fürchterlich große Bitte" leider abschlagen müssen. Wenn wir alle jungen Damen, die ihre Geisteserzeugnisse gedruckt zu sehen wünschen, durch Abdruck derselben „glücklich machen" wollten, müßten wir ca. 10 Bogen wöchentlich anstatt 2 veröffentlichen, was unsere Leser indeß weniger erfreuen würde. — X. in J. und mehrere andere anonyme Mittheilungen und Winke können nicht berücksichtigt werden. — Nicht zu verwenden sind die Mss. von E. G. in Gn. — Chr. M. in S. — G. H. in Gr. — L. M. in Br. — G. v. K. in D. — D E. in P. — J. in C. J. — auch nicht die hübschen „Knittelverse" von J. Br. in M. bei R., die uns sonst sehr amüsirt haben. — Fritz W .... Langerh. — Sollen theilweise wenigstens gelegentlich zum Abdruck kommen. Weiteres brieflich. — H. S. Nr. 302. Weimar. Wir müssen bitten, Ihre Reclamationen nicht an uns, sondern an die dortige Buchhandlung zu richten, da diese allein die Schuld der unregelmäßigen Lieferung trifft. Von uns ist jede Nr. rechtzeitig und pünktlich expedirt worden. — H. K. in L. Ist sogleich besorgt worden. — P. L. in K. — Ihr Wunsch scheint ein allgemein gehegter zu sein, und wir sind darauf bedacht, den Charakterbildern französischer Staatsmänner, Generäle 2c. eine Serie italienischer Staatsmänner 2c. der Gegenwart von demselben Verfasser folgen zu lassen.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim







Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 25. Januar 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 17.**

Die steinerne Agnes.

Eine Geschichte aus den Bergen von **Heinrich Noë**.

(Fortsetzung.)

III. Eine Abendgesellschaft bei der Ebersbacherin.

Die Hütte der Ebersbacherin, zu welcher Moidl vorhin den Weg eingeschlagen hatte, lag fast eben so hoch im Gebirge, als ihre eigene Behausung. Die Umgebung konnte man noch um ein gutes Stück wilder nennen, als die der Wielander Hütte, denn die kleinen Scheiben klirrten immerwährend ob der Lufterschütterung des Wasserfalls, der nebenan die Felsen durchsägte. Wir benutzen die Gelegenheit, wie sie die Thüre aufmacht und mit einem schnippischen: „So da wär' ich, hat Euch heut nix träumt von mir?" in die Stube tritt, um zunächst einen Blick in das Innere der Ansiedlung zu werfen.

Der Boden ist weder mit Brettern belegt, noch gepflastert. Wir treten auf feste Erde, welche sich von der draußen nur dadurch unterscheidet, daß in der zusammengestampften, schwarzen Schicht weder ein Grashalm, noch eine Flechte oder ein Moos zu entdecken ist. An den unverschalten Baumstämmen herum, welche die Wände bilden, stehen leere Fässer, mehrere Spinnräder, rostige Kessel, eiserne Reife. Ueber ein zugedecktes Faß ist eine ansehnliche Menge krauser Schafwolle aufgehäuft. Eine Art eiserner Bürste, hier „Kartatsche" genannt, liegt daneben und deutet an, daß diese gereinigt wird, um aus den gewonnenen Fäden ein Wams oder eine Jacke zu machen. Der Balken unmittelbar über der Thüre ist wurmstichig, daß er zu brechen droht. An ihm hängt eine Laterne und über ihm liegt in halb zerbrochenen Schachteln ein unbeschreibbarer Kram kleiner Nägel, Lappen, Gläser, Tiegel, Knöpfe.

So weit hätte nun alles dies ausgesehen, wie hundert andere „Keuschen" der benachbarten Thäler. Indessen befanden sich noch andere Gegenstände da, welche darauf hindeuteten, daß hier neben der gewöhnlichen Bauernhantirung noch eine bestimmte Thätigkeit besonderer Art ausgeübt wurde.

Der Raum, auf drei Seiten von Balkenwänden abgegrenzt, stieß mit der vierten an eine kalkbeworfene Mauer. Diese war glänzend rußig. Ueber einen mit ihr zusammenhängenden Herd hatte man Holzscheite zum Trocknen gelegt, auf dem Herde selbst bemerkte man eines jener länglichen, vorn mit zugespitzten, schmalen Eisenstäbchen versehenen Hölzer, mit welchen draußen im Wald die Schwarzbeeren eingereffst und die von den Leuten des Gebirgs „Riffeln" genannt werden. In der Ecke lehnte ein mit zwei Handhaben versehenes geschliffenes Stück Eisen, welches in der Form eines Wiegmessers gekrümmt war. Nebenan stand ein großes Rohr.

Beim Anblick dieser Gegenstände mußte jeder, der das Thun und Treiben der Menschen in diesem Thale kannte, auf die Vermuthung kommen, daß er eine Branntwein- oder, wie die Leute sagen, Wurzhütte betreten habe. Jenes Wiegmesser, Gaschtl genannt, diente zum Verkleinern der Wurzeln, bevor sie mit Wasser übergossen und der Gährung ausgesetzt wurden. Das Rohr aber wurde benutzt, um nachzuhelfen, wenn im Halse des Destillirkessels irgend eine Verstopfung oder Störung eintrat.

Die Ebersbacherin, welche der hereintretenden Moidl den Gruß erwiderte, war in der That eine Wurzin. Ihre Beschäftigung zeigte sich auch an der lohbraun gegerbten Haut und den vom Herumwühlen im Gestein schrundig und hornig gewordenen Händen. Im übrigen konnte man das Gesicht ein solches nennen, welches nicht leicht einem Menschen Zutrauen einflößt. Ihre kaum zollhohe Stirn, die buschigen Brauen über langgeschlitzten listigen Augen, die unförmlichen Lippen vor den gelben, wackeligen Zähnen setzten ein Bild zusammen, welches uns an die bösen Waldweiber der Kindermärchen erinnert, die für ihren Hausherren, den Riesen, Menschenfleisch braten. Das Feuer auf dem Herde, welches eben angezündet worden war, um die Abendmahlzeit zu bereiten, warf mit seinem flackernden, wechselnden Licht ein Schattenspiel auf ihr Antlitz, durch welches dasselbe an Holdseligkeit nichts gewann.

„Heut' kommst uns grad' recht, Dirndl," sagte die Wurzin zur Eintretenden, „wir haben ein gar extraigs Wildprat, wenn's D'mithalten willst."

„Nu, was wird's ebber sein? Wenn's viel is, a Speckkraut oder g'schmelzte Rüb'n!" entgegnete Moidl achselzuckend.

„Ja, oder was!" sagte die Wurzin, indem sie auf den Balg

eines Hasen hinwies, der, augenscheinlich frisch abgezogen, auf der Bank neben dem Wasserschäffel lag.

„O je," rief die Dirne, „ein weißer Haas! der ist ja gar nit zum Derbeißen vor völligem fad sein!"

„Du wirst es nacher verstehn!" brummte plötzlich eine Stimme aus dem anstoßenden, dunkeln Raum, der im Sommer zur Aufbewahrung der Wurzeln diente, und in das Halblicht der Flamme, welches seinen Kegel bis an die Schwelle besagten Raumes warf, trat ein Mensch, bei dessen Betrachtung wir einen Augenblick verweilen müssen.

Sein Aussehen deutete auf nahezu vierzig Jahre. Zu dem unförmlich großen Kopf standen die winzigen Augen und die eingefallenen Wangen in häßlichem Gegensatz. Seine Hände glichen Schaufeln, die langen Füße schienen spindeldürr. Das Auffallendste an der Erscheinung aber war ein gewaltiger, aus mehreren zusammenhängenden Drüsenanschwellungen gebildeter Kropf, der, von einer schmutziggelben Haut überzogen, über die Weste herabhing.

„Der Brenner Sepp!" rief Moidl, „Du Trottl hast es nothwendig, daß Du mir über das Maul fahren willst. Du wirst Dir's ohnehin nit denken, daß wir schon abgerechnet haben miteinander, wir zwei!"

In dieser Bemerkung mußte irgend etwas liegen, was den Brennersepp betroffen machte, denn er antwortete in einem Tone, der wie begütigend klang:

„Nu, nu, Moidl, schau Dir nur zuerst den Balg an! Siehst die braunen Flecken? Wann's einmal im Frühling so weit ist, daß er die kriegt, nacher ist das Fleisch nimmer schlecht."

„Richtig, Du verstehst es, was gut und schlecht ist. Jetzt bist grad' den Fuhrwesensoldaten entwischt und hast in der Kasern' Hunger ausgestanden, daß D' einen Hundsdarm für eine Cervelatwurst ang'schaut hast und jetzt willst Küchenzettel machen!"

Der Sepp erwiderte nichts. Vielleicht hatte er irgend einen Grund, die Wielander Dirn nicht weiter zu reizen.

„Du, Ebersbacherin!" sagte Moidl mit seltsamen Lächeln, „weißt es schon, daß es auf dem Kirchhof umgangen hat, und daß der Teufel grad' den Försterbuben herführt, daß er Gespenster schaut?"

„Der Jack ist manchmal auch auf der dümmeren Seiten, daß er so was anstellt. Es ist grad' ein Glück, daß weiter niemand zugekommen ist, als derselbige Zieraff. Sonst könnt's sein, daß wir allesammt wo anders sitzeten."

„Das kannst Du für Dich sagen, Ebersbacherin," sagte Moidl spitzig. „Ich weiß von nichts, dasselbige merk Dir, und wenn Du mir etwa beim Gericht das Gewisse ins Gesicht sagst, so leugn' ich Dir's aus Deinem buckligten Gesicht wieder heraus. Aber das wär' das Geringere. — Weißt, was die Gerichtsherren noch sagen?"

Die Wurzin zeigte ihre sämmtlichen Zahnlücken.

Moidl weidete sich einige Augenblicke lang an dem Entsetzen, welches aus diesem Gesichte, sowie aus der Haltung des Brennersepp ersichtlich war. Dieser wollte eben dem Hunde „Kranz", der den Hasenbalg auf den Boden herabzerrte, einen Fußtritt geben, blieb aber auf einem Fuße stehen, als er die Ankündigung der Dirne vernahm.

„'S ist weiter nichts, als daß die Schreiber sagen, die Vroni lieget nimmer in ihrem Grab."

„Da is ja weit g'fehlt!" sagte endlich Sepp mit zaghafter Stimme.

„Ah, was ist nacher dabei?" warf Moidl ein. „Wo sie hin kommen ist, das kriegen's ja doch nit raus, wenn alles schön z'ammenspielt."

„Dürfet aber grad der Jack noch einmal so schlaudrisch sein und seinen Geist zum zweiten Mal rumspazieren lassen, nacher wär's gar aus," sagte die Wurzin.

„Daß aber grad der Försterbub, kaum hat er hereingeschmeckt, die Dummheit ausspähen muß!" bemerkte Sepp. „Jetzt freut's mich das Zehnfache, daß ich ihn heut so fürn Narren g'halten hab', wie er mir beim untern Zaun begegnet ist."

„Was, Dir ist er unterkommen? Du laufst aber schon so viel rum, daß sie Dich gewiß noch fassen!" sagte die Ebersbacherin überrascht und ärgerlich.

„Kümmert's euch nur nit um mich!" erwiderte Sepp, indem er einen Span vom Sims herabzog und sich damit eine Cigarre anzündete. „Da müßt's aufhorchen, ich will Euch die Geschicht erzählen."

„Wenn Du's so gescheit gemacht hast, wie am Edelweißlahner, wird's ebbes Rares sein," sagte Moidl, die Hände in die Hüfte stemmend. „Und wenn auch, so hat er sich doch wenigstens von kein Stein fürn Narren halten lassen, wie einer, der nit weit weg ist."

„Nu, Dich hätt' ich sehen mögen!" erwiderte Sepp. „Aber es ist gescheiter, wir balgen uns um die öde Geschicht nimmer rum. Hört's also, wie mir's mit dem Försterbuben gangen ist!

„Ich steh grad beim Zaun und wisch mir das Blut von der Hand, das dran war, seit ich den weißen Hasen aufklaubt hab, da kommt er auf mich zu, sagt: „Grüß Gott, Landsmann, wo aus und wo ein?" „Uebern Tauern 'rüber, sag' ich, ins Wurzgraben!" „Wo bist denn nacher Du aufg'standen?"*) „Ich," sagt er, „bin der Sohn vom Förster drunten und gerad da herin auf Besuch." „Und so haben wir noch so a Weil hin und her geredt. Da langt er in die Tasch hinein und schenkt mir den herrischen Prügel (Cigarre) da. „Thut Ihr weiter nichts, als Wurzbrennen?" „Bei Leib nit," sag' ich, „im Winter thu' ich auch Oel tragen." „Aus was macht Ihr denn das Oel?" sagt er. „Hab ich mir denkt, wart Stadtbub, weil Du gar der Gescheitere sein willst, Dir gewöhn' ich das Leut Ausfragen ab! Und weil Dein Vater ein Jäger ist, erst recht!"

„Nu, hab ich g'sagt," fuhr der Brennersepp fort, „ich mach' mein' Oel so: Zuerst stech' ich einen alten Strohsack ab und dampf's Blut, so lang bis es pulverig wird. Nacher schütt' ich eine halbe Maß Hennenmilch dazu und schlag' fünf, sechs Kapauneneier d'rein. Das Bessere aber mach ich, wenn ich drei Pfund Elstergeschrei, ein Pfund pulverisirte Roßkrikeln und die Eingeweid' von 'en Dengelstein untereinand misch'."

Die alte Ebersbacherin und Moidl lachten laut auf.

„Da hat der Försterbub ein G'sicht g'macht — er hat nit g'wußt, soll er lachen oder soll er sich giften. Z'letzt aber hat er doch gesagt: „Du g'fallst mir, Du bist ein lustiges Mannsbild! Wo bist denn eigentlich z'Haus?" Ich, sag' ich, ich bin daheim, wo alle Keuschen (Häuser) lebzeltern Dacheln haben und mein Vater is der buxbaumerne Lenzl. Auf das hin hat er doch g'merkt, daß ich'n hieseln will und hat sich auf d' Seiten g'macht."

Mitten unter dem Gelächter, welches die Laune Sepps belohnte, hielt die Ebersbacherin inne und lauschte nach außen.

„Hat da nit einer g'schrien?" sagte sie, den Kopf gegen das Fenster beugend.

„Ja, da hörst was, vor dem dummen Wasserfall!" entgegnete Sepp.

„Du, Sepp, am End is' gar die Patrouille," sagte Moidl neckend. — In der That verschwand Sepp augenblicklich im dunkeln Nebencabinet des Laboratoriums.

Jetzt vernahm man ganz deutlich ein langgezogenes, schnarrendes Rrrr! und gleich darauf eine kräftige Stimme singen:

Weiberleut', jetzt komm i her
Zwischen Sommer und Winter.
Gaisselbua bin ich a satrisch flinker,
Hab rinnende Augen und hängende Ohr'n,
Gelt's, Weiberleut, ich wär a rechter
Roßschacherer wor'n?

„Der Jack!" rief Moidl aus, und blutroth lief's ihr vom Nacken gegen die Stirn.

Die Ebersbacherin öffnete, und wer sie scharf ins Auge gefaßt hätte, würde gesehen haben, wie sich ihre Lippen bewegten, um dem Eintretenden einige Worte zuzuflüstern. Dieser warf ihr einen Blick zu, welcher sagen zu wollen schien: „Sei nur ruhig, ich nehme mich schon in Acht!"

„Ja, wo kommst denn Du her, Jack?" sagte endlich Moidl, nachdem der Bursche den Rucksack, der übrigens jetzt leer war, auf das Gesims gelegt hatte.

„Kann sein, wegen Deiner, kann sein auch nit!" antwortete er mit widerwärtigem Gelächter. „Gelt, Ebersbacherin —? Z'erst brauch ich amal einen Hut — der mein' is mir ins Wasser g'fallen. Geh' ich über die Klanenbrucken, kommt eine Windsbraut daher und reißt mir ihn 'nunter — da hast en g'sehen, jetzt hängt er drunten im Wasserg'säus."

*) Uebliche Redensart für: Woher kommst du?

„Da, nimm den mein' *)," sagte Moidl.

„Na, na, nix da, der machet mir den Kopf narrisch!" entgegnete Jack.

Mittlerweile war Sepp, der nun nichts mehr zu fürchten hatte, wieder in die Stube gekommen. Von diesem Augenblicke an kümmerte sich Jack vollends gar nicht mehr um die Dirne, die mit ihrem stechenden Blick die geringste seiner Bewegungen verfolgte.

„Du hast alleweil 'n Branntwein bei Dir!" sagte Sepp, „gib amal ein rüber."

„Haben thät ich schon ein', daß Du den Teufel damit beschwören könnt'st, so stark ist er!" entgegnete Jack. „Wann D' einen willst, gibst mir ein' von Deine herrischen Prügel dafür, verstehst mich?"

„Ich hab grad nur den!"

„So, dann wird auch kein Branntwein geschenkt!" sagte Jack spöttisch.

„Schau, gib mir von Dein' Branntwein und ich laß Dich nacher von dem Hasen mitessen, den ich heut Nachmittag g'schoßen hab'!" fuhr Sepp fort.

„En Hasen g'schossen? So is brav, Sepp! Schau, das zahlt si' besser aus, als es Goldsuchen."

„Ich sag's auch," erwiderte dieser, nahm seine Mundharmonika zur Hand, spielte einige Augenblicke und sang:

Gold gesucht han i auch a Weil,
Hab mir nix derhaust dabei,
Macht mir mein Herz so schwer,
Die Schererei.
Der Rock is gleich z'rißen,
Z'Essen koan Bissen.
Sonst han i nix davon —
Stein tragen zum Lohn.

„Von dem anderen, was D' noch tragen hast, sagst nicht" — fugte Jack mit boshaftem Lächeln hinzu.

„Jack, ich bitt' Dich, reden wir davon nimmer!" sagte Moidl. „Aber jetzt noch eins — warum machst denn die Dummheiten und laßt nachts um 'en Kirchhof 'rum umgehen — schau, wie leicht könnt was 'rauskommen?"

„Ich, auf dem Kirchhof — was bringst denn da wieder außi?"

„Hat's ja der Försterbub g'sehn — wer sollt's denn gewesen sein, als Du, der die Geschicht ang'stellt hat? Wahrscheinlich hast die Leut vom Nachschauen abschrecken wollen, aber so zügelst ja d' Neugierd grad hin! Ich bitt Dich recht schön, laß die Sachen in Fried. Du weißt es eh', was gleich d'rauf g'schehen ist!"

„Aber, das war ja nit auf dem Kirchhof, das war ja beim —" Eine Geberde der größten Aufregung, welche die Ebersbacherin machte, und ein funkelnder Blick ihrer Hexenaugen ließen ihn mitten in seiner Verantwortung stocken.

„Was is? Wo war's?" schrie Moidl. „Jack, Du versteckst mir was, Du lügst mich an, Du weißt, was ich für Dich 'than hab'. Wenn D' so fortmachst, so verschwind ich a Mal wie die Bodenbauer Dirn. Ich laß mir's so nit nehmen, daß die sich wegen Deiner derstürzt hat!"

„So meinst?" sagte Jack und lachte aus vollem Hals. Könnt aber doch leicht sein, daß D' unvermuthet auf andere Gedanken kämst!"

„Moidl, ich sag' Dir's, laß den Jack stehen und thu mich lieb haben!" unterbrach ihn Sepp. „Der Jack, der is nix für so a feine Boizdirn wie Du, und der wird Dir nit zugethan und wennst noch ein halbes Dutzend Bindband **) lesen laßt!"

Moidl glühte einen Augenblick vor Scham und Zorn. Dann fuhr sie auf und war einen Augenblick lang unschlüssig, ob sie auf Sepp losgehen sollte. Plötzlich schien sie sich eines besseren zu besinnen. Sie kämpfte ihre Aufwallung nieder und sagte achselzuckend im Tone des kältesten Spottes:

„Das ging mir ein, daß ich Dich möcht, Du eindörrter Zaunstecken! Du bist ja so dürr, daß, wenn ich Dein Schatz wär, und rauchet mein Pfeifen, müßtest alleweil a Schaff Wasser daneben haben — sonst thät ich grad fürchten, Du brenntest mir an."

*) Die Form der spitzigen Hüte dieser Gegend ist für Männer und Weiber dieselbe.

**) Geistliches Bindband. Es wird nicht selten nach der Predigt in der Kirche ein Gebet vorgeschlagen, in welchem der Geistliche die Gemeinde auffordert, ihre Fürbitte mit dem Gebet eines Menschen aus der Gemeinde zu [illegible] hat die Gemeinde durch andern sich geneigt machen will.

„Recht hast, Moidl, gib ihm eins, dem Wurzenlotter!" schrie Jack und schlug vor Freude auf das Leder über seinem Knie.

„Du, Jack," sagte Sepp, „gib Obacht! Weißt, den Schwarzen stehen die blauen Augen nit gut!"

„O je Du," entgegnete der Schütz. „Wär' nur mein Hosensack ein bißel größer, ich schiebet Dich gleich 'nein!"

„Und wär ich nur grad besser aufgelegt, ich thät Dir's Stempelgeld für die Uhr abfordern, die Du der Moidl abg'lockt hast."

„Und ich häng' Dir gleich's Stempelgeld mit mei'm Schlagring auf die Nasen!" tobte Jack, nun wirklich zornig.

„Mich schimpfst en Zaunpfahl? Was gilt's, ich reck' Dich auch in die Läng', wenn's sein muß!"

Moidl zündete sich eine Pfeife an und schaute gleichgültig dem Gebahren der beiden Burschen zu, welches in einen völligen Kampf auszuarten drohte.

Die Ebersbacherin aber legte sich ins Mittel.

„Macht's, daß wir zum Essen kommen!" sagte sie. „Der Has is fertig!"

Das Wort that seine versöhnliche Wirkung. Man setzte sich zusammen und aß. Nach der Mahlzeit weigerte sich Jack nicht mehr, seinen Branntweinkrug kreisen zu lassen. Die Ebersbacherin besaß keinen mehr. Die alten Vorräthe waren aufgezehrt und in diesem Frühjahre hatte es das Wetter bis jetzt verhindert, Wurzeln zu graben. Die Eintracht wurde nicht einmal gestört, als Jack im übermüthigem Behagen, welches aus seinem Krug hervorging, zu Moidl sagte, er tausche sie gern gegen ein altes Kuhstallfenster aus.

Die Dirne sagte nichts. Aber ihr zornfunkelnder Blick hätte Jack belehren können, daß er klüger gethan hätte, diesen Witz für sich zu behalten.

„Du, Sepp," fuhr Jack in seiner Heiterkeit fort, „jetzt verdeutsch' mir nur grad' dasselbige, wie's Dich bei die Soldaten haben brauchen können, mit Dein' Kropf?" Und ehe Sepp, der sich zu seiner Antwort vorbereitete, ein Wort sagte, sang er:

Wer fesche Buabn will sehn,
Muß ins Pinzgau aufigehn —
Kaunst aufn Kropf auffteig'n,
Siehst den Tag oft aufgehn!

„Ist bald derzählt!" sagte Sepp, ohne sich irre machen zu lassen. „S'ist noch kein Jahr her, hat er sich auf einmal so stark zeigt — früher hab' ich wenig davon g'spürt. In zwei, drei Monaten hätten s'mich so heimg'schickt wegen dem. Aber ich hab's nimmer derwarten können und bin ihnen durchgangen, ich hab mer denkt, jetzt fangt's Jagern an im Gebirg — auf die paar Wochen kommt's nimmer an."

„Da hat er's gemacht wie sein Vater, der Mooshäusler. Der hat in die zwanzig Jahr lang gelebt in der Fusch als Deserteur und hat sich auf die Berg 'rumtrieben," ergänzte die Ebersbacherin.

„Was wahr is, muß man sagen!" bekräftigte Sepp.

„Endlich hab'n sie 'n amal doch derwischt und wieder ins Regiment g'steckt," fuhr das Weib fort. „Da hätt' er noch sechs Jahr dazu dienen sollen. Ein General aber oder sonst ein Hoher, der gerad in der Gastein war und den der Mooshäusler amal g'führt hat aufm Tauern, hat für ihn bitt' und so kriegt er nur zwei Jahr. Die hat er schier abdient in der Kasern — auf amal — grad sechs Wochen haben noch g'fehlt — is es ihm zu dumm wor'n und weg war er. Gelt, Sepp?"

„Das war aber nit das einzige Mal, daß vom Mooshäusler die Red' g'wesen ist," entgegnete Sepp mit Selbstbewußtsein. „Zweimal haben s' ihn g'fangt, den ganzen Rücken hat er dergeißelt g'habt und allweil is er ihnen wieder auskommen. Einmal ist er von Italien ohne ein' Kreuzer Geld über die Berg g'radwegs nach Hüttau kommen und hat sich bei seiner Dirn angaffelt. Die hat schön g'schaut! Haben s' sichs aber schon denkt, daß er zu der wird gangen sein — denn sie haben ihn kennt, den Mooshäusler! Und wie er so bei der Dirn sitzt, kommen gleich vier, fünf Gensdarm, der Gerichtsdiener voraus. Mein Vater aber nit faul, packt den Gerichtsdiener — ein kleines, geringes Manndl war's — unterm Arm und rennt mit ihm davon. Schießen haben sich die anderen nit traut, weil sie den Gerichtsdiener hätten treffen können. So is er mit ihm in Wald 'nein eine Stund weit, hat ihn über'n Zaun nuberg'worfen und is davon."

„A rasser Kerl" sagte Jack, dessen Gesicht vor Vergnügen glänzte. „Aber, wie hat er sich allweil so fortbracht?"

lehren, um dieselben dann dem Publicum vorzuführen. Hat man das Thier schon als gelernten Künstler gekauft, dann ist nichts natürlicher, als seine Künste den Besuchern vorzuführen, denn dies unterhält die Leute am besten und rührt sie zu Spenden an Trinkgeldern, während zugleich das Thier, wenn es seine Künste nicht vergißt, in höherem Werth bleibt. Das Mißliche aber ist, dergleichen dem Thiere im zoologischen Garten erst beizubringen, denn ohne einigen Zwang, also etliche Prügel u. dgl., kann dies nicht geschehen, und es gibt im Publicum, besonders aber unter den Actionären der zoologischen Gesellschaften, immer eine Menge Leute, die sich befugt halten, fortwährend ihr Urtheil abzugeben, natürlich mit dem Wunsch, daß es berücksichtigt werde. So geht es dem Dresdner Elephanten und seinem Wärter, dem wackern Ludwig. Ueberläßt dieser seinen Pflegebefohlenen sich selbst und beschränkt er sich blos darauf, die Demolirung des Gitters zu verhindern, so wird er gefragt: „Warum lehren Sie das Thier nichts?" Versucht er nun dies und benimmt dem Elephanten auf kurze Zeit seinen freien Willen, so spricht ein anderer gleich von Thierquälerei, oder fühlt sich gar versucht, Anzeige zu machen, kurz, die alte Geschichte, daß man es nicht allen recht machen kann, spielt auch hier, und man muß sich um so mehr befriedigt finden mit den bescheidenen Fortschritten, welche Lili, so heißt das Thier, als Künstler macht. Allen Beobachtungen nach beschränken sich dieselben auf seine Brauchbarkeit als Reitthier, d. h., er läßt den Wärter aufsitzen, geht aber, wohin er will, so daß er also, und nicht der Wärter, der Herr der Situation bleibt. Die Anfänge dieser Reitstudien waren zu komisch, um nicht erwähnt zu werden. Aus irgend welchem Grunde hatte sich nämlich das Thier in den Kopf gesetzt, seinen Wärter nur verkehrt auf seinem Nacken sitzen zu lassen, und so sah man denselben oft ganz gemüthlich auf Lili sitzen, aber immer mit dem Gesicht nach der Schwanzgegend gerichtet, so daß er zwar immer die Gegend im Auge behielt, wo er herkam, aber nicht sah, wohin die Reise ging. Auf einen Besucher, den wir aus angeborner Bescheidenheit nicht nennen, machte dies, als er es zum ersten Mal sah, einen so komischen Eindruck, daß er in ein herzliches Gelächter ausbrach und dem Wärter im Interesse der eigenen Würde dringend rieth, dem Elephanten seine Grille auszutreiben, und siehe da, am andern Tage ritt jener mit keck nach vorn gerichtetem Antlitz nach allen Richtungen, wohin es den Elephanten zog.

Einen Elephanten zieht es, wie jede andere Creatur, natürlich immer dahin, wo er gefüttert wird, was aber seiner persönlichen Anhänglichkeit an einzelne keinen Eintrag thut. Außer seinem Wärter ist es besonders sein oberster Herr und Meister, der Inspector, dem er zugethan ist, und dessen Stimme er nur zu hören braucht, um stracks im eiligsten Laufe und mit steif ausgestrecktem Schweife zu ihm zu rennen. Hat er dabei seinen Wärter auf sich reiten, der sich möglichst vor dem Herunterfallen zu sichern sucht, so gibt dies ein höchst komisches Bild, wozu die zu gleicher Zeit große Beweglichkeit und Steifigkeit der Hinterbeine wesentlich beitragen. Dieses Steife besteht in der Unbeweglichkeit des Fersengelenkes, während das eigentliche Kniegelenk um so beweglicher ist und dem Elephanten sehr große, aber eben nur steife Schritte mit den Hinterbeinen erlaubt. Diese Eigenthümlichkeit ist auch der Grund, warum der Elephant als einziges Thier knieen kann, wie ein Mensch, was man bei den abgerichteten, wenn sie „an der Tafel speisen," regelmäßig beobachten kann.

Aus dem poetischen Namen „Lili" geht schon hervor, daß das Thier ein Weibchen ist, und es scheint in der That gerathen, nur solche zur Schau zu stellen. Wer denkt hier nicht an den unglücklichen Engländer Moffat, welcher durch die außerordentliche Abrichtung seiner zwei Elephanten (Männchen und Weibchen) fast in ganz Europa so großen Beifall erntete, bis er vor zwei Jahren von dem Männchen in einem Wuthanfall desselben plötzlich gepackt und zertreten wurde. Und selbst mit dem männlichen Elephanten des Berliner zoologischen Gartens, welcher als der größte in Deutschland sich dort schon längst befindet und immer gutartig geblieben ist, hat man im vergangenen Frühjahr das Unglück gehabt, daß derselbe dem einen Wärter den Arm zerquetschte, einen anderen aber kurz darauf tödtete. Man fand den Unglücklichen eines Mittags todt mit zerbrochenem Brustkasten im Stall des Thieres liegen, ohne zu wissen, wie das Unglück geschehen war. Es fehlte nicht viel, daß das gewaltige und theure Thier, besonders auf eifrigen Betrieb des damaligen Inspectors, vergiftet worden wäre, jetzt hat man sich aber begnügt, sein Gehege fester zu verrammeln, und den Wärtern ist verboten, zu ihm hineinzugehen. Eigentliche Wuthanfälle hat man übrigens nie an ihm bemerkt, so daß über dem ganzen Unglück ein gewisses Dunkel liegt. In den übrigen deutschen Thiergärten hat man nur weibliche Elephanten.

Der Elephant des Cölner Thiergartens lebt mit einem schwarzen Pony gemeinschaftlich und ist demselben mit großer Anhänglichkeit zugethan. Wenn nachmittags bei schönem Wetter der gemeinschaftliche Spaziergang beider im Garten stattfindet, so wird einfach der Pony vorausgeführt, und der Elephant folgt mit seinem ihm auf den Nacken sitzenden Wärter seinem Freunde, ohne rechts oder links abzubiegen. Kaum nimmt er sich Zeit, mit seinem Rüssel einen Baumzweig in der Nähe abzureißen, denn selbst dabei unterbricht er seinen Gang keineswegs. Und hat er sich etwa an der Restauration des Restaurirens wegen etwas aufgehalten und der Führer des Pferdes hat dieses auf den Wink des Elephantenwärters vorausgeführt, so folgt der Elephant, sobald er seinen Freund vermißt, demselben gewiß gleich mit beflügelter Eile, ungefähr in derselben Weise, wie wir es schon vom Dresdner Elephanten geschildert haben.

Der Frankfurter Elephant genießt an schönen Tagen die frische Luft dadurch, daß er, wie dies in Dresden geschieht, aus seinem Stalle in ein freies Gehege gelassen wird. Ihm gereicht die unmittelbare Nähe der Restauration sehr zum Vortheil vor den andern zoologischen Elephanten, denn da die Restaurationsgäste ihn in nächster Nähe bequem vor Augen haben, so fühlt sich mancher davon gerührt, ihm etwas Durstlöschendes zu reichen. Zu den Sperlingen, diesen zahllosen Schmarotzern der zoologischen Gärten, scheint dieser Elephant keine Neigung zu empfinden, denn auf die in seinem Bereich erblickten läuft er stracks mit großem Ernst los, als gälte es, wichtige Feinde zu vertreiben.

Der Hamburger zoologische Garten besaß in der ersten Zeit seines Bestehens auch einen, wenn auch noch sehr jungen Elephanten, welcher aber bald gestorben ist, und erst in neuester Zeit ist als ein allerdings um so schönerer Ersatz ein junger afrikanischer Elephant erworben worden, der einzige dieser Art in Deutschland, da alle übrigen besprochenen asiatisch sind.

Wir können nicht von dem Leser scheiden, ohne noch mit einigen Worten der schönen Erfolge zu gedenken, welcher sich der Dresdner Thiergarten durch Thierzüchtung erfreut. Dieser und der Thiergarten in Cöln stehen in dieser Beziehung obenan in Deutschland, wobei man nicht vergessen darf, daß der Cölner Garten durch die Verhältnisse sehr begünstigt ist. Obgleich es eigenthümlich klingt, von Löwenzucht zu sprechen, so ist dieser Ausdruck an beiden Orten doch ganz gerechtfertigt. In Dresden hat z. B. eine Löwin, welche dort einmal schon vier, das andere Mal drei Junge groß gezogen hat, jetzt zum dritten Mal Junge geworfen. Auch eine Pumafamilie mit drei dort geborenen Jungen gehört jetzt zu den seltenen Zierden des Gartens*) und fast alle paarweise vorhandenen Wiederkäuer pflanzen sich regelmäßig, wie in der Freiheit fort. Kein Wunder, daß der Verwaltung des Gartens bereits außerhalb Deutschland große Anerkennung gezollt wird.

L.

*) Das „Daheim" wird darüber noch besonders Wort und Bild bringen.

Bilder aus der Gesellschaft.

Von **Emil Stroetzel.**

I. Ein Original.

Eben hatte ich wieder die Reize desjenigen sonderbaren Etwas, das man in Berlin einen gesunden, kräftigen Mittagstisch nennt, durchgekostet; ich hatte mich dabei, wie schon oft, auf dem sehnsüchtigen Wunsche nach einer Umkehr der Wissenschaft betroffen, dieser furchtbaren Wissenschaft nämlich, welche aus unseren Küchen chemische Laboratorien gemacht hat, deren einzige Aufgabe es zu sein scheint

alles charakteristisch Markige der Streifen zu zerstören, alle urwüchsigen, nährenden Kräfte auf ein flaues Durchschnittsmaß zu reduciren".

Meine Blicke promenirten über die Tischgesellschaft hin. Ach! auch da eine ähnliche Erscheinung! Lauter flaue, klare, schablonenmäßige Gestalten, ein Schafstall, wo ein Stück einen weißen, das andere einen schwarzen Pelz hat, und — ja und eben nichts weiter. Was sich etwa aus dieser unterschiedslosen, gleichförmigen Masse heraushob, stellte doch nur wieder allgemeine, leicht durchsichtige Typen dar, welche auch nur wenig persönliches Interesse erwecken konnten. Dieser schwarzlockige, krummnasige Jüngling am Fenster, mit den wohlgepflegten Bartcoteletten, der sein Essen mit maschinenartiger Schnelligkeit und Gleichgültigkeit absolvirt, während seine ganze Aufmerksamkeit durch die Lectüre der „Volkszeitung" in Anspruch genommen ist, — wer kann es anders sein, als ein neuetablirter Kaufmann, dessen Handeln eine Illustration zu dem Grundsatze: „Zeit ist Geld" ist? Und wenn jene bleiche Person in der Ecke mit der scheuen Gelehrtenphysiognomie, welche ungeheure Quantitäten Brot verschlingt, der vergeblichen Angriffe mit Messer und Gabel müde, seine schwindsüchtige Kalbsrippe plötzlich mit der Faust ergreift und einer summarischen, aber darum nicht weniger energischen Behandlung durch seine Zähne unterwirft, — ist es nicht so, als ob er uns seine Visitenkarte überreicht — Stud. theol. N. N. aus der Uckermark? Kann man den alten Kanzeleisecretär wohl erkennen, der mit der doppelten Pedanterie eines Bureaumenschen und alten Junggesellen stets denselben Platz an dem runden, wackligen Tisch behauptet und regelmäßig den Kellner beim Hereinkommen fragt, was es für Suppen gibt, um sich ebenso regelmäßig Bouillon zu bestellen, — oder diese selbstgefällig plaudernden Commis, die Junker der Bourgeoisie? — „Langweiliges Jahrhundert", murmelte ich vor mich hin, indem ich die bläuliche Milch langsam in meinen Kaffee träufelte, „welches alles uniformirt, welches keine Persönlichkeit und keine Eigenart aufkommen lassen will. Wenn es sich doch heute jemand beikommen ließe, sich als zweiter Diogenes in einer Tonne einzulogiren, oder am hellen Tage mit einer Laterne Menschen zu suchen, ein paar Sturzbäder in der Charité wären ihm doch mindestens sicher. Kann es denn auch anders sein? Muß nicht in einem Zeitalter der allgemeinen Schulpflicht, der allgemeinen Wehrpflicht, des allgemeinen Stimmrechts, der allgemeinen Grundrechte auch der ganze Mensch nothwendig etwas Allgemeines werden?"

Da öffnet sich die Thür und ein Mann in einem dicken Havelock tritt ein. Man wird mich fragen, was denn daran Besonderes sei? — Das Thermometer zeigte + 24° Réaumur im Schatten. Dachte ich im ersten Moment, einen Fieberkranken vor mir zu haben, so mußte mich schon ein flüchtiger Blick auf seine Fußbekleidung von der Haltlosigkeit dieser Hypothese überzeugen; denn im schärfsten Contrast zu seiner beängstigend warmen Körperhülle sehen ein paar Füße in fast frecher Nacktheit und Ungenirtheit aus den weit klaffenden Stiefeln hervor. — Eine lange Litanei über schlechte Zeiten, Arbeitslosigkeit, unverschuldete Noth schien mir jetzt unvermeidlich, und ich griff bereits nach dem Portemonnaie, um die Antwort darauf zu suchen — „Garçon, Glas Bordeaux!" rief der Mann im Havelock, indem er gleichmüthig einen von des Lebens Stürmen arg mitgenommenen Cylinder von dem schweißtriefenden Haupte nahm und an den nächsten Nagel hing.

Meine Philosophie und Physiognomik begannen zu wanken; noch ein letzter Versuch — vielleicht ein heruntergekommener Roué, der sich das Andenken vergangener freudenreicher Tage für einen Augenblick erneuern will — der undurchdringliche, lederartige Schmutz, von dem Hände und Gesicht des Unbekannten starrten, die sorglose Art, wie die struppigen, weißen Haare auf dem wohlgedüngten Kopfe umherstanden, würden dazu allenfalls noch gepaßt haben — aber wird ein solcher seinen Wein dergestalt mit Wasser verdünnen und dann in so unfashionabler Weise eine Brotschnitte nach der andern in sein Glas tauchen, wie es mein Gegenüber that?

Ich mußte mir's eingestehen, der Mann war mir ein vollkommenes Räthsel. Der Keller hatte augenscheinlich seine Classifikation des Räthselhaften schon längst fertig; der unwillkürliche Ausdruck von Respect, den seine Züge bei dem Worte: Bordeaux angenommen hatten, war bei dem indiskreten Gebrauch des à la discrétion aufgestellten Brotes immer mehr geschwunden, und als der Fremde durch eine unglückliche Verschiebung seines Havelocks ein paar Pantalons sehen ließ, welche selbst so öffentlich waren, daß sie allen Grund hatten, die Oeffentlichkeit zu scheuen, zeichnete sich in seinen Mienen ein Grad sittlicher Entrüstung und geringschätziger Verachtung, dessen ich diese Waschlappenphysiognomie kaum fähig gehalten hätte. Weit entfernt indessen, dadurch choquirt zu sein, griff jener vielmehr mit der Gelassenheit eines alten Stoikers in die Tasche seines Havelocks, und holte daraus ein buntes baumwollenes Taschentuch, dessen mannigfache Farbenschattirungen auf natürlichere Weise, als unter der kunstreichen Hand des Färbers entstanden zu sein schienen, mehrere ähnlich schillernde Papiere, eine angebissene Semmel, eine kurze Thonpfeife und eine Hand voll Taback, überschaute mit einer Art zärtlicher Befriedigung diese brüderlich vereinten Schätze, setzte dann mit einigen heroischen Zügen seine Pfeife in Brand, spuckte einige Male aus wie ein Westindienfahrer und ging schließlich, seinen stinkenden Qualm zwei Schachspielern ins Gesicht zu blasen, in deren Spiel er bald so vertieft war, daß er selbst auf die direkte Aufforderung, sich einen einsameren Ort für seine Rauchexercitien zu wählen, nur ein halbverlorenes, verbindliches Lächeln hatte, ohne sich übrigens vom Platze zu rühren. Es stand zu befürchten, daß man sich einer so beispiellosen Passivität gegenüber nicht lange mit rein diplomatischen Demonstrationen begnügen würde, und es war daher ein Werk der Barmherzigkeit, daß ich an meinen räthselhaften Unbekannten herantrat und ihn höflich fragte, ob er wohl geneigt wäre, mit mir eine Partie zu spielen.

„Plait-il, monsieur?" erhielt ich zur Antwort. Der Mann war also Franzose, und, wie es schien, des Deutschen nicht mächtig, wodurch freilich seine Unempfindlichkeit in der letzten Scene etwas gemildert wurde. Ich wiederholte meine Frage französisch. Im elegantesten Französisch, in den Ausdrücken eines vollendeten Weltmannes, wurde mein Anerbieten angenommen. Zugleich entspann sich zwischen uns eine Conversation über die Reize des Schachspiels, die von seiner Seite mit so viel Geist und feinem Humor geführt wurde, daß mein Interesse für ihn in demselben Maße wuchs, je weniger ich im Stande war, das Widerspruchsvolle und Räthselhafte seiner ganzen Erscheinung zu reimen.

Vergeblich suchte ich in seinem Gesicht Aufschlüsse. Ein paar welke, vielfach gefaltete Backen hielten nur mühsam die in thierischer Fülle ausgebildeten Kauwerkzeuge mit der hohen, edlen Stirn zusammen; ein Ungethüm von Nase thürmte sich in gelassener Breite im Centrum dieser Physiognomie auf, während die kleinen, hinter buschigen Brauen versteckten Augen wahrhaft proteusartig in ihrem Ausdruck wechselten, einmal in schweinsartiger Stumpfheit vor sich hinstarrten, dann wieder von schalkhaftem Humor blitzten, sich bald in gesammelter Aufmerksamkeit auf das vor ihm Liegende richteten, bald sinnend in die Ferne schweiften. —

Ich verlor meine Partie. Wir verließen zusammen das Local.

„Was halten Sie von unserer Cultur und Civilisation?" fuhr der Franzose plötzlich heraus.

„Scheint mir eine ganz respectable Sache," entgegnete ich.

„Was sehen Sie dort über den Häusern?" fragte er weiter.

„Nichts weiter als Rauch und Dampf!" sagte ich.

„Das sind die Träger unserer Civilisation," rief er emphatisch aus, „schmutzige, widrige Elemente; sie haben unserm ganzen Geschlechte diesen Charakter aufgeprägt."

Mir schwebte die Frage auf den Lippen, ob er seinen seltsamen Habitus, welcher die Aufmerksamkeit aller Vorübergehenden erregte, vielleicht nur deswegen gewählt habe, um den Leuten seine Culturtheorie recht greifbar zu Gemüthe zu führen, indessen gelangte ich gar nicht zum Worte, sondern jener fuhr mit steigender Lebhaftigkeit fort:

„Welche Dummheit überdies, sich mit großer Mühe, indem man dazu die ganze Atmosphäre mit ekelhaftem Rauch verpestet, erst einen kostbaren Gehilfen für seine Arbeit zu schaffen, diesen feuchten, gräulichen Dampf, während sich uns ein treuer Diener, nicht minder fügsam, ganz umsonst darbietet."

„Und der wäre?"

„Die Luft! — Mein junger Freund, Sie sind beneidenswerth! Ihnen ist es aller Wahrscheinlichkeit nach beschieden, noch diese neue,

edlere, höhere Civilisation zu schauen, getragen von diesem reinsten Elemente, zu dem stets die keusche Phantasie der Völker in ahnungsvollem Glauben emporgeschaut hat als dem Sitze aller guten, hilfreichen Genien, diesem Elemente, so unwiderstehlich in seiner entfesselten Gewalt, und zugleich so milde und schmeichelnd wie die weiche Hand der Geliebten!"

„Aber . . ."

„Sie wollen sagen, wird sich dieses Element unserem Willen beugen? Mein junger Freund," und hier reckte sich die gebeugte Gestalt des seltsamen Greises sichtlich in die Höhe, „es ist dem menschlichen Scharfsinn gelungen, selbst die Winde zu regieren."

„Nein," entgegnete ich, „vorhin wollte ich Sie nur darauf aufmerksam machen, daß die Luft gerade auf unserem Wege, wahrscheinlich wegen des Canals daneben, so wenig von ihrer jungfräulichen Reinheit bewahrt hat, daß ich dadurch um einen großen Theil des Genusses komme, den mir sonst Ihre ebenso neuen als überraschenden Aussichten gewähren würden."

„C'est vrai!" sagte er kurz, „unsere Wege werden sich jetzt, glaube ich, ohnehin trennen. Geschäfte von äußerster Wichtigkeit rufen mich zum Prinzen X. Adieu, mein Herr!" —

An einem der nächsten Abende gab ich diese Begegnung in einem Kreise von Literaten zum besten. Sofort riefen einige Stimmen:

„Unser Policist, der muß uns über das Subject einen Vortrag halten."

Der Angerufene, ein großer, hagerer, fast grämlich ernsthafter Mann, welcher wegen seiner genauen Kenntniß der unterirdischen Gesellschaftskreise damit geneckt wurde, daß er seinen Beruf als Policist verfehlt habe, begann vergnüglich zu lächeln und sagte: „Der Mann mit der Luftmaschine, den muß ich freilich kennen, bin ich doch eine zeitlang eine Art von Secretär bei ihm gewesen. Also Attention!"

„Besagtes Individuum nennt sich Norbert de l'Orme, Ingenieur, Professor der französischen und italienischen Sprache, Verfasser mehrerer berühmter Werke, Ritter mehrerer Orden, Mitglied verschiedener Academien. Monsieur Norbert wohnt grundsätzlich niemals zwei Monate lang an demselben Orte. In Erwägung, daß am letzten eines jeden Monats zwischen Vermiether und Miether gewöhnlich Weiterungen um den schnöden Mammon zu entstehen pflegen, zieht es Monsieur Norbert als entschieden friedliebende und ideale Natur vor, dem Sprichworte zu folgen: „Der Klügste gibt nach!" und das Feld schon vor der Katastrophe zu räumen. Kosten werden durch diese Umzüge nicht verursacht, da Monsieur Norbert wie weiland Bion, griechischen Andenkes, stets von sich sagen kann: „Omnia mea mecum porto",*) wobei ich freilich den gelehrten Philologen in diesem Kreise zu untersuchen anheimgebe, ob jener Grieche wohl lateinisch gesprochen habe, wie es gewöhnlich in der Historie berichtet wird."

„Monsieur Norbert besitzt die Selbstverleugnung, seine eigene Cultur und Civilisation völlig daran zu geben, einzig und allein, um die Cultur und Civilisation dieser thörichten Welt, und insbesondere die des preußischen Staates auf eine bisher ungeahnte Stufe zu heben. Monsieur Norbert wäscht sich niemals, nur wenn das civilisatorische Element der Zukunft seine keuschen Fluten in Gestalt eines derben Regens herniederströmen läßt, nimmt er in andächtiger Verehrung seinen Hut vom Kopfe — und ist gewaschen. Daß Monsieur Norbert keinen Kamm besitzt, ist selbstverständlich."

„Monsieur Norbert verschmäht es, seine kostbare, den höchsten Interessen der Menschheit gewidmete Zeit etwa mit Sprachunterricht oder dergleichen niedrigen Dingen zu vergeuden. Dagegen ist er unermüdlich in den verschiedensten Formen, in Prosa und in Versen, das Ungeheure seiner Erfindung dem gemeinen Menschenverstande anschaulich zu machen, und hier ist es, wo es meiner schwachen Kraft vergönnt war, in den Dienst des großen Mannes zu treten, indem ich die Inspirationen seines Genius zu Papier brachte, da er selbst eines Augenfehlers wegen weder lesen noch schreiben konnte."

*) Ich trage alles Meinige bei mir.

„Von seiner Beredsamkeit haben sehr hochgestellte Persönlichkeiten oft die überraschendsten Beweise erhalten. Einem bekannten, sehr vermögenden Minister a. D., den er für seine Sache zu interessiren versuchte, und der ihn als einen lästigen Bettler abweisen wollte, begegnete er z. B. in folgenden Ausdrücken: „Mein Herr, ich bedaure unendlich, Sie nicht auf dem geistigen Standpunkte zu finden, den ich bei Ihnen voraussetzte, als ich Sie mit meinem Unternehmen bekannt machte. Ich habe so eben die betrübende Entdeckung gemacht, daß Sie auch nur zu der großen Masse gehören, welche gedankenlos das Geld zusammenrafft, ohne sich die geistige Arbeit zu vergegenwärtigen, die dazu gehört hat, um die Schätze der Natur flüssig zu machen. Was wären Sie ohne Männer, wie ich es bin? Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen, mein Herr."

„Ueberhaupt sucht Monsieur Norbert seinen Verkehr nur in den höchsten Kreisen der Gesellschaft. Er versäumt es nicht, die Achtung, welche ihm gebührt, in zart symbolischer Weise durch ein rothes oder gelbes Cigarrenbändchen, welches er in ein Knopfloch seines Havelock bindet, anzudeuten. Leider scheint er dort nicht das Verständniß gefunden zu haben, welches im Interesse der Civilisation der Menschheit so wünschenswerth gewesen wäre."

„Dabei ist übrigens Monsieur Norbert durchaus nicht unglücklich. Nur ein Umstand stört zuweilen das Gleichmaß seines Wesens; und ich habe dann in seinen Augen sogar Thränen zittern gesehen. Das Wort: Liebe sagt Ihnen alles, meine Herren! Monsieur Norbert ist alt, sein Herz ist jung! Hinc illae lacrimae!"*)

Alle zollten dieser launigen Improvisation ihren vollen Beifall. Während indessen die einen den Erzähler mit Fragen bestürmten: „Wovon lebt der Mann? Wo ist er her? Wie ist er nach Berlin gekommen?" u. s. w., machte sich bei anderen ein gewisses Gefühl der Enttäuschung geltend, das sich in dem Ausrufe äußerte: „Also nichts weiter als ein Charlatan!"

Der Redner, welcher mittlerweile wieder sein grämliches Aussehen angenommen und auf alle Fragen nur mit Achselzucken geantwortet hatte, erwiderte hierauf: „Wenn der Mann nichts weiter, als ein Charlatan wäre, so würde ich sicher nicht Schreiberdienste bei ihm verrichtet haben. Vergegenwärtigen Sie sich einen Mann, der höchst wahrscheinlich eine sehr sorgfältige Jugenderziehung genossen hat, den seine Gaben zu den kühnsten Hoffnungen berechtigten, der dann durch, Gott weiß welche, Umstände aus seiner Heimat in ein Land geschleudert worden ist, dessen Sprache und Sitten er nicht versteht, das aber gerade genug von der seinigen versteht, um es ihm überflüssig erscheinen zu lassen, sich die ihrigen anzueignen. Stellen Sie sich vor, wie bei diesem Mangel an den wichtigsten Verbindungsgliedern zwischen ihm und der Welt um ihn her von dem üppigen Wachsthum seines geistigen Lebens allmählich ein Pflänzchen nach dem andern abstirbt, und alles noch übrige in phantastische Formen ausartet, ohne mehr die Kraft zu haben, Früchte zu bringen. So bleibt schließlich von einem jugendlich-feurigen Streben nach einem großen, fruchtreichen Wirkungskreise nur die Idee zurück, die Civilisation der Menschheit durch eine Luftmaschine aus ihren Angeln zu heben, eine Idee, in welcher niemand ein Fünkchen Wahrheit leugnen wird; denn es ist keineswegs unmöglich, daß wir die atmosphärische Luft noch in einer weit wirksameren Weise verwenden lernen werden, als es bis jetzt in unseren Windmühlen, Segelschiffen und Compressionsmaschinen geschehen ist. Ich glaube, Sie werden einen solchen Mann nicht ohne eine gewisse Rührung betrachten können. Ich vermuthe, daß Monsieur Norbert etwas dergleichen ist; ich weiß freilich nur von ihm, daß er lange Jahre in Wien und Berlin gelebt hat, vom Deutschen so gut wie nichts versteht, und über die jetzige Welt um ihn her unwissend wie ein Kind ist." — —

Einige Monate später las ich im Polizeibericht:

„Im Thiergarten ist die Leiche eines unbekannten, dürftig bekleideten, alten Mannes aufgefunden worden."

Eine unbestimmte Ahnung trieb mich nach der Charité; sie hatte mich nicht betrogen. Langsam und leise rieselte das Wasser über die Steinplatte, auf welcher Monsieur Norbert de l'Orme seine letzte Ruhestätte gefunden hatte.

*) Daher jene Thränen.

Italienische Staatsmänner.

Von dem Verfasser der „Feldherren, Räthe und Feinde des zweiten Kaiserreiches."

I. Urban Rattazzi.

„L'Italie est la terre des morts" — „Italien ist das Land der Todten" — schrieb vor einigen vierzig Jahren der damalige französische Gesandschaftssecretär in Florenz, Alphons de Lamartine, und ward gezwungen, sich ob dieses Ausdrucks mit einem neapolitanischen Officier, dem später berühmt gewordenen General Pepe, zu duelliren. — „Italien ist ein geographischer Ausdruck" hatte fast zur selben Zeit Fürst Metternich mit wegwerfender Stimme im Congresse von Aachen gesagt — und die Befolgung dieses Axioms in seiner ganzen Tragweite hat wohl am meisten dazu beigetragen, die österreichische Monarchie bis zu dem Punkte zu bringen, wo sie vor wenigen Monaten noch war — „Italien muß frei bis zur Adria sein" lautete die erste Proclamation Napoleons III, als er in Genua ausschiffte und sich an die Spitze der vereinigten Armeen stellte, mit denen er bei Magenta und Solferino focht — und jetzt, da das kaiserliche Wort sich erfüllt hat — jetzt senkt sich oft sorgen- und gedankenschwer das Haupt des schweigsamen Mannes, der auf Frankreichs Thron sitzt, er wirft einen Blick in die Vergangenheit und denkt vielleicht, daß die Stütze, welche der Sieg bei Solferino seinem Throne und seiner Dynastie verliehen, morscher ist als alle andere.

Und dennoch hatten sie recht — alle drei hatten recht; der Poet — der Minister — der Kaiser. Ja, wenn man die heutigen Italiener ansieht — die besten unter ihnen, und an die großen Todten dieses Landes denkt, dann wird man des Dichters traurigen Ausruf wohl verstehen, — wird begreifen, daß kein einziger der Lebenden den Vergleich mit dem unbedeutendsten jener unvergeßlichen Männer aushält, deren Namen mit Verehrung von Generation zu Generation übergehen. — Und wenn ihr je einen Lombarden neben einem Bewohner der rauhen Abruzzen und diesen neben einem Bürger von Girgenti oder Syracusa gesehen, wenn ihr die Halbinsel je von Norden nach Süden, von Ost nach West durchstreift habt, dann werdet ihr jene nationale Lästerung des österreichischen Ministers wohl verstehen lernen und werdet sie dem bewährten Staatsmanne verzeihen! Und wiederum, wer könnte wohl behaupten, daß des großen Kaisers Neffe unrecht hatte, als er sein Schwert zog, um die Fremdlinge aus dem Lande seiner Vorfahren zu vertreiben?

Und dennoch hatten alle drei unrecht; denn es lebt in dem heutigen Italien eine seinen Bewohnern selbst vielleicht unbewußte Kraft, Energie und Lebensfülle, die sich seit acht Jahren mächtig entfaltet hat, die, von rechten Händen geleitet, dem Lande Segen und Gedeihen hätte bringen können; oder im umgekehrten Falle .. Revolution und Chaos! Und es ist dennoch ein Land von den Alpen bis zum Cap Pasero, trotz der Verschiedenheit seiner Racen, seiner Gewohnheiten, seines Klimas; seine Befreiung hat schon Ströme von Blut, hunderte von Millionen gekostet und nach acht Jahren steht die italienische Einheit immer noch am Vorabende ihres Verfalls!

Wir haben uns vorgenommen, indem wir das Leben und die Thätigkeit einiger der hervorragenden Männer, welche die Schicksale der italienischen Nation seit ihrem ersten Erwachen geleitet haben, und noch zu leiten berufen sind, zu skizziren versuchen — wir haben uns vorgenommen, dem Leser vielleicht den Ariadnefaden in die Hand zu geben, welcher ihn aus dem Labyrinth der italienischen Wirren zu führen vermag, und ihm die traurigen Ereignisse der letzten Monate in ihrem wahren Lichte zu zeigen, besonders insofern dieselben ein Interesse für Deutschland und eine mögliche Beeinflussung der Schicksale unseres Vaterlandes zu haben berufen sind. In einem vieljährigen Aufenthalte in Italien und in der Bekanntschaft mit hervorragenden Persönlichkeiten dieses Landes suchen wir unsere Berechtigung, diese Skizzen zu schreiben.

..... Es hat von jeher — besonders bei der lateinischen Race — Männer gegeben, die bei all ihrem inneren Werthe, sogar bei der Redlichkeit und Treue ihrer Absichten, dem Lande und dem Monarchen, welchen sie gedient, ebenso und noch fataler geworden sind, als jene anderen, welche ihr Land und ihren Herrn durch Leichtsinn oder eigne Verderbtheit an den Rand und oft bis in den Abgrund selbst geführt haben. Dem so bunten Gemische von Namen, wie Godoi, Polignac, Metternich, Espartero und Guizot, wird die Geschichte einst und mit vollem Rechte den des Herrn Urban Rattazzi anreihen, des Mannes, der voll eminenter Befähigung und, wir glauben es gern, voll aufrichtigem Patriotismus, in den zwanzig Jahren seiner öffentlichen Carriere noch nichts für sein Vaterland gethan hat ... gar nichts, als es dreimal dem Verderben zuzuführen — einem sicheren Verderben, von dem ein gütiger Stern, der über Italien waltet, es allein zu retten vermochte. — Herr Rattazzi war viele Male Minister und die drei Namen, welche seine Staatsverwaltung unsterblich machen werden, heißen: Novara — Aspromonte — Mentana! Niemand wird bestreiten, daß dieser Mann verhängnißvoller für das Geschick Italiens war, als die österreichischen Waffen und die römische Curie.

Er muß gegen sechzig Jahre alt sein, hat eine hohe, schlanke, etwas nach vorne gebeugte Gestalt, ein verhältnißmäßig kleines Gesicht mit feinen, scharfen Zügen, und obgleich das Lorgnon oder der Kneifer fast nie sein Auge verläßt, so fühlt man aus seinem Blicke doch so etwas stechend Durchdringendes, daß die ganze, schon ziemlich unangenehme Erscheinung durch den Blick, der bei vielen so versöhnend wirkt, bei ihm nur noch mehr abstößt, jedoch, als wenn ihm dies bewußt wäre, so hat er in all seinen Bewegungen sich eine gewisse Geschmeidigkeit, Rundheit, man möchte fast sagen, Grazie angeeignet, die bei oberflächlicher Beobachtung wohl den üblen Eindruck seines Gesichtes mildern könnte. Nichts berechtigte ihn in seiner Jugend, an das Schicksal zu glauben, welches ihm einst beschieden sein würde; denn obgleich sein Vater eine höhere Stellung in der Justizverwaltung inne hatte, so waren die Verhältnisse der Familie doch dermaßen gedrückt, daß man für den jungen Urban um eine Freistelle am Gymnasium von Alexandria nachsuchen mußte. Er machte hier sehr gute Studien und kam schon mit seinem siebenzehnten Jahre auf die Universität von Turin, wo er, nachdem er sein Examen glänzend absolvirt, in seinem zweiundzwanzigsten Jahre zur advocatorischen Praxis zugelassen wurde. In den Ländern, wo die Advocatur frei ist, sieht man oft plötzlich Talente auftauchen, von denen niemand vorher etwas wußte — ein einziger, glücklich und geschickt durchgeführter Proceß, eine einzige schwungvolle Vertheidigungsrede hat manchmal das Augenmerk der Staatslenker auf ganz neue Kräfte gerichtet, welche später dem Lande die erheblichsten Dienste geleistet haben.

So ging es Herrn Rattazzi, welcher sich zwar eine ziemlich gute advocatorische Praxis in Turin erworben hatte, der aber dennoch freudig seine Ernennung zum Advocaten am Appellationsgerichte von Casale im Jahre 1838 annahm. Hier erwarb er sich durch zehnjährigen unermüdlichen Fleiß, durch strenge Rechtlichkeit und durch seinen wirklich bewunderungswürdigen juristischen Scharfsinn den Ruf eines der ersten Advocaten Piemonts und zu gleicher Zeit ein nicht unbedeutendes Vermögen neben einer großen Popularität; denn man behauptete, ohne andere Beweise dafür zu haben, als seine in Privatconversationen ausgesprochenen Meinungen, daß er äußerst liberal sei. Im Jahre 1848 gab, wie man weiß, der König Carl Albert dem Lande eine Constitution, welche auf parlamentarischer Basis beruhte, und die Wähler, welche zum ersten Male von dem ihnen ertheilten Rechte Gebrauch zu machen berufen waren, hatten noch so wenig Praxis, daß sie in der größten Verlegenheit um Deputirte waren. Herr Ratazzi benutzte trefflich diese Gelegenheit; mit Extrapost fährt er nach seiner Vaterstadt Alexandria — beruft eine Volksversammlung auf freiem Platze und er, der nie dort verweilt, der weder Einfluß noch Freunde oder Bekannte dort hat, beweist den guten Bürgern in einer hochpathetischen Rede, daß die erste Pflicht des Deputirten, der eine Stadt vertreten will, die sein muß ... ein Kind jener Stadt zu sein. Man sollte es kaum glauben, daß es 1848 noch eine politisch so unmündige Bevölkerung in einer großen Stadt gegeben hätte; — niemand in Alexandria wußte etwas von jenem Manne, der sich anbot, ihre wichtigsten Interessen zu vertreten; weder seine guten noch seine schlechten Eigenschaften waren bekannt ... und dennoch ward er einige Tage später mit einer Majorität, die fast an Einstimmigkeit grenzte, zum Deputirten ernannt.

In der Turiner Kammer sehen wir ihn im Centrum sitzen und in einer brillanten Rede entwickelt er gleich in den ersten Tagen der Session nicht allein eine außerordentliche Kenntniß der Gesetze, sondern überzeugt Gegner und Parteigenossen augenblicklich, daß in ihm die Kammer sich ein oratorisches Talent ersten Ranges erworben habe. Bei einer zweiten Rede wirft er sich gleichsam zum Chef eines gemäßigt-liberalen Centrums auf und trägt viel dazu bei, daß das Ministerium gestürzt wird. Der parlamentarischen Praxis gemäß, welche der König strict ausgeführt wissen wollte, wird jetzt die Opposition mit der Bildung eines neuen Ministeriums betraut und, um sich der Stimmen des Centrums zu versichern, gibt man ein Portefeuille . . . Herrn Urban Rattazzi.

Wir können nicht umhin, den Leser auf diesen nicht ungewöhnlichen Fall im parlamentarischen Leben einer Nation aufmerksam zu machen. Ein Mann, der vor wenigen Wochen noch in einer Provinzialstadt ein von wenigen gekanntes Leben führte, dessen Meinungen und Fähigkeiten noch keine einzige Probe bestanden haben, wird plötzlich mit der höchsten Beamtencharge seines Landes betraut, ohne anderen Grund, ohne anderen Zweck, als um dem Stimmenverhältniß in der Kammer ein neues Gleichgewicht zu geben. Dem Leser wollen wir es überlassen, zu beurtheilen, ob dies recht oder unrecht ist und ob ein Land unter solchen Verhältnissen gedeihen kann. Indem es immer neue Kräfte um die Regierung scharte, hat Italien oft recht glückliche Griffe gethan, doch zweifelt wohl niemand, der die italienischen Verhältnisse kennt, daran, daß gerade dieses System der Hauptgrund seines Nichtgedeihens — die Laokoonsschlange ist, welche sein Emporblühen im Keime schon erstickt.

Das Ministerium, welchem Herr Rattazzi zugetheilt ward, hatte nur ein achttägiges Leben und ward von einem etwas mehr nach rechts zur conservativen Seite hin sich neigenden ersetzt. Und natürlich mußte das eben abgetretene Ministerium dem nachfolgenden in der Kammer eine strenge Opposition machen. So sehen wir denn Herrn Rattazzi langsam vom Centrum nach links rücken und finden ihn bald als den Hauptredner jener compacten Oppositionspartei, welche unter der Führung des Abbé Gioberti damals die piemontesische Kammer zu einer wahren Rednerschule machte. Am 15. December gelang es dieser Partei, das Ministerium zu stürzen, der so hoch begabte Abbé ward Ministerpräsident und Herr Rattazzi Minister des Innern.

Es ist hier der Ort nicht, über Gioberti, einen der edelsten Charaktere der Neuzeit Italiens zu sprechen; — er hatte, indem er das Banner der Religion verhinderte, in den Schmutz der Parteien gezogen zu werden, die einzig richtige Idee, wie eine zukünftige Einheit Italiens anzubahnen sei ohne fremde Einmischung. Er glaubte vor allen Dingen, daß Piemont das Papstthum von der drohenden Gefahr retten müsse — daß Piemont die Insurrection, die sich Roms bemächtigt hatte, niederwerfen müsse; — er, der Demokrat, der Mann, an dessen Leben kein Makel war, der nächst seinem Gotte die Freiheit am meisten liebte, er schlug eine piemontesische Expedition gegen Mazzini und Garibaldi vor, welche den Papst wieder von Gaëta nach Rom zurückführen sollte.

Bei dieser Gelegenheit zeigt sich zum ersten Male der Charakter Rattazzis in vollem Lichte. Entschiedener Gegner dieses Plans Giobertis scheidet er nicht aus dem Ministerium, wie dies in solchen Fällen üblich ist, sondern sucht unter der Hand die Kammer zu bearbeiten, damit sie dem Ministerium, wenn es die römische Expedition vor die Vertreter der Nation brächte, ein Mißtrauensvotum gebe. Natürlich fand er bei den exaltirten Köpfen den bereitwilligsten Empfang, und trotz der größten Anstrengungen Giobertis, trotz der persönlichen Einmischung des Königs, welcher diesem Plane hold war, wurde er nach einer mehrtägigen Debatte mit übergroßer Mehrheit verworfen. Noch heute sitzen im italienischen Parlamente Männer, welche damals gegen Gioberti stimmten — mit welcher Last mag ihr damaliges Votum heute ihr Gewissen drücken? wenn die Franzosen nie Rom genommen hätten, wie anders sähe es jetzt in Italien aus!

Die Folge dieses Votums war die Entlassung Giobertis und die Ernennung eines noch entschiedeneren Ministeriums, in welchem Rattazzi das Departement der Justiz erhielt. Man sieht, daß dieser Mann seit den wenigen Monaten seiner öffentlichen Carriere tüchtige Fortschritte in der Portefeuillesjagd gemacht hatte. — Die Partei, welcher er anzugehören vorgab, hatte jedoch kein rechtes Vertrauen zu ihm, und als er interimistisch die Präsidentschaft führte, forderte sie ihn auf, alles aufzubieten, damit der mit Oesterreich abgeschlossene Waffenstillstand gekündigt und der Kampf von neuem begonnen werde. Man murmelte sich in die Ohren, daß Carl Albert über den Kopf seiner Minister direct mit Oesterreich verhandle, man verbreitete die unsinnigsten Gerüchte über häusliche Scenen, welche zwischen dem Könige und seinen beiden Söhnen stattgefunden haben sollten — man ging in einem Worte so weit, den Monarchen, der seine Krone und sein Leben im Kampfe für Italien aufs Spiel gesetzt hatte, des Landesverrathes anzuklagen.

Es sind gar merkwürdige Worte in dieser Unterredung Rattazzis mit den Chefs der Ultrademokraten gefallen — Worte, die später in die Oeffentlichkeit drangen; dann wie gewöhnlich abgeschwächt, abgeläugnet, wurden — ja sogar als „mißverstanden" bezeichnet wurden; das Resultat jedoch — das thatsächliche, war, daß sich im ganzen Lande revolutionäre Comitees bildeten, welche zum „heiligen Krieg" gegen Oesterreich aufriefen, das leicht zu begeisternde Volk noch mehr anfeuerten, und daß die Regierung, als deren Seele Herr Rattazzi galt, nichts that, um solche Demonstrationen zu verhindern, — ja, daß man es sogar in allen Kaffeehäusern hören konnte, die Regierung begünstige die Bewegung und sei froh, moralisch gezwungen zu werden, den Krieg mit Oesterreich von neuem zu beginnen.

Der Leser kennt die Folgen hiervon. — Bevor die Armee im Stande war, ins Feld zu rücken, wurde der Waffenstillstand gekündigt, und am 23. März 1849 brachte der greise Feldmarschall Radetzky der piemontesischen Armee bei Novara eine so blutige Niederlage bei, daß das einzige Mittel, das Land und die Dynastie zu retten, das war, den Frieden anzunehmen, welchen Oesterreich dictirte. Carl Albert, welcher vergeblich den Tod im Kampfgewühl gesucht hatte, dankte am Abend der verlorenen Schlacht ab und warnte vor seiner Abreise nach Portugal, wo er wenige Monate später vor Kummer starb, seinen Sohn, den neuen König, vor jenen Männern, welche unter ihm die Zügel der Regierung geführt hatten. — Im Munde des Volkes erhielt Herr Rattazzi seit den ersten Tagen nach der Schlacht schon den blutigen Spottnamen „l'uomo di Novara."

Da natürlich ein neues Ministerium die Schicksale der Nation jetzt in die Hand nahm, so trat der Held dieser Skizze wieder in die Kammer ein, wo er zuerst auf der äußersten Linken seinen Platz einnahm und dem Grafen Cavour Opposition machte, allmählich jedoch immer mehr dem Centrum sich näherte und nach einiger Zeit denselben Platz wieder beanspruchte, auf dem er gesessen, als er zuerst in die Kammer trat, und von da aus dieselben gemäßigten „lauwarmen" Reden hielt, wie früher.

Für viele ehrenwerthe Charaktere auf allen Seiten der Kammer war Rattazzi, nach diesem ersten Beweis seiner . . . Elastizität, vollständig abgeurtheilt und schon von jener Zeit an zeigten sich in den gesetzgebenden Versammlungen sowie auch im Publicum die ersten Spuren einer Opposition, welche mehr dem Manne selbst galt als den Principien, die er vertheidigte. Jedoch waren diese Leute in so winziger Minorität, daß sie kaum beachtet wurden. Auf der anderen Seite hingegen verführte sein ungewöhnliches Rednertalent, seine große Kenntniß der Gesetze und der eiserne Fleiß, mit dem er jede Frage studirte, die meisten — man zog einen Strich unter seine zweideutige politische Vergangenheit, man entschuldigte sie sogar mit der wohlfeilen Redensart: „unbesonnener Patriotismus", und im Jahre 1851 ward er Vicepräsident der Kammer, im nächstfolgenden Präsident, und nachdem er ein pater peccavi für sein vergangenes Demokratenthum gesagt, gab ihm der Graf Cavour, der damals nichts weniger als liberal die Zügel der Regierung inne hatte, im Jahre 1854 das Portefeuille der Justiz wieder zurück.

Seine Thätigkeit bis zum Jahre 1858 beschränkte sich auf die Verwaltung dieser Branche, denn Cavour, obgleich constitutioneller Ministerpräsident, beanspruchte doch die politische Führung für sich ganz allein. Man muß Rattazzi nachrühmen, daß er die Justiz des Landes gut und aufmerksam verwaltete und die schwierigen Aufgaben der Trennung von Kirche und Staat, Civilehe, Aufhebung der Klöster 2c. mit Geschick und Energie durchführte. Während dieser vier Jahre gelang es ihm auch, sich das Wohlwollen des Königs für immer zu sichern durch einige Dienste, deren Erwähnung nicht in die Oeffentlichkeit gehört. Der brüske und soldatenhafte Charakter Victor Emanuels paßt nicht im geringsten zu dem biegsamen, geschmeidigen Rattazzi, und dennoch hat nichts — keine Erfahrung, so bitter sie auch immer sein konnte, den König vermocht, Rattazzi sein Vertrauen zu entziehen.

Als jedoch im Jahre 1858 die in Plombières besprochene Action ihre Entwickelung nehmen sollte, da verlangte Cavour, welcher ein gutes Gedächtniß hatte und Rattazzi für fähig hielt, ein anderes Mal jene zweideutige Rolle zu spielen, deren Resultat die Schlacht von Novarra gewesen war, daß er aus dem Ministerium entfernt würde, und trotz des energischen Widerstandes des Königs mußte ihm nachgegeben werden, denn er hatte ja die Fäden aller Verhandlungen in der Hand. Eine für Rattazzis Ehrgefühl schrecklich peinliche Aeußerung des Grafen Cavour charakterisirt beide:

„In ruhigen Zeiten gehe ich gern mit ihm zusammen, denn er ist ein fleißiger und verständiger Arbeiter; aber als verantwortlicher Ministerpräsident würde ich nie meine Einwilligung zu einem Kriege geben ... mit Rattazzi im Rücken."

Nicht allein, daß er augenblicklich seine Demission gab, als ihm diese Aeußerung hinterbracht wurde, sondern er verließ das Ministerium, ohne einen Nachfolger zu erwarten, und ließ sämmtliche Arbeiten im Stich. Cavour mußte neben der Präsidentschaft und dem Aeußern auch noch die Verwaltung der Justiz übernehmen.

Man kennt die Ereignisse des Jahres 1859 zu gut, als daß wir sie zu erwähnen brauchten. Cavour, der sich nach dem Frieden von Villafranca zurückgezogen hatte, um das in diesen Friedensverhandlungen bestimmte Föderativsystem nicht anzunehmen, ward von Rattazzi ersetzt, welcher ruhig die Präliminarien von Villafranca annahm, den definitiven Frieden von Zürich zeichnete . . . und Toscana, Modena und Parma gegen die ausdrücklichen Bedingungen dieses Friedensvertrages annectirte.

Man hat und man kann diesen Act so viel beschönigen, wie man will; daß er ein Bruch des gegebenen Wortes war, kann von niemandem geleugnet werden. — Schon sonnte sich Rattazzi in dem stolzen Selbstbewußtsein, seinem Lande eine so bedeutende Gebietserweiterung errungen zu haben, als er mit Verzweiflung bemerken mußte, daß er am Ende zu nichts anderem gedient hatte, als die Geschäfte des schlauen Cavour zu machen; denn kaum waren die Annexionen vollzogen, als dieser plötzlich wieder auftauchte und wie spielend seinen Gegner stürzte. — Noch einmal wiederholte Rattazzi die nicht zu qualifizirende Handlung, welche ihm schon einmal die Rüge aller Parteien zugezogen hatte. Nachdem er seine Entlassung eingereicht und dieselbe erhalten, verließ er augenblicklich das Ministerium, ohne sich im geringsten darum zu kümmern, wie die Regierungsgeschäfte bis zur Installirung seines Nachfolgers weitergeführt werden könnten. — Doch er trat bald darauf wieder in der Kammer auf und in einer meisterhaften Rede bekämpfte er die Abtretung Nizzas und Savoyens, der er, wie Cavour ihm lächelnd antwortete, mit beiden Händen seine Unterschrift gegeben haben würde, wenn er Ministerpräsident geblieben wäre.

Alle diese parlamentarischen Kämpfe, seine steten Niederlagen, wenn er mit Cavour anband, und auch die wahrscheinlich von ihm selbst anerkannte Ueberlegenheit dieses großen Staatsmannes, hatten ihn gegen denselben mit einem Gefühle erfüllt, welches dem Hasse auf ein Haar glich. Er beschloß, ihm den Boden unter den Füßen zu miniren, und indem er den Moment benutzte, wo die Invasion der Romagna das Tuileriencabinet arg gegen Cavour verstimmt hatte, begab er sich nach Paris, ließ sich von den Redactionen der Presse, des Siècle und der Opinion nationale, ein Banket geben und in einer denkwürdigen Audienz versicherte er dem Kaiser, daß es für ihn keine andere Politik für Italien gebe, als ein inniges und stetes Zusammengehen Italiens mit Frankreich!!

.... Im März des Jahres 1862 ernannte ihn der König von neuem zum Ministerpräsidenten; — wie hatten sich die Verhältnisse geändert, seitdem er zum letzten Male diesen hohen Posten inne gehabt! Cavour war gestorben und die, welche versucht hatten, ihn zu ersetzen, hatten alle ihre Unfähigkeit zu dieser Titanenarbeit so deutlich an den Tag gelegt, daß die wahren Patrioten wirklich all ihre Antipathien zurückstießen, und dem Manne, welchen sie mißachteten, keine Opposition zu machen versprachen, wenn es ihm nur gelänge, das auf so wunderbare Weise neugestaltete Vaterland im Innern zu organisiren und ihm den äußeren Frieden zu bewahren. — Leider geschah, wie man weiß, gerade das Gegentheil. Er hatte Garibaldi so viele Versprechungen gemacht, daß dieser sich berechtigt glaubte, noch einmal das ihm im Königreich beider Sicilien geglückte insurrectionelle Spiel zu wiederholen. Man kennt die zu gleicher Zeit unsinnige und profane Scene in der Kirche von Marsala, wo Garibaldi am Altare, unter dem Bilde des Gekreuzigten, den Schwur that: „ó Roma, ó morte!" Man weiß, wie alle Beamten der Regierung mit einemmale wie mit Blindheit geschlagen waren, wie sie die Anwerbebüreaux, die Volksversammlungen, die Waffensendungen nicht sahen, obgleich das alles am hellen, lichten Tage geschah — wie sie die königliche Proclamation, welche Garibaldi desavouirte und von Rattazzi gegengezeichnet war, nicht beachteten — wie die Kriegsschiffe, welche den Auftrag hatten, sein Uebergehen von Sicilien aufs Festland zu verhindern, ihn ungestört durchließen, und wie er mit einigen tausenden von exaltirten Jünglingen seinen Zug auf Rom begann. Die Inscenesetzung war dieselbe wie vor Novara — die von Rattazzi geleitete Regierung wollte sich die Hand zwingen lassen, um im Kirchenstaat zu interveniren. Doch sie stieß, wie man weiß, auf den eben so ruhigen als energischen Widerstand Napoleons.

„Wenn es Ihnen factisch unmöglich ist, den Zug Garibaldis aufzuhalten," sagte der Kaiser zu dem Ritter Nigra, „so werde ich Sr. Majestät dem Könige von Italien den Dienst erweisen, es zu thun. Ich glaube, daß es einzig daran liegt, daß Sie zu viel Truppen im ehemaligen Königreiche Neapel haben und dem Garibaldi folglich nicht genug in den Weg legen können. Ich werde der französischen Flotte Befehl geben, unsere Truppen in Neapel auszuschiffen. Somit können Sie freier operiren, und da Ihre Regierung, wie Sie mir sagen, den aufrichtigen Wunsch hat, diesen unsinnigen Zug zu verhindern, so wird sie mir Dank wissen ... Im übrigen stehen meine Truppen in Rom!"

Schreiber dieses befand sich zu jener Zeit in Turin und hatte Gelegenheit, die zerschmetternde Wirkung dieser fein ironischen Worte des Kaisers, welche Nigra augenblicklich telegraphirt hatte ... aus nächster Nähe zu beobachten. — Der König hatte vollständig den Kopf verloren, schickte Telegramme über Telegramme an seinen Schwiegersohn, den Prinzen Napoleon, — und wie gewöhnlich, wenn die Angelegenheiten sich complicirten, sprach er von nichts anderem als von Abdankung; — Rattazzi protestirte gegen die Anklage, welche ihm der junge Kronprinz Humbert geradezu ins Gesicht schleuderte, an allem Schuld zu sein; — die ganze Regierung war stundenlang aufgelöst — keine Befehle wurden mehr abgesandt — ja keine eingehenden Telegramme mehr eröffnet.

Eine einzige Person, deren Existenz man im Auslande gar nicht kennt, deren guten Einfluß auf den König man in Italien kaum ahnt — behielt den Kopf oben. Es war die morganatische Gemahlin Victor Emanuels, die Marquise von Miraflores. Diese Dame, den untersten Klassen des Volkes entsprungen — ihr Vater war, wenn wir nicht irren, Tambour — und eine Zeitlang durch ihre Schönheit großes Aufsehn erregend, hat mit seltenem Tacte sich in die hohe Stellung, welche ihr die Liebe des Königs ertheilt, zu finden gewußt. Sie ist eine würdige Gattin, eine treue und aufopfernde Gefährtin des Monarchen, — sie ist ihren fünf Kindern die liebevollste Mutter, und wird von den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses gleich der besten Freundin geachtet; — die Königin von Portugal steht in ununterbrochener Correspondenz mit ihr. Sie hat begriffen, daß, obgleich der König sie und ihre Kinder geadelt, sie nicht an den Hof gehöre, und weder Einflüsterungen, noch Zureden, noch Bitten haben sie dazu bewegen können, ihre Zurückgezogenheit aufzugeben, welche die Liebe des Königs und ihrer Kinder ihr zum Paradies machen.

Diese Dame behielt, wie gesagt, den Kopf oben; sie war es, welche ihrem hohen Gemahl die Energie wiedergab — ihn bewog, den General Cialdini rufen zu lassen und ihn zu fragen, ob es noch möglich wäre, Garibaldi aufzuhalten. Die kurze Antwort des loyalen Generals charakterisirt am besten die ganze Lage.

„Wenn der Officier, der dies ausführen soll, keine Befehle vom Ministerium erhält — ja! ... im anderen Falle .. weiß ich nicht."

Cialdini erhielt den Befehl vom Könige, alles anzuwenden, um Garibaldi zu verhindern, den Kirchenstaat zu betreten, und er betraute den damaligen Obersten Pallavicini mit dieser schwierigen Aufgabe. In dem Befehl, welchen er übersandte, heißt es wörtlich:

„Sie correspondiren nur mit mir, erhalten nur Befehle von mir, melden nur mir Ihre Operationen und deren Resultat, und führen nur die Befehle aus, welche ich Ihnen übersende!"

Pallavicini telegraphirte zurück:

„Und wenn Se. Majestät mir directe Befehle schickt?"

Cialdini ging mit diesem Telegramm ins Palais und zeigte es dem Könige, welcher in Conferenz mit Rattazzi war. Eine äußerst heftige Scene fand jetzt statt, deren Details wir nicht kennen, deren Resultat jedoch das war, daß Pallavicini die vom Könige selbst unterzeichnete Anweisung erhielt ... nur dem General Cialdini zu gehorchen! Die Folgen dieses Befehls sind bekannt; — fünf Tage später war Garibaldi auf der Höhe von Aspromonte umzingelt und fiel, schwer am Fuße verwundet, in die Hände der königlichen Truppen.

Die bald darauf folgenden Parlamentsverhandlungen bewiesen deutlicher denn je die Zweideutigkeit der Handlung Rattazzis; nur waren die Deputirten verblendet genug, den Ministerpräsidenten des Einverständnisses mit Napoleon anzuklagen, während es doch deutlich auf der Hand lag, daß er ebenso gut versucht hatte, den Kaiser wie Garibaldi zu täuschen. Gar herbe Worte fielen in diesen Parlamentsverhandlungen — so herb, daß Rattazzi gar nicht das Mißtrauensvotum der Kammer erwartete, sondern sich während der Debatte schon zurückzog und seinen Nachfolger Minghetti ... auf Säbel forderte. Die lächerlichen Details dieses Duells sind damals zu sehr in die Oeffentlichkeit gedrungen, als daß man ihrer weiter zu erwähnen brauchte. Er glaubte, daß nur Blut seine Ehre retten könne, und viel zu vorsichtig, um sein Leben einer oft sehr unvernünftigen Pistolenkugel auszusetzen, drang er auf ein Säbelduell, obgleich er selbst eingestand, nie einen Säbel in der Hand gehabt zu haben. Minghetti that ihm den Gefallen, ihn leicht am Arme zu verwunden und Rattazzi hielt nun seine Ehre für gerettet.

Doch er täuschte sich — nachdem über sein öffentliches Leben der Stab gebrochen war, begann man sein Familienleben zu richten. Er hatte sich am Anfang des Jahres mit einer der hochgestelltesten Abenteuerinnen der Neuzeit verheirathet ... Madame Solms, oder wie sie sich zu nennen pflegte, die Prinzessin von Solms. Diese Dame ist die Tochter einer Tochter Lucians, des älteren Bruders Napoleons I. und somit Cousine des jetzigen Kaisers von Frankreich. Sie war mit einem Straßburger Photographen Namens Solms verheirathet, den sie für ein Mitglied der deutschen fürstlichen Familie gleichen Namens ausgab, der sich jedoch sehr bald von ihr trennte. Es ist hier nicht der Ort, weiter von den Abenteuern dieser Dame, die sehr schön und auch sehr geistreich war, zu reden. Napoleon ließ sie von der Polizei aus Paris ausweisen, und nachdem sie eine wohlbekannte Existenz in Nizza und der Schweiz geführt, heirathete sie beim Tode des Herrn Solms den italienischen Ministerpräsidenten. Ein einziger Schrei des Zornes und der Verachtung durchtönte ganz Italien bei dieser Neuigkeit — der König war verzweifelt, die höchsten Personen des Turiner Hofes und der so überaus vornehmen piemontesischen Aristokratie, sowie der Bürger — ja der Arbeiter sogar — betrachteten es als eine Beleidigung der öffentlichen Meinung — und als Herr Rattazzi am 1. December 1863 das Ministerium niederlegte, da war seine öffentliche Carriere unter dem Verachtungsschrei der ganzen Nation als beendet anzusehen.

Im Beginn des jüngstverflossenen Jahres übernahm Herr Rattazzi von neuem das Präsidium des Ministeriums! Es ist dies wohl der einzige Fall in dem staatlichen Leben der Neuzeit, wo man es gewagt hat, der öffentlichen Moral einen solchen Schlag ins Gesicht zu geben. Vielleicht wird der gütige Leser fragen, ob dieser Mann in den drei Jahren, welche zwischen seinem Falle und seiner Wiedererhebung liegen, so viel für sein Land gethan hat, daß seine Vergangenheit mit dem Schleier des Vergessens bedeckt zu werden verdient.

Leider müssen wir diese Frage entschieden verneinen! Herr Rattazzi hat während dieser Zeit gar nichts für sein Land gethan, als in der Deputirtenkammer mit Ja oder Nein gestimmt, während seine Frau Gemahlin durch die von ihr veröffentlichten Romane die treuesten und ergebensten Freunde des Königs, wie den General Cialdini und den Marquis Pepoli beleidigte, und da man so weit gegangen war, Herrn Rattazzi für satisfactionsunfähig zu erklären, hatten sich diese beiden Ehrenmänner, welche dem jungen Staate so außerordentliche Dienste geleistet, vollständig vom Hofe zurückgezogen. Und dennoch ward Herr Rattazzi — Ministerpräsident! Vom allgemeinen Mißtrauen getragen, bezog er das Palais des Ministeriums, und die durch die Erfahrung gereiften Patrioten aller Parteien wußten bestimmt, daß Italien von neuem am Vorabende einer tollkühnen Unternehmung stände!

Wir wollen hier unverholen unsere Meinung aussprechen und so sehr wir auch fürchten müssen, den Leser gegen unsere Feder mißzustimmen, so liegt es uns dennoch ob, zu constatiren, daß zweifelhafte Charaktere oft den Interessen des Landes — wenigstens den momentanen — mehr Dienste geleistet haben, als jene aus einem einzigen Guß hervorgegangenen, welche ihr unerschütterliches Rechtsprincip all ihren Handlungen und Unternehmen, einem Stigma gleich, aufdrücken. In Frankreich ist Thiers der Vertreter jener politischen Elasticität und Guizot der des starren Festhaltens seines Princips.

Rattazzis Ernennung zum Ministerpräsidenten war mehr denn ein öffentlicher Scandal — es war eine Thorheit! Die Bedeutung dieser Ernennung war: „Frankreichs vermeintliche Schwäche zu benutzen, um sich Roms zu bemächtigen und auf Preußens Hilfe bei dieser Usurpation zu bauen." Ein größerer Mißgriff ist von der italienischen Diplomatie noch nicht gemacht worden, seitdem Italien angefangen hat, überhaupt ein Land zu sein.

Es ist hier der Ort nicht, diesen Mißgriff zu erörtern — es bleibt uns einfach übrig, zu erwähnen, daß Herr Rattazzi seinem System, das zu Novara und Aspromonte geführt hat, treu geblieben ist. Aus den täglichen Blättern haben unsere Leser wohl die Rolle ersehen, welche die italienische Regierung während des Zuges Garibaldis spielte, haben gehört, wie die Gegner der italienischen Einheit jubelten, und wie ihre besten Freunde verzweifelten. Wahrlich, der Zorn und die Mißachtung Frankreichs hat seine volle Berechtigung und wer daran zweifelt, der lese das Supplement des italienischen Grünbuchs, worin der neue italienische Ministerpräsident mit der alten Politik vollständig zu brechen scheint und offen und klar die Depeschen darlegt, welche das Einverständniß Rattazzis mit Garibaldi nicht dem geringsten Zweifel mehr unterwerfen. Wer die Verantwortlichkeit der hunderte von jungen Leben zu tragen haben wird, die bei Mentana erloschen, wird ein anderer einst richten; aber in der Beschränktheit unseres menschlichen Urtheils zögern wir keinen Augenblick, den größten Theil dieser Verantwortlichkeit — nicht Garibaldi — noch weniger Napoleon III. oder gar dem Papste aufzubürden; sondern aus voller — tiefer Ueberzeugung Herrn Urban Rattazzi, der seit Monaten schon den Streich vorbereitet hatte!

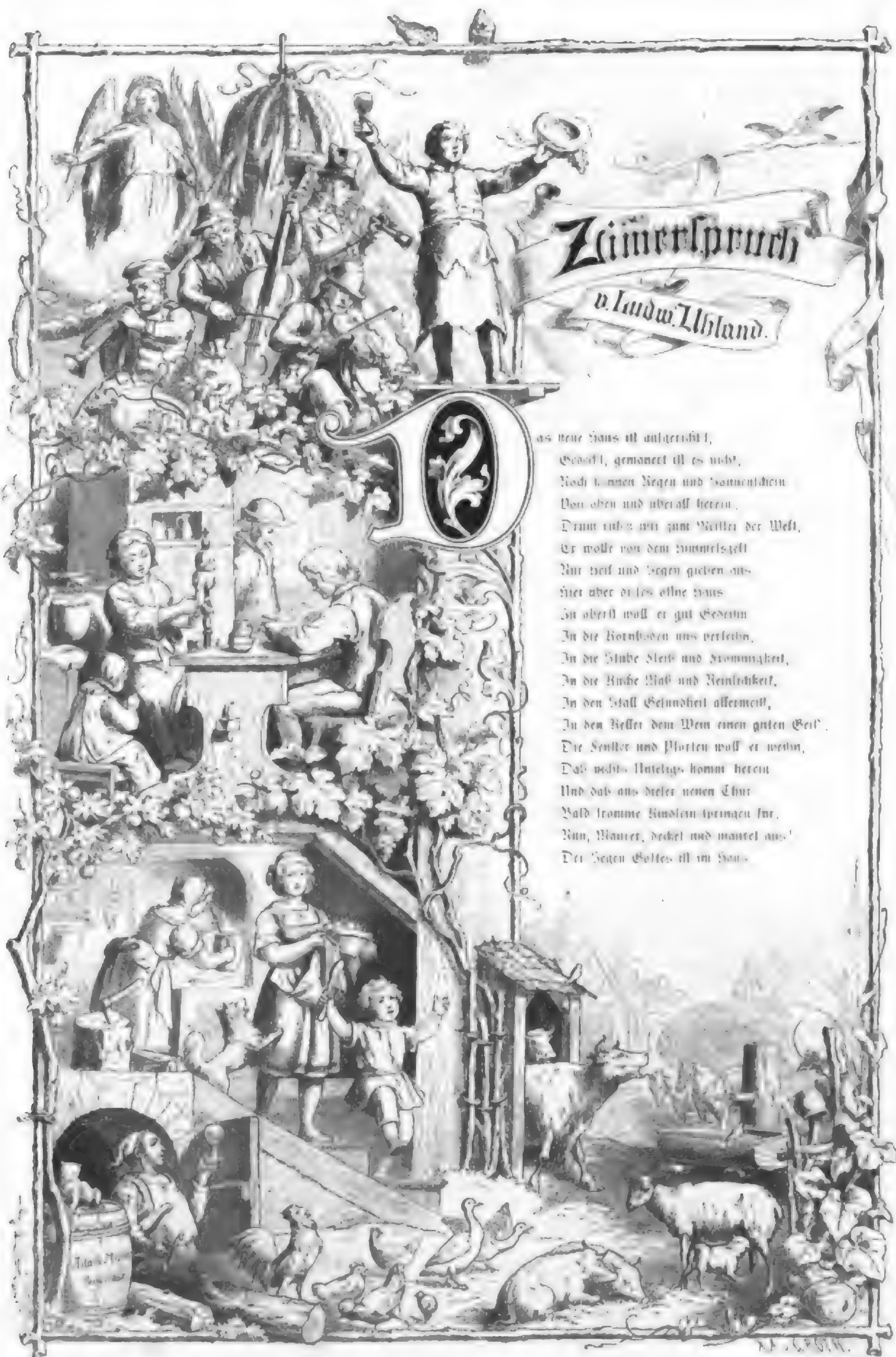
* * *

Wir haben uns veranlaßt gefühlt, diese Skizzen italienischer Staatsmänner mit dem zu beginnen, welcher diese Ehre am wenigsten verdient; denn leider kennen wir zu gut Italien — das Vaterland eines Machiavellis, — um nicht zu wissen, daß — selbst nach dem Gefechte von Mentana — selbst nach den Veröffentlichungen des Grünbuchs, Eventualitäten eintreten können, wo Herr Rattazzi von neuem die Zügel der Regierung in seine unglückbringenden Hände fallen sehen kann. — Dieser Mann hat sich die Volksgunst jetzt errungen; denn es heißt in pompöser Phrase: „er habe sich dem französischen Gewalthaber nicht fügen wollen" — und die Volksgunst hat eine große Bedeutung in einem Lande, wo so viel Parlamentarismus getrieben wird, wie im heutigen Italien.

Rattazzi, der Mann ohne hervorragende Begabung, welcher jedoch das Talent der Intrigue bis zu einem seltenen Grade vervollkommnet hat, ist wohl das schlagendste Beispiel, wie leicht die Volksgunst zu täuschen ist.

Auf der anderen Seite haben seine Gegner, welche diesem Manne den wahrscheinlichen Ruin ihres Vaterlandes vorwerfen, ihm allerlei Anklagen zugeschleudert, von denen sich keine einzige als wahr erwiesen hat. Was man im gewöhnlichen Leben .. ehrlich nennt, das ist er sicherlich; — er hat ein sehr bescheidenes Vermögen, und als nach allerlei Familienverwendungen der Kaiser von Frankreich sich bewogen fühlte, seiner Cousine ein Jahrgehalt von vierzigtausend Franken auszusetzen, hat Herr Rattazzi dies für seine Frau verweigert. Mit Vergnügen constatiren wir diese Thatsache.

Rattazzi ist der Mann der Fatalität für Italien — am Tage, wo sich die junge Nation dieses Mannes und seines ganzen Anhanges und seiner ganzen Tendenz entledigt, müßte man bis ins kleinste Dorf der Halbinsel Freudenfeste feiern. — Leider werden die aufrichtigsten Freunde Italiens diesen Tag wohl nicht mehr erleben!


Zim̄erspruch
v. Ludw. Uhland.
Das neue Haus ist aufgericht't,
Gedeckt, gemauert ist es nicht,
Noch können Regen und Sonnenschein
Von oben und überall herein.
Drum rufen wir zum Meister der Welt,
Er wolle von dem Himmelszelt
Nur Heil und Segen gießen aus
Hier über dieses offne Haus.
Zu oberst woll' er gut Gedeihn
In die Kornböden uns verleihn,
In die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
In die Küche Maß und Reinlichkeit,
In den Stall Gesundheit allermeist,
In den Keller dem Wein einen guten Geist.
Die Fenster und Pforten woll' er weihn,
Daß nichts Unselgs komm' herein
Und daß aus dieser neuen Thür
Bald fromme Kindlein springen für.
Nun, Maurer, decket und mauret aus!
Der Segen Gottes ist im Haus.

Das Geheimniß des Fürstenhauses.

Novelle von Georg Hiltl.

II. Abtheilung. Die Gräfin von Wartenberg.

(Fortsetzung.)

Herr von Danckelmann staunt und faßt einen Entschluß.

Die Scene im Garten der Meierei war natürlich bald genug ruchbar geworden. Daß es viele gab, welche dem kecken Paare diese Lection herzlich gönnten, bedarf keines Beweises, allein es gab auch wiederum manchen, der sich über den Ausgang dieser Angelegenheit nicht besonders freute, denn schon hatte der aufstrebende Graf Wartenberg eine ansehnliche Masse von Freunden und solchen Leuten um sich versammelt, welche in sein Glücksschiff steigen wollten. Die Zurückweisung der Gräfin durch die Kurfürstin machte daher einen sehr verschiedenartigen Eindruck auf die Gesellschaft bei Hofe. Danckelmann triumphirte. Er sah in diesem Ereignisse mindestens ein Aufhalten seines Sturzes, den er dem Kurfürsten vorausgesagt hatte. Mit seiner rothledernen Mappe im Arme, welche die wichtigsten Papiere für den Vortrag enthielt, stand er daher, ein bei ihm seltnes Lächeln auf den Lippen, im Vorzimmer des Kurfürsten, der so eben dem kaiserlichen Gesandten Audienz ertheilte. Die Thüren öffneten sich und Baron Freitag schritt mit heiterer Miene an dem Minister vorüber, der ihn ebenfalls freundlich grüßte.

„Sie haben mich lange warten machen," sagte Danckelmann. „Ich werde schneller fertig."

„Meine Sache war nicht wichtig," lachte Freitag „und deshalb blieb ich lange. Die unbedeutenden Dinge werden immer am weitläufigsten besprochen."

Danckelmann trat in das Zimmer des Kurfürsten. Friedrich saß vor seinem Arbeitstische, der Minister nahm auf einen Wink des Gebieters neben ihm Platz. Ohne weitere Förmlichkeiten begann Danckelmann seine Papiere auszulegen. Der Kurfürst machte seine Gegenbemerkungen, schrieb einzelnes auf die Ränder der Papiere oder wies den Minister an, seine eigne Entscheidung vorwalten zu lassen.

„Nichts weiter, Eberhard?" fragte Friedrich, auf die Pendule blickend.

„Nur eine seltsame, mich gewissermaßen beunruhigende Kleinigkeit," sagte Danckelmann, noch einmal in sein Portefeuille greifend und einen Brief hervorholend. „Dieses Schreiben, gnädigster Herr, erhielt ich gestern aus Wien. Ich habe daselbst auch meine Freunde — gerade soviel als ich Feinde dort habe und die ersteren ließen mir dieses Schreiben zugehen. Es enthält ganz sonderbare Aufschlüsse oder vielmehr Warnungen für mich, welche sich auf ein hinter meinem Rücken geschmiedetes Complott beziehen. Man benachrichtigt mich, daß Euer kurfürstliche Durchlaucht, ohne mich weiter um Rath zu fragen, sich in Unterhandlungen mit dem kaiserlichen Hofe wegen Erwerbung der Königskrone eingelassen haben."

Er heftete seine Augen fest auf den Gebieter, aber sei es, daß die Sache wirklich nicht der Wahrheit gemäß, sei es, daß der Kurfürst vollständig Herr seiner Gesichtszüge war — kein Zug im Gesichte Friedrichs ließ erkennen, ob die Meldung der Wiener Freunde richtig sei oder nicht.

„Es sind ja schon oft dergleichen Dinge in die Welt geschleudert worden. Du kennst ja die Bavardage der Gesellschaft so gut als ich," lachte der Kurfürst „und wenn ich Dir sage: Laß mir die Entscheidung über diese Angelegenheit allein, dann bist Du stets mürrisch. Du bist doch nun einmal der heftigste Gegner dieses, meines hohen Planes, weshalb also, wenn ich meine Person dafür einsetzen will, störst Du mich immer? wir haben schon soviel davon gesprochen, so viel darüber verhandelt, daß es mir zum Ueberdruß wird. Ich werde handeln, wie ich will — aber heut ist noch nicht die Zeit gekommen."

Danckelmann schien von dem etwas gereizten Tone nicht weiter berührt. Er packte seine Papiere zusammen und schloß die Mappe, dann ergriff er seinen Federhut und sagte: „Weiter haben Euer Durchlaucht nichts zu verfügen?"

„Doch — doch —" sagte der Kurfürst mit einigem Zögern. „Ich muß Dir eine Mittheilung machen, weil Du doch mein erster Diener bist und der Hofmarschall Dir die nöthigen Rapporte abzustatten hat, ich sage es Dir, weil ich nicht mag, daß Du die Nachricht aus fremdem Munde erfahrest. Die Frau Kurfürstin hat eingewilligt, die Gräfin Wartenberg zu empfangen."

Danckelmann fuhr erschreckt zurück.

„Das nimmt Dich Wunder?" sagte der Kurfürst.

„Allerdings, gnädigster Herr," setzte Danckelmann rauh hinzu. „Nach der Scene im Garten der Meierei hätte ich nicht geglaubt —"

„Gerade diese Scene ist die Ursache der Umwandlung. Die schwere Kränkung, welche der armen Gräfin widerfahren ist, hat die Kurfürstin nachsichtiger gemacht. Ich habe gewiß keinen Zwang ausgeübt, aber die fremden Cavaliere und die Einheimischen, die Herren der Ambassaden, haben mir in aller Unterthänigkeit denn doch einige ganz gerechtfertigte Vorwürfe gemacht. Besonders war es der Baron Freitag, der sich nicht zufrieden geben konnte, daß einem so hochgestellten Ehepaare ein solcher Affront geschehen sei. Ich kann nicht umhin — diesen Herren recht zu geben und habe deshalb die Frau Kurfürstin ersucht, der Gräfin eine Invitation zur nächsten Soirée hier im Schlosse zuzusenden. Das wird die Sache ausgleichen und die Kurfürstin vergibt sich gar nichts. Sie empfängt noch nicht im eignen Hause und kann diesen besondern Gnadenact für spätere Zeiten aufheben — dagegen ist es doch eine Rehabilitation für die Wartenberg, die schon in aller Augen conpromittirt worden. Es scheint Dir nicht lieb zu sein?"

„Mir?" lachte Danckelmann bitter. „Was geht die Gräfin meine Freude oder mein Ingrimm an, was frage ich nach der Gnade oder Ungnade dieser Sippschaft? meine Ansichten kennen Euer Durchlaucht zur Genüge und so mögen Sie thun, was sie wollen — Sie sind der Herr?"

Er verbeugte sich kurz, aber ehrerbietig und schritt aus dem Zimmer.

„Teufel! Teufel!" murmelte er, „sie haben ein ganz unmäßiges Glück und nähern sich ihrem Ziele im Galopp. Ich bin nicht weit vom letzten Kampfe, das fühle ich und darum noch mit aller Gewalt vorwärts. Wolff ist hier — wo er steckt, ich möcht' es wissen. Er arbeitet wacker, denn die Unterhandlungen mit Wien sind im vollen Gange und sein Werk, mag der Kurfürst den Verschlossenen immerhin spielen. Daß die Wartenberg wieder ins Feuer geschickt wird, unterliegt keinem Zweifel, die Unterredung des Kurfürsten mit Freitag hatte nur die Einführung der Gräfin bei der Kurfürstin zum Zwecke — er spielt mit dem Pater unter einer Decke. Was mögen sie brauen? — sicherlich weben sie wieder eine zweite Intrigue und der Mittelpunkt ist die Königskrone — Unglücklich genug für mich!" sagte er halblaut, indem er stehen blieb. „Aber ich kann nicht zurück, kann meine Ansicht nicht verändern — ich bin ein Gegner — ich werde es bleiben, wenn es doch über mich hinweggeht, dann war es Gottes Wille — ich beuge mich."

Er war langsam die Stufen hinabgestiegen und trat in den Schloßhof, wo seine Kutsche ihn erwartete. Gedankenvoll warf er sich in die Kissen des Wagens und starrte durch die Scheiben, als er plötzlich auffuhr. Gerade, als der Wagen über die Schleuse fuhr, hatte der Minister auf dem Holzgange, der neben dem Ufer hinlief, seinen Secretarius, Herrn Oelven, gewahrt. In einem Moment stand vor ihm die ganze Wichtigkeit der Sache, deren Hauptträger Oelven noch mit seinen Händen hielt, ehe sie emporschnellte. Der Minister hatte es ganz versäumt, sich des geheimnißvollen Bandes zu bedienen, welches die Gräfin mit dem verruchten Handwerke eines Henkers verknüpfte. Er lehnte sich daher schnell aus dem Fenster, winkte mit der Hand Oelven zu, dieser zog ehrerbietig den Hut, er sah, wie der Minister auf seinen Palast deutete, welcher sich auf dem Platze jenseits der Schleuse erhob, wie er bedeutungsvolle Zeichen machte, die sagen wollten: „Komm zu mir. Ich habe dich zu sprechen." Oelven zog noch einmal den Hut, und da die Kutsche des Ministers über die Brücke rollte, machte er sich schleunigst hinterher. Kaum war der Wagen in das Portal gefahren, so erschien auch bereits der

Secretär im Flur vor dem Schweizer und verlangte zu dem Minister geführt zu werden. Als der Schweizer noch zauderte — denn Herr von Danckelmann liebte nicht gleich nach seinem Eintritte belästigt zu werden — tönte eine Glocke und ein Page lief die Treppe herab, um Delven zu holen.

Wenige Minuten später befand sich der Secretär im Arbeitskabinette des Ministers. Danckelmann schob einen Riegel vor die Thüre und faßte den Secretär heftig bei der Brust. „Weshalb so lange gezögert?" rief er.

„Gnädiger Herr, ich wußte nicht, wo ich anfragen sollte."

„Weshalb mir nicht jenen Mann gebracht?"

„Ich wagte es nicht!"

„Wagten es nicht?" ich habe Euch Vollmacht gegeben und Ihr ließt mich in Ungewißheit. Es ist höchste Zeit. Die Feinde gehen mit Macht vorwärts, könnt Ihr Euren Schlag thun?"

„Jeden Augenblick, gnädiger Herr, mein Verbündeter wartet."

„Wie habt Ihr gedacht zu handeln?"

„Es muß ein entscheidender Moment erwählt werden."

„Dieser bietet sich. Am Donnerstag des Abends nimmt die Kurfürstin Gesellschaft bei sich an — die Wartenberg wird dort sein auf Wunsch des Kurfürsten, bei dieser Gelegenheit muß das Zusammentreffen mit dem schrecklichen Verlobten geschehen. Ist sie mit ihm wieder vereinigt, dann ist es unmöglich, die Braut des Henkers in die Gemächer des Hofes zu führen, und einen gewaltigen Feind haben wir zu Boden geworfen."

„Mein Genosse wird alles thun, was in seinen Kräften steht, er ist voll von Haß, voll von Sehnsucht nach Rache. Aber ich muß Euer Gnaden bitten, dafür zu sorgen, daß auch der Schlag geführt werden könne." — „Was heißt das?"

„Mein Freund würde nicht in das Schloß gelangen, wenn wir nicht ein Mittel finden, ihm diesen Eintritt durch irgend welche List zu verschaffen."

Der Minister sann einen Augenblick nach.

„Wir können ihm die Livrée eines Dieners geben."

„Das scheint mir nicht gut, wenn Euer Gnaden mir verzeihen wollen. Sie selbst möchten leicht dadurch compromittirt werden. Ich wüßte einen anderen Vorschlag."

„Redet!"

„Die Menge der zur Soirée Eilenden ist groß genug. Niemand vermag in der Schnelligkeit zu erforschen, ob dieser oder jener wirklich ein Recht hat, in das Schloß zu kommen. Es sind allerlei Leute vorhanden — wer kann jedem ins Herz sehen? Ich meine, wenn unser Mann zum Exempel die Uniform eines holländischen Officiers trüge, wenn er sich etwa Jan van Gülpen, Officier im Dienste der Generalstaaten, nennte, und wenn Sie, gnädiger Herr, ihm eine Karte zum Eintritt ins Schloß auf diesen Namen ausstellten — wie wäre das? er könnte dann immerhin sicher bis in die Vorzimmer gelangen, könnte hier unbehelligt bleiben, bis die Gräfin erscheint und ihr dann gegenübertreten. Wenn auch ein heftiger Auftritt erfolgen sollte — wer will dem Fremden etwas Ernstliches anhaben? mein Freund stand in Diensten der Republik, und wenn wir ihm forthelfen *wollen*, so wird das nicht allzuschwer halten."

„Ihr habt recht, so wird es gehen!" sagte Danckelmann, an den Schreibtisch tretend, „hier, nehmt dieses Papier und gebt es Eurem Agenten. Jan van Gülpen! nicht wahr?"

„Ja wohl, gnädiger Herr!" — „Hier!"

Delven nahm das verhängnißvolle Papier, prüfte schnell die Unterschrift und das Siegel, falzte es endlich zusammen und verbeugte sich.

„Also aufgepaßt!" sagte der Minister. „Ihr spielt für Euch so gut als für mich. Wenn die Wartenberg in die Höhe kommt, dann seid Ihr geliefert, und selbst Eure Bravour vor Bonn wird Euch nicht helfen. Ich bin voller Erwartung, was jene Stunde bringen wird!"

Er winkte zum Abschied mit der Hand und Delven eilte hinweg. Draußen auf der Gasse blieb er ein wenig stehen. „Fatal ist und bleibt es!" sagte er zu sich selbst. „Wenn man genau wüßte, wer siegen wird. Wahrhaftig, mir kommt es so vor, als stehe der Minister nicht mehr so ganz fest auf seinen Füßen. Wenn er schon solche Gewaltmittel brauchen muß — um die Wartenberg nur am Eintritt in den Hofzirkel zu hindern, dann kann es mit seiner Macht nicht mehr weit her sein. Indessen fechten wir ja für uns selber — und ich bin jedenfalls ein gesuchter Mann. Ich komme immer wieder in die Geschichte hinein — ob ich am Ende drin sitzen bleibe?"

Er erreichte unter solchen Monologen seine Wohnung. Er öffnete das Zimmer, und indem er die Gardine einer Nische zurückschlug, rief er laut: „David, seid Ihr da?"

Zwoller, der Scharfrichter, erschien auf der Schwelle. Sein schönes Gesicht war heut noch bleicher als gewöhnlich, seine Kleidung höchst sauber, aber ganz schwarz. „Es ist Zeit zum Handeln!" sagte Delven hastig. „Eure Rache muß befriedigt werden. Setzt Euch und hört mich an, denn es ist ein seltsamer Plan."

„Ich höre!" sagte David, seinen Sessel dicht neben Delvens schiebend. „Redet! wie kann ich sie verderben?"

Der holländische Officier.

Die Abendgesellschaft, welche Sophie Charlotte im Schlosse zu Berlin gab, war dieses Mal außerordentlich zahlreich besucht. So gern Jedermann überhaupt die Einladungen der Kurfürstin annahm — heute hatten die Geladenen noch ein besonderes Interesse, denn schon war allgemein die Neuigkeit verbreitet, daß die längst gehoffte — von vielen auch gefürchtete — Aussöhnung der Gräfin von Wartenberg mit der Kurfürstin stattfinden werde. Die Gräfin hatte zu der bevorstehenden Soirée eine Einladung erhalten. Man war begierig zu sehen, welche Augen, Geberden und Blicke die Damen zeigen würden, wenn sie das erste Mal einander gegenüber standen, und deshalb wimmelten, längst vor Eröffnung der Abendgesellschaft, die Säle und Corridore, welche zu dem großen Empfangssaal führten, von Gästen aller Art, von blitzenden Uniformen und reichen Civilkleidern, von alten und jungen Personen beiderlei Geschlechts, die in größeren oder kleineren Gruppen zusammenstanden, sich über das bevorstehende Ereigniß unterhielten oder unruhig, erwartungsvoll in den erleuchteten Räumen auf- und niederschritten.

„Da ist Dohna!" sagte ein junger, neugieriger Cavalier. „Er wird genau prüfen, woher der Wind weht."

„Sehen Sie, wie der Herr von Wensen unruhige Blicke um sich wirft!" sagte ein anderer.

„Und jetzt tritt Wittgenstein heran — hui — wie hastig die Worte ihm von den Lippen fließen, die er dem Freunde ins Ohr zischelt!"

„Was sind das für Herren dort unten, die so eifrig das Gemälde betrachten, welches den großen Kurfürsten im Hauskleide vorstellt?"

„Ich hörte vor einigen Minuten erzählen, es seien Fremde, Neuangekommene, Gäste der österreichischen Ambassade. Man sieht überhaupt vielerlei Völkerschaften heut vertreten."

„Sie haben recht. Wenn das so weitergeht, werden wir hier in Berlin bald eben so bunte Gesellschaft aufweisen können wie der Hof von Versailles. Sehen Sie die reizende Uniform, welche so eben in den Saal tritt — was ist das für eine?"

„Es ist eine holländische Uniform, von dem Fußregimente Prinz Oranien. Ein schöner Mann, der sie trägt, sehen Sie, wie prächtig sich der interessante Kopf auf der rothen Schleifbinde absetzt, die den Hals umschließt, die feinen, schwarzen Haare, der schöngeformte Bart — es muß ein distinguirter Cavalier sein. Nähern wir uns ihm — wir müssen erfahren, wer es ist!"

Die beiden Neuigkeitsjäger gingen durch die Menge bis zu der Stelle, wo der von ihnen angestaunte holländische Officier im Gespräche mit Herrn von Besser stand. Sie umkreisten die beiden, ohne jedoch auch nur ein Stück von der Unterhaltung für sich in Anspruch nehmen zu können, denn obwohl Besser wenige Augenblicke später die Conversation mit dem Fremden abbrach und sich empfahl, schien letzterer nicht geneigt, mit einem anderen das Gespräch fortzusetzen, er drehte sich vielmehr schnell herum und begann die Bilder zu betrachten. Nur das vermochten die Herren mit Bestimmtheit zu sagen — der fremde Officier sprach deutsch, was auch, obgleich er holländische Uniform trug, kein Wunder war, denn die Armeen jener Tage waren ja aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt.

Unter solchen Beobachtungen und mit allerlei kleinen Zwischenfällen vermischt, kam die Stunde heran, wo sich die Empfangszimmer zu öffnen begannen. Da jeder der Anwesenden Zeuge der Vorstellung sein wollte, durch welche die Gräfin Wartenberg, die ehemalige Schifferstochter, das Recht erhielt, bei Hofe zu erscheinen, drängte sich alles in

die Säle, woselbst nur das Erscheinen des kurfürstlichen Ehepaares erwartet wurde, um die Vorstellungen beginnen zu lassen.

„Ist sie da?" — „Nein!" — „Wo bleibt die Wartenberg?" — „Hat sie noch niemand gesehen?" — „Die Vorzimmer hat sie noch nicht passirt — in dem Empfangssaale ist sie noch nicht!"

So liefen die Fragen und Antworten durcheinander und in der Erwartung, dem größten Ereignisse des Abends in Person beiwohnen zu können, eilte die Menge in den Hauptsaal, was dann die natürliche Folge hatte, daß die Corridore und Vorsäle vollständig leer von Gästen waren. Nur die in den Fensternischen und an den Hauptthüren postirten Lakaien blieben, ziemlich gelangweilt, zurück. Indessen bemerkte ein aufmerksamer Beobachter doch noch einzelne Nachzügler, die sich in den fast leeren Räumen aufhielten, ihre Toiletten hastig vor den Spiegeln ordneten, oder mit einem kleinen Kamme die Locken zurechtstrichen, dann aber ebenfalls ihre Schritte zu dem Hauptsaale lenkten, der kaum die große Zahl zu fassen vermochte.

Wer nun in die Vorsäle geblickt hätte, würde gesehen haben, wie der von den Cavalieren angestaunte holländische Officier sich mit einer fast ängstlichen Miene in den Schatten eines Pfeilers zog, wie er von hier aus glühende Blicke auf die Eingangsthür heftete und, nachdem er eine Weile so in lauschender Stellung ausgeharrt, heftig gestikulirend aus seinem Versteck in die Vorzimmer eilte. Hier befand sich ein Schweizer, der mit der langstieligen Hellebarde Figuren auf den Boden beschrieb.

„Mein Freund," sagte der Officier. „Man sah noch immer nicht die Gräfin von Wartenberg?"

„So ist es," entgegnete der Schweizer, sich aufrichtend.

„Sie ist also wirklich noch nicht hier?"

„Nein. Ich öffne jedem Eintretenden die Saalthüre und hätte die Dame also sehen müssen."

„Sie kommt doch?"

„Gewiß, mein Officier," sagte der Schweizer lächelnd. „Das ist ja heut der Hauptspectakel. Sie wird ohne Zweifel einen ganz sublimen Eindruck machen wollen, denn damit ihre prächtige Toilette, die Roben und Spitzen nicht den geringsten Schaden oder das kleinste Fältchen zeigen, hat sie sich dort jenes kleine Cabinet öffnen lassen, darin wird sie ihren Staat noch einmal mustern und ordnen, ehe sie in den Hauptsaal tritt."

Er wies bei diesen Worten auf eine kleine Thüre, welche halb durch seidene Vorhänge verhüllt war. Die Augen des Officiers erweiterten sich, sie strahlten in unheimlichem Glanze, seine Hand fuhr empor, in der Richtung nach der Thüre hin, und es war, als wolle er die Vorhänge auseinanderzerren. Er dämpfte jedoch bald seine Bewegung, murmelte etwas vor sich hin und begann wieder die Bilder der brandenburgischen Fürsten zu betrachten, welche an den Wänden hingen, doch schien diese Unterhaltung nur eine Art von Vorwand zu sein, denn der Officier blinzelte fortwährend seitwärts nach dem Schweizer hin, der sich indessen während der ersten Minuten nicht rührte, als aber auf dem Treppenflur einiger Lärm durch die daselbst postirten Diener entstand, erhob sich der Hellebardenmann, ging zur Thür, öffnete dieselbe und begann mit lauter Stimme eine Rede über die Nothwendigkeit der Ruhe zu halten.

Kaum hatte er den Rücken gewendet, als der holländische Officier mit Blitzesschnelle an die kleine Thür eilte, den seidenen Vorhang hob, die Thür öffnete, in das Gemach schlüpfte und die Pforte wieder ins Schloß warf. Als der Schweizer zurückkam, war er allein im Zimmer.

„Er wird die Schiffergräfin noch schnell genug zu sehen bekommen," brummte der Schweizer.

Gerade jetzt tönte ein helles Schmettern von Trompeten, untermischt mit dem Wirbel der Pauken aus dem Hauptsaale herüber. Der Empfang hatte begonnen. Gleichsam, als hätte dieser Ruf der Instrumente die letzten, allgemein erwarteten Personen herbeigelockt, — so erschienen im Vorzimmer Graf und Gräfin von Wartenberg.

„Wir kommen zu spät, Katharina," sagte der Graf. „Schon begann die Vorstellung."

„Es thut nichts," sagte Katharina, hastig ihre weite Sammetschaube abwerfend. „Es ist desto besser. Alle sind versammelt: alle sollen meinen Triumph sehen — nur einen Augenblick noch. Dies ist das Zimmer?" wendete sie sich nach dem Schweizer.

„Ja, gnädige Gräfin."

„Justine," rief Katharina ihrem Kammermädchen zu, welches hinter ihr mit einem Kästchen stand. „Schnell hier hinein. Kommen Sie, mein Gemahl, nur wenige Augenblicke — meine Robe à la Orléans hat durch das Sitzen im Wagen gelitten."

Sie öffnete die Thür und trat, von dem Grafen und der Zofe begleitet, in das kleine Boudoir.

(Fortsetzung folgt.)

Am Familientische.

Eine Pferdekur.

In einem früheren Stücke des Daheim war mitgetheilt worden, daß unter anderen sonderbaren Kuren auch die des Einnehmens kleiner Kieselsteine eine zeitlang Mode gewesen, weil die Falkeniere beobachtet haben wollten, daß dies Verfahren ihren Vögeln trefflich bekäme. In dem an Naturärzten so reichen Winkel zwischen der preußischen, österreichisch-schlesischen und mährischen Grenze schien nun vor wenigen Jahren die Gesundheit der Pferde dem Bauern Schnabel in Weidenau die Augen über die geheimen Kräfte des Hafers geöffnet zu haben, der auf diese Thiergattung allerdings einen segensreichen Einfluß ausübt. Hieraus nahm Schnabel Veranlassung, Menschen mit Hafer zu kuriren, und der Erfolg war ein glänzender — wie wenigstens ein damaliger Kurgast, der bei S. in Stallfütterung stand, wonnetrunken in einem uns nicht mehr vorliegenden Lokalblatte schrieb. — Ueberhaupt sind speciellere Beschreibungen der Kur, die bereits der Vergessenheit anheimgefallen scheint, nicht bekannt geworden, jedenfalls ist nicht ausgemacht, ob die Patienten nur Hafer oder auch Häcksel erhielten; ebenso wenig, ob sie nur, wie bei Gräfenberg, in die Runde traben mußten, oder ob sie auch warm geritten wurden. Die einzige, uns zugängliche Quelle über diese Pferdekur berichtet noch, daß der Kurgast nicht theurer zu stehen käme, als etwa die tägliche Ration für ein leichtes Cavalleriepferd. Auch sei das, was auf dem Stall fürs Putzen u. s. w. bezahlt würde, nur unbedeutend, und für die Kurgäste noch der besondere Vortheil vorhanden, daß sie sich als Reit- oder Wagenpferde an Touristen in der anmuthigen Gegend vermiethen könnten, wobei noch hervorzuheben, daß Chausseegeld für diese stellvertretenden Pferde nicht erhoben werden dürfe.

Dr. W.

Räthsel.

I.

Ein Thier gar borstig, wild und kraus —
Kehr's um, so umarmt es freundlich das Haus.
Nur trau ihm nicht! Gar wildes Blut
Pulsirt darin und reizt zur Wuth,
Doch eher nicht, bis du den trägsten Gast
Im Stall auf den Kopf gestellet hast!

II.

Es gibt ein Thier, das ruft dir zu:
Wie ich heiße, Mädchen — thu!
Nur sei niemals, was ich bin! —
Thun bringt mehr als Sein Gewinn!

III.

Rathe, was soll das bedeuten:
Meine erste macht meinen zweiten,
Mein zweiter ist ohne die erste fast,
Wie seine Schwester, der ersten verhaßt,
Doch ist mein zweiter gewesen schon,
Eh' meine erste trug goldne Kron'.
Längst waren beide, eins und zwei,
Da kam ich Ganzer erst herbei
Und bringe doch nun ins Herz hinein
Mit mir die erste, den zweiten allein.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 1. Februar 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 18.**

Die steinerne Agnes.

Eine Geschichte aus den Bergen von Heinrich Noë.

(Fortsetzung.)

Ein heftiger Südwind wehte, der die Hütte und ihre losen Balken ächzen ließ. Der Strahl des draußen fließenden Brunnens zerstäubte vor ihm gegen die Thüre her, daß die Ebersbacherin von den Tropfen tüchtig überschüttet wurde. Schleunig schloß sie wieder zu und sagte: „Das Vieh fürchtet sich grad vor dem Wind!“

In diesem Augenblick aber schlug die Windsbraut mit solcher Macht gegen die Hütte, daß es schien, als ob sie davor einstürzen müßte. Zugleich ließ sich ein schrillender, jammernder Ruf vernehmen, der sich deutlich von den vielen anderen Stimmen des Sturmes unterschied.

„Jesus, Maria und Joseph, steht uns bei! Das ist die Klag!“*) schrie Moidel auffahrend und mit verstörten Zügen im Raum umherschauend. „Jack, um aller Heiligen willen, der da wird Dir noch nichts than haben. Kerl, das schwör' ich Dir, wenn ihm was zug'stoßen ist durch Dich, dann kommst dem Strick nimmer aus — das schwör' ich Dir — mit eigenen Händen möcht' ich Dich erdrosseln, Du Vagabund, Du Mörder!“

Sepp lachte der Drohenden ins Gesicht.

„Was werd' ich ihm denn than haben, dem Buabn, als daß ich ihn grad ein bißl g'stoßn hab! Das is ihm g'sund. — Und Du mit Deiner Klag — nimm Dich in Obacht, daß nit einmal eine Klag über Dich kommt. Ein Unrecht aber haben wir dem Jack schon anthan — das muß wahr bleiben. Er hat sich angaffelt und so lang ich denk', is der Brauch, daß mer die Gaffelbubn mit Schnaps aufwart', derweil hat er den seinigen hergeben müssen — das is nit in der Ordnung.“

Zum Beleg, wie tief er das Unrecht fühlte, nahm er Jacks Krug an den Mund und trank den Rest bis auf den letzten Tropfen aus.

„Kerl, weißt nit, daß eins sterben muß, wenn mer die Klag hört!“ schrie Moidel außer sich.

„Was is nacher? 'S gibt no mehrer Leut als grad wir allein!“

Jack mischte sich nicht in dieses Gespräch, sondern stand auf und lehnte sein bleiches Gesicht auf den Arm, den er gegen die Wand hielt. Moidel vergaß, Sepp zu antworten, als sie diese Bewegung wahrnahm. Sie fragte Jack unablässig, ob er Schmerzen verspüre, und begleitete jede Frage mit einem jammernden Ausruf und mit Verwünschungen gegen den Brennersepp.

„Hol das Tragbett herein!“ schrie sie ihm endlich in der höchsten Aufregung zu, während sie mit ihrer linken Hand Jacks Stirne stützte. Vor der Hütte draußen stand ein Schragen, mit einem Strohsack und einem alten, schlechten Teppich bedeckt. Diese Art von Sänfte hatte die Gemeinde an dieses Haus her gestiftet, um für solche, welchen beim Jochübergang irgend etwas zugestoßen war, für Verunglückte jeder Art, gleich bei der Hand zu sein. Sie befand sich unter einigen hervorragenden Brettern, die ein Dach darüber bildeten.

„Hol das Tragbett!“ wiederholte sie in gesteigertem Ingrimm.

„Ich trau mich nicht 'naus, die Klag' könnt' mich beißen!“ erwiderte dieser ruhig, setzte sich wieder auf seinen Schemel nieder und sagte zur Ebersbacherin:

„Dir erzähl' ich's, was ich sonst noch wor'n bin, Alte, an Dir hab' ich grad mein' Freud! Wie 's Steinsammeln nimmer gangen is, hab' ich mich aufs Stufen Suchen verlegt. Da droben, in die alten verlassenen Stollen, z'höchst auf die Kees (Gletscher), hab' ich umenand g'wühlt, und manchmal bin ich schon so weit droben an einer Wand g'hängt oder aufn Kopf g'standen, daß wenn i mein Hut aufg'setzt hab', bin ich an Himmel ang'stoßen. Ich wär' auch abg'fallen an die tausendmal, hätt i nit mein' Zettel mit 'n Hanns-Evangeli (Evangelium des heiligen Johannes) mein Weihbrunn und mein Palmholz alleweil bei mir tragen. Da hab' i oft en ganzen Tag die vereisten Gruben ausg'hackt und die Nacht bei der Wand zubracht, wo mich das Keeswasser in einemfort antropft hat — und was is g'wesen? Nix is g'wesen.“

„Was hast denn nacher angestellt?“ sagte die Ebersbacherin.

*) Die Klage, eine unheilverkündende Stimme, die von keinem körperlichen Wesen ausgeht.

„Nu, ich hab' Sensen 'tragen, Besen und Körb geflickt, Hafen bunden und z'letzt, gegen Winter zu, wie's alleweil schlechter gangen is, bin i halt wieder in mein' Kasern eing'ruckt und hab g'sagt: „So, da habt's mich!" Viel is mir nit g'schehen, denn ich hab'n Hauptmann en Gamsbock mitbracht, den ich noch z' allerletzt g'schoss'n hab', das war butterfeist. Das hat'n schön g'freut. „Wennst nur koan a solcher Lump wärst, hat er g'sagt, gäbest sonst ein' rassen Mann!" Nu, das war 's letzte mal. Und wie ich jetzt wieder durchg'brannt bin — das weißt auch. Behalt mich jetzt die paar Tag, bis es völlig zum Jagern wird, nacher bring ich mich schon durch'n Sommer über auf die Almen."

„Daß D' jetzt gar nit zu Dein' Mutter Brudern gehst, da hätt'st es ja doch um so viel feiner!"

„O mein Gott, der hat schier auch nix mehr! 'S Anwesen is aufgenudelt und wird nimmer lang dauern, kann er sich umsehen, wo er einen Roßknecht machen darf."

„Wenn's D'halt bei mir bleiben kunntest," entgegnete die Ebersbacherin, deren Laune unter dem ängstlichen Gebahren Moidls nicht gelitten hatte — wir thäten schön zusammspielen, ich weiß, wo die Wurzen stehen, Du kennst Dich im Brennen aus, da hätten wir das rarste Leben."

Dazu begann sie mit heiserer Stimme zu singen. Und dazu jodelte sie, daß sich der Brennersepp die Ohren zuhielt.

„Na, woaßt Ebersbacherin, da hör' ich schon lieber die Klag, als wenn Du so viel fein ludelst. Aber, was hat denn der Hund schon wieder, daß der gar keine Ruh gibt?"

„Daß ihm der Wind nit taugt, kann leicht sein," sagte die Ebersbacherin. „Vielleicht scheut er sich auch vor dem Wasserfall nebenbei, denn der geht heut schon schreckbar. Der warme Wind muß den Schnee aufthauen, daß der ganze Berg grad so tropft.

„Und ich meinet eher," erwiderte der Brennersepp, „er hat die Witterung von einem Fuchs, der sich draußen umeinander treibt."

„Bin alt worden da heroben, hab' aber noch nie kein Fuchs g'sehen," sagte das Weib. „Was thät denn auch ein Fuchs da beim letzten Kaskessel, wo d'Leut selber nix zum derbeißen haben, als Gaisschotten die mehrere Zeit. Es muß schon etwas anderes sein draußen!"

„Da muß nacher einmal ich schauen!" sagte der Brennersepp. „Habt's noch ein Lichtstumpen in eurer z'ammen gerumpelten Stalllatern?"

In diesem Augenblicke sprang Jack mit der Gewandtheit eines Luchses von dem Balken weg, an welchen er, scheinbar unwohl, seinen Kopf bis jetzt angelehnt hatte. Sein nächster Handgriff war nach der Riffel. Mit dieser holte er in einem gewaltigen Bogen aus, um die spitzigen Eisen in die Kopfschwarte des Brennersepp zu schlagen. Dabei schrie er:

„Brauchst kein Lichtstumpen, zünd' Dir schon ich ein Lichtl auf, daß Dir d' Augen gewiß übergehen!"

Dieser hinterlistige Anfall rechnete ohne die halb unbewußte Vorsicht, welche die Sinne eines Menschen, der die Schicksale und Erfahrungen des Brennersepp hat, zu verdoppeln scheint.

„Ah, Du eiskalter Tropf, hab' ich Dich?" brummte der Sepp mit einer Stimme, die der eines angeschossenen Bären glich. Und, noch ehe die Worte ganz gesprochen waren, steckte Jacks Hals zwischen Daumen und Zeigefinger des meuchlings Ueberfallnen.

„Laßt D' die Riffel aus!" herrschte ihm dieser zu, oder Du hast Dein letzten Schnaufer than!"

Moidl ersparte ihm die völlige Niederlage und entriß ihm das Werkzeug, welches den Brennersepp vielleicht getödet haben würde, wenn es die beabsichtigte krumme Linie beschrieben hätte, um seinen Kopf zu erreichen.

„Jack, Du gehst jetzt!" sagte das Mädchen zitternd. „Ich trau' mir den Weg bei dem Sturm nit allein zu machen — es ist Zeit, daß ich geh' — für Dich auch — sonst gibt's ein Unglück. Hätt' ich g'wußt, daß es so spät wird, ich wär' gar nit kommen."

Jack ließ sich in Wirklichkeit fortziehen, rief aber dem Brennersepp, ehe er, von Moidl gezerrt, die Thür erreichte, noch zu:

„Wennst kein so mühseliger Häuter wärst, schau, ich hätt' Dich heut schon stumm g'macht!"

Sepp lachte ihm laut nach. Die Schritte der beiden verhallten im Sturm und auf dem weichen grünen Mergelschiefer, womit die Ebersbacherin die magere Wiese um ihre Hütte herum jetzt beim Beginne des Frühlings gedüngt hatte.

„Nu, was sagst jetzt da?" fragte der Brennersepp, die sinkenden Scheiter des Herdes schlichtend und einige neue Holzsplitter dazwischen legend.

„Ich sag' soviel," erwiderte die Ebersbacherin, „wenn die Moidl wüßt', wie die G'schicht mit der Bodenbauer Dirn' steht, so hätt' sie den Buabn leicht derwürgen lassen, auch noch mitg'holfen."

„Is ihr also wirklich noch gar nie eing'fallen, was mit der Bodenbauer Agnes vorgangen sein könnt?"

„Nu, da möcht ich die sehen, wenn sie das einmal erfährt!"

„Schreckbar dumm bleibt's aber doch, daß sie das glaubt, die Agnes müßt sich grad da derstürzen wo — na, es ist einmal zu dumm! da sieht mer aber, daß die weibeten Leut völlig blind und taub und dumm werden, wenn s' a Mal den richtigen Narren an einem gefressen haben."

„Halt auch nit dümmer als die Mannsbilder, die sich vor einem Felstrumm fürchten, wie die steinerne Agnes eines ist," erwiderte die Ebersbacherin lachend.

„Du weißt es," entgegnete Sepp, „wie oft ich z'öberst auf dem Kees die Knappen hab' singen hören, die's vor fünfhundert Jahren verschütt hat, mir hat's nie nit graust davor, aber daß ich die steinerne Agnes über mich und das todte Weibsbild hab' lachen hören, das hab' ich nimmer ertragen. Und das noch viel geredet wird über dieselbige Geschicht, das ertrag' ich auch nit. Und ich sag Dir's, Alte, wenn —" Sepp stockte und fuhr zusammen. Der Hund heulte laut auf. Draußen — wie es schien, nicht hundert Schritte von dem Blockhaus entfernt — ertönte ein lauter Hilferuf. Ehe sich die beiden durch Blicke berathschlagen konnten, was davon zu halten sei, flog die Thüre auf, Jack stürzte mit verstörter Miene herein und schrie:

„Brennersepp, hilf, sie wollen mich fassen!"

Diese Worte waren kaum gesprochen, als sich der Schimmer einer Laterne zeigte, welche ein bewaffneter Mann trug. An seine Arme hatte sich Moidl eingehängt und rief unablässig nach allen Heiligen um Beistand.

Der Mann zerrte sie, hinter Jack her, über die Schwelle, in den innern Raum der Hütte.

Die Ebersbacherin rief: „Ach du unser liebe Frau, ein Gensdarm!"

Jack aber schrie fortwährend: „Sepp, hilf mir den Kerl niederschlag'n!" und Moidl suchte den Mann durch Bitten und Drohungen zurückzuhalten.

„Treff' ich kein Gams an, pürsch' ich ein Rehbock auf!" sagte der Gensdarm lachend, indem er die Thür hinter sich verriegelte und auf Sepp losging. „Manchmal kommen mir aber auch alle beiden vor. Nit genug, daß ich den Kapitallumpen da derwisch, kommt mir der leibhaftige Brennersepp auch noch unter. Nimm Dir nur gleich ein Dachsfett mit," fuhr er zu diesem gewendet fort. „Du kannst es für Dein Buckel brauchen, wenn's D' einmal in der Kasern bist. Ich hoff', Du machst mir nit viele Geschichten, denn schau, Brennersepp, der Hahn is g'spannt und mein Gewehr is keine Radbüchsen."

„Nu," entgegnete der Brennersepp kaltblütig, „'s Gassenlaufen das gibt's nit mehr und die gewöhnlichen Prügel schüttel ich ab wie ein Hund das Wasser. Z' dienen hab ich auch nimmer lang, nur das gereut mich, daß ich diesmal mein Hauptmann kein Bock nit mitbringen kann."

Zum größten Erstaunen der Weiber und zur Bestürzung Jacks setzte der Brennersepp seiner Gefangennehmung nicht den geringsten Widerstand entgegen.

„Nimm doch die Riffel, Sepp!" schrie endlich Jack fast wüthend, „und zahl ihn damit 'naus!"

„Warum nimmst es denn Du nit, die Riffel?" entgegnete der Brennersepp höhnisch. „Ich hätt glaubt, Du kennst Dich leichter damit aus?" Mittlerweile hatte der Gensdarm die Handschellen hervorgelangt und sagte zu Jack: „Es ist gut, daß ich das gehört hab'! Sonst hätt' ich sie dem anderen Lumpen ang'legt."

Angesichts der Gleichgültigkeit seines Unglücksgenossen wagte es Jack nicht, sich zu wehren. So schritten denn die drei, von den Wehklagen der Dirne gefolgt, in die stürmische Nacht hinaus.

Der Mond schien trüb durch Dunsthaufen, welche unablässig an ihm vorbeitrieben. Zwischen manchem gellenden Windstoß ließ sich das Gepolter des Schnees vernehmen, der über die Jochwände niederstürzte.

Steine und Bäume bewegten sich, und der Wind sprach ganz

deutlich mit dem See, der gerne an den Bergen hinaufsluten wollte, wohin ihm große weiße Nebelmänner winkten. In der schwarzen Ferne war ein Gelispel von Millionen Zungen, aber allen, welche sprachen, schien weh und bang zu sein. Im Wasser schwebte es hin und her, und nichts wollte ruhig bleiben.

Jack ging, da er im Herwege seinen Hut verloren hatte, barhäuptig und der Wind durchzauste sein verwildertes Haar, daß es im Mondlicht Schatten auf das Gestein warf, als ob Nattern auf seinem Kopfe hin und her tanzten.

Als die Gesellschaft die Wielander Hütte erreicht hatte, wurde Moidl mit Gewalt hineingeschafft. Die Männer aber setzten, schweigsam wie zuvor, ihren Weg fort.

Endlich schien es, als ob dem begleitenden Wächter die Stille unheimlich würde.

„Schau, Jack, jetzt will ich Dir auch sagen, warum ich Dir heut' hab' auflauern müssen. Trotz dem letzten Regen haben heut' unsere Herren auf dem Edelweißlahner doch noch eine Spur von Dir im Schnee gefunden. Es steht grad' eine Wand dort vor. Unglück hast schon, das muß man Dir lassen!"

„Ich, auf dem Edelweißlahner? Ein Jahr langt nimmer, daß ich dort gewesen bin!"

„Geh, geh, Jack, besinn Dich! Du wirst ja doch droben g'wesen sein, wie Du die arme Agnes hast abfallen lassen! Schau, herunten bei ihrem Leichbrett, da war die nämliche Spur und daß die von Dir herkommt, das kann dem Förster sein Sohn bezeugen, der Dich nachts dort hat 'rumstreunen sehen, wie Du auf die Hahnenfalz hast gehen wollen."

„Sepp, jetzt sag's einmal Du, wie der Mensch ins Unglück gerathen kann! Der Sepp, der kann mir 'n Zeugen abgeben, daß nicht ich derjenige bin, der droben war!"

Der Brennersepp antwortete nichts, sondern betrachtete bald den einen, bald den andern mit höhnischem Lächeln. Der Begleiter aber sagte: „Was geht's mich an? Du wirst schon noch anders reden!"

Das lauter werdende Getöse des vom schwülen Wind genährten Wassers verkündete ihnen, daß sie zur Klammbrücke kamen, wo der reißende Gebirgsbach sich brausend und schäumend durch den Felsenriß drängte. Der Schaum der erregten Flut wallte golden im Mondlicht und dichter Dunst schwebte neben dem Bord der Brücke.

Jack blieb stehen, beugte sich darüber und sagte:

„Da hat's mir meinen Hut weggenommen, da drunten hängt er irgendwo an einem Block."

In demselben Augenblick ertönte neben ihm ein grausiger, gellender Schrei. Jack traute seinen Augen nicht, als er den Gensdarm frei über dem stäubenden Abgrund hängen sah. Als ob ein Blitz vor ihm die Erde berührt hätte, schnellte er zurück und erblickte den Arm und die Hand des Brennersepp, welcher ihren Begleiter lachend über die Tiefe hinhielt.

„Jetzt paß auf!" sagte jener, „Du, mit Deiner Latten (Gewehr), ich laß Dich jetzt da 'nunter fallen, da kannst dem Jack sein'n Hut suchen!"

„Brennersepp!" entgegnete der Mann mit schwacher Stimme, nachdem er die Unmöglichkeit erkannt hatte, sich aus dieser Lage zu befreien, ich hab' Dir in meinem ganzen Leben noch nie was Böses zugefügt, laß mich aus, und ich schwör' Euch bei der heiligen Dreifaltigkeit, ich will Euch nacher nichts mehr und laß' Euch frei hingehen, wohin Ihr wollt!"

Die Armmuskeln des Brennersepp, so zäh und stramm sie waren, ermüdeten. Er mußte sich mit dem Ellenbogen auf die Brüstung lehnen. Der Mann bemerkte das und schrie so laut auf, daß er die donnernden Wasser übertönte.

„Schwöre!" sagte Sepp mit zitternder Stimme, denn schon schlotterte das Gelenk, welches sich um den Mantelkragen des Bedrohten klammerte.

„Ich schwör's bei der heiligen Dreifaltigkeit, unserem Herrn und unserer Frau!" ächzte der Mensch und seine Wange ward bleicher als die Schaumwirbel, auf denen der Mond lag.

„Jack, Hilfe!" schrie Sepp hastig und wie bestürzt, denn er bemerkte, daß seine eigene Kraft nicht mehr hinreichte, um den jenseits der Brücke Hängenden herüber zu zerren.

Dieser aber zögerte einen Augenblick.

„Laß ihn abfallen, den Leutschinder," sagte er endlich, einige Schritte zurücktretend. „Wer weiß, was mit ihm vorgangen ist, wenn ihn die Achen*) irgendwo auswirft!"

Der Hängende schrie abermals, daß es sicherlich eine Meile weit in Schluchten und auf Jochhöhen gehört wurde.

„Er hat geschworen!" entgegnete der Brennersepp stammelnd. „Meine Kraft laßt aus — ich derhalt' ihn nimmer. Wenn Du mir nit hilfst — so fallt er — Du aber fliegst ihm hinten nach, so wahr ein Gott im Himmel ist!"

Die Erinnerung an die Klammer, in welcher sein Hals heute Abend in der Ebersbacher Hütte gesteckt war, ließ Jack diese Drohung nicht leichtfertig hinnehmen. Er sprang hinzu, ergriff den schwebenden Mann an den Schößen seines dicken Mantels und im nächsten Augenblicke lag er auf dem Balken des Stegs. Sein Gewehr war in den Abgrund gestürzt. Er aber fiel auf seine Kniee, hob die Hände auf, schaute nach dem sternenbedeckten Himmel und sprach leise Worte.

Der Brennersepp und Jack entfernten sich schweigend. Nachdem sie eine Weile gegangen waren, sagte der letztere:

„Ich mag heut' nimmer heim. Mir ist der Kopf zu voll — ich leg' mich gleich unter die Zundern (Legföhren) da droben."

„Ist mir auch recht," sagte der Brennersepp. „Ich möcht' nit alle Tag' thun, was ich grad' jetzt than hab."

„Siehst es, die Stiefel, die ich Dir geliehen hab', bringen mich 'nein," sagte Jack, während sie im dichten Geast sich eine weniger feuchte Lagerstätte suchten.

„O, mein Gott, reden wir morgen davon!" sagte der Brennersepp schlaftrunken. „Da kannst Dir's auch überlegen, wo's Dich jetzt hinflüchtest."

„Was?" ich soll mich flüchten und Du hast alles ang'stellt?" —

„Meintwegen auch!" sagte der Brennersepp, „jetzt schlafen wir einmal!"

Kaum hatte er dies gesagt, ließ er sich neben der nächsten Zunderstaude niederfallen. Darauf zog er ein rauhes Taschentuch heraus, bedeckte sich das Gesicht, daß ihm der Mondenschimmer nicht lästig fiel und schlief schnell ein.

Die Ache, welche vorhin den Mann hätte ertränken sollen, sang ihm ein Schlummerlied. Jack aber schaute noch lange scheu umher und hatte viele Mühe, eine Lagerstätte zu finden. Es zog seine Blicke immer und immer wieder nach dem bleichen Edelweißlahner. Die steinerne Agnes war von hier deutlich zu erkennen. Er drehte sich schon nach der anderen Seite und erwartete wachend und fröstelnd den Morgen.

IV. Die singenden Knappen.

Der Vater jenes Hans, welcher dem Gemeindediener die Fährlichkeiten seiner unglücklichen Liebe geschildert hatte, suchte diejenigen Abenteuer seines Sohnes zu hintertreiben, welche damit abschließen konnten, daß einst eine lockere Dirne ohne Hab und Gut auf den Hof zöge; er wollte ihm aber nicht die Jagdfreude verderben, welcher er allenthalben in den Bergen oblag.

So geschah es, daß an demselben Morgen, dessen Licht den beiden Strolchen, deren Treiben wir im vorigen Kapitel geschildert haben, dem Brennersepp und dem Jack dort oben im Legföhrengestrüpp schien, Hans in der ersten Dämmerung freundlich von seinem Vater angeredet wurde, der schon draußen war, um irgend etwas an seinen Bienenstöcken zu verbessern.

„Gehst in die Hahnfalz?" sagte der Alte. „Mir däucht, Du bist a bissel zu spät dran?"

„Ist auch eins, Vater," entgegnete Hans. „Komm ich keinem Spielhahn zu, so derwisch ich doch ganz gewiß ein Steinhuhn. Und dann hab' ich auch schon lang nimmer nach dem Schlageisen geschaut, wo der Köder drin steckt. Kann leicht sein, daß ein Adler eingangen ist. Denn gestern, wie ich so auf dem Boden vom steinernen Thal hoch droben umeinand gespäht hab', ist mir einer aufgefallen, der alleweil über derselbigen Wand an der Jochhöh kreist hat, wo das Eisen liegt."

„Nu, schau halt, daß D' was derwischt!" sagte der Alte und machte sich wieder an seinen Bienenstock.

Hans, welcher bereits einige Schritte weiter gegangen war, kehrte wieder um und rief:

„Jetzt seh ich's accurat, Vater, daß D' die ganze Jägerei ver-

*) Ache heißen fast alle Gebirgswässer in den deutschen Alpen.

lernt hast! Wer wird denn einem, der auf die Pürsch geht, Glück wünschen?"

„Ja so wohl," entgegnete der Bauer, sich vor die Stirn schlagend. „Die alten Dummheiten hab' ich schon völlig hinterm Ofen versessen. Aber eins will ich Dir noch sagen, Hans! Schau fein fleißig an die Abhänge rum. Der Wind geht stark droben, ich seh's, wie 's den Schnee umeinand treibt."

„Das ist grad das Bessere," entgegnete Hans; „nacher halt sich alles weiter herunt' in die Wälder — den Wind vertragen s' schon gar nit, die Viecher."

„War schon recht," sagte der Bauer, „aber schau halt auf, daß Dich keine Lahn*) nit zudeckt."

„Dasselbige gibt's nit!" sagte Hans und schritt wohlgemuth denselben Pfad um den See herum weiter, welchen er in der verhängnißvollen Nacht, von deren Abenteuern er im vorigen Kapitel dem Gemeindediener erzählte, hatte vermeiden wollen.

Das Dunkel wich nunmehr rasch dem Morgen. Die mächtige Pyramide des jenseits der Jochhöhe liegenden Gletschers war noch von Dünsten verhüllt, aber das rund um sie her ausgebreitete, zu ihren Füßen starrende Eismeer flammte schon in rothen Strahlen. Immer breiter wurde der grelle Lichtstreifen, welcher von den Giebeln in das Thal herabsank. Endlich verflüchtigte sich auch der Dunst um jene mächtigste Spitze und sie fing an ihrem äußersten Ende zu glimmen an, wie eine brennende Kerze.

Hans sah allerlei Spuren. Hier war ein Gemsbock den schneefreien Stellen des Waldes zugezogen, dort lagen die Federn eines Schneehuhns, welches der hungrige Fuchs erbeutet und nicht weit davon das für ihn gelegte Gift, welches er unberührt gelassen hatte. Hier gleißten die schwarzen Schwungfedern eines Raben, welcher der Jochhöhe entgegenflog, dort, hinter einem Blocke, machte ein weißes Wiesel ungestört seine possirlichen Männchen. Eine gute Strecke weit war auch der Schnee von einer Schafherde zertreten, welche vor einigen Tagen über das Joch hinüber, etwas verfrüht, nach dem anderen Thale getrieben worden war, um auf dessen Weiden den Sommer zuzubringen.

Das alles aber bemerkte Hans kaum. Wo ein freier Block oder Stumpf aus dem Schnee hervorragte, dort ließ er sich nieder und lauschte dem lockenden Ruf des Spielhahns. So saß er eine Viertelstunde nach der andern da, aber das angestrengte Ohr vernahm nichts. Seine Züge nahmen einen ärgerlichen Ausdruck an.

„Bin halt wieder einmal zu spät vom Strohsack gekrochen," brummte er vor sich hin. „Jetzt schieß' ich aber grad, was mir unterkommt, und wenn's das magerste Böckl wär'."

Aber es schien, als sollte ihm auch diese Absicht vereitelt werden. Die einen Fährten zogen sich den Berg hinauf, die anderen hinab und selbst für einen Jäger wie Hans war es kein Leichtes, zu entdecken, wohin das Wild in den letzten Stunden gewechselt hatte. Lockte auf der einen Seite das heitere Wetter nach den Höhen, so wurden die Thiere auf der andern Seite durch den heftigen Wind wieder in das Gehölz zurückgescheucht.

So stieg er denn mißmuthig, ohne recht zu wissen, was er noch auf dem Berge wollte, geraden Weges das Joch an und befand sich auf der Höhe, ehe er sich dessen versah, obwohl nun mehr als drei Stunden Weges von ihm zurückgelegt worden waren.

Da lag ein hölzerner Christus in einer Tafel, welchem der fromme Glaube eines Vorübergehenden ein Hemd aus dicker Leinwand angezogen hatte. Unter seiner Gestalt in der Nische lagen die Ueberreste hineingewehten Schnees. Nebenan befand sich eine Schaufel, welche Winter und Sommer über dort gelassen wurde, zum Gebrauche derjenigen, welche sich ihrer bedienen wollten, um sich durch die über die Höhe hingewehten Schneehaufen Bahn zu brechen.

Hans mochte eine geraume Weile in die blinkende und blauende Welt hinausgestarrt haben, als es ihm beifiel, von hier aus nach den Schlageisen zu sehen, deren er in dem Gespräche mit seinem Vater Erwähnung gethan hatte. Diese waren wenige Tage vorher von einem verwegenen Knecht des Hauses auf eine der unzugänglichsten Platten gelegt worden.

Von der Jochhöhe aus konnte diese Stelle allerdings erklettert werden, jedoch nicht ohne schwere Gefahr, da steile Abstürze umgangen werden mußten und sich dem Fuß oft nur wenige Zoll breite Stützpunkte darboten. Hans kümmerte sich wenig um solche Schwierigkeiten. Als er bei der vorspringenden Klippe angelangt war, welche wie eine Kanzel über dem Abgrund hing und von der aus sich der rückwärtige Fels mauergerad senkte, schwang er sich getrost auf einen winzigen, brüchigen Absatz hinüber, der in der Breite einer halben Hand die ganze Länge des Absturzes entlang lief. Ein Fuß schwebte in der Luft, die Hände aber klammerten sich um so fleißiger an die mit dünnen Eiskrusten überzogenen Zunderstauden, deren Wurzeln in dem lothrechten Gestein staken. Wer auf der erwähnten überhängenden Klippe gestanden wäre, hätte, nach dieser Wand hinüberblickend, nur einen menschlichen Fuß gesehen, der frei über der Tiefe hinzuschweben schien. Der übrige Körper war im Gewirr der Zundern versteckt. Die Gemse hätte solchen Pfad gemieden.

Die Bewegung in den Aesten der Legföhren, welche bis jetzt das Fortklettern des Schützen verrathen hatte, hörte mit einemmal auf und es erschien sein Kopf über den grünen Nadeln, vorgebeugt und gierig in den Abgrund spähend. Der ganze Körper hielt sich durch die rechte Fußspitze, welche auf dem winzigen Felsenabsatze stand und die linke Hand, die den äußersten Zweig eines Zunderholzes umfaßt hielt. Es mußte etwas besonders Auffallendes sein, was seine Blicke angezogen hatte. Denn eilends und weit unvorsichtiger, als er sich an den Legföhren herübergezerrt, kam er wieder herübergeklettert, überschritt die vorspringende Klippe und sprang nun auf mehr sicherem und breiterem Pfad dem Anger zu, der sich zwischen der Jochhöhe und einem gewaltigen Trümmerhaufen, einem ehemaligen Muhrbruch, ausdehnte.

*) Lawine.

(Fortsetzung folgt.)

Hamburger Markttreiben.

Für einheimische oder mit Hamburgs Eigenheiten bekannte Beschauer der gegenüberstehenden, sinnreichen Composition Otto Speckters, der vaterstädische Themata allemal mit besonderer Liebe behandelt, bedarf es keiner Erklärung seiner Darstellung und der muthmaßlich dabei gehegten Gedanken; indes rechtfertigt sich eine solche doch durch billige Rücksichtnahme auf die vielen Fremdlinge im Gebiete Hamburgischen Lebens und Treibens.

Kleine Städte haben jedenfalls den Vortheil vor größeren voraus, daß sie nur einen Markt und in diesem eine Centralschaubühne besitzen für ihr gesammtes öffentliches Leben mit all seinen bürgerlichen, gewerblichen und gesellschaftlichen Acten und Scenen, tragischen wie komischen Inhalts. Die Großstädter, also auch die Hamburger, mußten schon frühzeitig anfangen, den Verkehr zu theilen, einem jeden ihrer öffentlichen Plätze eine andere Bestimmung zu geben und ihn nach seinem Hauptartikel zu benennen. Wunderlich genug hat in Hamburg einzig der Schweinemarkt den in seinem Namen ausgesprochenen hohen Beruf bis in die Neuzeit beibehalten, und zumal sonntäglich, zu mehrerer Andacht seiner Bewohner, rechtschaffen ausgeübt, — während die übrigen Märkte längst der Zeiten Wandelung erfahren haben. Auf dem Fischmarkte, wo einst die Ursassen des Elbstrandes ihre dem Strom und der See abgerungene Beute feil hielten, erinnert nichts mehr an die forensische Bedeutung dieses kleinen Platzes vor dem ältesten Rathhause. Auf dem Pferdemarkte konnte man schon zu Till Eulenspiegels Zeiten alles andere bequemer kaufen als Rosse. Ueber den Gänsemarkt schreiten täglich unzählige junge Mädchen zur Promenade im Jungfernstieg, aber natürlich kein einziges Gänschen. Und wer auf dem Hopfenmarkte die Ingredienzien zur Bierbrauerei einkaufen wollte, der würde ausgelacht werden. — In neuerer Zeit hat sich der tägliche Marktverkehr im engeren Sinne vorzüglich drei Plätze ausersehen: den Hopfenmarkt im Centrum der Stadt, den Pferdemarkt im Osten und den Scharmarkt im Westen derselben. Nur den beiden ersteren ist man stadtväterlich mit Erbauung geräumiger Verkaufsstätten zu Hilfe gekommen, und unter ihnen behauptet der Hopfenmarkt unbedingt den Vorrang, weil hier die Concurrenz am größesten, die Auswahl am reichsten, die Güte und Preiswürdigkeit der Waaren am anerkanntesten.

Im allgemeinen aber stellt der gegenwärtige Marktverkehr in Hamburg, so gewühl- und geräuschvoll er ist, dennoch nur einen mäßigen Procentsatz dessen vor, was an Victualien aller Art täglich



Am Hopfenmarkte in Hamburg.
Originalzeichnung von Otto Speckter.

verbraucht wird. Seit Jahren nämlich hat der für Hausfrauen äußerst bequeme Gebrauch zugenommen, daß ihnen alle derartigen Bedürfnisse ins Haus getragen werden, vom Brot-, Wasser-, Bier- und Milchmann (welcher auch ein Mädchen sein darf) vom Kramer-, und Schlachterburschen, von Fischweib, von der Gemüse-, Obst- und Eierfrau, sowie von der mit all diesen guten Dingen handelnden Vierländerin.

Wir wollen jedoch zurückkehren zum Marktverkehr, zum Kleinhandel mit den täglichen Lebensbedürfnissen oder „Consumptibilien," unter welchem Ausdruck das Hamburgische Recht alles versteht „was man in oder umb den Leib gebrauchet," folglich auch Holz, Torf und Steinkohlen, — zuvor aber noch einen Blick auf des Hopfenmarktes Vergangenheit richten.

Als um 1065 der Sachsenherzog Ordulf neben dem Urhamburg auf dieser Seite des Elbarms eine neue Burg baute, da gab's hier wohl einen Burgplatz, aber keinen Markt. Nachdem jedoch

100 Jahre später diese neue Burg der nach ihr genannten Straße gewichen, der Elbarm auch zum Schiffsverkehr hergerichtet war, da erhob sich bald genug eine Neustadt in dieser Gegend, vor deren Kirche der Markthandel rasch aufblühte. Außer vielen Kaufleuten bewohnten diesen Stadttheil eine zahlreiche Menge Brauer, weshalb die Bedürfnisse ihres Gewerbes vorzugsweise auf dem ihnen zunächst liegenden Platze lagerten und feilgeboten wurden. Daher der um 1363 nachweisbare Name „Hopfenmarkt," auf dessen Terrain auch der Hopfensaal lag, in welchem noch 1694 die obrigkeitliche Bierprobe vorgenommen wurde. Eins der schönsten Häuser des vorzeitlichen Hamburg lag ebenfalls hier, das der Brauergesellschaft, ein ächtes Exemplar mittelalterlicher Baukunst, mit seinen wappengeschmückten Erkern, hohen Giebeln und Bogenfenstern, würdig einem lübeckischen Patrizierhause zur Seite gestellt zu werden, im Jahre 1816 durch eine Feuersbrunst vernichtet.

Den Umkreis alterthümlicher Stufengiebel überragte die ehrwürdige St. Nicolaikirche, deren Inneres gar manche Kunstwerke und Reliquien einer ruhmvollen Vergangenheit und die Gräber tapferer Vorfahren mit ihrem Waffen- und Wappenschmuck barg. Vom hohen Thurm erschollen in reinen Accorden die hellen Töne des berühmten Glockenspiels, das die alten Hamburger neben dem Rathhause ihr zweites Palladium nannten. Es tönte am lieblichsten zu früher Morgenstunde durch die friedliche Stille der kaum erwachten Stadt, — übrigens aber, theils auf mechanischem Wege, theils von kundiger Hand gespielt, zu allen Stunden des Tages, — erbauliche trostreiche Weisen gar anmuthig zu Gehör bringend, — viele viele Jahre hindurch, — bis zu seinem letzten Stündlein am 5. Mai 1842, als es, umlodert von den Feuersflammen der brennenden Stadt, den furchtbar tobenden Lärm ringsum, noch einmal vernehmlich hell durchklang und dann wehmüthig verhallte, — „herzzerreißend", wie alte Hamburger versicherten.

Auch für öffentliche Lustbarkeiten bot der Hopfenmarkt oftmals den geeigneten Schauplatz. Nicht nur fanden bei Handwerkeraufzügen, bei den Högen der Brauerknechte und Tischlergesellen, allemal einige Hauptacte ihrer sinnreichen kurzweiligen Spiele hier statt, sondern auch Turniere, welche die Stadt zur Verherrlichung der Anwesenheit großer Potentaten veranstaltete, wurden häufiger auf dem Hopfenmarkte als auf andern Plätzen abgehalten. So am 5. Mai 1538, als König Christian III. von Dänemark Hamburg heimsuchte und es galt, die unbillig von ihm geforderte Erbunterthänigkeitshuldigung in eine freundnachbarliche Liebeserklärung umzuwandeln, was denn auch unter Beihilfe gediegener Bankette und ergötzlicher Spiele nach Wunsch der Hamburger gelang. Der König, köstlich in Grün gekleidet, betheiligte sich persönlich am Turnier und stach eigenhändig den großen Christopher von Veltheim vom Roß, fiel aber selbst, von der Gewalt seines Stoßes zurückgeworfen, unsanft zu Boden, was ihn indes nicht hinderte, den Preis und Ritterdank aus den Händen der Königin entgegen zu nehmen, die mit ihrem Hofstaat vom Fenster des Welkenschen Hauses zuschaute. Abends, nach dem Convivium im Eimbeckschen Hause, war der König der eifrigsten Tänzer einer, wobei er so lustig von Gemüthe wurde, daß er in seinem Frohsinn erst der Königin, dann allen anwesenden Frauen die Flege (Haube) vom Kopfe stieß, also daß sie in fliegenden Haaren tanzen mußten. — Das letzte in Hamburg abgehaltene Turnier fand ebenfalls am Hopfenmarkte statt, am 3. November 1604, dem König Christian IV. von Dänemark zu Ehren, wobei etliche 100 Spere zersplittert wurden, und in Folge eines heftigen Sturzes ein Ritter sein junges Leben lassen mußte. — Nach Beendigung solcher Festlichkeiten mag der wieder in sein Recht tretende Marktverkehr den Anwohnern anfangs schaal und nüchtern erschienen sein, bis seine praktische Nützlichkeit sie mit dem Gewirre und Geschwirre, dem Gewimmel und Getümmel und mit den unausbleiblichen Fischgerüchen und Katzbalgereien wieder versöhnte.

Nicht mehr nachzuweisen ist es, wann und wie der Hopfenhandel auf diesem Markte durch andere Consumptibilien verdrängt worden ist. Daß die Schlachter der Neustadt (nach heimischem Zunftrecht wohl zu unterscheiden von den Knochenhauern der Altstadt) ihre Schrangen oder Verkaufsstätten hier hatten, läßt sich erst seit 1609 beweisen. Daneben gab es auf diesem Platze viele von der Kämmerei verpachtete Fischbänke, hinter welchen nicht nur verschiedene Classen der Fischerzunft, z. B. die längst verschollenen Schullenfänger ihren Handel trieben, sondern auch eine besondere Corporation geschäftig war, deren Genossen die dürrsten, hartherzigsten Stock- und Klippfische zu erweichen verstanden, und daher Fischweicher hießen. Desgleichen hatten hier an festen, gepachteten Stellen die „Höhnerplückerschen" ihren Stand, nämlich diejenigen Wohlthäterinnen der Hausfrauen, welche denselben das Schlachten, Rupfen und Pflücken des Hühnervolks sowie andern Gefieders ersparen, hiermit auch das Abziehen und Ausweiden der Hasen und ähnlicher Thiere verbinden, und all diese Geschöpfe wohlgespickt und völlig fertig zum Gebratenwerden feilbieten. Wer übrigens wissen will, welch eine Menge verschiedenartiger Lebensmittel vormals auf diesem Hauptmarkte Hamburgs zu haben waren, der mag dies in Dr. von Heß topographischer Beschreibung (I, 389) erkunden, welcher Autor schließlich meint: „An keiner Stelle der Welt kann des Menschengewimmels mehr sein, als auf dem Hopfenmarkte, besonders an Markttagen, und bevorab am Sonnabend Vormittag." — In jener Zeit war auch der Hamburgs Gassen und öffentliche Plätze belebende Handel und Wandel dieser Art, durch den mehr oder minder melodiösen Singsang der Feilbietenden so eigenthümlich vielseitig, daß der verstorbene Künstler Prof. Suhr im Jahre 1808 seinen „Ausruf in Hamburg" in 122 colorirten Blättern, begleitet von einem anziehenden Commentar des geistvollen Pastor Hübbe, darstellen und herausgeben konnte. Eine Menge damals wohlbekannter Stadtfiguren sind in diesem Buche portraitirt und auf die Nachwelt gekommen, um von dieser vergessen zu sein. Die Zeit solcher Originale ist für das inzwischen zu groß gewordene Hamburg vorüber; die alten sind längst ausgestorben, die seitdem sparsam nachgewachsenen auch schon verwelkt, und nur ihre letzten Exemplare durften von unserem Künstler vorgeführt werden, da sie, obschon heimgegangen, dennoch nicht vergessen sind. Von jenen 122, zum Theil hundertfach besetzten Stimmen des damaligen Hamburger Ausrufes, hört man jetzt nur noch sehr wenige nachklingen und verhallen. Und auch die früher so originellen Trachten des Landvolkes in Hamburgs Umgebung sind leider vielfach außer Brauch gekommen, der städtischen Kleidung accommodirt oder sonst übel reformirt. Nur ein Theil der Marschbewohner zeichnet sich noch jetzt höchst vortheilhaft durch pietätvolles Festhalten an alter Sitte und Landestracht aus. In dem von 1843—1847 bei Berendsohn erschienenen Album Hamburgischer Costüme mit erläuterndem Text von Dr. F. G. Buek, sind die derzeitigen ländlichen Trachten sehr correct und sauber dargestellt.

Doch es wird hohe Zeit, den Blick aus der Vergangenheit auf die Gegenwart und auf Speckters Bild zu lenken, welches uns ein Stück derselben darstellt.

Der heutige Hopfenmarkt liegt ungefähr auf der Stelle des alten, den er jedoch an regelmäßiger Gestalt und Geräumigkeit weit übertrifft. An seiner Ostseite erhebt sich die aus ihren Trümmern schöner wiedererstandene St. Nicolaikirche, deren kunstreiche Gothik gerade vom Standpunkte unseres Bildes aus den mächtigsten Eindruck macht. Noch fehlt des Thurmes Vollendung, noch fehlen großentheils die beabsichtigten Standbilder in den Mauernischen, — wenn aber einst der ganze Bau in allen Einzelheiten fertig sein wird, dann wird er nicht nur Hamburgs, sondern Norddeutschlands Schmuck und Kleinod sein. — Auf dem der Kirche zunächst liegenden Platze, wie auf jedem irgend disponibeln Fleck der den Markt einschließenden Gassen, finden christliche wie israelitische Verkäufer mit ihren auf Schiebkarren feil gebotenen Artikeln aus allen dankbaren Zweigen des Hausirhandels, ihre zeitweiligen Stätten, rufen ebenso laut als vielstimmig ihre preisenswerthen Waaren aus, um später ihr Nomadenwesen in andern Gegenden der Stadt zu treiben.

Mitten auf dem übrigen Theile des geräumigen Platzes stehen zwei Reihen massiv gebauter Buden mit offenen Vorhallen, welche den Schlachtern als Schrangen und den Gemüsehändlern ꝛc. als Verkaufslocale dienen. Diese zwei Reihen theilen den Markt in drei Abschnitte, deren mittelsten ein sprudelnder Springbrunnen schmückt, und deren südlichen unser Künstler hier dargestellt hat. Es wird also dem Beschauer des Bildes der sinnverwirrende Totaleindruck des ganzen Treibens am Hopfenmarkte wohlthätig erspart, während er aus dem dargebotenen Drittheil desselben sich genugsam orientiren kann, und die etwa vermißten Scenen getrost in einem der übrigen Drittel oder im Gedränge des Hintergrundes vermuthen mag. — Links ist das Marktgewühl begrenzt durch die hierhergewandte Seite einer Hallenreihe, rechts durch die Häuser am Hopfenmarkt; den imposanten Hintergrund bildet die prächtige Kirche, der zur Seite die annoch erforderliche Bau-

hütte sich zeigt, überragt von den stattlichen Häusern der Neuenburg; eine Flucht Tauben umkreist hier den heimischen Dachboden, und wohlgefällig (wie der Beschauer) blickt aus seiner hohen Ferne jenseits des Canals der alte St. Catharinenthurm in das lebendige Treiben der geschäftigen Menschen hinunter.

Gleich rechts den Markt betretend gewahren wir eine Gruppe Aalverkäuferinnen, und zwar keine Hamburger Fischweiber (welche beim unsichtbaren Springbrunnen „amptiren"), sondern Fischerfrauen von den Elbinseln, höchst anständige Erscheinungen in reinlicher Landestracht. Eine Kufe, deren Gewässer die Hand der einen in steter Bewegung erhält, scheint Fische von minder zäher Lebenskraft zu bergen, während die ihrem Element entrückten Aale trotz des auf ihre glatte Haut gestreuten Sandes sich unablässig ringeln, — lustig oder verzweifelnd, wer kann's den stummen Thieren nachfühlen? Es sind sogenannte grüne Aale, d. h. frischlebendige, junge, im Gegensatz zu den geräucherten Exemplaren, die einen besonderen Handelsartikel bilden. Die mittlere Frau hat ihre mobile Waare vor sich auf den improvisirten Ladentisch gelegt; sie bietet in ausgestreckter Hand ein Prachtexemplar der vom Markte heimkehrenden Köchin an, welche zwar heute derartige Einkäufe nicht in commissis hat, dennoch aber nicht umhin kann, dem schönen schlangengleichen Fisch einen sachverständigen Sympathieblick zu schenken. Sie denkt vielleicht der nächstens bevorstehenden Aalsuppe, dieses Lieblingsgerichts der Hamburger zur Zeit der Frühbirnen, zu welchem mindestens fünferlei Kraut, viererlei Gemüse, dreierlei Klöse, zweierlei Obst und einerlei Fisch kommt, nebst reichlich Süß und Sauer, nämlich Zucker und Essig; fehlt zufällig der Fisch, so heißt es: verlorne Aalsuppe, — jedenfalls, so wie so, ein Gericht, dem selten ein Nichthamburger Geschmack abgewinnt.

In dieser artigen Köchin hat ersichtlich der Künstler eine Probe der Hamburger Dienstbotenwelt feminini generis darstellen wollen, bestehend aus etwa 14—15,000 Mädchen, welche in ihrer Mehrzahl jung, hübsch und recht geschmackvoll gekleidet erscheinen, wenn sie sich nicht etwa Sonntags als Damen verkleidet haben. Das reinliche, weiße Häubchen in Duodezformat steht den frischen Gesichtern eben so gut, wie die zierliche, stets moderne, aber auch stets modeste Gewandung den schlanken Gestalten, so daß man seine Augen verschließen müßte, wenn man bei zufälliger Begegnung diese sauberen, anmuthigen Geschöpfe Gottes anders als mit Wohlgefallen anblicken sollte. Aus angeborenen Unabhängigkeitsgefühlen sollen nur sehr wenige Hamburgerinnen unter diesen Dienstmädchen sich befinden, die sich unablässig aus Holstein, Meklenburg und Hannover recrutiren, um den Abgang zu ersetzen, der durch glückliche Verheirathung entsteht. In obige Gesammtzahl sind die Legionen der sogenannten Morgenfrauen und -Mädchen nicht einbegriffen, wohl aber die Kinderfrauen und -Mädchen, welche sich hierorts in eigentliche Ammen und sogenannte Trockenammen theilen. Zum vollständigen Adjustement einer ausgehenden Köchin gehört übrigens, wie Figura zeigt, ein mangelhaft kleiner Marktkorb mit einer überflüssig großen Decke.

Hinter dieser Gruppe werden alle Ortskundigen mit Vergnügen die Wiederbelebung des seligen Hülsenmannes begrüßen, eines seit Jahren in allen Gassen der Stadt wohlbekannten Originals vom Lande, der seine „Hülsen" und „Pipenrümers" so stentormäßig und so lächerlich accentuirt ausschrie, daß der dadurch geweckte Chorus der in gleicher Weise ihm nachrufenden Spötter aus allen Lebensaltern erst in entfernteren Straßen verklang. Sein sprechend ähnliches Porträt in ganzer mühseliger und beladener Figur hing colorirt in allen Bilderläden, bevor er zuletzt seinen wankenden Schritt durch Hamburg lenkte. Hülsen sind Zweige der im Wald und auf der Haide wild wachsenden Mistelstaude, deren dicke, dunkelglänzende Blätter mit waidlichen Stacheln besetzt sind, weshalb die Hamburgerinnen sie gern gegen Katzenansiedlungen unter ihren Leinschränken auf Dielen und Vorplätzen gebrauchten und ihr Mittel Katzenkraut nannten. Pipenrümers sind Pfeifenräumer, lange Binsen- oder Wassergrashalme mit rauhen Blütenresten an der Spitze, wie sie die alten Hamburger gern zum Reinigen ihrer weißen Thonpfeifen gebrauchten. Vormals wandelten viele Verkäufer dieser Artikel durch die Stadt, aber seitdem die Cigarren so allgemein geworden sind, daß man Tabackspfeifen nur selten und lange, irdene gar nicht mehr sieht, — und seitdem, in Folge des Neubaues und der beliebten engen Etagenwohnungen, große Dielen und Vorplätze zu den Raritäten gehören, weshalb man die Schränke in den Zimmern unterbringen muß, — genügte unser letzter Hülsenmann für den Bedarf der ganzen Stadt, welche jetzt, ohne Noth zu leiden, seinen Posten unbesetzt sieht.

Neben ihm treten aus der Kopf an Kopf gedrängten Menschenmasse, welche den Hintergrund füllt, noch einige weibliche Landgestalten mit Tragkörben hervor, Blankeneserinnen mit Mützen, Finkenwärderinnen mit Strohhüten.

In dies Getümmel stapft die breite Gestalt eines Helgolander Fischers hinein, mit breitrandigem Südwesterhut, im langen Wams, in weiten Pumphosen und dicken Wasserstiefeln. Er trägt zur Verkaufsstätte seiner Verbündeten eine neue Zufuhr frischer Seefische, die er aus seinem Fahrzeuge (der Sloop) geholt hat. Gleich neben der letzten Aalhändlerin öffnet sich nämlich der Hopfenmarkt zur Holzbrücke, die den breiten Canal überwölbt, in welchem unzählige Ever, kleine Strom- und Seeschiffe, ihren Liegeplatz haben. Hier findet ein äußerst lebendiger Verkehr im großen statt, deren Hauptartikel: Fische, Gemüse und Obst, von den städtischen Zwischenhändlern aufgekauft werden. Es geht nicht ohne einen gewissen Eindruck ab, wenn man von der Brücke hinabblickt auf die colossalen, hochaufgestapelten Massen dieser Dinge, die oft ein einziger Tag verschlingt.

Weiter links gewahren wir einen ambulanten Hausirer in Kattun und andern weiblichen Kleidungsstoffen, der hier polizeiwidrig Posto gefaßt hat, da er eigentlich vorn auf den Kirchenplatz gehört. Es ist unverkennbar ein Israelit, der mit weitgeöffnetem Munde seine auseinander gerollte Waare einer Bäuerin aus Ochsenwärder anpreist. Daß der von ihr sorgfältig befühlte Stoff von den Einwirkungen des Staubes wie vom häufigen Anfassen prüfender Bauerhände, nicht mehr ganz sauber ist, bemerkt sie schwerlich, da sie nur die Dauerhaftigkeit examinirt.

Rückwärts dieser Scene erblicken wir zwei hochschlanke weibliche Gestalten feierlich ernst durchs Gedränge schreiten, Körbe auf den Köpfen tragend, was sonst hierorts nicht gebräuchlich. Es sind Bardowiekerinnen, aus dem Lüneburgischen, welche ihre heimischen Gemüse, vorzüglich Wurzeln, Salat und Zipollen, feilbieten. Seit der tragischen Zerstörung ihrer Stadt durch Heinrich den Löwen sind die Bewohner Acker- und Gartenbauer geworden. Hamburg kaufte damals ihre überflüssig gewordenen Granitquadern zu eigener Befestigung und gab den Bardowiekern dafür Geld und Geldeswerth, nämlich das Niederlagsrecht für ihre Producte, wozu ihnen ein besonderes Gebäude angewiesen ist. Zwiebeln oder Zipollen heißen plattdeutsch Zippeln; daher heißt die Gasse, in der dies Gebäude liegt, „beim Zippelhause," und ebendeswegen nennt man die Bardowiekerinnen „Zippelweiber." In Tracht und Wesen zeichnen sie sich vor ihren Landsleuten sehr aus. Wenn sie ehrbar durch die Straßen wandeln und ihre Waaren ausrufen (was jetzt immer seltener geschieht), so glaubt man in der schwermüthigen Weise, namentlich in deren halbtönigem Finale, eine leise Klage über den Fall ihres Ilion nachklingen zu hören.

Folgen wir der Richtung ihres Ganges, so gelangen wir zu den Vorhallen der Schlachterschrangen, in welchen die Hamburger Braten noch in voller Integrität paradiren. Bis auf Kopf und Fußwerk hängen die ungetheilten einigen Ochsen und Kälber in ihrer ganzen Mächtigkeit vom Querbalken hernieder, säuberlich ausgeweidet und appretirt, vor den hohen Festen sogar mit Blumen geschmückt, bevor sie, in Stücke zerhauen, den Kunden überliefert werden, welche längst auf das eigene Einschlachten verzichtet haben. Letzteres gehörte vormals so sehr zu den Liebhabereien der Hamburger, daß es sogar zu dramatischen Dichtungen begeisterte, wie ein im Jahre 1725 im Opernhause aufgeführtes Singspiel „die Hamburger Schlachtzeit" darthut, dessen vierter Act den Hopfenmarkt zum Schauplatz hat. Von der Nahrhaftigkeit seines Gewerbes gibt übrigens der Schlachtermeister unseres Bildes Zeugniß, dessen Corpulenz mit der Massenfülle seines jüngsten Opfers wetteifert.

Von hier kehren wir durchs Gedränge zu des Juden Karre zurück. Vor derselben erhandelt eine schlichte Bürgerfrau aus einer Kellerwohnung (höher dürfen wir nach ihrer Kleidung ihre Weltstellung nicht taxiren) ein Pfund Birnen oder Zwetschen von einer Bewohnerin des Alten Landes, eines Theiles der hannoverschen Elbmarsch unfern Buxtehude. Diese Altländerinnen haben seit fünfzig Jahren ihre Landestracht zuweilen verändert und immer mehr vereinfacht, ohne jedoch aller Originalität abzusagen. Das 1808 von Prof. Suhr dargestellte Aggregat dickster Röcke, kürzester Taille mit thurmhohem, zuckerhutähnlichem Kopfputz von steifster Leinwand,

verschwand in den dreißiger Jahren völlig. Die im Berendsohnschen Album veranschaulichte Normaltracht ist seitdem auch schon wieder wesentlich modificirt. Daß die von den älteren Frauen dieses Landes vormals untrennbare holländische Tabackspfeife bereits vor der Julirevolution abgelegt wurde, ist kein Unglück, wenn schon der Brauch bezeichnend war für die niederländische Stammverwandtschaft. Vor diesen Gruppen tritt ein ärmlich gekleideter Knabe in die Mitte des Vordergrundes, in jeder Hand einen Stab mit daranhängenden Kartenhäuschen tragend. Auch er ist eine Reliquie des alten Hamburg, zu dessen Kinderfreuden es gehörte, in jeder Spätsommerzeit einige grüne Grashüpfer mit Birnen und geschabten gelben Wurzeln langsam zu Tode zu füttern, deren abendliches Gezirpe in dem von hohen Mauern umschlossenen Gartenfragment oder auf dem düstern Hofplatz allen andern Menschen als Kindern unsäglich melancholisch lautet. Heutzutage, wo für Gärten kein Raum mehr vorhanden, hat diese Branche des Handels längst ihre Krisis gehabt, und nur noch wenige arme Jungen beschäftigen sich damit, jene grünen Springinsfelde auf den Weiden vor den Thoren einzufangen, aus alten Spielkarten neue, ganz zierliche Häuschen (Käfige oder Bauer, plattdeutsch Buur) mit einem Thürchen und drei Glasfensterchen zu bauen, und das ganze mit dem traditionellen Gesinge nach unveränderlich wehmüthiger Melodie langsamen Tonfalles auszurufen: „Grashüpper! Grashüpper! mit de Buur vör een Schilling! Grashüpper!"

Weiter links gewahren wir die echthamburgische Kraftgestalt eines sogenannten Quartiermannes im müßigen Gespräch mit einer jungen Vierländerin, aus deren Armkörbchen er vermuthlich schon eine oder die andere Apricose genascht hat. Quartiersleute sind die unentbehrlichen Dienstmannen der großen Handelshäuser. Im Besitz mächtiger Körperkraft und der erforderlichen technischen Kenntnisse und Geschicklichkeiten liegt ihnen das Empfangen und Abliefern, das Laden und Löschen, das Verpacken und Lagern, sowie die ganze Speicherbehandlung der verschiedenartigen Waaren ob, weshalb man sie auch die wohlbetrauten Magazinverwalter nennen kann. Je vier gehören zusammen und bilden in solcher „Mascopeischaft" ein Quartier, woher ihre Benennung. Unter ihnen tagwerken die durch sie nach Bedürfniß angenommenen gemeinen Arbeitsleute. Eine schwarze Jacke vom feinsten Tuch mit einer Reihe massiv silberner Knöpfe, kurze Kniehosen mit blauen Strümpfen, während der Arbeit auch ein glänzend schwarzes Schurzfell, übrigens aber eine stämmige Gestalt, ein kerngesundes Aussehen, aus dem viel Intelligenz und behagliche Gemüthsverfassung spricht, — das sind die Kennzeichen eines richtigen Quartiermannes.

Ueber die Vierländerinnen ist bereits so vielfach geredet und geschrieben, daß hier einige wenige Bemerkungen genügen werden. So wie man's früher übertrieb mit dem Preisen ihrer Schönheit, ebenso unbillig verkennt man jetzt die Reize dieser im ganzen wirklich anmuthigen und höchst eigenthümlichen Völkerschaft. Zu jener Ungerechtigkeit wurde man verleitet durch die keineswegs lieblichen, etwas altersgrauen Exemplare, welche den Reisenden am Bahnhofe zu Bergedorf mit theuersten Blumen und kostbarsten Früchten begrüßen, um ihm sofort allen Geschmack an Vierländer Producten jeglicher Gattung zu verleiden, — vielleicht, wie man sagt, in Folge einer höchst moralischen Vereinbarung der Landesältesten mit der Eisenbahndirection, zum Schutze der betheiligten weiblichen Jugend. Aus denselben tugendhaften Motiven mag denn auch das zum Gemüse-, Obst- und Blumenverkauf nach Hamburg gesendete Contingent der ärmeren Vierländerinnen jetzt weniger ansprechend erscheinen als ehemals, während die daheimbleibende Blüte nach wie vor in ungekannter Anmuthsfülle prangt. — Ueber die artige originelle Tracht, welche nur in Betreff der Farbentöne bisweilen der Mode unterworfen ist, kann hier hinweggegangen werden. Uebrigens ist die gute Bekannte des Quartiermanns, (welche leider ihr rosiges Antlitz abwendet) entschieden ein Mädchen, was ihre langen Haarzöpfe beweisen, welchen rein jungfräulichen Schmuck jede Verheirathete abschneiden muß.

Den Hintergrund der letzten Gruppe links bildet die Markthalle einer Gemüsehändlerin, welche hier zwischen ihren korbweise aufgethürmten Vorräthen wirthschaftet, umlagert von einer Menge kauflustiger Bürgerfrauen und Mädchen. Die Vielseitigkeit dieser „Grünwaare" ist groß, denn die Hamburger lieben zum kräftigen Fleisch junge frische Gemüse, („denn wo das Starke mit dem Zarten" rc.) und begehren zu allen Jahreszeiten das, was anderswo nur in einem einzigen Monat zu haben ist. Die ländlichen Gartenkünstler entsprechen gern solchem Verlangen und versorgen den Markt täglich mit ganzen Schiffs- oder Wagenladungen zeit- und unzeitgemäßer Gemüse.

Diesseits der Gemüsehalle erscheint ein seltsamer Karrenschieber, des Hülsenmannes Seitenstück, auch ein durch Künstlers Zauberstift dem Grabe entrücktes Original: der Aal-Weber. Herr Weber verkaufte weiland je nach der Saison „Bürstenwaar von de Kaar" sowie ähnliche Consumptibilien um, oder andere in den Leib, nämlich geräucherte („rökerte") Aale, eins wie das andere unter tausend muntern Scherzen, drolligen Witzworten und improvisirten Versen, die er an seine Kunden richtete. Er sprach eigentlich nur in Reimen. Als Liebhaber von Blumen erschien er gewöhnlich mit bekränztem grauen Filzhut, und großem Hochzeitbitterstrauß an der scharlachrothen Weste. Eine offene blaue Jacke und weißgewesene Sommerbeinkleider trug er auch im Winter. Er war so sehr ein Liebling des Publicums, daß seine wirkungsvolle Figur mit der Karre in einer Localposse auf dem vormaligen Theater in der Steinstraße ungemein gefiel. Seine Reime und Verse sprach und sang man nach. Noch heute geht etwas variirt einer seiner Ausrufverse im Schwange:

„Aal, rökert Aal!
Madam, kumm gau herdal,
De Kölsch de sitt in Kellerlock
Und flickt ehrn Krenolinenrock."

Am Rande des Marktes wie des Bildes erblicken wir zwei holdselige Blumenverkäuferinnen, natürlich aus Vierlanden, woher die duftigsten Rosen und Nelken stammen, und die zierlichsten Sträußlein oder „Rükel" (ein unübersetzbares Wort, das mit Wohlgerüchen zusammenhängt). Vor der einen steht eine elegante junge Dame, welche, zufällig diese Gegend passirend, von wahlverwandten Neigungen zu Florens Kindern angezogen wurde, und nur deshalb den Saum des Marktgewühls betritt. Nur schüchtern, denn heutzutage erscheint aus den gebildeten Ständen keine Frau, kein Fräulein, und wäre sie noch so passionirt portirt für die Künste des Haushalts, zur Selbstbesorgung ihrer Küchenbedürfnisse auf dem Hopfenmarkte. Vormals freilich schritten die vornehmsten Frauen, gefolgt von der Köchin und einem Laquai, gravitätisch über den Platz und verhandelten persönlich mit der Fischfrau, der Grünhökerin, dem Schlachter. Und noch sind's keine 30 Jahre her, als ein kluger Feinschmecker unter dem hiesigen diplomatischen Corps regelmäßig zu Markte fuhr, um sich den leckersten Steinbutt und andere Delicatessen selbst auszusuchen.

Vor der sitzenden Blumistin, die einen Strauß bindet aus den schönsten rothen Levkojen ihrer vier gefüllten Körbe, stehen zwei bittende arme Kinder. Es ist ein gar hübscher Zug fast aller Kinderherzen, der sie so mächtig zur Blumenfreundschaft treibt; selten geht man mit einem Bouquet über die Straße, ohne von barfüßigen Kleinen angesprochen zu werden, nicht um Almosen, sondern um eine Blume. Diese zwei Kinder hier, welche auch begehren, sich zu sättigen mit den Brosämlein, die aus den Vierländer Körben fallen, mögen damit noch besondere Zwecke verbinden. Vermuthlich führen sie große Dinge im Schilde und trachten nach Erbauung einer Hamburger „Ehrenpoort", welche bekanntlich mit einer auswärtigen Ehrenpforte nicht die entfernteste Aehnlichkeit hat. Schon wissen sie in dieser Stadtgegend einen Bauplatz mit großem Sandhaufen, dem sie einige Hände oder Schürzen voll zu entfremden gedenken, um an einer andern Straßenecke, so verkehrstörend wie möglich, einen kleinen Sandhaufen anzulegen, in welchem sie fleißig graben, bis Gänge, Grotten, Bergspitzen und Thalgründe genug formirt sind, worauf sie das Ganze mit grünen Zweigen und bunten Blumen bestecken, und es nun wunderhübsch finden. Dann wird das kleinste Kind als Einsammler patriotischer Beisteuern angestellt und jeder arglose Passant mit treuherziger Aufforderung angefallen. Für die erlangten Schillinge werden Lichterchen gekauft, um mit einbrechender Dunkelheit das Paradiesgärtlein kindlicher Lust zu illuminiren, — und dann erst ist die Hamburger Ehrenpoort völlig das, was sie sein will.

Da die Vierländerinnen durchweg sehr gutmüthige Geschöpfe sein sollen, so dürfen wir mit der frohen Zuversicht vom Hopfenmarkte scheiden: daß eine recht bunte helle Kinderfreude den heutigen Markttag beschließen wird.

A. B.

Weihnachtsfreuden der Berliner Post.

Skizzirt von **Friedrich Bücker.**

Die Berliner Post hat ihre ganz besondern Weihnachtsfreuden und die correspondirende Welt putzt ihr einen Christbaum, gegen den die größte Libanonceder nur ein Kinderweihnachtsbäumchen ist. An den stärksten Aesten und in der Nähe des Stammes hängen die Hundertpfundpackete aller Formen und Dimensionen und mit den verschiedensten Signaturen und Begleitadressen. Daneben baumeln, mit Ketten an den Ast geschlossen, Geldfässer, Werthpackete und Postvorschüsse. An den prächtigen Guirlanden, welche sich rings um den Baum von Zweig zu Zweig bis in den Wipfel ziehen, hängen so dicht nebeneinander, wie die Bücklinge an der Trockenleine: recommandirte und gewöhnliche Briefe, Preiscourante, Circulare, Briefportotarife und Postdienstinstructionen. An den Zweigenden, also dort, wo an dem kleineren Familienchristbaum die herrlichsten Figuren und Figürchen aus Marzipan und Zuckerkant prunken, hängen Peitschen, Posthörner und Brieftaschen. Versteckt, verheimlicht in dem dichtesten Gezweige der Riesentanne sitzen Kistchen und Packete als Attrappen. Wer sie öffnet, findet statt Cigarren und Pfefferkuchen: Knallsilberpräparate, Schießbaumwolle, Feuerwerkskörper, Pyropapier und andere leicht explodirende Sachen. Der Riesenchristbaum erglänzt in dem Schimmer von hundert und aber hundert Packetwagen- und Briefkariolen-Laternen, Secretär- und Büreau-Lampen, Stall- und Remisenlichtern, und auf seinem Wipfel steht statt des geputzten und bebänderten Wachsengels der Generalpostdirector mit dem ehernen Commandostab.

Doch auch unter dem Christbaum hat die correspondirende Welt der Berliner Post „aufgebaut". Ueberbürdete Packetwagen, deren Gespanne im schärfsten Trabe einherschnaufen, um den Zug nicht zu verfehlen; einspännige Briefkariolen, die wie der Blitz vom Hauptpostgebäude nach allen Ecken und Enden der Stadt und wieder zurückfliegen; schweißtriefende Briefträger, die drei, vier Treppen empor und wieder hinabkeuchen; gehetzte Päckereibeamte, die eine Kiste nach der andern aus der den Schalter umlagernden Menge auf die Wage ziehen, nehmen die Stelle der Bleisoldaten, Kegelspiele, Schaukelpferde, Patrontaschen und des übrigen Spielzeugs ein, welches sich gewöhnlich unter dem Kinderchristbaum befindet. Ja, wenn nun die Berliner Post den Christbaum, den ihr das correspondirende Publicum putzt, auch noch zu *plündern* wagte, dann . . . dann schrie die federfuchsende Welt Zeter und Mordio!

Die Hauptpostexpedition in der Königs- und Spandauerstraße gleicht in der Sturm- und Drangperiode der Weihnachtszeit und aus der Vogelperspective betrachtet, einem riesigen Ameisenhaufen, den ein muthwilliger Junge mit einem Ziegenhainer umgerührt. Die sogenannten Ameiseneier oder Puppen, die mit rastloser Emsigkeit nach allen Seiten geschleppt werden, sind nichts als Briefe. Diese Puppen sind gewöhnlich in einem Gespinnste, dem Couvert, eingeschlossen, und harren alle der schleunigsten Entpuppung durch diejenigen, an die sie adressirt sind. Ich, der ich so schwachnervig bin, daß ich einen wimmelnden Ameisenhaufen nicht lange betrachten kann, vergleiche die Hauptpostexpedition in der Sturm- und Drangperiode gern mit einem colossalen Fischteich, in den auf den verschiedensten Zuflüssen aus allen Weltgegenden die Fische aller Ordnungen und Gattungen strömen, und daran eine Unmasse von Expedienten täglich, stündlich angelt, mit Netzen fängt, harpunirt und in Reusen hascht. Nach jedem Fang wird dann mit einer Geschwindigkeit in die passenden Behälter, Kariolen, Kasten, Körbe, Taschen und Beutel hinein sortirt, daß es noch fraglich ist, wer eine größere Fingerfertigkeit besitzt, der Berliner Taschendiebklub oder die Berliner Hauptpostexpedition. Die Goldfische in dem Riesenteiche sind die Geld- und Werthbriefe. Sie schießen so massenhaft in das Bassin hinein, daß die Oberfläche des Wassers davon blinkt und glitzert. Aber auch abscheuliche Fische, grau, mit schlechter Schwimmblase, finden sich darin. Sie sind oft stachelbedeckt und stets dergestalt mit Gräten gefüllt, daß diese beim Verspeisen meistens in der Kehle sitzen bleiben und zu fürchterlichem Würgen, oft zu gefährlichen Entzündungen des Kehlkopfes führen. Diese entsetzlichen Grätenfische sind die Mahnbriefe und die von Drohbriefen begleiteten ellenlangen Rechnungen. Es gibt aber auch noch andere ganz eigenthümliche Thierlein in dem Bassin. Sie scheinen zu den Goldfischen zu gehören, denn sie sind meistens zart rosa angehaucht. Ihre aalförmige und aalglatte Gestalt erinnert aber auch an die Wasserschlangen. Sie schmecken süßlich, vergiften aber nicht selten mit dieser Süßigkeit. Das kommt daher, weil sie im Innern Geschwüre, ich wollte sagen... *Schwüre* haben. Diese Thierlein, halb Fisch, halb Schlange, sind die Liebesbriefe. Wir wollen uns mit den andern, oft namenlosen Insassen des Riesenbassins nicht abgeben und am allerwenigsten die plumpen Stockfische oder Bettelbriefe, betrachten, welche oft in die verfängliche Form und den verlockenden Schiller der Gratulationsbriefe hinüberspielen; wir wollen auch das nach Legionen zählende Heer der gewöhnlichen Weißfische oder ordinären Briefe keines weitern Blickes würdigen, sondern unser Gleichniß fallen lassen und einer Expedition, wie sie die Sturm und Drangperiode in allen Spielarten aufzuweisen hat, beiwohnen.

Die Weihnachtsfreuden der Berliner Post sind mit einem Worte der *Geschäftsverkehr* mit den Postanstalten in Berlin während der Weihnachtszeit. Je stärker dieser Verkehr ist, desto größer sind die Freuden. Sind die Brief- und Fahrpostgegenstände gar nicht zu bändigen, so ist eben die Freude eine unbändige. Den größten Antheil an diesen Freuden hat natürlich die Hauptpostexpedition, weil sie der Centralpunkt des internen, externen und Wechselverkehrs ist. Sie zerfällt in das Hofpostamt in der Königsstraße und in die Hauptstadtexpedition in der Spandauerstraße. Beide wohnen unter *einem* Dache, in dem Hauptpostgebäude, arbeiten Hand in Hand, und sind durch Höfe von einandergetrennt, damit sie sich gehörig ausstrecken können. Das Hofpostamt ist der Mittelpunkt und die Haupttriebfeder für den externen, die Hauptstadtpostexpedition dasselbe für den internen Verkehr, und beide liegen einander in den Haaren oder miteinander im Wechselverkehr. Während das Hofpostamt von der Königsstraße aus an die Eisenschienen der länder- und völkerverbindenden Bahnen anknüpft, gehen die Fühlfäden der Hauptpostexpedition von der Spandauerstraße nach allen Ecken und Enden der Stadt und berühren nicht weniger als sechsunddreißig Stadtpostexpeditionen. Ihre feinsten Fühlhörner sind die in dem endlosen Straßen-, Gassen- und Brückengewirr der Weltstadt aushängenden vierhundert Briefkasten. Sobald nun ein solches Stadtpostfühlhorn mit einem Stadtbriefe berührt wird, oder mit prosaischeren Worten, sobald ein Stadtbrief in den Kasten fällt, zeigt die Stundenplatte, wann derselbe expedirt wird. Zeigt die Stundenplatte sechs, so ist er spätestens um 8 Uhr in der Hand des Adressaten. Die Dauer der Bestellung ist von der Zeit abhängig, die dazu erforderlich ist, den Brief nach der Hauptstadtpostexpedition und von dort der betreffenden Postexpedition, in deren Bezirk und Revier er gehört, mittelst Briefkariole zuzuführen. Die Briefkariolen werden etwa zehn Minuten vor der vollen Stunde von der Hauptstadtpostexpedition abgefertigt und eilen pfeilgeschwind von Expedition zu Expedition. Sie haben sogar, und das wissen die wenigsten Berliner, hinten an der Wagenthür noch einen Briefkasten, und man kann, wenn man die nöthige Elasticität dazu besitzt, an die dahineilende Kariole hinanspringen und noch einen Brief in ihren Kasten werfen. Nach der Hauptstadtpostexpedition muß jeder Stadtbrief, wenn er in einen von dem Aufgabeort entfernter gelegenen Ortsbestellbezirk gehört. An der Centralstelle sammeln sich also die Briefe aus allen Stadtgegenden, und sie müssen eben so schnell sortirt wie expedirt werden. Zu dieser Stadtbriefarmee stoßen aber auch noch legionenweise alle bei auswärtigen Postanstalten aufgegebenen nach *Berlin* bestimmten Briefe, und nur eine kühne Phantasie kann die Schwierigkeiten ermessen, welche es kostet, in dieses Chaos Ordnung zu bringen und *stündlich* damit aufzuräumen.

Die ungemein abstumpfende, geisttödtende, maschinenmäßige Arbeit des Sortirens ist auf der Centralstation mit der nöthigen Fingerfertigkeit und Gedankenschnelle beendet. Schilling- ist von Schellingstraße, Berg- von Burgstraße, Schiffer- von Schäferstraße, Stein- von Weinstraße, Koch- von Noch-, Krausen- von Krausnikstraße geschieden.

„Eingepackt! Zugemacht! Vorwärts! die Kariole steht schon zu lange!" ruft der Beamte, der dafür zu sorgen, daß immer die Minute eingehalten wird.

Vier für ebenso viele Expeditionen bestimmte Kasten werden in die Kariole geschoben. Die Thüren knallen zu. Die Schlüssel

rasseln. Hui! saust der Einspänner die Spandauer dahin, während ein anderer wieder vorfährt. Der Braune darf nicht eher verschnaufen, bis er vor der Expedition ... in der Taubenstraße hält. Zwei Briefträger empfangen die Post, öffnen rasselnd den Wagen und schleppen den Kasten mit der Nummer 8 hinauf in das Briefträgerzimmer, während die Kariole nach den Expeditionen auf dem Potsdamer Bahnhof und in der Grabenstraße weitersaust. In dem Briefträgerzimmer der Expedition in der Taubenstraße warten nicht weniger wie vierzehn Briefträger auf die Mahlzeit, die ihnen jetzt aufgetischt werden soll. Die vierzehn Taschen öffnen gähnend ihren Schlund, und der Schmachtriemen, daran sie hängen, wird lockerer geschnallt. Ja, wartet nur, so schnell wird die Mahlzeit auch mitten in der Sturm- und Drangperiode nicht eingenommen. Als die Kariole von der Hauptstadtposterpedition abfuhr, war es acht Minuten vor fünf. Jetzt ist es bereits fünf, und nun paßt auf, was alles geschehen muß, bis der große Zeiger wieder rund gelaufen. Der Kasten, welcher eben aus der Kariole gezogen und nach oben geschleppt wurde, wird geöffnet. Vierzehn strotzend volle Briefbeutel ragen an das Tageslicht. Jeder Briefträger reißt sein Opfer an sich. Er erkennt es an der Nummer. Die Beutel werden geöffnet, um ihren Inhalt sofort in die bereit hängenden Taschen zu speien, — so glaubt ihr. Ja, wenn es doch so wäre! Nein, jetzt geht das Sortiren von neuem an. Der Postkoloß in der Königs- und Spandauerstraße hat, wie bereits erwähnt, die Mahlzeit schon zerstückelt und vorgekaut. Er hat alles geschickt, was in den Bezirk der Expedition in der Taubenstraße gehört, und auch alles schon nach Revieren geordnet. Dieses Ordnen konnte aber trotz aller Fingerfertigkeit, die er dabei entwickelt, kein gründliches sein. Darum findet auch jeder Briefträger in seinem Revierbeutel Briefe, die in die Tasche seines Nachbarn gehören. Ein lebhafter Briefaustausch ist also das erste, was nach Oeffnung der Beutel in dem Briefträgerzimmer vor sich geht. — Wie fliegen die papiernen Boten von Hand zu Hand, von Tasche zu Tasche! Mittlerweile rückt der große Zeiger an der Uhr heimtückisch vor. Endlich ist die Sichtung beendet. Jetzt beginnt das Ordnen nach den laufenden Straßen und Nummern so flüchtig, daß es später auf dem Trottoir im Fluge fortgesetzt werden kann. Die Taschen füllen sich. Sie drohen zu bersten. Geduldige Schafe gehen viele in einen Stall, aber die ungeduldigen Briefe gehen in der Sturm- und Drangperiode nicht alle in die Tasche. Es müssen noch Extrapackete gemacht, unter den Arm genommen und in die Mantel- oder Hosentasche gezwängt werden. So, jetzt kann's losgehen! Hui! auf und davon! Halt! Halt! keine Ueberstürzung, wenn auch der große Zeiger wieder um ein tüchtiges Stück weiter lief. Rathet, was in dem Briefkasten, der aus der Kariole gezogen und nach oben geschleppt wurde, noch angekettet, festgeschlossen liegt? Ein Gefangener, der auf Erlösung harrt? Richtig! Die Geld- und recommandirten Briefe liegen hier noch in Banden. Sie müssen erlöst, ebenfalls nach Revieren vertheilt und miterpedirt werden. Die Fesseln fallen, und die Goldfische schwimmen an die Oberfläche. Nun hascht, hascht und macht, daß ihr fortkommt! Es gehört wirklich eine Briefträgerruhe oder vielmehr Unruhe dazu, um bei der Scene, die jetzt abgespielt wird, nicht aus der Haut zu fahren. Der Schatz der Geld- und recommandirten Briefe muß, so gern man ihn auch in dem Briefträgerzimmer als Pensionsfonds zurückhielt, mitgenommen und der Empfang jedes Schätzleins einfach, ja doppelt bescheinigt werden. Seht, wie die vierzehn Briefträger sich um den Expedienten drängen, der die Quittungskarte in der Hand hält. Jeder will zuerst abgefertigt sein und skizzirt mit beredter Zunge die Länge und Abgelegenheit seines Reviers. Der große Zeiger nähert sich schon der Sechs und noch kein Briefträger hat die Expedition verlassen. Endlich ist der Empfang der Werthbriefe vorschriftsmäßig bescheinigt, und nun beginnt die Parforcejagd. Könnte ich allen vierzehn Briefträgern folgen, so würde ich dieses Kunststück wirklich zu Papier bringen und einen Wirrwarr schildern, darin dennoch die größte Ordnung herrscht. Ich kann mich aber leider nur an die Ferse eines einzigen klammern, und diese Jagd macht mich schon athemlos. Heidi! Heida! wie er von Haus zu Haus rennt, als peitschte ihn ein unsichtbarer Dämon mit der neunschwänzigen Katze. Hier rennt er vier Treppen nach oben, klingelt und steht wie auf Kohlen, weil ihn niemand empfängt. Er scharrt mit den Füßen, zieht abermals den Glockenstrang, und fährt nicht aus der Haut, als sich ein Schritt langsam, gemächlich rührt, und ein dummes Philisterauge durch das Thürguckloch glotzt.

„Wer ist da?"

„Der Briefträger!"

Die Thür wird rasch geöffnet.

„Für mich ein Brief?"

„Nein, für Herrn Jacoby!"

„Sie haben den Weg umsonst gemacht! Hier wohnt kein Herr Jacoby!"

Die Thür fliegt wieder zu. Der Behäbige entfernt sich nach hinten, und der Briefträger ärgerlich nach unten. Und die Parforcejagd geht weiter, doch jetzt mit besserem Erfolg. Der Briefträger gibt ganze Briefberge an das Ministerium des Aeußern, des Innern ab, sucht das Fremdenblatt, die Hypothekenbank heim, klingelt vor den Hagel- und Feuerversicherungen und rennt den Boten der Actienbank über den Haufen. Wieder ein Hinderniß! Er durchrennt alle Räume eines vierstöckigen, breitschultrigen Gebäudes und findet den Adressaten nicht. Die Adresse ist so schlecht geschrieben, daß sie ein Dorngesträuch in Umrissen darzustellen scheint. Der Arme entziffert und läßt entziffern. Da schlägt die Uhr der Dreifaltigkeitskirche die volle Stunde. Der Briefträger zuckt empor, als würde er von einer Tarantel gestochen. Er muß in fünf Minuten wieder in der Expedition sein, und noch harren ganze Briefberge der Abtragung. Und weiter geht's im scharfen Trabe. Hier ist der Adressat nicht zu Hause und hat keinen Briefkasten an der Thür, und dort soll ein Groschen Porto bezahlt werden, und man gibt einen Fünfundzwanzigthalerschein zum Wechseln. Hier hindert die mangelnde Treppenbeleuchtung den Briefträger am raschen Vordringen in die Dachmansarden, und dort stößt er sich an der niedrigen Wölbung des „halbdüstern" Kellerlochs regelmäßig den Kopf, so oft er in den weingeistschwangern Tartarus hinabsteigen muß.

Schweißtriefend, keuchend, durchnäßt, nach Wasser und Bier lechzend, kommt er wieder in der Expedition an. Die Kariole, welche eine neue Post gebracht, ist bereits wieder davongefahren, und die Briefträger theilen sich oben in ihren Inhalt. Er muß abermals an der Mahlzeit theilnehmen, aber noch vorher über die unbestellbaren Briefe berichten und dafür Sorge tragen, daß die Adresse, welche ein Dorngesträuch in Umrissen darstellt, der Revierpolizei, dem Einwohnermeldeamt oder der Brieföffnungscommission zur Entzifferung vorgelegt wird.

Der Postcoloß in der Königs- und Spandauerstraße hat aber noch einen Onkel in der Oranienburgerstraße, dessen Stärke nach Pferdekräften zählt. Er gibt in der Weihnachtszeit Extravorstellungen auf dem Kraftmesser, und spielt unter andern mit den schwersten Packeten, wie der gewandteste Gaukler mit Billardkugeln. Wer von ihm unversehens einen Rippenstoß bekommt, der muß sich nach der Charité schleppen lassen. Seht, da schickt er eben seinen Berliner Mündeln etwas Spielzeug. Vier, fünf, sechs, sieben, acht Packetwagen schwanken auf die Straße. Hoch oben auf dem Bock thront der Rosselenker mit emporgeschlagenem Mantelkragen und läßt sich die höhere Berliner Luft um die Ohren sausen. Drinnen im Packetwagen sitzt der Expedient eingepfercht wie in einem Kerker. Fällt der Wagen um, so wird er augenblicklich vom Gepäck erstickt. Ha! die Rosse können nicht von der Stelle, denn dort an der Kreuzung ist die Straße von einem Wagenchaos von allen Formen und Dimensionen gesperrt. Lange Bierwagen mit Rollfässern über und unter der Achse, Omnibusse mit dicken Passagierknäueln auf dem Verdeck, bunträdrige, geschmeidig und elegant sein wollende Coupés mit einer bepelzten Geheimräthin und einem ungeduldigen Geldaristokraten darin, drängen sich mit Briefkariolen, Dampfkaffeebrennereiphaëtons, Droschken, Magistratsactenwagen und Hoffmalzextractfahrzeugen. Nun, Postillon, nimm dein Horn und stoß hinein, wie weiland Roland im Thal von Ronceval, und hilft das nichts, so renn mit deinem centnerwiegenden Fuhrwerk eine Gasse durch die Wagenburg! Er lächelt, der Schelm, denn der Omnibus dort ist noch schwerer wie er, und das minder Wichtige zerschellt immer an dem Gediegneren hienieden. Endlich schießt der lange Bierwagen wie ein Riesenpfropfen aus der Verkorkung. Der erste Omnibus bewegt sich. Das Hoffsche Malzextractgespann bäumt sich. Der zweite Omnibus drängt das Dampfkaffeebrennereiphaëton in den Rinnstein. Von dem Bock des Postpacketwagens schmettert eine Siegesfanfare hernieder.

Die Verstopfung ist gehoben, und während die Gespanne nach allen Seiten auseinanderschnaufen, flucht der Packeterpedient in der Einsamkeit seines Kerkers wie ein schnauzbärtiger Polizeidiener auf

den vierziger Jahren, und stößt ein Packet, welches so hart auf ihm liegt, daß es ihm den Athem benimmt, zornig in die Gepäckordnung zurück. Dabei fällt aber ein anderes, welches nach altem Limburger Käse duftet, auf seine Brust. Die einmal gestörte Gepäckordnung ist in der Sturm- und Drangperiode so leicht nicht wieder herzustellen.

Ein Packetsturz hat einen andern zur Folge. Das Schlimmste ist aber ein Packet**rutsch** in einem Gepäckwagen, der nur noch Platz für die dünne Gestalt eines Expedienten hat. Ein Glück, daß der Packetwagen in diesem Augenblicke hält! Der Rutsch will eben vor sich gehen und den Expedienten vergraben, wie der Bergsturz des Roßbergs im Anfange dieses Jahrhunderts das Dorf Goldau am Rigi verschüttete. Da öffnet der Postbeamte rasch die Wagenthür, wirft sie hinter sich zu und springt auf das Trottoir. Der Sturz geht jetzt im Innern des Wagens vor sich, ohne ein Menschenleben zu ersticken. Jetzt — ja, aber was kommt jetzt? Jetzt kommt die Hauptweihnachtsfreude der Berliner Post. Aus dem Packetrutsch und der auf den Kopf gestellten Gepäckordnung soll ein Riese, ein Hundertpfundpacket, hervorgesucht und drei Treppen hoch, an dunkler Gas- und geplatzter Wasserleitung vorbei, geschleppt werden. Soll ich hier den Kampf eines schmächtigen Postexpedienten mit einem Hundertpfundpacket schildern? Habt ihr schon gesehen, wie ein Windhund einen verendeten Hirsch bergauf zerrte? Nun, dann knackt eure Weihnachtsmandel und laßt mich in Ruhe! — —

Die Packetbestellung erfolgt nicht stundenweise, wie die Briefbestellung. Es werden täglich fünf Fahren gemacht, und das dünkt mich, dürfte auch genug sein. Die erste Fahrt ist von $7^{1}/_{2}$ — $10^{1}/_{2}$ vormittags mit den abends vorher und nachts eingegangenen Packeten. Die zweite Fahrt findet von $8^{1}/_{2}$ — 11 vormittags statt mit den morgens früh eingegangenen Packeten. Die dritte Fahrt ist von $12^{1}/_{2}$ mittags bis $3^{1}/_{2}$ nachmittags mit den vormittags bis 11 Uhr eingegangenen Packeten. Die vierte Fahrt dauert von $2^{1}/_{2}$ bis $5^{1}/_{2}$ nachmittags und räumt mit den übrigen vormittags und bis 1 Uhr mittags eingegangenen Packeten auf. Die fünfte Fahrt umfaßt die Zeit von $5^{1}/_{2}$ nachmittags bis $8^{1}/_{2}$ abends, und beseitigt die nachmittags eingegangenen Packete.

Der Berliner Postcoloß bewältigte vom 18. — 21. December v. J. **zweihundertneununddreißigtausend ein hundert und vier Packete.** Berlin allein fütterte ihn mit neunzig tausend sieben hundert drei und vierzig Packeten und ließ sich von ihm wieder füttern mit dreiundsiebzig tausend zwei hundert siebenundzwanzig Packeten. Die übrigen Packete wurden über Berlin hinweg von Bahnhof zu Bahnhof expedirt. Die in derselben Zeit angekommenen und abgegangenen frankirten, unfrankirten und portofreien Briefe, Geld- und Werthsendungen, Postvorschüsse, Drucksachen, Waarenproben und Zeitungen harren noch des Zählapparats, und wenn sich jetzt noch die Berliner Post über karge Weihnachtsfreuden beklagt, verdienen sämmtliche Postexpeditionen so lange mit Hundertpfundpacketen bombardirt zu werden, bis sie in Schutthaufen verwandelt sind.

Esel und Gänse.

Von **Adolf Müller.**

(Hierzu die Abbildung auf Seite 285.)

Vom Herrn Herausgeber des Daheim bekomme ich unser heutiges Thiergenrebild zur Besprechung vorgelegt, gleichsam als wollte er mich schalkhaft prüfen, ob ich auch dem darauf verherrlichten Hausthierhelden von irgend einer annehmbaren Seite ankommen könne. Mag es ein launiger Einfall des Herrn Auftraggebers sein, mag eine gewisse Fügung darin liegen, oder mag der Zufall einen losen Streich spielen, daß das edle Lastthier nun gerade vor einen „**Müller**“ kommt — darüber will ich nicht grübeln, sondern vielmehr auf gut Glück die Gelegenheit ergreifen, als Beobachter der Thierwelt mir die Scene und Lage des Abkömmlings aus der Gattung equus näher zu betrachten.

Obgleich ich zwar dem Grundsatze huldige, Eseln und ähnlichen Thiercharakteren aus dem Wege zu gehen, so erfordert es doch einerseits die Höflichkeit, daß ich dem freundlich ausgesprochenen Wunsche willfahre; andererseits hat die Kunst aber auch bewirkt, das ominöse Hausthier auf unserem Bilde in ein gelungenes Licht zu bringen, so daß ich mich hier vor einem ungleich annehmbareren Vorwurfe befinde, wie einst unser trefflicher Uhland beim Dichten seines „Metzelsuppenliedes.“ Ob bei der Besprechung des Langohres nun auch eine Perle gefunden wird — das zu entscheiden, überlasse ich füglich meinem geehrten Auftraggeber, sowie meinen hoffentlich mir sonst geneigten Lesern und Leserinnen.

Der Held auf unserem Bilde ist, wie man sieht, an die Wand eines Müllergebäudes angebunden. Aber gerade diese Thatsache gibt nach unserem Dafürhalten Veranlassung, den edlen, kaum vielleicht von einer tüchtigen Lasttour zurückgekehrten Kämpen in eine komische Lage der Entbehrung zu bringen. Zwar scheint die letztere ihm tagtäglich nicht fremd zu bleiben: die Rippenschau seines Rumpfes, das eckige Heraustreten der Hüften, sowie das Eingesunkensein des mageren Hintertheiles, endlich der Anblick seines struppigen Felles beweisen, daß unser Verherrlichter nicht zu den Sinecuren einzelner Bevorzugten seiner Art gehört, die an voller Krippe und bespickter Raufe im dämmerigen Glücksstalle des reichen Müllers bei glattem, glänzendem Felle und fettem Wanste ihr faules Dasein verträumen dürfen. Aber gerade ihn, den Entbehrenden, Hungernden, muß nun heute das Verhängniß treffen, die natürliche grüne Raufe des saftigen Strauches und das Utopien der Distelstauden dicht hinter sich zu sehen, ohne diese bei dem gründlichen Appetit, den er hegt, an dem fesselnden Halfter abweiden zu können; gerade ihm, dem Dürstenden, muß es passiren, an der sengenden Wand in der Sonnenhitze zu stehen und das kühle Wasser des Mühlbachs hinter sich plätschern und vorüberrauschen zu hören, zu sehen, wie die Waschweibergesellschaft der Gänse im Bache sich's gut sein läßt. Eben im Begriffe gewesen, die ihm erreichbaren äußersten Schossen des einladenden Hasel- oder Hainbuchenstrauchs mit der harten, trockenen Eselslippe zu langen, drängt es die bewegliche Sippschaft, die Tantalusqualen des Angebundenen auch noch zu vermehren durch das Zischen ihrer bösen Zungen und die Schadenfreude ihrer schnatternden, trompetenden Kehlen. Wie zum Spott säuft der wohlgenährte Gänserich im Vordergrunde, zu noch größerem Aerger unseres Zottigen schimpfen und zischen die drei weiblichen Capitalzungen der gewichtigen Matronen, und vom Hintergrunde her entladet sich obendrein noch eine Reserve böser, verläumderischer Stimmen, die wie ein Strom nicht etwa von erquickendem Naß, nein, von in der Sommerglut doppelt brennender und beißender Lauge den Bedrängten überschütten müssen. Zum Ueberfluß hält auch noch eine langhalsige Schöne ihre Toilette im Krystallspiegel des Baches. Ob aber der Eselskopf die feine Kehrseite dieser Handlung gewahrt und das Putzgeschäft als einen plastischen Ausfall auf die vernachlässigte Toilette seiner struppigen Haut aufzunehmen vermag, lassen wir dahingestellt sein. Gewiß aber sind wir, daß das Organ des langohrigen Gesellen nicht unempfindlich bleibt bei der greifbaren Begegnung der Klatschgesellschaft. Diese ist unstreitig dazu angethan, eine ohnedies nicht ganz reizlose Eselsnatur herauszufordern. Uebellaunig legt sich die charakteristische Decoration des Dickkopfs zurück, von dem malitiösen Ausdruck seines Auges und der sprechenden Bewegung des Hinterbeines begleitet. Der Esel spricht eben die Sprache seiner Gliedmaßen: — er versteht keinen Spaß, keinen Humor, und sollte er von den reizendsten Schönen des Müllerhofes ausgehen. Ja, es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß unser Grobian schon Gebrauch gemacht hat von seinen ungeschlachten Hinterbeinen und sich zu dem beliebten Ausschlagen durch die rührige Ansprache um ihn her hat verleiten lassen. Hat er doch die Decke, die zuvor seinen Leib bedeckt haben mag, in Folge dieser Motion abgeworfen und zeigt er sich doch jetzt in der ganzen nackten Glorie seiner Eselei. Jetzt spreizen sich die ebenbürtigen Gesellen der Faulheit und Dummheit, die Hinterlist und Flegelei, in offener Schau und lassen ihn vor Bosheit das kaum berührte Grün der Sommerschossen vergessen unter dem höhnischen Zischen und Gelächter der ihn umstehenden Schar, die den Gefopptesten bald dem Gespötte des ganzen quackenden und gackernden Hofcontingentes preisgegeben und ihm dann unzweifelhaft zu dem erquicklichen Liede angestachelt haben wird, in welchem sich

hier Hunger, Durst, Bosheit und Wuth durch die ganze komisch-sprechende Tonleiter einer Eselsmelodie hindurch hören lassen müssen. Diese Kundgebung paßt denn so recht eigentlich zu dem Schau-Kreuze, das der heimtückische Distelbruder wie die „bösen Spinnen auf dem Rücken herumträgt" statt „tief im Herzen drinnen;" sie ist ein Seelenspiegel des malitiösen Gesellen, den Entbehrung nicht Ergebung und Demuth lehrt, sondern den sie antreibt, seine innerste Natur in unbewußter Komik zu Jedermanns Ergötzen herauszukehren.

Und so möge er denn am Pranger und unter der Geiselung des befiederten Publikums stehen, bis sein Meistertreiber, von der wiederholten Musik des vergessenen Pflegebefohlenen bei einem Glase Branntwein gemahnt oder gar aus einem süßen Nicken unsanft geweckt, den „Hans" losbindet. Wir wollen ihm dann von Herzen nur wünschen, daß seinem brennenden Durste die endliche Abkühlung im nahen Bache und seinem Hunger die Stillung an einem benachbarten Grasraine oder im lieben Stalle werde, nicht aber zu den beiden plagenden Gästen sammt dem Mißmuthe über die unwillkommene Neckerei der Müllergänse auch noch der eselhafte Prügel des mürrischen Treibers sich geselle.

Das Geheimniß des Fürstenhauses.

Novelle von Georg Hiltl.

II. Abtheilung. Die Gräfin von Wartenberg.

(Fortsetzung.)

Das fast viereckige kleine Zimmer, in welches Graf und Gräfin Wartenberg getreten waren, — ein Gemach, in welchem die Kurfürstin bei den festlichen Aufzügen ihre Toilette zu ordnen pflegte, bevor sie in den Rittersaal schritt — war durch eine Lampe erleuchtet, deren Flamme vor einer Blende brannte, so daß also die hinter der Blende befindlichen Gegenstände vollständig im Dunkel lagen, während vor derselben alles vom Lichte der Lampe hell beleuchtet ward. Zunächst strahlte im grellen Glanze der von zwei bronzenen Genien gehaltene Spiegel, vor welchen die Gräfin sofort trat, um den Kopfputz zu ordnen. Ihr zur Seite stand der Graf, indes Justine sich beschäftigte, eiligst die ein wenig in Verwirrung gerathene Frisur zu ordnen. Die Gräfin betrachtete ihr schönes Gesicht wohlgefällig in dem Spiegel, ihre Augen flogen über die Frisur, über die reichen Spitzengarnituren, welches alles das Glas zurückstrahlte. Die Hände Justinens ließen die seidenen Falten rauschen, und der Graf sah mit einem leichten Lächeln des Stolzes auf seine Gattin.

„So," rief Katharina, „nun noch die Garnitur ein wenig glatt streichen — recht so — jetzt biege die Nadel mit dem goldenen Käfer mehr vor — halt — ha! ha! ha!" lachte sie, „ich bin selbst neugierig, was die Herrschaften sagen werden, wenn sie mich in der nächsten Viertelstunde — —"

Die Gräfin hielt plötzlich in ihrem munteren Geplauder inne, ihre schönen Arme streckten sich nach dem Spiegel aus, ihr Oberkörper bog sich zurück, die Augen wurden starr und mit der Hand machte sie eine tiefe, abwehrende Bewegung nach dem Spiegel, als wollte sie irgend etwas verscheuchen, während ihr Athem fast röchelnd ward und die Zunge vergeblich suchte, einige Worte zu stammeln.

„Um Gottes willen, was ist Dir, Katharina?" rief Wartenberg, dem diese plötzliche Umwandlung nicht entgangen war.

„Gnädige Gräfin, kommen Sie zu sich!" rief Justine.

Katharina aber blieb regungslos und sagte in heiserem Tone: „Dort war er! er war hinter mir!"

„Aber wer denn?" rief Wartenberg.

Da er und Justine ebenfalls mit dem Rücken gegen den im Dunkel liegenden Theil des Zimmers gewendet standen, so konnten sie nicht sehen, was dort vorging, ebensowenig vermochten sie so vollständig wie Katharina den Spiegel zu überblicken.

„Was ist denn geschehen?" rief Wartenberg, sich umwendend — auch er schreckte zusammen, denn noch bevor Katharina ihm ein Wort sagen konnte, hatte der Graf einen Officier bemerkt, der aus dem Dunkel des Zimmers trat und sich ihm gegenüberstellte.

„Mein Herr," rief Wartenberg entrüstet, „welche unerhörte Dreistigkeit? Wie können Sie es wagen, in das Toilettezimmer der Gräfin von Wartenberg zu dringen."

„Dieses Zimmer gehört der Kurfürstin," entgegnete der Fremde mit tiefer Stimme. Katharina hatte sich umgewendet, sie hatte ihre ganze Gewalt über sich gewonnen und, die Lage schnell überblickend, sagte sie ruhig: „Justine, verlaß das Zimmer."

Die Zofe ging hinaus, die drei Personen blieben allein.

„Ich kann nicht begreifen, mein Herr," fuhr der Graf fort, „wie Sie Ihre Dreistigkeit entschuldigen wollen. Mit welchem Rechte wagen Sie es überhaupt, uns aufzuhalten?"

„Fragen Sie Ihre Gattin, Herr Graf, ob ich ein Recht dazu habe," sagte der Fremde.

„Was heißt das? welche mysteriösen Andeutungen?"

„Kasimir," begann die Gräfin, langsam zu ihm tretend, „dieser Mensch dort hat ein Recht an mich."

„Katharina!"

„Ich habe Dir nichts verborgen als das eine: jener Mann dort hatte in der That mein Wort — er ist mein ehemaliger Verlobter."

„Also doch," rief Wartenberg, „die Fama hatte recht — jenes alte Weib, welches einst bei Deiner Verlobung mit Biedekap in so unheimlicher Weise auftrat — —"

„War die Mutter jenes Mannes!" sagte Katharina kalt, „und der hier vor uns steht, mein ehemaliger Bräutigam, ist David Zwoller ... der Henker von Wesel!"

Wartenberg that einen lauten Schrei und taumelte gegen die Wand.

„Fasse Dich, Kasimir!" fuhr die Gräfin fort. „Es ist nun einmal nicht anders. Nur wenige Schritte von uns steht die lauernde Menge, sie erwartet mein Kommen — heut, wo ich wieder einen Sieg nach der Niederlage feiern sollte, heut wird mir vielleicht die größte Schmach bereitet, denn der Mann dort, der so finster und drohend mich anblickt, ihn haben meine, unsere Feinde hierhergesendet, um mich zu verderben."

David Zwoller nickte unwillkürlich mit dem Haupte.

„Also ist das Schreckliche doch wahr — o — ich wollte nie daran glauben!" stöhnte Wartenberg. „Ich hielt die ganze Sache, das Ereigniß am Festtage im Hirschgrund für eine Intrigue — —"

„Sie haben sich geirrt, Herr Graf," begann David jetzt. „Es war nur eine Mahnung für Katharina Ricker, die sich mir verlobt hatte. Ich zauderte — ich hielt ihr vor, daß es ihr unmöglich sein würde, mir als mein Weib anzugehören, denn sie war von jeher nach hohen Dingen begierig, aber sie verwarf meine Widerrede, sie gelobte mir anzugehören — sie brach ihr Wort und als meine alte Mutter es wagte, sie an ihr Versprechen zu erinnern, duldete dieses Weib dort, daß die Alte von den Knechten des Müllers im Hirschgrunde weggeschleppt wurde zum Hohn der trunkenen Gesellschaft. Wer war es, der den Henker von Wesel zum Verlobten begehrte? wer war es, der in jener Nacht beim Scheine des Feuers auf die Prophezeiung der Hexe lauschte? wer war es? Du — immer Du! als ich die glühenden Streifen in der Asche sah, die eine Krone bildeten, rief ich Dir zu: „Laß ab von mir!" — „Nimmermehr!" war Deine Antwort und als wir uns auf dem Hügel Lebewohl sagten, warst Du es, die da rief: „Ich werde Dir folgen!"

„O — !" sagte Wartenberg. „Welche finsteren Geheimnisse, alles in der einen Nacht?"

„Es war dieselbe, Kasimir, in der ich Dich verwundet im Hohlwege fand. Der Henker spricht die Wahrheit!"

„Sie kann es nicht leugnen!" sagte David mit blitzenden Augen. „Sie wird nicht mein werden, aber sie soll auch keinem andren gehören. Schon fürchtet alle Welt ihre gefährliche Macht, die Leute nennen sie eine neue Maintenon, sie wird viel Unheil stiften, ich will es verhüten — sie hat mich verachtet, verstoßen, meine Mutter geschändet, sie soll nicht auf den Platz gelangen, den zu erreichen ihr Hochmuth sich vorgesetzt — komm, Katharina Ricker, folge mir, gib die Hand — lege sie in meine, in die, welche einst Deinen Schwur



Eine langweilige Gesellschaft!

Nach seinem Gemälde auf Holz gezeichnet von Friedrich Loßow.

empfing, in die, welche den schwarzen Dietrich zu Wesel auf dem Marktplatze abgethan hat. Vorwärts, schöne Gräfin — ich will mich offen mit Euch zeigen im Saale und wenn sie mich peitschen lassen wollen, dann halte ich ihnen den Freibrief vor, der mich ehrlich spricht und rufe: Warum soll der einstige Henker von Emmerich nicht die Schifferstochter heirathen? weshalb streift sie die Grafenkrone nicht vom Haupte? sie gebührt ihr nicht — denn dieses Weib ist mein — mein, hören Sie es alle, meine Herren und Damen!"

„Das ist ja schrecklich — entsetzlich!" stammelte Wartenberg. „Aber halt — eine freche Gewaltthat muß mit Gewalt vertrieben werden. Ich werde den Henker festnehmen lassen, der es gewagt hat, unter der Maske eines Officiers hier einzudringen, der —" Er legte die Hand auf die Klinke der Thüre.

„Halten Sie ein, Herr Graf!" sagte David ruhig, indem er ein Pistol aus der Brusttasche zog. „Sie sehen, ich bin vorbereitet. Ueberschreiten Sie diese Schwelle — meine Kugel folgt Ihnen nach — machen Sie den geringsten Lärm, ich gebe Feuer. Sie sind ein Kind des Todes und Ihre Gattin gewinnt nichts dadurch, Sie können sich wohl denken, daß es mir nicht auf mein bischen Leben ankommt, wenn ich nur meine Rache befriedige. Machen Sie Platz — damit ich meine Verlobte aus diesem Zimmer führen kann."

Ein neuer Tusch von Pauken und Trompeten schallte herüber.

„Allmächtiger Gott — wir sind verloren!" rief Wartenberg. „Nicht nur, daß die große Vorstellung ohne unsere Anwesenheit vorübergeht — es erwartet uns auch heut noch die größte Schmach."

„Vielleicht irren Sie!" sagte David. „Ich gehe ruhig mit der Katharina aus diesem Schlosse. Mein Name ist Jan van Gülpen. Als solcher habe ich die Einladung erhalten. Herr von Danckelmann weiß, daß ich Officier im Dienste der Generalstaaten bin — nun, wenn man die Gräfin Wartenberg mit einem holländischen Officier aus dem Berliner Schlosse kommen sieht, das ist doch nichts Schreckliches? Sie können sagen, Herr Graf — plötzlich eingetretene Ereignisse in Ihrer Familie haben die schöne Gräfin gehindert, der Cour beizuwohnen."

Er lachte wild und schränkte die Arme ineinander. Katharina hatte bis jetzt kein Wort gesprochen. Sie hörte, ohne einen Blick von David zu wenden, die drohenden Reden an. Als der Sohn des Scharfrichters seine letzten Worte gesprochen hatte, hob sie das Haupt, nahm den Spitzenschleier, den Justine über die Lehne eines Sessels geworfen hatte und reichte dem Grafen die Hand.

„Leben Sie wohl, Herr Graf von Wartenberg!" sagte sie mit zitternder Stimme. „Sie meinten es gut mit mir — Sie wollten mich zu Ehren — zu Würden bringen — das Schicksal hat mit eiserner Hand in Ihren Willen gegriffen — unsere Verderber triumphiren, in wenig Minuten müssen wir uns trennen auf ewig!"

„Katharina!" rief Wartenberg mit ungeheucheltem Ausdrucke des Schmerzes.

„Es muß sein, Herr Graf. Dieser schreckliche Mann hier ist in seinem vollen Rechte — er hat größere Ansprüche auf mich — er liebt mich und seine Liebe läßt nicht von mir. Er würde mich lieber vernichten, als aufgeben. Es war schändlich von mir, solch eine Liebe zu mißachten. Haben Sie keinen Groll gegen ihn, sondern bewundern Sie diese Gewalt der Leidenschaft."

Sie war in diesem Momente unbeschreiblich reizend. Ihre prachtvollen Haare begannen sich aus den Schlingen der Coiffure zu lösen, die schönen Augen schwammen in einem leichten Thränenschleier, das Licht fiel auf ihren Hals, die Arme, die ganze imposante Gestalt, mit seinem hellen Scheine, der die herrlichen Formen noch schärfer hervortreten und das leise Zittern bemerken ließ, welches sich der schönen Frau bemächtigte. Nie hatte David so viel Entzücken bei ihrem Anblick empfunden, aber nie war sie ihm auch majestätischer erschienen.

„Dieses Weib war nie für Dich bestimmt!" murmelte er leise.

„Komm, David!" sagte Katharina mit fester Stimme. „Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren. Ehe die Menge zurückkehrt, müssen wir das Schloß hinter uns haben. Komm!"

„Es soll wirklich sein?" rief Wartenberg.

„Es muß! sage ich noch einmal. Der Mann dort will es so — ich folge ihm, da er mir wenigstens die öffentliche Schmach ersparen will, aber Sie, mein Gemahl — Sie sollen nicht hineingezogen werden in diesen entsetzlichen Handel — Sie sind schuldlos. Leben Sie wohl!"

David wendete sich ab — seine Brust drohte zu zerspringen, seine Mundwinkel zuckten heftig. Der Gräfin entging seine Bewegung nicht — ihre lauernden Blicke folgten jeder Wandlung.

„Schnell, David — komm!" rief sie. „Mach mir den Abschied nicht schwer und habe Barmherzigkeit. Ich muß fort sein — ehe die Hofgesellschaft kommt."

„Ich komme nicht von der Stelle!" stöhnte David.

„Was zauderst Du?" rief Katharina schnell. „Wurdest Du nicht hierhergewiesen, mich zu verderben?"

„Ja — ja —"

„Also — Du hast ein Recht dazu — Du bist mein Verlobter, kannst an Dich reißen, kannst, wenn ich mich weigere, hinaus, unter die Menge treten und rufen: Dieses Weib ist mein — ganz mein. Niemand darf sie mir nehmen, und wenn es doch einer wagen wollte, dann sage ich ihm: Sie ist die Braut des Henkers zu Emmerich, dessen Hand, in welche dieses Weib ihm Treue gelobte, das Richtschwert führte. Die Finger, welche ich jetzt um ihren Arm lege, haben einst die Brandzangen und Daumschrauben auf der Folterbank zugedrückt — nun, meine Herren, kommen Sie doch näher und nehmen Sie das schöne Weib von meiner Seite."

David schlug seine Hände vor das Gesicht.

„Komm also!" trieb die Gräfin. „Ich bin Dein. Du hast mich einst geliebt, hast mich auf Händen tragen wollen, wolltest nie von mir lassen, und als ich Dich verließ, hat Dein empörtes Herz sich meinen Feinden geöffnet, sie haben den Mann, der Katharina Ricker einst höher stellte, als die ganze Welt, gedungen, gedungen, daß er die unglückliche Frau an den Pranger stelle — aber Du bist zu edel, das sollte ihnen nicht gelingen, sie müssen befriedigt sein damit, daß Du mich fortreißest von der Stelle, auf welcher ich hoch und mächtig zu steigen gedachte, sie werden den Triumph nicht erleben, mich verhöhnt und im offenen Saale verspottet zu sehen, sie werden nicht ihre grinsenden Blicke auf mich werfen können, wenn man mir die Thüre weist — das wirst Du nicht zugeben, David Zwoller, und dafür danke ich Dir. Jetzt komm — mach mir das Scheiden nicht schwer."

David, der mit sich gerungen hatte, vermochte nicht länger zu widerstehen, seine strengen Züge nahmen plötzlich den Ausdruck großen, milden Schmerzes an, Thränen drängten sich in seine Augen und mit einer wilden Geberde rief er: „Nein — niemals und wenn es mein Leben kosten sollte — bleib, Katharina — bleib in diesem Fürstenschlosse, ich fühle es, Du bist bestimmt zu hohen Dingen, ich aber muß unten in der Tiefe einsam weilen bis zu dem Tage meines Todes. Ich gebe Dich frei — nimm mein Wort zurück, verzeihe dem einstmals Geliebten, daß er sich erkühnen wollte, Dich zu verderben — Du bist mächtiger als ich, durch die Gewalt der früheren Liebe hast Du mich niedergeschmettert. Bleib — bewahre mir Dein Gedächtniß und ich schwöre Dir: Ich will Dich niemals wiedersehen."

Katharinas Antlitz durchblitzte ein Zucken des Triumphes — sie hielt jedoch an sich. „David!" rief sie. „Das kann ich nicht dulden — das darfst Du nicht — ich muß Dir gehören, nimm mich — brauche Dein Recht!"

Der junge Scharfrichter riß sich los, denn Katharina hatte seine Hand ergriffen.

„Nimm die Hand fort!" rief er. „Nimm sie fort und wasche sie rein — Du darfst dem Henker nicht angehören. Verzeihung! Verzeihung!" fuhr er mit wehmüthigem, schmerzvollem Ausdrucke fort. „Gedenke mein. Wir sehen uns niemals wieder!"

Er hob die Rechte zum Schwur empor, seine Blicke ruhten auf Katharina. „Sei glücklich!" flüsterte er. „Niemand soll erfahren, was dereinst zwischen uns bestanden, und der Henker David Zwoller ist ein todter Mann für Katharina Ricker und ihre Feinde."

Noch einen Gruß winkte er, dann, schnell die Thüre des Gemaches aufreißend, stürzte er hinaus, durch das Vorzimmer an dem gaffenden Schweizer vorüber und stürmte die Treppe hinab.

Graf Wartenberg und Katharina blieben, ohne zu sprechen, einige Minuten lang in dumpfes Brüten versunken. Endlich richtete die Gräfin ihr Haupt empor: „Es war eine ernste Stunde!" sagte sie. „Wir haben gesiegt — dieser Sturm ist abgeschlagen. Von David habe ich nichts mehr zu fürchten!"

„Aber der heutige Abend ist verloren!" rief der Graf. „Und welche Entdeckungen habe ich — —"

„Lassen wir die Erörterungen, mein Gemahl. Kommen Sie in

den Empfangssaal. Vielleicht ist es noch möglich, vor die Kurfürstin treten zu können. Mindestens müssen wir unseren Feinden zeigen, daß wir das Feld behauptet haben. Muth! Fassung!"

Sie ordnete schnell ihre Haare — fächelte sich Kühlung zu und ihre Spitzen mit der Handfläche glättend, rauschte sie am Arme des Grafen aus dem kleinen Zimmer.

Im Vorgemache war es während der Scene ziemlich still gewesen, der Schweizer ahnte nicht, welche Begebenheit in seiner Nähe sich entwickelte, er war in den nächsten Saal getreten, um einiges von dem Feste zu genießen, aber Justine, die aus dem kleinen Zimmer gewiesen worden war, hatte, wie alle Kammerjungfern zu thun pflegen, nicht reinen Mund gehalten. Obwohl sie den ganzen Zusammenhang nicht begriff, schien ihr doch die Person ihrer Herrin durch das Erscheinen des fremden Officiers einigermaßen bedroht, weshalb sie die ersten ihr in den Wurf kommenden Personen von dem Vorfalle in Kenntniß setzte. In Folge dessen hatte sich sogleich wie ein Lauffeuer die Nachricht verbreitet: daß die Gräfin von Wartenberg im Toilettenzimmer eine seltsame, dem Anscheine nach höchst unwillkommene Begegnung gehabt, die ihr von der ganzen Gesellschaft erwartetes Erscheinen bis jetzt verzögert und unmöglich gemacht habe.

Die Kurfürstin, welche den wahren Hergang nicht kannte, suchte unter der Schar der zu Empfangenden vergeblich die ihr mißliebige Gräfin; während der Kurfürst unwillig das Nichterscheinen Wartenbergs und seiner Gattin bemerkte, erheiterten sich die Blicke Sophie Charlottens. Wenn die Gräfin die festgesetzte Stunde versäumte, wenn die Herren und Damen, welche der Ceremonienmeister vorstellte, von der Kurfürstin empfangen worden waren, dann konnte diese mit vollem Rechte jeden später Eintreffenden zurückweisen und die Gräfin hatte wieder die günstige Gelegenheit versäumt, in die Nähe der Herrin zu gelangen, es war eine neue Niederlage. Die Kurfürstin beeilte deshalb auch die Vorstellungen so sehr, als es ihr möglich war. Wo aber blieb die Wartenberg? was konnte diese nach der Ehre so lüsterne Frau verhindern, zur rechten Zeit einzutreffen? Herr von Danckelmann wußte oder ahnte den Grund. Er hatte nach Delvens Rapport dem falschen Officier die Einladung ins Schloß zugehen lassen — die Gräfin erschien nicht, ebensowenig der Graf. Kein Zweifel, die für Katharina so compromittirenden Auseinandersetzungen hatten stattgefunden, der entscheidende Moment war gekommen, in welchem der ehemalige schreckliche Verlobte seine Rechte geltend gemacht hatte, und nach solcher Scene vermochte das gräfliche Ehepaar nicht mehr im Saale zu erscheinen. Der Minister ward in seiner Ansicht bestärkt durch die Nachricht, welche, durch die Menge laufend, bald bis zu ihm drang: daß ein ganz seltsamer Auftritt zwischen dem gräflichen Ehepaar und einem fremden Officier gespielt habe.

„Er ist es gewesen!" murmelte der Minister. „Es war der entscheidende Schlag. Wir wollen sehen, wer heut Abend Sieger bleibt — sie wagen es nicht, nach solchen Enthüllungen zu erscheinen!"

So eben rief Herr von Besser die letzten Personen zum kurfürstlichen Paare — die Ceremonie der Vorstellung war beendet. Danckelmann suchte nun in die Nähe der Kurfürstin zu gelangen, als ein besonderes Zusammenströmen der Gesellschaft seine Aufmerksamkeit fesselte — durch die Hauptthüre schritten in prachtvoller Toilette Graf und Gräfin Wartenberg. Allgemeines Staunen empfing das Paar. Der Minister runzelte die Stirn und trat einige Schritte vor. „Sie wagen es wirklich noch hier einzutreten?" sagte er zu sich selbst. Seine Blicke irrten in dem Saale umher, er suchte den holländischen Officier, nirgends war derselbe zu erschauen. „Sollte dieser tolle Bursche, der Delven, sich geirrt haben?" fragte sich der Minister. Mit größter Ruhe, nach allen Seiten hin grüßend, gingen Graf und Gräfin durch die Menge gerade auf die Plätze zu, wo das kurfürstliche Paar sich befand.

Sophie Charlotte sah die Kommenden, da aber die Vorstellung beendet war, wendete die Herrin sich hinweg und trat zu einer der nächststehenden Gruppen. Die Gräfin hatte die Stunde versäumt, sich dem vorgeschriebenen Ceremoniell nicht gefügt — die Kurfürstin war ihr für heute keine Rücksicht mehr schuldig, und ohne sich um die Nachzügler weiter zu kümmern, ging die Kurfürstin, von ihren Damen begleitet, in das nächstliegende Zimmer, wo sich die älteren Personen des Hofes versammelten.

Dem gräflichen Paare war diese Bewegung nicht entgangen — Katharina erbebte aufs neue. Kaum zehn Schritte vor ihr stand Danckelmann, der gefürchtete Gegner, dessen Augen sich in die der Gräfin zu bohren schienen, und eine neue Demüthigung stand ihr bevor. Alle ihre Gedanken, welche durcheinander wirbelten, wurden verscheucht, da der Kurfürst auf das gräfliche Paar zutrat. Sein Aussehen war ernst — finster sein Blick. Wie konnte es auch anders sein; nicht nur hatten der Graf und seine Gemahlin sich eines schweren Vergehens gegen die Etikette schuldig gemacht, was Friedrich sehr zu rügen pflegte — Herr von Danckelmann hatte auch so eben noch dem Kurfürsten etwas ins Ohr geflüstert.

„Sie kommen leider zu spät, Herr Graf," sagte Friedrich mit kaltem Ton. „Ich bedaure, daß Sie und Ihre Gattin eine günstige Gelegenheit versäumten, sich der gnädigsten Kurfürstin vorstellen zu lassen, die Rechte für den Eintritt der Gräfin in diesen Cercles zu gewinnen, eine Begünstigung, um welche Sie ja vorher so empressé supplicirten."

Graf Wartenberg verbeugte sich stumm, seine ganze Selbstherrschung hatte ihn verlassen.

„Durchlauchtigster Herr," nahm jetzt Katharina das Wort. „Ein seltsamer, in der That für mich und meinen Gemahl verderblich gewordener Vorfall hat unser Erscheinen verzögert."

Sie schaute während dieser Worte im Kreise umher — als wollte sie sich von der Abwesenheit Davids überzeugen — nirgend war er zu erblicken.

„Welch ein Vorgang?" fragte der Kurfürst aufmerksam. „Ich hörte so eben von einem Fremden, der Sie, Gräfin, dicht vor dem Eintritte in den Saal haranguirt haben soll. Ist es das?"

Danckelmann blickte im Saale umher — der Officier war nicht zu finden, wenn er jetzt nicht erschien, dann mußte der Angriff als vereitelt betrachtet werden.

„Es ist, wie Euer Durchlaucht berichtet wurde," entgegnete Katharina, ihr schönes Haupt nun dreist erhebend. „Eine mich tief erschütternde Familienangelegenheit, eine Nachricht, die mich bis zum Ohnmächtigwerden erschreckte, ward mir durch einen meiner Familie einst nahestehenden Officier, den Herrn van Gülpen, Hauptmann im Dienste der Generalstaaten, mitgetheilt, gerade in dem Augenblicke, als ich meine Toilette ordnete, um mich zum Empfange zu begeben."

„Dieser Herr hatte eine schlechte Zeit gewählt."

„Sicherlich, Durchlauchtigster Herr, aber diese Wahl war nicht seine eigene."

„Was soll das heißen?"

„Es soll heißen, gnädigster Herr," sagte Katharina mit fester Stimme und so laut, daß die Umstehenden jedes Wort vernehmen konnten. „Es soll heißen, daß man den Herrn van Gülpen absichtlich für heute Abend zu diesem kurfürstlichen Empfange ins Schloß geladen hat, absichtlich, damit er mir kurz vor meinem Eintritte in den Saal jene erschütternde Botschaft hinterbringe, die niederschlagend auf mich wirken und mich unfähig machen mußte, zur rechten Zeit, der Vorschrift gemäß, der gnädigen Kurfürstin die Hand küssen zu können."

Friedrich fuhr zornig auf. „Also eine Intrigue gegen Sie?" rief er.

„Nichts anderes, gnädiger Herr."

„Wer war dieser Herr van Gülpen? wo kam er her? er muß doch die Einladung erhalten haben? Herr von Besser!"

Der dicke Ceremonienmeister trat näher.

„Sehen Sie Ihre Liste durch, wer hat Herrn van Gülpen die Einladung geschickt?"

Besser durchflog das Papier, welches in seiner breiten Tasche, in einem Maroquinfutteral steckte.

„Es ist richtig," sagte er. „Ein holländischer Officier, Herr van Gülpen, hat eine Ladung erhalten durch den Herrn Minister von Danckelmann."

„Eh donc! Danckelmann!" sagte der Kurfürst, sich zu dem Minister wendend, „wie kam das? kanntet Ihr den Herrn?"

„Er bat als ein Fremder um die Erlaubniß, dem Feste beiwohnen zu können, deshalb zögerte ich nicht, ihm dieselbe auszustellen," sagte Danckelmann. „Er wies seine Papiere an meinen Secretär, und da er obenein sich der nahen Bekanntschaft mit der Gräfin Wartenberg rühmte, nahm ich keinen Umstand, ihm den Eintritt zu gestatten."

Katharina heftete einen drohenden Blick auf den Minister.

Sie bereitete sich vor, einen gewaltigen Schlag zu pariren, da aber Danckelmann nur ein verächtliches Lächeln zeigte, sagte sie ruhig:

„Sie haben mir keinen guten Dienst erwiesen, Herr Minister. Ich verlor einen kostbaren Augenblick. Leider hat der Herr van Gülpen schon das Schloß verlassen,“ setzte sie mit scharfer Betonung hinzu. „Sonst würde er mir bezeugen, daß die unvorsichtig überbrachte Nachricht, welche der Fremde mir mitzutheilen beauftragt war, eine Dame in die größte Erregung versetzen mußte.“

„Beauftragt?“ fuhr Danckelmann empor. „Wer hat den Herrn van Gülpen beauftragt? Erklären Sie sich, Frau Gräfin. Sie haben vorhin schon eine Aeußerung gethan, die fast einer Anklage gleich sieht. Ich kenne den Herrn van Gülpen gar nicht — ich weiß nicht, in welchen Beziehungen er früher zu Ihnen stand. Beauftragt hat ihn niemand. Ich bedaure, daß der Herr nicht mehr zu finden ist.“

„Das will ich glauben,“ sagte Katharina mit schneidender Stimme. „Ich glaube auch, daß Sie ihn nicht kennen, aber vielleicht sind Leute in Ihrer Umgebung, denen der Herr bekannt ist. Auf solche Empfehlungen hin erhielt er den Zutritt.“

„Wenn Euch der Officier nicht genau bekannt war, so durfte die Invitation nicht ausgestellt werden,“ sagte der Kurfürst streng. „Solche Evenements sind nicht nach unserm Geschmack.“

„Die Rechte und Pflichten, welche mir zustehen, kenne ich wohl, gnädigster Herr,“ sagte Danckelmann rauh.

„Die ersten Rechte zu bestimmen, hat der Kurfürst!“ herrschte Friedrich. „Bei einem zweifelhaften Fall sind wir die Autorité. Ein verdrießlicher Handel, der mir heut bereit wurde; werde die Sache bei nächster Occasion gut machen. C'est assez für heut. — Herr von Besser — die Gavotte soll beginnen. Bleiben Sie mit der schönen Gräfin unsere Gäste, Herr von Wartenberg.“

Die Instrumente setzten ein, die Tänzer ordneten sich. Finster und grollend zog Danckelmann sich zurück. „Dieses höllische Weib hat wieder gesiegt — trotz der Niederlage. Ich fühle es, die Tage der Gnade sind gezählt für mich. Dieser Oelven ist ein Faquin — ein Großmaul, ein Prahler. Ich gebe ihn auf.“

Obwohl die beabsichtigte Vorstellung für heute nicht mehr zu ermöglichen war, obgleich die Kurfürstin nicht mehr im Saale erschien, hatten Graf und Gräfin von Wartenberg doch einen Triumph errungen. Sie mischten sich unter die Menge, sie wurden gefeiert, bewillkommt.

„Wenn jener Mensch aber wieder erscheinen sollte,“ flüsterte der Graf Katharina zu.“

„Ohne Sorge,“ sagte sie leise. „David ist ein edles Gemüth. Ich möchte Millionen wetten, daß er jetzt schon Berlin im Rücken hat.“

Der Kurfürst verweilte nur noch kurze Zeit in dem Festsaale, von der Gesellschaft begleitet, ging er, unter Vortritt Bessers und von zwölf Pagen umringt, in seine Gemächer. Als er dieselben erreicht hatte, öffnete ihm Graf Dohna, der heut den Dienst versah, die Thüre seines Schlafzimmers.

„Euer Durchlaucht waren leider verstimmt,“ sagte der Graf. „Das trübte für uns alle den sonst so glänzenden Abend.“

„Ich war mißmuthig,“ sagte Friedrich. „Ich will es Dir gestehen, Alexander. All dergleichen Bruit ist mir verhaßt. Diese Affaire mit den Wartenbergs wird wieder genug Stoff zum Reden geben. Sie hätte vermieden werden können.“

„Es war allerdings ein kleiner faux pas,“ sagte Dohna, „der jedoch — — “

„Ein kleiner faux pas?“ rief der Kurfürst heftig, „ha — es ist ein Gewaltstreich des Herrn von Danckelmann. Ich weiß sehr wohl, daß er jeden entfernen will, den ich bevorzuge. Ich weiß, daß er meinen Plänen abhold ist. Seine neue Intrigue gegen die Wartenbergs vermag ich noch nicht zu durchschauen, aber ich werde ihm die Lust dazu benehmen. Seine Verdienste erkenne ich an, doch meine Gewalt darf ich nicht aus den Händen geben. Danckelmann will den Kurfürsten spielen, aber ich will ihm zeigen, daß ich sein Herr bin.“

Dohna stand noch einige Augenblicke ganz erstaunt, als der Kurfürst schon die Thüre des Schlafzimmers geschlossen hatte, dann ging er leise durch die Zimmer zurück. Vor dem großen Saale traf er auf Wensen.

„Kommen Sie,“ flüsterte er leise. „Es zieht ein Wetter heran. Wir werden nach dem Blitz und Donner eine neue Sonne aufsteigen sehen. Die Luft ist sehr schwül. Eilen wir in den Schatten.“

(Fortsetzung folgt.)

Am Familientische.

Zur Frage von der Frauenarbeit.

In Berlin hat neuerdings eine Angelegenheit viel von sich reden gemacht, welche ein trauriges Schlaglicht auf unsre Arbeiterverhältnisse wirft und zu den Bestrebungen, die Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes zu erhöhen, ein trübseliges Gegenstück bildet.

Schon früher sind öfters in den Zeitungen Klagen erhoben worden, daß die Tapisseriearbeiterinnen von ihren Arbeitgebern häufig benachtheiligt würden. Nun brachte vor einigen Wochen eine Gerichtsverhandlung Dinge an den Tag, die in allen Kreisen großes Aufsehen erregten und wahrscheinlich weitere Untersuchungen zur Folge haben werden. Der Fall ist im allgemeinen durch die öffentlichen Blätter genügend bekannt geworden und wir beschränken uns darauf, die Hauptmomente daraus hervorzuheben, um an die Sache selbst einige Betrachtungen zu knüpfen.

Von einer großen Fabrikantenfirma, den Herren Schulze und Siebenmark, war nämlich gegen eine ihrer Arbeiterinnen eine Klage angestrengt worden, weil dieselbe angeblich eine beträchtliche Menge Wolle, die ihr zur Verarbeitung übergeben war, unterschlagen haben sollte, da das Gewicht der verarbeiteten Wolle mit dem des ihr anvertrauten Rohmaterials nicht übereingestimmt hatte. Die Angeklagte erklärte sich unschuldig und führte zu ihrer Vertheidigung an, daß die Wolle, die sie frisch aus der Färberei erhalten, nach und nach eingetrocknet und leichter geworden sei; und viele Entlastungszeugen behaupteten dieselbe Thatsache. Das Gericht konnte sich denn auch von der Schuld der Angeklagten nicht überzeugen und sprach sie frei.

Noch in derselben Woche kam ein gleicher Fall zur Verhandlung und endete ebenfalls mit Freisprechung. Die Sache hat zu einem lebhaften Zeitungskampfe Anlaß gegeben, wobei die Fabrikanten und ihre Fürsprecher natürlich behaupten, in gutem Glauben gehandelt zu haben und höchstens ein Versehen zugeben wollen. Auch haftet, wie allseitig zugegeben wird, an der kaufmännischen Ehre der Herren Schulze und Siebenmark nicht der mindeste Makel.

Uns interessirt der Fall überhaupt nur der Perspectiven halber, die sich aus ihm auf die Frauenarbeit im allgemeinen eröffnen. Schon oft ist hervorgehoben worden, daß die unbeschränkte Concurrenz namentlich im Angebot der Frauenarbeit dieselbe auf einen unbillig niedrigen Preis herabdrückt. Die Arbeitgeber können eben Arbeiterinnen selbst die härtesten Bedingungen auferlegen, ohne Mangel an Arbeitskräften zu erleiden. Es sind nicht blos die durch die Noth zum Erwerb getriebenen Frauen, welche einander Concurrenz machen; sondern selbst unter den besser situirten Ständen finden sich Hände genug, die ihre Mußestunden auf Arbeiten für kaufmännische Geschäfte verwenden, ohne dadurch zum Erwerb der Familie einen ins Gewicht fallenden Beitrag liefern zu müssen.

Je mehr Personen letzterer Kategorie sich auf den Arbeitsmarkt drängen, um so schlimmer muß natürlich das Loos derjenigen sein, die mit ihrer Hände Arbeit auf Beschaffung des Lebensunterhalts angewiesen sind.

Und so legt dieser Umstand die allgemeine Frage nahe, ob die schrankenlose Concurrenz im Arbeitsangebot für die Frauenarbeit und in zweiter Linie für die Arbeit überhaupt gesunde Zustände zulasse.

Wir glauben dies im allgemeinen durchaus verneinen zu müssen und sind der Meinung, daß sich grade an diesem Verhältnisse zeige, wie nur das Gleichgewicht zwischen Production und Consumtion gesunde und dauernde Zustände zu schaffen vermöge. Das Uebergewicht der Production kann nur den Consumenten zu gute kommen, muß aber die große Masse der Arbeiter unter allen Umständen ins Verderben stürzen. Wir vertreten mit dieser Meinung allerdings eine Ansicht, die mit den herrschenden nationalökonomischen Anschauungen im Widerspruch steht, aber behalten uns vor, später diese Ansicht ausführlich zu begründen, — bei welcher Gelegenheit wir auch andere Seiten des Gegenstandes ins Auge fassen werden. F. St.

Auflösung der Räthsel in Nr. 17.

I. Eber — Rebe. Lese — Esel. II. Spinne. III. Sonntag.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 8. Februar 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 19.**

Die steinerne Agnes.

Eine Geschichte aus den Bergen von Heinrich Noë.

(Fortsetzung.)

Eben als Hans, hinter den untersten Felsblöcken hervorbrechend, den ebenen Boden des Angers erreichte, kamen ihm athemlos zwei Menschen entgegen, die denselben Weg, den er abwärts gesprungen war, zu erreichen suchten. Der eine war barhäuptig und schien seinen Hut verloren zu haben. Auch sein Begleiter war es, hielt aber den Hut in der rechten Hand, wie wenn er sich das Laufen damit erleichtern wollte, daß er seinen Kopf von der unbedeutenden Last befreite.

Beim Anblick des Schützen blieben die beiden Männer einen Augenblick überrascht stehen. Dann wendete sich derjenige, welcher seinen Hut in der Hand trug, gar um und wollte, von der bisherigen Richtung abweichend, sich nach den Felsblöcken beim Muhrbruch hinüberschlagen. Plötzlich aber rief der andere:

„Sepp, lauf nit davon! Es ist kein Jäger, 's ist grad der Hans vom Seehof, der thut uns nichts."

Sepp blieb stehen. Hans aber, der auf die Weite eines Steinwurfs herbeigekommen war, schrie dem sich Nähernden zu:

„Was habt's denn ihr zwei? Warum rennst denn so, Jack?"

„Frag nit lang," entgegnete dieser keuchend, „ein Gensdarm ist hinter uns her, hinter mir und dem Brennersepp."

„Was habt's denn ang'stellt?" sagte Hans, indem er das Gewehr von der Schulter in die rechte Hand nahm.

„Nu, wegen meiner ist's allerhand, wegen dem Brennersepp aber zumeist das, daß er ihnen beim Militär davon ist!"

„Wie weit ist er denn schon?" sagte Hans.

Auf diese Frage gab ihm die Gestalt Auskunft, welche in diesem Augenblick am anderen Ende des Angers auftauchte. Der Brennersepp, welcher, dorthin auslugend, ihrer ebenfalls ansichtig gewesen war, forderte nun, dem Hans zurufend, dessen Gewehr.

„Das geb' ich nit aus der Hand," entgegnete dieser. „Macht's Euch davon, das ist gescheiter, sonst gibt's das größte Unglück."

„Gib Dein Stutzen her," schrie nun Sepp außer sich, „oder —"

„Mein Stutzen geht nur auf Wildprat, aber nit auf d' Leut. Und nachher könnst ja Du auch gar nit umgehen damit, er hat ja ein Radschloß."

„Macht nichts," entgegnete der Brennersepp, in der größten Aufregung. „Gib ihn nur her!" und mit diesen Worten langte er nach dem Gewehr.

Hans zog es zurück, der Brennersepp aber wollte ihn mit der linken Hand am Hals fassen, während Jack Miene machte, ihm die Waffe von rückwärts zu entreißen.

Es entspann sich ein hartnäckiges Ringen zwischen den drei Männern, welches aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem Gelingen der Absichten des Brennersepp geendigt hätte, wenn dieser nicht bei einer Wendung seines Körpers, durch welche er mit dem Gesicht gegen den Anger zu stehen kam, bemerkt hätte, daß ihr Verfolger nunmehr auf nahezu Schußweite herangekommen war. Offenbar war er durch den unverhofften Aufenthalt und Widerstand, dem seine Flüchtlinge hier begegneten, zu fast übermenschlicher Anstrengung gespornt worden. Angesichts dieser Gefahr, welche kein Zögern mehr zuließ, begnügte sich Sepp damit, seiner Wuth durch einen schweren Faustschlag nach dem Kopfe des Hans Genüge zu thun und mit dem letzten Aufwand von Athem dem Legföhrengestrüpp*) zuzueilen, in dessen bergendem Wirrsal er noch zu entrinnen hoffen konnte.

Jack sprang, ohne ein Wort zu verlieren, hinterher. Beide achteten der jetzt schon deutlich vernehmbaren Zurufe des bewaffneten Gesetzwächters nicht, welcher mit Niederschießen drohte.

Die Flüchtlinge waren Hans, der ihnen nachschaute, rasch hinter dem Geäst verschwunden und dieser wandte sich jetzt dem Gensdarmen zu, der, aufs äußerste erschöpft, eben den Angerboden verlassen hatte und auf dem schlüpfrigen Viehtrieb heraufstieg.

Seine Blicke ruhten argwöhnisch auf Hans, der ihn seinerseits gleichgiltig betrachtete. Hans sah noch, wie der Mann den Mund öffnete, um — — — — — — — — — —

*) Legföhren, Laatschen, Zundern ꝛc. sind eine Art krüppelichen Knieholzes aus dem Kieferngeschlecht, welches an der höchsten Vegetationsgrenze des Hochgebirgs die Felsen bekleidet, hier eine kümmerliche Nahrung findet und dem Wilde ein willkommnes Versteck, dem Jäger und Bergsteiger oft den letzten Anhaltepunkt bietet. D. R.

Im nächsten Augenblicke und schneller als der Blitzstrahl, der hinter umwölktem Bergeshaupt hervorzuckt, kam Nacht, Donner und Schweigen.

— — — — — — — — — — — — — —

Wo sich eben heftige Leidenschaften geregt hatten, wo Verzweiflung und Mordlust sprachen, war jetzt ein Grab.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Seebauer aber unten im Thale sah eine mächtige weiße Säule aufsteigen und vernahm ein lang fortrollendes Tosen.

„Ohne den warmen Wind," sagte er vor sich hin, „könnten wir heuer bis Bartholomä warten, bis daß wir auf die Hochalm auftreiben möchten. So eine Lahn hat doch auch ihr Gutes!"

— — — — — — — — — — — — — —

Auf dem Anger unten lag jetzt ein gewaltiger Schneeberg. Mächtige Fichten, die zwischen den Blöcken des alten Muhrbruchs gestanden hatten, waren von der Lawine nicht mehr erreicht, dagegen aber von dem Druck der zusammengepreßten Luft geknickt worden. Der grauenvollen Bewegung folgte starre Ruhe und nur kleine Schneeballen, welche dem herabgerollten Ungethüm nachtanzten, ließen noch ein leichtes Knirschen vernehmen.

Oben aber, zwischen den Legföhren, stand ein Mensch, der den Kopf zwischen beide Hände hielt und wie wahnsinnig in den aufgewühlten Leichenhügel hinabstierte, in dessen Krystalle die Maiensonne so ruhig hineinschien, wie in die Obstblüten des Thales. Dieser Mann war der Brennersepp, der Deserteur.

Er hatte, mit schlotternden Knien den Berg hinanflüchtend, sehnsüchtig nach der Jochhöhe gespäht, jenseits welcher die auf der Südseite weit an den Kamm heraufreichenden Wälder ihm Zuflucht und Sicherheit verhießen. Vermochte er diese ungefährdet zu erreichen, so hatte er sich dem Arm der Gesellschaft, der für ihn der Arm der Verfolgung war, wieder einmal glücklich entzogen. So zeigte sich ihm zuerst von allen andern, deren Augen sich mit näherliegenden Dingen und Gestalten beschäftigten, das Sprühen des herabrasenden weißen Sturzes.

Hatte das jähe Entsetzen ihm auch die Kehle zugeschnürt, daß kein warnender Schrei sich ihr mehr entrang, so vermochten doch die Füße dem rettenden Trieb zu gehorchen. Schon war er eine Klafter weit vom Rande der Lahn entfernt, in welcher sich einen Augenblick nachher der kugelnde, dröhnende Schneeberg hielt, als ihn die flockige Windsbraut niederschlug.

So stand er, nachdem er sich aus der Betäubung wieder aufgerafft hatte, da und starrte, keines Gedankens fähig, in den weißen Tod hinab.

„Auf! Flieh, ehe dich neue Verfolger hetzen!" Das war die erste Regung, die sich seines Gehirnes bemächtigte, als die scheue Gewöhnung des Geächteten, von Entsetzen und Schmerz eine Weile unterdrückt, wieder ihr altes Recht einnahm.

Schon raffte er sich auf, um nach der Jochhöhe zu klettern, und durch das jenseitige Thal Gründe zu erreichen, deren unbekannte Ansiedler ihn nicht behelligen konnten, als ihn eine zweifache Erwägung wieder an der Stelle zurückhielt. Erstlich erinnerte er sich seines Gewehres, welches er im Augenblicke seiner Verhaftung bei der Ebersbacherin zurückgelassen hatte. Niemand verlegte ihm jetzt mehr den Weg zu der bewährten Gönnerin. Was sollte er, der den Sommer über vom Ertrage seiner Jagd zu leben gedachte, ohne Gewehr anfangen? Dann aber stachelte ihn vornehmlich ein plötzlich aufgetauchter Gedanke, der bis jetzt nur von der anhaltenden Erschütterung, mit welcher ihn Verderben und Tod betäubt hatte, zurückgedrängt worden war. Was schadete es seinen Fluchtgedanken und Rettungsentwürfen, wenn er die Ebersbacherin veranlaßte, rasch nach dem Försterhaus zu laufen und Hilfe für die Verschütteten zu suchen, von denen vielleicht der eine oder der andere noch im engen eisigen Gewölbe stöhnte? Es mußten ja immerhin viele Stunden vergehen, bis es gelang, ihn herauszuziehen und selbst wenn man seinen bewaffneten Verfolger lebendig zu Tag förderte, so hatte er einen Vorsprung von nahezu vier und zwanzig Stunden, welche genügten, um ihn selbst vorläufig in Sicherheit zu bringen.

In diesem Augenblick des Schwankens fiel ihm das metallene Crucifix auf, welches neben dem in die Nische gebetteten Heiland auf der Jochhöhe stand. Aus solcher Entfernung betrachtet, war es winzig anzuschauen, aber das Sinnbild der Gottesliebe genügte, um dieses gehetzte und trotzige Menschenherz zu erwärmen.

Er bekreuzigte sich, wie vor der ruchlosen Nachlässigkeit, deren er sich schuldig zu machen im Begriffe gestanden hatte, entsetzt und schritt rasch dem Rand der Lawine entlang abwärts.

Da haftete sein Auge an einem Gegenstand, welcher, glänzender noch, als die gleißenden Schneenadeln, aus den übereinander gestürzten weißen Haufen emporragte. Sepp schirmte sein Auge mit der Hand gegen die Sonne, aber es gelang ihm nicht, aus den Umrissen des Dinges klug zu werden. Er besann sich kurz und stieg, obwohl das nicht völlig ohne Fährlichkeit für ihn war, über die glatten Lawinentrümmer darauf zu.

Es bedurfte nicht die Hälfte Weges, um ihm zu zeigen, daß er auf einen Gewehrlauf zuging. Ihrer eigenthümlichen Form nach erkannte er die Waffe des Hans vom Seehof. Rings um sie herum war der Schneeboden ziemlich geebnet. Was hätte er im Augenblicke nicht darum gegeben, einen Bergstock in der Hand zu haben, um die Tiefe der Schicht zu prüfen und zu spüren, ob sich da unten Lebendiges regte!

So von widerstrebenden Gedanken bewegt, trippelte er rathlos auf dem harten Schnee umher, unter dessen innerer Wölbung vielleicht noch ein Mensch nach Licht und Luft seufzte. War es vielleicht nicht zu spät, wenn die Hilfe aus dem Forsthaus kam?

Abermals fiel sein Blick, als er wie fragend in den blauen Himmel schaute, auf die Jochhöhe. Diesmal überkam es ihn wie Eingebung, daß dort neben dem Kreuze die Schaufel lag, die ihm von manchem Gange erinnerlich war. Um dort hin und zurück zu gelangen, bedurfte es nicht viel mehr als einer Stunde. War erst einer befreit, so konnten sie mit mehr Aussicht auf Erfolg zur Rettung der übrigen schreiten, weil dieser mittlerweile mit der Schaufel sondiren, vielleicht auch graben konnte, bis von ihm selbst ergiebigere Hilfe herbeigerufen war. Rascher, als der Leser die Andeutung dieser Gedanken überschaut, war nun Sepps Entschluß gefaßt. Nachdem er einmal gesehen hatte, wie wenig mächtig die Scheidewand sein mochte, die den in der Nähe des Gewehrs Verschütteten vom Leben trennte, traten alle anderen Bedenklichkeiten auch die Sorgfalt für die spätere Gefährdung seiner eigenen Sicherheit und Freiheit, zurück.

So lange die Menschen über jenen hohen Rücken wandern, wurde An- und Abstieg vom Angerboden aus nicht mit derselben Schnelligkeit vollbracht, mit welcher jetzt Sepp über Felstrümmer und Schnee hinflog. Mit der Schaufel zurückgekehrt begann er, noch athemlos, sein Werk.

Nach wenigen Minuten bemerkte er eine emporgestreckte Hand, dann den hinteren Theil eines Kopfes. Diesen aus den einzwängenden Flocken zu befreien, war die nächste Bewegung. Die Hand half da nach, wo der Spaten nöthiger Vorsicht halber ruhen mußte.

„Gehört hab' ich Dich alleweil," sprach plötzlich der Kopf, sich emporrichtend, aber rühren hab' ich mich halt nicht können!"

Es war nicht der Besitzer des wundersamen Gewehrs, sondern Jack, welcher sprach. Das Gesicht hatte der kalte Schnee geröthet und in den Haaren hingen feste, zusammengeballte Klumpen.

„Die Lichten hab' ich auch gespürt, setzte er gleichgültig hinzu, als ob nichts Bemerkenswerthes vorgefallen wäre. Den an seinem Gesicht und Hals klebenden Schnee wegzustreifen, war er indessen nicht im Stande, weil sich seine beiden Arme noch von der zähen Lawine eingepreßt befanden.

Während Sepp den Körper seines Genossen allmählich frei machte, erzählte ihm dieser, er sei von der herabstürzenden Lahn eine Strecke weit in die Tiefe gerissen worden. So erklärte sich allerdings seine Gegenwart auf diesem Platze und seine Nähe am Fundorte vom Gewehr des Hans, welcher doch im Augenblicke der losbrechenden Gefahr sich weit unter ihnen befunden hatte.

„Lang' hätt' ich's nimmer ausg'halten, und es hätt' mich völlig erstickt!" sagte Jack endlich, nachdem er neben der Höhlung, deren Wände ihn gefangen gehalten hatten, wieder auf freien Füßen stand. Diese Bemerkung veranlaßte Sepp, von seinem ursprünglichen Vorsatz abzulassen und sich, da der Gerettete noch halb betäubt und gelähmt war, sofort selbst an die Ausgrabung der übrigen zu machen, unbekümmert um die gefährlichen Schwierigkeiten, welche für ihn entstehen konnten, wenn nicht genug Zeit und Raum zwischen ihm und dem wieder ans Licht gezogenen Gensdarmen lagen. Nachdem sie wohl eine Viertelstunde lang in der Umgegend des lose im Schnee steckenden Gewehres aufs Gerathewohl herumgetastet hatten, stießen sie endlich auf einen weichen Gegenstand. Nach wenigen Schaufelstichen erkannten sie den Körper des Hans. Sein Rücken und seine

Brust waren nur von einem Hemde bekleidet, da die herabrollende Lawine seine Joppe aufgestülpt und sie ihm rund um den Kopf herum gelegt hatte. Diesem Umstande verdankte er seine Rettung. Denn der Schnee, durch das Kleidungsstück abgehalten, konnte sich nicht so zäh und hart um Nase und Mund legen, daß er ihm den Athem gehemmt hätte.

„Diesmal hat's mich schon sakrisch hing'haut!“ tönte es dumpf aus der noch zusammengefalteten Joppe, während das Sonnenlicht die noch festgekeilte Gestalt erreichte.

Nach einer Weile war nun auch Hans befreit, und die drei Männer standen neben einander, auf der abschüssigen Lawine, sich mehr durch Blicke als durch Worte verständigend.

Sepp hatte einige Hände voll Brosamen und gedörrter Waldkirschen in seiner Tasche. Damit labte er die Verunglückten.

Auch der erste Blick, den der Brennersepp auf Hans warf, zeigte ihm, daß er von diesem ebensowenig Beihilfe zur Rettung des dritten, des Gensdarmen, erwarten dürfe. Die ersten zusammenhängenden Sätze, welche Jack sprach, belehrten ihn überdies, daß ihm dieser Widerstand entgegengesetzt hätte, wenn es seine Kräfte zugelassen haben würden.

„Schau!“ sagte dieser mit schwacher Stimme, „das haben wir davon, daß wir heute Nacht den anderen ausgelassen haben. Der nämliche ist uns freilich nimmer nach, weil er sich der Sünd' gefürchtet hat. Kaum aber wird er beim Land (im Thal) drunten gewesen sein, hat er's auch schon seinem Nebenmann gesagt, daß der uns hetzen soll. Lassen wir ihn drin liegen, das ist das Gescheiteste! Es sind noch keine zwei Stund' her, hat er auf uns schießen wollen. Wer kümmert sich um uns, wenn wir krummgeschossen dalägen? Wir haben ihn nicht zudeckt mit der Lahn. Und kann kein Mensch von uns verlangen, daß wir etwas blasen, was uns nit brennt.“

„Geb't jetzt gleich, Du mit Dei'm Reden! Kaum bist heraußen, vergißt schon, wie's Dir in dem Loch da drin zu Muth war. Du kannst ja fortgehen, wenn Du meinst, er fangt Dich gleich. Geh nur derweil zu!“ entgegnete Sepp gereizt und ärgerlich.

„Ich vermag das Gehen nit!“ sagte Jack.

„Nu, dann führ' ich Dich 'nunter und der Hans schaut derweil, daß er den Menschen 'raus kriegt.“

„Ich hab' noch keine Kraft zum Schaufeln!“ sagte Hans.

„Nachher soll Euch alle zwei —! Mich drucket's in meiner Sterbstund', wenn ich mir sagen müßt', daß ich einen Menschen hätt' vor meinen Augen verkommen lassen, wo's nit noth war. Ich schau' einmal, daß ich ihn find'! Was kann mir geschehen, wenn s'mich auch kriegen? Und der wird eh' so matt sein, wenn wir ihn herausziehen, daß er gern nachgibt.“

„Du hast leicht reden!“ erwiderte Jack, „mich aber sperren s' zum wenigsten ein halbes Jahr ein, bis sie einmal heraus haben, daß sie mir so viel nit thun können. An der ganzen Dummheit bist doch Du schuld mit Deiner steinernen Agnes. Hättest Du die Vroni in den Stollen am Bleikogel hineingeworfen, anstatt über den Edelweißlahner 'nunter, so hätt' kein Mensch nit geschnauft —“

Die Nachwirkung der Betäubung und des Schreckens verhinderte Jack, daran zu denken, daß er vor einem unberufenen Zeugen sprach. Auch Sepp wurde sich dessen in seiner Aufregung nicht bewußt, sondern rief unter leidenschaftlichen Geberden:

„Was geschehen ist, ist geschehen! Mich hat schon der Teufel geritten, daß ich mich von Dir und der Moidl hab' anplauschen lassen. Ein Wildpratler*) bin ich, Schaf und Brot und Speck hab' ich auch schon g'stohlen, aber einen Menschen in seinen letzten Nöthen stecken lassen, das hab' ich noch nie nit gethan, und Du, Jack, wirst es schier nit derleben, daß ich's thu'. So, jetzt ruht's Euch schön aus, ihr zwei beinand, ich such' den Gensdarm.“

„Recht hast, Brennersepp!“ sagte leise Hans und ließ sich, ohne einen Blick auf Jack zu werfen, auf dem nächsten trockenen Felsstück nieder, welches aus dem Schnee hervorschaute.

Der Gesuchte war aller Wahrscheinlichkeit nach in geringer Entfernung von Hans niedergeworfen worden. In der That fand Sepp nach den Andeutungen des Burschen, welcher den letzten Laut von ihm vernommen hatte, rasch ein Bajonett und etwas tiefer den Körper. Der Mann lebte und eiferte seinen Retter durch Zurufe an. Er war fast in gerader Stellung eingekeilt worden.

*) Wilddieb.

In einer Viertelstunde hatte ihn Sepp bis an die Knöchel ausgegraben. Dennoch aber vermochte er nicht, sich aus eigener Kraft vollends emporzuarbeiten. Denn gerade um die Füße herum drückte ihn der Schnee so fest, als ob er in eine Bleimasse wäre eingegossen worden. Sepp nahm ihm das Gewehr ab, warf es weit von sich und benützte den letzten Augenblick zwischen Hilflosigkeit und Freiheit, um den Mann zu fragen:

„Thu'st uns was, wenn ich Dich gar ausschaufel'?“

„Gewiß nit!“ antwortete der Gefragte zitternd.

„Laufst uns nit nach?“

„Ach, Du unsere liebe Frau, wenn ich nur gewiß wüßt', ob ich noch gerade Glieder hab'.“

„Also versprich mir's?“

„Da hast mein' Hand,“ entgegnete der Mann, ihm seine erstarrten Finger hinhaltend. Nachdem nun auch er befreit worden war, betrachtete sich die ganze Gesellschaft auf dem Schnee eine Weile lautlos. Jeder machte sich seine besonderen Gedanken. Jack dachte an neue Verfolgung, Hans sann über die räthselhaften Worte nach, welche er eben vernommen hatte, der Gensdarm, welcher übermäßig erhitzt unter die schwere Schneelast gerathen war, fühlte sich am ganzen Körper herum, hustete, holte tief Athem, um eine etwa noch verborgene Beschädigung zu entdecken. Der Brennersepp aber sagte:

„So, Leut, dies Mal wär'n wir außi kommen! Jetzt denk ich, bet' aber jeder ein lautes Vater Unser und Ave Maria, und dankt seim Herrgott, daß so schön 'nausgegangen is!“

Keiner lehnte diesen Vorschlag ab und so standen im nächsten Augenblick die Männer im Kreise da und sprachen mit bewegter Stimme die Gebete. Es war Mittag geworden. Die glänzende Sonne hatte fast den Scheitelpunkt erreicht und aus der Tiefe erscholl die Glocke.

„Du, Jack, gehst jetzt ohnehin heim,“ unterbrach endlich der Brennersepp die Stille. „Da nimm die Schaufel mit und leg s' wieder fein zum Kreuz hin. „Und ich,“ setzte er hinzu, „ich sag: B'hüt Gott bei einand! Mich seht's so bald nimmer!“

Und mit diesen Worten ging er eilenden Schrittes in der Richtung nach der Ebersbacher Hütte abwärts.

Hans und der Gensdarm verließen den Unglücksplatz gleichzeitig. Die Jagdlust schien dem einen für heute entschwunden. Der andere sann über den Bericht nach, welchen er bezüglich dieser seiner mißlungenen Unternehmung abstatten sollte.

Im Thale angekommen, erfuhr er übrigens sogleich, daß sowohl vom Seehofe, als auch von der Herberge, sowie vom Forsthause aus das Niedergehen der Lahn bemerkt worden war. Man freute sich allgemein darüber, weil nun die obere Gemeindealp mit einem Mal von der auf ihr lastenden Schneedecke befreit war, und die Hoffnung gefaßt werden durfte, vielleicht um vierzehn Tage früher das Vieh auftreiben zu können. Nur der Förster war mit dieser günstigen Anschauung des Ereignisses nicht völlig einverstanden. Der Richtung nach, welche die Lahn genommen hatte, war es mehr als wahrscheinlich, daß in dem Fichtenstand in der Nähe des Muhrbruches eine ansehnliche Zerstörung hervorgebracht worden war.

„Ludwig,“ sagte er nachmittags zu seinem Sohne, „wenn Du mich begleiten und zu gleicher Zeit sehen willst, was an einer Grundlahn ist, so komm mit!“

Der junge Mensch ließ sich das nicht zweimal sagen. Und so stiegen denn die beiden, nachdem die eingehenden Nachrichten den Vermuthungen des Försters Bestätigung gebracht hatten, gegen den Angerboden hinauf.

Die Fichten boten einen Anblick dar, wie ihn im kleinen ein Weizenfeld bietet, in welches ein Hirsch eingebrochen ist. Nach allen Richtungen lagen die mächtigen Stämme geknickt und die mächtigen Spähne, in welche sie an ihrer Bruchstelle zerschlitzt worden waren, ragten Klafter lang über die Stümpfe hinaus.

„Ja, da cultivir' einer was, in dem neunundneunzigmal verdammten Gebirg!“ sagte der Alte, mit den Händen abwechselnd auf die Schenkel schlagend. „Da droben hauen Dir die Bauern alles weg, nur Weid', nichts als Weid' soll's geben. Machst 'en Nachpflanz, geht er Dir auf der Schattseiten nit auf, auf der Sonnseiten fressen Dir'n richtig die Gais weg. Wundert mich nur grad, daß sie aus dem Holz dort drüben 'en Bannwald g'macht haben! Jetzt sind da droben nichts mehr da, als grad Wurzeln — da hockt sich der Schnee an, auf einmal bricht's, da — und der Bestand unten, an

dem meine Vorfahren an die fünfzig Jahr gehegt haben, is weg! O, das Bauernvolk! Ja — und nit einmal den Wald da drüben hätten s' gebannt,*) wenn sie nit glaubeten, sie zügeln damit das Gesindel in der Wielander Hütten weg."

Der Förster konnte sich lange nicht von dem Anblick trennen, der ihm eine Anzahl seiner hoffnungsvollsten Stämme in unbrauchbaren Scheitern zeigte.

„Sehen wir einmal nach, wie's auf der anderen Seite ist!" sagte er endlich und schritt dem Jochgrat zu, um einen Blick auf den Wald drüben zu werfen, der auf jener Abdachung viel weiter gegen die Höh heraufreichte.

Als sie an der Stelle vorüberkamen, wo sich einige Stunden vorher die drei unter der Lawine befunden hatten, fiel Ludwig der zerwühlte Schnee und die vielen Fußspuren auf, welche hier eng aneinander lagen und in einiger Entfernung verschiedene Richtungen einschlugen. Ludwig wies seinem Vater namentlich eine, von welcher er nicht begreifen wollte, wohin sie führen konnte — gerade an den gefährlichsten Abstürzen hin, der Tiefe zu. Warum hatte der Mensch nicht den weit bequemeren Viehtrieb als Pfad benutzt?

„Den jähen Abfall oder eine steile Leite berücksichtigt dieses Volk nicht!" sagte der Förster. „Wo es ihnen am nächsten dünkt, da gehen sie hinauf und hinunter, der Berg mag ihnen vorkommen wie immer."

„Daß man aber jetzt gerade unmittelbar im frisch herabgerollten Schnee schon wieder Spuren findet," bemerkte der kluge Jurist, „das ist doch auffallend!"

„Die Bauern würden hierin nichts Bemerkenswerthes finden," entgegnete der Förster. „Siehst Du dort drüben, gerad' links unter dem Edelweißlahner die runde Kuppe? Dort ist ein alter verlassener Stollen, in welchem seit der Zeit nichts mehr zu Tage gefördert wird, in welcher die Erzbischöfe unsere lutherischen Knappen aus dem Land getrieben haben. Man hört sie dort drinnen noch immer klagen und singen. Der Schnee aber mag noch so tief sein, sagen die Bauern, so findet sich immer ein Gestapf dort hinauf."

„Und wer, meinen sie denn, daß dort oben sei?" fragte Ludwig mit spöttischer Miene.

„Die Gespenster von den alten Ketzern, die oft abends den Stollen beleuchten und Haufen von Goldstücken auf den Felsblöcken abzählen. Das wird leicht aus der Ferne gesehen. Wer aber hingehen will und sich die Sache in der Nähe betrachten, der findet nichts, als eine leere, halbvergletscherte Grube."

„Könnten wir nicht einmal ein wenig in der Nähe dort uns umsehen?" sagte der Student.

„Warum nicht? Der Tag ist noch lang."

Vater und Sohn gingen nun dem bezeichneten Gipfel zu, aber nicht auf dem schlüpfrigen, durch vielfache Abstürze unterbrochenen Weg, den die Fußstapfen andeuteten, sondern oben in der Nähe des Jochkammes, von wo aus sich ihnen eine anmuthige Aussicht über das ganze Thal bot. Lag ihnen doch nichts daran, wenn sie gesehen wurden — im Gegensatz zum Brennersepp, von dem jene Fußstapfen herrührten und der noch einmal unbemerkt zur Ebersbacherhütte gelangen wollte, bevor er diese Gegend des Gebirges auf immer verließ.

„Da schau einmal her!" sagte der Förster, während sie auf dem sumpfigen Grasboden des Joches dahinschritten, von dem der Schnee heute Vormittag abgewälzt worden war. „An dieser abgestorbenen Fichte habe ich selbst vor zwei Monaten ein hölzernes Viereck, ein trigonometrisches Zeichen angebracht. Es stand in Verbindung mit jenem an der großen Fichte da drunten, bei der Wielander Hütte. Jetzt haben es die Bauern abgerissen, weil sie glauben, das Vieh, welches in wenigen Tagen aufgetrieben werden wird, schreckt sich daran."

An diese Bemerkung knüpfte der Student einen aufgeklärten Excursus über die finstere Nacht des Aberglaubens, welche noch über dem Bergvolk liege und deren Beseitigung nur den gelehrten Würdenträgern und aufgeklärten Staatsbeamten gelingen könne. Sein Vater aber schenkte ihm nicht die geringste Aufmerksamkeit. Denn diese wurde von einer mächtigen Rauchsäule in Anspruch genommen, welche hinter einer Felswand emporstieg, die hier den Jochpfad unterbrach.

„St! St!" machte der Förster, „da geht etwas vor, was nicht geheuer ist!"

Der Student schwieg. Sein Vater aber winkte ihm heftig mit der Hand, auch das Geräusch seiner Schritte zu dämpfen und so ging er ihm auf den Fußspitzen nach, während dieser lautlos den diesseitigen, moosbewachsenen Hang des Felsblocks anstieg.

Als der Förster dessen obersten Rand erreicht hatte, legte er sich platt auf den Bauch und spähte zwischen zweien Zundern in den jenseitigen Graben hinunter. Mit der linken Hand winkte er nach rückwärts dem Studenten ab, wie wenn er haben wollte, daß dieser ruhig am Fuße des steil geneigten Hanges stehen bleibe. Aber die Neugierde war mächtiger, als der Eindruck des stummen, väterlichen Verbotes. Er stieg mit der größten Behendigkeit und Vorsicht nach und war bald in der Lage, ebenso wie der Förster wahrnehmen zu können, was am anderen Fuße der Felswand zu sehen war.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bannwald nennt man einen gehegten und geschonten Horst, der an gefährlichen Stellen stehen gelassen wird, um den Schnee festzuhalten, daß er nicht in Lawinen niedergeht. In der ganzen Schweiz und in den deutschen Alpen findet man diese oft durch undurchdringliches Wirrsal, üppige Vegetation und reiches Thierleben ausgezeichneten Bannwälder.

Ein Nachfolger Sebastian Bachs.

Von **Dr. Oscar Paul.**

Der Fortschritt in der Kunst und Wissenschaft knüpft sich an gottbegnadete Männer, deren Naturbegabung und geläutertes Wissen wie Höhenzüge in der geistigen Welt erscheinen. Zu diesen gottbegnadeten Männern, zu diesen Helden im Reiche des Geistes gehörte Moritz Hauptmann, dessen Talent in der Stille heranreifte und dessen Charakter im Strome der Welt gebildet wurde. Geboren zu Dresden am 13. October 1792 (in Epperleins Hause in der großen Frauengasse), wo sein Vater, Johann Gottlob Hauptmann, als Hofbauconducteur, später als Oberlandbaumeister angestellt war, verlebte er seine früheste Kindheit ohne wesentliche Störungen, erhielt sehr bald einen vom Vater überwachten Unterricht in den alten Sprachen, in der Mathematik und im Zeichnen, erlernte von seiner Mutter, Louise Salome, geb. Saxe aus Genf, spielend das Französische, und gewöhnte seine Zunge im Umgange mit italienischen Musikern am Hofe Dresdens mit großer Leichtigkeit an die Aussprache italienischer Wörter. In seinem achten Jahre begann der Violinunterricht bei Scholz, und die Fortschritte in diesem Zweige der Tonkunst waren so bedeutend, daß er mit dem seiner Zeit sehr anerkannten Pianisten Franz Ignaz Lauska schon im Jahre 1806 schwierige Sonaten prima vista spielen konnte. 1808 von Große im Generalbaß und Clavierspiel unterrichtet, machte er in diesem Jahre wiederholte Compositionsversuche, setzte im folgenden Jahre die contrapunktischen Studien fort und erhielt gegen Ende des Jahres den Hofcapellmeister Morlacchi zum Lehrer in der Composition. Die Neigung Moritz Hauptmanns zur Tonkunst trat in seinem neunzehnten Jahre so entschieden hervor, daß der Vater dem Willen seines Sohnes, Musiker zu werden, kein Hinderniß in den Weg legte, nachdem er denselben durch die sorgfältigste Erziehung in der Mathematik, im Zeichnen und in den classischen Wissenschaften zum Baufache hatte vorbereiten lassen. Behufs höherer musikalischer Ausbildung ging der Jüngling im Jahre 1811 nach Gotha zu dem in dieser Stadt als Concertmeister fungirenden Spohr, machte unter dessen Leitung eifrige Studien im Violinspiel und in der practischen Composition, erzielte durch dieselben die besten Resultate, von denen besonders ein Violinconcert, eine Ouvertüre, mehrere Messensätze und Lieder hervorzuheben sind und schloß sich als jüngerer Freund seinem Lehrer aufs innigste an. 1812 kehrte er nach Dresden zurück, erhielt daselbst in der Hofkapelle eine Stelle als Violinspieler, nahm jedoch bald wieder seinen Abschied, machte Kunstreisen nach Wien und Prag, wurde 1815 Musiklehrer im Hause des Fürsten Repnin in der Absicht, mit dessen Familie später nach Italien zu gehen, und nahm dann, als sich durch die Ernennung dieses Fürsten zum Gouverneur von Kleinrußland das italienische Reiseproject zerschlagen hatte, vom Jahre 1815 ab seinen Aufenthalt zuerst in Petersburg, dann in Moskau und zuletzt in Pultava, wo er bis zum Jahre 1820 als Lehrer der hohen Familie thätig war. In letztgenannter Stadt,



Moritz Hauptmann.

wo er wenig äußere Anregung zur Tonkunst fand, pflegte er wieder die mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien, leistete sogar als Architect und Feldmesser häufig den wirksamsten Beistand und legte durch seine Vertiefung in die Akustik und Theorie der Musik den Grund zu seiner späteren Bedeutung als musikwissenschaftlicher Denker. In der Composition war er ebenfalls, hauptsächlich in den letzten Jahren seines russischen Aufenthalts, thätig. Eine ganze Reihe seiner Arbeiten, von denen spater viele im Druck erschienen sind, datiren aus dieser Zeit; es sind darunter viele deutsche und italienische Gesänge, die Violinduetten Op. 2, auch eine große tragische Oper Mathilde. Im Jahre 1820 kehrte der Künstler nach Dresden zurück und lebte hier zwei Jahre als Privatmann. Fortwährend im freundschaftlichen Briefwechsel mit Spohr in Cassel stehend, gestalteten sich endlich die Verhältnisse der Art, daß Hauptmann 1822 nach Cassel als Violinspieler in die Hofcapelle berufen wurde, wo ihm Spohr auch Schüler zuwies, welche sich in der Theorie und Composition ausbilden wollten z. B. Ferd. David, Curschmann, Norbert Burgmüller, Grenzebach, Kiel ꝛc. und Spohr bekennt in seiner Biographie, daß Hauptmann vorzügliches Geschick dazu entwickelt habe. Seine Compositionsthätigkeit entfaltete sich hier in hohem Grade. Motetten, Messen, Cantaten, Lieder concipirte hier der Meister und erlebte mehrere mit Erfolg gekrönte Aufführungen seiner Oper Mathilde, auch beschäftigte er sich eingehend mit musikwissenschaftlichen Arbeiten und unternahm theils zur Bereicherung seiner Kenntnisse, theils zur Erholung Reisen nach Italien und Frankreich. Seit dem 27. November 1841 mit der Tochter des Academiedirectors Hummel in Cassel vermählt, machte er mit seiner Gattin Susette, deren künstlerische Ausbildung als Malerin und Sängerin das poetische Gemüth des Meisters so oft zum Schaffen begeisterte, im Sommer 1842 eine Reise nach Paris, von welcher er bald zurückkehrte und dann der an ihn ergangenen Berufung zum Cantor und Musikdirector an der Thomasschule zu Leipzig Folge leistete. Nach einem für Spohr besonders schmerzlichen Abschied trat er am 12. September 1842 das Cantorat an, wurde zugleich Lehrer am Conservatorium der Musik, erhob sich durch seine wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit zu dem größten Theoretiker des neunzehnten Jahrhunderts empor und erwarb sich als einer der edelsten Menschen die höchste Liebe und Achtung der ihm Näherstehenden. Vom baierschen, hannoverschen und sächsischen Hofe durch Ritterorden ausgezeichnet, von der Universität Göttingen zum

Ehrendoctor promovirt, von der philosophischen Facultät der Universität in Leipzig bei mehreren Gelegenheiten als Examinator zugezogen, und von verschiedenen bedeutenden Gesellschaften zum Ehrenmitgliede ernannt, beschloß der Meister sein edles, reiches Leben am 3. Januar 1868 und ward am 6. Januar, nachdem Pastor Valentiner und Professor Eckstein dem verehrten Todten in der Thomasschule herrliche Worte der Liebe und des Dankes gewidmet hatten, mit den höchsten Ehrenbezeugungen, welche an den Tod Mendelssohns, des ihm lange vorangegangenen Freundes, erinnerten, zur Erde bestattet. Seine treue Gattin, die mit ihrem tiefen Geiste und Herzen die verwandte Seele des edlen Mannes so ganz verstand und seine drei trefflichen Kinder beweinen den unersetzlichen Verlust; aber nicht allein seine Familie, sondern ganz Leipzig trauert um den Dahingeschiedenen, welcher den durch die bedeutenden Cantoren Calvisius, Bach, A. Hiller ꝛc. geschaffenen Ruhm der ehrwürdigen Thomasschule zu erhalten und noch höher zu führen wußte.

Daß „die Melodie des polyphonen Satzes eine gebundene, nicht auf einer basirenden Harmonie allein ruhende, sondern durch andere Melodien, die gleichberechtigt sich mit ihr bewegen sollen, mitbestimmte" ist, wurde in der neueren Zeit von keinem mehr zur Geltung gebracht, als von Moritz Hauptmann. Durch das Studium der Italiener, S. Bachs, Händels und anderer Tonschöpfer, sowie durch fortwährendes Denken zum vollendetsten technischen Ausdruck befähigt, konnte er die tiefen Gefühle seines Innern in klarster Gestaltung äußerlich fassen und fixiren, so daß die Nachwelt an seinen Werken einen Schatz reiner Freude, tiefer Erbauung und reicher Belehrung ererbt hat. In seinen zwei-, drei- und vierstimmigen Gesängen spiegelt sich seine ganze reine Seele wieder, und wie hinter ihm im wesenlosen Scheine jeder gewöhnliche Gedanke lag, so finden wir auch in seinen Compositionen stets den reinsten Satz, die wahrste Empfindung. Auf der Höhe der Kunst stehend strebte er stets darnach, nicht für den Künstler und Kunstkenner allein, sondern für die Menschen zu schreiben, daher auch sein eigener Ausspruch im allgemeinen sein ganzes Schaffen charakterisirt: „Das Höchste der Kunst ist überall nicht für den Künstler und Kunstkenner ausschließlich da, sondern für den Menschen." Man betrachte nur sein Op. 46, in dem er so fröhlich und glücklich die Natur besingt, wo er bei aller contrapunktischen Kunst die schönste Einfachheit bewahrte und den zweistimmigen Satz in einer Weise verwendet, die jedem Kenner Bewunderung abnöthigen muß.

Fast noch höher stehen die 12 dreistimmigen Canons, Op. 50, in denen der Meister zeigte, wie auch in der strengsten Form die volle Entwicklung des melodischen Elements möglich ist. Unter der Menge vierstimmiger Gesänge heben wir nur Op. 32 hervor, nicht, als ob die anderen Werke diesem nachständen, da Hauptmann je den Stoff, welchen er componirte, mit vollendeter Meisterschaft bewältigte, sondern hauptsächlich aus dem Grunde, weil die in diesem Hefte enthaltenen Lieder am populärsten geworden sind.

Wenn der musikalisch Empfängliche Erbauung sucht, so mache er sich mit den kirchlichen Tonstücken Hauptmanns bekannt, von denen die beiden Messen, die eine a capella, die andere mit Instrumentalbegleitung componirt, als die umfangreichsten Werke dieser Richtung in seinem Schaffen bezeichnet werden müssen. Eine höhere Vollendung des Tonsatzes hat kein Componist des 19ten Jahrhunderts offenbart, als wie man ihn in diesen Meisterwerken angewendet findet, gleichwie auch niemand leugnen dürfte, daß Moritz Hauptmann in seinen theoretischen Schriften einen Schatz der Belehrung niederlegte, um den ihn alle Musikgelehrten beneiden können. Die tiefe, umfassende Kritik über Werke von Seb. Bach und Klengel, die aus Bachs Kunst der Fuge gewonnenen klaren Dispositionen, die akustisch und theoretisch gleich werthvollen Abhandlungen in Chrysanders Jahrbüchern für musikalische Wissenschaft, die Regeln zur Beantwortung des Fugenthemas in den Wiener Recensionen, endlich die wahrhaft großartigen Entwickelungen in seinem umfangreichsten Werke: „Die Natur der Harmonik und der Metrik" zeigen uns einen Geist, auf den die ganze Welt der Töne stolz sein muß. Indem er hier die Erfahrungen eines ganzen Künstlerlebens in Erwägung zog, vermochte er den von ihm ergründeten Gesetzen des Tonsystems in seiner harmonischen und metrischen Gestaltung einen philosophischen Ausdruck zu geben, dessen Logik für alle Zeiten als Muster für theoretische Analysen gelten wird. Von dem Elementarsatze ausgehend: „Jede verständige Formation beruht von Hause aus auf einem gegebenen Gegensatze; dieser ist das Element derselben. In der Sprache ist es die Silbe, die aus Vocal und Consonant zusammengesetzt ist, in der Musik das Intervall aus dem einen und anderen Tone, in der Architectonik ist es die Verticale und Horizontale," hiervon also ausgehend und diesen Elementarsatz gewissermaßen in höhere Potenzen erhebend, war es ihm möglich, das ganze Gebäude seiner Harmonik und Metrik zu errichten und dabei stets mit klarem Bewußtsein die Vermittelung der Gegensätze durchzuführen. Wie er im Leben bald den tiefen Ernst für die heilige Sache offenbarte, bald den feinen Humor in gesellig heiterer Umgebung hervorsprudeln ließ, und so häufig im Proceß des künstlerischen Schaffens diese Gegensätze seiner edlen Natur zu vermitteln wußte, so gelang es ihm auch, historisch und ästhetisch, theoretisch und praktisch die ganze Summe des accordlichen und rhythmischen Gegensatzes zu entwickeln und die Geschichte der Theorie in glänzendster Weise zu begrenzen. Wohl mit Recht konnte einst ein Schüler des Meisters demselben die Worte Schillers entgegenrufen:

Wiederholen zwar kann der Verstand, was da schon gewesen,
Was die Natur gebaut, bauet er wählend ihr nach.
Ueber Natur hinaus baut die Vernunft, doch nur in das Leere;
Du nur Genius mehrst in der Natur die Natur!

Geld und Banken.

Von F. Stöpel.

II. Papiergeld und Banken.

Wir haben in unserm ersten Artikel*) die Natur des Baargeldes entwickelt und seine Verkehr belebende Macht in dem durch die umlaufende Münze erleichterten Austausch der Güter oder Dienste gefunden. Das bloße Vorhandensein, die todte Aufhäufung von Geldmassen in einem Verkehrsgebiet ist es, wie wir hervorhoben, natürlich nicht, welche Leben und Thätigkeit verbreitet und durch alle Adern des Volkskörpers strömen macht; sondern selbstverständlich ist die Kraft und die Tüchtigkeit und Betriebsamkeit der Menschen die erste Voraussetzung eines lebhaften Verkehrs. Wo aber diese Volksanlagen im Keime vorhanden sind, werden sie durch den Geldumlauf an dem einen Ort entfaltet, an dem andern befruchtet.

Doch wie sehr auch das Metallgeld den Anforderungen, welche an ein Circulationsmittel zu stellen waren, entsprach, so bezeichnet es doch nur eine Stufe in der fortschreitenden Entwicklung des Verkehrs, die zwar unabänderlich von der Natur gegeben und nicht zu umgehen, aber nichtsdestoweniger nur eine Staffel zu ferneren und umfassenderen Formationen ist. Die Auszahlungen und Versendungen von Baargeld erwiesen sich im Großhandel schon früh als eine schwerfällige Fessel, deren man sich durch den Gebrauch von Anweisungen und Wechseln entledigte. Ebenso stellte sich in großen Handelsplätzen das Bedürfniß heraus, die gegenseitigen Abrechnungen der Kaufleute, bei denen es sich häufig um große Summen handelt, durch gemeinschaftliche Einrichtungen zu vereinfachen, und es entstanden (zu Venedig, Amsterdam, Hamburg, Nürnberg, Rotterdam u. s. w.) sogenannte Girobanken, bei denen die Theilnehmer Summen Metallgeldes zu dem Zwecke deponirten, daß Zahlungen unter denselben statt der wirklichen Geldleistung durch bloßes Ab- und Zuschreiben in den Büchern der Bank bewirkt werden konnten. Der Vortheil dieser Anstalten lag jedoch nur in der Leichtigkeit der Uebertragung, in der vermehrten Sicherheit bei der Aufbewahrung des Geldes und in der Zeitersparniß für die bei denselben betheiligten Geschäfte; ein Creditelement wohnt den Girobanken nicht bei. Sie sind oder waren (denn sie sind bis auf die eine Hamburger in ihrer ursprünglichen Gestalt eingegangen), blos Beförderungsmittel der kaufmännischen Geschäfte und interessiren uns gleich den Wechseln hier nur insofern, als sie die Vorläufer wirksamerer und tiefer einschneidender Crediteinrichtungen wurden.

Doch bevor wir auf die weitere Entwicklung des Bankwesens eingehen, müssen wir eines Zahlungsmittels gedenken, dessen Erfindung besonders durch die seit der allgemeinen Herrschaft des Geldwesens

*) Vergl. IV. Jahrgang, Seite 57.

zunehmende Verschuldung der Regierungen und Höfe veranlaßt wurde: des Papiergeldes. Während der Werth oder mit andern Worten die Tauschkraft der edeln Metalle ihnen selbst, ihren natürlichen Eigenschaften und ihrem Charakter als Waare beiwohnt, ist das papierne Geldzeichen eine willkürlich bestimmte Anweisung auf ein gewisses Quantum Metallgeld oder ein Aequivalent desselben. Die Tauschkraft des Geldzeichens beruht auf einem ideellen Moment, das ganz unabhängig ist von der stofflichen Natur desselben, nämlich auf dem Vertrauen, daß für die Anweisung wirklich das zu erhalten ist, auf was sie anweist. Die Frage ist also die, wodurch eine solche Anweisung so vertrauenswürdig werden kann, daß man dafür im Verkehr eine gleiche Summe Güter oder Dienste erhält, wie für das Metallgeld selbst, welches durch die Anweisung repräsentirt wird. Die Erklärungen des Papiergeldes zum gesetzlichen Zahlungsmittel von Seiten der Regierungen haben nicht immer die Willigkeit vorgefunden, sich seiner zu bedienen und vermögen, wie viele Beispiele zeigen, dasselbe wenigstens nicht unter allen Umständen auf seinem Nennwerthe zu erhalten. Wirksamer zu diesem Behufe erwies sich die Maßregel, daß alles den öffentlichen Kassen zufließende Papiergeld von diesen gleichfalls als vollgültiges Zahlungsmittel angenommen werden mußte, daß man Steuern und andere Staatsforderungen damit bezahlen konnte. Die Hauptsache jedoch blieb immer das Gefühl der untrennbaren Zusammengehörigkeit von Regierung und Volk, das kräftige Bewußtsein der Identität der beiderseitigen Interessen. Unter dieser Voraussetzung, aber nur unter dieser, ist es denkbar, daß die Circulation eines Landes gänzlich oder zum größten Theil auf dem Papiergeld beruhe, ohne daß der Verkehr eine Schädigung erleidet. Die Geschichte bietet mehrfache Beispiele von der Zauberkraft des Papiergeldes dar. Die französischen „Assignaten," die später so zerstörende Wirkungen auf die Vermögensverhältnisse des Landes übten, haben zu ihrer Zeit Frankreich die Revolutionskriege zu Ende führen helfen; in England wurde während der napoleonischen Kriege der innere Verkehr fast ausschließlich durch die uneinlöslichen Noten der Nationalbank aufrecht erhalten; den österreichischen Kampf von 1809 nannte Napoleon I. ein Wunder des Papiergeldes, und der langwierige Krieg der nordamerikanischen Union gegen die Südstaaten wäre ohne die „Greenbacks" eine Unmöglichkeit gewesen. Die einzige Klippe, welche die Papiergeldwirthschaft zu fürchten hat — eine Klippe freilich, an welcher sie nur zu häufig gescheitert ist — ist die Leichtigkeit ihres Mißbrauchs. Wo, wie in Oesterreich, die Finanzverwaltung all ihre Fehler durch immer neue Papieremissionen decken will, da muß allmählich alles Vertrauen auf die Redlichkeit und Fähigkeit derselben schwinden, das Metall zieht sich nach und nach aus der Circulation zurück, das Papiergeld vermag sich auf seinem Nennwerth nicht zu erhalten und das Sinken seines Curses richtet in dem Gemeinwesen langsame aber markverzehrende Umwälzungen aller Vermögensverhältnisse an.

Diese verderblichen Wirkungen des Mißbrauchs der Papiergeldemission haben, in Verbindung mit einer dem Individualismus eigenen staatsfeindlichen Tendenz, unter den wortführenden Nationalökonomen der Neuzeit einen begreiflichen, aber jedenfalls zu weit gehenden Widerwillen gegen Staatspapiergeld überhaupt ausgebildet. Man verschließt sich absichtlich gegen die großen Wohlthaten einer so wohlfeil zu beschaffenden Vermehrung des Geldumlaufs, wie sie durch die angeführten Beispiele aus der neueren Geschichte aufs klarste dargelegt werden — denn wenn auch diese Fälle eines aufs höchste angespannten Nationalcredits abnorm sind, so beweisen sie doch unter allen Umständen, wie sehr die Productionskraft von dem Mehr oder Minder des Geldumlaufs abhängig ist.

Man hat jedoch das nicht wegzuleugnende Bedürfniß der modernen Staaten nach vermehrten Umlaufsmitteln auf andere Wege gewiesen. An Stelle des Staatspapiergeldes will man Noten von Privatbanken zulassen, während man im allgemeinen Staatsbanken desavouirt. In der That haben in neuerer Zeit die Banknoten eine unendlich überwiegende Verbreitung gewonnen, wohingegen sich die großen europäischen Staaten gegen zettelausgebende Privatbanken noch ziemlich ungeneigt verhalten. In England, wo früher eine ziemlich ausgedehnte Bankfreiheit herrschte, hat man, durch äußerst trübe Erfahrungen belehrt, die Befugnisse der Privat-Zettelbanken stark beschnitten. Der gesammte Notenumlauf der 250 Privatbanken betrug dort 1863 nicht mehr als etwa 17 Millionen Pf. St., während die Bank von England (die zwar das Eigenthum von Actionären, aber thatsächlich ein Staatsinstitut ist) zur selben Zeit 21½ Millionen in Umlauf hatte. Eigentliches Papiergeld gibt es in England nicht. In Frankreich hat die „Bank von Frankreich" das Monopol der Zettelausgabe, und es sind für ca. 240 Millionen Thaler Banknoten in Umlauf. Preußen hat für 17 Millionen Thlr. Papiergeld und für 148 Millionen Banknoten, darunter ca. 8 Millionen von acht Privatbanken. In Oesterreich ist die „Nationalbank" (mit einem Notenumlauf von ca. 190 Millionen Thalern) privilegirte Zettelbank ... neben den Banknoten cursirt dort noch für ca. 163 Millionen Staatspapiergeld.

Gegen die Staatsbanken wird nun im allgemeinen dasselbe geltend gemacht, was gegen das Staatspapiergeld zu sprechen scheint, nämlich der Mißbrauch, der mit dem Ausgeben von Banknoten oder mit der Creditgewährung an die Regierung getrieben werden kann. Wenn aber alle Einrichtungen, die gemißbraucht werden können, darum ausgerottet werden sollten, so würde die moderne Welt allmählich auf ihre Ausgangspunkte, würden die heutigen Menschen in den Naturstand zurückgeführt werden müssen. Das geht eben nicht; Unvollkommenheit ist das Erbtheil aller menschlichen Einrichtungen und nur die graue Theorie gebiert — nicht Vollkommenes, sondern Phantome der Vollkommenheit. Stände nun freilich die Sache einfach so, daß die Staatsbanken in jeder Beziehung durch Privatbanken zu ersetzen wären und daß die letzteren bessere Garantien für eine dem Volkswohl entsprechende Verwaltung böten als die ersteren, so wäre die Wahl nicht zweifelhaft. Indessen dürfte dies selbst von den eifrigsten Gegnern der Staatsbanken nicht unbedingt behauptet werden. Die Erfahrung spricht allzulaut dagegen. Man mag z. B. den Beeinflussungen der Bank von England von Seiten der Regierung Schaden beimessen, so viel man will, direkten und indirekten — keiner, der irgend das englische Bankwesen kennt, wird zu behaupten wagen, daß dieser Schaden nur annähernd an die Zerrüttungen hinanreiche, welche durch die englischen Privatbanken in den letzten 50 Jahren angerichtet worden sind. Doch wir wollen das Urtheil nicht vorwegnehmen, sondern Thatsachen reden lassen und zum bessern Verständniß zunächst eine kurze Schilderung der Bankgeschäfte vorausschicken. Wir knüpfen dort wieder an, wo wir die Entwicklung des Bankwesens verlassen haben.

Die Girobanken übten bald als sichere Aufbewahrungsorte von Capitalien eine große Anziehungskraft auf die letzteren aus und wurden dadurch veranlaßt, ihren Geschäftskreis weit über die ursprüngliche Bestimmung auszudehnen. Anfangs zwar gewährten sie den Deponenten keine Zinsen, berechneten vielmehr für die Aufbewahrung des Geldes noch einen Aufschlag; aber das mit dem zunehmenden Verkehr wachsende Creditbedürfniß der Handelswelt änderte die Sachlage bald. Das eigne Interesse der Banken sowie dasjenige der Deponenten forderte dazu auf, die Metallschätze in ihren Gewölben nicht ungenutzt zu lassen. Gern wurde von den Kaufleuten und anderen Creditbedürfenden für die Nutzung des Geldes ein Preis gezahlt, der nicht allein zur Bestreitung der Kosten des Instituts hinreichte und noch einen Ueberschuß für die Bank abwarf, sondern selbst für die Darleiher der Bank eine Dividende übrig ließ. So wurde aus der Giro- und Depositen-Bank eine Leihbank.

War aber einmal die Zahlungsfähigkeit einer solchen Leihbank außer Zweifel gestellt, so konnte sie noch einen Schritt weiter gehen. Anstatt nämlich beim Discontiren von Wechseln und bei ihren Darlehen stets baares Geld anzubieten, konnte sie auch mit Cassenanweisungen bezahlen, d. h. mit Papieren oder Zetteln, welche das formelle Versprechen enthielten, daß die Bank zu jeder Zeit bereit sein würde, die Summen, worauf sie lauteten, in baarem Gelde auszuzahlen. Für den täglichen Verkehr hatten diese Anweisungen vor dem Metallgelde den Vortheil der leichteren Aufbewahrung und Versendung voraus, ganz wie das Papiergeld. So entstanden die Zettelbanken.

Für die Banken wie für das Publicum konnte jedoch erst dann ein erheblicher Nutzen aus der Zettelausgabe entstehen, wenn die Bank ihren Credit in ausgedehnterem Maße benutzte und mehr Zettel ausgab, als sie Metalldeckung dafür in ihren Gewölben hatte. Glaubt das Publicum an die Zahlungsfähigkeit der Bank, so wird es geneigt sein, die Zettel wie baare Münze anzunehmen. Bei dieser Vermehrung der Circulationsmittel findet das Publicum seine Rechnung und nicht minder die Bank. Denn diese bezieht von den ausgegebenen und circulirenden Noten ebensowohl Zinsen wie von baarem Gelde und vermehrt somit ihre Dividenden, trotzdem daß sie

den Zinsfuß auf ihre Darlehen zu ermäßigen vermag. — Welches sind nun aber die Grenzen dieses zweifachen Vortheils und wo fängt der Mißbrauch an?

Ja, das ist eben die schwierige Frage, über die schon viele scharfsinnige Männer sich die Köpfe zerbrochen haben, ohne zu einem zweifellosen und befriedigenden Resultat zu gelangen. Die Theorie ist freilich, wie überall, so auch hier schnell fertig, stellt ihre Axiome als unfehlbar hin und verlangt, daß man sich ihre Consequenzen gefallen lasse. Aber wenn dann über das Publicum solche unliebsame Thatsachen hereinbrechen, wie massenhafte Bankbrüche, wenn dadurch Handel und Verkehr aufs empfindlichste berührt und die Interessen so vieler Einzelnen geschädigt werden, dann finden sich immer wieder Querköpfe, die der Theorie zu Leibe gehen, der Theorie, die uns haarklein beweist, daß solche Crediterschütterungen „nothwendige," wo nicht gar „nützliche" Erscheinungen des Verkehrslebens seien. Die Theorie hat nun ausgeklügelt, daß es für eine Zettelbank genüge, wenn sie etwa ein Drittel — oder die Hälfte, oder ein Viertel, darüber sind die Gelehrten nicht einig — ihres Notenumlaufs baar im Kasten behalte, für einen andern Theil „gute" zinstragende Werthpapiere in ihrem Portefeuille habe und den Rest zu Discontirungen und anderen Darlehen auf kurze Zeitdauer verwende. Diese Theorie, oder wie wie man sie beschönigend nennt: diesen Erfahrungssatz, hat sich die Bankpraxis in England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika angeeignet und damit bisher gewirthschaftet. Wie sich aber die Erfahrung bewährt hat, wollen wir in einem kurzen Rückblick auf die englischen Bankkrisen seit ein paar Menschenaltern darzulegen suchen.

Nachdem im Januar 1793 der Krieg zwischen England und der französischen Republik erklärt war, stellten im Februar, von 300 Landbanken, die sämmtlich in schlechten Verhältnissen waren, 100 ihre Zahlungen ein. In London war eine Gesellschaftsbank mit einem Bankerott von 1 Million Pfund St. vorangegangen. Schwere Zeiten folgten und im Februar 1797 fand die von der Regierung befohlene Suspension aller Noteneinlösung statt, die erst nach 24 Jahren endete. In den drei Jahren 1814 bis 1816, nach Beendigung des Kampfes gegen Frankreich, erklärten sich 89 und in den beiden Jahren 1825 und 1826 wieder 80 Landbanken fallit. Ueberdem trafen viele außergerichtliche Abkommen mit ihren Gläubigern. In den Jahren 1839 bis 1843 fallirten 83 Privatbanken, wovon jedoch nur 29 Zettelbanken waren.

1847 hielt wieder der Ruin reiche Ernte. Vom August bis zum September erreichten die Zahlungseinstellungen eine Summe von 15 Millionen Pf. St.; doch die größten Verlegenheiten begannen erst am 23. September, als die Bank von England strenge Maßregeln ergriff, um ihr eignes Bestehen, durch äußerste Einschränkung der zu bewilligenden Vorschüsse, sicher zu stellen. Der Discont ward allmählich bis auf 9 % erhöht, was zur Folge hatte, daß immer mehr Banken ihre Zahlungen einstellten. Endlich am 25. October ward die Bank von England autorisirt, über die gesetzliche Vorschrift hinaus Banknoten, ohne dafür Gold vorräthig zu halten, auszugeben und damit war von dem Verkehr der Alp genommen, der auf ihm lastete. Die Gewißheit, Noten von der Bank von England als Circulationsmittel erhalten zu können, stellte das Vertrauen wieder her, und die verhältnißmäßig unbedeutende Summe von 400,000 Pf. St. genügte, um den beinahe erloschenen Credit zu heben.

Die letztere Thatsache ist äußerst lehrreich: sie beweist, daß nicht sowohl der Metallvorrath, sondern der Credit der Banken für ihre Sicherheit entscheidend ist. Die Unzulänglichkeit des Credits der Privatbanken in England und ebenso in Nordamerika hat von jeher Unheil erzeugt. Fragt man nach der Ursache der so häufigen Bankkrisen in beiden Ländern, so erhält man zur Antwort: das leichtsinnige Creditgeben der Banken ist daran schuld. Sie leihen Gelder an unzuverlässige Leute und zu weitaussehenden Unternehmungen aus, und wenn dann am politischen, finanziellen oder commerciellen Himmel irgend ein dunkles Wölkchen aufsteigt, bricht auf einmal das ganze Gebäude zusammen. Es beginnt das „Rennen" (run) nach den Banken um Auswechslung ihrer Noten gegen Baargeld und führt deren Insolvenz und damit ungeheure Verluste für das Publicum herbei. Die Banken sollten nur zu soliden Geschäften Darlehen bewilligen. — Das ist freilich ein wohlfeiler Rath. Denn wo ist die Grenze zwischen einem soliden Geschäft und einer gefahrvollen Speculation? Und welches Unterscheidungsmerkmal hat die Bank, um darin sicher zu gehen? Kann sie jeden einzelnen Darlehensucher fragen, zu welchem Geschäft er das Darlehen verwenden wolle?

Es soll hier nicht in Abrede gestellt werden, daß die Ueberspannung der Speculation das wahre Uebel und der letzte Grund der so verderblichen Bankkrisen ist. Aber es liegt in der Natur der Sache, daß die Banken selbst durch ihr bloßes Bestehen das Uebel fördern. Indem sie den Verkehr erleichtern, dem Handelstriebe Nahrung gewähren, und so ihre eignen Geschäfte ins Ungemessene erweitern, befördern sie mit dem sogenannten Flor seine bösen Folgen, welche unvermeidlich sind, die Schrecken, die Erschlaffungen, die Zerrüttungen, die Krisen. Die Ansprüche selbst, die an die Banken gemacht werden, sind widersprechend. Im Interesse des Landeswohles wird von ihnen verlangt, daß sie die Circulation reguliren, den Krisen vorbeugen, dem Handelsfieber Einhalt thun und in Zeiten des Aufschwungs die Ueberspannung der Kräfte hemmen sollen — von dem Handel wird an sie die Forderung gestellt, sie sollen ihm soviel Umlaufsmittel gewähren, als der Gang der Geschäfte erheischt, sollen seine Wechsel discontiren und ihn in Zeiten der Noth nicht im Stiche lassen. Beide Aufgaben widersprechen einander. Die Banken können nicht beide zugleich erfüllen. Indem sie aber schwanken und bald die eine bald die andre zu erfüllen suchen, vergrößern sie die Gefahren und die Uebel. Dazu kommt, daß der unmittelbare Vortheil der Unternehmer, welche desto mehr Zinsen einnehmen, je mehr Noten sie ausgeben, mit der Sicherheit der Bank und dem volkswirthschaftlichen Besten streitet. Und so steht denn keine Zettelbank sicher. Eine jede hat die Pflicht, alle ihre Zettel baar einzulösen, keine aber kann und darf so viel baares Geld vorräthig haben, um dies erforderlichen Falls zu leisten.

Das Bankwesen, wie es sich in England ausgebildet hat, krankt an der irrthümlichen Vorstellung, daß der Credit ein bloßes Ergänzungsmittel des baaren Geldes sei. Er soll sich von den Bleigewichten der Metallcirculation nicht befreien, nicht ungehindert sich sein eignes Geld schaffen dürfen. Nach dieser Vorstellung sind die Creditzeichen nur Repräsentanten des wahren und eigentlichen: des Metall-Geldes. Und doch konnten die oben angeführten Beispiele von den wunderbaren Wirkungen des Papiergeldes und Staatscredits eines Besseren belehren. Was freilich dem Staate als der geschlossenen Gesammtheit der Staatsbürger erlaubt sein kann und zum Heile gereicht, braucht es nicht dem Einzelnen: Quod licet Iovi, non licet bovi. Jedenfalls scheint, trotz allen Geredes von der Nothwendigkeit der Enthaltung des Staates von wirthschaftlichen Functionen, demselben in der Entwicklung des Creditwesens noch eine Rolle von unabsehbarer Tragweite vorbehalten.

Der knapp bemessene Raum eines Journalartikels gestattet es nicht, hier weiter in das Detail der Bankfrage einzugehen und wir wollen nur noch das eine zur Sprache bringen, daß neuerdings unter denjenigen Nationalökonomen, die sich ihre Theorien und ihre Vorbilder stets nur aus England zu holen pflegen, eine bemerkenswerthe Antipathie gegen alle papiernen Zahlungsmittel Platz gegriffen hat. Seit der Peelschen Bankakte im Jahr 1844 sind die Befugnisse der Privat-Zettel-Banken in England stark beschnitten; doch erfüllen die Banken ihre traurige Aufgabe, dem Publicum jahraus jahrein herbe Verluste zu bereiten, nach wie vor mit ungeschwächten Kräften. Seitdem also die Zettelausgabe so gewaltsame Einschränkungen erlitten, hat das Depositenwesen in England eine desto größere Ausdehnung gewonnen. Das heißt, die Engländer haben die Neigung, ihre Kapitalien bei den Banken in Verwahrung zu geben. Zum Theil hängt dies gewiß mit der alten Feudalverfassung des Landes zusammen, bei welcher die hypothekarische Anlage von Kapitalien sehr eingeschränkt ist.

Dies Depositenwesen ist nun dasjenige, was uns von den erwähnten Nationalökonomen mit vollen Backen als etwas Erstrebenswerthes angepriesen wird. Die Notenemission, sagt man uns auf einmal, spiele nur in der Kindheit des Bankwesens eine große Rolle und im Depositenverkehr liege der wahre Maßstab für die Entwicklung des Bankwesens. — Wir sollen nun einmal die Thorheit aller Thorheiten: die Nachäfferei des Auslandes, nicht loswerden. Als ob die Entwicklung des Bankwesens in England nicht eine Frucht seiner eigenthümlichen Verkehrsverhältnisse wäre! Als ob man, wenn man sich die Bankeinrichtungen des Inselreichs aneignet, seine Handelsgröße und seine Reichthümer mit in den Kauf bekäme! Als ob bei uns irgend ein Hinderniß im Wege stände, daß den Privatbanken von

seiten des Kapitals Depositen zuflössen so viel nur immer möglich! Als ob die Unlust unserer Kapitalien zu derartigen Anlagen nicht das einzige wirkliche Hinderniß wäre! Und als ob endlich das Kapital nicht gerechte Ursache hätte, gegen derartige Anlagen mißtrauisch zu sein! — Man rühmt es uns, daß der Betrag der Depositen, d. h. das Kapital einzelner Personen, das sich in den englischen Banken befindet, an 2600 Millionen Thaler betragen soll; daß manche englische Banken zwanzigmal soviel Depositen haben als eigenes Kapital; daß in London allein nicht weniger als vier Privatbanken existiren, von denen jede ein Kapital von mehr als 100 Millionen Thaler an Depositen und zwar zum großen Theil in kleinen Beträgen von Geschäftsleuten gesammelt hat. Auch daß die Geschäftsgewinne dieser Banken zum Theil sehr beträchtliche, daß im Durchschnitt sich ein Gewinn von 27 Procent ergeben soll, wird gebührend hervorgehoben. Aber die Kehrseite der Medaille zeigt man uns nicht. — Drehen wir denn die Medaille um!

Es springt in die Augen, daß die Geringfügigkeit des eignen Kapitals, mit denen die englischen Banken „arbeiten", für die Inhaber der Depositen gefahrdrohend sein muß. Die Banken sollen die ihnen anvertrauten Kapitalien verzinsen und je größer die Concurrenz der Banken unter einander ist, um so höhere Zinsversprechungen werden sie machen müssen, um Kapitalien an sich zu ziehen. So schwebt der Zinsfuß in beständiger Gefahr, statt wie er sollte, ein Symptom und Maßstab der wirklichen Geschäfte eines Landes zu sein, zu einem Mittel der Concurrenz für die Banken auszuarten. Es ist wahr, daß die Banken durch die Nothwendigkeit, ihre Depositen verzinsen zu müssen, darauf hingewiesen werden, den Handel eines Landes anzuspornen und in seinen Unternehmungen zu unterstützen; es ist wahr, daß sie gerade deshalb bei einsichtsvoller und redlicher Geschäftsführung Segensreiches wirken können. Aber es ist nicht minder wahr, daß für sie die Versuchung nahe liegt, ihre Kapitalien, eigene wie anvertraute, jedoch die letzteren zumal, in unsichere Unternehmungen zu wagen und daß sie ihrer Natur nach ein verderbliches industrielles Treibhausleben befördern, das unvermeidlich mit Täuschung und Verlusten endet. Das Discontiren von Wechseln wird beinahe von den Banken schon für ein lästiges Geschäft angesehen: die Speculation in Werthpapieren und die Agiotage sind bequemer und gewinnverheißender. Spekulirt man doch im ungünstigen Falle meist aus fremder Leute Taschen. Worin anders haben die periodisch auftretenden Bankkrisen in England ihren Grund, als in dem unsoliden Boden der Bankgeschäfte, in der künstlich hervorgebrachten Aufeinanderfolge von unmäßigen Ausdehnungen und unmäßigen Einschränkungen ihres Betriebes? Der jährliche Verlust, den die Bankbrüche den englischen Kapitalisten zufügen, wird auf durchschnittlich fünfzig Millionen Pfund Sterling geschätzt! So groß aber auch der von diesen Katastrophen bewirkte Kapitalverlust und so gewaltig und zerstörend der Zusammenbruch sein mag — eine Finanzkrisis macht reiche Leute nicht arm, wohl aber die Armen ärmer. „Diese traurige Erfahrung" (so schreibt ein Londoner Correspondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung) „tritt auch unter den noch fortwirkenden Folgen der großen Bankbrüche vom vergangenen Jahr wieder so klar hervor, daß wir sie den Nationalökonomen zur Vervollständigung ihrer Theorie dringend empfehlen können. Die Verluste fallen nicht auf das große, sondern auf das kleine Kapital. Es sind die Ersparnisse der Arbeiter und Handwerker, der Lehrer, Geistlichen, Schriftsteller, Aerzte, vor allen der Wittwen und Waisen, mit denen die Rothschild und Baring ihre großartigen Finanzoperationen, die Actiengesellschaften ihre erstaunlichen Speculationen bewerkstelligen, und es sind die Ersparnisse und Nothpfennige der kleinen Leute, die bei solchen Finanzkreisen in die Brüche gehen. Kapital fällt ja nicht vom Himmel, und wird auch nicht durch Finanzcapacitäten erzeugt, sondern es ist eine Anhäufung von Arbeitswerthen. Für jeden Thaler, den eine Bank, eine Actiengesellschaft zu ihrem Betriebskapital zählt und in ihren Speculationen verpufft, muß irgendwo und von irgend wem gearbeitet worden sein. Daher werden die arbeitenden kleinen Leute von dem Kapitalverlust einer Finanzkrisis zunächst betroffen und ruinirt, während die großen Kapitalisten, die Finanzcapacitäten, die genialen Speculanten, welche die Nothpfennige der Armuth flüssig zu machen und zu concentriren verstehen, unberührt und ungerührt auf den Höhen des Lebens fortwandeln können. „Wie lange die bitteren Lehren der vorjährigen Finanzkrisis unter den kleinen Leuten fortwirken werden," (so fährt der erwähnte Correspondent fort) „vermögen wir nicht im voraus zu sagen; aber der Erfahrung gemäß ist die Wirkung nur von kurzer Dauer. Wenn sie diesmal länger anhält, und daher noch immer kein Vertrauen und kein „Geschäft" aufkommen kann, so liegt das wohl daran, daß das Elend, welches die Bankbrüche des vergangenen Jahres unter den erwähnten Gesellschaftsclassen verbreitet, weiter und tiefer reichte als gewöhnlich. Die kleinen Leute haben ihre Ersparnisse, viele ihr alles verloren, und sie müssen erst wieder arbeiten, um sich etwas zu erwerben. Die Quellen, aus denen Speculation und Schwindel, legitime und illegitime Handelsunternehmungen ihr Kapital zu ziehen pflegen, sind erschöpft. Wer von den kleinen Leuten noch nicht alles verloren hat, der hält den kargen Rest seiner Habe mißtrauisch vom Markte zurück, und die reichen Leute gehen nicht auf die Leimruthe. Sie würden wohl auch eine mäßige Summe riskiren, wenn die „Prosperität", wie man das nennt, im Schwang wäre; aber in Schwang kann sie nur von den kleinen Leuten gebracht werden. Daher haben jene ihr Geld müßig in den Banken liegen, und begnügen sich mit einem Zinsfuß von $1\frac{1}{2}$ Proc. und daher die wahrhaft beispiellose Lage des Geldmarktes und der Bank von England." Die letzten Bankausweise constatiren einen Metallvorrath von $23\frac{1}{2}$ Millionen Pfund St. bei einem Notenumlauf von 24 Millionen. Für ein so „günstiges" Verhältniß zwischen Metallvorrath und Papier gibt es seit dem Bestehen der Bank von England keinen Präcedenzfall. Aber dieser Ueberfluß an baarem Gelde besteht gleichzeitig mit dem gänzlichen Stocken der Handelsunternehmungen und ist damit nicht nur verträglich, sondern so recht eigentlich die Folge davon.

So steht es mit den englischen Bankzuständen, die man nicht müde wird uns anzupreisen und zur Nachahmung zu empfehlen. In Frankreich liegen die Dinge anders und nicht viel besser, während in Deutschland Gott Lob! die Geschäfte noch auf etwas soliderem Boden betrieben werden.

Wenn aber demnächst im norddeutschen Reichstage die Bankfrage aufs Tapet kommt, wird man sehen, wie die Theoretiker an unseren Zuständen kein gutes Haar lassen, das bewährte Centralinstitut des preußischen Staates bekämpfen und die Entwicklung des Depositenwesens in England lobpreisen werden.

Das Geheimniß des Fürstenhauses.

Novelle von Georg Hiltl.

II. Abtheilung. Die Gräfin von Wartenberg.

(Fortsetzung.)

Eine geheimnißvolle Unterredung.

Die bei den erzählten Ereignissen betheiligten Personen hatten richtig gerechnet. Die Gräfin von Wartenberg hatte mit größter Bestimmtheit ihrem Gatten versichert, daß der geheimnißvolle Fremde nicht mehr in Berlin aufzufinden sein werde. Diese Behauptung erwies sich als vollkommen richtig. So eifrig auch nach dem holländischen Officier gesucht wurde — er blieb verschwunden. Der Kurfürst hatte Danckelmann der Intrigue beschuldigt und der Minister vermochte sich nicht von dieser Beschuldigung zu reinigen, da er durch das Verschwinden Davids um jede Beweisführung gebracht war. Er konnte freilich die Vergangenheit aufdecken, konnte eine Schilderung der Vorgänge während des Festes im Hirschengrund veranlassen, allein der Kurfürst, welcher der Gräfin geneigt blieb, würde sicherlich nur auf die genauesten Beweise hin, und dann selbst mit Widerstreben die ganze Erzählung geglaubt haben.

Eine Person nur hatte sich vollständig verrechnet, der Literat und Dichter Delven. Delven sah sich bereits wieder mit Ehren und

Würden überhäuft. Er schwelgte in dem Gedanken, der verhaßten Wartenberg gegenübertreten zu können, wenn dieselbe durch die Entdeckung blamirt, vom Hofe gewiesen, zur Stadt hinauszog. In dieser, für ihn so unendlich angenehmen, Hoffnung wurde er ein wenig beunruhigt durch das Ausbleiben seines Freundes und Mitwohners David Zwoller. Die Nacht, in welcher die Gesellschaft auf dem kurfürstlichen Schlosse stattfand, wollte nicht enden. In seinem Zimmer, gleich dem Tiger im Käfige umhergehend, wartete der ehemalige Secretär sehnsüchtig der Rückkunft des Freundes. Delven zählte die Schläge der Uhr auf der Nicolaikirche, deren Thurm im Nachtdunkel emporragte und in dessen Spitze das Licht flimmerte, welches der alte Küster Flöricke noch immer nach wie vor anzündete. Der Dichter und Herausgeber der „Sittenpräsenten" hatte in der Voraussicht, seine hochfliegenden Pläne verwirklicht zu sehen, alles vernachlässigt. Die hübsche Maria sah er nicht mehr mit den Blicken eines Verliebten oder eines Galans an — sondern er grüßte nur in herablassender Weise, was dann dem hübschen Mädchen jedesmal ins Herz schnitt, den alten Küster machte er lächerlich und wenn er Maria bei den Ringwalds traf, so eilte er oft früher fort als die Küsterstochter, nur, um nicht genöthigt zu sein, sie auf dem Heimgange geleiten zu müssen.

Bei aller Siegesgewißheit und allem festen Vertrauen auf eine große Zukunft, hatte der Redacteur dennoch seine Wohnung in der Kannengießerstraße behalten. Es geschah dies aber nicht aus Bescheidenheit, sondern weil er sich sagte, daß der kluge Pater Wolff sicherlich eines Tages noch Gebrauch von dem geheimnißvollen Gegenstande machen werde, von dessen Einmauerung in den Gewölbpfeiler der Nicolaikirche Delven Zeuge gewesen war. Der Secretär und Dichter lag also gewissermaßen auf der Lauer. Die ihm gegenüber befindliche Kirche barg das Geheimniß.

In der erwähnten Nacht hatte nun freilich Delven nur Sinn für die baldige Ankunft David Zwollers. Schon hörte er in der Ferne das Rollen der Wagen, zuweilen wurden Sänften unter Fackelbegleitung die Heiligegeiststraße hinuntergetragen — sie bargen Leute, welche vom Schlosse kamen. Der Klopfer an der Hausthüre Delvens blieb aber still. Allmählich begann der Wartende einzunicken. Als er erwachte, fiel der helle Tagesschein durch die Fenster — David war noch nicht zurückgekehrt.

Delven sprang, von Unruhe gefoltert, empor. Er eilte in das kleine Hinterzimmer, welches der Sohn des Henkers bewohnt hatte — hier lagen die wenigen Habseligkeiten Davids unangetastet auf Stühlen, die Uniform, welche er bei seiner Ankunft in Berlin getragen hatte, war noch so zurechtgelegt, wie David sie bei seiner Umwandlung in einen holländischen Officier geordnet hatte. Weshalb war der Agent und Freund Delvens nicht zurückgekehrt? Ohne Zweifel hatte man ihn früher erkannt, die mächtige Hand des Grafen von Wartenberg vermochte den gefährlichen Eindringling schnell zu beseitigen — der ganze Plan scheiterte und Delven war in einer schlimmen Lage. Er mußte der Gefahr entgegen gehen, mußte sich mit Muth waffnen. Hastig ordnete er seine Kleider, sprach sich selbst Vertrauen auf sein Glück zu und stellte nur hin und wieder Betrachtungen über die seltsame Fügung des Schicksals an, welches ihn immer wieder in den Kreis der Ereignisse zog, die jetzt am Hofe sich begaben und den Kampf zwischen Danckelmann und seinen Gegnern anfachten, der nothwendigerweise mit der Vernichtung einer Partei enden mußte. Die Reihenfolge seiner Gedanken wurde durch die heftige Bewegung des Thürklopfers unterbrochen, Schritte kamen die Treppe herauf, schon hoffte Delven, der langerwartete David werde eintreten, statt dessen aber erschien auf seinen Ruf „herein!" der Haushofmeister Rudolfi, ein altes Mitglied des Danckelmannschen Hauses.

„Herr Delven!" begann der Alte, noch ehe der bestürzte Secretarius ein Wort gesprochen hatte, „kommen Sie schleunigst zum gnädigen Herrn, ich fürchte, es ist ein böses Wetter im Anzuge. Ich habe den Befehl, Sie gleich mit mir zu führen."

Delven warf sein Wamms über, nahm den Hut, und ohne eine Entgegnung zu versuchen, folgte er dem Alten. Sie eilten durch die in der frühen Stunde noch ziemlich öden Straßen in das Palais Danckelmanns. Delven ward von Rudolfi sogleich in des Ministers Zimmer geführt. Danckelmann trug noch die Unterkleider, mit welchen er auf dem gestrigen Feste gekleidet gewesen war, darüber hatte er einen seidenen, schweren Schlafrock gezogen. Ungeduldig schien er die Ankunft Delvens zu erwarten. Kaum war der Secretär in das Gemach getreten, als Danckelmann sich heftig zu ihm wendete.

„Sie sind ein Prahler — ein Maulheld!" rief er fast außer sich. „Sie haben mich in ein ganz abscheuliches Gewebe von Fährlichkeiten aller Art gebracht — wissen Sie, was geschehen ist!"

„Ich vermag mich von meinem Staunen kaum zu erholen!" stammelte Delven. „Die schrecklichste Kunde würde mir willkommen sein, gnädigster Herr, nur reißen Sie mich aus der furchtbaren Ungewißheit!"

„Sie ahnen wirklich nichts?" rief der Minister außer sich. „So sehen Sie hier — lesen Sie das!"

Er reichte mit seiner vor Erregung zitternden Hand dem bestürzten Delven einen Zettel — der Secretär las folgende Worte: „Ich bin zu einem Werkzeuge der Intrigue gegen die Gräfin von Wartenberg ausersehen gewesen — ich vermag nicht, solch Unheil über die Frau zu bringen, welche ich verehre und deren Ruhe mir theuer ist. Ich hielt mich für stärker, als ich bin. Wenn Euer Gnaden diesen Zettel lesen werden, bin ich längst aus Berlin. Sie sehen mich nie wieder. David."

Delven ließ das Papier sinken.

„Nun? Antwort! Was halten Sie davon?"

„Mit dieser Wartenberg ist der Teufel im Bunde!" rief Delven. „Ich habe es schon einmal gesagt!"

„Schwatzen Sie nicht immer vom Teufel!" fuhr Danckelmann heftig auf. „Ihre Halbheiten sind schuld daran. Ihre Prahlerei, derzufolge Sie über sichere Mittel zur Entlarvung der Wartenberg gebieten zu können glaubten, die hat uns diese infame Niederlage bereitet. Ihr sogenannter Freund ist ein weichlicher Tropf — ein Kerl, den eine schöngeformte Hand, ein heuchlerisch verdrehtes Weiberauge zum Zerschmelzen bringen können. Mein Plan wäre schon gefaßt gewesen. Man mußte den Burschen festnehmen, verhören lassen. Ihm ein Geständniß abpressen, wie es mit dem früheren Leben der Wartenberg beschaffen gewesen, aus ihm herauszudrücken suchen — aber Sie wußten ja alles genau, Sie schwuren darauf: der verschmähte Liebhaber, der bis aufs tiefste verletzte Mann, werde sich in furchtbarer Weise rächen, indem er öffentlich — er, der Henker von Wesel — seine Verlobte zurückfordern wolle. Sie kennen die Menschen ganz vortrefflich!"

Danckelmann lachte bitter.

„Gnädigster Herr!" entgegnete Delven. „Sie kennen den David Zwoller nicht. Vergeblich hätten Sie ihm ein Geständniß abzupressen versucht."

„Dazu hat man die Folter!"

„David ist stark. Er würde eher gestorben sein, als die Wartenberg verrathen haben."

„Larifari! man kann das schon erzwingen. Jetzt haben wir alles verloren, der Bursche ist — Gott weiß — wo. Die kecke Abenteuerin hat mit ihrem Gatten freies Spiel gegen mich, denn dieser unglückliche Ausgang legt es klar, daß ich der Intriguant gegen sie war. Sie können auf keine Schonung oder fernere Protection von mir rechnen — Sie mögen sehen, wie Sie sich decken gegen die Schläge, welche von nun an auf Ihr Haupt fallen werden, ich muß für meine eigene Sicherheit kämpfen, die Brut, welche gegen mich geifert, will ich noch einmal zu ersticken versuchen."

„Aber wie sollte man gegen mich — —" wandte der Secretär schüchtern ein.

„Wie?" rief der Minister. „Bei Ihnen hat der sonderbare Mensch gewohnt — Sie sind sein einziger Umgang gewesen — Sie haben ihn als einen holländischen Officier empfohlen — Glauben Sie, man werde, wenn die ganze Sache zur Sprache kommt, Sie nicht zur Verantwortung ziehen? denken Sie etwa, die Gräfin von Wartenberg werde so edel — nein, so dumm handeln, wie Ihr entflohener Henkerssohn? dann bedaure ich Sie um Ihre beschränkten Ansichten. Machen Sie, daß Sie diese Stadt bald im Rücken haben, denn vor dem Blitzstrahl, der auf Sie geschleudert werden wird, kann Sie niemand schützen!"

„Auch Euer Gnaden gewaltige Hand nicht?" rief Delven keck. „So schlimm steht es bereits? so hoch ist die Wartenberg schon gestiegen? davon hatte ich keine Ahnung, denn sonst würde ich mich wohl gehütet haben, meine Hände bei dieser Angelegenheit zu leihen."

Danckelmann wendete sich schnell um. „Ihr seid sehr keck, Herr!" rief er. „Aber, wenn man so in der Tinte sitzt, wird man mit einem

faſt verzweifelten Muthe ausgerüſtet. Genug jetzt!“ ſetzte er ruhig hinzu. „Nehmt das, was ich vorhin ſagte, nicht allzugenau. So viel in meiner Gewalt ſteht, werde ich für Euch thun — ich will verſuchen, den ſchweren Schlag zu pariren; rechnet aber nicht mit Sicherheit auf meine Hilfe. Die Zeiten ſind ſehr ernſt, die Bosheit, die Frechheit, die ſchamloſe Bedientenunterwürfigkeit ſcheinen triumphiren zu wollen!“ ſetzte er finſter hinzu. „Ich kann nichts weiter thun, als mich ſchützen und dabei will ich ſehen, wie viel ich von meinem Schilde für die Leute abgeben kann, die mir Dienſte geleiſtet haben — wenn es nicht alſo geht — dann müſſen wir alle einer Macht weichen, die ſtärker iſt, als wir alle zuſammen mit unſeren Freunden und Helfern. Wenn die gefährliche Frau es vermochte, den verſtoßenen Geliebten durch wenig Worte zu rühren, zur Umkehr zu bewegen — und ich bin feſt überzeugt, daß es alſo geſchehen iſt — dann vermag dieſe Frau viel — vielmehr noch durchzuſetzen und es bleibt nichts übrig, als kämpfend unterzugehen, wenn man nicht an dem Triumphwagen der Schifferstochter mitziehen will. Gott befohlen!“

Er machte ein Zeichen, daß die Audienz beendet ſei und der Secretär verließ das Zimmer. Oelven hatte, durch frühere Ereigniſſe doch ein wenig vorſichtiger gemacht, über ſeine Pläne mit David Zwoller tiefes Schweigen beobachtet. Als er daher zu Ringwalds kam, konnte er, ohne ſich eine Blöße zu geben, nach den Ereigniſſen fragen, welche im Laufe des vergangenen Tages die Aufmerkſamkeit der Berliner in Anſpruch genommen hatten. Er machte dann auch bald die Bemerkung, daß das myſteriöſe Zuſammentreffen der Wartenberg mit einem holländiſchen Officier auf der Soirée der Kurfürſtin, die dadurch vereitelte Präſentation der Gräfin und die Mißbilligung, welche dem leichtfertigen Verfahren bei der Einführung des Fremden durch den Kurfürſten zu Theil geworden war — das Tagesgeſpräch bildeten. Alle Welt zerbrach ſich nur die Köpfe, was der Officier wohl der Gräfin geſagt haben könne? man rieth hin und her. Einige wollten durchaus wiſſen, daß es ein ehemaliger Anbeter geweſen ſei. Allein, da der Graf Wartenberg in der Nähe war, als die Unterredung ſtattfand, wurde dieſe Annahme bald genug verworfen und dagegen eine ganz abſonderliche Vermuthung aufgeſtellt. Vielen Leuten war nämlich das ſchnelle Emporſteigen der Gräfin ſo unerklärlich, daß es nothwendiger Weiſe dem Einfluſſe übernatürlicher Hilfsmittel zugeſchrieben werden mußte. Man behauptete demgemäß, daß der holländiſche Officier nichts anderes geweſen ſei, als einer der Geiſterbeſchwörer oder Schwarzkünſtler, deren ſich die Gräfin bedienen ſollte, um durch magiſche Mittel eine vollſtändige, faſt unbegrenzte Macht über ihre Umgebung und über diejenigen Leute zu erhalten, welche ſie zur Erreichung ihrer Zwecke brauchen wollte.

Oelven hörte dieſe Dinge mit großer Unruhe an. Er vermochte nicht lange an einem Orte zu verweilen, die große Erregung, in welcher er ſich befand, trieb ihn durch die Stadt. Bald hielt er ſich in dem Rathskeller eine halbe Stunde lang auf, dann irrte er über die Plätze, dann ſtand er vor einer Krambude ſtill und ſo durchlebte er einen der unruhigſten Tage ſeines Lebens. Er hatte ſchon verſchiedene Male überlegt: ob es nicht beſſer ſei, zu fliehen, die Stadt, in welcher ihm ſo viel Unheil begegnet war, zu verlaſſen, aber noch immer hielt es ihn zurück in den Mauern, an der Stelle, wo er geboren und erzogen war. Er hatte ſich wieder Muth eingeſprochen, hatte die Angſt auf einige Stunden verſcheucht. Noch war kein Anzeichen vorhanden, daß man ſeiner Perſon etwas anhaben wollte, als er in ſein Haus trat, war die erſte, haſtige Frage, welche er that: „Hat jemand nach mir gefragt?“ — „Niemand iſt hier geweſen!“ lautete die ruhige Antwort.

Oelven ging auf ſein Zimmer. Er räumte vor allen Dingen die Kleider Davids bei Seite, verbarg die ſonſtigen Dinge des ehemaligen Freundes und nachdem dies alles geſchehen, überließ er ſich einem Brüten und Nachdenken; ſeine Zukunft war ungewiſſer als je.

„Ich habe mich wahrhaftig in eine böſe — böſe Geſchichte eingelaſſen!“ ſagte er zu ſich ſelber. „Es unterliegt keinem Zweifel — mit dem Miniſter ſteht es ſchlecht — ſehr ſchlecht, das habe ich aus ſeinem eigenen Munde gehört, denn die verblümten Reden von höherer Gewalt — von der alles vermögenden Frau, deuteten darauf hin, daß er ſelbſt an keine lange Dauer ſeiner Macht glaubt. Was wird dann?“ ſagte er, ſchnell von dem Seſſel aufſtehend. „Ich bin dann einer der bedrohteſten Menſchen in Berlin — hu — ich mag gar nicht daran denken, mir iſt der Juliusthurm in Spandau gewiß — das iſt das Mindeſte.“ Er that haſtig einen Gang durchs Zimmer. „Thor — Einfaltspinſel, der ich bin!“ ſagte er ſtehen bleibend. „Was habe ich nun bisher von der ganzen Geſchichte gehabt? welchen Vortheil? Nichts — gar nichts! Selbſt die Gunſt Danckelmanns, dem ich doch genug Dienſte geleiſtet habe, vermochte mich nicht zu ſchützen und bei einem Haar wäre ich zum Kanonenfutter gemacht worden. Ich habe dem Kurfürſten einen perſönlichen Dienſt erwieſen — als Lohn ward mir das, was ich doch nur durch eine Laune verloren hatte, wiedererſtattet: die Erlaubniß, mein Blatt herausgeben zu dürfen — jetzt, wo ich viel — ſehr viel wagte, um dem Miniſter einen weſentlichen Dienſt zu erweiſen, jetzt werde ich noch mit Vorwürfen überhäuft, weil ohne meine Schuld dieſer alberne David vor einem weinerlichen Geſichte ſeiner ehemaligen Verlobten Reißaus nimmt. Hol's der Geier! — dieſer knauſerige, undankbare Mann — wahrhaftig!“ rief er, mit dem Fuße ſtampfend. „Es verlohnt ſich nicht der Mühe, ihm zu dienen. Ich habe eine Ahnung — eine Gewißheit möcht' ich ſagen, daß die im Lager der Gegner beſſer zahlen und danken — Ei — wie wär's, wenn wir es mit denen verſuchten? Danckelmann gibt ſich ſelbſt beinahe auf — er bleibt ſtets im alten Gleiſe, hochſtrebende Pläne hat er nicht und mit ihm muß auch ich unten am Boden bleiben — warum kann ich es nicht mit andern verſuchen, wenn die Gräfin mir einmal Vorſchläge machte?“

Er war während dieſes Monologs in die Nähe des Fenſters gekommen; ſchon längſt hatte ſich Dunkelheit über die Stadt gebreitet. Tiefe ſchwarze Schatten lagerten auf dem Nicolaikirchhofe, den, wie wir wiſſen, Oelven von ſeinem Fenſter aus überſchauen konnte.

„Freilich! fuhr der Secretär fort. „Woher ſollte mir jetzt eine Gelegenheit kommen, dieſen Leuten Dienſte zu erweiſen? damals, als die Geſchichte hier unten im Gewölbe vorfiel, damals hätte ich klüger handeln, hätte mir mein Schweigen theuer bezahlen laſſen ſollen — was nützt es heute? wer weiß, ob die Chatoulle nicht längſt entfernt iſt — ich würde ausgelacht, wollte ich heute noch die Sache erzählen; wo mag der Pater, der kluge Pater ſein, der ſicherlich meine Dienſte beſſer gelohnt hätte? — o, ich war ein dummer Teufel und darin hat Danckelmann recht: ich bin ein Einfaltspinſel.“

Er drückte ſeine Stirn an die Fenſterſcheibe und ſtarrte halbgedankenlos in die Finſterniß hinaus. War es Spiel ſeiner ſehr erregten Nerven, ſeines kochenden Hirns? war es Wirklichkeit? es ſchien ihm, als bewege ſich über den Kirchhof nach dem Thurme zu, genau eben ein ſolcher, aus drei Perſonen beſtehender Zug, wie Oelven ihn vor Jahr und Tag geſehen hatte. Voran ging Maria mit einer Laterne, dann folgten zwei Männer — und der eine, wahrhaftig — er hatte genau die Geſtalt des Pater Wolff; Oelven vermochte deutlich die Umriſſe, die Größe, faſt die Tracht wiederzuerkennen, denn die von Maria getragene Laterne beleuchtete die nächtlichen Wanderer ſcharf genug. Anfangs hielt Oelven das Ganze für eine Viſion, da er ſo eben lebhaft der vergangenen Zeit gedacht hatte; da aber die Geſtalten ſich langſam fortbewegten, öffnete er leiſe das Fenſter und vernahm nun durch die Stille der Nacht deutlich einzelne Worte, welche zwiſchen den dreien gewechſelt wurden. Wer die dritte Perſon war, vermochte Oelven nicht zu entdecken, da ſie ſich ganz in einen Reitermantel verhüllt hatte, dagegen unterlag es bei ſcharfem Hinſehen keinem Zweifel, daß Pater Wolff einer der beiden Männer ſei.

Oelvens Herz ſchlug gewaltig. Sollte ihm das Glück wieder hold ſein? genau ſo war die Lage, wie ſie es in jener Nacht geweſen, wieder wollte der Pater dem alten Flöricke einen Beſuch abſtatten, und offenbar hing dieſer Beſuch mit dem geheimnißvollen Käſtchen und deſſen Einmauerung in den Pfeiler des Kirchengewölbes zuſammen. Ein neues Abenteuer eröffnete ſeine labyrinthiſchen Gänge vor dem Secretär — nur eins hatte er thörichter Weiſe vernachläſſigt: die hübſche Marie. Aber Oelvens Eitelkeit war größer als ſeine Beſorgniß. Er hielt ſich für anziehend genug, die Küſterstochter durch ſeine perſönliche Erſcheinung bald genug wieder gewinnen zu können, ſchnell warf er daher ſeinen Mantel um.

Die drei Perſonen waren hinter der Thür des Thurmes verſchwunden, um dem alten Flöricke den nächtlichen Beſuch zu machen. Oelven brauchte ſich deshalb nicht zu übereilen, er kam noch immer früh genug bei dem Küſterhauſe an, wenn Maria die Thurmtreppen hinabſtieg. Ohne ſich aufzuhalten, huſchte der Secretär über die Gaſſe, denn es war vollſtändig dunkel und niemand ſtörte ihn oder hielt den eilig Laufenden an. Er wartete noch einige Zeit vor dem Gitter, bis Maria aus der Thurmpforte trat. Das Mädchen ſchreckte zuſammen, als es plötzlich von der Gaſſe her ſeinen Namen rufen

hörte, doch schien ihr die Stimme wohlbekannt und nicht unangenehm, so daß Maria statt aller Antwort ihre Laterne genau auf die Stelle richtete, von woher der Ruf kam. Sie hatte bald genug den ihr nicht gleichgültigen, aber leider sehr flatterhaften Delven erkannt. Anfangs wollte das Mädchen vorübergehen, ohne auf die Rufe des Treulosen zu achten, doch bat der Secretarius so flehentlich, daß die Küsterstochter sich entschloß, ihm mindestens eine Unterredung zu gönnen.

„Bleibt mit Eurem Rufen von mir!“ sagte sie. „Ihr bringt mich wahrhaftig in bösen Leumund!“

„Ich? Jungfer Marie, ich lasse mich ja so selten sehen bei Euch!“ entgegnete Delven.

„Schlimm genug!“ eiferte Marie, „früher waret Ihr oft genug [illegible]er und alle Welt hat mich mit Euch geneckt, denn Ihr habt so ge[illegible]an, als wäret Ihr mein förmlich Verlobter — was mir sehr gleichgültig wäre, wenn es nicht meinen Ruf gefährdet hätte.“

„Deshalb bin ich ja fortgeblieben!“ sagte Delven.

„Nein, so meine ich es nicht!“ sagte Maria schnell. „Ihr habt mich vernachlässigt — und da sagen die Leute: Ihr hättet mich sitzen lassen und doch habe ich gar nicht eingewilligt, Eure Braut zu sein. Die Frau Ringwald hatte wohl recht — sie sagt es heute noch.“

„Ich bin untröstlich, Marie!“ betheuerte Delven, „und wenn ich hätte ahnen können, daß ein Scherz der — —“

„Laßt mich doch aus mit Eurem Scherze — gute Nacht, was wolltet Ihr denn überhaupt da am Gitter?“

„Deshalb kam ich ja zu Euch. Ich muß Euren Vater sprechen!“

Das Mädchen stutzte. „Den Vater? zu dieser Zeit? was wollt Ihr von ihm?“

„Oh — das ist meine Sache!“

„Er ist jetzt nicht zu sprechen — er hat Besuch. Zwei Herren, die ihn durchaus sprechen wollten, sind droben auf dem Thurme bei ihm.“

„Was für Herren sind es?“

„Ich kenne sie nicht!“ sagte Maria, sich mit der Laterne beschäftigend.

„Laßt mich wenigstens in den Hof!“ bat Delven.

„Das wäre ganz unnütz. Ihr sollt gar nicht mehr in die Nähe unseres Hauses.“

„Schön!“ rief der Secretär. „Ich gehe, aber ich gebe Euch mein Wort, ich komme nie wieder. Heute Abend wollte ich noch einmal suchen, in Eure Nähe zu gelangen — ich dachte, nach langer Zeit wieder einen freundlichen Willkommen zu erhalten, wollte mich Euch — ein alter, einst lieber Freund, nähern, und so werde ich behandelt, gut, es sei also. Euren Vater spreche ich ja wohl morgen noch — gute Nacht, Jungfer, ich verspreche Euch, kein Wort mehr an Maria, die Küsterstochter, zu richten, gute Nacht!“

Er zog sich ein wenig hinter den Gitterpfeiler, Maria blieb einige Augenblicke zweifelnd stehen, dann kam sie näher an das Gitter.

„Herr Delven — Christoph!“ rief sie leise. Geht nicht so böse hinweg, ich lasse Euch ein. Ihr werdet doch nicht auf immer scheiden wollen?“

Schon steckte der Schlüssel in dem Gitterschlosse, dann öffnete die Kleine rasch die Pforte, Delven kehrte ein und befand sich nach wenigen Schritten auf dem Kirchhofe.

„Seid doch nicht gleich so bitterböse!“ sagte Maria. „Ihr habt doch genug Schlimmes erfahren und da kann ich gar nicht begreifen, wie Ihr immer noch so heftig sein könnt. Ich sollte meinen, die trüben Stunden machten den Menschen weicher.“

„Oder auch nicht!“ sagte Delven. „Ich bin heute Abend wieder aufs neue gestraft durch Euch — ich hab's verdient und da ich nach langer Zeit in Eure Nähe komme, will ich mir eine Buße auflegen — will Euch nicht ansehen, nicht einmal Eure Hand fassen — seht, hier bleibe ich, bis die Herren von Eurem Vater fort sind, dann mögt Ihr mir Licht leihen, damit ich hinaufsteigen kann zu dem Alten!“

Die von Delven sich selbst auferlegte Buße schien nicht nach dem Sinne der hübschen Maria zu sein, denn sie drehte sich ärgerlich auf dem Absatze herum und sagte: „Ihr seid ein Narr!“ mit welchem letzten Worte sie in das Haus ging.

Der Secretär hatte jedoch nunmehr seine Absicht erreicht. Er wollte eben nur in den Kirchhof gelangen, um genau zu erfahren, ob er sich nicht getäuscht habe, und womöglich den zweiten Mann, den Begleiter des Paters, zu erkennen suchen, auch, wenn es der Gang der Ereignisse mit sich bringen sollte, eine neue nächtliche Unternehmung belauschen. Er drückte sich deshalb hinter den Vorsprung des Thurmes, so daß er jede aus der Thür kommende Person genau betrachten konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verbrecherschule.

Skizze von **Bruno Krüger**.

. . . Die Gelegenheit, bei welcher ich die Bekanntschaft von Daniel O'Brien gemacht, ist meinem Gedächtnisse so ziemlich entschwunden. Ich glaube, ihn das erste Mal in einer Schenke gesehen zu haben, in welcher ich mich erkundigte, wo Waterloo-Road läge und in dieser Straße das German exiled men's home (Zufluchtsort für deutsche Flüchtlinge).

Es war dies im Jahre 1851 und London war mit deutschen Flüchtlingen überschwemmt, welche auf dem theuersten aller Pflaster, oft von allen Mitteln entblößt, eine recht traurige Existenz führten. Ich hatte erfahren, daß eine der namhaften Persönlichkeiten des Jahres 1848 — ein früherer preußischer Officier — einige Capitalien gesammelt und damit auf Waterloo-Road eine Art von Herberge für politische Flüchtlinge errichtet hätte, in welcher dieselben eine leichte Arbeit, — das Bürstenmachen, erlernten und nach wenigen Tagen Lehrzeit schon acht Pence pro Tag verdienen konnten. Wohnung, Feuerung und Brot gab ihnen das Comittee, und mit diesem Verdienste mußten und konnten sie sich auch kärglich ernähren. — Diese Nachricht hatte mich herzlich gefreut und eines Morgens hatte ich mich auf den Weg gemacht, um meinen Landsleuten in ihrem neuen Zufluchtsorte einen Besuch abzustatten.

Die Erzählung dessen, was ich dort fand, gehört nicht hierher; — es genüge dem Leser, zu erfahren, daß ich nie wieder dorthin zurückgekehrt bin, daß nach wenigen Monaten die politische Bürstenmacherei aufhörte und das German exiled men's home sich auflöste.

Aber ich glaube fest, daß es Daniel O'Brien war, der mich aus jener Schenke dorthin führte; denn als er später mein Führer und Cicerone in den Londoner Spelunken ward, spielte er manchmal auf eine mir nicht sehr angenehme Weise auf Waterloo-Road an. — Wer Daniel O'Brien war? — das ist schwer zu sagen! Er behauptete, früher einmal studirt zu haben, und hatte auch hier und da einen lateinischen Brocken bei der Hand; doch später hatte er, wie er sich ausdrückte, „many chances — gar viele Zufälligkeiten“ gehabt . . . kurz, als ich die Ehre hatte, ihn kennen zu lernen, war er in Folge besagter „Zufälligkeiten“ ein Ticket-of-leave-man geworden, d. h. nachdem er sich drei Jahre lang im Zuchthause sehr gut aufgeführt, hatte man ihm versuchsweise einen Urlaub ertheilt, und er hoffte, wie er sagte, die sieben Jahre, welche ihm von seiner Strafe übrig blieben, in Freiheit zu verbringen.

„Denn, Sir,“ meinte er, „ich kann Ihnen die Versicherung geben, es ist ein elendes Leben im Zuchthaus, und sollte mir eine jener fatalen Zufälligkeiten, welche mein Leben auf solch eine räthselhafte Weise verfolgen, noch einmal in den Weg treten, so werde ich mich gezwungen sehen, es so einzurichten . . . daß ich deportirt werde.“

„Dazu müßt Ihr ja aber einen Mordversuch machen, O'Brien!“ erwiderte ich; denn ich hatte mich schon daran gewöhnt, über Kleinigkeiten, wie Zuchthaus, Deportation und Galgen, mit der größten Ruhe mit ihm zu discuriren.

„Wozu sollt' ich das?“ versetzte er, leicht mit den Achseln zuckend, „ich brauch' es ja nicht . . . überhaupt finde ich es nicht „ehrenhaft“, einen Menschen außer im loyalen Kampfe zu verwunden oder gar zu tödten!“



In der Diebeshöhle.

Nach seinem Gemälde auf Holz gezeichnet von E. Bosch.

„Wirklich — findet Ihr das?“

„Ja! auf mein Wort! — nur Dummköpfe geben sich solch einem elenden Thun hin, und ich bin überzeugt, daß der Schädel der Mörder doppelt so dick ist, als der anderer Gentlemen unseres Handwerks. — Schöne Kunst, einem das Messer zwischen die Rippen zu jagen! — das kann jeder Fleischergeselle, und mit mehr Virtuosität als der abgefeimteste Mörder! — Nein — pfui! man kann in unserem Lande auch, ohne Blut zu vergießen, deportirt werden!“

„Und wie hat man das anzufangen?“

„Indem man sich streng an das Gesetz hält, Sir! ... Sie sehen mich erstaunt an? — Bestimmt! Unsere Gesetze sind so vortrefflich, daß man bei uns mit vollständigem Bewußtsein handeln kann, und das ist die wahre Freiheit, Sir — das ist der große Vortheil der englischen Gesetze über alle anderen, Sir, daß kein Richter dieselben anders auslegen kann, als sie geschrieben stehen. Sehen Sie mich zum Beispiel an — ich bin schon zum sechsten Male einer Bagatelle halber unschuldiger Weise verurtheilt worden; diesmal habe ich das Maximum der Strafe — zehn Jahre — bekommen; nun muß ich mich nur in Acht nehmen, daß das nächste Mal kein anderes Moment sich in meine Verhandlung mischt, wie in den vorhergehenden Fällen, und wenn die Maulesel von Geschworenen mich wiederum für schuldig erklären, dann gibt es keinen Richter der drei Inseln, der mich nicht deportiren ließe! — Nur die Gesetze seines Vaterlandes muß man kennen, Sir — bei einem gebildeten Manne ist dies die erste Lebensnothwendigkeit.“

„Es ist aber auch wirklich eine merkwürdige „Zufälligkeit“, sagte ich höchst gelassen, „daß man Euch sechs Mal unschuldiger Weise für ein und dasselbe Vergehen verurtheilt hat.“

„Ja, Sir — höchst merkwürdig; die Alten würden hier deutlich die Hand des Fatums sehen, dem Jupiter selbst sich fügen muß; meine Gefälligkeit ist an allem Schuld, und bei meiner letzten Verurtheilung hab' ich es den Geschworenen wohl gesagt! „Gentlemen,“ sagte ich, „wenn Sie das Schuldig über mich aussprechen und meine Verurtheilung in weiteren Kreisen bekannt wird, so muß das Resultat Ihres Richterspruches das sein, die schon hinlänglich materialistisch gesinnte Bevölkerung dieses Königreichs noch egoistischer zu machen, wie sie es schon ist; wenn Sie mich verurtheilen, Gentlemen, wird kein Engländer einem andern mehr einen Gefallen erweisen.“ — Ich sprach nahe an dreiviertel Stunden, Sir, und als ich geendet, konnte ich mir das Zeugniß geben, daß wohl nie ein kunstgerechterer Speech in diesem verruchten Old-Baily-Court (der Gerichtshof für Verbrechen) gehalten worden war; ich hatte das Ciceronianische Präcept, das Exordium ein Drittheil so lang wie die ganze Rede zu halten, genau beobachtet — und dennoch ward ich wegen meiner Gefälligkeit zu zehn Jahren verurtheilt — eine Schande für England, Sir — ein Land mit so trefflichen Gesetzen.“

„Schrecklich, in der That; aber ich begreife nicht recht, wie Eure Gefälligkeit ....“

„Sehr einfach, Sir; — ich nehme an, daß Sie jetzt einen Gang zu machen hätten, irgend wo hin, z. B. nach Clerkenwell, wo so vieles liederliches Gesindel lebt, und Sie sagten zu mir: „O'Brien!“ sagten Sie, „ich muß nach Clerkenwell, wo es nicht geheuer ist — thut mir den Gefallen, O'Brien, und hebt mir unterdessen meine Uhr und Kette auf! Ich frage Sie, ob es wohl möglich ist, Ihnen diesen kleinen Dienst zu verweigern! Gut, ich nehme die Uhr in Verwahrung — doch im Augenblick, wo Sie fortgehen wollen, bemerken Sie, daß Sie Ihr Portemonnaie zu Hause gelassen haben und Sie sagen zu mir: O'Brien, könnt Ihr mir fünfundzwanzig Schilling borgen? — Ich wäre doch wahrhaftig ein schlechter Kerl, wenn ich das nicht thäte — Gut! ich gebe die fünfundzwanzig Schilling und Sie gehen ab. Nun hat aber einer jener Maulaffen von Policemen, die den ganzen Tag umherschlendern, von meiner Gefälligkeit gehört, und da ich mit solchen schlechten Menschen nie verkehre, sucht er mir natürlich eine Chikane zu thun. Nun trifft es sich zufälliger Weise, daß Sie diese Uhr einst von irgend jemand gekauft haben — einem gewissen Smith oder Jones — der sie auf nicht rechtliche Weise in seinen Besitz gebracht hat — daß dieser Mensch nicht mehr aufzufinden ist, daß Sie plötzlich gezwungen werden, abzureisen, ohne an Ihre Uhr zu denken ... wissen Sie, was nun daraus wird? — Diese Nilpferde glauben weder an Smith, noch an Sie, noch an meine Gefälligkeit und schicken mich als Hehler ins Zuchthaus! Das ist die Gerechtigkeit in diesem Babylon, Sir — so wahr ich ein Gentleman bin — die Menschen sind keinen Farthing werth.“

... Ich glaube, daß der gütige Leser jetzt genügend meinen ehrenwerthen Führer kennt, einen der raffinirtesten Hallunken, den ich je gesehen. Selbstverständlich war er fest überzeugt, daß ich über ihn vollständig im Klaren war und kein Wort von dem glaubte, was er mir erzählte; da ich ihm jedoch nie widersprach, so fuhr er unermüdlich in den Erzählungen seiner „Zufälligkeiten“ fort. Ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu bezeugen, daß in den sechs Wochen, in welchen ich seine Gesellschaft genoß, mir nichts abhanden gekommen ist, weder Taschentuch, noch Uhr, noch Portemonnaie, ja, daß ich ihm sogar alles dies in gewissen Schenken anvertraute und es regelmäßig von ihm zurückerstattet erhielt; — es ist wahr, daß er genau benachrichtigt war, daß der Chef der Londoner Polizei um meine Ausflüge wußte, und daß bei der geringsten Klage meinerseits ihm sein Urlaub entzogen und er ins Zuchthaus zurück spazieren müsse. Ich gab ihm fünf Schilling täglich und bezahlte alles, was er trank — und das war verhältnißmäßig nicht wenig; — dafür habe ich auch in den wenigen Wochen jene Pseudocivilisation, die den Reisenden in England besticht — jene Pseudofreiheit kennen gelernt, die man sich nicht entblödet, uns als Muster hinzustellen — besser kennen gelernt als viele derer, die Jahre lang in England wohnen und immer nur den glänzenden Firniß sehen, mit welchem diese Nation ihre vielen Gebrechen überstreicht. Ich habe zum Zweck meiner literarischen Stoffsammlung in Daniel O'Brien einen wahren Schatz gefunden, und kann mir nur Glück wünschen, den Abscheu überwunden zu haben, der mich ergriff, als ich zum ersten Male in einem elenden „Tap“ aus demselben zinnernen Becher trank, an dessen Rand er vor mir seine Lippen gesetzt hatte.

„Ich erlaube mir die Bemerkung, Sir!“ sagte er eines Tages zu mir, „daß die Art, wie Sie Ihre Untersuchungen anstellen, der nöthigen Ordnung entbehrt und daß das Resultat derselben deshalb auch recht mangelhaft sein wird.“

„Erklärt Euch, O'Brien, Ihr jagt mir einen Schreck ein!“

„Sie folgen keinem regelrechten Plane, Sir, und das ist unrecht, glauben Sie es mir — zuerst wollten Sie mit mir nach Petticoat-Lane gehen, wo man seine gestohlenen Sachen wiederkaufen kann und dann nach Leicester-Square, wo man sie sich am besten stehlen läßt. Es ist dies nur ein Beispiel, wie Sie die Reihenfolge umdrehen; wir haben heute Tom Saunders verurtheilen sehen, und am Ausgange sagten Sie zu mir: „Wann und wo mag Tom Saunders wohl zum ersten Mal gestohlen haben?“ Ich finde das — beg your pardon — nicht logisch, um unsere Welt Ihrem Geiste verständlich zu machen. Erst hätten wir die Schulen, dann die Universitäten, und endlich die Prüfungssäle besuchen müssen.“

„Das verstehe ich nicht, O'Brien!“

„Es ist doch gar leicht verständlich — Tom Saunders hat heute seine Prüfung mit vieler Ehre bestanden und die Regierung hat ihm eine Anstellung vorläufig auf fünf Jahre gewährt; die Universität, wo der jetzt Versorgte seine Studien gemacht, ist Ihnen bekannt; aber die Schule — die ABCschule, wo die Grundlage zu jener außerordentlichen Befähigung, welche heute so viel Aufsehen in der Welt gemacht hat, gelegt worden ist, die sollten Sie erst jetzt kennen lernen!“

„Immer noch verstehe ich Euch nicht recht!“

„Nun, Sie fragten doch, wo und wann der brave Tom Saunders zum ersten Mal gestohlen habe! — Das kann ich Ihnen nicht sagen, Sir; denn obgleich er erst einundzwanzig Jahre alt ist, muß das doch schon ziemlich lange her sein; aber wie und wo er stehlen gelernt hat, das kann ich Ihnen sagen; und wenn Sie das gestern gewußt hätten, dann wäre Ihnen Tom heute in einem ganz anderen Lichte erschienen.“

„Da habt Ihr recht, O'Brien; aber wer konnte wissen, daß Ihr den Tom Saunders so genau kenntet.“

„Ich? — ich habe ihn in meinem Leben nicht gesehen.“

„Ihr sagtet doch aber, daß Ihr wüßtet, wie und wo er stehlen gelernt.“

„Nun, deshalb brauche ich ihn doch nicht zu kennen — die Art und Weise, wie er stiehlt, zeigt mir deutlich, aus wessen Schule er hervorgegangen ist.“

„Wie ... was?“ rief ich, meinen Ohren nicht trauend, „Ihr habt gewisse Diebesschulen?“

„Ich möchte Sie bitten, Sir, den Werth Ihrer Worte zu ermessen, ehe dieselben Ihre Lippen verlassen — Ihr habt gewisse Diebesschulen — Wer, if you please? — Ich hoffe, Sir, daß dies „Ihr“ nur ein lapsus linguae gewesen ist; denn obgleich mannigfaltige Zufälligkeiten mich weit geführt haben, so wage ich doch, so wahr ich ein Gentleman bin, die Frage: was hab' ich mit Spitzbuben gemein?“

„Ganz recht, O'Brien — es war ein lapsus linguae — ich wollte sagen: Haben die Londoner Diebe denn gewisse Schulen, die sich von einander unterscheiden?“

„Versteht sich, Sir! — und nicht allein die Londoner, sondern ganz England bildet eine Schule, welche sich von der anderer Länder wie das Feuer vom Wasser unterscheidet. Man kann dreist und ohne nationale Selbstüberschätzung behaupten, daß die englischen Diebe keine Rivalen in der ganzen Welt haben.“

„Selbst die Pariser nicht?“

„Bah — Plunder! Charlatanismus, weiter nichts, wie ganz Frankreich!“

„Und die Deutschen?“ fragte ich zagend.

O'Brien lachte laut auf — „Ein deutscher Spitzbube, Sir! nehmen Sie es mir nicht übel, da Sie selbst ein Deutscher sind — dem will ich von einem mittelmäßigen Schüler Bob Lanterns sechsunddreißig Mal das Taschentuch stehlen lassen, ehe er es bemerkt — es gibt hier einige; aber ... du lieber Himmel, die hätten auch ein ander Handwerk anfangen sollen! wahrhaftig! wenn ich Richter wäre, gäbe ich jedem, der sich von einem deutschen Diebe bestehlen läßt, ein Zeugniß als Hornvieh! Nein, Sir — es thut mir leid, Ihre Nation anzugreifen; aber ich muß Ihnen die Versicherung geben — so wahr ich ein Gentleman bin, ich habe noch keinen deutschen Spitzbuben gesehen, der mehr als Mittelmäßiges geleistet hätte. Bob Lantern hat sich oft halb todt gelacht, wenn er die Verurtheilung von Deutschen las!“

„Aber wer ist denn der Bob Lantern, dessen Ihr erwähnt?“

„Bob Lantern, Sir? — ist für Tom Saunders und hundert — ich möchte sagen, tausend andere der gewesen, welcher sie zu dem Handwerk ausgebildet hat, welches sie erwählt. Nicht gemeine Spitzbuben sind aus den Händen Bob Lanterns hervorgegangen — nein, Sir, so wahr ich ein Gentleman bin, wirkliche Künstler, welche selbst die Achtung der Policemen genießen. All ihre Diebstähle sind sauber und reinlich — wie ein Tropfen Blut, Sir! das zeichnet die Schule Bob Lanterns aus. Und warum? weil er Menschenkenner ist — weil er jedem seiner Schüler gerade die Branche anweist, worin er ihn befähigt glaubt, etwas Ordentliches zu leisten. Glauben Sie es mir, Sir, wenn Bob Lantern zu seinen Schülern sagt: „Du mußt Taschendieb werden — Du Einbrecher — Du Hehler!“ so ist das richtiger als zweimal zwei vier sind.“

„Aber um des Himmels willen!“ rief ich wirklich verwirrt — „was lehrt denn jener Bob Lantern?“

„Nun, wie man stiehlt — wie man einbricht — wie man falsche Schlüssel macht — wie man jegliches Schloß öffnen kann — wie man die gestohlenen Gegenstände schnell verpackt — wie man Wache stehen muß — wie man bellen, miauen, pfeifen, zischen muß — wie man boxt — wie man mit dem Kopf in den Magen rennt und so den stärksten Mann außer Athem bringt — wie man den zu Bestehlenden zwei Finger in die Augen steckt und so ihn unwillkürlich zwingt, seine beiden Hände in die Höhe zu heben — wie man das Gestohlene verschwinden läßt — wie man die Polizei täuscht und fortlockt — wie man ein Alibi beweist — wie man ... kurz, hundert Lehrgegenstände — und endlich die englischen Gesetze, und ein feines gentlemanartiges Betragen. — Glaubten Sie denn, Sir, daß die Meisterdiebe mit all ihren trefflichen Kenntnissen ausgerüstet auf die Welt kämen? Nein, Sir — jedes Handwerk muß mit saurem Schweiße erlernt werden, und — so wahr ich ein Gentleman bin — Bob Lantern verdient viel eher den Professortitel als all die Gorillas in Oxford oder Cambridge.“

„Und die Polizei? — was sagt die Polizei zu Bob Lantern?“ fragte ich im höchsten Grade interessirt.

„Polizei?“ erwiderte O'Brien mit verachtungsvollem Achselzucken — „was hat die denn mit einem Gentleman, wie Bob Lantern, zu thun? dreiundzwanzig Mal haben die Stachelschweine von Policemen ihn arretirt, und dreiundzwanzig Mal hat man ihn freilassen müssen. Glauben Sie denn, daß man einen Bob Lantern — einen Professor — wie einen Tom Saunders behandeln kann? Niemand kann ihm etwas nachweisen; er ist unschuldig, wie ein neugebornes Kind und lebt mit seiner alten Frau wie ein Patriarch.“

„Und wovon lebt er?“

„Das geht niemanden etwas an, Sir — wir leben in einem freien Lande, und wenn man mir nicht beweisen kann, daß ich ein Spitzbube bin, dann bin ich ein ehrlicher Mann!“

„Könnte ich diesem Gentleman wohl einmal einen Besuch abstatten?“ fragte ich.

O'Brien sann nach. — „Ich glaube nicht!“ antwortete er — „seine Berühmtheit hat ihm schon zu viel Unannehmlichkeiten gemacht — besonders mit Literary Gentlemen!“

„Wie so das?“

„Ja! Mr. Dickens hat seine ganzen Familienverhältnisse in dem blödsinnigen Buche, Oliver Twist genannt, aufgedeckt, auch einige Andeutungen über seine Lehrmethode gegeben, aber da Mr. Dickens ein Engländer ist, so hat er doch wenigstens den Zug des Gentleman in sich und hat seinen Namen verschwiegen, während ein Franzose — Gott verdamm' ihn! — den armen Professor mit ganzem Namen genannt hat in seinem traurigen Buche: „Die Geheimnisse von London.“ Der Mensch heißt Féval und nannte sich hier Francis Trollope, blos um uns zu täuschen, und da er englisch wie ein Engländer sprach, so glaubten wir ihm, als er uns sagte, er wolle in einem Buche die Schändlichkeit der Polizei aufdecken und erzählten ihm dies und jenes! Er möge sich noch einmal hier zeigen! — Und deshalb, Sir, liebt Bob Lantern es sehr wenig, mit Literary Gentlemen in Berührung zu kommen.“

„Ich finde das äußerst gerechtfertigt!“ erwiderte ich gelassen, „ich möchte nur, da Ihr mich auf diese beiden Bücher aufmerksam gemacht habt, den Mann kennen lernen, der mich beim Lesen derselben so sehr interessirt hat. Wäre es nicht möglich, ein Glas Bier irgendwo mit ihm zu trinken!“

„Hm, Sir! — so hat Mr. Dickens auch angefangen — und dann hat er geendet, wie Sie wissen!“

„Ich — ich weiß gar nichts!“

„Wirklich nicht? — wissen Sie es nicht, daß die Polizei ihm seine Bücher bezahlt?“

„Ihr seid von Sinnen! wie kann ein „gebildeter Mensch“ solch einen Unsinn glauben!“

„Aufrichtig gestanden, Sir, hab' ich mich lange gesträubt, dem allgemeinen Gerüchte Glauben zu schenken; doch als ich las, wie er das Publicum täuschte ...

„Wie das, O'Brien?“

„Nun ja! er schreibt, er hätte in Begleitung eines Policeman London durchsucht und all die dummen Geschichten gehört, die er erzählt. Das ist nicht wahr — Sir — es ist gerade so, als wenn Sie erzählen wollten, ein Policeman hätte Sie begleitet. Der Policeman des Mr. Dickens hieß Sam Bordleigh, es war einer von den guten Schülern Bob Lanterns, wenn auch nicht von den besten; er hat es auch bis zu Deportation gebracht und wie ich gehört habe, soll er noch in Sidney leben. — Mr. Dickens schämte sich zu erzählen, daß er mit dem armen Burschen monatelang zusammengelebt hat, und hat ihm den Schimpf angethan, ihn für einen Policeman ausgegeben. Das hat er wahrhaftig nicht verdient — nein, Sir, das war unrecht — so wahr ich ein Gentleman bin; Bob Lantern wird es ihm nie verzeihen!“

...... Trotz des Sträubens O'Briens bewog ich ihn doch, mich nach einer Schenke in Bethnal-Green zu führen, wo der ehrenwerthe Bob Lantern täglich seine pint half and half trank. — Wahrlich — hätte mein Führer mich nicht im voraus mit der Berühmtheit dieses Mannes bekannt gemacht, ich und jeder andre wären unfähig gewesen, dieselbe zu errathen. Man denke sich einen freundlichen, ruhigen und liebenswürdigen Greis, welcher mit echt englischer Behaglichkeit sein Glas Bier trinkt und die Zeichen stummer Hochachtung der Anwesenden mit einer ruhigen Majestät, wie etwas ihm Gebührendes annahm. Ihm gegenüber hatte O'Brien seine ganze pedantische Schwatzhaftigkeit verloren und als er mich vorstellte, nahm

ich eine Schüchternheit bei ihm wahr, die ich wahrlich nicht von ihm gewohnt war.

Gerne möchte ich hier erzählen, daß Bob Lantern mir einige Aufschlüsse über seine „Schule" gegeben hätte; da diese Skizze jedoch nicht im geringsten ins Reich der Phantasie gehört, so bin ich gezwungen zu bekennen, daß ich gar nichts von ihm erfahren habe, was auf seine Diebespädagogik Bezug gehabt hätte. Er spielte den vollendeten Diplomaten mit mir, und als ich absichtlich den Namen Dickens fallen ließ, fragte er mich mit höchst unschuldiger Miene, ob das nicht der Gentleman wäre, der unter dem Namen Boz schriebe — er habe einen Nachbar, welcher einiges von ihm gelesen und es recht amüsant gefunden hätte. — O'Brien konnte eine geheime Schadenfreude auf seinem Gesichte nicht unterdrücken, als er sah, daß der Nestor mich so an der Nase herumführte.

Noch drei Wochen nach meiner Begegnung mit Bob Lantern behielt ich O'Brien bei mir und hatte vor, bis zum Frühjahr ihn, wenn auch nicht täglich, doch von Zeit zu Zeit als Führer zu gebrauchen, als er eines Morgens bei unsrem gewöhnlichen Rendezvous fehlte. Ich erkundigte mich am nächstfolgenden Tage nach ihm und erfuhr, daß er als verdächtig eines Einbruches in Cheapside eingezogen worden sei. Dieser Mangel eines solchen Führers und auch einige Winke, welche ich von einem Detective (geheimen Polizisten) erhielt, veranlaßten mich, meine Wanderungen durch die Londoner Hölle aufzugeben. — Zur Ehrenrettung O'Briens muß ich jedoch hier noch erwähnen, daß ich später erfuhr, daß er bei dem Einbruche unbetheiligt gewesen war, oder um mich richtiger auszudrücken, daß man ihm seine Betheiligung nicht beweisen konnte — vorsichtshalber jedoch hatte man sein Ticket of leave (Urlaub vom Zuchthause) suspendirt.

* *

Der geniale Düsseldorfer Maler E. Bosch, dem die Daheimleser so manche schöne Zeichnung verdanken, hat ein Motiv aus Dickens Oliver Twist erwählt, um eins seiner gelungensten Genrebilder zu entwerfen. — Es liegt etwas wirklich Herzzerreißendes für den ruhigen Beschauer darin, wenn er sieht, wie diese noch nicht dem Knabenalter entwachsenen Burschen an einem mit Glocken versehenen Anzuge angeleitet werden, so behutsam wie möglich das Taschentuch oder die Uhr zu entwenden, ohne daß eine der Klingeln einen Ton von sich gebe. — Was den Schreiber dieses jedoch am meisten in Erstaunen gesetzt hat, ist, daß jener alte Schurke, der hier den Lehrmeister spielt, eine wirklich auffallende Aehnlichkeit mit jenem Bob Lantern hat, der wahrscheinlich schon längst todt ist und den er vor siebenzehn Jahren in Bethnal-Green traf!.. Doch schon Montesquieu sagte es: „Poeten und Künstler haben die Gabe des Hellsehens in die Vergangenheit und in die Zukunft!"

Schließlich muß noch erwähnt werden, daß unter der Leitung des edlen Lord Shaftesbury eine Gesellschaft in England existirt, welche jugendliche Verbrecher auf den Weg der Pflicht und der Ehrlichkeit leitet; und daß die geringen Resultate, welche bis jetzt erzielt sind, diese hochherzigen Männer nicht daran verhindert haben, mit Vertrauen und Energie ihr Liebeswerk fortzuführen!

Am Familientische.

Vater Hermann.

In Lagnères in Südfrankreich befindet sich ein Karmeliterkloster, an dessen Gründung sich für uns Deutsche ein ganz besonderes Interesse knüpft. Das Kloster zu Lagnères ist 1856 gegründet worden, und diese Gründung wird als das Werk eines Mönchs angesehen, des Père Augustin Marie du très saint Sacrament: in dem Sinne, daß das Interesse, welches sich an seine Person knüpfte, das Zustandekommen der bedeutenden, zum Bau erforderlichen Fonds ermöglichte, und daß namhafte Künstler, wie Horace Vernet, der Bildhauer Bonassieu und die Orgelbauer Cavaillé und Coll, aus demselben Grunde mit ihrer Hände Werk die schöne Klosterkirche geschmückt haben. Dieser Mönch ist kein anderer, als der frühere Pianist Hermann Cohn aus Hamburg, ein geborener Israelit und Schüler Liszts, dessen Bekehrung (1847) und späterer Eintritt in den Orden der Karmeliter seiner Zeit viel Aufsehen erregte. Der Vater Hermann, wie er jetzt noch allgemein genannt wird, ist aber außerdem eine in ganz Frankreich bekannte und volksthümliche Figur geworden; seine Geschichte, sein früherer Lebenswandel, seine spätere Buße, sein glänzendes Orgelspiel, die vielen Kantaten, die er komponirt, und die Glaubensbegeisterung, die aus allen seinen Worten und Thaten lodert, haben ihn überall eingeführt und mit einem besonders hohen Grad von Verehrung umgeben. Er ist im Jahre 1821 in Hamburg von reichen jüdischen Eltern geboren und entwickelte frühzeitig ein großes musikalisches Talent. Vermögensverluste veranlaßten die Mutter, mit dem Knaben zur Ausbildung seiner Anlagen nach Paris (1834) zu gehen, nachdem man ihn als Wunderkind in Deutschland öffentlich hatte auftreten lassen, wo ihm überall, und zumal am Mecklenburg-Schwerinschen Hofe, eine besondere Aufmerksamkeit zu Theil wurde, worauf er wiederholt in seinen späteren Briefen zurückkommt. In Paris machte er Bekanntschaft mit Liszt, der ihn weiter ausbildete und dem er auch eine Zeit lang nach Genf folgte, als jener sich dorthin zur Gründung eines Conservatoriums begab. Cohns Talent erregte überall das größte Aufsehen. Er gerieth aber bald auf lasterhafte Wege, die auch seinen Vater von ihm abwandten, wovon er selber sagt: „J'étais la proie de toutes les intempérances, de tous les plaisirs, de tous les désordres de la jeunesse;" er kam in Verbindung mit allen socialen und religiösen Sectirern, Neuerern, Atheisten, Socialisten u. s. w., deren eifrigster Zögling er ward. Die Umwandlung ging plötzlich in ihm vor, im Jahre 1846, mitten im Strudel des ausschweifendsten Lebens, in dem er täglich verkehrte. In einer Kirche, wo er die Leitung eines Chors übernommen hatte, und später in Ems während einer Messe, war es, wie er sagt, wo die Gnade Gottes sich auf ihn herabließ, und es ihm wie Schuppen von den Augen fiel. Schon im nächsten Jahr zog er das Mönchsgewand an. G.

Die Gesammtlänge der Telegraphenlinien in der Welt

beträgt 178,686 (englische) Meilen. Im Jahre 1866 besaß Deutschland 28,347 Meilen Telegraphen, Rußland 22,992, Frankreich 18,694, Großbritannien und Irland 16,297, die Türkei 8665, Italien 8216, Schweden 3507, Belgien 1089, die Schweiz 2160, Kanada 5050 und die Vereinigten Staaten 52,957. Außerdem die beiden atlantischen Kabel, welche 4369 englische oder 3775 Seemeilen lang sind. Die Gesammtlänge der andern unterseeischen Kabel beträgt nahezu 6000 Meilen. Das wunderbarste und zugleich schlagendste Beispiel von der Leistungsfähigkeit des elektrischen Telegraphen geben uns die jüngst bei Gelegenheit von Gladstones Reden zur Beförderung aufgegebenen Telegramme. Diese beiden in Southport und Ormskirk gehaltenen Ansprachen enthielten nicht weniger als 16,882 Worte. Der Wortlaut der Reden wurde zur Eisenbahn nach Liverpool geschickt, wo sie 11 Uhr 25 Minuten vormittags ankamen; um 11. 30 begann und um 11. 40 endigte die Uebertragung, und schon vor 2. 30 waren die Reden vollständig in Händen der Redactionen der Londoner Tageblätter. Die tags darauf von Gladstone in Oldham gehaltene Rede enthielt 30,745 Worte und wurde mit ähnlicher Schnelligkeit weiter befördert. G.

Briefkasten.

Unserm Freunde Fr. H. in Emmendingen. Seien Sie überzeugt, daß wir solche ebenso kurze als „vielsagende" Winke stets aufs eifrigste berücksichtigen werden. — M. G. in Reichenberg. An eine hiesige Sammelstelle für Ostpreußen übergeben. — N. L. in L. „Hier ist die Stelle, wo wir sterblich sind"; schonen Sie diese Schwäche und hören Sie auf mit weiteren Zusendungen. — H. Dt. in D. Wir theilen zwar Ihren Wunsch aufs lebhafteste, bedauern aber, Ihnen keine sichere Auskunft geben zu können. — Amtmann in W. Das ist brav von Ihnen und ein Zeichen der Besserung. Sie werden den wohlthätigen Einfluß bald empfinden. — D. K. in B. „Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer" ist ein altes Sprichwort, das schon von Aristoteles herstammt. — Gymnasiast H. in B. „Herrlich, etwas dunkel zwar;" aber alle Achtung einem so frühzeitigen Talent, das uns allerdings in Erstaunen setzt. Die Fortentwickelung desselben interessirt uns so, daß wir bitten, uns ja etwaige weitere Früchte mitzutheilen. — Dr. B. in B. Bis jetzt ist es uns nicht gelungen, das Gewünschte hier aufzutreiben, wir wollen aber unsre Bemühungen fortsetzen und hoffen, daß sie noch Erfolg haben. — Frl. H. A. in S. Natürlich unbrauchbar; wir haben angenommen, daß Ihnen an Rückempfang dieses Manuscriptes nichts gelegen ist und dasselbe dem Papierkorb überantwortet. — D. W. in H. Sobald es unsre Zeit gestattet, sollen Sie eine eingehende Kritik erhalten. — R. S. — A. C. in F. Anonyme Zusendungen können nicht berücksichtigt werden. — G. in B. Nächstens gefl. franco, würde sonst zurückgeben müssen. — L. in Br. Wir sind Ihnen sehr verbunden für die Ehre, die Sie uns durch Einsendung des betr. Manuscr. geben und werden sie zu schätzen wissen, selbst wenn das Manuscr. unbrauchbar sein sollte. — S. H. Wir erwarten Fortsetzung. — F. R. in H. Ist nicht richtig. — Stud. L. in L. Wir können uns unmöglich auf eine Erörterung dieser Frage einlassen, müssen aber allerdings gestehen, daß wir von den Herren wenigstens eine reiflicher überlegte und geschicktere Taktik, besonders in Aufstellung der Motive, erwartet hätten. — R. B. Soll demnächst brieflich erledigt werden. — H. M. in R. Werden Sie in ähnlicher Weise schon in nächster Nr. finden. — Die Briefportoermäßigung scheint neben ihren Vortheilen doch auch manche Nachtheile im Gefolge zu haben, wir wenigstens sind noch nie mit soviel überflüssigen Briefen, Anfragen und sonstigen Ergüssen, poetischen wie prosaischen, beglückt worden wie jetzt. Doch, mag das nur fortdauern, verursacht es auch mehr Arbeit, so doch oft auch Freude und Heiterkeit, aber — nur immer hübsch franco!

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim







Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 15. Februar 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 20.**

Die steinerne Agnes.

Eine Geschichte aus den Bergen von **Heinrich Noë**.

(Fortsetzung.)

Um ein von dürrem Holz, verdorrtem Gras und — wahrscheinlich aus einer der nächsten Heuhütten gestohlenem — Heu genährtes Feuer saßen zwei Personen im eifrigen Gespräche. Die eine rührte in einem Topf, worin eine Lieblingsspeise der Bewohner dieses Thales, Wassernockeln, grobe Klöße aus Roggenmehl, sotten. Die andere rauchte, ernsthaft dareinschauend, aus einer hölzernen Pfeife. Jenes war eine schlank gebaute Dirne von ungefähr vierund zwanzig Jahren, in der der Förster sofort Moidl die Tochter der Wielanderin erkannte, dieses ein ältlicher Mann von stark verwittertem Aussehen.

„Ihr Mannsleut' seid's doch alle miteinander nichts, so weit Euch die Haut gelangt," sagte Moidl. „'S thät noth, daß der Wind einmal ein' frischen Bub'n hertraget, der sich 'was anzurühren traut."

„Ich geh' Dir nimmer hin!" entgegnete der Mann, „dasselbige sag' ich Dir. Ich hab' mein' Theil g'sehen und verlang' mir nimmer mehr. Laß den Brennersepp einmal die Geschicht' probir'n, der soll ja wieder da sein, sagen s'."

„Nu, das ist erst gar der richtige Loamlackl *)," entgegnete die Dirne ärgerlich. „Von dem kunnt' ich erzählen, wenn ich wollt', wie sich der dumm stellt. Der hat mir eine Gelegenheit verdorben, wie man sie so bald nimmer antrifft, denn Jungfrauen findet man nit alle Tag'!"

„Was Jungfrauen?" sagte der Mann erstaunt, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm.

„Geht Dich weiter nichts an, Sattlerwastl!" erwiderte die Dirne betroffen und wie über ihre eigene Rede erschreckt. Darauf fuhr sie hastig und augenscheinlich, um ihre Verlegenheit zu verbergen, fort:

„Nu, ich sag' halt, der Sepp ist gerad' zum Häckselschneiden gut, zu sonst nichts, Du aber kennest Dich aus in die Stufen und im Erz. Wie ich Dir sag', ich hab' noch fünfzig Gulden daheim, die sind meiner Mutter weggeräumt, daß sie gewiß nichts mehr findet davon. Schau, die geb' ich Dir ganz, wenn D' mir beistehst, in der Gruben am Bleikogel Erz suchen. Ich kann einmal die schwere Arbeit nit allein thun und die fünfzig Gulden kriegst, ob mir was finden oder nit, ist alles eins."

„Und ich mag einmal nit!" sagte der Sattlerwastl.

„So, wenn ich Dich jetzt einen Batzenlippel schimpfet', müßtest's auch derleiden!"

„Meintwegen, Du weißt nit, was ich weiß, mich bringt kein Mensch mehr dort 'nauf!"

„So erzähl mir nur wenigstens, wie's Dir ergangen hat, wenn ich gleich schier nix davon glaub'."

„Nu, Moidl, Dir allein will ich's sagen, daß ich meine Ruh' hab'. Es sind jetzt zwei Jahr her, hab' ich einmal eine Gamsgais g'schossen und aus dem Euter noch die warme Milch trunken. Da hab' ich mir denkt, jetzt kann mir nichts geschehen, wenn ich auch gleich mitten in den Stollen 'neingeh'. Ich nehm' mir also meine Hacken, Schaufeln und Pickeln, steig' 'nauf und fang' einmal das Auseisen an, denn Eis hat's Dir da drin schon g'macht, schreckbar viel. Wie ich nun so eine Weil' da arbeit', auf einmal nimmt's mir den Pickel aus der Hand. Ich schau um und seh' niemanden. Das hat mich so wild gemacht, daß ich zu der Pistolen griffen hab' und gedroht, ich schieß' geraden Wegs in die Grube hinein. Mit einem Mal hör' ich ein Singen im tiefsten Hintergrund und neben mir spricht es ganz deutlich: „Geh'st weg da, Du hast kein Recht, heut' nehm' ich Dir's Werkzeug, das nächste Mal werf ich Dich 'nunter und das dritte Mal nehm' ich Dir's Leben!"

„Das hast Dir grad' einbildet!" sagte Moidl lachend.

„Wart's nur ab!" entgegnete der Sattlerwastl. „Wie ich über ein acht Tag' später wieder hinauf bin, hätt' ich schon gleich die Gruben gar nimmer g'funden, wenn ich mir nit damals an einen großen Felsblock nebenan ein Kreuz ang'strichen hätt'. Ich fang' also wieder das Auseisen an, alles geht gut und ich bring' so viel Eis und Schnee heraus, daß ich schon gesehen hab', ich werd' mich

*) Lehmlümmel.

durchschlagen bis dahin, wo einmal die schweren Stufen anfangen. Den Schnee, den ich 'rausgearbeitet hab', hab' ich allen vor den Stollen hinaustragen. Was geschieht? Ich geh' einmal wieder hinaus, geb' nit Obacht, tret' zu weit auf den Schnee 'naus, stürz' ab und kugel so ein zehn Klafter 'nunter, daß ich keinen Knochen mehr hab' rühren können. Und jetzt willst, daß ich mein Leben einsetz'? Dasselbe gibt's nit. Ich möcht' nur wissen, warum Du Dir grad' immer solche Geschichten einbildest."

„Und ich will Dir sagen, wer Dich zum Narren g'halten hat!" entgegnete Moidl. „Der Schmied, der mit dem gar großen Kropf — Du kennst ihn doch, den Schmied Josei — wo hat denn der sein Geld her? die mehrerst Zeit derschauft ihn da oben umeinand. Der macht Dir gar alle Stimm' und alles Geschrei nach von jedem Vogel und jedem Vieh. Der ist droben gesteckt und kein anderer und hat Dir was vorgewispert."

„So, aber warum bin ich denn nacher abg'fallen?"

„Geh, laß Dich nit auslachen, thu, was ich Dir sag', Dein Schaden ist's nit."

„Nein, mein' Menschin, wannst mich auf der Seiten melk'st, geb' ich Dir kein' Milch!"

Sonderbarer Weise schien während der letzten Worte des Silbersuchers die Theilnahme der Dirne an der verhandelten Angelegenheit plötzlich aufgehoben zu sein. Unbeweglicher Miene und starren Auges blickte sie auf das Gestrüpp am Kogel drüben, hinter welchem eben ein Mensch, der eine Last zu tragen schien, herauskam.

Die Blicke des Försters folgten ihrer Kopfbewegung. Als auch er den Menschen erblickte, nahm er sein Jagdfernrohr zur Hand.

„Es ist schon der Jack!" flüsterte er vor sich hin. „Was hat der Lump da zu suchen? Ich dachte, er säße schon längst hinter Schloß und Riegel."

„Laß mich den Menschen doch auch betrachten!" sagte Ludwig. Kaum hatte er einen Blick in das Glas geworfen, als er mit der linken Hand den Arm seines Vaters preßte und fast laut sagte:

„Das ist derselbe Bursche, den ich nachts beim Leichbrett gesehen habe."

„Also doch!" sagte der Förster. „Ich hätt' es auch ohne die Stiefelspuren beschworen, daß, wenn etwas Unrechtes vorgegangen ist in der Geschichte mit der Bodenbauer Tochter, gewiß der Kerl seine Hand drin hat."

„Was mag er wohl jetzt da zu thun haben?"

„Mich geht's nichts an," erwiderte der Alte. „Ich bin kein Büttel. Wildpratln wird er kaum am hellen Tag in der Gegend. Vielleicht thut er nur Wasen aufpicken[*]), vielleicht . . . Nu, angeh'n thut's mich gar nit, aber wissen möcht' ich doch, was er treibt."

Kaum hatte der Förster das gesagt und die ersten Vorbereitungen gemacht, um vom Felsen abzusteigen und sich dem Punkte zu nähern, an welchem eben Jack aufgetaucht war, als seine Aufmerksamkeit nochmals von Moidl in Anspruch genommen wurde. Diese war nämlich rasch aufgesprungen, hatte dem Sattlerwastl auf die Schulter geklopft und hastig nur: „Mich derleidet's nimmer da, ich seh' Dich schon bald wieder!" gesagt und war zu dessen augenscheinlich größter Verwunderung von den nun fast gar gekochten Wassernockeln, der Teigschüssel und dem Brot geraden Wegs den Berg hinan gerannt, ohne nur ein einziges Mal nach ihm zurückzuschauen.

„Wielanderisch und Frankisch is narrisch und rankisch!" sagte der Sattlerwastl für sich hin, das Benehmen der Wielander Tochter mit der Erinnerung an eine andere ähnliche Familie in Verbindung bringend.

Moidl lief durch die Blöcke und Platten des Abhanges voraus, der Förster und sein Sohn folgten ihr ungesehen mit raschen Schritten.

Als die letzteren die Stelle erreicht hatten, an welcher die Blöcke sich in einem Gestrüpp von Wachholder, Wegdorn und Zitterbirken verloren, bemerkten sie, daß die ihnen voranschreitende Dirne mitten unter den Sträuchern mit vorgeneigtem Kopf stehen geblieben war. Zu gleicher Zeit drang ein wunderlicher Ton an ihre Ohren. Es war offenbar, daß auch die Aufmerksamkeit Moidls diesem Klingen galt.

Nun vernahmen sie zuerst schwach, dann immer deutlicher eine menschliche Stimme, welche sang. Sie schien von einem Instrumente begleitet, einer Harfe oder Cither ähnlich. Das Lied, dessen Worte nicht vernommen werden konnten, klang, als ob es aus einer Wölbung oder Höhlung dringe und brachte, vom Bergwind verweht, auf die beiden Männer einen Eindruck hervor, daß sie sich ergriffen und überrascht in die Augen schauten.

„Jetzt glaub' ich bald selbst an die verschollenen Knappen, die singen!" sagte Ludwig leise und vor Aufregung erröthend.

„Versuchen wir es einmal!" entgegnete der Alte, „ob wir den Sänger nicht ebenso belauschen können, wie vorhin die Dirn."

Links grenzte das dichte Gestrüpp an einen seichten, grünen Wassertümpel, welcher durch die Schneeschmelze und den gestrigen lauen Wind entstanden war. Rings um ihn lagen Blöcke, in ihm spiegelte sich der weiße Gipfel und in das heimliche Rieseln der Schneewässerlein mengte sich der unbegreifliche Gesang.

Um diesen Tümpel herum, längs dessen sie den Blicken Moidls entzogen waren, suchten sie die Stelle der Felswand zu erreichen, von welcher die Töne auszugehen schienen. Dort angelangt däuchte es ihnen, als ob sie sich in der Richtung geirrt hätten und der Gesang in Wirklichkeit von jenem Ufer her klänge, von welchem sie gekommen waren.

So schritten sie also zurück, aber drüben nahmen sie wahr, daß sie sich abermals getäuscht hatten.

„Siehst Du, daß es eitel Hexerei ist?" sagte Ludwig scherzend.

Ehe der Alte antworten konnte, rauschte es zwischen den Zweigen der verkrüppelten Birken und schon erwarteten beide, daß im nächsten Augenblick die Gestalt Moidls hervortreten werde. Statt dieser aber kam bedächtig eine Ziege aus dem Dickicht und betrachtete sie mit zutraulicher Neugierde. Zum größten Erstaunen des Studenten aber hüpfte hinter ihr ein junger Gemsbock drein, der sich nicht mehr vor den Menschen scheute, als seine zahme Begleiterin.

„Alle Welt noch einmal," sagte der Förster, „jetzt geht mir ein Licht auf! Der Gemsbock und die Gais gehören dem Bodenbauer, der sie das ganze Jahr im Freien läßt, weil sie überall apere Stellen und Futter finden. Der Bock trinkt an der Gais und läuft mit ihr wie ein Zicklein. Ihr Lieblingsaufenthalt aber soll, wie ich mir habe sagen lassen, der alte Knappenstollen da unter dem andern vereisten Stollen sein, weil's darinnen im Sommer hübsch kühl und im Winter warm ist. Daß ich jetzt erst das Vieh sehen muß, um auf den richtigen Gedanken zu kommen!" setzte er brummend hinzu. „Und aus dem verwachsenen Stollen kommt der Gesang 'raus, sonst nirgends. Jetzt muß ich aber wissen, wer sich dort herumtreibt, kost' es, was es will!"

Vom größten Eifer angespornt, rannten sie längs des Wasserbeckens noch einmal zurück und stiegen, vom Gestrüpp der Berghalde versteckt, eilig dem Schachte zu, dessen Mündung der Förster wohl kannte. Nun bemerkten sie wohl, daß sie nicht mehr irre gingen, denn je weiter sie hinaufstiegen, desto vornehmlicher klang ihnen das Lied entgegen.

„Da ist der Schacht!" sagte der Förster, als sie endlich auf eine kleine Terrasse traten und eine Höhlung vor sich sahen, deren Eingang durch überhängende Legföhren fast vollständig verdeckt war.

Nun ließ sich Ludwig nicht mehr halten. Er drückte blitzschnell die Zweige auseinander, sprang in den finsteren Schacht und — stieß einen gellenden Schrei aus.

In demselben Augenblick verstummte der Gesang.

Dem Förster, welcher, zum Tod erschrocken, sofort auf den Fersen seines Sohnes in die Grube drang, zeigte sich eine Gruppe, welche seinen Schrecken in ein maßloses Erstaunen verwandelte.

Neben ihm stand sein Sohn mit dem rechten Arm gegen die Wand des Schachtes gelehnt, den linken lautlos gegen eine wenige Schritte von ihm entfernte Gestalt ausgestreckt. Diese selbst, in ein lichtes Gewand gehüllt, stand da und betrachtete die Eindringlinge regungslos.

„Nu, was soll denn die Narrethei da heißen?" polterte der Förster, Ludwig an der Schulter rüttelnd.

„Die war's, die ich in der Nacht beim Leichbrette gesehen habe," erwiderte er, sich ermannend und mit dem Vater gegen die Erscheinung vorgehend.

Ehe sie eine Frage stellen konnten, fiel sie auf die Knie nieder, hob die Hände auf und sagte im flehentlichsten Tone:

„Um Gottes und aller Heiligen Willen, Herr Förster, bringt

---

*) Nach Metallen schürfen — ein viel verbreiteter Brauch der Bauern in diesem Thale.

mich nur gerad von hier fort und zu meinen Eltern! Ich vergeh' vor Schande und Noth!"

„Bist Du's denn wirklich, Agnes, die Tochter vom Bodenbauern?" sagte der Förster.

„Daß Gott derbarm, freilich bin ich's," erwiderte das knieende Mädchen.

„Ja, aber warum gehst denn nit von selber heim?"

„Sie haben mich daher geschleppt und — —." Ihre Stimme stockte.

„Nu, so steh nur einmal derweil auf!" sagte der alte Mann, sie an den Händen emporziehend.

Kaum stand das Mädchen auf den Füßen, als es wie von einer Ohnmacht angewandelt, gegen die Wand zurücksank und mit dem Finger gegen die Helle deutete.

Der Förster wandte sich rasch um und erblickte am Eingang den Kopf Jacks, welcher sich augenblicklich zurückzog. Pfeilschnell sprang aber der Jäger hinterher und faßte den Burschen, nicht zwei Schritte vom Schacht entfernt. Mit einem Ruck war ihm die Büchse entrissen und lag auf dem Boden. Da im übrigen der Bursche schwer bepackt war, konnte er sich der nervigen Faust seines Gegners nicht erwehren, sondern mußte es sich gefallen lassen, über das spitze Gestein in die Mündung des Stollens geschleift zu werden.

„Ist der schuld an dem was da geschehen ist?" fragte der Jäger.

Agnes verhüllte sich das Gesicht und antwortete schluchzend:

„Ja, der ist's und die Eberbacherin! Wär' ich fortgegangen, er hätt' mich unterwegs erschossen. Wozu und warum er's gethan hat, das begreif' ich alles nicht."

„Ist er denn nit Dein Schatz?" sagte der Förster.

„O der! mir grauset's vor dem Menschen. Geld will er — aber mir schwindelt's, ich weiß nicht mehr. Nur nach Haus, nach Haus!"

„Ludwig!" befahl der Vater, „Du gehst mit dem Mädchen augenblicklich nach dem Bodenbauernhof. Haben Deine Eltern," fuhr er zur Dirne gewendet fort, „denn auch gar keine Ahnung von Deinem Schicksal?"

„O Gott, sie meinen halt, ich wär' todt!" entgegnete Agnes.

„Gut! bereit die Alten einstweilen vor und laß die Dirn nit eher ins Haus, als bis Du mit ihnen geredet hast!"

Darauf befahl er Jack aufzustehen.

„Siehst da meinen Zwilling?" fuhr er fort, auf seine Doppelbüchse zeigend. „Die zwei Rehposten stecken Dir im Leib, wenn Du nur einen Schritt machst, um mir auszukommen. Denk dran, ich rath' Dir's!"

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als der Lauf eines Gewehres in die Oeffnung des Schachtes drang. Ehe einer der Anwesenden Zeit hatte, darüber nachzudenken, krachte es, die Grube erfüllte sich mit Pulverdampf und Jack lag ausgestreckt auf dem Boden.

Ludwig stürzte hinaus, hob das Gewehr auf, welches abgeschossen und weggeworfen worden war und spähte in das Gestrüpp.

„Es war Moidl!" rief er entsetzt herein.

Der Förster aber nahm die Büchse in die Hand und entgegnete: „Und das ist Jacks eigener Stutzen."

V. Der Jochteufel.

Unter all der Aufregung, welche sich auf die eben erzählten Begebenheiten hin im Thale verbreitete, war der Auftritt, den das Wiedererscheinen der Tochter im Bodenbauernhofe hervorrief, der am meisten stürmische. Liebkosungen und Fragen nahmen kein Ende. Die Antworten des Mädchens auf letztere gaben, nachdem die Leute wieder anfingen, zusammenhängend zu denken, folgende Aufklärung.

Wenn die Bodenbauern-Agnes dem Förster, welcher sie aufgefunden hatte, ins Gesicht hinein behauptete, Jack flöße ihr Abscheu ein, so galt das allerdings für die seit ihrem Verschwinden verflossene Zeit, nicht aber für jene Tage, in welchen sie gern nach der Ebersbacher Hütte gegangen war. Dorthin kam nicht selten Jack und das Mädchen ergötzte sich an den abenteuerlichen Lügen, deren der Bursch zu jeder Zeit eine ansehnliche Menge im Vorrath hatte. Die Mutter fürchtete eine gefährliche Neigung, welche von der Tochter abgeleugnet wurde. In Wahrheit aber hatte die eine wie die andere unrecht.

Als Agnes sich eines Abends — es war wenige Tage nach Vronis Tod — aus der Ebersbacher Hütte nach Hause begeben wollte, kam ein Mensch, dessen Beschreibung auf den Brennersepp zutraf, in die Hütte und flüsterte lange Zeit der Ebersbacherin in die Ohren. Das verstörte Wesen dieses Burschen ging allmählich auf das alte Weib selbst über. Sie zischelten fortwährend mit einander. Agnes schien es, als ob sie einen Unglücksfall besprächen, denn sie hörte deutlich, wie die Ebersbacherin einmal sagte: „Es ist noch nicht alles verloren!" dabei schien es ihr, als ob das Weib insgeheim auf sie selbst hinüberdeutete. Das Mädchen wurde ängstlich und ließ sich nun nicht mehr zurückhalten. Indessen konnte sie das Anerbieten eines Glases Branntwein nicht zurückweisen. Es war dies in allen Häusern des Hinterthales bei Besuchen Sitte, insbesondere aber bei der Wurzerin, die fortwährend von ihrem eigenen Gebräu in der Hütte lagern hatte. Jetzt freilich, als die Erinnerung sich klarer abzeichnete, fiel es ihr auf, daß die Ebersbacherin damals so lange gebraucht hatte, um ihr das Tränklein zu bringen. „Heut' wird's noch grob' Wetter," sagte sie, „da brauchst schon eine besondere Stärkung, bis D' ins Hinterthal zum Bodenhof kommst."

Nachdem sie von dem angebotenen Getränk genossen hatte, gelang es ihr nicht mehr, die Füße weiter zu bewegen. Ihr Verstand verwirrte sich und über das Nachfolgende wußte sie weiter nichts zu sagen, als daß sie in einer kleinen Kammer auf einem Strohsack lag und Jacks ihr wohlbekannte Schwester neben ihr stand. Diese drohte ihr mit dem Finger und sagte: „Folgst Du uns recht, so geschieht Dir nichts. Du brauchst Dich nur nicht zu rühren und nicht davon zu laufen. Daß der Jack keinen Spaß versteht, das weißt eh'."

Agnes erfuhr, daß sie zu Jacks Eltern gebracht worden war. Ihn selbst sah sie nur von seiner Mutter oder Schwester begleitet in die Kammer treten. Meist bat er sie ruhig zu sein, manchmal drohte er. Einmal theilte er der Dirne mit, ihre Mutter habe geäußert, lieber sehe sie die Tochter todt, als mit ihm verheirathet. „Dieser Wunsch," setzte er hinzu, „ist erfüllt, Du bist todt in den Augen aller Welt, sie haben Dich am Edelweißlahner zerschmettert aufgefunden." Dies zu glauben, kam ihr aber nicht im entferntesten in den Sinn, was sie den beiden nicht verhehlte.

Eines Abends, als Berg und Thal im hellsten Mondschein dalagen, wurde ihr aber ein langes weißes Gewand angezogen und ihr befohlen, mit Jack und seiner Schwester, einer groben stämmigen Dirne, auf den unteren Anger hinabzugehen. Dort wurde ihr ein Leichbrett und ein Bildstöckl gezeigt, auf welchem sie im Mondlicht ihren eigenen Namen ablas. Jack hatte ihr vorher gedroht, sie augenblicklich zu erschießen, wenn sie den geringsten Versuch machte, zu entfliehen oder sich zu verrathen. Schon war sie nahe daran, es zu thun, da ihr, als sie vor dem Leichbrett betete, um Gott für die Sünde Abbitte zu thun, welche mit Leben und Tod, welche an ihren Eltern begangen wurde, ein junger fremder Mensch in den Weg kam, welcher sie festzuhalten suchte. Aber wenige Schritte von ihr entfernt glänzte der Lauf von Jacks Gewehr und ein Rest von Ueberlegung sagte ihr, daß sie ein neues Verbrechen verhüten müsse.

Wenn Jack überhaupt etwas sprach, so war es die Versicherung, daß ihre Eltern schon noch mürbe werden und ihm eines Tages den Hof übergeben würden, wenn er die wieder auferstandene Tochter von den Todten zurückbrächte und dem Bodenbauer beweisen würde, er allein sei schuld, daß sie nicht wirklich einen schnöden Untergang gefunden habe. Auf die Frage der Agnes, wie das zu verstehen sei, ließ er sich nicht ein, sowie er alle Bitten und Versprechungen lachend zurückwies.

Zwei Tage, bevor sie der Förster auffand, wurde sie plötzlich nachts aus der Stube geholt und von Jack in Begleitung seiner Schwester nach dem alten Stollen gebracht, der mit einigen Einrichtungsgegenständen, sogar mit einer Cither, versehen worden war. Jack warnte sie, den Schacht nicht zu verlassen, denn es sei stets jemand in der Nähe auf der Lauer, welcher sie bei einem Entweichungsversuche tödten würde. Sie hatte sich denn aus Angst gefügt, bis die Befreiung kam.

So ungefähr lauteten die Angaben der wiedergefundenen Tochter. So abenteuerlich, ja widersinnig der Lauf der Begebenheiten schien, so wurde sie doch in zwei nicht unwesentlichen Punkten von außen her unterstützt. Denn erstlich erkannte der Förstersohn in Agnes mit Bestimmtheit jene Gestalt wieder, welche er beim Leichbrette gesehen hatte, und dann stimmte die Zeit, in welcher sie aus dem Hause der Eltern des Jack fortgebracht worden sein wollte, genau mit der Frist, seit welcher der Bursche, als wegen eines Ver-

brechens verfolgt, jeden Augenblick der Durchsuchung seiner Wohnung gewärtig sein mußte.

Diese Bestätigung ihrer Angaben in zwei Punkten genügte freilich nicht, um das Ganze für wahr halten zu können. Derjenige, dessen Vernehmung die Räthsel gelöst hätte, war todt. Moidls Hand hatte Jack sicher getroffen. Der Brennersepp konnte nicht aufgefunden werden, die Wurzin dagegen erklärte, das Mädchen habe um die angegebene Abendstunde ihre Hütte verlassen, und sie selbst weiter nichts mehr von ihrem späteren Schicksal gehört, als was alle Leute wußten, nämlich, daß es am Fuße des Edelweißlahner zerschellt gefunden worden sei.

Nach solchen Aeußerungen war es begreiflich, daß man zunächst von zwei Umständen Licht erwartete. Zuvörderst wurde das Grab geöffnet, welches bisher für die Ruhestätte der Agnes gehalten worden war. Die gehegte Vermuthung fand sich bestätigt. Man fand Bronis Leiche darin, mit den nämlichen Kleidern angethan, welche Agnes am angeblichen Unglückstag getragen hatte. Es war also augenfällig, daß die Leiche der Wielander Dirn schon ausgegraben war, als Agnes verschwand. Die Zeit der Betäubung, in welche sie durch den von der Wurzin gereichten Trank versetzt worden zu sein behauptete, hatten also die Uebelthäter benutzt, um ihr das Gewand abzunehmen und den herbeigeschafften Leichnam Bronis, zu vorläufig noch unbekannten Zwecken, damit zu bekleiden.

Wann, in welcher Reihenfolge und welcher Absicht, in welchem Zusammenhang die vorliegenden Uebelthaten ausgeführt worden waren, darüber erwartete man aber von niemanden mehr Aufklärung, als von Moidl, welche wegen Mordes in das Gefängniß eingeliefert wurde. Diese Hoffnungen rechneten jedoch ohne den verstockten Sinn der Dirne. Allen Fragen setzte sie ein Hohnlachen und die stets wiederholte Aeußerung entgegen, sie habe den Jack, von dem sie auf eine schändliche Weise hintergangen worden sei, kalt gemacht und würde noch hundert Mal das Nämliche thun, wenn ihr ebenso oft dasselbe widerführe. Drohungen, Dunkelarrest, Hunger preßten ihr keine weitere Aeußerung ab, als solche, die man sofort als Spott oder als Lüge erkannte. Blieb also nur die Mutter Moidls selbst übrig. Was gegen sie vorlag, hätte genügt, um sie einstweilen in Verwahrung zu nehmen. Das Gericht aber beschloß anders. Es wurde für zweckmäßig erachtet, das Treiben dieses Weibes noch eine Weile zu überwachen, es sicher zu machen und so vielleicht neue Beiträge zu sammeln, welche die Enthüllung des Geheimnisses befördern konnten.

Während man solche Erwartungen hegte, trat aber ein Zwischenfall ein, welcher, statt die obwaltenden Wirren zu lösen, dieselben um ein neues unbegreifliches Ereigniß vermehrte.

Drei Tage nach dem Wiedererscheinen der Bodenbauer Tochter und der Gefangennehmung Moidls kam die alte Wurzin in aller Frühe mit fliegenden Haaren in das Forsthaus gelaufen und schrie: „Zu Hilfe, zu Hilfe, der Brennersepp hat sich in meiner Hütte erhängt!“

Der Förster ließ sogleich den Ortsvorsteher kommen und begab sich mit ihm auf den Berg. Unterwegs erzählte die alte Hexe, der Selbstmörder sei mit Anbruch des Tages zur Hütte gekommen, habe ihr unter Drohungen Speise abverlangt und als sie ihm dieselbe endlich gereicht, sie in das Dorf um Pulver fortgeschickt. Sie habe aber nur so gethan, als ob sie ihm solches holen wollte, weil sie wohl wisse, daß man sie ausspionire und es verboten sei, einem Menschen, wie dem Brennersepp, Pulver zuzuschleppen. So sei sie etwa nach einer und einer halben Stunde wieder zurückgekehrt in der Absicht, ihm zu sagen, daß ihr der Krämer Pulver verweigere. Grenzenlos aber sei ihr Entsetzen gewesen, als sie den Menschen maustodt an einem Strick hängend in der Stube vorgefunden habe.

„War er denn wirklich schon todt?“ fragte der Vorsteher.

„Schon ganz kalt, die Zung' ist ihm 'raus g'standen, die Augen offen — grauslich zum Anschauen.“

Das Weib plapperte unterwegs in einem fort. Sie beklagte sich über die Ungerechtigkeit des Verdachtes wegen der Bodenbauer Dirn, den man auf sie werfe, nannte dieselbe abwechselnd eine Lügnerin, Zauberin, Nachtwandlerin und warf das wirrste Zeug untereinander, daß sich die beiden Männer lächelnd betrachteten.

An der Thüre der Hütte angelangt, schob sie den Riegel zurück, blieb stehen und sagte zum Vorsteher:

„Gehen die zwei Herren nur hinein, ich trau' mir nimmer in die Hütten, so lang der noch drinnen ist. So lang ich leb', wird mir das nimmer aus dem Kopf gehen.“

Die Wurzin war in der That nicht zu bewegen, auch nur einen Schritt weiter zu thun. Sie setzte sich auf den Brunnentrog und wartete ängstlich auf die Rückkehr der Männer.

Plötzlich erscholl ein lautes Gelächter. Nach einer Weile kam der Vorsteher heraus, faßte sie bei der Hand und sagte mit einem Anflug von Laune, den er vergeblich durch einen angenommenen zornigen Ton zu verstecken suchte:

„Du weißt schon, Ebersbacherin, was Du noch alles auf der Rechnung stehen hast. Daß D' uns aber auch noch für die Narren hältst, dasselbige geht Dir nit gut aus!“

Ehe das Weib, welches nicht recht zu wissen schien, was ihm geschah, zur Antwort kommen konnte, war es in die Hütte gezerrt und hier bot sich ihm ein Anblick, welcher allerdings, im Gegensatz zu dem geschilderten und erwarteten, lächerlich genug war.

In der hölzernen Decke der Hütte, welche den unteren Raum vom niedrigen oberen Boden trennte, befand sich ein viereckiges Guckloch, wodurch derjenige, der oben auf dem Bauch lag — und eine andere Stellung war dort nicht möglich — in die Stube sehen konnte. Aus jenem Loch nun hing ein Strick herab. In seiner zusammengezogenen Schlinge steckte aber nicht der eingeschnürte Hals des unheimlichen Wildschützen, sondern eine Binse, ein Rohr.

Hätte sich die Ebersbacherin an diesen Teufelsspuk hingewagt, so würde sie bemerkt haben, daß es eben jenes Rohr war, dessen sie sich bediente, wenn das „Rauchwasser“ bereitet wurde und in den Hals des Kessels sich ein störender Körper einzwängte. In ihrer Angst aber wurde sie halb ohnmächtig und war nicht von der Schwelle wegzubringen, wo sie das Rohr zuerst erblickt hatte.

Es war für den Augenblick weiter nichts aus ihr herauszubringen. Förster und Vorsteher verabschiedeten sich endlich mit der Ankündigung, den Vorfall beim Gericht zu melden, welches nicht verfehlen würde, der Sache auf die Spur zu kommen. Die Ebersbacherin aber blieb keineswegs auf dem Schauplatz, sondern rannte hinter den Männern her, der Wielander Hütte zu, an deren nunmehr ganz vereinsamten alten Bewohnerin sie durch Klagen und Schreien ihren Muth wieder aufzurichten gedachte.

„Was meint Ihr, Vorsteher?“ sagte der Förster, nachdem sich ihre Heiterkeit ein wenig gelegt hatte.

„Meiner Meinung nach ist es eine schlau angelegte Gaukelei, mit der sie uns hinters Licht führen will. Wahrscheinlich meint sie, wir glauben, ihre Hütte sei ein Tummelplatz von bösen Geistern und Hexenmeistern und trachtet, in ihrem Wahnwitz so der Procedur auszukommen, die ihr wegen der Geschicht' mit der Bodenbauer Tochter noch bevorsteht.“

„Und ich glaub' eher, der Brennersepp hat ihr den Possen gespielt, ohne daß sie eine Ahnung davon gehabt hat,“ erwiderte der Förster. „Es ist möglich, daß der Kerl von sich ein Gered' umgehen lassen will, als ob er, weiß Gott, was für Wildschützenstückel los hätt' und den Leuten die Lust vergehen sollt', ihn zu verrathen, wenn s' ihm auf dem Gebirg' irgendwo begegnen.“

Der Vorsteher ließ jedoch nicht ab von seiner Meinung, und der Förster fuhr fort, die entgegengesetzte zu vertheidigen. Jener hielt die Wurzlerin, dieser den Brennersepp für die bedenklichere Persönlichkeit.

Der rasche Verlauf der Geschichte wird uns zeigen, wer recht hatte. In der Angelegenheit der Bodenbauer Tochter machte vorläufig die Untersuchung keine Fortschritte. Jacks Eltern und Schwestern stellten es rundweg in Abrede, daß Agnes jemals in ihrer Hütte gefangen gehalten worden sei. Die Schwester leugnete, sie überhaupt irgend einmal gesehen zu haben. Moidl blieb verstockt und schrie den Richtern mehr als einmal in die Ohren, die Welt würde eher auf den Kopf gestellt werden können, als daß sie nur ein Wort der Aufklärung weiter über die Lippen brächte. Agnes selbst aber fing fast an, sich von dem Gerede der Leute bestricken zu lassen und an einen wüsten Traum zu glauben.

Unterdessen war alle Pracht des Maien in die Welt gezogen und hatte auch im Hinterthale die letzten Spuren des Winters weggeräumt. Das Volk betete an den lauen Abenden vor den Altären der Königin des Himmels, welcher dieser Monat geweiht ist. In duftigen Nächten zuckten Blitze. Goldener Fichtenstaub flog über die Berghänge und wohlthuende Gewitterstürme rissen die letzten

dürren Blätter zu Boden. Auch über den Bergwäldern lag nun ein sanfter Himmel. Es ging ein wunderbares Läuten und Tönen durch die saftgrünen Thäler.

Der Bauer vom Seehof, Hansens Vater war der erste, welcher sich zu beklagen hatte. Als er eines Morgens wieder nach seinen Bienen schauen wollte, bemerkte er wohl noch die bunten Bretter



Der Steinmarder mit seiner Beute.
Originalzeichnung von C. F. Deiker.

Im blumengeschmückten Zuge hatten nun schon lange Menschen und Rinder die hohen Weiden bezogen und tummelten sich in aller Lust des Frühsommers.

Diese lustige Zeit, von der den ganzen Winter über gesprochen worden war, brachte aber den Leuten zwischen Stuben- und Hinterthal gleich im Beginne allerlei Widerwärtigkeiten.

des Standes, auf denen groß ein Einhorn abgemalt war, welches einen Hahn angreift, auch der Sinnspruch:

Glück auf, Glück auf,
Gott gib es mir,
Die Bienen sind ein treues Thier!

war noch zu lesen, sämmtliche Bienenstöcke dagegen fortgetragen. Das

Wehklagen des alten Mannes war groß, aber es verhalf ihm in keiner Weise zu dem entwendeten Eigenthum. Hans suchte seinen Vater nach Kräften zu trösten und versprach ihm, den Dieb im Gebirge zu verfolgen und ihm seine Beute mit Gewalt wieder abzunehmen. Von einer Anzeige bei Gericht wollte der Bauer gar nichts hören, weil er sich noch wohl des schlimmen Erfolges der beiden Gensdarmen erinnerte, welche wegen ihrer letzten Abenteuer in allen Wirthshäusern Trutz'g'sangeln und Spottg'stanzeln zu hören bekamen.

Aber auch die Rachezüge des Hans führten zu nichts, im Gegentheile verschwanden wieder am nächsten Nachmittage auf unerklärliche Weise von der Bank des Hauses zwei große Laibe Hundsbrot, welche die Dirn dorthin gelegt hatte, bevor sie dieselben für die Haus- und Jagdhunde aufschnitt. Ja, sogar die Maisknollen, welche als Zierrath an einem Crucifixe in der Nähe des Sees hingen, waren weg.

„Der kann doch gar alles brauchen!" sagte der Seebauer.

Es war um die Zeit, in welcher die Bauern am wenigsten zu thun haben. Die Saat ist bestellt, das Vieh ist auf den Alpen und die Leute werden so durch keine dringende Beschäftigung abgehalten, ihren verschiedenartigen Neigungen nachzugehen. Viele befanden sich auf Wallfahrten, andere hatten die kleinen Bauernbadhäuser in der Fusch, in Gastein und Großarl aufgesucht, wieder andere waren zu weit entfernten Wunderdoctoren und Kurpfuschern gepilgert, Hans aber machte es ein Vergnügen, auf dem Gebirge umherzustreifen und in Ermangelung von jagbaren Thieren nach dem Uebelthäter zu fahnden, welcher die einzige Freude seines Vaters zerstört hatte und die Insassen fast sämmtlicher Berghöfe durch seine Spaziergänge neckte. Diese waren jedoch nicht der einzige Beweggrund, welcher den Burschen von einem Joch zum andern, von einem Graben in den andern, in Einöden und auf Ferner trieb. Er hätte es zu Hause nimmer ausgehalten, denn der Gedanke, was aus Moidl werden möchte, quälte ihn unablässig. Verabscheute er auch den Mord, den sie an Jack begangen hatte, so regte sich in ihm doch ein lebhaftes Mitgefühl für die in den Mauern des Gefängnisses Lebende, sowie nachträgliche Eifersucht gegen den Todten. Diese Dirne, wegen welcher er nahezu einen martervollen Tod im Eise erlitten hätte, liebte demnach einen anderen so, daß sie seinetwegen einer Handlung voll verbrecherischen Wahnsinnes fähig war. Solche Gedanken stellten sich immer und immer wieder bei ihm ein. Und nur den Thaten des Unholdes, welcher dem ganzen Thale zu schaffen machte, durfte er es danken, wenn er manchmal draußen auf den Berghöhen all die unglückseligen Geschichten vergaß. — Je mehr der Gemeindediener, der eine oder andere Bauer, besonders aber Hans sich die Verfolgung des Unbekannten angelegen sein ließen, desto zahlreicher wurden die Uebelthaten, deren Anstifter höchstwahrscheinlich ein und derselbe Mensch war. (Schluß folgt.)

Charakterzüge aus dem Leben des Steinmarders.

Von **Adolf** und **Karl Müller**.

Nach dem gewöhnlichen Verlaufe der Witterung erscheint der Februar wohl noch als eigentlicher Wintermonat. Streng und kalt beherrscht er die erstarrte Natur und hält sie in Fesseln zurück. Aber gegen das Ende hin wird der Strahl der Sonne schon mächtig. Es weht schon bei milderem Luftzug eine leise Mahnung durch die schlummernde Natur. Der Paarungsruf des Kohlmeisenmännchens dringt erheiternd an unser Ohr; die ahnungsvolle Seele dieses Frühlingsvorboten hat seinen Blick unverwandt zum Sonnenhimmel gelenkt. Auch in die dunkle Wohnstätte unseres schlauen Nachbars, des nächtlichen Hühner- und Taubendiebes, ist ein weckender Bote des fernherziehenden Lenzes gedrungen. Es geht etwas vor in dieser kleinen, verachteten Thierseele; der tägliche Schlaf wird beunruhigt durch Träume, die ihn durchzucken und ihm bisweilen eigenthümliche Töne, Seufzer aus tiefer Brust, erpressen. Wie ihn vorher der „bellende Magen" nicht selten am Tage aus dem Versteck zum Herumschleichen im Halbdunkel der Scheune und des Stalles hervortrieb, so schnellt ihn jetzt noch häufiger der mächtigste aller Triebe vom Lager empor, und die schnüffelnde Nase, sonst so lüstern nach der Spur der Mäuse und des Geflügels, folgt dem heimlich geflüchteten Weibchen. Ihm geht er manchmal über die von der Sonne hell beschienenen Dächer und Mauern nach. Aber hält ihn auch Vorsicht und Furcht bei Tage hinter Dach und Fach zurück, so regt ihn der Abend mit seinem bergenden Dunkel und seiner heimischen Stille desto eifriger zur Wiederaufnahme des Ariadnefadens an, der ihn auf kürzestem Wege zur Geliebten führt. Doch nicht wie ehedem sehen wir den kühnen Springer mit gewaltigen Sätzen herausfahren, nachdem er durch Sichern die Luft rein gefunden; nein, langsam schleicht oder trollt er dahin wie eine Katze, senkt dabei die Nase tief und schleift den buschigen Schwanz auf dem Boden nach. Je wärmer die Fährte wird, desto heißer wird ihm das Blut; die Nähe des Weibchens wirkt wie ein elektrischer Strom auf alle Theile seines Körpers. Stolz hebt er Hals und Kopf, der Schwanz schlägt Bogen und Wellen, die Läufe strecken sich und heben den schlanken Leib höher, die Haare stellen sich empor — alles wird Spannung und Leben. Das Weibchen dagegen erscheint in gleichgültiger Haltung, es sei denn, daß es einen allzu verwegenen oder verfrühten Andrang des Männchens mit Unwillen abwehrt oder in eiligen Sprüngen ernstlich oder nur scheinbar und in neckender Weise entflieht. Selbst bei erhitzten Kämpfen der Nebenbuhler sitzt es behaglich zusammengekauert und verfolgt, in Anschauung versunken, den Verlauf des ritterlichen Zahn- und Krallengefechtes. Das zum Sprichwort gewordene Dachmardergeschrei der sich den Pelz zerfetzenden Kämpen scheint wenig innere Aufregung bei ihm zu bewirken; der Ausgang wird mit aller Geduld von ihm abgewartet, und seine Wahl wendet sich allemal dem Sieger zu.

Mitten unter die sich beißenden und in einander förmlich verschlungenen Männchen sendet in mondheller Nacht, von der sicheren Hand des anstehenden Schützen gelenkt, die Doppelflinte zuweilen ihren Hagel, und beide stürzen getroffen nieder. Doch bringt der März als die eigentliche Rollzeit des Steinmarders auch den Ausfall der Winterhaare mit sich, der Pelz zeigt hier und da schon kahle Flecken, und dem daran zausenden, prüfenden Händler bleiben einzelne Haare oder selbst Flocken der Unterwolle zwischen den Fingern zurück. „Er hat Märzwasser gesoffen!" spricht der pfiffige Händler und kehrt dem unerfahrenen Schützen den Rücken zu oder läßt sich den durch Ton und Miene von ihm verachteten, aber in Wahrheit doch noch verwend- und verwerthbaren Pelz, so zu sagen, für eine Bagatelle nachwerfen.

Das Ende des April oder der Mai ist herangekommen. Längst schon hat sich das Weibchen von der Begleitung des Männchens zurückgezogen. Es geht mit dem Gedanken um, der zukünftigen Nachkommenschaft eine Geburts- und Pflegestätte zu errichten. Gewöhnlich ist es die Scheune, die es hierzu erwählt, oder ein Stall, wo es im Stroh, Heu oder sonstigem Wärme bietenden Material eine Höhle und am Ende derselben ein Lager fertigt, das es rund zu formen weiß und gerne mit Federn, Wolle, Flachs und Haarwerk auslegt. Hier ist die Geburtsstätte von drei bis fünf Jungen, welche nach einiger Zeit ihres Wachsthums den Schlaf der menschlichen Hausbewohner durch ihr ununterbrochenes Geschrei bei Nacht sehr zu stören und zu verkürzen vermögen, namentlich dann, wenn die Mutter ihnen die Brust zu entziehen beginnt und sie zum Raub und Fang innerhalb des noch beschränkten Tummelplatzes der Gebäude anweist. Doch bald entwickelt sich unter der trefflichen Führung der besorgten Mutter der Grundcharakter ihres Wesens, Schlauheit und Mißtrauen, bei der Hingabe an die Freuden und Genüsse des Raubmordes und der Diebereien. Mit jedem Tage fühlen sie sich in ihrem Thun und Treiben sicherer, selbstständiger, und nahe ist der Zeitpunkt, wo sie der Schule der geschlossenen Räume durch die treue Lehrerin entführt werden sollen. Da entdeckt sie der Landwirth und schlägt die erschreckten Kleinen, die sich in solchen Ueberrumpelungsfällen schon sicher dünken, wenn sie den Kopf in eine Vertiefung oder ein Loch hineingezwängt haben, im Angesichte der ängstlich in der Nähe hin- und herspringenden Mutter der Reihe nach todt. Oder es trägt sich gar nicht selten zu, daß ein nach der Führerin verlangendes Marderchen vom Gebälk hinunter in die Tenne stürzt und sich den Kopf zerschellt. Sind aber die lebendigen, zu Spiel geneigten Thierchen alle oder zum Theil den Gefahren der frühesten Kindheit entgangen, dann wissen sie sich, einmal in die freie Welt hinausgeführt, vor später drohendem Unheil durch angeborene Befähigung zu schützen.

Mit Zagen tritt der junge Marder zum erstenmal aus dem Gebäude ins Freie, besonders der jüngere oder jüngste der Geschwister. Allein die List der Mutter führt die Zögernden spielend aus den

Schlupfwinkeln heraus, oder eine Maus, ein Vogel im Maule der Führerin ist bestimmt, sie herauszulocken. Zuerst werden die Vorsprünge der Wände und Mauern besucht und von da aus die fremden Gestalten der neuen Welt betrachtet; allmählich wagen sie sich weiter hinaus, immer wieder angeregt durch Spiel und Verführungskünste der erfahrenen Meisterin. Diese vergißt indessen trotz ihrer Hingabe an das kindische Rennen und Jagen, Necken und Animiren die nöthige Wachsamkeit nicht. Ihr feines Gehör hat das Knacken eines Reises vernommen oder ihr empfindliches Näschen ein leises Zuglüftchen aufgefangen, welches die Nähe eines Menschen oder Hundes verräth; plötzlich hält sie inne, sichert in gespannter Aufregung einen Augenblick und eilt dann dem Schlupfwinkel zu, gefolgt von den mißtrauisch gewordenen Jungen. Erst die völlige Gewißheit des Sicherseins läßt die Familie von neuem zum Vorschein kommen. Im Klettern und Schleichen, im Springen nach Beute unterrichtet, mit den Wegen des heimlichen Wandels und der Flucht vertraut gemacht, bekannt mit den Orten, wo die Sperlinge übernachten, die Tauben und Hühner außerhalb ihres Schlages oder Stalles nächtliches Obdach suchen, befreundet mit dem Gebüsch des Parkes oder Gartens, in welchem die Erdsänger ihre Nester anlegen, mit den Erbsenrabatten, von denen sie die Erbsen pflücken, und den Möhrenländern, in deren Kraut sie selbst bei Tag sich gerne aufhalten und verbergen, der Teiche und Bäche gedenkend, an deren Ufern sie mit Fröschen spielten und ihnen die Schenkel zerkauten: vertheilen sich nun auf ihren nächtlichen Streifereien die Jünglings- und Jungfrauengeschwister und handeln selbstständig. Uebermüthige Laune bewegt sie indessen noch manchmal, sich zu balgen, während des Balgens aber schon im Ernste sich zu beißen und zu schlagen. Noch immer ist unter dem Dach, wo sie geboren wurden, ihre liebste Herberge, aber ihr Lager kein gemeinschaftliches mehr, ja, einzelne haben sich bereits in anderen Gebäuden der Nähe angesiedelt. Die Beeren der Sträucher und das Obst der Bäume lockt sie an; sie klettern empor und naschen. Vorzüglich schmecken ihnen im Herbste die Zwetschen, welche sie theils unten auf dem Boden aufsuchen, theils oben auf den Bäumen mit dem Geschmack eines Gourmands auswählen. Je weiter indessen die Jahreszeit vorrückt, desto unfriedlicher zeigen sie sich gegen einander und desto sorgfältiger vermeiden sie eine Begegnung oder gar Durchkreuzung ihrer Raubpläne. Namentlich sind es die alten Marder, welche streng ihre „Pässe" gehen und von Genossen ihresgleichen reinhalten. Mit der Vereinsamung in der Lebensweise mehrt sich die Vorsicht des Marders, mit dem Eintritt der Winterstrenge und der kärglicheren Mahlzeit aber auch seine List und Kühnheit. Die Noth lehrt ihn über Pläne sinnen und brüten und spornt ihn zu gewaltsamen Unternehmungen an. In Hühner- und Entenställe und in Taubenschläge bricht er ein, wenn es gilt, durch Klettern und Springen oder durch Kriechen und Durchzwängen des Leibes oder gar durch Beseitigung eines Ziegels auf defect gewordenem Dach oder endlich durch Erweiterung eines Loches mittelst der Zähne und scharfkralligen Pfoten das Ziel zu erreichen. Ein furchtbarer Schreck durchzuckt das Geflügel bei seinem Erscheinen; im Taumel der Verzweiflung flattert und gackert, schreit oder piept das arme Federviehvolk; im Wirbel der rasenden Mordgier, des unersättlichen Blutdurstes haust dagegen der gewandte Jäger unter den entsetzten Opfern, bis die letzte lebende Kehle verstummt und der letzte Fuß des sterbenden Thieres sich krampfhaft ausstreckt. Was entrinnen kann, stürzt in die Nacht hinaus.

Ob er aber auch in Folge davon von dem Landmann und Gourmand verwünscht wird, wir reden mit einer gewissen Achtung von dem kühnen Räuber. Es liegt etwas Geniales in seinem Thun trotz aller Verschmitztheit; der gewandte Turner, der leichtfüßige Springer, der hochstrebende, über Hindernisse rasch wegsetzende Abenteurer erregt unsere Bewunderung. Die Anmuth der Bewegungen, die Schönheit der Gestalt und Farbe, die Eigenheit, sich säuberlich zu halten, und selbst das weiße Chemisettchen zu schonen, das er nur zum Theil zu belecken vermag — wie wendet ihm dieses alles unser Wohlgefallen zu. Bei der schlanksten Taille erscheint er naturwüchsig und muskulös vom fein gespitzten Kopf bis zur Sohle mit den lederartigen Rosabällchen. Was er thut, vollbringt er mit Kraft und Energie bei aller Geschmeidigkeit und Feinheit des Wesens Wenn er an der Wand oder am Baumstamme hinaufklettert, schlägt er derb die Krallen ein, daß es klappert und Bröckchen oder Rindenstückchen hier und da sich lösen; kriecht er durch ein enges Loch, so arbeitet er mit erfolgreicher Gewalt und weiß den Leib zu dehnen und zu wenden, sei's nach rechts, links oder oben. Nichts Halbes, Unsicheres, Kleinliches und Gewöhnliches hat Theil an seiner Natur, er ist äußerlich und innerlich geharnischt, eine durchaus ritterlich angelegte Natur überall, wo es gilt, zu rauben, zu überfallen und zu morden. Den Feinden gegenüber beherrscht freilich weise Klugheit seine Ritterlichkeit, die übrigens in der Bedrängniß wieder zur Geltung gelangt und dem ungeschickten Angreifer furchtbar werden kann.

Und liegt nicht eine unläugbare Poesie in seinem geheimnißvollen nächtlichen Wandel? Wenn der Mond Dächer und Mauern beleuchtet, muß man ihn, den flüchtigen Schatten, das vorüberhuschende Gespenst, belauschen. Das Zauberlicht des Mondes und die Phantasie des erregten Schützen lassen den Geheimnißvollen größer, imposanter, flüchtiger erscheinen. Lebhaft stehen wir, vom Geiste der Erinnerung zurückgezogen, an einem mächtigen Baumstamm des Parkes unserer Heimat unweit der Mauer, von der so mancher Langschwanz, vom Blei tödtlich getroffen, herabstürzte, und wo der eine von uns zwar nicht das Bein, aber doch das Hosenbein durch den reißenden Zahn eines noch im Todeskampf um sich beißenden, am Schwanze emporgehaltenen Marders verlor. Langsam zieht der Rauch des Schornsteins eines armen Bäuerleins durch die Baumwipfel dahin. Der Duft der gequellten Kartoffeln und des Rübenkaffees erinnert, wie am Morgen und Mittag, an die Dürftigkeit der Hüttenbewohner. Ein tiefgehendes Mitleid zieht durch die Seele und drängt die Waidmannsgedanken zurück. Plötzlich kreischt die Schleiereule und weckt unsere Aufmerksamkeit. Dann wird's wieder stille. Aber horch! Dort fällt ein Steinchen von der Mauer auf das dürre Laub — sieh! da eilt mit weiten Bogensprüngen ein „Capitalmarder" vorüber. Eben deckt ihn ein Hollunderstrauch, der über die Mauer emporragt, rasch hebe ich die Flinte, und im nächsten Augenblick stutzt der zum Vorschein gekommene auf mein leise erhobenes „Pst!" Ein Knall — ein Fall — und mit pochendem Herzen laufe ich hinzu, die Beute am Schwanz fassend, die sich als steinalter Graubart mit prächtigem Pelze, als der gefürchtet gewesene Beherrscher der nächtlichen Minnesänger der bewegten Märztage und als werthvolle Trophäe am Nagel der Pelz und „Schwarte" lassenden Dorf und Waldbewohner dem prüfenden Kennerblick präsentirt.

So verdient der Marder erbeutet und nicht in Fallen gequält und gemartert zu werden. Das Auspochen aus einer hohlen Eiche, in der er übrigens weit fester sitzt, als der Buchmarder, ist auch echt waidmännische Art und dem Austreiben aus Gebäuden vorzuziehen. Mit Gießkannen, alten Trommeln, Pfeifen und andern übel tönenden Instrumenten beginnen die Bauern im Innern des Gebäudes eine Katzenmusik, vor welcher der Marder weniger wegen beleidigten musikalischen Gehöres, als vielmehr aus Furcht flieht. Wir räumen den Spießbürgern in Winkeln und auf Miststätten gerne das Feld und folgen dem schlauen Thiere in den Wald, wo es freilich Mühe und Unverdrossenheit erfordert, es „auszumachen." Wohl steht der Steinmarder seinem Vetter, dem Hauptmann des kletternden Waldräubervolkes, unserem Buchmarder, an Schlauheit nach, seine Spur beim „Baumen" durch „Widergänge" und das Fortbaumen in den Baumwipfeln bis zum Versteck zu verbergen; aber dennoch erheischt es oft Aufmerksamkeit und Ausdauer, der zuweilen stundenlang in dem Wirrsal des Waldes hinziehenden Zeichensprache seiner Spur im Schnee zu folgen. Aus dem hohlen Aste oder Stamme treibt den „Festgemachten" nicht selten ein Schlag mit der Art an die Eiche dem aufpassenden Schützen zu Schuß und mitten im Bogensprunge ereilt den Langschwanz der sichere Hagel, um den im Sturze Verendenden drunten dem Rachen des wachehabenden, flinken „Caro" zu überliefern.

Der Winter Rußlands.

Von **Friedrich Bücker**.

I. Winters Einzug.

Seit — ja seit Aufhebung der Leibeigenschaft hat der sprichwörtlich gewordene russische Winter eine ganz andere Physiognomie angenommen. Früher glich er einem Ritter des Mittelalters, geharnischt und gepanzert von der Fußsohle bis zum Scheitel, jetzt gleicht er einem Schauspieler, der heute in eherner Rüstung und

morgen im Schlafrock vor das Publicum tritt. Der Winter, der alte Leibeigene und Verbündete Rußlands, der den Haupttreffer im Jahre 1812 machte, als er die russische Kirche und das russische Reich von dem Einfall der Franzosen und der mit ihnen vereinten zwanzig Völkerschaften befreite:

. . . . der alte starke Kampfgenosse,
Vom Pol' Schneekönig mit krystall'ner Lanze,
Geschärft, gekältet an Spitzbergens Gletschern:
Schon manchem Feind' gab er den Todesstoß,
Und kühlt' das heiße Herz dem Bonaparte!

Ich sage, der alte Leibeigene und Verbündete Rußlands, der Winter, hat sich einfach mitemancipirt, als er am 19. Februar 1861, d. h. am Tage der Freilassung der zwanzig Millionen leibeigener Russen übersehen worden war. Bis zu welchem Grade er die alte starre Form gebrochen, darüber haben die Zeitungen ein Langes und Breites berichtet. Während er Wologda und Archangel mit Nebel und Regenschauern heimsuchte, schlug er die heilige Moskwa mit krystallhellem, dreißiggrädigem Kahlfrost und jagte über die Ukraine mit dem entsetzlichen Schneesturm, dem Buran, hin. Oder — zur selbigen Zeit, als der Boden der Ukraine vom Froste barst und über Moskau gelindes, großflockiges Schneegestöber hing, wurde Wologda und Archangel durch eine in Ruthenien seltene Erscheinung, durch Glatteis, unpolitisches Glatteis, überrascht.

Die Ursache der sonderbaren launigen Maskerade des ruthenischen Winters soll hier nicht untersucht werden. Nimmt doch der Winter in Berlin auch oft genug seinen Helm ab und geht in einer vielzipfligen Nachtmütze einher! Die Gelehrten suchen den Grund für die zerrütteten klimatischen Verhältnisse Europas in der Stockung der Wärmequelle für die Atmosphäre, in den periodischen Veränderungen des Erdmagnetismus, in dem veränderlichen Lauf des Golfstroms, in der verschobenen, physikalischen Scheidelinie beider Erdhälften, ja sogar in den mangelhaften, meteorologischen Instrumenten. Der letzten Ansicht huldigt auch mancher Russe. Er sagt z. B.: „Nicht nur das Silber ist bei uns leichter geworden, sondern auch das Quecksilber. Dieses kann nicht mehr tief unter Null fallen, oder doch wenigstens nicht lange unter dem Gefrierpunkt bleiben."

Sobald Schneekönig, dessen Sommerresidenz der Nordpol, den Beginn seiner Herrschaft in Ruthenien ankündigt, und die ersten scharfen Lanzenreiter, die Octoberfröste, vorausschickt, geht ein ameisenemsiges Rühren durch die Söhne Nuriks. So lieb ihnen auch das Winterregiment draußen auf den Stoppelfeldern ist, so ungern sehen sie doch den kalten Bundesgenossen bei sich am häuslichen Herde. Das ganze Innere von Palast und Hütte wird ihm durch die hartnäckigste Belagerung abgeschnitten. Die Fenster werden geputzt und — bis zum nächsten Frühling geschlossen. Wo nur irgend eine haarfeine Spalte zwischen Glas und Rahmen, oben oder unten am Fensterkreuz zu entdecken — die feinfühlende, oft angefeuchtete Fingerspitze spürt leicht ein Luftschlupfloch auf — wird mit Kitt, Watte und Werg sorgfältig gestopft. Während nun Iwan, der emsige Diener, kleine Napoleonshütchen aus Papier dreht und mit Salz*) füllt, um mit dieser Zurüstung der Feuchtigkeit den Krieg zu erklären, streut Sofja, die emsige Dienerin, falsche Immortellen, bunte Papierblumen, farbige Papiersternchen oder auch nur Papierschnitzel auf schneeige Watte, und legt diesen Schmuck, der warm halten und das Auge ergötzen soll, auf die Fensterbank. Iwan stellt die mit Salz gefüllten Napoleonshütchen darauf, trägt vorsichtig das zweite, sogenannte Vorfenster (Rama) herbei, befestigt und verstopft es ringsum ebenfalls, und bald lächelt der papierne Frühling Sofjas unantastbar zwischen dem Doppelfenster. Der eingekerkerte Lenz, der mit dem Frühling wieder befreit wird, hat nun auf der einen Seite den Frost und auf der anderen die Hitze, denn während draußen das Quecksilber immer tiefer unter den Gefrierpunkt fällt, knistern und prasseln drinnen in Kaminen und Oefen die Birkenscheite.

*) Chlorcalcium wäre besser. Das Salz gehört in die Suppe.

Sobald Iwan und Sofja die Doppelfenster mit oder ohne Luftloch eingerichtet, werden die Haus- und Balkonthüren verdoppelt, ja zuweilen verdreifacht. Dimitri Pawlowitsch und Alexandra Petrowna, oder mit andern Worten Gatte und Gattinen, können jetzt nicht mehr aus dem Salon auf die Gartenterrasse treten und dem Geheimniß des Hauses nach der Parkseite hin nicht mehr entfliehen. Sie haben auch keine Sehnsucht danach. Die Terrasse trauert schmuckentblößt, und im Parke fällt das letzte Blatt. Daheim im bequemen Salon, am flackernden Kaminfeuer, umgeben von der jubelnden Kinderschar, umringt von der reichen Aehrenlese einheimischer Nationalliteratur und von der Blüte deutscher Familienblätter, darunter auch wohl das „Daheim" aus Leipzig nicht fehlt — wird gern und schnell der kurze Sommertraum vergessen oder vielmehr weitergeträumt. Der ganze Zauber des schönen, den Fremdling so anheimelnden, russischen Familienlebens beginnt, und ich bedaure, ihn nicht mit nach Deutschland gebracht zu haben*).

Während Iwan und Sofja, die stets gemüthlichen, so lange sie nicht in Branntweinlaune sind, das Pelzwerk von Dimitri Pawlowitsch und Alexandra Petrowna nebst den Wintervermummungen von Koko, Pascha, Kate, ihren blühenden Kindern, in das warme Vorhaus hängen, und den Tabak, der es vor Motten geschützt, selbst rauchen, schafft Ssurge, der Kutscher die staubige Kibitka und den Einspänner in die Schmiede, sucht für den Bügel, durch welchen die Doppeldeichsel an das Kummet befestigt wird, ein harmonisches Schlittengeläute und stülpt sich selbst die mit kurzen Wollhaaren junger Lämmer besetzte Mütze auf.

So begrüßt der ruthenische Landedelmann den Winter. Der Bauer macht es einfacher. Er verstopft — oft ganz schön und sinnig — die kleinen, scheibenarmen Gucklöcher seiner Hütte mit Moos, Stroh und Lumpen, führt draußen vor den Wänden seiner Wohnung eine wohlriechende Mauer von Dünger auf, und legt drinnen im Hause den Schafpelz nicht mehr ab. Der reiche Bauer sucht oft an den Edelmann hinanzureichen und richtet sich ein so bequemes „home" ein, daß dem Winter davor graut. So harrt er beim dampfenden Ssamowar, bei Kohlsuppe, Grütze oder Branntwein — je nach den Vermögensumständen und dem Grade seiner Bildung — der Dinge, die da kommen sollen. Und sie kommen! Die Gegend wird trübe. Immer enger und enger gürtet sich der bleifarbene Horizont. Die Windsbraut wird wach. Ein lustiger Flockentanz beginnt. Der Sturm heult in den Kaminen, schüttelt den ächzenden Forst und jagt gleich dem Gischt einer Springflut den Schnee über die baumlose Ebene. An Bäumen, Häusern, Hügeln, Zäunen, an jedem Hinderniß bricht sich das sturmgepeitschte Flockenmeer, brandet empor, zerstäubt oder wirft Dünen auf. Mensch und Thier suchen dem rasenden Unwetter zu entfliehen. Die Glocken des Kolokolnik (Glockenthurm) rufen den irrenden Wanderer. Der Winter hat seinen Einzug gehalten!

*) Nun, wir denken, Deutschland habe auch sein Familienleben.
Die Red.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg und sein Uebertritt zur katholischen Kirche.

Ein Vortrag von **Dr. Wilhelm Herbst.**

I.

Durch ein glückliches Ungefähr stand ich im verwichenen Sommer dicht hinter einander an zwei für Stolbergs Leben klassischen und entscheidenden Punkten, an der Wiege seiner Ahnen und an seinem eigenen Grab. Wer entzieht sich dem Weben und Wirken des Localgeistes? Auch ich ließ die Eindrücke auf mich wirken, und sie gerade belebten in mir aufs neue das Bild des merkwürdigen Mannes und gaben mir den Muth, über ihn und die Katastrophe seines Lebens hier das Wort zu nehmen.

Viele von Ihnen kennen die ahnungsreiche Lage von Wernigerode am Eingangsthor zu den Schluchten des Harzes; das Rauschen seiner dunkeln Buchenwälder; die Umschau vom Burgberg auf die nahen Höhen und in die blaue Ferne. Stolberg selbst dachte daran, als er, auch in blühenden Sommertagen, sein jugendlich-begeistertes Harzlied in Klopstockscher Tonart sang:

„Dir gab Mutter Natur aus der vergeudenden
Urne männlichen Schmuck, Einfalt und Würde dir!
Wolkenhöhnende Gipfel,
Donnerhallende Ströme dir!"

Und nicht blos dadurch mahnt der malerische Schloßberg von Wernigerode an Stolbergs Geschichte, daß er die Stammburg einer mächtigen Linie seines Hauses trägt, hier schloß auch seine älteste, allein protestantisch gebliebene Tochter den Ehebund, in welchem sie zugleich wie in einem Asyl den Glauben ihrer Ahnen und ihrer Mutter bergen konnte. Noch erinnert die Agnesenburg an ihr Walten in diesem anmuthigen Erdenwinkel.

So führt uns jene idyllisch-friedliche Landschaft doch auch wieder mitten hinein in den Kampf, von dem wir handeln wollen.

Gedanken des Friedens redet der andere, für Stolberg klassische Ort, an den ich Sie führen möchte. Es ist die Stätte, wo der Wanderer sein müdes Haupt zur Ruhe legte. Hier spricht die Symbolik der Oertlichkeit besonders beredt. Wir sind auf dem Boden der rothen Erde. Da, wo die altlutherische Grafschaft Ravensberg hinübergreift in das benachbarte katholische Münsterland, inmitten der kirchlichen Gegensätze, angesichts des Teutoburger Waldes und seiner urdeutschen Erinnerungen, denen Stolberg so manchmal poetische Worte lieh, liegt in völliger Abgeschiedenheit, tief versteckt in Busch und Wald des Dichters Grab zu Stockkaempen, unfern dem Rittersitz Tatenhausen, wo er vier Jahre, darunter die drei Jahre des Befreiungskrieges, verlebt hat. Nichts einsameres, nichts einfacheres als dieses Grab. Ein Friedhof, kaum so groß, wie ein geräumiger Saal, stößt an eine kleine Kapelle. Des Dichters Grab schmückt ein Kreuz. Auf einer Platte am Fuße des Kreuzes lesen wir außer dem Namen, Geburts- und Sterbedatum das ewige Trostwort des Apostels: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." — Das Wort überrascht uns gerade hier, aber es ist eine freudige und tröstliche Ueberraschung. Sind es doch einmal Worte der Uebersetzung Luthers, wie sie dem Dichter, der sie sich lange vor seinem Tode selbst zur Grabschrift ausersah, noch aus der Kirche seiner Väter, seiner Jugend und Mannesjahre eingeprägt waren, die nämlichen Worte, die man vier Jahre zuvor auch seinem Freunde Claudius auf sein Grabkreuz geschrieben hatte. Klingt das nicht auch wie eine heilige Zeichensprache, daß der Uebergetretene es nicht verschmäht, das Bibelwort in der Sprache der von ihm verlassenen Kirche fortzureden? und gerade da fortzureden, wo Versöhnung, Frieden so eigentlich ihre Stätte haben?

Und bedeutsamer, versöhnender noch als jenes formelle Moment ist der Inhalt selbst. Die an Ihn glauben, sollen das ewige Leben haben. Ist es nicht der Kern evangelischer Heilslehre? Und das Wort von den „allen, die an ihn glauben," ist es nicht ein göttlicher Protest, wie gegen die Irrlehre der Prädestinatianer, so auch gegen das ausschließende System der alleinseligmachenden Kirche? — Wir wollen uns diesen Schlüssel zum Verständniß von Stolbergs Leben nicht entwinden lassen.

Ich wiederhole, mir wurde an den beiden denkwürdigen Stätten manches aus Stolbergs Geschichte wieder hell und lebendig; vor allem doch trat mir die Katastrophe seines vielgeschmäheten und vielgesegneten Lebens nahe. Bedarf es einer Entschuldigung, daß ich sie wieder hervorziehe? Sind es nicht alte, kaum vernarbte Wunden?

Stolbergs Schrift hat, wie wir alle wissen, eine mehr als individuelle Bedeutung, er gehört der Geschichte an, ja er ist ein Stück unserer Literatur-, unserer Kultur-, unserer Kirchengeschichte. Und so fordert die That, wie alle Geschichte, immer aufs neue die Forschung und die Darstellung heraus. Ja, diese That lebt und wirkt mit besonderer Stärke noch fort. Innerhalb der katholischen Kirche hat der Uebertritt ein fast kanonisches Ansehen, eine exemplarische Geltung. Die immer wieder, und gerade in unsern Tagen, auftauchenden Lebensbilder Stolbergs zeigen, daß diese kirchliche cause célèbre keineswegs todt ist. Und sie wird fortleben, so lange das große Pro und Contra selbst in deutschen Landen fortlebt.

Gibt es aber zwischen den beiden Standorten, dem rein polemischen, der Fritz Stolberg als den werdenden Unfreien karikirt, und dem lediglich apologetischen, der sein Lebensbild zu einem Heiligenbilde vergolden möchte, gibt es keinen mittleren, der Liebe und Wahrheit nicht auseinanderreißt, nüchtern und warm, frei und doch sympathisch?

Ich würde kein Wort verlieren, wenn ich solchen Standpunkt nicht für möglich hielte. Wir dürfen es sagen: nur die evangelische Kirche kennt und ermöglicht ihn. In ihr, die das prüfende Auge auch rückwärts, einwärts auf die eigenen Schäden und Wunden gerichtet hält, in ihr tritt an die Stelle wahrheitsloser Apologetik und liebloser Polemik die echte, rechte Irenik, welche die Gabe der Geisterprüfung in Demuth aber mit unerschrockener Treue übt und auch der gegnerischen Kirche in unbefangener Mitfreude ihr Recht gibt.

Die protestantische Wissenschaft, die zum erstenmal Gregors VII. Heldenbild in Licht und Schatten gewürdigt, die einen Fenelon und Sailer mit Innigkeit zu umfassen weiß, sie wird auch die Weite des Blickes und des Herzens haben, einem Stolberg gerecht zu werden. Der Protestant kann trauern über den Abfall, aber mit dem Schmerz steigert sich nur die Pflicht selbstverleugnender Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit.

Aber dies Gut mußte mit andern Glaubensgütern unsrer Kirche erst zurückerobert werden. Zur Zeit von Stolbergs Uebertritt selbst regte sich kaum eine Stimme echt evangelischer Würdigung. Der Rationalismus constituirte sich zu einem modernen Ketzergericht, und das Anathema ging diesmal von der Aufklärung und der Toleranz aus. Nicht die Zeit an sich hat hier geheilt und andre Standpunkte, etwa durch Abkühlung der Leidenschaften des Moments, geschaffen. Die Zeit heilt nicht, sie läßt höchstens vergessen. Heilung liegt auch hier nur in den Prinzipien.

In dem Glauben also an die Macht dieses neuerwachten Geistes wage ich ein Urtheil. Aber ein andres Bedenken macht mich scheu. Der Stolbergsche Uebertritt ist eben nicht blos das Facit einer persönlichen Lebensentwicklung, er ist, wie ich schon andeutete, negativ wie positiv das Resultat der Zeitentwicklung im großen; er nöthigt darum den Beurtheiler, ebenso in die verborgenen Tiefen eines Menschenlebens hinabzusteigen wie sich zu erheben zu einer weiten, breiten Umschau über die allgemeinsten Vorgänge in Zeit und Volk. Ist aber die Geschichte von Stolbergs Conversion im Grunde die Geschichte seines Lebens und seiner Zeit, so habe ich mit der Bezeichnung dieser eigentlichen Aufgabe nach Ziel und Umfang zugleich die Unmöglichkeit ausgesprochen, daß ich ihr und daß man ihr in so knappbemessenem Rahmen überhaupt gerecht werden könne. Nur um einen kleinen Beitrag, — Gott wolle, in dem rechten Geist, — kann es sich hier handeln.

II.

Es war am 1. Juni 1800, als Stolberg in der Hauskapelle der Fürstin Gallizin zu Münster mit seiner Gemahlin übertrat. Vorher hatte er das Glaubensbekenntniß vor dem Beichtvater der Fürstin, dem trefflichen Oberberg, abgelegt. Der Tag fiel auf das heilige Pfingstfest des Jahres.

Ort und Zeit haben dabei ihre Bedeutung. Waren es auch zunächst persönliche Beziehungen, die ihn zu dem entscheidendsten Schritt seines Lebens Münster wählen ließen, es war doch auch der Charakter des Orts, der mitsprach. Münster, die kirchen- und klosterreiche Stadt, noch heute in ihrer äußeren Erscheinung ein fesselndes Stück Mittelalter, war damals, wie sie es noch heute ist, die feste Burg des Katholicismus in Norddeutschland, von der zahllose Fäden in einem Sinn und Geist auslaufen, Fäden, die manches Mal zu feinen aber festen Netzen geworden sind.

Auch die Wahl der Zeit ist bedeutsam. Das Pfingstfest, das Geburtsfest der Kirche, sollte die dem Uebertretenden widerfahrene kirchliche Neugeburt symbolisiren. Und eine absichtslose Bedeutung liegt auch darin, daß der inhalt- und folgenschwere Schritt gerade in die Wende des Jahrhunderts fällt.

War es doch ein Absage-, ja ein Fehde-Brief an den Geist des scheidenden Jahrhunderts, wie er schneidender, schärfer nicht gedacht werden kann. Das Jahrhundert der Aufklärung, das sich so gern das philosophische nannte und nennen hörte, das aber Stolberg ein „leichtsinniges, kurzsichtiges, hochfahrendes Jahrhundert" nennt, das längst fertig war mit dem Lutherthum alten Stils und gar mit der Kirche Roms, das auf beide Lebens- und Glaubensformen als auf überwundene Standpunkte lächelnd herabsah, — das Jahrhundert der klassischen Literatur, das ein gutes Stück unsers Volkslebens in den Dienst der Schönheit stellte und den Dienst heiliger Wahrheit so gering achtete — dasselbe Jahrhundert legt sich selbst ins Grab, und an der Wiege des neuen erheben sich gespenstisch oder wie zuckendes Wetterleuchten die alten tiefen Fragen, die schweren Sorgen, gleichwie ein Vorzeichen, welcherlei Kämpfe des neuen Jahrhunderts warteten, aber auch was für Segnungen, was für Siege, und daß

manches wieder von vorn zu beginnen habe, was der Hochmuth einer absterbenden Zeit todtgeschwiegen oder todtdisputirt zu haben meinte.

Und doch war Stolberg ein Sohn dieses Jahrhunderts, ein Kind seiner Zeit, eng verflochten in ihre edlen Tendenzen wie in ihre kräftigen Irrthümer. Das ist gerade für den Beobachter das fesselnde Schauspiel, zuzusehen, wie diese Menschenseele sich früh unheimisch fühlt in ihrer Zeitumgebung, wie sie sich losringt von dem Zusammenhang mit Welt und Zeit, wie sie dann, die von ihrem Gott und Heiland früh gesuchte, am Scheideweg den sichern Port der Priesterkirche und ihrer Garantien der evangelischen Selbstverantwortlichkeit vorzieht.

Die Motive zu Stolbergs Uebertritt haben wir zu suchen:

I. in seiner Natur- und Charakter-Anlage,

II. in seinen Lebensführungen,

III. in den großen Vorgängen und Bewegungen seiner Zeit.

III.

In seiner Natur- und Charakter-Anlage. — Wir dürfen der Frage noch dem Wesen des Mannes, seinem ethischen und intellectualen Wesen, nicht aus dem Wege gehen. Denn die Räthsel seines Uebertritts lösen oder lichten sich erst, wenn die innersten Wurzeln blosgelegt worden. Aber freilich muß uns bei diesem schweren Gang gegenwärtig bleiben, daß wir keine Herzenskündiger sind und daß solche Geisterprüfung in Demuth und mit zartschonender Liebe geübt sein will, daß endlich, wo es sich um das Innerste eines Menschenlebens handelt, immer ein unerklärter Rest, ein noli me tangere übrig bleibt, zum Zeichen, daß das Eindringen in solche Geheimnisse in letzter Instanz ein Regale göttlicher Allwissenheit ist. Die Quellen zur Anschauung von Stolbergs sittlichem und geistigem Wesen sind natürlich in erster Linie die Confessionen seiner Dichtungen, seiner Prosaschriften, seiner Briefe. Aber selbst die Züge seines äußeren Bildes, dieses lebendig-sprechenden Kopfes sprechen mit; Berichte und Urtheile seiner Freunde, aus denen uns das Spiegelbild des Mannes entgegenblickt, ergänzen; einzelne mündliche Traditionen beleben. Aus allen solchen zerstreuten und fragmentarischen Beiträgen soll das Bild hervorwachsen.

Stolberg schreibt als junger Mann von 27 Jahren, wenn ihm ein Kind geboren würde, so wäre sein erstes Gebet: „Gib ihm, Gott, die menschlichste aller Gaben, die Eine göttliche Gabe, gib ihm Fülle des Herzens!" — Er hat damit den Kern seines eignen Wesens genannt. Denn das ist der centrale Lebenspunkt in Stolberg, wo alle seine Gaben zusammenlaufen, diese seltene Fülle des Herzens, dieses überwallende, warm pulsirende, mitfühlende und mitleidende Herz. Auch andre, ja innerlich Fernstehende, wie Goethe, erkennen in ihm das „Naturell, das Gemüth des Großen, die Fülle des Menschlichen." — Aus dieser Quelle strömen seine Lieder, aus ihr seine Liebe, daraus sein Zug zu dem lebendigen Gott, — ja sein ästhetischer, sein ethischer, sein religiöser Charakter wurzelt hier. Das ist's, diese Lebens- und Liebesfülle, dieses Pathos einer begeisterten und hochgestimmten Seele, das ihn so eng verband mit dem Messiassänger, das ihn im Traumleben der Studentenjahre dichten und schwärmen und irren ließ mit den Genossen des Hainbundes, das ihn auch der jugendlichen Schar jener Stürmer und Dränger in der Morgenzeit unsrer neudeutschen Literatur zugesellte. Denn die uralte Wahrheit, daß diese Lebensfülle vor allem auch den Dichter macht, mußte damals erst wieder entdeckt werden. Wie oft liegt das Allereinfachste am allerfernsten! Die Sturm- und Drangperiode war erfüllt von dieser Wahrheit. Im Götz von Berlichingen läßt Goethe, so recht aus eigner Dichterbrust, Weislingens Knappen ausrufen: „So fühl' ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht, ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz!" — — Es ist hier nicht meine Aufgabe, Stolberg als Dichter zu würdigen, — eine Aufgabe, wohl ihres Arbeiters werth. Nur das sei gesagt: Stolberg war in der That eine Dichternatur von Gottes Gnaden, reicher und voller als einer der Klopstockschen Schule. Zu der Unmittelbarkeit und seligen Fülle der Empfindung war ihm auch die schauende Kraft nicht versagt, die da Bilder sieht und belebt, wo andre ins Leere oder nur farblose Abstracta sehen. Aber diese zweite Gabe, die poetische vis formativa, war allerdings nicht im Gleichmaße mit der seelenvollen Innerlichkeit vorhanden. Das Warum hat derb und einseitig, aber nicht ganz unwahr, schon Merck angedeutet. Er ahnt in dem 22jährigen Dichter im Gegensatz zur Goetheschen Art und Kunst die Neigung, das „Imaginative zu verwirklichen;" das gebe „nichts als dummes Zeug." — Der Hang, Uebersinnliches als solches poetisch zu gestalten, lag in ihm, sein Meister Klopstock zog den Hang groß; dem geschauten Bild scharfe Umrisse, bestimmte Färbung, die rechte Leiblichkeit zu geben, gelingt oft nicht; das einseitige Uebergewicht antiker Metra wirkt fremdartig, — alles Gebrechen, die eine volle Befriedigung nur hier und da aufkommen lassen. Seine Persönlichkeit war so zu sagen poetischer als seine Werke, oder, wie es ein begeisterter Zeitgenosse, Nicolovius ausdrückt: „Stolbergs Schriften sind nur Funken von dem brennenden Busch, aus welchem er täglich sprach." — Aus seiner Liebe zu den Griechen und dem Gefühl unzulänglicher Productionskraft stammen seine zahlreichen Nachbildungen antiker Dichtungen. In beidem, dem Selbstgeschaffenen und dem übertragenen Fremden, arbeitete er zu rasch, zu leicht. Sein eigner Trost, die „Muse gebe Zeugniß seinem Geist" und, wenn ihm Vulkan die Feile, so habe er ihm doch nicht die Flamme versagt, schützt ihn nicht vor Vossens scharfer Einrede, des rastlos schaffenden, sonst so viel ärmer ausgestatteten. Hat Voß in einem Stück recht gegen den Freund und Feind, so ist es hier. Stolberg erreichte als Dichter die Meisterschaft nicht, und umgekehrt beherrschte die Poesie ihn nicht. Bald wird sein Name völlig überschattet durch die Sonne von Weimar, in deren Bahn der jugendliche Sänger beinahe eingetreten wäre, hätte nicht Klopstocks warnendes Wort ihn zu sich und seiner Bestimmung zurückgerufen. Aber immer — es ist seine Ehre — blieb ihm die Dichtung ein reines Gefäß, eine Dienerin des Höchsten und Besten, was sein Herz bewegt. Sie war ihm, wie er selbst sagt, eine „Tochter der Sehnsucht," das irdisch-schwache Abbild der himmlischen Sehnsucht.

Immerhin, — halten wir auch jenen Mangel fest; er ist wichtig für unsre Hauptfrage. In Dichtung und Wissenschaft ist Stolberg doch bei aller Hingabe, allem Enthusiasmus ein Dilettant geblieben. Seine auf das Totale und Centrale gerichtete Natur ergab sich einem im edelsten Sinn geistigen Genußleben, das ihn wie den Flug des Falters von Blume zu Blume, von Kunst zu Wissen, von Sprache zu Sprache — er hat deren sieben verstanden — hin und wieder trug, aber die Arbeit, die sich nie genug thut in Fleiß und Schweiß, die an einem Punkte wenigstens ein fertiges, den Arbeiter und andere befriedigendes Ganze herstellen möchte — diese Werktagstreue zu der Sonntagsfeier, die Nüchternheit und Selbstkritik — Stolberg hat sie nie gekannt.

Wie in der Dichtung, so in der Wissenschaft. Heimisch ist er nimmer darin geworden. Seine Briefe und Schriften sind voll von Protesten gegen die Philosophie des Jahrhunderts.

„Fort, fort mit eurer Weisheit! Laßt mir lieber
Das, was ihr Thorheit nennt in eitlem Stolz!
Lichtlos ist eure Glut, ein heißes Fieber,
Glutlos ist euer Licht, ein faules Holz" —

ruft er den „Weltweisen" zu. Zunächst freilich gilt sein Protest der wissenschaftlichen Einseitigkeit und Verirrung seiner Zeit, dem verstandesnüchternen Hochmuth, der, wie Stolberg schon 1780 klagt, das Herzliche aus der Religion bannen wolle. Aber wir sehen, es ist viel mehr der instinctive Widerwille einer poetisch angelegten und religiös gestimmten Seele gegen eine in Form und Gehalt fremde Dialektik, als der gründlich-ernstliche Versuch, sich denkend und im einzelnen auseinanderzusetzen mit den Prinzipien einer systematisch gegliederten Wissenschaft. Mehr ein Flüchtling vor der Untersuchung, als ein Durchdenker bis zu den letzten Gründen und Zielen! Sein Gewissen, seine Intuition, die fröhlich-selige Ahnung der Wahrheit — das sind Stolbergs Waffen Kant und dem Rationalismus gegenüber. Dies Bewußtsein, tief verborgen, sicher geborgen im Heiligthum der Seele, macht ihn stark und stichfest, der sonst gegen Spott und Dialektik wehrlos dagestanden hätte wie ein Kind. Immerhin war es nicht blos die zeitliche Erscheinung der Wissenschaft, mit der Stolberg zerfallen war, er war überhaupt keine wissenschaftlich angelegte Natur, kein Mann des Systems, der scharfumrissenen Begriffe, der Forschung, der Methode. Alles in ihm unmittelbares Leben, rhapsodischer Erguß, auch wohl leidenschaftlicher Widerspruch. Schon Lavater trifft den Nagel auf den Kopf, da er dem 24jährigen Jüngling den „unbeflecktesten Wahrheitssinn" zuspricht, dagegen „den festen, forschenden Tiefsinn, die prüfende Entwicklung der schnellerblickten, schnellerkannten, schnellgeliebten Wahr-

heit" a b spricht. Stolberg ist ihm der „halbtrunkene Dichter, der sieht, was er sehen will;" der „weichste, zarteste, b e s t i m m b a r s t e junge Mann, den er gesehen." — — Zwischen dem großen, damals doppelt geschärften Gegensatz von G l a u b e n und W i s s e n in die bange Mitte gestellt — ein Gegensatz, der Jahre lang seine Seele quälte, — verzichtete er auf den steilen Weg, welcher die Wahrheits-Erkenntniß in Wissensform sucht, d. h. auf die s c h w e r e n W e g e d e s P r o t e s t a n t i s m u s. Denn in diesem allein — es ist seine Bürde, aber auch seine Ehre, sein Charisma — kann sich der Lebensproceß des Gleichgewichts von Vernunft und Glauben, Bildung und Christenthum ausleben und vollziehen. Hier gelten die lebensvollen Gegensätze Bewegung und Frieden, Autorität und Freilassung, ruheloser Fluß und Ruhe an der Lebensquelle, nie rastende Arbeit und doch Wahrheitsgewißheit. Die Irrungen und Kämpfe, die aus dieser scheinbaren Doppelgestalt stammen, gehören zum character indelebilis der evangelischen Kirche, die auch den Fuß in Ungewittern und das Haupt in Sonnenstrahlen hat. Es ist ihre Knechtsgestalt und doch ihr Siegesausdruck. Der Jünger ist nicht höher denn der Meister.

Wir vermißten in Stolbergs Wesen die rechte N ü c h t e r n h e i t als Wächterin der Begeisterung. Auf Schritt und Tritt könnten wir diesen Defect nachweisen. Was Wunder, daß derselbe bei dem allerentscheidendsten Schritt seines Lebens auch mit thätig war! Im Gebiet des Erkennens wie des praktischen Gemeinschaftslebens geht dieser Mangel, wie der Schatten dem Licht, seiner Herzensfülle zur Seite. Welche Kette von Illusionen, welche Wandlungen, welche Täuschungen und Enttäuschungen, welche Widersprüche auch hat er durchleben und durchleiden müssen! Dichter leben so leicht in einer z w e i t e n, selbsterschaffenen, visionären Welt, in jenem Traumleben, das sich ihnen oft als gefährlicher Doppelgänger statt der Wirklichkeit unterschiebt. So wird der R e i c h s g r a f — und nicht blos in der Unreife der J ü n g l i n g s jahre — zum abstractesten Freiheitsschwärmer, in W o r t e n wenigstens dürstend nach Tyrannenblut; Tell, Brutus, Hermann, Cato, Timoleon als Lieblingshelden feiernd. Der tadellose Cavalier wird zum freien Naturkind fast bis zum Anstößigen, Dichtung und Leben fließen ihm zusammen und Homer und Ossian werden in die Schnörkel der Zopfzeit eingeführt! der werdende Hofmann höhnt die Höflinge, der Jurist ist voll Spotts gegen die Rechtsgelahrtheit und Rechtspraxis seiner Tage. Er träumt und dichtet sich eine I n s e l à la Robinson oder Rousseau als utopisches Paradies phantastisch zusammen, ein Eden voll Unschuld und Friede. Mit seinem Klopstock jubelt der aristokratisch gerichtete Mann den Anfängen der französischen Revolution aus voller Brust zu. Mit den Jahren schreitet er, gleichsam historisch, von der Verherrlichung des Arminius zur Verherrlichung des M i t t e l a l t e r s fort. Aber er sieht es im verklärenden Rosenlichte der Romantik; ein Phantasiebild verdrängt das Bild der Geschichte. Es ist, als läge für sein Auge ein feingewobener Schleier auf den Erscheinungen. Er sieht ihnen nicht auf den G r u n d, er sieht sie nicht in ihrer nackten Wirklichkeit. Eine Fata Morgana neckt und berückt ihn.

Liegt da der Schluß ferne, daß auch die r ö m i s c h e K i r c h e, die Kirche des Mittelalters, seinem lebhaften Geiste als verklärtes Lichtbild erschienen sei? und die e v a n g e l i s c h e nur im schlimmen Schein des Moments als Z e r r b i l d?

(Schluß folgt.)

Ostfriesische Schlittschuhläufer.

(Zu dem Bilde auf Seite 317.)

Nordische Schwerfälligkeit, nordische Plumpheit — wie oft haben sich das die Bewohner des Nordens von denen des Südens vorwerfen lassen müssen! Und in der That, freier, leichter, elastischer schwebt der Fuß über den sonnigen Boden des Südens, die Anziehungskraft der Erde scheint hier eine geringere zu sein, die ganze Natur scheint hier weniger Macht über den Menschen zu haben und mehr seine gefällige Dienerin zu sein, weil sie ihre großen Kräfte in allerhand glänzende Spielereien verzettelt hat. Ungleich wuchtiger, gewaltiger, massiver tritt die Natur dem Nordländer entgegen; — weite Ebenen, langgestreckte, vielfach verzweigte Ströme, große Wälder, unabsehbare Wasserflächen, wo sich überall der Mensch nur als ein winziger Punkt vorkommt; — und dazu ein solcher Mangel an Gefälligkeit, eine solche Sprödigkeit in dieser Natur, daß sie, weit entfernt davon, mit buntem, sinnenberauschendem Tand umherzuwerfen, selbst die nothwendigen Nahrungsmittel nur nach vielem Sträuben und in dürftiger Knappheit aus ihrem Schoße entläßt.

Aber gerade dann, wenn sie ihre ganze Macht zu e i n e r riesigen Anstrengung zusammenfaßt, wenn sie mit eisiger, erbarmungsloser Faust alles niederdrückt, wenn sie ihr weißes Gewand eng um ihre Glieder zieht und darunter alles Leben, alle Bewegung erstickt, wenn das nie rastende Wasser in seinem Laufe erstarrt und nur das dumpfe Stöhnen in seinen Tiefen und ein heiseres Aechzen in den zerzausten, entblätterten Bäumen von dem rücksichtslos besiegten Leben Zeugniß gibt: — gerade dann erhebt sich der Sohn des Nordens in neuer Kraft, die Wange färbt sich höher, das Auge blitzt kühner, und in freier, leicht beweglicher Anmuth spottet er der starren, steifen Oede um ihn her. Jeder Bogen, den der schmale, leuchtende Stahl spielend und mühelos in die gefrorene Wasserfläche schneidet, ist ein Triumph des lebendigen Geistes über die todte Natur, und wenn der Schlittschuhläufer mit geflügeltem Fuß über das Eis dahineilt, dann mag die gewandteste, zierlichste Andalusierin oder Sicilianerin kommen, ihre Sprünge und Tänze werden im Vergleich zu jenem nur wie ein mühevolles, gewaltsames Ringen des Körpers mit der widerstrebenden Erde erscheinen. Es gibt keine menschliche Bewegung, wo die träge Schwere der Materie so überwunden ist, wie beim Schlittschuhlaufen. Der Körper scheint hier so völlig seine materielle Natur aufgegeben zu haben, daß er fast unmittelbar dem Willen gehorcht, ohne daß es nothwendig wäre, erst wie sonst die ganze weitläufige Nerven- und Muskelmaschinerie in Action zu setzen. Ein ganz unmerklicher Druck, eine völlig unscheinbare Neigung des Fußes genügt, um uns im schnellsten Laufe eine andere Direction zu geben, alle Linien von der lang hin sich streckenden geraden bis zu den kühnsten Kurven stehen unbedingt in unserer Gewalt, vorwärts und rückwärts gleiten wir mit gleicher Freiheit und Leichtigkeit hin, und wenn es eine Bewegung gibt, die im Stande ist, menschliche Stimmungen bis in die feinsten Nüancen zum Ausdruck zu bringen, so ist es das Schlittschuhlaufen.

Es ist vielleicht nicht ohne Bedeutung, daß die Lust am Schlittschuhlaufen fast ausschließlich den germanischen Völkern angehört. Zwar erzählt man uns von glänzenden Schlittschuhfesten auf der Newa in Petersburg; aber schon der dabei entwickelte Glanz, die leuchtenden Eispaläste, die schimmernden Pelze und Roben, die bunten Lampen, die flammenden Fackeln zeigen uns, daß dieses Vergnügen dort nur importirt ist und nur von den vornehmeren Ständen als Delicatesse genossen wird; der gemeine Russe läuft nicht Schlittschuh. Wir hören von bewegten, interessanten Schlittschuhscenen auf den Teichen des Bois de Boulogne, wo ein neugieriges Publicum die Künste seines großen Kaisers bewundert; aber der große Kaiser hat diese Künste nicht in Frankreich gelernt, und wo sich erst ein aristokratischer Club des Patineurs bilden muß, um das Schlittschuhlaufen etwas in Schwung zu bringen, da hat dieses sicher wenig Boden im Volke.

Eigentlich national ist dieses Vergnügen nur bei den Germanen, und auch unter diesen zum Theil bedingt durch örtliche und klimatische Verhältnisse, bei dem einen Stamme mehr als bei dem andern. Den ersten Rang nehmen in dieser Beziehung unbestritten die Holländer ein und die denselben in vielen Stücken nah verwandten Ostfriesen.

Der Sommer ist ihnen eine Zeit harter, angestrengter Arbeit; der Ackerbau in dem schweren, feuchten Boden, die Beschaffung des Futters für die zahlreichen Viehherden, und die Schifffahrt, der sich ein großer Theil der jüngeren männlichen Generation widmet, — das sind Beschäftigungen, wo das „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen!" seine vollste Wahrheit hat. Zu einer heiteren, frohen Geselligkeit, zu diesem schönen Spiel geistiger und körperlicher Kräfte, bleibt da weder Zeit noch Lust; stetig und unverdrossen wälzt der Ostfriese die Last seiner täglichen Arbeiten vorwärts und sieht dabei weder nach rechts noch nach links. Aber wenn die rauhen Nordostwinde über die schutzlose Ebene dahinbrausen,

wenn der Boden an Starrheit und Härte mit dem Eisen wetteifert, welches ihn pflügt, und die Schiffchen in grämlicher Ruhe nach den zahlreichen Kanälen hinschauen, die jetzt so glatt und still daliegen, als wenn nie ein Kiel ihren Rücken gefurcht hätte, — dann thaut der Ostfriese auf, lustig flackert das Feuer in den sauberen, mit rothen Ziegeln ausgelegten Küchen, der Theekessel muß wieder und wieder sein musikalisches Summen hören lassen, und die buntgemalten Tassen wandern von den Brettern herab zu fröhlichem Gebrauche. Der Bauer erinnert sich plötzlich, daß ihm in der Nähe ein paar gute Freunde wohnen, die er wohl gerne einmal sehen möchte, dem jungen Seemann fällt es schwer aufs Herz, daß er lange, lange Monate hindurch sein Liebchen nicht geküßt hat, dem Städter wird's zu enge zwischen seinen hohen, schmalen Giebelhäusern; — Alt und Jung, Mann und Frau greift zum Schlittschuh, und eine Menge von zarten Fäden, innigen Beziehungen, die unter den Plagen und Sorgen der Sommermonate gelockert und gelöst waren, werden befestigt und neu geknüpft.

Unser Bild führt uns mitten in dieses erquickliche Winterleben ein. Wir erkennen sofort das ostfriesische Landstädtchen, nicht nur an der eigenthümlichen Bauart der Häuser, sondern auch an der kleinen Mennonitenkapelle, die sich vorn am Wasser erhebt, während im Hintergrunde, von bläulichem Tufte halb verschleiert, der Thurm der großen reformirten Kirche in die Luft ragt. Hoffnungsvolle Buben haben neben diese Kapelle einen würdigen Mann mit gewaltigem Dreimaster postirt; doch ähnelt er nur seiner äußeren Gestalt nach einem Manne des Friedens, Zank und Krieg hat er im Gefolge, und der Vorderste der Schar kann von großem Glück sagen, wenn er seine Nase in unverletzter Schönheit wieder nach Hause bringt. Es ist schwer zu sagen, mit welchen Empfindungen der bepelzte Alte am Uferrande auf dieses Schauspiel herabblickt, jedenfalls hat er sich bereits zur Ruhe durchgekämpft, und er scheint sich in dieser Ruhe nicht unbehaglich zu befinden. Er bildet hierin einen merklichen Gegensatz zu dem Paare weiter unten, welches dem Winter noch keine angenehme Seite hat abgewinnen können, und dem, wie wir fürchten, dieses trotz allen Sinnens auch später nicht gelingen wird. — Schon ein gutes Stück von der Stadt entfernt strebt ein Ehepaar der Heimat zu, nachdem es in jener die Gastfreundschaft genossen hat; der Mann hat seine Pflicht als Gatte wohl begriffen und fängt die ganze Kraft des widrigen Windes mit seinem Leibe auf, während seine Gattin nichts weiter zu thun hat, als jede seiner Wendungen genau mitzumachen.

Von besonders charakteristischem Reiz ist aber die große Mittelgruppe. Wer sollte in dem muthigen, kecken, gewandten Jünglinge wohl den Matrosen erkennen, der breitbeinig über das Verdeck watschelt, und der mit rohem Johlen die Ankerkette in die Höhe windet? Ein neuer Geist ist über den Mann gekommen, seitdem er die Schlittschuhe unter den Füßen spürt. Mit selbstvergessenem, seligem Antlitz schaut er vor sich hin, kokett flattert die gestreifte Schifferjacke um die kräftige Brust, den lose sitzenden Hut schmückt eine stattliche Feder, der Fuß ruht sicher und leicht auf dem geschnäbelten Stahlschuh. Kälte und Wind vermögen ihm nichts anzuhaben; in ihm glüht ein Feuer, welches mächtiger ist, als diese; hält er doch mit fester Hand die geliebte Braut am Gürtel und fühlt sich von ihr wieder gehalten. Ein schmuckes Mädchen! Es macht den durch ihren schönen Wuchs berühmten Friesinnen alle Ehre. Das tiefausgeschnittene, kurze, schmiegsame Wollenkleid, unter dem ein Tuch aus demselben Stoffe Schultern und Busen züchtig verhüllt, läßt ihre Gestalt vortrefflich hervortreten. Weniger ungetheilten Beifall wird vielleicht der Kopfputz der Schönen finden, und doch haben die Ostfriesinnen nicht ganz Unrecht, wenn gerade dieser ihr höchster Stolz ist. Auf die weiße Krause, welche sich wie ein breiter Rahmen um das Gesicht legt, wenden sie nicht weniger Sorgfalt, als unsere Salondamen auf ihre entsetzlichen Chignons; und die metallene, oft sehr kostbare Spange, welche im Halbkreise die Stirn umschließt, glänzt stets so hell und sauber wie ein Krystallspiegel. Freilich eignet sich ein so umrahmtes Gesicht wenig für stürmische Liebkosungen, es hat dafür etwas zu Ehrbares, Sittiges, Zurückhaltendes. Es ist ein Gesicht für eine deutsche, zarte, innige Liebe, und wem einmal ein Paar Augen aus einem solchen Gesicht tief ins Herz geschaut haben, der wird das tiefste Mitgefühl mit dem Jünglinge haben, dessen Seligkeit nur so lange dauert als das Eis unter seinen Füßen, und den das Frühjahr wieder auf sein einsames Schiff zurückruft, um Segel zu reffen, Ankerketten aufzuziehen und breitbeinig über das Verdeck zu watscheln.

Wir können unsere Schlittschuhscene nicht verlassen, ohne nach guter deutscher Sitte mit einer Moral zu schließen. Wir sagten oben, es gäbe keine menschliche Bewegung, in der die träge Schwere der Materie so sehr überwunden ist, als beim Schlittschuhlaufen. Aber je mehr wir uns von den mächtigen Kräften der Natur emancipiren, desto mehr müssen wir uns auch hüten, ihnen eine Blöße zu geben; denn ihre Rache ist dann furchtbar und rücksichtslos. Das Bäuerlein auf der rechten Seite unseres Bildes kann uns hier als warnendes Exempel dienen. Er hat so eben die Schwerkraft der Materie in einer Weise erfahren, welche die Härte seines Hinterkopfes auf eine bedenkliche Probe stellte. Also vorgesehen! Emil Ströbel.

Das Geheimniß des Fürstenhauses.

Novelle von Georg Hiltl.

II. Abtheilung. Die Gräfin von Wartenberg.

(Fortsetzung.)

Während er hier auf seinem Posten verweilt, wollen wir sehen, welches Geschäft dieses Mal die beiden Männer zu dem alten Küster führte. Das Gemach, in dem sich die, für Berlin so wichtige und originelle Persönlichkeit aufhielt, hatte sich seit dem ersten Besuche, welchen Pater Wolff mit Biedekap machte, nicht verändert. Der alte Seher befand sich vor einem Schranke, in dessen Fächern allerlei Papiere, Bücher und sonstiger Kram steckten. Pater Wolff — denn dieser war auch heute wieder einer der Besucher — streckte dem Alten die Hand entgegen und der Küster erkannte seinen langausgebliebenen Freund, der in jener Nacht in Biedekaps Begleitung die Einmauerung des Kästchens vollführt hatte.

„Gott zum Gruß, alter Herr!“ sagte der Pater freundlich. „Ihr erinnert Euch meiner noch, darf ich hoffen.“

„Gewiß — gewiß!“ sagte der Küster. „Es war eine seltsame Nacht, im Gewölbe huschte es hin und her. Ihr meintet, es sei ein Geschöpf von Fleisch und Bein, aber Ihr hattet Euch geirrt, es war ein Gespenst — glaubt mir, denn kein Menschenkind hat sich seit der Zeit wieder dort unten sehen lassen, ich habe genau und streng Wache gehalten!“

„Daran habt Ihr wohlgethan!“ sagte der Pater. „Heute nun komme ich zu Euch, Freund, um wegen des eingemauerten Kästchens ein paar Worte zu sprechen.“

Der Alte wendete sich scharf zu dem Pater, seine Augenbrauen zogen sich zusammen, als wollte er jetzt seine Gedanken scharf anspannen und auf die Eröffnungen lauschen.

„Ihr wißt, daß in jenem Kästchen ein Gut, eine Habe verborgen ist, an welchem Unrecht haftet.“

„Ihr sagtet damals so!“ entgegnete der Küster.

„Richtig. Mir lag daran, jenes Kästchen an einem sicheren Orte zu verbergen, es ist nicht ganz so, wie ich gesagt, mit dem Inhalte, welchen es birgt.“

Der alte Küster erhob sich unwillig.

„So habt Ihr mich hintergangen, Herr!“ rief er. „Ich habe vielleicht Zauberwerk in die geheiligten Räume der Kirche gebracht — das ist nicht brav, nicht rechtschaffen von Euch gehandelt. Ihr gabt mir Euer Wort — Euch kannte ich nicht, wie ich Euch heute noch nicht kenne, aber ich gab Euren Wünschen nach, da Biedekap mich mit Euch bekannt machte. Ich verdankte Biedekap viel — er hat mich stets beschützt und manchen Angriff auf mich abgewendet, den die Feinde und Neider mir zugedacht hatten, aber wenn ich gewußt hätte — —“

„Beruhigt Euch. Ihr spracht da von Feinden, von Neidern — hm, freilich, Ihr habt viel von der Art, Herr Flöricke. Biedekap war Euch ein besonderer Gönner, leider ist er todt.“



Auf dem Eise.

Nach dem Gemälde von Dillens in Brüssel.

„Leider!" wiederholte der alte Küster.

„Ja — leider für Euch, denn der Geist, der in die jetzige Bevölkerung Berlins gefahren ist, der wird Euch nicht günstig sein in Eurem Berufe. Es heißt, die Freisinnigen, welche die Kurfürstin so sehr in Schutz nimmt, wollen sich gegen alles Wunder und gegen die Propheten in Schlachtordnung stellen. Da ist der gefürchtete Leibnitz an der Spitze, Bekker und noch viele andere — hm — wer jetzt keinen Freund hat, der ist übel daran."

Der alte Küster wurde unruhig, er rückte auf seinem Schemel hin und her.

„Ihr kommt sicherlich, um mir eine böse Kunde zu bringen!" sagte er. „Ihr selbst fürchtet einen Angriff Eurer Feinde, die vielleicht auch die meinigen sind, und man ist Euch auf den Fersen um jenes Kästchens Willen, das ich Euch einmauern half!"

„Kann sein!" sagte der Pater mit unerschütterlicher Ruhe.

„Oh — ich bin ein verlorner Mann!" rief Flöricke. „Es ist nicht die Strafe, nicht die Pein, welche strenge und ungläubige Richter mir auferlegen werden — nein, es ist die Furcht, dem Spotte preisgegeben zu werden, den die Rotte der Scribenten auf mein graues Haupt häufen wird — es ist die Besorgniß, die Angst, welche mich foltert, daß ich nun nicht mehr über die Gasse gehen, in der Kirche sein darf, ohne die höhnischen Blicke auf mich gerichtet zu sehen. Ihr wißt, ich habe eine Prophezeiung in die Welt des Zweifels gesendet. Eine Prophezeiung, welche das Wachsen unseres Fürstenhauses betrifft, sie werden mir keinen Widerruf dieses seltsamen Wissens erpressen, denn ich sah alles das, was Ihr in diesem Vaticinium lesen könnt, deutlich vor mir, aber da droben im kurfürstlichen Schlosse gibt es Leute genug, die Feinde sind solch hoher Offenbarungen, weil sie nicht in ihren Kram passen und diese sind es, welche meine Verkündung unterdrückt haben."

„Ihr habt recht!" sagte der Pater, die Hand des Alten fassend. „Es ist vor allen andern Danckelmann."

„Ihr sagt es."

„Er und immer er. Ja wohl, ihm ist die Erhebung, welche Ihr in Eurem prophetischen Eifer voraussetzt, die Erhebung des Kurhauses zur Königswürde, ein gefährlich Ding und darum —"

„Ihr kennt also meine Prophezeiung?" fragte der Alte. „Ich ließ sie drucken und brachte sie unter das Volk, aber bald wurden die meisten der gedruckten Stücke weggenommen, nur wenige kamen in die rechten Hände."

„Zweifelt nicht daran, sie wurden gelesen, aber noch hält man sie geheim. Es ist ein gefährlich Ding, davon zu reden, so lange Danckelmann die Macht hat, er würde auf den Verfasser fahnden lassen, und für Euch bliebe nur die Aussicht auf den Kerker."

Flöricke schreckte zusammen. „Was habe ich denn so Schlimmes gethan! —" rief er. „Ich habe in einer Nacht, die zu den schönsten meines Lebens gehörte, im hellen Glanze, vom Lichte der Sterne umflossen, die künftige Größe meiner Vaterstadt und meines Herrschers gesehen, so wahr, wie ich Euch vor mir sehe — was ist Strafbares daran?"

Wolff zuckte die Achseln. „Die Gewalthaber, liebster Freund, handeln oft nach seltsamen Ansichten und Ihr seid in doppelter Gefahr."

„Wie meint Ihr das?"

„In jenem Kästchen, welches ich einst mit Eurer und Biedekaps Hilfe in den Pfeiler des Gewölbes mauerte, befindet sich ein ähnliches, seltsames und uraltes Schriftstück, eine Schrift, deren Inhalt Eurer Prophezeiung ziemlich gleicht — wie, wenn man nun diese Schrift hier in der Kirche fande, wenn Ihr, vor den Richter gezogen, gefragt würdet, wie Ihr Eure Hand zu der Einmauerung leihen konntet?"

„Aber, wer sollte geplaudert haben?" rief der Alte. „Ihr selbst seid ebenso gefährdet!"

„Biedekap hat vielleicht nicht reinen Mund gehalten!" sagte mit gleichgültigem Tone der Pater.

„Gerechter Himmel, und jetzt — jetzt erst wollte man mich zur Rechenschaft ziehen?"

„Eure Prophezeiung hat die Feinde aufmerksam gemacht."

„Aber in dieses Unglück habt Ihr mich gebracht!" eiferte der Alte.

„Deshalb wollen wir Euch auch helfen!" sagte der Pater.

Flöricke athmete ein wenig auf.

„Kennt Ihr diesen Herrn?" fuhr Wolff fort, auf seinen Begleiter deutend.

„Nein!"

„Es ist der Graf von Wartenberg."

Flöricke zog seine Mütze. „Ich schätze mich glücklich;" sagte er, „einen Mann vor mir zu sehen, dessen Name jetzt von allen mit Respect und Ehrfurcht genannt wird."

„Schon gut, alter Herr!" entgegnete der Graf. „Ich biete Euch Schutz gegen Eure Feinde und glaube noch besser helfen zu können, als Biedekap."

„Aber wir haben einige Bedingungen zu machen!" sagte Wolff. „Ihr müßt uns Eure Hilfe leihen!"

„Befehlt über mich!" rief Flöricke.

„Höret dann meine Weisungen und Vorschläge!" sagte Wolff. „Ich spreche zu Euren Gunsten!"

Nach einer Pause begann der Pater: „Noch ist nicht viel über Eure Prophezeiung bekannt geworden, nur wenige haben sich damit beschäftigt, weil die Unterdrückung schnell genug bewerkstelligt wurde. Wir werden Mittel finden, Euer Werk wieder zu Ehren zu bringen und es wäre nicht unmöglich, daß Leute von Einfluß Euch zu sprechen wünschten, um aus Eurem Munde die genauen Berichte zu hören, wie Euch die seltsame Offenbarung gemacht wurde. Wenn Ihr nun etwa in das kurfürstliche Schloß gerufen werdet, dann sollt Ihr uns, Euren Freunden, einen Dienst leisten, indem Ihr den Leuten mittheilt, als wisset Ihr noch viel mehr von verborgenen Dingen, von großen und inhaltschweren Prophezeiungen, von wichtigen Documenten aus verfallenem Gemäuer, welche an sicherem Orte verborgen liegen."

„Ich kann das aber nicht behaupten!" warf Flöricke zaghaft ein.

„Ihr könnt es dreist behaupten!" sagte der Pater, „denn hier, unter Euren Füßen, ist ein solch merkwürdiges und wunderbares Ding in der Tiefe des Gewölbes begraben. In jenem Pfeiler habe ich einst den wichtigen Fund eingeschlossen, der nun durch Euch an das Licht des Tages gebracht werden soll. Jenes Kästchen enthält eine vergilbte Schrift, die furchtbare und großartige Weissagungen verkündet — ganz ähnlich derjenigen, welche Ihr nach Eurer Vision mittheiltet und wenn Ihr nun gefragt werdet um die Weissagungen, dann gebet an: daß Euch verkündet wurde, wie hier in der Tiefe des Gewölbes verborgen ein Schatz an Offenbarungen liege, der gehoben werden müsse, bezeichnet genau die Stelle, den Pfeiler, an welchem das Ritterbild steht, und wenn nachgeforscht wird, dann muß sich das Kästlein finden, die Zweifler werden geschlagen sein, ihnen wird das Maul gestopfet, und wir können, gestützt auf das alte, ehrwürdige Vaticinium, unsere Pläne durchführen, die nur von einigen kleinlichen Seelen gekreuzt werden."

Der alte Küster sann etliche Minuten nach, dann fragte er: „Aber sagt mir, Herr, weshalb bedarf es meiner bei diesem Unternehmen? wäre es nicht weit besser und einfacher, Ihr selbst oder der Herr Graf machtet die nothwendigen Offenbarungen? wenn einer der hohen Herren ganz entschieden auf die Stelle deutete, wo das Kästlein vermauert ist, wenn er sagte: Dort liegt ein so wunderbarer Schatz! würde das nicht besser sein, als mein Zeugniß?"

„Ihr irrt!" entgegnete der Pater. „Gerade Eure Person ist wichtig. Ihr steht in dem Rufe eines Propheten — eines Sehers. Solche Dinge müssen durch die Gewalt, durch die Kraft höherer Eingebungen ans Tageslicht kommen, dann, wenn sie von Leuten, wie Ihr seid, verkündet werden — dann glaubt man; die Entdeckung muß alle Gemüther aufregen, die Schwankenden befestigen und wer da Lust hat zu zweifeln, der wird sich hüten, Widerrede zu thun, wenn wirklich ein so wunderbarer Fund gethan wird, der ganz und gar die Weihe höherer Eingebung an der Stirn trägt."

Flöricke erhob sich seufzend. „Mir bleibt keine Wahl!" sagte er. „Denn Ihr seid meine einzige Stütze wider die Feinde, welche ich um mich her sehe."

„Also seid unseres Winkes gewärtig!" sagte der Pater. „Ihr werdet Nachricht erhalten, wenn Ihr Euch bereit zu machen habt. Die glänzende Belohnung wird nicht ausbleiben. Gute Nacht."

Sie verließen das Gemach, und vom Lichte des Küsters geleitet, stiegen sie die Treppe hinab. Unten an der Pforte des Thurmes verabschiedeten sie sich noch einmal. Flöricke hielt das Licht hoch empor, um seine Gäste aus dem Thurme zu geleiten, gerade als die Thüre sich öffnete, als das Licht des Küsters grell auf die Züge Wartenbergs

fiel, trat aus dem Schatten des Thurmes ein Mann hervor. Er stand plötzlich dicht dem Grafen gegenüber, zog mit boshafter Freundlichkeit seinen Hut und rief:

„Ich habe die Ehre, den Herren, Graf Wartenberg und dem Pater Wolff, einen guten Abend zu wünschen. Der Herr Pater scheinen oft die luftige Wohnung des Küsters zu besuchen. Gute Nacht!"

Noch ehe der bestürzte Graf eine Bewegung zu machen im Stande war, entschlüpfte der kecke Lauscher und verschwand im Dunkel des Kirchhofes.

„Was war das?" rief Wartenberg, dem Schatten nacheilend, wobei er über einen der nächsten Grabhügel stolperte. „Ich glaube wahrhaftig — ich habe den Frechen erkannt."

„Es war der Secretär des Herrn von Danckelmann!" sagte der Pater ruhig.

„Alle Wetter, wir sind verrathen!" rief der Graf. „Eilen wir dem Burschen nach, wir müssen auf alle Fälle versuchen, seiner habhaft zu werden."

Der Pater hielt den Erzürnten fest. „Keine Uebereilung!" sagte er. „Die Sachen liegen für uns jetzt so günstig, daß wir vor allen Dingen jeden Scandal vermeiden müssen."

„Aber Sie sehen doch ein, daß jener Mensch, ein Werkzeug des gefährlichen Ministers, uns bis hierher verfolgte. Sie selbst sind nicht sicher vor den Nachstellungen."

„Ich bin gefaßt. Sie sind zu heftig, Freund. Sie wollen immer mit Gewalt durchdringen; dieser Herr Oelven darf nicht so angefaßt werden, man muß ihn streicheln!"

„Ihn? den frechen Pamphletisten?"

„Gewiß. Nicht mit Schwertern und Stangen werden dergleichen Personen unschädlich gemacht, sondern mit List und — Geld! —"

Wolff zog die Glocke am Küsterhause, worauf Maria erschien und das Gitter öffnete. Sobald die beiden Besucher des Küsters in die Straße getreten waren, eilte das Mädchen zurück. Aengstlich suchte sie nach Oelven, halblaut rief sie seinen Namen — umsonst, der so eifrig Gesuchte blieb verschwunden.

Das Geheimniß.

Die von dem Pater Wolff in seiner Unterredung mit Flöricke so vielfach erwähnte Prophezeiung war allerdings ein Geheimniß für viele geblieben. Während sich am kurfürstlichen Hofe die Intriguen der verschiedenen Parteien kreuzten, hatte ein Theil der hohen Gesellschaft, dem Charakter jener Zeit gemäß, die möglichen Gewinne oder Verluste, die Siege oder Niederlagen vorauszusehen versucht, um danach die nothwendige Haltung einnehmen zu können. Berlin wimmelte um jene Zeit von Kartenschlägern und Nativitätstellern, von „Erleuchteten," die auf ihre eigene Hand — die mystischen Künste als Vorwand nehmend — unter dem Deckmantel der magischen Wissenschaft die unerlaubtesten Dinge trieben. Spiel und sonstige Laster nahmen überhand, man hatte von Duellen und dergleichen wenig gehört, jetzt geschah es, daß am hellen Tage Raufereien mit dem Degen in der Faust stattfanden, welche oft mit dem Tode eines Betheiligten endeten. Bald genug wurde die Polizei in Thätigkeit gesetzt. Von jeher dem finsteren Treiben abhold, fahndete die Regierung ernstlich auf alle Individuen, welche ein gewisses, geheimnißvolles Gewand um ihren Beruf oder ihre Beschäftigung breiteten, weil man in ihnen, und wohl mit Recht, die Urheber vielfachen Scandals vermuthete.

Der Leser weiß, daß Flöricke von Alters her in den Ruf eines Propheten gekommen war, dem man, mit Rücksicht auf sein bisher tadelloses Leben, keine Einschränkungen auferlegte. Da aber die Polizei durchaus nicht — zu keiner Zeit! — für ideale und schwärmerische Anschauungen geneigt war, begann man den Berichten über das Treiben auf dem Nicolaikirchhofe ein aufmerksameres Ohr zu leihen. Die vornehmen Wißbegierigen wagten nur noch bei Nacht den Küster zu besuchen, die neue Zeit wurde für den Alten gefährlich, denn auch verschiedene Aerzte legten gegen seine Heilungen Protest ein. Indessen hielt ihn noch immer die Gewohnheit, den Küster von St. Nicolai als ein altes Stück Berlin anzusehen, von der Schranke des Gerichtes fern — als plötzlich eines Tages sich die Nachricht von einer seltsamen Vision verbreitete, welche Flöricke gehabt haben wollte.

Die Anhänger mystischer Offenbarungen und Vorhersagungen verbreiteten schnell in der Residenz die Nachricht von einer wunderbaren Vision, welche der alte Küster gehabt haben wollte. Gleich, nachdem diese Neuigkeit mit Blitzesschnelle durch Berlin gelaufen war, erschien ein Flugblatt, welches Flöricke herausgab. Dieses Blatt enthielt die Vision des Küsters in Versen dargestellt und mit einem plumpen Holzschnitt verziert. Flöricke erzählte der staunenden Menge, daß in einer Nacht ihm ein Greis erschienen sei, der ihn auf den höchsten Thurm Berlins geführt habe. Von dort zeigte der Führer seinem Freunde die künftige Herrlichkeit des kurbrandenburgischen Hauses. Strahlend ging über dem Schlosse eine Sonne auf und beleuchtete die vier Ecken des fürstlichen Wohnsitzes, da sah der staunende Flöricke auf jeder Ecke eine Krone mit Scepter und Schwert, von den Kronen schossen glühende Blitze in die Nacht hinaus und als der Seher erschreckt sein Angesicht verhüllte, sagte der Greis:

„Fürchte Dich nicht, diese Visiones, so Du in den vier Ecken des Schlosses siehst, werden unter vier Regierungen geschehen. Dieses Haus wird hoch und herrlich werden, der letzte wird über alle emporsteigen, ein mächtiger Monarch werden, so das antichristische Reich über den Haufen werfen und Gog und Magog stürzen."

Nun folgte eine genaue Beschreibung von dem kommenden Wachsthum Berlins und der Größe seiner Einwohner, von dem Ueberfluß und der Lust, die unter der Königskrone entstehen würden. Diese Krone sah Flöricke in jener Nacht über dem Schlosse schweben, neun kleinere Kronen bewegten sich um dieselbe und plötzlich erschien ein mächtiger Adler mit einem Zettel im Schnabel, der die Worte trug: „Esto fidelis" und auf der Krone stand mit funkelnden Lettern das Wort: „Manebit" *).

Die Wirkung, welche dieses Flugblatt hervorrief, war eine sehr verschiedenartige. Die, welche es gleich nach seinem Erscheinen sahen, wurden, wie stets, wenn außergewöhnliche Dinge plötzlich auftauchen, lebhaft davon ergriffen und colportirten die ersten Exemplare schnell genug, um der seltsamen Neuigkeit Verbreitung zu verschaffen. Anders faßte die Regierung das Ereigniß auf. Sie wollte nicht eine nutzlose Erregung der Gemüther dulden, einmal, weil der Zweck noch nicht klar genug zu Tage lag, dann aber, weil die fremden Gesandten leicht eine politische Bedeutung wittern konnten. Eine große Partei wollte zwar die Erhebung, aber man betrieb die Verhandlungen noch so geheim, daß jedes voreilige Zwischenfahren höchst unwillkommen sein mußte. Endlich war diese prophetische Gabe denen sehr entgegen, welche die alten Zustände noch festgehalten wissen wollten.

An der Spitze dieser Leute stand der Minister Danckelmann und er ließ deshalb auf das Blatt mit eiserner Strenge fahnden. Kaum hatte er Bericht von dem Erscheinen der Flugblätter erhalten, als auch bereits die Unterdrückung derselben angeordnet ward und nur wenige blieben im Besitze eines Exemplares. Am Hofe bildeten sich Parteien, die des Ministers strenges Vorgehen, je nach ihren eigenen Wünschen, tadelten oder billigten. Der Kurfürst, obgleich ihm der Lärm, den die Sache an seinem Hofe machte, nicht lieb war, empfand doch eine heimliche Genugthuung darin, daß ein von ihm lange gehegter Plan auch in den Köpfen von Personen gährte, die dem Treiben der Großen fern standen, daß die von ihm gewünschte Erhöhung Gegenstand einer Prophezeiung geworden war und daß diese Prophezeiung dem kühnen Unternehmen einen glücklichen Ausgang verhieß. Es schmeichelte dies seiner Person und wenn er auch die strengen Maßregeln Danckelmanns nicht hinderte, so machte er doch durch einige flüchtig hingeworfene Aeußerungen den Gegnern des Ministers Muth, den Verhaßten aufs neue anzugreifen und ihn als eine Persönlichkeit hinzustellen, die stets den Lieblingsplänen des Kurfürsten entgegen sei.

Unter diesen Angreifern des Gefürchteten standen Graf und Gräfin Wartenberg obenan. Sie wußten dem Kurfürsten geschickt die Uebergriffe des Ministers zu schildern, sie beriefen sich auf die jüngst stattgehabten Vorfälle und als der Minister empfahl, den alten Küster vor den Polizeimeister zu laden, schlug der Kurfürst dieses Verlangen rund ab. Der Graf Wartenberg hatte weislich dafür gesorgt, daß die Verbreitung des Inhaltes der Flugblätter unter den Angehörigen des Hofes stattfinde. Freilich war ein strenges Verbot ergangen, über die Sache öffentlich zu sprechen, aber sie wurde von Mund zu Munde getragen und vor allen Dingen fragte sich jeder: „Woher konnte der Alte zu St. Nicolai diese wundersame Offenbarung haben? er ist als ein unbescholtener Mann bekannt, er hat

*) Sei treu! — Sie wird bleiben!

nur Ehrendes, Großes verkündet; wäre es nicht richtig gehandelt, den Mann einmal zu befragen, ihm die größte Aufmerksamkeit zu erweisen? Am schnellsten würde durch ein vom Kurfürsten angestelltes Verhör die Wahrheit erforscht werden können." Diesen letzteren Vorschlag unterstützten die Freunde Wartenbergs und besonders die Gräfin in den Unterredungen mit dem Kurfürsten auf das eifrigste.

Seinem Plane getreu, sich den im Finstern arbeitenden Personen nützlich zu machen, hatte Oelven in den Staatspräsenten einige Ausfälle auf die Prophezeiung Flörickes gethan. Er hütete sich allerdings, offen zu sprechen, da ein starkes Verbot Schweigen über die Sache befahl, aber er sprach nun von den Absurditäten der Visiones, schilderte die Thaten listiger Betrüger und berief sich auf Aussprüche der erleuchtetsten Geister. Diese Taktik schien ihm eine ganz richtige. Er wollte den Leitern der Intrigue, die seine Mitwissenschaft wohl ahnten, sich gefährlich zeigen, um von ihnen gesucht und gewonnen zu werden — Oelven war sich bewußt, daß er ein gewagtes Spiel begonnen habe, aber er trotzte auf die Kenntniß des geheimnißvollen Vorganges in dem Gewölbe der Nicolaikirche, nachdem er sich überzeugt hatte, daß Wolff wieder in Berlin anwesend war. Als sein Blatt mit den erwähnten Ausfällen gegen den Mysticismus erschien, wurde es von den Gegnern Danckelmanns benutzt, um den Kurfürsten zu bewegen, den Küster vor sich kommen zu lassen; „denn," sagten die Eifrer, „der Mann wird hier, obwohl versteckt, angegriffen, ein so außerordentliches Ereigniß ist wohl werth, daß es genau untersucht werde. Lassen Euer Durchlaucht im geheimen den Küster vor sich bescheiden, hören Sie, was er selbst berichtet."

Friedrich war von dem Verlangen erfüllt, über die seltsame Vision aus dem Munde des Propheten zu hören. Man hielt es besonders geheim vor Danckelmann — wer also konnte und mußte der nächste Vertraute in dieser Angelegenheit werden? kein anderer als der Graf Wartenberg.

Mit Frohlocken eilte der Graf deshalb eines Abends in die Georgenvorstadt, wo der Pater sich verborgen hielt. Wartenberg theilte dem Verbündeten die neue und willkommene Nachricht mit.

„Wir bedürfen nur noch eines glücklichen Zwischenfalles!" sagte der Pater; „und Danckelmann wird gestürzt sein. Wenn nach diesen Vorgängen der Schatz aus dem Pfeiler der Kirche zu Tage gefördert wird und seine Wirkung auf die erregten Gemüther ausübt, dann müssen alle diejenigen fallen, die Feinde der Erhöhung des Kurfürsten sind — dann haben wir freies, gewonnenes Spiel. Ein hoher Gewinnst ist für Kurfürst Friedrich zu erlangen und wenn er ihn erringen will — hier ist meine Hand. Ich eile nach Wien, ich betreibe die Verhandlungen und sobald ich berichten kann — die kaiserliche Majestät willigt in die Erhebung deines Hauses, werde ich fragen: „Was willst du dafür thun, Kurfürst Friedrich, zum Heile meiner Kirche?" Sie werden sehen, Herr Graf, daß ich richtig prophezeiete, als ich vor Jahr und Tag dem kaiserlichen Gesandten hier in Berlin sagte: „Die Waffen, welche ich anwende, werden hier den Sieg erringen, wie sie ihn in Sachsen erringen werden." Ihr sollt steigen mit diesem Hause, Graf — und Ihr werdet sehen, daß ich ein dankbarer Alliirter bin. Jetzt aber laßt uns eilen, denn wir müssen dem Alten in St. Nicolai noch einmal seine wichtige Mission vorführen und ans Herz legen."

(Fortsetzung folgt.)

Am Familientische.

Bücherverkehr in Amerika.

Ueber diesen für die Beurtheilung der Cultur eines Volks so wichtigen Gewerbszweig gibt der so vorzüglich redigirte „American and Oriental Literary Record," welchen unser Landsmann Trübner in London jetzt herausgibt, einige Auszüge aus den jüngst bekannt gewordenen neuesten Daten.

Californien. Nach dem „San Franzisko Evening Balletin" vom 6. Juli 1865 wurde die erste Druckerpresse 1847 in Monterey aufgestellt; die Zahl aller damals im ganzen Staat vorhandenen Bücher schätzt das Blatt auf 300. Im Jahre 1861 erschienen bereits 100 Zeitschriften und periodische Journale, darunter 30 in San Franzisko; die Zahl der in englischer Sprache im Staat vorhandenen Bücher überstieg 1867 drei Millionen Bände. Der größte „Publisher" ist die Firma Bancroft u. Comp.; doch ist mehr als die Hälfte seiner Erzeugnisse der Erläuterung der Gesetze und Verordnungen gewidmet. Auf Lager hatten sie von Büchern überhaupt im Jahre 1867: Schöne Literatur, Romane 2c. 40,000 Bände; Schulbücher 110,000; wissenschaftliche Werke 16,000; juridische Bücher und Broschüren 14,000; medicinische Bücher 4500; theologische 5500; Jugendschriften 10,000 Bände. Von geringerer Ausdehnung ist das Lager von Messrs. Roman u. Co., der zweitgrößten Firma, aber der Ladenpreis der jährlich verkauften Bücher überstieg in den letzten Jahren 200,000 Doll. An Leihbibliotheken besitzt San Franzisko eine große Zahl; verschieden von europäischen Verhältnissen ist, daß die Hotels eine große Auswahl von Büchern bieten: so enthält die Annonce über das große Hotel „Whatcheer House" auch die Bemerkung, daß es für seine Gäste eine Bibliothek von 5000 Bänden eingerichtet habe.

Chicago, Staat Illinois. Der „Chicago Republican" führt bereits für das Jahr 1860 14 Druckereien auf, die 365 Personen beschäftigen und einen Werth von 525,000 Dollars jährlich produciren. Die größte und thätigste Firma ist gegenwärtig die von Messrs. S. C. Griggs u. Comp. Von Appletons „New American Encyclopedia," die sie 1857 begann, hatte sie 1867 über 2000 Exemplare zu je 16 Bänden verkauft. Die in Edinburg bei Black erscheinende „Encyclopedia Britannica," 21 Bände stark, fand 200 Abnehmer; Tennysons „Enoch Arden" 10,000 Käufer. Am zahlreichsten werden Schulbücher verlangt; von dem einzigen Newyorker Haus Ivison, dem größten im Fach der Jugendliteratur, wurden nach dem Staat Illinois 185,560 Exemplare verkauft. Als ein Curiosum mag hier angereiht werden, wie dasselbe Blatt sich über die Eigenschaften ausspricht, die ein „Local-Editor" haben müsse, um Erfolge zu erzielen. „Er muß mit der Rednergabe eines Medicinen feilbietenden Quacksalbers die Unverschämtheit des Teufels verbinden. Er muß verstehen, ein Rennpferd zu trainiren, Sonntagsschulen zu leiten, eine salbungsvolle Predigt zu halten, ein Hotel zu führen, Purzelbäume zu schlagen und Whisky zu brauen. Er muß in Politik und Nationalöconomie zu Hause sein, wie ein Schweißhund muß er hinter mysteriösen Ereignissen her sein. Seine Haut muß wie die des Rhinoceros unempfindlich sein; wenn „hinausgeworfen" darf er nicht darüber Aerger zeigen; dagegen mag er heimlich Steine gegen die Hunde werfen, und im Püffeaustheilen muß er bewandert sein. Im Stadtgeschwätz darf ihm nichts entgehen, in Lob und Tadel muß er stets in Extase gerathen, rein Menschliches ins Wunderbare ziehen. Dann wird er allerdings „seinen Weg machen" wie kaum ein anderer."

Hartford, Connecticut. Hartford ist der große Manufacturort der Coltschen Revolver und der Sharpschen Büchsen; während des Kriegs blühte es in außerordentlicher Weise auf. Der Sinn seiner Bewohner ist ganz vorzugsweise auf die militärische Literatur gerichtet. Von Horace Greeleys „Geschichte des amerikanischen Conflicts" wurden 100,000 Exemplare verkauft; „Die Amme und der Spion" fand sogar der romanhaften Einkleidung wegen 125,000 Abnehmer; 70,000 Exemplare gingen ab von Richardsons „Feld, Gefängniß und Flucht," das mit starken Farben schildert; kleinere Broschüren hatten einen oft ganz fabelhaften Erfolg.

Zerstörung von Bibliotheken. Der Bürgerkrieg hat hierin den Südstaaten große Verluste zugefügt. Die Virginia-Staatsbibliothek ist ihrer kostbarsten Bücher und Manuscripte, darunter viele Unica, beraubt worden; Karten und Tafeln sind mit größtem Vandalismus aus den Texten herausgerissen. Gleiche Beraubung hatte die Staatsbibliothek von Georgia zu erdulden; ein Unterschied besteht nur darin, daß die entnommenen Bücher in die Hände „der Freunde der Literatur in der nordstaatlichen Armee" übergingen und jetzt Privatbibliotheken zieren. Von letzteren wurden völlig zerstört: bei Charleston diejenige des Novellisten W. Gilmore Simms, und in Savannah durch Shermans Leute die kostbare Sammlung von Werken über afrikanische Sprachen und Sitten, welche der auf diesem Gebiet wohlbekannte Dr. W. L. Hodgson angelegt hatte; vieles nur handschriftlich vorhandene Material ging damit zu Grunde. Den größten Verlust aber erlitt die Smithsonian-Institution in Washington; ihre Bibliothek, die umfangsreichste und kostbarste in ganz Amerika, wurde durch eine wahrscheinlich von Frevlerhänden angelegte Feuersbrunst vernichtet.

G.

Räthsel.

Kunstvolles Werk von zarter Frauen Hand!
O reiche Zier! mit Gold oft aufgewogen!
Schmückst du die Braut? Dann ist's wie See und Land,
Vom Duft der Ferne zaubrisch überflogen!

Ein Zeichen nehm' ich dir; dann ist's der Mann
Voll Geistesklarheit und Gemüthestiefe;
Der deutschen Hoheit selbst ein Zeuge dann,
Wenn Lessing auch und Goethe, Schiller, schliefe!

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 22. Februar 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 21.**

Die steinerne Agnes.

Eine Geschichte aus den Bergen von Heinrich Noë.

(Schluß.)

Am letzten Samstag hatte, wie gewöhnlich, der Vorsteher einen Hammel geschlachtet, von welchem ihm, nach herkömmlichem Brauch, die Bauern ihren Fleischbedarf für die Woche abnehmen sollten. Der Hammel war von dem eisernen Thürpfosten, an welchem er aufgeschlitzt hing, verschwunden. Auch vermißte man einige Zicklein, welche vielleicht von dem Fremden, den sie neugierig oder in der Hoffnung Salz zu erhalten, nachgesprungen waren, mitgenommen wurden.

Die Geschichte mit dem Hammel gab die ersten Anhaltspunkte zur Verfolgung des Diebes. Es sollte nämlich kurz vorher in der Nähe ein zerlumpter Mensch gesehen worden sein, welcher sich durchlöcherte Nußschalen vor die Augen gebunden hatte, um sich unkenntlich zu machen. Seine Spuren führten nach dem Mittelgebirge hin, welches sich vom Edelweißlahner gegen die Ache herabsenkt.

Aus der nämlichen Gegend kamen aber einige Tage später Nachrichten weit mehr wunderlicher Art. Ein Mensch, welcher Dünger herabtrug, meldete, daß die Sennerinnen dort droben nicht einmal mehr ihrem Lieblingsvergnügen, dem Einsammeln von Moosbeeren an den Jochwänden, nachzugehen sich getrauten. Es hatte sich nämlich im Gewänd niemand Geringeres, als der Teufel selbst sehen lassen. Er trug ein dunkles zottiges Fell, Hörner auf dem Kopf und trieb sich bei Tag und bei Nacht auf den oberen Almen herum, daß sich die Dirnen fast nicht mehr vor die Hütten wagten und das Vieh bald erschreckt, bald tobend durch die Zäune brach.

Es war der Gemeindediener selbst, welcher Hans diese Geschichten erzählte. Dieser fuhr voll Feuereifer auf und wollte augenblicklich nach der Alphütte gehen, auf deren Umgebung die Darstellung am meisten stimmte. Der Gemeindediener aber legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Horch, Hans, was ich Dir sag'! Ich hab' über die Angelegenheit nachgedacht in der Weil, wie ich jetzt da zu Dir hergangen bin. Wenn einer so mit dem Gewehr und, wie er grad ist, 'naufgehen sollt', so hätt's ja ich selbst thun können, aber verlaß Dich auf mich, es ist gescheiter, wir gehen die Sach' anders an. Der Kerl, den die dummen Menschinnen da oben den Jochteufel heißen, kennt die Leut gewiß so gut, wie er die Steig kennt. Wenn er nacher mich oder meintwegen auch Dich daherkommen sieht, so weiß er gleich, wie viel's g'schlagen hat, legt sich irgendwo hinter einen Buschen und nacher kannst lang warten, bis er Dir z'wegen kommt. Schau, das müssen wir anders machen, er darf kein' nit kennen!"

„Wohl, das ist gleich g'sagt, aber wie machen wir's nacher, daß er uns nit kennt?"

„Hab's schon ausg'studirt," entgegnete der Büttel. „Du weißt es ja, es gehen manchmal so Bettler auf den Almen rum, die schauen, daß s' ein' Käslaib oder ein' Butter oder ein Haferl voll Schmalz g'schenkt kriegen, daß sie sich den Winter durchfretten mit dem, was sie so im Sommer zusamm'bringen. Nu, ich meinet halt, Du ziehst eine Montur an, daß D' ausschaust wie so ein Lump. Mußt es doch schon g'sehen haben, wie s' nacher in die Wirthshäuser den Schnaps mit dem Schmalz zahlen?"

„Wohl! Wohl!" bekräftigte Hans aufmerksam.

„Vor einem solchen, das siehst ein, schent er sich gewiß nit. Da stellst es halt nit gar z' dumm an, fragst ihn nit gleich aus und so — — Du verstehst mich schon. Kann sein, daß es ihm auch nit z'wieder ist, wenn er einmal eine Ansprach findet. Bitt'st ihn um was z'essen, bist lustig, machst Dich schön zu, und trachtest, daß D' 'rauskriegst, wo er immer hingeht, wenn er das andere Gewand an hat. Denn in seiner Teufelsmontur kann er doch nit immer herumlaufen. Sind wir ihm ein Mal da hintgekommen, so steht's nit lang an und wir haben die, die ihm 's gestohlene Sach abkaufen. Nacher geht er ein mit sei'm Dachskopf — hab' sagen wollen, mit seine Teufelskrideln!"

Der Vorschlag leuchtete Hans ein. Er suchte in der Knechtekammer das schlechteste Wams und die am meisten zerrissene Hose.

„Jetzt muß ich Dir aber auch noch den Schädel herrichten," sagte der Gemeindediener.

Es wurde beim Bader ein großes Stück Heftpflaster geholt und von der Stirne über den linken Augenwinkel herab befestigt, das Haar mit einer Hand voll grobem Roggenmehl eingestaubt, die Wange

durch ein paar kleine Rasirmesserschnitte geritzt, der Hals und ein Theil des Gesichtes mit einer Mischung von Pulver, Röthel und Blut eingerieben.

Der Jochteufel konnte ihn unbedenklich für einen Kameraden halten, und auf jedem Wickenfelde hätte er Dienste gethan, gegen welche keine andere Vogelscheuche aufkommen konnte.

„Das Pflaster wär' schon recht," sagte endlich Hans, „und zum kennen wär' ich nit leicht, aber, wenn er mich fragt, woher ich's hab' und wie's damit zugangen is, was soll ich nachher sagen?"

„Da sagst so!" erwiderte der Büttel. „Ein Melker is Dir begegnet, erzählst ihm, und hat glaubt, Du hast en Käsleib g'stohlen, den D'grad unter'm Arm tragen hast. Drauf hat er Dich mit sei'm Bergstock schlagen wollen, Du hast Dich gewehrt und z'letzt ein' Schlag über Dein' Schädel kriegt — aber 'en Käs hat er Dir doch nit nehmen können. Das glaubt er schon."

„No, is gut!" entgegnete Hans. „So wie's völlig Nacht ist, mach' ich mich auf'n Weg. Denn sobald er mich von hier ausgehn säh', wär' der Glauben schon dahin." Hans war von solchem Eifer durchdrungen, daß er in der That schon kurz nach Mitternacht den Berg anstieg, um noch unter dem Schutz der Dunkelheit die Höhe zu erreichen. — —

Um manches zu erklären, was in den nachfolgenden Berichten zur Sprache kommt, ist es nothwendig, einen kurzen Blick auf die Geschichte jener Höhen zu werfen.

Der Gold- und Silberreichthum der Felswände dort oben war theils durch uralte Bauten erschöpft, theils vergessen und verschollen, seit lutherische Knappen, welche blinde Verfolgung aus dem Lande jagte, die Gruben verschüttet hatten und unangreifbare Gletschermassen den Boden bedeckten, auf welchem vor Jahrhunderten die Werkzeuge der Schurfmänner arbeiteten. Wenn in heißen Sommern der eine oder andere erstarrte Strom schmolz, so entdeckte man nicht selten Bretter, über welchen die Eisnacht eines halben Jahrtausends gelagert hatte, im Schutt der Moräne menschliche Gebeine, Hufeisen von Maulthieren, ja Anzeichen noch weit früherer Thätigkeit, kupferne Keile und steinerne Hämmer. Weiter herunter hatte vor kurzer Zeit der Gletscher die Trümmer einer Hütte ausgeworfen, an deren Sparren Loden- (grobe Tuch-) Fetzen hingen und unter welcher eine Anzahl menschlicher, noch halb bekleideter Skelette gefunden wurden. Unduldsamkeit, welche die Lehre Luthers im Lande ersticken wollte, die Ablenkung des Verkehrs von den alten Saumpfaden nach anderen Gegenden und die allmähliche Herabsenkung wuchtiger Firnfelder hatten also gleich mächtig eingewirkt, um die einst belebten Firste der goldenen Höhen zu weiten Einöden voll Schutt, Eis und Gefahren zu machen. Außer dem Hirten, der ein verirrtes Stück seiner Herde suchte, verlor sich nur manchmal ein armer, bethörter Mensch dorthin, welcher die verborgenen Eingänge eines Stollens suchte, den die verbannten Knappen in ihrem Unmuthe vermauert hatten. War ihm eines der grauen Männlein hold, welche noch immer die Hallen voll Reichthum und Glanz hüteten, so mochte es wohl zutreffen, daß er gesegnet von dannen ging. Aber es vergeht kein Jahr, in welchem nicht ein Unglücklicher sein Streben mit dem langsamen Tode büßt, den er in der tiefen Kluft irgend eines Gletschers erleidet. Wären die Gefahren und tödtlichen Mühen nicht, es würde noch unser Geschlecht und die Machthaber und die Reichen unserer Tage die gepanzerten Halden mit dem Spaten anbrechen. Der Kampf gegen die Wuth der umgebenden Elementargeister ist aber ein so schwerer, daß selbst die Grube auf dem hohen Rauriser Goldberge, in welcher noch heute Goldstufen gehauen werden, in wenigen Jahren verlassen werden wird.

So hoch nun brauchte freilich Hans nicht zu steigen, um dem Abenteurer aufzulauern. Indessen fehlten auch auf der grasigen, theilweise mit Krummholz bedeckten Matte, worauf er jetzt einen geeigneten Hinterhalt suchte, die Anzeichen nicht, welche auf verschollene Erzgräber hinwiesen. Die grauen Balken, welche dort geneigt und völligem Hinsturz nah aus dem Geröll emporragten, gehörten einst ohne Zweifel zu einer Hütte, in welcher die Erze mit dem Hammer geschlagen wurden. Und die tiefe, kesselähnliche Grube vor ihm deutete auf jene rohe Zeit des Bergbaues hin, zu welcher Holz und Kohlen in solche Mulden geworfen und die Erze darauf gelegt wurden. Dann senkte sich der „König" nach unten, die Schlacken jeglichen Erzes aber waren von Rauch und Kohlen schwarz, wie jetzt die Schlacken des Kupfers.

Der Rand dieser Mulde däuchte Hans kein übles Versteck. Neben den Balken der Hütte, an welchen schon jetzt in der Morgendämmerung ein Blauspecht herumhämmerte, vorbei sah er die umliegenden Jochränder und Einsenkungen ganz genau, auch die Pferche von fünf bis sechs Alpenhütten am Abhange des Edelweißlahner. Zugleich war der Kopf durch einen buschigen Kieferzweig leicht den Blicken von außen zu entziehen wie der Körper, welcher, der Absenkung der Mulde entlang gestreckt, völlig verborgen dalag.

In der That besann sich Hans nicht lang und wählte die alte Erzgrube.

Vorläufig sah er nichts, als das Hin- und Herschwanken der Morgennebel über der feuchten Hochaue, die Misteldrossel gab ihren schnarrenden Ton von sich, hie und da flog eine Steindohle oder ein Krammetsvogel über die Legföhren. Die Luft war kalt und durchfeuchtete ihn mit schwerem Thau.

Da hafteten mit einemmal seine Augen unverwandt auf einen Gegenstand in der Ferne und mit freudiger Ueberraschung murmelte er vor sich hin: „Is er richtig schon auf seine Krucken!"*)

Die Gestalt, welche von ihm an einer der Wände des Edelweißlahner bemerkt wurde, hatte allerdings nicht das geringste Gespensterhafte an sich. Sie trug weder Hörner noch einen zottigen Pelz, sondern, wie es schien, die ganz gewöhnliche Kleidung der Burschen. Dennoch aber zweifelte Hans schon nach wenigen Augenblicken nicht mehr, daß er seinen Mann vor sich habe.

Es war keiner der ihm bekannten Jäger oder Jagdpächter, und ein anderer, als einer, der auf die Jagd gehen wollte, hatte um diese Zeit und besonders in jenen Waldbeständen nichts Denkbares zu thun. Hans erblickte also einen Raubschützen und der Raubschütze vor Tagesanbruch war sicherlich kein anderer, als der Dieb der späteren Tagesstunden.

Nun galt es, sich ihm auf eine unverdächtige Weise zu nähern. Stand er auf und ging aus der ansehnlichen Entfernung geraden Weges auf ihn zu, so konnte der Mann Argwohn schöpfen. Hans verfiel deshalb nach einiger Ueberlegung auf ein Mittel ihn näher herbeizulocken. Josei, dessen Künste Moidl dem Sattlerwastl gegenüber so sehr gepriesen hatte, war nicht umsonst gelegentlich sein Lehrmeister gewesen.

Es dauerte nicht lange, und aus dem Dickicht der Legföhren scholl der schnalzende, gurgelnde Ruf des Spielhahns, so mächtig und laut, wie er nur je über die Berghalde hin gedrungen sein mochte.

Der Mann stutzte und wandte sich mit dem Kopf nach allen Seiten, wie um den Ort zu errathen, von welchem der Ruf ausging. Er mochte als kundiger Jäger wohl wissen, daß nichts mehr trügt, als die scheinbare Nähe oder Ferne dieser Töne.

Wäre auch Hansens Gesicht nicht beschmiert gewesen wie das eines Wilden, so hätte es doch eine abscheuliche Grimasse geschnitten, als er die Stimme des Vogels nachahmte. Er versuchte es nun zum zweiten, dritten und noch öfter wiederholten Male.

Der Erfolg war günstig. Der Mann kam näher und näher, indem er leise auftretend sein Gewehr in der rechten Hand hielt.

Dem Hans schlug doch das Herz etwas lauter. Ganz und gar sonderbar wurde es ihm aber zu Muth, als er jetzt — eine Täuschung war nicht mehr möglich — den Brennersepp erkannte.

Was sollte er thun? Sepp mußte ihn trotz Entstellung und Verkleidung erkennen, auch wenn Hans ein geübterer Possenspieler gewesen wäre, als der ungeschlachte tölpische Bursche, den der Gemeindediener mit einer so unpassenden Sendung betraut hatte. Dem Brennersepp etwas zu Leide zu thun, hätte er für die abscheulichste Sünde gehalten, denn ohne ihn war er jetzt todt, unter der Lahn begraben. Auf der andern Seite aber drückte ihn nicht wenig die Neugierde, einen Aufschluß über die neuesten Abenteuer seines Lebensretters zu bekommen.

So entschloß er sich kurz, sprang aus dem Graben hervor, gerade auf Sepp zu und rief: „Oho, Sepp, Du auch schon jagern?"

Der Angeredete blieb einen Augenblick überrascht stehen und betrachtete die seltsame Maske. Dann lachte er laut auf und sagte:

„Nu, das wär' mir der rechte Spielhahn!"

Ehe er aber noch Zeit hatte, weiter zu fragen, war Hans völlig in seine Nähe gekommen, ergriff seine Hand und sagte:

*) Füßen.

„Scheu Dich nit, ich bin's — der Hans vom Seehof, den's D' aus der Lahn zogen hast."

„Jetzt schau! Wenn ich Dich nit an der Stimme kennet, hätt' ich Dich grad für den Putz selber gehalten."

„So," entgegnete Hans, „und hab's darauf angelegt, daß ich ehenter ausschauen söll, als wie einer, der dem Kleinbrot nachgeht (bettelt) und auch heimgaschtet, daß er irgendwo ein Trumm Käs derwischt. Aber daß ist g'spaßig, daß gerad Du vom Putz redest, Du machst ihn ja selber!"

„Ah, hast das auch schon g'hört? Nein, den kann ich nicht machen. Wann ich die Montur hätt', ich laufet als brennender Fack (feueriges Schwein) 'rum, nit grad als Teufel, aber jetzt sagst mir z'erst —"

Sepp schwieg betroffen. Denn in diesem Augenblick schallte aus den unteren Baumbeständen ein häßlicher Lärm, wie wenn eine Anzahl Menschen mit Halloh auf die beiden zukäme. Auch Hans schaute sich erschreckt um.

„O mein'," fuhr aber der Brennersepp fort, nachdem er scharf gehorcht hatte, „es ist nur ein ganzer Flug Eulen, die auf Raub draußen waren und jetzt zu den Nestern fliegen, eh's völlig Tag wird. Also mir sagst jetzt, warum's D' Dich so rausstaffirt hast, daß D' zum Grausen hersiehst."

„Weißt, Sepp, ich hab' halt den fangen wollen, der bei mei'm Vater die (Bienen) und beim Vorsteher im Mushaus den Schöpsen forttragen hat."

„Ah so wohl!" entgegnete der Brennersepp. Da weiß ich nix davon, die hat der Teufel geholt."

„Sepp, Du hast mich aus der Lahn 'rauszogen, vor mir brauchst Dich kein kreisel nit z'fürchten, ich verrath' nix, ich thu' Dir nit leid, sag mir nur grad eins: Was weißt von der Moidl? Ich bin ihr Narr (Geliebter) gewesen, und daß f' 'n Jack derschossen hat, das weißt auch und nacher sagst mir auch, warum D' jetzt bei der Ebersbacherin Dich aufgehängt hast — ja, Sachen verzählen f' schon von Dei'm Rumschlenkern —!"

„Und das willst alles in einem Athem wissen? Ich weiß ja nit, wo's D' willst, daß ich anfang'," sagte Sepp. „Aber," fuhr er nach einem Augenblicke Stillschweigen spöttisch fort, „Du wirst Dir heut Nacht noch nix erbettelt haben. Schau, in dem Scherben (Unterstandsort für das Vieh bei schlechtem Wetter) dort hab' ich ein' ganzen gerupften Spielhahn, Schöpsernes, ein bratenes Zickel und einen Vogelbeerern (Branntwein), alles in mei'm Rucksack. Da gehn wir hin und discurirn, wie's uns grad gefreut!" — Eine Viertelstunde später prasselte ein lautes Feuer im Innern des Scherbens und Sepp hielt seinen Spielhahn darüber, den er an eine schwache Stange aus Legföhrenholz gespießt hatte.

Es schien dem Brennersepp an nichts zu gebrechen. Er hatte Tabak und selbst von herrischen Prügeln, wie ihm deren Ludwig einige geschenkt hatte, besaß er mehrere Bündel.

Dieser Wohlstand entsprang, wie er seinem Gast unverhohlen erklärte, der Gewohnheit einiger Bauern im Hinterthal, ihre Schafe während des Sommers ohne Aufsicht auf der Alpe zu lassen. Von Hirten und Hünden, meinen sie, würden die Schafe zu sehr gegen Willen und Neigung bald hier, bald dorthin gesprengt, und nähmen an Fleisch weit weniger zu als solche, die ungestört und nach eigenem Behagen sich Zeit und Ort der Bewegung wie der Ruhe wählen. Freilich verwildern dann viele der Thiere so, daß sie beim Anblick eines Menschen gleich der Gemse davoneilen und schließlich aus weiter Entfernung geschossen werden müssen, wenn man überhaupt einen Nutzen von ihnen ziehen will. Andere erliegen der Gewandtheit hungriger Räuber von der Art des Brennersepp. Hehler im jenseitigen Dorfe hatten ihm zwar nicht Geld, aber schlechte Waaren für seine Lieferungen gegeben.

Ehe es zu weiteren Erörterungen zwischen den beiden kam, bereitete der Sepp dem anderen noch eine Ueberraschung.

Er ging hinaus, trat zu einem großen Block und hob eine brüchige Schieferplatte auf, welche seitwärts an demselben angelehnt war. Darauf zog er ein Bündel hervor, welches er vor den Augen des Hans aufwickelte.

„Weißt, was das ist?" fragte Sepp.

„Jetzt schau, das ist ja Deine Teufelsmontur!"

„So weit hätt'st schon recht, eigentlich ist's aber doch weiter nichts, als dem Jack — Gott laß ihn ruhen im Frieden — sein Anglöckler-Gewand." *)

„So?" erwiderte Hans. „Das weiß ich schon, daß der Jack immer unter den Anglöcklern g'wesen ist, einmal als Hex, nacher als Bär, epper auch als Teufel. Aber wie kommst denn zu dem Gewand? Aus seiner Hütten wirst's ihm schier nit forttragen haben!"

„Gewiß auch nit! Ich hab's von der Ebersbacherin mitgenommen, bei der hat er's seit dem Winter liegen gehabt. Das war dazumal, wie ich mich aufgehängt hab'. Darauf bin ich als Teufel davon."

Der Spielhahn war gebraten und die beiden Burschen ließen sich die Bissen wacker schmecken, die sie mit ihren Messern abtrennten. Sepp wurde durch die Beschäftigung seiner Kinnladen nicht abgehalten, der gesprächigen Laune, die ihn einmal überkommen hatte, zu folgen. Er fuhr, ohne eine Aufmunterung abzuwarten, fort:

„Weißt Hans, ich hab mich aufgehängt zum Spaß, wenn f'aber beim Gericht alles wüßten, so wäret' die Ebersbacherin aufgehängt, aber nimmer zum G'spaß! Und grad nit wegen einer Sach verstehst mich?"

„Geh, was Du da sagst! Wie sollt' denn das sein?"

„Nu schau, was die anderen brennt, das blas' ich nit. Ich erzähl' Dir' jetzt nur, was sie mir angethan hat und wie ich zu dem Anglöckler-Gewand kommen bin. Vorerst mußt Du wissen, daß, seit der Jack todt ist, ich allein ihre Geschichten kenn'. Thu' ich den Mund auf, nacher ist's mit ihr aus. So wahr ich da sitz', Hans, ich sag' Dir's, mir ist nie ein Gedanken kommen, daß ich sie hätt' verrathen wollen, weil ich mir denk', sie wird's schon noch einmal verspüren in ihrer letzten Stund und als abgeschiedene Seel. Aber seit ich ihr einmal gesagt hab': „Du, Ebersbacherin, bei Dir ist jetzt doch hübsch viel zusammkommen. Wenn ich Du wär, ging ich doch einmal in den Markt 'nunter zum Gesellpriester (Coadjutor) und thät beichten." Seit der Zeit hat sie mich in Verdacht gehabt, daß ich von ihr was angeb'. Ich komm' in der Früh hinein zu ihr und bring' ein halbes Schaf, das soll sie zum Verkaufen forttragen. Sie aber fragt mich: „Da hätt ich Nocken, magst keine davon essen?" Hungerig war ich und ich hab' mir denkt, warum nit? Wie mir jetzt der Einfall kommen ist — ich wüßt's nimmer zu sagen, aber kaum habe ich den Löffel in der Hand gehabt, so ist es mir vorkommen, wie wenn's mit den Nocken seine Richtigkeit nit hätt. Ich hab' gewußt, daß sie von ihres Mann's Zeiten her noch Mausgift in der Truhe hat, und auf den Nocken, am Rand der Pfanne, waren so weiße Körneln, die mir gar nit haben einleuchten wollen. „Wart nur, ich krieg' dich schon!" hab' ich mir denkt, thu' von einem Nocken das weiße Pulver weg und eß' ihn. Kaum hab' ich ihn drunten, so stell' ich die Augen grad' naus, leg' die Händ' auf den Bauch, wind' mich und schrei', daß es zum Erbarmen war. Sie springt her, schüttelt mich am Arm, schreit was sie kann und fragt mich, ob mir denn gar so schlecht wär'. Ich aber thu', als ob's mir immer übler würde, red' nichts mehr und stell' mich auf die Letzt ganz steckensteif. So ist es wohl eine halbe Stund fortgangen. Auf die Letzt hat sie mich gar mit einer Nadel gestochen, um zu sehen, ob ich noch ein Gefühl hab'. Ich aber geb' keinen Laut von mir, nit einen einzigen Kikezer, weil ich hab' mit aller Gewalt wissen wollen, was sie nacher thun wird. Nacher gibt sie mir noch einen Stoß auf den andern, ich aber rühr' mich nit. Jetzt wird sie sich wohl denkt haben, ist er entweder todt, oder zum wenigsten spürt er nichts mehr. Darauf rutscht sie auf den oberen Boden und laßt durch das Guckloch einen Strick 'runter, in dem sie eine Schling nein gemacht hat. In diese Schling schiebt sie mich mit Kopf und Hals hinein, geht wieder auf den Boden und zieht den Strick an. Du weißt, Hans, die Keuschen ist so niedrig, daß ich gar nie nit in der Luft hätt' frei schweben können. Ich hab' mich aber auch zusammgenommen und mit den Zehenspitzen den Boden nit verloren. Darauf ist sie noch einmal 'runter gekommen, hat mein Kopf betrachtet, wie sich der nach vornhin nach der Brust neigt und — auf und davon war sie."

„Nein, aber das sind Sachen!" sagte Hans aufs höchste gespannt, und mit einer Handfläche auf die ander klatschend.

„Wie ich mir's denkt hab', so ist's 'gangen. Sie ist 'nunter zum

*) Anglöckler nennt man die wild und abenteuerlich aussehenden Masken, welche im November zur Zeit der langen Nächte mit Schellen und Glocken sich in den Pinzgauer Dörfern herumtreiben.

Vorsteher und hat gesagt, ich hätt' mich bei ihr aufgehängt. Die Augen hätt' ich sehen mögen, die der nacher gemacht hat und die Ebersbacherin dazu, wie s' statt meiner die Binsen in der Schlinge finden."

„Das ist aber doch völlig schreckbar," sagte Hans, „die Wurzin gehört ja an den Galgen."

„Sorg dich nit, sie kommt ihm kaum aus," entgegnete Sepp. „Nu, ich hab' nacher allerlei mitgenommen, was mir taugt hatt und auch dem Jack sein Anglöckler-Gewand, da siehst es!"

„Ja, daß s' Dich aber hat umbringen wollen, warum hat sie sich so gefürchtet vor Dir?"

„Hans, dasselbige mag ich Dir nit sagen. Es ist schon genug, wenn's D' weißt, daß es wegen der Moidl war."

„Und ich bitt' Dich mit aufgehobene Händ'," erwiderte Hans mit flehentlichem Tone, sag mir nur grad das! Schau, ich bin noch alleweil der Narr von der Dirn. Ich muß wissen, was mit der ist. Ich versprech' Dir alles, ich verrath' Dich meiner Lebtag nit, ich geb' Dir alles, was ich vermag — schau, es ist vielleicht mein Glück, wenn ich alles weiß, vielleicht laß ich in Gedanken ab davon, denn da drinnen (setzte er mit einer Handbewegung hinzu) hab' ich noch immer keine Ruh, wenn ich dran denk', wie s' mich dieweil angeschaut hat, wenn s' grad gut gelaunt war.— —"

„Das is was anderes!" entgegnete Sepp lachend. „Da will ich Dich schon kuriren, geschwind auch noch! Wär' schad, wenn's D' Dich nit an eine hinhängest, die von besserem Schuß wär'. Das verzähl' ich Dir geschwind. Aber verrathen thust mich nit, gelt ja, Hans? Gibst mir Deine Hand drauf! Wart, steck Dir auch ein' Tabak an, nacher verdaust die Geschicht besser. Sie ist ein bissel zäh und könnt Dir leicht im Magen liegen bleiben!"

Sepp nahm einen Span zur Hand, zündete die Pfeife an und fuhr, mit derselben gestikulirend, fort:

„Wie's Dich packt hat und zur Moidl gezogen, accurat ist es mit ihr auch gewesen, aber nit zu Dir, sondern zum Jack. Sie hat nichts gehabt, er hat nichts gehabt — drum hat er nit anbissen, im Gegentheil ist ihm alleweil die Bodenbauer Dirn, die Agnes im Kopf gesteckt und hat er sich bei ihm selbst einbild't, er wird noch einmal Bauer auf dem Bodenlehen. Der Moidl aber ist das alleweil im Kopf rumgangen und sie denkt sich, hätt' ich das weißgüldige Erz, den Goldkies und die blührothen Glanzstein', die im alten Knappenschacht liegen und die kein Mensch findet, so nähm' mich der Jack doch, denn übers Geld geht dem nichts. Dazu ist s' noch die längste Zeit mit dem damischen Josei zamm'g'steckt — das ist ein Erzschürfer, Du kennst ihn ja so gut wie ich, und der hat s' noch gar völlig auseinand bracht. Wer eine lebendige Jungfrau, sagen s', in die blaue Vitriolbrüh' neinwirft, die tief z' unterst schon ganz in der Mitten von der Erdkugel im Stollen ist, dem bringen die Bergmandlen daher, was er verlangt. Auf was für einen Einfall meinst jetzt, daß die Moidl und die Ebersbacherin miteinander kommen sind?"

Hans schüttelte den Kopf.

„Um die Zeit ist die Bodenbauer Dirn öfters zu der Ebersbacherin heimgaschten kommen und manchmal bis in die Zwielichten 'nein blieben. Da hat sich die Moidl das Ding so ausdenkt, daß sie sich ein Trankl verschafft hat — wie mer das Ding heißt, weiß ich nit. — Das wollen s' der Agnes geben in ihren Kirschbranntwein, sobald s' wieder einmal kommt. Und wenn s' von dem Trunk nix mehr von sich gewüßt hätt, nacher hätten sie s' 'naustragen und 'nunter geworfen —"

„Das hat die Moidl thun wollen!" schrie Hans. „O, wenn ich das gewußt hätt', ich hätt sie niederg'schlagen, wo sie gangen oder g'standen wär."

„Paß nur auf!" sagte Sepp, „die Geschicht ist noch lang nit aus. Die Agnes hat ein' sakrischen Schutzgeist, denn um dieselbige Zeit herum ist's ihrer Mutter eing'fallen, daß sie der Dirn g'sagt hat, sie möcht nimmer so oft in die Ebersbacher Hütten gehn. Kurzum, sie ist an die drei Wochen nimmer kommen, und anders haben sie ihr nit anmögen. Ich sag Dir's, es war ein Glück für die Dirn — und mehr sag' ich nit. Die Moidl ist Dir alle Tag ganz verruckt 'naufkommen und hat gefragt, ob die Agnes denn noch nit kommt."

Während dieser Erzählung hatte Sepp nichts zu thun, als dem Hans fortwährend die Pfeife anzuzünden. Dieser vergaß zu ziehen, denn sein Athem hing an den Lippen des Wildschützen.

„So sind die Sachen gestanden," fuhr er fort, „wie ich auf die Ebersbacher Hütten kommen bin. Es war am schmerzhaften Freitag vor der Osterwoche. Am Samstag — die Ebersbacherin, der Josei und ich sitzen gerad bei einander und discuriren — kommt die Moidl z'wegen und jammert und heult und schreit, ihre Schwester Broni sei gestorben. Wir haben eine Weile an ihr 'rumgefragt, da steht der Josei auf und sagt: „Ich hab's! Es thut's eine todte auch, wenn s' noch nit über drei Tag in der Erde gelegen ist. So steht's in die alten Bücher." Nu, das kannst Dir denken, was s' nacher für ein Getratsch und Geraffel mitsamm g'habt haben. Später ist der Jack auch dazu kommen, der hat aber gleich g'sagt, er thut da nit mit und dort nit mit — die andern Absichten mit der Agnes haben wir ihm nit g'sagt, da wären wir gleich alle verrathen g'wesen. Ich hab' nix zum derbeißen g'habt und mich hergegeben — denkt hab' ich mir, unserm Hergott liegt so viel nit dran, ob ein Todter eine Klafter oder hundert Klafter in der Erde liegt. Und so hab' ich also versprochen, daß ich die Broni zu die Geister in die Gruben 'neintragen will. Der Josei hat gesagt, die Agnes sei freilich besser, weil sie mit dem steinern Abgott da droben den gleichen Namen hat. Aber das hat er auch gesagt, das weiße Todtengewand, das die Broni anhat, das wär' auch nit schlecht."

„Und Du hast die Broni ausgegraben?" fragte Hans, der während dieser Erzählung den Mund so aufriß, daß eine mittelmäßige Drossel ohne Schwierigkeit den Eingang gefunden hätte.

„Ja ausgraben hab ich s' bei der Nacht und 'naustragen. Weiter aber hab' ich die Todte nit bracht, als bis zur Ebersbacherin. Da haben wir sie auf den obern Boden gelegt. Die Moidl war da und hat's vielleicht gewußt, denn sie hat durch das Guckloch das weiße Gewand droben sehen können. Ich hätte gern noch g'wartet bis zur nächsten Nacht, aber die Weiber haben mir keine Ruh mehr g'lassen. So hab' ich sie denn in einen Wurzsack g'steckt, auf einen Schlitten geladen und gegen den Edelweißlahner 'naufzogen. Wie ich in die Näh vom Stollen kommen bin, zieh' ich den Sack wieder von der Todten 'runter, denn sie muß im weißen Gewand sein, wenn sie in den Schacht stürzt. Mit dem Schlitten ganz zum Stollen hinfahren, trau' ich mir auch nit, man weiß doch nit, wer nachschauen mag nach den Spuren. Ich nehm' also die Dirn 'runter und trag' sie weiter — weit hab ich nimmer g'habt. Wie ich unter der steinernen Agnes durchkomm', wird es schon ganz Abend. Du weißt, im Stollen drin hausen so viel Fledermäus. Von denen fliegt eine nach der andern grad' auf mich zu, schaut mich und die Todte an, von der der Kopf über meine Schulter hängt. Am Wind kenn' ich's auch, daß das Wetter grob wird. Pfeifen und Heulen thut's Dir im Gewänd, daß Dich nimmer auskennst. Ich weiß nimmer recht, wie's gangen ist. Gerad bei dem überhängenden Palfen wird mir die Leich zu schwer, ich nehm' s' runter, und will s' hinlegen, daß ich ausrast. Da is mir's, wie wenn s' mich anschauet und auf einmal lacht's Dir vor mir und ich seh', daß die steinerne Agnes den Mund verzieht. Mir ist's, wie wenn alles zusammfallet und eh ich mich's verschau, liegt die Broni kopfab auf dem Geröll drunten."

„Und da hast es liegen lassen?" fragte Hans.

„Ja! Ich wär' nimmer 'nunter gestiegen um alles! Jetzt paß auf! Wie ich zur Ebersbacherin z'rückkomm, ist's schon schier völlig finster und weht's und tobt's. Ich denk' mir Wunder, wie mich die anfahrt, wenn ich ihr erzähl', wie mir's gangen hat. Sie sagt weiter nichts darauf als: „Nu, werd' ich halt sonst schauen!" Wie ich mich recht umseh' in der Hütten, steht richtig die Bodenbauer Dirn hinterm Herd — aber schon so viel Aehnlichkeit hat's gehabt mit der Broni, daß ich mir denk', sie ist jetzt wieder hinter dem Palfen 'raufkommen und zeigt sich. Die Moidl muß doch's Gewissen druckt haben, denn sie hat sich nit sehen lassen an dem Tag, wo ihre Schwester hätt' in die Gruben steigen sollen. Ich halt's völlig nimmer aus in der Hütten, denn die am Herd starrt mich an und rührt sich nit. Ich weiß nit, wie lang ich draußen im groben Wetter g'standen bin. Wie ich wieder hineinkomm', sagt die Ebersbacherin: „So jetzt schaffst mir die 'nauf, aber diesmal geh' ich mit, denn Ihr Mannsbilder habt's keine Kurasch!" Weiß anzogen war sie schon, denn die Ebersbacherin hat mit dem Anzug schon lang auf die Dirn paßt gehabt. Ich aber sag': „Wurzin, gib mir einen Schnaps!" Nacher haben wir grad Branntwein trunken in einem fort, ich, sie aber auch. Nüchtern bin ich erst wieder worden, wie der Jack z'wegen kommt. In ihrem Taumel erzählt ihm die Wurzin die ganze Geschicht. Der aber setzt sich neben den Herd hin, nimmt den Kopf in die Händ' (ich



Das Urtheil Salomonis.

Aus Doré's Bibel.

seh' ihn noch grad wie Dich da), nacher steht er auf, thut Kapseln auf sein' Zwilling und sagt: „Die Agnes ist todt. Wenn Du der Broni von der Wielander Hütten, die jetzt beim Edelweißlahner drunten liegt, ihre Kleider anziehst, die dort hängen, so meint jeder, die Agnes hab sich derstürzt, — kennen thut's kein Mensch auseinander — denn nach der Broni fragt niemand nach, die liegt im Grab, die ist weg, von der redet man nimmer. Die lebendige Agnes aber da, um die nehm' ich mich an. Ja, schaut's nur, der Zwilling ist mit Posten geladen. Will einmal sehen, ob ich die Bodenbauerschen nit mürb mach'. Hat nit die alte Boderin gesagt, lieber wüßt' sie die Agnes gestorben, als daß ich ihr Mann wär'. Ich nehm' s' beim Wort, könnt' schier sein, daß sie dasselbige Wort noch einmal gereut! Die Ebersbacherin ist völlig verzagt worden und hat ihn gefragt, was er denn thun wollt. „Wie wär's," gibt er ihr zur Antwort, „wenn ich einmal nach vier Wochen beim Bodenbauer heimgaschtet und saget, was gibst mir, wenn ich Dir Deine Tochter wiederbring'?" — „Und Du meinst, er gibt Dir's?" sagt die Ebersbacherin. — „Ich hab' schon nix mehr reden können, denn ich hab' mehr Branntwein gehabt wie alle andern, und verstanden gar nix mehr, wie alles zugeht — „Erfahrt er, der Bodenbauer" — sagt der Jack — „nacher von mir, daß sie statt vier Wochen im Grab, vier Wochen in meiner Hütten blieben ist, so weiß er eh', daß es die andern auch erfahren, ich komm' ins Zuchthaus, aber sein' Dirn nimmt ihm kein Bauernsohn nit ab, sie mag so alt werden wie's will." Was nacher noch alles geredt worden ist, das könnt' ich Dir just so nit sagen. Aber das weiß ich, daß der Jack gesagt hat, wenn's die Moidl erfahrt, wären wir alle verloren, denn die rennet in ihrer Eifersucht bis zum Kaiser und zeiget's an. Die Agnes aber hat sich alleweil noch nit rühren können von dem Trankl und nacher hat s' der Jack auf dem nämlichen Schlitten in seine Hütten zogen und hat s' seiner Schwester zum Hüten geben."

„Ja, wie ist's denn nachher mit der todten Broni gangen?" sagte Hans, dessen Begriffsvermögen sichtlich aufs äußerste angespannt war.

„Die Broni von dem Geröll wieder fortschleppen, das ist nit leicht gangen, lassen wir's aber dort liegen, so muß mer s' bald finden, nacher kennt mer an der Gestalt und an die Todtenkleider, daß es der Broni ihre Leich ist. Dann fehlt sich nix mehr, nacher weiß mer, daß s' ausgraben worden ist und der ganze Verdacht fallt auf die Bergsüchtigen*). Ziehen wir aber der Broni die Kleider von der Agnes an, so heißt's: Die ist abg'fallen und an die Broni denkt kein Mensch, und das hat die Wurzin gleich in der Früh' gethan."

„Aber die Moidl, die Moidl! Wie ist's nacher mit der?"

„Die hat nit eher was geahnt, als bis sie dort oben die lebendige Bodenbauerdirn und den Jack in der Gruben gesehen hat. Dasselbige war aber auch dem Jack seine Todesstunde."

Die beiden vergaßen völlig ihre eigenen Rollen, als Jochteufel und als Bettler. Sie sprachen fort bis zur Dunkelheit, und erst als ein röthlicher Stern wie eine Phosphorflamme über dem nahen Haupt der steinernen Agnes erschien, trennten sie sich. Der Brennersepp suchte sich seine Schlafstätte zwischen den Zundern, Hans aber schritt dem Thale zu, aus welchem der tiefe flackernde Sternenhimmel des Sees herausleuchtete.

Es sind nur wenige Jahre seit jenen Ereignissen verflossen, aber deren Folgen haben manches im Thale verändert. Hans vertraute dem Bodenbauer das vollständige Geheimniß an. Er kam öfter und öfter in das Haus und jetzt ist die Agnes von Fleisch und Blut Bäuerin auf dem Seehof und hilft dem Alten seine Bienen pflegen. Moidl ist an ihrem Strafort gestorben — ihre That ist im Gedächtniß der Thalbewohner schier erloschen. Ueber die Sünden des Brennersepp ist Gras gewachsen, denn er arbeitet jetzt als ehrsamer Knappe auf dem hohen Tauern. Als eines Tages das über der Wurzin hängende Schwert herabfiel, traf es das Weib nicht mehr. Sie war verschwunden, und es ging später die Sage, daß sie, mit Josei an einem Karren gespannt, armselig durchs Land ziehe.

*) So nennt man in jener Gegend die abergläubischen Erzsucher.

Der König der Illustratoren.

(Hierzu das Bild auf Seite 325.)

Seit im letzten Jahre die Verlagsbuchhandlung von Eduard Hallberger in Stuttgart begonnen hat, die Abdrücke von den Clichés der großen Holzschnittwerke des berühmten französischen Zeichners Gustav Doré mit deutschem Text herauszugeben, ist sein Name wieder vielfach in unsern Zeitungen genannt, sind seine Arbeiten auch bei uns weit mehr im Publicum verbreitet worden, als es durch die sehr theuren, prächtigen Originalausgaben möglich war, welche nur in die Hände der Reichsten gelangten. Wird sich nun auch der verständnißvolle Beschauer der Ueberzeugung nicht verschließen, daß ein großer Theil des blendenden und frappanten Eindrucks jener Doréschen Prachtwerke, z. B. die Märchengestalten und die Zeichnungen zur Bibel — auf Rechnung der glänzenden äußeren Ausstattung, des kostbaren Papiers, des kunstvollen Drucks mit seinen Sammetschwärzen und silbernen Zartheiten zu setzen ist, — so bleibt doch immerhin, wenn wir nicht ungerecht sein wollen, noch genug von unverwüstlicher persönlicher Bedeutung, um daraus auf einen außerordentlich und ganz eigenthümlich begabten Künstlergeist schließen zu lassen und den Wunsch anzuregen, von einem Manne von so erstaunlicher Schöpferkraft etwas Näheres zu erfahren.

Von diesem Verlangen durch die Kenntniß seiner bereits damals massenhaft angewachsenen Werke, — der Zeichnungen zu Balzacs „contes drolatiques", zu Dantes Hölle, zu Chateaubriands „Atala", erfüllt, nahm ich im Mai 1863 während eines längeren Studienaufenthalts in Paris den Vorschlag einer von Doré nicht weniger, als von mir verehrten Freundin bereitwillig an, mich durch einige empfehlende Zeilen bei ihm einzuführen. Er stand damals auf der vollen Höhe seines Ruhmes und zwar so fest, daß auch die seltsamsten, man kann mit Fug und Recht sagen, verrücktesten Bilder, welche er neben der ungeheuren Zahl seiner Holzzeichnungen auch für die damalige Kunstausstellung riesengroß auf die Leinwand gebracht hatte, diese Stellung nicht erschüttern konnten. Der Erfolg seiner Illustrationen war ein solcher gewesen, wie man ihn eben nur in Paris erringt: jedes Bedenken überwältigend, den Künstler wie über Nacht zum allbekannten Gegenstand einer Art von Götzendienst machend, den ihm Volk, Gesellschaft und Presse im Wetteifer widmeten. Sein in der Rue St. Dominique im aristokratischen Faubourg St. Germain gelegenes stattliches Hotel, das er mit seiner Mutter und seiner alten Wärterin bewohnt, ließ mich das nüchterne, ziemlich beschränkte Arbeitszimmer eigentlich kaum erwarten, in welchem er mich mit freimüthiger Liebenswürdigkeit zwischen den wandhohen, ganz mit aufrecht stehenden Holzplatten erfüllten Regalen, seinen Milchkaffee auf einem eisernen Oefchen kochend, empfing. Eine kleine untersetzte Gestalt, welcher der edel und regelmäßig geformte Kopf sehr in den breiten Schultern sitzt, noch jünger aussehend, als es der 1830 Geborene wirklich ist, mit schönen, glänzenden, von Phantasie und Geist leuchtenden blauen Augen, glattem, etwas lang getragenem, mattbraunem Haar; kurz in seinen Bewegungen; lebhaft und viel mit etwas schnupfiger Stimme sprechend; als echter Franzose, ob auch aus dem Elsaß gebürtig, kein Wort deutsch weder redend noch verstehend. Von der wirklich fabelhaften Art seines Producirens gab er mir gleich bei diesem ersten Besuch die unmittelbare Anschauung. Er arbeitet wie das Werkzeug einer immer forttreibenden schöpferischen Kraft seiner Phantasie. Zu keiner all dieser großen Holzzeichnungen macht er einen Entwurf auf Papier, zu keiner besondere Studien nach der Natur. Seine Einbildungskraft ist so erfüllt mit lebendigen Bildern aller Dinge, seine Hand so sicher und geschickt, daß sie ohne Stocken jene gleichsam auf das Holz hinschreibt. Mit einem außerordentlichen Sinn für die malerische Wirkung, für die Zusammenstellung und Abstimmung der die Farbe übersetzenden Licht- und Schattentöne begabt, läßt er sich, wie man in seinen Illustrationen sieht, selten daran genügen, wie andere Holzzeichner mit den natürlichen Mitteln dieser Technik, den Strichlagen, zu arbeiten; sondern mit Schwarz tuschend, mit Deckweiß hineinmalend, will er den Effect ausgeführter Bilder auf der Holzplatte erreichen und erreicht ihn

wirklich oft genug. Zuweilen freilich zeichnet er dann wieder einzelne Compositionen ganz simpel und derb mit der breiten Feder direct auf das Holz in bestimmten kräftigen Strichen und Schraffirungen, und diese Blätter ziehe ich jenen fast noch vor. In beider Manier ausgeführt zeigte er mir eine Menge seiner bereits vollendeten und anderen eben erst angelegten Illustrationen zum Don Quixote und zur Bibel, die zwei Jahre später bereits erschien (bei Mâme in Tours). Seiner unglaublich klingenden Aeußerung, daß er auf jedes solcher Blätter, auf Composition und Ausführung, selten mehr als 1—2 Tage verwende, mußte ich dennoch wohl Glauben schenken, denn — da diese Kunst keinen Gesellen und ausführenden Mitarbeiter verträgt, — wie würde sonst die Zahl der jährlich von ihm gelieferten Blätter, welche in die hunderte steigt, zu erklären sein? Da nun der Honorarsatz, den ihm die Verleger bewilligen müssen, bis 600 Franken für das Blatt beträgt, so mag man den Schluß auf die Einnahmen dieses Künstlers ziehen, aus welchen dann wieder, wie mir scheint, übertriebene Gerüchte über den Glanz seines häuslichen und gesellschaftlichen Lebens abgeleitet werden.

Die Holzschneider haben sich für seine Arbeiten eine eigene Manier bilden müssen. Statt des „Facsimileschnittes", wie ihn der große Zeichner Adolf Menzel den seinigen energisch anerzogen, streben diese Franzosen einzig danach, die gemalten Tonverhältnisse wiederzugeben, und sie erreichen das durch ein System von horizontalen, geradlinigten Strichlagen, die nur in der Dicke und Schwärze wechseln, oft in bewundernswürdigem Grade; wenn diese, jetzt leider auch in Deutschland nachgeahmte, den Holzschnitt um sein bestes Wesen betrügende Manier auch auf die Länge bis zur Unerträglichkeit ermüdend und langweilig werden muß.

Die überschwänglich reiche Production Dorés hat dieser Holzschneiderschule in Paris schnell eine immer weitere Ausbreitung gegeben. Die einzelnen großen Ateliers ringen nach Kräften um seine Gunst und die durch ihn zu vergebenden Aufträge; und für einen jungen Xylographen, der aus der Dienstbarkeit der Werkstatt zum selbstständigen Betriebe seiner Kunst zu gelangen strebt, ist es ein Ziel der Sehnsucht und der Bemühungen, „eine Platte von Doré" zum Schneiden zu erhalten; hängt doch von dem Gelingen dieses Wunsches und — der Arbeit selbst oft die ganze Zukunft, reicher Gewinnst und Erfolg des Holzschneiders ab. Deutsche Landsleute unter den Pariser Xylographen ermangelten denn auch nicht, in gleicher Lage meine persönliche Vermittelung in Anspruch zu nehmen, um bei dem so Umrungenen für sie zu plaidiren.

Wie dieser übrigens mit seiner kolossalen Thätigkeit das hochgehende Leben in den Kreisen der höchsten und der frivolsten Gesellschaft von Paris zu verbinden vermag, bleibt einem gewöhnlicher organisirten Menschen schwer begreiflich. Für beide ist er eine Art enfant gâté!

Am kaiserlichen Hofe hat er oft genug den Maître de Plaisir zu machen, und wenn er dort seine phantastischen, lebenden Bilder stellt, bieten sich die größten Damen des Kaiserreichs ihm mit wetteifernder Bereitwilligkeit als lebendiges Material dar, von dem er, nach seinen eigenen amüsanten Schilderungen, mit allerhöchster Zustimmung oft den verwegensten Gebrauch macht. Dieselben Kreise verschmähen denn auch nicht die Gastfreundschaft seiner Garçonwohnung; und die Sonntagsjoireen in derselben, wo sich Herzoginnen und Literaten, Actricen, Künstler und Prinzen des Empire in gleicher etwas studentisch gefärbter Ungenirtheit zusammenfinden, verdienen vollauf die Berühmtheit, deren sie sich in Paris erfreuen.

Seit jenem ersten Bekanntwerden bin ich Doré in verschiedenen Sommern wieder in Baden-Baden im Hause unserer gemeinschaftlichen Freundin begegnet. Er sucht dies schöne Waldthal alljährlich auf; und aus den Gründen und von den Höhen des Schwarzwaldes hat er, wie er zugibt, besonders die Motive zu jenen märchenhaften, riesigen Tannendickigten geholt, in welche er so gern auf seinen Zeichnungen irgend eine wunderbare Scene verlegt.

Nirgends finde ich ihn so in seinem wahren Element, als in diesen und ähnlichen, ins Phantastische gewandelten, landschaftlichen Darstellungen. Reine Bilder realen menschlichen Thuns zu geben, ist er seiner Natur nach so unfähig, wie der im Charakter getreuen Wiedergabe der vom Dichter oder der Geschichte überlieferten Gestalten und Ereignisse. Daher sind seine Darstellungen der biblischen Scenen z. B., in welchen große, edle oder furchtbare Menschen handelnd oder redend, aus der Masse herausgehoben, gezeigt werden sollen, so vor allem die Bilder des Neuen Testaments, ganz schwach. Darum ist sein Don Quixote so garnicht in Cervantes Sinne; denn die reale Welt, auf deren Contrast mit den phantastischen Anschauungen des edlen Ritters eben der tragische Humor dieser Gestalt beruht, wird in Dorés Bildern meistens selbst so phantastisch, wie der Held von der Mancha sie ansieht. Darum gelingt es ihm so selten, die simple Naivetät, die Kindlichkeit des Volksmärchens richtig wiederzuspiegeln. — Wo er in den Bildern zu denselben die größeren Gestalten einführt, in denen wirkliches, inneres Leben und Seelenbewegung zum Ausdruck kommen soll, wird er unerträglich durch deren Leere. Aber wenn er durch das Herabdrücken des Figürlichen auf den kleinsten Maßstab und durch glücklich angewendete Perspective seine Räume ins Ungeheure ausdehnen, auf dem kleinen Raume eines Quartblatts den vollen Eindruck unendlicher Weiten, geheimnißvoller Urwälder, phantastischer Wunderbauten hervorbringen kann, dann erscheint er erst wahrhaft bewunderswerth, ein unerreichter Meister. Trotz seiner scheinbaren Vielseitigkeit, auf die man aus der zahllosen Menge seiner Arbeiten schließen möchte, ist er daher im Grunde doch nur einseitig: das Phantastische ist sein ihm eigenes Reich. Diesem aber erwachsen selten Kunstgebilde von tiefer, dauernder, nachhaltiger Wirkung und Bedeutung. So kommen mir auch selbst seine blendendsten Schöpfungen immer nur wie ein funkelndes, knallendes, rauschendes Feuerwerk vor. Man ruft ein erstauntes, ein entzücktes Ah! aber schnell ist alles verpufft, und weder Licht noch Wärme blieb davon in der Seele zurück.

Die letzte Pariser Gemäldeausstellung (nicht die zur Weltausstellung gehörige) wurde verhängnißvoll für ihn. Von seiner Sucht nach dem Seltsamen, Außerordentlichen verleitet, hatte er ein fast 20 Fuß großes Bild eines Spielsaals gemalt, das er „le tapis vert" nannte, mit eleganten Weibern von 8 Fuß Größe, in den modernsten, ausschweifendsten Toiletten, in der Malerei eine wahre Tüncherarbeit. Der beabsichtigte Erfolg schlug in sein Gegentheil um: man lachte das Bild aus und die sonst so anbetende Pariser Kritik gab dem von ihr zum Halbgott Herangeschmeichelten zum erstenmal bittere, scharfe, gute Lehren. Während des ganzen Sommers war er wenig zu sehen, man machte viel schlechte und gute Witze auf seine Kosten. Der Zauber seines Namens scheint seitdem gebrochen in Paris.*)

L. Pietsch.

*) Wir geben unseren Lesern hiermit eine Probe von den Illustrationen Dorés zum Alten Testament. In diesem gestattet ihm der Stoff ungleich mehr als im Neuen Testamente das Phantastische des Orients darzustellen, sowie seine gründlichen Studien über Tracht, Sitten, Lebensgewohnheiten und Architectur der alten Völker zur Geltung zu bringen. Der größte Theil der Bilder zum Alten Testament hat darum auch einen viel höheren Werth als die zum Neuen. Ob es dem Verleger, der zur Herausgabe der deutschen Ausgabe Summen angewendet hat, von dem sich der Laie schwer einen Begriff macht, gelingen wird, die Doré'sche Bibel nachhaltig auf deutschen Boden zu verpflanzen, wagen wir nicht zu entscheiden. Deutsch ist die Doré'sche Auffassung jedenfalls nicht, und der Benutzung in der Familie steht die ungenirte und fast geflissentliche Darstellung des Nackten im Wege. — Ein Hauptvorzug der Bilder aber besteht darin, daß sie die Welt des Orients, die ja in der Hauptsache unwandelbar dieselbe geblieben ist in ihrem täglichen Leben, daß sie die Wunderbauten in ihrer märchenhaften Pracht, die Kriegsrüstungen, Geräthe und Costüme in seltner Wahrheit realistisch getreu uns vor Augen führen und dadurch das Verständniß der alttestamentlichen Welt fördern helfen. Der Verleger hat eine protestantische Ausgabe mit Luthers Text und eine katholische mit der Allioli'schen Uebersetzung veranstaltet. Der Druck des Textes und der Bilder ist brillant, das Papier wundervoll, und die Typen sind von seltener Schönheit und Klarheit.

Die Redaction.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg und sein Uebertritt zur katholischen Kirche.

Ein Vortrag von Dr. Wilhelm Herbst.

(Schluß.)

IV.

Zunächst aber haben wir den Grundtrieb in Stolbergs Wesen, diese Lebens- und Liebesfülle auch auf dem ethischen Gebiet, dem Gemeinschaftsleben, zu verfolgen. Auch hier stelle ich an die Spitze ein Selbstzeugniß und ein Freundeswort. Stolberg selbst wünscht einmal seinen heranwachsenden Söhnen: „Wolle Gott sie

alle mit großem Liebesvermögen ausrüsten und es heiligen". F. H. Jakobi, der Philosoph des Suchens und Sehnens, gibt zwei Jahre nach dem Uebertritt, den er so bitter-schmerzlich empfunden, dem alten Freunde das Ehrenzeugniß: „Eine schönere Großmuth, ein reineres Sichselbstvergessen bei jeder persönlichen Beleidigung, auch der empfindlichsten, mehr Zartheit und Adel habe er in keines andern Menschen Herz gefunden." — Keime der Natur, Früchte eines neuen Lebens, setzen wir hinzu. Wir sehen: der Mensch ist im Dichter noch nicht untergegangen, über beide erhebt sich der Christ.

Die Frage nach Stolbergs ethischem Werth führt uns aber zu seinen Lebensführungen, in denen wir das zweite Motiv seines Uebertritts erkannten.

Ein Leben reich an gegebener und empfangener Liebe, reich auch an dem buntesten Wechsel von Lebensstellungen, von persönlichen Beziehungen, reich an Haben und Verlieren. Es ist die Parallele zu jenem faustischen Zug in seinem elektrischen Geistesleben, der seine Jugend und die Sturm- und Drangzeit überhaupt kennzeichnet. Wie er in jenen Lehr- und Wanderjahren ein Genie unter den Genies, ein Lehrling der Griechen und Deutschthümler zugleich sein konnte, vieles mit vielen, — so gab er sich auch leicht und gern den verschiedensten Formen des praktischen Lebens, den allerverschiedensten Freunden hin. Hofmann, Diplomat, Staatsmann, Leiter der lutherischen Kirche seines Landes — und alles dies in raschem Wechsel — Wanderer durch halb Europa von den Meeresbuchten Seelands und den Palästen St. Petersburgs bis zu dem Weltdom von St. Peter in der ewigen Roma, bis hinab zu den Orangewäldern Palermos und den Gestaden Calabriens. Dieses ruhelose Nomadenleben, diese Hast ohne Rast — ist es nicht, als suchten sie ein ungekanntes Ziel, ein Ziel nicht von dieser Erde?

Ueber sein Freundschaftsleben kann man voll und ganz ein bekanntes Goethesches Wort setzen, das noch einen verborgnen, dem Urheber selbst verborgnen Sinn hat. Es ist das Wort an die Wahrheit:

> Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
> Da ich dich kenne, bin ich fast allein. —

Die Fraternisirung mit gar mancherlei Geistern hat bei Stolberg länger als bei vielen gedauert. Wir werden uns nach dem Gesagten kaum darüber wundern dürfen. In diesem weiten warmen Herzen fand ein Lavater und Voß, Goethe neben Claudius, Hamann und Gleim, Jacobi und Bürger, Justus Möser und Herder, Klopstock und Wieland und wie viele andere noch Raum — gewiß eine gemischte Gesellschaft! — Aber das „Seid umschlungen Millionen" hat auch bei so angelegten Naturen seine Zeit. Wird das eigne Herz fest, so zerstieben von selbst die Pseudofreundschaften, die nur täuschende Reflexe der eignen Unklarheit und Unsicherheit waren. Aber es bleibt bei Stolberg der unsterbliche Gemeinschaftszug, der, nur auf anderen Grundlagen, nach um so tieferer Gründung und Befriedigung sucht. Und halten wir das vor allem schon jetzt fest: seine Natur war wesentlich auf persönliche Eindrücke gestellt; in Persönlichkeiten erscheint ihm das Leben.

Wir beobachten in seinem Lebensgang auch jene Loslösung von alten Freunden. Keines der Bande, auch die leichtgeschürzten nicht, reißt ohne Schmerz, ohne Enttäuschung. — Drei Gruppen seiner Freunde unterscheiden wir: eben den unterschiedlosen Jugendverkehr, dessen Bindemittel Poesie und Genialität war ohne ethische und religiöse Bestimmtheit des Lebens; den Anschluß an jene christlichen Einsiedler in unsrer Literatur und unsrem öffentlichen Leben, die dem nach Licht suchenden und das wahre Licht mißkennenden Jahrhundert den Spiegel vorhalten, — den Hamann, Claudius, Lavater, Pfenninger, Stilling, Kleuker, Reventlow, den Stillen im Lande der evangelischen Kirche — endlich den Anschluß an die katholischen Kreise, die ihm zur Brücke des Uebertritts wurden. Den drei Gruppen entsprechen seine drei Lebensperioden: die Genieperiode, die christlich-evangelische, die kirchlich-katholische.

Wir sahen und sahen es hoffentlich mit innerem Antheil, wie Stolberg immer nur mit einem Fuße in all den Lebensformen stand, von denen ich sprach. Ein tiefer Zug eigener Unbefriedigung, ein Hunger und Durst nach den Quellen des Lebens durchzieht seine Tage. Als Dichter Dilettant, kein hervorragender Beamter oder Staatsmann, ja im Grunde zu beidem unlustig, mitten im Hofleben voll Sehnsucht nach der Stille des Landlebens, — ein Fremdling und Gast zu sein, das ist die Signatur seines Lebens. Was ein Mangel scheint, Gott hat ihm daraus eine selige Fülle bereitet. In besonderem Maße ist er einer jener Menschen des Heimwehs, denen das Siegel des Lebens auf der Stirne steht. „Nach Wahrheit lechzet der Geist, wie das Herz nach Liebe," singt er, und kein Wort hat er öfter und lieber im Munde geführt als das unsterbliche des Augustinus: „Unser Herz ist unruhig, bis es seine Ruhe findet in Gott." — Wir verstehen, warum er dies gesegnete Wort so lieb hatte. Ja, der goldne Lebensfaden, an dem dieser edle Geist sich immer wieder zurechtfindet, — er leuchtet schon durch seine frühesten Jahre hindurch. Es ist der Schutzgeist eines frommen Elternhauses, aus dem der Vater schon dem 14jährigen, die Mutter dem 22jährigen entrissen wurde. Wohl hat auch er hernach Jahre des Zweifels und der Glaubensanfechtungen zu durchleben, aber der tägliche, ununterbrochene Verkehr mit dem „Paradies der heiligen Schrift" (so nennt er die Bibel) zieht ihn immer wieder wie mit unsichtbaren Banden; aus jeder Prüfung geht er neugestärkt hervor. Es ist der gute Hirte selbst, der ihn nicht läßt.

Wunderbar. Das einzige Lebensverhältniß, an dem seine Seele mit all ihrer Fülle und Inbrunst hing, war seine erste Ehe. Wer kennt sie nicht aus so manchen Zeugnissen jener Jahre, die liebliche Agnes Stolberg, deren holdselige Anmuth alles hinreißt, deren Gesang nach des Gatten Wort mit den Nachtigallen wetteifert, die überall Freude, Leben, Friede verbreitet, die den alten knöchernen Voß noch in der Rückerinnerung eines ganzen Menschenalters schwärmen macht und Goethe zum wärmsten Preis ihres „persönlich-harmonischen Uebergewichts" zwingt, die, wie Stolberg schreibt, den Himmel im Herzen und in den Augen und auf der Stirne trug — diesen Engel in Frauengestalt voll Liebe und gottesfürchtiger Unschuld? Hier war das ganze Herz Stolbergs zu Hause, — und dies Verhältniß gerade wurde ihm, als es in der vollsten, duftendsten Blüte stand, genommen. „Was eine Sterbliche einem Sterblichen sein kann, das war mir meine Agnes," schreibt er im ersten tiefen Kummer. Man kann die beiden Oden des Dichters voll Trauer und Trost, die „Bitte" und die „Warnung" nicht ohne Bewegung lesen.

> Liebt' ich sie mehr als Dich? Ich liebte mehr sie,
> Darum nahmst Du sie mir! Den Wonnebecher
> Trank ich, dankte, lobte den Geber; liebte
> Zärtlichste, mehr Dich! — — —

und:

> „Liebst du mich mehr als ihn?" — so fragte warnend,
> Als sie lebte, die Holde! denn sie liebte
> Mehr als mich, Allliebender, Dich! der Weiber
> Zärtlichste, mehr Dich! — — —

Es war ein frommer Schmerz. Der schwere Verlust fand als Heilkraft die Keime des Glaubens in ihm, aber belebte diese Keime auch und stärkte sie. Aus dem Sterben des Liebsten reifte auch ihm neues Leben. Goethe sagt in seiner Weise: „Stolberg sucht nun nach einer Stütze, und die Rebe schlingt sich um das Kreuz." — Immerhin blieb eine Wunde und Lücke, die seine zweite, schon nach Jahresfrist geschlossene Ehe — er selbst nennt sie einen „Nachsommer nach dem Lenz" — nicht ganz zu füllen vermochte. Wer möchte leugnen, wer aber auch es beweisen, daß der zurückgebliebene Defect nach einem sichtbaren Ersatz verlangte, über die unsichtbare Macht des Glaubens hinaus? und daß gerade seine Gattin diese neue, innere Lebensarbeit als eine gemeinsame und enger verknüpfende mit besonderem Eifer betrieb? Das steht historisch fest, daß seine zweite Gemahlin, eine reichbegabte, edle und energische Frau, dabei mit Katholiken verwandt, zuerst überzeugt war.

Auf dieser zweiten Station seines Pilgerganges ändert und verengert sich Stolbergs Freundeskreis. Von der schönen Literatur und ihren Trägern hat er sich abgekehrt, mit Schiller wegen der „Götter Griechenlands" die bekannte Fehde zu bestehen, die den inneren Bruch und dessen Gründe offen legt, Goethes Wilhelm Meister verbrannte er gar, außer den „Bekenntnissen der schönen Seele;" die Xenien des großen Dichterpaares vergelten ihm mit wiederholten Nadelstichen:

> „Als du die griechischen Götter geschmäht, da warf dich Apollo
> Von dem Parnasse: dafür gehst du ins Himmelreich ein."

und:

> „Christlicher Herkules, du erstickest so gerne die Riesen,
> Aber die heidnische Brut steht Herkulisch! noch fest."

Wir kennen den Kreis, dem sich Stolberg jetzt um so inniger anschloß, ein Kreis, in dem uns bald wohl wird. Unser Volk, unsere Kirche dankt den Hamann, Claudius, Lavater unendlich viel. Es sind Wegweiser und Wärmeleiter in wegloser und wärmebedürftiger Zeit. Freilich waren sie nicht stark genug, die feindlichen Zeitmächte im großen zu überwinden; der *Herr selbst* mußte reden und *redete* in den Wettern der Zerstörung, durch den Druck der Knechtschaft, im Sturm der Schlachten, um den Bann zu brechen, der auf unserem Volke, dem Volke der Reformation, lag. Eins eignet allen diesen Männern: das Betonen des gemeinsamen Bodens *apostolischen* Christenthums, des *einen* Nothwendigen im Gegensatz zu der Vielheit kirchlicher Individualitäten, eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Sonderkirche, ein christlicher Eklekticismus, der neben der heiligen Schrift sich nährt von biblischem Lutherthum wie von katholischer Mystik, ein Sichbewegen auf *neutralem* und doch christlich so *bestimmtem* Lebensgrund. Nur in dem lebendigen Verhältniß dieser treuen Männer zu der Person des *Heilands* war der evangelische Herzschlag laut genug vernehmbar und in dem Wissen um eine *unsichtbare* Kirche, das da Ernst macht mit dem Artikel von der Gemeinschaft der Heiligen. Früh und gern streckten diese Männer auch die Hand aus nach gläubigen *katholischen* Brüdern. Das gemeinsam Apostolische ward gepflegt, die Trennungsfragen dahingestellt, jedenfalls nicht in den Vorgrund gerückt. Erst Stolbergs Uebertritt hat sie wieder auf die Tagesordnung gebracht.

War nicht auch *das* ein Band zwischen den gläubigen Gliedern beider Kirchen, daß *beide* gleich entleert, gleich getroffen waren von den säcularen Mächten des Gegensatzes? Im protestantischen Norden Friedericianismus und Nationalismus, im katholischen Süden Josephinismus und Illuminatenthum! Freilich dort völligere Beraubung; denn die evangelische Kirche steht eben und fällt mit der Leuchte der heiligen Schrift. Ist das *Wort* gedämpft oder gelöscht, so bricht plötzliche Nacht herein, während die katholische Kirche noch in den Prachtruinen ihrer schönen und ehrwürdigen Aeußerlichkeit fortdauern kann.

Auch mit dem *Münsterschen* Kreis frommer und bedeutender Katholiken berührten sich die evangelischen Christen in der Diaspora. Der geistesstarke *Hamann* war das persönliche Bindeglied. Ehe wir in diesen für Stolberg entscheidend gewordenen Kreis eintreten, gilt es, einen raschen Blick auf die großen Bewegungen der Zeit zu werfen, deren Rückschlag auch jene Münsterschen Katholiken aus der stillen Zurückgezogenheit christlicher Neutralität zu bewußt-kirchlicher, schlagfertig-propagandistischer Haltung herausführte.

V.

Drei fast gleichzeitige und gleich starke Eindrücke treffen in Stolbergs Leben zusammen, um ihn der katholischen Kirche näher zu führen: die *französische Revolution*, der *Eintritt in den Münsterschen Kreis*, von dem ich sprach, die *Reise* nach dem Mittelpunkte der römischen Kirche, nach *Italien*, nach *Rom*. Der französischen Umwälzung gegenüber zeigte er noch ganz seine alte Natur; schwärmerisches Zujubeln, maßlose Verdammung; — in beiden Stadien mehr ein Verhältniß der *Leidenschaft*, als des nüchternen Urtheils. Zuerst sah er alte Jugendideale, Freiheitsträume zu einem goldenen Zeitalter reifen, bald regten sich in ihm die *wirklichen Realitäten*, sein Standesgefühl, sein christliches Gewissen. Ihm wurde die Wahrheit lebendig, daß Freiheit auf Gesetze, Gesetze auf Sitten, Sitten auf Religion gegründet sein müssen, daß es das seltsamste aller Wagestücke war, — es sind seine Worte — „die Verfassung einer äußerst verderbten Nation auf die Nadelspitze einiger politisch-metaphysischer Axiome zu gründen." — Mehr als das: er sah „das Reich Jesu Christi in einem sichtbaren Kampf mit dem Reiche der Finsterniß;" vor ihm stand — auch *das* sind seine Worte — „der Antichrist mit organisirter, furchtbarer Macht, mit dem Schlund der geöffneten Hölle dräuend." Ueberall Auflösung; im Vaterland eine *entleerte* Kirche, in Frankreich eine *zerstörte*. Wo lag ein sicherer Port für das Staatsschiff, für das Schiff der Kirche, für das eigene Lebensschifflein? Aber mitten in den empörten Wogen der Fels Petri fest und unerschüttert, ja, auf der Spitze der Krisis neue Lebens-, Glaubens- und Widerstandskräfte in der schon todtgesagten Kirche. Stolberg selbst gesteht, welchen Eindruck ihm die Bekenntnißtreue, das Martyrium des höheren französischen Clerus gemacht, der fast einmüthig den kirchenmörderischen Bürgereid weigerte.

Sieh da, welch eine Kirche! Das riefen die *Münsterschen* Freunde vor allen dem ohnehin bewundernden Dichter zu. Es ist jene familia sacra, wie Voß spottend den Kreis der Fürstin Gallizin, des Ministers Fürstenberg, Overbergs, Katerkamps, der Brüder Droste nennt. — Manchmal wird uns das Räthsel unsers Lebens plötzlich klar durch den Contact mit einer persönlichen Erscheinung, in der eben dies Räthsel entschleiert vorliegt. Wie Schuppen fällt es von den Augen. Kaum hatte Stolberg diesen Boden berührt, so ward er ihm Heimat. Eine Gemeinschaft aus einem Guß, eins in den Fragen der Zeit und der Ewigkeit, zusammengedrängt an einem Ort, während Stolberg seine *evangelischen* Freunde an allen Enden der deutschen Erde, von Holstein bis zur Schweiz, zusammensuchen mußte. Dort Missen und Sehnen, hier Schauen und Haben. Der Kreis übte seine Zauber und *mußte* sie üben; — diese fertigen Freunde dem *un*fertigen gegenüber. Fürstenberg, der seltene Staatsmann, Overberg, „ein wahrhaft apostolischer Mann," wie ihn Stolberg nennt. Vor allem doch war jene fürstliche Frau unter allen menschlichen Vermittlern am meisten mitthätig bei Stolbergs Uebertritt. Der Dichter schreibt selbst, es sei *die* Person, die er am meisten auf der Welt schätze; er nennt sie geradezu eine „Heilige;" er richtet schon sechs Jahre vor seinem Uebertritte einen poetischen Erguß an sie, in und zwischen dessen Zeilen geschrieben steht, daß *sie* gab und *er* nahm, daß *er* suchte und *sie* ihn finden ließ.

„Wie heißet das Licht Der ewigen Sonne? Sein Name ist *Wahrheit*!	Wie heißet die Glut Der ewigen Sonne? Ihr Name ist *Liebe*!

Schauer der Ehrfurcht,
Der Freude Schauer,
Beben mir, o Geliebte! durch Mark und Gebein,
Beim Gedanken an dich,
Die du sonnest im Strahl
Der ewigen Sonne!

Heb, o Geliebte!
Heb, o Gesegnete des Herrn!
Auf deinen Schwingen
Zur ewigen Sonne,
Heb, o Geliebte, mich empor!

Diese weibliche Herrschernatur war ganz geschaffen, Stolbergs rathlose Seele zu gewinnen. Genug geistesverwandt mit ihm, aber auch hinreichend verschieden hatte sie alles selbst durchlebt, was ihn anzog und quälte, aber sie kannte Weg *und Ziel*: die Weisheit der Welt und die Thorheit des Kreuzes, geistliches Suchen und kirchliches Finden. *Mit* Stolberg unter den Griechen heimisch, wie *er* eine Genossin der literarischen Großgeister jener Tage, von gleicher Liebesfülle, die sie als geheiligtes Opfer auf den Altar ihrer Kirche legt, aber Stolberg weit überlegen durch ihre systematisch-dialektische Geisteskraft, an klarer Sicherheit, an energischem Wollen. Ein brennender Eifer, für ihre Kirche Seelen zu werben, ergriff sie mehr und mehr. Kein Zweifel, daß auch in der Werbung um Stolbergs Seele System, klar verfolgter Plan war; gewiß aber *nur* aus der ernsten Ueberzeugung heraus, für seiner Seelen Seligkeit zu arbeiten. Besuche hin und her, lebhaftester Briefwechsel, Versorgung mit katholischen Schriften (namentlich auch *Bossuets*) waren die wirksamen Mittel.

Auch auf seiner *italienischen Reise* fehlten die geistlichen Geleitsmänner nicht. Wie zufällig trafen zwei Brüder Droste mit der Stolbergschen Familie zusammen; — Interpreten des römischen Cultus, die alles das was dem Dichter noch fremd und abstoßend in den kirchlichen Formen erschien, ihm zurechtrückten, — „unter den Schlacken das Gold" finden ließen, wie Stolberg selbst sagt. Italien war für den alten wie den *werdenden* Stolberg ein Zauberland. Von dem Hintergrund der malerischen und historisch belebten Scenerie hebt sich ihm das Bild der römischen Kirche um so imposanter, um so einschmeichelnder ab. Altes und Neues reichen sich die Hand. Dem alten Philhellenen wird in Sicilien und Süditalien das griechische Alterthum lebendig, überall erwachen ihm die klassischen Reminiscenzen, Horaz, Tibull, Theokrit, Homer bewegen sich leibhafter vor seinen Augen. Aber *doch* — trotz seiner schwärmerischen Liebe zu den Alten — was ist sein Credo vor den antiken Statuen? „Es schwebt selbst," sagt er, „auf den Gesichtszügen der ewigen Götterjugend

wie eine schwarze Wolke der Gedanke des Todes."*) — Gedanken eines neuen Lebens gab ihm die Herrlichkeit der römischen Kirche. Wir sehen, wie ein Zweifel nach dem andern fällt. Eine Privataudienz bei dem greisen Pius VI., Verkehr mit anderen Prälaten geben den Trieben seiner Seele persönliche Bestätigungen. Wie in einer Art Rausch durchpilgert Stolberg den Garten Europas; seine Reisebilder ruhen selten auf scharfer Beobachtung, am seltensten den Kunstwerken gegenüber; wie ein begeisterter Dithyrambus klingen sie mitunter; es schreibt ein Dichter. „Es ist ein Land der Wunder, das Herz und Geist erfüllt;" — „mir blutet das Herz, dieses Zauberland zu verlassen," — ruft er aus. Was die Fremde gesäet, die Heimat bringt es zur Reife. Zu den Fäden, mit denen der Münstersche Freundschaftsbund ihn immer enger, immer fester umspann, kamen katholische Eindrücke aus Wien, Verkehr mit den französischen Emigranten in Holstein, mit dem geflüchteten Bischof Asseline von Boulogne in Karlsbad. Wenn auch Stolberg von einer siebenjährigen Wartezeit unter Gebet und Forschung spricht, so war doch gewiß bei dieser den ersten Impulsen gehorchenden Natur der eigentliche Entschluß ein Impuls und eine That des Momentes und fällt bald nach der Heimkehr aus Italien. „Mit Banden, stark wie der Tod, d. h. mit Banden der Liebe wurde ich zu der Kirche hingerissen."

VI.

Und was war es, was Stolberg an der katholischen Kirche so überwältigend anzog, was ihn aus der Kirche seiner Väter hinüberzog? Er selbst schreibt an Jacobi, er sei Christ gewesen, ehe er Katholik, d. h. consequenter Christ geworden. Also die eigentliche, die allein wahre Kirche war ihm die römische. Die dogmatischen Einzelfragen treten in seinen Bekenntnissen kaum auf, auch hat er die Streitlehren seinen evangelischen Freunden vorher nicht vorgelegt. Drei Cardinalvorzüge der katholischen Kirche nennt er uns als die ihn treibenden Motive: die Einheit und Unfehlbarkeit der Lehre, die Heiligung des Lebens, die leibliche Gegenwart des Herrn im Sacrament des Altars; — gewiß die Kernpunkte, aus denen alles Charakteristische, alles Unterscheidende fließt. Im Protestantismus sieht er die Auflösung, den beinahe vollendeten Einsturz, das Verkommen im Atheismus, als dessen Diener ihm Kant gilt. Von Haus aus sei dem Lutherthum „ein eigenthümlicher Keim des Verderbens eingeboren." Er vermißt in der protestantischen Kirche das „praesens numen," die Unfehlbarkeit der Lehre; er sucht vergebens in ihr nach Beweisen des Geistes und der Kraft, der Heiligung und Weltentsagung, wie sie die römische Kirche in den Ambrosius, den Augustinen, den Leonen, Katharinen, Theresen, den Franziscus, den Borromäen gezeitigt.

Wir sehen, mit einer Prophetie beginnt seine Polemik und sein Abfall; mit der Vision von dem nahen Bankerott des Protestantismus. Aber die Vision wird zur Illusion und ist es bis heute geblieben. Man hat den Historiker wohl einen rückwärtsgekehrten Propheten genannt. Hätte Stolberg doch tiefer aus dem Schacht und Schatz der Geschichte, aus den Ursprungs- und Lebensgedanken der Reformation geschöpft. Seine logischen Mängel steigern sich durch die historische Ungründlichkeit. Zwischen Augustana und Tridentinum, Luther und Loyola gestellt, würde er andere Lichter auch auf die eben berührten Vergleichungspunkte haben fallen sehen. Mag das Brechen mit der Werkseligkeit auch das Gebiet der Werkthätigkeit damals aus wohlberechtigtem Mißtrauen, aus naheliegender Kritik heraus gelichtet haben, mag die Kirche, die so ganz von innen nach außen sich entwickelte, aus dem Allerheiligsten und Prinzipiellen heraus, Zeit gebraucht haben, um im eigenen Aufbau, in praktischer Ausgestaltung das Gleichgewicht mit ihrem inneren Leben herzustellen, — sind denn aber die deutsche Bibel und die wiedergeborne Schule, Katechismus und Gesangbuch, sie, die Morgengabe der Kirchenerneuerung, nicht auch Werke, grundlegende, bahnbrechende Thaten barmherziger Liebe, Früchte des Glaubens, Arbeiten der inneren Mission? — Stolberg kannte sie, mußte sie als Reformationsfrüchte erkennen, aber er war blind im Rückblick wie im Vorblick. Er wußte von dem in Liebe thätigen Glauben des Pietismus, der in Spener und Francke so manches nachholte, er kannte die Brüdergemeinde, die Stiftung auch eines deutschen Reichsgrafen, aus eigenster Anschauung; — noch 1799, kurz vor seinem Uebertritt, besuchte er sie, offenbar ein letzter Versuch, auf evangelischem Boden ein befriedigendes Gemeinschaftsleben zu finden. Und doch, doch sah er nicht, daß unsere Kirche nach ihren Prinzipien und an der Wiege schon den Doppeltypus jener Maria und Martha trug, so tief ihr gegenwärtig blieb das Eine, was noth ist. — Durch die Geschichte, das Rückwärts wird Stolberg geschlagen, noch mehr durch das Vorwärts, die Zukunft. Wie ihm der wahrhaft historische Sinn, die Sehergabe des echten Geschichtsforschers gebrach, gleichermaßen auch der Tief- und Scharfblick, der durch die Truggestalt der Gegenwart hindurch das Wesen der Dinge, der Kirche durchschaute, noch mehr der Prophetenblick in die Ferne der Zeiten. Auf jede seiner Prophezeiungen folgt, Schlag auf Schlag, die fast unmittelbare Widerlegung. Ins Grab der Kirche seiner Väter meint Stolberg zu sehen, und siehe, sie lebt bald darauf zu einem nie geahnten, segensreichen Leben auf. Ist diese falsche Prophetie von dem nahen Untergange, wo schon ein neuer Aufgang verheißungsvoll heraufzog, — ist das nicht Kritik und Widerlegung genug? Und zwar regen sich, echt reformatorisch, die Lebenskräfte sofort nach beiden Seiten: nach der allerinnersten, in einer Glaubensbelebung und Regeneration der theologischen Wissenschaft, wie nach der praktischen bis auf unsere Tage, in immer neuen Thaten der Liebe. Ja, in der eigentlichen Heimat Stolbergs, in Holstein, ersteht, von Schleiermacher angeregt, aber eigenes Leben habend und weckend, ein Claus Harms; aus nächster Nähe, von Hamburg, geht Neander aus, der evangelische Geschichtschreiber der Kirche. Wo Stolberg solches Leben quellen und sprießen sah, tröstete er sich, es werde derselbe noch weiter d. h. in die römische Kirche geführt werden.

Aber wunderbarer noch ist der historische Gegenbeweis, daß aus der katholischen Kirche ganz gleichzeitig eine mächtige Bewegung nach der evangelischen Seite hin beginnt. Im Norden tritt Stolberg und andere dicht heran oder hinüber in die Gegnerkirche, im Süden quillt wie aus verborgenen Quellen eine evangelische Strömung mitten im katholischen Baiern. Welche Parallele! Die eigenen Kinder werden irre an dem protestantischen Vaterhaus, aber Fremdlinge und Feinde legen durch ihr Nähertreten oder gar durch ihren Uebertritt Zeugniß ab für die ewige Wahrheit und die nur verhüllten Lebenskräfte unserer Kirche; sie erfassen mit der ganzen Energie ihres Innersten den Lebensnerv dieser Kirche von der Glaubensgerechtigkeit und wachsen dadurch, auch wo sie nicht heraustreten, doch innerlich heraus aus dem Semipelagianismus der Gesetzeskirche, aus den Fesseln menschlichen Mittlerthums. Michael Sailer, Martin Boos, und ihre Genossen, — denn von diesem Kreis rede ich, — sind nicht Protestanten geworden, aber der Rahmen des römischen Kirchensystems lag zerbrochen neben ihnen. Goßner aber, ein Jünger dieser Meister, ist auch formell der unsrige geworden. Diese Männer hatten das Auge hell genug, um die Perle der evangelischen Kirche auch aus der zeitlichen Versandung herauszufinden, den Punkt, mit dem ihr Wesen steht und fällt. Bis dahin war Stolberg nie vorgedrungen. Sein Christenthum war in der Weise der edlen Mystik eines Taulerus, Thomas von Kempen, wohl ein Leben mit Christo verborgen in Gott, aber die freie Gnade Gottes in Christo war ihm noch nicht die alleinige und felsenfeste Heilsgewißheit geworden. Der mitsprechende Grund seines Friedens und Hoffens war noch immer das eigene Maß an Liebe. Dieser Dualismus drängt sich bis in seine letzten Lebensmomente. Noch auf seinem so erbaulichen Sterbebette, das auch umleuchtet ist von dem Lichte selbstlosen Vertrauens, umtönt von Paul Gerhardtschen Trostliedern, hofft er: „wenn Gott mir großem Sünder, der ich bin, Barmherzigkeit erzeigt, so ist es, glaub' ich, weil ich, — ich darf sagen — treu die Pflicht der Liebe und Fürbitte erfüllt habe." Ein Rest von undurchdrungener Natur, von Selbstgerechtigkeit. Noch kein Protestant, der es im vollsten und tiefsten Sinne, im Sinne des sola fide gewesen, ist abtrünnig geworden.

Wir wiederholen es: die Geschichte selbst hat an unserer Statt den Beweis übernommen, daß sich Stolberg in seiner Weissagung gründlich geirrt. Oft, auch in neuester Zeit, hüllt sich der Gegensatz in den Prophetenmantel. Aber auch die Ausrede, daß Prophetenstimmen eben Fernsichten bedeuten, wird der für uns streitende rechte, gotterkorene Mann zu nichte machen. Eine andere Frage liegt nahe: Wäre Stolberg zwanzig Jahre später, als unsere Kirche wieder lebens- und hoffnungsvolle Züge trug, wäre er, wenn

*) Daher die Replik im sechszehnten Xenion:
„Was ein christliches Auge nur sieht, erblick' ich im Marmor;
Zeus und sein ganzes Geschlecht grämt sich und fürchtet den Tod."

er die katholische Kirche nicht einseitig und gleichsam personifizirt in dem Idealbild des Münsterschen Kreises erblickt hätte, — wäre er auch dann aus- und übergetreten?

Aber ihm genügte nicht die stillwartende Isolirung seiner evangelischen Freunde; ihn verlangte heraus aus der Hoffnungsstellung dieser wirklichen Prophetengestalten in die Erfüllung, aus dem Provisorium in ein Definitivum, aus der streitenden in die hienieden schon siegreiche Kirche. Jenes Augustinsche Wort heißt bei ihm nun: unser Herz ist unruhig, bis es seine Ruhe findet in der Kirche. Wo werden wir den stärkeren Glauben sehen, in dem schwankungs- und zweifellosen Warten eines Claudius oder in Stolbergs ungeduldig vorgreifender That? Bei jenen, die auch die mageren Zeiten ihrer Kirche in Fürbitte und Geduld mittrugen, der Kirche, deren Vergangenheit sie kannten, an deren Zukunft sie glaubten, weil sie um ihr Wesen wußten, oder bei ihm, der da verzweifelte, wo er hätte hoffen und helfen sollen? — Ja, zu ihm ist das auch in Sturm und Wogen gesprochene Wort gesagt: „O, du Kleingläubiger, warum zweifeltest du?“ (Matth. 14, 31.)

Gewiß, aus Stolbergs Natur, aus der Geschichte seines Lebens und seiner Zeit heraus begreifen wir den schweren Schritt. Vielleicht gehen wir vom Begreifen zum Entschuldigen weiter, gewiß nicht vom Entschuldigen zum Rechtfertigen. Dem Apologeten des Stolbergschen Uebertritts ist auch schon die Wahrheit des Protestantismus hinfällig geworden. Wir übersehen die Opfer nicht, die der Uebertretende seiner reinen Ueberzeugung gebracht, die Opfer des Amtes, der Heimat, der Freunde, zum Theil des Hausfriedens, — trotzdem erscheint uns der Schritt nicht als ein Werk der Kraft, sondern als ein Act, an dem Schwäche und Kurzsichtigkeit, Fehlgehen in der Sache, Mißverstehen seiner selbst, die Irrwege des Aber- und Ueberglaubens ihr gutes Theil haben. Eine Flucht in die wohlverwahrte Feste der Kirche Roms aus der mauerlosen, aber festen Burg, von der Doctor Luther singt.

Was heißt es doch, der Kirche seiner Väter den Rücken kehren! sich von den heiligsten Traditionen lossagen, der Eltern Andenken in den Schatten stellen, das Band durchschneiden, das durch die Confirmation bis zur heiligen Taufe zurückreicht! — —

Niemand hat Stolberg wärmer geliebt, schwärmerischer verehrt als Nicolovius, der spätere preußische Staatsrath. Als Stolbergs Wagen an seinem Hause vorüberrollte, der ihn für immer dem anmuthigen, seeumspülten Eutin entführen sollte, flossen ihm heiße Thränen und noch nach Monaten schrieb er: „Der Schmerz über Stolbergs Abschied will nicht alt werden. Laßt uns den Vorhang niederziehen und schweigen, so schwer es auch ist. Mein Urtheil hemme auch hier Shakespeares Wort: Ehrfurcht ist der Engel der Welt!“

VII.

Nur in großen Zügen kann ich heute die Wirkungen von Stolbergs Uebertritt an Ihnen vorüberführen. Es sind persönliche und allgemeine. Ich muthe Ihnen nicht zu, mir durch das verworrene Dickicht der Urtheile von Freund und Feind zu folgen, durch die Glossen von Jakobi und Herder, Lavater und Claudius, Goethe und Gleim, Voß und des Ministers von Stein; *) — meist Ausflüsse momentaner Erregung, die dann großentheils milderen Stimmungen weichen. Was das scheidende Jahrhundert an Widerspruchsgeist und Widerstandskräften in sich trug, es ballt sich zu einem veto zusammen, aber auch die großen und schaffenden Kräfte in unserer Dichtung und Wissenschaft mußten, eben weil sie ja alle aus der Bildung des Protestantismus hervorgewachsen waren, sich verneinend oder ablehnend gegen den übergetretenen Stolberg verhalten.

Stolberg hatte den Frieden gefunden, so weit unser Auge reicht. Auch auf Protestanten machte er den Eindruck. Nicolovius gibt im Jahre 1814 den Eindruck wieder: „Es ist eine Liebe in diesem Herzen und ein Sinn, wie man ihn selten auf Erden trifft,“ und Niebuhr schreibt, gleichfalls nach einem Wiedersehn: „Seine Herzlichkeit und der stille Friede seines Gemüthes that uns sehr wohl.“ — Die Umgebung seines Lebens ändert sich mit einem Schlag. Mit der Scenerie wechselt, wenn ich so sagen darf, die gesammte Staffage. Wir sind unter den Thürmen und Adelshöfen von Münster oder vor dessen Thoren in dem ländlichen Lütjenbeck, dann in der Landeinsamkeit von Tatenhausen. Die letzten Feierabendsjahre verlebte der greise Dichter in Sondermühlen bei Osnabrück. Eine rein und ganz katholische Umgebung! Aus evangelischen Kreisen sind es nur die Verwandten und einzelne Standesgenossen und wenige Freunde in Holstein, mit denen er verbunden bleibt. Die Jugendwelt wie verweht und verflogen. Vorüber, vorüber! Vom Fortgang unserer Literatur nahm er kaum mehr Notiz; er hatte ihr, sie ihm den Rücken gekehrt. Ein ganz neuer Hörerkreis lauschte jetzt seinem Wort.

Ein Abbild seines Friedens war sein Hausleben, so herzerquickend und ehrwürdig, wie uns selten eines begegnet. Gerade die Hausväterlichkeit ward Stolbergs, des amtlosen, ganz besondere Gnadengabe. Nicht blos in der Kopfzahl der Kinder thut sich der Haussegen kund — achtzehn wurden ihm geboren, dreizehn überlebten den Vater! — „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen,“ war Norm und Weihe dieser Familie. Der Ernst der Heiligung, die sittliche Gründlichkeit, der Bildungsreichthum, die Gewissenhaftigkeit, die Liebesfülle, die uns von dieser Schwelle entgegenweht, hat etwas ungemein Wohlthuendes, ja Erbauliches. Doch wir dürfen bei diesem christlich-deutschen Stillleben nicht weilen, so gern wir möchten.

Nicht auf die Grenzen seines Hauses blieb Stolbergs Interesse beschränkt. Eine Reihe von Schriften gingen von ihm aus; sie dienten fast alle seiner Kirche. Seine eigentliche Lebensarbeit — die Frucht zwölfjähriger Muße — ward die Kirchengeschichte, deren fünfzehn Bände er selbst ein Tagewerk „zu Gottes Ehre“ nennt. Auch hierzu war vor allen die Weckerin und Mahnerin die Fürstin Gallitzin.

Der evangelischen Kirche — hat ihr Stolberg mehr Wunden geschlagen oder mehr zu ihrer Heilung geholfen? Gewiß, so paradox es klingt, das letztere. Sein Uebertritt hat für sie ein negatives und ein positives Verdienst. Denn ein Verdienst nenne ich auch die negative Wirkung. Sein Abfall war die schärfste Kritik über den Verfall der Kirche, ein Weheruf über ihren Nothstand, aber auch ein Weck- und Mahnruf. Die Aufdeckung der Schäden führte gerade zur Selbsterkenntniß, zur Selbstbesinnung, dem ersten Schritt zum Besserwerden; aber auch zur erneuerten Besinnung auf ihr Wesen und ihre Mission; zur schärferen Auseinandersetzung mit dem Romanismus. Was wollte dem gegenüber das Schwanken einzelner Gewissen sagen, die sich durch Stolbergs Beispiel irre machen ließen, die, durch seinen Rath auch ermuntert, übertreten wollten oder auch wirklich übertraten?

Aber Stolberg hat auch ein positives Verdienst um die evangelische Kirche. Zunächst bestand ein inneres Band mit ihr fort. Hatte er doch ein theures Unterpfand, seine älteste Tochter, darin zurückgelassen, und von den Gläubigen unter den Protestanten wiederholt er oft jene katholische Fiction, sie seien unwissentlich Mitglieder — nicht der unsichtbaren, sondern der katholischen Kirche. Nathanaele nennt er sie, die alten evangelischen Freunde, heilige, gottselige Seelen, Samariter, Anbeter Gottes im Geist und in der Wahrheit. In Luther, den er 1778 einen „überherrlichen Mann“ genannt, verkennt er auch 1809 nicht die „große Religiosität, die ihn nie verließ.“ — Sein großes historisches Erbauungsbuch, — denn das ist es, kein Werk der Kritik und Wissenschaft — die „Geschichte der Religion Jesu,“ die, mit der Urzeit des Bundesvolkes anhebend, mit dem fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung abbricht, von dem Protestanten Friedrich Perthes verlegt, ward auch von Protestanten eifrig gelesen. Den christlichen Kern nahm man mit Dank, die katholische Schale ließ man liegen. Zu der Romantik und ihren romanistischen Anwandlungen hatte Stolberg doch nur ein beiläufiges Verhältniß, im Grunde nur mit Fouqué und Adam Müller. Offenbar ahnte er die tiefe Differenz zwischen seinem religiösen Lebensernst, der mit Furcht und Zittern die Wahrheit und die Seligkeit suchte, und dem phantastischen Spiel der meisten Romantiker mit der Kirche, bei

*) Doch des letztgenannten charakteristisches Wort mag wenigstens unter dem Text seine Stelle finden. Der damalige Oberpräsident Westfalens schreibt am 13. November 1802: „Stolberg bleibt mir immer achtungswerth wegen seiner reinen Liebe zur Wahrheit und wegen der Resignation, mit der er ihr so viel geopfert, — das Betragen seiner literarischen Freunde Jacobi und Voß bleibt hart, brutal, einseitig, sie, die mit Menschen von allen Farben und allen Kopfkrankheiten leben, warum erlauben sie Stolberg nicht, seiner Ueberzeugung gemäß zu leben? Er glaubt in der katholischen Religion Ruhe und Bestimmtheit zu finden, er findet in ihr das reine, ursprüngliche Christenthum, warum ihn mit Wuth und Schimpfen verfolgen?“

denen Geniusleben und Gesinnungsleben oft weit auseinanderfielen bis zur Karikatur des Heiligen.

Aber in einem Punkte berührt sich Stolbergs späteres Leben mit dem besten und edelsten Theil der Romantik, zugleich aber auch mit dem evangelischen Kern unseres Volkes in Norddeutschland. Ich meine die vaterländische Gesinnung und Erhebung. Hier war gemeinsamer, neutraler Boden, hier eine Stätte der Einigung; — freilich in einer Frage aus Zeit und Welt, die aber doch hinüberwies und griff in eine jenseitige Welt. Eigen genug. Dachte wohl Stolberg daran, als er mitten unter französischer Spionage in Münster mit unerschrockenem Muth sein deutsches Herz aufschloß, seine deutschen Hoffnungen bekannte, als er an Perthes Vaterländischem Museum, dem Sammelpunkt des besten Patriotismus, mitarbeitete, als er dann, um seine Freiheit zu wahren, die Stadt mit der Landstille tauschte, als er endlich, wo die Wogen des Kampfes und der Befreiung hoch gingen, vier Söhne segnend in den heiligen Streit entsandte, den einen den seligen Heldentod sterben sah, dachte er daran, daß er mit dieser ganzen Gesinnung, dem vollen Herzschlag seiner verjüngten Begeisterung, doch wesentlich mit dem treibenden Geist des protestantischen Nordens Hand in Hand ging? Ja, wie unsere poetische und wissenschaftliche Erhebung auch in ihrer edelsten Gestalt eine protestantische Frucht war, so auch die politisch-nationale Erhebung dieses Jahrhunderts. Der germanische Protestantismus macht sich auf und reagirt gegen das Romanenthum; und wahrlich nicht blos mit den Waffen des Arms, auch mit der Kraft religiöser Begeisterung kämpfend und siegend. Auch hat von dem außerösterreichischen Deutschland — und in Oesterreich selbst fehlte Anno 1813 ja auch die Begeisterung — die katholische Welt zunächst nur ein schwaches Contingent gegen das neue imperium Romanum gestellt. Ja, im Adel des Münsterlandes fehlte es keineswegs an französischen Sympathien. Wie anders Stolberg! Sein glühender Patriotismus war und blieb die Consequenz seines Lebens, das Band, das ihn mit seiner Jugend verbunden hielt. In Bonaparte sah er den Bändiger, aber auch das Product der Revolution, den Hersteller, aber auch den Dränger der Kirche, den übermüthigen Zwingherrn seines heißgeliebten Vaterlandes. Was er in der Jugend gewünscht, deß hatte auch er im Alter die Fülle. Klopstocks Hermannsschlacht, bei der der Jüngling einst Zornes- und Freudenthränen geweint, in der Leipziger Völkerschlacht gewinnt sie Gestalt und Leben, und die eingerostete Leier nimmt der greise Sänger von der Wand, um den erfüllten Traum der Kindheit zu singen; sein Jugendwort: „Sohn, da hast du meinen Speer, meinem Arm wird er zu schwer;" er übt es nun gegen seine ritterlichen Söhne. Auch mit Preußen, das er einst mit seinem Meister Klopstock in Friedrich dem Großen gehaßt hatte, söhnt er sich nun aus, wenn ihm auch der volle Anschluß schwer wird. Auf dem „Erinnerungsmal," das er seinem bei Ligny gefallenen Sohne Christian, dem von E. M. Arndt gefeierten, auf dem Friedhof zu Stockaempen setzte, steht noch nicht das ungeschmälerte preußische Kernwort: „Mit Gott für König und Vaterland," sondern eine Nachbildung nur: „Für Vaterland, Freiheit und Gott."

Wir leugnen nicht, daß bei dem jugendfrischen, patriotischen Aufschwung in seiner Stimmung die Hoffnung mitsprach, die wiederbefreite und geeinigte Nation werde, dem religiösen Impuls der Zeit folgend, eine noch höhere, eine kirchliche Einigung erstreben oder erleben: ein Vaterland, eine Kirche! — Eine neue Täuschung! Unsere Kirche gewann eben nur die eigene Kraft zurück und gründete sich nur um so fester auf ihrem Grund. Je fester sie das gethan und thut, je sicherer sie sich auf diesem ihrem Lebensgrunde fühlt, um so gerechter kann sie die gegnerische Nachbarkirche würdigen, kann in freier Bewegung so manches von ihr lernen, — und Lernfähigkeit ist eine echt evangelische Tugend — lernen, ohne des Wachens und Betens zu vergessen, kann in Liebe und Demuth mit ihr wetteifern, fern von dem unevangelischen, pharisäischen Scheintrost: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie diese."

Kann sie das, dann ist ihr der freie Blick, das warme Herz geworden, auch einem Stolberg, dem abtrünnigen und doch nahe verwandten, die verzeihende, ja, die Bruderhand zu reichen; ihm, dessen letzter Gruß an die christliche Welt „ein Büchlein von der Liebe" war.

Ich gewiß am wenigsten, hochverehrte Versammlung, möchte die Erinnerung und das Bild Stolbergs trüben oder schwächen. Ich stehe in Ehrerbietung davor still. Wie eine Friedenspredigt möchte ich, daß es zu Ihren Herzen spräche. Um alles wollen wir uns den Mitbesitz dieses edlen deutschen und christlichen Mannes nicht rauben lassen, eines der besten, die unserem Vaterlande zum Segen geschenkt wurden. Niebuhr schreibt ein Jahr vor Stolbergs Tod an Fr. Perthes, eine unbefangene Nachwelt werde jenen sehr hoch stellen. So sei es. — Aber, Hand aufs Herz, trotz alledem wird auch dieses schöne erhebende Menschenbild nicht versuchungsvoll und hinüberlockend auf uns wirken können. Auch ein menschlicher Mittler wie Stolberg erschüttert uns nicht die unerschütterlichen Grundlagen unseres Glaubens. Wäre auch sein Wesen und Leben in der That nur die Consequenz seiner Kirche — was wir mit Fug bestreiten — wir lassen auch diese Harmonie und wenden uns mit neuer Treue, erneuter Liebe der Magdgestalt unserer Kirche zu, der Kirche, die in irdischem Gefäß das Heiligthum birgt, welche die Züge ihres Herrn und Meisters am unverkümmertesten trägt, dessen, der auch nicht im weltherrlichen Purpur kam und nur eine Dornenkrone trug, dessen Lehre und Leben keimartiges Wachsthum, dynamische Wirkungskraft bedeutet. Immer aufs neue, an diesem Lebensbild der Vergangenheit wie in den Sorgen unserer Tage soll unsere Kirche lernen, zu halten, was sie hat, damit ihr niemand ihre Krone raube. Wir aber sollen nicht vergessen, daß im evangelischen Christen auch der Protestant fortlebt.

In dieser Doppelstellung des freudigen Ja und eines gewissenhaft erwogenen Nein werden wir auch einem Stolberg gegenüber immerdar stehen bleiben müssen.

Die fenische Verschwörung.

Irland, dieses „Polen von England", wie es von einem geistreichen französischen Schriftsteller genannt wird, ist seit der Union in einem chronischen Zustande von Unzufriedenheit, Aufruhr, zu Zeiten gar offener Empörung. In den zwanziger Jahren war es Emancipation; bis 1835 der sogenannte tithe-war (Zehntenkrieg), darauf folgte die O'Connellsche Agitation bis 1844, dann Smith O'Briens Wühlerei, und jetzt seit den letzten vier Jahren die fenische Verschwörung.

Schon H. Heine bemerkt in den „Englischen Fragmenten", daß das echte, charakteristische Kennzeichen eines Irländers Trägheit ist. Der Ire arbeitet nur, wenn dazu durch bittere Noth gezwungen. Er ist der britische Lazzaroni; hat er ein Schwein, das Hauptitem in der Oeconomie seines Hauses, ein Gärtchen, in dem er seine „praties" d. h. Kartoffeln erzielt, eine Hütte, worin Frau und Kinder, er selbst, die paar Hühner, die er sich hält, und vor allen Dingen das Schwein neben und über einander liegen; kann er noch dazu mit seinem „blarney" (Aufschneiderei) den Agenten seines Herrn überreden, daß die Zeiten schlecht sind und er nur ein Viertel des Miethzinses zahlen kann, da ist er zufrieden. Gilt dieses von der untersten Schicht, so ist es nicht minder wahr von der Mittelklasse und der „Gentry" Trägheit ist das Uebel, das allen anhaftet, der Wurm, der die Blüte des Landes zerfrißt. Man füge hinzu eine Sentimentalität, die mit dem englischen oder schottischen Matter-of-fact-Typus in unangenehme Collision kommt, und die Basen der Unzufriedenheit, die Hauptgründe der Agitation sind gefunden. Diese Sentimentalität, welche alle celtischen Racen, mit Ausnahme der Westschotten, mit den Franzosen gemein haben, duldet nur ungern jeden, auch nur den leisesten Vorwurf, und rächt jede Hintansetzung, jede Beleidigung, oder alles, was sie als solche betrachtet. Dieses feurige, heißblütige Temperament, das mit der außerordentlichen Nachgiebigkeit des Schotten gegen seine Vorgesetzten, mit der kalten Ueberlegung und Berechnung des phlegmatischen Engländers so sehr contrastirt, ist der Grund, weshalb in vielen Fällen der Ire von Stellen ausgeschlossen wird, weshalb ihm, und oft mit Unrecht, Schotten und Engländer vorgezogen werden, und man nicht selten Annoncen sieht, die mit dem fatalen Postscriptum: „No Irish need apply" (kein Irländer braucht sich zu



Die angeklagten Fenier: 1. Barrat. 2. O'Keefe 3. W. Desmond. 4. Ann Justice. 5. Mulany. 6. English. 7. Allen. 8. T. Desmond.

Der Knabe Thomas Wheeler, Hauptbelastungszeuge und Opfer des fenischen Attentats. Modell des Gefängnisses Clerkenwellhouse, Ort des Attentats.

Der Untersuchungsrichter.

Die fenischen Verschwörer vor dem Untersuchungsrichter, angeklagt des Explosions-Attentats auf das Gefängniß von Clerkenwellhouse.

melden) die Antipathie des Engländers bekunden. Es ist im ganzen genommen wahr, daß der Ire in Amerika oder den Colonien den Charakterzug der Trägheit und den damit nur zu oft verbundenen Hang zum Trunke ablegt, und Beispiele von Leuten, die arm und zerlumpt oder gar auf Kosten des Staats auswanderten und in wenigen Jahren zu Ehren und Reichthümern gelangten, sind nicht selten. Es ist dieses die natürliche Folge von günstigen, localen Verhältnissen, und ein gleicher socialer Umschwung kann in allen neuentdeckten Ländern täglich beobachtet werden. Der Einwanderer, isolirt von allen Einflüssen, die früher störend auf ihn einwirkten und ihn in seiner Lebensart bestärkten, muß arbeiten, um zu leben, und diese factische Nothwendigkeit, die in sich selbst ihren Lohn trägt, erzeugt in vielen Fällen eine beständige, dauernde Thätigkeit, die nach wenigen Jahren zu Unabhängigkeit und oft zu Reichthum führt. Sobald aber der Ire „en masse" auswandert und in den alten Banden der Genossenschaft seiner Sippschaft überlassen dahinlebt, setzt er auch das alte, wüste, träge, zanksüchtige Leben fort, und wir finden ihn als solchen, ein Hauptelement des amerikanischen „rowdyism" (Raufboldwesen) wieder, als unbrauchbares, Subject, der nichts gelernt und nichts vergessen hat. Daß der Ire, abgesehen von vielen Beschwerden, die aus der physischen Natur des Landes seiner Geburt entstehen, gerechten Grund zu klagen hat, ist freilich wahr. Die Hauptbeschwerden, welche mit Recht von jedem Patrioten in Irland gerügt, die auch in jeder Parlamentssitzung besprochen, bis jetzt aber noch nicht beseitigt worden sind, die also auch, so lange sie fortdauern, die Unzufriedenheit nähren, sind die Landgesetze und die kirchlichen Verhältnisse.

In England, Schottland und auch in Irland ist der Besitz des Landes meist in den Händen der hohen Aristokratie, in verhältnißmäßig wenigen Familien. Der Ankauf von Land (freehold) wird erschwert und der Preis ist unverhältnißmäßig hoch. Die erzwungene Veräußerung der Güter in dem „Encumbered Estates Court" (Gerichtshof für verschuldete Güter), die an und für sich viel Gutes dadurch bewirkt hat, daß sie der übergroßen Belastung der Besitzer ein Ende machte, englisches Kapital ins Land zog und Districte, die seit Jahren unproductiv lagen, wieder aufblühen ließ, wird jedoch vom gemeinen Volke nur scheel angesehen, weil sie die alten verarmten, dennoch oder vielleicht deshalb um so mehr geliebten irischen Familien zur Emigration zwang. Der neue englische Eigenthümer, der keine traditionellen Rücksichten zu nehmen hat, der nicht, wie die Clanhäuptlinge in Schottland, feudalen Verpflichtungen nachzukommen gezwungen ist, dem es nicht ansteht, sich mit der Hälfte oder einem Viertel seiner Jahresrente zu begnügen, nimmt die Hilfe der Gerichtshöfe in Anspruch und „evicts" (processirt heraus), wie es lautet, seine Hintersassen, ohne sich um die Folgen zu kümmern, und bringt englische Pachter und Arbeiter ins Land. Diese prekäre Stellung der Pachter hat zur Folge, daß diese, da keine Miethcontracte auf lange Termine abgeschlossen werden, und sie sich also ihrer Stellung nie sicher sind, da ihnen voraussichtlich, verwenden sie viel auf Verbesserung der Wege, des Bodens, „drainage" u. s. w., der Miethzins vom Agenten in in die Höhe geschroben wird, — sich bemühen, die größtmögliche Summe Geldes zu erzielen und ihre Auslagen so niedrig als möglich zu stellen. Daß dabei das Land verarmt, daß in manchen Orten der Ackerbau ganz daniederliegt, daß die Viehmäster ganze Quadratmeilen von Land, die vordem hunderten von Familien genügten, in Wiesenland umwandeln, ist die naturgemäße Folge der Dinge. Denkt man sich dabei noch, daß Klagen über Mißwachs, Theurung, die oft nur zu gerecht sind, nie die in England wohnende Herrschaft erreichen, oder von dieser an den Agenten überwiesen werden, der gewohnt ist, gegen alle Klagen ein taubes Ohr zu haben, so steht nicht zu verwundern, daß die guten alten Zeiten wieder herbeigewünscht werden. Es ist namentlich die Härte, mit der den bestehenden Gesetzen in den sogenannten „wholesale evictions" (Massenausweisungen) Genüge geleistet wird, und die Erinnerung an die alten Zustände in Irland, wo der irische Grundherr sich mit einem Viertel des jährlichen Miethzinses, auch wohl mit nichts begnügte, der also zum Borgen und am Ende zur Veräußerung seiner Güter und zum Auswandern gezwungen wurde, welche die Unzufriedenheit und das bittere Gefühl der Bedrückung seitens der verhaßten Ausländer — denn als solche betrachtet der Ire noch heutiges Tages den englischen oder schottischen Grundherrn — unterhält und den jähzornigen, blinden Bauer zu Thaten verleitet, die zur Schande der Civilisation, deren Großbritanien sich rühmt, fast täglich von Irland berichtet werden, und ihn namentlich geneigt machen, den verführerischen Worten der politischen Agitatoren Glauben beizumessen.

Die Staatskirche (die englische bischöfliche Hochkirche), die alle Pfründen, auch in durchweg katholischen Districten, absorbirt hat, wird von manchen als ein unheilbarer Schaden angesehen. Schon 1827, wo Burdett, Plunkett, Canning und der Nestor englischer Beredsamkeit und Wissenschaft, Lord Brougham, fast der einzige, der noch am Leben ist, die Emancipationsideen verfochten, wurde die Abschaffung eines Mißbrauches angeregt, und die katholische Reaction, welche seit jener Zeit in England eingesetzt hat, läßt auf eine baldige zeitgemäße Lösung dieser prägnanten Frage hoffen.

Die fenische Brüderschaft besteht schon seit vier oder fünf Jahren und hat in Amerika ihre vollste Blüthe erreicht. Sie hat dort einen Präsidenten, zuweilen auch zwei oder mehr, je nachdem die verschiedenen Factionen rivalisiren oder einig sind; einen Minister für die auswärtigen Angelegenheiten, einen Kriegs- und Finanzminister u. s. w., und ist thätig, unter den irischen Immigranten Propaganda zu machen und diese für das Ideal ihres Strebens, das sich in den Worten „Irland für die Iren" resümirt, zu gewinnen. Die Brüderschaft übt nicht geringen Einfluß auf die Wahlen der Repräsentanten und sogar des Präsidenten aus, und wird, je nachdem es für rathsam gehalten wird, höhern Orts protegirt. Schon im Jahre 1863 waren fenische Agenten in Irland thätig, auch dort Mitglieder anzuwerben, die, einer gleichen Organisation unterworfen, nur auf günstige Zeiten warten, das verhaßte Joch der Fremden abzuwerfen. Der Expräsident dieser Republik in petto wohnte Monate lang ungestört in sybaritischem Comfort nicht weit von Dublin, empfing dort die District-Führer und war damit beschäftigt, eine Rebellion auf großem Fuße zu organisiren, als er aufgehoben und in Verwahrsam gebracht wurde. Die mysteriöse Flucht desselben aus dem „Model-Prison" (Mustergefängniß) ist noch im Gedächtnisse und Munde aller und zeugt von einer Vorsicht und einer Verzweigung und Verbreitung der Brüderschaft, die der Regierung imponirten und die Polizei zu verdoppelter Aufmerksamkeit und Vigilanz veranlaßten. Auf den kaum des Wortes werthen Aufstand im März v. J., wobei einige Polizeibeamten erschossen wurden, folgte der Arrest zweier der Hauptleute in Liverpool, die auf der Rückkehr von einem Verhör vor dem Polizeirichter von einer mit Revolvern bewaffneten Rotte Fenier gewaltsam in Freiheit gesetzt wurden. Der dienstthuende Sergeant, der sich im Omnibus, in dem die Gefangenen zurück in Verwahrsam gebracht wurden, befand, wurde nach wiederholter Aufforderung, den Schlüssel herauszuwerfen, der er jedoch nicht Folge leistete, erschossen. Die drei Rädelsführer, denen es gelang, ihren Zweck zu erreichen und die Hauptleute wieder in Freiheit zu setzen, wurden bald nachher aufgegriffen, von einer Jury des Mordes schuldig befunden, verurtheilt und angesichts einer großen Menschenmenge gehängt. Wenige Tage darauf wurden zwei Fenier, Burke und Casey, in London verhaftet und in dem Clerkenwell-House of Detention untergebracht. Wie in Liverpool, waren die Bemühungen der Brüderschaft auch in London fortan darauf gerichtet, die geliebten Häupter der bevorstehenden criminellen Procedur zu entziehen, und sie beschlossen, nachdem verschiedene Mittel und Wege vorgeschlagen und als unausführbar verworfen worden waren, die äußere, den Hof des Gefängnisses umgebende 25 Fuß hohe, $2^1/_2$ Fuß dicke Mauer während der Exercirstunde der Gefangenen in die Luft zu sprengen. In der That, so unglaublich, so unerhört ein solches Attentat, das nur mit dem historisch gewordenen Complotte des Guy Fawkes, verglichen werden kann, auch klingt, wurde dieses teuflische Unternehmen am 13. December v. J. um ein Viertel vor vier Uhr ausgeführt. Obwohl Polizeidiener die Runde um das Gefängniß machten, obschon verkleidete Detectives den verdächtigen, dabei betheiligten Personen auf dem Fuße folgten; obgleich tags vorher Warnung von Scotlandyard, dem Hauptquartiere der Polizei, an die Gefängnißbehörden ergangen war, auf der Hut zu sein; ungeachtet der verdoppeltsten Vigilanz, die sogar die Exercirstunde der Gefangenen auf den Morgen verlegte, wodurch glücklicherweise größeres Unglück verhindert und der Endzweck des höllischen Attentates vereitelt wurde, so gelang es dennoch den Brüdern, eine Pulvertonne, — das Pulver hatten sie, wie der in einem spätern Verhöre als Kronzeuge citirte Verräther Patrick Mullany deponirte, tags vorher in kleinen Quantitäten angekauft, um keinen Verdacht zu erregen — vermittelst eines Schwärmers in die Luft zu sprengen. Man fühlt eine Art von Genugthuung in dem Bewußtsein, daß die Urheber und Werkzeuge,

überhaupt alle Personen, die direct und indirect an diesem Attentate betheiligt waren, mit Ausnahme eines Mannes, der sich aller Verfolgung durch zeitige Flucht entzogen hat, in Haft sind und einer baldigen criminellen Procedur entgegensehen; man wundert sich und fragt sich vergeblich, ob diese ruchlosen Mörder von so vielen unschuldigen Menschen zurechnungsfähig sind; sieht man die Gesichter der verhafteten Fenier aber näher an und mißt man den Lavaterschen Theorien Glauben bei, so unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß alle ohne Ausnahme den Charakter und Typus von Brutalität tragen und wahre Galgengesichter sind.

Unser Bild, welches das Innere des Polizeibüreaus in Bowstreet am Tage des Verhörs sämmtlicher Verschworenen darstellt, zeigt zur Rechten den Untersuchungsrichter Sir Thomas Henry, umgeben von einigen Magistratspersonen und Mitgliedern des Oberhauses und Cabinets. Vor ihm sitzt der Schriftführer, der alle Aussagen der Zeugen, Angeklagten, Advocaten zu Papier bringt. In der Zeugenloge in der Mitte des Bildes steht der Belastungszeuge Thomas Wheeler, der von dem St. Bartholomew's-Hospital geholt worden und der am Tage der Explosion in der unmittelbaren Nähe der Gefangenen war, sie alle genau gesehen hatte, und zeigt mit seinem verstümmelten Arm auf den ihm zunächst stehenden Mann, Barrett, mit den Worten: „Das ist der Mann, der die Tonne in die Luft sprengte." Neben Barrett stehen O'Keefe, W. Desmond, hinter ihm Ann Justice, Mulany, Allen, English, und Timothy Desmond. — Neben dem Knaben sitzt der Inspector und Detective Durkin. Die Advocaten sitzen um das neben dem Gerichtssecretär aufgestellte Modell des Clerkenwell-House of Detention, das nicht nur die Scene des Attentates, sondern auch die einzelnen Häuser, Gassen, Höfe und Passagen auf das genaueste zeigt. Im Vordergrunde befinden sich die Berichterstatter der verschiedenen Journale, der Times, Pall-Mall-Gazette, des Standard, des Daheim und des Evening-Star. Das Publikum, welches nach englischen Gesetzen zu allen gerichtlichen Verfahren zugelassen werden muß, befand sich zur Zeit hinter den Gefangenen, ist also nicht sichtbar. — Die außerordentliche Aehnlichkeit der Hauptpersonen ist nicht unberücksichtigt zu lassen, diese rührt theilweise von der günstigen Position des Künstlers, theilweise davon her, daß es dem Referenten gelang, Photographien der Angeklagten zu erhalten.

Ed. A. Oppen.

Das Geheimniß des Fürstenhauses.

Novelle von Georg Hiltl.

II. Abtheilung. Die Gräfin von Wartenberg.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Abende herrschte im kurfürstlichen Schlosse tiefe Stille. Die diensthuenden Cavaliere waren bis auf eine sehr geringe Zahl beurlaubt, die Lakaien und Läufer durften sich entfernen, die Schweizerposten waren aus den Vorzimmern bis an die Treppen zurückgezogen und die kleine Soirée bei Sophie Charlotte hatte der Kurfürst wegen überhäufter Geschäfte absagen lassen. Gegen die achte Abendstunde konnte man verschiedene Personen gewahren, welche nach einander in das der langen Brücke zunächst gelegene Portal gingen, die breite Treppe vermieden und über eine Seitenstiege in den Corridor gelangten, welcher zum Cabinet des Kurfürsten führte.

In dem Zimmer Friedrichs waren die Vorhänge dicht herabgelassen, die Fenster außerdem noch mit Schirmen versetzt, und im Kamin brannte ein mattes Feuer. Zwei Lampen warfen ihren Schein auf die Möbel und auf die Anwesenden, welche sich im Zimmer befanden. Der Kurfürst hatte sich in einen Sessel geworfen und sprach halblaut mit dem vor ihm stehenden Kammergerichtsrath Friedrich von Seydel. Nicht weit von der Thüre stand der Graf Dohna und an einem kleinen Tischchen in der Nähe des Kamins hatte der Hofschreiber Sebastian Stripe Platz genommen.

Die Pendule auf dem Kamin schlug acht Uhr. Leise öffnete sich die Thür des Cabinets, der Kammerdiener Evert steckte seinen Kopf durch die Spalte und sagte leise: „Der Graf und sein Begleiter sind so eben gekommen." Dohna meldete es dem Kurfürsten und nach wenigen Minuten erschien Wartenberg in Begleitung eines alten Mannes, der ängstlich an der Thüre stehen blieb. Kurfürst Friedrich erhob sich. Freundlich grüßte er den Alten, dann sagte er:

„Evert, bleibe im Vorzimmer, daß niemand sich nahe und schließe selbst die Thür nach dem Corridor fest."

Er entfernte hierauf den die Lampe bedeckenden Schirm, worauf ein helles Licht die kleine Versammlung bestrahlte. Zur Rechten und Linken des kurfürstlichen Sessels standen Dohna und Wartenberg, nicht weit von dem letzteren Seydel. Vor diesen erschien zitternd unser alter Freund, der Küster von St. Nicolai.

„Ich kenne Euch!" begann der Kurfürst mit wohlwollendem Tone. „Ihr seid der Meister Flöricke?"

„Ich schätze mich glücklich, von Euer Kurfürstlichen Gnaden noch gekannt zu sein!" stammelte der Alte.

„Ich wünsche aus Eurem Munde zu hören," fuhr der Kurfürst fort; „wie es sich mit dem seltsamen Gesichte verhält, welches Ihr gehabt haben wollt. Die Leute sind so erregt durch die Kunde, die Ihr höchst unvorsichtig in die Welt geschleudert habt, daß sie nicht klar zu sehen vermögen."

„Ich habe geglaubt," sagte der Alte, „eine so wichtige Offenbarung dem Volke meines Herrn nicht verschweigen zu dürfen."

„Besser wär's gewesen, Ihr hättet mir erst die Meldung gemacht!"

„Wenn ich gefehlt — —"

„Gut so, ich bin Euch drum nicht ungnädig. Redet. Wie ging es zu?"

„Ich befand mich in dunkler Nacht auf der Höhe meines Thurmes, und von langer Arbeit in den alten Büchern bewältigt, fiel ich in tiefen Schlummer. Ich weiß nicht genau zu sagen, wie lange ich geschlafen — aber es mochte eine geraume Zeit vergangen sein, bevor ich erwachte. Als ich die Augen aufschlug, sah ich vor mir eine große Oeffnung in dem Gemäuer des Thurmes, durch welche ich vermochte, ins Freie zu schauen. Da gewahrte ich den ganzen Himmel in flammender Röthe, große Sternbilder funkelten wie ungeheure Diamanten in diesem Meere rothen Lichtes und zwischen allen hindurch züngelten gelbliche Blitze. Dicht neben der Oeffnung sah ich einen Greis stehen mit langem, silberweißem Barte, einen Stab in der Rechten, der rief mir zu: „Stehe auf und komme mit mir, ich will dir zeigen die Herrlichkeit der Zukunft im Hause Deines Fürsten." Wir schienen durch die Luft zu schweben, und bald standen wir vor Euer Durchlaucht Schlosse, über dem die Krone in tausend Strahlen funkelte."

Je mehr der Alte sich in die Extase hineinsprach, desto leuchtender wurde sein Blick. Die elfenbeinerne Weiße seines Gesichtes erschien wie eine feine, glänzende Masse, seine Augen blitzten, als er die Dinge schilderte, welche wir dem Leser schon aus dem Flugblatte mitgetheilt haben, seine Hand beschrieb große Kreise und im Lichte der Lampen schien seine hagere Gestalt zu wachsen.

„Dies alles habe ich gesehen, wahrlich, so genau, als ich Euch, meinen gnädigsten Herrn, vor mir sehe und da ich nicht vermochte, meinem Herzensdrange zu gebieten, ließ ich das, was ich gesehen, drucken, gab es unter die Leute des Volkes, damit auch sie erfahren sollten, welcher Glanz uns und dem Hause der Fürsten, die über uns gebieten, bevorstehe. Aber es sind hier mächtige Hände, die es nicht zuließen, daß ich ungefährdet durch die Welt ginge. Der finstere Herr von Danckelmann, der mich schon lange gehaßt hat, gab Befehl, meine Blätter zu vernichten und die Helfer des Ministers waren schnell bereit, zu gehorchen."

„Ich habe ein so hartes Verfahren nicht anbefohlen!" sagte der Kurfürst. „Aber ich kann die Anordnungen meines ersten Staatsdieners nicht widerrufen. Tretet einen Augenblick in dieses Zimmer!" sagte der Kurfürst, die Thüre öffnend. — „Was haltet Ihr davon?" fragte er, zurückkommend, die Anwesenden. „Dieser Alte macht nicht den Eindruck eines Betrügers. Er ist schon lange in gutem Rufe — er hat nichts für die Weissagung begehrt, hat auf die Verkündigung großen Ruhmes für unser Haus um keine Gnade gebettelt, die Blätter sind auf seine Kosten gedruckt, umsonst vertheilt — weshalb sollte der Mann handeln, wie er gethan, wenn nicht wirkliche Eingebung ihn leitete?"

„Ich stimme Euer Durchlaucht vollkommen bei!" sagte Wartenberg schnell. „Der Mann ist schnöde behandelt worden."

„Auch ich muß gestehen, daß er auf mich einen günstigen Eindruck machte!“ sagte Dohna.

„Nun, und was sagt unser Mann des Rechts?“ fragte der Kurfürst den Rath Seydel.

„Ich theile vollkommen die Ansicht der Herren!“ entgegnete Seydel. „Ich möchte um keinen Preis eine Wegführung des Alten, oder ein Verbot seiner Heilungen und sonstigen Beschäftigungen beantragen. Der Weissagungen über das erhabene Fürstenhaus, dem Euer Durchlaucht angehören, gibt es so vielerlei, doch besonders die berühmte des Carion, welche dem höchstseligen Herrn Joachim dem Ersten gethan wurde, ist ein großes Stück göttlicher Offenbarung gewesen. Alle solche Ereignisse sind von hohem Werthe für das Fürstenhaus und müssen niedergelegt werden in das Archiv des Schlosses. Sie bringen die Gewißheit, daß der Ruhm unseres Landes wachsen werde.“

„Glaubt Ihr?“ rief der Kurfürst, hastig durch das Zimmer schreitend. „Glaubt Ihr? ja — ja! es wird eine Krone auf meinem Schlosse sein — es muß dahin kommen, denn es steht in den Sternen — es steht in meinem Herzen geschrieben.“

„Und thöricht — verwerflich — frech ist derjenige, welcher es wagt, Eure kurfürstliche Gnaden an solchem Werke zu hindern!“ fuhr Wartenberg heftig dazwischen.

„Es ist wahr!“ sagte der Kurfürst. „Und wenn ich auch nicht an alles glaube, was die Seher in den Sternen lesen — daran glaube ich fest, daß ich steigen werde und mit mir mein Volk — mein Land.“

Er rief den Alten zurück. „Eure Nachricht hat uns alle erfreut!“ sagte er gütig. „Ihr werdet nicht beunruhigt werden. Was das Gesicht anbetrifft, so sprecht nicht weiter darüber, haltet die Offenbarungen sorgsam für Euch. Nicht jeder ist derselben Meinung, wie wir hier und leicht bringen solche Dinge arge Händel hervor, denn jeder will es besser und anders wissen. Ihr seid nur allein auf Euch selbst und Euer Zeugniß angewiesen und könnt nur durch die eigene Zunge reden — Ihr würdet auf manchen Zweifler stoßen!“

Wartenberg, der hinter dem Kurfürsten stand, gab dem Alten einen Wink mit den Augen.

„Gnädigster Herr,“ begann Flöricke. „Ich würde Eurer Gnaden aufs höchste dankbar sein, wenn Sie mir aus dem Zweifel, den ich zuweilen noch gegen mich selber hege, helfen wollten.“

„Wie vermag ich das?“

„Hören Sie mich einige Minuten an, gnädigster Herr. Jener Alte, der mir im Traume erschien, verkündete mir noch mehr seltsame Dinge. „Wisse,“ sagte er, „in der Tiefe des Gewölbes der Kirche, die Du bewohnst, liegt ein seltnes Kleinod. Als die Mauern der Klöster sanken, retteten sorgsame Hände eine Urkunde aus den Zellen des Klosters zu Lehnin, ein Pergament, auf welchem in grauer Vorzeit schon ein mit der Gabe der Weissagung gesegneter Klosterbruder die Prophezeiungen zu künftiger Größe für das Haus der Hohenzollern verzeichnet hat.“

Der Kurfürst wurde aufmerksam.

„Ich fragte meinen Führer: wo aber ist dieser Schatz zu finden?“ — „Wenn Du hinabsteigst in das Gewölbe von Sanct Nicolai,“ fuhr er fort, „und durch die aufgestellten Sargreihen bis an den Unterbau des Hauptpfeilers gelangt bist, so wirst Du ein Ritterbild erschauen, das in Stein gemeißelt und in den Pfeiler gemauert ist. Zähle von oben drei Fuß nach unten, von unten vier Fuß nach oben und Du wirst eine Stelle finden, wo Du die Hacke einsetzen kannst. Gerade hier liegt das Pergament verborgen. Oeffne die Steinhöhle — nimm es heraus und verkünde der Welt, was in der Schrift enthalten. Die noch zauderten, werden sich bekehren von ihren Zweifeln, und es wird ein Feuer ausgehen von dieser Schrift.“ Als ich am folgenden Tage nach dem Gesichte hinabstieg in das Gewölbe, fand ich alles, wie der Greis mir gesagt hatte. An der bezeichneten Stelle war eine Vertiefung — sicher liegt hier das ehrwürdige Pergament. Wenn nun Eure Kurfürstlichen Gnaden gestatten wollen, den Pfeiler zu öffnen, so könnte man vielleicht dadurch am schnellsten entdecken, ob der, der mich geführt, ein Lügengeist gewesen. Lasset den Pfeiler des Gewölbes öffnen, hoher Herr, findet sich die seltsame Schrift, dann ist es offenbar, daß hier kein Trug gewaltet hat, wie ihn Dämonen den Menschen vorspiegeln.“

Der Kurfürst hatte schweigend, die Augen dem Sprechenden zuwendend, die sonderbare Mittheilung angehört.

„Und der Führer im Traumbilde sagte Euch nichts über den Inhalt seiner Schrift?“ fragte er.

„Doch, gnädigster Herr,“ antwortete Flöricke. „Er beschrieb mir, um was es sich handle. Es sollen einhundert Verse sein, von denen jeder eine Verkündigung enthält, das Geschick des erlauchten Hauses Eurer Kurfürstlichen Gnaden betreffend. Es wird darin prophezeiet die wachsende Macht Eurer Gnaden und dieses Staates, — aber leider auch das Ende dieses, Eures großen Geschlechtes, das Erlöschen des Stammes, wenn die Mauern von Lehnin sich aus dem Schutte erheben.“

Die letzten Worte hatten den Kurfürsten in Unruhe versetzt. Er that einen Gang durch das Zimmer, dann blieb er vor seinen Untergebenen stehen. „Es ist eine seltsame Begebenheit,“ sagte er. „Was haltet Ihr davon?“

Die Herren schwiegen betroffen, nur Seydel trat ein wenig vor und entgegnete: „Am meisten ergriffen bin ich wohl, nächst Eurer kurfürstlichen Gnaden, durch die Mittheilungen dieses Alten, denn ich muß hier ein Geständniß thun.“

Er fuhr bei diesen Worten mit der Hand in die Brusttasche seines Kleides und zog ein Papier hervor.

„Es mag etwa ein Jahr her sein, daß mir eines Tages, von einer mir unbekannten Hand, ein Schreiben zugestellt ward, welches mich bat, das einliegende Papier sorgsam zu prüfen und zu hüten. Als ich jenes Papier entfaltete, las ich mit Staunen eine Prophezeiung für das Haus der Hohenzollern, welche Wachsthum und Gedeihen aber auch das Erlöschen des Stammes verkündete, die Erhebung der gesunkenen Klöster weissagte. In dem beigefügten Schreiben wurde berichtet, daß diese Weissagung, wie auch der Titul besagte: Bruder Herrmann, Abt zu Lehnin, im Jahre 1234 niedergeschrieben habe. Ich ward nachdenklich gemacht und erfuhr, daß ein gleiches Schreiben nebst gleicher Anlage, dem Leibarzte Martin Weise zugekommen sei, welcher mir dies unter dem Siegel der Verschwiegenheit mittheilte. Weise ist verstorben — ich aber bewahrte die geheimnißvolle Schrift sorgsam auf, schwieg gegen Jedermann, da ich den Inhalt für gefahrvoll hielt, und als ich heute zu Euer Gnaden befohlen ward, nahm ich das Schreiben zu mir, um zu prüfen, bevor ich spräche, denn ich wollte den Inhalt meiner Schrift mit den Worten des Alten vergleichen. Dieses Bekenntniß aber setzt mich in Staunen, denn die Worte stimmen fast mit denen meiner Schrift überein.“

„Gebt mir das Papier!“ sagte der Kurfürst schnell.

Seydel reichte ihm die Schrift. Hastig entfaltete sie der Kurfürst, trat zur Lampe und durchflog die Verse.

„Das ist höchst wunderlich!“ sagt er, die Schrift zurückgebend. „Was kann dies bedeuten? welchen Zusammenhang haben alle diese Ereignisse? — handeln wir in der Sache. Ich lege Euch allen das tiefste Schweigen auf — Ihr aber, Seydel, nehmt zwei Eurer treuesten Diener, alte, bewährte Leute, am besten ehemalige Soldaten, begebt Euch in Begleitung des Alten dort in das Gewölbe von St. Nicolai, öffnet den Pfeiler und findet Ihr das Document, so überbringt es mir. Wir wollen prüfen und entscheiden. Führt den Alten hinweg, Graf, ich bin erregt, diese Offenbarungen haben meine Gedanken fast verwirrt — und ich bedarf der Sammlung. Dieses Schweigen befehle ich noch einmal, denn jene Schrift ist ein wichtiges, aber auch ebenso gefährliches Ding. Unsere Zeit ist in gewaltiger Gährung, hüte sich ein jeder, die Glut noch weiter anzufachen.“

Er verließ das Zimmer. Ohne ein Wort mit einander zu wechseln, zerstreuten sich die Zeugen der Verhandlung.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Räthsel in Nr. 20.

Kante. Kant.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von **A. Klasing** in **Bielefeld**, herausgegeben von Dr. **Robert Koenig** in **Leipzig**.
Verlag der **Daheim-Expedition** von **Velhagen & Klasing** in **Bielefeld** und **Berlin**. — Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig**.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 29. Februar 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. 1868 № 22.

Das Geheimniß des Fürstenhauses.

Novelle von Georg Hiltl.

II. Abtheilung. Die Gräfin von Wartenberg.

(Fortsetzung.)

Heraufsteigende Wetter.

Trotz der sorgfältigsten Geheimhaltung dieser Ereignisse und Mittheilungen, war es den Spähern, welche der mißtrauische Danckelmann unterhielt, doch nicht entgangen, daß etwas Besonderes innerhalb der Schloßmauern sich entwickelte; hatte einer der bei der nächtlichen Scene betheiligt Gewesenen irgend welche Andeutungen gemacht, waren von den im Verborgenen agirenden Persönlichkeiten Gerüchte in Umlauf gesetzt worden — kurz, es bemächtigte sich zu jener Zeit des ganzen Hofes eine trübe Stimmung. Verstohlen unterhielt man sich in gewissen Kreisen von Mittheilungen, die dem Kurfürsten zugekommen sein sollten, von bevorstehenden Veränderungen, welche auf gewaltsame Weise eintreten würden, und die kühnsten Ausleger brachten diese gedrückte Stimmung mit geheimnißvollen Offenbarungen in Zusammenhang, die in allerlei Gestalt aufgetaucht sein sollten und — zum Theil auch wirklich auftauchten. Sie kamen, ohne etwas Bestimmtes zu wissen, der Wahrheit am nächsten. Um diese Vermuthungen gerechtfertigt zu finden und sie nicht für ganz leere Wahngebilde zu halten, muß der Leser sich die Zeitverhältnisse vergegenwärtigen, in welche die von uns erzählten Begebenheiten fallen. Nach dem schrecklichen dreißigjährigen Kriege war eine kurze Ruhe für Deutschland eingetreten. Gleich darauf begannen die Reichskriege gegen Ludwig XIV, die Verwüstungen der Pfalz, die nahe Türkengefahr, die Bedrohung der nordischen Grenzen, fortwährend innere Staatshändel, dies alles erzeugte die düsterste Stimmung, die größte Niedergeschlagenheit, und leicht konnten unter solchem Gewichte und Drucke diejenigen Erzeugnisse Eingang finden, welche sich mit einer Verbesserung oder Verschlimmerung der Zukunft beschäftigten. Jene Zeit ist daher die Zeit der Weissagungen, Offenbarungen und der Propheten, von welchen wir im Verlaufe dieser Erzählung schon einige namhaft gemacht haben. Zeigten sich nun an einem Hofe, innerhalb eines sonst geschlossenen Kreises, Zerwürfnisse, trat zwischen die bisher vereinigt gewesenen Persönlichkeiten eine trennende Gewalt, vermochte man nicht sogleich die Ursachen der Veränderungen zu ergründen, so schrieb die erregte Phantasie alles Geschehene sofort auf Rechnung übernatürlicher Einflüsse. Konnten doch selbst Leibnitz und Sophie Charlotte über die Eingebungen aus einer anderen Welt Briefe wechseln — Eingebungen, welche das Fräulein von Asseburg unmittelbar von dem Heiland erhalten haben wollte. Für die Mystiker war daher ein ziemlich offenes Feld. Selbst das Einschreiten der Behörden fand um jene Zeit nur sehr vereinzelt statt, und obwohl die Presse sich gegen solch Treiben regte, vermochte sie doch nur an gewissen Orten mit Erfolg zu kämpfen, die Verbreitung fehlte ihr, die Mittheilung war eine schwierige.

Der kurfürstliche Hof hatte sich also thatsächlich in eine sehr trübe Stimmung hineingelebt. Man huschte an einander vorüber, flüsterte sich dies und jenes zu, bis endlich die freundschaftlichen Zusammenkünfte fast ganz aufhörten. Der Kurfürst hatte nach den Mittheilungen des alten Küsters den Befehl ertheilen wollen, die Oeffnung des Pfeilers sofort zu unternehmen, aber er zögerte noch damit.

Eine neue Flut von Widerwärtigkeiten strömte ihm entgegen — kühn gemacht durch ihre Erfolge, hatte die Partei Wartenbergs eine gewaltige Menge von Anklagen gegen Danckelmann zusammengefaßt, und in den vertraulichen Unterredungen des Kurfürsten mit Katharina wußte diese einen Stein nach dem andern unter den Füßen des Ministers hinwegzuziehen. Da war eine Klage darüber, daß der Minister die Contrasignatur eingeführt habe, ohne welche kein Befehl des Kurfürsten Gültigkeit haben sollte, wenn der Name des Ministers nicht neben dem des Gebieters stand. Einmischung in die Familienangelegenheiten des kurfürstlichen Hauses, Verleumdungen der andern Minister — im ganzen fünfzig Artikel, waren dem Kurfürsten nach und nach überreicht worden.

Am Jahrestage der Uebergabe von Bonn las die Wartenberg dem Kurfürsten ein Gedicht vor, betitelt: „Der Scheerenschleifer bei der Wirthschaft an der Spree." Es war allerdings eine scharfe Satyre, in welcher Danckelmann das Treiben der Wartenbergs

geißelte. Kurfürst Friedrich war offenen Kopfes genug, um die vielen Wahrheiten zu verstehen, ihre Stiche zu empfinden. Erregt und gereizt betrat er sein Kabinet. Unglücklicher Weise hatte gerade in diesem Augenblicke eine besonders wichtige Angelegenheit den Minister Danckelmann in das Vorzimmer des Gebieters geführt. Als daher der dienstthuende Kammerherr den Minister meldete, überzog eine Röthe des Unwillens das Gesicht Friedrichs. So eben erst hatte er die unvortheilhaftesten Berichte erhalten, und der Gegenstand aller dieser Klagen, die mißliebigste Person bei alle den Leuten, welche der Kurfürst hoch hielt, erschien jetzt vor ihm ohne Zweifel wieder in Geschäften, die nicht geeignet waren, des Gebieters böse Laune zu verscheuchen. Das Interesse für den Staat erheischte jedoch, den Minister zu empfangen, und Friedrich verschob deshalb die Unterredung keinen Augenblick, er gab Befehl, den Minister eintreten zu lassen.

Danckelmann erschien, und sein Portefeuille auf den für ihn bereitstehenden Tisch niederlegend, suchte er durch Ordnen der Papiere die Pause auszufüllen, welche dem Beginne der Verhandlung vorausging. Der Kurfürst, welcher sonst gewöhnlich den Minister mit einer wohlwollenden Anrede empfing, hatte heute kaum einen flüchtigen Gruß, und als er endlich den Sessel zurechtgerückt, die auf seinem Tische befindlichen Papiere bei Seite geschoben hatte, fragte er kurz:

„Was bringen Sie mir, Herr von Danckelmann?"

Der Minister schaute betroffen empor. Es blieb ihm kein Zweifel, der Kurfürst war ungnädig und zwar im höchsten Grade, denn statt des vertraulichen Du redete er zu dem bewährten Diener in kalter, gemessener Weise. Einen nahen Ausbruch vermuthend, nahm der Minister seine größte Ruhe an und entgegnete:

„Ich bringe die neu eingetroffenen Negotiationen über den Ankauf der Schutzvogtei Quedlinburg und des Amtes Petersberg."

„Ist das so dringend? es hieß, Ihre Geschäfte seien höchst dringlich."

„Sie sind es in der That, gnädigster Herr, weil sie mit der nahe bevorstehenden Erhebung eines Fürsten zusammenhängen, der sehnsüchtig den Empfang der Gelder erwartet, für deren Auszahlung er Eurer Kurfürstlichen Gnaden die genannten Rechte abtritt."

„Sie interessiren sich sehr für die Erhebung des fremden Fürsten!" fuhr der Kurfürst mit gemachter Heftigkeit auf, bemüht, den Streit zu beginnen.

„Euer Durchlaucht wollen sich nicht täuschen!" sagte Danckelmann ruhig. „Ich interessire mich für die Erhöhung meines Souverains, dem durch die Erwerbung dieser Rechte ein neuer Zuwachs von Macht entsteht."

„Eine Macht über etliche Gemeindewiesen und Vogteien, das Recht, einige Handwerksburschen auszuweisen zu lassen!" sagte der Kurfürst höhnisch.

„Wenn Euer Durchlaucht die Erwerbung nicht höher anschlagen, dann muß ich mich in der That wundern, daß aus den Kassen des Landes die Summe von dreimalhundertundvierzigtausend Thalern für solche Lappalien gezahlt werden soll."

„Herr von Danckelmann, Sie nehmen sich Freiheiten heraus, die ich nicht dulden werde!" brauste der Kurfürst auf.

„Ist dieses geschehen, dann bitte ich meinen gnädigen Herrn um Verzeihung, aber ich glaube die Wahrheit gesprochen zu haben."

„Ich finde es seltsam, daß Sie so bemüht sind, die Kasse eines fremden Souverains zu füllen. Freilich, die Erhebung des Kurfürsten von Sachsen auf den polnischen Thron ist nach Ihrem Geschmack, der Erhöhung Ihres eigenen Gebieters aber stemmen Sie sich entgegen; Sie finden es ganz natürlich, daß Sachsen mit einer Königskrone geschmückt werde, aber Brandenburg soll den Kurhut behalten — darum Ihre fortwährenden Bedenken, daß unsere Mittel nicht einen königlichen Prunk gestatten; der Kurfürst von Sachsen aber mag hochsteigen, dem verargen Sie seine hochfliegenden Pläne nicht."

„Ich habe mir erlaubt, auf die Grenzen hinzuweisen, welche wir unsern Mitteln ziehen müssen, gnädigster Herr, und es scheint mir gerade des Kurfürsten von Sachsen Durchlaucht ein lebendiger Beweis zu sein, wie sorgfältig man die Mittel erwägen muß. Durch die Gewinnung der Stimmen im polnischen Reichstage, durch die für Behauptung eines königlichen Prunkes nöthigen Gelder sind die Kassen des Kurfürsten so erschöpft, daß Seine Durchlaucht sich gezwungen sieht, an Brandenburg die Stadtrechte und Besitztitel von Quedlinburg, Petersberg und Nordhausen zu verkaufen, wie Leute in Noth ihre Habseligkeiten veräußern."

„Ich glaube, mein Herr, Sie würden auch für uns ähnliche Lagen herbeiwünschen, nur um Ihre Ansichten als die richtigen aufstellen zu können." — „Das ist eine Beleidigung, gnädigster Herr!" rief Danckelmann, den seine Ruhe verließ.

„Oh — Sie sind sehr empfindlich, mein Herr Minister!" entgegnete der Kurfürst ebenso heftig. „Sie sind sehr leicht gereizt, wenn es sich um Ihre Person handelt, aber Sie verfolgen unnachsichtlich andere Leute, die Ihnen nicht genehm sind. Sie setzen Ihr Ansehen über das eines jeden, Sie verstehen meisterlich, wie Ihr Protegé, jener dreiste Pamphletenschreiber, in Spottgedichten die Einrichtungen und Begebenheiten an diesem Hofe zu geißeln — ich weiß alles. Ihre Einmischung wird aber wenig fruchten — noch bin ich Herr und ich gedenke es noch weit mehr zu sein, wenn ich mich jedes Zwanges, jeder hemmenden Persönlichkeit entledigt haben werde!"

Danckelmann machte eine Bewegung des Unmuthes.

„Wenn ich Euer Durchlaucht im Wege bin," fuhr er ruhiger werdend fort, „so bedarf es nur eines Wortes, und ich weiß mich zu unterwerfen. Ich wünsche dann nur, daß Sie, gnädigster Herr, Diener finden mögen, die ebenso treu, ohne Furcht, ohne Rücksicht auf Gnade oder Ungnade, Ihr hohes Interesse zu wahren im Stande sind. Diejenigen, welche in letzter Zeit sich Ihrer Gnade erfreuten, scheinen mir nicht zu solchem Dienste geeignet."

„Sie beginnen Ihre Angriffe aufs neue — aber ich bin gewaffnet dagegen, denn ich kenne jetzt Ihre Absichten."

„Es sind stets die lautersten gewesen, gnädigster Herr!"

„Es wird sich zeigen!" rief drohend der Kurfürst.

„Hoffentlich, gnädiger Herr. Wenn ich gefehlt, wenn Ihre Weisheit anders entscheidet, als ich gewünscht, vorgeschlagen habe — mag es sein. Der Ausgang wird es lehren. Dann aber sind Sie es allein, dem das Wachsthum zu danken ist, nicht die Schar von Glücksrittern, von intriguanten Personen beiderlei Geschlechtes, und der sonderbare Verein mystischer Arbeiter, der aus vergilbten Documenten die Berechtigung für Ihr Steigen herzuleiten sucht!"

Die Mine war gesprengt, die Wirkung konnte nicht ausbleiben. Der Kurfürst erbleichte, trat mit zorniger Geberde einige Schritte vor und sagte: „Sie sind trefflich bedient, mein Herr Minister, denn was nur so wenig Berufenen kund gethan ward, was ich mit dem Schleier des Geheimnisses zu umgeben befahl, das wissen Sie bereits. Hüten Sie sich, ferner davon zu reden, es möchte Sie verderben."

„Ich fürchte die Schatten alter Mönche nicht!" rief Danckelmann, alles um sich her vergessend. „Ich habe schon einmal das Geheimniß der Testamente ans Licht gebracht, jenes mystische Dunkel ward erhellt durch den Lichtstrahl einer scharfen, nüchternen Untersuchung, und da die Schatten entflohen, blieb nichts zurück, als die lächelnde Gestalt des Pater Wolff, der beinahe triumphirte, wenn nicht eine kecke Hand die Bündel in der Druckerei geöffnet und zur rechten Zeit mir die Exemplare zugestellt hätte. Denken Sie an das Testament, gnädigster Herr. Der Pater Wolff ist in Berlin."

Der Kurfürst blickte zornig, aber doch mit dem Ausdrucke des Erstaunens den kühnen Minister an.

„Sie bringen eine neue, schwere Behauptung vor — ich glaube nicht, was Sie sagen, Herr von Danckelmann."

„Dann bin ich heute zum letzten Male in Euer Kurfürstlichen Gnaden Dienste, hier im Schlosse gewesen!" sagte Danckelmann mit eisiger Ruhe. „Weisen Sie, gnädigster Herr, die Gelder, welche dem Kurfürsten von Sachsen zu zahlen sind, auf die kurfürstliche Rentenkammer an — ich habe kein Recht mehr, meinen Namen unter den Ihrigen zu setzen."

„Es wird sich finden!" rief der Kurfürst.

„Ich bin jetzt wohl entlassen?" fragte Danckelmann.

„Sie sind es, mein Herr!"

Auf einen Wink des Kurfürsten zog sich der Minister zurück.

* * *

Am Abend dieses verhängnißvollen Tages gingen in der Dunkelheit ein Herr und eine Dame, tief in Mäntel gehüllt durch die einsame Georgenvorstadt. Sie schritten durch die schmalen, von den Gräben eingefaßten Wege bis auf das einsame Haus, welches hart am Damme, hinter einer Hecke lag. Nach starkem Klopfen erschien ein Mann, der beide nach Nennung eines Paßwortes die Stiege hinauf in ein kleines Gemach führte. Haus und Zimmer waren dieselben, welche der Graf Wartenberg mit Biedekap schon einmal besucht hatte — heute war auch der Bewohner des Zimmers wieder

derselbe — Pater Wolff empfing den Grafen und die Gräfin von Wartenberg.

„Schließen Sie die Thüren!“ flüsterte der Graf. „Wir bringen Nachricht.“ — „Werden wir siegen?“

„Ohne Zweifel!“ sagte Katharina. „Nur noch eine gewichtige Sache und der Stein in unserem Wege ist hinweggeräumt — heute ist das Band gerissen, welches Danckelmann mit dem Kurfürsten verknüpfte.“

„Wir werden siegen!“ sagte der Pater. „Unser Schatz im Gewölbe wird seinen Eindruck auf den Herrn nicht verfehlen — sobald sein Entschluß feststeht, eile ich nach Wien, um die Verhandlungen zu betreiben, der Preis ist wie bei dem Kurfürsten von Sachsen: Triumph der Kirche, worauf auch die Prophezeiung hinweist — wenn sie das Licht des Tages erblickt hat — dann werde ich wissen, sie zu verbreiten!“

„Für jetzt aber sorgfältiges Verbergen!“ mahnte der Graf. „Wir können erst sicher auftreten, wenn Danckelmann gestürzt ist — dann habe ich freie Hand.“

„Aber er wird von seinem Palaste aus gegen uns kämpfen!“ warf der Pater ein.

„Er wird nicht in einem Palaste bleiben!“ entgegnete kalt die Gräfin von Wartenberg. „Ein Gefängniß wird ihn aufnehmen. Sein Hochmuth führt ihn dahin.“

„Wie? Sie hielten es für möglich —? und wodurch sollte das bewerkstelligt werden?“

„Hierdurch!“ rief die Gräfin, ihre Hand öffnend. Sie hielt eine große, glänzende Münze zwischen den Fingern.

Die sieben Sterne.

Ein Spielabend bei dem Kurfürsten Friedrich war ein höchst merkwürdiges Stück Zeitgeschichte. Es vereinigten sich hier die hervorragendsten Persönlichkeiten des Hofes und der fremden Gesandtschaften, um Karten zu spielen und man konnte daher nicht nur jene bedeutenden Personen, sondern auch ihre bald gravitätische, bald leidenschaftliche Weise beobachten, mit der sie Gewinn oder Verlust verfolgten. Im ganzen wurde in diesem Kreise nicht allzu hoch gespielt. Zuweilen nur setzte der Kurfürst größere Summen aus und gab dadurch das Signal für die übrigen, indessen versuchten doch die Herren untereinander bei höheren Einsätzen ihr Glück.

Nach dem Spiele fand eine nur kurze Zeit dauernde Unterhaltung statt, während welcher Erfrischungen herumgereicht wurden. Hierbei vermochte dieser oder jener irgend eine Neuigkeit mitzutheilen, eine Gnade zu erhaschen, etwas Besonderes durchzusetzen — was alles nicht möglich oder gestattet war, so lange das Spiel dauerte. Wer also dergleichen Dinge auf dem Herzen hatte, der wartete ungeduldig des Momentes, wo der Kurfürst die letzte Partie zu spielen befahl.

Da diese Spielabende den höchsten Beifall gefunden hatten, wurden sie von den Cavalieren nachgeahmt, und bald bildeten sich Clubs, welche an bestimmten Tagen der Woche zusammentraten, um bei einem der hohen Herren die beliebtesten Spiele zu arrangiren. Nach und nach gewöhnte man sich vollständig an diesen Gebrauch und der Kurfürst sah es nicht ungern, wenn er eine unterthänigste Einladung erhielt, dem Spiele bei dem Grafen von Dohna oder einem anderen Großen des Hofes beizuwohnen. Da auch Damen an diesen Abendunterhaltungen theilnehmen durften, war die nach dem Spiele stattfindende Conversation sehr belebt und anziehender als die gewöhnlichen, dem Spiele folgenden Erholungsmomente.

Besonders wichtig waren solche Privatspiele für den Grafen und die Gräfin von Wartenberg. Beide hatten es sich zur Aufgabe gemacht, so viel und oft als nur irgend möglich in der Nähe des Kurfürsten zu sein. Die Zwanglosigkeit, welche beim Spiele herrschte, gab trefflich Gelegenheit, wichtige Neuigkeiten zu erfahren, die nothwendigsten Verabredungen schnell zu treffen oder Wünsche vorzutragen. Zum Leidwesen der Gräfin von Wartenberg konnte der Kurfürst zu seinen Spielsoireen keine Damen heranziehen, die Kurfürstin wohnte dem Spiele nicht bei, es war daher den Damen des Hofes unmöglich gemacht, dort zu erscheinen. Um so eifriger bemühte sich die Gräfin, in die Cirkel zu dringen, welche sich um die Privatgesellschaften zogen, und da jeder die persönliche Zuneigung des Kurfürsten für das Wartenbergische Paar kannte, säumte man nicht, dasselbe stets in solche Gesellschaft zu bringen.

Ein solcher Spielabend fand bei dem Grafen Dohna statt. Auch heute hatte der Kurfürst seine Anwesenheit melden lassen und war nicht lange nach acht Uhr abends eingetreten. Für diesen Fall stand immer ein besonderer Spieltisch bereit, eine Anzahl von Herren und Damen erwarteten den Gebieter, um sogleich das Spiel mit ihm beginnen zu können. Der Kurfürst wählte sich schnell seine Spieler aus, nahm Platz am Tische und sobald er saß, rangirten sich die übrigen Partien. Tiefes Schweigen, wie es in den Spielzimmern herrschen soll, lagerte auf der ganzen Gesellschaft, nur der Kurfürst that hin und wieder einen Ausruf, um einen Fehler zu rügen oder sein Unglück im Spiel zu bedauern.

An Gesellschaftsabenden, welche der Kurfürst veranstaltete oder zu denen er geladen war, mußten die Mitglieder des Cirkels oder Clubs eine sehr lästige Zugabe in den Kauf nehmen. Dieser unangenehme Mitläufer war Ali, der Kammermohr des Kurfürsten. Nach der Sitte jener Zeit gehörte es zum guten Ton, als Diener oder Pagen einen jener schwarzen Bursche in seiner Umgebung zu haben, welche damals die Holländer als Sclaven nach Europa führten. Nicht nur Mohren waren es, die sich solcher Bevorzugung erfreuten, die Ausgelassenheit des Geschmackes ging noch viel weiter und machte sich ein besonderes Vergnügen daraus, auch gewisse krüppelhafte Wesen, gemeinhin Zwerge genannt, zum Dienste heranzuziehen. Diese Geschöpfe — die wohlgewachsenen Schwarzen und die verkrüppelten Weißen — genossen große Freiheit. Die letzteren verbanden häufig mit ihren Gebrechen einen boshaft-witzigen Geist, sie verstanden es trefflich, die Schwächen irgend einer Person aus der Gesellschaft zu geißeln und offen darzulegen. Seltner gelang dies den Mohren; Ali, Kammermohr des Kurfürsten war deshalb ein besonders rares Exemplar von Diener und Narr zugleich. Er verstand es ganz ausgezeichnet, die Laune seines Gebieters zu beurtheilen, die beste Stunde für irgend einen Vortrag zu wählen, für Meldung einer Person auszusuchen. Wer deshalb beim Kurfürsten etwas für seine Privatzwecke durchsetzen wollte, wendete sich an den Kammermohren, was natürlich zur Folge hatte, daß Ali gegen die meisten Personen des Hofes von einer alle Grenzen des Erlaubten übersteigenden Unverschämtheit war. Seine Späße wurden, oft gegen die bessere eigene Ueberzeugung, belacht und belobt, doch stieß der dreiste Schwarze zuweilen auch auf Leute, die sich gegen seine Anmaßung ernstlich verwahrten, und der Kurfürst hielt, bei aller Nachsicht gegen den beliebten Mohren, doch so stark auf Erhaltung des Ansehens seiner Cavaliere, daß er einige Male die Frechheiten Alis durch den Stock des Correctionsmeisters züchtigen ließ. Eine solche, besonders derbe Züchtigung hatte Danckelmann ihm verschafft, gegen den der boshafte Schwarze deshalb einen unversöhnlichen Haß im Herzen trug.

Ali kauerte, während das Spiel bei Dohna seinen Fortgang nahm, auf einem Polster, nicht weit von dem Tische, an welchem der Kurfürst mit Frau von Waldburg, den Herren von Dannitz und von Sonnsfeld beim Spiele saß. Diesem Tische fast gegenüber spielten: die Gräfin von Wartenberg, Fräulein von Freitag-Gödens, Graf Wittgenstein und Herr von Besser. Anfangs herrschte große und tiefe Stille in dem Saale, bis endlich der Kurfürst einige leichte Rufe des Unwillens ertönen ließ — er hatte im ganzen selten Glück beim Spiele, weshalb er eben eifrig, wenn auch nicht leidenschaftlich spielte. Ali verfolgte jede Bewegung seines Herrn und begleitete häufig die Ausrufe mit beißenden Bemerkungen, die der Kurfürst aber alle belächelte. Eben so scharf paßte der Mohr den übrigen Spielenden auf die Finger, und obgleich man gewöhnt war, dreiste Bemerkungen aus dem Munde des Schwarzen zu vernehmen, fuhr doch die ganze Gesellschaft erschreckt in die Höhe, als der lustige Spaßmacher plötzlich ganz trocken die Worte aussprach:

„Prr — bin ick erstaunt, was Madame von Wartenberg gewinnen — aber so groß Hausen Geld liegen vor die Kart', daß sie kaufen können ein Palais, größer als die von Danckelmann.“

Der Kurfürst wendete sich um und rief dem Schwätzer ein lautes „Still, befehle ich!“ zu. Ali kroch wieder auf sein Polster und ahmte das Miauen einer Katze nach — worüber alle Welt lachte. Während der kleinen Pause, welche dadurch entstand, trat ein Cavalier hinter den Stuhl der Gräfin von Wartenberg, beugte den Kopf ein wenig zu ihr nieder und flüsterte:

„Das Spiel geht bald zu Ende. Halten Sie sich bereit!“

„Ich werde mich einzufinden wissen!“ antwortete die Gräfin. „Bringen Sie den Mohren in das Nebenzimmer.“

„Den Mohren?"

„Gewiß. Es hängt mit meinem Plane zusammen."

„Sie geben die Karten, meine theure Gräfin!" sagte Besser, der Wartenberg die Karten reichend.

„Die letzte Partie, Messieurs et Mesdames!" rief in diesem Augenblicke der Kurfürst, dessen Stimme man einen leichten Verdruß anmerkte.

Das Spiel ging weiter. Plötzlich erhob sich der Kurfürst, er warf die Karten mit einem kleinen Ruck auf den Tisch.

„Eh bien! — auch diese Partie verloren!" rief er. „Dohna, ich habe bei Ihnen stets Malheur."

„Ich bedaure unendlich!" sagte Dohna, hinzueilend. „Wie gerne wünschte ich, daß Kurfürstliche Gnaden gerade hier stets vom Glücke begünstigt wären!"

„Oh — ich bin nicht jaloux!" sagte Friedrich. „Ich sehe es gerne, wenn meine Freunde gewinnen. In allen anderen Dingen ist mir das fortune zur Seite — verschmerzen wir das Unheil in den Karten!"

Die ganze Gesellschaft hatte sich mit dem Herrn erhoben und es fanden nur noch an einigen Tischen Abrechnungen statt, während der Kurfürst sich mit den Nächststehenden unterhielt.

„Ali, schwarzer Bursche, komm!" sagte der Herr von Wartensleben. „Ich will Dir einen trefflichen Mandelkuchen geben."

Der Schwarze grinste wie ein Affe und schnalzte mit der dicken Zunge, ließ sich auch sofort von Wartensleben in das Nebenzimmer führen.

Diesen Augenblick schien die Gräfin von Wartenberg nur erspäht zu haben, um sogleich den beiden nachzueilen, sie strich hastig die gewonnenen Dukaten ein und war schon fast an der Thüre, als der Kurfürst sie aufhielt.

„Nun, Comtesse!" sagte er, ein wenig finster blickend. „Sie haben mehr Glück gehabt als ich."

„Gern theile ich meinen Gewinnst mit Euer Durchlaucht!" scherzte Katharina. „Aber ich fürchte, eine Fehlbitte zu thun, wenn ich meinem gnädigsten Herrn eine Theilung vorschlage."

„Behalten Sie alles, ma chère — ich gönne Ihnen viel. Alis dreister Spaß möge wahr werden und Sie ein Logement erwerben hier in Berlin, so prächtig, wie das des Marschalls Derfflinger etwa!"

„Nicht wie das des Herrn von Danckelmann?" fragte Katharina boshaft.

„Immer die Attaquen!" entgegnete der Kurfürst zornig. „Ich will in heiteren Stunden nicht daran erinnert sein!"

„Verzeihung, gnädigster Herr. Ich vergaß in diesem Augenblicke wieder einmal, auf welch hoher Stufe der Herr Minister steht. Freilich, dieser Scherz ist schon zu gewagt — ein Haus gleich dem des Herrn von Danckelmann, das wäre ein Phantasiegebilde, weiter nichts. Wie könnten wir an den Besitz eines Hauses denken, welches dem des Protectors von Berlin gliche!"

„Was sind das für neue Allusions —? ich staune. Dahinter steckt wieder etwas, und ich werde genöthigt sein, dem Monsieur Danckelmann noch vor seinem Scheiden aus dem Kabinet eine ordentliche Predigt zu halten!"

Graf Wartenberg näherte sich jetzt der Gruppe und da der Kurfürst mit ihm ein Gespräch begann, benutzte Katharina den Augenblick, schnell in das Nebenzimmer zu kommen, wo der Mohr, seinen Mandelkuchen schmausend, mit Wartensleben plauderte.

„Ah — da is große — reiche Gräfin!" lachte der Schwarze. „Nix haben vor arme Mohr? Nix von Gewinnst?"

„Ihr habt Euch über mein Glück aufgehalten, Ali!" sagte die Gräfin, „aber es ist nicht so gewaltig gewesen, als Ihr meint. Außerdem war es meine Absicht, Euch einen Antheil zukommen zu lassen!"

Sie griff in ihre Tasche und ließ bald darauf in die geöffneten gierigen Hände des Mohren eine Anzahl Ducaten gleiten.

„Oh — viel — serr viel!" schmunzelte der Mohr. „Su viel vor arme Mohr, ist nicht werth so viel!"

„Ich will Euch auch dieses Geschenk nicht ganz umsonst gemacht haben!" lachte die Gräfin. „Ihr sollt etwas dafür thun."

„Arme Mohr müssen immer was thun vor Geld!" wimmerte der heuchlerische Narr. „Schönes Geld — schöne blanke Münz!" setzte er, mit den Ducaten spielend, hinzu.

„Gut. Für dieses schöne Geld sollt Ihr nur eine Kleinigkeit thun — sollt dem Herrn Kurfürsten eine Münze zeigen, die ich Euch hier gebe — schenke, wenn Ihr sie wollt."

Sie zog eine Schaumünze hervor und hielt sie dem Schwarzen hin, der seine Finger ausstreckte.

„Einen Augenblick! Hier seht: Auf der einen Seite erblickt Ihr die Stadt Berlin. Ueber derselben sind sieben Sterne sichtbar. Auf der andern Seite ist ein Wappen zu schauen mit dem Wahrzeichen der Wachsamkeit, einem Kranich —"

„Wappen kenne ich!" sagte der Schwarze mit abscheulichem Grinsen. „Ist Wappen von Danckelmann."

„Der Euch peitschen ließ!" sagte kalt die Gräfin.

„Ah! — hrrr —" schnarrte der Mohr, die Augen wild rollend.

„Ihr könnt Euch treffliche Revanche schaffen!" fuhr die Gräfin fort. „Wenn Ihr dem Kurfürsten diese Münze zeigt — Ihr dürft alle die Ducaten behalten, wenn Ihr zugleich einen guten Scherz dabei macht — denn diese sieben Sterne bedeuten: Danckelmann und seine Brüder, die als Sterne, wachend über der Hauptstadt, stehen."

„Oh — ick verstehen —" lachte der Mohr, mit einem Höllenblicke die Münze betrachtend.

Gerade jetzt trat der Kurfürst in das Zimmer und die Gräfin faßte sich schnell. Sie sah an der ernsten Miene Friedrichs, daß ihr Gemahl schon bei dem ohnehin erzürnten Herrn vorgearbeitet hatte und so beschloß sie, eilig zu handeln.

„Nichts da, Ali!" rief sie laut. „Gebt mir die Münze wieder — ich will sie haben, gleich gebt sie!"

Der Mohr war in die Gänge niedriger Intriguen genugsam eingeweiht, um sofort den Plan zu durchschauen, er sträubte sich daher scheinbar, die Münze herauszugeben, die Gräfin wollte sie ihm entreißen, und bei diesem Kampfe war es natürlich, daß der Kurfürst aufmerksam wurde.

„Eh donc — was gibt es da?" rief er. „Ist Ali wieder unverschämt?"

„Allerdings, Durchlauchtigster Herr!" klagte die Gräfin. „Ich habe ihm eine Münze gezeigt, mein gutes Eigenthum, und er will sie mir nicht wieder herausgeben — befehlt ihm, daß er sie mir gebe — ohne daß irgend jemand diese Münze zu sehen bekomme."

Der Kurfürst blickte die Gräfin erstaunt an.

„Welch eine Münze könnte das sein?" fragte er. „Ich wüßte nicht, welches Schaustück also geheim gehalten werden könnte."

Der Mohr machte eine Bewegung, dem Gebieter die Münze zu überreichen.

„Ali, ich verbiete es Euch!" rief die Gräfin. „Das Stück gehört mir und ich will es haben, dem gnädigsten Herrn soll nicht eine trübe Minute bereitet werden."

„Oh — das wird ernsthaft!" rief der Kurfürst, „gib mir die Münze — ich will sie haben — ich befehle es."

Ali zögerte noch.

„Wenn der Herr befiehlt, Ali, dann müssen wir gehorchen!" sagte die Gräfin mit unterwürfiger Miene. „Gebt die Münze."

Der Mohr neigte sich tief, und indem er fast kriechend dem Kurfürsten nahe kam, sagte er, die Münze überreichend: „Danckelmann."

Hastig ergriff Friedrich die Münze und betrachtete sie neugierig.

„Was ist das?" fuhr er auf. „Eine Allegorie — sans doute — eine Anspielung auf die Grandeur der Familie Danckelmann; das besagt auch die Inschrift. Mon dieu — das ist stark, Herr von Danckelmann und seine Brüder über Berlin schwebend als die Wächter meiner Residenz — ha, beim Himmel, das ist zu viel — die Milde, die Erkenntlichkeit, welche ich dem guten Diener bewahrte, wird mißbraucht — ich bin nicht mehr Herr und Gebieter, wenn meine Unterthanen es wagen, solche Huldigungen für ihre Person zu beanspruchen — von allem, was ich bis jetzt gegen Danckelmann vernommen, ist dies das kühnste Wagestück. Wo haben Sie die Münze her, Gräfin?"

„Von dem Hofmedailleur Falz, in dessen Werkstatt die Medaille auf Geheiß und nach Angabe des Herrn von Danckelmann geprägt wurde."

Vorsichtig hatte Wartensleben bereits die Thüre geschlossen, sonst würde die Gesellschaft durch den Ton des Zornes, den der Kurfürst ausstieß, erschreckt worden sein.



Auf einer ostpreußischen Weidekoppel. Originalzeichnung von W. Hahn.

„Das krönt dieses unerhörte Beginnen!" rief er. „Bei meinem Hofmedailleur! Und er — Danckelmann, war es, der rücksichtslos gegen die Prägung der Münze zur Erinnerung an die Einnahme Bonns eiferte. Ich will ihm den Stolz beugen, seinen Hochmuth dämpfen und morgen schon soll er den Abschied erhalten — in wenig Tagen muß er Berlin verlassen haben, er mag seine Hauptmannschaft zu Neustadt an der Dosse verwalten, dahin verweise ich ihn."

„Euer kurfürstlichen Gnaden mögen sich vor allzu raschem Handeln hüten!" sagte Wittgenstein.

„Ich bin mir stets klar bewußt, wie ich zu handeln habe!" entgegnete Friedrich zornig.

„Vergebung — ich meine es nicht so. Ich bitte Kurfürstliche Gnaden zu bedenken, daß der Minister Herr von Danckelmann im Besitze der wichtigsten Staatspapiere sich befindet. Der gewiß sonst in seinem Amte tüchtige Mann ist leider auch einer der jähzornigsten — wer steht dafür, daß er nicht einen schlimmen Gebrauch von den Documenten mache? ich meine, es würde gut sein, wenn der Minister — auf einige Zeit — bis die Papiere sich unter sicherem Gewahrsam befinden — ebenfalls in einer — etwa in einer sehr noblen Zimmerhaft gehalten würde."

Der Kurfürst dachte nach.

„Sie haben nicht unrecht. Dohna, senden Sie sogleich zu Tettau, ich muß ihn heute noch sprechen. Meine Kutsche — Läufer, vorwärts!"

Er ging schnell in das Vorzimmer, alle liefen besorgt durcheinander.

„Nur wenig Nächte, dann wird das Siebengestirn erloschen sein!" frohlockte Wartensleben.

„Unser Sieg ist zweifellos!" flüsterte die Gräfin. „Sorgen Sie nur, daß der Entschluß geheim bleibt. Verlassen Sie den Gebieter nicht — bis er in den Wagen gestiegen ist."

Wartensleben eilte dem Kurfürsten nach, geleitete ihn mit Wittgenstein, Dohna und Wartenberg die Treppe hinab, und vor dem Schlage der Kutsche verabschiedeten sich die viere.

Die Nacht war gekommen — ein leichtes Schneetreiben wirbelte in der Luft und schnob über die Gasse.

„Ich hätte gewünscht — es wäre dahin nicht gekommen!" sagte Dohna, den Kopf schüttelnd, als die viere die Treppe hinaufstiegen.

„Ich habe keine Bedenken!" sagte Wartenberg kühn. „Jetzt ist das größte Hinderniß fortgeräumt — wir alle steigen, und Sie, Graf, werden auch lieber der Gouverneur des Kron-, — als des Kurprinzen sein. En avant, Messieurs — wir haben lange genug gekämpft; lassen Sie uns nun die Früchte des Sieges pflücken."

Die Nacht des zehnten Decembers.

Eine dunkle Decembernacht zog über Berlin herauf. Die Straßen waren öde und leer, an den Fenstern der Häuser flimmerten die Lichter, die Stimmen der spärlich dahinschreitenden Wanderer hörte man doppelt laut, das Knarren einzelner Wagen schallte aus der Ferne und mischte sich mit dem Rauschen der Wellen, die der Spreefluß gegen die Schälungen der Ufer wälzte, wo die Eisdecke noch nicht vollständig gebildet war. Durch die Finsterniß schritt ein Mann auf das Haus des Buchdruckers Ringwald zu. Er rührte den Klopfer an der Thüre so lange, bis der Hauswart erschien.

„Ich wünsche den Herrn des Hauses zu sprechen!" sagte der Fremde. „Sagt ihm, daß ich heut schon zweimal hier gewesen bin!"

Der Wächter der Thür entfernte sich langsam und erschien endlich mit dem Bescheide, der Fremde möge in das Zimmer des Erdgeschosses treten, dessen Thüre sogleich geöffnet wurde. Der Eingetretene hatte nicht lange zu warten, bis Ringwald erschien.

Der alte Buchdrucker prallte beim Anblick des späten Gastes betroffen zurück — der Pater Wolff stand vor ihm.

„Sie erschrecken, mein Herr!" sagte ruhig der Pater. „Weil bei der Erscheinung meiner Person eine ganze Reihe unangenehmer Erinnerungen vor Ihnen auftauchen."

„Ich läugne nicht, Herr Pater, daß ich davon betroffen wurde. Ich erwartete nicht, Sie hier zu finden!"

„Und dennoch bin ich gekommen, um Sie für ein Unternehmen zu gewinnen, welches genau demjenigen gleicht, daß Sie schon einmal für mich wagten, dessen Vollendung jedoch durch die zweideutige Stellung Ihres Freundes vereitelt wurde. Sie sollen ein Poem drucken, welches ich zu gelegener Zeit verbreiten will, dessen Inhalt von hoher Wichtigkeit für die Entwickelung großer Begebenheiten sein wird."

„Nimmermehr!" rief der Alte. „Bleibt mir vom Leibe mit Euren Geheimnissen, sie wiegen schwer."

„Gewiß, mein Freund. Aber heute stehen die Sachen nicht so wie damals. Euer Genosse, dessen keckes Eingreifen meinen Plan kreuzte, wird heut nicht mehr wagen, mir feindlich gegenüberzutreten; die Gewalten, welche mich aufhalten konnten, sind gelähmt, und ich bin gewiß, ich finde überall willige Hände."

„Ihr irrt Euch. Delven ist der Alte geblieben. Er wird wie damals im Interesse seines Protectors handeln, sorgt, daß er Eure Anwesenheit nicht erfahre — verlaßt das Haus, sonst stehe ich nicht für Unheil."

„Ich bleibe!" sagte der Pater mit fester Stimme. „Gerade, weil ich Eurem kecken Freunde begegnen will, komm' ich her. Ich weiß, daß er droben bei Euch ist, ich will ihm Auge in Auge sehen. Er weiß, daß ich in Berlin bin — er spürt meinen Schritten nach, möge er kommen!"

Und ehe noch Ringwald ihn zu halten vermochte, öffnete der Pater die Thüre und rief mit donnernder Stimme: „Herbei, Freund Delven! herbei! kommt schnell, ich muß Euch sprechen!"

Auf diesen Ruf kamen Delven und Henning die Treppe herab — ihr Erstaunen machte sie sprachlos, sie standen, unfähig eines Wortes, und starrten den Pater an.

„Sie wundern sich, mich hier zu finden — meinen Ruf zu hören!" sagte Wolff. „Sie sehen, ich fürchte nichts, wenn es zu handeln gilt. Meine Herren Ringwald — lassen Sie mich einige Minuten mit Ihrem Freunde allein."

Auf einen Wink Delvens, der seine Fassung wieder gewonnen hatte, entfernten sich die beiden Buchdrucker.

„Nun?" fragte Delven, seine Arme kreuzend. „Was ist Ihr Begehr?"

„Sie haben Einfluß auf die öffentliche Stimmung!" begann der Pater. „Sie besitzen jene Dreistigkeit, den tollkühnen Muth, sich über alles hinwegzusetzen. Sie sind im Augenblicke großer Veränderungen ein beachtungswerther Bundesgenosse. Bisher haben Sie Ihre Feder den Interessen des Herrn von Danckelmann gewidmet. Darf ich fragen, wie Ihnen diese Ergebenheit gelohnt wurde?"

Delven warf das Haupt empor — sein Mund verzog sich zu einem spöttischen Lächeln.

„Bis jetzt wahrlich schlecht genug — jedes Mißlingen trug mir herben Vorwurf ein, das Gelingen spärlichen Lohn."

„Weshalb dienen Sie mit Ihrem Talente einem Knauser, der für hochstrebende Pläne keinen Sinn hat?"

„Weil ich," fuhr Delven auf, „mir vorgesetzt habe, die Fackel der Erkenntniß zu entzünden, die Freiheit der Geister zu vertreten, jede im Finstern schleichende Partei zu entlarven, die Ränke jener bösen Frau, welche mich beinahe ins Unglück stürzten, offen darzulegen; und weil der Minister gerade ebenso denkt, schloß ich mich ihm an."

„Mein Freund!" sagte der Pater, „wenn Sie zehn Jahre älter geworden sind, werden Sie über diese Dinge ganz anders urtheilen. Spectakel machen und schimpfen ist sehr amüsant, so lange man jung ist, nur kommt für das behagliche Leben nicht viel dabei heraus. Aber dies bei Seite gesetzt — frage ich Sie: Ist es nicht eine Tollkühnheit sondergleichen, daß Sie sich dem aufsteigenden Gestirn in den Weg werfen — seinen Glanz zu verdunkeln suchen? wissen Sie nicht — ahnen Sie nicht, daß man genau von Ihrer Thätigkeit unterrichtet ist, die Sie bei Gelegenheit der Komödie mit dem holländischen Officier entwickelten? jene Frau ist mächtig genug, Sie hinter Festungsmauern über Ihre Unbedachtsamkeit nachdenken zu lassen."

Die Blicke des Paters nahmen den Ausdruck der gespanntesten Erwartung an — auf diese Ausforderung mußte Delven mit einem Bekenntniß antworten. Der Pater täuschte sich nicht.

„Oh —" rief der Secretär. „Ich fürchte das alles nicht. In Brandenburg geht es nicht zu, wie in Frankreich. Hier kann man wohl die Leute gefangen nehmen, aber man verurtheilt sie nicht ungehört. Mag die Gräfin aus Emmerich mich den Häschern überliefern, ich werde auf Gericht bestehen. Ich weiß wohl, daß wieder droben im Schlosse seltsame Dinge vorbereitet werden, daß mystische Offenbarungen, die ganz anderen Plänen, als sie der Minister verfolgte, das Wort reden, zu Tage steigen sollen. Der Minister hat mich davon benachrichtigen lassen — mein gefürchtetes Blatt hat be-

reits darüber dem Publico die Augen geöffnet. Wenn ich aber ergriffen und unschädlich gemacht werden soll — dann werde ich schreien: Gericht! Gericht! und wenn man mich vor den Richter bringt, dann werde ich" — seine Stimme nahm einen tiefen, drohenden Ton an; „dann werde ich erzählen, wie ich in einer Nacht im Gewölbe der Kirche von Sanct Nicolai Zeuge einer Komödie war, bei welcher der Herr Pater Wolff, der Kammerdiener Biedekap und der alte tolle Küster Flöricke die Hauptrollen spielten. Die Handlung in jener Komödie war das Vermauern eines Kästchens, in welchem zweifelsohne jenes Document verborgen ist, auf dem sich eine Prophezeiung oder sonst dem Aehnliches verzeichnet befinden soll, das für gewisse Zwecke brauchbar sein dürfte. Offenbar soll dieses Actenstück aus grauer Vorzeit stammen — aber wer, wie ich, Zeuge jenes Vorfalles war, der kann nicht lange im Zweifel bleiben, wem er die Ehre, der Verfasser des wunderlichen Machwerkes zu sein, vindiciren muß."

Er wies bei den letzten Worten mit graciöser Handbewegung auf den Pater. — „Sie also waren das Gespenst?" sagte Wolff mit unerschütterlicher Ruhe.

„Ich war es, und Sie werden nun wohl zugeben, daß ich einen Theil der Geschicke jener Menschen in meinen Händen hatte. Noch ist der Pfeiler nicht eröffnet, wenn ich die Stelle bezeichne, ich — der dem Handel ganz fern steht, dann ist es doch klar, daß die Komödie mir bekannt sein mußte, die ganze Sache liegt offen vor den Augen des Kurfürsten. Noch sind die Wartenbergs nicht allmächtig — ein Wort zu dem Minister, ein Gang zum Kurfürsten, und alles ist enthüllt, noch vermag ich einen vernichtenden Schlag zu führen — noch steht Herr von Danckelmann."

„Sie irren sich, Herr Oelven!" sagte in diesem Augenblicke eine wohltönende Stimme, und als Oelven sich überrascht umwendete, sah er den Grafen Wartenberg in der Zimmerthüre stehen. „Sie irren sich bedeutend. Ihr ehemaliger Beschützer existirt nicht mehr, wenigstens nicht als Minister — vor einer halben Stunde ist er als Gefangener nach der Festung Spandau abgeführt worden."

Mit einem Schrei des Entsetzens trat Oelven zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Der kostbarste Besitz.

(Hierzu Abbildung auf Seite 341.)

Der Gutshof zu B. prangte im festlichen Schmucke. Am Thore war eine Ehrenpforte errichtet, von welcher eine mächtige, grüne Krone herabhing; der quer über den Hof nach dem stattlichen Herrenhause führende Steindamm war mit Sand und Tannen bestreuet; und jenes selbst von unten bis oben mit Kränzen und Guirlanden geschmückt.

Herr von F., einer der größten und reichsten Gutsbesitzer in Preußisch-Litthauen, war nach längerer Abwesenheit auf seine Besitzung zurückgekehrt, aber nicht allein, sondern in Begleitung einer jungen Frau. Er hatte sich inzwischen in Dresden vermählt; und nachdem das junge Paar die übliche Hochzeitsreise vollführt, hatte es nunmehr seinen Einzug auf B. gehalten.

Sie kamen geradeswegs aus Italien, und Frau von F. hatte mit vieler Neugierde, doch nicht ohne einige Besorgniß ihrer neuen Heimat entgegengesehen. Bei dem bloßen Namen „Litthauen" wandelte sie ein Frösteln an. Nach ihrer Vorstellung lag es nicht mehr in der gemäßigten, sondern entschieden schon in der kalten Zone, war im großen und ganzen eine Art Urwald und von reißenden Thieren und halbcivilisirten Menschen bevölkert. Sie sagte das zwar nicht ausdrücklich, aber sie ließ es durch mancherlei Fragen merken, die sie an ihren Gemahl richtete; z. B. ob man bei ihm zu Hause auch Sommers einen Pelz trage, ob dort auch noch Aepfel und Birnen fortkämen, ob er öfters einen Wolf oder Bären geschossen u. dgl. m. Herr von F. lächelte dann zwar jedesmal, aber seine Antworten waren doch nicht geeignet, ihre Furcht und ihre Zweifel zu zerstreuen.

Als sie jedoch endlich die Eisenbahn verließen und Herr von F. äußerte, daß sie nun schon „tief in Litthauen" wären, meinte die junge Dame zuerst, ihr Gemahl scherze, denn sie sah sich noch immer inmitten einer wohlangebauten Landschaft. Das Getreide stand so dicht und mit so schweren Aehren, die Wiesen schimmerten im saftigsten Grün, und die Dörfer waren von großen Obst- und Gemüsegärten eingefaßt. Allerdings gab es hier keine Berge, sondern die ganze Landschaft war eine wellenförmige Ebene, aber sie bot eine anmuthige Abwechslung von Feldern, Buschwerk und Gewässern, und war ringsumher mit weidenden Herden, ansehnlichen Dörfern und stattlichen Gutshöfen wie übersäet. Und über ihr lachte der blaue Himmel eines heiteren Julitages, und die liebe Sonne schien so warm, daß die junge Dame eilig ihren Schirm aufspannte und ihre Mantille etwas lockerte.

Eine elegante Kutsche, mit vier feurigen Braunen bespannt, erwartete die Herrschaften, und der auf dem Bocke thronende Kutscher nahm sich mit seinem mächtigen Vollbart und in der gelben Livree so repräsentabel aus, und der am Schlage mit gezogenem Hut stehende Diener blickte so ehrfurchtsvoll, daß Frau von F. meinte, ihr Gemahl habe jenen aus Petersburg und diesen aus Paris verschrieben; und sie wunderte sich nicht wenig, als sie hörte, beide wären eingeborene Litthauer und über die Grenzen ihrer Heimat noch nicht hinausgekommen.

In scharfem Trabe rollte die Equipage auf gut chaussirtem Wege dahin, bis sie nach wenigen Stunden in eine schöne Ulmenallee einbog und durch den weitgeöffneten Thorweg in einen großen Hof fuhr. Ein Gefühl stolzer Befriedigung schwellte den Busen der jungen Frau, als sie das imposante Viereck der massiv erbauten Wirthschaftsgebäude mit ihren rothen Ziegeldächern und zierlichen Thürmchen überflog und zu beiden Seiten des Wagens die festlich geputzte Menge der Gutsinsassen aufgestellt sah, welche sie mit lauten Hurrahs begrüßten. Am Fuße der großen Freitreppe, welche zu dem schönen, zweistöckigen Herrenhause hinaufführte, empfing sie der Gutsinspector mit einer wohlgesetzten Anrede, und an der obersten Stufe überreichte ihr die Wirthschafterin einen auserlesenen Blumenstrauß und zum Zeichen der neuen Würde einen mächtigen Schlüsselbund.

Herr von F. aber führte seine Gemahlin, nachdem sie sich durch Speise und Trank gestärkt und etwas ausgeruht hatten, durch die lange Reihe der Zimmer und Säle, die mehr comfortabel als luxuriös eingerichtet und möblirt waren; er trat mit ihr auf den Balkon, zu dessen Füßen sich ein großer Garten mit Terrassen, Blumenrondels und Bowlinggreens ausbreitete; sie stiegen hinunter und strichen Hand in Hand durch die schattigen Gänge, besuchten die Gewächshäuser, Grotten, Weiher und Wasserfälle; und traten aus den ebenso mannigfaltigen wie geschmackvollen Gartenanlagen in den gleich daranstoßenden ebenfalls wohlgepflegten Park, wo ihnen einige zahme Rehe und Hirsche entgegensprangen.

Auf dem Rückwege kamen sie auf einen Nebenhof, der ausschließlich dem Federvieh eingeräumt war. Hier hatten die Tauben ihren eigenen luftigen Palast, auf dem Teiche schwammen zahlreiche Enten und Gänse, dort schlug ein Pfau sein buntes Rad, stolzirten wichtig die Truthähne, und rings umher gackerten, krähten und pickten zu hunderten andere in- und ausländische Hühner. Abends endlich sah die junge Herrin die verschiedenen Herden von den Weiden heimkehren: riesige Schweine und feinwollige Schafe, wohlgerundete Kühe und breitnackige Ochsen. Sie war vor Freude und Bewunderung über all diese Reichthümer ganz außer sich und mit Litthauen, von dem sie bisher einen so kläglichen Begriff gehabt, von Herzen versöhnt.

„Und doch hast Du noch gar nicht das Beste gesehen, das Schönste und das Kostbarste, was ich besitze!" sagte lächelnd ihr Gemahl. „Morgen will ich Dir's zeigen."

Sie rieth hin und her, was es wohl sein könne, konnte vor Erwartung kaum schlafen, und als sie am nächsten Tage beim Frühstückstisch saßen, trieb sie ungeduldig zum Aufbruch. Herr von F. ließ also hinaussagen, man solle anspannen, und alsbald meldete der Diener, daß der Wagen vorgefahren.

Die Dame war etwas unangenehm überrascht, statt der Staatskutsche von gestern einen ordinären Korbwagen mit zwei Strohgesäßen zu finden, und äußerte das gegen ihren Gemahl.

„Es ist ein Wagen," sagte er, „dessen man sich hier gewöhnlich bedient, wenn man auf das Feld oder auch zu einem Nachbar fährt.

Ein äußerst praktisches Fuhrwerk für unsere Communicationswege, die, wie Du bald merken wirst, etwas uneben und holperig sind, und auf welchen die Kutsche in tausend Stücke zerbrechen würde. Uebrigens mußt Du wissen, daß der Wagen Nebensache ist: es kommt nur auf die Pferde an, und dieser dürfen wir uns sicher nicht schämen. He, Gottlieb?"

„Wollt' ich meinen, gnäd'ger Herr!" antwortete der Kutscher, schnalzte mit der Zunge, und seine Pflegebefohlenen griffen munter aus.

„Wohin fahren wir denn?" fragte Madame.

„Nach einem meiner Vorwerke, wo sich mein Gestüt befindet. Ich züchte jährlich einige zwanzig junge Pferde, theilweise für meinen eignen Bedarf, größtentheils aber zum Verkauf."

Nach etwa zehn Minuten waren sie an Ort und Stelle. Der Wagen fuhr auf einen Wirthschaftshof, und Herr von F. rief nach dem Stutmeister.

„Er ist bei der Mutterherde," antwortete ein Junge.

„Immer im Dienst!" sagte zufrieden Herr von F. „In diesem Alten wirst Du ein prächtiges Original finden, Liebchen. Er war schon bei meinem Vater Pferdeknecht und hat sich durch natürliche Anlagen und treuen Eifer zu seiner jetzigen Stellung heraufgearbeitet. Unter seiner Aufsicht und Leitung steht mein Gestüt, und ihm verdanke ich die Blüte desselben. Er ist ein eben so vortrefflicher Pferdekenner wie Pferdezüchter und kurirt die Kranken trotz dem besten Roßarzt. Dazu hat er noch eine ganz besondere Gabe; wie Sancho Pansa unsterblichen Andenkens ist nämlich auch mein Stutmeister B a r t e l unerschöpflich an Sprichwörtern und humoristischen Redensarten, nur daß er sie zeitgemäßer anwendet. — Also nach den Weidekoppeln, Gottlieb."

Eine kurze Strecke hinter den Vorwerksgebäuden befanden sich große umzäunte Grasplätze, und auf ihnen weideten, nach Geschlecht und Alter gesondert, mehrere Pferdeherden.

„Dort kommt schon der Stutmeister!" sagte Gottlieb, während er den Herrschaften beim Aussteigen behilflich war.

In der Ferne sah man einen mittelgroßen handfesten Mann, der sich langsam näherte, während er dem Hirten noch verschiedene Befehle zurief. In der Hand trug er eine kurze Pfeife und auf dem massiven Kopfe eine runde Kappe, die er nun abnahm. Sein breites Gesicht war keineswegs hübsch zu nennen, hatte aber einen intelligenten pfiffigen Ausdruck.

„Guten Tag, Bartel!" dankte der Herr. „Wie geht's Euch?"

„So lala! gnäd'ger Herr," antwortete Bartel. „Immer auf zwei Füßen, denn davor sind sie da; und den Kopf nach oben, was ihm auch am besten bekommen soll."

„Dies ist meine Frau, die ich heimgebracht habe," sagte Herr von F. vorstellend, „und dies ist der Stutmeister."

„Ah," grinste Bartel, indem er einen eckigen Diener schoß und mit dem rechten Fuße hinten ausschlug. „Habe die große Ehre und das besondere Vergnügen! — Ich hab' ihr gestern schon gesehen," sagte er halblaut, zu Herrn von F. gewandt, „und sie hat mir gleich sehr gut gefallen. Sie ist wie ein Bild und sie macht sich recht gemein*), sagte ich zum Schreiber, weshalb ich auch dem Fohlenjungen 'n Mutzkopf**) reichte, denn er stand wie ein Pfahl da und sperrte blos das Maul auf. Nimm den Filz ab, Esel! sagte ich zu ihm; es ist die neue gnäd'ge Frau."

„Was gibt's Neues bei Euch?" fragte der Gutsherr.

„Neues? Gott sei Dank, nichts Neues, gnäd'ger Herr!" Sie wissen wohl, etwas Neues bei den Pferden heißt wie bei den Frauenzimmern — nichts Gutes."

„Also alles wohl und gesund, Bartel?"

„Das will ich nicht sagen, gnädiger Herr. Bei den Pferden ist immer was los, fehlt's nicht beim einen, fehlt's doch beim andern: sie lösen sich damit förmlich ab, damit unsereins doch man immer seine Beschäftigung und Kopfzerbrechniß hat. — Die Aline hat eine Entzündung am Halse; ich habe ihr Thon, in Weinessig aufgeweicht, auf die Stelle geschmiert, halte sie im Stall, laß sie täglich ein paar Stunden sacht herumführen, und die Geschwulst fängt schon an zu schlingen.***) Der Hector lahmt 'n bischen; er hat sich mit Steingallen eingelassen, die ich ihm natürlich ausgeschnitten und Terpentin mit ungelöschtem Kalk aufgelegt habe. Die Selma, das zweijährige Fohlen von der Lady und dem John-Bull, hat's auf den Augen; der Thierarzt meint, sie müsse blind werden, aber der ist schon blind, der Selma will ich das Stückchen Augenfell wohl wegbeizen."

„Nun das hat alles nicht viel zu bedeuten, Bartel. Aber was ich sagen wollte, zeigt doch 'mal meiner Frau, was Ihr besonders Schönes unter der Herde habt."

„Die gnädige Frau versteht sich also auch auf Pferde?" fragte Bartel und warf ihr einen wohlwollenden Blick zu.

„Nein, das nicht," lächelte Herr von F.; „doch sie sieht gerne schöne Pferde."

„Hm!" machte Bartel und kratzte sich hinter den Ohren. „Wer nichts davon versteht, für den ist, mit Respect zu sagen — ein Pferd wie das andre; sie haben alle vier Beine und 'n Schwanz.

„Ach das kleine niedliche Thierchen!" rief Frau von F., indem sie auf ein Füllen wies, das sich, gefolgt von der Mutterstute, der Barriere näherte.

„Sehen Sie, gnädige Frau," sagte Bartel ärgerlich. „Sie nennen das ein niedliches Thierchen, und das Ding ist doch die reine Mißgeburt. Krumme Beine, Hasenhacken und ein Kreuz wie ein Kameel. Sie haben wirklich Glück, gnädige Frau, denn Sie haben gleich das allererbärmlichste 'rausgefunden, den Ausschuß unter der ganzen Herde. — Es ist kaum zu glauben," fuhr er zornig fort, „daß die beiden, nämlich die Mutter und das Kind, wirklich mit einander verwandt sind. Aber merken Sie wohl, sie will nicht herankommen, sie schämt sich über das ungerathene Kind."

„Laßt uns doch die Fatime mit ihrem Fohlen sehen," sagte Herr von F., „dort stehen sie. Gottlieb kann sie heranholen."

„Ist nicht nöthig, gnäd'ger Herr. Wenn ich sie rufe, dann kommt sie schon. — He, Fatime, Fatimchen!!" rief er, und das edle Thier spitzte die Ohren. — „Natürlich thut sie's nicht umsonst," sagte er, indem er in die Tasche griff und ein Stück Brot hervorholte. „Umsonst arbeitet nicht 'mal der Henker; wenn der nicht seine Tantième kriegt, wird er dem armen Sünder sonst was thun, aber ihn nicht aufhängen. — Komm, mein Fatimchen, komm nur!" Und er streckte ihr das Brot entgegen und lockte sie durch ein eigenthümliches Pfeifen und Schnalzen näher und näher, bis sie endlich vor ihm stand und ihm das Brot aus der Hand fraß.

„Sehen Sie," sagte er stolz und die Schimmelstute liebkosend; „das ist ein Thier wie gemalt, ein wahres Prachtexemplar!"

„Wirklich?!" lächelte die junge Frau. „Ich finde an ihr nichts Besonderes. Weshalb ist sie denn um so viel schöner als die andern Pferde, z. B. als jenes braune?"

„Gott wird Ihnen die Sünde nicht anrechnen, gnäd'ge Frau," antwortete Bartel unmuthig; „denn Sie verstehen's nicht besser, und niemand kann vor seine Jugend. — Das ist aber ebenso, als wenn ich Sie mit Ihrer Köchin vergleichen wollte. Fatime ist von vornehmen Eltern, sie ist adlig geboren."

„Ah!" machte die Dame.

„Echt arabisch Vollblut," fuhr er fort. „Betrachten Sie mal den kleinen Kopf, die großen schönen Augen, den schlanken feinen Hals, die sanft gerundete Kruppe, das breite runde Knie, die reinen Sprunggelenke, die kleinen glatten Hufe und das feine seidenweiche Haar und die schöne weiße getigerte Farbe. — Was sagen Sie dazu, gnäd'ge Frau?"

„In der That," meinte sie, „es ist ein herrliches Thier. Mag wohl mehrere hundert Thaler werth sein?!"

„Sagen Sie mehre tausend Thaler, und Sie kriegen sie nicht," antwortete Bartel. „Für ein paar hundert Thaler geben wir nicht einmal ihr Kleines da."

„Was Sie sagen!?" rief Frau von F. in höchster Verwunderung.

„Wundern Sie sich nicht," sagte Bartel; „das macht Fatime nicht billiger. Die hat uns schon viel Geld eingebracht. Ihr Erstgeborner wurde als Hauptbeschäler für das königliche Gestüt in der Mark angekauft und mit 8000 Thlr. baar bezahlt."

„Achttausend Thaler!" rief die junge Frau. „Das ist enorm!"

„Enorm oder nicht!" entgegnete Bartel. „Omar war's unter Brüdern werth; wenn schon sich Brüder beim Pferdehandel erst recht anführen!" fügte er mit listigem Lächeln hinzu. „Und wer weiß, was noch aus dem Kleinen wird!" fuhr er fort; „er läßt sich bis jetzt recht brav an. Das ist nämlich das Kind von der Mutter, und es heißt Ali."

„Ali ist kein Schimmel wie Fatime!" bemerkte Frau von F.

*) herablassend. **) Ohrfeige. ***) abzunehmen.

„Was nicht ist, kann noch werden!" erwiderte Bartel; „und Ali wird's sicher, verlassen Sie sich darauf, gnädige Frau."

„Wie?!" rief sie ungläubig; „dieses schwarze Füllen sollte sich in einen Schimmel verwandeln!"

„Er hat Zeit genug dazu!" entgegnete Bartel trocken; „denn er ist noch nicht fünf Monate alt und er hat weiter nichts zu thun. — Und merken Sie wohl, wie er sich schon abhaart, und wie schon unten die weißen Haare zum Vorschein kommen; besonders hier um die Augen herum."

„Wie merkwürdig!" rief die junge Frau. „Aber warum ist er denn nicht gleich weiß geboren?"

„Hätt' er auch können!" sagte Bartel. „Aber er wollt's nicht, und wir konnten ihn nicht dazu zwingen. Solch Thier hat auch seinen Kopf für sich."

„Wie Fatime aufhorcht!" bemerkte Frau von F. „Als ob sie uns verstünde."

„Natürlich versteht sie uns," versicherte Bartel. „Sie weiß ganz gut, daß wir von ihr und ihrem Kinde sprechen."

„Ach, Sie scherzen!" lächelte sie. „Es ist ja nur ein Thier."

„Das ist keine Entschuldigung!" sagte Bartel. „Ich kenne mehr kluge Pferde als kluge Menschen. Das Thier hat zwar nur Instinct, wie der Schulmeister sagt, aber ich schwöre darauf: Fatime hat mehr Instinct als unser Herr Lehrer, der die Kinder immer prügelt, wenn sie ihn nach etwas fragen, was er nicht zu beantworten weiß!"

„Sieh, da hat sich zu Fatimen noch ein anderer Schimmel gesellt!" rief die junge Frau; „die beiden sehen sich so ähnlich, daß man sie kaum unterscheiden kann."

„Es sind zwei rechte Schwestern!" erklärte Bartel. „Zuleikha ist jünger, aber gerade nicht hübscher, und das Kleine, das sich hinter ihr gelagert hat, ist ihre Tochter und heißt Zaire. Auch nicht übel, nur 'n bischen schläfrig."

Der Stutenmeister fuhr fort, die hauptsächlichsten Mutterstuten, Füllen und jungen Pferde vorzuführen und in seiner drollig-kaustischen Weise zu kritisiren, was der jungen Frau nicht wenig Ergötzen zu bereiten schien.

Erst spät schickten sich die Herrschaften zur Rückkehr an. Als Frau von F. dem Stutenmeister Adieu und Dank sagte, sprach er:

„Mit gütiger Erlaubniß, gnädige Frau!" und schlang rasch ein paar Pferdehaare um ihr Handgelenke.

„Was bedeutet das?" fragte sie verwundert.

„Das bedeutet ein Trinkgeld!" sagte lachend ihr Gemahl.

„Ja!" meinte Bartel und schmunzelte. „Wenn einer vom Hause oder auch ein Fremder zum erstenmal das Gestüt zu sehen kommt, wird er gebunden und muß sich loskaufen. Das ist so Sitte, und ich möchte doch auch ein Andenken haben von der gnädigen Frau."

„Das gebe ich Ihnen gerne!" entgegnete sie mit reizendem Lächeln und drückte ihm ein Goldstück in die Hand.

„Nun?" fragte Herr von F. seine Gattin, als sie wieder auf dem Wagen saßen. „Habe ich nicht recht gesagt? Ist mein Gestüt nicht das Schönste und Kostbarste, was ich besitze?"

„Das will ich nicht hoffen!" entgegnete sie und drohte ihm schelmisch mit dem Finger. „Das wäre doch schlimm für Deine junge Frau!"

Italienische Staatsmänner.

Von dem Verfasser der „Feldherren, Räthe und Feinde des zweiten Kaiserreiches."

II. Der Baron Bettino Ricasoli.

Wir haben es hier mit einem Manne zu thun, der keine einzige der Gaben besitzt, welche den im vorhergehenden Artikel skizzirten Staatsmann Rattazzi auszeichnen, bei dem man aber auch nicht eine einzige der Schattenseiten, welche das Leben und die Handlungen jenes verdunkeln, zu beklagen hat. — Ricasoli ist ein fester Charakter — ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle, ein warmer, ein aufrichtiger Patriot; und doch hat dieser Patriot, dieser Ehrenmann, dieser charakterfeste Cavalier wenigstens eine ebenso große, wenn nicht eine noch größere Schuld wie Rattazzi an der täglich sich mehr herausstellenden utopistischen Bedeutung eines einheitlichen Italiens.

Es ist für alle die, welche das schönste Land Europas lieben, für die, welche durch langjährigen Aufenthalt in demselben es gründlich kennen zu lernen Gelegenheit gehabt haben — es ist ein gar trauriges Schauspiel, täglich mehr sich überzeugen zu müssen, daß die wunderbare Saat von 1859 und 1860 auf unfruchtbaren Boden gefallen ist, daß die Ströme Bluts, die bei Magenta, Solferino, Castelfidardo und Sta. Maria da Capua flossen . . . umsonst vergossen sind! — Wie ein Fluch scheint es auf dem Lande zu lasten, ein böser Zauber scheint es mit unheilvollem Netze zu umstricken, und da hilft weder die Geschmeidigkeit noch die Energie, die Doppelzüngigkeit noch die Ehrenhaftigkeit seiner Staatslenker; unaufhaltsam rollt das Land dem Verderben und seiner inneren Auflösung zu und ist verloren, wenn nicht noch am Rande des Abgrundes die eiserne Hand eines Mannes die Zügel ergreift und es vom Verderben errettet; . . . und daß dieser Mann, wenn er wirklich einst erscheinen sollte, kein parlamentarischer Minister sein wird; — das zu errathen bedarf wahrlich keines großen Scharfsinns.

. . . Der Baron Bettino Ricasoli stammt aus einer alten toscanischen, schon im eilften Jahrhundert von den Geschichtsschreibern erwähnten Adelsfamilie her. Als ältester Sohn eines sehr vermögenden Landedelmanns wurde er im Jahre 1809 in Florenz geboren und erhielt eine ausgezeichnete Erziehung, welche jedoch, verschieden von der gewöhnlichen italienischen, Kunst, Musik und Poesie — den „süßen Tand" — vollständig vernachlässigte und sich einzig und allein den positiven Wissenschaften zuwandte. — Wir haben nicht erfahren können, ob der elterliche Wille, die Tendenz seiner Lehrer oder die ihm angeborne Geistesrichtung diesen Erziehungsplan veranlaßten; — jedenfalls hatte er für seine spätere politische Laufbahn die unheilvolle Folge, daß er sich nach und nach immer mehr dem Charakter seiner Landsleute entfremdete; — daß, als die höchsten Staatsgewalten in seine Hand gelegt wurden, er die Italiener nicht kannte — sie zu verstehen unfähig war, und daß diese sich mit einer unbezwingbaren Antipathie von ihm abwandten. Dieser Zug geht durch das ganze Leben Ricasolis; — der Mann, der als Jüngling, anstatt für Dante, Tasso, Rafael und Michelangelo zu schwärmen, wie es wohl jeder Italiener thut, seine Lieblingslectüre in Sir Francis Bacon von Verulam suchte, der konnte die großen Licht- und Schattenseiten der lateinischen Race nicht verstehen, wie es ein Cavour gekonnt — wie sie Napoleon III. so meisterhaft versteht. All seine Neigungen, seine Ideen, ja seine Träume waren dem Lande, dem Volke, sogar seinen besten Freunden und Parteigenossen so sehr zuwider — daß man schon bei seinem ersten öffentlichen Auftreten es hätte prophezeien können, daß er nie einen Einfluß auf den Sinn der Italiener haben würde. Ein großer Staatsmann bildet sein Land von innen nach außen; er weiß die schlummernden Funken zu erwecken und sie zu leuchtendem Glanze zu bringen, und nur ein unklarer Geist sucht von außen nach innen auf ein Volk zu wirken. Englische Institutionen und Gebräuche in Italien einbürgern zu wollen, ist ein Unternehmen, dessen Lächerlichkeit seines Gleichen sucht und bei dessen Versuch schon das Land zu Grunde gehen kann.

Er widmete sich, da er mit seinen Ansichten und Neigungen wenig Freunde gewann, vollständig dem Ackerbau — führte eine Menge glücklicher Neuerungen ein und brachte sein väterliches Erbe zu einem solchen Grad von Gedeihen, daß er bald als einer der reichsten Grundbesitzer Toscanas angesehen werden konnte und als solcher mehr und mehr Bedeutung im Lande gewann. Er that gar nichts, um sich Sympathien zu erwerben — Jahre vergingen manchmal, ohne daß er nach Florenz kam — von seinem Gute reiste er nach England und von England kehrte er auf sein Gut zurück, und man erzählt, was wohl übertrieben sein wird, daß in seiner Schloßbibliothek . . . Dante, Petrarca und Ariosto fehlten. Kältere Geister als die gewöhnlichen Italianissimi hoben jedoch hervor, daß sein Gut das bestbewirthschaftete des ganzen Landes sei, daß seine Bauern die wohlhabendsten und gesittetsten wären, daß sein Lebenswandel frei von allem Makel sei, daß in einem geistig und politisch so gesunkenen Lande ein Charakter wie der Ricasolis aller Blicke für die Zukunft auf sich lenken müsse, und daß seine Vorliebe für England keineswegs seinen Patriotismus ausschließe; — daß es eine Marotte sei,

wie am Ende jeder die seine habe. Ja, die, welche so offen und verständig seine Partei nahmen, bewogen ihn sogar, mit seinen Meinungen und Gedanken ans Licht der Öffentlichkeit zu treten und somit alle die Lügen zu strafen, welche ihn als einen schlechten Sohn des Vaterlandes zu brandmarken versuchten. Es ist dies eins der wenigen Male, wo der starre Sinn des Barons sich dem Zureden seiner Freunde gefügt hat, und im März des Jahres 1847 — es war zur Zeit, als Pius IX. unter dem allgemeinen Volksjubel die ersten liberalen Institutionen des Kirchenstaates gab — veröffentlichte Ricasoli zwei Memoranda, an den Großherzog gerichtet, in welchen er neben einer Constitution Preßfreiheit 2c. 2c. forderte.

Wir haben diese beiden Schriftstücke gelesen, welche die politische Carriere des Barons eröffneten; selten ist uns etwas nüchtern Vernünftigeres unter die Augen gekommen; es scheint das Werk eines Mathematikers, welcher einen Satz zu beweisen sucht; und als man uns noch dazu erzählte, daß der geniale Celestino Bianchi Hand mit angelegt hatte, um die verzweifelten Stilecken des Barons abzurunden, um wenn auch nur ein Atom von Schwung in diese prosaischste aller Prosen zu bringen; da ward es uns leicht, den Mann zu kennen und dessen Wirkung auf Italien und die Italiener zu beurtheilen. — Doch war der Zeitpunkt dieser Veröffentlichung ein glücklicher Griff; die Atmosphäre Europas war voll liberaler Zuckungen, welche das nahe Revolutionsgewitter verkündeten. Der Großherzog Leopold, ein guter, zu gutmüthiger Mann, nahm die Memoranda an, und fest überzeugt, daß der reiche und so allgemein unbeliebte Baron nie ein Held der Revolution werden würde, versprach er ihm, seine auf solche vernünftige Weise geforderten Neuerungen in Erwägung zu ziehen. — Es geschah — eine Constitution wurde gegeben und all die liberalen Forderungen Ricasolis wurden gewährt! Der Großherzog war in den Fehler so vieler Monarchen im Jahre 1847 gefallen und versuchte der drohenden Revolution Concessionen zu machen. Er begriff nicht, daß das Volk keine Dankbarkeit besitzt, wenn man seine Forderungen gewährt — nur die Regierungen dringen mit ihren Maßregeln bis ins innerste Mark einer Nation, welche dem Geist der Epoche immer voraus sind — welche — um uns eines trivialen Vergleiches zu bedienen — den Fourieren der Armee ähneln, die etappenweit dem Marsche voraus marschiren und dafür sorgen, daß die Ermüdeten gute Quartiere ohne Mühe erhalten. Eine gute Regierung ist die Vorsehung eines Landes — sie muß gewissermaßen aber auch die Vorhersehung sein.

Aber welch ein triumphvolles Debüt für Ricasoli — besonders als durch Vermittlung seiner englischen Freunde die Times seine Memoranda abdruckte und mit sehr schmeichelhaften Bemerkungen begleitete! In einem Augenblicke war er der Mann des Tages geworden, auf den man die übertriebensten Hoffnungen baute, in dem man denjenigen zu erkennen glaubte, der Toscana — ja Italien regeneriren sollte — ihn, den man gestern noch gehaßt und verlacht hatte! ... „Quel grand enfant que le peuple",*) sagte Mirabeau, als man ihm wieder und immer wieder mit dem so gemißbrauchten: „Vox populi, vox dei" kam.

Unter den Auspizien Ricasolis wurde nun ein Blatt „La Patria" gegründet, dessen Programm die gewährten Forderungen waren, und der Großherzog, welcher diesen Mann vor allen Dingen für sich gewinnen wollte, schickte ihn in einer Mission an den König Karl Albert von Sardinien — officiell, um einen Streithandel mit Modena auszugleichen — im geheimen jedoch, um die Basen einer Allianz zwischen dem Papst, dem Großherzog und dem König vorzubereiten. — Wie war es nun möglich, fragt man sich noch heute, daß ein so nüchterner Mann wie der Baron in die grobe Falle ging, welche ihm der Fürst Metternich legte? wie konnte er nur einen Augenblick glauben, daß der Großherzog, welcher ein Erzherzog von Oesterreich war und mit fanatischer Begeisterung an seinem Stammhaus hing — die Initiative eines Bündnisses ergreifen würde, dessen Hauptziel das war, Oesterreich aus Italien zu vertreiben?

Er that, wie ihm geheißen — er setzte alles daran, den König zu überzeugen, daß das Heil Italiens in diesem Bündnisse liege; jedoch es gelang ihm nicht. Der ritterliche Greis verhehlte ihm nicht, daß er allein den Kampf mit Oesterreich aufnehmen würde, und gab ihm zum Abschied jene stolze Antwort, deren Ausführung ihm Thron und Leben kostete: „La spada d'Italia son'io," (Ich bin das Schwert Italiens).

*) Was für ein großes Kind ist das Volk!

Fürst Metternich wußte auf diese Weise schon im December 1847, worauf sich Carl Albert vorbereitete!

Trotz des Nichtgelingens seiner geheimen Mission bewahrte ihm der Großherzog dennoch seine Huld und ließ ihn noch am Ende desselben Jahres zum Gonfaloniere (Oberbürgermeister) von Florenz ernennen, in welcher Stellung er wirklich durch kalte Energie und große Thätigkeit den Bürgern während der bald darauf ausbrechenden Revolution nicht unerhebliche Dienste erwies. Weder der Hofpartei nachgebend, welche reactionäre Maßregeln von ihm verlangte, noch die Radicalen fürchtend, welche mit Barrikaden drohten, war er hier gerade am rechten Platze — der einzige Mann, der in der allgemeinen Verwirrung den Kopf nicht verlor und nur die kalte Vernunft zur Richtschnur seines ganzen Thuns und Wirkens nahm. — Er ward zum Deputirten erwählt, und mehrere Mal wurden ihm Ministerportefeuilles angetragen, die er jedoch ausschlug.

Da kam die Epoche des tollsten Tobens der Revolution, und der Großherzog glaubte das letzte Mittel anwenden zu müssen, um seinen Thron zu retten — er warf sich den Radicalen in die Arme und der berühmte Schriftsteller Domenico Guerrazzi — der Verfasser der „Beatrice Cenci," nahm die Zügel der Regierung in die Hand. Es ist eine Verleumdung, daß dieser den Baron gezwungen habe, unter Androhung der härtesten Strafen, aus dem öffentlichen Leben zu scheiden — ein Mann wie Ricasoli läßt sich durch Drohungen, die seiner Person gelten, nicht einschüchtern. Freiwillig trat er von der Bühne seiner öffentlichen Thätigkeit ab und zog sich auf sein Gut zurück.

Die folgenden Ereignisse sind allbekannt; — trotz des Widerwillens des Großherzogs mußten sich die toscanischen Truppen an dem Kampf gegen Oesterreich betheiligen — Guerrazzi ward der allmächtige Dictator im Lande, und als das Maß der Demüthigungen des Hofes voll war, verließ der Großherzog am 21. Februar 1849 das Land, zog sich mit seiner Familie nach Neapel zurück und ließ der Revolution freies Spiel. Da ward Novara geschlagen und mit diesem einen Schlage der Herrschaft der Revolution in Toscana ein Ende gemacht.

Jetzt erwachten die Florentiner von ihrem wüsten Treiben, und die Furcht vor einer österreichischen Invasion ließ sie an ihren Großherzog denken, unter dem sie so lange Jahre glücklich gelebt hatten; — auch an Ricasoli dachten sie, welcher nichts mit den Revolutionären gemein hatte, und dem der Großherzog schon einmal sein ganzes Vertrauen geschenkt hatte. — Er ließ sich nicht lange bitten; er ergriff die Initiative der Zurückberufung des Fürsten unter der Bedingung, eine Invasion zu vermeiden und die Constitution von 1848 aufrecht zu erhalten. — Es ist bis jetzt noch nie recht aufgeklärt worden, ob der Großherzog diese Bedingungen angenommen hat oder nicht; von der Volksseite wird es bejaht, von der Hofpartei entschieden verneint; und diese letztere Meinung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man bedenkt, daß der Großherzog ruhig in Neapel blieb und erst nach seiner Hauptstadt zurückkehrte, als die Oesterreicher das ganze Land besetzt hatten.

Eine Epoche der Reaction erfolgte nun in Toscana wie in allen den Staaten Italiens, welche sich gegen die österreichische Herrschaft aufgelehnt hatten und der Baron Ricasoli zog sich wieder vom Hofe auf sein Gut zurück und beschäftigte sich zehn Jahre lang mit nichts anderem, als damit, seine Besitzungen zu verbessern und eine wahre Musterwirthschaft herzustellen. Alle Jahre reiste er nach England, brachte neue Maschinen mit — und auch neue Gedanken, neue Pläne ... und, wie man behauptete, auch noch etwas anderes!

Es ist unmöglich für den Biographen dieses Mannes, des Gerüchtes unerwähnt zu lassen, welches seit 1857 oder 1858 über ihn aufgetaucht ist und welches bestimmt viel dazu beigetragen hat, seine spätere politische Thätigkeit zu erschweren. — Man behauptete, daß auf einer seiner vielfachen Reisen nach England der Baron Ricasoli... zum Protestantismus übergetreten sei. — Dieses Gerücht ist öffentlich besprochen und durch alle Zeitungen gegangen, ist von seinen Freunden dementirt, von seinen Feinden aufrecht erhalten worden und hat nie ein Wort der Erwiderung von dem Zunächstbetheiligten erfahren. — So sehr es uns auch widersteht, in solche Sachen eindringen zu müssen, welche unserer Meinung nach so sehr individuell und dem Menschen heilig sind, daß der Staatsmann nichts damit zu thun hat — so erscheint es uns doch als eine Pflicht, dem Leser gegenüber unsere Meinung über diesen Punkt auszusprechen, da ihm vieles dadurch deutlich werden kann!

So viel auch für den Uebertritt spricht — wie die große Begünstigung, die er Protestanten angedeihen läßt, sein Nichtbesuchen katholischer Gotteshäuser, das Meiden alles Umganges, selbst als Ministerpräsident mit den Großwürdenträgern der katholischen Kirche in Italien, und seine intime Verbindung mit den Häuptern der anglicanischen Propaganda — trotz alledem glauben wir nicht an diesen Uebertritt, und das aus dem Grunde der Kenntniß, welche wir von dem starren, herrischen, schroffen, aber zu gleicher Zeit offenen und loyalen Character des Barons haben. Wenn er je diesen so bedeutsamen Schritt gethan hätte, so wäre es mit vollständiger — ganzer Ueberzeugung geschehen, und dann wäre Ricasoli nie der Mann gewesen, diese seine tiefe Ueberzeugung von seinen besten Freunden ablengnen zu lassen. Er ist zu stolz — und mit Recht vielleicht, über einen so erhabenen Gegenstand sich zu rechtfertigen; aber einer Feigheit ist er unfähig, dafür bürgt sein ganzes Leben!

Im Anfange des verhängnißvollen Jahres 1859 erschien unter seinem Namen, jedoch von Celestino Bianchi verfaßt, eine wahrhafte Anklageschrift gegen die herrschende Dynastie unter dem Titel: „Toscana ed Austria", welche nicht wenig dazu beitrug, den durch die Ereignisse gereizten Volksgeist noch mehr aufzuregen. — Als wenige Tage später die französische Armee ihren Marsch gen Italien begann, ergriff, wie man weiß, der Großherzog das Mittel, welches ihm schon einmal so gut gelungen war, und verließ mit seiner ganzen Familie das Land. — Der sardinische Gesandte am Hofe von Florenz, Buoncompagni, übernahm die Regierung — ein Beispiel, welches in der Geschichte wohl einzig dasteht — und ernannte Ricasoli zum Minister.

Wir wollen über diesen Zeitpunkt der italienischen Geschichte so schnell wie möglich hinschreiten — es ist die Schattenseite derselben. Wir können es bezeugen, daß die Annexion Toscanas durch allerlei Mittel bewerkstelligt wurde, als Buoncompagni abberufen ward und Ricasoli die Dictatur übernahm; durch allerlei Mittel, ja, aber durch kein einziges, welches Anspruch auf Ehrenhaftigkeit und Loyalität hätte machen können.

Diese Dictaturperiode hatte auch eine neue Wendung im Leben Ricasolis hervorgerufen — er war Diplomat geworden, aber hatte leider augenblicklich seine Unfähigkeit zu dieser elastischen Carriere eingesehen und sich diesem oder jenem gänzlich anvertraut. So muß man ihm denn auch nicht für die so eben erwähnten Mittel Rechenschaft abfordern, die so gänzlich mit seinem früheren Leben im Widerspruch stehen. — Für das durch die glänzenden Erfolge sich so leicht berauschende italienische Volk war Ricasoli natürlich durch diese so glücklich bewerkstelligte Annexion einer der größten Staatsmänner geworden, und es wurden ihm Ehren erwiesen, welche selbst Cavour nicht beanspruchte. — Bis zum Tode Cavours saß er im italienischen Parlamente als anerkannter Chef der gemäßigten Rechten, sprach sehr wenig und zeichnete sich nur dadurch aus, daß er während der Debatten fast täglich seinen Sitz verließ, in die Diplomatenloge ging und lange Unterhaltungen mit dem englischen Gesandten, Lord Howden, pflegte.

Als dieser Todesfall Italien von einem Ende zum andern erschütterte und das Staatsschiff einige Wochen lang ohne Steuermann dahinschwankte, wandten sich natürlich aller Augen auf Ricasoli, den man für den einzig Befähigten hielt, den großen Todten zu ersetzen, da eine gewiße Decenz die Parteien davon abhielt, an Rattazzi zu denken, den persönlichen und politischen Gegner des Mannes, den man so eben ins Grab gelegt hatte.

Doch zweierlei Hindernisse stellten sich dieser Wahl in den Weg; das erste, die Abneigung Ricasolis gegen Frankreich und die Person des Kaisers, und dann die fast unbezwingbare Antipathie des Königs Victor Emanuel gegen den Baron. — Das Wort Antipathie genügt eigentlich nicht; das Gefühl, welches den König von dem toscanischen Edelmann so unwiderstehlich abstößt und welches sich in bittrem Ernste, in Sarcasmen, in beißendem Witze so oft geäußert hat, gleicht dem Hasse — ja sogar etwas mehr noch, auf ein Haar. Wir kennen die Ursache dieses unheimlichen Gefühles nicht, müssen jedoch hier constatiren, daß Victor Emanuel, von all den Leuten, die ihm dazu geholfen haben, aus dem kleinen Piemont ein Italien zu machen, sein ganzes Vertrauen nur den Piemontesen und vielleicht den Lombarden schenkt. Der berüchtigte Liborio Romano, der letzte Minister Franz II. von Neapel, welcher Garibaldi, so zu sagen, die Thore der Hauptstadt des Königreiches beider Sicilien öffnete, ist nie vom Könige empfangen worden; es scheint, das der König es ganz selbstverständlich findet, daß ein Piemontese für die Vergrößerung seines Geburtslandes zu allen Mitteln seine Zuflucht nehme, wie Cavour es gethan, jedoch er hat einen instinctiven Abscheu gegen alles, was, wenn auch noch so beschönigt, einen Anstrich von Verrath hat ... obgleich er selbst so oft von solchem Verrath seinen Vortheil gezogen hat.

„Ricasoli verdient ein jegliches Vertrauen," sagte der berühmte D'Azeglio einst zum König.

„Sicherlich!" erwiderte Victor Emanuel mit beißender Stimme — „und deshalb vertraute ihm der Großherzog von allen Patrioten am meisten."

Ob das Betragen Ricasolis oder derer, welche seinen Namen oft gemißbraucht haben, der einzige Grund für die Antipathie des Königs ist, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls hat sich dieselbe seit 1860 dermaßen vermehrt, daß wohl noch andre Motive vorhanden sein müssen. Nach dem Tode Cavours wollte daher der König durchaus nicht die Leitung der Regierung jenem Manne anvertrauen, welcher seiner Krone die schönste Provinz zugeführt hatte; aber dennoch wurde er dazu bestimmt und von einer Seite, wo man es am wenigsten erwartet hätte ... vom Kaiser Napoleon. Aus ganz authentischer Quelle wissen wir, daß der Baron Ricasoli Einsicht eines Briefes des Kaisers an den König erlangt hat, welcher ungefähr folgendermaßen lautet:

„Wenn ein Mann in so hohem Grade wie der Baron Ricasoli die Hoffnungen einer Nation erregt, so würde ich es nicht im geringsten für gut halten, ihm eine noch größere Popularität zu verschaffen, indem man ihn von den Regierungsgeschäften ausschließt. Ohne ein absolutes Urtheil fällen zu wollen, halte ich den Baron für nicht befähigt, ein Premierminister zu sein; ... man muß ihn deshalb dazu ernennen, um ihm die Gelegenheit nicht vorzuenthalten, sich selbst im Geiste der Nation zu discreditiren."

Welch Menschen- und Völkerkenner jener Mann mit dem nichtssagenden Blicke und dem gütigen Lächeln! Wort für Wort hat sich seine Prophezeiung erfüllt!

Ricasoli ward also am 12. Juli 1861 Ministerpräsident und stellte als Programm seines Wirkens eine gemäßigt conservative Regierungsform und die größtmögliche Unabhängigkeit vom französischen Einflusse auf. Es ist dies wirklich eins der merkwürdigsten Ministerien gewesen, welche wohl je gesehen worden sind — wir wissen nicht, was wir dem Leser eigentlich davon erzählen sollen; es ging alles seinen vorgeschriebenen Weg ... und doch ging alles nicht. Mit fester Hand führte Ricasoli die Zügel der Regierung, mit eisernem Fleiße arbeitete er — und brachte es zu nichts! — Der König, der durch sein schroffes Auftreten im höchsten Grade beleidigt war, kam fast nie mit ihm zusammen — und während der Conseilsitzungen beantwortete er nie die Vorträge des Ministerpräsidenten, sondern verkehrte nur schriftlich mit ihm; — die königliche Familie floh ihn wie die Pest, und man erzählt, daß, als er zum Geburtstag des Kronprinzen nach dem Lustschloß von Moncalieri gefahren war, dieser — als er den ministeriellen Gallawagen von weitem sah, in den Garten gestürzt — bis zum Ufer gelaufen, in einen Kahn gesprungen sei und sich bis ans jenseitige Ufer des Po gerudert habe, um ihn nicht zu empfangen. — Doch nicht allein das Königshaus wich ihm scheu aus — seine eignen Collegen im Ministerium wollten höchstens geschäftlich mit ihm zu thun haben, und gewöhnlich hielten sie auch dies nicht zu lange aus und gaben „gesundheitshalber" ihre Entlassung. Es gab eine Zeit, wo er vier Ministerien außer der Präsidentschaft zu verwalten hatte. — Aber auch dies genügte noch nicht; — die Kammer, aus deren Majorität er hervorgegangen, in der er stets die Majorität hatte — die Kammer ward ihm täglich mehr und mehr abhold! Wenn er die Tribüne bestieg, leerten sich die Bänke der Majorität, nur die Gegner des Ministeriums blieben und hörten seine harten, eckigen, schwunglosen Phrasen mit an; — wenn es jedoch ans Abstimmen ging, kehrte die Majorität zurück und votirte für den Minister, dessen Rede sie nicht gehört.

Es ist wahr, daß wohl selten ein Mann fähig ist, einen unangenehmeren Eindruck zu machen, als Ricasoli. Groß, hager wie ein Skelett, mit einem Gesichte, in welchem man eigentlich nur Knochen sieht — der Glanz der Augen durch eine zu Zeiten dunkle Brille gebrochen — eckige, ungraziöse Bewegungen, dabei eine Stimme, die eigentlich gar keinen Klang hat — und zuletzt jene Worte, jene dürren

Sätze, die, wie ein geistreicher Journalist sagte, „Zaunpfählen ähneln, denen der Querbalken fehlt!“ Alles dies und nebenbei ein unendlicher Hochmuth, ein vollständiger Mangel an Urbanität und gesellschaftlichem Pli mögen neben seiner Gedankennüchternheit wohl die Hauptursache seiner Unpopularität gewesen sein. Eine Zeitlang spielte ihm die Opposition fast täglich den Streich, ihm jedesmal einen ihrer besten Redner, die zugleich Poeten waren, auf die Tribüne nachzuschicken, wie Guerrazzi, Montanelli oder Bottero; „und da ist es denn,“ schreibt oben citirter Journalist, „als wenn Du aus einer öden Steinschlucht heraustrittst und Dich plötzlich in einem Rosengarten befindest.“

Die Art und Weise, wie er am 3. März 1863 die Präsidentschaft des Ministeriums niederlegen mußte, ist etwas Unerhörtes im parlamentarischen Leben. — Seit sieben Monaten hatte er niemand gefunden, welcher das so bedeutungsvolle Ministerium des Innern unter seiner Präsidentschaft annehmen wollte; — es ist kaum glaublich — dieser Mann, dem die Majorität der Kammer nie gefehlt hatte, fand in dieser Majorität keinen einzigen Ehrgeizigen, welcher diese hohe Stellung annehmen wollte. Das Witzblatt „Il Fischietto“ brachte eine Serie von Caricaturen, die Wallfahrten des Barons zum Aufsuchen eines Ministers des Innern darstellend; die letzte dieser Caricaturen reizte besonders die Lachmuskeln; sie stellte eine Hohlschlucht in den Abbruzzen vor — der Baron hatte einen armen Reisenden angefallen, zu Boden geworfen und den Dolch auf der Brust droht er ihn zu tödten ... wenn er nicht augenblicklich das Portefeuille des Innern annähme! — „Stoß zu,“ lautete die lakonische Antwort des Bedrängten!

Aber auch wirkliche Klagen hatte man gegen ihn; zwar glaubte man, es sei ein von französischen Agenten erfundenes Gerede, daß der italienische Ministerpräsident alle seine Inspirationen beim englischen Gesandten suche; jedoch es sollen so handgreifliche Beweise existirt haben, daß die engliche Regierung sich fast moralisch gezwungen sah, Lord Howden abzuberufen.

Drei Jahre lang war Ricasoli von den Staatsgeschäften entfernt, als der Krieg von 1866 ausbrach und der damalige Ministerpräsident, der General Lamarmora als Generalstabschef zur Armee ging. Trotz seines Widerwillens ließ der König dem Baron das Präsidium des Ministeriums übertragen, weil er die Ueberzeugung hatte, daß dieser Mann wohl der einzige Staatsmann sei, welcher bei gegebenen Eventualitäten ruhig zu bleiben verstehen würde.

Wir müssen hier ein Urtheil niederschreiben, welches vielleicht ungerecht erscheinen wird, das jedoch zu tief in unsrer innigsten Ueberzeugung wurzelt, als daß wir es unerwähnt lassen sollten. — Der Baron Ricasoli trägt die Hauptschuld der Verstimmung, die eine Zeitlang zwischen Preußen und Frankreich stattgefunden hat und die nur durch die wirklich nicht genug anzuerkennende Ruhe und Aufrichtigkeit der Regierungen dieser beiden Länder nicht in einen unheilvollen Krieg ausgeartet ist. Sein Haß gegen den Kaiser, welcher ihm sein Prognostikon gestellt, hat ihn ein Mal mehr vergessen lassen, daß er vor allen Dingen „italienischer“ Minister ist, und daß preußische Interessen, wenn solche wirklich betheiligt waren, höchstens in zweiter Linie für ihn existirten. Es sollen Depeschen — gezeichnet: Ricasoli existiren, die man in keinem Blau-, Gelb- oder Grünbuch finden wird, in denen der Baron den Grafen Bismarck vor einer Annäherung und vor Nachgeben gegen Frankreichs Wünsche warnt und auf jeden Fall Italiens Hilfe gegen Frankreich verspricht. Glücklicherweise sind diese Depeschen ganz einfach ad acta gelegt worden; doch eine Abschrift derselben soll sich im Besitz des Kaisers Napoleon befunden haben, und als vor einigen Monaten Italiens Freunde, der Prinz Napoleon an ihrer Spitze, den Kaiser bestürmten, nicht im Kirchenstaate zu interveniren, zeigte er ihnen als einzige Antwort diese Depeschen des Vorgängers des Herrn Rattazzi.

Denn wiederum im April 1867 mußte Ricasoli, wie vier Jahre vorher, vom Ministerium zurücktreten und — es erscheint beinahe unwahrscheinlich, aus demselben Grunde wie damals: Mißachtung von Seiten des Königs und seiner Familie; — ewiger Hader mit seinen Collegen — und jene passive Opposition der Kammer, welche ihm jetzt nicht einmal, trotz Auflösung und Wiederwahlen, eine genügende Majorität gab, und, weil er wie damals, keine geeigneten Persönlichkeiten trotz aller Anerbietungen finden konnte, um sein Cabinet zu vervollständigen.

Sicherlich könnte Ricasoli der Mann sein, welcher das ewig hin- und herschwankende italienische Staatsschiff in den Hafen der Ruhe und des Gedeihens zu führen vermöchte; denn er hat viele der Eigenschaften, welche den meisten seiner Rivalen gänzlich fehlen — er ist offen und loyal, ehrlich bis zum Exceß und das Wohl Italiens liegt ihm gewiß ebenso am Herzen, wie dem besten seiner Söhne; er besitzt Intelligenz und eine große Arbeitskraft; aber dies alles sind, um uns so auszudrücken, individuelle Eigenschaften, die durch sein schroffes Auftreten und seinen Stolz noch dazu verdunkelt werden; ihm fehlt jene plastische Ruhe des wirklichen Staatsmannes, dessen politischer Himmel gar keinen Horizont hat, der für kommende Generationen mit eben so großem Eifer schafft und wirkt wie für den morgenden Tag, und der — und das ist ein Hauptelement — die vollkommene Verkörperung seines eigenen Landes ist, und der, wenn eine physische Unmöglichkeit ihn daran verhindert — doch wenigstens jeden Pulsschlag seines Landes zu begreifen fähig ist. Und das ist Ricasoli nicht — sein Bereich ist die Gegenwart, sein Horizont der englische Constitutionalismus, und Italien kennt er weniger als der letzte Beamte in seinem Ministerium. Seine Anglomanie ist mehr als eine Marotte, es ist ein Princip, ebenso wie sein Haß gegen Frankreich. — Wir wollen die Berechtigung dieses Princips nicht bestreiten, obgleich wir es immer und immer wieder bekämpfen werden; jedoch jeder, der Italien nur ein Viertel so gut kennt, wie Schreiber dieses, wird mit uns übereinstimmen: es ist dies der wirkliche Ruin Italiens.

Im Widerspruch mit der so oft ausgesprochenen Meinung, daß Frankreich unrecht habe, sich in italienische Angelegenheiten zu mischen, zögern wir nicht, das Gegentheil frei und offen zu behaupten. Ebenso ungerechtfertigt wie diese Einmischung in deutsche Angelegenheiten wäre, ebenso schroff, wie man sie, wenn sie sich zeigte, zurückweisen müßte, ebenso berechtigt ist sie in Italien.

Die Campagne von 1859 hatte Frankreich gegen 40,000 Mann und 500 Millionen gekostet, und wenn man auch annehmen kann, daß Nizza und Savoyen dafür eine Entschädigung boten, so hat die Pariser Börse allein gegen 1500 Millionen französische Capitalien nach Italien gesandt, welches überhaupt seinen Finanzverpflichtungen seit langem nicht hätte nachkommen können, wenn die napoleonische Regierung nicht immer und immer nachgeholfen hätte. — Dieser eine Grund schon legt der französischen Regierung fast die Verpflichtung auf, darüber zu wachen, daß jenes Land gedeihe, daß kein Schwärmer wie Garibaldi es dem Chaos der socialistischen Revolution in die Arme führe, daß kein von persönlichem Haß erfüllter Mann wie Ricasoli einer anderen Nation, der steten Rivalin Frankreichs, England, darin festen Fuß verschaffe, und daß er ihm eine andere Nation zum Feinde zu machen suche, mit der man den besten Willen hat, in Frieden zu leben.

Der König Victor Emanuel haßt Ricasoli — der Kaiser will ihm nicht wohl — die Politiker Italiens wenden sich kalt von ihm ab — das Volk will nicht von ihm reden hören ... und doch ist es möglich, — ja sogar wahrscheinlich, daß er noch mehr als einmal Ministerpräsident werde; aber gewiß ist es, daß eine seiner Präsidentschaften mit der letzten Stunde der italienischen Einheit zusammen fallen wird.

Ein jüngstbeschlossenes Dichterleben.

Wenn die Poesie ein Recht hat, zu behaupten, das scheinbar Gefühllose lebe und empfinde, so wie der Mensch und mit dem Menschen, dann muß durch die Natur ein Klagelaut gezogen sein, dann müssen die Bäume in ihrem Marke gebebt und die Quellen es sich leidvoll zugeraunt haben: Adalbert Stifter ist todt!

Er liebte die Natur, sie war ihm alles, von ihr empfing er sein ganzes seelisches Sein, an sie gab er es auch wieder ganz dahin!

Eine stürmische Zeit war es, in welcher er geboren. Er erblickte 1806 (am 23. October) das Licht der Welt. An seiner Wiege sang man die Siegeshymnen Napoleons. Die Trommeln schallten dem Marsche der unwiderstehlichen Heeressäulen durch Böhmen, in das Herz Oesterreichs. In Böhmen, im Markte Oberplan, stand die Wiege. Die ersten gewaltigen Erinnerungen des Knaben mußten wieder Kriege und Siegeszüge sein! Er lebte dann als Jüngling



Adalbert Stifter.

in einer aufstrebenden Zeit. Die ganze Welt rang und strebte. Man flog von Idealen zu Idealen, von Phantasien zu Phantasien. Was auch davon dem Manne niederzukämpfen geboten war, oder was ihm an stillen Wünschen zu hegen übrig bleiben mochte; — es kam die Zeit, da bäumten sich furchtbare Gewalten gegeneinander, es gab ein chaotisches, wildes Ringen, endlich ein Trauern und Triumphiren, ein reges Thun und stilles Harren für kommende Tage, die jeder nach seiner Art erwarten mochte! — Stifter hat also in einer bewegten, in einer großen Zeit und wichtigen Epoche gelebt.

Was ist in ihm davon zurückgeblieben?

Was hat er, als Zeuge derselben für sie auftretend, gethan?

Wie gehören beide organisch zusammen?

Wenn die olympische Schule recht hat, welche behauptet, des Poeten Vaterland, Heimat, Reich und Aera sei nur in der Kunst der Poesie, so hat sie an Stifter einen Zeugen und Anhänger mehr, einen Beweis, daß es so zu sein vermag.

Stifter kann sogar nur schwer landsmannschaftlich genommen werden. Seine Gegenden sind nicht Theile eines bestimmten, begrenzten Ganzen; sie sind zumeist selbständige, mitteleuropäische, landschaftliche Bilder, wie man solche an Malern in der Kunstausstellung sieht, u. d. T.: „Ein See," „Gebirgspartie," „Hochwald" 2c.

Es ist gerade in Oesterreich ein großer Sinn für die Natur vorhanden, und es ist dies ein erklärender Grund, weshalb gerade dort der bedeutendste Poet der Natur, Lenau auftauchte. Während dieser freundnachbarliche Poet alle Bilder der Natur zu einem Gefühl zusammenfaßt, zu einem Gedanken poetisch zuspitzt, ergeht sich der gleichzeitige Prosaiker mit aller bequemen Breite in der Natur, beschaulich und schildernd — sie muthet ihn ihrer selbst willen an, sie ist ein poetischer Selbstzweck — das rein Menschliche ist fast Nebensache, wenigstens nicht so organisch zusammengehörend.

Stifter war eines kleinen Bauerngutsbesitzers Sohn. Seine Jugend ließ ihn viel in und mit der Natur leben. Der heranwachsende Knabe kam in das Gymnasium des Klosterstiftes Kremsmünster in Oberösterreich, welches eine wunderhübsche Lage zwischen Wäldern und Gebirgen hat.

Stifter zählte in der Verwandtschaft Geistliche, und von seiner frühesten Jugend bis ans Ende stand er in Beziehungen zum Clerus, der ihm stets förderlich war.

Unter diesem Einflusse, in solchen Verbindungen, war es einerseits erklärlich, andererseits schon eine That, wenn er nur Naturbilder und einfach sinnige Herzensgeschichten in einer Zeit dichtete, welche gewissermaßen Sturm und Drang liebte oder forderte.

Deshalb auch sein großer und gerechter Erfolg, als er mit seinen Büchern einen stillen Hafen bot, eine Einkehr und Umkehr zu ruhiger, stiller Anschaulichkeit, während es ringsum wogte und unruhig sich regte!

Fast wären seine Schriften Parteisache geworden, obwohl er niemals parteiisch schrieb. Und es war eine Art Stolz, man möchte nahezu sagen, eine Demonstration, seine „Studien“ auf dem eleganten Lese- oder Damentische zur Schau zu legen.

Stifter war für Deutschland mit einem Male, plötzlich erschienen. Man frug, woher der seltsame Mann komme? Aus Oesterreich! Von dort kam schon manches Ueberraschende.

Daheim war Stifter jedoch schon früher bekannt. Er zählte zu dem kleinen Kreise der Poeten, namentlich der Prosa schreibenden, welche die „Wiener Zeitschrift“ pflegte, und die ihre wesentlichsten Thaten in den damals modernen Taschenbüchern verrichtete, an denen es namentlich in Oesterreich nicht mangelte.

Der junge Stifter war, beiläufig zwanzig Jahre alt, nach Wien gekommen, um die juridischen Studien zu verfolgen und dann wohl ein Aemtchen anzutreten, um allmählich in dieser Laufbahn emporzusteigen.

Er mag dabei im Zeichnen- und Malerfache zu dilettiren begonnen haben, allerdings mit dem stillen Wunsche, sich der Malerei ganz widmen zu können, sie sagte seiner innerlichen Natur, seiner Weltscheu und Zurückgezogenheit allerdings zu. Aber dies Brot war ein zu mühseliges und aussichtsloses, für solche Zwecke hatten seine Förderer keine Unterstützung, und er war sogar frühzeitig auf Erwerb angewiesen.

Wir haben Landschaftsbilder von Stifter gesehen. Sie leiden an einer Unbestimmtheit, an einem Mangel von Kraft und Entschiedenheit, während allerdings viel Poesie in ihnen liegt, ja, ein gewisser Schleier der Traumhaftigkeit um sie gewoben scheint. Das ist ganz der schreibende Poet Stifter!

Es ist fast mit Sicherheit anzunehmen, Stifter habe sich einzelne Gegenden, die er beschrieb, auch gemalt; vielleicht hat er die Farben und Töne derselben in Schrift zu übersetzen gesucht, oder sich auch in Worten gezeichnet, was er darnach in Farben ausführen könnte; in seinen geschriebenen Studien sind selbst die Schatten nicht vergessen, welche die Gegenstände, buchstäblich die Rauchfänge über das Dach eines Hauses werfen!

Stifter war nicht wortreich, er lebte sogar, bereits zu Ruhm, Ehren und Stelle gekommen, sehr zurückgezogen; er sprach über seine Vergangenheit sehr wenig, und sie mußte erst sorgfältig mit Hilfe zunächst stehender Personen eruirt werden. Ueber seine ersten Producte, worunter bereits der „Condor“ war, äußerte er sich zu einer verläßlichen Person, daß er in ein Haus kam, dessen Gesellschaft sich gelegentlich mit dem Gespräche über Luftschifferei und den Gefühlen bei solcher Luftreise unterhielt. Stifter sann selbst darüber und schrieb dann daheim. Eines Tages kam er wieder, er hatte ein Blatt aus dem „Condor“ bei sich, und als das Gespräch sich zu demselben Stoffe neigte, übergab er das Papier heimlich einer Gesellschaftsdame oder Gouvernante, (wenn wir nicht irren: seiner späteren Frau). Als diese gelesen hatte und den Inhalt der Gesellschaft, namentlich der Hausfrau mitgetheilt, wurde Stifter bei seinem nächsten Wiederkommen bestürmt, ob er nicht mehr zu dem Blatte Gehöriges, habe? Er bekannte endlich erröthend, daß er die ganze Geschichte daheim fertig besitze; aber es sei wirres Zeug, nicht der Mühe werth, u. s. w.

Nichtsdestoweniger wurde er gedrängt, das Manuscript zu bringen, ja, zu lesen, und die erste bedeutende Aufmunterung für den Poeten war vorhanden!

Nicht so gut ging es ihm später in einer weit höheren Gesellschaft, als er sich bereits großer Anerkennung in der Oeffentlichkeit zu erfreuen hatte und selbst zu einem Lehrer im Hause des Fürsten Metternich aufgeschwungen hatte.

Daß Stifter Protection genießen mußte, geht schon daraus hervor, daß er eben in das Haus des Fürst Metternich als Unterrichtender gelangte. Er lehrte den jungen Prinzen, jetzigen Gesandten in Paris, Mathematik.

Die „Studien“ lagen in den Gemächern der Fürstin, sie hatte dieselben gelesen und war sogar entzückt davon. Einer Anzahl junger Damen, welchen sie dieselben mittheilte oder Kenntniß davon gab, fand nicht minder großen Gefallen daran. Es wurden immer kleine Damenthees bei der Fürstin veranstaltet. Da kam einmal die Rede auf Stifters „Studien,“ und einige junge Damen schwärmten für den Poeten, ja wünschten zu wissen, wie er eigentlich aussehe, wer und wo er sei?

„Dies ist sämmtlich sehr leicht zu erledigen,“ sagte die Fürstin. „Der Poet ist nahezu ein Genosse des Hauses, wenigstens kömmt er fast täglich!“

Einen Poeten leibhaftig und im Hause zu sehen, dafür schwärmten einige junge Damen gar so sehr, und die Fürstin versprach diese Sehnsucht vollends leicht zu befriedigen. An einem der nächsten Theeabende sollte der Poet eingeladen werden und die Damen sich neben und um ihn setzen, um mit ihm schwatzen, poetisch plaudern zu können, so viel als ihnen beliebte!

Der Vorschlag ward mit Entzücken angenommen und eines schönen Abends zur Thatsache gemacht.

Stifter erhielt die erstaunliche und schmeichelhafte Einladung, abends bei der Fürstin und deren Gesellschaft zu erscheinen.

Der Abend ist da — der Poet ist da! Die Thüre öffnet sich, die Vorhänge gehen auseinander, förmlich von den Augen der jungen Damen gezogen. Eine große, schwere und schwerfällige Figur erscheint. Sie ist sehr wohl, ja, fast mehr als dies, genähret. Der Umfang des Leibes ist ein beträchtlicher, Kopf und Kinn erscheinen in gleichem Maße. Er macht schwerfällige Verbeugungen, er ist linkisch; er sieht mit irrenden Augen um sich. Und als er sprechen soll, gehen die Worte so karg und langsam von seinem Munde, daß sie nur allmählich die entgegenkommenden Anreden bejahen oder verneinen, aber gar keine weiteren Anlässe zu Gesprächsfortsetzungen enthalten. Nun beginnt alles ins Stocken zu gerathen, die junge Damenwelt sieht erröthend, seufzend, verlegen um sich — es tritt Stille ein — nur die Fürstin, welche mühselig das Lachen verhält, bemüht sich noch, die Lebenszeichen zwischen dem Poeten und der Damengesellschaft aufrecht zu erhalten. Endlich erhebt er sich mit denselben Gesetzen der Schwere, mittelst deren er sich in den Lehnstuhl vorerst niedergelassen, und geht ganz so breitspurig von dannen, wie er gekommen. — Gottlob! Er ist draußen! — Und nun geht ein verhaltenes Lachen und Kichern los, nein, es platzt los, und lange kann sich die Damengesellschaft nicht erholen von dem parodistischen Eindruck, welchen die Poetengestalt auf sie gemacht!

„So! da haben Sie es! das ist recht! das haben Sie davon, meine Damen, daß Sie so sehnsüchtig waren, einen Poeten zu sehen!“ rief die bekanntlich sehr heitere Fürstin. „Und ich hoffe, Sie sind für immer von der Schwärmerei geheilt und verlangen im Leben nimmer, einen Poeten zu sehen oder in Gesellschaft zu haben!“

Ob von jener Zeit ab die früher so schwärmerischen Leserinnen wenigstens als solche treu blieben?

Wer vermag dies zu sagen!

Aber volle Wahrheit ist, daß man keinen ungünstigeren Eindruck, entgegen der Poesie der Bücher Stifters, haben konnte, als ihn selbst zu sehen und zu sprechen. Von der Natur war er überaus kräftig angelegt, und was in den jüngeren Jahren Fülle und Kraft bedeuten mochte, artete später in Uebermaß aus. Namentlich in den letzten Jahren war er eine unförmliche Masse geworden. Er war krankhaft dick. Ein erschreckend großes und breites Gesicht starrte aus dem Lehnstuhle, in welchem er saß. Eine tonnenähnliche Brust, ein in allen Formen fettwulstiger Körper bot sich dem Anblicke. Die Worte wanden sich schwer und träge aus ihm, er bedurfte die doppelte Zeit zum Sprechen eines Satzes, im Gegensatze zur gewöhnlichen Sprechweise. Aber erhitzte sich das Blut, kamen Denk- und Sprechwerkzeuge in Anregung, dann beschleunigten sie ihre Thätigkeit und endlich befand man sich in einem angenehmen, liebenswürdigen Verkehr, edle Grundsätze und wahre Poetennatur kamen zur wohlthuenden Aeußerung und Geltung!

Er saß zu Linz, der heiteren Donaustadt, sah durch seine hohen, hellen Fenster im Hause, wo das Dampfschiffbureau ist, zu den spiegelnden Fluten der Donau, oder ließ seine Bilder von dem besten Lichte bescheinen. Dies war sein besonderes Vergnügen, und er suchte von seinen Ersparnissen so viel als möglich Bilder anzukaufen. Wenn er ein junges Talent entdecken, ihm eine Arbeit zuwenden oder eine solche, von andern wenig geschätzte, abkaufen konnte, war er glücklich

und mit Stolz wies er seine seltene Acquisition! Dies war seine einzige Erheiterung; man sah ihn nicht im Theater, nirgends, er lebte mit seiner Frau, kinderlos, zurückgezogen, und die Stadt, welche ihn gerne als eine Celebrität in ihrer Mitte nannte, worin er als Schulrath für Oberösterreich seit 1849 fixirt war, sah und wußte im übrigen von dem Herrn „Schulrath“ wenig.

Ja doch, ein Hundeliebhaber war der sonst Einsame und führte seine Hausthiere zuweilen auf kurzer Strecke, persönlich und gemessenen langsamen Schrittes, spazieren.

Wir wären so fast bei den letzten Tagen des Dichters angelangt, wollten wir nur sein stilles, zurückgezogenes Leben allein schildern. Nichts Unehrerbietiges soll in den obigen Worten liegen, etwa leichtfertigem Spotte zur Kurzweil. Aber die Welt liebt es, das wahre Leben des Menschen, neben dem geistigen Schaffen des Poeten zu sehen, und so seien ihr die kleinen photographischen Züge aus dem prosaischen Alltagsleben des Dichters gegeben.

Stifters „Studien“ waren, wie gesagt, zu ihrer Zeit ein Ereigniß. Sie kamen der Zeit gelegen in Prosa, etwa wie die Producte Geibels in der Poesie. Es war Friede, Klarheit, Zartsinn und Frömmigkeit in ihnen.

Der Verleger Heckenast in Pest, welcher einzelne Erzählungen in seinem Taschenbuche „Iris“ vorher abgedruckt hatte, gab die unter dem Titel „Studien“ gesammelten 1844 heraus, in sehr eleganter Ausgabe, welche sofort durch den günstigen Nebenumstand noch mehr Glück machte, daß der berühmte J. N. Geiger dazu außerordentlich gelungene Titelkupfer zeichnete.

Es war somit in der Person Stifters ein Poet in Oesterreich, welcher nicht in dem Gebiete der gebundenen Rede, des Verses und Gedichtes, sondern in der Prosa Ausgezeichnetes leistete, und dies war damals umsomehr von Werth; denn die Reihe anderer, nun hochgeschätzter Erzähler, kam, als den jüngeren Generationen angehörend, erst nach ihm. Wenn seine Vortragsweise auch nicht ganz frei ist von zuweilen seltsamen Wendungen, so ist sie doch klar, ruhig, innig und ebenmäßig. Die Naturkenntniß Stifters ist umfassend, weniger ist dies seine Kenntniß von Menschenherzen! Die realistische Zeit, welche heute unerbittlich Lebenswahrheit fordert und demgemäß behauptet, das Leben sei poetisch in all seiner Prosa, man müße es nur zu fassen wissen — diese Zeit hat allmählich mit Stifter zu rechten begonnen.

Wer sich in ein Buch weltvergessend zu vertiefen vermag, wer poetisches Spiel, Imagination einer eingebildeten Welt sucht und liebt, findet an Adalbert Stifter einen Poeten, welcher bald zum Lieblinge werden wird. Nicht leicht wird ein anderer ihn ersetzen! Denn Stifter gibt seine Welt vollkommen, da fehlt kaum ein Blatt an irgend einem Baume im ganzen Walde, keine Blume im Garten, da ist jedes Fenster und jeder Sparren im Hause wohl beschrieben und gekannt, ja, an den Hausgeräthen kennen wir jede Verzierung, selbst jeden Formwechsel, an den Kleidern der Personen erfahren wir jede Schattirung, Art und Gattung! Zuweilen will es doch mahnen an jene Maler, welche Fruchtkörbe mit einer erstaunlichen Plastik, Frische und Lieblichkeit malen, die Vögel aber dazu, welche an den Früchten picken sollen, haben unrichtige Formen und vollenden die Täuschung keineswegs!

Stifters Figuren haben, inmitten der wahren Natur, unwirkliche Züge, sie leben in den realistischen Dingen in idealistischer oder imaginärer Weise. Diese Charakteristik klebt seinen späteren Schöpfungen „Bunte Steine,“ „Nachsommer“ noch mehr an, oder in gleicher Weise wie den ersten Arbeiten — nur die Stimmung der Welt war mittlerweile eine andere geworden, Stifter blieb unberührt davon.

Ruf und Fürsprache verschafften ihm, wie gesagt, seit 1849 den Posten eines Schulrathes für Oberösterreich in Linz. Dort blieb er allen Wandlungen der Zeit ferne. Weder die Verhältnisse, noch seine Energie, waren dazu geeignet, widrigen Einflüssen im Amte Wesentliches entgegenzusetzen und reformatorisch zu schaffen.

Er wollte wohl noch als Poet Landschaft, Gegenständliches und Charaktere zu einem gleichartigen Ganzen verschmelzen und griff deshalb zurück in das Mittelalter, nach einem Stücke böhmischer Geschichte, da konnten große idealistische Züge, beliebige Gestalten und Anschauungen sich manifestiren. Der Versuch gelang leider nicht und obschon das Buch noch nicht vollständig vorliegt, kann doch gesagt werden, daß trotz der schönsten Einzelnheiten Theilnahme und Anerkennung nicht dem angewendeten Fleiße und den Erwartungen entsprach. — Ob dies an seinem krankhaften Leibe mitzehrte?

Die früher übermäßige Fülle wich allmählich einer Magerkeit, erschrecklichen Abspannung und Herabgekommenheit. Die Person Stifters war kaum wieder zu erkennen. Er gebrauchte Marienbad, und die Schillerstiftung gab dem Poeten und kaiserlich österreichischen Schulrathe die Mittel hierzu, seit mehreren Jahren alljährlich 300 Thlr. Das bisherige Gebot der Nichtveröffentlichung der Gaben machte diese Thatsache zu einer geheimen; aber wir wissen sie dennoch und erfahren somit einmal mehr, wohin die Gelder gelangen und in welch guter Weise sie oft angewendet werden.

Seit Jahren kränkelnd in den entgegengesetztesten Formen, (Stifter sprach immer von einer Leberkrankheit) geschah, was Näherstehende seit lange befürchteten, der Dichter suchte das Krankenlager, um es nur mit dem Sarge zu vertauschen! —

Mit Kränzen bedeckt, trugen sie ihn in Linz am 30. Januar d. J. zur letzten Ruhestätte. Wahrhaft Trauernde folgten einem Dichter der edelsten Art! Er hat den schönsten Zielen nachgestrebt, er hat seine Muse nie mißbraucht, er freuete sich über alles Gute und kannte keine Mißgunst. Er hat sein Pfund verwerthet und nicht vorenthalten. Es ist so viel des Guten und Edlen in ihm, an ihm, daß das Fehlende dem irdischen Loose der Unvollkommenheit anheimgegeben werden muß — Adalbert Stifter war und bleibt ein liebenswerther Poet!

Am Familientische.

Die Deutschen in Algier*).

Die Reihen der algerischen Colonisten sind durch Kriegsnoth, mehr noch durch Klimafieber und Branntweinpest furchtbar gelichtet worden. Die Ueberbleibsel der deutschen Einwanderer, stets durch Nachzügler verstärkt, belaufen sich auf 10,000 Seelen. Oft schließen sich Elsässer und Schweizer als Landsleute ihrem Stammvolke an. Selbst mit Polen und Ungarn, ja mit Serben und Venezianern konnte ich in der deutschen Muttersprache mich unterhalten. Süddeutsche Fürsten, welche die Reiselust nach Nordafrika treibt; preußische Officiere, die sich wißbegierig den französischen Colonnen anschließen; Naturforscher, welche mit deutschem Fleiße dem englischen Handel neue Wege ins Innere Afrikas eröffnen: Brustleidende, von Algiers mildem Klima oder von den warmen Quellen zu Hammam-Meskutin angezogen, betreten in bunter Abwechslung das merkwürdige Küstenland.

Die interessanteste Sammelkarte deutscher Individualitäten ist aber die Fremdenlegion. Musensöhne und Freischärler, welche sich nun unter die eiserne Disciplin des Corporalstocks beugen müssen; der jugendliche Thor, der als guter Leute Kind der väterlichen Zucht entlaufen, wie der schlimmere Handwerker, welcher Weib und Kind verlassen, kommen hier mit Garibaldianern und Polenflüchtlingen, mit Carlisten und Mexikanern zusammen. Tapferkeit, ja Todesverachtung, schaut aus diesen wettergebräunten Gesichtern. Sie sind, wie die alten Landsknechte:

„.......... schrammet und knebelbartet,
Auf das allerwildest geartet.“

Diese Söldner heißen sich „Söhne der Fortuna“. Aber ihr Loos ist Verachtung; ihre Stellungen im Kampfe sind Uriasposten; sie streiten willenlos, hoffnungslos, bis eine Kugel sie in irgend eine Schlucht wirft, den Schakalen zur Beute, oder bis die Malaria des Militärspitals sie erlöst.

Im kosmopolitischen Treiben der algerischen Städte haben die Deutschen vieles eingebüßt. Die Emporkömmlinge beeilen sich, ihre Nationalität zu verleugnen, statt ihren Landsleuten helfend und bildend beizustehen. Manche sind in dem erschlaffenden Klima verdorben und gestorben. Manche sind, körperlich entnervt und geistig gebrochen, heimgekehrt. Ein verkanntes Genie bot mir seine Dienste als Poet oder als Schuhputzer an. Ein verkommener Theologe bat mich in lateinischer Sprache um einige Cruciferos (Kreuzer.) Das Ende dieser Leute ist häufig Selbstmord durch Absinthgift.

Das eigentliche Element der deutschen Auswanderer ist das Landleben. In der Ebene Mitidscha, an den Abhängen der Gebirge Sabel und Fedschus, fand ich blühende Dörfer, durch nordische Kraft und Beharrlichkeit gegründet. In einer schönen Villa zwischen Bone und Mondovi wurde ich von einem Freiherrn von Lützow begrüßt und beherbergt. Früher führte die französische Militärverwaltung eine polnische Wirthschaft, befahl bald Baumwollenbau, bald Cochenillenzucht, und ließ die widerstrebenden Colonisten in den Gemeindebackofen einsperren. Auch waren die meisten Einwanderer so arm, daß sie nachts auf ihren eigenen Feldern die Setzkartoffeln stehlen mußten, welche sie von der Regierung erhalten hatten. Wie oft hörte ich in diesen schweren Zeiten das Sprichwort: „Gott verläßt keinen Deutschen!“ Jetzt ist mit der Freiheit auch materieller Wohlstand gekommen und das jüngere Geschlecht vergißt immer mehr die alte Heimat, ohne zu ahnen, wieviel es

*) S. Daheim, III. Jahrgang, Seite 447.

bei diesem Tausche an geistigen Gütern verloren. Doch sah ich manches Auge sich feuchten, wenn Kerners Wanderlied ertönte:

„Und singt in der Ferne
Ein heimatlich Lied".

Mancher Familienvater, wenn er Sonntags seine durch Krankheit gelichtete und in Unwissenheit aufwachsende Kinderschar überschaut, wenn er der schönen Gottesdienste und der traulichen Abendstunden in seinem Geburtsorte gedenkt, beschließt wehmüthig den Tag und seufzt: „Ach wie ganz anders war es daheim!" K. Siegfried.

Das plötzliche Grauwerden der Haare

hat einem unserer scharfsinnigen Leser in der Geschichte „Die beiden Gemsjäger" Nr. 14 „erhebliche Bedenken erregt", die derselbe durch anscheinend recht plausible Gründe unterstützt. Bevor wir uns mit denselben beschäftigen, erlauben wir uns jedoch die Bemerkung, daß es in der Naturwissenschaft stets mißlich bleiben wird, beobachtete, wenn auch seltene Thatsachen, deshalb zu bezweifeln, weil ihre Erklärung nicht gelang, z. B. das Nordlicht. Derartiges Leugnen paßt nur für solche Wissenschaften wie die Mathematik, deren Gesetze sämmtlich uns bekannt sind. Allerdings geben wir zu, daß, wenngleich die gegen die fragliche Thatsache erhobenen Bedenken leicht zu widerlegen sind, die Erklärung derselben bis jetzt nur unbewiesene Hypothese ist. — Wenn der geehrte „Laie" nämlich annimmt das Haarpigment sei ein fester, erstarrter Stoff, der schwerlich plötzlich eine rückläufige Bewegung und dadurch das Haar farblos machen könne: so übersieht er, daß dies Pigment, wie die meisten organischen Farbestoffe, durch chemische Agentien, mit denen es in Berührung kommt, zersetzt, verändert und in dieser Weise farblos gemacht werden kann.

Also die fragliche Thatsache selbst ist eine, wenn auch seltene, so doch völlig zweifellos festgestellte. Wir werden selbst einen der am besten beglaubigten Fälle aus neuester Zeit dafür anführen, zuvor aber zu erklären versuchen, in welcher Weise die Chemie heutzutage diese Erscheinung aufzulösen versucht.

Das Färbende der Haare, welches mit einer fettig-feuchten Substanz gemischt ist, enthält Schwefel, Eisen, Mangan, Kieselsäure und phosphorsauren Kalk. Im rothen Haar ist die Menge des Schwefels zweimal so groß, als im schwarzen, blonde und braune stehen bezüglich des Schwefelgehalts in der Mitte. Das weiße Haar enthält nur phosphorsaure Kalk- und Talkerde ohne Pigment. — Das plötzliche Ergrauen scheint nun von der Durchdringung des Haars durch eine Säure herzurühren, welche in den kritischen Augenblicken, in denen die animalischen Funktionen durch übermächtige deprimirende Leidenschaften abnorm werden, sich entwickelt und den Farbstoff der Haare zersetzt. Wenigstens erbleichen schwarze Haare, nur kurze Zeit einer ganz schwachen Salzsäure ausgesetzt, ziemlich schnell. Die Absonderung einer dergleichen Säure durch völlig abnorm werdende Enervation ist an sich nicht unwahrscheinlich, wenngleich es schwerlich je gelingen wird, die Thatsache selbst analytisch am lebenden Menschen in dergleichen kritischen Momenten zu untersuchen.

Zu den am besten beglaubigten, resp. von angesehenen Aerzten beobachteten Fällen, gehören folgende. Borelli erzählt, daß im 17. Jahrhundert ein französischer Edelmann in die Bastille abgeführt worden und der Schreck ihm in der ersten Nacht die Haare hätte ergrauen machen. Was aber das Merkwürdigste: — nachdem seine Angelegenheit aufgeklärt und er entlassen war, erlangte das Haar seine frühere Farbe allmählich wieder, — eine Erscheinung, die allerdings nur durch eine plötzliche chemische Einwirkung auf das Haar erklärt werden kann. Nicolaus Florentinus berichtete von zweien Knaben, deren Haare in Folge quälender Furcht in einer Nacht grau wurden; Scaliger von einem jungen Verwandten des Herzogs von Mantua, Franz Genzaga, welcher, beim Herzoge verleumdet, ergriffen und in das Gefängniß für todeswürdige Verbrechen abgeführt, am nächsten Morgen einen eisgrauen Kopf zeigte, wodurch der Herzog so gerührt wurde, daß er ihm das Leben und seine Gnade wieder schenkte. — Einen sonderbaren, das Mitleid weniger erregenden Fall hat uns Alb. Kranz aufbewahrt. Das Ratzeburger Domkapitel hatte einen blutjungen Geistlichen, Wilpertus, zum Bischof gewählt. Um seiner Bestätigung sicher zu sein, reiste dieser selbst nach Rom. Der Papst indessen ließ sich nicht bewegen, Wilpertus, wegen seiner zu großen Jugend, zu bestätigen. In der nächsten Nacht wurde dessen Haar durch den hierdurch verursachten Gram eisgrau.

Das neueste und am besten beobachtete Beispiel hat der vor 8 Jahren verstorbene Dr. Merrem, Regierungs- und Medicinalrath in Cöln, an sich selbst erlebt. Gegen das Ende seiner Universitätszeit erkrankte seine von ihm heißgeliebte Mutter schwer. Viele Nächte hatte er bei ihr gewacht, ihr Zustand schien sich etwas zu bessern, und man drang in ihn, sich im Schlaf einige Erholung zu gönnen. Er legt sich nieder, aber bald stürzt seine Schwester mit dem Ruf in sein Gemach: „Die Mutter ist gestorben!" Das packt ihn fürchterlich, er ist dem Wahnsinn nahe, bringt die Nacht in krampfhaften Gebeten zu und wühlt mit den Händen in seinem Haupthaar. Am folgenden Morgen ergab sich, daß dieses schneeweiß geworden war. Merrem war damals noch nicht 17 Jahre alt. Einer seiner Lehrer, der Prof. Michaelis, erkannte, daß der tiefe Schmerz nur durch Arbeit abzulenken war, und trieb ihn fast mit Gewalt dazu. So kam es, daß er bereits mit vollendetem 17. Jahre promovirte.

Auch dieser Fall gibt einen wichtigen Fingerzeig für das Zustandekommen der fraglichen Erscheinung auf dem vorgebachten chemischen Wege, indem das Herumwühlen im Haar mit den Händen besonders hervorgehoben wird, wobei dasselbe vollständigst mit den etwaigen Absonderungen der Kopfhaut durchdrungen werden mußte.

Ueber das künstliche Färben der Haare ein andermal! Dr. W.

Räthsel.

I.

Wo etwas fehlt,
Wo etwas quält,
Wo voll der Kelch der Leiden,
Wo Auge thränt,
Wo Seufzer tönt,
Da such die ersten beiden!

Wo frisch und hell
Der muntre Quell,
Wo Bächlein freudig fließen,
Wo Flüsse ziehn
Und Ströme fliehn,
Die letzten beiden sprießen.

Wo theure Hüll'
Gebettet still,
Wo ernstes, tiefes Schweigen,
Da siehest du
Zum Bett der Ruh
Des Ganzen Flor sich neigen.

II.

Du träumest von einem künftigen Glücke;
Da nahen sich dir mit böser Tücke
Zwei grobe und lästige Gesellen,
Die ganze Freude dir zu vergällen.

Zwei andre Gesellen sich besser empfehlen,
Die mußt du dir zu Begleitern erwählen;
Und leiten sie dich auf deinen Pfaden,
So können die ersten dir nimmer schaden.

O sorge, daß immer die letzten beiden
Den Umgang mit jenen auf strengste meiden!
Denn wenn sich die vier zusammen verbinden,
Wirst Du die zwei letzten nicht mehr finden.

III.

Das erste kann selige Freude stiften,
Doch oft auch die schönste Freude vergiften.
Sei immer mit ihm auf deiner Hut!
Sonst geht es im Leben dir nimmer gut.

Die andern zwei dem Menschenleben
Ein eigenthümlich Gepräge geben.
Doch ist die Kasse nicht gut bestellt,
Man gern die beiden in Händen hält.

Das Ganze gehört zum Schlimmsten auf Erden,
Kann leicht zu schrecklicher Bluthat werden.
Geräthst du darein, so eile davon!
Sonst hast du nur Schaden und Jammer zum Lohn.

Briefkasten.

Zur Ergänzung des in Nr. 6 und Nr. 13 am Familientische verhandelten Themas von „weiblichen Aerzten" jenseits und diesseits des Oceans, sind uns noch folgende Notizen zugegangen. — Sowohl die Frau des 1826 verstorbenen Dr. Damian von Siebold, als ihre Tochter erster Ehe, Charlotte (nach ihrem Stiefvater auch von Siebold genannt), studirten Medicin, indeß nur die letztere erwarb sich die Doctorwürde der Geburtshilfe durch öffentliche Vertheidigung von Thesen (in Gießen) und Herausgabe einer Dissertation (1817) und practicirte seitdem in Darmstadt, wo sie vor einigen Jahren starb. — Gegenwärtig lebt übrigens noch in D. eine Doctorin Diefenbach, die in hohem Grade die Achtung ihrer Mitbürger genießt und diese durch ihre häuslichen eben so sehr als durch ihre ärztlichen Tugenden verdient. — Dr. W. K. in N. Cardinal Antonelli wird bald in der Reihe der „Italienischen Staatsmänner" folgen. — Dr. K. in L. — Sie haben uns wieder einmal recht lange warten lassen; „da steh' ich nun, ich armer Thor, und bin so klug als wie zuvor!" — Herrn Forstinsp. S. in J. — Was den Nothstand anbetrifft, so können wir mit den täglich erscheinenden Blättern nicht Schritt halten und müssen daher für weitere Mittheilungen danken. — Herrn Bäckerm. L. H. in A. — Wo der echte unverfälschte Pommer-Spitz zu haben ist? Ja, wenn wir das wüßten! Fragen Sie nur ja nicht beim Oberförster Müller an, der hat so viel Dächsel, Pinscher und Bullenbeißer besorgen sollen, daß er geschworen hat, nie wieder „Hundecharaktere" zu schreiben. — L. R. in W. b. L. — Ihr „Klang" greift durchaus nicht störend in die „Harmonie des Blattes" ein; nur druckbar ist er nicht. Er ist sicher aufgehoben und tönt jetzt „in Brudersphären Wettgesang". — W. in B. — Auf Ihre Anfrage, ob von dem Bilde in Nr. 20 „Auf dem Eise" Stiche oder Photographien existiren, erwidern wir, daß eine Photographie des Originalgemäldes im Preise von vier Thalern von der Hofbuchhandlung von Adolph Gestewitz in Düsseldorf veröffentlicht und zu beziehen ist. Diese ausgezeichnete Reproduction direct nach dem Oelgemälde gibt in einer Größe von 20 Zoll Breite und 15 Zoll Höhe das Gemälde in vortrefflicher Weise wieder, so daß dieselbe in London und Amsterdam einstimmig mit dem ersten Preise gekrönt wurde. — Frau von O. in N., Dep. Bas-Rhin. Der Verfasser wohnt in Magdeburg. — Frl. A. R. in B. — Daß Sie sich im reiferen Alter von 18 Jahren lieber mit jungen Katzen als mit jungen Herren unterhalten, zeugt von einer entschieden naturwissenschaftlichen Richtung Ihrer Individualität. Wenn die jungen Herren allerdings nicht interessanter sind, als der betreffende Artikel, ist uns Ihre Vorliebe erklärlich. — Abgelehnt sind die Einsendungen von J. L in R. b. W.; von dem „Versmacher von Knüttelburg". — A. B. in L. — K. B. in B — K. G. in M. — G. L. in B. — H. P. in B. J. W. in D. — K. L. in F. — J. W. in Sch. — Fr. von A. in Z. — Herrn Buchhändler A. F. in Wien. — In einer der nächsten Nummern schon erscheint Nr. 2 der deutschen Buchhändler: „Caspar Braun, der Vater der Fliegenden Blätter". Bis dahin müssen Sie sich schon gedulden. Uebrigens sind diese Lebensbilder nicht, wie Sie meinen, blos für Collegen berechnet, — obschon Buchhändler ihnen eine besondere Aufmerksamkeit widmen werden, — sondern für unseren gesammten Leserkreis, der ihnen auch, wie zahlreiche Stimmen beweisen, ein lebhaftes Interesse entgegenbringt. Nach Braun kommt der buchhändlerische Proteus, Meyer von Hildburghausen. Unser Gesichtspunkt bei der Wahl der Lebensbilder ist der, daß der Mann entscheidend eingegriffen haben muß in die Entwickelung der deutschen Cultur- und Literaturgeschichte.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 7. März 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. 1868 № 23.

Das Geheimniß des Fürstenhauses.

Novelle von Georg Hiltl.

II. Abtheilung. Die Gräfin von Wartenberg.

(Fortsetzung.)

Wir müssen ein wenig zurückgehen und die Vorfälle betrachten, welche während dieser Zeit sich ereignet hatten. Der Pater Wolff war kaum in das Haus Ringwalds getreten, als ein starkes Unwetter ausbrach. Regen und Schnee brausten hernieder, heftige Windstöße trieben die Wassergüsse klatschend gegen die Mauern der Häuser. Von dem Jägerhofe her rollte eine schwerfällige Kutsche auf das Haus des Ministers Danckelmann zu, welches in der Finsterniß begraben lag. Als die Kutsche vor dem Portal des Gebäudes hielt, öffnete sich der Kutschenschlag, zwei Männer stiegen heraus. Kaum hatten ihre Füße den Erdboden berührt, als schon die Kutsche von einem Reitertrupp umgeben war. Die langen Mäntel der Bewaffneten waren gleichförmig zugeschnitten, von den breiten Hüten nickten kurze Federn. Einer der Reiter zog eine Laterne unter dem Mantel hervor, um den Ausgestiegenen zu leuchten. Beim Schein dieser Laterne gewahrten die wenigen Vorübergehenden, daß die Reiter den Gardes du Corps angehörten. Die zwei im Wagen gewesenen Männer stiegen die Treppe zur Hauptthüre hinan, der Klopfer wurde gerührt — ein dumpfer, schauerlicher Klang, der durch das Haus und die öde Straße tönte. Die Hausthüre öffnete sich, ein Diener erschien mit der Leuchte in der Hand und fuhr erschrocken zurück — das Licht bestrahlte die bleichen, aber gefaßten Züge des gestürzten Ministers Danckelmann. Sein Begleiter war der Lieutenant von Hebenstein.

„Licht in mein Zimmer!“ keuchte Danckelmann, „folgen Sie mir, Herr Lieutenant!“

Der Angeredete machte eine kurze Verbeugung, und dem vorausschreitenden Diener folgend stiegen beide in das obere Geschoß.

Knarrend schloß sich die Hauptthüre. Schreiender Contrast zu jener Festnacht, wo das Haus ein Meer von Licht ausstrahlte. Eisiger Regen statt des Mondlichtes, eine Blendlaterne statt der Flambeaux, statt rauschender Musik das Pfeifen des Nachtwindes durch die öde Gasse und das leise Klirren der Waffen des Reitertrupps, der, ohne ein Wort zu sprechen, schwarzen Nachtgestalten gleich, die geheimnißvolle Komödie in Scene setzen hilft.

Danckelmanns Prophezeiung war in Erfüllung gegangen — seine Feinde triumphirten. Gleich nach seiner Entlassung war er nach Neustadt gezogen, aber da man die wichtigsten Papiere bei ihm vermuthete, rollte der Wagen mit dem Gestürzten von Neustadt nach Berlin unter scharfer Bedeckung. Der Officier sollte die Effecten des Ministers in Beschlag nehmen, man war wenigstens so zart gewesen, einen ehrenhaften Mann mit diesem Geschäfte zu betrauen und dem Minister zugleich die Demüthigung zu ersparen, der Willkür eines früheren Untergebenen ausgesetzt zu sein. Auch in Danckelmanns Wohnung fanden sich keine Papiere. Bald öffnete sich die Thüre wieder. Danckelmann und Hebenstein stiegen die Treppe hinab und in den Wagen. Noch einen langen, schwermüthigen Blick richtete der Minister auf das mächtige Gebäude, seufzte tief und warf sich dann in die Ecke des Wagens.

„Vorwärts!“ rief der Lieutenant. Die Reiter schlossen einen Kreis um die Kutsche und hinein in die Nacht rasselte der düstere Zug. Kein Wort wechselte Danckelmann mit seinem Begleiter. Endlich nach langer Fahrt hielt der Wagen auf einer Brücke.

„Wo hinaus?“ rief die Stimme einer Wache.

„Kommandirt nach Spandau,“ antwortete der Führer des Zuges.

Danckelmann fuhr hoch auf, seine zitternde Hand strich über die eiskalte Stirn, er sank zurück und wimmerte leise. Draußen klirrten die schweren Riegel des Thores, welches geöffnet ward. Der Zug befand sich auf der Landstraße. Eberhard von Danckelmann war ein Gefangener für Spandau.

* * *

Nach dem Ausrufe des Schreckens, welcher dem Munde Oelvens entfuhr, ergriff der Pater das Wort.

„Sie sehen, mein Freund,“ sagte er, „daß Ihre Hoffnung auf mächtige Unterstützung vernichtet ist. Kämpfen Sie nicht vergeblich gegen die Macht, der keine Feder gewachsen ist. Sie haben eine große Waffe gegen uns in Händen gehabt — sie ist Ihnen aus der Hand geschlagen, und es bedarf nicht großer Anstrengungen, um

Sie dem gestürzten Minister beizugesellen. Aber wir wollen nicht so handeln. Begreifen Sie, daß der gestürzte Mann in seinem Trotze ein Gegner der wachsenden Macht Ihres eignen Fürsten war und daß es nur zum Gedeihen großer Entwürfe beitragen wird, ihn unschädlich gemacht zu haben. Mit dem Gelingen dieser Entwürfe werden auch Sie wachsen, wenn Sie sich mit dem Grafen von Wartenberg verbinden — wenn Sie schweigen über alles, was Sie gehört und gesehen. Wie theuer soll man Ihnen dies Schweigen bezahlen?"

Delven schwieg trotzig. So fest er sich auch vorgenommen hatte, der Fahne des Ministers, der seine Dienste nur kärglich und durch barsches Wesen lohnte, zu entsagen — diese Sprache eines Mannes, der wie ein Flüchtling sich verbergen mußte, um dunkle, vielleicht gefährliche Pläne durchzuführen, verdroß ihn gar zu sehr.

„Und wenn ich mich weigere, in Ihre Dienste zu treten, Herr Graf?" sagte er nach einer Pause. „Was geschieht dann?"

„Dann beantrage ich Ihre Verhaftung, mein Freund; als ein Genosse des Herrn von Danckelmann werden Sie schwerer Ahndung nicht entgehen," antwortete kalt der Graf. „Es ist wenig, was wir von Ihnen fordern; wir wollen nur — Sie sollen vergessen und Ihr gefährliches Blatt weiter führen, ohne die Seher und Propheten mit dem beißenden Witze, der Ihnen eigen ist, zu verfolgen."

„Sträuben Sie sich nicht länger," rief der Pater. „Schlagen Sie ein, es ist ein nutzloser Kampf, sage ich noch einmal. Die Geschichte dieser Tage schreitet hin über uns alle — Sie werden nicht dagegen stehen können, versuchen Sie nicht, mit Ihrer kleinen, schwachen Hand in das Räderwerk zu greifen — es würde Sie zermalmen."

Er sah stattlich, fast erhaben aus, als er diese Worte sprach. Sein kluges Auge strahlte in dem Feuer der Siegesgewißheit jene Blitze aus, die bevorzugte Geister umleuchten, wenn sie vorwärts im Kampfe schreiten.

In Delvens Gehirn hielten die Gedanken einen tollen Reihentanz. In kurzer Zeit war so ungeheuer viel geschehen, die Dinge hatten sich so seltsam gewendet, daß er es nicht zu fassen vermochte. Er erinnerte sich noch schnell genug jener Nacht, wo er sich vorgesetzt hatte, zu dem Grafen überzugehen — und an diesem Entschlusse festhaltend, besann er sich nicht lange mehr.

„Ich muß gestehen," sagte er, „die Dienste, welche ich dem Minister erwies, sind mir schlecht genug belohnt worden. Meine Freunde fand ich nicht unter jenen Leuten, die mich nutzten, ich würde mein Lebtag keine Stellung eingenommen haben und — ich bin ehrgeizig. Ich will es mit Ihnen einmal versuchen, meine Herren. Wenn Sie steigen, Herr Graf, ziehen Sie mich mit in die Höhe — aber ich folge nur unter einer Bedingung: Gebrauchen Sie mich nie als ein Werkzeug gegen den Minister Danckelmann."

„Sie haben mein Wort darauf," sagte Wartenberg.

„Ich nehme es an und — schweige."

„Und wenn ich einer Druckerpresse bedarf," sagte der Pater, „werden Sie Ihre Freunde für mein Werk gewinnen?"

„Ich hoffe es." — — — — — — —

Als der Pater und Wartenberg durch die vom Schnee durchbrausten Straßen eilten, sagte der erstere:

„Sie sehen, daß ich mich nicht täuschte. Wenn der Kurfürst nun noch durch das prophetische Document erschüttert und aufgeregt seine hochstrebenden Pläne weiter verfolgt, dann trete ich hervor aus meiner Verborgenheit. Wir haben jetzt niemand zu fürchten: Verheißt er mir den Triumph meiner Kirche, dann eile ich nach Wien und bestimme den Kaiser leicht, den Kurhut in eine Königskrone zu verwandeln."

Das Geheimniß und die Weissagung.

Wer um die zehnte Abendstunde des folgenden Tages in der Nähe des kurfürstlichen Schlosses, gerade da, wo das kleine Gärtchen an der Spree gelegen ist, gestanden wäre und scharf aufgeschaut hätte, der würde einen kleinen Zug bemerkt haben, welcher von der Brücke her durch das Pförtchen sich in den beschneiten Garten begab und dann die Treppe des runden Thurms hinaufstieg. Dieser Zug bestand aus sechs Männern. Sie gelangten durch den schmalen Gang vom Thurme aus zu den Gemächern des Kurfürsten. Hier harrte bereits der Graf von Wartenberg ihrer Ankunft und geleitete sie zu dem Arbeitskabinete, woselbst der Kurfürst mit Striepe und dem Obersten von Tettau erwartungsvoll die Kommenden empfing.

In der Mitte des Zimmers stand ein Gueridon von kostbarer Schnitzarbeit. Stumm verbeugten sich die Männer.

„Ihr habt wirklich gefunden?" fragte hastig der Kurfürst.

„Es ist hier," antwortete Seydel, einen mit Rost und Staub bedeckten Kasten unter dem Mantel hervorziehend, den er auf den Gueridon niederlegte.

Alle Umstehenden traten neugierig näher. Das Kästchen hatte die Größe eines Quartbuches in hoher Form und war kaum zwei Zoll dick. Sein Deckel, aus Metall gefertigt, zeigte durcheinandergeschlungene Laubgewinde von plumper Arbeit. Zwischen den Gewinden waren Kreuze und kleine Heiligenbildchen sichtbar, welche jedoch schon stark durch Alter und Rost gelitten hatten. Ein Schlößchen hing an dem Deckel und die Ecken des Deckels waren durch Schrauben verziert, deren Köpfe gewisse Charaktere zeigten.

„Dies ist also das merkwürdige Ding," sagte der Kurfürst. „Und Ihr fandet es in den Pfeiler gemauert?"

„Es ist so," gnädiger Herr," antwortete Seydel. „Jene Männer dort, die Ihr mit Hacken und Spaten vor Euch sehet, haben in meinem Beisein und von dem alten Küster geleitet das Gewölbe erbrochen."

„Oeffnet das Kästchen!" befahl der Kurfürst nach einer Pause, dem Obersten Tettau Zange und Hammer reichend.

Der Oberst ergriff die dargebotenen Werkzeuge und begann die Zange zu gebrauchen. Seiner kräftigen Hand vermochte der schwache Schutz nicht lange zu widerstehen, schon nach wenigen Bissen der Zange sprang mit leichtem Geräusch der obere Deckel des Kästchens auf. Ein narkotischer Geruch zog durch das Zimmer; auf einen Wink des Kurfürsten griff Tettau in den Kasten. Er hob zuerst ein Brett empor, welches aus festem, mit Harz reichlich getränktem Eichenholz bestand. Unter diesem Brettchen war in einer Umhüllung von blasenartigem Stoffe das Document eingeschlossen. Beim Abwickeln der Verhüllung knisterten die Blätter, das Pergament kam zum Vorschein, der Oberst entfaltete es.

Eine feierliche Stille herrschte in dem Gemach, man hörte die Athemzüge der Umstehenden.

„Tretet näher!" sagte der Kurfürst. „Seydel, nehmt das Pergament und beginnt zu lesen!"

„Es ist in lateinischer Sprache abgefaßt!" sagte der Kammergerichtsrath, das Pergament aus Tettaus Hand empfangend.

Der Kurfürst ließ sich in einen Sessel gleiten.

„Weist her!" befahl er.

Seydel hielt ihm die Schrift hin. Es war eine jener uralten Mönchsschriften, deren Initialen in lebhaften Farben, theilweis auf Goldgrund gemalt erschienen, den die Länge der Zeit schon an vielen Stellen verwischt hatte.

Obwohl die eigentliche Schrift lateinisch abgefaßt war, stand doch auf dem Oberrande mit alterthümlichen Lettern in deutscher Sprache geschrieben:

„Dieses ist das Vaticinium des Bruders Hermann zu Lehnin, das da enthält die Schicksale eines großen Herrscherhauses. Anno Domini 1203."

Der Kammergerichtsrath hatte ein Papier aus seiner Brusttasche gezogen.

„Es ist die Abschrift, welche mir einst auf so geheimnißvolle Weise mitgetheilt ward!" sagte er. „Ich will sie mit Euer Kurfürstlichen Gnaden Genehmigung mit diesem Original vergleichen und dann, Vers nach Vers lesend, werde ich gleich die seltsame Schrift übersetzen."

„Ich bin's zufrieden." sagte der Kurfürst. „Ihr, Striepe, macht Euch bereit, alles niederzuschreiben, und nehmt über den ganzen Hergang ein Protokoll auf. Der immerhin wichtige und interessante Act soll verwahrt werden in den Schränken meines Archivs."

Seydel glättete vorsichtig die Blätter des Pergaments. Die Schriftzüge waren deutlich zu erkennen. Die Farben, in welchen die Buchstaben gemalt waren, hatten den Wirkungen der Zeit getrotzt, nur hin und wieder zeigten sich einige verblaßte Stellen, aber der Zusammenhang schien nirgends dadurch gestört zu werden.

Der Kammergerichtsrath las zuerst die Schrift für sich, er verglich sie mit dem in seiner Hand befindlichen Papier. Einige Mal schüttelte er sein Haupt und blickte verstohlen auf den Kurfürsten. Friedrichs Antlitz zeigte keine innere Regung. Man konnte aber der in leichten Falten zusammengezogenen Stirne ansehen, daß er sich fest

vorgesetzt hatte, scharf abzuurtheilen. Seine Finger trommelten leicht auf den Seitenlehnen des Sessels. Der Graf Wartenberg verwandte kein Auge von dem Gebieter und der alte Küster konnte ein Zittern kaum verbergen. Aengstlich drückte er sich in die Ecke des Zimmers, seine Hände falteten sich krampfhaft und das Haupt streckte er weit vor, jede Regung des Kammergerichtsrathes emsig verfolgend. Seydel schien sich ganz in das Lesen des Documentes vertieft zu haben, die übrigen beobachteten nach wie vor ein erwartungsvolles Schweigen. Draußen heulte der Wind um die Mauern des kurfürstlichen Schlosses und rüttelte die Fenster, daß sie leise in den Rahmen klirrten. Endlich hatte Seydel den letzten Satz gelesen. Er wendete sich zum Kurfürsten und mit tiefer Verbeugung sagte er:

„Wenn Euer Kurfürstlichen Gnaden befehlen, so beginne ich!"

„Fanget an!" entgegnete Friedrich, sich im Sessel aufrichtend.

Der Kammergerichtsrath räusperte sich ein wenig, dann begann er jeden Satz erst in lateinischer Sprache zu lesen. Sobald dies geschehen war, übersetzte er ihn sofort ins Deutsche:

Jetzt, Lehnin, singe ich dir sorglich deine künftigen Geschicke,
Welche der Herr, der alles erschaffen, mir gezeigt hat.
Denn obgleich du, wie die Sonne, in herrlichem Feuer glänzest
Und das ganze Leben jetzt höchst andächtig zubringst,
Auch die Vortheile eines ruhigen Lebens mit Recht im Ueberflusse genießest,
So wird endlich eine Zeit kommen, da du dich nicht als dieselbe erblickest,
Ja kaum als irgend eine, sondern, wenn ich mich recht ausdrücke, als keine.
Das Geschlecht, welches dich gegründet, hat dich immer geliebt.
Wenn dies untergeht, gehst auch du unter und wirst keine liebenswerthe Mutter mehr sein.
Und jetzt nahet ohne Verzug die beweinenswerthe Stunde,
In welcher der Stamm Ottos, die Zierde unseres Landes,
Durch ein schweres Verhängniß dahinstürzt, indem kein Sohn übrig ist,
Und jetzt fällst du zum ersten Male, allein noch kommst du nicht auf den Grund,
Inzwischen wird die Mark durch unbeschreibliche Drangsale geängstigt werden.
Denn das Haus der Ottonen wird zu einer Höhle der Löwen,
Und ausgeschlossen wird der aus echtem Blute Geborne,
Wann die Fremden zu den Wohnungen Chorins kommen werden.
Des Cerberus Stolz wird durch die List des Kaisers entfernt,
Aber die Mark wird sich eines wenig sicheren Schildes erfreuen.
Der königliche Löwe richtet wieder nach anderen Seiten seinen Lauf,
Und nicht seine wahren Herren und Besitzer wird dieses Land sehen:
Alles werden die Statthalter verwirren und Schaden anrichten.
Der reiche Adel wird überall die Bürger plagen.
Er wird die Geistlichkeit berauben, ohne Unterschied zu machen.
Und diese werden es machen, wie es zur Zeit Christi geschehen,
Die Leiber vieler werden verkauft werden wider die Schicklichkeit.
Damit dir, meine Mark, ein Herrscher nicht ganz fehle,
So steigst du aus der Niedrigkeit, der du jetzt durch zwei Burgen bekannt bist,
Und zündest die Kriegesfackel an, indem du mit dem Namen den Frieden rühmst.
Und während du die Wölfe tödtest, zerschneidest du die Brust den Schafen.
Ich sage dir die Wahrheit, dein lange Zeit dauernder Stamm
Wird mit geringer Macht die väterlichen Gefilde beherrschen,
Bis diejenigen darnieder geworfen sind, welche damals geehrt
Die Städte verwüsteten und die Herren nicht herrschen ließen.
Der auf den Vater folgt, nimmt dem Bruder sein Vorrecht,
Auch das Grab wird nicht machen, daß man das Unrecht für Recht hält,
Ihm, dem durch mancherlei Kriege und Stürme des Schicksals Ermüdete
Folgt bald der tapfere Bruder zur Zeit des Todes:
Ein tapferer zwar, aber zugleich ein sehr eitler Mann.
Den Berg will er ersteigen, da er nicht einmal die Brücke besteigen kann;
Siehe, er schärft die Schwerter, oh, ihr armen Lehniner!
Was kümmert der sich um die Brüder, welcher die Väter ausrotten will?
Der nächste nach ihm weiß den Kriegsgott durch Kunst zu verhöhnen,
Ein Glück verheißendes Anzeichen verleihet dieser den Söhnen.
Und so lange dieses bewahrt wird, wird ein großes Glück bereitet;
Seine Söhne werden durch ein ähnliches Loos beglückt sein,
Aber ein trauriges Verderben wird alsdann ein Weib ins Vaterland bringen —
Ein Weib, angesteckt von der Pest der neuen Schlange:
Dieser Giftstamm wird bis zum eilften dauern.
Und jetzt tritt hervor, welcher dich, Lehnin, allzusehr haßt,
Dich theilt, wie ein Messer, der Gottlose.
Die Kirche verwüstet er, die geistlichen Güter versteigert er;
Gehe, mein Volk, du hast keinen Beschützer,
Bis die Stunde kommt, da eine neue Wiederherstellung erfolgen wird.
Der Sohn des Schlimmen billigt die Einrichtungen seines Vaters,
Nicht verständig, heißt er doch beim Volke der Fromme,
Auch ist er nicht streng genug, daher heißt er der beste Herr;
Diesem wird es gewährt, aus seinem Geschlechte fünf seines gleichen zu sehen;
In einem Trauerjahre stirbt er an einem vornehmen Ort.
Darauf verlangt der Menge vorgesetzt zu werden der in der Stadt Geborene,
In Hoffnung hegen die übrigen ihre Nachkommen, dieser seine Kinder in Furcht,
Was er dunkel fürchtet, gewiß wird es doch künftig geschehen.
Eine neue Gestalt der Dinge tritt bald ein durch Zulassung Jehovas,
Von tausend Gebrechen ist er erfüllt, er, dessen Dauer kurz ist.
Vieles verwirrend durch ein Edict, noch mehreres durch einen Schlag.
Doch was durch seine Befehle zum Schlechtern sich änd.rt,
Das, glaube nur, wird durch das Geschick zum Besseren gewendet werden können.
Nach dem Vater ist der Sohn Fürst der Markgrafschaft,
Nicht viele läßt er nach ihrem Sinne ungestraft leben.
Während er zu viel traut, frißt der Wolf die elende Herde
Und der übermüthige Diener folgt bald im Tode seinem Herrn.
Dann werden die kommen, welche von drei Burgen den Namen haben,
Und weit wächst unter dem großen Fürsten der Staat,
Die Sicherheit des Volkes und die Macht des Herrschers.
Aber nichts wird es nützen, wann die Klugheit zur Ruhe geht.
Welcher Nachfolger sein wird, tritt nicht in die Fußtapfen des Vaters,
Betet, ihr Brüder, schonet nicht der Thränen, ihr Mütter.
In diesem täuscht der Name, die Vorbedeutung einer fröhlichen Regierung,
Nichts Gutes bleibt übrig; wandelt aus, ihr alten Ansiedler.
Und er liegt getödtet, von außen und innen zerschlagen,
Bald brauset ein Jüngling heran, wenn die große Gebärerin seufzet,
Aber wer wird den zerrütteten Staat wieder herstellen können?
Das Banner wird er ergreifen, aber grausame Schicksale beklagen.
Wenn dann der Südwind wehet, will er sein Leben der Festung anvertrauen.
Der, welcher folgt, der ahmt nach den schlimmen Ahnen;
Dem Geiste fehlt Kraft — dem Hause steht Gott nicht bei,
Dessen Hilfe er sucht, der steht ihm feindlich entgegen
Und in den Wellen kommt er um, der das oberste zu unterst kehrt.
Der Sohn wird blühen. Was er nicht hoffen durfte, wird er erlangen.
Aber das Volk wird weinen in jenen Zeiten,
Denn Schicksale wunderbarer Art scheinen zu kommen,
Und der Fürst weiß nicht, daß eine neue Macht heranwächst.
Endlich führet den Scepter, welcher der letzte des Stammes sein wird,
Israel wagt einen verruchten Frevel, der durch den Tod zu büßen ist.
Und der Hirt erhält die Herde wieder, Deutschland den König,
Die Mark, an all ihre Uebel gänzlich vergessend,
Wagt es, die Ihrigen selbst zu pflegen, und nicht mehr freut sich der Fremde
Und die alten Dörfer von Lehnin und Chorin erheben sich wieder,
Und nach alter Sitte glänzt der Clerus in Ehre;
Auch stellt nicht mehr der Wolf dem edlen Schafstall nach.

Als Seydel den hundertsten Vers gelesen hatte, trat er wieder mit einer Verbeugung zurück, nachdem er das Papier dem Kurfürsten in die Hand gegeben.

Friedrich hatte bei jedem Verse einige Worte bald des Staunens, bald der Mißbilligung ausgesprochen. Er bezeichnete die fürstlichen Personen, auf welche seiner Ansicht nach die Weissagung anspielte. Als Seydel den fünfzigsten Vers las, fuhr der Kurfürst gering empor:

„Das ist mein großer Ahn, Joachim der Zweite — es ist ein schändliches Ding da — dieses Vaticinium. Joachim war ein Held des Geistes!" rief er.

So begleitete er die einzelnen Sätze. Als im siebenzigsten Verse die Anspielung auf die künftige Größe seines Hauses verlesen ward, verzog sich sein Antlitz zu einem leichten Lächeln — dann horchte er gespannt auf die Weissagungen, seine Nachfolger betreffend. Als die Vorlesung beendet war, ging ein lautes Geräusch durch das Zimmer. Die Anwesenden athmeten auf.

„Nun?" fragte der Kurfürst ruhig. „Was haltet Ihr davon?"

Seydel spielte verlegen mit dem in seiner Hand befindlichen Papiere.

„Ich muß gestehen, gnädigster Herr," sagte er; „noch nie habe ich einem seltsameren und räthselhafteren Handel beigewohnt — noch nie vor einer Schrift so rathlos gestanden, wie vor dieser, sie gleicht einem verzauberten Schlosse."

„Ich will den Zauber lösen, die Riegel öffnen!" rief der Kurfürst mit donnernder Stimme und aus dem Sessel emporspringend. „Dieses Gedicht ist eine kühne Täuschung, ein dreistes, untergeschobenes Machwerk. Wie es an jenen Platz kam — ich vermag es nicht zu entdecken — der Alte dort müßte denn Rechenschaft geben können."

„Gnädigster Herr!" begann Flöricke mit bebender Stimme. „Ich flehe — —"

„Schon gut!" rief der Kurfürst. „Ich will den Schleier über alles decken — wollte ich ein strenger Richter sein, wer weiß, wen ich meine Strenge fühlen lassen müßte. Schon einmal ist mir ein Document vorgewiesen worden, dessen Inhalt auf mich und meine Ent-

schlüsse wirken sollte — man irrt sich, wenn man denkt, mich durch solche Stimmen in Erregung zu versetzen. Ich bedarf des Anstoßes nicht, um zu handeln, wie ich es für gut und gerecht finde — ich werde vorwärts schreiten, unbeirrt von allem, was um mich her kläfft oder mir die Krallen zeigt."

„Gnädigster Herr!" wagte der erstaunte Graf von Wartenberg zu äußern. „Der Prophet hat doch nur den Glanz dieses erlauchten Hauses verkündet, er — —"

„Sie irren gewaltig, Herr Graf!" fuhr der Kurfürst fort. „Ich bedauere Ihren geringen Scharfblick, wenn das wirklich Ihre Meinung ist. Sehen Sie nicht, wie aus jeder Zeile Haß gegen die Glieder meines Hauses spricht? Finden Sie nicht heraus, wie eine Art von Drohung gegen diejenigen durch das ganze Poem läuft, welche nicht zum Triumphe beitragen wollen, der am Schlusse den Klöstern von Lehnin und Chorin verheißen wird, und mit diesem Emporblühen versunkener Mauern soll nach dem Wunsche des Lügenpropheten der Glanz des Clerus wieder aufs neue die Augen der Gläubigen entzücken. Wie? ich der Nachkomme Friedrich Wilhelms, ich, der dem mächtigsten Herrscher der Christenheit Trotz bot, als ich die französischen Refugiés in meinen Schutz nahm — ich sollte mich dazu verstehen, in meinen Staaten die priesterliche Gewalt, die Macht kühner und starker Bischöfe herrschen zu lassen? — Nimmermehr. Auf mich wirken sollte das plötzliche Erscheinen dieses Vaticiniums, damit ich begierig nach dem griffe, was es mir verheißt: nach der Königskrone. Der Preis wäre Unterwerfung unter die Gewalt der Priester, wie es Kurfürst August von Sachsen gethan — ich durchschaue die Pläne wohl und zerstöre sie. Ich werde die Krone mir erringen, das ist mein Vorsatz, wer mich daran hindert, den weise ich von mir. Dankelmann ist ein lebendiges Beispiel davon. Er fiel, weil sein Stolz unbändig, seine Gewalthaberei mir, dem Herrscher, nicht weichen wollte — ich werde die Krone erringen, ohne ein Quentlein von dem zu verlieren, worauf ich stolz bin, von dem Bewußtsein: die reine evangelische Lehre gewahrt und vertheidigt zu haben bis zum letzten Athemzuge."

Kurfürst Friedrich war im Feuer seiner Rede dicht zu Wartenberg getreten, der sich betroffen von der imposanten Erscheinung, welche Friedrich in diesem Momente darbot, beugte.

„Ich wagte nur eine Ansicht zu —" stammelte er.

„Ich zürne Ihnen nicht, Herr Graf!" fuhr der Kurfürst sanfter fort. „Aber ich sehe, Sie haben noch nicht die Raschheit des Blickes, der es vermag, in einem Aufschlage eine ganze Reihe von Ereignissen zu übersehen. Ich habe ihn. Er ist ein Erbtheil meines Vaters. Wie? sehen Sie nicht, daß dieses prophetische Werk eigentlich gar keines ist? Es war in der That kein großes Kunststück, bis zum siebenzigsten Verse eine Weissagung aufzubauen — unsere Geschichte lieferte dem verkappten Propheten Mittel genug dazu! Das, was später kommen wird" — setzte er mit tiefem Ernste hinzu; „das wird sich erfüllen, ohne daß uns die Seher davon erzählen und mit Aussicht auf Erfolge verlocken, die menschliche Berechnung nicht vorhersagen kann. Aber," fuhr er mit erhobener Stimme fort, während seine Augen freudig leuchteten; „dessen bin ich gewiß — es wird also kommen, wie hier geschrieben steht! Mögen Drangsale, Gefahren und Hindernisse sich aufthürmen, die Nachkommen aus meinem Geschlechte werden gewaltig sein unter den Mächtigen dieser Erde, sie werden ein großes Reich erbauen und es schirmen mit starker Hand — nur wird dies geschehen ohne Bewilligung des Kaufpreises, welchen der Prophet ihnen für die künftige Größe bietet. Sie werden sich mit eigenen Händen die Krone auf das Haupt setzen — sie werden, ohne auf Verheißungen und Drohungen zu achten, die Bekenner jeder Religion in ihren Landen schützen, Recht sprechen und Recht wahren — Suum cuique."

Er schob das Pergament von sich, nahm Seydel bei der Hand und sah ihm fest ins Auge.

„Sie denken so wie ich, alter Freund!" sagte er. „Nicht wahr?"

Seydel führte die Hand des Kurfürsten an seine Lippen.

„Gnade!" rief er. „Gnade für Dankelmann!"

Friedrich zuckte zusammen.

„Nichts davon!" sagte er ernst, „den ehemaligen Freund und Minister erwartet der Rechtsspruch. Mein Verfahren mag rauh erscheinen — ich gebe das zu; aber ich kann keine Gegner in meiner Nähe dulden und — glauben Sie mir — in Zeit von einem Jahre wäre Dankelmann Kurfürst von Brandenburg der That nach gewesen, während er mir höchstens den Namen gelassen hätte. Kein Wort mehr davon."

Er zog nun den Grafen in eine Ecke.

„Sie sehen — ich vermag auch ohne den Vormund zu handeln!" sagte er leise. „Wenn eine gewisse Person auch in Berlin sich befindet — still — fahren Sie nicht auf — wenn sie noch hier ist, dann melden Sie ihr, daß der aufgefundene Schatz von Prophezeiungen seine Wirkung auf mich vollständig verfehlt habe. Ich erkenne den Eifer an, mit welchem der kühne und bedeutende Mann — Sie wissen, wen ich meine — seiner Sache dient, aber sie ist nicht die meinige und ich glaube, es wäre gut, wenn wir bald zu hören bekommen: der berühmte Pater Wolff ist in Wien angekommen. Ihnen, Graf, bleibe ich in Gnaden gewogen!"

„Er weiß alles!" murmelte Wartenberg.

„Es ist Dankelmanns letztes Verdienst gewesen, diese Entdeckung!" sagte der Kurfürst zu sich selber.

Wieder trat er an den kleinen Tisch.

„Tretet alle zu mir her!" sagte er, „ich habe noch mit Euch zu reden!"

Die Anwesenden schlossen einen Kreis um ihn.

„Jenes Pergament," begann er wieder, „enthält eines der gefährlichsten Dinge, eine schneidende Waffe; es ist ein Ofen, aus welchem ein erstickender Rauch gehet. Welche Verwirrung der Geister könnte es erzeugen, wenn es unter das Volk käme, in dieser Zeit des Krieges, der Unruhe und der bangen Erwartung! Darum befehle ich, daß dieses Gedicht, diese Weissagung ein Geheimniß bleibe vor der Welt außerhalb der Mauern dieses Zimmers. Möge es ruhen tief verwahrt — niemand wage es, davon zu sprechen bei schwerer Strafe! Es wird eine Zeit kommen, wo dieses Poem der Welt offenbar und der Gegenstand tausendfältiger Muthmaßungen werden wird — mag es dann seinen Weg durch die Länder meines Reiches nehmen, bis dahin soll es gewahrt werden als ein Geheimniß meines Hauses — von mir und Euch."

Der Kurfürst reichte jedem der Anwesenden der Reihe nach seine Hand. Als er dem alten Küster die Rechte bot, lächelte er freundlich.

„Ich bitte Euch, Alter," sagte er, „sehet in Zukunft die Leute genau an, welche Euch auf Eurem Thurm besuchen. Es sind kluge Burschen darunter. Uebrigens werde ich Euch schützen. Oberst von Tettau!" rief er, „tragt das Kästchen mit dem Documente in mein Schlafzimmer. Gott befohlen, ihr Herren allesammt. Mindestens war es ein merkwürdiger Abend. Ich werde morgen Euer Protocoll lesen, Striepe. Noch einmal — gute Nacht!"

* * *

Eine klare Wintersonne schien auf die schneebedeckten Thürme und Häuser Berlins. Auf einer kleinen Anhöhe, nicht weit von dem Dorfe Friedrichsfelde, hielt ein stattlicher Reisewagen. Der Kutscher war bemüht, die Hufe der Pferde von den Ballen Schnees zu reinigen, die zwischen den Eisen steckten. Vor dem Schlage hielt ein Reiter, dessen elegante Gestalt ein prächtiger, grünsammtner, mit Pelz gefütterter Rock umgab.

„Noch einmal also, fahrt wohl, Herr Graf!" sagte eine Stimme aus der Tiefe des Wagens. „Ich trete nach hartem Kampfe den Rückzug an."

Bei diesen Worten beugte sich das intelligente Gesicht des Pater Wolff aus dem Schlage.

„Gute Reise, Herr Pater!" rief der Graf Wartenberg, denn er war der Reiter. „Wer weiß, ob wir Eure Hilfe nicht noch einmal brauchen!"

„Sicherlich, Herr Graf. Die Umstände waren uns dieses Mal nicht günstig und ich habe das Ziel verfehlt, nach dem ich meine Bolzen aussendete — freilich ein schönes, glänzendes Ziel. Wer konnte es ahnen, daß Kurfürst Friedrich eine so scharfe Prüfung der Weissagung vornehmen würde? — ah — diese Herren von Brandenburg werden noch einmal den Ton im deutschen Reiche angeben!"

„Das soll mich freuen!" rief Wartenberg. „Dabei floriren wir und Sie verlieren nichts, Herr Pater. Ha! ha! ha! der Kurfürst hat uns alle getäuscht — er hat den rechten Wind bekommen!"

„Durch Dankelmann!" rief der Pater zornig. „Es ist das letzte Vermächtniß des Gefangenen von Spandau gewesen. Dankelmann hatte bereits meine Schritte aufgespürt, er wußte um meine Besuche bei dem alten Küster, er kannte meinen Plan zwar nicht, aber



Eine Dörcherfamilie in Tirol.

Nach einer Originalzeichnung von Mathias Schmid auf Holz übertragen von A. Toller.

er ahnte ihn. Nach jener heftigen Scene, welche mit dem Abschiedsgesuche des Ministers endete, konnte Danckelmann uns den empfindlichsten Schlag versetzen — Ihre schöne Gemahlin hat uns durch die Münze mit den sieben Sternen gerettet — ohne Zweifel hätte sonst Oelven den Einflüssen des Ministers nicht widerstanden. Von Neustadt aus schickte Danckelmann dem Kurfürsten eine Schrift, welche alles das enthielt, was an dem Abend der Eröffnung des Kästchens vom Kurfürsten wider die Weissagung und mich vorgebracht wurde. Hüten Sie sich vor Danckelmann — noch aus dem Kerker sendet er seine Geschosse."

„Ich danke für die Warnung — wir können von Glück sagen, daß des Ministers Verhaftung erfolgte, bevor der freche Oelven mit ihm zusammentraf und das Geheimniß der Einmaurer beichtete — wenige Stunden entscheiden über großen Erfolg. Jetzt, wo er gefangen ist, der bärbeißige Danckelmann, wollen wir ihn fest im Gewahrsam halten — aber Sie — Sie bleiben unser Alliirter und wenn wir einmal Ihrer Hilfe bedürfen am Kaiserhofe zu Wien —"

„Dann rufen Sie mich getrost!" sagte lachend der Pater. „Ich werde mich mit kleinem Vortheil begnügen und —" setzte er ernster hinzu, „die Männer aus dem Geschlechte Ihres Gebieters sind es werth, zu steigen, sie haben die Zukunft für sich, das ist die beste und kürzeste Weissagung. Leben Sie wohl, Graf — festigen Sie Ihre Stellung, eine neue Zeit steigt herauf; ich gehe ihr muthig entgegen, denn mein Kampf für die Kirche endet nur mit meinem Leben — aber eine Rache nehme ich doch: die Weissagung von Lehnin soll kein Geheimniß bleiben, zu rechter Zeit wird sie auftauchen, bekannt werden, Staunen verbreiten und — wie ich einst verheißen, noch nach Jahrhunderten die Geister erregen."

„Wie — Sie wollten es möglich machen —?"

„Ich habe meine Drucker!" lachte der Pater, „halten Sie Oelven nur gut — wir müssen zeigen, daß wir nobler sind als der gefangene Minister."

Er reichte dem Grafen die Hand, welche dieser schüttelte.

„Leben Sie wohl — vorwärts, Jean —" rief er dem Kutscher zu. „Gruß Ihrer schönen Frau — Adieu, Berlin!"

Er winkte mit der Hand, die Pferde zogen an, und den Abhang hinunter rollte der Wagen. Noch einmal beugte sich der Pater aus dem Schlage. Wartenberg schwenkte den Hut, dann entzogen die nächsten Häuser das Fuhrwerk den Blicken des Reiters, der bald darauf langsam nach der Stadt ritt.

„Dem Pater hat niemand anders als Graf Metternich die Verhandlung beim Kurfürsten ausspionirt!" sagte er leise. „All diese gefährlichen Leute muß ich entfernen. Sie können genau so viel schaden als nützen."

(Schluß folgt.)

Aus allen deutschen Gauen.

XVII. Die Zigeuner Tirols.

(Hierzu das Bild auf Seite 357.)

Bei der Schilderung des Lebens, welches uns auf vorstehendem Bilde vor die Augen tritt, wünschte ich, daß meine Aufgabe eine so einfache wäre, wie sie beispielsweise dem Cervantes vorlag, als er seine unsterbliche Novelle von Preciosa schrieb, dem Zigeunermädchen von Madrid. Bekanntlich fängt jene Geschichte mit der Behauptung an, die Zigeuner seien geboren, um zu stehlen. Damit ist in der That das Thema von vornherein erschöpft. Weit mannigfaltiger dagegen erscheint das Leben und Treiben der „Dörcher" in Tirol (wie die heimatlos Umherschweifenden dort genannt werden), welche ich Zigeuner genannt habe, nicht etwa, als ob sie hinsichtlich ihrer Abstammung im entferntesten mit jenem Wandervolke zusammenhingen, sondern weil der bekannte Name Zigeuner eine Gedankenverknüpfung anregt, welche verhältnißmäßig am nächsten mit dem Begriffe zusammenhängt, den wir uns von den Dörchern zu bilden haben.

Die erste Frage ist selbstverständlich die: wo kommen die Dörcher her? In dieser Beziehung kann eine vollständig genaue Antwort gegeben werden. Der Leser nehme eine Landkarte zur Hand und betrachte sich jenen merkwürdigen Erdwinkel, in welchem Deutschland, die Schweiz und Italien zusammenstoßen. Er wird finden, daß die Ortlesspitze sich ziemlich in der Mitte desselben erhebt, daß der nach Osten sich hinziehende Theil der Landschaft Vintschgau, die nördliche Abzweigung desselben das obere Innthal genannt wird. Diese hochgelegene und von den rauhesten Gebirgen Tirols umschlossene Gegend ist arm; die vorhandenen Mittel, sich Lebensunterhalt zu verschaffen, genügen nicht für die Einwohner, geschweige denn für deren besonders reichlichen Nachwuchs. So ist es begreiflich, wenn manchem jungen Paare von den Gemeinden die Bewilligung zur Heirath versagt wird. Die Liebenden wissen sich zu helfen. Es gelingt ihnen, sich in der Gestalt von Wallfahrern nach Rom durchzubetteln, wo sie für einige Silberzwanziger den Segen der Kirche erlangen. Bei ihrer Rückkehr wurden sie dann in früheren Zeiten wegen solch unregelmäßigen Vorgehens mit einigen Wochen Gefängniß bestraft, indessen war Tirol immer ein viel zu kirchlich gesinntes Land, als daß es hätte versucht werden können, die Gültigkeit des Sacramentes anzufechten. Die in solcher Weise hintergangenen Gemeinden rafften dann einige Gulden zusammen und kauften den Ehegatten ein Wägelchen und Geschirre von Thon, mit welchen sie Handel treiben sollten. Die Gegenleistung für diese Gunst bestand darin, daß sie sich feierlich und durch Handgelübde verbindlich machen mußten, sich nie mehr in ihrer Heimat sehen zu lassen. Das Einsperren hat nun aufgehört, auch die in Rom geschlossenen Heirathen vermindern sich von Tag zu Tag, aber der Wunsch der Gemeinden, sich jene Familien, welche an Ort und Stelle keinen Erwerb finden können, vom Halse zu schaffen, ist derselbe geblieben.

Die Hauptbrutstätten der Dörcher sind das Dorf Schmelz an der weltbekannten Hochgebirgsstraße über das Wormserjoch und Starkenbach im Oberinnthal, nahe an der Grenze von Graubünden gelegen. Letztere zeichnen sich, wie die Bewohner des Paznauner und Montafonerthales, dadurch aus, daß sie ihre zehn bis zwölfjährigen Kinder für den Sommer und Herbst als Viehhirten nach Schwaben verschachern; die von der Schmelz halten es für mehr angezeigt, dieselben mit sich zu schleppen und ihnen die Grundzüge der Wissenschaften des Bettelns und Stehlens beizubringen; sie lachen über die Starkenbacher, welche aus einem Dutzend flinker Hände und Füße nur die paar Gulden Gewinn zu ziehen wissen, welchen ihnen die würtembergischen Händler dafür bezahlen. Sie lehren ihren Sprößlingen, wie man einen Hund mit der Schlinge, Hühner mit der Angel, Fische mit der Hand fängt, und an welchen Kennzeichen man denjenigen, welcher etwas herschenkt, von dem mürrischen Geizhals unterscheidet.

Soviel vorläufig auf die Frage nach dem Herkommen dieser Menschen, welche kein Obdach haben, als die schmutzige Leinwand, mit der ihr Wägelchen überspannt ist, keine Lagerstätte als den Erdboden oder die Lumpen, mit welchen sie den Wagen auspolstern, und auf welchen sie, in Knäueln zusammengeballt, schlafen, keine anderen Freunde als die Hunde, mit welchen sie Handel treiben. Fragen wir dagegen, welchen Landstrichen sie vorzüglich die Annehmlichkeit ihres Besuches zuwenden, so finden wir, daß die wohlhabendsten Thäler von Tirol, Etschland und Pusterthal am meisten von ihnen zu erzählen wissen. Gegenden, in welchen es wenig „gute" Bauern gibt, werden von ihnen gemieden. Ein ziemlich sicheres Mittel, sie fern zu halten, ist auch die Erfindung, welche in neuester Zeit einige Gemeinden, besonders im Oetzthale, gemacht haben. Dieselben besolden irgend einen wackern, verabschiedeten Kaiserjäger, rüsten ihn mit Stutzen und Haubajonett aus und übertragen ihm die Pflicht, Bettler und Dörcher von ihren Ansiedlungen fernzuhalten. Andere Hochthäler werden acht Monate des Jahres durch den Schnee vertheidigt. Gar manche Ortschaft in wohlhabenderen Thälern ist ihnen dagegen Jahr aus Jahr ein preisgegeben und muß ihre Anforderungen, deren Summe einer bedeutenden indirecten Steuer gleichkommt, rettungslos über sich ergehen lassen.

Wenn man nun einen Dörcher fragt, warum er gerade auf diese so unbequeme und ermüdende Weise sein Leben zu fristen versuche, so erwidert er, daß er an der „Rauharbeit", (so nennt er jede Art Arbeit) keinen Gefallen finde, sondern daß ihm das Herumziehen die größte „Freud" mache. Von diesen Freuden will nun der freilich wenig einsehen, der einem solchen Karren begegnet, an welchem der Mann und das Weib angespannt sich in der Sonnenhitze keuchend dahinschleppen, oder gesehen hat, wie die Kinder unter der Traufe ächzen, welche bei strömendem Regen in den Wagen hineinsprüht.

Auch wird niemand etwas Lustiges daran finden, vor den Thoren einer Stadt klägliche Mienen gegenüber den Leuten zu machen, welche die Karren nicht in der Nähe ihrer Häuser dulden wollen, während die Kinder, unbekümmert um die Trübsal der Eltern, sich einige Schritte davon entfernt im fußhohen Straßenstaub umherwälzen. Es gehört — das sei hier nebenher gesagt — zu den Plagen, eine Anzahl solcher Karren in seiner Nähe zu haben. Von der Nachtruhe des friedlichen Bürgers ist hier keine Rede mehr. Denn die Hunde, welche die Dörcher mit sich führen, werden allmählich keifende und zankfüchtige Bestien. Hören sie bei Nacht aus weiter Entfernung einen Schritt, so beginnt ein endloses Bellen und Heulen. Und der Verfasser dieser Zeilen spricht aus eigener Erfahrung, wenn er jeden Freund culturgeschichtlicher Studien warnt, mit seiner löblichen Neugierde einem Dörcherwagen allzunahe zu treten. Der Künstler dagegen hat auf seinem vorliegenden Bilde am meisten dem Rechnung getragen, was der Dörcher seine „Freud" nennt. Die älteste Gitschen (Tochter) ist beschäftigt, einen Brei aus Maismehl zu kochen, welchen die Kinder ohne Zweifel durch Lottern (Betteln) und mit den angelernten weinerlichen Gesichtern aus den benachbarten Häusern zusammengebracht haben. Die Mutter, welche eben ihr jüngstes Kind gesäugt hat, gibt den älteren Sprößlingen Anweisungen, auf welche Weise den Bauern am leichtesten die Mühe der Obsternte abgenommen werden kann.

Die Folgen der eigenmächtigen Obsternte fangen übrigens an, sich im Hintergrunde zu nähern. Indessen dürften sie kaum so bedenklich ausfallen, als sich aus den ausdrucksvollen Bewegungen der Figuren schließen läßt. Im Grunde haben die Bauern immer einige Scheu vor den Dörchern und hüten sich, ihren Zorn allzu stark zu reizen. Dieser Scheu geben sie Ausdruck durch den Spitznamen „Tuiflanderle" (Teufelslandsleute), mit welchem sie die Dörcher beehren. Dieser Name dient den Bauern auch zu pädagogischen Zwecken. Wenn ihre Kinder unartig sind, drohen sie ihnen, man werde sie den Tuiflanderle mitgeben. Ganz unbegründet ist die Bezeichnung nicht. Mancher Criminalact der Gerichte des Etschlandes zeugt von Mordbrennereien, deren Urheber rachesüchtige Dörcher waren. Die aufgehobenen Knittel müssen also mehr als friedliche Demonstration aufgefaßt werden, denn sie fügen den Dörchern kaum mehr Leid zu, als etwa eine Vogelscheuche naschenden Spatzen.

Der Geschirrhandel ist dem Dörcher das was so vielen slavischen Spielleuten ihr Musikinstrument — ein Vorwand zu ungescheutem Bettel. Es ist fast unmöglich, auf dem Wege dieses Handels einige Kreuzer zu verdienen. Die Knauserei und Feilschsucht der Bauern, sowie die Zerbrechlichkeit der Waare verschlingen den kärglichen Gewinn, der vielleicht einmal bei einer ausnahmsweis günstigen Gelegenheit erwachsen ist. Dennoch bemerken wir, daß es der Patriarch dieses Stammes bis zum [illegible] eines Esels gebracht hat, seinen Karren also nicht selbst mit Hilfe seines Weibes oder eines großen Hundes zu ziehen braucht. Ich möchte eben nicht sagen, daß ein Esel, ein Maulthier, ja sogar ein Pferd vor dem Dörcherkarren gerade zu den Seltenheiten gehörten, indessen selbst angenommen, daß manche Pferde um zehn Gulden zu haben sind, muß man dabei immer an einen Glücksfall besonderer Art denken. Vielleicht hat diese Familie unter den Schleifsteinen, mit welchen sie manchmal von den Bauern beschenkt werden, einige vorzügliche gehabt und sie vortheilhaft verkauft. Vielleicht gelang es ihnen, irgendwo einen Hund von auffallender Schönheit zu stehlen und dafür einen Liebhaber zu finden. Vielleicht lag auch das Glück in Form einer verlorenen Geldsumme auf der Straße. Ein solcher Fall ereignete sich vor kurzer Zeit in der Nähe von Meran, und hätte die mitgenommene Tasche mit Banknoten den wackeren Dörchern ohne Zweifel viele Annehmlichkeiten verschafft, wenn sie in ihrem Jubel nicht so voreilig gewesen wären, einen prächtigen Rappen zu kaufen und ihn vor ihren Karren zu spannen. Das Auge des Gesetzes erstaunte über solch auffallende Eitelkeit und die verantwortlichen Mitglieder ernteten keine andere Wohlthat von dem verhängnißvollen Augenzwinkern der Fortuna, als daß sie mehrere Jahre hindurch aller Fürsorge für ihren Karren enthoben wurden.

Von dem Karren und dem Hunde, welcher eben in den herkömmlichen academischen Wissenschaften seines Geschlechtes unterrichtet wird, um ihn vortheilhafter verkaufen zu können, wenden wir uns zu der bedeutsameren Vordergruppe der Kinder.

Man sieht, die Glieder der Familie sind an Alter so ziemlich verschieden. Ihre gemeinschaftliche Geburtsstätte stellt der Wagen im Hintergrund dar — der Gemeinden aber, deren Angehörige sie sich zu sein rühmen, sind eben so viele, als wir da Köpfe vor uns sehen. Zu welchem Orte das Gebüsch gehört, in dessen Schatten der Wagen stand, als der eine und andere das Licht dieser Welt erblickte, dessen Bürger ist der Neugeborne. So will es das Gesetz, nicht etwa um Streitigkeiten über die Ehre zu verhindern, welche die Vertretungen jener Orte mit einander beginnen könnten, sondern um dem Kaiser seinen Rekruten zu sichern, wenn der Sprößling ein männlicher ist.

Ueber das Kostüm der Dörcher ist nach der Anschauung, welche unser Bild gewährt, wenig mehr zu sagen. Es fehlt auf ihm nur die abgegriffene Soldatenmütze als Kopfbedeckung, und auch den Hosen des Kleinen läßt sich nicht ansehen, daß sie aus dem Fell eines Hundes verfertigt sind, was dem Knaben eine Art von Aufmerksamkeit von Seiten aller Hunde zuzieht, welche die älteren Geschwister fortwährend mit Stöcken und Steinen zurückzuweisen bemüht sind. Bezüglich der weiblichen Gewänder kann nur gesagt werden, daß sie aus verschiedenen Thälern zwischen Drau und Rhein zusammengebettelt worden sind, und wenn sie neu wären, gewissermaßen eine Musterkarte von Trachten darstellen würden. Die Mutter trägt ein Kopftuch, welches aus Oberösterreich stammt, die ältere Tochter, die den Mais kocht, einen Zillerthaler Hut, das neben ihr kauernde Mädchen einen Hut von jenem Zuschnitt, wie er in manchen Thälern des Salzburgischen Hochgebirges getragen wird, während das Mädchen, welches mit dem Kinde auf seinem Schoße spielt, nach der Weise der Dirnen im Etschlande seinen Kopf bloß trägt.

Es kommt manchmal vor, daß im Winter oder bei besonders schlechtem und kaltem Wetter den Dörchern das Glück beschieden wird, nicht in einer Scheune, sondern in der Stube des Bauernhauses selbst übernachten zu dürfen. Diese vorzügliche Gastfreundschaft sollen sie, wie die Verläumdung behauptet, durch eine eigenthümliche Gymnastik belohnen. Man sagt nämlich, daß jedes der männlichen Mitglieder, ehe es sich am Abend auf die ihm zugewiesene Bank niederlegt, drei Kopfbewegungen eigenthümlicher Art mache, welche mit dem Ausziehen einiger entbehrlicher Kleidungsstücke zusammenhängen. Nimmt er den Lumpen ab, welcher ihm als Halstuch dient, so streckt er den Kopf in die Höhe. Löst er den beengenden Riemen oder Strick, welcher seine Beinkleider zusammenhält, so muß er gerade vor sich hinschauen. Zieht er seine nassen Schuhe aus, so muß sein Blick über den Boden hingleiten. Es ist einleuchtend, daß bei dieser aufeinander folgenden Drehung der Augenaxen nach oben, nach der Mitte und nach unten dem Dörcher von dem Ziegenfell oder der Wurst, die oben hängen, bis zum Schuhlöffel unter der Ofenbank kein beweglicher Gegenstand entgeht. Ich habe allerdings in manchen Häusern des oberen Innthales von Imst bis Nauders eine Lithographie gefunden, welche zu diesen Uebungen in einem gewissen Zusammenhang zu stehen scheint. Unter ihr befanden sich die Verse:

„Schau, Bub, wie dorten bei
Zwien an dem Galgen hangen,
Und bald du nit das Stehlen laßt,
Kannst selbst dahin gelangen."

Aber der Dörcher wird sich durch diese Warnung nicht belastet fühlen, denn das Lesen steht dem Kreis seiner Kunstfertigkeiten ferne. — Man sieht wohl, daß es eine deutsche Gegend von Tirol ist, in welcher unsere Dörcher lagern. Ringsumher breiten sich Wald und Wiesen aus, und es ist nur ein Knabe und ein Mädchen, welche den Eindringlingen, die ihnen die Früchte ihrer Bäume wegnehmen, mit aufgehobenen Stöcken drohen. Aus den ruinenähnlichen Behausungen eines wälschen Dorfes würde ihnen eine Schar wüthender Männer und Weiber mit Knütteln und Steinen entgegenstürzen und das Obst, welches sie da gebrochen hätten, würde ihnen theurer zu stehen kommen, als irgend eines, das sie je gegessen. Die Dörcher wagen sich so wenig in die wälschen Gebiete des Landes, als es die Bettelmönche thun, welche auch die versteckteste Schlucht der deutschen Hälfte nicht unbesucht lassen. Dort würden sie statt der gehofften Gaben nur Vorwürfe und Scheltworte zu hören bekommen. Das Aeußerste aber, was der vereinzelte deutsche Bauer auf einsamen Berghöfen gegen sie wagt, ist, daß er die Thüre seines Hauses verrammelt und weder auf Klopfen noch auf Zurufe antwortet.

Die Wahrnehmung, daß sich das Dörcherwesen im oberen Innthale immer mehr ausbreitet, führt zu Schlußfolgerungen trauriger Art. Welches ist die Schule, welches ist die Zucht so vieler hunderte von armen Kindern? Und was geschieht, um dem entsittlichenden Unwesen zu steuern? Eine Antwort darauf finden wir nicht; hoffentlich gibt sie die nicht zu ferne Zukunft.

H. Noë.

Eine Verbrecherheilanstalt.

Zu meinen frühesten, nie entschwundenen Leseeindrücken gehören zwei Stellen aus *Charles Dickens* Werken, die von Gefängnissen nach *Pennsylvanischem Isolirsystem* handeln. Die eine findet sich in seinen „Notes on America,“ die andere in dem mehr bekannten und berühmten Roman: „*David Copperfield*.“ In beiden werden die Zellengefängnisse mit den düstersten Farben als Brutstätten der Verthierung, der Heuchelei und des Wahnsinns dargestellt. Diese Phantasiebilder (mehr ist namentlich das von *Philadelphia* nicht, in dessen Gefängnissen bereits 1829 das von Dickens 1842 als noch existirend geschilderte *ältere* Pennsylvanische System*) abgeschafft worden ist) hafteten so fest in meinem Geist, daß ich nie, ohne ein Gefühl des Schauders zu empfinden, an der 1848 vollendeten „*Neuen Strafanstalt*“ zu Moabit — in der übrigens erst seit 1857 die Einzelhaft wirklich und consequent durchgeführt ist — vorübergehen konnte und allen Ernstes in Copperfields Wunsch einstimmte, „ein so ungesundes Steckenpferd (unsound hobby)“ recht schnell „zu Tode geritten zu sehen.“

So gehörte denn der Gefängnißbau von Moabit für mich auch noch zu den „*dunkeln Häusern Berlins*,“ — unter welcher Categorie ihn *Gustav Rasch*, übrigens mit ziemlicher Genauigkeit und Unparteilichkeit, beschreibt — als ich vor vier Jahren zum ersten Male sein Inneres betrat. Ich bin seitdem öfters dort gewesen und habe ganz kürzlich drei Mal einen halben Tag darin geweilt und es hat mir — so paradox das klingen mag — darin immer besser gefallen. Der dunkle Alp der Fiction ist gewichen, und die überzeugende Macht der persönlichen Anschauung hat ein *Lichtbild* an seine Stelle gerückt. Die *Einzelhaft*, wie sie in Moabit besteht, erscheint mir seitdem als einer der gewaltigsten Fortschritte unseres Jahrhunderts, als ein Werk echter Humanität, und das Zellengefängniß von Moabit als eine *Verbrecherheilanstalt*, die allerdings der Fortentwickelung und Verbesserung noch sehr fähig, auch gewiß mit mancherlei Mängeln behaftet ist, wie alles von Menschen geschaffene und von Menschen durchgeführte Werk, die aber ganz unvergleichbar hoch über die früheren zum Theil noch existirenden Stätten der *Collectivhaft* emporragt.

Ich sehe hunderte meiner Leser den Kopf ungläubig schütteln und über den „sonderbaren Schwärmer“ lächeln. Anstatt aller Discussionen will ich ihnen deshalb lieber nüchtern und ungeschminkt erzählen, was ich in Moabit gesehen, gehört und erlebt habe. Wer unter ihnen in Berlin wohnt oder je dort hinkommt, kann mich leicht controlliren; denn *Jedermann*, absolut *Jedermann* steht die Anstalt *ebenso zum ausgedehntesten Besuche offen, als sie unserem Künstler, der sich eine Zelle aussuchen durfte, und dem keine andere Beschränkung auferlegt wurde, als die selbstverständliche — alle Porträtähnlichkeit in seiner Zeichnung zu vermeiden, und als sie mir offen stand*.

Gleich hinter dem Hamburger Bahnhof erhebt sich das stattliche Bauwerk, in das ich mit ein paar Freunden eindringen wollte. Seine 16′ hohen Ringmauern umschließen ein 11—12 Morgen umfassendes Terrain, das zu dem Berliner Stadttheil Moabit gehört, in dem sich auch die Borsigsche Fabrik, eine Uhlanencaserne &c. befindet. Wir nähern uns der gegen Westen gelegenen Hauptfront des Gebäudes, schellen an der großen Eingangspforte, werden eingelassen, gehen an dem innen links gelegenen Wachtgebäude, das stets mit vierzig Mann Soldaten besetzt ist, vorüber, und gelangen über den inneren Hof durch die innere Pforte auf einen langen Corridor, auf dessen beiden Seiten die Bureaux, die Zimmer der beiden Geistlichen, das Sprechzimmer und die Bureaux des Polizeiinspectors und des Directors liegen.

Nach der vom Director eingeholten Erlaubniß übernahm ein Inspector unsere Führung; später löste ihn einer der Anstaltsgeistlichen ab. Eine schwere, doppelte Gitterthür erschließt sich — wir treten hindurch und befinden uns in der 47½′ hohen, von oben her Licht empfangenden *Centralhalle*, von der radienartig die *vier Flügel* des Gebäudes auslaufen, in denen die Zellen der Gefangenen in drei übereinander liegenden Etagen (das Parterre eingeschlossen) liegen. In jeder Etage liegen je 42 Zellen, so daß das Innere eines jeden Flügels in drei Etagen 126 (und 1), das Ganze 508 Zellen enthält. Eine schlanke, schmale, durch alle Etagen durchgehende Wendeltreppe in der Centralhalle und eine andere in der Mitte jedes Flügels verbindet die verschiedenen Etagen mit einander. Längs der an der innern Mauern mündenden Zellen laufen auf jedem Stockwerke schmale (3′ 10″ breite) Corridore, die von unten gesehen, wie in der Luft zu schweben scheinen. Sie sind mit Schieferfußböden belegt und mit einem leichten Eisengeländer eingefaßt.

Ein wunderbar sinnreicher Gedanke ist dieser Bau! Von dem Punkte, wo wir stehen, überblicken wir ungehindert *alle* vier Flügel mit ihren *sämmtlichen Zellen*. Das von dem Oberfenster der Centralhalle hinunterscheinende Licht wird noch vermehrt durch die Fenster in den Winkeln, die an den Flügeln, wo sie mit der Centralhalle zusammentreffen, gebildet werden und durch die Fenster an den Enden der Flügel.

Eine tiefe Stille — durch die wie aus weiter Ferne das Geräusch der Arbeit, Hämmern &c., aus den Zellen her dumpf ertönt — herrscht in diesem weiten, mächtigen Raume, in dem wir unsere Blicke stumm umherschweifen lassen, während unser Begleiter uns darin zu orientiren sucht. Da schlägt die Anstaltsuhr an der Rückwand der Halle, und mit militärischer Pünktlichkeit öffnen sich eine Reihe Zellen, und aus jeder schreitet ein Gefangener heraus. Alle sind gleich gekleidet in dunkelbraunen Jacken und Hosen derselben Farbe; auf dem Kopfe tragen sie eine braune Mütze mit heruntergelassenem Schirm, in dem zwei Oeffnungen für die Augen sich befinden. Etwa zehn Schritt von einander entfernt gehen sie schnellen, festen Schrittes vorwärts.

„Wie häßlich diese Kappen! wozu diese Maskirung?“ meinte einer von unserer Gesellschaft.

„Aber unendlich wohlthätig!“ erwiderte ein anderer; „wer noch einen Rest von Scham hat, wie muß er sich freuen, sein Gesicht so verbergen zu können!“

„Dazu ist es,“ sagte unser Führer, „von großer Wichtigkeit, daß die Verbrecher sich untereinander nicht erkennen. Uebrigens klappen sie in den Spazierhöfen, wohin sie jetzt gehen, die Schirme auf, sowie sie auch beim Gottesdienst und in der Schule selbstverständlich das Haupt entblößen.“

Wir folgten einer Abtheilung der Gefangenen und gelangten zwischen zwei Flügeln hindurch auf einen der *Erholungshöfe*, deren es im ganzen *drei* gibt. In der Mitte eines jeden befindet sich ein hoher, thurmartiger Pavillon von Glas und Eisen, auf einem runden gemauerten Unterbau, von dem ca. zwölf Fuß hohe Mauern strahlenförmig auslaufen, die zwanzig Einzelhöfe bilden, in deren je einem ein Gefangener genügenden Spielraum zum Auf- und Abgehen, bei schlechtem Wetter unter einem Schutzdach, außerdem durch Barren Gelegenheit zu Turnübungen hat. Freilich eine Bewegung, die manches zu wünschen übrig läßt, die uns aber — verglichen mit der des Aufsehers in dem kleinen Glaspavillon, in dem es im Sommer sehr heiß, im Winter sehr kalt ist — noch beneidenswerth vorkam.

Da wir einmal im Freien waren, setzten wir dort unsere Wanderungen fort, sahen den Platz am Giebel des nördlichen Flügels innerhalb der Ringmauern, auf welchem die *Hinrichtungen* stattfinden, wo u. a. der Mörder *Grothe* enthauptet worden ist (kein Gefangener kann übrigens dahin sehen), und besuchten das *Souterrain* der vier Flügel, das einen eigenen Theil der Anstalt bildet und in dem ca. fünfzig Sträflinge *gemeinsam* arbeiten. Die für das Zellengefängniß und die *Filialanstalt**) (eine dritte Abzweigung mit Collectivhaft) nöthigen Arbeiten in der Küche, der Bäckerei,

*) Dasselbe schloß die *Arbeit* aus und gestattete den Gefangenen absolut *keinen* Verkehr, als gelegentlich mit dem Geistlichen. Tage und Tage vergingen, an denen sie kein menschliches Antlitz zu sehen, keine menschliche Stimme zu hören bekamen, und dazu . . . *keine Arbeit*!

*) Diese Nebenanstalt, die 40—50 Gefangene enthält, befindet sich 8—10 Minuten von dem Zellengefängniß. Sie wurde 1856 mit der Bestimmung errichtet, daß sie als *Uebergangsstation* langzeitig verurtheilter Zuchthaussträflinge in die Freiheit benutzt werden sollte, und zwar solcher, die sich durch ihr bisheriges Verhalten das Vertrauen erworben hätten, daß sie auch bei einem geringeren Grade von Sicherheitsmaßregeln zu Fluchtversuchen keinen Anlaß nehmen würden. Diese Gefangenen bearbeiten eine Grundfläche von 100 Morgen, die — Eigenthum der Strafanstalt — 25 Minuten von ihr entfernt liegt. Aus dieser Filialanstalt sind verschiedene Male Entweichungen vorgekommen, *aus dem Zellengefängnisse dagegen kein einziges Mal*.

bei der Wäsche 2c. werden hier von Gefangenen besorgt. Auch Schlosser, Klempner, Tischler 2c. arbeiten hier gemeinsam. Auch schlafen sie in gemeinsamen Schlafsälen und sitzen bei den Gottesdiensten zusammen hinter den Zellengefangenen.

Es könnte diese Einrichtung wie ein Widerspruch gegen das vorherrschende Princip der Einzelhaft erscheinen; aber einmal werden die hier detinirten Gefangenen doch sorgsam ausgewählt mit Berücksichtigung ihrer Individualität und ihrer Zuverlässigkeit und dann sind es gewöhnlich nur immer wenige, die zusammenarbeiten. Nicht selten aber geschieht es, daß diese Collectivgefangenen sich nach den Einzelzellen sehnen, in denen ihre Genossen, wie wir sehen werden, sich viel gemüthlicher befinden, als sie. Ja, es ist vorgekommen, daß Gefangene von hier oder aus der Filialanstalt auf ihr Bitten in die Einzelhaft hinübergenommen sind.

Wir besuchten sodann die Badestuben, in denen jeder Sträfling alle vierzehn Tage, — die mit schmutzenden Arbeiten beschäftigten nach Bedürfniß häufiger — ein Bad nehmen, und endlich die Strafgelasse.

„Die Strafen," erläuterte unser Führer, „sind bei uns, wie in allen anderen preußischen Anstalten, militärisch strenge; hier ist die Zelle für Mittelarrest, hier die dunkle für Lattenarrest; außerdem findet Kostentziehung, Entziehung des Schnupftabaks und Entziehung der Brot- und Bierzulage statt."

„Aber auch körperliche Züchtigungen?"

„Ja wohl, hier ist der Raum mit dem berüchtigten „Bock;" indes sind sie äußerst selten. Oft vergeht ein ganzes Jahr, wie z. B. die drei Jahre 1857, 1860 und 1861, in denen sie kein einziges Mal vorgekommen."

Wie mir der Director, Herr Wilke, nachher darlegte, sind während seiner bisherigen achtjährigen Amtszeit körperliche Züchtigungen nur in 39 Fällen wegen grober Disciplinarvergehen an 29 Personen — und zwar an jüngeren Burschen — vollzogen worden. Die Gesammtzahl der Disciplinarstrafen war 1860 nur 172, 1861 dagegen 283. Damit vergleiche man die Zahl der Strafen in der gemeinsamen Haft, und man wird schon hieran die pädagogische Superiorität des Isolirsystemes in eclatanter Weise zu erkennen vermögen!

Aus dem Souterrain in die Centralhalle zurückgekehrt, trafen wir mit einem der beiden Anstaltsgeistlichen zusammen, der nun unsere weitere Führung übernahm.

Wir wenden unsere Schritte nach dem zweiten Flügel (B), in dem unten Stockmacher und Nadler, eine Treppe hoch die Bildhauer, Tischler und Goldleistenarbeiter, in der zweiten Etage Papiermusterschläger arbeiten.

Unser Führer öffnet eine Zelle im ersten Stockwerk. Die aus zwei aufeinander geschraubten Thüren von starkem Eichenholz bestehende Thüre, in der sich eine verschließbare Klappe zum Einreichen des Essens 2c. und eine Beobachtungsscheibe befindet und die nach innen mit Eisenblech beschlagen ist, öffnet sich. Die Zeichnung Ludwig Pietsch's gewährt dem Leser einen fast photographisch getreuen Ueberblick des Inneren. Sehen wir uns näher darin um!

Es ist ein wirklich behaglicher Raum von ca. 900 Qu.-Fuß (ca. 13½' lang und ca. 7½' breit). Das ausreichende Licht erhält derselbe durch ein auf unserem Bilde nicht sichtbares Fenster, das sechs Fuß drei Zoll über dem Erdboden angebracht ist und zur Ventilation geöffnet werden kann. Das Mobiliar ist ausreichend. Ein transportabler Tisch mit Schiebfach, ein Lehnschemel, ein Eckregal mit dem nöthigen Trink- und Speisegeschirr, Speisenapf, Eßlöffel, Büchse, Wasserkanne, alles, wie auch die Lampe und das Waschbecken aus Zinn, das uns sauber entgegenblinkt, ferner ein Glas, Reinigungsgeräthe, Staubbesen, Schaufel und diverse Bürsten. Ueber der Thüre gewahren wir ein Bücherbrett mit Schreibmaterial, Schiefertafel mit Schwamm und Stift, Schreibzeug mit Tinten- und Sandfaß und Stahlfedern, eine Bibel mit Bibelkalender, die für jeden Tag bestimmte Lesestücke angibt, Gesangbuch, Katechismus und Schullesebuch, daneben Bücher aus der Gefängnißbibliothek entliehen — in dieser ersten Zelle z. B. das Reisebeschreibungswerk von Marco Polo 2c. An der Seite zusammengerollt befindet sich die aus Roßhaarmatratze und Rollkissen bestehende Hängematte, die abends in die festgemauerten Bügel eingehängt wird. — In den Krankenzellen tritt an die Stelle der Hängematten ein eisernes Bettgestell. — Dazu kommt ein hermetisch verschließbares, völlig geruchloses Closet. Die Heizung geschieht durch in Röhren circulirendes heißes Wasser, das in die einzelnen Zellen in Cylinder von Kupfer — zur Erzielung des nöthigen Wärmegrades — hineingeleitet wird. An der Wand finden wir die Hausordnung befestigt, die die nächsten Verhaltungsmaßregeln für den Gefangenen enthält. Endlich ist nicht zu vergessen ein Klingelzug, den jede Zelle hat und vermittelst desselben der Gefangene jederzeit einen der draußen stationirten Aufseher oder den Werkmeister herbeirufen kann.

Die Luft ist vorzüglich rein, die Wärme angenehm. Den Sträfling finden wir fleißig an seinem Arbeitstisch beschäftigt. Welch ein Contrast gegen frühere Zeiten, wo — noch im J. 1832 — in preußischen Strafanstalten der fünfte Mann gefesselt war, wo die bis zu zehn Jahren Verurtheilten Halseisen erhielten, während die über zehn Jahre Verurtheilten mit Halseisen und Fesseln an beiden Beinen, die durch Kettenglieder verbunden waren, belastet wurden!

Aber noch mehr! Je nach der Individualität, den Neigungen und freilich auch dem Verhalten des Gefangenen entsprechend, ist die einzelne Zelle noch wohnlicher, oft mit wahrem Geschmack und Schönheitssinn eingerichtet. Da leistet ein Kanarienvogel dem Einsamen muntere Gesellschaft; da schmücken selbstgezogene Blumen sein Arbeitsgemach, oder Bilder der Angehörigen die Wände desselben. Ein anderer Gefangener hatte auf die Spitze des Wärmecylinders eine stehende, zierlich gearbeitete Spirale aufgesteckt, die durch die Wärme sich unaufhörlich bewegte.

Treten wir aber unserm Zellenfreunde näher.

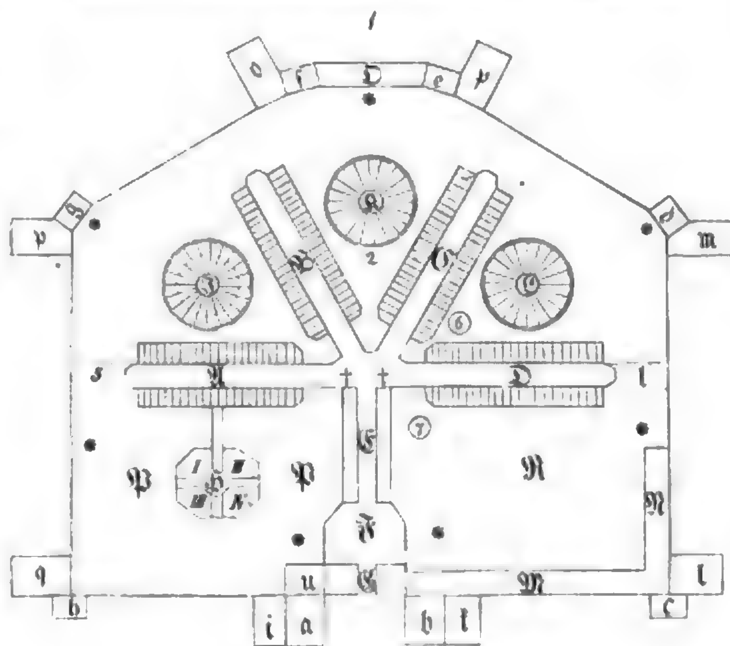
„Wie geht's Dir?" redet der Geistliche ihn freundlich an. (An Stelle des „Du" tritt das „Sie," wo es nach der Individualität passender erscheint.) „Die Herren wünschen Deine Arbeit zu sehen."

Mit großer Bescheidenheit zeigt uns der intelligent aussehende Mann, der erst seit 4 Jahren hier im Hause die Holzbildhauerarbeit gelernt hatte, einige fertige Holzarbeiten, zu denen er meist selbst die Zeichnungen erfunden und gezeichnet hatte, Spiegelrahmen, Sophalehnen 2c., die er im Auftrage einer Berliner Fabrik liefert.

Es war eine Freude, den Mann sprechen zu hören. Mit einfachen Worten erzählte er, wie er ungeschickt in die Anstalt hineingekommen sei und jetzt ein Handwerk verstehe, das ihm — bei seiner Entlassung nach Jahr und Tag — eine gesicherte Zukunft in Aussicht stelle.

„Wird Ihnen die Zeit denn nie lang?" fragten wir ihn, wie später mehrere andere.

Situationsplan des Zellengefängnisses von Moabit.



Zeichenerklärung:

A. B. C. D. Zellengefängnisse. — E. Hauptgebäude (Büreaux, Kirche, Krankenhaus) F. Vorhof. — G. Eingangsgebäude. — H. Schulhaus (I. Bibliothek. II. III. IV. Klassenzimmer). J. K. L. Erholungshöfe. — M. N. Schuppen. O. Beamtenwohnungen. Betsaal für die Filialanstalt. — P. Garten für Reconvalescenten. — R. Wirthschaftshof. a. b. c. d. e. f. g. h. Beamtenwohnungen. — i. k. l. m. n. o. p. q. Höfe zu den Beamtenwohnungen. — s. t. Absperrungsmauern. — u. Anbau zum Directorialwohngebäude. — 1. 2. 6. 7. Brunnen. — •• Tag- und Nachtposten. — †† Nachtposten.

„O nein,“ war die einstimmige Antwort; „oft zu kurz — nie ist sie uns früher so rasch vergangen.“

Wir traten auf den Corridor hinaus.

„So weit bringen es wohl nur wenige Gefangene?“ sagte ich zu dem Geistlichen; „zu solchen Leistungen gehört doch eine ganz besondere Begabung und viel Geschick.“

„Sie haben ganz recht,“ lautete die Antwort. „Gar viele können — aus Mangel an Befähigung — nur mit mechanischer Arbeit, Papierschlagen, Knopfdrehen 2c., beschäftigt werden und leisten selbst da nur Mittelmäßiges. Andere sind nur so kurze Zeit hier, daß sie die Anstalt verlassen, wenn sie eben angefangen, etwas Ordentliches zu leisten. Die meisten kommen ja her, ohne ein Handwerk zu verstehen; andere haben ein solches getrieben, das sie hier nicht fortsetzen können*). Indes ist es doch ein besonderer Segen der Einzelhaft, daß sie rasch die schlummernden Gaben weckt und — unbehindert durch störende und zerstreuende Einflüsse — die Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit entwickelt**).“

„Was für Arbeiten werden denn in den drei anderen Flügeln gefertigt?“

„Im ersten Flügel (A) haben wir Metalldreher, Pfropfenschneider, Notenstecher, Schuhmacher, im dritten (C) Knopfdreher, Etikettenschläger, Bürstenbinder und Plüschweber; im vierten (D) Schneider, Colorirer, Glasknopfmacher, dazu Schreiber; auch enthält dieser letztere 24 Zellen für Kranke. Außerdem sind auf jeder Station 3 Zellen je für den Aufseher, den Werkmeister und für die Reinigungsapparate und Vorräthe bestimmt.“

„Unter den Arbeitern nannten Sie auch Schreiber; wen verwenden Sie denn dazu?“

„Dazu wählen wir aus den dem Beamten- oder Kaufmannsstande angehörigen Gefangenen die geeignetsten und zuverlässigsten Persönlichkeiten aus und verwenden sie zur Hilfe der Oberbeamten in den Bureaux oder als Buchhalter der Fabrikanten auf ihren Stationen.“

„Und wie ist es mit dem Gelde, das sie sich verdienen?“

„Davon behält die Anstalt $^5/_6$; $^1/_6$ wird ihnen gutgeschrieben, das sie zur Hälfte benützen können, um sich kleine Extragenüsse, Schnupftabak und Bier anzuschaffen, oder um es ihren Angehörigen zu schicken, während die andere Hälfte für sie bis zu ihrer Entlassung aufbewahrt wird.“

Wir besuchten nun noch eine ganze Reihe von Zellen in den verschiedenen Arbeitsstationen. Sahen dieselben nebst ihren Insassen auch sehr verschieden aus — eines fiel doch in allen sogleich in die Augen: die scrupulöseste Reinlichkeit und die gute, reine Luft der Zellen und das oft fast heitere Aussehen ihrer Bewohner. Freilich sahen wir auch manche düstere, verbissene, jedem guten Einfluße sich verschließende Physiognomie unter den letzteren.

Mit Beiseitelassung dieser Durchschnittszellen werfen wir nun noch einen Blick in einige, die man Musterzellen nennen könnte, Seitenstücke zu der von uns zuerst betretenen und durch unser Bild nähergeführten Zelle.

Da öffnet sich eine. Wir glauben in einer großen Schneiderwerkstatt zu sein — so stattlich ist die rechte Wand mit angefangenen und fertigen Röcken, Hosen, Westen 2c. bedeckt. Oben an den Wänden hängen zwei große Käfige, aus denen uns Vögelgezwitscher entgegentönt. Unter dem Fenster, um ihnen Licht und Luft zu schaffen, hat der Gefangene eine Reihe sorgfältig gepflegter Blumen, darunter eine prächtige Asclepias, aufgestellt, die er rasch herunterholt, uns mit Stolz zeigt und ihre Geschichte erzählt, als er bemerkt, daß wir uns dafür interessiren.

„Das war ja eine ganz reizende Zelle. Man sollte glauben, Leute in der Freiheit zu sehen,“ rief ich voller Erstaunen, als wir heraustraten und die Thüre sich hinter uns geschlossen hatte.

„Das scheint denn doch nur so,“ meinte unser Führer; „so sehr auch die Einzelhaft auf die körperliche und geistige Individualität des Gefangenen Rücksicht nehmen kann und Rücksicht nimmt, so hat doch ein jeder sein tägliches, strenges Arbeitspensum, das er vollenden muß, wenn er sich nicht einer Strafe aussetzen will. Ebenso bewegt sich sein ganzes Leben unter dem Zwange einer vorgeschriebenen Tagesordnung, aber das kann ja auch nicht anders sein — dafür ist er ja ein Gefangener. Dennoch haben unsere Leute auch ihre Freizeit, die sie nach eigenem Ermessen verwenden können, nicht nur am Sonntag und an Feiertagen, wo alle Arbeit ruht, auch in der Woche. Wie sie dieselbe benutzen, haben Sie bereits gesehen, und sollen es gleich noch weiter sehen.“

Wir traten in eine Zelle, deren Bewohner durch eine Biographie Stolzes angeregt worden war, die Stenographie zu erlernen. Auf seine Bitte war ihm Stolzes Lehrbuch verschafft worden, und er hatte in seinen Freistunden sich der Stenographie so bemächtigt, daß er mir lange, wohlgelungene Abschriften aus „Hermann und Dorothea“, Schillers Gedichten 2c. zeigen konnte.

In einer anderen Zelle fanden wir einen Mann, der einen ganzen Vorrath recht hübscher Bleistift- und Tuschzeichnungen besaß, die er nach Vorbildern gemacht, in noch anderen Leute, die in ihren Freistunden französisch und englisch gelernt, andere, die besonders Geographie oder Kirchengeschichte studirten, auch wohl solche, die vorzugsweise religiöse Werke, Bibelcommentare 2c. zu ihrer Lectüre wählen. Es herrscht in dieser Beziehung nicht der entfernteste Zwang; aus der reichen Bibliothek, die 1500—1600 Nummern und darunter ca. 400 geschichtlichen und biographischen Inhalts und 160 naturwissenschaftliche und Reisebeschreibungen enthält, ist die Wahl allen Gefangenen freigestellt. „Am wenigsten,“ sagt Wichern in seinem amtlichen Berichte über Moabit, betr. die Jahre 1858—1860, „werden der Zahl nach die erbaulichen Schriften begehrt. Im ganzen betrachte ich das als ein Zeichen der inneren Gesundheit. Dem wahren Geistesbedürfniß würde eine derartige einseitige Befriedigung nicht entsprechen, es würde dadurch leicht einer gewissen Trägheit und inneren Bequemlichkeit und Gefühligkeit, einer falschen ascetischen Richtung, die durch den Geist der Verwaltung von vornherein ausgeschlossen sein soll, Vorschub gethan.“ Am meisten werden übrigens erbauliche Schriften von den Schuhmachern gelesen, während Tischler, Drechsler, Klempner 2c. meist nur gewerblich-technische Bücher begehren.

„Ein Haupttalent aber, das sich hier in den Freistunden entwickelt,“ erläuterte unser Führer, „entzieht sich Ihren Blicken. Ich meine — das Briefschreiben. Wie viele Leute haben wir, die in unserem Hause erst überhaupt schreiben, wie viele sonst, die hier Briefeschreiben gelernt haben! Natürlich gibt es auch solche, die so vereinsamt dastehen, daß sie gar keine Veranlassung dazu haben, oder auch solche, die der von uns angeregten Verbindung mit ihrer Familie durch Briefwechsel ganz widerstreben! Uebrigens ist diese Correspondenz, die wir natürlich strenge überwachen, von Jahr zu Jahr gestiegen; 1859 waren es ca. 800—850 Briefe, die aus der Anstalt abgingen, und ungefähr ebenso viele gingen wieder ein. Im vorigen Jahr dagegen gingen 1067 ein und 1328 Briefe gingen aus unserem Hause ab.“

„Das ist ja erstaunlich viel. Und unter den Correspondenten finden sich doch wohl nur die, welche von auswärts herstammen?“

„Wenigstens zum größten Theil, denn die Berliner, welche über die Hälfte unserer Gesammtbevölkerung bilden, empfangen ja häufig Besuche ihrer Angehörigen. Alle sechs Wochen haben sie ein Anrecht darauf; in einzelnen Fällen geschieht es aber häufiger. Im vorigen Jahr fanden ca. 1400 solcher Besuche statt.“

Wir sahen nachher auch das Sprechzimmer, das für diese Besuche bestimmt ist. Ein einfaches Zimmer, wie jedes andere! Kein Sprachgitter, kein sonstiger Trennungsapparat und dergl.! In Gegenwart eines Beamten findet die Zusammenkunft in freiester Weise statt, und selten kommen dabei Ungehörigkeiten vor, die eine Disciplinarstrafe nöthig machen.

„Wie anders man sich doch die Einzelhaft draußen vorstellt!“ rief ich unwillkürlich bei diesem Anblicke aus; „da denkt man an ein vollständiges Zwangstrappistenkloster!“

„Ja wohl!“ entgegnete der Geistliche lächelnd; „und doch besteht dieser Zwang — und zwar der grausamste — nur in der gemeinsamen Haft, wo das absolute Schweigen Gebot ist und durch unaufhörliche Züchtigungen erzwungen werden soll, obgleich

*) So wurden z. B. in einem Jahre eingeliefert: 9 Maurer, 9 Bäcker, 8 Zimmerleute, 6 Müller, 4 Stubenmaler, 3 Schlachter, 3 Ziegler, 2 Dachdecker, außerdem Gärtner, Färber, Schornsteinfeger, Musiker, Maschinenbauer 2c.

**) Im J. 1867 haben beispielsweise in Moabit ihre Handwerkerbildung vollendet und sind mit Gesellenqualification (nach vorheriger Prüfung von einer Berliner Gewerk.commission ausgestellt) entlassen: 24 Personen, nämlich 4 Schneider, 14 Schuhmacher, 5 Vergolder und 1 Weber.

es gar nicht erzwungen werden kann!*) In der Einzelhaft ist vielmehr Princip: den Gefangenen so viel als nur möglich Gelegenheit zum **Sprechen** zu geben, allerdings ausschließlich mit sittlich zuverlässigen Leuten, und sie einzig und allein vom mündlichen Verkehr untereinander abzuhalten, der nicht nur im gewöhnlichen Sinne schädlich, sondern im höchsten Grade verderblich ist, weil er das Verbrechen nährt und fortpflanzt."

In der That ist der Verkehr der Einzelgefangenen ein weit größerer, als man es gewöhnlich ahnt. Außer den regelmäßigen Besuchen des Directors, der Geistlichen, Lehrer und Oberbeamten finden tägliche Berührungen mit den sorgfältig ausgewählten, im Rauhen Hause zu Horn gebildeten, übrigens hier ganz beamtenmäßig einrangirten und uniformirten Aufsehern und mit den verschiedenen Werkführern, auch mit einzelnen Fabrikanten, die in der Anstalt arbeiten lassen, statt. Im Jahre 1867, wie mir der Director bei einer längeren Unterredung unter vielen anderen Aufschlüssen mitzutheilen die Güte hatte, wurden von den Oberbeamten allein 31,506 Zellenbesuche gemacht. Dazu kommen die fast täglich einkehrenden Fremdenbesuche, deren es 1867 zwischen 900—1000 gab und die doch immer einer Anzahl von Gefangenen zu Gute kommen.

„Gibt es aber nicht doch Fälle, wo die Einzelhaft — ungeachtet aller ihrer Vorzüge — auch physisch schädlich wirkt?" sagte ich im Verlauf unseres Gespräches zu ihm; „und wäre es nicht besser, die Einzelhaft immer nur auf einige Jahre zu beschränken und danach in Collectivhaft übergehen zu lassen?"

„Die letzte Frage," erwiderte der Director, „wird ja freilich viel discutirt und verschieden beantwortet; aber nur eins will ich dazu bemerken. Sollte es denn gefährlicher sein, aus der Einzelhaft in die Freiheit zu treten, als zunächst in die Gemeinschaft von lauter Verbrechern zu kommen? Uebrigens ist die überwiegende Mehrzahl unserer Gefangenen nur auf 2—5 Jahre verurtheilt; so waren es voriges Jahr 350 unter 444. Was Ihre erste Frage betrifft, so zeigt es sich doch leicht, ob einem Gefangenen die Einzelhaft schädlich sei, und wird ein solcher auf die Entscheidung des Arztes hin sofort in die gemeinsame hinübergenommen. Uebrigens ist der Gesundheitszustand ein sehr befriedigender; in den letzten Jahren betrugen die Sterbefälle nur $1\frac{1}{6}$%, und selbst während der in Berlin herrschenden Pocken- und Choleraepidemie ist hier kein einziger Sterbefall daran vorgekommen."

„Aber Selbstmorde und Wahnsinnsausbrüche sollen doch häufig vorkommen?"

„Das ist nicht so. Hier haben Sie einen ausführlich statistischen Nachweis, woraus hervorgeht, daß von 1856—1860 nur ein Selbstmord, von 1860—1867, also in ca. 8 Jahren, nur drei Selbstmorde vorkamen. Ebenso sind von 1856 bis 1860 nur ein, von 1860—1867 drei Wahnsinnsfälle vorgekommen. Davon kamen die 3 letzteren übrigens in der gemeinsamen Haft zum Ausbruch, wohin die Betreffenden sogleich versetzt worden waren, als es sich zeigte, daß ihr Zustand nicht normal sei."

Während wir uns so unterhielten, empfing der Geistliche, der sich uns angeschlossen hatte, mehrere Briefe. Er öffnete sie, und nachdem er einen gelesen, reichte er ihn mir hin. Er war von einem früheren Gefangenen, der vor $1\frac{1}{2}$ Jahren die Anstalt verlassen hatte und lediglich aus dem Grunde schrieb, seinen herzlichen Dank für den in der Anstalt empfangenen Segen auszusprechen und mitzutheilen, wie freundlich sich seine Lebensverhältnisse gestaltet hätten.

„Solche Zeugnisse sind erfreulich und müssen Sie für vieles Schwere in Ihrem Amte entschädigen," sagte ich, als ich den Brief gelesen. „Aber man behauptet, daß die günstigen Wirkungen, welche Ihr Haus erzielt**), daher kommen, daß Sie meist nur solche Sträflinge erhalten, welche zum ersten Male ins Zuchthaus kommen."

„Das ist ja freilich wahr," nahm der Director das Wort, „daß nur wenige schon vorher mit Zuchthaus Bestrafte hier eingeliefert werden; aber wie es mit der früheren Unbescholtenheit unserer Leute aussieht, mögen Sie daraus sehen, daß wir z. B. in einem Jahre 85 hatten, die zum ersten, 86, die zum zweiten, 59, die zum dritten, 41 zum vierten, 35 zum fünften, 11 zum siebenten Mal u. s. w., ja einzelne, die zum 12., 14., 16., 17., ja zum drei und zwanzigsten Mal bestraft waren. Ob man aber an denjenigen, die sich viel in Gefängnissen aufgehalten, ein besseres Material habe, als an denen, die schon im Zuchthaus waren, darüber mögen Sie sich selbst ein Urtheil bilden durch Vergleichung der Beschaffenheit der Gefängnisse und der Zuchthäuser. Und dann kommt es vor, daß Leute vorher nie bestraft worden sind und doch Jahre lang von Diebstahl gelebt haben, ehe sie entdeckt wurden."

„Und welches sind die Hauptursachen der Verurtheilung?"

„Allermeistens Diebstahl. 1867 sind 444, 1865 sogar 458 Gefangene deshalb eingebracht worden. Demnächst kommen Fälschung, Meineid, Unzucht, Brandstiftung, Tödtung und die ganze übrige dunkle Reihe strafwürdiger Verbrechen."

* * *

Die Fülle der in diesen Stunden empfangenen Eindrücke hatte mich überwältigt. Ich mußte dieselben erst innerlich verarbeiten, ehe ich sie zu erneuern und zu vervollständigen suchte.

Als ich in stiller Abendstunde diese neu mir erschlossene Welt noch einmal an meinem geistigen Auge vorübergehen ließ, gestaltete sich zu einem Gesammtbilde, was ich in einzelnen Bruchstücken gesehen und gehört, und was ich darum auch nur unvollständig in dem Vorstehenden habe vorführen können: — das Leben eines Verbrechers vom Tage seiner Aufnahme in die Gefängnißmauern bis zum Tage seiner Entlassung.

Nur mit wenigen Strichen sei es hier angedeutet, die übrigens durchweg auf Thatsachen beruhen!

Die die Gefangennehmung und Untersuchung des Verbrechers begleitende Aufregung hat in der Verurtheilung ihren höchsten Grad erreicht. Der Tag der Ablieferung an den Strafort ist herbeigekommen. In einer Droschke fährt der Verurtheilte, von einem Schutzmann begleitet, nach Moabit, wo er zwei Jahre lang sein Verbrechen abbüßen soll. Dort angekommen wird er von dem Secretär nach einem bestimmten Formular über seine Antecedentien (Geburt, Schulbesuch, frühere Lebensstellung, Eltern- und Familienverhältnisse ꝛc.) vernommen; Angaben, die später durch genaue amtliche Nachforschungen bestätigt, resp. berichtigt werden. Dann wird er gebadet und in die Sträflingstracht gekleidet, dem Director vorgeführt, der ihn durch den Polizeiinspector dem Stationsaufseher überweist und durch diesen in seine Zelle einführen läßt. An demselben Tage findet noch eine ärztliche Untersuchung statt und in den nächsten Tagen eine Unterredung mit dem Geistlichen zur Erforschung seiner religiösen und sittlichen Bildung und mit dem Lehrer zur Feststellung seiner Schulkenntnisse.

Die Zelle, seine nunmehrige Wohn- und Arbeitsstätte, hat den Mann aufgenommen. Er beginnt sogleich seine Arbeit, wobei ihm der Arbeitsinspector und der Werkmeister behilflich sind. Das ihm gereichte Essen bringt einige Abwechslung in die Einsamkeit. So vergeht der erste Tag. Endlich ertönen langsam durch die Todtenstille des großen Hauses sieben laute Schläge. Sie bezeichnen den Schluß des Tages. Um so stiller ist es, als sie verhallt sind. Da ertönen Klänge, wie er sie vielleicht noch nie in seinem Leben gehört oder wie sie nur aus frühester Jugendzeit ihm fern erinnerlich sind. Es ist ein mehrstimmiger Männergesang, den die in der Centralhalle versammelten Aufseher morgens und abends anstimmen und der bis in die fernsten Zellen mahnend und tröstend hineinklingt. Derselbe ist ein Ersatz für die in allen anderen Strafanstalten eingeführte gemeinsame Andacht der Gefangenen. Das darauffolgende Gebet vermag er zwar nicht zu hören, aber in eine höhere, unsichtbare Welt ist sein Geist doch gerichtet durch den feierlichen Choral.

Und nun ist auch der letzte Laut verklungen, und die Nacht hat begonnen. Die erste Nacht im Zuchthause! Was mag in diesen langen, bangen Stunden, in denen er — vielleicht zum ersten Male in seinem Leben — ganz allein ist mit seinem Gewissen und mit Gott, in seiner Seele vorgehen! Kein Menschenauge sieht es, kein Menschenherz erfährt es! Thatsache aber ist es, daß oft die verstocktesten Verbrecher, die bisher hartnäckig geleugnet, nach dieser ersten Nacht oder nach zweien ein vollständiges Geständniß ihrer Schuld ablegen.

Und unser Gefangener gehört nicht zu den Verstockten. Wohl hat er schon drei Mal vorher gesessen, wohl hat er sich ein andres

---

*) In Frankreich wurden von 80,588 in einem Jahre vollstreckten Disciplinarstrafen in Gefängnissen 40,754 wegen Sprechens dictirt. In Deutschland fehlt es leider noch an einer so genauen Statistik.

**) Dieselben ergeben sich mit Evidenz aus der Statistik der Rückfälle. Während z. B. im Jahre 1866 solche aus der Einzelhaft nur 24% betrugen, waren es 45% bei den aus der gemeinsamen Haft im Souterrain und der Filialanstalt Entlassenen; in Spandau und einigen anderen Zuchthäusern dagegen $78\frac{5}{6}$%.

Mal zu grobem Diebstahl verführen lassen, aber er ist doch gleich geständig geworden, und jetzt, wo er sich unruhig auf seinem Lager hin- und herwälzt, kommt mit verdoppelter Macht das ganze Bewußtsein seiner Schuld über ihn. Er denkt an seine Frau, an seine Kinder daheim, an seine Verwandte, an unbescholtene Freunde, an seine längst verstorbene Mutter, die ihn einst so herzbeweglich vor der Sünde gewarnt, an Gott, dessen Gebot er übertreten.

Am nächsten Morgen — wenn gerade eine der zweimal wöchentlich stattfindenden Conferenzen des Directors mit sämmtlichen Oberbeamten, den Geistlichen und Lehrern stattfindet — wird er derselben vorgestellt und macht durch sein Verhalten einen günstigen Eindruck auf sie.

Von da in seine Zelle zurückgeführt, ist er ganz eingegliedert in die regelmäßige Tages- und Lebensordnung des Hauses, und dieselbe — so einförmig und eintönig sie erscheint — macht ihm gerade sein Loos um so leichter und erträglicher. Im Sommer um 5, im Winter um 5½ Uhr beginnt sein Tagewerk und dauert — nur durch die Eßzeiten, Spaziergänge, den Schulbesuch unterbrochen — bis abends 7 Uhr fort. Der Sonntag ist ihm — mit Ausnahme des einmaligen Gottesdienstes, zu völlig freier Privatbeschäftigung überlassen.

Aber auch sonst unterbricht die Einfachheit seines Lebens noch gar manches. Er ist fleißig gewesen und hat sich die Vergünstigung des Schnupftabaks erwirkt. Er hat einen Brief an seine Frau geschrieben, und der Geistliche bringt ihm die Antwort, in der von mancher häuslichen Noth die Rede ist. Beide berathen, wie zu helfen. Welche Freude, als er an sie einen redlich erworbenen Thaler aus seinem Ueberverdienst schicken kann, oder wenn zum Weihnachtsfest, an dem übrigens für alle Gefangenen während des Gottesdienstes zwei Christbäume zu beiden Seiten der Kanzel angezündet werden, in seinem Namen — von dem Geistlichen aus von diesem gesammelten Liebesgaben — ein Shawl, ein Paar Strümpfe und Spielzeug nach Hause gesandt werden.

So nahen seine zwei Strafjahre ihrem Ende. Drei Monate vor seiner Entlassung geht an seine Ortsbehörde ein Fragebogen ab, um zu erfahren, wie sich Frau und Kinder bisher verhalten, wovon sie gelebt, ob der zu Entlassende bei seiner Rückkehr Arbeitsgeräth und Aussicht auf Arbeit vorfinde 2c. 2c. Nach erfolgter Rückantwort treten die Geistlichen bei den Auswärtigen in Correspondenz mit dem Pastor in der Heimat des zu Entlassenden, oder auch mit Gutsbesitzern u. s. w., um ihm ein Unterkommen, Arbeit oder einen Dienst zu verschaffen, sowie die Berliner zu diesem Zweck Brüdern des Johannesstifts überwiesen werden. Endlich ist die Strafzeit zu Ende — das Ueberverdienstgeld wird — mit Ausnahme des ihm nebst Reiseroute eingehändigten Reisegeldes — für ihn an seine Ortsbehörde geschickt, und er wird entlassen.

Ein ihm von der Anstaltsdirection an seine Behörde nachgeschickter und mit Antworten zurückkommender Fragebogen bezeugt, daß er nüchtern zu Hause eingetroffen, sogleich seine Angehörigen aufgesucht, sich nach Arbeit umgesehen, auch solche gefunden und sich bis soweit gut geführt habe.

Wie wird seine Zukunft sein? In manchen Fällen fällt er — trotz aller solcher Ueberwachung und Fürsorge, doch wieder zurück in die alten schlechten Wege — in vielen ist er aber, Gottlob, sittlich gerettet für sein ganzes Leben. Zahlreiche Briefe von früheren Gefangenen an die Geistlichen oder Beamten und Besuche bei ihnen sind dafür ein erfreulicher Beweis, ebenso wie die Zeugnisse zuverlässiger Personen über sie. — Die bedeutende Modificirung der früher überstrengen polizeilichen Ueberwachung der entlassenen Sträflinge trägt erfahrungsgemäß viel zu ihrer sittlichen und bürgerlichen Rehabilitirung bei; das meiste aber thut doch die von der Anstalt ausgehende Unterstützung und Förderung ihrer Interessen.

* * *

Noch zwei Mal war ich seit jenem ersten Besuche im Zellengefängniß von Moabit. Einmal wohnte ich einem Gottesdienste, das andere Mal zwei Schulstunden bei. Nur wenige Worte seien mir darüber zum Schlusse vergönnt.

Unvergeßlich wird mir der Gottesdienst bleiben, in dem ich — es sei nur offen gestanden — freilich mehr auf die stumme Predigt der mir gegenübersitzenden Gefangenenschar, als auf die laute des Geistlichen hörte.

Zu beiden Seiten des Altars und der Kanzel erheben sich zwei Emporen für die Beamtenfamilien; diese sind durch einen Vorhang von der Kanzel getrennt. Auf einer dieser Emporen befand ich mich, konnte also die Gefangenen, aber nicht den Geistlichen sehen.

Ein merkwürdiger Anblick! Amphitheatralisch emporsteigend denke man sich, durch einen breiten mittleren Gang getrennt, zwei Reihen Kirchstühle (im ganzen 233) oder vielmehr Kasten, die ringsum verschlossen, nur vorne eine Oeffnung haben, die gerade Kopf und Brust des Darinsitzenden sehen läßt. So vermag keiner dieser Zuhörer den anderen zu sehen, alle aber sehen den Prediger und uns auf den Emporen.

Ein Maler hätte da Gesichterstudien machen können — und doch wie viel ergreifender würde es sein, in dieser seltsamen Gemeinde Herzensstudien zu machen! Wer aber vermag das? Und doch war es mir — und das war die stumme Predigt — als ob der eine und der andere mir zurief: „Was bist du besser als wir? Wer weiß, ob du nicht auch hier unten eingeschlossen säßest, wie wir, wärest du aufgewachsen, wie wir, und hätte dich nicht eine höhere Hand vor dem Fall, ja vor der Versuchung zu solchen Verbrechen, wie sie uns hierhergeführt, bewahrt?"

Außer diesem einmaligen Sonntagsgottesdienst, einer wöchentlichen Bibelstunde und dem Katechismusunterricht für die Schwächsten, unter ihnen für die Nichtconfirmirten — denn auch solche kommen hierher, bisweilen schon mit ins Grau spielendem Haar, gibt es keine einzige obligatorische Andachtsübung in der Anstalt. Die Theilnahme am Abendmahl ist völlig in das freie Belieben der Gefangenen gestellt, und der Choralgesang, der den Tag beginnt und ihn schließt, wie der in jede Zelle gegebene Bibelkalender will wohl anregen zu religiöser Uebung, — eine Controlle aber darüber kann nicht stattfinden und wird auch nicht versucht.

Höchst charakteristisch in dieser Beziehung sind die Worte, welche ein aus dem Hause scheidender Gefangener, ein den gebildeten Ständen angehöriger prononcirter Materialist, zu dem Anstaltsgeistlichen sagte. Als derselbe ihn beim Abschied bat, falls eines Tages ihm wankend werden sollte, was er bis jetzt für seines Lebens feste Stützen gehalten, an das zu denken, was er in den Predigten gehört, erwiderte der Scheidende mit Thränen in den Augen: „Glauben Sie mir, Herr Pastor, ich gehe nicht aus diesem Hause, wie ich hineingekommen. Meine Gedanken sind ernstlich auf das Ewige gerichtet und ich werde dem weiter nachforschen. Und wissen Sie, was auf mich den tiefsten Eindruck gemacht? — Daß Sie, obschon Sie wußten, daß ich nichts glaubte, soviel Liebe mir erwiesen und nie den Versuch machten, mich zu bekehren."

Noch interessanter als der Gottesdienst war mir der Schulunterricht. Das Schulhaus enthält drei Klassenzimmer, jedes für 39 Schüler und ist ebenso eingerichtet, wie die Kirche. Da der Unterricht als Mittel geistiger Anregung und Förderung ein wesentliches Moment der Einzelhaft ist, so sind sämmtliche Gefangene in fünf Klassen getheilt, in deren erster die mit Gymnasialbildung sitzen, während in die fünfte diejenigen gewiesen werden, die noch nicht lesen oder schreiben können (und ihrer ist immer eine nicht unbeträchtliche Zahl). — In zwölf Abtheilungen haben sie alle wöchentlich drei Stunden an je drei verschiedenen Tagen; für die fünfte Classe ist noch eine Nachhilfestunde. Gegenstände des Unterrichts sind: Lesen, Schreiben, Rechnen, Realien, Biblische Geschichte und Singen.

Ich wohnte einer biblischen Geschichts- und einer Geographiestunde bei. Am meisten überraschte mich in ersterer, wie den Schülern völlige Freiheit gegeben ward, ihre Zweifel und Bedenken laut zu äußern, wie sich bisweilen eine förmliche Discussion zwischen Lehrer und Schülern entwickelte. Auch in der Geographiestunde war das Streben, die Leute aus ihrem Stumpfsinn heraus und in geistige Lebensthätigkeit hineinzubringen, und viele augenscheinlich mit vollem Interesse folgende Gesichter zeugten dafür, daß dies Bemühen nicht ohne Erfolg bleibt.

In diesen Unterrichtsstunden — aber nur in ihnen, niemals in der Zelle oder in sonstigem Verkehr — werden die Leute mit einer Nummer angeredet, und zwar mit der ihres Sitzplatzes. Und merkwürdig! ungeachtet dieser aus praktischen Gründen eingeführten Einrichtung knüpfen sich gerade hier persönliche Beziehungen zwischen den von Angesicht einander unbekannten Schulgenossen an, die —

mit Ausschluß aller Elemente verbrecherischen Geistes — in der Stille der Zelle fruchtbar weiter wirken. Sie sehen einander nicht, aber sie hören einander, und gewinnen so Achtung und Liebe zu dem oder jenem, der sich durch seine Leistungen auszeichnet.

Wer über die Einzelhaft noch Bedenken hat, besuche doch ja diese eigenthümliche Schule mit ihren alten, zum Theil grauköpfigen Schülern und betrachte ihre Resultate! Die letzten Zweifel werden ihm schwinden.



Ein Gefangener bei seiner Arbeit im Zellengefängniß zu Moabit.

An Ort und Stelle aufgenommen von L. Pietsch.

* * *

Als ich wieder zurückgekehrt war in den Strom und Strudel der immer riesenhafter anwachsenden Residenzstadt und eines der Blätter in die Hand nahm, die täglich die neuesten Gaunergeschichten, auf das pikanteste zugestutzt, ihren Lesern in den niedrigsten Kneipen auftischen und so den Anfängern im Spitzbubenleben zum Lehrbuch dienen, mußte ich unwillkürlich denken: Wie zahlreich sind doch die Mitschuldigen der Eingesperrten da draußen! Denn an die Tagespresse — oder glücklicherweise nur einen Theil derselben — reihten sich in meinem Geiste so manche anderen mitschuldigen Factoren des modernen Lebens, die — in Berlin wie in allen großen Städten — unter gleißendster Außenseite und lockendster scheinbarer Harmlosigkeit täglich hunderte in Versuchung führen und allmählich tiefer und tiefer ins Verderben stürzen. Der durch die Verbrecherwelt gekennzeichnete sociale Schaden ist ein entsetzlicher. Schon in den Jahren 1848—1859 war die durchschnittliche Zahl der jährlich in preußischen Straf- und Gefangenanstalten ein- und ausgehenden Verbrecher 100,000. Und diese Verbrecher sind unsere Landsleute und Volksgenossen, ja unsere Nächsten und Brüder; sollte es nicht unser aller Pflicht sein, uns um sie zu bekümmern, um die zu Verbrechern Heranwachsenden ebensowohl als um die aus den Gefängnissen Entlassenen?

Robert Koenig.

Der Winter Rußlands.

Von Friedrich Bücker.

II. Der Schneesturm.

Der Winter hatte seinen Einzug gehalten.

Das brave Ehepaar, welches inmitten der flachen, reizlosen Gegend unter dem altväterlichen Dache so glücklich wie Philemon und Baucis lebte, war in fieberhafter Aufregung. Der Ssamowar summte auf dem blendend weiß gedeckten Theetische, und der großklumpige Zucker blinkte in silberner Schale, aber der köstliche Karavanenthee wollte nicht schmecken. Selbst die herrliche Pirogge, welche der Koch mitten in der Trunkenheit ausgezeichnet gebacken, mundete nicht. Iwan Pawlowitsch und Katerina Alexandrowna, so wollen wir die beiden diesmal nennen, eilten von einem Fenster an das andere, von dem grünen Zimmer in das rothe, aus dem Salon in den Saal. Sie nannten einander mit Kosewörten. Während er sagte: „Katinka," sprach sie: „Waniuschka". Der kalte Schweiß der Angst perlte auf der Stirn der Gattin. Ihre Amme, die Maschinka, war nach der nur sieben Werst (eine Meile) entfernten Stadt gefahren und noch nicht zurück. Zwei Reiter, der Matwéi und der Jegor, waren ihr bereits entgegengeschickt, aber weder die Reiter, noch die Troska mit dem melancholisch bimmelnden Waldaiglöckchen ließen sich wiedersehen. Es war auch ein Wetter draußen, wie es jedem ehrlichen Deutschen die Schrecken der Wolfsschlucht im Freischütz annähernd wiederzugeben vermögen.

Der Sturm peitschte den Park, die einzige Zierde und den einzigen Schutz des einsamen Herrensitzes, mit einer unbändigen Wuth und heulte dazu eine Schauermelodie. Die Schneeflocken wirbelten, rasten, tanzten, groß- und kleinflockig, in Ballen und in Schweifen an dem einstöckigen Gebäude vorüber, welches nach Norden offen dalag wie eine Schafhürde auf der Lüneburger Haide. Die Glocken des nahen Kolokolnik oder Glockenthurms, der wie ein Pilz aus der Schneewüste emporragte, läuteten Sturm, um einen etwa irrenden Wanderer in den Bereich einer menschlichen Behausung zu lenken. Das Geläut des Kolokolnik hörte weder Katinka noch Waniuschka, denn der schrille Glockenton vermochte nicht durch die Doppelfenster zu dringen und wurde überdies noch vom Sturm überbraust. Wenn ihn nur Maschinka, die Amme hörte und unter das Asyl, darunter sie sich so glücklich fühlte, zurückgeführt würde! Die Liebe der Russen zu denen, welche ihnen die Muttermilch gegeben, verdient in den zartesten Liedern besungen zu werden. — Krach! da brach die schöne, die einzige Tanne des Parks und streifte im Fallen mit ihrem Wipfel fast die Balkonthür. Katinka zuckte zusammen und stieß einen Schrei aus. Mit der Tanne war auch zugleich ein Theil ihres Herzens gebrochen. Die Urgroßmutter hatte den Baum gepflanzt, die Großmutter ihn gehegt und gepflegt, und die Mutter hatte ihren Lieblingsruhesitz darunter. Maschinka, die noch draußen im Schneesturm irrte, war vergessen, und die gebrochene Tanne der Inhalt der Weherufe Katinkas.

„Waniuschka, wie werde ich hier noch länger wohnen können, da mein Liebstes, meine Tanne dahin!" rief sie ihrem Gatten zu, der sich heimlich eine Stambulka gestopft und angezündet, um mit einigen gewaltigen Rauchwolken seine Angst hinunterzuschlucken.

„Wie wirst Du nicht, Katinka! War Dir die Tanne so sehr ans Herz gewachsen?" sagte er und wagte einen Schluck aus der goldschimmernden Theetasse.

„O, daß Du das noch nicht weißt, Du böser Waniuschka! War nicht mein erster Blick am Morgen nach der Tanne und mein letzter am Abend nach der Tanne? Rauschte sie mir nicht Märchen zu, lieblicher als sie Maschinka erzählt? Sprach sie nicht täglich zu mir von Mutter und Großmutter? In ihrem Schatten haben sie gespielt, auf ihre Zweige ihre Tücher gehängt, wenn sie sich versteckten und dann suchten. Und habe ich nicht auch Dir, Waniuschka, unter ihrem schönen Schatten Liebe und Treue geschworen? Haben wir nicht glückliche, unvergeßliche Stunden an ihrem Stamm verlebt? Wie werde ich hier leben können ohne die Tanne? Muß ich nicht immer klagen und weinen, so oft ich den gebrochenen Rumpf sehe?"

„Katinka, sie muß ganz abgehauen und mit der Wurzel ausgerissen werden, damit Du nicht mehr die Spur siehst, wo sie gestanden. Bleibt nur ein Span von dem zersplitterten Ende in der Erde, so stirbst Du mir, Katinka, ich weiß es."

Als Waniuschka vom Ausroden und von der weitern Zerstörung der Tanne durch die Axt sprach, sagte Katinka mit kalter, liebeleerer Stimme weiter nichts, als: „So sprichst Du?" und wandte sich dann rasch ab, um in ihrem Schlafzimmer allein zu sein und ihren Gatten heute „mit keinem Auge" wiederzusehen.

Während sich nun Waniuschka leichtern Herzens den Thee schmecken ließ, wollen wir Maschinka, die Amme, heimwärts geleiten.

Die Amme hatte die nur aus einigen hölzernen Hütten bestehende Stadt, in welcher sie weiter nichts zu thun, als für Katerina Alexandrowna zwei Röllchen veilchenblaue Seide zu kaufen, bei linde herniedertanzendem Schneegestöber verlassen. Sie hatte ihren Kauf, um dessentwillen man einen Schlitten, drei Pferde, einen Kutscher, eine bimmelnde Waldaiglocke und die Maschinka selbst in Bewegung gesetzt, in die Fausthandschuhe gesteckt, darin noch Platz für ein Pfund Garn war.

„Maschinka, in fünf Minuten werden wir einen starken „Buran" haben. Soll ich wieder umkehren? In der Stadt ist es so warm!" fragte Stepan, der Kutscher, die Amme, als er mit der Troska aus dem Stadtthor in die Ebene bog.

„Katerina Alexandrowna würde sich zu Tode ängstigen, wenn ich zum Thee nicht zurück wäre. Fahr nur zu, Stepan!" rief die Amme aus ihrer Vermummung heraus, in der sie sich ausnahm, wie eine dickwangige Windelpuppe in einem kolossalen Bärenpelz.

„Schnell! hurtig! munter!" rief Stepan und peitschte das Dreigespann, bis es im Galopp schnaufend über die Ebene dahinflog.

Stepan hatte recht. Binnen fünf Minuten war der „Buran," der Schneesturm, mit seiner ganzen Heftigkeit hereingebrochen. Die Flocken umpeitschten den Schlitten, daß die Amme den Stepan, und Stepan das Dreigespann nicht sehen konnte. Von einem Wege war keine Spur zu sehen. Der Sturm raste, toste, heulte, als wäre eine Legion heißhungriger Hyänen mitten in der Wüste losgelassen worden. Stepan stand im Schlitten, ließ das Dreigespann zügelfrei dahinrasen und spähte nach allen Seiten, um nur einen einzigen Anhaltepunkt, etwa ein Bäumchen, eine Schlucht, oder eine Erhöhung, für seinen Scharfblick zu gewinnen und danach die Richtung zu ermessen. Nichts bot sich seinen Blicken dar. Er war mit einer dicken Schneeschicht bedeckt. Sobald er sich den Schnee aus dem Gesichte schlug, wurde es mit neuen Flockenmassen vollgefegt und er mußte die Augen schließen. Die Amme glich einem Schneehaufen. Sie sah nichts, aber sie hatte zu dem unfehlbaren Stepan ein so großes Vertrauen, wie dieser zu den Rennern, welche blindlings den Weg finden mußten.

„Wir haben nur noch drei Werst. Wir sind in einer Viertelstunde zu Hause!" brüllte er der Amme zu, als der Schlitten an einem Baumstumpf, der unter dem Schnee versteckt, den Winterschlaf schlief, zu zerschellen drohte und auf die Seite geschleudert wurde.

Der Schneeklumpen in dem Schlitten hörte nichts. Er bewegte sich nur etwas, um nicht aus dem Gleichgewicht zu kommen. Der unsichtbare Baumstumpf, gegen den der Schlitten gefahren, war allerdings dem Stepan ein untrüglicher Wegweiser. Er hockte mitten in der Fläche zwischen der Stadt und dem Gute. Er war im Sommer sichtbar und im Winter fühlbar, wenn der Schlitten darauf stieß. Die Pferde hatten ihn instinctartig gefunden, wie die Schweine die unterirdischen Trüffeln finden. Die Troska schnob mit einer scharfen Biegung nach West. Stepan schnalzte mit der Zunge. Er war auf seine Pferde stolz.

In den schneebedeckten Ebenen Rußlands kann man, wenn der Schneesturm weht, hart an dem Bestimmungsorte vorüberschießen und stundenlang in der Einöde umherirren, bis man sich meilenweit von dem Orte entfernt sieht, dem man auf Büchsenschußweite nahe war. Ein winziger Baum oder ein versteckter Baumstumpf, daran der Schlitten prallt, ist dann oft dem Irrenden, was dem sturmgepeitschten Segler ein Leuchtthurm ist. Das Sturmgeläut des Kolokolnik hilft nur in seltenen Fällen. Der Sturm übertönt die Glocken, oder der Klang scheint aus der entgegengesetzten Richtung zu kommen. Einige Regenten Rußlands, namentlich Katharina die Große, ließen die Steppenwege mit Weiden bepflanzen. Die hochwipfligen Wegweiser standen so lange, bis sie niedergehauen wurden. Hin und wieder stehen sie noch jetzt lückenweise. Die Regierung ertheilt Befehl, nachzupflanzen. Es geschieht. Das Bäumchen hat aber kaum die ersten grünen Zweige getrieben, da wird es vom Bauer skalpirt, seiner Rinde beraubt, oder einfach aus der Erde gezogen, in der es

noch nicht wurzelte. Niemand, weder der Adel noch der Bauer, mag in Rußland pflanzen, weil es eben verlorene Mühe ist.

„Ach, Stepan!“ wimmert es aus dem Schneeklumpen heraus, „wo sind wir?“

Stepan hört das Gewimmer nicht, aber er sieht, wie die Troska immer tiefer und tiefer in den Schnee sinkt. Die Pferde strengen ihre ganze Kraft an, um sich wieder emporzuarbeiten, aber sie sinken hinterher nur um so tiefer.

„Stoi!“ Das Gespann hält. Stepan springt aus dem Schlitten, der so schief steht, als hielte er auf einem Dache, und fällt dann selbst bis an den Pelzkragen in den lockern Schnee. Er arbeitet sich bis zum Mittelpferde durch, und verbessert etwas an dem Riemen des Bügels, darin die Waldaiglocke hängt und darunter der Pferdekopf schnauft. Dabei brüllt der Sturm wie ein tobsüchtiger Dämon und schleudert ganze Schneewolken über das Gespann. Die Amme ruft Zeter und lockt durch Koseworte Stepanchen in ihre Nähe. Sie erkundigt sich nach dem Wege, nach der Richtung, und zetert dem Rosselenker Worte in die Ohren, die er nicht versteht, weil sie der Sturm überbrüllt. Der Kutscher reißt das Gespann aus der Schlucht, in die es niederzugehen droht, zurück, und treibt es nach der entgegengesetzten Richtung. Dann springt er wieder in den Schlitten, schwingt die „Knute,“ und jagt die am ganzen Körper bebenden Renner vorwärts. Die Thiere greifen aus, bis sie abermals im tiefen Schnee versinken. Jetzt werden sie von dem wüthenden Kutscher nach rechts, nach links, vorwärts und rückwärts gezerrt. Endlich fassen sie wieder festen Fuß und jagen eine Viertelmeile mit zur Erde geneigten Köpfen und schnaubenden Nüstern dahin. Wieder ein Hinderniß, eine Schlucht. Der Schlitten fällt auf die Seite und die Amme liegt im Schnee. Stepan wirft sie wieder in den Schlitten, und arbeitet sich von neuem aus der Schneegrube heraus. Er darf nicht zögern und sich nicht besinnen, denn jede Minute steigert die Gefahr. Der Schnee wird tiefer und tiefer, und der Sturm hat noch nicht die Höhe seiner Tobsucht erreicht. Dabei droht es, Nacht zu werden, und die Dunkelheit vermehrt die Schrecken des Buran. Wenn er die Amme und die Troska nicht wohlbehalten zurückbringt, so ist er ein geschlagener Mann. Iwan Pawlowitsch und Katerina Alexandrowna halten so große Stücke auf ihren Kutscher, weil er sich nur Sonntags betrinkt, und in Folge dessen an Wochentagen eine so große Seltenheit ist, daß er nur mit sich selber verglichen werden kann. — Stepan bringt die Troska abermals und noch etliche Male wieder auf den Weg, wenn auch nicht auf den richtigen. Die Amme ist zornig auf ihn, der das ganze Unheil verschuldet. Mitten in ihrem Zorn schlägt sie aber ein Kreuz nach dem andern und fleht ihren Heiligen um Schutz und Beistand an. Ihre Fausthandschuhe, das letzte Geschenk von Katinka hat sie bei dem Sturz aus dem Schlitten verloren, und sie bläst in ihre vor Kälte „klammen“ Finger. Stepan gäbe ihr gern seine Handschuhe, wenn er nur welche hätte. Er braucht keine; er fährt bei zwanziggrädigem Frost in den Handschuhen, die ihm angewachsen sind.

„Halt! Wer ist da?“ brüllt Stepan, und stößt mit der Troska so heftig gegen ein Hinderniß, daß das Bügelpferd zusammenstürzt.

„Menschen sind wir!“ brummen einige Baßstimmen zurück.

Stepan springt aus dem Schlitten und recognoscirt. Ein Rudel Bauern hält mitten auf der Fläche. Die schwer und schlecht gepackten Schlitten liegen zum Theil in der nahen Schlucht und haben die Gespanne mit in die Tiefe gezogen. Stumpf und gleichgültig hocken die Bauern. Sie haben den Jüngsten und Unerfahrensten nach einem Dorfe geschickt, um Hilfe zu holen. An die zerstörten Wegweiser, die Weiden, die sie den richtigen Pfad geleitet hätten, denken sie nicht. Stände ein Baum in der Nähe, so würden sie ihn in diesem Augenblicke fällen, um eine Sitzstange oder eine Deichsel daraus zu machen.

Stepan fährt mit der Amme und der Troska in tiefer Dunkelheit auf den Herrenhof. Zwei Vorreiter mit Laternen sprengen ihm voran. Matwei und Jegor, die beiden Abgesandten, haben die Irrenden endlich gefunden und sie heimgeleitet. Katinka hat den Groll mit Waniuschka vergessen, und stürzt der Maschinka, der Wiedergefundenen, entgegen, um derselben ihr Herzeleid, den Sturz der Tanne zu klagen. Maschinka antwortet nicht, sondern hält weinend an Katinkas Wangen die erstarrten Hände, von denen die Fausthandschuhe mit den beiden Röllchen veilchenblauer Seide geglitten.

„So war die Fahrt umsonst?“ fragt Katinka betrübt.

Maschinka antwortet wieder nur durch Thränen und sinkt in Katinkas Arm. Eine Troska, ein Kutscher, eine Amme, eine bimmelnde Waldaiglocke, ein paar verlorene Fausthandschuhe, zwei Vorreiter mit Laternen, und . . . doch keine veilchenblaue Seide!

Am Familientische.

Die Haschischesser in Algier.

Was den Reiz tropischer Länder ausmacht, ist die beständige Anregung, welche das Klima auf den menschlichen Körper hervorbringt und seine Kräfte steigert, während er in kalten Himmelsstrichen erschlafft und sympathisch träge ist. Indes gibt es in Algerien manche, welche sich nicht mit dem Ueberreiz des Klimas, dem Rausche, den der Sonnenschein oder der Absinth erzeugt, begnügen, und zu den Luftspiegelungen des Haschisch ihre Zuflucht nehmen. Das Haschisch ist für Algerien, was das Opium für China. Es hat seine Anhänger, seine Zusammenkünfte und regelmäßigen Vereine, und erstere gehen ebensowohl aus den Arabern, wie aus den Europäern hervor.

Das Haschisch wird auf zweierlei Arten genossen, man raucht es oder ißt es. Die Mauresken in Algier sind besonders geschickt, es als Gelée oder Zuckerwerk zu bereiten. Mit Opium vermischt wird es Cafiun, mit Honig vermengt Madjun genannt. Die Mauresken genießen gewöhnlich das Madjun, welches berauscht. Es sind die Bachantinnen des Haschisch.

Der Kif wird beinahe in allen maurischen Kaffeehäusern zu dem arabischen Tranke geraucht. Das Verfahren besteht darin, aus einer Pfeife, die mit Haschisch gefüllt ist, ein paar Züge zu thun und darauf einen Schluck Kaffee zu nehmen, und dieses fortzusetzen, bis die Pfeife ausgeraucht ist. Die bessern dieser Kaffeehäuser haben einen eigenen Saal, wo sich die Araber mit Haschisch berauschen, und einen andern für die Europäer.

Als ich zum erstenmale in die Hallucinationen des Haschisch eingeweiht wurde, erzählt ein Reisender, geschah es durch einen Europäer, welcher zu der anziehenden Klasse der Verzweifelten gehörte. Er ist seitdem an dem Mißbrauch des Kif gestorben.

Dieser Verzweifelnde hatte sich ein poetisches Nest mitten in einem afrikanischen Walde gebaut, tief in einer Schlucht. Sein Schlafgemach mit den runden Fensteröffnungen, die nie geschlossen wurden, war mit Schwalbennestern angefüllt, deren Bewohner beständig aus und einflogen. In dieser Zelle sah er nur des Himmels Blau, das ferne Meer und die immergrünen Eichen des Waldes, athmete nur den Duft der Blumen, die er vor seiner Hütte gepflanzt hatte, hörte nur das Summen der Insekten, den Vogelgesang und das Gemurmel des Baches, der über die Granitfelsen zu seinen Füßen plätscherte.

Des Nachts gab es andere Musik: Schakals, Panther und Löwen mischen ihr Geheul in das Rauschen des Waldes. Wenn er durch das Gebrüll und Miauen im Schlafe gestört wurde, griff er nach seiner Büchse und verfolgte im Mondschein das wilde Gethier. — Alle Haschischraucher sind Freunde der Jagd, und Wildschweine und Igel ihr bevorzugtes Wild.

Als ich meinen Kifraucher in seiner Wohnung aufsuchte, begriff ich, daß ich es mit einem wahren Poeten zu thun hatte, mit einem besiegten Titanen, einem Manne, übersättigt von der Civilisation, einem Freunde des Lebens in der Wildniß. Er vertraute mir die Ursache seiner Auswanderung an. Nachdem er mir alle seine Andenken an seine Braut vor Augen gelegt hatte, ihren Kranz von Orangeblüten, ihren Blumenstrauß, sorgfältig in einem Cedernholzkistchen aufbewahrt, sagte er mir, daß seine junge Frau am Tage nach der Hochzeit gestorben sei.

In dem Wahnsinn seiner Verzweiflung war er übers Meer gegangen und hatte sich dem Haschisch ergeben. Dank den Bezauberungen der dadurch hervorgebrachten Träume sah er jedesmal seine Frau so jung, so schön wieder wie an ihrem Hochzeitstage; ihre Stimme klang an sein Ohr mit Verheißungen des Wiedersehens in einer anderen Welt.

Es ist die Stunde unsrer Zusammenkunft, rief der Unglückliche, indem er seine seltsame Erzählung beendete.

Ich folgte ihm nach dem maurischen Kaffeehause, er führte mich in den Saal der Raucher ein. Diese erwarteten uns auf einem Teppiche, die Pfeife am Munde. Der Club nannte sich die „Gesellschaft der Verzweifelten.“ Und wahrlich, in ihren wilden Blicken, den zerstörten, tief gegrabenen Zügen ihrer Gesichter, offenbarte sich der Entschluß systematischen Selbstmordes. Sie glichen alle meinem Freunde, es war ein Verein von unglücklich Liebenden, Ehrgeizigen ohne Aussicht und verarmten Krösussen. In einem benachbarten Saale rauchten die Eingebornen: Mauren, Neger, Marokkaner, welche, schon im Rauche des Kifs befangen, heulten und um sich schlugen.

Die europäischen Raucher, den Einfluß des Kif abwartend, erzählten indes die seltsamsten Geschichten, die abenteuerlichsten Begebenheiten, unter denen ich mich nur einer Sage über den Ursprung des Kif erinnere, welche mir des Aufzeichnens werth erschien, und hier folgen soll:

„Müde seiner Macht, voll Verachtung gegen sein Volk, das sich seiner Gewalt allzuleicht gebeugt hatte, sagte eines Tages ein Kaiser von Marokko zu seinem Neger Mokta, der zum Tod verurtheilt war, er solle das Leben behalten, wenn er ihm einen neuen Genuß, eine Zerstreuung für seine tiefe Langeweile entdecken könne.

Hussein Mokta verlangte einen Tag zum Nachdenken. Von seinen Wächtern begleitet, durchstreifte er die Umgegend von Tafilet und blieb nachdenklich vor einem Hanfacker stehen.

Aber der arme Neger strengte vergeblich seine Einbildungskraft an, er fand nichts, was seine Noth abwenden konnte. Die Stunde der Hinrichtung

nahte, schon glaubte er die kalte Schneide des Yatagan an seinem Halse zu fühlen, als er eine Lerche an den Samenbüschcheln des Hanfes picken und über dem Felde in die Luft wirbeln sah, wo sie wie ein Trunkener umherkreiste.

Ermüdet durch den wilden Flügelschlag und ihr Geflatter, fiel die Lerche betäubt zu Husseins Füßen nieder und rollte sich im Staub, von Krämpfen erfaßt, indem sie die Hanfkörner in ihrem Schnabel festhielt.

Ein Blitzstrahl fuhr durch das Gehirn des Negers. Er sammelte Hanfkörner, kochte sie und braute einen Feentrank daraus, den er dem Kaiser von Marokko vorsetzte.

Wie die Lerche wälzte sich der abgestumpfte Sultan auf seinen Teppichen, vom Schwindel erfaßt, in aufregenden Träumen und dem Entzücken unsäglichen Wonnegefühls. Am folgenden Morgen erhob der Kaiser den Neger, der das Haschisch erfunden hatte, diesen Zaubertrank des Morgenlandes, zu seinem Günstling und obersten Haremswächter." — — —

Was auch der Ursprung des narkotischen Tranks sein mag, so muß er doch weit in die Geschichte zurückgehen, da schon der „Alte vom Berge," der Häuptling der Assassinen (Hachachych), welche auf ein Zeichen ihres Anführers einen Herrscher inmitten seines Hofes erdolchten, oder sich von einem Thurm herabstürzten, sich der fanatischen Hingebung seiner Anhänger vermittelst des Haschisch gesichert hatte, indem er ihnen dadurch nach seinem Gefallen die Pforten des Paradieses erschließen konnte. Noch heutigen Tages benutzen alle Mitglieder der geheimen Gesellschaften und religiösen Orden in Algerien, Tunis und Marokko das Haschisch bei ihren Fasten, Gebeten und mystischen Formeln, um zur Verzückung zu gelangen. G.

Eine Heldin.

Das vor kurzem erschienene Tagebuch der Königin Victoria*) ist ohne Zweifel einer der schlagendsten Beweise, wie sehr in unserer Zeit die öffentliche Meinung in ihren gröbsten Verirrungen durch die schlichte, einfache Wahrheit auf den rechten Weg zurückgeführt werden kann. — Es ist ein höchst seltsames Buch, aus welchem die Freunde und die Feinde der englischen Königin viel lernen können; — es ist mehr als ein einfaches Tagebuch einer glücklichen Gattin und glücklichen Mutter — es ist ein Stück constitutionell-parlamentarischer Geschichte der Neuzeit, man kann daraus ersehen, was eigentlich ein König von England ist . . . wahrlich kein beneidenswerthes Loos, und ein geistreicher Diplomat hat das rechte Wort für dieses merkwürdige Werk gefunden: C'est l'histoire en robe de chambre.**) — Für uns Deutsche jedoch bleibt in diesem Buche voller Notizen und Andeutungen gar vieles unverständlich, da die einzelnen Tagesereignisse der englischen Nation uns selbst heute noch wenig bekannt sind. — So schreibt z. B. Ihre Majestät am 21. October 1842:

„So eben theilt man mir die mich tief bewegende Nachricht des Todes der armen Grace Darling mit."

Wer von unsern Lesern hat wohl je von dieser Grace Darling gehört, deren Tod die Königin von England so tief erschütterte? Denkt man nicht gleich an irgend eine hocharistocratische Lady, die vielleicht mit der Königin erzogen worden, oder die sie genau gekannt hat? — Nichts von dem — Grace Darling war ein armes Fischermädchen, und gewiß eine der größten Heldinnen unsrer Zeit. Die Leser des Daheim, die sich so sehr für das Rettungswesen zur See interessirt haben, werden uns Dank wissen, wenn wir den Namen des unbekannten Fischermädchens der Vergessenheit entreißen und die That erzählen, welche vor dreißig Jahren schon ganz England begeisterte.

Am 6. Dezember 1838 sah man das Dampfboot: „Forfarshire" mit verzweifelter Energie gegen die Strömung kämpfen, welche es gegen die steilen Felsen der Farne-Inseln zog. Es war ein Schiff von dreihundert Tonnen, welches von Hull nach Dundee ging und dreiundsechzig Mann an Bord hatte — den Capitän und seine Frau, zwanzig Matrosen und ein und vierzig Passagiere. — Im Augenblick, wo das Schiff sich in Sicht von Flamborough-Head befunden, hatte man ein Leck neben der Maschine entdeckt und fast zu gleicher Zeit hatte sich der Wind nach N.-O. gedreht und heulte mit solcher Wuth, daß die Pumpen unfähig wurden, des einströmenden Wassers Herr zu werden. — Wenige Minuten später zeigt eine sich zischend erhebende Dampfsäule an, daß das Wasser in die Kessel gedrungen ist, und beinahe augenblicklich nachher beginnt ein peitschender Regen mit solcher Macht das Deck zu bespülen, daß es fast unmöglich ist, sich darauf aufrecht zu erhalten. — Wenige Minuten danach spült eine Welle den Steuermann über Bord — das Schiff ist aller Leitung beraubt — das Unwetter nimmt von Secunde zu Secunde zu und gegen vier Uhr Morgens stößt es mit einem schrecklichen Gekrach auf einen der hervorragenden Felsen der Farne-Inseln. — Mehrere Matrosen stürzen in einen Kahn und zwei Passagiere finden den Tod in den Wellen, indem sie ihnen nach wollen; — doch als wenn diese schreckliche Empörung der Natur noch nicht genügte, um das leckte Schiff zum Untergange zu bringen, erhebt sich plötzlich ein Windstoß, wie man einen gleichen wohl nie an der englischen Küste beobachtet — ergreift das Schiff — hebt es fußhoch aus dem Wasser und schleudert es mit solcher alles vernichtenden Kraft auf den Felsen, daß es berstet — die eine Hälfte in die Flut zurückgespült wird und verschwindet und die andre auf dem Felsen bleibt, den ewig hin und herwogenden Wellen ausgesetzt, und aller Wahrscheinlichkeit nach in den nächsten Augenblicken das Loos der andern Hälfte theilend.

Eine Meile von dem Felsen entfernt, auf welchem der Forfarshire den Untergang gefunden hat, erhebt sich der auf den Seekarten bekannte Felsen Longstone. Dieser Felsen ist für die Schifffahrt so gefährlich, daß die Regierung einen Leuchtthurm hat errichten lassen, um die Schiffer vor diesen unheilbringenden Gründen zu warnen. Ein Mann, seine Frau und seine Tochter bewohnen diesen Leuchtthurm. Der Mann William Darling, ist ein alter Steuermann der königlichen Marine, — seine Tochter, Grace, ist zwei und zwanzig Jahr alt. Das Bild, welches, indem wir diese Zeilen schreiben, vor uns liegt, stellt ein reizendes junges Mädchen dar, groß und von graziösem Wuchs, — ein seltsam regelmäßiges Gesicht von blonden Haaren eingerahmt und von großen, blauen, träumerischen Augen wie beleuchtet!

Beim Anbruch des Tages hat William Darling die Schiffbrüchigen auf dem Felsen bemerkt — hat ihre Lage erkannt . . . und erkannt, daß sie verloren sind. Er ruft sein Weib und sein Kind: — „Laßt uns beten, Ihr Frauen," sagte er — „dort drüben hält unser Herr ein strenges Gericht!" — „Kann man nicht mit dem Kahne hin" ruft Grace — „und die Armen retten?" — „Das hieße Gott versuchen," erwidert der Vater — „hier kann kein Mensch helfen — man hätte kaum zehn Ruderschläge gemacht, so wäre unser elender Kahn Kiel nach oben — horch, welch ein Sturm — welch Wetter — es ist wie am jüngsten Gericht!" — Grace läßt das Haupt sinken, faltet die Hände und bleibt einige Augenblicke in stummes Nachdenken versunken: dann verläßt sie, ohne ein Wort gesprochen zu haben, das Zimmer. — Wenige Augenblicke später stößt die Mutter einen grellen Schrei aus: „William — das Mädchen bindet den Kahn los . . sie will hinüber!" — Der Vater stürzt hinunter und kommt gerade zur rechten Zeit an die kleine Bucht, als Grace vom Ufer abstoßen will. Er springt in den Kahn, — er will sie an ihrem Vorhaben verhindern; doch sie beugt sich bis an sein Ohr und sagt: „Vater — ich würde keine einzige Nacht mehr schlafen können, wenn ich nicht wenigstens versucht hätte, die Unglücklichen zu retten; . . und Du auch nicht, Vater." — „Aber es ist ja unmöglich, Mädchen!" — „Wenn Gott helfen will, ist nichts unmöglich, Vater." Und damit hat sie sich der Stange bemächtigt, und mit einem kräftigen Stoße ist das Boot vom Ufer. — Der alte Mann will noch einige Einwendungen machen; doch plötzlich gibt er auch die auf! „Wie Gott will," sagt er — „es ist ein elendes Leben in jenem Thurm . . und für die alte Frau muß die Regierung sorgen, wenn wir im Magen der Fische liegen!" Und mit geübter Hand ergreift er ein Ruder, während Grace schon mit aller ihrer Kraft das ihre über das Wasser streifen läßt.

Und Gott hat das Liebeswerk des armen Mädchens mit gnädigen Augen angesehen. Während die Mutter weinend auf den Knien liegt und verzweifelt die Hände ringt, kämpfen Vater und Tochter mit den entfesselten Elementen; er starr und düster wie das Fatum — sie mit hellem, lichtem Gottesvertrauen. — Und es gelingt ihnen; neun Leben sind von ihnen gerettet, — der Rest von drei und sechzig — und nach unendlichen, übermenschlichen Anstrengungen bringen sie die Geretteten, die sie fast leblos an den Zacken des Felsens angeklammert gefunden hatten, nach dem sichern Leuchtthurm zurück. — Am nächsten Tage fing Grace an Blut zu speien.

Ein einziger Bewunderungsruf ertönte durch ganz England; der Name Grace Darling bekam eine Popularität, wie ihn wohl nie der eines unbekannten Mädchens gehabt. Man eröffnete eine Subscription, die in wenigen Tagen 750 Pfund Sterling eintrug — die Königin ließ sich das Fischermädchen vorstellen und versprach ihr, stets für sie zu sorgen — die Herzogin von Northumberland nahm sie mit sich nach Alnwick Castle und entließ sie mit Geschmeiden überladen. Die Poeten feierten sie in allen Blättern, und nach einigen Monaten waren zwei Romane fertig, deren Heldin sie war: „The heroine of the Farne Islands;" und „The maid of the Isles." — Ja sogar ein Rival Barnums bot ihr bedeutende Summen, damit sie sich auf dem Theater zeige; und einige von jenen tristen Originalen, welche auf der Jagd nach Celebrität sind und deren England so viele zählt, boten ihr mit echt englischer Delicatesse an . . sie zu heirathen.

Doch Grace Darling, von Tag zu Tag mehr leidend, zog sich, von dieser Berühmtheit mehr als unangenehm berührt, täglich mehr in sich selbst zurück — sie schlug alle Anerbietungen aus, um ihre Eltern nicht verlassen zu müssen, sie verließ fast nie mehr ihren Leuchtthurm, außer des Sonntags, um zur Kirche zu gehen . . . bald unterließ sie auch dies — und am 21. October 1842 schrieb die Königin Victoria in ihr Tagebuch*):

„So eben theilt man mir die mich tief erschütternde Nachricht des Todes der armen Grace Darling mit."

Sie starb an der Schwindsucht in ihrem 26. Jahre, — sie ist selbst in England längst vergessen; — nur in einigen Matrosenschenken an der Küste findet man noch eine schlechte Lithographie, welche das Bildniß der Retterin der Schiffbrüchigen des Forfarshire darstellt. S. a. w.

*) The Early years of His Royal Highness The Prince Consort. (Die Jugendjahre S. K. H. des Prinzgemahls.) Compiled under the direction of Her Majesty the Queen, by the Hon. C. Grey.

**) Es ist die Geschichte im Schlafrock.

*) Auf das berühmte Buch, von dem so eben ein zweiter Theil: Leaves from the Journal of our life in the Highlands &c. (Blätter aus dem Tagebuch unsres Lebens in den Hochlanden) from 1848 to 1861 &c. erschienen ist, behalten wir uns vor, in kurzem ausführlich zurückzukommen. D. R.

Auflösung der Räthsel in Nr. 22:

I. Trauerweide. — II. Aberglauben. — III. Wortwechsel.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 14. März 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. 1868 № 24.

Das Geheimniß des Fürstenhauses.

Novelle von Georg Hiltl.

II. Abtheilung. Die Gräfin von Wartenberg.

(Schluß.)

Epilog.

Auf dem Gipfel.

1710!!! Welche gewaltigen Veränderungen sind seitdem in der Residenzstadt Berlin vorgegangen! Rings um das Schloß sind, gleich Schmetterlingen aus den häßlichen Leibern der Puppen hervorgekrochen, die schönsten Häuser entstanden. Verwandelt — alles verwandelt bis auf die Namen der Straßen. Statt der Georgenstraße gibt es eine Königsstraße, durch die der erste König von Preußen seinen Einzug hielt, nachdem er sich und seiner Gemahlin zu Königsberg eigenhändig die Kronen aufgesetzt hatte — es gibt ein Königsthor — trotz der Gegenarbeiten und Einwendungen Danckelmanns gibt es einen König von Preußen, eine königliche Residenz Berlin.

Friedrich, Kurfürst von Brandenburg, hatte Wort gehalten — er hatte sich zum König Friedrich dem Ersten von Preußen gemacht. Lange und schwer war die Arbeit gewesen, welche man angewendet, diese Krone zusammenzufügen. Die Ahnung, daß der neue Fürst ein gefährlicher Nebenbuhler werden würde, hielt den Kaiser Leopold lange davon zurück, unter die bereit liegende Urkunde seinen Namen zu setzen. Endlich, als schon der Kurfürst ungeduldig einen drohenden Ton anstimmte, fügte es der Zufall, daß die kaiserliche Genehmigung erschien — ein Zufall, ein kleines Strichlein am oberen Rande einer Null brachte alles ins Geleise.

Wie war das gekommen? Wir wollen es unseren Lesern in aller Kürze erzählen, denn es betrifft einen alten aus dieser Geschichte Wohlbekannten: den Pater Wolff. Pater Wolff hatte sich aus Mißbehagen über den Zustand der Dinge in Brandenburg, und da er einsah, wie der Kurfürst allen geistlichen Bemühungen und Versuchen gegenüber unzugänglich blieb, von dem Schauplatze der Verhandlungen über die preußische Königskrone zurückgezogen. Der geistvolle Pater sah aber wohl ein, wie bald der Kaiser den Hof von Brandenburg wieder brauchen werde. Er verfolgte daher eifrig, obwohl aus dem Versteck, die Unterhandlungen. Im Auftrage des Kurfürsten unterhandelte der Rath Bartholdi als brandenburgischer Resident zu Wien mit den Grafen Harrach und Kaunitz. Man trieb ein böses Spiel mit dem Gesandten. Aber Bartholdi ließ sich nicht ermüden. Da vermittelte eine Geheimschrift, eine Depesche, die folgenschwer für Deutschlands Zukunft geworden ist, das Zustandekommen.

Wie noch heutzutage, schrieb man im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert schon die diplomatischen Ordres und Aufträge in Chiffernschrift, nur waren jene Chiffern nicht aus verwickelten Tabellen und Zeichen zusammengesetzt, deren Lösung dem Uneingeweihten ohne Schlüssel unmöglich ist — sondern sie waren einfach aus Zahlen gebildet. Jede Zahl stellte einen Buchstaben des Alphabetes dar, außerdem waren etwa zwanzig oder dreißig Namen von Personen oder Ländern durch eine Zahl bezeichnet. In Bartholdis Schrift bedeutete nun die Zahl 24 den Kurfürsten, 110 den Kaiser und zuletzt wurde ihm eine Chiffer „116“ zugesendet, sie bedeutete unseren Bekannten, den Pater Wolff. Im übrigen drückte man in den Depeschen viel durch Worte, wenig mehr durch Chiffern aus. Da Bartholdi nach vielen Kämpfen mit Harrach und Kaunitz nicht zu Resultaten gelangte, schrieb er nach Berlin: das Sicherste werde sein, wenn der Kurfürst darüber endlich ein eigenhändiges Schreiben an den Kaiser erließe. Dies sah in der Chiffernschrift so aus:

„Es dürfte das Sicherste sein, wenn 24 eigenhändig an 110 schreiben wolle.“

Kam ein kleiner Schreiber und dieser kleine Schreiber wollte zufällig eines Abends schnell fort von dem Bureau der Gesandtschaft und da er eilig die Depesche kopirte, zog er oben links an der 0 in 110 den Strich etwas höher, wie das bei schnellem Schreiben häufig vorkommt. In Berlin angelangt ward die Depesche dechiffrirt und der Entziffrer las statt der 0 eine 6. Er dechiffrirte pflichtschuldigst:

„Daß der Kurfürst (24) an Pater Wolff (116) schreiben solle!“

In Berlin war alles erstaunt. Wartenberg allein rieb sich die Hände. Aber man kannte des Paters Einfluß, seine Klugheit — es

war nicht unmöglich, daß aufs neue der Pater Einfluß zu gewinnen suchte. Wartenberg rieth dazu — der Kurfürst schrieb an den Pater — Wolff sah im Geiste wieder Vortheile für seine Pläne — er begann zu arbeiten, wie er einst versprochen; Begünstigungen — „kleine Vortheile," wie er sagte, wurden ihm für seine Kirche gewährt und der Kaiser ward gewonnen durch den gewandten Vermittler, der einst in so seltsamer Weise in Berlin auftrat, um Größeres für seine Zwecke zu erringen, als er durch Danckelmanns Widerstand und des Kurfürsten Festigkeit vermochte, der aber nicht zauderte, Großes ins Werk zu setzen, als er einsah, daß die Zeit gekommen sei, wo neue Geschlechter großer Fürsten sich erheben müssen, wo jeder Widerstand doch ohne Erfolg bleiben muß — der beharrlich jeden Lohn, jedes Geschenk für seine Person zurückwies und nur Vergünstigungen für seine Kirche errang, die freilich unbedeutend waren gegen den mächtigen Bau, den einst der Pater geträumt hatte.

Seine vorgesetzte Revanche nahm er aber, denn im Jahre 1701 erschienen die gedruckten „Weissagungen des Bruders Hermann von Lehnin." Seltsamer Weise wurden diese Flugblätter nicht verfolgt oder unterdrückt, sie erschienen aus der Offizin von Ringwald hervorgegangen und es war augenscheinlich eine Art von Privilegium, welches diese Druckerei genoß.

Die Leute meinten allerlei. Man munkelte — die Concurrenten Ringwalds nämlich — daß die Drucker furchtbar an einflußreiche Männer zahlen müßten, aber die heller Sehenden deuteten ganz einfach auf den alten Freund des Hauses hin — auf Christoph Oelven, der bei der Neugestaltung der Dinge: Königlicher Canzelist geworden war, der mit seiner alten, bewährten Großsprecherei auftrat und im Jahre 1702 ein kleines, hübsches Haus auf der Dorotheenstadt zu Berlin besaß, welches er mit seiner Gattin, der hübschen Küsterstochter, bewohnte, nachdem der alte Flöricke zur Ruhe getragen worden war. Er hatte noch zu guterletzt mit seinen Visionen glänzend Fiasco gemacht, da er sich zwei Tage vor seinem Tode ein hundertjähriges Leben verhieß.

Oelven schrieb seine „Curieusen Präsenten" nach wie vor, blieb der beste Freund Ringwalds und besuchte heimlich zweimal den Minister Danckelmann, der auf der kleinen Festung Peitz gefangen saß und nach der Gegend blickte, wo die undankbare Stadt lag, welche den großen Bürger verbannt hatte.

Oelven ward gut behandelt von allen — aber nur mit kalter Höflichkeit von dem Minister, Grafen von Wartenberg.

Minister! — ja, der Graf war Minister — war allmächtig geworden. Wenn man von der Kurfürstenbrücke zu Berlin in die Königsstraße geht, dann sieht man gleich rechter Hand ein mächtiges Gebäude, schlanke Pfeiler, zierliche Tragsteine und Bogen, oben auf dem Rande des Daches Figuren von Göttern und Göttinnen — es ist das Haus, welches der Graf Wartenberg sich einst von Andreas Schlüter, dem brandenburgischen Michael Angelo, erbauen ließ. Es steht noch heute. Nach dem Sturze Danckelmanns war der Graf durch seine Kühnheit, Intrigue und die List seiner Gattin auf den höchsten Gipfel der Macht gelangt. Getreu seinem Vorsatze hatte er alle entfernt, die ihm im Wege standen.

Gold, Würden, Ansehen, Macht — nicht nur das eine Haus, nein, viele nannte der Gewaltige sein. Er war der Mächtigste nach seinem Herrn. Anfangs hatte der Graf bescheiden ein Grundstück an dem Weidendamme bebaut, von dort aus that er einen gewaltigen Sprung bis in die Nähe des königlichen Schlosses. Der mit prachtvollem Eisenwerk umgitterte Balkon seines Hauses sah auf den Fluß, auf Platz und Schloß hinaus.

Hier saß an schönen Sommerabenden Katharina Ricker — Gräfin von Wartenberg, geschützt durch den breiten Sonnenschirm, den ein reichgekleideter Mohr über die vielvermögende Dame hielt, um sie vor den Strahlen zu schützen; die Füßchen steckten in seidenen Pantoffeln, die Dame spielte mit einer Meerkatze. Nachlässig in den Sessel gestreckt, dachte sie an ihre Jugendzeit, an das seltsame, wunderliche Leben, das sie geführt, bis sie aus der Weinschenke ihres Vaters zu Emmerich hierher versetzt geworden an die Königsstraße, gegenüber vom Schloß — dann lächelte sie bitter, wenn sie auf ihre seidene Robe blickte und der Friesjacke gedachte, die ihren schlanken Körper umhüllte, als sie in jener Nacht über den Rheinstrom fuhr, um David Lebewohl zu sagen — in jener Nacht, wo sie Kolbe zum erstenmal sah.

Alles hatten die Wartenbergs erreicht. Sie bezogen Einkünfte bis zur Höhe von 125,000 Thalern des Jahres. Der Graf nannte sich Oeconomiedirector, Hauptmann aller Chatoullen, Aemter, Oberintendant der königlichen Schlösser, Generalpostmeister und Marschall von Preußen. Er war gewaltig hoch gestiegen, als das Steigen seinen Anfang nahm. Nun konnte die Königin von Preußen der Gräfin, des Ministers Frau, nicht mehr die Thüren verschließen, und die Wartenberg stieß sogar die Frau des holländischen Gesandten, Frau von Lintlo, zurück, als diese bei der Taufe des kronprinzlichen Kindes ihr nicht den Vorrang lassen wollte. Darüber wäre es fast zu Zwistigkeiten mit Holland gekommen — mehr konnte die Gräfin — die Tochter des alten Ricker, doch nicht verlangen. Ihr Triumph ward vollendet, Frau von Lintlo bat ab. Wenn sie es nicht gethan hätte, würde Wartenberg dafür gesorgt haben, daß die brandenburgischen Hilfstruppen aus den Generalstaaten zurückgezogen wurden — also bat die Gesandtin ab.

Gleich darauf erwarb der Graf einen Theil der Meierei der Kurfürstin, jenes Ortes, woselbst einst seine Gattin die größte Demüthigung erlitt. Wartenberg setzte sich an drei Punkten fest, er zog einen Kreis um das Schloß und er schien seine Häuser auf festeren Grund erbauet zu haben, als Herr von Danckelmann — nur die Spree trennte ihn von dem Grundbesitze seines Landesherrn.

Aber eine große geisterhafte Gestalt war inzwischen aufgetaucht und hatte Platz gefunden dicht vor dem Wartenbergschen Palaste; ihre nervigen Arme streckten sich vor, gleichsam als gehorchten sie dem Ausspruche höherer Gewalt, welche der bronzenen Figur Leben einzuhauchen schien, auf daß sie zu allen, die da zehrten an dem Marke des Vaterlandes, sage: „Bis hieher und nicht weiter!" Auf der steinernen Brücke stand die Statue des Großen Kurfürsten, und von ihrem Balkon aus konnte die Gräfin nicht ohne Scheu in das eherne Antlitz blicken, als sie einst höchlich erregt vom Schlosse nach Hause zurückkehrte. Die Königin hatte in Abwesenheit ihres Gemahles eine Handarbeit für denselben fertigen wollen und viele Damen des Hofes gebeten, ihr dabei behilflich zu sein. Die Gräfin war ebenfalls geladen. Da trat in die Mitte dieser Damen ein unbekannter Diener, der auf einem Brette Kaffeetassen, in der Hand eine Kanne trug. Verwundert fragte die Königin, was das zu bedeuten habe.

„Mein Kammerdiener bringt meinen Kaffee!" sagte nachlässig die Gräfin.

Entrüstet wies ihr die Königin die Thüre, und als sich die Gräfin weigerte zu gehen, rief die Königin Leute herbei, um sie gewaltsam zum Verlassen des Zimmers zu nöthigen.

Eine Abbitte war alles, was der König nach seiner Rückkunft der Wartenberg als Buße auferlegte.

Das gräfliche Paar schien unerschütterlich zu sein. Kein Tag verging, an welchem Katharina ihr Uebergewicht nicht fühlen ließ. Sie waren doch bitterer als Danckelmanns Rauhheit, diese Bisse der Schifferstochter aus Emmerich, es waren doch schlimmere Herren, dieses dreifache Minister-W (Weh), wie der Volkswitz die drei Minister: Wartenberg, Wittgenstein und Wartensleben nannte. Der Graf hatte seine Freunde mit Stellen versorgt — sie waren schlimmer als das Siebengestirn der Danckelmanns und wo blieben die ungeheuren Gelder, welche durch die Hände der Minister gingen? Das Haus an der Königs- und Burgstraßen-Ecke war alle Abend festlich erleuchtet und die Gelage hörten nicht auf.

An der Flußseite des neugegründeten Lustgartens lagen fortwährend zierliche Böte, bereit zur Spazierfahrt auf der Spree, wobei man sich dann mit den Schuiten des Königs vereinigte, der sich einen Graben, „Schönhauser Graben" genannt, hatte ziehen lassen, um von seinem Lustschlosse Schönhausen bis nach Charlottenberg zu Wasser und, ohne die Stadt zu berühren, gelangen zu können. Auf diesen Fahrten, bei den Zusammenkünften und Festen im Wartenbergschen Palaste wurden die Standeserhöhungen verabredet, das Verdienst verkleinert, Intriguen eingefädelt. Das listige Ehepaar und dessen Helfershelfer hatten den König umgarnt, der Tod hatte Sophie Charlotte hinweggerafft — ihrem Geiste wären die Wartenbergs nicht gewachsen gewesen. Die dritte Gemahlin Friedrichs war der Clique gegenüber nicht energisch genug. Wer konnte, wer durfte diesem Treiben steuern? Aller Augen hatten sich geschlossen oder thaten so, als habe sich der tiefe Schlaf auf sie niedergesenkt.

Aber zwei Augen schlossen sich nicht. Zwei helle, klare Augen blieben offen. Zwei Augen blau und groß, trotzig und unverzagt blickend, und mit der angebornen Sicherheit des Hausvater- und

Verwaltungsblickes alle Winkel im Staatsgebäude durchstöbernd. Es waren die Augen Friedrich Wilhelms, des Kronprinzen von Preußen, des Vaters Friedrichs des Großen. Er verfolgte das Treiben der ganzen Clique mit aufmerksamen Blicken. Während die Wartenbergs und ihre Genossen sich unbeachtet wähnten, lauerte der Kronprinz ihre Schliche ab; als sie ihn zu Köpnick und Wusterhausen auf seinen Jagden und dem Waidwerk pflegend glaubten, rechnete er aus, wie viel Wartenberg zum Bau seines neuen Palastes gebraucht habe und wie viel der Staat dazu habe hergeben müssen. Er knirschte mit den Zähnen, als er die Gräfin durch die königlichen Gemächer rauschen und einherschreiten sah mit der Miene einer Gebieterin. Er verglich den Wartenbergschen Palast mit dem Hause Danckelmanns und wog die Verdienste der Eigenthümer beider Gebäude gegen einander ab.

Der Kronprinz.

Bereits seit 1702 hatte sich gegen Wartenberg eine Partei gebildet, an deren Spitze Feldmarschall Barfuß, die Grafen Dönhof, Lottum und Dohna standen. Der Feldmarschall von Wensen berichtete dem Könige über Wartenbergs Unterschleife und Erpressungen. Vergeblich! die Angriffe endeten für die Herren unglücklich. Wensen kam als Gefangener nach Küstrin, Barfuß ward mit Pension entlassen, Lottum versetzt und die Dohnas auf ihre Güter verwiesen. Die Gräfin von Wartenberg versammelte ihre Anhänger zu einer glänzenden Assemblée, um den Sieg zu feiern.

An der Schälung des Spreeufers lagen wieder zierliche Boote mit Teppichen behängt. Eines derselben nahm ein Musikcorps auf. Es sollte eine Wasserfahrt stattfinden, wie sie wohl gehalten wurde zu Venedig; die Elite der Wartenbergschen Gesellschaft wollte die Spree hinunterfahren bis zum neuen Lustgarten, dort sollte der Abendimbiß genommen werden und unter Fackelschein und Musik wollte man wieder zurückkehren zum Palast in der Burgstraße. Das bunte Gewimmel der einsteigenden zierlichen Herren und Damen, das laute Rufen und Jauchzen, der mit Fahrzeugen bedeckte Fluß, dessen Wellen in den Strahlen einer heiteren Aprilsonne glitzerten, dies alles bildete ein so belebtes, freundliches Gemälde, daß es fast schien, als blicke selbst das ernste Gesicht der Statue des Kurfürsten weniger finster hernieder auf das Treiben. Alle Fenster des Palastes in der Burgstraße waren geöffnet und von den Zurückbleibenden besetzt, die Gräfin lehnte auf dem Gitter des Balkons, umgeben von einem kleinen Hofstaate, ihr zur Seite die zierliche Gestalt eines reichgekleideten Mannes, der fortwährend Süßigkeiten in die Ohren der Dame zu flüstern schien. Italien schien auf einen Augenblick nach Berlin versetzt zu sein. Man warf Bouquets von dem Balkon und aus den Fenstern auf die Abfahrenden, diese erwiderten die Begrüßungen ebenfalls durch Blumenspenden, und Mylord Raby, der englische Ambassadeur, jener zierliche Cavalier, der Anbeter der Wartenberg bombardirte die Gäste mit Düten, gefüllt mit kostbarem Pariser Confect.

Als sich die kleine Flotille, geführt vom Grafen, der sich im vordersten Boote befand, eben dem Brückenbogen näherte, um durch denselben in die Wasserstraße zu gelangen, entstand ein wirres Zusammenlaufen in der Königstraße. Die Haufen der Schaulustigen am Brückengeländer fuhren durcheinander, dumpfes Gemurmel ertönte in der Ferne, näher kommend wuchs es zum Geschrei und begleitete zwei Reiter, die auf schweißtriefenden Pferden, mit aufgelösten Haaren, herabhängenden Kleidern über die lange Brücke jagten. Unbekümmert, ob die Menge ihnen Platz mache, ritten sie auf das Schloß zu und verschwanden im Portal.

Erschreckt blieben die Gäste der Wartenbergs in ihren Kähnen. Alles rief und schrie durcheinander, man hörte abgebrochene Sätze — einzelne Wörter; das Wort „Feuer" ging von Mund zu Munde; „Crossen brennt," hieß es, „furchtbarer Brand." Die Couriere sind für den Kronprinzen bestimmt, denn die Stadt ist ein Leibgedinge seiner Gattin. Feuer, Elend, Mangel — und der Minister und seine Gäste schwelgen. Sein Haus steht fest, aber die Hütten der Armen wanken und bersten in den Flammen.

Herr Graf Wartenberg fuhr ruhig weiter und seine Gattin war gefühlvoll genug zu sagen: „Die armen Leute," und dann richtete sie ihre Augen wieder auf die Böte und winkte mit dem Fächer ein Lebewohl, unbekümmert um die Volkshaufen, welche scheele Blicke und verwegene Redensarten anstatt der Bouquets emporschleuderten.

Da plötzlich donnerte vom Schlosse herkommend, von vier kraftvollen Rappen gezogen, eine Reisechaise über die Brücke. In dem plumpen, offenen Fuhrwerk saßen zwei; der eine ein Jüngling, der andre ein Mann in den Dreißigen. Sausend flog die Kutsche dahin.

„Platz! Platz! es ist der Kronprinz," rief alles; „der Kronprinz eilt nach Crossen!"

Friedrich Wilhelm lüftete die Reisemütze zum Gruß. Auf der Mitte der Brücke angekommen, stand er hoch auf in seinem Wagen. Mit einem Blicke hatte er die ganze festliche Scene überschaut, seine Stirnadern schwollen, als er unten im reichgeschmückten Boote den Grafen stehen sah, lachend die Flottille kommandirend; dann fuhren seine Augenblitze hinauf zum Standbilde des großen Ahnherrn, der sein Haupt zu schütteln schien, sie fuhren hinüber zu dem Hause in der Burgstraße, zu dem Balkon, auf welchem die Gräfin stand, sich vor dem Prinzen, den sie erkannte, verneigend. Der Prinz griff an die Mütze, um den Gruß zu erwidern, aber seine erhobene Hand ballte sich zur Faust und sank nieder. Neben seinen Begleiter sich niedersetzend, zog er mit einem Ruck die Mütze tief ins Gesicht, damit niemand die Zornesröthe bemerke, welche aufflammte.

„Großen Palast gebaut," murmelte er, „Lustgarten angepflanzt — Wasserfahrten und Schwelgereien — Land das Geld hergeben dazu? Na, wartet! wartet! Gräfin will Maintenon spielen? Ha! ha! ha! Creutz!" rief er plötzlich laut, sich an seinen Begleiter wendend, „die Sippschaft der Wartenbergs ist reif zum Fall und sie soll fallen. Das Haus, das sie erbaut haben, aus dem will ich sie treiben, wie sie den Danckelmann hinaus getrieben haben aus dem seinigen. Liegt mir sehr bequem, das Haus in der Burgstraße, ist gut adjustirt zu gemeinnützigen Zwecken, soll angewendet werden, wartet! wartet!" und er schlug die Arme übereinander, beugte den Oberkörper zum Wagen hinaus und blickte zurück nach dem Palaste des Grafen.

Fort ging die eilige Fahrt. Dumpfes Rollen verkündete das Heraufziehen eines Gewitters. Ueber dem Schlosse hing eine schwarze Wolke an dem schwülen Himmel und ein Streif derselben, wie eine ausgestreckte Hand geformt, zog sich bis zum Palaste der Wartenbergs in der Burgstraße und schwebte, das Sonnenlicht verdüsternd, über dem mit Figuren geschmückten Dache. Ein greller, von heftigem Donnerschlage begleiteter Blitzstrahl zerriß das Gewölk und erleuchtete die eherne Statue des großen Kurfürsten einen Augenblick mit fahlem Lichte. Dann ward die Finsterniß dichter, der Sturmwind ballte die Wolken zusammen und prasselnd sank der Gewitterregen auf die Hauptstadt nieder.

Der Blitzstrahl.

Am Morgen des 28. Decembers 1710 öffneten sich die Flügelthüren eines eleganten Ecksalons im Wartenbergschen Hause; es trat ein hochgewachsener Mann, dessen feines Gesicht die Spuren eines bewegten Lebens trug, was der Schönheit jedoch keinen Abbruch that, in den Salon. Die Kleidung dieses Mannes war ebenso elegant als sein Wohnzimmer und seine Haltung, denn der reichgewirkte seidne Schlafrock contrastirte durchaus nicht in unangenehmer Weise mit dem Gesellschaftsanzuge, welchen der Herr bereits trug und der aus sammetnen Beinkleidern, seidenen Strümpfen, Schuhen mit Schleifen, welche Brillantschnallen hielten, einer kostbaren in drap d'argent gestickten Weste und wundervollen Spitzenbesätzen zusammengefügt war.

Es war der Graf Kolbe von Wartenberg. Er ging zu einem Fenster, von welchem aus man den freien Blick auf das Schloß, den Dom und die Brücke hatte, und öffnete mit einem kurzen Ruck die schweren Vorhänge, wobei er ein leichtes Gähnen blicken ließ. Durch die noch halb vom Winterfrost getrübten Scheiben sah er auf den schneebedeckten Domplatz*), ein nur hin und wieder zerrissener Nebel hatte sich um das Schloß und auf dem Wasser gelagert und kämpfte mit den ersten Strahlen einer matten Wintersonne. Aus den Häusern der Stechbahn wirbelte Rauch empor und zog in dichten Wolken an den Dächern hin; einzelne Fuhrwerke quälten sich langsamen Schrittes durch den knirschenden Schnee, und am Fuße des Standbildes Friedrich Wilhelms des Großen belustigte sich eine Schar Krähen, die mit heiserem Gekreisch dem Herrn Grafen einen Morgengruß brachten.

Aus den auf die Königsstraße führenden Fenstern seines Ecksalons hatte der Graf ebenfalls keinen heiteren Anblick, denn die

*) Jetzt der Schloßplatz, damals stand dort noch der alte Dom, der 1747 abgebrochen ward.

Bevölkerung war noch nicht auf den Beinen; sie hatte gestern den dritten Weihnachtsfeiertag festlich begangen. Der Graf hielt es für gerathen, sich von diesem trüben Winterbilde hinweg und zu dem behaglichen Marmorkamin zu wenden, zwischen dessen ungeheuren Stahlblöcken ein lustiges Feuer prasselte.

Sich nachlässig in eine Ottomane werfend, nahm er zugleich von einem Gueridon verschiedene, auf goldnem Teller liegende Briefe in die Hand, die er einen nach dem andern erbrach und las. Der Inhalt schien seine geistigen Kräfte jedoch nicht besonders in Anspruch zu nehmen, denn er summte fortwährend einige französische Melodien, wozu einer seiner schön geformten Füße mechanisch den Tact gegen die Seitenlehne der Ottomane schlug.

Plötzlich hörte der Graf von Wartenberg auf zu singen. — Er richtete seinen Oberkörper empor, so daß er eine sitzende Stellung annahm. Seine Augen funkelten, seine zitternde Hand griff nach der silbernen Tischglocke — er schellte.

Der Kammerdiener trat ein.

„Wer hat dies Billet gebracht?" fuhr er den Eintretenden an, sich mit einem Ruck von der Ottomane erhebend.

„Der Secretarius des Herrn von Besser."

„Und wann? Gestern Abend?"

„Nein, heute in aller Frühe. Gnädigster schliefen noch, ich wollte nicht wecken."

„Schon gut."

Der Diener ging. Wartenberg war allein. Er durchschritt heftig sein Zimmer, trat vor den Spiegel, fuhr mit der Hand über sein Antlitz, trat dann wieder zum Tische, auf welchem der offene Brief lag und stierte auf das Blatt. Es enthielt die mit seiner Hand geschriebenen, flüchtig hingeworfenen Worte:

„Wittgenstein gestern Abend verhaftet — der Kronprinz hat alle Beweise in Händen und steht an der Spitze. Kamke Ankläger. B."

Noch wollte der Graf seinen Augen nicht trauen, er drehte das Blatt hin und her, als eilig und heftig die Thür aufgerissen wurde. Der erschrocken sich umwendende Minister stand dem Cermonienmeister, Herrn von Besser gegenüber.

„Riegeln Sie die Thür ab," flüsterte der athemlose Besser, sich in einen Sessel werfend.

„Um des Himmels willen reden Sie — Besser — was — wie — wann ist alles geschehen?"

„In Eile denn, Graf," begann Besser. „Gestern Nachmittag beim Schachspiel, welches zwischen dem großen Herrn von Kamke und dem Könige stattfand, kam es zwischen beiden zu Erörterungen über Stadtneuigkeiten. Kamke, vom Kronprinzen bestellt, brachte die Anklage gegen Wittgenstein vor."

„Hohle Beschuldigungen!" keuchte Wartenberg.

„Geduld. Wittgenstein ist Vorsteher der Feuer-Versicherungskasse. Nicht? Wo sind die Gelder für die Abgebrannten in Crossen? he? nicht zu finden. Kronprinz hat die Eingaben der Geschädigten, hat insgeheim alles aufnehmen lassen. Creutz, der Amtmannsbengel — alles bearbeitet. — Kaum hatte Kamke geendet mit der Anklage, trat der Kronprinz mit den Beweisen in der Hand zum König."

„Habe ich nicht selbst Recherche gegen Wittgenstein beantragt?" fuhr Wartenberg auf. „Habe ich nicht?"

„Glaubten aber, daß es besser ablaufen würde. Ja, wenn der Kronprinz nicht wäre — paßt aber der Commission auf die Finger, weiß, daß Wittgenstein sich eigenmächtig fünftausend Thaler Zulage ertheilt hat, daß bei der Seuche im vergangenen Jahre in Preußen die Anordnungen so schlecht waren. Hat Beweise — Beweise."

„Wird er mich antasten? Mich?" rief der Graf sich stolz aufrichtend.

„Er wird," entgegnete Besser lakonisch. „Er wird noch weit mehr antasten, Herr Graf. Beweis ist, daß er sogleich auf Wittgensteins Verhaftung drang. Ein Lieutenant mit 20 Mann ist gestern Abend um 10 Uhr in sein Haus gekommen und hat sich seiner Person bemächtigt. Was weiter geschehen, kann ich nicht berichten."

Wartenberg ließ den Kopf auf die Brust sinken.

„Der Kronprinz!" murmelte er, „ich bin verloren."

Heftiges Pochen gegen die Zimmerthüre schreckte beide.

„Oeffnen Sie!" rief die Stimme der Gräfin.

Als der Riegel zurückgeschoben wurde, stürzte sie ins Zimmer.

„Wissen Sie schon alles?"

„St! Madame —," sagte Wartenberg. „Wir wissen alles."

„Nein, Sie wissen nicht alles," jammerte Katharina. „Man hat Wittgenstein bereits angekündigt, daß er nach Spandau eskortirt werde, der schreckliche Tettau ist bei ihm. Gersdorf hat ihm den Adlerorden abgefordert; Mylord Raby hat es mir so eben mittheilen lassen. Stehen Sie nicht so starr, Graf. Wissen Sie, daß Wittgenstein sich auf Ihre Person bezogen hat? Sie sind es nach seiner Aussage, den jeder Vorwurf trifft."

Ein höhnisches Lächeln spielte um Wartenbergs Lippen.

„Vorwurf!" sagte er achselzuckend. „Und meine Decharge — meine immerwährende Decharge von 1699? danach können für Unrichtigkeiten in Rechnungen, Versäumnisse und Vernachlässigung des kurfürstlichen Interesses nur meine Subalternen, nie aber ich, Graf Wartenberg, zur Verantwortung gezogen werden. Gut gedeckt, Besser! Ha! ha! ha! wir nehmen den Kampf auf. Wollen sehen, ob wir mit dem Schilde oder auf ihm zurückkommen. Meinen Schlitten!" rief er dem durch die Klingel herbeigerufenen Diener zu. „Anspannen. — Herr von Besser wollen Sie heut unser Dejeuner verherrlichen? Sie sind willkommen. Ihren Arm, Gräfin, kleiden Sie sich zur Ausfahrt an."

Graf und Gräfin verschwanden durch die Thüre, Besser verließ kopfschüttelnd das Haus, wobei er jedoch die Vorsicht beobachtete, durch den Hof — welcher das Wartenbergsche Palais mit der Post- und Geiststraße verband, zu gehen und so in die letztgenannte Straße zu kommen.

Vor dem Hause in der Burgstraße stand der Schlitten des Grafen. Wartenberg, in einem blausammetnen, mit Zobelpelz verbrämten Roquelaure, den dicke Goldschnüre zusammenhielten, gekleidet, trat unter den gewölbten Bogen seiner Palastthüre, ein Diener schlug die Pelzdecke des Schlittens zurück, um dem Grafen das Einsteigen zu erleichtern. In diesem Augenblicke hielt an der Ecke des Hauses ein von der langen Brücke herkommendes Fuhrwerk. Ein Mann in schlichtem Pelzrock gehüllt, stieg schnell aus und trat auf das Portal zu, unter welchem der Graf stand.

„Ilgen!" rief Wartenberg erschrocken.

„Herr Graf," antwortete der Beamte, „haben Sie die Gnade, mich in Ihr Zimmer zu geleiten."

Wartenberg und Ilgen traten in das Haus zurück. Stumm gingen beide die Treppe hinauf. Auf dem letzten Absatze angekommen, der vor dem Empfangssalon des Grafen lag, sagte dieser:

„Ilgen, ich habe Sie lieb gehabt — ich habe Sie befördert, mir danken Sie Ihr Glück — Ihre Stellung. Bringen Sie das Unheil in mein Haus? was haben Sie mir zu sagen? — sprechen Sie es aus, ehe wir meine Schwelle überschreiten."

„Ich komme," sagte Ilgen, sich umsehend, ob niemand lausche. „Ich komme, Herr Graf, im Namen des Königs, um Ihnen," hier sank seine Stimme zu einem Geflüster herab; — „um die Siegel abzufordern, und Ihnen anzuzeigen, daß Sie von den Staatsgeschäften entbunden sind."

Tief auf seufzte Wartenberg. Seine Rechte fuhr in seine Brust und zerriß die kostbaren Spitzen, welche den Busenstreif bildeten.

„Er ist schnell, der Kronprinz, in seiner Rache — er geht hastig vorwärts, dieser junge Mann," sprach er dumpf. „Aber — es muß sein. Kommen Sie, Herr Staatssecretair!"

Beide betraten das Zimmer des Grafen. — —

Zu derselben Zeit rollte eine geschlossene königliche Kutsche auf das Spandauer Thor zu. Zwölf Gardes du Corps deckten dieselbe, um sie und ihren Inhalt vor der Wuth des Volkes zu schützen. Herr von Wittgenstein saß in der Kutsche. — —

Zwei Tage später verließ ein ebenfalls geschlossener Reisewagen den Thorweg des Wartenbergschen Palastes. Er führte den gestürzten Günstling und seine Gattin nach Wolfersdorf, dem Gute des Grafen, zwei Meilen von Berlin. Der König hatte sie beide aus Berlin verwiesen. Dreizehn Jahre früher war Danckelmann in offnem Wagen nach Neustadt abgereist. Danckelmann brauchte sich nicht zu schämen.

— — — — — — — — — — — — —

Wartenbergs Bemühungen, wieder in seine Würden eingesetzt zu werden, waren vergeblich. Dennoch schied er mit einem Glanze, der an Frechheit streifte. Er schenkte dem Könige Monbijou, und der



Deutsche Buchhändler II. **Kaspar Braun in seinem Arbeitskabinet.**

Nach dem Leben für das Daheim gezeichnet von Ernst Fröhlich.

edelmüthige Fürst entließ ihn, trotz aller Vergehen, reich beschenkt, mit großem Ruhegehalt.

Die ehemalige Schifferstochter nahm riesige Schätze mit fort, allein an Diamanten einen Werth von 500,000 Thalern. Das stolze Haus blieb öde. Endlich hielt der Kronprinz sein Wort; das „wohladjustirte Haus“ verwendete er zu gemeinnützigen Zwecken. In seinen Räumen etablirte sich die neue Königliche Post. — —

Ein Mal kam aber der Graf Wartenberg dennoch wieder an seinem Palaste vorüber. Aber da war er kalt — starr — stumm. Unter dem Geläute der Glocken hielt er seinen Einzug. Ein Jahr nach seinem Sturze war er zu Frankfurt am Main gestorben. Viel Gold, viel Tand hatte er aufgehäuft im Leben — hatte ihm die Ehrsucht das Herz zerrissen? Als die Leiche vor den Mauern des Palastes ankam, stockte der Zug. Die Wände des Hauses schienen zu schwanken — der, der dort unten vorbeigetragen ward, hatte ihnen Glanz verliehen, die jetzige Bestimmung wollte ihnen nicht zusagen. In der

Parochialkirche fand die Leiche Wartenbergs ihre Ruhestätte. Der Verstorbene hatte es so gewünscht — der König dem Wunsche gern gewillfahret. Wartenberg blieb in Berlin, man konnte ihn nicht ganz vertreiben.

* * *

An den Berliner Hof gelangten seltsame Neuigkeiten. Am Hofe Ludwigs XIV. glänzte eine Dame durch ihre großartigen Ausgaben, ihre Toiletten, ihre Abenteuer, die selbst in Paris Aufsehen machten. Sie hieß dort: Die „Diamantdame." Ansässig war sie im Haag, wo ihr Haus den Sammelplatz großer Roués und Spieler bildete. Es hieß, einer ihrer Begünstigten habe ihr große Schätze an Steinen entführt, aber er sei ergriffen worden und die Dame habe ihre Schätze wieder erhalten. Später wollte man sie am Hofe zu Dresden gesehen haben. Hier stahl ihr ein Glücksritter zum zweiten Mal die Diamantenkassette, aber die Dame erhielt den Schatz zum zweiten Mal wieder. Es hieß nun: Sie habe eine Heirath mit dem Entwender des Schatzes projectirt und dieser seinen Raub nur gegen Lösung des Eheversprechens herausgegeben.

Diese Dame war keine andere als .... die Gräfin von Wartenberg, die ehemalige Schifferstochter zu Emmerich.

Das Alter kam und die einst gesuchte, gefürchtete, mächtige Frau blieb einsam in ihrem Hause. Sie zehrte von den Erinnerungen ihres bunten, bewegten Lebens und grübelte über die Prophezeiungen der Hexe in der Nacht des Abschieds von Zwoller. Niemand fragte nach ihr. Nur einmal hat sie der berühmte Tourist Pöllnitz besucht.

„Meine Abenteuer sind mehr, als Muscheln am Seestrande!" sagte sie mit wehmüthigem Lächeln. „Aber im Angesicht des Todes will ich schwören, daß mein Verhältniß zu König Friedrich dem Ersten das Licht der Sonne nicht zu scheuen hat. Wäre ich der Ehrsucht fern geblieben — ich säße noch in meinem Palaste vis-à-vis vom Berliner Schlosse."

Eines Tages wurden die Fenstervorhänge des Hauses der Diamantdame im Haag nicht geöffnet. Da niemand sich um die einundsechszigjährige Eremitin kümmerte, schritt die Behörde ein. Die Gräfin Wartenberg war still und einsam verschieden. Man fand viel Geld bei ihr vor und die Behörden ließen sie begraben. Als sie im Sarge lag, ward ihre Wohnung versiegelt. Der Sarg stand verlassen auf dem Flure des Hauses — nur zwei mitleidige Nachbarn folgten zum Friedhofe, aber der Pöbel warf mit Feldsteinen gegen den schwarzen Kasten, der die Reste der einst gewaltigen Frau umschloß. Die Gelder fielen den Armen zu.

Ein halbes Jahr nach ihrer Beerdigung sahen die Leute auf dem Friedhof in der Abendstunde einen ältlichen Mann, der lange Zeit am Grabe der Wartenberg gesessen und geweint hatte. Der Todtengräber ging näher — aber er kehrte schnell um und ließ den Mann unbefragt ziehen, denn er behauptete fest: der Besucher des Grabes sei der Henker von Wesel, den er vor einem Jahre in Zütphen getroffen habe, wo er Pferde kurirte.

— — — — — — — — — — — —

1713.

Ein kleiner, von zwei Pferden gezogener Wagen fährt langsamen Schrittes die alte Friedrichsstraße zu Berlin herauf. In demselben sitzt ein ernster, fast unheimlich aussehender Greis.

Vor dem ehemaligen Palaste Danckelmanns, jetzt das „Fürstenhaus" genannt, ruft er dem Kutscher ein „Halt" zu. Er hebt die Augen empor zu den Steinfiguren auf dem Dache, senkt sie bis zu den Grundmauern, heftet sie endlich fest auf das Haus, als wollte er durch das Gestein in das Innere dringen. Nachdem er so eine Weile starr das Haus angeblickt, schüttelt er den Kopf, ruft: „Weiterfahren!" stützt seine beiden Hände auf den Krückstock und legt auf diese seine hohe, weißgebleichte Stirn.

Am folgenden Tage konnte man diesen Greis in der Kirche knieen sehen, um das Abendmahl zu empfangen; der, der neben ihm knieete im einfachen Soldatenrocke, drückte ihm unbemerkt die Hand.

Beider Augen begegneten sich. Welch eine lange, traurige Erzählung lag in diesem schnellen — beredten Blicke — —!

Der Greis war ... Eberhard von Danckelmann, der andere sein König Friedrich Wilhelm I., der ihn gerechtfertigt, der das Unrecht gut gemacht hatte.

Danckelmann ist kein Verbannter mehr, er hat gesiegt, gesiegt über seine Feinde, er hat herrlichere Schätze errungen als sein Feind Wartenberg, der im kostbaren, mit Silber beschlagenen Sarge ruht: den unbefleckten Namen. Der ihm die Ehre wiedergegeben, ist sein König — dieser König stritt für den Bürger seines Landes. Als beide aus der Kirche traten, schien das Suum cuique im Sterne des Ordens, der den Oberstenrock des Königs schmückte, heller zu strahlen.

— — — — — — — — — — — —

Danckelmann starb 1722 — — — im Alter von 80 Jahren. Heute noch steht sein Palast und der seines Feindes, des Grafen von Wartenberg, des Gatten der Schifferstochter zu Emmerich.

Italienische Staatsmänner.

Von dem Verfasser der „Feldherren, Räthe und Feinde des zweiten Kaiserreiches."

III. Der Cardinal Antonelli.

Wenn wir und andere der besten Freunde Italiens zur Zeit jener wunderbaren Erfolge, welche seine Einigung gleichsam improvisirten — unsre Bedenken über die Lebensfähigkeit des verjüngten Landes aussprachen, so erhielten wir gewöhnlich folgende Antwort: „Daß die schaffende Natur uns bestimmt hat, ein Land zu sein, das beweisen die mächtigen Gebirge, welche uns im Norden vom übrigen Europa trennen und die beiden Meere, welche uns umschlingen; — daß wir trotz aller Zersplitterung stets ein Land gewesen sind, das beweisen die großen unsterblichen Maler, Bildhauer, Poeten, Componisten, welche das Licht der Welt in den verschiedensten Gegenden unsrer Halbinsel erblickten, dennoch nur italienische Kunst trieben und weder Piemont, noch Toscana noch Sicilien, sondern Italien berühmt gemacht haben — und daß die Zukunft uns die Hoffnung nicht nehmen wird, ein Land zu sein, das wissen wir; denn außer der Basis einer eng abgeschlossen geographischen Lage, einer Sprache, einer Literatur, einer Kunst, haben wir die durch nichts zu erschütternde Grundlage einer Religion; ... gute oder schlechte — wir sind alle Katholiken; — die für jegliche Einigung gefährlichste Frage — die religiöse, wird also bei uns gar keine Rolle spielen."

Es war an dieser Antwort kein Iota auszusetzen — bis ins kleinste Detail war sie geschichtlich wahr — nach Vernunftbegriffen logisch! — Und dennoch wissen unsere Leser, daß gerade die religiöse Frage es ist, welche die Einheit unterminirt und das Land heute an den Rand des Abgrundes geführt hat. — Man wird behaupten, daß dem nicht so sei, daß der Besitz Roms nur eine politische, eine Machtbedeutung habe; — wir müssen dem widersprechen. Das Votum, welches Rom als Hauptstadt Italiens erklärte, war ein Schachzug — nicht etwa gegen die weltliche Macht des Papstes, wie man überall ausposaunte — sondern gegen den Katholicismus als Religion; und um uns noch deutlicher auszudrücken, fügen wir hinzu, daß diese Opposition gegen die katholische Religion nicht etwa den Zweck verbarg, einer anderen Form des Christenthums Eingang auf der Halbinsel zu verschaffen — nein — das Auftreten gegen den Papst schloß in sich eine Protestation gegen die Religion überhaupt ein. — Von diesem Standpunkte aus — dem einzig wahren, muß man, um sich eine richtige Ansicht der Thatsachen zu verschaffen, die Ereignisse der letzten Jahre betrachten. Auf der einen Seite sogenannte Philosophen und Freidenker des neunzehnten Jahrhunderts und auf der anderen der, welchen soviel hundert Millionen Menschen als den Vicar ihres Heilands auf der Erde anerkennen; — die einen, welche ihren Angriff unter der Maske von materiellen Interessen verbargen — der andere, der augenblicklich das rauschende Banner der Religion entfaltet; — auf dieser Seite eine große Anzahl von aufrichtig denkenden Menschen, welche wirklich glauben, man ziehe nur gegen den „König von Rom" zu Felde, und die somit die große Masse bilden — auf der andern, neben den energischen und weitsehenden Streitern für die Rechte ihres Gottes, eine Unzahl von Fanatikern, welche in jedem Lüftchen eine tödtliche Gefahr für ihr religiöses Gewissen befürchten.

Das sind die zwei Parteien, welche die religiöse Seite der

italienischen Einheitsbestrebungen hervorgerufen haben, und anstatt daß, wie man anfangs behauptete, diese Frage gar keine Rolle spielen würde, ist sie es, welche am innersten Mark des Landes nagt — es langsam aufzehrt und es fast widerstandslos allen schlechten Einflüssen von innen und außen in die Arme treibt.

Der Mann, welcher in dieser Frage bis jetzt die Hauptrolle gespielt hat, der von vielen der aufrichtigsten Katholiken angeklagt wird, dieselbe geflissentlich zu verbittern, damit die Einheit Italiens daran zu Grunde gehe, ist der Cardinal Giacomo Antonelli, Präsident des päpstlichen Ministerrathes, Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Präfect der apostolischen Paläste.

Bevor wir eine Skizze von dem Leben dieses außergewöhnlichen Mannes entwerfen, müssen wir den Leser darauf aufmerksam machen, daß es weder unsere Absicht ist noch sein kann, den „Priester" im Cardinal Antonelli zu besprechen — eine Persönlichkeit, welche so vielen unsrer Leser als geheiligt dasteht (übrigens hat der Cardinal seit 1835 keine Messe mehr gelesen) — sondern daß wir nur von dem Staatsmann sprechen, welcher seit länger als zwanzig Jahren die Schicksale der Bevölkerung des Kirchenstaates lenkt und eben in seiner Stellung als Staatsmann und nicht als Cardinal jene Weltberühmtheit erlangt hat, welche seinen Namen in der italienischen Geschichte unvergeßlich machen wird.

Er wurde 1806 in Sonnino, einem elenden Flecken an der neapolitanischen Grenze, geboren, und die Verhältnisse seiner Familie berechtigten keineswegs zu der Hoffnung, daß einst Italiens Schicksale durch den Willen dieses Kindes eine Wendung erhalten würden. Sein Großvater war Schmuggler und zu gleicher Zeit, was man in den Abbruzzen „manutengo" nennt; d. h. er versorgte die Briganten mit Lebensmitteln und kaufte ihnen das ab, was sie sich „auf der Landstraße verdient" hatten. Nach dem Tode dieses Ehrenmannes trieb der älteste Sohn das Geschäft weiter; es scheint jedoch, daß er nicht die Talente und die Vorsicht seines Vaters besaß, oder daß er sich verleiten ließ, selbst an besagten geschäftlichen Transactionen auf der Landstraße Theil zu nehmen; — kurz, die Franzosen, welche damals Italien inne hatten und dem Brigantenthum arg zu Leibe gingen, ergriffen eines Tages die ganze Bande von Sonnino — hielten ein Kriegsgericht und am nächsten Morgen hing auf dem großen Platze des Dorfes an einem improvisirten Galgen der Leichnam des Oheims des zukünftigen allmächtigen Cardinals, und auf dem Brette über dem Strafgerüste konnte man mit großen Buchstaben lesen: „Pietro Antonelli — Ladrone."

Der Bruder Pietros — der Vater des Cardinals, schien sich die Lehre zu Herzen genommen zu haben; denn während der Anwesenheit der Franzosen in Italien brach er alle Beziehungen mit seinen Freunden im Gebirge und jenseits der Grenze ab und fristete sein Leben jahrelang auf eine sehr kümmerliche Weise durch Holzhacken. Nachdem jedoch die päpstliche Regierung wieder eingesetzt und eine mildere Praxis geübt wurde, sehen wir auch wieder einen gewissen Wohlstand in der Familie Antonellis; — er hing die Axt und die Säge an den Nagel — war oft abwesend, und lebte, man wußte nicht wovon. Die Pamphletisten, welche unzählige Schriften gegen den Cardinal veröffentlicht haben, behaupten, daß sein Haß gegen die Franzosen und insbesondere gegen die napoleonische Regierung von jener Hinrichtung seines Oheims herstamme; daß er sogar als Jüngling den Schwur gethan habe, sich an den Franzosen zu rächen. Es muß dies eine Verleumdung sein; der Mann, welcher so viele Todesurtheile hat ausfertigen lassen, muß es wohl begriffen haben, daß solche Gewaltmaßregeln oft geboten sind; — wohl möglich ist es jedoch, daß die ersten Eindrücke des Kindes, welcher in seiner Familie hundertmal täglich die Franzosen und Napoleon verfluchen hörte, selbst bei dem Manne nicht ganz sich verwischen konnten — wenigstens kann seiner Antipathie gegen Frankreich und dem jetzigen Herrscher kein anderer triftiger Grund beigelegt werden.

Jedoch selbst der päpstlichen Regierung wurde das Treiben in Sonnino zu arg, und eines Tages schickte der Papst eine Delegation mit einer Compagnie Gensdarmen hin, welche den merkwürdigen Befehl mit sich führte — einen Befehl, dessen Authenticität erwiesen ist — eine genaue Untersuchung anzustellen, ob nicht ein ehrliches Familienhaupt in dem Flecken wohnhaft sei, und im entgegengesetzten Falle das ganze Nest . . . zu zerstören. — Die Delegation untersuchte drei Wochen lang — und am zweiundzwanzigsten Tage gab sie den Bewohnern den Befehl, in vierundzwanzig Stunden ihre Häuser zu räumen, und in der vierten Woche war der ganze Ort der Erde gleich gemacht. — Daß so etwas noch im Jahre 1819 sich ereignen konnte, scheint uns heute unglaublich, und noch merkwürdiger, aber charakteristisch genug für jene Bevölkerung, erscheint es, daß die Delegation unter ungefähr zweihundert Familienhäuptern kein einziges fand, um dessen willen sie die Stadt verschont hätte. — Antonellis Vater war von den Bewohnern Sonninos der einzige, welchem es gelungen war, während der Untersuchung sein Hab und Gut in Sicherheit zu bringen — es war, als hätte er Kenntniß von den geheim gehaltenen Befehlen des Delegaten gehabt; und deshalb verbreitete sich das Gerücht, welches der Wahrscheinlichkeit nicht im geringsten entbehrt, daß er den päpstlichen Gensdarmen als Spion gedient und über das Treiben seiner Landsleute Auskunft gegeben hätte. — Bei solchem Gerüchte, welches unter Italienern cursirte und besonders bei Männern, deren Wohnsitz zerstört war und die sich mit Weib und Kind mitten auf der Landstraße befanden, hielt es Antonelli für das Rathsamste, so viel Entfernung wie möglich zwischen sich und Sonnino zu legen, — und wir sehen ihn unter dem Schutz der Gensdarmen mit seiner ganzen Familie nach Rom übersiedeln. — Die Behauptung, daß er sich der Polizei verkauft habe, fand hier neue Nahrung, denn einige Wochen nach seiner Niederlassung in der Hauptstadt der katholischen Welt wurde sein Sohn Giacomo in das große Seminar aufgenommen, eine Begünstigung, welche ein armer Holzhacker sicherlich nicht erlangt haben würde, wenn nicht besondere Verhältnisse dabei obgewaltet hätten.

Wir haben uns nicht gescheut, das Allbekannte hier wieder zu erzählen; denn es kann dem römischen Ministerpräsidenten nur zur Ehre gereichen, die großen Hindernisse, welche seine Geburt und die Vergangenheit seiner Familie ihm in den Weg legten, durch Fleiß und Talent überwunden zu haben. — Es war, als wenn der dreizehnjährige Knabe schon das richtige Bewußtsein dieses Verhältnisses hätte; denn sein Betragen im Seminar war so musterhaft, seine Aufmerksamkeit und sein Fleiß dermaßen anhaltend, daß er bald von den Lehrern ausgezeichnet wurde und sich mit der Zeit ihre Liebe und bereitwillige Empfehlungen erwarb. — Er war kaum zwanzig Jahre alt, als die Aufmerksamkeit des Papstes Gregor XVI. bei einem Besuche des Seminars auf ihn gelenkt wurde und er in einer halbstündigen Unterhaltung mit dem heiligen Vater diesen durch wirkliches Wissen und durch einschmeichelndes Betragen so für sich zu gewinnen wußte, daß er ihm seinen Schutz für seine fernere Carriere versprach. Vom Papste befragt, ob er geistliche oder weltliche Beschäftigung für seine Zukunft wünschte, zögerte er nicht, sich für letztere auszusprechen. In seinem dreiundzwanzigsten Jahre erhielt Antonelli die Priesterweihe und wagte es, dem Papste sein Versprechen in die Erinnerung zurückzurufen. Gregor, weit entfernt, darüber zu zürnen, nahm ihn zu sich und unter seiner persönlichen Leitung begann der junge Mann die staatsmännische Carriere.

Die Verleumdung, welcher der spätere Cardinal und Premierminister so viele schwache Seiten bot, hat dieser hohen Gunst des Papstes für den Holzhackersohn allerhand Motive untergeschoben. Wir können wirklich nicht einsehen, warum ein Fürst sich nicht für einen jungen Mann interessiren sollte, in welchem er außergewöhnliche Befähigungen entdeckt zu haben glaubt und besonders ein Papst, welcher — die Verhältnisse mögen liegen, wie sie wollen — die sich dem Priesterstande Weihenden doch immer mehr oder weniger wie seine Kinder betrachtet. Giacomo Antonelli mit seinen wirklich unleugbaren Talenten besaß schon damals die Kunst des geschmeidigsten Benehmens, des wohlwollendsten Blickes, des einschmeichelndsten Lächelns in solchem Grade, daß dieses alles wohl genügte, um einen Greis, der — obgleich die katholische Christenheit ihn „Vater" nennt, sich dennoch als Mensch oft recht einsam fühlen muß — an sich zu fesseln und seine ununterbrochene Gunst zu genießen.

So sehen wir denn auch seine Carriere reißende Fortschritte machen. Er wird zuerst Prälat mit dem Prädicate: Monsignore und einer Pfründe — dann Assessor am obersten Criminalgericht — dann Legat in Orvieto, später in Viterbo und Macerata, — Unterstaatssecretär im Ministerium des Innern — und endlich im Jahre 1845 Großschatzmeister der apostolischen Kammern, eine Würde, welche unserem Finanzminister entspricht. — Wir haben uns bemüht, indem wir diese Periode des Lebens Antonellis studirten, in seinem Verhalten, in seinen Leistungen — ja selbst in seinen Ideen eine Berechtigung zu der hohen Gunst, welche er genoß, zu suchen. — Wir

fanden nichts! Keine einzige Neuerung, keine Verbesserung in seiner Verwaltung — nichts; er war ein Legat wie hundert andere vor und nach ihm es gewesen, er ließ alles seinen alten Schlendrian gehen, verwaltete die Finanzen . . . viel schlechter, als sein Vorgänger Tosti, beschäftigte sich sehr wenig mit Glaubenssachen, stimmte vollständig mit Gregor in dessen Antipathie gegen die liberalen Zuckungen, welche Europa schon zu durchströmen anfingen, überein — war in einem Worte ein ganz gewöhnlicher Beamte, welcher seine rasche Carriere nicht im geringsten zu verdienen schien, und der weiter nichts für sich hatte, als . . . eben sein einschmeichelndes Lächeln und seine übergroße Freundlichkeit gegen alle die, welche sich ihm näherten — selbst gegen die, die er bestrafte.

Das Jahr 1846 ward ein Wendepunkt in seiner Carriere — der Tod hatte ihm seinen Beschützer Gregor XVI. hinweggerafft, und der Erzbischof von Imola hatte den Stuhl Petri mit ganz anderen Ideen bestiegen, als sein Vorgänger, der starre Gregor. Das edle Herz Pius IX. schlug schwärmerisch für Völkerfreiheit und Völkerglück — und in Liebe für sein so reich gesegnetes Italien kam ihm keiner der sogenannten Patrioten gleich. Das mußte ein Wendepunkt im Leben Antonellis — des Ministers Antonelli meinen wir — sein; und jetzt entwickelt er zum ersten Mal das, was man gewöhnlich „diplomatisches Genie“ zu nennen pflegt.

Kaum ist Pius IX. auf seinem Throne installirt, als der Finanzminister eine geheime Audienz von ihm erbitten und ihm seine Schuld bekennt, so lange Zeit einem weltlichen Regierungssystem seine Dienste geleistet zu haben, welches er tief im Inneren seines Herzens für das unrechte hielt — aber seine kindliche Zärtlichkeit für Gregor habe ihn daran verhindert, einen Schritt zu thun, welcher dem Herzen seines Wohlthäters so viel Leid zugefügt haben würde. Jetzt jedoch erlaube es sein Gewissen nicht, länger zu schweigen — er müsse alle seine Aemter niederlegen, wenn man „dem Volke nicht gerecht würde und ihm die Freiheiten gebe, die zu verlangen es ein Recht habe.“

Es darf niemand die Aufrichtigkeit der Worte eines Mannes bezweifeln, wenn derselbe bereit ist, sie durch Thaten zu bekräftigen. — Mögen die Leser von diesem Schritte Antonellis sich eine Meinung bilden, wie es ihnen beliebt — wir haben die unsere; aber wir müssen die Thatsache erwähnen, daß er alle Anstalten machte, um seine Gesinnungsumkehr allen Anzweiflungen zu entziehen. — Die erste Folge derselben war freilich, daß Pius IX. sich immer enger an den Mann anschloß, welcher mit so voller, inniger Ueberzeugung sich ganz seinen Ideen ergeben hatte und der ihm am geeignetsten schien, all die Glücksträume zu verwirklichen, welche er für sein Volk erträumt. Schon am 12. Juni — bei der ersten Cardinalspromotion erhielt der Sohn des Holzhackers von Sonnino den Hut, welcher die höchste geistliche Würde bezeichnet — er blieb Finanzminister und ward Präsident der Staatsconsulte, eine Art von außerordentlicher Commission, welche die Aufgabe hatte, „die Epoche zu prüfen und Reformen vorzuschlagen“. — Diese Commission erfüllte ihre Aufgabe aufs gewissenhafteste — sie machte die patriotischsten Vorschläge, und ihr ist es nicht als Schuld beizumessen, wenn der Ministerrath dieselben nicht genehmigte. Antonelli spielte hier eine Rolle, welche fast ans Komische grenzt; — als Präsident dieser Commission trug er die von ihr gemachten Vorschläge, denen er als Präsident beigestimmt, dem Ministerrath vor, und stimmte als Minister . . . dagegen. Auch war er Mitglied jener anderen Commission, welche am 14. März 1848 dem römischen Volke die berühmt gewordene Constitution gab, der Antonelli als Minister sich wohl nicht ein einziges Mal gefügt hat.

Wir besitzen sehr wenig verbürgte Details über Antonellis Wirksamkeit in jener Zeit, und da es uns widersteht, all die Gerüchte, welche hierüber circuliren, wiederzugeben, so wollen wir uns auf das rein Geschichtliche dieser Epoche so seltsamer Widersprüche beschränken. Nur eine seiner Antworten ist uns von einem Ohrenzeugen wiederholt worden, dessen Wahrhaftigkeit nicht angezweifelt werden kann. Vom Fürsten Torlonia — dem bekannten Geldmanne, befragt, wie es um die liberalen Neigungen Sr. Heiligkeit stehe, antwortete er mit seinem stets freundlichen Lächeln: „Credo ch'é guarito“ — „Ich glaube, er ist geheilt.“

Noch im selben Monat März ward Antonelli Ministerpräsident eines Ministeriums, welches in seiner Majorität — sechs zu drei — aus Laien bestand und konnte sich wirklich eine Zeit lang der vollen Popularität der Römer erfreuen, besonders als er die 17,000 Mann starke päpstliche Armee dem Könige Carl Albert zu Hilfe sandte. Jedoch das heilige Collegium begriff die Tragweite der Maßregeln Antonellis nicht und glaubte wirklich, daß er ein Revolutionär sei; der Papst wurde förmlich von den Cardinälen belagert — man sagt sogar: bedroht, und man sah den Zeitpunkt voraus, wo Antonelli vom Staatsruder fortgedrängt werden würde. — Da gab er seinen Collegen noch einen der hart angegriffendsten Beweise seines „diplomatischen Genies.“ — Er bewog den Papst zu einer Erklärung, daß er — Antonelli — gegen seinen Willen gehandelt habe, indem er die päpstliche Armee gegen die Oesterreicher gesandt, daß dies niemals sein Gedanke gewesen, und daß die Truppen, welche am 16. Juni bei Vicenza capitulirt hatten, augenblicklich zurückzurufen seien.

Ein einziger Schrei der Entrüstung ertönte durch den ganzen Kirchenstaat bei dieser Maßregel, zumal, da einige Indiscretionen begangen waren und man sich bis ins kleinste Detail die Scene erzählte, in welcher Antonelli an der Spitze seiner Feinde, der Cardinäle, den betrübten Papst fast gezwungen hatte, ihn zu desavouiren. — Er legte das Portefeuille nieder und zog sich, anscheinend tief zerknirscht über seine Ungnade, von allen öffentlichen Geschäften zurück. — Doch eigenthümlicher Weise und vielleicht ihm selbst unbewußt hatte er im Herzen des Papstes sich durch diesen Schritt einen noch festeren Anhalt wie früher gewonnen. Edle Charaktere, wirklich hochherzige Geister, werden nie die Verschlingungen der Diplomatie zu begreifen fähig sein. Für Pius IX. war dieser Schritt Antonellis — wie Graf Mamiani, der Nachfolger des Cardinals im Ministerium, uns erzählte, der schlagendste Beweis, daß der, welcher, „um die Kirche zu retten“, sich einer so öffentlichen Ungnade aussetzt — ja dieselbe selbst provocirt — der getreueste Diener dieser Kirche und seines Herrn sei. — Man kann solche tugendreiche Seele nur anstaunen und verehren — man wagt nicht zu klagen, daß der Contact mit „Menschen“ so wenig ihr geschadet — man wagt nicht zu wünschen, daß sie dies erhebende Vertrauensgefühl verlieren möge.

Antonelli blieb nur wenige Tage in seiner Zurückgezogenheit — er ward jetzt der geheime Rathgeber des Papstes und correspondirte in seinem Namen mit Carl Albert und Gioberti. Er war es, welcher das Ministerium Mamiani zum Rücktritt zwang und dasselbe durch das Ministerium Rossi ersetzte; — er war es, welcher nach der Ermordung des Grafen Rossi dem Papst keine Ruhe und Rast ließ, bis er ihn zur Flucht bewogen, und er arrangirte alle Details dieser Flucht mit dem bairischen Gesandten Grafen Spaur und dessen Gemahlin. Pius IX. weinte wie ein Kind, als er Rom verließ, und als der Pater Rothaan, der General der Gesellschaft Jesu, ihm zum hundertsten Male die Versicherung gab, die Liberalen trachteten ihm nach dem Leben, soll er geantwortet haben: „Mein Blut würde ihnen vielleicht die Ueberzeugung gegeben haben, daß das Christenthum die beste der Freiheiten ist.“

Wir können natürlich diese Worte nicht verbürgen, die jedoch allgemein als gesagt angenommen werden, und die ganz im Charakter Pius IX. liegen, des wohlwollendsten, reinsten und edelmüthigsten Papstes, der je auf Petri Stuhl gesessen.

Von dem Aufenthalte des päpstlichen Hofes in Gaëta datirt eine neue Epoche im Leben und in der Wirksamkeit des Cardinal Antonelli. Der Papst ward hier von ihm und seiner anderen Umgebung gründlich von seinen liberalen Neigungen „geheilt“, und wenn er manchmal zögerte, diese oder jene Maßregel zu ergreifen, dann konnte Antonelli mit einem gewissen Rechte sich selbst als Beispiel anführen — er selbst, der ja auch einst liberal gewesen und der jetzt nur in der strengsten Reaction das Heil für die Kirche, den Staat und die Gesellschaft erblickte. — Von dieser Epoche an datirt auch sein Kampf mit Frankreich und dem unterdes zum Präsidenten der französischen Republik erwählten Prinzen Louis Napoleon.

Es war alles so schön vorbereitet — Piemont niedergeworfen, in Oesterreich und Neapel ein System der Reaction, wie man in den schlechtesten Zeiten ein gleiches nie gekannt — in Spanien der General Narvaez, jener finstere und unheilvolle Mann am Ruder, in den die Seele eines Torquemada gefahren zu sein schien — und nur in Rom wehte das blutigrothe Banner Mazzinis, welcher die weltliche Macht des Papstes für aufgehoben erklärt hatte und das Reich des ewigen Heils als gekommen proclamirte, während man in Ancona, Bologna und Spoletto mordete. — In einer an die katholischen Mächte gerichteten Proclamation forderte Antonelli, welcher seine Ministerstelle

in Gaëta wieder eingenommen hatte, von Oesterreich, Spanien, Frankreich und Neapel Hilfe gegen die Revolution und Wiedereinsetzung des Papstes in seine Rechte! Dieses Schriftstück war nur eine leere Formalität, welche beobachtet zu haben wohl oft genug von Antonelli und der Curie bereut worden ist. Der Aufruf richtete sich ja eigentlich nur an Oesterreich, welches Toscana und die Legationen besetzt hatte und das man vor allen in Rom wünschte. — Wer hätte aber auch denken können, daß das republikanische Frankreich allen anderen Nationen zuvorkommen und daß General Oudinot schon vor Rom stehen würde, ehe noch von Wien der Befehl des Vorrückens gegeben wäre? — Es war dies das erste Zeichen einer neuen Politik, welche über Frankreich gekommen war und die mit seltsamem Verständniß die europäischen Fragen auf eine ganz andere Art wie früher auffaßte und demnach Jahre lang beherrschte.

Es ist hier der Ort nicht, näher auf die Folgen der französischen Occupation in Rom einzugehen und zu ergründen, warum dieselbe mit kurzer Unterbrechung beinahe zwanzig Jahre gedauert — trotz der enormen Kosten, trotz des Widerstandes eines großen Theils der Franzosen und des Zornes ganz Italiens — ja, trotz des Mißbehagens des römischen Hofes, dem die Franzosen verhaßter sind als alle anderen Nationen. Man muß annehmen, daß diese Gründe stichhaltiger waren, als man es allgemein glaubte; denn sonst würde die kaiserliche Regierung schon längst auf die Rathschläge ihrer besten Freunde gehört und dieselbe aufgegeben haben.

Der Wirkungskreis Antonellis von 1849 bis heute gehört zu sehr der Neuzeit an, als daß wir nöthig hätten, darüber zu berichten. Man weiß es nur zu gut, daß Pius IX. ihm die ganze Leitung der weltlichen Macht in die Hände gelegt hat, und daß vor der Geschichte Antonelli allein die Verantwortlichkeit des Geschicks des Kirchenstaates zu tragen hat. — Und das ist ein trauriges Geschick — so gemäßigt man auch immer urtheilen mag, die Wahrheit gebietet es, zu bekennen, daß der Kirchenstaat — der am schlechtesten regierte Staat Europas ist. Jedes Land hat in den letzten zwanzig Jahren Fortschritte in der Cultur gemacht — selbst Serbien und Montenegro — der Kirchenstaat ist allein auf dem Standpunkt vollkommener Vernachlässigung stehen geblieben. Es ist unsre feste Ueberzeugung, daß das geistliche Oberhaupt der katholischen Kirche seine weltliche Stellung behaupten muß, um unabhängig zu sein; aber auf der anderen Seite kann und darf Europa nicht müßig zusehen, wenn in seinem Herzen Zustände bestehen, die mehr an Marokko erinnern als an die einstige Welthauptstadt. — Wir haben eifrige Katholiken gesehen, die Hab und Gut für ihre Religion opferten — die nach Rom gekommen waren, um ihr Blut für die ihnen heilige Sache hinzugeben — und die nach einigem Aufenthalte dieselbe Meinung wie wir über die unglückseligste aller Regierungen hatten.

Dem Cardinal Antonelli gebührt die Verantwortlichkeit von all diesem Uebel — er hat sich mit dem bedauernswerthesten Starrsinn einer jeglichen Reform, selbst der geringsten, bis jetzt widersetzt — er ist von neuem jener Zögling Gregors geworden, der er in seiner Jugend war; und die weltliche Macht, die der Papst in seine Hände gelegt hat, ist ein Unglück für die Bevölkerung, wie es kaum ein zweites gegeben hat. — Wir sprechen hier nur von der administrativen Seite seiner Verwaltung; seine äußere Politik hat für die katholische Welt ein viel günstigeres Resultat gehabt — daran ist kein Zweifel. Es ist ihm gelungen, dem Papstthum den Nimbus des Martyrthums wiederzugeben, er hat seine Feinde so weit gebracht, daß sie dem Papstthum Unrecht angethan haben, daß man in der ganzen Welt, selbst in protestantischen Ländern, dies zugesteht, und das hat den Eifer für die katholische Kirche auf eine wunderbare Weise wieder erweckt. Die politischen Zeitungen mögen so viel spötteln, wie sie wollen, es ist für jeden aufrichtigen Denker, zu welcher Religion er auch immer gehöre, ein ergreifendes Schauspiel, inmitten einer Zeit wie die unsere, welche fast ausschließlich materiellen Interessen fröhnt — das dieser tausende von Männern und Jünglingen, meistens den besseren Ständen angehörend, welche Söldnerdienste für eine Sache nehmen, welche nur ihr Gewissen befriedigt und bei der weder Ruhm noch materieller Gewinn ist; sondern in den meisten Fällen Verkennen ihrer Absichten und . . . Gefahr der Lächerlichkeit!

Sonderbare Fügung — der Katholicismus als Religion hat dem Cardinal Antonelli, der sich wenig darum kümmerte, einen neuen Aufschwung zu verdanken gehabt, während das Land, welches seiner weltlichen Macht unterworfen ist, vollständig zu Grunde geht.

* * *

Der allvermögende Minister Pius IX. ist zwei und sechzig Jahre alt und ein Mann von mittlerer Größe; sein Teint ist olivenfarbig und sticht wenig von seinen glühenden Augen ab, welche fast noch mit jugendlichem Feuer leuchten. Er ist die personifizirte Freundlichkeit; sein Lächeln ist süß wie Honig und seine Bewegungen sind rund und graziös wie die einer Frau. Niemand würde in ihm den erkennen, welcher mit solcher Energie wie er seit zwanzig Jahren, vorgeht. Er ist die vollendetste Incarnation eines Diplomaten der Talleyrandschen Schule, der, wie man sagt: „das Wort nur dazu dient, um die Gedanken zu verbergen!" — Die Gesandten, und besonders der französische, wissen ein Lied hiervon zu singen. Selbst das Privatleben des Cardinals hat zu vielen recht unangenehmen Erörterungen Anlaß gegeben — er hat seinen Brüdern, von denen der eine unfähiger ist als der andere, die einträglichsten Stellen im Staate gegeben, hat sie in den Grafenstand erheben lassen, und man zählt die Familie des früheren Holzhackers von Sonnino jetzt zu den reichsten Roms — besonders seinen älteren Bruder, den früheren Schatz- und Bankdirector.

Er ist über alle Maßen verhaßt — verhaßt, wie man es nur in Italien sein kann. Merkwürdiger Weise erhob sich im Jahre 1862 plötzlich unter den Cardinälen des heiligen Collegiums wie ein Lauffeuer, daß Antonelli die ganze Welt täusche und mit dem König Victor Emanuel in geheimer Verbindung stehe. Wo dieses Gerücht seinen Ursprung hatte, weiß man nicht, jedoch wir können aus zuverlässigster Quelle bestätigen, daß die Spitzen der Staatsverwaltung darüber in eine unbeschreibliche Aufregung kamen. Einer seiner dienstthuenden Edelleute, mit Namen Fausti, wurde vor seinen Augen arretirt und trotz seiner Verwendung und des beharrlichen Leugnens des Angeklagten, als Mitglied des Nationalcomittees auf die Galeere geschickt. — Es soll harte Scenen im Vatican gegeben haben, doch es scheint, daß Antonelli sich hat rechtfertigen können, denn er hat kein Atom seiner Macht verloren.

. . . . Antonelli mag ein großer Staatsmann sein, — er mag mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben, die bei der Abgeschlossenheit des Vaticans nur wenige kennen — sein Wirken kann nie ein segensreiches werden! — Wir wollen uns nicht als Richter seines Wirkens aufwerfen, welches die Nachwelt einst . . . und wir fürchten, mit Strenge, richten wird; das Einzige jedoch, was wir bedauern, ist, daß dieser Mann, dessen diplomatische Functionen vielleicht ein Abweichen von den strengen Regeln bürgerlicher Gradheit erheischen, ein Priester ist, daß er dasselbe Gewand trägt, welches einst Pius IX. trug, als er noch Mastai Feretti hieß!

Antonelli und Rattazzi sind zwei gleiche Geister in der Politik — aber der schädliche Einfluß Rattazzis wird für Italien längst verschmerzt und vergessen sein, wenn der Antonellis noch lange nagend am innersten Marke fortbestehen wird.

Wir und hunderttausende mit uns haben es nie einsehen gelernt, warum die weltlichen Angelegenheiten des heiligen Stuhles nicht von Laien geleitet werden können, wie es der Brief Napoleons an Edgar Ney verlangt . . . wir wissen aber gar wohl, welches höhere Ansehen die katholische Kirche dadurch gewinnen würde!

Deutsche Buchhändler.

II. Caspar Braun, der Vater der Fliegenden Blätter.

Von Erwin Förster.

Vor dem Schaufenster der großstädtischen Buch- und Kunsthandlung sowohl als vor der Auslage des einfachen Dorfbuchbinders spielt sich für den aufmerksamen Beobachter ein Stück deutscher Kultur- und Sittengeschichte ab, welches mit dem Manne, dem diese Zeilen gewidmet sind, in engster Verbindung steht. — Es ist der Sieg des Holzschnittes, es ist der Triumph der ins Volk gedrungenen, zum Gemeingut gewordenen Kunst.

In den schönen Dörfern des bairischen Gebirgs sehen wir den

büchsengewandten Holzknecht schmunzelnd sein Scheibenbild betrachten, das er sich um wenige Kreuzer zum sonntäglichen Schießen erstanden hat, — aus dem Buchladen der norddeutschen Residenz kommt der Gelehrte, in der Hand den Bogen mit den „bösen Buben von Korinth,“ an deren unwiderstehlicher Komik er sein ernstes Herz erfreut, und der Schulbube, der sich seinen Groschen erspart hat, trägt jubelnd seinen Bilderbogen mit Leutemanns Thier- und Jagdbildern oder mit einem Schwindschen Märchen nach Hause.

Wahrlich, wenn wir das Gedränge betrachten und die erfreuten Ausrufe hören, die stets vor dem Buchladen entstehen, wenn eine neue Sammlung Bilderbogen oder anderer Holzschnittwerke ausgestellt sind, so will es uns kaum glaublich erscheinen, daß unser Volk noch vor fünfundzwanzig Jahren ohne alle diese Schätze auskommen konnte und mußte. Ja, die Kunst des Holzschnittes war in Deutschland, ihrem Geburtslande, wo vor mehr als 300 Jahren Albrecht Dürers Hand mit schwerfälligen Werkzeugen sich abmühte, seinem Volke die ersten Holzschnitte in einfach-schmuckloser Form zu bieten, — fast verloren gegangen. Das Ausland schickte uns Abklatsche seiner meist mittelmäßigen Illustrationen, und das einstmals als einziges illustrirtes Blatt weitverbreitete Pfennigmagazin, welches in langen Artikeln zu beweisen suchte, daß der nebenstehende schwarze Klecks den Paradiesvogel oder das Bild eines indischen Fürsten vorstelle, zeugt davon, mit welch geringer Waare Deutschland sich behelfen mußte.

Zu den Männern, welche sich zuerst der alten Kunst wieder annahmen, sie zu erneutem Leben in Deutschland erweckten und sich dadurch ein hohes Verdienst um die Bildung und Veredlung des Volkes erwarben, gehört in vorderster Linie der Münchener Historien- und Genremaler, der spätere Holzschneider und Verlagsbuchhändler Caspar Braun in München. Wie Unzelmann und Gubitz im Norden, so schuf er als erster im Süden Deutschlands eine selbstständige freie deutsche Holzschneiderschule, auf deren Schultern sich die späteren, heute in hohem Ansehen stehenden, aufbauten.

Braun ist 1807 zu Aschaffenburg geboren, lag erst den Gymnasialstudien in seiner Vaterstadt ob, ging aber 1827 nach München, um an dieser Academie sich der Kunst zu widmen. Naglers Künstlerlexikon nennt seine Oelbilder, meist Schlachten und romantische Darstellungen, „correct und sauber“; allein trotz dieses Vorzugs, den er mit manchem andern Mitglied der ältern Münchener Schule theilt, würde sein Ruf als Künstler kaum ein so verbreiteter geworden sein, als jetzt, wenn er sich nicht im Jahre 1837 im Holzschnitt versucht hätte. Die ersten Arbeiten dieser Art suchte er mit keinem andern Werkzeug auszuführen, als mit dem Taschenmesser; natürlich mußten sie roh und unbeholfen bleiben, und wer weiß, ob er sie nicht wieder aufgegeben hätte, wären nicht damals die Fabeln Lafontaines, von Grandville illustrirt, im Holzschnitt erschienen. Braun sah jetzt, woran es ihm fehlte, und so faßte er schnell den Entschluß, nach Paris zu gehen und dort seine Studien fortzusetzen.

Mit guten Hoffnungen und frohen Muthes brach er noch in demselben Jahre mit seinem Freunde Rehle dorthin auf. Er hatte in München viele gute Bekannte, die sich gerne auf ihre freundschaftlichen Beziehungen zu französischen Künstlern etwas zu Gute thaten und ihm eine Menge Grüße und Empfehlungen mitgaben, welche Braun als Springwurzel für die Schlösser ihrer Ateliers zu benützen hoffte; allein bald stellte sich's heraus, daß die Springwurzel keine Kraft hatte. Die französischen Maler wollten von den guten Bekannten in München nichts wissen und Braun sah sich allein in der großen Stadt ohne Aussicht, den Zweck seiner Reise erreichen zu können. In dieser Verlegenheit faßte er sich ein Herz, ging schnurgerade zu Grandville selbst, stellte sich ihm als deutschen Künstler vor und bat ihn, nachdem er seinen Schritt durch die Noth entschuldigt hatte, um Rath und Hilfe. Grandville aber stand die Kunst höher, als Convenienz und Nation; mit biederer Herzlichkeit empfing er Braun, und als letzterer im Laufe des Gespräches den Wunsch äußerte, bei dem berühmten Holzschneider Brevière eingeführt und wo möglich sein Schüler zu werden, fuhr Grandville noch denselben Nachmittag mit seinem deutschen Gaste in dessen Werkstatt. Mit Dank und Rührung gedenkt Braun noch heute der Aufnahme bei diesen beiden französischen Meistern, bei welchen ihn keine andere Empfehlung eingeführt hatte, als die Achtung, welche sie vor ihren deutschen Collegen fühlten.

Bald gestaltete sich das Verhältniß des Meisters zum Schüler zu dem des Freundes zum Freunde, und es wurde nur noch befestigt, als später Brevière den eigenen Sohn zu Braun nach München in die Lehre schickte. Ende des Jahres 1839 kehrte Braun aus Paris nach München zurück; hatte er auch dort der Liebe und Freundschaft viel erfahren, sein Herz und seine Hand waren deutsch geblieben.

Die nächsten Jahre benutzte Braun zu Reisen in Deutschland und hier war es, wo er Studien über die Mißstände machte, die damals allerorts in unserem Vaterlande herrschten und die er später so glücklich und mit so vielem Humor verwendete, daß wirklich so manches Uebel gehoben wurde, bis der Anbruch einer neuen Zeit die Mehrzahl der noch übrig gebliebenen im Sturme wegfegte.

Es ist zum Verständniß von Brauns Wirken und Verdiensten nahezu nothwendig, an das Leben und Treiben in München zu erinnern, das er bei seiner Rückkehr vorfand. Seit Beckers Lied: „Sie sollen ihn nicht haben den freien deutschen Rhein“ verklungen war, trat eine Ruhe im politischen Leben des Volkes ein, welche geradezu Theilnahmlosigkeit für alle öffentlichen Angelegenheiten genannt werden muß und was ja wie Theilnahme aussah, verbot eine allmächtige Polizei. Wo aber der Mensch mit Menschen lebt, richtet sich sein Blick aus den engen Wänden seines Hauses auf die Bedürfnisse der Allgemeinheit und wo ihm die Gewalt dies verbietet, muß sein Interesse auf ungefährliche Dinge abgelenkt werden. In München war es die Kunst, und weil der Münchner seine Vaterstadt durch sie groß und schön werden sah, so ehrte er auch die Männer, die sich ihrem Dienste geweiht, und München ward nicht nur die Hauptstadt deutscher Kunst, sondern auch der deutschen Künstler. Ihr frischer, fröhlicher Humor gewann der Gegenwart die besten Seiten ab, und sinn- und geistvolle Feste brachten das stehende Gewässer der Oeffentlichkeit in gesunde Bewegung. Zwei Gesellschaften waren es vornehmlich, in denen damals Laune und Frohsinn der Künstlerwelt ihre Blüten trieben. Die eine bestand nur aus Künstlern und ihren Freunden und hieß oder heißt vielmehr noch „Zum Stubenvoll“ nach dem Brauer, wo sie ehemals ihre Sitzungen hielt. Die Feste des Prinzen Carneval, des Dornröschens u. s. w., die festlichen Auszüge am 1. Mai gehören noch heute zu den schönsten Erinnerungen derer, die sie mit gefeiert. Die andere Gesellschaft „Liedertafel“ ergänzte die erstere; auf einer Insel in der Isar, dem sogenannten Prater, führte sie ihre Productionen auf, sang deutsche Volkslieder und bairische Schnadahüpfeln unter der trefflichen Leitung des Capellmeisters Stunz, und vornehmlich ward das „Knödellied“ immer mit besonderer Feierlichkeit angestimmt. In beiden Gesellschaften war Braun ein gern gesehenes Mitglied, gesund an Herz und Seele, eine echt süddeutsche derbe Natur von unerschöpflichem Humor.

Im Jahre 1844 hatte er, eben von Leipzig zurückgekehrt, für das Programm einer Aufführung der Liedertafel eine Illustration in Holz geschnitten, welche so allgemeines Aufsehen und so ungetheilten Beifall fand, daß Braun auf den Gedanken kam, öfter dergleichen Illustrationen zu xylographiren und in fliegenden Blättern herauszugeben; eine Sammlung deutscher Sprichwörter, die er ähnlich behandelt hatte, schien ihm vorläufig genügenden Stoff zu bieten; da er aber sich nicht verhehlen konnte, daß zu einem solchen Unternehmen eine buchhändlerische und eine schriftstellerische Kraft unerläßlich sei, so wandte er sich an seinen Leipziger Freund Friedrich Schneider, welcher damals eben in einer Regensburger Buchhandlung arbeitete und beide Kräfte in sich vereinte.

Schneider war acht Jahre jünger, wie Braun, hatte sich als Kinderschriftsteller in seinen Erzählungen: „Reinholds Schicksale, die Gemsschützen und Adelmar“ bewährt, ja eine Zeitung that ihm sogar einmal die Ehre an, ihn in einer Recension den „hochwürdigen Herrn Verfasser“ zu nennen; dabei ein Mensch von gediegenstem Charakter und, wie Braun, ein Freund gesunden Humors. Schneider ging auf Brauns Plan mit einer Art Begeisterung ein; er siedelte nach München über, und im August konnten sie die erste fertige Nummer der „Fliegenden Blätter“ herausgeben.

Das Aufsehen war ein ungeheures. Ganz München schüttelte den Kopf, wischte sich die Augen, um sich zu überzeugen, daß es nicht träume, denn ein Witzblatt war etwas ganz Unerhörtes.

Man hatte ein Jahr vorher die Leipziger Illustrirte Zeitung kennen gelernt und dachte damit schon das kaum Geglaubte in der Holzschneidekunst erreicht zu haben; jetzt aber wollte man in der guten, ehrbaren Stadt München ein Blatt gründen, das nichts als Spaß machen und weder Ordensverleihungen noch Hofnachrichten bringen sollte; fast wäre den Münchnern der Witz bei dem Witzblatte ausge-

gangen. Selbst einer unserer besten Humoristen, Graf Franz von Pocci, sagte zu Braun: „Wie lange werdet Ihr's treiben, so geht Euch der Spaß aus!“ aber er konnte sich doch nicht enthalten, schon nach ein paar Nummern den Fliegenden Blättern selbst eine Perle seines Humors, „Des Malers Reise“, anzuvertrauen.

Der Censor war freilich am meisten außer sich; wie sich jemand unterstehen konnte, in seiner Nähe Witze zu machen, war ihm unbegreiflich; auch schien's ihm eine gefährliche Neuerung, vielleicht gar eine Erfindung schlimmer Demagogen; aber es war alles so unschuldig und harmlos, so gar nichts Verfängliches darin, daß er sich zuletzt damit tröstete, daß, wenn er's nicht verstehe, wohl auch die andern Leute es nicht verständen und ließ die Nummer passiren.

Braun und Schneider waren vorsichtig genug, erst den Erfolg abzuwarten, und so kam die erste Nummer mit dem Bemerken heraus, daß die „Fliegenden Blätter“ zwanglos erschienen; aber spricht etwas laut von der Aufnahme, die sie fanden, so ist es der Umstand, daß schon die 2. ein Abonnement eröffnete und die Unternehmer sich verpflichteten, alle Wochen eine Nummer erscheinen zu lassen. Von jetzt an wurde der Donnerstag ein froher Tag für München, man wartete von einem auf den andern, denn an ihm erschienen die „Fliegenden“ und der stehende Gruß an diesem Tage wurde: „Hast du schon die „Fliegenden“ gesehen?“ Das ist nicht etwa Uebertreibung, das ist die vollste und reinste Wahrheit; der Verfasser dieses Artikels, obwohl ihm damals noch der Schulranzen an der Seite hing, erinnert sich doch dieser Thatsache so genau, als hätten unsere Blätter ihr Dasein dem vorigen Jahre zu verdanken. Alt und Jung drängte sich zum glücklichen Besitzer einer Nummer, jeder wollte sie zuerst sehen und machte ihm daher das Lesen sauer; es war ordentlich gefährlich, sie öffentlich nach Hause zu tragen, und ich wundere mich noch heute, wie es mir gelang, eine geschenkte Nummer von der Schule mit heimzubringen, ohne daß meine Genossen in einem räuberischen Anfalle sie mir abgenommen hätten. Schon im nächsten Monate waren die Fliegenden Blätter solche Lieblinge des Publikums geworden, daß der verstorbene Schwiegersohn Thiersch's, der Erlanger Professor von Schaden, sie als das köstlichste Geschenk für seine Frau nach Egern am Tegernsee mitbrachte, wo sie von Hand zu Hand ging und einige Bergpartieen ihretwegen verschoben werden mußten.

Allein nicht nur die Lesewelt interessirte sich für das neue Blatt, sondern auch Künstler, Schriftsteller und Dichter boten Braun ihre Hilfe an.

Gar manche Hand, die sonst gewöhnt war, den classischen Gestalten des alten Hellas oder den Recken der Nibelungen neues Leben einzuhauchen, griff jetzt zum Bleistift und zeigte, daß sie über dem Streben nach höchsten Idealen doch die gutdeutsche Künstlerlaune sich bewahrt habe und brachte dadurch den Kunstkenner in nicht geringe Verlegenheit, oder wer konnte es denken, daß dieselbe Hand, die den großen Räuber Rinaldo Rinaldini in die vertrauenerweckende Uniform eines Bürgerwehrobersten steckte, dieselbe war, welche den Giebel der Walhalla mit der Hermannsschlacht schmückte, oder den Coloß der Bavaria schuf, d. h., daß Meister Ludwig Schwanthaler, der Erbe von Thorwaldsens Ruhme, einer der ersten Mitarbeiter der Fliegenden war? Auch Hermann Dyk, dessen Bilder sich durch ihre große Sauberkeit auszeichnen und der später der Censur durch seine politischen Zeichnungen Nüsse zu knacken gab, fand sich ein, eben so der fleißige, unermüdliche Stauber, der selbst den allerkleinsten Figürchen Leben und Wahrheit zu geben weiß; ich erinnere nur an den „Carneval“, „Neujahr“, das „Kegelspiel“ &c. Heute noch wie vor 24 Jahren schafft er immer neue Bilder, namentlich vortrefflich, wo es gilt, den lächerlichen Verirrungen der Kleidermode in den Weg zu treten. Dieser Kampf gegen Modenarrheit bildet durch alle Jahrgänge der Fliegenden einen stehenden Artikel, Bild und Wort führen ihn, freilich — vergeblich. Einen zweiten stehenden Artikel bilden die Jagdabenteuer; wer die haarsträubenden Gefahren kennt, von welchen namentlich solche Jäger erzählen, die noch keinen Hasen getroffen, der wird zugeben, daß wohl kein dankbarerer Stoff für ein Blatt gefunden werden konnte, dessen vornehmlichste Aufgabe war, den Leidenschaften der Menschen einen Spiegel vorzuhalten, über dessen Bilder sie selbst lachen mußten. Den Anfang mit den Jagdscenen machte der leider zu früh verstorbene Maler Veit; seine Bilder sind noch heute populär, auf Bierkrugdeckel und Scheiben, auf Pfeifenköpfe und Dosen sind sie übergegangen, bald von unberufenen Händen verdorben, bald von Künstlern zu seinem ehrenden Gedächtniß auf das Porzellan übertragen.

Unter den Schriftstellern und Dichtern jener Periode waren es vornehmlich Fentsch, der Lustspieldichter Feldmann, der gemüthliche Kenner Tyrols und der bairischen Alpen, Lentner, dann Auerbacher, Dr. Nadler in Heidelberg, Kalisch. Der Dichter des Noah, Kopisch, Justinus Kerner, und Emanuel Geibel sandten Beiträge und blieben dem Blatte stets oder lange Zeit treu. J. B. Vogel dichtete das Trauerspiel Leonardo und Blondine, als eine köstliche Persiflage der gehaltlosen Operntexte; aber die köstlichste aller Figuren in diesem Jahrgang, welche fast in allen späteren wiederkehrt, schuf Franz Pocci in seinem Staatshämorrhoidarius! Man möchte weinen und lachen zugleich über den guten Mann, der da im Joche des Staatskarrens zieht, sich selbst im Bade keine Zeit zur Erholung nimmt, sondern die Muße zum Studium der Acten benützt, dem aber trotz seines Fleißes die Bündel über den Kopf zusammenwachsen und der immer näher die Zeit kommen sieht, wo wegen nicht rechtzeitiger Erledigung des ungeheuren Pensums eine Nase unausbleiblich wird. Geist und Gesundheit arbeitet er auf, bis er sich endlich auf ärztlichen Rath zum Reitunterricht entschließt, da ihm eine Gebirgsreise so schlecht bekommen. Wir sehen ihn erstarken und selbst einen so kühnen Reiter werden, daß er und sein Pferd sich über den größten Actenstoß leichtfertig hinwegsetzen. Wir freuen uns ordentlich, wenn wir ihn endlich im Hofbräuhause treffen, wo er die tröstenden Worte Fausts zu sich sagt: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein“ — selbst den muthigen Stolz können wir bei ihm nicht belächeln, mit dem ihm die Verleihung eines Ordens letzter Classe erfüllt.

Der gute, alte Staatshämorrhoidarius lebt aber noch, ein Bild beneidenswerther Zufriedenheit, eine Gestalt, würdig wie der Quintus Fixlein oder das vergnügte Schulmeisterlein Wutz besungen zu werden. Dem Staatshämorrhoidarius streicht ein Tag wie der andere gleichförmig dahin, nur daß er bei Wintertag (Nr. 1) das Aktenbündel in mächtiger Pelzverhüllung, im Sommer (Nr. 2) dagegen im Schweiße seines Angesichts schleppt. Früh um 8 Uhr geht er ins Büreau, um 12 Uhr wieder heraus, und nachmittags sitzt er wieder da, wo er eben gesessen.

Spurlos ziehen die Jahre vorbei und vermögen nicht das Schwarz seiner Perrücke zu bleichen, Winter und Sommer, Frühling und Herbst kennt er nicht; — in die grüne Stube seiner Kanzlei, auf den schwarzen, tintenbespritzten Schreibtisch fällt kein Sonnenstrahl, außer wenn sein Vorgesetzter ihn aus seiner Dose schnupfen läßt und gütig zu ihm sagt: „Staatshämorrhoidariuschen, Sie sind der fleißigste von allen meinen Arbeitern, ich werde Sie Seiner Excellenz nächstens zur Beförderung empfehlen,“ dann ist er selig, ja fähig, den tollsten Jugendstreich zu machen und wundert sich, daß nicht alle Leute Festtag machen, heute, wo er vor seinem Schreiber öffentlich gelobt wurde!

Trotz Staatshämorrhoidarius, Geibel, Kopisch und allen andern Mitarbeitern ruhte doch die Sorge, die Spalten zu füllen, hauptsächlich auf Braun und seinem Freunde. Die Mehrzahl der Zeichnungen ist noch von Brauns eigner Hand, auch vom Text ist er sehr häufig der Verfasser, denn der Humor, der ihm den Bleistift führte, führt ihm auch die Feder; aber auch Schneider ist treulicher Gehilfe, und namentlich ist die Ballade von „Eduard und Kunigunde“, die noch jetzt im Munde aller lebt, von ihm.

Nach einem halben Jahre rastloser Thätigkeit durften sich die Gründer schon mit Sicherheit sagen, daß in nicht ferner Zeit ihre „Fliegenden Blätter“ sich über ganz Deutschland im Fluge ausbreiten würden.

Allein einig war Deutschland in Bezug auf unsere Blätter noch nicht; es gab Länder und Ländchen, die trieben schädlichen Particularismus und behaupteten, wenn ihr eigener Witz auch nicht weit her sei, so seien sie doch selbst lächerlich genug und brauchten keinen fremden. Diese Widerstrebenden zu erobern sandte Braun schon 1845 zwei Figuren aus, denen es aber gar schlecht erging; statt Deutschland zu erobern, wurden sie selbst Deutschlands Eigenthum, denn ob auch jetzt Baron Beisele und Dr. Eisele (Nr. 3) ihre Kreuz- und Querzüge durch Deutschland längst eingestellt haben, im Gedächtniß des Volkes leben sie fort. Auf dem Ofen, an welchem die strickende Großmutter sitzt, stehen, aus Gyps geformt, die beiden großen Reisenden; der Landrichter, der sich eine Cigarre

im Büreau anzündet, nimmt das Zündhölzchen aus dem Hute des befrackten Hofmeisters; der hoffnungsvolle Knabe, der ein Stückchen Kohle gefunden, zeichnet ihn an die frisch geweißte Wand eines Hauses, bis die strafende Hand des Hausherrn Dr. Eisele und die Wand vor Verunglimpfung schützt; selbst das Theater hat sie einst zu Helden geschaffen und Lieder haben ihre Thaten besungen. Jetzt freilich stehen sie, aus Papiermaché gefertigt, oben auf dem kleinen Bücherbrett des Redactionsbureau, und sehen traurig auf das Seidenkäppchen ihres Vaters herunter oder erscheinen ihm wie Bancos Geist nächtlich im Traume und fragen:

„Was hab' ich Dir, o Du mein Braun, gethan?"



Nr. 1.

Dann zieht Herr Braun die Decke weit über die Augen und Ohren, stöhnt und seufzt: „Der Kukuk soll sie holen, der Eisele und Beisele sind doch nicht umzubringen."

Ueber keine andere Figur hat man mehr gefabelt, als über diese beiden, und selbst die ausdrückliche öffentliche Versicherung Brauns konnte die Gerüchte nicht zerstreuen, die von ihnen im Umlauf waren; das Wahre an der Sache ist, was oben schon angedeutet worden, daß Braun bei seinen Reisen ein offenes Auge für die Mißstände in unserm damals damit gesegneten Vaterlande hatte und sie in dieser Form aufdeckte und rügte. Es gelang ihm auch, dadurch manches Uebel zu heben, so z. B. die Paßplackerei, der man in Aschaffenburg ausgesetzt war. — Daß aber die Censur die beiden Reisenden scharf im Auge hatte, wird wohl jeder, der sich ihrer noch erinnert, begreiflich finden; das vortreffliche Institut war wirklich bestürzt über einen solchen Freimuth der Sprache, zwar hörte man sie gerne die Mißstände des „Auslandes" tadeln, aber kamen sie nun ins eigene Land, so hätte der Censor am liebsten den beiden die Hälse umgedreht.



Nr. 2.

Durchblättern wir den 3. und 4. Band, so finden wir von neuen und bleibenden Mitarbeitern vor allem Gerstäcker, dessen Abhandlung vom Hydrachos, womit er die damals in allen Köpfen spukende Seeschlange lächerlich machen wollte, von wissenschaftlichen Zeitschriften als Ergebniß der neuesten Forschungen über dieses Unthier wörtlich abgedruckt wurde! Von andern Schriftstellern sind noch Franz Trautmann, der Kenner des mittelalterlichen Städtelebens, J. N. Vogl in Wien und Herloßsohn zu nennen, dessen „Gastmahl der Katzen" besonderes Glück machte. Karl Reinhard sandte seine zwar in der Zeichnung unschönen, aber im Gedanken meist köstlichen Skizzen und Späße ein; die Landsknechtlieder wurden von Schmolze illustrirt, dessen viele Arbeiten sich sämmtlich durch große Eleganz auszeichnen, während Muttenthaler besonders durch die enorme Anzahl seiner Illustrationen hervorragt. Um diese Zeit gewannen die Fliegenden einen anderen Künstler, dessen Werke immer schön und innig, immer herrlich und kostbar sind, ob er das Leben der heil. Elisabeth al fresco, ob er das Märchen von den sieben Raben in Aquarell malt oder ob er den Bleistift zur Hand nimmt und für die Fliegenden eine Zeichnung auf Holz macht, überall kennzeichnet er sich als den gemüthvollen, harmlos heiteren Künstler. Es ist der Meister Moriz von Schwind. Von Zeit zu Zeit kehrt er wieder in diesen Blättern, ich erinnere nur an die Illustration zu den Liebesliedern der verschiedenen Völker, an die Institutsvorsteherin, die ihre Pfleglinge über einen Kreidestrich steigen läßt, um ihnen zu lehren, wie man mit Anstand über eine Pfütze hüpft, u. s. w. Wir bringen von ihm als Probe den Winter, wie er seine Eisbahn polirt. (Nr. 4.) So klar und verständlich sonst auch seine Compositionen sind, so wurde doch eine, „die große akademische contrapunctistische Soirée," welche 1859 herauskam, nur von den wenigsten Lesern der Fliegenden begriffen. Es ist nämlich ein gewöhnlicher Spaß der Künstler, fünf Brotkugeln zu werfen und dann über diesen eine menschliche Figur so zu zeichnen, daß auf Hände, Füße und Kopf je eine Kugel trifft; Schwind entwarf über 15 geworfenen Kugeln drei Figuren, Gaukler in ihren Productionen vorstellend; paußt man sich nun die gegebenen Punkte (Kugeln) auf ein Blatt durchsichtiges Papier und legt dieses Papier auf die Zeichnung, so wird man bemerken, daß stets jede Hand, jeder Fuß &c. auf einen solchen Punkt trifft, und die Genialität der Zeichnung wird erst recht einleuchtend.



Nr. 3.



Nr. 4.



Nr. 5.

Im Verein der Freunde wurde die köstliche Beschreibung von Mangelbachers Nachlaß und namentlich dessen Philosophie ausge-

arbeitet, ein Product, für das man in Norddeutschland das Wort „höherer Blödsinn" gebraucht. Dabei passirte Braun eine lustige Geschichte. Kaum war nämlich die Nummer mit dieser Philosophie erschienen, als sich bei ihm am Sonntag Morgen ein Mann anmelden ließ, der durchaus mit ihm zu sprechen wünschte. Braun ließ den Mann vor sich kommen. Mit der mitleiderregendsten Miene trat er ein. „Es handelt sich um das Glück einer Familie, es handelt sich um mein eigenes Glück!" ruft er mit dem Ausdruck höchster Verzweiflung aus, als ihn Braun fragt, was er wünsche.


Nr. 6.

„So? und womit kann ich diesem beiderseitigen Glücke auf die Strümpfe helfen?" frägt Braun ruhig. — Der Fremde zögert einige Augenblicke, dann sagt er: „Sie haben meine Papiere, Sie haben unter dem Titel „Mangelbachers Nachlaß" mein Werk über Philosophie herausgegeben, das meinen Namen unsterblich machen sollte."

„Bedaure, daß ich Ihnen zuvorgekommen, aber dieser Unsinn, den Sie Philosophie nennen, ist mein Eigenthum, von mir verfaßt und illustrirt; wenn Sie ja aber einen Zweifel haben, so sagen Sie mir doch, was die nächste Fortsetzung enthält? Sie schweigen? Ich will Ihnen etwas sagen, gehen Sie nach Hause, legen Sie sich ins Bett und trinken Sie Brausepulver, das ist viel vernünftiger, als die Philosophie, auf die Sie Anspruch machen. Adieu!"

Ob der Mann betrunken, ob es auf eine Prellerei abgesehen war, mag dahin gestellt bleiben, was aber für Narren manchmal auf der Welt herumlaufen, mag die Fortsetzung dieses Nachlasses beweisen, welche von der Durchbohrung der Erde handelt, die ein Erlanger Professor im dortigen Intelligenzblatt 1847 veröffentlichte, aus dem es die Fliegenden ohne Veränderung oder Zusatz abdruckten!

Das Jahr 1848 zog auch die „Fliegenden" in den Strudel der Politik, und Dingelstedt, „der politische Nachwächter," debutirte mit seinem „Struwwelpeter." Als sich die aufgeregten Gewässer verlaufen hatten, trat auch die Politik wieder mehr in den Hintergrund und es war eine Blütezeit der Fliegenden Blätter, als Scheffel, der Dichter des „Ekkehard" und des „Trompeters von Säckingen", seine kunstvollen, einschlagenden Lieder sang.

Märzroth in Wien und Ludwig Steub, der humoristische Bädeker Tyrols, gesellte sich jetzt zu der immer wachsenden Mitarbeiterschaft und Hermann Schmid machte hier seine ersten novellistischen Versuche. Ungemeinen Anklang fand auch die bekannte Wanderlust von Eichroth, dessen erste Verse:

„Nach Italien, nach Italien,
„Möcht' ich, Alter, jetzt einmalien,"

eine wahre Flut von Nachahmungen fand.

In diesem Jahre war es auch, wo Ernst Fröhlich, welcher die Gründung der Düsseldorfer Monatshefte wohl hauptsächlich mit veranlaßt haben mag, von Düsseldorf nach München übersiedelte und nun ein eifriger Zeichner für das Unternehmen seines Jugendfreundes wurde und bis heutigen Tages blieb und dessen Stifte wir das wohlgelungene Portrait Caspar Brauns in diesem Aufsatz verdanken, eines der wenigen, wenn nicht gar das einzige, welches existirt, denn so oft auch Braun sich selbst in seinem Blatte conterfeite, oder von andern abgebildet wurde, immer ist es nur seine Carricatur, die wir bekommen; bald begegnet er uns mit Eisele und Beisele, bald als Türk' oder gar als Oasiegl (Einsiedel) vo' Bog'n. Fröhlichs Arbeiten, von denen wir in nebenstehendem botanisirenden Professor (Nr. 5) eine Probe geben, sind sammt und sonders mit großer Liebe und Gewissenhaftigkeit gezeichnet; er begnügt sich nicht mit dem Wörtchen: „fertig," er will auch das Wörtchen „gut" verdienen, und nur einer der übrigen Künstler, wenn wir von Schwind absehen, dem das Mißlingen einer Arbeit fast zur Unmöglichkeit geworden, wetteiferte mit Fröhlich in der Strenge, womit er seine Aufgabe erfaßte, das war der unglückliche Maler Heyl, der vor wenig Jahren, am Typhus erkrankt, in seinem Bette verbrannte. Seine vornehmen Juden, sein Kleidertrödler (Nr. 6), noch mehr aber seine Trachtenbilder in den Münchener Bilderbogen, sind als ausgezeichnete Leistungen bekannt und mit so gründlicher Kenntniß des Details ausgeführt, daß selbst Kaulbach sich ihrer bei manchen Compositionen bedient.

Nach dem Tode Veits hatte F. Hohe fast ausschließlich das Gebiet der Jagd beherrscht, nun wurde er von Max Haider abgelöst. Haider ist Jäger von Fach, als Leibjäger begleitete er den jagdlustigen, leider zu früh verschiedenen König Max II. auf seinen Pürschen oder Treibjagden; keiner hat so wie Haider das Leben des Wildes und das Jägerleben kennen gelernt; in die kleinsten Abbildungen von Hasen, Rehen oder Füchsen weiß er die treueste Wahrheit zu legen, dabei aber besitzt er einen fast unerschöpflichen Humor, den er in seinen kleinen Jagdstillleben (Nr. 7) walten läßt und selbst jetzt noch, wo ein Schlagfluß ihm die rechte Seite fast gänzlich gelähmt, arbeitet er noch ununterbrochen fort und ruft sich und uns die Zeiten zurück, wo Wild und Wald noch unzertrennliche Begriffe waren.


Nr. 7.

Wenn wir Haider nennen, müssen wir auch des tüchtigen Xylographen Engel gedenken, der, da Haider nicht auf Holz zeichnet, gewissermassen sein Dolmetscher geworden ist und die nicht leichte Aufgabe, dessen Skizzen auf den Stock zu übertragen, mit einer Geschicklichkeit, Liebe und mit einem Fleiße löst, daß Künstler und Beschauer zufrieden sein können.

(Schluß folgt.)

Zur Wohnungsfrage.

Das Daheim brachte unlängst eine Analyse der Schaßlerschen Schrift über die Wohnungsfrage in Berlin. War in derselben die Wohnungsfrage vorwiegend vom ästhetischen Standpunkte gewürdigt, so wollen wir in folgendem ihre volkswirthschaftliche und ihre eigentlich technische Seite ins Auge fassen, wobei sich einige Andeutungen über die Gesundheitsverhältnisse von selbst ergeben werden.

Seit zwanzig bis dreißig Jahren, seit der Zeit also, wo sich überhaupt die öffentliche Aufmerksamkeit socialen Erscheinungen allgemeiner zugewendet hat, ist man von verschiedenen Seiten an die Lösung der Wohnungsfrage herangetreten. Der Anstoß ging namentlich von England aus, dem Lande, in welchem die socialen Gegensätze am schärfsten auftreten und welches daher die meiste Veran-

lassung hat, Mittel zur Abhilfe gesellschaftlicher Schäden aufzusuchen. Prinz Albert war es, der zuerst die Bildung von Baugenossenschaften anregte, die es sich zur Aufgabe machten, Arbeitern (denn um diese handelt es sich vorzugsweise) die Möglichkeit zu gewähren, durch Spareinlagen allmählich in den Besitz eigener Häuser zu gelangen. In England liegen übrigens die Verhältnisse insofern weit günstiger, als dort sowohl Bauplätze wie Baumaterialien verhältnißmäßig viel billiger zu beschaffen sind, als in Deutschland oder Frankreich: eine Erscheinung, die höchst merkwürdig ist und vielleicht auf die richtigen Wege führen kann, wie in den letzteren Ländern der Wohnungsnoth und deren tieferen Ursachen begegnet werden mag. Man hat berechnet, daß in London durchschnittlich etwa nur $^1/_{10}$ des Einkommens auf die Wohnungsmiethe verwendet wird, während in Berlin, Hamburg und andern großen Städten Norddeutschlands das Verhältniß zwischen $^1/_4$ und $^1/_5$ schwankt und in Paris und annähernd auch in Wien die Miethe gar $^1/_3$ des Einkommens beansprucht. Dabei ist nicht aus den Augen zu lassen, daß in London die kasernenartigen hochstöckigen Miethshäuser weit seltener sind als in den großen Städten des Continents, und daß dort eine ungleich größere Anzahl von Familien ihre eigenen, von niemand sonst bewohnten Häuser hat. Bei dieser Sachlage scheint es nahe zu liegen, den Grund, weshalb in England die städtischen Grundstücke wohlfeiler und weshalb sie bei uns theurer und in beständiger Steigerung begriffen sind, darin zu suchen, daß in England die Gebundenheit des Grundbesitzes den ewigen Schwankungen des Angebots und der Nachfrage steuert, während bei uns die übergroße Beweglichkeit desselben dem Wohnhause den Charakter der Waare aufdrückt und es zum Spielball des Geldcapitals macht. Ob gegen die Uebelstände, die hieraus hervorgehen, eine andere Organisation des Grundcredits, Reformen des Hypotheken- und Subhastationswesens ausreichenden Schutz gewähren können, oder ob, wie manche vermeinen, die völlige Aufhebung der Zinsbeschränkungen auch für hypothekarische Darlehen, allem Unheil ein Ende bereiten wird, muß die Zukunft lehren — an dieser Stelle können wir in diesen Gegenstand, der zu den subtilsten und schwierigsten der Volkswirthschaft gehört, nicht tiefer eindringen. Hier handelt es sich vielmehr um die Einsicht, wie durch naheliegende und einen unmittelbaren Erfolg versprechende Maßregeln dem offenbaren und von allen Seiten zugestandenen Nothstande ein Damm gesetzt werden könne. Von allen Seiten gibt man zu, daß die Miethpreise in unsern großen Städten zu dem Einkommen der nichtbesitzenden Klassen in einem ungünstigen Verhältniß stehen und daß namentlich die Arbeitslöhne zur Beschaffung menschenwürdiger Wohnungen nicht ausreichen. Man pflegt daher auch, wenn man von einer Wohnungsfrage spricht, hauptsächlich nur die Arbeiterwohnungen im Auge zu haben. Da hat man nun meist den Fehler begangen, die „Arbeiterwohnung" gewissermaßen als eine gegebene Größe zu betrachten, indem man sich ein Ideal construirte, dem alle praktischen Bestrebungen nachzueifern hätten. Dies Ideal bestand in einer einfach aber geschmackvoll erbauten Villa mit obligatem Garten, und man dachte es sich wunderschön, auf einmal alle Arbeiter aus den großen Industriestädten hinaus und in diese idyllischen Arbeiterstädte (cités ouvrières) zu verweisen. Das ging in dem kleinen Mühlhausen im Elsaß; aber in Paris, wo bekanntlich der Kaiser Napoleon die Sache energisch in die Hand genommen, wollten die Arbeiter nicht abgesondert wohnen, wollten keine ausgestoßene Kaste sein. Neuerdings ist dieser Widerstand zwar gebrochen; es existiren jetzt solche cités ouvrières außerhalb der Barrieren von Paris, aber es ist doch immer nur ein unverhältnißmäßig kleiner Theil der Pariser Arbeiter, welche dieselben bewohnen. Auch ist es mehr als zweifelhaft, ob die künstlich und mit ungeheuren Kosten ins Leben gerufene Einrichtung Bestand haben werde. Jedenfalls wäre es höchst bedenklich, bei uns dies Experiment nachzuahmen und der eigenen Initiative der Betheiligten vorzugreifen.

Die Cardinalfrage ist überall die Lohnfrage. Gelingt es den Arbeitern, höhere Löhne zu erhalten, so kann man ihnen getrost die Sorge für ihre Wohnungen überlassen und es wird sich ein jeder die für ihn zweckmäßige und erschwingliche Behausung selber zu verschaffen wissen. Das Kapital ist im allgemeinen bereit, dem andringenden Bedürfniß nachzugeben; oder mit andern Worten, für sein Geld kann man in civilisirten Ländern alles haben. Der Wissenschaft und der Technik fällt hierbei nur die Aufgabe zu, die Anforderungen des Behagens und des Wohlseins mit den gegebenen Bedingungen des Vermögens auszugleichen oder, wie man sich ausdrückt, „Leistung und Gegenleistung" in Einklang zu setzen.

Offenbar sind aber jene Anforderungen wie diese Bedingungen je nach Ort und Zeit verschieden, und die Art und Weise, wie dieselben ausgeglichen werden können, muß demnach ebenfalls mannigfach sein. Nach der Schablone sind aber die unendlich wechselnden Bedürfnisse des Lebens nimmer zu beurtheilen. Es ist daher gleich einseitig, als das absolut Erstrebenswerthe die Einzelhäuser oder die sogenannten Miethskasernen oder die gemischten Wohnungen anzusehn. Das eine kann sich hier, das andere dort empfehlen; aber nicht einmal in ein und derselben Stadt wird man sich jedesmal ausschließlich für das eine oder das andere System entscheiden können. Die Verhältnisse der „Arbeiter" sind ja so vielfach verschieden, daß dem einen dies, dem andern das frommt. Der Fabrikarbeiter, der im festen Lohn steht, wird allenfalls außerhalb der Stadt wohnen können, aber immerhin wird er in die Nähe seiner Arbeitsstätte streben. Denn schon hier zeigt sich der genaue Zusammenhang der Wohnungsfrage mit den Arbeitsverhältnissen überhaupt. Bei der gegenwärtig in den deutschen Fabriken üblichen Arbeitszeit wird man es dem Arbeiter schwerlich zumuthen können, tagtäglich drei- oder nur zweimal stundenlange Wege zu machen. Diejenigen Leute, welche dergleichen Rücksichten bei ihren wohlmeinenden Rathschlägen aus den Augen setzen, sehen die Sachen eben durch die trübe Brille der Theorie an und werden immer von der Wirklichkeit desavouirt werden. — Der kleine Handwerker dagegen (stets die zahlreichste Klasse in großen Städten) muß in seinem Geschäftskreise wohnen und kann nicht nach Belieben seine Dachkammer mit einer Villa vertauschen. So ließen sich tausend Fälle präcisiren, wo jedes Mal das Bedürfniß ein anderes Mittel der Befriedigung sucht.

Die Vorliebe für den Villenbau ist sehr erklärlich und der möchte wohl zu suchen sein, der nicht am liebsten in seinem eigenen Hause und allein wohnte; aber mit solchen frommen Wünschen ist es nicht gethan, sie können die geschichtliche Entwickelung unserer gesammten Gesellschaftsverhältnisse nicht rückgängig machen. Es kommt in Wahrheit beinahe einem Attentat auf das städtische Leben gleich, wenn man dem engen Zusammenwohnen der Menschen den Krieg erklärt; und diejenigen, die so eifrig für die Einzelhäuser das Wort ergreifen, stehen wesentlich auf demselben Standpunkte, den einstmals ein jetzt hochgefeierter und allverehrter Staatsmann einnahm, als er die großen Städte von der Erde getilgt zu sehen wünschte. Aber gerade das enge Zusammenleben, die Möglichkeit des leichten Zusammenkommens ist es, die den schnelleren Pulsschlag des städtischen Lebens hervorbringt und dadurch die höchsten Leistungen in den Städten zu Tage fördert. Das Gesetz der Städteentwicklung scheint daher vielmehr die Tendenz zu haben, das enge Beieinanderwohnen so viel thunlich zu befördern, anstatt es zu hemmen, und die Wirksamkeit dieses Gesetzes wird hauptsächlich in den Gesundheitsverhältnissen seine natürliche Grenze finden.

Viel wichtiger als der Häuserstyl ist daher die innere Beschaffenheit der Wohnhäuser, ferner die Wasserversorgung und Ableitung der unreinen Flüssigkeiten. Daß viele der sogenannten Miethskasernen äußerst miserabel eingerichtet sind, beweist nicht, daß sie nicht besser eingerichtet werden können; und andererseits wird man den Blick schwerlich vor den mannigfachen Vortheilen verschließen können, welche der Kasernenbau unter Umständen gewähren kann. Abgesehen davon, daß die Herstellungskosten der Einzelwohnung begreiflicherweise viel höher (im Verhältniß) sein müssen, als diejenigen der Kasernenwohnung — abgesehen davon, daß Einzelwohnhäuser für jede Familie in hochcultivirten Ländern für immer eine Utopie bleiben werden — davon abgesehen, kann bei Herstellung großer Gebäude für Arbeiter eine Menge von Dingen eingerichtet werden, die bei Villenbauten wegfallen mußten, z. B. Gesammtheizung, gemeinsame Küche, Gasbeleuchtung, wodurch die wichtigsten Ersparungen ermöglicht werden.

Wir wiederholen, daß die innere Einrichtung der Wohnhäuser uns ein viel practischerer Gesichtspunkt zu sein scheint, als der Baustyl und daß die Spitze der humanen, auf Besserung der Wohnungsverhältnisse abzielenden Bestrebungen nach dieser Seite hin gekehrt werden sollte. Freilich muß auch hier das Wünschenswerthe vor dem Erreichbaren zurückstehen. Denn es ist ein ganz unfruchtbares Beginnen, etwa einen bestimmten „kubischen Raum" für den einzelnen

oder für die Arbeiterfamilie als solche mindestens drei Zimmer zu fordern (1 Wohnzimmer, 1 Schlafzimmer für die Eltern und 1 für die Kinder) und dergl. Diese Dinge können sich stets nur nach den jedesmaligen Einkommensverhältnissen regeln. Im übrigen fallen der Gesundheitsstatistik und Gesundheitspolizei die dankbarsten Aufgaben betreffs der Wohnungsfrage zu. Wenn man z. B. in Liverpool fand, daß in der Zahl der Fieberkranken ein Unterschied stattfand, je nachdem das Zimmer tapezirt oder nicht tapezirt war (in ersteren war nämlich die Zahl der Erkrankten eine viel größere als in blos geweißten Räumen), so hat jedenfalls die Gesundheitspolizei das Mittel in der Hand, dem Ueberhandnehmen der Krankheit vorzubeugen. Und wenn man ferner beobachtet hat, daß in Kellerwohnungen und unteren Geschossen mehr Krankheiten erzeugt werden, daß die Sanitätsverhältnisse von unten nach oben sich beständig verbessern, so scheint dies wenigstens nicht gegen hochstöckige Häuser im allgemeinen zu sprechen. Freilich muß man sich hüten, aus örtlichen Verhältnissen allgemeine Schlüsse zu ziehen; denn es ist nun einmal in der Welt kein Ding dem andern gleich und so ist denn auch — um unsere Darlegungen in einem Worte zusammenzufassen — die Wohnungsfrage nicht eine solche, die nach Principien entschieden werden kann, sondern eine Frage der besonderen örtlichen und zeitlichen Verhältnisse.

F. Stöpel.

Am Familientische.

Ein chinesisches Gastmahl.

Während meines Aufenthaltes in Shanghae wurde ich eines Tages von Herrn Sing hang-to-schu-hau zu einem Diner eingeladen, was ich dankbarlichst acceptirte, um doch auch einmal ein echt chinesisches Mittagsessen, von dem ich bereits so viel gehört, mitmachen zu können.

Ich hatte die Bekanntschaft des Herrn Sing — — — hau (der ganze Name sei mir erlassen) bei deutschen Freunden gemacht und in ihm einen Gentleman von einnehmendem Wesen und feinen Formen gefunden. Er war Comprador oder Cassirer in einem der ersten englischen Häuser Chinas und als solcher ein höchst angesehener Mann. Er bezog zwar nur 30 Dollars monatlichen Gehalt, stellte aber dafür die Kleinigkeit von 100,000 Dollars Caution, ein Umstand, der ihn in den Augen seiner Landsleute, die vor Geld eine ganz besondere Hochachtung haben, sehr hob und ihm auf der Straße die devotesten Grüße eintrug.

Die Compradore bekommen nämlich nur nominell Gehalt, dafür aber von allen durch ihre Hände gehenden Käufen und Verkäufen 5—6 Procent, und da deren Summe bei großen Firmen jährlich mehrere Millionen beträgt, so ist die Caution, aber auch der Umstand leicht erklärlich, daß Herr Singhau ein sehr wohlhabender und angesehener Mann war. In der That machte auch schon seine äußere Erscheinung selbst auf die Europäer einen angenehmen Eindruck. Von hoher wohlgestalteter Figur, der ein gemüthliches Embonpoint auch nach chinesischen Begriffen den erforderlichen Grad von männlicher Schönheit und Würde gab, war sein Wesen verbindlich, fein und gewinnend. In seinem Anzuge vereinte er elegante Einfachheit mit noblem Geschmack und wenn er über die Straße ging, mit dem glänzend rasirten Kopfe, dessen schwarzer Zopf mit den eingeflochtenen Seidenbändern grade die Erde streifte, dem kräftigen Muskelbau und der stolzen Körperhaltung, mußte man unwillkürlich dem stattlichen Manne nachblicken. Daß er auch reich sei, verrieth sich nicht nur durch die vielen ehrerbietigen Grüße, welche ihm von allen Seiten wurden, und die er mit freundlicher Bewegung des Kopfes und der Hand erwiderte, sondern auch aus der dreizölligen Länge seines kleinen Fingernagels, der, sorgsam durch ein feines, goldenes Etui geschützt, den Vorbeigehenden verkündete, daß sein Eigner reich genug sei, um nicht mit der Hand arbeiten zu müssen.

Singhau sprach, wie alle Chinesen, die mit Europäern in Verbindung stehen, jenes verdorbene Englisch, das unter dem Namen „Pitschen-(business-Geschäfts) Englisch" bekannt ist und mit dem man sich dort verständlich macht; eine geregelte Unterhaltung bei Tisch war also möglich.

Die auf rosafarbene Karten mit Goldschnitt höchst kunstvoll gemalte Einladung zum Mittagreis, wie in China ein Mittagsessen genannt wird, lautete auf sechs Uhr. Wir fanden uns pünktlich ein und wurden von unserm Wirthe auf die liebenswürdigste Weise empfangen. Er kam uns bis zur Hausthür entgegen, eine Ehre, die man im Reiche der Mitte nur sehr ausgezeichneten Gästen erweist, und führte uns in das Empfangzimmer, wo wir in bester Form und den Vorschriften der Etikette gemäß, genau nach unserer gesellschaftlichen Stellung den übrigen Eingeladenen vorgestellt wurden. Wir waren im ganzen zwölf Personen, vier Europäer und mit dem Hausherrn acht Chinesen, Herr San-lo-hin, Herr Hau-nan-lo-kwa und andere, deren Namen wir natürlich eben so schnell wieder vergaßen, als wir sie hörten. Sie waren sämmtlich Kaufleute und ältere Herren von würdigem Aeußern mit sehr langen und sorgsam gepflegten Nägeln am kleinen Finger, die über ihre pecuniären Verhältnisse Aufschluß gaben, heute aber sich ohne das schützende Etui in ihrer ganzen Schönheit dem Auge präsentirten.

Nach Erfüllung der üblichen Begrüßungsformeln und dem Austausch obligater Redensarten über die Witterung, die wie überall, so auch in China als die leichten Truppen der Unterhaltung zuerst in das Feld rücken, wurden wir von unserm Wirthe in das Eßzimmer geleitet, das sehr geräumig, luftig und in vornehm chinesischem Geschmack möblirt war, d. h. nur mit einem schweren, barock geschnitzten Tische aus Eichenholz und einigen zwanzig Sesseln und Stühlen von den verschiedensten Formen, Höhen und Sitzen, letztere meistens von Marmor oder andern Steinen. In China wählt man dies Material gern wegen der Kühle, ich finde jedoch ein Rohrgeflecht angenehmer. Die Wände waren tapeziert, die Decke bestand aus kunstvoll geschnitztem Täfelwerk, eben so die Thüren, deren das Zimmer drei besaß, die aber eben so verschieden waren, wie die Stühle selbst, die eine oval, die andere kreisrund, die dritte wie ein Herz geformt. Symmetrie in dieser Beziehung gehört in China nicht zum guten Geschmack, und gradlinige Formen vermeidet man.

Der Eßtisch war rund und verhältnißmäßig klein. Als wir nach unseren Rangstufen resp. nach der Länge der Fingernägel um ihn placirt waren, saßen wir sehr eng und jeder von uns konnte mit der Hand die Mitte erreichen. Vor jedem Couvert stand eine kleine, tellerartige Porcellanschale mit dito Löffel. Als Messer und Gabel dienten zwei der bekannten runden Holzstäbchen von der Form eines Bleistiftes, deren Gebrauch den Europäern stets so viel Schwierigkeit macht, und auf dem Tische befanden sich noch mehrere fein ciselirte Becher von Silber mit Vorrathsstäben, da man dieselben bei den verschiedenen Gerichten wechselt. Neben jedem Teller stand noch eine kleine Porcellankanne, die wir zuerst für Theekannen hielten und ein Näpfchen von Größe und Gestalt eines Eierbechers, für uns Europäer jedoch außerdem ein Sherry- und Champagnerglas.

In der Mitte des Tisches waren die verschiedenen Speisen servirt, etwa zehn Gänge in kleinen, halbrunden Schüsseln, so weit sich von außen beurtheilen ließ, alles Fricassees, Geschmortes und flüssige Gerichte. Sie waren im Kreise um eine größere Schüssel mit Reis gruppirt, der in China auch bei den luxuriösesten Gastmählern stets den Anfang macht und auch das Ende bildet. Es ist dies eine Sitte, die an die Wichtigkeit erinnern soll, welche der Reis als Volksnahrungsmittel in China hat, wo er die Stelle des Brotes vertritt. Die drei Mahlzeiten der Chinesen heißen deshalb auch Morgen-, Mittag- und Abendreis.

Der Reis wurde mit dem Löffel auf die Teller gegeben, jeder nahm den seinigen vor den Mund und schob mit Hilfe der Eßstäbchen so viel hinein als nur irgend ging. Die Chinesen sind starke Esser, aber am meisten leisten sie in Reis und fettem Schweinefleisch, von dem sie ganz unbegreifliche Portionen vertilgen können. Sehr oft ist es mir ein Räthsel gewesen, wo sie sie unterbringen.

Ich bin überhaupt kein Freund von Wasserreis und hatte außerdem Grund, nur wenig davon zu genießen, da ich mir vorgenommen, die 60 Gänge, welche wir zu erwarten hatten (unter dem thut man es bei einem anständigen Diner nicht), sämmtlich wenigstens durchzukosten.

Nach dem ersten Gange wurden von den Bedienten, deren jeder Gast einen hinter seinem Stuhl stehen hatte, die Teller gewechselt und es folgte eine sehr wohlschmeckende, kräftige Bouillon mit Nudeln. Ich hielt sie wenigstens dafür, wurde aber belehrt, daß dies die berühmte Vogelnestsuppe sei, die reiche Leute in China so lieben. Das Pfund dieser von den Sundainseln stammenden Nester, zu welchen die betreffenden Schwalben den Stoff in ihrem Magen bereiten sollen, kostet von der besten weißen Sorte 30 Thlr. Man kocht sie 4 bis 5 Stunden in Wasser einigermaßen weich, schneidet sie in nudelähnliche Streifen und läßt sie noch einmal mit starker Fleischbrühe durchkochen. Geschmack hatten sie nicht für mich, wohl auch für die Chinesen nicht, aber sie sollen stärkende Kräfte besitzen und deshalb bezahlt man sie so theuer. Die Suppe wurde mit den Porzellanlöffeln gegessen, wobei wir noch gut fortkamen, aber danach gingen die Hindernisse an. Die übrigen Gerichte wurden direct aus den Schüsseln mit den Stäbchen geholt. Da galt es geschickt zu sein, wenn man nicht hungrig vom Tisch aufstehen wollte. Die meisten Gänge bestanden aus Würfeln von Schweinefleisch, Geflügel oder Fisch, die in sehr fetten Saucen schwammen und stark mit Knoblauch gewürzt waren, aber trotzdem ganz gut schmeckten, wenn man nach vielen Anstrengungen ihrer glücklich habhaft wurde.

Jetzt kamen die kleinen Theekannen an die Reihe, und auf ein Zeichen des Wirthes gossen die Bedienten deren Inhalt in die erwähnten Eierbecher. Es war Samtschu, ein aus Reis destillirter Rum von großer Stärke, den die Chinesen sehr lieben und in dem sie fast bei jeder Mahlzeit des Guten zu viel thun. Für uns wurde jedoch gleichzeitig Sherry eingeschenkt. Alsdann sandte der Gastgeber seinen Bedienten zu mir, um mir zu sagen, daß sein Herr ein Glas mit mir zu leeren wünschte. Er saß zwar neben mir und hätte es mir direct sagen können, aber die Etikette verlangte es so und Singhau wußte, was sich schickte. Ich verbeugte mich dankend und that ihm Bescheid, wobei jedoch, ebenfalls der Etikette gemäß, auch sämmtliche übrigen Gäste ihr Schälchen resp. Glas leerten. Bedenkt man nun, daß die Sitte es vom Wirthe erheischt, im Laufe des Mahles mit jedem seiner Gäste der Reihe nach ein Glas zu leeren und jeder Gast nachher ihm dieselbe Ehre anthun muß, so wird man sich erklären können, weshalb die Trinkschalen so klein sind und daß es seine guten Gründe hat, wenn jedem Gast ein Bedienter zugetheilt wird.

Die erste Abtheilung des Mahles war zu Ende; es wurden lauwarme feuchte Tücher herumgereicht (Servietten gibt es nicht) mit denen man sich Mund und Hände wischte; man stand auf, vertheilte sich in Nebenzimmern, um dort die tausend Schnurrpfeifereien, Raritäten und Künsteleien anzusehen, die reiche Chinesen in ihren Häusern anhäufen, um sich zu unterhalten. Die alten würdevollen Herren wurden allmählich gemüthlicher, erkundigten sich mit großem Interesse nach unsern europäischen Verhältnisse n und zeigten sich im allgemeinen als kluge, unterrichtete Leute.

Nach einer halben Stunde begann der zweite Act, bei dem uns unser aufmerksamer Wirth aber noch mit einer anderweitigen Ueberraschung bedachte. Bei unserm Eintritt in den Eßsaal wurden wir diesmal nämlich mit Musik empfangen und zwar von Gesang und Spiel einer Damencapelle, die aus sechs jungen Mädchen bestand.

Drei der in hellfarbige Seide gekleideten, sehr stark geschminkten und im höheren Schmetterlingsflügelstyl frisirten Damen spielten Instrumente; die eine Guitarre, deren Resonanzboden ein mit Haut überzogener Kürbis war, die zweite eine kleine Trommel, die dritte einen Gong, das bekannte chinesische Metallbecken, dessen Schläge auf eine halbe Meile weit das Trommelfell angreifen, und die übrigen drei sangen.

Ja sie sangen, — fragt mich nur nicht, wie? Der ganze Gesang bewegt sich nur in kreischenden Fisteltönen ohne eine Idee von Harmonie und greift europäische Nerven auf das empfindlichste an.

Die zweite Abtheilung des Diners bestand aus festeren Speisen, Ziegen-, Schweine-, Enten- und Puterbraten, aber alles bereits vor dem Anrichten in mundgerechte Würfel geschnitten. Man ergriff sie mit dem Stäbchen und tauchte sie je nach Geschmack in eine der verschiedenen Saucen, die auf dem Tische standen. Alle diese Gerichte waren vorzüglich zubereitet und mundeten uns trefflich.

Nach einer halbstündigen Pause, die wie die erste mit Unterhaltung, dem Rauchen einer Cigarette und Spazierengehen im Garten ausgefüllt wurde, wodurch wir wenigstens dem Gesange auf kurze Zeit entflohen, kam die dritte Abtheilung, deren Hauptbestandtheile verschiedene Fischsorten und andere Meeresproducte bildeten. Das chinesische Meer ist sehr fischreich, circa 10 Millionen Menschen beschäftigen sich mit Fischfang und der an der Küste hinstreichende Kaltwasserstrom liefert die feinsten zartesten Fische; trotzdem lassen sich aber die reichen Leute Seeigel von den Fidschi-Inseln kommen, um deren geschmacklosen, gallertartigen Inhalt zu genießen, und bezahlen sie ebenso theuer wie die Vogelnester.

Mit der vierten Abtheilung kamen wieder Fricassees und verschiedene Gelees aus Haifischflossen, Tintenfischen ꝛc., die fünfte brachte abermals Braten, darunter eine Sorte, die wir nicht recht definiren konnten, die wir aber für Fleisch von gemästeten Ratten hielten, wie wir sie oft in den Schlächterläden hängen sahen, und die sechste endlich Pasteten, Reismehlspeisen und Confect, während eingemachte Früchte und Salate der verschiedensten Art jeden Gang begleiteten. Die in der Mitte des Tisches paradirende Reisschüssel deutete uns an, daß wir uns glücklich am Ende des Mahles befanden.

Ich war herzlich froh darüber; ich hatte die 70—80 verschiedenen Gerichte, welche ungefähr servirt wurden, sämmtlich durchgekostet, so schwer es mir bisweilen auch fiel. Der Gesang war nachgrade unerträglich geworden und der Samtschu hatte auf die Chinesen seine Wirkung nicht verfehlt. Bis zur Mitte des Mahles war die Unterhaltung recht animirt und von heiteren Scherzen gewürzt, beim fünften Gange wurde bereits einer der alten würdigen Herren in einer Sänfte nach Hause getragen, beim letzten hatten die discreten Diener fünf andere fortgeleitet, und obwohl sich unser Wirth tapfer hielt, merkte man ihm an, daß er am andern Morgen wahrscheinlich sehr spät und mit starkem Kopfschmerz aufstehen würde. Er lud uns ein, nach Tische noch einige Pfeifen Opium zu rauchen und offerirte uns den schrägen Divan oder richtiger ausgedrückt die hölzerne Pritsche mit Porzellankopfkissen (alles wegen der Kühle!) die in dem Zimmer des Hausherrn für Opium rauchende Gäste aufgestellt ist. Wir lehnten jedoch dankend ab und empfahlen uns.

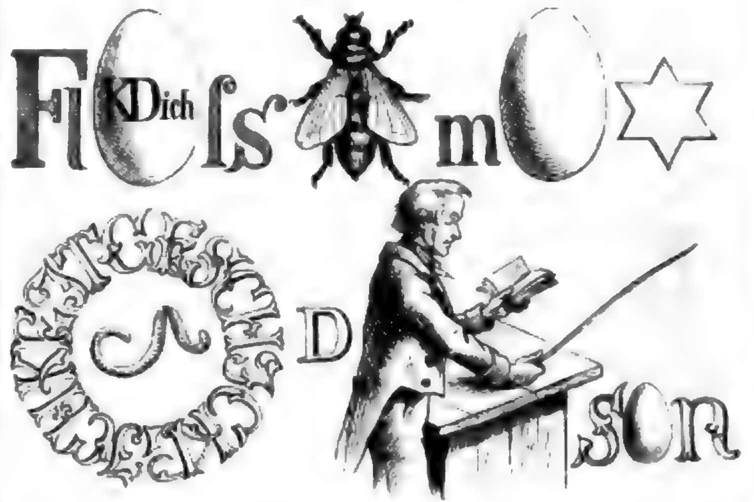
Den Knoblauchgeschmack wurde ich einige Tage nicht los, die schrecklichen Melodien der Damencapelle gellten mir noch länger in den Ohren, aber bis auf die Tintenfische und Seeigel fand ich, daß die chinesische Küche gar nicht so übel ist.

R. Werner.

Sonst und jetzt.

Das Thema der Lehrergehaltsverbesserung, welches gegenwärtig den Regierungen und Magistraten soviel Kopfzerbrechen kostet, ist ein ziemlich altes. Aus einer Urkunde der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts geht hervor, daß ein damaliger Schulgeselle — jetzt gibt es bekanntlich nur Schulmeister — zu Potsdam, welcher freilich das Geschäft der Volksbildung nur nebenher besorgte, da er eigentlich Küster war, ein so mäßiges Diensteinkommen bezog, daß ihm der Magistrat auch noch das Amt eines Seigerstellers und sogar den Stadtschreiberposten übertrug. Aber auch für diese Obliegenheiten war das Einkommen nicht verschwenderisch zugeschnitten, denn als Seigersteller bekam er 30 Groschen, und als Stadtschreiber 45 Groschen jährlich! Mag man den damaligen Werth des Geldes auch noch so viel höher als jetzt annehmen, immer bleibt das Einkommen des Schulgesellen mäßig! Was würde ein damaliger Schulmeister gesagt haben, wenn er das neueste Schulgesetz gelesen oder einer Lehrerversammlung unserer Zeit beigewohnt hätte!

Rebus.



Briefkasten.

Von der liebenswürdigen überflüssigen Correspondentin, M. L. in R. haben wir eine neue briefliche Plauderei von 8 Seiten erhalten, die uns allerdings oft ein Lächeln entlockt, uns aber auch wirklich erheitert hat. Folgende Geschichte daraus ist ganz lehrreich: „Neulich kam eine alte Frau zu uns mit einem Brief, in dem sie zum 12. hujus vor Gericht geladen war, und sagte voller Angst: „Wot schöll dat recht heite, sone Monat hewwe wi doch gornich!" „Warum schreiben die Leute nicht deutsch?" fügt M. L. hinzu; „da muß sich nun solch armes Wurm der lateinischen Brocken halber abängstigen!" — Ganz recht, wir wollen es uns auch zu Herzen nehmen. Vom Capt. Werner bringt der heutige Familientisch einen Beitrag; auch der Ihnen bekannte Zumtal wird bald wieder erscheinen. — **Mad. M. in Friedersdorf.** — Der Name Calindula ist ein Druckfehler für Calendula. Die Pflanze selbst, die die Nr. 16 erwähnte Heilkraft besitzt, ist allerdings nur die C. officinalis (Die C. vulgaris ist ihr nicht gleichzustellen), oder Gartenringelblume, die auf dem Lande eine sehr beliebte Gartenblume zu sein pflegt; ihr Same ist in jeder Samenhandlung zu haben, und kommt sie überall sehr leicht fort. — **Fr. v. P. in G. bei K.** — Unter den „drei Passionen," die Albrecht Dürer in Holzschnitt und Kupferstich 1511 herausgab, ist allerdings die s. g. „Kleine Passion" wohl die bedeutendste. Sie werden sich dieselbe leicht verschaffen können, da sie so eben von C. Deis mit meisterhafter Treue in Holz nachgeschnitten in der Krüll'schen Buchhandlung (Eichstätt und Stuttgart) zu einem sehr billigen Preise neu herausgekommen ist. Eine Skizze über Dürer finden Sie in unsrem Blatt III. S. 150. — **W. J. in T.** — Ist vernichtet. — **G. in B.** — Für Empfehlungen von Bädern ꝛc. haben wir keinen Raum. — **Polly D . . . a.** Das „Nixenschiff" ist freundlich geprüft, aber leider zum Fahren untauglich befunden worden. — **Primaner B. St. in B.** — Wir sehen durchaus keine Veranlassung, Ihrem Direktor, der Ihnen die Veröffentlichung von Gedichten im „Wochenblatt" verboten hat, zuwider zu handeln, müssen ihm vielmehr ganz beistimmen. — **Rentmeister F. W. G. in L.** — In die Geheimnisse des Lebens der Aale bedauern wir nicht mehr eingeweiht zu sein als Sie. — **A. D. in E.** Mit lebhaftem Interesse gelesen, soll gewiß berücksichtigt werden.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von **A. Klasing** in **Bielefeld**, herausgegeben von Dr. **Robert Koenig** in **Leipzig**.
Verlag der **Daheim-Expedition** von **Velhagen & Klasing** in **Bielefeld** und **Berlin**. — Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig**.

Daheim







Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 21. März 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 25.**

Eine Säcularisation.

Mittheilung von **Victor von Strauß.**

Vorbemerkung.

Vor Jahren theilte man mir ein Päckchen Briefe mit, ergänzte dieselben durch mündliche Erzählung und wünschte, ich möge daraus einen Roman oder eine Novelle bilden. Gern hätte ich es gethan, aber in solchen Dingen nützt der gute Wille allein gar wenig. Der Gegenstand wollte mich nicht packen, nicht erfüllen, nicht in productive Stimmung versetzen, und so blieb es, wie es leider auch bei besseren und nöthigeren Dingen zu oft geschieht, beim guten Willen. Längere Zeit darnach führte mich eine Reise in die Gegend, wo das mir Erzählte vorgegangen war. Ich erinnerte mich dessen, erkundigte mich beim Landgerichte darnach, und sehr gefällig theilte man mir nicht nur die darüber vorhandenen Acten mit, sondern gestattete mir auch, von mehreren Stücken derselben Abschriften zu nehmen. Das belebte wieder mein Interesse an der Sache, und als ich bald darauf die Residenz besuchte, setzte ich meine Nachforschungen fort. Durch hohe Vergünstigung ward mir auch die Einsicht und Benutzung der Cabinetsacten gewährt, und so vervollständigte ich allmählich mein Material.

Nun aber, da dasselbe in sauberer Abschrift nach der Zeitfolge geordnet vor mir liegt, kann ich mich zu einer berichtenden und darstellenden Verarbeitung nicht entschließen. Auch dem Leser, meine ich, müßte es willkommener sein, daß die verschiedenen Personen sich, ihre Schicksale und Zustände selbst darstellen. Seine Phantasie wird um so mehr zu eigner Thätigkeit angereizt werden, die mangelnden Uebergänge ersetzen, die vorhandenen Lücken ausfüllen. Deshalb beschränke ich mich darauf, einige Abkürzungen vorzunehmen, hier und da dem Styl nachzuhelfen und aus leicht erklärlichen Gründen die Orts- und Personennamen zu verändern, lasse im übrigen aber die Schriftstücke, wie sie sind, hier folgen.

Allerhöchstes Rescript.

Unter den geistlichen Stiftungen, deren Aufhebung beschlossen wurde, befindet sich auch die Abtei Mariendom. Es ist Mir dies vortreffliche Klostergut wohl bekannt. Dasselbe hat eine schöne Lage, vorzügliche, obgleich alte Baulichkeiten und reichlichen Grundbesitz, und da Ich Mir weiteren Beschluß über dessen künftige Verwendung vorbehalte, so ist es nicht mit zum öffentlichen Verkauf zu stellen. Weil indessen die Verhältnisse des Klosters dem Vernehmen nach ziemlich verwickelt sind, so ist mit deren Ordnung sowie mit der gesammten Verwaltung einstweilen der Domänenrath Kraup hierselbst zu beauftragen, welcher Mir dazu als besonders geschickt empfohlen worden ist, auch selbst darum gebeten hat. Derselbe ist daher für die Dauer dieses Geschäftes von seinem Amte zu entbinden und mit seinem Gehalt auf die Einkünfte des Klostergutes anzuweisen, aus welchem er auch die gesetzlichen Alimente der noch vorhandenen Klostergeistlichen zu bestreiten haben wird. Bis auf anderweite Bestimmung ist derselbe Meinem Cabinet unmittelbar unterzuordnen. Die Vollmacht ist sofort auszufertigen und Mir zur Vollziehung vorzulegen.

Der Domänenrath Kraup an den Landrichter P.

Vor allem, geehrtester Herr und Freund, habe ich Ihnen nochmals zu danken für den thätigen Beistand, den Sie mir bei der Austreibung der faulen Bäuche aus dem Kloster geleistet haben. Allein wäre ich mit den Pfaffen, die ich theils für Heuchler, theils für Dummköpfe halte, schwer fertig geworden. Wie müssen wir uns freuen, daß unsere Zeit aufgeklärt genug ist, um endlich diese trägen Drohnen aus dem Bienenstocke des Staates hinauszuräuchern! Mich überläuft die Galle bei dem Gedanken, wie viele Jahrhunderte sich dies Geschlecht hier gemästet und zwischen stumpfem Hinbrüten und schlauer Ausbeutung des Aberglaubens der Menge die Auskünfte der schönen Besitzung verschlungen hat. Den Grauköpfen war es nicht zu verübeln, daß ihnen der Abschied von den Fleischtöpfen Aegyptens etliche Thränen auspreßte. Die beiden jüngeren schienen mit desto mehr Vergnügen in das sündige Weltleben zurückzukehren.

Für heute nur zwei Bitten!

Die erste betrifft den unglaublichen Ueberlauf von Bettlern, um dessen geeignete Abstellung ich dringend ersuchen möchte. Jedes alte Weib, jeder Krüppel, jeder Tagedieb aus der weiten Umgegend scheint durch die Pfaffen an die Klosterküche und an den Klosterbeutel gewöhnt zu sein, und es vergeht kein Tag, daß wir nicht von einem halben Dutzend angebettelt werden. Dazu kommen allerlei Preß-

hafte oder Boten von solchen, welche bald gegen dies, bald gegen jenes Uebel Arzneien verlangen. Auch mit ihren Quacksalbereien scheinen die Mönche das leichtgläubige Volk vergiftet zu haben. Kurz, der Ueberlauf des Gesindels ist unerträglich. Meine Frau ist gegen solches Volk viel zu weichherzig, ich selbst kann unmöglich immer zur Stelle sein, um die Bettler wegzujagen, und mag auch den Dienstleuten um des ehelichen Friedens willen keine strengeren Befehle dazu geben. Da würde ich es nun mit dem größten Dank erkennen, auch nicht verfehlen, es Allerhöchsten Orts zu rühmen, wenn Sie in den umherliegenden Ortschaften ein scharfes Verbot gegen das Betteln im Kloster bekannt machen ließen, Ueberschreitungen desselben streng bestraften, und auch sonst dienlich scheinende polizeiliche Maßregeln dagegen ergriffen; um welches alles ich hiermit bestens gebeten haben will.

Die zweite Bitte betrifft einen der alten Schlucker, denen wir damals die Thür gewiesen haben, den sogenannten Bruder Servatius, einen Weißkopf von 75 oder 76 Jahren, den ich sehr geneigt bin, unter die schlauen Heuchler zu rechnen. Dieser Mensch hat sich, recht in der Weise solches Ungeziefers, heimlich in das Kloster wieder einzuschleichen und einzunisten gewußt und schon vierzehn Tage lang darin gewohnt, gegessen, getrunken und geschlafen, ohne daß ich das Geringste davon erfahren. Ich muß die Geschichte erzählen. Am Tage, nachdem wir die Gebäude von den Glatzköpfen gereinigt, erschien Bruder Servatius bei mir und stellte das Ansinnen, ich solle ihn für den Rest seines Lebens im Kloster wohnen lassen; er wolle niemand zur Last fallen, sich vor keinem blicken lassen, nur solle man ihn nicht wieder in die Welt hinausstoßen; es sei ja Raum genug da, den ich gar nicht alle benutzen könne u. s. w. Natürlich wies ich ihn kurz ab. Er ließ den Kopf hängen, ging, und ich glaubte, damit sei die Sache abgethan, zumal ich nichts weiter von ihm hörte. Gestern aber, da ich eben durch den großen Obstgarten gehe, bleibe ich stehen und betrachte mir den langen Seitenflügel der Abtei, um zu überlegen, ob ich die vielen leeren Zellen nicht zu etwas Nützlichem verwenden könne, da fällt mir plötzlich hinter dem letzten Fenster der weiße Hinterkopf eines Mönches mit seiner Glatze in die Augen. Ich traute meinen Sinnen kaum, eilte ins Haus zurück, die Treppe hinauf, den Corridor entlang und an die Thür der Zelle. Richtig, sie war verschlossen. Ich klopfte und rief. Keine Antwort. Als ich aber drohte, die Thür aufbrechen zu lassen, wurde man geschmeidiger, öffnete, und siehe da, Bruder Servatius stand vor mir, schuldbewußt und zitternd. Ich trat ein und fand die Zelle zwar in der scheinheiligen Einfachheit dieser Pfaffen, aber doch mit allem Nöthigen eingerichtet. Das angestellte Examen ergab denn, daß der alte Schleicher bereits die ganze Zeit hier gewohnt habe, durch eine der Tagelöhnerinnen heimlich mit Nahrungsmitteln versehen sei und gehofft habe, unentdeckt noch länger droben hausen zu können; auch versuchte er, die Erlaubniß hierzu mir durch Vorstellungen und Bitten abzudringen. Ich machte indes wenig Umstände, nahm ihn beim Arm, führte ihn hinunter und brachte ihn zur Hausthür hinaus, womit ich ihn loszusein glaubte. Am Abend jedoch, da es schon dunkel war und ich mit meiner Familie beim Abendessen sitze, wird mir gemeldet, Bruder Servatius sei in die Klosterkirche gegangen und habe sich dort auf den Steinen vor einem Altare niedergelegt. Das gab denn Anlaß, die Geschichte zu erzählen und nun trat meine Frau wieder als Anwalt des einfältigen Pfaffen auf, — kurz, sie setzte es durch, daß ihm erlaubt wurde, die Nacht noch einmal in seiner Zelle zuzubringen. Nachdem ich ihm heute morgen alles Ernstes wiederum die Thür gewiesen, ist er nicht weiter gegangen, als bis zu der steinernen Bank, die vor dem Klosterhofe unter der Linde an der Heerstraße steht. Da sitzt er seitdem, rührt sich nicht vom Fleck, und ich sehe für den Abend wieder einem ärgerlichen Auftritte mit meiner Frau entgegen. Deshalb wollte ich Sie, Verehrtester, gebeten haben, einen Landdragoner oder einen anderen passenden Unterbeamten herauszuschicken, der die landesherrliche Domäne von diesem Menschen befreit. Er wird leicht überall ein Unterkommen finden können, da ihm sein Geld ausbezahlt ist.

Heute wird die alte Bibliothek abgeholt. Ein jüdischer Büchertrödler hat sie nach Centnern und Pfunden gekauft und im ganzen mache ich einen recht guten Handel. Es sind fast lauter Kirchenväter, Meßbücher und solches Zeug, wornach in unseren Zeiten niemand mehr fragt. Einige hundert Bände sind auf Pergament geschrieben, welches der Jude zum Zerschneiden wieder an die Buchbinder verkaufen kann und daher doppelt bezahlen muß. Eben wird der dritte Wagen voll weggefahren.

Der Bote wird Ihnen ein kleines Gericht Karpfen aus dem Klosterteiche mitbringen, wozu Sie ein Glas Wein auf die Gesundheit unseres Allergnädigsten Herrn trinken wollen. Mich und die Meinigen bestens empfehlend u. s. w.

Der Landrichter P. an den Domänenrath Kraup.

Ew. Hochwohlgeboren unverfehle, für das angenehme Karpfengericht meinen gehorsamen Dank zu sagen, wie auch zu dem günstigen Verkauf der alten Bücher zu gratuliren, indem zugleich vermelde, daß wegen Abhaltung der eingerissenen Bettelei von der Domäne nicht allein sofort die gewünschte Publication erlassen, sondern auch auf deren Uebertretung scharf vigiliren lassen und Contravenienten unnachsichtig bestrafen werde.

Anlangend den Bruder Servatius, so sende zwar unverweilt mit gegenwärtigen Zeilen den gewünschten Landdragoner, gebe jedoch, da der gedachte Klosterbruder ein stiller, schwächlicher, auch bejahrter Mann ist, Dero reiferer Erwägung anheim, ob es nicht thunlich sein dürfte, demselben für den jedenfalls nur kurzen Rest seiner Tage den Aufenthalt in einem Winkel der Domäne zu gestatten, da er mir schon bei dem neulichen Termine geklagt, er, Bruder Servatius, wisse nirgends mehr hin in der Welt, habe seit geraumer Zeit allen Zusammenhang mit derselben abgerissen, könne außer dem Kloster weder leben noch sterben u. dgl., um welcher beweglichen Reden willen wohl ein gutes Wort für den alten Mann einlegen möchte. Alles jedoch des Herrn Domänenraths besserem Ermessen überlassend, habe den Landdragoner pflichtmäßig instruirt, eventuell mehrgedachten Bruder Servatius requisitionsmäßig anher zu transportiren. Der mit schuldigster Hochachtung verharre Ew. Hochwohlgeboren gehorsamer Diener P.

Allerunterthänigstes Gesuch des Bruders Servatius.

Allerdurchlauchtigster u. s. w. Ein hochbejahrter, tiefbekümmerter Greis wagt es, Ew. rc. landesväterliches Herz in großer Bedrängniß anzurufen.

Es sind nunmehr 26 Jahre, als schwere und bittere Lebenserfahrungen mich zu dem Entschlusse brachten, alle Beziehungen zu der Welt, in der ich bis dahin gelebt hatte, aufzugeben, das Haus meiner Vorfahren und die Gegend, in welcher es lag, zu verlassen, und nach Einholung des erforderlichen päpstlichen Dispenses als Benedictiner fern von meiner ehemaligen Heimat in das Kloster Mariendom einzutreten. Ich weiß, was sich gegen einen solchen Schritt im allgemeinen sagen läßt, bin aber noch jetzt der Meinung, daß derselbe sich überhaupt nicht allgemein, sondern nur nach dem besonderen Zustande und der Lage des einzelnen, der ihn thut, beurtheilen läßt. Es gibt ja allerdings Verhältnisse, die den Menschen unwiderstehlich aus der Welt hinausdrängen können, und glücklich, wenn er ihr dann hinter stille Klostermauern entfliehen kann. Wie mancher sündliche Selbstmord würde unterbleiben, wenn der Unglückliche, der ihn begeht, seine Hauptabsicht durch Aufnahme in einem Kloster erreichen könnte! Wer freilich den Wurm, der ihn nagt, im eigenen Herzen erzeugt hat und mit sich trägt, dem ist auch da nicht zu helfen. Mit mir war es nicht so. Ein herbes Lebensleid hatte mich in die stille Zelle getrieben, und an dem unlängst heimgegangenen hochwürdigen Abte fand ich einen weisen Seelenführer und edlen Freund. Er lehrte mich, mein zerrissenes Gemüth durch unausgesetzte Beschäftigung mit dem Würdigsten, was Gott dem Menschen hat gönnen wollen, wieder herzustellen. Es war dies theils die Beschäftigung mit der göttlichen Offenbarung, ihrer Ueberlieferung und Entfaltung, durch emsiges Studium der reichen und seltenen Schätze unserer Bibliothek, theils die fleißige Pflege unserer Obst- und Gemüsegärten, auch der Baumschule, welche die Umgegend mit trefflichen Obstpflänzlingen versorgte, theils die Spendung von Almosen und wohlthätigen Arzeneien an Arme und Leidende. Unablässige Thätigkeit ist das beste Heilmittel für kranke Seelen, und immer des Erfolges sicher, wenn Glaube und Gebet es von Seiten des Geistes, Mäßigkeit und gesunde Lebensweise es von Seiten des Körpers unterstützen. So bin auch ich langsam und allmählich genesen. Alles dessen, was mir einst lieb und leid gewesen war, gedachte ich nur noch im Gebete, und mein ganzes Dasein, sofern es der Erde noch angehörte, wurzelte in dem Kloster, in der Zelle, in den Lebensbedingungen, die beide mir auferlegten, und dies um so unablöslicher, als die Schwäche des hohen Alters mich nach und nach zwang, den gewohnten Beschäftigungen zu entsagen.

Allergnädigster Herr! Die Aufhebung der Klöster ist der Wille Ew. rc. gewesen, ich weiß, daß Ihnen die Macht dazu und auch die Macht über mich von oben her gegeben worden ist. Ich murre nicht und verschließe meine Klagen darüber in meinem Inneren. Nicht mir kommt es zu, darüber zu richten, ob eine gänzliche Säcularisirung oder eine weise Einschränkung und Umgestaltung dieser Anstalten segensreicher gewesen wäre; einem alten Klosterbruder können ja auch die Mängel und Schattenseiten des bisherigen Klosterwesens nicht unbemerkt geblieben sein. Aber gewiß ist es nicht Ew. rc. Allerhöchster Wille, daß jene Maßregel den einzelnen mit solcher Härte treffen sollte, wie sie mich trifft. Ich bin nun im 76. Jahre, tauge zu nichts mehr, und die ganze Welt hier außen ist mir so fremd geworden, als ich es ihr bin. Ich fürchte, ich habe es schon, als ich ihr noch angehört, nicht verstanden, ihre nothwendigen Bedingungen zu erkennen und mich in sie zu schicken; wie sollte ich es in meinem Alter noch lernen? Alles, was ich unter den Menschen sehe, die Neigungen, die sie verknüpfen, die Bande, die sie zusammenhalten, die Pflichten, die sie einander erweisen, alles reißt mir die längstvernarbten Wunden auf, scheucht die schwererrungene Ruhe aus der Brust. Verwirrend und gespenstisch dringt das lange entwöhnte Menschenleben auf mich ein, und mir ist, als wankte überall der Boden unter meinen unsicheren Tritten. Meinem alten Kopfe schwindelt es, als ob ich durch lauter Gefahren schritt. O, es ahnte mich das wohl, als ich mit den andern Vätern und Brüdern aus dem Klosterthore trat, und sie rechts und links auf der breiten Landstraße hinweg fahren und wanderten. Ich ging bis an das nächste Haus und ruhte dort; arme Leute wohnten darin, die auf die Nacht keinen Raum für mich hatten; und als es dunkel war, ging ich wieder zurück in das Kloster, gelangte unbemerkt in meine alte Zelle, schlief und blieb dort, und niemand spürte meine Gegenwart, keinen belästigte sie. Nur ein armes Weib, die Frau aus jenem Hause, wußte darum; sie versorgte mich im Stillen mit dem Wenigen, deß ich bedurfte. Nach einigen Wochen ward ich entdeckt. Aus Rücksicht ließ man mich noch eine Nacht dort, und dann ward ich hierher gebracht, wo mir der gütige Landrichter ein Unterkommen verschaffte. Ich habe es versucht, unter Menschen wieder zu leben, Nächtelang habe ich gebetet um Kraft und Sammlung, daß ich es ertragen möchte, wie es mir auferlegt ist. Alles umsonst. Nur wenn es mir vergönnt würde, in die Einsamkeit meiner Zelle zurückzukehren, nur in den alten Klostermauern, so vieles darin auch verändert ist, dürfte ich hoffen, das verlorene Gleichgewicht, die Fassung, die Ruhe wiederzufinden, deren ein Greis bedarf, um sich für den letzten Uebergang vorzubereiten, ja, ohne die kein Leben zu ertragen ist. Der ganze Seitenflügel der Abtei, an dessen Ende meine Zelle liegt, steht leer und unbenutzt. Meine Anwesenheit darin würde niemand belästigen. Ich würde redliche Leute finden, die mir gern die geringen Dienste leisteten, deren ich bedarf. Ew. rc. Gnade verdanke ich die Mittel, um für meine Bedürfnisse selbst sorgen zu können. So ist es denn meine einzige innige Bitte, Ew. rc. wollen allergnädigst gestatten, daß mir für die noch kurze Zeit meiner irdischen Wallfahrt meine frühere Klosterzelle als Wohnung belassen werde.

Mit der Hoffnung, daß Ew. rc. einem alten, weltentfremdeten Manne die Ausführlichkeit dieser Vorstellung gnädigst verzeihen, ersterbe ich in tiefster Ehrfurcht rc.

Allerhöchste Randbemerkung zu vorstehendem Gesuche.

Wenn es thunlich wäre, möchte das Gesuch wohl zu berücksichtigen sein. Es scheint der Supplicant kein Mann von gewöhnlicher Bildung zu sein, vielleicht ist er von gutem Herkommen, und die Andeutungen über seinen späten Eintritt ins Klosterleben lassen es wünschenswerth erscheinen, Genaues über sein früheres Leben, auch über seine Aufführung während desselben zu erfahren. Es ist hierüber durch das Landgericht Erkundigung einzuziehen und wegen der Wohnung der Domänenrath Kraup zu befragen.

Bericht des Landrichters P. an das Allerhöchste Cabinet.

Allerhöchstem, durch Cabinetschreiben mir gewordenen Befehle gemäß, das frühere Leben und die Aufführung des säcularisirten Klosterbruders Servatius betreffend, ermangele nicht, andurch das Nachfolgende submissest zu berichten.

Amtlichen Erkundigungen zufolge ist nurgedachter Bruder Servatius vor etwa 26 Jahren eines Tages in der Abtei Mariendom angelangt, allwo er sofort begehrt, mit dem damaligen hochwürdigen Abte zu reden, welcher eine lange Conferenz mit ihm gehalten, ihm sodann das Verbleiben in der Abtei einstweilen gestattet, und selbst bei dem heiligen Vater in Rom den Dispens, welcher zu dem Eintritt in den Orden für den mehrgenannten p. Servatius nöthig gewesen, erwirkt haben soll. Ein Mehreres wußten die befragten Personen, unter denen auch ein vormaliger Confrater des p. Servatius sich befunden, nicht anzugeben, insonderheit war selbigen über die vita ante acta desselben durchaus nichts bekannt, nur wollten sie bemerkt haben, daß er dazumalen einen hier nicht gebräuchlichen Dialect geredet, den Eindruck eines Mannes von Stande gemacht und sehr hypochondrisch oder vielmehr melancholisch zu sein geschienen. Seitdem er darnach in den Orden eingetreten, habe er den Klosterbezirk niemals wieder verlassen, innerhalb desselben aber ein stilles, fleißiges Leben geführet und durch seine Aufführung niemals Veranlassung zur Rüge oder Klage gegeben; welches auch Unterzeichnetem aus den zwanzig Jahren seiner hiesigen Amtsführung aus eigner Wissenschaft gar wohl bekannt.

Oftgedachter Bruder Servatius, selbst hierüber vernommen, bestätigte vorstehende Angaben als der Wahrheit gemäß, verweigerte dahingegen jede Aussage über sein Leben aus der Zeit vor seinem Erscheinen in der Abtei, gab nur zu, daß er allerdings von Herkunft ein Edelmann aus altem Geschlechte sei, und wollte sich zu weiteren Eröffnungen auch dann nicht verstehen, als ihm deutlich erklärt wurde, daß dieselben zur Beurtheilung eines von ihm eingereichten Bittgesuches Allerhöchsten Orts verlangt worden seien. Zuredens ungeachtet verharrete er bei seiner Weigerung, so daß außer Stande bin, ein Mehreres darüber einzuberichten, obwohl mich dennoch nicht entbrechen kann, den vortrefflichen, bereits hoch in Jahren stehenden Mann Allerhöchster Gnade allersubmissest zu empfehlen. Der ich p. p.

Bericht des Domänenraths Kraup.

Zufolge hohen Rescriptes, mit welchem das Gesuch des Bruders Servatius mir abschriftlich mitgetheilt worden, beeile ich mich unterthänigst zu berichten, daß ich zwar meinerseits nichts zu erinnern fände, wenn dem ehemaligen Mönche seine frühere Wohnung auf der nunmehrigen landesherrlichen Domäne wieder eingeräumt würde, daß ich diese Vergünstigung jedoch dem Allerhöchsten Interesse durchaus zuwiderlaufend halten muß. Anderer Gründe nicht zu gedenken, erlaube ich mir nur darauf aufmerksam zu machen, daß die übrigen ausgewiesenen Klostergeistlichen ganz dieselben Ansprüche geltend machen könnten und ohne Zweifel auch geltend machen würden, um auf der Domäne wieder aufgenommen zu werden, und was dem einen aus Gnaden bewilligt worden wäre, könnte den übrigen ohne Unbilligkeit, ja ohne Ungerechtigkeit nicht abgeschlagen werden. Ich gebe aber anheim zu erwägen, ob das mit den für die Säcularisation angenommenen und allein angemessenen Grundsätzen verträglich wäre. Zudem hat die ganze Maßregel unter der hiesigen sehr bigotten Bevölkerung viel böses Blut erregt, welches mir in der Administration schon die größten Schwierigkeiten bereitet. Würde einer der Mönche wieder aufgenommen, so würde das Volk nicht begreifen, warum man nicht alle aufnähme, ja warum man nicht das ganze Kloster wieder herstellte, und die Unzufriedenheit und der Widerstand würden daraus nur neue Nahrung saugen. Aus diesen und mehreren Gründen muß ich mich daher im Allerhöchsten Interesse entschieden gegen die Gewährung des Gesuches erklären. Ueberdem ist der p. Servatius sehr wohl in der Lage, sich eine Wohnung ganz nach seinem Geschmack in der Umgegend zu verschaffen. Die Pensionen der Mönche sind so reichlich bemessen, daß sie neben meinem Gehalt unter den vorliegenden schwierigen Verhältnissen aus der Domäne noch nicht herauszuschlagen sind, so daß ich mich wahrscheinlich werde genöthigt sehen, zu der nächsten Terminzahlung um einen Vorschuß zu bitten u. s. w.

Cabinetsresolution an den Bruder Servatius.

Das Allerhöchsten Orts angebrachte Gesuch des Bruders Servatius um Einräumung seiner früheren Wohnung auf der Domäne Mariendom wird um so mehr abgeschlagen, als derselbe sich geweigert hat, dem Landgerichte Auskunft über seine Vergangenheit zu geben, und es dem Vernehmen nach in dortiger Gegend nicht an Wohnungen fehlt, wo Supplicant seiner Neigung nach in Zurückgezogenheit leben kann, ihm selber aber die Mittel, solche zu miethen, reichlich gewährt werden.

Cabinetsrescript an den Domänenrath Kraup.

Dem Domänenrath Kraup zu Mariendom wird hierdurch nachrichtlich eröffnet, daß das Gesuch des Br. Servatius um Wohnung in Mariendom abgeschlagen worden ist. Was dagegen das angemeldete Ansuchen um einen Vorschuß zur Bestreitung der bevorstehenden Terminzahlungen betrifft, so wird auf Allerhöchsten Specialbefehl bemerkt, daß auf dergleichen Begehren nicht eingegangen werden könne. Die erforderlichen Gelder müssen auf andere Weise herbeigeschafft werden, entweder durch Anleihen, oder durch Abtreibung der Klosterwaldung oder durch Verkauf vereinzelt liegender Grundstücke. Die Auswahl dieser oder anderer Auskunftsmittel wird dem pflichtmäßigen Ermessen des Domänenraths überlassen. Cassenvorschüsse können aber unter den gegenwärtigen Zeitumständen durchaus nicht gegeben werden. Bei der einberichteten Verstimmung der dortigen Unterthanen sind dieselben rücksichtlich ihrer Abgaben an das Klostergut mit möglichster Nachsicht und Schonung zu behandeln.

Bruder Servatius an den Bruder Sosthenes.

(Aus dem Lateinischen übersetzt.)

Wie ich Dir versprochen, geliebtester Mitbruder im Herrn und in gemeinsamen Leiden, so berichte ich Dir heute, obgleich mit schwacher Hand, von unseres theuren Klosters und meinen Schicksalen seit jenem Tage, der unsere Schifflein, welche wir längst auf den sicheren Strand gezogen wähnten, wiederum hinausgeworfen hat in die unruhigen und gefahrvollen Wellen des weltlichen Lebens. Hoffen wir jedoch und beten darum, daß man nur das Kloster und dessen vergängliche Güter, nicht aber uns und unsre unsterblichen Seelen durch jene Handlung der Gewalt weltlich zu machen vermocht hat. Wozu Gottes allein heilige Liebe, unter Fürbitte der Heiligen, seine Gnade geben wolle!

Was nun zuerst das irdische Gut Gottes und des heiligen Benedictus betrifft, o Schmerz, so muß ich mit dem Psalmisten klagen: „Gott, es sind Heiden in Dein Erbe gekommen, sie haben Deinen heiligen Tempel verunreinigt, sie haben Jerusalem zu einer Obstwächterhütte gemacht.“ Unsre geliebte Kirche ist entweiht und all ihres Schmuckes beraubt. Verkauft an die Wucherer sind die heiligen Gefäße, herabgerissen von Wänden und Pfeilern die Bilder der Heiligen und Märtyrer und zu schnödem Gebrauch verwendet; alle Statuen und Zier von edlem Marmor sind herausgehauen und zerschlagen, um Kalk daraus zu brennen. Wo vordem nur Gebete und Hymnen und Düfte von Weihrauch aufstiegen, da ist Verwüstung und Entwürdigung eingezogen und unter dem geweihten Dache soll nach beendigter Ernte das Getreide aufgehäuft werden. Niemand wird mehr anbeten an den entkleideten und entweihten Altären. Ist das geschehen mit dem Hause Gottes, was erst mit dem unsrigen! In die Wohnung des Abtes ist der Lärm und die Lust dieser Welt eingekehrt, in unserm Speisesaale brüllt das Vieh. Die große kostbare Büchersammlung, dieser Schatz von Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, so vieler edlen Geister Denkmale, so vieler heilsbegierigen Seelen Trost und Nahrung, auf der Waage ist sie einem ungläubigen Juden zugewogen worden und nach Pfunden verkauft. Ich sage nicht mehr. Genüge Dir dies kleine Bild großer Zerstörung, welche mir das Herz bitterlich zerreißt.

Dennoch wollte ich gern den Rest meines Lebens darum geben, in meiner geliebten alten Zelle sterben zu dürfen. Auch glaubte ich anfangs, dies werde möglich sein, kehrte zurück und blieb; aber wie ein Räuber und Verbrecher ward ich, als ich entdeckt worden, hinweggeführt und in die Stadt gebracht. Unfähig, das Leben in der Welt zu ertragen, wandte ich mich an den Thron, flehend um die Gewährung meines alten Obdaches. Es wurde mir verweigert, weil ich den Kummer und die Irrthümer meines vorigen Wandels durch die Welt nicht aufdecken wollte. Nach diesem Schlage und nachdem ich die Stadt verlassen, habe ich eine ländliche Zuflucht nicht fern vom Kloster aufgesucht in einem gebrechlichen Häuschen bei armen frommen Leuten. Von da wandere ich jeden Tag zu den Gebetsstunden auf einen benachbarten Hügel, von welchem aus ich das Kloster und das Fenster meiner ehemaligen Zelle und die Thürme des entwürdigten Tempels erblicke, nach denen ich im Gebet mein Angesicht hinkehre. Aber ach, die Unruhe der Welt ist eingekehrt in mein Herz, nicht, wofür ich Gott preise, die Unruhe ihrer Lust und ihres Treibens, aber ihrer Schmerzen und ihrer Angst, und schwere Entschlüsse wälzen sich in meinem Busen, um doch wieder heim zu gelangen an die Stätte, deren Wände fünfundzwanzig Jahre mein Leid und seine göttliche Tröstung umschlossen. Ich weiß nicht, was ich thun soll. O, mein Bruder, Du hast ein gelasseneres Gemüth und trugst von Anfang unser Loos ergebener und demüthiger. Gott sei ferner Dein Trost. Wie müde bin ich meiner Wanderschaft! Wie oft rufe ich mit Elias: „Es ist genug, Herr! nimm meine Seele! denn ich bin nicht besser als meine Väter.“

Ich habe angestanden, ob ich diesen Aufschrei einer verwundeten und geängsteten Seele zu Dir gelangen lassen sollte, indem ich erwog, daß es geziemender sei dem Greise und dem Christen, mit ruhiger Betrachtung sein Herz dem Bruder zu eröffnen, wie es ja auch sonst meine Art und Gewohnheit ist; aber auch was ich an mir tadeln muß, will ich Dir nicht verbergen. So lebe denn wohl im Schutz und in der Liebe des Herrn und bete für mich.

Der Domänenrath Kraup an den Landrichter P.

Hierneben, verehrtester Herr und Freund, lege ich Ihnen, mit der Bitte um baldige Zurücksendung, das Original des bewußten Cabinetsrescriptes vor. Halten Sie es mit meiner allgemeinen Vollmacht zusammen, von der Sie Abschrift besitzen, so werden Sie jedes Bedenken, als sei ich zu meinem Verfahren nicht vollkommen ermächtigt, als beseitigt ansehen. In Befolgung der bestimmten Weisung, die Abgabenpflichtigen mit möglichster Nachsicht und Schonung zu behandeln, habe ich den Leuten so viel erlassen und so viel stunden müssen, daß es sowohl für die jetzige als für die nächste Terminzahlung an Gelde fehlt, und erst wenn die Ernte verkauft werden kann, darf ich wieder auf Vorrath hoffen. Da nun das Vorwerk zur besondern Bewirthschaftung allzuklein, zur Bewirthschaftung von der Domäne aus allzuentfernt war, so eignet sich dies am besten zum Verkauf, und es ist weder Ihre noch meine Schuld, daß es das bigotte Volk für Sünde hält, etwas von dem ehemaligen Klostergute zu kaufen, und daß daher das Meistgebot so gering ausfiel. Uebrigens hat der Jude Israel nicht für sich geboten und gekauft, sondern im Auftrage meiner Frau, aus deren Vermögen gerade verschiedene Capitalien gekündigt und wieder unterzubringen waren. Ich ersuche Sie daher, den Kaufcontract für diese auszufertigen und darin zu bemerken, daß die Versteigerung durch das Landgericht geschehen sei im öffentlichen, gehörig bekanntgemachten Termine.

Mit vielem Verdruß habe ich den unnützen Pfaffen nach verschiedenen Orten ihre Pensionen zugesandt. Es steht geschrieben: Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen. Was hat denn dies Volk vor uns andern Menschenkindern voraus, daß man es bei trägem Nichtsthun füttert wie die Prinzen? Können sie nicht so gut arbeiten, wie wir? Es ist ein Glück, daß die civilisirten Länder endlich von diesem christlichen Brahminen- und Fakirthum befreit werden. Indessen wird uns der Aberglaube der Vorfahren noch manchen Thaler kosten.

Es ist mir gelungen, die Einquartirung des scheinheiligen Bruder Servatius von der Domäne abzuwenden. Der alte Heuchler würde mir ein täglicher Aerger gewesen sein. Glauben Sie mir, Sie denken viel zu gut von ihm und von all diesen Pharisäern, und Sie irren sich, wenn Sie meinen, ich hätte etwas gegen die katholische Kirche als solche. Ich bin zwar zufällig Protestant, aber mir sind alle Kirchen egal, auf die äußerlichen Formen gebe ich gar nichts, und meine Religion heißt: Thue recht und scheue niemand! Darum sind mir diese Pfaffen so zuwider, die sich einbilden oder wenigstens dem abergläubischen Volke weißmachen, sie könnten sich den Himmel damit verdienen, daß sie Kaputzen tragen, sich die Glatze scheeren, so oder so viel Mal des Tags Gebete ableiern u. dgl. Es ist mir daher auch jedesmal anstößig und ärgerlich, wenn ich den alten Servatius — wie mag der Mensch nur eigentlich heißen? — auf dem Hofe der Domäne erblicke. Er kommt zwar selten, aber er kommt doch, besieht sich die Veränderungen, läßt die Ohren hängen, schüttelt den Kopf und geht wieder davon. Ich müßte sehr irren, oder er brütet in seinem weißen Kopfe etwas aus, womit er mir an Allerhöchster Stelle zu schaden denkt.

In dem beikommenden Korbe werden Sie ein Kalbsviertel, einige Sommeräpfel und Aprikosen finden. Lassen Sie sich's wohlschmecken, und wenn Sie einen fröhlichen Tag mit uns verleben wollen, so kommen Sie am Sonntag zum Mittagsessen nach uns heraus. Es sind mehrere Verwandte meiner Frau gekommen und wir werden aufwenden, was Küche und Keller vermögen. Mit aller Freundschaft der Ihrige.

(Fortsetzung auf Seite 390.)



Das Scherflein der Wittwe. Originalzeichnung von Adolf Schmitz.

Leg nur getrost Dein Kupferstück
Zum Silber und zum Gold,
Ins Herze schaut des Heilands Blick
Und ist der Demuth hold!

Die Reichen gaben's mit Verdruß,
Du gibst's mit frohem Sinn,
Sie gaben ihren Ueberfluß,
Du Deine Armuth hin.

Sie warfen kalt ihr kaltes Erz
In Gottes Opferschrein,
Du legst ein fromm und liebend Herz
Mit Deinem Scherflein ein.

Und was man willig gab dem Herrn,
Da legt Er Segen drauf,
Aus Wittwenscherflein baut Er gern
Sich Seine Tempel auf.

Und was man Gott dem Höchsten leiht,
Bringt reichen Zins zurück,
Ins Herze bringt's Zufriedenheit,
Ins Haus ein himmlisch Glück.

Geh hin im Frieden, Gott mit Dir,
Dein Waislein auf dem Arm,
Des Heilands Zeugniß bürget mir,
Daß Gott sich Dein erbarm'.

Mit leichtem Beutel, leichtem Muth
Geh heim ins Kämmerlein,
Dein Wittwen- und Dein Waisengut
Wird Gottes Gnade sein!

Karl Gerok.

Allerunterthänigste Eingabe des Bruders Servatius.

Allerdurchlauchtigster u. s. w. Ew. 2c. haben mein unterthänigstes Gesuch um fernere Ueberlassung meiner Klosterzelle in der Abtei Marienbom unter anderem auch deshalb in Gnaden abgeschlagen, weil ich mich geweigert hatte, dem Landgerichte Auskunft über meine Vergangenheit zu geben, und es ist mir bekannt geworden, daß diese Auskunft Allerhöchsten Orts verlangt worden sei. Ew. 2c. werden es erklärlich finden, daß ich mich nicht entschließen konnte, Verhältnisse, Kümmernisse und Verirrungen der zartesten Art, die ich bisher nur meinem Beichtvater vertraut, öffentlich zu Protocoll zu geben. Schon damals kam mir der Gedanke, ob es nicht gerathen und vielleicht gar meine Pflicht sei, dem Allerhöchsten Verlangen durch eine schriftliche Eingabe nachzukommen. Dieser Gedanke folgte mir in die einsame Landwohnung, die ich seitdem bezogen, und versetzte mich in immer größere Unruhe. Lange habe ich mit mir gerungen, ob ich ihn ausführen solle. Ich erbebte innerlich davor, erzählend und schildernd alles noch einmal in der Vorstellung durchleben zu sollen, was ich lange als abgethan in die Hände meines Gottes niedergelegt hatte. Dennoch habe ich endlich den Vorsatz gefaßt. Das Verhältniß eines Landeskindes zu seinem Landesvater, im göttlichen Lichte betrachtet, ist so edler Art, daß ich meiner selbst dagegen nicht schonen darf, und ich habe das feste Vertrauen, Ew. 2c. werden meine Bekenntnisse auch wie eine Beichte jedem anderen geheim halten. —

Wenn ich vor allem sage, daß ich der letzte des alten Geschlechtes der von Babenried bin, so werden sich Ew. 2c. sofort entsinnen, wie oft dieser Name mit Ehren in die Geschichte des Landes eingezeichnet worden ist. Im Dienste der Kirche wie des Thrones, im Kriege wie im Frieden haben die Männer dieses Geschlechtes durch Treue und Tüchtigkeit sich hervorgethan, und der Name meines Vaters, des Generals von Babenried, dürfte noch unvergessen sein. Die Ehre vor den Menschen und den Stolz des Herzens, einem solchen Geschlechte anzugehören, habe ich längst abgestreift, aber Gott danke ich dafür, daß ich in den Traditionen der edlen Gesinnungen dieses Hauses herangekommen bin. Einst erstreckten sich die reichen Besitzungen desselben meilenweit. Die Ungunst der Zeiten hatte sie bis auf ein kleines altes Schlößchen mit wenigen Ackern Landes zusammenschwinden lassen. Mein würdiger Vater pflegte zu sagen, er sei stolz auf beides, sowohl auf den ehemaligen Glanz des Hauses, als auf seine jetzige Armuth, denn er könne beweisen, daß alle Verluste Opfer seien, welche das Haus im Dienste des Landesherrn und des Vaterlandes gebracht habe.

Verdanke ich nun durch Gottes Gnade der Abstammung von so trefflichen Vorfahren das wenige Gute, das an mir war, so hatte ich doch nicht ihren aufstrebenden kühnen Ehrgeiz geerbt. Meinen Vater verlor ich, ehe ich mich für einen Lebensberuf entschieden hatte. Und noch lange schwankte ich in der Wahl desselben. Alle Wissenschaften, Sprachen und freien Künste zogen mich an, ich lernte leicht und mit Begierde und eignete mir allmählich eine vielseitige und elegante Bildung an, ohne Trieb für ein besonderes Fach zu fühlen. Endlich entschied ich mich, mehr aus einer Grille als aus Neigung, für das Forstfach. War es auch schon etwas spät für einen solchen Entschluß, so hatte ich mich doch in ungewöhnlich kurzer Zeit der erforderlichen Wissenschaften und Fertigkeiten bemächtigt, und ich war verhältnißmäßig noch jung, als es dem Einflusse mütterlicher Verwandten in hohen Hofämtern gelang, mir eine Oberförsterstelle zu verschaffen. Ich glaube, es war die Absicht, mich nach Verlauf einiger Jahre wo möglich ebenfalls in den Hofdienst zu bringen.

Allein gar bald fand ich mich an meine Oberförsterei durch so viel häusliches Glück gefesselt, daß ich sie nicht gegen die Residenz vertauscht hätte. Ich hatte ein schon lange im Stillen verehrtes, armes, aber höchst liebenswürdiges Mädchen aus gutem Hause heimgeführt, und konnte aus voller Ueberzeugung sagen, daß Gott mich mit dem besten Weibe der Welt gesegnet habe. Zwischen uns bestand so viel Uebereinstimmung der Seelen, sie nahm so lebhaften geistvollen Antheil an allem, was mich beschäftigte und erfreute, ihr edles zartes Gemüth ward für mich eine solche Fundgrube der lieblichsten Entdeckungen, daß sie mir alles andere zu ersetzen vermochte, und die Einsamkeit selbst, in der wir zu leben gezwungen waren, erhöhte nur unser Glück. Dabei war unsre Zuneigung keineswegs eine leidenschaftliche, ausschließende, alles andere verschlingende. — Doch ich will bei diesen glücklichen fünf Jahren nicht länger verweilen. Schwanden sie selbst doch dahin, wie ein paradiesischer Traum. Ein jähes Erwachen zerriß ihn. Ich mußte sie zurückgeben in die allmächtige Hand dessen, der sie mir gegeben hatte, und stand im tiefsten Schmerze mit einem vierjährigen Töchterchen an ihrem Sarge.

Ich brachte die theure Asche meines Glücks in die Familiengruft unsres alten Stammgutes und verweilte dort einige Tage. Mein Kind, auf welches nun alle Liebe, alle innigsten Gefühle meines wunden Herzens sich sammelten, hatte mich begleitet. In solchen Lagen und Zuständen weben sich oft Entschlüsse zusammen, die man zu andern Zeiten nicht für möglich gehalten hätte. Ich glaubte nirgends leben zu können, als da, wo die geliebten Ueberreste eingesenkt waren. Der Gedanke, mich von meinem Kinde zu trennen, war mir unfaßlich. Ich fragte mich, was aus ihm werden würde, wenn ich es den unsicheren Händen einer Erzieherin vertraute, während mich selbst meine Pflichten halbe und ganze Tage in die Forsten hinausriefen. Es kam hinzu, daß so eben der alte Pächter meines Guts gestorben war, die Erben konnten die Pacht nicht fortsetzen, und ich meinte darin einen Wink der Vorsehung zu erkennen. Ich beschloß, sofort um meine Entlassung zu bitten, das Gut selbst zu übernehmen und mich hier ganz der Erziehung und Ausbildung meines Kindes zu widmen. Sonst langsam und zögernd im Entschließen, habe ich nur zweimal im Leben einen Beschluß eben so rasch gefaßt als ausgeführt. Dies war das erste Mal.

Meine hochgestellten Verwandten tadelten mein Verfahren wohl nicht mit Unrecht, und da ich sie selbst gehindert hatte, ihre guten Absichten mit mir auszuführen, so kann ich es ihnen nicht verdenken, daß sie sich von mir zurückzogen. Das Gut war sehr klein und vernachlässigt, so daß es sorgfältiger Verbesserung und Bewirthschaftung bedurfte, um einen mäßigen Ertrag abzuwerfen. Da jedoch alles dicht beisammen war, so brauchte ich um seinetwillen mein Kind nur selten zu verlassen. Eine Haupteinnahme bestand in den Aufkünften der großen zu dem Gute gehörenden Feldjagden, zu deren Ausbeutung ich mir einen treuen Jäger hielt. Später fand ich Gelegenheit, durch Arbeiten mit der Feder meine Einnahmen etlichermaßen zu vermehren. Die meiste Zeit, die größte Sorgfalt und meine ganze Liebe war aber meinem theuren einzigen Kinde gewidmet, dessen Erziehung und Ausbildung die ausschließliche Aufgabe meines Lebens ausmachte. Die unbeschreibliche Vaterfreude, wahrzunehmen, wie glücklich sie sich an Gemüth, Geist und Körper entwickelte, tröstete mich über den Verlust ihrer Mutter und machte mir alle Opfer, die ich ihr bringen mußte, zum Genuß. Denn freilich bedurfte sie ja auch weiblicher Leitung, wozu ich eine gebildete ältere Dame ins Haus nahm, es wollten Bücher und Instrumente angeschafft sein, geziemende Kleidung und allerlei bescheidener Schmuck sollten ihr nicht versagt bleiben. Auch der Umgang mit benachbarten Altersgenossinnen mußte gepflegt werden, und später hielt ich es für nöthig, ihr auf einigen kleinen Reisen die Welt zu zeigen. Das alles war nur dadurch möglich, daß ich mir selbst jede Liebhaberei, jeden andern Genuß, kurz alles versagte, was nicht zu den nothwendigsten Lebensbedürfnissen gehörte, und daß ich, wenn nicht sie selbst mich in Anspruch nahm, Tag und Nacht arbeitete, um die erforderlichen Mittel herbeizuschaffen. Ich lebte, mit einem Worte, für nichts in der Welt mehr, als für meine Tochter. Aber dafür ersetzte sie mir, als sie herangewachsen war, auch alles. Ich will nichts von der Anmuth ihrer äußeren Erscheinung sagen. Sie hätte durch jede Häßlichkeit entstellt sein können; ihr schneller, lebendiger, überall hindringender Geist, ihr munterer Witz, ihr zartes tiefes Gemüth hätten dennoch für alles entschädigt. Wir verstanden uns auf das innigste; nie, glaube ich, ist ein Vater in seiner Tochter glücklicher gewesen, als ich es war.

Es konnte nicht ausbleiben, daß ein so vorzügliches Wesen, wie meine Ottilie war, die Augen der männlichen Jugend auf sich zog. Ich machte mich mit dem Gedanken vertraut, daß sie früher oder später eine schickliche Verbindung schließen werde, aber ich stellte nicht allein die höchsten Anforderungen an den Mann, der ihrer werth sei, sondern ich zweifelte auch nicht, daß ich in der Anhänglichkeit und Theilnahme meines Kindes stets denselben Platz behaupten werde. Heiter und leichtmüthig hatte Ottilie bereits mehre Partien abgelehnt. Da erhielten wir den Besuch eines weitläufig Anverwandten, eines Assessors von Waserdingen, der so eben eine Anstellung in

einer benachbarten Stadt erhalten hatte. Er war artig und zuvorkommend, eine wohlgesetzte Erscheinung, schien tüchtig in seinem Fach und auch sonst nicht ohne Bildung, entsprach aber bei weitem nicht dem glänzenden Bilde, das ich mir von dem künftigen Gatten meiner Tochter entworfen hatte, und das, wie ich zuversichtlich glaubte, auch nur ihr selbst genügen könne. Um so mehr überraschte es mich, daß ich nach einigen rasch wiederholten Besuchen des jungen Vetters Veränderungen in dem Wesen meiner Tochter bemerkte, aus denen ich schließen mußte, er sei ihr nicht gleichgültig. Ich erschrak. Bei der offenen, innigen Uebereinstimmung zwischen mir und meiner Tochter, bei meiner herzlichen Liebe zu ihr, war mir niemals der Gedanke gekommen, daß sie eine Wahl treffen könne, die unter meinen Erwartungen sei, und daß ich einer von ihr getroffenen Wahl Widerstand entgegensetzen würde. Den jungen Waserdingen betrachtete ich von diesem Augenblick an mit den mißgünstigsten Augen, ich rechnete ihm den Mangel hervorstechender großer Eigenschaften als Gebrechen an, kleine Lücken in seiner Bildung erschienen mir unverzeihlich, ich wurde in jeder Hinsicht ungerecht gegen ihn, während ich glaubte, ihn nur gerecht zu beurtheilen. Nach einigem Zögern entschloß ich mich, mit Ottilien zu sprechen. Was ich gefürchtet hatte, bestätigte mir ihr Bekenntniß. Ihre Gefühle, sagte sie, hätten sich für Waserdingen entschieden, und seine Erklärung müsse sie täglich erwarten. Mißbillige ich ihre Wahl, so werde sie es nicht zu einer Erklärung kommen lassen, aber es werde ihr einen langen schmerzlichen Kampf kosten, ihr Inneres wieder von ihm loszuringen.

Ich war außer mir, aber ich unterdrückte, ich verbarg wenigstens die heftigen Aufwallungen meiner Unzufriedenheit. Dem geliebten Kinde jenen Kampf zuzumuthen, davon konnte bei mir keine Rede sein. Im Gegensatze zu allem, was ich empfand, versprach ich ihr meine Einwilligung, und bald darauf fand das Verlöbniß statt.

Hatte ich in der Zwischenzeit mit der schmerzlichen Empfindung zu kämpfen gehabt, daß zwischen mich und das einzige Wesen, für das ich lebte, etwas Fremdes eindringe, welches ihre Zuneigung, ihr Vertrauen mir entziehen wolle, so hatte ich doch von dem festen Verlöbnisse eine Klärung, eine Wiederherstellung des früheren Verhältnisses erwartet, ich hatte geglaubt, es werde nun ein reines, offenes, gleichmäßiges Vertrauen uns alle drei umschlingen. Allein ich sollte alsbald das Gegentheil erfahren. Von dem eigentlichen Verkehr der beiden Herzen und Geister war ich sofort vollkommen ausgeschlossen. Waren sie allein beisammen und ich näherte mich, so wechselten sie stets das Gespräch und ließen mich, ohne daß sie es wollten und wußten, in ihrem Benehmen sogleich bemerken, wie überflüssig, ja wie lästig ihnen meine Gegenwart sei. Was sie schriftlich einander mittheilten, ward mir auf das sorgfältigste verborgen. Der lebhafte liebevolle Antheil, den Ottilie sonst an mir, meinen Arbeiten und Interessen genommen, der mir so sehr zum Bedürfniß geworden, war verschwunden. Sie stand wie unter einer Verzauberung, ihr Sinnen und Denken, ihr Thun und Treiben, ihr ganzes inneres und äußeres Leben bezog sich nur noch auf ihren Verlobten.

(Schluß folgt.)

Fliegende Blätter aus Amerika.

I. Das amerikanische Weltblatt.

Auch die Presse hat jenseit des Oceans sich mit einer ganz unerhörten Geschwindigkeit zu einer kolossalen Bedeutung emporgeschwungen, die in unseren europäischen Verhältnissen ihres Gleichen durchaus nicht findet. Ihre Macht wird am glänzendsten repräsentirt durch den „New-York Herald“, den man mit Recht das amerikanische Weltblatt genannt hat.

Der geneigte Leser wolle uns an einen Centralpunkt des New-Yorker Verkehrs folgen, an die Ecke des prächtigen Broadway und der Ann-Street. Hier steht ein durchweg aus schneeweißem Marmor und Eisen im Renaissancestyl gebautes fünfstöckiges palastartiges Gebäude. An der Spitze des durch das Zusammentreffen beider Straßen gebildeten Winkels ist das imposante, von Säulen getragene Portal, zu welchem man von der Straße über einen zwei Stufen hohen breiten Perron gelangt. Das ist die Residenz des „Herald“. Gegenüber ist eine Kirche und das graumarmorne Hotel, welches Astors Namen führt und einst das erste Hotel New-Yorks war, aber jetzt an Größe und Eleganz von anderen weit überflügelt worden ist. Von hier aus läßt sich bequem ein Blick werfen auf die brandenden Verkehrswogen des Broadway.

Während wir diese Beobachtungen machen, drängt eine sich unaufhörlich erneuernde bunte Menschenmenge an uns vorbei und durch die hin- und herschwingenden Thüren in das „Office“. Der Auctionator, der Kaufmann, der Rheder, der Stellensuchende, der Gewerbtreibende, der Miether und Vermiether, kurz, wer etwas zu kaufen oder zu verkaufen, etwas anzubieten und etwas zu suchen hat, kommt hierher, wirft seine Wünsche in Gestalt eines „Advertisements“ (Anzeige) aufs Papier, reicht es einem der Commis, bezahlt und ist sicher, daß am nächsten Morgen seine Anzeige von hunderttausenden gelesen und dadurch die Erreichung seines Zweckes angebahnt wird.

Hinter den Glaswänden ist die Casse, die Buchführung und überhaupt die geschäftliche Verwaltung, welche von einem Dutzend Commis und Buchhaltern besorgt wird, denn obwohl der jährliche Umsatz des „Herald“ über $2\frac{1}{2}$ Millionen Dollars ist, so sind doch, da alles (Abonnements und Anzeigen) ausnahmslos nur gegen baar geht, verhältnißmäßig weniger geschäftliche Schreibereien, als bei mancher nicht so bedeutenden Zeitung.

Durch eine Glasthür gelangen wir von dem Office auf einer Wendeltreppe in den ersten Stock, wo die Redactionsbureaux sich befinden. Ein junger Neger empfängt im Vorzimmer die Besucher und führt sie in das Empfangszimmer, in dessen Mitte ein runder, mit allen Schreibmaterialien versehener Tisch steht. Wir brauchen hier nur unseren Namen auf die Karte zu schreiben und sie dem „Manager“ hereinzusenden, um empfangen zu werden.

Das Zimmer, in welchem wir uns befinden, ist eigentlich nur die Abtheilung eines Saales, der durch undurchsichtige Glaswände in ungefähr zwölf Abtheilungen eingetheilt ist, in deren jeder ein bis vier Redacteure je nach dem Verhältniß der zu bewältigenden Arbeiten sitzen. Der City-Editor hat die meisten Untergebenen, nämlich zwölf Reporters, deren Zahl bei Wahlen und anderen Gelegenheiten noch verstärkt wird. Das Redactionspersonal besteht, einschließlich der Berichterstatter, aus etwa fünfzig Personen. Außerdem hat der „Herald“ aber noch das Publikum als Mitarbeiter, denn er nimmt wichtige Neuigkeiten, die ihm nicht durch seine eigenen Canäle zugekommen sind, von verläßlichen Personen an und bezahlt gut dafür. Namentlich ist dies in Bezug auf Unfälle zur See der Fall, wie denn der „Herald“ in Marineangelegenheiten überhaupt eine specielle Autorität ist. Natürlich ist es ihm um den ausschließlichen Besitz der Nachricht zu thun, und deshalb wird auch erst am nächsten Tage das stipulirte Honorar entrichtet. Ja, als eines Tages der Steuermann, als einziger Ueberlebender eines mit der übrigen Mannschaft und Passagieren untergegangenen Dampfers, zu Bennett kam und ihm die Nachricht anbot, bewilligte ihm dieser fünfhundert Dollars dafür, unter der Bedingung, daß er bis zum nächsten Morgen auf dem Office bleibe, theils um einen vollständigen Bericht abzustatten, theils um nichts weiter ausplaudern zu können.

Der „Herald“ steht seinem ganzen Inhalte nach in fortwährender reger Wechselwirkung mit dem Publikum. Hohe Beamte — Präsidenten, Congreßmitglieder, Kaufleute, Arbeiter, emancipirte „Ladies“, Geistliche aller Kirchen, kurz alle Gesellschaftsklassen finden im „Herald“ ihr Blatt — ein Blatt, welches alles Neue berichtet, aber selten, und dann oft nur schwankend und unzuverlässig, für irgend eine Sache, eine Persönlichkeit oder ein Princip Partei ergreift. Aber dieses realistische Princip — das Neueste zuerst und am ausführlichsten — verbunden mit der oft eleganten, oft derbkörnigen Schreibweise, dem Humor, der Komik oder der Satyre, mit welcher alle im Blatte zur Sprache kommenden Personen und Sachen behandelt werden, gibt dem „Herald“ eine Würze, wie keinem anderen amerikanischen oder europäischen Blatt. Vom Präsidenten bis zum Policeman, von Astor bis zum Stiefelwichsjungen („bootblack“) herab ist keiner vor der Geißel des Spottes sicher, die der „Herald“ — der tägliche „Kladderadatsch“ Amerikas — täglich schwingt und die ihn zu dem gefürchtetsten, verhaßtesten und zugleich auch wieder beliebtesten Blatte der westlichen Welt macht.

Leugnen läßt sich allerdings nicht, daß in manchen Beziehungen,

wenigstens, früher der „Herald" sich oft von eigennützigen Motiven leiten ließ. Doch ist seine Tendenz und Haltung in politischer Hinsicht seit etwa zwei Jahren bedeutend consequenter geworden. Der „Herald" macht seit dieser Zeit gegen die radikal-republikanische Partei entschieden Front, weil sie durch ihre Gesetzgebung die Reconstruction des Südens erschwert und verzögert habe. Auch war der „Herald" das erste Blatt, welches eine neue Parteibildung aus der Verschmelzung der gemäßigt-republikanischen und demokratischen Partei vorschlug und den Namen „Grant" als Präsidentschaftskandidat derselben auf sein Panier schrieb. Was seine Haltung den deutschen Amerikanern gegenüber anbelangt, so ist er in seinen Aeußerungen immer respectvoll und unparteiisch.

Die Kosten der Redaktion sind bedeutend, denn die Reporters bekommen jeder jährlich von 1000 bis 1500 Dollars und die Redacteure jeder von 3000 bis 5000 Dollars, einige sogar 10,000 Dollars und der Chef-Redacteur 20,000 Dollars per Jahr. Leiter des Ganzen ist James Gordon Bennett jr., unter dessen Vorsitz jeden Mittag der „Council" (Berathung) der Chief-Editors (Hauptredacteure) gehalten und die Parole des Tages für die Leitartikel ausgegeben wird.

Wenn wir noch hinzufügen, daß der „Herald" in allen Theilen der Welt seine Originalcorrespondenten hat, so läßt sich denken, wie viel ihm die Herbeischaffung, Sichtung und Verarbeitung seines Lesestoffs kosten muß. Um nur ein Beispiel anzuführen, so hält er sich mehrere eigene Dampfyachten, welche die Bai und den Hafen von New-York fortwährend durchkreuzen, um die Namen der tags über angekommenen Schiffe aufzunehmen und allnächtlich dem Office zu berichten, während die übrige New-Yorker Presse sich mit einigen Segelbooten behilft und daher über ein Sechstel der angekommenen Schiffe erst einen Tag später berichtet.

Die telegraphischen Nachrichten vom Inland bezieht der „Herald" von der New-Yorker associirten Presse, von welcher er Mitglied ist. Alle Neuigkeiten von allen Punkten des Inlandes werden an die New-Yorker associirte Presse telegraphirt, denn bei dem ungeheuren Terrain der Vereinigten Staaten wird von Correspondenzen per Post, was Neuigkeiten anbelangt, ganz abgesehen. Außer den Telegrammen der associirten Presse empfängt der New-Yorker „Herald" noch seine Specialdepeschen, namentlich von Havanna via Key Westflorida und von Europa aus durch das atlantische Kabel. Die erste Kunde von dem diplomatischen Notenwechsel zwischen Preußen und Frankreich wegen der Luxemburger Frage wurde an den New-Yorker „Herald" von Paris aus und aus diesem als Neuigkeit zurück nach Europa telegraphirt. Die größte Specialkabeldepesche des „Herald," die er aber der Kosten wegen an mehrere New-Yorker Blätter, worunter auch die „Staatszeitung," vertheilte, war unseres Wissens die vollständige Eröffnungsrede des Königs von Preußen bei Eröffnung des Abgeordnetenhauses im Sommer 1866. Diese Depesche umfaßte 1200 Worte à zwei Dollars, kostete also im ganzen 2400 Dollars. Im Vergleich damit schwinden die Ausgaben deutscher Blätter für Telegramme in ein unbedeutendes Nichts zusammen. Die größte telegraphische Errungenschaft in Europa war die zu Dublin im Winter 1866/67 von John Bright gehaltene Rede, welche sich die Londoner „Times" telegraphiren ließ und drei ihrer Spalten damit füllte. Zur Zeit des Bürgerkrieges aber ließ sich der „Herald" einen Schlachtbericht von der Größe einer Druckseite (sechs Heraldspalten oder acht Timesspalten) telegraphiren und nach einem kampfreichen Tage im Congreß füllen allein die Ueberschriften des Washingtoner Telegramms ebensoviel Raum als die ganzen Telegramme einer Nummer der „Augsb. Allg. Zeitung."

Um dem deutschen Journalismus Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß jedoch anerkannt werden, daß die materiellen Vorbedingungen zu so splendiden, großartigen Leistungen eben auch nur der amerikanischen Presse gegeben sind. In Folge davon gebraucht Berlin mit seinen 720,000 Einwohnern nur 142,200 Nummern von Zeitungen per Tag oder eine Nummer auf ca. 5 Einwohner, New-York aber mit seinen 900,000 Einwohnern etwa 450,000 Nummern oder eine auf zwei Einwohner (die auswärts gehenden Exemplare stehen bei diesem Vergleich wohl in demselben Verhältniß zu einander). Die größte Auflage einer täglichen deutschen Zeitung ist die der „Volkszeitung," nämlich „gegen" 30,000. In New-York haben wir den „Herald" mit 95,000, die „Daily-News," das „New-Yorker Centblatt" mit ca. 50,000, die „New-York Times" mit 45,000, die „Tribune" mit 43,000, die „Staatszeitung" mit etwa 30,000 Auflage. Die Londoner „Times" aber hat nur 59,000 Auflage. Die Einnahmen des „Herald" nur für abgesetzte Exemplare sind jährlich 1,330,000 Dollars und für Anzeigen etwa 1,500,000 und der Nettogewinn Bennetts wird auf ca. eine Million per Jahr geschätzt, gewiß ein fürstliches Einkommen.

Eine Nummer des „Herald" besteht aus acht Groß-Folioseiten compressen Druckes, deren jede sechs Spalten hat, also 48 Spalten, wovon zwanzig den Anzeigen gewidmet sind. Bei größerem Stoffandrang wird noch eine Beilage von vier Seiten („triple-sheet") beigegeben, dann also etwa 30 Spalten Anzeigen und 42 Text — und das alles für vier Cents oder $15\frac{1}{2}$ Pfennige preußisch bei doppelt so hohen Herstellungskosten als in Europa.

Um die technische Herstellung des Blattes kennen zu lernen, steigen wir jetzt zu den nächsten Stockwerken empor und treten in die hohen, geräumigen und lichten Säle ein, wo mehr als hundert Setzer mit dem Satze des Blattes und anderen Druckarbeiten beschäftigt sind und deren Arbeitszeit je nach der Tages- oder Nachtabtheilung entweder von früh morgens bis abends oder von nachmittags bis zwei oder drei Uhr morgens ist. Letztere Abtheilung wird am besten bezahlt, nämlich mit 60 Cents für 1000 m, und ein flinker Setzer kann hier leicht seine 30 bis 40 Dollars wöchentlich verdienen. Im „Basement" oder Souterrain ist der Maschinensaal, wo zwei Hoesche Riesenpressen aufgestellt sind, auf welchen die ganze Auflage von 95,000 Exemplaren in anderthalb Stunden gedruckt wird. Um drei Uhr wird die Form eingehoben und um halb fünf ist der Druck beendigt, so daß mit den Frühzügen um fünf Uhr der „Herald" schon nach allen Richtungen hin unterwegs ist. Die Versendung und der Verkauf geschieht durch Zeitungshändler oder im Jahresabonnement direct von dem Office aus per Post an die Abonnenten. Die Post selbst befaßt sich nicht mit Zeitungsabonnements. Wie in England, so werden auch in Amerika die Zeitungen nummernweise an Straßenständen oder durch „News-boys" verkauft. Fährt man morgens vom Westen her mit der Eisenbahn nach New-York zu, so begegnet einem um halb acht Uhr noch in Pennsylvanien der „Herald". Ein Junge mit einem Packet von vielleicht hundert Exemplaren steht auf dem Perron der Station, steigt mit in den Zug und ist im Handumdrehen alle los bis auf — eines oder auch zwei, für die er oft das Fünffache des Preises fordert und erhält.

So lesen die Reisenden den „Herald" früher, als die zu dieser Stunde oft noch in Morpheus Armen ruhenden New-Yorker. Und doch ist dieses Blatt, welches sich eines so ungeheuren Erfolges rühmen darf, gewissermaßen aus dem Nichts hervorgegangen, wenn man seine materiellen Anfänge betrachtet; aus diesem Nichts machte es der Genius seines Gründers, eines Mannes von ungewöhnlichem Scharfsinn, Talent und eiserner Energie zu dem, was es jetzt ist.

James Gordon Bennett wurde im Jahre 1795 zu Banff in Schottland geboren, wo seine Eltern als Landleute lebten. Er erhielt eine gute Erziehung zu Aberdeen, mit Hinblick auf den von seinem Vater gewünschten Eintritt in die Kirche. Napoleon, Byron und Walter Scott waren James Gordons Jugendideale und ihr guter und böser Einfluß sind in seiner Laufbahn und seinem Charakter bemerkbar. Im Jahre 1817 erschien Franklins Selbstbiographie in Schottland und dies wandte des jungen Bennetts Gedanken Amerika zu. James Gordon fühlte überdem eine Abneigung gegen den geistlichen Stand und wurde noch darin bestärkt, als sein ebenfalls zur Theologie bestimmter Bruder Cosmo in Folge zu strenger Disciplin erkrankte und starb — ein Umstand, welcher in ihm den Entschluß reifte, seines Vaters Wunsche nicht zu folgen. Als 1819 ein Bekannter von ihm nach Amerika ging, entschloß er sich plötzlich, ebenfalls „die Stätte zu sehen, wo Franklin geboren war." Am 6. April schiffte er sich nach Halifax ein. Dort angekommen fristete er als Schulmeister kümmerlich sein Leben, wanderte dann nach Boston und wurde Corrector. Dann kam er nach New-York, wo ihn der Besitzer des „Courier" zu Charleston S. C. als Mitarbeiter engagirte. Dort lernte er zuerst die Kunst, Neuigkeiten vor seinen Rivalen aufzufangen, indem er noch vor dem Hafen den Schiffen entgegenfuhr. Im Jahre 1824 nach New-York zurückgekehrt, wurde er zuerst Lehrer, dann Reporter. Wie alle Schotten, war er sparsam und konnte deshalb schon im folgenden Jahre mit seinen Ersparnissen ein Sonntagsblatt übernehmen. Nachdem er sein weniges Geld dabei verloren hatte, wurde er als Mitarbeiter des „National

Advocate“ und „Courier and Enquirer“ angestellt. Im Jahre 1832 gründete er im Interesse von Jackson und Van Buren den „Globe,“ der nur dreißig Tage lebte und kaufte im Jahre 1833 das in Philadelphia erscheinende Blatt „Pennsylvanian,“ welches er im Interesse von Van Buren, dem Candidaten für die Präsidentschaft, redigirte. Als ihm ein Anlehen von 2500 Dollars, welche er zur Fortsetzung des Blattes brauchte, von dessen Partei verweigert wurde, mußte er auch dieses Unternehmen eingehen lassen und wandte sich wieder nach New-York zurück.

Nachdem er sich ohne Erfolg an die Besitzer der „Sun“ und danach an Horace Greeley (den späteren Gründer der „Tribune“) mit der Anfrage gewendet, sich mit ihm zu einem Pennyblatte zu associiren, fand Bennett ein paar Drucker, die geneigt waren, sich mit ihm zur Herausgabe des „Herald“ zu verbinden. Die erste Nummer erschien am 6. Mai 1835. Sie wurde von Bennett allein geschrieben und verkauft in einem Keller in Wallstreet, dessen einzige Einrichtung aus einem Stuhl und einem über zwei Fässer gelegten Brette als Tisch bestand. Fünf Wochen später veröffentlichte er zuerst einen Börsenartikel, damals etwas Neues, und wußte sich überhaupt Neuigkeiten aus allen Theilen der Welt schnell zu verschaffen. Damals war sein Geist voll Verachtung und Rache. Er schien zu denken, daß die Welt nur Gemeinheit haben wolle und daß der einzige Weg zum Erfolge darin bestehe, diesem Geschmack zu fröhnen. Dies zeigte sich in den ersten Jahren seines Blattes. Während des ersten Monates nach Gründung des „Herald“ waren eines Tages alle Baarmittel erschöpft und das Blatt wäre eingegangen, hätte ihm nicht der Pillenfabrikant Brandreth durch Vorausbezahlung eines großen Inserates auf ein Jahr die Mittel zur Fortsetzung gewährt. Drei Monate später kam Feuer im Keller aus und nur durch die Unterstützung einiger Freunde wurde sein Blatt erhalten.

Wie ein Phönix erstand der „Herald“ aus der Asche und wurde als Scandalblatt New-Yorks, wenn auch nicht geachtet, so doch am meisten gelesen und riß dadurch das Anzeigegeschäft an sich. Von Principien war bei ihm keine Spur, und seine Meinung, namentlich über Schauspieler und Politiker, was in Amerika oft dasselbe sagen will, richtete sich nach einem besonderen „Tarif.“ Mit der Umwälzung des Journalismus durch die modernen Verkehrsmittel wuchs auch der „Herald“ und hielt gleichen Schritt mit dem riesigen Fortschritt des Landes. Schon in den fünfziger Jahren verlegte er sein Local von Ann-Street nach einem eigens dazu errichteten Gebäude in Fulton-Street und von diesem am 1. Januar 1867 in den jetzigen Marmorpalast Ecke Broadway und Annstreet.

Persönlich ist Bennett sen. eine interessante Erscheinung. Seine Gestalt ist hoch, hager und quecksilberartig unruhig. Das lange Gesicht mit hervorstehender Adlernase erhält durch die zwei forschend aus ihm herausblickenden Augen einen lebhaften Ausdruck. Sein graues Haar zeigt an, daß er Siebenziger ist, während seine lebhaften Manieren ihn bedeutend jünger erscheinen lassen. Obwohl er die Leitung des Blattes seinem am 10. Mai 1841 gebornen Sohne, James Gordon Bennett jun., einem talentvollen jungen Journalisten, der als Gewinner der Ocean-Yachtwettfahrt in weiteren Kreisen bekannt wurde, übertragen hat, so kommt der „Alte“ dennoch zweimal wöchentlich auf das Office und hat die Oberleitung sich vorbehalten. Nichts Wichtiges geschieht in dem Office, ohne daß es ihm nicht vorher mitgetheilt wird, was durch einen Privattelegraph eigens nach dem fünf englische Meilen davon entfernten Landhause Bennetts auf Washington Heights am Hudsonflusse geschieht.

Bennett sen. lebt sehr abgeschlossen, und nur selten wird durch Besuche seine Einsamkeit unterbrochen, denn die Haltung seines Blattes hat ihn nach und nach der Welt entfremdet. Ein Umschwung des „Herald“ zum Besseren ist in den letzten Jahren eingetreten, auch verdient es noch erwähnt zu werden, daß er, der sonst so freigeistige, kürzlich eines Sonntags einen Leitartikel brachte, dahinlautend, daß sechs Tage der Woche für den Teufel genug seien und er daher am siebenten keine Berichte mehr über Theater, Amüsements und Sports, dagegen aber die ausführlichen Programme und Texte des Gottesdienstes aller hauptsächlichen Kirchen New-Yorks bringen werde. Und so hat er es denn auch seitdem gehalten.

Zum Schluß noch ein Charakterzug aus Bennetts journalistischer Thätigkeit. Vor der Ankunft des Prinzen von Wales bei den Niagarafällen postirte sich der Heraldcorrespondent an das einzige Telegraphenbureau des Ortes und erwartete dort die Ankunft des Prinzen. Dieser blieb stundenlang aus. Die andern Correspondenten umlagerten schon den Apparat, um ihn, sobald der Heraldcorrespondent sich entferne, für sich zu belegen. Dieser fragt bei Bennett an, was er thun solle, da er noch nichts zu telegraphiren habe. Bennett antwortet: „Telegraphiren Sie so lange aus der Bibel, bis der Prinz kommt, und dann unseren Bericht.“ Gesagt, gethan. Der Heraldcorrespondent behielt auf diese Art die Linie für sich, bis der Prinz ankam, bezahlte dann noch für einige weitere Capitel der Bibel, stellte als Wache einen Jungen auf, um Zeit für seinen Bericht zu gewinnen, sicherte sich hierdurch das Monopol der Linie und schlug die andern Blätter aus dem Felde.

Am Abend des Wahltages der Staats- und Stadtwahlen ist der „Herald“ dasjenige Blatt, welches mit der ihm eigenen Liberalität sofort nach Eintreffen der Wahlresultate aus den verschiedenen „Wards“ dem Publicum im großen und ganzen die Wahlen ohne „charge“ (Vergütigung) mittheilt. Ein an der Ecke von Astorhaus angebrachtes Calciumlicht wirft seinen blendenden Schein auf tausende und aber tausende, die nach dem Portale des „Herald“ blicken, wo auf zwei weißen Leinwandtafeln die Wahlresultate gleich nach Eintreffen unter dem Beifallsrufe oder dem Zischen der Menge angeschrieben werden.

Carl Winter.

Sprache, Sprachen und Völker.

Vortrag*) von Professor **Georg Curtius** in Leipzig.

Ueber Sprache und Sprachwissenschaft in einer Weise zu reden, daß nur die jedem Gebildeten verständlichen, daß, so zu sagen, die allgemein menschlichen Seiten des Gegenstandes hervortreten, ist weder etwas Leichtes noch Herkömmliches. Zwar liegt im Grunde nichts jedem Menschen näher, als jenes wunderbare Mittel, durch das er sich andern mittheilt, mit dessen Hilfe er sich seiner Gedanken erst klar bewußt wird, dessen besondere Beschaffenheit ihn inniger als irgend etwas anderes an das Volk knüpft, dem er angehört, und von anderen Nationen scheidet, die auf andere Weise ihr Denken und Empfinden zum Ausdruck gelangen lassen. Zwar lernt jeder, der auf Bildung Anspruch macht, mehrere Sprachen und wird bei solcher Arbeit, wenn er nicht ein Mezzofanti ist, inne, wie schwer es ist, selbst eine neuere, eine Nachbarsprache sich wirklich zu eigen zu machen. Auch fehlt es nicht an anregenden Werken, welche an diese allgemein menschlichen, Geist und Gemüth fesselnden Seiten der Sprache anknüpfend, weitere Kreise für die Ziele und Aufgaben der Sprachwissenschaft zu gewinnen suchen. Dennoch aber gilt Sprachforschung, gilt Grammatik im allgemeinen für unsäglich trocken, für ausschließliches, von dickem Bücherstaub bedecktes Gelehrtenwerk. Und jedem fallen bei dem Worte Grammatik zuerst die Seufzer ein, die er in der Kindheit bei dem Regelwerk, sei es etwa nur der französischen oder auch der lateinischen und griechischen Sprache ausgestoßen. An der lichten Welt der Kunst, so hört man wohl urtheilen, mag sich der Geist eines jeden erheben, an der Betrachtung der Naturgesetze klären, an den ewigen Wahrheiten der Religion, der Ethik erwärmen, an der Geschichte der Menschheit beleben, — aber die Sprache? Und allerdings ist es noch nicht all zu lange her, daß eine von weiteren Gesichtspunkten ausgehende Sprachbetrachtung überhaupt möglich geworden ist. Das vorige Jahrhundert kannte im großen und ganzen nur zwei Arten, die Sprache zu behandeln, zunächst die rein empirische, welche sich nur die correcte Erlernung des Sprachgebrauchs als Ziel stellt und die Sprache nur als Mittel betrachtet, um sich mit einem fremden Volke, sei es mündlich, sei es durch die Literatur, in Beziehung zu setzen. Freilich war, für die todten Sprachen namentlich, auch dies Ziel nicht ohne seine Beobachtung, nicht ohne Scharfsinn

*) Am 21. Febr. d. J. in der Buchhändlerbörse zu Leipzig zum Besten für Ostpreußen und Johanngeorgenstadt gehalten. Wir machen unsere Leser ganz besonders auf diesen geistvollen, interessanten Beitrag des Herrn Verfassers, eines der ersten lebenden Philologen, aufmerksam. D. R.

und Gelehrsamkeit zu erreichen. Die andere Art Sprachen zu betreiben war die philosophische. Man forschte dem Wesen, dem Ursprung der Sprache überhaupt nach, man glaubte hier schon früh allgemeine Gesetze, ja eine in sämmtlichen Einzelsprachen enthaltene allgemeine, allen zu Grunde liegende Grammatik aus den Gesetzen des Denkens aufbauen zu können. Der ersten dieser Behandlungsweisen fehlt das allgemeinere Interesse, die zweite, die philosophische, stand auf unzureichendem Grunde und verlief sich, wie ähnliche Bestrebungen auf anderen Gebieten, ins Willkürliche und Unbestimmte. Als zu Anfang unseres Jahrhunderts ein begabter Mann, der von Goethe hochgeschätzte Carl Philipp Moritz in Berlin, ein größeres Publicum über einen sprachlichen Gegenstand zu belehren suchte, fand er dafür kein anderes Thema, als das dort und damals vielleicht sehr practisch gewählte, jedenfalls aber nicht eben hoch gegriffene, „über den Unterschied von mir und mich".

Wenn wir es heute wagen, einen etwas höheren Flug zu nehmen, so danken wir das vorzugsweise drei großen Gelehrten, die von sehr verschiedenen Seiten einen mächtigen Umschwung herverbrachten.

Der älteste unter diesen ist Wilhelm von Humboldt. Seine ganze Jugend fällt noch in das vorige Jahrhundert. Wilhelm von Humboldt wurzelte recht eigentlich in den philosophischen und ästhetischen Bestrebungen jener Blütezeit unserer Literatur. Durch Kant und Fichte angeregt, mit Schiller eng befreundet, war er ein hervorragendes Mitglied des Weimarschen Kreises, aber durch reichere Anschauungen, durch seine hohe staatsmännische Stellung und andere Einflüsse wurde er nach und nach in andere Bahnen getrieben und concentrirte namentlich in seinen späteren Lebensjahren sein in die Tiefe dringendes Denken vorzugsweise auf die Sprache. Und hier fesselte ihn vor allen das große Problem der unendlichen Verschiedenheit der menschlichen Sprachen. Gestützt auf die reichsten Sammlungen, die ihm zum Theil erst in Folge der Reisen seines großen Bruders Alexander aus Innerasien und Amerika zukamen, überblickte er diese Verschiedenheit vollständiger, als jemand vor ihm. Und mit hellem Blick erkannte er, daß diese Vielheit nicht als etwas Aeußerliches und Zufälliges, gleichsam nur als eine wie von ungefähr verdorbene oder zerschellte Einheit aufgefaßt werden könnte, daß vielmehr die Verschiedenheit wie der Sprachen, so der Völker etwas im Wesen des menschlichen Geisteslebens Gegebenes sei, daß wir, weit entfernt, diese Vielheit zu beklagen, vielmehr in ihr das unablässige, mehr oder weniger gelungene Ringen der menschlichen Geisteskraft zu bewundern haben, das Ringen, den Gedanken im Wort hervorbrechen zu lassen. An Humboldts Philosophemen, mochten sie immerhin mehr in der Form von Andeutungen, von Ahnungen, von verschlungenen und nicht immer zum Abschluß gebrachten Gedankenreihen zu Tage treten, zerbrachen die früher aufgebauten Systeme. Aller Sprachforschung wurden durch Humboldt höhere Aufgaben gestellt, andere Wege bezeichnet, Wege, die bis ans Ende verfolgt zu haben, sie noch weit entfernt ist. Statt der bis dahin gemachten Versuche, die Erscheinungen der Sprache auf fertige Denkformeln zurückzuführen, ward es jetzt als Ziel erkannt, sich in das Denken und Empfinden, so zu sagen, in die Seele des einzelnen Volkes hineinzuversetzen und aus ihr heraus das Eigenthümlichste der Sprache zu begreifen.

Näher als Wilhelm von Humboldt, der schon 1835 starb, steht unserem Geschlecht Jacob Grimm. Nicht wenige unter uns werden aus persönlichem Verkehr den deutschen Mann kennen, der unserem Volk in der trüben Zeit der Fremdherrschaft den Schatz seiner Sprache, seiner Sitten, seines Rechts und alten Götterglaubens zu erschließen begann, der bis ins Greisenalter mit unermüdlichem Fleiße und poetischem Sinn ein staunenswerthes Werk nach dem andern zu Tage förderte. Durch die von ihm und seinem Bruder Wilhelm herausgegebenen Märchen ist der Name Grimm ja in die deutschen Kinder- und Wohnstuben eingedrungen. Das Bild des Mannes, der mit riesigem Forschersinn ein kindliches Gemüth, mit durchdringendem Scharfblick festen Mannesmuth verband und im politischen Leben bewährte, ist Gemeingut aller Deutschen. Und wenn auch Jacob Grimms größtes Werk, die deutsche Grammatik, ein Gelehrtenbuch bleiben wird, so ist doch sein deutsches Wörterbuch, in seinem Alter begonnen und jetzt hier in Leipzig vorzugsweise gepflegt, ein in höherem Maße zugängliches Nationalwerk, ein Werk, dessen sich kein anderes Volk rühmen kann. Hat Wilhelm von Humboldt über die Sprache überhaupt neues Licht verbreitet, so war es Jacob Grimms Verdienst, zu zeigen, wie man eine einzelne Sprache, freilich im weitesten Sinne des Worts, von Grund aus zu erforschen und in ihre mannigfaltigen Verzweigungen hinein zu verfolgen hat. Sprache ist für Humboldt ein Problem aus dem Leben der Menschheit, die Einzelsprache ist für Jacob Grimm eine mit dem Glauben, der Sitte, der ganzen Denkart eines Volkes verflochtene Offenbarung dieses Volkes, der er bis in die kleinsten Falten mit inniger Lust nachspürt.

Der dritte im Bunde dieser bahnbrechenden Forscher, aber nicht der letzte, sondern in mancher Beziehung der wichtigste, ist Franz Bopp, geboren 1791 und erst vor wenigen Monaten in Berlin verstorben. Sein Name ist weniger allgemein bekannt, als die beiden genannten. Franz Bopp hat weder hohe Staatsämter bekleidet, noch populäre Schriften geschrieben. Sein Leben gehört durchweg der strengen Fachwissenschaft an, es war ein stilles Gelehrtenleben. Aber aus seiner Studirstube gingen Gedanken hervor, die für die Behandlung der Sprachen, die für unsere Anschauungen von den wichtigsten Völkern, ja für die Grundlagen unserer europäischen Cultur von der höchsten Bedeutung waren. Franz Bopp verlebte seine frühere Jugend in Aschaffenburg und nahm dort Anregungen in sich auf, die ihn früh auf die Sprache führten, welche damals erst anfing, in Europa etwas bekannter zu werden, auf das Sanskrit. In dieser äußerst formenreichen Schrift- und Kunstsprache der indischen Brahmanen, deren reiche, durch viele Jahrhunderte sich erstreckende Literatur erst nach und nach ans Tageslicht trat, hatte man schon früher Anklänge an europäische Sprachen wahrgenommen. Bopp setzte sich in Paris, wo sich damals dazu die beste Gelegenheit bot, in den Besitz dieser Sprache, und machte davon sofort eine Anwendung, die alle bisherigen Versuche der Art weit überbot. Er zeigte in seinem 1816 erschienenen Conjugationssystem die durchgreifende Uebereinstimmung des Griechischen, Lateinischen und Deutschen mit jener Sanskritsprache und schuf damit diejenige Wissenschaft, welche man seit jener Zeit vergleichende Grammatik, vergleichende Sprachwissenschaft nennt.

Vergleichung ist ja für alle Wissenschaft eins der fruchtbarsten Erkenntnißmittel, ein Mittel, das recht eigentlich unserem Jahrhundert angehört. Ich brauche nur an die vergleichende Anatomie, die vergleichende Geographie, die vergleichende Statistik zu erinnern. Ist es uns in unserer Zeit vergönnt, über räumliche Hindernisse hinweg rasch zu den verschiedensten Anschauungen und Erkundungen zu gelangen, so ist eben das Streben, das Mannigfaltige unter einander zu vergleichen, durch Gegenüberstellung uns der Aehnlichkeiten wie der Verschiedenheiten bewußt zu werden, ein unabweisbares. Im Unterschied, von der älteren Weise sich behutsam im engen Kreise des zunächst liegenden kleinbürgerlich abzuschließen, hat die vergleichende Richtung etwas Kosmopolitisches. Es gibt kaum irgend einen Wissenszweig, der von dieser Richtung ganz unberührt geblieben wäre. Für die Sprachwissenschaft aber hat sie noch eine höhere Bedeutung. An Vergleichungen hatte man es hier auch schon früher nicht fehlen lassen. Aber man blieb bei vereinzelten Anläufen und willkürlichen Aufstellungen. Ein seltsamer, durch religiöse Vorurtheile genährter Wahn mißbrauchte die hohe Bedeutung des jüdischen Volkes für das religiöse Leben der Menschheit dazu, nun auch das Hebräische für die Mutter aller Sprachen zu halten und aus ihr heraus aufs Gerathewohl die Wörter anderer Sprachen zu deuten. Es bedurfte keines geringeren Mannes als Leibnitz, nun dies Vorurtheil zuerst als solches zu erkennen. Das Gegenstück dieses falschen Universalismus war die nationale Beschränktheit. Jedes Volk wollte womöglich seine Sprache zur Ursprache machen. So hat man versucht, das Griechische aus dem Vlämischen, das Lateinische aus dem Slavischen herzuleiten. Im 17. Jahrhundert faßte das Domcapitel von Pampeluna die Resolution, Adam und Eva hätten auf jeden Fall sich baskisch unterhalten, und als im Jahre 1815, gerade damals, als Bopp neue Bahnen betrat, die Wogen des deutschen Nationalgefühls sehr hoch gingen, ward in Mainz behauptet, das Deutsche sei unter anderem auch die Muttersprache des Zoroaster, Moses, Abraham, ja selbst Adams gewesen. Von Vergleichungen machte man mit Vorliebe Gebrauch, um schwer verständliche Wörter auf ihren Ursprung zurückzuführen. Gelang dies nicht mit den Mitteln der Sprache selbst, welcher ein Wort angehörte, so appellirte man gewissermaßen an eine andere. Und in Bezug auf die Wahl dieser Sprache sowohl, als auf ihre Benutzung galten die freiesten Ansichten. Orient und Occident, alte und neue Zeit, wurden bunt durch einander gemischt.

Die Etymologie stand daher im 18. Jahrhundert bei helleren Köpfen im übelsten Rufe. Voltaire verspottete sie mit dem bekannten Witzwort, die Etymologie sei eine Wissenschaft, bei der man auf die Vocale der Wörter gar keine und auf die Consonanten sehr wenig Rücksicht nehme. — Wodurch nun unterscheidet sich die von Bopp begründete Wissenschaft von jenen wilden und phantastischen Versuchen? Dies ist es, was ich etwas eingehender Ihnen darzulegen versuchen muß. Vorausschicken will ich nur noch dies, daß die genannten drei großen Forscher, Humboldt, Grimm und Bopp, sich wechselseitig in die Hände arbeiteten. Humboldt berief Bopp in seinen schönen Wirkungskreis an der Berliner Universität und regte seine Studien durch fortgesetzte eingehende Theilnahme an, während umgekehrt Humboldt sich vielfach auf die Ergebnisse von Bopps Forschungen stützte und diese zu seinen Zwecken verwendete. Jacob Grimm hat von Anfang an von Bopp dankbar gelernt und wiederum hätte letzterer ohne Grimms deutsche Grammatik seine umfassenderen Aufgaben nur unvollkommen lösen können. Auch in dieser Wechselseitigkeit zeigt sich, denke ich, ein dem besten Geist unserer Zeit entsprechender Zug. Die Sprachwissenschaft ist von Anfang an nicht auf die Virtuosität oder Autorität einzelner, sondern auf das neidlose Zusammenwirken vieler zu gemeinsamen Zwecken gestellt.

Das Neue nun der jungen Wissenschaft besteht zunächst darin, daß sie Ordnung schaffte. Das war im höchsten Grade nothwendig. Die Zahl der bekannten Sprachen ist außerordentlich groß. Eine völlig genaue Angabe wird noch geraume Zeit besonders deswegen unmöglich sein, weil die Grenze zwischen Sprache und Mundart erst in Folge genauerer Kenntniß und selbst dann nicht leicht bestimmt wird. Annähernd berechnet Prof. Pott in Halle im Anschluß an frühere Gelehrte die Zahl sämmtlicher bis jetzt bekannter Sprachen auf 860, von denen 53 Europa, 153 Asien, die übrigen den anderen Welttheilen angehören. Lepsius stellt in einem Werke, in welchem er ein gemeinsames Alphabet für alle Sprachen begründet, einen Katalog von 320 Sprachen auf, von denen er Kunde habe und erwähnt, daß die Bibelgesellschaft in London die Bibel in 150 verschiedenen Sprachen ausgebe. Diese ungeheure, für den einzelnen unübersehbare Masse hat man nun in doppelter Beziehung zu ordnen angefangen. Erstens durch eine Classification der Sprachen und zweitens durch den Nachweis genealogischen Zusammenhanges unter vielen von ihnen. Classificirt werden die Sprachen nach dem Princip oder dem Grundcharakter ihres Baues. Dieser Ausdruck: „Bau einer Sprache" ist selbst erst ein Product der neueren Wissenschaft. Da der Begriff Bau mit dem der Formgebung zusammen fällt, so gebrauchen einige Gelehrte dafür auch das griechische Wort für Form morphé und nennen die Classification der Sprachen ihre morphologische Eintheilung. Der Bau einer Sprache beruht wesentlich auf der Art, wie man die Wörter unter einander und zu Sätzen verbindet. Wenn wir z. B. die Begriffe Wort und Mann zu einander in Beziehung setzen wollen, so sagen wir Manneswort, oder das Wort eines Mannes, in anderem Sinn der Mann gibt sein Wort, der Mann macht Worte. Es gibt Sprachen, in welchen alle diese Verschiedenheiten nicht in dieser Weise ausgedrückt werden können, weil Mann und Wort schlechterdings unwandelbar bleiben. Man kann beide Wörter eben nur neben einander stellen und überläßt es dem Hörer, den Sinn herauszufinden, in welchem sie verbunden zu denken sind. Höchstens kommt man dem durch die Stellung der Wörter und kleine eingefügte Wörtchen zu Hilfe. Daß dennoch dabei ein Verständniß möglich ist, kann man an der prägnanten Kürze unserer Sprichwörter ersehen, z. B. ein Mann ein Wort. Sprachen nun, die wesentlich auf diesem Standpunkte stehen, nennt man formlose Sprachen. Unter ihnen erfreut sich das Chinesische der höchsten Bewunderung seiner Kenner. Das äußerste Gegentheil dieser Sprachen sind die formreichen, namentlich die flectirenden, die man wohl Wandelsprachen nennen könnte, weil ihr Wesen darin besteht, jedes Wort je nach seiner Beziehung zu andern in äußerst wandelbarer Gestalt erscheinen zu lassen. Kleine, leicht sprechbare Silben werden dem Wortkörper bald vor-, öfter nachgefügt, die eben nur jenen Dienst leisten, ohne irgendwie die Einheit des Wortes zu beeinträchtigen. In unserem Mann, Mannes, Manne; spreche, sprichst, spricht, sprach, gesprochen haben wir einen schwachen Ueberrest dieser einst viel vollkommneren Formengebung. Zwischen diesen beiden Polen, den formlosen Sprachen einerseits, den formreichen Wandelsprachen andererseits stehen alle übrigen in der Mitte. Sie enthalten viele, höchst mannigfaltige Versuche, von der Formlosigkeit zu irgend einer Art von Form durchzudringen. Die Sprachwissenschaft hat es freilich aufgegeben, von rohen oder wilden Sprachen zu reden. Jede Sprache ist, so gut wie jede Pflanze, jedes Thier, ein an sich bewunderungswürdiges Ganze. Dennoch können wir auf beiden Gebieten höhere und niedere Organismen unterscheiden. Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß die höher gearteten Sprachen sich aus niedrigeren Stufen entwickelt haben. Der Sprachforscher versucht es wie der Naturforscher, dem Werden dessen nachzuspüren, was in großer Mannigfaltigkeit neben einander liegt. Wie der Geolog aus der Erdoberfläche, wie sie jetzt ist, auf frühere, jenseits aller Ueberlieferung liegende Perioden zurückschließt, so der Sprachforscher auf seinem Gebiet. Nur muß man nicht glauben, daß Erfindung oder Nachdenken, oder gar Cultur den Fortschritt im Sprachbau bewirkt hat. Die Festsetzung der Sprachform liegt jenseits aller Geschichte und Cultur, die sprachgestaltende Periode der Menschheit ist viel älter als alle Bildung. Alle Veränderungen, die wir im Laufe von Jahrtausenden an den Sprachen beobachten können, sind geringfügig, verglichen mit den tiefgreifenden Unterschieden, die in einer sehr viel früheren Zeit sich festgesetzt haben müssen.

Innerhalb nun derjenigen Sprachen, welche ihrem Baue nach einer Classe angehören, ergeben sich wieder vielfach engere Beziehungen. Es stellt sich deutlich heraus, daß ganze Reihen von ihnen unter einander verwandt sind. Diesen Begriff verwandt fassen wir hier im strengsten Sinne. Verwandt nennen wir im gemeinen Leben — abgesehen von Verhältnissen, die durch Heirath entstehen — solche Menschen, von denen entweder geradezu der eine dem andern sein Dasein verdankt oder die doch gemeinsame, nachweisbare Vorfahren haben. Ebenso in Bezug auf die Sprachen. Verwandtschaft von Sprachen setzt immer Abkunft aus derselben Quelle voraus. Eben deshalb nennen wir die Anordnung der Sprachen nach ihrer Verwandtschaft und so zu sagen nach ihrem Stammbaum, die genealogische. Die Zahl der genealogisch bestimmten Sprachen ist noch verhältnißmäßig klein. Aber glücklicherweise befinden sich darunter die vollkommensten und für die Geschichte der Menschheit wichtigsten. Und gerade hiefür und für die Auffindung der Grundsätze, nach denen die genealogische Bestimmung möglich ist, wurde die Entdeckung des Sanskrit epochemachend.

(Schluß folgt.)

Deutsche Buchhändler.

II. Caspar Braun, der Vater der Fliegenden Blätter.

Von Erwin Förster.

(Schluß.)

Von anderen neuen künstlerischen Kräften jener Periode sind noch Lichtenheld, der talentvolle Wiener Architect von der Nüll, Sickert, und endlich noch Theodor Horschelt, der später durch seine Bilder aus dem Kaukasus so berühmt gewordene, nun auch von Frankreich preisgekrönte Maler, und Andreas Müller zu nennen. Der Fortschritt des letzteren war ein ganz eminenter; während die erste Zeichnung noch kaum das Prädicat „passabel" verdient, erobert sich die zweite schon das „sehr gut" und steigt rasch und unaufhaltsam zum Vorzüglichen empor. Leider ist er schon seit längerer Zeit den Fliegenden untreu geworden; große Aufträge haben seine Kraft in Anspruch genommen; aber ist auch sein Wirken hier ein noch so verdienstvolles, nirgends steht er als schaffender Künstler höher, als in seinen Illustrationen zur „Hauschronik," einem Verlagsunternehmen Brauns, das leider an der Theilnahmlosigkeit des Publicums zu Grunde ging.

Die politische und sociale Umwälzung in Deutschland überhob Eisele und Beisele ihrer schwierigen Aufgabe, wohl kehren sie im Anfang der fünfziger Jahre noch dann und wann wieder, aber mehr

als fremde Gäste, statt als angesessene Bürger der Fliegenden Blätter. An ihre Stelle traten zwei andere Gestalten, mit wesentlich anderen Zielen. Zwar hatte auch bei Beisele und seinem Hofmeister eine politische Meinungsverschiedenheit statt, indem dieser sich dem Fortschritt anschloß, während jener in der Rüstung seiner Ahnen sie bekämpfen wollte, allein so weit gingen sie in ihren Extremen doch nicht, wie der tobende Wühlhuber, den die anbrechende Reaction, und der klagende Heulmeier, (Nr. 8) welchen die zu große Freiheit aus Europa nach Amerika trieb, wo die beiden politischen Gegner einmüthig ihre Kraft an einen Riesenstamm vergeudeten, an dem sie vermuthlich noch hackten, wenn sie sich nicht eines Bessern besonnen hätten und nach Europa zurückgekehrt wären, wo sich Wühlhuber mit dem eleganten, materiell-praktischen Master Vorwärts (Nr. 9) zu lucrativerem Streben verbindet, als die Anführung von Sensenmännern ist. Diese, wie noch Dr. Hans, welchen leider nur die Minderzahl der Leser verstand und der deshalb aufgegeben wurde, sind Braunsche Figuren und Erfindungen, und wenn sie auch nicht mit solchem Beifall aufgenommen wurden, wie Eisele und Beisele, so erkennen wir doch, wenn wir heute die älteren Bände durchblättern, daß nicht Brauns Humor gealtert war, sondern daß die Ermattung der Gemüther nach dem Sturme die Ursache war, warum sie spurloser vorübergingen und nicht zu solchen Lieblingen des Volkes wurden. Inzwischen hatte sich der Norden ein politisches Witzblatt im Kladderadatsch gegründet, das als charakterisches Merkzeichen seiner Geburt die scharfe ätzende Satyre und Ironie zur Schau trägt, während sich die Fliegenden Blätter immer mehr auf das unpolitische Gebiet des harmlosen Humors zurückzogen.


Nr. 8.

Eine Perle solch harmlosen Humors bilden die von Zeit zu Zeit wiederkehrenden poetischen Ergüsse mit praktischen Reflexionen des ehrlichen Biedermaier, deren Mehrzahl Eichroth dichtete und die sammt und sonders von dem gegenwärtigen Mitredacteur Eduard Ille illustrirt wurden, der ein ganz eigenthümlich glückliches Talent besitzt, sich in den Geist anderer Zeiten oder anderer Künstler hineinzuleben, so daß man Originale zu sehen glaubt, wo man eine Nachahmung vor sich hat. Er versteht es wie keiner, uns die langweiligen Bürger der guten, alten Zeit und den tugendsamen, für alles Hohe glühenden „teutschen Jüngling" mit langem Haar, Spitzenkragen und altteutschem Rock vorzuführen und uns, ohne daß es carikirt erscheint, unwiderstehlich zum Lachen zu reizen. (Nr. 10.) Wahrhaft klassisch in dieser Art ist er in der Aufgabe: „Kaiser Carl dem Großen liest seine Lieblingstochter Emma vor," welche er von den verschiedenen Künstlern lösen läßt. Wir sehen die titanischen Gestalten von Cornelius, oder den Spott, den Kaulbach in seine Bilder hineinzulegen pflegt; Schwinds liebliche Schöpfungen ziehen an uns vorüber, während Overbeck die arme Emma in eine Nonne verwandelt, wie sie Carl, über welchem ein Engel seine Fittige ausbreitet, aus einem Legendarium vorliest. Schnorr brachte einen ganzen Jagdzug sammt Hagen und Siegfried an; bei Piloty müssen wir die Schönheit von Carls Degenknopf bewundern, und bei Genelli setzen uns die Arm- und Beinverrenkungen in Erstaunen, und es ist die Geschichte der modernen Kunst, freilich mit lustiger Uebertreibung, aber mit einer Kenntniß der Charaktereigenthümlichkeit des jeweiligen Künstlers, von Ille in Wort und Bild gebracht, welche ihn selbst auf die Stufe eines tüchtigen Künstlers erheben würde, hätten nicht andere Werke vorher ihm dieselbe längst gesichert.


Nr. 9.

Es kam eine Zeit in Baiern, wo man auch den „Fliegenden" manches am Zeuge flickte. So harmlos uns auch ihre lustigen Einfälle und Späße jetzt erscheinen mögen, dem Herrn Polizeidirector kamen sie doch sehr gefährlich vor; hatten sie sich doch einmal erkühnt, von einem Manne zu erzählen, der sich eine Sammlung von unleserlichen Unterschriften angelegt hatte; da der Herr Director wußte, daß die seinige eine besondere Zierde in dieser Sammlung bilden würde, so ließ er die Fliegenden confisciren. Von nun an suchte und fand er in den unschuldigsten Erzählungen staatsgefährliche Umtriebe. Die Beschlagnahmen hörten nicht auf und die Verleger waren in Verzweiflung. Da kamen Braun und Schneider im Jahre 1856 zu dem schweren Entschlusse, den Staub ihres altgeliebten Münchens von den Stiefeln zu schütteln und wanderten in das Land mit glücklicheren Preßzuständen — nach der Türkei aus. Die ritterlichen Sänger, Frauen, Pagen und Narren auf dem bekannten Titel, setzten Turbane auf und zogen Pumphosen an; alle anderen Figuren folgten ihrem Beispiele und plötzlich sah man nichts wie Türken in dem sonst so gut deutschen Blatte. Für den Staatshämorrhoidarius kam eine schwere Zeit; auf der einen Seite hielt ihn Amtspflicht und Orden letzter Classe in München fest, aber auf der anderen zogen ihn die Fliegenden an, von denen er Ehrenbürger war oder ist; endlich siegte die Liebe zu ihnen. Rasch entschlossen setzte er sich den Turban auf, an welchem er zum Zeichen seiner Anhänglichkeit eine bairische Cocarde befestigte und zog nach der Türkei, wo er an dem summarischen Verfahren in criminalibus vielen Gefallen fand. Der Verlust eines so tüchtigen Beamten konnte aber dem Ministerium nicht gleichgültig sein, man stellte die Razzia gegen die Fliegenden wieder ein und schon wenige Wochen nach der Auswanderung kehrten sie triumphirend nach München zurück — das sie nur im Geiste verlassen hatten.


Nr. 10.

Machen wir nun hier eine Pause in der Geschichte der Fliegenden Blätter und werfen wir einen Blick auf Brauns anderweitige Thätigkeit.

Er begnügte sich nicht damit, den Geschmack der Erwachsenen zu bilden, sondern ging von dem richtigen Grundsatze aus, daß schon dem Kinde nichts als das Gute geboten werden darf; an die Stelle häßlicher, lithographirter Sudeleien setzte er seine „Münchener Bilderbogen," in denen er zu einem beispiellos billigen Preis wahre Kleinodien bildender Kunst und guten deutschen Humors gibt; ich nenne hier nur Schwinds gestiefelten Kater, Rothbarts Sternthaler, die Welt in Bildern von Leutemann. Welche Fülle, welcher Reichthum an Schönheit tritt uns hier entgegen; Blatt für Blatt, mit sehr wenigen Ausnahmen, erfreut uns, und es ist natürlich, daß die Münchener Bilderbogen sich weit über die Grenzen Deutschlands mit rapider Schnelligkeit verbreiteten. Die Texte werden jetzt ins Englische, Schwedische, Spanische, Ungarische ꝛc. ꝛc. übersetzt, mit unwiderstehlicher Gewalt drang deutsche Kunst und deutscher Humor durch Brauns Bemühen im Auslande vor und eroberte sich Freunde; selbst das manchmal locale Gepräge störte dort nicht die Freude, wie der Umstand beweist, daß für England die lustige Geschichte „vom verführten Kätzlein," das Braun selbst erfand und zeichnete, als Buch

erscheinen mußte, das jetzt schon die neunte Auflage erlebt hat. — An das Redactionsstübchen mußte das Comptoir des Verlagsbuchhändlers sich anschließen, denn man wollte bald die in den Fliegenden Blättern zerstreuten Lieder, bald die Jagdscenen von Beit, Hohe und Haider gesammelt und in Buchform besitzen. Schon 1847 waren Braun und Schneider um die Concession zum Buchdruck beim löblichen Stadtmagistrat Münchens eingekommen, der in richtiger Würdigung der Interessen wirklicher Realrechtsbesitzer den wunderlichen Bescheid gab: „die Holzschnitte dürften sie drucken, aber nichts Geschriebenes!“ Unter den Verlagswerken nenne ich außer dem „Exilium melancholiae,“ einer Schatzkammer von Witz und Laune, noch „Herrn Petermanns Jagdbuch,“ Haiders Jagd in Bildern, die Kinderbücher: „Fritz und Moritz,“ „Peter, der Mohrenkönig“ u. s. w. Das Verlangen nach Illustrationen war so gestiegen, daß selbst der Leibkoch des Königs, Herr Rottenhöfer, sein Kochbuch von Münchener Künstlern mit Bildern schmücken und bei Braun und Schneider erscheinen ließ!

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu den Fliegenden Blättern zurück, so sind zuerst zwei neue Künstler zu erwähnen: Maler



Nr. 11.

A d a m o verdanken wir Zeichnungen von besonderem Liebreiz und Leichtigkeit in den Bewegungen seiner Figuren; treu bis heute und hoffentlich immer blieb W i l h. D i e z, dessen genialer Bleistift uns immer entzückt, mag er uns nun mitten in das Gewühl der Schlacht führen, wo wir den weißen Hengst des edlen Schwedenkönigs sich bäumen und Gustav Adolph von ihm stürzen sehen, oder in die Kasernenstube, in den Pferdestall und zu den gemüthlichen bairischen Soldaten, die ihren kleinen Lieutenant vor dem Angriffe anstürmender Preußen schützen. (Nr. 11.) Als der Schleswig-Holsteinsche Krieg 1864 ausbrach, folgte seine Phantasie den siegenden Verbündeten und er erzählt uns „als Specialartist der Fliegenden Blätter“ von ihrem Muthe, allein er ist gerecht und berichtet auch von den Dänen recht Rühmliches, z. B. die Heldenthat eines Braven, der in Ermangelung einer Kugel sich den Daumen abbeißt und in den Lauf ladet.

Sprudelnd und übermüthig ist der Humor von W i l h e l m B u s ch, welcher seit 1859 in ununterbrochener Beziehung zu den Fliegenden steht. Er greift, wie Goethe will, hinein ins volle Menschenleben, aber wo er's packt, da wird's nicht nur interessant, sondern auch unbeschreiblich toll. Mit wenigen Linien versteht er ein Ding zu zeichnen, das unzweifelhaft einen Menschen vorstellt; ja selbst Charakter, Temperament, Lebensstellung und Alter, die ganze Legitimation gibt er uns, und doch sind seine Linien falsch und übertrieben, man möchte sie von weitem als das Werk seiner „bösen Buben von Corinth“ halten — wären nicht Gedanke und Zeichnung so eminent genial. Ich erinnere nur an sein lehrreiches Thier-Abc, mit den classischen Versen wie:

„Die Nachtigall singt wunderschön,
Das Nilpferd bleibt zuweilen stehn.“

„Der Wallfisch stört des Härings Frieden,
Des Wurmes Länge ist verschieden.“

oder an die Geschichte vom Frosche und den Enten, deren rührender Schlußvers:



Nr. 12.

„Drei Wochen war der Frosch so krank,
Jetzt raucht er wieder, Gott sei Dank.“ (Nr. 12.)

ein oft citirtes Sprichwort in den Kreisen gefühlvoller Künstler wurde. Allein nicht einmal der erklärenden Reime bedarf Busch; um uns ganze Geschichten zu erzählen, genügt ihm eine Bilderreihe, in dieser Art ist seine „Fliege“, das „Zahnweh“ u. s. w. unübertrefflich; wenn wir aber Buschs Sachen genießen wollen, müssen wir es vorsichtig thun, sonst ermüdet uns der Uebermuth seiner Laune und die Lachlust wird durch das Zuviel abgestumpft. In Carikaturen wetteifern mit ihm seit neuester Zeit A. O b e r l ä n d e r (Nr. 13) und F r. S t e u b, ein Neffe Ludwig Steubs; ersterer ist besonders in der Darstellung dummer Jungen und ihrer Tanten köstlich, letzterer wählt sich gerne Vorwürfe aus dem Alterthum, z. B. die Gründung Carthagos oder den König Krösus, beide freilich in moderner und



Nr. 13.

naiver Auffassung. Noch muß unter den künstlerischen Kräften H. L a n g, J. W a t t e r und B e ch s t e i n genannt werden, deren Bleistift die Fliegenden in der jüngsten Zeit manch gutes Bild verdanken.

Unter den zahlreichen schriftstellerischen Beiträgen sind die Arbeiten von S a r t o r i u s hervorzuheben, dessen Schilderungen und kleine Erzählungen von Polizeisoldaten oder Jagdgehilfen ganz vorzüglich sind. In heimatlicher Mundart singt S t i e l e r gemüthvolle Weisen, C o s t a aber verfaßt „moralische Erzählungen“. Auch F r i e d r i ch

Bodenstedt verdanken unsere Blätter in der jüngsten Zeit manches Lied.

So von allen Seiten unterstützt traten die Fliegenden Blätter das Jahr 1864 an; schon bereitete man sich zur Jubelfeier der Nummer Tausend vor, da trat ein strenger, ernster und kalter Gast in das trauliche Redactionsstübchen am Dultplatz. Es war der Tod, der Braun nicht einen Freund nahm, nein, der sein zweites, liebstes Ich, den treuen Gefährten, mit dem er zwanzig Jahre in ununterbrochener Thätigkeit gelebt, Friedrich Schneider, von seiner Seite und von seinem Herzen riß. Tief und dauernd ist der Schmerz Caspar Brauns über diesen Verlust, und heute noch senkt sich die Stimme und trübt sich der Blick, wenn er von Schneider spricht.

Ich mag den Aufsatz nicht schließen mit trüben Gedanken, passen sie doch so wenig zu der Geschichte des Denkmals deutschen Humors! Werfen wir lieber einen Blick in das Stübchen am Dultplatz, wo am Schreibtisch Braun in der Joppe und mit dem schwarzen Seidenkäppchen auf dem ergrauten Haare sitzt und die Holzstöcke, welche er den Xylographen gibt, in das Buch einträgt.*) Eine Büste über ihm stellt den Vater des Staatshämorrhoidarius, Grafen Pocci, in eben nicht geschmeichelter Weise vor, links hängt die Photographie einer boshaften Composition Kaulbachs, rechts eine Abbildung der Liedertafel am Sonnwendtag; auf der Thüre, die zum Comptoir führt aber reitet ein russiger Kerl in Packträgertracht und einer Tasche an der Seite; es ist das genaue Conterfei des zierlichen Boten, durch den der französische Gesandte in München Braun die goldene Preismedaille zu übersenden für schicklich hielt. Braun war über diese Artigkeit des höflichen Franzosen und über die erhebende Feierlichkeit, womit der Packträger ihm das Ehrenzeichen überreichte, so gerührt, daß er die Medaille in die Tasche der Puppe steckte, allwo sie noch zu finden.

Am Malfenster steht Brauns eigentlichster Arbeitstisch, auf dem er Eisele und Beisele, Heulmaier und Wühlhuber und all die andern Gestalten schuf, von dem Strolch an, der die „westliche Durchfahrt" entdeckt hat, was Columbus bekanntlich nicht glückte, bis zu dem vornehmen alten Baron oder der zierlichen Fanny Elsler. Könnte der Tisch sprechen, er würde uns manchen schönen Zug von dem Manne erzählen, vor allem aber würde er uns sagen, daß es ein fleißiger Mann ist, der sich alltäglich über ihn beugt, jetzt durch und durch Künstler, jetzt als Schriftsteller und Redacteur, dann wieder als der weitblickende Kaufmann thätig, der da schafft und erwirbt, nicht für sich, sondern für seine Kinder und für die des geschiedenen Freundes, auf die er als „Onkel Caspar" all die Liebe übertrug, die ihn im Leben mit Schneider verband. Der Tisch, könnte er reden, würde mir noch gar mancherlei sagen von trefflichen Thaten des Mannes, aber er würde mir auch sagen, daß ich sein Lob nicht übertrieb.

*) Siehe das Bild in voriger Nummer.

Der sogenannte „Hungertyphus" in Ostpreußen.

Von Regierungs- und Medicinalrath Dr. Wald.

Sociale Mißstände, Krieg, theure Zeit und anhaltend ungünstige Witterungsverhältnisse sind es, welche überall und von jeher sich als die wichtigsten Erzeuger epidemischer Seuchen erwiesen haben. Wer sich mit der Bevölkerungsstatistik abgegeben hat, der hat längst die Wahrheit des von den Franzosen in pikanter Weise zugespitzten Satzes anerkannt: „Die Sterblichkeit in den Bevölkerungen des modernen Europas hält gleichen Schritt mit dem Preise des Brotkorns." In früheren Zeiten nannte man diejenigen Seuchen, welche theils im Gefolge der Kriege, durch Ueberfüllung der Wohn- und Lazarethräume, theils durch Mangel und Theuerung entstanden und meist eine sehr bedeutende Ansteckung entwickelten, gewöhnlich Faulfieber, oder, da sie häufig mit ausschlagähnlichen Flecken verliefen, Fleck- oder Petechialfieber; heutzutage hat man ihre typhöse Natur erkannt und pflegt sie mit dem Namen des exanthematischen (oder Ausschlags-) Typhus zu belegen. Mit dem Ausbruche dieses Typhus in Oberschlesien im Jahre 1847 ist hiefür auch der Name: „Hungertyphus" aufgekommen, der viele, Aerzte wie Laien, zu dem Irrthume veranlaßt hat, im Nahrungsmangel die wichtigste, ja die einzige Ursache dieser traurigen Seuche anzunehmen. Es ist jedoch zweifellos, und wird auch durch nachstehende Darstellung bewiesen werden, daß die in Rede stehende Krankheit das Product einer im allgemeinen naturwidrigen Lebensweise, namentlich der Unreinlichkeit bezüglich der Kleidung und der Luft in den Wohn- und Schlafräumen ist, und daß es zu ihrer selbstständigen Entstehung eines Nahrungsmangels ganz und gar nicht bedarf. Tritt indessen ein solcher hinzu, so versteht es sich von selbst, daß dadurch die Sache nur verschlimmert wird.

Auch leuchtet es von selbst ein, daß jene naturwidrige Lebensweise in der Regel veranlaßt wird durch Ereignisse, die zugleich eine Theuerung im Gefolge haben, nämlich durch Mißwachs. Das großartigste und höchst belehrende Beispiel hierfür gewährt uns die Geschichte des Jahres 1770. Damals waren fast in ganz Mitteleuropa, namentlich aber in Deutschland und Frankreich, in Folge unerhörter Nässe, ausgedehnte Ueberschwemmungen und totale Mißernten entstanden, die eine allgemeine Hungersnoth verursachten. Noch bevor sich im Winter 1770/71 der Ausschlagstyphus ausbildete, waren namentlich in der Altmark, dem Eichsfelde, Hannover, den Rheinlanden, Böhmen und Mähren und einem großen Theile Frankreichs ganze Scharen von Menschen dem acuten Hungertode erlegen. Bei den damaligen unvollkommenen Verkehrsanstalten und dem nirgends wirksam zu steuernden Kornwucher artete die Verzweiflung der Leute auf dem Lande wie in den großen Städten häufig zu Aufruhr aus, und erst die günstige Ernte von 1771 machte dem Elende der Völker ein Ende. Im Sommer 1770 strömte unaufhörlicher Regen auf die Felder herab; man trocknete die grüngebliebenen, mit schmieriger Masse gefüllten Aehren am Ofen, um mit den mehllosen Körnern das Leben zu fristen; Kleie gehörte zu den kostbaren Speisen, Queckenwurzeln wurden massenweise zu Brot verbacken, — während die Armen mit gekochtem Gras und Disteln, sowie mit dem Fleische gefallener Thiere ihren Hunger zu stillen versuchten.

Was damals in einem so ungeheuren Umfange geschah, das hat die Provinz Ostpreußen in diesem Jahre erfahren. Eine unerhörte Nässe im verwichenen Sommer hat die Ernte, namentlich in den ausgedehnten fruchtbaren Ebenen des Landes vollständig vernichtet, und in Folge der Ueberschwemmungen auch die Futterwerbung in hohem Grade beeinträchtigt. Das Unglück wurde aber vervielfältigt durch den Umstand, daß bereits seit drei Jahren Mißernten den Wohlstand der Grundbesitzer tief erschüttert hatten, und daß in Folge dessen dieselben genöthigt waren, sich einzuschränken und dem ländlichen Proletariat Arbeit und Verdienst zu entziehen. Diese Arbeitslosigkeit führte mit dem nothwendig folgenden Mangel eine gewisse Indolenz und Apathie herbei, welche, verbunden mit der herrschenden höchst ungesunden Witterung, sehr bald die unter diesen Umständen nicht mehr zu vermeidende Seuche, den Ausschlagstyphus, erzeugte.

Wer nun aber annehmen wollte, daß dieser Typhus in Folge der Hungersnoth ausgebrochen sei, der würde sich erheblich täuschen. Ganz andere Umstände haben seine Entstehung verschuldet.

Es ist leider seit einigen Jahren, wenigstens in Norddeutschland, Sitte geworden, daß die Erdarbeiter bei großen Wege-, namentlich Eisenbahnbauten, der Ersparniß wegen ihre Wohnstätten während der Bauzeit in Erdhütten resp.-Höhlen aufschlagen. Schon bei dem Bau der Neustadt-Wriezener Eisenbahn in der Provinz Brandenburg hatte die Cholera des Jahres 1866 die hohe Gefahr bewiesen, welche dergleichen Höhlenwohnungen für die in ihnen hausenden Arbeiter mit sich bringen; die Baugesellschaften nahmen keine Veranlassung, diese sehr bequeme Unterbringungsweise ihrer Arbeiter zu ändern. Im Frühling vorigen Jahres entwickelte sich unter den in gleicher Weise untergebrachten Erdarbeitern bei Greifswalde der Ausschlagstyphus in bedrohlicher Weise. In Ostpreußen waren in demselben Sommer beim Bau der Südbahn gleichfalls zahlreiche Arbeiter beschäftigt, die in größtentheils in der Erde eingegrabenen, fensterlosen, nur mit einer schmalen Eingangsthür versehenen Hütten, ohne Lüftung und Tageslicht, massenhaft zusammengedrängt lagen. Der Arbeitsverdienst war indes hinreichend,

um in entsprechender Weise für ihren Unterhalt sorgen zu können. Die Mehrzahl der Arbeiter waren längst vagabondirende heimatlose Menschen, wie sie bei allen größeren Erdarbeiten sich einzufinden pflegen. Unter ihnen entstanden nun gegen den Herbst hin zahlreiche sogenannte gastrische Fieber leichter Art, was bei den höchst ungünstigen Witterungseinflüssen leicht erklärlich war, da im Sommer und Herbst fast kein heiterer Tag sich zeigte, der Regen vielmehr in Strömen floß.

Es ist bereits in dem Aufsatze: „Der Nothstand in Ostpreußen",*) ausdrücklich bemerkt, daß in Masuren, — wo die fraglichen Eisenbahnbauten stattfanden und die Seuche entstand, — wegen hochgelegnen, mehr sandigen Bodens, die Nässe nicht eben erheblich der Ernte geschadet hatte; wir fügen hinzu, daß diese Landschaft sogar den niedriger gelegenen Gegenden durch Zufuhren aushalf, keineswegs aber selbst an Mangel litt; was, wie bereits bemerkt, noch weniger bei den wohlbezahlten Arbeitern der Fall war. Diese selbst aber lebten unter den allerschädlichsten Verhältnissen. In stets durchnäßten Kleidern, in ihren feuchten, verpesteten Erdhöhlen, auch während der Nacht nur von ihrem feuchten Zeuge bedeckt, fanden zahlreiche Erkrankungen statt, die jedoch meist mit Genesung endeten. Endlich wurden bei vorrückender kalter Jahreszeit die Arbeiten geschlossen, die Leute entlassen. Mehrere *Kranke* unter ihnen wurden zunächst in der benachbarten Stadt in zweien Krügen untergebracht, in welchen alsbald sämmtliche Bewohner von derselben Krankheit ergriffen wurden. Nachdem die Kranken in das Kreislazareth gebracht worden, erkrankte in demselben sofort auch der Wärter mit seiner ganzen Familie, und die weiteren Fälle stellten die enorme *Ansteckungsfähigkeit* der Krankheit, welche sich nunmehr als der bekannte Ausschlagstyphus unzweifelhaft kundgab, aufs evidenteste heraus.

Erwägt man nun, daß nicht weniger als 600 dieser inficirten Arbeiter von dieser Arbeitsstelle aus sich nach allen Seiten hin im Lande zerstreuten, — welche Masse giftigen Ansteckungsstoffes mußte so im Lande verbreitet werden! Denn viele jener Leute zogen noch längere Zeit vagabondirend im Lande umher und mußten abends in die Krüge aufgenommen werden, um am Morgen weiter auf den Bettel oder in ihre Heimat zu ziehen; während sie den Wirthen *statt der Bezahlung den Typhus zurückließen.*

Die Verpestung der Luft in den Krugstuben nach dem nächtlichen Aufenthalt dieser Arbeiter ist nach den Beobachtungen der dortigen Aerzte grauenhaft gewesen. Es mußten strenge Maßregeln gegen den Bettel und das Vagabondiren, als die hauptsächlichste Verbreitungsart des Typhus ergriffen werden, und haben dieselben allem Anscheine nach bereits die günstigsten Wirkungen erzielt. Mit großer Mühe sind die Behörden den einzelnen Krankheitsstätten nachgegangen, die Hilfe mußte in den meisten Fällen aufgedrängt werden, oft genug mit großer Mühe und beim Widerstreben der Betheiligten. Denn der Beschaffung reiner Luft durch reichliche Ventilation und der Durchführung körperlicher Reinlichkeit durch Seifenbäder, den wichtigsten Mitteln zur Heilung der Krankheit wie zur Beseitigung der Ansteckung, kam die Bevölkerung keineswegs entgegen. Sehr auffallend war die Thatsache, daß fast überall, wo Krankheitsfälle ermittelt wurden, dem Berichte hinzugefügt war: daß *Hunger* in dem betreffenden Falle *nicht* die Ursache der Krankheit gewesen, da die Erkrankten bis dahin keinen Mangel gelitten hätten. Ja, es läßt sich nachweisen, daß überall die Krankheit fast ausnahmslos von den *Krügen* ausgegangen war, in denen zerlumpte, meist sieche Arbeiter übernachtet hatten.

Es ist nunmehr Zeit, den Grad der Verbreitung dieser vielbesprochenen Epidemie sowie ihre Sterblichkeit bis zum gegenwärtigen Zeitpunkte (Anfang März) zu besprechen.

Es sind im ganzen seit dem Spätherbst vorigen Jahres bis Ende Februar dieses Jahres in Folge der sorgfältigsten Ermittelungen im ganzen Regierungsbezirke Gumbinnen (welcher bei der Volkszählung zu Ende 1867, nicht weniger als 740.000 Einwohner zählte) im ganzen 3463 Erkrankungen am *Ausschlagstyphus* beobachtet worden. Von diesen Erkrankten sind nur 475, oder $10,_3$ Procent gestorben, bis jetzt 1738 oder $50,_1$ Procent genesen, während 1250, oder $39,_6$ Procent der Erkrankten noch in Behandlung sind. Bezüglich der *räumlichen* Verbreitung der Krankheit ist es höchst wichtig zu wissen, daß in demjenigen Landestheile, der verhältnißmäßig eine gute Ernte gehabt hat, in welchem aber der Herd der Krankheit — die Baustellen der Erdarbeiter — sich befand, in Masuren, die Zahl der Erkrankungen um ein vielfaches größer war, als in allen übrigen Theilen der Provinz. In dreien masurischen Kreisen, *Lötzen-Rhein*, *Johannisburg* und *Lyck* fand mehr als die Hälfte aller Erkrankungen, nämlich 2155 von 3463 statt; während gerade in den vom Nothstande am furchtbarsten betroffenen Niederungskreisen: *Heidekrug*, *Tilsit*, *Niederung* und *Ragnit* mit zusammen 208,782 Einwohnern, zusammengenommen gerade nur *sechs* Erkrankungen und *ein* Todesfall an diesem sogenannten „Hungertyphus" vorgekommen sind.

Für medicinische Leser möchte ich noch über die Natur der Krankheit einige Bemerkungen hinzufügen, welche sie in Stand setzen werden, dieselbe schärfer kennen zu lernen. Die Krankheit ist *wesentlich* eine Ausschlagskrankheit, den Masern in hohem Grade ähnlich, ja, in leichteren Fällen kaum von ihnen zu unterscheiden, nur daß die katarrhalischen Erscheinungen weniger ausgebildet sind, als bei dieser allbekannten Krankheit. Auch ist die Abschuppung ähnlich wie bei den Masern, oft sehr deutlich. Petechien (Flecken) gehören zu den seltesten Ausnahmen; wo sie vorhanden, sind es *nicht* jene flohstichähnliche Flecken, sondern nur dunkler gefärbte Ränderungen der zusammengeflossenen Ausschlagsflecken, die nach dem Centrum blasser werden. Die Ansteckungsfähigkeit ist enorm. In einer Schule, in welche 2 Kinder aus inficirten Häusern gekommen waren, wurden *gleichzeitig* über 20 Kinder angesteckt. Der Verlauf der Krankheit bei diesen Kindern war sehr gelinde; viel heftiger trat sie aber bei den von den Kindern angesteckten Eltern auf. In unsaubern Wohnungen, wo mehrere Kranke zusammenliegen, steigert sich die Ansteckungsfähigkeit zu gewaltiger Höhe; deshalb sind auch die Aerzte, die zuerst in solche Pesthöhlen gehen, so sehr gefährdet. Ja, es hat sich unzweifelhaft herausgestellt, daß die Angesteckten aus *höheren Ständen* meist ein besonders schweres Krankenlager zu erdulden haben, während die Sterblichkeit der niederen Volksklassen eine ziemlich geringe ist.

In den nördlich angrenzenden russischen Gouvernements wüthet augenblicklich der Ausschlagstyphus in unerhörter Weise, wogegen er in den südlich angrenzenden polnischen Kreisen gar nicht beobachtet wird.

Zum Schlusse möchte ich noch auf eine Thatsache hinweisen, welche mehr wie jede andere die so überraschend traurigen Folgen der Mißernten der letzten Jahre in Ostpreußen verschuldet. Diese Thatsache ist der ungeheure Verlust an Kapital, Viehstand und Menschen, den die Provinz in den Kriegsjahren zu Anfang dieses Jahrhunderts, *vor* allen andern Landestheilen erlitten hat. Es sind diese Verluste im Jahre 1818 von dem Rechnungsrath Radefeld in Königsberg speciell nachgewiesen und actenmäßig belegt worden. Sie beliefen sich auf einen in Geldwerth nachgewiesenen Verlust von 262,889,645 Thlr., darunter 68 Procent aller vorhanden gewesenen Pferde und 57 Procent alles vorhanden gewesenen Nutzviehes; — außerdem verlor die Provinz 45 Procent — (71,445 Mann) aller männlichen Personen zwischen 18 und 45 Jahren. Alles dies gilt nur für die Provinz *Ostpreußen*, jenseits der Weichsel. In Folge dieser unerhörten Verluste, welche eine anhaltende Creditlosigkeit zur Folge hatten, trat eine über ein Menschenalter dauernde Entwerthung des Grundbesitzes, und als Wirkung derselben ein rascher Wechsel im Grundbesitze ein, der weniger, wie in andern Provinzen, in festen Händen bleiben konnte. Hierdurch wurde die Zahl des ländlichen Proletariats mit der Zeit erheblich vermehrt, dessen Existenz fast lediglich von dem jährlichen Ertrage ihrer Kartoffelernte abhängig ist.

Aber schon *seit der Mitte der vierziger Jahre* ist in der Provinz eine *entschiedene Aenderung zum Bessern* ersichtlich. Die Zahl der s. g. Losleute, die eben das Ackerbauproletariat bilden, ist entschieden in der Abnahme begriffen, die Zahl der Städtebewohner im Verhältniß zu den Bewohnern des platten Landes, mehrt sich, was im allgemeinen als Zeichen zunehmender Industrie zu deuten ist. Die Bodenrente hatte sich von 1843 bis 1858 bereits soweit gehoben, daß der Werth des Morgens sich um mindestens 12 Thlr. gesteigert hatte, was für die ganze Provinz einen Mehrwerth von beinahe 200 Millionen Thlrn. ausmacht. Der in Folge des gegenwärtigen Nothstandes eingeleitete Bau von Eisenbahnen und zahlreichen Chausseen wird, mit Gottes Hilfe, wie wir nicht zweifeln, aus dem Elende der vergangenen Jahre eine glücklichere Zukunft der heimgesuchten Provinz erblühen lassen.

*) Vgl. Nr. 15, S. 232.

Am Familientische.

Ein russischer Emporkömmling.

Bei Düssaux in der „großen Morskoi" in Petersburg (einem berühmten Restaurant) saßen sechs Officiere in blitzenden Uniformen und tranken Champagner. Sie gehörten dem Gardecorps zu Pferde an, das mit der weißen Uniform auf schwarzem Rappen und mit dem goldenen Harnisch und Helm bei jeder großen Parade ein wahres „Brillantfeuer" macht. Nicht weit von den zechenden Herren saß im langen schlichten Kaftan und mit langem ungepflegten Barte ein unscheinbares Männchen vor einem Liqueurglase. Dasselbe war schon lange die Zielscheibe des Witzes der Officiere. Bei jedem Pfropfen, der knallend gegen die Decke flog, wurde dem perlenden Champagner und dem Reichthum, der ihn „wie Wasser" trinken kann, ein Hoch gebracht, während der fadenscheinige Kaftan vor dem Liqueurglase verhöhnt wurde.

Als die Officiere die Pfeile ihres Spottes immer schärfer schnitzten, zuckte ein Lächeln der Verachtung um die Lippen des Männleins. Es rief heiser nach dem Kellner. Derselbe erschien zögernd.

„Bringe sechs Flaschen vom besten Champagner!" befahl der Kaftan.

Der Kellner zögerte.

„Hast Du nicht gehört, was ich gesagt habe?" fragte der Mann im Kaftan mit schneidender Stimme.

Der Kellner brachte das Verlangte und sechs Gläser dazu.

„Bringe die Gläser wieder fort und hole ein Waschbecken so groß, als Du es bekommen kannst!" befahl der Unscheinbare.

Der Kellner zögerte wieder und leistete erst der wiederholten energischen Aufforderung Folge.

„Ein Stück Seife!" lautete der neue Befehl.

Es wurde gebracht.

„Ein Handtuch!"

Auch dieses wurde verabreicht.

„Entkorke die Flaschen!"

Es geschah.

Das Männlein ließ jetzt das Waschbecken bis an den Rand mit dem perlenden Trank füllen, streifte dann die Aermel des Kaftan zurück, wusch sich mit Seife in der kostbaren goldschimmernden Flut, trocknete die Hände, legte eine Hundertrubelnote auf den Tisch, warf einen Blick der tödtlichsten Verachtung auf die schimmernde Elite des Gardecorps und verließ dann den Restaurant.

Ob den Officieren hinterher der Champagner noch geschmeckt hat? Das Männlein hatte sich aus dem Bauernstande zum Beherrscher von Millionen emporgeschwungen — so viel dürfen wir noch verrathen. F. B.

Der Fastenmonat (Ramadan) in Algier.

Ich durchwanderte einst das algerische Gebirge, als mein arabischer Führer plötzlich ausrief: „O Sidi, carime; macach força!" („O Herr, es ist Fastenzeit; ich habe keine Kraft!") Ich mußte den armen Burschen, der nüchtern fünfzehn Stunden weit bergauf, bergab laufen wollte, zu mir auf das Pferd nehmen. Aber er war nicht zu bewegen, etwas Brot oder schwarzen Kaffee vor Sonnenuntergang anzunehmen. Seine Antwort lautete in der fränkischen Sabir- oder Mischsprache: „Si Koen lina facir boum, moi mangiaria." (Wenn in Constantine ein Kanonenschuß das Zeichen gibt, dann darf ich essen.") In der Fastenzeit darf ein echter Muselmann nicht essen, nicht trinken, nicht rauchen, so lange man einen schwarzen Faden von einem weißen unterscheiden kann. Doch erzählten mir einige Turcos und Spahis, daß sie in den Laufgräben Sebastopols den Ramadan vergessen hätten.

Wenn Selbstpeinigung ein Verdienst vor Gott wäre, so müßte der spanische Mönch hinter dem arabischen Marabout und dem indischen Fakir weit zurückstehen. Auch redet der Araber mit Verachtung von der französischen Karnevals- und Fastenzeit. „Francis carime maboul, basla." („Das französische Fasten besteht in Narrheiten, das ist alles.") Allerdings scheint das Ramadangesetz dem Orientalen Selbstbeherrschung und Charakterstärke zu geben, während unsere Trinker oder Raucher öfters Sclaven ihrer Gewohnheiten werden. Dennoch ist dieses Fasten ein pharisäisches Wesen, das keineswegs die Sittlichkeit befördert. Der Araber weiß sich während der Ramadannächte durch größere Eßlust zu entschädigen. Der Tag wird der Ruhe, die Nacht den Schmausereien gewidmet. In den maurischen Kaffeehäusern sieht man die Söhne Mahomets in die weiten Mäntel gehüllt, ringsum auf Strohteppichen sitzend, in stillem Entzücken dem Recitativ eines Improvisators oder dem Trommelschlag einer Bajadere lauschen, während schlanke Negerjungen die Gäste mit Kaffee, Pfeifen und Honigkuchen bedienen.

Endlich ist der Ramadan geschlossen und in buntem Gewimmel durchziehen die lebenslustigen Südländer die Stadt. Dem fröhlichen Zuge voran reitet ein Häuptling, die gelbgrüne, mit dem Halbmond gezierte Fahne schwingend. Ihm folgen die Flötenspieler und Tamtamschläger, dann die stolzen Caids hoch zu Roß, im Schmuck der goldgestickten Wämmser, behaglich im rothen Sattel und auf den schaufelförmigen Steigbügeln ruhend. Jagdtrophäen, Panther- und Löwenpelze, hängen an den Seiten der Pferde herab. Rings um die vornehmen Herren tummelt sich der Troß der Fußgänger, mit langen Flinten bewaffnet. Mitten im Staub und Pulverdampf erblicken wir die Heloten Nordafrikas, die gutmüthigen Negros, welche mit freudestrahlendem Gesichte auf ihre Handtrommeln und ihre Rumflaschen deuten. Eine endlose Schmauserei schließt das Versöhnungsfest, und der europäische Beobachter muß sich sagen: „Auch dieses Jahr ist die strenge Prüfungszeit spurlos vorübergegangen." K. Siegfried.

Räthsel.

Es ist ein kleines Wickelkind,
Liegt da erst kalt und starr und blind,
Dann ist ein kurzes Leben
Auf einmal ihm gegeben.

Da wird es warm, da blickt es hell,
Fängt an zu athmen, wird ein Quell
Von Lust, ein kleiner Segen
Für den, der sein will pflegen.

Doch lange bringt's ihm nicht Gewinn,
Denn statt zu wachsen, schwindet's hin
Sein bess'res Theil nach oben,
Der Leib ist bald zerstoben.

Auflösung des Rebus in Nr. 24:

Im Fleiß kann Dich die Biene meistern, in der Geschicklichkeit ein Wurm Dein Lehrer sein.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 28. März 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 26.**

Eine Säcularisation.

Mittheilung von Victor von Strauß.

(Schluß.)

Das alles ist lange her, ich mache ihr längst keinen Vorwurf mehr daraus und weiß, daß es so sein soll. Wo nicht Herzenskälte oder Leichtsinn herrschen, würde ohne jene Verzauberung kein Mädchen das warme Elternhaus verlassen, um einem Fremden zu folgen, wie es doch zur Bauung des Menschengeschlechtes der Wille des Schöpfers ist. Soviel auch von der Liebe gesungen und geschrieben wird: die wunderbare Macht, die darin an den Tag tritt, ist in ihrem tiefen Grunde noch wenig betrachtet und erkannt. Steigt sie einmal überwältigend empor, so ist alles, was ich meinem Kinde zum Vorwurf machte, ganz der Natur, der reinen, unverdorbenen Natur, d. h. dem heiligen Willen Gottes gemäß. Vielleicht hätte ihre Liebe weniger ausschließend, rücksichtsvoller, vertrauender sein können; aber es war ihr ja nicht unbemerkt geblieben, wie wenig ich den Werth Waserdingens erkannte, wie ungerecht ich ihn beurtheilte. Vielleicht überließ sie sich allzusehr dem Zauber, der über sie gekommen war, so daß die Liebe des Kindes vor der Liebe der Braut mehr als billig zurücktrat; aber sie war einundzwanzig Jahr alt und ihre Empfindungen waren von jeher tief und stark.

Damals aber fand ich keine Entschuldigung für sie, und war ich schon ungerecht gegen Waserdingen gewesen, so wurde ich es nun gegen Ottilie. Ich fühlte mich gequält von dem Gedanken, daß dies einzige geliebte Kind, dem ich alles geopfert, für das ich jahrelang allein gelebt, gesorgt und gearbeitet, das zu beglücken und zu erfreuen der tägliche Gedanke meines Daseins gewesen war, — daß Ottilie dies alles undankbar vergessen, ihren Vater über einen Fremden vernachlässigen und zurücksetzen, ihre kindliche Zuneigung durch eine Leidenschaft von wenigen Wochen aufzehren lassen könne. Ich fühlte mich durch jedes Zeichen ihrer Liebe zu Waserdingen beleidigt und verletzt, ich gerieth in den allerunglückseligsten Zustand, und es sammelte sich eine ätzende Schärfe, eine argwöhnische Bitterkeit in meinem Innern, der ich nicht selten in Reden, Andeutungen und Benehmen den Lauf ließ, und die, wie ich jetzt fürchten muß, eine wirkliche Entfremdung zwischen mir und den beiden jungen Leuten zur Folge hatte. Bei Waserdingen war sie unverkennbar; und was war natürlicher, als daß auch Ottilie mit hineingezogen wurde? Durch mein verfinstertes und verbittertes Wesen störte ich das Glück des jungen Paares, ich sah, wie Ottilie darunter litt, einige Mal kam es zu heftigen Auftritten, der Zustand wurde für beide Theile immer unerträglicher. Nach langem Zögern setzte ich endlich den Vermählungstag fest, um nur der gegenseitigen quälenden Aufreibung ein Ende zu machen. Ich aber wurde von dem unbeschreiblichsten Unglücksgefühle umhergepeinigt.

Daß ich selber, und ganz allein, die Schuld an all dieser Qual und Verbitterung trage, daran dachte ich nicht im entferntesten. Aber nun rächte es sich an mir, daß ich unter dem Eindruck meines ersten Verlustes und im Uebermaße der Vaterliebe alle andern Pflichten und Rücksichten gegen die menschliche Gesellschaft hinter mich geworfen hatte. Ich muß es ja bekennen, an Gottvertrauen hatte es mir von Anfang an gefehlt. Nicht, als ob ich jemals auf die Wege der Leugner, Zweifler oder Abtrünnigen gerathen wäre. An meine Kirche hatte ich geglaubt, aber nicht mit ihr an meinen Gott. Mit Gottvertrauen würde ich dem Allmächtigen auch die Hut und Wacht meines Kindes vertraut, würde ich nicht geglaubt haben, ich selbst könne und müsse ihm alles sein, würde ich nicht um seinetwillen alle andern Bande aufgelöst haben. Nun sah ich, wenn ich an Ottiliens bevorstehendes Scheiden dachte, wie in einen aufgerissenen, öden Abgrund hinunter. All mein Mühen und Arbeiten, mein ganzes Leben verlor seinen Zweck und damit seinen Halt.

Es war an demselben Winterabende, da ich den Vermählungstag festgesetzt hatte, als ich verwildert und verstört in die feuchte Finsterniß hinausrannte. Im strömenden Regen schritt ich durch die Felder, um den Qualen zu entfliehen, die ich doch in mir trug. Da trat es mir plötzlich in die Seele, daß mit Ottiliens Hochzeittage auch mein Leben in dieser Welt endigen müsse. Die Welt konnte mir nichts mehr sein, ich ihr nichts. Sie hatte nur noch Jammer und Elend für mich. Aber sollte ich an mir selbst zum Verbrecher werden? Nein. Nur denen wollte ich verschwinden, denen ich und die mir zur Qual geworden. Mochten sie mich todt, mochten sie

mich auf irgend eine Weise verunglückt wähnen! Es lag eine Art befriedigender Wonne in dem Gedanken, daß die erstorbene Kindesliebe unter den Thränen über meinen Verlust vielleicht wieder belebt werde. Ich kannte von früheren Jahren her den Abt von Mariendom. Das Kloster lag ferne, einsam und in einer wenig besuchten Gegend. In ihm wollte ich mich und mein Leid begraben, und niemand sollte erfahren, was aus mir geworden sei. Mit diesem Entschluß im Herzen kehrte ich aus der Nacht ins Haus zurück und ließ mich an dem Abende vor den Kindern nicht mehr sehen.

Auch unsere Fehltritte und Sünden benutzt der gnädige Gott, um denen zu helfen, die sich wollen helfen lassen. Ist mir daher die Ausführung jenes Entschlusses durch seine Gnade zum Segen geworden, so war doch der Entschluß selbst nur zu verurtheilen. Ach, hätte ich noch mein edles Weib gehabt, ich würde nie dahin gerathen sein. Doch auch das darf ich nicht sagen. Schiebe ich dadurch doch gleichsam meine Schuld auf den Allweisen, der sie mir genommen. Ich würde vielleicht nicht so, ich würde auf andere Weise gesündigt haben. Und ich sehe nur wieder, wie geneigt das menschliche Herz, auch noch im hohen Alter, bleibt, sich da zu entschuldigen, wo es sich anklagen muß.

Eine gewisse Fassung gab mir doch jener Entschluß; wie man ein Uebel williger trägt, wenn man sein Ende abzusehen vermeint. Noch einmal suchte ich für mein Kind auf jede mir mögliche Weise Mittel zu schaffen, um sie schicklich auszustatten; aber meine Sorgen, Mühen und Arbeiten dabei waren wie die eines Tagelöhners, alle Lust und Freude daran war hin, und mir war, als schleppte ich auf wunden Schultern meinen eignen Scheiterhaufen zusammen. Es ist ein schrecklicher Zustand, wenn man ein bevorstehendes Ereigniß kommen sieht, das auch die letzten Schatten eines schon entwichenen Glücks hinwegnehmen soll; denn noch war Ottilie, wenn auch nicht mehr mein, doch wenigstens bei mir. Aber unbarmherzig schritt die Zeit fort. Der Hochzeittag kam. Auch er endete.

Ehe das junge Paar davon fuhr nach seinem neuen Wohnsitze, hatte ich ihm gesagt, ich beabsichtige eine Reise zu machen, die mich vielleicht längere Zeit fernhalte, Waferdingen möge indes gelegentlich des Gutes wahrnehmen und etwa eingehende Gelder für den jungen Haushalt verwenden. Ottilie meinte, die Reise werde mich hoffentlich zerstreuen und ich würde heiter und als der Alte zurückkehren. Sie sagte mir noch einen Dank für alle erwiesene Güte und Liebe, der mir das Herz durchschnitt, denn er sagte mir mehr, als alles andere, daß sie nun selbst das völlige Ende unseres ehemaligen Verhältnisses anerkenne. Sie fuhren dahin, und nun wußte ich: in dem Sinne, wie ich einst ein Kind gehabt, hatte ich keins mehr, — der entzückende Lebensaustausch zwischen Vater und Kind ließ nur noch ein entleertes familienrechtliches Band zurück. Wie hätte ich es auf dem Schauplatze meines in Trümmer zerfallenden Glückes noch ausgehalten? Ein zerrütteter Mensch, der sich selber aufgegeben, ging ich noch einmal in Ottiliens ausgeleertes Zimmer, weinte mich aus und verließ dann, nur mit dem Allernöthigsten versehen, Haus und Hof, um sie niemals wieder zu erblicken. Die Reise richtete ich darnach ein, daß meinen Spuren niemand folgen konnte; aber sie brachte mich nach Mariendom.

Gütig und gastlich empfing mich der hochwürdige Abt, er ließ es sich, meinem sogleich ausgesprochenen Wunsche gemäß, gefallen, daß mein Name den Klosterbrüdern verschwiegen wurde, aber meiner Aufnahme in den Orden widerstrebte er anfangs; ja als ich ihm meine Geschichte erzählt hatte, forderte er mich dringend zur Rückkehr nach meinen Kindern auf. Erst nachdem er durch häufige Unterredungen sich von der Unabänderlichkeit meines Entschlusses überzeugt und den jammervollen, heillosen und haltlosen Zustand meines Innern kennen gelernt hatte, kam auch er zu der Ansicht, daß die Zucht und Schule des Klosters für ein so aus allen Fugen gewichenes Gemüth wohl das Heilsamste sein dürfe, und nun leitete er selbst das Erforderliche ein, damit ich Profeß thun könne. Durch welche Mittel es ihm gelungen ist, mich innerlich wieder herzustellen, habe ich in meiner ersten alleruntertänigsten Eingabe erwähnt. Er war das Werkzeug, durch welches nach und nach die göttliche Gnade sich auch mir offenbarte und vergebend, heilend und läuternd in mein Herz einzog. Ich habe die große Verirrung und Verschuldung jener unglücklichen Zeit erkannt und abzubüßen gesucht. Was an meiner Buße mangelt, ist durch das Verdienst meines Erlösers ersetzt.

Meine Kinder haben nie wieder etwas von mir gehört, obgleich mein Herz mit ihnen völlig ausgesöhnt ist. Auch ich habe nichts von ihnen gehört — doch ja, eins. Vor fünf oder sechs Jahren fiel mir ein Zeitungsblatt in die Hand, in welchem durch eine gerichtliche Bekanntmachung der verschollene Freiherr Paul von Babenried auf Antrag seiner Erben für todt erklärt wurde. Die Erben waren nicht genannt, vielleicht waren es meine Tochter und mein Schwiegersohn. Ich erfuhr nicht, ob sie noch lebten, oder ob nur von ihren Kindern die Rede war. Es erschütterte mich noch einmal. Aber wenn sie noch lebten, — ihnen war ich nun ja gewiß todt, hier stand's, gerichtlich vor aller Welt erklärt. Ja, ich war ihnen längst ein Todter.

Das, mein allergnädigster Herr, ist das ungeschminkte Bekenntniß meiner Vergangenheit, dessen Wiederholung viele alte Wunden wieder aufgerissen, viel schmerzliche Reue wieder erneuert hat. Möchte es das Herz meines Landesvaters dazu bewegen, einem lebensmüden Greise die einzige letzte Zuflucht zu gestatten, um die er gebeten hat. Selbst die schmerzlichen Veränderungen und Zerstörungen in Mariendom können den Wunsch nicht aus meiner Seele reißen, mein Leben in jenen Wänden zu beschließen. Dort werde ich keinem zur Last fallen, niemand soll meine Anwesenheit bemerken, mein Lauf wird bald zu Ende sein. Und was Ew. ꝛc. nicht um meinetwillen thun wollen, thun Sie vielleicht im Angedenken der Verdienste und Opfer meiner Vorfahren. Ich selbst kann mich auf nichts berufen und nur die Allerhöchste Gnade anflehen. Ein Stellvertreter Gottes in weltlichen Dingen, sind Ew. ꝛc. auch ein Stellvertreter der Gnade. Auf sie hoffe ich, indem ich in der tiefsten Ehrfurcht ersterbe u. s. w.

Cabinetserlaß an den Domänenrath Kraup.

Auf wiederholtes Ansuchen des Bruders Servatius soll demselben, Allerhöchstem Befehle zufolge, sofort seine frühere Wohnung in der ehemaligen Abtei Mariendom wiederum eingeräumt und auf Kosten der Domäne mit allem versehen werden, was der genannte Geistliche etwa erfordern würde; wie es denn überhaupt der Allerhöchste Wille ist, daß jedem Wunsche desselben möglichst nachgekommen und er mit aller seinem Stande und seinem Alter gebührenden Rücksicht behandelt werde. Hiernach wird der Domänenrath Kraup verfahren.

Allerhöchstes eigenhändiges Schreiben an Bruder Servatius.

Mein lieber Freiherr von Babenried! Ich habe mit vielem Antheile diejenige Eingabe gelesen, in welcher Sie Mir Auskunft über Ihr Herkommen und über die Veranlassung zu Ihrem Eintritt in den geistlichen Stand gegeben haben. Dieser Antheil wird nicht dadurch vermindert, daß es Mir schwer ist, von dem Zustande, der Sie zu einem so verzweifelten Entschlusse getrieben hat, Mir eine Vorstellung zu machen, denn Ich weiß sehr wohl, daß alle Menschen verschieden organisirt sind. Ich habe mich auch sogleich bewogen gefunden, Ihrer Bitte nachzugeben, und es ist deshalb bereits die erforderliche Weisung an die dermalige Verwaltung erlassen.

Ich habe Ihre letzte Vorstellung zwar nicht aus der Hand gegeben, aber doch geglaubt, einen gewissen Gebrauch davon machen zu müssen; denn, mein lieber Freiherr von Babenried, zum Beichtgeheimnisse bin Ich nicht verpflichtet. Um aber Ihr Vertrauen in Meine Discretion nicht zu täuschen, konnte ich keinem Meiner Diener auftragen, Ihnen das zu schreiben, wovon ich wünschte, daß Sie es erfahren möchten. So mußte Ich denn wohl selbst schreiben.

Zuvörderst sollen Sie wissen, daß Ihre Tochter, Frau von Waferdingen, noch lebt und Mir recht wohl bekannt ist, wie sie denn auch öfter am Hofe gesehen wird. Sie wohnt seit etwa zwölf Jahren in der Residenz, befindet sich, wie Ich weiß, in auskömmlichen Verhältnissen, und ihre Kinder, zwei Söhne und eine Tochter sind recht wohlgeartet. Der älteste Sohn ist Lieutenant, der zweite studirt, die Tochter ist so eben an meinen Kammerherrn von Falkenhorst vermählt worden.

Herr von Waferdingen war ein treuer und geschickter Diener. Er zeichnete sich so aus, daß er vor mehreren Jahren als Geheimer Rath im Ministerium angestellt wurde, und Ich habe es sehr beklagt, als er vor nun zwei Jahren starb.

Dies vorausgeschickt, theile ich Ihnen nunmehr folgendes mit:

Ich veranstaltete in den Zimmern meiner Gemahlin eine Zusammenkunft mit Frau von Waferdingen ohne Zeugen, erkundigte

Mich erst nach ihren Kindern und fragte sie dann nach ihrem Vater. Sie brach in Thränen aus und sagte, sie fürchte, er habe sich in der tief hypochondrischen Stimmung, an welcher er bis zum Tage ihrer Trauung gelitten, selber ein Leids gethan, obgleich es seltsam sei, daß bei jahrelangen Nachforschungen keine Spur von ihm entdeckt worden sei. Auf Meine theilnehmende Frage nach der Ursache dieser Hypochondrie sagte sie unter vermehrten Thränen, ja, sie kenne die Ursache. Kurz, Mein lieber Freiherr von Babenried, sie schloß Mir endlich ganz ihr Herz auf, indem sie mit großer Reue sich selbst anklagte, daß sie als Braut in der Selbstsucht ihrer Liebe ihren Vater undankbar und gedankenlos verabsäumt und dadurch in eine tiefe, eifersüchtige Verbitterung hineingetrieben habe. Vermuthet habe sie dies immer, während des Brautstandes ihrer eigenen Tochter sei es ihr zur Gewißheit geworden, denn da habe sie eine ähnliche Erfahrung gemacht. Seitdem mache sie sich die größten Vorwürfe und das Härteste für sie sei daß sie nun ihrem Vater ihre reuevolle geläuterte Liebe nicht mehr beweisen könne. Obwohl Ich leidenschaftliche Gefühle solcher Art nicht kenne, so empfand Ich doch Mitleid mit der vortrefflichen Frau und versuchte sie zu trösten, entließ sie auch nicht, ehe sie sich wiederum gefaßt hatte.

Wenn nun diese Umstände Sie zu einer Aussöhnung mit Frau von Waserdingen bewegen können, so geben Sie Mir kurz Nachricht, denn in diesem Falle wünschte Ich ihr selbst zu sagen, daß ihr Vater lebe, ihr verziehen habe und sie erwarte.

Ich verbleibe, Mein lieber Freiherr von Babenried, Ihr wohlgeneigter rc.

Der Domänenrath Kraup an den Landrichter P.

Hierneben, mein trefflicher Freund, ein kleines Gericht Fische und eine gelegentliche Jagdausbeute. Die Jagd ist zwar noch nicht eröffnet, aber um Ihr polizeiliches Gewissen zu beruhigen, melde ich, daß ich den Hasen im Garten beim Kohl geschossen habe und hoffe, er werde auch so Ihnen gut schmecken.

In den höchsten Regionen scheint der Wind viel umzusetzen. Jetzt habe ich wieder Befehl erhalten, den alten Schleicher, Bruder Servaz, in seine Wohnung zurückkehren zu lassen und er ist mir sogar zu besonderer Berücksichtigung empfohlen. Ich weiß nicht warum, aber ich hasse und fürchte den glatzköpfigen Duckmäuser. Ich bin gewiß, er ist nicht, was er scheint. Ob er mir etwa auf den Dienst passen soll? Da müßte er früh aufstehen. Ich bin ein gerader und ehrlicher Mann und habe Freunde, die Allerhöchsten Orts keine Verleumdungen aufkommen lassen werden. Nun, er sitzt bereits in seiner Zelle, ich zeige ihm befohlenermaßen ein freundliches Gesicht, aber mein Aerger ist, daß er bei Tage und bei Nacht, ich weiß nicht wie oft, in die leere Kirche läuft, um dort seine Gebete abzuleiern. Nun, ich werde darin das Zehntkorn aufbansen lassen, da wird sich der Eifer schon legen.

Doch ich muß zu dem Zweck meines heutigen Schreibens kommen. Ich hatte einberichtet, daß die alten Gebäude dringend der gründlichen Reparatur bedürften, wozu immer einige tausende erforderlich seien Man hat mich angewiesen, das Geld dazu anzuleihen, und da ich selber gerade ein Capital von 500 Pistolen vorräthig habe, so ersuche ich Sie, für mich eine Obligation auf die Domäne zu diesem Betrage in bester Form auszustellen. Halten Sie es für angemessener, so kann auch erst der Jude Israel als Darleiher genannt werden und mir die Obligation dann cediren. Ich überlasse das Ihrem Ermessen.

Der Verkauf der vier alten Kirchenglocken hat nichts Nennenswerthes aufgebracht. Mit dem Herunternehmen und Verschicken ist die ganze Summe wieder aufgegangen. Bei dem Landvolke hat es einen guten Eindruck gemacht, daß ich Allerhöchstem Befehle gemäß sämmtliche rückständige Abgaben erlassen habe. Ich werde in diesem Sinne den Leuten auch ferner zu Hilfe kommen, indessen Sorge tragen, daß dadurch die Gerechtsame der Domäne für die Zukunft nicht verdunkelt werden.

Bald soll es wieder einen lustigen Tag geben, wozu ich auf Ihre Gegenwart rechne. Die Mönche wußten doch einen guten Wein sehr genau von Krätzer zu unterscheiden, und der Vorrath im Keller wird noch eine Weile aushalten. Ich lasse daher dem Hasen noch ein paar Flaschen Rheinwein beilegen und wünsche wohl zu leben!

Der Landrichter P. an den Domänenrath Kraup.

Höchstzuehrender Freund! Anbei verfehle nicht, die in rechtsverbindlichster Form abgefaßte Obligation über 500 Pistolen mit ergebenstem Bemerken zu übersenden, daß aus bewegenden Ursachen doch für dienlicher erachtet habe, dieselbe auf den Namen des Handelsmanns Levi Israel auszustellen, von welchem Sie selbige sich cediren lassen wollen.

Indem für die gütigst überschickten Consumtibilien meinen ganz gehorsamsten Dank sage, füge hinzu, daß wegen des Hasen, welcher ausnehmend zart und fett war, vollkommen mich durch die Erwägung beruhiget, daß Ew. Hochwohlgeboren in Mariendom laut Generalvollmacht die Allerhöchste Person vertreten, als welche in und außer der Jagdzeit die unbeschränkte Befugniß besitzt, dem Jagdvergnügen, zumal auf Domanialgrunde, obzuliegen.

Obwohl fortwährend den Bruder Servatius für einen redlichen, frommen, auch arglosen Mann halten muß, so bedaure es doch von Herzen, wenn er Ihnen durch seine Anwesenheit Ungelegenheit verursachen sollte.

Daß übrigens die Säcularisation der Klöster, so weise im ganzen genommen diese Maßregel sein mag, doch auch nicht ohne Nachtheile abgeht, verspüre bereits an der überhandnehmenden Armennoth, indem, um der unmäßigen Bettelei zu steuern, welcher ehedem das Kloster allein vorkam, schon weitläufige Berichte wegen Organisation des Armenwesens habe machen müssen, welches nun den Communen nicht wenig lästig werden wird; wie denn auch besorge, daß die wegfallende Sittenzucht, welche die geistlichen Herren übten, mancherlei schlimme Früchte tragen wird.

Indessen verharre mit aller Devotion des Herrn Domänenraths ergebenster rc.

Allerunterthänigstes Schreiben des Bruders Servatius.

Allerdurchlauchtigster rc. Ew. rc. gnädigstes eigenhändiges Schreiben hat mich in aller Weise auf das tiefste gerührt und bewegt und zur innigsten Dankbarkeit verpflichtet. Gottes Gnade und reichster Segen lohne diese landesväterliche Huld! Durch sie zurückgeführt in meine alte traute Zelle, habe ich nun viel und oft im Gebete erwogen, was zu thun meine Pflicht sei. Denn Erfahrung hat mich gelehrt dem eigenen Herzen mißtrauen, und die Nachrichten, welche ich der Allerhöchsten Gnade verdanke, hatten mich zuerst in eine unbeschreibliche Aufregung gebracht, in welcher ich weder einen Entschluß zu fassen, noch die stürmischen Gefühle, deren dies alte Herz längst entwöhnt war, zu beherrschen vermochte. Nun aber glaube ich doch, daß ich in diesen wundersamen Fügungen erkennen muß, es sei der Wille meines Gottes, mich und meine immergeliebte Tochter einander zum Troste und zum Segen noch zusammenzuführen. Es ist eine der allerliebreichsten Gotteserweisungen, daß ich dies meinem edlen, theuren Landesvater verdanken soll. Und so stelle ich es denn der Allerhöchsten Gnade anheim, meiner Tochter die weiteren Mittheilungen zu machen.

Ew. rc. haben mir Kürze anbefohlen, deshalb muß ich um gnädige Nachsicht bitten, wenn ich noch einiges hinzufüge. Ich bitte auf das inständigste, Ew. rc. wollen meiner Tochter nicht sagen, daß ich ihr verziehen hätte. Ich habe ihr nichts zu verzeihen. Irre ich nicht, so nannte ich schon früher einmal den Zustand des liebenden Mädchens eine Verzauberung, und damit wollte ich andeuten, daß ich sie in keiner Weise verantwortlich machen wollte für irgend etwas, das sie gedacht, gefühlt und gethan, während ihr Gemüth, gefangen genommen von einer übermächtigen Naturgewalt, unfrei und gefesselt war. Eben daß ich dies damals nicht erkannte, das verstrickte mich in jene, von meiner geliebten Tochter richtig bezeichnete, „tiefe, eifersüchtige Verbitterung“; und habe ich ihr dadurch das glückselige Traumleben jener Verzauberung selber verbittert und verkümmert, so bedarf ich ihrer Verzeihung, sie aber in keiner Weise der meinigen. Ach, es gehört mit zu den schwersten Geschicken des durch die Sünde gestörten Daseins, daß die Verirrung und Verblendung auch der reinsten und edelsten Neigungen uns so oft in Sünde und Schuld verwickelt.

Nochmals gestatten mir Ew. rc. den unbegrenztesten Dank für alle die gnädige Theilnahme und Herablassung auszusprechen, mit welchem ich in tiefster Ehrfurcht bis an den Tod verharren werde Ew. u. s. w.

Cabinetsbefehl an den Domänenrath Kraup.
(Durch Estafette.)

Allerhöchstem Befehle zufolge sollen in Mariendom sechs bis acht Zimmer, zunächst der Zelle des Bruders Servatius, auf das schleunigste und so, daß sie binnen fünf Tagen bezogen werden können, für eine Dame und deren Begleitung anständig hergerichtet und mit allem Nöthigen versehen werden. Sollte es zu diesem Zweck in der Abtei an Möbeln, Betten u. dgl. mangeln, so ist das Fehlende ohne Säumen auf Kosten der Domanialkasse herbeizuschaffen; wie nicht minder auf deren Kosten für anständige Beköstigung der Dame und ihrer Begleitung zu sorgen ist, so lange dieselbe dort verweilen wird. Man versieht sich zu dem Domänenrath Kraup, daß er damit in allen Stücken dem Allerhöchsten Willen nachleben werde.

Frau von Waferdingen an Bruder Servatius.

Mein Vater! Mein geliebter Vater! So soll ich Dich noch finden auf dieser Erde, Dich noch sehen nach so vielen Jahren des Kummers und der Entbehrungen, die Du um meinetwillen getragen hast? Ich kann mich nicht fassen, es ist mir wie ein Traum, wie wenn man das Unmögliche geschehen sieht. O, warum kann ich nicht zu Dir fliegen und vor Dir niederfallen und Deine lieben Hände fassen und bitten: Vergib, vergib mir die Leiden, die Deine Tochter auf Dich gehäuft? — Doch bald! bald! — Ach dieser Aufschub! Und doch ist er gewiß das Beste für Dich und für uns beide; darum mußte ich versprechen, noch acht Tage zu warten, ehe ich zu Dir eilte, Dir vorher zu schreiben und so uns beide vorzubereiten. Aber ich schreibe verwirrt — Leid und Freude, Kummer und Seligkeit, Reue und Dankbarkeit reißen mich wie Wogen auf und nieder — ich muß mich fassen und meine Gedanken ordnen, so gut es gehen will.

So eben komme ich von Hofe. O, der edle, wahrhaft landesväterliche Herr! Er hat Dir, ich weiß es, geschrieben, wie er das erstemal mit mir über Dich gesprochen — und da hat er schon alles gewußt! Aber heute — es ist nicht zu sagen, wie linde und liebreich er seine Eröffnungen einleitete, mich erst hoffen ließ, Du lebest noch, dann von Spuren sprach, die sich gefunden hätten, von Nachrichten, daß Du damals gleich in den Orden getreten — und so von Schritt zu Schritt, wie die Morgenröthe steigt, die das Auge für den Tag bereitet, bis er mir das Sonnenlicht aufgehen ließ. Und dann sprach er mir Ruhe ein, ach, mit wenig Erfolg, und dann gab er mir Deine Briefe an ihn, und ich mußte sie in seiner Gegenwart durchlesen. O, mein Vater, mein lieber, hartgeprüfter Vater! Und dann redete er von Dir, so gut, so gnadenreich! Aber er wollte nicht, daß ich sogleich zu Dir abreiste. Ich solle Dein Alter bedenken; bedenken, wie ein unvorbereitetes Wiedersehn Dich erschüttern und Dir schaden könne. Ich mußte ihm feierlich versprechen, erst in acht Tagen zu reisen und Dir vorher zu schreiben. Acht Tage! Gott, was kann Dir und mir in acht langen Tagen zustoßen! Aber ich habe es ihm angelobt, und dann gab er mir Deine Briefe mit. Er will Paul, Deinen ältesten Enkel, beurlauben, daß er mich auf der Reise begleite. Und damit entließ er mich. — —

Wieder und wieder habe ich Deine Briefe gelesen. Vater, lieber Vater! Und Du hättest mir nichts zu verzeihen? Kann ich es denn rechtfertigen, wenn die Selbstsucht meiner Brautliebe Dir alle gewohnten Erweisungen meiner Kindesliebe entzog? wenn ich, von ihr geblendet, kein Auge hatte für den Schmerz der verletzten Vaterliebe? wenn ich von all dem unschuldigen Liebesverkehr mit Waferdingen Dich ausschloß, als ginge er Dich nichts an? wenn ich über seine Gegenwart die Deinige hundertmal vergaß? wenn ich innerlich zürnte über die Aeußerungen Deiner gerechten Verbitterung, anstatt Dich durch doppelte Liebe zu versöhnen? Lieber, lieber Vater! O, ich habe ja bei Anastasia, Deiner Enkelin, alle diese Erfahrungen und Empfindungen selbst durchleben müssen, wenn auch in geringerem Grade und minder dazu berechtigt; denn ich habe nicht für sie, und für sie allein, gelebt und entbehrt und gearbeitet, wie Du für Dein einziges Kind, nicht einundzwanzig Jahre lang nur ihre kindliche Liebe zu gewinnen und durch tägliche Sorgen, tägliche Liebesbeweise zu befestigen gestrebt — denn das hast Du gethan, lieber Vater, mehr, weit mehr, als ich es je erkannt! und mußtest es erleben und ansehen, wie ich mein ganzes Herz und alle meine Liebe dem zuwandte, den ich erst wenige Wochen gesehen und kennen gelernt, als hättest Du nicht für mich gelebt! Und doch war es nicht so. Nein, Dein Kind hat Dich immer und immer treu und fest im Herzen getragen und „das glückselige Traumleben jener Verzauberung“ konnte wohl diese Liebe zurückdrängen und überdecken, aber nicht erkalten lassen und nicht vermindern. O, schon nach den ersten Tagen, wie hat mich verlangt nach Briefen von Dir! Wir waren ja noch nie getrennt gewesen, und noch nie hatte ich Briefe von Dir erhalten. Als sie ausblieben, schoben wir es auf Deine Verstimmung. So gern, so gern hätte ich Dir geschrieben! Aber wir wußten nicht, wo Du warest! Und als Wochen, als Monate vergingen, und keine Zeile kam, und auf dem Gute wußte niemand von Dir, und auch Du selbst kehrtest nicht wieder, da begann die Sorge und die Angst, und es kam die Erinnerung an Deinen finsteren Zustand und die Reue. Wie oft habe ich die Heiligen angerufen, für Dich und Deine Heimkehr zu Gott zu bitten! Laß mich davon schweigen, wie der Schmerz um Dich von Tag zu Tag stieg, als alle unsere Nachforschungen vergeblich blieben. Wochenlang hat der treue Waferdingen das Land durchstreift, um Spuren von Dir aufzufinden. Umsonst! Und doch war es uns beinahe tröstlich, daß auch gar nichts von Dir entdeckt wurde. Wir hofften, Du habest ein anderes Land, einen anderen Welttheil aufgesucht. Waferdingen, in seiner Liebe, suchte mir dies so wahrscheinlich zu machen, daß ich selbst daran glaubte. Aber auch damit verließ mich die drückende Ahnung nicht, daß ich an Deinem Verschwinden schuld sei. Es ist entsetzlich, wie man sich auch an das Schreckliche gewöhnt, und wenn ich Dich auch niemals, niemals vergessen konnte, allmählich traten doch die Sorgen für die Kinder, die Forderungen des Tages zwischen mich und meinen Schmerz.

Mein größter Trost war Waferdingens immer gleiche Liebe und zärtliche Sorgfalt, die mir durch viele schwere Zeiten geholfen hat. Die „übermächtige Naturgewalt“ verwandelte sich allmählich in eine ruhige Treue der Seelen, und es machte mich glücklich, daß sein Werth anerkannt wurde, daß er von Stufe zu Stufe aufstieg. Als ihn vor zwei Jahren zu meinem tiefsten Schmerz ein böses Nervenfieber dahinraffte, hätte ich seinen Verlust, nach dem Deinigen, nicht überstanden, hätten mich nicht die Kinder mit dreifachem Bande an das Leben gekettet. Paul war Dein Ebenbild, lieber Vater, Felix das seinige, und in Anastasia wollte man mich wiedererkennen. Anastasia —

Ich habe nochmals Deine Schreiben an Seine ꝛc. durchgelesen. O, Du würdest sie segnen, wenn Du wüßtest, wie sie mein Mutterherz versöhnt haben. Sie sind wie eine Heilung daraufgefallen, und Deine Nachsicht, Deine Vaterliebe, Deine milde Zurechtlegung meiner damaligen Besinnungslosigkeit ist mir ein rührendes Vorbild dessen geworden, was auch ich sein sollte. Wie gnädig hat es Gott gefügt, daß mir dieses alles gerade jetzt kommen mußte, wo ähnliche Gefühle, wie damals Dich, auch mich erfaßt hatten, mir nun erst zeigten, was Du damals empfunden, mich gewiß machten, daß mein Benehmen die Ursache Deines Kummers, Deines vielbetrauerten Verschwindens gewesen. Dem Herrn und allen Heiligen des Himmels sei Dank, daß sie uns noch ein Wiedersehn aufbehalten haben. Ja, ich komme, um Dich nie mehr zu verlassen.

So vieles, so vieles hätte ich Dir noch zu schreiben, aber der Brief muß fort, ich kann nicht mehr. Ach könnte er mein ganzes Herz voll heißer Kindesliebe zu Dir tragen, zu Dir, dem ich so viel Leid zugefügt! Gott sei Dein Schutz und Deine Stärke, bis er Dir wieder zu Füßen führt Deine reuige, aber Dir über alles dankbare, Dich über alles liebende treue Tochter Ottilie.

Der Domänenrath Kraup an den Landrichter P.

Abermals, mein verehrtester Freund, muß ich Sie ersuchen, eine Hypothek auf die Domäne Mariendom einzutragen und die Obligation darüber zu 400 Pistolen, wie das letzte Mal, auf den Handelsmann Israel auszustellen, mit welchem die erforderliche Rücksprache genommen ist. Bei meiner neulichen Anwesenheit habe ich Ihnen schon von der seltsamen Einquartirung erzählt, die mir auferlegt wurde, und die befohlene Möblirung der Zimmer hat Ausgaben veranlaßt, für welche wiederum kein Geld in der Kasse ist. Es war ein glücklicher Zufall, daß der ganz elegante Nachlaß der alten Frau von H. noch unverkauft stand. Ich habe ihn für jene Summe oder etwas darunter sogleich erstanden, und so gelang es, die Zimmer noch zur rechten Zeit aufs beste einzurichten.



Abgeblitzt.

Nach der Photographie von Karl von Enhubers Gemälde auf Holz gezeichnet von A. Toller.

Ich rechnete, wie Sie wissen, schon auf einen mir nicht sehr gelegenen Besuch des Allergnädigsten, weil ich glaubte, dem Ganzen liege eine zärtliche Liaison zum Grunde, deren schöner Gegenstand in die ehemalige Wohnung der Heiligen einziehen solle, und ich fand einen unübertrefflichen Witz darin, daß diese Wirthschaft unmittelbar neben dem Herrn Bruder Servatius etablirt werden solle. Als der Wagen anlangte, war ich sehr neugierig, die liebenswürdige Verführte oder Verführerin zu erblicken, und Sie können sich meine Verwunderung denken, als ich die mir von Ansehen recht gut bekannte verwittwete Geheimräthin von Waferdingen, geborne von Babenried, mit ihrem Sohne, dem Lieutenant von Waferdingen, aussteigen sehe. Daß ich mir für diese so viele Mühe aufladen müssen, hätte ich nicht gedacht. Aber bald sollte ich mich noch mehr verwundern. „Wo ist mein Vater? O bitte, bringen Sie mich zu meinem Vater!" sagte sie. Ich riß die Augen weit auf, ich war wirklich in Verlegenheit. „Zu Bruder Servatius!" sagte der Lieutenant; „er ist mein Großvater." — Das also war der protegirte Mönch: der längst verschollene und für todt erklärte Herr von Babenried! (Sie müssen ja vor mehreren Jahren die Todeserklärung in den Zeitungen gefunden haben). Ich brachte die beiden dann herauf, zeigte ihnen die Zimmer, die für sie eingerichtet waren, sowie die Zelle des Alten und ging ärgerlich davon, indem ich meiner Frau die weiteren Sorgen überließ.

Was meinen Sie nun zu der Sache, verehrtester Freund? Sollte ich doch nicht recht gehabt haben, wenn ich hinter der Maske des demüthigen Kopfhängers etwas Schlimmeres witterte? Es müssen doch arge Dinge vor sich gegangen sein, wenn ein Mensch es nöthig findet, sich zwanzig, dreißig Jahre in der Kutte eines Mönches versteckt zu halten. Das thut keiner, der nicht seinen Kopf oder seine Ehre verspielt hat, und es ist von einem ehrlichen deutschen Biedermanne viel verlangt, mit solchen Leuten unter einem Dache leben, ja sie noch dazu aufs beste beköstigen und mit aller Höflichkeit behandeln zu sollen. Aber ich werde mich dafür bezahlt machen. Wenn übrigens Allerhöchsten Orts in dieser Weise fortgefahren wird, die Kasse in Anspruch zu nehmen, so wird von der schon überlasteten Domäne allmählich wohl nicht viel übrig bleiben.

Da wir von der adeligen Sippschaft ganz getrennt leben, denn Essen und Trinken wird ihnen aufs Zimmer geschickt, so darf ich Sie wohl zu einem baldigen Besuch einladen, wo wir unsern Verdruß in gutem Wein hinabspülen wollen. Zum Vorschmack hierneben einige Flaschen mit den besten Grüßen Ihres ergebensten ꝛc.

Schreiben der Frau von Waferdingen zu Allerhöchsten Händen.

Allerdurchlauchtigster u. s. w. Hätte mir mein Sohn auch nicht Ew. ꝛc. gnädigsten Befehl, daß ich nach einiger Zeit von hier aus Nachricht geben solle, mitgetheilt, so würde mich doch schon der innige Herzensdank für alle die gnädige Theilnahme und Fürsorge dazu getrieben haben, die mich auf das tiefste gerührt hat und deren ich lebenslang nicht vergessen kann. Gott wolle Ew. ꝛc. dafür segnen!

Es war gewiß ein weiser Befehl, daß ich meinen Vater erst schriftlich vorbereiten sollte; dennoch war unser Wiedersehn unendlich erschütternd für uns beide. Als einen Mann in seiner vollsten Kraft, lebhaft, beweglich, gelegentlich heftig, so hatte ich ihn zuletzt gesehen, so trug ich sein theures Bild im Herzen, und nun fand ich einen gebeugten, stillen und sanften Greis, den ach! schon die Verklärung des Jenseits umstrahlt. Wie lange werde ich ihn noch besitzen, diesen theuren, theuren Vater, dem ich so viele schwere Jahre bereitet habe? Ich kann ihn nicht ansehen, ohne daß mir jeden Augenblick die Thränen hervorbrechen wollen. Nur am ersten und zweiten Tage schien auch ihm seine gewohnte Fassung zu versagen. Ich glaube, er hat sie durch die Einhaltung seiner vorschriftsmäßigen Gebetstunden, woran ihn nichts hindern darf, wiedergewonnen. Es liegt wie eine heilige Ruhe demüthiger Ergebung in seinem ganzen Wesen, und seine Schreiben an Ew. ꝛc. spiegeln sein wahres Bild gar nicht ab. Freilich gesteht er selbst, daß er mit der Rückkehr in seine Zelle auch erst wieder Fassung und Frieden gefunden habe, und er ist unendlich dankbar für die ihm dadurch gewährte Allerhöchste Gnade. Ach, er ist sehr alt geworden, aber sein Herz ist nicht gealtert, es ist noch immer voll der reinsten wärmsten Liebe, und sein Geist ist der eines frommen Weisen, der die Dinge der Welt schon wie vom Himmel herab betrachtet. O könnten Ew. ꝛc. einmal sehen, wie wir ausgesöhnt mit allem in stillem Glück beisammensitzen, wie in segnender Freundlichkeit seine lieben Augen auf mir ruhen, während entweder ich ihm von der Vergangenheit oder von seinen Enkeln erzähle, oder er mir aus dem Schatze seines reichen Innern mittheilt! Eine große Freude hat er an meinem Sohne. Ich hoffe, daß bald auch seine beiden andern Enkel ihn besuchen sollen. Wie es nun gekommen ist, dafür ist er von Herzen dankbar, zuerst Gott und darnach Ew. ꝛc. Nur die völlige Umänderung seiner alten Abtei scheint ihm recht schmerzlich zu sein, doch äußert er sich wenig darüber. Es ist auch das Gottes Wille gewesen, sagt er; an Mitteln hätte es dem Allmächtigen nicht gefehlt, es zu hindern; und gewiß ist es eine gerechte Strafe an uns Klosterleuten aller Orten, dafür, daß wir auf die Zeichen Gottes in der Welt nicht gemerkt und unserem Berufe nicht die Gestalt gegeben haben, die ihn für die Gegenwart eben so segensreich hätte machen können, wie er für vergangene Zeiten war. Mit mehren seiner Ordensbrüder ist er in brieflichem Verkehr geblieben. Diejenigen von ihnen, sagt er, denen die Rückkehr in die Welt nicht schadet, werden von ihr allmählich erdrückt werden, die andern werden verweltlichen, und beide Theile werden den Menschen nichts mehr nützen. Hier aber wird uns das arme Volk zu seinem Nachtheil sehr entbehren. — Doch ich würde kein Ende finden, wenn ich alles das Gute und Wahre, das ich täglich von ihm höre, niederschreiben wollte.

Da ich die Hoffnung habe, daß Gott auf mein Gebet und die Fürbitte der Heiligen ihn mir noch einige Jahre erhalte, damit ich einigermaßen wieder gut mache, was ich gefehlt, so wage ich um die Gnade zu bitten, daß mir vergönnt werde, die Wohnung, die auf Ew. ꝛc. gnädigsten Befehl für mich hergestellt ist, für diese Zeit zu miethen. Ich würde meine Wohnung in der Residenz dann aufgeben und mich hier ganz einrichten, auch eine eigene Küche führen, die sich in diesem Flügel der Abtei leicht herstellen läßt. Die letztere Einrichtung träfe ich unter allen Umständen gerne bald, denn so tief ich auch die Allerhöchste Gnade empfinde, die mir mit solcher Fürsorge vorausgeeilt ist, und so wenig es auch der Herr Domänenrath Kraup und dessen Gattin an Aufmerksamkeit und Höflichkeit fehlen lassen, so fühle ich doch, daß wir ihnen zur Last fallen.

Ich fürchte, Ew. ꝛc. sind es bereits gewohnt, daß die Allerhöchsten Gnadenerweise nur Bitten um neue Gnadenerweise nach sich ziehen, ich hoffe aber, daß sich dies bei mir nicht wiederholen soll Habe ich Ew. ꝛc. doch für meinen Vater und für mich schon so viel zu danken, daß die heißeste Erkenntlichkeit nur mit meinem Dasein erlöschen kann. Mit diesen Gefühlen und in der Allertiefsten Ehrerbietung u. s. w.

Cabinetsrescript an den Domänenrath Kraup.

Die verwittwete Frau Geheimräthin von Waferdingen hat Allerhöchsten Orts darum nachgesucht, daß ihr die von ihr innegehabte Wohnung in Mariendom miethweise überlassen und in deren Nähe so bald als thunlich eine Küche eingerichtet werde. Der Domänenrath Kraup wird der Frau Geheimräthin eröffnen, daß dies Gesuch allergnädigst bewilligt worden sei, und demgemäß verfahren.

Schlußbemerkungen.

Es möge hiermit der wörtlich abgedruckten Briefe und Actenstücke genug sein, und obgleich deren Verfolg in späterer Zeit noch manches Interessante darbietet, so dürfte es doch hinreichen, für jetzt nur das Nachstehende daraus zu berichten.

Frau von Waferdingen erfreute sich noch ein volles Jahr und darüber des Beisammenlebens mit ihrem Vater, den auch die drei Enkel und der Gatte Anastasias wiederholt besuchten. Gegen Ablauf dieser Zeit wurde er allmählich schwächer, doch stellte er deshalb seine gewohnten Andachtsübungen nicht ein und begab sich dazu, wenn es irgend möglich war, jedesmal in die Kirche, obgleich der größte Theil derselben mit Getreidegarben angefüllt war. Zuletzt führte ihn seine Tochter dahin, und eines Tags, als er auf seinen Knieen vor dem nackten Alta[illegible], sank er mitten im Gebete um und war verschieden. Er wurde, wie er gewünscht hatte, in den Gruftgewölben der Kirche beigesetzt, und einige Zeit darnach zog seine Tochter wieder in die Residenz, wo auch ihr nun schon ein Enkel entgegengetragen wurde. —

Die von dem Domänenrath Kraup eingeschickten Jahresrechnungen zeigten eine immer größere Abnahme der jährlichen Einkünfte und eine immer zunehmende Verkleinerung und Verschuldung der Domäne, obgleich seine Berichte nachwiesen, daß die Wirthschaft mit der größten Sorgfalt und Sparsamkeit geführt werde. Nach Verlauf von etwa vierundzwanzig Jahren aber war es damit so weit gekommen, daß im Cabinet die Ueberzeugung durchdrang, die Administration der eingezogenen Abtei lasse sich nicht länger aufrecht halten, und es sei das Rathsamste, dieselbe zu verkaufen, damit die Verluste nicht noch immer bedeutender würden. So kam das ehemalige Kloster Mariendom zur Versteigerung, der Domänenrath Kraup erstand es, und als es ihm zugeschlagen war, nahm er seinen Abschied. Bei der Abrechnung fanden sich jedoch so beträchtliche Darlehen und Vorschüsse des Käufers vor, daß für die ganze, vordem als so einträglich angesehene Abtei nur noch etwa 8000 Pistolen zur landesherrlichen Casse kamen. Indes rundete sich die Besitzung in seinen Händen wiederum vortrefflich ab, da die nach und nach von ihr abverkauften Theile sämmtlich mit dem Gelde seiner Frau bezahlt und deren Eigenthum geworden waren. Und da er bei aller Nachsicht gegen die Abgabepflichtigen doch gewissenhaft für Klarhaltung aller Berechtigungen des ehemaligen Klostergutes gesorgt hatte, so fielen ihm nun auch aus diesen ganz erhebliche Renten zu; denn ihm gestatteten die Pflichten gegen sich und seine Familie nicht, in früherer Weise Nachlaß zu gewähren, vielmehr wurde alles bis auf die letzte Feder und den letzten Pfennig beigetrieben. Hatte er überdies von jeher sein und seiner Frau Privatvermögen äußerst sorgfältig verwaltet, so war es nicht zu verwundern, daß er bald zu den reichsten Grundbesitzern der Gegend gehörte. Man hätte jedoch Unrecht gethan, wenn man ihn geizig genannt hätte. Dem widersprach seine große Gastfreiheit, durch welche er die gute Meinung aller, die sich in der Nachbarschaft irgend zur besseren Gesellschaft zählten, gewonnen hatte. Er galt bei ihnen für einen ehrlichen, rechtschaffenen Biedermann, dem man es um seines tüchtigen, aufrichtigen Wesens willen schon nachsehen könne, wenn er über manche Dinge sehr freisinnige Ansichten ausspreche.

Als er gestorben war, erhielt er von dem nächsten Geistlichen seines Bekenntnisses eine außerordentlich schöne Grabrede, die mit einem breiten schwarzen Rande im Druck erschien. Sie enthält namentlich auch die eindringlichsten Ermahnungen an die hinterbliebenen Söhne, den großen Tugenden des Abgeschiedenen nachzueifern. Der gute Same scheint jedoch auf unfruchtbaren Boden gefallen zu sein, und wenn es der selige Domänenrath verstanden hatte, ein großes Vermögen zu erwerben, so hatte er es nicht verstanden, seine Kinder so zu erziehen, daß sie es zusammenhielten. Aufwand und Ausschweifungen aller Art stürzten sie nach und nach in Schulden, dann geriethen sie untereinander in Zwistigkeiten und Processe, und das Gut mußte verkauft werden. Es kam nicht auf den dritten Erben.

Dies alles war mir bekannt, als ich, nochmals in die Gegend gekommen, begierig wurde, die ehemalige Abtei selbst zu sehen, und mich deshalb zu einer kleinen Fußwanderung seitab von der großen Straße entschloß. Mein Weg führte mich durch eine angenehme, hügelige Gegend, fruchtbar in den Thälern, auf den Höhen bewaldet. An einer prächtigen hochgelegenen Stelle traten die Thürme und Dächer des Klosters aus grünen Lindenbäumen hervor. Aber es verwunderte mich, daß ich von ferne Geläut herüberschallen hörte, noch mehr, daß ich auf dem Wege einen Klosterbruder in seiner Ordenstracht einholte. Ich begrüßte ihn und kam bald in ein Gespräch. Da erfuhr ich denn, daß die Besitzung seit noch nicht langer Zeit ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben und durch Hilfe reicher Gönner für einen andern Orden angekauft sei. Der Pater hatte in einem Dorfe zu thun gehabt und klagte über die große geistliche Verwilderung des Landvolkes und den eingerissenen Unglauben.

„Hoffentlich," versetzte ich, „wird die Thätigkeit des Ordens auch da das Zerfallene wieder bauen. Ich bin zwar Lutheraner, aber ich begreife es und weiß es sehr wohl zu schätzen, was ein würdig thätiger Orden in einem katholischen Lande sein kann. Aufopfernde Seelenpflege, sodann Armenpflege und Krankenpflege nach außen, nach innen Studium der göttlichen Wahrheit, gegenseitige Erbauung, edle Zucht — für einen ernsten Mann ein beneidenswerthes Leben!"

„Es sollte wohl so sein," sagte er achselzuckend, indem wir den reinlichen Klosterhof betraten. Dann führte er mich gefällig umher. Die Gebäude waren sauber hergestellt, die Zellen rein und einfach ausgestattet. Durch einen wundervollen gothischen Kreuzgang gelangten wir in die Kirche, die wieder in würdigem Schmucke dastand mit ihren hohen Kreuzgewölben. Es war mir eine Freude, diese Umgestaltung zu sehen. Als ich aber dankend das wieder erstandene Kloster verließ und zurückging, wollte mich doch der Gedanke an die Worte des Paters nicht verlassen: Es sollte wohl so sein.

Der Winter Rußlands.

Von Friedrich Bücker.

III. Der Winter im Helm.

Der Schneesturm hat ausgetobt. Trübe hängt der Himmel über der einförmigen Landschaft. Nirgends erquickt ein warmer Farbenton, ein wenn auch noch so schwacher Lichtreflex das ermüdende Auge. — Da — an einem Tage, an dem es weder thaut, noch friert, der aber ganz dazu geeignet ist, den Freund der freien Natur tiefsinnig zu machen, wird es kurz vor Sonnenuntergang klar in der Höhe. Die Himmelskönigin schimmert rothweiß durch den sich immer mehr und mehr lockernden Wolkenschleier. Helle Streiflichter fliegen gen Nord. Die Gegend gen Süd gleicht einem bläulichen See, daraus die mit Schnee bedeckten Bauerhäuser und Gehöfte gleich Inseln hervorragen. Das einzige Wäldchen in jener Gegend sieht aus, als wäre es aus zartem, bläulichem Glase aufgebaut. Nach Südost wird die Gegend dunkler, und die Schneegefilde scheinen dort wie mit blauschwarzem Ruß bedeckt. Die Sonne ist untergegangen. Ihre letzten Strahlen umsprühen noch jenen niedrigen stahlblauen Wolkengürtel im West, der einer schroff abfallenden Gletscherwand ähnelt. Es ist Nacht. Die Sterne funkeln und blitzen diamantenhell hernieder. Ein feines, scharfes Lüftchen weht aus Nord herüber, und wenn wir verwundert den Thermometer betrachten, so sehen wir, daß die Quecksilberader in kurzer Zeit bedeutend unter Null gefallen.

Der Winter baut in dieser Nacht sein Krystallzelt auf. Er hat dazu viel Eisnadeln, Sternchen, Prismen, Diamantstaub und Guirlandenschmuck nöthig. Alle diese Kostbarkeiten hat er sich nur dadurch verschaffen können, daß er, heimtückisch wie ein Dieb in der Nacht, den im Luftkreise schwebenden Wasserdampf haschte und mit seinem kalten Zauberstabe berührte. Er hat sich willig gefangen gegeben und blinkt im Krystallkleide, im Licht der Sterne zitternd, juwelenhell von Zweig und Ast hernieder.

Wir verlassen den baum- und schattenarmen Süden, der uns nur eine einsame Birke im mit Eisprismen durchflochtenen Lockenhaar, oder eine weißblütige Akazie im Winterschmucke zeigt, und begeben uns nach Norden, wo Schneekönigs Krystallzelt mit Festons behangen prangt, welche dem Feenreich der Tausend und einen Nacht anzugehören scheinen. Die grünen Zeltsäulen, oder Fichten, wenn's prosaisch besser klingt, sind mit getriebener Silberarbeit bedeckt, wie sie kein Hofjuwelier in so zierlicher, schöngefügter Form hervorzaubern kann. Bartflechten hängen in reicher Silberciselirung von den mit räthselhaften Schriftzügen bedeckten Säulenkapitälern hernieder. Sie haben alles Trauerflorige, wie sie es im Sommer zur Schau tragen, verloren, und gleichen einem aus Silber- und Glasfäden gewobenen Brautschleier, wie ihn zuweilen König Oberon für seine Lieblingselfe sucht. Wie reizend steht dort jene vom Rauchfrost in Nebelnacht angehauchte Birkengruppe! Jede Linde von der Wurzel bis zum Wipfel ist schön. Werfen wir nur einen Blick auf ihre mit den regelmäßigsten, vielgestaltigsten Krystallen bedeckten Rindenflechten, die der Russe nicht sehen kann, ohne dabei an Birkenlohe und Juchtenleder zu denken, so staunen wir über das sinnige, geheimnißvolle Walten der Naturkräfte. Ein Hauch zerstört das schöne Gebilde. Ein Hauch zaubert es wieder an die Stelle.

Treten wir etwas tiefer in den Wald, so erschließt sich uns auch das Reich der Komik. Hier steht der leibhaftige Don Quixote in gespenstiger Vergrößerung, und dort scheint ein kopfloser Kosak mit eingelegter Lanze einherzusprengen. Dieser beschneite Baumstumpf gleicht einem kauernden Hökerweib, und jene verkrüppelte Kiefer einem

Lastträger mit der Kiepe auf dem Rücken. Dort liegt in der Lichtung der Urgroßvater des ungeheuren Waldreviers. Er kann, obgleich ihn drei Männer nicht zu umspannen vermögen, dennoch von einem Kinde mit dem Spazierstock in Trümmer gehauen werden, weil er vollständig vermodert ist. Das weitere Vordringen in den Wald ist gefährlich, nicht etwa, weil das bruchige Dickicht, darin die Baumriesen sammt Wurzeln und Ballen entsetzlich wild durcheinander liegen, uns bald vollständig den Weg verlegt, sondern weil ich etwas Verdächtiges sehe. Hinter jener Baumwurzel liegt unter dem überhängenden Gestrüpp ein Körper, der *Wärme ausstrahlt*, denn die leicht zerstörbaren krystallenen Zierrathen des Rauchfrostes sind dort wie fortgehaucht. Wer liegt dort unsichtbar? Ein Mitglied der Familie *Braun*. Er hat uns schon lange gewittert und wartet nur noch darauf, daß wir seine Hülle für einen verlorenen Pelzfußsack halten und anfassen. Ich wußte, daß diese Mittheilung gleich einem Hornstoß wirkt, der zum schleunigsten Rückzug mahnt. Unsere Studien über die Krystallformen des Schnees und der Eisnadeln, sowie über die Grundformen der Krystallsysteme überhaupt sollen hier in dieser unheimlichen Nachbarschaft auch nicht fortgesetzt werden.

In Schneekönigs Krystallzelt werden viele lebendige Winterpelze feil geboten, die immer kostbarer werden, je tiefer das Quecksilber fällt. Der Urwald im Gouvernement Wologda, in den ich eben einen Blick werfen ließ, hat außer Bär und Edelmarder keine nennenswerthen Pelzträger aufzuweisen. Die Felle der Wölfe, Luchse und Füchse haben hier nur einen etwas höheren Werth, wie der Schafpelz des Bauern, der ihnen nachstellt. Weiter östlich und nördlich aber, namentlich in den sibirischen Einöden, gedeihen unter den höchsten Kältegraden die kostbaren Hüllen des Eis- und Blaufuchses, und die oft unbezahlbaren Pelze von Zobel und Hermelin. Ihnen ist nur in dichtester Vermummung auf Schneeschuhen, im Rennthierschlitten, oder mit der Hundepost nahe zu kommen. Der in den unwirthlichen Schneewüsten umherstreifende Jäger, der die Steuern für die „Krone“ erjagt, will von der Schönheit des Polarwinters nichts hören. Er ist froh, nach tagelangem Umherirren den Heuschober eines Pfeifhasen, oder die Jurta eines stumpfsinnigen Jakuten erreicht zu haben, um sich nicht nur einen Augenblick vor der grimmigen Kälte zu schützen, sondern auch den knurrenden Hund, den hungrigen Magen zu beruhigen. Er erkundigt sich bei dem Jakuten nur nach dem laufenden Datum, um die Pelzablieferungszeit nicht zu verfehlen. Was weiß der Jakute von dem Datum? Er hat in ein Brett seiner Filzjurta Löcher gebohrt und den Stift von Zeit zu Zeit um ein Loch weiter gesteckt. Hätte der Kalender einen selbstthätigen Mechanismus, so wäre die Rechnung richtig. So oft aber der Jakute krank oder betrunken war, hat er vergessen, den Stift weiter zu stecken.

Ich habe einen Bekannten, der lange Arzt bei der Pelzcompagnie auf einem verlorenen Posten an der Behringsstraße war. Er ist ein geistreicher Mann, ein Naturfreund, wie selten einer, und lernte die landschaftlichen Schönheiten sammt der Thierwelt und Flora Europas mit beneidenswerther Genauigkeit kennen. Nur den hohen Norden „im Natur- und Menschenleben“ kannte er noch nicht und reiste, um seine Sehnsucht danach zu stillen, als Arzt der Pelzcompagnie nach dem Polarkreise. Seine Reise von Petersburg durch Rußland und Sibirien war an Winterfreuden, wie sie der Naturkundige beansprucht, so arm, daß er kaum ein paar Seiten seines Tagebuches damit anfüllte. Nach dem Ueberschreiten des steilen Jablonoi-Chrebet mittelst der kamtschadalischen Hundepost, das, wie die ganze Reise mit den größten Mühseligkeiten und Entbehrungen verknüpft war, langte er endlich auf seinem verlorenen Posten an der Behringsstraße an, und richtete sich ein so bequemes Daheim ein, als es nur irgend geschehen konnte. An Zeit zu Naturstudien fehlte es nicht, denn die Pelzkarawane, welche jährlich nur etliche Mal eintraf, beanspruchte eine nur geringe ärztliche Bedienung. Zuerst wollte er das Thierleben und namentlich das noch so wenig enthüllte Leben und Treiben der Pelzthiere kennen lernen. Er war zugleich ein leidenschaftlicher Jäger und streifte mit der Büchse und in Schneeschuhen weit und breit umher. Seine fünfjährigen Errungenschaften auf diesem Gebiete schlossen damit ab, daß er in der ganzen Zeit weder einen Bären und Fuchs, noch einen Zobel und ein Hermelin lebendig zu Gesicht bekommen. Mit seinen Pflanzenstudien ging es nicht besser. Der Winter, welcher nur einem kümmerlichen kurzen Frühling Platz machte, um sofort die alte Herrschaft wieder anzutreten, hinderte jede Entfaltung des anspruchslosesten, bescheidensten Pflänzchens. Der Naturfreund floh die Stätte des Todes und der halben Erstarrung und ließ die hohe Pension, welche ihm zugefallen, wenn er nur noch zwei Jahre länger ausgehalten, im Stich.

Der Winter Rußlands ist am erträglichsten und auch am schönsten im *Westen*, und eine Wintersaison in der eisblumenreichen nordischen Palmyra vertauscht der gesunde Russe nicht mit dem blütenduftigsten Aufenthalt im Süden. Hier hätte mein Freund seine Pelzthierstudien machen und Sibirien mit der Pelzcompagnie im Rücken behalten sollen. Ich rathe auch jedem, den nach Hermelin und Zobel verlangt, nicht über die Newa hinauszueilen. In Petersburg sind die echten Hermelinpelze fast eben so stark vertreten, wie in Berlin die falschen. Niemand wagt in Petersburg, in eine weiße, mit falschen Hermelinschwänzen besetzte Kaninchenfellhülle zu kriechen und diesen Pseudohermelin auf dem Newskyprospect zur Schau zu tragen.“ Die Dame, welche ihren Vermögens- und Standesverhältnissen nach keinen Hermelin tragen kann, hüllt sich in billigeren Fuchs, Marder, Biber oder Bisam. Eleganter wie Hermelin ist der blaue Fuchs, und drei genau an Farbe und Feinheit übereinstimmende Felle dieses seltenen Reinecke repräsentiren oft ein ganzes Vermögen. Der Zobel ist lebendig nur *einmal*, und zwar in zwei nicht mehr vorhandenen Exemplaren nach Europa gekommen. Die Zobelhülle ist aber an heiteren Wintertagen auf dem Admiralitätsplatze, der Sonnenseite des Newskyprospects, und auf dem granitnen Newaquai lustwandelnd anzutreffen. Der Herr, welcher sie spazieren führt, gehört immer den höchsten Ständen an.

Eine warme Vermummung ist unerläßlich, um bei zwanzig- oder dreißiggrädigem Frost einige Stunden eines sonnigen Wintertages im Freien gefahrlos zu verbringen. Französische und deutsche Damen haben es öfter gewagt, in der Newastadt bei hohen Kältegraden im leichten Hütchen Staat zu machen, mußten aber für diesen Leichtsinn mit einem erfrorenen Gehirn büßen. Das leichte Hütchen ist für den Sommer gut. Im Winter leistet eine warme Tartarenmütze bessere Dienste. Der merkwürdigste Kopfputz, der sich auf der Winterpromenade des Newskyprospects zeigt, ist der *Kosakenpapach*. Der mächtige Wulst thront oft so unförmlich auf dem Haupte, als wäre dem Träger desselben ein dickes, langwolliges Schaf darauf geschnallt. Der Koloß vertritt auch im Sommer die Stelle der leichten Kappe, und ich begreife nicht, wie es ein menschliches Haupt bei 20 Grad Hitze unter diesem Hochofen aushalten kann. Der Kosak weiß aber besser wie wir, daß sein Papach im Winter die Kälte und im Sommer die Hitze abhält.

Die Pracht, wie sie das vornehme Petersburg an schönen Frosttagen bei Schlittenfahrten entfaltet, ist ungemein anziehend. Die Schlitten sind fast sammt und sonders schön und klingeln unter dem schnaubenden Gespann pfeilschnell dahin. Wollen wir uns auf den Hintersitz des reich decorirten Schlittens schwingen, der dort mit drei vornehmen, dicht verschleierten Schönen fährt, die vielleicht eine Herrenbegleitung nicht verschmähen? Ha, die Fahrt geht aus Petersburg hinaus und in die Landschaft hinein. Ich merke es schon: „Pargolawo,“ der schöne Landsitz des Grafen Schuwalow, ist das Ziel. Die achtzehn Werst dahin werden wie im Fluge zurückgelegt. Im eiskrystallfunkelnden Park des Grafen wird der „Parnaß,“ der höchste Musensitz der nordischen Dichter, erstiegen. Er bietet eine unvergleichliche Aussicht auf die nordische Palmyra, darin jetzt die Eispalmen in voller Blüte stehen.

Da liegt sie vor uns im Winterkleide und im Sonnenglanze, die Newastadt. Goldfunkelnd, diamantenschön blitzt es von der Kuppel der Isaakskirche und der einsamen Spitze der Admiralität hernieder. Der Feuerwachtthurm mit seinen bunten Signalkugeln, die Peter-Paulskirche der Citadelle mit dem vergoldeten, spitz zulaufenden Thurm ragen aus dem Häusermeer empor und grüßen Finnlands Klippen. Die Kathedrale der heiligen Jungfrau von Kasan mit silbernem Dom, die Wladimirkirche mit fünf vergoldeten Kuppeln, die Troitzkikirche mit lasurblauem, goldbesterntem Dom, die Andrejewsche Kirche mit goldenen Häuptern, und die blaue, mit goldenen Sternen besäete Kuppel der Smolnaklosterkirche funkeln zu uns herüber, wenn sie auch nicht alle sichtbar sind. Und über dem Ganzen wölbt sich der blaue Himmelsdom mit der goldenen Sonne, und glitzert und blitzt ebenfalls, als fiele aus dem Zenith ein Diamantenregen hernieder. So ist es auch: Milliarden seiner Eisnadeln und Krystallatome schwimmen in dem unendlichen Blau und spiegeln den Himmel und die Sonne wieder. Es gibt nur eine nordische Palmyra! Sieh die Eispalme, eh' sie verblüht.

Sprache, Sprachen und Völker.

Vortrag von Professor **Georg Curtius** in Leipzig.

II.

Es sind jetzt gerade 100 Jahre verstrichen, seit ein französischer Missionar, Pater Coeurdoux in Pondichery, die Wahrnehmung machte, daß in der heiligen Sprache der Brahmanen vieles in merkwürdiger Weise mit der Sprache des Occidents, namentlich mit dem Lateinischen und Griechischen übereinstimme. Alles Wissens Anfang, sagt Plato, ist die Verwunderung; jenem vortrefflichen Manne schien die erwähnte Thatsache so wunderbar, daß er der Academie in Paris eine Denkschrift einsandte unter dem Titel: „Wie kommt es, daß in der Sanskritsprache sich eine große Zahl von Wörtern findet, die ihr mit dem Lateinischen und Griechischen gemein sind, vorzüglich mit dem Lateinischen?" Die französische Academie wußte auf diese Frage nichts zu antworten. Auch als im Jahre 1786 der englische Gelehrte William Jones vor der gelehrten Gesellschaft in Calcutta ähnliche Beobachtungen vortrug, wurde die Sache nicht weiter verfolgt. Fast ausschließlich deutschen Forschern blieb es vorbehalten, die richtige Antwort zu geben. Damit das aber geschehen konnte, mußte man die Frage mit andern Mitteln zu lösen suchen. Uebereinstimmung in einzelnen Wörtern bleibt immer etwas Trügerisches. Hier kann der Zufall walten, hier ist Uebertragung aus einer Sprache in die andere möglich. Franz Bopp war der erste, der statt auf einzelne Wörter vielmehr sein Augenmerk auf den gesammten Bau des Sanskrit und dessen wesentliche Uebereinstimmung mit den wichtigsten Sprachen Europas lenkte. Wie er dabei verfuhr, läßt sich auch ohne weitere Sprachkenntnisse leicht begreifen. Wenn z. B. unserm deutschen er ist das franz. est, lat. est, gr. esti, skr. asti entspricht, wenn unserm „sie sind" franz. sont, lat. sunt, skr. santi gegenüber steht, so kann das unmöglich Zufall sein. Ebenso undenkbar ist es, daß so geläufige Wortformen etwa aus Indien oder anderswoher zu den übrigen Völkern wanderten. Auch läßt sich leicht zeigen, daß die Grundform für den Singular as-ti ist, und diese zerlegt der Sprachanatom wieder in zwei Bestandtheile, die Wurzelsylbe as, welche den Begriff sein enthält, und die Endung ti, welche das er, sie, es bezeichnet. Achten wir nun weiter nur auf unsre jetzige deutsche Sprache, so finden wir jenes t nicht blos in ist, sondern auch in geht steht, thut u. s. w., und an derselben Stelle wird auch im französischen fait, vient das t wenigstens überall noch geschrieben. Im Sanskrit zeigt sich durchweg die volle Sylbe ti an dieser Stelle, und dies ti ergibt sich als identisch mit einem Pronomen ta, das der, er bedeutet. Mit einem Worte: jenes t von ist hieß eigentlich er, mithin, da is für älteres as sein bedeutet, hieß ist eigentlich sein er. Dasselbe er, das wir in er ist vorsetzen, ist in der Grundform schon enthalten, aber in ihr ursprünglich hintenangesetzt. Bedenkt man nun, in wie vielen tausenden von Fällen sich derselbe Vorgang wiederholt, so wird man inne, wie tief eine einzige derartige Uebereinstimmung greift, wie sie viel mehr beweist für die Verwandschaft der Sprache, als ganze Reihen an einander anklingender Wörter. Und wenn Bopp zeigte, daß nicht blos das er, sondern ebensogut das ich, du, wir, ihr, sie in einer Reihe von Sprachen durch dieselben Sylben ausgedrückt wurde, daß die Zeit, die Modalität dieselben Abzeichen hatte, daß das Gleiche sich in den Casusendungen nachweisen lasse, so war damit eben die Gleichheit ihres Baues erwiesen. Und diese Gleichheit war gar nicht anders zu erklären, als aus der ursprünglichen Einheit dieser Sprachen. Die Antwort also auf jene Frage des französischen Missionars, wie es komme, daß das Sanskrit so vielfach mit dem Lateinischen und Griechischen übereinstimme, diese Antwort war nun gegeben. Es kommt daher, daß diese Sprachen, und mehrere andere außer ihnen, sämmtlich Schwestersprachen, Kinder einer und derselben Mutter, oder, mit einem andern Bilde ausgedrückt, Verzweigungen eines und desselben Sprachstammes sind, den Bopp nun, indem er den östlichen und den damals bekannten westlichsten Zweig zusammenfaßte, den indogermanischen nannte. Später hat Bopp selbst dafür lieber indoeuropäisch gesagt. In neuerer Zeit ist der in seiner Berechtigung sehr zweifelhafte, aber der Kürze wegen bequeme Name arischer Sprachstamm, arische Sprache vielfach üblich geworden. Es würde mir nun obliegen, Ihnen diese Sprachschwestern einzeln vorzuführen. Gestatten Sie mir aber, statt dessen lieber die Geschichte dieses ganzen Stammes, wie sie sich allerdings nicht durchweg mit gleicher Sicherheit aus den Archiven der Sprachwissenschaft zu ergeben scheint, Ihnen in kurzen Zügen zu erzählen.

Zu einer Zeit, die sich jeder genaueren Berechnung entzieht, jedenfalls aber Jahrtausende vor unsrer Zeitrechnung, wohnte im innern Asien, vielleicht am Nordrande seiner mächtigen Centralgebirge, in einem an Weiden reichen, fruchtbaren Landstrich ein hochbegabtes Volk. Es muß längere Zeit ungestört von Nachbarvölkern gelebt und volle Muße gehabt haben, seinen Charakter rein und voll zu entwickeln. Dies Volk, eben unsre Urväter, die wir doch am liebsten Indogermanen nennen, war wesentlich ein Hirtenvolk. In Erinnerung an diese Zeit bewahrte es Jahrtausende hindurch, trotz aller späteren Zerklüftung, die Namen für die wichtigsten Hausthiere, das Rind, das Schaaf, das Pferd, die Gans, die Ente und den Gefährten der Hirten, den Hund. Auch die ersten Anfänge des Getreidebaues fehlten nicht. Man kannte die unentbehrlichste Kunst des Zimmermanns, ebenso das Schiff, wenn auch die Schifffahrt wohl nicht über Flüsse und Binnenseen hinauskam. Als höchstes Wesen beteten die Indogermanen den lichten Himmel an. Der Kampf des Lichtes mit der Finsterniß, der verhüllenden Wolke mit dem Glanz der Sonne, das Toben der Stürme und Ungewitter, der Auf- und Niedergang der Sonne gestaltete sich in der regen Einbildungskraft des Volkes zu grotesken Bildern von den Kämpfen und Thaten übermenschlicher Gewalten. Die Zeit berechnete man nach dem Wechsel des Mondes, der deshalb der Messer hieß. Das Hirtenleben brachte vielleicht Wechsel der Weideplätze mit sich, aber dennoch war dem Indogermanen das wenn auch bewegliche Haus ein heiliger Bezirk. An seiner Spitze der Vater, das heißt der Hüter und Beschützer, und die Mutter, deren Name die Messende bedeutet, was vermuthlich im haushälterischen Sinne als Ausgeberin der Vorräthe und Vertheilerin der Kost zu fassen ist. Ihr gegenüber heißt der Gatte Herr, während der Name Bruder, gewiß im Verhältniß zur Schwester, so viel wie Erhalter besagt. Die innerliche Bedeutung dieser Namen sowie die zahlreichen Ausdrücke auch für entferntere Verwandschaftsgrade weisen auf ausgebildeten Familiensinn hin und schließen jeden Gedanken an wildes Durcheinander aus. Dies Volk nun vollzog in der Stille seines patriarchalischen Daseins eine große Geistesthat, die uns noch heute zu gute kommt, es schuf die vollkommenste Sprache des Menschengeschlechts. Nicht, als ob wir es anfangs sprachlos uns vorzustellen hätten. Der Mensch ist wesentlich ein sprechendes, ein sprechend denkendes Geschöpf. An die ersten Anfänge der Sprache reicht keine Forschung heran. Aber die Vollkommenheit ihres Baues hat die indogermanische Sprache unstreitig erst allmählich erreicht, und hier gelingt es eher die Stufen nachzuweisen, auf denen dies geschehen ist. Und es muß das in dieser frühen Periode geschehen sein. Sprachbildung gelingt eben dem Menschen nur in frühen Zeiten. Es ist für jedes Urvolk eine solche Periode anzunehmen, wo das Geistesleben desselben wesentlich, wenn nicht ausschließlich, im Sprachbilden besteht. Dieser sprachbildenden Periode folgt dann die sagenbildende und erst viel später die einer vollbewußten Cultur. Völker, die zu letzterer nie gelangt sind, stehen diesem Kindesalter noch näher und können uns über die Art belehren, wie solches Sprachbilden geschieht. Reisende berichten, daß es bei südamerikanischen Indianerstämmen eine beliebte Unterhaltung für gesellige Zusammenkünfte sei, neue Wörter zu erfinden oder schon gebräuchliche umzumodeln. Glückliche Einfälle einzelner werden ebenso belacht und beklatscht, wie etwa auf andern Culturstufen ein neues Lied oder ein neuer Witz, und kommen, von der Gunst der öffentlichen Meinung getragen, oft rasch in allgemeinen Gebrauch. In ähnlicher Weise müssen wir uns die Spracharbeit jenes indogermanischen Hirtenvolks vorstellen, nur daß hier ein anderer, tieferer Volksgeist die Triebfeder war. Selbst die geniale Erfindung einzelner ist dabei nicht ganz ausgeschlossen, aber sie konnte nur gelingen, wenn das neue Wort oder die neue Form im eigensten Sinne des Volks gefunden und darum von ihm verstanden, angenommen und weiter verbreitet ward. Denn Sprache ist überall das Product

der Gemeinschaft. Der größte Theil also jenes unendlichen Formenreichthums, den wir namentlich am Sanskrit und Griechischen bewundern, von dem aber auch unsre deutschen Altvordern noch ein gut Theil besaßen, muß in dieser jenseits aller geschichtlichen Ueberlieferung liegenden Zeit entstanden sein. Die spätere Cultur hat wohl zur feineren Ausprägung, aber nicht zur eigentlichen Vermehrung dieser Reichthümer beigetragen. Die Sprache der Indogermanen besaß schon Zahlwörter nach dem vollkommensten System, dem Decimalsystem, geordnet. In Afrika gibt es Sprachen, in denen man im eigentlichen Sinne des Worts nicht fünf zählen kann, hier dagegen war das Zahlensystem schon bis ans Ende der hunderte fertig, nur für tausend hat sich ein besonderes Wort erst später eingestellt. Aber man ging noch weiter. Alles Denken geht von der Anschauung aus, darum ist kein Satz für die Sprachwissenschaft wichtiger als der, daß alle Begriffe auf sinnlichen Anschauungen beruhen. Um so bedeutungsvoller ist die Thatsache, daß das indogermanische Urvolk schon jene erste Stufe überschritten und sich Wörter für geistige Begriffe erworben hatte. Unser ich weiß heißt in der ältesten nachweisbaren Form nicht viel anders, nämlich vaida. Es ist verwandt mit dem indischen vêda, dem Namen für die heiligen Bücher der Inder als Inbegriff alles ihres Wissens. Der sinnliche Grundbegriff hat sich im lateinischen videre, frz. voir erhalten. Unser Wort Name lautet auf Sanskrit fast ebenso nâman, und geht auf die Grundform gnâ-man zurück, die im lateinischen co-gnômen, Beiname, am treuesten sich erhalten hat. Die Wurzel ist gnâ, erkennen, Name bedeutet also Erkennung. Mit einer dritten Wurzel, welche man lautete und denken bedeutete, zu der auch das deutsche Minne gehört, ward sogar der Mensch selbst bezeichnet: manu-s, unser Mann, ursprünglich Denker. Diese Wurzel ist verwandt mit mâ, messen, tasten. Das Denken scheint die Sprache als ein geistiges Tasten gefaßt zu haben, während im lateinischen manu-s, Hand, frz. main, die sinnliche Urbedeutung geblieben ist. Man sieht also, es war nicht die sinnliche Welt allein, welche das Volk dieser Urzeit beschäftigte.

Es konnten nun aber die Indogermanen, deren gemeinsame Vorzeit wir uns zu vergegenwärtigen suchten, nicht immer beisammen bleiben. Mochte das Volk von Nachbarvölkern gedrängt werden — denn wir dürfen nicht vergessen, daß es nicht das einzige war — mochten innere Zwistigkeiten den patriarchalischen Frieden stören, oder mochte eben nur mit der Zeit der ursprünglich besetzte Landstrich dem inzwischen vergrößerten Volke zu klein werden, kurz, es trat eine Periode der Trennung ein. Und zwar scheinen sich die Indogermanen zunächst in zwei Theile gespalten zu haben, einen östlichen Ast, der den ursprünglichen Wohnsitzen näher blieb, und einen westlichen, der bald durch seinen Wandertrieb in weite Fernen entrückt wurde. Verfolgen wir zunächst den letzteren. Es läßt sich wahrscheinlich machen, daß die Vorfahren sämmtlicher europäischer Angehörigen unsres Stammes während der Zeit ihrer besondern, aber von den Ostindogermanen schon geschiedenen Gemeinschaft bereits von der Viehzucht, zum Ackerbau, als ihrer Hauptbeschäftigung, übergegangen waren. Die beiden Wörter für pflügen, lat. arare, ahd. aran und für mahlen, lat. molere, sind dem westlichen Theile ausschließlich eigenthümlich. Aber auch diese engere Gemeinschaft hatte keine Dauer. Es begannen jene weiten Wanderungen westwärts, durch die Europa zum großen Theil indogermanisirt wurde. Völkerwanderungen, so befremdlich sie unsern modernen Vorstellungen scheinen mögen, sind uns aus dem Mittelalter in weitem Umfange urkundlich bezeugt. Wir sehen daran, wie zu gewissen Zeiten, oft in Folge geringer Anlässe, große Völkermassen die Wanderlust ergreift, die dann, wie Gustav Freytag in seinen herrlichen Bildern deutscher Vergangenheit es so anschaulich schildert, Mann, Weib, Kind und Vieh nebst der unentbehrlichsten Habe, ungeheure Strecken durchziehen, zeitweilig rasten, um dann aufs neue aufzubrechen und unter Drangsal, Noth und Kampf endlich, oft in unabsehbarer Ferne von den einstigen Stammgenossen, sich eine neue Heimat zu gründen. In ähnlicher Weise zogen schon viele Jahrhunderte früher unsere Vorfahren nach und nach in ihre europäischen Wohnsitze ein. Wir können auch unter ihnen wieder verschiedene Schübe oder Züge unterscheiden. Der eine ist der nördliche Zug, der noch längere Zeit, vielleicht im südlichen Rußland, vereinigt blieb und sich dann wieder in zwei Hauptfamilien spaltete. Die eine dieser Familien ist die slawisch-lettische, aus der später die große Masse der slawischen Völker, der Russen, Serben, Polen, Tschechen u. s. w., andrerseits aber die Litthauer und Letten hervorgingen. Das sprachhistorisch merkwürdigste Glied dieser Familie ist das Litthauische, das noch jetzt, namentlich in Ostpreußen, zum Theil gerade in jenen Gegenden gesprochen wird, deren Noth den Anlaß gab, uns hier zusammenzufinden, das Litthauische, diese im südöstlichen Winkel des baltischen Meeres eingeklemmten Bauernsprache, die in ihrer ländlichen Abgeschiedenheit den uralten indogermanischen Typus unter allen lebenden Sprachen in vieler Beziehung am treuesten erhalten hat. Der Eheherr, ursprünglich pati-s, heißt dort noch jetzt pats; der Wolf, auf Sanskrit vrka-s, dort vilka-s; er ist, wie auf Griechisch, esti, ich gehe, wie im Griechischen, eimi. Der Zustand der litthauischen Sprache ist ein Hauptbeweis für die Beobachtung, daß Thatenlosigkeit die Erhaltung, umgekehrt Thatendrang und reicheres Geistesleben die Zersetzung und Umgestaltung der Sprache begünstigt. An die slawisch-lettische Familie grenzt zunächst die deutsche, zwar durch bestimmte Merkmale von jener geschieden, aber doch ihr ursprünglich von allen am nächsten verwandt. Deutsch und Slawisch sind jetzt und waren lange Gegensätze, aber die Sprachforschung lehrt unwiderleglich, daß das nicht von jeher der Fall war. Wie sich die deutschen Stämme von Südost aus allmählich westlich, nördlich und sogar bis hoch nach Skandinavien hinauf vorschoben, England besetzten und in schwärmenden Zügen tief nach Spanien, Frankreich, Italien eindrangen, während wir Deutschen im engeren Sinne das Centrum festhielten, bedarf hier wohl am wenigsten der Ausführung.

Dieser nördlichen Gruppe gegenüber gewährt ein ganz andres Bild die südeuropäische. Schon in frühen Zeiten dem verwildernden Wanderleben entrückt, auf ein glücklicheres Klima und reich gegliederte, meerdurchschnittene Länder angewiesen, sind die Vorfahren der Griechen und Römer sehr bald mit der Civilisation anderer unverwandter Anwohner des Mittelmeers in Berührung gekommen und aus allen diesen Gründen zu einem reichen Culturleben gelangt. An dem, was Griechen und Römer schufen, an dem Kunstsinn und dem Gefühl für Maß, an den hellen Gedanken, die so früh unter dem hellen Himmel des Südens aufblitzten, nähren und erquicken wir uns ja fortwährend. Griechisches und Römisches ist uns nur halb fremd. Eigentlich sind es gemeinsame Keime, die in jenen beglückteren Nationen nur früher und herrlicher aufgingen, um dann uns und aller Welt als eins der wesentlichsten und unentbehrlichsten Culturelemente zu Gute zu kommen. Griechen und Römer, deren Bildung zu Cäsars Zeit ineinander floß, erweisen sich auch durch ihre Sprachen als untereinander enger verwandt. Vielleicht lag die Stätte, wo die Vorfahren der Griechen und der italischen Völker noch vereint lebten, in Vorderasien. Gewiß ist, daß die Italiker von jener Stätte aus noch eine in vieler Beziehung alterthümlichere Sprache mitbrachten, während das Griechische, auf der Grundlage des gemeinsamen Besitzes, trotz eines im allgemeinen jüngeren Gepräges, doch vermöge des dem Hellenen einwohnenden Kunstsinnes zu einer Herrlichkeit sich ausbildete, die von keiner Sprache der Welt erreicht ist.

Von den Westindogermanen bleibt nur noch eine Völkerfamilie zu erwähnen, freilich eine der massenhaftesten und von allen die unternehmendste, die der Kelten. Die Kelten sind bis zur äußersten Westgrenze Europas, bis nach Gallien, Britannien und Irland vorgedrungen und haben auch ihre Sprachen dem ursprünglichen Typus so unähnlich gemacht, das ihr Zusammenhang mit den übrigen indogermanischen am spätesten erwiesen wurde. Phantasiereich und abenteuernd haben sie sich am meisten schöpferisch in der Märchen- und Sagenwelt gezeigt. Unstäten Sinnes waren sie schon die Störenfriede der alten Welt. Jetzt haben sich die meisten und glänzendsten Züge ihres Wesens, so scheint es, in der freilich vielfach gemischten Nationalität der Franzosen erhalten. Aber ihre Sprachen sind bis auf die Volksmundarten in der Bretagne, in Wales, Hochschottland und Irland untergegangen. Die heutige Welt würde wenig von den Kelten merken, wenn nicht die wilden Unthaten der Fenier daran erinnerten, daß in Irland eine eigenthümliche Welt verkommen ist.

So weit erstreckt sich dieser westliche, europäische Ast des großen Stammes. Wir sahen, daß daneben der östliche in Asien verblieb. Aber auch er verweilte nicht unangefochten in den alten Sitzen. Immerhin mochten die westlichen Stammgenossen schon durch weite Länderstrecken von ihnen getrennt sein, als auch die Ostindogermanen ihre Urheimat verließen. Sie spalteten sich dabei auch

ihrerseits in zwei Familien. Die persische oder e r a n i s c h e hielt sich dem Centrum Asiens näher, und gründete dort das persische Weltreich, das in seinen Ausläufen weit nach Westen reichte und unmittelbar mit den Griechen sich berührte. Der Kampf der Griechen mit den Persern war somit der Kampf zwischen West- und Ostindogermanen und entschied für ewige Zeiten das Uebergewicht der ersteren über die letzteren. Von den Eraniern, mit denen ihm viele gemeinsame Erinnerungen verblieben, riß sich ein Stamm los, der südwärts vordrang, um durch das Thal des Indus in die vorderindische Halbinsel einzuziehen. Dort gründete er jene merkwürdige, vielen Jahrhunderten trotzende indische Cultur, deren älteste, jedenfalls die homerische Zeit weit überragende Zeugnisse in den uralten Gesängen des Rig-veda erhalten sind, deren Organ eben jenes Sanskrit ist, das in ähnlicher Weise wie das Lateinische, bis in die neue Zeit hinein als gelehrte Sprache unverändert bewahrt wurde. Dem Einfluß der Volksmundarten entrückt, auf das sorgfältigste überliefert, behielt das Sanskrit einen vorzugsweise alterthümlichen Charakter und wurde dadurch geeignet, den Schlüssel zu bilden zu dem so lange Zeit ungelösten Räthsel der Sprach- und Völkerverwandtschaft.

Wir sagen Sprach- und Völkerverwandtschaft und haben bei unsern bisherigen Betrachtungen durchweg Sprache und Volk als untrennbar behandelt. Gerade diese ethnographische Bedeutung der Sprachwissenschaft ist offenbar eine ihrer merkwürdigsten Seiten. Haben wir nun daran auch recht gethan? Vielleicht hat sich manchem unter Ihnen diese Frage aufgedrängt, wie sie denn in der That neuerdings aufgeworfen worden ist. Daß die genannten Sprachen aus einer gemeinsamen Grundsprache hervorgegangen sind, das ist eine Thatsache, die zu bezweifeln niemand mehr einfällt. Bopp und seine Schüler haben das mit einer an mathematische Gewißheit grenzenden Sicherheit erwiesen. Aber beweist Sprachverwandtschaft auch Volksverwandtschaft? Das ist eine tief greifende Frage. Es gibt Beispiele davon, daß Völker ihre ursprünglichen Sprachen mit andern vertauscht haben. Den Kern des französischen Volkes bildet doch wohl das gallische Wesen, aber seine Sprache stammt aus dem Lateinischen. Durch die Eroberungszüge der Araber ward die arabische Sprache auf zahlreiche Völkerschaften Nordafrikas übertragen. Diese und andre Fälle hat man in der That angeführt, um die Möglichkeit zu unterstützen, daß auch die indogermanische Sprache auf dem Wege der Uebertragung zu den Völkern Europas gelangt wäre, daß also deren Sprachgemeinschaft noch keineswegs gemeinsame Abkunft beweise. Allein bei einigem Nachdenken schwinden diese Zweifel. Die Sprache ist mit dem Leben eines Volkes so innig verwachsen, daß es der stärksten Einflüsse bedarf, um sie ihm zu entreißen. Nur Eroberer, welche eine dauernde und fest begründete Herrschaft stifteten, welche im Besitz einer höheren Cultur und einer dieser entsprechenden, auch literarisch entwickelten Sprache waren, haben durch imponirendes geistiges Uebergewicht es dahin gebracht, die Volkssprachen unterjochter Stämme zu verdrängen. Aber an dergleichen ist ja bei den Indogermanen und in jenen frühen Zeiten nicht im entferntesten zu denken. Nicht von Waffen und Krieg, sondern von den Künsten des Friedens, von Hirtenleben und Haushalt reden die indogermanischen Sprachen in ihren gemeinsamen Wörtern. Ferner hinterläßt eine gewaltsame Störung des Sprachbestandes allemal ihre Spuren. Wir sehen das am deutlichsten an den Tochtersprachen des Lateinischen, den sogenannten romanischen Sprachen. Hier haben sich vielfach Reste der älteren Volkssprachen, z. B. des Gallischen im Französischen, erhalten, aber noch deutlicher läßt sich etwas andres, eine weitgehende Zerstörung des Sprachbaues wahrnehmen. Diese Sprachen, obwohl in ihrer Art aufs feinste ausgebildet, erscheinen dem Sprachforscher ihrem Baue nach als ein verstümmeltes, entstelltes Latein. Nur in der letzteren Sprache finden sie ihre Regel. Aber ganz anders bei d e n Indogermanen, die wie die Griechen, die Deutschen, die Slawen, solche Schicksale nicht erfahren haben. Alle diese Sprachen sind gleich gesetzmäßig, sie haben die gemeinsamen Keime gerade so eigenthümlich, so organisch fortgepflanzt, wie etwa das Indische. Jede von ihnen hat Uraltes selbständig bewahrt, das in der andern fehlt. Und selbst die Veränderungen und Verschiebungen der Laute zeigen bei aller Mannigfaltigkeit doch ein staunenswerthes Gleichmaß. Alles dies läßt sich nur aus stetiger Ueberlieferung erklären, es schließt ein Umlernen der Sprachen in weiterem Umfange aus. Allerdings dürfen wir uns die Welt beim Einwandern der Indogermanen nicht unbewohnt denken. Es fanden daher gewiß hie und da Mischungen statt, und Bruchtheile älterer Stämme mögen in den Massen der sie überflutenden Völker höherer Ordnung untergegangen sein. Aber im großen und ganzen, das beweist die Sprache, fällt hier Sprache und Volksthum zusammen.

Auf diese Weise also ergänzt die neuere Sprachwissenschaft einerseits die Naturwissenschaften, insofern sie über die geistige Natur der Völker Auskunft gibt, andererseits die Geschichte, indem sie für Zeiten, die jeder urkundlichen Ueberlieferung ermangeln, Thatsachen zu gewinnen und Schlüsse zu ziehen vermag. Sie zieht diese freilich immer zunächst auf einem verhältnißmäßig beschränkten Gebiete, durch Vergleichung und Analyse solcher Sprachen, deren genealogischer Nachweis gelungen ist. Sie verzichtet darauf, alles mit allem in Verbindung zu bringen, bewegt sich aber desto sicherer in den festen Kreisen, die sie erkannt hat.

Freilich bleibt dabei manche Frage unbeantwortet, deren Lösung vielleicht gerade von dem der Wissenschaft ferner Stehenden zu allererst begehrt wird, namentlich jene, so zu sagen, höchste und letzte nach der Einheit des Menschengeschlechts. Sollen wir denn, fragt vielleicht mancher, bei jenen nur einen Theil der Sprachen umfassenden Ergebnissen stehen bleiben? Ist denn nicht schließlich das gesammte Menschengeschlecht ein einziges und müssen wir nicht eine einzige Ursprache annehmen? Besonders nahe liegt es zwischen unsern indogermanischen Sprachen und den nächst ihnen unbedingt ehrwürdigsten, die wir die semitischen zu nennen pflegen, den Sprachen der Hebräer, Phönicier, Araber einen genealogischen Zusammenhang zu vermuthen. Nähme man, wie es namentlich Bunsen und andere Aegyptologen gethan haben, noch das Aegyptische hinzu, so würde diese Dreiheit alle Hauptculturvölker der Welt umfassen. Viel Scharf- und Tiefsinniges ist aufgestellt, um diesen Gedanken zu begründen. Aber ein Beweis ist bis jetzt n i c h t geführt, ein Einverständniß n i c h t erreicht. Und vollends jene 860 Sprachen der Welt auf eine Einheit zurückzuführen, das ist ein Gedanke, vor dem auch der Kühnste zurückschrecken wird. Der Beweis genealogischen Zusammenhanges stützte sich bisher überall, wo er gelungen ist, auf die Gleichheit der Sprachformen. Nun gibt es Sprachen, bei denen von solchen Formen überhaupt kaum die Rede sein kann. Bei ihnen fehlt es also an einem Hauptmittel für derartige Forschung. Je weniger Cultur, desto größere Vielheit der Sprachen, das ist ein namentlich für die Indianersprachen Nordamerikas erwiesener Satz. In manchen Sprachgebieten hat man eine äußerst rasche Umwandlung eines und desselben Idioms beobachtet. Und wie kurz ist der Zeitraum, während dessen wir von diesen Wildlingen überhaupt etwas wissen! Daß man dennoch einmal noch weiter vordringen könne, wer möchte das leugnen? Aber die Wissenschaft unsrer Tage durchdringt überall ein gesunder realistischer Zug, und dieser führt uns dahin, offen einzugestehn, daß bis jetzt auch nicht die Möglichkeit durchblickt, wie die factisch gegebene unendliche Verschiedenheit aus einer allumfassenden Einheit erklärt werden könnte.

Für die Räthsel, die hier übrig bleiben, entschädigt uns die Einsicht, die wir in das Wesen der menschlichen Sprache überhaupt thun. Jede Sprache ist nicht ein zufälliges Gewand der Gedanken, sondern ein bewundernswürdiges Gewebe, in dem alle Fäden unter einander zusammenhängen. Sie ist der unmittelbarste Ausdruck von dem Geiste des sie redenden Volkes und ist doch durch tausend Fäden mit andern Sprachen verknüpft. Das Wort, das wir sprechen, scheint unser zu sein, und doch vermögen wir nicht ein einziges Wort willkürlich zu bilden, doch beruht jede Beugung, der wir uns bedienen, auf einer uralten Ueberlieferung. Die Sprache ist das Neueste, denn niemand kann anders sprechen als seine Zeitgenossen, und das Aelteste, denn ihre Geschichte reicht über alle Geschichte hinaus. Je vollkommener eine Sprache ist, desto mehr regt sie an, desto mehr erleichtert und klärt sie das Denken. Es ist kein Zufall, daß die Völker mit dem vollkommensten Sprachbau die Beherrscher der Erde geworden sind. Das Hauptvehikel also unsrer geistigen Arbeit verdanken wir nicht uns und unsrer erfindungsreichen Zeit, sondern einem Geschlechte, das in unscheinbarem Dasein Großes für Jahrtausende vollbrachte.

Kunst und Künstler.

III. Ein süddeutscher Volksmaler.

Von Fr. Pecht.

„Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehen."

Nichts entspricht der Erfahrung mehr als der tiefsinnige Schiller'sche Spruch, der uns andeutet, wie es der hohe Beruf der Kunst sei, die flüchtige Schönheit der Natur in die Unvergänglichkeit des Kunstwerks hinüberzuretten. Wir sehen darum auch beständig, daß das Leben der Völker wie der Individuen seine besten Schilderer gewöhnlich dann findet, wenn es anfängt, der Geschichte anzugehören, der Gegenwart entrückt ist oder im Begriffe steht, es zu werden. Wie die Sonderexistenz der schottischen Hochlande in Walter Scott eine unsterbliche Darstellung fand, ehe sie in der britischen aufging, so hat auch die der Schwarzwälder Bauern und Bürger in Auerbach, der niederdeutschen in Fritz Reuter, der Bernerischen in Jeremias Gotthelf Schilderungen von unvergänglichem Werthe erhalten, eben da dieselbe mit raschen Schritten ihrer Vernichtung und Auflösung in der allgemeinen nationalen Cultur entgegenzugehen anfing. — Und wie von dem Formenreiz des italienischen Volkslebens, welchen uns Leopold Roberts Pinsel mit so hinreißendem Zauber festzuhalten wußte, bald nur noch wenige Spuren vorhanden sein werden, so dürfte auch die eigenartige Welt, welche uns Enhubers Bilder aufschließen, bald nur noch durch seine Schilderungen in der Erinnerung der Enkel fortleben, denn das oberbairische und schwäbische Bauern- und Kleinbürgerleben, in das sie uns mit so reizender Frische und heiterer Liebenswürdigkeit einführen, eilt unaufhaltsam derselben totalen Metamorphose entgegen, die immer mehr den Bauer in ganz Deutschland zum Landwirth, den Handwerker zum Fabrikanten, den Gewerbsmann, den Beamten und Soldaten zum Bürger, der ein Amt versieht oder seiner Wehrpflicht genügt, ummodelt.

Gibt es doch bereits im bairischen Hochlande Bauerntöchter genug, die Schubert'sche Lieder am eigenen Klavier spielen, haben doch Schillers sämmtliche Werke in so mancher „Oekonomen-" oder „Schuhfabrikantenwohnung" die Hauspostille und den Kalender vom Bücherbrett längst zu verdrängen angefangen!

Es vollzieht sich dieser Proceß, sobald er erst einmal in Fluß gekommen, allemal mit einer ganz unwiderstehlichen Naturgewalt.

Aeußerlich wahrnehmbar beginnt er immer mit dem Costüm, dem Verschwinden der Landestracht und auch auf dem Bilde (S. 405), das uns als ein Muster von den letzten und liebenswürdigsten Leistungen unseres Meisters vorgeführt wird, gewahren wir bereits seine Merkmale, — wie wir sie mit fast sämmtlichen Spuren davon wahrnehmen können; wie Jacke und Hose des schüchtern verlegenen Burschen leider bereits von der Cultur des neunzehnten Jahrhunderts bedeutend angekränkelt sind, so hat auch bei der ländlichen Cokette, die es so gut weg hat, daß sie ihm nicht gleichgültig sei, der unversöhnlichste Todfeind aller Nationaltrachten, der moderne Kattun, allem nach schon seinen Angriff am gefährlichsten Punkt, bei der Schürze, begonnen.

Lehrt uns nun eine genauere Costümkunde auch, daß alle Bauerntrachten ohne Ausnahme blos versteinert zurückgebliebene Reste von einstigen Städtecostümen seien, läßt uns die Culturgeschichte ahnen, daß, wie die Masse der Menschen in den Anfängen eine durchaus gleichförmige Bildung hatte, das Ziel aller Cultur sei, dieselbe wieder zur Harmonie auf der Höhe derselben zu vereinigen, zeigt uns Nordamerika, daß das Studium Hegels oder Darwins mit dem Führen des Pflugs, das Betreiben des ehrbaren Schneiderhandwerks und die spätere Function als Lenker eines der mächtigsten Staaten der Welt so wenig unvereinbare Dinge sind, als sie zu Cincinnatus Zeiten dem Rübenbau widerstrebte, so ist doch die höchst unmalerische Erscheinung, die einförmige Gestaltung einer solchen fortgeschrittenen Welt vorläufig eine ebenso unläugbare Thatsache, als der malerische Reiz der Mannigfaltigkeit des Costüms, den uns die scharfe Theilung der Stände zeigt, wie sie sich in Enhubers Welt noch spiegeln. Als er seine ersten Eindrücke erhielt, hatte nicht nur jeder Stand seine besondere Tracht, sondern auch noch jedes Ländchen, ja jeder Gau seinen eigenen Dialekt.

In Hof 1811 als Sohn eines Beamten geboren, der bald darauf in die fruchtbare schwäbische Landschaft des Rieses versetzt wurde, die unserm Meister später den Stoff zu jenen reizenden Kunstwerken liefern sollte, von denen wir eines, durch den Stich nachgeahmt, bringen, empfing der blühend schöne Knabe die ersten Eindrücke in dem Hauptorte jener eigenthümlich gearteten Gegend, der alten Reichsstadt Nördlingen, wo er später auch den ersten Zeichenunterricht genoß, der ihn bald so viel mehr anzog, als alle übrigen Studien, daß der Vater nach der später erfolgten Versetzung in die Kunststadt München dem Drängen des Sohnes nachgeben und ihn die Grammatik mit dem Skizzenbuch vertauschen lassen mußte.

Damit und mit ein paar schwarzen, feurigen Augen, der einnehmendsten Gestalt, dem gesundesten Mutterwitz bewaffnet, wußte denn der junge Künstler seine dunkele Lockenfülle und seine helle Stimme bald in jeder Hütte des oberbairischen Gebirges gerne gesehen und gehört zu machen, als der echte Rattenfänger von Hameln der Sage, bei Mädchen und Burschen, bei Alten und Jungen sich Gehör zu verschaffen. Denn für die Darstellung der Könige und Propheten, wie sie damals an der Münchener Academie unter Cornelius Leitung getrieben wurde, hatte er wenig Sympathie, er gewann in dieser und ihrem strengen und oft ein wenig steifen, immer aber pathetischen Ernst nichts als den architektonischen und rythmischen Sinn, der sich im vortrefflichen Aufbau seiner Compositionen ausspricht. — Alles übrige holte er — wirklich ein Maler, wie ihn sich die Mädchen denken — unterm Volk, ja er gehörte selbst dazu, so sehr wußte er sich allmählich in seine Denkungsart hineinzuversetzen.

Drang er später bis ins tiefste Herz desselben hinein, so fing er aber jedenfalls mit dem bunten und mannigfaltigen Rocke an; die ersten Bilder, mit denen er auftrat und sofort eine ungewöhnliche Begabung verrieth, waren dem heute noch originellen, damals aber noch weit plastischeren Münchener Leben entnommen, Invaliden, Holzhacker, Kinder, Dienstmädchen und Kellnerinnen in ihrer malerischen Tracht, kurz alle die anmuthigen oder markirten Gestalten, von welchen die bunte Münchener Bürgerschaft die reichste Fülle hegte, hielt er in jenen ersten Productionen fest, die, obwohl durchaus aufs Malerische der Erscheinung gerichtet, irgend eine humoristische oder komische Seite wählend, doch bereits jene scharfe Charakteristik zeigen, die den Hauptvorzug des Künstlers ausmacht, seinen Gebilden ihren bleibenden Werth sichert. Er hat schwerlich je einen Menschen gezeichnet, bei dem ihm seine unglaublich lebhafte Phantasie, sein merkwürdig treues Gedächtniß nicht eine Figur, die er einst gesehen, mit allen kleinen Eigenthümlichkeiten als Original so vor die Seele gestellt hätte, daß er es eigentlich blos abzuschreiben brauchte. Kam man dann zu ihm, so agirte er den Burschen, den er malte, selber, führte ihn redend ein, wußte einem seine ganze Denkungsart, Geschichte, seine Manier der Dialektik, sein körperliches Gebahren so deutlich darzustellen, war so unerschöpflich darin, daß man oft meinte, er sei eigentlich zum Lustspieldichter geboren, bis einem das Bild auf der Staffelei zeigte, daß er wohl ein Dichter, aber einer in Farben sei. Denn seine Figuren sind nicht nur lebensfähige Menschen, besondere Charaktere für sich, sondern sie haben auch durchaus die ganze Bedingtheit, welche gesellschaftliche Stellung, Land, Zeit, Stand, eigene Geschichte jedem einzelnen Individuum nach und nach aufprägen. Solch majestätische dicke Gestalt kann nur im bairischen Gebirge die Fremden mit Kaffee gelabt, die Einheimischen schließlich hinausgejagt haben, wenn sie nach ihrer Ansicht kein Bier mehr bekommen durften, ohne der öffentlichen Ruhe gefährlich zu werden. Dieser alte verwetterte Jäger aus der Jachenau hat unstreitig unzählige Gemsen und Rehböcke ohne die Erlaubniß des Forstamts geschossen, der Herr Assessor hat offenbar keine Aussicht mehr, vom Garmischer Landgericht jemals wegbefördert zu werden, unserm Herrn Lehrer aus dem Ries sieht man den schwäbischen Jugendbildner schon an den Stiefelsohlen an, so gut als der vierhändig mit ihm spielenden alten Jungfer, — die Geschichten der Frau Ottilie Wildermuth.

Zeigt uns der echte Historienmaler den Menschen an sich, so führt ihn uns der Genremaler als Geschöpf bestimmter localer und persönlicher Verhältnisse, als Erzeugniß eines genau abgegrenzten Bodens, als eine Art von Naturproduct auf, das wie Aepfel oder



Karl von Enhuber.

Orangen eben auch nur in gewissen Breiten gedacht werden kann, oder überhaupt möglich ist. Die Enhubersche Kochlerin unterscheidet sich in dieser Beziehung durchaus nicht von dem Edelweiß, das an der Benedictenwand über ihr wächst, sie ist eine Pflanze wie jene, die so gerade nur in Kochl wächst. Daß sie dabei ein herziges, thaufrisches Mädel ist, der man überall gerne begegnen möchte, die in der ganzen Welt sehr wohl gefallen würde, ändert gar nichts an der Sache, zeigt blos des Künstlers Talent.

Ebenso gehört dieses Haus, dieser Ofen, diese Form der Joppe nur nach Kochl, dieses Bauernwägelein nur gerade ins Schwäbische und zwar nur einem niederen Bauern. Aus dieser merkwürdigen Schärfe jedes Details entsteht zuletzt jene außerordentliche Harmonie des Ganzen, die in ihrer malerischen Gestaltung, ihrer poetischen Steigerung durch die Poesie des Contrastes, den Zauber des Lichts und des Helldunkels, die Schönheit bei den Enhuberschen Bildern ausmacht. Welche Conflicte er auch schildere, das Ganze macht uns den Eindruck einer in sich vollendeten kleinen Welt, die ihr Recht hat, wie die große, und anziehender ist.

Mit Conflicten gab sich unser Meister in seinen Erstlingswerken indes wenig ab, es wären denn die, welche aus dem Zusammentreffen eines spanischen Rohrs entstehen, das in der Hand eines Dorfschulmeisters in Verwicklungen mit den ledernen Inexpressibles eines Bauernjungen geräth, der seine malerischen Fähigkeiten in der Nachahmung der rothen Nase des ersteren erprobte und was dergleichen tragische Verhängnisse mehr sind.

Dagegen ging er von den kleinen, nur auf ein paar Figuren beschränkten Sujets, auf die er sich zuerst beschränkt und dabei allemal irgend einen Charakter bis zum vollständigen Typus seiner Gattung herausmodellirt hatte, später zu größeren und reicheren Vorwürfen über, nachdem er erst einmal seinen Ruf in Deutschland festgestellt, eine

geachtete Stellung unter der Münchener Künstlerschaft genommen hatte. Sein „Fleckenreiniger auf dem Jahrmarkt in Partenkirchen" war das erste dieser oberbairisches Volksleben zusammenfassenden Bilder; ihm folgte das „unterbrochene Kartenspiel" als ein Meisterwerk großartig einfacher Zeichnung, das auf der allgemeinen deutschen Ausstellung von 1858 in München unübertroffen dastand in der typischen Darstellung ganzer Stände durch einzelne Individuen, wie sie hier im Hausknecht, Müller, Schmied, Austrägler, Handwerksburschen und — nicht zu vergessen — eines bösen Weibes gelungen ist. Dieselbe treffende Charakteristik mit eben so heiterem, harmlosem und doch so pikantem Humor zeigt „der Gerichtstag", wo im Hofe des Sternberger Landgerichts die Parteien theils warten, bis sie vorgerufen werden, theils nach beendigtem Geschäft natürlich mit sehr verschiedener Befriedigung abziehen. Wer dieses Bild studirt, lernt fast alle landläufigen Charaktere des oberbairischen Volkslebens kennen, wie es heute noch aussieht, wie es aber in einem Menschenalter ganz verändert sein wird.

Nichtsdestoweniger wird das Gemälde dann immer noch wenigstens in der Hauptsache eben so verständlich und erfreulich sein, denn allmählich hatte sich die Darstellung des Künstlers immer mehr vertieft, wurde von ihm der Accent entschiedener auf die Darstellung des Bleibenden, Unvergänglichen gelegt, obwohl auch das Costüm im weitesten Sinne noch neben den großen Zügen der menschlichen Natur überhaupt sein Recht zu Erhöhung des malerischen Reizes und der Mannigfaltigkeit behält. Aber dieser nimmt jetzt nur den zweiten Platz ein und läßt den ersten jenen Typen, wie sie immer wiederkehren werden, auch wenn man dereinst Schopenhauer beim Pflügen, viel allgemeiner als jetzt studirt, dem frischen, derben Burschen, der verschämten Braut, ihrer sehnsüchtigen Schwester, der aufgeblühten Mutter, dem gehorsamen Pantoffelhelden, ihrem schlafmützigen Gatten nebst einem sonstigen verehrungswürdigen Publikum von proceßsüchtigen Bauern, zänkischen Weibern, patzigen Amtsdienern, gewinnsüchtigen Speculanten, tückisch und verschmitzten Strolchen &c., wie sie wahrscheinlich niemals aussterben werden, ob sie nun Joppen oder Fracks, Crinolinen oder Ringelhauben tragen.

Der Meister befand sich jetzt auf der Höhe seiner Kraft und seines Erfolgs, sah sich geliebt von zahlreichen Freunden, beglückt durch die angenehmsten Familienverhältnisse, im Besitze einer, wenn nicht sorgenfreien, doch immerhin durchaus befriedigten Existenz.

Um diese Zeit erhielt er den Auftrag zur Illustration der „Erzählungen aus dem Ries", durch welche sich sein Jugendfreund Melchior Meyr so berühmt gemacht hatte. An diese Aufgabe, die ihm die ganze fröhliche Jugendzeit, welche er ja in jenem fruchtbaren Gau verlebt, wieder zurückrief, ging er mit ganz besonderer Liebe, und so ward sie denn auch, obwohl nur grau in grau, in dreizehn Bildern mäßiger Größe ausgeführt, dennoch die Krone seiner Leistungen. Denn in diesen einfachen Schilderungen wich er nicht mehr wie bisher lächelnd allen tieferen Conflicten, dem schweren Ernst des Lebens aus, um sich blos der humoristischen Auffassung der mannigfaltigsten Charaktere zuzuwenden, er schildert nicht nur Zustände, sondern gibt Leidenschaften, ergründet das tiefste Gemüth, die innerste Seele des so nachhaltigen und begabten schwäbischen Stammes. Er weiß alles so anschaulich zu machen, daß wir keinen Augenblick in Zweifel bleiben, daß der Schneider mit seinem Vater, der Lehrer mit seiner Braut unmöglich auf die Länge auskommen können, er schildert uns dieser Verlassenen spät errungenes Liebesglück mit so seelenvoller Innigkeit, daß wir nachher den ganzen tödtlichen Schmerz mitfühlen, da sie endlich der Leiche des geliebten Mannes auf den schneebedeckten Kirchhof folgt. War er bisher ein Meister der Charakteristik, so wird er jetzt auch vollendeter Beherrscher des Ausdrucks, ein echter Seelenmaler. — Unstreitig besitzt das deutsche Volk an diesen von der Groteschen Buchhandlung in Berlin kürzlich in vortrefflichen Hanfstängelschen Photographien nach den Originalen herausgegebenen Compositionen einen um so größeren Schatz, als die Bilder sich durchaus selbst erklären, keiner Erläuterung bedürfen, demnach sich weit über die gewöhnliche Illustration erheben, wie sie an Tiefe, Innigkeit und Wahrheit des Gefühls, in der Wiedergabe echt deutscher Eigenthümlichkeit, von keiner modernen Production übertroffen, von den wenigsten erreicht werden.

Diese in ihrer Art unstreitig klassischen Schöpfungen waren der Schwanengesang unseres armen Freundes. Schon während er sie machte, hatte er den mannigfachsten Verdruß und sogar die Kränkung erlebt, den ersten Verleger zurücktreten zu sehen; als sie fertig waren, erhielten sie zwar bei ihrer Ausstellung in München nicht nur einen Erfolg, wie er in der verwöhnten Kunststadt nur äußerst selten vorkommt, sondern auch bald einen zweiten Verleger in Grote, die Originale aber fanden darum nicht gleich einen Käufer, weil die Photographirung nicht erlaubte, sie reisen zu lassen. Anderes gesellte sich noch dazu, während ein Uebel an der Lippe, das durch einen Fliegenstich auf dem Lande entstanden und lange wenig beachtet geblieben war, nun auf einmal rasch die bedrohlichsten Fortschritte machte und bald keine Hoffnung mehr aufkommen ließ. Der Künstler widerstand trotzdem mit heroischem Muthe und blieb der Arbeit bis zur äußersten Erschöpfung treu. Am Rande des Grabes, wenige Wochen vor seinem Tode, vollendete er noch eine seiner schönsten Compositionen, den sogenannten „Schuhplattlertanz," wie er im Miesbachergau gebräuchlich ist — oder war, denn auch er macht mit hundert anderen Eigenthümlichkeiten der neuen Zeit Platz. — Mit den letzten Strichen an diesem Carton entsank der Griffel der erschöpften Hand, wenige Tage darauf hatte er ausgelitten und ein endloser Zug folgte wehmüthig seiner Leiche.

Als er todt war, fing man erst an, seine volle Bedeutung zu schätzen. Der ganze reiche, künstlerische Nachlaß ging in den Besitz des königlichen Kupferstich- und Handzeichnungskabinets gegen eine Pension an die Wittwe über, mit einziger Ausnahme seines Hauptwerkes, jener dreizehn Illustrationen. Für diese wendete sich die Münchener Künstlerschaft, was sie bisher noch nie gethan, in corpore durch eine Bittschrift an König Ludwig, daß sie in die neue Pinakothek gekauft und so München erhalten werden möchten. Der Wunsch wurde nicht erfüllt, angeblich, „weil nur in Farbe ausgeführte Bilder dort seien." Hoffentlich wird man bei der Stuttgarter Galerie weniger Skrupel haben und sich diese Darstellung schwäbischen Volkslebens, wie keine zweite existirt, nicht entgehen lassen.

Ist doch der Gegensatz, den sie zu den sonstigen Arbeiten des Künstlers bildet, die alle das oberbaierische Treiben behandeln, an sich merkwürdig genug. Wir haben im Eingang den voraussichtlichen Untergang der Mannigfaltigkeit unseres Volkslebens und des Unterschiedes der Stände, wie er sich für den Maler zunächst in der großen Verschiedenheit der Trachten ausspricht, beklagt, und der künftigen Uniformität in der äußeren Erscheinung, wie sie als der nothwendige Ausdruck einer dereinst so viel größeren Gleichförmigkeit der Bildung eintreten müsse, nicht eben als einer besonders erfreulichen Consequenz entgegen gesehen. — Die Sache hat indes sehr ihre zwei Seiten, und es fragt sich noch, ob es gehen wird, wie wir's uns einbilden. Süddeutschland hat heute noch unstreitig ein weit entwickelteres und wohlthuenderes Volksleben als Norddeutschland; wie jeder sagen muß, der sie beide kennt. Aber nicht, weil entsprechend der Buntheit der Röcke, der Unterschied, die Kluft, welche die verschiedenen Stände trennt, größer und tiefer wäre als in diesem, sondern weil sie unendlich viel kleiner ist.

In Norddeutschland hat das Volksleben alles das verloren, was das Familienleben vor dem süddeutschen voraus hat. Zwischen dem Herrn Baron und dem Gemsenjäger, dem Herrn Pfarrer und dem Bauern, dem Gerichtsarzt, dem Landrichter und dem Wirth oder Nachtwächter, dem pensionirten General und dem alten Invaliden, die auf Enhubers Bildern zusammen das Volk darstellen, ist der Unterschied der Bildung nicht nur nicht groß, sondern sogar äußerst klein. Baron und Pfarrer, die Geehrtesten, haben der eine immer unterm Volk gelebt, der andere ist selber ein Bauernjunge gewesen, in einer gewissen sicheren Abneigung gegen das Lesen und Vorliebe für das Trinken begegnen sie sich, das weibliche Geschlecht nicht ausgeschlossen, sämmtlich. Was in Baiern durch Bier und Musik zusammengeleimt wird, sehen wir am Rhein durch den Wein und den Mutterwitz zusammengehalten. In Schwaben durch die gemeinsame Intelligenz, Bildungslust und die gemeinsamen Vorurtheile und Leidenschaften, die sogar eine sehr auffallende Gleichartigkeit der Neigungen und Empfindungen und damit ein großes, gegenseitiges Verständniß herstellen. Was bei uns dereinst sein wird, sehen wir dermal schon in der Schweiz, die eine Gleichförmigkeit der Bildung besitzt, von der wir in Deutschland noch weit entfernt sind. Wir sagen absichtlich der Bildung und nicht der Rohheit und Unwissenheit, denn von allen Ländern in Europa ist die Schweiz unstreitig dasjenige, welches das meiste Volk und den wenigsten Pöbel besitzt. So brauchen wir uns denn vorläufig um jene Zukunft weit weniger als um unsere Gegenwart zu sorgen.

Am Familientische.

Zum Geheimniß des Fürstenhauses.

Auf zahlreiche Fragen und Aeußerungen des Interesses an der allgemein so beifällig begrüßten Novelle unseres geehrten Mitarbeiters Georg Hiltl theilen wir noch folgendes, nach seinen Notizen, über einige Hauptfiguren und Hauptereignisse der Erzählung mit.

Katharina Ricker ist die Tochter des Schiffers und Schenkwirths zu Emmerich gewesen. Ihre Heirath mit Biedekap ward in Berlin vollzogen. Biedekap sah sie während des Aufenthaltes des kurfürstlichen Hofes in Cleve, trug ihr seine Hand an und ehelichte sie später. Der Kurfürst wohnte der Hochzeitfeier bei. Der ehrgeizige Charakter der Schifferstochter brachte sie auf den Gedanken, nach höheren Stellen zu streben. Die Beispiele einer Montespan, Maintenon &c. waren verlockend genug und Katharina erklomm die erste Stufe zu ihrer künftigen Erhebung durch ein Verhältniß mit dem Grafen Kolbe, welches schon bestand, als Biedekap noch am Leben war. Der Kurfürst fand Interesse an ihrer Unterhaltung, an der freien Art und Weise, in welcher die Biedekap sich über Dinge und Personen äußerte. Bei der Vorliebe Friedrichs für Glanz und Pracht war ihm eine Dame an seinem Hofe nicht unwillkommen, die gewissermassen den Mittelpunkt aller Huldigungen bildete und dadurch dem gesellschaftlichen Leben ein Relief gab. Als daher der Graf Kolbe von Wartenberg nach dem Tode Biedekaps die Wittwe desselben ehelichen wollte, gab der Kurfürst seine Einwilligung sehr bald. Er fand nach wie vor Geschmack an ihrer Unterhaltung und dies ist der einzige Grund seiner Annäherung gewesen. Weitere Vertraulichkeiten fanden nicht statt, und das Bekenntniß der Wartenberg: „Sie könne sich nicht rühmen, eine tiefere Neigung bei dem Kurfürsten erweckt zu haben," ist historisch erwiesen durch die Bekräftigung der Zeitgenossen. Leider ward der Einfluß dieser gefährlichen Frau ein bedeutender. Ihr Gatte, der schon längst nach der ersten Stelle gestrebt hatte, unterrichtete sie in der schlimmen Kunst der Intrigue, deren nächstes Ziel der Sturz Danckelmanns war. Danckelmann hatte bei all seinen großen Vorzügen und Eigenschaften den Nachtheil eines barschen, finsteren, unduldsamen Charakters. Seine Opposition, die er stets dem Streben des Kurfürsten nach Erreichung der Königskrone entgegensetzte, hatte ihm den Gebieter abwendig gemacht. Dieses entstandene Mißverhältniß wußte die dem Minister feindliche Partei trefflich auszubeuten und so gelang es, den Allgewaltigen zu stürzen. Daß Wartenberg, seine Gattin und die mit ihnen verbundenen Personen diese Intrigue leiteten, erhellt aus allem, was von jener Zeit her auf uns gekommen ist. Die einzelnen Momente: der Schwur des Kurfürsten auf die Bibel, die Münze mit den sieben Sternen — ferner die Weigerung der Kurfürstin: Katharina bei sich zu empfangen &c. sind genau historisch; ebenso der Sturz der Wartenbergs und das Ende der Diamantgräfin.

Ueber des Pater Wolffs Person einige Notizen. Friedrich Ludwig Wolff, Herr von Ludwigshausen,*) ward zu Duneburg in Livland geboren, erhielt seine erste Erziehung am Hofe Johann Casimirs von Polen, trat 1659 als ein Jüngling von 16 Jahren in den Orden der Jesuiten. Als einem der ausgezeichnetsten Gelehrten wurden ihm bald Informatorstellen zu Theil. Er lehrte an der Universität zu Prag Theologie, Ethik und Metaphysik, erhielt die Doctor- und Professorwürde und kam an den Hof zu Wien. Mit persönlicher Liebenswürdigkeit, einnehmendem Aeußeren und allen Kenntnissen ausgestattet, errang Wolff schnell Einfluß auf den Kaiser. „Er war," sagt Rinck, „des Kaisers Vergnügen und machte sein Umgang diesem Potentaten fröhliche Stunden, war wirklicher geheimer Rath und gab die heilsamsten Consilia."**) Wolff hatte um sich einen romantischen Schimmer gebreitet. Er focht bei der Belagerung Wiens (1683) durch die Türken persönlich mit großer Bravour, hatte eine Befehlshaberstelle, wozu ihn seine wissenschaftliche Ausbildung berechtigte, wie er denn auch ein gewisses „Armement auf der Donau in Aufsicht und Veranstaltung" gehabt.**) Er schrieb flammende Aufrufe gegen die Türken und sammelte Geld zum Kriege. Daß er seinem Gelübde: für seine Kirche mit aller Kraft zu wirken, treu und eifrig nachkam, gereicht ihm nur zur Ehre. Er hat den Ruf eines zwar heftig streitenden, aber, wenn er auch eine Niederlage erlitt, nicht übelwollenden Mannes erworben. Man mag über die Ziele und Zwecke seines Ordens urtheilen, wie man will: von seinem Standpunkte aus betrachtet erscheint der Pater als ein höchst bedeutendes und für seine Sache treu kämpfendes Mitglied. Seine Wirksamkeit in Berlin begann mit dem Jahre 1685, wo er als Gesandtschaftkaplan bei dem Baron Freytag von Goedens angestellt war. Wozu einen so ausgezeichneten Mann, wie Wolff es war, nach dem damals noch kleinen Hofe zu Berlin senden? Einfach deshalb, weil die Wiener Räthe wohl das Wachsen des kleinen Staates voraus sahen und weil die nordische Schutzmacht des Protestantismus eine Schwenkung machen zu sehen ein Lieblingswunsch des kaiserlichen Cabinets sein mußte. Von jetzt an datiren alle jene seltsamen Erscheinungen: die Testamente, die Flugschriften, die „rechtlichen Bedenken", endlich die „Weissagung von Lehnin", welche 1693 auftauchte. Wie sie in Umlauf gesetzt ward, ist in Dunkel gehüllt, aber sie wurde schon damals als im feindlichen Sinne geschrieben aufgefaßt, denn das strengste Geheimniß ward allen anbefohlen, die sich mit dem Inhalte bekannt gemacht hatten. Wolffs Einfluß in Berlin war erwiesen „ein ganz bedeutender." Der große Kurfürst hatte thatsächlich große Zuneigung für den ausgezeichneten Mann. Daß er mit Freytag die geheime Verhandlung bezüglich des Testamentes leitete, daß er sich hierbei der Kurfürstin bediente, deren Muttergefühl fast eine Zerstückelung der Macht herbeiführte, ist wohl mit Bestimmtheit anzunehmen. Wolffs Einfluß war so bedeutend, daß der große Kurfürst ihn aufforderte, ein Jesuitencollegium in Berlin zu gründen; der Pater war jedoch vorsichtig genug. Er wußte, daß dazu noch nicht der geeignete Zeitpunkt sei und antwortete: „Gnädiger Herr, dazu müßten wir mehr Engel als Menschen sein."*) Wolff verließ Berlin zwar dem Anscheine nach, doch lassen sich Spuren seiner Thätigkeit nachweisen, die auf seine persönliche Anwesenheit in späterer Zeit deuten. Daß er der Mann war, ein Gedicht wie das Lehninsche Vaticinium, zu verfertigen, bedarf keines Beweises. Die Form, die Phrasen und theilweis der Inhalt des Testamentes stimmen an vielen Stellen mit denen der Weissagung überein. Seine Betheiligung an der Erlangung der preußischen Königswürde ist genau historisch in meiner Erzählung wiedergegeben. Dieses Factum beweist zugleich, daß Wolff einen versöhnlichen Charakter besaß, denn die Vortheile für seine Kirche, die stets in erster Linie bei ihm standen, waren nicht so bedeutend, als er sie früher erhofft hatte, und die Wirkung auf die Geister blieb aus. Es ist eine Unwahrheit, daß er Geschenke erhalten habe; seine Ordensregeln verboten ihm dies schon, er hätte sie höchstens für den ganzen Orden annehmen dürfen, aber nach den von Nicolai aus den Kronacten gezogenen Notizen „hat Wolff jede Belohnung hartnäckig abgewiesen." Daß er dennoch einiges für seine Kirche zu erlangen hoffte — wer wollte ihm das verargen? — Die Weissagung erschien gedruckt zuerst im Anfange des 18. Jahrhunderts, in die Hände kritisirender Gelehrter kam sie erst 1711.**) Ihr Auftauchen fällt genau mit dem des berüchtigten dritten Testamentes, mit den Bekehrungsversuchen des Paters Vota am sächsischen Hofe, mit den ersten Unterhandlungen über die Königswürde in Preußen zusammen.

Der Literat und Redacteur Christoph Oelven gehört zu den originellsten Persönlichkeiten des alten Berlin. Er war der Sohn des ehemaligen kurfürstlichen Canzlisten Oelven und machte in seiner Jugend eine Reise nach dem Haag als Schreiber der Gesandtschaft mit. Seine dreiste Sprache, eine gewisse literarische Klopffechterei machten ihn bei seinen Vorgesetzten zu einer persona ingrata. Sein Blatt: die Curiösen Staats- und Sitten-Präsenten kann als eine der ersten satyrischen Zeitschriften, welche in Brandenburg erschienen, angesehen werden. Die Verbindung Oelvens mit vielen Personen des Hofes machte es ihm leicht, allerlei zu erfahren, was anderen verborgen blieb. Er benutzte diese Bevorzugung, um höchst indiscret zu werden und verwickelte sich durch leidenschaftliche Polemik in heftigen Streit, wobei er ohne alle Scheu die bedeutendsten Männer angriff, so z. B. La Croze und Leibnitz. Seine Schilderungen sind für die heutige Zeit ohne andern Werth, als den der Curiosität. Sie enthalten wirr durcheinander geworfene Betrachtungen über Sitten und Verhältnisse der Zeitgenossen, einige nicht unerheblich interessante Schilderungen des Zustandes von Berlin und daneben persönliche Angriffe auf gewisse Personen. Namentlich erscheint der Redacteur als ein ergrimmter Feind des Papstthums. Diese nach allen Richtungen hin verletzende Art und Weise, sich bemerkbar zu machen, entfremdete ihm alle seine ehemaligen Gönner. Seine letzten Tage waren durchaus nicht heiter, vielmehr scheint sein Ende höchst jämmerlich gewesen zu sein. Muthmaßlich in Folge einer heftigen Erkältung ward er an allen Gliedern gelähmt und ging an Krücken. Wenigstens wendet er sich in einem französischen Gedichte an die Gnade des Kurfürsten — indem er sich selbst einen „an Krücken schleichenden Krüppel" nennt. Allmählich werden seine literarischen Beschäftigungen die eines Bettelscribenten. Er macht Gedichte zu fürstlichen Hochzeiten, Kindtaufen großer Herren und prophezeit ihnen Glück, scheint aber nur geringen Lohn dafür erhalten zu haben, außerdem noch dem Gespötte seiner Feinde verfallen zu sein. Ein Gedicht, welches in der Berlinischen Zeitung erschien, lautet:

An Herrn Oelven von einigen, die ihm Gutes gönnen.

Schreib Bruder, prophezei, sing Lieder wie du willt,
Ich seh', daß alles dies dir nicht den Hunger stillt,
Ein anderer bekommt des Hofes fette Braten,
Je ärger der Poet — je mehr Glück und Ducaten.

Seine frühere Verbindung mit Danckelmann, später mit Wartenberg und anderen Großen scheint demnach vergessen worden zu sein. Von seinen Staatspräsenten sind vollständige Exemplare höchst selten. Ein solches besitzt — so viel ich gesehen und in Erfahrung gebracht habe — die k. Universitätsbibliothek zu Breslau. Dieses Exemplar liefert auch wohl zugleich den Beweis für die Annahme, daß der unglückliche Oelven blind geworden sei, denn höchstwahrscheinlich ist das Breslauer Buch ein Exemplar, welches Oelven selbst dem Grafen Witgenstein, den er stets als seinen Gönner bezeichnet, überreicht hat. Auf der innern Seite des Deckels stehen die Worte:

„A Monsieur le Comte de Witgenstein par s. très-humble S.
Darunter die Worte: „Dato obolum Belisario."***)

Mit dem Jahre 1702 verliert sich jede Spur des seltsamen und unglücklichen Mannes. Es sei noch bemerkt, daß auch ihm die Ehre vindicirt worden ist, der Verfasser der Lehninschen Weissagung zu sein.

Die deutsche Sprache und der Damentag in Amerika.

Von Jahr zu Jahr nimmt der Verkehr zwischen Nordamerika und Deutschland an Umfang und Bedeutung zu und nimmt auch, bei der steigenden Spannung der nordamerikanischen Freistaaten und Englands, einen immer innigeren Charakter an! Nordamerikanische Zustände und Einrichtungen treten immer mehr in unsern Gesichtskreis; aber wie sehr auch das deutsche Element durch die Millionen dort angesiedelter Deutschen, namentlich in den westlichen Staaten, wo Städte, wie Milwaukie von 100,000 Einwohnern, fast ganz deutsch sind, sich nachgerade höchst einflußreich erweist, so herrschen doch die amerikanischen und englisch-amerikanischen Sitten bei weitem vor. Wir vernehmen es mit Interesse, wenn uns ein vor kurzem eingewanderter

*) Vgl. Georg Hiltls „Pater Wolff der Jesuit" in Westermanns Monatsheften, 1864.
**) Rinck, Kaiser Leopolds I. Leben und Thaten, Leipzig 1709.

*) Stenzel, Geschichte des preußischen Staates. Theil II.
**) Z. B. des Vignolles. Hier fand sich auch, daß in Lehnin um die Zeit des angeblichen Propheten kein Bruder Herrman existirt hatte.
***) Gebt Belisar einen Heller!

Deutscher aus einer größeren Stadt des Staates New-York die Feier oder vielmehr Nichtfeier von Weihnachten und die Begehung des Neujahrstags schildert. Seit 3—4 Jahren gehört es zum guten Ton, deutsch zu lernen, wie es früher der gute Ton erheischte, französisch zu lernen. Hat es doch Mrs. E., die Besitzerin einer Pensionsanstalt für junge Ladies, für eine wesentliche Verbesserung ihrer Schule gehalten, daß Prof. N. monatlich ihrer Lehrerin nebst Schülerinnen eine Stunde deutschen Unterricht ertheilt. Da ist eine Lady, welche ihre Knaben privatim deutsch lernen läßt; eine Lady, die Frau eines reichen Mühlenbesitzers, lernt deutsch, um die Romane der Mühlbach lesen zu können; einer jungen Lady, Tochter eines Arztes, hat ihr Bruder geschrieben, wenn sie Goethe lesen wolle, müsse sie deutsch lernen, darum nimmt sie deutschen Unterricht; dann wieder ist's ein junger Kaufmann mit seiner Frau, welche in der deutschen Sprache sich unterrichten lassen. Ueberall bilden sich Kränzchen, in denen deutsche Schriftsteller gelesen werden; deutsche Vorlesungen sind an der Tagesordnung. Aber die deutsche Feier des Weihnachtsfestes hat noch keinen Anklang bei den Yankees gefunden; es wird auch den Deutschen nicht leicht sein, damit durchzudringen, weil eben nach der englisch-kirchlichen Sitte Weihnachten kein Feiertag ist. Nicht einmal Gottesdienst wird an diesem für uns so hohen Feiertage in den englischen Kirchen gehalten, außer etwa in der Episkopalkirche. Dagegen ist Neujahr ein großes Fest, nicht ein kirchliches, denn die englischen Kirchen sind geschlossen, sondern wie der 4. Juli (Tag der Unabhängigkeitserklärung 1776) und ein Fest, das mit Essen und Trinken gefeiert wird. Es ist der sogenannte Ladies-Tag. An diesem feiern die Ladies ihre Triumphe. Eine Dame, die man nur einmal gesprochen hat, muß man an diesem Tage besuchen, sie würde es einem sonst niemals vergeben. Die Zahl der Besuche wird mit größter Gewissenhaftigkeit aufgezeichnet, und die Dame trägt den Sieg davon, welche die meisten Besucher aufzuweisen hat. Es ist aber ein kostspieliges Vergnügen. Gänse, Truthühner, Enten, Weine, Liqueure u. s. w. stehen von morgens 10 Uhr bis abends 11 Uhr bereit. Die Herren nehmen sich einen Schlitten, der beiläufig am 1. Januar d. J. 20 Dollars kostete, und machen vielleicht 70—80 Besuche. Ein solcher Besuch dauert natürlich nicht länger als 10—15 Minuten. So viel Zeit braucht man, um „ein gutes und glückliches Neujahr" zu wünschen, ein Stück Braten und Kuchen zu essen und ein Glas Wein zu trinken. Das Zeichen, daß eine Lady besucht sein will, gibt sie damit, daß sie die Fensterläden öffnet. Dies Jahr war die Schlittenbahn zu Neujahr ausgezeichnet; und hunderte von Schlitten bedeckten überall die Straßen. E.

Das Eierwerfen, ein Ostervergnügen.

Die ehrsamen Innungen der Bäcker und der Metzger, jener zwei Gewerbe, denen die Ernährung der Stadtbewohner hauptsächlich obliegt, halten in einigen Theilen der östlichen Schweiz, namentlich in Chur, am Ostermontage einen Wettkampf ab, sofern die Witterungsverhältnisse einem derartigen Unternehmen günstig sind. Der Wettkampf besteht darin, daß ein Metzger sich anheischig macht, in das nächste Dorf, ca. $^1/_4$ Meile, zu laufen, dort einen Schoppen Wein zu trinken, und auf den Ausgangspunkt mit einem Zeugniß in der Tasche zurückzukehren, bevor der Bäcker hundert Eier, welche in bestimmten Entfernungen von einander niedergelegt sind, eins ums andere aufgenommen und einem Gehilfen, der eine Wanne bereit hält, zugeworfen hat. Jedes fehlgeworfene Ei muß nochmals aufgehoben werden. Es ist ein Wettkampf der Ausdauer und der Behendigkeit, und das Spiel hat jedes Jahr neuen Reiz. Zahlreich umgibt die feiernde Bevölkerung, die Jugendschar zumal, den Bäcker und zählt mit Spannung seine hundert Bücklinge und seine gelungenen Eierwürfe. Meist gewinnt indes der Läufer den Kampf.

In den höher gelegenen Gebirgslandschaften gilt allgemein erst Himmelfahrt als eigentliches Frühlingsfest. Auf diesen Tag erscheinen sämmtliche Mädchen, die nicht confirmirt sind, mit künstlich gelockten Haaren, Kränzen und Bändern, eine Ausschmückung, die mitunter barok genug ist. So ziehen sie zur Kirche und nach Schluß des Gottesdienstes hinaus ins Grüne, um den Ring zu schlagen. Ehe die Blumenmacherei so große Verbreitung fand, wurden die goldenen Blüten der Wiesenranunkel, „Glinzen" genannt, zu dichten Kränzen ums Haupt gewunden. Solche Kränze galten dann als glückverheißend und wurden das Jahr über aufbewahrt. Liegt in diesem Gebrauche vielleicht ein mythologischer Zug, eine Huldigung an Berchta, die Glänzende? Chr. K.

Noch ein russischer Emporkömmling.

Der Kaufmann Woronin in Petersburg, der sich ebenfalls*) vom Mugik (Bauer) zum Geldfürsten emporgeschwungen, stieß einst im Vauxhall von Zarskoje-Selo aus Versehen ein kleines Weinglas vom Büffet. Der Kellner, welcher den reichen Woronin, den keineswegs das Aeußere verrieth, nicht kannte, sagte so laut, daß es alle die feingekleideten Herren und Damen ringsum hörten, das Glas koste vierzig Kopeken, es müsse bezahlt werden.

„Bube, Du kennst mich wohl nicht?" fragte Woronin zornig und biß sich in die Lippen.

Darauf nahm er eine kostbare Krystallkarafine und schleuderte sie zu Boden.

„Was kostet das?" fragte er mit schadenfrohem Lächeln.

Der Krystallkarafine folgte ein kostbares Porzellan-Tafelservice.

„Was kostet das?" fragte Woronin.

Bedruckte, bemalte, fein decorirte Kaffee-, Thee- und Dessert-Service klirrten und zersplitterten am Boden. Die weiß- und hohlgeschliffenen böhmischen und französischen Flaschen, Teller, Schüsseln wurden von Woronins Hand zertrümmert. Die kostbaren chinesischen Aufsätze mit französischen candirten Früchten, die Karaffen mit Liqueuren und feinen Spirituosen, die „pâtés de foie gras aux Truffes de Périgord" in Terrinen, die feinsten Tafelgewürze Kap- und Griechenwein, die Trauben aus der Krim, die Pfirsiche, poulardes du Mans in eleganten Gläsern oder Cartons — wanderten, von Woronins Hand auf die Erde geschleudert, alle denselben Weg, und dazwischen klang stets das lakonische: „Was kostet das?"

Der Besitzer des Vauxhall kam endlich, durch das entsetzliche Klirren und Zersplittern aller der Kostbarkeiten seines Büffets herbeigelockt, athemlos in das Zimmer, erkannte Woronin und verneigte sich vor ihm.

„Ihr Kellner kannte mich nicht. Was kostet alles das?" sagte Woronin.

Es wurde addirt.

„Achthundert Rubel," lautete die Antwort.

Woronin zog sein mit tausend Rubeln gefülltes Portefeuille aus der Tasche, schleuderte es dem Kellner an den Kopf und verließ den Restaurant des Vauxhall von Zarskoje-Selo. F. B.

*) Vgl. Nr. 25. S. 400.

Auflösung des Räthsels in Nr. 25.

Cigarre.

Briefkasten.

Die Berichtigung des **Caplan P. M. in N. a. d. D.**, daß Cardinal Antonelli niemals Priester, sondern immer Diakon gewesen und als solcher niemals Messe gelesen habe, mit Dank empfangen, und hier seinem Wunsche gemäß mitgetheilt. — **Cl. K. geb. N. in Warschau.** Gewünschte Nrn. werden Sie erhalten haben, das weitere bedauern wir nicht besorgen zu können, bitte sich an eine Buchhandlung zuwenden. — **Dr. C. J. in Speyer.** Einen Artikel über die Brennerbahn finden Sie in Nr. 2 d. Jahrg., einen zweiten in Nr 16. Ihre Mittheilung also zu spät. — **Pfr. Fr. in R. (Württemberg).** Ihr Wunsch ist in Nr. 26 bereits erfüllt — **L. W. in H.** Anonyme Briefe und Einsendungen werden nicht berücksichtigt, außerdem ist der Artikel ungeeignet. — **Nach Emden.** Sollte jene Zeitungsnotiz vielleicht von der „Kraft" selbst herrühren, die „auch auf literarischem Gebiete das Richtige geschmackvoll darstellen zu können" bisher nur selten im Stande gewesen ist? In diesem Falle würde uns die Absicht leicht erklärlich sein. — **W. v. D. in L.** „Die Supp' hätt können gewürzter sein, brauner der Braten, firner der Wein?" — Verehrtester Herr, Sie sind auch etwas Recensent. — **A. H. in D.** Unsern freundlichen Dank für Ihre Widmung. Da unsere Vorräthe aber noch für mindestens ein Jahr ausreichen, so erlauben Sie uns, dieselbe als eine persönliche Dedikation zu betrachten. — **R. B.** Die erwähnte Notiz war nicht an Sie gerichtet; über derartige kleine Einsendungen können wir uns unmöglich in Correspondenz einlassen. — **Frau O. in L.** Von Fr. Ruckerts Werken ist so eben der erste Theil einer neuen Ausgabe (in J. D. Sauerländers Verlag in Frankfurt a. M.) vollendet worden. Er enthält: Vaterland und Liebesfrühling. Die Ausstattung wird Ihnen gefallen; das Format ist bequem, Papier und Druck vorzüglich. — **H. C. in M. und M. K. in L.** Nicht zu verwenden. — **P. G. in W.** Sie haben recht — wir hängen die Zeitdiebe nicht, wünschen ihnen sogar nicht einmal so etwas Schreckliches — mit dieser beruhigenden Versicherung müssen Sie sich aber genügen lassen. — **Fr. Cl. L. in B.** Eine kurze Beantwortung Ihrer Fragen ist unmöglich, zu einer ausführlichen fehlt es uns an Zeit.

Zur gefälligen Beachtung.

Mit der nächsten Nummer beginnt ein neues Quartal. Wir ersuchen unsere Abonnenten, besonders die der Post, ihre Bestellungen baldigst erneuern zu wollen, um Unterbrechungen in der Zusendung zu vermeiden.

Im nächsten Quartal kommen mehrere neue Novellen und viele Beiträge von besonderem Interesse zum Abdruck.

Redaction und Expedition des Daheim.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von **A. Klasing** in **Bielefeld**, herausgegeben von Dr. **Robert Koenig** in **Leipzig**.

Verlag der **Daheim-Expedition** von **Velhagen & Klasing** in **Bielefeld** und **Berlin**. — Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig**.

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 4. April 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 27.**

Die Tochter des Halloren.

Eine Wandernovelle von **Arnold Wellmer**.

Bei Weißenfels verließ ich die Eisenbahn. Nachdem ich die unschöne, hochgethürmte Stadt und das Kasernenschloß flüchtig besehen, stieg ich an die Saale hinunter, um an ihrem freundlichen Ufer über Naumburg und Jena ins schöne Thüringen zu wandern.

Es war ein sonniger Nachmittag im Anfange des August; die Sonnenhitze wurde jedoch durch ein kühles Lüftchen gemildert, das vom Flusse herüberwehte. Froh und leichtbeschwingt zog ich dahin — war der arme Vogel doch auf einige Wochen seinem Käfige entflohen.

Bald sah ich einen einsamen Wanderer vor mir hergehen. Ich erkannte ihn — wir waren auf der Eisenbahn eine Strecke mit einander gefahren. Er saß schon im Coupé, als ich in Merseburg, wo ich übernachtet, einstieg. Sogleich erregte er mein Interesse. Es war eine prächtige, vollblühende Jünglingsgestalt mit einem geistvollen Gesichte und dunklen Augen. Die weiße, hohe Stirn umlockte braunes Haar; ein keckes Bärtchen stand der trotzig gewölbten Oberlippe sehr gut.

Die schöne, frische Jugend hat mich von jeher angezogen; — dem doppelten Zauber der Jugend und Schönheit, dem quellenden, blütenreichen Frühling im Menschenleben, seinem Duft und Ungestüm, seinem Träumen und Brausen kann ich selten widerstehen — und nur zu leicht gab ich mich diesem Zauber gefangen. Gar oft schon bin ich bitter enttäuscht worden: ich fand im Mai keinen Frühling — aber ein hoffnungsvolles Herz sucht im Mai doch immer wieder Frühlingsblüte.

Ich konnte während der einförmigen Eisenbahnfahrt nicht müde werden, den schönen Jüngling anzuschauen. Ich hielt ihn gleich für einen Hallenser Studenten, der jetzt nach dem Schlusse des Sommersemesters in die Ferien reiste. Es hätte dazu nicht einmal des bunten Cerevis bedurft, das unter der Klappe einer Wandertasche hervorblitzte. Den Vogel erkennt man an seinen Federn, — den echten Studenten aber auch ohne dieselben. Die Blume verräth sich durch ihren Duft, Bruder Studio durch einen flotten Hauch von liebenswürdiger oder — unliebenswürdiger burschikoser Ungenirtheit.

Von seiner Reisegesellschaft nahm der Student nicht die geringste Notiz. Ich richtete zwei Fragen an ihn, erhielt aber keine Antwort; vielleicht hatte er sie auch nicht gehört. Während der ganzen Fahrt schaute er aus dem Waggonfenster in die Weite — dorthin zurück, woher der Eisenbahnzug brauste. Dem Auge sah man an, daß auch die Seele in weiter Ferne weilte. Und es war kein fröhlicher Besuch, den dieselbe machte; das Auge schaute trüb, um den Mund und zwischen den Augenbrauen zuckte es häufig schmerzlich — leidenschaftlich, über die Stirn huschten Schatten.

Warum so trüb bewölkt? War ihm der Abschied von der Halleschen Alma Mater so schwer geworden? Dachte er an die Freunde zurück, die vielleicht gestern noch bei schäumenden Gläsern jubelnd sangen: „Scheiden und Meiden thut weh!“ und ihm heute morgen auf dem Bahnhofe mit nassen Augen zuriefen: „Ade!“ Sie, die hier in Halle so fröhlich beisammen geweilt, mit einander gearbeitet und spaziert, „gespritzt“ und gekneipt, geulkt und gepaukt hatten... das brausende Dampfroß trug sie nach allen Himmelsrichtungen auseinander und vielleicht nie wieder zusammen! — Hatte mein Student etwa für immer Abschied von der goldenen Studentenzeit genommen und bangte jetzt vor dem ersten Schritt ins graue Philisterium? Dachte er mit Schrecken an die kleinstädtische Spießbürgerlichkeit und das dünne Bier der lieben Heimat? — Hielt er Abrechnung mit sich über sein letztes Semester — über seine ganze Studentenzeit? War der Abschluß dieses Contos — Gewissensbisse? Ließ er „zu Halle an der Saale“ außer vielen Lieben auch etwas Liebes, Holdes zurück? — oder — oder reißende angebundene Bären?

Diese Fragen beschäftigten mich fast während der ganzen Fahrt von Merseburg bis Weißenfels — so lebhaft interessirte mich mein schweigsames Gegenüber. Ich konnte aber zu keiner befriedigenden Antwort kommen.

In Weißenfels stiegen wir beide aus. Ich sah meinen Studenten einen Augenblick auf dem Perron stehen — dann war er verschwunden. Beim Hinaufsteigen in die Stadt mußte ich denken: Eine Eisenbahnfahrt ist doch wie ein Stück Leben mit Dampf — man findet unendlich schnell Menschen, um sie noch schneller wieder zu verlieren!

Als ich dann in dem einsamen Wanderer vor mir auf dem

Fußpfade an der Saale meinen jungen Studenten wiedererkannte, freute ich mich herzlich — hatten wir auch kein Wort mit einander gewechselt, so waren wir doch alte Bekannte. Das ist ein Vorzug des Stück Lebens mit Dampf!

Ich beeilte meine Schritte. Er ging langsam und schlug mit seinem Stocke die Blumenköpfe am Wege ab — wie in Gedanken. Bald hatte ich ihn eingeholt. Mit einem fröhlichen Gruße redete ich ihn an: „Wir hatten heute morgen dieselben Schienen — ich freue mich, daß wir jetzt denselben Wiesenpfad zu haben scheinen!"

Er schrak auf und sah mich nicht eben freundlich an. Dann grüßte er kurz, aber höflich.

Daß ich mich von seiner trüben Laune nicht so leicht abschrecken lassen wollte, stand bei mir fest. Ich fuhr also fort: „Mein Wanderziel ist vorläufig Weimar, ich gedenke die Tour über Naumburg, Schulpforta, Kösen, Rudelsburg und Jena zu machen. Wenn es Ihnen paßt, wandern wir einige Stunden oder Tage mit einander, — so lange sich unsere Wege und Neigungen nicht kreuzen!"

Er lächelte melancholisch: „Sie werden an mir aber einen trübseligen Wandergenossen finden, — ich weiß selber nur zu gut, daß ich heute der schlechteste Gesellschafter von der Welt bin!"

„Auf die Gefahr lasse ich es ankommen. Hier ist meine Hand, schlagen Sie auf gute Wanderkameradschaft ein. Bedingung ist, daß ein jeder so liebenswürdig ist, wie der liebe Gott ihn geschaffen hat, und daß keiner den andern genirt. Jeder hat das Recht, den Contract sofort zu zerreißen und einsam seinen Weg fortzuwandern, wenn ihm die Gemeinschaft nicht mehr gefällt, — ohne daß der andere ihm dies übel nehmen darf. Wenn Sie trübselig gestimmt zu sein glauben, so bin ich herzlich fröhlich für Sie mit. Das ist so meine Wanderstimmung und die ist über mich gekommen, als ich gestern morgen in Berlin auf den Bahnhof ging. Es ist mir nicht oft vergönnt, frei wie der Vogel einige Wochen in die schöne Sommerwelt hinauszuflattern. Damit auch der Donna Etiquette ihr Vorrecht nicht ganz verkümmert werde, so übernehme ich die Vorstellung in aller Form: Sie sehen in mir einen leidlich erträglichen Menschen, der von der Lust zu fabuliren und von der Tinte lebt, die aus seiner Feder fließt — im übrigen aber eine ehrliche Haut, die ihrem Nächsten nicht die Stubenthür in die Kaffeetasse wirft. Sie sind Student, — damit ist alles gesagt; — selbst das Prädicat: Wirklicher Geheimer Rath oder gar Excellenz wird Sie späterhin nicht so mit Hochgefühl erfüllen, wie der Titel: Herr Student!"

Er sah mich eine Secunde zweifelhaft an, vielleicht war er nicht ganz sicher, ob meine frohe Begeisterung für das deutsche Studentenleben auch ehrlich gemeint sei. Mein Gesicht mußte ihn aber beruhigen, kräftig schlug er in meine dargebotene Rechte ein und — wir waren Wanderkameraden.

„Meine Vorstellung," — sagte mein neuer Kamerad im Weitergehen — „war eine sehr freundliche, aber nicht ganz richtig. Bei meinem Titel haben Sie eine Kleinigkeit vergessen — das häßliche Wörtchen Ex. Seit gestern bin ich Ex-Student!"

„Aha!" sagte ich nicht ohne Mitgefühl; „jetzt fange ich an zu verstehen: das also ist der Schatten, der auf Ihrer Seele liegt und sogar den Sonnenschein dieses herrlichen Tages, dieses frischen, fröhlichen Stückchens Erde zu verdunkeln vermag. Ich weiß, ein Exstudent fühlt sich durch die Exmatrikel in seiner Tasche nicht weniger beklagenswerth, wie ein Exkönig in der Verbannung. Aber glauben Sie mir, junger Freund, mit jedem Schritt weiter in die von außen so dunkle terra incognita des Philisteriums hinein, wird es dort heller, das Auge gewöhnt sich an die fremden Lebensbilder und Verhältnisse und gewinnt sie lieb. Der Philister lernt einen neuen Reiz des Lebens kennen: das reelle Schaffen, Nützlichsein — die Arbeit, die auch Frucht trägt! Das ist der reiche Segen des bürgerlichen thätigen Lebens — vor dem der ungebundene, lustig dahindämmernde, überglückliche Student eine leicht begreifliche Furcht hat, weil er diese Praxis nur aus der Theorie kennt. Trösten Sie sich, Herr Kamerad, das bange Grauen vor dem Philisterium ist ein bekanntes leichtes Flußfieber, das am Ende jedes Semesters auf sämmtlichen Universitäten grassirt!"

Er schüttelte mit trübem Lächeln den Kopf. Dabei konnte ich mir denken, was ich wollte.

Eine Weile gingen wir stumm neben einander her. Behutsam knüpfte ich das Gespräch von neuem an, — ich fragte allerlei über Halle. Er antwortete anfangs einsilbig und zerstreut, — bald aber wußte ich ihn zu fesseln und zu beleben. Mit warmer Begeisterung sprach er von seiner Studienzeit in Jena, Göttingen und Halle. Da gab es für uns Anknüpfungspunkte genug. Hatte ich doch selber in Jena frohe, sonnige Sommertage verlebt und für sein heiter und frisch quellendes Studentenleben stets ein warmes Plätzchen im Herzen bewahrt. Auch Halle kannte ich ein wenig. Kein Wunder, daß uns in der Erinnerung Herz und Mund überging. Und schließlich waren wir wie alte Bekannte, denn mein Gefährte erkannte in mir den Biographen des ältesten deutschen Studenten, der armen alten Jenenser Bierlatte*) wieder — Erinnerung reihte sich an Erinnerung, eine lustige Studentengeschichte an die andere. Mein junger Exstudent erzählte mit sprudelnder Laune — schon glaubte ich triumphirend, das garstige Philisterfieber kurirt zu haben . . . da fiel er plötzlich wieder mit einem Seufzer in sein finsteres Brüten zurück.

Fast verlegen ging ich neben ihm her — — sollte seine Krankheit doch am Ende tiefer sitzen, als ich vermuthete — war sein Weh ein anderes, als das Abschiedsweh von dem ewigen Sonnenschein des Studentenlebens? — Ja, noch ehe wir eine Stunde mit einander gewandert waren, wußte ich, daß in seinem Herzen ein Stachel verborgen saß, den er wohl auf Augenblicke vergessen konnte, der aber bei der leisesten Berührung die Wunde von neuem schmerzen machte.

Was für ein Stachel war es? — Vergebens suchte ich nach ihm.

Daß ich ihn suchte, war nicht müßige Neugier. Ich hoffte, wenn ich den Stachel erst deutlich vor mir sah, wenigstens ein Tröpflein linderndes Oel darauf träufeln zu können.

Mein Interesse an dem jungen Studenten wuchs, je weiter wir zusammen wanderten. Es war eine reichbegabte Natur, die auch das ihrige gethan hatte, etwas zu lernen. Geist und Herz sprühten feurig und bei leiser Anfachung hell auf.

Wie kam es aber, daß ich bei diesem Sprühen und Glühen zuweilen an ein Strohfeuer denken mußte, das sich an einem Funken schnell entzündet und hoch und prächtig aufflackert — und doch auf die Dauer nicht wärmt, weil ihm die kernige Kraft fehlt?

Ja, mein Wanderkamerad hatte bei aller Liebenswürdigkeit, bei allem Geist doch etwas unstät Aufflackerndes — jäh Zerflackerndes in seinem ganzen Wesen.

Von seinen äußeren Verhältnissen erfuhr ich im Laufe des Gesprächs, daß er Jura studirt hatte und jetzt vorläufig ins Vaterhaus zurückkehrte. Sein Vater war im Coburgischen ein hoher Justizbeamter.

So kamen wir nach dem Dorfe Schönburg. Vor dem freundlichen Wirthshause ist ein Felsenbrunnen, der das köstlichste Wasser spendet. An der Felsenwand darüber ist Moses abgebildet, wie er mit einem Stabe den Felsen in der Wüste schlägt und ihm so für die dürstenden Israeliten Wasser entlockt. Uralte Verse voll volksthümlicher Naivetät stehen unter dem Bilde.

In dem kleinen Wirthshause machten wir Rast. Gegen Abend gingen wir hinauf zu den Trümmern des alten Burgschlosses Schönburg, das auf einem Hügel hart an dem umbuschten Ufer der Saale liegt. Von der Burg ist außer den weitläufigen Umfassungsmauern fast nur noch ein hoher Wartthurm übrig — „zeugt von entschwundner Pracht!"

Wie uns der geschichtskundige Dorfschullehrer erzählt hatte, ist die Schönburg im elften Jahrhundert von dem Thüringischen Landgrafen Ludwig dem Springer für seine schöne, leichtsinnige Geliebte, Adelheid zu Goseck, erbaut und Anno 1446 im sächsischen Bruderkriege von Herzog Wilhelm, der mit 9000 geworbenen Böhmen hier gegen seinen Bruder, den Churfürsten Friedrich, kämpfte, bis auf die jetzigen spärlichen Ueberreste zerstört.

Wir erstiegen den Thurm der Ruine auf nothdürftigen Leitern, die in seinem Innern angebracht sind. Aus einem hohen Bogenfenster hat man einen herrlichen Blick über das weite, lachende Saalthal. Am jenseitigen Ufer der Saale zeigen sich auf anmuthigen Hügeln die ersten Weingärten, die den bekannten „Naumburger" liefern — einen Wein, der besser ist, als sein Ruf, — man muß ihn aber an der Quelle getrunken haben. Späterhin ergießen sich gar leicht andere umlautere Quellchen in die bescheidene, aber reine Urquelle — Wasser, Sprit und Apfelwein!

Aus dem frischen Grün der Rebenhügel ragten uralte, verwitterte Burgen hervor, als seien sie nur dazu hingestellt, einen

*) Daheim Jahrg. II. Nr. 30.

frappanten Gegensatz zu dem jungen Sommergrün zu bilden. Unter ihnen vorüberwandernd sang Franz Kugler schon vor einem halben Jahrhundert:

An der Saale kühlem Strande,
Stehen Burgen hoch und kühn,
Ihre Dächer sind zerfallen,
Und der Wind streicht durch die Hallen,
Wolken ziehen drüber hin!

Tausende sangen dem verblichenen Sänger — „an der Saale kühlem Strande“ dahin wandernd — diese Verse mit Lust und Wehmuth nach, und auch wir sangen sie von den Trümmern unserer einst hohen und kühnen Schönburg in den Abend hinein.

In der Ferne leuchteten Naumburgs stattliche Thürme im Abendsonnenschein — so traulich und friedlich, als müßten ihre Abendglocken jetzt an zu läuten fangen und zu uns herüberklingen. Tief unten zu unseren Füßen rauschte und blitzte die Saale durch grünbuschige Feststraßen dahin, wie eine milde, holde Königin, die durch ihr gesegnetes Land zieht!

Wir standen lange schweigend da. Die Sonne neigte sich tiefer und tiefer und blühte immer feuriger auf. Mein junger Student hatte keinen Blick für ihren letzten Gruß; sinnend schaute er in die Ferne, den Weg zurück, den wir gekommen waren. Ich hörte ihn seufzen — das klang fast wie ein krampfhaftes Stöhnen.

Ich schaute in das Sonnenglühen und dachte zurück ... acht lange Jahrhunderte ... da stand wohl hier oben an demselben Bogenfenster die schöne Adelheid, des Pfalzgrafen Friedrich treules Weib. Gatten und Kinder hatte sie heimlich verlassen und war dem ritterlich schönen Landgrafen Ludwig in sündiger Liebe gefolgt. Gatte und Geliebter bekriegten sich jetzt um ihretwillen heftig .... sie mußte an die trojanische Helena denken — und sie war schlimmer, wie Helena. Ludwig hatte sie am Morgen so gar eigen geküßt und war mit seinen Rittern und Mannen aus der Schönburg hinabgeritten ins Thal. Er hatte nicht gesagt, wohin sein Zug ging, aber sie ahnte — sie wußte es. Mit einem bohrenden Stachel im Herzen schaute sie dem Geliebten nach. Den ganzen Tag stand sie oben auf dem Wartthurm und rang die Hände und spähte mit Verzweiflung und Folterqualen in die Richtung, wo Ludwig auf seinem schneeweißen Roß verschwunden war. Sie bebte um den Geliebten — sie zitterte aber auch für den Vater ihrer mutterlosen Kinder. Auch ihn hatte sie einst heiß geliebt — und sie war ja noch immer sein rechtmäßig Weib. Und jetzt wollte die Sonne untergehen ... heute so seltsam blutigroth — jäh erbebend preßte sie die Hand aufs qualvolle Herz. Ihre Hand berührte eine welkende Rose, die am Busen zitterte. Sie nahm die am Morgen so schöne, vollblühende Blume und zerpflückte sie gedankenvoll Blatt um Blatt. Der Abendwind trug die Blätter mit sich fort — hinab ins Wellengrab der Saale. Mit traurigem Lächeln schaute die schöne Frau den dürren, dornigen Stiel in ihrer Hand an — dann nickte sie: „Dein Bild, Adelheid! — ist Deine Schönheit mit der Jugend verwelkt — die sündige Liebeslust in Deinem — in seinem Herzen entblättert — übrig bleiben nur die Stacheln der Reue — Buße in einem Klostergrabe!“ ... da blitzte es silberweis durch das Grün des Thals heran ... „Der Schwan!“ jubelte das schöne Weib laut auf und beugte sich weit über die Fensterbrüstung vor — da auf seinem treuen Schwan, der ihn schon einst aus der Gefangenschaft der Burg Giebichenstein bei Halle gerettet hatte, sprengte der Geliebte kühn heran ... aber schon wurde es dunkel vor ihren Augen — der Freudenschrei stockte in ihrer Brust — ihre Kniee wankten ... das unselige Weib wußte ja jetzt, daß ihr Gatte, Pfalzgraf Friedrich, von der Hand des Geliebten im Zweikampf gefallen war.

O, Liebe — böse, böse Liebe ....

* * *

„Reinhard — Reinhard, ich hab' Dich wieder!“ Das klang hinter mir wie das Aufjubeln eines Herzens — und doch war es geschluchzt. Ich fuhr aus meinen vielhundertjährigen Träumereien auf und wandte mich hastig um. In einer anderen Fensternische des Thurms stand mein Student — an seinem Halse hing ein junges Mädchen. Es war eine feine, schlanke Figur; das Gesicht konnte ich nicht sehen, es drückte sich fest an seine Brust. Lichtblonde Zöpfe hingen ihr lang über die Schultern nieder. Das Flechtwerk hatte sich an den Enden gelöst — wie ein goldner Schaum umfloß das wellige Haar ihre zarte Gestalt. Sie trug ein fast dürftiges helles Kattunkleid und weder Hut noch ein Umschlagetuch. Das Kleid war arg zerknittert und schmiegte sich weich um die kindlich feine Gestalt und ließ sie noch schlanker erscheinen. Ein krampfhaftes Schluchzen rang in ihrer Brust, — es überlief sie ein heftiges Zittern.

Reinhard stand bleich wie der Tod da, seine Arme hingen schlotternd nieder und sein Auge starrte auf das Mädchen, als sähe es ein Gespenst. Dann schoß plötzlich glühendes Blut in sein Gesicht, seine Augen blitzten düster auf, — rauh und ungestüm löste er ihre Arme von seinem Nacken und drückte sie von sich. Seine Stimme bebte leidenschaftlich, zornig: „Was soll das, Lisa? Wie kömmst Du hierher? Warum liefst Du mir nach?“

Sie sah ihn mit ihren großen schwimmenden blauen Augen kindlich demüthig an, streckte ihm die zitternden Hähde bittend entgegen und sagte herzlich einfach: „Weil ich Dich lieb habe, Reinhard!“

Jetzt konnte ich auch das Gesicht des Mädchens sehen: es war fein und regelmäßig geschnitten und von jener weichen, rührenden Schönheit, die uns an junge Frühlingsblumen erinnert, auf denen noch der volle Duft und Thau des Morgens ruht, — die den süßen Traum der feuchten Frühlingsnacht kaum abgestreift haben und schüchtern verwundert ins goldne Sonnenlicht schauen.

Lisa konnte wenig über siebzehn Jahr alt sein!

Auch Reinhard schien gerührt, wie sie demüthig vor ihm stand, — weicher sagte er: „Armes Kind, Du machst uns das Herz nur wieder von neuem schwer, und es kann uns doch nichts nutzen, daß wir uns hier zum zweiten Mal in den Armen liegen und vor Herzweh vergehen möchten. Mir ist, weiß Gott, der Abschied gestern Abend nicht leicht geworden; ich habe heut den ganzen Tag an Dich zurückdenken müssen, — wann werde ich es ganz verwinden? Diese Marter des neuen Abschiedes hättest Du uns ersparen können und sollen — Dir und mir!“

„Wie?“ — und sie sah ihn mit ihren großen Kinderaugen verwundert an, als könnte sie seine Worte nicht fassen. „Ich habe Vater und Heimat um Dich verlassen — heimlich, wie ein Dieb — das hat mir fast das Herz abgestoßen ... nur die Liebe zu Dir, Reinhard, gab mir Kraft, daß ich nicht bei dem Gedanken an meinen armen, alten Vater, der heut nun schon den ganzen Tag nach seinem Kinde verzweiflungsvoll sucht, zusammenbrach — — und Du willst jetzt wieder von Abschiednehmen sprechen? Nein, das kann Dein Ernst nicht sein!“

„Und doch muß es sein, Lisa — sei verständig, Kind!“

„Verständig — verständig, Kind!“ — murmelte sie ihm nach und legte die Hand vor die Augen, als versuchte sie es, sich das Wort klar zu machen. Sie schüttelte den Kopf, es wollte ihr nicht gelingen. Die Hände sanken ihr wieder müde herab, sie faltete die Finger in einander. Auch der kleine schmale Kopf sank leise auf die linke Schulter, als würde er ihr zu schwer zum Tragen. Nur die Augen sahen zu ihm empor, wie die Augen eines wunden Rehes. Mit müder, trauriger Stimme sagte sie:

„Verständig, Reinhard? Das Wort sagtest Du mir schon gestern Abend — ich habe die ganze Nacht unter Beten und Weinen gerungen, verständig zu werden, wie Du es nennst. Kein Auge habe ich darüber zuthun können — zuletzt dachte ich fast, ich wäre verständig geworden. Aber jetzt weiß ich, es war nur eine dumpfe Betäubung des Schmerzes über mich gekommen. Die ganze Welt wurde mir gleichgültig — am meisten aber mein eigen Dasein, mein eigen Glück. So saß ich die ganze Nacht an meinem Kammerfenster, den Kopf in die Hand gelehnt und schaute in die Saale hinab. Tief unten blitzten und winkten die Sterne — ein heimliches Dämmerlicht lag auf dem Wasser — ich hatte zuletzt nur noch den einen Gedanken: wie still es sich dort unten müßte schlafen lassen. Ich war so sehr — sehr müde, — sterbensmüde, — und doch wollte der Schlaf nicht über mich kommen. Als der Vater heute morgen an Deine Kammerthür klopfte, um Dich zu wecken, legte ich mich schnell mit den Kleidern ins Bett und machte die Augen zu. Ich wußte, der Vater würde nun auch mich wecken, — er sollte mich nicht verwacht und verweint am Fenster finden. Dann hätte er etwas gemerkt, und Du wolltest ja, er sollte es nicht wissen, daß wir uns lieb haben. Als der Vater dann in meine Kammer sah und sein herzliches „Settel! Settel!“ rief, schlug ich die Augen auf — ich war ja verständig geworden! Wie mitleidig sagte der Vater dann noch: „Armes Settel, ich kann Dir nicht helfen, Du mußt heute schon mal eine Stunde früher heraus, daß unser Student nicht ohne Morgenkaffee auf den Bahnhof braucht. Nimm nur ein paar Bohnen mehr — es ist ja der

letzte Kaffee, den wir dem guten Jungen vorsetzen dürfen; — ich wünschte nur, daß wir für den Winter wieder einen so ordentlichen Studenten ins Haus bekämen, wie über Sommer. Wir werden unseren lustigen Studio sehr vermissen!" — Das sagte mein Vater heute morgen noch von Dir, Reinhard — und ich konnte es anhören, ohne eine Thräne zu weinen, ohne mit den Wimpern zu zucken — — ich war ja verständig geworden! Und dann konnte ich Dir das Frühstück bringen und Dir zum Abschiede ruhig die Hand reichen und ohne Thränen Lebewohl sagen — ich war ja verständig geworden! So glaubte ich wenigstens damals noch, — aber, als der Vater Deinen Koffer auf die Karre legte und Du aus der Hausthür tratest und Dir im Vorübergehen eine Weinranke von dem Fenster brachst, durch das wir uns zuerst gesehen hatten, — und Du neben dem Vater hergingst und immer weiter und weiter, und Dich noch oft umsahst und mir mit der Weinranke winktest — und als Du dann an der Straßenecke stehen bliebst und die Hand über den Augen zurückschautest und noch einmal winktest und dann in der Straße verschwunden warst — — da war's bei mir auf einmal mit dem Verständigsein vorbei. Wie ein Messerstich fuhr's mir durch den Kopf: Jetzt ist er fort — Du siehst ihn nie — nie wieder! — und doch that es mir dabei im Herzen noch viel weher, als im Kopfe. Du siehst ihn nie — nie wieder! so ging es Stich auf Stich. Ich fühlte, diese Stiche würden meinen armen Kopf irre machen, wenn ich ihnen nicht entliefe. Und ich lief, so wie ich ging und stand, von Hause fort — Dir nach auf den Bahnhof. Ich hatte unterwegs nur den einen Gedanken: Dich noch ein Mal zu sehen — und dann — nein, weiter dachte ich nichts. Ich sah Dich aus der Ferne im Eisenbahnwaggon sitzen, der Vater stand neben Deiner Thür und sprach mit Dir. Da durfte ich doch nicht zu Dir hinstürzen — der Vater sollte es ja nicht wissen, daß wir uns lieb haben. Warum wohl nicht? das habe ich damals nie einsehen können. Aber ich bin ja ein arm, einfältig Kind und sehe so manches nicht ein, was Du mir gesagt hast. Aber das verstand ich doch, als Du mir sagtest: „Ich hab' Dich lieb, Lisa!" — Das verstand ich gleich und es machte mich so über alles in der Welt glücklich."

Sie schwieg eine Weile, als müßte auch Reinhard ihr jetzt ein liebes Wort sagen. Er aber lehnte an der Fensterwand und zerbröckelte den vielhundertjährigen Mörtel zwischen den Fingern und starrte in die Weite und stöhnte nur zuweilen dumpf vor sich hin. — In ihrer alten Haltung und müden, leidenschaftslosen Weise fuhr Lisa fort:

„Und dann wurden alle Waggonthüren zugemacht und der Zug setzte sich sacht in Bewegung — — da kam's über mich — ich weiß selbst nicht wie? — aber es war ein wilder, heißer Drang in mir — ich mußte, ich konnte nicht anders! Ich stürzte auf eine Waggonthür los und riß an dem Drücker, die Thür ging auf — ich sprang hinein. Ein Schaffner wollte mich zurückzerren — mit Verzweiflungskraft riß ich mich los. Du und der Vater hatten nichts von dem allem gesehen, der Vater ging an Deinem Fenster neben dem langsam dahingleitenden Zuge her. Noch wußte ich kaum, was ich gethan hatte — Vater und Heimat auf immer verlassen — in Sünde und Schande! Ich dachte nur: O, armes, glückliches Settel, wenn Du ihn jetzt auch nicht sehn kannst, so weißt Du doch gewiß, Du fährst mit ihm denselben Weg! — Und der Zug ging schneller und schneller — dann brauste er fort. Im Vorüberfliegen sah ich dem Vater ins Gesicht — es war traurig — er schaute und nickte Dir nach; auch er hatte Dich lieb, Reinhard. Als ich dies traurige Gesicht wie einen Blitz vor mir auftauchen und verschwinden sah, da wußte ich mit einemmal, warum der Vater es nicht merken sollte, daß ich Dich so unsäglich lieb habe — ich wußte mit einemmal, daß unsere Liebe eine verbotene, sündige Liebe ist, daß der Vater Dich hassen, Dir fluchen — mit mir weinen würde, wenn er es merkte, — daß die Leute in Halle mit Fingern auf das Studentensettel zeigen würden, wie sie jetzt mit Fingern auf die Studentenlotte zeigen, — ich wußte mit einemmal, Reinhard, daß ich den Vater, die Heimat zum letztenmal gesehen hatte . . . daß ich fortan nur Dir, Dir ganz allein angehören konnte!"

Sie sah ihn wieder mit den wunden Augen stumm bittend an — er aber schwieg noch immer. In ihm wogte, stürmte, kämpfte es wild, seine Brust keuchte und seine Hände rissen an den Steinen der Fensterbrüstung, als wollten sie den Thurm und alles Herzweh hier oben mit einander in die Saale hinabstürzen — die folternde Stimme des Gewissens im Wellengrabe ersticken! Dann rang es sich heiser aus seiner Brust los: „Weiter! — weiter!"

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Hauskatze.

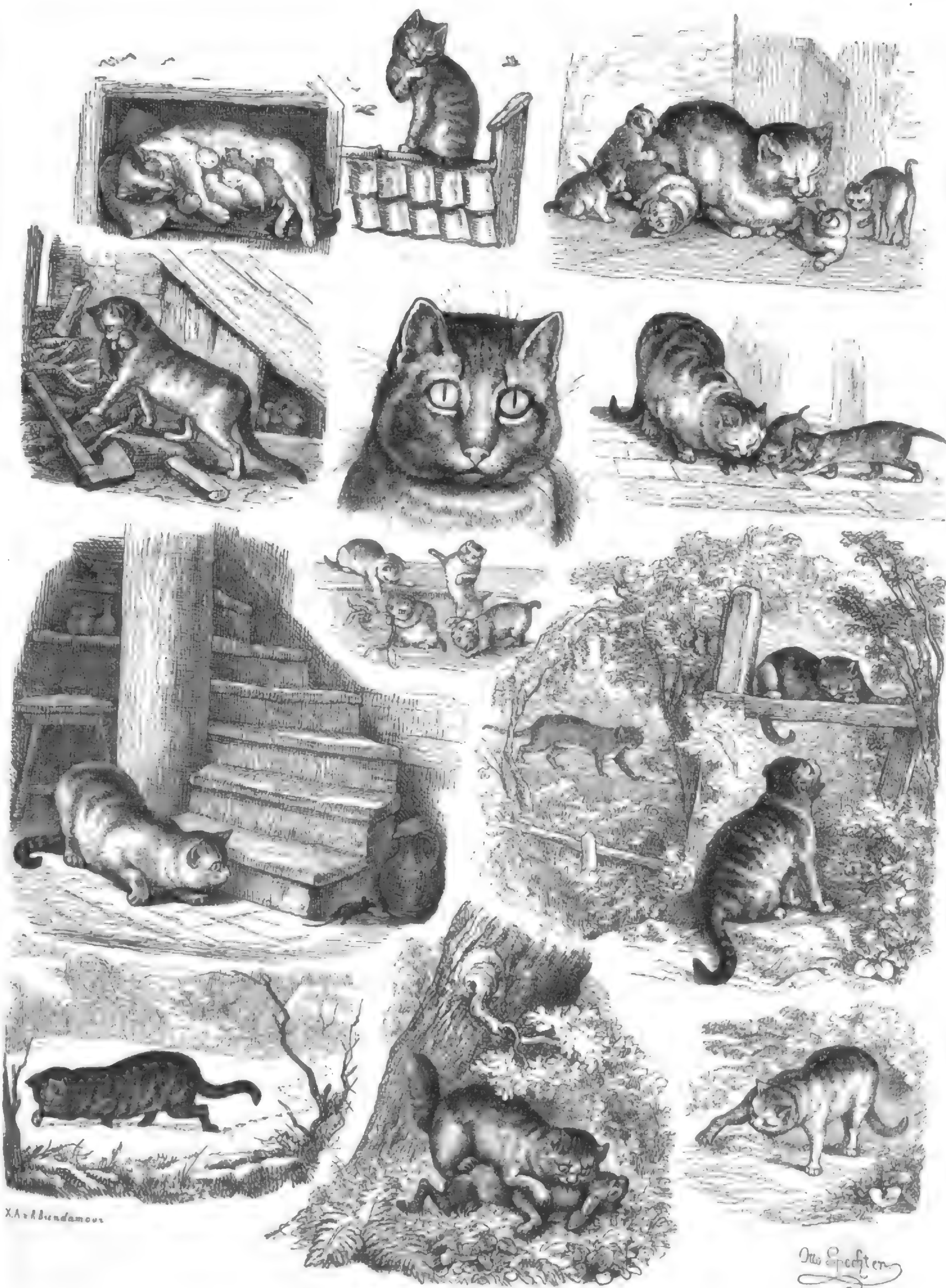
Von Franz Schlegel.

Die Katze ist falsch! Unser Urtheil ist kurz und schnell! Schon der Mensch ist ein Räthsel! Um wieviel mehr aber das Thier? Dort können wir uns selber als Maßstab anlegen und dürfen es — hier dürfen wir es nicht, thun es aber dennoch stets darum, weil uns eben ein anderer Anhalt gänzlich fehlt. Unwillkürlich tragen wir des Menschen Licht- und Schattenseiten in die Thierbilder über. Dort werden wir enthusiastische Lobredner, hier sind wir mit Verdammungsurtheilen vorschnell bei der Hand. Nichts ist ungerechter! „Jedes Thierchen hat sein Manierchen!" sagt der Volksmund, und „der Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist." Das ist der Kern einer oft übersehenen Wahrheit. Kein Wesen kann über das Maß der ihm verliehenen Kräfte hinaus und jedes Thier, wie der Mensch auch, ist das getreue Spiegelbild seiner Umgebung, der ihm gewordenen Erziehung, kurzum, das Ergebniß der Bedingungen, denen es Sein und Werden verdankt. So vielleicht wird ein gerechtes Urtheil möglich, ein annähernd gerechtes wenigstens; denn nichts ist schwieriger als ein solches, wiewohl nichts leichtfertiger gefällt wird.

Wenige Thiere scheinen für den Umgang mit Menschen geeignet, in Wahrheit aber nur dem Scheine nach, weil wir nur sehr wenigen bis jetzt die Wohlthat einer freundlichen Begegnung unsererseits angedeihen ließen. Haben wir uns nicht vielmehr fast der gesammten Thierwelt wie Leibeigenen gegenübergestellt und zwar wenig zu unserem Ruhme und noch weniger zum Vortheil der armen Thiere! Vögel, die aus ihrer nordischen Waldeinsamkeit in die dichtbevölkerten Zonen der verschiedensten Menschenwelt sich verfliegen, brandmarken wir als dumm, weil sie unbekannt mit den Ränken und Listen, die ihnen unsererseits drohen, leichten Kaufes in unsere Hände fallen. Unser Urtheil ist kurz und schnell und darum ungerecht.

Immer und immer hört man die ungleich größere Vorzüglichkeit des Hundes gegenüber der Katze rühmen. Für den Hund aber ist von Anbeginn seiner Domesticirung gleichwie für das Pferd alles Erdenkliche geschehen, seine edlen Eigenschaften zu wecken und zu steigern, um ihn zu dem zu machen, was er sein soll, was er ist. Hier haben unsere Bemühungen um Züchtung durch Auswahl und Erziehung Unglaubliches geleistet. Und zwar galten diese Bemühungen der Ausbildung des Körpers und des Charakters gleichmäßig, der Schönheit der Gestalt, gepaart mit Gewandtheit und Ausdauer, feinster Entwickelung der Sinne wie der Intelligenz, nicht etwa blos wie beim Rind, dem Schwein und dem Schaf einseitig, sei es der Fleisch- und Milch- oder der Fett- und Wollproduction. Was ist in dieser Beziehung für die Katze geschehen?

Die Urform des Hundes ist in hunderten von Racen auseinandergegangen, seine körperlichen Fähigkeiten haben sich gleichsam individualisirt und dadurch eine bewunderungswürdige Steigerung erlaubt und erreicht. Die Katze dagegen lebt allüberall unter nahezu gleichen Verhältnissen, sie hat überall nur den einen Zweck zu dienen, Haus und Hof von Mäusen und Ratten zu säubern. Niemand hat jemals mehr von ihr verlangt, sie leistet eben, wozu sie, ihrer ursprünglichen Natur entsprechend, von uns angewiesen ist, nicht mehr und nicht weniger. Wo ist der Versuch gemacht worden, die hunderterlei Lichtseiten der Katzennatur in systematischer Züchtung, durch Auswahl von Generation zu Generation vererbend, zu steigern oder selbst nur ihr widerhaariges Wesen zu schlichten und zu bemeistern? Jedenfalls würden hier die Resultate nicht weniger glänzend als beim Hunde sich gestalten; denn offenbar sind die Katzen leiblich wie geistig höchst begabte, mindestens ebenso begabte Thiere wie der Hund, wenn nicht die begabtesten überhaupt. Sie beide, Hund wie Katze, sind Raubthiere. Das eine haben wir gelehrt, seinem Blutdurst zu entsagen und der



Bilder aus dem Katzenleben.

Für das große und kleine Daheim gezeichnet von Otto Speckter.

Hund bewacht die Herden, statt sie zu meucheln, das andere haben wir lediglich als Räuber gedungen, und was Wunder, die Katze mordet und maust und nascht, wo sie kann. Das ist ihre Natur und um dieser ihrer Mordlust willen ist sie von jeher als unser Hausgenosse geschätzt, gehegt und gepflegt worden. Sie ist, was sie sein soll, eine Mausekatze.

Ueberall aber unter der freundlich erziehenden Hand des Menschen nimmt sie den Anlauf zum Besseren, überwindet sogar den ihr, wie es scheint, eingeborenen Haß gegen ihren Nebenbuhler, den Hund, ja soweit, daß sie sich herbeiläßt, mit ihm in friedlichster und freundschaftlichster Weise zu verkehren. Ja, mehr noch, sie vermag selbst in Anhänglichkeit an ihren Gebieter den Grundzug ihres Wesens, die Mauselust zu bändigen, und das mag ihr sicherlich nicht ganz leicht werden. Aus meiner eigenen Erfahrung kann ich einen schlagenden Beleg dafür beibringen, der, mit Naturforschertreue beobachtet, den mancherlei anecdotenmäßigen Erzählungen gegenüber doppelt schwer in die Wagschale fallen dürfte. In meiner Vaterstadt wurde in dem Hause eines meiner Freunde bei Aufräumung des Dachbodens ein Mäusenest entdeckt. Natürlich verfielen die armen Kleinen unbarmherzig dem Tode. Nur für das Nesthöckchen glaubte die Hausfrau Fürsprache einlegen zu müssen. In ihrer pflegenden Obhut gedieh das Thierchen außerordentlich und wußte nach und nach den seiner Gebieterin, wie fast allen unseren zartbenervten Frauen eigenen Abscheu vor Mäusen erfolgreich zu überwinden. Und in Wahrheit, ein Mäuschen ohne die ihm von uns Menschen eingeimpfte Schüchternheit vermag mit seinem traulichen, possirlichen Wesen und vor allem mit seiner Reinlichkeitsliebe auch die Nervenschwäche einer Dame zu besiegen. Es wurde dem Findling ein großes Glasgefäß als Wohnsitz angewiesen. Oefters des Tages über, wenn die Hausfrau an ihrem Nähtisch am Fenster saß, wurde dem Mäuschen gestattet, frei herumzuspazieren. Auf demselben Fensterstock hatte die Hauskatze ihren Lieblingsplatz. Anfangs zwar kostete es unserer Miez sichtbarlich große Ueberwindung, nicht nach dem Mäuschen zu häkeln; doch ein Wort der schützenden Gebieterin, und die bereits gezückten Krallen zogen sich zurück. Schließlich lernte sie den schweren Kampf, den Kampf gegen sich selbst, erfolgreich bestehen, ganz so, wie wir das vom Jagdhund sehen. Sie machte fernerhin keine Miene mehr, dem kleinen Günstling ihrer Herrin ein Leid zuzufügen; sie, die sämmtlichem Mäusevolk den Tod zu schwören angewiesen war, lernte verstehen, diese eine, aber nur sie zu schonen. Doch nicht etwa Gleichgültigkeit trat an die Stelle des Hasses, nein, mehr noch, ihr angeborner Haß verwandelte sich in Anhänglichkeit, kehrte sich um in Liebe. Gemüthlich schnurrend lag sie fortan auf dem Fenstersims niedergekauert und folgte halbgeöffneten Auges allen Bewegungen des kleinen Leckerbissens. Jetzt spaziert das Mäuschen am Kleide der Hausfrau herab auf den Boden des Zimmers nieder. Die Katze erhebt sich und steigt ihr nach. Mitten im Zimmer hingestreckt liegt sie da. Die Hausfrau, darob ängstlich, glaubt, das Kätzchen von einem vielleicht verbrecherischen Vorhaben ernsthaft aber in gemüthvoller Zusprache abmahnen zu müssen. Die Katze verfolgt die Maus unverwandt mit den Augen. Husch, jetzt ist sie wieder auf dem Nähtisch und auch die Katze nimmt ihren Posten auf dem Fenstersims wieder ein. Jetzt wurde jedem klar, daß die Katze, weit entfernt, dem Mäuschen nach dem Leben zu trachten, vielmehr sie bemutterte, so zu sagen ihr Schutzengel geworden war. Dennoch nur auf diese eine Maus erstreckte sich ihre Liebe; nach wie vor miaute sie, tagtäglich und wiederholt an der Thür Einlaß begehrend, um sich von der Hausfrau belobigen zu lassen für eine Maus, welche sie, eben gefangen, in der Schnauze zur Schau trug. Mit einem „Schön, mein Miezchen!" zufrieden, machte sie alsdann Kehrt, um die Beute draußen in einem Winkel zu verzehren.

Vier Monate fast mochte dieses idyllische Stillleben gedauert haben, das Mäuschen war unterdes vollständig herangewachsen, damit aber auch Mißstände, die, eben der Natur jener Thiere eigen, sich nie ganz beseitigen lassen. Da reifte nach und nach, freilich nicht ohne manchen harten Kampf unserer Thierfreundin, der Beschluß, dem Mäuschen die Freiheit zu geben. Und um für ihr Fortkommen aufs beste zu sorgen, setzte man sie durch eine Mauerluke auf den das Gehöft begrenzenden Getreideboden freundnachbarlich aus. Der also Verstoßenen wurde natürlich mit Wehmuth gedacht, und eben saß die Hausfrau, nicht ganz frei von Gewissensbissen, wiederum an ihrem Arbeitstische, da miaut die Katze vor der Thür. Sie bringt eine Maus, sie wird belobt, läßt sich aber diesmal nicht wie gewohnt damit abfinden, sondern schlüpft ins Zimmer, springt auf den Fenstersims und setzt hier ihre Beute ab, diesmal aber nicht ihre Maus, nein, den Liebling der Herrin, unversehrt, wie sie vor wenigen Stunden erst ausgesetzt worden. Natürlich genoß dieselbe fortan das Gnadenbrot in der Familie.

Da, wo der Katze volle Freiheit gegönnt wird, scheint sie mehr noch, als sie von Haus aus sein dürfte, gerade durch das Zusammenleben mit uns, Nachtthier geworden zu sein. Tagsüber nutzt sie die Nähe des Menschen, mit dem sie gemeinsam unter einem Dache lebt, nach Möglichkeit aus; sie wärmt sich und ruht sich aus, nimmt Liebkosungen und Leckereien entgegen; compactere Genüsse weiß sie sich ohnehin auf eigene Faust zu verschaffen, ja, sie ist zumeist sogar darauf angewiesen. Hat sie den Tag in süßem Nichtsthun verbracht und gemüthlich schnurrend und spinnend auf weichem Pfühl, womöglich am wärmestrahlenden Herde, verbracht, mit eintretender Dämmerung beginnt sie sich zu recken und zu strecken, zu putzen und zu lecken. Die Glieder sind gefüge, die Toilette ist beendet, sie sucht das Weite und nun beginnt ihr eigentliches Leben. Nächtlicherweile werden ihre Zwistigkeiten ausgefochten, Liebesspiele getrieben und zwar nicht minder laut und ungestüm, als sie lind und geduldig dem edlen Mordgewerk der Mäuse- und Rattenjagd obliegt. Da erscheint uns die Katze in zwei unvergleichlich charakteristischen Situationen von so urwüchsiger Frische, daß die bildende Kunst selbst der größten Meister nur annähernd heranreicht. Hier der sprichwörtliche Katzenbuckel mit gesträubtem, fast vibrirendem Haar und das zum Fauchen und Quälen krampfhaft verzerrte Gesicht und dann wieder ein grelles Gegenstück, wie sie niedergeduckt, im funkelnden Auge nur und der zuckenden Schwanzspitze noch Leben verrathend, lauscht und lauert — da ein jäher Hieb und die Maus krümmt sich unter der Tatze.

Wenn es darum zu thun wäre, aus der Katze etwas mehr als einen bloßen Kammerjäger zu machen, würden wir unsere Erziehungskünste wohl zuvörderst an den weiblichen Thieren versuchen müssen. Denn der Kater hat wenig Sinn für Häuslichkeit, auch weniger anhänglich scheint er und ungleich leichter reizbar. Die Kiez ist weitaus milder und empfänglicher für Erziehung. Sie ist eine rührend zärtliche Mutter, während der Herr Papa nach Beendigung der sprichwörtlich gewordenen Musikaufführungen seiner Pflicht genügt zu haben glaubt und vielfach unbekümmert um Weib und Kind jene schnell zu verlassen liebt und nach diesen sogar Kannibalengelüste verspürt. Sorgsam und ängstlich verbirgt die Mutter ihre Kinderchen und schleppt sie wohl auch in Gefahr von der verdächtigen Stätte nach sichererem Versteck. In überschwenglicher Mutterliebe nimmt sie gern und willig Pfleglinge an und auf, Marder und Eichhörnchen, Kaninchen und Fischottern, ja, Sprößlinge ihres geschworenen Widersachers, des Haushundes. Freilich ist ihr Staunen groß, wenn das eine ihrer Stiefkinder mit Lust die Bäume ersteigt oder sich ins Wasser stürzt oder der Phylaxnatur durch Bellen Luft macht.

Jeder von uns kennt die reizenden Familienscenen aus der Kinderstube der Kiez. Da liegt sie behaglich hingestreckt, dämmernd und halbgeschlossenen Auges. Die kleine Brut drängt sich zum Quell des Lebens und nährt sich mit Lust. Aber zeitig schon regen sich in ihnen die angeborenen, von uns sorgsam von Mutter auf Kind und Kindeskind fort und fort geerbten Triebe. Sie beginnen ihre Studien auf ihren zukünftigen Beruf und wenn auch vorläufig nur an einer flügellahmen Fliege. Wir selbst bestärken sie darin, die Mutter freut sich dessen sichtbarlich, bringt wohl auch ein Mäuschen mit heim, aus dem Tändeln wird Ernst und spielend lernen sie mausen, lernen sie morden.

Buffon, der vielbewunderte Meister, mehr Dichter noch als Naturforscher, hat unsere Katze zu Gunsten des Hundes auf schmähliche Weise verdächtigt, vergessen aber, daß fast überall in unseren Haushaltungen die Katze vernachlässigt, nicht einmal mit ausreichender Nahrung versorgt wird; sie soll sich eben ihren Unterhalt selbst schaffen. Findet sie nicht Mäuse und bietet sich ihr bequemere Auskunft dar, so greift sie zu. Liebe und Treue sind ihr unbekannt, heißt es; bei Veränderung der Wohnung verläßt sie ihren Herrn, sie kehrt zur alten Stätte zurück. Natürlich überall da wird das der Fall sein, wo man sich wenig um sie gekümmert, wo man wenig oder nichts gethan, sie an sich heran, zu sich herauf zu ziehen. Allerwärts aber, wo sie wirklich nicht blos Hausgenossin, sondern Hausfreundin ist und ganz vorzüglich da, wo die Aufmerksamkeit des Herrn ihr ungetheilt

zugewendet wird, wo nicht der Haushund neidisch oder bevorzugt zwischen beide tritt, schmiegt sie sich so treuinnig an, daß ein Wechsel der Wohnung sie nicht beirrt. Vor Sebastopol sah man die Leichen der Zuaven von Katzen, die den Streitern in die Schlacht gefolgt waren, ganz nach Hundeart bewacht und vertheidigt.

Mehr als der Hund ist sie geneigt, die Freiheit, das Weite zu suchen, zu verwildern. Daheim hat sie wenig zu verlieren. Felder und Wälder in ihrer Nähe locken mächtig und hier findet sie überreichlich, was sie bedarf, während der Hund da draußen verwaist stehen und eine darbungsreiche Schule bis zur Selbsterhaltung durchzumachen haben würde.

Tücke, Hinterlist, Mißtrauen und was sonst noch wird ihr zum Vorwurf gemacht. Auch wir können sie nicht gänzlich freisprechen, aber nicht vergessen möge werden, daß wir ihr einen bevorzugten Rivalen, ihren Todfeind, den Haushund, zur Seite gesetzt haben, dessen Gesellschaft von jeher auf die Entwicklung aller jener Schattenseiten der Katze nachhaltiger eingewirkt hat, als der Mensch für ihre Erziehung zum Besseren gethan zu haben sich rühmen darf.

Lebenserinnerungen. Von Julius von Wickede.

II. Sau- und Hirschjagden des Großherzogs Friedrich Franz I. von Mecklenburg-Schwerin.*)

Jedem Mecklenburger, der noch Alt-Mecklenburg, wie es vor 40—50 Jahren war, kannte und liebte, wird ein Freudenschein über das Gesicht strahlen, wenn er von dem alten Großherzog Friedrich Franz I. nur sprechen hört. Nicht allzu häufig wird ein Fürst unter allen noch so verschiedenen Bewohnern seines Landes sich einer so allgemeinen Popularität zu erfreuen haben, wie es bei dem Genannten der Fall war. Als er im April 1835 sein 50jähriges Regierungsjubiläum feierte, da war dies ein Fest in ganz Mecklenburg, das bis in die Wohnungen der ärmsten Tagelöhnerfamilien nachtönte, und als nicht lange darauf ein sanfter Tod den hochbejahrten Greis von diesem Erdenleben abrief, da trauerte in Wahrheit das gesammte Volk um seinen hingeschiedenen Herrscher. Und doch war der alte Großherzog wahrlich kein Fürst nach modernem Geschmack, ja selbst auch sein Privatleben bot wohl manches dar, was ein strenger Sittenrichter mit nicht unbegründetem Rechte tadeln mußte. Was ihm seine seltene Volksthümlichkeit verschaffte, war sein scharfer Blick, der ihn das Wahre so leicht vom Falschen unterscheiden ließ, seine innige Liebe für sein Volk und seine ungezwungene, aus dem Herzen kommende und daher zu aller Herzen dringende Leutseligkeit. Von seinem leichten Verkehr mit den Leuten aller Stände, und den oft ungemein witzigen Fragen oder Antworten, die er sowohl selbst gab, als häufig wieder erhielt, circuliren noch hunderte oft äußerst charakteristischer Anecdoten. Hat doch auch noch Mecklenburgs großer Dichter, Fritz Reuter, in seinem neuesten Werke, „Dorchläuchting", was vorzugsweise am Hofe zu Strelitz spielt, den damals noch sehr jugendlichen Herzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin in meisterhafter Weise gezeichnet und ihm die dankbare Rolle eines Retters und Beschützers der verkannten Unschuld zuertheilt.

Unter den Erinnerungen meiner frühesten Kindheit nimmt Friedrich Franz einen hervorragenden Platz ein. Als ich noch ein Junge war, der kaum die ersten Hosen erhalten hatte, war es für mich und meine Spielgefährten stets ein großes Fest, wenn unser Landesfürst, der für gewöhnlich in Ludwigslust seine Residenz hatte, im Januar nach meiner Vaterstadt Schwerin kam und dort während einiger Wintermonate sein kleines einfaches Palais bezog. Wenn er spazieren ritt, liefen wir nach Jungensart oft lärmend neben seinem Pferde her, ungenirt ihm „Guten Morgen" zurufend und allerlei kritische Bemerkungen über sein Roß und sein Reiten hinzufügend, die er dann lachend anhörte und oft mit vielem Humor beantwortete. Sein weißer Federbusch, den er auf dem dreieckigen Generalshut trug, wenn er mitunter eine Parade abhielt, war für mich, dem die Soldatenpassion schon von Kindheit an im Blute steckte, ein Gegenstand des höchsten Entzückens und heißesten Verlangens. Ein unverheiratheter Onkel von mir, der Amtsauditor und Kammerjunker war, hatte mir scherzhafter Weise gerathen, ich solle den Großherzog nur herzhaft um seinen Federbusch bitten, er würde mir solchen dann schon schenken. Solch einen Rath ließ ich mir nicht zweimal ertheilen und bei der nächsten Parade lief ich keck an den Großherzog heran und rief ihm die Worte zu: „Höre, Großherzog, Du sollst mir Deinen Federbusch schenken, hat Onkel Auditor gesagt." Der Großherzog, der mich persönlich sehr wohl kannte, lachte herzlich hierüber, und am andern Morgen brachte mir ein Läufer den größten Generalshut mit dem mächtigsten Federbusch, der nur im besten Spielwaarenlager von Schwerin zu finden gewesen war. Meinen großen Papierhut auf dem Kopfe, einen hölzernen Säbel an der Seite, lief ich dann zu ihm ins Palais, um mich für dieses Geschenk zu bedanken, was er lachend annahm und mich mit dem Säbel mehre Exercitien machen ließ.

Solche und ähnliche Züge von dem gemüthlichen Wesen des alten Herrn könnte ich gar viele hier anführen, wenn ich nicht fürchtete, meine Leser dadurch zu ermüden und von dem eigentlichen Thema, der Schilderung der großen Sau- und Hirschjagden, abzukommen. — Der Großherzog war noch bis in sein hohes Alter ein eifriger Nimrod. Da Mecklenburg damals noch ein schwach bevölkertes, von Wiesen und Wald reich durchschnittenes Land war, fast die Hälfte des Areals aus großherzoglichen Domänen bestand und die Bauern in den Domanialdörfern, wie auch die Pächter auf den Domanialgutshöfen in ihren Contracten stets so gestellt waren, daß darin auch auf etwaigen Wildschaden sehr freigebig gerechnet wurde, so durfte der Großherzog sich dieser Jagdpassion schon hingeben und eine Menge von Wild aller Art hegen und pflegen lassen, ohne befürchten zu müssen, daß er seine Unterthanen dadurch bedrückte oder mit ärgerlichen Forderungen für Wildschaden irgendwie behelligt würde. So wurden denn Hirsche, Rehe und besonders auch wilde Schweine in großen Massen in manchen Theilen des Landes gehalten und die Jagden waren theilweise so großartig, wie man sie gegenwärtig wohl selten mehr in ganz Deutschland finden wird. Besonders das Hetzen der wilden Schweine mit Saupackern steht jetzt noch lebhaft in meiner Erinnerung.

Nach seinem Contracte mußte jeder Pächter eines Domanialhofes einen großen Saupacker das Jahr über durchfüttern oder zwei Thaler alljährlich dafür bezahlen. Zwar fraß so ein großer Hund wohl mehr wie für zwei Thaler im Jahr, allein die Thiere wurden zugleich gewöhnlich als wachsame Kettenhunde benutzt, und es gewährte den meisten Pächtern Vergnügen, einen recht großen und schönen Hund zu haben, daher der großherzogliche Hundejäger oft ein Trinkgeld erhielt, um nur ja einen hübschen, kräftigen Hund zu bringen. Diese Saupacker, von denen der Großherzog gewiß über hundert besaß, waren verschiedener Race, theils waren es Hunde von der größten Ulmer Gattung, theils große englische Doggen. Es gab wirklich wunderschöne, mächtige Thiere darunter, die auf einer Hundeausstellung moderner Art gewiß allgemeinen Beifall gefunden hätten. Zum Aufspüren der Schweine in den Waldungen und zum Auftreiben aus ihren Kesseln wurde eine kleinere Art Hunde, „Saufinder" genannt, benutzt; von diesen Saufindern, von denen es einige hundert gab und die eine eigene, wohl von wachsamen Schlächterhunden und Spürhunden gekreuzte Race bildeten, mußte jeder Bauer auf den Domänen einen Hund alljährlich außer der Jagdzeit durchfüttern oder einen Thaler bezahlen.

Rückte nun im Spätherbst die Zeit der Sauhetzen heran, so wurden in der Regel einige Wochen vorher an 40 — 50 Saupacker und wohl die doppelte Zahl von Findern auf dem großherzoglichen Jägerhofe bei Schwerin zusammengebracht. Für uns Knaben war dies schon eine Zeit außergewöhnlicher Aufregung, und wir versäumten womöglich nicht, täglich den Jägerhof zu besuchen und uns an dem Anblick der vielen Hunde zu erfreuen. Da mein Vater die Stelle eines Oberforstmeisters bekleidete, obgleich er persönlich nichts mit der Leitung der Jagden zu thun hatte, so erfreute ich mich als Junge der besonderen Protection der Hofjäger und des übrigen bei diesen Jagden thätigen Personals. Namentlich der alte erfahrene Waidmann, der officiell den mit seinen grauen Haaren in komischem Widerspruch stehenden Titel: „Hundejunge" führte, eine durch und

*) Vgl. Nr. 16. S. 246.

durch originelle Persönlichkeit, voll der scherzhaftesten Waldmannssprüche und oft unglaubhaftesten Jagdgeschichten, war mein besonderer Freund. Der alte „Knaak" war in seinen vielen Mußestunden, die er außer der Jagdzeit hatte, ein äußerst geschickter Schnitzer in Horn und Elfenbein, der an Pulverhörnern und ähnlichen Sachen wirkliche Kunstwerke lieferte und auch ein eifriger Vogelfänger, was mich bei meiner Passion für Vögel und Thiere aller Art ebenfalls in vielfache Berührung mit ihm brachte. Auch der „Findejäger," der die specielle Aufsicht über die Finde- und Schweißhunde hatte, war gewöhnlich mein besonderer Freund. Benutzte ich diese Freundschaft doch auch dazu, daß stets einer der größten und schönsten Saupacker als Hofhund vor das Landhaus meines Vaters unweit Schwerin gebracht wurde, und war ich als Junge dann oft nicht wenig stolz, wenn das mächtige Thier mich auf meinen Streifereien zu Pferde und zu Fuß in der Umgegend treu begleitete.

Auf diesem Jägerhofe wurden nun sowohl die Saupacker wie Finder einige Wochen vor dem Beginn der Jagd noch einer besonderen Dressur und Diät unterworfen. Ihre Nahrung bestand nur aus Schrotbrot, über welches eine kräftige Fleischbrühe, zu deren Anfertigung stets eigens alte Kühe geschlachtet wurden, gegossen wird. Auf solche Art wurden diese Thiere weit magerer, aber auch kräftiger und zum Laufen ausdauernder, als sie früher bei ihrem ländlichen Aufenthalte auf den Dörfern gewesen waren. Auch gewöhnte man die Hunde an strengen Appell und ruhiges Führen an einer Leine, was freilich ohne tüchtige Hiebe mit einer großen Hetzpeitsche selten ablief. Auch die vier bis fünf berittenen Hofjäger auf dem Hofe hatten vor dem Beginn der Sauhetzen viel mit sich und ihren Pferden zu einer besseren Ausbildung zu schaffen. Sie mußten sich im gewandten und schnellen Reiten üben, um während der Jagd den Hunden stets folgen zu können, ihre Pferde daran gewöhnen, inmitten einer Meute kläffender und heulender Rüden ruhig und ohne Scheu stehen zu bleiben und auch ihre oft etwas mangelhafte Fertigkeit im Blasen der Jagdsignale auf den Waldhörnern zu vervollkommen suchen. So herrschte denn auf dem Jägerhofe einige Wochen vor dem Beginn der Jagden schon ein sehr bewegtes Leben voll der mannigfachsten Bilder, was für uns Jungens natürlich vom allergrößten Interesse war.

Hatte nun der Großherzog den Beginn der Jagden festgesetzt, so steigerte sich womöglich die Thätigkeit auf dem Hofe noch immer mehr; der Hofjägermeister und unter ihm der „Oberjäger" und dessen specielle Untergebenen, die Hofjäger, hatten nun vorher schon in den Forstdistricten, die von dem Großherzog zur Abhaltung der Saujagden bestimmt wurden, die Zahl der einzelnen Rudel und wie viel starke Keiler, Bachen und Frischlinge sich darunter befanden und wo dieselben in der Regel standen, genau abgespürt. Am Frühmorgen des Jagdtages wurden an den Kreuzwegen, die in den Wald hineinliefen oder sonst an geeigneten Stellen große Schirme, aus Tannenzweigen geflochten, aufgestellt. Zur Jagd selbst hatte der Großherzog außer seinem höheren Hof- und Jagdpersonal und den Jagdjunkern, die zum Mitreiten verpflichtet waren, gewöhnlich eine größere oder kleinere Anzahl von Gästen, in der Regel Officiere, Gutsbesitzer und andere ihm näher bekannte Herren eingeladen. Wer irgend konnte, setzte seinen Stolz darein, hierbei zu Pferde zu erscheinen, und nur die älteren Herren bedienten sich eines leichten Jagdwagens; auch der Großherzog selbst hatte früher stets die Hetzen zu Pferde mitgeritten und nur in seinen letzten Lebensjahren, als hochbetagter Greis, fuhr er in einer leichten, offenen, zweispännigen Jagdkalesche.

Am frischen Morgen brach nun der lärmende Zug mit Hörnerschall, Peitschengeknall, Hundegebell, Rossegewieher vom Jägerhofe nach dem bestimmten Jagdrevier auf. Konnte ich es irgend möglich machen, so schloß ich mich, selbst auf die Gefahr einer späteren unnachsichtlichen Schulstrafe, diesem Zuge mit an und zwar sehr häufig zu Fuße nebenher laufend; als ich aber dann im 13. Lebensjahre ein eignes sehr behendes Rößlein vom Vater zum Reitpferde geschenkt erhalten hatte, wo möglich keck einem älteren Hofjäger zur Seite reitend. Den Zug eröffnete der Findejäger, von einer Meute von 30—40 Findern, die je zu 2—3 von Treiberjungen am Stricke gehalten wurden, gefolgt; nun kamen die eigentlichen Saupacker, von denen jeder von einem kräftigen Mann an einer Leine geführt wurde. Die Hunde, welche instinctmäßig wußten, daß es zur Jagd ging, heulten und bellten vor Lust und Uebermuth und zerrten oft so gewaltig an den Stricken, daß die starken Waldarbeiter, die sie führten, sie oft nur mit Mühe bändigen konnten. Diesen Jägern folgten die Jagdjunker, in eleganten, grünen, mit Pelz zierlich verbrämten Jagdpikeschen gekleidet, während die übrigen Gäste zu Roß und Wagen gewöhnlich direct auf das vorher bestimmte Jagdrendezvous sich begaben. So eilte der lange Zug auf die schon oft beschneiten Fluren dem mitunter ziemlich weit entfernten Walde zu. Hinter dem Hauptschirm, der einige hundert Schritt vom äußersten Rande des Waldes an einer Stelle, wo wahrscheinlich die meisten wilden Schweine zum Durchbruch kamen, aufgerichtet war, nahm der Großherzog mit seinen Gästen seine Stellung. Hier wurden auch 2—3 Koppel der besten Hunde unter der Leitung eines erfahrenen Hofjägers aufgestellt. Hinter den Schirmen auf den andern Plätzen, die gewöhnlich nur errichtet wurden, um einen Durchbruch zu verhüten und die aus dem Walde ausgebrochenen Schweine in der Richtung gegen den Hauptschirm hinzutreiben, war gewöhnlich nur eine Koppel Hunde unter einem Hofjäger stationirt. Jede Koppel bestand in der Regel aus 6—8 Hunden und waren stets ältere, erfahrene Thiere mit jüngern, unerfahrenen zusammengemischt. Auf ein gegebenes Zeichen des Oberjägers begann nun der „Findejäger" mit den von ihren Stricken freigemachten Findehunden und den Treibern in den Wald hineinzudringen und die wilden Schweine aus ihren Kesseln herauszutreiben. Aus dem bisher so stillen Walde erscholl dann bald ein Gelärm aller möglichen Töne; die kleinen Findehunde jaulten und bellten, die Treiber juchzten und schlugen mit ihren Stöcken an die Bäume, um die Schweine am etwaigen Durchbruch durch die Treiberlinie zu verhindern und vorwärts gegen die Schirme zu treiben. Und der Findejäger gab durch einzelne Stöße auf seinem Jagdhorne die nöthigen Signale an, damit die ganze Linie in möglichst grader Linie sich erhalte. Hatten die Hunde ein wildes Schwein oder gar eine ganze Rotte in ihrem Kessel aufgespürt, so verdoppelte sich ihr Geheul und Gekläffe und sie eilten wo möglich alle dahin. So konnte man schon hinter dem Schirm solchen Vorfall aus der Ferne sogleich bemerken und die große Spannung, mit der dies ganze Treiben überhaupt alle Gemüther erfüllte, ward dadurch nicht wenig gesteigert.

So dauerte das Treiben im Walde häufig eine halbe, ja selbst über eine Stunde, bis endlich ein oder einige Schweine aus dem Saume des Gehölzes hervorbrachen und auf das freie Feld liefen. Mit lautloser Spannung beobachteten alle hinter dem Schirme diese Thiere. War das so getriebene Schwein auf 500—800 Schritte dem Schirme nah gekommen, so merkte es gewöhnlich Unrath und wandte sich eiligst in veränderter Richtung zur Flucht. Jetzt begann die Hetze. Die Packer, die kaum mehr zu bändigen waren und oft ihre Halter fast umrissen, wurden schnell von den Stricken gelöst und stürmten nun mit lautem Wuthgeheul ihren grimmig gehaßten Feinden nach; die Reiter setzten sich fest in die Sättel, nahmen die Zügel kurz, um erforderlichen Falls auf der Stelle pariren zu können, und nun ging es unter lautem Halloh! hoho! und Peitschengeknall über Stock und Stein, Gräben und Brüche in vollem Galopp der Rosse der Jagd nach. Auch die Gäste auf den langen, leichten Jagdwagen fuhren, wenn das Terrain es nur irgend erlaubte, so schnell die Pferde nur laufen konnten, der wilden Jagd nach.

Hatte die Hetze gut angefangen, und das Terrain war nicht allzu ungünstig, so dauerte es gewöhnlich nicht über 10 Minuten, ja kaum so lange, bis die schnellsten Packer das Schwein eingeholt und gestellt hatten. War dies nun ein mächtiger Keiler, so begann oft ein wüthender Kampf zwischen ihm und den angreifenden Hunden. Das aufs äußerste gereizte Thier, dessen kleine Augen vor Wuth förmlich roth glühten und dem der weiße Geifer aus dem weitgeöffneten Maule, aus dem die langen scharfen Hauer, diese furchtbare Waffe, welche den stärksten Hund oft mit einem Schlage den ganzen Leib aufriß, hervorblitzten, setzte sich auf das entschlossenste zur Wehr. Konnten die Hunde ihren Feind nur von hinten angreifen und sich in den Nacken, die Ohren und den Rücken verbeißen, so hatten sie ihren Sieg gewöhnlich bald errungen, da das Genick des Schweines steif ist und es daher den Kopf nicht umdrehen kann, sondern stets den ganzen Körper wenden muß, um seine Gegner mit den Hauern zu treffen. Anders aber war es, gelang es dem Keiler, sich so zu stellen, daß er mit dem Rücken durch einen Baum oder ein Grabenufer oder ein Gebüsch gedeckt war und die Packer in ihrer blinden Wuth ihn von vorne angriffen. Dann hieb das starke Thier so gewaltig um sich, daß die großen Hunde, aus schweren Wunden blutend, heulend umher lagen, bis es ihrer Uebermacht endlich gelang, ihren Feind zu überwältigen. Oft 6—8 Packer wurden auf diese Weise

von einem einzigen Keiler verwundet oder getödtet. Habe ich es doch selbst als Junge einmal mit angesehen, daß ein Keiler, der sich den Rücken durch ein Dorngebüsch vollständig gedeckt hatte und wobei ein Hofjäger etwas unvorsichtig von vorne anhetzte, 11 der größten Hunde zusammenschlug und endlich nothgedrungen durch einen Büchsenschuß getödtet werden mußte.

Ein eigener Jäger, gewöhnlich der schon erwähnte alte Knaak, folgte stets mit allen möglichen Nähapparaten und sonstigem Verbandzeug auf einem großen, mit Stroh belegten Leiterwagen der Jagd, um den verwundeten Hunden ihre Wunden wiederzuzunähen und zu bepflastern und so zu heilen, oder war dies nicht mehr möglich, dieselben auf der Stelle zu tödten.

Hatten nun die Packer, nach längerem oder kürzerem heißen Kampf, das Schwein endlich zu Boden gerissen und so fest gehalten, daß es sich nicht mehr rühren konnte, so mußte ein gewandter Hofjäger das schwierige und oft nicht ganz ungefährliche Geschäft übernehmen, das von dem Kampf und den vielen Beißwunden schon sehr entkräftete Thier an beiden Hinterfüßen anzufassen, in die Höhe zu heben und so umzudrehen, daß es bequem mit dem Hirschfänger durch das Herz gestochen werden konnte. Es war dies ein viel Gewandheit erforderndes Geschäft und es mußten vorher die Hunde, die sich oft sehr stark verbissen hatten, von den Treibern mit Gewalt von ihrer Beute losgerissen werden. Den Todesstoß mit dem Hirschfänger besorgte gewöhnlich der Oberjäger oder sonst eine vornehme, dazu durch Uebung und Jagdlust befähigte Persönlichkeit unter den anwesenden Gästen. In früheren Jahren soll der Großherzog dies selbst gethan und manches Hundert wilder Sauen auf diese Weise getödtet haben; so weit meine Erinnerungen aber reichen, sah und hörte ich dieses nie mehr, und er verließ wegen seines hohen Alters selten noch den Wagen.

Nicht selten geschah es aber auch, daß die Hunde das Schwein nicht sobald wieder einholten; das geängstigte Thier ging entweder in den Wald zurück, wo die Packer nicht gut folgen konnten oder rettete sich in einen Bruch oder warf sich auch in einen der in Mecklenburg so häufigen, kleinen oder großen Landseen, wo dann die Hofjäger mit ihren Pferden nothgedrungen schwimmend nachfolgen mußten. Mitunter, obgleich nicht häufig, kam es auch wohl vor, daß die Packer die Spur des Schweines gänzlich verloren und die Hetze fehl ging; dann waren diese Hunde in ihrer wilden Wuth leicht sehr gefährlich und fielen Menschen und Thiere an, die ihnen in den Weg kamen und es erforderte oft viele Mühe und Arbeit, bevor sie alle wieder eingefangen und von den Leitern an den Leinen befestigt wurden.

War die Hetzjagd, wobei oft 6—8, ja selbst bis 20 wilde Schweine erlegt wurden, beendet, so erfolgte in der Regel ein fröhliches Mahl auf freiem Felde, wozu die Hofküche, die auf einigen großen Hofküchenwagen mitgefahren war, es an trefflichen kalten Speisen und altem Wein nicht fehlen ließ. Die Treiber, Führer der Hunde, ja eigentlich auch alle aus den umliegenden Dörfern zum neugierigen Zuschauen herbeigekommenen Leute, Alt wie Jung, erhielten dann Bier, Branntwein, riesige Butterbrote, Käse, Wurst u. s. w. in reichlicher Menge. Der alte Großherzog ging dabei häufig zu diesen Leuten, unterhielt sich in plattdeutscher Sprache auf das freundlichste, und da er ein seltenes Personen- und Namengedächtniß besaß, so kannte er viele der älteren Schulzen und Bauern beim Namen und fragte sie sehr eingehend nach ihren Wirthschaftsverhältnissen. So bildeten diese Hetzjagden zugleich auch ein Fest für die ganze umliegende ländliche Bevölkerung. — —

Die Hetzjagden auf wilde Schweine haben schon seit vielen Jahren in Mecklenburg gänzlich aufgehört und wenn auch diese Thiere hier und da in einzelnen Domanialforsten noch vorkommen, so werden sie doch gleich dem andern Wilde auf der Jagd mit Büchsen erlegt.

In früheren Zeiten fanden auch beim Großherzog Friedrich Franz I. Parforcejagden auf Hirsche mit Hunden statt, doch geschah dies selbst in meiner Knabenzeit nicht mehr. Es gehören zu den Domanialbesitzungen mehrere sehr ausgedehnte Wiesenflächen, die sich für einen starken Hirschstand ungemein eignen. So bildet die sogenannte „Lewitz", zwischen den Städten Parchim, Schwerin, Ludwigslust und Neustadt gelegen, ein Areal von einigen Quadratmeilen, was nur aus guten Wiesen, hier und da mit einigen Holzungen untermischt, besteht. Hier, wo auch jetzt noch ein sehr starker Hirschstand ist, befanden sich vor 30 bis 40 Jahren Rudel von Hunderten von Hirschen. Das in der Mitte der Lewitz gelegene Jagdschloß „Friedrichsmoor" ward nun von dem Großherzog, der sein ganzes Leben hindurch ein eifriger Waidmann blieb, während einiger Wochen im Spätherbst zum Mittelpunkt der großartigsten Hirschjagden gemacht. Oft an 20—40 Gäste hatte der alte Herr dann Tage, ja Wochen um sich versammelt. Die Räume des Jagdschlosses und der nahen Oberförsterei wollten oft für diese große Zahl von Gästen kaum ausreichen, und es mußten dann 2—3 Herren sich mit einem Zimmer behelfen; ja mitunter sogar, wenn es an Betten zu mangeln begann, die Jagdjunker und jüngeren Officiere auf einer großen gemeinsamen Streu schlafen.

So waren die Sau- und Hirschjagden zu jener Zeit, wie sie noch lebhaft in meiner Erinnerung sind, obgleich schon manche Decennien seit jenen Tagen verflossen sind. Für alle, welche Gelegenheit hatten, daran theilnehmen zu können, boten sie eine reiche Quelle der regsten Waidmannslust, wie man solche jetzt wohl nicht mehr häufig finden wird. Aber auch die Bewohner aller Domanialämter, welche der Landesherr bei diesen Jagden zu besuchen pflegte, freuten sich stets, wenn der alte, immer so freundliche Herr seinen Einzug bei ihnen hielt. Er sah und hörte dann gar vieles, was ihm als Fürst zu wissen erwünscht schien, schenkte bereitwillig auch dem geringsten Tagelöhner sein Ohr, und gar mancher Wunsch, der sonst nicht so leicht zu ihm gedrungen, ward von ihm bei solcher Gelegenheit vernommen und, wenn irgend möglich, auch gerne erfüllt.

Aus der Criminalpraxis.

I. Eine Criminalsitzung.

„Meine Herren, Montag kommt der Staatsanwalt, und die Sitzung beginnt um acht Uhr." Der Director sagt das so gemüthlich, als ob nichts dabei wäre, und läßt sich doch ein Lied davon singen. Die Opfer der letzten Sitzung sind kaum hinter Schloß und Riegel und schon bricht mit dem Mondwechsel die neue Flut von Strafthaten herein.

Der Staatsanwalt kommt alle vier Wochen. Die Zwischenzeit ist von den Uebelthätern des Gerichtsbezirks nach Kräften benutzt worden: man weiß aus den eingeleiteten Anklagen, daß mehr als zwanzig Fälle vorliegen. Darum wird der frühe Beginn der Sitzung ohne Befremden vernommen. Pünktlichkeit ist zu empfehlen, denn der Director erscheint mit dem Glockenschlage; ganz früh wird aufgebrochen, nachdem die Frage der sorglichen Hausfrau: „Wann kommst Du zu Mittag?" mit einem bedenklichen Achselzucken beantwortet ist. Der fröhliche Gruß des Frühlings auf der Straße, aus Morgenfrische und Sonnenschein gewebt, bleibt unbeachtet, denn die Gedanken haften an der bevorstehenden Handlung, deren Personen auf der Treppe und dem langen Gange des Gerichtsgebäudes in mannigfachen Gruppen herumstehen. Einige buchstabiren unter Aufwendung ihrer ganzen Gelehrsamkeit an den verschiedenen Aushängen; andere besprechen mit lebhaftem Geberdespiel die gegen sie verübten Missethaten oder erhobenen Anklagen und berechnen die Kraft der Angriffs- und Vertheidigungsmittel. Zwei Bassermannsche Gestalten in der Ecke trinken sich aus der Branntweinsflasche Muth und Glück zu, während neben ihnen ein junges Weib dem mitgebrachten Kinde die Brust gibt. Sie gehört wohl nicht zu den Angeklagten, denn sie sieht so ruhig, ja heiter darein, als hätte sie kein Wasser getrübt und dächte an nichts als ihre Mutterfreude. Aber vielleicht hat ihr auch bloß ein kluger Mann gesagt, daß stillende Frauen nicht verhaftet werden, und der Säugling soll ihr als Schild der Freiheit dienen. Man kann sich auf den äußern Anschein hier nicht verlassen, wo jeder sich in das Gewand der Unschuld kleidet und es um so weißer wäscht, je schwärzer ihm zu Muthe ist. Wenn man näher zusieht, begegnet man überall verhaltenen Bewegungen, flüsterndem Gespräch, verstörten Gesichtern voll unruhiger, gespannter Erwartung und schwüler Ahnung, daß man sich in der Nähe einer unheimlichen Maschine befinde, die den einen oder andern beim Kragen kriegen wird.

Und doch, wie ein Vorhof zu jenen Zellen, in welche weder

Morgenroth noch Abendschimmer bringt und kaum am hohen Mittag ein verlorner Sonnenstrahl sich verirrt, sieht der Sitzungssaal gar nicht aus, der in weißer und heiterster Lichtfülle dem Eintretenden entgegenleuchtet. Der blaue, sonnige Glanz des jungen Tages, durch die hohen Bogenfenster hereinfallend, zieht Goldfäden über den grünen Tischbezug, huscht neugierig über Acten, Bänke und Stühle, und in plötzlichem Ausblitz von den blanken Lampen, den Messingbeschlägen der Thüren und der Zuschauerschranke und dem Zifferblatt der großen Wanduhr zurückprallend, füllt er das weite Viereck mit fröhlich glitzerndem Gefunkel. Aber daneben schauen über den vorliegenden, dichtumschlossenen Hof die grauen Mauern des Gefängnißgebäudes mit ihren vergitterten Gucklöchern vieläugig herein und heften sich, nach neuen Bewohnern verlangend, auf den Actenhügel. Sie sollen befriedigt werden, denn auf dem langgeschweiften Tische liegt eine Musterkarte von Zuwiderhandlungen gegen göttliche und menschliche Ordnungen.

Es schlägt acht Uhr. Der Gerichtshof tritt ein. Nach allseitigen Begrüßungen gruppirt sich das Collegium an der Außenseite des Tischbogens, während auf den Flügeln die Hünengestalten des Staatsanwalts und des Gerichtsschreibers, gleich einem Ajax und Diomedes der kämpfenden Gerechtigkeit, Platz nehmen. Zwischen beiden sitzt der Direktor, ein kleiner, ältlicher stiller Mann mit fester Stirn und scharfen, durchgeistigten Zügen, als Angelpunkt und Regierer der Maschine actenlesend in der Mitte, fast verdeckt von der überragenden Körperlichkeit seiner beiden Nachbaren.

„Die Sitzung ist eröffnet." Der Director greift noch lesend nach der vor ihm hängenden Klingelschnur, und gleich darauf springt der kleine, ewig flinke und dienstbereite Botenmeister herein und hält sein Ohr dem Befehle entgegen. „Rufen Sie den Dienstknecht Rohloff und zwanzig Genossen auf." Man hört draußen ein mehrstimmiges, durch den Corridor hinhallendes Rufen: „Rohloff und Genossen!" dessen Eifer dem Director ein Lächeln entlockt: „Viel Lärmen um nichts;" dann folgt der verdutzte Bericht: „Es ist niemand da." Natürlich, denn die angeklagten Wehrpflichtigen und Landwehrmänner sind längst mit Sack und Pack in Amerika, und die Sache läuft auf ein theoretisches, gerichtliches Selbstgespräch hinaus.

Die Klingel ruft den Gerichtsherold wieder herein: „Die Arbeitsleute Bartelt und Timm und sechs Zeugen in der Untersuchung wider sie." Diesmal wird es Ernst, denn der Staatsanwalt, würdevoll sich zurücklehnend, schleudert zusammengezogene Augenbrauen und schweres Stirngewölk den Eintretenden entgegen. Sie hören sich angeklagt, dem Bauern Hans Marquardt in Robe, bei welchem der reumüthige Timm erzogen ist und als Knecht gedient hat, mittelst nächtlichen Einbruches 100 Thlr. gestohlen zu haben. Die Anklage steht auf schwachen Füßen, denn es fehlt an den beiden entscheidenden Merkmalen, Besitz des gestohlenen Gutes und Anwesenheit am Orte und zur Zeit der That. Das Verfahren war sogar wegen Schwäche der Beweise eingestellt. Es wurde zwar fortgesetzt, als zu den bisherigen Anzeichen, der Bezahlung einer Schuld des Timm durch Bartelt und der Auffindung eines dem Bartelt gehörigen, in die Spuren des Einbruchs hineinpassenden Stemmeisens, sich noch die Aussage eines Zeugen gesellte, der die Verabredung des Diebstahls belauscht haben will: doch sind die Angeklagten mit Rücksicht auf ihre bisherige Straflosigkeit und den übeln Ruf des neuen Zeugen auch dann nicht verhaftet worden, um nicht durch eine monatlange Untersuchungshaft vielleicht unschuldig unersetzlichen Schaden zu leiden. Die Freiheit scheint zur Verdunkelung der Sache benutzt zu sein. Man sieht an dem Mienenspiel der beiden Burschen während Verlesung der Anklage, daß Bartelts verneinender Geist das Geständniß, welches hier ebenso wünschenswerth für die Abkürzung der Verhandlung als für den Nachweis der Thäterschaft gewesen wäre, zu vereiteln und eine Verständigung herbeizuführen gewußt hat, die den Richtern dicke Mauern von Lügen und Ausflüchten entgegenstellen wird. Beide Angeklagte erklären sich denn auch richtig für nichtschuldig, und als der Vorsitzende, das kleinlaute „nicht" des Timm überhörend, diesen nochmals fragt: „Schuldig?" ist Bartelt schnell bei der Hand: „Nichtschuldig." — „Sie sind nicht gefragt, und haben genug vor Ihrer eigenen Thüre zu kehren." — „Ich wollte ihm blos auf die Sprünge helfen, weil er so sehr verschüchtert ist." Es hat schon geholfen, und der heimliche Rippenstoß daneben befördert das Leugnen noch mehr, daß es, so lange beide auf der Bank zusammensitzen, recht frisch von der Leber weg geht. Zwar scheint Timm beim abgesonderten Verhöre vor dem Tische durch wechselnde Gesichtsfarbe und scheues Umblicken nach dem Zeugen sein Schuldbewußtsein zu verrathen und steigert diesen Eindruck, nachdem Bartelts zeitweilige Entfernung aus dem Saale seinem unverschämten Dreinreden ein Ende gemacht hat, durch zusammengestotterte, widerspruchsvolle Antworten: aber ein Geständniß ist von ihm nicht mehr zu erlangen, und die Verwirrung kann auch die Wirkung der Lage und Umgebung auf den jungen, schüchternen und unselbständigen Menschen sein. Desto dreister und sicherer ist das Auftreten des wieder hereingeführten Bartelt. Er stellt sich breitbeinig auf, stemmt die Hände, durch eine verweisende Bemerkung des Vorsitzenden aus den Hosentaschen vertrieben, trotzig in die Seite und schaut den strengen Blicken seiner Richter ohne Zucken entgegen. An seiner Gewandtheit und Redefertigkeit prallen die Pfeile des Verhörs machtlos ab, und zuletzt erhebt er sogar den Klageruf der gekränkten Unschuld:

„Ich fühle mich sehr beleidigt, was der Herr Staatsanwalt da vorgetragen hat, denn das ist alles nicht wahr, und die Sache verhält sich nicht ein Achtel und fast garnicht so. Ich habe mich noch immer redlich ernährt, und wenn Sie einen rothen Dreier bei mir finden, den ich auf unrechte Weise an mich gebracht habe, so sollen Sie ihn mir weißglühend in den Hals stecken, und ich will ihn ohne Murren hinunterschlucken; ja, der liebe Gott, der alles weiß, soll mich zehn Klafter tief in die Erde schlagen. Aber er wird es schon an den Tag bringen, wie sehr ich verleumdet bin. Ich bin die ganze Nacht zu Hause gewesen und habe geschlafen, das weiß mein Vater und meine Mutter und meine drei Brüder und zwei Schwestern, und ich bitte, sie darüber zu vernehmen. Aber am andern Morgen war mein Stemmeisen fort, und das hat kein anderer gestohlen, als der Zeuge da, der mich jetzt an den Galgen bringen will, damit er frei ausgeht. Er kann wohl sagen, wie es verabredet ist, weil er es selbst gethan hat, das will ich zehnmal beschwören, und ich nehme ihn mir nicht an und appellire gegen ihn, weil er keine Religion hat und das zweite Gebot nicht kennt. Ich sage Ihnen, er schwört, was Sie wollen, denn trinken thut er forsch, und duhn ist er alle Tage; ich aber bin ganz unschuldig."

Das Zeugenverhör beginnt. Beim Aufruf des ersten Zeugen zuckt Timm und blinzelt ängstlich nach der massiven Gestalt, die jetzt dröhnenden Schrittes die Stufen heransteigt und bedächtig vor den Tisch tretend sich seine Leute ansieht. Zwar hat er von der bäuerlichen Tracht nur die große rothbunte Häkelweste behalten, aber trotz der städtischen Buckskinhosen und des modernen Sommerrocks hapert es mit dem Hochdeutsch überall, und er nickt zufrieden, als ihm sein breites hinterpommersches Plattdeutsch zur Verfügung gestellt wird: „Dat ward woll beter gehn, denn dat bün ick doch mehr gewennt.

Seine Erzählung ist ein Muster von einfacher Klarheit und Schärfe: man sieht das Haus mit allen seinen Umgebungen und Eingängen, die Art ihres Verschlusses, die Spuren des Einbruches bis auf den kleinsten krummgebogenen Nagel deutlich vor sich. „Aber woher glauben Sie denn, daß Bartelt und Timm Ihnen das Geld gestohlen haben?" Er kneift die Augen schlaulächelnd zu:

„Hm, dat is son Sack, da man woll weit, wenn man's ok nich grad nahwisen kann. Ick hev den Bengel, den Timm von Kinnsbein an bi mi hatt, und he was ganz good im Tog (Zug) bet dorhen, dat de schlimm Minsch, de Bartelt, good Fründ mit em wurd, dunn was't vörbi, und he wurd mi so liederlich und dorbi noch so upsternatsch (obstinat), dat ick't nich länger uthullen kunn. Da jog ick em ut den Deenst, und wil he mi so veel veruntrugt un tonichtmakt hadd, tog ick em fiv Daler von sin Lohn aw. Dunn lacht he so recht höhnschen und säd, dat wull he sich mit Tinsen holen. Ick dacht', he würd' mi verklagen, awerst as mi dree Dag hernacherst min Geld furt kam, da vernam ick woll, wo dat meint was. Denn funn (fanden) wi dat Stemmisen dar, dat hew ick sülvsten noch den Dag vörher in Bartelten sine Händ' seihn, und dat em dat de unschüllig Minsch dor stohlen hett, dat glöw ick min Dag nich, denn de is woll son beten drinksch (er trinkt ein bischen), awer lang Finger hett he noch nie makt. Und hier hew ick noch wat funnen, dat lag grad tüschen (zwischen) de Spinddör (Schrankthür) und dat is Timm sin Rockknoop, dat weet ick ganz genau, denn ick hew em den Rock to Wihnachten schenkt, und da wirn gerad son' grooten hürn Knöp dran, und he ward'n sich awklemmt hebben. Laten Se em mal vörkamen, ob de Knoop nich to de annern paßt, un ob he'n woll verleugnen ward."

Die Haltung und das Aussehen der Angeklagten hat sich auf-

fallend verändert. Bartelt, der in steigender Unruhe hin und herrutschte, ist aufgestanden: aber vergebens sucht sich aus der wechselnden, von der innern Drangsal beherrschten Gebahrung der alte Adam durchzusetzen. Bald steht er dicht geschlossen, dann mit vorgeschobenem Fuße, dann wieder breitbeinig. Ebenso unruhig sind die Hände, bald auf dem Rücken zusammengelegt, bald über dem Bauche gefaltet. Er ahnt das Unglück voraus, denn Timm, der ganz in sich zusammengekrochen ist und jetzt durch die Aufforderung, heranzukommen, aufgeschreckt wird, sieht aus, als sollte er zum Schaffot schreiten. Das Gesicht ist erdfahl, die Augen liegen tief im Kopfe, die Kniee schlottern und die Lippen beben, daß man unwillkürlich Zähnklappern zu hören glaubt. Jetzt steht er seinem ehemaligen Dienstherrn gegenüber, den Kopf auf die Brust gesenkt, die Arme kraftlos herabhängend.

„Kannst Du mi woll in de Ogen kiken?"

Ein Augenblick gespannter Stille folgt: dann fährt ein convulsivisches Zittern durch die Glieder des Angeredeten, und mit dem Aufschrei: „Wir haben es gestohlen!" bricht das Geständniß sich Bahn. Sie haben ihre Bekanntschaft mit der Oertlichkeit und Sitte des Hauses benutzt, um während des Abendessens in eine Bodenkammer zu schleichen, und von dort aus nach eingetretener Nachtruhe die unverschlossene und während der Nacht unbewohnte Wohnstube zu erreichen.

Jetzt muß auch Bartelt dran. Zwar versucht er das Aeußerste, indem er die Thäterschaft auf Timm und den neuen Zeugen zu wälzen sucht: aber die überwältigende Macht der mündlichen Verhandlung bringt ihn in Verwirrung, und nachdem er den Besitz des Stemmeisens und das Zusammensein mit Timm am Abende der That hat zugeben müssen, wird auch ihm das Geständniß abgerungen. Zu dreijähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, werden die Angeklagten in sofortige Haft abgeführt.

Die junge Frau mit dem Kinde, welche jetzt an die Reihe kommt, wird angeklagt, aufgeklaftertes Reiserholz gestohlen zu haben. Ihre Unbefangenheit ist dahin: sie sieht blaß aus, und beugt sich wie theilnahmlos über das schlafende Kind, und als sie sich erhebt, um auf die Anklage zu antworten, steht sie wortlos vor Angst und Scham, bis sie zuletzt in krampfhaftes Weinen ausbricht. Das allgemeine Mitgefühl wird wach, so daß selbst der Staatsanwalt seinem Nachbar zuflüstert: „Sie kann einem ordentlich leid thun." Ein männliches Schnapsgesicht, welches mit ihr zugleich in den Zuhörerraum getreten ist und die Anklage mit vielem Kopfschütteln und Handschlagen begleitet hat, beugt sich über die Schranke:

„Darf ich mir ein Paar Wörter ausbitten?"

„Wer sind Sie und was wollen Sie?"

„Ich bin der Mann zu meiner Frau, und wollte ihr ein bischen ehelichen Beistand leisten."

„Das geht nicht; wir müssen die Frau selber hören."

„Na, dann mögen Sie es hier schriftlich lesen, weil sie es nicht so von sich geben kann."

Aber auch die überreichte umfangreiche Vertheidigungsschrift wird unberücksichtigt bei Seite gelegt, und es gelingt ihr nur, die unbeschäftigte Aufmerksamkeit des bärtigen Beisitzers auf die Schönheit ihrer Gedanken und ihres Stiles zu lenken, da ihm folgender Satz in die Augen fällt: „Sollte ich als dumme Frau mich dadurch etwas zu Schulden kommen haben lassen, daß ich in der Forst Holz gesammelt, welches ich zwar mit Wissen, aber nicht gewußt, daß das Sammeln dennoch strafbar, noch in welcher Forst ich mich befunden, auch keinen bezeichneten Strauchhaufen beraubt, viel weniger einen gezeichneten, überhaupt da ich, zufrieden so viel Holz wegzuschaffen, um mir und meiner Familie aus Noth eine Mahlzeit zu kochen, und die Strafe doch sehr hart wäre wegen einen von einer Unwissenden begangenen Diebstahl, so werfe ich mich bittend dem königlichen Richter in die Arme, und bitte diesen, meine vertheidigungswahre Aussage zu prüfen, und bitte endlich, mich wegen meiner Unschuld und Dummheit freizusprechen."

Ueber die Mittheilung dieser Schrift und dem dadurch verursachten Vergnügen hat die Angeklagte ihre Sprache wiedergefunden: „Wir hatten kein Holz im Hause und auch kein Geld, um etwas zu kaufen. Da wollte ich doch gern Mittag kochen, und dachte: da draußen im Walde hat der liebe Gott Holz wachsen lassen für alle Menschen, und am ersten für die Armen, die anderswo nichts kriegen können, und es ist gewiß keine Sünde, davon zu nehmen, denn der liebe Gott hat es nicht verboten, und es thut niemandem Schaden, wenn ich mir ein paar Stücke hole."

Ja, wenn es ungeschlagenes Holz gewesen wäre, hätte sie mit 10 Sgr. oder 24 Stunden Gefängniß abkommen können: aber jetzt geht es nicht unter 14 Tagen.

Hierauf folgen einige Fälle — Vergehungen wider das sechste Gebot — die sich der Mittheilung entziehen.

Bisher hatte Jedermann seine Schuldigkeit gethan, der Director durch Leitung des Ganzen, Vernehmung und Vereidigung, der Staatsanwalt durch Vortrag der Anklage und der Strafanträge, der Referendar durch promptes und sachgemäßes Mitschreiben. Auch die Beisitzer haben als eigentliche Kampfrichter dem Gange der Dinge die vorgeschriebene Aufmerksamkeit gewidmet und dieselbe sogar durch gelegentliche, besonders feine Fragen bethätigt. Aber es hat eilf Uhr geschlagen: der verpönte Frühstückshunger macht sich geltend und mahnt daran, daß auch Richter menschliche Gefühle haben. Dazu ist die Sonne herumgekommen und heizt tüchtig ein. Glücklicherweise gibt es jetzt glattes Fahrwasser und schnelle Fahrt, unbedeutende Sachen, in denen entweder Geständnisse erfolgen oder die verbrauchten Einreden des „gestorbenen oder nach Amerika ausgewanderten Verkäufers," des „glücklichen Findens" nur dazu dienen, die Ueberzeugung von der Schuld zu verstärken. Einer erklärt, es sei durch Zufall gekommen, daß er gestohlen habe; ein anderer versichert: „Wir haben uns die gestohlenen drei Thaler ehrlich getheilt," wogegen der Bestohlene klagt: „Wir müssen uns quälen und der Dieb lebt als Rentier." Ein Dachdecker entschuldigt sich damit, daß es in seinem Gewerbe üblich sei, die Dachpfannen zu stehlen, und ein Kellner, der die Taschentücher und Handschuhe der Gäste — für sich aufgesammelt hat, sucht vergeblich nachzuweisen, daß er sie gelegentlich habe zurückgeben wollen. Die Acten wandern zwischen dem Vorsitzenden und dem Staatsanwalt durch Vermittelung des Zwischensitzers unablässig hin und her; der Haupttheil der Verhandlungen besteht in den üblichen „geeigneten Fragen" nach Namen, Alter, Stand und Wohnort zur Feststellung der Person. Man ist der Terminsstunde zuvorgekommen, und hofft auf eine Pause der Erholung, als eine redselige Bauerfrau alles zu vereiteln droht. Doch endlich gelingt es dem Director mit dem Faden seiner Geduld den unendlichen ihrer Rede zu zerreißen und einen Theil der Pause zu retten.

Beim Wiederaufgehen der Saalthüren erblickt man einen Schustergesellen unter der Anklage, aus Bosheit den Garten seines Meisters verwüstet zu haben. Der Mensch sieht aus wie der leibhafte blaue Montag und gehört zu den Leuten, bei denen man sich der That versehen kann; aber er vertheidigt sich energisch: „Ich habe noch nie Criminalgerichten gehabt, und sollte mir an ein todtes Wesen vergreifen? Das wäre eine Sünde vor mir. Denn ich bin der Geselle, ich brauche nicht um Gnade zu sein, und nun mögen Sie über mich bestimmen, wie Gott will: ich empfehle mich Ihnen in die Gewalt." Da nichts weiter vorliegt, als ein Meister, der sich mit seinem Gesellen gezankt und am anderen Tage Beschädigungen im Garten entdeckt hat, so erfolgt die Freisprechung.

Wir kommen aus dem Bereiche der langen Finger unter die bösen Zungen und geballten Fäuste, die ihr Handwerk ebenso laut und öffentlich, wie jene still und heimlich treiben. Faßte man bisher unwillkürlich nach Uhr und Börse, so empfindet man jetzt Besorgniß für Leib und Leben, wenn man den Zeugen sagen hört: „Ich mußte das gewaltige Instrument vom Haupte pariren, daß mir nicht die Hirnschale auf die Erde fiel;" oder wenn Er erzählt: „Sie nahm nicht ein Stück Torf, sondern dreißig, vierzig und warf damit; es war ein wahrer Torfhagel;" wogegen Sie klagt: „Er hat mich den ganzen Tag verletzt und schlug nach mir, daß ich mehr todt als lebendig war. Dann nahm er die Peitsche und schlug mich noch so sehr, daß es immer so knallte." Ein paar alte Weiber werden freigesprochen, weil nicht festzustellen ist, welche von ihnen die meisten Haare verloren hat.

Eine nicht minder ergiebige Quelle von Anklagen entspringt dem Kriege um den Haselstock. Die jungen Lehrer thun sich nie genug in seinem Gebrauche, den Eltern aber stets zuviel, und daher gibt es bei jeder Züchtigung Schulfriedensbruch durch erzürnte Väter und keifende Mütter, Wegnehmen des Kindes aus der Schule, Beleidigungen und Schabernack aller Art. Hier steht solch ein Vater unter der Anklage der Amtsbeleidigung, weil er gesagt hat, von einem Lehrer, der die Schweine gehütet habe, lasse er sein Kind nicht schlagen. Ein zum Rechtsanwalt gewordener Staatsanwalt, der beste Vertheidiger weit und breit [illegible] aus der Odyssee, dem Leben Gneisenaus



Charakterköpfe von A. Oberländer.

I. Flickschuster.



Charakterköpfe von A. Oberländer.

II. Flickschneider.

und anderer großer Männer nach, daß Schweinehüten ein Ehrenamt sei, und daß der Angeklagte nur habe sagen wollen, der Lehrer sei zu gut, um als Prügelknecht aufzutreten. Zwar beruft sich der Staatsanwalt auf die klar vorliegende Absicht der Beleidigung, aber der Gerichtshof entscheidet sich für Freisprechung.

Es ist nahe an vier Uhr. Der Flügelschlag der Verhandlungen wird matter und matter; selbst der arbeitsstarke Geist des Directors scheint zu ermüden. Die Anträge des Staatsanwalts klingen immer rauher, und ihr erschreckender Eindruck wird verstärkt durch auffallende Reibungen, Streckungen und Zuckungen am Daumen des Gerichtsschreibers. Doch werden diese drei durch ihre Thätigkeit immer wieder angespannt und haben den Gang der Dinge einigermaßen in der Gewalt. Schlimmer empfinden die Beisitzer, als werk- und willenlose Zuhörer am Rade der Verhandlungen herumgewirbelt, die Bedrängniß der Situation. Der Bärtige, von achtstündigem Sitzen erlahmt, reckt sich und streckt sich in steigender Sehnsucht nach häuslicher Bequemlichkeit. Der Corpulente, dessen Wärmezustand von jeder Bewegung erhöht wird, sitzt steif und still und betrachtet vornübergebeugt, die Hände erschlafft im Schoße ruhend, das Thermometer: „20 Grad im Schatten.“ Die 6 Angeklagten und 10 Zeugen, welche eben eintreten, machen es auch nicht kühler.

Unter dem Landvolk hat die Rauf- und Fehdelust des Mittelalters ein Asyl gefunden, aus welchem sie durch alle Anstrengungen der Polizei und Gerichte nicht vertrieben werden kann. Von Geschlecht zu Geschlecht forterbend, brechen die Feindschaften zwischen benachbarten Dörfern bei jeder festlichen Zusammenkunft in großartige Schlägereien aus, ohne welche dem Vergnügen die rechte Höhe fehlen würde. Ein pommerscher Schädel muß einen Schlag mit der Wagenrunge aushalten, und darum sagte auch der Knecht, der den andern erschlagen hatte: „Das konnt' ich nicht wissen, daß er solchen Gänsekopf hätte.“ Diese Schlagfertigkeit freilich, die das Strafrecht in Bewegung setzt, ist vor dem Feinde eine vortreffliche Eigenschaft. Die neumärkischen Dragoner, aus Hinterpommern recrutirend, waren bei Sadowa sehr vergnügt, sich einmal nach Herzenslust und ohne drei Monate Gefängniß herumhauen zu können. Sagte doch einer, der mit einem breiten Hiebe über das Gesicht aus den österreichischen Pallaschen herauskam, zu dem bedauernden Kameraden: „Lat man sin; hübsch was et doch, un ick hew' uk düchtig kalascht.“ Hier haben wir es gleichfalls mit solchem Kalaschen zu thun.

Bauersöhne und Knechte aus dem reichen und deshalb vielbefeindeten Dorfe Schleffin hatten bei einem Gesangsfeste in den Eiersberger Fichten ihre gewohnte Ueberlegenheit behauptet. Dafür fanden sie auf dem Rückwege durch Horst dessen streitbare Jugend versammelt. Ein Knecht tritt dem Schulzensohn Scheer entgegen:

„Weißt Du nicht, daß Du auf der Dorfstraße nicht rauchen darfst?“

„Was geht Dich das an? wenn Du hier Polizei spielen willst, zeige mir erst Deinen Schulzenstab!“

„Da hast Du ihn, Du Täskopp!“

Ein allgemeiner Angriff treibt die Schleffiner in die Flucht; Scheer wird niedergeschlagen und hat vier Wochen an einer erheblichen Kopfwunde gelegen.

Es ist nur schlimm, daß man, wie den Wald vor Bäumen, so vor Schlägen die Schläger nicht sehen kann. Daß sie geschlagen sind, bekunden Angeklagte und Zeugen, aber wer es gethan hat, weiß niemand, und so läuft es auf die bekannte Redensart vom ganzen Dorf hinaus. Endlich kommt ein Horster, der mehr weiß, als er sagen will. Mit großer Redefertigkeit erzählt er viele Nebensachen und nimmt wiederholte Anläufe, um die Frage, ob der Knecht Zimbars sich bei der Schlägerei betheiligt habe, geschickt zu überspringen, indem er diesen entscheidenden Punkt durch tropische Wendungen zu umschreiben sucht. Aber der Vorsitzende hält fest, wie ein Schraubstock. Der Knecht verfällt als Opfer für alle in eine dreimonatliche Gefängnißstrafe wegen Theilnahme an einer Schlägerei, bei welcher ein Mensch erheblich verletzt worden.

Durch diese mehr als einstündige Verhandlung ist wieder ein erheblicher Rest von Arbeitskraft in die Brüche gegangen; der Antrag auf Schluß steht in fetter Schrift auf allen Gesichtern. Gottlob, da kommt der letzte Uebelthäter, und er bedeutet Abendschatten und kühles Wetter, denn er sieht aus wie Graumännchen in der Fabel. Alles an ihm ist grau vom silbergesprenkelten Haupte bis zu den bestaubten Füßen, der dichte Schnurrbart, die eingekniffenen, scharfblitzenden Augen, der Schnurrock und die Hosen mit der rothen Bise. Man erkennt in der kleinen fleischlosen aber muskelvollen Gestalt den Soldaten der Freiheitskriege. Er marschirt seiner Schwerhörigkeit wegen bis dicht an den Tisch und stellt sich in straffer Haltung, wie mit Gewehr beim Fuß, dem Vorsitzenden gegenüber, die eine Hand am Ohr, die andere an der Hosennaht. Mühsam der Anklage folgend, nickt er bei den schlimmsten Vorwürfen zuerst beifällig über den lauten, verständlichen Vortrag, und kopfschüttelnd, dann stirnrunzelnd über den Inhalt. Er soll die Wirthschafterin des Gutes, auf welchem er das Gnadenbrot genießt, gemißhandelt und mit einem Messer bedroht haben. „Ist das wahr?“ fragt der Vorsitzende. Er nickt wieder recht vergnügt, daß er es so gut verstanden hat: „Wahr und nicht wahr, wie Sie das nehmen wollen. Gezüchtigt habe ich sie, weil sie sich so sehr vergangen hatte; aber ein Frauenzimmer mißhandeln — was denken Sie von einem alten Soldaten?“

„Wie kamen Sie denn zu dem, was Sie züchtigen nennen, und wer gab Ihnen ein Recht dazu?“

„Ich habe es nicht vom Zaun gebrochen, und wenn es nur um mich gewesen wäre, hätte ich es ihr wohl hingehen lassen, denn ich bin ein alter Mann, der gern in Frieden lebt: aber daß sie meinen seligen Grafen so ganz verachtete, das konnte und durfte ich nicht leiden.“

„Was meinen Sie damit? Sie müssen das näher erklären.“

„Sehr wohl, meine Herren, wenn Sie nur zuhören wollen. Ich habe mit dem seligen Grafen bei den Blücherschen Husaren gestanden und ihm nachher treu gedient, und darum versprach er mir auf seinem Todbette, daß ich verpflegt werden sollte bis an mein Lebensende, und ich sollte auch die Zukost zum zweiten Frühstück immer so erhalten, wie ich es gewohnt war. Das ging nun auch ganz gut, so lange der junge Herr unverheirathet war; aber seitdem die junge Frau Gräfin da ist, wird einem bald hier bald da etwas abgeknapst, und dann heißt es immer: die gnädige Frau hat es befohlen, ohne daß man erfahren kann, ob es auch wahr ist. Da blieb nun auch mit einem Male meine Zukost weg. Da ging ich zur Mamsell und sagte: „Frau Müllern, warum kriege ich keine Zukost mehr?“ — „Weil es die gnädige Frau verboten hat,“ sagte sie so recht schnippisch. Da wurde ich aber ärgerlich, und sagte: „Wissen Sie denn nicht, Frau Müllern, daß mir mein seliger Herr die Zukost auf seinem Todbette versprochen hat?“ Sie sagte aber, das ginge sie nichts an, denn sie hätte sich nicht nach dem todten Herrn, sondern nach der lebendigen gnädigen Frau zu richten. Das wurmte mich aber gar zu sehr, und ich dachte, mein alter Herr müßte sich im Grabe umdrehen, wenn ich ihn dabei im Stiche ließe. Da schnitt ich mir einen Haselstock ab und ging damit nach dem Zimmer der Mamsell und klopfte höflich an und bin erst eingetreten, als sie Herein! gerufen hatte. Da ging ich auf sie los und sagte: „Frau Müllern, es thut mir leid, aber ich kann es mir nicht gefallen lassen, daß Sie meinen seligen Grafen sein Wort verachten und ihn wortbrüchig machen, und ich muß Sie dafür züchtigen.“ Da habe ich ihr mit der Haselruthe drei Hiebe über den Rücken gegeben, nämlich: 1) weil sie mir meine Zukost nicht geben wollte, 2) weil sie meinen seligen Grafen verachtete, 3) weil sie sein Wort gebrochen hatte.“

„Aber bedachten Sie nicht, daß Sie die Mamsell nicht schlagen durften, und noch dazu in ihrer eignen Stube?“

„Ich mußte doch meinen alten Herrn vertheidigen, und sie hatte mich ja selbst hereingerufen.“

„Sie haben sie aber auch mit dem Messer bedroht!“

„Das ist nicht wahr, ich hatte es nur vom Haselschneiden noch in der Hand.“

Frau Müller wird aufgerufen. Sie rauscht und bauscht unter schwerem Segeldruck heran und zeigt sich als ein überaus stattliches Frauenzimmer von 40 Jahren, buntbeflaggt von oben bis unten, und leuchtend wie die Mittagssonne im Juli. Jetzt steht sie dem Alten gegenüber wie der heitere Himmel Griechenlands Ossians grauen Wolken. Dann wendet sie die Glorie ihres Antlitzes dem Gerichte zu, salutirt mit mehreren schweren Knixen und läßt sich also vernehmen: „Das ist mir sehr schanierlich, daß ich hier stehen muß: aber ich kann es nicht leiden, daß der alte Mensch da dem Gerichte mit Lügen unter die Augen geht. Denn er hat mich sehr geschlagen, daß es noch ganz dick aufgelaufen ist, wie Sie mittelst des eingereichten ärztlichen Attestes sehen können. Ich hätte ihn mir wohl vom Leibe gehalten und ihn aus der Stube gebracht, denn eigentlich ist er mir doch man zu wenig: aber daß er mich mit dem Messer stechen wollte,

darüber erschrak ich so sehr, daß ich ganz schwach wurde und auf den Stuhl fiel und um Hilfe schrie."

Andere Zeugen bestätigen diese Aussage, und der Alte wird wegen Mißhandlung und Hausrechtsverletzung zu acht Wochen Gefängniß verurtheilt. Bei Verkündigung des Urtheils nickt er abermals recht zufrieden: „Schön," salutirt dann militärisch, macht linksum und marschirt zum Saale hinaus.

„Die Sitzung ist geschlossen." Der Director verschwindet mit schneller Abschiedsverbeugung; die andern sind auch nicht säumig. Es ist nicht blos die leibliche und geistiche Abspannung, welche Erholung suchend nach Hause eilt: auch die sittliche Belastung der Seele bedarf der Erleichterung. Das Spiel der Leidenschaften, welches sich hier entfaltete, wirkt erschütternd durch seine Heftigkeit und grauenerregend durch das Aufklaffen bodenloser Abgründe, aus denen giftiger Brodem erstickend heraufqualmt. Und wie das Bewußtsein des unendlichen Kampfes gegen die Riesen des Elends und Lasters, so bedrückt den empfindenden Menschen in anderen Fällen die Nothwendigkeit der Strafzumessung, verbunden mit dem Gefühle schwerer Verantwortlichkeit und der Unsicherheit aller Erkenntniß, und zuletzt erregt die anhaltende Beschäftigung mit der Nachtseite der menschlichen Zustände trübe Zweifel an der Zukunft des ganzen Geschlechtes, dunkle Ideen von der Uebergewalt des Bösen auf Erden, die den Geist quälen, bis das Vertrauen zu einer höheren göttlichen Leitung der Menschheit ihm wieder zum festen Ankergrunde wird. W.

Blätter aus meinem Herbarium.

(Zu den Bildern auf Seite 428 und 429.)

I. Zwei Flickkünstler.

Auch ich habe ein Herbarium, obgleich ich von Pflanzen bitterwenig verstehe und noch weniger die Passion begreife, zu trocknen und zwischen Löschpapier zu legen, was draußen in Feld und Wald so fröhlich duftet und blüht. Freilich kommen in meine Sammlung auch ausgetrocknete Exemplare hinein, aber es sind menschliche Figuren und Charakterköpfe, die — so trocken sie aussehen mögen — doch voller Leben und Frische sind.

Oder sind sie es nicht, lieber Leser, die zwei alten Bursche, die ich heute für Dich ausgewählt habe? Hast Du je zwei gelungenere Repräsentanten der untergehenden Species „Schuster" und „Schneider" gesehen? Ist es nicht der Mühe werth, sie der Vergessenheit zu entreißen, ehe es nur noch „Fußbekleidungskünstler" und „Kleidermacher" gibt?

Die Dachstuben der Flickkünstler haben seit jeher eine besondere Anziehungskraft auf mich ausgeübt, und ich besitze unter diesen ehrenwerthen Gliedern der menschlichen Gesellschaft gar manchen Freund. In diesem Verkehr habe ich oft denken müssen, wie es doch gar nicht zu verwundern sei, daß es unter den Schustern so viele absonderliche Denker und Dichter, und unter den Schneidern so manche unruhige und revolutionäre Köpfe gegeben; denn was kann man sich wohl Tiefsinnigeres vorstellen, als so eine zerrissene Schuhsohle, die unser Flickschuster mit gewissenhaftem Ernst prüft? und wie leicht schweifen die Gedanken eines Mannes, dessen Beruf es ist, mit verwegener Hand in den vollen Stoff oder in ein umzugestaltendes altes Kleidungsstück zu schneiden, wie es der Flickschneider thut, um dann wieder zu neuem, nützlichen Gebrauch das Getrennte zu vereinen; — wie leicht schweifen eines solchen Mannes Gedanken über den engen Gesichtskreis hinaus und möchten auch mitschneiden und mitflicken an dem Leben des Staates und der Völker!

Weder so tief noch so hoch gingen freilich die Gedanken der beiden braven Alten, deren Porträts mein Herbarium schmücken. In dem „Onkel Martin," wie wir Jungens unsern hochthronenden Hausgenossen, den Flickschuster, nannten, steckte weder ein „Hans Sachs, der „Schuh-Macher und Poet dazu," noch ein Theosoph wie Jacob Böhme, noch ein Religionsstifter wie der Quäker George Fox, und noch weniger war in ihm etwas von der Natur jenes polizeiwidrigen Ehrenmannes in Shakespeares Julius Caesar, der sich einen „Wundarzt für wunde Schuhe" nannte und dessen „Gewerbe darin bestand, einen schlechten Wandel zu verbessern." Und doch, so still er in seiner Mansarde lebte und so mühsam er sich sein täglich Brot erwarb, wir Kinder fühlten uns mächtig zu ihm gezogen und die treue Seele hatte uns lieb, als ob wir seine eigenen gewesen wären, trotz seiner mürrischen, bärbeißigen Miene und seines meist wilden, wüsten Aussehens. Der Alte war ein Junggeselle und wohl in Folge seines unpraktischen Wesens nie zu schuhmeisterlicher Selbständigkeit gekommen, denn nicht für uns Jungen allein machte er oft neues Schuhwerk, sondern auch für meinen Vater, der seine derben Winterstiefel nicht genug preisen konnte. Das Flicken war freilich seine Hauptthätigkeit, und er betrieb es mit einer gewissen Genialität und großer Gewissenhaftigkeit, so daß mancher Stiefel und mancher Schuh durch ihn gerettet wurde, der von seinen Collegen längst aufgegeben worden wäre. Was ihn uns aber besonders lieb machte, das waren die prachtvollen, „gruseligen" Geschichten, die er im Dämmerlicht der sinkenden Sonne oder im düstern Schimmer seiner trüben Glaskugel zu erzählen wußte. Denn er hatte viel gelesen und mancherlei erlebt. Sein wirres Haar, sein nie sehr reinliches Gesicht, seine pechgeschwärzten, markigen Hände störten uns natürlich nicht im geringsten, erhöhten vielmehr den Genuß. Sonntags übrigens erschien er stets reingewaschen, auch sonst leidlich ordentlich, nur das Haar kuckte unter dem altersschwachen Cylinder immer etwas wild und widerspenstig hervor; und so ging er, mit dem voluminösen Gesangbuch unter dem Arme, ganz regelmäßig zur Kirche; der Nachmittag aber gehörte wieder uns, wenigstens wenn das Wetter uns nicht hinauslockte, oder vielmehr seinen Erzählungen aus Kriegs- und Friedenszeiten, von denen wir nie genug hören konnten. — Als ich — Student geworden und dann weit in der Welt herumgekommen — nach langjähriger Abwesenheit ins alte väterliche Haus zurückkehrte, war es mir, als sei dies nicht ganz vollzählig; denn der „Onkel Martin" hatte sein hochgelegenes Stübchen verlassen und war noch höher eingezogen, dort, wo es kein Stück- und kein Flickwerk mehr gibt.

Das Gegenüber des alten Schusters aber lebt noch, so viel ich weiß — er war einst mein Flurnachbar, als ich studirte, und er wie seine Frau haben mich manches Mal gepflegt, wenn ich krank war. Darum besuche ich die alten Leute auch stets, wenn ich in die Universitätsstadt komme, und politisire mit dem Graukopf, während sie einen ganz extrafeinen Kaffee für mich braut; denn wir haben das Jahr 1848 miteinander erlebt und er hat mir immer wiederholt — wenn alles anders gekommen war, als er es gedacht: „Hab' ich Sie's nicht gesagt, Herr Studiosus? so mußt' es kommen!" Uebrigens steckte auch in ihm weder der Stoff zu einem Weitling, dem kleinen Communisten, noch zu Derfflinger, dem großen Feldherrn, und nie hat er wohl eine andere als ... passive Revolution gemacht, und selbst das Steigen des Preises für seine „kühle Blonde" würde ihn kaum aus seiner Seelenruhe bringen. Trotz seines hohen Alters ist er noch kerngesund und verspottet mich oft wegen meiner Brille, da er noch immer keine gebrauche, und sein Pfeifchen schmeckt ihm vortrefflich, wenn er fröhlich bei seiner Arbeit sitzt. Gott erhalte ihn noch lange so!

* * *

In das Album eines Redacteurs gehören die beiden Köpfe von Rechts wegen; denn mit kühn symbolischen Zügen stellen sie ihm zwei Hauptseiten seines Berufes vor Augen. Wie manches Manuscript gleicht jenem invaliden Schuh, der halb brauchbar, halb zerfahren trübselig in die Welt schaut; und wie oft muß die literarische Flickhand in die Ueberfülle eines üppig wuchernden Artikels mit der Rothstiftscheere fahren, um auszuschneiden, zu trennen und nachher wieder zusammenzunähen und zu vereinigen! Ja, ja, ihr alten Köpfe könnt einen Redacteur manches lehren

Die Humoristen sind leider entsetzlich rar; sonst hätte ich einen solchen gebeten, einen Text zu den ersten zwei Blättern aus meinem Herbarium zu schreiben. Freuen wir uns, daß es unter den Künstlern noch welche gibt, wovon unser junger Münchener Freund unzweifelhaft zeugt. Muthet Dich aber sein Humor in den zwei Charakterköpfen nicht an, fühlst Du ihn nicht heraus und genießest ihn nicht mit ganzem Behagen, — die Feder des allervortrefflichsten Humoristen könnte Dir auch nicht helfen! R. K.

Am Familientische.

Ein neuer Katzenrafael.

(Noch etwas fürs kleine Daheim zu unserm Bilde auf Seite 421.)

Es gab einst in der Schweiz einen Künstler, bedrückt, arm und elend, fast blödsinnig, dessen ganzes Dichten und Trachten, Lieben und Schaffen ging auf in seinen Katzen. Er stellte sie dar mit einer Liebe, Treue und Feinheit, wie keiner zuvor. Man nannte ihn den Katzenrafael. Unser neuer Katzenrafael, Otto Speckter, der ganzen deutschen Kinderwelt bekannt als Zeichner von „Speckters Fabeln," ist weder bedrückt noch arm, noch weniger blöde, sondern ein vielseitiger und berühmter Künstler, aber, was die Katzen anbetrifft, so hat er es seinem Vorgänger gleichgethan.

Mit unserem kleinen Daheim, das noch keinen so scharfen Blick hat für Einzelheiten und Feinheiten, wollen wir das Bild unseres neuen Katzenrafael noch einmal genauer ansehen.

Oben, links in der Ecke, da liegt die Katzenmama mit ihren fünf Jungen. Sie freut sich über den guten Appetit, über die runden, dicken Köpfchen und die kurzen Schwänzchen der kleinen Brut. Sie schnurrt vor Behaglichkeit und mütterlichem Glück. Aber gleich daneben, da zeigt sie sich in anderer Natur. Wie sie so harmlos thut hoch oben auf der Dachfirst! — Hat sich wahrscheinlich einmal den blauen Himmel und die schöne Aussicht ansehen wollen. Putzt und leckt sich, als ob sie kein Wässerchen trüben könnte. Aber wenn wir genauer hinsehen, da bemerken wir, wie ihre halbgeschlossenen Augen verrätherisch nach dem Spatzenvolk schielen, das so unvorsichtig um sie herumfliegt. Hütet euch, ihr Spatzen! Aber die Spatzen sind schlau und denken: so klug wie du bist, sind wir allemal!

Was hat aber die Katze links in der zweiten Reihe mit dem Kleinen, das sie im Maule trägt, vor? Muß sie das arme Thier nicht beißen, oder will sie es hinausstoßen in die weite Welt? Nein! die Katzenmutter hat es fein säuberlich gefaßt, blos mit dem Maul, nicht mit den Zähnen, weil ihr das alte Nest nicht mehr sicher genug scheint, und nach und nach wird sie alle die anderen Jungen da hinten in der Ecke ebenso forttragen in ein neues, sicheres Versteck. Rechts, gegenüber, gibt die Katzenmama ihren beiden Kindern den ersten Unterricht im Mäusefang. Die Alte hat die Maus bereits todtgebissen und da kommen die kleinen Helden mit blitzenden Augen und gestreckten Schwänzen und zerren und beißen, als ob sie selbst die Heldenthat vollführt hätten. Wenn die Mama aus ist, so begnügen sie sich auch in Ermangelung eines lebendigen Opfers mit einem Zweige zum Spielen, das aber noch etwas täppisch und unbeholfen ausfällt, wie unser Bild unter dem großen Katerkopfe mit seinen grün- und goldschimmernden Augen zeigt. In der untersten Reihe links sehen wir Miezekätzchen im Schnee. Es ist ihr höchst unbehaglich in der kalten Decke und vorsichtig hebt sie Pfötchen für Pfötchen, um so reinlich wie möglich ins Trockene zu kommen. Hinter sich läßt sie eine lange Spur und wenn sie etwa dem Taubenschlage einen Besuch abstatten will, so wird ihr diese zum Verräther werden. Aber was macht Miez rechts — neben der wilden Katze in der Mitte, die sich blutgierig vom Baume herab auf den armen Hasen gestürzt hat, — was scharrt sie so sauber mit der Pfote, was bedeckt sie so zierlich mit Erde und Sand? Ja, Kinder, da müßt ihr die Mutter fragen, sie wird euch sagen, die Katze sei ein sehr reinliches Thier und ihr möchtet es ebenso machen!

Zwei städtische Budgets.

In Berlin ist gegenwärtig die Aufregung unter den Steuerzahlern groß, wegen der in Aussicht stehenden Erhöhung der Haus- und Miethsteuer. Das Budget der norddeutschen Residenz, das mit der Summe von ca. vier Millionen Thalern in Einnahme und Ausgabe balancirt, will nämlich für den nothwendigen oder erwünschten Aufwand nicht mehr zureichen und ist im verflossenen Jahre in der That mit der beträchtlichen Summe von ca. 1,200,000 Thaler überschritten worden. Eine Menge neuer Straßen waren angelegt, stattliche Schulhäuser erbaut, Gymnasium und Realschulen, Gewerbe- und Volksschulen errichtet, erweitert, verbessert worden. Der großartige Rathhausbau in der Königsstraße hat allmählich gegen 3 Millionen Thlr. gekostet.

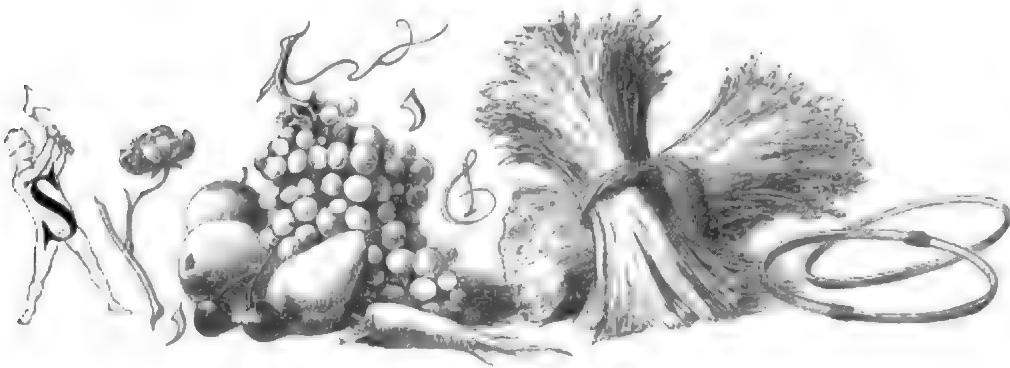
Die Einnahmen der Stadt Berlin, soweit sie aus den Steuern kommen, beruhen auf folgenden Erhebungen. Die wichtigste ist die Miethsteuer. Sie lieferte in Berlin im Jahre 1866 1,163,767 Thaler. Sie wird von allen Wohnungen im Preise von mehr als 50 Thlr. mit einem Steuersatz von $6^2/_3$ Procent vom Miethsbetrag erhoben. Die Haussteuer trifft den Eigenthümer, sie beträgt $2^2/_9$ Procent vom Miethsertrage des Hauses und lieferte 1866 432,995 Thlr. (Außerdem treffen den Hauseigenthümer als solchen auch noch Staatssteuern.) Hunde- und Wildpretsteuer bringen zusammen nur circa 75,000, dagegen der vom Staat an die Stadt zu zahlende Antheil von $^1/_3$ der Mahl-, Schlacht- und Braumalzsteuer über 700,000 Thlr. Immerhin entfällt von der letzteren Kategorie indirecter Steuern auf den Kopf der Bevölkerung nur 1 Thlr. jährlich, und im ganzen an Gemeindesteuern ein Betrag von etwa 6 Thlrn. Wir wollen uns hier der Reflexionen über Angemessenheit und Zweckmäßigkeit der einzelnen Steuern und über die Frage, ob die Belastung eine zu große sei, gänzlich enthalten und nur zur Vergleichung das Budget der Stadt Paris hersetzen.

Im Jahre 1847 belief sich dasselbe noch auf 46 Millionen Frcs, aber schon 1853 trieb man die Einnahmen auf 55 Millionen. Man reichte jedoch mit dieser Summe keineswegs, bekam vielmehr einen ordentlichen und außerordentlichen Bedarf von 90 Millionen, weswegen ein Anlehen von 50 Millionen aufgenommen ward. Das Budget für 1859 schloß mit der Ziffer 77,649,081 Frcs; die wirklich verbrauchte Summe stieg aber, laut des definitiven Rechnungsabschlusses, auf 97,720,545 Frcs; das Budget für 1864 war zu 81,586,376 Frcs im Ordinarium, 52,714,936 im Extraordinarium angesetzt, die wirkliche Abrechnung für 1864 ergab aber 209,873,728, die für 1865 sogar 215,405,746 Frcs., das Stadtbudget für 1867 schließt mit der Ziffer von 241,653,612 Frcs Bedarf. Unter den Einnahmeposten steht das drückende Octroi — Auflagen auf den Verbrauch von Fleisch, Getränken, Brenn- und Baumaterial u. s. w. — mit 98,435,000 oben an (1855 erst 55 Millionen); Hallen und Märkte ertragen $8^3/_4$, die Wasserleitung fast 6 Mill., die Schlachthäuser 2,425,000 u. s. w. Von der ordentlichen Ausgabe nimmt die Schuld 18,658,696 hinweg; die Polizeipräfectur erheischt 13,739,000, der Octroidienst 8,121,106; die Wohlthätigkeitsanstalten kosten 11,727,561, die öffentlichen Arbeiten 23,571,914, die Pariser Stadt- und die Nationalgarde 3, die Volksschulen fast 6 Mill., für öffentliche Festlichkeiten sind 751,000 Frcs angesetzt. Zur Vergleichung des Aufwandes für Bauten erwähnen wir noch, daß (nach Kolbs Statistik, der wir auch die obigen Ziffern entnehmen) für Renovation des Stadthauses von Paris bis zum November 1857 57,847,954 Frcs verausgabt wurden.

Auf den Kopf der Bevölkerung (dieselbe nach der Zählung von 1866 zu 1,825,000 gerechnet) entfallen jährlich im Durchschnitt 132 Frcs (etwa 35 Thlr.) an Gemeindesteuern; das Octroi belastet den Kopf mit 54 Frcs = 14 Thlr. 12 Ngr.

Gegen diese riesigen Ziffern nehmen sich allerdings diejenigen des Berliner Budgets und der dortigen Steuerbelastung einigermaßen kindlich aus. Wir wollen der norddeutschen Hauptstadt, was die Besteuerung anlangt, das Schicksal von Paris nicht wünschen: immerhin ist aber, bei den täglich steigenden und unabweisbaren Bedürfnissen, welche die großstädtische Entwicklung mit sich bringt, ein beträchtliches Steigen der Steuerforderungen ein nothwendiges Uebel, vor dem man die Augen nicht verschließen sollte. F. S.

Rebus.



Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 11. April 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 28.**

Die Tochter des Halloren.

Eine Wandernovelle von Arnold Wellmer.

(Fortsetzung.)

Lisa nickte sacht, ohne sich aus ihrer demüthigen Stellung zu rühren. Sie ward nur immer bleicher und bleicher. Ihre Stimme klang noch müder und trauriger, als sie leise fortfuhr: „Ich sank in eine Ecke des Eisenbahnwagens zurück, mir vergingen die Gedanken. Der Zug eilte dahin. Als ich auf der nächsten Station kein Billet hatte und auch kein Geld, eins zu kaufen, sollte ich den Waggon verlassen. Erst da kam mir die Besinnung wieder und mit dem Besinnen die Verzweiflung. Ich flehte: „Nein, nein, reißt mich nicht heraus, ich sehe ihn sonst nie wieder und das ist mein Tod!“ — „Wen?“ fragten die Leute theilnahmsvoll. — „Ihn — meinen Reinhard!“ — „Deinen Bruder?“ — Ich schüttelte weinend den Kopf. — „Es wird ihr Bräutigam sein, er liegt vielleicht auf den Tod, — ich werde für Dich bezahlen; wohin willst Du fahren, Kind?“ — sagte eine Dame mitleidig. „Nur immer weiter! rief ich. „Aber wir müssen einen Ort wissen, wo Du aussteigen willst!“ — Da fiel mir ein, daß Du und der Vater heute morgen, als Du in unserem Stübchen frühstücktest, den Namen Naumburg nanntet — in meiner Angst sagte ich nun auch: „Nach Naumburg!“ Wir fuhren weiter. Da die Leute hilfreich gegen mich gewesen waren, glaubten sie nun auch das Recht zu haben, mich ausfragen zu können. Ich aber bat sie mit Thränen, mich nicht zu fragen, das würde mich noch unglücklicher machen. Sie schüttelten die Köpfe, ließen mich aber zufrieden. Ich lehnte mich in die Ecke und machte die Augen zu. Geschlafen habe ich nicht, mich hielt aber ein dumpfes Brüten gefangen. Ich hatte keinen einzigen klaren Gedanken, aber ein dämmeriges Gefühl, daß mir diese Dumpfheit wohl that. Wie lange ich so dasaß, weiß ich selber nicht. Plötzlich hielt der Zug — ich schrak aus meinem Brüten auf. Leute stiegen aus und ein. — „Ist dies Naumburg?“ fragte ich, mich plötzlich besinnend, in angstvoller Hast. — „Nein, Weißenfels!“ — sagten die Leute. Der Zug setzte sich in Bewegung — schon wollte ich mich wieder in die Ecke lehnen, da sah ich Dich auf dem Perron zurückbleiben. Das Herz stand mir still — ich dachte, nun sei alles vorbei — dann plötzlich trieb die Angst und Verzweiflung mir wieder das Blut heiß durch die Adern, ich hörte mein Herz laut pochen und ich konnte aufschreien; ... ich konnte mich aufraffen und weit aus dem Fenster lehnen und rufen: „Reinhard! Reinhard!“ Du hörtest, Du sahst mich nicht. Ich sah Dich den Bahnhof verlassen. Ich schrie mit aller Kraft: „Halt! Halt! — ich muß ihm nach — er darf nicht von mir gehen!“ — Der Zug brauste weiter. Ich wollte mich in meiner Qual aus dem Fenster stürzen — die Leute hielten mich zurück. Sie wußten jetzt, wie es um mich stand: sie hatten Deinen Namen von meinen Lippen gehört und sahen Dich gehen. Sie suchten mich zu beruhigen und sagten mir, Du würdest den Fußweg an der Saale entlang gehen, ich würde Dich in Naumburg wiederfinden, wenn ich vor der Stadt auf Dich warte. Niemand sagte mir ein zurechtweisendes oder verhöhnendes Wort — sie alle sahen ja, wie entsetzlich ich litt. Mitleidig sahen sie mich an, sie boten mir Speise und Geld ... „für den Nothfall,“ wie sie sagten — ich aber schüttelte den Kopf. Wenn ich erst bei Dir war, brauchte ich nichts — und ohne Dich — — den Gedanken konnte ich nicht ausdenken. In Naumburg fragte ich nach dem Fußwege, der von Weißenfels kommt. Die Leute wiesen mich vor die Stadt. Dort setzte ich mich auf einen Hügel und schaute das Saalufer entlang. So saß ich lange — Du kamst nicht. Die Angst, ich möchte Dich nicht wiederfinden, trieb mich auf und an die Saale hinunter und immer weiter. Ich fragte jeden, der mir begegnete, nach Dir — niemand hatte Dich gesehen. Alle wiesen mich aber hierher. So kam ich in das Dorf dort unten. Im Wirthshause, wo ich wieder nachfragte, sah ich Deine Wandertasche — da wußte ich, daß Du mir nahe warst. O, wie glücklich mich der Gedanke machte ... und wie mir doch das Herz klopfte, als ich Dir nachstieg auf diesen alten Thurm! Ich sollte Dich wiedersehen — wiederhaben — — mir ist, als liegen viele, viele Jahre dazwischen, seit Du mich zum letztenmal in Deinen Armen hieltest — und doch ist erst eine Nacht darüber vergangen — aber ich habe seit gestern Abend das Weh von vielen, vielen Jahren gelitten! Nun weißt Du alles, Reinhard — und nicht wahr, Du sagst mir nicht wieder das böse Wort: „Sei verständig, Kind!“ Du weißt jetzt, daß ich es versucht habe, verständig zu sein — aber es geht über meine Kräfte!“

„So werde ich für Dich mit verständig sein müssen — Lisa, Du

wirst noch heute Abend nach Halle zurückkehren!" — sagte er dumpf, ohne sich umzusehen.

Die Kniee brachen unter ihr — sie sank zu Boden und barg das Gesicht in beide Hände. „Nie! nie! ich würd' es nicht überleben, meinem armen, betrogenen Vater wieder unter die Augen zu treten!"

„Und was willst Du denn nun?"

„Bei Dir bleiben, Reinhard, — ich weiß jetzt ja, daß ich ohne Dich nicht mehr leben kann!" sagte sie mit leiser, rührender Stimme und schlang ihre Arme um seine Kniee.

„So, also ich werde gar nicht gefragt, ob ich Dich bei mir behalten will!" brauste er auf.

„Hast Du mich denn gar nicht mehr lieb?"

„Aber ich habe nicht Lust, mich vor der Welt lächerlich machen zu lassen!"

Wieder schlug sie die großen fragenden Kinderaugen zu ihm auf, als könnte sie den Sinn seiner Worte nicht verstehen. Langsam wiederholte sie: „Ich Dich lächerlich machen — — ich, die ich Dich mehr liebe, als alles auf dieser Welt — ich — Dich — lächerlich — machen?"

„Ja, eben durch Deine thörichte, kindische Liebe — — wahrhaftig," lachte er heiser auf, „ich kann mir kein lächerlicheres, erbärmlicheres Bild denken, als einen Studenten, der auf dem Wege ins Vaterhaus ist, um ein ehrsamer Staatsbürger zu werden, und mit einer verliebten, verlaufenen Dirne das Land durchstreicht!"

Mit einem schneidenden Schrei schnellte sie empor und sprang auf die Brüstung des alten verfallenen Fensters — sie breitete die Arme aus — —

Mir stand das Herz still und es ward dunkel vor meinen Augen — mir schwindelte bei dem Gedanken: gleich wird sie in die furchtbare Tiefe stürzen — zerschmettert wirst Du sie wiederfinden. — —

Aber schon hatte Reinhard sie mit seinen Armen umklammert und zu sich niedergezogen, — von seinen erblaßten Lippen bebte es: „Das war entsetzlich, . . . Lisa, o, sei wieder gut und vergib mir, — ich hab' Dich ja lieb, Kind, — so lieb, wie ich Dich je gehabt habe — — aber ich bin ein elender, unglückseliger Mensch — —"

„Sprich nicht so, mein Reinhard — Du hast mich lieb — o, nun ist alles, alles wieder gut!"

Sie lagen sich laut weinend in den Armen.

Der letzte feurige Sonnenstrahl verglühte so eben, — purpurn stieg die Abendröthe auf. Vom Dorfkirchlein klangen die Abendglocken herüber — lieblich — feierlich!

Leise stieg ich vom Thurm hinunter. Ich fühlte selber, daß ich dort oben längst überflüssig gewesen war, aber die wundersame Scene hatte mich wie ein Bann gefesselt.

Gedankenvoll wandte ich mich der Saale zu und ging einsam den Pfad an ihrem grünen Ufer hin. Die Dämmerung senkte sich heimlich tiefer und dunkler aufs Wasser nieder. Der schöne Fluß rauschte wie im Traume, müde und schwer glitt Welle auf Welle vorüber. In den Büschen am Ufer saßen Grillen und zirpten melancholisch. Sonst war es tiefstill ringsumher. Vom Flusse aus warf ich einen Blick zum Thurm der Ruine hinauf — in der Fensteröffnung sah ich etwas leuchten — das war ihr helles Kleid — arme, arme Lisa!

Mir wurde immer trauriger ums Herz. Ich konnte Lisas traurige Augen nicht auf eine Minute vergessen — den klagenden Blick des todtwunden Rehs, es schnitt mir durch die Seele. Und dabei klang mir immerfort ihr letztes Wort ins Ohr: „Du hast mich lieb — o, nun ist alles wieder gut!" Das Wort konnte mich nicht fröhlicher machen. Dabei mußte ich ja wieder an ihn denken, der so reiche Mittel besaß, glücklich zu machen — und den ich noch so eben mit den Tönen verzweiflungsvoller Selbstanklage sagen hörte: „Ich bin ein elender, unglückseliger Mensch!" Ja, war mir auch vieles in dem Verhältnisse der jungen Liebenden dunkel geblieben — so viel wußte ich doch schon, daß es eine traurige Liebe war, eine Liebe des Leichtsinns und der Verirrung — — eine Studentenliebschaft!

Und das Ende dieser Liebesgeschichte, die dort oben auf dem Wartthurme so eben so schrill abzubrechen drohte? — Ich konnte dies Ende nicht finden!

Es war schon ganz dunkel geworden, da wandte ich mich auf meinem traurigen Spaziergange nach dem Gasthofe zurück. Nicht weit vom Dorfe traf ich Reinhard; er war allein. Sein Gesicht konnte ich in der Dunkelheit nicht erkennen, aber seine Stimme klang dumpf traurig, wie er mich bat, noch eine Strecke mit ihm am Flußufer entlang zu gehn. Eine Weile schritten wir still neben einander her, dann sagte er leise: „Ich kann jetzt nicht allein sein, meine wilden Gedanken martern mich zu furchtbar. Und doch konnte ich es nicht bei ihr aushalten, — Sie wissen, wen ich meine. Ihre süße, glückliche Stimme, ihre liebevollen, vertrauenden Augen würden mich um den Verstand bringen. Sie klagen mich lauter, furchtbarer an, wie vorhin ihr Mißtrauen, ihr heftiger Schmerz. Ich bin Ihnen eine Erklärung jener Scene auf dem Thurm schuldig, auch deswegen hab' ich Sie aufgesucht. Sie haben von meinem unseligen Verhältnisse zu dem armen Mädchen schon zu viel gesehen und gehört, als daß Sie nicht alles wissen müßten. Ich habe Vertrauen zu Ihnen; wenn Sie mich ruhig anhören wollen, werde ich Sie später um Ihren Rath, Ihren Beistand bitten. Mir ist in diesem Augenblicke der Kopf so wüst und das Herz so dumpf, daß ich keinen klaren Gedanken fassen kann — und doch muß etwas geschehen, das arme Mädchen und auch mich zu retten!"

Ich reichte ihm die Hand: „Sie haben viel gut zu machen, — Sie müssen wieder gut machen!"

Er preßte heftig meine Hand und sagte, wie verzweifelnd: „Aber wie? — wie kann ich Lisa ihren kindlichen Frieden wiedergeben? — wie eine Blume wieder blühen machen, die ich zerpflückt?"

„Neuer Frühling gibt neues Blühen . . . doch jetzt lassen Sie mich alles wissen, von Anfang an, — das wird Ihnen das Herz leichter machen!"

„Ja, von Anfang an," wiederholte er, wie zu sich selber, dann fuhr er fort: — „o, der Anfang war sehr, sehr schön und schuldlos. Es war in diesem Frühjahr, der zweite Sonntag nach Ostern — ein wunderlieblicher, sonniger Frühlingstag. Da schlenderte ich gegen Abend von Halle aus über die Brücke, die nach den Salzwerken am jenseitigen Ufer der Saale führt. Erst denselben Tag war ich in Halle angelangt, um dort fleißig und still mein letztes Semester zu studiren und mich aufs erste juristische Examen zu präpariren. Es war der Wunsch meines Vaters gewesen, daß ich Ostern Göttingen verließ, weil er fürchtete, daß meine dortigen vielen Freunde und Verbindungen mich am Fleißigsein hinderten. Hätte er geahnt, welche Verbindung meiner in Halle wartete und mich so unwiderstehlich von den Büchern abzog, er hätte mich sicher in Göttingen gelassen. Aber niemand entgeht seinem Verhängnisse, wenn er nicht die Kraft in sich trägt, über die Versuchungen zu siegen. Diese Kraft fehlt mir, — doch, das brauche ich Ihnen wohl kaum noch zu gestehen!

„Ein in Halle bekanntes Studentenfactotum, das Danaidenfaß — so genannt, weil es den Studenten noch nie gelungen ist, dies bodenlose Faß mit Bier vollzufüllen — hatte sich mir erboten, mich zu den noch vacanten Studentenwohnungen umherzuführen. Einige, die wir gemeinschaftlich in der Stadt besahen, gefielen mir nicht. Da sprach mein Führer von hübschen Wohnungen draußen an der Saale — das reizte mich, besonders, da ich ja weniger der Collegia wegen nach Halle gekommen war, als um für mich zu arbeiten. Ich ließ mir den Weg zeigen und verabschiedete den Burschen für heute. So kam ich an ein sauberes Häuschen, dessen Hintergarten bis an die Saale reichte. Vor den Fenstern waren einige Blumenbeete, auf denen Crokus, Leberblumen und Aurikeln in voller Blüte standen. Eine ganz weiß überblühte Schlehdornhecke trennte diesen kleinen Vorgarten von der Straße. Bienen umsummten geschäftig die weißen Blüten, blaue Veilchen dufteten im Schatten der Hecke. Ich sehe alles noch so deutlich vor mir, als wäre es gestern erst gewesen, wo ich über die schimmernde Hecke schaute. Auf dem Gartenpförtchen lehnte ein hoher, alter Mann — eine wahre Hünengestalt, mit langem schneeweißem Haar, das dicht emporstrebte und hintenüber gestrichen war. Rosige Wangen und ernstfreundliche, treue Augen milderten das fast Strenge, Imponirende der prächtigen Kopfformen. Der Alte trug Jacke und Weste von dunkelblauem Tuch und eigenartigem, altmodischem Schnitt und bis übers Knie hinaufgezogene hohe Wasserstiefel, die zu Ehren des Sonntages blank gewichst waren. Große silberne Knöpfe blitzten an Jacke und Weste. Eine kurze Pfeife hing über das Gitter hinaus auf den Sommerweg und verrieth trotz der süßen Blumengerüche durch ihre stark duftenden Wolken, daß sie mit echtem vaterländischen Kraute gespeist wurde. Ich wußte aus der Beschreibung des Danaidenfasses, daß ich vor einem

Halloren stand, einem unverfälschten Nachkommen der wendischen Ureinwohner Halles. Die Halloren bilden noch heute eine eigene Colonie in Halle, die „Thalbrüderschaft.“ Sie haben ihre eigenartige Sprache, Kleidung, Sitten und verheirathen sich nur unter einander. Sie sind meistens bei den königlichen Salzwerken beschäftigt, haben das Privilegium des freien Fisch- und Vogelfanges, des sogenannten Lerchenstreichens, und sind berühmte Schwimmer, Taucher und Schwimmlehrer. Bei Wasser- und Feuersgefahr leisten sie der Stadt die größten Dienste. Ihr Muth geht bis zur Tollkühnheit. Auch sind sie die Leichenträger für ganz Halle. Mit den Studenten stehen sie seit alten Zeiten auf sehr vertraulichem Fuße; das treuherzige „Du“ klingt herüber und hinüber.

Ich grüßte den Alten und sagte: „Ich habe gehört, hier draußen seien noch Studentenwohnungen zu haben.“

Er sah mich prüfend an — dann nickte er freundlich: „Ja, Kamerad, da bist Du recht, Vater Adam hat selber noch ein Stübchen!“

Obgleich ich von dem originellen Du-Comment schon gehört hatte, berührte mich diese Vertraulichkeit doch im ersten Augenblick nicht angenehm, — bald aber lachte ich: „So laß Dein Stübchen sehen, Kamerad!“

„Sachte, sachte, Freundchen, so schnell geht das bei Vater Adam nicht — ich muß Dir noch eine Weile ins Gesicht schauen und ein paar Zeilen mit Dir reden, ehe ich Dich die Treppe hinaufführe. Kannst mir indes aufs Wort glauben, daß ich meine guten Gründe dazu habe. Nun, in den Garten darfst Du jetzt schon eintreten!“ Dabei öffnete er das Pförtchen und führte mich zu einer Bank unter einem blühenden Kirschbaume. Bald lag ich im vollen Examen. Die biderbe Art des Alten, mich nach meinen Verhältnissen auszufragen, amüsirte mich — ich antwortete ihm heiter und unbefangen. Er nickte zuweilen befriedigt und lachte sogar einigemal belustigt laut auf. Am Schluß des Examens sagte er: Da bist Du ja schon ein altes ehrbares Haus, Kamerad, das mit Zittern und Sorgen ans erste Examen denken muß — das gefällt mir ganz außerordentlich an Dir. Da Du auch im übrigen ein guter Junge zu sein scheinst, so will ich Dir mein Stübchen zeigen!“

Wir gingen auf die Hausthür zu — zum ersten Mal warf ich dabei einen Blick auf das Fenster neben der Thür — o, wie durchzuckte es mir da mit einem Male die Brust so wonnig! — Das Fenster war von jungen Weinranken umzogen, die hatten schon lange grüne Blattschößlinge getrieben. Das war ein reizender Arabeskenrahmen für den rosigen, kindlichen Mädchenkopf, der mit neugierigen Vogelaugen zwischen den jungen Weinblättern hindurch mich anschaute. Ich sah das anmuthige Gesicht hoch aufglühen — dann mußte ich dem Alten ins Haus folgen. Wie im Traume stieg ich ihm nach, eine schmale Treppe hinauf und trat in ein sauberes Giebelstübchen. Der Alte zeigte mir alles und auch die schöne Aussicht vom Fenster aus auf die Saale. Ich sah von dem allen damals so gut wie gar nichts und sagte nur immer: „Sehr schön!“ — und dachte dabei an den holden Mädchenkopf zwischen den Weinblättern.

So standen wir neben einander an dem offenen Fenster. Ich hatte den Arm um das Fensterkreuz geschlungen und mich weit hinausgelehnt. Mir brannte die Stirn und mein Athem ging heiß und schwer; ich wußte selber nicht, wie mir geschah. Aber mir war gar wunderlich zu Muthe. Ich starrte stumm ins Leere, — der Alte glaubte, ich bewunderte die fröhliche, frische Frühlingslandschaft mit der blitzenden Saale vor mir. „Ja, ja,“ sagte er behaglich, „die Aussicht sucht ihres Gleichen in Halle. Es sind auch schon viele Studenten hier gewesen, die mein Stübchen miethen wollten — aber ich schlug es ihnen rund ab, sie gefielen mir nicht, als ich mit ihnen plauderte. Du kennst mein Plaudern, mein Junge! Du gefällst mir und hast auch vorhin Dein Examen recht brav bestanden. Darum aber bist Du doch noch nicht mein Miethsmann. Jetzt kommen erst meine Bedingungen!“

Ich nickte hastig: „Nennt sie nur, wir werden schon einig werden!“ Ich brannte nach der Gewißheit, in ihrer Nähe bleiben zu dürfen.

Er sprach von der Miethe und dergleichen Dingen. Seine Forderungen waren auch für einen bescheidenen Studentenwechsel sehr annehmbar. „Gut, sehr gut!“ sagte ich und wandte mich um; „ich bin mit allem sehr zufrieden, Vater Adam. So sind wir also einig und ich kann morgen bei Euch einziehen — hier ist der Miethsthaler und hier meine Hand!“

„Nicht so eilig, Freundchen, Du kennst meine Hauptbedingung noch nicht — die ist, Du darfst in meiner Abwesenheit nicht in meine Wohnstube kommen!“

Ich lehnte mich wieder aus dem Fenster, ich fühlte, wie das Blut mir siedend heiß in die Schläfen stieg und dort heftig pochte. Das sollte der alte Hallore nicht sehen, er sollte nicht merken, daß ich schon ahnte — wußte, warum ich nicht in sein Stübchen treten durfte, ehe er mir seinen Grund genannt hatte — — ich sah in Gedanken das holde Gesicht zwischen den Weinblättern aufglühen — ich sah die neugierigen Vogelaugen leuchten — — und ich fragte doch: „Warum willst Du mir Dein Stübchen verschließen, Vater Adam?“ — Sie sehen, ich that damals schon, wenn auch nur mit halbem Bewußtsein, den ersten Schritt auf den unheilvollen Weg, der zu dieser heutigen Stunde führte.

Die Stimme des Alten klang ernst, fast traurig: „Das will ich Dir offen und ehrlich sagen. Du hast mir vorhin auf meine Fragen über Deine Vergangenheit willig geantwortet — jetzt will ich Dir auch von mir erzählen; das hängt mit meiner Bedingung eng zusammen!“

Er sah eine Weile stumm neben mir über die blühenden Obstbäume auf die Saale hinaus — dann sagte er weich und leise: „Vor drei Jahren war es hier im Hause nicht so still und einsam, wie heute. Da hatte ich noch ein liebes Weib, zwei prächtige, brave Jungen und zwei gute, schöne Töchter. Meine Söhne hatten ihrem Könige drei Jahre gedient und gingen nun schon mehrere Jahre mit mir auf Arbeit in den Salzwerken. Sie waren flinke Jungen und tüchtige Arbeiter und hatten es schon zu ansehnlichen Stellen in der Siederei gebracht. Sie hätten es leicht zu Hallemeistern, ja wohl gar zu Hallegrafen bringen können — so gut wußten sie auch mit der Feder Bescheid. In den Feierstunden fischten wir mit einander in der Saale oder gingen über Feld auf den Lerchenstrich. Es war eine Lust für ein Vaterauge, mit anzusehen, wie geschickt und vergnügt die Jungen dabei waren. Mit den Studenten hielten sie gute Kameradschaft und manchen lustigen Streich haben sie miteinander ausgeführt — aber nie einen schlechten; dazu boten meine ehrlichen Jungen nie die Hand. Im Sommer hatte keiner von uns Halleburschen so viele Schwimmschüler, wie mein Bastian und mein Peter. Im Winter gaben sie den Studenten Fechtunterricht; das alles hatten sie von mir gelernt. Auch meine älteste Tochter, die Gertrud, war ein echtes Hallorenkind: groß und kräftig und am fröhlichsten, wenn sie derb zu schaffen hatte. Sie half der Mutter in der Hauswirthschaft und bei der Bestellung des Gartens. Den Töchtern in der Stadt gab sie Unterricht im Schwimmen und im Turnen. Du hättest die Gertrud am Reck vorturnen sehen sollen — da war sie eitel Kraft und Geschmeidigkeit und Lebenslust. Auch mir zuckte der Muth und die Kraft und Lust der vollblühenden Jugend wieder durch die Adern und Muskeln, wenn ich ihr zuschaute. Nie war sie aber fröhlicher, als wenn sie mich und die Brüder auf den Fischfang und Lerchenstrich begleiten durfte. Sehr verschieden von ihren Geschwistern war von jeher mein jüngstes Kind Lisette, von uns allen immer nur „das Settel“ genannt. Nicht als ob Settel weniger brav und fröhlich gewesen wäre, wie die Gertrud und die Brüder — o, nein, aber das Settel hatte stets so seine eigene Art von Bravheit und Fröhlichkeit. Settel war von Kindheit an sanft und still und zärtlich anschmiegend und spielte lieber mit Puppen und Blumen in unserem Garten, als draußen die wilden lustigen Spiele der übrigen Hallorenkinder mit. So groß und kräftig seine Geschwister waren, ein so zartes Kind war das Settel. Die Brüder waren schon eingesegnet und die Gertrud fast zehn Jahr, da wurde das Settel erst geboren. Die großen Geschwister liebten und warteten das zarte Kind mit rührender Zärtlichkeit, es war auch lieb und gut zu allen Menschen. Wir nannten das Settel auch wohl unser „Hühnchen,“ weil es ein so spätes Nestküken und so zierlich gebaut war. Auch war das Settel furchtsam und scheu wie ein Hühnchen und nickte mit dem Kopf immer so eigen und zierlich, wie ein Vogel, der Futter aufpickt. Zu dem thatkräftigen, selbständigen Leben der Gertrud und der anderen Hallorenmädchen hatte das Settel keine Neigung und Anlagen. Es ging lange in die Schule und lernte allerlei feine Handarbeiten. Da saß es denn still zu Hause am Fenster hinter den Weinranken oder bei schönem Wetter im Garten in der Fliederlaube und stickte und nähte wunderschöne Sachen. Die fanden immer gleich gute Käufer. Die Arbeit wuchs wunderbar schnell unter den gesegneten, flinken

Fingern und dabei sang das Settel den ganzen lieben Tag so hell und fröhlich wie eine Lerche. Wir alle konnten nie begreifen, woher das Kind nur all die schönen Lieder nahm!"

Der alte Hallore machte eine Pause und nickte mehrere Mal wie in tiefen Gedanken lebhaft — dann fuhr er mit einem Seufzer fort:

„So froh und glücklich lebten wir alle hier noch vor kurzen drei Jahren. Dann kam der Krieg gegen Dänemark. Mein Bastian und Peter wurden eingezogen und mußten mit fort. Die muthigen Jungen gingen gern, sie brannten ordentlich vor Kampflust für die Befreiung Schleswig-Holsteins. Wir alle begleiteten sie bis auf den Bahnhof. Die Augen der Mutter wurden wohl naß, als sie ihre Söhne zum Abschied in die Arme schloß — aber sie lächelte dabei zugleich stolz unter Thränen. Sie war ein echtes Hallorenweib und durfte wohl mit Stolz auf ihre schmucken und wackeren Jungen blicken. Die Gertrud und ich schüttelten ihnen kräftig die Hand und Gertrud sagte in ihrer kecken Weise: „Ich wollte, ich könnte mit Euch gehen, es zuckt mir in allen Gliedern, sie mal tüchtig zu gebrauchen — noch ganz anders, wie mit dem Spaten und an der Schwimmleine, am Reck und Barren — es muß eine prächtige Lust sein, auf einen Feind des Vaterlandes wacker und beherzt losgehen zu können!" Und dabei, Kamerad, hättest Du die großen braunen Augen der Gertrud sehen sollen — die sprühten ordentlich vor Begeisterung und Muth. Nur das Settel hing schluchzend am Halse der Brüder und wollte sie gar nicht lassen, bis die Gertrud fast schalt und die Weinende wie ein Kind auf den Arm nahm und eine Strecke forttrug. Settel mochte wohl ahnen, daß sie die Brüder nicht wiedersehen würde. In der Schlacht bei Düppel traf uns der erste Schlag: mein Peter fiel als einer der ersten unter den Stürmenden. Wo sein Grab ist, weiß ich nicht. Der Bastian hat die Leiche des Bruders nicht auffinden können — doch, unseres Herrgotts Erde ist überall. Dann fiel Schlag auf Schlag auf dies Haus nieder. Beim Uebergange nach Alsen ruderte der Bastian im ersten Boote mit. Er hatte sich freiwillig dazu erboten und das Rudern verstand er aus dem Grunde, — wir hatten es ja so oft mit einander auf unserer Saale geübt. Als er ans Land springen will, schlägt eine feindliche Kugel in seine Schulter. Er fällt hintenüber ins Boot. Das nimmt ihn mit ans jenseitige Ufer zurück. Dort bleibt er den ganzen Tag liegen. Endlich kommt er nach Flensburg ins Lazareth und wir erhalten Nachricht von seiner schweren Verwundung. Da sagt Gertrud entschlossen: „Laßt mich hingehen und den Bastian pflegen und nach Halle zurückholen, wenn er so weit genesen ist!" — Und so ging auch die Gertrud von uns und keiner kehrte wieder. Wochenlang saß Gertrud am Lager des Bruders — dann starb Bastian in ihren Armen. Gertrud hatte schon mehrere Tage ein Fieber in ihren Adern gespürt, aber mit ihrer ganzen Energie zurückgedrängt. Jetzt brach sie zusammen — das Lazarethfieber schüttelte sie mit furchtbarer Heftigkeit und raffte sie nach wenigen Tagen hin. Bruder und Schwester, die Hallorenkinder von der Saale, ruhen neben einander auf dem fernen Kirchhofe zu Flensburg. Das war auch für eine Hallorenmutter zu viel: sie klagte nicht — sie weinte nicht — sie starb. Im vorigen Frühjahre, als das Eis auf der Saale schmolz, haben wir sie dort drüben auf dem Kirchhofe begraben. Seit der Zeit bin ich mit meinem Settel allein. Es ist wunderbar, wie das zarte, weiche Mädchen all diese Schläge ertrug, die mich starken Mann bis ins Mark erschütterten, zu zerschmettern drohten. Als wir nach dem Tode der Mutter zum ersten Mal unten in dem Stübchen allein waren, nahm Settel meine beiden Hände und sah mich mit ihren wunderbaren Augen still an — dann sagte sie: „Vater, Du gebrauchst Dein Settel noch hier unten, ich habe den lieben Gott gebeten, daß er mich Dir so lange erhält, als Du mich gebrauchst!" — Und so erhielten wir beide uns an einander aufrecht!"

Die Stimme des Alten war immer weicher geworden. Jetzt schwieg er und schaute mit gefalteten Händen zum tiefblauen Frühlingshimmel hinauf. Auch ich lehnte noch immer stumm im Fenster — die widerstreitendsten Gefühle wogten mächtig durch meine Brust. Bald dachte ich: „Lauf! lauf, so schnell Du kannst, aus diesem Hause fort und kehre nie wieder — höre auf die Stimme in deinem Herzen, die dich forttreibt!" — und dann wieder: „Nein, bleib — es muß köstlich sein, lange — immer in diese Augen schauen zu können ..."

Da fühlte ich die feste Hand des Halloren schwer auf meinem Arm und er sagte ernst: „Ja, Settel hat recht, ich gebrauche mein Hühnchen — ich habe auf dieser Welt ja sonst nichts mehr, was ich so von ganzem Herzen lieben kann und darum will ich keinen Fuchs ins Haus nehmen, der es mir frißt. Viele von den Studenten, die dies Stübchen miethen wollten, machten solche lüsternen Fuchsaugen, als sie mein Hühnchen sahen — da schickte ich sie gleich wieder fort. Seit Mutter todt ist, steht die Wohnung hier oben leer. Ich würde überhaupt nicht daran denken, sie wieder zu vermiethen — aber ich möchte gern für das Settel ein paar Nothpfennige zurücklegen, wenn ein braver Hallebursche kommen sollte, mein Kind zum Weibe zu begehren — oder wenn der liebe Gott auch mich zu sich ruft und mein Settel allein übrig läßt! Ueberdies hoffe ich auch, daß etwas frisches, fröhliches Studentenblut im Hause dem Settel und dem alten Halloren nach so vielen Tagen dumpfer Traurigkeit gut thun wird.

„Und nun, Kamerad, weißt Du, warum ich die Bedingung stellte, daß Du in meiner Abwesenheit nicht mein Stübchen betrittst. Ich halte Dich nicht für einen Fuchs, denn sonst würde ich Dich nicht ins Haus nehmen; Du hast ein gutes Gesicht — aber, es könnte doch ein wenig Fuchsnatur im Verborgenen hinter der Thür schlafen und die sollen wir nicht freventlich wach rütteln. — So, da habe ich Dir offen und ehrlich gesagt, wie es mir ums Herz ist — ebenso offen und ehrlich halte ich Dir jetzt meine Rechte hin: gehst Du auf meine Bedingung ein, so gib mir Deinen ehrlichen Studentenhandschlag und Du bist für den Sommer mein Miether!"

„Und ich schlug ein!" sagte Reinhard, kaum hörbar neben mir. Ich fühlte, wie eisig es ihn schüttelte.

(Schluß folgt.)

Kunst und Künstler.

V. Franz Wieschebrink.

Es ist ein alter Bekannter, den wir heute unseren Lesern im Porträt und in einem neuen Werke seiner Hand vorführen. Den meisten unter ihnen wird sein „Zerbrochener Milchtopf," der ein so lehrreiches Stück Großmutterpädagogik enthielt, aus Nr. 24 unseres 3. Jahrganges in angenehmer Erinnerung sein und so dürfen wir hoffen, unseren Lesern mit dem „Geburtstagskuchen" und der nachfolgenden Skizze des Entwickelungsganges und Lebens des Künstlers eine Freude zu machen.

Zu den Einwohnern des kleinen westfälischen Landstädtchens Burgsteinfurt zählte im Anfange dieses Jahrhunderts ein umsichtiger, energischer Mann, der einem umfangreichen Geschäfte als Pergamentmacher und Wollhändler vorstand. Ihm wurde als fünftes Kind am 14. März 1818 unser Franz Wieschebrink geboren. — Der Vater, selbst die Vortheile einer geregelten Schulbildung entbehrend, hielt seine Kinder mit eiserner Strenge zum Besuche der Schule an. Bei dem kleinen Franz wollte die Strenge des Vaters indes nicht sonderlich fruchten, denn zu Hause wie in der Schule war seine Aufmerksamkeit getheilt. Hätte der Lehrer ihm erklären können, wie man eine Figur, eine Pflanze oder ein Thier zeichnet, er wäre der aufmerksamste unter allen gewesen, so aber entstanden oft aus den Zahlen spielende Jungen, Schützenzüge und Hochzeiten, und aus den Buchstaben bildeten sich nicht selten Landschaften mit Kirche und langgiebelten Hütten. Noch umfassender wurden diese freien Uebungen in den losgebundenen Stunden der langen Winterabende und Sommertage, und so wurde es dem Vater schwer, ihn an die Schulbücher zu fesseln.

Im Sommer des Jahres 1830 kam von Münster her der Maler Rösen nach Burgsteinfurt in der Hoffnung, daselbst Aufträge für Porträts zu erhalten. Da ihm dieses nicht sogleich gelingen wollte, so verbrachte er die meisten Stunden des Tages in dem herrlichen fürstlich Bentheimschen Parke mit Skizziren der uralten, malerischen Eichen. In solcher Beschäftigung wurde er eines Tages von der fürstlich Bentheim-Steinfurtschen Familie überrascht, die mit Vergnügen seine Zeichnungen betrachtete. — Die damalige Fürstin Wilhelmine war eine hochgebildete, kunstsinnige Dame und eine fertige Zeichnerin, die seither ihren Kindern selbst Unterricht im



F. Wieschebrink.

Zeichnen ertheilt hatte; auf ihren Wunsch engagirte der Fürst den fremden Künstler und Rösen zog sogleich als Lehrer der fürstlichen Kinder auf das Schloß. Die Anwesenheit des Malers blieb den Einwohnern des Städtchens nicht lange verborgen. Der kleine Wieschebrink aber, als er von dem Künstler hörte, hatte schnell seinen Entschluß gefaßt: er beredete noch ein paar seiner Genossen, und mit diesen begab er sich zu Rösen, mit der Bitte ihnen Unterricht im Zeichnen zu ertheilen. Dies geschah denn auch. Die anderen Knaben brachten von ihren Eltern ein Honorar, Wieschebrink aber, der nicht wagte, seinen Vater darum anzugehen, brachte seinem Lehrer allmonatlich einen Thaler, den er von einem Onkel für das Abholen der Briefe erhielt. Schon nach kurzer Zeit hatte Wieschebrink seine Mitschüler überflügelt, und der Lehrer nahm sich seiner besonders an, da er das Talent des Knaben bald erkannte.

Nach einem Aufenthalt von zwei Jahren zog Rösen nach Düsseldorf. Der kleine Wieschebrink, der jetzt vierzehn Jahre alt war, hatte dessen Wort, als Fürsprecher bei seinen Eltern aufzutreten, damit er mit nach Düsseldorf wandern könne. Wohl wurde diese Fürbitte gewagt, aber ohne Erfolg zu haben. So sehr den Vater auch das Lob des Lehrers über den Sohn freute, wenn er auch mit einem gewissen Stolz die Zeichnungen desselben ansah, so sollte doch „der Junge ein ordentliches Geschäft erlernen und nicht in die weite Welt wandern.“ So mußte sich denn das schwergedrückte junge Herz endlich in das Unvermeidliche fügen. Von da ab zog ihn der Vater mit in sein Geschäft. In seiner Nähe aber wachten über ihn zwei wohlwollende Menschen, deren Einfluß seiner Neigung, ein Maler zu werden, entschieden zu Hilfe kam, und noch jetzt hängt Wieschebrinks Herz in dankbarer Verehrung an den beiden Beschützern, ob sie gleich längst im Schoße der Erde ruhen. Vor allem war es die schon erwähnte Fürstin Wilhelmine von Bentheim-Steinfurt, die den Knaben nicht aus den Augen ließ. Sie leitete seit dem Abgange Rösens wieder den Zeichenunterricht ihrer Kinder und leicht wußte sie es dahin zu bringen, daß Wieschebrink an den Stunden theilnehmen durfte. Ein anderer Beschützer des Knaben war Dr. Hut, ein geschickter Dilettant und fleißiger Sammler, in dessen behaglichen Räumen Wieschebrink manche lehrreiche Stunde verbrachte, mit ihm alte Bilder kopirend. So vergingen im stillen Schaffen die nächsten zwei Jahre, bis Rösen wiederum auf einige Wochen nach Burgsteinfurt kam. Daß sich Wieschebrink ihm alsbald vorstellte, war natürlich, und dieser erstaunte nicht wenig über die Fortschritte, die der

nun angehende Jüngling gemacht hatte. Rösen hatte ein Bildchen bei sich, welches er um 80 Thlr. nach Bremen verkauft hatte und das er zuvor der Fürstin präsentiren wollte. Den Eltern Wieschebrinks schien es unmöglich, daß man für ein solches Ding eine so bedeutende Summe erhalten könne, als aber der Künstler von Bildern sprach, für die tausende von Thalern gezahlt waren, da schüttelte man erst recht ungläubig die Köpfe. Auf die dringenden Vorstellungen Rösens und auf eine durch diesen überbrachte Fürsprache der Fürstin gelang es endlich, die Zustimmung der Eltern dazu zu erhalten, daß der Knabe mit nach Düsseldorf ziehe. Als der Vater sein Wort gegeben, wankte er nicht mehr; er ließ in bedächtiger Fürsorge alles ordnen und fertig stellen, was dem „Jungen" in der Fremde nöthig war. Nicht so war es mit der Mutter. Einmal konnte sie sich mit dem Stande, den der Sohn gewählt hatte, nicht versöhnen, weil sie gleichsam etwas Schimpfliches darin erblickte; mehr aber bekümmerte die weite Entfernung das Mutterherz und so ließ sie nicht ab, den Sohn wankend zu machen. In diesem Sinne nahm sie ihn, der ihr Liebling war, kurz vor der Abreise in ihre Kammer, um einen letzten Versuch zu machen, und da alles Reden vergebens war, rief sie zuletzt aus: „O Kind, was soll ich den Leuten antworten, wenn sie mich fragen: Was ist denn Ihr Franz geworden?" — Der Knabe sah mit großen Augen zu der Mutter empor, dann aber sprach er mit allem Ernst: „Mutter, dann sag, ich wäre todt!" — Ein Beben überflog die Frau. Sie wollte lachen, aber statt dessen tropften ihr ein paar große Thränen über die Wangen. Die Mahnung an den Tod hatte mit ganzer Macht ihr Herz erfaßt. In den Worten des Knaben lag sogleich ein so herber Vorwurf, daß er sie mit einem Schlage entwaffnen mußte. Von dem Tage ab war es auch bei der Mutter entschieden. Kein Wort der Abmahnung fiel mehr in das Ohr des beglückten Knaben, und von ihren Segenswünschen begleitet, von dem Vater mit einem guten Sümmchen Geld versehen, wanderte er bald darauf in Begleitung Rösens nach Düsseldorf. Dort waren für die Academiker gerade die Herbstferien. Wieschebrink bezog mit Rösen ein Zimmer, und während der erstere sich mit einem Feuereifer ans Zeichnen begab, reiste der letztere zum Besuch nach Bonn. Einige Tage ging's mit Wieschebrink leidlich, bald aber erwachte in dem jungen Herzen, das fremd und ohne jegliche Bekanntschaft in einem großen Orte war, ein so gewaltiges Heimweh, daß er fast zu bereuen anfing, sein kleines Vaterstädtchen verlassen zu haben. Der Gedanke, zurückzukehren, erfaßte ihn verlockend, und ehe es noch recht klar in ihm wurde, schnallte er sein Reisebündel und ging auf die Wanderschaft. Aber nicht nach der Heimat ging's, nein, geradezu nach Bonn, zu dem einzigen, den er am ganzen Rheinstrom kannte, zu Rösen. Dieser war nicht wenig erstaunt, den jungen Mann zu sehen, aber liebevoll und herzlich nahm er den Erguß des jugendlichen Gemüthes auf. Acht Tage hielt er den Heimwehkranken bei sich, dann zog Wieschebrink nach Düsseldorf zurück, genesen von allem, was ihn vor Tagen gedrückt. Im nächsten Jahre starb plötzlich sein Freund Rösen, dessen Tod ein unendliches Weh für ihn wurde, und das er lange nicht bezwingen konnte. Zu jener Zeit wandte er sich der Bildnißmalerei zu und begann unter Leitung des Professors C. Sohn sein erstes Bild „Tobias mit dem Engel," für welches er auch sogleich einen Käufer fand. Als er mit gesteigertem Fleiße das zweite Bild „Petrus Befreiung aus dem Kerker" anfing, wurde er unerwartet nach einem Beschlusse der Lehrerconferenz aus dem Paradiese seiner Träume gejagt, und das flammende Schwert war für ihn der Ausspruch jener Conferenz, daß er nicht befähigt sei, in die erste Klasse der Academie aufzusteigen. Den als Maler der Jobsiade berühmten Hasenclever und noch einige andere traf ein gleiches Geschick. Wieschebrink war durch das Ereigniß niedergedonnert und die sonnigen Höhen der Kunst hüllten sich ihm einige Zeit in finstere Nacht. Der frische Geist der Jugend hatte ihn aber bald geheilt und mit einem gewissen Trotze begann er alsbald selbständig ein Bild „Der Krankenbesuch," das er schnell vollendete und welches viel von sich reden machte. Kurz darauf engagirte ihn der Maler Fay zur Hilfe bei der Ausschmückung des Elberfelder Rathhauses. Ein kleines Bildchen „Eia Popeia" stellte er in der Zwischenzeit fertig. Im Jahre 1844 erschien sein „Gewitter," welches einen außerordentlichen Beifall fand und die Lehrer der Academie in nicht geringe Verlegenheit setzte. Hierauf wurde er durch die Bestellung eines Altarbildes ausgezeichnet und nach diesem erschien rasch eine große Zahl anerkannter Genrebilder. Zu den vorzüglichsten gehören „die Naschenden," „der erste Rausch," „der Schulzwang," „Großmutters Liebling," „das verschmähte Mittagsmahl," „das heiße Süppchen" und „unser Geburtstagskuchen." Jetzt ist Wieschebrink ein Nestor unter den Düsseldorfer Malern, ein geschätzter und geachteter Repräsentant der gemüthlichen Genremalerei. Das Haus und die kleinen, freundlichen Züge des Familienlebens haben in ihm ihren treuen, feinfühlenden Darsteller gefunden.

Ein königliches Volksbuch.

Seit jeher ist die Literatur auf den Thronen Europas vertreten gewesen. Der jüngstverstorbene königliche Dichter, ebenso wie der kaiserliche „College Alexander Dumas," denen sich in allerneuester Zeit Englands Königin zugesellt hat, sind nur die jüngsten Glieder einer langen Reihe fürstlicher Autoren.

Auch in Großbrittanien sind sie — seit jenem vielberühmten Alfred dem Großen — fast in jedem Jahrhundert zu finden. Wer hat nicht von Heinrichs VIII. religiösen Controversschriften, von der gelehrten Queen Bess umfangreicher Schriftstellerei, von Jakobs I. berühmtem und berüchtigtem Basilicon Doron gehört — untergeordneter Beispiele nicht zu gedenken! Aber während alle diese Bücher dem Staube der Bibliotheken, ja größtentheils der gänzlichen Vergessenheit verfallen sind, während sie meist nur dem Namen ihrer Verfasser eine gewisse ephemere Bedeutung verdankten, begrüßen wir in dem neuesten Werke der Königin Victoria ein Buch, das bestehen und gelesen werden wird, so lange es eine englische Sprache gibt, denn es ist in der That und im edelsten Sinne des Wortes ... ein echtes Volksbuch.

Alle unsere Leser haben gewiß von dem ersten Werke der Königin gehört, das im vorigen Jahre unter dem Titel: The early years of His Royal Highness the Prince Consort herauskam. Auszüge daraus sind durch alle Zeitungen gegangen, Vorträge sind darüber gehalten worden — eine deutsche Uebersetzung wird davon vorbereitet.*) Viel mehr aber als dieses Buch verdient den Namen des „Buches der Königin" ein zweites, das ganz kürzlich erst die Presse verlassen hat und dem wir insbesondere den wohlüberlegten Titel dieser Zeilen zusprechen möchten. Es sind die „Leaves from the Journal of our life in the Highlands (Blätter aus dem Tagebuch unseres Lebens in den Hochlanden) from 1848 to 1861," in denen sich die hohe Autorin nur durch die Widmung zu erkennen gibt, die rührend und schlicht lautet: „To the dear memory of him who made the life of the writer bright and happy, these simple records are lovingly and gratefully inscribed." — „Dem theuren Andenken dessen, der das Leben der Verfasserin hell und glücklich machte, sind diese einfachen Berichte liebevoll und dankbar gewidmet." Während die „Jugendjahre" den Prinzen Albert in seiner reichen und interessanten Lebensentwickelung hervortreten lassen, während sie seine Aeußerungen in Tagebuchblättern und Briefen — allerdings von der redigirenden Hand seiner Gemahlin geordnet — enthalten, ist dieses Buch von Anfang bis zu Ende das Werk der Königin, von Arthur Helps nur für den Druck zurechtgemacht und mit einer Vorrede begleitet. Und mehr: es ist kein gemachtes Buch, es sind wirklich — wie sein Titel besagt — Tagebuchblätter einer Frau, die ungesucht, klar, einfach ihren Eindrücken Worte verleiht. „Sie, die bisher zu ihrem Volk nur in feierlichen Reden und officiellen Proclamationen gesprochen," sagt der Recensent der „Times", — „legt ihre Staatsgewänder ab und unterhält sich freundschaftlich mit ihren Unterthanen, wie eine warmherzige, gebildete Edelfrau, die ihren Geschmack, ihre Beschäftigungen und Gefühle mit ihnen theilt, als wäre sie ihres Gleichen."

Die mitgetheilten Tagebuchblätter reichen bis zum Jahre 1842

*) Unter dem Titel: „Prinz Alberts Jugendjahre" wird eine autorisirte Uebersetzung in Gotha bei Fr. Andr. Perthes demnächst erscheinen.

zurück, wo das ganz junge Ehepaar zum ersten Male Schottland besuchte. Von 1848 an eilen sie dann alljährlich in ihre Sommervilleggiatur, nach Schloß Balmoral, glücklich wie ein paar junge Leute, die Ferien bekommen haben. London mit seinem Nebel und endlosem Geräusch, mit seinen beschwerlichen Saisonpflichten und Staatssorgen liegt hinter ihnen, und wie ein einfaches, wohlhabendes Ehepaar begeben sie sich mit ihren Kindern aufs Land. Da ist es nicht zu verwundern, daß auf allen Scenen dieses merkwürdigen Tagebuches ein heller Glanz sich wiederspiegelt, der von dem Sonnenschein in der Brust der Schreiberin herstammt. Die geringfügigsten Dinge erregen ihr Staunen und Entzücken — die Fischweiber von Leith und Newhaven mit ihren weißen Mützen und bunten Unterröcken, die Hochlanddirne im Flusse, die „mit aufgeschürztem Kleide Kartoffeln wäscht“ u. s. w. „An jede Kleinigkeit und jeden Ort,“ sagt sie selbst, „war ich anhänglich geworden, unser ruhiges und freies Leben, alles war so ergötzlich und alle Hochländer, die uns begleiteten, hatte ich so liebgewonnen.“

In den Hochlanden von Schottland konnte die Königin ihren Gemahl wie ihre Kinder genießen, wie sonst niemals; ihr Sinn für ein glückliches Familienleben fand hier volle Befriedigung. Am liebsten reist sie mit ihm im strengsten Incognito. Alles spiegelt sich ihr in dem Lichte ab, in dem Prinz Albert die Dinge sieht. Unzählige Male begegnen wir Wendungen wie dieser: „Dalkeith sieht äußerst pittoresk, und wie Albert sagt, ganz deutsch aus;“ oder: „Albert war entzückt und sagte, es (Perth) erinnere ihn an die Lage von Basel.“ Oder sie ist ganz glücklich, ihn „in such spirits“ (in so guter Laune) zu sehen, wenn sie mit ihm durch die Felder geht oder Berge erklimmt, „ländliche und romantische Spaziergänge, die so ungleich ihrem täglichen in Windsor sind,“ und „dieser Wechsel ist so wohlthuend; er erfrischt, wie Albert bemerkt, für lange Zeit;“ oder wieder: „Albert sagte, daß die Hauptschönheit der Bergscenerie in ihren häufigen Veränderungen bestände.“ Auch die gelegentliche Einmischung deutscher Ausdrücke zeugt für seinen Einfluß; so sagt sie von einem genußreichen Tage: The view was so beautiful over the dear hills; the day so fine; the whole so gemüthlich (Der Blick war so schön über die lieben Hügel, der Tag so prächtig, das Ganze so gemüthlich).

Wenn Ludwig XIV. meinte, daß „niemand in den Augen seines Kammerdieners ein Held sei“ und man an die Stelle von Kammerdiener häufig „Weib“ gesetzt hat, so gilt das jedenfalls nicht von Prinz Albert und Victoria. In seines Weibes Augen blieb er immer ein „Held“. Wie schon in ihrem ersten Buche, berichtet sie auch in diesem mit Stolz, wie schön er die Adressen der Stadtbehörden rc. beantwortet, welch „admirable speech“ er bei der Versammlung der „British Association“ in Aberdeen gehalten rc. rc. Mit ihm zusammen zu sein, ihm aus Walter Scotts Dichtungen vorzulesen, mit ihm Kunstwerke zu besehen oder Clavier zu spielen u. s. w. ist ihr höchstes Glück. Dagegen trübt seine kürzeste Abwesenheit ihre Freude. „Ich würde den Tag noch mehr genossen haben,“ schreibt sie einmal; „hätte ich die ganze Zeit bei Albert sein können.“ Im Jahre 1859, als er auf 2 Tage nach Aberdeen ging, schreibt sie: „Ich war ganz niedergeschlagen, weil my dearest Albert mich verlassen mußte,“ und abends ist sie „so traurig, nicht ihren darling husband zu Hause zu finden.“ Und später genöthigt, in Plymouth allein zu landen, bekennt sie offen: „Ich fühle mich immer so scheu und verstimmt ohne Albert.“

Nächst ihrem Gemahl beschäftigen sie ihre Kinder, die uns in vertraulichster Weise vorgeführt werden, so „Bertie,“ wie der Prinz von Wales in seiner Familie genannt wird, „Affie,“ Prinz Alfred; „Lenchen,“ Prinzessin Helena, und nicht zu vergessen: Vicky, die Prinzeß Royal Victoria, jetzige Kronprinzessin von Preußen; die zu wiederholten Malen erwähnt wird, bald wie sie sich als kleines Kind trefflich auf der Reise benimmt, bald wie sie sich zufällig auf ein Wespennest setzt und mehr Muth als ihre Mama zeigt, bald wie sie von der Königin auf einer Dampfschiffahrt eine „kleine Stunde“ in der englischen Geschichte erhält. Ueberhaupt wird es oft erwähnt, daß die Kinder von ihr Unterricht empfangen, ihr deutsche Gedichte hersagen u. dgl. Ein eigenes Blatt ist am 29 Sept. 1855 der Verlobung unserer dear Victoria mit Prince Frederick William of Prussia gewidmet. „Schon am 29.,“ heißt es da, „hatte er zu uns von seinen Wünschen gesprochen; aber wir schwankten wegen ihrer außerordentlichen Jugend, ob er selbst zu ihr sprechen oder warten sollte, bis er wieder zurückkäme. Indes hielten wir es doch für besser, er sollte es gleich thun; so pflückte er denn während unseres Rittes den Craig-na-Ban hinauf heute nachmittags ein Stück weißen Haidekrautes (dem Sinnbilde des Glückes) und gab es ihr, was ihn dann in den Stand setzte, auf seine Hoffnungen und Wünsche anzuspielen, als sie Glen-Girnoch hinunterritten, woraus sich dieser glückliche Schluß (die Verlobung) ergab.“ Einige Tage darnach tritt Victoria mit der glücklichen Braut — auf ihrer Runde bei alten, armen Leuten — in die kleine Hütte einer 86jährigen Frau, die sie „mit vieler Würde bewillkommnete, ganz erstaunt über Vickys Größe war und ihr gratulirte.“ Ueberall mischt sich Betrübniß in die der jungen Prinzessin dargebotenen Glückwünsche.

Wie gegen die Aermsten ihrer Unterthanen, erweist sich die Königin auch durchweg freundlich, ja liebenswürdig gegen alle, die sie vorübergehend oder dauernd zu bedienen haben. „Sie nimmt niemals die ihr erwiesenen Dienste und Aufmerksamkeiten als selbstverständlich hin,“ sagt Arthur Helps in seiner Vorrede; „sondern betrachtet sie als besondere, ihr erzeigte Beweise von Freundlichkeit, auf die sie in ihrer hohen Stellung als Fürstin niemals Anspruch macht.“ So spricht sie auch stets von ihren und Alberts Dienern mit der freundlichsten Anerkennung und Liebe, ist auf ihre Belohnung bedacht und verfolgt ihre Lebensgeschichte von ihrer Jugend bis zu ihrem Tode mit persönlichem Interesse. Auch in diesem lebhaften Bewußtsein der gegenseitigen Pflichten von Herrschaft und Dienstboten und der treuen Erfüllung derselben ist sie ein Muster für alle Häuser ihres großen Reiches.

Auch die „Kirk“ wird nicht vergessen. Sie kritisirt die gehörten Predigten und notirt den Text derselben, unter denen eine von Dr. Caird (die Religion im gemeinen Leben) — auf ihren Befehl herausgegeben und auch ins Deutsche übersetzt — ganz besonders berühmt geworden ist.

Zuweilen unterbrechen große Ereignisse das Stillleben von Balmoral, so 1852 die Nachricht von Wellingtons Tod. Ungeachtet eines verfrühten Gerüchtes von demselben war die ganze Gesellschaft auf einem ihrer gewöhnlichen Ausflüge in den Bergen. Unterweges vermißte die Königin merkwürdigerweise ihre Uhr — eine Gabe des Herzogs — sofort sendet sie einen Boten danach zurück, der sie auch findet und zugleich Briefe mitbringt, die den Tod des greisen Helden anzeigen. Sie schreibt darüber: „Englands oder richtiger Brittanniens Stolz, sein Ruhm, sein Held, der größte Mann, den es jemals hervorgebracht, ist nicht mehr! Trauriger Tag! Großer und unersetzlicher Nationalverlust. — — — Man kann sich dieses Land garnicht vorstellen ohne „den Herzog“ — unsern unsterblichen Helden. In ihm concentrirte sich fast jede irdische Ehre, die ein Unterthan besitzen konnte. Seine Stellung war die höchste, die ein Unterthan jemals einnahm, — über den Parteien, — ein Mann, zu dem alle emporsahen, — von der ganzen Nation verehrt, — der Freund der Herrscherin; — und wie einfach trug er diese Ehren! Von welcher Einfalt, welcher Geradheit, welchem Muthe wurden alle Beweggründe seiner Handlungen geleitet! Die Krone hat niemals — und ich fürchte, sie wird es nie wieder — einen so ergebenen, loyalen und treuen Unterthanen, eine so unerschütterliche — Stütze besessen. Für uns (die ach! jetzt so viele unserer geschätzten und erfahrenen Freunde verloren haben) ist sein Verlust unersetzlich, denn seine Bereitwilligkeit zu helfen und zu rathen, wenn wir es bedurften, und jede Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen, hatte nicht ihres Gleichen. Albert bewies er die größte Freundlichkeit und das äußerste Vertrauen. Seine Erfahrung und seine Kenntniß der Vergangenheit waren auch so groß; er war ein Glied, das uns mit dahingeschwundenen Zeiten verknüpfte, mit dem letzten Jahrhundert. Nicht ein Auge im ganzen Lande wird trocken bleiben!“

Eine freudigere Unterbrechung bildet am 10. Sept. 1855 die Nachricht von dem Falle Sewastopols, der auf der Stelle durch Anzünden von Freudenfeuern rc. gefeiert wird. „Das neue Haus von Balmoral scheint in der That Glück zu bringen,“ schreibt die Königin, „denn seit dem ersten Augenblick unserer Ankunft haben wir gute Nachrichten empfangen.“ Wir haben dieses Schlosses und seiner Entstehung in diesen Blättern*) schon einmal ausführlich gedacht. Das Tagebuch bestätigt unsere Mittheilungen. Hier weilte

*) S. Jahrgang III. S. 668.

das fürstliche Ehepaar so gern; beim ersten Anblick erinnern sie die „schön bewaldeten Hügel“, die Loch-na-Gar umgeben, an den Thüringer Wald und am 13. October 1856 schreibt sie:

„Jedes Jahr wurzelt mein Herz fester in diesem lieben Paradiese und um so viel mehr jetzt, da alles meines theuersten Alberts eigene Schöpfung, sein eigenes Werk geworden ist, wie zu Osborne; und da sein großer Geschmack und die Spur seiner lieben Hand sich überall aufgeprägt findet.“

Zwei gute Ansichten des Schlosses von Balmoral — die eine von S.-O., die andere von N.-W. aufgenommen und in Stahlstich ausgeführt — sind dem neuen Buche der Königin beigegeben, wie auch mehrere kleine, zierliche Handzeichnungen von ihr — in Holz geschnitten — hie und da in den Text gestreut sind.

Nur wenige Blätter sind den Ausflügen nach Irland gewidmet, wo sie mit „Cead mile failte“ d. h. „hunderttausend Willkommen“ empfangen wird. Auch diese sind reich an feinen Beobachtungen und charaktervollen Schilderungen von Land und Leuten. Wie sie durchweg mit einer fast pedantischen Pünktlichkeit Stunde und Minute eines jeden kleinen Ereignisses notirt („Albert kehrte 20 Minuten vor 3 Uhr zurück“ — „wir standen $^3/_4$ auf 6 Uhr auf“ rc.); wie sie oft ganz eingehend ihre und des Prinzen Toilette,*) oder die Zimmer, in denen sie gewohnt, oder den Gang einer Mahlzeit**) beschreibt, so flicht sie auch hier kleine Details mit ein, die oft ganz interessant sind. „Die Schönheit der Frauen“ — schreibt sie in Cork — „ist wirklich bemerkenswerth und frappirte uns sogleich sehr; so schöne dunkle Augen und Haare und solche schöne Zähne; fast jede dritte Frau war hübsch. Sie tragen keine Hüte, und gewöhnlich lange blaue Mäntel; die Männer sind sehr ärmlich, oft in Lumpen gekleidet, und viele tragen blaue Röcke und kurze Beinkleider mit blauen Strümpfen.“

*) So heißt es am 10. Sept. 1852: „Wir dinirten $^1/_4$ auf 7 in morning gowns (nicht gewöhnlichen, sondern solchen, wie sie bei einem „Frühstück“ getragen werden) und brachen um 7 nach Corriemulzie auf, wo ein Ball bei Fackellicht unter freiem Himmel stattfinden sollte. Ich trug einen weißen Hut ein graumoirirtes Seidenkleid und (der Hochlandsitte gemäß) meine Plaidschärpe über der Schulter; und Albert seinen Hochlandanzug, den er jeden Abend anlegt.“

**) So heißt es bei Gelegenheit einer Incognitoreise von einem Essen in einer kleinen Schenke: „Das Mittagsmahl war sehr stattlich und alles ganz reinlich: — Suppe, „hodge-podge“, d. h. Hammelbouillon mit Gemüse, die mir nicht sehr zusagte, ein Huhn mit weißer Sauce, guter Lammbraten, sehr gute Kartoffeln, außer 1 oder 2 andern Gerichten, die ich nicht schmeckte, zum Schluß a good tart of cranberries (Preißelbeerkuchen).“

Am liebsten verweilte die Königin in Schottland. „Alas! our last day in Scotland!“ ist ein häufig in diesen Blättern wiederkehrender Ausruf, und als einmal am Morgen des zur Abreise von Balmoral bestimmten Tages heftiger Schneefall eintritt, ruft sie aus: „Ich wünschte, wir möchten eingeschneit werden und nicht abreisen können. Wie glücklich wäre ich gewesen, könnte es so sein!“

Doch wir halten inne. Das Buch — neuerdings auf Befehl der Königin in die Sprache von Wales übersetzt und für die Blinden besonders gedruckt, auch in einer billigen Ausgabe herausgegeben — wird bald in jedem Hause und in jeder Hütte Großbrittaniens sein, aber auch in Deutschland wird es allseitig freudig begrüßt und gewiß bald in unsere Sprache übersetzt werden. Es verdient dies in der That, denn abgesehen von seinem allgemein menschlichen Interesse ist es ein ganz echtes, deutsches Frauenbild, das uns in dem Buche der Königin entgegentritt. Jeder deutschen Ehefrau und jeder deutschen Mutter kann es ebenso ein Spiegel sein, wie den Frauen Großbrittaniens, und sollte jemand die Veröffentlichung solcher intimsten Dinge für undeutsch und unweiblich halten, so sei er daran erinnert, daß denn doch eine strenge Auswahl getroffen worden, daß nirgends eine Absicht hervortritt und daß die Königin durchweg so erscheint, als wie wir sie uns in den Hütten ihres Volkes am Herde sitzend und freundlich mit den Bewohnern plaudernd vorzustellen gewohnt sind. Solcher anspruchslosen Einfachheit und Ungesuchtheit verdankt eben dieses — königliche Volksbuch seinen Ursprung.

Robert Koenig.

Aus vielen Meeren.

Erinnerungen eines deutschen Seeofficiers.

VIII. Die Ersteigung des Zuckerhuts.*)

Die Einfahrt in die weltberühmte Bai von Rio de Janeiro gewährt einen unvergleichlichen Anblick. Mit Recht wird ihr wundervolles Panorama in dem Eindruck seiner Schönheit dem Bosporus und dem Golf von Neapel gleichgestellt. Nachdem man an den üppig übergrünten Inselchen Pai e Mai (Vater und Mutter) vorübergesegelt ist, läßt man zur Linken einen höchst merkwürdig geformten, von der Gebirgskette völlig getrennten Felskegel, welcher als Landmarke fernher sichtbar und allen Brasilienfahrern wohl bekannt ist. Das ist der Pao do Assucar, zu deutsch der Zuckerhut. Von ihm aus ziehen sich die Ausläufer des Corcovado-Berges in langer, mannigfaltigst belaubter Hügelreihe bis zu der Stadt; wie wohl thut diese frische, gewaltige Vegetation den Blicken nach langer Meerfahrt! Zierlich schauen dort und da weiße Häuschen, von lichten Federkronen der Palmen überfächelt, aus dem dunklen Grün des tropischen Buschwalds. Hat man die romantisch aus den Wogen emporsteigenden, wie man meint, unüberwindlichen Forts von St. Joao und Sta. Cruz passirt, so erscheint zur Linken im Hintergrund die anmuthige Stadt Botafogo, rechts die malerische Landschaft von Praia grande, und darüber streckt das Orgelgebirge seine abenteuerlich gezackten Gipfel in den azurnen Himmel. Wie er, so blau ist auch das Wasser, es spiegeln sich darin prachtvolle Villen, die sich auf den Uferhöhen aneinanderreihen gleich einer Perlenschnur; allmählich drängen sie sich dichter zusammen und verlaufen in die Vorstadt Catete; hoch aus deren Mitte blickt vom Hügel herab die schöne Kirche Sta. Maria da Gloria; die Häusermasse wächst; ein Mastenwald steigt empor von tausend Schiffen; wir sind auf der Rhede von Rio. Zwischen den in einiger Entfernung von den Kauffahrern geankerten Kriegsschiffen aller Nationen, unweit der Ilha das Cobras (Schlangeninsel) lassen auch wir den Anker fallen; unmittelbar darauf kommt der Sanitätsbeamte, ein seit langen Jahren in Rio ansässiger deutscher Arzt, an Bord, und ertheilt uns alsbald die Erlaubniß des freien Verkehrs mit dem Lande. Und wie eifrig wird sie benutzt! —

*) Vgl. Jahrgang III. S. 593.

Von der Stadt Rio de Janeiro und ihren Merkwürdigkeiten will ich aber nicht erzählen; darüber kann man auch anderweit genug Beschreibungen finden, schwerlich aber irgendwo eine solche von der Unternehmung, welche wir, zwei deutsche Seeleute, zuerst ausgeführt zu haben uns rühmen, nämlich von der Erklimmung des bisher für unersteigbar gehaltenen Zuckerhutberges. Wir konnten den sonderbaren Pic niemals erblicken, ohne uns gegenseitig zu fragen: „Sollte es denn wirklich ganz unmöglich sein, dort hinauf zu kommen?“ Zwar wollte man hier und da behaupten, britische und amerikanische Seeofficiere, ja sogar Frauen hätten schon das Wagestück glücklich ausgeführt, aber Sicheres war darüber nirgendswo zu erfahren; selbst auf der Admiralität wußte man nichts davon; wo wir anfragen, bekamen wir zur Antwort ein ungläubiges Kopfschütteln mit dem Beisatz: „Versucht werden es schon viele haben, aber droben war keiner!“ — „Nun, so wollen wir es sein, die es mit Wahrheit sagen dürfen!“ schwuren wir uns innerlich. Eine Partie in die Berge gab bald den Ausschlag.

Von einer Anzahl britischer und amerikanischer Kameraden war ein Ritt auf den Corcovado verabredet worden. Mit dem frühesten Morgen bestiegen wir die ermietheten Klepper — es ist ordentlich auffallend, daß Seeleute kein größeres Vergnügen kennen, als das Reiten — ein Schwarzer begleitete uns und führte ein starkes Maulthier am Zügel, welches zwei mächtige, mit dem Reiseproviant belastete Körbe trug. Die Straßen der brasilianischen Hauptstadt waren noch wenig belebt; es begegneten uns nur Neger, welche langsam ihren Arbeitsplätzen zuschlenderten, oder Negerinnen, in faltigen, bunten Röcken, malerisch ein Tuch um den Oberkörper geschlungen, auf dem Kopf ein Bret mit Gebäck und Früchten, oder auch einen Glaskasten mit Tüchern, Halsbändern und dgl. zum

Hausirhandel. Wir ritten durch den südlichen Theil der Stadt und gelangten dann unweit des Theresienberges an den kolossalen Aquäduct, welcher vom Corcovado aus ganz Rio mit trefflichem Wasser versieht. Eine halbe Stunde lang diente er uns bergan und bergab als Wegweiser durch ein Gewühl von Villen und Gärten, dessen Fremdartigkeit den Europäer auf jedem Schritt fesselt, bis uns am Fuß des Gebirgs ein wunderbarer Hochwald aus Palmen, Jacaranda, Cedern, Araucarien, mit Unterholz von Limonen, Copaiba, Calebaßbäumen und Schlingpflanzen in mannigfaltigster Ueppigkeit in seine wohlthuenden Schatten aufnahm. Je höher wir emporstiegen, um so wilder, ungezügelter ward die Vegetation, der Pfad immer unebener, von niederrieselndem Wasser schlüpfrig. Das letztere sickerte aus den großen Reservoirs, welche in halber Berghöhe angelegt und durch einen über Felsabhänge toll herabspringenden Bach gespeist, die Vorrathskammern der Wasserleitung bilden. Von ihnen aufwärts wird der Weg ungemein steil, so daß die Pferde, wenngleich im Bergklimmen geübt, doch öfters in die Kniee brachen, weshalb die meisten der Gesellschaft vorzogen, abzusteigen. Gegen Mittag erreichten wir endlich das unweit des Gipfels gelegene Haus, die Casa do Camoes. Wir banden die Pferde an die umstehenden Bäume und traten in das auf einem freien Platz mit der Aussicht auf die Lagune Rodrigo de Freitas und die See gelegene Gebäude, welches ein Aufseher des Aqueducto inne hat. Dieser empfing uns mit auffallend würdevoller Höflichkeit und überwies uns sofort das eine der beiden Zimmer, aus welchen die ganze Wohnung bestand. Hier waren wir schnell eingerichtet, der Neger servirte ein treffliches Frühstück und der Hausherr ließ sich bei aller Grandezza nicht viel bitten daran Theil zu nehmen. Ein paar Gläser Portwein lösten seine Zunge und alsbald vernahmen wir zu unserer Ueberraschung und unbegrenzten Ehrfurcht, daß wir in ihm einen directen Nachkommen des berühmten portugiesischen Dichters Luis de Camoes vor uns hatten, welcher sogar noch seines Vorfahren vollen Namen trug. Aber das war es auch alles; der gute Mann wußte zwar, daß „Os Lusiadas" existirten, aber kannte auch keine Silbe von dem Inhalt des großen lusitanischen Epos, und zwar aus dem sehr triftigen Grunde, weil er nicht lesen konnte. Nichtsdestoweniger war er stolz auf seinen Namen, wie ein Braganza; als wir ihm einiges von seinem berühmten Ahnen erzählten, fühlte er sich sehr geschmeichelt und vergalt es mit dem Compliment, daß die Ausländer, besonders die Alemaos, ebenfalls manche Männer aufzählen könnten, welche beinahe würdig seien, Portugiesen zu heißen, so z. B. Napoleon, den Doctor Blumenau, und den großen König Frederico, den Erfinder der Cerveja (des Biers) ꝛc.

Der Gipfel des Corcovado erhebt sich kaum noch fünfzig Schritte über das Haus des Camoes; er wird gebildet durch einen riesigen, in der Mitte auseinandergerissenen Granitblock, die Spalte ist überbrückt und der steile Felsrand mit einer gemauerten Brustwehr versehen. Hier hat man unstreitig die großartigste, entzückendste Rundschau in der ganzen weiten Welt! Darin stimmten wir alle überein, und es war doch kaum ein Winkel der Erde, welchen nicht einer unter uns schon besucht gehabt hätte. Man weiß wahrlich nicht, wo man anfangen soll zu bewundern, ob man das Auge soll weilen lassen auf dem unbeschreiblichen tropischen Grün der Wälder, auf der heraufrauschenden Brandung, welche als weißer Kranz die wundervollen Curven des Strands bezeichnet, und dann darüber hinaus auf der weiten, tiefblauen, unendlichen See, von hundert weißen Segeln überflogen, ob man zuvor die stille Bucht mit ihren Inseln und Forts und Schiffen, die Häusermassen der Kaiserstadt, die Dörfer, Klöster, Kirchen, Villen, nah und fern, oder die phantastischen Zinnen und Zacken des Orgelgebirgs als Bild in sich aufnehmen soll. Denn dies mit dem ganzen Rundgemälde zu thun, ist geradezu unmöglich, wie ich denn auch finde, daß die Sprache doch recht arm ist, um einen Eindruck wiederzugeben, den uns das Auge in überwältigender Fülle vor die Seele bringt.

Auf dem Rückwege kehrten wir nochmals in der Casa do Camoes ein, um uns von dem Aufseher nach den Quellen der Wasserleitung führen zu lassen; der Pfad dahin war durch ein Dickicht gehauen, welches schon einen ganz hübschen Begriff vom Urwald geben konnte; die überreiche Feuchtigkeit unter tropischem Himmel entwickelte hier eine Vegetation, welche es total unmöglich machte, sich nur einen halben Schritt weit nach rechts oder links von dem Steg zu entfernen und doch war das lange noch nicht der rechte jungfräuliche Wald. Die Quellen sind nur durch ihren Reichthum an krystallklarem, kaltem Wasser merkwürdig. Bei der in der Casa folgenden Erfrischungen, welche dem lasttragenden Maulthier zu gut kam, wendete sich das Gespräch über die genossene Aussicht auch auf den Zuckerhut. Auf dem Gipfel des Corcovado war derselbe gerade unter uns erschienen und hatte uns seinen steilsten Theil zugewendet, doch machte der ganze Kegel, von hier aus gesehen, keineswegs den Eindruck, als wenn seine Ersteigung mit unüberwindlichen Hindernissen verbunden sein könne. Einer der beiden Yankeeofficiere unserer Gesellschaft erzählte, er habe mit zwei Kameraden das Wagniß unternommen, sei jedoch nur bis zu einem Drittel der Höhe gelangt und dann zur Umkehr gezwungen gewesen; ein britischer Fregattenlieutenant behauptete dagegen, er wisse mit Bestimmtheit, daß der Unionjack auf dem Gipfel des Zuckerhuts geflattert habe, gepflanzt von englischen Marineofficieren; die Gemüther erhitzten sich; der Amerikaner bot eine Wette an; Lieutenant Rose und ich acceptirten dieselbe, sie galt ein Souper mit Sect für die ganze, eben auf dem Corcovado befindliche Gesellschaft. Als wir mit vollen Gläsern den Vertrag besiegelten, erkundigte sich Senhor Camoes höflich bescheiden, um was es sich handle. Auf die Auseinandersetzung hin wiegte er bedenklich das schon ergrauende Haupt und schnupfte mehreremale heftig hintereinander. „Viele behaupten, oben gewesen zu sein," sagte er bedächtig, „gewiß ist es nur von einer Dame, welche ich selber gekannt habe. Sie war die Tochter oder die Schwester des Columbus." Wir fuhren kurios überrascht in die Höhe. „Wessen Tochter oder Schwester?" fragten wir mit lachendem Erstaunen einstimmig. — „Nun, des Columbus," erwiderte er stolz auf seine historischen Kenntnisse, „des berühmten portugiesischen Admirals, der Brasilien entdeckt und die Engländer daraus verjagt hat; mein Ahn, der große Camoes, war ja der Sohn seines Lieutenants Simon Vaz! Es ist sicher, meine Herren!" — „Und Ihr habt die Dame gekannt, und sie war des Columbus Tochter oder Schwester?" — „A filha ou a irma do Colon, und ich habe sie ganz gut gekannt. Sie ist öfters hier oben gewesen, es sind noch keine zehn Jahre her; sie konnte reiten und schießen wie ein Gaucho und fluchen und trinken wie ein Marinheiro; o, sie war eine große Dame! Auf dem Pao do Assucar hat sie die Nacht zugebracht und ein Feuer angezündet, welches weithin leuchtete." — Es schwindelte uns ordentlich vor diesen seltsam unbedachten Anachronismen des armen Kerls, dessen Urahn unter Columbus gedient, während des letzteren Tochter oder Schwester noch vor zehn Jahren gelebt haben sollte; ein schwacher Versuch, ihn zu belehren, überzeugte uns, daß sein Ideenkreis versteinert war und als zweifellose Wahrheit in sich aufgenommen, was irgend ein Spaßvogel ihm aufgebunden hatte.

Zwei Tage nach dieser Partie begaben wir, Lieutenant Rose und ich, uns schon vor Morgengrauen von Bord der „Carolina" ans Land, ohne daß wir für nöthig gehalten hatten, einem Kameraden etwas von unserm waghalsigen Unternehmen anzuvertrauen. Durch einen längst in Rio ansäßigen Jugendfreund von mir hatten wir die wenigen nothwendigen Vorkehrungen treffen lassen; ein mit zwei Maulthieren bespanntes Fahrwerk, das uns bis an den Fuß des Zuckerhuts tragen sollte, erwartete uns, darin war ein Korb mit festem und flüssigem Proviant; wir brachten Handbeile, ein Fernrohr und ein zwanzig Klafter langes, dünnes aber festes Tau mit. An der Praia (Gestade) Sta. Lucia vorbei, durchfuhren wir die Praia Flamingo, das reizende Botafogo und gelangten endlich zur Praia da Urca, wo wir in einem Wirthshaus unser Gefährt einstellten, den nothwendigsten Proviant in die Waidtasche packten und unseren Aufmarsch antraten.

In östlicher Richtung gelangten wir bald an die Küste, welche außerhalb der Bai und südlich von dem Felsen sich in den Ocean taucht; ein wenig betretener Pfad, zur Rechten in der Tiefe die schäumende Brandung, zur Linken ein Walddickicht, führte bis zu dem Plateau, aus welchem sich der riesige Kegel des Zuckerhuts emporhebt. Nach einigem Suchen glaubten wir eine dem Aufsteigen günstige Stelle gefunden zu haben und begannen rüstig emporzuklimmen. Das ging anfänglich recht gut, ohne große Mühe legten wir etwa eine Strecke von 25 Klaftern zurück; der Boden, welchen wir unter den Füßen hatten, war theils fester Felsen, theils Gerölle; dazwischen sprießten kümmerlich Gräser und Sträucher hervor, deren Elemente Luft und Stein zu sein schienen. In jener Höhe stießen wir auf eine vom Regen ausgewaschene Rinne, welche uns mit einiger Steigung westwärts auf eine Stelle brachte, von der aus wir Fort St. Joao,

tief unter uns die weite Bucht von Rio, aber im ganzen Umkreis vor uns hatten. Hier verflachte sich die Schlucht unter dichtem Gebüsch, während zur Linken der Felsen als glatte Steilwand emporstieg. Mit unsäglicher Mühe und nicht ohne Besorgniß vor giftigen Schlangen, durchkrochen wir das Buschwerk bis zu einer minder jähen Wand, aber auch an dieser hieß es schon nicht mehr steigen, sondern klettern. Am Rand des Abhangs gelangten wir auf einen etwa vier Fuß breiten Felsenabsatz, der sich in größeren und kleineren Stufen längs einer weit über unsere Häupter hinaushängenden Wand von mehr als fünfzig Klafter Höhe hinaufzog; da galt es schwindelfrei zu sein, denn selbst uns geübten Seeleuten graute es, wenn wir den Blick hinabwarfen in die blaue See, welche tausend Fuß senkrecht unter unseren Füßen rollte — jeder Fehltritt konnte uns in den unermeßlichen Abgrund schleudern. Aber auch diesen gefährlichen Weg legten wir glücklich zurück; in einer schmalen Spalte uns aufwärts hissend, kamen wir auf das Plateau der Wand. Zähe Gebüsche, mit einzelnen Bäumen untermengt, gewährten von da an Anhaltspunkte, Fuß um Fuß schoben wir uns empor, der Gipfel konnte nicht mehr fern sein. Da hemmte plötzlich wiederum eine beinahe senkrechte Felswand jedes Weiterdringen, vor ihr bildete eine wagerechte, mächtige Platte eine Art Balken, aber nach jeder Seite hing ihr Rand über dem Abgrund; die Möglichkeit des ferneren Emporsteigens schien gänzlich abgeschnitten; mißmuthig und erschöpft warfen wir uns nieder, um Athem zu schöpfen und Raths zu pflegen. Ein guter Schluck stärkte die Lebensgeister. „Was ist das?“ rief auf einmal Rose hastig erschrocken und deutete auf den Felsen. Ich sah näher hin — o wehe, da standen Schriftzüge! Also war dennoch jemand vor uns hier oben gewesen, alle Mühe war umsonst, unser Ehrgeiz blieb unbefriedigt! Die Schrift war mit einem dicken Reißblei auf die durch einen Vorsprung vor Regen völlig geschützte Fläche geschrieben und ganz leserlich; sie lautete: „Si fortuna me tormenta, speranza me contenta. A. V.“ — „Das ist italienisch,“ sagte Rose, „und heißt: Wenn das Schicksal mich quält, soll die Hoffnung mich trösten.“ — „Der Spruch kommt mir bekannt vor,“ entgegnete ich, „es ist mir, als habe ich ihn im Shakespeare gelesen.“ — „Einerlei,“ rief der Freund, „er scheint mir zu sagen, daß wer ihn hier angeschrieben, in nicht minder schlechter Laune gewesen ist, als wir es sind. Aber wir müssen hinauf, koste es was es wolle. Wenn wir nur noch zwanzig Fuß höher wären, dort scheint ein Absatz zu sein, und wir sähen doch wenigstens, ob und wie weit wir noch von dem Gipfel entfernt sind.“ Aufmerksam betrachtete er die Wand. „Ich hab's!“ rief er plötzlich und theilte mir seinen Plan mit; ich fand ihn praktikabel. Nachdem wir alles Entbehrliche auf der Platte gelassen, rutschten wir wiederum eine Strecke weit hinab, bis wir an das Gebüsch gelangten; hier hieben wir mit den Handbeilen eine Anzahl junger Cedern ab, reinigten sie und fertigten daraus etwa zwei Fuß lange, unten keilförmige Pflöcke. In der scheinbar unersteigbaren Wand fand sich ein schräger Riß, der so weit lief, als man sehen konnte; in diesen sollten die Pflöcke eingetrieben werden und Leitersprossen bilden. Es war eine tollkühne Aufgabe, das Zusehen aber fast noch entsetzlicher; dieses blieb mir, jene löste Lieutenant Rose meisterhaft. Die zähen Keile, mit dem Beil eingetrieben, hielten prächtig fest, Fuß um Fuß hob sich der tollkühne Bursche, welcher seine Last klüglich zu vertheilen wußte, so daß er fast an dem Felsen zu kleben schien; von dem neunten Pflock aus schwang er sich empor und „Hurrah, hurrah, wir haben gewonnen, da ist der Gipfel!“ schallte es gleich darauf herab zu mir, der ich mich natürlich sogleich anschickte, meinem kühnen Vorgänger zu folgen. Um mir dies zu erleichtern, ließ er ein Ende Schiemannsgarn herab, an das ich unser Tau knüpfte; mit Hilfe des letzteren gelangte ich nunmehr leicht und sicher empor. Und darauf brauchten wir noch etwa sechzig Fuß mit Händen und Füßen zu klettern, dann waren wir oben — der Zuckerhut war erstiegen!

So spitz der Gipfel auch in der Ferne aussieht, so bildet er doch nichtsdestoweniger ein Plateau von beiläufig zwanzig Klafter Umfang, freilich keine Ebene, sondern kolossale Felsbrocken, zwischen welchen Gesträuch wuchert; von dem höchsten derselben hat man eine prachtvolle Aussicht, welche jedoch derjenigen des Corcovado nachsteht. Vielleicht war es auch nur der Gedanken an den Rückweg, welcher unser Urtheil beeinflußte, denn während man auf letzterem Berg den gesicherten Weg hinter sich wußte, sah man hier nach Südwest auf Abhänge, die, von oben betrachtet, noch viel schroffer schienen, als sie wirklich waren; nach Norden aber war nicht einmal der Fuß des Kegels zu sehen, und von dem Hügellande dort unten trennte uns scheinbar ein Abgrund von zweihundert Klaftern Breite; es kam uns vor, als befänden wir uns auf einer in der Luft schwebenden Insel. Eine Flasche, welche wir auf Deutschlands Wohl geleert, und sodann in die Tiefe warfen, verschwand, wie durch Zauber, kein Klang des Aufschlags traf unser Ohr. Wir hatten leider keine Meßinstrumente mit, doch weiß man, daß der Gipfel des Zuckerhuts etwa 1200 Fuß überm Meer ist. Nunmehr galt es aber, den Beweis zu liefern, daß wir ihn wirklich erreicht hatten; zu dem Ende sollte eine Flagge gehißt werden, welche von unten gesehen werden konnte. Glücklicherweise fanden wir einige zu dem Zweck taugliche Bäumchen, welche wir abhieben, entästeten, und kunstgerecht mit Kabelgarn aneinander banden, die dünneren nach oben, wie der Seemann einen Nothmast construirt. Wir hatten einen Wimpel in der Tasche; als er aber angebracht war, erwies er sich zu schmal, um weithin gesehen zu werden; auch die Schnupftücher erschienen zu klein, und so ward beschlossen, ein — Hemd zu nehmen! Auf was geräth ein Seemann nicht! Da unsere Opferwilligkeit gleich groß war, so wurde gelost: Kopf oder Schrift? — Rose verlor, tauchte hinter einen Felsblock und brachte nach einigen Augenblicken mit einem Gesicht voll Resignation die improvisirte Flagge, welche bei den Manschetten am Flaggstock befestigt ward. Diesen steckten wir in eine Spalte des Gipfels, verkeilten ihn tüchtig, und häuften um den Fuß Steine. So stand der Mast fest und sicher, die sonderbare weiße Flagge daran flatterte lustig in der leichten N. W. Brise. Nachdem wir auf ein Taschenbuchblatt die Beschreibung unserer Ersteigung niedergeschrieben, dasselbe in einem metallenen Feuerzeug-Etui verschlossen und am Fuß des Flaggenstocks begraben hatten, traten wir den Rückmarsch an, vorläufig nur bis zu der mehr beschatteten Felsenplatte, auf welcher wir Siesta zu halten gedachten; ohne Unfall gelangten wir wieder hinab.

Während wir hier, mit Speise und Trank beschäftigt, der Ruhe pflegten und Kräfte sammelten, stieß Rose zufällig mit dem Fuß ein Häufchen Steine auseinander; ein Ende Schnur kam daraus zum Vorschein; rasch erfaßte ich dasselbe und zog unter dem Geröll hervor — eine kleine Korbflasche! Also sollte uns doch Auskunft werden über unseren Vorgänger. Der Kork war, gleich dem Geflecht, gänzlich vermodert, unversehrt aber das im Innern geborgene Papier. Es war in italienischer Sprache beschrieben und unterzeichnet: „Donna Ameriga Vespucci.“ — „Da hast Du die Schwester oder Tochter des Columbus!“ schrie Rose und bemächtigte sich des Papiers, da er das Italienische besser verstand, als ich. Wir hatten in der That einen sehr interessanten Fund gethan. Die Dame war ein Nachkomme des Florentiners Amerigo Vespucci, welcher bald nach Columbus die neue Welt, namentlich den südlichen Theil derselben, durchforschte und ihr bekanntlich den Namen gab. Vielleicht war es der Stolz auf ihren berühmten Namen, der sie schon in früher Jugend zu einer glühenden Carbonara machte, sie mit in die große Verschwörung von 1833 verwickelte und an dem Zuge nach Savoyen Theil nehmen ließ. Auch Frauen wurden damals nicht geschont. Donna Ameriga mußte fliehen, aber sie floh nicht allein — es begleitete sie ein junger Mann, — zuerst nach Frankreich, wo sie mehrere Jahre lang in Draguignan und Marseille mit ihm lebte — endlich im Jahre 1836 nach Amerika. Dieser Mann hieß Guiseppe Garibaldi! In den glühendsten, begeistertsten Phrasen sprach sie sein Lob, jammerte, daß er sie verlassen, klagte sich selber an als die Ursache, daß er das nicht geworden, was er sein könnte, sagte ihm prophetisch Großes voraus und beklagte seine Leiden in der Gefangenschaft. Darauf folgten Apostrophen an das traurige Schicksal, das die Enkelin eines großen Namens quäle, an die Hoffnung für Italiens Zukunft und die Wiedervereinigung mit dem Geliebten; endlich ein kurzer Bericht über die versuchte Ersteigung des Zuckerhuts, die sie nur in der Begleitung eines Negerknaben unternommen hatte, aber an dieser Stelle aufgeben mußte. Das Datum war der 22. August 1838. — „Also waren deutsche Seeleute doch die ersten auf dem Gipfel!“ jubelte Rose, während ich rasch das Allgemeine des Berichtes in mein Tagebuch eintrug, so wie ich es vorstehend mitgetheilt. Dann verschlossen wir die kleine Flasche mit einem frischen Kork und begruben sie wiederum unter ihrem Steinhaufen. —

Donna Ameriga Vespucci ist, was ich hier nach später mir gewordenen Mittheilungen hinzufügen will, in einem verfehlten Leben elend zu Grunde gegangen. Von Rio ging sie nach Nordamerika, pochte auf ihren Namen, spielte die Emancipirte, hielt Vorlesungen,

trat auf der Bühne auf, war eine Zeitlang in Barnums Museum zu New-York an- oder aufgestellt, und starb zuletzt im Hospital!

In derselben Richtung, die wir bei der Ersteigung eingeschlagen hatten, begaben wir uns, etwa um zwei Uhr nachmittags, bei ganz unbarmherziger Glut der lieben tropischen Sonne bergab. Aber war das Emporklimmen schon schwierig genug, so war es doch Kinderspiel gegen die Schwierigkeiten und Gefahren des Hinabsteigens. Die ersten dreißig Klafter bis über das Buschwerk hinaus ging es leidlich, allein schon hier ergab sich, daß wir den früheren Weg verfehlt hatten. Vor uns lag ein von jeder Vegetation entblößter, verwitterter Felshang, der in einem Winkel von beiläufig 50 Grad in ein niederes Dickicht mit einigen darüber aufragenden Bäumen abfiel. Schon jetzt von unserem Tau Gebrauch zu machen, schien uns ebenso wenig an der Zeit, als umzukehren; da mußte es noch schlimmer kommen. Wir fürchteten uns wohl auch ein wenig vor der früher passirten gefährlichen Galerie, kurz, wir entschlossen uns, die neue Richtung aufzunehmen und die steile, wohl zwanzig Klafter lange Strecke ohne weiteres hinabzurutschen. Gesagt, gethan! Ich war der erste, der abwärts glitt. Es war in der That eine Rutschpartie auf Leben und Tod, ich werde sie nie und nimmer vergessen. Je näher dem Ziele, desto mehr fürchtete ich mich — trotz der Geschwindigkeit, mit der ich dahinflog, daß mir fast der Athem verging — das Buschwerk unterhalb könne den Abgrund säumen, und sei nicht dicht und kräftig genug, um den vehementen Anprall meines Körpers aufzuhalten, allein ehe der Gedanke sich noch recht gebildet hatte, lag ich schon mitten in einem Gewirr von Zweigen unsanft festgehalten. Ich hob den Kopf — da sah ich meinen Freund, der unmittelbar nach mir sich herniedergelassen hatte, mit Windeseile dicht an mir vorüberschießen, ich hörte seinen Ruf: „Leb wohl, ich bin verloren!" und dann war alles verschwunden und still. Schaudernd richtete ich mich auf und blickte umher. Welche furchtbare Verschuldung hatten wir auf uns geladen! Mein armer, armer Freund, er hatte sie gebüßt! Ich fühlte mich unaussprechlich elend. Und über mir sang der Garracicao (Honigvogel) sein lockendes Lied; prächtige Blumen hingen an den Schlingpflanzen, die von Strauch zu Strauch, von Baum zu Baum kletterten, und die Beiaflores (Blumenküsser, Kolibris) flogen von einer zur andern gleich goldenen oder azurnen Pfeilen, während zierliche Eidechsen und bunte Schlangen dort und da zwischen den Steinen hervorschlüpften, um blitzrasch vor der fremden Gestalt wieder zu verschwinden.

Es kostete mich unglaubliche Ueberwindung, bis ich mich erheben konnte, um einen Punkt zu suchen, der einen Blick hinabgestattete. Ich fand ihn, und — wehe! da hing zwanzig Klafter tief unter mir, Roses Mütze an einem Strauch. Ohne jede Ueberlegung, in einem Anfall von Wahnsinn der Verzweiflung, ließ ich mich sofort darnach hinabgleiten — aber ich rollte weit daran vorüber, ich sah eine furchtbare Spalte unter mir, über welche ich hinwegschnellte, wie ein Ball, dann vergingen mir die Sinne. Als ich wieder erwachte, stack ich in einem mannshohen Farnkrautdickicht und Rose beugte sich besorgt über mich. Wie elektrisirt sprang ich in die Höhe, sank aber gleich wieder zurück; die Gemüthsbewegung, der Uebergang vom tiefsten Kummer zu jäher Freude überwältigte uns beide; wir konnten lange kein Wort hervorbringen; jeder hatte den andern für verloren gehalten. Ohne einige Wunden und tüchtige Contusionen war es allerdings nicht abgegangen, glücklicher Weise war aber nichts gebrochen und wir konnten, nachdem wir uns so gut es ging verbunden, nach halbstündiger Ruhe daran denken, weiter zu kommen. Mühsam erhoben wir uns und tasteten vorsichtig umher, da befiel uns abermals ein gewaltiger Schreck — wenige Schritte vor uns war der Abgrund, von welchem uns nur die bis an seinen Rand wachsen[illegible] dichten Farnkrautbüsche trennten. Es war uns fast zu Muth, wie de[illegible]anne, der verirrt unwissentlich über den zugefrorenen See ritt und [illegible] Schrecken erst starb, als er schon gerettet war. Endlich lehnten wir uns mit den Köpfen über den Felsvorsprung so weit hinaus, daß wir hinlänglich genug erkennen konnten, auf gewöhnlichem Wege sei hier nicht weiter zu kommen. Ueberall hing die Platte über dem Abgrund; nur an einer einzigen Stelle zeigte sich ein Durchbruch, aber so glatt abgespült, daß der Versuch, auf diesem Pfad unseren Semiramisgarten zu verlassen, sicherer Tod gewesen wäre. Die Tiefe des Raumes bis zur nächsten minder steilen Abdachung betrug dem Augenmaße nach vielleicht zehn Klafter, wir sahen ein, daß uns nichts übrig bleibe, als von der mitgebrachten Leine Gebrauch zu machen. Dabei wäre aber jedenfalls ein großes Stück derselben verloren gegangen, und wir wußten doch nicht, ob wir nicht in vielleicht noch schlimmere Lage geriethen. Da verfiel Rose auf einen Einfall, würdig einer Cooperschen Rothhaut, und nicht ohne Beigeschmack von Münchhausens Mondfahrt. Gerade oberhalb der genannten Spalte bog sich ein verdorrter, fünf bis sechs Zoll starker Baumstumpf fast wagerecht über den Abgrund. Derselbe wurzelte noch fest genug zwischen dem Gestein, um unserem Tau genügenden Halt zu bieten; es ward kunstgerecht mit einer Schleife daran befestigt. Nunmehr schlug Rose vor, den Stamm in Brand zu stecken; er meinte, bis das Feuer denselben so weit verzehrt hätte, daß er abbräche, wären wir beide, einer nach dem andern, längst an der Leine hinabgeglitten und diese würde fallen, sobald der Stumpf hinreichend abgebrannt sei. Das Project klang zwar abenteuerlich, war aber so gut wie jedes andere; wir schritten zur Ausführung, machten, des größeren Halts und der Erleichterung halber, mehrere Knoten in das Tau und ließen es hinabrollen. Ich mußte voran. Offen gestanden, war mir durchaus nicht wohl dabei zu Muth, etwa so, als da ich zum erstenmale den Befehl erhielt, beim Segelmanöver in die Groß-Mars hinauf zu entern. Indessen — das Wagestück gelang: ich hatte wieder Grund unter den Füßen und stand, freilich mit schmerzhaft zerschundenen Händen, auf einem nicht allzujähen, ziemlich bewachsenen Abhang. Ich blickte empor — da qualmte in der schwindelnden Höhe schon der Brand, den Rose mit dürrem Farnkraut und Reisig nährte; mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit wartete er, bis das Feuer den Stamm ergriffen hatte, dann erst ließ er sich an der Leine sicher zu mir herab. Nun brauchten wir, seitwärts tretend, an der letzteren nur kräftig zu ziehen — ein Krach und mit Geprassel stürzte der brennende Baum hernieder, Kohlen, Asche und Steine im Gefolge; unsere gerettete Leine, die wir vorher um eine Wurzel geschlungen hatten, hing zu unseren Füßen. Darauf kletterten wir seitwärts auf Händen und Füßen weiter hinab bis zu einem Vorsprung, der uns wieder die Aussicht auf die offene See und die südwestlich gelegene Landspitze Lemé gestattete. Die noch vor uns liegende Strecke bis zum Fuße des Zuckerhutes schien nicht allzu steil zu sein. Ohne übermäßige Anstrengung gelangten wir auch abermals gegen 50 Klafter abwärts; hier standen wir von neuem auf einer Wand, welche steil bis zum Ufer abfiel. Obgleich unser Tau gereicht hätte, waren wir doch allzu erschöpft, um nochmals den gymnastischen Versuch einer Luftreise zu machen; wir zogen es vor, durch dichtes Gestrüpp in nördlicher Richtung kriechend, eine weniger schroffe Stelle zu suchen. Sie ward gefunden, und nach einer letzten Fahrt über einen ziemlich glatten Hang, wobei das wenige, was noch von Kleidungsstücken um uns hing, so ziemlich den Rest bekam, gelangten wir, übel zugerichtet, am Fuße des Zuckerhuts an, als die Sonne gerade ihre letzten Strahlen über den Gipfel des Corcovado hinweg auf Fort St. Joao und die Praia gleichen Namens sandte. Der Weg war nun nicht mehr zu verfehlen und nach Verlauf einer halben Stunde befanden wir uns in dem Wirthshaus, wo das Fuhrwerk stand. Die große Unternehmung war vollbracht. — Der Zuckerhut zum erstenmal erstiegen, ohne nennenswerthen Unfall, und von deutschen Seeleuten!

In der Posada erwarteten uns Freunde, Kameraden von der „Carolina," welche durch unseren Beauftragten, dem das Wagniß doch nicht ganz gleichgültig gewesen, benachrichtigt worden waren und die beiden Yankeeofficiere. Sie standen auf der Veranda — erkannten uns aber erst, nachdem wir ihnen zugerufen hatten, worauf sie uns freilich mit Jubel empfingen. Aber wie sahen wir auch aus! Unser Zustand mußte dem Wort zur Folie dienen, daß wir den Gipfel wirklich erreicht hätten, denn die Flagge erblickte man von hier aus nicht; das aber war ganz gewiß, daß wir unsere Schuldigkeit gethan. Rose ohne Hemd und Mütze, in einem nur noch aus Streifen bestehenden Rock, ganz zerfetzten Schuhen und Beinkleidern, hinkte stark und trug den furchtbar angeschwollenen linken Arm in der Binde, während sein Gesicht, noch von dem Baumbrand her, ganz schwarz erschien, mit Ausnahme senkrechter Linien, welche herabrieselnde Schweißtropfen mit seltener Regelmäßigkeit darauf gezeichnet hatten; er sah genau aus wie ein tättowirter Botokude. Ich freilich nicht besser. Die Hälfte des einen Beins meiner Unaussprechlichen fehlte ganz, aus den Schuhen guckten die Zehen hervor, meine Hände waren wund, der ganze Körper zerschlagen — alles, was wir mitgenommen, hatten wir eingebüßt, sogar das Fernrohr — aber die Wette war gewonnen! Nachdem wir uns gewaschen, nothdürftig bepflastert, dann innerlich gestärkt hatten, fuhren wir zurück — aber

unter fast unerträglichen Schmerzen, die unser zerfetzter Leib von den Stößen des Fuhrwerks litt. Wir ließen uns sogleich an Bord rudern; glücklicherweise war der Capitän am Land und sah nicht den Aufzug seiner Officiere.

Am nächsten Morgen waren wir außer Stand uns zu erheben, doch gab der Doctor lachend und scheltend gute Hoffnung: „es ist nichts entzwei, und ich wollte nur, Ihr hättet mehr abgekriegt für Euern tollen Streich; und am Ende wart Ihr nicht einmal oben!" brummte er. Zur Constatirung der Thatsache, daß die Ersteigung gelungen, mußte eine Commission erwählt werden; selbst der Capitän interessirte sich dafür; von Bord aus wurden zwei Officiere in die Stadt gesandt, die sich, vereint mit den Wettbietern, nach der Sternwarte von Rio de Janeiro begaben. Und von hier aus zeigten denn zu unserer völligen Genugthuung die Telescope ganz deutlich Flagge und Flaggenstock, zur nicht geringen Verwunderung der Herren Astronomen; es wurde ein Protokoll darüber aufgenommen und im Triumph an das Schiff gebracht. Obgleich die brasilianische Hauptstadt minder kleinstädtisch ist, als manche gleich große Stadt in Europa, so ging doch die Kunde von unserer Zuckerhutbesteigung wie ein Lauffeuer durch dieselbe, bildete das ausschließliche Gespräch mehrerer Tage und lief durch alle Blätter.

Kaum brauche ich zu erwähnen, daß vor unserer Abfahrt von Rio uns das Souper, das die Yankeeofficiere verloren hatten, noch im Hôtel Walz mit einer Menge von liebenswürdigen Kameraden vereinigte; daß es glänzend über Erwartung ausfiel, und daß der erste Toast dabei lautete: „Auf die von deutschen Seeofficieren ausgeführte, bisher für unmöglich gehaltene Ersteigung des Zuckerhuts!" — — —

Nachschrift. Es wird viele Leser interessiren, zu vernehmen, daß ein Stück des Zuckerhuts, und zwar ein ganz ansehnliches, sich in Deutschland befindet. Zu dem in der Hasenhaide bei Berlin „der Geburtsstätte der deutschen Turnkunst," ihrem Begründer Friedrich Ludwig Jahn zu errichtenden Denkmal, dessen Unterbau bekanntlich aus Steinen aller deutschen Gaue und Ansiedlungen bestehen soll, hat der deutsche Turnverein in Rio de Janeiro sinnig gesandt: „Eine Platte vom Pao do Assucar!"

Entdeckungsreisen in der preußischen Monarchie.

Von **Otto Glagau.**

Durch die Ostpreußische Sahara. I.

Der Eintritt in die Wüste. — „Willst du immer weiter schweifen?" — Kurisches Haff und kurische Nahrung. — Weißleuchtendes Dünengebirge. — Todtenstille und Sonnenbrand. — Memel. — Gatt. — Gefährliche Einfahrt, Strandungen und Schiffbrüche. — Strandrecht und Stranddieberei. — Die Königin Luise krank in einer Fischerhütte. — Hauptdüne, Vordüne, Nebendünen. — Die Nomaden der Wüste. — Reichstagswahl im „Sandkrug". — Zwei Welten.

Wer heute nicht wenigstens in Paris, London, Rom oder Neapel gewesen, darf in gebildeter Gesellschaft gar nicht mitreden. Selbst auf den Pyramiden ein Frühstück verzehrt, in Sibirien einen Zobel gejagt, im Wigwam des Indianers mit diesem eine Pfeife geraucht zu haben — gilt nicht mehr für etwas Besonderes. Immer weiter schweift der Schwarm der Touristen, immer tiefer dringen die Reisenden von Profession in das Innere der entlegensten und nur mit Todesgefahr zugänglichen Länder vor. Bald, so verkündet triumphirend die Wissenschaft, wird uns kein Fleck auf der Erde mehr unbekannt sein!

Trotzdem bitte ich den Leser, den Titel dieser Skizzen nur getrost wörtlich zu nehmen. Ueber dem Schweifen in die nebelhafte Ferne wird nur zu oft die Erforschung der Heimat vernachlässigt. Es gibt im deutschen Vaterlande, es gibt in der preußischen Monarchie noch mancherlei Gegenden und Eilande, die kaum dem Namen nach bekannt sind und doch des Seltsamen, Fremdartigen und Interessanten nicht weniger bieten als meinetwegen die märchenhaften Gestade, an welchen einst Robinson Crusoe oder gar der ehrliche Schiffscapitän Gulliver verschlagen wurde.

Schon auf der Schulbank träumte ich in der Geographiestunde von der ostpreußischen Sahara, von der mich damals nur wenige Meilen trennten. Schon damals dachte ich daran, sie zu durchwandern; aber Lehrer und ältere Freunde verwarfen diesen Plan als ein thörichtes Abenteuer, von dem ich nur Strapazen, Gefahren und Langeweile zu erwarten hätte. So unterblieb es, bis ich im vorigen Sommer besuchsweise nach meiner Heimat zurückkehrte.

Der Dampfer durchrauschte die grünlich blühenden Wasser des kurischen Haffs, zur Rechten hatte ich die flache Küste der litthauischen Niederung, zur Linken begleitete das Schiff ein langes, weißleuchtendes Gebirge, bald von den Sonnenstrahlen rosig angehaucht, bald in bläulichen Duft sich hüllend, und überhaupt in allen Farben des Regenbogens schillernd. Es war das Ziel meiner langjährigen Sehnsucht, es war die kurische Nehrung, welche das Haff von der Ostsee trennt, die zuweilen, wenn die Bergreihe sich senkte und ich mich auf die Spitzen meiner Füße stellte, jenseits des Gebirges heraufunkelte. Die Haff- und Nehrungsbildung kommt nur an den Küsten meiner Heimatsprovinz vor und hat auf der ganzen Erde nicht wieder ihres Gleichen. Das kurische Haff ist ein durch die Ausflüsse des Niemen und der Deime gebildeter Süßwasserstrandsee, das größte aller preußischen Binnengewässer; es umfaßt 28 Quadratmeilen, ist 13 Meilen lang und 2—6 Meilen breit. Die kurische Nehrung dagegen ist eine etwa 15 Meilen lange, aber nur durchschnittlich 1/4 Meile breite Landzunge, die vom Badeorte Kranz nach der Seestadt Memel läuft, wo das Haff durch eine schmale Oeffnung in die Ostsee abfließt. Diese Landzunge bildet eine nur von wenigen Oasen unterbrochene Sandwüste, denn sie besteht in der Hauptsache aus einer Kette von Dünenbergen, die sich bis 200 Fuß erheben.

Während der Dampfer unter der Nehrung hinsegelt, läßt sich die Form und Beschaffenheit der Dünen deutlich erkennen. Sie fallen mit steiler Böschung ab zu einer schmalen, bald ganz kahlen, bald dürftig begrasten Ebene; oder es sind völlig senkrechte Sturzdünen mit sanft abgerundeter Kante, von der man den Sand fast beständig, bald leise, bald ruckweise in das den Fuß bespülende Haff abfließen sieht. Zuweilen treten sie ein wenig zurück und lassen einen schmalen Streifen von Ufer frei, wo unter dem mächtigen Druck der kolossalen Sandmassen der blaue, vielfach muschelreiche Mergel des Haffbodens aufquillt. Wo solche Streifen breiter werden, kündigt sich ein bereits vom Dünensande verschütteter Teich an, springen keil- und halbkreisförmig sogenannte Haken in das Haff vor, mit kärglicher Weide bestandene Flächen.

Von dieser Entfernung aus gesehen, zerfallen die Dünen zunächst in einzelne ziemlich runde Kuppen; weiter nordwärts wird der Zug weniger unterbrochen, erscheint bald höher aufschwellend, bald als sanft eingekerbter Kamm. Oft ist auf Meilenweite kein Mensch, keine Hütte, kein Baum zu erblicken, nicht einmal ein Vogel oder ein Grasbüschel zu entdecken — nur der feine, glatte, weiße, die Augen blendende Sand, über welchen der blaue, wolkenlose Himmel brütet; oder ein paar Fußstapfen, die vielleicht schon acht Tage alt sind. So sehr fehlt es der Oberfläche des Sandes an jeder Unebenheit, und so stark markirt sich bei günstiger Beleuchtung auch die leiseste Unterbrechung; jede Abhangsebene färbt und schattet sich von der unter einem anderen Winkel niedersteigenden scharf und deutlich ab.

Todtenstille und Sonnenbrand. — Plötzlich erscheint auf der Höhe der Düne in einer schwachen Einsattlung ein Pferd, ein zweites, ein drittes, eine ganze Herde, und hinter ihr der berittene Hirte; lauter riesenhafte Gestalten, die sich fast in die Himmelsdecke bohren. Wie die Pferde aber den Berg hinabsausen, werden sie kleiner und kleiner, geradezu zwergartig; und ebenso schrumpft auch der Goliath von Hirte zu einem Knaben zusammen. Jetzt stehen sie alle in ihrer natürlichen Größe dicht gedrängt am Ufer des Haffs und stillen, unbekümmert um den Schaum der Wellen, ihren brennenden Durst.

Mit dem sich entfernenden Dampfer verweht auch das bewegte Bild. Wieder haftet der Blick an der in schreckhafter Ruhe aufsteigenden, völlig kahlen Sturzdüne, die nur von Zeit zu Zeit wie ein sammetglänzender Mantel ihre Beleuchtung ändert. Wieder zieht die Dünenkette in trostloser Oede, in endloser Ausdehnung an den müden Augen vorüber; nur in langen Zwischenräumen erscheinen kleinere und größere Weidenbüsche, ein vereinzelter, krüppelhafter Baum, ein dünnes, halbverschüttetes Kieferngehölz, oder gar ein

Trupp Fischer, Männer und Weiber, die ihren Fang auf das Land bringen oder die Kähne längs dem Ufer ziehen. So verrinnt Stunde auf Stunde, bis dann endlich ein armseliges Dorf auftaucht; nur zwei- oder dreimal wird die todeswüste Einöde von einem Waldstück oder einer wirklichen Oase unterbrochen. Je weiter nach Norden, desto mehr verflachen sich die Sandhügel, und desto näher tritt auch die jenseitige Haffküste heran, bis sie an der Spitze der Nehrung diese fast berührt.

Sie bestehen vornämlich aus Sandgräsern und werden mit der äußersten Sorgfalt gehegt und geschont; weder Menschen noch Thiere dürfen bei hoher Strafe sie betreten. Durch sie will man dem Wandern der Dünen Einhalt thun, diese zum Stillstehen zwingen und so der Versandung vorbeugen, die fortwährend den Hafen bedroht.

Weil also der Eintritt in die Dünen verboten ist, mußte ich meinen Weg längs dem Haffufer nehmen, und ebenso wenig durfte



Der Geburtstagskuchen.

Originalzeichnung nach dem Gemälde von F. Wieschebrink.

Damit haben wir Memel, die nördlichste Stadt in Deutschland, erreicht; und schon am anderen Morgen trug mich die Fähre über das nur 100 Ruthen breite Tief oder Gatt nach der Nehrung hinüber. Mit mir fuhr eine Anzahl von Herren und Damen aus der Stadt, um, wie es die Memeler während des Sommers täglich thun, am dortigen Seestrande zu baden. Wir landeten unweit des sogenannten Sandkruges; außer ihm befindet sich auf diesem Theile der Nehrung nur noch die Wohnung des Försters und ein paar Fischerhütten. Von dem Förster sollte man auf eine Forst, mindestens auf ein Wäldchen schließen dürfen, aber es sind ringsum nur wenige ganz vereinzelt stehende Bäumchen und etwas Gesträuch zu erblicken. Jener Beamte ist mehr eine Art von Gärtner, denn er hat die Anpflanzungen in den Dünen zu leiten und zu beaufsichtigen, welche die Memeler Kaufmannschaft mit großen Kosten anlegen lassen.

ich mich den Fortificationswerken nähern, die unweit der Spitze, um im Kriege Einfahrt und Hafen zu vertheidigen, angelegt werden. Die fünfzehn Meilen lange Landzunge endigt mit einer Mole, welche mit weißflockiger Wolle oder zartflaumigem Schnee bedeckt schien. Näher und näher kommend sah ich, daß es ein Heer von Möven war, die alle dicht gedrängt am Boden kauerten. Erst als ich fast unmittelbar vor ihnen stand, erhoben sich diese tausende und abermal tausende von Möwen und umschwirrten mich mit so entsetzlichem Geschrei, daß mir die Ohren gellten; mit so heftigem Flügelschlage, daß ich fürchtete, sie würden sich auf mich stürzen und mich verspeisen. Sie vereinigten sich über mir zu einem Schwarm, der fast die Sonne verdeckte, und ließen sich dann in nächster Nähe von neuem nieder.

An den mächtigen Steinen der Mole fließen die Wogen des Haffs und der Ostsee zusammen. Die Ausströmung des Haffs ist

so stark, daß die Meerenge nur süßes Wasser enthält, welches auch noch eine ziemliche Strecke in die See hinein sich durch seine dunklere Färbung von dem Meerwasser unterscheidet. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts betrug die Breite des Gatts 3000 Fuß, seither hat es sich, indem heftige Eisgänge Stücke von der Nehrung fortrissen und in die Fahrbahn spülten, bis auf 1200 Fuß verengt und bedrohlich verflacht. Die eigentliche Fahrstraße ist kaum noch 100 Fuß breit und nur mit großer Vorsicht zu passiren, so daß in der stürmischen Herbst- und Frühlingszeit hier manches Schiff scheitert. Deshalb bietet man alles auf, um durch Bepflanzung der Dünen und Anlegung von Buhnenwerken, das sind geflochtene Zäune, in welcher der Sand sich fängt und anhäuft, die Nehrungsspitze zu befestigen und vor weiterer Zerstörung zu schützen. Trotzdem bleibt die Gefahr, daß das Tief in Folge irgend eines gewaltigen Sturmes völlig versandet, worauf das Haff einen anderen Ausweg suchen, die Nehrung durchbrechen und dann die schon lange gefürchtete Vereinigung mit der Ostsee vollziehen würde. Eine schauerliche Aussicht für die Bewohner der litthauischen Niederung!

Auch die hiesige Rhede ist wegen der vielen Klippen und Sandbänke berüchtigt und es vergeht kein Jahr, wo sich nicht zehn und mehr Schiffbrüche vor den Augen der Memeler und der Nehrungsbewohner zutragen. Die Mannschaft wird meistens gerettet, aber Schiff und Waaren gehen entweder ganz zu Grunde oder verderben wenigstens. Das auf den Strand gerathene Schiff wird gewöhnlich an den Meistbietenden verkauft, der nun auf eigene Kosten den Versuch wagt, Fahrzeug und Ladung zu heben. Gelingt ihm dies, so hat er freilich großen Gewinn; wo nicht, ist das Geld weggeworfen. Sind die Waaren nur zum Theil verdorben, so behält sie entweder der Eigenthümer selbst, oder er verauctionirt sie ebenfalls. In beiden Fällen verliert er ansehnlich; allein eine einzige, glückliche Fahrt bringt alles mit Zinsen wieder ein.

Ein alter, invalider Matrose, mit dem ich ein Gespräch anknüpfte, erwies sich als eine lebende Chronik der Schiffbrüche und Strandungen. Unter anderen erzählte er zwei Fälle, die sich im letzten Jahre ereignet und die ein grausiges Interesse boten. Ein englischer Schoner trieb auf die Nehrung, blieb sitzen und barst mittendurch. Während die eine Hälfte sofort versank, rettete sich die ganze Mannschaft auf den anderen Theil und hielt hier so lange aus, bis ihr der Lootsenkutter zu Hilfe kam. — Auf dem Wrack eines anderen gescheiterten Schiffes fand man, als man nach 48stündigem Orkan sich endlich ihm nähern konnte, drei Menschen. Der eine war an den Mastbaum gebunden, bereits eine Leiche und von seinen Kameraden angefressen. Der zweite lag in tiefer Ohnmacht und genas erst wieder nach langwieriger, schwerer Krankheit. Der dritte, welcher sich bisher mit dem Fleisch der Leiche das Leben gefristet hatte, war und blieb frisch und gesund.

Wenn zur Zeit der Tag- und Nachtgleichen die großen Stürme herrschen, ist der unheilvolle Strand der Nehrung mit Schiffstrümmern und Schiffsgütern oft wie übersäet, und nicht selten spülen auch die Leichen von Menschen und Thieren an. Dann halten, ehe die Beamten dazu kommen können, die Nehrunger eine goldene Ernte. Früher galt, wie anderwärts, auch an dieser Küste das aller Menschlichkeit Hohn sprechende Strandrecht, welches den Schiffbrüchigen allen Eigenthums, selbst der Kleidung beraubte und ihnen nur das nackte Leben ließ. Noch heute erzählt man von dem Strandvogt von Rossitten, der in dunklen, stürmischen Nächten eine Laterne aushing und so die Schiffe auf den Strand zu segeln verlockte, worauf er die Mannschaft ohne Erbarmen tödtete und ausplünderte. Jene böse Zeit ist vorbei, aber auch noch heute treiben die Nehrunger, wenn sich dazu eine günstige Gelegenheit bietet, wenigstens — Stranddieberei.

Vom Sandkruge auf der Spitze der Nehrung sind es volle drei Meilen, bis man erst wieder auf eine feste Ansiedelung trifft. Der Weg über die ganze Landzunge führt meist längs dem Seestrande; und so lange in Ostpreußen noch keine Chaussee existirte, war dies auch die große Poststraße von Königsberg nach Rußland. Wie oft haben höchste und allerhöchste Herrschaften diese einförmige und ermüdende Fahrt machen müssen! Trotz der besten Pferde und zahlreicher Relais ging es in dem tiefen Sande immer nur Schritt vor Schritt, und zur Erleichterung der Thiere stets halb in der Seeschälung, so daß die salzigen Wasser in den Wagen spritzten. Diesen Weg nahm auch König Friedrich Wilhelm III, als er vor dem corsischen Eroberer floh und die Residenz von Berlin nach der äußersten Grenze seines Reiches, nach — Memel hin verlegte. Auf der Reise vom Fieber ergriffen, mußte die Königin Luise, wie der Leibarzt Hufeland in seinen Memoiren erzählt, in einer elenden Fischerhütte übernachten, durch deren zerbrochene Fenster die Schneeflocken auf ihr Lager fielen. Auch die russischen Zaren und Großfürsten sind hier öfters gefahren, und noch häufiger die preußische Landestochter, die Kaiserin Alexandra, wenn sie ihre hohen Verwandten in Berlin besuchte; und auf der Nehrung leben noch ein paar ehemalige greise Postillone, die sich freudig der erlauchten Frau und der ihnen von dieser gespendeten reichen Trinkgelder erinnern. Von der alten Poststraße aber zeugen noch die morschen, schwanken Pfähle und die vereinzelt stehen gebliebenen, halbverschütteten Weidenbäume längs dem Seestrande und in den Dünen, oft auf Meilenweite die einzigen Spuren menschlicher Thätigkeit.

Der Strand oder die Uferbank, welche bei stürmischer See die Wellen überfluten, hat eine durchschnittliche Breite von 100 bis 200 Schritten; sie erhebt sich von der See allmählich bis etwa fünf Fuß, um sich dann nach dem Inneren der Nehrung um ein bis zwei Fuß wieder zu senken. An dieser Grenze legen die Wogen ihre Bürde nieder: Knollen von Quarz und Feldspath, Korallen und Gruppen von Muschelschalen, auch Reste von Dorschen und anderen Fischen, einige Planken und Balken. Von Lebendem sieht man gewöhnlich nur kleine Krebse, die aus ihren senkrechten Sandröhren heraufkriechen und zu hunderten und tausenden herumspringen; bis sie etwa um zehn Uhr vormittags wegen der stärker werdenden Sonnenstrahlen ihr Spiel aufgeben und in ihre Behausung zurückkehren.

Auf den Strand folgt eine unregelmäßige Reihe kleiner, nur 15—20 Fuß hoher **Vordünen** und weiter hinter ihnen die **Hauptdüne**, der die ganze Nehrung durchziehende 100—200 Fuß hohe, langwellige Sandrücken, von welchem sich in unregelmäßigen Intervallen rechtwinklig abstrebende **Nebendünen** nach der Haffseite hinziehen; einige zungenartig und abgeflacht ins Haff hinauslaufend, andere kurz vor dem Haffufer steil abfallend. Das Ganze hat den Charakter der Wüste, der sich weiterhin noch kräftiger und wilder ausprägt. Abgesehen von dem Reiz, den Witterung und Beleuchtung einer jeden Seeküste verleihen, ist diese Strecke mit die einförmigste und ödeste der ganzen Nehrung, da des vorliegenden Kupferterrains halber nicht einmal der majestätische Dünenzug überall zur Ansicht kommt.

Erst eine starke halbe Meile vom Sandkruge folgt wieder eine kleine Abwechselung. Von den Vorläufern der Dünenberge längst erreicht und vom kahlen Flugsande rings umstarrt, erscheint ein kleines Ellerngebüsch mit daran sich schließendem und ins Haff verlaufendem Rohrdickicht und etwas sumpfigem Wiesenboden, der aber bei zwei bis drei Zoll Tiefe auch nur klaren, hellen Sand zeigt. Es ist der einzige grüne Fleck auf der drei Meilen langen Strecke vom Sandkrug bis **Schwarzort**, dem nächsten Dorfe. Es ist die **Hirschwiese**, die nur in dieser Wüste auf den Namen „Wiese" Anspruch machen darf. Hirsche, Rehe und Hasen, alles Wild ist längst auf der Nehrung ausgerottet, weil es den Dünenanpflanzungen großen Schaden that; selbst die Weidehut für das Vieh der armen Nehrunger ist aus dem gleichen Grunde auf gewisse dürre Flecke eingeschränkt. Statt der Hirsche und Rehe weideten hier jetzt etliche Kühe und Pferde. Es ist das Vieh der Schwarzorter, das täglich $2^1/_2$ Meile weit hierher wandert, oder auch tage- und wochenlang ohne Aufsicht eines Hirten hier weidet. Ein Verlaufen ist nicht zu befürchten, denn rings umher starrt das Sandmeer, in das sich die Thiere schon aus Instinkt gar nicht wagen.

Schon war ich über eine Meile gewandelt, ohne eine Menschenseele zu entdecken. Da, nach der Haffseite hinüberbiegend, erblicke ich plötzlich, ganz dem Charakter der Wüste entsprechend — ein Lager von Zelten. Es sind die Nomaden der Nehrung, Fischer aus **Sarkau**, die sich jetzt von ihrer Heimat wohl zwölf Meilen befinden. Die Zelte sind aus den Segeltüchern ihrer Kähne und mit Hilfe einiger in den Sand gestoßenen Stangen errichtet und mit der Oeffnung nach dem Winde gestellt. In jedem Zelt wohnt eine Familie, Mann und Weib mit Kindern und Hausthieren, darunter vornämlich Hunde und Katzen, Schweine und Hühner. Im Frühling haben sie ihre Hütten in Sarkau vernagelt und sind auf ihren Kähnen davongezogen. Sie befischen die ganze Nehrung, indem sie von Zeit zu Zeit ihre am Haffufer aufgeschlagenen Zelte abbrechen und immer weiter hinauf ziehen. Je nachdem es Wind und Wetter erlauben,

fahren sie von ihrem zeitigen Lagerplatz täglich auf den Fischfang, und bringen ihre Beute nach Memel oder nach der Niederung entweder selbst zu Markt, oder verkaufen sie an jüdische Fischhändler, die sich bei ihnen einfinden. Erst mit dem Eintritt des Spätherbstes kehren sie in ihre Heimat zurück und leben nun den Winter hindurch von ihrem Sommerverdienst, theils von dem eingelösten Waarengelde, theils von dem Brotgetreide, das sie bei den Niederungern gegen ihre Fische eintauschen.

Ihre Hauptnahrung besteht natürlich auch in Fischen, die sie oft gar nicht kochen, sondern ganz roh oder nur an der Sonne gedörrt verspeisen. Es sind blutarme, aber sehr genügsame und mit ihrem Leben durchaus zufriedene, weil von Kindesbeinen daran gewöhnte Leute. Nur der Schnaps darf nicht ausgehen, das stört ihr Behaglichkeitsgefühl sehr empfindlich. So eben waren ein paar Böte heimgekehrt, und ich ließ mir von dem Fange ein Gericht Flunder bereiten, die, obwohl nur in Salz, ohne jede andere Zuthat gekocht, gar nicht übel schmeckten. Als ich meine Schuld bezahlen wollte, meinte die nur mit einem kurzen Unterock von rothem Fries bekleidete Frau: es wäre ihr lieber, wenn ich statt des Geldes ihrem Manne einen Tropfen Branntwein geben könne; er habe seit gestern keinen gesehen. Leider konnte ich damit nicht dienen.

Gern hätte ich meine Wanderung noch bis Schwarzort fortgesetzt, allein die Fischer riethen mir dringend davon ab, indem sie mich an das Gespenst der Nehrung, an den Triebsand, erinnerten. Gerade zwischen hier und Schwarzort gebe es gefährliche Stellen und als Fremdling dürfe ich die Tour ohne Führer nicht wagen. Weil diese Warnung nur zu begründet war, kehrte ich also um und erreichte, bei der glühenden Hitze aus allen Poren schwitzend und in dem brennenden Sande vor Müdigkeit fast umsinkend, um die Mittagszeit wieder den Sandkrug.

Hier traf ich eine laute Gesellschaft. Es war gerade der 31. August, und auch in diesem Gasthaus sollte die Wahl eines Reichstagsabgeordneten stattfinden. Sie mußte jedoch unterbleiben, denn außer dem Gastwirth waren nur noch drei Wahlberechtigte erschienen, während das Gesetz die Gegenwart von mindestens fünf Personen verlangt, bevor sich der Wahlvorstand constituiren kann. Weil man also nicht wählen konnte, fing man an zu trinken und schließlich sich zu zanken. Es entspann sich ein heftiger Streit zwischen dem Förster und dem hier zur Verhütung des Schmuggels stationirten Zollcontroleur einerseits und dem kleinen, dicken, zinnoberrothen Fährpächter andererseits. Die beiden Beamten behaupteten, dieser sei durch seinen Contract verpflichtet, sie und ihre Familien jederzeit gratis nach Memel überzusetzen. Der Fährpächter nahm die Behauptung als eine persönliche Beleidigung und schwur mit heiserer Stimme: das habe er nicht nöthig und das werde er nicht thun; denn er sei sein freier Herr und keineswegs der Diener der beiden. — — —

Die Furcht, mich einer Beamtenbeleidigung schuldig zu machen, hält mich ab, die nun folgenden Ausdrücke des ergrimmten Fährpächters wiederzugeben. Ich weiß auch nicht, was seine Gegner erwiderten, denn da der Streit eine handgreifliche Wendung zu nehmen drohte, ging ich hinaus, um von der Höhe des Hügels, auf welchem der Sandkrug gelegen, noch einmal die Gegend zu beschauen.

Man übersieht hier gewissermaßen zwei Welten: eine fertige und eine erst entstehende oder auch vielleicht schon im Untergang begriffene — darüber sind die Gelehrten nicht einig. Vor mir erhebt sich Memel, ein kleines London, mit seinen sauberen, geräumigen Gassen, mit den seit dem großen Brande von 1854 zum größten Theil neuerbauten, meist nur ein- und zweistöckigen, schmucken und soliden Häusern; mit dem schönen, bequemen Hafen, in welchem ein Wald von Masten schaukelt; mit der hohen, schlanken Säule des Leuchtthurms, mit der grünen Plantage, aus der weiße Land- und Lusthäuser hervorblicken, und welche es geschickt verbirgt, daß auch Memel eigentlich in einer kahlen, wenig fruchtbaren Gegend liegt. Aber es ist doch immer von Aeckern, Wiesen und Gehölzen umschlossen; während wir jetzt, uns wendend, in die Sandwüste der Nehrung hineinschauen, wo der Mensch wie eine verfrühte Erscheinung sich ausnimmt, denn der Boden vermag ihn nicht zu ernähren, ihm nicht einmal Schutz und Sicherheit gegen das feindliche Element des Meeres zu gewähren. Werden die Fluten diese armselige Landzunge vollends wegspülen; oder wird sie noch einmal werden, was sie vor Jahrhunderten schon war — ein grünes, schattiges Waldparadies??

Am Familientische.

Ein Tag in Algier.

Es ist früh 2 Uhr. Der Muezzin auf der großen Moschee ruft seine Mahnworte mit weitschallender Stimme nach allen Richtungen der Welt hinaus, und die Muezzins der obern Stadt wiederholen im dumpfen Chor: „Wachet auf, ihr Gläubigen, beten ist besser als schlafen!“

Der Morgen dämmert herauf und meldet sich durch eine empfindliche Frische. Um 4 Uhr donnert ein Alarmschuß vom Hafen. Die Straßen fangen an, sich zu beleben; Araber im weißen, nicht immer saubern Haïk, den Kopf dicht verhüllt, treiben ihre geduldigen, zierlich gebauten Eselchen in die Stadt, welche die Erzeugnisse der Campagnen, reizende Blumen, schwellende Früchte und das die Augen der Hausfrauen erfreuende frische Gemüse tragen. Auf der Place de Chartres, der Gemüsehalle Algiers entwickelt sich schon ein lebendiger Verkehr. Verkäufer suchen den gewohnten Platz zum Feilhalten ihrer Waare, hier erfrischen andre die ermatteten Kräuter in dem klaren Wasser der Fontaine, welche, von vier Trauerweiden überschattet, ihr krystallenes Wasser in ein großes marmornes Becken sprudelt. Käufer, die frühe Stunde zu vortheilhaftem Kauf benutzend, prüfen die Güte der mit vielem Geschrei angebotenen Früchte. Ein buntes Bild der verschiedensten Nationen. Der Araber in stoischer Ruhe bewacht seine Waaren neben dem anpreisenden Malteser; dort feilscht die blaugekleidete häßliche Negerin mit dem jungen spanischen Mädchen, deren reizendes Köpfchen kokett unter dem weißen Häubchen hervorschaut.

Die Sonne hat schon längst ihren ewigen Kreislauf angetreten, die Höhen des Sahels verdecken sie noch; hoch steht sie bereits am Himmel, wenn sie, hinter Point-Pescade hervorbrechend, mit blendendem Licht die weiße Kasbahstadt überflutet. Immer heißer und sengender werden ihre Strahlen, die zunehmende Glut wirkt bereits ermattend auf die Geschäfte des Tages; der Verkehr nimmt ab. Mit klingendem Spiel, in raschem Schritt, kehren die ausgerückten Truppen in ihre Kasernen zurück. Der Gouvernementsplatz, auf den das Sonnenlicht senkrecht fällt, wird fast menschenleer, selbst die dichte Platanenallee schützt zu wenig, und der Umweg durch die kühleren Arkaden wird für den Wanderer eine angenehme Nothwendigkeit. Nur den Eingebornen scheint die Hitze wenig zu stören; den Kopf mit der Kapuze zugedeckt, schlafen ganze Gruppen von Beduinen und Kabylen auf den glühenden Steinen, andre schauen von der marmornen Balustrade des Platzes träumerisch über den Hafen mit seinen vielen Schiffen, über das azurblaue Meer weit hinaus nach den Bergen der Heimat, dem steinigen Dscherdschera, dessen schneeige Gipfel, im Sonnenlicht funkelnd, herübergrüßen.

Es ist jetzt die Frühstücksstunde, die auch der Aermste einhält; überall duftende Schüsseln, gefüllt mit Maccaroni, Reis, Fischen, je nach dem besonderen Geschmack der verschiedenen Nationen. Die französischen Hotels strotzen von den Erzeugnissen ihrer weltberühmten Kochkunst; doch will sich namentlich der Deutsche schwer daran gewöhnen; die starkgewürzten Saucen ersetzen ihm nicht die einfache, gesündere Kost der Heimat. Nach dem Frühstück ist das Café Valentin, vielleicht auch Café Kolb, ein namentlich viel von Officieren und Deutschen besuchter Ort. Auf einem Altan genießt man im Schatten die reizendste Aussicht. Der Hafen liegt dicht unter uns, die einlaufenden und abgehenden Schiffe gewähren ein immer von neuem anziehendes Schauspiel. Das Meer glänzt darüber hinaus im schönsten dunklen Blau, kein Lüftchen kräuselt seine Oberfläche. Aber fast schöner, erhabener ist sein Anblick, wenn es finster grollt und seine grauen, schaumgekrönten Wogen den Hafendamm mit gewaltigen Sturzwellen überschütten.

Die eigentliche Glutwirkung der Sonne scheint in die Stunden von 10—1 Uhr zu fallen. Nach 1 Uhr ist der Aufenthalt im Freien weder gefährlich noch allzu drückend. Statt einer oft überflüssigen Siesta eignet sich daher der ganze Nachmittag zu größeren und kleineren Ausflügen in die wunderherrlichen Umgebungen der Stadt. Ein Pferd, ein Wagen ist leicht zu bekommen. Der Rücken von Algier im vollen Schmuck einer südlichen Vegetation ist ein wahrer Garten Gottes: Orangen- und Citronenbäume, oft Blüte und Frucht zu gleicher Zeit tragend, riesige Cacteen, wechselnd mit blühenden Aloen und rothknospenden Granatbäumen, neben der graufarbenen Olive duftende Rosen und das zarte Grün der Myrthe. Schön angelegte Straßen führen in vielen Windungen zur Höhe, die uns den eigenthümlich fesselnden Anblick der Stadt zu unseren Füßen und des dunkelblauen Meeres gewährt, das am fernen Horizont mit dem Himmel zusammenzufließen scheint. Der Anblick der Stadt Algier ist vielfach mit dem eines riesigen Marmorbruches verglichen worden, dessen Adern unregelmäßig durcheinanderlaufen. Es gilt dies wenigstens von dem oberen maurischen Stadttheil. Das untere Quartier hat seinen ehrwürdigen Schmuck abgelegt und prangt in modernem, europäischem Kostüm.

Während der Stunde der Mahlzeit ist die Nacht völlig hereingebrochen; auf der großen Moschee Dschana-kebir mahnt eine aufgezogene Laterne die fernen Gläubigen an die Stunde des Gebets. Die transparente Uhr der Moschee Dschedid verkündet die achte Stunde. Da fällt der Kanonenschuß im Hafen; er ist das Signal für den Schluß desselben. Die französische Retraite durcheilt unter lebhaften Signaltönen und Trommelwirbel die Straßen. Nun füllt sich der Gouvernementsplatz mit Besuchern aller Stände und Nationen.

Vor dem Standbild des Herzogs von Orleans spielt eine französische Regimentsmusik die Locktöne der beliebten Quadrille Arabe. Die Nacht ist

wunderschön, die bleiche Sichel des Mondes gießt ein scharfes Licht über den Platz, Orangendüfte durchziehen die reine Luft; das Plätschern der Fontaine begleitet die schwellenden Töne der Musik.

Die Musik ist verstummt, die Menge zerstreut sich, um neuen Genüssen nachzujagen. Gesellschaften, Theater locken die einen; in den Cafés Kolb und Griambnus trinkt der ernste Maure seinen Schoppen trotz einem deutschen Philister. Wir wandeln noch lange träumend unter den Arkaden, die weiten Hallen tönen dumpf wieder von unseren einsamen Schritten. Dann steigen wir nach der oberen Stadt hinauf.

Gerade vor uns sehen wir zwei arabische Cafés. In dem einen fesselt ein Märchenzähler im gurgelnden Dialect des algierischen Idioms eine sehr andächtige Gesellschaft. Die Erzählung scheint oft humoristischen Inhalts, denn über die braunen Gesichter der in ihre Haïk gewickelten, auf Strohmatten kauernden Araber schwebt öfters ein leises Lächeln. Zuweilen wird mit eigenthümlichen Geberden eine französische Phrase ausgesprochen. Der Text behandelt ohne Zweifel ein Rencontre mit dem Erbfeind, der die Duars der Gläubigen niedergebrannt und die Gräber der Ahnen geschändet hat. Das zweite Café ist entschieden comfortabler eingerichtet; auch die Gesellschaft ist eine gewähltere. Ein behäbiger Wirth bedient im Verein mit einem bildhübschen maurischen Jungen seine sauber gekleideten Gäste. In den Kohlen eines kleinen im Zimmer befindlichen Herdes wird der braune arabische Kaffee — Carua genannt — immer frisch bereitet und in kleinen Blechkannen und porzellanenen Schälchen verabreicht. Die Wände schmücken mehrere Abbildungen; wir erkennen die Schiffe des Dey von 1830, welche so viele Jahre lang der Schrecken für die Küsten des Mittelmeeres waren. Weiter im Hintergrund klimpern zwei maurische Musiker auf der einfachen maurischen Guitarre. Der Gesang, mit dem sie die Töne begleiten, hat trotz seiner Monotonie etwas ungemein Klagendes, das Herz Ergreifendes.

Nur ungern reißen wir uns los und treten den Heimweg an.

Als wir auf dem Gouvernementsplatze ankommen, ist es bereits morgens 2 Uhr. „Wachet auf ihr Gläubigen, beten ist besser als schlafen.“ G.

Die Mahl- und Schlachtsteuer in Deutschland und das Octroi in Frankreich.

Man pflegt vielfach gegen alle indirecte Besteuerung zu eifern und die progressive Einkommensteuer als die einzig vernünftige und gerechte Erhebungsart zu preisen. Mit dieser Anschauungsweise, welche alles Staatsleben nach theoretischen, allgemeine Geltung beanspruchenden Grundsätzen regeln und modeln will, mögen wir hier nicht rechten und weisen nur darauf hin, daß die Einnahmequellen wie der Bedarf eines Staates stets in innigstem Zusammenhange mit seiner eigenthümlichen Natur und Entwicklung stehen.

Dagegen scheint sich in allen Kreisen mit vollem Recht die Ueberzeugung Bahn gebrochen zu haben, daß die indirecten Verbrauchssteuern auf unumgängliche Lebensbedürfnisse, wie Brot und Fleisch, wie sie heutzutage z. B. noch in Preußen von einer Anzahl größerer städtischer Gemeinden erhoben werden, eine ungerechte Bedrückung gerade der ärmeren Bevölkerung sei. Einen Vortheil hat freilich die Mahl- und Schlachtsteuer, nämlich den der leichten Erhebung insofern, als niemand sich der Bezahlung derselben entziehen kann. Andererseits verleitet aber freilich gerade diese Steuer zu vielfachen Defraudationen und befördert so die Demoralisation und Mißachtung des Gesetzes.

Die mancherlei Einreden, welche die Vertheidiger jener Steuer beibringen, erscheinen gesucht und bei näherer Betrachtung durchaus unhaltbar. Man sagt nämlich, Brot und Fleisch würden durch Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer nicht wohlfeiler. Da die Steuer auf das Pfund Roggenbrot nur etwas über einen halben Pfennig, auf das Pfund Weizenbrot etwas über zwei Pfennige und auf das Pfund Fleisch etwas über drei Pfennige betrage, so belaste sie diese Gegenstände so unmerklich, daß man nach Aufhebung der Steuer keinen Unterschied gegen früher wahrnehmen werde. Zu wessen Gunsten aber der gesammte nicht mehr in die Staatskasse fließende Steuerbetrag dennoch mittelbar im Fleisch und Brot mitbezahlt würde, darüber sind die Meinungen getheilt: die einen glauben, die Bäcker und Schlächter würden den ganzen Vortheil ernten, während andere meinen, daß die Producenten den Preis des Getreides und Schlachtviehes um den Steuerbetrag steigern könnten und würden. Dies heißt aber die ausgleichende Wirkung der Concurrenz ganz und gar verkennen. Allerdings kann Fleisch und Brot, so wenig wie irgend ein Fabrikat, in jedem Augenblick genau den Schwankungen in dem Preise der Rohstoffe folgen; aber so unzweifelhaft der Preis jedes Fabrikats dauernd durch den Preis des Rohstoffes bedingt ist, ebenso unzweifelhaft muß die dauernde Beseitigung einer Ursache, welche bis dahin den Preis des Rohstoffes um einen bestimmten Betrag erhöhte, eine entsprechende Ermäßigung im Preise des Fabrikats herbeiführen. Gegen die Ansicht, daß die Producenten an Getreide und Schlachtvieh ihrerseits den Preis dieser Gegenstände um den Betrag der Steuer erhöhen würden, ist — davon abgesehen, daß auch hier die Concurrenz bald die Ausgleichung herbeiführen würde — nebenbei noch geltend zu machen, daß namentlich das Getreide, das in den mahl- und schlachtsteuerpflichtigen Städten consumirt wird, immer nur einen kleinen Theil des gesammten Getreidebedarfs des Landes, etwa ein Zehntel, ausmacht, und daß der Preis des bei weitem größeren Theils dadurch nicht gesteigert werden kann, weil von einem kleinen Theil eine Verbrauchssteuer nicht mehr erhoben wird, zumal da überdies die Getreidepreise nicht lediglich durch die Consumtionsverhältnisse im Inlande bedingt sind, sondern wesentlich auch von der Ernte anderer Länder und von auswärtigen Märkten abhängen.

Uebrigens sind die Erträge der Mahl- und Schlachtsteuer in Preußen verhältnißmäßig nicht sehr erheblich; im Voranschlag des Budgets für 1867 war die erstere mit 1,570,000 Thlr., die andere mit 1,946,000 Thlr. in Ansatz gebracht. Das ist freilich nur der Antheil, den der Staat von dieser Steuer bezieht; einen andern Theil erhalten die Communen der mahl- und schlachtsteuerpflichtigen Städte, und der auf den Kopf entfallende Durchschnittsbetrag wird sich auf nicht viel mehr als 1²/₃ Thlr. belaufen.

Wenn nun schon eine im Verhältniß so bescheidene Besteuerung der Lebensbedürfnisse von der öffentlichen Meinung unseres Landes gemißbilligt wird, welchen Sturm würde es hervorrufen, wenn bei uns der Staat oder eine Stadtgemeinde Anforderungen an die Bürger erheben wollte, wie sie in Frankreich erhoben werden.

In Frankreich werden, abgesehen von den Staatssteuern, die Gemeindebedürfnisse in den Städten hauptsächlich durch die Octrois aufgebracht, worunter man Auflagen auf den Verbrauch von Fleisch, Wein, Bier, Branntwein, Holz, Steinkohlen u. s. w. versteht. Die Höhe dieser Verbrauchssteuern ist je nach der Größe der Städte verschieden, geringer in den kleineren, erdrückend in den großen Städten. Namentlich in Paris lastet das Octroi wie ein Alp auf der Arbeiterbevölkerung. Hier einige Zahlen. Im Stadtbudget für 1867 ist das Octroi mit 98,435,000 Frcs veranschlagt. Dasselbe vertheuert die betreffenden Gegenstände annähernd um 25 %. Die Octroi-Linie von Paris hat eine Länge von 33 Kilometer (ca. 8 Meilen), und da dieselbe bei Tag und Nacht überwacht werden muß, so wird man es erklärlich finden, daß die Erhebungskosten sich auf die colossale Summe von 8 Millionen Frcs. jährlich belaufen; daneben haben die Amtswohnungen der Zollbediensteten dem Staat 14 Millionen gekostet.

An verderblicher Wirkung kommt unsre einheimische Mahl- und Schlachtsteuer dem französischen Octroi keineswegs gleich, obwohl die Nachtheile beider Erhebungsarten wesentlich derselben Natur sind, insofern sie beide die gesellschaftliche Circulation hemmen und Stadt und Land auf unnatürliche Weise von einander scheiden. Dies muß nothwendig auf die Rohstofferzeugung einen schädlichen Rückschlag ausüben. Wenn dem Armen das Brot zu theuer wird, so muß er seine Zuflucht zu Kartoffeln nehmen und die Getreideproduction nimmt ab. Wenn der Pariser Arbeiter seinen gewohnten Wein nicht mehr bezahlen kann, so verliert der Winzer jedenfalls ein großes Absatzgebiet. Daß dieser Fall, wenn er nicht bereits eingetreten ist, eintreten muß, liegt auf der Hand. Der Wein zahlt in Paris 8 Frcs. per Hectoliter. Im Jahre 1866 wurden freilich noch 3,154,424 Hectoliter in Gebinden und 17,526 in Flaschen nach Paris eingeführt (was einen Steuerertrag von 25,375,600 Fr. ergibt); aber daß bei jeder Verkehrsstockung gerade in diesem Artikel ein sehr fühlbarer Abschlag eintreten muß, scheint selbstverständlich. Noch bedenklicher ist die Besteuerung des Brennmaterials und nicht minder die des Bauholzes, welch letztere die Wohnungen vertheuert und dadurch ein wichtiges Lebensinteresse schädigt. So erweisen sich durchgehend die Octrois als eine Bedrückung der ärmeren Bevölkerung und gleichzeitig als ein Hemmniß des Handels, des Ackerbaues und der Industrie, als eine Verletzung der unbestrittensten Grundsätze der Volkswirthschaft. F. St.

Räthsel.

Ich bin ein Feind der Heiterkeit
Und kehr' ihr stets den Rücken,
Bin weinerlich, oft ganz zerstreut,
Doch kann auch feurig blicken.

Zumeist verdrießt's die Leute zwar,
Bin ich gerührt zu Thränen;
Doch weint' ich gar nicht, würden gar
Sich alle danach sehen.

Auflösung des Rebus in Nr. 27:

Es fällt die Blüte, Frucht und Garben reifen.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 18. April 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. 1868 № 29.

Die Tochter des Halloren.

Eine Wandernovelle von **Arnold Wellmer**.

(Schluß.)

Reinhold fuhr in seiner Geschichte fort:

„Der Alte schüttelte mir vertraulich die Hand und sagte gutmüthig, fast heiter: „So, Kamerad, nun wollen wir zu meinem Kinde hinuntergehen, es wird sich schon sein Köpfchen kreuz und quer zerbrochen haben, was wir beide hier oben so lange verhandelten!“

„Wie mir das Herz klopfte, als wir die Treppe hinunterstiegen! Der Alte machte die Thür des Parterrestübchens sacht auf — ich hätte laut aufjubeln mögen: — da auf dem Tritt am Fenster saß sie, den Kopf auf die Hand gestützt, und schaute durch die Weinranken hinaus. Sie war in Gedanken versunken und hatte uns nicht kommen hören. Eine bunte Stickerei lag unbeachtet in ihrem Schoß.

„Settel!“ sagte der alte Hallore.

Da schrak sie vom Stuhl auf und erglühte purpurroth — wie der, auf den sie am Fenster gewartet hatte, um ihn aus der Hausthür treten zu sehen, jetzt plötzlich vor ihr stand.

Der Alte hatte recht: es war ein schmuckes, junges Hühnchen, schlank und zierlich. Lieblich nickte das glühende Köpfchen auf dem feinen Halse, um die Lippen blühte ein glückliches Lächeln — und doch alles so unbewußt! Fragend schauten mich die schwimmenden, tiefblauen Augen an — aber nicht fremd, nein, wie einen alten lieben Bekannten. Eine vogelhafte schüchterne Zutraulichkeit lag auf der ganzen rührend kindlichen Gestalt, wie sie nickend und glühend, fragend und lächelnd in dem vollen Lichte der Abendsonne auf dem Tritt in der Fensternische vor mir stand. Ueber ihrem Kopfe hing ein kleiner, grüner Vogelbauer zwischen den weißen Gardinen frei nieder. Drinnen saß auf der Stange ein zwitscherndes Rothkehlchen — das wendete auch sein Köpfchen so zierlich hin und her und nickte und schaute mich mit den blanken Augen so neugierig an.

„Settel!“ sagte Vater Adam mit froher Stimme, „nun haben wir wieder einen jungen, lustigen Studenten, der über Sommer bei uns wohnen und Sonntags und Feierabends hin und wieder ein müßiges Stündchen mit seinen Wirthsleuten verplaudern will — wie in den alten guten Zeiten, Settel!“

Da sprang sie behende von ihrem hohen Tritt nieder und reichte mir die Hand und sagte mit kindlicher Unbefangenheit: „Willkommen bei uns, Herr Student, — wie mich das freut, daß Sie bei uns wohnen wollen! Solch ein Herr Studio hat dem Vater schon lange gefehlt, um ihn wieder so fröhlich — oder doch beinahe so fröhlich zu machen, wie früher. Sein Herz hat immer an den Studenten gehangen — und auch Ihnen soll es bei uns schon gefallen — und wenn der Herr Student recht lieb und freundlich gegen den Vater ist und ihn so fröhlich macht wie in den alten Zeiten, dann stick' ich ihm auch eine schöne, bunte Studentenmütze — so sauber, wie sie kein anderer Student in Halle hat, denn die kaufen ihre Cerevis vom Mützenmacher und bei denen wird es mit der Stickerei nicht so genau genommen!“

So plauderte das holde Kind fröhlich weiter — im überquellenden Glück der jungen unbewußten Liebe. Ich stand fast verlegen stumm dabei und konnte nur das Nothdürftigste antworten. Mir brannte das Herz, mir glühte das Hirn. Ich liebte das schöne Mädchen — aber es war eine selbstsüchtige Liebe — eine bewußte Liebe.

Der Alte begleitete mich bis an das Gartenpförtchen. Dort legte er mir seine Hand schwer auf die Schulter und sah mir fest ins Auge und sagte fast drohend: „So, Kamerad, nun hast Du mein einzig Kind gesehen ... daß Du es in Ehren hältst, als wär's eine geborne Prinzessin ... oder bei Gott! diese Hand lernt noch etwas anderes führen, als die Salzschaufel und die Schwimmleine!“ Dann wandte er sich kurz ab. Die widerstreitendsten Gefühle durchtobten meine Brust, als ich nach der Stadt zurückging, um meinen Koffer herausbringen zu lassen.

So zog ich in das Hallorenhäuschen draußen an der Saale ... und als kaum das Fenster mit großen, lichtgrünen Weinblättern überschattet war, stand der wortbrüchige Bube in dem gründämmerigen Wohnstübchen und hielt des Halloren Tochter im Arm und küßte sie zum ersten Mal!

Wie das so schnell gekommen? Ich war mit den besten Vor-

sätzen ins Haus gezogen, gegen den alten Halloren ehrlich zu handeln und seinem Kinde fern zu bleiben. Absichtlich ging ich dem schönen Mädchen aus dem Wege. Wenn ich Settel auf dem Flur und auf der Treppe oder auch im Garten begegnete und mit einem scheuen, kurzen Gruß hastig an ihr vorüberging, sah sie mir wohl verwundert, ja traurig nach. Sie ahnte nicht, wie schwer es mir wurde, den Frostigen zu spielen. Schon stand mein Herz in heißen Flammen... und der Fuchs regte sich immer mehr in mir.

Kurz vor Pfingsten kam ich eines Nachmittags aus dem Colleg nach Hause. Settel hatte mich durch die Weinblätter gesehen und machte die Stubenthür auf und sagte freundlich: „Es ist ein Brief für Sie angekommen — von Hause!" Ich trat an die Thür — im Zimmer war ich nur einigemal gewesen, wenn der Alte zugegen — nahm den Brief in Empfang und wollte mit einem kurzen Danke weiter gehen . . . da weinte es leise hinter mir auf . . .

Im nächsten Augenblick war ich im Stübchen und schloß das weinende Mädchen in meine Arme . . . ich hatte den alten Halloren — ich hatte mein Wort — ja die ganze Welt um mich vergessen . . .

„Lisa — mein süßes, süßes Leben!"

„Also bist Du dem armen Settel doch ein klein wenig gut? Ich hab' Dich schon seit dem Augenblick, wo ich Dich mit dem Vater zuerst am Gartenzaun stehen sah, so lieb gehabt, wie noch keinen anderen Menschen. Aber es war mir alles so dämmerig, als ob ich träumte — süß träumte. Ich dachte nur immer: o, wenn Du doch unser Stübchen miethen möchtest, dann könnte ich Dich doch alle Tage sehen! Weiter wünschte ich damals noch nichts — aber als Du nachher so kalt und fremd gegen mich thatest, da habe ich oft heimlich geweint und gedacht, ich möchte wohl todt sein und begraben neben der seligen Mutter, dann würde mir das Herz doch nicht so sehr, sehr weh thun. Und als Du vorhin wieder so kühl fortgehen wolltest, da konnte ich das Weinen nicht länger zurückhalten — das Herz wäre mir sonst gesprungen . . . und nun hast Du mich am Ende doch lieb . . ."

„Lisa, eben weil ich Dich über alles liebe, durfte ich Dir nicht nahe treten . . . Dich nicht unglücklich machen durch meine Liebe!"

Da sah sie mich mit großen Kinderaugen fragend an — dann schüttelte sie leise das Köpfchen: „Wie hätte ich da aber erfahren, daß Du das arme Settel lieb hast? — das macht mich gerade so glücklich . . . und Du sagst, Du wolltest mich nicht unglücklich machen? Das verstehe ich nicht!"

„Du liebes, herziges Kind, mögest Du es nie verstehen lernen!"

Glücklich-vertrauend schmiegte sie sich nur noch inniger in meine Arme und lehnte den Kopf gegen meine Brust. So blieb sie lange stumm, nur ihre Lippen bewegten sich leise. Plötzlich nahm sie meinen Kopf in ihre heißen Hände und zog ihn zu sich nieder. Tief sah sie mir in die Augen — dann küßte sie mich auf beide und flüsterte: „Reinhard, weißt Du, um was ich den lieben Gott in diesem Augenblick bat? — er möge mir das Glück dieser Stunde erhalten oder mich zu sich nehmen — aber auch Dich und den Vater, alle mit einander, damit keiner übrig bliebe und hier unten traurig wäre! o, wie wird der Vater sich freuen, wenn er heute Abend nach Hause kömmt und sieht, wie lieb wir uns haben und wie glücklich sein Settel ist. Der Vater hat schon lange große Stücken auf Dich gehalten, Reinhard!"

Da durchschauerte mich ein Ahnen der heutigen Stunde. Ich dachte an meinen Vater, den reichen, stolzen Aristokraten — nimmer würde er die Tochter eines Halloren anerkennen! O, hätte mich dieser Gedanke doch fortgetrieben aus ihren Armen und mir die Kraft gegeben, dies Wort zu sprechen, das doch einmal gesagt werden mußte: „Kind, ich hab' Dich von Herzen lieb . . . und doch müssen wir scheiden — auf immer. Mein Lebensweg liegt fest gezeichnet vor mir. Ich habe ein Studium erwählt, das mich wohl noch zehn Jahre von der Hand meines Vaters abhängig sein läßt. Ich bin ehrgeizig; mit Hilfe meines einflußreichen Vaters werde ich mit der Zeit eine glänzende Lebensstellung einnehmen. Darauf müßte ich verzichten, wenn ich Dir treu bliebe . . . Armuth, Elend würde unser gemeinsam Loos sein. Das auf mich zu nehmen, bin ich nicht stark genug — darum laß uns nach diesem ersten Kusse scheiden . . . Mir aber fehlte die sittliche Energie, mein Glück mit eigenen Händen zu zertrümmern . . . ich vergaß den Handschlag, den ich dem alten Halloren gegeben hatte . . . ich berauschte mich an dem Dufte des Augenblickes und küßte die arme holde Blume und bat: „Sage dem Vater nichts, laß uns unser junges Glück vor aller Augen verbergen!"

Und wir verbargen es nur zu gut . . . Lisa war ahnungslos und glücklich, wie ein Kind. Sie vertraute mir in allem, auch wenn sie es nicht faßte. Das arme bethörte Hühnchen machte es dem Fuchs gar leicht . . . als er seiner Beute schon eine Feder nach der andern rupfte, glaubte das Hühnchen noch immer, es sei ein unschuldig Spiel.

Ueber meinem Glück hing aber beständig eine düstere Wolke — der Gedanke an das Heute, wo alles aus sein mußte.

An schönen Abenden und Sonntagnachmittagen saß ich gewöhnlich bei dem alten Halloren und seinem Settel in der Fliederlaube draußen an der Saale oder wir fuhren auch in dem Boot wohl bis nach dem schönen Giebichenstein. Der Alte plauderte gern und erzählte von der alten, stolzen Hallorenzeit, als die reichen Salzquellen — ein Erbtheil der wendischen Ahnen, zu deren Zeit Halle noch Dobrebora, das ist: Gut Salz hieß — den Halloren eigenthümlich gehörten und die Halloren noch ihre eigene, von der Stadt unabhängige Gerichtsbarkeit hatten. Alles ist mit der Zeit verloren und die Ureinwohner Halles sind jetzt auf 120 Familien zusammengeschmolzen. Nur ihre eigenartige Sprache, ihre alten Sitten und das Privilegium des freien Fisch- und Vogelfanges, sowie das Vorrecht, ihrem Könige bei seinem Regierungsantritt besonders huldigen zu dürfen. Der König schenkt ihnen dann ein weißes Pferd und eine Fahne. Der älteste Hallore umreitet auf diesem Schimmel in feierlichem Aufzuge die Salzquellen und schwenkt dabei die Fahne. Das Pferd wird danach verkauft und aus dem Erlös ein prächtiger, silberner Pokal angefertigt. Solcher Pokale besitzen die Halloren schon eine ganze Reihe — bei dem regelmäßig alle zwei Jahre wiederkehrenden Pfingstbier werden dieselben benutzt und gerade nicht selten geleert. Zu diesem lustigen Feste nahm der Alte vergangene Pfingsten sein Settel und mich mit. Da haben wir miteinander unter den Blumenkronen und Maien getanzt. Settel war das schönste Hallorenmädchen. Sie trug das bunte, seit Jahrhunderten unveränderte Kostüm der anderen Hallemädchen, aber sie sah darin aus, wie eine Prinzessin auf der Maskerade. Mit Stolz erzählte Vater Adam auch, daß er schon elf Mal mit bei der Deputation gewesen sei, die alle Neujahr nach Berlin reist, um ihrem Könige die treuen Glückwünsche der Halloren zum Jahreswechsel und die herkömmlichen Geschenke von Salz und Eiern zu überbringen — und wie leutselig Friedrich Wilhelm IV. und der jetzt regierende König mit ihm gesprochen.

Viele heimliche Dämmerstunden saß ich aber allein bei Lisa in dem verbotenen Stübchen — wenn der arglose alte Hallore heim kam, hatte der Fuchs das Feld geräumt.

So verging Woche auf Woche und das Sommersemester — mein letztes — nur zu schnell zu Ende . . . und dann? Wohl schon tausendmal hatte sich mir diese furchtbare Frage aufgedrängt — ungelöst schob ich sie stets weiter hinaus. Lisa sprach nur einmal von der Zukunft, schüchtern fragend, wann sie es dem Vater sagen dürfe. Ich antwortete unmuthig, heftig — erschrocken sah sie zu mir auf: so hatte sie mich noch nie gesehen. Die Thränen traten ihr in die Augen und sie faltete die Hände über der Brust, aber sie sagte nichts. Liebkosend küßte ich die Thränen fort. Sie versuchte zu lächeln, aber ihre Lippen zuckten schmerzlich dabei. Sie war sehr bleich und still geworden.

Seit der Zeit fragte Lisa mich nie wieder nach der Zukunft unserer Liebe. Aber ich sah es ihr an, daß sie oft in der Einsamkeit schmerzlich daran dachte.

So traf ich sie eines Nachmittags — es war wohl Mitte Juli — in der Fliederlaube an der Saale. Auf ihren Knieen lag ein Bändchen Gedichte, die ich ihr einst geschenkt hatte. Ihre linke Hand hielt das Buch, ihr Auge aber sah drüber hinweg auf die Saale hinaus. Thräne auf Thräne tropfte schwer auf das aufgeschlagene Blatt nieder. Sie saß in so tiefen Gedanken, daß sie mich nicht mal bemerkte, wie ich schon hinter ihr stand. Erst, als ich ihr das Buch aus der Hand nahm, schrak sie auf und wollte es mir wieder entreißen. „Lies nicht, Reinhard — o, bitte, lies es nicht!" rief sie angstvoll.

Ich las:

„Schönste, wilde Blume,
„Hast mein Aug' entzückt,
„Seinen Hut zu schmücken,
„Dich der Wandrer pflückt.

„Fröhlich singend trag' ich
„Weit dich durch die Flur,
„Blühtest hier im Walde
„So verborgen nur!"

Schon die Hand sie pflückte...
Bang schaut sie ihn an:
„ „Was hab' ich zu Leide,
„ „Wandrer, dir gethan?

„ „Blühte froh und friedlich
„ „Hier am stillen Ort —
„ „Schon ist meine Ruhe
„ „Und mein Frieden fort!

„„Eine kurze Stunde
„„Schmück' ich deinen Hut,
„„Dann bin ich verwelket
„„In der Sonnenglut.

„„Und die welke Blume
„„Wirfst du in den Sand...“"
— Still und sinnend wandert
Weiter er durchs Land.

Ich war selber betroffen von der Aehnlichkeit zwischen jener wilden und dieser armen, holden Mädchenblume ... aber ich war feig — ich war ehrlos genug, es nicht einzugestehen. Ich half mir mit einem alten, verbrauchten, jämmerlichen Mittel: ich spielte den Verletzten — und hatte doch selber bis auf den Tod verwundet! Ich riß das Blatt heraus und warf es in die Saale und sagte unmuthig: „Du bist kindisch, Lisa, über sentimentale Verse zu jammern!"

Da fiel sie mir laut weinend um den Hals: „Vergib mir, Reinhard ... aber wenn Du der Wandrer wärest und ich die Blume ... o, mein Gott, es muß furchtbar sein, so fortgeworfen zu werden..."

Und dann kam der gestrige Tag — mein letzter in Halle. Das hatte ich Lisa verschwiegen. Am Morgen sah ich sie nicht, ich fürchtete mich, sie zu sehen Als der alte Hallore nachmittags wieder auf die Saline gegangen war, trat Lisa in mein Zimmer. Sie war todtenbleich, die Augen verwacht und verweint. Mit müder, tonloser Stimme sagte sie: „Kann ich Dir packen helfen, Reinhard? Der Vater sagte gestern Abend, daß Du morgen in der Frühe abreisen willst. So ist nun alles aus ... seit dieser Nacht weiß ich, daß Du nie wiederkehrst!"

„Lisa, wenn ich kann — wenn ich darf, komm' ich wieder!"

„Du wirst nie können, nie dürfen!"

„Komm, Kind, und setze Dich zu mir. Ich habe Dir ein Wort zu sagen, das zwischen uns schon längst hätte gesagt werden müssen. Aber ich hätte es nicht ertragen können, wenn Du Dich dann lieblos von mir gewendet hättest. Ich liebte Dich mit verzehrender Leidenschaft — ich liebe Dich noch ... aber Kind, wir müssen verständig sein — verständig!"

„Verständig — ja verständig!" sagte sie leise vor sich hin, als würde sie das Wort so besser behalten.

Und ich sprach ihr von meinem Vater, meinem Studium, meinem Berufe und daß ich noch lange nicht daran denken könne, mich an ein armes Mädchen aus dem Volke zu binden ... ich versuchte, sie auf die Zukunft zu vertrösten, an die ich selber nicht glauben konnte ... o, ich sprach sehr verständig!" lachte er bitter auf. Dann fuhr er fort: „Sie klagte nicht, sie weinte nicht, sie lehnte nur den Kopf müde an meine Schulter. So saßen wir viele Stunden still und traurig bei einander. Als der Abend dämmerte, zog ich ihren Kopf empor und sagte: „Lisa, der Vater muß bald nach Hause kommen, er darf Dich nicht hier bei mir finden!"

„O mein Vater — mein armer Vater!" stöhnte sie dumpf auf.

„Kind, wenn Du vernünftig bist, wird Dein Vater nie erfahren, daß wir uns lieb hatten — das wird ihm und Dir Kummer ersparen. Darum laß uns heute scheiden — jetzt ... und morgen vor dem Vater laß uns stark sein und verständig!"

„Ja, verständig — verständig!" sagte sie wieder in einem Tone, als könne sie das Wort immer noch nicht verstehen. Dann stand sie auf und nahm meinen Kopf in beide zitternde Hände und schaute mich mit einem langen Blick an, als wollte sie meine Züge so für alle Ewigkeit in sich aufnehmen ... ein letzter heißer Kuß ... und ich war allein.

Bis tief in die Nacht saß ich brütend da. Ich verwünschte mich, mein elendes, schwaches Herz, ich verwünschte die Stunde, wo ich in dies Haus getreten war. Alles übrige wissen Sie. Lisa hat es droben auf dem Thurme erzählt!"

Er schwieg. In tiefen, trüben Gedanken ging ich still neben ihm her. Nach einer langen, bangen Pause sagte ich erschüttert: „Und was nun weiter? — Ihre Geschichte ist so noch nicht aus..."

„Sie muß zurück nach Halle," fuhr er leidenschaftlich auf, „das ist der einzig mögliche Schluß. Ich habe vorhin an ihren Vater geschrieben und ihm alles gesagt — und das war nicht leicht für mich. Ich hab' ihn gebeten, Lisa von hier abzuholen und sie nicht entgelten zu lassen, wo ich gefehlt habe. Ich will wieder gut machen, so viel ich kann — bei Gott, das will ich!"

„Wollen Sie das unglückliche Mädchen, das Ihnen alles geopfert hat, zu Ihrer Frau machen, wenn Sie Amt und Brot haben?"

„Vielleicht ... wenn ... das hängt von den Umständen ab, ich kann mich jetzt noch nicht binden — meine Carriere nicht um einer Liebelei willen aufs Spiel setzen ... o, ich bin ein unglückseliger Mensch!"

„Und Lisa? — was soll aus der werden? — haben Sie denn für sie keinen Gedanken mehr?"

„O, ich liebe sie noch immer ... wie ein so elender Mensch nur lieben kann, aber wir beide müssen vernünftig sein. Ich werde heute Abend noch ernstlich mit ihr reden, sie muß zur Einsicht kommen, daß ich unmöglich mit ihr so durchs Land ziehen und sie meinem Vater als Tochter zuführen kann. Was kann ein Mensch in meiner verzweifelten Lage sonst noch thun?"

„Sie können — Sie müssen das arme Mädchen ins Vaterhaus zurückbringen, dem alten Halloren Auge in Auge sagen, daß und wie Sie wieder gut machen wollen!"

„Nein, nein, das kann ich nicht — das darf ich nicht — das ist unmöglich ... der Alte würde mich mit seinen Fäusten erwürgen ... er hat dem Fuchs ja gleich am ersten Tage damit gedroht ..."

„Sie wollten meinen Rath hören — einen besseren weiß ich nicht!"

„O, wenn Sie doch morgen früh mit Lisa sprechen wollten, Ihnen wird sie glauben!" Leidenschaftlich preßte er meinen Arm.

Wir gingen noch eine Weile stumm an der dunklen Saale entlang. Mir that das Herz so unendlich weh bei dem Gedanken: O, welch eine reiche Liebe könnte dies sein, wenn ihr die sittliche Kraft und Weihe, wenn ihr die Energie des Charakters nicht fehlte ... so aber bleibt und endet sie — wie nur zu oft — als eine trostlose Studentenliebschaft voll Verirrung und Sünde und Herzeleid!

Still kehrten wir in den Gasthof zurück.

Lange konnte ich nicht einschlafen. Bis tief in die Nacht hinein hörte ich neben meinem Zimmer reden: bald heftige, harte Worte — bald Bitten und Beschwörungen ... dazwischen ein leises Weinen und einen hastigen, unruhigen Tritt — den Tritt eines Mannes, der mit einem schweren Entschluß kämpft ... Endlich war alles still, still wie die dunkle Nacht.

Am anderen Morgen erwachte ich durch einen furchtbaren Schrei ...

Lisa hatte das Zimmer von Reinhard leer gefunden. Auf dem Tische lag nur ein Päckchen mit Geld, und ein Zettel, auf dem Reinhard sie bat, ihm zu verzeihen und in diesem Hause so lange zu bleiben, bis ihr Vater kommen würde.

Dem Wirth hatte der Unglückliche das Mädchen mit leidenschaftlichen Worten anbefohlen. Mich ließ er nochmals bitten, mit Lisa zu sprechen. Dann war er mit Thränen in den Augen hastig davon gegangen.

Ich konnte mich nicht entschließen, die arme Verlassene schon jetzt aufzusuchen. Sie mußte mit ihrem Schmerze allein sein.

Nachmittags traf ich sie im Garten unter einem Baume sitzen. Sie hatte den Kopf hintenüber an den Baumstamm gelehnt und das Gesicht mit einem weißen Tuche bedeckt. So saß sie regungslos da, als schliefe sie. Ein Luftzug hob das leichte Tuch ... sie schlief nicht — sie weinte nicht! Ihr großes, blaues Auge sah starr vor sich hin, ohne etwas zu sehen. Ihre Züge waren wie erstorben — todtenstarr und todtenblaß.

Ich redete sie an. Sie schien mich nicht zu hören. Wie ich aber Reinhards Namen nannte, da zuckte sie jäh auf. Ein Zittern lief durch ihre Glieder. Groß und schmerzlich sah mich das fragende Auge an. Ich sagte ihr, daß Reinhard mir alles vertraut habe. Ich bot ihr an, sie nach Halle zurückzuführen — erschrocken schüttelte sie den Kopf. Ich bat sie, mir zu versprechen, Schönburg nicht zu verlassen, bis ihr Vater ankomme. „Ich werde hier bleiben!" sagte sie tonlos. Ich fragte, ob ich sonst nichts für sie thun könne. Müde sagte sie: „Nein!" und legte das Tuch wieder übers Gesicht, als wollte sie allein sein. Ich ging. Ja, dieser Schmerz war zu groß, als daß er sich forttrösten ließe — er mußte sich langsam verbluten!

* * *

Ich wanderte weiter in das schöne, waldgrüne Thüringen mit seinen frischen Menschen und stillen Höhen und blauen Fernen hinein ... aber ich konnte zu keiner rechten Freude an diesem Wandern kommen. Immer stand mir das verlassene Mädchen mit den starren Augen und den jungen erstorbenen Zügen vor der Seele.

Nach acht Tagen ging ich von Naumburg wieder den Fußweg nach Schönburg zu. Ich konnte Thüringen nicht verlassen, ohne von

dem armen Hallorenkinde ein Wort zu hören ... o, jetzt war Settel gewiß längst wieder beim Vater in Halle ...

Dicht vor Schönburg wurde an einem Arm der Saale eine Wassermühle gebaut. Die Arbeiter standen aber am Ufer und riefen und gesticulirten heftig aufs Wasser hin. Da sah ich in den Wellen einen alten Mann, das lange weiße Haar hing ihm triefend um das angstvolle Gesicht. Er schwamm in wilder Hast. „Dort! dort!“ schrieen die Leute und zeigten nach einer Stelle im Wasser hin, wo ich so eben etwas Lichtes untergehen sah. Der Alte machte noch einige mächtige Stöße — sein Athem ging rasselnd — das Auge trat fast aus den Höhlen — dann tauchte er unter, lange — lange ... endlich schimmerte sein weißes Haar wieder über dem Wasser und dicht daneben reiches, blondes Haar — das Wasser hatte die Flechten gelöst und es schwamm golden auf den Wellen — und ein todtblasses, starres Mädchengesicht mit weit offenen, gläsernen Augen und bläulichen, geschlossenen Lippen ... „Todt! todt! todt!“ schrie der Alte furchtbar gellend auf und schloß beide Arme fest um das Mädchen ... dann verschwanden beide wieder unter den Wellen ...

Nach einer Weile trieben zwei dichtverschlungene Leichen an das Mühlenwehr ...

Lisa war täglich auf den Thurm der Schönburg gestiegen und hatte den Weg nach Weißenfels zu entlang geschaut. Vor einer Stunde sah sie die hohe Gestalt des Vaters zwischen den Obstbäumen am Ufer auftauchen ... wie wahnsinnig war sie an die Saale hinab geeilt und in die Wellen gesprungen.

Der alte Hallore hatte nach Lisas Verschwinden sein Kind weit und breit gesucht und so erst gestern Abend Reinhards Brief erhalten. Er kam mit einem Herzen voll Liebe und Verzeihung — aber er kam zu spät, um mit seinem letzten Kinde zu leben ... da wollte er mit ihr sterben!

In einem Winkel des Schloßhofes der alten verfallenen Schönburg liegt ein breiter Rasenhügel. Darunter ruht der alte Hallore und seine Tochter ... das doppelte Opfer einer sündigen Studentenliebschaft ... ob ihre todtblassen Gesichter mit den starren Augen und dem triefenden Haar dem schönen, vornehmen jungen Juristen wohl zuweilen durch seine ehrgeizigen Träume schauern?

Deutsche Aerzte.

III. Hyrtl, der Anatom aller Welt.

Wenn man im Sommer, in den frühen Morgenstunden, welche die städtische Welt meist verschläft, hinausgeht auf das grüne Glacis Wiens, sieht man in der Nähe der noch im Bau begriffenen Votivkirche Jünglinge und Männer, welche eilig in ein von außen unscheinbares Haus eilen und sich im Vorüberhuschen in den Thorweg, Grüße in deutscher, slavischer, ungarischer, italienischer, französischer und englischer Sprache zurufen, oder man sieht da Gruppen stehen, plaudernd und debattirend in einer der genannten Sprachen.

Auch im dichten Winternebel sieht man morgens die gleiche Erscheinung. Der Platz wird ganz in der Nähe die zukünftige neue Universität enthalten; jetzt ist das unscheinbare Haus, welches der Zielpunkt so vieler, die sogenannte „kaiserliche Gewehrfabrik“ (was es ehemals war), das Gebäude einer Abtheilung der medicinischen Klinik, nämlich des Anatomiesaales und des anatomischen Museums der Wiener Universität.

In einem der Säle des ersten Stockes hält Professor Hyrtl anatomische Vorlesungen.

Die Jünglinge und Männer, worunter selbst ergraute, sind nicht nur aus der österreichischen Monarchie und Deutschland, sondern aus Frankreich, Spanien, England, Egypten, Italien, Amerika, Türkei und Australien herbeigekommen, kurz, aus aller Welt, wohin die gelehrte Heilkunde dringt.

Sie haben unter den Türken, oder wo immer ein Museum und eine Hochschule besteht, voll Erstaunen und Verwunderung anatomische Präparate eines Mannes gesehen, welchem es hierin noch kein zweiter in der ganzen Welt gleich zu thun vermochte und der im buchstäblichsten Sinne des Wortes die ganze Welt damit versieht!

Die Lernbegierigen haben ferner in x-ter Auflage ein Buch in der Hand gehabt, das ursprünglich deutsch geschrieben ward, nun aber in alle Sprachen übersetzt ist, in denen Heilkunde wissenschaftlich betrieben wird. Es ist dies Hyrtls „Lehrbuch oder Handbuch der Anatomie.“

Die sechste Morgenstunde des Sommers, die neunte des Winters, schlägt. — Der niedere Saal, fast bis an die Decke mit stufenförmig aufragenden Bänken im Halbkreise besetzt, ist dicht gefüllt. Kopf ist an Kopf gedrängt. Es sind gegen fünfhundert Hörer da. Und wo die Bänke enden, da drängt und schiebt sich stehend eine schau- und hörbegierige Menge der Studirenden, die starren Wände scheinen Wunder zu thun und eine immer wachsende, rastlos eifrige Anzahl dennoch aufzunehmen.

Wie wird der Professor nur die Thüre öffnen und an seinen Tisch gelangen können?

Der Tisch ist rings mit Zuhörern besetzt, so enge ist der Raum, und auf demselben, in ihrer Mitte, liegt etwas mit einer schwarzen Decke Verhülltes. Einzelne lüften den Schleier und gucken neugierig darunter. Es ist eine ganze starre Leiche eines Menschen, oder es ist ein Körpertheil eines solchen.

Der Diener des Anatomiesaales drängt sich plötzlich hervor — er hebt das Tuch von dem Präparat — die Studenten und Doctoren vollbringen das Unglaubliche, sie bilden eine Gasse von der rückwärtigen Thüre — und der Professor schreitet, von lautlosem Schweigen begrüßt, durch die Menge an den Tisch.

Er ist in einen schwarzen Talar gekleidet. Er nimmt seinen Stuhl ein. Da entsteht ein minutenlanges Geräusch. Die früher getheilten Wogen der Stehenden schlagen zusammen, man springt jetzt vollends auf die Fensterbrüstungen, man klammert sich an die Kleiderhaken, um sich ein wenig emporzuheben, man klettert zu den Geländern — es ist ein Wimmeln, wie in einem beunruhigten Ameisenhaufen.

Der Professor sieht sich um — es ist plötzlich wieder alles still und wie versteinert — er mustert die bedauernswerthe Menge, welche sich in diesem unwürdigen und unzulänglichen Saale mit ihm zugleich quälen muß — er erhebt sich und beginnt.

Die Gestalt in dem schwarzen Talar ist schlank, fast hager zu nennen. Der geistvolle Kopf hat scharfe, man könnte fast sagen, kantige Züge. Das Auge ist groß, eindringlich und ausdrucksvoll. Die Haare des Mannes, welcher die Hälfte der fünfziger Jahre überschritten, sind noch braun und nur von Grau durchzogen, sie hängen etwas lang und wirr um den Kopf, welcher auf dem Scheitel eine kahle Stelle, wie eine Art größere Tonsur zeigt.

Die Stimme des Vortragenden ist sanft und angenehm, etwas scharf abfallend und betonend, man merkt den Sprachenkenner, welcher sich viel in Latein und anderen Ausdrucksweisen umthut.

Er faßt in die Leiche, in das Muskelpräparat, in die Eingeweide, in den Theil eines todten Menschen hinein, als wollte er an dem Marmor der medicäischen Venus oder des Apollo von Belvedere demonstriren. Er äußerte einmal: „Für mich hat der Mensch den größten Werth, wenn er als Leiche vor mir liegt!“

Hyrtl wendet sich plötzlich um, er richtet eine Frage an den nächststehenden Hörer. An dessen eigenthümlich accentuirten langsamen Worten merkt er sofort, er habe sich an einen Italiener oder Engländer gewendet, und er vertauscht die eigene Sprache sofort mit der italienischen oder englischen, beziehungsweise auch französischen und spricht so lange, bis er zufriedengestellt.

Mit diesem Sprachentalent hat es eine eigene Bewandniß. Der Professor hat nur in zwei Städten gelebt, in Wien und in Prag. Aber er war ein armer Prosector, zur Hilfe an der Seite des berühmten, 1845 verstorbenen Professors Berres und brachte Tag und Nacht in den finsteren Hallen der mitten in der düsteren Stadt eingeengten, alten Universität (jetzt Academie der Wissenschaften) zu. Da ging er eines Abends in die mattbeleuchtete Vorhalle und las beim unzulänglichen Lampenschimmer die Concursausschreibung für eine Professur in Pavia.

Hauptbedingniß war: die italienische Vortragssprache. Der junge, eben erst promovirte Doctor und Prosector wußte kein Wort italienisch, er ging sofort zum Professor der italienischen Sprache, Fornasari, und ehe die vier Wochen der Ablaufsfrist für den Concurs

zu Ende waren, hatte er sich zur Professur gemeldet, eine lange Arbeit in italienischer Sprache vorgelegt und harrte muthig des Winkes, vor die italienischen Hörer zu treten.

Der alte Fornasari erzählte das Stücklein gern seinen Schülern und gab zu, daß er von dem seltsamen Manne allerdings so gefesselt wurde, daß er, gegen alle seine bequeme Gewohnheit, bis tief in die Nacht mit ihm plaudernd und corrigirend saß. Aber es war auch blendend, überraschend, was er faßte!

Ehe noch die Entscheidung da sein konnte, ward ein anderer Concurs ans schwarze Brett genagelt, für Prag. Auch da concurrirte der junge Doctor.

Doctor! wie stolz er den Titel trug, denn er trug ihn kaum erst. Er mußte sich seltsam darum bewerben. Er arbeitete jahrelang mit dem berühmten Professor der Anatomie, dieser übertrug ihm die wichtigsten Arbeiten, ließ ihn für sich eintreten und demonstriren — im Eifer der wissenschaftlichen Forschungen hatten beide dabei vergessen, daß die hochweise Universität noch gar nicht ihr Wort gesprochen und dem jungen Menschen gar nicht Titel und Siegel verliehen, ja, daß er noch gar nicht promovirt habe!

Bei dem Concurse fiel es erst dem jungen Profector ein. Mehrere Jahre lang und seit seinem 21sten stand er in des Professors Auftrage am Secirtische, hatte also ein Amt und war kein Doctor!



Professor Hyrtl inmitten seiner Studenten.

Originalzeichnung von Ludwig Pietsch.

Voll Schreck bemerkte der strebsame Professuraspirant diesen Mangel, und der Herr Professor that ihm auch sogleich den Gefallen und ging zu dem Herrn Hofstudiendirector, k. k. Hofleibarzt Freiherr von Stifft, und erzählte ihm das Factum, daß er seit mehr als drei Jahren einen Prosector und Assistenten habe, der gar kein Doctor sei. Diesem Uebelstande und Uebelbefinden des jungen Mannes müsse abgeholfen werden!

„So?" sagte Stifft, ein sehr wohlwollender Mann, fuhr in seinen Rock und setzte hinzu: „Nachmittag sehen wir uns wieder!"

Nachmittags war das nöthige Professorenpersonal auf der Universität beisammen, und ehe der Abendstern noch feierlich heraufzuschreiten vermochte, ward ihm die Aufgabe zugewiesen: einen jungen, promovirten Doctor zu bescheinen!

So kam Hyrtl zu seinem Diplom.

Wie er zu seinen Studien überhaupt kam, hat auch einen eigenen romantischen Reiz, man möchte sagen, eine hartnäckig sich durchringende Prädestination.

Sein Vater war Musiker. Dreißig Jahre lang blies er im Leopoldstädter Theater Wiens die Oboe zu allen Zauberpossen, Pantominen, zu den Phantasiestücken Raimunds, zu all dem tollen und lieblichen Zeuge, wofür Wenzel Müller seine berühmten Melodien schrieb und später Kapellmeister Drexler mit Erfolg wirkte. Zuvor war der Vater Hyrtl in der fürstlich Esterhazyschen Kapelle zu Eisenstadt in Ungarn, welche Haydn dirigirte. Haydn bedurfte einen Oboisten, und der rechte Mann empfahl sich selbst. Als der große Meister ihn in das Buch und die Liste der Aufgenommenen einzeichnen wollte, frug er ihn: „Wie schreiben Sie sich?" Der Oboist gab dies an! „Das sieht nicht schön aus!" sagte Haydn, „Sie müssen sich auch mit einem griechischen y und nicht mit dem deutschen kurzen i schreiben; die Gelehrten haben es mir als viel respectabler empfohlen! Machen Sie's ebenso!"

Dem armen Oboisten war ein langer Gehalt viel lieber, als kurzes Brot und ein kurzes i sammt Tüpfelchen, um so mehr, da er schon Kinder aus Wien mitbrachte, und so schrieb Haydn den Namen „Hyrtl" der Welt vor, wie sie ihn heute sieht und wohl durch Jahrhunderte sehen wird!

Zu den zwei Söhnen aus Wien gesellte sich in Eisenstadt eines schönen Tages schreiend ein kleiner dritter, es war unser Josef, der Herr Professor und Anatom. Das geschah am 7. December 1810 *).

Zwei Jahre lang stand die Wiege auf ungarischem Boden, das Knäblein stammelte die ersten deutschen Laute seiner deutschen Eltern — dann wurde die Esterhazysche Kapelle aufgelöst (1813) und Oboe und jüngstes Knäblein wurden hübsch eingehüllt und nach Wien transportirt.

Es gab viel zu blasen, aber weniger zu essen bei Vater Jacob Hyrtl. Es hatten fünf Kinder mehr Athem, als er und seine Oboe. Sein Freund Drexler wurde Organist in einer großen Kirche, aber mit allen Orgelregistern konnte die Familie doch weder gekleidet, noch gefüttert werden. Und der Freund hätte das so gern gethan! Er hörte den kleinen Josef singen. Der Vater lehrte allen seinen Kindern Noten und blies ihnen vor, was sie nachzukrächzen oder nachzuflöten hatten. Der kleine Josef gefiel dem großen Musicus. Er sagte: „Freund Jacob, weißt Du was, ich gehe mit Deinem kleinen Josef zu dem Hofkapellmeister Eybler, der nimmt die Sängerknaben für die Hofkapelle auf; sie kriegen zu essen, Kleidung und Schulunterricht, dann, wenn sie mehr Knochen als Stimme haben, können sie sogar mittelst Stipendien studiren!"

Das gefiel dem Alten und dem Jungen. Der Kapellmeister und Organist nahm den Knaben an der Hand und führte ihn zu dem gestrengen Hofmusikus. Dieser legte dem Oboistensprößlinge ein Notenblatt vor und setzte sich ans Clavier — es ging ganz gut, und die Petenten gaben sich allen kühnen Hoffnungen hin!

Die glücklichen Knaben waren erwählt; aber Josef Hyrtl war nicht darunter. Trauernd und zornig vernahm man dies. Als ein Jahr herum war und aufs neue Sängerknaben vorgebracht und geprüft werden sollten, erschien der gute, hilfsbereite Drexler wieder. Der Vater war unwillig und wollte nichts mehr von der Geschichte wissen! Drexler aber entführte den Knaben förmlich und drängte ihn abermals vor Eybler! — Und es mißlang abermals.

Es schien zu Ende für immer. In den dritten Ferien erschien Drexler nochmals. „Laß mich in Ruhe!" sagte der Alte. Und der protegirende Freund war ebenfalls zornig, sagte, jetzt habe er das dumme Zeug satt, jetzt müsse es gehen, und er beschwöre Himmel und Hölle! — „Wo ist der Junge?"

„Er ist nicht einmal daheim!"

„So, ruft ihn rasch, morgen muß es abgemacht sein!"

„Ja, ruft ihn! ruft ihn nur! schreit über den Hof und die Gassen hin, mehrere Stunden weit! er ist ja gar nicht in Wien!"

„Wo ist er?"

„Mehrere Stunden von hier, an der Donau, hinter Schwechat, wohnen die Eltern eines Knaben und Schulkameraden von dem Josef. Bei dem in Ranersdorf ist er, daß sie in den Ferien zusammen spielen und Kleider zerreißen!"

„Noch heute Nacht, oder morgen in aller Früh, muß er herein!"

„Herr Regens chori und Domkapellmeister! ist er bei Trost?"

„Ja! Ja!"

In der Nacht holperte Papa Oboist mit einem miserabeln Miethwagen hinaus, den langgestreckten, ebenen, endlosen Weg nach Ranersdorf; des andern Morgens war Josephus in Wien und ehe das Mittagsmahl anging, wohlbestallter, wirklicher, wahrhaftiger, nimmermehr mißglückter Sängerknabe!

Wohlgemerkt: Sängerknabe der k. k. Hofkapelle! Wie die Suppe schmeckte!

Und sie durfte gut schmecken. Das Mahl war das Liebes- und Freudenmahl für ein thatenreiches, segenvolles Leben, für eine der ganzen Menschheit zum Wohle gereichende Zukunft!

Josef Hyrtl sang, so lange es ging, und verlor endlich die Stimme, aber nicht den Wissensdrang, welcher im Gegentheil mit ihm täglich stärker wuchs, er kam vom Gymnasium auf die Universität, er hatte sich aus Neigung für die medicinischen Studien entschieden.

Und noch ehe er sie vollendet, schon im einundzwanzigsten Jahre seines Alters, war er Prosector des berühmten Professor Berres, des ersten anatomischen Mikroskopisten!

Sechsundzwanzig Jahre alt, ward er Professor an der Prager Hochschule, der besten und berühmtesten nach der Wiener. Er schlug eine Menge angesehener Concurrenten aus dem Felde.

Wissenschaftliche Abhandlungen mit wichtigen Entdeckungen hatte er, in lateinischer Sprache, schon in Wien herausgegeben. Anatomische Präparate hatte er in Menge geliefert, nun mehrte sich noch sein Ruhm von Tag zu Tag durch seinen mündlichen Vortrag und das, was er den erstaunten Jüngern und Männern der Wissenschaft vorlegte.

Sein geliebter Vater in der Wissenschaft, Professor Berres, starb plötzlich in Wien — es war kein Würdigerer zu berufen, als der Schüler, aus welchem ein berühmter Meister geworden!

Dies war im Jahre 1845. Fast zur selben Zeit erschien die erste Ausgabe seines „Lehrbuches der Anatomie" in Prag. Diese erste Auflage bedurfte vier Jahre, um vergriffen zu werden, dann kam das Buch nach Wien (W. Braumüller); die zweite Auflage bedurfte nur drei Jahre, die dritte zwei Jahre, die vierte ... kurz, es vergeht seitdem kaum ein Jahr, ohne daß dies über die Welt verbreitete und an vielen Hochschulen als Lehrbuch eingeführte Werk nicht von neuem in die Presse wandern müßte!

Vorerst hatte Hyrtl als Operateur am lebenden Menschen viel gewirkt und war auch darin eine Berühmtheit. Er war der erste, welcher die Operation des Schielens und die „Unterbindung der Iliaca" in wenigen Minuten ausführte; nun aber nahm ihn der Lehrstuhl und noch eine andere Arbeit so sehr in Anspruch, daß er alle andere Praxis aufgab.

Hyrtl hatte sich eine Specialität herausgebildet im anatomischen Präpariren. Was früher keine Menschenhand herauszuschälen vermochte, darzustellen und bleibend zu machen verstand — das ward nun sein Werk!

Seine „mikroskopischen Injectionen der feinsten Blutgefäße" bildeten das Erstaunen aller Fachmänner. Man bat, man bestürmte ihn um ein solches Präparat für diese und jene Universität, und so wurde Hyrtl — der Anatom für alle Welt!

Es geht ihm heute noch so mit anderen Dingen, und wir werden ihrer gedenken. Kein zweiter vermag Gleiches wie er, er erfand eine ganz eigene Einspritzungsmasse und Erhaltungsweise, welche noch immer sein Geheimniß ist!

Er legte für Wien auch ein eigenes Museum an, wie es bisher

*) Dies ist das richtige Datum, gegenüber allen abweichenden Angaben.

noch nirgends vorhanden war, für vergleichende Anatomie. Sechstausend Nummern der schwierigsten Arbeiten hat er darin angehäuft, und die Capacitäten aus aller Welt kommen herbei, um an dieser Stelle zu bewundern und zu lernen!

Der Mann hat, trotz aller scheinbaren Trockenheit, Dürre und dem Abstumpfenden der Beschäftigung, eine gewisse Poesie darin! Welcher Poet konnte Groteskeres denken, welche weitgehende Phantasie konnte einen erhabeneren, einschneidenderen und ästhetisch-moralischeren Vorwurf erfinden — als die Laokoongruppe, Laokoon und seine Söhne, als Gerippe von Schlangen umwunden, die ebenfalls Gerippe sind, genau in den Stellungen, wie sie das antike Meisterwerk der Meisterwerke darstellt und wie sie Lessing zur Entwickelung seiner Schönheitsideen begeisterten!

Welche Poesie liegt in dem selbstgestellten Vorwurfe, in der erfundenen Aufgabe: die Gehörwerkzeuge der lebenden Wesen nacheinander und nebeneinander darzustellen! Die Knöchelchen, Hammer, Ambos ꝛc. klar darzulegen! — Wir fangen beim Elephanten an und gehen die Reihenstufe der Säugethiere hinab, bis zur Spitzmaus, wir sehen dann die Gehörorgane der Singvögelchen, der Nachtigall! — Durch diese Werkzeuge hat sie die wunderbaren Melodien empfangen, gelernt, hört sie sich selbst und regelt sie sich selbst — ein wunderbarer Frühling, eine duftige, poetische Welt blüht vor uns auf, trotzdem wir uns vor Knöchelchen und anatomischen Präparaten befinden!

Diese haben in der großen Londoner Ausstellung einen Ansammlungspunkt für Verwunderte gebildet und es wurden dem Manne hohe Auszeichnungen dafür!

Ebenso hat die letzte Pariser Ausstellung anatomische Objecte von Hyrtl gebracht, England und Amerika haben sie angekauft, aus der ganzen Welt ergehen fortwährend Rufe und Bitten an Hyrtl, um solche oder ähnliche Präparate.

Er ist ein reicher Mann geworden, der arme Sängerknabe! Aber was ist ihm Reichthum in seinem Stübchen, in welchem er von morgens bis abends sitzt und präparirt! Das Menschenherz liegt vor ihm mit all seinen Aesten und Fäden — die stummen Fische hat er zu tausenden und tausenden in ihren Knöchelchen und Aederchen enthüllt — verzerrte Menschengesichter, Thierköpfe, Schädel, Skelette grinsen ihn an — er sitzt und präparirt, wenn er nicht Vortrag hält, Abend und Morgen, Mittag und Mitternacht. Wie dieser Mann, welchen die zwölfte und die Eins-Stunde mit ihrem dumpfen Glockenschlage inmitten der Cadaver überrascht, wohl über die Geisterstunde denken mag?

Und doch beklagt er einen Reichthum und doch jammert er über einen unersetzlichen Verlust und Schaden — und dieser ist jener, welchen er im Jahre 1848 erlitt. Er wohnte in der Leopoldstadt, in der Jägerzeile nächst dem Prater, dem Theile Wiens, wo auch seine Eltern wohnten; und als die Kroaten im October vom Prater gegen die Vorhalle stürmten, zündeten sie das Haus an, worin er wohnte, sie sollen den Spiritus getrunken haben, in welchem seine Präparate schwammen — sie zerschlugen alles. Die kostbarsten, unwiderbringlichen Seltsamkeiten, die der Anatom bewahrte und nicht um die höchsten Preise von sich lassen wollte, sind für immer dahin!

Seit damals vertrübte sich sein Gemüth sehr, und es bildete sich ein Entsetzen in ihm gegen Menschen, welche Grimm und Rache an solchen Dingen auszuüben vermochten! Seit jener Zeit hat sich auch ein Widerwille gegen jede Bewegung herausgebildet, welche die gewohnte Ordnung stört, und indem er unwillkürlich davor zusammenschrickt, sieht seine erregte Phantasie wohl mehr als die objectiver Betrachtenden, und davon mag es kommen, daß ein heller Geist wie seiner, nicht in allen Dingen ganz unbefangen ist. Davon kömmt die Differenz, welche sich zwischen ihm als Rector, seinen Hörern und der Oeffentlichkeit ergab. Sein frommes Gemüth ist ein hoch anerkennenswerther Vorzug bei einem Anatom. Der Mann, welcher das Vergängliche kennt, wie kaum ein zweiter, verfällt nicht in Materialismus, hinter aller Erkenntniß bleibt ihm das Unerforschliche, welchem er sich neigt und beugt!

Daß er nicht nach Ehren geizt, nicht nach Reichthümern sucht, davon ist ein Beweis, daß er keinen Einladungen von Souveränen und Hochschulen gefolgt ist, daß er einen Reichthum an Wien schenkt, den ihm niemand bezahlt hat, noch bezahlen wird!

Es saß seit dreißig Jahren kein Souverän auf dem Throne der Christenheit oder der Muselmänner, welcher ihm keine hohen Orden geschenkt, es besteht keine Hochschule, keine Academie der Wissenschaften, keine gelehrte Gesellschaft, welche ihn nicht mit den höchsten Würden überhäuft. Er ward vom Kaiser von Oesterreich zum Hofrath ernannt — er nennt sich lächelnd einen Rath vom Leichenhof. Er erscheint schlichtest und lebt einfach, wie der unbedeutendste Privatmann.*) Er hat Unglück im Familienleben gehabt. Er hat den eisernen Kronenorden zweiter Classe, welcher ihn zum Freiherren macht, sobald er es wünscht — er fragt: wozu? er hat keinen Erben!

Und wahrhaftig, ein schönerer Name, als er ihn trägt, kann ihm nicht werden! Er hat die Wissenschaft aus dem engen Kreise hinausgetragen in alle Welt! Es kann von keiner Disciplin im anatomischen Fache gesprochen werden, ohne daß sein Name mit Entdeckungen und bezüglichen, wichtigen Abhandlungen nicht genannt werden müßte, die Aufzählung seiner Schriften würde Seiten füllen**). Er ist ein ganzer Mann in dem, was er sein soll. Er umfaßt die lebendige Welt — er ist und möge noch lange sein: der Anatom aller Welt!

Dr. August Silberstein.

*) Die Zeitungen berichteten über die Lebensweise Prof. Hyrtls kürzlich folgende interessante Aeußerungen, welche er vor seinem Auditorium gethan, als er über die Ernährung des Körpers zu sprechen Anlaß hatte: „Trotzdem die Experimente, welche mehrere hochgestellte Aerzte über die künstliche Verdauung anstellten, zum Resultate ergaben, daß rohes Fleisch die am leichtesten verdauliche Speise sei, so lehrt uns dennoch die Erfahrung, daß jene Völker, die sich hauptsächlich von vegetabilischen Stoffen nähren (die Bewohner der Normandie, Bretagne, von Rußland, die Kelten u. s. w.), in der Regel ein sehr hohes Alter erreichen, während jene Nationalitäten, die sich ausschließlich von Fleisch nähren (die Eskimos, Tataren), selten ein Alter über fünfzig Jahre erreichen. Ich selbst,“ fügte er hinzu „genieße von animalischen Nutrimenten seit einer langen Reihe von Jahren nichts als Suppe, hiezu Reis und Maccaroni — und ich versichere Sie, meine Herren, daß ich jetzt viel ruhiger und klarer denke, daß ich froheren Muthes und arbeitslustiger bin, als in meiner Jugend; ich versuchte sogar in letzterer Zeit auch die Suppe auszusetzen und mich blos von Zwetschgen zu nähren; ich nahm deren täglich dreißig zu mir, doch die Abnahme meiner Kräfte bestimmte mich, von diesem etwas gewagten Experiment abzulassen.“ — Allerdings ein sehr einfacher Speisezettel, welcher zu der sehr vorgeschrittenen und complicirten Gastronomie in totalem Widerspruche steht!

**) Bei seinen berühmten, bildlichen Werken hat er einen Hilfsmann von dem seltensten hingebenden Fleiße und der geduldreichsten Geschicklichkeit an seinem ältesten Bruder, dem vorzüglichen Kupferstecher Jacob Hyrtl gefunden, von dem auch andere, zahlreiche und bedeutende Werke vorhanden sind.

Aesthetische Freundschaften.

Von Dr. Rudolf Kögel.

Freundschaft beruht zunächst auf der geheimen Abstimmung der Sympathie. Sympathie ist keineswegs das allgemein menschliche Wohlwollen überhaupt, noch weniger jene Nervenmitleidenschaft, wie sie der sogenannte nervus sympathicus erregt. Unerklärlich wie alle Lebensgesetze, unwillkürlich wie jedes Gefühl, ergreift das fremde Leben in der Wahlanziehung das unsere als ein verwandtes. Zu diesem Zauber einer verborgenen Macht gesellt sich beim Schließen der Freundschaft der entgegengesetzte Reiz der freien Wahl, die Bereicherung und Erweiterung der eigenen Persönlichkeit durch die Erwerbung einer anderen über die Naturbande der Familie hinaus. Was in der Sympathie unmittelbar gegeben ist, will im fortgesetzten Austausch erprobt, bewährt, vertieft werden, ein Austausch, der nicht in bloßen Gefühlen und Worten bestehen, sondern gemeinsame, sittliche Interessen zu seinem Mittelpunkte gewinnen wird. Nicht als ob die Freundschaft außer der Vereinigung der Gemüther, diesem wechselseitigen persönlichen Besitz, noch besondere „Zwecke“ im Auge hätte; die Eintheilung des Aristoteles, daß es Freundschaften: 1) um des Nutzens, 2) um des Vergnügens, 3) um des Guten willen gebe, wird man bald als eine Verkennung des Wesens der Freundschaft zurückweisen und fast möchte es scheinen, als ob jedes Beiwort, das man einer Freundschaft zu geben sich anschickt, einem Angriff auf dieselbe gleichkomme. Allein erhält nicht die Freundschaft von dem Gewässer, auf dem sie fährt, eine eigenthümliche Farbe? Ist es doch das ganze gemeinsame Empfinden, die gemeinsame, innerste Richtung und Vor-

liebe, die ein Freundespaar gerade in diesem und keinem anderen Element zusammentreffen läßt, — was Wunder, daß sich in einem charakteristischen Namen die Eigenthümlichkeit wie der Freunde, so ihrer Freundschaft spiegelt? Wenn Pythogoras, den man den Gesetzgeber der Freundschaft genannt hat, weil er das Band mit den Göttern, das Band jeder häuslichen und öffentlichen Gemeinschaft, ja die Harmonie zwischen Leib und Seele als Freundschaft bezeichnet, wenn er seinen Jüngern die Freundschaft zum Gesetz macht, so wird sie in dieser Beleuchtung zu einer religiös-philosophischen. Der tragische Wendepunkt der Iliade ist eine kriegerische Freundschaft, jene Waffengefährtenschaft Achills mit Patroklus. Der kriegerischen am nächsten steht die politische. Wie zahlreich würden die politischen Freundschaften sein, wenn wirklich, so oft im englischen Parlament das Wort erschallt: „mein ehrenwerther Freund," ein Bündniß und nicht vielmehr die Wendung jenes alten Volksredners gemeint wäre: „Brutus ist ein ehrenwerther Mann, das sind sie alle, alle ehrenwerth!" Im klassischen Alterthum dagegen, eben weil hier das Privatleben vom öffentlichen verschlungen ward, begegnen uns die politischen Freundschaften desto häufiger: ein Socrates, „auch in seinen Fehlern ganz Grieche," indem er die Sittlichkeit immer mit dem Staatswesen in Beziehung setzt, stiftet wesentlich politische Freundschaften, wenn er es seinen Schülern als die wahre männliche Tugend empfiehlt, den Freunden so viel als möglich zu nützen, den Feinden so viel als möglich zu schaden. Während Schleiermacher von heroischen Freundschaften als solchen redet, welche die Gestalt von Bündnissen annehmen, um in Kirche und Staat eine neue Zeit heraufführen zu helfen, behauptet ein anderer Lehrer der Moral ganz ernsthaft, seit die Zeiten nicht mehr so unruhig und die öffentlichen Sicherheitsanstalten so wesentlich besser, seien eigentlich die heroischen Freundschaften überflüssig geworden. Wer in falschem Drange nach möglichster Vervollständigung des Freundschaftscatalogs, von Freundschaften heiteren Lebensgenusses, von epicuräischen sprechen wollte, dem würde Sirach die nüchterne Erfahrung entgegenhalten: „Es sind auch etliche Tischfreunde und halten nicht in der Noth;" „Weil dir's wohl geht, ist jemand dein Gesell und lebt in deinem Hause, als wäre er auch Hausherr." „Geht dir's aber übel, so steht er wider dich und läßt sich nirgends finden." Eine Warnung, die Plutarch in seiner Schrift: „Wie man den Schmeichler vom Freunde unterscheiden könne," mit dem Gleichniß deutlich macht: „Fliegen sammeln sich am liebsten in der Küche."

Wir wollen in diesen Zeilen einer edleren Art der Freundschaft unsere Aufmerksamkeit zuwenden, der ästhetischen, deren Mittelpunkt, kurz gesagt, die gemeinsame Pflege des Schönen ist. Vieles freilich, was sich mit diesem Namen schmücken möchte, hat weder mit der Aesthetik noch mit der Freundschaft etwas zu thun. Wenn z. B. zwei Geniale einander jahrelang Weihrauch streuen, der jüngere, um an dem älteren eine berühmte Bekanntschaft, der ältere, um an dem jüngeren einen gewogenen und geneigten Biographen zu gewinnen, beide einander als willkommene Bergungs- und Lagerorte für mißvergnügte Bemerkungen benutzend, so ist dies wohl der Anfang einer Clique, aber nicht der einer ästhetischen Freundschaft, und zur Vermehrung eines Cultus des Genius kann die Aufdeckung eines solchen Verhältnisses gerade nicht beitragen. Ebenso wenn durch ein ironisches Zusammentreffen zu einer Zeit, wo das Handwerk sich gern als Kunst geberdet und man von „dem Atelier eines Schuhmachermeisters" und „einer Academie für Schneidergesellen" redet, die Poeten dagegen die Kunst zu einem Handwerk herabzuwürdigen suchen und z. B. in Paris ein bestelltes Drama in gemeinschaftlichen Geschäftsbetrieb nehmen, so wird solch Dichterbündniß nicht sowohl den idealen Namen einer ästhetischen Freundschaft als vielmehr den handfesten eines Compagniegeschäftes verdienen.

Unser Thema wird sich überwiegend zu einem geschichtlichen Rückblick gestalten. Mit seiner eigenthümlichen Verkettung von Kunst und Freundschaft, von Gefühls- und Geistesreichthum, von öffentlichem und privatem Leben wird ein Jahrhundert unserer deutschen Literatur an uns vorübergehen und der Wechsel seiner Pulsschläge wird bald auf jugendlichen Schwung, bald auf krankhafte Reizbarkeit und Gestörtheit deuten und uns den Werth wie die Schwäche der ästhetischen Freundschaft ermessen und uns nach einer besseren und besten fragen lassen.

Wir beginnen, wo unsere neue Literatur beginnt, mit Klopstock und dessen Umgebungen. Zeigt doch sein Erscheinen, daß in geschichtlichen Wendepunkten die Ahnung und der Durchblick überwiegt, daß die Kunst, wie Rothe sagt, nur dann wahrhaft blühen kann, wenn das sittliche Selbstbewußtsein unter der Form des Gefühls lebt, daß in dem Vorwalten des Gefühls aber eine doppelte Empfänglichkeit, die für die Kunst und die für die Freundschaft verhüllt liegt. Der Mann, der ein Sänger der Freundschaft und ihr Priester gewesen, wie wenige, der selber ein Mittelpunkt zahlreicher Freunde, ja der Zugführer ganzer Freundschaftskreise und Generationen ward, Klopstock — dem Dankbaren ist er kein caput mortuum von blos antiquarischem Interesse, ein unvergeßlicher Ahnherr ist er einer neuen Zeit deutschen Dichtens und Lebens. In ihm erstarkte der deutsche Genius wieder durch die Berührung mit der mütterlichen Erde. „Er sei viel bewundert, wenig gelesen, er sei anstrengend, selten erquickend" — so pflegte ihm das vorige Jahrhundert nachzusagen; die neueste Kritik vermißt sich sogar, den höheren Dichter in ihm zu leugnen und ihm nur eine epochemachende, geschichtliche Stellung zu lassen. Wodurch denn epochemachend, wenn nicht durch seine durch und durch dichterische Persönlichkeit? Mag seine Messiade mehr ein Oratorium sein denn ein Epos, sie bleibt doch eine leuchtende That, christlich und poetisch zugleich und wie die Grabschrift auf den frommen Dichter sagt: „Das soll sein Lohn sein, eine goldene, heilige Schale voll Christenthränen." Mag sein alterthümelndes Bardenträumen künstlich, gewaltsam, unhaltbar sein, — von edlem Unwillen entbrannt hat unser Dichter einem erschlafften Geschlecht den Glauben an deutsche Art und Sitte zurückgegeben. Mag er das Kreuz des Morgenlandes und den Nebel des Nordens und den Rythmus der Griechen in einer Weise verbunden haben, daß, wie Gervinus urtheilt, ein Weltbürgerthum uns das Vaterland zu rauben drohte — bis in die Freiheitskämpfe und Freiheitsgesänge reicht Klopstocks entflammender Ruf. Besser als er sie sang, — schlug er durch seine Gesinnung die Hermannsschlacht gegen die Sclaverei des Auslandes. Mag an Stelle der Empfindung oft Reflexion über die Empfindung, oft Empfindelei getreten sein, doch ging von ihm wieder ein wirklich lebendiges Empfinden aus durch die erkalten Glieder Deutschlands. Denn er war ein Sänger, der wirklich Erlebtes, wirklich Empfundenes aussprach, der gegen eine ausdörrende Philosophie zur Rechten und gegen eine aberwitzige Schwülstigkeit zur Linken die Poesie und die Wirklichkeit vermählte, der sein Volk wieder mit dem Herzen sprechen lehrte und seine eigenen Worte wahr machte: „das Herz sei der Brunnen der Poesie." Man denke nur: Gottsched und Klopstock! Dort statt der drei Grazien die Selbstzufriedenheit, die Nachahmung und der Zopf, hier die Religion, das freie Vaterland und darauf wachsend die Freundschaft. In einem gleichstrebenden Kreise, den er freilich um eines Hauptes Länge überragt, erwächst seine Messiade, sie selbst eine Feier der Freundschaft des Menschensohnes mit den geliebten Jüngern. Klopstocks Freundschaftsideal ist religiös, ästhetisch, patriotisch zugleich, in jeder dieser Richtung sollten die Freunde sich verstehen. Mit überwallendem Gefühle singt er die Freunde in dem Odencyklus Wingolf an:

„So floß der Waldstrom hin nach dem Ocean,
So fließt mein Lied auch stark und gedankenvoll,
Des spott' ich, der's mit Klüglingsblicken
Höret und kalt von der Gosse trieft.

Doch nicht die damals ihm geschenkten Freunde blos feierte sein Lied:

„Ihr Freunde, die ihr mich künftig liebt,
Wo seid ihr? Eile, säume nicht, schöne Zeit,
Kommt, auserkorne helle Stunden,
Da ich sie seh' und sie sanft umarme.

Zu solchen lichten Freundschaftsträumen gesellt sich ein düsterer, er denkt der Zeit, wo er und Ebert allein noch übrig sein und die Gräber der Vorangegangenen suchen werden:

Ach, in schweigender Nacht ging mir die Todtenerscheinung
Unserer Freunde vorbei!
Wenn mir nicht mehr das Auge des zärtlichen Gisecke lächelt,
Wenn von der Radikin fern
Unser redlicher Kramer verwest, wenn Gärtner, wenn Rabner
Nicht socratisch mehr spricht!
Wenn in des edelmüthigen Gellert harmonischem Leben
Jede Saite verstummt!
Wenn, nun in der Gruft, der freie gesellige Rothe
Freudengenossen sich wählt!
Wenn der erfindende Schlegel aus einer längeren Verbannung
Keinem Freunde mehr schreibt!
Wenn in meines geliebtesten Schmidts Umarmung mein Auge
Nicht mehr Zärtlichkeit weint!

Wenn sich unser Vater zur Ruh, sich Hageborn hinlegt — —
Ebert, was sind wir alsdann,
Wir Geweihten des Schmerzes, die hier ein trüberes Schicksal
Länger als alle zurück läßt?! — —

Und weiter nimmt seine Phantasie den nächtlichen Flug, von den beiden stirbt der eine:

Bin dann ich der eine, bin allein auf der Erde,
Wirst du ewiger Geist,
Seele, zur Freundschaft erschaffen, du dann die leereren Tage
Sehn und fühlend noch sein?

Der neueste Biograph Klopstocks macht auf die merkwürdige Erfüllung aufmerksam, daß der Dichter, wie es seine Ahnung ihm sagte, alle hier genannten Freunde wirklich überlebt habe. Ein andermal, von den Reizen des Züricher Sees umgeben, preist Klopstock den Lenz, den Wein, den Ruhm, —

Aber süßer ist noch, schöner und reizender,
In den Armen des Freund's wissen ein Freund zu sein,
So das Leben genießen
Nicht unwürdig der Ewigkeit!
Treuer Zärtlichkeit voll in den Umschattungen,
In den Lüften des Wald's und mit gesenktem Blick
Auf die silberne Welle
That ich schweigend den frommen Wunsch:
Wäret ihr auch bei uns, die ihr mich ferner liebt,
In des Vaterlands Schoß einsam von mir verstreut,
Die in seligen Stunden
Meine suchende Seele fand:
Erbauten wir hier Hütten der Freundschaft uns!

Eine Enttäuschung, lehrreich für das Capitel von den ästhetischen Freundschaften sollte Klopstock in Zürich erleben. In den ersten Gesängen der Messiade bereits sah Bodmer triumphirend seine Prophezeiung von einem Dichtergenius erfüllt, und zwar erfüllt im Lande der Gottscheds. „Wissen Sie," schreibt er einem Bekannten, „was für ein hoher Ruhm der deutschen Muse zugedacht ist: sie soll ein episches Gedicht im Geschmack des verlornen Paradieses hervorbringen. Die große Seele, die es empfangen und an das Licht bringen soll, ist wirklich mit einem Leib bekleidet. Sie arbeitet bereits an dem großen Werke." Bodmer wollte den Dichter sehen, er lud ihn nach der Schweiz und sandte ihm das Reisegeld. Enthusiastisch ging Klopstock darauf ein. Vier Stunden vor Zürich griff er zur Feder: „Noch einmal schreibe ich Ihnen, um mir den Gedanken erträglich zu machen, daß ich Ihnen so nahe und noch nicht bei Ihnen bin." Und Bodmer vergleicht in einer Ode sein Verlangen nach Klopstock mit der Ungeduld, mit der man in Polargegenden nach halbjähriger Nacht dem Tag entgegensieht. Nach dreitägigem Beisammensein trat bereits eine Abkühlung ein. Bodmer schien Klopstock nur noch „der ehrlichste Mann." Das Ende des Besuches war ein leidlicher Friede und das Urtheil, daß Klopstock kein Seraphiker, sondern ein Leipziger Student sei, der rauche, lieber mit jungen Leuten verkehre als mit gesetzten, nicht anhaltend genug dichte, vor einer Bibliothek keinen Respect habe, einen größeren zwar vor Bodmer, den größten aber vor sich selbst u. s. f. Strauß meint mit Recht, Bodmer hätte an Klopstock nicht so weit irre werden können, wenn er selbst ein Dichter gewesen wäre. So thut es also der gute Wille zum Aesthetischen allein noch nicht. Das Verhältniß des Alters, des Temperamentes, der Anlage und Lebensgewöhnung will mitgehört sein, wo sich eine dauernde Freundschaft erheben soll. Die natürlichen Bedingungen lassen sich nicht ungestraft überspringen.

Zu einer ähnlichen Betrachtung führt uns der tragische Ausgang, den eine ästhetische Freundschaft zwischen zwei Verehrern Klopstocks nahm. Im Göttinger Hainbund, der dem Leipziger Wingolf nachgebildet war, hatten sich Voß und Fr. Leop. Graf Stolberg gefunden. Gemeinsam hatten sie, die Hüte mit Eichenlaub umkränzt, die Hände in einander geschlungen, mit den anderen Dichterjünglingen in einem Eichengrunde nachts einen Baum umtanzt und sich unter Anrufung von Mond und Sternen ewige Freundschaft versprochen mit dem Schwur, „Religion, Tugend, Empfindung und reinen, unschuldigen Witz zu verbreiten" und durch wechselseitige Gaben und Kritiken dem verzärtelten Geschmack zum Trotz die Dichtkunst zu fördern und vereint den Strom des Lasters und der Sclaverei aufzuhalten. Gemeinsam hatten sie Klopstocks Geburtstag gefeiert und den für des Meisters Geist leer gelassenen Sessel mit Rosen und Levkoyen bestreut, gemeinsam Wielands, des Sittenverderbers, Bild verbrannt und mit Fidibus aus den Schriften des verpönten Mannes ihre Pfeifen angezündet, gemeinsam ihre Freiheitsoden und vaterländischen Gedichte in das Bundes- und Ehrenbuch gestiftet, wie uns dies alles Voß selber in Briefen an Brückner glühend schildert. Unter lautem Weinen und gegenseitigem Treueschwur waren sie geschieden. Nach jahrelanger Trennung finden sie sich in Eutin wieder, Voß als Rector, Stolberg als Regierungspräsident. Ein idyllisches Leben verbindet die jungen Haushaltungen. Die Antike, namentlich die Liebe zum Homer, ist fort und fort eine Mittlerin zwischen den beiden Männern; bringt doch Stolberg das Manuscript seiner Uebersetzung der Ilias an Voß als Hochzeitsgabe. Noch elf Jahre später weint einer dem andern über Trennung und bittere Verluste „Jonathansthränen" nach. Das Verhältniß zur Kirche soll die zur Flucht vor einander angelegten Gemüther zum Bruch der alten Freundschaft bringen. Ist's merkwürdiger, daß so viel Gemeinsames eines Tages völlig versunken und verschollen ist, oder daß über den mancherlei Berührungspunkten das tiefer Trennende sich eine Zeit lang in den Hintergrund hat drängen lassen? Voß, der Enkel eines Freigelassenen, seinen bürgerlichen Stolz dem Grafen Stolberg entgegenstellend, schroff, eckig, bestimmt; Stolberg wie Lavater bereits die weichen Züge wunderbar errathen und geschildert hatte, bestimmbar, abhängig, voll Autoritätsdurst; — Voß, überall mit scharfer Urtheilskraft schulmeisternd, oft geradezu ein Verstandesfanatiker; Stolberg, wie Merk in Darmstadt an Goethe erklärt, stets bestrebt, statt dem Wirklichen einen poetischen Gehalt zu geben, nur das Imaginative zu verwirklichen, sehend, was er gerade sehen will; Voß mit einer wahren Angst vor aller Tiefe und allem Geheimniß, so daß er den Stolbergschen Satz, alles sei eitel, dessen Grund und Ziel nicht Gott sei, für jesuitisch erklärt und darum zuletzt sich zum Großinquisiter des Rationalismus aufwirft, Stolberg die beiden Kirchen mit ebenso ungeschichtlichem wie zwiefach unbilligem Maße messend, als sei der damalige Verfall der evangelischen Kirche ihr principieller Zustand, als sei dagegen ein Kreis wie der Münstersche (dessen Hauptfigur, die Fürstin Gallizin, doch selbst erst von Protestanten wie Hamann und Jacobi angeregt war) das stehende Bild der römisch-katholischen Kirche; Voß, der Mann harter Arbeit und großer Selbstgewißheit, Stolberg, sehnsüchtig nach einer Gemeinschaft, welche ihm die eigene Verantwortung abnehme und ihm die Beruhigung der Seele garantire — wenn nun dazu kam — daß beide Männer heftig und schnell aufbrausend waren, der eine unzart und vorschnell, der andere scheu und verletzt, wenn Freunde über Lieblingsgegenstände verschiedener Meinung waren, mit jenem eigensinnigen Festhalten, wie es das Gefühl der Schwäche gibt — genug, das darf nicht Wunder nehmen, daß, wie Claudius sagt, Mißverständnisse daher kommen, daß sich zwei nicht verstehen! Aber das ist ein trauriger Beitrag zur Geschichte der ästhetischen Freundschaften, daß, während Jacobi seinen Schmerz und Unwillen über den Schritt des Freundes kaum bemeistern kann, während Herder den Vorgang als eine Gemüthskrankheit sanft zu schonen räth, Claudius und Lavater dagegen an Stolberg festhalten, gerade Voß — und zwar neunzehn Jahre nach dem Uebertritt des Grafen Stolberg! seine Schrift „wie Fritz Stolberg ein Unfreier ward" herausgeben und dadurch jene „kurze Abfertigung der langen Schmähschrift des Herrn Hofraths Voß" herausfordern konnte. Schleiermacher preist das Schwert, das Voß gezückt, als ein flammendes, die historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland sprechen toleranter Weise „von hündischen Ausfällen des in sinnlosem Haß verkommenen Voß," — wir sind gleich weit entfernt davon, eines der beiden Urtheile zu dem unserigen zu machen — für unser Thema ist nur die Wahrnehmung wichtig, daß das ästhetische Band allein kein auf die Dauer ausreichendes ist, daß eine höhere Macht den Kern der Persönlichkeiten für einander erschließen muß, daß der Rausch der Jugend mit seinem Freundschaftsdrange, wie er an vielen Falten des Herzens vorübereilt, nicht minder in seiner Werdelust die allgemeinen Ideale noch ungeschieden in einanderfließen und den Vorhof schon für das Allerheiligste nehmen läßt; daß aber, wenn man in der Schließung einer solchen Freundschaft einen verzeihlichen Irrthum begangen, man in ihrer Auflösung sich nicht der Pietätslosigkeit, des Treubruches, ja einer Art Verletzung des Beichtgeheimnisses schuldig machen darf.

Wenn in Klopstocks Wesen wie in einem Brennpunkte ganze Richtungen zusammengefallen waren, so strahlten sie getheilt, hier geschwächt, dort einseitig gesteigert, von ihm durch das Jahrhundert beherrschend aus und bestimmten mit der Gestalt des geistigen und des

Gemüthslebens die Art der Freundschaften. Es tauchten nicht blos empfindungsvolle, sondern auch empfindsame, nicht blos geistvolle, sondern auch schöngeistige, nicht blos phantasievolle, sondern auch phantastische Freundschaften auf.

Bekanntlich zieht es immer einen Verfall nach sich, wenn eine Schule aus der Stärke ihres Meisters ein Virtuosenthum, eine Manier macht; noch mißlicher ist es, wenn der Meister selbst in einer späteren Periode sich selbst nachahmt, ausbeutet, ausschreibt und dadurch zum Ausarten bringt; am übelsten, wenn das Empfindungsvolle diese Stärke ist und wenn dem ersten wahrhaftigen Feuer ein künstliches folgt. Wenn das am grünen Holz einer jünglingshaften Seele wie der Klopstocks geschieht, was soll am dürren der Reflexionsmenschen werden, die um nachzukommen, ein Hinaufschrauben der Empfindung sich zur Pflicht machen und mit dem Tagebuch controliren. Zu beobachten, wie der Freund schwärmerisch aussieht, sobald man ihm aus Youngs Nachtgedanken vorliest; mitten in Gefühlsschwelgerei sich selbst im Spiegel betrachten, wie man eine Thräne stillen Entzückens zerdrückt, das wird in jenen Tagen zu einer ernstgemeinten, aber das Gefühlsleben vergiftenden Beschäftigung der Freundschaft. In der Freundschaft ist die Empfindung weder ein Gewerbe noch ein Schauspiel, auch kein Götzendienst. Flatterndes Haar, seelenvolle Blicke, wehmüthiges Lächeln, erregte Ausrufe, stumme Umarmungen, Thränen im Mondschein, im Hintergrund Werthers Grab und Sigwarts Kloster — das ist die Decorationsmalerei jener ästhetischen Freundschaften, die dem Genuß der schönen Empfindungen als solcher huldigen. Man lese das Gefühlsdurcheinander in Jacobis Woldemar, man schlage in Rahels Briefmappe eine Stelle auf, wie diese: „ich bin dieses Briefes unwerth, ich darf ihn nicht behalten, er ist zu erhaben, ich muß ihn verbrennen, ich schneide nur die eine Stelle heraus, die göttliche: es ist manchmal besser, einem Freund willfahren, wenn es auch beide schmerzt, als sich willfahren, wenn auch — beide besser thäten! O, wenn Sie diese Stelle im größten Dichter gefunden hätten, es würde Sie sehr gefreut und agitirt haben! Nun Sie sie selbst schreiben, sind Sie ganz ruhig," — man sehe den Gefühlscultus in vielen Jean Paulschen Freundschaften an und man wird über dieses Sichselbstbespiegeln und Unmittelbarkeitkünsteln das Urtheil unterschreiben, das eben Jean Paul zum Theil sich selbst gesprochen hat: „Leidenschaftlichkeit gehört jetzt zum Siechthum unserer Zeit; nirgends wohnt so viel Aufbrausung, Weichheit gegen sich selbst und unerbittliche Selbstsucht gegen andere als auf dem Krankenbett. Und auf diesem liegt das Jahrhundert." — —

(Schluß folgt.)

Entdeckungsreisen in der preußischen Monarchie.

Von **Otto Glagau.**

Durch die Ostpreußische Sahara. II.

Eine Waldparadies-Trümmer. — Der Hochwald von Schwarzort. — Herbstliche Badegäste. — Pastorat und Fischerkirche. — Kurische Fischerhäuser und ihre Bewohner. — Im Hochwald. — Linnaea borealis. — Der Reactionär par excellence. — Schlachten zwischen Cormorans und Fischreihern. — Wie die Düne über den Hochwald wandert. — Begräbniß und Auferstehung der Blume. — Im Baumstamm ertrunken. — Drei Wälder übereinander. — Memento mori!

Was zu Lande mit großen Mühseligkeiten verbunden war und ohne Gefahr kaum auszuführen gewesen, ließ sich zu Wasser leicht und bequem erreichen. In etwa anderthalb Stunden brachte mich der Dampfer von Memel nach Schwarzort.

Man glaubt zu träumen, wenn man, wie das Schiff um die Ecke biegt, statt der endlosen, kahlen Dünenberge, an denen wir seit drei Meilen vorübergefahren — nun plötzlich einen prächtigen Hochwald erblickt. Es ist die Trümmer des Waldparadieses, das einst die ganze Nehrung bedeckte. Hart am Ufer des Haffs ziehen sich in langer malerischer Reihe kleine schornsteinlose Fischerhütten und drei moderne Logirhäuser hin; während die seitlichen Ausläufer des Dünenkamms, zum Theil nach dem Wasser steil abfallend, reizende Waldschluchten zwischen sich einschließen. Es ist Schwarzort, eines der fünf Dörfer, welche sich auf der ganzen fünfzehn Meilen langen Landzunge befinden; seit einigen Jahren ein namentlich von Memelern besuchter Badeort.

Auf der Hinreise nach Memel schmückte die lange, schmale Landungsbrücke ein Flor junger lachender Damen, die die neuankommenden Gäste auf das anmuthigste bewillkommneten, während sie uns, die wir weiter fuhren, mit ihren weißen Tüchern schelmische Grüße nachsandten. Heute blieb der Platz still und leer, denn es war ein kalter, nebliger Morgen, und kaum hatte ich das Ufer betreten, da begann es zu regnen. Im größten Logirhause fand ich den Wirth mit seinen Gästen beim Kaffee, den sie gemeinsam einnahmen; Herren und Damen noch im Négligé, und alle bildeten gewissermaßen eine Familie.

Trotz des Regens ging ich hinaus, um den Pfarrer aufzusuchen, von dem man mir sagte, daß er am Ende des Dorfes wohne. Es war ein weiter, beschwerlicher Weg; der feuchte Sand und noch mehr der zähe Schlamm am Haffufer hing sich an meine Stiefeln, welche stecken zu bleiben drohten, und die himmlischen Wasser wuschen mich weidlich aus. Von unten bis oben mit Koth bespritzt, mit triefenden Haaren und Kleidern langte ich vor dem Pastorate an. In dem Flur, dessen Thüren offen standen, saßen zwei junge Damen mit einer Handarbeit beschäftigt und schauten mich, ob meines sonderbaren Aufzugs, halb ängstlich, halb lächelnd an. Es waren die Frau Pfarrer und eine Freundin, die auf Besuch gekommen. Meine stammelnden Entschuldigungen wurden freundlich aufgenommen, und ebenso freundlich und gefällig bewies sich auch der junge Pfarrer, mit dem, wie es sich später herausstellte, ich noch zusammen studirt hatte.

Das Pfarrhaus ist klein und bescheiden, wie man es von der Nehrung erwarten kann, aber sonst wohnlich eingerichtet. Vor ihm befindet sich eine Art eingezäunter Wiese, in welcher ein paar kümmerliche Obstbäumchen stehen. Aus ihr bestehen die ganzen Dienstländereien des Pastors, und hier weidete eine Kuh, welche seinen ganzen Viehstand ausmacht. Um sie den Winter durchzuhalten, kaufte er so eben eine Kahnladung Heu, die ihm 23 Thaler kostete. — „Das ist für mich eine große Summe," sagte er; „mehr nehme ich im ganzen Jahre nicht an Stolgebühren ein." — Seine Gemeinde beschränkt sich auf das Dorf, auf die hier wohnenden Fischer; sein ganzes Einkommen beläuft sich auf etwa 600 Thaler jährlich, und es fließt, wie bei den anderen Pfarrern auf der Nehrung, zum größten Theil aus der Staatskasse.

Der Pfarrer ist zugleich Schulmeister. Früher war ein besonderer Lehrer angestellt, ein ehemaliger Schneider, der noch heute als Emeritus in dem kleinen Schulgebäude lebt. Nachdem er in Ruhestand gesetzt worden, zog die Regierung die Stelle ein und übertrug das Lehramt dem Pastor, um diesem, zumal seine Geschäfte als Seelsorger nicht groß sind, noch eine Nebeneinnahme zu verschaffen.

Sobald der Regen etwas nachgelassen, gingen wir nach der Kirche, die einen Steinwurf weit vom Pastorate und mit diesem in einer reizenden Waldschlucht liegt. Nimmer hätte ich aus dem Aeußeren des Gebäudes seine Bestimmung errathen, ich hielt es vielmehr zunächst für eine Scheune, aber das Innere befriedigte mich vollkommen. Es ist eine wahre Fischerkirche, ohne jeden Schmuck; allein gerade ihre Armseligkeit macht einen rührenden, feierlichen Eindruck. Die ganze Ausstattung besteht in etlichen rohen, vom Alter geschwärzten Holzbänken, in einer morschen Kanzel und einem kleinen Altartisch. Eine Orgel ist nicht vorhanden, der Pfarrer intonirt und die Gemeinde fällt sicher ein. An den kahlen Wänden hängen grüne und vertrocknete Votivkränze; sie gelten in der Regel Fischern, die auf der See oder im Haff ertranken. Der Gottesdienst findet an jedem Sonntag sowohl in deutscher als in litthauischer Sprache statt; und auch die Confirmanden werden in beiden Sprachen unterrichtet.

Wir machten auch Besuche in den Fischerhäusern, die, wie erwähnt, alle keinen Schornstein haben, und gemeinhin im sogenannten Gehrsaß, von vierkantig behauenen Holzstämmen erbaut sind. Man tritt zunächst in einen ungedielten Flur, der die ganze Breite des Hauses einnimmt und mit Vorder- und Hinterthüre versehen ist, welche, da sie sich in gerade entgegengesetzter Richtung befinden und gewöhnlich offen stehen, einen hübschen Zugwind unterhalten. In der Mitte ist der Herd aufgeschlagen, der nur aus einer Lage von Feldsteinen besteht, und auf dem fast beständig ein Feuer von Haff-

torf oder aufgefischtem Holz qualmt. Der dicke Rauch belegt Wände und Decke mit einem schwarzgelben Ruß und nimmt seinen Abzug durch die Thüren, oder den halboffenen Dachstuhl hinauf, auf welchem Wege er die in der Höhe hängenden Fische und Netze trocknet und räuchert. Das geschieht zur besseren Conservirung der Netze, und das Fehlen des Schornsteins deutet keineswegs auf eine niedrige Culturstufe der Bewohner, sondern es ist, wie diese behaupten, für jedes ordentliche Fischerhaus eine unumgängliche Nothwendigkeit.

Der geräumige Flur ist der gewöhnliche Aufenthaltsort für die ganze Familie. Um das Feuer herumhockend, verrichten Männer und Weiber ihre Arbeiten, ruhen und plaudern sie, trocknen sie nach der Heimkehr vom Fischfang ihre Kleider. Die übrigen Gemächer werden nur im Winter oder zum Schlafen benutzt, und die ganze Haushaltung zeigt mehr Ordnung und Reinlichkeit, als man sonst in Fischerhütten zu finden gewohnt ist. Außer dem buntbemalten irdenen und weißen Geschirr, außer den Tellern und Schüsseln, die jedes an der Rückseite mit einer Oese zum Durchziehen eines Fadens versehen, in Reih und Glied an den Wänden hängen, erblickt man öfters manch befremdliches Möbel, z. B. eine Bank mit mächtiger, reichverzierter Rücklehne, recht artig aus den Arabesken vom Spiegel einer gestrandeten Brigg zusammengesetzt, oder den Kopf und halben Leib einer Seenymphe, einen Cajütendivan u. dgl. m.

Wir trafen meistens regelmäßige und intelligente Gesichter und wurden überall zuvorkommend empfangen. Die Tracht der Frauen ist vorherrschend ein Schwarz oder Dunkelblau, von welchem sich die weiten, weißen Hemdärmel hübsch abheben; die Männer lieben eine schwarz und weiß getigerte Wollenjacke, über welche sie beim Ausgehen eine blaue Tuchjacke mit blanken Knöpfen ziehen. Der Pfarrer sprach mit seinen Beichtkindern litthauisch; unter sich sprechen die Bewohner der nördlichen Nehrungshälfte jedoch einen lettischen Jargon, und man meint deshalb, daß sie aus Kurland oder Livland herstammen, wie sie denn auch nebst den Fischern an der östlichen Haffküste im Munde des Volks noch heute **Kuren** heißen. Das Deutsche verstehen sie nicht immer und sprechen es noch seltener. —

Doch nun in den Hochwald hinauf, der die Hauptdüne etwa bis zur Hälfte erklimmt. Hohe Kiefern werden streckenweise durch jungen Aufschlag von Ebereschen angenehm unterbrochen, und hin und wieder prangt selbst eine kräftige Eiche. Am Boden wuchert üppig die in Deutschland so seltene, sonst nur im hohen Norden vorkommende Linnaea borealis, ein ausdauerndes, immer grünes Kraut im duftigen Blütenflor; daneben Büsche von Weidenröschen und die zarten Blätter des Haferklee. Noch belasten sie alle schwere Regentropfen, aber schon regt sich unter und auf ihnen ein geschäftiges Leben. Eine Nonnenraupe kämpft unter heftigen Krümmungen mit einem Ameisenlöwen, diesem Reactionär par excellence, da er in seinem ganzen Leben auch nicht einen Schritt vorwärts thut — und der Reactionär bleibt Sieger. Weiterhin sitzt an dem Aste eines Brombeerstrauchs eine grüne Heuschrecke und ist eben dabei, Toilette zu machen, nämlich ihre Puppenhaut abzustreifen. Eine große Libelle sieht ihr neugierig zu und vergißt darüber, das wehrlose Thier zu fangen. Hoch über uns ziehen Falken ihre spurlosen Kreise, Reiher fliegen schweren Flugs seewärts hinüber und einzelne Möven durchfurchen mit ihren hackigen Flügeln das Luftmeer.

Vom Kamm der Hauptdüne laufen durch den Wald etwa fünf oder sechs Seitendünen nach dem Haff hin, deren höchste Firsten wohl noch 100 Fuß über dem Wasserspiegel liegen mögen; zwischen ihnen sind breite, schluchtige Thäler, die entzückende Blicke auf die Hütten des Dorfs und das von Dampfern und Segelkähnen belebte Haff gestatten. Und seitwärts ein andres Schauspiel! Auf der höchsten baumreichen Kuppe einer dieser Nebendünen haben sich Cormorans angesiedelt. Früher war dieser Berg der Brüteplatz der Fischreiher, die wohl meinen mochten, der Mensch sei ihr einziger Feind. Da kam vor ungefähr 12 Jahren, vielleicht von den dänischen Inseln, vielleicht auch von der skandinavischen Küste, ein Dutzend Cormorans und begann eine heftige mehrtägige Schlacht mit den Reihern, die den starkschnäbeligen Fremdlingen endlich weichen und ihre mühsam gebauten Nester preisgeben mußten. Schwarzort schien den Cormorans zu gefallen, denn im nächsten Jahr kam die fünffache Zahl an, und seitdem vermehrten sie sich von Jahr zu Jahr. Während einige beschäftigt sind, die schreienden Jungen zu füttern, sitzen andre neben den Nestern, bös auf uns herabschauend, und noch andere umschwärmen unruhig den Berg. Wegen des kräftigen Hakens, in den der Oberschnabel ausläuft, und des weit ausdehnbaren, kropfartigen Schlundes ist der Cormoran ein Verwandter des Pelikan; ein paar abstehende Federn am Hinterkopf und die meergrünen Augen geben dem Thiere ein keckes, unheimliches Ansehen.

Neuerdings haben sich auch wieder einige Rehe, Hasen und Füchse im Schwarzorter Walde eingefunden, aber der Förster wird sie unerbittlich vertilgen, sie dürfen um des Waldes willen nicht am Leben bleiben. Und auch die armen Schwarzorter, wenngleich sie mitten im Waldparadiese leben, die Früchte desselben sind ihnen verboten, ihr Vieh darf es nicht betreten. Ein hartes aber nothwendiges Verbot, denn die Existenz des kostbaren Waldes, von dem nichts weniger als die Erhaltung der Nehrung abhängt, würde in Frage gerathen, wenn der Staat den Bewohnern auch nur die geringste Weidegerechtigkeit bewilligen möchte.

Der stolze Hochwald führt eine beredte Sprache; er gibt uns ein Bild der Nehrung, wie sie vor Zeiten gewesen, ehe der Menschen Hand, nicht ahnend die furchtbaren Folgen, die schützende Waldung zu vernichten begann und so die zerstörende Kraft der Natur entfesselte. Ist doch der Boden, der Sand der Berge und Schluchten um Schwarzort kein anderer als überall auf der Nehrung, und es bedürfte kaum der Tradition oder des augenscheinlichen Beweises, den der vielfach in den kahlen Dünen freigewehte alte Waldboden mit seinen Stubben und verrotteten Baumstämmen liefert, um einzusehen, daß die ganze Landzunge einst solchen Wald hervorgebracht hat. Ja, die ganze Nehrung war noch im Mittelalter ein einziges Waldparadies; der Hochwald von Schwarzort ist nur eine Trümmer davon, und auch er geht, trotz des peinlichsten Schutzes, den man ihm angedeihen läßt, bereits mit Riesenschritten der Vernichtung entgegen.

Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts stand die nördliche Spitze mehr als $1\frac{1}{2}$ Meilen vom Dorfe ab — im Jahre 1800 nur noch um 1400, heute kaum noch um 400 Ruthen. Während des siebenjährigen Krieges haben die Russen arg in dem schönen Walde gehauset. Das übrige thaten die Dünen.

Der Wald wird von zwei Seiten angegriffen, oben am Kamm der Düne und unten am Fuß derselben. An der obern Grenze kämpfen Vegetation und Dünensand einen ungleichen Kampf; der Wald duldend, ausharrend, der fliegende Sand unaufhörlich angreifend, bis ein Stamm nach dem andern erliegt. Zuerst wird der Vorposten, die alte Rinde stückweise abgerieben. Bäume, welche in dieses Stadium getreten sind, haben in ihrem hellbraunen Unterkleide zwar ein frisches Ansehen, doch sind sie bereits dem Tode geweiht. Denn bald werden auch die Blätter der jungen Rinde abgerissen und dadurch die Lebensschicht des Baumes blosgelegt. Er stirbt ab und verliert beim ersten Sturm den Wipfel, oder er bricht auch wohl nahe an der Wurzel ab. Beim Vorrücken der Düne wird der Stumpf allmählich verschüttet. Eine neue Reihe von Bäumen wird auf dieselbe Weise angegriffen, getödtet, begraben. Die fußlangen Bartflechten, von denen selbst die jüngern Kiefernstämme in regelmäßigen Spiralwindungen umzogen sind, vertreten hier die Stelle der Kränze und Gewinde, mit welchen man die Schlachtopfer zu schmücken pflegte.

Ganz anders der Zerstörungsproceß an der untern Grenze des Waldes. Von dem Cormoranberge sieht man durch das Geäst eine lange kahle Düne durchleuchten. Sie ist die mächtigste der Seitendünen und begrenzt gegen Norden hin das Revier des heutigen Waldes. In der Richtung ihrer Länge geht sie langsam gegen das Haff vor, schreitet dagegen seitlich schnell fort **und wird einst Wald und Dorf begraben.** Oberlehrer Dr. J. **Schumann** aus Königsberg hat berechnet, daß sie in jedem Jahr um 36 Fuß vorrückt, daß sie, sobald sie den Hochwald erreicht, noch schneller vorrücken und in längstens 80 Jahren das Dorf angreifen wird. **Einige Jahrzehnte später wird Schwarzort nur noch in der Erinnerung existiren, wie so manches andre verschüttete Dorf auf der Nehrung.**

Es mag befremdem, daß nach Dr. Schumanns Behauptung der Wald das Vorrücken der Düne nicht aufhalten, vielmehr beschleunigen solle. Grund dafür ist der, daß die vom Dorf kommenden Winde, durch den Wald gehemmt, ohne Einwirkung auf den Dünensand bleiben, während die Nordwinde ihre volle **Geltung** behalten. Der nach dem Wald gerichtete Abfall der Düne ist eine rein ausgeprägte schiefe Ebene; man sieht, selbst bei völliger Windstille, unaufhörlich Sand über die obere scharfe Kante fliegen. Auf diese Weise gehen die Bäume allmählich zu Grunde. An der obern Grenze des Waldes

sterben sie in Folge der Einwirkung des Flugsandes ab, werden vom Seesturme zerbrochen und ihr Stummel allmählich mit Sand überschüttet. Hier unten beginnt die Zerstörung umgekehrt mit dem Begräbniß und endet mit dem langsamen Tode. Man findet Bäume, die 5 bis 10 Fuß bereits verschüttet sind und scheinbar doch ungestört weiter vegetiren. Namentlich ertragen Kiefern und Tannen eine starke Versandung, allenfalls auch Birken, weniger junge Erlen. — Trotz des steilen Abfalls läßt sich die Düne leicht ersteigen, und man gelangt so in die Kronenäste alter Bäume und schreitet weiter hin über die Wipfel fort!! — Während einige Bäume erst eben vom Fuß der Düne erreicht werden, sind die davor stehenden bereits bis zur Hälfte des Stammes begraben, und etwas weiter, den kahlen Dünenberg empor, ragen nur noch die Zapfenden der mächtigen Kiefern als kleine, auf dem nackten Sande unmotivirt erscheinende Büsche hervor. So unglaublich es auch zunächst klingt, es ist dennoch buchstäblich wahr: die Düne wandert gleich unerbittlich über den Rasen einer kleinen Waldwiese wie über die höchsten Bäume des Forstes weg.

Aber auch hier folgt dem Begräbniß die Auferstehung, allerdings eine gespenstische und schreckhafte. Mit dem Ueberschreiten der Düne befindet man sich in der Welt dieser unheimlichen Auferstehung. Wie der Baum auf der Südseite in die wandernde Düne eintritt, so tritt er nach etwa zehn Jahren auf der Nordseite wieder heraus. Aber sofort werden die in der Zwischenzeit ausgedörrten Aeste, sobald nur der Sand von ihnen abgeweht ist, zerbrochen, zerrieben und atomenweise verstreut; und dasselbe geschieht später mit dem verrotteten Stamm. Nur festere Bäume halten Stand und erheben sich 5 bis 10 bis 15 Fuß über die geneigte Düne. Den meisten fehlt indeß oberhalb des Bodens der Splint, allen die Rinde, die aber unter dem Sande stets vorhanden ist. Ja manchmal bleibt die Rinde fast allein übrig, eine äußerst lockere Holzmasse und etwas herabgefallenen Sand umschließend. Diese unterirdischen Bäume markiren sich nur durch einen kaum bemerkbaren Rindenring. Daher warnt man auf der Nehrung den Wanderer: er möge sich hüten, nicht in einen Baumstamm zu fallen und darin zu ertrinken! Und wirklich ist das schon öfters geschehen, und die Förster von Schwarzort und dem nächsten Dorfe, Nidden, haben bereits zu wiederholten Malen Verunglückte aus dieser schauerlichen Todesgefahr errettet.

Auf der Nehrung, dieser wüsten Landzunge, häufen sich die Wunder. Noch wunderbarer als der Proceß von Begräbniß und Auferstehung, aber aus ihm erklärlich, weil mit ihm zusammenhängend, ist die auf geognostischen Forschungen beruhende Thatsache, daß der Hochwald von Schwarzort auf einem anderen älteren Walde steht, ja, daß sich unter diesem wieder ein dritter, der eigentliche Urwald der Nehrung befindet, hier also drei Wälder sich übereinander thürmen. Der ältere Wald bestand durchweg aus Eichen und anderen Laubhölzern, wie das seine Ueberreste bekunden. Einen Theil derselben bilden die bis über 600 Jahre alten, jetzt meistens schon hohlen Eichen von Schwarzort; der andere und hauptsächlichste Theil findet sich unter einer $2^1/_2$ Fuß tiefen, zunächst grauen und dann grünlichen Sanddecke, und er besteht aus einer sechszölligen Humusschicht mit Holzkohle gemengt. Der Urwald endlich liegt noch tiefer begraben, auch über ihm lagert wieder eine ebenso mächtige und ebenso beschaffene Sandschicht, die ihn von dem älteren Walde trennt; er selbst ist in eine wohl fünf Fuß tiefe, kaffeebraune Sandmasse verwandelt. Jedes einzelne dieser kaffeebraunen Sandkörnchen zeigt sich unter der Lupe mit braunen Blättchen und Brocken derartig bedeckt, daß von dem Mineral selbst nur wenig zu sehen ist. Behandelt man sie mit kochendem Wasser, so erhält man einen förmlichen Kaffeeaufguß; die dünne braune Hülle löst sich von den Körnern ab, und ihre mikroskopische Betrachtung lehrt, daß auch der Urwald aus Laubhölzern bestand.

Urwald wie älterer Wald ziehen sich unter den sie belagernden Dünen über die ganze Nehrung hin. Oft tritt der ältere Wald mit der von ihm übrig gebliebenen Humusschicht offenbar zu Tage, an einzelnen Stellen, wo die Düne thalartig ausgeweht ist, zeigen in sich zurückkehrende Kreise und Ovale die ehemaligen Hügel und Rücken des alten Waldes an; in der Regel sieht der Beobachter aber nur lange bogen- und schlangenförmige Streifen, über denen der neuere, unter denen der ältere Dünensand liegt.

Der Hochwald von Schwarzort ist nur eine Trümmer des jüngsten und dritten Waldes, der mit seinen Hauptpartien auch bereits untergegangen ist. Wo die Düne zum Stillstand gezwungen ist, wo sie sich mit einer Grasnarbe bedeckt hat, findet man unter einer Lage vom Dünensand zunächst eine Schicht humosen Sandes und dann erst die Ueberreste des älteren Waldes und die des Urwaldes, die mit Holzkohle vermengte Humusschicht und die kaffeebraune Sandschicht. Jene oberste, etwa drei Zoll mächtige Schicht humosen Sandes ist eben das Residuum des jüngsten, des dritten Waldes; und wenn nach etwa einem Jahrhundert die tückische Düne über den heute noch so stolzen Hochwald von Schwarzort hinweggegangen sein, ihn zerbrochen, erstickt, zerrieben haben wird, wird auch von ihm nichts weiter zu entdecken sein als ein solcher Bodensatz. Memento mori!

Das norddeutsche Panzerschiff Kronprinz.

Man wirft Napoleon III vor, er sei die Veranlassung zu den sich stets mehrenden Ausgaben der Völker für militärische Rüstungen. Was die hunderte von Millionen anbelangt, welche die verschiedenen Seestaaten im letzten Jahrzehnt für Panzerschiffe dahin gegeben, so ist der Vorwurf begründet, denn wenn der französische Kaiser möglicherweise auch nicht der Erfinder dieser neuen Kriegsinstrumente ist, so hat er sie wenigstens zuerst auf die Bühne gebracht.

Der Krimkrieg und die Beschießung der russischen Forts im schwarzen Meere riefen die ersten schwimmenden Panzerbatterien in das Leben. Es waren unbehilfliche Geschöpfe diese Batterien, zwar mit Dampfmaschinen als Bewegungskraft versehen, aber trotzdem mußten sie bugsirt werden und ihre Fahrt von Toulon nach dem schwarzen Meere war eine Reihe schlimmer Drangsale, auf der sie mit genauer Noth vor dem Untergange gerettet wurden. Als sie jedoch sich an Ort und Stelle befanden, leisteten sie bei der Beschießung von Kinburn so Außerordentliches, daß die Richtigkeit ihres Princips glänzend dargethan wurde!

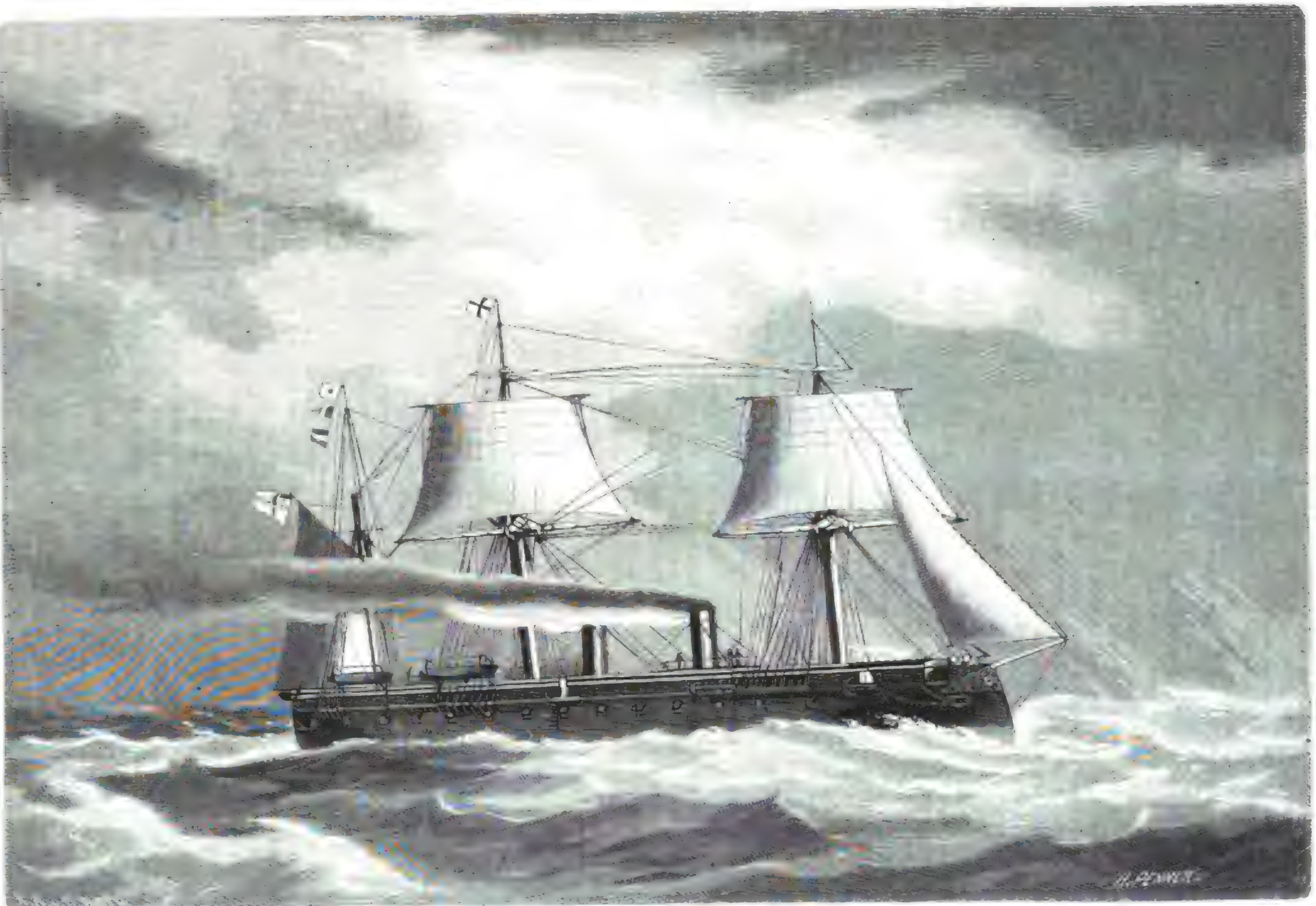
Es kam jetzt nur noch darauf an, die Anwendung des letzteren auf wirkliche Schiffe ohne Schädigung ihrer nothwendigen nautischen Eigenschaften zu ermöglichen, um eine ganz neue Aera der Seekriegführung zu eröffnen.

Es war Frankreich vorbehalten, auch damit den Anfang zu machen und die Erscheinung der ersten Panzerfregatte „La Gloire“ von 255 Fuß Länge, 60 Fuß Breite mit $4^1/_2$ zölligem Panzer und außer voller Bemastung mit einer Maschine von 800 Pferdekraft versehen, setzte 1858 die Welt in Erstaunen und widerlegte alle Zweifel, die namentlich die Techniker an der Möglichkeit einer solchen Construction gehegt.

Das Eis war damit gebrochen und von jener Zeit datirt die fast fiebrische Hast der übrigen Seemächte, namentlich Englands, mitten im tiefsten Frieden Panzerflotten zu bauen.

La Gloire ließ als Seeschiff noch manches zu wünschen übrig. Ihre Pforten lagen sehr niedrig über Wasser und bei bewegter See machte sie so horrende seitliche Bewegungen, daß der Besatzung die Haare zu Berge standen. Auch ihre Nachfolger diesseits und jenseits des Kanals zeigten noch keine besonderen Fortschritte in dieser Richtung, allein der fruchtbare Erfindungsgeist des Menschen wußte Schritt vor Schritt die unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten zu besiegen und in den letzten Jahren sind Panzerschiffe geschaffen worden, die nicht nur einen noch vor kurzer Zeit undenkbar starken Panzer tragen, sondern auch eine bedeutend größere Schnelligkeit entwickeln, als die besten früheren Holzschiffe und dabei die guten Seeeigenschaften der letzteren fast erreicht haben. Ob dies später in vollem Grade der Fall sein wird, läßt sich mit Gewißheit nicht behaupten, aber auch so schon dürfen die neueren Panzerschiffe es getrost wagen, eine Reise um die Erde zu vollführen. Zu dieser letzteren Classe gehören auch die beiden neuesten Acquisitionen der norddeutschen Bundesmarine, die Panzerfregatten Kronprinz und Prinz Friedrich Carl, deren erstere unser Bild darstellt.

Beides sind Schwesterschiffe, d. h. nach demselben Plane gebaut



Das norddeutsche Panzerschiff Kronprinz.

Für das Daheim nach der Natur gezeichnet von H. Penner.

und ihr Hauptunterschied besteht nur darin, daß der Panzer des Prinz Friedrich Carl etwas tiefer unter Wasser reicht.

Das erste Panzerschiff La Gloire war von Holz gebaut und die Franzosen sind bisher diesem System mit wenigen Ausnahmen treu geblieben, indessen neigt sich die Ansicht der Techniker jetzt dahin, daß bei dem steten Wachsthum der Panzer ein Holzbau nicht mehr die nöthige Stärke biete und man zieht deshalb in der Neuzeit das Eisen als Baumaterial vor.

Der auf der Werften der Gebrüder Samuda in Poplar bei London construirte „Kronprinz" ist ebenfalls von Eisen und die durchschnittliche Stärke der Platten beträgt $^{5}/_{8}$ Zoll. Eine so geringe Stärke des Schiffsbodens hat natürlich auf der anderen Seite ihre großen Bedenken. Ein nur schwacher Stoß eines feindlichen Widders, die Explosion einer unterseeischen Mine (Torpedo) oder das Berühren des Meeresgrundes, wie dies fast jedem Schiffe während seiner Lebensdauer öfter passirt, könnte die schwache Eisenhaut leicht durchlöchern und den kostbaren Bau in die Tiefe versenken.

Man mußte deshalb darauf bedacht sein, sich gegen solche Fälle möglichst zu sichern, da man, um das Schiff nicht mit Gewichten zu überbürden, den Panzer nicht weiter als sechs Fuß unter die Wasserlinie legen konnte, der mittlere Tiefgang von Fregatten aber 25 Fuß beträgt. Man wählte dafür einen doppelten Boden, ein Princip, das zuerst beim Great-Eastern angewandt, jetzt bei eisernen Panzerschiffen allgemein eingeführt ist und sich bewährt. Die Entfernung zwischen der äußeren und inneren Haut beträgt unten am Kiel drei bis vier Fuß und verkleinert sich allmählich weiter nach oben. Eiserne Längs- und Querverbände theilen den Raum zwischen den beiden Böden in eine Reihe wasserdichter Abtheilungen, so daß sich bei Verletzung der äußeren Haut immer nur ein solcher Raum mit Wasser füllen kann, der ganze übrige Theil des Schiffes aber unter den früheren Verhältnissen bleibt.

Es ist aber auch die Eventualität in das Auge gefaßt, daß die innere Haut durchstoßen wird und dann das Wasser in das Schiff dringt. Um in diesem Falle einem Sinken vorzubeugen, ist der ganze untere Raum durch fünf eiserne, wasserdichte Querwände, von denen zwei bis an das Zwischendeck, drei aber bis an das Batteriedeck reichen, getheilt, so daß sich nur einer der sechs Räume mit Wasser füllen kann, dessen Gewicht aber durch die Schwimmkraft der übrigen Theile noch getragen wird.

Für den Fall endlich, daß der Panzer unter Wasser durchbohrt wird, zieht sich in der Längenrichtung des Schiffes an jeder Seite noch eine bis zum Batteriedeck hinaufgehende wasserdichte Eisenwand, so daß auch das durch Kugellöcher eindringende Wasser vom Innern des Fahrzeuges abgehalten wird.

Die Maschine hat 950 Pferdekraft, ist von der renommirten Firma Penn und Sohn in Greenwich gebaut und gibt dem Schiffe eine Geschwindigkeit von $14^{1}/_{2}$ Knoten oder $3^{3}/_{4}$ geographische Meilen in der Stunde. Leider schluckt sie eben so viel Kohlen als alle übrigen und der „Kronprinz" theilt mit allen großen Panzerschiffen das Schicksal, nicht länger als auf acht Tage Kohlen unter vollem Dampf mit sich führen zu können, mit denen er aber immerhin schon die ansehnliche Strecke von 450 deutschen Meilen, also von England nach Nordamerika zurücklegt.

Die Panzerung ist nach dem Gürtelsystem ausgeführt, das man nach vielfachem Experimentiren jetzt als das zweckmäßigste erkannt hat. Um einem Schiffe die nothwendige Lebendigkeit zu geben, deren es bedarf, um sich über die anstürmenden Wellen zu heben, ist es erforderlich, daß seine scharf gebauten und deshalb weniger als der volle Mitteltheil vom Wasser unterstützten Extremitäten, der Bug und das Hinterschiff, verhältnißmäßig leicht sind.

Man umgibt deshalb das Schiff seiner ganzen Länge nach nur mit einem Panzergürtel, der die Wasserlinie und damit seine verwundbarsten Theile, Maschinen, Pulverkammern ꝛc. schützt. Dieser Gürtel reicht ungefähr von vier bis fünf Fuß über, bis eben so weit unter die Wasserlinie, hat bei dem „Kronprinz" eine Stärke von fünf Zoll und verjüngt sich nach vorn und hinten bis $4^{1}/_{2}$ Zoll, weil hier wegen der scharfen Bauart des Schiffes die Geschosse nur immer das Eisen unter einem Winkel treffen können und dadurch ein Theil ihrer Gewalt gebrochen wird.

Die Länge des „Kronprinz" beträgt in der Batterie 286 Fuß. Während auf einem Holzschiffe die Geschütze auf diesen ganzen Raum von vorn nach hinten vertheilt sein würden, nehmen sie auf den neueren Panzerfregatten noch nicht einmal die Hälfte desselben und zwar auf dem „Kronprinz" nur 120 Fuß ein.

Dieser Raum, die sogenannte Batterie, ist wie eine Kasematte construirt. Auf seinen beiden Bordseiten läuft der Panzer in der Stärke des Gürtels (fünf Zoll) bis an das Oberdeck und vorn und hinten ist er durch gepanzerte Querwände abgeschlossen, deren Stärke $4^{1}/_{2}$ Zoll Eisen und 15 Zoll Holz beträgt, welches letztere überhaupt die Unterlage des ganzen Schiffspanzers bildet.

Durch dieses Arrangement sind die Geschütze, Steuerrad ꝛc. gedeckt, die schweren Gewichte nach der Mitte des Schiffes gebracht, wo dieses die meiste Tragfähigkeit besitzt und die beiden Extremitäten verhältnißmäßig leicht geworden.

Der vor und hinter der Batterie und über dem Gürtel liegende Theil des Schiffes wird im Gefecht den feindlichen Kugeln preisgegeben, da sich dort weder Gegenstände befinden, deren Zerstörung dem Schiffe großen Schaden bringen könnte, noch Menschen bis auf die Bedienung der beiden Geschütze auf dem Oberdeck, von denen eins vorn im Bug zum Jagen und das zweite hinten auf dem Heck für den Rückzug bestimmt ist. Um das Durchschlagen der über den Verdecken springenden Granaten zu verhüten, sind die Decke unter dem Holz mit $^{1}/_{2}$ bis $^{3}/_{4}$ zölligen Stahlplatten versehen.

Das Schiff führt sechszehn Geschütze und zwar sämmtlich gezogene 72pfündige Hinterlader. Man nennt sie 72pfündige, weil ihre Rundkugel so viel wiegen würde; da sie aber Langgeschosse feuern, wiegen dieselben circa 180 Pfund und die Pulverladung beträgt 20 Pfund. Sie sind von Krupp in Essen aus Stahl gefertigt, die Rohre wiegen 180 Centner und sie stehen sämmtlich auf Rahmenlaffetten, da sie auf der gewöhnlichen vierrädrigen Laffette sich nicht leicht genug bewegen lassen. Vierzehn befinden sich in der Batterie und zwei, wie schon bemerkt, auf dem Oberdeck.

Die Besatzung beläuft sich auf 500 Köpfe incl. eines Maschinenpersonals von etwa 50 Personen.

In Bezug auf Mannschaften bieten die Panzerschiffe einen großen Gewinn. Ein früheres Schraubenlinienschiff von 120 Kanonen, dem eine Fregatte, wie der „Kronprinz," trotz ihrer sechszehn Geschütze bedeutend überlegen ist, bedurfte 1200 Mann Besatzung. Das Land spart also durch die Einführung der Panzerschiffe über 50 Proc. Leute, ein Gewinn, der nicht hoch genug anzuschlagen ist und jedenfalls die etwaigen Mehrkosten des Baues weit aufwiegt.

Außer in seinen schweren Geschützen besitzt der „Kronprinz" noch in seinem Sporn eine furchtbare Waffe, deren Wirksamkeit durch die große Geschwindigkeit des Schiffes bedeutend erhöht wird.

Bei der Landarmee ist die Kanone die ultima ratio, bei den Panzerschiffen ist es der S p o r n, dessen gerundete und keilförmige Spitze sich etwa acht Fuß unter Wasser befindet. Wenn alles Schießen nichts hilft, so wirkt ein geschickt angebrachter Spornstoß gewiß, und wenn er auch bei den oben beschriebenen neueren Einrichtungen den Feind noch gerade nicht zum Sinken bringt, so lähmt das Volllaufen einer inneren Abtheilung seine Manövrirfähigkeit doch derart, daß er ohne sofortige Hilfe seiner Kameraden verloren ist.

Lissa hat hiervon ein lebendiges Beispiel gegeben und die italienische Panzerfregatte Re d'Italia verschwand nach drei Minuten in der Tiefe, als sie den Stoß von Tegethoffs Admiralsschiff empfangen.

Der „Kronprinz," welcher im Herbst vorigen Jahres fertig wurde, liegt seit October im Kieler Hafen und wird wahrscheinlich in diesem Jahre zu einer Kreuzfahrt in Dienst gestellt werden.

Auf der Ueberfahrt von England nach der Ostsee hat er sich so gut als Seeschiff bewährt, wie man es von einem Panzerschiffe erwarten kann. Er ist als Bark getakelt, d. h. mit drei Masten, von denen die beiden vorderen Raaen haben und er kann ebensogut unter Segel wie unter Dampf manövriren. Das Bugspriet, d. h. der schräg nach vorn über den Bug liegende Mast, welches bei hölzernen Schiffen fest liegt, ist zum Einlaufen eingerichtet, um im Gefecht nicht den Stoß des Widders zu hindern. Die Masten sind von Eisen und hohl, sie dienen als Ventilatoren und leisten als solche die vortrefflichsten Dienste. Das unter Aufsicht preußischer Schiffbauingenieure in $1^{3}/_{4}$ Jahren erbaute Schiff ist in allen seinen Theilen stark und gut construirt und seine Acquisition ist für die norddeutsche Bundesmarine ein ganz bedeutender Zuwachs.

R. Werner.

Am Familientische.

Das erste und letzte Ruhekissen König Ludwigs.

Dumpf und traurig läuteten die Glocken von St. Benno zu München am 29. Februar 1868 . . . an demselben Morgen war König Ludwig I. von Baiern in Nizza gestorben! Wie fröhlich hatte dagegen das Glockengeläut am 25. August 1786 vom Münster zu Straßburg geklungen! — aber noch fröhlicher jubelten die alten Grenadiere des französischen Regiments Deux-Ponts (Zweibrücken) — war doch an dem Tage ihrem Maréchal de Camp, Herzog Maximilian Joseph von Zweibrücken, dem Deutschland leider abtrünnig gewordenen Oberst-Inhaber des Regiments, der erste heißersehnte Sohn geboren! Die alten französischen Grenadiere liebten ihren deutschen Maréchal mehr als ihren Augapfel — mehr als ihr Leben — ja, mehr noch als ihre in Sturm und Schlacht oft schon recht grau gewordenen sorgfältig gepflegten, buschig langen . . . Schnurrbärte! Aber trotzdem waren sie ziemlich rathlos, wie sie dem Duc-Maréchal ihre Huldigung darbringen sollten . . . denn in ganz außerordentlicher Weise mußte es geschehen.

„Halte-là! Attendez, mes camarades — j'ai une idée sublime!" rief plötzlich ein kleiner Corporal mit blitzenden Augen und echt französischem Pathos, sprang mit wunderbarer Beweglichkeit auf den Tisch zwischen die Weinkrüge und fuchtelte mit Armen und Beinen zu gleicher Zeit in dem Tabaksqualm umher — „Grenadiere des tapferen Regiments Deux-Ponts: — wir möchten unserem glorreichen Duc-Maréchal unsere frohe Theilname in außerordentlichster Weise bezeugen . . . legen wir ihm das Liebste, was wir auf Erden haben, zu Füßen . . . unsere Schnurrbärte!"

Das Wort fiel wie ein Gewitterschlag betäubend unter die Soldaten — kein Laut ward gehört — nur die bedrohten Schnurrbärte zitterten vor innerer Bewegung . . .

Dann mit einem Mal brach der jubelnde Enthusiasmus brausend los: „Parbleu! unser großer Caporal Petit-Piccolo hat's getroffen . . . vive le Duc-Maréchal — vive le petit prince — vive la sublime idée de notre grand caporal Petit-Piccolo!"

Und der Jubel wollte kein Ende nehmen; Monsieur le Kaporal Petit-Piccolo verneigte sich mit strahlendem Lächeln, die kleine Hand auf das große Herz gelegt, zierlich nach allen Seiten von seinem Tische herab.

„Mais — mais — il y a un mais!" — ließ sich plötzlich eine fette, nüchterne Straßburger Gänseleberstimme vernehmen — „was soll am Ende le Duc-Maréchal mit unseren Schnurrbärten anfangen?"

„Hélas! — bah! — peste! — wer kann auch an alles denken!" und die verwitterten alten Grenadiergesichter wurden länger und länger — und die zitternden grauen Schnauzer lebten wieder auf.

Nur der Schnurrbart des kleinen Corporals auf dem Tische sträubte sich wie ein Puterschweif kampfbereit . . . an einem solchen elenden Einwande sollte seine sublime Idee zu Grunde gehn? Nimmermehr! „Vaincre — triompher . . . ou mourir!" war der Wahlspruch Monsieur Petit-Piccolos. Er rückte und rührte sich nicht zwischen den Weinkrügen auf seinem hohen Standpunkte. Er warf seinem Opponenten nur einen vernichtenden Blick voller Verachtung zu — dann rief er aus:

„Halte-là! Mes camarades — ich hab's: Wir stopfen unsere Schnurrbärte in ein seidenes Kissen und überreichen es in feierlicher Deputation unserem Duc-Maréchal zum — Kopfkissen für seinen kleinen Prinzen!"

Diese sublimste Idee des kleinen Corporals Petit-Piccolo fand den rasendsten Beifall. Das Händeklatschen und Fußtrampeln wollte kein Ende nehmen. Im ersten Feuer des Enthusiasmus setzten sich die Grenadiere au moment — tête-à-tête hin, faßten sich gegenseitig an die ehrwürdigen Nasen und säbelten sich so ohne Erbarmen die stattlichen weißen — grauen — schwarzen — rothen — braunen — blonden — und melirten Schnauzer ab! Monsieur Petit-Piccolo ging von Grenadier zu Grenadier und sammelte sorgfältig jedes kostbare Härlein in seinen Brotbeutel. Madame — die Corporalin Petit-Piccolo nähte aus ihrem rothseidenen Hochzeitskleide ein Kissen, stickte das Wappen: Zwei Brücken! und Rosen und Vergißmeinnicht in den Farben des Regiments darauf und stopfte die Melange von Grenadier-Schnauzern hinein. An der Spitze einer stattlichen Deputation aus den ältesten Grenadieren Deux-Ponts überbrachte Petit-Piccolo mit einer solennen Festrede die Gabe des Regiments dem neugeborenen Duc-Maréchal.

Der gute Papa Maréchal wollte wohl anfangs ein wenig lächeln über das curiose Geschenk seiner braven Grenadiere . . . als er aber die schmerzlich verlegenen kahlen Oberlippen recht ansah — da fühlte sein Soldatenherz die ganze Größe des Opfers!

Auf diesen Schnurrbärten der alten französischen Grenadiere des Regiments Deux-Ponts zu Straßburg träumte der kleine Ludwig Karl August, Prinz von Zweibrücken, seine ersten Kinderträume, ahnungslos — daß diesen kleinen Kopf, der jetzt unter dem Wiegenliede einer glücklich lächelnden Mutter so leicht die elastischen Schnurrbärte drückte, dereinst noch eine Königskrone drücken werde!

Im Jahre 1795 wurde Herzog Maximilian Joseph von seinen Grenadieren, denen die Schnauzer inzwischen schon ganz stattlich wieder gewachsen waren, getrennt. Er ward der Nachfolger seines Bruders Karl in der Regierung von Pfalz-Zweibrücken und schon 4 Jahre darauf durch den Tod seines Vetters, des Kurfürsten Karl Theodor, Kurfürst und im Jahre 1806 als Maximilian I., König von Baiern.

Seinem ältesten Sohne Ludwig gab König Maximilian unter seiner strengen persönlichen Aufsicht eine vorzügliche Erziehung. Später studirte der Prinz in Göttingen und machte dann mehrere Jahre größere Studienreisen durch Europa. Seine ersten Lorbeeren erwarb sich der zwanzigjährige Königssohn 1806, indem er den Angriff der Russen auf den Brückenkopf von Sierock energisch zurückschlug. Aber im ganzen hatten die Kinderträume auf den Schnurrbärten der tapferen Grenadiere des Regiments Deux-Ponts keinen Einfluß auf den Geschmack des Prinzen ausgeübt. Das blutige, rauhe Soldatenhandwerk sagte ihm nur wenig zu. Mit seltenem Eifer und bestem Erfolge gab er sich dafür in den Jahren des Friedens den Wissenschaften und schönen Künsten hin. Er machte Verse — wenn auch nicht immer musterhafte, — er malte, modellirte, zeichnete Entwürfe zu dereinstigen Bauwerken, träumte Luftschlösser! Nach dem Tode Maximilians, im Jahre 1825, nahm der junge sprudelnde Kopf die Königskrone auf sich, wie eine goldne Last — die man am liebsten in der feuer- und diebesfesten Schatzkammer geborgen weiß. So ward aus dem kunstsinnigen, leichtherzigen, genialen Prinzen Ludwig — der leichtherzige, geniale Künstler-König von Baiern, der sich am wohlsten fühlte, wenn er Se. Majestät eine Weile bei Seite schieben und in der wundersamsten Participialconstruction auf die schönen Augen einer Kellnerin und die zarten Fußspitzen einer Tänzerin Verse machen — im civilsten Paletot am Arme Saphirs witzsprühend durch Münchens Straßen flattern — Ateliers von Bildhauern und Malern besuchen — und vor allen Dingen bauen konnte! Er baute die Walhalla bei Regensburg und die Ruhmeshalle bei München, die Befreiungshalle bei Kehlheim, die Glyptothek und Pinakothek, das neue Schloß, die St. Annenkirche, die protestantische und die Ludwigskirche, Bibliothek und Universität, Obelisk und Thore und bereicherte seine Residenz mit vielen guten — und mittelmäßigen und schlechten Statuen. Und dabei hatte er auch den redlichsten Willen, sein Land und Volk glücklich zu machen. Er schaffte die kostbare Garde ab und machte den reichen Nachlaß seines Vaters: Garderobe, Equipagen und Liebhabereien — zu Gelde und förderte dadurch den Bau des Ludwigskanals, der die Donau mit Main und Rhein verbindet 2c. 2c.

Recht wohl fühlte sich dieser geniale, kunstsinnige Kopf aber erst, als das Jahr 1848 ihm die drückend schwere Königskrone herabgeweht hatte und von dem Künstler-Könige nur ein liebenswürdiger, leutseliger, wohlthätiger Künstler-Particulier übrigblieb! und jetzt erst fing Baiern an, seinen Ludwig zu verstehn und zu lieben. Alt und Jung — besonders auch die Kinder und die Armen auf der Straße — hingen „dem alten Herrn" immer mehr an, wenn er mit dem heiteren Gesicht, dem leutseligen Wort und der stets offenen wohlthätigen Hand — in dem oft schon recht abgetragenen oder gar geflickten Rock und dem altmodischen Hute durch die von ihm so königlich geschmückten Straßen Münchens ging. Der alte Herr liebte seine alten Kleider so sehr, daß er sich nur im äußersten Nothfalle von ihnen trennte . . . um sie dann sorgfältig in großen Schränken aufbewahren zu lassen. Dort hängen seit dem Jahre 1825, der Thronbesteigung König Ludwigs I., streng nach der Anciennität geordnet, bis auf den heutigen Tag alle Röcke und Hosen, Westen und Hausjacken, Stiefel und Hüte von Filz und Stroh — gestickt und verblichen, die der König jemals getragen — ein wahres Kleidermuseum — ein seltener Schatz für die Kostümkunde vergangener Tage.

München weinte, als der Dampfwagen mit dem einbalsamirten Leichnam heranbrauste und sie denselben in seinem eisernen Sarge, in dem längst bereiten Marmorsarkophag aus dem heimischen Unterberg in der Gruft der St. Bonifacius-Kirche an der Seite der Königin Theresia beisetzten. Das Herz des alten Herrn haben sie ihm nach seinem letzten Wunsche aus der stillen Brust genommen und zu den Herzen der Ahnen in die Urnen von Altötting gestellt. Selbst im Tode noch originell, ruht jetzt nach der Bestimmung des alten Herrn an der Stelle des fehlenden Herzens der königliche Trauring . . . mußte die gute Königin Therese sich doch oft schon im Leben mit diesem goldnen Bande begnügen, wenn das unbeständige Herz des Königs davon geflattert war!

. . . Still und friedlich schlummert der alte Herr in seinem letzten eisernen Bette — noch stiller und friedlicher, wie einst das lächelnde, träumende Kind auf den Schnurrbärten der alten treuen Grenadiere des Regiments Deux-Ponts. Das sanfteste Ruhekissen eines todten Königs hienieden aber bleibt doch: die Liebe eines dankbaren Volks! A. W.

Ein neuer geselliger Scherz.

Es ist grade kein Ueberfluß an geselligen Scherzen, wenigstens nicht an neuen. Der nachfolgend beschriebene möge denn versuchen, ob er auch in anderen Kreisen die Lachmuskeln mit derselben Kraft in Bewegung setzt, wie er das in der Familienstube des Einsenders gethan hat. Ein Kreis, womöglich „in bunter Reihe," reicht sich, die Arme kreuzend, nach beiden Seiten die Hände, die rechte Hand nach links, die linke nach rechts, bildet also eine Kette. Dann fängt einer an und spricht zu seinem Nachbar rechts: „Du, die Post von Paris ist angekommen." — „So?" entgegnet dieser, „was hat sie denn mitgebracht?" worauf der erste berichtet: „Einen schönen Gruß und ein holdes Lächeln," letzteres wird natürlich dabei ausgedrückt. Jetzt wiederholt sich dieselbe Unterhaltung zwischen dem zweiten und dritten, dann zwischen dem dritten und vierten und so fort durch den ganzen Kreis. Dann beginnt der zweite Turnus, indem der erste zum zweiten sagt: „Du, die Post von Paris ist angekommen," und auf dessen Frage: „So? was hat sie denn mitgebracht?" antwortet: „Einen schönen Gruß, ein holdes Lächeln und einen sanften Händedruck", alles mit der entsprechenden Bethätigung begleitet. Wieder rund durch den Kreis, dann ein dritter Gang mit dem Hauptspaß, denn jetzt nimmt der erste einen möglichst großen hölzernen Küchenlöffel, in Westfalen Schleef genannt, quer in den Mund, möglichst weit am dicken Ende des Stieles, und sagt dann dasselbe wie oben, nur mit dem schließlichen Zusatz: „und diesen Schleef", reicht den besagten Schleef von Mund zu Mund (denn die Hände liegen in denen der Nachbarn rechts und links) dem Nachbar rechts, worauf sich diese höchst beschwerliche und darum urkomische Unterredung und Weiterspedirung des Schleefs fortsetzt. Man versuche es einmal und über Mangel an gründlichem Lachen wird man sich nicht beklagen. Erfindungsreiche können die Unterredungen natürlich durch Einschiebungen vermehren und sonst modificiren; nur wird der Schleef immer den Schluß bilden müssen.

Aus Hermann Wagners Gartenbotanik.

Für Blumen- und Gartenfreunde des Daheim.

Wir Bewohner der großen Städte, besonders derer, die in wohlbebauten Ebenen liegen, haben als Eltern, Lehrer oder Schüler gewiß mehr als einmal die Erfahrung gemacht, daß die Schule besonders bei einem Unterrichtsgegenstande mit der Möglichkeit und — der Polizei in Conflict geräth. Dieser Unterrichtsgegenstand ist die Botanik. Wenn mit Ostern der botanische Cursus beginnt, so sollen die Schüler selbstgesuchte Pflanzen mitbringen. In kleineren — selbst mittleren Städten geht das — da zieht mit den grünen Kindern des Lenzes ein gar würziger, belebender Duft in die noch winterlichen Schulzimmer — aber in den großen Städten ist es anders. Woher soll der Schüler z. B. in Berlin seine Pflanzen holen, wohin soll er botanisiren gehn? Er müßte stundenlang laufen oder fahren, bis dahin, „wo die letzten Häuser stehn“ und da findet er erst recht nichts. Im Thiergarten möchte es ebensowenig gerathen sein, einige Classen botanisirender Realschüler loszulassen, denn der Schutzmann würde sein energisches Veto einlegen; woher also nehmen, wenn nicht stehlen? und wenn stehlen, wo stehlen? Auch in Städten wie Hamburg, Leipzig, Breslau sind die nächsten Umgebungen durch Warnungstafeln mit schweren Strafandrohungen gegen den Wissensdurst botanisirender Sextaner geschützt, und die weiteren Markungen sind so entlegen, beherbergen auch in der Regel so wenig Pflanzengattungen, daß der arme Junge den Anforderungen des Lehrers kaum nachkommen kann.

Da hat denn der vielbekannte Jugendschriftsteller und Botaniker Hermann Wagner (außerdem geschätzter Mitarbeiter des Daheim), in seinem neuen Buche:

Gartenbotanik für Schulen,

insbesondere solche größerer Städte,

angeknüpft an

die am leichtesten zugänglichen Gartengewächse.

I. Cursus mit 246 in den Text gedruckten Abbildungen.

1868. Preis 22½ Sgr.

(das man, wie er sagt, auch „Schulbotanik im Garten“ nennen könnte) einen Ausweg eingeschlagen, der ganz dazu angethan ist, den botanischen Unterricht in größeren Städten, der bisher an todten, unanschaulichen Abbildungen krankte, neu zu beleben. Die gewählten Pflanzen sind solche, wie sie auf Wochenmärkten, in Gemüsekellern, Blumenhandlungen, aus Blumentöpfen, Hausgärten oder Handelsgärtnereien von jedem Schüler leicht um ein billiges zu beschaffen sind. Das Buch ist eine originelle Erscheinung und wird, da es einem praktischen Bedürfnisse entgegenkommt, bald in den Schulen größerer Städte eingeführt sein. Aber auch für jedes Haus, das einen Garten hat, ist es ein willkommener Berather. Der Verfasser hat 24 Pflanzen als Repräsentanten ihrer Arten ausgewählt, sie nach ihrer Blütezeit geordnet und über die Zeit von Ostern bis Michaelis vertheilt. „Die Birke,“ sagt er, „entnahmen wir dem Landschaftsgarten, da sie zu Pfingsten gebräuchlichermaßen ohnedies ins Haus gebracht wird und gleichzeitig ein erwünschter Vertreter der einheimischen Laubholzbäume und Kätzchenblüthler, sowie ein Pflegling des Forstmanns ist (nicht wegen ihrer anderweitigen pädagogischen Verwendung). Den Weizen wählte ich als Vertreter der Getreide, die Kartoffel als Repräsentanten der nahrhaften Knollen; — für beide sind jedoch auch ächte Gartenzöglinge derselben Familien beigegeben. Alle ernstlich giftigen, übelriechenden, betäubenden, brennenden oder sonst bedenklichen Pflanzen sind weggelassen worden.“

Unter andern finden wir noch Gartentulpe, Stiefmütterchen, Goldregen, Rose, Gartennelke, Fuchsia u. s. w., alles mit zahlreichen Abbildungen illustrirt. Besonders interessant ist die jedesmalige Auseinandersetzung über „Geschichtliches und Kultur,“ die der Verfasser jeder Pflanze anhängt, und wir sind gewiß, allen Pflanzen- und Gartenliebhabern unter unsern Lesern einen besonderen Dienst zu erweisen, wenn wir hier am Familientische von Zeit zu Zeit die betreffenden Kapitel über einige der beliebtesten, zur Zeit gerade blühenden Blumen abdrucken. Für heute beginnen wir mit der

Geschichte und Kultur des Stiefmütterchens (dreifarbiges Veilchen).

„Das Stiefmütterchen ist im größten Theile Deutschlands als wildwachsendes Pflänzchen einheimisch und hat schon seit frühen Zeiten durch seine bunten Blumen die Aufmerksamkeit der Leute auf sich gezogen. Es blüht vom ersten Frühjahr an bis zum späten Herbst, und weil man sich für das hübsche Blümchen interessirte, hat man allerlei scherzhafte Sagen und Bezeichnungen an dasselbe geknüpft.

So wird der Name „Stiefmütterchen“ auf zweierlei Weise erklärt. Man benutzt ihn zunächst für die auf den Aeckern wachsende bleichgelbe Form. Da jene Farbe als Bezeichnung des Neides und der Mißgunst gilt, so sagte man, das Ackerveilchen beneide das blaue Märzveilchen um seinen Duft und sei deshalb gelb geworden. Man nennt es auch in manchen Gegenden Schwägerin. Andere dagegen erklären den Namen Stiefmütterchen aus der unregelmäßigen Ausbildung der Blumenkrone. Sie sagen: das unterste große Blumenblatt ist die böse Stiefmutter, die sich übermäßig breit macht. Sie hat sich auf zwei Stühle — 2 Kelchblätter — gesetzt. Bei manchen Gartenstiefmütterchen sieht die Zeichnung der Blumen auch fast aus wie ein sehr verdrießliches Gesicht. Die beiden Blütenblätter links und rechts sind die ebenfalls buntgekleideten rechten Töchter der Stiefmutter. Jede derselben sitzt auf einem besonderen Stühlchen, einem Kelchblatt. Die beiden obersten Blumenblätter sind dagegen die beiden Stieftöchter, gekleidet in dunkle Trauerfarben, und beide zusammen nur auf einem einzigen Stühlchen sitzend.

Eine Sage erzählt: das Stiefmütterchen, das zwischen dem Getreide gewachsen, habe ehedem eben so lieblich geduftet wie das Märzveilchen. Die Leute seien deshalb, um es zu pflücken, oft ins Getreide gelaufen und hätten dabei viel von dem letztern zertreten. Dem Blümchen sei dies leid gewesen und es habe deshalb zur heiligen Dreifaltigkeit gebetet, daß diese ihm den Wohlgeruch nehmen möge, damit das Getreide verschont bleibe. Sein Gebet sei erhört und das Blümchen geruchlos geworden. Es habe nun den Namen Dreifaltigkeitsblümchen erhalten. Andere erklären letzteren Namen aus der dreiklappig aufspringenden Frucht, noch andere aus den drei Farben der Blume. Wegen der Samen, die auf den geöffneten Fruchtklappen frei liegen, nennt man es auch Freisamkraut, wegen der grellen, hellen und dunklen Farben mancher Sorten Tag- und Nachtblume. Die Engländer nennen das dreifarbige Veilchen heart's ease, d. i. Herzfreude, three faces under a hood, d. i. drei Gesichter unter einem Hut; die Franzosen Pensée, Gedenke mein oder Vergißmeinnicht.

Bereits im sechzehnten Jahrhundert ward das Stiefmütterchen in den Verzeichnissen der beliebtesten Gartenblumen aufgeführt in Gemeinschaft mit Nelken, Tausendschön, Violen, Lilien, Ringelblumen u. a. Seine vorzüglichste Pflege erhielt es in den letzten Jahrzehnten zunächst in England, dann in Frankreich, Holland und Deutschland. Die Gärtner erzeugten neue Sorten vorzüglich durch Vermischung mehr verwandter Arten mit demselben; so benutzten sie hierzu das altaische, das schöne, das großblütige, das gelbe, das zweifarbige u. a. Veilchen. Will der Gärtner eine solche neue Sorte erzielen, so bricht er bei der sich eben öffnenden Blume vorsichtig die Staubgefäße aus, ehe sie ihren Blütenstaub ausstreuen können. Erscheint nachher die Narbe der Blume feucht von ausgeschwitztem Honig, so trägt er mit einem feinen Pinsel den Blütenstaub der anderen Art auf die Narbe über. Der Blütenstaub von hellen Blumen erzeugt nachher Samen, aus denen Pflanzen mit ebenfalls hellen Blumen hervorgehen. Bringt man Blütenstaub von einer blauen Blüte auf die Narbe einer gelben Blüte, so werden aus den Samen Blüten von bunter: gelb und blauer Färbung, jedoch mit vorherrschendem Blau. Eigenthümlich ist es, daß sich beim Stiefmütterchen die Blütenblätter nicht vermehren, wie solches beim wohlriechenden Veilchen vorkommt, sondern sich statt dessen bedeutend vergrößern. Soll ein Stiefmütterchen als besonders schön gepriesen werden, so verlangt der Gärtner, daß seine Blüte gegen 2 Zoll im Durchmesser haben und ringsum völlig abgerundet sein muß, so daß die einzelnen Blätter sich etwas mit den Rändern decken. Dabei verlangt er reine, weiche, scharf gezeichnete Farben von sammtartigem Schimmer. Es gibt heutzutage besondere Ausstellungen von schönen Stiefmütterchen, bei denen bestellte Richter die schönsten Sorten mit Geldpreisen belohnen. Es werden in den Gartenverzeichnissen über 400 verschiedene Spielarten aufgeführt.

Um Samen zu erziehen, säet der Gärtner im März in Kästen, die er mit Haide- und Gartenerde, zu gleichen Theilen gemischt, gefüllt hat. Die Samen werden möglichst dünn gestreut und mit fein gesiebter Erde schwach bedeckt. Ueber die Kästen legt man zunächst Glasscheiben. Nach 10 bis 14 Tagen gehen die Keimpflänzchen auf und man nimmt die Glasscheiben weg. Haben die Pflänzchen außer den beiden Keimblättern noch zwei weitere Blätter getrieben, so werden sie in ein geschütztes Beet oder in Kästen verpflanzt. Will man gleich im ersten Frühjahr blühende Stiefmütterchen haben, so säet man bereits im Januar, pflanzt sie im Februar in Kästen und im März in die Beete.

Alte Stöcke kann man vermehren durch Theilen, indem man sie in der Weise auseinanderreißt, daß an jedem Theile eine Anzahl Wurzelbüschel bleiben. Bei dieser Vermehrungsart verlieren aber oft die Blüten ihre frühere Schönheit. Die Gärtner ziehen es deshalb vor, besonders schöne, reine Sorten durch Stecklinge zu vermehren. Sie wählen hierzu im September solche junge Triebe, die in der Nähe der Wurzel entspringen, reißen sie von der Pflanze los, brechen Blumen und Knospen ab, die daran sind, und stecken sie in ein lockeres Gartenbeet, eine Handbreit von einander entfernt. Anfänglich decken sie einen Kasten darüber, der mit Fenstern versehen ist. Den Tag über halten sie die Fenster geschlossen, nachts öffnet man dieselben. Auf diese Weise kann man während des ganzen Winters Blumen haben. Anfang Februar zeigen sich an jedem Steckling 4 bis 6 neue Ausläufer, dann pflanzt man sie ins freie Land und gibt ihnen anderthalb Spannen Abstand.

Bei den erwähnten Stecklingen erzeugen sich an den in die feuchte Erde gebrachten Stengelknoten neue Nebenwurzeln, welche die Ernährung der Pflänzchen übernehmen. Jeder Zweig kann auf diese Weise zu einer besonderen selbständigen Pflanze werden. Man muß jedoch bis zu der Zeit, daß sich der Steckling hinreichend bewurzelt hat, Luft und Sonne etwas abhalten, damit der Zweig sich nicht durch zu starke Verdunstung erschöpft. Beim Verpflanzen hat man auch darauf zu achten, daß die neue Erde gehörig gelockert und nahrungsreich ist, sonst werden die Blumen sofort kleiner und unansehnlicher. In schlechtem Boden geht das Stiefmütterchen bald in die wilde Form zurück.“

D. R.

Auflösung des Räthsels in Nr. 25:

Wolke.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim







Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 25. April 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 30.**

Emmerenzia.

Eine wahre Geschichte von **Karl Guntram.**

„Ein Abgrund ist das Herz . . ." **Hebbel.**

Es ist kein psychologisches Problem, das wir bringen, sondern eine wahre Geschichte, obwohl sie einem Problem vielleicht ähnlich sieht. Mancher Leser dürfte sich erinnern, vor fünfzehn Jahren in den Zeitungen davon gelesen zu haben. Wir sind in der Lage, die ganze Begebenheit mit allen Einzelheiten nach authentischer Quelle wiedergeben zu können und thun dies ohne Zusatz und Aufputz.

Es war im Hochsommer 1851, als abends nach eingetretener Dämmerung in den Hofraum einer Mühle bei Salzburg, der vornezu von einer Mauer abgeschlossen war, eine Bauersfrau trat, die offenbar ziemlich weit her zu Fuß kam, denn ihre Schuhe waren weiß bestäubt, sie wischte sich den Schweiß von der Stirne mit der rechten Hand, und mit der linken trug sie einen kleinen weißen Bündel über der Achsel an einem Regenschirm von rothem Baumwollstoff.

Sie sah sich um im Hofraum und ging dann auf einen Knecht zu, der seine Sense dengelte. Sie mußte ihn um etwas gefragt haben, denn er hob den Kopf in die Höhe, hielt mit seiner Arbeit einen Augenblick an und deutete dann mit den Worten nach dem Hause: „Dort kommt sie selber."

Aus dem Hause kam eine Magd, welche ausgehängte Fenster zum Hofbrunnen trug, um sie zu scheuern und, ohne auf die Fremde zu achten, sogleich ihr Geschäft begann, mit einem nassen Strohwisch die Fensterflügel bearbeitete und von ihrer Arbeit weiter nicht aufschaute.

Die Bauersfrau trat näher heran und blieb eine Weile beobachtend stehen; endlich, als es ihr zu lange wurde, rief sie fast ungeduldig: „Emmerenz!"

Die Angeredete, durch den Ton der Stimme betroffen, sah auf und antwortete mit dem Kopf zum Gruße nickend: „Ach, seid Ihr's, Mutter!" dann setzte sie ruhig ihre Arbeit fort, eine weitere Ansprache abwartend.

„Ich komme ein wenig nachsehen, wie's geht," sagte die Bäurin mit einer gewissen Unruhe, und es war deutlich zu entnehmen, daß sie etwas auf dem Herzen habe.

„Was macht der Vater?" fragte Emmerenz nach einer Weile.

„Gesund wär' er . . ." — war die Antwort.

Emmerenz wusch und striegelte fort.

„Aber schlecht geht's . . . der Hagel hat uns die Frucht erschlagen . . . Gottlob, die Fütterung wäre gut gerathen . . . Arbeit gibt's . . . aber wir haben nicht Hände genug . . ."

„Hast fünf Töchter im Haus —"

„Die Fevi ist auf der Alm . . ."

„Bleiben noch vier . . ."

„Werden doch nicht fertig . . . ."

„Will's glauben," sagte Emmerenz und ein höhnischer Zug trat auf ihre Lippen.

„Wir haben auch den Proceß verloren . . . hat über 3 Jahre gedauert die Geschichte . . . jetzt müssen wir den Auszug hinauszahlen . . ."

„Ihr hättet's nie auf einen Proceß sollen ankommen lassen . . . ich hab' euch's gesagt . . . ihr waret im Unrecht . . ."

„Dann kommt noch unser Advocat zu zahlen . . . und noch dem andern seiner zu zahlen . . ."

Emmerenz schüttelte mit dem Kopfe.

„Dein Vater hat wieder hundert Gulden aufs Haus aufnehmen müssen . . . Du weißt ja, wie er ist . . . er richtet nichts aus . . . steckt immer in seinen alten Büchern . . . hätte ein Schullehrer werden sollen, kein Bauer."

„Laß das, Mutter! laß ihm sei bissel Freud' an den Büchern; hat sonst nichts anderes."

„Hast viele Arbeit hier . . ?"

„Ich thu' sie gerne," sagte Emmerenz.

„Möchtest Du nicht heim zu uns?"

„Nein, Mutter!"

„Und warum nicht?" fragte die Bauersfrau.

„Mutter, Du weißt es. Was fragst Du noch? Du weißt, warum ich von Hause fort bin vor vierthalb Jahren. Hier ist Arbeit und Frieden. Bei Euch kann man alle sieben Hauptsünden beisammen finden. Der Zank regiert, die Hoffart, die Trägheit."

Die Bauersfrau machte eine unwirsche Miene und gerieth in sichtliche Aufregung.

Während des Gesprächs war eine Frau aus dem Hause getreten, welche von ferne die Fremde mit prüfenden Blicken beobachtete und nun herzu kam. Sie mochte vierzig Jahre zählen, war groß, von ansehnlichem Körperbau, ernst, doch mit milden, einnehmenden Zügen; sie trug einen schwarz und blau melirten wollenen Rock, eine Joppe von braunem Tuch und ein schwarzseidenes Kopftuch, am Hinterhaupt in einen einfachen Knoten geschlungen.

„Wer ist das?" fragte sie, zur Emmerenz gewendet. — „Die Mutter," antwortete diese. — „Deine Mutter?" — „Ja, Frau!" — „Häng noch die Fenster ein und laß alles übrige. Es ist ohnehin längst Feierabend. Führ deine Mutter in die Stube und schau, daß sie was zu essen kriegt. Ihr werdet wohl bei uns bleiben, Bäurin, über Nacht?" — „Ja, ich möchte bitten," sagte die Bauersfrau, die in der Herzugekommenen leicht die Müllerin erkennen konnte.

Emmerenz hatte mittlerweile ihre Fenster fertig gemacht und trug sie nun, von ihrer Mutter gefolgt, ins Haus zurück. Das Abendessen im Hause, das auf dem Land um sieben Uhr auf den Tisch zu kommen pflegt, war längst vorüber. Sie holte daher aus der Milchkammer ein Reindel „gestöckelte" Milch und einen Laib Brot, die sie vor ihre Mutter hinstellte, hängte dann die Fenster ein und ging wieder in den Hof hinaus, um nach dem Hunde zu rufen, der bald wedelnd herbeisprang, um seinen ihm wohlbekannten Nachtdienst im Hofe anzutreten. Dann sperrte Emmerenz das Hofthor und die Hausthüre und geleitete ihre Mutter über die steinerne Treppe in ihre gemeinschaftliche Schlafstube im oberen Stock.

Es war schon halb zehn Uhr und alles im Hause mäuschenstille. Der Mond stand hellleuchtend am blauen Himmel und schaute durchs offene Fenster. Die Bäuerin hatte sich ausgezogen und lag halb aufgerichtet im Bette, ihre graugesprenkelten Haare von Zeit zu Zeit aus den Schläfen streichend. Sie bot alle Ueberredungskünste auf, um zu erreichen, weshalb sie gekommen war. Emmerenz sollte nach Hause. Alles sei mit ihrem Vater verabredet; beide seien sie einverstanden; Emmerenz solle ihnen aushelfen, dafür solle sie das Gut haben, und künftiges Jahr wollten sie es ihr übergeben. Die Eltern würden sich mit einem geringen Ausgeding zufrieden geben; der Antheil der Schwestern solle auf dem Hause gut geschrieben und dort liegen bleiben.

Emmerenz saß auf dem Bette, den Kopf auf die Hand gestützt, die dunklen Haare flossen über ihren Nacken; es war eine kräftige, hübsche Person, von beiläufig zwanzig Jahren, mit ausdrucksvollen Gesichtszügen; die Mundwinkel und die starken Brauen über den glänzenden braunen Augen und der stumpfen Nase zeigten einen festen, entschlossenen Charakter. Sie ließ in sich hineinreden, ohne ein Wort zu erwidern und hatte auf die mehrmals drängende Frage der Mutter nur die Antwort: „Bis morgen wirst Du es hören;" sie schien mit sich selbst noch zu Rathe zu gehen.

Es mochte gegen Mitternacht sein, als die anstürmenden Lockreden der Mutter, die sich in Pausen wiederholten, allmählich verstummten.

Die Müllerin blickte mit einem unangenehmen Vorgefühl auf Mutter und Tochter, als diese am andern Morgen sie aufsuchten.

„Wir möchten die Emmerenz zu Hause haben," sagte die Bäuerin, und Emmerenz fügte hinzu: „Der Vater und die Mutter wollen mir in einem Jahre das Bauerngut übergeben; bis dahin soll ich ihnen arbeiten helfen."

„Und wann willst Du gehen?" fragte die Müllerin.

Emmerenz schwieg, aber die Bäuerin antwortete statt ihrer, daß sie ihre Tochter eigentlich g l e i c h brauchten, wenn es so sein könnte.

Die Müllerin zuckte die Achseln und antwortete, daß dies jetzt nicht sein könne, der Müller und ihr Sohn seien im Gebirge und kämen erst in vierzehn Tagen nach Hause; die Emmerenz sei, wie alle ihre Leute, aufs Vierteljahr gedingt; doch wolle sie den Eltern nicht im Wege stehen und mit Ende des Monats könne sie gehen, wenn sie wolle; bis dahin werde sich auch eine andere finden.

„Und gehst Du gerne von uns?" fragte die Müllerin ausholend.

„Nein, Frau! So wohl wird es mir nirgends mehr."

„Und warum gehst Du denn?"

„Ich kriege das Gut, und das ist meine Bestimmung."

Nach diesen Worten grüßte sie noch ihre Mutter und kehrte an ihre Arbeit zurück. Die Müllerin sah ihr eine Weile nach, dann sagte sie zur Bäuerin, die ihr Reisebündel wieder zusammenmachte: „Es ist mir leid um die Emmerenz. Das ist eine rechtschaffene Dirne, wir haben nie eine bravere gehabt; thut ihre Sache und schaut auf die Sache wie keine andere; spricht nicht viel; macht keinen Verdruß und zeigt keinen; weicht den Mannsbildern aus und will nur in ihrer Arbeit nicht beirrt sein; meine Leute nennen sie einen „eigenen Kopf," aber es kann ihr niemand was nachsagen, und thut's auch niemand."

Es war ungefähr drei Wochen später an einem Nachmittag. Auf einer Bank vor dem Bauernhause außer dem Dorfe Strobel am St. Wolfgangsee, links von der Straße, die von St. Gilgen nach Ischl führt, sitzt ein Mädchen, einen großen Reisebündel zur Seite. Es ist E m m e r e n z. Sie ist eben von Salzburg zu Fuß eingetroffen, nachdem sie gestern die Nacht über in Fuschel blieb. Im Hause ist niemand. Sie tritt ein. Es ist alles leer und still. Sie geht durch die Wohnstube in Kammer und Küche, von da in den Stall, vom Stall in den Hof hinaus; der Stall ist leer; alles fort; selbst der Hund und die zwei alten Hauskatzen sind auf dem Felde draußen; im Hofe pickt nur eine Bruthenne mit ihren gelbgefiederten Jungen auf dem verwahrlosten Düngerhaufen herum.

Endlich sah sie einen Leiterwagen, mit Ochsen bespannt, daherkommen. Es war ihr Vater, der getrockneten Klee nach Hause führte, und sein Pfeifchen rauchend auf einem über die Leitern quer gelegten Brette saß.

Verwundert sah der Alte die Hausthür offen und eine Fremde ihm daraus entgegentreten. Als er aber seine Tochter Emmerenz erkannte, ging ein schmunzelnder Zug über sein Gesicht.

„Was? die Emmerenz? Also bist Du doch gekommen?"

„Ich hab's ja der Mutter versprochen —"

„Na, recht ist's!"

Er gab ihr die Hand und sah sie mit messenden Blicken, aber freudig von Kopf bis zu Fuß an. Er war nicht ohne Gefühl und machte nur in seiner dürren, ernsten Erscheinung den Eindruck eines dörflichen Don Quixotes. Er war von Abtenau herüber, ein fleißiger Bibelleser und besaß nebst einigen alten Chroniken und Kalendern auch einige alte und veraltete physikalische Werke, aus denen er sich seine Welt construirte.

Bald darauf kamen die Mutter und die Schwestern. Der Empfang war von allen Seiten kurz, aber nicht unfreundlich. Man betrachtete sich gegenseitig. Worte wurden nicht viele ausgetauscht.

Abends bei der sauern Milchsuppe saß der Patriarch mit seiner Gemahlin und den fünf Mädchen am Tisch zusammen und mit einem dreizehnjährigen Knaben, den man in die Familie einbezogen und der die beiden Alten „Ehnl und Ahnl" nannte. Nach dem Abendmahl, als auch das kurze Gebet zu Ende, fragte die Emmerenz noch ihre Eltern, ob ihre Schwestern wüßten, was Vater und Mutter ihr zugesagt hätten. Der Vater sagte: „Ja, ja, es ist alles richtig so;" die Mutter wiederholte, so bleib' es, wie sie schon in Salzburg gesagt, und so gingen alle zur Ruhe.

Als Emmerenz mit ihrem Fleiß und ihren rüstigen Armen der verkommenen Wirthschaft aufhelfen sollte, machte sie sich an eine schwierige Aufgabe. Es fehlte im Grund an allem. Die Aecker waren vernachlässigt; das Stroh auf den Feldern verfault; das Unkraut wucherte; es war kein Vorrath da; der Roggen auf dem Kornboden muffig und keimig; der Mist in allen Winkeln herum; an Dünger aber Mangel, und aus dem verlorenen Proceß stand eine Execution bevor. Die ganze Wirthschaft war liederlich. Den Schwestern lag nur die Faulbank oder auch der Tanzboden am Herzen, und die Kleider, mit denen sie am Sonntag Staat machen konnten. Die Bäuerin schalt ihren Mann, die Töchter zankten untereinander und greinten mit der Mutter.

Mit großer Mühe überredete Emmerenz ihre Eltern, vor allem die Schulden abzuzahlen, um der gleich schimpflichen und kostspieligen Pfändung zuvorzukommen. Zum Glück war eine gute Milchkuh von der Alm um guten Preis nach Ischl zu verkaufen. Vom Verkauf des Pferdes, das der Bauer vor kurzem hinweggegeben, war der halbe Kaufschilling noch ausständig, der nun mit allem Ernst eingetrieben wurde. Emmerenz, welche die landwirthschaftlichen Arbeiten in ihrem vollen Umfang verstand, nahm alles bald selber in die Hand und löste ihren Vater selbst beim Ackern und Anbau ab. Er sollte lieber für die schadhafte Zimmerung auf dem Bauernhause sorgen, was ihm ganz recht war und seinen Neigungen mehr entsprach, da er es vorzog, sich an der Zimmer- und Hobelbank und mit der Axt zu

beschäftigen. Sie zog sich den Buben heran, der sich recht anstellig zeigte und bald einen Knecht ersetzte.

Auch der viele Hader im Haus und das Gezänke verloren an Boden; denn da die Emmerenz bei vielen Gelegenheiten weder hörte noch sah, niemandem zulegte, scharf, aber kurz immer die bündige Wahrheit aussprach und häufig schon dadurch dem geschleuderten Zankpfeil die Spitze abzubrechen wußte, so zankte man am Ende bloß, wenn diese nicht zugegen war. Ihr Beispiel wirkte auch sonst auf die jungen Damen, die anfingen, sich zu schämen, hinter den Leistungen der jüngeren Schwester so weit zurückzubleiben. Sie rächten sich, indem sie hinter deren Rücken nur „von der verrückten Trude" sprachen. Woher aber kam gerade diese Bezeichnung? und wodurch hatte Emmerenz hiezu Anlaß gegeben?

Es war vor ungefähr fünf bis sechs Jahren gewesen, als sich Xaver, der Sohn eines Bauers aus einer benachbarten Gemeinde, des Herzens dieses Kindes zu bemeistern wußte. Es gibt Don Juans in allen Schichten der Gesellschaft und das Dorf kennt diese Gattung ebensowohl, wie die vornehme Gesellschaft. Das Mädchen, welchem die Mutter weder Stütze noch Halt gewährte, ergab sich mit Leib und Seele dem schlauen Burschen, der ein Lästerer, Spieler und Raufbold — die ganze Musterkarte ländlicher Laster in sich vereinigte, eben darum aber auch für die bäuerlichen Schönen ein Gegenstand von Interesse und von erhöhter Gefahr war, wie manche unserer Löwen für die Damen der großen Welt. So riß er das Mädchen in einen gewissen Taumel mit sich fort, und nur die Eifersucht öffnete ihr eines Tages die Augen und weckte das Bewußtsein ihrer ganzen Lage. Sie beichtete und der brave Geistliche sprach ihr so zu Gewissen und drang in sie, von dem gottlosen Burschen zu lassen, daß sie sich mit einem gewaltsamen Entschluß von ihm lossagte und diesen Entschluß auch standhaft ausführte. In ihrem Schmerz und ihrer Reue über ihre jüngste Vergangenheit sah man sie damals drei Nächte betend auf dem Kirchhof verbringen. Dies war's, woran sich die liebevollen Schwestern bei der gewählten Bezeichnung erinnerten.

Seit jener Zeit war eine gänzliche Veränderung mit Emmerenz vorgegangen. Sie lebte in sich abgeschlossen, zerstreute sich nur durch Arbeit, verließ bald darauf die Heimat, die ihr auch durch die häuslichen Verhältnisse verbittert war, und ging als Magd in die Fremde, aus der sie jetzt die Mutter zurückgeholt hatte. Sommer und Herbst waren seit ihrer Rückkehr schnell verstrichen. Der Winter hatte sich, wenn auch nicht frühzeitig, doch mit einmal und mit allem Ernste eingestellt. An Feierabenden kamen Burschen zu Besuch, aber sie getrauten sich weniger ins Haus, da schon die Gegenwart der ernsten Emmerenz ihrem Muthwillen hier und da Zügel anlegte.

Auch der Xaver, den die Neugier und der Wunsch, hier doch noch Bauer zu werden, zu seiner alten Flamme zurückführte, fand sich eines Abends ein.

Emmerenz aber wies ihn zurück ... „weißt Du nicht mehr, was ich Dir gesagt habe? mit uns ist es aus und für immer aus, und Du bist derselbe schlechte Kerl, der Du immer warst; mache Dir keine Rechnung auf mich."

Er ließ sich nicht abschrecken und versuchte durch Scherzreden und Schmeicheleien den Weg der Versöhnung anzubahnen und seine alte Stellung zu erobern. Doch umsonst. Da er ein zweites und drittes Mal noch weniger Gehör fand, blieb er aus.

Die Wirthschaft war im nächsten Frühjahr kaum mehr zu erkennen. Die Aecker waren der Jahreszeit angemessen wohl bestellt; Haus, Hof und Stall sauber gehalten; der nöthige Vorrath aufgespeichert und der Schimmel der Verwahrlosung, der noch vor kurzem überall hervortrat, wie weggewaschen. Aber auch die Schulden waren abgezahlt und diese Krebswunde, mit welcher der Ruin einer Bauernwirthschaft gewöhnlich beginnt, glücklich beseitigt.

Man sollte denken, daß das Gefühl der Dankbarkeit gegen Emmerenz hierdurch erstarkte. Aber der Menschen Sinn ist wandelbar. Es war jetzt ein so hübscher Besitz, daß er den Ehrgeiz und den Wunsch wohl erwecken konnte, hier Bäuerin zu sein. Und dieser Ehrgeiz quälte die nächstältere Schwester Mirzel, eine lebhafte Dirne, welche von der Natur eine gute Zunge und die Gabe mitbekommen, sich leicht einzuschmeicheln. Sie steckte sich hinter die Mutter.

„Warum soll denn auch ich der jüngeren Schwester nachstehen? Was hast Du denn, Mutter, an der Emmerenz? sie ist eine gute Dirne, wird aber eine schlechte Bäuerin sein. Ich würde Dir einen tüchtigen Bauer ins Haus bringen; der Hansjirg vom Obergut, der mocht mich immer gern. Wer weiß, was sich die Emmerenz für einen „Gesponsen" aussucht? Ich hab' dazu von der Godel vierhundert Gulden geerbt, die mir der Vater angelegt hat; da kriegt Ihr gleich Baargeld, wenn Ihr mir das Gut verkauft; was kann Euch die Emmerenz bieten? Hast mich ja sonst wohl leiden mögen? bin ich denn schlechter geworden?"

Es hielt nicht schwer, die Mutter umzustimmen, welche eine eigene unheimliche Unruhe, heute so, morgen so, und ihr unstäter, oberflächlicher Geist zum Wechsel in den Anschauungen geneigt machte. Sie wußte auch die Schwestern auf ihre Seite zu bringen, da diese theils nicht den Ehrgeiz hatten, theils über die Jahre hinaus waren und jedenfalls lieber die Mirzel als die Emmerenz auf dem Gute als Bäuerin haben mochten. Am längsten steifte sich der Vater dagegen. Er wußte am besten zu würdigen, was die Wirthschaft der Emmerenz verdankte. Auch war ihm die Emmerenz die liebste von seinen Töchtern, da sie ihn immer mit einer gewissen Pietät behandelte, wovon in dem Verhalten der andern keine Spur vorhanden war. Aber die Alte hatte sich's jetzt in den Kopf gesetzt, nur die Mirzel werde eine Bäuerin vorstellen, wie sich's gehört, und auch ihr Mann müsse daran glauben. Zuletzt betrachtete sie die Angelegenheit als einen Gegenstand, bei welchem ihre Würde auf dem Spiele stehe. Sie quälte ihren Mann so lange, bis der schwache Mann nachgab und in die neue Gestaltung der Dinge willigte.

Von alle diesem hatte Emmerenz keine Ahnung. Sie sollte aber bald alles erfahren.

Es war an einem späten Abend, Emmerenz auf ihre Schlafkammer im obern Stock zur Ruhe gegangen und ihre Eltern und Schwestern, wie dies öfter zu geschehen pflegte, waren unten zurückgeblieben. Sie war schon eingeschlafen, als sie durch Männerstimmen in der untern Wohnstube geweckt wurde. Sie vermeinte ihren eigenen Namen zu hören, und verwundert und neugierig über den späten Besuch, stieg sie aus dem Bette, und öffnete das kleine Fallbrett an der Diele, durch das man in die untere Wohnstube sehen konnte. Die Männer standen so, daß man sie nicht erkennen konnte, aber man vernahm verständlich fast jedes Wort. Emmerenz konnte sich bald überzeugen, daß es zwei Freiwerber waren, die nach bäuerlicher Sitte für den Hansjirg vom Oberngut um die Hand der Mirzel anhielten, und daß dies in der Voraussetzung geschah, daß die Eltern das Bauerngut der Mirzel überlassen würden. Die Eltern sagten zu, und Zeit und Bedingungen der Uebergabe des Gutes wurden erörtert.

Emmerenz traute ihren Augen und Ohren nicht. Als bald darauf auch die Schwestern zur Ruhe gingen und ihre Schlafstätten aufsuchten, lehnte Emmerenz noch wie ein Gespenst in der blassen Sternenbeleuchtung an der Wand hart neben dem Fallbrett; die Schwestern waren froh, ungefragt und unaufgehalten an ihr vorüberzukommen und fanden sich nicht veranlaßt, an die schweigende Gestalt eine Frage zu richten.

Am andern Morgen suchte sie ihren Vater allein zu sprechen. Sie traf ihn am offenen Scheunenthor, wie er mit dem Ochsenwagen hinaus auf die Felder wollte.

„Vater, was ist's? und was war das gestern?" fragte sie, an ihn herantretend.

Der Alte zuckte mit den Achseln und wies sie an die Mutter.

„Und bist Du nicht der Bauer? Gehört Euch das Gut nicht mitsammen? Und hast Du von Rechts wegen nicht das erste Wort im Haus?"

„Weißt ja, wie Deine Mutter ist, wenn sie sich was in den Kopf setzt — ist das ein Kreuz mit den Weiberleuten ...."

„Schäm Dich, Vater! schäm Dich; aber es kann Dein Ernst nicht sein —"

„Ich werd' Dir an Lohn noch zulegen und zu Deinem Schaden soll's auch sonst nicht ausfallen — bist ja immer brav gewesen — aber es geht nicht anders in der Welt ..."

Er unterbrach diese Betrachtungen, hieb mit dem Geißelstecken tüchtig auf die Ochsen und zeigte offenbar große Eile, einer für ihn sehr peinlichen Debatte zu entkommen.

Bald darauf fand sie auch die Mutter, welche ihr ausweichen wollte, aber Emmerenz stellte sich vor sie hin und brachte sie mehr mit ihren Blicken, als mit der abwehrenden Bewegung ihrer Hand zum Stehen. Sie stellte sie zur Rede; und als die Alte nur verdrießlich antwortete und ihr sagte, sie könnten es mit dem Gute halten, wie sie wollten und sie seien niemandem Rechenschaft schuldig, und die Mirzel sei besser zur Bäuerin beschaffen, fragte die Emmerenz:

„Und warum habt Ihr mir von alledem nichts gesagt? warum es verheimlicht?"

„Erfahren hättet Du es immer früh genug, und jetzt hast Du ja so alles gehört," entgegnete trotzig die Mutter.

„Ja, ich hab's gehört, wie mir heimlich und bei Nacht mein gutes Recht gestohlen wurde," sagte Emmerenz, „aber die mir stehlen, was mein ist, sollen selber nicht viel Freude dran haben; denn eher soll Eure Freude in Rauch und Flammen aufgehen."

Mit diesen Worten, die sie ihrer Mutter und den Schwestern, die eben herbeikamen, mit emporgerichtetem Kopfe aber ohne leidenschaftliche Erregtheit zuwarf, ging sie zur Thüre hinaus.

„Was bedeutet das?" rief die Mutter, welche über die Aeußerung sichtlich erschrak und blaß geworden war.

„Ah, laß die verrückte Trude," sagte die leichtherzige Mirzel, „wer wird auf eine solche Rede achten?" —

Nach wenigen Tagen, als Emmerenz den Vater und die Mutter zufällig in der Wohnstube beisammen traf, während ihre Schwestern auf dem Felde bei der Arbeit waren, benutzte sie die Gelegenheit, beide noch einmal zu fragen, ob es wirklich ihr Ernst sei und ob sie ihr früher gegebenes Wort brechen wollten.

„Was fragst Du so viel und so lang? Du weißt es, und dabei bleibt es," erwiderte barsch und unwillig die Mutter.

„Es gilt das Heil Eurer Seele und meine eigene Seelenruh," antwortete Emmerenz. „Mutter! Thut das nicht! Ich habe gearbeitet wie keine andere, ich habe meine Sorge gehabt über dem Gut Tag und Nacht; Ihr habt mich aus der Mühle weggelockt, wo ich mich wohl und glücklich fühlte wie nie zuvor und keinen Wunsch hatte, als mein Lebtag dort zu verbleiben; es waren christliche, rechtschaffene Leute; ich bin gegangen und hab' die Leute verlassen, die mich gerne hatten und die es um mich verdienten, daß ich auf sie achtete, wie auf meinen Augapfel; denn mir war um das Gut zu thun, auf dem ich aufgewachsen, es sollte nicht zu Grunde gehen, es wäre schade drum; ich hab's herausgerissen, ich mit meiner Hände Fleiß; und jetzt, wo alles wieder in gutem Stande, daß man seine Freude dran haben kann, jetzt soll es die Mirzel kriegen, für die nur ein seidener Kittel und ein seidenes Kopftüchel einen Werth haben. Mutter! Vater! sagt mir: Du hast recht, Emmerenz, wir können Dir das nicht anthun, es bleibt, wie es mit Dir ausgemacht war — und es ist alles wieder gut . . ."

Der Alte schaute verlegen nach seinem Weibe hinüber und kratzte sich hinter den Ohren; die aber erwiderte rasch:

„Das geht nicht mehr an."

„Das geht nicht mehr an? bei mir aber ging's an, daß es heute so war und morgen so . . ."

„Wir haben schon zugesagt."

„Und habt Ihr mir nicht früher zugesagt?"

„Der Preis, der Auszug, alles ist in Ordnung und . . ."

„Das hättet Ihr mit mir ausmachen sollen, Ihr hattet kein Recht, mich bei Seite zu setzen . . ."

„Mach's kurz, es kann nicht mehr anders sein," sagte ungeduldig die Mutter.

Emmerenz aber schlug die Augen zu Boden und sprach wie in sich hineinredend: „Gott straft das Unrecht. Schaut Euch vor; eh' Ihr Euch's denkt, wird der rothe Hahn auf Euerem Dache sein."

„Schon wieder!" rief die Mutter aus und fuhr vor Schrecken wie von einer Schlange gestochen, zusammen. Beide Eltern schüttelten die Köpfe, beruhigten sich aber, als sie sahen, daß Emmerenz wie sonst an ihre Arbeit ging, daß sie beim Abendessen wie sonst erschien und sich ruhig, wie sonst, als wenn nie etwas vorgefallen, auf ihre Schlafkammer begab.

Emmerenz wendete sich nun an den Pfarrer, an den Gemeindevorstand, ans Bezirksgericht. Der Pfarrer sagte, er könne sich in weltliche Dinge nicht einmengen, der Gemeindevorstand, das gehe ihn und die Gemeinde nichts an, und beim Bezirksgericht erklärte man ihr, sie sei minderjährig, könne füglich gegen ihre Eltern nicht auftreten und das Versprechen sei weder als Schenkung noch Verkauf in bindender Form gegeben, noch ein Vertrag zu Stande gekommen.

Emmerenz gab sich noch nicht zufrieden. Sie wußte, daß seitwärts von Fuschel ein Bauer lebe, der häufig und aus nah und fern um seinen Rath angegangen wurde. — „Vielleicht weiß mir der noch zu helfen." Sie sagte den Eltern, daß sie für zwei Tage eine Reise vorhabe, machte sich frühzeitig auf den Weg und trug dem gesuchten Mann des Vertrauens ihr Anliegen vor. Der Bauer, eine Art Pfiffikus und Winkelschreiber, der den Behörden manchen Verdruß machte, gab ihr, da es sich um eine bäuerliche Angelegenheit von rein internationalem Charakter handelte, diesmal sachlich richtigen und praktischen Bescheid. Die Eltern können das Gut überlassen, wem sie wollen, besonders da dies noch bei Lebzeiten geschehe und wie vorauszusetzen, verkaufsweise. Das Versprechen ändre nichts 2c.. Er schloß: „Geh nach Hause und vertrage Dich," und die Audienz war geschlossen.

Emmerenz sah ihn mit großen Augen an, es war ein eigener Ausdruck in ihren Zügen. Sie wendete sich langsam zum Fortgehen, den Finger auf dem Mund und in nachdenklicher Stellung. Sie brütete offenbar über einem Entschluß. Dann entfernte sie sich mit gesenktem Kopfe aus dem Hause, ihrer Gewohnheit entgegen scheu umherblickend, denn sie war zerstreut und hörte und sah nichts mehr, was um sie vorging.

So machte sie langsam einige hundert Schritte, bis sie auf einem grünen Plätzchen zwischen Gesträuch sich niederließ, die Schürze vor die Augen hielt und heftig zu weinen anfing. Es war ein tiefes Weh, das durch ihre Seele schnitt; sie murmelte halblaut: „Ich hab's ihnen gesagt . . . und ich werde Wort halten . . ." dann stand sie auf und ging nun rasch vorwärts. Als sie nach Fuschel kam, trat sie beim Krämer ein und kaufte von des Krämers Weib zwei Päckchen Zündhölzchen.

„Ihr schaut schlecht aus," sagte die Krämerin gutmüthig; „wo fehlt's denn?"

Emmerenz antwortete nichts und bat nur um einen Trunk frischen Wassers, und ruhte sich ein paar Minuten auf der hölzernen Bank vor dem Hause aus.

Von St. Gilgen bog sie links ab und hielt sich eine Weile am See hin; dann stieg sie eine Anhöhe hinan, betrat die in Felsen gehauene Wallfahrtskirche am Falkenstein, warf sich zerknirscht auf die Kniee und flehte zu Gott um Erleuchtung und Verzeihung ihrer Sünden.

* * *

Wir kommen nun zu einem Abschnitt, bei welchem die Grenzen, die wir von vorn herein dieser Geschichte gesteckt haben, manche Schwierigkeiten bereiten. Es wäre vielleicht angezeigt, den äußeren Schauplatz der Geschichte für einige Zeit zu verlassen und in die Labyrinthe des menschlichen Herzens hinabzusteigen. Da wir aber die Geschichte ohne alle Zuthat zu bringen versprochen haben, so dürfen wir uns in kein solches Gemälde einlassen. Es ist eben ein Nachtstück, das wir bringen, aus dem nur die Umrisse hervortreten. Das übrige verschwimmt im Schatten.

Nach Emmerenzens eigener Angabe reiften erst auf dem Rückweg von dem rechtsgelehrten Bauer und nachdem sie die Hoffnung aufgegeben, ihre vermeintlichen Rechtsansprüche durchzusetzen, in ihr die Rachegedanken, mit denen sie sich seit kurzer Zeit trug, zum Entschluß. — Als sie in ihrem Vaterhaus eintraf, war niemand zu Hause; nur der Seppel, der eine kleine Arbeit im Hofe hatte, empfing sie mit einer Art mitleidigen Blickes, denn er war ihr sehr zugethan. Er erzählte ihr, daß sie alle fort und auf dem Pfarrhof seien.

„Und warum?" fragte Emmerenz.

„Nun, weißt ja so, anmelden, von wegen der Hochzeit."

Emmerenz erwiderte keine Silbe.

„Sie sind schon lang aus und müssen bald wiederkommen."

Und wirklich sah man auch schon den ganzen Zug im sonntäglichen Staate die Anhöhe heraufkommen.

Emmerenz wartete auf dem Flur, bis ihr Vater kam, trat dann ruhig auf ihn zu und sagte ihm, daß sie noch heute fort wolle, der Vater werde ihr wohl nichts in den Weg legen und sie bäte um ihren Lohn. Der Bauer stutzte, zuckte die Achseln und fragte sie, wohin sie gehe, worauf sie ausweichend antwortete, das sei ihre Sache.

Der Bauer gab ihr den Lohn und legte einen ansehnlichen Betrag noch bei, Emmerenz aber lehnte denselben ab und erklärte ihm: „Du gibst mir den Lohn, der ausgemacht war; ich brauche nicht mehr und ich will's auch nicht."

Dann suchte sie ihre wenigen zerstreuten Habseligkeiten zusammen, that sie in ein Bündel und schickte sich zum Fortgehen an.

Die Mutter drang in sie, noch bei der Abendsuppe zu bleiben, die bereits auf dem Tische stand; der Vater versuchte ein paar begütigende Worte in seiner Weise; Emmerenz aber verließ schweigsam



Die deutsche Frühlingsjagd.

Originalzeichnung von Friedrich Specht.

und gegen Eltern und Geschwister zum Abschied nur mit dem Kopfe nickend das Haus.

Einen Büchsenschuß weit außerhalb des Hauses, wo der Weg um einen Hügel biegt, kam ihr der Seppel entgegen, der ihr noch „B'hüt' Gott" sagen wollte und einige Rohrnudeln brachte, die sie zu sich stecken sollte.

Die Emmerenz gab ihm die Hand zum Abschied, ohne etwas zu sprechen; als er sich aber entfernt hatte, rief sie ihm zu, er solle seine guten Kleider immer zu seinem Bette richten, damit er sie gleich zur Hand habe, wenn nachts was auskäme. Der Bube verstand nicht, was die Emmerenz meinen mochte, schaute der Abgehenden mit großen Augen nach und kehrte dann kopfschüttelnd nach dem Hause zurück.

Emmerenz entfernte sich nun ziemlich rasch; sie ging auf dem Weg gegen St. Wolfgang und vertiefte sich in einen seitwärts gelegenen Wald an einem kleinen Abhange. Sie suchte nach einem Dickicht und als sie es gefunden, verbarg sie hier unter Blättern und Reisig ihr Bündel, begab sich nach dem betretenen Fußsteig zurück und saß da allein am Saum des lautlosen Waldes in der Dämmerung, bis sich die Nacht herabsenkte. Als es finster geworden, trat sie den Rückweg zu ihrem Vaterhause an.

Hier angekommen, athmete sie auf und hörte drinnen durch das offene Fenster, wie ihre Angehörigen den Rosenkranz beteten. Der Himmel war voll schwarzer Gewitterwolken und pechfinstere Nacht. Es war Samstag. Sonst hatte sie immer vorgebetet, heute that es ihr Vater. Sie bekreuzte sich und schlich sich längs dem Hause bis zur Hinterwand des Stadels, wo sich, wie sie wußte, in den letzten Tagen ein Brett von der Lattenwand abgelöst hatte, das seither noch nicht befestigt worden war. Dies schob sie bei Seite und schlüpfte durch das Loch in den Stadel, von wo sie sich in die Tenne und von da über die angelehnte Leiter in den Heuboden vorwärts tastete.

Auf dem Heuboden in der Ruhe der Nacht vernahm sie wieder das Gebet ihrer Angehörigen in seinem eintönigen Rythmus. Dazwischen leuchteten helle Blitze und einzelne Donnerschläge hallten aus der Ferne. „Heute nicht!" murmelte Emmerenz, „wer weiß, was die Nacht bringt." Sie warf sich auf die Kniee und betete halblaut mit den Ihrigen, bereitete sich, als das Gebet zu Ende, ihr Lager aus Heu und entschlief. Das Wetter verzog sich in die Berge.

Am anderen Tage war es still und leer auf dem Hofe. Die Bauersleute waren in der Kirche, nur den Seppel sah sie durch die Lucke von ferne, zog sich aber schnell zurück, als sie wahrnahm, daß er seine Blicke nach dem Hause richtete. Sie hielt sich ruhig und verborgen, niemand kam, sie zu stören. Nachmittags kamen Bauernburschen zu ihren Schwestern in den Heimgarten, auch die Mirzel schlenkerte mit ihrem Verlobten Hand in Hand bei den Obstbäumen herum. Alles dies konnte sie von Zeit zu Zeit wahrnehmen. Der Tag war schwül; sie hatte Durst und Hunger, aber sie hielt tapfer aus, ohne eine Schnitte Brots oder einen Tropfen Wassers. Sie betete, sie dachte an ihr Vorhaben, sie dachte an die Zukunft. In der kommenden Nacht soll es geschehen; sie wolle dann zu ihrem versteckten Bündel zurück, und dann nach Altötting zur schwarzen Mutter Gottes, dort wolle sie alles beichten, und wenn ihr der Beichtvater befehle, sich selber bei Gericht anzuzeigen, so werde sie es thun; sonst aber werde sie sich auch jeder anderen Buße unterwerfen und dann treu und rechtschaffen dienen ihr Lebelang. So solle es geschehen. Und so, den Kopf in die Hände gestützt, saß sie ohne jedes Zeichen von Aufregung und erwartete die Nacht.

Als diese eingetroffen, als alles längst zur Ruhe und Mitternacht vorüber war, nahm sie einige Zündhölzchen, strich sie, daß sie aufflammten und warf sie ins dürre Heu. Sie wendete sich zur Flucht, aber sie gewahrte, daß sie, ohne zu zünden, gleich wieder verloschen waren. Sie athmete auf, ließ eine Viertelstunde vorübergehen und machte sich ein zweites Mal an den Versuch. Aber die Hölzchen flammten nur auf und die Flamme erstickte im Heu. Nun wollte sie's noch einmal versuchen; das sollte das letzte Mal sein. Würde das Feuer wieder verlöschen, so nehme sie das als Fingerzeig Gottes, und sie wolle fort, ohne ihr Vorhaben auszuführen; brenne es aber, so sei Gott damit einverstanden. So warf sie ein kleines Büschel aufflammender Zündhölzchen nochmals ins Heu, wendete sich diesmal rasch zur Flucht, stieg die Leiter hinab und gelangte durch die kleine Oeffnung an der Bretterwand im Stadel ins Freie.

Von hier lief sie gerade vor sich ein paar hundert Schritte, ohne es nur zu wagen, sich umzusehen. Endlich kehrte sie sich um. Sie gewahrte deutlich, wie sich die Fensterlucke am Heuboden bereits erhellte, und sah die Flämmchen emporschlagen. Sie rannte ungestüm vorwärts, ohne anfangs auch nur des Weges zu achten, und erst von einer Anhöhe, von wo man das Haus ihres Vaters frei und offen übersehen konnte, schaute sie zurück, aber die Flammen leckten bereits mit geschwinder Zunge am Dach, und lichte Rauchwolken dampften und wirbelten auf. Aus einem nahen Bauerhause kam eine Bauernmagd herbeigelaufen und wollte sie mit Fragen aufhalten. Emmerenz stand ihr aber nicht Rede und eilte an ihr vorüber.

Noch einmal von einem Aussichtspunkte schaute sie zurück. Das ganze Haus mit allen Nebengebäuden stand bereits lichterloh in Flammen und leuchtete wie eine Fackel in die Landschaft hinaus. Dann bog sie ab, vertiefte sich in den Wald und brachte an dem Orte, wo sie ihr Reisebündel verborgen, den kurzen Rest der Nacht zu.

Sie wollte den Tag über im Wald bleiben und in der Nacht ihre Reise nach Oetting antreten.

Aber schon im Verlauf des Tages, als sie sich kaum aus dem Versteck etwas entfernte, um Heidelbeeren zu suchen und sich damit zu erquicken, gewahrten zwei Gendarmen, die aus Anlaß des Brandes in der jüngsten Nacht und der Gerüchte, die sich schnell verbreitet, in der Nachbarschaft und im Walde patrouillirten, das einsame Mädchen. Ueber ihren Namen befragt, gab sie diesen offen an, und da sich die Gendarmen zuwinkten und sie weiter fragten, wie sie in den Wald komme, was sie hier mache, ob sie nicht wisse, was in der Nacht bei ihrem Vater geschehen sei, ja sie merken ließen, daß ihre Eltern über den Brand eigene Vermuthungen hätten, antwortete ihnen Emmerenz unverhohlen: „Sie werden gesagt haben, ich hab' es gethan, und sie haben ganz recht, ich hab's auch gethan, ich habe das Haus angezündet."

Emmerenz äußerte dies mit vollkommener Ruhe, und diese verließ sie weder auf dem Wege noch im Gefängniß auch nur einen Augenblick. Zum Landesgericht in Salzburg überbracht, bat sie nur, man möge sie nicht mit verworfenen Personen in eine Kammer zusammenthun. Sie beschönigte nichts. Sie erzählte den Vorfall ohne jede Zögerung, mit voller Offenheit und ohne Rückhalt. Was sie vor dem Untersuchungsrichter angab, bestätigte sich bis in die kleinsten Umstände, und während sonst jeder Verbrecher noch irgend ein Winkelchen in seinen Bekenntnissen im Dunkel hält, für sich selber etwas reservirt oder irgend eine kleine Falschheit oder Unwahrheit beimischt, war alles, was Emmerenz sagte, ob es ihr zu Gunsten oder Ungunsten sein mochte, so wahr, daß man auch die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung nicht bezweifeln konnte, wenn sie äußerte, sie werde ihr Urtheil hinnehmen, wie eine Bestimmung Gottes, Gott werde durch ihre Richter entscheiden, und sie werde daher sprechen, als ob sie vor dem Richterstuhle Gottes stände. Insbesondere überraschte die Klarheit der Erzählung und Darstellung in allem Thatsächlichen aus dem Munde der einfachen Bauernmagd, die nur den dürftigsten Schulunterricht genossen hatte. Sie zeigte weder Furcht noch Hoffnung, weder Rührung noch Reue; ebenso wenig war von boshafter Freude eine Spur wahrzunehmen. Als man ihr vorhielt, daß das ganze Haus in Asche, das Vieh im Stalle verbrannt und ihr Vater mit genauer Noth dem Tode entgangen sei, antwortete sie: „Ich wußte, daß es so kommen könne, doch ich wollte es nicht, und habe zuletzt alles Gott überlassen."

Die Seltsamkeit des Falles, ja die persönliche Erscheinung veranlaßten das Landesgericht Salzburg, eine ärztliche Untersuchung und Beobachtung über ihren geistigen Zustand anzuordnen.

Die Aerzte erklärten sie für unzurechnungsfähig, da sie wohl die Dinge und Handlungen in ihren Anfängen, Wirkungen und Folgen zu erkennen und zu unterscheiden vermöge, aber ihr Wille nicht als ein freibestimmbarer erscheine, vielmehr bei gefaßtem Entschluß ihre Natur sie mit innerem Zwang zur Ausführung dränge. Das Gutachten war von intelligenten und in ihrem gewissenhaften Vorgange über jeden Tadel erhabenen Männern abgegeben.

Der Staatsanwalt ließ auf das Verdict der Sachverständigen die Anklage fallen. Emmerenz wurde entlassen und bei einer Verwandten tief im Gebirge untergebracht, wo man sie unter Aufsicht stellte. Sie ist längst verschollen und man hat nie mehr von ihr gehört.

Die deutsche Jagd in ihren Jahreszeiten.

Von Oberförster **Adolf Müller.**

III. Die Frühlingsjagd.*)

Oculi — da kommen sie!

klingt's im Jägergemüth leise auf, wenn der erste Frühlingssturm in die Kronen des Gebirgswaldes greift und mitten hindurch das erste echoweckende Lied der Singdrossel erschallt, die sich auf luftigen Wogen über die Alpen wieder in ihren heimatlichen Forst geschwungen;

Oculi — da kommen sie!

hallt's wiederholt in der Seele beim Anblick der rührigen Bachstelzen auf den Dachfirsten und den Wiesen, des Hausröthlings, der sein zwitscherndes Lied hoch vom Dachgiebel herab in die verjüngte Welt aus ringender Kehle zwängt; aber

Oculi — jetzt kommen sie!

jubelt es nun in der Waidmannsbrust, wenn hoch oben in den Lüften das „Gru, Gruh!" ziehender Kraniche die mit dem Frühlinge wieder neu aufblühende Poesie der Waldjagd verkündigt.

Jetzt kommen die W a l d s c h n e p f e n, nun beginnt der „Strich" des Vogels, bei dessen Erscheinen im deutschen Jäger ein ganz neues Leben erwacht, das ihn mit mächtiger Gewalt hinauf zum Gebirgswalde zieht. Da steht er auf hohem Bergkamme, mitten im Wehen des Frühlings, umrauscht von niederströmenden Quellen, und sieht mit Wonne

. . . . „im Abendstrahl
Die stille Welt zu seinen Füßen,
Entzündet alle Höh'n, beruhigt jedes Thal,
Den Silberbach in goldnen Strömen fließen . ."

Am rechten Orte, im Einschnitte zwischen zwei Gebirgszügen, da, wo ein alter Waldort mit jüngerem Gehölze wechselt, hat der Waidmann seinen Stand erwählt. Neben ihm sitzt sein alter „Caro", der in reger Erwartung der da kommenden wichtigen Schnepfenstrichereignisse harrt. Die Sonne ist rosig untergegangen und der violette Ton der Thäler beginnt zu dunkeln. Allmählich abgebrochener und leiser wird das vorher laute und feurige Concert der Drossel und Amsel, und nun beginnt beim hellen Flimmern des Abendsternes die musikalische Waldesfeier des lieblichen Rothkehlchens. Aber aus dem sinnigen Träumen weckt den Anstehenden plötzlich eine rasche Kopfwendung des aufmerksamen Caro. Er hat das wohlbekannte ferne „Pst" einer anstreichenden Schnepfe vernommen, und nun dringt der „Balzton" auch zum Ohr des Jägers, seine ganze Zaubergewalt übend. Rasch ist die Flinte gehoben und ebenso rasch erscheint auf den Ruf der „Locke" über einer Sahlweide der ersehnte mystische Waldvogel, mit gesträubtem Gefieder schwankend durch die Luft tauchend und seine unbeschreiblichen Kehlkopfslaute, das sog. Quaken, hervorstoßend. Aber statt der vermeintlichen Waldgefährtin findet der herbeigestrichene Schnepfenvogel eine dunkle Jägergestalt hinter dem Busche, und ein Feuerstrahl blitzt ihm aus dem sicheren Rohre entgegen, der ihn im tödtenden Blei mit einem Male aus der Luft zur Erde befördert. Im Nu ist die Gefallene im Rachen des sicheren Caro, der sie seinem Herrn zu Füßen legt. Kaum ist die Flinte geladen, so ertönt ein neues „Pst", in das sich anderes Balzen von verschiedenen Seiten mischt und zu einem zischenden Crescendo gestaltet. Bald darauf erscheinen drei „Waldhexen", die sich unter fortwährenden Balzlauten mit ihren langen Schnäbeln „stechen", d. h. unter sich die übliche Begrüßungsceremonie und den mehr neckischen als ernstlichen Minnekampf der langschnäbeligen Gäste ausüben. Eine und die andere der Stechenden oder auch bei besonderem Geschick und Glück des Schützen zwei auf einmal sterben so den beneidenswerthen Tod mitten im lustigen Minnespiel und wandern durch Caro in die Jagdtasche. Bringt es der geübte Schütze so zu drei, auch vier Stück Beute an einem Abendstriche, dann hat ihm Diana besonders günstig gelächelt. Wie oft kehrt er aber auch aus dem stillen Walde, begleitet vom hohlen Rufe der Eulen, beutelos, um gleichwohl am andern Abende denselben Weg zu wandern, oder schon lange vor Tag den „Frühstrich" zu exerciren und sodann am Morgen die Suche nach unserem Vogel zu beginnen.

Der Frühstrich steht in jeder Hinsicht dem Abendstriche nach. Mit dem ersten Tagesgrauen erhebt sich der geheimnißvolle Waldvogel aus seinen brüchigen Stellen, an denen er die Nacht über nach Nahrung gesucht, und streicht von Holz zu Holz um die Waldköpfe herum balzend nach Liebesabenteuern. Aber mit der ersten Hellung, dem ersten Drosselrufe ist die kurze Dauer des Frühstrichs beendet. Lange vor Tag hat sich die Waldschwester ein ruhiges Plätzchen im jungen Holze zunächst einem Bruche, an Wassergräben oder in einer feuchten Mulde unter Erlen und Birken gewählt, wo sie tags über still sich herumtreibt. An solchen Orten sucht sie der echte deutsche Jäger, der gute Flugschütze, zu dessen Lieblingsjagd in erster Reihe die Schnepfensuche gehört, auf. Vor allen Dingen ist hierzu ein guter, erfahrener Hühnerhund nöthig, der geräuschlos und vom Jäger nicht zu weit ab sucht. Vor allen empfiehlt sich unser trefflicher deutscher Hühnerhund, keineswegs aber die ungestümen englischen Pointer und Setter, welche die aufmerksame, leishörende Waldschnepfe schon lange vor Annäherung des Jägers aus ihrem Lager „aufthun". Mit dem erprobten deutschen Hühnerhunde geht man des Vormittags zur Suche, bei welcher man junge Dickichte wählt, welche mit vielem Stockausschlage und altem Oberholze bewachsen, mit weichen Holzarten, wie Erlen, Weiden und Birken, durchsprengt und mit sumpfigen oder feuchten Stellen versehen sind. Bei einigermaßen günstigem Zuge des Vogels führt der Hund den Suchenden alsbald vor eine und die andere Schnepfe. Ist das Wetter still und warm, der Vorstehhund vorsichtig und von der besonderen Erfahrung, daß er dem Jäger das „Geläufe" der Schnepfe steht, bis derselbe auf irgend einer Lichtung in der Nähe des Lagerplatzes der Schnepfe herangekommen: so hat er nicht selten den Genuß, die Waldeinsiedlerin in ihrem innersten Haushalte zu beobachten. Hier bemerkt er dann die erstaunliche Gewandtheit des Vogels bei seinem interessanten Geschäfte, der Regenwürmer und der verschiedensten Kerbthiere habhaft zu werden. Da liegt der merkwürdige Vogel im Laube des Waldbodens, von der Farbe desselben nur dem scharfen geübten Blicke unterscheidbar. Denn die Natur hat unserem Thiere ein Kleid gegeben, wie gemacht zu der Bodenfarbe des Waldes. Gerade wie eine Partie zusammengewehten, halb vermoderten Waldlaubes steht die vor dem Hunde sich drückende Einsiedlerin aus; ja sie scheint manchmal wie todt, so lose und ohne alle Lebensanspannung hängen der Kopf und die übrigen Gliedmassen an ihr zur Erde. Bisweilen vom Hunde überrascht, hebt sie sich jedoch auch im Affect empor, zischt sogar, ähnlich wie unsere zahmen Gänse, mit aufgesperrtem Schnabel dem Hunde entgegen. Läßt sich dieser, wie jeder begabte deutsche Hühnerhund, vom Vorstehen abrufen, so ist es nicht schwer, bei einigermaßen behutsamem Wesen die Schnepfe in ihrer Jagd nach Nahrung zu belauschen. Nicht lange, so begibt sie sich, wieder vertraut geworden, an ihr Bohrgeschäft oder an das Blätterumwenden. Hierbei fällt uns nun der merkwürdige Schnabel des Vogels auf. Das Thier steckt oder bohrt ihn förmlich in das Erdreich, wodurch es hauptsächlich die Regenwürmer in ihren Gängen beunruhigt und an die Oberfläche zu scheuchen trachtet. Das große, dunkle, lebhafte Auge, dessen Sehkraft von dem eigenthümlich dicht hinter ihm sitzenden Gehöre nur verstärkt zu werden scheint, entdeckt im Bereich von einigen Fußen die geringste Bewegung eines Regenwurmes oder Kerbthieres im Laube oder Moose des Waldbodens, um es im Nu mit dem weichen, muskel- und nervenbegabten Tastwerkzeuge zu erhaschen.

Bei solchem Werkzeuge und solchen Sinnen ist es nicht zu verwundern, wie der Vogel eine äußerst ergiebige Kerbthier- und Regenwürmerjagd anstellt und wie er von diesem Beutereichthum sich in kurzer Zeit von der Abmagerung auf seiner großen Wanderung wieder erholt und wohlgenährt hat, so daß er im Segen solchen Genusses die Plätze seines ersprießlichen Wandels mit seinem weißlichen „Gestöber" (Koth) wie ein Weißbinder übertüncht und hierdurch dem aufmerksamen Jäger von weitem schon seine Anwesenheit verräth. Dieser, am praktischsten mit einem derben, leinenen Kittel versehen, der zur Vermeidung von Hängenbleiben am Gehölze ü b e r dies Jagdgeräthe gezogen wird, hört dann mit der lebhaftesten Erregung das erste „Flapp, Flapp" des Flügelschlags der aufstehenden Schnepfe. Besonders in Wäldern an Flußniederungen ist die Suche oft sehr ergiebig, weil die Schnepfe bei ihrem Zuge mit den meisten Zugvögeln vorzugsweise dem Lauf der Gewässer folgt und in deren Nähe rastet. Ein guter Schütze kann es an solchen Orten beim „Buschiren" wohl zu einem Dutzend Langschnäbeln als Jagdbeute an einem Tage bringen. Wie oft er-

*) Vgl. Jahrgang III. S. 758.

lebt er aber auch die negative Kehrseite dieser ebenso anziehenden als wandelbaren Jagd!

Mit abwechselndem Waidmannsheil durchleben sich so die Stufen des alten Jägerspruchs vom beliebten Schnepfenstrich, mit dessen Strophe:

Oculi — da kommen sie!
Laetare — die Wahre!
Judica — sind sie auch noch da,
Palmarum — Trallarum!

der Höhenmesser so mancher belebten Frühlingsjagdscene unseres deutschen Jägerthums steigt und sinkt, bis endlich mit

Quasimodogeniti — halt, Jäger, ein, nun brüten sie!

die schönste Waldjagd beendet ist, um einer zweiten, beinahe ebenso interessanten, wenn auch nicht so allgemein verbreiteten Platz zu machen.

Dies ist die Auerhahnbalz. Den Auerhahn, diesen Großsultan des Waldhühnergeschlechts, erregt die Macht des kleinen Liebesgottes in einer so merkwürdigen Weise, daß sie berühmt in den Annalen des Waidwerks geworden ist und fast ausschließlich die Erlegung dieses sonst so scheuen und vorsichtigen Waldvogels möglich macht. Tief in abgelegenen Gebirgswaldungen, meist an hochliegenden Osthängen, auf jungen Schlägen mit vielen alten Oberständern von horstweisem Stande wählen sich die Hähne ihre „Balzplätze.“ Hier „schwingen sie sich“ abends in der Dämmerung mit den Hennen unter lautem Geprassel und zeitweiligen sonderbaren Lauten mitten in die Oberständer „ein“, um entweder daselbst bei ungünstigem Wetter die Nacht hindurch „stehen“ zu bleiben bis zur Balz im folgenden Morgengrauen, oder bei lauwarmer Temperatur und stillem, klarem Himmel sofort auf dem „Standbaum“ zu balzen. An solchen Abenden „verhört“ der Jäger die Auerhähne, d. h. er merkt sich den Stand eines und des anderen Hahnes. Auch kann er schon beim Verhören hin und wieder zum Schusse kommen. Bei weitem interessanter hingegen ist das „Anspringen“ bei der Morgenbalz. Dieses Balzen nun besteht aus einer ganz besonderen Weise von mehreren Touren. Es hebt mit einem langsamen, zuweilen unbestimmten „Knappen“ an, einem Getöne, das, stark aneinander geschlagenen Stöcken vergleichbar, in immer rascherem Crescendo erfolgt und zuletzt seinen Gipfelpunkt in dem sogenannten „Schleifen“ erreicht, das täuschende Aehnlichkeit mit dem leisen Wetzton an einer Sense hat und mehrere Secunden anhält. Unter diesen Touren geräth unser Waldsultan in einen wahren orientalischen Liebeswirbel, bei dem er auf einem dürren Aste mit hängenden Flügeln, gefächertem Schwanze und hochaufgerichtetem Halse wie ein Riesenbolzen auf- und abspaziert und während der Partie des Schleifens oft so überschwenglich wird, daß er weder hört noch sieht. Diesen Moment, der sich bei hitziger Balze in kurzen Zwischenräumen lebhaft wiederholt, benutzt der Jäger, um durch ein paar geschickte Sprünge dem Vogel immer näher zu kommen („anzuspringen“). Lange vor Tagesanbruch, etwa vor zwei Uhr nachts, hat sich der Jäger schon behutsam an den Rand eines verhörten starken Hahnes auf etwa hundert Schritte mit gutem Winde „herangepürscht“ und wartet in Geduld das Balzen ab. Dies beginnt bei stillem Wetter gewöhnlich während des ersten blassen Schimmers im Osten, und wird um so feuriger und rascher, je mehr Hähne auf dem Balzplatze ihr Stelldichein halten. Dem geübten Jäger wird es leicht, bei lebhafter Balze den Hahn anzuspringen, sobald er es nur vermeidet, während des Knappens vorzuschreiten. Eher noch kann er einen Sprung nach dem Schleifen wagen, als vor demselben dem immer aufmerksamen Thiere durch eine Bewegung oder ein Geräusch seine Gegenwart verrathen. Eine solche Unvorsichtigkeit verdirbt ihm manchmal die beste Balz, weil hierdurch nicht allein der rege gewordene Hahn „ausschwingt“ (wegstreicht), sondern auch durch sein Ausschwingen oder „Ausstehen“ andere Hähne vorsichtig oder gar rege macht. Versteht es der Schütze aber, im Augenblick des Schleifens jedesmal sein Anspringen in mehreren gewandten Sätzen unter ziemlicher Deckung vom Gehölze auszuführen, so ist er seiner Jagd sicher. Auf etwa zwanzig Schritte an den Stand des Balzenden angesprungen, hat sein aufmerksames Auge den Liebeshelden entweder auf dem wagerechten Aste einer alten Eiche oder im düsteren Walde einer überstehenden Föhre entdeckt und donnert dann mit dem derben Hagel seiner mit Nr. 0 oder Nr. 1 geladenen Doppelflinte ihn im schönsten Crescendo des Schleifens zur Erde herab. Bei solcher Jagd mag es dann bisweilen vorkommen, daß der Balzende in der Hitze gefehlt, oder durch eine Augentäuschung besonders im Nadelholze ein fremder Gegenstand für den Hahn gehalten und vom Hagel etwa ein Büschel Nadeln getroffen wird; nichtsdestoweniger aber der erregte Vogel auf seinem Baume stehen bleibt und weiter balzt, so daß er dem vorschnellen Jäger zum ruhigeren und sichereren Handeln Zeit und Veranlassung gibt.

Aber die Frühlingswaldjagd ist noch nicht vollendet. Sie wird noch ergänzt durch die Balz, mit welcher das rührige „Auergeflügel“ nach beendeter Auerhahnbalze auf hohen, lichten Haiden der Birkwaldungen anhebt. Was der unmittelbaren Ausübung dieser Jagd im Vergleiche mit derjenigen auf Schnepfe und Auerhahn an romantischem, abenteuerlichem Reize etwa abgehen mag, das ersetzt sie wieder an drastisch-komischer Unterhaltung dem Waidmanne.

Dieser sitzt vor Tagesanbruch in einer der Schießhütten, welche, halb in der Erde, halb mit Birkenreisern bedeckt, auf demjenigen Platze der Haide errichtet ist, woselbst vorher am häufigsten die Hähne beim Balzen verhört wurden. Hier setzt es nun rege, bunte Turniere, denn die Birkhähne sind die Ritter des Waldes, wo selbst in der Runde der Haide die schönen Birkhuldinnen mit dem offenkundigsten Interesse zuschauen und die glücklichen Sieger in der einladendsten ostensiblen Weise begrüßen. Zeigt der Auerhahn in seiner Balze ein theatralisches Pathos, eine Großmogulsmiene, so macht der Birkhahn bei seinen Balzkämpfen durch seine ungemeine Beweglichkeit, verbunden mit dem Feuer seines kriegerischen Wesens einen erheiternden, vielfach komischen Eindruck. Noch viel auffallender als unsere Haushähne geberdet er sich dabei. Beim ersten Anbruch des Tages beginnt der Tanz und Kampf mit schwer zu beschreibenden Balzlauten. Jeder Balzende oder Kämpfende bläst sich federsträubend auf, fächert den eigenthümlichen Leierschwanz hoch auf und tanzt, kreiselt, rast und purzelt auf Baum und Boden umher, daß auch der ernsteste Jäger in dem komischen Eindrucke dieser Waldturniere auf Augenblicke das Schießen lassen muß. Bei dem Grade des hohen Balzfeuers erweckt selbst ein ausgebalgter Birkhahn, oder auch nur ein schwarzer, roh zugestutzter Popanz von Filz mit kammartigem Ausschmucke, auf einem „Fallbaum“ befestigt, die Eifersucht der Birkhähne, die sich auf diese künstlichen Fallbäume einschwingen und sogar mit dem schwarzen Klumpen zur Erheiterung des ansitzenden Schützen ernstlich anbinden, bis sie der regungslose, unempfindliche Lappen zur Besonnenheit führt, der pfeifende Hagel aber aus dem lärmenden, polternden Volke gar stille Leute gemacht hat. Vielfach gelingt es, Doublette bei den kämpfenden Heißspornen mit der feurigen Sturmbinde am Kopfe anzubringen, und der beutebeladene Waidmann mag dann auf dem Heimwege mit doppelt gehobenem Sinne dem aufgehenden Tagesgestirn entgegensehen, das mit seinem Flammenauge über das Gebirge hervorbricht, die junge duftende Welt mit allen Reizen des Waldlebens zu wecken.

Die Entfaltung der Knospen im stattlichen Gewölbe des deutschen Buchenwaldes setzt der fröhlichen Frühlingsjagd, die vorzugsweise eine Jagd auf Waldgeflügel ist und deren romantischsten Theil wir in den geschilderten Jagden berührt, ein Ende: denn die strenge Heege des eßbaren Wildes beginnt nun auch im Waldrevier, und der deutsche Jäger feiert eine Weile im Vollgenusse der Erinnerung an die Erlebnisse der Winter- und Frühlingsjagden.

Ein Lichtblick der ärztlichen Wissenschaft.

Von Dr. Dyrenfurth.

Es war am Ende des Jahres 1846, als von jenseits des Oceans eine Kunde nach Europa drang, die überall Staunen und gespannte Erwartung hervorbrachte. Der Arzt und Chemiker Jackson habe — so hieß es — an einem altbekannten Stoff, dem Schwefeläther, die wundersame Eigenschaft entdeckt, daß derselbe eingeathmet, während der Dauer seiner Wirkung alles Bewußtsein, also auch alle Schmerzempfindung erlöschen mache. Die sofort mit Leidenschaft von den Aerzten angestellten Versuche bewiesen in der That, daß das neue

Schmerztilgungsmittel kein amerikanischer Humbug, sondern volle, lebendige Wahrheit sei.

Dem Ruhm des Erfinders thut es keinen Eintrag, wenn die emsige Wissenschaft, in dem Streben, sein Mittel zu vervollkommnen, den Aether gar bald durch einen ganz ähnlich, nur angenehmer, schneller und schon in geringerer Menge wirksamen Stoff ersetzte. Das Chloroform, zuerst vom Professor Simpson in Edinburg erprobt, trat kaum ein Jahr später im Operationssaal an die Stelle des Aethers, und hat seitdem durch keinen seiner zahlreichen Mitbewerber von seinem Platze als erster Wundschmerzvertilger verdrängt werden können. Kein Chirurg verrichtet jetzt eine größere Operation ohne das ihm sein Werk so erleichternde Chloroform. Unter den Zügen des Messers liegt der Kranke wehrlos vor ihm, wie ein Lamm, stumm und starr, wie ein Leichnam. Kein wüthendes Sträuben, keiner der markerschütternden Schreie, wie sie vordem die Operationsstätte zum Ort des Entsetzens machten! Die verhängnißvolle Stunde, wo der schmerzliche, aber rettende Schnitt ins innere Leben geführt werden sollte — wie angstvoll hat ihr der Kranke früher ins Antlitz gesehen, wie oft sie, in trügerischen Hoffnungen sich wiegend, zum eigenen Unheil auf immer fernere Zukunft verschoben — jetzt gleitet sie leicht und schmerzlos an dem Schlummernden vorüber, und bewußtlos liegt er, häufig noch von süßen Träumen umgaukelt, während Messer, Säge und Glüheisen ihre blutige Arbeit an seinem Fleisch und Bein vollenden! — Und so volksthümlich, so allbeliebt und unentbehrlich hat sich das Chloroform zu machen gewußt, daß der Schmerzscheue die Lethetropfen auch für die geringfügigsten Operationen verlangt, und sogar der Zahnkranke, der zuweilen doch mißlichen Folgen der Chloroformbetäubung uneingedenk, seine wackligen Zahntrümmer dem Arzt nur unter dem gebieterischen Ruf: „Aber Aethern!" hergeben will!

Während Aether und Chloroform so sich Ruhm und Popularität im Sturm eroberten, muß es auffallen, daß eine ähnliche, für die leidende Menschheit ebenso segensreich gewordene Erfindung, welche Alexander Wood, auch ein Edinburger Arzt, bereits im Jahre 1853 gemacht und zwei Jahre darauf veröffentlicht hat, von dem großen Publikum noch so wenig gekannt wird. Vielleicht darum, weil der Aether, wie ein Held im Gefolge von Blut und Eisen daherzieht, während seine Nebenbuhlerin, die Morphiumeinspritzung, still und geräuschlos, wie eine barmherzige Schwester, des Schmerzgequälten Leid beschwichtigt, den Schlaflosen mit süßer Ruhe erquickt?

Morphium! — Was wäre der Arzt ohne dies herrliche Mittel? — Wie viele Leiden blieben ungeheilt, wie viele Schmerzen ungelindert ohne diese Himmelsgabe, diesen unentbehrlichen Freund und Tröster namentlich langwieriger Krankheiten! Wenn nur seine Wirkung eine immer gleichmäßige bliebe, und nicht doch, bei fortgesetzter Anwendung des Mittels, bedeutende Nachtheile sich herausstellten! Leider härtet sich aber bei längerem Gebrauch des Mittels der Körper gegen dasselbe förmlich ab. Die Dosis, welche anfänglich die schönste Wirkung hervorbrachte, versagt mit der Zeit ihre Dienste, und es muß dann zu immer größeren Gaben gegriffen werden. Darunter leidet aber wieder die Verdauung, oder es finden sich andere Uebelstände danach ein, und so sieht sich der Arzt oft in der betrübenden Lage, seinen Kranken für kürzere oder längere Zeit ihren einzigen Schmerzbändiger zu entziehen.

Abgesehen davon erweist sich aber die Morphiumeinspritzung als vorzüglicher Ersatz nicht nur für das innerlich gebrauchte Morphium, sondern als eine der herrlichsten Errungenschaften der neuen Heilkunde, wie denn überhaupt der Gedanke, Arzneistoffe in das Unterhautzellgewebe zum Zwecke von Heilwirkungen einzuspritzen, zu den großartigsten Lichtblicken der Wissenschaft gehört. Schon Jenner hat mit seiner Schutzblatternimpfung, wobei ja auch ein fremdartiger Stoff, die Kuhpockenlymphe, mittelst eines kleinen Einstichs unter die Haut gebracht und dem Körper einverleibt wird, diese Bahn beschritten, aber erst spät hat man gelernt, auf derselben weiterzugehen und auch andere Heilstoffe in den Organismus überzuleiten. — Wie umständlich, langsam und unsicher wirken die besonders in chronischen Leiden so beliebten — und auch künftighin keineswegs zu entbehrenden — Salben, Pflaster, Umschläge und Bäder, und wie rasch beseitigen oft nur ein paar Einspritzungen die hartnäckigsten und schmerzhaftesten Zustände! Auf diesem Wege allein gelangt ein Arzneimittel rein und unverändert in die Säftemasse, vermag, durch gesättigte Lösung in den Raum einiger Tropfen zusammengedrängt, seine Wirkung rasch, kräftig und zuverlässig zu entfalten, und einem örtlichen Uebel sich genauer anzuschmiegen, als es durch irgend ein anderes Verfahren möglich ist. In jenem unstillbaren Erbrechen, wo der Magen alles Eingebrachte, also auch die Arznei, wieder von sich gibt, in Fällen, wo das Hinunterschlucken von Arzneistoffen sehr erschwert oder unmöglich ist oder wo der Schlingversuch gefährliche Paroxysmen hervorrufen würde — ich erwähne nur den Kinnbackenkrampf, den Starrkrampf, die Wasserscheu, — oder wo es darauf ankommt, ein Mittel aufs schleunigste der Säftemasse zuzuführen (asthmatische und Erstickungszufälle, Krämpfe, Vergiftungen, zumal narcotischer Art) — in all diesen Zuständen leistet die Einspritzung theils bereits Großes, theils läßt sich von fortgesetzten Versuchen damit Bedeutendes erwarten.

Die „subcutane Injection" — so nennt die Wissenschaft das Verfahren, Arzneistoffe in das Unterhautzellgewebe einzuspritzen — hat sich schon einer großen Menge von Medicamenten bemächtigt, welche sie zu ihren Versuchen anwendet. Sie benutzt hierbei gern die Fortschritte der organischen Chemie, welche die wirksamen Stoffe wichtiger Arzneikörper in concentrirtester Form darzustellen sucht. Aus der langen Reihe der erprobten, oder — was auf die meisten besser paßt — probirten Stoffe führe ich an das Atropin, Daturin, Coffein, Nicotin, Strychnin, Chinin, Curare, Morphium. Von all diesen Mitteln haben bis jetzt nur die drei letztgenannten erhebliche Heilerfolge aufzuweisen, davon aber hat wieder das Morphium weitaus die glänzendsten Resultate geliefert.

Die Form der Einspritzung vereinigt alle Vortheile und zeigt fast keinen der Nachtheile des innerlich genommenen Morphiums. Sie bewirkt die fast augenblickliche Aufsaugung des Arzneistoffs und einen fast wunderbar schnellen Erfolg desselben. Gewiß, man muß erstaunen, wenn man den Kranken, der eben noch von den wüthendsten Schmerzen gepeinigt wurde, sich sofort, vielleicht anderthalb oder zwei Minuten nach der kleinen Operation, mehr und mehr beruhigen, und nach kurzer Zeit vom schönsten Schlaf umfangen sieht. Und dieser Schlaf ist in der Regel ein anhaltender, erquickender und das Erwachen daraus ein freies, leichtes, gestärktes, während das innerlich gebrauchte Morphium (dessen Wirkung frühestens nach einer halben Stunde eintritt) doch nicht selten einen unruhigen unterbrochenen Schlaf und ein Gefühl von Schwere und Wüstsein im Kopfe des Erwachten zur Folge hat.

Der Schmerz ist das Hauptfeld der Morphiumeinspritzung. Es gibt keine Art von Schmerz, die ihre Anwendung untersagt, und in vielen Fällen heilt sie gänzlich oder lindert doch bedeutend. Der rheumatische, gichtische, entzündliche, nervöse Schmerz, (z. B. Hüftweh, Gesichtsschmerz) — über alle ergießt sich die Wohlthat der Morphiumeinspritzung, hier dauernde Genesung, dort wenigstens Besserung oder Linderung spendend. Ja gerade in Krankheiten, die ihrer Natur nach unheilbar sind, weil sie auf immer weiter schreitenden organischen Zerstörungen beruhen, bewährt sich das Verfahren als unentbehrliches, segensreiches Hilfsmittel. Ich behandle seit längerer Zeit eine Frau, welche an einem bösartigen Unterleibsübel leidet und früher Tag und Nacht von unsäglichen Schmerzen heimgesucht wurde. Kein Mittel vermochte ihre Qual zu lindern, das Morphium in der fast unerhört großen Gabe von einem und zwei Granen blieb ohne Wirkung. Wie anders, seitdem ich ihr allabendlich dasselbe zu einem Achtel Gran in Einspritzung beibringe! Geschieht die Einspritzung in der Nähe des leidenden Organs, so erfolgt nach ungefähr zwei Minuten vollständiger Nachlaß der Schmerzen und es bemächtigt sich des Körpers ein Wohlgefühl, wobei die Kranke noch essen, trinken und sprechen kann, und erst nach mehreren Stunden sanft einschläft. Die Ruhe dauert beinahe die ganze Nacht hindurch, und die Schmerzen treten erst gegen Morgen, und auch lange nicht mehr mit der früheren Heftigkeit, wieder auf. Mache ich die Einspritzung am Unterarm, so vergeht wohl eine Viertelstunde, bevor die beruhigende Wirkung eintritt. Seitdem ich dies Mittel mit seinem unfehlbaren Erfolg bei ihr anwende, hat die Kranke eine förmliche Leidenschaft dafür gefaßt, es ist ihr so nothwendig geworden, wie das tägliche Brot, und sie erwartet mit Sehnsucht allabendlich meine Ankunft. Aehnliche Erfahrungen habe ich schon in einer Fülle anderer Krankheiten gewonnen und kann versichern, daß, wie die ärztlichen Freuden, so auch die ärztlichen Mühen durch das neue Mittel wahrlich nicht geringer geworden sind, da die Kranken, begeistert von dem stets dienstbereiten

und nie versagenden Zauberkästchen, seiner gar nicht mehr entrathen wollen.

Fern sei es von mir, die Segnungen des neuen Verfahrens übertreiben und dasselbe als Allhelfer in jedem schmerzhaften Leiden preisen zu wollen. Die Injection läßt uns nicht selten im Stich, wo wir mit Sicherheit von ihr Hilfe erwarten durften. Das, was man von ihr erträumt hat, die Universalheilmethode, wird sie nicht werden und das alte, innere und äußere Heilverfahren nicht verdrängen können. Aber schon durch die bisherigen an Jahren so jungen, an Zahl und Gehalt so glänzenden Thatsachen ist erwiesen, daß mit der neuen Methode die Wissenschaft einen ungeheuren Fortschritt gemacht und eine Bahn eingeschlagen hat, die gewiß noch zu großen Zielen führen wird. Von diesem unserem Erwerb dem Laien Kunde zu geben, war die Aufgabe dieser Zeilen, denen nur noch eine Schilderung des kleinen Werkzeugs und des Einspritzungsverfahrens hinzuzufügen bleibt.

Die deutschen Aerzte — und welcher von ihnen sollte das hilfreiche Instrument noch nicht anwenden? — bedienen sich zu Injectionen der Luerschen Spritze. Letztere besteht aus einem ungefähr zwei Zoll langen Glascylinder, in dem sich eine silberne von 5 zu 5 in der Regel bis zum 45. Theilstrich numerirte, mit einer dicht schließenden Lederkappe versehene Kolbenstange auf und ab bewegen läßt. Kennt man den Gewichtsinhalt des Cylinders, so kann man an der Scala des Kolbens sowohl die Menge der eingezogenen als auch der bereits ausgepreßten Flüssigkeit genau ablesen. Zur Spritze gehört noch eine kleine feine Stahlröhre, deren unteres Ende leicht gekrümmt, und lanzenförmig zugespitzt ist, und welche leicht an die Spritze angesteckt werden kann. Man füllt nun den Cylinder mit der nöthigen Flüssigkeitsmenge durch Zurückziehen des Kolbens, setzt das Röhrchen an, erhebt an dem zur Einspritzung erwählten Ort eine Hautfalte, sticht durch diese das Nadelende des Röhrchens ein und entleert nun durch Druck auf den Stempel den Inhalt des Cylinders in das Zellgewebe unter der Haut.

Der Stich selbst verursacht einigen Schmerz, noch etwas schmerzhafter, doch in der Regel nur für die Dauer der Einspritzung oder nur noch ganz kurze Zeit darauf, wirkt der örtliche Reiz der eingebrachten Flüssigkeit. Was will aber dieser kleine Schmerz gegen den behaglichen, bald darauf eintretenden Zustand sagen?

Ueble Ereignisse können bei gehöriger Vorsicht gar nicht erfolgen, und auf mögliche Nebenzufälle unschädlicher Natur wird der Arzt den Kranken aufmerksam machen.

Aesthetische Freundschaften.

Von Dr. Rudolf Kögel.

(Schluß.)

Ward das Gefühlsleben der Freundschaft zur Nahrung der Selbstsucht mißbraucht, so verirrte sie sich nicht minder an der Lust, dem Freunde durch Geistreichthum zu imponiren. Klopstock hatte an Gleim gerühmt —

— den brennenden Durst, Freunden ein Freund zu sein,
Wie auf das Verdienst des, den er liebet, stolz,
Edel stolz ist, vom halben
Kalten Lobe beleidigt.

Es muß das Loben unter den Freunden, das wechselseitige Versicherungswesen damals eine bedenkliche Höhe erreicht haben. Wenigstens schüttelte der treuherzige Wandsbecker Bote den Kopf und warnt: „Wenn du Paul den Peter rühmen hörst, so wirst du finden, rühmt Peter den Paul wieder und das heißen sie denn Freundschaft. Und ist oft zwischen ihnen weiter nichts, als daß einer den andern kratzt, damit er ihn wieder kratze und sich so wechselsweise zum Narren haben, denn, wie du siehst, ist hier wie in vielen anderen Fällen ein jeder von ihnen nur sein eigner Freund und nicht des anderen. Ich pflege solch Ding Hollunderfreundschaften zu nennen. Wenn du einen jungen Hollunderzweig ansiehst, so sieht er fein stämmig und wohl gegründet aus; schneidest du ihn aber ab, so ist er inwendig hohl und ist so ein trocken, schwammig Wesen darin. So ganz rein geht's hier unten freilich selten ab, und etwas Menschliches pflegt sich wohl mit einzumischen; aber das erste Gesetz der Freundschaft soll doch sein: daß einer des andern Freund sei.“ Dazu Hamanns Wort: „Einen Freund verdient, wer einen Schmeichler zu verachten weiß.“ Je höher die Begabung, je vertrauter der Umgang, desto niederschlagender, wenn sich über dem versagten ästhetischen Lobe Freunde entzweien. Dichter freilich scheinen oft lieber ihre Personen als ihre Werke der Freundesrüge auszusetzen, ebenso wie Eltern oft für ihre Kinder empfindlicher sind als für sich selbst! Wie innig haben sich Goethe und Herder gestanden! Der Münster von Straßburg und die Stimmen der Völker und die Ahnung eines neuen Tages für das deutsche Volk, das alles hatte ihren Jugendbund in dem aufsteigenden Bogen ihres beiderseitigen Ruhmes gesegnet, Weimar sie wiedervereint und wenn auch mittendurch die Klage fällt: Herder fahre fort, sich und anderen das Leben sauer zu machen, so sind doch die Briefe Goethes aus Neapel an Herder wahre Liebesgeständnisse: „Was mir auch von Dir begegnen wird und wo, soll mir willkommen sein; wir sind so nahe in unseren Vorstellungsarten, als es möglich ist, ohne eins zu sein und in den Hauptpunkten am nächsten.“ Und wie sind sie geschieden! Jahrelang gegen einander mißgelaunt trafen sie im Schloß zu Jena zusammen, Goethe wünschte Herders Urtheil über sein Schauspiel Eugenie zu hören. „Und wie Herder nun,“ so erzählt Goethe selbst, „als Kenner das Beste von diesem Stück sagte und es mir entwickelte, schien ich selbst erst diese Production recht zu kennen und zu genießen. Diese innerlichste schönste Freude jedoch sollte mir nicht lange gegönnt sein, denn er endigte mit einem zwar heiter ausgesprochenen, aber höchst widerwärtigen Triumph, wodurch das Ganze wenigstens für den Augenblick für den Verstand vernichtet ward. Der Einsichtige wird die Möglichkeit begreifen, aber auch das schreckliche Gefühl nachempfinden, das mich ergriff; ich sah ihn an, erwiderte ihm nichts und die vielen Jahre unseres Zusammenseins erschreckten mich in diesem Symbol auf das fürchterlichste! Und ich habe ihn — — nicht wiedergesehen.“ Darf die Melodie einer mehr denn dreißigjährigen Freundschaft mit einem solchen Mißlaut abbrechen? Und wenn Herder sich schwermüthig eine „gesprungene Saite“ nennt, sollte der Grund davon nicht derselbe sein, wie von dem Bruch mit Goethe? Ich meine dies, es geht durch das spätere Leben Herders ein Zwiespalt, wie er sich wahrlich nicht aus dem Unmuth über den Kantschen Kriticismus oder über die französische Revolution erklärt, ein Zwiespalt, der ihn wünschen läßt, im Mittelalter geboren zu sein. Seine religiöse Freudigkeit war eben schwächer, ärmer geworden; es rächt sich immer, wenn ein Freund dem Freunde die Seelsorge schuldig bleibt; Herder hatte mehr von Goethes Pantheismus, als Goethe von Herders anfänglicher christlicher Gehobenheit angenommen. So sollte die Aesthetik, nicht stark genug, den ganzen Menschen zu erfassen und zu verbinden, jene scheiden, die sie ehedem vereinigt hatte. Eine Parallele drängt sich uns unwillkürlich auf zwischen diesem erkaltenden Verhältniß und jenem anderen, fortschreitend wärmeren Goethes und Boisserées, das sich unter den Auspicien der Aesthetik am Kölner Dom entspann wie das mit Herder am Straßburger Münster. Mit welcher Schonung und mit welchem Ernst weiß Boisserée die Gelegenheit zu benutzen, um Goethe den Triumph: ein Hypsistarier, d. h. ein Mann zu sein, der beliebig das Beste aus Juden-, Heiden- und Christenthum sich zusammensuche, als ein durchaus flaches Bekenntniß zu verleiden und ihm dafür die Gottestiefen der christlichen Offenbarung anzupreisen.

Wenn ich zu der Freundschaft der schönen Seelen — dies war der Kunstausdruck für die Gefühlvollen — sowie zu der der schönen Geister, als die dritte Art an der Schwelle unseres Jahrhunderts die Freundschaft der Phantasievollen zähle, so denke ich dabei an die Romantik, wie sie im Gegensatz zu dem Corporalstock des Königsberger kategorischen Imperativs sich auf den Zauberstab der Phantasie lehnte, wie sie die Mystik der vielbesungenen blauen Blume bald mit brennenden Leidenschaften, bald mit den Stacheln des Witzes umgab, wie sie im Kampf gegen Rechtgläubigkeit und Aufklärung zugleich sich brüstete, eine neue Religion erfinden zu wollen, die aber nur für die Aristokratie des Geistes bestimmt sei. Alle Selbständigkeit hieß es, sei Originalität und alles Originale moralisch; nur soviel habe man Moral, als man Sinn für Poesie habe. Die wahre

Tugend sei Genialität. Moralität ohne Sinn für Paradoxie sei gemein. Welch einen Reichthum sittlicher Frömmigkeit mußte ein Schleiermacher in sich schließen, wenn ihm unter den Constellationen der Romantik, im innigsten Verkehr mit ihrem ungebundensten Jünger, die wunderbaren „Reden über die Religion“ entstehen konnten. Als hätte die Romantik selbst ihr muthwilliges Spiel an einer Freundschaft zeigen wollen, wußte sie in *Schleiermacher* und *Schlegel* ihre beiden äußersten Endpunkte zusammenzuknüpfen. Ich will hier nicht das Allbekannte aus den Briefen der beiden breit wiederholen, wie beide beim Anblick ihrer Verschiedenheiten und Abweichungen auch für eine Zeit, wo sie sich etwa nicht mehr in der alten Weise verstehen würden, die Fortdauer ihrer Anhänglichkeit gelobten. Nur den Eindruck möchte ich aussprechen, daß es die spätere kirchliche Trennung, Schleiermachers Stellung in der evangelischen Burg Berlins, die Schlegels in dem katholischen Lager Wiens — schwerlich gewesen ist, welche die alten Freunde zuletzt einander so völlig unkenntlich machte, sondern vielmehr der trübe Schatten und Stachel, der in Schleiermachers Erinnerung an jene Zeit als eine seiner nicht völlig würdige lag. Wie anders hielt durch alle Wechsel hindurch das Band *Schleiermachers* mit *Albertini*, seinem Jugendgenossen, dem Bischof der Brüdergemeinde, an dessen geistlichen Liedern er sich noch tags vor seinem Sterben dankbar erquickte.

Aus der großen Ernte der Freiheitskriege band auch die Freundschaft ihre Garben. Hatte sie sich auf den Universitäten vordem vor dem sinn- und sittenlosen, renommistischen Treiben der Landsmannschaften in stille Kreise geflüchtet, — nun leuchtete die Freundschaft mit den alten Losungen „Religion, Vaterland, Freiheit“ geehrt und ehrend auf dem Banner der Burschenschaft. Im Schoße der Burschenschaft von Göttingen sollten sich auch zunächst in gemeinsamer Lust am alten Volksliede zwei begegnen, deren einer der geistliche Gesangesmund der beginnenden Erweckung werden sollte, während der andere die Wege des Cynismus aufsuchte: dort *Philipp Spitta*, — hier *Heinrich Heine*. Ihr Bündniß löste sich freilich schnell. Heine ward von der Burschenschaft ausgeschlossen und als er seinen alten Freund Spitta, der Hauslehrer geworden war, in Lüneburg besuchte und seine schmutzige Lauge über alles Heilige, sogar in Gegenwart der jungen Zöglinge, ausschüttete, wurde er von Spitta gefragt: „Willst Du mir einen Gefallen thun?“ — „Recht gern, wenn ich es kann!“ — „Nun, so bitt' ich Dich, komm nicht wieder.“ Drohend entfernte sich Heine: „Du hast das Völkerrecht der Gastfreundschaft verletzt, das sollst Du büßen.“ Er seinerseits glaubte das Völkerrecht nicht zu verletzen, wenn er in seinen Reisebildern die Rache nahm, den ehemaligen Freund lächerlich zu machen. Was er vorbrachte, war aber nur ein Beweis, daß er Spitta nie zu den Genossen rechnen durfte, denen er zuruft:

Selten habt ihr mich verstanden,
Selten nur verstand ich euch.
Nur wenn wir im Koth uns fanden,
Dann verstanden wir uns gleich!

Spitta durfte getrost sein und erfahren, wer um Jesu willen einen Freund verliert, hundertfältig soll er ihn wiedernehmen. Welch ein anderer Abschied, den er später mit seinen christlichen Freunden feiert:

Das Band, das uns verbindet,
Löst weder Zeit noch Ort,
Was in dem Herrn sich findet,
Das währt in ihm auch fort.

Man spricht vom Scheidewege
Und grüßt sich einmal noch
Und geht auf Einem Wege
In gleicher Richtung doch!

Uns aber durchziehen seltsame Empfindungen, wenn wir das friedensvolle Sterbebett des Hannoverschen Predigers mit dem langjährigen Schmerzenslager des in Paris abscheidenden Dichters vergleichen, der nur, um von sich reden zu machen, dem Publicum sich das eine Mal als todt und das andere Mal als bekehrt ansagen ließ — seltsame Empfindungen, wenn wir uns erinnern, daß diese beiden Hand in Hand eine zeitlang zusammengegangen, daß Heinrich Heine es gewesen ist, von dem Spitta zwanzig Thaler borgte, um sich die Harfe zu kaufen, auf der er uns sang:

An den Trauerweiden hingen
Unsere Harfen, jeder mied
In dem fremden Land zu singen
Seines Herren Lob und Lied.
Doch der Herr hat drein gesprochen
Ein gewalt'ges Allmachtwort,
Raum gegeben, Bahn gebrochen,
Und wir zieh'n von Babel fort.

Ging die Straße einsam weiter
Denn sie war so still und leer,
Keinen Wanderer zum Leiter
Fand ich weit und breit umher.
Aber über meinem Haupte
Seh' ich eines Sternes Schein,
Weil ich suchte, weil ich glaubte,
Ward zuletzt der Heiland mein!

„Mit den Todten führe ich keinen Krieg!“ dieses edle Wort gab ein Fürst zur Antwort, als man ihm die Wiederaufgrabung und Verbrennung der Gebeine eines großen Ketzers anrieth. Bei jedem geschichtlichen Rückblick soll uns dies Wort vorschweben. Aber unklug wäre es und unmöglich, bei den Veröffentlichungen jeder Art von literarischen Familiengeheimnissen, wie sie gegenwärtig Sitte sind und sich allenthalben uns aufdrängen, die Richtungen und die Geister ungeprüft zu lassen, ja geradezu feige das Kind nicht beim rechten Namen nennen zu wollen. Nicht, daß es sich uns hier um die Skizze einer Ketzerhistorie von Freundschaftsverirrungen und -trennungen oder um eine Art Strandrecht an den Gescheiterten gehandelt hätte, dies wäre ein trauriges Geschäft und ein undankbares zu einer Zeit, wo ein Thema von der Freundschaft wie ein Anachronismus erscheint, weil nicht sowohl die *Mängel* der Freundschaften, als vielmehr der *Mangel* jeder Freundschaft droht. Immer zahlreicher werden die Altklugen, welche ihr Fläschchen Scheidewasser überall bei der Hand haben zur Verfolgung solcher Luxusartikel, wie es die Pflege der Freundschaft und des Schönen sind. Liebe und Freundschaft, sagt *Vischer* in seiner Aesthetik, beschäftigen jetzt das von *höheren Fragen* in Anspruch genommene Gefühl wenig.

In dem scheinbar resignirenden Seufzer des Aristoteles: „O Freunde, es gibt keine Freunde!“ liegt mehr Schmerz der Sehnsucht und Liebe, als in solchen kritischen Begutachtungen und Rathschlägen, die kühl bis ans Herz hinan das menschliche Gefühl und das Christenthum zugleich mißachten. Denn das Bekenntniß halten wir nicht zurück: soll die Freundschaft wieder eine Macht im Leben werden, so kann sie sich nur auf *religiösem* Boden erholen. Da, wo die Herzen der Selbstsucht absterben lernen, lernen sie auch allein der Liebe und Selbstverleugnung leben, sie lernen die Demuth, einen Freund zu suchen und die Weisheit, einen Freund zu finden. Wo sie dem gemeinsamen Herrn sich öffnen, stehen sie auch für einander offen; da, wo sie den Muth gewinnen, sich selbst die Wahrheit sagen zu lassen, gewinnen sie auch den Muth, dem andern die Wahrheit zu sagen; da, wo sie den Quell der Vergebung und Heiligung antreffen, schöpfen sie auch die Kraft tragender Geduld und Treue und *der Freund wird des Freundes Gewissen*. Endlich, wo sie mit einander den untrüglichen Weg des Lebens betreten, ist ihnen auch ein gemeinsam unverlierbares Ziel gewiß! „Wie freue ich mich jetzt über Dich,“ schreibt Augustinus an einen später bekehrten Freund, „mit welchen Worten soll ich es ausdrücken, daß ich den, welchen ich lange *gewissermaßen* zum Freunde hatte, jetzt zum *wahren* Freunde habe. Denn es ist auch die Uebereinstimmung in göttlichen Dingen hinzugekommen; Du, der einst das zeitliche Leben mit mir aufs annehmlichste theiltest, hast jetzt angefangen, *in der Hoffnung des Ewigen mit mir eins zu sein*! Fehlt unter Freunden die Uebereinstimmung im Göttlichen, so kann sie auch im Weltlichen nicht voll und wahr sein. Wer das Göttliche verachtet, muß das Menschliche falsch beurtheilen. Der kann den Menschen nicht recht lieben, welcher *den* nicht liebt, der den Menschen geschaffen hat. Du warst also selbst in weltlichen Dingen ehemals noch nicht mein wahrer Freund: denn Du warst in göttlichen Dingen, nach welchen das Menschliche zu schätzen ist, nicht mein Genosse. Ich selbst war vor meiner Bekehrung mein eigener Freund nicht, sondern eher mein Feind; denn ich liebte das Unrecht und haßte daher meine Seele, konnte also auch keinen wahren Freund haben. Gott sei Dank, daß er mir endlich Dich zum Freunde gemacht hat; denn jetzt ist Uebereinstimmung in menschlichen Dingen mit Wohlwollen und Liebe in Christus Jesus unter uns. — Unsere Freundschaft ist wahr und ewig, wir sind nicht nur unter uns, sondern auch mit dem Herrn vereint.“ So Augustinus. Angesichts solcher Worte wird der oft laut gewordene Einwand verstummen, das Christenthum sei geradezu unfähig, einen eigenthümlichen, besonderen Zusammenschluß, wie den in der Freundschaft zu gründen und zu begünstigen, nachdem einmal unserer Religion der Trieb unabweislich innewohne, die Menschen unterschiedslos zu Brüdern zu verbinden; wo jeder jedem gehöre, wo bleibe da Raum und Recht zu einem Einzelbündniß? Das sei fern, daß irgendwo der Artikel von der Erlösung — er müßte denn mönchisch verdunkelt sein — *den* von der Schöpfung bekämpfen, daß das Charisma die Naturgabe auslöschen sollte. Wie Christus nicht gekommen ist, die Persönlichkeiten *auf*zulösen, sondern zu *er*lösen, so ist er auch nicht gekommen, die mannigfaltigen Bande der Persönlichkeiten zu einander zu trennen, sondern von der Sünde zu heilen und zu heiligen! Der Menschensohn erklärt den Seinen:

„Ich sage hinfort nicht, daß ihr Knechte seid, denn ein Knecht weiß nicht, was sein Herr thut; euch aber habe ich gesagt, daß ihr Freunde seid!" Und innerhalb des Ringes der Zweiundsiebzig, die sich bei Christo zusammenfinden, bietet jener concentrische Kreis der Zwölf noch engere Verhältnisse, wie das der bekannten drei Apostel und zuletzt ein allerengstes, wie das zwischen dem Gottessohne selbst und seinem Lieblingsjünger. Wie viel Freundschaftsbeispiele reicht die Kirchengeschichte dar! Gregor von Nazienz schreibt von seiner Freundschaft mit Basilius: „Wir schienen Eine Seele in zwei Körpern zu sein!" Und nun vollends die fruchttragenden Bäume jener evangelischen Wahlverwandtschaften und Ergänzungen in den Reformatoren Wittenbergs. Unter den Christen selbst aber ist es ein trostloser Trost und eine böse Beschönigung des Mangels an echten Freundschaften, als ob solch ein kleinstes Kirchlein in der Kirche nur in großen Wendepunkten des erlöschenden oder des wiederbeginnenden religiösen Lebens und Strebens eine Stelle hätte, als stünde etwa Einheit und Einigkeit, Ausbreitung und Vertiefung in umgekehrtem Verhältniß zu einander. Rückblicke auf das Freundschaftsleben in den Kreisen der Gläubigen, wie es z. B. Berlin vor vierzig Jahren mächtig bewegte und sein ergreifendes literarisches Denkmal in Tholucks Weihe des Zweiflers gefunden hat und wie es auf jenen Fremden einen so wunderbaren Eindruck machte, daß er die Mauern Berlins mit den Worten verließ: „Ich habe die Stadt des heiligen Johannes gesehen — —" solche Rückblicke sollten beschämen und zur Nacheiferung reizen.

Und das Verhältniß solcher religiösen Freundschaften zu den ästhetischen überhaupt? Sie schließen sich nicht aus! Wenn Jonathan mit David durch die Freude an der Harfe, an Bogen und Schwert, über alles aber durch den Namen des Herrn verbunden, zu Gunsten des Freundes, den er wie sein eigen Herz liebt, auf die Krone verzichtet, um mit dem Schwert in der Hand unter dem unglücklichen Banner seines Vaters zu sterben: so ist hier eine ästhetische und religiös-heroische Freundschaft zugleich, hier ist mehr als Don Carlos und Marquis Posa, mit dem Schönen geht das Heilige gepaart. Und der Gang jener Magier, die ihr Ideal als Stern zu Häupten, die poetische Opfergabe von Gold und Weihrauch in Händen das Ewige gemeinsam suchen — auf der Hinfahrt eine ahnungs- und sehnsuchtsvolle, überwiegend ästhetische Freundschaft, ist auf der Heimfahrt von der Krippe Bethlehems zu einem religiösen Bruderbund geworden. Und unter den Johannesjüngern an den Ufern des Jordans treffen wir edle Gestalten an, Jünglingsvereine, die geborene Missionsvereine sind, Schulen, die Vorhöfe zur Kirche werden, engverbundene Seelen von hohem Flug, getragen von Psalmen- und Prophetenstudien, auf dem Wege der guten Perlen die Eine köstliche entdeckend.

Eine Befreiung, Erlösung ist die Kunst allerdings auch, jedoch nur im Bilde. Wer an ihr genug hat, verwechselt das Bild mit dem Wesen, die Brücke mit dem Ufer, die Verheißung mit der Erfüllung, den Genuß mit der Heiligung, die Lethe mit dem Taufwasser. Im prophetischen Gesicht wird es uns zu Troas kund: ein sich selbst überlassenes Hellas der Aesthetik und der wildwachsenden Religion breitet am Schlusse unausgefüllt und unbefriedigt seine Arme gen Osten aus und ruft dem Boten des Evangeliums: Komm herüber und hilf uns! Wie das Schöne, wo es ist, was es sein soll, von Haus aus eine Gemeinschaft mit dem Guten und Wahren anstrebt, so muß jede vom Schönen ausgehende Freundschaft, die sich selbst versteht, allmählich in das Land der Wahrheit hinüberranken, — und die verbundenen Seelen dort für immer ansiedeln lassen — mit Einem Wort: nur der christlichen Freundschaft hat Gott die Ewigkeit ins Herz gelegt.

Entdeckungsreisen in der preußischen Monarchie.

Von Otto Glagau.

Durch die Ostpreußische Sahara. III.

Kalifornien. — Etwas „Reelles". — Wie man Millionär wird. — Eine Flottille von Dampfbaggern. — Paternosterwerk. — „Keine Ruh bei Tag und Nacht." — Vorweltliche Bäume. — Vorweltliche Insecten im Bernsteinhause. — Vorweltliche Künstler. — Bernsteinlager. — 75,000 Pfund jährliche Ausbeute. — Schichtenwechsel. — In der Bernsteincolonie. — Hölzerne Kasernen. — In der „Berghalle." — Illumination des Haffs.

Leser und Leserinnen, welche meinen Schilderungen bisher gefolgt sind, werden mir vielleicht zugestehen, daß die Natur der Nehrung eine großartige, wechselvolle und abenteuerliche ist; aber trotzdem meinen: es sei und bleibe doch immer ein wüster, unfruchtbarer, armseliger Fleck Erde, und er biete thatsächlich nichts — Reelles.

Um so mehr wird man sich verwundern, wenn ich jetzt zeige, daß er, ganz widersprechend dieser Meinung, ein wahres Kalifornien umschließt, reiche Schätze, die fast unerschöpflich fließen. Zwar wird hier nicht Gold gegraben, wohl aber ein Mineral, das unter Umständen dem Golde an Werth und Kostbarkeit wenig nachsteht. Es ist ein der preußischen Ostseeküste eigenthümliches Product, das ihr seit Jahrtausenden Weltruf verschafft hat, mit einem Worte — der Bernstein.

Seit Jahrtausenden wirft die Ostsee diesen geheimnißvollen Stein an die Küste, besonders reichlich auf der Strecke von Danzig bis Memel, also auch an den Strand der kurischen Nehrung, aber gerade hier war die Ausbeute keine besondere. Schon seit Jahrhunderten begnügten sich die Bewohner nicht mehr mit dem, was das Meer ihnen freiwillig in den Schoß warf, sondern man fing an, den auf dem Rücken der Woge herantreibenden Bernstein zu schöpfen, ihn vom Seegrunde loszustechen, und namentlich an der Küste und im Innern des Landes auszugraben; alles mit dem besten Erfolg, oft mit überraschenden großartigen Resultaten. Ein Spatenstich brachte oft Stücke von vielen Pfunden im Werthe von 1000 bis 40,000 Thalern zu Tage. Alle diese Funde wurden aber verdunkelt, als man vor sechs Jahren ein neues Bernsteinlager am Fuße der Nehrung entdeckte, das reichste und ergiebigste seit Menschengedenken.

Schon vorher hatte man von der jenseitigen Haffküste bei Prökuls nach Bernstein gegraben, aber die Ausbeute war so wenig lohnend, daß man die Gruben immer wieder eingehen ließ. Da kamen zwei Memeler auf den Gedanken, den Grund des Haffs selber erforschen zu wollen; sie theilten ihn den Fischern von Schwarzort mit und stellten diesen das Anerbieten, sich mit ihnen zur Hebung der verhofften Schätze zu verbünden; Unkosten und Gewinnst sollten dann gemeinschaftlich gehen. Aber die Schwarzorter scheuten die Kosten und versprachen sich keinen Erfolg. Nun setzten die beiden ihren Plan allein ins Werk, und bald sahen sie ihre kühnsten Erwartungen übertroffen. Es waren ein Kahnschiffer, Namens Stantien, und ein jüdischer Händler, Namens Becker; beide befanden sich damals in sehr heruntergekommenen Vermögensverhältnissen: — heute gelten sie schon für Millionäre.

Eine gute Viertelstunde nördlich der letzten Häuser von Schwarzort, idyllisch am Rande des Hochwalds gelagert und längs dem Haffufer sich hinziehend, finden wir die Colonie des ostpreußischen Californiens. Sie nimmt sich einfach genug aus, denn sie besteht nur aus etlichen Baracken, Schuppen, Werkstätten und Comptoirs; alles von Holz schlicht und roh aufgeführt, lauter Nothbauten, nur um das erste Bedürfniß zu befriedigen. Um so imposanter erscheint die Flottille von Dampfbaggern, die kaum tausend Schritt vom Ufer entfernt sich in voller Arbeit befinden.

In Begleitung des Pfarrers und seiner beiden Damen kam ich in der Bernsteincolonie an. Wir meldeten uns bei dem Geschäftsführer, einem Verwandten und Namensvetter des Unternehmers Stantien; und dieser ertheilte nicht nur auf das bereitwilligste die erbetene Erlaubniß, sondern ließ auch eine schmucke Jolle bemannen und uns auf dieser nach den Baggern hinausrudern.

Es sind gegenwärtig zwölf an der Zahl, etliche größer, andere kleiner; und auf jedem arbeiten 10 — 25 Mann. Wir hielten bei einem Hauptbagger und kletterten hinauf. Der alte Werkmeister, der hier als erster Beamter fungirt, führte uns selber umher. Er kommt, wie er sagte, höchst selten ans Land; er ißt und schläft auf dem Fahrzeug, wo er seine eigene Cajüte hat und ein eigens dazu angestellter Koch ihm die Speisen bereitet. Unter ihm stehen: ein Maschinenmeister, zwei Baggermeister und die eigentlichen Arbeiter.



Versteckens.

Originalzeichnung von L. Heitland nach dem Bilde von C. Lasch. Geschnitten von H. Klitzsch.

Betrachten wir jetzt die Baggermaschine. Es ist ein sogenanntes Paternosterwerk, eine Kette von Eimern, die im Kreise auf- und niedersteigen, den Haffgrund aufwühlen und ein Gemenge von Erde, Sand, Schlamm, Sprockholz und Bernstein heraufbringen und selber ausschütten. Der Bagger rückt dabei nur um wenige Fuß vor und zur Seite, wird allmählich tiefer gestellt und bildet so eine grabenförmige Rinne. Man baggert bis 22 Fuß unterm Wasserspiegel; gewöhnlich nur vier Fuß, bisweilen auch 10 bis 15 Fuß im Haffgrunde. Schon bei eins bis zwei Fuß Tiefe bringen die Eimer vereinzelte Bernsteinstücke und Sprockholz, die stets zusammen vorkommen, zu Tage; je tiefer sie graben, desto größer wird die Ausbeute. Sind sie auf der Grenze der bernsteinhaltigen Sandschicht angelangt, so beginnt erst die eigentliche Arbeit. Die Eimer gehen von nun an leer in der gebildeten Rinne, erzeugen in derselben einen lebhaften Wasserstrom und schöpfen so Sprockholz und Bernstein, während der Sand zu Boden fällt. Zu diesem Zweck sind zweierlei Arten von Eimern angebracht; gewöhnliche dichtgeschmiedete wechseln mit gegitterten durchlöcherten ab; beide Arten graben zunächst die Rinne

und bringen den Sand herauf; ist jene fertig, dann erzeugen die dichten Eimer vornämlich die Strömung, während die gegitterten vermöge des hindurchgehenden Stroms den Bernstein auffangen.

Sand, Sprockholz und Bernstein werden aus den Eimern auf einen Steg ausgeschüttet und gleiten von diesem auf ein Eisensieb, das den Deckel eines kastenartigen Prahms ausmacht. Der Sand fällt durch die erbsengroßen Löcher des Siebs in den Prahm, Sprock und Bernstein bleiben zurück und werden von den Arbeitern in ein Faß geschaufelt und später von einander gesondert und ausgewaschen. Das ist im großen und ganzen das ebenso einfache wie rationelle und bewährte Verfahren bei der Bernsteinbaggerei.

Anfangs war nur ein einziger kleiner Handbagger vorhanden; er ist längst außer Gebrauch gesetzt, aber die Unternehmer bewahren ihn noch immer dankbar als eine Reliquie, denn er ist das Fundament ihres Glücks, er hat ihnen die Mittel erworben, ihr Werk fortzusetzen und ihm allmählich seine jetzige Ausdehnung zu geben. Im Laufe der Zeit kam ein Handbagger nach dem andern hinzu, wurden endlich alle in Dampfbagger umgewandelt. Die größten sind jetzt mit zwei Paternosterwerken versehen, und zu beiden Seiten derselben schwimmt ein Prahm. Alle Prahme haben unter dem Verdeck große Luftkästen, so daß sie nie, wie es früher geschehen, sinken können. Man öffnet den Prahm ohne Gefahr unten am Boden und läßt den Sand herausfallen.

Das Baggern ist eine schwere, rauhe Arbeit, namentlich bei Regen und Sturm, wo die Leute beständig von den heraufschlagenden Wellen bespült werden. Sie erhalten jedoch einen ziemlich guten Lohn, der Mann für eine sogenannte Schicht von 8 Stunden 22½ Sgr. Es wird nämlich vom ersten Frühjahr bis in den späten Herbst, so lange das Wasser offen ist, Tag und Nacht ohne Unterbrechung gebaggert. Alle 8 Stunden wird die Mannschaft abgelöst und durch eine andre Schicht ersetzt; sie hat nun 8 Stunden Ruhe und kommt erst dann wieder an die Reihe. Jeder Arbeiter ist also binnen 2 mal 24 Stunden 3 mal 8 Stunden beschäftigt, und sein Verdienst stellt sich auf etwa 1 Thlr. 4 Sgr. pro Tag, was für ostpreußische Verhältnisse hoch genug ist.

Der alte Werkmeister ließ uns von dem gewonnenen Bernstein verschiedene merkwürdige Stücke sehen. Sein Werth richtet sich bekanntlich nach der Größe, Farbe, Durchsichtigkeit und Reinheit. Er kommt in den kleinsten Brocken wie in Stücken bis zu mehreren Pfunden und fast in allen Farben vor. Von dem durchsichtigen behauptet der ganz helle, ziemlich wasserklare den höchsten Preis, von dem undurchsichtigen aber der wolkige, sogenannte kumstfarbige oder milchweiße. Sehr geschätzt ist auch derjenige, welcher Insecten und andere kleine Thiere umschließt.

Solche Stücke lassen es zweifellos, daß der Bernstein ein vorweltliches Product ist; und auch die Naturforscher glauben jetzt mit Sicherheit annehmen zu dürfen, daß er seine Entstehung einem Harz verdanke, das, äußerst dünnflüssig und schnell erhärtend, sich einst aus einem Baume ergoß, der, als noch Preußen ein dem tropischen sich näherndes Klima hatte, hier und in einem großen Theile des heutigen Ostseebettes ungeheure Wälder bildete, welche zerbrochen und vergraben wurden, als von Norden her mächtige Fluten, vielleicht mit Eismassen vermischt, hereindrangen, und gleichzeitig unser warmes Klima in ein kaltes umgewandelt wurde. Dieser Baum, wahrscheinlich eine Conifere, ist ebensowenig mehr vorhanden, als die in seinem Harze begrabene Thierwelt. Wenn das Harz unseres heutigen Nadelholzes Insecten umschließt, so sind deren Leiber verbogen, ihre Füße eingezogen und ihre Flügel zusammengerollt, während die im Bernstein eingeschlossenen Thiere bis in die zartesten Theile wohlerhalten sind. Man sieht Springkäfer und Cicaden im Fortschnellen, Mücken in der Paarung, Spinnen, wie sie den Fliegen nachsetzen. Die Katastrophe muß also eine außerordentlich jähe, das Ausströmen und die Erhärtung des Harzes im Nu geschehen sein, bevor die gefangenen Thierchen von ihrem Schicksal noch eine Ahnung hatten.

Unsere höchste Verwunderung erregt aber die Thatsache, daß unter dem hier gebaggerten Bernstein auch zahlreiche schon bearbeitete Stücke vorkommen. Und zwar unterscheiden sich diese Artefacte von allen sonst irgendwo gefundenen durch größere Kunstlosigkeit, also durch höheres Alter. Viele Stücke sind nur der Länge nach durchbohrt, als ob sie auf eine Schnur gereiht gewesen; andere ähneln in ihrer flachen, scheibenartigen Form großen Knöpfen und sind an der Hinterseite mit einer Art von Oese versehen; noch andere, wahrscheinlich Brustverzierungen, sind von dreieckiger oder ovaler Form und zuweilen schon durch punktirte Linien ausgeschmückt. Alle diese Gegenstände sind bereits möglichst glatt geschabt und theilweise durch langen Gebrauch völlig polirt. Auch flache Ringe wurden vereinzelt gefunden; das Merkwürdigste aber waren zwei menschliche Figuren in kurzer Jacke, wahrscheinlich Götzenbilder und als Amulet getragen, wofür die Größe, 3½ Zoll, und vier passend angebrachte Löcher sprechen. Noch auffallender ist die große Menge halbfertiger Artefacte, die häufig eine von beiden Seiten erst begonnene Bohrung zeigen und im übrigen erst aus dem Gröbsten geschnitzt sind. — Es drängt sich die Vermuthung auf, daß dieser verarbeitete Bernstein einem vorweltlichen Geschlechte entstammt, und daß auch die vorweltlichen Künstler, vielleicht mitten in ihrer Arbeit, von der gedachten Erdrevolution ereilt wurden.

Doch kehren wir von solchen Vermuthungen zu unserm Gegenstande zurück. Die Hauptarbeit der Bagger bewegt sich nunmehr seit bereits vier Jahren auf ein und derselben Stelle, und noch ist keine wesentliche Abnahme zu spüren. Das reiche Bernsteinlager befindet sich auf dem sogenannten Korningschen Haken, einer sanften Bodenanschwellung in dem überhaupt flachen Haff. Falls es aber auch nächstens erschöpft werden sollte, werden die Unternehmer darum nicht in Verlegenheit gerathen, indem aller Wahrscheinlichkeit nach in diesem Gewässer noch mehrere solcher Lager existiren.

Was nun die Ausbeute betrifft, so werden auf die größern Dampfbagger 30 Pfund, auf die kleinern 20 Pfund Bernstein für eine achtstündige Schicht gerechnet. Ist diese Pfundzahl von einem Bagger überschritten, so erhält die Mannschaft eine kleine Prämie. Die Gesammtausbeute von allen zwölf Baggern betrug während des vergangenen Jahres, nämlich innerhalb etwa 30 Arbeitswochen, gegen 75,000 Pfund.

Wie groß indes auch der Gewinn der Unternehmer sein mag: der Staat findet bei der Bernsteinbaggerei gleichfalls seine Rechnung, und auch der Provinz kommt sie mehrfach zu Gute. An den Staat zahlen die Herren Becker und Stantien täglich 25 Thaler Pacht; ferner haben sie es übernommen, täglich einen Mann zu den Culturarbeiten im Schwarzorter Walde zu stellen und das Fahrwasser im Haff offen zu erhalten, eine Sache, die sonst der Regierung in jedem Jahr eine bedeutende Ausgabe kostete. Endlich schütten sie mit dem ausgebaggerten Sand zwei große Dämme ins Haff hinein, die als Winterhafen für ihre Bagger dienen und auch schon andern Fahrzeugen Zuflucht gewähren; und wodurch der Nehrung ein Vorland gewonnen wird, das selbstverständlich, ebenso wie der Grund und Boden, auf dem die Etablissements der Colonie errichtet sind, Eigenthum des Fiscus bleibt.

Die Bernsteinbaggerei gibt wohl 500 Menschen Beschäftigung und Verdienst; die Arbeiter recrutiren sich von der Nehrung und aus ganz Litthauen; eine neue Quelle des Nationalreichthums fließt und verbreitet sich über die ganze Umgegend. Besonders ist das auf der Nehrung zu merken, wo der Wohlstand sich durchgängig gehoben: die guten Schwarzorter sind fast etwas übermüthig geworden und überschreiten in den Anforderungen für ihre Producte und Leistungen zuweilen die Grenze des Erlaubten.

Der Tag neigte sich, da wir heimruderten. Die Sonne versank bereits hinter den Dünenbergen, und die breite Wasserfläche des Haffs erstrahlte in ihrem Wiederschein. Die jenseitige fast eine Meile entfernte litthauische Küste erscheint wunderbar nahe gerückt, in dem dort längs dem Ufer sich hinziehenden Dörfchen ist jedes Haus durch den Reflex seiner Fensterscheiben zu erkennen, jeder Baum zeichnet sich in rothgelber Beleuchtung am Horizont ab; und mitten auf dem Spiegel des Haffs schaukelt und dampft die Flottille der Bagger, an welchen jede Stange, jede Kette, jeder Eimer wie durchsichtiges Bernsteingold erglänzt.

Bald nachdem wir gelandet, erschallten vom Haff herüber die hellen Klänge einer Glocke. Sie wird auf dem Hauptbagger angezogen und gibt das Signal zum Schichtenwechsel. Fast in demselben Augenblicke stoßen von sämmtlichen Baggern und gleichzeitig vom Lande, hier wie dort, zwölf Boote ab. Jene führen die abgelöste, diese die neue Mannschaft. Auf der Mitte des Weges begegnen sie sich und grüßen einander mit lautem Hurrah! Schon ist die Dunkelheit eingebrochen, als jene die Dampfer erreichen, diese dem Ufer sich nähern, wo sie bereits die Aufsichtsbeamten mit Laternen in den Händen erwarten. Alle Boote müssen an einer bestimmten Stelle,

und immer eins nach dem andern landen. Die heraussteigenden Arbeiter werden sofort in Beschlag genommen und Mann für Mann bis auf die Haut visitirt. Das Resultat ist gewöhnlich ein vergebliches, nur selten wird bei einem der Leute ein Stück Bernstein gefunden; trotzdem aber und obgleich jede Unterschlagung sofortige Entlassung nach sich zieht, wird, wie mir der Geschäftsführer leise versichert, täglich und regelmäßig gestohlen. Es gibt gewisse Verstecke und Manöver, die auch der strengsten Visitation spotten, und die Gelegenheit ist zu verlockend. Nachdem alle Leute durchsucht sind und sich bereits entfernt haben, wird das Ufer der Landungsstelle noch Schritt für Schritt und bis ins Wasser hinein abgeleuchtet und durchforscht, ob nicht irgendwo ein Stück Bernstein zu entdecken ist, das Hans oder Kunz etwa weggeworfen hat, um es sich später zu holen. Eine halb komische, halb peinliche Praxis, werth des gewitztesten Polizeibeamten.

Der Pfarrer hatte sich inzwischen mit den Damen nach Hause begeben, ich aber durchwanderte an der Seite des Geschäftsführers noch die verschiedenen Gebäude. Im Magazin fanden wir die Arbeiter theilweise wieder. Jeder Bagger lieferte jetzt seine Ausbeute, sein Säckchen mit Bernstein ab, der sofort gewogen wird, damit die betreffende Mannschaft weiß, ob sie die Prämie erreicht hat oder nicht.

Im Magazin steht Faß an Faß, alle mit Bernstein gefüllt. In Zweischeffelsäcke gepackt, befördert ihn ein den Unternehmern gehöriges Dampfboot, das auch zum Transport der leeren und vollen Prahme dient, nach Memel, wo er in die Sortiranstalt kommt. Dort sind an langen Tischen 22 Sortirer hinter ihren Wagschalen beschäftigt, jeden Posten eingelieferten Bernsteins, der nach und nach aus einer Hand in die andere geht, in 58 Sortimente zu sondern. Jedes Sortiment enthält nur Stücken von gleicher Farbe, gleicher Größe und gleichartiger Masse. Die Bernsteinfabrikanten sind hiernach in den Stand gesetzt, genau dasjenige Sortiment zu wählen, was ihnen für die betreffenden Artikel am passendsten dünkt; während sie früher das Material in Stücken kaufen mußten, wie sie gerade vorhanden waren und oft bis 50 Procent davon für ihre Zwecke gar nicht brauchen konnten. Beispielsweise kostet ihnen jetzt:

Ein Sortiment zu Pfeifen- oder Cigarrenspitzen.

A. in feiner (wolkiger) Farbe:

Ein Pfund von	9 Stück	22	Thlr.
„ „ „	18 „	15	„
„ „ „	40 „	10	„
„ „ „	60 „	6½	„
„ „ „	100 „	4	„
„ „ „	200 „ (zu Aufsätzen auf amerikanische, sog. Bruyèreholzpfeifen)	3	„

B. klar (durchsichtig), dieselben Sorten um 40% billiger;

Sortimente rund, zu Korallen.

A. in feiner Farbe (meist nach England):

Ein Pfund von	30 Stück	10	Thlr.
„ „ „	60 „	60	„
„ „ „	100 „	4	„

B. Dieselben Sorten klar (meist nach Afrika) um 40% billiger.

Die lange Reihe der übrigen Sorten geht hinab bis zu 4 Sgr. das Pfund (meist nur zum Räuchern und zur Bereitung von Bernsteinfirniß und Bernsteinöl verwandt); während sich der Werth von ungewöhnlich großen und zugleich feinfarbigen, sogenannten Cabinetsstücken, gar nicht berechnen läßt, da solche bei ihrer Seltenheit oft mit 400 bis 10,000 Thlr. bezahlt werden. Ueberhaupt gibt es wohl kaum ein andres Rohproduct von so großer Werthverschiedenheit als den Bernstein.

Ebenso großartig wie die Baggerei betreiben die Unternehmer auch den Absatz des Bernsteins. Sie verkaufen ihn direct an in- und ausländische Fabrikanten, bis nach Constantinopel, Kalkutta, Hongkong, Bombay, Mexico &c., wo sie überall Commanditen und Agenten haben. Dadurch erzielen sie einen Mehrertrag von durchschnittlich mindestens 50 Procent, der bei dem sonst üblichen schwerfälligen Zwischenhandel an dritte Personen und meistentheils sogar noch an das Ausland verloren geht.

Doch wir sind noch in der Bernsteincolonie. An die Büreaux und das Bernsteinmagazin stoßen andere Schuppen zur Aufbewahrung von Vorräthen und Geräthschaften aller Art, sowie verschiedene Werkstätten, als Schmiede, Schlosserei, Drehstube, Tischlerei &c. Fast alle Utensilien und Reparaturen werden an Ort und Stelle gefertigt, mit alleiniger Ausnahme der Maschinentheile aus Eisenguß.

Wir kommen zu den Baracken oder Schlafstätten der Arbeiter. Es sind vier rohe, lange Holzschuppen, in zwei Etagen und lauter Kämmerchen, für je zwei Mann, abgetheilt. Man muß billig erstaunen über die robuste Natur dieser Leute. Sie liegen wie die Hunde in engen, halbdunklen Löchern, wo sie nur sehr unvollkommen gegen Kälte und Nässe geschützt sind; sie liegen theilweise auf einer Schütte Stroh, theilweise auf der nackten Erde und bedecken sich mit ihren Kleidern.

Gegenwärtig kochen sie vor der Thüre an verschiedenen Feuern, die malerisch durch die Nacht flackern, ihr Abendbrot, das meist aus einem Topf mit Kartoffeln besteht. Als „Zubiß“ wird ihnen täglich ¼ Quart Schnaps geliefert, und was sie sonst an Getränken und Lebensmitteln brauchen, können sie in der „Berghalle“ kaufen.

„Es herrscht bei uns eine strenge Disciplin“, sagte der Geschäftsführer; „und sie ist geboten; wie sollten wir sonst wohl diese Rotte von 4 bis 500 Mann im Zügel halten! Jedes Versehen, jedes Vergehen wird unnachsichtlich bestraft; Ungehorsam, Faulheit, Betrunkenheit mit Geldbußen, Feiern und Veruntreuung mit sofortiger Entlassung. Für jedes Stück Geräth oder Maschinentheil, welches etwa verschwindet oder umhergeworfen wird, machen wir immer zwei Arbeiter verantwortlich und erreichen es dadurch, daß jeder seinen Kameraden beaufsichtigt.“

„Sind Sie oft gezwungen, Leute wegen Veruntreuung zu entlassen?“ fragte ich.

„Leider sehr häufig!“

„Und werden die Entlassenen nicht wieder angenommen?“

„O, gewiß!“ lächelte der Geschäftsführer. „Nach einigen Tagen oder Wochen müssen wir die Hallunken wieder einstellen; wir würden sonst nicht einen Mann behalten. Sie stehlen alle!“

Den Beschluß des Tages machte ein Besuch in der „Berghalle“, einer hölzernen Bude am äußersten Ende des Orts, die von dem Dünenberg, an welchem sie steht, ihren Namen hat. Sie ist gewissermaßen das Casino der Bernsteincolonie, denn sie enthält außer einem Laden, wo die verschiedensten Victualien und andere Waaren feilgehalten werden, zwei kleine Gastzimmer, eins für die gewöhnlichen Arbeiter und eins für die Aufsichtsbeamten. Wir fanden beide überfüllt und nur mit Mühe einen Platz, wo wir ein Glas Grog genossen, das uns bei der rauhen Abendluft sehr wohlthat.

Als wir wieder hinaustraten, war es pechrabenschwarze Nacht; ich konnte nicht die Hand vor Augen sehen und mußte mich von dem Geschäftsführer nach dem Gasthause leiten lassen. Aber das Haff war wie illuminirt von den Laternen, welche die Bagger aushängen hatten, und das von ihnen herüberkommende Gebrause und Geschnaufe verkündigte uns, daß sie rastlos dem edlen Bernsteingolde nachspürten.

Am Familientische.

Aus dem weiten Rußland.

III. Der Schutzengel.*)

Dort oben im Wjätlischen Gouvernement, wo die „Kama“ ihre im Frühjahre von den Gebirgswassern angeschwollenen Fluten vorbeiwälzt, liegt am Fuße des Ural das Städtchen Jalabuga. Es ist der Stationsort der mit den Erzeugnissen des Gebirges und Sibiriens herunterkommenden Barken, die hier zu tausenden anlanden. Die Schiffer danken hier dem zu diesen Zwecke aufgestellten Muttergottesbilde mit Geschenken für die glückliche Ueberwindung der Stromschnellen und sonstigen Gefahren der beschwerlichen Reise, um sich danach einige Tage wilder Erholung zu gönnen.

Während des ganzen Sommers herrscht in Jalabuga das regste Leben, und die verschiedenartigsten Volksstämme des nordöstlichen Rußland schicken ihre Sendlinge als Händler, Bootsknechte oder Arbeit suchendes Gesindel hierher.

Während meines Aufenthaltes in Kasan führten mich alljährlich Geschäfte nach dem Städtchen. Ich wohnte dort regelmäßig in einem geräumigen Privathause, das einem gewissen Peter Simonow gehörte und wo ich ein angenehmes, passendes Quartier fand.

Seit mehreren Jahren war ich dort mit einem andern Stammgaste Simonows, ebenfalls einem Deutschen, zusammengetroffen, der mit Brillen,

*) Vgl. Jahrgang III. S. 606.

Photographien und Waffen handelte und wir waren sehr gute Bekannte geworden. Er hatte einen großen Saal auf dem andern Flügel des Hauses inne, wo seine Waaren ausgebreitet lagen, und den er mit einem Mitbewohner theilte. Dies war ein russischer Kaufmann, der angeblich auf eine den Fluß herabkommende Ladung Mehl wartete, eine Persönlichkeit von abstoßendem, schmutzigem Aeußern. Daniel Petrowitsch, so hieß der Brillenhändler, war von seinem Stubenkameraden nicht sehr erbaut und auch Simonow wurde mißtrauisch gegen ihn, als die erwartete Mehlladung gar nicht eintraf. So gern er einige Rubel Miethe zog, hatte er sich vorgenommen, dem unheimlichen Gaste in den nächsten Tagen zu kündigen.

Petrowitsch hatte auf seinem Waarenlager einen wunderschönen und sehr kunstvoll gearbeiteten Dolch, für welchen der Russe eine besondere Vorliebe zu fassen schien. Er machte sich mehrere Tage mit der Waffe zu schaffen und wollte sie auch kaufen, bot aber so geringe Preise, daß Petrowitsch nicht darauf eingehen konnte. Dies wiederholte sich so oft, daß es letzterem sehr lästig wurde und er auch zu mir davon sprach. Ich wurde dadurch auf die schöne Waffe aufmerksam, kaufte sie selbst und hing sie über meinem Bett auf.

Am selben Tage kehrte ich von einem Ausfluge in die Umgegend erst nach Mitternacht heim. Im Hause lag alles im tiefsten Schlafe und ich begab mich geräuschlos in mein Zimmer und zu Bett.

Ich mochte bereits eine halbe Stunde geschlummert haben, als mich plötzlich ein lautes Geräusch erweckte. Ich hörte Leute im Hause hin- und herlaufen und gleichzeitig wurde von außen heftig an das Thor geklopft. Angsterfüllte Stimmen riefen auf der Straße: „Peter Simonow öffnet, in Eurem Hause gibt's ein Unglück!"

Ich sprang auf, flog in meine Kleider und eilte schleunigst auf den Corridor. Ich fand dort Simonows Frau und das Gesinde mit bleichen Gesichtern, während Simonow bemüht war, die Hausthür zu öffnen.

„Um Gottes willen, was ist geschehen?" fragte ich.

„Der Russe hat den Deutschen ermordet," stieß die Frau mit zitternder Stimme hervor, „er hat uns durch seinen Hilferuf erweckt."

Inzwischen traten die Nachbaren in das Haus. „Wer hat hier so angstvoll nach Hilfe gerufen?"

„Es kann nur Petrowitsch gewesen sein," erwiderte der Wirth, „wir alle haben seine Stimme erkannt."

Wir eilten nach dem Zimmer des Deutschen. Die Thür war unverschlossen, im Saale alles ruhig und dunkel; links an der Wand lag mit seinem Pelze bedeckt der Russe wachend auf dem ledernen Divan und seine Augen leuchteten uns mit unheimlichem Glanze entgegen. An der andern Seite des Zimmers lag Petrowitsch mit dem Rücken uns zugekehrt. Wir flogen an sein Lager und ich faßte seinen Arm. Er bewegte sich, wandte sich um und blickte auf die ihn umstehende Gruppe mit höchstem Erstaunen. „Daniel Petrowitsch," fragte Simonow; „sind Sie gesund?"

Der Gefragte sah ihn groß an; dann antwortete er: „Ja, Gott sei Dank, aber was wollen Sie?"

„Haben Sie nicht so eben gerufen: „Simonow, zu Hilfe, zu Hilfe, ich werde ermordet?" — „Nein! Wie Sie sehen, habe ich fest geschlafen."

Der Wirth und die Nachbaren blickten sich erschreckt an.

„Nun, bei Gott, dann hat uns Ihr Schutzengel gerufen," sprach Simonow nach einer Pause, und alle bekreuzigten sich andächtig.

Als wir uns anschickten, das Zimmer zu verlassen, streifte mein Blick das Lager des Russen. Der Pelz lag noch dort, aber der Körper aus ihm war verschwunden. Als ich den Pelz aufhob, fiel etwas klirrend zur Erde. Es war der türkische Dolch, den ich am Morgen gekauft.

Als ich vor einer halben Stunde nach Hause gekommen war, fand ich mein Zimmer verschlossen, wie ich es nachmittags verlassen hatte. Es existirte nur ein Schlüssel und diesen hatte ich bei mir in der Tasche getragen. Den Dolch hatte ich unmittelbar vor meinem Fortgehen über meinem Bett aufgehängt.

Der Russe blieb spurlos verschwunden, und die erwartete Mehlladung ist nie eingetroffen. — Der Vorfall blieb mir unerklärlich. Ich selbst hatte von dem Rufe trotz meines leichten Schlummers nichts vernommen, dagegen stand es außer allem Zweifel, daß Simonows ganze Familie und dessen Nachbaren, im ganzen 14 Personen, dadurch erweckt waren.

Wer hatte ihn ausgestoßen? Wie kam der Russe in den Besitz meines Dolches, und wie konnte er so unbemerkt verschwinden?

Als ich im nächsten Jahre wieder nach Jalabuga kam, hatte Simonow den Saal, in welchem die räthselhafte Scene vorfiel, neu decoriren lassen. Oben an der Decke war ein Engel gemalt, der schirmend über einem schlafenden Manne schwebte.

Kein Glied des Hauses betrat den Saal, ohne andächtig das Knie zu beugen und ein Kreuz zu schlagen vor dem Schutzengel. A. F. Sommermeyer.

Der Mutter Schmuck und Schatz.

(Zu dem Bilde auf S. 477.)

Jene ernste Römerin, die ihrer mit Juwelen prunkenden und prahlenden Besucherin die zwei Söhne mit den Worten vorstellte: „Hier ist mein Schmuck, hier sind meine Kostbarkeiten," hat wohl zu allen Zeiten und unter allen Völkern Schwestern gehabt, die den stolzen Ausspruch ihr in aller Bescheidenheit nachempfunden, wenn auch nicht nachgesprochen haben.

Alle haben freilich nicht ein Recht dazu. Die vornehme englische — leider oft auch die deutsche — Mutter, die ihre Kinder Bonnen, Gouvernanten oder gar Dienstleuten aller Art überläßt und sie nur gelegentlich feingeputzt in den Salon citirt, um sie fremden Besuchern als ein Schaustück vorzuführen, dürfte sich das Wort Cornelias nicht anmaßen. Die Kinder schmücken sie eben so wenig, als sie ihr kostbar sind. Und was soll man gar von den französischen Müttern sagen, unter denen es immer mehr üblich wird, daß sie die neugeborenen Säuglinge fremden Leuten in die Kost geben? Selbst ganz arme Leute thun das; keine Näherin, Wäscherin rc. in Paris denkt daran, ihr Geschäft eine Zeitlang daran zu geben oder auch nur weniger Zeit darauf zu verwenden, um ihrem neugebornen Kinde zu lieb daheim zu bleiben und es zu nähren und zu pflegen. Es wird aufs Land in die Kost gegeben und man glaubt dabei viel besser bestehen zu können. — Auch sie dürfen ihre Kinder nicht ihren Schmuck nennen!

Aber es gibt noch treue Mütter, nicht nur bei uns, nein vor allem auch in England und selbst in Frankreich, Mütter, welche der auf unserem Bilde gleich die sie umblühende Kinderschar ihren Schmuck und Schatz mit vollem Rechte nennen dürfen.

Arm und dürftig mag das Haus oder die Hütte sein, darin sie wohnen — mangelhaft mag die Ausstattung, mit der sie in die Ehe getreten, sein — weder Gold noch Silber mag je sie geziert haben — aber sobald ein Kind ihnen im Schoße lächelt, ist ein Reichthum ihnen zu Theil geworden, um den sie so manches mit irdischen Glücksgütern gesegnete Ehepaar bitter beneidet oder den so manches andere nicht zu würdigen weiß.

Unsere Mutter, die langsam den Faden spinnend auf das junge Völklein, das um ihre Kniee Versteckens spielt, so liebevoll und glücklich blickt, scheint sich ihres Schatzes ganz bewußt zu sein. Und findest du nicht auch, lieber Leser, daß das kleine Paar die Mutter schmückt? Sind es nicht ein paar liebliche Knospen, aus ihrem eignen Leben emporgeblüht, die sie jetzt fröhlich umranken? Spiegelt sich in ihren schelmischen Zügen nicht ihr eignes Bild wieder und wird sie nicht in ihnen und mit ihnen noch einmal ... ein Kind?

O Mutter — ob du auch noch anderen Schmuck und andere Kostbarkeiten besitzest — halte deine Kinder doch für den prächtigsten Schmuck und den reichsten Schatz, den dir Gott gegeben; und du, deren Kinder dein Ein und dein Alles hienieden sind, laß dir daran genügen und halte jeden Gedanken des Verlangens nach anderen Kostbarkeiten von deinem Herzen fern! R. K.

An unsere Post-Abonnenten.

Wir müssen wiederholt erklären, daß in Fällen, wo den Postabonnenten einzelne Daheim-Nummern von ihrer Bezugsquelle nicht geliefert worden sind und diese dann von uns direkt reklamirt werden, wir solche Nummern nicht gratis liefern können (wie oft verlangt wird) sondern nur gegen Berechnung resp. Nachnahme.

Dagegen ist jede Postexpedition verpflichtet, solche nicht gelieferte Nummern bei rechtzeitiger Reclamation gratis nachzuliefern, weshalb man sich in solchen Fällen stets an seine betr. Bezugsquelle wenden wolle, nicht aber an uns, die wir durchaus in keiner Beziehung zu einzelnen Postämtern stehen und auf dieselben keinerlei Einfluß haben. Daheim-Expedition.

Rebus.



Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim





Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 2. Mai 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 31.**

Die Flucht des Königs.

Von **Georg Hiltl.**

Um die Mittagsstunde des 18. Aprils 1791 hielt vor dem Hauptthore der Tuilerien zu Paris ein königlicher Wagen. Dieser Wagen erregte die Aufmerksamkeit der Wachtposten, welche zur Hälfte aus Nationalgardisten bestanden, denn die Pariser Nationalgarde theilte die Wache mit den Schweizern, bis diese am 10. August des Jahres 1792 niedergemetzelt wurden. Die Aufmerksamkeit der Gardisten ward noch gesteigert, als einige Diener des Königs erschienen und das Innere des Wagens mit Decken und sonstigen Bequemlichkeiten ausstatteten. Allmählich gruppirten sich die Gardisten um den Wagen her, betrachteten genau alles und machten seltsame Bemerkungen. Plötzlich erschienen unter dem Portale Ludwig XVI, seine beiden Kinder und seine Gattin, Königin Marie Antoinette. Die Lakaien öffneten den Wagenschlag, ließen das Trittbrett nieder und bereiteten sich vor, der königlichen Familie beim Einsteigen behilflich zu sein — als aus dem Haufen der Nationalgardisten, der sich dicht um die Kutsche gesammelt hatte, ein junger Mann in der Uniform eines Lieutenants trat. Er legte militärisch grüßend die Hand an seinen mit rothen Federn geschmückten Hut und sagte zum Könige, welcher so eben in die Kutsche steigen wollte:

„Sire, ich muß Sie bitten, Paris nicht verlassen zu wollen.“

Der König zog seinen Fuß von dem Trittbrett zurück und blickte halb erstaunt — halb erzürnt den jungen Menschen an.

„Mein Herr;“ sagte er; „was soll das bedeuten? ich werde doch fahren können, wohin es mir beliebt? Sie sind seit heute morgen hier auf der Wache und werden daher wissen, daß mein Gefolge bereits vorausgegangen ist, nach St. Cloud, wo ich zu diniren gedenke. Mein Diner ist bestellt und ich habe sogar einige Gäste geladen.“

Der Lieutenant veränderte seine Stellung nicht im geringsten, sondern blieb in ziemlich nachläßiger Haltung vor dem Kutschenschlage stehen.

„Sie werden uns und dem ganzen Volke von Paris den Gefallen thun — nicht auszufahren, Sire!“ wiederholte er.

„Das ist schreiende Gewalt,“ rief die Königin aus dem Wagen, in den sie bereits gestiegen war.

„Durchaus nicht, Madame,“ sagte der Lieutenant, „es ist eine Vorsicht. Die Person des Königs ist uns zu werthvoll, als daß wir sie aus Paris gehen lassen sollten, deshalb müssen wir die Abfahrt des Wagens verbieten.“

„Ich darf also nicht mehr frei über meine Gänge verfügen?“ rief Ludwig entrüstet. „Sogleich verlassen Sie den Wagenschlag, mein Herr, oder ich werde dem Herrn Röderer Anzeige machen und mir ein für allemal die Theilung der Wachen zwischen Nationalgarden und Schweizern verbitten.“

Bei diesen Worten des Königs entstand ein dumpfes und drohendes Gemurmel in dem Haufen der Garden, einige dieser wild aussehenden Leute machten heftige Bewegungen, Fäuste wurden geballt, und ehe noch der König ein Wort der Begütigung zu sprechen vermochte, eilten etwa zwanzig Mann in den Hof der Tuilerien, ergriffen ihre Gewehre, stellten sich als Posten an die Ausgänge und alarmirten die Vorübergehenden; die übrigen an der Kutsche befindlichen Soldaten riefen:

„Aussteigen! in Paris bleiben! nieder mit der Kutsche!“

„Mein Gott, das wird ernsthaft,“ rief die Königin. „Wir dürfen uns also nicht mehr frei bewegen?“

Statt aller Antwort tönte vom Hofe her ein starkes Klirren und Rasseln — die Nationalgardisten schlossen die Gitter, welche sich nach dem Place du Carroussel öffneten — der König und seine Familie waren eingesperrt.

Da sowohl die außerhalb des Gitters stehenden Menschen, als die im Hofe postirten Nationalgarden sehr tumultuarisch erregt waren, konnte es nicht ausbleiben, daß der Syndicus Röderer den Spectakel hörte. Er wohnte im Seitenpavillon und kam eilends herbei, während der König noch mit dem Lieutenant und den zunächststehenden Nationalgardisten unterhandelte.

„Röderer, was hat das zu bedeuten?“ rief der König ihm zu. „Man will mir verbieten, die Fahrt nach Saint-Cloud zu machen, man schließt die Gitter, man erlaubt sich beleidigende Aeußerungen.“

Röderer stammelte einige Entschuldigungen, aber da er mit einem Seitenblick die Nationalgarden musternd deren drohende Haltung gewahrte, schlug er sofort um und sagte halblaut zum Könige:

„Sire — es ist wahrlich besser, wenn Sie heute in Paris bleiben. Zerstreuen Sie dadurch die schlimmen Gerüchte, welche die Bosheit verbreitet hat."

„Welche Gerüchte? was gibt es wieder in diesem armen schönen Paris von mir zu sagen?"

„Nun denn, Sire," sagte Röderer mit noch leiserer Stimme, „es ist allgemein die Ansicht verbreitet, Eure Majestät wollen bei günstiger Gelegenheit die Flucht ergreifen und nicht nur Paris, sondern Frankreich verlassen, um sich in den Schutz der auswärtigen Mächte zu begeben, die, vereint mit den emigrirten Adligen und den Fremden, ihre Armeen dicht an unsere Grenzen geschoben haben."

Der König und die Königin erbleichten.

„Es ist eines der vielen leeren Gerüchte, die über mich und die Meinigen verbreitet werden," sagte Ludwig mit erkünstelter Ruhe; „aber ich werde gleich zeigen, daß die Herren der Nationalversammlung und die guten Bürger von Paris sich umsonst diese schwarzen Gedanken machen. Kommen Sie, Madame."

Er half der Königin wieder aus dem Wagen, schweigend gingen sie, ihre Kinder führend, gefolgt von Röderer, in das Schloß zurück, durch die Nationalgarden schreitend, welche sofort den Ruf ertönen ließen: „Vive le roi! Vive la reine!"

In ihren Zimmern angekommen, warf Marie Antoinette sich in einen Sessel. Sie drückte ihr Tuch vor die Augen, eine Röthe des Zornes färbte ihr schönes Gesicht."

„Ah — mein Gemahl," rief sie; „das ist eine unerhörte Schmach — das ist der Beginn einer langen Reihe unsäglicher Leiden — wir sind keine Fürsten mehr, wir sind Gefangene im eigenen Hause, unsre Wächter belauern unsre Schritte."

Der König sah vorsichtig und ängstlich im Zimmer umher.

„Sie haben vollkommen recht," flüsterte er, „unsere Lage verschlimmert sich. Eine Besserung ist nicht zu erwarten, denn der Taumel wächst mit jedem Tage. Ich werde gezwungen werden, die Beschlüsse und Verfügungen der Versammlung anzunehmen, eine freie Entschließung ist mir nicht gestattet. Mirabeau, der noch eine Wendung herbeiführen konnte, ist todt — also hinweg von hier, wo wir nicht sicher sind, wenn selbst die Waffen der alliirten Armeen siegreich sein sollten."

Die Königin richtete sich empor und blickte den Gatten neugierig an.

„Sie sprechen das Wort: Hinweg von hier! mit solcher Bestimmtheit aus, Sire, als gälte es, eine Fahrt nach Versailles oder Fontainebleau zu machen. Haben Sie auch wohl bedacht, was Sie unternehmen wollen? Wissen Sie, was es sagen will, durch diese Banden von Wächtern, die sich Nationalgardisten nennen, zu dringen? Die zahllosen Spione zu täuschen, welche unsre Schritte belauern, die Worte von unsern Lippen saugen? Sie sind in der That ein Schatz, den die Männer dieser ganzen schrecklichen Bewegung hüten müssen, denn Sie sind ihnen eine Bürgschaft für ihre eigne Sicherheit. Mit Ihrer Person decken sie sich, und wenn die Dinge für die Notabeln eine schlimme Wendung nehmen, dann wird Ihr Leben, Sire, nur erhalten werden, wenn den Häuptern der Revolution vollständige Freiheit zugesichert wurde. Glauben Sie also nicht, daß man leichtsinnig Ihre Person der Möglichkeit — fliehen zu können aussetzen wird. Der Vorfall von heute beweist, daß die schrecklichen Wächter auf der Hut und daß wir in unserem Palais Gefangene sind."

„Was Sie sagen, Madame, habe ich alles wohl erwogen," entgegnete der König. „Ich befinde mich und Sie sich mit mir in einem Zustande vollkommener Verlassenheit. Wo sind die Herren meines Hofes geblieben? in sichrer Ruhe bilden sie eine Coalition, welche uns hier noch mehr compromittirt, als irgend eine Verschwörung in Paris selbst es thun könnte. Der kleine Kreis, den wir hier an diesem traurigen Hofe um uns ziehen, schrumpft täglich mehr zusammen — dieses Leben wäre schon unerträglich für einen Privatmann, es ist unwürdig für einen Fürsten und ich habe deshalb Schritte gethan, um die Freiheit zu gewinnen. Wir werden fliehen, Madame."

Die Königin erhob sich schnell, ihre Augen leuchteten, und sie ergriff des Königs Hand, welche sie heftig preßte.

„Wäre es möglich, Sire — Sie hätten schon gehandelt? Sie wollten eine Flucht unternehmen?"

Es lag in diesen Worten, in dem Tone der Königin eine Verwunderung, ein leiser Zweifel. Der König handelte so selten und wenn er sich zur That aufraffte, dann war er nicht im Stande, diese That durchzuführen. Ludwig verstand es sehr wohl, was jener halbironische Ton der Königin zu bedeuten hatte, er beeilte sich daher, ihr seinen Arm anzubieten und, indem er die schöne Hand der Königin an seine Brust drückte, sagte er:

„Kommen Sie in mein Cabinet — ich werde Ihnen beweisen, daß ich seit längerer Zeit schon die Flucht aus diesem Schlunde, der sich Paris nennt, vorbereite."

Das Arbeitscabinet des Königs befand sich an der Südseite der Tuilerien in dem Theile des Schlosses, welcher zwischen dem Pavillon de l'Horloge und dem Pavillon de Flore sich hinzieht. Heutzutage werden diese Gemächer von der kaiserlichen Familie bewohnt. Das Cabinet des Königs war durch ein kleines Vorzimmer von dem Empfangssaale getrennt und in diesem stand zur Nachtzeit ein Posten der Nationalgarde. Von dem Cabinete des Königs führte eine kleine Thür auf einen Corridor, an dessen Ende eine Treppe sichtbar war. Der König konnte von seinem Cabinet aus, den Empfangssaal passirend, in die Zimmer der Königin gelangen, aber die Verbindung mit den übrigen Mitgliedern seiner Familie, namentlich mit Madame Elisabeth, war ihm abgeschnitten, weil auch diese so harmlose und liebenswerthe Persönlichkeit der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit für die spionirenden Gardisten war. Der böse Herzog von Orleans war es namentlich, der die edle Fürstin auf jede Weise als Verschwörerin zu verdächtigen suchte. Deshalb wurde Madame Elisabeth genau controllirt, und die Unverschämtheit ihrer Wächter ging so weit, daß sie bei der Rückkehr von ihren Spazierfahrten oder Gängen stets durch zwei Gardisten von dem Wagen aus bis an die Thür ihres Zimmers begleitet wurde. Da nun eine so strenge Durchführung der Instructionen mit der Schwierigkeit einer Verbindung der Familie durch die getrennten Wohnungen Hand in Hand ging, konnten die Wächter genau wissen, wer täglich und stündlich zum Könige kam, wie lange die Besuche währten und wem sie überhaupt von der königlichen Familie galten. Die wenigen zurückgebliebenen Freunde wurden daher den Garden und Aufpassern schnell genug bekannt.

Aber die Halbgefangenen der Tuilerien waren gleich den im tiefsten Kerker Sitzenden erfinderisch geworden. Um die Wachsamkeit ihrer Peiniger zu täuschen und eine Verbindung mit einander zu gewinnen, hatte die königliche Familie geheime Thüren und Gänge ausfindig gemacht, welche die Getrennten in den stillen Abendstunden zu einander gelangen ließen. Seit dem Januar des Jahres 1791 hatte der König — bekanntlich ein sehr geschickter Tischler, Mechaniker und Schlosser — einen Weg eröffnet, auf welchem, durch besondere Vorrichtungen unterstützt, die Freunde und Angehörigen in jedes der königlichen Familie gehörige Zimmer gelangen konnten, ohne von den Wächtern bemerkt zu werden. Um das Zimmer der Madame Elisabeth lief eine Boiserie von Eichenbrettern. In diese Verkleidung ward eine kleine Thür angebracht, deren Schluß so genau eingefügt war, daß ohne die allergenaueste Untersuchung ein Auffinden der Thür unmöglich wurde. Diese Thür öffnete sich auf eine kleine Treppe, von welcher aus man zu einem achteckigen Raum gelangte, der die Wohnung der Madame Elisabeth von den Zimmern der Königin trennte; da sonst keine Verbindung außer durch die allgemeinen Corridore und Säle vorhanden war, glaubten die Wachen, daß die königliche Familie von Madame Elisabeth getrennt sei, sobald die Thüren geschlossen waren.*) Außerdem führte von dem Zimmer der Madame Elisabeth noch eine zweite Thür in ein ganz dunkles Cabinet, dessen kleine Pforte sich in den „Salle des Gardes" öffnete. Die Thüre befand sich am Fußende des Bettes der Madame Elisabeth und war schon aus früherer Zeit her vorhanden, jedoch nur wenig Leuten im Schlosse bekannt. Zu diesen Thüren gehörten Schlüssel, welche federten, d. h. sich biegen ließen und ganz flach gearbeitet waren, daher ohne jede Unbequemlichkeit an dem Körper verborgen werden konnten. Die Thüren schlossen hermetisch und waren noch dazu mit einer Tapete bedeckt. Aehnliche Vorrichtungen hatte der König im Zimmer seiner Tochter angebracht.**) Auf diese Weise konnten die Angehörigen zusammenkommen, ohne gehindert oder belauscht zu werden, denn noch wagte man nicht, in ihre Zimmer zu dringen und ihre Ruhe durch brutales Ueberwachen zu stören.

*) Zeugenaussage des Grenadiers Mercier.

**) Zeugenaussage des Grenadiers Dubois. Die letztgenannte Thür ist noch vorhanden.

Der König, welcher, wie bald gezeigt werden wird, schon seit längerer Zeit mit dem Gedanken an Flucht sich beschäftigte, hatte bereits den Weg vorgezeichnet, den er mit den Seinen in der entscheidenden Stunde nehmen wollte. Zu diesem Zwecke hatte er genau die Thüren und Treppen beobachtet, deren Besetzung selten oder nie stattfand. Thür und Treppe dieser Art befanden sich am Ende des Schauspielsaales. Die Treppe führte in den Hof der Schweizer und war ebenso wie die Pforte vollständig unbewacht. Schon Ende März ließ der König einen Schrank fertigen, welcher vor diesen Eingang gestellt wurde, augenscheinlich um ihn den Blicken der hier Durchpassirenden zu entziehen. Dieser Schrank hatte hohe, die ganze Vorderseite einnehmende Thüren, welche nach beiden Seiten hin sich öffneten. Wenn dies geschehen war, so erblickte man die Rücken einer Anzahl von Büchern, welche wohlgeordnet nebeneinander standen. Diese Einbände ruhten auf verschiebbaren Leisten und ließen sich leicht entfernen, sobald die Thüren geöffnet waren. Man befand sich alsdann in einem kleinen, durch den Schrank gebildeten Zimmerchen und konnte die Hinterwand durch ein leicht zu regierendes Hebewerk in zwei Hälften theilen. Alsdann hatte man die Thüre zur kleinen Treppe nach dem Schweizerhofe vor sich. Der Schrank vermittelte also die Communication zwischen dem Hofe und dem Innern der königlichen Wohnung.*)

Sobald der König und die Königin in dem Arbeitscabinet angekommen waren, öffnete Ludwig ein großes Spinde. Er zog aus der Tiefe desselben einen kleinen Kasten hervor, schloß ihn auf und breitete vor der Königin eine Anzahl von Briefen aus.

„Was Sie hier sehen, Madame," sagte er; „ist eine seit Monaten geführte Correspondenz zwischen mir und dem General Marquis von Bouillé."

„Ah, Bouillé ist mit bei dem Unternehmen?" rief die Königin, „dann werden wir sicher gewinnen. Bouillé ist ein treuer, ein energischer Mann. Er hat Beweise seines Muthes, seiner Klugheit gegeben. Geschwind, Sire, lassen Sie mich die Briefe lesen."

Die Königin ergriff mit einiger Hast die nächstliegenden Papiere, aber sie vermochte den Inhalt der Briefe nicht zu errathen — sie waren zum größten Theil in Chiffern geschrieben.

„Sie sehen," sagte der König wohlgefällig lächelnd, „daß wir eine ganz bedeutende diplomatische Sache durchführen. Ich habe mir vorgenommen, die Herren einmal zu überlisten, die sich so dreist und ohne weitere Förmlichkeit die Rollen von Gebietern ertheilen."

„Ich lobe diese Vorsicht, Sire," sagte Marie Antoinette; „aber wenn Sie wollen, daß alles gelingen soll, dann wird es Zeit sein, auch mich zur Vertrauten Ihrer Pläne zu machen."

„Zweifelten Sie daran, daß dies geschehen würde?" entgegnete der König ein wenig verstimmt, „Sie sollten damit überrascht werden, wenn der Plan vollkommen reif sein würde, allein der abscheuliche Vorfall von heute Mittag zwingt mich, Ihnen jetzt schon die Lage des Unternehmens mitzutheilen. Sie werden — ich weiß es — Gefahren und Sorgen theilen mit mir und unsern Kindern, wie Sie es bisher gethan."

„Für immer Ludwig, — für immer," rief die Königin. „Sorgen wir gemeinschaftlich, daß diese schreckliche Stadt hinter uns liege und vielleicht können wir wieder als freie, selbstständige Leute durch die Thore einziehen, die wir als Flüchtige passiren werden. Nun — lassen Sie hören. Was ist geschehen?"

„Ich correspondire mit Bouillé durch Fersen."

Die Königin nickte befriedigt, und ein Lächeln umspielte ihre Lippen. „Fersen? ich ahnte es."

„General Bouillé hat einen Chargé d'Affaires hier in Paris, der seit dem 16. März in der Umgegend der Tuilerien zu finden ist, wenn ich ihn brauche: den Herzog von Choiseul-Stainville."

„Wieder ein Name, der mir wohlgefällt," sagte die Königin.

„Als Unterfeldherr bei den Operationen wird der Marquis de Goguelat commandiren."

„Goguelat ist auch ein bekannter und guter Name."

„Ich bin erfreut darüber, daß Sie zufrieden mit meiner Wahl sind. Heut Abend sollen Sie mehr erfahren, der Marquis de Bouillé kommt nach Paris."

Die Königin fuhr erschreckt auf.

*) Zeugenaussage des Etienne Trompette und Bernard Molitor, Tischler und Holzbildhauer des Königs.

„Wie? in diese vom Aufruhr beherrschte Hauptstadt wagt sich Bouillé? Ist er nicht der commandirende General der Armee, welche die drei sogenannten Bisthümer besetzt hält? Ist er nicht verhaßt wegen seiner Energie während des Aufstandes in Nancy? Wenn man ihn hier erblickte, der commandirende General in Paris — bei Ihnen, Sire? welche Entschuldigung sollte wohl da ausreichen?"

„Es muß sein," antwortete der König, „heute Nacht erscheint Herr von Bouillé, der bei Fersen absteigt, in den Tuilerien. Er wird durch den Schweizerhof in den Theatersaal mit Hilfe meines Bücherschrankes gelangen und von da aus in mein Cabinet kommen. Ich werde Sie rufen lassen, wenn wir bereit sind, und dann sollen Sie alles weitere hören. Jetzt machen Sie sich das Vergnügen, diese Briefe zu entziffern, hier haben Sie einen Schlüssel."

Er reichte der Königin den sauber geschriebenen Schlüssel zum Entziffern der Zeichen, aus denen die Briefe zwischen Fersen und Bouillé zusammengesetzt waren. — Marie Antoinette vertiefte sich ganz in das Studium dieser Menge von Zahlen und bunt durcheinander gewürfelten Buchstaben.

Bevor wir in der Erzählung der Ereignisse weiter gehen, ist es aber nothwendig, die Personen, welche in dem Drama von Varennes hervorragende Rollen spielen, ein wenig näher zu betrachten.

Zunächst erscheint vor uns der Graf Axel Fersen. Der Graf stammte aus einer liefländischen Familie, deren Mitglieder dem schwedischen Herrscherhause und Lande viele bedeutende Dienste geleistet haben. Fersens Vater — zur Partei der sogenannten „Hüte" gehörend — gesellte sich den eifrigsten Gegnern Gustavs III zu und ward sogar eine Zeit lang gefangen gehalten. Der junge Graf ging, nachdem er seine Studien vollendet hatte, nach Frankreich, wo er bald die Stelle des Obersten im Regimente „Royal Suedois" erhielt. Er diente in Amerika, bereiste England und Italien, kehrte wieder in die Dienste Ludwigs XVI zurück und ward nach dem Ausbruche der Revolution einer der treuesten Anhänger der königlichen Familie, die er nicht verließ, als der größte Theil des Adels schon zu den Emigrirten gehörte. Obwohl nicht mehr in dem Alter, wo Geist und Phantasie zu außergewöhnlichen und romantischen Unternehmungen auffordern, hatte Graf Fersen doch eine starke Neigung zum Abenteuern behalten. Vielleicht eine Folge seines ziemlich unstäten Lebens. Gebildet, gut gestellt und vermögend, mit einer sehr schönen Persönlichkeit begabt, konnte der Graf in jenen unruhigen Zeiten recht wohl die Würde eines Paladins beanspruchen und ausfüllen. Als daher die ersten Gedanken an einen Fluchtversuch der königlichen Familie bei Ludwig XVI auftauchten, war es Graf Fersen, der diesen Plan eifrig unterstützte und, wie wir gezeigt haben, mit größter Energie der Vollendung entgegentrieb.

In unmittelbarer Verbindung mit diesem kühnen und romantischen Anhänger der königlichen Familie stand Claude François Marquis de Bouillé. Der Marquis war seit 1790 Chef der Armeen der Maas, Saar und Mosel. Er galt mit Recht für einen der ausgezeichnetesten Führer seiner Zeit. Schon in seinem 14. Jahre hatte er Dienste genommen, ward, sechszehn Jahre alt, Hauptmann im Dragonerregimente Rochefort, focht im siebenjährigen Kriege, wo er sich bei Grüneberg (1761) auszeichnete. Später gefangen und wieder ausgewechselt, ward er zum Gouverneur von Gouadeloupe ernannt, nahm den Engländern die Insel Dominica weg und erbeutete alle Vorräthe derselben. Als der Graf d'Estaing den verunglückten Angriff auf Sta. Lucie ausführte, rettete Bouillé die französische Armee von sicherem Untergange. Er ward von D'Estaing aus Eifersucht verlassen und nur mit genauer Noth befreite er sich aus der schlimmen Lage. Wieder frei geworden nahm er die Insel Tabago fort, dann St. Eustache, hierauf Saba und St. Martin. Neben seinen hohen militärischen Talenten glänzte er durch Menschenfreundlichkeit, durch einen ritterlichen Edelmuth gegen die Besiegten. Sein größtes Werk war die Wegnahme der Insel St. Christoph und des Forts Brimstone-Hill. Sein in Verbindung mit den Spaniern beabsichtigter Angriff der Insel Jamaica mißlang durch die Zerstörung der französischen Flotte. Bouillé kehrte nun nach Frankreich zurück, ward hier und selbst in England mit großer Auszeichnung empfangen. 1788 wählte ihn Ludwig XVI zum Mitgliede der Notabeln, in welcher Eigenschaft er stets auf Seite der absoluten Monarchie stand. Seine Energie kämpfte den Aufruhr der Armee in Nancy und verhinderte so die Zersplitterung des Heeres. Als das

Jahr 1791 anbrach, finden wir Bouillé in der Stellung eines Obercommandirenden der genannten Armeen, die er gegen das Heer der Alliirten bereit halten mußte, von dessen Absichten nur der König unterrichtet sein sollte, und dessen Bewegungen, so langsam sie auch gingen, doch von ganz Frankreich mit Besorgniß beobachtet wurden.

In zweiter Linie standen bei dem Fluchtversuche und dessen Vorbereitungen Charles, Herzog von Choiseul-Stainville, Oberst im Regimente „Royal Dragons". Der Herzog war ebenfalls seit seiner Jugend in Diensten der Armee und zu allen kühnen Unternehmungen bereit. Auf ihn hatte Bouillé sein Augenmerk besonders gerichtet. Die Wahl des Barons von Goguelat war insofern nicht glücklich, als derselbe im entscheidenden Momente durch Heftigkeit oft genug störend eingegriffen hat. Die Wahl war jedoch schwierig, denn das Unternehmen bedingte vor allem die entschiedenste Hingebung und unerschütterlichste Treue, da jeder der Mitwirkenden um seinen Kopf spielte.

Ein Vertrauter des Projectes war noch der Chevalier von Coigny, der bei den Gensdarmen des Königs stand, ferner der Aide-Major Herr von Dagout im Gardes du Corps-Regiment, der jedoch nur ganz allgemeine Andeutungen erhalten hatte.

Die übrigen handelnden und wichtigen Personen werden im Laufe der Erzählung erscheinen.

Kehren wir nun in den Palast der Tuilerien zurück. — Die Nacht des 18. April 1791 ist angebrochen. Sobald die Tritte der Wachtcommandos, welche die einzelnen Posten ablösten, in den Höfen verhallt waren, erhob sich der König von seinem Arbeitstische. Er näherte sich der Thüre, die in den Saal des Empfanges führte und hustete hier leise. Der draußen befindliche Kammerdiener Hue ging nun in das Cabinet der Königin und erschien bald darauf mit der Meldung beim Könige, daß Ihre Majestät sich einfinden würden. Ehe die Königin eintrat, legte Ludwig XVI alle seine auf das Fluchtproject bezüglichen Papiere zurecht, dann öffnete er die Thür seiner Bibliothek und horchte. Alles war still. Das Geräusch, welches der Eintritt Marie Antoinettes verursachte, schreckte den König auf.

„Es ist zwölf Uhr. Noch niemand hier?" sagte die Königin.

„Niemand. Ich beginne mich zu ängstigen."

„Sie haben keine Nachricht weiter erhalten?"

„Nein. Fersen versicherte mich, daß Bouillé heute eintreffen werde — still — hören Sie? Schritte auf dem Corridor."

Der König hatte sich nicht getäuscht. Einige Personen gingen über den neben den Gemächern Ludwigs hinlaufenden Corridor. Diese Personen konnten nur aus dem Zimmer der Madame Elisabeth in den Gang gekommen sein, und dahin waren sie nur durch die Thür gelangt, welche auf die in den Schweizerhof mündende Treppe sich öffnete und die der falsche Bücherschrank des Königs verbarg.

Die Eintretenden waren der Graf Fersen, Madame Elisabeth, der Chevalier von Coigny und ein sehr schöner junger Mann von etwa einundzwanzig Jahren.

„Willkommen, meine Freunde," sagte der König, jedem die Hand reichend. „Ich kenne Sie," fuhr er zu dem jungen Manne gewendet fort, „Sie sind der Sohn meines Generals, der junge Bouillé."

„Ich schätze mich glücklich, von Euer Majestät gekannt zu sein. Ja, Sire, ich komme im Namen meines Vaters. Die Anwesenheit desselben bei der Armee ist sehr nothwendig. Er vermochte nicht seinen Posten zu verlassen und deshalb sendet er mich, um Ihnen zu sagen, daß alle Vorbereitungen getroffen sind, daß Eure Majestät und die erlauchten Ihrigen sicher darauf rechnen können, bei Ihrer Fahrt nach Montmedy den nothwendigen militärischen Schutz zu finden."

Der junge Marquis zog aus seiner Brusttasche eine Karte, er breitete sie auf dem Tische aus. Aufmerksam betrachteten der König und die Königin, Madame Elisabeth und Fersen die mit rother Farbe vorgezeichnete Reiseroute, welche der König bei seiner Flucht einschlagen sollte.

„Ich hatte anfangs mit Ihrem Vater verabredet, daß unser Weg über Verdun gehen sollte, aber diese Stadt ist feindlich gesinnt deshalb bestimmte ich die kleine Stadt Varennes, um daselbst einen Pferdewechsel vornehmen zu lassen. Wie ich sehe, ist der Weg auch genau auf der Karte bezeichnet."

Der König fuhr bei diesen Worten mit dem Zeigefinger den rothen Strich entlang. Er war einer der besten Geographen seiner Zeit und schätzte mit großer Sicherheit die auf der Karte in verjüngtem Maßstabe angegebenen Entferungen.

„Ich habe erst heute von dem schon weit vorgerückten Fluchtprojecte Kenntniß erhalten," sagte die Königin, „und ich danke unseren Freunden innig für ihre Mühen. Hoffentlich gelingt es uns, sie einst belohnen zu können."

Sie reichte Fersen und dem jungen Bouillé ihre Hand zum Kusse.

„Dies wäre also der Weg, den wir zu nehmen hätten, um unsern Peinigern zu entfliehen," fuhr sie fort. „Ich bedaure, das sonst so schöne Paris als Flüchtige verlassen zu müssen — aber die Wogen drohen uns zu verschlingen. Was bedeuten die großen schwarzen Punkte an gewissen Stellen der Karte?"

„Diese sind es gerade," entgegnete Bouillé, „über welche ich mir zu sprechen erlauben will. Sie bedeuten die Stellung und Vorschiebung der Truppen, die mein Vater befehlen wird, sobald wir wissen, an welchem Tage Euer Majestät Paris verlassen werden. Sehen Sie, Sire," fuhr er fort, auf die Karte deutend. „Hier ist der erste Punkt: Pont de Sommevesle, dort stehen vierzig Husaren des Regimentes Lauzun, commandirt vom Herzog von Choiseul. Saint-Menehould ist der zweite Ort, der mit vierzig Dragonern vom Königsregimente unter Capitän Dandoins besetzt wird. In Clermont, dem dritten Ort, erwarten hundert Dragoner des Regimentes Monsieur, unter dem Grafen Damas Ihren Wagen. Wenn Sie in Varennes angekommen sind, Sire, werde ich die Ehre haben, mit sechzig Lauzunhusaren zu den schon um Sie versammelten Truppen zu stoßen. Wir kommen dann nach Dun, dem fünften Relais, wo der Capitän Delson mit hundert Lauzunhusaren unsere Macht verstärkt, bringen Sie bis Mouzai, woselbst fünfzig Officiere unter dem Escadronschef Guntzer sich Ihnen zur Verfügung stellen, um Sie endlich nach Stenay zu geleiten. Hier in dem letzten Orte vor Montmedy finden Sie das ganze Regiment Royal-Allemand, geführt von seinem Ihnen ergebenen Chef, dem Baron Mandell."

„Das ist trefflich angeordnet," sagte der König. „Aber wird es keinen Verdacht erwecken, wenn die Truppen plötzlich in den kleinen Orten erscheinen?"

„Mein Vater hat seit längerer Zeit schon die Möglichkeit einer Angriffsbewegung der österreichischen Armee in Aussicht gestellt. Es würde nur der Entschluß Euer Majestät abzuwarten, der Tag zu bestimmen sein, an welchem Paris verlassen werden soll, um die Truppenbewegungen beginnen zu lassen. An demselben Tage, wo Euer Majestät nach Montmedy unterwegs sind, treffen die Truppen an den bezeichneten Orten ein, um — scheinbar — eine Art von Recognoscirung gegen die verdächtigen Bewegungen der Oesterreicher zu unternehmen. Es kann nichts Auffälliges darin liegen."

„Aber die Ankunft unserer Wagen könnte sich verzögern — die Truppen würden vielleicht eine Zeitlang an andrer Stelle warten müssen."

„Man wird den commandirenden Officieren, welche nicht in das Geheimniß gezogen sind, mittheilen, daß man eine Geldsendung für die Armee erwarte, die nach rückwärts escortirt werden muß."

„Ah, sehr gut," lachte der König.

„Es ist auch in der That richtig," fuhr Bouillé fort. „Wir erwarten einen großen Schatz."

Die Königin lächelte huldvoll.

„Auf diese Weise würde also von Station zu Station eine immer zahlreichere Truppenmacht unsern Wagen umgeben und jeden Angriff abzuwehren suchen."

„So ist es, Majestät. Die Nationalgarden — sollten sie wirklich einen Angriff wagen, würden nicht stark genug sein, gegen die immerhin ansehnliche Cavalleriemasse etwas auszurichten. In Stenay haben wir sogar Geschütz."

„Gott gebe, daß es nicht nothwendig sei," rief der König. „Wäre man hier nur ein wenig rücksichtsvoller gegen mich — ich würde bleiben."

„Sire," sagte Marie Antoinette mit leisem Vorwurf, „lassen Sie nicht Ihr Herz zu laut sprechen. Denken wir daran, wie wir mit Hilfe unsrer wackern Freunde in die Freiheit gelangen — dann können Sie sich immer noch als der Edle, Großmüthige zeigen, der Sie sind und bleiben werden, auch wenn diejenigen, welche Sie heute beleidigen, sich in Ihren Händen befinden."

„Das ist auch unsre Meinung," begann nun der Graf Fersen. „Ich habe viel zu große Vorbereitungen gemacht, um noch einen Schritt weichen zu können. Die Kutsche ist fertig. Sie steht in dem Wagenschuppen des Mylord Crawford."



Edelweißpflückerinnen in Tirol.

Originalzeichnung von Matthias Schmid.

„Eine Kutsche?“ fragte die Königin.

„Da Eure Majestät erst seit heute Mitwisserin unsres Complottes sind,“ antwortete Ludwig, „so müssen Sie auch jetzt erst alles erfahren. Fersen hat eine sichere, bequeme Kutsche anfertigen lassen. Diese Kutsche, welche der Wagenbauer Jean Louis geliefert hat, ist auf den Namen der Frau Baronin von Korff bestellt worden.“

„Die Korff weiß auch um das Geheimniß?“

„Sie ist eine Hauptperson, denn wir werden auf ihren Paß reisen.“

Die Königin drückte in ihrem schönen Gesicht Zweifel aus.

„Ja, Madame,“ lachte Ludwig, „wir reisen mit einem Passe der Frau von Korff, den ich für jene Dame ausstelle. Frau von Korff verläßt Paris am 17. Juni, um nach Frankfurt zu reisen. Sie erhält auf Wunsch des russischen Gesandten einen Paß für sich, ihre beiden Kinder, ihre Kammerfrau und ihren Kammerdiener.“

„Nun? und weiter?“

„Wir, Madame, verlassen Paris am 20. Juni. Frau von Korff wird leicht zwei Pässe erhalten. Mit dem zweiten Passe reisen wir. Frau von Tourzel, die Gouvernante unsrer Kinder, wird Frau von Korff vorstellen, Madame Elisabeth ist die Gouvernante, ich selbst bin der Kammerdiener. Im zweiten Wagen werden Sie, Madame, die Tochter der Frau von Korff, die Baronin von Steglemann vorstellen, Madame, Ihre Tochter, die übrigen Personen sind Domestiken.“

„Und dieser Wagen — diese Vorbereitungen — diese Pässe, alles ist schon besorgt? vorbereitet?"

„Alles. Wir haben gehandelt, um Ihnen, Madame, mit einem halbfertigen Werke eine angenehme Ueberraschung bereiten zu können, fördern Sie dasselbe jetzt weiter."

„Ich werde nicht unterlassen, Sire," rief die Königin, „alles zu thun, was in meinen Kräften steht. Frau von Tourzel und Sie, meine Schwester, werden sich nicht von uns trennen. Was die Kammerfrauen anbetrifft, so nehme ich die Neuville und die Brunier mit. Sie sind die Besten, weil sie auch die Muthigsten sind — oh — mein Gemahl, meine Freunde, mir schlägt mein Herz bei dem Gedanken frei zu sein, frei von den schrecklichen Wächtern, von der Tyrannei dieser Befehlshaber. Von morgen an beschäftige ich mich mit den Vorbereitungen zur Flucht, und Sie werden sehen, daß ich handeln kann, wie ein Mann handeln würde, der alles daran setzt, um die furchtbaren Fesseln abzustreifen, die das Schicksal ihm anlegte."

„Wir bitten Sie, sich für heute zur Ruhe begeben zu wollen," sagte der König, „morgen sprechen wir mehr davon."

„Einer der wichtigsten Tage ist der heutige gewesen," sagte die Königin. „Er hat mir gezeigt, daß wir wahrhafte Freunde besitzen, daß mein Gatte wohl fest und entschieden handelt, wenn der Augenblick es erfordert und daß ich noch hoffen darf, glücklich zu werden. Ich hatte diese Hoffnung bereits aufgegeben — Dank Ihnen, meine Freunde, sie ist wieder neu belebt."

Mit einer graziösen Handbewegung verabschiedete sie sich und verließ das Cabinet an der Seite der Madame Elisabeth, die vorsichtig über den Corridor schlich, um durch diesen an ihre kleine Thür zu gelangen. (Fortsetzung folgt.)

Aus allen deutschen Gauen.

XVII. Jägerblume und Edelweiß.

(Hierzu das Bild auf S. 485.)

Von allen Bauern, welche auf der Welt leben, haben vielleicht nur die Bewohner der Alpengründe Freude an Blumen. Italienische und spanische Landleute benutzen sie freilich, um Altäre oder Heiligenbilder zu schmücken oder durch ihre bunten Farben den Glanz feierlicher Umzüge damit zu erhöhen. Der Alpenbewohner aber, obgleich er es an solcher Verwendung ihrer Schönheit zwar auch nicht fehlen läßt, empfindet eine Zuneigung für manche Blüten seiner Berge, welche ohne Zweifel eine weit mehr innerliche ist. Er unterscheidet sich in dieser Beziehung nicht viel von den eifrigen Botanikern, welche weite Reisen unternehmen, um die Blütezeit einer einzigen Pflanze nicht zu verfehlen, und in manchem Holzknecht steckt etwas von dem Engländer Churchill, welcher drei Sommer hindurch vergebens sich von London nach Hermagor in Kärnten aufmachte, um die Wulfenia, welche einzig und allein auf einem Hügel in der dortigen Nähe wächst, während der paar Tage einzuernten, in welcher sich ihre stahlblauen Blüten entfalten und verdorren.

Ja, der einfältige Sohn der Berge steht noch immer unter der Einwirkung eines sympathischen Fühlens für die lebendige Natur. Nicht nur im Märchen wird von der Sehnsucht gesprochen, welche die Bewohner des Etschlandes antreibt, in den Garten einzudringen, worin des Zwergenkönigs Laurin Rosen stehen. Nicht die verschönernde Phantasie einzelner war es, welche den nie vergehenden Schneeflecken auf dem Schlern die „große weiße Rose" nennt. Nicht blöder Aberglaube hat die Meinung erzeugt, daß derjenige, welcher eine dem Donnergotte heilige Rose (Donarrose, Alpenrose) auf dem Hute trägt, vom Blitze erschlagen wird, sondern ein wunderlich reges Mitgefühl mit den zarten Geschöpfen, etwa wie es sich bei dem Dichter in anderer Weise zu der Vorstellung gestaltet hat, daß der Bergesalte die Gemsen, sein Wild hütet.

Mit dieser andächtigen Scheu ist es in unsern Tagen freilich vorüber. Unsere Burschen und Dirnen lieben die Blüten, welche während des kurzen arktischen Sommers der Bergspitzen sich öffnen, aber sie lieben, um sie zu besitzen. Auch in dieser Beziehung gleichen sie manchem gelehrten Freunde der Pflanzenkunde. Wie der Hirsch, aus dem Hochwalde des Berges heraustretend, in einer Nacht ein Feld voll wuchtiger Aehren abweidet, so zerraufen diese den „Standort" ihrer anziehenden Lieblinge. Sie können nicht genug davon besitzen, denn was dem Herbarium überflüßig ist, wird gegen die Sprößlinge anderer Himmelsstriche vertauscht. Gerade so ist es der Brauch bei den ungelehrten Pflanzensuchern in unserem Gebirge. Was nicht mehr auf den Hut gebracht werden kann, wird mitgenommen, um Freunden und Freundinnen ein Geschenk zu machen.

Welches sind nun diejenigen Blumen, welche von den Burschen und Mädchen im Gebirge am meisten geschätzt werden?

Hierauf muß ich antworten, daß die Vorliebe für diese oder jene sich zuerst nach den Geschlechtern auseinander halten läßt. An den Hüten junger Männer bemerkt man vorzugsweise das Jagerbleamel, den „veränderten Steinbrech", wie es bei den Botanikern heißt, an den Hüten oder vor dem Busen der Mädchen dagegen das wollige Edelweiß, eine Gnaphaliumart. Beide sind nicht übel gewählt, um den Maßstab der Kräfte, welche zu ihrer Erlangung aufgeboten werden müssen, zu bezeichnen. Das Jagerbleamel sproßt während der wenigen Wochen, welche in einer Höhe von zehntausend Fuß und darüber einen Winter vom anderen trennen, am liebsten auf den Vorsprüngen unzugänglicher Felsen, am feuchten Rande blauer Eiswälle. Freilich trägt der Wind seinen Samen auch nach bequemeren Hängen und es wird manchmal von solchen gefunden, deren Kräfte zur Erklimmung eines ernsthaften Berges nicht hinreichen. Doch legt der Eigensinn, mit welchem sich das Pflänzchen in der Regel innerhalb der Grenzen des Polarklimas der Alpen hält, seinen Liebhabern Mühseligkeiten auf, welche nur von unerschrockenen Steigern überwunden werden.

In alten Sagen wird nicht selten von grausamen Damen und hartnäckigen Burgfräulein berichtet, welche ihren Verehrern unterschiedliche halsbrecherische Abenteuer aufzugeben pflegten. Da sich in unserem Jahrhundert die Romantik aus der großen Welt zurückgezogen hat und, halb verschollen, nur mehr da lebt, wo der Mensch mit den Naturmächten im Kampfe liegt, so vertritt heute die Wirklichkeit von Sennerinnen, Hirten, Wildschützen den Personalstand jener blutigen Legenden. Wie oft hat eine neckische Dirne dort oben auf der Hochalp auf zärtliche Worte damit geantwortet, der Seppele oder Hans oder Jörgl solle zuvor auf die oder die „gache Leiten" (steilen Abhang) hinaufsteigen und ihr „a recht schöans Büschall" herunterbringen, ehe sich weiter über die schönen Dinge sprechen lasse, welche er ihr vorsagte, während sie am Brunnentrog ihre Milchkübel wusch! Jetzt steht dort ganz in der Nähe neben einem Felsen, auf welchem blutrothe Flechten wachsen, ein „Bildstöckl", worauf dargestellt ist, wie ein Mensch seinen Kopf am Stein zerschlägt. Es ist seither manche Thräne darauf gefallen und während der ganzen Zeit, in welcher die Hochalpe bewohnt wird, hängt jeden Sonntag ein frischer Kranz von Jochrauten, Prunellen und Edelweiß daran — ja manchmal ist auch ein wirkliches Jagerbleamel hineingeflochten — aber derselbige Seppele oder Jörgl schläft tief unten in einer finsteren Kammer und weiß nichts mehr vom langen Winter und von der lustigen Sommerzeit, wo auf den Jöchern die schönen Blumen stehen.

Das Edelweiß zu bekommen ist viel leichter. Es wächst hoch oben auf steilen Zinnen und Schrofen, es gedeiht aber auch weit unten auf den Alpenwiesen. Die Lawinen reißen nicht nur Steine und Krummholzäste, sondern auch den Samen dieses hochgebornen Krautes mit sich zur Tiefe. Es gibt Stellen, an welchen es in der Nähe von Nadelwäldern gefunden wird. Der Eremit auf dem Monte-Baldo am Gardasee schenkte mir eine Handvoll, welche er nur eine kurze Strecke über der Thalsohle entfernt gepflückt hatte. Das Thal dort liegt aber kaum sechshundert Fuß über dem Meere. Auf mancher Alpe werden hunderte seiner Stengel von Kühen abgeweidet. Eine herrliche und unvergleichliche Pflanze bliebe das Edelweiß, auch wenn es überall in den Thälern wucherte. Doch ist es glücklicherweise nicht nothwendig, seinen Reiz auf die Gefahr der Alltäglichkeit hin zu preisen. Sein Vorkommen unterhalb stolzer, eisiger Höhen muß doch immer als Ausnahme betrachtet werden, und ein Maler, dem es beifiele, eine Edelweiß pflückende Person als auf einem sanften Abhange stehend zu zeichnen, würde eben diese Ausnahme zur Regel umgestalten. Als Zeugen hiervon rufe ich ein Dutzend Grabsteine an, unter welchen in Tirol allein solche Fremde ruhen,

die dem weißen Irrwisch der Berge erlegen sind. Auch an der Kleidung der Dirnen, wenn sie ins Edelweißpflücken gehen; ersieht man oft die Beschaffenheit des Grundes, auf welchem die Blüte gedeiht. Denn sie vertauschen gern ihre faltigen Röcke mit Beinkleidern nach Art der Männer. Durch jene würden sie im Klettern durch das Geklipp hin belästigt und gehemmt, auch könnte ihnen der Rock auf vorragenden Zacken zur Gefahr werden, weil sich der Jochwind darin fängt und das flatternde Tuch wie ein Segel vor sich herstößt.

Das Edelweißsuchen ist also vorzüglich ein Brauch der Dirnen, wie die Vorliebe für Pflänzchen der eigentlichen Schneezone mehr von der männlichen Jugend gepflegt wird. Es sieht aber so aus, als ob die größere Leichtigkeit, dasselbe zu erlangen, nicht die einzige Zugkraft darstellte, welche diese Blüte auf das Mädchenvolk ausübt.

Kenner zählen unter die hervorragenden Eigenschaften weiblichen Wesens dessen Eigensinn, und in dieser Beziehung dürfte es vielleicht unter allen Kindern der Flora kein weiblicheres geben, als das Edelweiß der Alpen. An seinen Zu- und Abneigungen wird die Weisheit der Gelehrten zu Schanden. Man betrachte sich beispielsweise die beiden Gebirgsgruppen des Wetterstein und des Karwendel in Oberbaiern. Sie sind durch einen Büchsenschuß von einander getrennt, ihre Abhänge haben die gleiche Lage nach den vier Weltgegenden, das Gestein, aus welchem sie aufgebaut sind, ist ganz und gar der nämliche Kalk, Thiere und Pflanzen ganz dieselben, hier wie dort — nur das Edelweiß, von welchem es auf dem einen wimmelt, hat sich auf dem andern noch nie sehen lassen. Die Gelehrten haben da gut reden von unwägbaren, ungreifbaren Einflüssen des Lichtes, der Wärme und anderer Schwingungen. Aber diesen trotzigen Willen werden sie doch nicht wegdemonstriren können.

Der eigentliche Cultus des Edelweiß wird in den Kalkalpen, das heißt in jenen Theilen der nördlichen deutschen Alpen getrieben, welche auf fremde Besucher mehr Reiz ausüben, als die anderen, mittleren und südlichen Gruppen des Hochgebirges. Der Umkreis, in welchem das Edelweiß vorzüglich verehrt wird, schließt auch diejenigen Landschaften in sich, welche man am meisten besucht und bespricht. Die Bergformen sollen im Kalk malerischer, die Abwechslung der Bodengestaltung eine größere sein. Der Grund hiervon liegt in dem Umstande, daß der Kalk sehr weich ist und von Luft und Wasser leicht zerstört oder ausgewaschen wird. Daher die große Mannigfaltigkeit der Giebel, die vielen von Wasser durchrauschten Schluchten, die tiefen Seebecken, die schöne Abdachung nach Norden. Die nahrhafte Ebene liegt näher, das Leben ist leichter, die Menschen singen und spielen. Das Edelweiß, welches zwischen tannigen Höhen und den Gebieten der Erstarrung mitten inne wächst, mag als Symbol jener Gebirge gelten, auf welchen sich lustiges Hirtenleben und die drohende Hoheit der Einöde nahe berühren.

Jenseits der Kalkgebirge aber, auf dem harten Boden von Gneiß oder Granit, mitten unter den Gletschern der höchsten Alpenerhebungen, hat sich der Sinn des Menschen mit der Furchtbarkeit der Natur verdüstert. Dort pflücken nur wenige mehr die Jochraute oder das Edelweiß und die schallende Lebendigkeit der Menschen verstummt, wie die Wasser oben als starre, schwere Ströme liegen und das Gestein unter sich zermalmen. Es liegt in der menschlichen Natur, daß man von diesen Regionen niemals so viel sprechen wird, als von den grauen Kalkwänden und grünen Seen in Oesterreich und Baiern, wo die Sennerinnen jodeln und ihren Gästen Edelweiß an den Hut stecken. Aber die weniger zahlreichen Eindringlinge in jene andere lautlose Welt bilden eine auserwählte Schar. Wer auf dem pflanzenlosen Stein des Similaun, umgeben von dem Winter der Oetzthaler Ferner, oder auf einer der Kuppen um den Misuriasee gestanden und am fernsten blaugrauen Gesichtskreis jene Kalkwälle gesehen hat, hinter welchen man nicht weit von den Sennhütten schöne Blumen pflückt und sie den Damen, mit welchen man auf einer Nachmittagspartie begriffen ist, verehrt, — dem kommt es vor, als höre er durch die Symphonie, welche um ihn flutet, hindurch, den Tact eines Ländlers und die geschmeidigen Töne der Zither.

Doch ich entferne mich ein wenig zu weit von meinem Edelweiß.

Was beginnen die Mädchen mit den Schürzen voll Blumen, welche sie von diesem oder jenem Joche herabschleppen? Bei der Beantwortung dieser Frage ist ein Unterschied aufzustellen zwischen Gegenden, welche von freigebigen Reisenden besucht werden, und versteckten Thälern, wohin sich selten ein Fremder versteigt. Dort suchen die armen Mägde, nachdem sie sich selbst ihren sonntäglichen Hut geschmückt, den Ueberschuß in irgend einer Form zu verwerthen. Es gibt Reisende, welche ihnen einen Strauß für gutes Geld abkaufen und sich dabei die Abenteuer überlegen, mit welchen sie zu Hause ihre Erzählung vom eigenhändigen Herabholen der Alpenblumen ausschmücken wollen. Ansehnliche Vorräthe werden an Kellnerinnen in Wirthshäusern verkauft, weil diese, nach einer vielfach im Gebirge verbreiteten anmuthigen Sitte, den Gästen beim Abschiede als Antwort auf das Trinkgeld einen Strauß in die Hand drücken. Auch gibt es gewisse ländliche Gewerbthätigkeiten, welche des Edelweißes nicht entrathen können. Darunter gehören vor allen jene sonderbaren, aus getrockneten Blumen zusammengesetzten Landschaften, welche man den Sommerreisenden anbietet. Der Himmel auf diesen besteht aus blauen, das Wasser aus weißen Blumenblättern, das Land aus Moosen. Sämmtliche Pflanzentheile sind zierlich mit Leim oder Gummi auf das dicke Papier geklebt.

Was die Fremden nicht brauchen können, ist immerhin noch für die Anwendung, welche von heimischen Gebräuchen abhängt, nicht verloren. Im „schönen" Zimmer manches alten Wirthshauses findet man Vasen unter einem Glassturz, welche mit Edelweiß angefüllt sind. In den Kranz, welchen die Mädchen bei mancher Procession tragen, ist die wollige Jochblume eingeflochten. Oder es hängen die Blumen, welche das Mädchen mit den groben Schuhen und den Steigeisen vom hohen Gipfel geholt hat, schneebleich um das Grabkreuz eines Friedhofes vor der Kirchenthür.

Das Tiroler Volk, welches gern zu hochgelegenen Kreuzen und heiligen Bildern auf schroffen Graten wallfahrtet, ziert dort oben die stummen Gegenstände seiner Andacht. Um das gesenkte Haupt des Heilandes schlingt sich ein Kranz von Edelweiß, goldgelbe Maiskolben hängen von seinen ausgespannten Armen, die sammtene Weidenblüte (Palmkatzel) ist an seinen blutenden Füßen befestigt, die rothe Erica (Hoade) umhüllt seine Lenden.

In entlegenen Thälern wird keinerlei Augenmerk darauf gerichtet, die edle Blüte zu irgendwelchem Zwecke zu verschachern. Man wirft sie in die Tischschublade und schenkt jedem, der davon will. Die Leute tragen sie oft hinter das Ohr gesteckt, wie die Jungfrauen im Pinzgau den Rosmarinzweig, die Fuhrleute im Etschland einen Taxusstengel, die baierischen Bauern im Flachland rothe Nelken. Die Vorliebe, auf diese Weise den Kopf mit Farben aus der Pflanzenwelt auszustaffiren, geht bei unserem Volke so weit, daß man selbst in München während des Mai viele Leute sieht, welche Syringenbüsche, und während des Juni solche, die ein halbes Dutzend zusammengebundener Kirschen hinter dem Ohre tragen.

Wer sich eine Weile in solcher Einöde aufhält, von Zeit zu Zeit Alpen besucht und mit den Leuten bekannt wird, der wird dann oft vor seiner Thüre oder seinem Fenster einen Strauß bemerken, welchen ihm der Melker oder die Sennerin, die manchmal herabkommen, hingelegt haben. Demjenigen aber, welcher es verschmäht, in solche Wildnisse vorzudringen, bieten schon in München, noch mehr aber in Insbruck, die botanischen Gärten Gelegenheit, jene Kinder der Höhen zu betrachten. Die Kunst des Menschen hat es verstanden, die meisten derselben dort heimisch zu machen. Das Jagerbleamel freilich wird er da nicht finden, wohl aber viele der anderen, wenn auch in verblaßten Farben.

Was haben nun jene Blüten dort oben, wo die meisten von menschlichen Augen ungesehen dahinwelken, für eine Bedeutung?

Als man die Isarauen bei München, in welche der Bergstrom manchen Samen aus den Schluchten seiner Wiege hinträgt, theilweise in ergiebiges Land verwandelte, verschwanden die Fremdlinge. Auf den unfruchtbaren Hochmooren Baierns prangt jeder Mai in Myriaden herrlicher Blüten, die man auf nutzbringenden Geländen nirgends sieht. Auch sie flüchten sich vor der Scholle, welche der Mensch in ihrer Nähe urbar macht. Dort oben aber, wo das funkelnde Sonnenlicht durch eine ungetrübte Luft auf sie fällt, gedeihen unter der Anregung dieses stärkeren Lichtes die grellen Farben.

Auf den scheinbar nackten und einsamen Gebieten, welche nichts mit der gemeinen Nützlichkeit zu schaffen haben, verwirklicht sich die ewige Schönheit in vergänglichen Gestalten und hält der nahrhaften Niederung ihr Recht entgegen, zu welchem wir immer wieder voll Freude wie zu einem wundersamen Gleichniß emporschauen.

Heinrich Noé.

Fliegende Blätter aus Amerika.

II. Börse und Börsenspeculation in New-York.

In der Wallstreet von New-York concentrirt sich seit 1791, in welchem Jahre dort die Bank ihren Sitz aufschlug, ein bedeutender Geschäftsverkehr. Dennoch findet das Hauptgeschäft — die Börse selbst — seit einigen Jahren in Broad-Street, der zweiten von Wallstreet ausmündenden Querstraße statt. Da liegen die großen Institute, zu welchen alle Speculanten direct oder indirect gehören. Auf der rechten Seite von Broad-Street, nur wenige Häuser von Wallstreet entfernt, steht der hohe, weiße Marmorpalast der New-Yorker Börse (Stock-Exchange), innerhalb dessen der Long-Room, das Mining- und das Petroleum-Board sich befinden. Das aus Braunsteinen erbaute Haus daneben enthält das offene Board der Brokers (Mäkler) und den Eingang zum „Gold-Room", welch letzterer am anderen Ende des Gebäudes liegt.

Das Privilegium, in diese heiligen Hallen einzudringen und dort Geschäfte zu machen, kostet keine Kleinigkeit; das regelmäßige Stock-Board verlangt als Aufnahmegebühr für Mitglieder 3000 Dollars, der Gold-Room 2500 Dollars, das offene Board 2000 Dollars, das Mining-Board 1000 Dollars, das Petroleum-Board 1000 Dollars, während der Long-Room, wo vielleicht mehr Geschäfte, als in irgend einem anderen Departement gemacht werden, für die bescheidene Gebühr von 100 Doll. erreicht werden kann.

Es ist zehn Uhr morgens. Wir stehen an der Ecke von Wall-Street und sehen die Bankiers, Mäkler, Clerks, Speculanten, Müßiggänger und „Börsenwölfe" (eine Art von Werbern für Mäkler) nach und nach ankommen und theils in vorbereitendem Gespräch auf dem breiten Trottoir auf und abgehen, theils in das neben der Börse stehende Haus, wo eben die Sitzung des offenen Board begonnen hat, eintreten. Auf der Straße herrscht vorläufig noch Stille, die sich aber, sobald die Eröffnungscourse bekannt geworden, in einen tobenden Straßenlärm größter Dimension verwandeln wird. Speculationen sind der Gegenstand des Gespräches; die Augen vieler hier conversirender Herren haben einen scharfen, harten, metallischen Blick, als ob längeres Nachdenken über edle Metalle die Sehwerkzeuge auf diese Art verändert hätte. Auf den meist bleichen, scharf ausgeprägten Gesichtern tritt die Ruhelosigkeit des Speculationsgeistes sehr deutlich hervor; ein nervöses Zucken spielt beständig um den fest zusammengepreßten Mund, die Hände sind fortwährend in Bewegung und beschäftigen sich während des Gespräches oft damit, den Bart zu zwiebeln, als ob diese Manipulation das Fassen des Entschlusses erleichtere: „ob's besser, im Gemüthe" auf das Steigen, oder — aufs Fallen jener „Stocks" zu speculiren . . .

Die Brüderschaft der Speculation zeichnet sich durch Eleganz der Kleidung aus, was die jüngere Generation anbelangt. Namentlich Diamantknöpfe im Busenstreifen und an den Manschetten des Hemdes werden gern von ihnen cultivirt. Die älteren Hähne geben weniger auf äußere Erscheinung, „sie sind sich ihres Werthes wohl bewußt," und ihre Mittel erlauben es ihnen, in schäbigen Röcken und noch schäbigeren Cylinderhüten zu erscheinen, weil sie jedem Habitué der Börse doch als wichtige und reiche Persönlichkeiten von Wallstreet bekannt sind. Im ganzen Verkehr in- und außerhalb der Börse herrscht Kürze, Bestimmtheit und Sicherheit des Auftretens, Eigenschaften, welche überhaupt im amerikanischen Geschäftsleben hervortreten und, sobald sich der Deutsche daran gewöhnt hat, auch ihm angenehm erscheinen, weil sie zeitersparend sind.

Während wir noch diese flüchtigen Beobachtungen machen, hat sich das breite Trottoir und die Mitte der Straße selbst mit den Gentlemen der Börse gefüllt. Clerks rennen hin und her und treten in das Börsengebäude ein. Das Erdgeschoß unter demselben und unter den angrenzenden Häusern ist von Telegraphenbureaux eingenommen, aus welchen das Gehämmer und Gerassel der Telegraphenapparate unaufhörlich hervordringt, denn jetzt kommen die Kaufs- und Verkaufsaufträge, die Neuigkeiten und Course an von Francisco, Chicago, Boston, Washington, Philadelphia, kurz von den größten bis zu den kleinsten Städten der Union herab, ebenso wie von London, Paris, Frankfurt a. M., Hamburg, Berlin u. s. w.*) Jetzt werden auch die hiesigen Eröffnungscourse aus dem Saale der Mäkler auf der Straße bekannt, und die Speculation beginnt. „Erie", „Central", „Michigan-Southern", „Chicago", Pacific-Mail" sind die zumeist erschallenden Schlagworte.

*) Der atlantische Telegraph, der Sonne voraneilend, bringt jetzt um ¾10 Uhr schon die Mittagscourse der europäischen Börsen.

Retten wir uns aus dem Getümmel, indem wir in das Braunsteinhaus neben der Börse eintreten und die Treppe hinaufsteigen, welche auf die Galerie des Saales führt, in welchem so eben das „open board of brokers" seine Sitzungen hält. Nur durch Einführung eines Brokers (Mäkler) oder dessen Clerk kann das allgemeine Publikum oder die outsiders — wie man es hier nennt — hier Eintritt finden. Die Galerie ist gefüllt mit Clerks, welche die Course im Interesse ihrer nicht anwesenden Principale notiren. Da wir keinen Sitzplatz mehr bekommen, so treten wir an die Brüstung und werfen einen Blick auf das Treiben im Saale unten, welcher ein Parquet von mehreren hundert Sitzen bildet und durch einen breiten Gang in zwei gleiche Hälften getheilt ist. An der einen Seite desselben, gegenüber dem Eingang, ist die Tribüne, auf welcher der Präsident, Herr J. L. Brownell, die zu verkaufenden Actien und Obligationen (stocks, shares oder bonds) in regelmäßiger Reihenfolge ausruft und unter den Hammer bringt. Zu beiden Seiten der Bühne sind große Tafeln, worauf die betreffenden Devisen und die erzielten Course in großen Lettern angeschrieben werden. Die Sperrsitze sind mit wenigen Ausnahmen alle besetzt, denn jetzt kommen gerade die „Erie"-Actien an die Reihe, das beliebte Speculationspapier der New-Yorker Börse, für welches fast jeder der anwesenden Mäkler Kaufs- oder Verkaufsaufträge seiner Kunden hat. Der Präsident gebietet also „silence" und ruft dann aus „Erie". Sofort erhebt sich ein Mäkler, den Cylinderhut im Nacken, von seinem Sitze und gellt mit ausgestreckten Armen heraus: „offered five hundred, seventy one, seller three", der Präsident wiederholt den Ruf und jetzt ertönt es von allen Seiten: „seventy — seventy a quarter — three-eights — half — five-eights", bis endlich einer: „seventy seven-eights, buyer three" ausruft und der Hammer des Präsidenten fällt, wodurch der Zuschlag ertheilt ist. Ein Wort, oft nur ein Nicken oder ein Wink genügt unter den Brokern zum Abschluß des Contraktes, zu welchem nichts Schriftliches nöthig ist und welcher die Parteien bei Strafe des Verlustes der Mitgliedschaft bindet. Dazwischen fallen von hüben und drüben „persönliche Bemerkungen" witziger, aber oft nicht gerade parlamentarischer Natur, welche manchmal in ein heftiges Wortgefecht ausarten, so daß der Präsident Mühe hat, mit seinem Hammer und dem Commando „silence" die Ruhe zwischen „Bulls" und „Bears" wieder herzustellen. Manchmal, wenn zwei gleiche Gebote zu gleicher Zeit gemacht waren, entstehen Streitigkeiten, wem der Zuschlag gehören soll. In diesem Fall läßt der Präsident darüber durch Erheben von den Sitzen abstimmen, und die Streitenden haben sich dieser Entscheidung zu unterwerfen. Bisweilen wirft ein Broker, dem ein besonders günstiger Handel gelungen, aus Entzücken seinen vielleicht noch nagelneuen Cylinderhut über die Menge nach der anderen Seite, der dann, als Spielball eine Zeitlang herüber und hinüber wandernd, als Ruine zu seinem Eigenthümer zurückkehrt. Was schadet das aber? Was sind fünf bis zehn Thaler für einen neuen Hut, wenn man Hunderte oder Tausende in einem Augenblick verdient hat? Als Erklärung dieser „Kindereien" — wie man sie an europäischen Börsen nennen würde — sei bemerkt, daß die Mehrzahl der Mäkler sowie ihrer Stellvertreter an der Börse junge Leute, oft noch kaum zwanzig Jahre oder nur wenig älter sind. Als „Office-boy" mit 5 Doll. wöchentlichem Gehalt beginnt das forsche (smart) Mitglied von Jung-Amerika im Alter von 10—12 Jahren seine Laufbahn bei einem Broker, wird dann junior clerk, clerk, confidential clerk und rückt bei einiger „Smartheit" oft in einem Alter, in dem in Europa der junge Mann noch für unmündig gehalten wird, zum Theilhaber eines Geschäftes vor oder etablirt sich selbst.

Verlassen wir jetzt diesen Theil — das „Allerheiligste" — des dem „Mammon" gewidmeten Tempels, in welchem nur Broker als Hohepriester fungiren, und begeben wir uns in die nebenangelegene eigentliche Börse, die „Stock-Exchange". Auch hier derselbe Lärm wie in dem Saal der Broker, nur mit dem Unterschied, daß man hier, in Gruppen versammelt, stehend, nicht sitzend, die Geschäfte

abmacht. Hier ist der Sammelplatz der Bankiers, der reichen Habitués und der Börsenmatadore, welche auf eigene Rechnung speculiren. Ueberall hören wir die Schlagworte: „New York Central", „Erie", „Option", „Buyer three", „Seller three" etc. Betrachten wir uns die handelnden Personen etwas näher, denn hier wandeln Millionen von Dollars in Gestalt dieser Männer vor uns auf und ab. Jener behäbige dicke Mann mit dem schmunzelnden Gesicht, welches nicht gerade viel von Schlauheit verräth, ist Jay Cooke, welcher die fünf-zwanziger und zehn-vierziger Anleihen der Vereinigten Staaten-Regierung während des letzten Krieges untergebracht und dadurch sein früher nur kleines Bankgeschäft zu einem der ersten der Union gemacht hat. Vom Clerk eines Bankiers in einem Landstädtchen hat er sich zu einer Börsengröße, die zehn Millionen „werth" ist, emporgeschwungen. Nicht weit von ihm steht William B. Astor, ein großer beleibter Mann mit vollem Gesicht und hellem Backen- und Schnurrbart, welcher seinem ganzen Aeußern nach wie ein „deutscher Baron" aussieht — der Sohn des berühmten Johann Jakob Astor, welcher im vorigen Jahrhundert als armer Bauernjunge seine Heimat in Walldorf (Baden) verließ, um sein Glück in der Welt zu suchen. Der „Ehrenwerthe" John Morrissey, früher Faustkämpfer, jetzt Congreßmitglied und Spielbankbesitzer, ist ebenfalls in eigener Person vertreten. Nicht weit steht Commodore Vanderbilt, der Sohn eines Fährmannes, jetzt ist Vanderbilt, jene hohe, aufrechte Gestalt, mit grauen Locken und magerem, gelblichem Gesicht, Besitzer eines Vermögens von 40 bis 50 Millionen Doll. und controllirt als Hauptactienbesitzer und Director drei der wichtigsten Eisenbahnen des Landes: die New-York-Central-, die Hudson River- und die Harlem-Eisenbahn. Er ist im Augenblick damit beschäftigt, die Controlle der Erie-Eisenbahn den Händen seines früheren Freundes, jetzt seines größten Gegners, Daniel Drew, zu entreißen. Letzterer, ein kleiner häßlicher Mann, mit struppigem grauem Backenbart und einem fuchsartigen, runzeligen Gesicht, steht in einer anderen Ecke, im Centrum einer ihn bewundernden und beneidenden Gruppe von Zuschauern — ein Mann, der eine halbe Million auf eine Universität oder Kirche verwenden, der Wallstreet nach Belieben lenken und hunderte reich machen oder ruiniren kann. Einst war er ein barfüßiger Viehtreiber, hielt dann die „Bullshead-Tavern", und jetzt liegt die Erie-Eisenbahn in seiner Hand, und Dampfer auf dem Hudsonfluß tragen seinen Namen, und er ist 15 Millionen Dollars „werth". Noch viele „selbstgemachte" Männer sind im Bereich unserer Beobachtung, doch müssen wir unsere Umschau im Börsensaale beschließen, denn die Zeit drängt und wir haben noch mehrere Säle zu besuchen.

Im Saale des „Petroleum-Board" geht es jetzt sehr ruhig zu, denn die Zeiten des Petroleumschwindels sind vorbei; die Glorie der Petroleumactien ist vergangen und nur wenige Petroleumcompagnien sind als Weizen von der Spreu zurückgeblieben. Auch im Mining-Board, wo die Bergwerksactien gehandelt werden, herrscht weniger Leben als in den fetten Spekulationsjahren von 1862 bis 1865. Im „Government-Board", wo die Börse für die Bundesobligationen stattfindet, wird ein großer Umsatz mit weniger Lärm als in den anderen Börsensälen erzielt. Hier bilden die älteren Börsianer — die old fogies (Philister) von Wallstreet — die Mehrzahl, während im Long-Room die Speculanten und Broker zweiten Ranges sich mit denen ersten Ranges mischen, wenn die Sitzungen in den regulären Boards vorüber sind. Dieser Saal bildet das Parterre des Börsengebäudes und verdient wegen seiner Länge vollständig seinen Namen. Mit seiner Säulenreihe in der Mitte macht er einen imponirenderen Eindruck als die anderen Säle und bietet während der Geschäftszeit einen merkwürdigen Anblick mit seiner beständig hin- und herwogenden Ebbe und Flut kaufender und verkaufender Menschheit, welche sich nach dem Hintergrund zu drängt, wo eine Treppe nach dem oberen Börsensaale führt. Ein Gesumme, Getobe und Gebrüll, wie in einer Menagerie, ein Drängen, Stoßen um die verschiedenen „Ringe", welche sich für diesen oder jenen „Stock" gebildet haben, herrscht hier vor. Heute ist ein wichtiger Tag. Einer der Börsenmatadore, so heißt es allgemein, geht „long" auf Erie, d. h. er kauft auf Zeit. Allerdings thut er das nicht selbst, sondern durch einen Broker, aber die Börse glaubt es und macht die Bewegung mit. Alles kauft und reißt sich um die im Markt angebotenen Actien, welche in einer halben Stunde von 75 auf 83 steigen, dann wieder in zehn Minuten auf 78½ fallen. Jetzt ist das Hazardspiel der Börse im vollsten Zuge, im Verlaufe von wenig Minuten werden große und kleine Vermögen erspielt und verloren, je nachdem sich die Wagschale des Courses hebt oder senkt. Endlich bleibt die steigende Richtung vorherrschend, die Speculanten à la hausse (bulls) haben gesiegt und sind in der rosigsten Stimmung. Einen Tag später erscheint der Broker des Hauptdirectors der Bahn auf der Scene und verkauft jeden Betrag von Actien derselben, den er los werden kann, zu oder etwas unter dem Course. Anfänglich hält sich der Preis, dann aber fällt er sprungweise, gedrückt durch das unaufhörliche Angebot, und in einem Vormittage ist der Cours wieder um zehn Procent niedriger, trotz der krampfhaften Anstrengungen der Haussespeculanten, welche ihr schnell aufgebautes Kartenhaus ebenso schnell wieder zusammenstürzen sehen. Die Lösung des Räthsels ist sehr einfach. Das ganze Geheimniß ist, daß der Director der Bahn, im Einverständniß mit seinen Collegen, der Bahn so und so viele Millionen, die gar nicht benöthigt waren, geborgt und als Unterpfand dafür 60,000 Actien erhalten hat, welche er nun, vorher schon auf die Baisse speculirend, auf den Markt bringt. Er selbst hat den Preis erst getrieben und dann zu hohen Preisen seine eigenen alten Actien ausverkauft, um später mit dem Rest der neuen Actien den Cours zu drücken und dadurch ungeheuere Differenzen für sich einzustreichen. Seit Jahren hat Daniel Drew als Director der Eriebahn dieses Spiel getrieben und sich dadurch um Millionen bereichert. Wir haben genug gesehen von diesem Schlachtfeld der Börsenspeculation in Actien und lenken zum Schluß jetzt unsere Schritte nach dem Gold-Room. Aus dem Long-Room tretend, wenden wir uns links und treten durch eine schmale Thür in einen langen, engen und dunkeln Gang ein, durch welchen wir nach einem Hofe gelangen; hier dringt ein verwirrtes Gesumme an unser Ohr, wir steigen eine steile Treppe hinan, das Gesumme wird zum tiefen Gemurmel und wie wir oben anlangen, wird das Toben immer lauter und lauter, bis es die Dimensionen des Gellens erreicht. Wir öffnen eine kleine schmutzige Thür und das Gellen löst sich in eine curiose Mischung von Schreien, Stöhnen, Brüllen und Toben auf, wie man es an keinem anderen Orte in ganz New-York so wiederfindet. Der Gold-Room, denn da befinden wir uns jetzt, ist ein geräumiges Amphitheater, in dessen Mitte ein kleiner Springbrunnen, um welchen die Hauptmatadore der Geldbörse versammelt sind, umgeben von einer Menge von Mäklern, welche ihre Angebote ausrufen. Rund herum auf jeder Seite ist eine Galerie, und der übrige Raum zwischen den Galerien ist von den Telegraphenbureaux eingenommen, an welchen hier direct durch nach den Börsen aller Städte der Union und Europas hin- und hertelegraphirt wird. Eine Art Uhr an der Wand zeigt den Cours an. Sie besteht aus mehreren Scheiben — eine für die ganzen Zahlen, die andere für die Bruchtheile, welche durch eine mechanische Combination so gestellt werden, daß in der Uhrplatte der jeweilige Cours ersichtlich wird —, und zwar nicht blos für diesen Saal, sondern nach demselben Princip, wie elektrische Uhren, in jedem Brokerscomptoir, welches sich auf eine mit der Hauptuhr in Verbindung stehende elektromagnetische Leitung und auf einen solchen Apparat abonnirt hat. Auf diese Weise kann jeder Bankier und Broker, auch wenn er nicht im Gold-Room anwesend oder vertreten ist, jede Veränderung des Goldcourses augenblicklich erfahren — gewiß ein neues, bewunderswerthes Beispiel des sinnreichen Erfindungsgeistes der Yankees. — Die Hauptperson in diesem Treiben ist jedenfalls Myers, der Regierungsbroker, welcher dort stehend mit vergnügten Sinnen und einem etwas boshaften Lächeln auf das „beherrschte Samos" hinblickt. „Ihr alle seid mir unterthänig", denkt er gewiß, wenn er das Zappeln und Schreien seiner Umgebung betrachtet. Denn die Regierung ist der größte Inhaber von Gold und wirft von Zeit zu Zeit ganz unerwartet einen Posten davon auf den Markt, wenn es dem Finanzminister gerade einfällt. Myers kann wohl schmunzeln, denn sein „Brot ist vom Onkel Sam gebuttert", von welchem er jährlich mehr als fünfzigtausend Dollars an Commissionen für Geldverkäufe bezieht. Doch wie? täuschen uns unsere Augen nicht? Ein Unterrock — zwar nicht sehr lang —, ein Kleid, welches entschieden kurz ist, wie es starkgeistige amerikanische „Ladies" zu tragen pflegen. Diese „Dame" ist Mrs. Frisbey, welche eine der stärksten Geldspeculanten der Stadt ist, und, obwohl sie ihre Geschäfte durch ihren Broker abmachen läßt, gelegentlich, wie am heutigen Tage, den Schauplatz der Speculation besucht, von welchem — wie sie denkt, unrechter Weise — ihr Geschlecht ausgeschlossen wird.

Wenden wir auch diesen Schauplatz der Speculation den Rücken,

um im Freien wieder etwas frische Luft zu schnappen. Bei Delmonico in der Nähe winkt kühle Labung, und das Knallen der Champagnerpropfen bildet die Begleitung zu der in allen Weltsprachen geführten Unterhaltung und zu den Witzen oder Geschäftsabschlüssen, welche die jungen und alten Börstianer machen, an der Bar stehend und ein „smile“ nehmend — ein „Lächeln“, wie man einen Trunk hier euphemistisch benennt. Und nun wieder auf die Straße, wo die Menge auf- und abwogt und sich um die Eingänge der Stock-Exchange und des Board of Brokers drängt. Die Broker und Speculanten hier auf dem Trottoir machen ihre Geschäfte ohne Mitgliedschaft und Eintrittsgeld ab. Hier sammeln sich die Speculanten mit wenig oder ohne Kapital, hier sieht man den Anfänger, der mit „tausend Segeln“ auf dem Ocean der Speculation eben erst hinausgeschifft und den schäbig-gentilen Greis, der mit „gebrochenem Mast“ auf denselben Ausgangspunkt zurückgetrieben ist. Apfelweiber, Stiefelputzer und Zeitungsjungen mischen sich in das Gedränge, und überall werden Geschäfte al fresco gemacht . . . The impeachment of the president! — Latest news from Washington!*) gellen uns die Jungen in die Ohren — Nachrichten, welche die Börse schon discontirt hat und die uns jetzt in Zeitungsform geboten werden. Für dieses Mal haben wir genug von Wall- und Broad-Street gesehen und doch hatten wir gerade eben Zeit, um nur das Geschäft und die Börse oder eigentlich Börsen, in welchen die Quintessenz aller Waaren, das Geld und die Geldwerthe in Gestalt von Actien, Staatspapieren, Wechseln 2c., gehandelt werden, flüchtig zu überblicken. Die Waarenbörsen und das Großgeschäft von New-York müssen einer späteren Wanderung vorbehalten bleiben.

Nachdem wir nun die äußere Seite des New-Yorker Geld- und Börsengeschäftes kennen gelernt haben, erübrigt nur noch, dem Leser über die technischen Ausdrücke, wie sie an der New-Yorker Börse gang und gäbe und auch in obigen Zeilen gebraucht sind, Aufklärung zu geben. Sie sind im allgemeinen die nämlichen, wie die an der Londoner Börse gebräuchlichen. Die Speculanten auf das Fallen der Papiere auf dem Continent von Europa, „Baissiers“ genannt, erfreuen sich hier des Namens „bears“ (Bären), während die auf das Steigen Speculirenden „bulls“ (Stiere), in Europa Haussiers, genannt werden. Im Einklang hiermit wird die Stimmung der Börse bei steigender Tendenz als „bullish“, bei fallender als „bearish“ bezeichnet. Ein Spekulant, welcher seine Verbindlichkeiten nicht erfüllen kann, erhält den ebenso witzigen als passenden Namen „lame duck“ (lahme Ente“). „To make a corner“ („eine Ecke bilden“) heißt eine Combination von Speculanten, welche Actien auf Zeit kaufen und den Cours vor der Ablieferung in die Höhe zu treiben suchen, oder welche, nachdem sie gewisse Actien auf Zeit verkauft haben, den Cours unter den Preis, zu welchem sie verkauft haben, zu drücken suchen. Eine Combination, welche nur aus wenigen Speculanten, aber Matadoren, besteht, wird „pool“ genannt. Die Speculanten besitzen natürlich die Papiere, welche sie verkaufen, nicht und wollen ebensowenig die Papiere selbst, welche sie zu kaufen durch Contrakt sich verpflichtet, erwerben. In beiden Fällen ist es nur auf Zahlung der Differenz abgesehen und der Lieferungscontrakt ist nur Form. Hierbei fungirt der Broker als Mittelsperson und verdient dabei eine Commission von $^1/_8$ Procent. Es hat also z. B. jemand 100 Actien der Erie-Eisenbahn zum Course von 70, zu liefern nach seinem Belieben innerhalb 3 Tagen, also am ersten, zweiten oder dritten Tage vom Datum des Contraktes an gerechnet, an einen anderen verkauft. Die geschäftliche Formel ist für dieses Geschäft: 100 Erie s.**) 3 70. Stehen die Actien bei Ablieferung nur unter 70, also z. B. 68, so zahlt der Käufer, anstatt die Actien selbst zu nehmen, dem Verkäufer die Differenz à 2 Dollars pr. Stück mit 200 Dollars aus, stehen sie aber bei Ablieferung höher, also etwa 72, so zahlt der Verkäufer dem Käufer den Mehrbetrag über den Cours, zu welchem er verkaufte, aus. Bedingt sich der Käufer aus, innerhalb einer gewissen Zeit den Zeitpunkt der Ablieferung oder vielmehr der Ausgleichung der Differenz zu wählen, so lautet das Zeitgeschäft auf „buyer's option.“ Ist der Contrakt auf wirkliche Lieferung bedungen, so hat der Verkäufer die Actien zu kaufen, um sie liefern zu können, und der Käufer realisirt dann seinen Gewinn entweder durch Verkauf, wenn der Cours ihm vortheilhaft steht, oder falls er ein weiteres Steigen erwartet, läßt er sie bei seinem Broker als Sicherheit. In beiden Fällen wird bei Abschluß des Contraktes vom Käufer und Verkäufer der Betrag der muthmaßlichen Differenz (margin) meist zehn Procent beim Broker deponirt. Bei eintretenden Coursschwankungen vor Ablauf des Contraktes muß der Käufer oder Verkäufer, je nachdem der eine oder der andere dabei verliert, den „margin“ erneuern, so daß derselbe immer zehn Procent von dem bestehenden Course beträgt. Geschieht dies nicht, so deckt sich der Broker, indem er seinem Kunden Notiz gibt, daß er sich gedeckt oder das Conto abgeschlossen hat. In Fällen also, wo keine wirkliche Lieferung stattfindet, ist der Broker nur Vermittler einer Wette auf den Cours und nimmt als solcher den muthmaßlichen Betrag der Wette in Empfang. Da nur Mitglieder der Börse Geschäfte in derselben abschließen können, so ist leicht abzunehmen, wie lukrativ und dabei sicher das Geschäft eines Brokers bei nur einigermaßen leidlicher Kundschaft sein muß.*) Wenn auch die New-Yorker Börse vorwiegend der professionellen Speculation dient, so werden doch auch viele solide Geschäfte, basirt auf dauernde Kapitalanlange, an ihr gemacht. Die Börse von New-York ist das Reservoir für das große Kapital der Vereinigten Staaten, welches eine zinsenbringende Anlage in Werthpapieren sucht und in manchen Fällen auch findet.

In Bundesobligationen namentlich ist das Geschäft bedeutend, verhältnißmäßig solid und für die europäischen Börsen tonangebend. Die Goldbörse dagegen steht nur zu sehr unter dem Einflusse gewissenloser Speculanten, welche zur Betreibung ihres Hazardspieles kein unerlaubtes Mittel scheuen und den Importeur, welcher für Bezahlung der Eingangszölle und für seine Rimessen nach dem Auslande Gold kaufen muß, während er meist in Papiergeld verkauft hat, oft in empfindliche Verlegenheit setzen.

Als weitere Illustration des Umfanges, welchen das Geschäft in New-York hat, sei nur kurz bemerkt, daß der Wochenumsatz der Gold-Exchange Bank 300 Millionen, der Betrag der im Portefeuille der Banken von New-York befindlichen Wechsel selten unter 260 Millionen, der wöchentliche Betrag der im New-Yorker Clearinghouse ausgetauschten Checks durchschnittlich 600 Mill. Dollars in Papiergeld beträgt. Im Wechselverkehr spielt London, wie natürlich, die Hauptrolle und sind die Häuser Brown Brothers und Morgan & Co. (früher George Peabody) die tonangebenden, während für Wechsel auf Paris und zum Theil die andern continentalen Börsen das Bankhaus Belmont & Co., die Agentur der Häuser Rothschild, den Haupteinfluß ausübt. Von hervorragenden deutschen Firmen im Bank- und Wechselgeschäft seien hier nur L. v. Hoffmann & Co., Hallgarten & Hertzfeld, Speyer & Co., Schepeler & Co., Knauth Nachod & Kühne und W. Aufermann erwähnt.

Die Zeiten der fieberhaften Speculation, wie sie während des Bürgerkrieges in Gold getrieben wurde, und woran alle Classen der Gesellschaft sich mehr oder weniger betheiligten, sind jetzt vorüber. Damals machten oft die ungeheuren Coursschwankungen arme Schlucker reich und Reiche zu armen Schluckern. Jetzt aber hat sich das große Publikum von dem Felde der Speculation zurückgezogen und es den Capitalisten und professionellen Speculanten überlassen. Aber auch letztere verhalten sich im Augenblicke ziemlich passiv, während Daniel Drew und Commodore Vanderbilt, die schon oben erwähnten Börsengrößen, um die Suprematie im Erie-Eisenbahndirectorium und damit um die Controlle des Hauptspeculationspapieres der New-Yorker Börse kämpfen. Dieser Kampf ist in ein neues Stadium getreten, welches für die hiesigen Zustände charakteristisch ist. Das Directorium der Bahn, Drew an der Spitze, hatte für mehrere Millionen Dollars neue Actien ausgegeben, für Rechnung der Compagnie auf den Markt gebracht und den Cours dadurch gedrückt. Die Haussiers — welche nebenbei durch Ankauf der Actien auch den Haupteinfluß im Directorium an sich reißen wollten — fanden hierdurch ihren Plan gestört, und erwirkten einen richterlichen Arrestbefehl gegen die Schatzmeister der Bahn wegen unbefugter Ausgabe neuer Actien. Letztere befanden sich gerade bei Delmonico, dem fashionablen Restaurant, als sie die Nachricht davon erhielten. Schon vorher hatten sie die Gelder der Bahn, ca. 8 Millionen Dollars, in einer Bank von Jersey-City, einer Vorstadt New-Yorks,

*) Die Anklage des Präsidenten. Neueste Nachrichten aus Washington.
**) Seller — seller's option, nach Belieben des Verkäufers.

*) Der Wochenumsatz des Upper board of brokers allein beträgt gewöhnlich 15 Millionen Dollars. Mit Hinzurechnung der anderen boards ergibt sich also ein Börsenumsatz von ca. 50 Millionen wöchentlich.

im Staate New-Jersey gelegen, deponirt. Nun beschlossen sie auch ihre Person der Jurisdiction des Staates New-York zu entziehen. Die beiden Herren nahmen eine Kutsche, fuhren nach dem Ufer des Hudson und nahmen dort ein Ruderboot, um nach New-Jersey überzusetzen, denn sie wußten wohl, daß an den Abfahrtsstellen der Dampffähren der Sheriff seine Gehilfen postirt habe, um sie arretiren zulassen. Es war dunkle Nacht. Sie waren kaum einige Schritte weit gekommen, als sie in einen dichten Nebel kamen und wieder nach dem Dock umzukehren versuchten. Während dessen hörten sie das Rauschen eines Fährbootes und riefen es an, zu halten. Die Maschine wurde rückwärts gestellt und nur zwanzig Fuß vom Ruderboot hielt die eben von Hoboken kommende Dampffähre. Nachdem das kleine Boot sich aus dem Fahrwasser des großen geflüchtet hatte, setzte die Fähre ihren Curs weiter fort Aber schon nach wenig Minuten fanden sich die Bankiers wieder neben einem andern Fährboote, dieses Mal einem nach der andern Seite hinüberfahrenden. Sie ließen sich jetzt ins Schlepptau nehmen. Bald darauf mußte aber die Dampffähre einer anderen ausweichen und dabei rückwärts fahren. Die Situation der beiden Bankiers wurde wieder kritisch, denn sie waren nahe daran, in den Grund gefahren zu werden und sie zogen es deshalb vor, an einem ihnen zugeworfenen Tau die Dampffähre zu erklimmen, welche sie dann wohlbehalten nach dem anderen Ufer brachte. Dort hat nun in einem Hotel der Verwaltungsrath der Erie-Eisenbahn sein zeitweiliges Hauptquartier errichtet und dadurch der Justiz des Staates New-York ein Schnippchen geschlagen, entschlossen, mit ihren Millionen so lange auszuharren, bis der Proceß entschieden ist. Während das Directorium diesen Schritt im Interesse der Actionäre gethan haben will, versichert die Gegenpartei das Gegentheil, wogegen die ersteren behaupten, der Richter sei von ihren Gegnern in das pecuniäre Interesse gezogen, und das ganze richterliche Einschreiten habe nur zur Unterstützung eines Börsenmanövers und um die Bahn unter die Controlle Vanderbilts zu bringen, stattgefunden. Vorläufig aber hat „Onkel Drew“ — wie ihn die Börse nennt — den Sieg davongetragen. Welche von beiden Parteien nun auch im Rechte sein mag — vermuthlich keine von beiden — so viel geht aus dem Streite hervor, daß in jedem Falle die kleinen Actienbesitzer unter den Manövern der großen Monopolisten zu leiden haben werden. Carl Winter.

Deutsche Buchhändler.

III. Meyer von Hildburghausen.

In unserer Zeit sind Industrie und Speculation weltbewegende Mächte und Ziele geworden, und man kann das neunzehnte Jahrhundert nicht besser kennzeichnen, als wenn man es das Jahrhundert der Industrie und Speculation nennt. Jedermann ist heute in gewissem Sinne industriös und Jedermann speculirt heute, d. h. er sucht seine Kenntnisse und Fähigkeiten so hoch wie möglich zu verwerthen, seinen Besitz so viel wie möglich zu vermehren. Und niemals war das leichter, denn das Geld liegt heute auf der Straße; war das Goldmachen ein Problem, an dessen Lösung das Mittelalter verzweifeln mußte, so ist das Geldmachen eine Kunst, in der es die Gegenwart zu einer fabelhaften Virtuosität gebracht hat. Eine große Anzahl von Talenten und Genies sind auf dem Felde der Industrie und Speculation zu finden; in den großen See- und Handelsstädten Europas und Amerikas sitzen eine Menge von Fabrikbaronen, Handelsfürsten und Börsenkönigen; und ein neuer Adel ist vor unseren Augen emporgewachsen, neben der Geburts- die Geldaristokratie. Aber auch das industrielle oder speculative Genie wird, wenn und weil es eben ein Genie ist, nie das Geldmachen als obersten Zweck betrachten. Es sucht in erster Linie seinem inneren Drange Genüge zu thun, seine Schöpferlust und Schöpferkraft in immer neuen Unternehmungen zu bethätigen: es schafft, weil es schaffen muß. Und so egoistisch es auch sein mag, es ringt und schafft doch nicht blos um seiner selbst willen, sondern zugleich mit vollem Bewußtsein im Dienste und Nutzen der Menschheit. Hier aber liegt die Gefahr. Indem das Genie sich durch seine idealen Zwecke von der nüchternen Besonnenheit entbunden glaubt, mischt sich dem idealen Streben leicht jene ruhelose Unersättlichkeit bei, die so leicht den klaren Sinn trübt, in der Abwägung der Mittel fehlgreifen läßt und oft den Namen eines Abenteurers und Schwindlers auf sich herabzieht. Ein solch an seinen kolossalen Unternehmungen scheiterndes Genie war Josef Meyer, einer der genialsten Speculanten, die Deutschland aufzuweisen hat.

Dieser merkwürdige Mann wurde am 9. Mai 1796 zu Gotha geboren, wo sein Vater ein Schuhmachergeschäft, später in fabrikmäßiger Ausdehnung mit über hundert Arbeitern betrieb. Der Knabe erhielt die gewöhnliche Elementarbildung, seine Lehrer merkten an ihm nur Unarten und Widerspenstigkeit, und einer von ihnen stellte ihm das in solchen Fällen übliche Prognostikon: „Aus dem Jungen wird im Leben nichts!“ Ja, es kam zu einem offenen Bruch mit der Schule. Josef, weil er seinen jüngeren Bruder August — den nachherigen theologischen Schriftsteller, Consistorialrath Meyer in Hannover — an einem Mitschüler empfindlich rächte, wurde zu einer harten Züchtigung verurtheilt, entzog sich aber dieser, indem ihn weder Bitten noch Drohungen bewegen konnten, in die Schule zurückzukehren. Die Eltern fügten sich endlich und übergaben den zwölfjährigen Knaben zur weiteren Ausbildung einem Landpfarrer, der in dem Eisenachschen Dorfe Weilar ein Pensionat nach der Methode des Pädagogen Salzmann hielt. Hier blieb Josef zwei Jahre und entwickelte sich unter der verständigen, sorgfältigen Leitung seines neuen Lehrers an Körper und Geist zur Zufriedenheit seiner Angehörigen.

Nach der Confirmation brachte ihn der Vater, der mit seinem Fabrikat die Messen in Frankfurt am Main bezog, zu einem dortigen Geschäftsfreunde, bei welchem Josef von 1809—1813 das Colonialwaarengeschäft erlernte, worauf er in das Elternhaus zurückkehrte und dem Vater in der Leitung der Schuhfabrik und eines inzwischen damit verbundenen Schnittwaarengeschäfts zur Seite stand. Vom siebenzehnten bis zum zwanzigsten Lebensjahre handelte der hübsche, blühende, dazu freundliche und gewandte Jüngling mit Kattun, Tüchern und Bändern, daneben führte er die Geschäftsbücher und Correspondenz und verwandte seine Mußestunden, um sich in den kaufmännischen Wissenschaften und den modernen Weltsprachen zu unterrichten.

Im Frühling 1816 wanderte der zwanzigjährige Jüngling aufs Gerathewohl nach London, wo er sich durch seinen rastlosen Eifer bald eine Stelle in einem großen Handelshause verschaffte. Aber das genügte ihm nicht. Schon nach einem Jahre machte er sich selbständig und erging sich nun in den verwegensten Speculationen an der Londoner Börse, wo er alsbald zu den tonangebenden Persönlichkeiten gehörte; ja, er betheiligte sich in der großartigsten Weise an den Geschäften des Weltmarktes, wo er seinem Namen rasch Ansehen und Geltung zu verschaffen wußte. Unerhörte Kühnheit, aber von unerhörtem Erfolge gekrönt! Er gewann tausende und hunderttausende, Gold und Gewinn flossen ihm in Strömen zu und schienen unversiegbaren Quellen zu entspringen; weiter und weiter zog er seine Geschäftskreise, immer neue Zweige und Branchen erschloß er seinem rastlosen Geiste, und er überbot sich in den keckſten Unternehmungen. Da, auf dieser schwindelnden Höhe angelangt, erfolgte der Sturz mit reißender Schnelligkeit. Er hatte seine Kräfte überangespannt, in seinen gehäuften und mannigfaltigen Entwürfen und Versuchen Maß und Ziel überschritten; dazu kamen widrige Conjuncturen, ein Ungewitter von rasch aufeinanderfolgenden Schlägen entlud sich über seinem Haupte und warf ihn, so sehr er sich auch aufrecht zu erhalten strebte, endlich zu Boden. Er verlor nicht nur alles, sondern er ward auch noch eine Beute seiner Gläubiger. Die vor drei Jahren begonnene glänzende Laufbahn endete — im Londoner Schuldgefängniß, und damit die erste Periode in dem Sturm- und Drangleben unseres Helden.

Wie war er angestaunt, bewundert, beneidet worden, nicht nur am Schauplatz seiner Thaten, noch mehr in der fernen Heimat, wohin der Ruf von seinem außerordentlichen Glück bald gedrungen war und dieses Glück noch märchenhaft vergrößert hatte! Wie ward er jetzt verhöhnt und verlästert, weniger in der beweglichen Weltstadt, wo er gleich einem Schiffbrüchigen in den Ocean der Tagesgeschichte versank, als wieder in seiner Heimat, besonders da nun der Vater sein

ganzes, mühsam errungenes Vermögen opfern und dazu noch die Hilfe des Herzogs August ansprechen mußte, um den Sohn zu befreien und zu retten!

Unter sothanen Umständen hütete sich der „verlorene Sohn," in das Vaterhaus zurückzukehren, er suchte eine Zuflucht bei seinem Lehrer und Erzieher in Weilar. Der nahm ihn mit aller Liebe und Herzlichkeit auf, und einen noch süßeren Trost fand der Flüchtling in des Pfarrers Töchterlein, Minna, die inzwischen zur holden, sittigen Jungfrau herangewachsen war und mit der er bald einen innigen Herzensbund schloß. Die Liebe gab ihm neuen Schwung, begeisterte ihn zu neuer Thätigkeit, indem sie seinen Speculationssinn zugleich läuterte, diesen auf ideale Humanitätsziele sich richten ließ. In Gemeinschaft mit dem in der Nähe begüterten edlen Herren von Boyneburg gründete er zu Weilar eine „Gewerbs- und Hilfsanstalt" zur Hebung und Belebung der Spinnerei und Weberei in jener armen Gegend, um das dortige Proletariat zu mindern und allmählich zu vertilgen. Auch dieses Unternehmen nahm anfangs guten Fortgang, nach drei Jahren scheiterte es jedoch an der Ungunst düsterer Verhältnisse.

Zu derselben Zeit (1823) starb der Vater, und um den Nachlaß zu ordnen, siedelte Josef Meyer nach Gotha über. Hier trat er sehr bescheiden als Privatlehrer der englischen Sprache auf und lebte im übrigen ganz zurückgezogen. Schon nach einigen Monaten versuchte er's aber mit einer neuen Beschäftigung, mit der literarischen. Er gab im Selbstverlage ein „Correspondenzblatt für Kaufleute" heraus, das wegen der originellen Ansichten und anziehenden Sprache des Verfassers schnell beifällige Aufnahme und nicht unerhebliche Verbreitung fand. Fortan war er bis an sein Lebensende zugleich Schriftsteller und Buchhändler. Seine nächste Idee war allerdings wieder eine verfehlte, aber trotzdem eine geniale. Er unternahm es, die Dichtungen des großen Briten Shakespeare zu verdeutschen, nicht nur zu übersetzen, sondern frei zu bearbeiten und zu verbessern. In solcher Gestalt erschienen von ihm „Macbeth," „Othello" und „Der Sturm." Es regnete ob dieser Anmaßung Spott und Hohn auf den kecken Reformator, und selbstverständlich war die „freie Bearbeitung" keine „Verbesserung;" dennoch hatte Meyer im Princip vollkommen recht. Soll der englische Dramatiker wirklich ins deutsche Volk dringen, der ganzen Nation zum vollen Verständniß und zur Werthschätzung kommen, so ist es mit der meisterhaften Uebersetzung von Tieck und Schlegel nicht gethan; dazu muß Shakespeare von den Auswüchsen seiner Zeit — als da sind Abenteuerlichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten, Zweideutigkeiten und Schlüpfrigkeiten, Schwulst und Bombast der Diction — gesäubert werden. Dieser Gedanke leitete unsern Meyer, und berufenere Männer haben ihn nach ihm adoptirt, so in neuester Zeit Dingelstedt und Bodenstedt in ihren gleichartigen Versuchen; weshalb man sagen darf, daß ein Genie sich auch noch in seinen Fehl- und Mißgriffen originell und bahnbrechend erweist.

Glücklicher war Meyer mit einer Uebersetzung der Walter Scottschen Romane, die er dem Publikum in einer bis dahin unerhört billigen Ausgabe bot; doch erschienen auch hiervon in Folge der Concurrenz einer jungen süddeutschen Buchhandlung, die ihm in der raschen Aufeinanderfolge der Lieferungen einen Vorsprung abgewann, nur „Waverley" und „Ivanhoe."

Diese Uebersetzungen waren bei Hennigs in Gotha erschienen; seine beiden nächsten Werke gab Meyer wieder im Selbstverlage heraus, nämlich ein Handbuch für Kaufleute und eine belletristische Zeitschrift in englischer Sprache „Meyer's British Chronicle", die beide guten Absatz fanden. Dadurch ermuthigt, gründete er im Jahre 1825 zu Gotha eine eigene Verlagsanstalt, das Bibliographische Institut. Das war keine gewöhnliche Verlagshandlung, sondern mit ihm brach er dem Buchhandel eine neue Bahn: er wurde der Vater des Subscriptionswesens und der Groschenliteratur. Seine Unternehmungen richteten sich nämlich auf das Bedürfniß der großen Masse und paßten sich den Mitteln derselben an; er bot dem Volke eine unterhaltende und belehrende Literatur in periodisch erscheinenden Stücken und zu den billigsten Preisen. Was er verlegte, stellte er auch selber und vollständig her, indem er mit der Verlagshandlung eine Buchdruckerei, eine Lithographie und eine Buchbinderei verband. Ein über der Stadt an einer Anhöhe reizend gelegenes Grundstück umschloß die Anstalt, und mit ihrer Eröffnung führte Meyer auch seine Minna als Gattin heim.

„Das Volk muß seine Dichter für ein paar Groschen kaufen können." Also sprach Meyer und gab dem deutschen Volke eine Auswahl seiner Classiker in vier verschiedenen Ausgaben, sogenannte Miniatur-, Cabinets-, Hand- und Quartausgabe; und in vielen hunderttausenden wanderten die Lieferungen und Bände in die Häuser, durch ganz Deutschland und weit über Deutschland hinaus, überall hin, wo Deutsche lebten. Die starken Auflagen, der große Umsatz und vor allem der Umstand, daß Meyer keine Schriftstellerhonorare zu zahlen, sondern nur eine Auswahl der Autoren und ihrer Werke zu treffen hatte — diese Factoren machten es möglich, den Preis so unerhört niedrig zu stellen. Daß er dabei in eine Begriffsverwirrung über schriftstellerisches Mein und Dein gerieth und sich oft anerkannt fremdes Eigenthum aneignete, dieser Vorwurf kann ihm freilich nicht erspart werden. Viele der edirten Autoren waren allerdings Gemeingut, andere hingegen noch rechtmäßiges Eigenthum der Verleger oder der Erben. Trotzdem nahm auch von diesen durch besondere Privilegien geschützten Werken unser Meyer, was er brauchen konnte, ohne zu fragen; weshalb man seine Blumenlese aus den Classikern als Nachdruck bezeichnen durfte, und die Cottasche Buchhandlung in Stuttgart als rechtmäßige Besitzerin der Goetheschen und Schillerschen Werke diejenigen Bände der Meyerschen Ausgabe, welche Auszüge aus jenen Dichtern enthielten, mit Beschlag belegen ließ und den kecken Freibeuter in langwierige und kostspielige Processe verwickelte. Dieser vertheidigte sich in der gewandtesten Weise, indem er für sein Unternehmen einen philanthropischen Standpunkt in Anspruch nahm, es als eine „civilisatorische Mission" bezeichnete und sich in diesen Ausführungen erging: „dem Volke seine großen Dichter vorenthalten, sei eine Versündigung am Volksgeiste; Goethe und Schiller seien Eigenthum der Nation und nicht einiger Nachkommen jener Männer und einer Buchhandlung, welche nach Belieben hohe Preise für deren Werke fordere; jeder Deutsche müsse sie drucken und verkaufen können." — So schön das auch klingt, es war immer ein Eingriff in fremdes Eigenthum; und außerdem ist nicht abzusehen, warum ein Dichter weniger das Recht haben soll, den Ertrag seiner Schriften seinen Nachkommen zu vererben als wie dies von anderen Leuten mit ihrem Vermögen geschieht; und es ist ebensowenig begreiflich, woher das Recht einer Nation fließen soll, die Werke ihrer Classiker zu den niedrigsten Preisen zu kaufen; zumal nicht bei der deutschen, die sich unter allen anderen Nationen von jeher dadurch ausgezeichnet hat, daß sie ihre großen Männer erst nach deren Tode kennen zu lernen und zu verehren pflegte, bei Lebzeiten aber gewöhnlich darben ließ. Doch ein Verdienst ist unserm Meyer auch hier nicht abzusprechen: sein Vorgang zwang die Cottasche und andere Buchhandlungen, auch ihrerseits von jenen Dichtern billige Ausgaben zu veranstalten, und das Publikum hatte von diesem Wettlauf den Vortheil. Andererseits gab ihm Meyer auch wieder verschiedene Autoren in den Kauf, die — wenngleich Ueberfluß an Bescheidenheit und Mangel an Eitelkeit nicht leicht bei einem Schriftsteller entdeckt werden mag — dennoch auf solche Ehre nie Anspruch zu erheben gewagt haben; z. B. Iffland und Kotzebue, Langbein und Lafontaine, Storch und Spindler. Aber Meyer war als Geschäftsmann nicht blöde und nicht allzu wählerisch.

Nicht nur mit den Verlegern, auch mit den Buchdruckern, ja mit der ganzen Buchhändlerzunft gerieth Meyer in Streit. Die Reyhersche Buchdruckerei in Gotha besaß ein altes Privilegium, welches sie gegen Meyer, obgleich dieser vorstellte, daß er nur für seinen eigenen Verlag drucke, also mit diesem Privileg gar nicht collidire — dennoch mit Erfolg geltend machte. Die Buchhändler, welche ihn als einen unzünftigen Eindringling und arroganten Neuerer betrachteten, griffen ihn öffentlich mit Hohn und Spott an und weigerten sich sogar, seine Verlagswerke zu expediren. Meyer schrieb derbe und witzige Entgegnungen; und was andere in Verlegenheit gesetzt haben würde, ließ ihn ein glückliches Auskunftsmittel finden: er vertrieb seine Bücher direct, durch die Post und durch von ihm eigens engagirte Colporteure, die für ihn das Land durchzogen und mit seiner Waare hausirten. So schuf er neben dem Subscriptions- das Colportagewesen, das seitdem eine ungeahnte Ausdehnung gewann und heute für den deutschen Büchermarkt eine nicht geringe Absatzquelle bildet. Ein großer Theil unserer Literatur hat sich außer in Zeitschriften in Lieferungswerke geflüchtet, die vielfach durch Colporteure und Subscribentensammler vertrieben werden.

Wie stürmisch und anstrengend auch Meyers geschäftliche Thätigkeit war, er fand dafür Trost und Erholung in seiner friedlichen, an-



Meyer von Hildburghausen, der Gründer des Bibliographischen Instituts.

genehmen Häuslichkeit. Seinem Vater war es nicht mehr vergönnt gewesen, diese zu sehen, aber die Mutter hatte der Sohn zu sich genommen und sie starb bei ihm erst 1851 im 80. Lebensjahre, bis an ihr Ende eine verständige, thätige und rasch entschlossene Frau. Noch harmonischer war das Verhältniß Meyers zu seiner Gattin, die mit ihm im eigentlichsten Sinne alle Arbeit und Mühe theilte. Es gab kaum ein glücklicheres und arbeitsameres Ehepaar. Wie der Mann viele Jahre hindurch keinen Commis hielt, so behalf sich die junge Frau lange Zeit ohne Magd. Trotzdem waltete sie nicht nur emsig und treu in Küche und Kinderstube, sondern sie diente ihrem Manne auch im Comptoir als erster und einziger Buchhalter, wo sie eifrig schreibend am Pulte ihm gegenüberstand, ihm in der Auswahl und Redaction der Classiker mit Rath und That zur Hand ging, und in alle anderen Unternehmungen von ihm eingeweiht wurde. Sie besaß alle Tugenden einer deutschen Hausfrau und war auch in geistiger Hinsicht ihrem Manne durchaus ebenbürtig, dessen Genie sie vollkommen begriff, dessen Speculationslust sie zu besänftigen und auf erreichbare Ziele zu lenken suchte; so daß sie an dem Aufbau des Bibliographischen Instituts wesentlichen Antheil hat.

„Viel Ehr', viel Feind!" wie man auch das Sprichwort umkehren darf. Mit Meyers Erfolgen wuchs die Zahl seiner Gegner, vornämlich am Wohnorte selber, wo er ein Stein des allgemeinen Aergernisses ward und Jedermanns Hand gegen sich hatte. Alle nur erdenklichen Hindernisse, die aus Zunftgesetzen und Gewerbezwang herzuleiten waren, wurden ihm in den Weg geworfen. Dazu vor allem die Nachdrucksprocesse: kurz, er kam nicht viel aus dem Gerichtssaale. Dazu war er selber eine aggressive, ganz und gar nicht geschmeidige, sondern gegentheils sehr selbstbewußte Natur. Unter solch leidigen Verhältnissen begann sich Meyer nach einer Zufluchtsstätte umzusehen, und die Einladung des Herzogs von Sachsen-Meiningen bewog ihn, im Herbste 1828 nach Hildburghausen überzusiedeln.

In Hildburghausen beginnt das eigentliche Wachsthum des Bibliographischen Instituts, welches, unterstützt von geldkräftigen Freunden, sich zwanzig Jahre hindurch (bis 1848) immer mächtiger ausdehnte und immer weiter verzweigte. Das bewegungsvolle Jahr 1830 rief auch Meyer auf das politische Gebiet; er gründete eine neue Zeitung, „Der Volksfreund," die allerdings so extrem auftrat, daß sie bald der Censur erliegen mußte. Aber Meyer war um Mittel und Wege nie verlegen, er schuf sich für seine Ideen sofort ein anderes Organ; ein Organ, das wieder von seinem Genie schlagendes Zeugniß ablegte und wie es kaum origineller gedacht werden kann — nämlich ein Bilderwerk mit erläuterndem Text, das sogenannte „Universum." Indem er merkwürdige Städte und romantische Gegenden,

der verschiedenen Völkerschaften und ihre großen Männer schilderte, gab er zugleich den freisinnigsten, ja verwegensten Ansichten Ausdruck, erörterte er politische Themata, wie sie damals in der Luft schwebten und alle Gemüther bewegten, bekämpfte er alte Mißstände und belehrte das Volk über seine Geschichte und über seine staatsbürgerlichen Rechte. Allerdings alles dies in seiner exorbitanten Weise, die nicht selten in einen wilddemagogischen Ton umschlug, dafür desto mehr im Geschmack jener gährenden und in Extremen sich bewegenden Zeit. Die englischen Stahlstiche waren für das deutsche Publikum etwas ganz Neues und Blendendes, aber noch neuer und blendender die schwungvolle, elegante und lichtvolle Darstellung. Und die war Meyers eigenthümliche Schreibweise. Bis zu siebenzehn Bänden ist das Werk seine eigene Schöpfung, hat er es selber und allein Lieferung um Lieferung geschrieben und sich darin als einer der anziehendsten Volksschriftsteller ausgewiesen. Mit vollem Recht konnte er es **sein** „Buch“ nennen, es athmet ganz seine Persönlichkeit und erlangte von all seinen Unternehmungen die größte Tragweite. Es rechtfertigte vollkommen den Namen „Universum,“ denn es ging über die ganze Erde. Allein in Deutschland zählte das Werk über 80,000 Abonnenten, außerdem wurde es in zwölf Sprachen übersetzt. Welches deutsche Buch kann sich eines gleichen Erfolges rühmen?! Censur und Verbote schmälerten zwar später den Absatz, vermochten aber an dem Geiste, in welchem Meyer mit der Redaction fortfuhr, nichts zu ändern; noch 1851 wurde er wegen einer Stelle im „Universum“ zu mehrmonatlichem Gefängniß verurtheilt.

Neben dem „Universum“ liefen noch eine Menge andere Unternehmungen, theilweise noch bände- und umfangreicher. So die griechischen und römischen Classiker; die verschiedensten Ausgaben der Bibel, die Mayer in zahllosen Exemplaren verbreitete; der Familientempel, ein Andachtsbuch; die Bibliothek der Kanzelberedsamkeit; die Volksbibliothek der Naturkunde, 102 Bände; die Geschichtsbibliothek; ferner neue und erweiterte Ausgaben der deutschen Classiker, wie die Familienbibliothek, 100 Bände; die „Groschenbibliothek,“ 365 Bändchen und die „Nationalbibliothek,“ 120 Bände. Vor allem das Riesenwerk „**Meyers Conversationslexikon**,“ eine der größten und besten Encyklopädien der Welt und ein Meisterwerk deutschen Wissens und deutschen Fleißes. Sie umfaßt 52 starke Bände mit tausenden von Kupfern und Karten und kostet 260 Thlr. Meyer war auch bei diesem Werke, das sich bis zu seinem Tode hinzog, nicht nur der Redacteur, sondern auch sein fleißigster Mitarbeiter.

Die Stahlstiche zum „Universum,“ welche Meyer in eigner Anstalt ausführen ließ, brachten ihn auf die Idee, in den Kunsthandel ebenso reformatorisch einzugreifen, wie er es im Buchhandel gethan. Er ließ durch namhafte Stecher, wie Amsler, Barth, Fr. Müller, Felsing, Lorrichon, Krüger, Neureuther, Rahl, Schuler, Wagner und andere die Meisterwerke der italienischen, deutschen und niederländischen Malerschule vervielfältigen; von denen viele noch heute volle Geltung haben, z. B. die Sixtinische Madonna von Rafael und Leonardo da Vincis Abendmahl. Endlich gingen aus diesem artistischen Institut noch eine Menge von größeren und kleineren Kartenwerken hervor, die alle für ihre Zeit von Werth waren und ihrer großen Billigkeit wegen weite Verbreitung fanden.

Man erwäge nun einmal die Arbeits- und Sorgenlast, welche Meyer allmählich sich aufgebürdet hatte! Neben der großartigen und verzweigten Verlagsanstalt zu Hildburghausen errichtet er noch Commanditen zu New-York, Philadelphia, London, Paris, Amsterdam und Pesth. Er leitet und überwacht den Druck von hunderttausenden von Büchern, Bildern und Karten; er beschäftigt ein Heer von Arbeitern, Schriftstellern und Künstlern, indem er mit jedem einzelnen mündlich oder schriftlich verkehrt; er führt die ganze Correspondenz mit Buchhändlern, Colporteuren und Fabrikanten; er empfängt täglich eine Menge der verschiedensten Besuche, wie Geschäftsreisende, Arbeitsuchende und Supplicanten jeder Art; und außer alledem schreibt er noch das „Universum“ und die besten Artikel für sein Conversationslexikon. Aber ebenso kolossal wie diese Arbeitslast war seine Arbeits**kraft**, eine geradezu übermenschliche, weil unbegreifliche. Er that nicht allein das alles, sondern er fand auch noch Zeit, jede neue Erscheinung, jede neue Erfindung innerhalb und außerhalb seines Wirkungskreises zu verfolgen und seine Kenntnisse nach den verschiedensten Richtungen hin in Künsten und Wissenschaften zu erweitern. Natürlich konnte er das nur erschwingen, indem er jeden Augenblick ausbeutete, mit jedem Augenblick geizte. Vergnügen, Erholung, Ausruhen waren ihm unbekannte Begriffe. Wo er stand und ging, da arbeitete, grübelte, meditirte er. Er arbeitete vom frühen Morgen bis in die späte Nacht; er gönnte sich kaum die Zeit zum Essen und Schlafen, viele Jahre hindurch pflegte er immer eine Nacht um die andere zu durchwachen und in den übrigen schlief er drei bis vier Stunden. Wer ein Geschäft mit ihm abmachen oder irgend eine Sache mit ihm besprechen wollte, dem bestimmte er von vorn herein die Zeit; also: „Ich kann Ihnen nur fünf Minuten widmen!“ oder: „Binnen zehn Minuten müssen wir mit einander fertig sein!“ Und nach Ablauf der Frist kehrte er dem Besuch unerbittlich den Rücken oder er complimentirte ihn zur Thür hinaus.

Aber Meyer vermaß sich seiner Kräfte. Diese Arbeitslast, so furchtbar, daß sie nicht einen, sondern zehn Herkulesse erforderte, genügte ihm noch nicht; er lud noch eine andere und noch furchtbarere auf seine Schultern, die ihn dann freilich erdrücken mußte; denn welch ein außerordentlich Kraftgenie er auch war, er blieb doch immer nur — ein Mensch. (Schluß folgt.)

Ein Besuch in der Staatsdruckerei zu Berlin.

Die Staatsdruckerei in Berlin — ist das nicht ein Druckfehler? Soll es nicht heißen: Die k. k. Staatsdruckerei in **Wien**? Wer hat jemals von der Staatsdruckerei in **Berlin** gehört? Allerdings, an Berühmtheit kann sich die Berliner Staatsdruckerei mit ihrer Schwesteranstalt in Wien nicht messen. Es ergeht ihr, wie so manchem verdienstvollen Manne, der, unbekümmert um das Lob der Menge, in aller Stille pflichttreu fortarbeitet und aus den Tiefen der Wissenschaft oder Kunst Perle über Perle zu Tage fördert, ohne daß die Welt von seinem Ruhme zu sagen weiß — während so viele andere, deren Leistungen weit untergeordneterer Natur sind, durch eigene Reclame oder diejenige einer Clique rasch in der Tagesmeinung emporgehoben werden. Uebrigens ist die Berliner Anstalt von der Wiener, deren wohlbegründeter Ruf durch die obige Bemerkung nicht angetastet werden soll, dadurch unterschieden, daß die letztere alle Gebiete der Typographie umfaßt und also von vornherein hinsichtlich ihres äußeren Umfanges wie der Ausdehnung ihres Betriebes großartiger erscheinen muß — wohingegen das Berliner Schwesterinstitut sich auf einen einzigen Productionszweig einschränkt, in diesem aber leicht das Vorzüglichste in der Welt leisten dürfte. Die Wiener Staatsdruckerei arbeitet in vielen Richtungen, welche in industriell höher entwickelten Ländern die Privatindustrie nicht ohne laute Klage sich beeinträchtigen lassen würde; ihre Berliner Schwester dagegen bearbeitet ausschließlich ein Feld, dessen Preisgebung an die Privatindustrie mit tausend Schwierigkeiten und Unzuträglichkeiten verknüpft sein möchte. Die Aufgabe letzterer Anstalt ist nämlich fast ausschließlich die Herstellung von Werthzeichen aller Art: Staatspapieren, Banknoten, Kassenanweisungen, Stempelmarken, Postmarken und gestempelten Briefcouverts. Dazu kommen allerdings noch amtliche Formulare verschiedener Art, Pässe, Gewerbslegitimationen, die vielbekannten Generalstabskarten &c.

Es ist bekannt und begreiflich, daß die Herstellung geldwerther Papiere beinahe sämmtliche vervielfältigenden Künste in sich concentrirt, denn es handelt sich dabei vor allem darum, durch möglichste technische Vollendung des Erzeugnisses die unbefugte Nachahmung zu verhüten oder doch zu erschweren. Die ganze Aufgabe einer mit der Hervorbringung von Werthpapieren beschäftigten Anstalt besteht daher in einem unaufhörlichen Kampfe gegen die immer wieder auftauchenden Versuche, das Gemeinwohl durch Fälschung zu schädigen. Furchtbare Gegner sind den papiernen Geldzeichen zumal in dem sogenannten **Umdruck** und in der erstaunlichen Ausbildung der photographischen Kunst erwachsen, und es ist nicht abzusehen, ob nicht im Laufe der Zeit einmal das papierne Geldzeichen an der Unmöglichkeit scheitern wird, die täuschende Nachahmung zu verhindern. Damit soll nicht gesagt sein, daß endlich die Staats- und Nationalwirthschaft durchaus

auf das Metallgeld zurückgreifen müßte, aber die Creditwirthschaft wird sich vielleicht genöthigt sehen, andere Formen aufzusuchen, als in denen sie sich heute noch zum Theil bewegt.

Die königliche Staatsdruckerei in der Oranienstraße ist erst im Jahre 1848 von der Hauptverwaltung der Staatsschulden abgezweigt und ist seitdem, unter Direction des Geheimen Raths Wedding, dem Finanzministerium unmittelbar untergeordnet. Von außen merkt man es dem stattlichen Hause keineswegs an, welch geschäftiges Treiben in seinem Innern und in den umfangreichen Hintergebäuden herrscht; nur hin und wieder verrathen Rollwagen, die der Anstalt Papier und andere Materialien zuführen, daß man es mit einem großen industriellen Etablissement zu thun habe. Tritt man aber in den Hofraum ein, so läßt darüber das Geräusch von Dampfmaschinen, Schmiedehämmern u. s. w. keinen Zweifel mehr. Die Anstalt fertigt nämlich viele der von ihr in Gebrauch zu nehmenden Arbeitswerkzeuge selbst an und bedarf dazu, wie auch für plötzlich nothwendig werdende Reparaturen, eigener mechanischer Werkstätten, einer Schmiede u. s. w.

Es versteht sich, daß viele Säle des Etablissements nichts anderes enthalten, als was man in jeder anderen Druckerei sehen kann: Setzkästen, Druckerpressen u. dgl., und es wäre dabei höchstens das als eine Eigenthümlichkeit hervorzuheben, daß man es für gut gefunden hat, statt weniger Riesenmaschinen eine große Menge kleiner aufzustellen, um der zuweilen mit einem Schlage eintretenden Nachfrage nach vielen verschiedenartigen Erzeugnissen besser genügen zu können. Wir sehen natürlich davon ab, dem Leser die allerbekanntesten und überall zugänglichen Einrichtungen zu schildern und beschränken uns darauf, einige der eigenthümlichen und merkwürdigen Veranstaltungen zu beschreiben, ohne freilich, als Nichttechniker, den Anspruch erheben zu dürfen, eine genaue und erschöpfende Schilderung zu geben.

Wir treten, um die Anfertigung der Werthpapiere aufsteigend von ihrem ersten Stadium bis zu ihrer Vollendung zu erläutern, zunächst in das Atelier der Graveure und Kupferstecher ein. Hier gehen, außer den schönen Figuren, welche die Banknoten und Kassenanweisungen schmücken, namentlich die vielen Stempel hervor, nach denen die auf den geldwerthen Papieren häufig bemerkbaren Relieffiguren gearbeitet werden, ferner die Stempel zu den Briefmarken und Briefcouverts. Man kann sich denken, daß bei den vielen Millionen Stücken, namentlich der beiden letzteren Artikel, die jahraus jahrein verbraucht werden, die Arbeit der Graveure nicht ausgeht. Freilich handelt es sich für diese nur um die Herstellung der Mutterplatten, die dann auf galvanoplastischem Wege vervielfältigt werden; trotzdem gibt es unaufhörlich Neues zu schaffen und Altes nachzubessern. Die wesentlichsten Unterstützungsmittel der Gravirarbeiten sind aber ein paar Instrumente und Maschinen, denen wir eine etwas nähere Betrachtung widmen müssen. Da ist zuerst der Pantograph, ein Ding, das man früher auf gut deutsch Storchschnabel nannte und das bekanntlich dazu dient, Figuren beliebig zu vergrößern oder, was häufiger geschieht, zu verkleinern. Mit Hilfe des verbesserten Pantographen kann die Verkleinerung bis zur Grenze des Mikroskopischen getrieben werden, und werden dadurch unter anderem die unendlich kleinen Schriften in die Platten einradirt, welche das Verbot der Fälschung enthalten. Im Pantographen oder Storchschnabel lag der Keim zu einer Maschinenconstruction, deren man gegenwärtig bei der Anfertigung von Papiergeld kaum mehr entrathen kann, zur Construction der Guillochirmaschine nämlich und in zweiter Linie der Reliefcopirmaschine. Man weiß, daß der Unterdruck der Geldscheine aus unendlich feinem, wunderbar verschlungenem Linienwerk in blassen Farben besteht; auch befinden sich auf vielen Scheinen stempelartige Marken, deren Detail, obwohl in regelmäßigeren Formen, gleichfalls in kunstvoll gezogenen Linien reliefartig hervortritt. Dies Linienwerk ist die Arbeit der Guillochirmaschine, welche es in Platten von Messing oder Schriftmetall eingegraben hat. Eine in langsamer Umdrehung begriffene Spindel wirkt nämlich mit ihrer Stahl- oder Diamantspitze bohrend auf das ihr senkrecht gegenüberstehende Arbeitsstück; ebenso macht die zu gravirende Platte eine Längen- und Rundbewegung oder unter Umständen auch excentrische und elliptische Bewegungen, so daß sich auf derselben, je nach der von kunstgerechter Hand geführten Leitung, die mannigfachsten Muster verschlungener Linien erzeugen, die in genauer Nachbildung häufig von dem Guillocheur selbst zum zweiten Mal nicht herzustellen sind. Aehnliche Arbeit verrichtet die Reliefcopirmaschine. Als Patrone oder Original des nachzubildenden Gegenstandes kann jede in flachem Relief gehaltene Darstellung dienen, und man vervielfältigt diese Patronen eben auch durch Galvanoplastik. Ueber die Oberfläche der Patrone gleitet nun vermittelst einer kunstvollen Vorrichtung ein Stahlstift hin; die steigenden und fallenden Bewegungen dieses Führungsstiftes übertragen sich auf einen gegenüberstehenden Stift mit Diamantspitze, der über die Metallplatte gravirend hingeht, so jedoch, daß der Gravirstift die steigende und fallende Bewegung des Führungsstiftes durch eine seitliche Ausweichung wiedergibt. Hieraus entstehen die eigenthümlichen, reliefähnlichen Gravirungen.

In der Staatsdruckerei nun sind verschiedene Künstler fortwährend damit beschäftigt, neue Muster und Stempel zu Guillochir- und Reliefarbeiten zu erfinden und es liegen in dem betreffenden Atelier eine Unzahl der interessantesten Proben solcher Versuche aus. In der technischen Vollendung dieser Arbeiten liegt der hauptsächlichste Schutz gegen den Umdruck.

Haben wir bisher die Anfertigung der Platten verfolgt, so müssen wir nunmehr dem Druck derselben einige Aufmerksamkeit widmen. Es ist leicht einzusehen, daß die Schwierigkeiten dabei bedeutend genug sind, da das zu bearbeitende Papier seinen Weg durch verschiedene Pressen machen muß. Mit welcher Sorgfalt daher die Platten aufgelegt werden müssen, um genau dem überkommenen Unterdruck angepaßt zu werden, läßt sich ermessen. Der Kupferdrucker erhält also z. B. den fertigen guillochirten Unterdruck mit den mikroskopischen Schriften. Er seinerseits legt nun die Kupferstichplatte auf, die gewöhnlich auch die Zierschriften enthält, während die gewöhnlichen Schriften zuletzt auf dem Buchdruckwege eingedruckt werden. An der Schnellpresse ist zugleich die Nummerirmaschine angebracht, vermittelst derer sich die Ziffern nach jedem Abdruck selbst ändern.

Besonders der Kupferdruck erfordert die sorgfältigste Behandlung; und es bedarf außerdem einer überaus mächtigen und gleichmäßigen Compression, um überall einen übereinstimmenden Abdruck hervorzubringen. In der Staatsdruckerei hat man daher die Kupferdruckpresse durch ein Standrohr in unmittelbare Verbindung mit den Reservoiren der städtischen Wasserleitung gebracht, wodurch ein immerwährender Druck von 560,000 Pfund ausgeübt wird.

In diesem Raume sind auch eine Menge kleiner Maschinen aufgestellt, die der Berliner Staatsdruckerei eigenthümlich sind und die man ihr bisher vergeblich nachzumachen versucht hat. Man hat diesen kleinen sinnreich construirten Maschinen den unscheinbaren Namen „Trommeln" gegeben, weil das Gehäuse, in dem sich der eigentliche Apparat befindet, eine entfernte Aehnlichkeit mit dem genannten Instrumente hat. Die Verrichtung der „Trommeln" ist von großer Wichtigkeit. Man bemerkt auf den preußischen Kassenanweisungen jene mikroskopischen, das Verbot der Nachahmung enthaltenden Schriften, welche in verschiedenen Farben über das ganze Mittelfeld der durch Buchdruck hergestellten Seite dergestalt hinlaufen, daß die dunkleren Farben schiefwinklige Vierecke bilden. Mancher Buchdrucker wird sich schon den Kopf darüber zerbrochen haben, wie dieser kunstvolle verschiedenfarbige Druck hergestellt wird, und man wird zunächst vermuthen, daß die Kassenanweisung so oft durch die Presse gehen müsse, wie Farben darauf erscheinen. Dies ist nicht der Fall; eine einzige Umdrehung der Trommel bringt die Kassenanweisung, soweit der Letterndruck überhaupt an Herstellung derselben betheiligt ist, fertig zum Vorschein. Die Anzahl der Farben ist sechs. Der Satz ist sechsmal stereotypirt und aus den Platten nachträglich dasjenige entfernt, was in anderer Farbe erscheinen soll, so daß jede Platte nur soviel Schrift enthält, wie auf dem Geldzettel in je einer Farbe hervortritt. Die Trommel nun ist ein sechsseitiges Prisma, und auf jeder Seite desselben eine der so hergerichteten Platten befestigt. Nachdem dann durch eine mechanische Vorrichtung auf jede Platte die ihr zukömmliche Farbe aufgetragen ist, wird die Trommel in Umdrehung gesetzt und nach jeder vollständigen Umdrehung ist ein Kassenschein fertig.

Neben dem Saale der Kupferdrucker befindet sich auch eine Steindruckerei, wo außer Pässen, Gewerbslegitimationen und Formularen aller Art hauptsächlich die Karten des preußischen Generalstabes gedruckt werden. Die Zahl der in der Steindruckerei beschäftigten Arbeiter schwankt, während in den übrigen Branchen die Anzahl der Arbeiter ziemlich gleichmäßig bleibt, sehr stark. So waren, als im

Jahre 1866 der Krieg heranzog, eine Menge Steindrucker nöthig, um das preußische Heer mit genauen Karten des Kriegsschauplatzes zu versehen.

Beiläufig beträgt in der Regel die Gesammtzahl der in der Staatsdruckerei beschäftigten Arbeiter gegen zweihundert.

Wir kommen zu dem photographischen Atelier der Anstalt. Natürlich bleiben die Arbeiten desselben auf solche beschränkt, die zu den Interessen der Anstalt in besonderer Beziehung stehen. Wir haben oben bemerkt, daß der gefährlichste Feind der Papiergeldanfertigung die Photographie ist und die Staatsdruckerei hat begreiflicherweise das größte Interesse daran, mit den Fortschritten dieser Kunst aufs genaueste bekannt zu bleiben und selbst alle möglichen Versuche anzustellen, um die Gefahren, die von derselben den Werthpapieren drohen, zu vermeiden. Daher kann man denn in dem photographischen Atelier der Staatsdruckerei die merkwürdigsten Proben von Nachbildungen graphischer Erzeugnisse aller Art vereinigt finden. Da sieht man Copien der herrlichsten Kupferstiche und Radirungen, Lithographien und Landkarten, sei es in vergrößertem oder verkleinertem Maßstabe, sei es in der Größe des Originals — Copien, die selbst das geübteste Kennerauge nur mit Mühe von den Originalen zu unterscheiden vermag. Vor allem interessant und täuschend sind die sogenannten Photometallographien, die durch das Licht gleich in eine galvanisch präparirte Kupferplatte geätzt sind, von der eine Menge Abzüge gemacht werden können. Die Anstalt benutzt dabei als lichtempfindliche Substanz eine Auflösung von Asphalt und Terpentinöl; mit dieser Lösung wird eine Kupferplatte überzogen, unter einem Negativ, respective Positiv, belichtet, dann mit Terpentinöl entwickelt und die freigelegten Stellen mit Salzsäure geätzt.

Ein Hauptschutzmittel gegen die Nachahmung von Werthpapieren durch Photographie gewährt bis jetzt noch die Verschiedenfarbigkeit im Druck derselben. Bekanntlich werden nämlich durch die Photographie gewisse Farben des Originals verändert wiedergegeben. Hellgelb z. B. erscheint in der Copie dunkel, dunkelblau dagegen hell. Die Franzosen und Engländer wählen daher für ihre Banknoten durchgehends die blaue Farbe, welche die Nachbildung durch Photographie fast unmöglich macht; freilich nur so lange, wie nicht irgend ein Verfahren entdeckt ist, welches dem Mangel abhilft.

Ein Hauptgeschäftszweig der Staatsdruckerei ist, wie schon erwähnt, auch die Anfertigung der Briefmarken und Briefcouverts, und zwar werden die letzteren von der Anstalt für den unmittelbaren Gebrauch fertig geliefert. Welche Menge von Arbeitskräften dazu erfordert wird, läßt sich ermessen, wenn man hört, daß täglich zuweilen mehr als $^1/_4$ Million Briefcouverts aus der Anstalt hervorgehen, was natürlich nicht möglich wäre, wenn die vielen fleißigen Menschenhände, die daran Theil haben, nicht durch Maschinenarbeit unterstützt würden. So stehen in einem eigenen Saale etwa zehn Couvertschneidemaschinen, welche durch einen einzigen Schlag aus den ihnen untergelegten, abgezählten und abgemessenen Papierstreifen immer hundert Couvertformen herausschneiden. Von besonders reizender Construction aber ist die sogenannte Falzmaschine, deren in einem andern Saale etwa zwanzig neben einander stehen. Die Maschine erfaßt die von der Schneidemaschine geschnittenen Couvertformen und führt sie über einen Saugapparat (Luftpumpe), der das Papier nach unten aushöhlt; in demselben Augenblicke werden drei Enden des Papieres von Zangen erfaßt und in Couvertform zusammengelegt, während das vierte Ende — dasjenige, womit das Couvert geschlossen wird — von einem Stempel mit einer das Petschaft vertretenden Prägemarke versehen wird. All dies ist das Werk einer einzigen Secunde, so daß eine solche Maschine in der Stunde 3600 Couverts fertig zu machen vermag.

Nachdem wir so einige Haupteinrichtungen des merkwürdigen Instituts kennen gelernt haben, wenden wir uns noch zu ein paar Punkten, die gleichfalls für die Würdigung desselben nicht unerheblich sind.

Auch die Staatsdruckerei muß, wie fast alle gewerblichen Staatsinstitute in Preußen, ihren Theil zu den Staatseinnahmen beitragen; mit andern Worten, ihr Betrieb muß einen Gewinn abwerfen. Daher muß ihr Director außer vielseitigster technischer Bildung auch die Eigenschaften eines guten Wirthes und Geschäftsmannes besitzen. Im Staatshaushaltsentwurfe für 1868 sind die Einnahmen des Institutes auf 234,200 Thlr., die Ausgaben auf 179,200 Thlr. veranschlagt, so daß sich der Ueberschuß auf 55,000 Thlr. berechnen würde, während er im Etat des Vorjahres nur mit 45,000 Thlr. angesetzt war.

Ein anderer Punkt ist die Controlle der zahlreichen Werkleute und Gehilfen, die alle in der Nähe und unmittelbaren Umgebung so colossaler Werthsummen sich aufhalten. In der Regel hat man von der Schwierigkeit und Aengstlichkeit dieser Controlle einen übermäßigen Begriff, und man ist beim Eintritt in die Anstalt und selbst in die Räumlichkeiten, in denen sich die Werthpapiere schon in halb- oder dreiviertelfertigem Zustande befinden, erstaunt, so ganz und gar nichts zu finden, was an eine strenge Beaufsichtigung erinnern könnte. Gleichwohl fehlt es natürlich an Vorsichtsmaßregeln nicht, um Unterschleifen, die ja nicht ins Bereich der Unmöglichkeit gehören, zu begegnen, und die Controlle besteht wesentlich in folgendem: alles Papier, welches der Anstalt zugeführt wird, kommt zunächst in die Hände des Magazininspectors, ohne dessen ausdrückliche Bewilligung auch nicht ein Bogen aus den wohlverwahrten Magazinräumen entfernt werden kann. Von dem Magazininspector ressortiren wiederum die Oberfactoren der verschiedenen technischen Werkstätten, die sich jeden Morgen so viel Papier, wie nach einem erfahrungsmäßigen Ueberschlage von den ihnen untergeordneten Arbeitern den Tag über gebraucht wird, von dem Magazininspector gegen Quittung einhändigen lassen. Ebenso quittirt jeder Arbeiter über das Papier, das er vom Factor erhält, und muß nach Beendigung der Arbeitszeit sein Pensum, ob fertig oder nicht, ob gelungen oder mißrathen, abliefern. Auch hat die Direction Sorge getragen, daß von den Arbeitern untereinander eine Art Controlle geübt werden kann, indem sie immer nur mehrere zugleich an dieselbe Arbeitsstätte placirt und überhaupt auf möglichst freie und offen daliegende Arbeitsräume Bedacht genommen hat.

Inzwischen tragen alle diese Maßregeln mehr oder minder den Stempel der Unvollkommenheit an sich. Eine absolute, unfehlbare Controlle dürfte vielleicht vollständig unmöglich sein, und das wirksamste Mittel gegen Unterschleif liegt immerhin in dem tüchtigen Geist, der unter den durchgängig gut bezahlten Arbeitern selber herrscht, und der am besten der nahe gelegten Versuchung entgegenwirkt — einer Versuchung, der ohnehin aller Wahrscheinlichkeit nach die Entdeckung und Strafe auf dem Fuße folgen würde. Seit dem Bestehen der Staatsdruckerei sind nur zwei Fälle von Veruntreuung seitens Angehöriger der Anstalt bekannt geworden.

Daß dieses interessante Institut noch nicht näher bekannt geworden ist, muß dem Umstande zugeschrieben werden, daß der Besuch desselben (allerdings erklärlich genug!) nur mit Erlaubniß und unter Begleitung des Directors gestattet ist. Viel Interesse an dem Institute und der Kunstbethätigung desselben legt, wie man vernimmt, das preußische Königshaus an den Tag. König und Königin widmen ihm öfters ihren Besuch und der ebenso verdiente wie gütige Director legte dem Berichterstatter unter andern ein Reliefmuster vor, an welchem die kunstgeübte Hand der Frau Kronprinzessin mitgewirkt hatte.

F. Stöpel.

Auflösung des Rebus in Nr. 30:

Die Segel schwellen, das Ruder knarrt,
Herzu, Kameraden, gerüstet zur Fahrt!

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.
Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 9. Mai 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. 1868 № 32.

Das Hexenmädl.

Eine Dorfgeschichte aus Oesterreich von August Silberstein.

I. Neuigkeiten im Dorfe.

Breit ist die Dorfgasse! Und die einzelnen grünen Linden oder Akazien, welche vor den weißen Häusern stehen, langen mit ihren Schatten nicht bis hinüber zu den anderen. Der rasselnde lange Wagen, dessen starkes Gespann plötzlich eine entgegengesetzte Wendung bekommen soll, vermag umzukehren in dieser breiten Gasse, und die stolze Peitsche des Pferdelenkers kann knallend geschwungen werden, ohne jemand zu treffen.

Dennoch schien diese Gasse nicht breit genug für einen einzelnen hagern Mann, welcher mit stramm zugeknöpftem Rocke, einem Stocke unter dem Arme und einigen Bogen Papier in der Hand, durch dieselbe und gerade inmitten des Weges schritt.

Dieß war der „Wachter", der Wächter des Ortes, wie der Gemeindebote heißt, der zugleich Nachtwächterdienste verrichten muß. Heute aber war er mehr; er war voll Stolz und Bewußtsein als ein Sendling der hohen Obrigkeit des Bezirkes, von welcher er direct im Auftrage des Ortsbürgermeisters jene wichtigen Papiere übernahm, welche die Burschen des Ortes zur Militärstellung und Recrutirung forderte!

Die Akazienblätter waren noch dünn und hellgrün, dazwischen leuchteten und dufteten die frischen Blütentrauben und streuten einzelne Blumen in den Baumschatten, welche also gleichsam einen Blumenweg dem noch jungen Frühlinge ins Land und in die Herzen bildeten. Mit diesem holden Weltboten kommt aber auch alljährlich der weniger gern gesehene Gemeindebote mit jenen Zetteln. Wäre er mit seinem dunklen Rocke als ein Baum zu betrachten, so wären die weißen Blätter seine fallenden Blüten.

Aber er streuet sie sorgsam und eigenthümlich. Gerade die schönsten und stolzesten Häuser sucht er sich aus, um die Vervielfältigungen der Botschaft anzuheften, die auch auf der schwarzen Tafel beim Bürgermeister und im Gemeindewirthshause zu sehen ist.

Wer erräth, ob der Mann nicht hie und da mit besonderem inneren Vergnügen, sogar mit rachedürstiger Absicht die „Kundmachung" anbringt, da er weiß, hinter diesen oder jenen Scheiben und Mauern steckt dieser und jener Bursche, welcher bei Nacht zumeist gelärmt, vielleicht sogar mit ihm gebalgt und disputirt, ihm wenigstens dadurch Aerger verursacht, daß er, schleichend über Gärten und Wiesen zu einem „Fensterl", oder emporsteigend zu einer Kammerluke über das geschichtete Holz an der Hauswand und also zu einem traulichen Zwiegespräche, während schon alles schlief — die ruhebedürftigen Beine der immer Gauner und Brandstifter witternden Wachsamkeit vergebens angestrengt!

Nun wird dieser stolze Mann auch zur Seite des Bürgermeisters in dem Bezirksorte schreiten, vor der Burschenrotte, und wenn der Name der Ortschaft in dem hohen Hause gerufen wird, hintreten, als hätte er der Welt und den Herren zu sagen: „Hier sind wir! Seiner Majestät Ordnungsmacher! Und hier haben wir die Landesvertheidiger und Parademannschaft zu Stande gebracht, daß kein Haupt und kein Knopf fehlt!"

An solchen Tagen setzt es Freitrunk, weise Lehren und geheimnißvolle Erfahrungen aus beredtem Wächtermunde und einen Strauß auf seinem Hute, Ehre und Amtswürde in Hülle und Fülle!

Aber weit weniger freudig und muthvoll angeregt ist man in den Dorfhäusern. Ach, wie viele Herzen schlagen trübe bei dem Gedanken, daß die jetzt noch vom Bauernrocke umhüllte Brust hinter dem Militärtuche schlagen und die leichte Schulter die schwere Waffe tragen soll! Die Arme werden dem Felde und dem Mütterchen entzogen, die Augen dem Mädchen, auf dem sie so oft und innig geruht; — „die Altersclasse" ist ein Wort geworden, welches oft und seufzend ausgesprochen wird!

Dann gibt es Thränen und Kuchenbacken, Versprechungen, Schwüre und Sträuße — das Füllen der Rocktaschen und das Leeren der Gläser — Pferde traben aus dem Stalle — Räder rollen — in der Dorfgasse johlt und jauchzt es, weint man und lacht man im hellen Haufen und Zusammenlaufen — ein Lied noch, ein Schreien und Küssen und Händedrücken — Bürgermeister und Gemeindewächter mahnen die Pferdelenkenden an die höchste Zeit — der Staub wirbelt, die Entfernung wächst — die Töne verhallen — die Wagen werden kleiner und kleiner — noch über einen Hügel, oder in eine

Tiefe und Wendung — und das Schicksal verhüllt sich vor allen im Dorfe Daheimbleibenden auf Tage oder Stunden!

Wollt ihr in die Mütterherzen indessen sehen, in die der Bräute und in die der heimlich, gar heimlich Verlobten? Wo ist ein Menschenleben ohne Leid und tiefste Stürme, wäre es auch im einsamen Walde und im stillsten, friedlichen Orte und Dorfe!

Nun sind solche dunklen Stunden der Räthselfülle vorbei! .... Dort, wo die lichten weißen Häuser stehen und hinaussehen in das helle Frühlingsgrün der Felder, welches in dieser Zeit noch die tiefgepflügten Furchen verräth, die sich bänderartig, bald der Länge nach, bald in der Quere oder in Wellenlinien über die Flächen und waldumrandeten Höhen dahinziehen, da hörte man ein immer deutlicher vernehmbares Jauchzen und Singen, da sahen aufmerksam Auslugende und erregt Harrende den Staub so dicht emporwirbeln, daß er ihnen anzeigte, das Besondere und Ungewöhnliche sei im Anzuge!

„Sie kommen, sie kommen!" sagte die arbeitende Dirne im Garten oder am Brunnen, rief der Bäuerin am Fenster oder in der Stube zu, oder schrien sich die Häusler und Häuslerinnen, die in Gärtchen und Feldchen schafften, entgegen, kurz alle mit irgend einer nöthigen Tagesarbeit Beschäftigten.

Sofort sagte es Nachbar dem Nachbar, daß Bursche und Ortsvorstandschaft wieder heimkehren, und als baldigst eine oder die andere Gestalt hastig vor mehreren Gittern, Planken, Fenstern und Umzäunungen vorübereilte, da theilte sich von Haus zu Haus in dem stille unter der Frühlingssonne gelegenen Dorfe wieder eine Aufregung und Bewegung mit, welche in ein allgemeines Gucken und Zudrängen, Hineilen und Hintrippeln mit dem stützenden Stocke zu dem einen Ende der breiten Dorfgasse überging.

Dort schallte und hallte es immer deutlicher herbei.

Manches Mütterchen, mancher Greis, manch kindliches Gemüth hatte ängstlich, offen oder heimlich, die Hände gefaltet, im frommen Gottesvertrauen, es werde alles gut werden; manches frische, junge Dirnenauge sah halbfeucht vor sich, das Gesicht wendend, um sich nicht ganz zu verrathen, aber neugierig! neugierig! nicht zum Sagen!

Vielleicht ließ sich auch unter der Sorge für den Bruder jene für einen das Herz unbewußt mehr Bewältigenden verbergen — kurz beides im nicht zu scheidenden Gewirre vereinen — die Sorge und Neugierde hatten ihre volle Berechtigung.

Von der Landstraße daher tönte es zu dem Ende des Dorfes immer heller und deutlicher.

Burschenstimmen sangen vereint.

Jetzt wurden die Vordersten auf dem emporgehobenen Grunde, auf einem grünen Hügel ganz sichtbar.

Nicht Wagen fuhren voraus. Die Bursche waren abgestiegen, um lediglich mit eigener Kraft den Weg in die Heimat zu machen. Vorne an der Spitze schritten drei Bursche in der Breite. Sie hielten sich mit den Armen um Schultern und Hüften verschlungen, fast zu einem Ganzen mit einander verflochten und sangen, fest zusammenstimmend, das eine wohlgekannte Lied.

Die Klarheit ließ immer mehr und mehr unterscheiden. Man sah ihre Sträuße an den Hüten. Dies waren aber nicht mehr jene von den Heimatsgärten gepflückten und von den sorglichen Händen im Frühlingsbeete zusammengelesenen. Die Sonne, welche drüber schien, glitzerte in Metall wieder, im Silber- und Goldblättchenschimmer weithin. Dies war ein fremder Glanz, er kam von den Sträußlein, wie sie die Recruten bekommen, jene Bursche, welche „behalten" wurden bei der Stellung. Dies waren drei Abschiedszeichen für Elternhaus und Heimat, mit allem was darin, und also drei Willkommenzeichen für die Kaserne, für ein neues Leben, für Wandeln und Treiben in einer neuen und nicht zu glücklichen Welt!

Die Leute im dichten Haufen und hellen Gedränge nannten nun, allmählich erkennend, die drei Namen der Bursche.

„Das ist der Egid, der Celest und der Franzl!" sagten sie.

„Der Hans von der Lindgarterin ist auch dabei!" sagte ein älterer Mann, indem er mit der Hand die Augen beschattete, um besser zu sehen. „Er kommt gleich hinter den ersten. Er hat sein Uniformröckl an; den haben sie also wieder einberufen, behalten und noch immer nit entlassen!"

„Arme Lindgarterin! Sie hätt' als Wittib ihren Hans recht gebraucht!" sagte ein Mütterchen.

Wegen des Celest und des Egid ward weniger Mitleid rege; auch über den Franzl erhob sich kein großes Erbarmen; denn in dem Hause, dem er angehörte, waren Brüder, einer konnte also gehen und leicht entbehrt werden.

Ei, die alten Männer und Weiber, welche hier die Herzen und Leiber der Ortschaft registrirten, vertheilten und ordneten, sie hatten leichtes Sprechen! Aber Mädchen, die sich in Winkelchen gedrückt, hinter Blumen und Bäume, hinter Büsche und Planken, hatten ganz andere Wissenschaft und Anschauung! Diese kannten nach ihrer Art wieder die Leute besser, welche die Herren im Bezirksorte hätten abberufen und behalten sollen, und jene, welche eigentlich dableiben müßten, zu bester und schönster Ordnung!

Da gab's manch rasch flüssiges, heißes Thränlein für die flink auffangende und verbergende blaue Schürze.

Jene drei vordersten Bursche auf der Straße, mit ihren glitzernden Sträußchen und ihrem Gesange, schritten also stramm daher, nach ihnen folgte der Hans im militärischen Rocke und einem Stocke in der Hand, als wollte er noch das Militärische und Dörfliche verbinden, dann folgte noch eine Menge der Bursche, die man diesmal nicht genommen hatte, die sich freizulosen so glücklich waren, oder gar etwa nicht „tauglich" befunden wurden.

Hinter dem Gewoge der Burschen kam mancher Alte und manche Greisin, fröhlich oder betrübt, wie sie's eben betraf. Nach all diesen kam zuletzt ein prächtiges, leichtes und bunt bemaltes Wägelchen mit einem einzigen sich wiegenden Sitze, das von einem munteren, feistgenährten Pferde gezogen ward, welches, gemächlich schnaubend und trabend, fast spielend, die leichte Last hinter den Wandernden daherzog.

Auf dem Wohlhabenheit weithin deutenden Wägelchen, saß der Prandner breit und behäbig. Neben sich hatte er eine Bäuerin, deren Bursch unter den Freigelassenen wanderte, und ersterer machte wahrhaftig kein Gesicht, als ob ihm bei dieser Recrutirung, welche wie alljährlich stattfand, ein Leides widerfahren wäre.

„Wie? den Celest vom Prandner haben sie auch genommen? Er ist wahrhaftig und wirklich Recrut? Und der Prandner hätt' ihn nicht gleich losgekauft?" frug ein Mann seinen Nachbar.

Dieser antwortete auch sofort: „Ei, der Prandner macht ja ein so lustiges Gesicht, als hätte er das Geld gleich blank auf den Tisch hingezählt und läßt seinen Burschen nur so mitlaufen und mitschreien, weil es ihm Spaß macht und aus Zeitvertreib!"

„Er will den Leuten nun erst recht zeigen, was er thun kann, und daß sein Sohn, der Celest, trotz dem Sträußl und dem Behaltensein, doch dableiben kann und nit gehen muß, wie der Bursch aus einem andern Haus!" redete einer ein.

„Er hat's aber auch und kann's thun!" sagte der erste. „Wenn er nit zahlt, wer sonst? Er wird die dicke Brieftasche aus dem Rocke genommen und das Lösgeld den Herren wohl hingezählt haben, so leicht hingelegt, wie den Musikanten ein Papierl in den Teller beim Kirchtag! Was hat ihm daran zu liegen?"

Mittlerweile waren die drei voranschreitenden, enge verschlungenen Bursche näher gekommen.

Sie lösten sich nicht voneinander und schritten ruhig, als wollten sie andeuten, man solle sie in ihrer Würde und in ihrem Thun nicht stören.

Einem oder dem andern standen doch die hellen Thränen in den Augen beim Anblicke des Ortes und der Lieben. Aber unter dem Sträußl durfte man keine Zaghaftigkeit merken lassen, und so mußte man, als des Kaisers Mann, brüstlings dahergehen und seine Festigkeit und Wehrhaftigkeit zeigen!

Sie sangen hell dahin:

„Weil's der Kaiser haben will
Und Gott a so schickt,
So verlaß' ih mein' Heimat,
Wer weiß, wie's mir glückt!

Jetzt marschir' ih auf Pest
Und von Pest auf Triest —
Leb wohl, Du herziger Schatz,
Und sei nur getröst!

Das Dirnl bleibt mein,
Und ih bild' mir's holt ein;
Und ih weiß nit, wie's ist,
Daß D' mir gar so lieb bist!

Und merk Dir den Bam (Baum),
Wo wir z'sammkommen san — (sein)
Im Winter beim Schnee
Wachst a Blüml in d' Höh'!

Ja weint's nit um mih,
Wann ih fortgangen bi',
Wann ih noch so weit wär',
Ih denk' doch wieder her!

Jetzt marschir' ih auf Pest
Und von Pest auf Triest —
Und juchezt nur fest,
Wenn's Enk*) Herz auch verstößt!"

*) Enk = Euch.

Das sangen die Bursche hell und kräftig, als hätten sie's einstudirt, um es jetzt zum Besten zu geben. Aber sie hatten sich doch nur nach dem Lose zusammengefunden und hielten sich im gemeinsamen Schicksale umschlungen.

Der Hannes war es, welcher die ersten Worte anschlug, und kaum als er sie angeschlagen hatte, wußten die andern das weitere, und das Nachsingen und Jodeln stimmte auch ganz vortrefflich zusammen.

Als sie die Worte sangen: „Ja, weint's nit um mih," da waren sie so nahe, daß die Angehörigen hinzuliefen, und da gab's ein unbekümmert Herzen und Freuen auf der einen, ein Weinen und Klagen auf der andern Seite.

So mancher mag hierbei denken: ei! was soll solch Klagen und Kümmern und Thränenvergießen? Aber über weite Strecken dehnt sich das Land Oesterreich. Heute rasselt die Trommel und bläst die Trompete zum Marsche an der Donau, morgen durch Böhmen und Polen, durch das endlose Ungarn und bis hinab zum Russen oder Türkenlande! Da ist der marschirende Mann oft einsam und verlassen von all der Hilfe der Seinen; heute marschirt er im Lande der glühenden Sonnenstrahlen und bald im Eise; er kann die Sprache der Leute nicht; wer weiß, wie man ihn haßt und ihm heimlich Böses thut .... auf welchem Felde kann er auch liegen bleiben als Todter, verkommen als Sterbender, ohne Hilfe und Rettung!

So ist doch das Thränlein im Auge und das Bangen in der Brust gerechtfertigt.

Mitten in aller dieser Bewegung war das Wägelchen des Prandner wie etwas Stetiges im raschesten Wechsel. Das Bräunl stampfte, vom Zügel nicht beirrt, mit seinen festen Hufen den Weg langsam weiter, und der Mann, welcher im Sitze lenkend saß, ließ sich von gar keiner Erregung, von Freud und Leid, allem Anscheine nach, nicht im geringsten anfechten.

„Zum Wirth! zum Wirth!" dies war der lauteste und allgemeinste Schrei, welcher sich hörbar machte, denn es war nicht genügend, daß jeder seine eigenen Leute verständigte und ihnen erzählte, wie es mit ihm zuging, wie die Nummern sich vertheilten und was für ein Mann der untersuchende Feldarzt, der Oberst oder Hauptmann war; auf dem Dorfe weiß man gerne alles von allen, und dies Vorgefallene ging ja alle Lebenden im Dorfe an.

„Zum Wirth! zum Wirth!" ertönte es allgemein zustimmend, und dahin bewegte man sich auch durch die Gasse.

Die Kinder waren zu einer erstaunlichen Anzahl herangewachsen und hingen sich an Groß und auch an Klein gegenseitig. Mit ihren nackten Füßchen wirbelten sie nicht wenig Staub auf und waren bewegt und ruhelos, sie wußten eigentlich nicht warum.

Der Wirth hat Erfahrung in solchen Angelegenheiten; er weiß, wenn der Durst wächst und das Bedürfniß beisammen zu sein; er weiß, daß das Reden und das Erzählen, die Aufregung der Gefühle, wie bei Hochzeiten und Todesfällen, bei Geburten, Scheiden und Kommen, die Kehle trocknet und die Lungen lechzend macht; er hat also das bauchige Faß an den Schenktisch gestellt, Kannen und Gläser blank, die Tische bestens gerichtet und alles in vorsichtigster Ordnung; er harrt des Winkes und seine flinke Thätigkeit kann mit voller Kraft losgehen!

Gläser und Trunk waren der heranrückenden Menge im Nu gebracht, in den Hof sowohl, als auf die Tische der Stube.

Das klirrte und klapperte und blinkte im raschen Heben und Senken! Die ersten Züge wurden von den Gästen tief und fest gethan, namentlich von jenen, welche im Bezirksorte gewesen waren.

Die Bursche bildeten eine besondere Gruppe, die Alten und namentlich die Männer wieder eine andere.

Als sie so standen, kam in den Hofraum des Wirthshauses ein Mann daher, eine seltsam hohe Gestalt mit allerlei grünem Schmuck und buntem Blumenprunk auf dem alten, zerknitterten Hute. Grünes Farrenkraut wehete lange, wie ein mächtiger Federbusch, von demselben nach hinten und beschattete auch das verwitterte Gesicht mit weißem, wirrem Haar und Bart. Auf dem Rücken trug der seltsame Mann einen kleinen, aus Baststreifen geflochtenen Korb, und in der Hand hielt er nebst einem derben Stocke mit eisernem Beilgriffe drei riesige Blumensträuße.

„Der Wurzenmann!" riefen mehrere, theils erstaunt, theils mit Heiterkeit, oder mit Scheu auf den Mann sehend.

Dieser schritt mit seinem wankenden Gange in den abgeschabten, schlechten Schuhen immer mehr an den Tisch heran, grinste aus seinem rothbraun verwitterten Gesichte, in dem die scharfen, dunklen Augen fast stechend blinkten, und sagte mit theils rauher, theils zischelnder Stimme: „So, da habt Ihr Buben Gebirgsblumen! Ich hab' sie für Euch gepflückt und eigens hergebracht. Sein sie Euch recht? Dir, Celest, Dir geb ich's gar gern, ... ich weiß schon warum! Hahaha!" Dabei lachte er ganz eigenthümlich sonderbar.

„Du Fex!" sagte einer zu ihm schelmisch.

Das Wort bedeutet ebenso: gutmüthig, einen sonderlichen Kauz, als einen Narren, oder einen Blöden, oder auch einen drolligen Kunden, je nachdem es gemeint, betont und angewendet wird.

Die Bursche nahmen die schönen Sträuße und bedankten sich.

„Da trink, trink!"

Gläser wurden ihm gereicht. Er nahm das zuerst ihm gereichte, that einen festen Schluck aus dem einen, setzte aber rasch ab, reichte das Glas zurück und stieß behaglich ein festes, langgedehntes „Ah!" aus, als ob er sich recht erquickt hätte.

Die andern ihm gebotenen Gläser wies er alle mit ruhigster Gelassenheit, kaum sie eines Blickes würdigend, ab.

Die Bursche riefen noch allerlei Worte, Namen, Bezeichnungen, Einladungen und Scherze, Anmerkungen über sein Aussehen ihm zu. Er aber schritt mit aller Ruhe und Gelassenheit den Gläsern vorüber, den Leuten und Tischen vorbei, und ging mit seinem seltsamen Aufputze, seinem Korbe und Stocke unaufhaltsam und unaufgehalten weiter!

Er verlor sich zwischen den Bäumen und Holzlagen des Hofes, und man sah auch gar nicht ferner nach ihm, man mußte an ihn gewöhnt sein und ließ ihn unbeachtet seiner Wege ziehen.

II. Der Vater des Recruten.

Wo der bedeutendste Tisch des Wirthes breitbehäbig in der Stube stand, am auserlesenen Punkte, dort hatten die Alten rings Platz genommen, auf Bänken und auf Stühlen. Andere standen noch ringsum, damit sie zu dem wichtigsten Gesellschaftskreise der Ortschaft gehören, über die Ereignisse alles erfahren und daheim allen Fragen Rede und Antwort stehen könnten.

Hier saß der alte Gemeindevorstand, saßen die Gemeinderäthe, hier saßen die Behäbigsten und Reichsten, und mitten unter ihnen, im Tabaksdampfe, Wortgewirr, Schildern, Rühmen und Disputiren der alte Prandner.

Man sprach natürlich nur von dem jüngsten bedeutendsten Ereignisse; von dieser und jener nahen Ortschaft, welche auch zum Bezirke gehörte und den Folgen, welche sie trafen; von den Männern, militärischen sowohl als civilen, welche Losung und Recrutirung leiteten; dann von den bezüglichen Recruten und dem einen sowie dem andern Hauswesen, welches betroffen war und was es demselben anhabe, wenn der eine oder der andere hinwegziehen müsse.

Der Prandner hatte sein heiteres, breites Gesicht wie vormals und immer. Man wäre fast versucht gewesen, anzunehmen, die Angelegenheit kümmere ihn persönlich gar nicht. Er trank und rauchte und schwatzte zum allgemeinen Erstaunen der Umhersitzenden, als wäre er eben wie ehemals aus dem alltäglichen, wohlbestellten Hause zum Zeitvertreibe hierhergekommen.

„Du kannst leicht fein munter sein, Prandner," nahm endlich einer das Wort und sprach somit aus der Seele vieler Neugierigen heraus und zu dem heute räthelhaften Mann. „Du zahlst und damit ist's eben aus, Dir verschlagt das nit viel!"

„Ich zahlen?" sagte der Prandner, der Mann aus dem Wägelchen, mit fester Stimme. „Ich zahlen? fällt mir nit ein!"

„Du hast doch nix gegen die Recrutirungscommissäre, gegen die Losung und alles andere einzuwenden?" frug ein anderer erstaunt.

„Nein, gar nix!" sagte der Mann ganz leichthin, der es auf ein Erstaunen abgesehen zu haben schien, oder dem die Sache eine so lange vorher beschlossene war, daß sie keine Aufregung mehr in ihm hervorbrachte.

„Aber ..." fuhr der Prandner noch rechtzeitig fort, indem er einen behäbigen Schluck that und während die Leute schon mit allerlei drängenden Fragen auf ihn losstürmen wollten, „aber auskaufen thu ich meinen Buben auch nit. Er soll Kommißbrot schmecken!"

„Und er soll abmarschiren?"

„Und er soll seine Zeit ausdienen!?"

„Wa—as?!" rief man langgedehnt hie und da aus.

Die andern alle machten erstaunte Geberden und konnten sich dies nicht gut erklären.

Der **Prandner** saß aber ruhig, wie der Fels im Strome, inmitten allen Wogens und Brausens, und antwortete endlich auf die Frage wegen des Ausdienens: „Ausdienen? hm! Das weiß ich selbst noch nit. Er soll nur hingehen und den Herrgott beim Korporal kennen lernen!" Dabei holte er noch einen Zug aus dem Glase und sah mit festen, doch nicht ganz unwirschen Blicken darüber hinaus.

Die Nachbarn machten sonderliche Gesichter und wußten sich dies noch immer nicht recht zu erklären. Sie schüttelten die Köpfe!

Mit dem Zuge aus dem Glase und dem Anblicke der Kopfschüttelnden schien die gute Laune wieder über das feiste, hellfarbige Gesicht gekommen zu sein, das auch gar nicht aussah, als könnte es lange trübsinnig sein, jedoch trotzig allerdings.

„Ich will Euch's sagen," begann er. „Wir sind unter uns, Männer!" Dabei sah er umher, ob kein Unpassender da wäre, und dies war gerade nicht der Fall. Dann fuhr er halblaut fort: „Wißt ... der Sapperloter, der Hallodri, mein **Celest**, fängt mir allerlei Liebschaften im Ort an und verschamerirt sich, daß's ein Graus ist!"

„Ganz der Vater!" sagte einer und brachte dadurch ein so helles Gelächter zuwege, daß der getroffene Vater darin einstimmte und sich nach dem Unerwarteten lachend schüttelte.

„Besonders mit der **Wabi** von der **Lindgarterin**, der Häuslerin, hat er sein Techtlmechtl, und das kann mir wohl nit recht sein!" rollten die Worte nun rasch heraus. „Eins oder das andere, oder all die zwei bringt man nit leicht und auf die gewöhnliche Art aus dem Ort hinaus. So hab' ich gerad' gepaßt, daß 'was daher kommt ... recht die Recrutirung! Und jetzt haben sie ihn erwischt, und jetzt sollen sie ihn haben!" Dabei schlug er auf den Tisch und sah recht heiter und pfiffig drein.

Hierüber erhob sich nun ein lebhaftes Reden und Durchsprechen des Gedankens. Mehrere bewunderten die Schlauheit und gaben ihm heiter, ja selbst hell lachend, Recht.

„Du bist der wahre Fuchs!" rief einer dem **Prandner** zu.

„Dir gerathet aber alles!" sagte ein anderer. „Der **Prandner** ist ein Glückspilz! Ich glaub', er macht sich die guten Jahre selbst und er dürft' nur wollen, so hätten wir alle andern auch dasselbe wie er! Will er auf billigste und sicherste Weis seinen Sohn los haben, so läßt er ihn nur in den Lostopf greifen und er macht schon, daß der Bursch das rechte Loos erwischt! Selbst das ganze Militär steckt der Glückspilz in den Sack. Ja, wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu!"

„Du hast es nöthig auf andere zu weisen!" entgegnete **Prandner** dem Sprechenden. „Hab' ich vielleicht nit recht gethan?"

„Recht hast Du!"

„Gescheid ist es!" tönte es von mehreren Seiten zustimmend, und doppelt vergnügt guckte der Vater des Recruten wieder in das Glas.

„Ein anderes Städel ein anderes Mädel!" fuhr er fort. „Hat er nur erst sein zweifarbig Tuch auf dem Leib, dann guckt der frisch gemauserte Vogel in ganz andere Nester! Es gibt noch viele Augen und rothbackige Gesichter, in die er nit hineingeguckt. Er soll's! Und dann wollen wir wieder reden über manche Hütten und manches Dirnl!" Er that wieder einen festen, behaglichen Zug, während die anderen zustimmten und lachten.

In diesem Augenblicke wendeten sich die Köpfe unwillkürlich nach der Thüre, in dessen lichten Raum die dunkle hohe Gestalt eines kräftigen Mannes mit festem Tritte trat, welcher hier zu ungewöhnlich sein mußte, um nicht besonders beachtet zu werden.

„Was habt Ihr denn heute Lustiges?" frug der Mann, ehe die Begrüßungen und die Ausrufe der Ueberraschung ihm entgegentönen konnten. Dabei trat er ganz zum Ehrentische und so inmitten der Hauptgesellschaft.

„Der **Zimmermeister**! Grüß Gott!" tönte es ihm von mehreren Stimmen entgegen, die Hände streckten sich aus, um die seinen zu schütteln.

Er erwiderte Gruß und Handreichen.

„Heute kommst nit gerade recht zu uns, **Zimmermeister**!" sagte ein alter Bauer, der Gemeindevorstand. „Jetzt bringe ich alle meine Beisitzer nit zusammen und am allerwenigsten zu so ernster, wichtiger Sach'. Wenn Du aber sonst noch etwas zu thun hast, Meister, und im Ort oder sonst wo in der Gegend bis Nachmittag verziehen willst, so schaff' ich Dir die Leut' zusammen, wegen der Brückenausbesserung."

„Ist mir auch nit uneben. Gut. Ich hab' hier herum noch allerlei zu thun!" sagte der **Zimmermeister** und wischte den Schweiß von der Stirne. „Wirth, einen Trunk!"

„Da, Meister!" mehrere Gläser wurden ihm zugerückt oder auch entgegengehalten. Er hob ein Glas dem Bringer entgegen, wie zum dankenden Gruße, und trank daraus.

Dann wies der Meister mit einer Hand zum Fenster hinaus, deutete auf die Bursche im Hofe und deren Sträuße, gleichsam zum Verständniß, daß er die Vorgänge nun begreife, und er begann über die einzelnen und die Namen zu sprechen.

Durch die geöffneten Fenster und Thüren, welche von Bäumen überschattet waren, schallte eben der frisch angestimmte Gesang der Bursche herein, die draußen saßen und aus den Gläsern wieder Stimme und gehobene Laune geholt hatten.

„Ja wein't nit um mich,
Wann ih furtgangen bi',
Wann ih noch so weit wär',
Ih denk' doch wieder her!

Jetzt marschir' ich auf Pest
Und von Pest auf Triest —
Und juchezt nur fest,
Wenn's Enk's Herz auch verstößt!"

Ein leiser Windhauch schüttelte die Bäume draußen und wehte Blüten herein. Die Blüten fielen in den hellen Trunk der blinkenden Gläser. Draußen im Hofe und in den Gärten und Feldern bildeten die fallenden Blüten weiße duftige Teppiche auf dem dunkeln Boden. Es war Frühling, die Amsel pfiff im tiefen Grunde, wo das Wasser zog, und die Drossel lachte von den nächsten Bäumen.

Die Vögel hatten nur Lust und frisches Bauen, Wiederkommen und Wiedersehen, die Menschenherzen aber hatten Freud und Leid, Scheiden und Meiden und Nimmerwiederkehren!

III. Der Auswärts und der Kuckuck.

Auswärts, Frühling, du liebliche Zeit!

„**Auswärts**" sagt hier zu Lande statt **Frühling** der Landmann, weil er aus der dumpfen Stube endlich hinausgeht in das freie Feld, weil all sein Denken nur auswärts, auf das Gebiet unter dem freien Himmel gerichtet ist, und er einen Winter lange vorgesorgt, was Menschenhand vorzusorgen vermag!

Auswärts drängt es den grünen Halm, welcher unter dem Schnee als Wintersaat gelauert, oder erst die schwere Scholle mit sanfter Spitze durchdringen muß, die aus dem frischen Keim gesproßt.

Auswärts drängt es Blüte und Knospe am frischsaftigen Baume.

„Auswärts!" zirpt das standhaltige Vöglein, welches in kläglicher Zeit kümmerlich ums Haus und nach den Abfällen der Wirthschaft geflattert war, und jetzt weit in Feld und Wald um reiche Nahrung zu fliegen vermag.

„Auswärts!" blökt das arme Hausthier, das aus dem dumpfen Stalle in die liebe grüne Weidewiese und an das helle Wasser will.

„Auswärts!" sagt selbst das Schwalberl, das von ferne, ferne dahergekommen ist.

„Auswärts!" deutet der Himmel, weil er die Fernsicht in seine tiefe blaue Unermeßlichkeit erweitert.

„Auswärts!" sagen Brünnlein, Quell und Strom, welche rauschen und reißen wie nie zuvor.

„Auswärts!" ruft der Wandersmann, welcher lange am Ofen gesessen und Berge und Ströme übersteigen muß.

„Auswärts!" ruft der Bursche und rufen Trommel und Trompete, welche mit der Recrutirung und dem Auszuge zum Regimente zu thun haben.

Alljährlich im Frühling kehrt das wieder. Der Urlauber muß wieder auswärts, der Recrut muß es zum ersten Male — das ist die Zeit für Exerciren und Marschiren, auswärts, auswärts!

Leb wohl, leb wohl, alles, was ich geliebt hab'! Und mach mir mein Herz nicht schwer, du Feld und Wald, du Berg und Grün, du Haus und Gethier, du Busch und Baum, mit denen man aufgewachsen, und vollends und vor allen: du frisches, flinkes Dirnl!



Fürst Karl von Rumänien (Prinz von Hohenzollern) auf einer Reise durch sein Land.

Nach dem Leben für das Daheim gezeichnet von Emil Volkers.

Ja, das ist leicht gesagt! Aber

„Wenn zwei von einander scheiden,
Da thut das Herzerl gar weh,
Da heben sich die schweren Köpferl
Mit Thränen in die Höh!"

Und ein Mädchen war, das konnte das Köpfchen gar nicht heben. Das arme Kind hieß **Waberl** (Barbara) und ihre Mutter war die **Lindgarterin**.

Sie stand mit einem Burschen, welcher ein glitzernd Sträußlein auf dem Hute trug, hinter einer lebendigen Hecke und dieser Recrut hieß **Celest Prandner**.

Die beiden hatten ein gar trauliches Plätzchen zum schmerzlichen und ersehnten Zusammentreffen gewählt. Es war an einem einsamen Orte hinter den Dorfhäusern. Die lebendige Hecke war hochgewachsen und hing mit ihren überwuchernden Zweigen in Wölbung geschwungen über, so daß sie förmlich eine Laube bildete und die beiden fast verbarg. Von dem nahen Hügel, an dem ein Quell im Grunde zog, hing der blaue Flieder duftend, und die frisch angelangten Vögelchen pfiffen zuweilen ein jauchzend Lied in die Lüfte.

Nur das Regen und Sprechen der auf dem einsamen Grunde verborgenen zweie störte die zuversichtlichen Thiere und machte, daß sie bald mit ihren Flügelchen aufrauschten und wieder davon flatterten.

Der **Celest** war als Mann der festere Theil der beiden. Er mochte schwören, daß der Orts- und Standeswechsel ihm gar nichts anhaben könne! Hätte es etwas zu bedeuten, wenn sie daheim in dem Hausgarten eine andere Blume oder einen andern Baum anpflanzen thäten? Der Grund bleibt treu und fest und thut einmal, wozu er auf der Welt und von Gott bestimmt ist! Und so wie der Grund bei der Hütte, so wolle auch er treu bleiben. Und sollten die Dirnen, wo er hinkomme, wo die Trommel ihn auch hinführe, so schön sein, wie die Waldweibchen, von denen man in der Spinnstube erzählt, wie . . . kurz, wie er sich's gar nicht denken könne! Und er könne sich's auch gar nicht denken! Kein Lieberes als die **Waberl** gibt's nit und vermag auch keine in der ganzen Welt zu sein!

So sprach der **Celest**! Und ein herzhafter Kuß, ein Umfangen um den Nacken bekräftigte das Empfundene bei dem Gesagten.

Sie aber weinte doch an seinem Halse und die Thränen rannen ihr recht bitterlich über die frischen Wangen!

Sie meinte, dies sei recht schön gesagt, und dies wären recht tröstliche Worte, wenn sie bei dem **Celest** immer so dabei sein und bleiben könnte, wie jetzt. Aber wenn dann hundert Meilen Landes sich zwischen ihr und ihm dehnen? Wenn kein Brief ihn erreichen und kein Liebeswort aus der Heimat zu ihm kommen könne? Da vergesse der Mensch leicht und tröste sich und werde entwöhnt ganz andern Sinnes! Könnte sie nicht auch daheim sterben oder verkommen und vergehen vor Herzeleid? Sie wolle mitziehen, wohin auch der **Celest** gehe! Wo die Trommel schlägt und die Straßen sind, welche die Soldaten marschiren, dort kann auch ein anderes Menschenkind nachkommen. Sie wolle also mitziehen und immer dort sein, wo **Celest** wäre. Sie wolle waschen und kochen für ihn, sie wolle ihm seine Kleider und Wäsche frisch und nett erhalten. Sie wolle auch für andere waschen, kochen und stricken, damit sie sich das verdiene, was sie bedürfe, und dies sei ja so blutwenig! Keine Noth und Entbehrung sei ihr zu geringe! Hier dulde es und lasse sie es nimmer, wenn ihr **Celest** fort wäre. Und sie wolle die ganze Welt mit ihm durchziehen. Ginge es in die Schlacht und in den Tod, so wolle sie ihn entweder retten und pflegen, oder sie wolle mit ihm sterben!

Dem **Celest** ward ganz weh und weich dabei. Es hätte nicht viel gefehlt, so würden sich ihm die Thränen hinter den Augendeckeln hervorgeschlichen haben. Er hielt sich aber doch mannhaft.

Die Mahnungen an sein Soldatenleben brachten ihm die nöthige Festigkeit in Erinnerung. Ein Weilchen schwieg er und dankte ihr nur für all die Liebe und Treue mit einem Kusse. Dann sagte er: „Herzerl! Du meinst es gut. Aber das nutzt ja nix. Es geht ja nit. Ich weiß es ja und kenne das ja. Wo wir auch hingehen, da darf kein Mädl mit uns. Nit einmal jeder Feldwebel darf heirathen! Und ich, ich bin ja noch gar nix, als ein Recrut! Du weißt oder magst Dir's denken, wie's mit den Recruten geht! Dann noch eines und das ist die Hauptsach': wenn Du vom Dorf wegziehst, so merkt es ja gleich mein Vater, und dieser weiß, was das zu bedeuten hat! Merkt er dies einmal, dann ist's aus mit allen unseren Träumen und Hoffnungen; er thät schon sorgen, daß Du gar nit zu mir kämest und wir auf jeden Fall wieder auseinander müßten! Wer weiß, was er im Stand ist und läßt mich in eine Festung schicken, wo ich zwischen festen hohen Mauern bin und Du nit zu mir kommen kannst, kein Mensch nit!"

Dies erschreckte das arme Mädchen. „O, mein Gott!" rief sie; „nur das nit! Das wär' wohl das Schlechteste. Denn in jeds Stadl und in jeds Dörfl könnt' ich hinein!" Und so schwieg sie ein Weilchen denkend und sinnend, ihren stummen Schmerz zuweilen in schweren, gepreßten Seufzern aushauchend.

„So muß ich dableiben?" stöhnte sie endlich und er gab nur durch ein Augenbewegen Antwort auf diese Frage.

„O, mein Gott, so will ich dableiben, daß Dir kein Leids geschieht. Und wenn ich derweilen sterben thät . . . ist's doch besser, als Dir ging' es schlecht!"

„Du närrisches Schatzerl!" rief er bewegt aus. „Denkst ans Sterben!" Und ihm traten dabei die Thränen in die Augen, welche er nun nicht mehr zu verhalten vermochte.

Und sie hätten beide noch lange geschwatzt und das alte Lied vielleicht wieder von vorne begonnen, wie alle Verliebten und wie die Vögel auf dem nahen Strauche, welche nicht müde werden, ihren Frühlingsgesang zu wiederholen, würde das ängstliche Lauschen der beiden Verborgenen nicht gleichzeitig Geräusch aus der Ferne errathen haben, ein Rauschen und Knarren im Sande, als käme jemand immer näher und näher geschritten.

Es war keine Täuschung. Die Tritte wurden immer fester und deutlicher, ja sie kamen sogar rasch näher!

Die beiden stoben auseinander, sie wollten nicht verrathen sein! Sie sagten sich stumm, was es bedeuten könnte und was sie nun zu thun hätten.

Eines von beiden mußte weichen und nicht etwa davonlaufen, sondern so ruhig gehen, als zöge es eben seine gewohnten und richtigen Wege, denn im „Auswärts" sind rings in den tieferen Gründen und höher auf den Abhängen, kurz überall Leute, welche Arbeit und das Auslugen haben und zu rathen vermögen, welche gleich lächeln und die Köpfe schütteln, wenn sie nur irgend einen errathbaren Anlaß dazu erhalten! Selbst der Kuckuck aus dem Wald ruft ohne Unterlaß, oder in kurzen Absätzen „Kuckuck!" und es pocht dem Verheimlichenden immer das Herz dabei, als rief der Schelm absichtlich verrätherisch allen Leuten, die es gar nichts anginge, erst recht Vater und Mutter daheim, zu: „Guck! guck!"

„Guck! guck!" sagte aber auch wirklich der Vater des **Celest**, als er um den Zaun bog und plötzlich vor dem Jungen stand, wie ein aus dem Boden herausgestiegener Erdgeist!

„Meinst," sagte Vater **Prandner** zu seinem Rekruten, „meinst, ich merk' nix? Und die Jungen wären schlauer als die Alten? Meinst? — Laß nur gut sein, Bübl, eh' der Mond wechselt, bist auswärts beim Regiment, und die Fahn' ist auch ein hübsch Dirnl, das man nit lassen darf!"

Celest wurde über und über roth, wie von Flammen überschienen.

„Meinst Du auch," fuhr der Alte fort, indem er sich noch bog, um durch das überhängende Gesträuch im Fernsehen nicht behindert zu sein, „meinst Du auch, ich sehe die **Wabi** dort nit? O, ich seh', wie sie eilt, wie eine Sünderin! — Laß nur gehn, laß nur gehn!"

Das weitere hörte niemand mehr, die Worte verhallten und dem **Celest** summten sie nur um die Ohren wie Bienengesumme; er mochte sie nicht weiter verstehen, er war nicht neugierig darauf und wußte, welch Einerlei die vielen Worte doch zu sagen und zu bedeuten hatten. — Er schwieg.

Der Kuckuck aber, der rastlose Geselle, wollte im Walde noch immer keine Ruhe geben und rief fortwährend allen zu, den Eilenden und den Bleibenden, den rasch und bedächtig Gehenden: „Guck-guck! guck-guck!"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Reise mit Fürst Carl I. von Rumänien.

(Hierzu Abbildung auf Seite 501.)

Als ich Anfang September v. J. im Auftrag des Fürsten Carl I. von Rumanien nach Bucharest kam, lud derselbe mich ein, ihn in den nächsten Tagen auf einer Landreise zu begleiten.

Wohl in wenig anderen Ländern mag die Art zu reisen pikanter und interessanter sein wie dort, wo das rasche, verwegene und sichere Fahren zu Hause ist. Der Rumäne ist der geborene Rosselenker und die kleinen aber unendlich zähen Pferde überraschen jeden durch ihre Ausdauer und Gewandheit auf den schwierigsten Terrains. Anstatt wie bei uns Trab, wird dort Galopp gefahren und, wenn der Weg darnach ist, sogar Carriere. Um rasch vorwärts zu kommen, spannt man vor einen leichten Wagen 8 Pferde zu zweien vor einander, die von zwei Postkutschern (Surugius) geführt werden. Fast jedes Pferd hat um den Hals eine schwere Glocke, ähnlich wie die Viehherden im Gebirge sie tragen. Das Geschirr ist höchst einfach, nur das der Deichselpferde sehr fest, namentlich das Hintergeschirr, auf das man sich im Gebirge vollständig muß verlassen können.

Malerisch sehen die Surugius aus; schöne, kräftige Gestalten, sonnverbrannte Gesichter, von langem schwarzen Haar eingerahmt und mit einem kühnen Schnurrbart geziert. Ihr Kostüm besteht aus einem auf der Brust offenen Hemd mit weiten Aermeln, engen oder weiten Beinkleidern von starkem Wollenzeug, weiß oder braun von Farbe. Um den Leib haben sie einen rothen Shawl oder breiten Ledergurt, in welchem Messer und Pfeife stecken; auf dem Kopf die Cachula, eine runde Mütze von schwarzem, braunem oder weißem Schaffell. In der Rechten führen sie die kurzstielige Peitsche, deren Riemen lang und schwer ist, die sie auf die gewandteste Art zu handhaben wissen, sowohl zu einem kräftigen Knall, als um jedem der Pferde am bestimmten Ort einen Hieb zu versetzen.

Es hat etwas Aufregendes, in einem solchen rasch dahin sausenden Wagen zu sitzen, wozu das Geläute der Glocken, welche die Pferde tragen, das fortwährende Geschrei der Kutscher und das Knallen der Peitschen ein eigenthümliches Concert bilden. Dazu sieht man vom Wagen aus den schweren Riemen der Peitsche in allen möglichen Schlangenlinien die Luft durchwinden. Und wenn schon jeder Privatmann dort rasch reist, so reist der Fürst des Landes, den ich begleiten sollte, natürlich am raschesten.

Am 14. September, halb 2 Uhr nachmittags, bei herrlichstem Wetter, fuhren wir vom Sommerpalais Cotroceny, das eine Viertelstunde von Bucharest auf einer Anhöhe liegt, ab. Zwei Achtspänner; im ersten der Fürst und der Minister Bratiano, im anderen der Leibarzt, der Adjutant, der Hofphotograph und ich. Als der Zug auf die flache Chaussee gekommen, wurden die Pferde in Galopp gesetzt und hin sausten die Wagen, eine hohe Staubwolke hinter sich lassend. Vor und neben dem Wagen des Fürsten ritten auf den kleinen Pferden des Landes ein Dutzend Dorobançen, eine Art Landgensdarmerie, deren es in der Wallachei und Moldau an 14,000 Mann gibt. Die Uniform dieser Leute gefiel mir ganz besonders; sie tragen Husarenuniform, schwarzen Attila mit zinnoberrothen Schnuren, weiße, enganschließende Beinkleider und hohe ungarische Reiterstiefel.

Die erste Poststation war nach einer Stunde erreicht. Es hatte sich dort eine Menge Landvolk versammelt, um den Fürsten zu begrüßen. Zum ersten Male sah ich in Masse das reiche, geschmackvolle Nationalcostüm des weiblichen Geschlechts. Dasselbe besteht in einem Hemd, dessen weite Aermel und Brusttheil mit bunter Wolle oder Seide auf das geschmackvollste gestickt sind. Als Kopfputz tragen sie ein weißes oder gelbliches Tuch von Leinen oder Naturseide, oft ebenfalls mit Stickereien verziert, entweder nach hinten einfach herunterhängend oder in reichen Falten um Gesicht und Hals geschlungen. Um den Leib tragen sie vorne und hinten eine reich gestickte bunte Schürze; der Gürtel besteht in einer langen, um die Taille gewundenen, einen Zoll breiten Schnur, an der Kante mit weißen Perlen besetzt. Jedes Costüm ist in Form- und Farbenzusammenstellung seiner Stickereien von den andern verschieden, und es ist kaum möglich zwei ganz gleiche Muster zu finden.

Der Aufenthalt auf einer Poststation, wenn der Fürst reist, dauert natürlich nur sehr kurze Zeit; Pferde werden aus- und angespannt und hin sausen die Wagen mit frischer Kraft. Außer den vorhin erwähnten Dorobançen hatte sich nun noch eine Menge berittener Landleute um die Wagen geschart, um das Ehrengeleite zu geben. Unendlich flott sahen diese Reiter aus; jeder läßt seinen Gaul gehen, wie es demselben am bequemsten ist, fast alle die Nase in die Höhe und in allen nur denkbaren unregelmäßigen Gangarten. Selbst geistliche Herren in langen, schwarzen oder bunten seidenen Talaren, auf dem Haupt ein schwarzes Baret und eben so sattelfest wie jeder andere, lassen sich das Vergnügen nicht nehmen, den Herrn des Landes eine Strecke Weges zu begleiten. Mitunter hatten die Wagen wohl an hundert Mann solcher Ehrengarde; aber so unterhaltend auch der Anblick dieser berittenen Schar fürs Auge war, so verursachte der entsetzliche Staub, den sie und die Wagen emporwirbelten, eine wahre Qual.

In dieser Weise ging die Reise sechs Poststationen fort, bis in der Dämmerung von der bis dahin flachen Chaussee rechts abgebogen wurde, um nach der Villa Bratiano zu gelangen, welche bereits in den Vorbergen der Karpathen liegt und woselbst der Fürst Nachtquartier halten wollte.

Beim Hinauffahren nach der mitten in einem herrlichen Weinberge gelegenen Villa, waren zu beiden Seiten des Weges Fackelträger aufgestellt und eine Menge Leute aus der benachbarten Stadt Pitesti hatten sich versammelt, die den Fürsten mit Hurrahrufen empfingen. Dazu ertönte die eigenthümlich fremdartige Musik der Zigeuner, die überhaupt in Rumänien das Privilegium der Musik allein zu besitzen scheinen.

Nachdem wir uns durch ein treffliches Diner erquickt, zog sich gegen 10 Uhr der Fürst zurück. Wir andern fuhren darauf nach Pitesti, wo jeder von uns ein vorzügliches Privatquartier erhielt.

Am folgenden Tage ging die Reise weiter, nachdem der Fürst, welcher früh morgens in die Stadt gekommen, dort eine Deputation empfangen und sich von verschiedenen der Verbesserung bedürftigen Angelegenheiten persönlich überzeugt hatte. Von nun an wurde die Landschaft interessanter, da wir in die Vorberge der Karpathen gelangten, während von Bucharest bis Pitesti alles flach ist und nur die verschiedenen Dörfer mit ihren Bewohnern das Auge fesseln. Nach und nach wurden die Berge höher und schwieriger zu passiren. Herrliche landschaftliche Bilder boten sich jetzt fast ohne Unterbrechung dem Auge dar; in weiterer Ferne schaute das Hochgebirge, dessen höchste Gipfel in Rumänien liegen und eine Höhe von mehr denn 8000' über dem Spiegel des schwarzen Meeres erreichen, über alles andere majestätisch empor. Dann kamen wir durch reizende Thäler, wo an üppig bewaldeten Bergesabhängen einzelne Hütten und Dörfer lagen. Ueberall stand die Bevölkerung am Wege, um den Fürsten zu begrüßen. Ehrenpforten waren aller Orten errichtet und die vielen kleineren und größeren Brücken waren mit grünen Zweigen geschmückt. Auf jeder Poststation war eine reizende Laubhütte gebaut, um dem Fürsten während des Umspannens als Absteigequartier zu dienen. Der Fußboden war gewöhnlich mit einem selbstverfertigten, geschmackvollen Teppich belegt und auf einem Tisch standen die schönsten Trauben zur Erquickung.

Gegen Abend erreichte man das Thal der Aluta, des Hauptflusses von Rumänien, der, in Siebenbürgen entspringend, sich in die Donau ergießt und die Grenze zwischen der kleinen und großen Walachei bildet. Das Thal war hier sehr breit und eine Stunde vor Riurent wurde mittelst einer Fähre der Fluß passirt, der damals nicht viel Wasser hatte, da fast 3 Monate kein Tropfen Regen gefallen war. Auf dem rechten Ufer ging die Fahrt dann stromaufwärts nach Riureni, und 3/4 Stunden später war das Ziel des zweiten Tages, das Städtchen Rimnik, erreicht, dessen Häuser zu Ehren des Fürsten festlich illuminirt waren.

Folgenden Tags, morgens 8 Uhr, ging es weiter, immer unmittelbar am Ufer der Aluta entlang. Anstatt acht Pferde hatten wir jetzt nur vier, weil das fortwährende Bergauf- und abfahren auf dem engen, gefährlichen Wege mit größter Vorsicht geschehen mußte. Bald hinter Rimnik verengt sich das Thal; die Chaussee, auf der wir fuhren, ist mit großen Kosten und unsäglicher Mühe durch Sprengung von Felsen hergestellt. Dieselbe führt bis zur

Grenze von Siebenbürgen und von da durch den Rothen Thurmpaß nach Herrmannstadt.

Die nächste Station, wo Halt gemacht wurde, war Kalimanesti, ein Badeort. Es sind dort starke eisen- und schwefelhaltige Quellen, wo mancher Leidende Genesung findet, wozu die herrliche Bergluft noch besonders beiträgt. Gerade vor Kalimanesti liegt mitten in der Aluta eine Insel, mit üppigen Buchen bewachsen, auf welcher sich ein Frauenkloster befindet. Wir gingen zu Fuß hinüber, da das Bett des Flusses zwischen dem Badeort und der Insel fast ganz ohne Wasser war. Es war eine ziemlich mühsame Arbeit hinüber zu kommen, denn der ganze Boden war mit mittelgroßen, durch das Wasser abgerundeten Steinen bedeckt. Die Bewohnerinnen des Klosters waren voll Freude über den Besuch des Fürsten, eine Ehre, die ihnen nie wiederfahren war. Kirche und Wohnhaus wurden besehen; beides zeigte die musterhafteste Ordnung und Sauberkeit. Nach Kalimanesti zurückgekehrt, wurde noch eine Strecke im Flußbett zu Fuß marschirt, während die Wagen hoch über uns einen abscheulichen Abhang passirten. Immer pittoresker wurde die Gegend, tief unten brauste das Wasser in den herrlichsten Wasserfällen; zuweilen kamen Stellen des Weges, die so schmal waren, daß der Wagen nur eben passiren konnte. Der Fall eines Pferdes, der Riß eines Geschirres hätte den Wagen in den Abgrund gestürzt. Aber die Gewandtheit der Kutscher und die Festigkeit der Pferde ließen keine Furcht aufkommen.

Mittags wurde das Kloster Cosia erreicht, einer der schönsten Punkte im Gebirge. Unmittelbar am Fluß liegen die Klostergebäude, die der im Lande herrschenden griechisch-katholischen Kirche angehören. Die Kirche, in romanischem Styl gebaut, liegt inmitten des Hofes, der von Gebäulichkeiten eingefaßt ist, welche die Wohnungen der Klosterbrüder (Caluger genannt) enthalten. Nach der Seite des Hofes laufen rings um die Gebäude zusammenhängende Corridore. Die Kirche hat keine Glocken. Anstatt des Geläutes derselben werden die Stunden des Gottesdienstes durch Klopfen auf einem circa 7—8 Fuß langen, einen halben Fuß breiten und einen Zoll dicken Brett von Buchenholz angezeigt. Der damit Betraute erfaßt das Brett mit der linken Hand in der Mitte und hält es horizontal über die Schulter, dann klopft er mit einem Hammer in der rechten sehr gewandt die verschiedenen Melodieen, je nachdem der Kirchendienst ist.

Nach der Besichtigung des Klosters wurde im Hauptgebäude in einer Art von Pavillon gefrühstückt. Von dort hatte man die schönste Aussicht: unmittelbar unter sich die Aluta, deren Wasser gerade hier sehr schnell fließt; gegen den Strom gesehen die herrlichste Bergformation, rechts die Trajanstafel; über alles emporragend in merkwürdig pikanter, zackiger Form die Costaberge, die an 6000′ hoch schon zum Hochgebirge gehören. Vortreffliche Forellen bildeten die Würze des Frühstücks und auch die Nationalspeise, Mamaliga, eine aus dem Mehl des türkischen Weizens, der das Hauptproduct des Landes ist, zubereitete kuchenartige Masse — in Italien unter dem Namen Polenta bekannt — fehlte nicht. — —

Nachmittags wurde die Reise fortgesetzt. Der Fürst und mehrere andere bestiegen Pferde, ich blieb im Wagen, weil ich glaubte, dann ungestörter die wunderbar schöne Natur beobachten zu können, doch bereuete ich bald, nicht auch beritten zu sein. War der Weg bis Kloster Cosia schon höchst gefährlich zum Fahren, so wurde er jetzt noch viel schlimmer. Grausig war die Fahrt über die elenden Brücken, die nur aus über zwei Balken aneinander gelegten Knüppeln bestanden.

So erreichten wir Lotru, einen Ort an einem Flusse gleichen Namens, der sich daselbst in die Aluta ergießt. Ueber den Lotru war seit Jahren eine ordentliche Brücke eins der größten Bedürfnisse jener Gegend gewesen, aber der Fürst Cusa hatte sich um solche Dinge nie gekümmert. Sehr dankbar erkennen daher die Bewohner des Gebirges die Wohlthat, daß Fürst Carl für den Bau der Brücken so energisch gesorgt hat.

Nach einem Aufenthalt von $1\frac{1}{2}$ Stunden wurde wieder aufgebrochen, über Prunden nach Kloster Cornetu, welches wegen vorgerückter Tageszeit nur flüchtig in Augenschein genommen wurde, dann kamen wir über Tutulesti, Robesti, Kinient endlich abends halb acht Uhr an das Endziel der Reise, nach Riuvadului an der Grenze von Siebenbürgen.

Von Riuvadului ging es anderen Morgens denselben Weg zurück, nur war ich so klug, ein Pferd zu besteigen. In Lotru blieb ich auf des Fürsten Wunsch mit dem Hofphotographen Herrn Zathmary zurück, welcher dort seine Apparate vorfand, um eine Anzahl der malerischsten Punkte aufzunehmen. Der Fürst fuhr in einem kleinen Floß bis Kloster Cosia die Aluta hinunter und traf anderen Tags spät abends in Cotroceny wohlbehalten ein, während ich mit dem erwähnten Herrn noch 14 Tage im Gebirge blieb.

Emil Volkers.

Deutsche Buchhändler.

III. Meyer von Hildburghausen.

(Schluß.)

Ohne in seinen buchhändlerischen Unternehmungen irgendwie nachzulassen, warf sich Meyer Ende der dreißiger Jahre plötzlich auf ganz neue Gebiete. Und er that das wieder mit dem Feuereifer, der seinen eigentlichen Charakter ausmacht; mit der Maßlosigkeit und Unbegrenztheit, die seinem alles umfassen wollenden Geiste allein genügten und die daher in all seinen Plänen und Zielen vorwalten. Mit dem ersten Erwachen des Interesses am Bau von Eisenbahnen in Deutschland faßte er die Idee eines „centraldeutschen Eisenbahnnetzes," und diese großartige Idee, deren Ausführung unserem Vaterlande gewiß um ein Jahrzehent früher den Segen der Eisenbahnen gebracht haben würde, ging ihrer Realisirung entgegen, indem um 1837 bereits die nöthigen Mittel durch Actienzeichnung aufgebracht waren — als das ganze Project an der Concessionsverweigerung einer der zunächstbetheiligten Regierungen wieder scheiterte. Solche Mißerfolge, die gewöhnliche Menschen erlahmen lassen, pflegten Meyer nur mit neuen Ideen zu befruchten und zu anderweiten Versuchen anzuspornen. Kaum war die bittere Enttäuschung verwunden, da stürzte er sich schon auf ein neues Unternehmen, das an Umfang noch das aufgegebene übertraf. Diesmal ging's in die Erde, er beschloß, die unterirdischen Schätze seines engeren Vaterlandes Thüringen zu heben, er ergab sich mit Leib und Seele dem Bergbau. Alle Berge Thüringens und der benachbarten Staaten ließ er durchschürfen und durchbohren, und nach langwierigen und kostspieligen Versuchen gelang es ihm wirklich, reichhaltige Steinkohlen- und Braunkohlenwerke, Eisen-, Kupfer- und Silberminen, Kobalt- und Nickelgruben nachzuweisen und zu erwerben.

Doch während diese Versuche guten Fortgang nahmen, begann sich endlich die menschliche Natur an ihm zu rächen für die harten Kasteiungen und Strapazen, die er seinem Körper zugemuthet, für die rücksichtslose und unaufhörliche Anspannung, mit der er seinen Geist gefoltert hatte. Eine schwere, lebensgefährliche Krankheit ergriff ihn um 1842 und warf ihn auf ein langwieriges Siechbett. Aber selbst hier, im Ringen mit dem Tode, vermochte seine Speculationswuth nicht zu rasten; auf dem Krankenlager bemächtigten sich seiner weitere Entwürfe, die er, kaum halb genesen, sofort in Angriff nahm. Wieder war es ein patriotisches Unternehmen, er beschloß nämlich, die Eisenindustrie von der damals allein mächtigen Fremdherrschaft zu emancipiren, sein Thüringen zum Sitz und Ausgangspunkt einer deutschen Eisenindustrie zu machen. 1845 trat er mit diesem Project an die Oeffentlichkeit und rief für die von ihm zu begründende „Deutsche Eisenbahnschienencompagnie" das Capital auf; und wenn ihm auch die Millionen nicht wurden, die er forderte, so flossen ihm doch immer Hunderttausende zu. Damit ausgerüstet erwarb er große Strecken im Zwickauer Kohlenbassin, das seine ergiebigsten Aufschlüsse ihm verdankt, und arrondirte seine ausgedehnten Eisensteinconcessionen im Bairischen, Meiningschen, Schwarzburgischen, Kurhessischen, Sächsischen; und nachdem er so einer gefährdenden Concurrenz vorgebeugt hatte, ging er an die Erbauung der Neuhäuser Eisen- und Kohlenwerke auf der Grenze von Meiningen und Baiern. Gleichzeitig betrieb er Braunkohlenwerke an der Rhön; Eisenstein-, Kobalt- und Nickelgruben im Meininger Unterland; Steinkohlenwerke bei Eisfeld; Kupfer- und Silbergruben im Rudol-

städtischen; Braunsteingruben, Torfstiche, Schiefer- und Marmorbrüche an anderen Orten, so daß sein Besitz an Bergwerken in Deutschland wohl der bedeutendste war. Die enormen Betriebsmittel wußte sich sein nie verlegener Speculationssinn stets zu beschaffen, und das Vertrauen, das er genoß, war so groß, daß ihm immer neue Capitalien zuflossen. Schon durfte er hoffen, sein Riesenwerk glücklich durchzuführen, schon winkten ihm reiche Erfolge — da überraschte ihn die Revolution des Jahres 1848 an der Spitze von 2000 Arbeitern und warf ihn in den Sumpf und das Wirrsal eines unaufhaltbaren Bankerotts. Alle die traurigen Folgen, welche jenes und die darauf folgenden Jahre über Verkehr und Industrie verhängten, kamen in voller Stärke über Meyers halbfertige Unternehmungen, und eine lawinenartig anwachsende Schuldenlast wälzte sich auf seine Person.

Trotzdem gab er sein Werk nicht auf, sondern suchte es wenigstens seinen Gläubigern zu erhalten. Allein er konnte sich von dieser Geschäftskrisis nie wieder ganz erholen. Die Commanditen im Auslande waren schon früher an der Nachlässigkeit und Treulosigkeit der Geschäftsführer eine nach der andern zu Grunde gegangen, Meyer selbst kränkelte seitdem beständig; schlagähnliche Anfälle und Krämpfe überfielen ihn plötzlich und rissen ihn wiederholt an den Rand des Grabes. Sein Leben konnte nur durch die äußerste Sorgfalt und Pflege erhalten werden, aber er unterließ solche auch jetzt noch, er mochte und konnte nicht rasten; wieder griff er einen neuen Plan auf, den die Werrabahn zu bauen; wieder gelang es ihm, die Mittel dafür aufzutreiben, als im entscheidenden Moment der Plan seinen Händen entwunden ward, um dann von andern ausgeführt zu werden. Weiteren Entwürfen setzte der Tod eine Grenze, ein heftiger Schlaganfall endete dieses rastlose Leben. Meyer starb am 27. Juni 1856 im 61. Lebensjahre.

Fragt man nun, was dieser Mann seinem innersten Kern nach denn eigentlich war, so kann die Antwort zunächst kaum anders lauten als — ein Projectenmacher. Indes nicht im gewöhnlichen und keineswegs im herabsetzenden Sinne, vielmehr ein origineller und genialer Projectenmacher. Seine Frau, die kühler dachte und schärfer sah, daher sie seine hochfliegenden Erwartungen nicht immer theilte, pflegte zu sagen: „Du gehörst in das Zeitalter der Adepten und Goldmacher!“ Darin hatte sie jedoch unrecht, Meyers Ideen waren im Gegentheil häufig verfrüht, mehrere seiner Unternehmungen, namentlich die bergmännischen und industriellen, noch nicht zeitgemäß; später sind sie größtentheils durchgeführt worden, aber von anderen Händen, die dann ernteten, was Meyer gesäet hatte. So arbeitet das Kupferbergwerk von Ilmenau, das gegen hundert Jahre liegen geblieben, das aber schon Goethe und nach ihm Meyer aufzunehmen empfahl, jetzt wieder mit dem besten Erfolg. Eine reiche Ausbeute gewähren auch die Braunkohlenflötze auf der Rhön, die Meyer entdeckte und die nach seinem Tode von der bairischen Regierung an eine englische Gesellschaft vergeben wurden. Dem Engländer Brassey, der damals in Spanien und Frankreich Eisenbahnen anlegte, bot Meyer schon vor 12 Jahren die Saalbahn an, welche er bereits hatte vermessen lassen und die heute Brassey wirklich baut. Aehnliche Beispiele liegen noch in Menge vor. Lange ehe Isaac Pereire den Crédit Mobilier gründete, dachte Meyer an die Errichtung einer Bank zur Annahme von Depositen in zinstragenden Papieren; aber dennoch begrüßte er jenes Institut mit aufrichtiger Freude, wie er nie den geringsten Neid empfand, wenn ihm jemand in der Realisirung eines seiner Pläne zuvorkam. War er doch an schöpferischen Ideen überreich; nur etwas weniger Phantasie und Vertrauensseligkeit wären ihm zu wünschen gewesen. An einer auftauchenden Idee konnte er sich berauschen. Sein einziger Sohn, der 1850 eine neue Commandite in New-York etablirte, schickte ihm von dort aus ein Zeitungsblatt, worin die Zersetzung des Wassers vermöge der Electricität in Sauerstoff und Wasserstoff besprochen wurde. „Du dummer Junge“, schrieb ihm der Vater zurück, „Du schickst mir da ein Zeitungsblatt, ohne ein Wort zu verlieren über diese welterschütternde Erfindung!“ Er dachte nämlich sofort daran, den Wasserstoff als Brennmaterial zu benutzen, und wandte sich mit solchem Vorschlage an den Bundestag. Die Enttäuschung folgte freilich bald nach; er mußte erfahren, daß die Erzeugung der zersetzenden Electricität zehnmal mehr koste als z. B. mit Kohlen zu heizen. — Er war seiner ganzen Bildung nach Autodidact, deshalb konnte er vielen Dingen nicht auf den Grund sehen; er wollte jedes in seiner Totalität umfassen, aber häufig fehlte ihm der leitende Faden. Manche seiner Unternehmungen wurden daher nicht mit Unrecht als Schwindel bezeichnet, denn was ist der Schwindel in gewissem Sinne anders als Selbsttäuschung, eine unvollkommene Anschauung und Durchführung der Dinge?

Schon aus dieser Projectenlust folgt nun aber, daß Meyer trotz seiner industriellen Thätigkeit, die sich scheinbar nur auf materielle Zwecke richtete, doch ganz und gar Idealist war. Auch er schuf aus innerem Drange und fand im Schaffen das höchste Glück. Aber alle seine Unternehmungen trugen mehr oder weniger den Charakter des Maßlosen, der Faustischen Unersättlichkeit. Hätte er sich beschränken, in einer Branche concentriren können, wäre er nimmer gescheitert. Hätte er nur erwerben und Geld machen wollen — er wäre bei seinem Genie ein Millionär geworden. Er meinte wohl selber, daß Deutschland für sein Wirken nicht der rechte Boden gewesen, daß er am Kleinstaatenthum zu Grunde gegangen — und sicher hat das seine Berechtigung — aber ebendeshalb hätte er seine Unternehmungen der Zeit und den Umständen anpassen müssen. — Auch er schuf ferner im Dienste der Menschheit und mit vollem Bewußtsein. Mit dem Buchhandel wie mit der Industrie glaubte er eine Culturmission zu erfüllen, er wollte seine Nebenmenschen klüger, besser und glücklicher machen, aber er vergriff sich nicht selten in mehr als einer Richtung in den Mitteln und schoß meist über das Ziel.

Sein Idealismus spiegelt sich in seinem Aeußern und in seinem Wesen, im Privatleben und im Geschäftsverkehr. Auf dem wohlgebildeten, mittelgroßen Körper saß ein schöner Kopf, den er wie alle gedankenschweren Menschen etwas vorgebeugt trug. Ueberaus anziehend waren Ausdruck und Tiefe seines Auges. Der Mund zeugte von der Anmuth und Milde seines Wesens. In Geschäftssachen kurz, fast wortkarg, sprudelte dieser Mund von flammender Rede über, sobald ein Gegenstand ihn erregte. Die ganze Persönlichkeit umfloß ein Zauber, dem sich niemand entziehen konnte. Ein Richter, vor den er wegen Preßvergehen geladen und dem man Meyers einnehmende Weise gerühmt hatte, gelobte, sich davon nicht bestechen zu lassen, gab ihm aber, sobald er ihn gesehen und gesprochen, selber die Mittel an die Hand, um sich mit Erfolg zu vertheidigen. Welch unbegrenztes Vertrauen er bei Capitalisten und Gläubigern fand, ist schon erwähnt. Zwei adelige Damen, Schwestern und begütert, hatten ihm ein bedeutendes Capital ins Geschäft gegeben. Als ihn nun die Schläge des Jahres 1848 trafen, reisten sie nach Hildburghausen, um zu retten, was noch zu retten wäre. Meyers persönliche Bekanntschaft, sein ruhiges, gefaßtes Wesen imponirte ihnen dergestalt, daß sie ganz unbesorgt um ihr Capital zurückkehrten. „Und wenn wir's auch verlieren sollten,“ sagte die eine, „die Bekanntschaft dieses großen, herrlichen Mannes wäre damit nicht zu theuer erkauft!“ — Meyer gab eben nicht weniger Vertrauen, als er fand; und er ließ sich darin nicht irre machen, so oft er auch getäuscht und betrogen wurde. Er war großmüthig und freigebig. Manchem Schriftsteller, manchem Künstler hat er zu einer Existenz verholfen, manches Streben und manches Talent gefördert, an die Erforschung und Durchführung verschiedener Probleme große Summen verwendet. Noth und Elend fanden bei ihm stets ein offenes Ohr und eine offene Hand; nur gegen Faulheit und Lüderlichkeit war er hart. Aber jede alte Bettlerin, die ihm ihr Leid klagte, hörte er geduldig an, ohne den kostbaren Zeitverlust zu bedenken; und was er im Stillen an Almosen ausgetheilt, ist außerordentlich.

Ein noch liebevoll gepflegtes Denkmal seiner Mildthätigkeit ist der von ihm und dem Dichter Friedrich Hofmann gegründete „Weihnachtsbaum für arme Kinder.“ Im Jahre 1842 verbanden sich beide Männer zur Herausgabe einer Gedichtsammlung unter jenem Titel, deren Erlös ungeschmälert zu Christbescheerungen verwendet werden sollte. Die tausend von Meyer gratis gedruckten Exemplare wurden an die Städte Koburg und Hildburghausen vertheilt, und die neue Sache fand an beiden Orten die herzlichste Aufnahme. Die meisten Exemplare gingen hoch über den angegebenen Minimalpreis ab, viele Abnehmer bezahlten ihre Exemplare gleich mit Bescheerungsgegenständen, wie mit Spielzeug, Kuchen, Zuckerwaaren, Lichtern, Tuch- und Schnittwaaren, Hemden, Strümpfen und fertigen Kleidern. In Hildburghausen wurden 77, in Koburg 110 arme Kinder beschenkt. Im nächsten Jahre gaben außer Fr. Hoffmann noch andere Dichter Beiträge, und der zweite Weihnachtsalmanach ging in 1200 Exemplaren in die thüringischen Städte und zündete 758 Kindern

die Christlichter an. Das wiederholte sich von Weihnacht zu Weihnacht, mit jedem Jahre wurde der Almanach reichhaltiger und in stärkerer Auflage, zuletzt in 3000 Exemplaren abgezogen. Der für 1866 erschienene führt als der fünfundzwanzigste den Titel „Jubelweihnachtsbaum."

Thatendrang und Geschäftssorgen konnten ihn nimmer den Freuden der Familie, noch dem Genuße an Natur und Kunst entfremden. Er war ein zärtlicher Gatte, ein liebevoller Vater, ein treuer Freund. In der Mitte der Seinen fühlte er sich frei und froh, so harte Geschäftsschläge ihn auch betroffen haben mochten. Als die Rücksicht auf seine wankende Gesundheit mehr Erholung, besonders Bewegung im Freien gebot, kaufte er einen großen, wüsten Bergrain an und schuf ihn mit seiner gewohnten Energie binnen kurzer Zeit in einen Park um. Dorthin sah man, wenn die Witterung und sein Befinden es gestatteten, den Mann im schlichten grauen Rock, allein oder in lieber Gesellschaft wandern; und mochte er noch so verstimmt und gedrückt von der Last des Tages von Hause fortgegangen sein, stand er nur erst unter seinen lieben Bäumen, sog er nur die Bergluft ein, so wurde es ihm wohl und frisch ums Herz, und mit liebenswürdigem Behagen gab er sich der Betrachtung, der Natur und der Unterhaltung mit den Freunden hin. Dann konnte ihn eine Aussicht innigst erfreuen, er erlabte sich an dem Duft einer Blume, er verfolgte die Thätigkeit einer Ameise oder das Spiel der goldenen Jugend. — In seinem Hause, besonders während der Winterzeit, beschäftigte er sich viel mit der Betrachtung von Kunstwerken. Meyer war ein feiner Kunstkenner und besaß eine reiche Sammlung von Handzeichnungen, Kupferstichen, Holzschnitten, Autographen und geschnittenen Steinen. Oder in der Stille der Nacht, mitten unter Geschäftsbüchern und Correspondenzen trieb es ihn auch wohl, ein Gedicht aufs Papier zu werfen, um es am andern Morgen seiner Gattin oder einem Bekannten vorzulesen. Mit einem Wort: er war ein voller Mensch und nichts Menschliches ihm fremd.

Was auch über und gegen ihn vor und nach seinem Tode gesagt sein mag, mit Recht und Unrecht, seine geniale Begabung, seine unerschöpfliche Thatkraft kann niemand leugnen, und auch sein Charakter war durch Offenheit, Biederkeit und Freimuth ausgezeichnet; er buhlte um niemandes Gunst und scheute keines Macht oder Ansehen.

Meyers Nachlaß bestand aus Trümmern; immerhin colossale Trümmer, aber doch Trümmer. Die gesammten montanistischen und metallurgischen Industrien mußten den Gläubigern überlassen werden. Den Erben blieb aus einem Vermögen, das sich seiner Zeit auf Millionen berechnen ließ, beinahe nichts als eine noch ungedeckte Schuldenlast und das „Bibliographische Institut". Dieses war ein sehr zweifelhafter Besitz, denn die zahllosen Ballen der „deutschen Classiker" waren Maculatur, kein Mensch kaufte mehr die Auszüge, seitdem man die completen Werke in den billigsten Ausgaben kaufen konnte. Das „Universum" hatte in Meyer seine Seele verloren; als seine originelle Sprache verstummt war, verloren sich die Freunde des Unternehmens. Der Atlas war längst durch bessere Atlanten überholt. Der ganze Verlag, aber nur für die große Menge bestimmt und der billigen Preise wegen mit billigem Material hergestellt, wollte nicht mehr ziehen.

Allein das „Bibliographische Institut" sollte nicht verkümmern, sondern einen neuen Flor treiben; des Verstorbenen Namen sollte in der Geschäftswelt wieder hergestellt und erhalten werden. Das unternahmen und vollführten mit eben so großer Pietät wie Umsicht — die Wittwe und der Sohn. Durch sorgfältige Benutzung des noch Brauchbaren, durch einsichtige und energische Wiederbelebung des noch Lebensfähigen und durch Hinzufügung neuer, tüchtiger und verdienstvoller Verlagsunternehmungen hat der Sohn die Firma des „Bibliographischen Instituts" wieder zu einer der namhaftesten und geachtetsten emporgehoben.

Entdeckungsreisen in der preußischen Monarchie.

Von **Otto Glagau.**

Durch die Ostpreußische Sahara. IV.

Mitten in der Wüste. Auf dem Keutelkahn. — Das schöne Fischermädchen. — Die Ichthyophagen. — Perwelk. — Sprachübungen. — Wie die Dünen geboren werden, wandern und sterben. — Triebsandgeschichten. — „Und Roß und Reiter sah man niemals wieder." — Ein verschüttetes Dorf und ein aufgedeckter Kirchhof. — Preil. — Nidden.

Ich war fest entschlossen, meine Reise zu Lande fortzusetzen und suchte mir zu diesem Zwecke in Schwarzort einen Wagen oder ein paar Pferde zu miethen, aber man forderte so unverschämte Preise, daß ich darauf verzichten mußte und wieder meine Zuflucht zu einem Dampfer nahm, der von Memel herunterkam.

Auf der „Terra", wie er sich nannte, segelte ich nun wieder die Dünenkette entlang und bat den Capitän, er möge, sobald wir die Höhe von Nidden, dem nächsten Kirchdorf, erreichten, ein Boot heranrufen und mich absetzen.

„Wenn nur eins da sein wird!" entgegnete er mir. „Und die Kerle kommen nicht immer. Sie thun doch klüger, nicht bis Nidden zu warten, sondern Sie steigen da aus, wo sich zuerst eine Gelegenheit bietet."

Nach einer Weile entdeckte er auch mit seinem scharfen Auge ein Segel, das wie ein Ball auf den hochgehenden Wogen tanzte und zwischen ihnen von Zeit zu Zeit verschwand. Sobald wir ihm etwas näher kamen, ließ er eine weiße Fahne aufhissen, und es dauerte nicht lange, so versicherte er, der Fischerkahn habe das Zeichen schon bemerkt und folge ihm. Wirklich arbeitete sich das Boot durch Wind und Wellen, die ihm nicht günstig waren, heran, und ich konnte endlich zwei Personen auf ihm unterscheiden. Der Capitän rief ihnen zu und sie antworteten ihm, ohne daß ich eine Silbe verstand.

„Die Leute sind aus Perwelk," erklärte er. „Von dort ist's noch eine starke Meile bis Nidden; aber machen Sie sich nur immer fertig. Wer weiß, ob Sie es heute noch einmal so gut treffen."

Gesagt, gethan! Die Maschine wurde gestopft, das Boot legte sich an die Treppe und ich stieg mit meinem Handkoffer hinunter, wo mich ein ältlicher Mann in Empfang nahm. Ohne an mich ein Wort zu verlieren, stieß er ab und sputete sich, mit seinem kleinen Fahrzeug aus dem gefährlichen Bereich des Dampfers zu entkommen.

Ich suchte nach einem trockenen Plätzchen, wo ich mich niederlassen oder wenigstens hinstellen konnte, doch vergebens. Das Wasser stand zollhoch in dem flachen Boot, und auch der Rand und eine Art Querbank troffen von dem Schaum der beständig hereinspritzenden Wellen. Ich vermochte mir nur zu helfen, indem ich meinen Koffer preisgab, ihn mitten in das Wasser stellte und dann als Schemel benutzte. Der Alte sah mir, während er mit dem Segel und den Netzen hantierte, halb neugierig, halb spöttisch zu. Er hatte sich besser vorgesehen, denn er trug hohe bis an die Lenden reichende Stiefel, sowie eine Kappe und ein Wamms, beides von getheerter Leinwand; und die Wassertropfen leckten von dieser Rüstung geziementlich nieder.

Am Steuer saß ein halberwachsenes Mädchen; wie ich vermuthete, des Alten Tochter. Sie war barfuß und auch im übrigen nicht besonders warm gekleidet, schien sich aber trotzdem ganz behaglich zu fühlen. Ihr Anblick erinnerte mich an Heines „Fischermädchen" aus den „Nordseebildern". Zwar guckte aus dem groben Zeuge keine „zarte weiße", sondern eine braunverbrannte Schulter, und sie war gleich den bloßen Armen noch etwas mager und eckig; aber die schlanke, feine Gestalt mit dem zierlich geformten Köpfchen versprach doch eine Schönheit zu werden. Ihre großen, schimmernden Augen starrten mich unaufhörlich an, als ob sie sich von ihrem Erstaunen über meine Erscheinung gar nicht erholen könne; und wenn ich sie anredete, öffnete sie nur lächelnd und lebhaft erröthend den kleinen Mund und zeigte zwei Reihen perlenförmiger, blendend weißer Zähne. Auch ihr Vater beantwortete alle meine Fragen nur mit einem lächelnden Kopfschütteln und einigen abgebrochenen Worten, die mir ebenso räthselhaft blieben, wie ihm die meinigen; so daß ich die Hoffnung aufgeben mußte, mich mit ihnen zu verständigen.

Plötzlich zeigte sich noch eine dritte Person. Unter dem Verdeck kam ein kleiner Junge hervorgekrochen, der wohl inzwischen ein Schläfchen gehalten hatte, denn er reckte die Arme gen Himmel und gähnte dazu erschrecklich, was sich um so possirlicher ausnahm, als er

nur mit einem kurzen Hemde und mit einer grellbunten Weste bekleidet war. Dann ließ er die Augen umherschweifen, und als er mich erblickte, riß er sie noch weiter auf und drohte wie Lots Weib zu erstarren. Erst da ich ihm einige Mal freundlich zugenickt, kam er wieder zu sich, schlich nach einem kastenartigen Behälter, worin die gefangenen Fische zappelten, ergriff einen fetten Bars und verschlang ihn mit allen Zeichen des Wohlgeschmacks, indem er nur die Gräten ausspie. Ich war geneigt, das für eine Verirrung des Kleinen zu halten und sah ihm staunend zu, doch der Alte belehrte mich eines Bessern, indem er gleichfalls einen Fisch ergriff und ihn ebenso verspeiste. So war ich denn unter wirkliche Ichthyophagen gerathen, und sah mit eignen Augen, was ich zweifelnd früher gehört hatte.

Der Anblick dieses Mahls und das unruhige Haff machten mich fast seekrank und ich sehnte mich nach dem Lande. Bald merkte ich jedoch, daß der Alte an Heimkehr noch gar nicht dachte, sondern, ohne sich um mich zu bekümmern, hin und her kreuzte und seinem Gewerbe nachging. Vergebens deutete ich wiederholt auf die Nehrung, vergebens zeigte ich ihm ein Geldstück: er schüttelte nur wieder mit dem Kopf und fuhr fort zu fischen. Was blieb mir übrig, als mich ruhig in mein Schicksal zu ergeben! Erst nachdem ich mehrere Stunden ausgehalten und der Fischkasten ziemlich gefüllt war, lenkte das Boot dem Lande zu, wo es mit Hilfe einer hinzugekommenen älteren Frau aufs Ufer geschoben und der Fang in Sicherheit gebracht wurde.

Ich befand mich also jetzt in Perwelk, und wie mich ein Blick überzeugte, in dem armseligsten Orte, den es auf der ganzen Nehrung gibt. Nur Flugsand und Dünenberge, und von ihnen belagert sechs elende Holzhäuschen, von denen zwei bereits so windschief stehen, daß sie jeden Augenblick umzufallen drohen.

Natürlich ist von einem Wirthshaus hier nicht die Rede, und so folgte ich, ohne eine Einladung abzuwarten, dem Alten und seiner Familie in ihre Wohnung; was die Leute auch gar nicht zu verwundern schien. Man wies mich in ein ziemlich großes, sehr dürftig ausgestattetes Zimmer, die Hausfrau brachte eine Schüssel mit Fischen herein, die aber diesmal, wenn auch nur aus dem Salze, gekocht waren, und bald saßen wir alle miteinander um den langen, schmalen Tisch und genossen dankbar, was uns Gott beschert hatte; denn auch ich verspürte nach der langen Fahrt auf dem Haff einen guten Appetit, und selbst das harte Speilenbrot, das die Zukost bildete, mundete mir nicht schlechter als meinen Wirthsleuten.

Von neuem machte ich Versuche, mich mit ihnen zu verständigen, und endlich gelang es mir einigermaßen. Indem ich immer wieder mit der Hand nach Süden wies und dazu das Wort: „Nidden! Nidden!!“ wiederholte, begriff man wohl, daß ich nach diesem Dorfe wolle. Der Alte nickte und das Mädchen lächelte; dann schwatzten sie eifrig unter einander. Augenscheinlich beriethen sie, wie mir zu helfen sei; und endlich mochte der Alte einen großen Gedanken haben. Er redete zu dem kleinen Jungen, als ob er ihm einen Auftrag gäbe, und dieser stellte sich erwartungsvoll vor mich hin, und als ich ihn nicht gleich verstand, zupfte er mich schüchtern am Rocke, worauf es mir klar ward, daß ich mit ihm gehen sollte.

Ich folgte ihm also zur Thüre hinaus, und der Knabe, der noch immer in Hemde und Weste paradirte, wie das denn überhaupt sein gewöhnlicher Anzug war — führte mich nach einer Hütte, die unter diesen elenden Behausungen als die elendeste dastand. Nicht einmal ein Dach war vorhanden, sondern statt desselben nur die Seitenmauern mit Holzsparren und getrocknetem Schilfrohr bedeckt. Das ganze Gebäude enthielt nur ein ungedieltes Gemach, und hier war weiter nichts zu erblicken, als eine Feuerstelle mit wenigen alten Töpfen, eine alte Truhe, verschiedene Geräthe zum Fischen und in einer Ecke eine kastenartige Bettstelle. In dieser lag, mit dem Kopf auf einem Bund zusammengerollter Schiffsseile und nur mit einem Segel bedeckt, ein Mann, etwa dreißig und etliche Jahre alt. Ich hielt ihn für krank, aber bei unserm Eintritt erhob er sich ein wenig, und nachdem er des Knaben Anrede vernommen, kroch er vollends von seinem Lager, wo er ein wenig geruht hatte, und stand nun, vollständig angekleidet, vor mir. Hier war mehr als Armuth, und doch sah der Mann kräftig und gar nicht bekümmert aus.

„Sie wollen nach Nidden?“ fragte er mich; denn er verstand deutsch und sprach es auch ein wenig.

Ich erkundigte mich, wie ich wohl dorthin komme.

„Zu Fuß oder zu Boot!“ antwortete er lakonisch. „Pferde gibt es hier nicht, nicht einmal eine Kuh.“

Ich war darauf gefaßt. Da ich aber den Weg zu Lande vorzog, fragte ich ihn, ob er mir wohl bis Nidden als Führer dienen und meinen Koffer tragen wolle; und nach einigem Zögern erklärte er sich dazu bereit. Es war nöthig, daß wir die Reise sofort antraten, damit ich noch vor Abend Nidden erreichte, denn in Perwelk hatte ich auf ein Nachtquartier nicht zu rechnen. Mein Führer brauchte nicht weiter Toilette zu machen, sondern er kam, wie er stand und ging, und als ich von meinen Wirthsleuten Abschied nahm, erfuhr ich wieder einmal, wie die meiste Gutherzigkeit und größte Uneigennützigkeit stets bei der Armuth wohnt. Nach Perwelk waren Habsucht und Geldgier noch nicht gedrungen; nur mit Mühe konnte ich die Hausfrau bewegen, eine Kleinigkeit für das Mittagsessen anzunehmen, sie schwatzte ein Langes und Breites dagegen, und der junge Fischer verdolmetschte mir, daß sie die Münze, welche ich ihr gegeben, entschieden zu groß finde und sie gegen eine kleinere auszutauschen wünsche. Alle schüttelten mir herzlich die Hand und riefen mir, mich vor das Haus begleitend, noch mancherlei Grüße nach.

Wir nahmen den Weg zunächst längs dem Seestrande, und ich hatte wieder Gelegenheit, die Bildung und Formen der Dünen zu studiren. Sie verdanken alle ihre Entstehung der See, die unaufhörlich feinen Sand auswirft. Jede aufbäumende Welle führt ihn mit sich und lagert ihn da, wo sie zerstiebt, zu einem kleinen Walle ab. Schon die nächste Woge durchbricht das Wällchen und hinterläßt eine ähnliche Marke, und so fort. Der Wind treibt die Sandwälle landeinwärts, und im Vorschreiten wachsen sie lawinenartig zu Hügeln und Bergen an. Gleich hinter der Uferbank, die eine durchschnittliche Breite von 100 bis 200 Schritten hat und von der See sich allmählich bis etwa 5 Fuß erhebt, um sich nach dem Inneren der Nehrung um 1 bis 2 Fuß wieder zu senken; gleich hinter dem Strande folgt eine unregelmäßige Reihe kleiner Vordünen, nur 15 bis 20 Fuß hoch, und weit hinter ihnen die Hauptdüne, deren Höhe zwischen 70 und 200 Fuß schwankt. Das Terrain zwischen Vor- und Hauptdüne ist mit sogenannten Kupsen, größern und kleinern, mit dünnen Sandgräsern bewachsenen Hügeln bedeckt, in den tiefern Stellen auffallend feucht und gewährt auf verschiedenen Strecken eine verhältnißmäßig nicht schlechte Weide. Den Fuß der in starker Böschung aufsteigenden Hauptdüne begleitet ein schmaler Streifen völlig ebenen Sandes; er trägt nicht das mindeste Grashälmchen und erscheint nur hie und da dunkelschwarz oder lauchgrün gefleckt. Betritt der unerfahrene Wanderer diesen Sandstreifen, so vernimmt er ein leises Knirschen, als ob eine schwache Eisdecke breche; er thut einen Schritt weiter und sinkt nun wirklich ein, tiefer und tiefer, oft kann er den Fuß nicht mehr herausziehen, denn die trügerische Ebene ist der gefürchtete Triebsand, von dem ich bald mehr erzählen will.

Blickt man von dieser Seite zur Hauptdüne hinauf, so bemerkt man, daß sie aus lauter Schichten aufgebaut ist, und diese Schichten sind oft so regelmäßig wie die Jahresringe eines Baumes, ja Dr. Schumann, jener Gelehrte, der sich um die geognostische Erforschung der Nehrung ein großes Verdienst erworben hat, hält sie geradezu für Jahresschichten. Jede von ihnen besteht nach seinen Untersuchungen aus einer zu oberst liegenden dünnen, grünen, ziemlich festen Lamelle von Knollensand und einer dickeren, hellgrauen, lockern Lage von Quarz- und Feldspathkörnern. Da die Schichten, je tiefer sie liegen, desto weiter nach der See hin vortreten, bildet sich hier eine förmliche Treppe mit breiten niedrigen Stufen. Die obere grüne Lamelle jeder Schicht ist so fest und glatt, daß der Wind über sie fortstreicht, ohne sie aufheben zu können; er greift dagegen mit Erfolg die senkrechten Abfälle der Treppenstufen an.

Die Dünen wandern über die ganze Breite der Nehrung, und wie sie am Seestrande als kleine Wällchen geboren werden, so stehen sie riesengroß am Haffufer, wo nun ihre allmähliche Auflösung beginnt. Sie fließen ins Haff ab oder sie stürzen sich auch kopfüber hinein. Aber nicht nur die Dünen wandern von Westen nach Osten, auch die Nehrung selbst schreitet in dieser Richtung vor, und dieses Vorschreiten hat man seit den letzten drei Jahrhunderten auf circa 300 Ruthen berechnet. Was früher auf der Haffseite lag, liegt heute an der See oder ist bereits von ihr verschlungen.

Auch schon am Seestrande finden sich Triebsandstrecken, sie sind jedoch unbedeutend und ungefährlich. Man sinkt hier höchstens 1 bis 2 Fuß tief ein und hat dann wieder festen Boden. Solche Stellen bilden sich bei hoher See, wo die Wogen weit auf den Strand getrieben werden und das Wasser hinter einem Sandwall stehen bleibt,

um dann allmählich wieder zurückzusickern. Die eigentlichen bodenlosen, weil wahrscheinlich schwimmenden Triebsandfelder trifft man dagegen im Innern der Nehrung, wie schon gesagt, dicht am Fuße der Dünen; und es sind daher diejenigen Stellen, welche die wandernden Sandberge kürzlich verlassen und so bloßgelegt haben. Hieraus folgt, daß auch die Triebsandfelder wandern, hinter den Dünen herziehen, und daß Stellen, die vor Jahren bodenlos waren, heute fest und sicher sind.

Die alte Poststraße und auch der gewöhnliche Weg heutiger Reisender, kommt nur an denjenigen Stellen, wo er von der Haff- auf die Seeseite oder umgekehrt hinüberbiegt, in die Nähe der Triebsandfelder. Unglücksfälle ereignen sich immer wieder, nicht nur von Fremden, die sich allein in die Dünen wagen, sondern auch bei Eingebornen, wenn diese, um einen Richtweg zu machen, von der eigentlichen Straße abweichen. Manches Fuhrwerk ist untergegangen, manches, indem noch rechtzeitig Hilfe kam, nur mit Lebensgefahr ausgegraben worden; oft mußte man den Wagen preisgeben, um nur Pferde und Menschen zu retten, und oft war nicht einmal das mehr möglich. Zu Anfang dieses Jahrhunderts versank zwischen Schwarzort und Memel eine vierspännige Postchaise mit Pferden und Passagieren, und nie ist wieder eine Spur von ihr entdeckt worden. In den zwanziger Jahren versank die Tochter eines Beamten aus Memel vor den Augen ihrer Gespielinnen, und trotz aller Nachgrabungen, die man alsbald anstellte, ist ihr Leichnam nicht aufzufinden gewesen. Mancher Reisende blieb verschollen, bis er nach langen Jahren durch Zufall wieder zu Tage kam. So entdeckte ein alter Postillon in der Nähe von Sarkau bleichende Knochen, die der Wind freigeweht hatte. Er begann zu graben und legte das völlig unversehrte, aufrecht stehende Gerippe eines Pferdes bloß, und neben ihm, genau in der Verlängerung des Thieres, das langgestreckte Skelett eines auf dem Gesichte liegenden Menschen, dessen Arme tief in den Sand gewühlt waren und die gräßliche Todesart bekundeten, welche den Reiter einst betroffen hatte. Er war, als das Pferd tiefer und tiefer einsank, über den Kopf desselben hinweggerutscht und mit den Händen vorn auf die trügerische Triebsanddecke gefallen, die ihm keinen Stützpunkt mehr bot.

Indem wir jetzt von der See nach der Haffseite hinüberbogen, zeigte mir mein Führer verschiedene Triebsandstrecken, denen ich mich behutsam näherte. Schon nach dem dritten Schritte durchstieß mein Stock die nur einige Zoll starke Rinde, und er sank bis zum Griff ein, ohne daß ich einen Widerstand fühlen konnte. Als ich zurücktrat, sah ich, wie das um meinen Fuß heraufgequollene Wasser schnell verschwand, der Sand oben wieder zusammenfloß, und nach wenigen Augenblicken nicht mehr die geringste Nässe, nicht den geringsten Eindruck mehr verrieth. Nur wo das Terrain der Stupse auch an den tiefen Stellen schon etwas begraset ist, kann man sicher hinübergehen; und nach langer Trockenheit hält auch wohl die Decke der übrigen Stellen, die dann 6—7 Zoll stark zu sein pflegt; jedoch ist's immer klüger, es nicht darauf ankommen zu lassen, indem das Versinken oft mit Blitzesschnelle erfolgt, ehe der Unglückliche auch nur noch einen Schritt rück- oder seitwärts zu thun vermag.

Als wir das Haffufer erreichten, bot sich mir plötzlich ein Anblick, der wieder einmal die Einöde in ihrer wilden Tragik zeigte. Rechts von uns stieg eine Sturzdüne himmelan, steil wie eine Mauer, und wohl 200 Fuß hoch. Unter ihr liegt Karwaiten begraben, eins der acht Dörfer, die erst in diesem Jahrhundert von den Dünen verschüttet sind. Ein kleiner Rest davon, ein Hüttchen und eine Fichte sind jetzt schon lange unter dem Berge verschwunden. Nur die Kirche wurde gerettet, aber sie steht heute in Schwarzort. Die letzten Bewohner bauten sich eine Achtelmeile südlicher an, und so entstand das auf einer kahlen Vorebene liegende Fischerdörfchen Preil, das nur zwölf Häuschen umfaßt und sich ebenso armselig ausnimmt wie Perwelk. Alle Dörfer auf der Nehrung, sowohl die verschütteten als die noch mit dem Sande kämpfenden, sind am Haffufer erbaut worden, weil sie hier durch die Dünen gegen die ewigen Westwinde besser geschützt stehen, und wegen des Trinkwassers, das die Bewohner nur an dieser Seite finden.

Von der Sturzdüne zieht sich ein Hügel zum Haff hinab. Es ist der alte Kirchhof von Karwaiten, auf dem auch die Preiler noch heute ihre Todten begraben. Aber welch ein melancholisches Bild gewährt dieser kleine Friedhof! Keine Spur von Umzäumung, nicht einmal von Grabhügeln, die der Wind gleich wieder verweht. Man erblickt nur eine Anzahl kleiner Kreuze, die aus dem nackten Sande hervorragen, theilweise auch schon bis zur Höhe des Querholzes verschüttet sind, theilweise nach allen Richtungen überhängen und umzufallen drohen. Um das Bild der Zerstörung vollkommen zu machen, schaut an der dem Winde zumeist ausgesetzten Seite die dunkle Hälfte eines Sarges über dem Abgrund hervor, und nächstens mag es vollends niederstürzen. Der schreckliche Wind verschüttet die Lebenden und deckt die Todten wieder auf!

Bald hinter Preil, wo wir uns nicht weiter aufhielten, beginnt das gefährlichste und großartigste Triebsandterrain der Nehrung, das sich ¾ Meilen weit bis in die Nähe von Nidden hinzieht. Es liegt ausnahmsweise zum größten Theil auf der Haffseite des hohen Dünenkamms, aber auch diese Ausnahme bestätigt nur wieder die Regel. Parallel mit der Dünenkette auf der Nehrung läuft nämlich eine andere, die bereits ins Haff gewandert ist und deren Sandmassen die Landzunge hier bis zu einer halben Meile Breite erweitert haben, so daß die große Triebsandebene thatsächlich sich wieder seewärts der alten Dünen ausbreitet.

Hier pflegen Reiter und Wagen, mögen sie auch häufig ungefährdet hinüberkommen, dennoch nicht selten einzubrechen. Die Nehrunger behaupten zwar, daß kein eingeborenes Weidepferd den Triebsand beträte, und wirklich soll es, wie sehr der unerfahrene Reiter und Fuhrmann es auch antreibt, in den meisten Fällen nicht dazu zu bewegen sein: aber dem Instinkt der Thiere ist doch nicht immer zu trauen. Es ist, wie ich später hörte, vorgekommen, daß sich der Boden beim schnellen Hinüberfahren, ohne zu bersten, vor und zwischen den Rädern fußhoch aufbog, sich in einer förmlichen Wellenbewegung befand, und man so die gefährliche Stelle glücklich passirte. Brechen die Pferde aber erst ein, so sind sie gewöhnlich verloren, indem sie schnell tiefer und tiefer sinken und in dem Sande wie eingemauert stehen, sich gar nicht mehr bewegen können. Trägt dann die Sanddecke noch die Last eines Menschen, so versucht man, sie auszugraben, und wenn man bis unter den Bauch gekommen, sie an einen um den Leib geschlungenen Stricke herauszuziehen. Dies ist das einzige Rettungsmittel, aber, abgesehen davon, daß es die Retter selbst in Lebensgefahr bringt, nicht einmal immer von Erfolg, indem die Beine des Thieres oft so fest eingewurzelt sind, daß man beim gewaltsamen Anziehen sie ihm zerbricht.

Doch da sind die letzten Ausläufer des Waldes von Nidden, der auf zwei Terrassen bis nahe ans Haff geht. Der nach der Seeseite sich abdachende Hang der Dünenberge ist wieder völlig kahl und verschlingt alljährlich durch Anlage neuer und Wiederherstellung vernichteter Sandgräserpflanzungen eine ansehnliche Summe.

Nidden ist eins der größten Dörfer auf der Nehrung, es hat ein ähnliches Kirchlein wie Schwarzort, ein Pfarr- und Schulhaus und eine Anzahl strohgedeckter Holzhütten, auf deren Giebeln ohne Ausnahme das kurische Pferdchen prangt. Der nördliche Theil des Dorfs ist durch eine vorrückende Seitendüne von dem südlichen getrennt, in welchem ganz am Ende das Gasthaus liegt, ein freundliches durch seinen balkonartigen Vorbau, seine Holzverzierungen und seinen frischen lebhaften Anstrich schon von ferne einladendes Gebäude.

Hier dürfen wir rasten, denn Nidden liegt fast genau auf der Mitte der 15 Meilen langen Landzunge; mitten in der Sandwüste, die es südwärts wie nordwärts auf Meilenweite von der nächsten Ansiedlung der Menschen trennt.

Charakterzüge aus dem Leben des Iltis.

Von Adolf und Karl Müller.

„Vom Pferd auf den Esel“ entspricht ungefähr unserem Uebergang vom Marder auf den Iltis.*) Obgleich die Verwandtschaft eine innige zwischen diesen beiden Räubern ist, so unterscheiden sie sich doch dem Wesen nach in mehr als einer Beziehung. Wie Gestalt und Haltung des Marders schön und edel, so sind seine Räuberthaten, obgleich mit Spitzbüberei und Grausamkeit gepaart, doch Zeugnisse einer höher angelegten Natur. Kühnheit, Verwegenheit und sangui-

*) Vgl. S. 310.

nische Hingabe an den Augenblick des Raubanfalls, Gewandtheit, Eleganz und resolutes Wesen, andererseits Selbstbeherrschung und Enthaltsamkeit, bilden Grundzüge im Leben des Marders.

Was ist dagegen der Iltis für eine niedrige Natur! Während der edle Vetter Dächer und Bäume erklettert und flink und heiter dahinspringt, schleicht mit gekrümmtem Rücken und tief gehaltenem Kopf der träge „Stänker" durch die Winkel und über die Miststätten und füllt sich den Wanst mit allerlei Abfällen. Zwar versteht er die Maus und die Ratte am Loch zu erlauern und durch einen Sprung zu erhaschen, aber dieser Sprung ist lange nicht so elastisch und schwunghaft, wie derjenige seines Verwandten, sein Zufassen plumper und malitiöser, sein Kampf mit der widerstandsfähigen Beute trotz der guten Waffen mühsamer und einem wirren Gebalge ähnlich. Im Tauben- oder Hühnerschlag mordet er nicht in großen Zügen, sondern er packt sich ein Opfer und schleppt es an einen sichern Ort, um es da zu verzehren und von hier aus von neuem den Angriff hinterlistig zu unternehmen. Sein Blick ist nicht weitgehend, er überschaut kein großes Feld der Unternehmung, und wie ihm das fern und hoch Sitzende entgeht, so verbirgt sich ihm auch die entferntere Gefahr. Was seinen Sinnen in der Nähe als drohend und feindlich erscheint, hat der begabtere Vetter längst schon geahnt. Seine langsame Flucht sticht gar unvortheilhaft ab gegen die Sprünge und das schattenhafte Entschwinden des letzteren. Dem Sanguiniker steht hier der Phlegmatiker im schlimmsten Sinne gegenüber, der oft mehrere Tage und Nächte auf seinem Faulbett schläft und zeitweise an zusammengetragenen Beuteresten zehrt. Seine Langsamkeit bereitet ihm dem launigen, zu Neckereien aufgelegten Fuchs gegenüber mitunter wahrhaft komische Verlegenheit. Der Meister der Verstellungskunst thut, als merke er den elenden „Stänker" gar nicht, fährt aber plötzlich von hinten zu und schüttelt ihm derb Fell und Knochen und ist, ehe dieser zur Besinnung kommt, im Gebüsch verschwunden. Den Marder wird niemals ein Fuchs hänseln!

Der Unterschied zwischen der Marder- und Iltisnatur wird deutlich hervortreten, wenn wir die Schleichwege dieses beschränkten Philisters verfolgen. Auf einem mäßig hohen Boden oder unten im Stall auf gleicher Erde hat, eingehüllt in wärmende Stoffe, unser Ratz, — wie der Iltis auch heißt — sein Lager gewählt. Die nächste Umgebung trägt die Spuren seiner Unsauberkeiten. Der Geruch verräth ihn, vorzugsweise dann, wenn Frau Ratz mit einem halben Dutzend Jungen im Stalle haust. An einem Ausgang nach derjenigen Seite hin, wo es am ersten am Abend still und sicher ist, wurde vorsorglich schon gearbeitet. Denn der Sprung von der Mauer oder das Klettern am Eckpfosten herab ist dem Faulpelz zu unbequem. Darum kriecht er auch lieber durch die Löcher eines Bretterzauns oder einer Mauer, als daß er darüber hinweg kletterte, ja seine niedere Natur hält ihn so hartnäckig in der Tiefe zurück, daß er durch Verstopfung der Schlupflöcher ganz und gar schon von beliebten Orten vertrieben worden ist. Seine Verlegenheit wächst mit jeder Minute, wenn er einen bequemen Durchgang sucht und nicht finden kann; zögernd läuft er an Gebäuden hin und her und entschließt sich oft zu großen Umwegen, um nur nicht klettern und springen zu müssen, wozu ihm keineswegs das Vermögen, wohl aber die Lust fehlt. Kann er das nächste Ziel seiner Wanderung unter der Erde erreichen, sicherlich benutzt er diesen Weg, sei er auch übelriechend und naß. Im Canal bietet sich ihm ja neben der Sicherheit die Gelegenheit, irgend einen Cadaver aufzufinden oder im Vorbeihumpeln eine Ratte, eine Maus, eine Kröte zu tödten. Diese dunklen schmutzigen Wege lernen die jungen Rätzchen frühzeitig kennen. Sie sind neben den Orten über der Erde die Tummelplätze ihrer Spiele und ersten Mordübungen. Aber dieses jugendliche Treiben ist nicht das gewandte, leichte, ergötzliche Spiel der Marderfamilie, sondern eben das viel unbeholfenere und plumpere der die Faulenzernatur schon offenbarenden Rätzchen.



Der Iltis auf der Rattenjagd.
Originalzeichnung von Robert Kretschmer.

Auch die Wachsamkeit und Sorge der Frau Ratz läßt trotz ihrer unverkennbaren Mutterliebe vieles zu wünschen übrig. Am hellen Tage werden die unbewachten Kleinen leicht gewürgt oder erschlagen. An Bächen und Rainen, wo Gestein und Hecken einigen Schutz bieten, gräbt sich der Stänker unter Umständen selbst eine Höhle, das geschieht jedoch wiederum in der Absicht, es hübsch bequem zu haben und so recht in der „Wolle zu sitzen." Hier umgibt ihn nämlich das Lurchengesindel oder es lockt ihn das Ratten-, Mäuse- und Hamstervolk zur Rechten und Linken. Da bietet sich dann dem Beobachter ein amüsantes Schauspiel dar, wenn bei eintretender Dämmerung der Schläfer aus seinem Bau hervorschleicht und sich das nächste Jagdgebiet überschaut, um vor allem seine Person zu

sichern. Beschleicht ihn kein Mißtrauen, so schwelgt er bei schönem Wetter wahrhaft in Behaglichkeit. Er wirft sich auf den Rasen und wälzt sich bärenhaft, setzt sich auf die „Hosen" und wäscht sich mit den Vorderpfoten das Gesicht, aber langsamer, viel langsamer, als die geschäftige Maus, das flinke Eichhörnchen und der muntere Marder, scharrt hier und da still vergnügt an einem Maulwurfshaufen und macht sich allmählich marschbereit. Jetzt sieht er in der Nähe eine Maus ins Loch schlüpfen. Still drückt er sich ins Gras und wartet mit der Geduld einer Katze, bis die Maus wieder zum Vorschein kommt. Dann fährt er zu und — richtig! sein Sprung war gerade groß und schnell genug, um den Nager in seine Gewalt zu bekommen. Abseits im bergenden Wiesengräbchen verzehrt er gemächlich die Beute. In kurzem Galopp geht es weiter, den Gräben, dem Ufer des Bachs entlang, zuweilen dicht am Wasserspiegel her. Hier macht er Halt, reckt den Hals aus und blickt in das klare Wasser hinab. Jäh führt er einen Sprung ins Wasser aus, taucht unter und gleich darauf wieder empor, einen Fisch mit sich ans Ufer tragend. Ein dritter gelungener Raubanfall hebt den verachteten Stänker gleichwohl in unseren Augen. Leise hat sich dort der Boden gehoben, und die frische Erde tritt zu Tag. Der herbeigeschlichene Ratz lauert gespannt, bis der Rüssel des Maulwurfs auftaucht, dann packt er den schwarzen Gräber und führt ihn zur Schlachtbank.

Sind wir einmal daran, zu loben, was lobenswerth ist, so bezeugen wir ihm auch, daß es ihm keineswegs an Muth gebricht. Sein Kampf mit dem Hamster beweist dies; mehr noch seine an Verzweiflung grenzende Vertheidigung gegen nicht allzu sehr überlegene Hunde. Sein Gebiß ist scharf und hält fest. Auch wollen wir es nicht tadeln, daß er im Stande der Nothwehr die stinkende Flüssigkeit seiner Afterdrüse fahren läßt, vor der schon mancher Hund mit Ekel augenblicklich sich abwandte und im Selbstgefühle seiner höheren Race den gemeinen Proletarier in das nächste Schmutzloch entschlüpfen ließ.

Bei Schnee und bitterer Kälte zeigt uns der phlegmatische Bummler, daß er auch die hohen Dachgiebel und Baumwipfel erreichen kann. Das Eis deckt Gräben und Bäche, Teiche und Flüsse, und tief verborgen liegen die Unken und Frösche. Der Hunger tritt quälend an den gefräßigen Räuber heran. Der schärft ihm die Sinne und lenkt seine Aufmerksamkeit auch auf das, was in der Höhe vorgeht und droben sich verbirgt. Der Knochen auf der Miststätte wird benagt, die Wurstschale vom Eise der Gossenrinne gelöst, die Thierhaut auf dem Trockenboden des Gerbers angefressen.

Jetzt ist die Zeit, wo man nach seinem schönen Pelze mit den braunen Grannen oder Oberhaaren und der goldgelben Unterwolle fragt. Wer Fallen stellen kann, versucht den Fang. Der Jäger spürt ihn aus und läßt ihn aus den Höhlungen der alten Weiden, Eichen und Buchen heraushauen, denn der Faulpelz steckt so fest, daß er oft der Püffe und Stiche nicht achtet. Hühnerhunde, Dächsel und Pinscher werden abends auf seine Spur gelenkt, und es hilft dem Gehetzten im Freien selten das Verkriechen und Verbergen hinter Brücken und in Canäle, am wenigsten aber das Baumen und Schwimmen nach dem jenseitigen Ufer des Bachs. Fallen jeder Art, hölzerne und eiserne, warten seiner mit sicherem Erfolg. Der duftende Häring, der todte Sperling, der Fleischbrocken, das Ei und mancher andere Köder lockt ihn an und verführt ihn. Ahnungslos kriecht er in die auf seinem „Paß" stehende Hohlfalle und tritt das verhängnißvolle Stellbrett nieder: ohne Zögern zerrt er an der Lockspeise der Tellerfalle. Hier waltet nicht etwa das harmlose Vertrauen, welches aus der Gewißheit hervorginge, aller Wege unangefeindet zu sein, das an manchem anderen Thiere so wohlthuend uns berührt; behüte, der verschmitzte Raubmörder ist sich neben seiner Gewaltthaten auch seiner Unsicherheit wohl bewußt. — Wilde Wuth ist die bittere Folge seiner Täuschung. Er beißt und reißt, kratzt und schreit und verunreinigt die Hohlfalle, ja, er verschlingt weniger aus Freßbegier, als aus Ingrimm, hastig den Köder und mit ihm kleine Stückchen Holz, die er losgebissen hat. In der eisernen Falle beißt er sich die Füße ab und frißt sie — sein eigenes Fleisch. Wehe dem Finger des Menschen, der ihm zwischen die Zähne kommt! Mit welcher Wucht faßt er fauchend den dargebotenen Stock! Man fühlt die Erschütterung im Augenblick des Erfassens durch die Hand beben. Und nun gar seine Zählebigkeit! Es ist nicht zum Ansehen, wie der sich windende und tiefathmende Leib unter den Prügeln roher, unverständiger Menschen mit dem Tode ringt, wie das scheinbar getödtete Thier nach kurzen Pausen wieder aus der Betäubung erwacht, die blanken, spitzen Zähne zeigt und einen Gegenstand sucht, um ihn zu packen und wenigstens im Act der Rache und boshaften Wuth zu verenden. Wenn wir nicht wüßten, daß der Ratz die Drüse als Vertheidigungswaffe gebrauchte, so wären wir versucht, es als scheußlichen Hohn zu betrachten, daß er mit Gestank verendet und selbst seinem geschätzten Pelz dadurch noch einen schwer, niemals ganz zu beseitigenden Geruch hinterläßt.

Unsere Leser zupfen uns wohl in Gedanken am Aermel und bitten: Genug, genug! laß doch den schmutzigen Winkelkriecher! Wir folgen gerne, antworten aber: „Es muß auch solche Käuze geben," und sehen lächelnd manche Dame, die mit Entrüstung die Nase rümpft über den abscheulichen Ratz und seine Darsteller in Wort und Bild, im Hinauseilen nach dem Pelze greifen, der eben kein anderer ist, als — ein Ratzpelz. Karl Müller.

Die Flucht des Königs.

Von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung.)

„Meine Herren," begann der König, „wir sind nun allein. Ich habe vor Ihrer Majestät gar nicht der Gefahren gedacht, die uns bedrohen. Ich bedarf vor allen Dingen einiger Männer, die im Falle der Noth bereit sind, ihr Leben für uns zu wagen. Sie müssen als Couriere vorauf reiten oder als Lakaien bei unseren Wagen bleiben. Herr von Coigny, was rathen Sie mir?"

„Ich würde mir den Monsieur Pacolo von der Gensdarmerie erwählen," sagte Coigny, „er ist ein guter Kopf, kennt die Lage genau und ich würde ihm einen pensionirten Postmeister beigeben, der sich bald ausfindig machen ließe."

„Ich bin nicht der Ansicht, Coigny," entgegnete der König, „die Gardes du Corps brennen vor Verlangen, mir Dienste zu erweisen. Ich will aus ihrem Regimente meine Leute wählen. Wissen Sie, daß Dagout mir drei Garden zugewiesen hat, um an meine Brüder die Briefe zu bringen? es sind die Herren de Moustier, de Malden und de Valory. Ich werde sie mit mir nehmen, wenn ich Paris verlasse."

„Euer Majestät haben zu befehlen," sagte Coigny, „nur sähe ich lieber Männer mit dem Schutze der königlichen Familie betraut, die nicht nur Muth und Tapferkeit, sondern auch List, Ueberlegung und kaltes Blut besitzen. Es soll mich freuen, wenn die Gardes du Corps dies alles in sich vereinen."

„Ich glaube es bestimmt annehmen zu können. Uebrigens dürfen sie nichts weiter zu ihrer Vertheidigung mit sich nehmen, als ein Jagdmesser, keine Pistolen, sie können also schon nicht gar zu unüberlegte Handlungen ausführen. Es bleibt dabei: Am zwanzigsten Juni abends verlassen wir Paris. Melden Sie das Ihrem Vater, lieber Bouillé, und bringen Sie ihm meinen und der Königin Dank. Wenn alles gelungen ist, dann wollen wir uns in Ruhe und Sicherheit mit einander freuen. Was Sie noch zu melden haben, besprechen Sie mit Fersen, wir dürfen keinen Verdacht erwecken. Fersen, senden Sie mir morgen Abend die drei Gardes du Corps über die Treppe des Schweizerhofes in mein Cabinet; ich werde ihnen Ordres geben. Gute Nacht, meine Herren Verschwörer."

Der König verließ das Cabinet und die drei Herren gingen durch den Theatersaal und den Bücherschrank in den Schweizerhof.

„Glauben Sie mir," sagte Coigny, „diese Wahl der drei Gardes du Corps ist der erste Fehlgriff, den der König macht. Ich fürchte, er bleibt nicht der letzte."

„Lieber Chevalier," sagte Fersen lachend, „wir spielen alle um unsre Köpfe — wenn wir den Kopf des Königs retten wollen."

„Sie hielten es für möglich, daß die Franzosen — —"

„Nicht für möglich — nein, für gewiß. Gedenken Sie dieser Nacht! Gelingt es uns nicht, den König zu befreien, ihn nach Montmedy zu flüchten, dann werden Sie erleben, daß sich das blutige

Drama von Whitehall, welches mit der Hinrichtung Karls I. endete, in Paris wiederholt."

Am folgenden Tage machten die Nationalgardisten an den Maire, Herrn Bailly, den Rapport: „Der König und die Königin haben nichts Verdächtiges empfangen oder unternommen. Die Königin hat nur einen Besuch erhalten. Es war die alte russische Aristokratin, Baronin von Korff mit ihrer Tochter. Der König hat einen ehemaligen Garde du Corpsofficier, den Herrn von Dagout, empfangen, der ihm, nach zuverlässigen Mittheilungen, drei neue Kutschpferde verkaufen will. Lavarel, wachthabender Capitän." *)

Die Ereignisse verdanken ihren Lauf oft den wunderbarsten, kaum glaublich scheinenden Maßregeln und Handlungen. An solchen Unbegreiflichkeiten ist das Drama der Flucht nach Varennes besonders reich. Wie war es möglich, fragt man sich, daß ein so gefahrvolles Unternehmen nicht mit der peinlichsten Sorgfalt, mit ängstlicher Discretion gehütet wurde? Das war doch die erste Bedingung und gerade sie wurde nicht beachtet. Herr von Coigny hatte richtig prophezeit. Die vom Könige erwählten drei Gardes du Corps, die Herren de Moustier, Malden und Valory, waren drei Männer voll des aufopferndsten Muthes, voller Begeisterung und Pflichttreue dem verehrten Könige und seiner Familie gegenüber. Sie hätten zehnmal ihr Leben gewagt — aber sie besaßen eine für das Gelingen des Fluchtplanes höchst nachtheilige Eigenschaft: sie waren Schwärmer und Enthusiasten ohne Ruhe, ohne Ueberlegung. In ihren Köpfen spukten Gedanken von Ritterlichkeit, von glänzender Zukunft für die Retter der schönen Königin, und in diesem Taumel vergaßen sie, daß die Einwohner von Paris größtentheils die geschwornen Feinde der Königin waren. Die Gardes du Corps wollten durchaus ihre Personen schon vor der Zeit glänzen lassen, sie konnten es nicht abwarten, erst nach dem Gelingen der Flucht als Retter angestaunt zu werden. Begeistert und erfreut durch die Ehre, die ihnen durch die Berufung des Königs zu Theil geworden, ließen sie in ihren Kreisen mystische Andeutungen fallen — ja sie gingen noch weiter.

In der Rue Saint-Sauveur war ein hübsches kleines Stübchen im dritten Stocke eines alten Hauses gelegen. Hier arbeitete recht fleißig ein allerliebstes Mädchen, Demoiselle Preville, als Nätherin. Demoiselle Preville hatte, wie die meisten jungen Nätherinnen, ein sehr gefühlvolles Herz, und dieses Herz war seit längerer Zeit dem schönen Garde du Corps, Herrn de Moustier, zugewendet. Moustier unterhielt das zärtliche Verhältniß ganz öffentlich. Er hatte, sobald ihm vom Könige der Befehl, sich bereit zu halten, ertheilt war, für seine schnelle Ausrüstung Sorge getragen. Um die gefährliche Begleitung wohl gewaffnet antreten zu können, wollte er, gegen den Willen des Königs, Pistolen bei sich tragen. Dazu war ein Gürtel nöthig, in welchem diese Pistolen steckten. Moustier hätte nun sicherlich diesen Gürtel bei jedem Sattler kaufen können. Er that es aber nicht.

„Meine liebe Juliette," sagte er eines Abends zu Demoiselle Preville, „Du bist ein sehr geschicktes Mädchen. Ich habe eine Arbeit für Dich. Ich brauche einen Ledergürtel mit zwei Halftern, in welche Pistolen gesteckt werden sollen; ich habe Gründe, diesen Gürtel von sicheren Händen arbeiten zu lassen, könntest Du ihn anfertigen?"

„Gewiß," antwortete Juliette. „Aber was haben Sie eigentlich vor? Pistolen? Sie wollen doch nicht ein Duell bestehen?"

„Nein. Ich werde in nächster Zeit eine Reise machen müssen."

„Weit von hier? auf lange Zeit?" fragte ängstlich die Kleine.

„Vielleicht."

„Sie trennen sich also von mir?"

„Wer kann das wissen?"

„Oh — das wäre abscheulich. Sie betheuerten mir fortwährend Ihre ewige, unverbrüchliche Treue."

Moustier beruhigte das Mädchen, aber die leidenschaftliche Verehrerin des Garde du Corps wollte keine Gründe gelten lassen. Sie weinte und klagte fortwährend. Moustier ward ungeduldig.

„Zum Henker," sagte er plötzlich, „es gilt einen großen Streich auszuführen. Du bist meine Freundin, meine Geliebte, mein Glück ist das Deine! Ich werde den König und seine Familie aus Paris führen. Dazu brauche ich Pistolen für alle Fälle, diese muß ich in den Gürtel stecken, nun weißt Du alles — halte den Mund."

*) Nach dem Original copirt, welches im Besitz der Familie Lavarel sich befindet. Die Gardes du Corps waren schon außer Dienst gestellt.

Demoiselle Preville starrte ihn an.

„Das ist ein schweres Unternehmen," sagte sie.

„Allerdings. Aber wenn es gelingt, woran ich nicht zweifle, dann werden wir gemachte Leute sein. Wir werden uns heirathen, eine glänzende Belohnung wartet unser, und in einem reizenden Landhause werden wir alle Angst und Sorge vergessen."

Demoiselle Preville schwelgte schon in dem Gedanken, sich als Besitzerin eines schönen Gatten und eines ebenso schönen Landhauses zu sehen. Sie hielt den Mund allerdings — so weit der Verrath des Geheimnisses die Person des Königs betraf, aber sie ging zu einer Freundin, um sich das Modell für einen Pistolengürtel geben zu lassen, den sie für Herrn de Moustier arbeiten wolle, der nun bald eine Reise in die Franche-Comté antreten werde.*) Da Mademoiselle Preville auch eine Aufwärterin bei sich hatte, erfuhr diese natürlich auch, daß ihre Herrin einen Gürtel arbeiten wolle. Daneben hatte sie aber auch gehört, daß die Preville ein Landhaus kaufen würde, wenn Moustier zurückgekehrt sei.**) Diese Neuigkeiten theilte die Aufwärterin der Portière im Hotel Poyon mit und diese Vertraute erzählte es an Madame Theogat. Madame Theogat war die Schwester der Preville. Sie nahm die kleine Nätherin recht ernstlich ins Gebet, und da Moustier immer rückhaltsloser gegen seine Geliebte geworden war, erfuhr Madame Theogat sogar: daß der König über Pont de Sommevesle nach Montmedy reisen werde. Madame Theogat gehörte nicht zur Klasse der republikanischen Frauen, sie freute sich über den baldigen Umschwung der Verhältnisse und drohte einigen enragirten Freundinnen mit der Flucht des Königs, nach welcher Frankreich ohne Herrscher „dasitzen werde".***) So war das Geheimniß schon in den besten Händen, um sobald als möglich veröffentlicht zu werden und es ist zu bewundern, daß nicht früher Vorkehrungen getroffen wurden, die Flucht der königlichen Familie zu hindern. Die von vielen Seiten ausgesprochene Vermuthung: „Die Feinde Ludwigs, besonders der Herzog von Orleans, hätten die Flucht begünstigt, um den König als Verschwörer und Mitglied der Coalition der Emigrirten hinstellen zu können," gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit.

Der tolle Moustier vollbrachte noch andere Indiscretionen, an denen allerdings der König selbst zum Theil die Schuld trug. Statt die drei Gardisten in die einfachste Tracht zu kleiden, hatte er befohlen, daß sie sich Livreen anfertigen lassen sollten. Zwei der begeisterten Ritter begingen die unglaubliche Thorheit, ihre Reiseanzüge bei einem und demselben Schneidermeister anfertigen zu lassen, und zwar nach der Vorschrift des Königs: der ausdrücklich die Livree des Prinzen Condé (Chamoisfarbe mit blauem Aufschlag und feinem Silberbesatz) für seine Begleiter befohlen hatte!!! Die Gardisten wollten recht klug handeln und gingen verkleidet zu dem Schneidermeister, was die Sache noch verdächtiger machte, denn der Meister erkannte die Vermummten sogleich.†) Malden hatte wenigstens bei einem andern Schneider die Livree arbeiten lassen.

Aber nicht nur die drei Gardisten begingen diese Indiscretionen. Von anderen Seiten machte man sich noch gröberer Vergehen schuldig. Eine noch nicht aufgeklärte geheimnißvolle Denunciation setzte die Mairie von Paris von der bevorstehenden Flucht in Kenntniß. Bei einer der vielen Versammlungen im Palais-Royal, näherte sich eine Dame dem Bürger Mercier und bat ihn, ihr nach dem Portal einer Capelle der Rue Neuve des Petits Champs zu folgen. Hier entdeckte sie Mercier: daß sie von Personen im Dienste der Prinzessinnen gehört habe, wie die Kutschen des Königs in Stand gesetzt würden, um den Dauphin und Madame Royale heimlich aus Paris zu entführen. Wenn dies gelungen sei, wolle der König nachfolgen. Mercier führte sie zu dem Wachtlocal des Nationalschatzgebäudes. Hier wiederholte sie ihre Aussagen, bat aber, sie nicht in die Tuilerien zu bringen, da sie dort zu bekannt sei.††)

An demselben Tage meldete sich ein Limonadier aus der Rue Neuve Saint-Marc bei dem Polizeicommissär seiner Section, um zu berichten, daß sein Bursche, der mit einer Wäscherin der Frau von Provence (Schwägerin des Königs) verheirathet sei, ihm mitgetheilt habe: Monsieur und Madame, Schwager und Schwägerin des

*) Zeugenaussage der Marie Montpellier.

**) Zeugenaussage der Madeleine Froment.

***) Zeugenaussage der Emilie Cigné.

†) Zeugenaussage des Schneiders Joseph Longprix und seines Burschen Nicolas Chevreau. Longprix wohnte in der Straße St. Honoré.

††) Protocoll des Polizeilieutenants vom 20. Juni 1791.

Königs wollten Paris heimlich verlassen, und später werde der König nachfolgen. Er (der Bursche) sei bestimmt, Monsieur zu begleiten. Diese Aussage wurde zu Protocoll genommen*), dennoch geschah nichts! Dadurch wird es zur Gewißheit, daß man den König absichtlich fliehen ließ, wahrscheinlich um — in erster Linie — gegen die Emigrirten schärfer einschreiten zu können, dann aber, um ein besonders gewichtiges Moment der Anklage gegen den König in Händen zu haben, dessen Untergang eine Partei schon beschlossen hatte; endlich — und es ist dies ebenfalls schon erwiesen — hoffte eine andere Partei, die der Gemäßigten, daß dem Könige die Flucht gelingen werde.

Die Anhänger dieser Partei wünschten Ludwig zu retten. Sie waren noch mächtig genug, die Hemmnisse der Flucht zu beseitigen, welche von Paris aus derselben bereitet werden konnten. Zu diesen stillen Begünstigern gehörte unzweifelhaft Lafayette, denn heute weiß man, daß Lafayette von den Vorkehrungen, die im Tuilerienpalaste getroffen wurden, genau unterrichtet war, und daß er sogar — Proben der Zeuge, aus denen die Reisekleider des Königs, der Königin, der Kinder und der Gardes du Corps gefertigt waren, in seinem Schranke aufbewahrte.

Bezüglich dieser Kleider war man in den Tuilerien mit gleicher Unvorsichtigkeit, wie bei den übrigen Dingen verfahren. Für die Dauphine wurde eine Robe bestellt, deren Einfachheit und Billigkeit die mit Anfertigung derselben betraute Nätherin in Erstaunen setzte. Die Robe mußte in 24 Stunden hergestellt werden.**) Man hatte allerdings nicht gesagt, daß sie für Madame bestimmt sei, aber sie sollte genau nach dem Körper derselben gemacht werden, weshalb das Maß der Prinzessin beigegeben war. Die Königin wollte diese (kaum 14 Francs werthe) Robe einer jungen Dame zum Präsent machen, die aus dem Kloster in die Gesellschaft trat!!***)

Aehnlich verfuhr man mit dem Dauphin, dem jedoch das blaue Band des Hausordens abgenommen wurde, welches er gewöhnlich trug. Die Königin gab Befehl, mit den Nätherinnen bei Anfertigung der Kleider zu wechseln.†)

Uebrigens war man im Kreise der königlichen Familie nicht ohne Verdacht gegen gewisse Personen, und der König entfernte eine Kammerjungfer der Madame Elisabeth, weil das Mädchen ihm verdächtig und widerwärtig durch ihre Neugierde war. Es ist dies auch der Grund, weshalb die Abreise erst am 21. Juni, d. h. nach Mitternacht des 20. Juni stattfand, während sie ursprünglich am 20. abends vor sich gehen sollte. Wie mißtrauisch das Volk und die Nationalgarden waren, geht daraus hervor, daß letztere noch am 16. Juni einige Packete anhielten, welche für Madame Elisabeth abgegeben wurden, und daß vor der Thüre dieser Angehörigen der königlichen Familie ein Doppelposten gestellt war, daß auch des Nachts der Gardist Mercier eine Matratze vor die Thür legte, auf welcher er schlief.††)

Unbekümmert um diese drohenden Anzeichen verfolgten Fersen, Bouillé und Choiseul ihren Weg zum Ziele. Fersen hatte die bestellte Kutsche in das Hotel des Lord Crawford bringen lassen, er hatte die doppelten Pässe für Frau von Korff erlangt, auf deren einen die Königin reisen sollte. Da ihm aber dies nicht genügend schien, ersann er eine neue List, um noch einen Paß zu erhalten, weil der erste vom Könige unterzeichnet war, Fersen aber auch einen solchen, mit der Unterschrift des Herrn von Montmorin (auswärtiger Minister), haben wollte. Eines Morgens erhielt daher der russische Gesandte, Herr von Simolin, ein Billet des Grafen Fersen:

„Ich sende Ihnen hier ein Schreiben der Frau von Korff, aus welchem Sie ersehen werden, daß durch unverzeihliche Nachlässigkeit der vom Könige ausgefertigte Paß der Frau Baronin verbrannt ist. Es ist allerdings nur der für Frau von Stegelmann bestimmte, aber ich würde Sie bitten, mir einen neuen Paß für die Damen auszuwirken und bin in Hoffnung der Erfüllung dieser Bitte Ihr ꝛc."

Simolin erfüllte den Wunsch und Fersen hatte daher die genügende Zahl von Pässen erlangt. Der Graf sorgte zunächst dafür, daß die Wagen und Pferde in gutem Zustande gehalten wurden. Er hatte Vorkehrungen getroffen, auf der ersten Station in Clayes frische Pferde stellen zu können. Reitpferde, Sättel und sonstige Utensilien waren reichlich vorhanden. Die Abreise der Baronin von Korff rückte heran. Der von ihr bestellte Wagen befand sich, wie gesagt, in dem Hotel des Lord Crawford in der Rue Clichy.

Ueber diesen Wagen einige Notizen. Da man auf Pässe der Frau von Korff reisen wollte, war es nothwendig, daß auch die Equipagen und deren Zubehör mit denen der Baronin übereinstimmten. Fersen hatte deshalb den Wagen, welcher die königliche Familie entführen sollte und der auf Rechnung der Baronin von Korff gebaut wurde, genau nach dem Muster eines ältern Reisewagens (Berline) der Baronin fertigen lassen, in welchem diese von Paris nach Frankfurt reisen wollte. Die Angaben hierzu hatte Frau von Korff bei dem Wagenbauer Jean Louis gemacht und zwar durch Zeichnungen unterstützt, welche die Form und Größe des älteren Wagens zeigten. In diesem Wagen sollten sechs Personen Platz finden können. Der Wagenbauer forderte für den mit allen Bequemlichkeiten versehenen Wagen den Preis von 5944 Livres, und verpflichtete sich, die Kutsche Ende März zu liefern. Frau von Korff zahlte eine Abschlagsumme von 2600 Livres und ließ den Wagen probiren. Mit 500 Pfund Gewichten beladen, und von 4 Pferden gezogen machte er eine Probefahrt bis nach Châtillon.*)

Die Abreise der Frau von Korff verzögerte sich jedoch bedeutend und Herr von Fersen, der mit der Baronin gut befreundet war, ließ, wie wir wissen, den neuen Wagen in das Hotel des Lord Crawford bringen. Da die Baronin ihre Abreise auf den 17. Juni festgesetzt hatte, die Flucht der königlichen Familie am 20. stattfinden sollte, hoffte man, die Aufmerksamkeit des Wagenbauers nicht weiter zu erregen und, in einem Wagen reisend, der dem der Baronin fast gleich war, mit ihren Pässen versehen, glücklich durch die einzelnen Ortschaften kommen zu können.

Der König hatte die Vertheilung der flüchtenden Personen geändert. In dem ersten Wagen sollten nunmehr nur die beiden Kammerfrauen, Mad. de Neuville und Madame Brunier reisen. In dem zweiten, neuerbauten: Frau von Tourzel als Baronin Korff, die Königin als deren Kammerfrau, der König als Kammerdiener, der Dauphin und Madame als die Kinder der Baronin, Madame Elisabeth als Gouvernante derselben. Valory sollte als Courier voraufreiten, um die Relais zu ordnen und die Ankunft der Wagen bei den verschiedenen Truppen melden.**) Malden und Moustier blieben als Lakaien auf dem Bocke und Hintersitz der Kutsche.

*) Protocoll des Dacoste. **) Zeugenaussage der Pierette Dumos. ***) Desgl.

†) Zeugenaussage der Anne Huette, Arbeiterin bei Mlle. Cuissac, Nätherin der Königin.

††) Zeugenaussage des Gardisten Mercier. Ein Stück Probe des für Madame bestimmten Kleides ist heute noch vorhanden.

*) Zeugenaussage des Wagenbauers Jean Louis.

**) Diese ursprünglich getroffene Bestimmung scheint geändert worden zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

Ein alter Freund des Daheim in Oldenburg wünscht, daß wir ihm die Monatshefte aufgeschnitten liefern, da ihm das Aufschneiden stets sehr lästig sei. Wir entschuldigen gern diese „prosaische Bemerkung", können aber seinem Wunsche nicht willfahren, da Aufschneiden erst recht unsere Sache nicht ist. — Von Erlangen aus werden wir ersucht, mitzutheilen, daß der in unserem Aufsatz über die Münchener Fliegenden Blätter (Nr. 24. 25.) erwähnte Vorschlag: einen Tunnel senkrecht durch die Erde zu den Antipoden zu bauen, nicht von einem Erlanger Professor herrührt, sondern von dem geisteskranken Sohn eines längstverstorbenen Gymnasiallehrers daselbst. — D. v. S. in N. — „Die Kinder Ihrer Phantasie" nicht verwendbar für uns. — J. v. T. in B. — Soll gelegentlich benutzt werden. — H. v. P. in K. Ist kaum des Aufhebens werth. — L. C. in R. Besten Dank für Ihre Probe indischen Hanfes, die sich aber für unser Blatt nicht verwerthen läßt. — Frl. L. v. B. in B. Post festum angekommen. — M. K. in B. Die mühsam aufgespeicherte Aphorismensammlung: „Was ist der Mensch?" Ihrem Wunsche gemäß vernichtet. — G. L. in J. — A. B. in C. — B. D. in G. bei St. — Dankend abgelehnt. — D. M. in B. Ihr Fragezettel ist zu dem Uebrigen gelegt. — Herrn X. zu Y. Ihrem ausdrücklichen Wunsche gemäß alles verbrannt. — W. S. in C. Die vorgeschlagenen Themata eignen sich nicht für uns; ebensowenig das von P. B. in G. — Hrn. R. W. Die Mittheilungen „Aus allen Meeren" sind nicht von Capitän Werner. — Ueber Bach und Händel wird das Daheim in nächster Zeit einen Aufsatz bringen. — Hrn. F. G. J. in W. — Herr Lehrer Möhring in Naumburg a.S. beschäftigt sich mit der Heilung des Stotterns in erfolgreicher Weise; eine Anstalt für den Zweck ist uns nicht bekannt.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 16. Mai 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 33.**

Das Hexenmädl.

Eine Dorfgeschichte aus Oesterreich von August Silberstein.

(Fortsetzung.)

IV. Das Röslein am Zaune.

Tage waren über dieses Zusammentreffen und Vereinsamen, über dieses langsame Miteinanderwandeln und eilige Flüchten vor der Menschennähe dahingegangen. Tage und auch Nächte. Ach, hätte der regsame, arbeitsame Tag nicht auch die stillen Nächte, in denen der geängstigten Seele, dem schlaflosen Auge sich die Bilder aus der Dämmerung herausheben, wo feurige Streifen, Kugeln und Gestalten schweben, zittern und wanken, wenn man auch in Müdigkeit den Schlummer und das Vergessen anruft!

Wer ist noch nicht erwacht in solch bewegten Nächten, selbst nach einem tiefen Versunkensein in Schlaf und Ruhe, und ihm war's da plötzlich, als hätte man gerufen, als würde er selbst gesprochen und eben erst Worte beendet haben; wer hörte nicht da sein eigen Herz schlagen, fühlte seine Pulse beben und seine Augen brennen, als ständen Thränen drin, oder trocknete der heiße Brand der Augenlider die Thränen auf!

So spürte es das arme Mädl. Nicht die schneidende Sichel im Grase, nicht das Harken im Boden, Jäten und Pflanzen, keine Arbeit gab ihr rechte Ruhe; — sie dachte nur immer an das Geschehene und Kommende, an die Mittel und Möglichkeit, sich aus Leid und Trübsal zu helfen.

Beten und Hoffen waren erschöpft, sie wollten nicht helfen.

Gab es Menschen auf Erden, welche doch derlei vermochten? Menschen und Mittel, welche über Herzen Gewalt besäßen und das Kommende noch zu ändern, aufzuhalten oder zu beseitigen vermochten?

In eine suchende Seele tritt alles Vergessene; auf solchem Grunde wächst alles Halbe oft zum Ganzen, zum Großen und Gewaltigen auf; im Dorfe, das inmitten der geheimnißvollen Natur schafft und lebt, stellt sich das Geheimniß und der Glaube daran desto stärker vor das geistige Gesicht.

Und nach jenen vergangenen Tagen und Nächten hatte sich ein Mädchen vom Hause leise entfernt, daß es die Mutter nicht merke, und hatte sich so eilends fortgemacht über die lange und breite Gasse hinaus, an das Ende des Dorfes, an die verworrene Zeile, wo die Häuser der ärmsten Häusler schon halb verloren im Grün standen.

Auch diese ging sie nicht von der Vorderseite an, sondern von rückwärts, wo nur ein schmaler Fußpfad im Grase bezeichnete, daß auch von hier der Weg in die Zäune und Hauseinfriedigungen hineinführte. — In eine huschte sie.

Da, an einem solchen dichten, mit hellem Grün und kleinen Blütchen bekleideten Zaune, welcher einen Hausgarten einhegte, stand nun an der inneren Seite, nachdem sie dahingehuscht war, die Tochter der Lindgarterin, der Häuslerin, die Wabi!

In durchsichtigen Reihen ordneten sich die Obstbäume mit ihren dunklen runden Baumkronen durch den Garten dahin, bis an die Stelle, wo die weiße Hausmauer des kleinen ärmlichen Häuschens im Hintergrunde durchschimmerte.

Es war Abend, die Sonne stand schon rothgelb, hart an der Schneide des letzten Berges, und die Lichter, wie auch die Schatten waren recht scharf abgezeichnet.

Unten am Fuße des Zaunes, nur durch ein schmales Gehsteiglein getrennt, floß ein Brunnenwasser rauschend und schäumend über Kies. Hie und da standen Weiden und Hollunderbüsche, welche über den Wassergraben hinhingen. An der Stelle, wo das Mädchen stand, dem ganzen Hauszaune entlang, war der Bach frei, und ein hölzernes Stiegl, ein Tritt und Stellbrett, führte hinab zum rinnenden Wässerchen.

Das Mädchen stand, hatte die blaue Schürze nach vorne über die grüne, oben platt geschnittene Zaunfläche gebreitet, und legte die Arme gekreuzt vor sich hin, um den schlanken Oberkörper leise darauf zu stützen.

Die großen braunen Augen sahen träumerisch auswärts in das rinnende Wässerlein hinein, gleichsam als bedeute ihnen sein Dahinziehen und unaufhaltsames Wandern etwas, als würde sein Murmeln und Rauschen, sein Schaumkräuseln und Wellenwerfen bei einem größeren Steine alles sagen.

Heiteres war es nicht. Die großen Augen sahen auf die glitzernden, zitternden Flächen, als sollte in den Augen ein zweites Brunnenwässerlein herniederkommen. Und hätte der nahestehende Rosenstrauch mit schwellenden, rundballigen Frührosen nicht einzelne Schatten über das Gesicht geworfen, man hätte deutlicher aus den Augen lesen können.

Die Rosen dufteten und neigten sich im Abendlüftchen wohl zu stark, um sich nicht auch in das Träumen und Sinnen und starrende Vorsichhinsehen des Mädchens zu drängen. Sie hob plötzlich den Hals höher und wendete den Kopf nach dem ihr entgegennickenden Strauche.

Sie griff nach einer der schönsten, vollsten Rosen.

Als sie die Hand hinstreckte, flog ein verspätetes Bienchen heraus, gleichsam heftig nach ihr, und sie breitete rasch die Finger vor ihr Gesicht, in Angst und wie im kindlichen Spiele durch die rosig beschienenen Finger lauschend, um die von ihrem Bienenstocke verirrte, abends noch nicht heimgefundene Arbeiterin mit dem Stachel von sich abzuhalten.

Aber W a b e r l war heftig erschrocken, als sollte diese stachelige Feindin in der erlangten schönen Rose ihr ein Leides vorbedeuten! Sie ließ den duftig schwellenden Raub jedoch nicht los, sie pflückte, wie trotzend, die Blume, das Bienchen verflog sich, und das Mädl sog zuerst den Duft in sich, vielleicht küßte sie auch heimlich sanft die Blume — und warum?

Sie spitzte die Finger der einen freien Hand zur Rose, ihre frischen Lippen bewegten sich leise, und abgepflückt flog das erste Rosenblatt in das rinnende Wässerlein hinab.

So ging es fort. Die Rose wurde kleiner, der Athem und die Lippen wurden aber immer heftiger und lebhafter, jemehr es dem Ziele der Entblätterung näher ging und die Rose eckiger und geringer wurde.

Als die Rosenblätter dahinflogen in den Bach, welcher sie weiter trug und schaukelte, spielte der letzte Abendschimmer über die Enge, welche dort gebildet war, und Mädchen, Grün, Bach und Blüten sahen sich wunderlieblich an.

Die Dirne flüsterte: „Er liebt mich — er liebt mich nicht — er bleibt mir treu — wird er mir untreu — heirathet er mich?" Ach, solche Liebesfragen, die wohl kein Mädchen seinen Blumen, vielleicht seinen Nadeln und Zwirnsfäden, dem ersten besten Blattzweiglein erspart!

Als das Mädchen das Herzensspiel so mit sich tiefernst fortspielte, die Rosenblätter so dahinwarf, sah ein Entelein, das still und unbemerkt im hohen Grase sich die weißen Federn mit breitem Schnabel geputzt hatte, irgend etwas regelmäßig herniederfallen. Gewohnt, auf solche Weise Nahrung zu erhaschen, wackelte die Ente herbei, erst in der Nähe freudige Töne ausstoßend, und haschte nach den Blättern, wusch und schleuderte sie mit dem gelben Schnabel im Wasser, doch seine Hoffnung bei solchem Futter betrogen sehend!

Das Mädchen mußte in seinem tiefen Ernste über den kleinen Störenfried im Wasser lachen, und das ganze bisherige Feierliche war dahin. Irre und ungewiß, ob es mit dem Zerblättern und Räthselbefragen zu Ende kommen sollte, hörte das Mädchen plötzlich durch das Gebüsch streichen; dumpfe Tritte, wie sie auf Grasboden eigenthümlich vernehmbar werden, machten sich hörbar, und ein Weib kam näher.

Das Mädchen wollte vom Zaune zurückeilen, als mochte es da nicht gesehen sein. Aber die Häuslerin stand schon auf der andern, höhern und hügeligen Seite, nach dem sich regenden und watschelnden Entelein im Teiche sehend.

Dies war der Häuslerin Eigenthum, dies hatte sie gesucht.

„Da bist!" sagte sie, sich gleich zu dem Entlein wendend, „gehst z' Haus! wart, Landstreicherin!" Dabei hob sie einen grünen Zweig, mit dem sie zum Eintreiben sich vorgesehen hatte.

Das Entlein streckte den weißen Hals lang bei dem Rufe der wohlbekannten Stimme, war sich auch einer Schwärmersünde bewußt, machte Kehrt, schüttelte und sträubte die nassen Federn nur im raschen Vorwärtseilen seiner Heimat entgegen, das geschwätzige Kreischen dabei ausstoßend.

„Grüß Di Gott, Waberl!" rief die Bäuerin zu dem Mädchen hinüber. „Was machst Du da im Garten beim Wurzenmann?"

Das angerufene Mädchen erschrak wie eine ertappte Sünderin. Sie faßte sich jedoch rasch.

„Grüß Gott!" erwiderte das Mädl, aber mit halb erstickter Stimme und von Schamröthe überflossen. Eine Antwort gab oder fand sie noch nicht.

„Bist beim W u r z e n m a n n um ein Wunderkräutl? Fehlt Enk (Euch) was? Deine Mutter ist ja g'sund, ich hab' sie erst heut' gesehen; und daß bei Euch ein Vieh oder sonst wer krank ist, hat sie auch nit g'sagt. Was machst denn beim R u p e r t?"

Das Mädl schwieg, versuchte zu stottern und Antwort zu geben, aber das gelang nicht rasch genug.

„Mir scheint, Du hast was aufm Herzen, Di druckt was. Suchst leicht a Medicin? Du, mir scheint, Du brauchst andere Kräutl! . . . Sei gescheid! Wie kann nur ein Mädl, wie Du bist, an so was glauben! Hokuspokus und geheime Mittel . . . Lass Dich nit ein und geh z' Haus, Du erwart'st ihn eh' heut' nit!"

W a b e r l fand keine Rede und Antwort. Wie mit Blut übergossen und zuweilen die Farbe wechselnd stand sie da.

Es war ein rechtes Glück, daß das Entlein in der Ferne, seiner Heimat nahe, einen Lärm zu schlagen anfing, und die bereits ruhigen befiederten Kameraden, innerhalb eines Zaunes, wurden dadurch in der Abendruhe gestört und rebellisch. Sie kamen herausgewackelt, um nachzusehen, was die einsame Geschwätzige da draußen erlebt und gefunden habe.

Die Häuslerin sah von ihrem höheren Standpunkte ihre weißscheckige Herde wieder die Abendruhe aufgeben und durch das Grün am Bache schwärmen. Sie wendete sich rasch, um mit dem Eintreiben nicht noch mehr Plage zu haben und die Widerspenstigen vom Bache wieder in das gebührende Hausplätzchen einzutreiben.

W a b e r l war die Antwort und all das weitere erspart geblieben, so wie das entblätterte Röslein ihr auch die Antwort schuldig blieb.

V. Der Wurzenmann kommt.

Von dem errathenden und vielleicht verrathenden Weibe war das Mädchen nun erlöst; aber nicht von dem Schreck und dem Regen des neu bestürmten Gewissens!

War es recht oder sündig, was sie that oder vielmehr zu thun gewillt war? Durfte sie zu etwas Zuflucht nehmen, das sich nicht offen vor der Welt und selbst nicht im stillen Gebete bekennen ließ?

Das Spiel mit der schönen Blume hatte ihr Gewissen fast eingeschläfert, den Sinn wenigstens mit Unschuldigem befangen. Der plötzlich angstvoll pochende Herzschlag jedoch, als sie das Weib überrascht vor sich sah, hatte ihr wieder vollends peinlich zu Gewissen und Gemüth gebracht, was sie in sich niedergekämpft und vorüber meinte.

Zwischen das wirre, bald ängstliche bald betäubende Denken, ehe der eine oder andere Gedanke Sieg und Geltung gewinnen konnte, tönte plötzlich aus der Ferne eine Stimme herein.

Es war eine Männerstimme. Erst leise, dann immer näher und stärker ertönte ihr Gesang. Er war nicht etwa voll, rund und lieblich. Er kam von einer Stimme, die so in Selbstgenügsamkeit ihre halbrauhen Töne vor sich hinschickte.

Dem Mädchen waren rasch alle Zweifel, alle nagenden Gedanken verstummt und beseitigt, nur der eine blieb noch wach: Ist die Stimme die seine? Ist er's? Kommt er von dem Steige, aus dem Gebirge?

Sie warf noch rasch einen Blick durch die Räume des Hausgartens nach der weißen Hausmauer hin, als wollte sie gewiß darüber sein, ob man etwas dort bemerke oder vernehme, oder ob jemand vom Hause zu dem Wurzenmann, dem Einwohner desselben, herbeikomme und ihm entgegeneile.

Es war schon ein günstiger Zufall, daß er wirklich von dem Bergsteige nach dieser Seite zu kam und nicht nach der Dorfgasse, um von vorne in das Haus zu gelangen.

Sie huschte hinter dem Zaune hervor. Sie eilte mit raschen, entschlossenen Schritten auf den Gehsteig hinaus, wo sie und R u p e r t, der W u r z e n m a n n, sich zuerst begegnen und sich gegenübertreten mußten.

Sie lauschte förmlich noch im Vorwärtsdringen auf die nahekommenden Schritte, welche im Grase streiften oder ihre Spuren dumpf ertönen machten.

An den Zäunen der andern Häuser vorbei und auf dem schmalen Steiglein neben dem Wässerchen, welches aus dem Gebirge kam und dessen kleine Windungen zuweilen von Brückchen durchkreuzt waren, schritt der Wurzenmann daher.

Er war ein alter Mensch, oder er schien weit älter, als er wirklich sein mochte. Die schlanke Gestalt hing etwas vornüber gebeugt, mit ihrem Korbe auf dem Rücken und dem Stock mit dem kleinen Eisenbeil unter dem Arme. Ein alter zerknitterter Filzhut saß auf dem Kopf. Das graue Haar war lang und hing in wirren Strähnen über ein hageres, blaßgelbes, kummergefurchtes, sonnenverwittertes Gesicht, aus welchem fast jugendlich frische, tiefschwarze Augen mit seltsamem Glanze leuchteten!

Auf dem zerknitterten Filzhute staken heute wieder frisch allerlei bunte Blumen und grüne Aeste im dichten, übergroßen Gemisch. — Eine graue Jacke, vielfach geflickt, aber dennoch ganz, abgeblaßte Lederhosen und schwere, alte Schuhe bekleideten die Gestalt, welche eben die während des ganzen Tages gesammelten Kräuter und Wurzeln aus den Bergen heimbrachte.

Niemand in der ganzen Gegend weit und breit kannte so jedes Gestein, jeden Fels, jedes Bergwässerchen und daher jeden Fundort von Kraut und Wurzeln, wie er. Er machte heilsamen Balsam für Wunden, er hatte Thee und Absud für alle Uebel. Zu ihm kamen die Landleute von weit und breit und lobten seine Kenntniß „unbewußter Kräfte und Dinge!" Viele rühmten ihn und meinten, daß er mehr und besser geholfen, als je ein Arzt; ja dort, wo kein „Studirter" mehr etwas vermochte oder das Rechte gewußt. Er sagte den Jägern im Gebirge die Fährte des Wildes, wenn sie dieselbe nicht zu finden vermochten; er kannte jeden Tritt im Grase, die geheimste Spur alles Vorhandenen. Er allein durfte im Gebirge graben und harken, denn er scharrte die Löcher wieder zu und verhütete, daß der Wind die trockene Erde abtrieb und das Gestein allmählich kahl lege. Er allein wußte ein Restchen oder einen Triebkeim des Entnommenen an der Stelle zu lassen, damit es sich erneuere und auch für kommende Zeiten und Geschlechter bleibe. Er allein gab den Köhlern die „Brandwurz," damit der Kohlenmeiler gut und ohne „böses Wetter" ruhig und gleichartig fortbrenne; er gab besorgten Müttern die „Hirschwurz" zum Umhängen für die Kinder, daß sie ruhig zahnen; die „Gamswurz" gegen andere Leiden; den Bergleuten und den Zimmerern, den Jägern, den Hammerwerkern und den Fischern, allen brachte er ihre Lieblings- und Heilmittel, welche ihnen schon die Väter empfahlen und die man haben mußte für Leib und Leben und Heil in allen Nöthen und Gefahren!

Meint man etwa, da müßte sich das grüne Kraut und die dürre Wurzel in lauter Gold auf den Handflächen und in den Truhen des Wurzenmannes verwandelt haben?

Ein „Vergelt's Gott!" war ihm so lieb, wie ein Geldstück, wenn der Hunger ihn nicht zu sehr plagte. Ein lächelnder Blick, wo er geholfen, erweichte die harten, wetterverdorbenen Züge, in die man so selten liebevoll blicken wollte, und war ihm ein willkommener Lohn. Auch braucht man die Mittel und Kräuter ja nicht oft. Und dann haben die Armen des Dorfes ja nicht viel zu geben! So vieles muß auch nur gegeben werden in Liebe und aus Gutherzigkeit ohne, anderen Lohn als ein „Vergelt's Gott," soll es wahrhaft helfen und einen armen Leidenden vom Uebel erlösen!

So war der Wurzenmann einer der Aermsten der Armen; er wünschte aber auch nicht eben etwas anderes zu sein; denn was waren ihm schöne Stuben und Gärten? Draußen der Wald und droben das Gestein der Felsen waren seine Heimat, in denen er Tage und Nächte verbrachte. Er kehrte oft lange nicht heim und sein Thun war räthselhaft. Die seltsame Gestalt in den verschobenen und verworrenen Kleidern machte auch einen seltsamen Eindruck, und die Leute hatten nicht unrecht, welche sagten, er sei zuweilen ganz „verwirrt und ganz von Geist gekommen." — Er war einer der absonderlichsten, ungeregeltsten, immer mit seltsamer Scheu, wenn auch nicht ohne liebevolles Mitleid Betrachteten im Dorfe und in der Gegend!

Vor sich hinsingend schritt nun der Wurzenmann in der Abendröthe, aus dem Gebirge kommend, jenem Hause zu, in dessen kleinstem, verkommenstem Kämmerchen er wohnen durfte.

Da trat ihn plötzlich Waberl an.

„Grüß Di Gott, Rupert!" sagte sie zu ihm mit unsicherer Stimme.

„Gelt's Gott!" sagte er nicht gerade freundlich und als wäre er aus seinem dahinträumenden Gesange ungern gerissen worden.

Er wollte unbekümmert um das Mädchen weiter gehen. Er diente ja so oft, namentlich den Jungen und Muthwilligen, zu Scherzen und unnützen Reden, die ihn nicht zu erheitern vermochten, ihm oft ganz ungelegen, zum Unwirschmachen in die Quere kamen!

Als er so weiter schreiten wollte, griff aber das Mädchen nach seinem Arme.

„Willst was von mir?"

Sie nickte und deutete ihm bejahend mit den Augen, die lebhaft gingen.

„Du magst was von mir? Schau, schau! Ist Eure Kuh krank?"

Das Mädchen schüttelte den Kopf und hatte noch nicht Festigkeit genug, um mit den Worten herauszugehen.

„Fehlt 'leicht Deiner Mutter was?" sagte er, indem er ihr fest in die Augen sah.

Wieder folgte ein Verneinen durch Geberde.

„Ei, Dirnl, ich weiß kein rathen! Ich bin heut' auf ein Johanniskräutl getreten, wie ich den ersten Schritt im Wald gethan hab', und da sehen meine Augen klar! Dir fehlt da drin was!" Er deutete mit seiner rauhen, außen sehr rothen und innen weißen Hand nach seinem Herzen. „Der Rupert kennt das, das weißt!"

„Das weiß ich!" sagte das Mädchen, denn nun hatte sie das Reden über sich gewonnen, „und deswegen bin ich ja zu Dir gekommen!"

„Recht hast! Und der Rupert kann Dir helfen! wird Dir helfen! Hast vielleicht länger mit mir zu reden?"

„Ja," sagte das Mädchen.

„Dann ... pst!" sagte er geheimnißvoll, zischelte noch einmal „pst! daß uns niemand hört!" Dabei legte er den Finger an den Mund und riß die dunkeln Augen weit auf. „Dann komm nur gleich in den Wald und an die Steinwänd' hinauf, dort sucht und hört uns kein Mensch. In den Stuben wartet leicht eins oder das andere. Die Hausleut' brauchen uns nit z'hören!"

„Das ist mir ganz recht. Aber geh Du voraus, damit man uns nit bei einander sieht."

„Den alten Rupert und ein junges Mädl! Es sind dreißig Jahr, daß die Mädl mich gefürchtet haben und daß die Mädl mit mir in den Wald gegangen sind, wo ich nur hingewollt hab'!" fing Rupert erregter zu sprechen, ja fast zu schreien an.

Dem Mädchen ward ängstlich dabei. „Sei still," sagte sie, „Du hast doch jetzt keinen Kräuterbranntwein bei Dir und nicht getrunken?"

„Der alte Rupert trinkt niemals um ein Tröpfl zu viel! Wär' längst begraben, wenn ich meine Kräuter nit hätt'. Mach Dir keine Sorgen!"

„Kannst mir's nit im nahen Gesträuch am Waldrain sagen?" frug sie doch ängstlich.

„Nein, Du mußt mit mir hinauf, wo wir sicher allein und einsam sind, auf die Höh', wo kein Sterbensseel' uns nah kommen kann und ich hingehör', eigentlich recht z'Haus bin!"

Das Mädchen überlegte noch ein Weilchen ganz erregt. Auch sie wollte ja sicher und einsam sein.

Doch so allein mit Rupert jetzt und an jenem fernen, hohen Ort!

Die Zuversicht jedoch, mit welcher der Mann von Hilfe gesprochen, die Art und Weise, wie er ihr errathend entgegenkam, hielten sie ganz gefangen. Von ihr wurde ihm ja noch kein Wort der Ursache und des Hilfesuchens gesagt — es hatte kein Mensch mit ihm über ihr Geheimniß gesprochen oder sprechen gekonnt — und dennoch war er wissend?

Dieses Räthselhafte umfing und fesselte sie ganz. Den Widerstreit des Innern endete sie somit rasch und sagte: „Gut, ich geh' voraus, Du kommst sicher und bald!" Dabei sah sie doch wie starr und doch bewegt fragend in das hagere, verwitterte Gesicht und in die funkelnden Augen.

„Geh nur zu. Ich komm' gleich wieder aus dem Haus heraus und Dir nach!" sagte er.

Sie drückte ihn wie zum Verständnisse und zum Dank am Arm und huschte rasch davon.

Sie wand sich durch die Büsche über die erste Berglehne und sah noch im eiligen Dahinfliehen zur Tiefe zurück, ob man sie nicht gewahre.

Die letzten Abendschatten zeichneten die Bäume schon überlang und blaß im matten Scheine auf den grünen oder kahlen Grund.

Das Mädchen suchte das Steingerisse zu erlangen, worin auch der Bach von der Höhe rieselte. Dort klomm sie empor, gedeckt und geführt durch das Gestein.

So gelangte sie in den höher gelegenen Wald und schritt nun über Lichtungen und durch Dickicht, aufgeregt und doch sicher, dem Ziele und dem Orte des Zusammentreffens an den Felswänden entgegen.

VI. Zwei Herzen im Walde.

Aus dem dichten, dunklen Tannenwalde, dessen höchste Spitzen nur von dem dunklen Abendsonnengolde gestreift waren, trat das Mädchen hinaus auf ein hohes Steinfeld, dessen Flächen mit Moos und hie und da mit breiten Farren bewachsen waren, welche sich im leisen Abendhauche sanft regten und wie grüßend nickten.

Auf diesem Steingrunde standen aber noch höhere schroffe Felsen und brüchige, zerklüftete Mauern, deren Zacken und Giebel hoch im Blau von dem ersterbenden Roth des Abends getroffen waren.

Tiefer unten lag die Nacht, das Mädl sah die Nebel ziehen und sich senken — hoch über ihr im hellen, blauen Himmel schwebte die große Mondsichel und begann ein neues, immer stärkeres Licht auszuströmen. In kurzer Entfernung von dem Monde flimmerte silberhell und rastlos der traulich zusprechende Abendstern.

Heraustretend aus dem dunkeln Dickicht des Nadelwaldes war Waberl auf der Hochebene wie geblendet. Dieser seltsame Wechsel von Tag und Nacht hatte kaum jemals solchen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Es war, als stände sie jetzt mit der ganzen geheimen Kraft der Natur in Verbindung und hätte diese ihretwegen nur den seltsamen Schmuck angethan.

Und doch fühlte sie sich wie verloren, und ein unendliches Bangen in dieser ungeheueren Weite und Stille überkam sie.

Am fernsten Ende des tiefrothen Himmels unten sank der letzte Flammenstreif in die Erde, noch kühler wehte der Lufthauch hier oben, der Mond strahlte weißer und weißer, die Schatten wurden schärfer und dunkler.

Sie setzte sich auf einen Steinblock an einer Felsenwand. Diese hing oben mit mächtigen Blöcken über und durch das Buschwerk; am obersten Rande warf der Mond seltsame Lichter. Ihr zu Füßen lagen zackige Steinblöcke, zwischen denen dorniges Gesträuch drängte und in denen es wie geheim zu summen und zu rütteln schien, denn die schwanken Zweige regten und rührten sich im Lufthauche.

Waberl horchte lang, ob der Wurzenmann noch nicht komme. Warum er sie gerade hierher bestellt? Sie hätte bald Reue bekommen und wäre bald angstvoll wieder den Berg hinabgelaufen.

Ein Vogel kreischte erschreckend auf. Es war eine Steindohle, welche nicht zur Ruhe kommen konnte und mit einer andern um den Platz für die Nacht zankte. Das grelle Gekreisch schnitt ihr durch das Herz.

Und wieder ein anderer Vogelton ward in der Nähe hörbar, ein Kuckuck, welcher im Mondenscheine noch nicht zur Ruhe kommen konnte. Sie horchte und zählte die fernen verschwommenen Schläge. Die Grillen im Grase raschelten und zirpten, als wollten sie sich über alles hinaus hörbar machen.

Doch, sagte sich das ängstliche Mädchen, was sollte ihr jetzt und da der Kuckuckschlag bedeuten? Sie ermahnte sich, daß sie jetzt doch den rechten weisen Mann für ihr Leid und Schicksal gefunden, sich also mit nichts und niemand anderem befassen dürfe!

Es währte nimmer lange, so hörte sie auch wieder die Schritte des Rupert herankommen. Die eiserne Spitze seines Stocks schlug am Gestein, sie war sicher, daß jetzt und zu dieser Zeit kein anderer als er hierher komme.

Ihr Herz pochte in den beängstigsten und aufgeregtesten Schlägen, und trotz des kühlen Plätzchens, in das bereits der Nachthauch wehte, war ihr heiß und schwül.

Rupert kam aus dem Waldesdunkel heraus, und gerade trat er mit den ersten Schritten schon in den hellsten Mondstreif, welcher seltsam seine ganze Gestalt in dieser Leere und nebligen Luft umzeichnete.

Rupert kam ganz heran, stumm und ruhig, er sprach noch kein Wort. Er ging sicher zur Stelle und auf Waberl zu, als wüßte er sie dort angewurzelt gleich einem der Steinblöcke, die da von Ewigkeiten her standen.

Er ließ seinen Tragkorb langsam von dem Rücken auf einen Steinblock nieder, setzte sich stumm auf diesen, saß eine Weile regungslos und sah mit seinen fast leuchtenden Augen dem Mädchen fest in das bewegte Gesicht.

Sie ward fast wirre von diesem Anblicke und geheimnißvollen Schweigen. Sie war, als er gekommen, aufgestanden und wollte ihm entgegen, dennoch blieb sie wie festgewurzelt.

Er wies mit ausgestreckter Hand fast gebieterisch auf den moosumkleideten Stein, daß sie sich setze.

Sie that dies.

So saßen beide sich stumm gegenüber. Der eine wollte nicht, die andere wagte nicht, das Schweigen zu brechen.

„Was ist Dein Begehr?“ frug der Wurzenmann nun mit dumpfem Ton.

„Was Dein Begehr ist,“ sprach er mit erhobener Stimme nach kurzem Einhalte weiter, ohne zu warten, was das Mädchen sagen werde. „Dein Begehr, das will ich Dir gleich sagen! Lieb' ist's! Lieb' hast, und ein Lieb'smittel möchtest Du brauchen. Dem reichen Prandner sein Sohn ist ein hübscher Bursch, und er hat Dich gern! Ja, er hat Dich gern! aber der Alte will's nit leiden. Bist eine Habenichts — und dem Alten seine Thaler sind nicht so blank gehalten, damit Deine Händ' d'rangreifen sollen. Die brauchen feine, feine Händ' aus einem großen Hof. Ich kenn' das, ich weiß alles, das Todtenkräutl und die Goldwurz, alles ist da drin in meinem Korb. Leugne ein Wörtl, wenn Du kannst, ich weiß alles!“

Das arme, erregte Mädchen, dem das Weinen näher war als alles andere, streckte ihre Hand nach seinem Arm, als müßte sie in dieser Haltlosigkeit sich an etwas stützen, die Thränen traten ihr schwer aus dem übervollen Innern in die Augen und begannen über die Wangen herabzuträufeln.

Rupert rückte ihr mit seinem Korbe näher zu.

„Komm zu mir, Dirnl! komm zu mir!“ rief er. Da, da, es sieht's kein Mensch in dieser Oede und Einsamkeit, da leg Dein Köpfl an mein Herz und hör's schlagen. Das ist ein wissend Herz, das hat Erbarmen mit Dir und soll Dir helfen!“

„Magst das ... kannst das?“ frug sie erregt.

„Ob ich's kann? Du hast ja ganz die Augen von der Annerl!“

Sie schwieg.

„Weißt Du, wer die Annerl war?“

Sie verneinte mit Kopfschütteln, sie getraute sich kaum, die Ahnung auszusprechen, daß dies eine Gestalt sei, von der sie schon sprechen gehört.

Jetzt sprang Rupert von seinem Steinblocksitze auf. Die Nacht war rings vollends ausgebreitet und die Silberhelle des Mondes herrschte über den Himmel und über alle die fernen Bergzinnen und Gipfel, die geisterhaft in die dämmerneblige Luft hineinragten.

Waberls Auge hing an dem räthselhaften, bleichen Gesichte des Wurzenmannes und an jeder seiner Bewegungen. Sein Auge war leuchtend, sichtbar wie am Tage.

„Siehst Du dort den hohen Stein vom fernen Gebirge herüberleuchten? Dort, jenen schroffen mit der kahlen Wand und dem spitzen Zackengiebel?“

Das Mädchen nickte mit dem Kopfe und sah nach dem gewaltigen, schroff ragenden, jetzt fast Grauen einflößenden einsamen Giebel des Berges, welcher unten in tiefe Nacht gehüllt war und oben bleich leuchtete — so daß die Sterne auf ihm zu ruhen schienen.

„Dort oben bin ich gewesen um Mitternacht!“ rief der Wurzenmann fast kreischend.

„Ich weiß!“

„Du weißt, daß mich vor fünfundzwanzig Jahren das Dirnl vom Kirtagstanz hinaufgeschickt hat, ich soll ihr das Edelweiß dort oben holen und pflücken, das einzige Edelweiß, das in der ganzen Gegend zu haben ist! Du weißt, daß ich ein Bursch war, wie kein anderer! Du weißt, daß ich, vor allen Burschen, vom Tanzboden 'gangen bin und hinaufgestiegen auf den Stein um Mitternacht. Auf den Stein um Mitternacht! — Die Geister haben mich da angepackt!“ rief jetzt der Wurzenmann mit immer mehr erhöhter Stimme aus, wie mit Entsetzen sich nach dem Kopfe greifend. Und indem er sich nach dem Kopfe griff, entfiel ihm der Hut; es war, als sträubten sich die grauen Haare hoch und weit auseinander!

Der Mond leuchtete immer hell und ganz auf ihn.

„Die Geister haben mich angepackt!“ rief er wild und wirre mit weitgeöffneten Augen. „Ich hab' sie aber alle von mir vertrieben, denn auf dem Stein hat der Strauch immer heller und heller geleuchtet, und die Liebe-Frau ist mir immer vorgestiegen! Ich hab' gerufen: „Alle guten Geister!“ und bin hinauf, hinauf! — Ich hab'

mir die Händ' blutig gekrallt im Klettern. Ich hab' das Blüml gefunden! Ich bin in die Kluft gefallen und hab' mir den Leib blutig geschlagen, aber ich bin wieder aufgestanden und heim! — — Ich hab' das Blüml fest in der Hand. — Ich hab's! Ich hab's! — Siehst, jetzt leuchten noch meine Finger davon! Sieh, wie sie leuchten! Sieh nur her!" Und er hob sie empor, als sähe er Funken aus ihnen sprühen.

Waberl war es bereits mehr als ängstlich zu Muthe. Sie bereuete, hierher gegangen zu sein. Sie glaubte, daß der Wurzenmann nicht ganz „richtig" sei. Aber das hatte sie auch gehört, daß er trotzdem mehr wisse, als alle anderen Leute!

Daß er aus seiner Ruhe gerathen werde, hatte sie nicht vermuthet.

„Das war ein Blümerl, wie kein zweites noch auf der Welt geblüht hat!" fuhr er fort. „Das hab' ich geholt, ich hab' mich nicht derfallen, ich hab's für meine Lieb' heimgebracht. Die Geister haben mir's nehmen und wehren wollen, aber ich hab's auf dem ganzen Gebirgsweg festbehalten, ich hab' sie abgewehrt und bin vor Tags wieder im Wirthshaus gewesen! Wie ich aber hineinkommen bin, hat mich keiner mehr von all den Burschen, hat mich kein Mensch mehr kennen wollen! Und ich bin ja erst weggegangen gewesen. Ich war's ja, derselbige und gleiche! Sie, mein Annerl, war's ja auch so und immer noch. Aber sie war's doch nicht . . . nein, sie war's nicht; und mein Annerl, mein Annerl ist untreu geworden!"

Der arme irrsinnige Mensch, dessen Geschichte dies war, den eine Dirne einst in freventlicher Wette, um im Hochmuth sich vor allen andern zu rühmen, nächtlich um die Blume geschickt, der arme Mensch, welcher grau, entstellt und sinnverwirrt von dem nächtlichen Gange zurückgekehrt — stand im Mondenscheine, hob beide flehenden Hände gegen den Himmel empor und that einen Aufschrei!

„Sie ist todt und liegt auf dem Friedhof! Aber ich leb'! Und ich gehe alle Tage ins Gebirg, und ich kenn' jetzt die Kräutl, jedes, jedes, nehm' sie den Geistern ab, und bin heilsam, wo es nur ein Leids gibt. — Armes, armes Dirnl, Du hast ein Herzleid, und der Prandner war unter den Burschen, welche die Annerl angereizt, er war der erste. Du hast jetzt ein Herzleid and der Rupert wird Dir helfen, wird Dir helfen!"

„Komm her und wein nit!" schrie er mitweinend. „Du hast ganz der Annerl ihre Augen! Hörst, wein nit!" Und er weinte selbst bitterlich wie ein Kind.

Er drängte sich zu ihr mit gutmüthiger Zuthunlichkeit.

Sie legte überwältigt ihr Haupt an seine Brust und begann zu schluchzen.



Ein Trabrennen in Niederbaiern.

Originalzeichnung von W. Diez.

Wabert lag da und Rupert tastete mit beiden Händen nach dem Haupte, Thränen rannen ihm fortwährend über die alten gefurchten Wangen.

„Sei still, sei still!“ sagte er endlich, wie erschöpft, „noch heut' bind' ich Dir Deine Kräutl zusammen, und ich weiß Dir was, das Dir zum Brautkranzl hilft. Dir müssen die stehende Erd' und das rinnende Wasser helfen. Ich bring's von hoch oben im Stein, Du mußt's hinuntertragen ins tiefe, tiefe Wasser. Sei nur still, Tod und Leben, Leben und Tod sind immer beisammen — sei still, der Rupert hat ein Herz für Lieb' in Ewigkeit! Bis Vollmond wird, ist alles gut — jetzt geh Du nur heim . . . geh heim!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Trabrennen in Niederbaiern.

(Zu dem Bild auf Seite 517.)

Die Pferdezucht steht in Niederbaiern auf einer hohen Stufe. Wer Gelegenheit hat, den bei landwirthschaftlichen Festen stattfindenden Preisvertheilungen an hervorragende Pferdezüchter beizuwohnen oder wer auf der Reise in eine Stadt kommt, wo ein Markttag einen Zusammenfluß der ländlichen Bevölkerung veranlaßt, wird sich hiervon überzeugen. Schöne Gespanne und Thiere edler Race im Besitze eines einfachen Dorfbewohners sind keine Seltenheit.

Was ist natürlicher, als daß in einer solchen Gegend Liebhaberei und Leidenschaft für Pferdeleistungen sich entwickelt?

In der That ist hier der Sport nicht gerade bei der Aristokratie und den reichen Gutsbesitzern cultivirt, er ist so recht eine Eigenthümlichkeit der wohlhabenden Landbevölkerung; man darf sagen, in Bezug auf Pferde ausschließlich von dieser vertreten.

Es ist daher immer ein Ereigniß, welches die Bewohner auf Stunden im Umkreis auf die Beine bringt, wenn irgendwo ein Trabrennen veranstaltet wird.

Einem solchen mit uns beizuwohnen laden wir jetzt den geneigten Leser ein.

Am Morgen eines der in Altbaiern so zahlreichen Feiertage stand das Gefährt bereit, das uns nach dem etwa 5 Meilen entfernten Städtchen Dingolfing bringen sollte. Ein frischer Morgenwind wehte uns entgegen, als wir die alte Stadt Straubing an der Donau verließen. Leichte Nebel zogen über die weite Ebene, den fruchtbarsten Boden der Gegend, das sogenannte Gäu, das wir zu durchfahren hatten. Die Sonne verscheuchte sie bald und enthüllte den ganzen gesegneten Landstrich, der zwischen den Bergen des bairischen Waldes und der Hügelreihe gelegen ist, welche die Donauebene vom Isarthale trennt.

Rechts und links von der Straße, so weit das Auge reicht, wallen Getreidefelder, aus denen die Dörfer mit den spitzen Kirchthürmen wie Inseln hervorschauen. Vor uns bekränzen die Aussicht mit dunklen Tannenwäldern gekrönte Hügel, die vorgenannte Grenzscheide zweier Thäler, hinter uns bilden die alten Thürme und hochgiebeligen Häuser Straubings den Vordergrund einer von den blauen Waldbergen überragten Landschaft; die langgezogenen Rücken dieses Gebirges sind im weiten Halbkreise von Regensburg bis gegen Vilshofen, eine Strecke von 25 Stunden, sichtbar.

Je mehr wir uns dem Uebergange ins Isarthal nähern, desto öfter werden wir von leichten Einspännern überholt, deren Inhaber mit einem lauten „Guten Morgen“, den man hier zu Lande dem Reisenden zuzurufen pflegt, vorübersausen. Einzelne Fußgänger wandeln lebhaften Gespräches dieselbe Straße.

Belauschen wir das Gespräch, das zwei von ihnen führen. Der eine ist ein junger Mann, groß, etwas zur Dickleibigkeit geneigt, mit einem Filzhute bekleidet, um den eine echte goldene Schnur mit zwei großen Quasten geschlungen ist; die pechschwarzen ledernen Beinkleider stecken in frischglänzenden bis an die Kniee reichenden Stiefeln. Der bis über die Hüften reichende Janker von feinem Tuche läßt eine mit Goldblumen durchwirkte seidene Weste sehen, mit zahlreichen Knöpfen aus alten Halbguldenstücken geziert. Der andere, kleiner und älter, ist einfacher, ohne Gold- und Silberzuthat, aber ähnlich gekleidet.

„Heute gibt es einen schönen Tag, da wird es eine Menge Leute geben,“ sagt der eine.

„Ja, und die besten Pferde kommen zusammen, der Guck, der Pilstlingerfuchs, der Grimmerschimmel, der Rattenschweif, das wird ein Hauptspaß,“ erwidert der andere.

„Auf den Guck da freue ich mich, den habe ich einmal in Deggendorf laufen sehen, ein solches Roß gibt's nimmer,“ fährt der erste fort.

„Gib Acht,“ meint sein Gefährte, „der Pilstlinger Fuchs macht ihm zu schaffen. In Wien beim Wettfahren im Prater hat er nicht ganze 7 Minuten gebraucht, um eine Stunde zurückzulegen, das ist noch gar nicht dagewesen.“

Noch ein Rückblick auf die schöne Landschaft hinter uns, ehe der dunkle Tannenwald uns aufnimmt. Hügel auf Hügel ab führt die sandige Straße durch denselben, bis endlich der letzte Abhang erreicht ist, von dem sich eine neue Aussicht öffnet.

Die Isar wälzt sich in einem stundenbreiten Thal, von dessen Rändern grüne Waldstellen und gelbe Getreidefelder uns anlachen, der Donau zu, in die sich dieser wilde Bergstrom etwa 10 Stunden unterhalb ergießt.

Vor uns auf einem ziemlich starken Abhang der jenseitigen Thalwand liegt Dingolfing, eine uralte Stadt mit einem weithin sichtbaren Schlosse, auf den Resten einer römischen Befestigung erbaut.

Wir treffen alle Gasthäuser überfüllt, eine große Volksmenge wälzt sich auf den Straßen, denn es ist zugleich Jahrmarkt.

Es war ein Geschäftsvortheil der guten Dingolfinger Bürger, daß sie das Rennen erst nachmittags um 3 Uhr ansetzten, denn dadurch wurden die zahlreichen Gäste zurückgehalten und waren genöthigt, die reichen Vorräthe der Speisen und Getränke zu verzehren, die für diesen Tag seit einer Woche hergerichtet waren. Und in der That, es wurde wacker gegessen, getrunken und auch getanzt. Bei solchen Gelegenheiten zeigt sich so recht die etwas derbe Naturwüchsigkeit des niederbairischen Landvolkes. Ohne Rücksicht geben sie sich dem Genusse hin, und, wenn schon an und für sich das Naturell heiß und leidenschaftlich, so zeigen die hochgerötheten Wangen und blitzenden Augen von Jung und Alt und Mann und Weib und die äußerst lebhafte Unterhaltung, welch geringen Anlasses es bedarf, die Leidenschaften des Zornes, Hasses, der Liebe und Eifersucht in volle Flammen zu setzen und so jene Gewaltausbrüche hervorzurufen, durch welche leider der so bildungsfähige und lenksame Volksstamm eine traurige Berühmtheit erworben hat.

Endlich naht die ersehnte Stunde. In langen dichtgedrängten Zügen eilt das Volk auf den Rennplatz. In einer Stunde ist das Gewühl in der Stadt verschwunden und dieselbe ist wie ausgestorben.

Auf einer Ebene nächst der Stadt ist mit langen Stangen, an deren Enden sich Strohwische befinden, ein eine halbe geometrische Stunde umfassender Kreis, hier zu Lande „Ring“ genannt, abgesteckt, den die Pferde viermal zu umlaufen haben, so daß die von denselben zu machende Strecke eine Meile beträgt.

Der Boden ist theils Wiesengrund, theils brachliegendes Ackerland, theils wird die Biegung eines ziemlich rauhen Feldwegs zur Bahn benutzt und in den Rennkreis aufgenommen.

Am „Absprung“, wo die Pferde zu laufen beginnen, sind zwei Pfosten mit darübergelegten Querbalken angebracht, an beiden Seiten bildet dichtgedrängtes Volk eine lange Gasse. Innerhalb des Ringes erwarten einzelne Reiter und einige Equipagen den Beginn des Rennens. Auch naheliegende Anhöhen, sogar Bäume sind mit Zuschauern besetzt.

Die Rennpferde finden sich nun allmählich ein, große starkknochige Thiere, die einen glatt und wohlgenährt, die andern mager aber feurig. Die Reiter sind junge Bursche, vielleicht keiner über 130 Pfund schwer, etwas phantastisch mit langen, über das Knie reichenden Stiefeln, kurzen Jacken, kleinkrämpigen Hüten oder ungarischen Mützen costümirt.

Schon vor dem Rennen übten einzelne ihre Pferde, indem sie dieselben etwa 150 Schritte im schärfsten Trabe laufen ließen.

Diese Versuche zwischen zweien oder dreien nennt man „Aichen,“

ein Ausdruck von dem obrigkeitlichen Abmessen der Geschirre hergenommen. Hier fällt schon auf, daß der Sattel gewiß eine Hand breit hinter der gewöhnlichen Stelle aufgelegt ist und daß der Reiter in seiner ganzen Länge von der Fußspitze bis zum Scheitel nicht eine senkrechte Linie zum wagerechten Pferdekörper bildet, sondern daß sich derselbe so sehr zurückneigt, daß diese Linie mit Rücksicht auf den Pferdekörper schief ist. Jeder Reiter hat einen Schild am linken Arm mit einer Nummer versehen, die er durch das Loos gezogen. In vier Reihen zu je 5 nach den Nummern geordnet, sind alle 20 aufgestellt.

Die Pferde sind unruhig, bäumen sich und können kaum von den Reitern gehalten werden, bis mit einem Böllerschuß und gleichzeitigem Aufziehen des Balkens das Rennen beginnt. In den ersten Augenblicken ist die Zuschauermenge lautlos, bis sich der Knäuel der dahin stürmenden Pferde entwirrt.

Allmählich aber gibt sich die lebhafteste Theilnahme kund.

Diese Theilnahme äußert sich von verschiedenen Stimmen etwa auf folgende Weise:

„Der Guck ist allen voraus, schaut, wie der daherkommt."

„Paßt auf, der Rattenschweif (von seinen wenigen Schweifhaaren so genannt) macht's ihm streitig."

„O weh, der Haidenburger kann's wieder nicht erschnaufen."

„Da springt gar einer in Galopp ein."

„Ich wette 10 Gulden, der Pilstlingerfuchs wird noch der zweite."

„Gilt Nachbar, nimm das Geld in Empfang."

Ein großes, dunkelbraunes Pferd, Guck genannt, der berühmteste Traber Niederbaierns, ist schon in den nächsten Secunden voraus. Hinter ihm bilden sich Gruppen von zweien und dreien, die sich gegenseitig den Vorrang streitig machen, wobei durch geschickte Wendungen das Vorbeireiten erschwert wird. So oft die Pferde an den Schranken vorbeikommen, erschallen laute Zurufe an Reiter und Thiere.

Wir haben gesehen, daß ein einzelner Zuschauer sich so von seinem Eifer hinreißen ließ, nach einem zurückbleibenden Pferde mit seinem Stecken zu schlagen. Als der Guck zum vierten Mal ankam und den auf den Boden gelegten Strohwisch als das Endziel seiner Laufbahn überschritten hatte, war gerade der langsamste Renner zum dritten Mal an der Stelle vorübergelaufen, was ein so allgemeines Gelächter hervorrief, daß der Reiter seinen Gaul herumwarf und davon eilte. Alles sammelt sich um die dampfenden Thiere, voran deren Besitzer, von denen einige mit Pferdedecken unter dem Arme dem Rennen beigewohnt hatten.

Bei einer solchen Gelegenheit haben wir einmal eine eigenthümliche Scene beobachtet.

Der glückliche Besitzer einer mit dem ersten Preise gekrönten Rappstute war gerade beschäftigt sein Roß zu bedecken und schnürte den Gurt, als ein Mann mit folgenden Worten auf ihn zutrat: „Tausend Gulden gebe ich auf der Stelle für Dein Pferd."

Der Angeredete schaute den Kauflustigen mit einem langen Blicke an und erwiderte die stolzen Worte:

„Tausend Gulden hat leicht oauer, oaber so an Rappen nöt," nahm sein Roß beim Zügel und führte es von dannen.

Vom Rennen weg zerstreut sich die Menge, viele machen sich gleich auf den Heimweg, die näher Wohnenden kehren zu Trunk und Tanz zurück.

Die Ergebnisse des Rennens werden in eiligst gedruckten lithographirten Zetteln bekannt gemacht. Es gab einen eigenthümlichen Anblick, als wir von einem Fenster auf den Marktplatz schauten und einzelne Gruppen der Zuschauer bemerkten, die um einen solchen glücklichen Rennzettelbesitzer geschart, dem Ablesen der Preisträger und der Beschreibung ihrer Rosse lauschten.

Schon stand der Mond am Himmel, als uns das rasche Gespann heimwärts zog. —

A. Wessinger.

Winke für den Bau neuer Wohnhäuser.

Von **Henriette Davidis.**

Wer ein Haus bauen will, der unterlasse nicht, die Hausfrau mit in Berathung zu ziehen; gerade sie wird am besten wissen, wie die Räumlichkeiten für ihre Lage und Familie am passendsten einzurichten und zu vertheilen sind. Aus dem Gesichtspunkte und aus der Erfahrung einer solchen werden die folgenden Winke und Rathschläge dargeboten.

Was zuerst die Lage der Keller betrifft, so wird häufig, um sie recht kühl zu haben, die Nordseite gewählt, indes verdient die Ostseite sowohl für den Gemüse- als für den Milchkeller sehr den Vorzug, indem sich darin, mit Ausnahme von Bier und Wein, alle Kellervorräthe viel besser erhalten, als in Kellern, in die niemals ein Sonnenstrahl dringt. Um indes, wenn man hierbei auf ein und denselben Ort angewiesen ist, Bier und Wein in heißen Tagen kühl zu erhalten, kann leicht außerhalb eine Vorrichtung getroffen werden. Freilich gestatten nicht alle Bauplätze, namentlich bei städtischen Gebäuden, eine freie Wahl. Jedenfalls aber sind Luftzüge in den Kellern erwünscht. Höchst zweckmäßig ist auch ein Eisschrank*) für Wein, Bier, frisches Fleisch rc.

Der Keller für Wein, Bier, Butter und Aepfel sollte immer ein für sich bestehender sein; wünscht man, der geringeren Kosten wegen, nur eine Abtheilung dafür mit Latten abschlagen zu lassen, so müssen diese, zum Vorbeugen von Mißbräuchen, nicht von außen, sondern von innen stark festgenagelt werden. Auch ist beim Keller für Feuerung eine Abkleidung erforderlich; ihn mit dem Gemüsekeller zu verbinden, würde der Unreinlichkeit halber nicht thunlich sein. Dem Keller für Feuerung, sowie auch der Waschküche, wenn man sie im untern Geschoß zu haben wünscht, kann die Nordseite eingeräumt werden. Die Waschküche muß sehr hell sein, weshalb die Fenster nicht zu hoch und hinreichend groß und die Wände geweißt sein sollten. Der Ofen werde nicht für einen eingemauerten Kessel eingerichtet; da man denselben beim Waschen bald für reine, bald für schon benutzte Lauge gebraucht, so ist es nöthig, ihn bequem auf- und abheben zu können. Bei der Einrichtung zum Abfließen von schmutzigem Wasser beim Waschen und Reinigen der Waschküche ist es zweckmäßig, den steinernen Fußboden nach solcher Stelle hin etwas geneigt anzulegen; auch muß für eine verschließbare Thüre gesorgt werden. Zu einer Thüre, welche aus den Kellerräumen nach dem Hofe führt, ist nicht zu rathen. Für die Mangel oder Rolle würde im unteren Geschoß ein geeigneter Platz sein.

Ein Bassin für Regenwasser in der Waschküche ist von großer Bequemlichkeit und Zeitersparniß. Die zweckmäßigsten und dauerhaftesten sind bekanntlich große viereckige steinerne Behälter, welche einige Zoll über dem Boden mit einer Oeffnung zum Abziehen des Wassers versehen sind. Wenn man die Kosten eines solchen Bassins scheut, kann man es auch durch einen Behälter von Backsteinen in Traßmörtel eingesetzt und aufgemauert, in- und auswendig mit Cement übertüncht, zweckmäßig ersetzen.

Die Größe und Einrichtung des Vorhauses wird durch größere oder geringere Stattlichkeit des Hauses bedingt. Ein schönes Vorhaus ist eine Zierde des Hauses; auf Kosten der Wohnzimmer es aber groß zu machen würde thöricht sein. Auch ist es nicht praktisch, der Hausthüre gegenüber nach außen, ebenso in der Küche eine zweite Thüre anzulegen, weil dadurch ein unerträglicher Zug entsteht.

Die Treppen der verschiedenen Geschosse so anzulegen, daß man von oben nach unten ins Haus blicken kann, ist der Kinder wegen sehr gefährlich. Helle, bequem liegende Treppen mit graden Stufen, geräumig genug, daß zwei Personen neben einander gehen können, geben dem Hause einen besonderen Werth. Eine zweite Treppe zur Schonung der Haupttreppe, um sie z. B. beim Reinigen der oberen Zimmer zu benutzen, hat ihre Licht- und Schattenseite. In der Kellertreppe sind kleine Bänke zum Aufstellen des Schwarzbrotbehälters, der Kaffeemilch u. s. w., der Reinlichkeit wegen mit einer durchbohrten Thüre versehen, sehr bequem.

Am geeigneten Anlegen von Treppen, Fenstern und Thüren soll die Meisterschaft des Baumeisters zu erkennen sein; wahrscheinlich wird es sich um das Wie, bei den letzteren zugleich um

*) Vergl. Eisschränke, Jahrgang III. S. 736.

das zu viel oder zu wenig handeln. Zur großen Bequemlichkeit gereicht es, wenn die Zimmer miteinander in Verbindung stehen und aus jedem Zimmer eine Thüre auf den Vorplatz führt, so daß sie nicht als Durchgang benutzt werden müssen. Zwar sind Thüren dem Stellen der Möbel oft sehr hinderlich, doch kann beim Entwurf des Planes Rücksicht darauf genommen werden. Wenn z. B. in größeren Zimmern die Hauptthüre in die Mitte einer Wand kommt, so würde die zweite nach dem Flur hin in einem Winkel angelegt werden können. Um in kleineren Zimmern den Raum zum Stellen der Möbel nicht zu beschränken, wäre die Thüre am Ende einer Wand wünschenswerth.

Zum Anfertigen von Thüren und Fenstern sollte ganz besonders auf zuverlässige Arbeiter gesehen werden, damit beide ganz fest schließen, da gar zu viel für die Gesundheit davon abhängt und es schwer ist, später nachzuhelfen. Auch ist es keine Nebensache, für dauerhafte, gute Thürenschlösser zu sorgen, schlechte machen nachträglich viel zu schaffen. Darum ist nicht zu Fabrikschlössern zu rathen, auch nur dann zu eingeschobenen, wenn sie sehr gut gearbeitet sind. Ein Anstrich von guten Farben hat auch großen Werth. Statt eines dunklen Anstrichs an den Thürschlössern sind feingeschliffene Glas- oder Porcellanplatten, welche durch polirte Messingschrauben befestigt werden, sehr zweckmäßig und geben zugleich ein elegantes Ansehen.

Unbegreiflich ist es, daß manche Baumeister Fenster an der Ostseite vermeiden, da doch gerade die Morgensonne einen so wohlthuenden Einfluß auf die Gesundheit wie auf das Gemüth ausübt. Wenn auch der Ostwind eine etwas lästige Zugabe ist, so kann man sich doch davor schützen. Wo es irgend die Lage gestattet, sollte die Ost- und Südseite stets für Wohn- und Schlafzimmer berücksichtigt werden.

Die Häuser für Standespersonen werden bekanntlich zum großen Theil mit Souterrains angelegt, damit in denselben gekocht werden kann, die Herrschaft also weder vom Speisegeruch, noch vom Ein- und Ausgehen der niedern Klasse belästigt wird, auch das Haus mit weniger Mühe rein gehalten werden kann. Wie aber bei so vermeintlicher Bequemlichkeit dadurch, daß die Dienerschaft sehr dem Auge der Hausfrau entzogen ist, Mißbräuche und Unordnungen sich einschleichen, ist gar nicht zu verkennen. Neben solchen Uebelständen wird bei dieser Einrichtung die Gesundheit der Dienstmädchen oft zum Opfer gebracht. Da die untern Räume stets etwas Kellerluft enthalten und meistentheils feucht sind, so zieht nicht selten der stete Aufenthalt in solcher Atmosphäre dicke Füße, Rheumatismus und Gicht herbei, wenigstens wird der Grund zu diesen Leiden gelegt, wenn sie auch erst später sich vollständig ausbilden. Darum ist es mit Recht nicht genug zu empfehlen, die Küche in der Nähe des Wohnzimmers anzulegen. Wenn der Stand es erlaubt, so wird manchem Ungemach dadurch vorgebeugt, daß Küche und Wohnzimmer mit einer Thüre in Verbindung gebracht werden, damit das Auge der Hausfrau zu jeder Zeit nahe sei. Die geeignetste Lage für die Küche ist die Nordseite, weil sie kühler ist und eine geringere Zuströmung von Fliegen dort stattfindet; selbstverständlich kann jedoch nicht die Rede davon sein, wenn die Nordseite die Frontseite des Hauses bildet. Sehr nützlich ist in der Küche eine gute Pumpe. Sind die Kosten nicht zu berücksichtigen, so ist es von größter Annehmlichkeit, in einem Winkel der Küche die eigentliche Pumpe für Brunnenwasser mit einem geschliffenen runden Spülstein und gegenüber eine zweite Pumpe für Regenwasser anzulegen. Zur Schönheit der Küche und zur größeren Sauberkeit trägt es bei, einen Theil der Wand über dem Spülstein und am Herd mit Porcellanfliesen zu bekleiden. Wenn man die Kosten derselben zu vermeiden wünscht, so kann eine Blechplatte mit Oelfarbenanstrich ihre Stelle vertreten. In einer solchen Küche würde der Mittelplatz zwischen beiden Pumpen sich besonders für den Küchenschrank eignen. Außerdem ist ein kleiner Schrank dicht neben dem Spülstein mit einer gereiften Zinkplatte zum Auflegen der Schüsseln und Teller beim Aufwaschen sehr praktisch. Die Zinkplatte muß nach dem Spülstein hin sich etwas neigen, auch etwas überstehen, damit das Wasser darauf abfließen kann. Der inwendige Raum des Schrankes kann zum Hinstellen von zwei Waschkübeln oder irdenen Geschirren dienen.

Eine helle Speisekammer (welche indes die Vorrathskammer nicht überflüssig macht), gleichfalls nach Norden neben der Küche liegend — und wäre sie nur ganz klein — gehört zu den größten Bequemlichkeiten.

Dem Wohnzimmer sollte man die freundlichste Lage geben: wo möglich ein Fenster nach Osten und eins nach Süden. Bei dem Studirzimmer des Mannes ist nicht weniger eine freundliche, besonders aber eine möglichst ruhige Lage zu berücksichtigen. Das Kinderzimmer darf unter keiner Bedingung anders als neben dem Wohnzimmer liegen, damit die Kinder stets überwacht werden können. Ein Wandofen kann beide Zimmer heizen. Um die nöthigen Familienräume im Parterre nicht zu beschränken, ist das eigentliche Gesellschaftszimmer in die erste Etage zu verlegen.

Sehr angenehm sind hohe und geräumige Zimmer, namentlich ist es wünschenswerth, daß die Schlafzimmer hinlänglich groß und vollkommen trocken seien, Sonne haben und gut gelüftet werden können. Ist eine ruhige Lage damit zu verbinden, so würde das besonders in Krankheiten wohlthuend sein. Das für die Kinder bestimmte sollte neben dem der Eltern angelegt werden. Sämmtliche Schlafzimmer, die Kammer der Dienstmädchen nicht ausgeschlossen, sollten zum Heizen eingerichtet werden, so daß sie im Winter bei vorkommenden Krankheiten erwärmt werden können.

Auch schöne Speicherräume geben dem Hause großen Werth. Falls dorthin die Schlafzimmer für die Dienstmädchen verlegt werden, so bestimme man die gesundesten Kammern dafür, und das sind die nach Osten gelegenen. Die geeignetste Lage für die Vorrathskammer ist die Nordseite. Auch würde daselbst, besonders in Landhaushaltungen, ein dunkles Kämmerchen zum Aufbewahren von geräuchertem Fleisch und Würsten sehr erwünscht sein. Außer der Kammer für schmutzige Wäsche ist auch eine Garderobekammer sehr nützlich, um darin lästige Stücke aus dem Kleiderschrank, sowie auch im Herbst die Sommer- und im Frühjahr die Winterbekleidung aufzuhängen, wozu Latten mit runden, stark hervorstehenden Knöpfen dienlich sind, damit die Kleider wo möglich nicht die Wand berühren. Außerdem wird ein luftiger und geräumiger Trockenboden mit Haken zum Aufspannen der Waschleine der Hausfrau sehr willkommen sein.

Was die Dächer betrifft, sollen da, wo man auf Raum und Zweckmäßigkeit sieht, die flachen selten befriedigend sein, wohingegen die steileren auf der Kehlbalkenlage einen willkommenen Raum zum Wäschetrocknen u. s. w. darbieten. Daß gute Dachrinnen zur größeren Haltbarkeit des Hauses unentbehrlich sind, bedarf kaum der Erwähnung. Besonders sollte man sie nicht an leicht gebauten Häusern fehlen lassen; ebensowenig eine Schieferbekleidung an der West- und Wetterseite. Die Dachrinnen erfüllen bekanntlich nicht nur dadurch ihren Zweck, daß der Regen nicht vom Winde an die Wände getrieben wird und der äußere Anstrich oder Putz größere Dauer erhält, sondern der Grund des Gebäudes wird auch durch sie geschützt und den Kellern keine Nässe zugeführt. Daneben gewähren sie einen nicht unbedeutenden Vortheil durch das Sammeln des zum Waschen so unvergleichlichen Regenwassers, sowie auch dadurch, daß Weintrauben, Pfirsiche und Aprikosen am Hause gezogen werden können. Rinnen von Zink sollen den Nachtheil haben, daß sie von starker Sonnenhitze ausgedehnt, ohne von der Kälte wieder zusammengezogen zu werden, wodurch bald Ritzen entstehen, die nicht auszubessern sind. Dachrinnen von starkem Blech werden daher zweckmäßiger sein, da sie nicht übermäßig kostbar, ziemlich dauerhaft und gut auszubessern sind.

Figuren und Gruppen aus dem Zollparlament.

Von Otto Glagau.

I.

Das Allerneueste! Lange nicht dagewesen, meine Herrschaften!! — Das Zollparlament, das heißt: nichts weniger als ein deutsches Gesammtparlament, das erste seit zwanzig Jahren. Was ist dagegen das früher so berühmte preußische Abgeordnetenhaus?! Es ist durch die Ereignisse von 1866 auf die Stufe der übrigen Kammern in den verbündeten Staaten Deutschlands herabgedrückt; es hat nur noch die Bedeutung eines Provinziallandtags.

Selbst der norddeutsche Reichstag, noch im vorigen Jahre ein Non plus ultra, verblaßt dagegen; denn er repräsentirt ja nur die nördliche Hälfte des großen Vaterlandes, während die jetzige Versammlung das deutsche Volk nach langer, ach so langer Zeit! — wieder als eine lebenswahre Einheit, als eine imposante Ganzheit zeigt. Darum heißt diese Versammlung auch „Parlament"; ein Name, der ihr nicht zufällig und ohne Absicht gegeben ist, sondern der in Erwägung der historischen Bedeutung des Worts ihre umfassende Competenz ausdrückt. Selbst die deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. hieß amtlich nie „Parlament," erst der heutigen Körperschaft war dieser Name als ein officieller vorbehalten.

Zwar fehlt es ihr nicht an Spöttern und Verkleinerern: — je bedeutender eine Erscheinung, desto mehr solcher subalternen Schwätzer wird sie gegen sich aufrufen. Wie man im vorigen Jahre den Reichstag des norddeutschen Bundes im voraus verdächtigte und lächerlich zu machen suchte, also gibt es auch heute gewisse Leutchen, die mit denselben Waffen gegen das Zollparlament ankämpfen. Sie fragen höhnisch: „Zoll- oder Vollparlament?" und nennen die hohe Versammlung eine Gemeinschaft von „bloßen Zöllnern," die nur über Tabak, Baumwolle und — Lumpen verhandeln dürfe, in eigentlich politischen Fragen aber hübsch den Mund halten müsse. — Und wenn es auch nur so wäre! Ist das nicht schon immer ein hübscher Anfang? öffnet sich dahinter nicht eine hoffnungsvolle, zukunftsreiche Perspective? kann das Zollparlament nicht nach und nach zum Vollparlament im vollsten Sinne werden? — Jedenfalls ist es, auch so wie es heute ist, in der Entwicklung der deutschen Nation ein Resultat, das jeder patriotische Deutsche nur mit Genugthuung betrachten kann.

Allerdings hat Berlin seit dem Herbst von 1866 die verschiedensten Versammlungen von Volksvertretern in fast ununterbrochener Aufeinanderfolge tagen sehen, und stets wurde die letzte von der nächsten wieder verdunkelt, so daß das Interesse des Publicums fast erschöpft schien. Nichtsdestoweniger gab sich bei der Eröffnung des Zollparlaments eine Theilnahme und Erwartung kund, die das bei ähnlichen Gelegenheiten entwickelte Interesse denn doch noch überbot. Nie hat der Weiße Saal im königlichen Schlosse eine vollzähligere Versammlung und eine dichtgedrängtere Masse von Zuschauern gesehen als am 27. April. Nie vorher war das Hofmarschallamt mit so unzähligen Bitten um Einlaßkarten bestürmt worden, und noch nie hatte es so viele Meldungen zurückweisen müssen. Ueber den größten Theil der Billets war schon lange zuvor von hoher Seite verfügt worden, und selbst die Herrichtung einer neuen großen Zuschauertribüne vermochte nicht dem massenhaften Andrang auch nur im entferntesten zu genügen. Das diplomatische Corps war bis auf den letzten Mann zugegen, ein reicher Kranz von vornehmen Damen umschloß den großen Raum, und diesen selber füllte die buntuniformirte Menge der Zollbundesräthe und Abgeordneten, unter welchen letzteren diesmal alle Fractionen, alle Parteischattirungen, selbst die äußerste Linke, selbst die eingefleischtesten Particularisten und fast vollzählig vertreten waren. Und alle lauschten mit verhaltenem Athem der Thronrede. Schon diese Eröffnungsfeierlichkeit gab ein glänzendes Zeugniß von dem wichtigen Charakter, von der hohen Bedeutung des Zollparlaments. — —

Wie der Reichstag im Saale des Herrenhauses, so tagt das Zollparlament im Saale des Abgeordnetenhauses. Schon im vorigen Herbst, als letzteres durch Hinzutritt der Abgeordneten aus den neuen Landestheilen sich in der Zahl seiner Mitglieder von 352 auf 432 vermehrte, ist demgemäß der Sitzungssaal vergrößert und auch renovirt worden. Auch hier ist die Einrichtung eine comfortable, namentlich sind die Sitzreihen noch bequemer eingerichtet, die Durchgänge zwischen ihnen breiter und zahlreicher; nur in einem Punkte steht dieser Saal leider hinter dem des Reichstags zurück, und zwar in einem Hauptpunkte — in der Akustik.

Der imposante Raum, welcher die Form eines länglichen Vierecks hat, erhält sein Licht sowohl durch hohe Seitenfenster oberhalb zweier Wände, als auch an der etwas gewölbten Decke durch einen in ihrer Mitte befindlichen, sie der ganzen Länge nach durchziehenden Spalt von mattgeschliffenem Glase. Durch die Verschmelzung von Ober- und Seitenlicht erzeugt sich eine klare und doch milde Helle bis in die äußersten Winkel und Ecken; und von der Decke schweben in drei Reihen je sechs große broncirte Gaskronleuchter nieder, welche, wenn es nöthig werden sollte, auch die Nacht in hellen Tag verwandeln würden. Die Decke und der untere Theil der Wände ist braungetäfelt, die obere Hälfte der letzteren blau grundirt, und als Fries laufen die gemalten Wappen der verschiedenen Bundesstaaten rings umher.

Die beiden Querwände und die hintere Längenwand sind etwa in halber Höhe mit amphitheatralischen Galerien eingefaßt, während die vordere Längenwand nur von den Fensternischen durchbrochen wird. An der gleichfalls mit Fenstern versehenen Querwand baut sich die Haupttribüne (A) für das gemischte Publicum auf; sie enthält auf einer Doppelreihe von Holzbänken wohl über hundert Sitz- und außerdem eine Anzahl von Stehplätzen. Ihr gegenüber befindet sich eine andere Tribüne, welche in drei Abtheilungen rechts die Loge für die Angehörigen des Bundesraths, links die königliche Loge und in der Mitte die für das diplomatische Corps enthält und durchgehends mit rothen Sammetsesseln ausgestattet ist. An der hintern Längenwand endlich steht man in der Mitte die Journalistenloge; zu ihrer Rechten zunächst die kleine Präsidialloge und dann die für ein gewählteres Publicum bestimmte, mit Rohrsitzen versehene Tribüne B; zur Linken die Tribünen C und D, für welche beiden keine Billets ausgegeben werden, da sie nur reservirte Plätze enthalten, nämlich Tribüne C für distinguirte Fremde, Tribüne D aber für die Familien und Bekannten der Parlamentsmitglieder.

Für das Publicum ist also weit mehr Raum vorhanden als im Reichstag, und ebenso ist auch die Journalistenloge weit größer angelegt. Obgleich sie über 30 Plätze enthält, hat sie sich dennoch als durchaus unzureichend erwiesen. Kaum die Hälfte der diesmal angemeldeten Journalisten konnte von vorn herein placirt, die übrigen mußten einstweilen zurückgewiesen werden, und selbst der Correspondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung schwebte in Gefahr, ausgeschlossen zu werden, bis sich die Schriftführer des Hauses seiner annahmen. Es soll nun aber für sämmtliche Herren von der Feder (wie auch vom Malerstift) gesorgt werden; eine Anzahl von ihnen ist auf der ersten Bank der Zuschauertribüne A placirt worden, und dem Rest wird die Präsidialloge eingeräumt werden, auf welche das Präsidium in dankenswerther Großmuth verzichten will. Dieser unerhörte Andrang der Presse, unter welcher sämmtliche größere Zeitungen und Journale Deutschlands und auch viele des Auslandes vertreten sind, spricht wohl am besten für die Bedeutung des Zollparlaments.

Steigen wir nun in den Saal hinab, so sehen wir vier große und fünf kleine Sitzfelder, jedes um einige Zoll über dem mit einem gestreiften Wollenteppich bedeckten Fußboden erhöht, und durchweg aus Rohrstühlen mit rothausgeschlagenen Rückenlehnen zusammengesetzt. Mitten an der hinteren Längenwand und gerade unter der Journalistentribüne erhebt sich das Bureau in drei Abtheilungen: ein Armsessel für den Präsidenten, und zu seiner Rechten und Linken je zwei gewöhnliche Stühle für die Schriftführer. Unmittelbar daran die geräumige Rednertribüne mit bequemen Aufgängen zu beiden Seiten, und wieder vor dieser der Tisch der Stenographen. An der entgegengesetzten Längenwand stehen auf einer Estrade in zwei langen Reihen die Stühle für die Mitglieder des Zollbundesraths, auch nur einfache Rohrstühle mit etwas höherer Rückenlehne, aber zusammen an 50 Sitze.

Das Zollparlament selbst zählt 382 Mitglieder, davon gehören sonst 297 dem Reichstag des Norddeutschen Bundes an, wozu jetzt 85 Deputirte aus den süddeutschen Staaten getreten sind. Auch hier sitzen die verschiedenen Fractionen nicht streng von einander gesondert, namentlich sind die Süddeutschen, wahrscheinlich weil sie ihre Plätze nicht zeitig genug belegen konnten, überall an die äußersten Enden des Saales verwiesen. Die beiden großen Mittelfelder zur Linken des Präsidenten behaupten die Nationalliberalen und die Fortschrittspartei. Vor jenen sitzen auf der ersten Bank einige hannöversche Particularisten, und auf der zweiten Bank die Polen. Unmittelbar links vom Bureau haben die Schleswig-Holsteiner ihren Platz, und dahinter auf dem kleinen Eckfelde sitzen auf den ersten beiden Bänken die Socialdemokraten Dr. Reinecke, Liebknecht, Bebel, Schraps, Dr. Götz, Dr. v. Schweitzer und Försterling, auf den folgenden Bänken namentlich Badenser, während das entgegengesetzte Eckfeld theils wieder von Nationalliberalen, theils von Süddeutschen eingenommen wird. Vor dem Tisch des Bundesraths gruppirt sich auf halbkreisförmigen Bänken das sogenannte Centrum, theils aus „Wilden", theils aus Mitgliedern der gemäßigten Parteien zusammengesetzt. Die beiden großen Mittelfelder rechts vom Präsidenten haben die Conser-

vativen und Freiconservativen inne, mit Ausnahme der beiden letzten Reihen, auf welchen namentlich die Württemberger sitzen; während das kleine Eckfeld an der hintern Längenwand namentlich von den Baiern eingenommen wird.

Dies ist, abgesehen von mancherlei eingestreuten und durcheinander gewürfelten Ausnahmen, die allgemeine Gruppirung des Parlaments; obgleich nicht immer absichtlich geschehen, sondern zum Theil durch die Raumverhältnisse geboten, ist sie dennoch, wie wir später sehen werden, fast nirgends eine bedeutungslose, vielmehr spielt der Zufall auch hierbei eine überraschende und oft sehr vernünftige Rolle.

Betrachten wir nun die einzelnen Persönlichkeiten, so finden wir unter den Mitgliedern zahlreiche Bekannte vom constituirenden Reichstag her. Da ist zunächst der Alterspräsident, der altehrwürdige Freiherr von Frankenberg-Ludwigsdorf. Die Zeit scheint an ihm kraftlos vorüberzuziehen, er sieht um keine Stunde älter aus als vor einem Jahre und er gibt sich genau so wie damals. Dieselbe Haltung, in seinem Wesen und Reden dieselbe Mischung von Würde und Bonhomie. Ja, er trägt noch denselben etwas altmodischen Leibrock und dieselbe weißpunctirte Sammetweste; und wenn er nach dem Redner hinblickt, hält er wie damals die Hand vor die Augen und gebraucht sie als Hörrohr, wenn er angeredet wird.

„Wiederum muß ich mit der Frage beginnen, ob nicht ein Mitglied dieser hohen Versammlung vor dem 29. April 1785 geboren ist?" — Nein, gewiß nicht! Diese Ehre kann dir niemand streitig machen. Obgleich auf den meisten Häuptern der Versammlung ein verrätherischer Mondschein leuchtet, so sind es doch lauter Söhne und theilweise sogar Enkel, die zu deinen Füßen sitzen. Du hast, allein während deiner parlamentarischen Laufbahn, ein neues Geschlecht heranwachsen sehen. Möge dir noch manches Jahr und voll derselben greisen Frische beschieden sein!

Und nun die Schriftführer, die Jüngsten aus der Versammlung! Wie Knaben erscheinen sie neben dem hochbetagten Greis.

Mit 25 Jahren darf man in diesem Parlament sitzen. Dr. Hans Blum aus Leipzig hat sie erst kürzlich überschritten. Er scheint ob seiner neuen Würde zu erröthen, und ein verschämtes Lächeln gleitet über sein mädchenhaftes Gesicht, während er den Sitz neben dem Alterspräsidenten einnimmt. Robert Blum, der du deinen Traum von deutscher Größe und deutscher Einheit auf der Brigittenau mit dem Tode bezahlen mußtest; was würdest du sagen, wenn du deinen Sohn in diesem Parlamente tagen und ihn mit dem Grafen Bismarck stimmen sähest?! Du würdest ihn segnen und beglückwünschen, denn er sieht, wie er selber sagt, vollendet, was du nur zu träumen gewagt hast.

Und dieser Jüngling mit dem mädchenhaften Antlitz kann scharfe und schneidige Worte sagen, wie er seiner Zeit gegen den Abgeordneten Liebknecht bewies, der ihm vorwerfen wollte, seines Vaters entarteter Sohn zu sein. Und nicht weniger unbekümmert zeigt sich Hans Blum um das Mißtrauensvotum, das ihm kürzlich seine Wähler nachgeschickt haben, weil er ihnen nicht liberal und nicht partikularistisch genug dünkt, und behält trotz des Mißtrauensvotums ruhig sein Mandat.

Der Zweitjüngste ist Herr Bebel, Drechslermeister aus Leipzig, auch erst im Jahre 1840 geboren. Ein Handwerker inmitten der Staatsräthe, Minister, Barone, Grafen und Fürsten! Doch das scheint ihn nicht im geringsten zu geniren, er bewegt sich wie unter seines Gleichen, und er spricht mit einer Unbefangenheit und Gewandtheit, um die ihn mancher Staatsrath und Herzog beneiden könnte. Er spricht, so oft sich eine Gelegenheit dazu bietet, und er bringt mit Dr. v. Schweitzer gern Amendements ein, die jedoch leider keine weitere Unterstützung als die der beiden Antragsteller finden. Und nichts für ungut, Herr Bebel, aber Glacéhandschuhe und diese parfümirten Locken passen doch eigentlich nicht recht für einen Apostel der Arbeiter!

Auch in diesem Parlament sitzt ein Prinz des königlichen Hauses, statt des Prinzen Friedrich Karl — Prinz Albrecht von Preußen, eine hohe schlanke Gestalt, mit schmalem Kopf und lebhaften Augen. Er trägt die blaue Uniform des litthauischen Dragonerregiments, dessen Chef er ist, und schüttelt den Generalen Moltke, Steinmetz und Vogel von Falkenstein freundschaftlich die Hand, gibt auch hin und wieder einem Civilisten einen Finger, und macht im übrigen den ruhigen Beobachter.

Der alte Recke Steinmetz scheint nicht nur nicht zu altern, sondern sich fortwährend noch zu verjüngen: so fest und stramm tritt er auf, und so wohlig und munter schaut er drein. Er ist auch hier stets einer der ersten im Saal, er schenkt noch immer auch dem unbedeutendsten Redner die strengste Aufmerksamkeit, und wenn eine Celebrität spricht, geht er dicht an sie heran und nickt ihr zu oder schüttelt das schneeweiße kurzgeschorene Haupt, je nachdem ihm die Worte gefallen oder mißfallen. In diesem Augenblick mustert er sogar die Journalistentribüne, und wahrhaftig! — ich fürchte, er merkt, daß ich ihn porträtire; denn er verzieht so halb mitleidig, so halb spöttisch die Lippen, als ob er sagen wollte: „Ihr Federfuchser, Ihr! Schreibt, was Ihr wollt, ich weiß doch, was ich bin!"

Nur einen Tag sitzt Herr Simson in den Reihen der Abgeordneten, dann räumt ihm der Alterspräsident seinen Platz ein:

„In dem Zeitraum von 18 Jahren ist es heute das vierte Mal, daß mir der Vorzug zu Theil wird, Herrn Dr. Simson den Präsidentenstuhl zu überweisen."

Ja, Herr Simson ist gewissermaßen ein erblicher Präsident; er hat seit Frankfurt allen Parlamenten präsidirt, die in der deutschen Geschichte epochemachend gewesen sind, und er ist noch immer ganz Würde und Salbung, ein wahrer Virtuose im Präsidiren und Repräsentiren. Jedermann wußte vorher, daß er auch hier zum ersten Vorsitzenden berufen werden würde, und schwerlich hätte man einen Geschickteren finden können, und einen, der diese schwere Bürde bereitwilliger trüge.

Am 28. April, wo der Alterspräsident seinen erwählten Nachfolger proclamirt, vollendet Herr von Frankenberg-Ludwigsdorf gerade sein 83. Lebensjahr, und Dr. Simson nimmt Veranlassung, den hochehrwürdigen Greis deshalb zu beglückwünschen. Von beiden Seiten des Hauses erschallt lebhafter Beifall, Abgeordnete von allen Fractionen umringen den Jubilar und schütteln ihm lebhaft die Hände. Auch Graf Bismarck, der im Saale einen kurzen Besuch macht und namentlich mit bairischen Deputirten plaudert, thut desgleichen, und Herr von Frankenberg-Ludwigsdorf lächelt so selig, wie nur ein so altes Geburtstagskind lächeln kann. Ein erbauliches Intermezzo, gewissermaßen ein Familienfest im — Zollparlament.

Bei der Wahl der Schriftführer sind, wie es überall zu geschehen pflegt, auch im Zollparlament die stärksten Fractionen berücksichtigt worden: Landrath von Schöning aus Pyritz, dieser Herr mit der sonoren Stimme, gehört den Conservativen an; Freiherr von Unruhe-Bomst aus der Provinz Posen und Commerzienrath Stumm aus dem Trierschen zählen zu den Freiconservativen; Notar Cornely aus Treis a. d. Mosel, mit gewaltigem Schnauzbart und ein gewaltiger Tabaksschnupfer, zur Fortschrittspartei; Rechtsanwalt Forkel aus Koburg und Kreisrichter von Puttkammer aus Sorau zu den Nationalliberalen; Graf von Luxburg und Freiherr von Stauffenberg endlich sind Baiern, jener gilt für conservativ, dieser für nationalliberal.

Kaum hat sich die Versammlung constituirt, und schon ist der Tod unter sie getreten. Fürwahr, es macht einen erschütternden Eindruck, der sich auf allen Gesichtern lesen läßt, als der Präsident die dritte Sitzung mit folgenden Worten eröffnet:

„Ich habe dem Hause die traurige Anzeige zu machen, daß am heutigen Morgen der Abgeordnete Freiherr Carl Maria von Aretin, Reichsrath der Krone Baiern, vom Schlagfluß getroffen und verschieden ist."

Noch gestern saß der Baron in diesem Saale, dort auf einem Eckplatz der Rechten, neben seinem gleichnamigen Vetter, und heute kehrt er als Leiche in seine Heimat zurück. Wie man erzählt, hatten ihn die dort stattgefundenen, bekanntlich sehr heftigen Wahlkämpfe dermaßen aufgeregt, daß er dieser noch in Berlin nachzitternden Erregung zum Opfer fiel.

Aller Blicke, aller Aufmerksamkeit, nicht nur von Seiten der Zuschauer, sondern auch von Seiten der übrigen Parlamentsmitglieder richten sich aus leicht erklärlichen Gründen vorzugsweise auf die süddeutschen Deputirten, und einige ihrer Matadore haben sich denn auch schon vernehmen lassen.

Dr. Erhard, Advocat aus Nürnberg, sitzt unter den norddeutschen Nationalliberalen und tritt jetzt auf den Mittelgang, um sich für einen Antrag von Miquél in Betreff der bairischen Wahlen zu erklären. Er gehört zu den süddeutschen Persönlichkeiten, die durch ihr einfaches, schlichtes Wesen und durch ihre ungezwungene, fast etwas

nachlässige Haltung uns Norddeutsche sofort für sich einnehmen. Er spricht leicht und fließend, sachlich und knapp. Wenn er einen neuen Satz beginnt, pflegt er in die Hosentasche zu greifen, als ob er ihn daraus hervorhole, und sich ein wenig niederzuducken, als ob er eine gymnastische Uebung beabsichtige. Er mag höchstens 40 Jahre zählen, ist von mittelgroßer, geschmeidiger Gestalt, hat ein braunes, fast italienisch geschnittenes Gesicht, ein kluges, brennendes Auge und weist gern zwei Reihen gut erhaltener Zähne. Später treffen wir ihn auf der Straße, wo er mit einem Collegen und Landsmann an einer Littfaßsäule die Theaterzettel studirt. Er scheint zwischen den „Mottenburgern“ bei Wallner und der „Großherzogin von Gerolstein“ in der Friedrich-Wilhelmsstadt zu schwanken.

Einen ganz andern, doch nicht minder angenehmen Eindruck macht der Freiherr von Stauffenberg, früher Staatsanwalt, jetzt Gutsbesitzer in Augsburg. Er gilt für eine Capacität im Zoll- und Handelswesen, ist, wie schon gemeldet, zu einem der Schriftführer des Hauses erwählt worden, und sitzt, wenn er nicht beim Büreau fungirt, gleichfalls unter den norddeutschen Nationalliberalen. Niemand wird ihm den ehemaligen öffentlichen Ankläger ansehen, dazu blicken seine blauen, etwas blöden Augen hinter der goldenen Brille viel zu sanft, und ebenso sanft aber vernehmlich tönt auch seine Rede. Er ist im Gegensatz zu Dr. Erhard blond und zart, voll gerundet und fast beleibt, hält sich aufrecht und ruhig und läßt sofort den Mann von feiner Bildung und behäbigem Besitz errathen.

Im linken Centrum neben Lasker sitzt Dr. Ludwig Bamberger, der lange Jahre in Paris als politischer Flüchtling lebte, bis ihn Mainz in das Parlament entsandte. Seine Wahl rief einen erbitterten Kampf unter den dortigen Parteien hervor, und sobald er in Berlin angekommen, gaben ihm die hier ansässigen Mainzer ein Festmahl, bei welchem er in seiner Dankrede durchblicken ließ, wie ihm das Exil keine üble Schule gewesen sei, daß er eigentlich erst dort deutsche Geschichte verstehen und deutsche Politik würdigen gelernt habe. Eine gewiß richtige Erfahrung, da sie auch von anderen Emigranten, z. B. von Gottfried Kinkel und Karl Schurz, bestätigt wird.

Ludwig Bamberger ist von schmächtiger, zierlicher Gestalt und hat ein ernstes, blasses, geradezu leidendes Aussehen. Nichts an ihm verräth die jüdische Nationalität, die sich sonst so schwer verleugnen läßt. Blaugraue, etwas matte, mit einer Brille bewaffnete Augen, röthlich blondes, volles Bart- und Haupthaar, eine gemäßigte, wohlgeformte Nase, ein zartmatter Teint und ein kleiner ovaler Kopf mit durchaus noblen Zügen. Nur wenn er geht, stört ein unschönes Heraufziehen der mageren Schultern. Seine Stimme ist dünn, schrill und heiser. „Lauter! Lauter!!“ ruft man ihm zu. Er strengt sich sichtlich an, er erhitzt sich, es scheint ihm noch an parlamentarischer Uebung und Sicherheit zu fehlen.

Auch Hofgerichtsadvocat Metz aus Darmstadt, auf den Landtagen seiner Heimat ein Hauptwortführer der demokratischen Partei, ist in den Reihen der Nationalliberalen zu finden. Kurz, gedrungen und stämmig, mit vollem, hochschwarzem aber schon etwas ergrautem Haar und ditto Backenbart, ein stattlicher Rahmen für das fleischige, energische, finstere Gesicht. Für einen so berühmten Parteiführer spricht er aber doch zu steif, förmlich und doctrinär. Es fehlt seinem Organ an Biegsamkeit, seiner Rede an Verve, seinen Vergleichen an Plastik, seinen Argumenten an Zündkraft. Er kann es in dieser Hinsicht nicht im entferntesten mit Vincke oder Braun aufnehmen, nicht einmal mit Herrn Lasker, der inzwischen, wie wir gern hiermit constatiren, in der Kunst zu reden wirklich erfreuliche Fortschritte gemacht hat.

Wenden wir uns nun zur Rechten, so erblicken wir auf der letzten Bank einen Mann, der, noch ehe wir seinen Namen kennen, sofort unsere Aufmerksamkeit herausfordert. In dieser festen, derben, muskulösen Gestalt, in diesem pockennarbigen, etwas grob gearbeiteten Gesicht liegt nämlich eine Originalität, die durch den weißen Schnurr- und Knebelbart und durch die starke, röthlich-blonde Perrücke noch erhöht wird. Man kann diesen Herrn ebensogut für einen pensionirten Rittmeister wie für den Director einer wandernden Schauspielertruppe halten, aber es ist niemand Geringeres als der berühmte Nationalöconom Moritz Mohl aus Stuttgart, einst Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung und des Rumpfparlaments. Zuweilen lehnt er auch am Tisch des Bundesraths und starrt mit den blauen Augen, über welchen sich starke Brauen hinziehen und unter denen dicke Thränensäcke lagern, ins Leere. Keine Bewegung, kein Zucken der Wimper deutet an, daß ihn in diesem Saale etwas interessire. Mit derselben apathischen Ruhe besteigt er jetzt die Rednertribüne und spricht über die geschäftliche Behandlung der Vorlage. Aber sehr im Widerspruch mit der streitbaren Figur ist die Stimme dünn und leise, der Ausdruck artig und verbindlich. Trotzdem gilt er für das Haupt der württembergischen Deputirten, die sich oft bei ihm Raths zu erholen scheinen.

Unter ihnen befinden sich bekanntlich zwei Minister: Hr. v. Mittnacht, Staatsrath und Chef des Justizdepartements, und Freiherr von Varnbüler, Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Herr von Mittnacht tritt so eben vor, um das von der württembergischen Regierung erlassene Wahlgesetz zu vertheidigen und zu erläutern. Das Haus empfängt ihn mit tiefer Aufmerksamkeit, und seine Landsleute scharen sich um ihn, um keines seiner Worte zu verlieren, und als ob sie auch damit ausdrücken wollten, daß sie fest und treu zu ihm stehen.

Der Redner macht, so zu sagen, einen epikuräischen Eindruck, aber im besseren Sinne; den Eindruck eines vornehmen Lebemannes. Er mag vierzig und einige Jahre zählen, hat aber schon bedeutend Haare lassen müssen und nur noch einen Büschel an den Schläfen aufzuweisen. Dagegen entfaltet der Schnurrbart noch ein stattliches Wachsthum, alle Glieder sind rund und voll anzusehen, und bereits ein hübsches Bäuchlein vorhanden. Er hält in den weißen, fleischigen Händen einen Band in Quarto und spricht laut und schallend, langsam und gewichtig, als ob er auf dem Katheder stünde oder gar einen Vortrag in fremder Sprache hielte. Das war jedoch nur zu Anfang; wie er im Feuer der Debatte allmählich wärmer wurde, sprach er vortrefflich.

Ihm secundirte Herr von Linden, der für Württemberg mitten am Tisch der Bundesräthe sitzt und den Sitzungen regelmäßig beizuwohnen pflegt. Ein langer, schlanker Herr mit starker Nase, der seinem Vorgänger an Redegabe nicht gewachsen ist und wegen der jetzt im Hause herrschenden Unruhe nur theilweise verstanden wird.

Was aber in aller Welt treibt Herrn Dr. Braun (Wiesbaden), die Süddeutschen so brüsk herauszufordern?! Man weiß zwar, daß er ein grimmer Feind der „Schwaben“ ist und seit Monaten und Jahren sowohl in der „Kölnischen“ wie in der „Nationalzeitung“ Artikel über Artikel gegen sie schleudert; aber selbst seine intimsten Parteigenossen scheinen von seinem heutigen, so völlig vom Zaun gebrochenen Angriff keineswegs erbaut zu sein, und er selber scheint seinen Speech nur zu halten, um einige angesammelte Schnurren und Anekdötchen los zu werden, denn er erklärt gleich darauf, daß er seinen Antrag auf Untersuchung der von der württembergischen Regierung begangenen „bundesfeindlichen“ Wahlbeeinflussungen zurückziehe, indem er seinen Zweck, sie zur Sprache zu bringen, ohnedies erreicht habe. Ein Manöver, das Herr Dr. Braun schon mehrfach beliebt und das ihm den Vorwurf zugezogen hat: er rede oft nur, um zu reden.

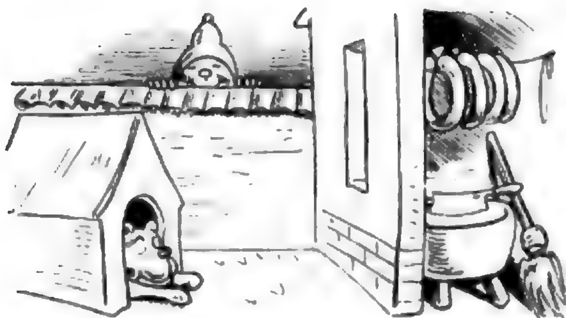
Seine heftigen Ausfälle scheinen die Süddeutschen sichtlich zu verstimmen; es fehlt ihnen noch die unbefangene Miene, welche die norddeutschen Deputirten vorzustecken verstehen, mögen sie noch so heftig angegriffen werden. Aber schon ersteht ihnen aus ihrer Mitte der Rächer.

Herr von Mittnacht besteigt jetzt die Rednertribüne, um, wie er sagt, Herrn Dr. Braun, dem seine Entgegnung gilt, besser ins Auge fassen zu können; was jener mit einer höhnischen Verbeugung erwidert. Der württembergische Justizminister zeigt sich jetzt seinem Gegner vollständig gewachsen, seine Redeweise ist nicht mehr steif und trocken, sondern gleichfalls witzig und launig, schlagend und treffend; besonders als er bemerkt: was Herr Dr. Braun heute hier vorgetragen, hätten er und seine Freunde längst gedruckt gelesen; nur die Art des Vortrags wäre apart, wenn auch in süddeutschen Ständeversammlungen nicht üblich!

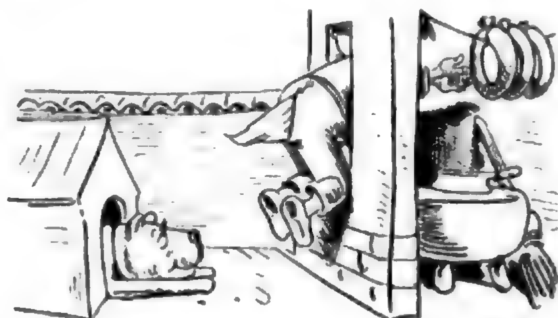
Unter dieser ihren Zweck auf keiner Seite des Hauses verfehlenden Rede ist den Süddeutschen die gute Laune wieder zurückgekehrt, sie flüstern und gesticuliren lebhaft untereinander, ihre Gesichter strahlen vor Genugthuung, sie drängen sich vor der Rednerbühne zusammen und empfangen ihren herabsteigenden Landsmann mit stürmischen Bravorufen und schallendem Händeklatschen.

Der Wurstdieb.

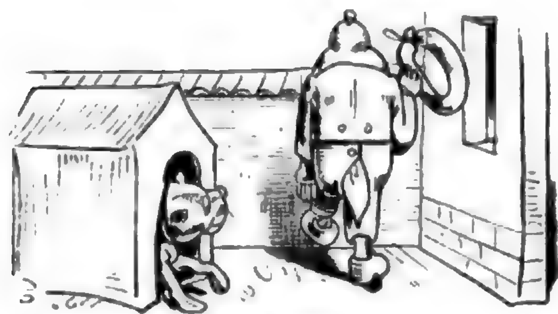
Eine Geschichte von **Wilhelm Busch.**



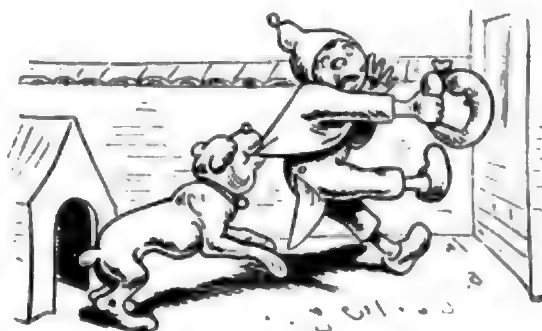
1. Hier hängt die Wurst — dort an der Mauer
Steht Louis heimlich auf der Lauer.



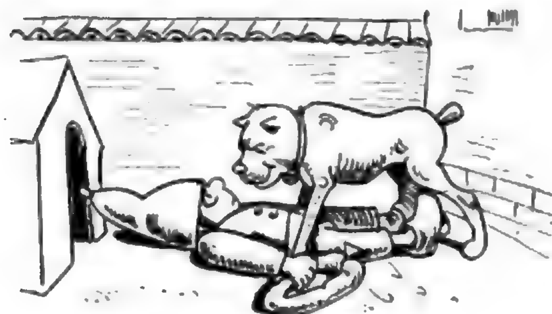
2. Und schon bemerkt man sein Bestreben,
Sich eine Wurst herauszuheben.



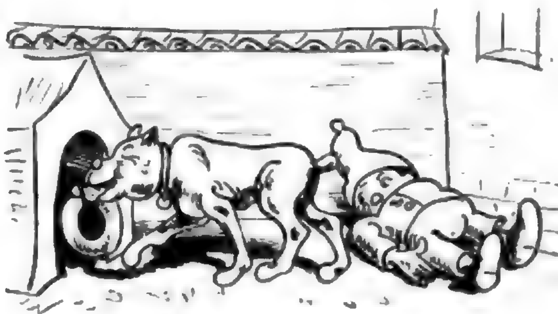
3. Jetzt hat er sie und schleicht davon;
Doch Graps, der Hund, erblickt ihn schon.



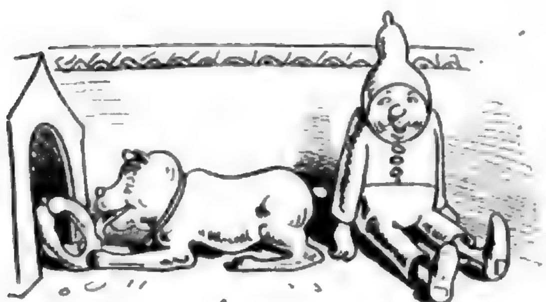
4. Eh' Louis denkt, daß er ihn packe,
Hat Graps ihn hinten bei der Jacke.



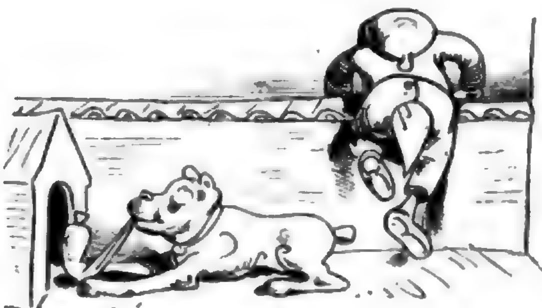
5. Die zwei, die schaun sich ins Gesicht,
Der eine froh, der andere nicht.



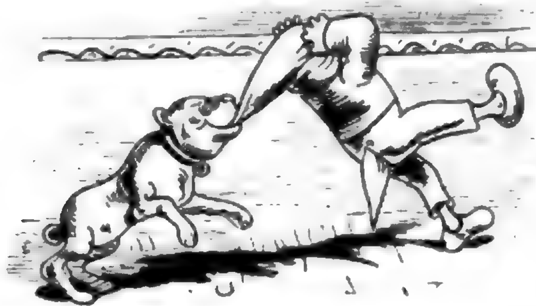
6. Graps aber trägt mit sanftem Schritte
Die Wurst zu seiner stillen Hütte.



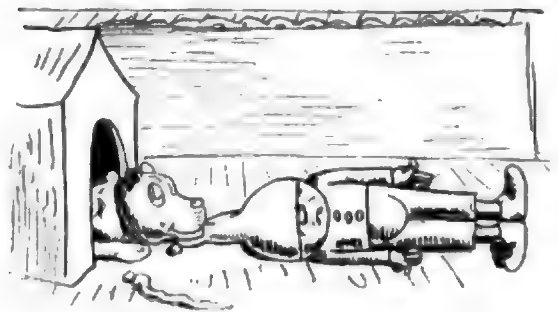
7. Indessen Graps sich so ergötzt
Hat Louis aufrecht sich gesetzt.



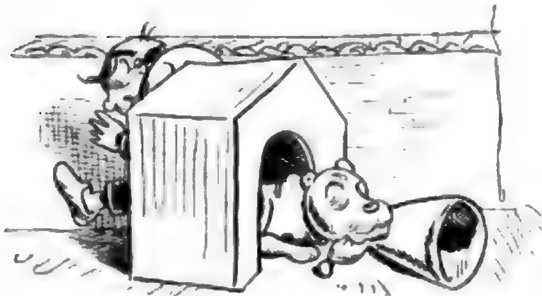
8. Und will ganz heimlich sich so eben
Aus dieser Gegend fortbegeben.



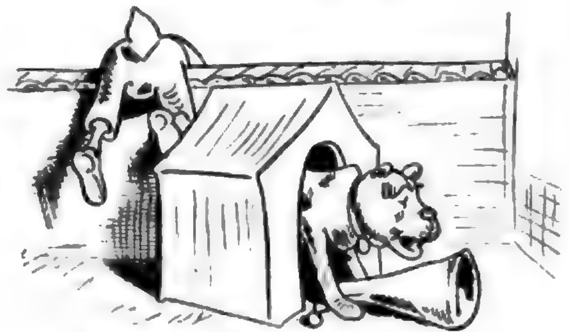
9. Doch Graps, der wachsam, zieht ihn wieder
Mit kühnem Griff nach hinten nieder.



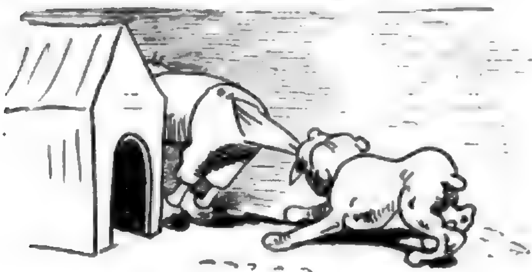
10. Er legt sich klüglich auf die Spitze
Von Louis seiner Zipfelmütze.



11. Der treue Graps, der denkt sich: Nun
Kann ich getrost ein wenig ruhn!



12. Doch Louis zog ganz in der Stille
Den Kopf aus seiner spitzen Hülle;



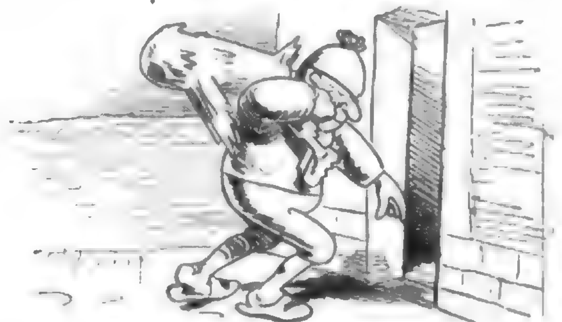
13. Und wäre glücklich fast entkommen,
Hätt' ihn der Graps nicht festgenommen.



14. Er steht und darf sich nicht bewegen;
Von oben strömt ein kühler Regen.



15. Der Regen wird zu kaltem Reif;
Der Louis friert ganz starr und steif.



16. Der gute Nachbar sah ihn stehn
Und will mit ihm zum Ofen gehn.



17. Bauz! Klirr! — er stolpert an der Schwelle;
Der Louis ist ein Eisgerölle.



18. Da nimmt der gute Nachbar schnell den Besen
Und fegt hinaus, was Louis einst gewesen.

„Freiherr Varnbüler von und zu Hemmingen ist heute eingetreten." Diese Anzeige des Präsidenten bringt das ganze Haus in Bewegung, Jedermann sucht neugierig nach dem würtembergischen Ministerpräsidenten, und schon spaziert dieser im Saale umher und macht sich mit den verschiedensten Persönlichkeiten zu schaffen.

Herr von Varnbüler steht im 60. Lebensjahr und ist eine hohe, schlanke Figur mit kahler Platte, langem weißgrauen Kinn- und Backenbart, etwas stark entwickelter Nase und klugen, dunklen Augen. Die vornehm-nachlässige Haltung, die eleganten Manieren verkünden sofort den vollendeten Aristokraten, den geborenen Gentleman; und das feingeschnittene ruhig-heitere Gesicht zeugt ebenso deutlich von Geist und Bildung, Menschenkenntniß und Welterfahrung, allerdings auch von Selbstbewußtsein und Selbstgefälligkeit. Mit wem er auch spricht, wer ihn auch anredet, er zeigt stets dieselbe höflich-verbindliche und doch kühl zurückhaltende Miene. Während Dr. Braun ihn persönlich angreift, liest er Briefe, empfängt er Depeschen und sucht mit seinem Kneifer nach Bekannten umher. Nicht einmal runzelt sich seine Stirn, kein Schatten trübt sein gewissermaßen unwandelbares Gesicht; er thut, als ob von ihm gar nicht die Rede sei, als ob die ganze Sache ihn nicht im mindesten angehe, er schenkt seinem vor Eifer kirschroth werdenden Angreifer auch nicht einen einzigen Blick. Und als Ludwig Bamberger auf ihn zutritt und ihm wahrscheinlich annoncirt, daß er gleichfalls gegen das von der württembergischen Regierung beobachtete Wahlverfahren sprechen werde, steht Herr von Varnbüler artig auf und macht ihm die verbindlichste Verbeugung.

Er scheint es zunächst unter seiner Würde zu halten, Herrn Dr. Braun selber zu antworten und läßt Herrn von Mittnacht für sich reden, dem er nur dann und wann, gleichsam um seine Zufriedenheit mit dessen Ausführungen zu bezeugen, leise zunickt. Später scheint er sich jedoch anders zu besinnen, meldet sich gleichfalls zum Worte und besteigt nun die Rednertribüne.

Ueberall gespannte Aufmerksamkeit, lautlose Stille! Herr von Varnbüler läßt sich ein Glas Wasser bringen, breitet verschiedene Papiere vor sich aus, steckt den Kneifer vor das Auge und begräbt die etwas zu großen Hände in den Taschen seiner hellen Beinkleider.

Er spricht nicht so gut, wie man von ihm erwarten mochte. Schon das Organ ist schluckend und etwas hektisch, die Rede will nicht recht fließen, er sucht nach geistreichen Ausdrücken und pikanten Wendungen. Er hätte lieber gar nicht sprechen, sich vielmehr mit dem begnügen sollen, was Herr von Mittnacht ausgeführt hat; seine Rede verwischt theilweise wieder den günstigen Eindruck, den jener hervorgebracht hat, denn es spiegelt sich in ihr noch eine größere Selbstgefälligkeit als in seinem Wesen und er läßt sich verleiten, würtembergische und süddeutsche Zustände auf Kosten der preußischen und norddeutschen zu glorificiren.

Da ist es denn ganz in der Ordnung, wenn ihm der kleine behende Lasker „gezwungen zum Worte und unvorbereitet wie er ist" entgegentritt. Herr Lasker übertrifft sich heute selbst, er macht wieder gut, was Dr. Braun versehen hat, er fordert eindringlich und versöhnlich zu gegenseitiger Verständigung und Rücksichtsnahme, zu einträchtigem Aufbau des nationalen Friedenswerkes auf. Und dann trinkt er — ob absichtlich oder ohne sich dessen bewußt zu sein, mag dahingestellt bleiben; — genug, er trinkt zum Schlusse aus demselben Glase, aus welchem kurz vorher Herr von Varnbüler genippt hat.

Bravo, Herr Lasker! Bravissimo!!

Die Flucht des Königs.

Von Georg Hiltl.

(Fortsetzung.)

Fersen wollte bis Clayes, als Kutscher gekleidet, den Wagen der Damen Brunier und Neuville fahren, dann nach Paris zurückkehren, weil man, einmal in Clayes angelangt, die Hauptgefahr für beseitigt hielt, indem mit Sicherheit auf das Eintreffen der Truppen gerechnet ward. Postillone waren bestellt, aber man hatte bis Bondy Pferde in Bereitschaft, auch waren Sattelzeuge, Decken ꝛc. durch Fersens Diener bis Valenciennes vorausgesandt, ebenso 6 gute Sattelpferde.*)

Um die Fahrt durch Paris möglichst wenig auffallend zu machen, war beschlossen worden, in Miethswagen bis zur Barriere der Faubourg Saint-Martin zu fahren. Hier sollte die große Reisechaise bereit stehen und die königliche Familie aufnehmen. Fersens Kutscher ward mit der Führung der Berline bis an die Barriere Saint-Martin betraut. Die beiden Kammerfrauen wurden durch einen Postillon gefahren, auch hierin hatte man den Plan geändert, weil Fersen es für gerathener hielt, den Wagen des Königs selbst zu lenken. Der kleine Wagen, welcher den König zur Barriere fahren sollte, wurde ebenfalls zu diesem Behufe gekauft und blieb im Hotel Fersens, um zur rechten Zeit verwendet werden zu können.

Als diese Vorbereitungen getroffen waren, erhielt der Herzog von Choiseul-Stainville Befehl, nach Paris zu kommen. Er traf hier ein und blieb in der Nähe der Tuilerien, in einem Dachzimmer verborgen. Mit Bangigkeit sah man zunächst der Abreise der Baronin von Korff entgegen. Sie erfolgte am 17. Juni. Zwei Tage darauf erhielt die königliche Familie Nachricht, daß die Reisende glücklich die Route von Paris nach Montmedy zurückgelegt habe, ohne auch nur einmal belästigt worden zu sein, nirgends hatte man ihre Pässe zu sehen verlangt. Eine freudige Hoffnung schwellte die Herzen der Flüchtigen. Sofort gab der König dem Herzoge von Choiseul Befehl, alles bereit zu machen.

Der Herzog hatte es übernommen, die Reise von Pont de Sommevesle an zu überwachen und für die Relais zu sorgen. Schon zwei Tage vorher hatte er seine Pferde nach Varennes voraus gesendet, um sie dort als Relais für den König verwenden zu können. Am 20. Juni abends verließ Choiseul Paris, wenige Stunden vor Abreise der königlichen Familie. Er fuhr in einem Cabriolet, mit ihm war Leonard, der Friseur der Königin, ein sehr ergebener und treuer Mann, in dessen Händen sich der Diamantschatz der Königin befand. Die Flucht der königlichen Familie sollte zwei Stunden später stattfinden, sie verzögerte sich jedoch aus dem oben angeführten Grunde bis gegen Morgen.

Wir sind nun bei jener für das Königthum Ludwigs XVI. so verhängnißvollen Nacht vom Sonntag des 20. bis zum Montag des 21. Juni 1791 angekommen.

Die häusliche Einrichtung der königlichen Familie war während des Tages in nichts geändert worden. Der Dauphin ward wie gewöhnlich in den Garten geführt, um dort zu spielen, um zehn Uhr hörte man die Messe, für den Nachmittag um fünf Uhr war die Kutsche zur Spazierfahrt befohlen. Um sieben Uhr kehrte die Königin mit den Kindern in die Tuilerien zurück, ließ sich frisiren und empfing dann einen Besuch ihres Schwagers, der bis gegen neun Uhr bei ihr verweilte. Der König erschien im Salon seiner Gattin und als Monsieur sich zurückgezogen hatte, gingen die Herrschaften in Gesellschaft der Madame Elisabeth in den Speisesaal, um das Souper einzunehmen. Dieses Mahl war erst um zehn dreiviertel Uhr beendet, worauf sich alles in die Schlafzimmer begab.*) Der Dauphin war schon um neun Uhr zu Bett gebracht worden. Es steht fest, daß niemand im Schlosse eine Ahnung von der nahe bevorstehenden Flucht hatte, denn die Lakaien brachten am folgenden Morgen um acht Uhr die Kleider, Waschbecken und sonstigen Bedürfnisse der königlichen Familie wie immer an die bestimmten Orte.**) Die Königin erhob sich zuerst wieder von ihrem Lager. Ringsum herrschte tiefe Stille. Marie Antoinette ging in das Schlafzimmer des Dauphin, der geweckt wurde.

„Schnell aufstehen, mein Kleiner", flüsterte die Mutter, „wir reisen ab, in den Krieg geht es."

„Meinen Säbel, meine Stiefeln", rief der Prinz, noch ganz schlaftrunken.

In diesem Augenblicke erst theilte die Königin den Damen Brunier und Neuville mit, um was es sich handle, und daß

---

*) Protokoll der Commune.

*) Zeugenaussage des Hausdieners Jean Desclaux.

**) Zeugenaussage des Dieners Fouquet.

der König auf ihre Treue rechne, daß sie beide mit der Familie flüchten würden. Die Damen gelobten in der gefährlichen Lage treu aushalten zu wollen. Alles begann nun die wenigen Vorkehrungen zu treffen. Durch die Verbindungsthüren gelangte man in den Entresol, wo der König sich befand. Er war in einen grauen Anzug gekleidet und trug einen runden Hut. Er übergab den Damen einen von seiner Hand aufgesetzten schriftlichen Befehl: seine Kinder aus Paris zu führen, wenn sie etwa angehalten und von ihm getrennt werden sollten. Die zur Wegführung der Damen bestimmte Kutsche war unterdessen in den — heute nicht mehr vorhandenen — Cour des Princes gefahren; Graf Fersen, als Kutscher verkleidet, führte sie. Der Marquis de Villequier, von dem Projecte unterrichtet, hatte dafür gesorgt, daß die Thüren offen waren, und es ist zu bewundern, daß kein Hinderniß den Fliehenden entgegentrat; die Damen gingen mit den Kindern zuerst hinab, die Königin führte ihre Kinder. Frau von Tourzel, die Brunier und die Neuville folgten.*) Man durchschritt einige leere Zimmer, gelangte glücklich in den Hof, fand die Kutsche mit Fersen auf dem Bocke derselben, stieg hinein und ward sogleich auf den Place du Carroussel gefahren. Der König und die Königin, sowie die drei Gardisten, welche im Schlosse waren, blieben noch zurück. Auf dem Carroussel sollte die Vereinigung stattfinden. Die Gardisten waren durch den Schrank in das Cabinet des Königs gelangt.

Die Kutsche, welche die Kinder und die Damen auf den Carroussel gebracht hatte, wartete hier schon einige Zeit. Weder der König noch die Königin erschienen. Angstvolle Minuten verstrichen. Fersen begann hier seine Rolle als Kutscher zu spielen, denn einige Fiaker, welche in der Nähe hielten, beunruhigten die Flüchtlinge dadurch, daß die Lenker der Wagen sich dem vermeintlichen Kameraden anschlossen. Sie fragten ihn aus, nahmen Tabak aus seiner Dose und entfernten sich endlich unter rohen Kutscherspäßen. Die königlichen Kinder, aus ihrer Nachtruhe gestört, wurden ungeduldig und die Damen beschlossen, eine kleine Promenade längs des Quais mit ihnen zu unternehmen, um sie wach zu erhalten. Frau von Tourzel führte den Dauphin. Es war eine halbhelle Nacht, die Gegend nicht allzusehr belebt, man hatte nichts zu fürchten, aber plötzlich rief Madame: „Gerechter Himmel, da kommt Lafayette". Sie hatte den General erkannt, der in voller Uniform den Tuilerien zueilte.**)

Die Flüchtlinge befanden sich in augenscheinlichster Gefahr — wenig Schritte von ihnen entfernt stand der Mann, dem der Befehl ertheilt war, die königliche Familie aufs strengste zu überwachen. Frau von Tourzel hatte gerade noch Zeit, den Dauphin hinter den Falten ihres Kleides zu verstecken. Lafayette ging vorüber und verschwand im Portal der Tuilerien. Hatte er eine Ahnung von der Flucht? wollte er sich überzeugen, ob der König noch im Schlosse sei? Wollte er seine Entfernung begünstigen?

Die Wartenden konnten nicht weiter, denn erstens war verabredet worden nur dann abzufahren, wenn alle beisammen sein würden, dann aber fehlte noch der Wagen, welcher den König und die Königin, Frau von Tourzel und die Kinder an die Barriere Saint Martin bringen sollte, woselbst der große Reisewagen ihrer harrte. Diesen hatte Fersen bei einbrechender Dunkelheit aus der Remise des Lord Crawford abgeholt und durch seinen Kutscher an die Barriere bringen lassen. Die Unruhe der Frauen und Fersens wuchs mit jeder Minute. Die abscheulichen Uhren summten ihre dumpfen Schläge, es ward lebendiger — es rasselte heran — Fersen erblickte einen Wagen. Dieser Wagen war der für den König und die Seinen bestimmte, er sollte nach der Barriere fahren. Gleich darauf erschien ein Schirrmeister mit Pferden, welche vor die Kutsche der Damen Brunier und Neuville gelegt wurden. Fersen beeilte dieses Manövre und es gelang vollkommen. Die beiden Damen stiegen ein und der Postillon gab den Pferden die Peitsche. „Nach Clayes!" lautete die Weisung. Der Wagen rasselte davon. Noch eine Viertelstunde verstrich. Da nahte, geführt von dem Kammerdiener Batel, Madame Elisabeth, gleich darauf der König — endlich die Königin, von Moustier und Malden begleitet. Sie war die letzte gewesen, welche die Tuilerien verlassen hatte. Ihr persönlicher Muth gestattete ihr nicht, die andern nachkommen zu lassen, sie wollte die erste drohende Gefahr bestehen — die Gefahr als Flüchtende zurückgehalten zu werden.

Die Freude des Königs über die Abreise der Damen mit den Kindern war groß und innig. „Ich hoffe Euch glücklich und frei zu sehen," sagte er. Alles stieg in die Kutsche. Moustier und Fersen auf dem Bock, Malden hinten auf — so ging es im schnellen Trabe durch die Gassen von Paris. Eine Hochzeit versperrte den Weg vor der Barriere, aber sie machte dem Wagen Platz, dessen Inhalt niemand der jubelnden Gäste ahnte. Man hat die Barriere erreicht — dort steht der große Wagen. Fersen läßt halten. Die beiden Wagen stehen Schlag an Schlag — beide Schläge werden geöffnet und die Reisenden schlüpfen schnell von einem Wagen in den andern.*) Der alte Wagen bleibt auf der Straße stehen, die Pferde werden eingespannt, Fersen läßt die Vorhänge der Fenster herab, schwingt sich auf den Bock, wo Moustier bereits Platz genommen hat und läßt Malden den Bedientensitz besteigen. Der Kutscher des Grafen, Balthasar Sapel besteigt das Sattelpferd.

„Vorwärts," ruft der Graf, „scharf ausgreifen — schneller — schneller, wenn die Pferde beim Regimente sind, werden wir ihnen Ruhe gönnen.**)"

Mit rasender Eile jagen die Pferde die Landstraße dahin. Eine halbe Stunde später hält man in Bondy. Alles scheint trefflich zu gehen, denn Valory, der als Courier voraufgeritten ist, hat schon die Relaispferde, sechs an der Zahl, bereit. Sie werden eingespannt, Sapel, der Kutscher, wird mit den müden Pferden nach Valenciennes geschickt, ein Postillon besteigt das Sattelpferd — hurrah! weiter geht es! Die Flucht wird gelingen.

Paris liegt hinter den Flüchtigen — sie sind wie durch ein Wunder aus jener wohlbewachten Höhle entkommen, das ist ein gutes, glückverheißendes Zeichen. Der König wird gesprächig. Er erzählt, wie Lafayette ihn überrascht, wie er genöthigt gewesen sei, sich selbst seine Perrücke aufzusetzen, das Oberkleid zu wechseln, um keinen Verdacht zu erregen, wie er durch eine kleine Thür gegangen sei, ohne von der Wache angehalten zu werden. „Sie hielt mich für Villequier," sagte er lächelnd, „der mir vollkommen gleicht und schon seit acht Tagen diesen Weg genommen hat, um die Posten an den Passirenden zu gewöhnen." ***) Er berichtete von dem Memoire, welches er in seinem Cabinete hinterlassen habe und welches der Nationalversammlung die Gründe auseinandersetze, weshalb er mit den Seinen geflohen sei. — Der Morgen dämmert herauf. Das Städtchen Clayes wird im Nebel sichtbar. „Wir sind bald in Clayes," sagte der König, „der Weg zur Freiheit öffnet sich mehr und mehr."

Er fuhr den Weg zum Schaffotte — jede Drehung der Räder dieses Wagens brachte ihn einen Schritt näher dahin.

Clayes war erreicht. In der großen Straße erblickte man eine Kutsche. Die Damen Brunier und Neuville hatten glücklich diese Station gefunden. So eben wurden die frischen Pferde vor ihren Wagen gespannt. Valory war dort, er bezahlte die Postillone sehr reichlich, er holte das Geld aus der Kutsche des Königs, indem er seinen Arm durch das Wagenfenster streckte und die Hand mit Francs gefüllt wieder zurückzog.†)

Hier in Clayes nahm Fersen vorläufig von der königlichen Familie Abschied. Er wollte nach Valenciennes zurückkehren, um weitere Anordnungen zu treffen, wenn die Flucht gelungen war. Der König und die Königin drückten ihm gerührt die Hand — es war ein Abschied fürs Leben. Die königlichen Gatten endeten auf dem Schaffotte, Fersen ward im Jahre 1810 zu Stockholm von dem wüthenden Volke mit Steinwürfen und Knitteln ermordet. Sein Todestag war der 20. Juni, dasselbe schreckliche Datum, welches den Unglückstag des Fluchtversuches bezeichnete, für dessen Gelingen Fersen so muthig sein Leben gewagt hatte.

Die Flüchtlinge befanden sich bald wieder auf der Landstraße; von frischen Pferden gezogen, rollten die Wagen — der, welcher die beiden Kammerfrauen führte, voran — noch schneller vorwärts als vorher. Alle gaben sich froher Hoffnung hin, der König sprach von der Freude, die er empfinde bei dem Gedanken, seine Brüder wiederzusehen, von der bessern Ordnung, die er in Frankreich wiederher-

*) Verhör der Damen Brunier und Neuville.

**) Lafayettes Anwesenheit in den Tuilerien, welche sehr auffällig zu dieser Stunde war, ist durch die Aussage eines der Begleiter des Königs erwiesen; Herrn Ancelon sind Memoiren übergeben, welche in neuester Zeit veröffentlicht wurden. Der Verfasser dieser Memoiren ist nicht genannt. Wahrscheinlich rühren sie von Frau von Tourzel her.

*) Zeugenaussage des Balthasar Sapel. **) Ebendaselbst.

***) Memoire d'Ancelon. †) Zeugenaussage des Postillons Lebas.

zustellen gesonnen sei. „Es ist acht Uhr,“ sagte er, seine Taschenuhr ziehend, „Lafayette wird in diesem Augenblicke wohl schon einige Kopfschmerzen haben.*) In Chaintrix rissen zwei Stränge der Pferde, man brauchte eine Stunde, um sie auszubessern, der König stieg aus dem Wagen, auch die Kinder gingen eine Strecke zu Fuß; als die Höhe hinter der Stadt passirt war, nahmen sie ihre Plätze wieder ein und die Fahrt ward mit größter Eile fortgesetzt. „Wenn wir Châlons hinter uns haben,“ sagte der König, „dann ist nichts mehr zu besorgen. Die nächste Post ist Pont de Sommevesle, dort finden wir die erste Truppenabtheilung und unsre Reise ist gesichert.**).

Man hatte mit dem Aufenthalte in Chaintrix zwei und eine halbe Stunde verloren. Diese hundertundfünfzig Minuten wurden verhängnißvoll für das Schicksal der Dynastie.

Lassen wir die königlichen Wagen nach Châlons ihren Weg fortsetzen und sehen wir, was unterdessen vor denselben geschah, wo die zur Aufnahme der Flüchtlinge bestimmten Truppen Bouillés standen. Wie die Vertheilung der Truppen auf den Hauptstationen angeordnet war, weiß der Leser bereits aus dem Berichte des jungen Bouillé an den König. Es kam nur darauf an, das Vorrücken derselben zu bewerkstelligen, ohne die erregte Bevölkerung Verdacht schöpfen zu lassen, welche nothwendigerweise durch das plötzliche Erscheinen von Cavalleriepikets beunruhigt werden mußte. Seit dem 14. Juni hatte deshalb Herr von Bouillé schon Gerüchte von verdächtigen Bewegungen der Oesterreicher verbreiten lassen. Bouillé war in größter Thätigkeit. Er inspicirte die Gegend, die Städte und Dörfer, die einzelnen Truppenabtheilungen, verlegte diese von einem Quartier in das andere und zog Herrn von Damas in das Geheimniß, der am 17. mit seinen Dragonern von Saint-Michel aufbrach, um nach Clermont zu marschiren. Der Herr von Goguelat, dem eine Hauptrolle zugetheilt war, erfüllte die Erwartungen Bouillés nicht, er verlor Zeit durch nutzloses Hin- und herziehen. Bouillé inspicirte noch einmal die ganze Linie der Reiseroute des Königs bis nach Metz hinauf. Alles schien sicher. Die Dispositionen waren so getroffen, daß von Station zu Station die Truppen hinter den königlichen Wagen sich vermehren und zuletzt eine ansehnliche Bedeckung bilden konnten. Sie mußten, mit militärischer Pünktlichkeit, zur festgesetzten Zeit an den bezeichneten Orten eintreffen, woselbst, genau mit dieser Zeit correspondirend, die Ankunft des Königs stattfinden sollte.

Herr von Bouillé hatte freilich ohne Hinzuziehung besondrer Zwischenfälle gerechnet. — — Sobald er die Nachricht erhielt, daß der König fest entschlossen sei, am 20. Juni zu fliehen, hatte Herr von Bouillé seine Bewegungen begonnen. Er rechnete, daß die Flüchtlinge spätestens um 12 Uhr nachts Paris verlassen würden. Wir haben gesehen, daß diese Stunde nicht eingehalten werden konnte. Aber wenn auch Bouillé von dieser Zögerung unterrichtet ward, so fand durch die erzählten Vorgänge dennoch ein neuer Zeitverlust statt, der vielleicht zu jeder andern Zeit ohne Einwirkung geblieben wäre, der aber, wie sogleich gezeigt werden wird, hier verderblich wirkte, indem er den Herzog von Choiseul bei seinen Vorkehrungen hemmte und die Ausführung unmöglich machte. Man hatte gerechnet, daß, wenn der König selbst nach Mitternacht Paris verlassen habe, er gegen Mittag in Pont de Sommevesle, dem ersten mit Soldaten besetzten Orte, eintreffen könne. Wie oben gesagt, sollte Choiseul diesen Trupp commandiren. Um jeden Verdacht zu hindern, hatte Bouillé die Truppen Choiseuls nach Clermont dirigiren lassen. Choiseul, der wie wir wissen, sich in Paris befand, erhielt Befehl, (am 20. Juni) sich nach Pont-de-Sommevesle zur Uebernahme des Commandos einer Husarenabtheilung zu begeben. Diese Husarenabtheilung war den Truppen entnommen, die Herr von Damas nach Clermont geführt hatte. Der Baron von Goguelat brachte Herrn von Damas die Ordre Bouillés: ein Detachement der Husaren nach Saint Menehould unter Führung d'Andoins, ein zweites nach Pont de Sommevesle zu senden. Letzteres sollte unter Choiseul stehen.

*) Notizen Ancelons. **) Ebendaselbst.

Es ist bereits erzählt, daß Choiseul wenig Stunden vor der königlichen Familie Paris verlassen hatte, um sich nach Pont de Sommevesle zu begeben. Er hatte dem Könige noch einmal genau die Route angezeigt, die verdächtigen Orte vermerkt und, wie Bouillé, nur den Rechenfehler gemacht: die Zeit, wo seiner Ansicht nach der König eintreffen mußte, allzu bestimmt anzugeben. Nunmehr geschah folgendes. Die Truppen, in deren Reihen sich damals schon viele engagirte Persönlichkeiten befanden, waren benachrichtigt, daß sie zur Escorte einer Geldsendung bestimmt seien, die man am 21. Juni erwarte. Choiseul traf am 21. früh in Pont de Sommevesle ein. Er erblickt keine Husaren vom Regiment Lauzun. Er wartet unruhig bis gegen zwölf Uhr — da erscheint Herr von Goguelat mit dem Detachement Husaren.*) Choiseul übernimmt den Befehl desselben. Er ist in doppelter Sorge, denn auch die von ihm um zwölf Uhr spätestens als Couriere erwarteten Gardisten sind nirgends sichtbar. Goguelat und Choiseul reiten hin und her, sie halten auf einer Anhöhe, von wo aus die Straße nach Paris beobachtet werden kann — nichts ist zu erblicken.**) Während dessen sind die Husaren in Front rangirt, sie erwarten den Schatz. Das Schicksal spielte hier den Rettern des Königs einen schlimmen Streich. Wenige Tage vorher war in Courtisoles eine kleine Meuterei ausgebrochen. Dicht neben diesem Vorwerke lag ein der Herzogin von Elboeuf gehöriges Gut, die auf demselben wohnenden Bauern wollten der Gutsherrschaft nicht den üblichen Zins zahlen, da sie im Rechte zu sein glaubten, wenn sie die Zahlung zurückhielten. Die Herzogin von Elboeuf hatte dunkle Reden von Einschreiten der bewaffneten Macht, von Belegung der Häuser durch Soldaten &c. fallen lassen. Sobald nun die Einwohner von Courtisoles die Husaren Choiseuls erscheinen sahen, war der erste Gedanke jener: daß die Herzogin ihnen gewaltsam den Zehnten abpressen wolle. Sofort entstanden Zusammenrottungen, dumpfes Gemurmel rollte durch die Haufen. Einige bewaffneten sich, und obwohl die Husaren sich nicht rührten, nahm die Bevölkerung doch eine drohende Haltung an. Choiseul und Goguelat befanden sich in einer ganz verzweifelten Lage — von Minute zu Minute wuchs die Unruhe der Bewohner, was wollten die Husaren in dem kaum aus zehn Häusern bestehenden Weiler von Pont de Sommevesle?

„Wir sollen einen Schatz escortiren,“ sagen die Husaren.

Die Bauern schütteln zweifelnd die Häupter.

„Ihr wollt die Königin in Empfang nehmen,“ ruft ein Kerl.***)

Das Gerücht von Fluchtversuchen war also auch schon hierher gedrungen — keine Kutsche, kein Courier ist zu erblicken, die Bauern beginnen laut zu schimpfen.

„Nieder mit den Husaren! Es sind keine Husaren — es sind Schergen — Fänger.“

Schon werden Steine geworfen, Goguelat und Choiseul halten mit größter Selbstverleugnung Stand, die Wagen des Königs sind nirgends zu erblicken — es ist 4 Uhr nachmittags. Hat der König seinen Plan aufgegeben? ist er angehalten worden? nahm er einen anderen Weg? So spät kann er nicht eintreffen, wenn nicht Außerordentliches vorgefallen ist.

„Zurück mit den Husaren,“ brüllt die Menge. „Wartet nicht mehr auf den Schatz,“ ruft man hohnlachend — noch eine halbe Stunde harren die Führer aus — kein Zeichen der Annäherung.

*) Notizen Ancelons.
**) Mémoires de Choiseul.
***) Ebendaselbst.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 23. Mai 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 34.**

Das Hexenmädl.

Eine Dorfgeschichte aus Oesterreich von August Silberstein.

(Fortsetzung.)

VII. Wegen der Brücke.

In dem Dorfwirthshause war es lebhaft zugegangen. Die reichlichen Neuigkeiten aus der Stadt und ihre Einwirkung auf das stille Leben im Dorfgebiete beschäftigten die Gemüther und Zungen sehr.

Das Dorfwirthshaus ist zugleich der Rath- und Sitzungssaal der Gemeinde, wenn es sich nicht um ernste und feierliche Dinge handelt, welche in der Gemeindestube oder beim Bürgermeister sorglich bedacht und durchgesprochen werden müssen.

Hier trifft man sich ohne Formschwierigkeiten, hier fliegt die Rede über dem Glase und Tische hin und her, hier nimmt man die Worte weniger krumm, stößt leichter eine vorgefaßte Meinung um und gelangt, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, zu einer andern; hier wird man leichter vertraulich und nachgiebig; hier schmeckt der Trunk, gewürzt mit öffentlichen Wohlfahrtsdingen, ganz anders und nochmal so gut; hier saßen deshalb heute die Männer des Gemeindewesens und tranken und schwätzten bis tief in die Nacht.

Alte Uebel und neue Gesetze, alte Liebschaft und neue Recruten, alte Schäden und neue Verbesserungen gaben den Redestoff.

Der Nachtwächter hatte deutlich und vernehmlich wiederholt die späte Stunde in die Gassen gerufen und selbst den schweren Schlag der Uhr hörte man zuweilen durch die Nacht in das Gewirre der Wirthsstube tönen.

Einer und der andere war aufgestanden und die Menge hatte sich allmählich verloren. Nur einige wenige hielten zuletzt noch ausdauernd an, und sie hatten sich in ein Gespräch vertieft, welches ihr ganzes Interesse gefangen zu halten schien.

Nun rief aber der Nachtwächter die elfte Stunde so stark und scharf an die Fenster der Gaststube, daß sein „Gelobt sei Jesus Christus!" mit welchem er sein kurzes Sprüchlein schloß, die Männer förmlich in der rings herrschenden Stille der Nacht erschreckte.

„Ich muß heim!" sagte der eine. „Morgen soll ich früh auf ins Feld! Ich kann wegen der Brückenbalken nicht meine junge Saat im Stiche lassen!" und dabei rückte er seinen Stuhl polternd.

„Und bei mir zu Hause gibt's nicht weniger in Menge zu thun!" sagte der andere.

Sie riefen den Wirth wegen der Bezahlung, zogen noch einmal fest an den Pfeifen, damit diese bis daheim anhielten, und schickten sich zum Gehen an.

Aus dem Dorfwirthshause schritten die zwei Männer in die Nacht hinaus.

Vollmondzeit war es mittlerweile geworden, heiter leuchtete die helle Silberscheibe von dem blauen Nachthimmel.

Die alten grünen, jetzt aber fast schwarzen Bäume, welche an der Mauer des Wirthshauses standen und das Dach überragten, wölbten sich über der Thüre und senkten tiefe Schatten über Wand und Grund, so daß der Mond an dieser Stelle nicht ein- und hinabzudringen vermochte. Die offene Thür warf dagegen einen sich in die Ferne hin immer mehr ausbreitenden rothen Streif auf die Erde. Und als die Männer auf die Schwelle traten, war das Licht recht roth hinter ihnen und legte sich so abgrenzend um die sichtbaren Enden der Kleider und Gestalten. Der eine war so als eine lange, hagere Gestalt scharf gekennzeichnet, der andere dagegen eine gedrungene, stämmige, wohlbeleibte, aber dennoch rasch und lebhaft sich bewegende Figur.

„Vorauer," sagte der letztere der beiden Männer mit tiefkräftiger Stimme zu dem ersten: „Du bleibst also noch immer hartnäckig bei Deiner Meinung und läßt sie Dir nicht aus dem Kopf bringen, so viel ich auch heute schon reden mag? Du meinst also wirklich, daß der Zimmermeister es nicht gut und aufrichtig mit uns in der Gemeinde hält und an der Brückenarbeit mehr verdienen will, als recht und billig ist? Du meinst und bleibst darauf bestehen, daß er schlecht zimmert und ausbessert? Ich glaube noch immer, Ihr habt alten Streit miteinander und Du könntest doch ruhig darüber schlafen. Du bist zu hart hinter ihm her!"

„Was Du immer meinst!" sagte der Längere, Hagere. „Ich sitze allein mit Dir bis so spät in die Nacht hinein und berechne und weise Dir aus, daß die Gemeinde bei der Arbeit zu kurz kommt! Du bist hartköpfig und Du weißt, Prandner, ich liege lieber da-

heim im Bette, als daß ich mit Dir im Wirthshause disputire. Aber es ist um die Gemeinsach', und was Recht ist, muß Recht bleiben, wenn alle Zimmermeister der Welt dagegen aufkommen! Ich sage Dir, das Joch ist schlecht verzimmert, und die Querbalken sind schlecht oder gar nicht eingefalzt, und das erste Hochwasser oder der nächste Eisstoß reißt alles wieder kurzweg und wir haben die Kosten!"

„Aber der Zimmermeister hat's doch lange mit der Gemein gehalten und mir thät's zu leid um seinen guten Namen! Er hat ja den Dachstuhl der Kirche halb umsonst ausgebessert!"

„Gut oder nicht gut. Halb umsonst oder gar nit. Jetzt handelt es sich um kein Kirchendach oben, sondern um die Fahrbrucken unten. Und die muß fest sein, oder wir werfen unser Geld ins Wasser!"

„In den Wein wär freilich gescheidter!" scherzte der Dicke.

„Pah! mach Du G'spaß, wenn Dein Sohn Hochzeiter wird. Aber jetzt bleib bei der Sach' und sieh Dich um wegen der Brucken, Du hast's ja auch vor der Gemein zu verantworten!"

„Vorauer!" sagte der Dicke und blieb im Vollmonde fest mit ausgestemmten Beinen auf dem Flecke stehen, „jetzt hab' ich Deine ewigen Reden und Neckereien satt. Laß es einmal auf etwas ankommen! Mache eine Wette, daß die Querbalken gefalzt sind!"

„Eine Wette? Ich bin der Rechte dazu! Du irrst, wenn Du meinst, daß das bei mir verfangt!"

„Was gilt's? Wenn Du Courage hast! Ein Eimerl für den Keller?"

„Ein Eimerl? Aber nicht für den Keller, für Allemann beim Wirth!"

„Soll mir auch nicht darauf ankommen!" sagte der Dicke und rückte seinen Hut. „Gibst die Hand darauf?"

„Wohl! Du hast den Rechten getroffen und kannst zahlen! Komm zum Wirth zurück, der soll's hören!"

„Was brauch' ich den Wirth, oder was brauch' ich denn einen zum Zeugen! Hast schon gehört, daß der Prandner sein Wort nit gehalten hätt', und hätt' er's seinem Rößl im Fahren gegeben? Was ich sage, ist wie ein Buch, das hält und bleibt, ja wie eine Mauer! Und es bringt's kein Vierergespann vom Flecke!"

„Wir können uns morgen überzeugen!"

„Was morgen! Vorauer, höre, mich juckt's," und dabei lachte der Dicke aus vollem Halse, „mich juckt's! Du hast's verschuldet!" Er schnalzte mit Daumen und Zeigefinger. „Der Mond ist heute so hell, als wäre er durstig und wollte noch selbst wo einkehren. Die Nacht ist ganz dazu geschaffen und gemacht. Komm, gehen wir zum Wasser und zu der Brücke, das ist gleich abgethan. Aufs Gerüst können wir vom Ufer aus, wir steigen hinauf; Du fürchtest Dich doch nicht?"

„Fürchten? Dumme Rede!"

„Ich möcht' gern drüber schlafen, daß ich gewonnen hab'. Und Du hast eine Nacht länger, wenn das Eimerl Dich angeht, daß Du's verträumst! Komm, Vorauer, komm zum Wasser!"

„Du magst mich völlig durstig nach Deinem Wein," sagte der Magere gereizt. „Ich lass' Dir kein Tröpfl in Deiner dicken Haut!"

„Du hast auch recht! — Aber hörst, noch eins. Keine Ausreden und erst Hand geschüttelt!"

„Ein Wort, ein Mann!"

„Hand drauf! Das kommt und geht besser vom Herzen und zu Herzen."

„So!" Ein Handschlag klatschte laut in die Luft durch die Stille der Nacht. Der Dicke hatte sein Fett und seine Kraft dazu hergegeben.

Die Männer standen und schüttelten fest die Hände im Vollmonde, welcher, über ihnen leuchtend, ihre Schatten recht zusammengedrängt und zusammengekauert neben sich hinwarf.

„Und jetzt komm nur geschwind, jetzt geht sich's leichter!" sagte der Dicke heiter, griff dem andern Bauer fest unter den Arm und führte ihn so, indem sie beide die Arme verschlungen hatten, zum Wege abwärts den abfallenden Ufern und dem Wasser entgegen.

VIII. Die Hexennacht.

Im Vollmonde lag das stille Dorf.

Lange dehnte es sich am Ufer dahin und selbst hinauf bis an die Höhen, wo es vom Walde der Hügelkette umrauscht war.

Die letzten und verstreuten Häuschen, welche da zwischen dem Grün des Abhanges lagen, schimmerten desto weißer und lichter.

Der blechgedeckte Kirchthurm glänzte ganz eigenartig dahin in die Weite und dem blauen, lichten Himmel entgegen. Der waldige Berg ließ nur stellenweise eine steinige Rinne frei, welche das Licht doppelt und wie ein Spiegel zurückgab, so daß sie, in langen Streifen von oben nach unten sich dehnend, im weißen nächtlichen Lichte schimmerte, und in das Wasser ihren Wiederschein warf.

Der Strom mit glitzernden Fluten zog leise rauschend neben dem Dorfe in der Tiefe dahin und sprach nur stärker mit schäumiger Welle an dem Rüstschiffe, welches das Balkenwerk für die Zimmerer trug, um an das Brückenjoch zu reichen, und an diesem selbst, welches mit dicken Balken von untenauf emporstrebte.

Im Dorfe waren alle Lichter erloschen. Nur an einem Kapellchen brannte ein rothes Licht und brach sich im Wasser, welches dasselbe wie in einen langen, langen Feuerstreif tief hinab in die mondbeschienene, fast silberblaue Flut senkte.

Die ziehenden Wasser schienen zu zittern, wie in seliger Freude über blauen Himmel und Mondlicht und über die unzähligen Sterne, welche so hoch hinauf und endlos dahin ausgesäet waren, selbst bis zur tiefsten Ferne hinab blinzelnd und blinkend.

An einer Stromesstelle war der Himmel unten ganz deutlich, als spannte er sich in der Tiefe und nicht in der Höhe aus; der silberne Mond wandelte ruhig dahin!

Die Nachtigallen schlugen in der Au und wetteiferten mit scharfen, schmetternden und kräftig flötenden Tönen, als hätten sie einen heimlichen Kampf mit einander begonnen und wollten eher im Gesange sterben, als sich übertönen und besiegen lassen.

Die weißen und gelben Mauern des Dorfes mit den schwarzen Fenstern, welche nur hie und da vom Monde wiederspiegelten, wo kein Baum und kein Geränke ihn hinderte, lagen so friedlich wie Gräber. Wenn nicht ein Hofhund zuweilen kurz und scharf aufbellte, hätte man gar nicht glauben sollen, daß eine Wohnstätte für Menschen sich an diesem heilig stillen Stromufer befinde.

Aus der stillen, stillen Dorfgasse, welche nach der Brücke mündete, kam mit scheuen Blicken ein Mädchen heraus. Es drückte sich in den Schatten der einen Seite und sah sich ängstlich um, ob es von keiner lebenden Seele gesehen werde.

Sie hielt fast unbewußt den Finger an den Mund und ging wie auf den Zehen, als ob in so später Nacht noch ein Tritt im Sande hörbar wäre. Ihre Glieder zitterten von innerer Erregung.

Sie schritt zaghaft den Weg der Brücke entgegen, und das Mondlicht beleuchtete sie hell und ganz, als sie derselben näher kam.

Als sie sich unbelauscht und unverrathen sah, ging sie immer sicherer vorwärts. So gelangte sie an die Brücke.

Als sie das erste Brett der Brücke betreten sollte, da hielt sie an, da griff sie nun eilig, um nicht zu sinken, ans Geländer.

Sie schwankte vielleicht, sie taumelte.

Um des Himmels willen! sie will doch nicht in die Wellen springen und ein Leid und ein junges Leben darin begraben?

Das Mädchen fuhr sich mit der Hand über die Stirne, wie um sich zu ermuntern und zu erwecken, und Waberls Auge sah zu dem Himmel empor. Wohl stand darin ein schweres Thränlein.

Nun aber ging sie allmählich vorwärts, immer am Geländer sich stützend und haltend, und als sie mit scheuem, zagendem Tritte endlich an der Mitte angekommen war, faltete sie die Hände und sprach ein Gebetlein, dann wendete sie sich mit dem Rücken mehr gegen das rinnende Wasser, zog ein kleines Päckchen aus dem Busen und hielt es in der Rechten, ihre Lippen bewegten sich dabei abermals wie betend.

Das war des Wurzenmannes Mittel, voll Wunderkräutern und Hexengeheimnissen, von dem er ihr gesagt, es hänge Tod und Leben, ihr Leib und ihre Liebe, ihre Seele und die anderer davon ab, sie solle nur damit thun, wie er befohlen.

Da stand sie noch einmal, mit dem Rücken gegen das Wasser, mit dem geheimnißvollen Päckchen in der Hand und kämpfte gegen Glauben und Unglauben, gegen Reinheit und Sünde, gegen Gottes Willen und Hexerei.

Da stand sie, nachdem sie schon lange und schwer mit sich gerungen.

Im Mutterhause auf dem nächtlichen Lager hatte der hereinguckende Mond sie nicht schlafen lassen. Wenn sie die Augen ein Weilchen geschlossen hatte, um zu schlummern und hinüberzuträumen ins ruhige Vergessen, wenn sie den eigenen starken, zitternden Herz-

schlag ein Weilchen nimmer zu hören bekommen; da war's ihr, als drängte der Mond sein Gesicht wieder durch die Scheiben und sagte und deutete ihr: es ist Zeit, steh auf, erhebe Dich und vollbringe, was Du angefangen!

Die Schatten an der Wand schienen sie zu höhnen, schienen zu ihr zu sprechen: sie getraue sich nicht, und ihr war's, als könne sie sich nunmehr nur erlösen, wenn sie thue, wie der Wurzenmann ihr geheimnißvoll gerathen und geheißen.

Jeder Versuch zum Schlafen war vergebens!

Sie erhob sich leise aus dem Bette, warf ihr Kleid achtsam über, daß keine Falte rauschte, nahm die Schuhe in die Hand und trippelte zur Thür!

Dort lag die greise Mutter mit den geschlossenen Augen, und der Mond, der seinen Streif neben diese hinwarf, ließ das verkümmerte Gesicht so erbarmungswürdig erscheinen, als wäre schon der Tod und nicht der Schlaf in diese greisen Züge eingekehrt.

Da sagte sich das Mädchen selbst: wenn deine Mutter todt wäre und du allein, verlassen und einsam in der Welt bliebest? Du mußt, du mußt dein Schicksal zu wenden suchen, damit du nicht zu elend werdest!

Und was einem anderen Gemüthe gerade Umkehr und Insichgehen verursacht hätte, gerade das umfing das befangene Mädchen noch mehr und kräftigte sein ungestümes Sehnen, seinen jungherzigen Wahn!

Mit den Schuhen in der Hand ging Wabi zur leise, leise geöffneten Thüre hinaus, die sie sorgsam wieder schloß, dann kleidete sie sich in der Hausflur vollends an und suchte die Straße zu erreichen.

Ihr war's, als wanke die Erde unter ihr und wiege sie — als spräche und rausche ihr alles Lichte und Schattige geheimnißvoll zu: nur vorwärts — komm — jetzt darfst du nicht mehr zurück!

Nicht mehr zurück! Bei eines Nachbars Fenster, woraus eine weinende Kinderstimme drang, hielt sie an; ihr war's, als ängstigte sich das Kind vor ihr, das Kind, welches sie gar nicht zu sehen vermochte! — Sie stand ein Weilchen zitternd.

Ein naher Akazienbaum rauschte und dieses geheimnißvolle Rauschen war ihr wieder wie ein Vorwärtsdrängen. Ja sie floh jetzt bereits vor sich selbst, ihre Sinne waren umfangen, als gäbe es jetzt schon einen Zwang für sie, der sie vorwärts eilen hieß, nach dem Gebote des Hexenmeisters und Wurzenmannes.

Sie gehörte sich nicht mehr selbst an, sie war einer Macht hingegeben, welche schon stärker war, als ihr Gemüth, als ihr eigener Wille.

Die Stille der Nacht und das Schweigen haben eine eigene, ungebrochene Macht, der eine Menschenseele nur schwer sich entzieht, wenn sie schuldbeladen ist!

Auf der Brücke stand Waberl, um in der Vollmondnacht, ganz wie ihr der wissende Wurzenmann gerathen, ja befohlen, und ehe sie das geheimnißvolle Päckchen aus der Hand ließ, sprach ihr zagendes Gewissen noch einmal!

War's doch noch in ihrer Macht, anders zu thun?

Bald schien es ihr wie ein furchtbares Verbrechen, bald sagte sie sich wieder: es ist doch nur ein Wunsch, nur eines der Mittel, von deren geheimer Kraft sie schon viel gehört, und daß dieselben geholfen haben in Leid und Weh. — Und wenn geschehe, was sie wolle, so habe sie ja keine Hand angelegt; der Wurzenmann habe ihr befohlen, ein Vaterunser dabei zu beten; und wenn sie dies fromme Gebet dabei bete, so sei ja doch ihr Gewissen rein, so sei's ja doch kein Teufelswerk!

Aber dennoch, dennoch wollte es ihr nicht recht dünken, ihre Hand hielt nicht fest, ihr Fuß zitterte, ihr armes, schwaches Mädchenherz zuckte gewaltig, und fast fieberhaft schüttelte es sie in der wohligen Mondesnacht.

Sie stützte sich fest am Geländer und stand regungslos noch ein Weilchen. Der über dem Wasser streifende Luftzug fächelte in ihren Kleidern und ihrem losen Haare.

Jetzt aber ließ sie entschlossen das Geländer los ... sie begann rückwärts zu schreiten ... sie murmelte ein Gebet. Sie zählte leise und wankend, wie es ihr geboten war, sieben Schritte, und als sie den siebenten Schritt nach rückwärts gethan, hob sie das Päckchen, warf es über den Kopf und Rücken hinter sich, über das Brückengeländer und in den Strom!

In demselben Augenblicke knickte sie aus innerer Erregtheit und Schwäche zusammen in die Knie. Sie stützte das Haupt an einen Balken des Geländers, sie hatte fast das Bewußtsein verloren.

Jetzt aber, als sie wieder zu sich kam, war es ihr plötzlich, als hörte sie Stimmen unter sich!

Sie erwachte aus einer Ohnmacht. Sie vernahm wirklich feste und starke Stimmen.

Heiliger Gott! Unter der Brücke ward es lebendig!

Die bösen Geister — so schien es ihr — stiegen empor und wollten sie sicherlich fassen!

Die eine der Stimmen glich, im deutlichen Höhnen, der des Prandner.

Die Stimmen wurden lauter hörbar, aber die Worte waren ihr in der Angst unverständlich. Sie eilte mit flüchtigen Füßen, so weit sie vermochte, zu dem Ende der Brücke zurück — es war ein Wunder, daß sie nicht abermals zusammenknickte, auf dem Grunde zusammenbrach und liegen blieb!

So eilte sie mit aller Macht ihrer jungen Kraft vom Strome und von der Brücke hinweg, die Enden ihrer Kleider flogen, ihre Brust wogte zum Zerspringen. Sie floh in die Dorfgasse hinein.

Als sie um die Ecke des ersten Hauses war, wo ein alter Lindenbaum mit breitem, tiefdunklem Schatten stand, da trat plötzlich in der Helle des Mondlichtes ein Mann hinter dem Stamm hervor, aus dem Schatten heraus, und hob beide weißbekleideten und deshalb leuchtenden Arme empor, sie aufhaltend.

Es hätte nicht viel gefehlt, und das Mädl würde aufgeschrieen haben, in der Angst, wie vom Feuer ergriffen.

Aber der Wurzenmann war's!

Er war barhäuptig, mit grauem, wirrem Haar, und Brust und Schultern nur mit dem weißen Hemde bekleidet, das im Monde fast leuchtete.

Er sprach, indem er die Handknöchel Waberls fest umfaßte, mit eigenartiger, kreischender, sonderlicher Stimme: „Dirnl, lustig! Haha! Jetzt hast Du's vollbracht! Jetzt stirbt der Prandner, und Du wirst dem Celest sein Weib und erbst Haus und Hof. Der Prandner muß sterben!"

Das Mädl entriß sich ihm. Sie kreischte matt und unterdrückte den Schrei in der Brust. Ihre Haare sträubten sich.

Sie lief durch die Gasse in ihr Haus und sank vor der Thüre, die zur Küche und Stube führte, auf den Schwellstein nieder.

Ein Hofhund in der Nähe bellte heftig und rasselte mit der Kette.

Waberl erinnerte sich, daß man sagt, wenn einer sterbe, bellen die Hunde — sie sehen den Tod! Ihr Haupt sank auf den Schwellstein — er war so kühl für die heiße Stirne. Sie weinte!

Der Mond ging in den Wolken!

IX. Was die Glocken sagen.

Schlafenszeit, Schlafenszeit! —

Ja, wer wieder zu schlafen vermöchte?

Wer sein Tagewerk redlich vollbracht; wer gewirkt für sich und die andern zum Heile, wozu doch ein Mensch neben dem andern da ist, der liegt sanft auf dem stets bereiteten Kissen, dem alten Sprichworte nach: einem ruhigen Gewissen!

Es schläft sanft nach des redlichen Tagewerkes Last und Hitze das Mütterchen Waberls, welches, die Hände gekreuzt, mit dem letzten Gebetworte hinübergesunken war in das Reich des Schlummers, die kleine Vorhalle des großen Todesreiches.

Es schlafen Knecht und Herr, Magd und Frau, Jugendfrische und Alter; Leid und Siechthum rastet, um wieder zu erwachen, einer Erlösung entgegensehend; nur eine ewige Macht weiß, welche, wie sie geartet und die beste!

Aber Schlafenszeit auch für Waberl!

Sie konnte nicht schlafen. — Immer und immer wieder stand der Wurzenmann vor ihr, mit gehobenen, leuchtenden Händen, gräulich, zauberhaft.

Jetzt nannte sie selbst ihn nur, still in sich, mit dem Namen „Hex!" und so wuchs er mit gräulicher Macht vor ihrem Auge empor.

Immer und immer wieder hörte sie auch die furchtbaren Worte: „Jetzt hast Du's vollbracht, der Prandner muß sterben, sterben!" und das grinsende, gräßliche Lachen des Wurzenmannes kreischte ihr hinterher in die Ohren.

Die Glockenschläge der Uhr vom Thurme durchschauerten sie. Immer war es ihr, als beginne ein Geläute, ein Todtengeläute, und es hallte dumpf in ihrem Innern nach.

So war mithin der Sinn jener dunklen Worte gemeint, als der Wurzenmann gesagt: „Tod und Leben sind immer beisammen, Leben und Tod“ — Worte, welche sie damals nur für eine ernste Lehre gehalten.

Leben und Tod! Tod und Leben! Das klang jetzt furchtbar und fast vernehmbar in dem Schlage der Glocken durch die stille Nacht.

Wohin war sie gerathen? frug sich Waberl. Was war sie nun? „Mörderin! Mörderin!“ schrie es in ihren Ohren, und ihr war's, als müßte sie plötzlich aufspringen, das ganze Dorf mit einem Feuerrufe oder Hilfegeschrei aufwecken, daß alle kommen und retten, retten!

Ja, galt es denn wirklich, so augenblicklich ein Leben zu retten? Hatte der Wurzenmann denn die Macht über Leben und Tod, um einen kräftigen Mann hinzustrecken, wie ein junges Bäumlein im Walde mit einem Axthiebe, nur aus der Ferne, mit Hexenmitteln? frug sich jedoch Waberl in einem ruhigeren Augenblick.

Und wenn böse Geister thätig sein können, so gäbe es ja gegen alle böse Macht eine gute!

Noch hatte sie also eine Zuflucht, und diese war im Anrufe zu Gott und, wie das Mädl meinte, zu allen guten Geistern, welche den bösen sich wehrhaft entgegensetzen mögen!

Thränen, heiße Thränen rannen aus den Winkeln der Augen über die Schläfe und dann erst auf Wangen und Kissen, die sie naß fühlte. Ein Erbarmen in der Erschlaffung, ein trostreich Dahinhauchen in milder Wehmuth, welche besänftiget, überkam sie — und ihre heißen Augendeckel schlossen sich!

(Fortsetzung folgt.)

Unser Hühnerhof.

Von Dr. **Franz Schlegel**.

„Sehet jene beiden Hähne!“ rief Themistokles seinen wankenden Streitern zu, „sie kämpfen um der Ehre willen und, Hellenen, die ihr für Freiheit und Herd streitet, ihr wolltet verzagen!“ Und in Wahrheit, kämpfende Hähne sind mustergültige Streiter. Niedergeduckt zum Anlauf, Stirn gegen Stirn, blitzenden Auges, den günstigsten Moment zum Angriff erlauernd, stehen sie da. Das Gefieder sträubt sich, der Kamm schwillt an. Jetzt springen sie auf und richten sich wüthend an einander empor, erhobenen Fußes ihren Sporn als Waffe zu erproben. Ein zweiter Gang! Wiederum wird visirt und wieder klirren die Sporen zusammen. Noch keine Entscheidung! Blindwüthig stürmen die Kämpen übereinander her, zerhacken sich Hals und Kopf und lassen sicher nicht eher ab, bis einer von ihnen bluttriefend und matt erliegt. Die Cultur hat das Unbändige seines angestammten Jähzorns gemildert, doch seinen Muth nicht gebrochen, seine Kampflust nicht ertödtet. Auf daß aber ja nicht das indianische Heißblut der Thiere unter dem Nordhauche europäischer Civilisation verkühle, hetzt man sie wohl auch in eigens eingerichteten Kampfspielen gegeneinander.

Um dieser seiner Streitlust und Tapferkeit willen ist der Hahn schon von Alters her Begleiter des Kriegsgottes und ein Schmuck hellenischer Heldenschilder. Wie dereinst sein Abbild von den Zinnen der Burgen dräuend und warnend ins Reich niederschaute, so schmückt heute noch der Hahn, nicht mehr Krieg und Schrecken zu drohen, als Wetterfahne die Spitzen unserer Thürme, ein Symbol der Wachsamkeit, gleichwie jener Vogel weithin den schlafenden Menschenkindern noch vor dem Morgenglöcklein das Grauen des Tages verkündet. Wollte man gleich Linnés Blumenuhr eine Stufenleiter der nacheinander vom Schlafen zum Wachen erstehenden Thiere als Thieruhr aufstellen, da würde unstreitig der Hahn in oberster Reihe zu nennen sein. Mit dem ersten Grauen des Tages — noch ist alles in tiefen Schlaf versenkt — erhebt er seine Stimme und ruft das Echo sämmtlicher Hähne bis auf weithin wach. Bald aber verstummt es hier, es verstummt dort und der vielstimmige Chorus schrumpft zum Solovortrag eines bemoosten Hauptes zusammen. Als wenn sie sich über den Irrthum verständigt hätten! Noch ist es zu früh! Alles ist still, doch von Schlaf ist nicht die Rede. Noch einmal vielleicht ertönt das Signal, noch einmal wird in derselben Weise Abstimmung gehalten. Und noch immer sollte es zu früh sein! Nein, es wird Ernst! Platz da, hier bin ich! Jetzt bedächtig, Fuß vor Fuß hervor in die Morgenfrische geschritten, Haupt und Gefieder tüchtig geschüttelt und vom erhabenen Punkte frisch und frei in die Welt hinausgeschmettert. Hals und Füße langgestreckt wirft er sich in die Brust und mit flatterndem Schweif und tactirenden Flügeln verkündet er dem ganzen, annoch schlaftrunkenen Hühnervolke, daß der Herr und Gebieter auf seinem Posten ist. Krähend verkündet er den Tag, krähend triumphirt er über den niedergeschmetterten Gegner, krähend ergeht er sich im Vorgefühl anziehender Wetterveränderungen und krähend sammelt er seine zerstreuten Hühner. Ueberall hier ist seine Stimme verschieden, nur daß niemand noch von uns sich auf das Studium solches Sprachidioms ernsthaft gelegt hat. Seinem Volke voraus späht er ringsum nach Nahrung aus, scharrt rechts und scharrt links den Boden auf und siehe da, ein Häuflein Körnchen liegt zu Tage. „Kommt, kommt, kommt alle!“ so lockt seine Stimme. Trippelnd stürzen die Hühner drauf los und picken in Eile zusammen, was sie können. Mitten unter ihnen sehen wir den sorglichen Vater, kaum daß er sich selbst ein Krümlein gönnt, scharrenden Fußes nach immer neuen Schätzen grabend. Und gilt denn solche Liebe der Schar seiner Kinder etwa? Wie du ihn dort stehen siehst, ist er das Bild des Sultans in seinem Harem. Auch dem Haushahn sagt man nach, daß er nach Sultansart eine Favoritin habe, die er besonders auszuzeichnen pflege, seine väterliche Sorgfalt aber erstreckt sich gleichmäßig auf alle.

Hahn und Henne sind zwei so gänzlich verschiedene Charaktere, daß es schwierig sein dürfte, in der übrigen Vogelwelt ein Seitenstück dazu zu finden. Der Haushahn ist das Ideal selbstbewußter Männlichkeit, Frau Kratzefuß dagegen die Weiblichkeit selbst. Ihr ganzes Streben und Leben läuft darauf hinaus, Gattin und Mutter zu sein und beides ist sie mit mustergültiger Vollendung. Alles, was darüber hinausliegt, das geht über ihren Horizont, man hat sie darum beschränkt gescholten, aber dergleichen Einfalt ziert die Mutter mehr als hundertfältiger Tand. Und Papa Hahn hat dafür auch nicht nöthig, sich um die Erziehung seiner Nachkommen abzusorgen. Keinen Augenblick verläßt die brave Glucke ihre Küchlein und vertraut sie niemals fremder Leitung an. Sie hat eben nur den einen Sinn, das was sie sein soll, mit so bewunderungswürdiger Treue zu sein, daß Christus selbst sich in seiner aufopfernden Liebe zur Menschheit gar treffend mit der Gluckhenne verglichen hat. Emsig lockend schreitet sie mitten unter ihrer kleinen Schar, führt sie auf Nahrung aus, scharrt nach allen Seiten hin Rasen und Boden auf, und findet sie ein paar Körnchen oder kleines Gewürm, dann erhebt sich ihre Stimme freudigerregt. Sorgsam zerstückelt sie, was für die Kinderchen zu groß sein könnte, sie legt es ihnen zurecht und denkt dabei an sich selbst fast weniger noch als der Hahn seinen Hennen gegenüber.

Horch, es regt sich was Verdächtiges! Die Henne ruft, die Kleinen verstehen sofort und eilen im Nu sammt und sonders unter die schirmenden Fittiche der Mutter. Niedergeduckt erwartet sie den über ihr kreisenden Habicht, die gleisnerisch heranschleichende Katze oder den plump anstürmenden Pinscher. Der Vogel zieht vorüber, die Katze legt sich auf die Lauer, wagt sich aber nicht vor, nur der Kläffer wähnt, was ihm an Muth fehlt, durch seine Stimme zu ersetzen. Doch wirklich in Sätzen springt er dummdreist auf die zusammengekauerte Henne los. Mit größter Seelenruhe läßt sie den Polterer dicht herankommen; da urplötzlich schießt sie empor, daß der Hund ob des kräftigen Widerstandes verblüfft nur zur Abwehr noch ein Knurren versucht, während er, den Schwanz bedenklich eingezogen, darauf denkt, sich mit heiler Haut aus dem Staube zu machen. Durch solche Unerschrockenheit weiß sie fast sämmtlichen Raubthieren zu imponiren und gelingt es rechtzeitig, ihre Jungen zu bergen, da dürfte weder dem Hund noch der Katze noch dem Raubvogel ein Küchlein verfallen. Alle ihre Kinderchen, und sollten sie auch untergeschobene oder der allerverschiedensten Art sein, kennt sie ganz unfehlbar. Nothwendig aber ist, daß sie deren Eier wenigstens bebrütet hat. Selten nur gelingt der Versuch, bereits ausgebrütete Thierchen unterzuschieben, jedenfalls merkt die Bruthenne solche Fälschung sofort, vernachlässigt wohl auch derlei Stiefkinder, drängt sie bei Seite, ja glaubt im In-







Scenen vom Hühnerhof.

Originalzeichnung von Otto Speckter.

teresse ihrer rechtmäßigen Kinder solche Schmarotzer vertreiben oder gar tödten zu müssen. Mancher Orten, wo die Fasanzucht gewerbmäßig betrieben wird, pflegt man Truthähne zu dem ihrer Natur durchaus fremden Geschäft, die Brut zu führen und zu bemuttern, auf höchst originelle Weise zu gewinnen. Das Truthuhn, bekanntlich ein ausgezeichneter Brütevogel, wird benutzt, Fasaneier zu zeitigen. Weil man aber das Huhn gern sofort zu einer zweiten Brut benutzen möchte, das Thier also mit der Führung der Jungen keine Zeit verlieren darf, so wäre es gerade passend, wenn der Hahn sich zu dem Geschäfte hergeben wollte. Dazu versteht er sich aber durchaus nicht, es liegt einmal nicht in seiner Natur. Da wird ihm ein leckeres Gericht von allerlei Körnern vorgesetzt. Begierig pickt er alles zusammen, bis er im wahren Sinne des Wortes nicht mehr stehen kann. Trunken schläft er ein — er ist berauscht; die Körner waren in Brantwein gequellt. Jetzt pascht man ihm die sämmtlichen Fasanchen unter die Flügel. Eine Zeitlang freuen sich die Kleinen der behaglichen Wärme. Jetzt aber regt sich der Appetit, ein Hungerchor wird anangestimmt. Halb trunken noch, halb katzenjämmerlich schaut der Puter sich um. Sein Traum ist zur Wahrheit geworden; er sah sich umringt von einer piependen Kinderschar und wirklich: es piept und zupft um ihn, in ihm, auf ihm. Im Halbtraum erhebt er sich; von allen Seiten stürzen die kleinen Wichte seinem pickenden Schnabel entgegen und wider Willen sieht er sich als Kindermuhme.

Als Bruthenne macht sie keinerlei Unterschied, ob sie ihre eigenen oder fremde Eier, Eier von Perlhühnern, Fasanen, Enten oder Gänsen unter sich hat. Die Brütelust, einmal erwacht, ist ein inneres Feuer, das sie austhun muß. Und was sich dereinst unter ihr regen wird, das begrüßt sie als ihre Sprößlinge. Nach wenigen Stunden schon, sowie das Dunenkleid der Jungen einigermaßen abgetrocknet ist, bricht sie mitsammt der Brut auf. Nahrung suchend durchwandert sie Gehöft und Garten, allüberall Sämereien und Ungeziefer auflesend. In Gärten freilich wird sie mit scheelem Blick angesehen; ihr Scharren behagt dem Gärtner nicht. Unter ihren scharfen Schnabelhieben fällt aber auch ein Blümlein, und sofort ruft ihr Claus Groth zu:

Puthöneken, Puthöneken, Wat deist du in min Hof? Da plückst mi all de Blömeken, Du makst dat gar to groff!	Mama de ward di kifen, Papa de ward di slan, Puthöneken, Puthöneken, Wi ward di dat noch gan!

Mag auch ein Zweiglein bei ihrer Arbeit brechen, tausende rettet sie jedenfalls vor Schneckenfraß und somit vor Verderben. Mit der Zeit unternimmt sie mit der Kinderschar wohl auch weitere Wanderungen. Da kommt sie an ein Wasser. Alles was Schwimmfüße hat, watschelt unaufhaltsam drauf los und plätschert zum Schrecken der besorgten Mutter heimisch und wohlig in dem gefürchteten Elemente herum. Dicht vom Uferrand ertönt der Warnungsruf, aber umsonst. Unwillkürlich lüften sich ihre Flügel, es ist ihr, als müßte sie den Wagehälsen nachsetzen, doch das gibt die Natur nicht her. Ihr Mutterherz hat keine Ahnung davon, daß Enten keine Hühner sind, und die jetzt auf ihren Warnungsruf nicht achten, sowie sie das Land betreten, werden sie wiederum zu folgsamen Kindern. Allmählich wohl würde sie sich an die Unsitte der also aus der Art geschlagenen Kinder gewöhnen, doch gar bald emancipiren sich die Bastarde und gehen selbständig ihren Weg, während die Küchlein treu der Mutter anhangen und deren Sorgfalt noch lange ungeschmälert genießen.

Zwischen Sorgen und Freuden, wie sie einer Mutter Hochgenuß sind, bringt das Huhn sein Leben in bescheidener Stille hin, nur ein einziger Moment ihres Wirkens begeistert sie zu lautem Jubel. Sie hat ein Ei gelegt, da muß dem Herzen Luft gemacht, da muß hellauf gegackert werden, damit es ihr Gatte und Hausherr erfahre. Und ist er nicht allzufern, kommt er wohl auch herzu und posaunt noch einmal aus was da geschehen.

Wie fast bei allen unseren Hausthieren, so auch beim Huhn wird über die vermeintlichen Stammeltern hin und her gestritten. Jedenfalls sind letztere in Asien, dem Ausgangspunkte menschlichen Kulturlebens, zu suchen. Und wenn wirklich alle unsere Hühnerracen einer einzigen wilden Art ihren Ursprung verdanken, muß man über die unerschöpfliche Farben- und Formenmannigfaltigkeit billig erstaunen, welche uns ein vollbesetzter Hühnerhof zeigt. Da sehen wir niedliche Zwerggestalten und riesige Brahmaputras, die Beine befiedert und unbefiedert, hier unförmliche Kehllappen und hochschwellende Kämme oder an deren Statt Haubenfrisuren verschiedenster Moden. Und so verschieden Hahn und Henne ihrem Charakter nach sich zeigen, so verschieden zeigen sich die Charaktere der Hühnerracen. Ebenso verschieden ist aber auch deren Stimme, so daß der Kenner schon an dem Krähen heraushört, welcher Race der Virtuos angehört. Am interessantesten erschien mir immer der s. g. „Kräher über den Berg". Niemand vermochte mir eine Deutung des sonderbaren Namens zu geben. Was mag wohl der Grund zu demselben gewesen sein? Hört man aber dem Krähen eines „Krähers über den Berg" aufmerksam zu, so wird man bald den Schlüssel finden. Sowie nämlich seine Stimme mit dem Kikeriki die höchste Tonhöhe erreicht hat, schnappt sie nicht kurz ab, sondern senkt sich gedehnt etwas zur Tiefe; ein Krähen über die höchste Tonhöhe also hinüber und abwärts, gleichsam über den Berg herunter.

Unbedingt ist der Hühnerhof ein höchst ergiebiges Feld für Naturstudien. Ebendarum aber, weil wir in dem Hühnerstaate allerlei Anklänge an menschliches Thun und Treiben herausfühlen, wird der Beobachter gar leicht hingerissen, was er findet, in menschlicher Deutung zu übersetzen und wird unvermerkt der nüchternen Naturbeobachtung untreu. Ich selbst habe dereinst einer feingebildeten, natursinnigen Dame nahe gestanden, deren Hühnerhof gar häufig Gegenstand eifriger Unterhaltung war. Nicht selten geschah es, daß ich einzelne Beobachtungen jener Naturfreundin und deren oft in höchst sinniger Weise gegebenen Deutung des Gesehenen artig lächelnd hinnehmen zu müssen glaubte, verstieg mich wohl gar, wenn nicht bis zum Zweifel, doch soweit, eine andere freilich zuweilen nüchterne und in den Augen jener Dame prosaische Auslegung zu machen.

Es würde ein Leichtes sein, eine ganze Perlenschnur niedlicher Erzählungen von unserem Hühnerhof aufzureihen, und vielleicht verdenken mir es manche der Daheimleser, daß ich damit zurückhalte. Ueberall aber, wo es darauf ankommt, nicht blos zu schriftstellern, sondern das Geschriebene zu verantworten, ist es Gewissenssache, nicht Anecdotenkram aus alten guten Tagen unter neuer Signatur aufzutischen und nicht da zu dichten, wo es gilt, der Wahrheit bis tief auf den Grund zu schauen. Und je seelenvoller ein Thier ist, um so schwerer fällt es, sein Wesen zu beurtheilen, um so bedenklicher wird die Deutung, weil niemand von uns, am wenigsten aber der sinnige Gemüthsmensch, sich so ganz von sich selbst lossagen kann, um nicht menschliches Thun und Treiben, menschliche Gedanken selbst in die Thierseele hinüberzuschmuggeln. Jene sinnige Naturfreundin hatte sich in ein vollendetes Verständniß mit dem Sultan ihres Hühnerharems hineingelebt und wußte jeden, der nicht geharnischter Skeptiker war, von ihren Ideen zu überzeugen. Mir selbst freilich ist es nicht gelungen, weiter als bis zu der Freude über die Freude meiner Freundin zu kommen. Und da ich schließlich, um dieselbe nicht zu stören, von allen Versuchen der Widerlegung abstand, wurde ich zum Lohn dafür so tief in die Mysterien der Hühnerwelt eingeweiht, daß, während meine Naturdichterin in immer gewagteren Ueberschwenglichkeiten sich erging, ich selbst immer nüchterner wurde und schließlich ein Feind derartiger Vergewaltigung der Wahrheit geworden bin, wie sich das für jeden ziemt, dem die Natur ein Tempel Gottes und nicht ein Nipptisch ist.

Anna Gräfin zu Stolberg-Wernigerode.

Ein Lebensbild von **Arnold Wellmer**.

Draußen auf dem Köpnicker Felde, im Osten Berlins, ragt aus freundlich grüner Umgebung hoch auf ein stattlicher Bau mit schlanken Thürmchen und langen, luftigen Flügeln: das Kranken- und Diaconissenmutterhaus **Bethanien**. Es ist eine der ersten Herzensschöpfungen Friedrich Wilhelms IV, der es sich gleich nach seiner Thronbesteigung eifrig angelegen sein ließ, das seit Jahrhunderten untergegangene und vor wenig Jahren erst wieder durch den Pastor Fliedner zu Kaiserswerth am Rhein erneuerte apostolische Diaconissenamt: die **Pflege der Kranken** in der evangelischen Kirche weiter fortzupflanzen und zu kräftigen.

Es war am dritten Juni 1853. In dem weiten Garten um Bethanien grünten die noch jungen Sträucher und Bäumchen, blühten und dufteten Goldregen und Flieder. Da rollte über das weite, damals noch unbebaute Köpnicker Feld eine stattliche Equipage heran. Den Schlag schmückte eine Grafenkrone — darunter auf silbernem Schilde ein schwarzer Hirsch mit 12 Enden und zwei aufgerichtete rothe Forellen. Mit leuchtenden Augen schaute ein edel schöner Frauenkopf aus dem Wagen auf die blinkenden Fenster und Thürmchen, auf den grünenden Garten von Bethanien.

Der Wagen hält vor dem stattlichen Portal des Krankenhauses. Ein hoher Sechsziger, eine ritterliche Gestalt mit edlen, milden Zügen, führt eine ältere Dame die steinernen Stufen zur Rampe hinauf. Der schöne Frauenkopf mit den leuchtenden Augen ist schon vorausgeeilt. Schwester Pförtnerin im schwarzen Kleide und in der schlichten weißen Diaconissenhaube öffnet. Ein frohes Lächeln überglänzt ihr Gesicht. Sie kennt ja schon längst diesen lieben Besuch. Durch ihr Pförtnerstübchen führt sie ihn einige Stufen hinauf — sie sind in dem Arbeitszimmer der Oberin von Bethanien. Es ist leer. Die Oberin Marianne von Rantzau ist schon drei Vierteljahr an ein schmerzenreiches Krankenlager gefesselt. Und dann stehen alle — Vater, Mutter und Tochter — an dem Bett der Dulderin in einem schmalen, weißen Kämmerchen.

„Hochwürdige Frau Oberin, wir bringen Ihnen heute unsere Tochter Anna für das Diaconissenamt. Ihr Herz, ihr Gott zieht sie in dies Haus, den kranken Brüdern als Magd zu dienen. Von Herzen gern geben wir sie hin!"

„Erlaucht, Ihr Kind soll mir eine liebe Tochter sein!"

Schon kniet Anna vor dem Krankenbett. Die zitternden Finger der Oberin streichen das reiche braune Haar glatt von der reinen Mädchenstirn zurück und drücken eine weiße einfache Haube darauf. Segnend ruhen sie dort noch lange. Ein mütterlicher Kuß schließt den Bund.

Anna Gräfin zu Stolberg-Wernigerode, fünfte Tochter des Grafen Anton, preußischen Generallieutenants, Ministers des königlichen Hauses und Oberstkämmerers, steht im schlichten, schwarzen Wollenkleide und in enganschließender weißer Haube als Probepflegerin „Schwester Anna" des Diaconissenhauses Bethanien wieder auf. Andere Titel gibt's in diesem Hause des Erbarmens nicht.

Im Anfange unseres Jahrhunderts lebte der regierende Graf Christian Friedrich zu Stolberg-Wernigerode auf seinem schönen, alten Schlosse Peterswaldau in Schlesien im Kreise seiner Kinder und zahlreichen Enkel ein patriarchalisches Leben: christlich, ritterlich — und doch echt bürgerlich einfach. Schlichte Frömmigkeit, werkthätige Nächstenliebe sind von jeher die Grundzüge in dem uralten Geschlechte der Stolberge gewesen. So war auch Peterswaldau allen Nothleidenden und Bedrückten ein erquickender Zufluchtsort. Hier fanden sie nicht nur stets offene Hände — auch offene Herzen.

In diesem Hause des Friedens und der Liebe ward unsere Anna am 6. September 1819 geboren — das achte Kind des Grafen Anton und der Gräfin Luise zu Stolberg, der Tochter des Justizministers von der Reck. Noch vier Geschwister wurden nach ihr geboren. Die Erziehung der Kinder konnte in einem Bürgerhause kaum einfacher sein. In schmucklosen Kleidern von einem schlesischen Webstuhle spielten die Grafenkinder heiter und harmlos unter den uralten Bäumen des Parks. Eine Fahrt mit den Eltern über Land, ein Ausflug in den Wald oder in das nahe, schöne Eulengebirge, waren an den Geburtstagen Freudenfeste — eine Erzählung vom „Verfasser der Ostereier" ein mit Jubel begrüßtes Weihnachtsgeschenk. Sparbüchsen gab's für die Kinder nur, um sie schnell wieder in die Hände der Armuth zu leeren. Die einfachste Kost für Leib und Seele war ihre tägliche Nahrung. Ein frommes, inniges Familienleben war die Lebensluft, in der Anna mit den Geschwistern fröhlich und gesund an Leib und Seele aufblühte.

Mit liebevoller Sorgfalt erwählten die Eltern für ihre Kinder Erzieher. Bringt doch auch der fruchtbarste Boden Unkraut hervor, wenn der Gärtner nicht treu ist. Eine solche treue Gärtnerin für das reich knospende und blühende Kinderleben zu Peterswaldau ward Kleophea Schlatter, die Tochter jener frommen „Krämersfrau hinter dem Thurm" zu St. Gallen, die noch heute in ihren Briefen segensreich fortlebt. Eben so treu wirkte als Erzieher der älteren Söhne der Candidat Adolf Zahn, später als Pastor zu Mützenow bei Stolpe in dem „geistlichen Regen und Ringen am Ostseestrande" eine so wohlthuend hervorragende Erscheinung, und noch vor wenig Jahren als Superintendent zu Giebichenstein in reichem Segen wirkend. Kleophea Schlatter war ihm schon nach Pommern als Gattin gefolgt. An ihre Stelle trat nach einigen Jahren eine andere junge Schweizerin von reichem Wissen und noch reicherem Herzen ins Stolbergsche Haus. Ihr fördernder Einfluß war besonders für die heranblühende junge Anna sieben Jahr lang der bedeutsamste.

Der größte Segen für die jungen Kinderseelen blieb aber doch das mild leuchtende Vorbild der Eltern. Still und sanft waltete die Mutter im Hause und in den Hütten der Armuth. Jedes unverdorbene Kind hat ein Herz für Noth und Elend um sich her — aber es will in der Frühlingszeit mit edlen Samenkörnern bestreut sein, um dereinst Blüten und Früchte für eine weite Umgegend zu tragen. Diese Mutter senkte still und sorglich im frühesten Lenz Körnlein auf Körnlein des Wohlthuns in die Herzen ihrer Kinder, Für das Kind war es stets eine Belohnung, daß die Mutter mit einem Körbchen zur Sättigung der Hungrigen, zur Erquickung für die Kranken auf ihren stillen Gängen begleiten durfte. Fleißig half der Vater diese zarten Pflänzlinge begießen und pflegen. Von seinem greisen und erblindeten Vater schon längst mit der Verwaltung der reichen Herrschaft Peterswaldau betraut, ließ seine edle Persönlichkeit, seine werkthätige, lautere Frömmigkeit, sein kräftiges und selbstloses Handeln und unermüdliches Helfen, wo es Noth that, seine Kinder vertrauend, verehrend, nacheifernd zum Vater aufblicken.

Im Frühjahr 1824 ging der Großvater, Graf Christian Friedrich, heim zu seinen Vätern — heiter und friedevoll. In der Regierung der Grafschaft Wernigerode folgte ihm sein ältester Sohn Graf Henrich. Graf Anton, als der vierte Sohn, ging im nächsten Jahr mit der Familie auf sein Erbe: Schloß Kreppelhof, am Fuße des Riesengebirgs. Als Landrath des Landshuter Kreises war sein rastloses Wirken für die ganze Umgegend von großem Segen. Mutter und Töchter fanden eine reiche Thätigkeit in den fünf Dorfschaften der Herrschaft Kreppelhof und unter den armen Webern des Riesengebirgs.

In diese Zeit fällt auch der für die innere Entwickelung der Kinder so fördernde innige Umgang mit benachbarten edlen Familien. In den Bergen um Schloß Fischbach suchten Prinz und Prinzessin Wilhelm von Preußen, jene leuchtenden Sterne aus den oft recht trüben Zeiten der Freiheitskriege, stets eine sommerliche Erfrischung, die sie wohl bis Weihnachten ausdehnten. In Erdmannsdorf ruhte im Abendsonnenschein auf den reichen Lorbeeren der Freiheitskriege der greise Feldmarschall Gneisenau aus — ein wahrer Christ, ein echter Deutscher, ein echter Freund, ein treuer Vater, ein lichtes Heldenbild! „Das Edle, Stolze, Hochherzige leuchtete wie ein lieblicher Sonnenschein aus allen seinen Bewegungen und Zügen!" — sagt Ernst Moritz Arndt von dem Freunde und ruft dann begeistert aus: „Sieh, hier ist ein ganz wohlgeborner, harmonischer Mensch." Auch die benachbarten Familien Prinz Radziwill und Reuß erweiterten gern den schönen Freundeskreis, in dem auch viele erste Größen der Wissenschaft und Kunst herzliche Gastfreundschaft fanden. Wie viel Schönes, Großes gab es da für die Kinder zu sehen, zu hören, zu lernen!

Die Berufung des Grafen Anton ins Generalgouvernement zu Köln entzog die Familie 1830 auf 2 Jahre der schönen schlesischen Heimat und den Freunden. Seine Ernennung zum Regierungspräsidenten zu Düsseldorf forderte vom Frühjahr 1834 an einen neuen dreijährigen Aufenthalt am Rhein.

Durch die Befreundung des Vaters mit Pastor Fliedner trat Anna jetzt auch den Liebesanstalten für die armen und elenden Brüder näher. Wiederholt besuchte sie mit den Eltern und Geschwistern das nahe Kaiserswerth, wo Fliedners Schöpfungen für Arme, Kranke, Kinder und entlassene Gefangene wunderbar schnell aufblühten. Mit regstem Interesse ließ sich Anna von dem Gründer alles bis ins Kleinste zeigen und erklären. Häufig kam Fliedner auch nach Düsseldorf. Allsonntäglich hielt er den Gefangenen einen Nachmittagsgottesdienst. Dann ruhte er gern im Stolbergschen Hause aus. Seinen herzlichen Gesprächen mit dem Grafen Anton über christliche Liebesthätigkeit und seinen Lieblingswunsch: das evangelische Diaconissenamt wieder ins Leben zu rufen, lauschten oft zwei große, ernste, braune Mädchenaugen mit wundersamem Leuchten; liebkosend, segnend strich dann wohl der ernste Mann über den jungen schönen Mädchenkopf . . . ahnte er, daß er seine treueste, berufenste Jüngerin vor sich habe?

Im Jahre 1835 half Fliedner dem Grafen Anton in Düsseldorf eine Kleinkinderschule gründen. Die Gräfin und die Tochter nahmen den regsten Antheil an der jungen Anstalt. Zur Begründung des Kaiserswerther Krankenhauses gaben alle reichlich und sammelten unter den Freunden. Am 30. Mai 1836 wurden im Stolbergschen Hause zu Düsseldorf Fliedners Statuten eines „Rheinisch-Westfälischen Diaconissenvereins" unterzeichnet — zur Heranbildung evangelischer Krankenpflegerinnen. Graf Anton Stolberg unterzeichnete als Präsident des Vereins.

So senkte sich ein Keim nach dem andern in das junge Herz unserer Anna .... und bei Gottes Sonnenschein gingen alle Keime wunderherrlich auf und wuchsen und grünten — bis nach Jahren der kraftvolle Baum dastand mit weitem Schatten und goldnen Früchten!

Im Herbste 1837 ging Graf Anton Stolberg als Oberpräsident der Provinz Sachsen nach Magdeburg. Wie trostlos hätte unserer Anna nach dem frischsprudelnden Leben am Rhein der dreijährige Aufenthalt zwischen den dumpfen Festungsmauern vorkommen müssen, wenn es nicht in ihr immer frischer zu quellen, immer lieblicher zu grünen und zu blühen angefangen!

Als einen Ersatz für die Ufer des blanken Rheins und die stillen Heimatberge Schlesiens gönnte Graf Anton seinen Kindern gern ein sommerliches Aufathmen im grünen Harze — auf der Burg der Stolberge zu Wernigerode, bei dem Onkel Henrich, dem Großvater des jetzt regierenden Grafen Otto.

Kaum aber hatte Friedrich Wilhelm IV den Thron bestiegen, so berief er „seinen lieben Anton" — wie er den langjährigen Freund in vertrauten Kreisen gern nannte — in seine nächste Umgebung nach Berlin. Graf Anton zu Stolberg ward Minister des königlichen Hauses und Oberstkämmerer in einer Person — die höchste Hof- und Civilcharge in Preußen.

Eine neue Welt des Glanzes und der Feste tauchte vor dem Auge der jungen Gräfin Anna auf ... aber das reinste Mädchenauge ward davon nicht trunken, nicht geblendet. Nur so viel die hohe Stellung des Vaters es erforderte, nahmen die Töchter an dem rauschenden Leben des Hofes und der Residenz Theil — und auch dann blieb's immer fein kühl und stille im Herzen! Ein einfacher, schmuckloser — und doch so reich durch Geist und Herz geschmückter — Abend am Theetisch Friedrich Wilhelms und seiner Elisabeth, ein gemüthvolles Freundschaftsstündchen bei der Prinzessin Wilhelm entschädigten reichlich für das Schaumspritzen und Schütteln der Weltwogen, die immer höher und höher daherrollten.

Im königlichen Abendcirkel und bei der Prinzessin Wilhelm sah und hörte Anna zuerst Englands weiblichen Gefängnißapostel — Elisabeth Fry! Eine wunderbare Frau: im schieferfarbigen Gewande, über dem lichtblonden Haar der schwarze Schleier, das schöne alte Gesicht so friedlich mild und das kindliche Auge doch wieder so durchdringend klug, auf den freundlichen Lippen gegen Hoch und Niedrig das herzliche „Du" der Quäkerin und die mächtig fesselnde Rede — eine fremdartig imponirende und doch wieder längst bekannt anmuthende Erscheinung saß Elisabeth Fry so unbefangen zwischen der Königin und der Prinzessin Wilhelm auf dem Sopha und sprach zündend, fortreißend über die Noth in den Gefängnissen, wie sie diese in Newgate und dann in den größten Gefangenanstalten Europas kennen gelernt hatte, forderte für ihre Schützlinge flehend — mahnend — anklagend: Religionsunterricht, Absonderung in verschiedene Classen, nützliche Beschäftigung, Beaufsichtigung der weiblichen Gefangenen und der Kinder durch Frauen ... und in Preußens Gefängnissen ist es seitdem anders — besser geworden. Und dann sprach die kühne edle Quäkerin werbend für Kleinkinderschulen, Rettungshäuser für gefallene Mädchen, nächtliche Zufluchtshäuser für Obdachlose — und bat beim Könige muthig und stark für die bedrängten Altlutheraner ... und nicht umsonst.

Wie die großen, braunen, ernsthaften Mädchenaugen, die schon einem Fliedner so andächtig gelauscht hatten, bei solchen Gesprächen wieder so wundersam leuchteten! Still und sinnend saß Gräfin Anna da, nur ihre Augen sprachen. Dürstend sog das weiche jungfräuliche Herz die großen Ideen und Bestrebungen der edlen Engländerin für die Armen und Elenden in sich ein. Das Bild dieser mächtig fesselnden und wirkenden Frau ist nie wieder aus ihrer Seele geschwunden. Der Welt hat es reichen Segen gebracht.

Und es sollte noch stiller werden in dem Herzen unsrer Anna.

In demselben Jahre, wo der König unter der regsten Theilnahme des ganzen Stolbergschen Hauses den Grundstein zu seinem Bethanien legte, starb die junge Gräfin Marianne Stolberg.

Dieser plötzliche Tod machte auf die Schwester Anna den tiefsten und erschütterndsten Eindruck. Und immer mächtiger fühlte sie inmitten der schaumblitzenden Weltwogen eine tiefe Sehnsucht nach einem stillen Hafen, noch aber war's nur ein unklares, dämmeriges Sehnen — kein festes Schauen und Steuern auf einen bestimmten Port.

Die Gründung von Bethanien brachte den Rheinischen Freund Fliedner jetzt häufig nach Berlin zu Conferenzen mit dem Könige und ins Stolbergsche Haus. Die Prinzessin Wilhelm, die so warm für dies königliche Krankenhaus gefühlt und so erfolgreich dafür gewirkt hatte, sollte seine Eröffnung nicht mehr erleben. Am 3. Ostertage 1846 ward diese edle Frau heimgerufen und Anna weinte an dem Sarge ihrer mütterlichen Freundin. Am 10. October 1847 wohnte sie mit Eltern und Geschwistern der feierlichen Eröffnung von Bethanien bei. Pastor Fliedner führte Marianne von Rantzau, zur Diaconissin gebildet in den großen Krankenhäusern von Paris und Kaiserswerth, als Oberin ein. Schon längst dem Grafen Anton und seiner Gattin befreundet, ward Marianne von Rantzau jetzt auch mehr und mehr eine treue Freundin der Töchter. An der Hand der Oberin gingen sie oft und gern durch das weite Krankenhaus mit den musterhaften Einrichtungen. An den Betten der Kranken, bei der stillen Liebesarbeit der Oberin und der wenigen Diaconissen und Probeschwestern wuchs die Liebe zu den armen Kranken in den Herzen der jungen Gräfinnen immer kräftiger auf. In dieser Liebe lernten sie selber die Krankenpflege — ohne nur zu ahnen, wie bald ihnen zur Ausübung dieses Samariterdienstes in der schlesischen Heimat Gelegenheit gegeben werden sollte.

Die Frühlingsstürme des Jahres 1848 rissen den Minister Grafen Anton Stolberg von der Seite seines königlichen Freundes ... sie brachen zugleich aus dem reichen Kranze seiner Kinder eine der schönsten Blüten! Die Schrecken jener Tage — der tiefe Schmerz des Vaters um seinen königlichen Freund erschütterten furchbar alle Familienglieder ... die junge Gräfin Friederike Stolberg aber warfen sie in ein heftiges Fieber. Nach sechs Tagen schied sie aus jener Zeit der Unruhe.

Graf Anton bettete die Tochter zu seinen Vätern auf dem kleinen Friedhofe bei St. Theobaldus Kirchlein unter der hochragenden Burg zu Wernigerode — unter freiem Himmel in die mütterliche Erde — — so ist es eine alte Sitte der Stolberge. Dann kehrte er mit seinen Lieben in die friedlich stillen schlesischen Berge zurück. In der Einsamkeit des schönen Kreppelhof, bei rastloser Liebesarbeit genasen die wunden Herzen — und es gab viel, viel solcher Arbeit!

In Oberschlesien wüthete der Hungertyphus!

Dies furchtbare Elend zu lindern, erbaute Graf Anton nicht fern von seinem Schlosse — vor den Thoren von Landshut, aus eigenen Mitteln ein kleines Bethanien und nannte es zum Andenken an die früh verstorbene Tochter: „Mariannenstift!" Emsig saßen Mutter und Töchter und nähten Kleider und Wäsche, Vorhänge und Matratzen für das Haus — und als es kranken Frauen und Kindern geöffnet werden konnte, dienten die jungen Gräfinnen gleich Diaconissen an den Krankenbetten.

Doch schon nach wenig Jahren sollte diese stille Glückseligkeit in der schlesischen Heimat wieder vorbei sein. Der König rief seinen Freund 1851 in die alten Aemter und in seine Umgebung zurück. Die Gräfin und die Töchter folgten nach Berlin. — —

Umbrauste sie der Strudel des Berliner Lebens zu laut, so wußten die jungen Gräfinnen Bertha und Anna Stolberg einen Zufluchtsort, wo der Frieden ihres heimatlichen Mariannenstiftes herrschte. Oft eilten sie hinaus zu dem großen, sabbathlich stillen Hause der Kranken — nach Bethanien.

„Mir war eigentlich nur in Bethanien wohl, wohin ich ging, so oft ich konnte!" — schrieb Gräfin Anna später nieder. „Sehr bald erwachte in mir der sehnliche Wunsch, hier in der Genossenschaft der Schwestern dem Herrn in Seinen Kranken dienen zu dürfen"....

Früher, als Anna selbst zu hoffen wagte, gaben die Eltern ihre Zustimmung zu diesem Herzensberuf der Tochter. An ihrer Hand trat Anna Gräfin zu Stolberg als „Schwester Anna" ein in das Haus der Entsagung.

Zu diesem Tage erhielt Anna vom Vater ihre erste Uhr geschenkt ... wenige Töchter eines reichen Bürgerhauses sind so einfach und schmucklos erzogen. Und hier war das Geschenk kein Schmuck — nur ein Bedürfniß! In den Diaconissenhäusern, wo alles auf die Minute pünktlich geregelt ist, muß jede dienende Schwester eine Uhr tragen.

Gräfin Anna hatte sich keinen leichten Beruf erwählt: Arbeit — oft die niedrigste Arbeit einer geringen Magd an den Krankenbetten und in den Krankensälen vom frühen Morgen bis in die Nacht ward ihr Theil ... aber die Liebe überwindet alles!

Und bald klopfte der Tod wieder mit hartem Finger an das vielgeprüfte Herz der jungen Probepflegerin. Am 11. Februar 1854 kniete sie am Sterbebett ihres Vaters, gestärkt durch seinen nochmaligen Segen zu ihrem schweren Beruf. In Frieden mit Gott und der Welt ging Graf Anton Stolberg heim zu seinen Vätern.

Wenige Wochen darauf war die Probezeit Annas vorüber. Am 18. April empfing sie vor dem Altare der schönen Hauskirche zu Bethanien den Segen als Diaconissin.

Noch immer lag die Oberin Marianne von Rantzau schwer krank darnieder. Längst hatte sie die Begabung Annas zum Diaconissenamt erkannt; sie machte sie zu ihrer Stellvertreterin. Als die edle Dulderin am 5. Januar 1855 starb, erwählte das Curatorium Schwester Anna zu ihrer Nachfolgerin. Demüthig, fast zagend nahm diese die Vocation an. Am 2. Februar führte der Hofprediger Snethlage die „hochwürdige Oberin und Frau“ — dies ist der Ehrentitel der jungfräulichen Oberinnen von Bethanien, und „Frau“ bedeutet hier so viel wie „Herrin“ — Anna Gräfin zu Stolberg-Wernigerode in Gegenwart des Königs und der Königin in das neue, hohe Amt ein.

Und sie hat es erfüllt, was sie damals an den Stufen des Altars gelobte. Vor wenig Wochen zeugten dafür die Worte des Hausgeistlichen von den Stufen desselben Altares — an ihrem Sarge: „Dreizehn volle Jahre hat sie das Amt als unsere Oberin mit Dransetzung aller ihrer Kraft und unter dem sichtbaren Segen des Allmächtigen verwaltet. Was ihre Vocation ihr auflegte, hat sie gehalten — wir sind des Zeugen. Sie hat es nicht leicht gehabt. Der Grundzug ihres Wesens war demüthiges Dienen, da war sie stark und tapfer, alles Regieren wurde ihr schwer und ängstigte sie. Dem Kleinen und Einzelnen nachzugehen, war ihre Lust, das Ganze ordnend und beherrschend zu verfolgen, mußte sie sich immer erst erringen und erbitten. Dazu wuchs die Aufgabe von Jahr zu Jahr. Als sie ihr Amt antrat, bestanden 2 auswärtige Häuser mit 4 Schwestern, als sie es niederlegte, hatten wir 24 Tochterhäuser mit 74 Schwestern. Und doch habe ich an ihr die Wahrheit des alten Wortes tiefer verstehen gelernt: Wer dient, der regiert! Ihr Einfluß ist ein großer gewesen, wir fühlen es an der Lücke, die sie hinterlassen hat. Das machte, sie diente vor allem dem Herrn, und darum hat Er sie gesegnet. Sein Wort war ihr täglich Brot. Sie hat mit ganzer Seele an dem Werk gehangen, das ihr befohlen war, und ihr Amt ist ihre Freude gewesen und Bethanien der liebste Ort, ihre Heimat auf Erden, die sie mit keiner andern vertauscht hätte. Daneben ging fort und fort ein Sehnen nach oben: aus der Arbeit und dem Streit zur Ruhe und zum Frieden, aus der Schwachheit zur Herrlichkeit. Sie sprach nicht viel davon, aber man konnte es spüren! .....“

Zwei weltbewegende Ereignisse unterbrachen das stille, thätige Leben der Oberin und trennten sie zeitweilig von Bethanien.

Zuerst rief der dänische Krieg die Oberin auf Wochen hinaus. Auf den Mahnruf des edlen Henri Dunant zu Genf traten beim Drohen des Krieges in Berlin Vereine zusammen zur Pflege der im Felde verwundeten und erkrankten Krieger — gleichviel: Freund oder Feind! Mit Energie und Aufopferung machte es der Johanniterorden zu seiner Aufgabe, in der Nähe des Kriegsschauplatzes Lazarethe zu errichten. Die ganze Oberleitung der freiwilligen Lazarethpflege übertrug das Capitel dem Ordenskanzler und Commendator Graf Eberhard zu Stolberg. Und dieser klopfte an die Pforte von Bethanien: „Anna, auch Du mußt helfen — unsere Männerhände sind zu ungeduldig, zu rauh für die Pflege der Verwundeten!“ Schon am 31. Januar 1864 reiste der Ordenskanzler mit dem Wörtchen „pro fide“ in dem kleinen achtgezackten Kreuze auf der Brust — und echter deutscher Brudertreue im Herzen nach dem Kriegsschauplatze. Ihn begleiteten ein Ordensritter, seine Gemahlin Marie, geborne Prinzessin Reuß, und seine Schwester Anna, Oberin von Bethanien, mit 2 Diaconissen. Noch viele Ordensritter und 7 Diaconissen folgten. Ausgezeichnete Aerzte wurden engagirt und das erste „Kriegshospital des Johanniter-Ordens“ an der Palmall zu Altona mit wunderbarer Schnelligkeit eingerichtet. Und schon donnern auch die Kanonen von Missunde ... die weiße Binde mit dem rothen Kreuz am Arm walten „Mutter Anna“ und ihre Diaconissen wie Boten des Friedens unter den Opfern des Krieges. Mit heldenmüthiger Liebe treten sie den entsetzlichen Verwundungen näher. Tag und Nacht gibt's keine Ruhe für sie. Kaum haben sie nach schwerer Tagesarbeit einige Stunden Nachtruhe gesucht — oft auf harten Strohsäcken unter dürftigen Wollendecken, um nur die armen Verwundeten weich und warm zu betten ... da klopft ein neuer Transport Verwundeter — und wieder gibt's vollauf zu erquicken, zu waschen, zu verbinden, zu betten bis an den hellen Morgen ...

„Aber Mutter Anna, Ihr versteht ja kein Dänisch — und Ihr habt doch so viele verwundete Feinde zu pflegen!“

„Feinde? — die Liebe versteht und spricht alle Sprachen der Erde!“

Seit dem 15. Februar walten die Oberin und 9 Diaconissen in den Lazarethen zu Flensburg — ihre ersten Pfleglinge sind 2 dänische Officiere.

Wie schwer wird es der Oberin, dieser Thätigkeit im Felde zu entsagen! Nach wochenlanger, segensreicher Arbeit ruft die Pflicht sie zurück. Die ritterliche Tochter der Stolberge, die noch gar gern auf Düppels Trümmerhaufen Preußens Fahne flattern gesehen — Düppels Wunden mit eigenen Händen verbunden hätte ... beugt sich pflichtgetreu der — Diakonissin! Gibt's doch auch in Bethanien vollauf zu thun: zu verbinden, zu erquicken, zu pflegen! Das stille Haus ist zum Kriegslazareth geworden. Die edelsten Jungfrauen Berlins sind als dienende „Kriegsschwestern“ bemüht, die im Felde thätigen Diaconissen zu ersetzen.

„Wir hungern — wir frieren — wir sterben am Hungertyphus!“ wimmert's von Ostpreußen herüber.

Und wieder sind die Ritter von dem Spital St. Johannes zu Jerusalem die ersten, den Nothleidenden zu Hilfe zu eilen. Wie in den ersten Zeiten des Ordens ist den Rittern ja noch heute das Wort: „Hospitaliter“ der liebste Ehrentitel.

Und wieder klopft's an die Pforte von Bethanien: „Hilf uns und den armen hungernden — frierenden — sterbenden Brüdern!“

Solch Hilferuf hat noch nie umsonst das Herz Mutter Annas getroffen. Sogleich folgt sie der Bitte des Bruders.

Am 17. Januar 1868 reiste die Oberin selber mit 2 Diaconissen nach Rhein in Ostpreußen ab. Zwei andre Schwestern folgten bald zur Unterstützung der Diaconissen in den von Typhuskranken überfüllten Lazarethen des Johanniterordens zu Gerdauen und Bartenstein. Spät in der Nacht des 20. Januar langte die Oberin mit 2 Schwestern in dem armen Städtchen Rhein an. Sie fanden ein Elend, wie keine Feder es zu beschreiben vermag. In zwei engen Stuben lagen 40 Typhuskranke aufgeschichtet — zwei und drei in einer Bettstelle, meist nur auf Stroh, mit ekelhaften Lumpen bedeckt, von Schmutz und Ungeziefer starrend. Und doch war diese Lage schon eine Wohlthat für die Aermsten. Der Johanniterritter von Tyszka hatte diese Unglücklichen, Arbeiter der im Bau begriffenen nahen Eisenbahn, arbeits- und brotlos, hungernd, frierend, im Typhusdelirium in den schmutzigsten, naßkalten Erdhöhlen dicht vor der Stadt — ohne Oefen, ohne frische Luft — vorgefunden ... Kranke und Gesunde, Sterbende und Todte durcheinander! .. und niemand, niemand kümmerte sich um dies Elend! Die beiden einzigen Aerzte lagen selber an der furchtbaren Seuche darnieder. Und in diese Pesthöhlen mit dem Todeshauch war der Johanniter mit einem anderen Bürger von Rhein, dem Kaufmann Hefer, todesmuthig hinabgestiegen und beide Männer hatten die Kränksten der Kranken, die Elendesten der Elenden in ihren Armen in die beiden warmen, trockenen Stuben getragen, ihnen Nahrung und Arznei gegeben ... weiter hatten die Kräfte nicht gereicht.

Noch trostloser fand die Oberin es in den elenden Arbeiterwohnungen der Stadt. In einer engen verpesteten Stube, auf dem dielenlosen, triefenden Fußboden und fauligem Stroh, krochen oft fünf bis sechs Familien eng zusammen, um sich bei der bitteren

Kälte an einander zu erwärmen: zwanzig bis dreißig Männer und Weiber, Mädchen und Knaben — hungernd und oft ganz nackt — geschüttelt von den wilden Fieberphantasien des Hungertyphus oder sich krümmend unter den Schmerzen des „brandigen Frostes" ....

„Das Herz stand mir still, als ich zuerst in diese verpesteten Höhlen trat — solch namenloses menschliches Elend habe ich noch nie gesehen!" sagte die Oberin später mit bebenden Lippen und blutendem Herzen.

Aber das Herz hatte ja keine Zeit, still zu stehen! Ohnmächtiges Klagen und Zagen konnte den Unglücklichen nichts nutzen. Hier galt es schnell und energisch zu helfen — Tag und Nacht aufs angestrengteste zu arbeiten ... und das haben Mutter Anna und ihre Diaconissen mit einer Selbstverleugnung und Hingebung ohne Gleichen — fast über Menschenkräfte hinaus gethan .... „Sie leisten Unglaubliches!" schreibt ein Augenzeuge.

Es fehlte geradezu an allem. Energisch griffen der Johanniter, die Oberin und die beiden Diaconissen die Riesenarbeit an. Geräumige, helle, luftige Lazarethräume und eiserne Oefen, Bettstellen und die nöthigsten Geräthe, Badewannen, Betttücher und wollene Decken wurden gemiethet, gekauft oder geborgt. Nacht für Nacht saßen Mutter Anna und die Schwestern und nähten Strohsäcke und Wäsche.

War in dem Lazareth ein reines Bett fertig aufgestellt, so hatten die Oberin und die Diaconissen auch schon einen Kranken gebadet, vom Schmutz und dem widerlichsten Ungeziefer gesäubert und neubekleidet. So sorgte Anna in der kurzen Zeit von 4 Tagen für die 40 schwersten Typhuskranken — eine schwere, schwere Arbeit!

Am 28. Januar traf sie ganz unerwartet und etwas unwohl wieder „zu Hause" — in Bethanien ein. Sie hatte anfangs noch das Johanniter-Krankenhaus in Pr. Holland besuchen wollen ... was zog sie so unwiderstehlich in die Heimat zurück? Es sollte ihr erspart werden: in der Fremde zu sterben!

Am 2. Februar — demselben Tage, an welchem die Oberin vor 13 Jahren in ihr Amt eingeführt war, ging sie mit der einundachtzigjährigen Mutter in der Kirche zu Bethanien zum Abendmahl. Die Predigt — ihre letzte hienieden — lautete über die Worte des Lucas: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen!"

Ein wahrhaft prophetisches Wort beim Abschluß einer solchen Berufsarbeit.

Nur mit voller Anspannung aller Seelenkräfte hielt sich die Oberin den folgenden Tag noch aufrecht für dringende Berufsgeschäfte. Dann sank der kranke, fiebernde Leib, in den die Ansteckung an den Typhusbetten Ostpreußens schon den Todeskeim gelegt, aufs Sterbelager. Niemand in Bethanien ahnte es — sie selber hatte die frohe Gewißheit heimzugehen. Mit heiterer Seelenruhe bestellte sie ihr Erdenhaus und ließ sich auf jene Heimat vorbereiten. Allen Schwestern dankte sie für ihre Liebe und ihren Gehorsam und bat demüthig um Vergebung für alles, womit sie sie betrübt oder ihnen einen Anstoß gegeben habe.

Am 8. Februar zeigten sich die ersten Typhusflecken. „Bittet mich nicht stürmisch vom Herrn los!" bat sie oft die Schwestern. Und immer schneller ging's mit der Auflösung. Das Fieber verzehrte die letzte Kraft.

In der Nacht des 16. Februar standen alle Schwestern weinend um das Sterbebett der Oberin. Sie ging fröhlich und selig heim — wie ein Kind!

Prunklos, wie bei jeder Diaconissin, ward der Gräfin Anna vom Hause das Begräbniß gerüstet. So hatte sie es gewünscht. Aber die Liebe und Dankbarkeit ließ sich nicht zurückdrängen, welche die Höchsten und Niedrigsten dieser Erde zugleich an die Entschlafene band. König Wilhelm von Preußen legte der opferfreudigen Pflegerin seiner verwundeten Soldaten, seiner kranken Landeskinder einen Lorbeerkranz mit schwarz-weißen Bändern auf den einfachen Sarg neben die jungfräuliche Myrtenkrone ... zwei Königinnen fügten dem Lorbeer des Ruhms weiße Rosen und Camelien der Liebe hinzu .... und als sich die hunderte von vornehmen Leidtragenden von dem stillen Grabhügel getrennt hatten — draußen auf der friedlich schönen Ruhestätte der Diaconissen des Luisenstädtischen Kirchhofs, wo die Tochter der Stolberge sich schon längst ein letztes Ruheplätzchen ersehen: unter Gottes freiem Himmel mitten unter den 14 grünen Hügeln vorangegangener Schwestern .... da traten auch viele, viele schüchterne Arme heran. Still zogen sie einen bescheidenen Kranz von Buchsbaum und Schneeglöckchen — einen Strauß von Rosmarin und der einzigen Rosenknospe aus dem Scherben vom Fensterbrett daheim — unter dem Tuche hervor ... und legten dies Opfer der Dankbarkeit zu dem königlichen Lorbeer auf den Hügel von Laubgewinden und Blumen und Friedenspalmen. — —

Die Blumen sind nun schon verblüht, die Kränze vom Hügel verweht — aber Liebe und Dankbarkeit werden darauf blühen fort und fort.

Eine kleine einfache weiße Marmortafel deckt jeden Hügel. Die Inschrift auf dem jüngsten lautet:

†
Anna Gräfin zu Stolberg-Wernigerode.
17. Februar 1868.
1 Joh. 1, 7. So wir im Lichte wandeln, wie er im Lichte ist, so haben wir Gemeinschaft unter einander und das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, machet uns rein von aller Sünde!"

Figuren und Gruppen aus dem Zollparlament.

Von Otto Glagau.

II.

Beginnen wir heute wieder mit Norddeutschen und sprechen wir zunächst von solchen Mitgliedern, die noch nicht dem ersten (constituirenden) Reichstag angehörten, sondern erst später hinzugekommen sind, theilweise aus dem preußischen Abgeordnetenhause, theilweise aus anderen Kammern und Landtagen. Wir finden darunter manchen altberühmten oder doch wenigstens auf irgend einem Gebiet vielgenannten Namen, ehemalige Celebritäten, die inzwischen etwas in Vergessenheit gekommen sind, und „Neue Menschen", die sich urplötzlich einen gewissen Ruf zu verschaffen gewußt haben.

Unmittelbar vor der Estrade des Bundesraths, auf den bogenförmigen Bänken des Centrums, sitzen etliche Männer, die in erster Reihe unsere Aufmerksamkeit verdienen und sie auch wohl schon durch ihr bloßes Aeußere erwecken.

Auf der hintersten Bank sehen wir einen großen, starkknochigen Herrn in sehr steifer, vornehmer, ausdrucksvoller Haltung. Das kurze graulockige Haar läßt auf einen Fünfziger schließen, das weiche bartlose Gesicht hat einen eigenthümlichen Schimmer, und den stets ein wenig geöffneten Mund umspielt ein zur Gewohnheit gewordenes Lächeln. Es ist Herr Otto Camphausen, Wirklicher Geheimer Rath und Präsident der Preußischen Seehandlung; ein altbewährter Finanzmann, unter anderm auch Verfasser des dem Vereinigten Landtag im Jahre 1847 vorgelegten Gesetzentwurfs über die Einkommensteuer.*) Er hat eine klangvolle Stimme, die sich sonder Anstrengung über den ganzen Saal vernehmlich zu machen weiß; er spricht einfach und kurz, und was er sagt, leuchtet jedem Unbefangenen sofort ein. Er empfiehlt, nach dem Vorschlag des Präsidenten, die Vorberathung über den Handelsvertrag mit Oesterreich nicht in einer Commission, sondern im Plenum: — „Ich glaube, daß in diesem Augenblick hier im Hause niemand im Stande ist, eine

*) Der knappe Raum verstattet uns nur ausnahmsweise solche Anführungen. Wer von unsern Lesern sich über die Lebensverhältnisse der Abgeordneten näher unterrichten will, dem empfehlen wir Dr. Georg Hirths „Parlaments-Almanach"; ein Büchelchen, das so eben in 7. Ausgabe erschienen ist, und da es seinem neuesten Motto: „Keinem zu Lieb und keinem zu Leid" getreulich nachkommt — sich in den Händen aller Parlamentsmitglieder befindet. Desgleichen empfehlen wir die im Verlage von Fr. Kortkampf in Berlin herauskommenden „Verhandlungen des deutschen Zollparlaments", nach stenographischen Aufzeichnungen herausgegeben von Dr. Robolsky. Sie erscheinen am Tage nach jeder Sitzung und bringen sowohl die Reden wie die Vorlagen und Anträge, und zwar alles weit ausführlicher als die Zeitungen.

völlig sachgemäße Commission zusammenzusetzen; niemand in der Lage ist, zu sagen: das sind diejenigen, die vorzugsweise berufen sind, über diese Gegenstände mitzusprechen." — Aber Herr Schulze-Delitzsch und seine Freunde wollen das einmal nicht begreifen, weil sie „aus Princip" für Commissionen schwärmen, weil ihnen eine möglichst rasche Erledigung der Vorlagen, wie man sie vom Reichstage her kennt, ein Gräuel ist und von ihnen als ein „Arbeiten mit Dampfkraft" verspottet wird. Wenn es nach ihnen ginge, würde das Zollparlament, statt, wie man es vorgesehen, etwa 4—6 Wochen, — mehr als eben so viele Monate zu thun haben. Aber sie bleiben auch diesmal in der Minderheit, und der Vorschlag des Präsidenten wird angenommen.

Gerade vor Herrn Otto Camphausen sitzt sein älterer Bruder, Dr. Ludolf Camphausen aus Cöln, zunächst Kaufmann, dann im Jahre 1848 preußischer Ministerpräsident, und jetzt gleichfalls Wirklicher Geheimer Rath mit dem Prädicat „Excellenz", und gleichfalls lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses. Aus einem rheinländischen Kaufmann kann eben alles werden, und die höchsten Aemter und Würden sind — wovon wir ja verschiedene Beispiele haben — gerade für ihn gut genug. Aber solche praktischen Männer wie die Gebrüder Camphausen und Herr von der Heydt sind in der That auch die rechten Leute für das Zollparlament und mit ihren reichen Erfahrungen und ausgebreiteten Kenntnissen hier recht am Platz.

Ludolf Camphausen ist etwas kleiner und gedrungener als sein Bruder und eine weniger imposante Erscheinung als dieser, hat einen harten, eckigen Schädel, blaue, ernste Augen, vergißt sich nur höchst selten zu einem matten Lächeln und sitzt im übrigen still und ruhig, fast unbeweglich. Er gehört mit Schwerin, Heydt und Georg von Vincke zu der Garde der Altliberalen von den Vereinigten Landtagen her; und sie sitzen nun alle wieder in diesem Parlament, und alle nicht weit von einander.

Ludolf Camphausens Vordermann ist Georg Herbert Graf zu Münster-Ledenburg, Erblandmarschall des ehemaligen Königreichs Hannover; neuerdings auch in weitern Kreisen bekannt geworden als Verfasser der beiden Broschüren: „Hannovers Schicksal vom Juni bis September 1866" und „Mein Antheil an den Ereignissen in Hannover 1866." Wer diese Flugschriften gelesen, dem wird aus der einfach-edlen, fast klassisch zu nennenden Sprache, in der sie abgefaßt sind, aus der wehmüthigen Resignation um ein untergegangenes Herrscherhaus, die unverhohlen aus ihr spricht — sofort das Bild eines Mannes von überlegenem Geiste und lauterm, gediegenem Charakter vor Augen stehen. Und da man sich gerne einbildet, daß eine edle Seele auch in einem stattlichen Körper wohnen müsse, so findet man sich angenehm befriedigt, wenn man den Grafen nun persönlich sieht. Eine hohe, stolze, echt ritterliche Gestalt, ein schlanker, kräftiger Wuchs voll Ebenmaß und Adel und in plastischer Haltung. Der Kopf ist ein markiges, ausdrucksvolles Oval, die kräftige, breite, nicht zu hohe Stirn wird von graugelben Haaren umkränzt, die, obgleich ihr Besitzer erst 48 Jahre zählt, doch schon etwas gelichtet erscheinen; die blaugrauen Augen blicken klar und ernst, die Nase ist von klassischer Schönheit, und um den fein- und doch scharfgeschnittenen Mund, den ein voller Schnurr- und Backenbart einfaßt, und der gewöhnlich etwas geöffnet ist und dann eine Reihe weißer, starker, aber schon etwas fehlerhafter Zähne durchschimmern läßt — spielt jener halb schwermüthige, halb gefaßte und entschiedene Zug, der sich bei reichbegabten, hochstehenden, vielerfahrenen Männern zu finden pflegt. Die ganze Persönlichkeit bietet eine anziehende Mischung des norddeutschen und britischen Typus; denn der Graf, dessen Vater in der hannöverschen Geschichte eine wichtige Rolle spielte und als Gesandter am britischen Hofe lebte, ist in London geboren, hat seine erste Erziehung in England erhalten, und wenn wir nicht irren — sowohl eine englische Dame zur Mutter, als wie er mit einer solchen vermählt ist. Im November vorigen Jahres wurde er mit erblichem Rechte in das preußische Herrenhaus berufen und fast gleichzeitig in den Norddeutschen Reichstag gewählt. Er hat sich hier den Freiconservativen angeschlossen, ist eine im ganzen Hause vielgesuchte Persönlichkeit und verkehrt seinerseits mit den Mitgliedern der verschiedensten Fractionen. Seine Art zu reden und zu verkehren ist seinem übrigen Wesen durchaus angemessen: es spiegelt sich darin eine ungezwungen vornehme Würde und angeborne liebenswürdige Noblesse, gleich weit entfernt von allem Dünkel und aller Ueberhebung wie von nach Popularität haschender Herablassung oder der Sucht, sich bemerkbar machen oder für sich einnehmen zu wollen. Genug, der Graf ist Zoll um Zoll ein wahrer Edelmann.

Wie verschieden von ihm erscheint der nur ein paar Stühle weiter, im rechten Centrum sitzende Freiherr von Patow, zu verschiedenen Malen preußischer Minister und im Herbste 1866 Civilcommissar für Frankfurt a. M., mit dessen Patricierfamilien er durch seine Gemahlin verschwägert ist. Auch ein Herr von Geburt, Besitz und umfassender Bildung, aber für den ersten Anblick eine durchaus nüchtern-prosaische oder doch doctrinär-indifferente Figur — der verkörperte Gothaismus. Allen Respect vor diesen musterhaft ehrenwerthen Männern, aber etwas mehr Originalität und etwas weniger „Princip" wäre ihnen doch zu wünschen gewesen; und ihre — man darf wohl sagen — homöopathische Politik hat sich doch für die auch von ihnen beabsichtigte Neugestaltung Deutschlands als sehr unzureichend erwiesen.

Hinter dem Freiherrn von Patow hat dessen Gesinnungsgenosse und ehemaliger College seinen Sitz: — Herr von Bernuth, von 1860—62 preußischer Justizminister, jetzt Kronsyndicus und Mitglied des Herrenhauses, wo er zur liberalen Minorität gehört. Das runde, heiter-ruhige, glattrasirte Gesicht mit der goldenen Brille hat einen büreaukratischen Zuschnitt, verkündet eben einen hohen Beamten — keinen Politiker von Profession. Und Herrn von Bernuth scheinen auch die Verhandlungen weit weniger zu interessiren als seinen Vordermann, denn er gähnt verschiedentlich hinter der hohlen Hand, während Dr. Becker (Dortmund) dem Hause einen Antrag des Abgeordneten Stumm empfiehlt:

> darauf hinzuwirken, daß die Ausfuhrvergütung, welche Frankreich den Bestimmungen des deutsch-französischen Handelsvertrages zuwider seiner Eisenindustrie gewährt, baldigst beseitigt werde;

ein gewiß sehr wichtiger und verdienstlicher Antrag, welchen Dr. Becker klar und sachlich beleuchtet, und auf den er sich, wie unser Nachbar zur Rechten, der Berichterstatter für das merkwürdige Blatt, genannt „Zukunft", versichert — den ganzen Morgen über vorbereitet hat. Trotzdem gähnt Herr von Bernuth so bedenklich, und mit ihm noch viele andere Mitglieder in dem heute so wie so schon stark gelichteten Saal; denn Handel, Industrie und Volkswirthschaft sind auch im Zollparlament bei weitem nicht Jedermanns Sache, vielmehr gibt es hier viele Herren, die in diesen Dingen ebenso unschuldig sind, wie ein neugebornes Kind.

Da wir einmal den Namen des Antragstellers genannt haben, wollen wir auch gleich von der Person sprechen. Commerzienrath Stumm ist ein großer Industrieller aus der Rheinprovinz und fungirt, wie schon früher erwähnt, als einer der Schriftführer des Hauses. Erst 32 Jahre alt gehört er zu den jüngsten Mitgliedern und erscheint sogar noch jünger als er wirklich ist. Von langer, schlanker und geschmeidiger Figur, hat er ein bürgerlich-einfaches, ländlich-frisches und ländlich-kräftiges Aussehen. Seine Toilette ist gerade nicht elegant, aber ungemein sauber und accurat. Das blonde, kurzverschnittene Haar ist von der Stirn bis in den Nacken sorgsam gescheitelt, der kleine Schnurrbart läuft in zierlich gedrehte Spitzen aus, auf dem ganzen Anzug ist kein Stäubchen, kein Knüllchen zu entdecken. Herr Stumm hat eine kräftige Stimme, er spricht in jugendlich sprudelndem Redeflusse und mit der glücklichen Sicherheit, die einmal sorgfältige Erziehung und angeborner Wohlstand verleihen und die andrerseits aus der vollkommenen Herrschaft über den behandelten Gegenstand gewonnen wird. Nur fuchtelt er viel mit den Händen herum, schlägt gewissermaßen den Tact zu seinen Worten, sagt auch zu oft: „Meine Herren!" — bei jedem Satze wohl mehre Mal; eine Unart, die den meisten Parlamentsrednern anhaftet und leicht einen lächerlichen Eindruck macht. Herr Stumm hat das Glück, daß sich nicht nur von Seiten des Bundesraths Herr Delbrück für seinen Antrag erklärt, sondern auch das Haus nimmt diesen fast einstimmig an; und am Schlusse der Sitzung, als sie beim Hinausgehen zufällig mit einander zusammentreffen, reicht Prinz Albrecht dem vor freudiger Genugthuung strahlenden Antragsteller die Hand.

Nach dieser Abschweifung kehren wir noch einmal zu Herrn von Bernuth zurück, aber nicht um seinetwillen, sondern nur um seinen Nachbar zur Linken, dort auf dem Eckplatz, Herrn Georg von Vincke zu begrüßen. Erst nachdem die beiden großen Stürme bei Prüfung der württembergischen Wahlen und bei Gelegenheit der Adreßdebatte vorüber sind, erst zur achten Plenarsitzung ist der edle Freiherr erschienen; wahrscheinlich, weil ihn dringende Geschäfte

zurückgehalten, sonst würde er gewiß es sich nicht versagt haben, an jenen Kämpfen theilzunehmen; er, der alte „Rufer im Streit", würde seine schneidige, fernhintreffende Stimme gewiß auch diesmal haben am lautesten und öftersten vernehmen lassen. Wir finden den alten Herrn etwas weißer, und wie uns leider dünken will, auch etwas welk geworden. Mit uns begrüßen ihn zahlreiche Mitglieder von allen Fractionen, die ihn alle an seinem Platze aufsuchen, so daß er die ganze Sitzung über fast nichts zu thun hat, als diese Bewillkommnungen zu erwidern. Bei einigen, z. B. Herrn Meier aus Bremen gegenüber, thut er's in herzlicher, freundschaftlicher Weise; von anderen nimmt er nur, ohne sich zu erheben, die dargebotene Hand — augenscheinlich eine leere, ihm nach und nach etwas lästig werdende Förmlichkeit; und gegen einige — wir nennen hier, um nicht wieder böses Blut zu machen, keinen Namen — verneigt er sich nur leicht oder er nickt ihnen, ohne die Hände aus den Hosentaschen zu ziehen, nur so zu, als ob er sagen wolle: „Auch du, mein Sohn Brutus?!" — Alle kommen zu ihm, nur einen sucht er auf, und das ist selbstverständlich kein geringerer als der Präsident selber. Herr von Vincke reckt, sich auf die Fußspitzen stellend, den Kopf zum hohen Präsidentensitze empor, und Jupiter tonans — wollt' ich sagen, Herr Dr. Simson, neigt sich zu ihm nieder, und so lächeln sie einander ins Gesicht, schütteln sich leicht die Hände und wechseln ein paar flüchtige Worte. Wahrscheinlich auch nur eine bloße Förmlichkeit, denn die Freundschaft, welche einst zwischen beiden obwaltete, hat sich im Laufe der letzten Jahre sehr abgekühlt und Herr von Vincke erweist diese Höflichkeit vielleicht weniger Herrn Dr. Simson als dem — Präsidenten.

Im Vorbeigehen sei auch noch erwähnt: Dr. Aegidi, ein geborner Litthauer und 43 Jahre alt, bisher Professor der Geschichte am Akademischen Gymnasium zu Hamburg, aber kürzlich an Stelle des verstorbenen Perthes nach Bonn berufen. Ein kleiner, dicker, runder Herr, gewissermaßen die Historie in Taschenlexikonformat; dunkler Vollbart, feine hübsche Züge, von flinkem und geschäftigem Wesen, wie er denn viel liest, schreibt und in Papieren kramt, auch im Saale und auf den Galerien häufig Besuche abstattet. So eben erscheint er dicht neben uns in der (inzwischen schon eingerissenen und mit der Journalistentribüne vereinigten) Präsidialloge, wo er längere Zeit mit Professor Adolf Schmidt aus Jena plaudert, so daß wir ihn bequem abzeichnen und unsern geschätzten Lesern auftischen können. Ja, hier hilft kein Widerstreben! Hier heißt es hübsch stille halten, meine Herren Abgeordneten und Bundesräthe, es mag Ihnen behagen oder nicht! Dafür sitzen wir, als Vertreter des Publicums, auf der Journalistentribüne und schreiben Geschichte!! Und wir schreiben sie al fresco!!!

Wenden wir uns nun zur entschiedenen Rechten, so finden wir ungefähr auf der mittelsten Bank des großen Gruppenfeldes, gerade auf dem Eckplatz, einen gar imposant anzusehenden alten Herrn. Zuweilen lehnt er auch, wie Moritz Mohl, vor dem Tisch des Bundesraths, und er hält sich nicht minder fest und markig als der alte Degen Steinmetz, den mit krausen, weißen Locken noch dicht bedeckten Kopf hoch auf den breiten Schultern heraus und sogar etwas hintenüber geworfen, die Arme auf dem Rücken und die breite Brust frei heraus. Dazu ein edel geformter Kopf, angenehme, geistig durcharbeitete Züge und ein heller, scharfer Blick. Mit einem Wort, ihn schmückt die volle Schönheit des Greisenalters, und er erscheint, wiewohl er auf seinem Haupt die Last von 71 Jahren trägt, noch in ungebrochener Kraft, in gestählter Frische; und alle seine Bewegungen, sein ganzes Wesen flößt unwillkürlich Respect und Ehrerbietung ein. Auch er macht den Eindruck eines Mannes von vornehmer Geburt, es ist jedoch ein Bürgerlicher. Herr Dr. Eichmann, Oberpräsident der Provinz Preußen und Wirklicher Geheimer Rath, hat den ihm mehrmals angebotenen Adel stets ausgeschlagen und ihn endlich nur für seine Kinder angenommen. Er hat eine stolze Laufbahn, ein reichbewegtes Leben hinter sich. Im Jahre 1848 war er Minister des Innern, und der einzig noch fungirende Minister am 2. November, an jenem denkwürdigen Tage, als Friedrich Wilhelm IV. in seinem Schlosse zu Sanssouci die Deputation der Berliner Nationalversammlung empfing, und als Herr Johann Jacoby sich erdreistete, dem schon das Audienzzimmer verlassenden Monarchen ganz unmotivirt — denn er war nicht einmal Führer und Sprecher der Adreßdeputation — und mit deklamatorischem Pathos die Worte nachzurufen: „Das ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen". Diese so viel bewunderten Worte, die, wie man stets anzuführen vergessen hat, Herr Johann Jacoby dem Grafen Mirabeau entlehnte, den er bei dieser Gelegenheit, aber ohne jede eigentliche Veranlassung nur copirte, — alles das und noch manches andere hat Herr Eichmann gesehen, und wie er jetzt in diesem Saale umherblickt und nur noch wenige von seinen Zeitgenossen und alten Kameraden entdecken kann, wie er das Gros von Nachwuchs und „Neuen Menschen" mustert, mögen ihn sonderbare Gedanken beschleichen.

Schon in seiner nächsten Nähe, auf derselben Bank, nur durch Herrn von Below von ihm getrennt, sitzt einer dieser „Neuen und Neuesten Menschen," der ihn fast familiär begrüßt, und den er wahrscheinlich auch von verschiedenen Affairen her ganz gut kennt. Und auch die meisten Leser kennen ihn, wenn wir nur den Namen aussprechen. Es ist Dr. Bethel Henry Strousberg. Das entlegene Masuren kann sich rühmen, diesen Mann hervorgebracht zu haben: er ist unweit der polnischen Grenze von jüdischen Eltern im Jahre 1823 geboren. Von Hause aus hieß er nur Baruch Hirsch Strausberg; seinen jetzigen Namen und alles andere hat er sich selbst gegeben. Als 12jähriger Knabe wanderte Baruch Hirsch auf eigne Hand nach London und blieb dort bis 1856. Was er hier getrieben, vermögen wir nicht zu sagen, jedenfalls sehr Mannigfaltiges und Abenteuerliches; er selbst sagt darüber in Hirths Parlamentsalmanach: „Während eines vielbewegten Lebens in Armuth und Entbehrung bildete er sich selbst soweit, daß er seit 1849 erfolgreiche Verbindungen mit Lebensversicherungsbanken anknüpfen und schriftstellerisch thätig sein konnte." Trotzdem muß er in England das Glück nicht gefunden haben, denn er kehrte im Jahre 1856 arm nach Deutschland zurück; und auch in Berlin, wo er sich nunmehr festsetzte, muß es ihm zunächst nicht besonders ergangen sein, denn wie man behauptet, wohnte er noch vor fünf oder sechs Jahren in einem Dachstübchen. Jetzt besitzt er eins der schönsten Häuser in der Bellevuestraße, in seinem Vorzimmer stehen ein halb Dutzend Bediente in Livree; seit 1863 hat er fünf Eisenbahnen erbaut, „die ersten beiden als Vertreter englischer Häuser, die drei letzten als selbständiger Unternehmer, zusammen mit einem Capital von 55 Millionen Thaler; er hat eine Anzahl Rittergüter und Grafschaften angekauft, er besitzt eine eigne Zeitung „die Post", er steht an der Spitze verschiedener Actienunternehmungen und Industriegesellschaften. Wie er alles das möglich gemacht hat, ist wieder sein Geheimniß. Jedenfalls müßte es ein hochinteressantes Buch werden, und jedenfalls würde er zu seinen zahlreichen Geschäften noch ein gutes mehr machen, wenn er sich entschließen sollte, den Roman seines Lebens zu schreiben. Er scheint eben alles durchsetzen zu können; er hat es sogar durchgesetzt, allerdings nach unendlichen Bemühungen und kostspieligen Opfern und nachdem er an verschiedenen Orten durchgefallen, daß er endlich doch in den Reichstag gewählt wurde.

Jedermann muß in dieser Welt nach seinen Erfolgen beurtheilt werden, und die Erfolge, welche Herr Dr. Strousberg aufzuweisen hat, lassen darüber keinen Zweifel, daß wir es hier mit einem Mann von mancherlei Talenten und bewundernswerther Energie zu thun haben. Freilich läßt sein Aeußeres das kaum errathen, scheint vielmehr dem zu widersprechen, denn es ist so harmlos und indifferent wie möglich. Man denke sich einen von Gesundheit strotzenden Mann mit hundert kleinen Löckchen auf dem massiven Schädel, mit prallen, rothglänzenden Wangen, rundem Schmerbauch und robusten Gliedmaßen; man denke sich diese Gestalt nach der neuesten Mode, aber nicht sehr geschmackvoll, gekleidet, mit veilchenblauer Halsbinde, veilchenblauer Weste und dicker Uhrkette; wie sie vor innerer und äußerer Hitze zu ersticken droht und sich mit einem großen Taschentuche Luft zufächelt oder breitbeinig durch den Saal watschelt: — man denke sich einmal diesen Mann, und man hat Herrn Dr. Strousberg.

Wir hatten noch nicht das Vergnügen, Herrn Dr. Strousberg sprechen zu hören, wissen nicht einmal, ob er sich überhaupt schon als parlamentarischer Redner versucht hat; aber wir haben bereits die Feder gespitzt und harren mit Begierde seiner Worte, denn jedes Wort, was dieser Mann spricht, muß einen Ducaten unter Brüdern werth sein!

Von Süddeutschen hatten wir inzwischen nur Gelegenheit, noch zwei näher kennen zu lernen; und zwar an dem Tage, als die von den Nationalliberalen als Antwort auf die Thronrede eingebrachte Adresse auf der Tagesordnung stand, als sämmtliche Tribünen, auch

die Hof- und diplomatische Loge, bis zum Brechen angefüllt, und das Haus selbst, sowie die Bänke des Bundesraths dicht besetzt waren. An diesem Tage traten auf die Rednerbühne auch zwei Männer aus Süddeutschland, deren Namen im ganzen Vaterlande hinlänglich bekannt sind.

auch heißt es von ihm, daß er dem gegenwärtigen Ministerium Hohenlohe-Schillingsfürst nach dem Leben und sich an dessen Stelle zu setzen trachte.

Man erwartet also eine grimme, gallichte, verbissene Persönlichkeit. Doch siehe da, der gefürchtete Agitator gleicht einem schlichten, wür-



Ein komischer Herr.

Nach einem Gemälde von Toussaint.

digen Landedelmann aus der alten Schule und blickt so gutmüthig und treuherzig drein, daß er sofort unser Vertrauen gewinnt.

Freiherr von Thüngen, Reichsrath der Krone Baiern und zweiter Präsident der Kammer der Reichsräthe, gilt für das Haupt der ultramontanen Partei*) seines engern Vaterlandes und für einen der schärfsten Gegner Preußens. In der That hat er seiner Zeit alles aufgeboten, um die zwischen Baiern und Preußen abgeschlossenen Verträge, hinsichts des Zollvereins und des Schutz- und Trutzbündnisses, in der bairischen Volksvertretung zu Fall zu bringen;

*) Wenn wir nicht irren, ist aber Freiherr v. Thüngen Protestant. D. R.

Allerdings ist es eine breite, gewichtige Gestalt von aufrechter, entschiedener Haltung und mit martialischem Schnurrbart: aber aus ihr spricht nicht minder echt süddeutsche Behäbigkeit und Bonhomie als Kraft und Energie, und das frische, rothe Gesicht trägt nicht minder den Stempel der Intelligenz, und die hellen, bebrillten Augen verkünden Offenheit und Mäßigung. Die Stimme tönt voll und angenehm, aber eher milde als laut. Herr von Thüngen spricht im Gegensatz

zu dem Vorredner, Herrn von Bennigsen, der auch in edler, warmer Sprache die Adresse befürwortet hat — ganz frei, dazu kürzer und prägnanter. Seine Worte lauten so bescheiden und versöhnlich, geradezu herzlich, daß sie selbst auf seine entschiedensten Gegner keinen unangenehmen Eindruck machen, und gewisse Stellen werden auf allen Seiten des Hauses mit unbedingtem Beifall aufgenommen. Z. B. als er mit gehobener Stimme erklärt: „Wir fühlen, daß jeder Schlag, der Preußen von auswärts versetzt wird, fühlbar ist für ganz Deutschland und speciell für Süddeutschland. Wir stehen fest auf dem Boden der geschlossenen Verträge, vor allen Dingen auf dem Schutz- und Trutzbündnisse, und Sie können überzeugt sein, daß, wenn die Integrität Deutschlands von irgend welcher Seite in Frage gestellt werden sollte, wir an Ihrer Seite stehen, an Ihrer Seite kämpfen, an Ihrer Seite bluten werden!" — Trotzdem gibt er von seinem, schon von vorne herein gefaßten Entschluß kein Tüpfelchen auf; er erklärt so schonend wie möglich, und er bittet gewissermaßen ob dieser Erklärung um Verzeihung, aber er erklärt fest und bestimmt, gegen den Erlaß einer Adresse zu sein, weil solche nach seiner Meinung die Befugniß des Zollparlaments überschreite, weil sie in seiner Heimat und in Süddeutschland nur Mißtrauen säen, die guten Beziehungen zwischen dem Norden und Süden lockern würde. Komme die Adresse dennoch zur Berathung, so wolle und könne er daran nicht theilnehmen, und das Gleiche gelte außer ihm noch von 46 anderen Abgeordneten aus Süddeutschland.

Dieser Mann hat uns überzeugt, welche falschen Vorstellungen über ihn und seine Partei bei uns im Schwange sind; und wir glauben, daß auch er und seine Freunde manches Vorurtheil über preußisches und norddeutsches Wesen inzwischen abgelegt hat. Schon die bisherigen Verhandlungen lassen hoffen, daß das Zollparlament außer seiner eigentlichen Aufgabe noch eine viel höhere und segensreichere erfüllen wird, nämlich die einer gegenseitigen Annäherung und Verständigung; daß die Abgeordneten und mit ihnen die Stimme diesseits wie jenseits des Mains gern begreifen werden: weder diese noch jene seien so schlimm oder fanatisch, so arrogant oder heimtückisch, so heißhungrig oder bornirt, wie sie hüben und drüben in der Presse und aus Parteizwecken gemalt worden sind.

Noch bekannter als Herr von Thüngen, in politischen wie wissenschaftlichen Kreisen gleich berühmt, ist Geheimrath Bluntschli, gegenwärtig Professor der Staatswissenschaften zu Heidelberg; anerkanntermaßen einer der ersten Staatsrechtslehrer unserer Zeit, die Zierde jener hochangesehenen und starkfrequentirten Universität. Wie er in der linken Ecke mit gesenktem Kopf dasitzt und ein Gähnen über das andere nur schlecht verbirgt, könnte man den Sohn der Schweiz auf Grund seiner massiven Gestalt für einen ehrlichen Landmann nehmen. Auch der breite Kopf, der kräftige Nacken und das etwas schwammige Gesicht versprechen nichts Besonderes; nur die braunen, lebhaften Augen stößen zunächst Interesse ein. Als er nun aber die Tribüne besteigt und seine kräftige — wir möchten sagen alpenhafte Stimme erschallen läßt; als ein jovialisches Wetterleuchten um seinen Mund auf- und niederzuckt; als er im Laufe seiner Rede die Süddeutschen sammt und sonders aus ihren Winkeln lockt, daß sie wie empörte Wogen die Rednertribüne näher und näher umbranden; als er durch ein stürmisches „Ho! Ho!" und „Ha! Ha!" zu wiederholten Malen von ihnen unterbrochen wird, dann aber die Stimme noch lauter und kräftiger erhebt und das widerspenstige Murmeln und Grollen mit einem lächelnden: „Ja wohl, meine Herren!" „Sie haben ganz recht, meine Herren!" durchbricht; als sich zwischen ihm und seinen Gegnern ein förmliches Zwiegespräch, ein Hin- und Herrufen entspinnt; als er wieder lächelnd aber im donnernden Baß betheuert: „Ich gehöre nicht zu den ängstlichen Naturen, meine Herren!" — was man ihm aufs Wort glauben kann; als der Präsident sich mit der Glocke zum Sprunge anschickt, einstweilen nur warnend flüstert: „Ich bitte um Ruhe, meine Herren!" dann aber, als diese Ruhe nicht eintreten will, den Donnerkeil schwingt und mit ihm die Frevler, allerdings nur für ein paar Minuten, zurückscheucht; als die Zuschauer auf den Tribünen sich fast die Hälse ausrecken und vor lauter Spannung über die Brüstung zu fallen drohen, auch selbst die Bundesräthe jede sonstige Beschäftigung mit ihren Papieren unterlassen; als die Scene sich immer dramatischer gestaltet und alle Anwesenden in Worten, Bewegungen oder Geberden gewissermaßen zu Acteuren werden: — da merkt man die geistige Bedeutung des Mannes, seine Redegabe und Redemacht.

Und doch weiß Herr Bluntschli, daß er für eine verlorne Sache spricht; er weiß, daß die Majorität des Hauses über die von ihm mitunterzeichnete Adresse unerbittlich zur einfachen Tagesordnung übergehen wird, aber eben deshalb spricht er noch so lange als möglich; er ist der letzte Redner für die Adresse, und darum gilt es, dem nationalen Gedanken noch vor Thoresschluß den möglichst umfassenden Ausdruck zu geben.

Nach dieser großen Schlacht folgt das Geplänkel der „persönlichen Bemerkungen" und dann die Abstimmung. Wider die Nationalliberalen, wider die Adresse, für die einfache Tagesordnung erheben sich im verwunderlichen Bunde die Particularisten und die Fortschrittspartei, die Katholiken und die Socialdemocraten, die äußerste Rechte und die äußerste Linke — 186 gegen 150 Stimmen.

Herr Bluntschli, Sie sind für diesmal zurückgeschlagen! Es war noch zu früh!!

Herr Bluntschli geht lächelnd und plaudernd mit Herrn von Roggenbach und Herrn Schwinn aus Zweibrücken zum Saale hinaus und wird draußen von der Bevölkerung der Tribünen empfangen, die sich inzwischen hier aufgestellt hat und eine zweizeilige Gasse vor ihm bildet, die er noch immer lächelnd und plaudernd durchschreitet, als ob er nicht merke, daß hundert Finger auf ihn weisen, hundert Augen ihn anstieren, hundert offene Münder ihn vor lauter Neugierde und Bewunderung zu verschlingen drohen.

Die Flucht des Königs.

Von Georg Hiltl.

(Fortsetzung.)

Choiseul schreibt einen Zettel für die Commandanten der Truppen: „Der Schatz wird heute nicht die Straße passiren. Ich eile zu Bouillé. Morgen weitere Ordres." Diesen Zettel beförderte Leonard — so lauten die Aussagen vieler Zeitgenossen; dieser Zettel wäre also die eigentliche Veranlassung zum Mißlingen des Ganzen gewesen. Allein ein sicherer Beweis für die Absendung desselben ist nicht beizubringen, doch steht es fest, daß Leonard mit dem Cabriolet Choiseuls vor Abzug der Truppen aus Pont de Sommevesle fuhr.*) Wie dem auch sei: Choiseul und Goguelat begannen sich mit ihren Husaren zurückzuziehen, sie fürchteten einen Conflict mit der Bevölkerung und vertheilten ihre Leute in der Gegend. Als später die Flucht vereitelt war, konnten sie nur eine Stunde nach der Verhaftung des Königs in Varennes ankommen. Als der letzte Reiter am Horizonte verschwand, gingen die Bauern friedlich auseinander.

*) Die Angaben über Leonards Anwesenheit sind verschieden. Seine im Jahre 1838 erschienenen Memoiren verdienen keinen Glauben, da sie nicht von ihm herrühren. Der Verlauf der Ereignisse stellt es aber außer Zweifel, daß er der Ueberbringer der verhängnißvollen Ordre an die Officiere war.

Die königlichen Wagen fuhren durch Châlons. Diese Stadt war stets für Ludwig gewesen, ohne Unfall passirten die Wagen die Hauptstraße. In Pont de Sommevesle keine Soldaten, kein befreundetes Gesicht. Wo sind Choiseul und Goguelat? Angst befällt die Flüchtlinge, aber kein Zaudern hilft, man gewahrt keine feindliche Bewegung, die Postillone beeilen sich, die Pferde umzuspannen, die Fahrt geht weiter. Vor Vandeloux steigt der König wieder aus — hier wird er erkannt.

„Es ist der König," sagt ein Landkutscher zu Malden.

„Ihr irrt Euch, guter Freund."

„Nein, ich habe ihn hundert Mal in Versailles gesehen."*)

Vorwärts treiben die Gardisten! Der Wagen rollt durch Orbeval, auch hier niemand zu sehen, dessen Antlitz einige Beruhigung zu schaffen vermöchte — keine Truppen! kein Zeichen! — aber es scheint alles trotzdem gut und glücklich abzulaufen. Die Wagen verlassen Orbeval. Das nächste Relais ist Saint-Menehould.

*) Zeugenaussage des Landkutschers Claude Tapon.

„Dort wird d'Andoins sein," sagt der König, „das erste Ausbleiben war ein kleiner Fehler."

„Gott gebe, daß dem so sei!" seufzt die Königin.

„Da ist der Thurm von Saint-Menehould," ruft Malden vom Bocke herab. Die Flüchtlinge schauen aus dem Wagenfenster, sie erblicken den Thurm der Hauptkirche. Dieser Thurm ist ein Markzeichen auf dem Fluchtwege geworden; von Saint-Menehould an beginnt die Catastrophe.

Ein Detachement Husaren hatte die Aufmerksamkeit der Bevölkerung erregt. Es waren dies dieselben Husaren, welche von Clermont kommend, nach Pont de Sommevesle reiten sollten, um hier von Choiseul empfangen zu werden. Herr von Goguelat führte sie. Die Municipalbeamten der Stadt fragten den Commandeur: was das plötzliche Erscheinen dieser Truppen, von deren Ankunft sie nicht unterrichtet wären, zu bedeuten habe? besonders deshalb, weil sie keine Fouragelieferung verabfolgen lassen würden. „Ich bezahle alles baar," entgegnete Herr von Goguelat, „und gehe morgen (den 21. Juni) nach Pont de Sommevesle, wo ich eine Geldsendung erwarte. Diese wird nach St. Menehould transportirt. Morgen, am 21. Juni, rücken hier Dragoner ein, denen ich die Gelder übergebe.")* Man begnügte sich mit dieser Auskunft. Am 21. Juni früh morgens ritten die Husaren nach Pont de Sommevesle, und die Dragoner unter d'Andoins rückten ein. Der Commandirende antwortete auf die ihm vorgelegten Fragen ebenfalls, daß er einen Schatz erwarte, der nach Clermont escortirt werden solle. Bald darauf postirte d'Andoins ein Picket seiner Husaren auf der Straße nach Châlons, er und seine Officiere ritten hin und her, kamen in die Stadt, ritten wieder hinaus, gaben den Dragonern Ordre, sich bereit zu halten und besonders auf jede herankommende Kutsche zu achten. Diese, mit Hast und Unruhe gegebenen Befehle erregten das Mißtrauen der Bevölkerung.**) Herr d'Andoins wartete trotz der beginnenden Zusammenläufe bis 7 Uhr abends. Da steigt Staub auf — die Wagen rollen heran — es sind die königlichen Flüchtlinge, d'Andoins kann sie in Empfang nehmen! Aber schon wächst auch in der Stadt die Unruhe der Bevölkerung mit jeder Secunde. Einzelne Rufe wurden laut: „Anhalten! Anhalten!" Die Wagen fuhren in die Rue des Bois, wo das Posthaus sich befindet. Es ist eine hohe Person in der Kutsche, denn zwei Couriere, schöne Männer in Chamois-Livreen, reiten vorauf, treiben die Postillone zur Eile an und fordern fast ungestüm frische Pferde.***) Die Menge der Menschen nimmt fortwährend zu, und man sieht, wie d'Andoins sich respectvoll einem der beiden Wagen nähert.

„Die Anordnungen sind schlecht getroffen," flüstert er, „ich muß mich entfernen, um keinen Verdacht zu erregen."

Die königlichen Flüchtlinge erstarren fast bei diesem schrecklichen Bericht, aber die Gardisten behalten ihre Geistesgegenwart, sie treiben zur Vorspannung der neuen Pferde, ohne Unruhe zu verrathen, ohne zu beachten, daß schon zahlreiche Gruppen bewaffneter Nationalgardisten in der Straße erscheinen. In diesem Augenblicke erscheint in der Straße des Bois der Postmeister und Grundbesitzer Drouet. Er kam von seinem Felde in die Stadt zurück und hörte bereits die Behauptungen: „Der König befinde sich in der großen Kutsche," als er durch die Menge ging. Drouet näherte sich der Kutsche, vor welche das Relais gelegt ward und deren Fenstervorhänge herabgelassen waren. Trotz des Verdachtes wagte die Menge doch nicht, die Reisenden anzutasten und sich dem Fuhrwerke zu nähern, sie begnügte sich, ihre Vermuthungen in die vier Winde auszuschreien. Drouets Augen bohrten sich bis in das Innere des Wagens — er glaubte die Königin zu erkennen. Gerade jetzt bezahlt Herr von Valory das Relais, das Geld gelangt in die Hände Drouets, des Postmeisters, unter diesem Gelde befindet sich eine Assignate und als der Postmeister einen Blick auf dieses Papier wirft und das auf demselben angebrachte Bildniß des Königs betrachtet, dann wieder die Reisenden im Wagen mustert, erkennt er in dem Kammerdiener der Baronin von Korff König Ludwig XVI.†) Die Pferde waren vor die Kutsche gespannt, trotz der Erregung ward kein Aufhalten versucht, es war ja nur ein Gerücht, welches die Massen beunruhigte. Drouet allein hatte den König erkannt — was that er nun? —

*) Relation de Buirette. **) Ebend. ***) Protokoll der Commune von St. Menehould. †) Protokoll des Verhörs von Drouet und Notizen Ancelons.

Es gibt gewisse Traditionen, Sagen in der Geschichte, welche mit der Zeit sich das Recht auf Authenticität erworben haben. Dahin gehört die allgemein verbreitete Annahme von dem Blutdurste Drouets, von seiner Bosheit gegen den unglücklichen König, von dem Eifer, der ihn beseelt habe, den Fänger der königlichen Flüchtlinge zu spielen. Von dem allen ist nichts wahr. Die neuesten Ermittelungen, durch Ancelons Notizen unterstützt, haben ergeben, daß Drouet nur ein Werkzeug seiner Vorgesetzten war — ja, daß er sogar die Flucht des von ihm erkannten Königs nicht verhindern wollte. Eine kurze Betrachtung wird genügen, um die Richtigkeit dieser Ansicht erkennen zu lassen. Die Dragoner d'Andoins waren nur 40 Mann stark, in der Rue des Bois allein befanden sich gegen tausend Mann mit Bajonnetflinten und Munition versehene Nationalgardisten. Es hätte nur eines Winkes von Drouet bedurft, um den Wagen des Königs anhalten und die Passagiere aussteigen zu lassen, jeder Widerstand wäre nutzlos gewesen, um so mehr, als nur die Officiere der Dragoner in der Nähe, die Husaren dagegen eine Straße weiter postirt waren. Am Ende der Rue des Bois führt eine Brücke über den Fluß, es ist dies die einzige Passage zu dem Wege nach Clermont, den der König einschlagen mußte, das Vorschieben eines Balkens, ein Paar Fässer oder dergleichen, hätten im Nu die Brücke unpassirbar gemacht, den Wagen aufgehalten.*) Drouet that keinen Gewaltschritt, sondern, als er das Geld für die Relais erhalten hatte, ging er in seine von dem Posthause sehr entfernt liegende Wohnung in der Rue de Noyon, fest überzeugt davon: daß der König und seine Familie unter angenommenen Namen und falschen Pässen auf der Flucht begriffen seien.**) Drouet war allerdings, wie die meisten in jener Zeit, Anhänger des neuen Systems, er war ein begeisterter Freund der Constitution, denn man muß wohl bedenken, daß zur Zeit des unglücklichen Fluchtversuches, im Jahre 1791, mit Ausnahme einer gewissen Partei, noch niemand daran dachte, den König stürzen oder gar ihn hinrichten zu wollen. Im Jahre 1791 arbeitete die Versammlung an der Vollendung der Constitution und die Anhänger derselben hießen Patrioten. Eine Flucht des Königs, ein Verlassen seines Landes und die dadurch entstehende Verwirrung ward von den Anhängern der Constitution als ein Unglück betrachtet, man wollte um jeden Preis den König behalten.***) Die schreckliche Zukunft lag für Jedermann noch im Dunkel begraben und Drouet vermochte es gewiß nicht zu durchschauen. Er schwieg und ließ den König ungehindert aus St. Menehould abfahren, da er sich nicht für befugt hielt, in die Ereignisse einzugreifen. Wie er dennoch diese Mission erfüllen mußte, wird aus dem Verlaufe der Erzählung klar werden.

Während Drouet sich in seine Wohnung zurückbegab, trugen sich in den Straßen von St. Menehould andere Ereignisse zu. Die königlichen Wagen hatten ohne weiteres Hinderniß die Route nach Clermont eingeschlagen und befanden sich längst außerhalb der Stadt. Die Nationalgardisten wollten ohne Zweifel etwas thun. Sie forderten von d'Andoins die Entwaffnung der Dragoner, was derselbe verweigerte. Für diese energische Haltung ward er vom Volke mit Applaus (!) belohnt.†) D'Andoins ließ jedoch, um die Gemüther zu beruhigen, die mit Munition gefüllten Cartouchen seiner Dragoner abliefern. Auf die ihm vom Maire vorgelegten Fragen antwortete er durch Vorzeigung seiner von Bouillé unterzeichneten Befehle, die nur auf militärische Dispositionen lauteten. Die Anfrage, ob er wirklich einen Schatz erwarte, bejahte er. Man hielt ihn im Stadthause noch längere Zeit auf. Unterdessen behauptete ein Nationalgardist, Namens Farcy, mit größter Bestimmtheit, der König sei in dem Wagen gewesen; da nun Drouet der nächste am Wagen und in unmittelbarer Nähe der Passagiere war, mußte er die beste Auskunft geben können. Die Nationalgardisten riefen deshalb: „Zu Drouet!" wodurch ein neuer Lärm entstand, der die ganze Bevölkerung herbeirief. Farcy eilte in Drouets Wohnung und theilte ihm den Verdacht mit — forderte ihn auch sogleich auf, zur Municipalität auf das Rathhaus zu kommen. Drouet, als ein Mitglied der Communalverwaltung, durfte sich nicht weigern. Er erschien mit

*) Nach einer Anschauung der Oertlichkeit.

**) Proceßacten der Commune von St. Menehould und Protokollaussage Drouets.

***) Diese Absichten werden besonders deutlich durch die Nummern des Moniteurs vom 30. Juni und durch sämmtliche Nummern des Juli 1791.

†) Bericht d'Andoins.

Farcy vor der in großer Aufregung befindlichen Versammlung. Hier wurde ihm nun bedeutet, keine seiner etwaigen Beobachtungen zu verschweigen, und das Resultat seines und Farcys Verhörs war, daß beide aussagten: daß nach ihrer Ansicht der Kammerdiener der Frau von Korff niemand als Ludwig XVI, die angebliche Baronin aber die Königin sei. Hierauf erklärte die Versammlung einstimmig*): „daß die aus St. Menehould entkommenen Wagen eingeholt und die königliche Familie angehalten werden müßte.“ Sie befahl den Mitgliedern der Commune(!) Drouet und Guillaume, sich sofort aufzumachen und die Flüchtigen, wenn es irgend möglich sei, in ihrer Weiterreise zu hindern.

Die Municipalität war die höchste Behörde, Drouet und Guillaume mußten gehorchen. Sie warfen sich schnell auf ihre Pferde, und da sie nicht wußten, wie lange der Aufenthalt der königlichen Wagen in Clermont dauern werde, schlugen sie eine Querstraße ein, die unmittelbar nach Varennes führte. Von diesen ganzen, unter dem Tumulte der Straßenjungen, Nationalgarden ꝛc. stattfindenden Verhandlungen war d'Andoins Zeuge. Er ließ seine Leute absitzen und begab sich vom Rathhause in seinen Gasthof, aber die Menge begann nun den Officier zu bedrohen. Die fast zur Gewißheit gewordene Annahme: der König sei entflohen! erregte die Wuth der Versammelten dergestalt, daß man rief: „Haut den Verräther nieder! er hat die Municipalität belogen! hängt ihn! an die Laterne!“ Es gelang den Behörden nur mit einiger Mühe, d'Andoins und seinen Lieutenant Delacourt dadurch zu retten, daß man beide ins Gefängniß führte.**)

Es war um 9 Uhr abends. Gerade jetzt trat ein Moment ein, der die Glut des Zornes zu hellen Flammen anfachte. Auf schweißtriefendem Pferde, mit herabhängenden Haaren, unordentlichen Kleidern erscheint ein Reiter. Er hält einen Brief empor, der für die Behörden von St. Menehould bestimmt ist und von Neuville au Pont kommt. Man führt den Courier aufs Rathhaus. Der Brief lautet:

„Meine Herren: Sechszig bis achtzig Husaren, welche von der Champagne herkommen, sind hier durchpassirt, um sich — wie sie sagen — nach Varennes zu begeben. Man kann sich diese Bewegung nicht erklären, wird aber unruhig dadurch gemacht und bittet Sie, Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Unterdessen wird hier alles auf dem Posten sein. Wir haben die Ehre zu zeichnen als Ihre Ergebensten. Unterzeichnet: Gozellet, Maire. Tourdau.

J. Debiogény.***)

Die Aufregung erreichte nach Lesung dieses Schreibens den höchsten Grad. Die Sturmglocken begannen zu läuten, die Trommeln wirbelten. „Es ist ein Glück, daß Drouet und Guillaume abgeschickt wurden,“ ruft der Maire. Einige Lärmmacher sprechen die Befürchtung aus: daß den Abgesandten ein Unglück passiren könne — gleich darauf heißt es schon: „Drouet und Guillaume sind verhaftet.“ — „Zu Hilfe den Patrioten!“ tönt es. Der Nationalgardenofficier Legay, die Gensdarmen Collet und Lepointe, der Gardist Veyrat eilen hinaus auf den Weg nach Varennes.*) Die Nacht bricht herein, das Getümmel nimmt zu, und unglücklicher Weise kracht ein Pistolenschuß inmitten des Haufens, ein Unterofficier der Husaren hat ihn aus irgend einem Grunde abgefeuert. Sogleich erschallt das Geschrei: „Aux armes“. Alles läuft zum Thore von Clermont. Hier haben sich Posten der Nationalgarde aufgestellt und sie halten Collet, Veyrat und Lepointe in der Dunkelheit für Husaren, weshalb sie Feuer geben. Veyrat wird leicht — Lepointe schwer verwundet, Collet getödtet. Der Tumult wächst, man zündet Wachtfeuer an und die gellenden Töne der Alarmglocken rufen die Bevölkerungen der umliegenden Ortschaften herbei, alles, Greise, Weiber, Kinder nicht ausgenommen, bewaffnet sich, St. Menehould wimmelt von Menschen wie ein Ameisenhaufen. Um halb zwölf nachts trifft ein zweiter Courier aus Châlons ein. Er bringt Gewißheit. Die Municipalität benachrichtigt die Einwohner von St. Menehould: daß der König, die Königin, Madame Elisabeth, der Dauphin und Madame Royale in einer von sechs Pferden gezogenen Berline auf der Flucht aus Frankreich seien. Alle guten Bürger werden aufgefordert, die Flüchtlinge anzuhalten. Unterz. Bayon, Commandeur des Bataillons Saint-Germain, für M. de Lafayette.“ Da Bayon in Châlons, wahrscheinlich infolge des scharfen Rittes, liegen bleiben mußte, hatte er den Courier gesendet und sich sein Unwohlsein attestiren lassen, um seine Pflichttreue außer Zweifel zu setzen. Die Beglaubigung ist unterzeichnet: „Thuveny. Apotheker in Châlons.“ Die Municipalität von St. Menehould berichtete zurück, was sie gethan. In großer Aufregung verging die Nacht. Am Morgen früh um 3 Uhr traf der Chirurg Mangin als Courier der Municipalität von Varennes ein. Mangin fuhr nach Paris, um der Nationalversammlung Bericht von den Vorgängen zu erstatten. Tausende umstanden den Wagen. Mangin erzählte ausführlich, was geschehen war — und bald wußte man, daß die königliche Familie in Varennes verhaftet worden sei, als Drouet und Guillaume eingetroffen waren.**) Eine Stunde später ritten Drouet und Guillaume wieder in St. Menehould ein. Sie hatten ihre — allerdings schwere und traurige Mission erfüllt. Ihre Anwesenheit in der Stadt liefert den Beweis, daß Drouet mindestens keinen Gefallen daran fand, sich an der Angst und dem Jammer der gefangenen königlichen Familie zu weiden.

*) Dieses Votum der Versammlung ist wörtlich im Moniteur vom 24. Juni 1792 zu finden. Es ist ebenfalls ein Beweis für Drouets Zurückhaltung. **) Protocoll der Commune von St. Menehould. ***) Ebendas.

*) Ebendaselbst. **) Ebendaselbst.

(Schluß folgt.)

Am Familientische.

Ideal und Wirklichkeit im Malerleben.

„Das arme Mädchen!“ meinte mein ältestes Töchterchen, als sie das Bild auf S. 541 sich näher betrachtet hatte; „was für einen Schreck mag die bekommen haben, als sie entdeckt, daß sie einer häßlichen Vogelscheuche ihren hübschen Blumenstrauß angeboten!“

„Unsinn! Dummes Mädel das!“ meinte ihr jüngerer Bruder, der den Flegeljahren mit raschen Schritten naht; „das hätte sie doch gleich sehen können, daß die Puppe nicht der Maler war! Uebrigens, mein mitleidiges Schwesterlein, ist das keine Vogelscheuche, sondern eine Gliederpuppe, ein Modell, wie es jeder Maler in seinem Atelier hat, um daran verschiedene Stellungen des Körpers, auch verschiedene Costümirungen studiren zu können.“

Der Junge trug die kürzlich aufgeschnappte Weisheit, in dem Bewußtsein seiner Ueberlegenheit, ganz pathetisch vor, seine Schwester beharrte aber auf ihrem Stücke: „Und es sieht doch wie 'ne Vogelscheuche aus, das häßliche Ding!“

Die freundliche Leserin ist am Ende derselben Meinung, wie sie sich denn überhaupt durch unser Bild in gewissen poetischen Vorurtheilen grausam getäuscht sehen mag. Ein Maleratelier — das müßte doch ein ganz besonders schön geziertes, harmonisch geordnetes Gemach sein, voll poetischen Duftes und Hauches ... hat sie sich immer vorgestellt, und nun dieser kleine, etwas wüst und wirr aussehende Raum! Die plumpe Staffelei, der handwerksmäßige Tisch mit den Farbentöpfen, Oelflaschen, Pinseln und der unsaubern Palette, die Spuren der Junggesellenwirthschaft auf dem Schrank und im ganzen Zimmer — die philisterhafte Pfeife, die vielen unordentlich auf dem Boden hin und hergestreuten Gegenstände — an der Wand ein paar angeklebte Skizzen und ein paar Bruchstücke von Armatur — und nun gar die unheimliche Puppe mit dem modern-prosaischen Cylinder tief im Nacken, dem plumpen Regenschirm, dem wenig pittoresken Plaid, dem Reisehandbuch in der einen Hand, während die andere unschön nach hinten greift, als wolle sie das arme Kind anpacken! „Abscheulich! Nein, so kann die Stätte unmöglich aussehen, in welcher die hehren Gebilde der Kunst geboren werden!“ ruft sie entrüstet aus.

Und doch ist es so! Wir können ihr nicht helfen — unser Bild ist das ganz getreue Conterfei einer Malerstube, und die geneigte Leserin muß sich eben so sehr in die Zerstörung ihres Ideals finden, wie das kleine Blumenmädchen, das die todte Puppe für einen lebendigen Menschen gehalten, in ihre Enttäuschung!

R. K.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.
Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 30. Mai 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. 1868 № 35.

Das Hexenmädl.

Eine Dorfgeschichte aus Oesterreich von August Silberstein.

(Fortsetzung.)

Die Glocken klangen des Morgens zum Gebete. Die Glocken sprechen immer im stillen Dorfe wie eine öffentliche, mahnende Stimme, und es ermißt kaum ein Mensch, was sie für gewaltige, tiefdringende Stimmen haben!

Der Morgen brachte aber noch immer nicht die rechte Ruhe und Rast für das Mädchen.

Sie suchte eifrig in der Arbeit anderes Sinnen.

Sie ging an die Raine hinaus und schnitt frisches, thauiges Gras mit der Sichel für das Hausthier, das sie im Vorübergehen an dem Fensterchen bereits mit starker Stimme grüßte. Und sie brachte das Gemähete heim im weißen, bauschigen Tuche, auf dem Kopfe, mit welcher Last sie stramm und stark über den Hausgarten dahinschritt.

Sie zündete Feuer am Herde und bereitete der Mutter vor, welche dann selbst schaffend zum Herde trat.

Sie drehte mit dem Rade Wasser aus dem tiefen Brunnen und goß die Eimer in den danebenstehenden Bottich, in dem es aufschäumte und wilden Gischt emporspritzte, in dem des Wassers heller Spiegel sich aber bald klärte und die Morgensonne schaukelnd und glitzernd, farbenreich zurückstrahlte!

Sie lief dann ab und zu mit der erschöpften und wiedergefüllten Gießkanne, um an Pflanzen und Blumen ihre Pflicht zu thun. Sie verrichtete alle Hausgeschäfte aufs emsigste.

Und als der Rasen warm geworden war und auch manches Linnentuch, das im Hause gebraucht worden, wieder frisch gewaschen zum Trocknen über Strauch und Zaun hing, da hörte das Mädl, das im Hausgarten beschäftigt war, von ferne, leise, durch die Stille wieder einen Klang. Einen Glockenschlag und langsam dahinterher noch einen.

Heiliger Gott! das war das Glöcklein des Meßners oder des Meßbuben, es kam näher mit seinem bebenden, einem lauten Herzklopfen gleichenden Klange durch die Dorfgasse. Das Glöcklein zog dem Pfarrer voraus, welcher „versehen“ (einem Sterbenden die letzte Oelung reichen) ging.

„Heiliger Gott! ist's der Prandner?“ frug es in dem Mädl, welches roth und blaß wurde und die Linnen schier fallen ließ, die sie eben breiten wollte.

Ihre Mutter stand bei der Hausthüre, wartete, um niederknieen zu können, und das Mädl stürzte mehr, als sie sich niederließ, auf die Knie. — „Wer ist's?“ frug sie doch noch rasch, und die Mutter hatte noch Zeit zu entgegnen: „Der alte Konrad im Armenhause.“

Trotzdem dies der gefürchtete Name nicht war, so sank das Mädchen doch dahin, so zerknirscht, so laut betend, daß sich ihr Mütterl umsah und zuletzt sagte: „Dirnl, was hast denn?“

Zaghaft und leise sagte diese endlich: „Nichts! Mich hat's nur grad' so überkommen und geschauert, als wenn eins just über mein eigen Grab gegangen wär'!“

Das Mütterchen schüttelte den Kopf und sagte: „Ihr jungen Dirnl habt immer seltsame Gedanken und Eigenheiten. War auch so; das kommt vom Blut. Mach Dir nichts draus und halt Dich nur fleißig bei der Arbeit!“

Den Wurzenmann wollte Waberl nun treffen und sprechen, damit er des Mittels Kraft nehme und unschädlich mache! Es war ihr Entschluß, ihn zu bedrängen und zu bestimmen, daß er dem Mittel seine Kraft nehme und es ganz unschädlich mache!

Sie suchte ihn wiederholt.

Aber den geheimnißvollen, seltsamen Mann traf sie nie daheim. Er war entweder vor Tagesanbruch ausgegangen oder in der Nacht gar nicht heimgekehrt, weil er im Gebirge blieb.

Und wo wollte sie etwa in den Schluchten und Klüften, in allen Uebergängen des Gebirges, in den unabsehbaren Wäldern den Wurzenmann suchen und treffen?

Und wenn sie ihn träfe — sagte sie sich — wird er zurücknehmen wollen? O, er mochte gewiß nicht! er hatte gerade gegen den Prandner einen besonderen Haß! —

Und konnte er nunmehr, wenn er auch mochte?

Des Celest Weib sein wollte sie, das wollte sie wohl um ihr

Leben! Ja, um ihr eigenes Leben, aber nicht um das eines andern, seines, des Celest's Vater!

Ihr graute. Sie wollte eher sterben, als sich denken an der Seite ihres Mannes, dem sie den Vater genommen!

Nein, nein, und sollte sie zeitlebens unglücklich sein, sie wollte entsagen!

Entsagen, jedoch wie?

Wäre denn mit ihrem Entsagen im Herzen schon alle geheime unheimliche Wirkung gebrochen?

Nach allem schweren Denken und Grübeln blieb ihr nur eines, und das Schwere wollte sie leisten. Sie beschloß es.

Das einzige blieb Reue und offenes Bekennen!

Sie wollte zum Prandner; sie wollte ihm sagen, was geschehen. Und wenn er es erst wüßte, dann wäre das geheime, durch Schweigen gebundene Zaubermittel an der Wurzel untergraben und zerstört. Ihre Worte sollten ihm neue Kraft zum Leben, Widerstand gegen die Anfechtungen geben! Sie wollte seine Vergebung erbitten und aus dem Orte ziehen, dann hatte er seinen Sohn wieder, und sie war, wenn auch im Leid und Weh, doch vom Uebelsten erlöset!

Sie ging hinaus vor das Dorf, auf die Felder und Wiesen, wo sie hoffen konnte, den Prandner zu finden. Die Felder waren weit draußen gelegen. Sie sah von ferne Thiere und Menschen auf den weit sich hindehnenden Flächen des reichen Prandner arbeiten. Alle die dort sich regten und bewegten, kamen ihr erst so winzig klein vor. Dann wuchsen sie. Allmählich wurden sie im Nähergelangen größer und größer und endlich groß genug, daß Waberl thun konnte und mußte, als suche sie Gras an den Rainen und daß sie durch scharfes Hinblicken unter der über die Augen gehaltenen Hand die einzelnen unterschied.

Der Prandner war aber nicht da, sie fand ihn nicht.

Sie kehrte in das Dorf zurück und dachte, vielleicht glücke es ihr, ihn auf einem Wege zwischen den großen Häusern zu begegnen, wo sie dann in einem Winkelchen oder unter Busch und Zaun mit ihm sprechen könnte.

Sie sah auf und nieder, sie fand den Prandner nicht.

Sie ging in die Nähe seines Hausgartens, seinem Zaune nahe, selbst auf die Gefahr, von andern gesehen und wegen des Celest beargwohnt zu werden.

Sie schlich also um das gefährliche Haus herum, in das hinein sie sich nicht wagte, noch getrauen durfte — sie sah den alten Prandner nicht! War er krank?

Krank? An das Wort knüpfte sich ihr ein schreckliches Denken!

So schritt sie wieder müde, fast erschöpft und betrübt der eigenen Hütte zu.

Der hinkende Knecht des Prandner, welcher immer die Pferde führte, kam, nur mit der Peitsche in der Hand, vorbei, denn er bestellte beim Schmied am Ende des Dorfes ein Eisenstück für den Leiterwagen und hatte daselbst die rechte Zeit zum schnellsten Anpassen und Ausfertigen zu erkunden.

Sie faßte sich ein Herz und frug: „Du, Hies, ist Dein Bauer fortgefahren oder vielleicht krank?" Röthe und Bläße überflog ihr Gesicht, wie das einer rechten Sünderin.

„Meinst wegen dem Celest, ob Dir der Alte im Wege ist? Heut' schleicht vielleicht der Bursch wieder zu Dir, denn der Alte liegt im Bett!"

„Was fehlt ....?"

Die furchtbare herausgestoßene Frage wurde nicht mehr beantwortet, denn der Knecht Hies lachte, ging weiter und pfiff sich ein Liedlein, wie man es singt zum Spott und in lustiger Liebe!

Aber dem Mädchen klang dies nicht lustig, lustig — sondern furchtbar, mit zerschmetternder Gewalt!

Sie hatte nimmer Ruh noch Rast. Sie sah alles Furchtbare kommen, das kommen konnte, sie ging im Garten geschäftig auf und ab, als wollte sie allerlei hastig thun, aber sie that nichts.

Sie ging in Stube und Ställchen, in Küche und Kammer, aber die Sinne gingen auch wirr, ja vollends wirr durcheinander!

X. Bei dem Bauer.

Es war am sonnig warmen Nachmittag — regungslos standen und hingen Baum und Blatt.

Das Dorf war stille. Alle waren draußen in Wiesen und Feldern. Kein Wesen regte sich auf der Straße. Man hätte den einzelnen Schritt eines Menschen auf dem Boden pochen hören müssen. Nur die Tauben und Sperlinge benutzten den Raum und stolzirten auf dem Grunde, als gehöre er ausschließlich ihnen.

Kein Kopf steckte sich zu einem Fenster hinaus ... Die Bienen hörte man an den hellen Hausmauern summen, so regungslos war es in den Häusern.

Einzelner Finken- und Schwarzplättchenschlag, welche durch die Gärten strichen, oder in den Bäumen am Bach und Straße ihren Gesang anschlugen, hörte sich so voll und ganz, nicht durch das geringste Geräusch beirrt, an. Die Fensterscheiben und der Knauf auf dem Kirchthurme glitzerten.

Da schlich Waberl wie eine Sünderin zu dem Hause des Prandner.

Ihr Entschluß stand fest und war durchgerungen!

Sie wußte, der Celest war jetzt nicht zu Hause, konnte nicht zu Hause sein, der Knecht war auswärts, und die Magd hatte sie mit Grastuch und Sichel selbst fortgehen gesehen. Nur eine alte Hauserin war gebückt im Garten, um nach den Erdbeeren zu sehen, die reif waren.

Waberl ging in das Haus, dessen Boden ihr fast unter den Füßen brannte oder zu wanken schien. Es wäre ihr eine unendliche Erleichterung gewesen, wenn sie hätte dem Prandner hier begegnen oder ihn durch ein Fenster erblicken können.

Aber es war alles mit tiefer Stille bedeckt, und die Fenster, welche in andern Häusern offen standen, waren hier sorgfältig geschlossen, dies vermehrte den bange machenden Eindruck.

Der Prandner lag in der Stube bei geschlossenen Fenstern. Er bedurfte sehr der Wärme. Denn die Nacht, die er mit dem wettenden Nachbar beim Brückenjoche zugebracht, war nicht klug gewählt. Der kühle Luftstrich über dem Wasser, welcher, gerade durch Brücke und Joch gezwängt, die beiden anwehete, hatte ihm sein altes Leiden, das „Rheumatische," wiedergebracht, und der linke Arm ließ sich im Gelenke bei der Schulter nicht recht heben.

Der Prandner lehnte angekleidet nur mit der linken Hälfte der Brust und Schulter unter den Federn, während er sich nach außen auf einen Stuhl, am Fußende des Bettes stützte.

Er sinnirte in seiner Einsamkeit so an die Decke hin, und die Stille und Verlassenheit im Hause verursachte gerade, daß er denken mußte, wie es wäre, wenn selbst sein Sohn nicht mehr im Hause? Er gedachte, er selbst sei doch auch kein junger Mann mehr und es könnte ihm täglich ein ernstes Leiden widerfahren, dann wäre er einsam und verlassen, dann müßte er die Wirthschaft fremden Leuten anvertrauen — und wer weiß, wie dies würde, was davon herauskommen könnte!

Er mußte daran denken, wie er es für die nächste Zeit einrichte, wenn der Celest nicht daheim; und doch stellte es sich ihm wieder vor die Seele, wie gut es wäre, wenn der Sohn daheim bleiben und in seiner immer wachsenden Kraft die Wirthschaft täglich besser versehen könnte!

Dafür ertrage man ja all sein Leid mit den Kindern und hege seine freudigen Hoffnungen für das Alter im Herzen!

Es sollte nun anders kommen! Und wer weiß, ob er dem Burschen nicht doch zuletzt nachgeben müßte, und ob des Vaters Störrigkeit nicht zuletzt noch zu Schanden werden würde, dadurch, daß er den Entfremdeten denn doch heimzuberufen gezwungen würde!

Er sann dies alles so vor sich hin und sah in die stille, leere Luft, in der sich nichts regte, oder in der er, durch Sinnen ganz eingenommen, nicht das leiseste Geräusch vernahm.

Da bewegte sich, da öffnete sich leise und allmählich die Zimmerthüre. Der Prandner wandte sein Auge hin und glaubte, seine Hauserin trete leise ein, um ihn im vermeintlichen Schlafe nicht zu stören.

Aber statt des alten, wohlbekannten Kopfes folgte ein junger durch die Thürspalte!

Der Prandner traute seinen Augen nicht! Sah er recht? War's keine Täuschung der Sinne und keine Vorspiegelung, die sich ihm eben erzeugte, weil er lebhaft an Celest und dessen Liebe, an die Waberl, gedacht?

War's nicht das Gesicht Waberls?

Leibhaftig! ja!

Einen Augenblick war er verwirrt und es fehlten ihm fast die Worte, er wußte nicht, was er aus diesem Erscheinen machen, was er davon denken solle!

War es Frechheit, war es Demuth, was sie trieb?

War es vielleicht auch Verirrung — und komme es jetzt zu einer unliebsamen Ueberraschung?

„Was willst, Dirn?“ schwebte es ihm auf den Lippen. Aber er sprach die Anrede nicht aus. Er hielt an sich und schwieg.

Und sie trat allmählich ganz herein, mit voller Gestalt.

Es konnte kein Irrthum von Seite des Mädchens sein, das zeigte ihr bewußtes, ihr bescheidenes und ununterbrochenes Herankommen, wenn auch langsam und mit unterschlagenen Augen.

Sie hatte im Eintreten nicht „Grüß Gott!“ keinen „Schönen guten Tag!“ — nichts, nichts gesagt.

Sie stand einen Augenblick mit tief niedergesenkten Augen an der Thüre, die sie wieder leise schloß. Dann schritt sie langsam vor, und als sich der Prandner ganz nach ihr wendete, um doch das Seltsame wohl zu sehen — da, ehe er es vermuthen konnte, sank sie auf die Knie neben seinem Bette nieder und faßte seine eine freie Hand mit ihren beiden, legte ihre Stirn darauf und weinte und schluchzte bitterlich!

„So, Dirn!“ sagte der Prandner mit fester Stimme, „ist das ein neuer Brauch, daß die Mädl den Eltern der Buben ins Haus kommen und sie epper (vielleicht) ums Zusammengeben bitten?“

Das Mädchen hatte noch keine Worte und schluchzte.

„So red!“ sagte der Bauer.

„Ihr seid krank!“ schluchzte Waberl.

„Ja, das weiß ich so! Dazu brauchst Du nicht erst herzukommen. Willst mir helfen? Bist vielleicht a Hex worden?“ sagte der Bauer halb unmuthig, halb scherzend, wie das gewöhnlich in seiner Art lag.

Das zufällige Wort „Hex“ durchzuckte das Mädchen noch mehr und sie schluchzte noch immer.

„So red! So red!“

„Prandner, Prandner! Ihr müßt sterben!“ rief jetzt das Mädl, indem sie seine Hand fest preßte, als müßte sie ihn im Leben zurückhalten.

„Sei so gut!“ sagte der Bauer, warf sich in den Kissen herum und streckte den Oberleib hoch im Bette auf, daß er nun aufrecht saß. „Und wie so?“ Er war plötzlich ganz geröthet im Gesichte.

„Ich hab's verschuld't! Ich hab's verschuld't!“

„Ja, aber wie so? Hast Du mich heimlich vergiftet!?“ rief er mit wilder Geberde auf.

„Nein, nein!“

„Oder hast Du mir vielleicht Räuber und Mörder gedungen?“

„O Gott behüte!“

„So red, red doch!“

Und nun erzählte ihm das Mädl weinend und immer schamhaft an den Kissen und seinen Knien ihr Haupt verbergend, wie sie Hilfe beim Wurzenmann gesucht und wie dieser ihr die Mondnacht anbefohlen — wie sie dann beim Vollmonde ein Päckchen, rücklings gehend, in den Strom geworfen, welches erst hinterher der Fex als tödtlich für den Vermeinten ihr entdeckt habe!

Bald hätte der Prandner über diese Bekenntnisse und unvermuthete Wendung aufgelacht! Vorerst war es die Freude über die Erlösung von jeder Angst, die ihn denn doch bei dem geheimnißvollen Vorgange überkam, die ihn so stimmte. Dann war aber noch ein anderer seltsamer Umstand hiebei, der jetzt seine eigenthümliche Aufklärung bekam.

Schlau wie der Prandner war, unterdrückte er seine Ausbrüche, mäßigte sich und gab der Sache die geeignete, ihm zugleich rechte Wendung.

„So,“ sagte er denn doch mit einem heitern, wenn auch im ganzen scheinbar mehr gleichgültigem Tone; „wenn's weiter nichts ist, als Du gerad' sagst, so kannst ruhig sein! Siehst, das Packl hab' ich da! Er langte das weißleinene Päckchen in der That von einem Stellbrette herab, das neben dem Bette hing, und Pfeife, Tabak, den Hut und allerlei Geräthe trug.

Waberl meinte im Augenblicke, der Prandner sei ein Hexenmeister und zwar der rechte, ja noch über den Wurzenmann! Sie erkannte das verhängnißvolle Ganze, das von ihren Händen geglitten war und doch tief unten im Grunde der Gewässer vergraben sein sollte!

„Warst Du's also,“ fuhr der Prandner fort, „die das Packl in der Nacht von der Brucken heruntergeworfen hat? Ich und der Voraner haben die Zimmermannsarbeit bei dem Brückenjoch untersucht und da ist's mir ja völlig in die Hand oder in den Sack gefallen!“ Er lachte dabei nun hell auf und vermochte nicht mehr an sich zu halten.

Sie erinnerte sich an das vermeintliche Gespenst in jener Nacht. Ein unbegreiflicher Zusammenhang durchzuckte sie dennoch schaurig. Warum mußte gerade der Prandner da sein und dies in sein Haus mitnehmen?

„Sei ruhig, Dirnl!“ fuhr der Prandner heiter, aber doch fest fort. „Wenn's weiter nix ist, so ist die Hexerei diesmal schlecht gerathen. Siehst, es hat nit sein sollen, und ich hab's erfangt. Du darfst Dir also kein grau's Haarl wachsen lassen. Da dran sterb' ich nit und noch lang nit! Erst recht nit!“

„Ich dank' mein Gott!“ sagte das Mädl tiefinnig und seufzte auf, trotz alledem, daß nämlich der Prandner schon in der besten Laune war und die Sache scherzhaft behandelte.

Der innige, tiefherzliche Ton des Mädels bei seinem Scherze, ihr Bekenntniß rührten den Mann fast.

„Ich hätt' nimmer leben mögen! Ich hätt' mir selbst ein Leids gethan, wenn Euch was geschehen wär'!“

„So? Meinst es so gut mit mir?“ sagte der Prandner und wiegte den Kopf hin und her. „Und zum Wurzenmann nimmst Deine Zuflucht? — Und was wird jetzt zwischen Dir und dem Celest? — Und ich sag' Dir doch, daß bei alledem aus Euch zweien kein Paar werden kann!“

Das Mädl hatte kaum Thränen mehr. Sie stand jetzt und stützte sich schwach und verwirrt an die Bettlehne beim Kopfende.

„Und was willst Du thun, wenn ich das dem Pfarrer, wenn ich das aller Welt erzähle und verlautbar mache?' fuhr er fort.

Das Mädl zitterte, dies war allein die Antwort. Einmal schlug sie ihre Augen auf und sah so voll und weich, flehentlich dem Prandner ins Gesicht — daß sich dieser sagte: „Meiner Seel' — ein Hexenmädl!“

Seine gute Laune verließ den starken Bauer in dieser Lage nicht, und er spürte den Schmerz schon eine Weile nimmer in der linken Schulter. Ein Weilchen war er stille und sann über das ganze sonderbare Ereigniß nach.

Indem er überlegte und betrachtete, wie man die Sache nun wende und zu Ende führe, zum besten Vortheile, den er doch nunmehr schon in der Hand habe, kam ihm durch das unwillkürliche Fühlen des Päckchens ein ganz eigener Gedanke.

O, er war schlau, wo es seinen Vortheil und Willen galt, auch über die Art des Mittels dazu nicht zu sehr wählerisch.

„Weißt,“ sagte er endlich in eigenartigem, festem Tone, „jetzt werde ich Dir was sagen! Du siehst einmal ein, daß Du gefehlt hast und daß Dein Mittel nichts helfen konnte, weil's mir eben in die Hand gekommen ist. Aber ich will, daß Du die Sach' jetzt anders zu End' führst!“

Waberl horchte gespannt.

Er fuhr fort: „Weil Du schon an heimliche Mittel glaubst und davon weißt, so will ich Dir was rathen und will, daß Du es thust. — Weißt Du auch, was das heißt — die Lieb' vergraben?“

Das Mädl preßte überrascht die Zähne über die Lippen, als müßte sie einen Schrei verhalten. Sie nickte leise mit dem Kopfe.

„Jetzt mußt Du Deine Lieb' vergraben! — ich schweige, und alles ist dann aus!“

Waberl zitterte und brach so stark in Thränen aus, daß sie sich auf das Stockerl neben dem Bette, den niederen Schemel, setzen mußte und ihre Schürze vorhielt.

Die Lieb' vergraben, daß sie vergehe, wie ein Gestorbenes und Verwesendes, ist eine abergläubisch schwerbedeutende That.

„Und weißt Du, wie man die Lieb' vergrabt?“

Waberl weinte nur.

„Du siehst, ich kenn' mich aus und versteh' die Sach'; mir können zehn Wurzenmänner und noch mehr nicht das Geringste anthun! Du aber bist verpflicht', und ich will Dir sagen, wie man die Lieb' vergrabt!“ Der Prandner hoffte, wenn er das Mädl nur zur abergläubischen That bestimme, so werde die abergläubische Folge auch ihm und ihr zugleich Ruhe verschaffen und die Angelegenheit somit friedlichst und in unerwarteter Weise bestens ordnen.

„Du gehst also,“ sagte er nach kurzem Einhalten, „zu einer Haselstaude und schüttelst sie ab, daß Haseln herabfallen, am allerbesten ein Haselnußdrilling. Dann nimmst ein Blatt von Wegwart und wickelst es drein. Mit einem Fliederhölzl grabst ein Grüberl. Am

allerbesten ist, Du gehst an des Celest Baum. Du weißt doch, wo der Baum draußen im Garten steht? Der Apfelbaum am Zaun. Dort grabst mit einem Fliederhölzl ein Grübl und legst das Ganze hinein und sagst:

„Lieb' — ich hab' dich,
„Lieb' — ich vergrab' dich,
„Vergeh mir von Herzen,
„Mit Treuen und Schmerzen!"

Das sagst dreimal und verscharrst mit Erden — und die Lieb' ist begraben, wie ein Todtes, und das Herz ist Dir wieder leicht und wieder gesund! Willst's thun?"

Das Mädl zögerte und griff mit der Hand nach dem Herzen.

„Denk, Du hast mir ans Leben gehen wollen! Denk, was ich thun und wo ich reden kann! — Und ich änder' mich nit! Es ist für uns alle gut. Ich rath' Dir's. — Willst?"

Das Mädl erhob sich — bleich — die Hand ans Herz gedrückt: „Ich . . . ich . . . will!"

Sie sprach kein Wort mehr. Sie wendete sich um und wankte hinaus.

„In Gott's Nam'!" rief ihr der Bauer dennoch bewegt nach.

Die Thüre schloß sich hinter ihr.

XI. Die Lieb' vergraben.

Als das Mädchen sich entfernt hatte und der Prandner wieder ganz allein in der lautlosen Stille war, da wurde es ihm, als müßte er sich auf sich selbst besinnen, als käme er erst jetzt wieder ganz zu sich.

War er dies, war er derselbe, als er dem Mädchen rieth, Gedanken mittheilte und eingab? Hatte er recht gethan?

War es gut, einem armen hilflosen Geschöpfe derart Herz und Seele zu wenden?

Einen Augenblick war es ihm in der Stille, die nun beinahe peinlich werden wollte, als müßte er Waberl zurückrufen und ihr sagen: „Komm! mein lieb's Kind, mach keine Narretheien, es ist alles gut, wie es ist, lasset mich nur nicht vereinsamt und allein. Mir bangt in der Stille! Was soll erst werden, wenn mein Sohn nicht mehr daheim ist und mich verlassen hat? Da — Du bist ein gutes Kind, ein rechtschaffen Mädl — da habt Ihr Euch — es ist alles schon so in Ordnung!"

Aber bald faßte sich sein Stolz und sein altes störriges, stolzes Gemüth wieder.

Es war gut, was er gethan! Sollte er sich von weibischen Kindereien umstimmen lassen und sollte er vor aller Welt, vor seiner ganzen Kameradschaft und Gemein', gegen die er sich ausgesprochen, schwach und zu Schanden werden?

So wie es kam, war es vortrefflich! Es konnte kaum besser werden. Er lobte in sich seinen eigenen Verstand, seine helle Geistesgegenwart, die sich augenblicklich in einer ganz unerwarteten Sache so vortrefflich zu helfen wußte.

Er war, nach seiner Meinung, sich treu geblieben, er war noch der Alte, ganz der Alte. Sein Stolz brauchte sich nichts zu vergeben, hatte sich nichts zu vergeben, und alles werde so vortrefflich sich fügen, wie er es gewollt und nun gewendet!

Als er nun wieder die so veränderten Bilder vor sich in der Luft sah, da lächelte er unwillkürlich, da gaukelte ihm die kommende und die schön bereitete Zukunft so zufriedenstellend vor den Blicken umher, daß er sich gekräftigt, fast gesünder und gestählter fühlte als vorhin.

Ein Pfeifchen Tabak zu schmauchen, gelüstete den Prandner jetzt sehr. Er war so zufrieden mit sich, daß er sich fast durch etwas selbst belohnen und gütlich thun mochte, durch das Passendste und Nahеste, ein Pfeifchen Tabak.

Er zögerte, aus tagelanger Gewohnheit seines Schmerzes in der Schulter, den Arm nach dem Stellbrette zu heben, wo Pfeife, Tabak und Zündzeug lagen. Aber siehe da, nachdem er die ersten vorsichtigen Versuche machte, den Arm emporzustrecken, ging es damit zu seiner Ueberraschung viel besser und leichter, als seit Tagen und vorhin. Die behagliche Wärme, welche ihn durchdrang, hatte es vermocht. Dies gab ihm erneuerte Kraft, durchgoß ihn mit neuer Stärke und Selbstbefriedigung.

Wäre er abergläubisch, sagte er sich, so könnte er auch meinen, der Wurzenmann habe ihm mit seinem Hokuspokus doch wenigstens etwas und dies kleine, aber unbequeme und ärgerliche Leid angethan. Aber in diesem Augenblicke kam seine Hand unwillkürlich an das Leinwandpäckchen, welches noch vor ihm auf dem Bette lag, er sah darauf und lachte recht erquicklich und vergnügt in sich, als er diesen Kräuterkram sah, welcher es ihm „anthun" sollte, und den er so geschickt und zufällig glücklich aufgefangen.

Ja, er sei ein Glückspilz! sagte er sich, die Leute mochten recht haben. Dies war abermals ein Beweis. Und wenn er es sei, desto besser, desto kühner könne er vorgehen und mehr Vertrauen auf sein eigen Vornehmen haben!

Daß er dem Mädl gerathen hatte, die Lieb' zu vergraben, daß ihm dieser gute Gedanke gekommen war, das war ganz gut gethan und damit war er innerlich recht wohl zufrieden.

Er selbst, er war darüber hinaus, solch schwaches Zeug zu glauben. Er nannte es, immer stärker, „abergläubisch und dumm". Er lachte sogar darüber. Aber nützen sollte es ihm dennoch!

Und wenn schon Waberl von solchem „fexigen Zeuge" eingenommen wäre, so sei er ja nicht der Mann, es ihr auszureden und sie zu belehren. Habe man ihn als Pfarrer oder Schulmeister im Orte angestellt? Das sei Aufgabe anderer Leute, die ihr Brot und Leben davon haben, sie mögen sich darum kümmern! Seine Sache sei jedoch, sein Haus, sein Hab und Gut zu wahren, seinen Namen und seine ehrwürdige Schwiegerschaft, die ihn glänzen lassen kann, wie kaum einen anderen in der Gegend. Und somit habe er nur das gebührliche Seine gethan! Das Mädl soll also den Hexenkram jetzt anwenden, zu Ende führen, was sie begonnen, und sich damit selbst, aber auch ihm Ruhe verschaffen!

Der blaue Dampf der ersten Züge aus dem angebrannten Pfeifchen schmeckte ihm ganz wohl. Er zog ihn behaglich ein und kräuselte die Wolken vor sich.

Er war auch gar selbst zufrieden mit sich, daß er es genau wußte, wie man „die Lieb' vergräbt." Derlei erlauscht man in der Jugendzeit, man weiß später selbst nicht mehr wo und wieso.

Er wußte auch genau, wie man „die Lieb' vernagelt." Man tritt an einen Baum, bohrt ihn an, legt die Hexenmittelchen hinein, unter welchen auch sind einige Haare, ein Stückchen vom Kleide, oder nur einen Faden, den das geliebte Wesen getragen — und dann verschließt man das Ganze sorgfältig. Bis der Baum verwächst und der Knollen ganz vernarbt, dann ist auch die Wunde des Herzens geschlossen, geheilt und verharscht!

Der Prandner dachte im Augenblick, als er mit Waberl sprach, auch an diese Weise und beinahe hätte er ihr gerathen, „die Lieb' zu vernageln." Aber plötzlich fiel es ihm ein, dabei könne es gleichzeitig an den Baum im Garten gehen, der geschädigt werden müßte, und er war so schonend, so fest für sein Eigenthum, daß er sich noch rasch besann, dem Baum nicht das Geringste anthun zu lassen und dem Mädl zu rathen, das noch viel billigere Vergraben der Lieb' in der Erde vorzunehmen.

Der schöne Apfelbaum des Celest, der für ihn gepflanzt war von seiner Geburt an, sollte unberührt und stolz bleiben!

Jetzt aber kam plötzlich und endlich in das Sinnen des Prandner ein neuer Gedanke, ein Umstand, an den er noch gar nicht gedacht und doch längst hätte denken sollen: „Wie aber, wenn das Mädl sich's anders überlegt, nichts thut und die Lieb' nicht vergräbt?"

Doch, sie hatte so reumüthig, so ernst und sicher gesprochen! Sie hatte ihr eigen Leid so treuherzig und opfermüthig hingegeben!

Das Mädl in seiner rührenden Schlichtheit, Herzenseinfalt und bekümmerten Bußfertigkeit stand wieder so bewegend vor dem Auge des Prandner, daß er ein eigenthümlich Regen im Innern der Brust unter der schützenden Decke verspürte.

Aber nichts da! Dies währte nur einen Pfeifenzug lange, so viele Zeit, als er bedurfte, eine Rauchwolke auszustoßen und in ihr kräuselnd Vergehen zu starren. Vorhaben ändern sich nicht so leicht bei einem Bauer, wie Laub auf den Bäumen. Er that noch einige feste Züge aus seiner Pfeife, und in den Wolken stand es wieder, wie geschrieben, vor ihm: es ist schon so gut und bleibt dabei!

Wenn sie ihre Liebe vergräbt und vergißt — dann ist's gut, recht gut, für alle gut!

Ja, er konnte sich sogar überzeugen, ob sie's thue?

In seinem Garten stand der Baum, an welchem der Zauber vorgenommen werden mußte, um im Zusammenhange mit der vermeinten Person zu wirken; — auf seinen Grund mußte das Mädl kommen; — und er hatte somit die beste Gelegenheit, sich zu überzeugen, was sie vornehme und wie sie's vornehme!

(Fortsetzung folgt.)

Harzwanderungen. Von Hermann Wagner.

I. Brockenwasser.

So wären wir denn glücklich auf dem Brocken angelangt? — Wer? — O, eine kleine Völkerwanderung von allen Seiten der Windrose her. Auf dem Fahrwege kamen sie angerollt in gemietheten und eigenen Equipagen; auf den verschiedenen schmalen Pfaden stiegen sie zu Fuße empor: Geheime und Wirklich Geheime Räthe, Kaufherren und Beamte aus allen Branchen mit und ohne Gemahlin und Fräulein Tochter, mit oder ohne Führer und Packträger, Schüler mit Mützen von allen Farben, Berg- und Forstakademiker, Handwerksburschen, — endlich auch der Berichterstatter!



Am Brockenwasser.

Für das Daheim nach der Natur gezeichnet von W. Simmler.

Wir befinden uns hier auf dem erhabenen Standpunkte, an welchem schon vor langen Jahren Heines gefühlvoller Jüngling in die klassischen Worte ausbrach: „O, wie ist doch die Natur im allgemeinen so schön!" Ganz Norddeutschland liegt dreitausend und einige hundert Fuß unter uns!

Erlauben Sie, daß ich auf der Teufelskanzel, dem berühmten Granitblock, mich ein wenig niederlasse und mich an der Aussicht erquicke! Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen jetzt alle die Ortschaften aufzähle, die man von diesem Punkte aus sieht und sehen könnte, nur auf den Nordwesten wollte ich Ihren Blick lenken, wo eine merkwürdige schwarzgraue Dunstmasse sich ausbreitet, hie und da von Bündeln aus Sonnenstrahlen durchbrochen.

„Petrus pumpt!" sagt ein alter Harzführer neben uns, „er braut ein Gewitter; es wird nicht lange dauern, so ist's fertig!" —

„Ein Gewitter?“ klagen die Damen und gedenken mit Schrecken des Heimwegs. — „Fürchten Sie nichts!“ tröstet der Brockenwirth. „Küche und Keller sind hier oben eben so gut bestellt als unten im Lande; ebenso finden Sie hier comfortables Nachtquartier; für angenehme Gesellschaft haben die Herrschaften selbst schon gesorgt!“

Noch rührt sich kein Lüftchen. Die Sonne brütet drückend heiß auf der schattenlosen Brockenwiese. Rechts aus dem Schneeloch hebt sich langsam eine weißliche Nebelwand, links drunten in der schwarzen Schlucht zeigt sich eine zweite. Ein paar komische Nebelballen haben sich wie Flaumfedern an den Hirschhörnern festgesetzt; einige graue Wolkenstreifen flattern um die Klippen der Achtermannshöhe. Die Nebel steigen höher; der dunkle Vorhang im Nordwesten kommt näher! Jetzt fährt jach ein scharfer Windstoß über die Kuppe, als wolle er alles hinwegfegen, was hier nicht einheimisch ist! Hundert kleine Wolkenballen tanzen gleichzeitig wie Gespenster rings um uns. Allgemeiner Kampf unter der Menschenwelt! Einzelne seidene Sonnenschirme sind plötzlich als interessante Tulpen emporgeblüht, mehreren Crinolinen droht ein gleiches Geschick. Ein gellender Weheruf schallt schaurig über das ehrwürdige Brockenhaupt! — „Was geschah? Was gibt's?“ — Der Windstoß hat einen Chignon entführt! rettungslos das theure Kleinod hinunter in die Klippen und Fichtenwipfel gewirbelt! Rette sich, wer kann! — Ziehen wir uns gleicherweise zurück in das behaglich eingerichtete Brockenhaus und verfolgen wir die Arbeit des Vater Brocken in Sicherheit bei einer Tasse ästhetischen Thees!

Durchs Fenster sehen wir, als säßen wir in einer Loge des Theaters, wie draußen der Hexentanz weiter tobt! Die Nebelmassen jagen sich wie kämpfende Heerschaaren hin und her; hier wirbeln sie in sinnverwirrendem Durcheinander, wie im Schlachtengetümmel Mann gegen Mann, — dort stürmen sie zu hunderten hinter einander über den Plan hin, pfeilschnell in die Schluchten hinab. Neue und immer neue tauchen jenseits empor, — ein wilder Wechsel zwischen wüthenden Angriffen und rasender Flucht! Der Sturm heult das Schlachtlied! Jetzt ein greller Blitz! unmittelbar darauf ein krachender Donnerschlag, — dann von den Nachbarbergen her das majestätische Rollen des Wiederhalls! Sie merken, daß der alte Hackelberger, der wilde Jäger, hier dicht am Brocken sein Heimwesen und seine liebsten Jagdgründe hat.

„Woher kommen plötzlich diese Dunstmassen und dies Wolkenheer?“ fragte eine denkende Dame der Gesellschaft.

„Wären Sie nicht eine erklärte Feindin des herzlosen Maschinenwesens, der gefühllosen Hebel, Treibriemen, Kolben und Räder, so würde ich Ihnen sagen: drunten das weite Gefild und draußen das unendliche Meer sind die riesigen Dampfkessel, aus denen die Sonne als himmlischer Feuermann Tag für Tag tonnenweise den Dampf destillirt. Hier am Brocken und seinen Genossen sind die Condensatoren eben so eifrig bemüht, kühlen Muthes die Dunstmassen niederzuschlagen und sie, ausgestattet mit so und so viel Pferdekraft Fall und mit zahllosen unberechenbaren Kräften des Lebens, wieder hinabzusenden nach den gewaltigen Reservoirs, aus denen sie entstammen. Sie sehen eben jetzt vor Augen das Zusammenknüpfen der Fäden im großen Kreislauf des Wassers, der von Jahrhundert zu Jahrhundert endlos sich wiederholt und dessen Ergebniß die grüne Wildniß des Gebirges, die lachende Fruchtebene drunten, das ganze fröhliche Leben und Treiben der Heimat ist.

„So aber, wie gesagt, wollen wir den Hexentanz hier etwas weniger technisch fassen, ihn uns menschlich näher rücken. Woher diese Wolken und Nebel? fragen Sie. Dort drunten in den zahllosen Dörfern und Städten; in den Hütten, Häusern und Palästen dampfen am flackernden Herdfeuer die Kessel und Töpfe sorgsamer Hausfrauen. Aus jedem Täßchen Blümchenkaffee, aus jeder Porzellanschale Pecco- und Kaiserthee wirbelt ein helles Wölkchen empor, die weißen Tüllkleider und die battistenen Herrlichkeiten der Garderobe hauchen unter dem trocknendem Strahle der Sonne und unter dem zischenden Plättstrahl den letzten Tropfen der schäumenden Flut aus, in der man sie des nahenden Balles wegen gebadet. Bemerkten Sie nicht, wie am kühlen Morgen der Hauch Ihres Mundes gleich einem lichten Nebel sich kräuselte, wenn Sie auch nur ein einziges Wort auf die Rede entgegneten, die feierlich dampfend vor Ihnen gehalten ward? Alle jene „Ja“ oder „Nein“ schwebten zum Brocken herauf, um sich hier zu vereinen mit den emporgestiegenen Thränen der Freude und des Schmerzes, welche irgendwo im Lande drunten über aufleuchtende oder erblassende Wangen herabthaueten. Selbst vom fernen Meere her ziehen die Wölkchen herzu und bringen die Abschiedsgrüße der Scheidenden, den letzten Nothschrei des armen Schiffers, das Jauchzen des fröhlichen Wiedersehens hierher zur Brockenwiese. Verstehen Sie nun das wilde Gewimmel, das kein Ende nehmen will, — das wirre Chaos, das sich unaufhörlich durcheinander schlingt, bis der gewaltige Blitzstrahl von oben dem Kampf ein Ende macht und die Dunstmassen als funkelnde Tropfen wieder nieder zur Erde sendet?“

Die schwierige Frage nach dem „Woher?“ vermögen wir nur mit Hilfe phantastischer Träume zu beantworten; nur durch ein keckes Wort können wir den gordischen Knoten zerhauen. Leichter ist es dagegen zu sagen: wohin die fallenden Tropfen von hier aus gelangen. Wir können ihren Lauf mit den Augen verfolgen. Beim Abwärtssteigen vom Berghaupte begleiten wir sie von einer Phase ihrer Verwandelung zur andern, sehen sie aus den Spielen ihrer Kindheit und aus den Kämpfen tobender Jugend hinaustreten ins ruhigere Alter, ins ernstere Leben. Unendlich sind die Bilder, welche die Gewässer des Brockens vor uns entrollen, gestatten Sie, daß ich Sie auf einige derselben aufmerksam mache, die uns gerade hier nahe liegen.

Die feuchte Nebelkappe des ehrwürdigen Brockens, die funkelnden Perlen des Nachtthaus und die plätschernden Tropfen des Gewitters spielen hier die Rolle des sorgsamen Mütterchens bei allem dem winzig kleinen Gewächs, das hier oben an sturmumtoster Stelle noch gedeiht. Auf allen den zahlreichen, durch Sagen und Märchen belebten Granitblöcken des Brockens haben sich graue Flechten und schwärzlichgrüne Moospolster angeklammert, mehrfach dieselben Arten, welche die unwirthbaren Einöden des Polarkreises überziehen. Hier hängt dasselbe Tripe de Roche, von dem Franklin und seine Leute sich traurige Hungersuppen kochten und mit geschnittenen Mocassins würzten, — hier schaut zwischen den Felsbrocken hervor das isländische Moos, das der Nordländer seinem Hafer- und Rindenbrot zusetzt, daneben das silberweiße Rennthiermoos, an welchem die Herden des Scandinaviers sich nähren. Als Proletarier des Pflanzenreichs vermögen diese kleinen Wesen Hunger und Durst, Frost und Hitze im höheren Grade zu ertragen. Gierig erhaschen sie dann den einzelnen Tropfen, den ihnen ein günstiger Windstoß zuwirft. Die Gunst des Augenblicks benutzend, bauen sie hurtig daraus einige neue Zellen, bilden einige Sporen zur Anlage eines künftigen Geschlechts und versinken dann eben so schnell wieder in den vorigen Zauberschlaf. Und doch, welchen Reichthum reizender Formen bietet gerade der Brocken und seine Umgebung in diesen kleinen Geschöpfen!

Die meisten Tropfen, welche auf das Haupt des Brockens herniederträufeln, werden von der Moosdecke aufgesaugt, die meilenweit ringsum alles überzieht. Nur vereinzelt schauen kahle Klippen und Gesteinplatten hervor und bieten dem Fuße des Wanderers sichern Grund. Zwischen ihnen breiten sich die weißlichen Polster der Torfmoose, dicht ineinander gefilzt und gleich einem riesigen Saugschwamme das Gewässer festhaltend, das ihnen geboten wird. An ihrer Oberfläche treiben sie ununterbrochen weiter, unten sterben sie in derselben Weise fortschreitend ab und zersetzen sich in braunschwarzen Torf. Wer vermag zu sagen: wie alt so ein Moosrasen ist? und in welchem Jahrhundert die ersten Keime zu demselben dort aufsproßten? Zehn bis zwölf Fuß tief lagert stellenweise der Torf in den Brüchen des Brockens und seiner Umgebung; nur die Ungunst der Lage trägt die Schuld, daß er nicht in größerem Maßstabe verwerthet wird, als es der Fall ist. Nicht wenige Geologen der Neuzeit vermuthen die Entstehung zahlreicher Steinkohlenflötze aus ähnlichen Torflagern der Vorzeit, — wer weiß, welchen Geschlechtern der Zukunft die Torfbrüche des Brockens das Brennmaterial vorbereiten! Eine eigenthümliche Sumpf- und Voralpenflora sprießt aus dem schwarzen Moorboden und aus den weißen Mooslagern auf: die bekannte Alpenanemone, die Brockenmyrthe (Rauschbeere), Zwergbirken und kriechende Weiden, zahlreiche Seggen und weißköpfige Wollgräser. In den nassen Polstern legt die Schnecke ihre gallertigen Eihäufchen ab, nach ihrer Brut späht der gelb- und schwarzfleckige Salamander, der nach dem Gewitterregen sich langsam aus seinem Verstecke hervorwagt.

In den Moorbrüchen und in dem Granitschutt, aus verwitterten Felsen entstanden, sickert sich das Wasser allmählich zusammen. Tropfen gesellt sich zu Tropfen, eine verborgene Wasserader zur andern und an der günstigen Stelle tritt die Quelle zu Tage. Wie viel Quellen gebiert der Brocken? Sie sind noch ungezählt, weil unzählig! Die aus den Moossümpfen austretenden verrathen sich durch bräun-

liche Färbung ihres Wassers — eine solche ist der bekannte Hexenbrunnen auf der Brockenkuppe, — klarer sind jene Steinquellen, die, wie der Brockenwirthsbrunnen, aus dem Granitschutt hervorsprudeln.

Eine Quellader findet sich zur andern, sie bilden Bäche, die im munteren Tanze von Block zu Block, drüber und drunter hinweg, hinabschlüpfen ins Thal, meistens in Furchen und Klüften entlang, welche zwar anfänglich vorhanden waren, von ihnen aber durch tausendjähriges Wirken deutlicher und kräftiger ausgearbeitet wurden. Schwellt sie der schmelzende Schnee oder der Gewitterguß an, so wälzen sie tosend und brausend selbst starke Felsblöcke absatzweise mit hinunter; bei gewöhnlichem Laufe nagen sie plätschernd und kosend an den Seiten der Felsen, reiben spielend und schäumend Steinchen an Steinchen, zermahlen es zu Sand und Grus und lagern die Geröllmassen an ruhigen Stellen allmählich ab. Sie lösen den mürben Feldspath, stumpfen die Ecken der scharfen Quarzkörner und breiten die funkelnden Glimmerblättchen gleich Teppichen aus Goldbrokat zu den Füßen des Wanderers aus. Nicht alles ist Gold, was glänzt! Dies Sprichwort könnte am Brocken entstanden sein, wenn es nicht auch anderwärts volle Geltung hätte. So ist das Eckernthal, in welchem die Zertrümmerung der Gesteine besonders starke Fortschritte gemacht, in alten Zeiten vielfach von goldsuchenden Venetianern durchstöbert worden. Viele Spuren von Schürfungen, eingeschlagenen Stollen und Schachten zeugen noch heutzutage von der Ansicht: hinter dem glänzenden Glimmer möchte wohl Gold verborgen sein!

Unwillkürlich sind wir auf diejenigen Wasser aufmerksam gemacht worden, welche ihren Weg in das Innere des Gebirges nehmen. Sie folgen den Schichten und Zerklüftungen des Gesteins und arbeiten in diesem chemischen Laboratorium ebenso ununterbrochen und erfolgreich, wie die zu Tage rieselnden Fluten in ihren mechanischen Werkstätten. Die durch das Gestein niedersinkenden Gewässer lösen vielfach Erdtheilchen auf, Salze im Sinne des Chemikers; sie setzen dieselben an anderen geeigneten Stellen wieder ab. Der riesige Brocken, so regungslos er seit Urzeiten zu ruhen scheint, wird im Innern ebenso unausgesetzt verändert, wie die zahllosen Blöcke, mit denen seine Oberfläche bestreut ist, von den Veränderungen seiner Außenseite Zeugniß ablegen. Quarze und Spathe schießen krystallinisch in den Gängen, Drusen und Klüften an. In ihnen lagern die Bleiglanze, Kupferkiese, Silber- und Eisenerze, auf welche der Bergbau des Harzes sich gründet.

Verlassen wir jedoch die Gewässer der finsteren Gruben, mit denen der Bergmann ununterbrochen im Kampfe ums Leben liegt; folgen wir statt dessen, nachdem während der Nacht das Gewitter sich ausgetobt und der Himmel sich geklärt hat, den lustigen Quellen und Bächen der Oberwelt, von denen die meisten in ununterbrochenen Wasserfällen nach dem Tieflande hinabschäumen.

Wir wandern am frühen Morgen gemächlich auf schmalem Fußsteige neben dem Bächlein bergab.

Es liegt ein ganz besonderer Reiz in dem bewegten, fließenden Wasser! Unwillkürlich gestaltet es sich für uns zur lebendigen Person, deren Kämpfen und Ringen, deren Freuden und Leiden wir mit jenen unsers eigenen Lebens in Vergleich bringen. Jeder Schritt am Bergbach verändert die Scene, jede Wendung der Thalfurche bietet ein anderes Schauspiel. Stundenlang können wir so fortschreiten ohne zu ermüden. Hier zwängt sich die krystallklare Flut zwischen dunkeln Felsblöcken hindurch, stürzt als einziger starker Strahl schäumend auf eine Platte, die unten sich trotzig ihm entgegenstellt, und sucht dann, in hundert feine Adern zertheilt, zwischen den bemoosten Gesteinen als perlende Milch ihren weiteren Weg. Dann wieder sammeln sich die zerrissenen Gewässer in einem ruhigen Becken, von hoher Wand dunkel beschattet. Reizend gefiederte Farren spiegeln sich in dem klaren Bassin. Der Gewitterguß riß hunderte kleiner Käfer, die in der Luft ihre Spiele hielten oder auf den Blättern sich wiegten, widerstandslos mit hinab in den Bach. Verschwinden sie auch wegen ihrer Kleinheit dem Auge des Wanderers, so sind sie doch im Harze zeitweise in größerer Menge vorhanden, als dem Forstmanne lieb ist. Im Jahre 1782 wurden durch den Borkenkäfer (den s. g. Buchdrucker), der nicht größer ist als eine halbe Erbse, im Zellerfelder und Badenhäuser Forste allein gegen 360,000 der schönsten Fichtenstämme zerstört, im Communionharze und auf den angrenzenden hannöverschen Bergen sogar eine Million Stämme. Den Schaden, welchen dieselben Käfer auf dem Harze im nächstfolgenden Jahre anrichteten, schätzte man über 2 Millionen Stämme, so daß weit und breit damals kein gesunder Baum mehr vorhanden war. Welche Zahlen der kleinen Käfer nöthig waren, um solche Verwüstungen herbeizuführen, läßt sich kaum ausdenken.

Nach einem Gewitterguß ist ein solches Becken des Bergbachs eine reichlich gedeckte Tafel, deren Gäste üppigen Schmauß halten. Flinke Bergforellen, wegen ihrer dunkeln Färbung von dem Gestein des Bodens nur schwierig zu unterscheiden, liegen unter den Wasserfällen auf der Lauer. Das Insekt, das vom Strudel hinabgerissen wird, fällt ihnen zur Beute. Schmerlen und Bitterlinge, diese Lieblinge der Harzfischer, theilen die gleiche Kost mit den erstern. Hier hat auch die lustige Wasseramsel ihr bevorzugtes Plätzchen. Vom thaufunkelnden Steine am Rande schießt sie hinab in das kalte, nasse Element, arbeitet keck gegen Strudel und Strömung und schnappt hurtig weg, was ihrem Schnabel behagt. Auf dem überhangenden Weidenzweig lauert regungslos der vorsichtige Eisvogel. Sein himmelblau und tiefgelbes Gefieder glänzt im vereinzelten Sonnenstrahl, der sich durchs dichte Laubwerk stiehlt, wie ein geschliffener Edelstein. Jetzt hat er den klaren Fisch erspäht, welcher sich unvorsichtig zu nahe an die Oberfläche heraufwagt, — wie ein Pfeil schießt der Vogel auf den Arglosen herab, der starke, keilförmige Schnabel zertheilt die Flut so leicht, daß kein Wellchen auf dem Wasserspiegel die Stelle verräth, an welcher der Vogel eingetaucht ist. Mit sicherem Griff ist die Forelle gefaßt. Eine kurze Strecke weiterhin taucht der glückliche Fischer wieder hervor, flattert nach seinem früheren Ruhesitz, wirft den zappelnden Fisch empor und fängt ihn geschickt am Kopf, um ihn bequem verschlingen zu können.

Die Fischerei ist in den meisten Bächen und Flüssen des Harzes herrschaftlich. Führen ja die Grafen von Wernigerode als ehemalige Reichs-Erbfischmeister die Forelle im Wappenschild. Nur an einzelnen Stellen, und hier selbst nur zu bestimmten Zeiten, ist es dem gemeinen Manne erlaubt, auf Fische zu fahnden. An solchen Tagen entwickelt dann die gewandte Jugend ganz besondere Künste, indem sie häufig genug die stummen Bewohner der Flut mit der bloßen Hand zu fangen versucht. Der kecke Bursch kennt das Lieblingsplätzchen der gefleckten Forelle. Er weiß von früher her, unter welchem Stein oder Strudel der lauernde Raubfisch zu stehen pflegt. Auf dem schmalen, schlüpfrigen Felssims faßt er Fuß, dicht über dem brausenden Wasser. Nicht selten klemmt er sich in eine enge Kluft ein, gleichzeitig an den Wänden beider Ufer sich anstemmend. Die Linke hält den zähen Zweig eines Weidenbusches, die Rechte taucht behutsam unter den stillstehenden Fisch, bewegt sich langsam, vom Schwanze beginnend, unter demselben nach vorn bis in die Nähe des Kopfes, dann ein blitzschneller Griff! Das schlüpfrige Thier ist gefaßt und wird jubelnd dem Gefährten droben gereicht. Die Brockenwasser sind durchsichtig und klar, deshalb an Fischen reich; einzelne andere Harzwasser, am schlimmsten die bei den nordwestlichen Bergstädten fließende Innerste, sind durch den Bleischlamm der Pochwerke und Metallsalze vergiftet und entbehren fast alles thierische Leben.

Wir wandern weiter am Bächlein, das jetzt dicht von Tannen beschattet wird. Es rieselt an einer Köhlerhütte vorbei. Aus ihm schöpft hier der schwarze Bursche das Wasser, um die Außenseite des dampfenden Meilers damit zu netzen. Aus ihm füllt er den Topf, um die spartanisch-einfache Köhlersuppe zu bereiten. Der Holzhauer hat hier eine Röhre eingelegt, aus welcher er zur Zeit der Mittagsruhe den erquickenden Trunk zu seinem Schwarzbrote schlürft.

Der Bach kreuzt die Landstraße; er rauscht durch einen gemauerten Brückenbogen unter ihr hinweg. Ein Theil seines Wassers wird jedoch abermals durch eine Röhrenleitung gefangen und rieselt in einen langen hölzernen oder steinernen Trog zur Seite der Straße. An solcher Stelle machen die Fuhrleute Halt. Hohe Bäume ringsum, Vogelbeeren und Ahorne gewähren erquickenden Schatten. Während die durstenden Pferde trinken und die Nüstern behaglich in die kühle Flut versenken, schneidet ihr Führer dichtbelaubte Zweige aus dem Gebüsch und steckt sie zwischen das Riemenzeug der Rosse, um durch sie die lästigen Stechfliegen abzuwehren.

Jenseits der Straße perlt der Bach wiederum hinein in den dunkeln Wald. Eine Strecke lang schleicht er langsam zwischen saftigen Moospolstern und fetten Gräsern hindurch, dann breitet er sich auf kiesigem Grunde flach aus und ladet die Finken und Waldmeisen, die Girlitze, Dompfaffen und Kreuzschnäbel zum Trunk und zum Bade ein. Es gewährt einen reizenden Anblick: das Treiben der

muntern Sänger an solcher Stelle! Mit welcher Lust tauchen sie das Köpfchen in das helle Wasser! Jetzt legen sie die Brust auf den Sand des Grundes und plätschern mit den gelüfteten Flügeln; dann schütteln sie die überflüssigen Tropfen wieder ab und flattern hinauf in die Wipfel, um sich im Sonnenschein wieder zu trocknen. Dergleichen sandige Stellen werden auch zu Brutplätzen der Fische. Zu ihnen wandern in der Laichzeit alljährlich die gewandten Schwimmer, schnellen über die Wasserfälle und natürlichen Wehre und erkämpfen sich mit tagelangen Mühen endlich den Eingang zu dem versteckten Wasserparadies mitten im Walde. Dort ziehen sie Furchen in den kiesigen Sand, setzen den Laich ab und überlassen dann dem allernährenden Wasser und dem an Leben reichen Walde die weitere Pflege der ausschlüpfenden Brut.

Wollen wir unsere Wanderung bis in die Nacht hinein fortsetzen, so werden sich uns beim Silberlichte des Mondes noch Bilder anderer Art am Gebirgsbache zeigen. In einer verlassenen Köhler- oder Holzhauerhütte versteckt, spähen wir nach dem dunklen Grunde, in welchem der Bach eine sumpfige Lache bildet. Johanniskäfer ziehen langsam als strahlende Lichtfünkchen durch die Gesträuche; eine Waldfledermaus beschreibt zwischen den Stämmen hindurch ihre gewandten Bogen in pfeilschnellen Wendungen. Sie schnappt schwärmende Käfer und Nachtschmetterlinge hinweg und säubert dadurch den Wald von seinen kleinen Verderbern. Ein Käuzchen ruft kläglich drüben von den Felsen her. Ueber das helle Gestein des Bachufers schleicht vorsichtig ein Fuchs. Er späht nach Waldmäusen, die zwischen den Blättern der Stauden ihr Wesen treiben. Selbst einen Dachs kann man zu glücklicher Stunde in den Waldungen des Harzes noch antreffen. — Es regt sich im Fichtendickicht: Hirsche mit prächtigen Geweihen treten bedächtig heraus, wittern mit gehobenen Nüstern vorsichtig nach allen Seiten und steigen dann, da ihnen alles sicher zu sein scheint, hinab in die kühle Flut, um sich zu suhlen. Eine starke Wildsau trabt durch das Gestrüpp mit ihren fleckigen Frischlingen heran und gönnt den borstigen Kleinen ein behagliches Bad. An solcher Stelle beschleicht der Jäger das Wild, hier trifft er aber auch möglicher Weise mit den Wildschützen zusammen. Mancher Bach des Harzes trank schon Menschenblut, das bei nächtlichem Kampfe geflossen.

Nahet der Gebirgsbach nun den einzelnen Gehöften und schließlich den Ortschaften, so werden sein Geschick und seine Thätigkeit fast so vielfach wie seine Tropfen. Hier speist er den rieselnden Brunnen, dort hilft er den fleißigen Mädchen beim Waschen der Kleider, beim Bereiten der Butter, beim Scheuern des Geschirres. Er tränkt das Vieh und treibt das sausende Mühlrad. Zahlreiche Bäche in der Umgebung des Brockens werden durch gewaltige Dämme, die man quer über eine Thalenge spannte, zu großen Teichen aufgestaut. Letztere verleihen dann der Gebirgslandschaft einen Reiz, der ihr vordem fehlte. Der Oderteich an der Westseite des Brockengebirges breitet sich aus gleich einem See und ergießt sein Wasser durch die Leitung des Rehberger Grabens nach den Kunsträdern Andreasbergs. In gleicher Weise rieseln Aufschlagswasser über den Sperberheyer Damm nach Zellerfeld, in dessen Umgebung allein 63 Teiche die Wasser für technische Benutzung aufsparen. Aus vielen Wildbächen des Brockens werden fleißige Arbeitsgesellen, die, eingeengt in hölzerne Gerinne oder in eiserne Röhren, auf Rädern oder in Turbinen zersprühen, um sich kurz darauf wieder zu einer neuen Arbeit zu sammeln. Freilich verlieren sie dabei, besonders in den Erzwäschen der Poch- und Hüttenwerke, ihre anfängliche durchsichtige Klarheit und die Poesie der frischen Jugend; sie schleichen zuletzt, mit dem Schmutz des Handwerks behaftet, trübe und prosaisch den großen Flüssen und Strömen zu. Erst im fernen Meere, in der schiffsdurchfurchten Salzflut klären sich die Bergnymphen wieder zu durchsichtigem Krystall. Dort harren sie der günstigen Stunde, in welcher sie, von der Sonne geküßt, als lustige Sylphen emporflattern und auf den Flügeln des Westwindes die Rückreise nach dem Brocken abermals antreten.

Die Flucht des Königs.

Von Georg Hiltl.

(Schluß.)

Wenden wir uns nun wieder zu den Wagen, die wir bei ihrer Ausfahrt aus St. Menehould verließen. Mit dem hinter ihrem Rücken sich aufthürmenden Verderben unbekannt, verfolgten die Flüchtlinge den Weg nach Clermont. In dieser Stadt war um neun und ein halb Uhr abends schon alles in Aufregung. Obgleich der hier commandirende Herr von Damas seine hundert Dragoner auf dem Posten hielt — er soll ebenfalls durch den Friseur Leonard die Nachricht Choiseuls vom Nichteintreffen des Königs erhalten haben — konnte er doch keine besondere Hilfe leisten. Die Gerüchte von gefährlichen Vorgängen waren schon unter der Bevölkerung Clermonts verbreitet, man machte Miene, die Wagen anzuhalten. Damas richtete einige Worte an den König und es gelang ihm, die Umspannung der Pferde zu bewirken. Unterdessen strömte die Menschenmasse zusammen, man rief: „Die Dragoner zurück." Der Maire forderte Damas auf, seine Leute absitzen zu lassen; statt diesem Wunsche zu willfahren, ließ sich Damas hinreißen. Er rief: „Zu mir Dragoner!" Die Trompeten schmetterten, die Säbel blitzten — auf der anderen Seite wirbelte der Generalmarsch und die Nationalgarden eilten von allen Gegenden herbei. Clermonts Straßen schienen bestimmt, ein Schlachtfeld werden zu sollen. Da tritt der Maire hervor. Mit volltönender Stimme fordert er sie auf, Blutvergießen zu vermeiden und die Gesetze zu respectiren, deren Organ er sei und ihren Patriotismus zu bethätigen. „Es lebe die Nation!" rufen die Officiere der Nationalgarde. „Es lebe die Nation!" wiederholen die Dragoner, ihre Säbel einsteckend. Herr von Damas ist ohne Soldaten, die Dragoner verweigern ihm den Gehorsam. Es bleibt dem Commandeur nichts übrig, als in der Verwirrung die Flucht zu ergreifen.*) Die Nacht dunkelt bereits, die Aufregung in Clermont ist gleich der in St. Menehould ungeheuer. Damas hat einen Officier nach Varennes gesendet, um Bouillé den Sohn und Raigecourt, die hier commandiren, zu benachrichtigen*), aber Drouet und Guillaume sind hinter den Flüchtigen. Diese zwei durch die Nacht dahinstürmenden Reiter, kennen jedes Gehölz; jeden Pfad weiß der Postmeister, er treibt sein Roß an und die Hufschläge der keuchenden Thiere locken die Dorfbewohner an die Fenster. Einige Male glaubten sie in der Nacht Fuhrwerke zu sehen, es waren die Flüchtigen; Drouet und Guillaume kommen denselben auf kürzeren Wegen zuvor, dennoch hatten jene einen Vorsprung gewonnen; wie gering dieser aber war und wie sicher die Verfolger ihre Straße kannten, wird bald gezeigt werden.

Die Lage des Königs und der Königin war eine schreckliche durch die Ungewißheit ihres Schicksals. Daß die getroffenen Maßregeln größtentheils als vereitelt betrachtet werden mußten, darüber konnte sich niemand täuschen und so fuhren alle von Angst gefoltert in der dunklen Nacht dem Verhängniß entgegen. Varennes wird erreicht. Hier ist es still — öde sind die Gassen, nur einzelne Lichter an den Fenstern — nirgends ein Freund, ein Zeichen der Rettung. Die Wagen fuhren durch die Rue de Bourelles. Hier wurde angehalten und die Gardisten gingen von Thür zu Thür, überall wird angepocht, nach Pferden verlangt, die Thüren öffnen sich, um gleich wieder geschlossen zu werden, die Wagen fahren langsam in die Straße de l'Hôtel de Ville. Von der Besorgniß nahen Unheils getrieben steigt die Königin aus der Kutsche, sie selbst will suchen helfen und vor dem Intendanturgebäude steht sie in der dunklen Nacht, neben ihr Moustier, der den Thürklopfer des Hauses in Bewegung setzt, endlich wird geöffnet, ein Mann tritt heraus.**)

*) Protokoll der Commune von Clermont. Herr von Damas ließ im Gasthause die in einem Futterale steckende Standarte des Regimentes zurück.

*) Die Absendung ist Veranlassung zu der Sage von dem Officier Lagache geworden, den Damas dem Drouet nachgesendet haben sollte, um diesen zu fangen. Lagache aber sei erschossen worden. Das Ganze ist erfunden. Notizen Ancelons.

**) Nach einigen Aufzeichnungen hätte man vom k. Wagen aus bei Varennes einen Menschen bemerkt (Drouet), der sich verbergen zu wollen schien!! Es ist das nicht recht glaublich, da die Nacht längst angebrochen war.

„Sind Pferde bestellt für die Baronin von Korff?“ fragt Moustier.

„Hier weiß man nichts davon!“ lautet die Antwort. „Die Post ist hier gar nicht auf Vorspann eingerichtet.“

Neue Rathlosigkeit der Flüchtlinge.

„Fahren wir mit diesen Pferden weiter,“ befiehlt der König.

„Es geht nicht,“ sagt einer der Postillone. „Die Pferde sind zu ermattet.“

„Doppeltes Geld für die Post bis Dun!“ ruft Moustier.

Die Postillone weigerten sich standhaft, wahrscheinlich hatten auch sie Verdacht geschöpft. In diesem Augenblicke tönt der Galopp von Pferden durch die Stille der Nacht, zwei Reiter jagen die Straße hinunter, ohne auf die Wagen zu achten. Sie lenken ihre Rosse nach der Ecke der Rue de la Basse Cour.

„Es sind Postpferde und die Reiter müssen von der Behörde abgesendet sein,“ flüstert der Postillon Arnoud seinem Kameraden zu.

Dieser Verdacht bewog die Männer, trotz aller Anerbietungen sich genau an ihre Vorschriften zu halten und mit den ermatteten Pferden nicht weiter zu fahren. Die beiden Reiter waren Drouet und Guillaume, sie hatten ihren Weg genau verfolgt, nur wenige Minuten nach den königlichen Wagen trafen sie in Varennes ein. Drouet faßte sich schnell. Das einzige noch offene Haus war, wie er sich denken konnte, das Gasthaus zum „Bras d'or“ in der Straße Basse Cour. Dorthin traben die Reiter. Sie finden die Bewohner noch wach.

„Auf — auf! zu den Waffen!“ ruft Drouet. „Im Namen des Vaterlandes — eilt hinaus. Sperrt die Gassen! zieht die Glocke! der König und seine Familie sind auf der Flucht — kaum zweihundert Schritt von hier halten sie mit ihren Wagen!“

Der Wirth des „Bras d'or“ alarmirt seine Gäste, seine Diener, er bewaffnet sich eiligst mit seiner Flinte, denn Leblanc — so ist sein Name — hat eine Stellung als Corporal bei der Nationalgarde. In der nächsten Viertelstunde ist alles lebendig, die bis zu jenem Augenblicke ruhige Stadt belebt sich, Leblanc eilt in das Haus des Procurators der Commune, des Herrn Sauce, welches dem Gasthofe gegenüberliegt.

„Eilen Sie!“ ruft er. „Der König ist hier in der Stadt als Flüchtling. Seine Familie ist mit ihm.“

Sauce wirft sich in die Kleider, er weckt seine Leute, sendet Botschaft an die Municipalität, zehn Minuten später stürzen die bewaffneten Officiere herbei, während Leblanc seine Kinder durch die noch stillen Gassen jagt; diese Kinder schreien: „Feuer! Feuer!“ *) was noch im Schlafe liegt, eilt an die Fenster — vor die Thüren.

Unterdessen hatte der König befohlen, auf jede Gefahr hin weiter zu reisen. „Wenn die Pferde zu ermüdet sind,“ sagte er, „so wollen wir ihnen Ruhe gönnen. Fahrt bis zum nächsten Gasthause.“ Die Postillone willigen ein und die Rue de l'Hôtel de Ville hinunterlenkend, kommen sie bis zur Stelle, wo diese Straße in die Rue de la Basse Cour einmündet. Hier sollte das Ende der unglücklichen Reise sein.

Eine kurze Beschreibung der Oertlichkeit ist nothwendig. Von der Straße de l'Hôtel de Ville bis in die Straße Basse Cour sind kaum zweihundert Schritt, da wo die beiden Straßen ineinanderlaufen, steht das Rathhaus, diesem gegenüber (auf dem jetzigen Platze de l'Hôtel de Ville) erhob sich die alte Kirche der Priorei von St. Gengoult. Diese Kirche hatte nach der Straße hinaus einen thorartigen Anbau, dessen Wölbung die Straße überspannte, so daß alles, was von der Rue de l'Hôtel de Ville in die Rue Basse Cour gehen und fahren wollte, diese Wölbung, über welcher sich ein Glocken- oder Uhrthurm befand, passiren mußte. Dicht neben diesem Thurme war das Gasthaus zum „Bras d'or“. Gegenüber lag das Haus des Procurators Sauce. Die Straße Basse Cour ward durch einen kleinen Platz begrenzt, über diesen gelangte man, rechts abbiegend, zur Brücke, die über den Airefluß führte. Rechts hinter der Brücke stand das Hôtel du Grand Monarque, auf welches wir später zurückkommen. War die Brücke überschritten, so gelangte man auf die Straße, welche zur Stadt hinaus führte und den Weg nach Montmedy, das Ziel der Flucht, bildete. **)

*) Protokoll der Commune von Varennes.

**) Die Oertlichkeit hat sich im Laufe der Jahre geändert, doch ist die Richtung der Straßen bis zur Brücke genau dieselbe geblieben. Das alte Intendanturgebäude ist abgebrochen, und zwar fielen seine letzten Trümmer durch die Preußen, welche im Jahre 1815 den Platz nivellirten.

Sobald die Wagen des Königs einige fünfzig Schritt weiter gefahren waren, wurde die Straße de l'Hôtel de Ville belebt, Laternenlicht glänzte überall, die Sturmglocke ertönte und sogar einzelne Trommelrufe schallten durch die Nacht. Ohne weiteren Aufenthalt kam der letzte Wagen mit den Damen Brunier und Neuville bis zum Hause des Procurators Sauce in der Straße Basse Cour. Die Kutsche hatte die Wölbung glücklich hinter sich; obwohl bereits Gewehrläufe im Laternenlichte blitzten, eine wilde Menge die Straße füllte, hatten die Reisenden dennoch keinen Aufenthalt gehabt. Der Wagen der königlichen Familie folgte langsam nach. Kaum waren die Damen jedoch bis an das Haus des Procurators gekommen, als einige hundert Personen den Wagen umringten. Man ruft: „Halt, im Namen des Königs!“ Auf den Stufen der Treppe, die zur Hausthür führt, erscheint Leblanc mit einem Trupp Nationalgardisten, alle Flinten sind mit aufgepflanzten Bajonetten versehen. Valory ist als Courier voraus, er wird mit Gewalt zurückgehalten, ein Schreien und Toben beginnt, vergeblich protestirt Valory gegen diese Straßentyrannei. „Wenn Sie noch einen Schritt weiter fahren, so lasse ich Feuer geben,“ ruft Leblanc. Die Sturmglocken heulen, die Waffen klirren und lautes Geschrei: „Verrammelt die Straße! die Brücke muß verlegt werden! haltet sie!“ erhebt sich. Valory steigt vom Pferde und eilt zum Wagen des Königs.

Diesem war folgendes geschehen. Langsam dem ersten Wagen nachkommend, war er bis an die Wölbung von St. Gengoult gelangt. Hier vermochte man nicht weiter zu fahren, denn die Menge sperrte die Gasse. Als auch an dieser Stelle ein Streit zwischen den Courieren und der Bevölkerung entstand, verzögerte sich das Weiterkommen noch mehr. In dieser Zeit hatte Drouet mit Hilfe des Advocaten Reygnier und einiger Dutzend Nationalgarden aus dem Hause Leblancs einen gefüllten Möbelwagen gezogen. Dieses Fuhrwerk schob man vor den Ausgang der Wölbung von St. Gengoult in der Straße Basse Cour. Die Passage war also für den königlichen Wagen gesperrt. *) Die Kutsche der Damen Brunier und Neuville ward geöffnet. Der Procurator Sauce erschien und fragte artig die Damen um ihre Pässe: „Unsere Pässe sind in den Händen der Herrschaft, welche hinter uns fährt,“ antwortete Madame Brunier mit zitternder Stimme. „Dann bitte ich Sie, meine Damen, auszusteigen.“ Die armen Frauen mußten gehorchen. Sauce ging nun durch die schreiende Menge zum Wagen des Königs. Valory war glücklich bis an diesen gekommen. „Wir werden angehalten,“ sagte er.

Der gefürchtete Augenblick naht. Angstvoll, zitternd drücken sich die Königin, Frau von Tourzel und Madame Elisabeth in die Ecken des Wagens, mit starrem Blicke sieht der König auf den Wagenschlag, dieses schwache Thürchen trennt ihn allein noch von dem tobenden Haufen. Da tanzt ein heller Lichtschein vor dem Fenster auf und nieder, der Griff der Thür wird mit kraftvollem Drucke herumgedreht, die Thür wird aufgerissen, ein Arm streckt sich in den Wagen, dieser Arm hält eine Laterne, deren Licht die bleichen, von Ermattung, Furcht und Sorge beschatteten Gesichter der Flüchtlinge erkennen läßt.

„Ein Mann, drei Frauen, zwei schlafende Kinder,“ sagt der Mann mit der Laterne, hinter welchem die Neugierigen sich herandrängen, wilde oder halb schlaftrunkene Gesichter, denen die plötzliche Aufregung eine fieberhafte Röthe in die Wangen treibt.

„Wer sind Sie, meine Herrschaften? woher kommen, wohin gehen Sie?“

„Ich bin die Baronin von Korff,“ antwortet eine Stimme. „Ich komme von Paris und gehe nach Frankfurt.“

„In diesem Falle haben Sie eine falsche Richtung eingeschlagen. Ich bitte um ihre Pässe.“

„Wer sind Sie?“ fragte jetzt der König. „Sind Sie Nationalgardist?“

„Ich bin Procurator der Commune, mein Name ist Sauce?“ **)

Der König reichte die auf den Namen der Frau von Korff ausgestellten Pässe hin. Sauce zog seine Laterne zurück und las die Papiere. Sie waren allerdings richtig, mit Siegel und Unterschrift versehen.

„Es ist zu spät, um ein Visum darauf zu setzen,“ sagte der

*) Dies war die Verbarricadirung der Straße. Irrthümlich wird oft das Thor von Varennes genannt. Darunter ist jene Wölbung zu verstehen. Varennes hatte keine Thore. Da sich das Gasthaus dicht neben der Wölbung befand, war die Versperrung leicht.

**) Protokoll der Commune.

Procurator. „Sie müssen bis morgen früh hier bleiben. Außerdem ist die Fahrt unsicher durch die Aufregung, welche in der Gegend herrscht. Morgen werden wir weiter sehen."

Der König protestirte dagegen.

„Wenn Sie befehlen, Sire!" flüsterte eine Stimme, „so werde ich den Weg mit Gewalt frei machen."

Ein Cavallerieofficier öffnete den anderen Wagenschlag — die Truppen waren also in der Nähe. Aber der König hörte das Geschrei, er sah die bewaffnete Menge, die Klänge der Sturmglocken schlugen an sein Ohr*) — Sauce ward dringender.

„Sie werden abreisen, wenn alles in Richtigkeit ist, mein Herr!" rief er.

„Ihr Wort darauf?"

„Ja."

„Nun denn, meine Damen, so kommen Sie."

Die königliche Familie verließ den Wagen, stieg den Tritt hinab — eine Secunde später und die Flüchtlinge befinden sich inmitten der tausende, welche die Straßen füllen, umgeben von neugierigen Gesichtern, von bewaffneten Gardisten. Man hält Laternen empor, um die Reisenden besser betrachten zu können, durch eine Gasse aus Menschen jedes Alters und Geschlechts, aus Waffen und Knitteln gebildet, wandeln die Gefangenen zum Hause des Procurators Sauce**), hier nimmt ein Zimmer sie auf, die Königin sinkt weinend auf ein Bett, der König lehnt sinnend am Ofen, Madame Elisabeth deckt mit einem Mantel die schlummernden Kinder zu. Unten tobt die Menge, sie umdrängt die Gardisten, die weinenden Frauen, drohende Rufe schallen empor — das Schicksal einer tausendjährigen Monarchie war entschieden. —

Wo blieben die für Varennes bestimmten Truppen, welche doch in der Stadt sein mußten, da sogar ein Officier bis an den Wagen des Königs gelangte? Der junge Marquis de Bouillé und sein Lieutenant Raigecourt hatten die Ordre Choiseuls durch Leonard erhalten (?). Sie zogen sich daher zurück. Bouillé war aber mit seinen Leuten nur aus der Stadt gegangen. Sie befanden sich am äußersten Ende auf den Gemeindewiesen, wo eine Caserne war. Bouillé und Raigecourt blieben unthätig im Hôtel du Grand Monarque, woselbst auch die von Choiseul gesendeten Pferde standen, welche der Herzog als Relais für den König nach Varennes geschickt hatte. Bouillé hatte sie, um nicht den Verdacht der Bevölkerung zu erwecken, statt sie in die obere Stadt zu führen, in das Hôtel gebracht, weil er glaubte: ein Courier werde dem König vorausreiten, dessen Ankunft melden und dann sei es noch immer Zeit, sie vor den Wagen zu bringen. Dieser Fehler fiel allerdings schwer ins Gewicht. Kaum war der König aus dem Wagen, als die kleine Stadt Varennes in eine fürchterliche Bewegung gerieth. Die Straßen wurden verbarricadirt, die Thüren verrammelt, man schleppte alle Waffen, sogar zwei Geschütze herbei, Reiter jagten hinaus in die Dörfer, die Brücken wurden gesperrt, und der oben erwähnte Mangin leitete das Ganze mit einer großen Geschicklichkeit. Herr von Bouillé sah ein, daß hier nichts ausgerichtet werden könne. Er warf sich auf ein Pferd und galoppirte zu seinem Vater, um die Husaren von Dun und das Regiment Royal Allemand herbeizuholen***). Gerade jetzt erschienen am anderen Ende der Stadt die Husaren unter Choiseul, dem die Nachricht von der verunglückten Flucht hinter Pont de Sommevesle zugekommen war. Choiseul findet die Eingänge verbarricadirt, die Nationalgarde in Waffen.†) Er kann nicht in die Stadt kommen. Von der anderen Seite erscheint ein Reiter, es ist Herr von Goguelat, der in der Angst der Verzweiflung die von dem jungen Bouillé zurückgelassenen Husaren aufsitzen läßt. Goguelat gelingt es, die Truppen von der Caserne aus durch einige Umwege in die Stadt zu bringen.††)

Während dies geschah, hatte sich der König noch immer nicht zu erkennen gegeben. Sauce holte den Advocaten Destez herbei, der den König von früher kannte. Gerade als die beiden Männer in das Haus treten wollten, erschien Goguelat mit den kampffertigen Husaren, auf der anderen Seite strömten die Nationalgarden in die Gasse. Sauce hielt eine Ansprache und beschwor die Soldaten, einen Kampf zu vermeiden, sich nicht der Flucht des Königs zu widersetzen. Die Husaren schienen jedoch keine besondere Neigung für die Sache der Nation zu besitzen, mindestens blieben sie unbeweglich auf ihren Pferden, da aber die Nationalgardisten aus der Umgegend schon im Sturmschritt herbeikamen und die Stadt überall verbarricadirt ward, fürchtete Sauce die Truppen nicht mehr und geleitete Herrn Destez zum Könige, der gerade bei dem ihm servirten Frühstücke mit seiner Familie saß. Destez erkannte den Monarchen sofort und der König gab sich endlich gefangen:

„Ja wohl, ich bin Euer König!" rief er, „den die Furcht vor den Dolchen und Bajonetten aus Paris in die Arme seiner treuen Provinzbewohner treibt. Ich kann nicht länger in einer Hauptstadt bleiben, wo ich von Feinden umringt bin."

Er umarmte hierauf die Zunächststehenden. Alle waren gerührt, aber die Liebe zum Vaterlande, dessen Untergang sie fürchteten, wenn der König flüchtete, bewog sie den Monarchen dringend zur Heimkehr nach Paris zu rathen. Ludwig weigerte sich, die Königin, voll Schrecken bei dem Gedanken an die Rückkehr nach Paris, bat, beschwor. Sauce und alle Mitglieder der Commune flehten fußfällig um baldige Rückreise*) — als plötzlich Herr von Goguelat im Zimmer erschien. Es war schon gegen Morgen, die Trommeln wirbelten auf allen Seiten.

„Wer sind Sie?" fragte der König.

„Goguelat, Adjutant Bouillés! Ich komme, zu fragen, wann Ew. Majestät abreisen wollen?"

Der König verlangte eine Escorte von fünfzig Mann, ohne zu sagen, wohin er reisen wolle, er sprach mit Goguelat und einem Officier der Nationalgarde. Beide gingen hinaus. Der Gardist, um die Truppen zu beobachten, Goguelat, um Hilfe herbeizuholen, als er aber die Barricade übersteigen wollte, verweigerte man ihm den Austritt. Goguelat drohte, der Officier der Nationalgarde blieb unbeweglich. Goguelat zückte den Säbel gegen ihn — der Gardist feuert ein Pistol auf ihn ab, Goguelat sinkt verwundet zurück, man trägt ihn in das Gasthaus zum Bras d'or, und alles erwartet den Ausbruch des Kampfes zwischen den Nationalgarden und den Husaren, aber die ersteren stehen Gewehr beim Fuß, ihre feste ruhige Haltung gewinnt die Truppen, sie stoßen die Säbel in die Scheiden und mit dem Rufe: „Vive la Nation!" mischen sie sich unter das Volk.**)

Diese Vorfälle ließen die schreckliche Nacht schnell dahin eilen. Der Morgen kam, mit ihm die Verzweiflung der Königin. Sie wurde nur ein wenig gemildert durch die noch immer respectvolle Haltung des Volkes, denn als die königliche Familie sich am Fenster zeigte, erschallten donnernd die Rufe: „Es lebe der König! es lebe die Nation! es leben die Husaren! Der König nach Paris! nach Paris!"

Gerade jetzt kommt ein Reiter die Straße daher.

„Zu den Waffen!" ruft er. „Die Husaren von Dun, das Regiment Royal Allemand sind im Anmarsch. Von allen Seiten kommen uns die Nationalgarden zu Hilfe."

Diese Neuigkeit ließ alle Freude über den wiedergewonnenen König vergessen. Das Getümmel ward ärger, die Municipalität trat in Berathung, Couriere flogen wieder in die Gegend, Hilfe herbeizuholen, alle Landstraßen wimmelten von Zuzügen, auf Wagen, zu Fuß und Pferde kamen sie herbei in Waffen, und um sechs Uhr war eine so ungeheure Macht in Varennes versammelt, daß man keinen Handstreich zu fürchten brauchte.

Schon um 4 Uhr waren aus Paris zwei Abgeordnete eingetroffen: Bayon und Romeuf. Sie brachten den Befehl der Nationalversammlung, die Flüchtlinge aufzuhalten, aber „sie mit aller ihnen zukommenden Würde" nach Paris zu geleiten. In diesem Befehle waren Pethion, Barnave und Latour-Maubourg zu Commissaren ernannt, ihnen war Gewalt gegeben, Bouillé und alle Verdächtigen zu arretiren. Man führte die beiden Abgeordneten zum Könige, der sie artig empfing. Die Gesandten traten dem Monarchen ehrerbietig, mit dem Befehl der Nationalversammlung in den Händen, gegenüber, aber die Königin beging, von der Erregung überwältigt, die Unklugheit, das Papier den Beamten zu entreißen, und es auf den Boden zu werfen.***) Dessenungeachtet hielten Bayon und Romeuf sich in den Schranken der Mäßigung, sie beschworen den

*) Notizen Ancelons. **) Protokoll der Commune. ***) Mémoires de Bouillé. †) Bericht an die Nationalversammlung. ††) Ebendaselbst.

*) Ebendaselbst.

**) Eine deutsche Frau verhütete den Ausbruch der Feindseligkeiten, indem sie die Husaren, unter denen viele Deutsche waren, zur Ruhe mahnte. Notizen Ancelons.

***) Notizen Ancelons.

König, nach Paris zurückzukehren. Alles vereinte sich mit ihren Bitten. Der König willigte endlich ein. Er bat, mit seiner Familie allein bleiben zu dürfen und vernichtete hier eine große Anzahl Papiere, welche Sauce aus einem besonderen Kasten der Kutsche genommen und ihm zugesteckt hatte.*) Hierauf gab er Befehl, die Pferde einzuspannen zur Rückkehr nach Paris.

Um diese Zeit erschien Derlon mit Truppen vor Varennes, aber die imposanten Massen der Nationalgarde und zwei Geschütze ließen ihn von jedem Vorhaben absehen. Der großartige und traurige Zug, welcher die Leiche einer Monarchie escortirte, setzte sich in Bewegung. An der Spitze Signermont mit der Nationalgarde, die Municipalität von Varennes, die Mitglieder der Clubs, fünfzig Bergleute, 500 Dragoner, abtrünnige Soldaten, eine ungeheure Volksmenge — das alles umgab den Wagen.

Unter dem ohrzerreißenden, gellenden und langhinhallenden Rufe: „Es lebe die Nation! es lebe die Nationalversammlung!" verließ der Wagen Varennes.**) Gestern noch hatte man den König leben lassen.

Goguelat, Choiseul und die Officiere wurden verhaftet. Als der gewaltige Zug durch die Vorstadt ging, erschien der Marquis de Bouillé mit Truppen am Ostende der Stadt***), ein Blick auf den einer Völkerauswanderung gleichenden Menschenkoloß belehrte ihn, daß die Hilfe eines Sterblichen nutzlos sei und jeder Versuch dazu, das Schicksal der Gefangenen nur verschlimmern könne. Bouillé zog sich langsam, vom Volke unbehelligt, zurück, mit nassen Blicken noch einmal die dunkle Kutsche inmitten des Menschenknäuels suchend, welche die königliche Familie ihrem Martyrium entgegenführte.

Von Stadt zu Stadt wuchs die Escorte, je näher an Paris, desto gehässiger die Rufe — schon ertönen Drohungen — aber Barnave und Pethion sind in der Kutsche. Der Dauphin sitzt auf Barnaves Schoß. Zwischen St. Menehould und Clermont beginnen die Gräuel; vor dem Wagen des Königs wird der Marquis Dampierre ermordet.†) Dieser ganze Zug, seine Pausen — seine Episoden bilden eine besondere Geschichte, in diesem kleinen Raume des Reisewagens spielten während der angstvollen Stunden der traurigen Fahrt geheime Dramen, deren Inhalt tausend stille Vorwürfe, flackernde Hoffnungen, vernichtete Entwürfe und schreckliche Aussichten in die Zukunft bildeten.

*) Ebendaselbst.
**) Protokoll der Commune.
***) Rapport an die Nationalversammlung.
†) Den heruntergeschlagenen Kopf hat man nicht dem König gezeigt, denn der Marquis ist nicht enthauptet worden.

* * *

Als der Wagen sich den Barrieren von Paris näherte, war seine Escorte eilftausend Mann stark geworden! rings um Paris wogte ein ungeheures Menschenmeer, alle Bäume, alle Häuser, alle Dächer waren besetzt — aber alle diese Menschen schwiegen. Nur von dumpfem Gemurmel begleitet fuhren die königlichen Gefangenen durch die unübersehbaren Massen. Dieses Schweigen hatte etwas so Grauenvolles, daß die Königin sich nach den wilden Lauten sehnte, welche bisher um den Wagen ertönten.

An den Häusern las man Placate: „Wer den König begrüßt, erhält Stockschläge. Wer ihn insultirt, wird gehängt."*) Lafayette hatte befohlen, daß niemand seinen Hut abnehmen solle, einige Leute, die überhaupt keinen Hut besaßen, wickelten sich aus Patriotismus Handtücher um den Kopf.**)

Vom Platze Ludwigs XV aus fuhr der Wagen in den Tuileriengarten, durch dasselbe Thor, auf dessen Pfeilern die Pferdegruppen stehen. Hier hörten die Gefangenen schon drohende Reden. Ein Kerl rief: „Wir haben eine Nacht ohne König zugebracht und sehr gut geschlafen."***)

Die Zimmer, welche vor wenig Stunden voll Hoffnung auf Rettung verlassen worden waren, nahmen jetzt die unglückliche Familie als Gefangene wieder auf.

Abends spät erst trennte sich der König von seiner trauernden Gattin, als er vor sein Bett trat und die Vorhänge auseinanderschlug, fuhr er entsetzt zurück.

Ueber dem Kopfende seines Bettes hing das Porträt König Karls I.

Ludwig zitterte heftig.

„Es ist die schrecklichste Bosheit," sagte er, „welche an diesem Leidenstage gegen mich verübt wurde."

*), **) und ***) Diese Facta sind mir im Jahre 1841 von einem Augenzeugen mitgetheilt worden.

Figuren und Gruppen aus dem Zollparlament.

Von **Otto Glagau.**

III.

Als wir den Grafen **Bismarck** vor etwas länger als einem Jahre im ersten Reichstag sahen, erschien er noch etwas leidend, wenigstens angegriffen, zeigte er noch die Spuren der gewaltigen Aufregung und Anstrengung des Jahres 1866. Jetzt hat er sich vollständig erholt; gleich seinem Werke, dem Norddeutschen Bunde, conservirt er sich mit jedem Tage besser; er wird — mit aller Ehrfurcht sei's gesagt — fast dick, und es scheint ihm in der knapp anschließenden Generalsuniform, die nach wie vor sein Lieblingskleid bildet, etwas enge zu werden. Es kommen nun die Zeiten, wo er herrlich wachsen und grünen sieht, was er in bangen, trüben Tagen, unter Sturm und Donner, heimlich und verborgen gesäet; er sieht das Vaterland größer und geachteter dastehen als je, er fühlt sich sicher und behaglich, nach innen wie nach außen — und deshalb darf er schon etwas dick werden.

Aber obgleich von den reichsten Lorbeeren umgeben, erlaubt er sich doch nicht, auf diesen Lorbeeren zu ruhen. Wahrscheinlich versteht er gar nicht mehr zu ruhen; Arbeit, unaufhörliche Arbeit ist sein täglich Brot, seine stete Begleiterin. Auch im Zollparlament arbeitet er ebenso eifrig wie in seinem Privatcabinet. Kurz bevor er erscheint, bringen die Diener verschiedene Mappen und Bündel mit Papieren herein und legen es auf seinen Platz, der sich an dem langen Tisch des Bundesraths genau in der Mitte befindet und stets für ihn offen bleibt. Bald darauf tritt er ein. Zunächst eine specielle Verbeugung gegen den Präsidenten des Hauses, dann eine allgemeine Verbeugung nach rechts und links gegen die Herren Collegen vom Bundesrath, von welchen er diesen oder jenen mit einem Händedruck oder ein paar Worten auch wohl näher begrüßt. Nun setzt er sich und mustert mit einer kleinen Damenlorgnette in schlichter Perlmuttereinfassung — er gebraucht, was wir ihm hoch anrechnen, nie einen Kneifer — die Versammlung; grüßt, wenn er dem Blicke eines Bekannten begegnet, oder geht auch wohl zu ihm und setzt sich ein paar Minuten neben ihn. An seinen Platz zurückgekehrt, zieht er einen kleinen Schlüssel aus der Tasche und öffnet mit ihm eine Mappe nach der andern. Wenn dieser Schlüssel plaudern wollte! Welch große Staatsgeheimnisse könnte er erzählen, wie theuer würde mancher hohe Herr in Europa seine Mittheilungen bezahlen!! Doch der Schlüssel plaudert nichts aus, stumm schlüpft er wieder in die Tasche seines Meisters, und dieser macht sich an die Arbeit. Er vollzieht Reinschriften, er corrigirt Concepte seiner Räthe und Secretäre, er liest Depeschen und Berichte, er entwirft Noten und schreibt Briefe. Mit welch aufrechter, ruhiger Haltung des Oberkörpers er schreibt: — wie ein geborner Schreibmeister! Er schreibt — bei diesem Manne ist alles wichtig und alles charakteristisch, weshalb wir auch dies anzuführen nicht unterlassen — er schreibt mit einer Gänsefeder, die eine lange, breite Fahne trägt und geräuschlos über das Papier eilt. Er schreibt eine feste, geradlinigte Handschrift; selbst Herr von Varnbüler ist ein Bewunderer dieser Handschrift, denn er sagte in der Sitzung vom ersten Mai, wo er sich gegen Herrn Dr. Braun wegen der ihm vorgeworfenen „bundesfeindlichen" Gelüste vertheidigte; er sagte damals ausdrücklich: „Meine Herren, ich habe einen Zollvertrag unterzeichnet, und der kräftige Namenszug des Herrn Bundeskanzlers steht auch unter dem Zollvertrage."

Graf Bismarck liest und sinnt und schreibt so eifrig, daß er nicht sieht und nicht hört, was um ihn vorgeht. — O doch! Ich

versichere Ihnen, meine Damen und Herren: er sieht und hört trotzdem, was ihm irgendwie sehens- und hörenswerth ist. Wenn der Name eines bedeutenden Mitgliedes genannt wird, wenn sein eigner Name ertönt — dann schießt er mitten im Lesen oder Schreiben einen Glutblick nach dem Sprecher hin; wenn auf der Rednertribüne ein herausforderndes oder lächerliches Wort fällt — hält er in der Arbeit inne und lehnt sich einen Augenblick zurück, oder sein Gesicht verzieht sich zu einem offenen Lächeln, oder er lacht auch herzhaft.

Auch von anderer Seite wird er oft gestört. Der alte, weißhaarige, wohlgebaute Huissier, unter seinen Collegen der vornehmste und fast selber wie ein Minister anzusehen; er, der eigens für den Tisch des Bundesraths fungirt und Aufträge von Abgeordneten nur mit einer gewissen Herablassung entgegennimmt; also dieser vornehme Alte hält sich fast immer in der Nähe des Grafen, trägt die durchgesehenen und wieder verschlossenen Mappen hinaus, bringt neue herein, und hat alle fünf Minuten dem Grafen etwas ins Ohr zu flüstern, was dieser mit einem Kopfnicken oder mit ein paar Worten erwidert, alsbald hinausgeht und in dem anstoßenden Zimmer einen fremden Diplomaten oder einen seiner Beamten empfängt, oder gar einer inzwischen zusammentretenden Sitzung des Bundesraths präsidirt. Alle diese sich kreuzenden und einander drängenden Geschäfte besorgt Graf Bismarck ohne jede Spur von Hast und Mühe, mit Ruhe und Gleichmuth; er versteht wohl noch besser als ein großer Fabrikherr oder irgend ein Börsenfürst jeden Augenblick auszunutzen, in dem kleinsten Zeitmaß das Größtmögliche zu verrichten. Er ist sicher an nichts so arm, wie an Zeit, und doch scheint er stets so viel, als er gerade braucht, davon zu haben.

Graf Bismarck hat bis jetzt, wo wir dieses schreiben, im Zollparlament noch nicht gesprochen. An dem heißen, bewegten Tage, als die Adresse in Scene ging, erwartete man es allgemein; aber er sprach nicht, sondern folgte nur, mit größerer Aufmerksamkeit als sonst, den verschiedenen Reden. Wie bei einem Turnier schaute er mit verschränkten Armen zu, und auf seinem Gesichte war nicht zu lesen, welchem von beiden Theilen er den Sieg wünschte. Wahrscheinlich wußte er den Ausgang vorher, wahrscheinlich hatte er seine Anhänger instruiren lassen; und man behauptet, er gönne den Nationalliberalen die erlittene Niederlage; es sei gewissermaßen seine Revanche dafür, daß sie kürzlich im Reichstag die Vorlage zum Bundesschuldenwesen zu Fall gebracht hätten.

Ein paar Tage darauf trat er mit einer g e l b e n R o s e in den Saal. Die Augen der süddeutschen Abgeordneten kehrten immer wieder nach dieser gelben Rose zurück, als ob sie in ihr ein bedeutungsvolles Symbol, ein anziehendes Räthsel sahen; aber Graf Bismarck blickte so unbefangen, daß man kaum glauben konnte, er habe die gelbe Rose absichtlich gewählt und er liebe überhaupt die B l u m e n s p r a c h e.

Durch den Gang der neuesten Ereignisse haben sich die Titel auf seinem Haupte dermaßen gehäuft, daß man oft außer ihm noch ein halb Dutzend Doppelgänger zu sehen meinte. Vor 1866 hieß er auch schon: „Der Herr Ministerpräsident“, „Der Minister des Auswärtigen“, „Der Minister für Lauenburg“; seit dem Reichstag heißt er noch: „Der Herr Bundeskanzler“ und „Der Vorsitzende des norddeutschen Bundesraths“; seit dem Zollparlament endlich ist noch der Titel: „Der Vorsitzende vom Bundesrathe des Deutschen Zollvereins“ hinzugekommen, und einige Redner nennen ihn schlechtweg den „Zollpräsidenten“; und es mag sich nun an ein und demselben Tage ereignen, daß er in allen diesen Functionen nach einander citirt und interpellirt wird. Aber Graf Bismarck ist der Mann, der das alles ertragen kann, und er wird es auch ebenso kaltblütig ertragen, wenn ihn zu seinen vielen Titeln noch ein neuer überkommen, wenn ihm, wovon man bekanntlich schon lange munkelt, sein Monarch die Fürsten- oder Herzogswürde verleihen sollte.

Nur die Last der Geschäfte kann er nicht mehr allein tragen, daher hat er sich einen Gehilfen, einen Adlatus erwählt, der im Reichstag wie im Zollparlament an seiner Seite sitzt, für ihn spricht und für ihn antwortet, und auf den auch schon verschiedene Titel und Würden ruhen. Es ist der B e v o l l m ä c h t i g t e z u m Z o l l b u n d e s r a t h, P r ä s i d e n t d e s B u n d e s k a n z l e r a m t s, M i n i s t e r i a l - D i r e c t o r u n d W i r k l i c h e G e h e i m e r a t h D e l b r ü c k.

Man kann kaum schlichter und bescheidener aussehen wie dieser hochstehende und einflußreiche Beamte. Wer ihn nicht kennt, wird ihn höchstens für einen Registrator oder Calculator halten; und wer ihn zum ersten Mal sieht, dem wird er gewiß nur einen geringen Begriff einflößen. In der That hat die Natur Herrn Delbrück hinsichts seines äußeren Menschen nicht die kleinste Empfehlung mitgegeben. Fast noch unter Mittelgröße, von schmächtiger Gestalt, hat der rundliche, mit spärlichem, hellgelbem Haar bedeckte und stellenweise selbst von diesem noch entblößte Kopf etwas Kümmerliches, das blasse, bartlose, welche Gesicht etwas Nüchternes. Es ist ein stilles Gesicht, fast ohne Ausdruck und Leben; ein altmodisches Gesicht, zu dem die steife Halsbinde und die steifen Vatermörder ganz vorzüglich passen. Wehe den vorwitzigen Phrenologen und Physiognomen, welche diesen Kopf und dieses Gesicht zu deuten unternähmen, sie würden sich und ihre Wissenschaft unsterblich blamiren!

Wie Graf Bismarck ist auch Herr Delbrück, wenn er am Tisch des Bundesraths sitzt, viel mit Lesen und Schreiben beschäftigt; auch ihn verfolgen bis an diesen Platz mancherlei Meldungen und Sendungen; und es sieht fast befremdlich aus, wenn der alte vornehme Huissier sich leise dem unscheinbaren Manne nähert und voll tiefster Ehrerbietung seine Winke und Befehle vollzieht.

Wenn Herr Delbrück gerade unbeschäftigt ist, sitzt er in steifer Bewegungslosigkeit und anscheinend ohne jede Theilnahme da. Seitdem die eigentlichen Zollvorlagen behandelt werden, wohnt er jeder Sitzung von Anfang bis zu Ende bei, hört er die längsten Reden an, ohne ein Zeichen von Ungeduld oder Langeweile zu äußern. Wenn im Laufe der trockenen Verhandlungen auch die Bänke sich mehr und mehr lichten, wenn um die Frühstückszeit auch drei Viertel der Abgeordneten zum Restaurateur Müller wandern: Herr Delbrück bleibt unbeweglich sitzen. Die einzige Erholung, die er sich gönnt, ist, daß er dann und wann eine kleine bescheidene Prise nimmt. Wenn auch das ganze Haus sich vor Heiterkeit nicht zu lassen weiß und homerisches Gelächter den Saal erfüllt: Herr Delbrück läßt sich nur im äußersten Fall zu einem Viertel Lächeln verleiten, das aber auch schon im selben Augenblick wieder verschwindet. Er sieht gerade vor sich hin und wendet nur selten einem der Redner das Gesicht zu; im übrigen macht er zuweilen eine kleine Bleistiftnotiz.

Nun eine leise Verbeugung gegen den Präsidentensitz hin.

Herr Dr. Simson, der alles sieht und sehen muß, hat sie natürlich gesehen:

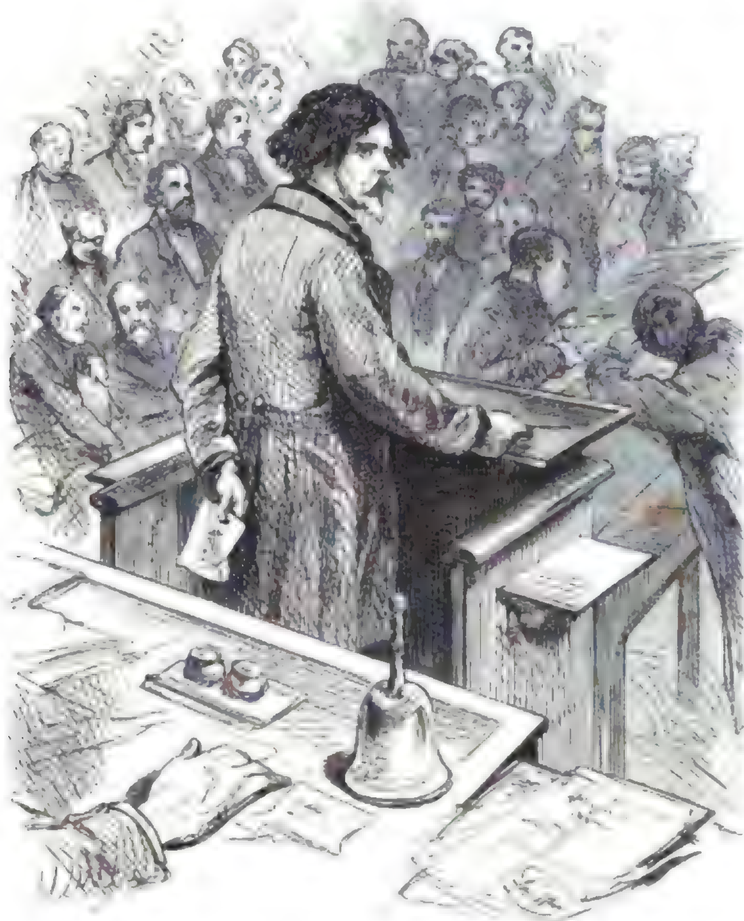
„Der Herr Bevollmächtigte zum Bundesrath, Wirkliche Geheime Rath Delbrück hat das Wort.“

Herr Delbrück wartet noch eine Weile, bis sich auch das letzte Gemurmel und Gesumme gelegt hat, denn er mag seine Lunge nicht unnütz anstrengen und kein Wort zweimal sagen. Dann beginnt er. Er spricht gerade so laut, daß man ihn bei vollkommener Ruhe und ungetheilter Aufmerksamkeit verstehen kann: und Jedermann ist ruhig und aufmerksam. Er spricht ohne Pathos, ja ohne die geringste Modulation der Stimme; er spricht langsam und ohne Anstoß in kleinen Absätzen. Wie es scheint, hat er alles gehört, nicht nur was der letzte Redner gesprochen, sondern auch jede Aeußerung von Bedeutung, die während der ganzen Sitzung, ja, die gestern und vorgestern gefallen ist, denn er erinnert an sie, berichtigt sie, widerlegt sie oder erklärt sich mit ihr einverstanden. Die Rede ist ebenso nüchtern wie die ganze Persönlichkeit, aber äußerst klar, logisch, sachlich und inhaltreich. Die ganze Rede dauert in der Regel nur 5—10 Minuten, besteht nur aus wenigen Sätzen; aber Herr Delbrück hat alles gesagt, was zu sagen nöthig war, und damit — Punctum. Andre Leute mögen schöner, glänzender sprechen, aber kürzer, gedrängter, präciser kann sich niemand ausdrücken. Herr Delbrück hat sich noch nie die kleinste Phrase zu schulden kommen lassen, und er geizt mit jedem „Und“, mit jedem „Aber“.

Nachdem er zum erstenmal den Mund aufgethan, wußte Jedermann, daß Herr Delbrück in Zoll- und Handelssachen eine Autorität ist; eine Autorität, mit der es keiner von den Abgeordneten, und selbst die Nationalöconomen von Profession nicht aufnehmen können. Er kennt die Geschichte des Zollvereins von dessen Gründung an und bis in die kleinsten, geheimsten Falten und Züge; er kennt alle möglichen Zoll- und Handelsverträge, Paragraph für Paragraph; er kennt alle Tarife der Welt, und wie es scheint, hat er sie alle auswendig gelernt. Er kann jede Auskunft geben, die man verlangt, und jede Frage beantworten, die aufgeworfen wird.

Indes hält er's doch nicht für nöthig, jedem und jedesmal zu antworten. Wir haben bemerkt, daß er in solchen Fällen und ohne dem erwartungsvoll ihn ansehenden Redner einen Blick zu schenken, blos die Backen aufbläst; und wir sind vielleicht nicht zu kühn, wenn

Ernstes und Heiteres aus dem Zollparlament von L. Löffler. I.



Abgeordneter Mohl auf der Rednertribüne.



Parlamentsmitglied Lucas,
Militärprediger aus Regensburg.



Herr von Blankenburg.
„Ich meine es gut mit Ihnen, meine Herren, — ich meine es wirklich gut.“



Die Druckerjungen auf der Journalistentribüne.

wir diese Geberde mit „Unsinn! Purer Unsinn!!" zu übersetzen uns erlauben. Ja, es dünkt uns fast, als ob Herr Delbrück auch ironisch sein könnte. So sagte er einmal: „Meine Herren, es thut mir leid, Ihre Aufmerksamkeit noch auf zwei Minuten in Anspruch nehmen zu müssen; (Du lieber Gott, wenn in diesem Saale doch jeder so bescheiden wäre!) ich bin dazu gezwungen, weil ich mich vorhin ganz außerordentlich undeutlich ausgedrückt haben und diese Undeutlichkeit beseitigen muß. — — —"

Auch Herr Delbrück hat wieder seinen Gehilfen und Adlatus, der heute neben ihm sitzt und die Vorlage auf Erhöhung der Tabakssteuer vertheidigt. Vor einem Jahre sahen wir ihn im Reichstag unter den Abgeordneten; damals war Herr Michaelis noch ein bloßer titelloser Literat; seitdem hat ihn die Universität Halle zum Ehrendoctor promovirt und im vorigen Herbste nahm ihn Herr Delbrück, der ihn wegen seiner volkswirthschaftlichen Kenntnisse schon lange schätzte, ins Bundeskanzleramt, wo er nun als vortragender Rath fungirt. Nebenbei gesagt, haben außer Michaelis auch noch andre Mitarbeiter der „National-Zeitung" ähnliche Carrieren gemacht; und vielleicht fängt überhaupt, wie schon früher in England und Frankreich, jetzt auch in Deutschland die Zeit an, daß man Literaten zu den höchsten Würden und Aemtern beruft. Wenigstens hat Graf Bismarck damit den Anfang gemacht und etliche dieser „Catilinarischen Existenzen", wie er sie früher nannte, in seine nächste Nähe gezogen.

Herr Geheime Rath Dr. Michaelis vertheidigt also nach besten Kräften — wenn er auch nicht so kurz und schlagend wie sein Patron, Herr Delbrück, spricht — die beabsichtigte Erhöhung der Tabakssteuer; zieht sich aber dadurch den höchsten Unwillen des Herrn Bebel zu, der im Namen seiner Brüder, die mit ihm den viel berufenen Stinkadoros oder „Drei-Männer-Tabak" rauchen, feierlichst dagegen Verwahrung einlegt, daß man ihnen dieses edle Kraut vertheuern, ihnen diesen unschuldigen Genuß verkümmern wolle. Herr Bebel wirft dem Bundescommissar vor, daß er damals, als er noch nicht Bundescommissar war, über diesen Punkt ganz anders gedacht habe, und liest zum Beweise dessen einen Theil der Rede vor, die Michaelis im Herbst v. J. auf dem Volkswirthschaftlichen Congreß in Hamburg gehalten hat. Leider beweist die vorgelesene Stelle genau das Gegentheil, und so wird Herr Bebel ob seiner klassischen Beweisführung von allen Seiten des Hauses mit schallendem Gelächter belohnt. — Ja, man kann ein großer Volksredner sein und gewisse ganz elementare Dinge doch nicht capiren können. Ohne eigentliche Schulbildung läßt sich heute wenig machen, und ein Parlamentsmitglied muß, zumal wenn es sich auf das Glatteis der Rednertribüne wagt, sogar eine recht umfassende und vielseitige Bildung besitzen.

Da wir gerade wieder bei Herrn Bebel sind, wollen wir sogleich seines Specialcollegen und Gesinnungsgenossen Dr. von Schweitzer gedenken, dessen Kopf in diesem Augenblicke vor dem Präsidentensitze auftaucht und zu Dr. Simson emporgrinst. Auch er gehört zu den Neuen und Neuesten Menschen, die, indem sie um jeden Preis von sich sprechen zu machen wußten, eine eigenthümliche Berühmtheit erlangt haben; und auch er ist nach verschiedenen Durchfällen und gewaltsam-krampfhaften Anstrengungen plötzlich bis in den Reichstag gedrungen. In Elberfeld-Barmen stieg er aus der Wahlurne, und wie man sich aus den Zeitungen erinnern wird, setzte er sich nach vollbrachter Heldenthat in einen Wagen und hielt, eine Fahne in der Hand und in Begleitung seiner getreuen Wähler, einen Triumphzug durch die Straßen der Stadt. Was würden die römischen Imperatoren sagen, wenn sie aus ihren Gräbern stiegen und diesen modernen Triumphator sähen?! Diesen langen, magern, blassen, jungen Menschen mit Brille und Spazierstöckchen?!

Herr Dr. von Schweitzer ist ein politischer Märtyrer, ein Märtyrer für die Freiheit des Volks, für die Emancipation des Arbeiters. Für diese Freiheit und Emancipation hat er gestritten und gelitten, hat er einen social-politischen Roman „Lucinde oder Capital und Arbeit" geschrieben, hat er ein paar Dutzend Preßvergehen begangen, ist er Monate und Jahre lang, wie der Berliner sagt, „eingespundt" gewesen, d. h. hinter Schloß und Riegel gesetzt worden. Als Lohn für so viel Liebe und Treue hat ihn das dankbare Volk zu seinem Vertreter im Reichstag erkoren. Gutes, ehrliches Volk!

Herr Dr. v. Schweitzer hält sich gern in der Nähe der Rednertribüne auf, die eine mächtige Anziehungskraft auf ihn zu üben scheint, auf die er jedoch durch die Ungunst des Schicksals nur selten gelangt. Herr von Blanckenburg, der heute eine frische, launige Rede hält, benutzt diese Gelegenheit, um den unweit von ihm stehenden Dr. von Schweitzer beim Schopf zu ergreifen — wir sprechen selbstverständlich nur figürlich — und ihn in seine Rede hineinzuziehen, in gewissem Sinne ihn als argumentum ad hominem der Versammlung zu präsentiren, als einen lebenden Beweis dessen, was alles unter dem „nationalen Gedanken" verstanden werden kann. Tumultuarische Heiterkeit des Hauses, auch der Linken, die Herr von Blanckenburg dringend auffordert, „ihre Herzen doch einmal etwas gemüthlich zu stimmen", indem er mit schalkhaftem Ernst betheuert: „Ich meine es wirklich gut mit Ihnen, meine Herren."

Herr von Blanckenburg hat sich um die „Temperatur" des Hauses sehr verdient gemacht, er hat namentlich Herrn v. Schweitzer einen außerordentlichen Gefallen gethan, indem er ihm durch seinen Hinweis Gelegenheit gegeben, sich nunmehr wenigstens auf dem Schleichwege der „persönlichen Bemerkung" hören zu lassen. Herr von Schweitzer spricht nicht übel, er zeigt Witz und Bosheit; nur stört das halb selbstgefällige, halb wahrscheinlich höhnisch sein sollende Grinsen, das bei ihm zur Gewohnheit geworden zu sein scheint. Wie zu Anfang erwähnt, bemerkten wir es auch, als sein Parteigenosse Bebel, sprach; und da war es uns zweifelhaft, ob dieses häßliche Grinsen Bewunderung oder Schadenfreude ausdrücken sollte.

Das letztere ist gar nicht so unwahrscheinlich; es verhält sich in dieser Hinsicht nicht anders mit den Socialdemokraten wie mit den Hegelianern. Bekanntlich soll Hegel geäußert haben: „Von allen meinen Schülern hat mich nur einer verstanden, und dieser hat mich falsch verstanden." Wie auch bekannt, streiten nun die Jünger des großen Meisters, der sich wahrscheinlich selber gar nicht verstanden hat, wer dieser Glückliche sei; ein jeder von ihnen macht auf die Ehre Anspruch, und so verachten sie sich unter einander aufs tiefste und beschuldigen sich gegenseitig der Ignoranz und Abtrünnigkeit. Fast noch ärger ist es mit den Schülern und Nachfolgern Lassalles, den gegenwärtigen Wortführern der socialdemokratischen Partei. Herr Dr. von Schweitzer wie Herr Bebel, Herr Försterling wie Herr Schraps und, nicht zu vergessen, Herr Liebknecht — die jetzt alle glücklich im Zollparlament sitzen — jeder von ihnen behauptet, der Geist Lassalles habe sich speciell auf ihn herniedergelassen, keiner stimmt mit dem andern überein, und um das der Welt zu beweisen, hat jeder eine eigene Schule gestiftet, so daß die Partei der Socialdemokraten schon wieder in zahlreiche Secten auseinandergeht, von denen die hauptsächlichsten im Reichstag und resp. im Zollparlament durch je einen Mann vertreten sind. Thatsächlich sind sie alle mit einander keine selbständigen Denker, sondern sie nähren sich und zehren alle nur von den Brosamen, die einst von Lassalles Tische gefallen sind. Thatsächlich hat das arme Volk der Arbeiter von keinem dieser Herren besonderes Heil zu erwarten, sondern es wird von jedem nur als Mittel für selbstische Zwecke benutzt. Kein Zweifel, — der socialen Frage gehört die Zukunft, wie ein Gespenst steht sie schon drohend am Horizonte der Gegenwart; die Emancipation des Arbeiters, die Befreiung des weißen Sklaven ist eine gerechte und unabweisbare Forderung, und ihre Erfüllung wird den schönsten Triumph des 19. Jahrhunderts bilden: — aber jene Agitatoren sind dazu am wenigsten berufen, sind noch lange nicht die rechten Propheten und die rechten Apostel.

Niemand vermag die Interessen der armen Arbeiter besser zu vertreten als ein Mann, der aus ihren eigenen Reihen hervorgegangen, der sich durch eigne Kraft und eignes Verdienst über die Sphäre, in der er geboren und erzogen worden, hinausgerungen, emporgerungen zu Bildung, Wohlstand und Ansehen; ein Mann, der trotzdem seinem eigentlichen Berufe treu geblieben ist und seinen alten Kameraden ein treues, aufrichtiges Herz bewahrt hat. Ein solcher Mann ist der berufene Anwalt des armen Volks, und ein solcher Mann dünkt uns Herr Carl Crämer aus Doos bei Nürnberg; einst selbst ein armer Arbeiter, jetzt ein großer Fabrikbesitzer, einer der größten Industriellen Süddeutschlands. Von praktischer Arbeit, von seiner Herkunft zeugen die nervigten Hände, die knochige, muskulöse Gestalt, das schlichte, offene Gesicht mit dem schmalen Backenbart, der harte, edige Kopf mit dem schlichten ergrauten Haar; von geistiger Arbeit, von reicher Erfahrung und vielem Nachdenken zeugen die

ernsten durchfurchten Züge, der intelligente Blick, die ungezwungene Sicherheit in Haltung und Bewegung. Wie einfach und natürlich er spricht, und doch wie lebendig und überzeugend, klar und logisch! Er spricht ganz frei, in nie stockendem Flusse, und warnt mit erhobenem Finger, nicht durch die beabsichtigte Erhöhung der Tabaksteuer die durchschnittlich armen Producenten, zahlreiche Familien zu ruiniren. Wolle man für den Zollverein das Tabaksmonopol einführen, so möge man das offen aussprechen, und nicht für eine so geringe Steuer einen so großen Apparat einrichten, dessen nächste Folge eine weitere Erhöhung der Steuer sein werde. Deshalb räth er, die Vorlage abzulehnen. — Herr Crämer-Doos ist ein langjähriger Vertreter der großen Fabrikstadt Nürnberg in der bairischen Kammer, er ist ein ebenso beliebter Volks- wie gewandter Parlamentsredner, er hat Nationalökonomie und Arbeiterfragen praktisch und theoretisch studirt: — aber von den modernen Aposteln der Arbeiter hält er, wie uns dünkt, nicht mehr wie wir.

Indem wir jetzt noch einige andre Volkswirthschafter aus Süddeutschland vorführen, müssen wir von vorne herein bemerken, daß sie zu ihren Collegen im Norden einen zwiefachen Gegensatz bilden. Zunächst fassen sie sich in der Debatte weit kürzer und präciser als z. B. die Herren Braun, Twesten, Miquél, v. Hennig &c., die, wenn sie einmal das Wort haben, es auch nicht so leicht wieder fahren lassen, und gewöhnlich nie unter einer Stunde sprechen, weshalb schon ihr Auftreten von den Journalisten mit Zeichen des Schreckens und Unwillens begrüßt wird, während sich im Laufe ihrer langathmigen, doctrinären Reden die Bänke des Hauses mehr und mehr leeren und schließlich oft nur noch ein sehr zusammengeschmolzenes Auditorium aufweisen, von dem etwa ein Fünftel liest oder Privatbriefe schreibt, ein Fünftel plaudert, ein Fünftel sich die Nägel putzt oder den Bart ordnet, ein Fünftel sich im Zeichen von Caricaturen übt, und das letzte Fünftel entweder krampfhaft gähnt oder gar ein Mittagsschläfchen hält. Auch scheinen unter den süddeutschen Nationalökonomen sich nicht so viele bloße Dilettanten wie unter den norddeutschen zu befinden.

Der Hauptunterschied zwischen beiden Theilen besteht aber darin, daß im großen und ganzen letztere theoretische Freihändler, erstere praktische Schutzzöllner sind. Und diese volkswirthschaftliche Scheidung fällt keineswegs mit der politischen Richtung zusammen: im Norden sind alle Liberalen auch Freihändler und selbst die meisten Conservativen sind es; während im Süden die meisten Anhänger aller Parteien mehr oder weniger dem Schutzzoll ergeben sind. Daher haben sich auch im Zollparlament bisher noch keine eigentlichen Fractionen gebildet, und man sieht fast in allen Fragen Süddeutsche und Norddeutsche sich gegenüberstehen. Die Frage: „Freihandel oder Schutzzoll?" ist für den Unbefangenen auch gar nicht zu entscheiden, denn beide Systeme beruhen nicht nur auf einer diametral sich gegenüberstehenden Grundanschauung, sondern auch die praktischen Verhältnisse, die materiellen Interessen, spielen dabei eine wesentliche Rolle. Der Süden ist vorwiegend producirend und verlangt deshalb Schutzzölle, der Norden dagegen treibt hauptsächlich Handel und Schifffahrt, die nur im Freihandel, im Wegfall oder doch in der Ermäßigung aller Zölle sich nach Wunsch ausbreiten und floriren können.

Herr Dr. Schäffle, Professor der Staatswissenschaft an der Universität Tübingen, steht den norddeutschen Freihändlern am nächsten, und kehrt sich namentlich gegen Moritz Mohl, der unter den süddeutschen Schutzzöllnern der weitgehendste ist, und den Freihandel für eine bloße Erfindung der Seestädte erklärt, indem diese nicht einmal ihr wahres Interesse verstünden — (Herr Meier aus Bremen droht bei diesen Worten an einem Lachkrampfe zu ersticken) — und schließlich mit einer Anzahl Genossen sogar gegen den Zoll- und Handelsvertrag mit Oesterreich stimmt — 17 gegen 246 Stimmen!! Herr Mohl klagt wie ein Greis, der sich in die neue Zeit nicht mehr finden kann, gedenkt mit Wehmuth der entschwundenen Zeit, wo man unter dem Fittich des Bundestags so sanft und friedlich schlummern konnte, und prophezeiet von dem Freihandel nur Unheil und Verwirrung: — aber Herr Schäffle begrüßt mit rauschender Stimme, mit freudigen Worten die freihändlerische Handelspolitik, welche die preußische Regierung verfolgt, und wahrsagt daraus just das Gegentheil. Das macht, Herr Schäffle ist noch ein Mann in der Blüte und Kraft seiner Jahre und gleicht eher einem Jäger oder Landwirth als einem Gelehrten. Indes wie Herr Mohl in seiner Trauer und Verzweiflung, so geht Herr Schäffle in seiner Begeisterung und Freude etwas zu weit; weshalb Herr Simson schellt und ihn freundlichst erinnert, sich doch an die Sache zu halten. — Leinengarn, Herr Schäffle!

Eine sehr einnehmende Persönlichkeit ist der Obersteuerrath Fabricius aus Darmstadt; ein schlanker hübscher Herr mit schmalem Backenbart und so sanften, jugendlichen Zügen, daß wir ihn für einen angehenden Dreißiger taxirten, wiewohl er in Wirklichkeit um mehr als ein Jahrzehend älter ist. Im Widerspruch mit seinem sanften Aussehen, spricht er im kräftigen Baß, aber die Worte selber lauten wieder bescheiden und verbindlich. In Gemeinschaft mit dem Regierungsrath Krieger aus Posen hat er zu den Vorlagen einige Amendements eingebracht, die Herr Delbrück selber als Verbesserungen bezeichnete und Namens der verbündeten Regierungen bestens acceptirte.

Eine ähnliche, vermittelnde Stellung behauptet Herr Miller, Dr. jur. und Oberzollinspector aus Pfronten in Bairisch-Schwaben, in dem wir einen würdigen Repräsentanten seiner Heimat begrüßen, die, wenn er in etwas singendem Tone spricht, keinen Augenblick zu verkennen ist. Auch die starke, breite Gestalt mit dem gewaltigen Nacken und der behäbige vorgestemmte Bauch erinnern an jenen nahrhaften Gau; die steife Halsbinde und der üppige Schnurrbart verleihen ihrem Besitzer zunächst einen kriegerischen Anstrich, aber dem widersprechen bei näherer Bekanntschaft die dunkeln, etwas schelmischen Augen und das volle, strahlende Gesicht, das von einem Kranze dichter, brauner, krauser Locken hübsch eingerahmt wird.

Banquier Feustel aus Bayreuth ist wie Crämer-Doos ganz und gar Autodidakt und hat sich gleichsfalls aus ärmlichen, niedrigen Verhältnissen zu einer hervorragenden und einflußreichen Stellung heraufgearbeitet. Er ist eine finanzielle Capacität der bairischen Kammer, wo er regelmäßig als Referent des Budgets fungirt, und auch im Zollparlament imponirt er durch seine genaue Kenntniß der deutschen Spinnereiverhältnisse. Er weiß genau, wie viel Spindeln in Schlesien, und wieviel in Böhmen gehen, wie viel Flachs in Mähren und wie viel in Westfalen verarbeitet wird; er gibt ein vollständiges Bild von dem heutigen Zustande der deutschen Leinenindustrie, und er citirt die hierauf bezughabenden Gutachten sämmtlicher Handelskammern in Deutschland. Sein Aeußeres ist stattlich und würdig; auf dem breiten, starken Rumpf sitzt ein interessanter Kopf mit graugesprenkeltem Haar, das braune, ernste Gesicht beschattet ein voller Bart, und die dunkeln Augen verkündigen sofort Intelligenz und Scharfblick.

Großhändler Diffené aus Mannheim hat sich den Nationalliberalen zugesellt und zeigt sich ebenso unterrichtet auf einem andern Gebiet, nämlich auf dem des Weinbaues, wo er Production, Consumtion und ausländische Concurrenz an den Fingern herzählt und schließlich zu dem Resultat kommt, daß die beabsichtigte Herabsetzung der Weinzölle zwar den zollverbündeten Staaten Italien, Frankreich und Spanien günstig sein, aber auch auf unsere deutschen Weine keinen nennenswerthen nachtheiligen Einfluß üben wird, zumal diesem an Mecklenburg und Schleswig-Holstein ein neues Absatzgebiet erschlossen und in Bälde auch der Zutritt Lübecks zu erwarten ist.

Sein Landsmann Oberhofgerichtsrath Dr. Roßhirt, gleichfalls aus Mannheim und in der badischen Kammer der großdeutschen Richtung angehörend — jener Herr mit der starken Nase, dem braunen, gescheitelten Haar und dünnem Kinnbart — ist etwas anderer Meinung, nämlich daß bei Herabsetzung des Zolls unsere Weine die Concurrenz mit ihren französischen Brüdern nicht oder wenigstens nicht leicht werden ertragen können. Zugleich geräth er in einen ergötzlichen Rangstreit mit Dr. Braun (Wiesbaden), der sich als specieller Vertreter der edlen Geschlechter Rüdesheim, Steinberg, Marcobrunn und Johannisberg eingeführt hat; während Dr. Roßhirt mit den in seiner Heimat erzeugten Rothweinen nicht zurückstehen will. Indes einigen sich die Herren in der Versicherung, daß eigentlich beide Sorten gut und nützlich zu trinken wären, und ermahnen in Compagnie ihre norddeutschen Collegen, hierfür doch etwas mehr Patriotismus zu bekunden und statt des wälschen Gewächses hübsch süddeutsche Weine zu kaufen, die der norddeutschen Zunge und dem norddeutschen Magen gewiß nicht schlechter bekommen würden.

Die Herren Norddeutschen lachen, aber sie sollten in der That diese Mahnung beherzigen!

Am Familientische.

Ein Fackelzug der Deutschen in Adelaide.

Als im Juli v. J. die Nachricht von dem bevorstehenden Besuch des Prinzen Alfred, Herzogs von Edinburg,*) in den australischen Colonien eintraf, war die Freude darüber eben so allgemein als außerordentlich und die verschiedenen Parlamente wetteiferten mit einander in der Gewährung sehr beträchtlicher Summen für eine dem hohen Gaste gebührende Aufnahme. So bewilligten die Parlamente von Tasmanien und Queensland £ 2000, das von Süd-Australien £ 3000, das von Neu-Süd-Wales £ 5000 und das von Victoria sogar £ 15,000. Aber auch die Vorbereitungen der Corporationen, der besonderen Gesellschaften und der Privaten nahmen ungeheure Dimensionen an und legten ein treues Zeugniß von der großen Anhänglichkeit der australischen Colonien an das Mutterland ab.

Trotz ausgestellter Wachschiffe und Posten hatte sich die Fregatte Galatea, unter dem Schutze der Dunkelheit der Nacht, unbemerkt eingeschlichen und lag am Morgen des 31. October zur freudigen Ueberraschung plötzlich im Hafen von Glenelg, 6 englische Meilen von Adelaide entfernt. Von diesem Augenblicke an beherrschte Prinz Alfred die ganze Situation. Das sonst so rege merkantile Leben, die Börse, die politischen und socialen Debatten — kurz alles, was sonst das so thätige Leben der Colonisten kennzeichnet, schwieg still, und Illuminationen, Feuerwerke, Fackelzüge, Serenaden, Levers, Bälle, Opern &c. traten an die Stelle.

Der Fackelzug der Deutschen aber und die mit demselben verbundene Serenade der deutschen Liedertafel bildeten offenbar den Glanzpunkt der dreiwöchentlichen Festlichkeiten und waren, um den Ausdruck eines der gelesensten englischen Blätter Adelaides wiederzugeben: „eines australischen Rembrandt wohl werth." Herolde bildeten die Vorläufer, um den Weg durch die vielen tausende zu bahnen; dann folgten zehn stämmige Teutonen, deren Fackeln in buntem Lichte sehr geschmackvolle Transparente mit der Inschrift: „Willkommen" bildeten; daran reihete sich die zahlreiche Liedertafel mit ihren wie eine Lyra gestalteten Fackeln, der sich wieder ein Musikcorps von 50 Mann anschloß; und den Schluß bildete endlich das Gros der ca. 500 Fackelträger. Vor dem Palais angelangt, sang die Liedertafel, treu ihrem alten Rufe, die schönsten deutschen Weisen. Nach dem zweiten Gesange wurde eine Deputation, angeführt von dem Kaufmann C. Valk in Adelaide, vorgestellt, um im Namen der deutschen Colonisten Süd-Australiens eine Addresse zu überreichen, in der es heißt:

„Wenn wir uns gleich mit den Interessen unserer neuen Heimat völlig identisch fühlen, so ist doch damit unsere innige Liebe zum alten Vaterlande keineswegs gewichen und wir benutzen diese Gelegenheit, unsern Gruß darzubringen, um so freudiger, als wir in Ew. Königlichen Hoheit den Erben eines deutschen Fürstenthrones bewillkommnen."

Der Prinz erwiderte:

„Es freut mich, daß die Liebe zu dem Lande Ihrer Geburt, die ja so mächtig und edel in aller Deutschen Brust schlägt, Sie nicht verhindert hat, dies große Land zu Ihrer neuen Heimat zu wählen, und ich gestehe, daß mir Ihre Adresse um so werther ist, als ich dereinst durch die engsten Bande mit Deutschland werde verbunden sein."

Die Liedertafel setzte dann ihre Gesänge fort. Der Prinz schenkte denselben seine vollste Aufmerksamkeit und mischte sich zuletzt unter die Sänger, um ihnen seine Anerkennung auszusprechen, wobei er die Aeußerung fallen ließ: „Ich schätze den deutschen Gesang über alles, aber mein Lieblingslied bleibt immer: „Auf, Ihr Brüder, laßt uns wallen." Kaum war's gesprochen, da erfüllten die Töne dieser Melodie die Lüfte des unvergleichlich schönen Abends.

Zehn Uhr war's geworden, als, heimischer Sitte gemäß, die Reste der Fackeln zusammengehäuft in hellen Flammen zu einem mächtigen Freudenfeuer emporzüngelten. Im Kreise umher standen die Deutschen und schlossen die Feier mit dem Liede: „Was ist des Deutschen Vaterland?"

Ein Colonist Südaustraliens.

Drahtkörbchen für Säuglinge.

Zu den zahllosen Vereinen, welche in Berlin für Zwecke aller Art bestehen, gehört auch der Verein für Familien- und Volkserziehung, und er ist in seiner Art einer der segensreichsten und nicht genug zu empfehlenden. Er will eine Reform der häuslichen Erziehung anbahnen und wendet sich deshalb an diejenigen, in deren Händen naturgemäß das Wohl und Wehe des Hauses und der Familie liegt, nämlich an die Hausfrauen und Mütter, indem er diese nach Stadtbezirken allmonatlich ein oder mehrere Male versammelt und sie durch Vorträge zu unterrichten und anzuregen sucht.

So hielt kürzlich in dem Bezirksverein der vor den Thoren liegenden Friedrichsstadt der Medicinalrath Levisieur aus Posen eine Vorlesung über die Behandlung der Säuglinge, welche in den weitesten Kreisen bekannt zu werden verdient, und die wir deshalb ihrem hauptsächlichsten Inhalt nach hier wiedergeben wollen:

Es hat sich herausgestellt, daß unter 100 Menschen nur etwa 35 sich eines gerade gewachsenen Körpers erfreuen. Aerzte, die den Recrutenaushebungen beiwohnen, und Schneider können am besten über dieses Uebel Auskunft geben. Ein ebenmäßig entwickelter schöner Körper ist eine Seltenheit. Künstler haben die größte Mühe, selbst nur einen Menschen zu finden, der ihnen für einzelne Glieder als Modell dienen könnte. Die Ursachen dieser auffallenden traurigen Erscheinung sind zum großen Theil in der Unwissenheit der Mütter und Ammen nachzuweisen. Die so häufigen Verkrümmungen des Rückgrats sind nicht blos der Schönheit, sondern in ebenso hohem Grade der Gesundheit und Lebensdauer der von ihnen betroffenen Menschen nachtheilig. Die Beseitigung ihrer Ursachen ist also eine Aufgabe, deren Lösung einen bedeutenden Einfluß auf das Wohl des Menschengeschlechts üben muß. Herr Levisieur wies an jungen Skelettknochen nach, wie zart und nachgiebig das Gerüst eines Kindes in seinen ersten Lebensjahren ist, und wie die übliche Art, mit Kindern umzugehen, geeignet ist, in allmählicher Entwickelung Mißgestaltungen hervorzubringen, deren spätere Heilung in orthopädischen Anstalten oft vergebens und fast nie ohne nachtheilige Folgen für die Gesundheit erstrebt werde. In Uebereinstimmung mit bekannten Forschern warnt der Vortragende vor der Wickelbinde und dem Steckkissen als vor Fesseln der Entwickelung und Stätten von Unreinlichkeit. Der leitende Grundsatz, nach dem jede Erziehung zu verfahren habe, ist nicht Beschränkung der Entwickelung, sondern Wegräumung aller Hindernisse, welche äußere Einflüsse der Natur in den Weg legen. Freilich müsse man die Entwickelung auch nicht voreilig befördern wollen und in vielbeliebter Weise das Kind zum Gehen anhalten, bevor noch seine Beinchen im Stande sind, den Körper tragen zu können. — Herr Levisieur zeigte und erklärte eine von ihm selbst erfundene Vorrichtung zur Aufnahme von Säuglingen, welche sich vor allen bisher gebräuchlichen durch Einfachheit und Zweckmäßigkeit auszeichnet. Dieselbe besteht aus einem flachen, den Linien des Körpers entsprechend geformten Drahtkörbchen von nur einem Pfund Gewicht, welches zugleich als Steckkissen, Wiege und Tragekorb benutzt werden kann und dessen Schwerpunkt so günstig liegt, daß selbst beim Herabfallen von der Höhe eines Tisches das in demselben befindliche Kind keiner Verletzung ausgesetzt ist. Zwei Gurte befestigen unterhalb der Schultern und über den Knien die Lage des Kindes, ohne demselben den nöthigen Spielraum zu mäßiger Bewegung seiner Glieder zu rauben. Die sinnreiche Vorrichtung kann mit Hilfe von Kettchen über dem Bette der Mutter aufgehängt und beliebig auf- und abgezogen werden oder auf dem Tische neben ihr stehen.

Wir empfehlen dieses Drahtkörbchen allen Müttern, denen das normale Wachsthum ihrer Kleinen am Herzen liegt. Gl.

*) Es ist bekannt, in welch verhängnißvoller Weise sein Besuch dort beinahe geendet hätte; die Colonisten sind über den Mordversuch der Fenier aufs höchste entrüstet.

„Schützet die Vögel!"

Mit diesem Rufe erhebt ein alter, wohlbekannter Freund der Daheimleser, Dr. Eduard Baldamus in Halle seine Stimme, um in diesem von Ungeziefer und Maikäfernoth besonders heimgesuchten Jahre ein nachdrückliches Wort für seine Lieblinge einzulegen. Nachdem er seit Bestehen des Daheim, das ihm hierzu jederzeit gern seine Spalten öffnete, durch Wort und Bild Unterhaltung und Belehrung über das Reich der gefiügelten Freunde des Menschen verbreitet hat, tritt er jetzt mit einem kleinen, sauber illustrirten Büchelchen unter obigem Titel hervor, das er zunächst den Berufsklassen widmet, welche vorzüglich zum directen und indirecten Schutz der Vögel befähigt sind. Der Verfasser sagt: „Dazu gehören vor allen Dingen die Lehrer in Stadt und Land, durch deren Beispiel und Unterricht für den Schutz der lieben, nützlichen Geschöpfe unendlich mehr geschehen kann, als durch die besten und strengsten Gesetze, die wir freilich zugleich mit lebhafter Freude begrüßen. Das sind ferner die Forst- und Jagdbeamten, von deren richtiger Kenntniß des diesseits für Forst- und Jagdschutz Wissenswerthen so viel abhängt. Endlich aber möchten wir das Buch auch gern in den Händen der Land- und Gartenwirthe wissen, denen ja an der Sache des Vogelschutzes ganz unmittelbar gelegen sein muß."

Wir aber, die Redaction des Daheim, empfehlen das Büchelchen unsern Lesern, die ein Herz und ein Auge für Gottes schöne Natur haben, die durch Beispiel und Belehrung auf die verständnißlose Masse wie auf die zerstörungssüchtige Jugend einwirken können. Der Schutz der Vögel ist eine brennende Frage: thue jeder an seinem Theile, was er kann! Der Preis des Büchelchens, welches sich zum Vertheilen durch Gutsbesitzer, Pfarrer, Lehrer &c. vorzüglich eignet, ist 10 Sgr. D. R.

Briefkasten.

Herrn Siemon Bro & Co. in Fort Wayne (Indiana, Vereinigte Staaten). Die von Ihnen uns zugesandte Summe für die

Nothleidenden in Ostpreußen und in Arenberg-Meppen

ist uns richtig zugegangen und sogleich expedirt worden. Ihrem Wunsche gemäß quittiren wir hier darüber unter Aufzählung der einzelnen Posten:

Sammlung für Ostpreußen durch Siemon Bro & Co, Fort Wayne Ind., 122 Thlr. 28 Ngr.; von Hrn. Pastor Sievers Gemeinde, Frankenlust Mich., 49 Thlr. 25 Ngr; von Hrn. Past. Wevels Gemeinde, Darmstadt Ind., 39 Thlr. 25 Ngr.; von Past. Zagels Gemeinde, nahe Fort Wayne Ind., 31 Thlr. 8 Ngr.; von Hrn. Past. Joz Gemeinde, Logansport Ind., 62 Thlr. 25 Ngr.; von Hrn. Past. Joz Gemeinde, Peru Ind., 19 Thlr. 13 Ngr.; von Hrn. Past. Schusters Gemeinde, Bremen, Ind. 29 Thlr. 3 Ngr; von einem kath. Priester, Delphi Ind, 1 Thlr. — Für Arenberg-Meppen sind eingegangen folgende Beiträge: von Hrn. Past. Sievers Gemeinde, Frankenlust Mich, 29 Thlr. 3 Ngr.; von Hrn. Past. Wevels Gemeinde, Darmstadt Ind, 9 Thlr. 20 Ngr.; vom Redacteur Sarninghausen 3 Thlr. — In Summa: 400 Thlr.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 6. Juni 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 36.**

Das Hexenmädl.

Eine Dorfgeschichte aus Oesterreich von August Silberstein.

(Fortsetzung.)

Waberl wußte wohl, wo Celests Baum stand. Dieser war gepflanzt, gleich vielen in den Gärten und Gründen der Bauern ringsumher, bei der Geburt des Kindes, des Sohnes, und war nun ein stattlicher, weitschattiger, reichtragender Apfelbaum. Er stand nicht fern von dem des Vaters, welcher auch in diesem Hause geboren war und dem seine freudigen Eltern auch einstens in diesem Garten den Baum gepflanzt. Er war einer der stattlichsten, mit kräftig sich streckenden Zweigen und einer starken Rinde.

Und das Mädchen sah, gleich anderen Dorfbewohnern, sehr wohl, zur Zeit als die Prandnerin starb, die Stühle nach altem Brauche umgekehrt an den Bäumen stehen. Sie wußte, daß einer vom Hause an die Bäume gegangen war und ihnen leise zugeflüstert hatte: „Die Hausfrau ist gestorben!“

Ebenso ward dann dem Bienenstocke leise das Ableben eines Hausgenossen und erst recht das der Hausfrau gemeldet!

Es ist doch ein gewisses bezwingend Rührendes in diesem kindischen und kindlichen Aberglauben!

Der Baum, der mit uns wächst, der für uns lebt, der an Haus und Grund gefesselt ist und rastlos seine Säfte treibt, nur für uns — er ist ein Leben im Hause und es wird ihm Freud' und Leid gemeldet, namentlich welches jene betrifft, die mit ihm entstanden, an deren Leben das seine geknüpft ward.

Der Bienenstock, frei in seinem Schwärmen nach aller Ferne und Weite, aber dennoch treu wieder einkehrend und freundlich am Hause haftend, lebend und zeitlebens da, arbeitend und rastlos treu zum Besten schaffend, so klug und sorgsam verständig im eigenen Haushalte — eine Hausarbeiterfamilie; — das Menschenherz wird doch so eigen gerührt, selbst bei dieser kindisch und kindlich treuen Meldung!

Der Mond war im Abnehmen und seine Sichel stand scharf und hell in dem tiefblauen, sternenbesäeten Himmel.

Allabendlich ging der Prandner nun in den Garten und stellte sich in einen tiefen, laubverdeckten Schatten, um zu erspähen, ob das Waberl komme und die Lieb' vergrabe.

Die Helle drang durch das Gezweig der Bäume und zeichnete jedes scharf von der durchsichtigen Luft ab. Die Baumschatten lagen schwarz über dem lichten Grase dahin und einzelne weiße Blumen schienen zu leuchten! Gaukelnde Leuchtkäferchen hefteten sich zuweilen an einen dunklen Baumstamm oder setzten sich in eine schattige Grasstelle, daß die Unkrautblätter und Halme rings umher märchenhaft beglänzt waren.

Der Prandner kam sich hier zuweilen selbst wie ein Zauberer vor und er meinte still in sich, wenn einer kein Hexenmeister ist, so könnte er leicht in Versuchung kommen, es zu werden!

Er stand einen Abend, er stand und schlich und rauchte und sann allerlei bewegend Zeug in diesem mondbeleuchteten Garten auch zwei Abende vergebens.

Aber er ließ sich's nicht verdrießen, ein-, zweimal umsonst gegangen zu sein und vergebens geharrt zu haben. Die Worte „Ich ... will!“ der Ton des Mädchens, flößten ihm immer von neuem festes Vertrauen ein — er kehrte mit seinem gut beschlagenen und zugedeckten Pfeifchen wieder an seine Guckaus-Stelle! —

Und in der dritten Nacht, zur Zeit, als die letzten Verspäteten schlafen gingen — da raschelte es im Grase — da sah der Prandner im Mondenlichte leise und langsam eine Gestalt herbeikommen.

An der lichten Stelle, welche der ungeschlossene schattige Zaun offen ließ, in dem weißen Pfad, welchen das Mondlicht über den Eingang und in den gebahnten Mittelweg hereinwarf, stand sie.

Sie stützte die eine mit dem weißen Linnenärmel leuchtende Hand an dem dunklen Zaun.

Sie war's, das arme Waberl!

Sie stand einen Augenblick wie verwirrt, wie, um sich im nächtlichen Garten zurechtzufinden.

Dann, als wäre sie sich des Zieles und der ganzen Oertlichkeit genau bewußt, schritt sie den leuchtenden Weg entlang, in welchem sie von den Schatten der nahestehenden Bäume nur wie zitternd im Vorüberstreifen und nur secundenlange bedeckt wurde.

Und sie wendete in eine Grasfläche ein und schritt ganz genau zu des Celest Baum.

O, sie kannte den lieben Baum von früher! Der Celest hatte oft von ihm gesprochen und sie gefragt, ob sie ihn wohl recht betreuen würde, wenn sie im Hause wäre? Wenn er abstürbe und vergehen würde, thäte sie auch meinen, daß es bald um den Celest selbst geschehen wäre? Und sie hatte sich im Geiste ausgemalt, wie viel Liebes sie dem Pflegling erweisen wollte und wie süß und lieblich erst dann die ihr schon wohlbekannten Früchte des Baumes munden würden!

Jetzt ging sie zu solchem Werke, in solchem Herzleide zu dem Baum, zu des Celest Baum!

Der Prandner sah sie hinschreiten.

Er zählte fast die Schritte. Das Pfeifchen im Munde schmauchte nicht gar so gut, ja, es drohte auszulöschen.

Er sah auch, wie das Mädl einmal in der Nähe des Stammes stehen blieb und die Schürze hob — sie weinte darein!

Die Mondsichel sendete ihre Strahlen von der einen Seite, woher das Mädl gekommen war, so daß ihre Bewegungen ganz sichtbar blieben.

Der Prandner sah, daß sie etwas aus dem Busen ziehe. Wohl, es waren die Früchte und Kräuter, die er gerathen, Dinge, die in der Liebe und in der Zauberei immer gebraucht werden.

Er sah sie niederknieen — er sah sie beten!

Fest mußte er jetzt aus dem Pfeifchen dampfen, daß es nicht verlösche, daß die Zähne fester an einem harten Dinge schlossen, nach welchem es sie gelüstete und damit er noch an etwas anderes denke, als an das Waberl und an ihre Liebe, die sie vergraben ging!

Es wurde ihm ein bischen weich im Gemüthe.

Dem Waberl war es aber ganz anders!

Als sie das Fliederhölzchen nahm und die Erde an dem Stamme aufschürfte, da rollten ihr die Thränen heiß und schwer hinab. Sie dachte, wie viel besser wär' es, sie grüben im nahen Friedhofe, mit großen Spaten, ihr ein Grab und legten sie hinein, als daß sie hier ihr Liebesglück, ihr eigentliches Herz und ganzes Glück in die Erde lege, zum Vergehen, zum Verwesen!

Sie stützte ihre Stirn an dem rauhen Stamme des lieben Baumes. Ihr war es, als legte sie sich, wie sonst, an Celests Brust! Der Baum war ihr fast der Geliebte selbst, er hieß nach ihm — es war ein gleiches Leben — ihre vergrabene Liebe sollte sein Wachsthum, seinen Fruchtreichthum und sein Leben nähren, indem sie vergeht. Sie drückte mit beiden Händen unwillkürlich den Stamm.

Dem Prandner schien es, als hätte sie ihn umarmt und gar geküßt. Oder habe er etwas Feuchtes in den Augen, das ihn ganz und gut zu sehen hindere?

Er wischte mit einer Handfläche rasch über die Augen, sagte sich aber dabei, daß er nur Staub und flimmernd Zeug, das ihn in der Nacht hier angeflogen, von dort entfernt habe!

Waberl grub das Grübchen ganz — sie flüsterte — der Prandner hörte ihr unterdrücktes Schluchzen:

„Lieb', ich hab' dich,
Lieb', ich vergrab' dich —
Vergeh mir vom Herzen,
Mit Treuen und Schmerzen!"

Sie scharrte Erde über das ins Grab Gesenkte, sie legte ihre Hände auf die deckende Erde, als hätte sie dieselben einem Theuren segnend aufs Haupt gelegt, und flüsterte leise ein Gebetlein, daß ihr Gott helfen und sie erlösen möge von dem Leide, von der Liebe, die vergebens, und daß wenigstens der, den sie liebe, dadurch glücklich und zufrieden werde, im Leben und über die Stunde des Absterbens!

Sie erhob sich, sie drückte im Gehen eine Hand auf das Herz, als müßte sie dort eine Todeswunde pressen, um das verrinnende Leben noch einen Augenblick zusammenzuhalten, damit sie nur noch von dieser Stelle komme, oder als spüre sie jetzt, wie das fühlende Herz erstarre zu einem schweren, schweren Klumpen von Stein! —

Sie wankte hinaus aus dem Garten, sie sah nicht zurück, so sehr sie sinnend auch stand und ihr Fuß ein Weilchen zögernd blieb — ihre lichte Hand hielt sich noch einmal an dem dunklen Zaune — sie ging von dannen! Der Prandner zog fest am Pfeifchen!

Er mußte immer fest ziehen, daß es nicht verlösche. Er sah, wie fromm, wie ernst dies das Mädl nahm und that! Er spürte ein Erschüttern, wie er es nie zuvor verspürt im Herzen, er begann sich Vorwürfe zu machen, daß er mit Heiligem Spott treibe, daß er Aberglauben mit Gebeten, daß er Herenthum mit einer kindlichen, unverdorbenen Seele in Verbindung brachte. Und er schien sich jetzt ernstlich nicht besser als der Wurzenmann! — Nicht besser?

War denn der Wurzenmann schlecht? War denn der Wurzenmann nicht ein armer Bursche gewesen, mit dem man auch Spott getrieben, bis er sein helles Geisteslicht verlor?

Der Prandner biß fest in das Kernmundstück der Pfeife, es knackte fast unter seinen Zähnen.

Der Wurzenmann glaubte in seiner Armseligkeit des Verstandes an das, was er that. Der Prandner spottete und benutzte das Verspottete schlau zu seinem Nutzen!

Das rief sich ihm im Gewissen wach und zur Bewußtheit.

Der Wurzenmann war ja auch vom Prandner einst angereizt, das Blüml zu holen. Der Prandner hatte das Annerl geheirathet, das dem Wurzenmann gehören sollte! — —

Der Prandner ging rasch aus dem Garten und seinem Hause entgegen, der Schmerz in der Schulter machte sich recht fühlbar, wie seit Tagen nicht!

Er hatte rasche, rasche, aber doch nicht sichere, feste Schritte!

Vor seinem Auge malte sich immer, was er auch vornehmen und versuchen wollte, immer wieder das Mädl, das Mädl, welches die Liebe nächtlich vergrub und dann mit ihrer Hand das Herz hielt!

XII. Behert oder nicht?

Die Gesellschaft am Ehrentische der Gaststube bemerkte wiederholt das Fehlen eines der muntersten und ansehnlichsten Genossen.

Man frug nach dem Prandner.

Der eine wollte ihn in seinem Hausgarten beim Vorübergehen bemerkt haben; der andere meinte, er sei krank; der dritte hatte von Hausleuten des Prandner gehört, er sei ganz närrisch und dennoch verstört über seinen Sohn, vermuthete daher, daß er deshalb nicht komme und Red und Antwort scheue.

Sodann gemahnte wieder ein anderer an die verlorene Wette zwischen dem Vorauer und dem Prandner, von der ihnen doch erzählt ward, und es wurde die Frage und Vermuthung laut, ob etwa der Prandner das Bezahlen des verlorenen Eimers scheue, der hier vertrunken werden müßte?

Den Vorauer, als Gewinnenden, ging die Sache zumeist an, und er sollte sowohl über den Freund als das Eimerchen Rede stehen. Vorauer bekannte, daß er keine rechte Auskunft zu geben wisse. Was aber den Trunk betreffe, erklärte er sich außer allen Sorgen. Der Zimmermann habe seine Sache nicht recht gemacht, der Prandner habe dies erkannt und zugegeben, es sei ihm gar nicht eingefallen, die Wette abdisputiren oder vernichten zu wollen. Es könne sich also noch gar nichts geändert haben, und der Prandner sei noch immer der Mann gewesen, das Wort zu halten, das er gegeben! Also keine Sorge um das Eimerchen. Aber den Bauer heimsuchen wolle er doch und zusehen, daß das Vergnügen vor sich gehe, denn es werde immer heißer und der Durst wachse mit den Halmen im Felde!

„Recht hast Du, Vorauer!" ertönte es von allen Seiten, und es wurde ihm von mehreren heiter wetteifernd versichert, daß jeder versuchen wolle, am stärksten gerade auf seine, des Vorauers Gesundheit zu trinken!

Bald erschien also der Mann am Hause des Freundes und sah nach, was denn mit demselben sei, was ihn gehindert, die alte gewohnte Gesellschaft zu besuchen, die ihn entbehre und vermisse.

Prandner wirthschaftete im Hause umher, und dem Auge des schlauen Dorfnachbars entging es nicht, daß der Mann innerlich nicht recht froh sei, daß ihm etwas am Gemüthe zehre, und er so zu sagen einen Wurm im Herzen trage.

Vorauer wollte scherzen und versuchte, die Rede auf das Eimerchen zu bringen, das recht viele Lust und heitere Stunden in die Stille und Gleichförmigkeit der Arbeitstage bringen sollte.

Prandner sagte, das habe Zeit und ganz gute Weile. Es dränge doch nicht! Man fürchte doch nicht etwa, er sei der Mann nicht, sein Wort zu halten? Er verstehe solches Drängen nicht! Und daß sich die Leute doch gleich in aller Angelegenheiten dreinmengen und was das für ein Drängen wäre — und derlei mehr!

Kurz, der Mann war mürrisch, recht mürrisch und vermochte dies nicht zu verbergen.

„Ja," sagte der Vorauer erstaunt, „jetzt red doch nur einmal und sag, was Du hast! Du bist gar nicht der Alte mehr! Wenn ich sonst gekommen bin, hast mir die Hand entgegengestreckt, so weit Du nur auslangen kannst. In frühern Tagen hast Du uns immer

aufgesucht und warst unser lieber und fröhlicher Kund! Jetzt siehst Du aber aus, als hätten Dir die Hühner Dein ganzes Brot weggefressen, oder die Tauben auf dem Dach Deine ganze Scheuer davongetragen! Prandner, sei aufrichtig, Dir nagt etwas am Herzen, Du magst Dich verstellen wie Du willst und magst so thun, als ginge es Dir gar nit tief; aber daß der Celest fort soll und Du Deinen einzigen Sohn verlieren mußt, das will Dir nicht so leicht vom Herzen, wie eine verlorene Wette! Prandner, Du könntest Dir's noch überlegen!"

Dieser sah ihn mit einem flüchtigen, aber festen und tiefdringenden Blicke an, als hätte er dessen ganzes Inneres erforschen und die Denk- und Sinnweise des ganzen Dorfes damit herauskennen wollen.

„Nun weißt!" fuhr Borauer fort, gleichsam die Wunde berührend und prüfend, da er in der Folgerung über die Angelegenheit noch nicht ganz klar war, „weißt, beim Ausmarsch wäre die gute Gelegenheit für den Umtrunk. Es währt nur noch kurze Weil, dann hat der Urlaub ein Ende, müssen die Bursche endlich ganz fort und in die Kasern'. — Oder . . . oder . . . Prandner, lassen wir's doch herumgehen zu etwas anderem, ganz anderem? Du verstehst mich?"

Er meinte damit die Hochzeit des Celest, und der sonst recht trockene, lange, hagere Mann verzog dabei die Lippen ganz eigenartig verschmitzt und höhnisch.

Jetzt war er der Fröhliche, an Stelle des Prandner, welcher es in früherer Zeit immer gewesen, und die Art hatte ganz gewechselt.

Der Prandner wollte auf diese Richtung des Gespräches gar nicht eingehen. Er vertröstete nur auf die Zeit, und er hoffe, der Durst werde gar nicht verloren gehen, es eile gar nicht und das Eimerl werde noch immer zurecht kommen!

„Sage mir, wie steht es mit Deinem Weizen auf dem Waldacker?" frug er plötzlich und wendete hiermit das Gespräch zu etwas ganz anderem, das Frühere damit abbrechend.

Die beiden Haus- und Wirthschaftsmänner gelangten rasch in Verhandlungen über Wetter und Saat, über Grund- und Bodenbeschaffenheit hinein. Sie hatten sich beide darin so vertieft, oder des Prandners Absicht, den Mann darin ganz zu halten, war so gelungen, daß von nichts anderem mehr die Rede sein konnte, und so schied der Borauer nur mit der Aufmunterung, daß der Nachbar nicht so „seltsam werden" solle, das heißt „selten", und war bald zum Hause hinaus.

Des Borauers Wirthschaft lag in dem diesseitigen Theile der Ortschaft. Prandner sah ihm nicht nach, sein Auge war fast unwillkürlich nach der entgegengesetzten Seite gerichtet. Der Mann, mit den Erinnerungen an die Brücke, mit seiner Mahnung an den verlorenen Eimer, den Ausmarsch, die trübe Laune und Seltsamkeit, hatte gerade noch gefehlt, um das Maß im Innern des Prandner voll zu machen!

Hatte dieser gemeint, durch Hausarbeit auf andere Gedanken zu kommen, so stand das Mädchen, die Liebe und der Sohn, der Garten im Vollmond, und das arme wankende grabende Kind — all dies wieder vor dem Blicke des Prandner im Sonnenschein — als wäre gar nicht Tag!

Er legte das Arbeitsmesser, mit dem er an den Bäumen und Sträuchen schnitt und richtete, aus der Hand — es ging nicht mehr!

Er trat zu etwas anderem hinzu. Er kam an den Winkel, in welchem ein Wagen stand. Er erinnerte sich und sah sogleich, daß diesem etwas fehle; es kam ihm ins Gedächtniß, daß der Schmied das Stück Arbeit schon tagelange bei sich, aber noch nicht gefertigt habe.

Der Schmied wohnte am andern Ende des Dorfes, an jenem Ende, in dessen Nähe auch das Häuschen der Lindgarterin lag, vor welchem man sogar vorbei mußte, um dahin zu gelangen.

War der Weg zum Schmied wirklich so dringend nöthig, daß Prandner den Weg nach jener Richtung einschlug, oder war es ein anderes Drängen und Treiben, welches ihn dahinzog?

Es war recht gut, daß der Schmied seine rußige Werkstätte an jenem andern Dorfende hatte, wo man an der Lindgart-Häuslerin vorüber konnte, ja fast unausweichlich mußte!

Es hätte ja der Prandner gar nicht gewußt, wie man an das Stückchen Gitter und Zaun gelange, hinter denen das Häuschen stand und hinter denen das Mädchen sein mußte, das er sonst nirgends fand und nirgend anderswo zu finden vermuthen konnte, aber doch so gerne sprechen und über jene Nacht und die Folgen und das Jetzige befragen mochte! Es trieb ihn immer wieder, nach ihr zu sehen.

Sollte der Wurzenmann dennoch mit seinen Mitteln irgend eine Macht haben, und gehe es mit ihm, dem Bauer, dennoch wirklich abwärts? Ist diese Launenhaftigkeit und Weichheit nicht schon ein Verkommen, ein Abnehmen, wie der Saft in einem Baume?

„Dummes Zeug!" antwortete der Ueberlegende sich selbst, sein eigenes Gemüth dabei aufzurichten suchend. Wenn solche Mittel helfen, so muß ja wirklich jetzt die ganze Sache zu Ende sein — nicht der Prandner geschädigt, der doch das Päckchen habe, welches in der Tiefe des Grundes unter dem Wasser liegen sollte — dafür aber die Liebe wirklich begraben, vergessen, und alles in Ruhe sein, als läge der Celest noch in der Wiege und wäre das Mädchen vielleicht noch gar nicht geboren!

Er hätte dies Mädchen so gerne gesprochen und trotz erneueten Versuches, die Begier niederzuhalten, dasselbe so sehnlich über das Bewußte, Geheimnißvolle still und heimlich befragt!

Der Prandner, schon zaghaft an den Hausraum gelangt, hatte aber gut suchen und lauschen!

Er guckte durch Spalten und Buschwerk — bald über ein Gitter, bald unter einen Baum. Vergeblich. Er ärgerte sich beinahe schon, daß er, ein angesehener Mann, da herumschleichen und forschen müsse nach einer armen Dirn, und beinahe war es schon rechthaberischer Trotz, der ihn dazu trieb, wieder da und dort zu lugen, als widerstände ihm bloß das Mädchen und habe er ein Recht, sie vorzufordern, daß sie ihm stehen und Rede und Antwort geben müsse!

Aber das arme Dirnl konnte ihm nicht begegnen.

So wie er verborgen war, als sie ihn vorher schweren Herzens aufsuchen wollte, so war sie jetzt an die enge, stille Stube gefesselt, aber weit ernstlicher! Nicht die kalte Zugluft an einer Brücke über dem Wasser war schuld, doch ein mehr Tiefdringendes und Erschwerendes!

Jene Nacht hatte dem Mädchen ein Leid zugefügt, das der leiblichen Uebel alle Zeichen und doch keines derselben recht an sich hatte. „Awlechtig" sagen die Leute und bezeichnen damit ein wesentlich Leid, das den Körper ganz herabbringt, aber kein bestimmtes.

Das Mütterchen kam frühmorgens an Waberls Bett und sagte: „Na, Dirn, magst nit aufstehen? Es ist schon spät und alle Hähn' haben schon gekräht!" Aber die Dirn hatte ein so verstörtes Gesicht und regte sich so schmerzvoll, daß die Mutter besorgt weiter frug: „Was hast denn?"

Das Mütterl ging dann in die Küche und kochte einen bittern Thee. Sie gab der Tochter drei Gewürznelkchen, die sie vom Krämer sorgsam geholt, zu kauen. Das Mädchen that alles willig, um sich zu helfen oder helfen zu lassen, und wehrte sich gegen nichts — aber dem Waberl wurde doch nicht wohl!

Mühsam erhob es sich vom Bette, denn es wurde angstvoll überkommen, als müßte es in diesem Bette ganz bleiben und könnte nimmer davon weg, nur vielleicht in einem Sarg. Und mühselig ging es an die Tagesarbeit.

Das Herz war ihr so schwer wie Stein! — Es war ihr, als verhärte es sich und fühle sie es doppelt so groß als sonst!

Sie konnte der Mutter nicht sagen, was geschehen und was ihr fehle! Sie hatte kein rechtes Körperleid und war doch recht siech! Sie vermochte nur schwer laut und fest zu sprechen.

Der Prandner gab indes auf seinen Celest recht Acht, daß dieser die Hexenkur nicht verstöre und etwa im heimlichen „Fensterle" und verliebten Beisammensein ein Herz lebendig mache, das für ihn todt sein solle!

Der Bauer hatte merkwürdiger Weise in diesen Tagen beim Schmied so viel zu thun, wie seit lange nicht; und wer ihn heimlich beobachtet hätte, der würde auch wohl gesehen haben, wie er sich an einem bestimmten Gitter und Zaun und Fensterchen, im langsam bedächtigen Vorübergehen streckte, und wie er die Augen vergrößerte, um nur recht zu sehen!

Dort, an rechter Stelle, sah er auch einmal das Mädl sitzen, auf einem Schemel, so blaß, so blaß!

Sie saß in der Sonnenseite. Und sie that so, als müßte sie sich wärmen, in dieser Hitze, welche doch dem Prandner fast unerträglich war und Schweiß auspreßte.

Und ihren Bruder, den Urlauber sah er um sie herum beschäftigt, gleichsam Waberls Willen belauschend und ausführend.

Man ist nur so nachsichtig und rücksichtsvoll gegen schwer Leidende, welchen man keine Aufregung, nicht den geringsten Aerger zu dem vorhandenen Leid hinzufügen will.

Wenn dieser Urlauber nit da gewesen wäre — der Prandner wäre so gern hineingegangen!

Und der Schmied machte sonderbarerweise abermals etwas nicht recht und bekam abermals mit dem Prandner persönlich zu thun. Im Hinwege sah dieser richtig die alte Lindgarterin nach Gras gehen, und den Hannes hatte er schon eine Stunde zuvor auf dem Wege zum Walde bemerkt, wohin dieser ging, um eine Bürde Klaubholz heimzubringen.

Es war Abend und die Sonne ging röthlich nieder, lange Schatten über die Erde legend, gerade wie damals, als das Mädchen zum ersten Male beim Wurzenmanne war und ein Heilmittel suchte, aber Unheil fand und erntete.

Da, um die Abendzeit, nachdem der Prandner die störenden Personen ferne wußte, faßte er sich ein Herz, rückte an dem Holzriegel im Thürchen und schlüpfte — indem er sich gleichzeitig sorglich umsah — ob ihn niemand bemerke — rasch in das Point (Vorgärtchen) der Lindgarterin, und von da weiter in den Hausgarten, wo er das Mädl wieder sitzend bemerkte.

Diese erschrak wie eine böse Sünderin, als sie den Bauer kommen sah, und ihr war es, als müsse sie um Hilfe oder nach der Mutter rufen.

Aber sie erinnerte sich wohl, daß niemand mehr im Hause sei, und sie schlug die Augen nieder und schwieg.

„Grüß Gott!" sagte der Prandner zu dem Waberl und setzte sich auf einen Wassereimer, der in der Nähe stand.

Kaum halblaut sagte das Mädchen das Gleiche, ihre Lippen zitterten leise, als schwebe etwas darauf und sollte doch nicht gesagt sein.

„Wie geht's Dir denn?" — Das Mädl schwieg.

„Sag mir's grad' aus: Bist Du deine vergrabene Lieb' los? Ist sie Dir ganz vom Herzen?"

Das Mädl hatte und fand keine Worte, vergeblich mochte sie um solche ringen, sie hob jetzt die Schürze mit beiden Händen und senkte das Haupt darein, es sank tief und schwer hinein und hinab. Ein Schluchzen beantwortete alles!

„Also nicht, und es hat nichts geholfen!" sagte der Bauer fest, gleichsam grob gegen sich selbst und gegen die andere.

„Und was spürst Du denn?" frug er neugierig, doch wie zornig und unwirsch über sie, sich und die Welt.

Das Mädchen hatte abermals keine Worte; nachdem sie die weißen Oberzähne über die Unterlippe preßte, griff sie mit einer Hand nach dem Herzen — dies deutete und bedeutete alles!

„Also, es ist alles, wie es war?" frug der Prandner.

Sie schlug die großen dunklen Augen auf und sah ihn an, so bittend, so wehmüthig, als solle er es vergeben, nach allem was geschehen, sie könne doch nicht anders!

Der Prandner wollte auch reden und konnte nicht, die Zunge und die Augenlider zuckten — er kam weder zu Worten, noch zu anderem — er erhob sich rasch und sagte nichts und ging mit großen Schritten spornstreichs aus dem Garten und zum Zaun hinaus!

Sein Schatten streifte lange noch über den Zaun und auf das Gartengras herüber.

Von da ging er so rasch weiter, als verfolge ihn etwas. Und als er nach einer Weile in der langen Hauptgasse angelangt war und zu seinem Hause kehren wollte, da sah er gerade den Wurzenmann, seltsam „aufgesträußelt" (mit Blumen und Grün geziert) quer über den Weg schreiten.

„Auch das noch!" rief Prandner unwillkürlich aus.

Er konnte im Grimm und Weh nicht rasch genug davon eilen!

XIII. Alte Kameraden.

Friedliche Zeit war's. Die Heere marschirten auf den Feldern in ungeheuren Zeilen auf. Aber dies geschah nur, um der Wachsamkeit und Ordnungsliebe des Commandirenden zu entsprechen. Die Regimenter putzten an ihren Uniformen, Waffen und Wehren und exercirten, um jeder kommenden Gefahr trotzen zu können. Aber so dringend war diese nicht, daß man die Rekruten Knall und Fall von daheim hätte losreißen müssen und daß man den Bitten der Eltern und Angehörigen daheim nicht nachgegeben hätte, welche die Recruten noch einige Zeit behalten und Urlaub für ihn haben wollten.

Unter den Bittenden war auch der Prandner. Er hatte dies schlau gemacht und mit dem Bürgermeister verabredet. Er sagte nicht, er möchte seinen Celest daheim behalten, sondern ließ die Eingabe so abfassen, daß sie ausdrückte, die Arbeiter seien sämmtlich jetzt im Dorfe so dringend nöthig, daß die ganze Gemeinde bäte, die Pflichtigen noch einige Wochen daheim behalten zu dürfen. Somit hatte er für alle, aber darunter auch für seinen Mann gebeten, und das Ganze gewann noch einen Anstrich, als sorgte der Prandner für das öffentliche Wohl und liege ihm dies zumeist, mindestens so wie das eigene, am Herzen! — Er hatte wohl auch dafür gesorgt, daß der Celest nicht freie Zeit habe, um etwa auf Seitenwegen zu gehen und wieder hinter Hecken und Zäunen, kurz irgendwo ein Stelldichein mit einem gewissen Mädchen zu haben.

Ja, wo der Prandner einen Weg wußte für jemanden, der in die Ferne sollte, da wählte er seinen Sohn dazu.

Dieser aber weigerte sich merkwürdigerweise niemals, versuchte keine einzige jener Ausreden, welche der Vater erwartet hatte und zog ruhig, wohin derselbe es gewünscht. Alle sorgfältigsten Nachforschungen und Absendungen von Aufpassern ergaben auch nicht, daß Celest etwa heimlich zurück- und eingelenkt, kurz, daß er den geringsten Anlaß genommen hätte, in dem Häuschen am andern Ende des Dorfes einzukehren und mit der Ruhe dort auch jene daheim zu stören.

Konnte der Bursche sich verstellen, oder war eine Wandlung in ihm vorgegangen?

Sollte der Vater fragen, die Sache besprechen und von neuem aufregen? Das schien ihm denn doch gefährlich. In all seiner Neugierde entschloß er sich daher, die Tage so dahin gehen zu lassen; was werden solle und kommen müsse, werde schon kommen!

Im Aeußern war alles ruhig, innen aber tief bewegt.

An einem dieser ruhigen Tage schritt der Bürgermeister zu dem Hause des Prandner. Er trug ein Buch unter dem Arm, dessen ungewöhnliche Größe darauf schließen ließ, daß es zu keinem Hauszwecke, sondern zu einem außerordentlichen Geschäfte ausersehen sei.

Es war ein Amts- und Gemeindebuch. Zwischen den Blättern lagen aber noch allerlei große Bogen gefaltet und eingeklemmt, so daß das Buch neben seinen Einschüssen auseinanderklaffte und dem Bürgermeister das Ansehen eines seltsamen Gelehrten gab.

Die Leute, an denen der Bürgermeister vorüberschritt oder die aus den Fenstern sahen, grüßten ihn nochmal so ehrfurchtsvoll; sie dachten bei solchem Anblick gleichzeitig an Steuern und Geheimnisse, die ihnen offenbart werden sollten, von denen sich aber nur selten etwas Freudiges erwarten läßt, und die somit dem schon eingeweihten Amts- und Bürgermeister eine anregende Bedeutsamkeit gaben.

Der Bürgermeister frug den Knecht, welcher eben nahe dem Eingange in Prandners Hof frischen Hafer reuterte, ob der Bauer daheim sei; und der Knecht wies nach dem Hausgarten, wo ein Mann in blanken Hemdärmeln auf- und abging und sich an den Obstbäumen und Bienenstöcken Beschäftigung machte. (Fortsetzung folgt.)

Kunst und Künstler.

VI. Meister Johann Wilhelm Schirmer. Skizze von Emil Frommel.

Vier Jahre sind am 11. September v. J. schon ins Land gegangen, seitdem in seinem Atelier, inmitten seiner letzten Bilder, zwischen grünen Lorbeerbäumen des Meisters Sarg aufgeschlagen war. Noch sehe ich ihn drin ruhen im weißen Sterbekleid feierlich ernsten Antlitzes. Auf der gewölbten ausdrucksvollen Stirne lagerte ein milder, heiliger Friede, zu dem der Palmzweig in seiner Rechten den Commentar bildete: „Er hatte gekämpft und überwunden." Ein reiches und bewegtes Leben hatte sich geschlossen. Aber — „er ist gestorben und lebet noch." So lange es noch Menschen geben wird mit einem Ohr für die geheimnißvolle Sprache der Natur, die auch eine Priesterin Gottes ist — so lange in Deutschland Sinn und Verstand für deutsche Kunst nicht ausstirbt, wird man auch seinen Namen unter den besten nennen.

Das Talent Willes bietet uns in der vorliegenden Nummer eine freilich nur kleine Probe Schirmerscher Kunst, die dazu im Holzschnitt des Schmuckes der Farben entbehrt —



Waldeinsamkeit.

Nach einem Gemälde Joh. Wilh. Schirmers auf Holz gezeichnet von A. Wille.

der sinnende Beschauer wird aber auch aus der Klaue den Löwen erkennen, wenn er sich liebend in die Composition versenkt. Wir sind im Waldrevier: Nun stille nah und fern! und doch ist's nicht die Stille des Grabes, das wonnige Sonnenlicht bricht lebensvoll durch die Zweige. Es ist kein finstrer Wald, kein Schlupfwinkel für Räuber und Mörder — aber seitab von der staubigen Landstraße liegt er da, mit seinem spiegelhellen Bach und stillfließendem Wasser ladend zur Erquickung nach heißem Tagewerk. Ist's Meister Schirmer selbst, der Pinsel und Palette weggelegt und seine eigne Skizze zur traulichen Badkammer gemacht? Wie fein die Linien, die Gegensätze von Licht und Schatten und die malerische Totalwirkung! Auch ein Künstlerdaheim in der Waldeinsamkeit voll Ruhe, voll Leben!

Es war etwa im Jahre 1854, als ich Schirmer kennen lernte. Im nothdürftig überdachten, vor Jahren halb abgebrannten Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu Carlsruhe war ihm die Dienstwohnung bei seiner Uebersiedelung von Düsseldorf angewiesen worden. In diesem Denkmal vergänglicher Größe, den ehemaligen Salons der Diplomaten, sah ich ihn zum ersten Male. Hätte er ein Schurzfell und einen Hammer statt des Pinsels und der Palette in der Hand gehabt, ich hätte geglaubt, meinen alten Freund, den weiland Peter Vischer von Nürnberg, zu sehen. Eine volle, nicht große aber gedrungene Männergestalt mit starken Zügen, nicht eben schön aber um so mehr charakteristisch zu nennen, trat mir entgegen. Auf der hohen, über den Augen stark gewölbten Stirn, lag Nachdenken und sinniger Ernst, in dem Gesichte viel Bonhomie, wiewohl die feinen Lippen trotz des Schnurrbarts eine gewisse Schalkhaftigkeit, wenn nicht Schärfe verriethen. Ein dichter Urwald von vollem, ins Graue spielendem Barte bedeckte Wange und Kinn. Dies ganze Ensemble mag es ihm wohl eingetragen haben, daß man ihn in Düsseldorf kurzweg „den dicken Schirmer" nannte. Er reichte mir eine ganz respectable Hand hin, die zu ihrer Zeit einen wallensteinischen Korbsäbel ebenso leicht geführt hätte als jetzt den Pinsel. Ein kurzer, weiter Sackpaletot gab dem Ganzen die gehörige Abrundung. — Was damals zwischen uns beiden verhandelt ward, weiß ich nicht mehr. Nur der erste frische Eindruck einer leicht erregbaren, aber durchaus gesunden und kräftigen Natur, die allem Weichlichen, Gesuchten und Ueberspannten grundfeind war — blieb mir auch durch die folgende Zeit, in der ich mit ihm bis zu seinem Tode verkehren durfte.

Im Gespräche war Schirmer lebhaft, oft naiv wie ein Kind, zwischenhinein auch einmal aufbrausend und derb. Und doch zog wieder so viel Gutmüthigkeit, Arglosigkeit und Herzlichkeit durchs Ganze, daß man ihm nicht ernstlich böse sein konnte. Bisweilen konnte er, besonders in größeren Gesellschaften, stumm da sitzen oder, je nach Laune, auch zum enfant terrible werden, das dann entsetzliche Dinge in aller Kindlichkeit plauderte. Auf allen Gebieten des geistigen Lebens zu Hause, interessirten ihn Staat, Kirche, Literatur, Musik in gleichem Maße. Besonders für letztere hatte er ein feines Ohr und Mendelssohn hat sich und ihn geehrt, als er ihm den 114. Psalm: „Da Israel aus Egypten zog" dedicirte. — Sein Urtheil war im strengen Sinne kein kunstgerechtes, es quoll vielmehr aus unmittelbarer Anschauung der Dinge. Durch richtigen Instinct geleitet fand er oft das Rechte, und konnte getrost mit Hans Benedix lobesam sagen:

„Was ihr Gelehrten auf Schulen erwerbt,
Hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt."

Er rang zwar wohl mit dem Ausdruck, aber setzte dann, ein ächter Maler auch im Wort, Farbe auf Farbe auf denselben Fleck, bis die Sache stimmte. Da konnte er denn zuweilen unendlich drollig werden, wie auch in seinen kurzen, derben Antworten. Unvergeßlich wird mir's sein, wie er einer feingebildeten Kaufmannsfrau, die die Bilder der Maler, die doch in kurzer Zeit gemalt seien, dafür sehr theuer fand und wieder frug: „Was kostet denn jenes Bild?" antwortete: „Ja, meine Beste, nicht wahr, was kostet der Häring?" — Daß er durch sein ursprüngliches, freies Wesen sich übrigens manchen gehörigen Feind zugelegt hat, will ich nicht leugnen. Wo die Gabe und die Kraft, da sitzt auch die Schwäche. Bekanntlich hat der „schnellfüßige" Achilles die verwundbare Ferse gehabt. Man muß eben auch bei den Menschen lieben, um zu verstehen.

Ich eile zu seiner Kunst. Ob's andern geht wie mir, ich weiß es nicht — aber das Gehäuse, darin des Menschen Uhr und Schlagwerk geht, ist mir nicht ganz gleichgültig und ich mache gern im stillen Zimmer der Leute Vorstudien auf den kommenden Menschen. So schaute ich mir oft sein Atelier an. Es war kein Sammelsurium aller möglichen Merkwürdigkeiten; es standen keine Divans für reiche Mäcene drin, wohl aber etliche harte Strohsessel, die zu dem eichenen, massiven Tisch gut paßten; es roch darin auch nicht nach irgendwelchem orientalischen Parfüm, sondern ganz ehrlich nach Oel und Terpentin — kurz der ganze „geniale" Apparat faullenzender Maler oder malender Faullenzer fehlte. „Hier wird gearbeitet" stand mit unsichtbarer und doch deutlicher Schrift über dem Atelier. Eiserner deutscher Fleiß trat hier jedem imponirend entgegen. Die Masse von Studien an den Wänden und in den Portefeuillen, da Wasser, Luft, Baum und Strauch bis zum kleinsten Gräslein und Wackerstein liebend bedacht und in ihrer Eigenthümlichkeit erfaßt waren, gingen in die tausende hinein; abgesehen davon, daß seine großen „Kinder" in der ganzen Welt zerstreut und seine Zimmer und sein Hausgang damit geschmückt waren. Die frühe Morgensonne traf ihn schon an der Staffelei beim Entwurf, und die sinkende Abendsonne noch beim Vollenden. Auch während des Gesprächs malte er fort, am liebsten während des Vorlesens.

Einfach und arbeitsam war sein ganzes Leben. Hatte er des Morgens aus „Aller Heiligen Büchlein", den Psalter gebetet, den er zum großen Theil auswendig konnte, dann ging's flugs und fröhlich an die Arbeit. „Beten, Arbeiten und Haushalten" schreibt der Meister in seiner Jugendgeschichte, „verstand sich bei uns von selbst. Ohne Arbeit hatte ich keine vergnügte Stunde. Vater und Mutter arbeiteten ja auch von früh bis in die Nacht. Erst dann wurde die Feierstunde ausgefüllt mit einem Lied mit Flötenbegleitung des Vaters oder mit seinen Erzählungen." Doch sein Fleiß ging nicht nur aufs „Viel machen", sondern aufs „Gut machen" des Vielen. Die Natur in ihren verborgenen, charakteristischen Zügen zu erfassen, ihrem geheimen Leben mit möglichster Gewissenhaftigkeit und Treue nachzugehen, war ihm ein Hauptanliegen. Schirmer behielt auch beim Malen sein deutsches Gewissen und verhandelte es nicht an den brillanten Effect. Nicht zweifelndes Schwanken, sondern Treue und Gewissenhaftigkeit war's, wenn er entwarf und verwarf, änderte und wieder veränderte, und sich nicht zufrieden geben wollte, bis er das Bild hatte, wie's in ihm und wie's draußen lebte. „Wer's nicht so gut macht, als er's überhaupt machen kann, ist doch ein miserabler Kerl," sagte er. Das ist nicht ciceronianisch geredet, aber wahr.

Ein bedeutender Mensch ist freilich mehr oder minder überall bedeutend und wird seinen Mann stellen, wo er steht — so hat auch Schirmer in seinen italienischen Landschaften, wie der „Grotte der Egeria", der „Italienischen Landschaft mit Pilgern" ꝛc., den Bildern aus Südfrankreich Bedeutendes geleistet und wohl gelernt, was nur der Süden lehren kann — und doch ist die deutsche Natur recht eigentlich seine Heimat. Kräftig wie er selbst sind seine Eichen und Buchen, frisch und lebendig seine sprudelnden Wasserfälle, die über das moosige Gestein stürzen. Der heilige deutsche Wald mit seiner Stille, dem leisen Odem in den Wipfeln seiner Bäume, mit dem gelichteten Fernblick auf die Capelle, deren Glöcklein der Einsiedler zieht, oder in der Waldeinsamkeit der See, in welchem Schwäne baden — das ist sein Aufenthalt. „Hier soll wohl Mendelssohns Quartett vom deutschen Wald auf Leinwand gebracht werden," sagte ich zu ihm einmal bei einem Waldbild. — „Nicht übel," erwiderte er und fing das Lied beim Malen im tiefen Baß zu brummen an. — Selbst bei seinen italienischen Landschaften kann er sich vom deutschen Herzen nicht völlig trennen und dem und jenem Baum meint man wohl auch im heiligen, römischen Reich schon einmal begegnet zu sein. In der deutschen Natur aber ist's nicht das Heitere, Anmuthige und Liebliche, Romantische, sondern das Ernste, Großartige, Gewaltige und Imponirende, das er aufsucht. In früherer Zeit, in der bekannten Düsseldorfer „Ritter-, Mönch-, Nonnen- und späteren Pagen- und Kirchgängerin-Periode" ging's auch bei ihm nicht ganz ohne Romantik ab, bis auch sie zum „überwundnen Standpunkt" ward.

Und doch ist's nicht blos dies treue, deutsche, gewissenhafte Wesen, was seine Kunst vor vielen auszeichnet und seinen Bildern jenen Reiz gibt, den nur die Wahrheit geben kann — denn auch bei der Kunst gilt:

„Es bleibt dabei: die Wahrheit
Ist die höchste Poesie —"

ihm ist die Natur nicht bloß ein tausendsaitiges Instrument, dessen Stimmen er alle in ihrer Wirkung kennt, und auf dem er, ein vollendeter Meister, in freister Weise sein seelenvolles Lied klingen läßt, sie ist ihm noch mehr. Er hört in ihr nicht bloß die Sprache eigener geheimster Empfindung in Freud und Leid, eine Instrumentation zur Melodie seines Herzens, sondern ein mächtiges, zeugnißvolles Erzählen der Ehre Gottes. Mit gespanntem Ohre lauscht er an ihrem Munde, vernimmt ihr Sehnen und Seufzen nach Erlösung, empfindet das Mitfreuen und Mitleiden der Creatur mit den Kindern Gottes, auf deren „herrliche Freiheit" sie wartet. Das Buch der Offenbarung, die Schrift, hat ihm die dunkle, delphische Sprache der Natur gedeutet. In diesem Sinne sind seine letzten Schöpfungen „die biblischen Landschaften" gemalt. Er selbst sagt darüber: „Seit langer Zeit strebte ich darnach, meinen lieben biblischen Geschichten eine entsprechende Form durch die Landschaft zu geben; in kindlicher Pietät hab' ich's versucht, den Eindruck wieder zu geben, den diese wunderbaren göttlichen Erzählungen auf mein Gemüth von Jahren her gemacht haben, und so habe ich's denn endlich gewagt, durch jahrelanges Streben und Studiren dieses heiligen Stoffes ein bescheidenes Zeugniß abzulegen. Diese Bilder sind für das Volk, also für ein öffentliches Museum bestimmt. Unsere Zeit des Fortschritts aber liebt nicht gerade diesen Gegenstand, sowie diese künstlerische Behandlung der Landschaft."

Mich gemahnt der in seinen letzten Jahren ins Heilige dringende Landschafter an den geistig wahlverwandten Historienmaler, an Schnorr. Anders aber doch durchaus ähnlich klingt es, wenn dieser in seinen hohen Tagen über seine Bilderbibel sagt: „Nachdem ich vielfach im Großen mich versucht, Königshäuser und Villen geschmückt habe, möchte ich nun auch Antheil nehmen an der Arbeit der Erziehung und Bildung der Jugend und des Volkes. Nach meinem Berufe und mit meinen Mitteln möchte ich zur Betrachtung der ernstesten Angelegenheiten des Lebens veranlassen und locken, wenn ich die in der Bibel niedergelegte heilige Geschichte in einer Bilderreihe zur Anschauung bringe." — Das war's, was Schirmer auch in der Landschaft wollte. Aber mitten in dieser Arbeit, in voller Manneskraft stehend, rief ihn Gott plötzlich ab und nahm ihm Stift und Pinsel aus der Hand. Wie sein Auge nicht dunkel geworden und seine Gestalt nicht zerfallen war, so stand er auch auf der Höhe seines Ruhms und seiner Leistung. Er hat sich selbst nicht überlebt. Warum ihm aber gerade hier der Pinsel entsank, als er im Dienste der Kunst nicht bloß, sondern seines Gottes arbeiten wollte? Ich mußte für eine Weile den Finger auf den Mund legen, als ich an seinem Sarge reden und trösten sollte — aber mir war's, als ob ein Mensch, wenn er sich zur Darstellung des Höchsten anschickt, bereits schon eine innere Vollendung und Reife besäße zum himmlischen Leben. Ward doch auch Mendelssohn über seinem „Christus" weggerufen.

So stand mir Schirmers Bild immer vor Augen — das Bild eines kräftigen, deutschen — eines christlichen Meisters — und doch habe ich erst in den letzten Jahren vor seinem Tode, ja erst nach seinem Tode ihn recht verstehen gelernt. — Wir saßen vor den Entwürfen zu seinem Bildercyclus, „dem barmherzigen Samariter." Morgen, Mittag, Abend und Nacht, die vier Tageszeiten, sollten die Geschichte illustriren. Des Morgens nimmt ein Jüngling Abschied, segnend breiten sich die elterlichen Hände aus über den Sohn, vor dem im Morgenstrahle ahnungsvoll, zum Theil vom Nebel verhüllt, Welt und Gegend liegt. Der heiße Mittag bringt ihn unter einem aufziehenden dunklen Wetter bei schwüler, schwerer Luft in eine wilde, einsame Gegend, wo Felsklüfte und gebrochene Baumstämme den Eingang zu einer Höhle verdecken. Arglos zieht der Jüngling vorüber, aber aus der Höhle brechen die Mörder, die ihn mitleidslos zu Boden schlagen. Durch den Wald, in den sich der Verwundete geschleppt, bricht die Abendsonne, in deren Schein der Samariter die Wunden des Armen verbindet. Sie vergoldet die stille, ungesehene That, sie bringt, die sinkende, noch die ersehnte späte Rettung. Aber während nächtliche Schatten heraufsteigen und der Mond den fahlen Lichtschein ergießt, steigt eben noch der Samariter, der seinen Patienten auf das eigne Thier gesetzt, vom Thale herauf nach der einsamen, an den Fels gelehnten traulichen Herberge, gerade noch recht kommend, ehe knarrend das Hofthor sich schließt. Wir riethen und beriethen, (wie er sich denn rathen ließ und in aufrichtiger Bescheidenheit auch gern den Tadel hinnahm), aber zwischen hinein flochten sich Erzählungen von etwelchen, denen es im Leben nicht besser gegangen.

„Das ist auch eine alte Geschichte," sagte Schirmer, „die wird immer neu."

Und frisch sprudelnd quoll die Jugendgeschichte des Meisters über die Lippen.

„Das müssen Sie den Ihren niederschreiben," rief ich ihm zu.

Er hatte seine Geschichte gemalt, ehe er sie geschrieben. Der Tod ereilte ihn auch darüber, aber ein Manuscript fand sich vor, darin in köstlich ursprünglicher Art Aufzeichnungen, Skizzen aus seinem Leben standen.

* * *

In der Festung Jülich sitzt Ende vorigen Jahrhunderts im eigenen, durch seiner Hände Arbeit erworbenen Hause der Buchbindermeister Schirmer mit Frau und Kindern. Er selbst ein Waisenkind, im Waisenhaus erzogen, wählte die Buchbinderei. Doch läßt's ihn nicht dabei; er lernt die Stempelschneidekunst dazu, durchreist Deutschland, Ungarn und Italien, lernt seine Frau in Stuttgart kennen und läßt sich in Jülich mit ihr nieder. Für Größeres angelegt und angeregt, bleibt er im knappen Handwerkerberuf. Was er mehr kann, hält ihm Herz und Sinn frisch. Aus einer Cantorfamilie stammend, weiß er die Orgel fertig zu spielen, nebst anderen Instrumenten, und des Abends sitzt er unter seinen Kindern, auf der Flauto traverso die ersten Anfangsgründe der Musik die Kleinen lehrend. Ein stiller Mann, der wohl auch zur Zeit den Scherz versteht, doch den Ernst von der Stirne nicht wegbannen kann, den ihm Erfahrung und Gesinnung aufgeprägt.

„Unvergeßlich blieb mir," schreibt Schirmer, „sein tief innerliches religiöses Gemüth in der Erinnerung, und mit Ueberzeugung kann ich es sagen: daß sein Morgen- und Abendgebet, im Familienkreise gesprochen, innigst verbunden mit der strengsten Rechtlichkeit und Aufrechthaltung guter Sitten in Wort und That der Faden gewesen ist, der mich in späteren Verirrungen jugendlicher Fantasterei vor den Extremen bewahrt und mich nach heftigen Kämpfen einem positiv-christlichen Glaubensleben wieder zugeführt hat. Das unschätzbare Vermächtniß meiner braven Eltern, das unauslöschliche Bild ihrer durchaus lautern Innerlichkeit, hervorgehend aus einem lebendigen, christlichen Bekenntniß lutherischer Confession und praktisch bethätigt durch gute Werke aus dem Glauben. Das war der Schutzengel, der mich durchs Leben begleiten sollte."

Das ist das Haus, darin der Knabe „das Schneeweißle mit de rothe Bäckle," wie ihn die schwäbische Mutter nannte, nebst seinem dunklen Bruder, dem „schwarzen Sauerkraut," aufwuchs. Mit der Mutter steht der „Wilhelmle" im geheimnißvollen Rapport; für ihn hat sie immer ein Wort oder einen Blick und verfolgt den Kleinen, der an der dunklen Treppe sitzt und im Schauergefühl dem Wind und Wetter zuschaut, mit den Augen; sieht seinen Kunsttrieb und vertheidigt ihn vor den wilden Zungen mit dem Wort: „Laßt mir nur das Wilhelmle, das ischt mein Professor in der Malerkunscht." — Die Eltern lassen den Kleinen gehn, den frischen, sinnigen Jungen, der alles, was zu bekommen ist, anmalt mit seiner ersten Farbenschachtel; den armen Robinson liest, beweint und an den stillen Ufern der Roer selbst in Figuren aufführt. „So wuchs ich in die Wunder der Schöpfung, in die fromme, freie Natur hinein, und sie sollte ja auch meine eigentliche Heimat werden. Diese ganze Zeit war eine einzige lebendige Frühlingssonne. Alles, alles duftete mir wie Maiblumen und Veilchen und ich könnte stundenlang erzählen und beschreiben, wie schön und lieblich die Welt war, worin ich meine Jugendzeit zugebracht habe." Der Krieg mit seinen Schrecken, die Belagerung Jülichs, der Aufenthalt im dunklen Keller, während die Bomben flogen, die Kalmücken und Kosacken darnach und der alte Blücher — sind unvergeßliche Eindrücke."

Aber die Jugendzeit verrinnt; trotz aller Studien an der Roer, trotz der Bewunderung und Begeisterung für einen Ruysdael in Aquatinte copirt, den ein Ingenieurofficier im Quartier dem erstaunten Knaben zeigt, muß daran gedacht werden, einen Beruf zu ergreifen und sein Brot zu verdienen. Buchbinder wie sein Vater soll er werden; Widerrede gab's nicht im Schirmerschen Haus, und so tritt er als Lehrling bei dem Vater ein. — „So that ich denn meine Pflicht, insoweit es mir eben möglich war, und fand mich

ins Unabwendbare. Es war ja gut und recht, daß ich die Buchbinderei aus dem Fundament lernte, und die dreijährige Lehrzeit nahm ja auch ein Ende. Aber was dann? Sollte ich durchs ganze Leben Bücher binden?" —

Mit dieser Frage schließt die Jugendgeschichte, die in seinen letzten Wochen der Meister aufzeichnete. Das Leben gab die Antwort darauf.

In den spärlichen Freistunden wurde gezeichnet, aquarellirt, auch etliche alte Nachbarn „ohne Garantie für Aehnlichkeit" porträtirt. Nach Düsseldorf möchte der ausgelernte Lehrling, dort Soldat werden, seine Jahre abdienen — und zeichnen. Aber der Hals ist zu dick, der Kragen schließt nicht: „Untauglich," brummt der Recrutirungsofficier. Diese Hoffnung ist dahin. Da kömmt eines Tages ein Herr aus Düsseldorf, will eine Buchbinderei einrichten und begehrt beim alten Schirmer einen Gesellen. Wilhelm wird vorgeschlagen, der mit Entzücken hört, daß der fremde Herr auch eine „Dochter" habe, die male. Der Contract wird geschlossen: Morgens wird auf der Buchbinderei gearbeitet, wofür Kost und Logis verabreicht wird, nachmittags frei zum Besuch der Academie.

Im grauen Röckchen, mit schwerem Tornister, einem bösen entzündeten Auge, mit 30 Kreuzern in der Tasche, wandert Schirmer mit einem Sattlergesellen, begleitet vom Segen des Vaters und den Küssen der Mutter, gen Düsseldorf im Jahre 1825. — Nachdem er sich im Hause des Principals mit dem kurzen: „Ich bin der Schirmer" introducirt, des Nachts unruhig geschlafen hatte vor lauter Erwartung, besieht er sich die Buchbinderei, zieht seinen Sonntagsrock an und geht zur Academie. Da Professor Kolbe ihn freundlich aber rasch fragt: „Wollen Sie Maler werden?" ist er derart bestürzt, daß keine Antwort aus dem weitgeöffneten Munde kommt.

Doch wird er in die Elementarclasse aufgenommen, woselbst Wintergerst den Stab hält. Aber morgens muß auf der Handwerkerbude gearbeitet werden, da hilft nichts. „Ich mußte Falzbein und Schlaghammer in die Hand nehmen — er war zwar nicht so schwer, wie der in des Vaters Hause; aber wie schwer wurde er mir nach diesen Eindrücken zu handhaben! Noch ehe ich zum Mittagessen ging, suchte ich eine Kohle und schrieb, ich weiß selbst nicht warum, über meine Thüre: „Memento mori!"

Wenig Wochen darnach scheidet Cornelius von Düsseldorf. Die Schüler der Elementarclasse werden vor sein letztes Bild: Die Zerstörung Trojas" geführt und hören die Abschiedsrede, deren Thema war: „Rastlos zu streben" und dürfen dem Meister die Hand reichen. Noch weiß Schirmer nicht, was das alles zu bedeuten habe; aber der Mann mit dem kühnen Adlergesicht, dem ernsten Wort und dem warmen Druck der Hand, bleibt ihm unvergeßlich. In dem Buchbindergesellen gährt es und kocht es. Neben ihm wandeln die Mitschüler, vom Schenkendorffschen Geiste erfüllt, von Nibelungen und Faust redend, in deutscher Tracht mit langem Haar und schwarzem Barett — von alle dem war kein Wörtlein zu Hause geredet noch gesehen worden, aber ihm stand es fest: „ein Genosse dieser herrlichen Jünglinge zu werden, koste es, was es wolle." So löste er endlich das Band mit dem Buchbindermeister, um ganz der Kunst zu leben, mit leichtem Herzen und noch leichterem Beutel, denn von was sollte er leben?

Neben dem Zeichnen wird viel gelesen. Sechs Jahre nur, vom 6. bis zum 12. hatte er den Schulsack getragen, und dieser war leicht und durchlöchert und nichts drin denn Lesebuch und Schreib- und Rechentafel, aber nichts von Ilias und Nibelungen. Nun wird nachgeholt, wie es eben noch geht, aber mit eisernem Fleiß. — So macht er hinter einander die Academieklassen durch, immer in Bescheidenheit hinaufblickend an den großen Leistungen anderer, immer im Beschauen dessen, was ihm — nicht was dem Bilde anderer fehlt, recht im Gegensatz zur heutigen Kunstjugend. — Aber nebenbei fehlt's bei aller Begeisterung nicht — am Hunger. Das Mittagsbrot wird mit 2 Groschen bestritten, das Abendbrot und Frühstück zusammen 2 Groschen, die Stube mit einem Gesellen aus der Heimat getheilt, dem nachmals bekannten Raveaux. „Wenn ich am Bäckerladen vorüberging, sah ich mir das schwarze Brot an mit dem innigsten Wunsche, mich einmal so recht satt daran essen zu können. Dann aber waren Farben und Papier zu bezahlen, ich ließ meine Begierden unterwegs und war meiner Pflichten eingedenk." Neben Cartons nach der Antike werden um des lieben Brotes willen seine Wappen an die königlichen Postwagen gemalt, die zur Bewunderung aller das deutsche Land durchlaufen. In jene Zeit fällt das erste niederrheinische Musikfest. Wer dahin könnte, nie gehörte Oratorien und Symphonien zu hören! Mächtig zieht's den jungen Künstler zur Bretterbude. Aber vier Thaler, sage vier Thaler Entree — das ist unerschwinglich. Am Tage der Hauptprobe macht sich Schirmer auf, mit einem Stück trocknen Brots in der Tasche und schleicht sich mit den arbeitenden Zimmergesellen beim Morgengrauen in den Bau, versteckt sich unter Brettern und Bänken und schlüpft abends zur Stunde der Probe hervor und hört. Mit dem Schlafe ist's vorbei für diese Nacht. Das war zu gewaltig. Die Ferien nahen, mit wallendem Haar, weiten Pumphosen, sproßendem Bart und einer Mappe voll Copien zieht er heim und fällt der Mutter in die Arme, die ihn „entsetzlich mager" findet, während der Vater gleich für das mühsam gepflegte Haar und den Bart den „Barbier" kommen lassen will.

Nach Düsseldorf heimgekehrt, findet er Schadow zum Director bestellt, der mit seinen vier Schülern: Jul. Hübner, Sohn, Hildebrandt, Lessing — einzieht. Die Eleven werden geprüft, drei derselben sollen zu speciellen Schülern noch zu den vieren kommen, mit hochklopfendem Herzen hört Schirmer, nach Sonderland und Hosemann, auch seinen Namen nennen. „Ich hätte alles umarmen mögen, ein solches Glück, ein Schüler Schadows, ein Freund dieses hochgebildeten Künstlers zu werden, versetzte mich in die glücklichste Stimmung. Und als ich nun von Schadow aufgefordert wurde, meine Compositionen mitzubringen, kannte mein Glück keine Grenzen." Das war der erste Lichtstrahl in Schirmers Künstlerleben. Wie mit einem Schlage wird der ganze Mensch gehoben; jedes Wort fällt auf fruchtbaren Boden, Licht um Licht, Welt um Welt geht ihm auf, nun weiß er, daß er „Talent" hat. Von dieser ersten Zeit der Schadowschen Schule schreibt Schirmer wie von „einer Brautzeit, die in Kindeseinfalt durchlebt wird." Schadows liberalem Eingehen auf die individuelle Begabung hat Schirmer es zu verdanken, daß in ihm der Grund zu jener ursprünglichen Frische, Unmittelbarkeit und Selbständigkeit gelegt wird, die den spätern Meister auszeichnet. Nun kommt freilich der Scheideweg: Soll er Historienmaler oder Landschafter werden? Die Stunde drängte und schlug auch. An einer Composition des Evangelisten Matthäus, die nach verzweifelten Versuchen nicht glückt, wird's dem Lehrer und Schüler klar, wohin der Genius deutet; und wie einst die Mutter, so spricht Schadow prophetisch das Wort über seine Landschaftscompositionen: „Er müsse sich sehr irren, wenn Schirmer nicht dereinst sein Ruysdael würde." Nun wachen die Kindeserinnerungen auf, die einsamen Wanderungen am Waldesrand und den Ufern der Roer. Das erste Oelbild: „Ein Urwald" wird fertig und ohne Wissen Schirmers für 20 Friedrichsd'or verkauft. „Das war fast zu viel für mich. Ich ging hinaus ins Feld und schaute mit Augen voller Thränen in den blauen Himmel hinein; alle Sorgen, alles Leid war geschwunden." — —

Hier breche ich ab; denn was nun kommt, gibt jedes Künstlerlexicon. Wie Immermanns Einfluß auf ihn wirkte mit dem ganzen damaligen Künstlerleben Düsseldorfs, wie er von Leistung zu Leistung stieg; wie er um seiner besonderen Begabung zum Lehrfach willen Professor der Landschaftsschule wurde und später nach Carlsruhe zur Gründung der Kunstschule kam; seine Bedeutung in der Kunstgeschichte, in seinen Bildern, Radirungen und Kohlenzeichnungen — das alles findet sich dort. Aber seine Kindes- und Jünglingstage, der verheißungsvolle Frühling seines Lebens lehrten mich, den Mann in seinem Ernst, seinem Ringen, in seiner treuen Arbeit — in der Krone seines Lebens, seinem lebendigen Glauben, verstehen. Nun verstand ich auch die Bilder vom „barmherzigen Samariter", die Tageszeiten seines eigenen Lebens, mit dem ahnungsvollen Morgen, dem heißen Mittag des Kampfes und der Entbehrung, dem goldenen Lebensabend, und murrte nicht, als er mir von der Seite gefordert wurde. Führte ihn doch der barmherzige Samariter in stiller Nacht zur ewigen Herberge. Das wußte ich und tröstete mich. Denn über seinem Leben und Worte, seinen Bildern, seinem Angesicht im Tode stand das Wort, das mit goldener Schrift auf seinem schlichten Steinkreuze auf dem Kirchhof zu Carlsruhe steht: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!"

Unter dem Posthorn.

Von George Hesekiel.

Als an irgend einem Abend des vergangenen Jahres zu Frankfurt am Main, oder wo es sonst gewesen sein mag, zum letzten Male das Horn oder die Trompete eines hochfürstlich Thurn und Taxis'schen Postillons erklang, da trauerte das deutsche Volk zwar nicht, denn es hatte einen großen Schritt vorwärts gethan und dabei viel schmerzlichere Opfer gebracht; aber manch einer gedachte doch der alten deutschen Post und mit der Erinnerung kam auch deren „stille Gefährtin, die Wehmuth", um mit einem Dichter zu reden, der selbst freilich wohl nur bei wenigen noch überhaupt Erinnerungen weckt, Matthisson.

Wir haben in unserer poetischen Literatur eine der Posthorn-Romantik gewidmete besondere Branche, die in neuester Zeit besonders glänzend durch Wilhelm von Merckel und Chr. Fr. Scherenberg vertreten worden ist; den letzten Postillon von Thurn und Taxis aber hat, unseres Wissens wenigstens, noch kein deutscher Poet besungen und das wäre doch ein so dankbarer Stoff!

Wir alle, die wir uns bereits auf der andern Seite des Lebens befinden, d. h. die wir nicht mehr hoffen dürfen, noch einmal die Zahl der Jahre zu erleben, die wir schon gelebt haben, wir erinnern uns der Zeit, da die ersten Eisenbahnen in Deutschland eröffnet wurden; der sonderbaren Zeit, in welcher man auf der Eisenbahn fuhr, lediglich, um sich dieser Merkwürdigkeit zu freuen und sich ihrer vor andern zu rühmen, wo man, wenn das Fahrgeld nicht aufzutreiben war, wenigstens gegen ein Entrée von zwei Groschen in die Bahnhöfe ging, um die Locomotive schnaubend abfahren zu sehen, während die Sparsamen weit hinausliefen, um am nächsten Bahnwärterhäuschen den vorübersausenden Zug anzustaunen. Wir erinnern uns der Zeit, wo die Eisenbahn alle Gespräche beherrschte, wo die fabelhaftesten Geschichten über diese Einrichtung, die selbst noch als Halb-Fabel vielen erschien, im Schwange gingen und die Zöglinge unserer Gymnasien mit Hilfe des braven Gradus ad Parnassum furchtbare Oden in lateinischer Sprache und im Schweiße ihres Angesichts „Ueber den Einfluß der Eisenbahnen auf die Schulen" zusammenleimen mußten. Wir werden nie eines würdigen Greises vergessen, welcher allabendlich, aber wochenlang, den Eisenbahnzug ankommen und abfahren sah, stets ein ganz seltsames: „Meiner Treu!" vernehmen ließ und dann doch kopfschüttelnd nach Hause ging. Der alte Herr hatte nicht an die Möglichkeit des Fahrens ohne Pferde geglaubt, er sah es nun mit eigenen Augen, er durfte die Thatsache nicht mehr bezweifeln, aber eigentlich glaubte er doch nicht daran, meiner Treu! Die jetzige Jugend kann sich begreiflicher Weise keine rechte Vorstellung von dem gewaltigen Eindruck machen, den der Betrieb der Eisenbahnen in der deutschen Gesellschaft während der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts hervorbrachte, aber sie hat in den Zeitungen und Tagesblättern von damals immerhin ein Mittel, sich eingehend darüber zu unterrichten, und wird lächelnd auf den Eifer herabblicken, mit welchem ihre Väter eine Einrichtung behandelten, welche ihnen schon so gewöhnlich, so alltäglich geworden, daß sie kaum noch darüber denken und höchstens im Fall eines großen Unglücks von derselben sprechen.

Einen ähnlichen Eindruck nun, wie die ersten deutschen Eisenbahnen in den dreißiger Jahren des neunzehnten, machten die ersten deutschen Posten in den zwanziger Jahren des sechszehnten Jahrhunderts. Freilich fließen die Quellen darüber nur spärlich, die wenigen Aufzeichnungen und Andeutungen aber, die wir haben, lassen schließen, daß der Eindruck kaum ein geringerer gewesen. Die ersten deutschen Posten waren Reitposten, und wenn nun der Postreuter abging aus irgend einer Stadt, dann sammelte sich das Volk in dichten Scharen, um den Abgang der Post zu sehen; lautes Jauchzen erscholl vor dem Hause, wenn der schwerbewaffnete Reiter sich auf den starken Gaul schwang; alle Lippen sprachen einen Segenswunsch, wenn dem Reiter der Becher aufs Pferd gereicht wurde zum Satteltrunk, und neues Jubelgeschrei erhob sich, wenn das Horn erklang und es nun im sausenden Galopp, wie's Vorschrift war, von dannen ging. Dicht gedrängt stand die Menge, jeder rief einen Abschiedsgruß nach; dort am Markt hielt der Postreuter wieder und aus der dunkeln Thorfahrt heraus trabte ein junger Kaufgesell auf munterem Rößlein, der schloß sich dem Postreuter an, und an der nächsten Ecke wieder einer, denn so reiste man per Post im sechszehnten Jahrhundert. Und immer wieder wurde das Horn geblasen und im Galopp abgeritten und immer wieder gab's neue Abschiedstrünke, neue Wünsche und neuen Volksjubel. Unter der Spitzbogenthür stand mit gefalteten Händen ein Mütterlein, das hoffte wohl kaum, den abreitenden Sohn wieder zu sehen in diesem Leben; hinter dem Rosmarin aber und dem Gelbveiglein oben in dem Giebelfenster des stattlichen Hauses mit dem Erker, da zeigte sich das treue deutsche Mädchen mit den langen blonden Locken und den nassen blauen Augen; da schaute Feinsliebchen zum Fenster heraus und blickte den drei Reitern nach, die zum Thore hinausritten — ach, Scheiden und Meiden thut weh, ade! Da begann die Posthorn-Romantik, die uns drei Jahrhunderte treu geblieben, treu wie ein deutsches Mädchen, jetzt wird sie wohl todt sein, gestorben und begraben mit der alten deutschen Post.

Der Postreuter aber mit seinen Reisenden galoppirte die enge Straße zum Thor hinunter, wo die Thorwache in den Stadtfarben den Spieß schulterte und ihm in Schimpf und Glimpf noch ein Abschiedswort nachrief, als die Hufschläge der Rosse schon unter der gewölbten Thorfahrt wiederhallten, oder die Bohlen der Zugbrücke über den sumpfigen Stadtgraben dumpf dröhnten. Immer noch lief die barfüßige Jugend, die hoffnungsvolle Zukunft der Stadt, jubelnd mit; jenseits der Brücke aber stand sie still, denn gar nicht weit davon begann schon die Fremde, das Ausland, das Elend; dort gleich hinter dem steinernen Kreuz, dort war der Stadtbann und dort ritten denn auch die gewappneten Geleitsreiter des Herzogs oder Bischofs oder wer sonst Grenznachbar war, auf, die sich hier der Post anschlossen und sie für schweres Geld sicher durch das Gebiet ihres Fürsten geleiteten, bis sie an der Grenze drüben von dem Geleit des nächsten Territorialherrn abgelöst wurden. Nun ging die Post schon lange nicht mehr im Galopp, sondern trottete gar gemachsam dahin und fiel auch gern in einen vorsichtigen Schritt auf der Landstraße, deren Erhaltung dem Wetter ganz allein überlassen war. Die Postreisenden aber unterhielten sich, so gut es gehen mochte, entweder unter sich oder mit den Geleitsreitern, wenn die auch eben nicht immer die besten Brüder waren, am meisten aber mit dem Postreuter selbst, zu dem sie auf langem Ritt in eine Art von Freundschafts- oder Verwandtschaftsverhältniß, so zu sagen, traten, weshalb sie ihn denn auch ganz deutsch gemüthlich „Schwager" zu nennen pflegten, eine Anrede, die den deutschen Postillonen bis auf die letzten Tage geblieben ist. Denn wir glauben nun ein Mal nicht an die gelehrte Ableitung, nach welcher aus dem Italienischen cavaliere, oder dem Französischen chevalier, erst Schwalgör und dann Schwager geworden sein soll. Der ehrliche deutsche „Schwager" ist uns lieber, der mit seinen Reisenden ja nahe genug bekannt und vertraut werden mußte, schon bei dem sich immer wiederholenden Umpacken, wenn die Rosse gewechselt wurden, bei den Beschwerlichkeiten, welche Wetter und Weg der Reise oft genug entgegenstellten, ganz abgesehen von der Langenweile und den wirklichen Gefahren bei mangelndem oder unzuverlässigem Geleit.

Wie war's aber möglich, daß die deutschen Posten im sechszehnten Jahrhundert solches Aufsehen im Reich erregen, einen so tiefen Eindruck auf die Gemüther der Bevölkerung machen konnten? war diese Einrichtung denn damals wirklich so etwas ganz Neues, Unerhörtes?

Wir nehmen keinen Anstand zu behaupten, daß die Post das wirklich war, auf die Gefahr hin, von denen verlacht zu werden, welche die Post schon im grauesten Alterthum und bei den verschiedensten Völkern entdeckt zu haben glauben. Freilich gibt es Citate in schwerer Menge aus den heiligen und Profanschriften, die man für das hohe Alterthum der Post anführt. Da citirt man für jüdische Posten das zweite Buch der Könige, für persische das Buch Esther, sowie Herodot und Xenophon, für römische Sueton, Josephus, Diodorus Siculus u. a. m., für altmexikanische und peruanische Prescott und Humboldt, für chinesische den wackern Venetianer Marco Polo; aber, sonst allen Respect vor den Citaten! sie beweisen weiter gar nichts, als daß es hier und da, bei diesem oder jenem Volke, zu dieser oder anderer Zeit einige oder auch mehrere Einrichtungen gegeben hat, welche eine Aehnlichkeit mit einzelnen Einrichtungen der Post hatten. Die meisten Aehnlichkeiten mit unserer Post mögen noch im römischen Reich zu finden gewesen sein, aber man vergleiche nur, was Mommsen über diese Dinge anführt und man wird erstaunen, wie wenig das alles

doch dem entspricht, was wir Post nennen; man kann es höchstens kleine Anfänge heißen. Und im Mittelalter steht es nicht viel besser um die Post, das Botenwesen Karls des Großen ist so wenig eine Post, wie es die Verbindungen waren, welche die Hansestädte im dreizehnten Jahrhundert unter sich und mit ihren außerdeutschen Comptoiren unterhielten. Selbst die oft citirten 230 Couriere, welche König Ludwig XI. von Frankreich um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts aufsitzen ließ, bieten kaum eine schwache Aehnlichkeit mit einer wirklichen Post, und die sogenannte Post der Universität Paris ist gegen Mitte des sechszehnten Jahrhunderts noch immer nicht viel mehr als ein Postembryo.

Und das ist auch sehr erklärlich; das Alterthum wie das Mittelalter konnten gar kein Postwesen haben, weil sie keinen Verkehr in unserm Sinne hatten. Die Bevölkerungen waren im Alterthum wie im Mittelalter theils wirklich an die Scholle gefesselt, theils aber durch Verhältnisse verschiedener Art so an den Boden gebunden, daß von einem Verkehr in unserm Sinne nur in sehr uneigentlicher Weise die Rede sein kann. Ohne Verkehr aber keine Post. Der ganze Reichthum an Citaten beweist nur, daß zu allen Zeiten die Regierenden die Verbindung mit ihren näher oder ferner wohnenden Beamten in mehr oder minder regelmäßiger Weise durch Briefboten unterhalten und daß sie zuweilen Privatpersonen gestattet haben, diese Boten zu begleiten oder denselben Briefe mitzugeben. Das ist aber ebenso wenig eine Post, wie der Springstock, mit welchem ein Wanderer über einen Bach setzt, eine Brücke ist. Der Springstock dient dem einen, die Brücke dient allen. Aber vielleicht hat der Springstock, oder dessen Unzulänglichkeit vielmehr, zum Bau der ersten Brücke geführt? Das vermögen wir nicht zu bestreiten und darum wollen wir uns denn auch gefallen lassen, wenn man sagt, daß jene Einrichtungen im Alterthum und Mittelalter endlich zur Einrichtung der deutschen Post geführt haben.

Wie aber ist denn diese erste wirkliche, die deutsche Post entstanden? Seit Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts stand in Diensten Kaiser Friedrichs III. ein ansehnlicher Mann, der hieß Rüdiger von Taxis (Ruggiero, Roger de Tassis).

Es ist hier nicht der Ort, auf eine Kritik des Stammbaumes der Thurn und Taxis einzugehen; ältere Genealogen führen denselben auf die alten Könige von Burgund, von der Spindelseite, und auf die Dynastie der Karolinger von der Schwertseite zurück; wir können hier auch nicht die Verhältnisse der lombardischen della Torre, der Torriani erörtern, welche in den Welfen- und Ghibellinenkämpfen eine hervorragende Rolle spielten, in Mailand Herzöge und kaiserliche Reichsvicarien waren, bis sie endlich den Visconti unterlagen. Wir wollen nur erwähnen, daß die Genealogie des hochberühmten Hauses auch den unsterblichen Sänger des befreiten Jerusalem in Anspruch nimmt, daß Torquato Tasso sowohl wie sein Vater Bernardo Tasso für Seitenzweige des Hauses Thurn und Taxis gelten. Der Name Tassis kommt von dem Berge Tasso bei Bergamo, auf welchem Lamoral von Torre zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts seine Burg Cornello erbaute. Lamorals Nachkommen nannten sich della Torre ed Tassis, zu deutsch: von Thurn und Taxis, wie denn schon vor ihnen andere Abkömmlinge der mailändischen della Torre in deutsche Grenzgebiete gekommen und ein Geschlecht von Thurn und Valsassina begründet hatten.

Aus dieser großen Familie nun stammte jener Rüdiger von Thurn und Taxis und ihm wird die erste Einrichtung der deutschen Post zugeschrieben; er soll einen Zug durch Tyrol eingerichtet haben, zur raschern Verbindung der österreichischen Lande mit den italienischen Besitzungen des Erzhauses. Aber wir erfahren auch nichts weiter als dieses Factum, nichts über das Jahr der Stiftung, nichts über deren Einrichtung.

Einen kleinen Anhalt für die Zeit gibt aber doch die Familiengeschichte der Freiherren von Wolzogen. Die Wolzogen sind nämlich eine von den Familien, welche durch den Postdienst zu Ansehen kamen, worauf denn auch das Wappen deutete, welches auf der durch den Schild laufenden Straße ein rennendes Roß und auf dem Helm ein Posthorn zeigt. Der Ritter Hans Wolzogen, geboren 1437, erscheint nämlich nach Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts als Postmeister zu Strengberg in Oesterreich, wo früher ein Geschlecht dieses Namens nicht vorkommt. Er hat wenigstens die Vermuthung für sich, daß er einer der ersten Gehilfen war, welchen Rüdiger von Thurn und Taxis aus seiner wälschen Heimat zur Einrichtung der Post mit nach Oestreich brachte. Wie aus della Torre ed Tassis in Deutschland Thurn und Taxis wurde, so mag auch der italienische Name des Ritters Hans sich im deutschen Munde zu Wolzogen gestaltet haben. Uebrigens folgte Lorenz Wolzogen seinem Vater Hans in dem Postmeisteramte zu Strengberg, und dieses Lorenz zweiter Sohn, Paul genannt, war kaiserlicher Hofpostmeister zu Wien. Da nun Hans Wolzogen 1437 geboren war und Rüdiger von Thurn und Taxis wahrscheinlich 1456 gestorben ist, so wird die erste Einrichtung der deutschen Post wohl so ziemlich mit der Mitte des Jahrhunderts zusammenfallen.

Längere Zeit mag sich die Thätigkeit der Post auf die Vermittelung des Verkehrs zwischen Oesterreich und Italien beschränkt haben, denn erst 1516 richtete Franz von Taxis, Rüdigers Enkelsohn, einen zweiten Zug von Wien nach Brüssel ein, aber es zeigt sich, so wenig wir auch an bestimmten Nachrichten darüber haben, doch bei den Taxisschen Einrichtungen von vornherein ein Umstand, der sie wesentlich von dem unterscheidet, was bis dahin auf diesem Gebiet vorgekommen. Die Taxische Post mag zunächst vorzugsweise für den Dienst des Kaisers eingerichtet gewesen sein, sie wird von den Kaisern zu Staatszwecken gefördert, aber sie ist keine Staatsanstalt, sondern ein Privatunternehmen. Die Taxis sind keine Staatsbeamte, sondern Unternehmer, die ihr Vermögen an ein kostspieliges Werk setzen und durch Privilegien geschützt werden. Offenbar hatten die Taxis mit freiem Blick erkannt, daß dem mächtig erwachenden Verkehr eine Hilfe der Art Noth thue, sie gaben ihm diese Hilfe und schufen die Post. In welchem Umfange nun schon die ersten Posten dem Verkehr gedient haben, läßt sich nicht einmal annähernd bestimmen, daß sie ihm aber dienten, das ist zweifellos, denn die Taxis mußten aus einem Unternehmen, dessen Kosten die Beförderung kaiserlichen Depeschen nur zu einem kleinen Theile zu decken vermochte, nothwendig Vortheile ziehen für das Geld, welches sie hineingesteckt hatten. Das konnten sie aber nur, wenn sie außer für den Kaiser, auch für andere ihre Anstalten nutzbar machten, kurz, wenn sie den Verkehr vermittelten. Die ganze Folge lehrt, daß es so war, daß die weitblickenden Mitglieder der Taxisschen Familie die hohe Bedeutung des Unternehmens zeitig erkannt hatten und, auf die kaiserlichen Privilegien gestützt, auf die Herstellung einer Post für das gesammte deutsche Reich hinarbeiteten.

Das Haus Taxis hatte bei der Lösung dieser Aufgabe mit ganz unermeßlichen Schwierigkeiten zu kämpfen und es ist ihm, trotz aller Mühe, niemals gelungen, eine Postanstalt für das ganze Reich herzustellen. Es gelang dem hochbegabten Leonhard von Taxis allerdings, die Concurrenten zu überwinden, an denen es nicht fehlte, sobald man die Bedeutung des einträglichen Unternehmens auch in weitern Kreisen begriff, er wurde auch Herr über die finanziellen Schwierigkeiten, die zuweilen völlig trostlos schienen, und als er 1595 zum Reichsgeneralpostmeister ernannt wurde, war die Reichspost seinem Hause gesichert. Aber nicht vollständig, denn während die Kaiser sich fortwährend bemüheten, dem Privilegium des Hauses Taxis im Reich Geltung zu schaffen und den Widerstand der einzelnen Reichsfürsten zu brechen, denen nach den Vortheilen und Erträgnissen der Post bald arg gelüstete, nahmen sie doch ihre eigenen Erblande von dem Privilegium aus und gaben so ein Beispiel, auf welches sich die widerstrebenden Stände des Reichs immer und immer wieder beriefen. Auch die Familie Paar, an welche das Oberhofpostmeisteramt in den Erblanden des Erzhauses kam, war nicht deutschen, sondern italienischen Ursprungs.

Das Haus Thurn und Taxis, welches sich durch viele seiner Mitglieder hochverdient in Krieg und Frieden um Kaiser und Reich machte, erlangte die höchsten Auszeichnungen, es wurde in den Grafen- und in den Fürstenstand erhoben, aber es konnte die Ausdehnung seines Postprivilegiums auf die österreichischen Erbstaaten niemals erringen. Und weil ihm das nicht gelang, darum blieben auch die norddeutschen Reichsstände fest in ihrem Widerstande und nach dem dreißigjährigen Kriege konnte Brandenburg als ein immer gefährlicher werdender Rival mit seinem Postwesen hervortreten. Schon der große Kurfürst wies alle Anträge des Hauses Taxis und alle Mahnungen des Kaisers mit stetem Hinweis auf das eigene Beispiel des Kaisers so energisch zurück, daß ihm und seinen Nachfolgern, den Königen von Preußen, keine weitern Schwierigkeiten bei Ausübung des Postregals gemacht wurden. Die brandenburgisch-preußischen Posten behaupteten sich bald nicht nur neben den Thurn und Taxisschen, sondern überflügelten sie auch in mehr als einer Beziehung. Der Gang der Weltgeschichte aber beschränkte nach und nach das Gebiet der alten deutschen Post

immer mehr, obwohl dieselbe den Anforderungen des immer gewaltiger sich steigernden Verkehrs mit Eifer und Einsicht zu genügen strebte, bis denn endlich in diesen Tagen der Rest der Thurn- und Taxisschen Post mit der preußischen vereinigt wurde. Und auch eine preußische Post gibt es schon nicht mehr, dem Namen nach wenigstens, denn sie heißt seit diesem Jahre die Post des Norddeutschen Bundes.

Dem Hause Thurn und Taxis aber bleibt für alle Zeit das große Verdienst, das Bedürfniß des Verkehrs der Neuzeit zuerst erkannt und die erste wirkliche Post geschaffen zu haben; die alte deutsche Post, deren Einrichtungen allen modernen Völkern bei ihren Posten zum Muster gedient haben. Es war das aber kein leicht erworbenes Verdienst; die Männer vom Hause Thurn und Taxis haben, Menschenalter hindurch mit zahllosen Schwierigkeiten ringend, all ihre Kräfte, Geist und Gut an dieses große Werk gesetzt und das soll dem hochfürstlichen Hause unvergessen bleiben, ihm ein dankbares Gedächtniß sichern in der Geschichte des deutschen Volkes. Hätten wir ein Sternbild des Posthorns am Himmel — es gibt viel bedeutungslosere Zeichen auf unsern Karten — so sollten wir's Tassium sidus heißen. Das wäre wie ein Gedächtnißwappen, wie die Jagdhörner der Oranier im Wappenschild des Königs von Preußen etwa; aber auch ohne Bild, wir, die wir's noch erlebt haben, werden's nicht vergessen, daß es gut reisen war auch unter dem Posthorn.

Figuren und Gruppen aus dem Zollparlament.

Von Otto Glagau.

IV.

„Heute wird Herr Grumbrecht sprechen," sagt mein Nachbar zur Rechten, der Berichterstatter für die „Zukunft"; und er sagt es — noch vor Beginn der Sitzung.

„Woher wissen Sie das?" frage ich.

„Sehen Sie dort auf den reservirten Plätzen die ältliche Dame mit den feinen hübschen Zügen und den herniederhangenden Löckchen? — Das ist Frau Grumbrecht. Sie erscheint stets, sobald ihr Mann zu sprechen beabsichtigt. — Sie können diesen Umstand vielleicht benutzen?"

„Gewiß! Ich bin Ihnen recht dankbar, und ich habe mir schon einmal erlaubt, Sie in meinen Berichten als Quelle zu nennen.

„So?!" macht mein College, indem sein Gesicht einen halb geschmeichelten, halb mißtrauischen Ausdruck annimmt. „Könnte ich die betreffende Nummer wohl einmal sehen?"

„Sobald sie gedruckt sein wird, steht sie zu Ihren Diensten."

Während wir noch plaudern, erscheint Herr Bürgermeister Grumbrecht aus Harburg neben jener Dame und zeigt ihr unter den in den Saal tretenden Parlamentsmitgliedern verschiedene Persönlichkeiten. Frau Grumbrecht folgt aufmerksam dem Finger und den erläuternden Worten ihres Gemahls, und dieser verläßt sie erst, als der Präsident die Glocke schüttelt und die stereotype Formel spricht: „Die Sitzung ist eröffnet!"

Herr Grumbrecht hat sich seit dem Constituirenden Reichstag, wo wir ihn zuerst erblickten, nicht verändert. Er geht noch immer in spitzschößigem Leibrock, hellen Hosen und schwarzem Sammetkäppchen einher, und seine ausdrucksvolle Nase schmückt noch immer dieselbe massive silberne Brille. Heute hat er sich zum Worte gemeldet, um für die Herabsetzung des Zolls auf Roheisen zu sprechen. Da er aber jede Sache ab ovo zu behandeln liebt, so beginnt er mit dem Jahre 1848 und erzählt, wie sein heutiger Gegner, Herr Moritz Mohl, ihm schon damals in der Paulskirche gegenüber gestanden hat, wie dieser schon damals, genau so wie heute, ihm in politischen wie volkswirthschaftlichen Dingen stets widersprochen hat. Herr Mohl, der zu den aufmerksamsten und fleißigsten Mitgliedern gehört und neuerdings gern unmittelbar vor der Rednertribüne sitzt, hört diese Anklage mit der größten Gewissensruhe und scheint sogar in ihr eine gewisse Befriedigung zu finden, aber der Präsident erinnert Herrn Grumbrecht, daß man sich bereits in der Specialdebatte befinde, und ermahnt ihn, sich an Roheisen zu halten. Herr Grumbrecht verspricht auch, sich zu bessern; doch der Anblick des ruhig und gelassen zu seinen Füßen sitzenden Herrn Mohl verleitet ihn immer wieder, sich gegen diesen persönlich zu wenden. Große Unruhe des Hauses, die Rechte und die Süddeutschen rufen aus Leibeskräften: „Zur Sache! Roheisen!! Roheisen!!" Herr Grumbrecht lenkt für einige Augenblicke ein, wofür ihn das Haus dann jedesmal mit Heiterkeit und Bravo belohnt, macht aber noch verschiedene Ausfälle gegen Herrn Mohl; bis ihn das immer häufiger ertönende und von allen Seiten immer stürmischer werdende Verlangen nach Roheisen endlich nöthigt, sich, wenn auch mit unverkennbarem Widerwillen, entschieden an Roheisen zu halten. In Summa Summarum ist der langen Rede kurzer Sinn, daß Herr Grumbrecht für die Herabsetzung des Zolls auf Roheisen stimmen will; was man eigentlich schon vorher wußte.

Während dieser ganzen Scene sitzt seine Gattin sehr aufmerksam, aber ohne eine Miene zu verziehen, fast bewegungslos da; und als Herr Grumbrecht mit seiner Rede fertig ist, geht er wieder zu ihr hinauf und kehrt im Laufe der Sitzung noch etliche Mal zu ihr zurück.

Herr Mohl aber hat bereits seinen Platz eingenommen und bittet um Entschuldigung, wenn er die Ansichten des „geehrten Vorredners" in keinem Punkte theilen könne; es sei ihm das leider unmöglich, und er sehe sich in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, ihn Punkt für Punkt widerlegen zu müssen. Von allen Abgeordneten spricht niemand so oft wie Herr Mohl; er spricht an jedem Tage, in jeder Sitzung mehrere Mal, er spricht zu jeder Position. Wenn sein Kopf mit der fuchsigen Perücke über dem Rednerpult auftaucht, geht durch das ganze Haus ein eigenthümliches Gemurmel, wie: „Ah, da ist er wieder!" Am ungehaltensten über ihn sind die Herren Journalisten; besonders wenn er noch am hohen Nachmittage, wo Jedermann in diesem Saal vor Hunger und Hitze umzufallen droht, das Wort ergreift; und sie jammern dann ganz laut: „Dieser Mann ist gar nicht todt zu kriegen! Dieser Mann ist unser Unglück!" — Dazu kommt noch, daß Herr Mohl, wie schon früher erwähnt, mit einer dünnen, klagenden Stimme spricht, und von seinen Worten auf der Journalistentribüne äußerst wenig zu vernehmen ist. Die Herren Berichterstatter melden von ihm gewöhnlich nur: „Redner bleibt auf der Journalistentribüne unverständlich, spricht aber vermuthlich gegen die Vorlage." Und diese Vermuthung trifft sicher zu, denn Herr Mohl spricht und stimmt gegen jede Vorlage, gegen jede einzelne Position; ohne sich daran zu kehren, daß er gewöhnlich in der Minorität bleibt.

Allein er spricht, wie man aus den stenographischen Berichten nachlesen kann, durchaus sachgemäß und sehr gewandt; er ist unter den lebenden Schutzzöllnern der bedeutendste; und selbst Herr Moritz Wiggers nannte ihn neulich mit aller Anerkennung den modernen List. Er spricht maßvoll und schonend, und seine ganze Weise ist, namentlich im Privatverkehr, eine äußerst höfliche, geradezu bescheidene, so daß ihm niemand — selbstverständlich mit Ausnahme der Herren Journalisten — so recht gram werden kann.

„Haben Sie das von Frau Grumbrecht notirt?" fragt mein Freund, der Berichterstatter von der „Zukunft", der, wenn er dazu Muße findet, gern ein wenig plaudert, und wirklich ein gefälliger, liebenswürdiger College ist. — „Dann will ich Ihnen als Pendant mittheilen, daß Frau Löwe noch nie in einem unserer Parlamente war, also noch nie eine Rede ihres Mannes gehört hat."

„Wahrscheinlich findet sie an der Politik keinen Geschmack?"

„Erst recht! Sie schreibt den größten Theil der „Liberalen Correspondenz", sie schreibt sie trotz einem Journalisten von Fach; aber wie gesagt, ihren Mann hat sie noch nie öffentlich sprechen hören."

Herr Löwe-Calbe, wie er nach seinem einstigen Wahlkreis noch immer genannt wird, jetzt praktischer Arzt und Stadtverordneter zu Berlin, gehört schon seit zwanzig Jahren dem politischen Leben an. Wie Herr Grumbrecht, saß er im Frankfurter Parlament; er siedelte sogar mit dem Rest der Versammlung nach Stuttgart über und präsidirte dortselbst dem sogenannten Rumpfparlament. Dafür in contumaciam zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt, floh er ins Ausland und lebte zwölf Jahr in der Verbannung, bis er nach Erlaß der Amnestie von 1861 in sein Vaterland zurückkehrte.

Herr Löwe-Calbe ist also, wie Herr Grumbrecht, ein parlamentarischer Veteran, aber nicht, wie dieser, schon ergraut und welk an-

zusehen, sondern noch außerordentlich gut erhalten, mit noch vollem dunklen Haar und Bart, blitzenden Augen, sprechenden Zügen, ansehnlichem Bäuchlein und von einer durchweg stattlichen Fülle der Glieder. Es ist ein Herr von dem größten Anstande, er besitzt die Gabe zu repräsentiren in nicht minderem Grade wie Dr. Simson, er ist, wie dieser, vom Scheitel bis zur Fußsohle, in jeder Handbewegung, in jedem Räuspern ganz Grandezza und Salbung, Sicherheit und Selbstbewußtsein. Sogar sein Organ muß ein vornehmes genannt werden: so pompös klingt es; nur daß ein schwaches Lispeln es ein wenig beeinträchtigt, und das R ihm eine kleine Schwierigkeit macht. Jedes Wort kommt voll und schallend wie ein Glockenton herauf; und die wohlgefügten Sätze und Perioden, wie sie im rhythmischen Tanze einander folgen, begleitet von einer gleichsam skandirenden Bewegung der fleischigen wohlgebildeten Hand, gleichen einem harmonischen Geläute. Es ist eine wahre Lust, diese Stimme zu hören; und Herrn Dr. Löwes Reden zeichnen sich nicht nur durch eine vollendete Form aus, sondern sie wissen auch durch ihren Inhalt den Hörer zu fesseln und zu gewinnen.

Herr Dr. Löwe gehört wie Herr **Waldeck**, in dessen Nähe er sitzt, der Fortschrittspartei an; aber beide Männer genügen neuerdings nicht mehr den Vorgeschrittensten ihrer Partei, gelten diesen nicht mehr für reine, unverfälschte Democraten, vielmehr beginnt man auch schon gegen sie die Anklage zu erheben, daß sie sich vor dem „Götzen der Macht und des Erfolges“ beugen. Die „Zukunft“, das Leiborgan jener Vorgeschrittensten, dringt bereits auf eine Trennung von solchen „Halben-“, oder doch nur „Dreiviertel-Männern“; und in einer Berliner Volksversammlung beschuldigte jüngst ein edler Redner den alten Waldeck schlankweg des **Menschenhandels**, weil dieser für die Annexion von Schleswig-Holstein gestimmt hat.

Verschiedene Heroen der Fortschrittspartei, die zuerst von dem Norddeutschen Bunde nicht das Geringste wissen wollten, haben inzwischen alle Segel beigesetzt, um in den Reichstag zu kommen; denn sie mußten wohl begreifen, daß das Abgeordnetenhaus, wo sie so lange geglänzt, seitdem seinen ganzen Nimbus verloren hat.

Da ist zunächst der Freiherr **von Hoverbeck** aus Ostpreußen, der allerdings in seiner einst so fortschrittlichen Heimat keinen Wahlkreis mehr fand, weshalb sich die Stadt der Intelligenz seiner annahm und ihn zu einem ihrer Vertreter erkor. Es ist ein noch jugendlicher, blühender, dicker Herr mit außerordentlich vollem Gesicht, und er verhält sich im Zollparlament sehr schweigsam. Nur einmal that er den Mund auf, um in elegischem Ton gegen Moritz Mohl und Herrn **von Hennig**, die wegen einer Geschichte vom Jahre 1833 in Streit miteinander gerathen waren, „die herzliche Bitte“ auszusprechen, ein Eingehen auf so alte Daten doch zu unterlassen. — „Meine Herren,“ sprach der Baron, „greifen wir an unser eignes Herz; es sitzen hier Leute genug im Hause, die heute nicht alles das unterschreiben möchten, was sie vor **drei bis vier** Jahren gesagt haben; gehen wir nicht auf **vier und dreißig** Jahre zurück.“ — Dieser Stich galt, wie Jedermann sofort herausfühlte, besonders Herrn von Hennig, der ja noch vor drei Jahren des Redners intimster Waffenbruder war, hiernach aber sich zum National-Liberalismus bekehrte.

Herr von Hennig, den wir schon im Constituirenden Reichstag kennen lernten und hier nur in Parenthese erwähnen wollen, hat sich neuerdings aus Mangel an sonstiger Beschäftigung — er ist blos Rentner und unbesoldeter Stadtrath in Berlin — mit großem Eifer auf die Volkswirthschaft geworfen, und macht sich namentlich auf diesem Gebiet etwas zu sehr bemerklich. Er spricht nicht minder häufig wie Moritz Mohl, nur daß er von den zur Debatte kommenden Fragen nicht ganz soviel wie dieser versteht. Solchem Mangel weiß er indes abzuhelfen, indem er durch die Diener des Hauses dicke Actenstücke und mächtige Folianten an seinen Platz schleppen läßt, mit ihnen bewaffnet die Rednertribüne erklimmt und daraus lange Stücke der Versammlung vorliest. Indes hat das auch seine Gefahren; z. B. als er sich einmal verleiten ließ, einen Passus aus dem Erlaß des französischen Handelsminister im Originaltext anzuführen. Seine Aussprache des Französischen ist eine so entschieden ostpreußische, daß seine Collegen sich vor Bewunderung und Freude nicht zu lassen wußten. Und daran noch nicht genug, Herr von Hennig wollte auch Herrn Dr. **Friedenthal** eine Lection im Französischen geben und belehrte diesen — wir citiren wörtlich den stenographischen Bericht: „d'espèce heißt nicht, **der Art**, sondern es heißt, **die Gattung der Waare soll festgestellt werden**.“ — Diese kühne Uebersetzung rief auf allen Seiten des Hauses schallendes Gelächter hervor, und selbst die Nationalliberalen, weil Herrn von Hennigs Parteigenossen, mühten sich vergebens, ernst zu blicken.

Von den einst so hoch gefeierten Fortschrittsmännern nennen wir ferner Herrn **Hagen**, den Kämmerer der Stadt Berlin. Wer hat nicht gehört von dem **Hagenschen Antrag**, der am 6. März 1862 im Preußischen Abgeordnetenhause in Scene ging! Wer weiß nicht, daß dieser Antrag das altliberale Ministerium Auerswald-Schwerin abzudanken bewog und die „Neue Aera“ zu Grabe trug! — Es sind erst 6 Jahre her, und doch ist Herr Hagen heute schon so gut wie vergessen. So schnell schwindet der Ruhm der Welt, so rasch nutzen sich in der Politik die Charaktere ab! — Auch entspricht Herr Hagen keineswegs der Vorstellung, die man nach jenem folgenschweren Antrage von ihm haben muß. Man denkt ihn sich gewöhnlich nicht anders wie seinen kaum mehr berühmten Namensvetter, den Hagen der Nibelungen — so keck und so grimm, so wild und so trutzig. Aber dafür ist Herr Kämmerer Hagen schon zu blond und zu corpulent; er hat einen vollkommen spießbürgerlichen Anstrich, und er sieht nicht imposanter und nicht fürchterlicher aus, als meinetwegen — ein Communalbeamter der kleinsten, unbedeutendsten Stadt.

Da ist ferner Herr **von Kirchmann**, bis vor einem Jahre noch Vicepräsident beim Appellationsgericht zu Ratibor, dann aber wegen eines Vortrags im Berliner Arbeiterverein über die berüchtigte „Zweikinderehe“ seines Amtes entsetzt. Da er eben, mit gekreuzten Armen nach der Journalistentribüne blickend, so dasitzt, als wollte er sagen: „Porträtirt mich nur! Ich bin ein würdiges Object für Eure Kunst!“ — so benutzen wir diesen günstigen Moment. Es ist ein mittelgroßer, breiter, proportionirter Herr, das braungelbe, gerunzelte, etwas gedrückte Gesicht mit den kleinen tiefliegenden, stechenden Augen und dem borstigen Schnurrbart hat fast ein slavisches Gepräge; Haltung und Kleidung — vornämlich der langschößige Oberrock mit den breiten Patten an den Seitentaschen und die rothbraune verschlossene Sammetweste — geben der ganzen Erscheinung einen etwas philiströsen ökonomischen Beigeschmack. Herr von Kirchmann hat sich seit seiner Dienstentlassung der populären Philosophie zugewandt und neuerdings ein Werk über Aesthetik geschrieben, was nach seinem Vortrage über die „Zweikinderehe“ nicht Wunder nehmen kann.

Weit sympathischer muthet uns der alte **Harkort** an, seit zwanzig Jahren ein eifriger Anwalt sowol der Elementarlehrer wie der deutschen Marine. Er ist der zweitälteste unter den Abgeordneten, ein hoher Siebenziger, freilich noch immer 8 Jahre jünger als der Senior, Herr von Frankenberg-Ludwigsdorf. Groß und hager von Gestalt, mit langem schlohweißem, aber noch vollem und gelocktem Haar, schlohweißem Bart und schönem Aufschlage der großen ernsten Augen, macht er einen durchaus ehrwürdigen, so zu sagen, pastoralen Eindruck. Er besitzt mehr guten Willen als Redegabe, denn auch er gehört zu denjenigen, bei welchen die Herren Berichterstatter ihr Referat in den lakonischen Satz: „Bleibt auf der Journalistentribüne unverständlich“ — zusammenzudrängen pflegen.

Alle diese ehemaligen Koryphäen des Fortschritts verhalten sich im Zollparlament ziemlich einsilbig; sie melden sich nur selten zum Wort, und wenn sie es dennoch thun, wird es ihnen in der Regel, indem das Haus den Schluß der Debatte beliebt — abgeschnitten.

Nur einer aus den Reihen der Fortschrittspartei wußte sich den Dank und Beifall des Hauses zu erringen, indem er in die oft unsäglich trocknen Verhandlungen etwas Abwechselung brachte. Wenn die einzelnen Zoll- und Handelsartikel, specielle Tariffragen zur Debatte kommen, beginnt unter den Abgeordneten eine wahre Auswanderung, leeren sich schnell die Tribünen, verschwinden namentlich die Damen, die auch im Zollparlament das Hauptcontingent der Zuhörerschaft bilden. — „Es besteht noch immer ein Ausfuhrzoll auf Lumpen,“ sagt Herr von Hennig; „der einzige Ausfuhrzoll, welchen wir in Deutschland noch haben. — —“ Bei dem Worte **Lumpen** beginnt eine allgemeine Flucht, nehmen unten im Saal und oben auf den Tribünen hunderte Reißaus. Aber diesmal hätten sie noch ein wenig verziehen können. Herr Dr. **Müller** nämlich, Guts- und Fabrikbesitzer aus Schlesien, der jetzt das Wort ergreift, ist schon äußerlich eine frische ansprechende Persönlichkeit, und nun untersucht er sehr eingehend, aber mit Witz und Behagen, welches Land in Europa die meisten Lumpen erzeuge, welche Nation mit Lumpen am gesegnetsten sei. Ungetheilte Aufmerksamkeit, allgemeine Heiterkeit des Hauses;

Ernstes und Heiteres aus dem Zollparlament von L. Löffler. II.



Zwei berühmte Nachbarn.
Völk von Lindau. Bamberger von Mainz.



Professor Bluntschli von Heidelberg.
„Ja, meine Herren, so ist es wol, — wol ist es so.“



Ein Strebepfeiler des Zollparlaments.
Windthorst von Meppen.
(Henkel von Donnersmarck.) (Rothschild.)



In der Fraction Müller (Restauration).
Jordan aus der Pfalz. Metz von Darmstadt. v. Thüngen aus Würzburg.
Crämer-Doos von Nürnberg.

doch keiner scheint daran mehr Spaß zu finden, als Baron von Rothschild; wahrscheinlich, weil er die lumpenreichsten Staaten auf Grund des von ihnen fabricirten Papiergeldes noch besser als Herr Dr. Müller kennt. Als dieser dann zu dem Resultate kommt: „Sie sehen, meine Herren, daß Oesterreich eben noch das glückliche Land ist, welches Ueberfluß sowol an Lumpen wie an Papier hat; der deutsche Zollverein dagegen nicht soviel Lumpen erzeugt als er braucht" — da jubeln Rechte und Linke, Süden und Norden, Graf Bismarck scheint herzlichst erfreut, und selbst Herr Delbrück sieht still — vergnügt aus.

Auch der Freiherr Göler von Ravensburg aus Baden weiß dem von ihm behandelten Gegenstande, obgleich dieser sehr ernster Natur ist und wiewohl der Redner in etwas elegischem Ton spricht, eine launige Seite abzugewinnen. Er hat den Antrag gestellt, der Zollbundesrath möge sich mit der österreichischen Regierung über gemeinsame Maßregeln verständigen, um der Rinderpest vorzubeugen, beziehungsweise dieselbe zu unterdrücken; und er führt nun aus, wie die Landwirthe alle Ursache haben, nicht nur die Krankheit, sondern auch die bisher übliche Heilmethode zu fürchten. Diese Heilmethode bestehe nämlich im Todtschlagen des Rindviehs, und zwar nicht allein des kranken, sondern auch des gesunden. — Herr von Ravensburg spricht fließend und gewandt; er hat schon parlamentarische Uebung, denn er sitzt seit 1865 in der 1. Kammer der Badischen Landstände, wo er die dortige Fortschrittspartei auf religiösem und politischem Gebiete bekämpft, in der deutschen Frage aber den nationalen Bestrebungen sich anschließt. Und doch gehört er zu den jüngsten Mitgliedern des Hauses; er zählt erst 30 Jahre und ist ein stämmiger, rundwangiger, hübscher Herr mit blondem gescheitelten Haar und fuchsigem Schnurrbart. Was aber in den Augen mancher vielleicht noch mehr werth ist, der junge Baron erfreut sich auch eines ausgedehnten Grundbesitzes; und dazu scheint er auf das alles nicht stolz zu sein, zeichnet sich vielmehr durch ein artiges, leutseliges Wesen aus.

Ebenso jugendlich, voll und rund, aber noch größer, breiter, musculöser, eine wahrhaft kriegerische Gestalt, ist der Mann im Priesterrocke, der jetzt die Rednertribüne besteigt. Das reiche dunkellockige Haar läßt keine Tonsur erkennen, die breite, höckerige Stirn und die mit einer Brille bewaffneten Augen schauen frei und dreist auf die Versammlung nieder. Man war begierig, diesen Mann zu hören, denn er steht in dem Rufe eines volksthümlichen Kanzelredners und ist auch als Verfasser einiger Schriften bekannt, die sich schon durch ihre originellen Titel auszeichnen, z. B.: „Der Schulzwang, ein Stück moderner Tyrannei" und „Die Presse, ein Stück moderner Versimpelung." — Herr Militärprediger Lukas aus Regensburg hat diesem Rufe gerade nicht entsprochen. Freilich ist es etwas anderes auf der Kanzel, ein anderes im Parlamente zu sprechen. Aber die Rede war doch zu kurz, und eigentlich fehlte ihr jede Pointe. Herr Lukas erklärte, dem Handelsvertrage mit Oesterreich nicht seine Zustimmung geben zu können; er könne es nicht im Interesse der deutschen Weber, die man nach seiner Meinung gleich den deutschen Dichtern verhungern lasse, um diesen wie jenen hinterher Denkmäler zu setzen. — Aber, Euer Ehrwürden, dieses Verhungern deutscher Dichter existirt nur noch in der Sage; und seit wann setzt man denn den deutschen Webern Denkmale?

Ach ja, die Rednertribüne ist ein schlüpfriger Boden, bereitet manchem zuversichtlichen oder doch arglosen Menschenkinde eine tückische Niederlage. Mit welch unverkennbarer Freude hüpft dieser kleine, flinke Herr — es ist Dr. Wild, Banquier in München — hinauf, und wie schnell, wie jählings muß er wieder herunter! Er hat eine so schöne Rede ausgearbeitet, und nun beginnt er in so pathetischem Tone: „In longum et latum ist pro und contra schon viel gesprochen, und ich glaube, wir alle fühlen — — — —" Aber Herr Doctor, das ist nicht erlaubt; Herr Doctor, Sie lesen ab! Das streitet ausdrücklich wider die Geschäftsordnung, die nur gesprochene, nicht abgelesene Reden gestattet. Und das mit gutem Grunde. Wohin sollte es führen, wenn Jedermann hier nicht nur reden, sondern auch noch ablesen dürfte! Das würde kein gutes Ende nehmen, man würde dann überhaupt nicht zu Ende kommen. Nein, Herr Doctor, das geht wahrhaftig nicht.

Schon heften sich hundert paar inquisitorische Augen auf das dickleibige Manuscript, schon erheben sich, einander den noch nichts ahnenden Attentäter weisend, hundert schadenfrohe Finger. Ein gegenseitiges Nicken und Flüstern läuft durch den Saal, ein allgemeines Gemurmel entsteht, dem Herr von Vincke endlich Ausdruck gibt, indem er laut ruft: „Der liest hier!"

Der Präsident hat es längst gesehen, aber er will es noch nicht sehen und schweigt einstweilen. Herr Dr. Wild wird unruhig, unsicher, er findet nicht mehr die Zeilen, er stolpert über die Worte. Aengstlich läßt er die Augen über das Papier und dazwischen über die Versammlung irren, aber er sucht hier vergebens Erbarmen. „Nicht lesen! Nicht lesen!!" rufen ihm drohend zwanzig, fünfzig, hundert Stimmen zu. — Der Präsident muß es nun officiell sehen. Er greift nach der Glocke und läutet: „Der Herr Redner darf nach der Geschäftsordnung nicht ablesen!" — Armer kleiner Doctor! Er improvisirt schnell einen leidlichen Schlußsatz und schleicht mit dem Manuscript, das ihm so viele und jetzt so ganz nutzlose Arbeit gekostet hat, traurig nach seinem Platz in der Ecke.

Seine Stelle vor jenem verhängnißvollen Pulte nimmt jetzt ein Herr ein, der schon lange unsere Aufmerksamkeit erregte. Wie ein Patriarch sitzt er sonst unter den Süddeutschen da, die er durch seine mächtige Gestalt wohl alle überragte. Lange graue Locken wallen ihm auf die Schultern nieder, ein langer grauer Bart umrahmt Lippen und Kinn, Kopf und Antlitz sind von charakteristischem, anziehendem Gepräge. Er verläßt fast nie seinen Platz, still und ruhig sitzt er da und schaut mit gefalteten Händen milde und aufmerksam drein, oder er macht emsig Notizen. Es ist der Obersteuerrath Bayhinger aus Stuttgart, und heute wird auch er reden. Auch er beginnt mit einer längern Lection und schon erhebt sich gegen ihn der Ruf: „Nicht lesen! Nicht lesen!" Aber es sind nur ein paar Citate aus gedruckten Büchern; dann spricht er frei, sicher und fließend; nur etwas unverständlich, da er im reinsten schwäbischen Dialect spricht.

Herr Bayhinger theilt in allem die Ansichten und Grundsätze seines Freundes und Landsmanns Moritz Mohl; mit diesem stimmt er gegen den österreichischen Handelsvertrag, und er motivirt seine Abstimmung ebenso maßvoll und sachlich wie jener; so daß selbst ihre Gegner diesen Herrn nicht eine gewisse Anerkennung versagen können.

Ueberhaupt werden die Süddeutschen sowohl von ihren norddeutschen Collegen wie von den verbündeten Regierungen mit aller Courtoisie und Rücksichtsnahme behandelt, und im großen und ganzen zeigen sie sich auch dessen würdig und dafür dankbar; nur ein kleiner Theil von ihnen läßt sich leider zu ähnlichen Ausfällen und Provocationen hinreißen, wie zu Anfang der Sitzungen Herr Dr. Braun (Wiesbaden), und zeigt sich hartnäckig in den gröbsten Vorurtheilen über Preußen und Norddeutschland befangen. Die Reden dieser Herren lauten gerade so wie die Leitartikel in gewissen süddeutschen Blättchen: als ob nämlich Preußen auf dem Hungeretat stände, und um nicht wirklich zu verhungern, jetzt das „wohlhabende, blühende" Süddeutschland auszusaugen gedenke; daß dort der gemeine Mann Sonntags noch seinen Braten und alle Tage sein Bier habe, während er sich hier mit Hering und Schnaps begnügen müsse: daß die superkluge preußische Diplomatie die ehrlichen Süddeutschen bethören und in den „norddeutschen Bundeskäfig" locken wolle; daß der Norddeutsche Bund gegenwärtig eine Zwingburg der Tyrannei und des Militär-Absolutismus sei, während in den süddeutschen Staaten noch der Baum der Freiheit blühe, unter dessen Schatten man dort gemüthlich wohnen und friedlich leben könne.

Aehnliche Anschauungen vertritt zum Exempel Herr Dr. Bissing aus Heidelberg, ein sonst noch ziemlich unbekannter Privatdocent der Geschichte. Wenn er sich in Hirths Parlamentsalmanach als „Führer der katholischen Partei in Baden" einführt, so muß man sich ob eines solch jugendlichen, vorschnellen Führers billig wundern. Herr Dr. Bissing mag etwa, wie Herr Bebel und Herr Liebknecht, die übrigens im Zollparlament seine Verbündeten sind, ein „durchschlagender" Volksredner sein: aber zu einem parlamentarischen Redner fehlt ihm fast noch alles. Ganz so, wie es in großen gemischten Volksversammlungen zu empfehlen ist, begann er seine Rede zur Vorlage über die Tabaksteuer mit den blumigen Worten: „Wer weiß nicht, daß unsere badische Pfalz der schönste Fleck Deutschlands ist, daß sie mit Recht als der Garten Deutschlands bezeichnet wird?" — zum großen Ergötzen des Hauses. Dann beschwor er die Versammlung, der armen Wittwen und Waisen zu gedenken, die unter der neuen Steuer zu Grunde gehen müßten, was wirklich schwer zu begreifen ist, da einmal Wittwen und Waisen keinen Tabak zu rauchen pflegen, und anderseits, wenn sie ihn auch anbauen, doch kaum unter

der Steuer leiden können, weil diese schließlich nicht von den Producenten sondern von den Consumenten bezahlt werden muß. — Alles das überbot Herr Dr. Bissing in seinem Kraftschluß: „Nehmen Sie darnach die Steuer an, meine Herren, so habe ich nichts dagegen: Bauen Sie einige Dutzend Kasernen mehr und seien Sie glücklich damit. — Abgesehen davon, daß diese Aeußerung an und für sich mindestens unschicklich war, verräth sie, daß Herr Dr. Bissing die Geschichte, obgleich sie sein eigentliches Fach ist, doch wenig kennt; sonst müßte er wissen, daß Preußens Größe und Wachsthum nicht blos auf seinen Kasernen beruht, und daß ihm das Bauen von Kasernen stets nur Mittel, nie Zweck gewesen ist, um im Interesse von ganz Deutschland gewisse Ziele durchzuführen, in neuester Zeit z. B., um das große gemeinsame Vaterland im Innern zu einen und ihm nach außen hin Ansehen und Einfluß zu verschaffen. Und die Kasernen, Herr Bissing, kosteten bisher noch immer unser eigenes preußisches Geld, obwohl hinter ihnen schon oft ganz Deutschland Schutz suchte und auch Schutz fand!!

Nicht viel glücklicher, wennschon weit weniger durch eigene Schuld, debütirte Herr Probst, Rechtsanwalt in Stuttgart, ein hübscher, blonder, sanftblickender Fünfziger. Er sprach von einer Lawine, die irgendwo drohend an einem Berge hänge, und er beschwor das Zollparlament, nicht durch ein freimüthiges Wort im nationalen Sinne eine verhängnißvolle Erschütterung herbeizuführen. — Und es hatte sich wirklich eine Lawine angesammelt, aber sie bedrohte nicht, wie Herr Probst meinte, das deutsche Vaterland, Deutschlands Sicherheit und Selbständigkeit, sondern sie bedrohte nur den engherzigen, furchtsamen Particularismus, den Redner und seine Gesinnungsgenossen, und sie rollte hernieder, sobald sein letztes Wort verhallt war. Er selber hatte sie geweckt.

Um ein anderes und vielleicht passenderes Gleichniß zu gebrauchen: die, wie man wähnte, am 7. Mai glücklich erstickte Adreßdebatte explodirte plötzlich am 18. Mai — und, worüber alle andern Parteien einig waren, durch die Unvorsichtigkeit der süddeutschen Particularisten.

Ein anscheinend ganz harmloser Antrag von Bamberger und Metz, den Beschwerden abzuhelfen, zu welchen im Großherzogthum Hessen das Zusammentreffen der herabgesetzten Weinzölle mit dem bestehenden System der indirecten Steuern Anlaß gibt — lieferte den Zündstoff. Der Bevollmächtigte der großherzoglich hessischen Regierung, Geheime Legationsrath Hofmann, den wir schon vom Constituirenden Reichstag her als einen begabten und gewandten Redner kennen, und mit ihm einige Abgeordnete aus Süddeutschland, bestritten die Competenz des Zollparlaments, einen solchen Antrag zu stellen, die Competenz des Zollbundesraths, diesem Antrag nachzugeben.

Graf Bismarck hatte, wie wir neulich schrieben, bisher noch nicht gesprochen, sondern den Verhandlungen nur in schweigsamer Aufmerksamkeit beigewohnt; an diesem Tage erhob er sich dreimal, und jedesmal sprach er kernige, wuchtige, echt deutsche Worte.

Er erklärte, Herr Hofmann habe nur seine eigene persönliche Meinung, nicht die des Bundesraths abgegeben; auch er, Graf Bismarck, sei allerdings nicht in der Lage, ohne vorherige Conferenz im Namen des Bundesraths zu sprechen, aber auf ihn mache der Antrag von Bamberger und Genossen den entgegengesetzten Eindruck; daß nämlich, ihn in Erwägung zu ziehen, Zollparlament und Zollbundesrath sehr wohl befugt seien. — Es war gewissermaßen ein häuslicher Zwist im Schoße des Bundesraths, Herr Hofmann gerieth in sichtliche Verwirrung und suchte sein Versehen als ein formelles zu entschuldigen, wollte jedoch in der Sache selbst im Rechte sein, weshalb Graf Bismarck noch einmal die streitige Frage klar und unumstößlich feststellte.

Als nun aber Herr Probst seine Besorgniß vor der Einmischung des Auslandes zu erkennen gab, da erhob sich Graf Bismarck zum dritten Male und ertheilte dem Redner und seinen politischen Freunden die wohlverdiente Lection. Er wolle nicht die geringste Pression auf die süddeutschen Staaten ausüben, freiwillig müßten sie kommen, falls sie dem norddeutschen Bunde näher zu treten, ihre Selbständigkeit aufzugeben wünschten — „**Sie nennen es so, ich nicht!**“ — Er denke nicht daran die Competenz des Zollvereins zu erweitern, aber er müsse auch jedem Bestreben entgegentreten, sie zu vermindern. — „**Und bedenken Sie, daß ein Appell an die Furcht in deutschen Herzen niemals ein Echo findet!**“ — Dies waren die schönen, stolzen Schlußworte seiner Rede, die bereits der Geschichte angehört, und die in der deutschen Geschichte stets ein goldnes Blatt bilden wird.

Diese Rede war von elektrischer Wirkung. Sie traf alle Herzen und entzündete aller Herzen zu der reinsten und freudigsten Begeisterung. Alle Parteien hatten in diesem Augenblick ihren Zwist, ihre sonstige Trennung vergessen; alle Parteien — mit Ausnahme der Socialdemokraten, die ja ihr Deutschland auf dem Monde etabliren wollen, und des Herrn Windthorst, der im Lager der süddeutschen Particularisten als Helfer und Berather ein- und ausgeht; alle Parteien fühlten sich plötzlich versöhnt und einig und sprachen es freudig aus. Es war eine Wonne zu hören, wie Herr Löwe-Calbe von der Linken nicht anders wie der Nationalliberale Herr Lasker, der alte Waldeck nicht anders wie Herr Wagener-Neustettin von der äußersten Rechten sprach — alle beseelt und gehoben von der Bedeutung des Moments. In diesem unvergeßlichen Moment war der holde Traum von deutscher Einigkeit greifbare Wirklichkeit geworden, mußte das Ausland wohl daran glauben, denn in allen Theilen des Saales fand sie lauten und vollen Ausdruck.

Und auch die Süddeutschen blieben nicht zurück. Auch aus den Reihen der Süddeutschen trat ein Mann hervor, der ein edles großes deutsches Herz entfaltete und wiederum seinerseits alle Parteien gewann. Es war Dr. Völk, Rechsanwalt in Augsburg.

Er hat seinen Platz unter den Nationalliberalen, auf einer Bank mit Lasker und Bamberger. Oft haben wir ihn dort beobachtet und mit großem Interesse die kräftige, beleibte Figur, den charakteristischen, mit blonden krausen Locken bedeckten Kopf studirt. Stumm und ernst, fast finster saß er da, in der legersten Haltung, den Elbogen auf die Knie und das volle Gesicht in die starke Hand gestützt, die blauen Augen zu Boden geheftet und nur dann und wann dem Redner zuwendend oder sich mit den Fingern durch den blonden Henriquatre fahrend. Wir fragten uns, weshalb dieser Mann, der doch zu den genanntesten Abgeordneten aus Süddeutschland gehört, denn gar nicht spreche. Aber, wie er später selbst sagte, er hatte sich schon entschlossen, „sobald als möglich nach Hause zu gehen und die Tribüne hier gar nicht zu betreten.“

Doch heute vergaß er seinen Vorsatz. Schon ist verschiedene Male der Schluß der Debatte beantragt worden, schon ist es hoch am Nachmittag, da wandelt der Mann in dem kurzen, leichten Sommerröckchen langsamen Schrittes nach der Tribüne und stemmt sich mit der breiten Brust, legt sich mit den musculösen Armen auf das Rednerpult, als wolle er es erdrücken.

Die ersten Worte bekunden, daß der Ruf hier eher zu wenig als zu viel versprochen hat, daß Herr Völk der bedeutendste Redner des Südens ist, ein geborener Redner wie Braun-Wiesbaden und Herr von Vincke, und wie außer diesen beiden sonst keiner im ganzen Saal. Schon nach den ersten Worten verstummt jedes Gespräch, drängen die Mitglieder von rechts und links nach der Tribüne.

Herr Völk hat ein etwas heiser zischendes Organ, wodurch es aber in seiner Wirkung nicht im mindesten beeinträchtigt wird. „Wir Sziddeitsche“ beginnt er, indem er gegen seine partikularistischen Landsleute gewendet, diese sehr witzig um Entschuldigung bittet, wenn er und seine Freunde sich auch zu den „Süddeutschen“ rechnen; und so fährt er mit Witz und Laune, Geist und Herz fort, überall Bewegung, Zustimmung und Beifall einerntend, überall Heiterkeit und Gelächter verbreitend. Es ist eine politische Rede im großen Stil, denn sie wendet sich an alle Parteien und läßt jeder Partei Gerechtigkeit, Lob und Tadel, Ermahnung und Anerkennung widerfahren; es ist aber auch eine poetische Rede, so tief und warm quillt sie aus dem Herzen des Sprechers und so erfrischend und erquickend legt sie sich um das Herz der Hörer. — Als er sagt: „Das ist gerade das Schöne, meine Herren, und deswegen glaube ich, daß die Zukunft unserer großen Nation eine so schöne werden muß, daß das spröde norddeutsche Element mit dem etwas weichern, gemüthlicher angeflogenen süddeutschen Element nach und nach zusammenrinnen muß;“ als er diese tiefe Wahrheit verkündet, da kann ihm der alte Degen Steinmetz, der ihm gerade gegenüber Posto gefaßt hat, nicht lebhaft genug zunicken, und viele thun es mit ihm. Als er es dann noch bestimmter ausspricht: „Ich bin der Ueberzeugung, daß die deutsche Nation, und zwar in allen ihren Bestandtheilen eine so entwicklungsfähige und edle ist, daß gar kein Zweifel darüber bestehen kann, daß sie ihrer

Größe entgegengeht;" bei dieser Stelle sieht man jedes Auge heller blitzen, jedes Gesicht sich lebhafter färben. Und als er mit dem prächtigen hochpoetischen Worte schließt: **„Jetzt ist Frühling geworden in Deutschland!!"** — da bricht allgemeiner Jubel los und will nicht enden.

Wie Herr Völk die Tribüne verläßt, kann er sich kaum bergen vor Händedrücken, Glückwünschen und Danksagungen, mit welchen ihm die Koryphäen aller Parteien — von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken — entgegenkommen. Noch am andern Tage fühlt sich General Steinmetz gedrungen, den Hauptredner von gestern, wie er an ihm vorbeigeht, mit beiden Händen zärtlich um die breite Taille zu fassen.

Graf Bismarck und Herr Völk von Augsburg waren die beiden Helden des 18. Mai, und sie theilen sich in den Ruhm des Tages.

Am Familientische.

Aus dem Leben eines Zeitungscorrespondenten.

Kein großes politisches Blatt kann heutzutage ohne eine ganze Reihe von Specialcorrespondenten in allen Theilen der Welt bestehen. Eine Hauptrolle spielt aber unter ihnen noch immer „our own correspondent", der Sendbote der englischen Blätter, der oft ganz fürstlich bezahlt wird, es sich freilich auch gefallen lassen muß, bald nach Spanien und Italien, bald nach Indien oder China, heute in das gefahrvolle Getümmel einer Revolution, morgen in den Kugelregen der Schlacht oder eines Bombardements sich senden zu lassen. Auf welche geniale Weise sich diese Herren oft die ihnen wünschenswerthe Auskunft zu verschaffen wissen, davon zeugt die Autobiographie eines von ihnen, die unlängst herausgekommen. Zwei Erlebnisse seien daraus hervorgehoben.

Im Jahre 1836 wurde „Our own" nach Teplitz gesandt. Dort hatte der Kaiser von Oesterreich einen Congreß versammelt, um zu berathen, ob etwas geschehen solle und was, um Don Carlos und Don Miguel gegen die Quadrupelallianz zwischen Spanien, Portugal, England und Frankreich zu schützen. Aber obgleich man etwas derartiges vermuthete, war darüber doch nichts Gewisses bekannt; denn officiell kamen die Fürsten in Teplitz nur zu einem festlichen Rendezvous zusammen, ohne irgend welchen politischen Zweck. Der „Morning Herald" sandte deshalb seinen Correspondenten dorthin mit der Instruction, kein Mittel unversucht zu lassen, um einen tieferen Einblick in die Sachlage zu gewinnen. — Von der Reise erschöpft kommt er in Teplitz an, ohne einen Freund, an den er sich wenden kann, ohne ein Wort deutsch sprechen zu können. Was thun? Nach einiger Ueberlegung geht er ... zu Bett und schickt nach dem Leibarzt des Königs von Preußen, der — wie er wußte — gut englisch sprach. Derselbe kommt, untersucht, findet kein Symptom einer Krankheit, kehrt aber doch wieder, sei es aus Mitleid mit dem Einsamen, sei es, weil es ihm Vergnügen machte, englisch zu sprechen. Mit großer Gewandtheit weiß der Engländer das Gespräch allmählich auf Teplitz und seine hohen Gäste zu lenken, indem er sich ganz unwissend über alles stellt, und es gelingt ihm wirklich, allerhand aus dem arglosen Arzte herauszulocken, zunächst nur die Namen der Versammelten 2c., dann aber auch wichtigere politische Details, die der Arzt dem aus Spleen zu Bett liegenden Briten mitzutheilen keinen Anstand nahm.

„Kaum war des Doctors Equipage," erzählt Our own, „weggefahren, als ich aus dem Bette sprang, meine Thür verriegelte, mich rasch an mein Schreibpult setzte und meinen ersten Bericht schrieb, in dem ich natürlich wohl auf meiner Hut war, etwas zu sagen, was meinen guten Doctor hätte compromittiren können ... nächsten Tages kehrte letzterer zurück und versorgte mich, ohne es zu ahnen, mit neuem Material, und da ich mir außerdem einen englisch sprechenden Cicerone verschafft hatte, der alle die großen Herrschaften und ihre Titel 2c. genau kannte, fühlte ich mich nach drei Tagen so heimisch in Teplitz, als ob ich die ganze Saison dort verlebt hätte." So geschah es, daß die englischen Leser aus den Spalten des „Morning-Herald" mit einem Male die wichtigsten Enthüllungen über ein diplomatisches Geheimniß erhielten, über welches die anderen großen politischen Blätter noch völlig im Dunkel waren.

Mit noch größerer Schlauheit und Keckheit ging derselbe Correspondent im Jahre 1848 zu Werke, zu welcher Zeit er im Dienste der „Times" arbeitete. Die portugiesischen Kammern waren drei Jahre lang nicht versammelt worden — jetzt sollten sie zum ersten Male wieder an einem Montag zusammenkommen, und sowohl in Lissabon als in London war man auf das äußerste gespannt, was die Thronrede über die innere Politik der Regierung sagen würde. Unglücklicher Weise segelte damals nur ein Postschiff alle 10 Tage nach England, und dieses mußte grade am Sonnabend vorher abfahren, so daß unser Correspondent acht Tage auf das nächste hätte warten müssen. Das gefiel ihm gar nicht und er beschloß, mit dem Sonnabend-Dampfer die noch ungehaltene Rede des Montags abzusenden. Sogleich machte er sich an die Arbeit. Vermittelst guter Worte, liberaler Versprechungen und reichlicher Vorauszahlungen gelang es ihm, einige Personen aus der nächsten Umgebung der Königin zu gewinnen. Von einer derselben erfuhr er einige wichtige Worte der Rede, über die man im Ministerrathe übereingekommen war. Mit diesen bewaffnet gelang es ihm, einen anderen glauben zu machen, daß er alles Wesentliche der Rede besäße und nur eine Abschrift des Wortlautes bedürfte. Diese wurde ihm endlich auch versprochen, aber erst um ¼ 4 Uhr, zu welcher Zeit, wie der (oder die) Verrathende wußte, das Postschiff längst abgefahren sein mußte. Diese Schwierigkeit war indes von dem Engländer vorausgesehen und durch eine Vereinbarung mit dem Capitän beseitigt. Das Schiff fuhr allerdings vor 3 Uhr ab; um ¼ 4 Uhr erhielt der Timescorrespondent die gewünschte Abschrift, und eine halbe Stunde später hatte er sie ... in der Cajüte des Dampfers, der ihn auf der offenen See erwartete, ins Englische übersetzt. Vor 6 Uhr segelte das Schiff mit seiner selten kostbaren Botschaft ab. Als sie in der „Times" des folgenden Mittwochs erschien, war ganz London einig, es sei eine Erfindung; aber als sie am Sonntag darauf nach Lissabon kam, war man am Hof und in den diplomatischen Kreisen aufs höchste erstaunt und entrüstet. Der britische Gesandte war in der größten Verlegenheit, aber der vielfach mit Fragen verfolgte Correspondent nicht im geringsten. Er bekannte nichts, leugnete nichts, sprach von Luftballons und Lufttelegraphen, meinte, das nächste Mal werde er eine Seeschlange zu seiner Sendung miethen 2c., kurz, es war aus ihm nichts herauszubringen, und man mußte schließlich sich in das Geschehene fügen.

L. H.

Seltsamkeiten aus Sibirien.

1. Eine Narte.

Was ist eine Narte? Ja, wenn das jemand beantworten könnte! Eine Narte ist ein sibirischer Kunstschlitten, daran nichts genagelt, sondern alles nur durch Riemen befestigt ist. Er kann bei lockerem unergründlichen Schnee sogar mit fünf Centnern befrachtet werden, und er sinkt dennoch fast gar nicht in den Schnee. Um ihn fortzubewegen, spannt man Rennthiere vor, und wenn diese versinken, ein Dutzend zottige aber sehr kleine Hunde. Eine solche Narte kann in dem gebirgigen Kamtschatka kein europäischer Postillon regieren, auch wenn er längst die goldnen Litzen und die silberne Ehrenpeitsche hat. Der Nartenlenker oder „Kajur" ist ein wahrer Held von einem Hundepostillon. Wenn er mit den dreizehn heulenden, in der Carriere schnaufenden Hunden einen pfadlosen, tiefeingeschneiten Gebirgssattel hinunterfegt und, um das Fuhrwerk zu lenken, bald auf die eine, bald auf die andere Seite seines schwankenden Lenkerthrones fliegt, dann mag wohl mancher an die wilde Jagd denken, der einer solchen kamtschatkalischen Hundepost begegnet. Es geht jetzt einen eisbehangenen Abhang hinunter. Die Narte würde schleudern oder von einem Baum mitten durchgeschnitten werden, wenn der „Kajur" nicht so geschickt wäre. Schnell wie der Blitz fährt er mit dem unteren eisenbeschlagenen Ende der Peitsche, dem Steuer, durch die Sprossen des Schlittens, und das Eisen kratzt hemmend an der Eiskruste. Jetzt geht es auf einem ebenen Schneefeld weiter. Die Hunde hören auf zu heulen, denn sie haben sich jetzt nicht mehr über Gebühr anzustrengen. Hui! wie sausen sie dahin!

F. B.

Briefkasten.

Herren Siemon, Br. & Co. in Fort Wayne, Staat Indiana, Vereinigte Staaten von Nordamerika. — Der Ausschuß des Hilfevereins für Ostpreußen ersucht uns in einem Schreiben, unterzeichnet von Patow und von Bunsen, Ihnen und den übrigen freundlichen Gebern seinen Dank für Ihre Sendung auszudrücken. Wir können das nicht besser als mit den eignen Worten des Schreibens thun. Dieselben lauten: „.... Immer enger ziehen sich die Bande zwischen den nahen und fernen Stammesverwandten hüben und drüben. Wir lernen von Jahr zu Jahr besser Freud und Leid theilen, in großen Hauptfragen gleich empfinden, für jedes kommende Schicksal einander vertrauen. Als ein neues Zeichen dieser Zusammengehörigkeit haben wir denn auch die genannte Gabe freudig begrüßt, und möchten Sie nunmehr bitten, in irgend einer Weise unsern Dank über das Weltmeer gelangen zu lassen." In gleicher Weise werden wir von dem Verwaltungsausschuß des Centralhilfsvereins für die Colonisten im Herzogthum Arenberg-Meppen ersucht, den Gebern herzlichen Dank zu senden. — Was also hiermit geschieht. — **Hrn. F. C. in Würzburg.** Sie können die Photographie nach C. v. Enhubers Gemälde: „Abgeblitzt", wie jedes andere Blatt der Sammlung einzeln durch jede Buchhandlung beziehen. — **Stadtpf. J. L. in Neustadt a. H.** Die Sesenheimer Friederike ist allerdings in Paris gewesen, wie schon Naeke in seiner Wallfahrt nach Sesenheim erzählt, daß sie eine Rolle dort gespielt habe, ist Ausschmückung. Das von Ihnen erwähnte Schriftchen Pfeifers: „Goethes Friederike" betrachtet G's. englischer Biograph, Lewes, ganz mit Recht als eine Phantasie. — **Fr. v. D. in H.** — Die Novelle von J. Ludwig: „Das Gericht im Walde", die Ihnen aus unserem vorigen Jahrgange noch in so lebendiger Erinnerung geblieben, ist jetzt in einer Separatausgabe u. d. T.: „Altes und Neues". Erste Sammlung, (Düsseldorf, Hermann Budich) erschienen. Dieselbe enthält außerdem noch drei andere durchaus ihr ebenbürtige Erzählungen: Mein Großoheim. Der schiefe Thurm. Frau Elisabeth, welche Sie mit nicht geringerem Interesse lesen werden. **H. v. R. in A.** Ungeeignet für uns. — **O. H. in L. (Hessen).** Bitte durch eine Buchhandlung zu beziehen.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von **A. Klasing in Bielefeld**, herausgegeben von Dr. **Robert Koenig in Leipzig.**

Verlag der **Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin.** — Druck von **Fischer & Wittig in Leipzig.**



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 13. Juni 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 37.**

Das Hexenmädl.

Eine Dorfgeschichte aus Oesterreich von August Silberstein.

(Fortsetzung.)

Bald trafen sich der Bürgermeister und der Hausmann und schüttelten sich die Hände.

„Was bringt Dich, Bürgermeister? Schön Willkomm! Aber hast was Gutes in Deinen Schriften da?"

„Du bist ja so selten geworden!"

„Es gibt viel zu thun und abends bin ich jetzt müde — auch nicht ganz gesund beisammen! — Rück heraus mit dem, was Du für mich hast!"

„Du bist gar neugierig und die Neugier war sonst nit Dein' Sach'. Nun höre!" sagte der Bürgermeister, indem er einen alten schweren Nasenzwicker aus der Westentasche nahm, vor die Augen klemmte und in den Papieren zu mustern begann. „Ich hab' Dir zugleich mehreres zu sagen, was Dich allein und dann, was uns alle, das heißt, die Gemeinde, angeht. Fürerst sieh Dir die Rechnung des Zimmermeisters an und begutachte, ob wir ihm die ausgesetzte Abschlagszahlung auf seine Preise bewilligen." Er schlug dabei das Buch auseinander, so daß die richtige Seite gleich offen lag und ein nach Art der behördlichen Zuschriften gefaltetes Schriftstück zur Ansicht kam. „Und da, das ist kein angenehmes Schriftstückl, das ist die Einberufung für die Recruten. Aller weiterer Urlaub ist rundweg abgeschlagen. Gleich nach Pfingsten haben sie ins Regiment und in die Transportkaserne einzurücken. — Mach's also mit Deinem Celest bereit!"

Der Bauer guckte etwas finsterer darein, als er es bei der ersten Rede that. Er sah aber desto fester auf die Ziffern der Rechnungen, um sich nichts abmerken zu lassen, und sagte, auf des Zimmermeisters Zeilen deutend: „Die Sach' scheint mir in Ordnung. Es sind dieselben Ansätze, die wir schon bered't."

„Und wegen dem Recruten?" sagte der Bürgermeister, dem Bauer ins Gesicht sehend.

„Wegen dem Recruten — ja, wie meinst Du?" frug der Prandner. Es war ungewiß, wolle er Zeit zu einer Antwort gewinnen oder stecke eine solche besondere dahinter.

„Ich meine, wie es mit Dir oder Deinem Recruten und dem Celest im Schriftstück stehe?"

„In Ordnung!" sagte Prandner entschieden, mit Nachdruck plötzlich, als gäbe es keine Zweifel und kurz abbrechend.

Der Bürgermeister wollte absichtlich nicht weiter darüber sprechen, sondern griff nach der großen Horndose in die Westentasche und bot dem Prandner eine Prise, welche dieser nahm.

Das war eine gute Gelegenheit zum minutenlangen Schweigen gegenseitig, und die Dose hat bei allen Leuten ihr Dasein wohl solcher Gelegenheitsmacherei mehr zu danken, als anderem.

„Und . ." sagte der Bürgermeister nun, indem er sich noch mit den letzten Resten des Schwarzgebeizten beschäftigte, „. . . und noch eins! Höre, es scheint mir, als käme die Zeit, daß wir den Fer, den Wurzenmann, nicht mehr so frei herumgehen lassen können wie sonst. Er war immer nur ein Halbnarr, zeitweise ganz sinnig und gescheidt, nur mit einem kleinen Rappel, und er hat keinem Menschen was zu leid gethan. Jetzt aber, seit Wochen, wird die Sache immer ärger und ärger. Es fängt an, bedenklich und beschwerlich zu werden. Dich geht es besonders an. Ich sag' Dir's grad' aus, auf Dich bekommt er jetzt eine angredige (unheimliche) Passion! Du weißt, was Du von Burschenzeit her mit ihm gehabt hast! Er hat Dir immer Ruhe gegeben und ist Dir glücklicherweise ausgewichen. Nun, es konnt' uns allen recht sein, und nur so war's möglich, ihn ohne Hinderniß gehen zu lassen. Jetzt aber wird er ganz verwirrt. Seine Hausleut' sagen mir, er bringt die Kräuter nicht mehr in Ordnung und ganz vermengt heim, was sonst nie bei ihm der Fall gewesen. Denn auf seine Treu' und Musterhaftigkeit darin konnten sich alle Leut' und Apotheker fest verlassen. Er liegt aber jetzt zeitweise mit flammenden Augen und murmelt so vor sich hin, daß den Hausleuten ganz grus'lig wird. Er hat auch Deiner Bäuerin, Deiner Annerl Grab im Friedhof ganz selsam aufgeputzt, und dem Nachtwächter hat er gesagt, er solle doch nur geschwind ein Grab daneben graben, Du thätest ja bald sterben!"

Der Bauer schüttelte erstaunt den Kopf, und in all seinem schmerzlichen Getroffensein konnte er sich doch des Lächelns nicht erwehren.

Er dachte an das Päckchen, das noch im Zimmer lag.

„Ich mein', die Sach' ist bedenklich. Nit als ob wir auf seine dummen Fexereien und Hexereien was geben wollten! Du weißt, wir halten beide gleicherweis' nichts davon. Aber das Gutmüthige könnte alle Tag' in Bösartigkeit ausschlagen. Und wenn er vom Sterben und derlei redet und so böse Gedanken trägt, kann er ein Unheil anstiften. Er kann uns jeden Tag ein Haus anzünden, und vielleicht gerade Deine Scheuer oder so etwas zuerst! Ich denk', wir müßten ans Bezirksamt berichten, von wegen dem Irrenhaus. Es könnt' dort leicht doch noch besser mit ihm werden, und wir sind sicher. Ja, wir sind verpflicht'!"

Der Bauer dachte eine Weile nach, sah ernst mit niedergeschlagenen Augen zu Boden und schwieg im Sinnen.

„Laß das, Bürgermeister," sagte endlich der Prandner, der gegen den Wurzenmann immer ein eigenes Gefühl bewahrte. „Laß das jetzt. Es wird nit so rasch gefährlich. Ich fürcht' mich schon gar nit für mein Theil. Wir reden ein andermal darüber!"

Der Bürgermeister, ein alter, kluger Bauer, nahm wieder seine Dose und bot sie, schob gleichzeitig sein Buch fest unter den Arm, als schicke er sich an zum raschen Davongehen.

Der Prandner that wieder der Dose und dem klugen Schweigen die Ehre an.

„Nun, ich hab' Dir's nur sagen wollen, daß Du's für jetzt auch weißt. Bfhüt Dich Gott! Wir reden wieder ein andermal drüber."

„Bfhüt Gott!" Sie schüttelten die Hände und der Hausherr gab das Geleite einige Schritte.

Der Abschied war ernst und schweigsamer als sonst, die beiden Männer wußten nur zu gut, ohne daß sie es jetzt sagten, was die Beziehungen und die in diesem Gespräche erwähnten Personen zu bedeuten hatten.

Als der Prandner den Bürgermeister bis zum Hofausgange begleitet und ihm das letzte „Bfhüt Gott!" gesagt hatte, wendete er sich wieder um und ging nachdenklichen Schrittes wieder an den Bienenstock, um an einem Brette des Dächelchens daselbst etwas zu richten.

Kaum daß er wieder die Schritte zurückgethan und in der Mitte des Gartens angelangt war, da sah er am rückwärtigen Zaune, inmitten der Zaunöffnung, wo das Thürchen sich befand, plötzlich den Wurzenmann stehen!

Prandner blieb nicht ohne Schreck und Herzklopfen.

Rupert war wunderbar herausgeputzt, mit vom Hute weithin wehenden Farrenkräutern und mit Blumen. Sein Haar war wirr, sein Gesicht blaß, und weite weiße Hemdärmel, wie er sonst sie nur festlich trug, vollendeten noch mehr einen sonderbaren Anblick.

Er schritt heran, gerade auf den Bauer los, welcher nach kurzem Entschlusse stand und sich nicht fürchtete.

Mehrere Schritte vor demselben blieb der Wurzenmann stehen, die glutigen starren Augen nach dem Hausmanne gerichtet, und sagte mit kreischender, eigenthümlicher Stimme: „Ah, Prandner, lebst noch? — Du mußt sterben! — Nein, Du bist schon gestorben. Ich hab' Dir den Tod geschickt, Du gehst nur noch herum, aber ... Du bist schon todt!"

„Meinst?" sagte der Bauer und sah ihm fest ins Gesicht, fest und gerade in den Blick hinein; denn er hatte oft gehört, den Irrsinnigen müsse man nur offen und muthig in die Augen sehen, das mache sie wehrlos.

„Du hast mir mein Annerl genommen! Sie ist todt, jetzt mußt Du auch sterben! — Fünfundzwanzig Jahr bin ich nit in Deinem Haus gewesen. Und ich hab' jetzt auch nit hereingehen wollen. Aber ich hab's doch und doch gethan. Jetzt bin ich da! Ich hab' ein anderes Annerl, ja ich ich hab' ein neues, junges und anderes — und der mußt Du Dein' Sohn geben! Deswegen hab' ich Dich' verzaubert! Jetzt räch' ich mich, und Du mußt sterben! Hahaha! hahaha!" Er lachte unheimlich laut und machte alle Geberden der lustigsten Ausgelassenheit, indem er die Hände über den Kopf hob; fast schien es, als wolle er tanzen.

Dem Bauer war nicht wohl dabei. Er erinnerte sich der Mittheilung des Bürgermeisters und fing im Gemüthe zu schwanken an. Aber er war ein starker Mann und hatte manches überwunden, er wollte auch jetzt überwinden!

„Sei gescheidt! sei gescheidt!" rief er ihn fest an. „Meinst, wegen Deinen Zauberkräuteln? Da kannst ganz ruhig sein! Dein Mittel bringt keinen Herdschaben um? Wenn Du das haben willst, was Du der Waberl gegeben, so kannst's von mir zurückhaben, noch ganz so, wie Du ihr's gegeben und ins Wasser hast werfen lassen. Drin liegt's in meiner Stuben!"

„Du hast's!" rief der Wurzenmann wie durchschauert aus und riß die Augen starrend weit auf. Er streckte, wie im Schrecken und Entsetzen über die Kraft eines solchen unbegreiflichen Mannes, die Hände vor sich, als müßte er einen so Gefährlichen von seinem Leibe weit abhalten.

„Ja," sagte der Prandner, als er bemerkte, welchen Eindruck er hervorbringe, immer fester und sicherer, „ja ich hab's, Dein ganzes Packl im weißen Lein'!"

„Und die Johanniswurzel, das Bilsenkräutl, das Todtenkräutl!"

„All Deine Kräutl, mein Lieber! Ich hab' sie aufgefangen! — Und wenn ich's auch nit hätt', könntest mir doch nit geschadet haben!"

Den Wurzenmann schüttelte es förmlich fieberisch, ein Zittern ging durch seinen ganzen Leib. Eine solche feste Kraft und Macht war ihm noch nicht vorgekommen. Sie widersprach all seinem Sinnen und gewohnten Denken in einem eigenen langjährigen, wenn auch für alle anderen wirren, ihm aber scheinbar klaren Lebenskreise. Sein ganzes Gemüth sträubte sich und regte sich auf, aber bald wieder wie nutzlos, gebrochen und in sich vernichtet zusammensinkend. Es war wie eine plötzliche Umwandlung in ihm. Seine Miene änderte sich, wurde weich, förmlich Erbarmen heischend, Röthe und Bläße wechselte, seine Augen glüheten, rollten und feuchteten sich, und mit wehmüthig inniglicher Stimme fragte er endlich:

„Nein, Prandner, ich kann Dir nit schaden! Ich seh' ein, ich kann Dir nit schaden! Du bist mein Meister, mein Hexenmeister! Es war mein Lebtag mit Dir so! Du hast mir mein Annerl genommen, mein Annerl!" — Er hob wieder die Hände und fing nun bitterlich zu weinen an.

Sein ganzer innerer Kampf, sein Weh, das gefesselte und vernichtete Innere löste sich in Thränen — in Thränen, die sein Gesicht wenigstens ein Vierteljahrhundert lange nicht gekannt.

Der wirre, halbklare Mensch setzte sich nun im Grase vor Prandner nieder, und indem er stumm und zerknirscht in die Augen des Bauers, der ihn bewältigt hatte, emporsah, fuhr er leise und bitterlich in seinem Weinen, fast seinem Winseln fort. Die dicken Thränentropfen rannen über das alte, gefurchte Gesicht.

Dem Prandner ward ganz wehe und er fühlte sich dabei erschüttert.

Der Bürgermeister hatte ganz recht, mit dem Fex ging es merkwürdig rasch abwärts.

So wehe aber auch dem Prandner wurde, er durfte es dem Wirren und Irrsinnigen gegenüber nicht zeigen; er mußte fest und hart bleiben, wollte er sich selbst schützen und die Sache wieder in aller Stille zur alten Ordnung zurückbringen.

Er sah ihm noch einmal fest ins Gesicht, als wollte er ihn bannen und machtlos an der Erde sitzen lassen. Dann benützte Prandner die Gelegenheit, während der Arme so ruhig weinend saß, um sich ein Weilchen zu entfernen. Er ging in die Stube und holte, zur vollen Wirkung und Beweisführung, das Päckchen. Er nahm auch etwas Geld mit, um es dem Armen zu geben!

„Sieh," sagte er, als er zurückkam, „da hast Dein Packl, daß ich die Wahrheit red'!" Er warf das noch gefüllte Leinenpäckchen dem Wurzenmann in den Schoß.

Dieser fing es mit gierigen Händen, klammerte seine ausgestreckten Finger darum und hielt es einen Augenblick starr, wie bewältigt. Dann that er einen Aufschrei, zerriß es ganz und gierig, und warf es in die Luft, fing es, als es fiel, wieder vom Boden auf, erhob sich zugleich selbst dabei und zerstreute die Kräuter und das bunte Gemenge in die Lüfte.

„So!" lachte er dann wieder fröhlich. „Prandner, Du wirst leben, Du wirst leben! Aber Dein Sohn gehört mein! Das ist mein Sohn, von mein Annerl der Sohn. Den darfst mir nit nehmen. Da hast, ich lös' ihn aus von der Recrutirung, ich kauf' ihm das ganze Dorf. Da hast!" Er zog ein Beutelchen aus der Hemdbrust, in welchem einige Kupfermünzen klapperten. — „Und die Waberl hat ja ganz der Annerl ihre Augen! ganz der Annerl ihre Augen!"

Das war so weich und wehmüthig gesagt, daß dem Bauer fast die Augen übergingen.

Zugleich aber fiel es diesem wie ein Funke in die Brust. Der Gedanke und Vergleich des Wurzenmanns zündete und leuchtete plötzlich in eine Dunkelheit, welche bisher vor ihm gelegen hatte. Ja, das Mädchen, die arme Tochter der Häuslerin, hatte jene Augen, welche ihn so geheimnißvoll und rührend ansahen. Es war das Herzbezwingende, welches ihn niemals zur Ruhe kommen ließ, so sehr er auch kalt und starr sein wollte. Sie sahen jenen seines Weibes, seiner Annerl, als sie Braut war und er sie einem andern abringen mußte, ähnlich. Sie waren so und waren doch nicht so. Es war etwas Widersprechendes und doch Gleiches! Die Mutter des Celest, des Prandners Weib, war schon so lange todt, daß der harte Mann dieser Erinnerung und Aufklärung des irrsinnigen Wurzenmannes bedurfte, des Wurzenmannes, in welchem das Annerl heute noch lebte, gerade so wie damals, vor vielen, in den jungen Jahren — des Wurzenmannes, welcher kaum anderes seitdem gedacht und nur der wandernde Leichnam eines einstmals Lebendigen, der starre Stein eines früheren Schmelzes und Flusses war!

„Nicht wahr, Brüderl, Du schenkst mir Deinen Sohn?“ rief der Fex wieder in die Stille, welche eingetreten war.

Der Bauer schwieg noch immer.

„Ich laß mich recrutiren! Ich geh' für den Celest ins Militär!“ rief der Wurzenmann. Und er stellte sich stramm und gerade, mit seinem siechen, verkommenen Leib, als wär' er ein Bursche und dürfe nur vor die Kaserne kommen, um angenommen zu werden!

Der Prandner sah, daß der Fex doch ganz gutmüthig sei, und ihm nichts anhabe. Gerührt und gutmüthig nach allen inneren Wandlungen und Kämpfen sagte auch er milde zu dem Armen, ihm das herbeigeholte Geld reichend: „Sieh, da hast Du noch etwas zu Deinem Geld. Heb's auf, Du wirst schon noch was Rechts damit machen.

In diesem Augenblicke ging aber eine neue Veränderung mit dem Wurzenmann vor. Das gutmüthige Gesicht verzerrte sich mit dem Ausdrucke des Entsetzens, mit Zittern und Zuckungen, die darüber gingen. Er streckte auch, wie vorhin, abwehrend und abhaltend die dürren langen Hände vor sich.

„Geld willst Du mir geben?“ rief der Wurzenmann aus, indem er die Augen weit öffnete. „Du mir Geld?“ kreischte er auf. Und die gestreckten beiden Hände zitterten, wie in einer Art schmerzvollen Entsetzens über den Geber und die Gabe. „Willst Du mir mein Annerl abkaufen? Willst Du mir mein Leben bezahlen?“

Der Bauer zog auch nicht ohne Zittern seine Hand mit den Münzen zurück und steckte sie stille und langsam wieder in seine Tasche. — Ein peinvolles Schweigen trat ein.

„Magst . . . sonst was?“ sagte der Prandner endlich wieder langsam, um Worte zu geben und von Herzen gerne dem armen Narren gefällig zu sein.

„Weißt, Bürscherl, weißt, Brüderl, Du gibst mir etwas — ja — weil ich so lange nit in Dein Haus gekommen bin und jetzt zum erstenmal, seitdem Du Bauer bist und verheirat' warst, mit der Annerl verheirat'. Ja, Du gibst mir einen Bissen Brot und ein klein wenig Salz, das eß' ich auf diesem Grund da, auf dem ich fast dreißig Jahr' nit gestanden bin — und mein Herz ist wieder daheim bei Dir und Du bist bei mir. Das gib mir in Gott's Nam'!“

Der Bauer stand einen Augenblick sinnend, wie verwirrt und überrascht von dem Begehren, denn darin lag eben so viele sinnige Klugheit, als sprunghafte Tollheit, ein Aufflackern und Leuchten eines ungemein hellen, doch aus tiefer Finsterniß herausbrechenden Geistes. Er wußte, „Brot und Salz“ war die echte „Gottesgabe“, welche die Kinder aus dem Hause der Eltern, die Angehörigen aus der Heimat mitnehmen, und gerechter Gäste liebste Willkommsgabe ist.

Es darf kein Gast vom Hause gehen, ohne diese genossen zu zu haben. Man nimmt den Segen und Frieden des Hauses mit, wenn man sie nicht berührt. Man ist ein rechter Freund und heimisch, mit Herz und Leib da, wenn man das Brot und Salz des Hauses getheilt. Es ist ein Friedens- und Liebesmahl, ein sinniges Zeichen echter und rechter Menschengemeinschaft!

Deshalb ging auch Prandner, ohne ein Wörtlein weiter zu reden, holte ein Stück Brot aus dem Hause und der Stube. An derselben Stelle hatte es Annerl auch oft genommen und verzehrt! — Er kehrte bald zurück und reichte dem Wurzenmann das Brot mit dem Salze.

Der Wurzenmann nahm's und brach's und hob's gegen den Himmel und reichte die Hälfte dem Bauer zurück.

„Da, iß mit mir!“

Der Prandner wußte, was dies bedeuten solle, was es, trotz dem wirren Sinne des armen Wurzenmannes, in lichter Klarheit wollte.

Er nahm und aß.

Der arme Wurzenmann reichte ihm die zitternde, dürre alte Hand — zum ersten Male nach dreißig Jahren, und sagte im weinerlichen Tone: „Nit wahr, Prandner, jetzt stirbst mir nit? Wir sein wieder gute Freund', wie damals“ . . . Er hob eine rauhe, faltige Hand vors Gesicht und weinte in diese Hand, die er lange vor dem schmerzhaften Gesichte ließ.

„Bleib nur recht gesund! und bhüt Dich Gott!“ sagte er endlich.

Damit drückte er dem alten, erschütterten Gegner die Hand. — Der Wurzenmann ging langsam davon.

XIV. Allerlei alte Geschichten und neue Vorgänge.

Jener Tag mit dem Bürgermeister und dem Wurzenmann ging dem Prandner nicht mehr aus dem Kopfe. Er hätte nicht gemeint, daß nach dem Abende, in welchem er dem Mädchen zugesehen, ihr Herz oder ihre Liebe vergraben; daß, nachdem er sie selbst gesprochen und dennoch alles wieder niedergekämpft; daß nach jener wiedererrungenen Kühle und Ruhe im Gemüthe, dennoch wieder ein Sturm auf ihn losbrechen könne, ein erneuetes Andrängen, welches ihn zu erschüttern im Stande wäre.

Der Wurzenmann war schon ganz außer seinem Kreise gelegen. Er war versunken und vergessen! Trotzdem er so viele Jahre neben ihm und in seiner Nähe gelebt, war er doch nur wie ein Stein oder Baum dieser Gegend, welcher vorhanden war und zu den gewohnten Erscheinungen gehörte, über die man aber zu sinnen und an sie zu denken ganz und längst aufgehört.

Daß jenes Herz noch zuckte, daß in jener wirren Hülle doch noch eine Klarheit lebte, daß in dem verworrenen Gemenge der Denkweise des Wurzenmannes doch noch immer der Name Annerl rein und unvermengt dastand — das hätte Prandner nicht gemeint!

Und der Wurzenmann hatte vermocht, was noch niemand in Bewegung zu setzen verstand; das ganze Vorleben, die ganze Herkunft und Vergangenheit des Prandner tauchten in diesem auf.

Er erinnerte sich, wie er aus seinem Stamm- und Elternhause noch weiblichen Geschwistern hinauszahlen mußte und wie hart es ihn ankam, bis er das schöne und ausgestattete, aber noch mehr wirthschaftliche Annerl heirathete. Er erinnerte sich, daß er im Grunde doch nur ein armer Teufel war und mehr den Namen eines Bauerngutsbesitzers zu eigen hatte, als dieses selbst. Denn es war einst belastet, durch Mißjahre herabgekommen und wankend geworden.

Und das Annerl mußte er ja doch auch schwer und hart erringen. Der Name Rupert, des Wurzenmannes, sagte alles. — Und in stiller Nacht mochte er an die Brust pochen und sich fragen, wieviel er an dem Irrsinn und des Armen schuld sei.

Allerdings, er, der Prandner, hatte das Annerl heiß und innig geliebt und um sie geworben. Konnte er ahnen, was andern zukommen werde und aus ihnen erstehen?

Und wenn er an Annerl und den Rupert dachte, so drängte sich auch rasch der Kopf des Mädchens vom kleinen Hause am andern Ende des Dorfes in seine Bilder und Vorstellungen, und bald kam noch jener des Celest dahinterher.

„Sie ist ein Hexenmädl!“ sagte sich der Prandner sinnend immer von neuem, so oft er auch die ganze Angelegenheit bedachte. „Ist sie nicht eine kleine, wahrhaftige Hexe? Sie hat mich behext, sie hat den Celest behext und den Wurzenmann dazu — das ist das Allerstärkste! Kurz, einen nach dem andern. — Sie ist ein Hexenmädl!“ —

Und es war recht gut, daß er im Stande war, immer wieder die Angelegenheit auf das Mädchen hinüber zu spielen, denn der unwillkürliche Gedanke an den Wurzenmann war denn doch immer wieder wie eine wunde Stelle — noch so zart und nur zur Noth berührt, schmerzt sie dennoch!

Prandner gedachte auch an die Worte des Bürgermei-

sters. Sie schlossen eine Warnung in sich, aber ebenfalls eine Drohung und ein Leid für den armen, nun alten Rupert.

Er fühlte, daß er ihm wenigstens einen Schutz und Beistand schuldig sei.

„Nein," sagte Prandner in sich, „die Gemeinde soll den armen Fex doch nicht in die Steinmauern des fernen Irrenhauses in der Stadt einschließen. Das will ich doch vermitteln und auf mich nehmen, als Fürsorg'. Er soll Licht und Sonnenschein und Grün der Berge haben, in seiner alten lieben Heimat, in welcher er zeitlebens war und wo er einst das wilde Blümchen hoch oben im kahlen, nächtlichen, mondbeschienenen Gestein geholt!"

Das Bild drang so tief in die Seele des nachsinnenden Mannes, wie kaum jemals zuvor und es that ihm nun so ganz eigen wohl im Wehe, daß Rupert, der Wurzenmann, der Brot und Salz mit ihm gegessen, auf seinem Grunde mit ihm getheilt, in seinem Hausfrieden, und ihm noch in diesem Leben von ganzem Herzen aufrichtig vergeben!

Wenn der Verwirrte ein tiefeindringender, weiser Beichtiger, wenn er ein berühmter, lichtvoller Professor aus einer kaiserlicher Anstalt in der Stadt gewesen wäre, so hätte den Prandner sein Vergessen und Vergeben nicht mehr rühren und erquicken können!

Aber schließlich Waberl und Celest?

Sollte der Vater sich selbst Vergangenes und Gegenwärtiges sühnen, sollte er den beiden und vielen andern, unbekümmert um Stolz und alte Gewohnheit, den Willen thun und aus ihnen ein junges Pärchen im Dorfe und in dieser großen Wirthschaft machen?

Sollte er die beunruhigende Gefahr mit all' dem Gerede und den bunten Vorfällen zugleich damit beendigt und für ausgetobt halten? Oder sollte er einfach, unbekümmert um alles andere, seinen Sohn daheim und dem Hause die Stütze lassen?

Den Celest da behalten, das allein hieße jedoch schließlich denn doch immer wieder, ihn auch für das Mädchen sichern!

Oder sollte der Haus- und Hofbesitzer etwa gleich zu der Häuslerin gehen und sagen: „Sieh, sei so gut und gib mir Dein Tö chterl zur Schwiegertochter?" Sollte er etwa um diese bitten?

„Da hat es noch lange Zeit!" entgegnete er, sich trotzig aufbäumend. Und wenn er schon in seinem Widerstande gebrochen wäre — so, vor aller Welt konnte er doch nicht zusammensinken, wie ein prahlender Schneehügel, den die Sonne flach in den Grund senkt!

„Und," sagte sich der Prandner, „dieser Bub', dieser Celest, ob er käme und bitten thät'? Ob er mir seit Tagen und Wochen von irgend etwas in der ganzen Sache gedeutet! Er thut ja gerade gar nichts! Er redet und deutet kein Wort — was ist's mit diesem Celest? Vielleicht, während ich mich herabkümmere, denkt der Bursch' bereits an die steirischen, ungarischen oder polnischen Mädl, und ich bin der gutherzige Narr von einem Vater!

„Nein, so weit ist's noch nicht," rief's in ihm, nach einigem stillen Sinnen wieder auf, „so weit ist's noch nicht mit mir und mit dir, du Hex, du Hexenmädl, wenn du auch noch so viel vermagst und noch so lieb bist! — Ich laß den Celest in die Welt laufen, wohin er jetzt sogar schon mag! Mir scheint, der Alte ist jetzt gar verliebter als der Junge! Das wäre eine wahre Hexengeschichte!"

So rief sich der Prandner immer von neuem widerstreitend zu, um sich Muth zu machen, und er bekam tagelang seinen alten Muth zurück, ja seinen Frohsinn, der so viele Jahre vorgehalten!

„Nein, so weit ist's noch nicht, wiederholte er sich immer wieder, im trotzigen Selbstgespräche und suchte alle aufgetauchte Weichheit wieder zu vernichten, zu zerstreuen, wie Spreu im Winde. „Was ist mir der Fex? Was liegt mir am Wurzenmann? Es ist doch nur Weichherzigkeit von mir, die ich so lange Jahre nicht gehabt. Und aller Welt kann ich ja das nicht erzählen! — Ich laß' das Radl laufen — wollen sehen, wohin es geht — in der Kaserne steht es doch zuletzt still!"

Und so oft der Vater meinte, der Celest müsse kommen und ein bittend oder anfragend Wörtlein reden — er kam nicht und bat nicht und war schweigsam, scheinbar ruhiger wie zuvor.

Da ward der Vater einmal fröhlich darüber, das andermal aber wieder mürrisch, denn er hätte es schon gerne anders gehabt und sagte: „Jetzt muß er gehen, jetzt mache ich mir gar kein Gewissen daraus, sei es wie es sei, der Bursch soll fort!"

Der lange Vorauer kam wieder mit großen Schritten in das Haus gestiegen und sagte: „Gevatter! Du hast doch nicht etwa auf das schuldige Eimerl vergessen? Mir ist's gut im Gedächtniß und ich hoff', Dir auch. Also, die Recruten müssen abmarschiren und da thut es am besten seinen Dienst beim Abmarsche. Da sollen die Buben noch einmal trinken und die Alten dazu — alle rundum — es geht uns auch allen dann besser vom Herzen! Magst so? Oder magst vielleicht auch nit? Es bleibt sich jetzt schon gleich, ich sag' Dir, Du mußt!"

„Und ich will es ja auch!" sagte der Prandner.

„Dann ist's ja ohnehin recht! — Und," setzte er mit einigem Zögern fragend hinzu, „Dein Sohn ist dabei beim Abmarsch, das heißt, unter den Ausmarschirenden?"

„Mein Sohn ist dabei!"

„Bin neugierig!" sagte der Vorauer. „So gib Acht, daß der Bursch nit zu viel trinkt und nüchtern beim Regiment ankommt!"

„Wir wollen schon sehen! Trink nur Du nit zu viel!"

„Außer Sorge! Mein Magen verträgt so viel wie Dein Kopf!" — Mit dieser zweideutigen Rede war der Vorauer zum Hause hinaus.

(Schluß folgt.)

Harzwanderungen. Von Hermann Wagner.

II. Die Kameele des Harzes.

Der Brocken hat je nach der Jahreszeit eine sehr verschiedene Physiognomie und danach erhalten auch die Brockenfahrten einen abweichenden Charakter. Manchmal ist er dicht von Wolken und Nebeln verfinstert, ein andermal von Crinolinen und Sonnenschirmen, ohne daß es im letzteren Falle möglich wäre, seinen Schatten als Brockengespenst herum spazieren zu lassen, wie dies im erstern gelegentlich vorkommt. In Postwagen und Privatequipagen, zu Pferde, Maulthier und Esel wallfahrtet jetzt das zarte Geschlecht aus der Fremde hinauf. Die unbequemen, wenn auch wohlfeilern Beförderungsmittel der Harzmärchen und Faustsagen sind längst veraltet und abgeschafft. Sie sind verschwunden wie die Felsen der Roßtrappe, die bekanntlich seit der Erfindung der Extrazüge nach Thale durch eine neueste geologische Formation aus Wurstschalen, Birnenstielen, fettigen Zeitungspapieren und Glasscherben überdeckt worden sind. Bei meinem letzten Besuche des Brockenhauses traf ich daselbst statt des altidyllischen Brockenstraußes aus Teufelsbärten und Brockenmyrthen zahlreiche brockenmäßige Chignons, an denen sich hohe Beamtentöchter aus Berlin, Hannover, Leipzig &c., Kaufmannsfrauen u. s. w. befanden.

Eine ganz andere Brockenfahrt führte ich vor mehreren Jahren aus. Damals watete ich, von der Achtermannshöhe kommend, quer durch die Torfbrüche in der Richtung nach den Hirschhörnern hin, an der Südseite des Brockens hinauf. Den halben Tag lang hatte ich in stiller Waldeinsamkeit Moose gesucht, höchstens ward ich einmal von dem Zwitschern einer Meise oder dem Rufe eines Hähers begrüßt. Plötzlich höre ich zahlreiche lebhafte Stimmen und, indem ich aus dem dichten Walde auf eine Lichtung hinaustrete, sehe ich eine lange Reihe Frauen, Mädchen und Kinder von allen Altersstufen durch die Buschwildniß aufmarschirt, alle mit thönernen oder blechernen Gefäßen oder mit Körben behangen, in welche sie Heidelbeeren sammelten. Manche der Mädchen hatten ein interessantes Ansehen dadurch erhalten, daß sie fleißig die Beeren gekostet und außer mit schwarzen Zähnen und Lippen auch mit gleichfarbigen Schnurrbärten, sowie mit Ausrufungs- und Fragezeichen auf den von der Luft gebräunten Wangen verziert waren. Im gegenwärtigen Jahre, so wie im vorigen, sind im Oberharze die Heidelbeeren durch einen Spätfrost größtentheils erfroren, die Ausbeute deshalb nur unbedeutend, in Jahren dagegen, in denen sie gut gerathen, spielen sie im Haushalt der Harzer eine wichtige Rolle. Oeffentliche Blätter machen es dann allgemein bekannt, von welchem Tage an das Beerensammeln gestattet ist. An den Südabhängen des Brockengebirges werden sie ungefähr 14 Tage früher

reif als in den nördlicheren Thälern. Am frühen Morgen unternehmen dann Frauen und Kinder aus allen benachbarten Orten, singend und plaudernd, ihre Brockenfahrt zum Beerensuchen. Meistens pflücken sie die Beeren mit den Fingern ab; hängen dieselben jedoch außergewöhnlich reichlich, so benutzt man auch zum Abstreifen in Masse den Heedekamm, dessen lange weite Zinken rechtwinkelig zum Handgriffe stehen.

Die Heidelbeeren oder Bickbeeren werden nicht nur gesotten zur Speise verwendet, sondern dienen auch in großem Maßstabe zur Herstellung der Heidelbeercouleur, die vielfach nach andern Gegenden verführt wird, um dort Weißwein in Rothwein verwandeln zu helfen. In guten Jahren ist der Ertrag des Beerensammelns ganz ansehnlich. Man erzählte mir von einem Kaufmann in Andreasberg, der in einem Jahre für 500 Thlr. Beeren aufgekauft und 50 Oxhoft Saft ins Ausland versendet. Gleich große Mengen gehen nach Herzberg und Wernigerode. Außer den Mengen, welche in jenen Orten selbst verkauft werden, fließt den Sammlern ein Erlös von 1000 bis 1200 Thlr. daraus zu. Für Lauterberg wird der Ertrag aus Beeren ebenfalls auf 5 bis 600 Thlr. veranschlagt und in den kleinen Orten Lerbach, Lonau u. a. rechnet man sogar auf die Familie für den Sommer im Durchschnitt eine Einnahme von etwa 10 Thlr. Forstleute schätzen die im Oberharze überhaupt gesammelten Beeren auf mindestens 5000 Thlr. an Werth.

Außer den Heidelbeeren sammelt man auch die etwas später reifenden Krons- oder Preißelbeeren. Man nimmt sie vor völliger Reife ab, wenn sie erst theilweise die rothe Farbe erhalten haben und läßt sie dann nachreifen. Sie eignen sich so besser für weite Transporte und finden in den Städten des Tieflandes stets willige Abnehmer, da sie, mit Zucker eingesotten, ein beliebtes Compot abgeben. An Menge kommen sie jedoch den Heidelbeeren nicht gleich; ebenso treten auch die am höchsten geschätzten Himbeeren nur stellenweise auf. Einer der ergiebigsten Fundorte der letztern ist an den Südabhängen des Königsberges bei Braunlage, südlich vom Brocken. Der aus den Himbeeren dargestellte Fruchtsaft wird weit verschickt, so z. B. durch den Apotheker Forke in Wernigerode selbst nach Ostindien.



Lasttragende Frauen des Harzes.

Für das Daheim nach der Natur gezeichnet von W. Simmler.

Eine nicht unbedeutende Menge der gesammelten Beeren schaffen die Harzer Frauen in Körben auf dem Rücken oder in kleinen vierrädrigen Karren selbst nach dem Flachlande. Eine solche Beerenstraße geht von der Umgebung des Brockens aus über Wernigerode in der Richtung nach Halberstadt und Magdeburg. Häufig findet hierbei noch ein Tauschhandel in uralter Form statt, gegen Flachs, der in den verschiedensten Stadien seiner Bearbeitung gegen Beeren als Zahlung angenommen wird, um während des Winters daheim versponnen zu werden.

Ein andermal stieg ich von Schiercke aus auf den Brocken. Etwa eine Stunde unterhalb der Brockenspitze trifft die Brockenfahrstraße auf die Chaussee, welche von Schiercke nach Ilsenburg führt. Hier geht auch der Fußweg nordöstlich durch den Wald und die

steinerne Rinne nach Wernigerode ab. Dort am Fuße des gußeisernen Wegweisers saßen in grüner Einsamkeit zwei Harzer Jungfrauen und boten Papierdüten mit Birnen feil. Sie hatten dieselben vier Stunden weit von Wernigerode heraufgetragen. Auf der Landstraße von Wernigerode nach Elbingerode begegnete ich vier Frauen mit schweren Tragkörben. Ich frug meinen Begleiter, einen Einwohner von Elbingerode: „Was haben die Frauen in ihren Körben?" — „Sie schaffen Obst von Wernigerode nach dem Oberharze hinauf. Zwei derselben sind Wittwen, die auf diese Weise ihren Unterhalt verdienen." Die Frauen boten mit ihrer schweren Ladung ein Bild des Jammers. Den steilen Weg, der dem leeren Wanderer Schweiß genug kostet, keuchten sie tief gebückt und mühsam hinauf. Ein Gewitter zog ihnen gerade entgegen — sie mußten noch anderthalb Meilen marschiren und der Tag neigte sich bereits seinem Ende.

Es ist auf dem Oberharz überhaupt selten im Freien eine Frau ohne Tragkorb auf dem Rücken zu treffen. Am heitersten erscheint noch ein solcher Anblick, wenn ein flachsköpfiger, pausbäckiger Junge oder ein kleines blauäugiges Mädchen aus dem Korbe wie aus einem Neste hervorschaut. Sonderbar sieht es aus, wenn die Ladung von dem Mantel der Trägerin überdeckt ist. Wie wäre eine Harzer Frau ohne Mäntelchen denkbar, sei dies nun dunkelgrün oder blau, rosenroth, einfarbig oder gemustert, oder wie in Wernigerode schwarz und weiß oder schwarz und roth gestreift. Man trifft oft Frauen mit so gewaltigen Ladungen auf dem Rücken bepackt, daß mein Freund O. gar nicht so unrecht hat, wenn er die Aermsten geradezu als die „Kameele des Harzes" bemitleidet. Die zahllosen Vögel, welche von Andreasberg, Braunlage, Herzberg, Clausthal und den benachbarten Orten nach dem Tieflande verkauft werden, gelangen fast ausschließlich auf Frauenrücken nach ihren Bestimmungsorten. Eine Hauptvogelstraße führt über den Südabhang des Brockens nach Harzburg, dem Anfangspunkte der Eisenbahn. Jede sogenannte „Hucke" besteht aus einem hölzernen Traggestell, dem Reff, welches ungefähr 3 Schock Vogelbauer mit lebenden Vögeln, deren Futter und Saufnäpfchen enthält. Je sieben Käfige bilden eine Reihe, neun Reihen über einander einen Satz und drei solcher Schichten stellen die Hucke dar. Mit solcher Tracht keuchen die Frauen bergauf, bergab, nicht selten steile, beschwerliche Fußpfade; sie legen dabei täglich mehrere Meilen bei Wind und Wetter zurück. Die Vögel müssen durch Decken und Tücher möglichst geschützt sein, die Frauen mag ihr guter Engel beschützen. Den Kopf umhüllen sie meistens mit einem übergebundenen Baumwollentuch, oft auch durch den praktischen Helgoländer Hut, der hier seine zweite Heimat gefunden hat.

Auch die daheim bleibenden Frauen sind nicht selten zu ähnlichen Lastträgerarbeiten gezwungen. Haben sie früh am Morgen dem trompetenden Hirten die schellentragende Kuh übergeben, hat sich das harmonische Geläut in der Ferne verloren, so macht sich die Frau oder Tochter an das Reinigen des Stalles. Man hat zwar im Harze ein Wortspiel: Strohdünger — Frohdünger; Laubdünger — Taubdünger; Nadeldünger — Tadeldünger; — da aber in den höchsten Orten: Andreasberg, Braunlage, Schierke u. s. w. der Getreidebau fast oder gänzlich fehlt, so mangelt es auch an Stroh zum Einstreuen in die Stallungen. Das Sammeln von Moos, Laub, Nadeln und Haide, wie es in einzelnen Gemeindewaldungen vorkommt und in den Alpen vorwiegend in Gebrauch, darf in den königlichen und gräflichen Forsten nicht stattfinden. Den Harzkühen wird deshalb gar nicht eingestreut und den Frauenhänden ist es überlassen, den flüssigen Stalldünger in Holzbutten zu schöpfen und auf dem Rücken die sehr prosaische Last in das Thal hinab oder den Berg hinauf nach den Wiesenmatten oder dem Kartoffellandfleckchen zu tragen. Der Graswuchs wird den Pflegerinnen in manchen Harzthälern sogar noch von den Hirschen und Rehen streitig gemacht. Die Entschädigung, welche von dem Jagdherrn für Wildschäden gezahlt wird, genügt den Betroffenen gewöhnlich nicht, schon deshalb nicht, weil die Abschätzung erst im Spätsommer stattfindet und dann die Lücken wieder theilweise verwachsen sind. Selbst die unmittelbar an den Häusern befindlichen Gärten, in denen Bohnen, Gemüse und Küchengewürz, oft auch einige Zierblumen gezogen werden, sind nicht immer durch ihre Hecken und Scheuchmittel gegen die Angriffe des leckern Wildes geschützt. In Schulenberg besuchte ein Wildschwein bei nächtlicher Weile den Garten des Wirthshauses und ward erst durch einen Selbstschuß verscheucht, den der Förster an der betreffenden Stelle legte. Der Wirth auf dem Ravenskopf erschoß ebenfalls ein Wildschwein in seinem Garten.

Ein überraschender Anblick bietet sich dem Wanderer, wenn er am Abend eines Holztages in die Nähe eines Harzdorfes kommt. Von allen Seiten steigen dann Frauen von den Bergen herab und schleppen Holzbündel auf dem Rücken fort, die 6 Fuß lang, 4 Fuß breit und 4 Fuß dick sind. Dergleichen Riesentrachten bestehen natürlich aus dünnem Reisig und Wurzelwerk etwa bis zur Stärke armsdicker Knüppel. Alte Mütterchen, von denen man glauben möchte, sie könnten nicht allein gehen, klettern unter solchen Bündeln völlig versteckt an jähen Abhängen hinunter. Frauen mittleren Alters haben auf dem Holzbündel noch ein mächtiges Tuch voll Gras für die Ziege und vorn im Arme — das kleinste Kind. Und bei aller Noth und Mühe ist die Stimmung der Arbeiterinnen keineswegs immer eine gedrückte. Ich habe mehr als einmal helle Mädchenstimmen durch den Wald schallen oder den Klang der Sichel beim Wetzen übertönen hören. Verstand ich auch von fern nicht den Inhalt der Lieder, so hörte ich doch so viel heraus, daß vom „Liebsten" die Rede war.

Als eine theilweise Folge der schweren Rückenlasten bei den anstrengenden Gebirgswegen bezeichnet man die Kröpfe, die in manchen Ortschaften des Harzes zahlreiche Frauen und Mädchen entstellen. Zwischen Nordhausen und Ellrich sah ich viele derselben, ja ich begegnete selbst einem etwa 12jährigen Mädchen mit einem Kropf von zwei Faustgrößen. Ehedem waren Schierke, Elend und Lerbach in dieser Beziehung besonders verrufen; in denselben Orten ward jenes Uebel mehrfach auch von Krankheiten des Gehirns, von Blödsinn, begleitet. Als ich das letzte Mal durch die beiden erstgenannten Orte ging, habe ich mehr als einem Dutzend Frauen auf der Straße begegnet, ohne eine einzige mit einem Kropfe zu treffen. Selbst das Gänsemädchen von Schierke war wohlgestaltet. Man hat die Wege und jene Orte in guten Zustand versetzt und es dadurch ermöglicht, daß die Lasten auf kleinen vierrädrigen Karren fortgeschafft werden können. Manche Aerzte suchten den Grund zur Kropfbildung in dem Kalkgehalt des Trinkwassers, — es wurde mir versichert, daß in Schierke die Kröpfe seit der Zeit weniger zahlreich geworden wären, seit man durch eine neue Wasserleitung dem Orte besseres Trinkwasser zugeführt habe. Auch in Lerbach soll es jetzt in dieser Beziehung viel besser sein als ehedem.

Der reizendste Weg auf den Brocken ist unstreitig jener im Ilsethale hinauf. So wasserarm die Ilse in trocknen Sommer auch sein mag, so wunderliebliche Fälle bildet sie trotzdem. Das krystallhelle Wasser ergießt sich hier in einem breiten Strahle in ein ruhiges Becken, von Felsen und Büschen überschattet; wenige Schritte weiter hüpft und tanzt es neckisch und schäumend in zahlreichen schmalen Bändern über das stufenförmige Gestein und über grüne Moospolster herab. Man glaubt beim blinkenden Sonnenstrahl, der sich durch das dichte Laubdach stiehlt, die bezaubernde Prinzessin Ilse zu sehen, ausgestattet mit allen Reizen, sowie mit allen spröden und neckischen Launen. — Am frühen Morgen schritt ich langsam den schöngebahnten Weg aufwärts, der unter dem Ilsensteine vorbei durch das Schneeloch nach der Brockenwiese führt. Vor mir zogen drei Frauen und ein Knabe mit einem Wägelchen zu Walde. Eben als ich sie einholte, blieb nur die eine auf gleicher Straße mit mir, die andern wandten sich seitwärts. Meine Begleiterin war eine schöne, schlanke Gestalt mit leichtem, elastischem Gange und anmuthigen Bewegungen. Ihr Gesicht war zwar wettergebräunt, dabei aber von angenehmer Form. Unter sich sprechen die Leutchen ein polterndes Plattdeutsch, das dem Ohr des Unkundigen wenig behaglich klingt, mit dem Fremden unterhalten sie sich aber in einem so schönen Hochdeutsch, dessen Mittelvokale sie rein ausprägen, daß man davon wirklich angenehm berührt wird. Man glaubt unwillkürlich, es mit einer verwunschenen Prinzessin Ilse zu thun zu haben, die sich hinter dunkeln Teint und dürftige Kleidung versteckt hat.

Ebenso entfernt von Blödigkeit wie von Dreistigkeit erzählte mir die junge hübsche Frau auf meine Fragen, daß sie im Begriff sei, zu ihrem Manne zu gehen, der bereits in den Wald mit dem Karren voraus sei. Sie wollte Holz suchen, da Holztag sei; außerdem wollte sie abgefallene Fichtenzapfen sammeln, von denen in den Ilsenburger Hüttenwerken der Korb mit 1 Sgr. bezahlt wird. Sie dienen dort zum Heizen der Zimmeröfen. Etwa eine Viertelstunde lang gingen wir plaudernd durch den grünen, mit Sonnengold durchwirkten Wald am Ufer der Ilse hinauf. Aus dem ganzen Wesen

der Frau sprach behagliche Zufriedenheit, gewürzt mit gesundem Humor und gutmüthigem Mutterwitz. Unsre Wege trennten sich, und kurz darauf holte ich eine ältere Frau ein. Sie zog mit einem halbwüchsigen Knaben ein leeres Wägelchen, auf welchem ein Korb mit Sichel und einem leeren Sack waren. Ihre Erzählung, die durchaus den Stempel der Wahrheit trug, entwarf mit wenigen einfachen Worten ein düsteres Bild aus dem Leben der Harzfrauen. Drei kleinere Kinder waren daheim. Der Mann war in einer Kupferschmiede beschäftigt gewesen, dann brustkrank geworden und lag seit Wochen siech darnieder, unfähig zu jeder Arbeit. Die Frau selbst schien von Rheumatismus gequält zu sein, große Pflaster hinter den Ohren und im Genick schienen dies wenigstens anzudeuten; ihr lag es ob, Mann und Kinder zu ernähren. Früher, so erzählte sie, sei es erlaubt gewesen, aus dem Walde dreimal wöchentlich Moosstreu zu holen und droben zwischen den Klippen Gras zu schneiden. Seitdem aber separirt worden, müsse jeden Sommer ein halber Thaler für den Erlaubnißschein zum Grasholen gezahlt werden. Dafür dürfe sie täglich einen Korb voll Gras abschneiden. Von Ilseburg ist es aber bis hinauf zu den Klippen zwei gute Stunden Wegs, immer bergauf, die letzte halbe Meile sogar ziemlich steil. Droben traf ich neben Kohlenmeilern eine ganze Schar Frauen, Mädchen und Kinder, welche mit gleicher Arbeit beschäftigt waren. Ein wildes Durcheinander von Granitblöcken bedeckte den steilen Abhang weithin. Wasseradern rieselten unten hindurch; einzelne von Schnee und Sturm gebrochene Fichten streckten die zersplitterten Stämme und Aeste wie Verzweifelte dazwischen gen Himmel. Dies war das Weideland; hier kletterten die Frauen von einem Felsblock zum andern und sichelten das Gras für das Vieh daheim, das die Familie ernähren half. Der einzige Vortheil dieser beschwerlichen Brockenfahrten war noch, daß sie hinauf Wagen und Körbe leer hatten und hinab bis Ilsenburg die beladenen Wagen fast von selbst liefen. Einige Karren hatten bereits große Säcke mit Fichtenzapfen als Ladung, Bündel von Holzknüppeln und Körbe mit Gras.

In der Umgegend von Wernigerode und Ilsenburg kann der Wanderer auch noch eine besondere Art von Frauen bei ihren Brockenfahrten beobachten. Hier treiben nämlich die Kräuterfrauen ihr Wesen, die gewöhnlich in den Dorfschaften einheimisch sind. Die Apotheker in beiden genannten Städten senden jene „arzneilichen Pflanzensammlerinnen" aus, um mit den mancherlei eingetragenen Grünigkeiten, Samen und Wurzelwerk einen weitgehenden Groshandel zu treiben. Während wir selbst meistens nur noch wenig Werth auf unsre einheimischen Gewächse zu legen pflegen, meistens das Heil von Stoffen erwarten, die möglichst weit her sind, werden von Ilsenburg aus ansehnliche Mengen Löwenzahn u. dgl. nach Südamerika verschickt. Der rothe Fingerhut wuchert auf dem Harz in unendlichen Mengen; seine Blätter könnten alle Apotheker Deutschlands versorgen. Außer ihm werden aber durch die Kräuterfrauen auch Wermuth, Bibernell, Arnica, Bilsenkraut, Schierling, Eisenhut, Baldrian u. a. eingetragen. Die Kräuterfrauen haben für die Objecte ihrer Wissenschaft ihre besondern Bezeichnungen, die sich in neueren Kräuterbüchern schwerlich finden. So verstehen sie unter Krusemäntelchen die Alchemilla, unter Goldwurz das sarazenische Kreuzkraut, unter Luselnackers die Zeitlose, unter Reinefarts die Camille u. s. w. Sie thun sich natürlich als Trägerinnen populärer Wissenschaft auf die geistige Ueberlegenheit, durch welche sie ihre Landsmänninnen überragen, nicht wenig zu Gute und wissen sich, da es bei ihnen eben „mit Kräutern zugeht," auch in Lagen zu helfen, in denen manche andere rathlos bleiben. Ein Fremder, der von W. aus Fußtouren nach interessanten und abgelegenen Gebirgspunkten machte, und dem die öffentlichen Führer wahrscheinlich zu theuer waren, versuchte es, eine solche Kräuterfrau hierzu zu verwenden. Er versprach ihr einen guten Lohn, wenn sie ihn an interessante Punkte hinführe, zog auch den ganzen Tag lang hinter ihr her, erklärte ihr jedoch am Abend: die Stellen, zu denen sie ihn geführt, hätten seinen Wünschen so unzureichend entsprochen, daß er ihr kein Trinkgeld geben könne. Mache sie jedoch ihre Sache am nächsten Tage besser, so solle der Lohn um so reichlicher ausfallen. Am nächsten Morgen empfängt die Kräutermutter den Sohn des Weges mit bedeutungsreichem Lächeln: „Heute wird es Ihnen schon besser gefallen. Wir werden zusammen eine Brockenfahrt machen, an welche Sie in Ihrem ganzen Leben denken sollen!" So wackelt sie auf Fußsteigen voraus und unterhält ihn mit allerlei Anekdoten aus dem reichen Schatz ihrer Erfahrungen: von den Johannishündchen, die das ganze Jahr hindurch Geld in den Beutel schaffen, vom Eisenkraut, mit dem man schlechtes Eisen in den besten Stahl umwandeln kann. „Vom Farnkraut," sagt sie, „gibt es zweierlei, Männchen und Weibchen, das eine ist für die Weiber gut, das andre für die Männer, das will ich Ihnen heute einmal zeigen!" So steigen sie eine Stunde weit bergauf, mitten hinein in die Wildniß, — da tauchen in schmaler Schlucht plötzlich hinter Gebüschen und Felsblöcken ein halbes Dutzend andere Kräuterweiber auf, fallen mit derben Prügeln über den verdutzten Mann her und bearbeiten ihn gründlich. „Haselstock ist gut für Knickerbock!" declamirt seine verrätherische Führerin. Mit Zurücklassung eines Westenschoßes und eines halben Rockfittigs windet er sich endlich aus ihren Händen los und sucht sein Heil in schleunigster Flucht. In sein Tagebuch trägt er die Bemerkung ein: es sei eben so zu bezweifeln, ob die Kräuterweiber zum schönen wie zum schwachen Geschlechte gehören. In Summa: es gibt auf dem Harze wie anderwärts zweierlei Frauen, nämlich verheirathete und unverheirathete, — nirgends aber Rosen ohne Dornen.

Die beste Jungfer für alles.

Mahnwort an die Frauen von **Fr. Bücker.**

Als ich vor zwei Jahren das „fünfhundertjährige Jubelfest der Hausfreundin Nähnadel" schrieb, hegte ich auch zugleich den Wunsch, die silberne Hochzeit der Nähmaschine oder ihre fünfundzwanzigjährige Einführung in Familie und Haus zur Zeit verherrlichen zu können. „Wie?" werden die Amerikaner verwundert fragen, wenn ihnen diese Zeilen zu Gesicht kommen, „die Nähmaschine hätte ihre silberne Hochzeit noch nicht gefeiert?" Ja, ihr werthen Brüder drüben überm Ocean, bei euch hat sie ihr Silberfest dahin, bei uns aber noch nicht, und so lange etwas in der alten Welt mit ihrer mehr als tausendjährigen Geschichte und ihrer bis in die Morgenröthe des grauen Alterthums zurückreichenden Errungenschaft auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft noch nicht gefeiert ist, so lange fehlt ihm auch noch die eigentliche Weihe oder die Palme in letzter Instanz.

Amerika, das Land des Sturms und Drangs, war der geeignete Boden für die Erfindung der Nähmaschine. Hier erforderten die Verhältnisse, hier erheischte der Zeitgeist energische Mittel zur Besiegung außergewöhnlicher Hindernisse. Um einen Kampf mit den Titanen zu bestehen, sind nicht etwa titanenhafte, aber schnell und sicher treffende Mittel erforderlich, wie sie nur die Wissenschaft an die Hand geben kann. In einem Lande nun, darin Urwälder gelichtet, Riesenströme überbrückt, Oceane mit Oceanen durch den Schienenstrang verbunden, Welttheile in einem Welttheil zugänglich und urbar gemacht wurden, darin mit Dampf gewebt, gesponnen, gegossen, gereckt und zusammengeschweißt, ja sogar mit Dampf gekocht und gegessen wird, konnte die eingliedrige Handnadel, die eherne Einäugige, nicht länger langsam Stich um Stich machen, um nach etlichen Tagen mühsam ein Gewand herzustellen, das die gespannten Muskeln des gestählten Blockhüttlers im nächsten Augenblick zerrissen, oder das schlüpfrige Parket der neuen Weltstädte als unmodisch verwarf. Die Handnadel mußte dort stürzen, wo alles mit der Maschine bezwungen wird. Die neue Welt der freien Concurrenz mußte der alten Welt des Zunftzwanges in der Erfindung der Nähmaschine den Rang ablaufen. Und so geschah es denn, daß in verhältnißmäßig kurzer Zeit, in einer Zeit, in der in der alten Welt hundert Talente emportauchen und wieder verschwinden, hundert Firmen geboren und wieder begraben werden, die Nähmaschinenindustrie in der neuen Welt einen Aufschwung erlangte, wie er in der Geschichte der Erfindungen beispiellos dasteht. Die Etablissements der Grover & Baker-Compagnie in Boston, der Wheeler & Wilson-Compagnie in Bridgeport, die Fabrikräume der Singer-Gesellschaft in New-York, und von Elias Howe, dem Meister und Erfinder der

Nähmaschine selbst, sind so großartig, daß wir diese Werkstätten, darin die kleinen Werkzeuge des Friedens mit Dampf und Maschine angefertigt werden, mit nicht geringerm Erstaunen betrachten können, wie die feuerspeienden Cyklopenhallen unseres gußstählernen Krupp, daraus die Werkzeuge des Krieges, die See- und Landgeschütze von riesigen Dimensionen hervorgehen.

Daß nun in Deutschland die Nähmaschine noch nicht zu der Geltung gekommen, zu der sie längst gelangt sein sollte, das, verehrte Frauen, liegt einfach nur an euch. Ihr sähet es gewiß lieber, wenn ich die Schuld einfach auf Deutschland schöbe, darin es so schwer hält, mit einer neuen Erfindung Bahn zu brechen. Gewiß, Bahnbrecher einer neuen Sache — nicht etwa einer Idee — in Deutschland zu sein, ist etwas ermüdend, doch in einer Angelegenheit, die so tief in euren Haushalt eingreift und die ganz allein von eurem praktischen Verstande beurtheilt werden kann, wäre es denn doch Unrecht, das Ganze für den schuldigen Theil zu setzen. Die Nähmaschine muß in weit höherem Grade, als es bis jetzt der Fall, Hausgenossin werden. Sie verdient in jedem Familienzimmer einen Ehrenplatz neben dem Klavier, das ohne Nachtheil für gewisse talentlose, sich vergebens abmühende Kunstliebhaberinnen immerhin etwas in seinen Ansprüchen beschränkt werden könnte. Ja, ich wage nicht zuviel zu behaupten, wenn ich rund heraussage, daß in manchen Familienzimmern dem Klavier das Bürgerrecht entzogen und auf die Nähmaschine übertragen zu werden verdient, weil ersteres die Arbeit hemmt und letztere die Arbeit fördert.

Wie sehr sich noch manche Hausfrau gegen die Einführung der Nähmaschine in ihren Familienkreis sträubt, ist mir wohlbekannt, und wenn sie auch mit einem Dutzend Kinder gesegnet ist, die alle ordentlich gekleidet sein wollen, so läßt sie doch von der ehernen Einäugigen oder der Handnadel nicht. Sie sitzt bis nach Mitternacht, verdirbt sich die Augen, die Brust, und bestärkt ihren Gatten in der Meinung, die fünfzig Thaler für die Nähmaschine durchaus in der Tasche zu behalten. Behält er es aber wirklich in der Tasche, das Geld? Nein, er gibt es doppelt und dreifach aus, und bleibt dabei doch noch ohne Nähmaschine. Den einen Theil der Summe nimmt der Schneider, welcher die von der Gattin nicht zu bewältigende Arbeit macht; den andern Theil der Arzt, der die Brust der gebückt Sitzenden zu behandeln hat; den dritten Theil verzehrt die Küche, welche nicht mehr mit der nöthigen Umsicht überwacht werden kann; den vierten Theil die durch die Langsamnäherei verlorene Zeit, und den fünften die versäumte Kindererziehung. Richtig, geht nur immer stolz zu Fuß neben der Eisenbahn, und laßt's euch drei Thaler und zwei Tage da kosten, wo euch das Dampfroß in sechs Stunden und für einen Thaler befördern kann.

Die Gründe der Hausfrau für die Nichteinführung der Nähmaschine in die Familie haben meistens so viel Saft und Kraft, wie ein vertrocknetes Baumblatt. Eine Maschine? was kann das anders sein, als ein hundertarmiges Conglomerat von Federn, Spulen, Rädern, Treibriemen, Wellen und Speichen! — Wer wollte ein solches Ungethüm in die Familie führen! Die kleinen Kinder können hineinfallen und zermalmt werden und jeden Augenblick muß der Maschinist kommen, um das „Ding, das nicht laufen will,“ wieder in Stand zu setzen! Als früher die Kaffeebohnen einzeln geknackt oder im Mörser zerstoßen werden mußten, entsetzten sich die Frauen nicht minder, da sie von einer Kaffeemühle hörten. Als sie aber das Instrument kennen lernten, ließen sie das Knacken der Bohnen und mahlten sogar mit verbundenen Augen, um ihre Bravour zu zeigen. Nennt mich keinen Spötter! Es sind, o schon über dreihundert Jahre, als ein deutscher Mann, Jürgen hieß er, zu euch sagte: „Ich habe eine Maschine erfunden, die (außer einem Gestell mit einem „Lager“) aus einer eisernen Spindel mit einem hölzernen Flügel, einer Spule mit einer Rolle, einem Rade mit einer Schnur ohne Ende, und noch aus Flügelhäkchen und Kunkel besteht. Ihr wolltet von einer solchen verwickelten Maschine nichts wissen, bis sie euch endlich als Trittspinnrad vor die Augen kam und nach zweistündigem Studium das Urbild aller Einfachheit war. Und woraus bestand das Studium? O, aus gar vielen Dingen. Ihr mußtet einen Faden von der Kunkel durch das Spindelöhr ziehen, um ein Flügelhäkchen legen und auf der Spule befestigen. Dann mußtet ihr — ja, droht nur mit dem Finger — das Trittrad in Bewegung setzen, nachdem ihr ihm vorher einen Schwung mit der Hand gegeben. Jetzt kam das Schwerste, das Zupfen des Flachses mit beiden Händen vom Rocken. Sollte der Faden stärker oder schwächer gedreht werden, so mußtet ihr ihn mehr oder weniger gespannt einlaufen lassen. Damit war die Arbeit noch nicht beendet. Die Spule mußte auch gleichmäßig angefüllt werden, und dazu war ein zeitweises Verlegen des Fadens von einem Flügelhäkchen auf das andere nöthig.

Keine Frau, nicht einmal das stumpfsinnigste Altmütterchen, wird im zweiten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts zugeben, daß die Zusammensetzung und Handhabung des Jürgenschen Trittspinnrades eine verwickelte ist. Und ich behaupte, daß das Nähen mit der Nähmaschine, deren Mechanismus jetzt ein so sinnreich einfacher, daß selbst ein Kind damit fertig werden kann, um nichts schwieriger ist, als das Spinnen mit dem Spinnrade. Das Setzen zweier Spulen, welche den Ober- und Unterfaden enthalten, das Einfädeln zweier Nadeln, der Vertical- und Zirkelnadel, das Reguliren des Fadenspanners und des Stichstellers, das Lüften und Herablassen des Stoffhalters auf den zu nähenden Stoff und den gezähnten Stoffrücker, und ein gleichmäßiges Treten des Trittschemels sind fast die einzigen Hilfeleistungen, wie sie z. B. die Grover und Baker-Familiennähmaschine beansprucht. Daß die Fadenspannung durch Drehung einer Daumenschraube bewerkstelligt wird, daß der Unterfaden seiner und lockerer sein muß, wie der Oberfaden — das sind eben gemeinverständliche Dinge, wie sie jede gedruckte Gebrauchsanweisung, welche der Maschine beigefügt wird, enthält. Es ist noch eine vielverbreitete, aber durchaus falsche Ansicht, daß eine Nähmaschine leicht reparaturbedürftig wird, und so zart und umsichtig behandelt sein muß, wie etwa ein Schock rohe Eier. Die Nähmaschine ist kein Marzipankunststück, sondern eine eherne Jungfer, die manchen Stoß und Puff erträgt und geradezu mißhandelt werden kann, ohne aus ihren Falten zu gehen. Ich kenne eine Nähmaschine, die seit Jahr und Tag in einem stark bevölkerten Familienzimmer steht, vom Morgen bis zum Abend schnurrt, den Bett- und Dielenstaub schluckt, von den spielenden Kindern in der Freistunde bearbeitet wird, und dennoch frisch und gesund bleibt. Sie müßte vorschriftsmäßig durch den Verschlußkasten vor dem Staub bewahrt bleiben, aber es geschieht nicht; die Kinder müßten sie unangetastet lassen, aber sie thun es nicht; Jedermann weiß, daß die eherne Jungfer eine gußeiserne Gesundheit hat, und behandelt sie danach. Krümmt sich die Verticalnadel, so wird sie wieder gerade gebogen; bricht sie ab, so wird eine neue eingeschraubt; versagt der Stoffrücker, so wird er gereinigt und frisch geölt; wird die Zirkelnadelspitze rauh, so glättet sie ein stumpfes Stahlinstrument; läuft der Treibriemen lose und schief, so wird er fester zusammengenäht oder durch Anziehen einer Schraube gezwungen, wieder gerade zu laufen; reißt einer der Fäden, so wird er wieder eingefädelt, kurzum die Maschine selbst bleibt gesund, verbittet sich den Besuch des Arztes oder Heilkünstlers, und hat die beste Absicht, ihre Herrin, welche noch jung ist und schonungslos mit ihr umgeht, zu überleben. — Die unverwüstlich eherne Jungfer, von der ich eben gesprochen, ist eine Familiennähmaschine, oder mit andern Worten, eine Jungfer für alles.

Sie näht neue Hemden und flickt alte; sie näht Schnüre ein und Litzen auf; sie besetzt mit Band und faßt mit Band; sie fertigt der Tochter ein Kleid aus feinem weichem Stoff, und dem Sohn eine Jacke aus grobem hartem Stoff; sie näht eben so gern gerade Nähte als Kurven und Kreise; ihr ist es einerlei, ob sie mit Garn oder Seide auf Tüll, Piqué oder Tuch näht; sie steppt, kräuselt, stickt und arbeitet so gut, daß eher der Stoff als die Naht reißt. Wollt ihr noch mehr, ihr Hausfrauen? Wünscht ihr vielleicht noch, daß euch die Nähmaschine auch noch den Stoff zu euern Kleidern liefert? O, wartet nur, es kommt noch die Zeit, wo mit der Nähmaschine ein Webstuhl und ein Spinnapparat verbunden wird. Ihr kauft dann ein Lammfell oder etliche Pfund Rohbaumwolle, um das Gekaufte vorn in die Maschine zu werfen und hinten als fertiges Gewand wieder herauszuziehen. Bis dahin haltet's mit der Familiennähmaschine, deren Behandlung so kinderleicht ist, und die so viel leistet, daß jede, wenn auch noch so reich mit Kindern gesegnete Familie dem Schneider auf meine Verantwortung kündigen kann. Von den Familiennähmaschinen sind wohl zu unterscheiden die Nähmaschinen für gewerbliche Zwecke. Daß Schuhmacher und Sattler, die in Leder arbeiten, andere Maschinen brauchen, wie die Hausfrau, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Die Familiennähmaschine soll überaus einfach und dabei doch vielseitig sein, und ihre Naht soll Schönheit mit Haltbarkeit verbinden. Für letzteres haben besonders

Grover & Baker in Boston nach Kräften gesorgt. Sie haben durch ihren eigens für die Familie erfundenen, in Amerika und Europa patentirten „Grover & Baker-Stich" der Hausfrau eine Naht übermittelt, wie sie nicht schöner und haltbarer gedacht werden kann. Der Grover & Bakerstich ähnelt dem mit der Hand gemachten Steppstich und wird vermittelst zweier Fäden, die von zwei Spulen ablaufen, gebildet. Die Verticalnadel geht mit dem Oberfaden durch den Stoff und die sich um ihre Achse vor und rückwärts drehende Zirkelnadel unten fängt die Schlinge des Oberfadens auf, um erst die Schlinge des Unterfadens zu bilden, und dann noch diesen dergestalt mit dem Oberfaden zu verflechten, daß eine ebenso sinnreiche, wie schöne und haltbare Verkettung beider hervorgebracht wird. Die Grover & Bakernaht löst sich nicht, weil jeder Stich zugleich ein für sich abgeschlossenes Ganzes bildet. Der Stoff kann zerschnitten, gewaschen, abgenutzt werden, die Naht trennt sich nicht. Will sie die Hausfrau aber lösen, so kann sie auch dieses und zwar auf dem einfachsten Wege.

Aus dem Gesagten könnte hervorgehen, daß die Hausfrau nur auf eine Grover & Baker-Familiennähmaschine ihr Augenmerk zu richten und die Maschinen anderer Fabriken unbeachtet zu lassen hätte. Ich will durchaus nicht für Grover & Baker Propaganda machen, aber ich will über das andere nicht minder wichtige Wheeler & Wilson-System noch etwas sagen. Was bei Grover & Baker die Zirkelnadel, ist bei Wheeler und Wilson der Greifer. Mit diesem wird eine auf beiden Seiten gleich aussehende (auch unauflösliche) Doppelsteppnaht gebildet, während die Zirkelnadel, wie bereits erwähnt, eine Naht hervorbringt, bei welcher der Faden einfach auf der rechten und doppelt auf der linken Seite liegt. Beide Nähte sind gleich vortrefflich, und die strengste Prüfungscommission könnte keiner einen besondern Vorzug vor der andern einräumen. Mit der Wheeler & Wilsonschen Familiennähmaschine können ebenfalls alle erdenklichen Arbeiten für den Haushalt angefertigt werden, doch ist die Grover & Bakersche Maschine bei den Damen beliebter, weil sie etwas einfacher, etwas billiger und etwas leichter zu handhaben ist. In den Wheeler und Wilson-Nähmaschinenniederlagen sind die Grover & Bakerschen Kettenstichapparate extra zu haben, und dieser Umstand ist ebenfalls für Grover & Baker nicht von Nachtheil.

Daß die Nähmaschinen nicht mit der Vollkommenheit, wie wir sie schon seit Jahren, mehr oder minder künstlich zusammengesetzt, in den verschiedensten Depots vorfinden, auf den Markt kamen, ist unsern Hausfrauen kein Geheimniß mehr. Sie kennen auch den Erfinder, und wissen ebenfalls, daß derselbe (Elias Howe) auf der Londoner Weltausstellung im Jahre 1851 erschien, um die amerikanische Erfindung Europa zu empfehlen. Unsere Frauen sind aber sehr im Irrthum, wenn sie glauben, daß Elias Howe die erste Nähmaschine construirte. Dieselbe wurde schon zwanzig Jahre früher von dem Franzosen Thimonier angefertigt, konnte aber ebenso wenig zum Weißzeugnähen gebraucht werden, wie eine Heugabel zum Frühstücken. Durch den Stoff gestoßene Häkelnadeln holten mühsam von unten den Faden herauf und brachten langsam die Einfadenkettennaht oder Tambourirnaht zu Stande. Thimonier zog von Dorf zu Dorf, von Wirthshaus zu Wirthshaus und zeigte seine Erfindung. Bald wurde er von den Schneidergesellen verlacht und verspottet, bald zur Thür hinausgeworfen und bald von einem Vorübergehenden, der den armen Erfinder bemitleidete, mit einer kleinen Münze beschenkt. Schließlich soll das Instrument von einem Gesellenhaufen, der sich zusammenrottete, in tausend Stücke zerschlagen worden sein. Dr. Grothe, der rühmlichst bekannte Schriftsteller und Spinnereidirector in Rummelsburg bei Berlin, theilte mir mit, daß Thimoniers Maschine sich jetzt noch in Amerika vorfinden soll. Dem sei nun, wie ihm wolle — so viel ist gewiß, daß Thimonier der Erfinder der Tambourirmaschinen ist, wie wir sie jetzt noch — vervollkommnet natürlich — bei Sattlern, Portefeuillearbeitern und Schustern finden. Eine Nähmaschine, wie sie eine Nähterin, Schneider und Hausfrau brauchen konnte, mußte ganz andere Bedingungen erfüllen. Selbst eine beschleunigtere Herstellung der einfachen Handnaht, wie sie einige Maschinen zu Stande brachten, blieb unbeachtet. Eine Nähmaschine mußte nicht nur schnell arbeiten, sondern auch unauflöslich haltbar Stoff an Stoff ketten. Elias Howe löste, was Thimonier nicht lösen konnte. Er construirte die Schiffchenmaschine. In seiner Nähmaschine führte ein hin- und herfliegendes Schiffchen, nach Art des bekannten Webeschiffchens, einen zweiten oder untern Faden durch die Schleife des Oberfadens, der durch die Verticalnadel herabgeleitet wurde. Grover & Baker, die ebenfalls noch Schiffchenmaschinen, aber mehr für specielle Zwecke, construiren, setzten an die Stelle des Schiffchens die Zirkelnadel, wie sie sich in diesem Augenblicke in den Nähmaschinen für häusliche Zwecke vorfindet, und durch ihre exacte und schnelle Werkthätigkeit Alt und Jung fesselt.

Mittheilungen aus der ärztlichen Praxis.

Von Dr. Riefenstahl.

III. Durch Nacht zum Licht.

Es mochte Mitternacht vorüber sein, als ein heftiges Läuten der Hausglocke mich aus dem ersten tiefen Schlafe weckte. Unwillkürlich richtete ich mich in die Höhe, halb im Traume noch, wie es eben die Gewohnheit zur zweiten Natur werden läßt; — schon aber schallten die Töne der Glocke zum zweiten Male durch das Haus, so stürmisch jetzt jedoch und grell, daß man unwiderstehlich die Angst mitfühlen mußte, welche die Hand des Einlaßbegehrenden leitete. Ich beeilte mich so sehr, wie möglich. In diesem Augenblicke hörte ich die Hausthür öffnen, dann ein stürmisches Heraufeilen, dann flog meine Zimmerthüre auf und herein stürzte, in allen Mienen den Ausdruck des höchsten Entsetzens, ein mir wohlbekannter junger Landwirth aus der nächsten Umgebung der Stadt mit dem Rufe:

„Um Gottes willen, Herr Doctor, kommen Sie doch so schnell wie nur möglich nach meinem Hause, — unser Hannchen stirbt uns unter den Händen. Ich bin so unglücklich mit dem Kinde zur Erde gefallen."

Schon aber hatte ein Blick auf den Unglücklichen mich belehrt, daß derselbe auch heute wieder der entsetzlichen Leidenschaft gefolgt war, welche bereits seit Monaten ihn völlig beherrschte; — das wirre Auge verrieth hinlänglich den kaum Ernüchterten, während ein starker Alcoholgeruch, der von ihm ausströmte, nur zu sicher jeden etwaigen Zweifel beseitigte.

Eilig warf ich meinen Mantel über und folgte mit schnellen Schritten dem ungeduldig Voranseilenden.

Das war eine gar traurige Geschichte mit dem jungen Mann und seinem armen Weibe, — eine alte Geschichte zwar, doch eine von jenen, die an das Wort des Dichters erinnern:

„Und wem sie just passiret,
Bricht sie das Herz entzwei."

Es waren vielleicht zwei Jahre verflossen, als Martin, so will ich ihn nennen, der zweite Sohn auf einem kleinen Bauerngute, durch ganz unvermuthete Erbverhältnisse in den Besitz eines der größten und schönsten Colonate der Gegend gelangte. Einen so ordentlichen, fleißigen und auch gebildeten jungen Mann aber, wie den Martin, gab es wohl kaum in der ganzen Umgegend, dabei war er, wie die Leute sich auszudrücken pflegten, die Bravheit selber. — Jeder gönnte ihm daher sein Glück, — nur war man neugierig, ob er auch wohl ferner, in den gänzlich veränderten Verhältnissen, der Alte bleiben werde; zumal aber war man gespannt darauf, — und in diesem Punkte gingen die Ansichten gewaltig auseinander — ob der Martin nun wohl die Elsbeth, mit der er doch immer so herzliche Freundschaft gehalten, zu seiner Bäuerin machen werde. Die Elsbeth war nämlich, abgesehen von ihren geistigen und körperlichen Vorzügen, denn die mußte ihr der Neid lassen, die Tochter eines gänzlich verschuldeten Bauers, und das fiel in den Augen der Leute sehr schwer in die Wagschale zu ihren Ungunsten.

Da nun freilich kannte man unseren Martin schlecht; — an dem war kein falsches Haar; und so wurden die beiden nach kurzer Frist bereits, zum größten Staunen vieler, eines Sonntags in der Kirche verlesen.

Sie bildeten ein stattliches Paar die beiden, als sie an einem schönen Maimorgen zur Trauung schritten, und man wußte nicht, sollte man sich mehr freuen über die kräftig männliche Erscheinung des Martin, oder über die fast nicht minder hohe, schlanke Gestalt der Elsbeth, auf deren sanften Zügen sich der Wiederschein eines inneren Glückes malte, während ihre dunklen Augen, wenn sie einmal für einen Augenblick vom Boden aufgeschlagen wurden, von

Freude und Seligkeit strahlten. — — Eine kurze Spanne Zeit nur, und schon verhüllte dieselben Augen, welche jetzt so froh und klar, so siegesbewußt in die Zukunft schauten, — ein herzzerreißender Jammer mit seinem düstersten Schleier.

Wieder mochte reichlich ein Jahr vorübergegangen sein, — die jungen Leute waren mir seitdem fast gänzlich aus den Augen verschwunden, — als ich eines Abends an dem Haidekruge, einem einsam in der Haide gelegenen Wirthshause, vorüberritt, während munteres Leben aus demselben mir entgegenschallte. Da hier gemeiniglich meine näheren Bekannten, wenn dieselben in der Gemeindejagd gewesen waren, des Abends sich zu erfrischen pflegten, stieg ich ab. In das Zimmer tretend, sah ich mich jedoch plötzlich in die lärmende Gesellschaft von Landleuten versetzt, die bereits sichtlich des Guten zu viel gethan hatten, während ihre groteske Costümirung sowie die an den Wänden herumhängenden Jagdgeräthschaften hinlänglich die noble Passion verriethen, der die Herren obgelegen hatten. Mitten unter ihnen aber erblickte ich zu meinem lebhaftesten Aerger den Martin, und, wie sich nicht verkennen ließ, leider nicht als den nüchternsten unter der übermäßig angeregten Gesellschaft. Sobald es eben anging, entfernte ich mich wieder, indem ich mir vornahm, wenn ich auch dem Martin den einmaligen Leichtsinn nicht gerade hoch anrechnete, doch bei Gelegenheit mit meinem alten Bekannten ein ernstes Wort zu reden. Wie erschrak ich aber, als ich etwa acht Tage später, in der Dämmerung denselben Weg reitend, vor mir einen völlig angetrunkenen Menschen erblickte und, vorbeireitend, in demselben wiederum Martin erkannte!

Kaum traute ich meinen Augen. Hier mußte gehandelt werden, und so schnell wie möglich; — vielleicht war es ja noch nicht zu spät, und das schreckliche Unheil konnte noch abgewendet werden. Meines Einflusses, den ich in einer früheren schweren Krankheit auf ihn gewonnen hatte, gewiß, beschloß ich, sogleich am folgenden Morgen ihn aufzusuchen.

Als ich vor der Thüre des Wohnzimmers stand und den Finger bereits zum Anpochen erhoben hatte, fiel mein Blick, ohne daß ich es gewollt, durch das Thürfenster, vor dem innen die Gardine halb zurückgeschoben war. Erschreckt jedoch über den Anblick, welcher sich mir darbot, hielt ich einen Moment inne. In der Nähe des offenen Fensters stand die Wiege; hell und freundlich fielen die warmen Sonnenstrahlen in dieselbe, aus der ein kleines glückliches Gesichtchen hervorschaute, dessen freudestrahlende Augen einen Vogel verfolgten, der, mit einem Gummibande am Wiegenkopfe befestigt, von den kleinen Händchen in steter Bewegung erhalten wurde. Neben der Wiege saß die junge Bäuerin, die Hände auf dem Schoße gefaltet und schaute auf ihr glückliches Kind.

Aber welch ein Blick war das und welch ein Antlitz! Diese abgehärmten Wangen, die tiefliegenden, verweinten Augen, dieser bitterschmerzliche Zug um den Mund gehörte dem vor einem Jahre noch so blühenden, glücklichen Weibe? — Und dann diese Entsagung, dieser Jammer in dem Ausdrucke des Blickes, ganz leise nur gedämpft durch die Mutterfreude über das liebe Ding in der Wiege, — nein, das war nicht länger zum Ansehen; schnell klopfte ich und trat ein.

„Guten Morgen, meine liebe Frau, so allein? — Ich komme, mit dem Martin zu reden, treffe ich den wohl zu Hause?"

„Leider nein, Herr Doctor, unser Herr ist so eben auf die Jagd gegangen," — antwortete die Bäuerin; aber so sehr sie sichtlich sich Zwang anthat, unbefangen zu erscheinen, so klang doch deutlich ein tief verhaltener Schmerz durch ihre Worte.

„Geht wohl fleißig jetzt auf die Jagd," fuhr ich fort, „der Martin, seit er ein großer Herr geworden ist?"

„Gott sei's geklagt, Herr Doctor!" — brach plötzlich das arme Weib weinend aus, während sie, schmerzlich den Kopf schüttelnd, in die Wiege schaute.

„Nun, nun," fragte ich scheinbar erstaunt, „so schlimm ist das am Ende doch nicht, der Großknecht kann ja so lange den Herrn recht gut vertreten."

„Ach!" fiel mir die Bäuerin unter krampfhaftem Schluchzen ins Wort, „das ist es ja auch gar nicht, was mich so sehr, so namenlos betrübt, aber denken Sie nur, Herr Doctor, — Ihnen darf ich es ja wohl sagen, Sie meinen es doch gewiß gut mit uns, — dadurch ist mein armer Martin in so schlechten Umgang gerathen, daß er jetzt jeden Abend, — es ist gar nicht von dem früher so eingezogenen Manne zu glauben, — betrunken nach Hause kommt. Und seit einiger Zeit, — da fängt er auch schon des Morgens an, — aus der Branntweinflasche zu trinken, —" stieß das arme Weib unter heftigem Weinen hervor, während sie mit ihren Händen den Wiegenbehang krampfhaft gegen das Gesicht preßte. „Und doch," — fuhr sie nach einer Weile etwas gefaßter fort, — „ist der Martin bei alledem nie hart gegen mich oder das Kind, er hat uns immer noch so lieb, und nie, selbst wenn er völlig betrunken nach Hause kommt, bekommen wir ein böses Wort von ihm zu hören. Aber ach, — wie lange wird das noch währen, und auch dieser letzte Rest seines guten Herzens geht in seiner entsetzlichen Leidenschaft unter!"

Also dahin war es in der kurzen Zeit bereits gekommen? —

Nachdem ich noch manches mit der Frau berathen und genau mit ihr verabredet hatte, wie sie ihrem Mann gegenüber für die nächste Zeit sich verhalten solle, versprach ich, alles was in meinen Kräften stehe, zu versuchen, um den Martin wieder von seinen verderblichen Wegen abzubringen. Unter lebhaften Dankesäußerungen, während wieder ein Hoffnungsschimmer aus ihren Augen leuchtete, begleitete mich die Bäuerin bis auf den Hof. — —

Anfänglich hatten meine Bemühungen Erfolg und der Martin schien ganz wieder der Alte zu werden; dann — und daran scheitert ja fast stets die Besserung des Trinkers, — der erste Rückfall, dem nur zu bald der zweite folgte, und so war nach einigen Monaten bereits wieder das alte Elend da.

Während wir nun so durch die kalte, mondhelle Mitternacht schweigend in größter Eile dahinschritten, kam mir unwillkürlich der Gedanke in den Sinn: Sollte vielleicht hier jetzt, wo alle Menschenhilfe sich vergeblich erwiesen hat, eine mächtigere Hand sich in das Mittel legen wollen? Mein Interesse wurde in einer ganz ungewöhnlichen Weise erregt. — Endlich langten wir, ohne ein weiteres Wort gewechselt zu haben, auf dem Hofe an.

In das Krankenzimmer tretend, welches nur matt durch den Schein einer Talgkerze erleuchtet wurde, erblickte ich die Mutter, vor der Wiege ihres Kindes knieend, die Hände flach an beide Schläfen gelegt, mit den jetzt fast unheimlich großen, starren Augen unverwandt auf ihren Liebling blickend, während unaufhaltsam Thräne auf Thräne in die Kissen fiel. Unser Eintreten hatte dieselbe völlig überhört, auch Martin sprach kein Wort, sondern zerrte mich nur mit bebender Hand zu der Trauerscene hin. Jetzt schlug die Mutter die Augen auf, aus denen ein unendlich schmerzlicher Blick mich traf.

Auf einem Stuhle neben der Wiege mich niederlassend, begann ich meine Beobachtungen.

Das Kind, welches dreiviertel Jahr alt sein mochte, lag da, völlig theilnahmlos, mit bleichen, schlaffen Zügen, das Auge halb geöffnet, wie es in tief schlafsüchtigem Zustande der Fall zu sein pflegt. Die kleine Brust hob sich kaum wahrnehmbar unter den verlangsamten, äußerst leisen Athemzügen, — auch der Puls bewegte sich nur wie schleichend unter dem Finger, während die Zahl der Schläge um ein weniges vermehrt war. Zugleich fühlte sich die Haut an den Händchen, sowie auch im Gesichte erschreckend kühl an; — auf lautes Anrufen erfolgte kein Zeichen eines Verständnisses, selbst ein leichter Stich mit einer Nadel rief keine Zuckungen in dem berührten Körpertheile hervor. — Kurz, alle Erscheinungen einer äußerst daniederliegenden Thätigkeit des Gehirnes, wie sie heftigen Erschütterungen dieses Organes zu folgen pflegen, waren in hohem Grade vorhanden, obgleich freilich am Hinterhaupte, der Stelle des Kopfes, die den Stoß empfangen hatte, Symptome eines Eindruckes oder doch eines Bruches im Knochen in keiner Weise zu constatiren waren.

Endlich unterbrach ich das angstvolle Schweigen, mit dem die Eltern jede meiner Bewegungen gefolgt waren, mit dem Wunsche, die näheren Umstände, unter denen das Unglück sich ereignet, zu erfahren —

Ein unendlich bitterer und doch nicht harter, ja fast weicher Blick, in dem aber eine Welt von Schmerzen zu einem stillen Vorwurfe sich zu vereinen schien, traf den schier verzweifelnden Vater aus den Augen seiner Gattin, während er, die krampfhaft gefalteten Hände gegen einander reibend, mühsam durch das unterdrückte Schluchzen die Worte hervorbrachte:

„Als ich vorhin nach Hause kam, wollte ich dem Hannchen, wie ich das immer thue, gute Nacht wünschen. Da wurde das arme Würmchen wach und streckte mir seine beiden Aermchen so verlangend entgegen, daß ich nicht umhin konnte, ich mußte es noch einmal auf meine Arme nehmen. Da aber — ich hatte viel getrunken —

strauchelte ich über den Wiegenfuß und fiel mit dem armen Kinde zur Erde."

Nach diesen Worten brachen die lang zurückgehaltenen Thränen bei dem ganz Vernichteten mit solchem Sturme hervor, daß der kräftige Mann bebend auf dem nächsten Stuhle zusammenbrach. — Ich hatte genug gehört, — mit innerem Grauen wandte ich mich ab von dem erschütternden Opfer des Trunkes.

Noch einmal wog ich dann die sämmtlichen Züge des Krankheitsbildes in möglichster Unparteilichkeit, die ja in solchen Fällen, welche nothwendig unser lebhaftestes Interesse wachrufen müssen, nur zu leicht durch die eigenen Wünsche beeinflußt wird, gegen einander ab; — stets aber glaubte ich zu dem Schlusse kommen zu dürfen, daß bisher nur alle Erscheinungen für eine allerdings sehr heftige Erschütterung des Gehirnes sprächen, ein Zustand, von dem, obgleich bei solchem Höhengrade gewiß sehr gefährlich, doch immer noch das Beste zu hoffen war. Freilich konnte ich mich bei dem Gedanken an die große Gewalt, welche die zarten, nur lose mit einander verbundenen Kopfknochen des noch nicht ein Jahr alten Kindes getroffen hatte, andererseits der Befürchtung nicht verschließen, daß dennoch vielleicht während des Falles ein Eindruck der Knochen stattgefunden, welche dann aber vermöge ihrer jugendlichen Elasticität sogleich wieder in ihre frühere Lage und Form zurückgekehrt waren, und somit das Gehirn dennoch eine Quetschung erlitten habe. Möglicherweise konnte ja auch ein Bruch noch an einer ganz entgegengesetzten Stelle des Kopfes, durch den Gegenschlag bewirkt, vorhanden sein. — Zu einem festeren Resultate war vor der Hand nicht zu kommen, doch mußten die allernächsten Tage hierüber entscheiden; — im letzteren Falle schwanden dann freilich die Aussichten auf einen noch glücklichen Ausgang fast völlig. — Während ich es daher strengstens zu vermeiden suchte, bestimmtere Hoffnungen in den unglücklichen Eltern zu erwecken, glaubte ich doch einiges Vertrauen auf einen günstigen Ausgang zeigen zu dürfen.

Leise ergriff jetzt Martin, der durch meine beruhigenden Worte einigermaßen wieder zu sich selber kam, die auf der Wiege ruhende Hand seiner Gattin, welche ihm dieselbe zwar nicht entzog, jedoch nur lose in der seinigen ruhen ließ, ohne ihm irgend ein Zeichen der Aufmerksamkeit zu schenken, während sie mit der anderen Hand zitternd die kühle Wange der kleinen Kranken streichelte.

Nachdem ich noch ein belebendes Mittel für die Kleine verordnet und die unausgesetzte Anwendung von kalten Umschlägen über den Kopf anbefohlen hatte, ordnete ich zugleich auf das nachdrücklichste an, bei der leisesten Veränderung in dem Befinden des Kindes mich sofort zu benachrichtigen und nahm Abschied.

Kaum hatte ich den Hof verlassen, als ich eilige Schritte mir folgen hörte. Erstaunt blieb ich stehen, während ich in dem Nachkommenden H e i n r i c h, den Großknecht des Gutes, einen überaus treuen Anhänger der Familie, erkannte. Mit der Bitte, mir etwas Wichtiges mittheilen zu dürfen, begleitete er mich.

„Sehen Sie, Herr Doctor," — begann er, — „jetzt wird es nicht mehr lange währen, bis es mit unserem Herrn und der braven Bäuerin gänzlich vorbei ist und nun alles vollends auf dem Hofe ein trauriges Ende erreicht. Denn denken Sie nur, jetzt hat der Aaron aus L. — Sie kennen ihn doch? —"

„Ob ich den kenne!"

„Nun, der Aaron also hat sich an unseren Herrn gemacht mit der Absicht, das Gut an sich zu bringen; — ich weiß es aus ganz bestimmter Quelle, — Sie dürfen es mir unbedingt glauben."

„Nun, Heinrich", erwiderte ich erstaunt, „mag er doch immerhin wollen, was ist denn daran so Schlimmes?"

„Daran so Schlimmes?" — fragte mich der treuherzige Mensch, als könne er meine Worte nicht begreifen; „daran so Schlimmes, wenn der Aaron es auf jemanden abgesehen hat?"

„Ich begreife nicht, Heinrich, was Du da redest; — erzähle mir mal ruhig, was denn eigentlich vorgefallen ist, oder was Du überhaupt von der Sache weißt."

„Sehen Sie, Herr Doctor, die Lise aus dem Haidekruge, — Sie dürfen mir schon glauben," fügte er verlegen hinzu, „die übrigens viel zu gut ist für die Wirthschaft, die dort seit einiger Zeit herrscht, — hatte mir schon länger geklagt, welch eine saubere Gesellschaft da jetzt aus- und eingehe, und wie die den Martin so ganz in ihrer Gewalt hätten und ihn immer mehr zum Trinken verleiteten, während sie von seinem Gelde sich's wohl sein ließen. — Da ist nun vor zwei Abenden ganz unvermuthet der Aaron aus L. im Haidekruge angekommen, hat sich gleich ein separates Zimmer geben lassen und die Lise beauftragt, dem Tannenbauer und dem Hasenfritz, — gewiß eine schöne Sorte! — zu sagen, daß er da sei. Kurz darauf hat die Lise in der Vorrathskammer, welche nur durch eine Tapetenwand von jenem Zimmer getrennt ist, zu schaffen gehabt und da hat sie denn gleich beim Eintreten den Namen des Martin nennen hören, und wie die drei sich eifrigst über denselben unterhalten haben. Da ist sie denn aufmerksam geworden und hat sich ganz ruhig verhalten und nun gehört, wie die drei verabredet haben, — die Sache mußte bereits länger zwischen ihnen abgekartet sein — am selben Abende noch mit ihrem Plane zu beginnen und den Martin zum Landsknechtspielen zu verleiten, wobei er denn die ersten Male erheblich gewinnen solle, natürlich nur, um ihn nachher um so sicherer zu fangen! — Das Geld haben sie gleich zusammengelegt, — und da weiß die Lise ganz bestimmt, daß sie unseren Herrn am selbigen Tage noch 100 und gestern sogar 200 Thaler haben gewinnen lassen. — Nun also, Herr Doctor, da der Aaron mit seinen Spießgesellen mal 300 Thaler in dem Geschäfte stecken hat, wissen Sie doch so gut wie ich, daß unser Herr verloren ist. — Auf morgen, so haben sie gleich ausgemacht, soll der Martin den ersten tüchtigen Verlust erleiden, worauf der Aaron, der sich natürlich beim Spiele nicht sehen läßt, am anderen Tage wie zufällig zu ihm gehen und anfragen will, ob er nicht einige Kapitälchen für ihn unterbringen könne. Da wird dann der Herr natürlich mit beiden Händen zugreifen, und der Aaron ihm, anfänglich nur gegen Handschein, soviel er nur immer will, borgen. — Das Geld sollen ihm dann die beiden anderen noch am selbigen Abende wieder abnehmen."

Es begann mir ordentlich heiß zu werden trotz der kalten Decembernacht! —

„Und das wollen sie dann so weiter treiben," fuhr der Großknecht fort, — „bis unser Herr all sein Hab und Gut verschrieben hat und so arm wie eine Kirchenmaus geworden ist. — Ist das nicht schrecklich? Und dann, was soll aus unserer armen Bäuerin werden, wenn es so weit gekommen sein wird? — Herr Gott, die überlebt das nimmer, wenn sie zu all dem Elende mit dem kleinen Hannchen noch von Haus und Hof gejagt wird!"

„Geduld, Heinrich! — So weit sind wir denn doch noch nicht; — ich versichere Dich, dieses Mal könnten die Spitzbuben ihre Rechnung gründlich ohne den Wirth gemacht haben!"

„Ja, wer das glauben könnte, der Aaron sich um dreihundert Thaler verrechnen? — das ist nicht möglich, Herr Doctor!"

Bei diesen Worten waren wir bei meinem Hause angelangt.

„Ich sage Dir, lieber Freund," — erwiderte ich, stehen bleibend, — „dieses Mal ist der Aaron, so Gott will, der Geprellte, und mit dem Martin wird's anders, verlaß Dich auf mich."

„Ja, wenn das wahr würde, Herr! Wenn der Aaron um das Sündengeld käme und der Martin wieder der Alte würde, — ich glaube, — das brächte mich vor lauter Freude um mein bischen Verstand. — Aber wenn es nur wahr wäre!" und ungläubig den Kopf schüttelnd, ging der Brave von dannen.

Am folgenden Morgen galt selbstverständlich mein erster Besuch meiner kleinen Kranken, über die mir bis dahin keine weiteren Nachrichten zugegangen waren. Und so fand ich denn auch den Zustand des Kindes seit der Nacht fast unverändert, nur hatte kurz vor meinem Eintreten ein einmaliges Erbrechen stattgefunden, wie solches ja eine jede, selbst unbedeutende Gehirnaffection zu begleiten pflegt, ohne daß man darin gerade ein besonders bedenkliches Sympton erblicken dürfte. Im übrigen aber war die Theilnahmlosigkeit noch eine vollständige, die Athembewegungen, sowie die Herzthätigkeit anhaltend äußerst schwach, die Hautwärme noch sehr niedrig. — Ich verordnete nunmehr innerlich ein etwas stärkeres Reizmittel, — hinsichtlich der Anwendung wirklich energischer Mittel fordert die in solchen Fällen stets im Hintergrunde lauernde Neigung zur Entzündung zu größter Vorsicht auf — und rieth, das Kind von jetzt an alle zwei Stunden im warmen Bade vorsichtig mit kaltem Wasser zu begießen, bis eine irgend vermehrte Lebensenergie sich zeige. Die ersten Begießungen ließ ich sogleich in meiner Gegenwart vornehmen, jedoch ohne einen irgend sichtbaren Erfolg; — selbst als das kalte Wasser über Kopf und Brust der kleinen Kranken strömte, blieben die Augen halb verschlossen, die Aermchen hingen schlaff herunter, und auch das

zarte Brüstchen wurde durch keine verstärkten Athembewegungen gehoben. — —

Endlich, — es mochte zwei Uhr nachmittags geworden sein, — kam der Martin athemlos zu meinem Hause gelaufen und berichtete mir mit vor Freude halb erstickter Stimme, das Hannchen habe so eben nach den letzten kalten Begießungen die Augen aufgeschlagen und, „Mama" rufend, der Mutter beide Aermchen entgegengestreckt. Hoch erfreut über diese gute Nachricht folgte ich eiligst dem im selben Augenblicke bereits wieder Verschwundenen. —

(Schluß folgt.)

Figuren und Gruppen aus dem Zollparlament.

Von **Otto Glagau.**

V. (Schluß.)

Das Zollparlament ist geschlossen. Die norddeutschen Abgeordneten sind noch in Berlin zurückgeblieben, um sich wieder als „Reichstag" zu versammeln, wo sie wohl noch bis Ende Juni berathen werden; aber ihre süddeutschen Collegen sind bereits in die Heimat zurückgekehrt, nachdem sie zum Abschied mit Dejeuners, Diners und Soupers fast erstickt, mit Trinksprüchen und Lustfahrten überschüttet, nachdem sie in einer Weise geätzt und fêtirt worden, die einerseits ihre Vorstellungen von preußischer und insbesondere Berlinischer „Hungerleiderei" vermuthlich etwas erschüttert hat, andrerseits ihr mißtrauisches Gemüth überzeugt haben muß von der aufrichtigen Liebe und Achtung, von der brüderlichen, aber keineswegs annexionslüsternen Sehnsucht, die der deutsche Norden zu dem deutschen Süden hegt. Sind sie doch in Berlin königlich, kronprinzlich und bundesräthlich, börsenfürstlich und gemüthlich-bürgerlich, demokratisch, fortschrittlich, nationalliberal und von einem gemischten Committee aller Parteien bewirthet worden. Sind sie doch in Kiel und Hamburg wie Souveräne empfangen worden, mit Flaggen und Salutschüssen, mit Illuminationen und Volksaufläufen, mit donnernden Vivats und brüllenden Hurrahs. Man könnte sie fast ob der Anstrengungen, die sie in Zweckessen, Ovationen und Amüsements durchzumachen hatten, bemitleiden; und vielleicht wird mancher von ihnen noch an den Nachwehen dieser Strapazen zu tragen haben. Mögen sie in ihm die freudige und dankbare Rückerinnerung an jene Feste nicht abschwächen!

Das Zollparlament ist so schnell vorübergezogen, daß wir ihm trotz aller Anstrengungen unsererseits — und diese hatten leider mit Schmausen und Pokuliren nicht das Mindeste zu thun — daß wir ihm beim besten Willen nicht auf dem Fuße zu folgen vermochten; denn, wie der geneigte Leser vielleicht schon weiß, kann er, was wir heute schreiben, immer erst frühestens nach 14 Tagen gedruckt lesen: soviel Zeit erfordert die Herstellung einer jeden Nummer unserer Zeitschrift. Weil nun aber verschiedene Mitglieder der verflossenen Versammlung nicht gut unerwähnt bleiben dürfen, wollen wir in diesem letzten Artikel noch eine Rückschau halten und das Bild vom ersten deutschen Zollparlament zu vervollständigen suchen.

Wir beginnen mit dem **Bundesrath**. Die meisten Herren sind uns, da sie nie das Wort genommen, unbekannt geblieben. Nur noch drei können wir mit ein paar Strichen skizziren.

Am 7. Mai, in jener denkwürdigen Sitzung, wo man um die Adresse kämpfte, sah man außer dem Grafen **Bismark** noch eine andere Uniform am Tisch des **Bundesraths** — den Contre-Admiral **Jachmann**. Es ist uns eine wahre Genugthuung, auch diesen Herrn hier vorführen zu können, zumal er, was sonst sehr selten ist, gegen jede literarische Behandlung seiner Person eine starke Abneigung hegen soll; ja daß er, wie man vor einiger Zeit in einer anderen illustrirten Zeitschrift lesen konnte, den Correspondenten derselben, der ihn besuchte, in der höflichsten Weise hinauscomplimentirte. Wir benutzen also unser Privilegium, indiscret sein zu dürfen, und entwerfen der geehrten Leserin von Herrn Jachmann dieses Signalement. — Figur: mittelgroß und proportionirt; Kopf: ein kleines, zierliches Oval; Augen länglich geschlitzt und von scharfem Blick; kleine hübsche Nase, etwas Stumpfnase; ein energischer Zug um den Mund; graumelirter Backenbart und kleines, rundes Kinn. In Summa: ein intelligentes, ruhiges Gesicht und eine schlichte, echt seemännische Haltung. Weiter wollen wir nichts verrathen; aus dem triftigen Grunde weil wir nichts weiter wissen. Herr Jachmann hatte nie Gelegenheit zu sprechen; in jener Sitzung saß er aufmerksam da und ließ seine beiden Daumen sich umeinander drehen. In Kiel hat er bekanntlich auf der „Gefion" den Wirth gemacht, und seine zwei- oder dreihundert Gäste mit einem Toast auf seinen Monarchen empfangen. Es war nur ein kleiner Trinkspruch, der kürzeste von allen; aber wann ist ein Seemann auch je ein langathmiger Redner gewesen?

Herr Jachmann hat eine schnelle und stolze Carriere gemacht. Vom Schiffsjungen auf einem Handelsfahrzeug bis zum Contre-Admiral der norddeutschen Marine ist ein hübscher Sprung. Wir erinnern uns gehört zu haben, daß Herr Jachmann, der von Geburt ein Ostpreuße ist, einst wider Wissen und Willen, zur großen Betrübniß seiner Eltern, zur See gegangen, daß er damals die Schule heimlich verlassen und sich ein Schiff gesucht hat. Wenn das wahr ist, so wird das jetzt niemand mehr bedauern; denn an jenem Tage entlief der Schulstube — der künftige Admiral unserer Flotte.

Von nichtpreußischen Bundescommissaren nennen wir die Oberfinanzräthe von **Thümmel** für Sachsen, und **Riecke** für Württemberg. Letzterer, ein brünetter Herr mit vollem Haar und etwas ergrautem Bart, trat für Moritz Mohl ein, um die Richtigkeit von dessen Angaben gegen Herrn von Hennig zu bezeugen, und dadurch diesen langwierigen Streit zum Austrag zu bringen. Herr von Thümmel dagegen secundirte Herrn Dellbrück in Sachen **Alaun**. Sein Auftreten war, obgleich er den Artikel gründlich kannte, doch ein etwas zaghaftes und wurde dadurch nicht unbefangener, daß ein Theil der Abgeordneten, anstatt sich ruhig zu verhalten, mehrmals, und wie uns dünkt, recht unhöflich: „Lauter! Lauter!" schrie. Und ob Herr von Thümmel auch die Stimme erhob, die ungeduldigen Schreier schienen deshalb von **Alaun** und seiner volkswirthschaftlichen Bedeutung nicht mehr zu verstehen.

Seit einem Jahre gehört dem Reichstag auch der preußische Cultusminister, Herr **von Mühler**, an, und wiewohl er ebensowenig wie seine Collegen, **Graf von Itzenplitz** und **Freiherr von der Heydt**, einer bestimmten Fraction beigetreten ist, stimmen selbstverständlich alle drei mit den Conservativen. Gesprochen hat diesmal keiner von ihnen, aber den Sitzungen wohnten sie regelmäßig bei, und sie waren in der Abstimmung über gewisse heiklige Fragen den Conservativen meist die Leitsterne. Herr von Mühler, der vor dem General Moltke saß, ist wie dieser von schlanker Gestalt und hat gleichfalls das Aussehen eines Gelehrten. Das magere, geistig durcharbeitete Gesicht trägt den Stempel milden Ernstes, einen nicht zu verkennenden theologischen Ausdruck; doch die schönen lebhaften Augen und die feingeschnittenen Lippen erinnern noch an den flotten Musensohn, der einst das köstlichste und bekannteste aller deutschen Trinklieder gesungen hat.

Schon im Constituirenden Reichstag haben wir Herrn Dr. von **Wedemeyer**, Besitzer verschiedener Güter in verschiedenen Provinzen, bewundert, wegen der weniger malerischen als originellen Stellungen, die er einzunehmen liebt. Dort hockte er einst, seine beiden Kniee umarmend, auf den Stufen, die nach der Estrade des Bundesraths hinaufführten; im Zollparlament saß er entweder auf einem Eckplatz der Rechten oder auch besuchsweise im Centrum auf dem Stuhle des Grafen von Schwerin, aber stets mit so weit in den Durchgang vorgestreckten Beinen — und er erfreut sich außerordentlich langer Beine — daß mancher College, indem er an ihm vorbeispazierte, darüber gestolpert und in taumelnden Schrecken gesetzt worden ist. Dazu war er, wahrscheinlich wegen der stickenden Hitze, von oben bis unten in gelbes Leinen gekleidet, und so trat er am 20. Mai mitten in den Saal, dicht vor die Nationalliberalen, um diesen Herren nun auch mit Worten ein Bein zu stellen. Mit dem untern Theile des Rückens halb gegen den Tisch der Stenographen gelehnt und den Oberkörper vor und zurückwerfend, sprach er in so lautem, polterndem Tone und vollführte dabei so bedenkliche Armschwenkungen, daß wir allen Ernstes für die Köpfe der Nationalliberalen zu fürchten begannen, und wirklich schaute Herr Lasker, als einer der zunächst Sitzenden, etwas unruhig drein. Herrn von Wedemeyers Ausdrücke sind nicht weniger drastisch und burschikos, als seine Bewegungen; er hielt den Herren von der Linken, weil sie sich gegen die Petroleumsteuer erklärt hatten, eine derbe Strafpredigt,

Ernstes und Heiteres aus dem Zollparlament von L. Löffler. III. (Schluß.)



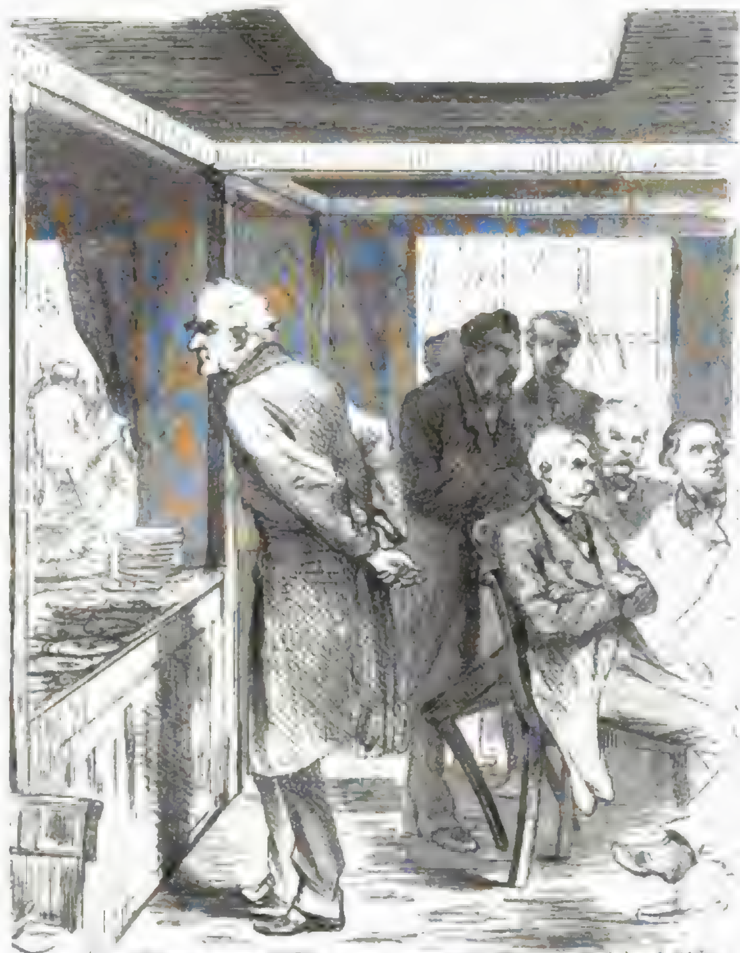
Fürst Hohenlohe (Bair. Ministerpräsident)
während der Rede des Abg. Pfarrer Lucas.
(v. Bennigsen.) (Herz. v. Ratibor.)



von Roggenbach in der Garderobe.



Präsident Delbrück.
„Die ministerielle Actenmappe während der Zollparlamentssitzung."



Abg. Tafel aus Stuttgart in der Fraction Müller (nach einer nicht gehaltenen Rede).
(Jul. Wiggers.) (Oesterlen.) (Oetker.)

und es mundete ihnen augenscheinlich bitter, als er es ihnen auf den Kopf sagte: „Sie wollen hier nichts bewilligen, weil Sie nicht für jeden Thaler, den Sie bewilligen, einen Scheffel voll Machterweiterung einhandeln können." — — Herr Dr. Simson, wiewohl Präsident des hohen Hauses, ist am Ende auch nur ein Mensch oder, genauer gesagt — auch nur ein Nationalliberaler; deshalb mochte er glauben, seiner so hart beschuldigten Parteigenossen sich annehmen zu müssen, er unterbrach den Redner und gab ihm zu bedenken, daß er, um seine Abstimmung zu motiviren, wozu er doch allein das Wort habe, zu weitläufig werde. Herr von Wedemeyer wollte das zwar nicht zugeben und meinte, er thue nur, was verschiedene andere vor ihm gethan hätten — eine übrigens wie in der Schule auch im Parlament sehr oft gebrauchte Entschuldigung — doch dürfe er sich der Autorität des Herrn Präsidenten natürlich nicht widersetzen und schweige deshalb. — Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben: auch Herr von Wedemeyer fand noch in der allerletzten Sitzung eine bequeme Gelegenheit, sich alles dessen zu entledigen, was er neulich zurückhalten mußte; und die Nationalliberalen mochten lachen und lärmen, so viel sie konnten, er schenkte ihnen diesmal kein Jota.

Von den Conservativen zu den Freiconservativen ist nur Ein Schritt; freilich ein Schritt, der immer größer wird, beide Theile stimmen fast häufiger gegen einander als mit einander. Die „Freie conservative Vereinigung" ist seit dem Constituirenden Reichstag noch gewachsen; außer verschiedenen Abgeordneten aus den annectirten Landestheilen und verbündeten Staaten sind ihr namentlich — und das ist ein bedeutsames Factum — eine Anzahl von Mitgliedern des „Centrums" (Altliberale) beigetreten, ehemalige Mitglieder dieser Fraction, die inzwischen ganz auseinandergegangen ist.

Die Freiconservativen gewinnen mehr und mehr an Bedeutung und Einfluß. Sie hatten dem Zollparlament nicht nur, wie schon erwähnt, zwei Schriftführer gegeben, sondern auch den zweiten Vicepräsidenten, Herzog von Ujest, der jetzt wieder beim Reichstag als erster Stellvertreter des Vorsitzenden fungirt. Die Seele und der Hauptredner dieser Fraction ist noch immer Graf von Bethusy-Huc, der uns, je näher wir ihn kennen lernen, desto besser gefällt. Er ist jedenfalls ein Mann von Geist und Charakter, er spricht nie unbedeutend und wird stets von allen Parteien mit Achtung und Aufmerksamkeit angehört; nur daß er noch immer in seinen alten Fehler verfällt, als welchen wir schon früher heftige Gesticulation und gesuchte Wendungen bezeichnet haben. Als er neulich für die Petroleumsteuer plaidirte, betheuerte er mit komischer Feierlichkeit: „so lange der Herr ihm gegenüber (Graf Bismarck) das Staatsruder führe, würde er's für seine heiligste Pflicht halten: „ihn mit Geld einzuölen." — Doch blieb der Graf mit dieser edlen Absicht in der Minderheit.

Noch gedenken wir zweier anderer schlesischer Magnaten. Fürst von Lichnowsky muß einen Unfall erlitten haben. Er trug den linken Arm in Binde und Schiene; es war eine sauber gearbeitete kunstvolle Schiene, und er trug sie mit einer gewissen Koketterie, die einen Zug seines Wesens bildet. Zum Reden ist Seine Durchlaucht diesmal nicht gekommen; nur als die Süddeutschen ihre Freude über die Abfertigung, welche Herr von Mittnacht dem Herrn Dr. Braun-Wiesbaden angedeihen ließ, durch schallendes Händeklatschen zu erkennen gaben, rectificirte der Fürst sie, indem er mit lauter Stimme drein rief: „Hier wird nicht geklatscht!" — Was Dr. Simson, aber in milderer Form, bestätigte.

Weit einfacher, von ganz anspruchslosem und, wie man allgemein behauptet, in gesellschaftlicher Hinsicht höchst liebenswürdigem Wesen ist der Herzog von Ratibor. Auch erscheint er, Dank der gedrungenen Gestalt und dem runden vollen Gesicht, mindestens um zehn Jahre jünger als er ist. Er steht im 51. Lebensjahre, hat einen braunen Teint, dunkle Augen, eine kleine Stumpfnase und darunter einen üppigen Schnurrbart. Das Gesicht ist weder hübsch noch interessant zu nennen, aber von scharfem Gepräge und kräftigem Ausdruck. Haltung und Bewegungen sind straff, rasch und gewandt. Der Herzog hat sich auch im Zollparlament wieder viel mit Zeichnen, mit dem Porträtiren seiner Collegen beschäftigt; wenn er sein Skizzenbuch herumgehen ließ, strahlten die Gesichter aller Beschauer in unzweideutiger Lust und er selber schien sich wieder an ihrem Ergötzen zu weiden. Allerdings, die Entfernung zwischen der Journalistentribüne und dem Platz des Herzogs ist zu groß, als daß wir, selbst mit Brille und Opernglas bewaffnet, die unter seiner flinken Hand hervorgehenden Gestalten genau erkennen könnten, aber wir glauben doch verschiedene Conterfeis errathen zu haben, insbesondere das von Moritz Mohl, und zwar diesen berühmten Schutzzöllner in mancherlei Situationen darstellend.

Auch Graf Henckel von Donnersmarck, Erboberlandmundschenk von Schlesien, Besitzer verschiedener Fideicommisse und Herrschaften in Oberschlesien und Polen, gehört zu den schlesischen Magnaten, aber nicht zu den Freiconservativen, sondern zu den Nationalliberalen. Der Graf war vielleicht der schönste Mann im ganzen Saal; er ist ein wahrer Apollo, von ebenso schöner wie stattlicher und eleganter Gestalt, und alles drei in glücklicher Vereinigung. Er steht gerade in der Blüte und Vollkraft seines Lebens, ist lang und schlank gewachsen und trägt sich in tadelloser, ebenso stolzer wie elastischer Haltung. Weiches, dunkelblondes, sorgsam gepflegtes Haar, ein ebenso beschaffener Vollbart, eine schöne, stolze Nase und helle, sanfte Augen verleihen dem zierlich geformten Kopf, dem feingeschnittenen Gesicht einen großen Reiz. Dazu macht der Graf, welcher zu dem Ehrenhofamte, das er bekleidet, wie geschaffen ist, die gewählteste Toilette, von der blauen oder farbigen Halsbinde herab bis zu den lackirten Schuhen.

Nur eine kleine Ausstellung möchten wir an der Persönlichkeit des Grafen machen: das schöne Gesicht hat zu wenig Ausdruck, und seine Schönheit ist von fast weiblicher Art. Vollendet schöne Männer pflegen auch selten in der Kunst wie in der Wissenschaft, und am seltensten im politischen Leben eine Rolle zu spielen. Und das hat auch Graf Henckel im Zollparlamente nicht gethan; er war dort meist beschäftigt, seinem Nachbar, dem hannöverschen Exminister Windthorst allerlei Geschichten ins Ohr zu wispern, und es müssen wohl lustige Geschichten gewesen sein, denn beide Herren kamen dabei nicht aus dem Lachen und Lächeln. Beide verkehrten mit einander sehr viel, und doch kann man sich kaum einen größern Gegensatz denken, als den, welchen Herr Windthorst in Gestalt und Aussehen zu dem Grafen bildet. Herr Windthorst mag alles andere sein — und er gilt in der That für einen gescheidten Kopf und von liebenswürdigen Manieren — aber schön und stattlich konnten wir ihn nicht finden. Es ist ein kleines originelles Männchen mit sehr kurzen Beinen, fast wie unten abgeschnitten; mit einem auffallend großen starken Kopf, von dem die Hälfte Stirn ist, und auf welcher Stirn mitten inne ein Büschel von Haaren steht. Gesicht und Augen sind wie geschwollen, und der große breite Mund ist wie schmollend oder bissig aufgeworfen.

Im linken Centrum, gleichfalls unter den Nationalliberalen, saß Herr Dr. Engel, Geheimer Oberregierungsrath und Director vom königlich preußischen statistischen Bureau; anerkanntermaßen einer der ersten unter den lebenden Statistikern. Auf den Mann der Wissenschaft, auf den angestrengt arbeitenden Gelehrten deutet das längliche, magere, blasse Gesicht, das schon sehr dünne Haar und der gebückte, schleppende Gang. Wenn gleich mit einem Magazin von positiven Kenntnissen versehen, so daß er z. B. augenblicklich und, wie es scheint, blos aus dem Gedächtniß, selbst Herrn Delbrück corrigiren kann, die Größe der Buttereinfuhr in verschiedenen Jahren und die daraus erzielte Durchschnittseinnahme in Centnern und Thalern angibt — ist Herr Engel doch ein mangelhafter Redner, weil noch ein parlamentarischer Neuling; und er wird in dieser Hinsicht fast eben so sehr von seinem Nachbar, Herrn von Hennig, übertroffen, wie er letzteren wieder in anderer Beziehung überragt.

Ueberhaupt kann, was dem einen mangelt, der andere in Fülle besitzen. Jetzt sprechen wir nicht mehr von Herrn von Hennig, sondern von Herrn Weber, Obergerichtsanwalt in Stade. Dieser Herr übertrifft an sprudelndem Redefluß noch Herrn von Vincke. Die Gedanken und Worte scheinen ihm so überreichlich zuzuströmen, daß sie seinem Munde, wie aus der Pistole geschossen, in athemloser Hast entstürzen. Während er den mit langen grauen Locken bedeckten Kopf unaufhörlich, gleich einem Wiesel, hin und her wendet und mit ihm der Abwechselung wegen auch wohl einmal unter das Rednerpult taucht, sprudelt er Satz auf Satz, Periode auf Periode heraus. Die Abgeordneten sehen sich lächelnd und kopfschüttelnd an; die Herren Journalisten suchen vergebens von der Rede ein paar Brocken zu erhaschen und werfen, da sie bald nur ein dumpfes Gebrause vernehmen, die Feder fort; die Stenographen müssen folgen, schwitzen aber Wasser und Blut, bis ihnen ein paar Collegen zu Hilfe kommen,

und statt zwei, wie es gewöhnlich ist, nun vier Schnellschreiber den Schnellredner zu bewältigen suchen.

Wieder kein großer Redner, aber deshalb von seinen Collegen nicht geringer geschätzt, ist Herr Dr. Stephani, zweiter Bürgermeister der Stadt Leipzig, die er auch im Zollparlement und resp. im Reichstag vertritt. Unseres Wissens hat er nur einmal, am 4. Mai gesprochen, um einige Erleichterungen in Handel und Verkehr gegenüber dem Zollwesen zu empfehlen; und er sprach kurz und bündig, mit juristischer Schärfe und logischer Klarheit; woraus denn schon folgt, daß er kein Freund von rhetorischem Aufwand, weder in Bezug auf Lunge noch auf Worte ist.

Wir beschließen die Galerie der Nationalliberalen mit den zwei Vertretern der alten Hansestadt Hamburg, mit den Kaufleuten Roß und Hinrichsen.

Am 11. Mai hörten wir inmitten von mancherlei Redeübungen, die uns wie das ganze Haus herzlichst langweilten, plötzlich eine Stimme, die uns höchst angenehm berührte und sofort fesselte, sowohl wegen ihres klaren und vollen Klanges, als auch wegen des einfachen, sichern Tones, den sie anschlug und festhielt. Ueber die anziehende Form vergaßen wir auf den Inhalt zu achten, und als wir dies eben nachholen wollten, war die Rede bereits zu Ende. Wir sahen nur noch, daß der Redner, der vom Platze gesprochen und sich jetzt wieder niederließ, ein älterer, etwas schwächlich und leidend aussehender Herr war, eine gebückte Gestalt mit ergrautem Haupt- und Barthaar, eine Gestalt, die uns fast zweifeln machte, ob auch wirklich sie und nicht ein anderer gesprochen. Nur die lebhaften, ebenso klug wie milde und wohlwollend blickenden Augen standen mit jener Stimme im Einklang. In den nächsten Wochen hörten wir Herrn Edgar Roß — denn dieser war es — noch etliche Male, und da überzeugten wir uns denn auch, wie das, was er sagte, der Art und Weise, wie er's sagte, nicht im geringsten nachstand. Er ist für Norddeutschland etwa, was Moritz Mohl für Süddeutschland ist, er ist ein theoretisch wie praktisch gleichsehr geschulter Freihändler, und hat auch in parlamentarischen Dingen langjährige Erfahrung. 1848 saß Herr Roß im Frankfurter Vorparlament wie in der Paulskirche, und er lehnte es damals ab, als Staatssecretär die Leitung der deutschen Marine zu übernehmen; aber an der Gesetzgebung und Verwaltung seiner Vaterstadt hat er seit einem Lebensalter sich ununterbrochen betheiligt.

Jugendlicher, lebhafter, ungestümer — obwohl ihn bereits die tückische Zeit mit einem glänzend kahlen Schädel ausgezeichnet hat — ist Herr Hinrichsen. Besonders brachte ihn Moritz Mohl in Harnisch, als dieser mit gewohntem Scharfsinn äußerte: „Es ist eine Anomalie, daß Städte, die außerhalb des Zollvereins und mit einem Fuß in England stehen, hier in diesem Hause vertreten sind, daß sie hier gegen das deutsche Interesse sprechen und gegen das Interesse des deutschen Gewerbefleißes auftreten können," — ein Vorwurf, der vom süddeutschen Standpunkte aus gar nicht so ungerechtfertigt war, und dem gegenüber Herr Hinrichsen sich nur hinter sein formelles Recht, hier zu tagen und mitzusprechen, verschanzen konnte. Im übrigen hat auch er rhetorische Gewandtheit und alle sonstigen Erfordernisse eines tüchtigen Volksvertreters; und es ist überhaupt zu verwundern, was für eine Menge von parlamentarischen Capacitäten gerade der deutsche Kaufmannsstand, und wieder vorzugsweise in unsern See- und alten Hansestädten, aufzuweisen hat.

Wir glauben an das Urtheil des Lesers appelliren zu dürfen, daß wir in diesen Skizzen mit möglichster Unbefangenheit verfahren sind, daß uns nicht irgend eine der politischen Parteien als solche, sondern einzig und allein die Persönlichkeit, der Charakter gilt. Darum freut es uns, auch unter dem Häuflein der sogenannten Socialdemokraten einen Mann entdeckt zu haben, dem wir eine gewisse Anerkennung nicht versagen dürfen. Es ist Dr. Reincke, von Geburt ein Ostpreuße, und kürzlich als praktischer Arzt von Hagen nach Berlin übergesiedelt. Auch er sprach gegen den deutsch-österreichischen Zoll- und Handelsvertrag, aber er that's mit der Mäßigung und mit dem parlamentarischen Anstande, die seine Parteigenossen — mit Ausnahme des Dr. Götz aus Sachsen, über den das allgemeine Urtheil gleichfalls nicht ungünstig lautet, und den wir kennen zu lernen nicht Gelegenheit hatten — so oft vermissen ließen.

Was aber Dr. Reincke gut gemacht, verdarb wieder vollständig sein Specialcollege Herr Liebknecht, als Literat gegenwärtig in Leipzig lebend. So oft er die Rednertribüne betritt, provocirt er eine tumultuarische Scene, beleidigt er ganze Parteien und das ganze Haus, zieht er sich den Ordnungsruf des Präsidenten zu. Wie er im Reichstag die bereits zu Recht bestehende Verfassung des norddeutschen Bundes „ein Feigenblatt des Absolutismus" nannte, so debütirte er auch im Zollparlament mit einer Rede, die er, wie Lasker ganz treffend bemerkte, in jeder Volksversammlung zu halten pflegt, mit einer Rede voll haarsträubender Bilder und culturfeindlicher Kraftausdrücke, voll fieberhafter Ausfälle und galligter Schmähungen gegen die Politik des Grafen Bismarck und der Nationalliberalen — so daß der Präsident, nachdem er ihn bereits einmal unterbrochen, mit Entziehung des Wortes drohte, und Herr Liebknecht nur um Haaresbreite diesem Schicksal entging. Wie sein Aeußeres ist auch sein Wesen und seine Art zu declamiren hastig und zerfahren, verworren und durchaus ungeschult, so daß er alles in allem und besonders als Redner selbst noch hinter Herrn Bebel weit zurückstehen muß.

Wir kommen endlich noch einmal zu den Süddeutschen.

Herr Völk hat am 18. Mai nur zu richtig bemerkt, daß in Bezug auf Staats- wie Gefühlswesen dem Norden eine Ergänzung durch den Süden wohl thun würde. Unser ganzes Wesen im Norden ist etwas steif und zu sehr disciplinirt; der Regierungsrath oder der Professor oder der Bürgermeister ist uns gewissermaßen auf die Stirne geschrieben; schon nach den ersten Worten pflegen wir zu verrathen, ob wir ein Gymnasium oder eine Realschule besucht, wie viel tausende wir im Vermögen haben, und ob unsere Familie zu den Honoratioren gehört oder gar von Adel ist. Im Süden dagegen treten alle diese Unterschiede weit weniger und erst sehr allmählich hervor, der ganze Habitus des Süddeutschen, gleichviel ob er Beamter oder Privatmann ist, erscheint weit unbefangener, anspruchsloser, gemüthlicher, fast möchten wir sagen — natürlicher und menschlicher.

Da ist zum Beispiel Herr von Meixner, bairischer Ministerialrath und Generalzolladministrator. Daß er aber diesen wichtigen Posten bekleidet, wird man dem ältlichen, behäbigen Herrn nicht gleich ansehen. Da die Sitzung noch nicht eröffnet ist, verspeist er sehr gemüthlich seine Buttersemmel und spaziert dann ganz reisefertig, mit Stöckchen und Zwirnhandschuhen angethan, nach der Linken hinüber. Wie er über den Handels- und Schifffahrtsvertrag mit Spanien referirt, scheint er sich auf der Tribüne ebenso behaglich zu fühlen. Sein Vortrag ist etwas eintönig und er benutzt öfters ein Concept; indes scheint er auch gar nicht für einen professionellen Redner gelten zu wollen, und man kann ihm deshalb nicht die geringste Unsicherheit anmerken, im Gegentheil, er spricht fast wie im Familienkreise.

Noch schlichter gibt sich der Regierungsrath Pfannebecker aus Worms, der in seinem Aeußern einem wohlhabenden Landmann gleicht. Er hat eine Abneigung gegen die Tribüne und kann erst vermocht werden, sie zu besteigen, als es auch die Stenographen verlangen. Es steht den Abgeordneten nach der Geschäftsordnung nämlich frei, von wo aus sie sprechen wollen; sobald aber die Stenographen erklären, sie verständen den Redner nicht mehr, muß er auf die Tribüne. Herr Pfannebecker plädirt für die Weinbauern in Rheinhessen, deren Interesse nach seiner Meinung durch die Herabsetzung der Weinzölle gefährdet ist; und hat sich im übrigen den Nationalliberalen angeschlossen.

Zu den bedeutendsten Persönlichkeiten, die der Süden gesandt hatte, gehörte ohne Frage der bairische Handelsminister von Schlör. Sobald er das Wort nahm — und er sprach zu den wichtigsten Vorlagen und stets im Sinne derselben — bewies er sich als einen gewiegten, kenntnißreichen, klar und scharf urtheilenden Fachmann; und wir können ihn deshalb nicht besser charakterisiren, als indem wir ihn den süddeutschen Delbrück nennen. Von Aussehen hat er freilich mit diesem nicht das Geringste gemein, er ist eben so kräftig und braun verbrannt wie jener bleich und schwächlich. Herr von Schlör gleicht etwa einem pensionirten Militär, nur daß er das volle schwarze Haar lang und gescheitelt trägt. Das braune, scharf markirte Gesicht, in welchem ein paar dunkelleuchtende, etwas hervorquellende Augen und ein stolzer Schnauzbart sitzen, schaut streng und fast grimmig in die Welt; aber mit solch martialischem Aussehen harmonirt wieder nicht das schwache, etwas schrille Organ, das seine Collegen stets veranlaßte, ihm zuzurufen, er möge sich auf die Tribüne begeben; wo er dann wieder durch die eindringliche und streng sachgemäße Art zu reden, an den Militär erinnerte.

Endlich wollen wir noch drei Männer nennen, auf die wir von

vorne herein sehr neugierig waren, und an die, da ihr Name seit Jahren durch alle Zeitungen gegangen ist, auch der Leser schon öfters gedacht haben wird. Leider können wir über sie nur vom Sehen, nicht vom Hören berichten, da sie im Zollparlament gar nicht oder doch so gut wie gar nicht gesprochen haben.

Am meisten verwunderte uns das von Dr. Joerg, Archivar in Landshut, der als Herausgeber der Münchener „historisch-politischen Blätter" einen unausgesetzten Kampf „auf der Zinne der Partei" kämpft und als der Genialste und Redebegabteste unter den Ultramontanen gilt. Noch kurz vor Eröffnung des Parlaments hatten wir seine „Geschichte der social-politischen Parteien in Deutschland" gelesen, und darin den tiefen Denker, den musterhaften Stilisten bewundert. Um so mehr waren wir auf sein Auftreten gespannt. Er wohnte auch regelmäßig den Sitzungen bei, bis er in der letzten Woche erkrankte; er war stets ein sehr aufmerksamer Zuhörer, und sobald ein einigermaßen bedeutender Redner die Tribüne betrat, kam er fast immer aus seiner Ecke hervor und stellte sich mit einigen politischen Freunden, um besser hören zu können, in den Durchgang. Aber er selber nahm nie das Wort. So sind wir nur im Stande, sein Aeußeres zu schildern, das aber nicht im mindesten auf einen Mann von so viel Geist und so reichen Gaben weist, vielmehr macht die niedrige, gerunzelte Stirn, die kleinen Augen, die kurze, dicke, in eine Kugel auslaufende Nase gerade den entgegengesetzten Eindruck. Der Kopf ist klein und mit schwarzem, dichtem, struppigem, kurzverschorenem Haar bedeckt; in dem wie braunes Leder anzusehenden Gesicht sitzt ein mäßiger Schnurrbart; die ganze Figur ist schlicht, gedrungen und robust.

Auch Freiherr von Roggenbach, der ehemalige badische Minister, hat nie gesprochen, und auch er macht keinen bedeutenden Eindruck. Mit der etwas schmalen, mittelgroßen Gestalt steht im Verhältniß der längliche, mit dünnem, schwarzem, glattgescheiteltem Haar bedeckte Kopf und das längliche Gesicht, das ein schmaler Backenbart einrahmt, dem der Schnurrbart einen militärischen Anstrich gibt, und dessen Hauptzierde in einem Paar heller, etwas tiefliegender Augen von scharfem Blicke besteht. Wenn der Baron, der 43 Jahre zählt, nicht in seiner Ecke neben Dr. Bluntschli saß, pflegte er vor dem Tisch des Bundesraths zu stehen und zuweilen mit dem bairischen Ministerpräsidenten zu plaudern, bis ihn der Tod seiner Mutter in die Heimat zurückrief.

Fürst von Hohenlohe-Schillingsfürst, den wir so eben genannt haben, ist der Bruder des Herzogs von Ratibor, neben dem er auch seinen Platz hatte. Wenngleich etwas jünger als sein Bruder — er selber ist 1819 geboren — sieht er doch älter aus, und erst allmählich läßt sich zwischen beiden eine gewisse Aehnlichkeit entdecken. Beide haben mit einander gemein die mittelgroße, gedrungene Statur, die straffe Haltung, das feste Auftreten, den braunen Teint und die markirte Physiognomie von slavischem Gepräge; doch ist das Gesicht des Fürsten ruhiger, ernster und nachdenklicher, und seine Augen, die er beim Sehen in die Ferne ein wenig schließt, sind größer und tiefer. Das von dem schwarzen Haar beschattete und bis auf den Schnurrbart glattrasirte Gesicht erscheint zunächst gleichfalls von militärischem Zuschnitt; wenn man es aber länger und genauer studirt, ist es ein reservirtes, mehr beobachtendes als enthüllendes Gesicht. Und ebenso reservirt soll auch das Wesen des bairischen Ministerpräsidenten sein. Er saß meistens still und aufmerksam in seiner entlegenen Ecke, die er nur verließ, um sich in den Durchgang vor den Tisch des Bundesraths zu stellen. Dann und wann machte er seinem Collegen von Schlör, der am entgegengesetzten Ende des Saals, auf der Linken saß, einen kurzen Besuch; mit andern Mitgliedern verkehrte er wenig und, so weit wir bemerkt haben, mit den Herren vom Bundesrath, selbst mit dem Grafen Bismarck, gar nicht. Das Haus hatte ihn zum ersten Vicepräsidenten erwählt; nur bei dieser Gelegenheit sprach er einige Worte zum Dank für die ihm erwiesene Ehre, indem er bemerkte, daß er wohl wisse, wie sie weniger seiner Person gelte als vielmehr eine den Süddeutschen erwiesener Courtoisie sei. Auch gelangte er nur einmal und auf wenige Augenblicke zum Präsidiren, als — es war am 20. Mai — Dr. Simson von Graf Bismarck in das Berathungszimmer entboten ward. Es sprach gerade Herr Grumbrecht, und wie letzterer endete, übernahm Dr. Simson wieder den Vorsitz, den er mit dieser einzigen Ausnahme allein und ununterbrochen, oft von 10 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags, geführt hat. So auffallend das auch ist, so wollen wir es doch nicht blos den autokratischen Neigungen des Herrn Präsidenten beimessen, sondern es geschah wahrscheinlich im Einverständniß und auf den Wunsch seiner beiden Stellvertreter, indem sich weder der Fürst von Hohenlohe noch der Herzog von Ujest zur Leitung der schwierigen und verwickelten Verhandlungen sicher genug fühlen mochten. Der Fürst galt zwar, wie Baron von Roggenbach, für nationalliberal, jedoch stimmte er in Sachen der Adresse für die einfache Tagesordnung und gab damit der bairischen Centrumspartei die Parole; während andrerseits der Herzog von Ratibor und mit ihm ein Theil der Freiconservativen sich jenem Votum anschlossen. Bei dem zu Ehren des Zollparlaments am 21. Mai veranstalteten Börsenfest brachte auch Fürst Hohenlohe einen Toast aus. Auch er hob ausdrücklich hervor, daß Dank dem Zollparlament die Annäherung zwischen Nord- und Süddeutschland große Fortschritte gemacht hat, und er trank ausdrücklich auf die Einigung der deutschen Stämme!

Nur vier Wochen hat die Versammlung getagt und in diesem kurzen Zeitraum die ihr gemachten Vorlagen erledigt. Dieselben bestanden außer den drei Handelsverträgen mit Oesterreich, Spanien und dem Kirchenstaat, welche das Haus genehmigte, hauptsächlich in einem Gesetzentwurf über die Besteuerung des Tabaks und in einem solchen betreffend die Besteuerung der Mineralöle. Nur die Herstellung der Gleichmäßigkeit in der Besteuerung des Tabaksbaues wurde beliebt und dadurch eine unwesentliche Mehreinnahme geschaffen, wogegen man eine Steuer auf Mineralöle ablehnte. Der positive Nutzen, den die verbündeten Regierungen aus den Berathungen des Zollparlaments erzielt haben, ist daher ein sehr geringer; wohl aber werden sie der Nation, dem deutschen Volke zum Heil und Segen gereichen. Das hat der Toast des Fürsten Hohenlohe, das hat die Thronrede ausgesprochen, mit welcher der König von Preußen die Versammlung schloß; und darüber sind alle ihr Vaterland wahrhaft liebenden und an ihr Vaterland aufrichtig glaubenden Deutschen einig.

Auch der Präsident Dr. Simson, da er die Verhandlungen schloß, fand in der Annäherung und Verständigung der deutschen Stämme die eigentliche Bedeutung des ersten deutschen Zollparlaments. Aber merkwürdigerweise las er, der klassische Rhetor, der sonst für alles den adäquatesten und elegantesten Ausdruck hat, diese kurze Schlußrede — theilweise ab; und als ihm der ehrwürdige Alterspräsident, Herr von Frankenberg-Ludwigsdorf für die Leitung der Geschäfte Namens der Versammlung dankte, als der hochbetagte Greis den Wunsch hinzufügte, daß die reichen Kräfte, mit denen jener von der Vorsehung ausgerüstet ist, ihm noch lange ungeschwächt erhalten bleiben möchten — da fand Herr Simson wieder nur ein paar förmliche Worte, wie — „Pflicht — Nachsicht — köstliches Geschenk — mit nach Hause nehmen &c." — Ach ja, über dem langen Präsidium und Repräsentiren kann das Vermögen, aus dem Herzen zum Herzen zu sprechen, leicht abhanden kommen.

Um so rührender klangen, um so tiefer ergriffen die schlichten Worte des greisen Alterspräsidenten; besonders als er, der die Süddeutschen willkommen geheißen, ihnen jetzt auch ein Lebewohl! und Auf Wiedersehen! zurief.

Mit solchem Lebewohl! und Auf Wiedersehen! an Nord- wie an Süddeutsche im allgemeinen, aber an unsere Leser im besondern — schließen auch wir diese Skizzen.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 20. Juni 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 38.**

Schwester Luise.

Novelle von **Ernst Wichert.**

In einem jener kleinen, mit raffinirtem Luxus ausgestatteten, für „geschlossene Gesellschaft" bestimmten Salons eines gewissen sehr bekannten Vergnügungslocals der Hauptstadt hatten sich schon seit Stunden mehrere Herren und Damen um den runden, mit einer Marmorplatte bedeckten Tisch festgesetzt. In den Eisbehältern, welche in der Mitte desselben unter der von der Decke herabhängenden Gasampel standen, neigten die schwimmenden Champagnerflaschen ihr silberglänzendes Haupt bereits stark zur Seite, während die feinen Glasschälchen rund umher meist noch gefüllt waren, ein deutliches Zeichen, daß der Eifer im Trinken nicht groß sein konnte, oder — nach der hinter dem Fauteuil des Präses postirten, bereits abgefahrenen Batterie zu schließen — schon erkaltet sein mußte. Der elegant gekleidete Kellner, der von Zeit zu Zeit die schweren Thürvorhänge ein wenig zur Seite schob, um neuer Aufträge gewärtig zu sein, fand keine Beschäftigung; man achtete so wenig auf ihn, als auf die Klänge der Tanzmusik, die sich bei solcher Gelegenheit aus dem benachbarten Ballsaal ins Zimmer stahlen. Die ganze Aufmerksamkeit war aufs Spiel gerichtet.

Neben dem Präses, einem ältlichen Herrn mit gewaltigem Schnurr- und Knebelbart, aber völlig kahler Platte und schmaler, hoher Stirn, saß allein auf dem Sopha der Bankhalter, ein Cavallerieofficier im léger geöffneten Interims-Uniformrock, zwischen zwei Wachslichtern die Karten mischend und auflegend. Zu seiner Rechten lag auf dem Tisch in bunter Unordnung ein Stapel von Banknoten verschiedener Größe und Farbe und von Goldgeld, den er mit der ruhigen Gleichgültigkeit eines routinirten Spielers vergrößerte oder verkleinerte, nur mitunter galant lächelnd, wenn er einer der Schönen mit der langen, hageren Hand ein Häuflein Gold zuschob und dafür durch ein freundliches Kopfnicken belohnt wurde. Ihm zur Linken hatte ein junger Officier seinen Platz, der sich ihm halb zugekehrt hielt und mit gespannter Aufmerksamkeit das Auflegen der Karten beobachtete. Er hatte den Ellenbogen des linken Arms aufgestützt und die Fingerspitzen der auffallend weißen Hand gegen die geröthete Stirn gedrückt, auf welcher die geschwollenen Adern sichtbar zuckten, während die erhitzten Augen unverwandt auf die schnell wechselnden Blätter gerichtet waren und die schmalen, fast farblosen Lippen mechanisch mit den Spitzen des kleinen Bärtchens spielten. Halb seitwärts, halb hinter ihm auf der niedrigen Seitenlehne des Fauteuils saß eine junge, stark decolletirte Dame, den mit mehreren Spangen gezierten schönen Arm um seinen Hals schmiegend und mit der freien Hand von dem niedrigen Goldröllchen vor ihm ein Stück nach dem andern abhebend, um es auf eine Karte des Nachbars zu werfen, von der es regelmäßig unter den Banknoten verschwand. Ein zweiter Officier und ein Herr in Civil, dem man den Diplomaten anzusehen glaubte, mit ihren gleichfalls ballmäßig geputzten Damen vollendeten die kleine Tafelrunde.

Die Schöne auf der Stuhllehne warf, ohne besondere Aufregung zu verrathen, die beiden letzten Goldstücke ihres Cavaliers auf das neuaufgelegte Blatt und sah sie gleichfalls in der Bank verschwinden. „Perdu!" rief sie lustig; „ich bringe Dir heut kein Glück, Schatz!" — Dabei löste sie den Arm von dem Nacken des jungen Mannes, strich ihm mit der Hand leicht über das schwarze Haar, erhob sich und ließ sich mit Grazie auf das Sopha nieder. „Versuchen wir's einmal mit dem alten Herrn!" sagte sie lächelnd, indem sie das Gesicht des bankhaltenden Officiers an der Spitze des Schnurrbarts ein wenig zu sich herumzog.

„Der alte Herr bedankt sich bestens," antwortete er spöttisch; „er kümmert sich um die Weiber nicht, wenn ihm die Karten hold sind."

„Das macht ihn für uns um so interessanter," wendete sie lustig ein. „Laß uns ein Pakt machen! Was rechts fällt, ist mein, was links fällt, Dein. Einverstanden?"

Allgemeine Heiterkeit! „Sie sehen, Rabner," rief der Bankhalter seinem jungen Nachbar zu, „ich wehre mich wie Joseph, aber es ist Ihnen für diesmal nicht zu helfen. Lucinde wird untreu."

Der Angeredete goß sein Glas Champagner herunter und stand auf. „Ich habe nichts mehr zu verlieren," sagte er mit zweideutiger Betonung achselzuckend. „Ueberdies sind Sie heute unwiderstehlich liebenswürdig, bester Hauptmann," setzte er mit einem Seitenblick auf die Bankcasse hinzu.

Die kleine Gesellschaft war durchaus in der Laune, diese Art der Abfertigung zu goutiren und gab ihren Beifall zu erkennen. Der junge Mann sah dadurch seinen Rückzug gedeckt und verabschiedete sich.

„Sie wollen uns im Stich lassen?“ fragte der Präses überrascht — „und bevor das letzte Glas geleert ist? Daraus wird nichts.“

„Ich trinke nicht gern die Neigen, Herr Baron,“ bemerkte der Officier leichthin. „Auf Wiedersehn, meine Herren und Damen!“

„Halt!“ rief der Kahlkopf imperatorisch. „Heißt das Raison? Man überläßt denen, die gewinnen, den Schluß des Spiels zu bestimmen.“

„Sie haben sich überzeugt, daß es nicht mehr in meiner Macht steht, dasselbe fortzusetzen,“ erwiderte er, indem eine leichte Röthe seine Wangen überzog. „Ich habe meiner Schuldigkeit bis zur gänzlichen Erschöpfung Genüge geleistet; und Sie wissen ja: ultra posse —“

„Daß doch dem Rabner das Bischen Latein noch immer nicht aus dem Kopf will,“ bemerkte der Hauptmann kühl. „Der Gymnasiast kommt nicht in Vergessenheit.“

„Ich lasse es nicht an der nöthigen Mühe fehlen, mir Ihre höhere Bildung anzueignen, bester Hauptmann,“ entgegnete der junge Officier mit erkünstelter Ruhe, während doch seine Augen unheimlich blitzten. „Ich hoffe, in Ihrer Schule schon manches gelernt zu haben.“

„Silence!“ rief der Baron dazwischen, „machen wir diesen unerquicklichen Erörterungen ein schnelles Ende. Unser junger Freund liebt die Neigen nicht, und ich theile ganz seinen Geschmack. He, Garçon! schaffen Sie dieses lauwarme Wasser fort. Und im übrigen keine pedantische Bedenklichkeit! Versuchen Sie's mit diesen zwanzig Louis, die bereits einmal Glück gehabt haben. Ich kann sie bis morgen oder übermorgen leicht entbehren. Sans phrase — setzen Sie sich!“

Er erhob sich langsam vom Stuhl und schob ein Röllchen Gold über den Tisch nach dem Platz, den Herr von Rabner verlassen hatte. Derselbe schien einen Moment zu überlegen, aber nur einen Moment. Dann legte er Handschuhe und Degen wieder ab, trat an den Tisch, zog das Gold an sich heran und sagte lächelnd: „Gut denn, Herr Baron, auf Officiersparole.“

Der Baron nickte freundlich mit dem Kopf und wandte sich an seinen Nachbar: „Ziehen Sie ab, Hauptmann!“

Der Champagner wurde aufgetragen, das Spiel begann von neuem mit womöglich noch größerem Eifer. Das Glück schien sich anfangs wirklich dem Lieutenant zuwenden zu wollen, erklärte sich dann aber um so entschiedener gegen ihn, je leidenschaftlicher er wurde. Nach einer Stunde warf er wieder das letzte Goldstück auf die Karte und sah es seinen Brüdern nacheilen.

Die Gesellschaft schien befriedigt zu sein; es folgte allgemeiner Aufbruch. „Ich gebe Ihnen nächster Tage Revanche,“ versicherte der Hauptmann; „es ist eine alte Spielererfahrung, daß sich Gewinn und Verlust nach einiger Zeit immer wieder ausgleichen. Deshalb ist's die größte Thorheit, selten zu spielen. Was sagen Sie dazu, Baron?“

„Man spielt ja überhaupt nur zum Plaisir,“ entgegnete derselbe mit den Augen zwinkernd und seinen Schnurrbart aufdrehend. „Es war ein vollendeter Cavalier, der den geistreichen Ausspruch that: nach dem Gewinnen kenne ich kein größeres Vergnügen beim Spiel, als das Verlieren.“

„Wahrscheinlich auch ein Mann, der nicht nur geistreich war,“ dachte Rabner bei sich, hütete sich aber, seine Gedanken laut werden zu lassen.

Am nächsten Tage treffen wir den jungen Officier in sehr unbehaglicher Stimmung. Er hat in seinem Taschenbuch dem Verzeichniß seiner Gläubiger eine Linie hinzugefügt, die seitwärts notirten Zahlen mehr als einmal überrechnet und augenscheinlich ein Facit ermittelt, das ihn sehr unruhig macht. Er hat dann einige jener Namen mit der Bleifeder unterstrichen, darunter auch den letzten, und an den Rand geschrieben: „Auf Ehrenwort!“ Die Summe dieser Ehrenschulden mit sehr kurzem Termin war ihm selbst überraschend groß vorgekommen. Es mußten die Mittel zur Deckung gesucht und gefunden werden; es war keine Zeit zu verlieren.

An manche Thür klopfte er vergebens an; die kleinen Geldleute, die aus dergleichen Risicogeschäften ein Gewerbe machen, waren theils schon in Anspruch genommen, theils durch die Höhe des verlangten Darlehns eingeschüchtert. Vornehmere Capitalisten seiner Bekanntschaft beriefen sich entschuldigend auf ihr Princip, in Geldangelegenheiten jede freundschaftliche Rücksicht auszuschließen. Es blieb ihm zuletzt nach so vielen vergeblichen Gängen am zweiten Tage nur noch übrig, den Baron aufzusuchen und mit ihm selbst zu verhandeln.

Er machte sich über diesen Mann durchaus keine Illusionen. Ohne zu seinen näheren Freunden zu gehören, war er genügend mit ihm in Berührung gekommen, um einen wenigstens oberflächlichen Einblick in seine Verhältnisse gewinnen zu können. Der altaristokratische Name gab ihm in einer Gesellschaft, die sich schon lange davon entwöhnt hat, neben dem Adel zugleich an Reichthum denken zu müssen, und gleichwohl die Neigung zu einer gewissen exclusiven Lebensweise nicht aufgeben mag, ein Gewicht, das nicht wenig durch die strenge Beobachtung aristokratischer Umgangsformen verstärkt wurde. Man wußte, daß er ohne Grundbesitz war und konnte auch nicht ermitteln, wo die Capitalien angelegt standen, aus denen er seine Revenüen zog; aber man mußte ihn doch für recht wohlhabend halten, da er die meisten noblen Passionen seiner bestsituirten Standesgenossen theilte, eifrig spielte, wettete, mit Racepferden handelte und im Corps de Ballet der großen Oper stets intime Bekanntschaften unterhielt, deren Kostspieligkeit außer Zweifel war. Obgleich schon im vorgeschrittenen Alter, bewegte er sich mit Vorliebe in der Gesellschaft junger Leute von Stand und Vermögen, die sich gern durch ihn ins Leben einführen ließen und der Bequemlichkeit, schnell und mühelos Bekanntschaften zu machen, willig das Opfer oft sehr namhafter Spielverluste brachten. Dabei überließ er meistens das Bankhalten dem einen oder andern seiner speciellen Freunde, deren Spielerglück er natürlich nicht zu vertreten hatte, und schien, wenn er am Spieltisch bereitwilligst aus kleinen Verlegenheiten half, nicht bemerken zu wollen, daß die Casse seiner Zöglinge die bekannte Eigenschaft eines Danaidensiebes hatte, aus dem der eingeschüttete Goldregen sofort wieder unten abfloß. Gingen dergleichen Vorschüsse auch hin und wieder einmal nicht ein, weil der bereits ruinirte Empfänger spurlos verschwand oder sich eine Kugel durch den Kopf jagte, so hörte man ihn doch nie darüber klagen oder auch nur unwillige Bemerkungen machen; ließ sich ein Gespräch über den Fall nicht vermeiden, so bedauerte er nur den Leichtsinn der jungen Leute, „die stets über ihre Verhältnisse hinauszugehen geneigt wären“ oder beklagte die bedauernswerthen Angehörigen des „Verunglückten“, der leider nicht aufrichtig genug gewesen sei, sich offen mitzutheilen, oder nicht „den moralischen Muth gehabt habe, seine Ansprüche ans Leben auf das bescheidene Maß bürgerlicher Existenz herabzusetzen.“ Es war dann auch nicht seine Schuld, wenn diese Betrachtungen auf seine jungen Genossen keineswegs abschreckend wirkten, sondern sie im Gegentheil nur um so mehr stachelten, den Beweis zu geben, daß sie sich nicht entfernt getroffen fühlen könnten. Aber auch in anderen Kreisen galt er für eine angesehene Persönlichkeit. Er ging in den Ministerhôtels aus und ein und hatte Beziehungen zu einigen Gesandtschaften. Seine Thätigkeit war durchaus nicht officiell, wurde aber gelegentlich gern zu allerhand geheimen Vermittlerdiensten in Anspruch genommen, deren Belohnung meist aus den Fonds erfolgte, über welche nicht öffentlich Rechnung abgelegt zu werden pflegt. Es gab Politiker einer gewissen Parteifärbung, die ihn für einen Polizeispion hielten, vor dem man sich in Acht zu nehmen habe, aber es würde ihnen doch schwer geworden sein, bestimmte Thatsachen beizubringen. Vor jeder beleidigenden Verdächtigung war er sicher, seit er wiederholt gezeigt hatte, daß ihm die Mündung einer Pistole keinen Schrecken einflößte und daß er seinerseits auf eine feste Hand rechnen dürfe. Man erkannte schließlich seine Unentbehrlichkeit an, ohne sich die Mühe zu geben, ihn enträthseln zu wollen.

Der Baron antwortete nicht sogleich, nachdem der Lieutenant sein Anliegen möglichst chevaleresk vorgebracht hatte, sondern blieb eine peinliche Minute lang in seinem niedrigen Sorgenstuhl zurückgelehnt, die Füße weit fortgestreckt und übereinander gekreuzt, mit halbgeschlossenen Augen und den goldenen Uhrschlüssel zwischen den Fingern drehend, sitzen. Dann sandte er, ohne seine Lage zu ändern und die Lider wie die Blenden einer Schießscharte schnell öffnend, um einen Schuß abgeben zu können, dem Bittsteller einen forschenden Blick zu und sagte in seiner gelassenen Weise: „Es kommt mir natürlich nicht im mindesten darauf an, das Geld, das ich Ihnen geliehen habe und das Ihnen zu meinem Bedauern verloren gegangen ist, schon heut oder morgen zu haben; ich kann es auch ganz missen, ohne den Verlust zu merken. Aber ich halte mich doch für verpflichtet, bester

Freund, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie sich selbst großen Schaden zufügen, wenn Sie einer Verbindlichkeit nicht nachkommen, die keinen Schutz im bürgerlichen Gesetz hat und ihre Festigkeit lediglich durch das — ich will sagen — Vorurtheil erhält, das man in gewissen Kreisen einem gegebenen Worte beilegt. Der Pfandinhaber eines solchen Wortes bin ich, und es steht freilich ganz bei Ihnen, dasselbe einzulösen oder nicht. Der einzige Nachtheil, füge ich hinzu, der Ihnen aus der Nichteinlösung erwachsen könnte, würde der sein, daß ich Ihnen meine Achtung entziehen müßte. Welchen Werth Sie derselben beilegen, muß ich ganz Ihrer Beurtheilung anheimgeben."

Herr von Rabner bezwang sich nur mit Mühe, ihn ausreden zu lassen. „Sie scheinen mich gründlich mißverstanden zu haben," fuhr er heftig auf; „es versteht sich ganz von selbst, daß Sie rechtzeitig befriedigt werden, falls sie nicht selbst die erbetene Frist bewilligen wollen, die nur durch eine augenblickliche Verlegenheit motivirt wird."

Der Baron ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. „Ich überzeuge mich, bester Freund," antwortete er in der früheren Tonart, „daß ich Sie ganz richtig verstanden habe. Sie verlangen eben Frist, das heißt, Sie wünschen, daß ich Ihr Ehrenwort cassire und ein neues von Ihnen annehme, etwa wie man einen Wechsel zerreißt und einen neuen schreibt. Aber ein Wechsel, mein lieber Herr Lieutenant, ist ein Geschäftspapier, das meist ganz ansehnliche Zinsen trägt, die durch das Risico gerechtfertigt sind —"

„Wenn Ihnen damit gedient wäre —!" unterbrach ihn der Offizier.

„Oh! wofür halten Sie mich?" berichtigte der Baron, unmuthig den Kopf schüttelnd. „Ich nehme für meine Darlehen an Freunde nie Zinsen, am wenigsten bei solchen Lappalien, über die nur reden zu müssen mich schon eine gewisse Ueberwindung kostet. Ich wollte Sie nur darauf hinweisen, wie verschieden eine Ehrenschuld von einer Wechselschuld ist. Dem Wechsel gibt man einen Aufschlag und die Frist ist motivirt; ein Ehrenwort zehrt von seinem eigenen Werthe, wenn es aufgefrischt werden muß. Ich bin, wie gesagt, zur weitesten Prolongation gern geneigt, weiß aber nicht, ob Sie nach dieser Erörterung eine solche selbst noch für zulässig erachten werden."

Der junge Mann fühlte sich wie mit glühenden Zangen gezwickt und wagte doch nicht, seinen Peiniger anzugreifen. „Sie stellen die Dinge auf eine sehr scharfe Spitze, Herr Baron, bemerkte er kleinlaut; „ich sollte meinen, eine Frist von acht Tagen. —"

„Ganz nach Wunsch! Nur würde ich bedauern, wenn Sie die Zeit zu kurz bemessen haben sollten. Acht Tage, acht Wochen, acht Monate, acht Jahre — von meinem, allerdings etwas pointiliösen Standpunkt aus macht das so gut wie keinen Unterschied. Ich kenne das Leben genügend, um mir zu sagen, daß Sie den Gang zu mir nicht gemacht hätten, wenn sich Ihnen irgend eine andere Hilfsquelle eröffnet hätte —"

„Herr Baron —!"

„Ganz freundschaftlich unter vier Augen! — Daß sich diese andere Hilfsquelle nicht eröffnete, ist mir beweisend für die Annahme, daß bereits eine starke Stopfung eingetreten ist, die in diesen zwei Tagen nicht zu beseitigen war, obgleich ein Ehrenwort auf dem Spiele stand. Ob sie in acht Tagen fortgeräumt werden kann —"

„Ich hoffe es zuversichtlich."

„Sie hoffen es! Entschuldigen Sie, werther junger Freund, wenn ich behaupte, daß man in solchen Fällen nicht Hoffnung, sondern Gewißheit haben muß. Der Gedanke an die bloße Möglichkeit, daß die Hoffnung trügen könnte, würde mich in ihrer Lage schon zur Verzweiflung bringen. Ich nehme Antheil an Ihnen, ich halte Sie für einen sehr befähigten Officier, dem nur die Gelegenheit gefehlt hat, sich auszuzeichnen, und ich würde bedauern, wenn Sie sich einen Stein in den Weg legen wollten, über den Sie fallen müßten. Lassen Sie es jetzt, wo Sie doch schon so weit gegangen sind, an Aufrichtigkeit nicht fehlen. Ich täusche mich nicht — Sie haben schon lange Ihre Einnahme weit überschritten, Sie haben noch andere ebenso zwingende Gläubiger als mich."

Dem Officier stieg wieder das Blut nach dem Kopfe. „Ich kann nicht glauben, Herr Baron," sagte er nach einigem Nachdenken, „daß Sie sich in dieser Weise in meine Verhältnisse einmischen würden, wenn Sie nicht die Absicht hätten, mir hilfreiche Hand zu bieten. Ich müßte sonst Ihre Zudringlichkeit geradezu für beleidigend halten."

„Sie haben recht," bemerkte der Baron phlegmatisch. „Ich interessire mich in der That für Sie und möchte Ihnen unter Umständen helfen. Wie viel betragen Ihre Ehrenschulden alles in allem?"

„Fast tausend Thaler."

„Hm —! Das ist allerdings eine Summe, die selbst ich nicht ohne eine Art von Sicherheit auszuleihen in der Lage bin. Können Sie eine Garantie bieten?"

„Wenn Ihnen nicht mein Ehrenwort —?" Er stockte, da der Baron wieder einen jener inquisitorischen Blicke gegen ihn abschoß, die ihn bis ins Innerste trafen.

„Verehrter Freund," antwortete derselbe gedehnt, „vor einer Stunde wäre mir Ihr Ehrenwort für eine Million gut gewesen; jetzt — — Verstehen wir uns richtig: ich habe noch immer die gute Meinung von Ihnen, daß Sie sich lieber das Leben nehmen, als Ihr Ehrenwort brechen werden — das versteht sich von selbst. Aber diese Alternative kann mir natürlich nichts nützen, und ich möchte mein Gewissen nicht mit der Verantwortung für einen Unglücksfall belasten, der gewissermaßen vorhergesehen werden konnte."

Herr von Rabner lächelte bittersüß. „Curae posteriores, lieber Baron; aber wie Sie wollen, ich ehre Ihre Gewissenhaftigkeit und billige Ihre Vorsicht. Nehmen Sie also Wechsel, zwei — drei Monate dato; sind Sie damit zufrieden?"

„Hm — Wechsel! Das heißt: gib tausend Thaler für eine Unterschrift, wenn Du sie nicht für ein Wort geben willst. Aber ein Wort ist unter Umständen noch immer besser als eine Unterschrift. Dort stand das Leben auf dem Spiel, hier nur Ihr Officierpatent; ich kann mich nicht überzeugen, daß ich dadurch gebessert bin."

Das Gesicht des jungen Mannes verfinsterte sich. „Ich war doch wohl zu voreilig, Ihnen mein Vertrauen zu schenken, Herr Baron," sagte er aufstehend.

„Da sehe ich, wie wenig weit Ihre Geschäftsweisheit reicht!" bemerkte der Gegner, indem er sich ein wenig erhob und den Lieutenant durch einen leisen Druck der Hand auf den Stuhl zurückzunöthigen suchte. „Wäre wirklich die Kunst damit zu Ende, lieber Freund, so würde es schwerlich lohnen, auf die Regulirung Ihrer Angelegenheit noch irgend Fleiß und Mühe zu verwenden. Sie haben gelebt, wie ein Cavalier, das kann ich nur billigen. Sie haben Ihren Aufwand durch Schulden bestritten, auch dagegen ist nicht viel einzuwenden, vorausgesetzt freilich, daß Sie einen Rückhalt hatten. —"

Der Officier zupfte verlegen an seinem Bärtchen. „Allerdings" —

„Auf eine reiche Heirath können Sie bei Schulden mit so kurzer Frist nicht speculirt haben," fuhr der Baron mit einem leisen Anfluge von Humor fort; „man braucht zum Verlieben Zeit, und zum Verloben noch mehr. Da wird doch also wohl auf den Herrn Papa gerechnet sein."

„Freilich —"

„Kenne den Herrn Geheimen Kanzleirath. Ein würdiger alter Herr, Veteran von Anno Dreizehn — eisernes Kreuz und so weiter, aber entsetzlich naive Anschauungen und sehr mangelhaftes Verständniß für die Bedürfnisse unserer modernen Jugend. Richtig taxirt? Er hat noch immer den alten Tugendbund im Kopf und verlangt vom Soldaten spartanische Lebensweise, weil's seiner Zeit nach den schweren Unglücksjahren im Kriege so gehalten werden mußte. Seinen Bureaudienst im Ministerium verrichtet er mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit und abends wird zu bestimmter Stunde bei einem Glase Dünnbier in der Loge ein Pfeifchen Melange-Kanaster geraucht. Damit ist seine Welt abgeschlossen. Daß der Herr Sohn dem berühmten dreifachen W: Wein, Weibern und Würfeln zugethan ist und für diese Passion Geld, viel Geld, und nochmals Geld braucht, ist ihm ein ganz unfaßlicher Gedanke. Er spart ruhig ein Capitälchen, das seinem lieben Arnold post mortem zufallen soll — wenn er wahrscheinlich schon Hauptmann erster Classe ist und den Zuschuß entbehren kann. Wie?"

„Ich bin erstaunt, Sie in Verhältniße eingeweiht zu finden —"

„Pah! Man darf ja nur die Augen aufmachen. So ein Papa ist unbequem, das kann ich mir denken. Man kann ihm nicht vertraulich auf die Schulter klopfen und zu ihm sagen: „Alterchen, ich habe unglücklich gespielt und die schöne Lucinde braucht viel, öffne einmal den Beutel und schütte ein paar tausend Thälerchen heraus; ob ich sie jetzt oder später durchbringe, ist ja einerlei!" So kann man zu ihm nicht sprechen und moralische Vorlesungen mag man für eine Beichte auch nicht eintauschen. Was also thun?"

„Ja, was thun?"

„Eine Katastrophe machen, mein Bester. Verstehen Sie das?"

„Eine Katastrophe?"

„Ohne etwas Herzeleid geht's natürlich nicht ab, das versteht sich von selbst. Aber wenn's dem alten Herrn doch einmal nicht erspart werden kann — und ich bedaure das von Herzen — so muß man wenigstens dafür sorgen, daß es nicht ganz umsonst ist."

„Sie meinen also, daß ich ein offenes Geständniß machen soll?"

Der Baron zog spöttisch die Lippen und drehte wieder an dem Mechanismus seines Uhrschlüssels. „Das würde, fürchte ich, ihm zwar Herzeleid einbringen," erwiderte er, „Ihnen aber nicht Geld. Nein — man muß die Dinge auf die Spitze treiben, ihm keine Wahl lassen, jedes Bedenken beseitigen, kurz, ohne unnöthige Grausamkeit mit einem kräftigen Schlage das Vorurtheil brechen."

„Wie aber —"

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, der Ihnen vielleicht im ersten Augenblicke arg scheint, mit dem Sie sich aber bei ruhigem Nachdenken bald versöhnen werden. Sie zeichnen mir einen Wechsel, aber nicht mit Ihrem Namen, sondern mit dem Namen und Charakter Ihres Herrn Papa."

Der Officier machte erschreckt eine zuckende Bewegung. „Herr Baron, das wäre Wechselfälschung!" rief er zornglühend.

„Dacht' ich's doch!" sagte mit größter Gelassenheit der Kahlkopf, seinen mächtigen Bart streichend. „Wechselfälschung! Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort — ha, ha, ha! Wer sagt Ihnen denn, daß der Wechsel jemals in gerichtliche Acten kommen wird? Ihr Herr Vater wird seine Unterschrift am Verfalltage bereitwilligst anerkennen, glauben Sie mir das. Wenn Sie seinen Namen schreiben, ist's gerade so gut, als ob er selbst ihn geschrieben hat, und keine Menschenseele außer uns beiden erfährt ein Sterbenswort davon. Wie schon bemerkt, es kommt nur darauf an, recht eclatant eine Katastrophe zu machen, und da der Eindruck ganz gleich ist, ob Sie tausend oder zweitausend schreiben, so rathe ich freundschaftlich gleich zur höheren Summe, damit die Wiederholung des Experiments nicht zu schnell folgen darf."

Der Lieutenant hielt sich vor Aufregung kaum aufrecht; er hatte die Empfindung, als ob ihm das Blut die Stirnadern sprengen wollte. „Teufel!" bebte es in seinem Innern. Aber seine Lippen brachten nur ein mattes: „Unmöglich —!" hervor.

„Unmöglich? und warum unmöglich?"

„Ich würde vielleicht das Geld gewinnen, aber einen Vater verlieren."

„Für drei Tage, glauben Sie mir, für drei Tage. Wenn man einen einzigen Sohn hat, und einen geliebten Sohn, und einen hoffnungsvollen Sohn — den gibt man nicht so schnell auf. Und bilden Sie sich denn ein, daß es ihm weniger empfindlich sein wird, über kurz oder lang zu erfahren, daß dieser Sohn wegen Bruchs des Ehrenworts cassirt ist? Denn dahin kommen Sie doch auf Ihrem Wege — müssen Sie kommen. Der alte Herr, der im Ehrenpunkt sehr kitzlich ist, wird Ihnen schwerlich für diese Zartheit Dank sagen, durch die er Geld und seinen Sohn verliert."

Er stand langsam auf, öffnete sein Cylinderbureau und legte eine Feder neben ein Wechselblankett, das er einem reichlichen Vorrath entnahm. — „Wollen Sie schreiben?"

„Es wird ihm am Herzen zehren — ich kann's nicht!"

„Gut! Wenn Sie das nur früher bedacht hätten. Es ist ja niemand gezwungen, zu spielen und Champagner zu trinken und Ehrenschulden zu machen. Hinterher allerdings!" — Er zuckte die Achseln.

„Gibt es denn kein anderes Mittel?"

„Allerdings! Eine reiche Erbschaft machen, in der Lotterie gewinnen, einen Menschenfreund finden, dem es auf Sicherheit für einige tausend Thaler nicht ankommt — aber diese Chancen bleiben ja noch immer. Es ist ja gar nicht nöthig, daß Ihr Herr Vater diesen Wechsel jemals zu Gesicht bekommt. Er ist bis zum Verfalltage gegen baare Zahlung stets einzulösen, und wer hindert Sie, ihn dann zu vernichten? Es steht ja lediglich bei Ihnen, ob Sie ihn zur Präsentation gelangen lassen wollen."

„Der Wechsel bleibt also unter allen Umständen in Ihren Händen, Herr Baron?"

„Versteht sich; unter allen Umständen bis zum Verfalltage."

„Und meine Sicherheit dafür?"

Der Baron richtete sich hoch auf. — „Mein Ehrenwort, Herr Lieutenant."

„Das genügt!" — Er trat an den Schreibtisch und nahm die Feder auf.

„Aber übereilen Sie nichts, junger Freund!" wandte der Baron sich im Tone väterlicher Ermahnung nochmals an ihn. „Ich gebe Ihnen einen Rath und glaube, daß der Rath gut ist. Aber irren ist menschlich, und niemand kennt die Verhältnisse des andern so genau, als er selbst. Wenn Sie also irgend zweifelhaft sind — ich möchte auch nicht entfernt in den Verdacht kommen, Sie zu irgend etwas überredet zu haben."

„Nein, nein! ich bin bereits entschlossen," erwiderte der Officier mit Entschiedenheit. „Ich habe Ihr Ehrenwort, daß der Wechsel sich nicht aus diesem Pulte rührt, und weiter brauche ich nichts. Er wird vor dem Verfalltage eingelöst sein, verlassen Sie sich darauf. Nur möchte ich drei — oder, wenn Sie Ihre Güte vollständig machen wollten, sechs Monate Frist erbitten.

Der Baron verbeugte sich freundlich, ohne zu antworten. Herr von Rabner schrieb auf das Blankett das Datum, zweitausend Thaler — sechs Monate dato — und quer: Franz Paul von Rabner, Geheimer Kanzleirath. Dann nahm er zwei ansehnlichen Päckchen Banknoten in Empfang, zahlte sofort an den Baron die Spielschuld auf den Tisch und entfernte sich in der heitersten Laune mit dem Versprechen, am nächsten Spielabend nicht zu fehlen. So glaubte er am besten sein Renommée wieder herzustellen!

„Er bezahlt seine Schulden nicht," murmelte der Kahlkopf, nachdem sich die Thür geschlossen hatte — „und ich komme früher zu meinem Gelde, als er glaubt. —" (Fortsetzung folgt.)

Ein Junitag aus dem letzten Jahrzehnt des vorchristlichen Jerusalems*)

Von Professor Delitzsch in Leipzig.

In einem Jahre (dem 9. oder einem späteren, wir wissen es nicht genau) des letzten Jahrzehnts vor unserer Zeitrechnung war ganz Palästina und Syrien auf den Ausgang eines furchtbaren Trauerspiels gespannt. Mariamne, die geliebteste und edelste Gattin des Herodes, aus dem maccabäischen Königshause, war bereits seinem finstern Argwohn zum Opfer gefallen. Nun hatte die Intrigue ihm auch seine zwei Söhne von der Hingemordeten, Alexander und Aristobul, welche der Stolz und die Freude des Volkes waren, als mit Anschlägen auf sein Leben umgehend, verdächtigt. Er hatte es durch Einschüchterung dahin gebracht, daß ein Tribunal in Berytos sie ungesehen und unverhört zum Tode verurtheilte. Alle Welt fragte sich nun, ob es möglich sei, daß ein Vater seine eigenen Söhne, und zwar zwei so edle und ohne Zweifel unschuldige Söhne, hinrichten lasse. In diese Zeit bangen Wartens versetzen wir uns mitten hinein und entrollen das Bild Eines Tages des damaligen Jerusalems.

Es ist ein Werktag des Monats Siwan, der unserm Juni entspricht. Die sternenhelle Nacht des wolkenlosen Himmels ist der frühe angebrochenen, lange andauernden Morgendämmerung gewichen. Die zwei Abtheilungen der mit Fackeln versehenen Tempelwache haben sich bei der Zelle, in welcher das hohepriesterliche Pfannenspeisopfer gebacken wird, getroffen und sich wechselseitig zugerufen, daß alles in Ordnung und Bereitschaft sei. Die Priester, welche diese Nacht schlafend zubringen konnten, sind aufgestanden, haben sich gebadet und haben ihre Amtskleider angelegt. In der Quaderzelle, deren eine Hälfte der Sitzungssaal des Synedriums war, sind die Dienstverrichtungen des anbrechenden Tages verlost worden. Das eherne Waschbecken, welches die Nacht über im Wasser stand, ist heraufgezogen worden und die Priester haben sich darin Hände und Füße gewaschen. Da

*) Hauptquelle: Josephus, Jüdischer Krieg, I. Cap. 23—27. Alterthümer XVI. Cap. 7—11. Außerdem: Die Talmude und die gesammte älteste jüdische Literatur. Für das Topograph sche neben den unmittelbaren Quellen: Unruhs altes Jerusalem und seine Bauwerke, 1860.



Ein Fischermädchen von Mönchgut (Rügen).

Nach dem Leben gezeichnet.

ertönt das erste Morgengeläute für die unten liegende Stadt: Priester stoßen in ihre Trompeten, deren Geschmetter, zumal in dieser Morgenstille, weithin in der oberen und unteren, alten und neuen Stadt vernehmbar ist.

Die Leviten öffnen nun auf Befehl des Hauptmanns über die Thorhüter alle Thore des Tempels. Die Vorbereitungen des Morgengottesdienstes, dessen Mittelpunkt das tägliche Lammesopfer war, beginnen. Der Brandopferaltar wird gereinigt, die auf die zusammengekehrten glühenden Kohlen geschichteten Holzstöße entzünden sich allmählich, die Musiker holen ihre Instrumente und nehmen sie aus ihren Hüllen, die Wachen werden abgelöst und die diensthuenden Leviten und Priester des vorigen Tages entlassen. Alles das geschieht beim Lichte der Fackeln. Unterdes aber beobachtet der Hauptmann über die Zeit den Anbruch des Morgens. Einige Priester, von ihm beordert, steigen auf die Zinnen des Tempels. Als der Morgenhimmel sich in so weit gelichtet hat, daß man das südöstlich von Jerusalem im Gebirge gelegene Hebron erkennen konnte, rufen sie droben: „Barkai ad Chebron (es hat sich aufgehellt bis Hebron)“ und alsbald auch erschallt der Ruf: „Priester, herbei zu eurem Dienste! Leviten, her zu eurem Pulpêt! Israeliten, her zu eurem Stand!“ Der letzte Ruf galt den allwöchentlich sich ablösenden Vertretern des Gesammtvolks, die beim Opfer assistirten und auch die Nacht im Tempel zubrachten.

Unterdes wird's auch in der Stadt und ringsum lebendig. In der Antoniaburg erklingen militärische Signale. Unter den Oelbergscedern öffnen sich die Buden von Beth-Hini. In der Tempelstraße, die vom Burgplatz her an der westlichen Tempelbergsmauer hinführt, sehen wir Viehhändler und Wechsler den Tempelbesuchern nach dem Tempelbazar im Vorhofe der Heiden vorauseilen. Aber auch solche, denen es um den Morgengottesdienst zu thun ist, begeben sich aus der Oberstadt durch das Xistusthor, aus der Neustadt durch das Marktthor und auf anderen Wegen nach dem Aufgange des Tempelberges. Besonders frequent ist die Brücke, welche die Xistusterrasse mit dem Tempelbezirk verbindet. Hie und da bleibt einer stehen und sieht links nach dem Prachtbau des Theaters hinüber, oder auf die andere Seite nach dem Tyropöon, oder der Käsemacherschlucht hinab, um statt der Stadtluft die Landluft zu athmen, welche von der Milchwirthschaft der Meiereien dort unten herüberweht.

Aber nicht alle gehen zum Frühgebet in den Tempel hinauf. Jerusalem hat ja hunderte von Synagogen. Die beiden feineren Herren da, welche ganz griechisch gekleidet sind und griechisch mit einander reden, gehen in die Synagoge der Alexandriner. Der ehrsame Bürger dort, der den Gebetsmantel und die Tefillin darin unter dem Arme trägt, geht in die Synagoge der Kupferschmiede, wo er seinen bezahlten Stand hat, während jene Dame mit dem von der Friseuse toupirten Haar und dem Rosenbouquet ihre kostbare Morgentoilette nicht hinter dem Frauengitter einer Synagoge verbergen mag, sondern mit trippelnden Schritten sich dem Tempelberg zubewegt, um sich im Frauenvorhof sehen zu lassen. Die Betgänger zerstreuen sich nach den verschiedensten Richtungen, die meisten machen nachdenkliche Gesichter und wo zwei mit einander gehen und sprechen, geschieht es nicht, ohne daß sie scheu um sich blicken. Ein würdiger Alter mit langem Bart und vorn zwei weißen Locken murmelt, als er auf dem Mörserplatz vor dem Theater vorbeikommt, vor sich hin: „Ich danke Dir, mein Gott und Gott meiner Väter, daß Du mir meinen Theil angewiesen unter denen, die in den Lehrhäusern und in den Synagogen weilen und nicht unter denen, die sich im Theater und Circus gefallen!“ Seine Frau, die ihm zur Seite oder vielmehr einen Schritt hintendrein geht, sagt leise: „Amen!“ und blickt mit Thränen in den Augen links hinüber nach dem Thurm der Mariamne, indem sie flüstert: „Du hast es überstanden, es ist gut, daß Du nicht mehr lebst, edle Mariamne!“

Die Sonne ist unterdes aufgestiegen und die eigentliche Morgengebetsstunde, wo gleichzeitig im Tempel die Opferhandlung vor sich geht, herbeigekommen. Jener Pharisäer dort, welcher sich von der Gebetszeit auf der Straße überraschen läßt, hemmt plötzlich seinen Schritt und legt die Tefillin mit mächtigen großen Kapseln um Haupt und Arm. Der Arbeiter, der mit dem Fruchtkorb sich oben auf dem Obstbaum befindet, hält ein mit dem Einsammeln und verrichtet seinen Morgengottesdienst in seinem Naturtempel zwischen den Zweigen. Allenthalben wird gebetet. Nur im Palast des Herodes ist noch alles still. Der Tyrann schläft noch und seine Schranzen gehen auf den Zehen. Das Volk betet, und wo immer es betet, verbindet es mit seinen lauten Gebeten in Gedanken die Bitte um Erlösung von dem Tyrannen und die Fürbitte für Aristobul und Alexander, die bei Herodes, ihrem Vater verleumdeten und von ihm eingekerkerten und zwischen Leben und Tod schwebenden edlen Söhne der maccabäischen Fürstentochter, der von ihrem Gatten hingemordeten hochherzigen Mariamne. Indes ist selbst die Regierung eines Herodes nicht schlecht genug, um nicht eine Menge von Miethlingen und Parteigängern und Schmarotzern und Spießbürgern, wie den Hofbäcker, den Hofparfümirer u. s. w. für sich zu haben.

Nach dem Morgengottesdienst, aber auch schon ehe er in Tempel und Synagogen zu Ende ist, entfaltet sich auf dem großen Markte in der unteren Neustadt das regste, buntscheckigste Leben. Unter diesem Markt denke man sich aber nicht einen viereckigen Platz mit dem Rathhaus — das Rathhaus von Jerusalem stand auf der Xistusterrasse, der untere Markt war eine solche lange, breite Straße, wie wir sie in unsern deutschen Städten die lange Zeil oder den breiten Weg nennen. An beiden Seiten reihten sich Läden und Buden und Stände aneinander: feines Gebäck aus ephraimischem Weizen, um welches Höker feilschen, die es in entlegeneren Stadttheilen mit Profit zu verkaufen gedenken; Feigenkuchen und Rosinenkuchen, die dort ein armes kleines Mädchen recht lüstern ansieht, die in den Ohrenläppchen statt der Ohrringe nur Holzstifte trägt; allerlei Fische aus dem See von Tiberias, welche die Neugier jener Studentlein fesseln, die sich nach der von Simeon den Schetach errichteten höhern Lehranstalt begeben; Schmucksachen und Zimmerverzierungen aller Art, ja selbst falsche Zähne, mit Gold- oder Silberdraht zur Befestigung, sind da zu haben. Hier ruft einer seinen Dibs, d. i. Traubensyrup, aus; dort empfiehlt ein anderer seine ägyptischen Linsen von erster Qualität; ein dritter hat Kümmel feil und dreht die Pfeffermühle. Wo die Plätze vor den Käufern frei sind, haben die Handwerker, deren Arbeit dies zuläßt, ihre Werkstatt auf die Straße verlegt und arbeiten so fleißig, daß sie sich, selbst wenn ein Hillel oder ein anderer Schriftgelehrter vorübergeht, nicht durch Aufstehen unterbrechen. Hier schlägt ein Schuster das Oberleder auf die Sandalensohle; dort versieht ein Schneider einen stattlichen Gebetsmantel mit schönen Fransen; dort hämmert ein Waffenschmied an dem Handgriff eines Degens aus syrischem Eisen. In den weniger frequenten und schattigeren Seitengassen, wie der Schlächter- und Wollkämmergasse, ist das auf die Straße verlegte Handwerk noch mannigfaltiger vertreten; selbst Flachs wird dort auf der Straße gebrochen. Der Markt wird immer belebter. Von allen Thorseiten strömen Käufer, Verkäufer und Neugierige herbei. In den Ecken unten am Marktthor und oben, wo die Straßen vom Nordthor und Weiberthurmthor her einmünden, stehen die Lohnarbeiter; einer wird gedungen, Flachs aus der Beize zu holen, der Herr sagt ihm aber: „Brot und Erbsen, weiter gibt's nichts bei mir zu essen!“ Dort am Marktthor, also recht in der Mitte des Stadtbezirks, hält auch die verschmitzte Gesellschaft der Eseltreiber, deren einem das Glück wird, zum Transport eines Bettgestells und anderen Hausraths nebst den unerläßlichen Flöten für eine bevorstehende Hochzeit nach Bethanien erkoren zu werden. Hier ist ein Menschenknäuel, durch den kaum jemand hindurch kommt, ohne eine anzügliche Glosse zu hören. Ein ernster, in sich gekehrter Mann leidenden Aussehens eilt vorbei. „Der Herr,“ sagt einer der Eseltreiber, „hat gewiß einen bösen Traum gehabt; zu welchem der vierundzwanzig Traumdeuter geht ihr denn?“ Ein Bader drängt sich durch. „Guten Morgen, Herr Chirurg“ — schreit man ihn an — „wie gehen die Geschäfte?“ „Hundert Aderlässe“, antwortet er, „für einen Sus (Groschen)!“ Ein feister Schriftgelehrter mit Kupfergesicht schiebt eine alte Frau, die ihm im Wege steht, etwas unsanft zu Seite. „Alter, Alter,“ kreischt sie höhnisch, „wie roth Du bist! Entweder bist Du ein Weinsäufer oder ein Pfandleiher oder ein Schweinezüchter.“

Gehen wir durch das Marktthor hindurch quer durch die Unterstadt, so gelangen wir durch das Thor der Maccabäermauer, welche diese einschließt, nahe dem Grabe des Hohenpriesters Johannes ins Freie und von da, uns südwärts wendend, durch das Thor Gennath nach dem oberen Markte zwischen der alten Burg der maccabäischen Könige und dem selbst den Tempel an Pracht hinter sich zurücklassenden Palaste des Herodes. Auch hier ist ein buntes Treiben, aber nicht zu vergleichen mit dem lustigen Volksgetümmel auf dem großen unteren Markte. Es geht stiller und vornehmer zu. Es ist hier der Sitz der vom König Herodes bevorzugten Handwerker der polytechnischen Stadt. Die Erzeugnisse der Kunstbildnerei, der Kunstgärtnerei u. s. w. herrschen hier vor. Dort hat ein Goldschmied eine Terpöle, d. i. einen aus getriebener Arbeit gefertigten Weinstock, und daneben ein Töpfer sein Wirthschafts- und Schmuckgeräthe aus weißer und schwarzer Erde schaugestellt; hier werden die köstlichsten Feigen Jerusalems, die aus dem mit abgeflossenem Opferblut gedüngten Rosengarten, feil geboten. Der ganz in Weiß gekleidete Alte dort, welcher Schuhe an den Füßen hat, die auch ein Armer, wenn er sie auf der Straße fände, nicht aufheben würde, ist ein Essäer: er sieht sich spähend um, ob er nicht jemand entdecke, der ihm den Weg zum Hause seines Ordensobern zeigen könne. Die Hitze des Tages macht sich nun schon recht fühlbar und die große Cisterne in der Mitte des Marktes ist von Alt und Jung belagert. Zuweilen weicht die Menge scheu aus einander, um einem königlichen Reitknechte Platz zu machen; Kauflustige treten zurück, um einem herankommenden königlichen Castraten die Vorhand zu lassen. Ein junger galiläischer Mann aber, welcher ein viereckiges Leintuch auf den Boden hingebreitet und darauf eine große Amphora mit Libanonöl, daneben als Lockmittel eine riesige Wassermelone hingestellt hat, schaut trotzig und lustig in dieses durch Furcht und Liebedienerei gedämpfte Getriebe hinein. „Wo bist Du denn her?“ fragte ihn ein dünnbärtiges, zitteriges Männchen, dem er in einem thönernen Ei, das ihm als Hohlmaß dient, von seinem Oel zumißt. „Ich bin aus der Stadt,“ ruft er, „die wie ein freier Vogel auf dem Berge liegt!“ Er meint Sepphoris. Als er unter den Vorübergehenden einen Mann sieht, welcher auf der einen Seite rothe und blaue, auf der andern grüne und blaßgelbe Fäden durch seine Ohrläppchen hindurchgezogen hat — es ist ein Färber, welcher, was er ist und leistet, auf diese Weise schaustellt — lacht er über diese sonderbare Selbstempfehlung laut auf und schreit den Unbekannten an: „Meister Tobia, könnt ihr auch Roth (adom) in Weiß verfärben?“ Es war eine Anspielung auf den Edomiter Herodes. Ein herodianischer Polizeispion eilt nach der Marktwache und als zwei Kriegsleute dem Jüngling ihnen zu folgen gebieten, widerstrebt er mit so herkulischer Kraft, daß er nicht von der Stelle zu bringen ist. Eine Menschenmasse sammelt sich ringsum, die Kriegsleute fürchten wegen dieses Auflaufs in nächster Nähe des Palastes für sich selbst und während der eine mit ihm ringt, rennt ihm der andere das Schwert in den Leib. Mit den Worten: „Heimsuchen wird er Deine Missethat, Tochter Edom, und Deine Sünden aufdecken!“ stürzt er zusammen und sein Blut fließt

mit dem Libanonöl seines umgestoßenen und zertretenen Kruges zusammen.

Ausbrüche der Entrüstung über die Roheit der Kriegsknechte und über die Niederträchtigkeit des Verräthers, Ausbrüche der Verzweiflung über die so schimpflich geknechtete Freiheit, Ausbrüche des Schmerzes über das freventlich verströmte Blut des jugendlichen Freiheitsmärtyrers erfüllen die Luft, aber wie auf ein allverständliches und zauberkräftiges Signal verwandelt sich das wirre Geschrei plötzlich in lautlose Stille, als von Mund zu Mund sich die Kunde vom Herannahen eines Mannes verbreitete, der so eben das Gennath-Thor durchschritten hatte und mit leichten, kaum vernehmbaren Tritten, überall hin scharf beobachtende Blicke richtend, mit einem zierlichen Kästchen unter dem Arm, den Marktplatz durchmaß. Seine Kleidung ist mehr alexandrinisch als jerusalemisch; sein Haar schwarz, aber, wie es scheint, gefärbt; seine Finger sind bedeckt mit blitzenden Ringen. Als er an dem Stande eines Schreibers vorbeikommt, welcher Tefillin und allerlei Pergamente mit Schutzformeln gegen böse Geister zu verkaufen hat, wirft er einen Blick darauf und ruft: „Ei ei, Ihr wetteifert mit Diophant!" So hieß der Schönschreiber, der ein Schreiben Alexanders, des jetzt eingekerkerten Sohnes des Herodes und der Mariamne, an den Befehlshaber der Festung Alexandrien gefälscht hatte, worin jener diesen aufforderte, ihn, wenn er seinen Vater beseitigt hätte, aufzunehmen und das Kriegsmaterial der Festung auszuhändigen. „Ihr ehrt mich zu hoch, mein Herr," erwidert der über diesen Vergleich innerlichst ergrimmte Alte. Der gefürchtete Mann steuerte auf den dichtesten Volksknäuel zu. Dieser löste sich auf und die blutige Leiche des jungen Galiläers wurde sichtbar. Ohne von dem Anblicke gerührt zu werden, rief er mit widerlich kreischender Stimme: „Freunde, Ihr bewährt das Sprichwort: Wo der Ochs gefallen, sind der Metzger viele!"

Dieser Mann war der Hofbarbier Tryphon, der sich heute durch ein Meisterstück der Schlauheit in der Gunst des Herodes noch um vieles höher als bisher emporzuschwingen gedachte. Ein alter biederer Soldat des Königs, Namens Teron, hatte sich das Geschick der Prinzen Alexander und Aristobul so zu Herzen genommen, daß er darüber fast wahnsinnig wurde. Er lief umher und schrie über das zu Boden getretene Recht und die herrschende Lüge. Endlich schüttete er das Uebermaß seines Unwillens vor Herodes selbst aus und nannte ihm die vielen Gleichgesinnten im Heere. Die Folge war vorauszusehen. Er saß jetzt mit seinem Sohne, der dem Prinzen Alexander nahe stand, hinter Schloß und Riegel der Antonia-Burg. Diesen beiden, dachte Tryphon, kann man nichts mehr schaden und nichts mehr nützen, es wird also wohl erlaubt sein, ihr Unglück, das sie durch ihre Unbesonnenheit verschuldet, mir zu Nutze zu machen. Mit diesen Gedanken betrat er das Portal des Palastes, um auf der prachtvollen Quadertreppe nach der hochgelegenen Plattform der Königsburg hinaufzusteigen, wo er jetzt zwischen 10 und 11 Uhr oder, wie man damals (die Stunden von Sonnenaufgang zählend) sagte, zwischen 5 und 6 Uhr, den König wachend zu finden hoffte, denn gestern Abend war in einem der großen Speisesäle der Burg ein Gastmahl mit 100 Gedecken zu Ehren des Nicolaus von Damascus abgehalten und bis tief in die Nacht hinein gezecht und auf den Tod aller Feinde des Königs getrinksprucht worden.

Die Sonne des Siwan sticht nun aber immer heftiger. Die Menschenmenge auf beiden Märkten verläuft sich. Auch wir sind durstig und dazu etwas hungrig. Was wollen wir trinken? Medisches oder lieber babylonisches Bier oder ägyptischen Zithos oder inländischen Cider? Doch was sollen wir lange nach einem uschpiza (Wirth) fragen, der das eine oder das andere ausschenkt! In der Wollkämmergasse haben wir vor einem Hause große Krüge nach der Sonnenseite zu stehen gesehen. Da ist Wein darin, den die Sonne in Gährung bringen soll. Wir treten ein und fragen, um auch essend unsere Landeskenntniß zu erweitern, ob wir ein Gericht von Heuschrecken, sei es in Mehl oder Honig gebraten oder auch nur eingesalzen, bekommen können. Aber wie voll ist es hier und wie wild geht es her! Ehe der Wirth unsere Frage bejaht, hält uns ein Kupferschmied, den wir am Schurzfell erkennen, seinen Weinhumpen unter die Nase und schreit uns an: „Narren, essen ohne zu trinken heißt sein eigen Blut verzehren!" Ein Kriegsknecht tritt hinzu und indem er sagt: „Die Herren scheinen Gelehrte" stößt er mit dem Kupferschmied an und schreit, daß uns die Ohren gellen: „Chamra wechaje lesûm rabbanan wethalmidehon d. h. dieses Glas auf das Wohlsein der Herren und ihrer Schüler!" — „O du chamôr" d. i. Esel, ruft ein dritter, „was weißt denn Du von Gelehrten — entweder Buch oder Schwert, sagen die Leute." Zwei Ruhigere, die in einer Ecke nerdschir oder, wie wir sagen würden, Triktrak spielen, bieten uns Plätze neben sich an. Der Lärm in dem rußigen Loche wird immer toller. Man merkt es bald, daß die despotische Regierung auch diese unterste Volksschicht in Herodianer und Freiheitssinnige gespalten hat. „Wie steht's um Alef und Alef?" fragt einer und meint damit Alexander und Aristobul. „Hundskopf," sagt sein Nachbar, indem er ihm ins Gesicht fährt, „schweigen ist die beste Spezerei." „Wer war denn der Bursche auf dem oberen Markt?" fragt ein anderer. „Afra lefuma de Jjob" (Staub in Jobs Mund, d. i. halt dein Schandmaul!) herrscht ihm ein Gerber zu. „Was, Du stinkendes Sumpfgewächs," erwidert er, „Du willst mir den Mund verbieten?!" „Schimpf nur immer zu," sagt der Meister Gerber, „eine Myrte bleibt auch unter Gestrüpp eine Myrte." So wagt man keine freie Aeußerung aufkommen zu lassen, denn die Wände haben Ohren. Als aber ein erklärter Herodianer krokodilartig niest, so daß der neben ihm seinen Becher wegrückt, damit der Wein nicht durch sein Nasenwasser verdünnt werde, schreit die ganze charakterlose Gesellschaft: „jas, jas, wohl bekomm's, wohl bekomm's!"

Die Sonne hat unterdes den Scheitelpunkt erreicht. Der weiße Marmor der Paläste wirft die Mittagssonnenstrahlen blendend zurück. Der Tempel überschwebt die Stadt wie ein Lichtmeer. Der Blick aufwärts, sei es nach dem Tempel oder der Burg Antonia, oder nach der Davidsstadt mit den drei Thürmen der herodeischen Königsburg wird unerträglich. Die Straßen sind fast menschenleer und die Stille wird nur hier durch einen Wasserverkäufer, dort durch einen, der edomitischen Essig, d. i. durch eingelegte Gerste in Säuerung übergeführten Wein, ausschreit, unterbrochen. Arbeiter und Eseltreiber lagern im Schatten und tunken ihr Brot in eine Art Milchkaltschale, welche babylonischer Cuthach hieß. Dort in der Färberei geht es schon etwas vornehmer her: die Gesellen essen eine aus geschnittenen Zwiebeln und geröstetem Fleisch bereitete Suppe und schlürfen dazu ihren Zuman, d. i. mit Kleie vermengtes Wasser. Auf dem Tische des Goldschmieds aber steht ein großer Weinkrug und ein Gefäß in welchem ein feines ägyptisches Palmenbastgeflecht angebracht ist, zum Durchseihen des Weines, und rings herum saftige Früchte, um nach dem Voressen an die Reihe zu kommen.

Der Tag ist schwül, noch schwüler aber die Stimmung der Gemüther. Denn es hat sich durch die Stadt das Gerücht verbreitet, daß König Herodes wieder in einen Anfall von Wuth gerathen sei und hunderten den Tod geschworen habe. Hie und da erzählt einer, er habe gesehen, wie der Hofbarbier Tryphon von vier Kriegsleuten über den Burgplatz geführt worden sei. „Ja," sagt ein anderer, „ich bin zur zweiten Gebetsstunde oben im Tempel gewesen und als ich zurückkam und aus der Tempelstraße auf den Burgplatz hinabkam, sah ich, wie das eiserne Thor sich schloß und Tryphon mit hängendem Kopf vor den Soldaten her über die Brücke der Antoniaschlucht dem Burgthore zugetrieben wurde." Es war richtig: der Günstling des Herodes hatte sich heute durch Offenbarung eines Geheimnisses noch höher emporzubringen gehofft. Er hatte den König rasirt und war hinausgegangen. Aber noch lange ging er mit sich kämpfend in den Alleen oben, mit denen der freie Platz um den Palast bepflanzt war, auf und nieder. Endlich war er mit sich fertig, ließ sich noch einmal bei dem Könige anmelden und log ihm vor, jener Teron, der bereits wegen seines Eifers für Alexander und Aristobul gefangen saß, habe ihn oft bereden wollen, dem Könige einmal mit dem Scheermesser die Kehle zu durchschneiden, und habe ihm dafür Alexanders hohe Gunst und reiche Geschenke verheißen. „Ich danke Dir für Deine Offenheit," antwortete der König, der alles Schlimme, auch ohne daß es ihm gesagt, und zumal wenn es ihm gesagt wurde, für wahr hielt, zumal jetzt in Betreff seiner bei ihm tief verleumdeten Söhne. Nachdem er aber in langes, dumpfes Brüten versunken war, fuhr er auf und schrie mehr wie ein Thier als wie ein Mensch, so daß Tryphon am ganzen Leibe zitterte: „Also oft hat er Dich bereden wollen und erst heute hat Dir's gefallen, mir das zu sagen?! So lange hast Du diesem Hunde Dein Ohr geliehen und Verrath mit ihm gesponnen? Die Belohnung für diesen Aderlaß, den Du mir zudachtest, war Dir wohl nicht hoch genug?" — Tryphon wollte reden, aber der König riß die Thür auf und schrie: „Greift ihn, quartiert ihn in Antonia ein, sagt dem Befehlshaber dort, daß es ein Spießgeselle Terons

und seines Buben ist!" So saß denn Tryphon jetzt im Kerker und während in der Mittagsglut die Handwerker Jerusalems sich einige Arbeitsruhe gönnten, arbeiteten in Antonia die Folterknechte und die Gerichtspersonen, welche die Aussage der Gefolterten zu Papier brachten.

Mitleid mit Tryphon, dessen Angebereien schon viele Familien unglücklich gemacht hatten, können wir in Jerusalem nicht erwarten. Aber wenn wir in die Häuser dringen dürften, würden wir überall bange mitgefühlvolle Sorge um die beiden Söhne Mariamnes sich theils schüchterner (da das wechselseitige Mißtrauen sich selbst der trautesten Familienkreise bemächtigt hatte), theils furchtloser aussprechen hören.

Es ist nun ungefähr 3 Uhr nachmittags. Eine Menge Menschen, besonders junges Volk, kommt von der Richtung des Nordthores hergelaufen und eine Menge anderer läuft nach dieser Richtung hin. Von den Häusern aus fragt man, was es gebe. Ein Biccurimzug, hieß es, hält vor dem Nordthor. Biccurim heißen die Erstlinge der Erzeugnisse des Landbaues, die Gott geheiligt und zum Tempel gebracht werden mußten. Das Land war in 24 Kreise getheilt. Zur bestimmten Zeit versammelten sich die, welche die Erstlinge nach Jerusalem bringen wollten, in der Kreishauptstadt, wo sie, ohne einzukehren, auf der Straße übernachteten, um früh sofort bereit zu sein, wenn der Ruf des Kreishauptmanns erscholl: „Steht auf, laßt uns nach Zion hinaufziehen, nach dem Hause des Herrn unseres Gottes!" Ein solcher Biccurimzug hatte jetzt Halt vor dem Nordthore gemacht, um von dort aus im Tempel sein Eintreffen zu melden und mittlerweile die Erstlinge in Ordnung zu bringen und die schönsten Früchte in Kranzform um die andern herum zu legen. Schon gehen ihm die Delegirten des Tempels entgegen. Es sind die Stellvertreter der dienstthuenden Priester und Leviten und die Schatzmeister des Heiligthums. Und schon hört man von ferne fröhliches Flötenspiel. Eine lieblichere Durchbrechung der Stimmung, in welcher sich Jerusalem heute befindet, wäre nicht möglich. Das durch die Tyrannenherrschaft gedämpfte israelitische Nationalgefühl richtet sich an diesem Schauspiel auf und wir fühlen es mit, daß es dem Sinne des Volkes besser entspricht, als das Bühnenspiel und die griechische Musik des Theaters, als die Gladiatorenspiele und Thierhetzen des Amphitheaters, womit Herodes Jerusalem beschenkt hat. Die von näher her tragen in ihren theils goldenen und silbernen, theils aus Weidenruthen geflochtenen Körben frische Feigen und, obwohl jetzt erst der Juni zu Ende geht, doch auch schon frische Weintrauben; die von ferner her bringen getrocknete Feigen und andere Früchte, und an den Körben hängen zu Brandopfern bestimmte Tauben mit gebundenen Flügeln. Ein Stier, der das gemeinsame Dankopfer aller werden soll, bildet die Spitze des Zuges; seine Hörner sind mit Gold belegt und auf dem Kopfe trägt er einen Kranz von Oelzweigen. Es ist ein langer Zug, der unter Flötenschall in Jerusalem einzieht. Auch die Tempeldeputation, welche die zahlreichen Ankömmlinge feierlich empfangen soll, ist eben deshalb zahlreich. Die neugierige Frage, woher sie kommen, ist auch schon beantwortet: sie kommen aus Sebaste, dem alten Samarien. Ueberall, wo der Zug vor Handwerkern vorbeikommt, welche vor dem Hause oder in der Hausflur sitzend arbeiten, stehen diese ehrerbietig auf und rufen ihnen zu: „Achenu ansche Sebasti bathem leschalom! Liebe Brüder, Männer aus Sebaste, seid uns willkommen!"

Wenn sie unter Flötenschall am Tempelberg angelangt, nimmt jeder seinen Korb auf die Schulter. Sind sie so im Männervorhof angekommen, so stimmen die Leviten unter Musik den Psalm an: „Ich preise Dich, HErr, denn Du hast mich erhört und läßest meine Feinde sich nicht über mich freuen." Die Tauben, die an den Körben hängen, werden zu Brandopfern genommen und was sie sonst bringen, geben sie den Priestern und sprechen während dieser Uebergabe das für die Erstlingsüberbringer im fünften Buch Moses vorgeschriebenene Bekenntniß. Das alles geschieht heute zur Zeit des Vespergottesdienstes. Eine große Menge von Männern und Frauen und Kindern ist ihnen nach in den Tempel geströmt und umdrängt sie beim Herausgehen. Verwandte und Freunde nehmen die Ihrigen in Empfang, um die übrigen reißt sich die Gastfreundschaft.

Und als die Männer nun hin und wieder in den Häusern am Abendtische mit ihren jerusalemischen Gastfreunden sitzen oder auch auf Polstern liegen, da unterbleibt nirgends die Frage: „Wißt ihr nichts von den Söhnen Mariamnes?" Der eine sagt: „Sie werden noch festgehalten in dem sidonischen Dorfe Platane." — „Nein," sagt der andere, „die sitzen in einem weit festeren Kerker: sie sind von Platane nach Tyrus geschafft worden — ihr aber, Männer von Jerusalem, sagt, was der König mit ihnen vorhat!" — „Der wird sie tödten," sagt der Hausherr, „und baut ihnen zu Ehren dann zwei Thürme." — „Er hat sie nie geliebt," sagt die Hausfrau, „denn er haßt jeden, welcher besser als er ist; ich habe ihn zuweilen mit den zwei Prinzen gehen sehen, sie überragten ihn fast um einen Kopf, aber wie duckten sie sich, um ihm nicht größer als er selbst zu erscheinen!" Ein Rabbi, der mitgeladen war, meinte als Schüler Hillels, der bei Herodes in hohen Ehren stand, seine Partei ergreifen zu müssen. „Pfui," rief man ihm entgegen, „hast Du Gottes Handwerk ergriffen (d. h. beschäftigest Du Dich mit Gottes Wort), so nimm auch seine Tracht an (d. h. so übe auch Liebe)!" Und als man dann nicht ohne Bitterkeit erzählte, was Tryphon heute für einen Schnurrbartstag gehabt (so nannten die Barbiere mißglückte Tage, die nur einen geringen Verdienst abwarfen) und als man erzählte, daß der ehrliche Teron und sein Sohn von Tryphon angeschwärzt und sie bis zu falscher Selbstanklage grausam gefoltert worden seien und daß für einen der nächsten Tage gewiß wieder eine riesige Hinrichtung von hunderten bevorstehe, da rief der Landmann aus Thirza: „Wie froh will ich sein, wenn ich aus der heiligen Stadt, dieser Mördergrube, wieder hinaus bin!" Und wenn er zurückkommt, welche Trauerbotschaft wird ihm da begegnen! Alexander und Aristobul sind unterdes von Tyrus nach Sebaste geschleppt und dort erdrosselt worden. In Jerusalem aber trafen die folgenden Tage von Blut. Die Arbeit des täglichen Straßenkehrens war eine schaurige. Der König hatte dem im Theater versammelten Volk seine Heerführer und Tryphon als Majestätsverbrecher bezeichnet. Der Pöbel Jerusalems benahm sich in seiner gegen die meistens verhaßten Heerführer entbundenen Rache wie eine blutgierige Bestie. Dreihundert wurden getödtet. Sie wurden meist mit Knitteln und Steinen erschlagen. Auch Teron fiel. Da wurde hier in der Stille des Kämmerleins und dort im Winkel einer Synagoge oder in der Finsterniß eines entlegenen Bogengewölbes gebetet, daß doch bald der Messias Gottes erscheine, um dieser blutigen Tyrannenwirthschaft und diesem weltlichen Saus und Braus ein Ende zu machen. Ja, einer gründlichen Reinigung bedurfte diese Atmosphäre, welche der Salbenduft der Wollust und der Blutrauch der Schlachtopfer ungerechter Justiz und der Qualm und Fettdampf und Räucherduft der Thier- und Speisopfer verdickte! Und diese Reinigung steht nahe vor: wenn nach einigen dreißig Jahren Jesus von Nazareth aus dem eisernen Thor der Burg Antonia heraustreten und sein Kreuz die Via dolorosa entlang nach Golgotha tragen wird, dann hat die Stunde des Herodes, dann hat die Stunde der Erlösung geschlagen.

Mittheilungen aus der ärztlichen Praxis.

Von Dr. Riefenstahl.

III. Durch Nacht zum Licht.

(Schluß.)

Als ich in das Krankenzimmer trat, erblickte ich die kleine Patientin auf dem Schoße der überglücklichen Bäuerin, wie sie, das Köpfchen, müde zwar und matt, an die Brust der Mutter lehnend, mit Verständniß wieder in das Mutterauge schaute, während ein schwaches Lächeln um das zarte Mündchen spielte. Zugleich hatten alle übrigen Lebensfunctionen sich gehoben; — der Athem war wieder tief und kräftig, die Haut warm, der Puls voll und regelmäßig, nur war derselbe — und das war das einzige, was an dem Kinde mir nicht ganz gefiel — auffällig beschleunigt, wenn auch freilich eine gewisse Reaction einer solchen Katastrophe nothwendig folgen mußte. — Während ich nunmehr die kalten Begießungen, sowie jegliches Reizmittel aussetzen und nur die kalten Umschläge des Kopfes weiter gebrauchen ließ, empfahl ich vornehmlich möglichste Ruhe für die Kleine und wandte mich zum Gehen.

„Nun ist doch wohl alle Gefahr vorüber für unser liebes Hannchen?" — fragte die Mutter, die bereits alle Bedenken für ihren

kleinen Liebling beseitigt geglaubt hatte, sichtlich betroffen über meine sorglichen Anordnungen, mit zitternder Stimme.

„Obschon der Zustand sich sehr gebessert hat," erwiderte ich möglichst schonend, „so ist doch immerhin die Kleine noch nicht aus jeder Gefahr."

Das glückliche Lächeln verschwand wieder von dem Antlitze der Mutter. Still ließ sie sich an der Wiege ihres Kindes nieder, mit einer großen Thräne im Auge auf den gefährdeten Liebling schauend.

Als ich über den Hof schritt, erkundigte sich der Großknecht, der mich hier erwartet zu haben schien, nach dem Befinden des Kindes.

„Wird hoffentlich noch mal gut gehen, Heinrich," erwiderte ich.

„Dem Martin, Herr Doctor, geht die Krankheit des Hannchen, doch näher, wie ich für möglich gehalten hätte. — Denken Sie nur, vorhin höre ich eine ganze Weile mit ungemeinem Eifer auf dem Flur Holz hauen, und als ich endlich danach sehe, erblicke ich den Herrn, wie er bereits den Schaft seiner Flinte in tausend Stücke zerschlagen hat und nun dabei ist, auch den Lauf platt zu hämmern. Etwas später aber, — ich gerieth wirklich vor Freude außer mir, — sehe ich, wie der Martin das Branntweinfäßchen auf den Hof schleppt und dann es mit einem Schlage des Beiles zertrümmert, so daß der ganze Inhalt auf die Erde läuft. — Wenn jetzt doch, dachte ich da, der Aaron hier wäre, um das zu sehen! — ich glaube, Herr Doctor, es wäre ihm doch schwarz vor den Augen geworden, aus Angst für seine bei uns ausgeworfenen Angeln."

Als ich spät am Abende meine kleine Kranke noch einmal besuchte, rief der Zustand derselben leider erheblich ernstere Besorgnisse wach, wie vorhin. Zwar waren die Erscheinungen der Erschlaffungen nun völlig geschwunden, desto mehr aber begann der entgegengesetzte Zustand mit drohender Heftigkeit sich herauszubilden. — Die Athembewegungen des Kindes waren jetzt sehr beschleunigt, der Puls außerordentlich voll und noch schneller, wie am Nachmittage, die Hauttemperatur sehr erhöht, zumal war die Hitze am Köpfchen so bedeutend, daß die eiskalten Umschläge, wenn sie nur einen Moment gelegen hatten, dampfend heiß wurden. Zugleich war die Kleine viel unruhiger wie vorhin, und fast unausgesetzt waren die kleinen Händchen bemüht, nach dem Kopfe zu greifen. Auch das Erbrechen, welches den Tag über nur ab und zu sich eingestellt hatte, war in den letzten Stunden sehr vermehrt aufgetreten.

Durfte man nun auch gleichwohl einen großen Theil dieser bedrohlichen Erscheinungen der gewöhnlichen abendlichen Steigerung eines solchen Krankheitszustandes zuschreiben, so war doch andrerseits unverkennbar, daß ein Reizzustand im Gehirne sich heranbilde, der in völlige Entzündung überzugehen drohe, ein Zustand, der wahrscheinlich nicht als Folge der Erschütterung allein angesehen werden durfte, sondern eine ernstere Verletzung des Gehirns mindestens dringend befürchten ließ. Außer der unausgesetzten Anwendung der kalten Umschläge ließ ich noch einige Blutegel an das Köpfchen setzen und verordnete zugleich innerlich ein ableitendes Mittel.

Bereits in der Frühe des folgenden Morgens eilte ich mit großer Spannung zu der kleinen Leidenden. Jetzt aber hatten all die drohenden Erscheinungen, welche im Laufe des gestrigen Abends sich vorzubereiten begonnen hatten, in erschreckendem Grade sich entwickelt; — das Bild der Erkrankung war in kaum 24 Stunden in das völlige Gegentheil umgewandelt worden. Denn, während gestern morgen noch alles das höchste Darniederliegen jeder Gehirnthätigkeit verkündete, war nun ein solch übermäßiger Reizzustand vorhanden, wie er nur im Wege einer heftigen Entzündung zu Stande kommen konnte; und herzlich gern hätte ich jetzt mit dem todesähnlichen Zustande des gestrigen Morgens getauscht. Der Athem des Kindes war nunmehr fliegend, der Puls hart und aufs höchste beschleunigt, kaum noch zählbar, der ganze Körper brennend heiß, der Kopf glühend, die Augen leuchteten in einem starren, irren Feuer. Dabei war die Kranke äußerst unruhig, die Lippen lispelten unverständliche Laute, während die kleinen Händchen ohne Aufhören nach dem Kopfe fuhren.

Während ich noch das Kind beobachtete, — ich fühlte, wie die Augen der Eltern mit ängstlichster Spannung auf mir ruhten, — fahre ich plötzlich unwillkürlich zusammen, indem ich sehe, wie allmählich um den kleinen Mund jene unverkennbaren Linien sich ziehen, welche den ersten Beginn eines Krampfes verkünden.

Aber auch das Mutterauge, so geschärft durch eine herzzerreißende Angst, hatte die leise Veränderung um den Mund ihres Kindes bemerkt. Leise legte Elsbeth ihre Hand auf meinen Arm und fragte mit unendlich schmerzlichem Tone:

„Das ist wohl kein gutes Zeichen für mein armes Hannchen?"

Aber schon übernahm die arme Kleine die Antwort selbst; — die Händchen kniffen sich ein, dann dehnten sich die Aermchen, und ein heftiger Krampfanfall erschütterte die zarten Glieder. — — —

Die Mutter schrie laut auf, dann fiel ihr Haupt mit lautem Schlage auf den Rand der Wiege; — Martin aber, mit beiden Händen an seinen Haaren zerrend, blickte, vor Schrecken unfähig, einen Laut von sich zu geben, mit einem fast wahnsinnigen Blicke auf sein armes Kind.

Endlich beruhigte sich der Krampfanfall; — müde sank die Kleine in die Kissen zurück, die Augen schlossen sich und ein wohlthätiger Schlaf senkte sich auf die ermatteten Glieder.

„Werden die schrecklichen Krämpfe nochmals zurückkehren?" — fragte Elsbeth mit vor Schmerz erstickter Stimme.

„Leider steht es zu befürchten."

„Dann ist wohl alle Hoffnung jetzt verschwunden für mein armes Kind?"

„Wir müssen nun auf alles gefaßt sein, liebe Frau."

Denn was half hier noch eine wohlmeinende Täuschung, da vielleicht schon derselbe Tag die Trauerscene beendete! — Die Bäuerin fiel in die Kniee und betete, während der Martin mit gefalteten Händen dasaß und wie abwesend in dumpfer Verzweiflung auf den Boden starrte. — Ich versprach, sogleich selbst bei der Apotheke vorzugehen, um einige beruhigende Tropfen für die Leidende zu schicken und verließ das Zimmer.

Die Mittagsstunde bereits fand mich wieder am Lager der kleinen Kranken, aber schon hatten die Krämpfe zu verschiedenen Malen sich wiederholt, während die Zwischenräume unter den einzelnen Anfällen immer mehr sich verkürzten. Infolge dessen hatten die krankhaft aufs höchste erregten Lebensfunctionen bereits erheblich zu erschlaffen begonnen, und der Zustand des Kindes näherte sich schon wieder mehr der Lethargie des vergangenen Tages, — dieses Mal jedoch mit dem nur zu gewissen Ausgange in eine völlige Erschlaffung, — in den Tod. Und zwar war, nach der stetigen Abnahme der Kräfte zu schließen, das Ende der Leiden noch vor dem Abend zu erwarten, zumal wenn die Krämpfe, wie zu vermuthen, immer aufs neue und immer schneller zurückkehrten. Der Zustand der Eltern war wirklich entsetzlich und entzog sich jeder Beschreibung.

Es mochte sechs Uhr abends sein, als ich aufs neue in das Krankenzimmer trat, halb und halb hoffend, das arme Hannchen bereits vollendet zu finden; — aber noch hob ein leiser Athem die kleine Brust, während der ganze übrige Körper in lebloser Erschlaffung dalag. Kaum jedoch hatte ich mich an der Wiege niedergelassen, als die kleine, übermäßig ermattete Kranke — es war ein herzzerreißender Anblick! — aufs neue durch einen Krampfanfall aus ihrer Ruhe aufgeschreckt wurde, — doch schwächer nur und schwächer dehnten sich die zarten Glieder, dann löste sich der Krampf, und fast ohne ein Lebenszeichen sank die kleine Leidende auf das Kopfkissen zurück; — auch der Puls war jetzt völlig verschwunden, und nur unter ganz, ganz leisen Athemzügen hob sich das Hemdchen auf der Brust.

„Wird das arme Hannchen noch viel zu leiden haben?" — fragte die Mutter, welche bereits seit zwei Tagen nicht von der Wiege ihres Kindes gewichen war, mit tonloser Stimme.

Ich schüttelte mit dem Kopfe.

„Wird noch ein Anfall kommen?"

„Ich hoffe — nein."

„Lieber Gott, laß mich nur dieses nicht mehr sehen! — Gib doch, daß das arme Hannchen zu schlafen beginnt, es muß ja auch so müde sein, es hat ja einen so mühevollen Tag gehabt!" — betete die Verzweifelnde. — „Darf ich das Köpfchen der Kleinen unterstützen?" — Ich nickte.

Nun legte die gequälte Mutter unter das Haupt des Kindes ihre Hand, während sie mit der andern bald die mit kaltem Schweiße bedeckte kleine Stirn trocknete, bald die bereits erkalteten Händchen ergriff, um sie zum Munde zu führen und heiße, heiße Küsse auf dieselben zu drücken, als hoffte die Mutterliebe, sie noch einmal dadurch erwärmen zu können. Martin lag auf den Knieen vor der Wiege, den Kopf laut stöhnend in die Kissen gedrückt.

Leise wollte ich mich entfernen; — da aber traf mich ein so bittender Blick aus den Augen der Mutter, daß ich sogleich meinen Vorsatz wieder aufgab und blieb. Still zog ich mich in den dunklen Hintergrund des Zimmers zurück. Endlich bemerkte ich, wie der

Athem des Kindes eine Pause machte, — dann wieder, — dann eine längere Pause, — dann ein ganz tiefer Athemzug, und das arme kleine Wesen war von seinen Leiden erlöst.

Noch eine Minute lang starrte die Elsbeth, ohne sich zu rühren, auf die theuren Züge, — dann endlich, — als kein erneuter Athemzug zurückkehrte, machte sich der so lange übermenschlich zurückgehaltene Schmerz der Mutter, — bis jetzt hätte sie ja ihr armes Hannchen stören können! — in einem erschütternden Weinkrampfe Luft, während der Vater, unfähig, nur eine Thräne zu vergießen, in seiner stillen Verzweiflung, die aus den trockenen Augen schaute, einen noch schrecklicheren Anblick darbot. — —

Zögernd und zagend suchte jetzt Martin die Hand der Elsbeth zu ergreifen, aber — wie von einem electrischen Schlage getroffen — bebte der Körper der Mutter zusammen, als sie die Berührung der Hand fühlte, die ihrem Kinde, wenn auch unfreiwillig, den Todesstoß gegeben, und heftig ihm dieselbe entreißend, wandte sie sich ab. —

„Elsbeth!" war alles, was der gänzlich Vernichtete über seine Lippen zu bringen vermochte, und wieder suchte er nach der Hand seiner Gattin. — Mochte nun der fürchterliche Schmerz, der aus dem Tone dieses einen Wortes klang, bis zu ihrem Herzen gedrungen sein, — genug, jetzt entzog sie ihm dieselbe nicht wieder.

Eine lange Pause trat ein.

„Elsbeth, vergib!" — preßte endlich der Unglückliche hervor. — „Sieh, ich schwöre Dir bei dem kleinen Engel hier, dessen Tod meine Schuld allein, niemals wieder — und könnte ich mich dadurch vom Tode des Verdurstens erretten — einen Tropfen geistigen Getränkes an meine Lippen zu bringen, so wahr mir Gott in meiner letzten Stunde gnädig sein möge!"

Da schaute zum ersten Male seit diesen Tagen des Schreckens die Elsbeth ihn an, und als sie das wirklich entsetzliche Antlitz ihres Mannes sah, da thaute die Eisrinde auf, welche sich um das zum Tode getroffene Mutterherz gelegt hatte und mit dem Rufe:

„Martin, das walte Gott!" stürzte sie ihm laut weinend um den Hals. — Leisen Schrittes verließ ich tief erschüttert die Stube.

* * *

Jahre sind vorüber geeilt. Die Sonne vergoldet so eben mit ihren letzten Strahlen, die den Tag über eine fast versengende Hitze ausgeströmt, die höchsten Wipfel der Bäume, und alles beginnt erfrischt aufzuathmen in der wunderbar erquickenden Kühle eines herrlichen Sommerabends. — Elsbeth sitzt unter dem alten ehrwürdigen Kirschbaume, dessen mächtige Laubkrone über einer kleinen Anhöhe des Gartens sich ausbreitet, von der aus die ganze Besitzung mit ihren üppig prangenden Feldern und Wiesen, die eine trefflich wirthschaftende Hand ahnen lassen, vor den Augen des Schauenden sich ausbreitet. Im Sande neben ihr spielt ein prächtiger, rothwangiger Knabe, dessen Augen vor Freude strahlen über die immer schneller sich drehenden Flügel einer kleinen Windmühle, die der leise Abendwind in Bewegung setzt, während das Schwesterchen, welches seinen Beinchen noch kein volles Vertrauen zu schenken scheint, an dem Kleide der Mutter sich festhält, deren lächelndes Antlitz ein ungetrübtes Glück verkündet. Daneben an einem Baume gelehnt, steht Martin, eine kurze Pfeife im Munde, und schaut mit einer inneren Herzensfreude zwar auf seine Lieben, doch seine Stirne ist nicht völlig klar, — wie eine wehmüthige Erinnerung lagert es auf seinem männlich schönen Gesichte.

„Mutter", — unterbricht er jetzt das Schweigen, zu seiner Frau sich wendend, — „da habe ich heute aus der Kasse für unsere kleinen Schützlinge den letzten Thaler verausgabt für Nachbars Lottchen und so sind nun die dreihundert Thaler von damals mit Zins und Zinseszinsen verbraucht. — Was fangen wir da jetzt nun an?"

„Ja, Männchen, da sieh Du zu, wie Du Rath schaffst, — wenn morgen meine armen Kleinen kommen, da werde ich meine Hand schon bei Dir aufhalten."

In diesem Augenblicke wurden die Gutspferde, ein ganzer Zug trefflicher Thiere, vorübergeführt zur Tränke. Vorauf aber tanzte unter dem kleinen Pferdejungen, der von dem kräftigen Thiere völlig ignorirt zu werden schien, ein wundervoller Rappe, das Lieblingspferd des Herrn.

„Höre, Mutter", — sagte da plötzlich Martin, sich mit der Hand über die Stirne fahrend, — „ich denke, den Rappen, der dem Baron so lange schon ins Auge sticht, und den ich ja nur zum Reiten verwende, könnte ich eigentlich recht gut entbehren, — die falbe Stute geht fast eben so angenehm. Da hätten wir dann gleich wieder ein hübsches Sümmchen für unsere Kasse, ohne daß ich das Geld aus der Wirthschaft zu ziehen brauche."

„Das war brav, Martin," — fiel ihm Elsbeth aufstehend in die Rede und legte ihren Arm um seine breiten Schultern, — „nun, ich wußte es ja, das man alles von Dir haben kann, wenn es sich um unsere kleinen Schützlinge handelt;" — darauf flüsterte sie ihm leise einige Worte zu, mit freudiger Rührung ihm ins Auge schauend. — Da aber wandte der Martin sich ab, um eine große Thräne zu verbergen, die über seine Wange rann. — —

Mein Freund, der Großknecht, hat mir diese Scene erzählt, die er ganz aus der Nähe unbemerkt mit angehört haben will. — Er muß das Lauschen wohl von der Lise gelernt haben, die nun schon seit zwei Jahren seine Frau ist.

Das Hexenmädl.

Eine Dorfgeschichte aus Oesterreich von August Silberstein.

(Schluß.)

XV. Wie die Sache weiter und zu Ende geht.

Der Scheidetag, der Tag des Ausmarsches war da.

„Heut' gehen sie weg!" sagten sie in den Häusern und es bedurfte gar nicht mehr, daß hinzugefügt werde, wer und wohin?

Der Abmarsch der Bursche war ein Dorfereigniß. Es ist jeder in dem engen Kreise so eingefügt, so zum Ganzen gehörig, daß oft das Auswandern und Abreisen eines einzigen alle Gemüther und neugierigen Augen in Bewegung zu setzen vermag.

Man rüstete sich, um dabei zu sein, man theilte seine Zeit derart ab, damit das Ereigniß nicht ohne die eigene Zeugenschaft vorübergehe, und die verwandten oder befreundeten Herzen hatten um somehr Recht und Antrieb hierzu.

Ein allgemein festlicher Beweggrund war noch zudem vorhanden, indem durch die Sorge des Vorauer allen bekannt wurde, das Eimerchen, welches der Prandner verloren und nach der Bedingung „Allemann", das heißt, allen, im Wirthshause schuldig sei, werde bei dieser passenden Gelegenheit vertrunken.

Dabei zu fehlen, daß dem Prandner etwas abgenommen, etwas, so zu sagen, aus der harten, geschlossenen Hand entwunden werde, das hätte so mancher für eine große Sünde gehalten und er vermochte es um so weniger, daheim zu bleiben.

In dem Wirthshause, als dem Versammlungs- und Festorte vor dem Ausmarsche, ging es also lebendig und lustig in aller Traurigkeit her; denn dazu sind Trunk und Wirthshaus da.

Es war ein sonniger, hübscher Tag, gerade so, wie zur Zeit, als die Recruten mit ihren Sträußchen heimkehrten. Seitdem hatten sie diese Sträußchen nicht abgelegt und durften dies kaum, denn dieselben ersetzten mittlerweile die Uniform und das Seitengewehr, sie bedeuteten den Stolz und die Auserlesenheit des jungen Mannes. Die Sonne war seitdem viel wärmer geworden und stand höher am Himmel als in den „Lanzing"- oder „Auswärts"-Wochen vorher.

Die ehrenfesten Gäste saßen wieder an dem Haupttische in der Stube. Die Bursche hatten sich wieder draußen im Hofe unter dem dichten Schatten der Bäume versammelt, tranken und schwätzten unter sich. Nur ab und zu trat einer der Männer oder ein Mütterchen an den Tisch der Bursche, um sein Behagen oder Leid und Weinen auszudrücken. Die jungen Weiber waren etwas scheuer und sich fernhaltender, denn heute sind die Bursche etwas überlaunig und man könnte keinem ein kühnes Rühren an Kinn und Wange, ja selbst kaum einen geraubten Kuß verargen!

Draußen im Hofe stand auch der Einspänner des Prandner. Das feiste Pferd warf ungeduldig den Kopf in den Zügeln, als wollte es zum Reisen drängen. Es hatte ihm einer in guter Laune Brot, in Wein getaucht, als Leckerbissen gereicht.

Das Eimerlein war auf den Tisch in der Stube gestellt und der Prandner als Festgeber ließ es rinnen, als wär' es nur eitel Wasser! Die Burschen im Hofe wurden laut und sangen. Des Celest helle Stimme war hoch hinaus und oben. Sie ließen insgesammt manche lustige, auch manche wehmüthige „Vierzeilen" los.

An Weibern als Zuschauer und Theilnehmer fehlte es, wie gesagt, auch nicht. Ja, es bargen sich Mädchen zwischen den Weibern, erstens aus Schüchternheit und zweitens, weil dem einen oder andern Dirnlein die Augen doch nicht klar, vielmehr verdächtig feucht waren.

Der Vorauer ging zumeist ab und zu, als wollte er sagen: „Seht, eigentlich bin doch ich der Best- und Festgeber und das Eimerchen habe ich verschafft." Er frug jeden, wie es schmeckt, auch den Celest, und ermunterte ihn, er solle sich's nur wohl geschehen lassen, denn als Soldat werde er viel weniger zu trinken bekommen als beim Vater daheim und hier im Orte!

Der Celest schwieg und trank — der Vorauer wußte nicht, haben die Worte geärgert oder tief im Gemüthe angegriffen.

„Trinkt nur alle!" rief er. „Aber ... wo ist der Hans von der Lindgarterin? hab' ich ihn nit schon da gesehen? Und wo ist er jetzt?"

„Der Hans und die Lindgarterin, die kommen nicht leicht und waren auch nit da," sagte der alte Bürgermeister. „Die Schwester will den Bruder doch auch ausgeleiten, und es thut's nit gut, daß sie da ist. Was, Prandner?" fragte er diesen, welcher gerade am Fenster erschien und herausguckte, um die Vorgänge im Hofe näher zu besehen.

Dieser nickte zustimmend mit dem Kopfe und lächelte sogar. Er suchte recht heiter zu thun, als wäre alles in schönster Ordnung.

„Es ist doch nicht recht, Prandner, daß Du Deinen einzigen Sohn einrücken läßt!" sagte der Bürgermeister wieder in der Stube drin, am Tische der Alten. „Es ist nicht recht, und wir Hausmänner und Hofbesitzer verlieren ordentlich den Respect durch Dich. Es ist gar kein ehrenfester Stolz mehr! Ein Kerl, wie Du bist, den soll solch lumpiges Auslösgeld gar nit geniren, Deine Ausreden gefallen mir nit. Ich sagte dem Oberst: wie schwer ist ein Recrut? Machen wir das zu Guldenstücken, was in meiner Scheune liegt, und ich wäg' ihn aus! So eine Red' gebührt sich von einem alten Bauer von Deiner Seßhaftigkeit. Es ist aber kein Bauernstolz mehr unter den Leuten! Die verfluchten Schreibereien haben alle großen Leut' klein gemacht!"

„Meinst?" fragte der Prandner, schüttelte verschmitzt zweifelnd den Kopf und trank bedeutsam aus dem Glase.

Ihn juckte es und er hätte mit all seinem mühsam Verhaltenen herausplatzen mögen. Aber er hielt es fest an sich.

„Und wegen der Liebschaft des Celest? Darauf wirst Du Dich noch immer ausreden wollen! Aber, wenn er seinem Vater nur ein bißl nachgerathet — und der Annerl ihr Sohn ist er auch — so hat er eine Stützigkeit, daß Du ihm mit Deinen Ackergäulen keinen Wurm aus dem Finger ziehst!"

„So! so!" sagte der Prandner, lachte schwerfällig und trommelte auf den Tisch.

Von draußen tönte im Burschengesange gerade der Reim herein:

„Eh' ich mein Dirnl
Ein' andern Buben ließ —
Eh' geh' ich bis auf d' Knie
Mir ab meine Füß'!"

„Hörst's?" sagte der Bürgermeister. „Die meinen's gut!"

Alle lachten.

„Und Ihr habt nit so gesungen, wie Ihr jung wart? Und wir haben nit alle tausend Reim' und Vierzeilige losgelassen, an deren Worte wir im Leben später gar nimmer gedacht haben? Da hätte einer viel zu thun, wenn er das halten sollt' im Leben, was er in die Luft singt!" rief Prandner fast ärgerlich und um sich selbst zu betäuben.

„So, meinst?" sagte der Bürgermeister. „Und ich sag' Dir, da kenn' ich Deinen Celest besser als Du. Der Bursch hat Deinen alten Kopf und die neue Zeit mit der Störrigkeit dazu!"

„Der Bursch singt Dir's grad' zum Trotz," sagte der Vorauer, „und wenn's einer im Ernst nimmt, so ist's gerad' Dein eigener Celest!"

„So, glaubt Ihr?" rief Prandner erregt. „Da will ich meinen Sohnbub' doch gleich fragen! — He, Recrut Prandner!" rief er zum Fenster hinaus. „Komm ein bißl herein!"

Der Celest kam und stand vor seinem Vater, bereits ganz mit der Recrutenhaltung, als hätte der Corporal oder Hauptmann commandirt!

Der Vater that auch, als wäre er sich gerade seiner ganzen Würde, Macht und Oberhoheit bewußt. Er setzte sich weitaus und behäbig auf seinem Sitze zurecht, rückte seinen Hut schief, stemmte seine Füße fest und breit auf die Schemelleiste des Wirthstisches, und sagte, indem er noch die linke Faust auf seinen Schenkel stützte: „Ist das gesungen oder geredt, oder in den Wind geschlagen? Du Teufelsbub, Du singst draußen von Deiner Treu und Deinem Herzen und belügst alle Welt! Was thust Du gar so? Was soll's damit heut' noch hier heißen? Hast Du ein Wörtl wegen der Waberl zu mir gesagt, hast Du mit einer Silbe gebeten, Dich daheim zu lassen?"

„Nein, Vater, das hab' ich nit. Aber mir ist's schon ganz recht, daß ich fortkomm'!"

„Da hört Ihr's!" rief der Prandner freudig, und ihm war's, als müßte er sich jetzt selbst loben, daß er so klug handle.

„Wozu soll ich auch reden?" sagte der Celest weiter. „Aber in einem Jahr bin ich Corporal. Wenn ich daheim bleib', bin ich dem Vater sei' Bub'. Wenn ich aber beim Regiment bin, so bin ich des Kaisers Mann! Und es müßt' kurios zugehen, wenn ich mit meiner Schrift und mein' guten Willen nit Feldwebel und Manipulirender werde — und dann hat der Vater einen Hausburschen gesehen, da heirath' ich gleich vom Fleck weg!"

„So? Und wen, wenn man wissen darf?" frug voreilig oder boshaft der Vorauer.

„Ja, welche, das möcht' ich wissen!" rief der Vater.

„Keine andere, als die Ihr ja kennt — die Waberl!"

„So?" wurde ausgerufen, zwar von mehreren, aber des Vaters Stimme war die stärkste und hörbarste darunter.

Alle lachten herzlich über dieses Vorkommniß.

Ehe noch einer recht zu Worte gelangen konnte, rief der Prandner dem Celest zu: „Jetzt, Bursch, bleibst Du zu Haus!"

„Das geht nit. Zuerst muß ich einrücken," sagte der Celestin fest. — Alle riefen: „Bravo!"

„Der versteht es! Recht hat er!" riefen mehrere durcheinander.

Jetzt sprang der Prandner auf, warf seinen Hut auf den Tisch und rief: „Da bleibst! Nit einen Schritt thust mir vom Ort weg! Jetzt bin ich da und rede! — Ein Bursch kann wohl Recrut werden, aber ein verheiratheter Hausmann kann nit als Gemeiner dienen! Nach Peter und Paul, das ist nach dem dritten Sonntag vom nächsten, heirathest!"

„Und wen?" rief der Bursche erstaunt, aber kühn zum Widerstand.

„Die, welche ich will und Dir bestimmt hab'!"

Celest schüttelte schon den Kopf. „Wie heißt die, wenn ich's wissen könnt', und wer ist's denn?" frug er.

„Das Hexenmädl, die kleine Hexe, die Waberl von der Lindgarterin!" rief der Vater.

„Juhe!" rief der Recrut und warf seine Mütze an die Decke, sich aber an den Hals des Vaters.

Alle jubelten mit drein. Und sie drückten dem Prandner die Hand, lobten ihn und sagten ihm tausend Schönes für jetzt und das Kommende.

Das war ein Wirthshaustag, ein Schreien und Händedrücken, Umarmen und Trinken!

„Wo ist aber die Waberl?" war die allgemeine Frage.

„Die wandert draußen auf dem Seitensteiglein von der Straße und geleitet mit ihrem Mütterlein den Hannes aus, der noch seinen letzten Sommer abdienen und einrücken muß. Sie haben gespürt, daß sie zu dieser Lustigkeit nit gehören. Der Wurzenmann ist mit ihnen," sagte ein Bauer. „Ich hab' sie gehen sehen."

„Celest, draußen steht das Einspännerl," sagte der Prandner. „Kutschire nach und führe Dir sie zurück. Macht das miteinander aus, wir Alten müssen nit dabei sein!" Dabei lachte er über die ganze Breite seines Gesichtes und ein „Zäherl" rann ihm aus den Augen — eine Zähre — er hatte lange nicht geweint!

„Dem Hannes sagst — er ist Dein Ersatzmann, das werd' ich mit dem Oberst schon abmachen, daß er das Auslösgeld kriegt," rief der Prandner dem Celest nach, welcher schon über die Schwelle gesprungen und dem Einspänner zugeeilt war.

Dieser rasete zum Wirthshause hinaus auf die staubige Straße, mitten im lachenden Grün dahin.

Im Wirthshause folgte noch ein Eimerl dem vorgesetzten.

Der Celest fehlte beim Recrutenauszuge.

Aber das Einspännerl fuhr mit dem Prandner nach.

Dieser hatte die gefüllte Brieftasche in dem Gürtel und kalkulirte, wie er es am besten mache, daß der Hannes sein Geld nach der Dienstzeit noch beisammen habe und sich dann recht aushelfe, wozu er ihm schon noch als Schwiegerverwandter behilflich sein wollte.

Die Zahl der drei Burschen war also dennoch vervollständigt. Nur der Hannes, mit seinem weißen Röcklein, ging als dritter, oder vielmehr, die beiden andern Recruten hatten ihn in der Mitte und umschlangen ihn.

„Weil's der Kaiser haben will,
Und Gott a so schickt,
So verlaß' ih mein Heimat,
Wer weiß, wie's mir glückt!
Jetzt marschir' ih auf Pest
Und von Pest nach Triest
Und seid nur getröst,
Wenn's Enk's Herz auch verstößt!"

Als die singenden Burschen schon ferne waren, da hörten sie von der Heimseite einen kreuzlustigen, hellen, durchdringenden „Juchzer," einen Schrei voll Lust und Kräftigkeit.

Sie wendeten sich um. Der Prandner sah auch dahin.

Sie erkannten den Celest und die Waberl, welche beisammen, umschlungen, auf einer Anhöhe standen.

„Das ist auch ein guter Recrut und Kamerad!" sagte einer der Burschen, auf das Mädel anspielend. —

„Wär' mir sogar lieber als der Hauptmann!" sagte ein anderer lachend.

„Ist halt', auch ein Commandant!" sagte der erfahrene Hannes witzig.

Die Hochzeit fand am bestimmten Tage statt.

Der Zimmermeister sagte: „Bis Peter und Paul bin ich mit der Brückenherstellung fertig. Ich stell' Euch eine Ehrenpforte als Aufrichtbaum, wie Ihr noch keine gesehen. Aber eins erbitte ich mir. Die Waberl geht nicht vom Häusl ihrer Mutter aus, sondern von einem drüben überm Wasser. Hinüber fährt der Bräutigam mit dem Ueberfuhrschiff. Aber herüber, auf den Kirchgang, eröffnet der Hochzeitszug und macht die Jungfer Braut den ersten Weg über die Brücke. So haltet sie in Festigkeit und zum Segen für uns alle!"

„Eingeschlagen!" sagten alle, welche ein Wörtlein einzureden hatten, und die Sache war in Ordnung.

So kam sie auch.

Es war ein herrlicher Sonntag nach dem Peter- und Paultag. Die Brücke ward so, mit einem Hochzeitzuge, fröhlich bedeutsam eröffnet.

Der Wurzenmann war merkwürdig herausgeputzt und tanzte, juchzte und theilte an alle Welt Sträußchen aus. Allen Leuten flüsterte er geheimnißvoll zu, aber daß es der Prandner nicht hören konnte: „Sie hat ganz die Augen vom Annerl, ganz wie die Annerl!"

Beim Tanz um Mitternacht entfernte er sich. Er sagte zuerst zur Braut: „Du sollst ein Sträußl haben, wie die Annerl! Ich bin wieder jung und bin ein lebfrischer Bub, ich hol' wieder das seltsame Blümerl!"

Er lief, trotz aller Einrede, in der Nacht davon — und ward nicht wiedergesehen!

Wahrscheinlich liegt er in einem Abgrundspalt des Gebirges, von Blumen überwachsen, mit dem leuchtenden, verdorrten, verwesten Blümerl in der festgeschlossenen Hand!

Unter des Celest Baum saßen die Getrauten in der Hochzeitsnacht. Der Bräutigam wußte vom Vater um die begrabene Liebe.

„Laß sie," sagte er zu seiner Angetrauten, „Du hast Deine Lieb' zu mir eingesenkt, und für alle ist sie begraben; aber ich bin der Baum, an dem sie liegt und mein ist der Grund, welcher die Wurzeln nährt und tränkt, mich also macht sie frisch und speist mich mit Saft und Kraft!"

Sie erwiderte ihm zum Danke mit einem herzhaften Kusse, dann sagte sie schalkisch schmollend:

„Red mir kein Wörtlein mehr von aller Hexerei; was das betrifft, hab' ich ja mit dem Pfarrer vor der Hochzeit schon abgemacht!"

„Nein, nein. Ich muß Recht behalten. Die Lieb' lebt und ist nit begraben!"

„Halt es, wie Du willst, Du hast mich doch verhext!" sagte der selige Bräutigam, und ein herzliches Umschlingen folgte.

Sie saßen oft unter dem Baume als Ehepaar.

Der Vater sah in der Hochzeitsnacht dahin, wo ein beleuchtetes Tischlein vor den Neuvermählten stand, zeigte die bekränzte stolzfreudig den Leuten und sagte: „Es ist ein Hexenmädel!"

Später änderte er nur das Wort und nannte — als er Großvater ward — sie zur Abwechslung: „Das Hexenweibchen!"

Aus allen deutschen Gauen.

XVIII. Spaziergänge durch Mönchgut. Von Arnold Wellmer.

Man hat die größte Insel unseres deutschen Landes — das schöne waldgrüne Rügen — mit einer riesigen Meerspinne verglichen, die platt auf den blauen Wassern der Ostsee liegt und ihre vielen unförmlichen Füße, in wunderlicher Laune gespreizt und gekrümmt, nach allen Seiten von sich streckt ... behalten wir dies Bild bei, obgleich es wie alle Bilder ein wenig hinkt, und lassen unsere Riesenspinne ihren Kopf gleich der Magnetnadel nach Norden strecken — so ist unser Mönchgut, Rügens südöstlichste Halbinsel, der hinterste rechte Spinnenfuß!

Wie ich diesen närrisch gegliederten Spinnenfuß liebe! Aber ich glaube, man muß Mönchgut auch so genau wie ich kennen, um diese Liebe zu verstehen. Nur die wenigsten Rügenreisenden lernen Mönchgut kennen, und dann nur aus einer gewissen bequemen Entfernung — von dem „Hohen Pferd" aus, einem berühmten Aussichtspunkte am Anfange der Halbinsel; denn Mönchgut liegt etwas abseits von der ausgetretenen Touristenstraße, die von Putbus aus über das Jagdschloß nach Saßnitz und der großartig prächtigen Stübbenkammer mit den gigantischen Kreidefelsen am Meer führt. Die örtliche Scheide zwischen Rügen und seiner Halbinsel ist der Mönchgraben — aber es gibt noch eine andere Scheidung, die tiefer liegt: — das vollständig in sich abgeschlossene Leben des Mönchguters trennt sein Ländchen scharf von der Mutterinsel.

An diesem Mönchgraben liegt ein großer Stein, ganz wie ein Grab geformt. Der Volksmund erzählte mir davon eine Geschichte. Vor vielen hundert Jahren, als das Schießpulver noch lange nicht erfunden war und Mönchgut noch Reddewitz hieß — erst vor 800 Jahren ward die Halbinsel ein Gut des damals mächtigen Mönchsklosters Eldena bei Greifswald — lebten die Reddewitzer mit den Rugiern in bitterer Feindschaft. Da kam es an der Grenze, dem jetzigen Mönchgraben, mal zu einer grimmigen Schlacht. Die Rugier waren mit Keulen bewaffnet und die Reddewitzer mit Pieken. Diese Bewaffnung gab Anlaß zu zwei neuen Schimpfwörtern. Die Keulenschläger schimpften die Piekenträger: „Ji bösigen Pooken!" (Ihr dummen Pieken) und diese ihre Gegner: „Ji grotmuligen Kollen!" (Ihr großmäuligen Keulen). Endlich wurde der Häuptling der Kollen von den Pooken erstochen — da flohen die Rugier. Ihr Häuptling ruht nun unter dem Stein am Mönchgraben Die beiden Spitznamen bestehen noch bis auf den heutigen Tag. Die grimmige Feindschaft ist vergessen, — doch die scharfe Scheide des Mönchgrabens ist geblieben. Der Mönchguter schließt sich noch heut fast herbe in sich ab. Ein „Pook" heirathet keine „Kollin" — ein Pook heirathet nur eine Pookin. Diese Absonderung spricht sich auch in der Kleidung, in den Gebräuchen aus — doch davon später. Werfen wir jetzt erst einen Blick auf das Ländchen.

Ich gehe den Wiesenpfad an dem schönen Selliner See entlang und stehe nach einem halben Stündchen an dem Steingrabe des alten Kollenhäuptlings — auf Mönchgut. Mein köstlichster Spaziergang geht nun nach dem höchsten Punkt auf Mönchgut, dem Bakenberge zwischen den Dörfern Gager und Groß-Zicker. Von hier aus habe ich einen vollständigen Ueberblick über die ganze Halbinsel — und noch viel weiter.

Der Hauptreiz dieses Blicks ist der fortwährende, fast bizarre Wechsel von Land und Meer und Meer und Land.

Mönchgut besteht wirklich nur aus bunt zusammengewürfeltem Stückwerk von Halbinseln und „Inwieken" (Meerbuchten), Landengen und Meerengen, Landzungen und Vorgebirgen — hier „Höwt" ge-

nannt. Bei einer Länge von fast 2 Meilen hat die Halbinsel oft nur eine Breite von einigen hundert Schritten, — ja, die Landenge zwischen der kleinen hochgewölbten, grünen Halbinsel Klein-Zicker und der Lootsenstation, dem Thiessower Höwt, ist kaum breiter wie ein gewöhnlicher Landweg.

Dies bunte Gemisch von Land und Meer tritt bei dem bergigen Terrain und den oft schroffen Uferbildungen nur noch lebhafter hervor. Jeder Hügel, jeder Berg ist bis zum Gipfel hinauf mit Getreide bebaut, — über die wogenden Kornwellen gleitet der Blick gar frisch und heiter hinab auf lachende Wiesen und durch bunte Viehherden belebte Weiden . . . bis in die blauen Meereswellen hinein. Einzelne Hügel sind mit Gebüsch bekränzt. Zwölf Dörfer und Dörflein liegen traulich in den Thälern oder an den Meerbuchten entlang. Ueber die Obstbäume hinweg ragen zwei altersgraue Kirchen. Reiche Waldhügel grenzen unser Mönchgut von der Mutterinsel ab . . . im Hintergrunde ragen die grünen Hügelketten der üppig bebauten Granitz und fern die blinkenden Kreideufer der Stubbnitz auf . . . . ringsumher das weite, lachende, blaue Meer, belebt von wohl hundert Segeln, überflattert von weißen Möven und dunkeln Schwärmen wilder Enten . . . in der Ferne wie ein blauer Duftstreifen, der auf dem Wasser schwimmt, die pommersche Küste . . . und über dem ganzen reichen Rundgemälde ein wunderbar frischer Farbenschmelz, wie ihn nur das Meer aushaucht!

Und auf diesem Fleckchen Erde wohnt ein Völkchen — fast vergessen von der Welt und sich auch gar wenig um die Welt, die außerhalb Mönchgut liegt, kümmernd. Still und thätig fließt ihnen ein Tag nach dem andern dahin, fast wie ein Traum. Fünfzehnhundert Menschen leben so auf Mönchgut und nähren sich mühselig und redlich als Fischer, Schiffer und Lootsen. Was sie an Getreide und Kartoffeln, an Vieh und Flachs zu ihrem mäßigen Leben gebrauchen, gewährt ihnen ihr Ländchen auch.

Da sieht man Abend für Abend ganze Flotten von kleinen Segelbooten hinausschwimmen, die Netze für die Nacht auszuwerfen . . . aber noch ist die Sonne nicht aufgegangen, so segeln sie schon wieder hinaus, zu sehen, was die Nacht ihnen an Fischen — besonders an Heringen oder Aalen, gebracht hat. Heringe werden im Frühjahr oder Herbst oft so massenhaft gefangen, daß das ganze Wall (84 Stück) häufig für 3 — 6 Pf. verkauft werden muß. Ganze große Boote voll gehen dann nach Stralsund oder Greifswald ab, oder werden von den Fischern selbst in Tonnen eingesalzen. Das Salz liefert ihnen der Staat zu einem sehr geringen Preise. Sie müssen aber von jedem Pfunde Rechenschaft ablegen, daß es zu keinem andern Zwecke verbraucht ist. Den Tag über wird auf Flunder gefischt — auch diese werden zuweilen in solchen Mengen gefangen, daß sie keine Käufer finden und — als Schweinefutter verbraucht werden müssen. In stillen Nächten, wenn das Wasser spiegelglatt ist, sah ich es von meinem Fenster häufig auf dem Selliner See leuchten, wie von einem Wassercorso mit Fackeln. Auch dann gehn die Fischer ihrem mühseligen Geschäft nach — sie „blüsen" auf Aale. Ueber die Boote hinaus ragen eiserne Roste mit rothglühenden Kienfeuern, die das Wasser bis auf den Grund hell durchleuchten. Da recken die Aale neugierig ihre Köpfe empor — und sind im nächsten Augenblick von den vielzackigen Harpunen der Fischer gespießt. Im Spätherbst, wenn die Stürme tosen, werden mächtige Netze, die Maschen aus Stricken geknüpft, ausgestellt — da gilt es den Fang der thranreichen Seehunde, die in der Länge von 6 — 8 Fuß vorkommen und oft 3 Centner wiegen. Die Seehundsfelle geben wasserdichte Fischerröcke.

Die Fischerfrauen helfen beim Einsalzen der Heringe und beim Trocknen und Ausbessern der Netze. Sie bestellen das Feld und spinnen und weben Sommer und Winter zu Kleidung für die Familie — Leinwand und Wollenzeug. An dunklen Abenden, oder im Winter, wenn die See zugefroren ist, setzt sich auch der Mann an sein außergewöhnlich großes Spinnrad und spinnt Garn zu neuen Netzen. Knaben und Mädchen sitzen dabei und stricken diese Netze — es muß immer Vorrath da sein, denn das Meer wird nie müde, sie fortzuspülen.

Neue Elemente von außerhalb kommen in dies stille, thätige Leben nicht hinein. Wir haben ja schon gesehen, daß die Mönchguter nur unter einander heirathen. Die ganze Halbinsel ist fast schon eine Verwandtschaft. Nur dadurch konnten sich in unserer fortwährend modernisirenden Zeit noch so viele uralte Sitten, eigenthümliche Ausdrücke der plattdeutschen Sprache und besonders die eigenartige Kleidung bis jetzt so unvermischt erhalten.



Stillleben in einer Mönchguter Fischerhütte.
Originalzeichnung von W. Simmler.

Die Männer tragen eine dunkle Jacke mit mehreren Reihen Knöpfen und einem bis ans Ohr hochstehenden Kragen, bei feierlichen Gelegenheiten, beim Abendmahl und bei Trauungen einen langen stattlichen Rock, der vorn in seiner ganzen Länge dicht mit Knöpfen besetzt ist. Der größte Luxus wird aber mit Beinkleidern getrieben, denn sie ziehen nicht weniger als — 3 Paar auf einmal an. Das oberste Paar reicht bis auf die Knöchel, ist von weißer oder schwarzer Leinwand und so kraus und weit wie ein Frauenrock. Eine schwarz und roth gestreifte wollene Weste, ein dickes rothbuntes Halstuch, lange schwarze Strümpfe und Schuhe vervollständigen diesen Anzug. — Die Frauen tragen zwei Hemden übereinander, von denen nur das obere Aermel hat und stets sehr sauber ist. Das dunkle Mieder ist mit blauem Bande besetzt und zugeschnürt, aus der

losen Jacke gucken ein buntes und ein weißes Halstuch vor, ein schwarzer, kurzer, faltiger Rock schließt sich daran. Vom Haar ist nur ein winziges Löckchen zu sehen, das unter einer weißen leinenen Mütze wie ein Ring auf der Stirn liegt. Darüber thürmt sich eine hohe zuckerhutspitze schwarze Mütze, dick mit Wolle ausgepolstert und mit breiten seidenen Bändern besetzt, die tief in den Nacken niederflattern. So gehen die Männer und Frauen — so gehen aber auch schon die kleinsten Knaben und Mädchen.

Diese Kleidung sieht so feierlich ernst aus, als hätte die ganze Halbinsel Trauer angelegt. Damit harmoniren wunderbar die stillen, ernsten, fast traurigen Gesichter. Ich glaube, ich habe noch nie einen Mönchguter lachen sehen. Selbst auf den hübschen rosigen Kindergesichtern mit den blanken Vogelaugen liegt es wie ein ernster, trauriger Hauch.

Und was macht die Mönchguter so lebensernst?

Das Meer mit seiner Erhabenheit und Unendlichkeit — das Meer mit seinen Kämpfen, seinen Gefahren, seinem — Tode!

Wie's die jungen Enten unwiderstehlich ins Wasser zieht, so zieht es die Fischerkinder Mönchguts, wenn sie kaum laufen können, schon aufs Meer. Knaben und Mädchen von 5—6 Jahren segeln und rudern auf den vielen Binnengewässern mit einer Ruhe und Sicherheit umher, als könnte es gar nicht anders sein. Das Meer rauschte ihnen ihr Wiegenlied — vom ersten Augenaufschlag sahen — hörten sie kaum etwas anderes, als das Meer. Aber das Meer ist nicht nur der Tummelplatz ihrer Kinderspiele — es ist von vornherein ihr ernstes Arbeitsfeld. Da stehen die kleinen Burschen mit den klaren blauen Augen und dem Flachshaar in ihrer altväterischen Tracht in den winzigen flachen Booten und lassen sie sacht vom Winde treiben und stechen fortwährend mit einem vielzackigen Eisen vor sich hin ins Wasser bis auf den Grund. Spüren sie einen eigenthümlichen Ruck an der Stange, so ist ein Aal gespießt. Auch am Strande, wenn die Väter Boote und Netze rüsten oder die Heringe aus den Maschen lösen, sind die kleinen Burschen thätig, wie die Ameisen. Es sieht gar possirlich aus, wenn sie gleich den Vätern ihre Schultern gegen ein riesiges Boot stemmen und es vom Strande ins Meer schieben helfen, bis sie sich feuerroth abgearbeitet haben ... dafür dürfen sie dann auch mit hinausfahren, die Netze auszusetzen. Oder sie sitzen auf ihren Schemeln vor den Hütten und knüpfen emsig und geschickt Netze, wie der Großvater es sie lehrt — oft schon, ehe sie lesen können. Von der Schule und der ganzen Gelehrsamkeit hält der Mönchguter überhaupt nicht viel. Das eine Kirchdorf hatte zwei ganze Sommer hindurch nicht mal einen Schulmeister — die Orgel spielte Pfarrers Töchterlein. Lesen im Gesangbuch und der Bibel — ihren Katechismus — ihren Gott lernen die Kinder zu Hause kennen — vom Vater, von der Mutter und Großmutter ... die sind in Gottes Wort gar wackere Schulmeister! Wie zum Meere, so hat der Mönchguter auch von Kind auf einen tiefernsten Zug zum Himmel ... sieht er doch täglich bei seinen Meerfahrten den schönen Himmel so nah unter sich ... nur einige Hände breit vom Bord seines Bootes abwärts ... eine einzige große Sturzwelle — und er sinkt hinab in diesen Himmel ...

Ende September hatten wir furchtbare Nordoststürme. In der Nacht war plötzlich der Wind umgeschlagen und am Abend vorher hatten die Fischer ihre Heringsnetze ausgesetzt. Am Morgen standen die Fischer auf den hohen Ufern und sahen hinaus auf die wilde See ... furchtbar brüllten die Wogen, haushoch thürmten sie sich über einander — überschlugen sich und rollten donnernd und brandend weit auf den Strand ... und dort draußen lagen ihre Netze und der Sturm ließ sie nicht hinaus, sie zu retten — die Netze waren verloren ... aber die Fischer murrten nicht — sie fluchten nicht ... sie hatten die Hände in einander gefaltet und sahn still und traurig hinaus aufs Meer. — Nach einigen Tagen hatte sich der Sturm gelegt und ich ging am Strande von Mönchgut entlang. Da traf ich eine Mönchguterin — dasselbe ernste stille Gesicht, wie ich schon so viele gesehen hatte — nur etwas bleicher, wie sonst wohl. Ihre gefalteten Hände hingen schlaff nieder, unverwandt schaute sie aufs Meer hinaus. „Ist jemand dort draußen?" fragte ich sie in ihrer heimischen Sprache. Sie nickte. Ihr Sohn war mit 2 Kameraden doch noch im Sturm hinausgefahren, er wollte dem Meer die Netze nicht lassen. Die Mutter stand am Ufer und sah, wie das mit reichlichem Ballast beschwerte Schiff unter einer Sturzwelle sank ... seit 3 Tagen wartete sie nun schon hier am Strande auf die Leiche ihres Sohnes ... Nach drei Wochen wurde die Leiche ans Land gespült ... die Mutter erkannte ihren Sohn nur noch an den Kleidern, die sie selber gesponnen und gewebt hatte. — Ja, ich wundre mich nicht, daß die Mönchguter so still und lebensernst sind!

Darum haben sie auch einen tiefernsten Zug in die Kirche. Ich gehe Sonntags gern in diese kleine alte Fischerkirche, wo in der Mitte von der Decke herab ein von den Lootsen geschenktes, vollständig aufgetakeltes Schiffchen schwebt und der Pastor allsonntäglich vor dem Altare um den Segen für „Fisch- und Heringsfang und Schifffahrt" betet und wo eine einfache schlichte Predigt von Petri Fischzug das Herz so mächtig trifft. Alle Stühle sind überfüllt von diesen ernsten Gestalten. Die Frauen sitzen auf der linken, die Männer auf der rechten Seite und auf dem Orgelchor. Unter den Frauen bemerkte ich einzelne, die in ihren Stühlen dicht an der Wand auf Schemeln saßen, tiefgebückt auf ihr Gesangbuch und der ganzen Gemeinde und dem Prediger fortwährend den Rücken zuwendend. Sogar beim Textlesen bleiben sie in dieser Stellung. Von ihren schwarzen Mützen fallen über den Nacken Florbänder nieder, sie tragen ein weißes und darüber ein schwarzseidenes Halstuch ... alles Zeichen der tiefsten Trauer. — Der erste Kirchgang einer jungen Mutter ist ergreifend feierlich. Am Anfange der Liturgie schreiten fünf Mönchguterinnen — gegen den sonstigen Gebrauch mit großen weißen Schürzen — in Begleitung der Frau Pastorin und der Küsterin durch den Mittelgang auf den Altar zu. Sogleich erhebt sich die ganze Gemeinde und bleibt stehen, während die junge Mutter vor dem Altar niederkniet und von dem Pastor eingesegnet wird.

Besonders haben aber auch die Hochzeiten noch viel Eigenthümliches. Der Niclas ist nun schon seit seiner Einsegnung Tag für Tag hinaus aufs Meer gefahren und die Zeit glitt mit den Wellen an ihm vorüber so sacht und so schnell, wie ein Traum. Niclas ist ein großer stattlicher Bursch geworden. Er hat seine eigene Hütte, zwei Boote und seine Netze sind prächtig im Stande ... und doch fehlt dem Niclas etwas zu seinem vollständigen Glück — er weiß selber nur noch nicht recht — was! Da sieht er einst auf einer Hochzeit der Kathrin etwas tiefer, als er es sonst wohl gethan hat, in die hellen blauen Augen ... jetzt weiß er mit einemmal was ihm fehlt: — die Kathrin! Er überlegt sich in seinem Boote die Sache hin und her: Kathrin ist ein forsches, anstelliges Mädchen, niemand kann ihr das geringste Ueble nachsagen, — sie hat vom seligen Vater noch 50 Faden Heringsnetze auf dem Boden hängen, sie hat ein stattliches Bett und 2 Stück selbstgewebte Leinwand und nach der Mutter Tode noch eine Kuh und einen Morgen Kartoffelfeld zu erwarten — er selber kann wohl ein ebenso großes Heirathsgut in die Wagschale legen ... ja, es gibt auf ganz Mönchgut keine passendere Frau für ihn wie Kathrin!

Der gute Niclas geht nun aber nicht stracks zu Kathrin und ihrer Mutter und sagt gerade heraus, wie es ihm ums Herz ist — bewahre! Niclas weiß wohl, was sich schickt. Er geht zu einem guten Nachbar, der als Freiwerber einen großen Ruf hat und bittet ihn um seine Vermittlung. Der Nachbar sagt diese mit Freuden zu — — und geht stehenden Fußes zu Kathrin? O nicht doch, er wäre ja ein miserabler Freiwerber, wenn er nicht besser wüßte, wie solche Angelegenheiten einzufädeln sind. Er ist verschwiegen wie die Fische im Meer und wartet säuberlich bis zur Nacht vom Sonnabend auf Sonntag. Da es stockdunkel ist und das ganze Dorf schläft, geht er sacht an das Fenster der ahnungslos träumenden Kathrin und klopft und klopft immer lauter gegen die Scheiben.

„Wer is doa?" fragt Kathrins Mutter.

„Still — makt upp — ein Friwarwer!"

Dies bedeutungsvolle Wort bringt Mutter und Tochter gar schnell aus dem Bett und in die Kleider. Sie zünden eine Lampe an und öffnen die Thür. Das Beste, was das Haus zu geben vermag, wird für den lieben Gast aufgetischt.

Der Freiwerber ißt und trinkt und bringt dabei seinen Antrag vor und weiß alle Vortheile einer solchen Partie für Kathrin aufs schönste zu beleuchten — — und am andern Morgen gehen Niclas und Kathrin mit ernsten, feierlichen Gesichtern und Hand in Hand, wie es sich für Braut und Bräutigam geziemt, in die Kirche und nachher zum Herrn Pastor ins Haus und bestellen das Aufgebot.

Durch das ganze Kirchspiel geht aber sogleich ein geschäftiges Wispern. „Du, häst all hürt? — öwer Nacht sund wed wiß makt (über Nacht sind welche fest gemacht) — bei Niclas un Kathrin — dat gift 'ne dägte (tüchtige) Hochtied!" — und richtig, Freitag über

drei Wochen halten Kathrin und Niclas Hochzeit. Auf Mönchgut ist man nicht sehr für ein langes „Getorre“ (Hin- und Herzerren) der Brautleute und der Freitag ist der glücklichste Tag für Hochzeiten.

Schon morgens versammeln sich die Hochzeitsgäste im Brauthause und werden von der Musik mit einem Tusch empfangen. Kathrin ist aber nicht zu sehen. Sie und ihre Brautjungfern sind im Hause der „Brutanklösterschʼ“ (Brautankleiderin), die alle Bräute des Dorfes aufputzt. Kathrine trägt heute nicht die hohe schwarze Wollenmütze — zum ersten und zum letzten Mal in ihrem Leben zeigt sie sich ohne diesen Schmuck. Ein breites steifes silbernes Band umwindet die Stirn. Darauf ruht der grüne jungfräuliche Kranz von Buchsbaum und Gartenmyrte, so reich mit Zitternadeln und bunten künstlichen Blumen verziert, daß auch heute vom Haar nur die kleine Stirnlocke zu sehen ist. Der Brustlatz ist bunt gestickt und mit Flittern und seidenem Bande benäht. Ein großer eckiger Kragen von schwarzem Tuch hängt von den Schultern nieder. — Nachdem im Brauthause ein Gesangbuchlied gesungen, kömmt der Bräutigam mit den Trauführern und der ganzen Hochzeitsgesellschaft mit voller Musik durchs Dorf gezogen und holt die Braut von der „Brutanklösterschʼ“ ab. Niclas trägt heute als besonderen Ehrenschmuck einen feinen weißen Shawl mit herabhängenden langen Enden. Diese frei flatternden Zipfel sind das Zeichen, daß er sich als junger Bursch nicht „vergangen“ hat, gleichbedeutend mit dem jungfräulichen vollen Kranz der Braut. Hat der Bräutigam diesen Ehrenschmuck verscherzt, so muß er die weißen Shawlenden unter die Weste stecken. — Der grüne Kranz der Braut ist ein uraltes sinniges Symbol in der ganzen christlichen Kirche — solch ein äußeres Zeichen für die Unbescholtenheit des Bräutigams habe ich aber bis jetzt nur auf Mönchgut gefunden. — Nachdem Kathrin ihrem Niclas nun noch eine große, von Goldschaum blitzende „Rük“ (Rieche — Blumenstrauß) auf der Achsel am Rock festgenäht und die Brautjungfern die Brautführer ebenso geschmückt haben, geht der ganze Zug zum Küster, wo der Bräutigam sehr umständlich aus dem untersten Paar seiner drei Beinkleider einen großmächtigen Geldbeutel vorzieht und mit einem gewissen Pathos die Traugebühren bezahlt. Die Musik bläst an der Kirchhofsthür, bis die ganze Gesellschaft in der Kirche ist, und empfängt die jungen Eheleute hier auch wieder mit einem Freudentusch. Die Männer kehren allein ins Hochzeitshaus zurück, wo sie von den „Stubenschenken“ so um die Tische placirt werden, daß zwischen ihnen immer ein leerer Platz bleibt. Die Frauen treten in das Haus dicht davor — das „Warmbierhaus“, wo die Hochzeitsköchin eine große Schüssel mit Rosinen und Korinthen mitten auf den Tisch stellt und einen großen Topf voll süßes Warmbier darüber gießt, indem sie zu der Braut sagt:

„Hier bring ick di ʼnen warmen Pott,
„Geneit em froh mit dine Frün'n,
„Verlat di up den leiwen Gott,
„So wast du einst nah'n Himmel fin'n!“

— und alle langen mit Holzlöffeln tapfer zu und fischen besonders eifrig nach den Rosinen … bis der Stubenschenk mit einer blanken Zinnkanne voll Bier eintritt und sich an die Braut wendet:

„Prosit Jungfer Brut!
„Is dat Warmbier ut?
„Ick bring ʼne kolle, bittre Kann,
„Dei Eh' un Webstand fängt hüt an:
„Nich ümmer warm un säut kann't sin,
„Doch kug du up den Herrgott hin,
„Hei giwt am leiwsten Sünnenschin!“

Nach einem Rundtrunk aus der kalten Kanne Bitterbier ziehen die Frauen mit Musik ins Hochzeitshaus, wo eine nach der andern von den Köchinnen mit Namen aufgerufen und zwischen die Männer gesetzt wird. Drei lange weiße Handtücher hängen hinter den Stühlen der jungen Hochzeiter — und vor ihnen steht wohl der originellste Tafelaufsatz, der jemals einen Hochzeitstisch geschmückt hat: aus einer Schüssel mit Aepfel und Nüssen und Knistergold und Blumen ragt hervor ein stattlicher — Kuhschwanz … aber nicht als Delicatesse, wofür der Ochsenschwanz doch bei unseren Gourmands gilt — nein, nur zur Zierde. In diese Schüssel stecken alle Hochzeitsgäste kleine Münzen für die Köchinnen, die alle übrigen Theile der Kuh gebraten oder zusammen mit Backobst und Mehlklößchen gekocht haben — ein sehr beliebtes Gericht, daß auf keiner Pookenhochzeit fehlen darf. Zu Anfang und am Schluß der Mahlzeit, bei der nur die allernatürlichsten Eßwerkzeuge: Finger und Zähne — fungiren, wird wieder aus dem Gesangbuche gesungen. Dann wird getanzt und gejubelt … das gehört ja nun einmal zur „dägten“ Hochzeit … aber alles mit den alten, ernsten traurigen Gesichtern.

Mit Musik werden die jungen Eheleute am Abende nach Hause gebracht — und eingeschlossen. Dabei pflegten die jungen Burschen sonst wohl Freudenschüsse zu thun — aber seit zwei Jahren unterbleibt dies in Folge eines traurigen Falles, da ein junger Mönchguter seinen Kameraden aus Unvorsichtigkeit erschoß. — Die Gäste essen und trinken und tanzen die ganze Nacht durch. Am Morgen ziehen sie mit Musik in das Haus der jungen Eheleute. Da stehen mitten in der Stube Niclas und Kathrin Hand in Hand mit ihren neuen Brautgesangbüchern und alle mit einander singen ein Morgenlied. Kathrin trägt heut einen rothen Rock und rothe Strümpfe und eine große blaue Schürze und mitten über ihre schwarze Mütze ein Seidenband genäht — solch Band dürfen nur Hausfrauen tragen. Diese blaue Schürze nimmt sie ganz voll Semmel und präsentirt sie so ihren Gästen — der glückliche Niclas kredenzt den Frühtrunk dazu. — Die Hochzeit dauert noch den ganzen Tag …

Und das uralte Lied vom Menschenleben, das schon so viel tausend — tausend Mal verklungen ist und doch ewig neu mit jedem Menschen wieder von vorn anfängt, durchklingt das junge Ehepaar fast in alter Weise weiter — sacht und eintönig — und die Meereswogen rauschen hinein … Noch oft hören Niclas und Kathrin in ihrer stillen Hütte das alte Lied von neuem anfangen … dann ist eines Tages plötzlich das Lied des Niclas hier unten verklungen … und dann auch das von Kathrin … die erwachsenen Kinder gehen in die Viehställe und stören weinend das Vieh auf — es soll auch Theil haben an der Trauer des Hauses … Stille ernste Gesichter kommen und tragen das noch stillere ernste Gesicht in dem schmalen schwarzen Bettlein hinaus auf den hochgelegenen Friedhof — durch dieselbe Pforte in der Kirchhofsmauer, durch die das Kind zur Taufe getragen wurde — durch die lange nachher ein hoffnungsreiches Brautpaar unter lustiger Musik trat … Am offenen Grabe wird der Sargdeckel noch einmal abgenommen … da liegt das blasse, stille, ernste Gesicht unter Gottes freiem Himmel — von allen Seiten blinkt und winkt und rauscht das weite schöne blaue Meer … An dem offenen Sarge spricht der Pastor und singen die Schulkinder und die Gemeinde … noch einen Blick — und der schwarze Deckel senkt sich auf das stillste der stillen Gesichter und die Erde rollt darüber … Immer und immer rauscht das Meer herüber zu der stillen Gemeinde unter dem Friedhofsgrün … dasselbe Wogenlied, das den ersten Traum des Kindes durchrauschte, umrauscht jetzt seinen letzten seligen Schlummer.

Am Familientische.

Eine deutsche Industriestadt.

Steinkohlen und Eisen — das sind heutzutage die Lebensbedingungen einer mächtigen nationalen Industrie. An den Gewinnungsstätten dieser beiden Mineralien sehen wir mächtige Etablissements, dann Arbeitercolonien, endlich zukunftreiche, in riesigem Fortschritt wachsende Industriestädte erblühen. Im Jahr 1816 betrug die Einwohnerzahl der Stadt Essen 4700 und bis zum Beginn der fünfziger Jahre hob sich dieselbe auf 8000. In den letzten fünfzehn Jahren nahm aber die Stadt einen Aufschwung, wie er nur bei einigen rasch aufblühenden Handelsplätzen Nordamerikas beobachtet wurde. Bereits 1861 betrug die Bevölkerungszahl Essens 20,811; 1864 war sie auf 31,336 gestiegen. Diese ungewöhnlich rasche Blüthe verdankt Essen beinahe gänzlich dem Kohlenbergbau. Noch vor zwanzig Jahren war die Steinkohlengewinnung daselbst von keiner erheblichen Bedeutung; im Jahr 1866 dagegen betrug die Förderung im Kreise Essen bereits 14,581,826 Tonnen, im Geldwerthe von 5,253,442 Thlrn. Diese mächtige Steinkohlenförderung rief naturgemäß eine ganze Reihe wichtiger Industriezweige ins Leben und zwar hauptsächlich solche, welche sich die Verarbeitung des Eisens zur Aufgabe stellen. Zu erster Reihe ist hier die Krupp'sche Gußstahlfabrik zu nennen, die im Jahr 1866 7625 Arbeiter beschäftigte und 125,000,000 Pfund Gußstahl producirte. Das Krupp'sche Werk verbraucht alle 24 Stunden mindestens 12000 Centner Steinkohlen. Außer der Krupp'schen Fabrik besitzt Essen noch verschiedene Maschinenfabriken, Eisengießereien, Puddel- und Walzwerke u. dgl.; auch ist, abgesehen von der Eisenindustrie, der Tuchhandel und die Tuchfabrikation der Stadt von Bedeutung. Die Eisensteinförderung ist im Verhältniß zur Steinkohlengewinnung noch ziemlich unergiebig; sie betrug im Kreise Essen 1866 1,375,174 Ctr., ein Geldwerth von 90,544 Thlrn.

F. St.

Seltsamkeiten aus Sibirien.

2. Ein gefrorener Brunnen.

Da der Boden Sibiriens jahraus jahrein gefroren bleibt und nur an seiner Oberfläche aufthaut, braucht man inmitten der Sommerhitze nur ein Loch zu graben, mit einem Dach zu bedecken und ein Eiskeller ohne Eis ist fertig. Alles, was in die Grube gestellt wird, gefriert in kurzer Zeit.

Nun befindet sich in Jakuzk ein Brunnen, der 370 rheinische Fuß tief ist und doch seinen Zweck verfehlt, nämlich kein Wasser gibt, weil sein Grund immer noch gefroren ist. Das in seiner Tiefe aufgestellte Thermometer zeigt unveränderlich 2⁶/₁₀ Grad R. unter dem Gefrierpunkt. In der Mitte ist der Brunnen am kältesten. Ein Thermometer, welcher langsam von oben nach unten gelassen wird, fällt bis auf sieben Grad unter dem Gefrierpunkt und steigt erst nach der Tiefe zu wieder bis auf — 2⁶/₁₀ Grad. Um auf Wasser oder ungefrorenes Erdreich zu stoßen, müßte der Brunnen noch so bedeutend vertieft werden, daß die Academie der Wissenschaften in St. Petersburg, auf deren Kosten größtentheils der Brunnen gegraben wurde, die weiteren Ausgaben scheut.

3. Jakutische Eisenindustrie.

Ich sah einmal einen Tungusen sich ein Paar Schneeschuhe anfertigen. Vor ihm lag ein gefällter Baum. Er nahm ein an einen langen Stiel gebundenes, sehr schweres Messer, spaltete mit großer Leichtigkeit und bewundernswerther Geschicklichkeit Bretter aus dem Stamm und schnitzte in kurzer Zeit ein Paar Schneeschuhe, die grade so lang wie sein Körper waren. Er gebrauchte das Messer als Hobel, als Bohrer, bog es nach Belieben und Bedürfniß und schärfte es mit dem Feuerstahl so scharf, daß er es auch als Rasirmesser brauchen konnte. Als er die Schuhe am Feuer gebogen, gespitzt, geglättet, brachte er den Riemenbügel an, und hatte sein Schneeschiff fertig. Mit diesem Schneeschiff konnte er nicht nur horizontal, sondern auch bergauf und bergab fahren. Sollte es bergauf gehen, d. h. steil bergauf, so überzog er es unten mit Seehundsfell und zwar so, daß die Haare rückwärts gerichtet waren. Auf diese Weise erklomm er einen steilen, fünf Fuß mit lockerem Schnee bedeckten Abhang mit der Behendigkeit einer Eichkatze. Wer hätte es ihm mit Kanonenstiefeln oder irgend einer andern Fußbekleidung nachgemacht? Horizontal lief er so schnell, daß man kaum mit den Augen folgen konnte und bergab ging's wie der Blitz, natürlich ohne Seehundsfell. Wo das Rennthier versinkt und der Hund ohnmächtig im Schnee schwimmt, da eilt der Mensch mit dem Schneeschiff, fast ohne eine Spur zu hinterlassen, pfeilgeschwind dahin. Und dieses Schiff, welches unsere Tischler mit ihren besten Stahlinstrumenten nicht dünn und leicht genug verfertigen können, wird mit einem jakutischen Eisenmesser meisterhaft gearbeitet. Wie die Jakuten das Eisen dergestalt bereiten, daß es als Bohrer, Messer, Hohlhobel gebraucht, beliebig gebogen und im Nu mit einem Feuerstahl haarscharf geschliffen werden kann, das weiß ich nicht. Thatsache aber ist, daß ein jakutisches Messer in Sibirien eine gesuchte Waare ist und von den Tungusen meisterhaft gehandhabt wird. F. B.

Ein neues Mittel gegen die Maikäfer.

Die Maikäfernoth hat dieses Jahr alle Gemüther ganz besonders in Aufregung versetzt — was Wunder, daß man auf die absonderlichsten Wege verfallen ist, sie zu beseitigen!

Man mußte dem Uebel aber auf den Grund, d. h. den Larven der gefährlichen Feinde zu Leibe gehen. Das Weibchen des Maikäfers legt nämlich 20—30 Eier, ovaler Form und gelblich, in die lockere Erde, etwa 6—7 Zoll tief. Aus diesen Eiern entstehen die unter dem Namen Engerlinge bekannten Larven. Diese Larven — schmutzig weiß, mit röthlich gelbem Kopf und sechs Füßen, brauchen drei, ja zuweilen vier Jahre, um zu ihrer vollkommenen Ausbildung zu gelangen. Der durch sie verursachte Schaden ist schlimmer als der der Maikäfer; denn der Maikäfer verzehrt nur die Blätter der Bäume, aber der Engerling nagt die Wurzeln der Pflanzen nahe an ihrer Krone ab und vernichtet sie so.

Bisher galt nun als das beste Mittel gegen diese gefährlichen Feinde der Vegetation: Erdbeeren und Lattich — beides lieben sie sehr — in langen Reihen zu pflanzen und die Schmarotzer jeden Morgen am Fuß der Blätter, die zu verwelken anfangen, aufzusuchen. Auch verschiedene chemische Mischungen hat man gegen sie in Anwendung gebracht, meist aber die Sorge ihrer Vertilgung den Krähen, den Ratten und Maulwürfen überlassen. — In Paris hat man kürzlich ein ganz neues Radicalmittel versucht, dessen Nachahmung freilich sehr ... Geschmackssache ist.

An einem Tage des Monats April wurde bei einem der berühmtesten Restaurateure, im Café Corazza, ein Banquet zugerüstet für die landwirthschaftliche Gesellschaft (Société des cultivateurs).

Achtzig Gäste waren versammelt; zu ihnen gehörte der Baron Chartier, ein höchst intelligenter Oeconom. Derselbe steuerte zu den zahlreichen Delicatessen der Tafel eine auserlesene Schüssel bei. Sie bestand aus ... Engerlingen, aus ... Maikäferlarven, fast unmittelbar nach ihrem Auskriechen aufgelesen. Er selbst hatte ihre vorläufige Zubereitung übernommen, sie zuerst in Wasser mit Essig gemischt ausgeputzt, um sie von allem Ungenießbaren zu reinigen, und sie dann in eine leichte Teigmasse eingewickelt. So zugerüstet brachte er sie — 200 an Zahl — dem erstaunten Küchenmeister des Café Corazza, der sie dann — nach einigem Zögern, in einer Pfanne backte. Und also gebacken wurden sie den Gästen servirt, die wohl nicht alle davon gegessen haben werden.

Wenn es gelänge, dieses neue Gericht neben den Schwalbennestern der Chinesen, den bisher schon in Paris gerngenossenen Froschkeulen und Schnecken — nicht zu reden von gewissen Käsesorten, die, reichbelebt, von Feinschmeckern am liebsten gegessen werden — in die Reihe von seltsamen Delicatessen einzubürgern, so wäre damit ein höchst wirksames Zerstörungsmittel der schädlichen Insekten gewonnen. Guten Erfolg und ... guten Appetit!

Während man in Paris nicht nur die Maikäfer verfolgt, sondern sogar ihre Larven zu verspeisen anfängt, was gewiß ihr eifrigster Feind unter unsern Landwirthen verabscheuen würde, hat die deutsche Poesie eine ganz andere Sprache für die armen verfolgten Thiere. Davon zeugt folgendes

Lied an die Maikäfer.

Braune Käfer, euch vor allen
Ist das beste Loos gefallen!

In der allerschönsten Zeit,
Wenn die Erde lustig mait,

Wenn der Himmel wieder blaut,
Perlen auf die Erde thaut,

Wenn der Blüten süßer Duft
Würzt die laue linde Luft:

Brecht ihr wie ein Hochzeitchor
Fröhlich in die Welt hervor.

Tummelt unter Sing und Sang
Durch den grünen Saal entlang.

Nascht an jedem zarten Blatt,
Trinkt aus jedem Kelch euch satt.

Badet euch im Maienthau
Schwelget in den Lüften lau.

Bis vom Reigen und Bankett
Müd ihr sinkt ins schönste Bett.

Aber eh' der Sommer glüht,
Welkend hinfällt Blüt' um Blüt',

Eh' vergilbt das Grün im Feld
Und der grimmen Sichel fällt,

Eh' Natur, die junge Braut,
Unter Müh' und Sorg' ergraut,

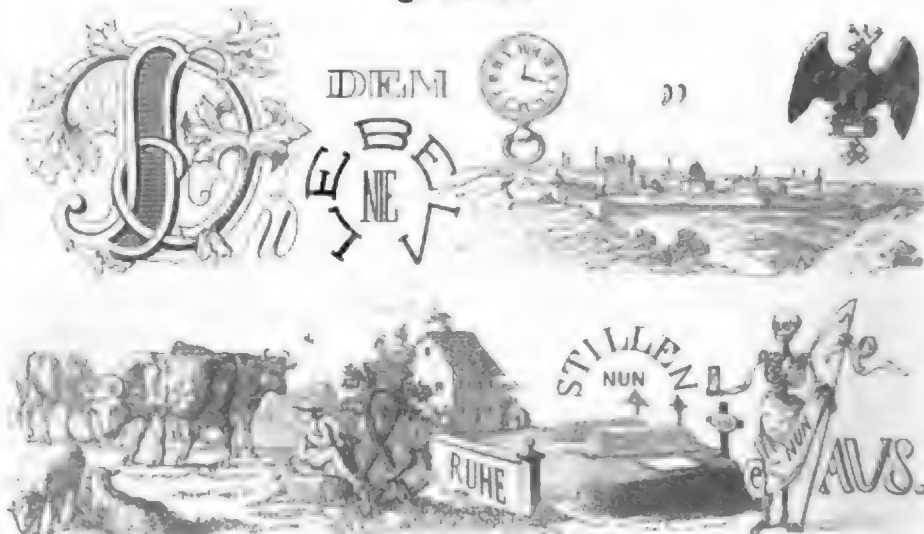
Eh' der Vogelsang verstummt,
Wolkenschwarz den Himmel mummt:

Mit der letzten Maiennacht
Habt ihr euch davon gemacht.

Glücklich, wer der Welt entschwebt,
Eh' die Welt sich überlebt!

Ferdinand Baeßler.

Rebus.



Zur gefälligen Beachtung.

Mit der nächsten Nummer schließt das laufende Quartal. Wir ersuchen unsere Abonnenten, besonders die der Post, ihre Bestellungen zur Vermeidung von Unterbrechungen baldigst erneuern zu wollen. **Daheim-Expedition.**

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von **A. Klasing** in **Bielefeld**, herausgegeben von Dr. **Robert Koenig** in **Leipzig**.

Verlag der **Daheim-Expedition** von **Velhagen & Klasing** in **Bielefeld** und **Berlin**. — Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig**.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 27. Juni 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. 1868 № 39.

Schwester Luise.

Novelle von **Ernst Wichert**.

(Fortsetzung.)

Theilweise traf diese Voraussagung wirklich zu. Arnold von Rabner überlegte, daß am leichtesten das Spiel, das ihn derangirt hatte, ihm auch wieder Gelegenheit geben könnte, seine Vermögensverhältnisse schnell und mühelos zu bessern, und reservirte sich deshalb einen Theil des geliehenen Geldes für seine Spielcasse. Aber das Glück, wenn es ihm auch mitunter lächelte, wollte sich nicht mit Entschiedenheit auf seine Seite stellen. Die Frist von sechs Monaten war ihm anfangs endlos erschienen; nun wuchs seine Verstimmung und Unruhe, je flüchtiger ein Tag nach dem andern enteilte, ohne den erhofften Umschwung zu bringen. Schon war ein Monat und ein zweiter abgelaufen, und er war keinen Schritt vorwärts gekommen. Dabei schien der Rückzug aus den Verbindungen, die er nun einmal eingegangen war, unmöglich, jede Einschränkung unzulässig, und doch befriedigte ihn sein Leben in Saus und Braus weniger als je. Nach den Nächten, die er am Spieltisch verbrachte, stellte sich Tage lang die tiefste Abspannung ein; sein ganzer Umgang wurde ihm widerwärtig, seine dienstliche Beschäftigung unerträglich. Er ließ sich wiederholt krank melden, nur um mit sich allein bleiben zu können, die verhaßten Gesichter nicht sehen zu dürfen, die ihn durch ihre Geistlosigkeit peinigten. Es kostete ihn immer größere Ueberwindung, in seinem äußerlichen Benehmen den Widerwillen nicht merken zu lassen, der ihn gänzlich genußunfähig machte. Seiner Mutter, die ihn zärtlich liebte, entging diese Veränderung seines ganzen Wesens nicht, aber ihre besorgten Fragen nach dem Grunde der Störung seiner guten Laune bewirkten nur, daß er seltener und immer seltener das elterliche Haus aufsuchte und dadurch den geheimen Kummer der guten Frau mehrte. Seinem Vater wich er bei seinen kurzen Visiten nach Möglichkeit aus.

Der alte Herr machte sich keine Gedanken darüber; er glaubte seinen Sohn gerade in dieser Zeit mehr als gewöhnlich beschäftigt, da alle Zeitungen mit Lärmnachrichten über einen wahrscheinlich ausbrechenden Krieg mit einem großen Nachbarstaate erfüllt waren, der ja hauptsächlich in militärischen Kreisen große Vorbereitungen nöthig machen mußte. Als alter Campagnesoldat und eifriger Patriot nahm er an diesen Dingen den lebhaftesten Antheil, recapitulirte zum tausendsten Mal, jetzt aber mit fast jugendlicher Frische seine eigenen Kriegserlebnisse und wünschte nichts sehnlicher, als nur noch den Tag begrüßen zu können, an welchem sein tapferer Sohn, mit einem Ehrenzeichen gleich dem eisernen Kreuz geschmückt, in die Stadt einziehen und den Segen des alten Kriegskameraden empfangen würde. „Man muß ihm nicht viel davon reden", sagte er zu seiner tiefbekümmerten Frau; „junges Volk liebt das nicht, ihm versteht sich alles von selbst. Hab' auch einmal schweigend meinen Tornister gepackt und mich früh morgens auf den Weg gemacht an der Eltern Kammer vorbei, die noch schliefen, und war damals noch nicht siebzehn Jahr alt und Gymnasiast. Es verstand sich von selbst. Der Rector hatte gesagt: „Der Rabner bleibt zu Hause, der ist zu klein." Ich war ganz still und nahm am Thürpfosten mein Maß, und als ich auszog, war ich fast drei Zoll gewachsen — aber gesprochen hab' ich nicht drei Worte in der Zeit. Und gleiche Zeiten, gleiche Menschen."

Seine Voraussetzungen erwiesen sich als zutreffend. Zwar wurde der Krieg vorläufig nur diplomatisch durch Hin- und Hersenden scharfer Noten geführt und die Waffenrüstung auf beiden Seiten officiell in Abrede gestellt, im geheimen aber waren längst alle nöthigen Vorbereitungen getroffen, die Armee in wenigen Wochen auf Kriegsfuß setzen zu können. Der Befehl zur Mobilmachung kam kaum noch überraschend und erregte namentlich in den Officiercorps lautesten Jubel. Nun gab es plötzlich alle Hände voll zu thun: Reservemannschaften einzureihen, Waffen und Montirungsstücke in Empfang zu nehmen, Pferde einzureiten, für Feldausrüstung zu sorgen. Die Stunden und Tage flogen vorüber und doch wurde mit Ungeduld die Ordre zum Ausmarsch erwartet. Endlich kam sie.

Die Wirkung dieser totalen Aenderung der Situation auf Arnold von Rabner war die stärkste. Etwas ganz Außerordentliches mußte geschehen, wenn ihm sollte geholfen werden können, und dies Außerordentliche schien die Aussicht auf den Krieg mitzubringen. Er schüttelte allen Unmuth von sich und gab sich einer so energischen Thätigkeit hin, daß seine Vorgesetzten ihr aufrichtiges Lob nicht

zurückhalten konnten. Man vertraute ihm ein schwierigeres Commando an und war erfreut, ihn demselben durchaus gewachsen zu finden. Man brauchte Leute von gründlicher Schulbildung zu Adjutanten und trug ihm eine solche Stelle an. Das Vertrauen auf sich selbst wuchs mit der Anerkennung seiner Fähigkeiten und mit der bessern Verwendung derselben. Alle Kräfte, die bisher ungenutzt geblieben waren, fingen sich nun an zu regen, die ungesunden Säfte mehr und mehr zurückdrängend; jugendliche Frische und Heiterkeit traten wieder an die Stelle der Blasirtheit, die schon sein Wesen angefressen hatte. „Jetzt oder nie ein gründlicher Bruch mit der Vergangenheit," sagte er sich; „im Kriege kann der Soldat beweisen, was er ist, da entscheidet allein Umsicht und Tapferkeit. Entweder ich sterbe auf dem Schlachtfelde den Heldentod, der alle alten Schuldbriefe tilgt, oder ich gewinne eine Stellung, die mich allen Verlegenheiten enthebt. Zurück zu dem wüsten Treiben — niemals!"

Wäre nur der Baron nicht im Besitz eines Wechsels gewesen, der ihn, wenn er nicht rechtzeitig eingelöst wurde, vernichten konnte. Und wie ihn einlösen?

Konnte ein Officier, dessen Tage vielleicht gezählt waren, bei so kritischen Zeitverhältnissen hoffen, auf sein bloßes Angesicht eine bedeutende Summe dargeliehen zu erhalten? Arnold machte dem Baron, halb scherzhaft, so wenig lustig ihm auch zu Muthe war, die Andeutung, daß sein Patriotismus ihm doch wohl nicht erlauben werde, einem Soldaten, der ins Feld rücke, in seiner Abwesenheit Verlegenheiten zu bereiten, mußte aber sofort erkennen, daß er hier nicht auf die mindeste Nachsicht zu rechnen habe. „Mein junger Freund", antwortete ihm der Baron in seiner langsamen, jedes Wort abwägenden Weise, „Sie verstehen Ihren eigenen Vortheil schlecht. Ich in Ihrer Stelle würde mir nicht die mindeste Sorge wegen des Papiers machen. Die Dinge konnten sich ja für Sie gar nicht günstiger stellen. Hätten wir Frieden behalten, wer weiß, wie der Alte die Ueberraschung aufgenommen hätte; alte Leute sind manchmal sonderbar, wenn sie sich von einem mühsam erworbenen Besitz trennen sollen. Es stand jedenfalls doch nicht so unzweifelhaft fest, daß er seine Unterschrift anerkannte und sich mit einer häuslichen Scene unter vier Augen begnügte. Jetzt gehen Sie allen unangenehmen Erörterungen aus dem Wege. Der alte Herr überspringt fünfzig Jahre und lebt schon jetzt nur noch im Befreiungskriege. Wie erst, wenn die Heere wirklich aufeinanderplatzen, die Siegesnachrichten anlangen und die Kriegsthaten seines Sohnes sein Herz mit Stolz erfüllen werden? Präsentiren wir ihm mit der rechten Hand die telegraphische Depesche über eine gewonnene Schlacht, und mit der linken den Wechsel über zweitausend Thaler — und Sie sollen sehen, daß er keine Schwierigkeiten macht und Ihnen längst den kleinen Streich verziehen hat, wenn Sie sich nach der Rückkehr als glücklicher Sieger an seine Brust werfen. Für den anderen Fall aber, daß Sie mit einer feindlichen Kugel in zu nahe Berührung kommen, dürfen Sie erst recht ruhig sein. Er wird Ihr Andenken in Ehren halten wollen und um so williger zahlen, als er dann ja für keinen Erben mehr zu sparen nöthig hat. Wie thöricht, wenn Sie sich diese vortrefflichen Chancen verschlagen wollten! Nein, nein, mein junger aber unpraktischer Freund, in Ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse, lassen wir's ruhig beim Alten!"

Das war's, weshalb Arnold so selten das elterliche Haus besuchte und seinem Vater scheu aus dem Wege ging. Er konnte nicht sein schneeweißes Haar sehen, nicht seine zitternde Hand drücken, ohne den Tag vorauszudenken, der ihn so schwer niederwerfen, so unheilbar kränken sollte. Der alte Herr war redseliger als je; jene Zeit, die ihn selbst zu den Waffen rief, verklärte sich ihm immer mehr in ihrem heilig-ernsten, idealen Streben, und er konnte nicht Worte genug finden, den religiösen Sinn, die spartanische Bedürfnißlosigkeit, die unwandelbare Pflichttreue und den Opfermuth der jungen Männer zu schildern, die damals an seiner Seite fochten. „Das sind die Tugenden," schloß er, „die ein Volk stark machen; aber sie leben in unseren Söhnen fort und darum werden wir auch jetzt siegen!" Arnold konnte die Augen nicht zu ihm aufschlagen; seine ganze Existenz kam ihm lügenhaft und krank vor. Alle Freudigkeit wich wieder von ihm und es gab Momente, in denen er sich fragte, ob es nicht das Beste sei, sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen und alle diese Unruhe des Lebens mit einem Schlage zu enden. Wenn ihm nur damit geholfen werden könnte! Aber der Tod löste den Wechsel nicht ein, und es war nur ein Schmerz mehr.

Auf den frühen Morgen war der Ausmarsch angesagt; den Mittag des vorangehenden Tages hatte der Geheime Rath zu einem Abschiedsmahl bestimmt, an dem nur die kleine Familie theilnehmen sollte. Arnold konnte die Einladung nicht abschlagen, nur für den Abend machte er sich durch die Vorstellung frei, daß noch mancherlei Vorbereitungen für seine Person zu treffen seien, an die er im Drang der Geschäfte früher nicht habe denken können. Er fand das große Zimm.r festlich geschmückt. Der alte Herr hatte es sich nicht nehmen lassen, eigenhändig die Bilder des Königs und der Königin Luise, des Feldmarschalls Blücher und der andern Generale des Befreiungskrieges mit Kränzen zu umwinden. Auch die Büste des jetzt regierenden Königs war mit einem Lorbeer geschmückt und darunter lag der blankgeputzte Degen, mit dem er selbst bei Leipzig und Waterloo gefochten und zweimal den Einzug in Paris mitgemacht hatte. Es war eine gewisse Feierlichkeit in seinem ganzen Wesen; die untadelig weiße Halsbinde schien noch höher als gewöhnlich aufgerückt, und das eiserne Kreuz präsentirte sich auf dem militärisch zugeknöpften schwarzen Rocke in seiner vollen Würde. Frau von Rabner hatte ihre ganze Kochkunst aufbieten müssen, um dem Speisezettel gerecht zu werden, den der alte Herr aufgestellt hatte, und zwei Flaschen Champagner setzte er selbst zur Ehre des Tages auf den Tisch, ein Luxus, den seine Frau zu würdigen wußte.

Arnold hielt sich für verpflichtet, ihm einige schmeichelnde Worte über das gelungene Arrangement zu sagen. Sein Vater nahm sie sehr gut auf und wurde schon nach den ersten Gläsern des süßen Schaumweins so heiter, daß er die Kosten der Unterhaltung fast allein bestritt, durchaus befriedigt, aufmerksame Zuhörer zu finden, und wenig darum bekümmert, wo deren Gedanken inzwischen weilen mochten. Endlich hob er die Tafel mit einem letzten Toast auf das hoffentlich siegreiche Heer auf und zog sich zu dem gewohnten, diesmal schon arg verspäteten Nachmittagsschläfchen in sein Zimmer zurück, nachdem er vorher noch seinen Sohn in eine Ecke gezogen, ihm einen Kuß auf die Stirn und ein Röllchen Goldgeld in die Hand gedrückt und dabei mit schon etwas schwerer Zunge gesagt hatte: „Es geht zwar auch ohne Vaters Segen und ohne Geld, mein Junge, wie mein Beispiel lehrt, aber wenn's auch manchmal gut sein mag, aus der Noth eine Tugend zu machen, so wär's doch nicht überall angebracht, aus solcher Tugend eine Noth zu machen. Gott behüte Dich, mein Junge, denn daß Du Dich selbst nicht sonderlich behüten wirst, das weiß ich und will's auch nicht anders haben; es steckt in den Rabners von alter Zeit her. Die zehn blanken Friedrichsd'or laß Dir von der Mutter in den Rock einnähen. Im Felde braucht man freilich nicht viel und nimmt gern mit einem Stück Kommißbrot und einem Schluck aus der Feldflasche vorlieb; aber es kann doch Zufälle und Lagen geben, in denen es besser ist, den Beutel aus der Tasche, als das Schwert aus der Scheide zu ziehn. Ha, ha ha! es wird hoffentlich alles gut gehen — Gott behüte Dich, mein Sohn!"

Er wischte sich eine Thräne aus dem Augenwinkel fort und ließ es geschehen, daß Arnold ihm die Hand küßte. Dann sah er nicht mehr zurück und schloß schnell die Thüre hinter sich. Der Officier begleitete ihn mit einem wehmüthigen Blick, ließ seufzend die Goldstücke in seine Tasche gleiten und griff nach seinem Degen.

„Du willst schon gehen?" fragte seine Mutter, die leise hinter ihn getreten war und ihm die Hand auf die Schulter gelegt hatte.

„Ich muß!" erwiderte er, verlegen ausweichend.

„Du mußt —! Arnold —! Ist das die Wahrheit? Bleibt Dir vor einem solchen Scheiden keine — gar keine Zeit für Deine Mutter?" — Die Thränen ließen sich nicht länger zurückhalten und strömten in dichten Tropfen über die Wangen herab.

„Wir wollen uns den Abschied nicht schwerer machen, Mutter, als er ohnedies schon ist," sagte er mit abgewendetem Gesicht, indem er ihre Hände drückte und leise schüttelte. „Wenn man weiß, was man sich ist und bleibt, bedarf es keiner Worte."

„Wenn man weiß" — wiederholte sie schmerzlich. „Aber weiß ich's denn? Früher — ja wohl, da war ich Deine Freundin, Deine Vertraute, Deine — Mutter, Arnold. Das war früher!"

Er wandte sich zu ihr und schloß ihre Augen, die bittend zu ihm aufsahen, mit einem Kuß. „Ich bin älter geworden," beruhigte er, „und einsamer; das ist natürlich."

Sie nahm ihm den Degen aus der Hand und stellte ihn an die Stuhllehne zurück. „Du hast etwas auf dem Herzen," sagte sie entschlossen, ihn zum Aussprechen zu bewegen; „Du hast etwas auf dem

Herzen, Arnold, schon lange. Was ist es? Geh nicht fort, ohne Dich erleichtert zu haben."

Er wurde bleich. „Mach Dir keine Sorge, Mutter, es ist nichts."

„Es ist etwas! Du wirst mich nicht täuschen. Das Mutterauge sieht scharf und läßt sich nicht beirren. Es ist irgend eine Heimlichkeit, die Dich drückt und nicht froh und herzlich sein läßt, wie sonst. Du gehst mir aus dem Wege, damit ich Dich nicht fragen soll, und kannst doch Deine Kümmernisse nicht verbergen, daß ich sie nicht sehe. Selbst heute in diesen letzten Stunden, die wir vielleicht mit einander verleben, ist es nicht der Schmerz der Trennung, der Dich schweigsam macht. Ich habe Dich beobachtet — Du warst nicht bei Vater und Mutter, Arnold!"

Er antwortete nicht, sondern preßte die Lippen krampfhaft aufeinander, um ein Gefühl der Rührung nicht durchbrechen zu lassen, das ihn bei diesen einfachen, aus tiefbekümmerter Seele dringenden Worten mächtig zu ergreifen anfing. Er leistete nur schwachen Widerstand, als die erregte Frau ihn aufs Sopha zog und seine Hand an ihr Herz legte.

„Wohin soll das führen, Mutter?" sagte er nach einer Weile mit zögernder Stimme, „Du kannst mir nicht helfen!"

„Nicht helfen — ! Also bist Du hilfsbedürftig. Siehst Du — ich wußte es ja. Und warum kann ich nicht helfen? Womit ist zu helfen, mein Sohn?"

Arnold konnte sich nicht entschließen, das Wort auszusprechen, das allein die richtige Antwort auf diese Frage gegeben, zugleich aber auch den poetischen Hauch, der ihm Muttersorge verklärte, weggeweht hätte: mit Geld! Ihre Gedanken waren weit fort davon, und er konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, als sie zärtlich den Arm um seinen Hals legte und mit Zuversichtlichkeit, das Rechte getroffen zu haben, sagte: „Gesteh's, Du liebst unglücklich!"

„Nein, nein!" versicherte er eifrig; „weder glücklich noch unglücklich."

Die gute Frau wiegte den Kopf bedenklich hin und her. „Was aber sonst?"

„Wenn's denn gesagt sein soll, Mutter — es war nicht gut, daß ich zum Soldaten bestimmt wurde; alles in allem, es war nicht gut. Wär's gegangen, wie damals — die Muskete über die Schulter und fort in den Krieg; und dann wieder zurück ins bürgerliche Leben, wo es zu wirken und zu schaffen gibt! Aber so — die Waffen tragen, ohne sie zu gebrauchen — etwas vorstellen müssen, ohne etwas zu sein — — "

Frau von Rabner ließ erschreckt ihre Hand niedergleiten und rückte ein wenig von ihm fort. „Das — !" rief sie mit dem Ausdruck äußerster Ueberraschung. „Du hast Deinen Beruf verfehlt?"

„Ich will nicht anklagen," fuhr er wärmer fort, „aber mein Vater hätte besser für mich — und sich gesorgt, wenn er den Dingen ihren natürlichen Lauf gelassen hätte. Unsere Verhältnisse sind künstlich in die Höhe geschraubt und haben keine sichere Stütze. Mein Großvater wußte, was er that, als er das „Von" vor seinem Namen fortließ und sich dadurch von tausend lästigen Rücksichten frei machte, die seine Thätigkeit lähmten. Unser guter Papa hätt's dabei bewenden lassen sollen; der Gehalt eines Subalternbeamten war nicht der fruchtbare Boden, auf dem ein entblätterter Stamm frisch regenerirt werden konnte. Seinen Adel erneuern, heißt, sich eine exclusive Stellung in der Gesellschaft wiedererobern, und welche Waffen sind da heutzutage allein mächtig? Man kann nicht mitlaufen mit den andern armen Teufeln, die ihre Erblast mit sich schleppen, weil sie nicht die Courage haben, sie abzuwerfen, wie mein Großvater; man ist weniger, wie nichts, wenn man nicht über sie hinweg kann, ein lächerliches Minus, das schon dem Spott der elenden Nullen verfällt. Und nun gar mit so mißlichen Verpflichtungen mittellos einem Stande einverleibt zu werden, der einen gewissen Aufwand zum Gesetz macht — aber was sage ich Dir das alles? Du hast kein Verständniß für die Schwierigkeit solcher Seiltänzerei und bist nicht im Besitze der Balancirstange, die den gefährlichen Weg erleichtert."

Diese Ausdrucksweise klang der guten Frau völlig fremd und vermehrte nur ihre Besorgniß. Es war nie vorher geschehen, daß Arnold auch nur Andeutungen dieser Art gemacht hatte, aus denen sich die Unzufriedenheit mit seiner Lebensstellung erkennen ließ; wie sollte sie sich nun in ihm zurechtfinden? Sie verstand nicht einmal ganz seine Meinung; nur daß sie einem ungeahnten, schweren Unglück begegne, fühlte sie deutlich. Ihre Stimme bebte, als sie nach Ueberwindung der schmerzlichen Empfindung, die sie im ersten Augenblick stumm machte, erwiderte: „Das überrascht mich, mein Sohn — wir haben nach bestem Wissen für Dein Wohl gesorgt und auf Deinen Dank gerechnet."

Er küßte leidenschaftlich ihre Hand. „Ich weiß es," sagte er bewegt, „und ich habe geschwiegen, um Euch nicht zu kränken — leider zu lange geschwiegen. Vielleicht wär's auch jetzt besser gewesen, ich hätte das Geheimniß meines Elends still mit mir genommen und der Zeit die Entscheidung überlassen, ob sie es enthüllen wollte. Wie scheide ich nun von Dir?"

„Das Geheimniß Deines Elends? Arnold — was ist geschehen? Vertraue Dich Deiner Mutter — sei ganz aufrichtig."

„Und wenn ich Dir alles sage, was geschehen ist, kann ich Dir auch begreiflich machen, wie es so kommen mußte, daß ich Dir nicht ganz verächtlich und lieblos erscheine? Ich will mich nicht besser darstellen, als ich bin, will meinen Leichtsinn nicht schminken — aber Ihr kanntet das Leben nicht und hattet keine Ahnung, wie hoch das Lehrgeld sich berechne, das ich zu zahlen haben würde. Wir sind Sklaven der Gesellschaft und richten uns für sie zu Grunde — physisch und moralisch!"

Frau von Rabner schüttelte unwillig den Kopf. „Das sind Uebertreibungen," sagte sie ernst; „mein Sohn kann so tief nicht gesunken sein."

„So urtheile selbst," rief er. „Es strebt mir vom Herzen fort, ich kann's nicht mit mir schleppen in den Krieg das schwere Unrecht, ich muß Dich vorbereiten auf die Katastrophe, die unvermeidlich scheint. Vielleicht kannst Du sie dem Vater erleichtern, indem Du den jähen Schreck von ihm abwendest. Das ist geschehn!"

Er senkte das Gesicht auf ihre Schulter nieder und legte, ohne zu ihr auf aufzusehen, eine vollständige Beichte seiner Schuld ab. Und dann, als das Schwerste gesagt war, sank er neben ihr auf die Kniee, preßte ihre kalte Hand an seine Lippen und fuhr mit dem Ausdruck der Verzweiflung fort: „Glaubst Du nun noch an Deinen Sohn, Mutter? Hast Du das für möglich gehalten? Wenn der Vater erfährt — und er muß es erfahren, alle meine Hilfsquellen sind erschöpft! Daß ich ihm als ein leichtsinniger Schuldenmacher erscheine, ist das wenigste; aber diese Fälschung seines ehrlichen Namens wird er nie verzeihen können! Und so bin ich bereits ruinirt, bevor ich in meinem Beruf zu wirken anfange — wenn ich den Heldentod auf dem Schlachtfelde sterbe, so wird mein Grab beschimpft werden; und wenn Ihr's hindert, in Eurem Herzen wird mein Andenken doch unrein sein und ihr werdet sagen: hätten wir nie einen Sohn gehabt!"

Frau von Rabner hatte die Empfindung, als ob der Erdboden unter ihr schwankte; sie griff nach der Sophalehne, um sich aufrecht zu halten. Die Welt des Schwindels, in die sie sich so plötzlich und unvorbereitet eingeführt sah, verwirrte ihre Gedanken. Einen Augenblick war ihr's, als ob alle Mutterliebe zurückwich, und dann schauerte sie vor Kälte und schloß die Augen, um sich zu sammeln und zählte die hastigen Schläge ihres Herzens. Und als sie dann niedersah, war es doch ihr Kind, das vor ihr kniete, ein geliebtes und — unglückliches Kind; tiefes Mitleid erfaßte sie, und sie legte die zitternde Hand auf sein Haupt und sagte nur: „Der Vater darf Dich so nicht kennen lernen — er erträgt's nicht!"

„Und Du, Mutter — ?"

Sie schwieg eine Weile, mit ihren Empfindungen kämpfend, dann beugte sie sich nieder und drückte einen Kuß in sein Haar. „Ich will versuchen zu helfen," sagte sie leise.

Er sprang auf und fiel ihr um den Hals. „Ich verdiene Deine Güte nicht," rief er. „Helfen! Aber wie willst Du helfen?"

„Wir haben durch äußerste Sparsamkeit etwas erübrigt," antwortete sie; „nicht viel, wie Du denken kannst, aber es wird ausreichen. Dein guter Vater quälte sich stets mit dem Gedanken, daß er viel älter sei als ich, und daß ich ihn voraussichtlich lange überleben werde; so sorgte er nach Kräften für mich. Ein Theil der Documente ist in meiner Verwahrung. Ich werde die Forderungen einziehen und den Wechsel einlösen."

„Und ich soll Dein Alter sorgenvoll machen? Wie kann ich dieses Opfer verantworten?"

„Ich werde einen Sohn haben, der um dieser Stunde willen seine alte Mutter nicht vergessen wird."

„Und wenn ich nicht mehr zurückkehre, Mutter — ?"

„Dann werd' ich wenig bedürfen bis zum Grabe. Aber Gott wolle verhüten!"

Sie umarmte ihn und sah mit einem innigen Blick zu ihm auf. „Und nicht wahr, Arnold, Du spielst nicht mehr?“ sagte sie herzlich.

„Nur noch für den Wiedergewinn der Ehre, um den Einsatz meines Lebens!“ antwortete er ernst, riß sich los und eilte fort. Frau von Rabner sank erschöpft ins Sopha zurück. — —

— — — — — — — — — — — — — —

Die in der Geschichte beispiellose Schnelligkeit der nun folgenden Kriegsereignisse ist bekannt. Nur weniger Wochen bedurfte es, um die vortrefflich ausgerüsteten Heere an die Grenze zu bringen, und der Feind sah seinen bedrohlichen Kriegsplan vereitelt, ehe er nur daran hatte denken können zur Offensive zu schreiten. In einer der kleinen aber blutigen Schlachten, die dem Einmarsch unmittelbar folgten, zeichnete sich auch Lieutenant von Rabner sehr vortheilhaft aus. Eine Compagnie des Bataillons, bei dem er als Adjutant stand, suchte sich auf einem schmalen Damm dem Dorfe zu nähern, auf das schon mehrere vergebliche Angriffe von der Chaussee her gemacht waren, sah sich aber plötzlich und unerwartet aus dem Hinterhalt eines seitwärts gelegenen Wäldchens von Scharfschützen angegriffen und zugleich in der Fronte von einer feindlichen Batterie bedroht. Die Schützen konnten aus ihrem Versteck mit Sicherheit zielen und hatten offenbar die Ordre erhalten, die Officiere ins Auge zu fassen, denn schon bei der ersten Salve fielen der Hauptmann und zwei Zugführer, von mehreren Kugeln zugleich getroffen. Die an so ernstliche Begegnisse noch nicht gewöhnten Soldaten wurden unruhig, verloren einen Augenblick die Fassung und drängten, ohne energische Führung gelassen, auf dem schmalen Wege zurück, bald einen kampfunfähigen Knäuel bildend. Die Scharfschützen verlegten den Rückzug und schon entwickelten sich vom Dorfe her Truppenmassen, um den Angriff von vorn zu verstärken. Die ganze Schar schien der Vernichtung geweiht; jede Hilfe der andern Compagnien mußte zu spät kommen. Da faßte der Adjutant von Rabner einen schnellen Entschluß, verabschiedete sich kurz von seinem Major, der selbst am Eingange des Dorfes beschäftigt war, spornte sein Pferd zu einem Sprunge über den breiten Chausseegraben, jagte querüber an den schmalen Wiesenrainen entlang, setzte über Hecken und Zäune und erreichte, nachdem sein Pferd kurz vorher auf dem morastigen Terrain eingesunken und gestürzt war, zu Fuß den Damm, von einem lauten Hurrah der Soldaten empfangen, die seinen waghalsigen Ritt beobachtet hatten und sich von neuem Muthe belebt sahen.

Er übernahm sofort das Commando der Compagnie und stellte durch schnelle und sachgemäße Befehle die gelockerte Ordnung her, unterstützt von einem der jüngeren Officiere, der zwar ebenfalls verwundet war, aber sich nicht für kampfunfähig erklären wollte. Im dichtesten Kugelregen formirte er, indem er eine kurze Strecke seitwärts nach dem Dorfe zu die Unterofficiere vorzog und die Rotten mit Distancen eintreten ließ, zwei starke Tirailleurzüge, feuerte dieselben mit einigen kurzen Worten zum Kampf an, sprang selbst voran über den Graben und nahm die Richtung auf das Wäldchen, dessen Säuberung die Hauptaufgabe war. Die wenigen hundert Schritt bis dahin waren nicht leicht zu passiren; bald hier bald dort blieb ein Mann im weichen Boden stecken, und auch die Kugeln der feindlichen Schützen verfehlten nicht immer ihr allerdings jetzt unbequemes Ziel. Aber ohne erhebliche Zögerung ging's vorwärts, und nun eröffneten auch auf ein gegebenes Zeichen zu gleicher Zeit die Tirailleurs ihr Feuer, indem sie sich enger zusammenschlossen. Und dann gab der Anführer das Commando: „Marsch, Marsch!“ und im Sturmschritt warfen sich die braven Jungen auf das Wäldchen, jeder seinen Mann ins Auge fassend. Es folgte ein furchtbares Handgemenge, und der Kolben bekam Arbeit. Aber die Erbitterung war zu groß, als daß der Kampf lange hätte dauern können; die aus ihrer gedeckten Position geworfenen Schützen zogen sich eiligst zurück, verloren bald gänzlich den Schutz der Bäume, suchten vereinzelt das Weite, fielen oder wurden gefangen genommen. Keine Viertelstunde war vergangen, und die emsige Schar konnte sich zum Siege gratuliren.

Aber viel blieb zu thun. Jetzt erst blickte Arnold nach dem Damm zurück, auf welchem er die halbe Compagnie verlassen hatte. Man war auch dort thätig gewesen, den Damm von den Todten zu räumen, die Verwundeten aus dem Bereich der Schußlinie zurückzuschaffen und aus der kampffähigen Mannschaft zweier Züge einen festen Körper zu formiren, der hinter sich die aus dem Wäldchen Rückkehrenden aufnehmen konnte. Aber schon näherte sich vom Dorfe her auf der schmalen Straße eine Colonne, und neuer Kampf war unvermeidlich, wenn man nicht die so eben gewonnenen Vortheile gänzlich aufgeben wollte. Arnold war nicht im Zweifel, was zu thun sei, und auch die Soldaten dachten wohl an den Rückzug. Von der andern Seite des Dorfes her dröhnten die Kanonen lauter, ein Zeichen, daß der Angriff verstärkt wurde; das Treffen war gewonnen, wenn man dem Feind mit Erfolg in den Rücken fallen oder auch nur einen Theil seiner Streitmacht hier beschäftigen konnte. Ohne zu fragen, ob Unterstützung zu erwarten sei, gab der Führer den Befehl zum Vormarsch. Schon bei dem Rückwege vom Wäldchen her, hatte er sein scharfes Augenmerk auf das Terrain seitwärts des Dammes geworfen. Ein breiter Quergraben, an welchem der Feind vorüber mußte, hinderte denselben, sich seitwärts vom Damm auszubreiten. Arnold gab ihm, indem er den Eifer seiner eigenen Leute zurückhielt, Zeit, die auf der Hälfte des Weges liegende Brücke zu passiren, kam ihm dann aber zuvor, verließ mit dem größten Theil seiner schon erprobten Streiter den Damm, gewann nach großer Anstrengung hundert Schritte seitwärts festen Boden und den Schutz einer dichten Hecke, schritt hinter derselben vor und faßte den Feind mit einem wohlgezielten Schnellfeuer aus den vortrefflichen Gewehren so mächtig von der Seite, daß sich in wenigen Minuten die Situation völlig umkehrte und der Schrecken, der kurz vorher die Compagnie erfaßt hatte, nun in die Reihen des Feindes getragen wurde. Das Signal zum Rückzuge wurde gegeben, aber auf der engen Brücke stopften sich bald die durch ununterbrochenes Gewehrfeuer vom Damm und von der Hecke her beunruhigten Massen; endlich brachen die schwachen Dielen unter der Last und die Verwirrung wurde dadurch noch vergrößert. In diesem Moment meldete ein Unterofficier, daß der Quergraben an einer gewissen Stelle versumpft sei und sich leicht werde überschreiten lassen, wenn man etwas Strauchwerk hineinwerfe. Die Faschinenmesser kamen sofort in Bewegung, ein Theil der Hecke wurde abgeholzt, zehn oder zwölf Leute nahmen die Bündel auf und gingen damit voran. Ehe der Feind sich dessen versah, hatte er den Gegner im Rücken und vor Augen. Aber noch hielt er muthig Stand, auf die große Ueberlegenheit seiner Streitkräfte trotzend. Da ertönte aus den Reihen der Kameraden jenseits der Brücke ein jubelndes Hurrah. Arnold ließ sich auf die Schultern zweier Soldaten heben, um eine weitere Aussicht zu haben — „Muth, Muth, brave Jungen!“ rief er, „unsere zweite Compagnie rückt uns auf dem Damm nach. Nochmals Schnellfeuer und dann vorwärts, damit sie uns in Arbeit findet!“ — Bei solcher Aussicht auf Erfolg wich alle Ermattung aus den Gliedern. Vergebens versuchte sich der Feind durchzuschlagen; sobald die Verstärkung anlangte, ging's zum Angriff vor; nach einer halben Stunde war der Sieg entschieden, und die vereinigten Compagnien rückten in das Dorf ein.

In Folge dieser glänzenden Waffenthat, die der General zu schätzen wußte, wurde Arnold von Rabner, der aus mehreren leichten Wunden blutete, nicht nur sofort zum Premierlieutenant befördert, sondern auch mit der vorläufigen Führung der Compagnie betraut, die er durch sein muthiges Eingreifen vom Verderben gerettet und zum Siege geführt hatte.

Arnold übergab noch an demselben Morgen der Feldpost einen mit Bleifeder geschriebenen Brief an seinen Vater, in welchem er die Ereignisse des blutigen Tages kurz schilderte und seiner Freude über diesen ersten Sieg lebhaften Ausdruck gab. Eine kleine Einlage an seine Mutter enthielt nur die wenigen Worte: „Gedenke Deines Versprechens, jetzt bitte ich selbst darum!“ (Fortsetzung folgt.)

Fruchtlese in Ungarn.

Herbst ist's!

Die goldenen, sonnigen Tage lachen hernieder auf die mit Blumen und Früchten reich geschmückte Erde Ungarns. Der schwarze Humusgrund saugt die noch immer heißen Strahlen reichlich ein, oder der gelbe Sand und Lehmgrund der Straßen spiegelt und glitzert förmlich von dem hellen Scheine wieder!

Auf den Höhen und in den Tiefen blinken aber eigenthümlich an einzelnen Stellen helle Farben — es sind die Früchte, welche von



Auf einem ungarischen Fruchtmarkte. Originalzeichnung von Wilhelm Hahn.

der Sonne beschienen wiederglänzen und einer ganz schmucklosen, ebenen Gegend einen herrlichen Reiz verleihen!

Da ist der Mais mit seinen gelben, zuweilen auch rothen, glatten, wie vom feinsten Firniß glänzenden Fruchtkolben, die aus perlenähnlichen Körnerzeilen zusammengesetzt sind, eine Länge von einem Schuh und noch mehr erreichen und von Blättern blosgelegt werden, um rascher zu reifen und schon auf dem Stocke zu trocknen.

Selbst die Aehren ähnlichen Büschel auf der mehr als klafterhohen Maisstaude mit ihren palmenähnlichen langen Blättern glitzern und blinken im Sonnenscheine, wenn der Wind sie neigt, vor- und rückwärts bewegt. In manchen Gegenden erreicht die Maisstaude sogar eine Höhe, daß sich die Reiter darin verstecken können, und in Kriegen waren die Maisfelder gefährliche Hinterhaltsorte. In ruhigerer Zeit bergen sich darin auch die „Betyaren", die Pferde-, Schaf- und Rinderdiebe, ja die „szegény legények", die „armen Bursche", oder „armen Gesellen", wie sie der Volksmund nennt und sie sich selbst gerne bezeichnen; wie aber das Gericht sagt und der bedauernswerthe, geplünderte Reisende: die Räuber!

Wer will in einem solchen engen Staudenwalde, welcher sich stundenweit hinzieht und über dem Kopf des Reiters zusammenschlägt, ihn suchen oder ihm folgen? Man muß mit den Himmelsrichtungen wohl vertraut sein, um nach einem kurzen, raschen Vorwärtsdringen nur wieder herauszufinden!

Die nächste blinkende Frucht sind die Kürbisse und Melonen. Die Kürbisse haben alle Farbenabstufungen vom tiefsten Grün bis zum hellsten Gold und purpurnen Roth. Sie liegen auf der Erde im heißen Grunde, sie füllen entweder die Zwischenräume, welche die Maisstauden lassen, oder haben, wie die Melonen, eigene weithingedehnte Felder für sich. Im ersteren Falle werden rasch zu rechter Erntezeit die Stauden weggebrochen, damit die Sonne vollends das Walten habe, und dann glänzen die Globusse nahezu wie die Spiegelkugeln in den Ziergärten, daß man sie weithin sieht.

Die ungarische Wassermelone, gewöhnlich von mehr als einem Fuß Durchmesser, mit ihrer glatten, grünglasigen Schale, glänzt wie ein Spiegel und concentrirt, von rechter Stelle gesehen, förmlich einen großen Brennpunkt. Die goldige Zuckermelone, von geringerer Größe, übt mit ihrer Farbe jedoch einen besonderen Reiz.

Dann kommen die schillernden Perlen der Trauben, wo die Höhen sich hinziehen, und die bunten, faustgroßen Pfirsiche, deren Bäume meist zwischen den Weinstöcken stehen.

Und vollends ein Bild der buntesten Farbenpracht liefern die Apfel-, Birnen- und Zwetschengärten.

Gärten? Dies Wort trifft nicht mehr, man muß zuweilen von Wäldern sprechen! Daß der Eigenthümer jeden Gast nach Belieben darin schmausen, seine Taschen füllen läßt, ist selbstverständlicher Gastfreundschaftsbrauch. Und es liegt an dem Gebahren der Gäste gar nichts! Ist ein gesegnetes Jahr, so denkt der Bauer, müde des Sammelns der zur Erde fallenden Früchte und des Scheidens der reifen von unreifen, der beschädigten von unbeschädigten — es sei am besten und klügsten, er lasse seine Ferkel sich recht satt essen und laben, und man kann diese Vierfüßler bequem tagaus, tagein in solchen Hesperidengärten lustwandeln sehen und unablässig thätig in dem Berufe ihres Daseins.

Der Spötter, welcher sie in solchen Gärten oder auf den Kartoffelfeldern sieht, wohin sie zur sorgsamen Nachlese gesendet werden, nennt sie „ungarische Studenten", weil sie immer ernst und emsig mit dem Kopfe schütteln und suchen und forschen. Muß doch der bäuerliche Stolz und der Unwille gegen die prunkenden Studiosen, sowie der fremde Satyriker, seine Opfer haben!

Aus den Zwetschen, wie aus den Resten der Traubenpresse wird Branntwein gebraut, nicht minder aus dem „Kukuruz", wie der Mais landesüblich heißt. Dieser wird auch gesotten und gebraten zur Menschennahrung; ebenso werden die Kürbisse gebraten und auch zu Gemüse verwendet, ähnlich den Rüben. Der Zwetschengeist ist der in allen Landen berühmte „Slibowitz" (Slibo = Zwetsche).

Bringt nun der reiche Herbst mit all seinem Jahressegen diese Früchte, dann tritt die Sorge auf, sie zu verwerthen.

Es ist ein herrliches Reisen zu solcher Jahreszeit. Die Früchte werden dem Reisenden förmlich in den Wagen geschüttet. Um eine Kleinigkeit Geldes hat er in Hülle und Fülle, sei es an süßen Trauben, sei es, was das Land mit seinem reichen Segen ringsum bietet.

Die niederen Volks- und Arbeiterclassen kennen wochenlang zu solcher Zeit nichts anderes, als Früchtenahrung. Es ist förmlich ein neapolitanisches Bild, die zerlumptesten Kerle schwelgen zu sehen an riesigen, lachenden, honigsüßen Traubenklumpen, oder zu bemerken, daß der Proletarier, auf dem Boden hingekauert, hingestreckt, sein Messer wühlen läßt in dem purpurnen Fleische der Wassermelone, oder der goldigen Fülle der Zuckermelone, wie sie Fürsten in der Ferne nur selten ihren Tafeln prunkend als Zierde zu geben vermögen!

Der Früchtemarkt im Herbste, erfüllt mit dem fast überströmenden Segen dieser Gewächse, muß nun ein prächtiges, eigenthümliches Bild bieten, wie es überhaupt in dem noch nicht anderen Culturstaaten gleichen Ungarn alle öffentlichen Schauspiele zeigen, wenn man einen Markt eben so nennen kann.

Tagelang ziehen die Bauern mit ihrem Ochsen- und Pferdegespann oder Eselkarren durch den weichen, schwarzen Humusgrund oder Pflugsand und Lehmboden dahin, aus den kleinen, meilenweit zerstreuten Dörfern und Gehöften, um den Markt zu erreichen.

Dort gibt es nicht immer Geld für die Waare. Der Kaufmann wird ein schmuckes Tüchlein und Tuch geben, oder Wolle zum Spinnen, auch Leinwand, kurz, — was das Haus braucht.

Die Vorbereitungen zu einem solchen Markte sind sehr bald und rasch gemacht. Da braucht es keine Buden, wie etwa in Leipzig zur Messe, keine Markthallen, Zeilen und Abtheilungen. Jeder läßt sich nieder, wo es ihm gefällt und beliebt.

Der wohlhabende Bauer kommt mit Gespann, und es macht einen seltsamen Eindruck, ganze Wagen voll Zwetschen, Trauben, Melonen, Aepfeln rc. zu sehen. Diese sind oft nur Muster und Proben, der Bauer erzählt den Käufern, er habe daheim noch so und so viele Ladungen, und contrahirt dann für deren Lieferung.

Die Söhne Israels sind es in Ungarn, welche fast ganz den internationalen Handelsverkehr, kurz alle Kaufgeschäfte besorgen. Es ist merkwürdig, solche „Dorfjuden" zu hören, sie sprechen deutsch, magyarisch, slavisch, wallachisch, eine Sprache so geläufig wie die andere, und reden, schreien, zanken, handeln mit allen Leuten ringsum in einem fort, ohne sich zu unterbrechen, ohne in dem Sprachenmischmasch in Verlegenheit zu gerathen.

Die ungarischen Dörfer sind oft von mehreren Nationalitäten bewohnt; oft hat das nächste Dorf schon eine ganz andere Sprache, und auf einer Meile oder mehreren im Umkreise trifft man nicht zwei gleichsprachige Dörfer: neben Schwaben Slovaken u. s. w. Wo diese Stämme in einem Dorfe leben, spielen die Kinder auf der Straße miteinander und sprechen schon mehrere Sprachen durcheinander, zanken und schäkern in allen Abwechslungen, ohne Schwierigkeit — Ungarn ist das polyglotteste Land Europas!

Langen nun die Marktkaravanen aus allen Dorf- und Himmelsgegenden an, so wird wegen des Marktstandortes wenig Federlesens gemacht. Die nur ihr eigenes Sitzgefäß und ihre eigenen Beine zu versorgen haben, wählen das erstbeste Plätzchen. Und die Früchte erst aus den Körben zu schütten, oder, wenn man sie im Kleinen verkaufen will, erst auf ein zierliches, vielleicht frischgewaschenes Tuch zu breiten, ist nicht nöthig. Auf den nackten Boden hin wird die Frucht gelegt, ist sie doch daraus herausgewachsen — was braucht es da noch anderer Umstände?

Der Bauer mit dem Wagen fährt nach der Straßenmitte auf, wo noch ein Plätzchen ist, spannt seine Pferde oder Ochsen ab, und ladet sie somit ein, sich's auf dieser Stelle so bequem zu machen, als nur möglich. Er schüttet auch ihr Heufutter vor sie hin, und so können sie inmitten der Menschen und des Marktgewühles leben, nach Belieben! Die Fremden hüten sich wohl, namentlich dem Rinde, mit den ungeheuer großen und so breit auslaufenden Gehörne, wie man es in keinem Lande sonst findet, nahe zu kommen.

Zuweilen ist Ueberfluß auf dem Markte und das Angebot stärker, als der Bedarf. Der Bauer wird also nicht schon an dem ersten Tage seine Waare und Ladung los werden. Er wird daher etwa ins „Hôtel" müssen? Bei einem Gastwirthe mit seiner Bäuerin oder Tochter und seinem Gespanne Zuflucht suchen? — Fällt ihm nicht ein! — Er wird unter den Wagen, zwischen die vier Räder, einen Mantel, eine Binsenstrohdecke breiten, und da wird sein Schlafgemach sein, bis das Morgenroth hereinbricht und mit diesem neuerdings das Marktgewühl.

Sind zwei mit dem Gefährte gekommen, so werden sie sicherlich nicht zu gleicher Zeit den Verlockungen des süßen Schlafes sich hingeben, eines von beiden wird immer wachen, denn die Näscher und

Diebe können alles brauchen, sowohl das Obst, als die Ochsen, ja den ganzen Wagen, und es ist schon vorgekommen, daß ein schlafseliges, unglückliches Bäuerlein aufwachte und sah in den hellen Himmel, anstatt in den dunklen Untergrund seines Wagenkorbes, und alle vier Räder und acht oder mehr Beine waren dahin — sie gingen und kamen niemals wieder!

Tropft etwa der Regen schwer hernieder, so wird das Einschlafen unter dem Wagen desto verführerischer; und je schlechter das Wetter, desto anhaltender muß ja der müde Bauer in seinem improvisirten Hôtel „zu den vier Rädern" verweilen.

Die armen Thiere stehen oder lagern und hängen die Ohren und träumen von dem heimatlichen Stalle!

Für die Besucher aus der Bauernfamilie ist der Markttag ein Festtag. Lange gehegte Pläne sollen da zum Durchbruche und zur Erfüllung kommen. Das weibliche Geschlecht zieht gerne mit dem männlichen, weil auf dem Markte das gelöste Geld sofort für die längst ersehnten Haus- oder Putzsachen verwendet werden kann.

Die Mädchen werden schäkern und Anbeter finden, die lange Weile des Harrens auf Käufer wird verkürzt und versüßt werden durch Neuigkeiten aus der Ferne, durch Schmeicheleien in der Nähe; und zum Schlusse sind ja immer Zigeunermusikbanden in der Nähe, entweder im Wirthshause, oder auf dem nächsten geeigneten freien Grunde, um ein Tänzchen zu wagen und in jubelnder Lust einen „Csardas" auszubrausen!

Das Pärchen im Vordergrunde unseres Bildes links zählt die erlösten Münzen und rechnet wohl nach, ob nebst jenem Dinge, das man bedarf und das gekauft werden muß, noch etwas für das Wirthshaus bleibt!? Zigeuner, welche zwischen den Reihen herumschleichen, haben rasch bemerkt, daß dort Münzen blinken. Sie eilen herbei mit ihren halbnackten, braunen Körpern und betteln. Die Herbstsonne Ungarns ist noch warm genug, um sie so wenig bekleidet wandeln zu lassen. „Wo ein Markt, da gibt's Hunde und Zigeuner!" sagt sprichwörtlich der Bauer. Wo Menschen nahen, die angebettelt werden können, da zeigen sich auch sofort, oder reisen eigens aus der Ferne hinzu — die Zigeuner! Sie werden wenig, selbst der kleinsten Kupfermünzen, in ihre Hand bekommen; aber Obst und zu essen, dies gibt gewiß jeder, der etwas hat, und vom Hungerleiden ist in solchen Zeiten bei keinem Menschengeschöpfe, und selbst dem allerärmsten, nicht die Rede.

Slave oder Magyare, wie sie dies Bild im Gemenge zeigt, sie geben. Die mit den halbkugelförmlichen Hütchen und den Schnüren darauf sind Kroaten oder Slovaken, die kühne Feder, der aufgewickelte Schnurrbart kennzeichnet die Magyaren.

Die Juden sind oft die ärgerlichste Last dem armen, zu Markte kommenden Verkäufer. Sie hängen sich an seinen Wagen, sie stürzen sich ohrenbetäubend über ihn, sie machen seine Waare schlecht und jammern über die erbärmlichen Zeiten; — sie zeigen ihm nur eine Rettung und Erlösung, diese ist ihr Preis!

Sie werden sich nicht gegenseitig überbieten in der Hitze des Gefechtes und der Eile; sie werden, anstatt den Preis zu verderben, sich lieber gegenseitig Abstandsgeld zahlen lassen — und so viel der Verkäufer sich auch ärgern, in seinen Erwartungen getäuscht sehen mag — er ist geliefert!

Unser Bauer inmitten des Bildes, hoch auf dem Wagen, scheint sich zu ärgern, die Anstürmenden von sich zu weisen oder ihnen auf andere Beispiele drüben zu deuten; vielleicht ist er auch pfiffig genug gewesen, sich um die Geschäfte der andern zu kümmern, weiß genaue Zahl der Anwesenden und ihre Preise, und die Nachfolger der Wüstenwanderer ärgern sich über das verdorbene mühselige Geschäft.

Hier in diesem Marktheile, welchen das Bild zeigt, ist für den Magen gesorgt — sogar Geflügel wird zugetrieben —; aber weiter drinnen im Dorfe oder Marktflecken, dort stehen dann die Tische der Hausirer zur Augenerquickung, dort baumeln an langen Schnüren bunte Tücher, Gewänder und Stoffe, künstliche Blumen und metallschimmernde Kränze an Kramläden; dort lebt auch der Wirth; und wer weiß, wozu die vorerst verkaufenden Leute all dies werden als Einkaufende bedürfen, zu Gräbern und Hochzeiten, für Sterbende und Auflebende, für Greise und Kinder, für Eltern und Brautpaare; — ist doch das ganze Leben nur ein fortwährender Jahr-, Wochen- und Tagesmarkt, in aller Welt, hüben und drüben des Oceans, allüberall, wo Menschen athmen, und hat es ja auch seinen ungestörten Fortgang mitten in einem Markte in Ungarn! A. Silberstein.

Entdeckungsreisen in der preußischen Monarchie.

Von Otto Glagau.

Durch die Ostpreußische Sahara. V. (Schluß.)*)

Die Oase. — Sturm in den Dünen. — Umgekehrte Wasserfälle. — Chaos von Sand und Finsterniß. — Optische Täuschung. — Alt-, Neu- und wieder Alt Pillkoppen. — Die Diluvialinsel im Alluvialmeer. — Steinbrücke im Haff. — Zwölfjähriger Sturm. — Das „Majorat von Rossitten". — Vier verschüttete Dörfer. — Ein vernageltes Dorf. — Wo See und Haff sich küssen. — Baumstumpfgespenster und ein unterseeischer Wald. — Wüste und Badeort. — Das Schicksal der Nehrung.

Um die Nehrung in ihrer wilden Schönheit und schreckhaften Erhabenheit kennen zu lernen, muß man sie im Aufruhr der Elemente sehen, wenn Meer und Sturm wie wahnsinnige Riesen gegen sie aufstehen, sie zu zerreiben, zu verschlingen drohen. Und der Anblick dieses Schauspiels ward mir vergönnt.

Als ich gegen Abend noch einen Spaziergang längs dem Haffufer von Nidden unternahm, fing der Himmel an sich zu beziehen, und unzählbare Scharen von Seemöven flogen mit gellendem Geschrei über das Haff. Es ist das ein untrügliches Zeichen des nahen Seesturms, und auch die Sonne verkündigte ihn, indem sie in einer blutrothen Glorie unterging.

Und was mit mir Jedermann erwartete, geschah. Schon in der Nacht, da ich in dem mächtigen, aus Krähenfedern gestopften Himmelbett des Gasthauses lag, weckte mich ein starker Wind und als ich mich morgens erhob, war er zum Sturm angeschwollen, der das ganze Gebäude in seinen Fugen wanken ließ.

Gleich nach dem Frühstück ging ich hinaus und wieder an das Haffufer. Unaufhörlich wallte der Sand über die Sturzdünen hinab; in der Ferne sahen die Sandmassen wie Wolken aus, die aus den Bergen aufstiegen, um sich in mäßiger Höhe wieder aufzulösen. Am Abhang der Düne saß ein Steinadler, den gesenkten Kopf ihr zugekehrt, Schwingen und Schweif in die Höhe gehoben. Erst als ich ihm auf Schußweite nahe gekommen, machte er sich auf, unwillig, wie es schien, über die Störung. Noch etliche Mal ließ er sich forttreiben, wobei er sich nie über die Düne erhob; die Masse des Gefieders mochte ihm hinderlich sein. Bald folgten Möven und Enten, die am Ufer saßen, in Scharen von hunderten und tausenden.

Um die See zu sehen, erstieg ich die gegen 200 Fuß hohe Hauptdüne, wo ich mich nur mühsam aufrecht erhalten konnte. Das Meer hatte die Farbe des schwarzbewölkten Himmels angenommen, es schien Land und Himmel verschlingen und sich selber vernichten zu wollen: so mächtig thürmten sich die Wogen auf, so wild stießen die klaffenden Wasserberge gegen einander und so laut donnerten sie gegen den schmalen Landstrich, den ich jeden Augenblick überfluthet zu sehen wähnte. Oft schien das ganze Meer nur ein weißschäumender Gischt, die ganze Nehrung nur eine aufwirbelnde Sandwolke. Zuweilen ließ sie sich aber auch wieder fast ihrer ganzen Länge nach übersehen, hob sich scharf und deutlich von Meer und Himmel ab, zwischen denen sie wie ein weißleuchtender Blitz oder auch wie eine weißschimmernde Riesenschlange auftauchte, um dann plötzlich in Dunkelheit und Wogengraus zu versinken. Obwohl sich das ganze Meer in empörtem Zustande befand, so ließ sich doch eine Scheidelinie ziehen zwischen dem brandenden, überall schäumenden Streifen nächst dem Lande und der hohen See, deren tiefes Dunkel durch eine wechselnde Reihe weißer Bänder aufgehellt wurde. Einen merkwürdigen Gegensatz zu dem empörten Meer bildete das Haff; inmitten dieses allgemeinen Aufruhrs lag es wellenlos und völlig ruhig da. Die Dünen hatten ihre schützende Hand über das Haff gebreitet und ließen den Sturm nicht herankommen.

Mich aber, der ich ihm auf dem Dünenkamm so dreist zu trotzen wagte, drohte er hinabzuwerfen, und so stieg ich lieber selbst hin-

*) S. Nr. 28. 29. 30. 32.

unter, wo die längs dem Strande sich fortziehenden Vordünen mich gegen seine Wuth etwas schützten. Den Sand freilich bekam ich aus erster Hand, sowohl von der Vor- als Hauptdüne. Die ganze Luft war mit feinem fliegenden Sand angefüllt, er drang mir in Augen, Nase und Mund und ich athmete ihn ein. Aber das Seltsamste war doch, ihn an der sanft geneigten Ebene der Hauptdüne hinaufließen zu sehen. Tausende von Sandbächen, nur etwa zwei bis drei Fuß breit, oft mit einander communicirend und sich dann wieder trennend, strömten bergan. Wo alte, mit Grasnarben durchzogene Dünenreste hervorragen, staut sich bisweilen der Sand, wolkenartig aufwirbelnd oder wie ein umgekehrter Wasserfall gen Himmel steigend, wobei dann die dunkle Kuppe für kurze Zeit unsichtbar wird.

Dann brachte der an Stärke zunehmende Sturm heftig schlagenden Hagel, der später mit Regen wechselte. Das wilde Wetter paßte zu der wilden Umgebung, zu den Dünenbergen, die sich wie Trümmer zerfallener Burgen ausnehmen; zu den hier und da freigewehten und halb aufgedeckten sogenannten Heidengräbern, wo allerhand Knochen, Haus- und Waffengeräth zum Vorschein kommen. Hagel, Sturm, Regen verursachten einen verworrenen Lärm, aus dem sich das Tosen der See nicht mehr heraushören ließ. Es wurde düster, so daß sich die lange Wellenlinie des mächtigen, kahlen Sandrückens von dem dunkeln Himmel kaum nur abhob. Wo die Vordünen eine Lücke ließen, leuchtete noch der Schaum der Wellen auf; dann folgten fast unwiderstehliche Sturmstöße, und ich sah nichts mehr als ein Chaos von Sand und Finsterniß. Schon fürchtete ich die Richtung verloren zu haben, da stolperte ich über ein junges Bäumchen und erreichte bald die Plantage von Nidden.

Endlich hatte ich gefunden, was ich brauchte: zwei kleine muntere Pferdchen, echte Nehrunger; eins für mich und das andere für meinen zugleich mit den Thieren angeworbenen Begleiter, der mich bis Rossitten bringen sollte. Es hatte Stunden gekostet, die Pferdchen auf der entfernten Weide einzufangen; das für mich bestimmte war mit einem alten Sattel und dem nothwendigsten Riemenzeug ausgerüstet, während mein Cicerone, ein 16jähriger, langaufgeschossener Bursche, nur auf einem zusammengelegten Getreidesacke saß und statt des Zaums einen hanfenen Strick in der Hand hielt. Dem stürmischen Tage war ein kühler aber heller Morgen gefolgt, und lustig trabten wir längs der Seeschälung. Vor uns trippelten Strandläufer, kleine grünbraune, zierliche Vögel, und weitab auf dem längs der ganzen Nehrung meist sehr flachen Seegrunde standen fischend große braune Möven.

Links abbiegend sah ich auf dem Anberge der Düne wiederum sehr deutlich, daß der Kamm der Nehrung zur Zeit des alten Waldes viel niedriger gewesen und mehrere hundert Schritte näher dem heutigen Seestrande gelaufen, daß somit die Landzunge allmählich höher geworden und nach Osten fortgeschritten ist. Während wir nun quer durch das Dünengebirge ritten, ich ganz sorglos mit träumerisch umherschweifenden Blicken, stutzte mein Klepper plötzlich wie vor einer Mauer und der Bursche stieß einen lauten Warnungsschrei aus.

„Was gibt's denn?" fragte ich verwundert.

„Sehen Sie denn nicht?" erwiderte er. „Sehen Sie nicht das große Loch vor Ihren Füßen? — Zurück, oder Sie stürzen hinunter!"

Ich rieb mir die von dem grellen Sonnenlicht und dem weißleuchtenden Sande flimmernden Augen, aber ich sah nur eine fast völlig ebene Fläche mit schwacher Einsenkung in der Mitte.

Ich meinte, der Junge wolle mich narren. Um mich zu überzeugen, ergriff er einen in der Nähe liegenden trockenen Zweig und steckte ihn vor der Stelle, wo wir hielten, in den Sand. Dann hieß er auch mich absteigen und, die Pferde am Zügel leitend, machte er rechtsum und führte mich in verschiedenen Krümmungen eine Schlucht hinunter. Hier angelangt, blickte ich empor und sah nun in hoher Höhe den Zweig fast senkrecht über mir stehen. Er stand am Rande eines wohl 150 Fuß tiefen, ganz steil abfallenden Abgrundes, von dem mich oben nur noch ein paar Schritte getrennt hatten. Die blendend weiße Farbe des Sandes und das grell von ihm abprallende Sonnenlicht hatten mich die steile Seitenwand völlig übersehen, sie als eine horizontale Ebene mir erscheinen lassen. Es ist dies eine optische Täuschung, welche die einförmige Umgebung erzeugt; eine der Gefahren, an denen die Wüste so reich ist.

Indem wir jetzt das Haffufer erreichten, näherten wir uns einer am Fuße der Sturzdüne ganz einsam stehenden Kiefer. Sie bezeichnet die Stelle, wo Neu-Pillkoppen gestanden, ein auch erst in diesem Jahrhundert verschüttetes Dörfchen. Als das etwa eine halbe Meile weiter gelegene alte Pillkoppen versandete, bauten sich die geflüchteten Bewohner hier an. Aber auch Neu-Pillkoppen ward von der Düne begraben und man gründete auf derselben Stelle, wo Alt-Pillkoppen gestanden, und die inzwischen wieder freigeweht dalag, das heutige, also bereits das dritte Pillkoppen.

Das heutige Pillkoppen liegt in einem Durchriß der an 200 Fuß hohen Dünenkette, nordwärts und südwärts von den himmelanstrebenden Sandbergen eingeschlossen und belagert, unterscheidet sich aber durch schmuckes Aussehen gar vortheilhaft von den anderen Fischerdörfern. Die bunten Fensterladen, die kleinen Verzierungen an Haus und Hof, namentlich die Einzäunung der Gehöfte, die sonst fast durchgängig fehlt und den Ansiedlungen auf der Nehrung etwas Oedes und Wüstes verleiht — alles das deutet auf eine verhältnißmäßige Wohlhabenheit. In der That haben die Leute die beste Fischerei; sie können sie, bequemer als die Bewohner der anderen Orte, sowohl auf dem Haff als in der See ausüben, da nur eine sanfte Anschwellung das Dörfchen von dem Meere trennt. Dazu besitzen sie in nächster Nähe eine hübsche Weide für Pferde und Vieh, eine Annehmlichkeit, die auf der Nehrung nicht hoch genug anzuschlagen ist und deren sich außer ihnen nur noch die Rossitter erfreuen.

Nachdem wir die Pferde und uns selber etwas erfrischt hatten, ritten wir fürbaß. Wie auf der vier Meilen langen Strecke von Schwarzort bis Nidden nur die ärmlichen Fischerhütten von Perwelk und Preil anzutreffen sind, so ist auch auf dem drei Meilen langen Wege von Nidden bis Rossitten das Dörfchen Pillkoppen der einzige bewohnte Ort. Dazwischen nur Wasser und Sand.

Ein um so köstlicheres Labsal für Auge und Herz gewährt das endliche Auftauchen von Rossitten; sein Anblick dünkt uns noch märchenhafter, als das plötzliche Erscheinen des Hochwaldes von Schwarzort. Schon ¾ Meile davor sehen wir, am Haffufer trabend, von Zeit zu Zeit die längs dem Seestrande sich hinziehende Plantage mit dem dunkeln Grün ihrer Erlen und Fichten zwischen den davor liegenden blendend weißen Sandgehängen durchschimmern, verschwinden und wieder trostvoll grüßen. Und jetzt betreten wir das Dorf, die einzige wirkliche Oase in der 15 Meilen langen Wüste. Eine Menge stattlicher Häuser und Scheunen, aus Bäumen und Gebüsch freundlich hervorblickend, von Obstgärten umschlossen; dahinter fruchtbare Wiesen und höher gelegene Aecker, zum Theil sogar mit Weizenboden, und im Vordergrunde eine weite Bucht des Haffs, wo eine ganz ansehnliche Flottille von Keutelkähnen schaukelt.

Rossitten ist der größte, freundlichste und wohlhabendste Ort auf der ganzen Landzunge. Hier residirt auch der Beherrscher von Haff und Nehrung, der die verschiedensten Aemter in seiner Person vereinigt, denn er ist Oberfisch-, Rent- und Postmeister. Das ganze Leben in Rossitten unterscheidet sich naturgemäß von dem in den übrigen Dörfern. Die Einwohner sind mehr Ackerbauer als Fischer, denn jene Aecker und Wiesen breiten sich fast eine halbe Meile lang aus. Hinter ihnen zieht sich längs dem Seestrande und der Vordüne die erwähnte Plantage hin, welche südwärts vom Dorfe bei den sogenannten Korallenbergen beginnt und wohl über anderthalb Meilen lang ist. Ueber dieser schattigen, wohlangebauten Oase, wo sogar Linden, Weißdorn, Haseln und Rosen grüßen, vergißt man die Wüste.

Aber das Eiland ist auch eine wirkliche Diluvial-Insel inmitten des alluvianischen Sandmeeres, und sie existirte lange vorher, ehe die Landzunge mit ihren Dünen sich bildete. Das erkennt auch der Laie sofort an dem soliden lehmigen und mit erratischen Blöcken bestreuten Boden. Die größten derselben bilden einen geschlossenen, etwa 150 Schritte breiten Zug, der nordöstlich bis ans Haff fortstreicht und hier eine unübersehbar lange Muschelbank unterbricht. Was die Tradition behauptet, hat die Wissenschaft bereits erwiesen: Einst bildete Rossitten die Spitze einer andern diluvianischen Landzunge, die sich von der jenseitigen litthauischen Küste quer durch das heutige Haff bis an die See hinzog. Sie wurde von dem Memelstrom, der bisher seine Hauptmündung weit südlicher hatte, durchbrochen, und das nun insulare Rossitten verlandete einerseits mit dem samländischen Festlande, andrerseits bildete sich durch Reaction der Ostsee gegen die jetzt nach Nordwesten gerichtete Strömung des Niemen und des Haffs ein weiterer Zug von

Rossitten bis Sandkrug. So entstand eine neue vorwiegend **alluvianische** Landzunge, die heutige Nehrung.

Der Beweis dafür ist ein Steinlager, das von der nordöstlichen Spitze Rossittens auf dem Grunde des Haffs bis nach der jenseitigen litthauischen Küste, bis zu der sogenannten Windenburger Ecke, einer dort vorspringenden Landspitze, fortläuft. Beide Landspitzen liegen, in einer Entfernung von vier starken Meilen durch das Haff getrennt, sich gerade gegenüber, sind genau gegen einander gekehrt und weisen genau dieselben Steinblöcke und denselben Diluvialmergel. Das Steinlager auf dem Grunde des Haffs fühlen die Fischer mit ihren langen Stangen, und bei niedrigem Wasserstande tritt es auf Ruthenweite nackt und bloß hervor. Wenn östliche Winde wehen, ist die steinige Küste von Rossitten allgemein gefürchtet. Das Memeler Dampfboot geht an solchen Tagen, um nicht auf die Steine zu gerathen, wohl eine Meile weit an ihr vorüber, und die sonst stattfindende directe Verbindung mit Memel oder Königsberg ist dann aufgehoben, indem die Fischer mit ihren Booten sich nicht hinauswagen. Uebrigens ist die Strandküste von Rossitten nicht weniger gefährlich als die Haffküste. Auch dort zeigt sich das Steinlager, geht gleichfalls noch eine Strecke weit in die See hinein und bringt manchem Schiff Verderben und Untergang.

Nach der Sage hat sich die große Haffrevolution im 12. Jahrhundert vollzogen, in Folge eines Sturmes, der zwölf Jahre aus demselben Himmelsstrich wehte. Thatsache ist's, daß, als die deutschen Ordensritter im 13. Jahrhundert nach Preußen kamen, die Nehrung sich schon gebildet hatte. Doch war sie damals reich bewaldet, wohl angebaut und stark bevölkert; erst später stiegen die Dünen aus dem Meere und begruben Wälder, Felder und Dörfer.

Nahe dem Steinriff am Strande soll ein Schloß gestanden haben, die Zwingburg, wo der berüchtigte „Strandvogt von Rossitten" sein böses Wesen getrieben. In diesem angeblichen Schlosse läßt auch E. T. A. Hoffmann seine Spukgeschichte: „Das Majorat von Rossitten" spielen. Sicherer ist's, daß sich auf der Nordostspitze ein Ordensschloß erhoben, dessen Trümmer nun im Haff liegen. Heute warnt hier eine Leuchte den Schiffer vor den Steinblöcken.

Bei Rossitten erreicht die Nehrung ihre größte Breite, welche hier über eine halbe Meile beträgt, doch zusehends sich verringert. Auch die Diluvialinsel ist gefährdet. Die größere südwestliche Hälfte ist schon lange vom Dünensande bedeckt, und noch stetig wird die Oase kleiner und kleiner. Denn während das Haff von der einen Seite an dem fruchtbaren Boden nagt und nur die Steinmassen als Marken der früheren Grenzen übrig gelassen hat, drohen von der Seeseite her die Sturzdünen der hohen Bruchberge, die nur eine Kette kleiner Teiche noch trennt, mit dem alle Cultur vernichtenden Flugsande.

So eben habe ich, weiter wandernd, die Oase verlassen; kaum trennen mich tausend Schritte von ihr, aber wie ich umwende, um ihr noch einen Abschiedsblick zuzusenden, ist sie bereits verschwunden. Von dem saftigen Grün, von den Feldern und Wiesen, Häusern und Gärten ist nichts mehr zu entdecken; wieder umfängt mich die Wüste.

Vor mir zieht sich der lange halmlose Sandrücken der jetzt nur noch 100 Fuß hohen Dünenberge hin. Rechts, gegen die See hin, stehen die letzten Ausläufer der Kiefernschonung von Rossitten, links öffnet sich ein schmaler Durchblick auf die Fläche des Haffs. Vor diesem Durchriß, hart am Fuße der sanft aufsteigenden Höhe und erst vor kurzem wieder freigeweht, zeigen sich die Spuren zweier ehemaligen Hausstellen; noch ist die Lage der Schwellen und der das Fundament bildenden Balken zu erkennen, während der Vordergrund mit menschlichen Schädeln und Knochen besäet ist.

Wieder ein untergegangenes Dorf, wieder ein aufgedeckter Kirchhof! Hier stand Kunzen, ein blühender Ort mit einer Kirche und vierzig Bauerhöfen; ein Wald von Eichen, Erlen und Linden zog sich bis Rossitten hin. Im Jahre 1836 siedelten die letzten Bewohner dorthin über.

Kaum eine Meile weiter ruhen unter den „Weißen Bergen" in kurzer Entfernung von einander drei andere Dörfer. Ueberall deckt der Wi d Mauerreste, glasirte und buntbemalte Topfscherben, Nägel und Angelhaken, das verschiedenste Haus- und Fischergeräth auf.

Die vor Schwarzort beginnende etwa 10 Meilen lange Hauptdüne hört als solche bereits in der Gegend von Rossitten auf und wird von da ab durch einzelne, wenig zusammenhängende Sandberge ersetzt, die zwei Meilen weiter gleichfalls endigen, worauf der Rest der Nehrung den Charakter der Ebene annimmt.

Von den fünf eigentlichen Dörfern, welche sich noch auf der Landzunge befinden, ist Sarkau das letzte und unter ihnen das ansehnlichste. Dazu erscheint es wie todt und ausgestorben. Die Thüren und Fenster der elenden Hütten, welche mitten im Sande liegen und vergebens unter einigen dünnbelaubten Weidenbäumen Schatten suchen, sind zum größten Theile mit Brettern kreuzweise vernagelt, und die Häuser wirklich verlassen. Ihre Bewohner sind die Fischernomaden der Nehrung.

Jenseits des Dorfes liegt ganz vereinsamt die Kirche, gleichfalls von den vier auf der Nehrung befindlichen Gotteshäusern das dürftigste und gebrechlichste. Im Innern sieht man zwei Kanzeln, eine nach der Haffseite und eine nach der Seeseite zu. Der Prediger besteigt sie nach Maßgabe des gerade wehenden Windes; er muß den Wind im Rücken haben, da ihm sonst der durch das hölzerne Gebäude dringende feine Sand in die Augen stäubt. Der Sand weht beständig herein und bedeckt schon zollhoch den Boden. Der Pfarrer von Rossitten besorgt auch zugleich die hiesige Gemeinde, die jedoch während acht Monaten im Jahre für ihn so gut wie gar nicht existirt. Erst wenn die Sarkauer im Spätherbst heimkehren, kommt er herüber, um die inzwischen nöthig gewordenen Kindtaufen und Trauungen auf einmal vorzunehmen.

Wie die Nehrung bei Rossitten ihre größte Breite erreicht, so ist sie nördlich von Sarkau am schmalsten. Kaum tausend Schritte nur um wenige Fuß den Wasserspiegel überragenden Sandbodens trennen an dieser Stelle die beiden großen Gewässer. Schon mehrfach hat bei Sturmfluten die See hier ins Haff übergeschlagen, und trotz der schon frühzeitig angelegten und sorgsam unterhaltenen Schutzdämme ist ein völliger Durchbruch zu befürchten. Das aber wäre der Anfang vom Ende, denn damit begänne die Zertrümmerung der Nehrung.

Noch südlicher und ebenso einsam wie die Kirche liegt der Krug von Sarkau, wo ein einkehrender Fremder heute zu den Seltenheiten gehört. Eine Strecke weiter folgt die alte verfallene Posthalterei, deren unförmlicher, geschwärzter Schornstein gespenstisch aus den zu guterletzt noch durch einen Brand zerstörten Ruinen aufragt, gleichsam ein grotesker Meilenstein der ehemaligen Poststraße nach Memel; und nun beginnt ein Wald, der den Rest der Nehrung einnimmt, sich $1\frac{1}{2}$ Meilen weit bis Kranz erstreckt.

Mitten im Walde und wieder nahe dem Haffufer liegt die Försterei Grenz; und diese Lichtung war noch vor 300 Jahren eine der wenigen kahlen Stellen auf der Nehrung, alles übrige bewaldet und angebaut, während heute das umgekehrte Verhältniß stattfindet. Zwischen Sarkau und Kranz befand sich damals die berühmte Falkenhaide, wo eine Menge der schönsten Falken gefangen wurden. Die Hochmeister des deutschen Ordens benutzten sie als Geschenk an fremde Fürsten, namentlich an solche, welche den angekauften Rheinwein zollfrei durch ihr Gebiet passiren ließen.

Eine Meile von Kranz fällt das Seeufer steil ab. Unter dem jetzigen Walde, der nur eine sehr schwache Humusschicht gebildet hat, lagern, wie sich hier deutlich erkennen läßt, wieder die Schichten des ältern Waldes und des Urwaldes. Der ältere Wald zeigt noch eine Reihe von Baumstümpfen, die wie Gespenster aussehen und dem Wanderer wunderliche Geschichten aus vergangenen Tagen erzählen. Auch auf dem Seegrunde stehen noch viele solche Stümpfe; sie ragen gegen die Oberfläche des Wassers hinauf und sind sämmtlich durch die Macht der Wellen oben halbkugelförmig abgerundet.

Und jetzt haben wir das Ende der merkwürdigen Landzunge erreicht. Als Pendant zum Sandkruge auf ihrer Spitze stehen hier an der südlichen Grenze, wo Wald und Nehrung aufhören, aber noch von den Bäumen halb verdeckt, drei kleine elende, fensterlose Buden, die den bezeichnenden Namen Lausendorf führen. Die Kranzer Badegäste spazieren oft hierher und können das Stück Waldromantik nicht genug bewundern. Sie sehen nur die malerisch hervorblickenden Hütten, ohne daran zu denken, daß hinter ihnen arme Holzschlägerfamilien Sommers wie Winters ihr erbärmliches Dasein fristen.

Und wie man aus dem belebten, geschäftigen Memel unmittelbar in die Wüste tritt, ebenso tritt man an diesem entgegengesetzten Ende der Nehrung unmittelbar aus der Wüste wieder in eine großstädtische, mit allem Comfort, Luxus und sogar Raffinement ausgestattete Welt. Aus dem Sarkauer Forst kommt man in die zierlichen

Anlagen der Plantage und aus diesen in die mit modernen Villen und Hotels geschmückten Gassen von Kranz. Es ist das bedeutendste Seebad an der ost- und westpreußischen Küste und allsommerlich wohl von 2000 Fremden besucht.

Dieser Contrast trat mir lebhaft vor die Seele, als ich eine Stunde später an der langen Tafel des großen Logirhauses saß, inmitten der schönen geputzten Damen und seinen duftenden Herren. Ich vergaß meine Umgebung und überließ mich den Erinnerungen an die Nehrung. Wieder beschäftigte mich die Frage nach ihrer Zukunft, nach ihrem Schicksal. Ist es eine bereits untergehende oder eine erst entstehende Welt? Wird sie eine Beute des Meeres werden, oder umgekehrt nebst dem Haff verlanden? Verschiedene Gelehrte behaupten das letztere, und ich will lieber ihnen als ihren Gegnern glauben. Sie behaupten: die unaufhörliche Neubildung und Wanderung der Dünen in das Haff sei schon der Anfang der Verlandung. Wenn all die Sandmassen über die Fläche des Haffs sich vertheilt haben werden, werde daraus ein neues Vorland entstehen, das von den Strömen der Memel und Deime in mannigfachen Windungen durchschlängelt und von ihrem Schlick alljährlich befruchtet, dem Menschen als erstes Geschenk üppige Wiesen bringen werde. Die anscheinende Zerstörung sei also in Wahrheit die Heranbildung eines Höheren und Größeren.

Der deutsche Walter Scott.

Von Dr. A. Vollert.

Im Jahre 1823 und 1824 erschien in Berlin ein Roman: „Walladmor. Frei nach dem Englischen des Walter Scott von W....s". Der Roman enthielt die Dedication: „Walter Scott Baronet, widmet diese Uebersetzung seines neuesten Werkes ehrfurchtsvoll der Uebersetzer" und ferner einen eigenthümlichen Brief an Walter Scott, in welchem es hieß: „Sir! Ungewöhnlich mag es zwar sein, aber doch nicht unerhört, daß der Uebersetzer dem Autor des Originals die Uebersetzung dedicirt, und da vorliegende Uebersetzung, wie er sich schmeichelt, nicht zu den gewöhnlichen gehört, so nimmt auch der Uebersetzer des Walladmor sich diese ungewöhnliche Freiheit 2c. 2c. Sollte Ihnen nun meine Uebertragung im Gegensatz zu den freien Bearbeitungen zugesagt haben, so würde ich mich sehr geschmeichelt fühlen, wenn Sie etwa von Ihrem nächsten Roman wiederum eine Abschrift des Manuscripts mir durch diese Buchhandlung zusendeten, für welchen Fall ich hier vor männiglich in bester Form Rechtens bekenne und mich verpflichte 1. die Copialien pünktlich zu erstatten, 2. nach bester Kraft Prosa und Poesie zu übersetzen, daß Ihr großer Name nicht durch den Uebersetzer in Unehre gerathe, 3. zu aller möglichen Liebe, Freundschaft oder Hochachtung, insofern oder jenachdem Sie selbige anzunehmen würdigen."

Die Geschichte des neuen Romans spielte an der Küste von Wales und war kurz folgende: Der Squire Sir Morgan Walladmor läßt den Sohn einer Fischersfrau, weil er ein todeswürdiges Verbrechen begangen, hängen. Die Mutter raubt, um sich zu rächen, die dem Squire geborenen Zwillingsknaben, den einen übergibt sie einem Schleichhändler, um ihn zum Schmuggler und Seeräuber zu erziehen, den andern wirft sie von einem vorspringenden Felsen der Burg hinab ins Meer. Das Kind rollt an einer schrägen, mit Moos bewachsenen Wand sanft hinunter und bleibt am Leben. Matrosen des Schleichhändlerschiffes, welche dort in einem Kahne gelandet sind, fangen es auf und nehmen es mit zu ihrem Capitän. Dieser schickt den einen Knaben nach Deutschland, wo er als Waise erzogen wird, der andere bleibt auf dem Schiffe und wird ein gefürchteter Pirat. Beide Brüder treffen, ohne sich zu kennen, bei einem Schiffsbruche zusammen und retten sich auf derselben Tonne, beide kommen nach Wales, beide bewerben sich um die Liebe Ginievras, der Nichte des Squires. Es folgen die sonderbarsten Verwicklungen, bis endlich das Räthsel gelöst wird. Sir Morgan Walladmor entdeckt in dem Haupte der Schleichhändler seinen Sohn, dieser verläßt England und sein Bruder wird Ginievras glücklicher Bräutigam.

Man erkennt sofort, daß der Stoff denen, die Walter Scott bearbeitet hat, täuschend ähnlich ist, aber auch die Hauptfiguren können für Walter Scottische gelten. Der biedere, warmblütige Squire erinnert unwillkürlich an den gastfreien Udaller Magnus Troil, den Walter Scott in den Piraten schildert, die beiden Brüder, Nichols und Bertram, finden wir in Walter Scotts Cleveland und in dem gleichnamigen Bertram, der im Guy Mannering auftritt, wieder, die schöne Ginievra ist das Abbild von Brenda Troil, Lucia Bertram und anderer Heldinnen bei Walter Scott, das wahnsinnige Fischerweib, die tolle Gillie aber ist der Meg Merrilies im Guy Mannering, der Mutter von Madge Wildfire im Kerker von Edinburg und der Norne in den Seeräuber wie aus den Augen geschnitten.

Der Walladmor fand allgemeinen Beifall, die zahllosen Leser und Verehrer des großen Schotten hielten ihn für sein Werk. Der Walladmor ward ins Englische, Französische und Schwedische übersetzt, er erschien überall unter dem Namen Walter Scotts und überall, auch in England, glaubte man daran, daß Walter Scott der Verfasser sei. Als verlautete, daß ein junger, bis dahin unbekannter deutscher Dichter den Roman geschrieben habe, hielt man es für eine Fabel, und der Verfasser hatte noch mehrere Jahre später Mühe, seine Vaterschaft zu beweisen, so z. B. wollte sich ein Buchhändler in Stockholm, bei dem er seinen Walladmor fand, durchaus nicht davon überzeugen lassen, daß ein anderer als Walter Scott dies Werk verfaßt haben könne. Schon 1825 erschien eine zweite Auflage mit einem Vorwort von Wilibald Alexis. Er erwähnt darin einer Recension im London Magazine, die höchstwahrscheinlich von Walter Scott selbst herrührt und in der es unter anderem heißt: „Wahrlich dies ist die kühnste Mystification unserer Zeit! Das mystificirte Deutschland lachte, weil es nicht wußte, daß es mystificirt worden war, und es lachte von neuem, als es erfuhr, daß man es mystificirt hatte u. s. w. Wir befinden uns in den Händen eines vortrefflichen Künstlers, der großartige Situationen zu erfinden und zu schildern versteht u. s. w. Komme zu uns herüber nach London, du lieber deutscher Schelm, wir wollen dir die Hand schütteln und bei einigen Tonnen edeln Weines wirst du noch eine neue Anschauung von uns gewinnen. Wir wollen dir einige unserer schottischen, irischen und englischen Freunde vorstellen, die mit Vergnügen an deinem nächsten Schelmenstück theilnehmen, ja sich zu einer ganzen Reihenfolge solcher lustigen Streiche verpflichten werden."

Für die denkenden Leser war der Schleier des Geheimnisses aufgedeckt, man wußte nun, daß Wilibald Alexis — oder wie er eigentlich hieß: Wilhelm Häring — der wahre Autor war.

Wilhelm Häring, der Sohn eines preußischen Kanzleidirectors wurde am 29. Juni 1798 zu Breslau geboren. Seine Familie stammt aus der Bretagne, von wo seine Vorfahren vor den Dragonern Ludwigs XIV fliehen mußten. Härings Großvater trug noch ganz den bretagnischen Typus, und in der Schädelbildung und den Gesichtszügen des Enkels haben die Schüler Galls den Bretagner ebenfalls wieder erkennen wollen. Der Großvater ließ sich in Soldin in der Neumark nieder, verwandelte seinen französischen Namen „Hareng" in den deutschen „Häring" und widmete sich dem Gartenbau und der Obstbaumzucht. Der Vater unseres Dichters schlug die Laufbahn des Beamten ein, er war in Breslau ein geachteter und von seinen Vorgesetzten geschätzter Mann, der leider frühzeitig starb. Härings Kindheit fiel in eine ernste, schwere Zeit, er erinnert sich noch als Greis daran, wie er mit Mutter und Schwester in einem Klosterkeller Schutz suchte, während Breslau belagert wurde und draußen die Kanonen donnerten.

Der junge Häring wollte studiren und bezog das Werdersche Gymnasium in Berlin. Als aber im Jahre 1815 Napoleon Elba verließ und die Heere der Verbündeten von neuem gegen ihn marschirten, trat der 17jährige Jüngling als Freiwilliger in die Reihen der preußischen Armee und nahm als Jäger des berühmten Regimentes Colberg an dem Feldzug von 1815 und an den Belagerungen der Ardennenfestungen Theil. Er selbst hat nachmals seinen Marsch beschrieben. Wir erfahren, daß er in seinem Tornister nicht bloß Chocolade und Tafelbouillon, welche die sorgsame Mutter eingepackt, sondern auch die Nibelungen mitnahm. Sie begleiteten

ihn durch Deutschland und Frankreich und er brachte sie unversehrt, freilich auch ungelesen, wieder mit in die Heimat.

Nach Berlin zurückgekehrt studirte Häring erst dort und später in Breslau die Rechte. Er begnügte sich indes nicht, die Fachcollegien fleißig zu hören, sondern besuchte auch die geschichtlichen und philosophischen Vorlesungen eifrig und knüpfte schon damals Beziehungen zu Friedrich v. Raumer und Ludwig Tieck an. Nachdem er das Staatsexamen bestanden hatte, arbeitete er als Referendar beim Criminalgericht in Berlin. Wenn eine Mittheilung aus dritter Hand richtig ist, hat er zu den trocknen juristischen Arbeiten nicht sonderlich viel Geschick gezeigt und ist in späterer Zeit öfter damit geneckt worden, daß ein Vorgesetzter ihn für seinen schlechtesten Referendar erklärt habe.

Unter dem Namen Wilibald Alexis, der ihm im Kreise seiner Studiengenossen beigelegt worden war, veröffentlichte Häring im Jahre 1820 ein scherzhaft idyllisches Epos: „Die Treibjagd“, und bald darauf verschiedene Novellen. Diese poetischen Arbeiten zogen die Aufmerksamkeit namhafter Männer auf sich, insbesondere interessirte sich der Dichter de la Motte Fouqué, der hochgefeierte Sänger der „Undine“, für das Talent, welches sein Scharfblick sofort erkannte. Er und andere redeten Häring zu, den Vorsatz, mit dem er sich trug, auszuführen und die ehren-, aber auch dornenvolle Laufbahn eines deutschen Schriftstellers einzuschlagen. Er gab den Staatsdienst auf und widmete sich den Musen, was er, wie wir gesehen haben, nicht zu bereuen hatte. Denn wer es verstanden hatte, den berühmten Schotten so treu zu copiren, der mußte ungewöhnlich begabt sein. Wilhelm Häring war durch diesen kecken und gelungenen Wurf, der in der neuern Literaturgeschichte kaum seines Gleichen hat, der Held des Tages, der Mann der Mode geworden. Er hatte erreicht, daß alle Welt von ihm sprach und Jedermann seinen Walladmor las.

Im Jahre 1827 erschien „Schloß Avalon,“ wiederum unter derselben, jetzt freilich durchsichtigen Maske Walter Scotts. Der Roman behandelt ein Stück englischer Geschichte aus der Zeit Karls II, es treten in ihm Personen auf, deren Namen noch heute, zwei Jahrhunderte später, theils mit Abscheu, theils mit Ehrfurcht in Großbrittanien genannt werden: der schwache, tyrannische Karl II, der finstere, grausame, bigotte Herzog von York, der bluttriefende Oberrichter Jefferies, der leichtsinnige, aber ritterliche und liebenswürdige Herzog von Monmouth, der edle Lord Russel, dessen Haupt unter dem Beile des Henkers fiel, und andere werden historisch treu geschildert. Wenn das Werk trotz seiner Vorzüge nicht so durchschlagenden Erfolg hatte wie der „Walladmor“, so mochte es daher kommen, daß Häring darin zwar noch immer Walter Scott nachahmte, aber nicht mehr mit der Absicht, den Roman für einen Walter Scottischen auszugeben. Er bewegte sich bereits freier, seine Eigenart trat mehr hervor, und so kam es, daß Schloß Avalon eine gewisse Doppelnatur zeigte, es war keine Copie eines Romanes von Walter Scott und doch auch keine vollständige Frucht eigener Selbstständigkeit.

Häring schrieb um jene Zeit für verschiedene Zeitschriften und Taschenbücher Novellen, die später als „gesammelte Novellen“ und als „neue Novellen“ erschienen sind. Etliche davon, insbesondere die unter Friedrich dem Großen spielen, können noch heute mustergültig genannt werden.

Auch in Theaterstücken versuchte sich Wilibald Alexis. Wir nennen in dieser Beziehung: den „Prinzen von Pisa“; den „verwunschenen Schneidergesellen“ und aus einer späteren Periode: „Die Krone von Cypern“; „Excellenz“ und den „Salzdirector“.

Zu Ende der zwanziger Jahre verband sich Häring mit Friedrich Förster. Beide begründeten das Berliner Conversationsblatt, welches im Jahre 1830 mit dem Freimüthigen vereinigt wurde. Die Anforderungen, die man jetzt an ein derartiges kritisches Organ stellt, erfüllte das Blatt allerdings nicht, aber damals war es ein geachtetes, geistvoll redigirtes Journal.

Im Jahre 1826 machte Häring eine größere Reise nach dem südlichen Frankreich, seine Hauptstationen waren: Paris, Orleans, Tours, Lyon, Avignon, Montpellier, Marseille, Toulon. Ueber Nizza kehrte er heim und schilderte, was er erlebt, in seinen „Wanderungen im Süden.“ Merkwürdig ist, daß er bereits vor 40 Jahren in Nizza die Stimmung französisch fand; „die Einwohner wollen gern für Franzosen gelten und sehnen sich hinüber nach dem Lande, mit welchem sie geographisch verbunden sind,“ lesen wir bei ihm. Wie lebendig und treffend die Städte und die Landschaften in jenem Buche gezeichnet sind, wird man erkennen, wenn wir die Stelle wiedergeben, in denen Häring ein Bild von Marseille entwirft.

„Ein amphitheatralischer Felsenhafen, der tief hineindringt in die italienische Stadt. Der Orient hat hier der europäischen Küste einen Bruderkuß gegeben, und ein afrikanischer Hauch weht über die nackte Felsenstadt ohne Grün. Der Sinn wird schwindlich vor diesem Wald von Masten. Carthago scheint neu zu leben, schwarze Mohren, braune Mauresken, der gelbe Spanier, der tiefgefurchte Araber aus Aegypten, Turbane neben Hüten, Mützen neben Kaftans. Was die Natur nicht gab, ersetzt die Betriebsamkeit. Der Obstmarkt prangt von Blumen und Früchten, noch jetzt, im späten Herbste, Nelken, Rosen, Veilchen, die Papageien schreien an jedem Fenster, und man zupft mich rechts und links am Aermel, einen Affen zu kaufen.“

Im Jahre 1827 trat Wilibald Alexis mit einem Sohne des hochangesehenen französischen Academikers Ampère und zwei anderen Freunden eine Reise nach Scandinavien an, die gleichzeitig beschlossen und ausgeführt wurde. In Kopenhagen machte Häring die Bekanntschaft des Dichters Oehlenschläger. Er fand in ihm einen edeln, hochgewachsenen, schönen Mann. Der weiche, sanfte Charakter drückte sich nicht allein in der wohlklingenden Sprache, sondern auch in den Gesichtszügen aus.

An dem alten Schloß von Helsingör vorüber, welches mit seinen Thürmen, Giebeln und Mauern aus dem Wasserspiegel in gothischer Majestät heraustritt, vorbei an Hamlets Garten und an Hamlets Grab, segelte das Schiff nach Gothenburg. Die Reisenden besahen den Trollhettafall und den Wenersee, besuchten Christiania und wanderten von da durch ein hohes Gebirgsland zwischen mit ewigen Schnee bedeckten Pics und längs nie vom Strahl der Sonne getrockneten Hochmorästen durch die Hedemark und Guldbrandsdal über Dovre Field nach Drontheim. Nach etlichen Tagen Aufenthalt in der alten, durch die Poesie vielfach gepriesenen Stadt an der Bucht des Nordmeeres überstiegen sie die Gebirge, welche Norwegen von Schweden scheiden, drangen vor bis an die Grenze der Lappmark und zogen am Fuße des Aneskuta hin über den Kalasee an den bottnischen Meerbusen, dann südwärts durch Dalekarlien nach Stockholm. Hier trennten sich die Reisegefährten; Häring reiste, nachdem er sich in Stockholm und Upsala gründlich umgesehen hatte, durch Södermannland nach Weriö und Ystadt, von hier nach Berlin zurück. Seine „Herbstreise durch Scandinavien“ (Berlin 1828) ist das Beste, was er als Reiseschriftsteller geleistet hat. Wir stellen sie weit über die „Wiener Bilder“ (Leipzig 1833) und die „Schattenrisse aus Süddeutschland“ (Berlin 1834). Einzelne Partien sind im höchsten Grade schwungvoll, andere, z. B. die Scene in der Lappenhütte, so charakteristisch, daß wir das Buch, dem auch Alexander von Humboldt das verdiente Lob gespendet hat, jedem zur Lectüre empfehlen können, der über Natur, Sitte und Volksleben in Schweden und Norwegen sich unterrichten will.

In den 30ger Jahren schlug unser Dichter neue Bahnen ein. Er veröffentlichte zwei Romane: „Haus Düsterweg“ und „Zwölf Nächte,“ in denen sich eine trübe, schwermüthige Stimmung spiegelt, wie sie unter den Dichtern der sogenannten jungdeutschen Richtung damals herrschend war. Zum Glück wandte er sich von diesem Irrgarten der Poesie schnell und für immer ab und betrat ein Feld, auf welchem er sich bleibenden Ruhm erwarb, das Feld des vaterländischen Romanes. Im Laufe der Jahre von 1832 bis 1856 hat Häring sieben Romane geliefert, deren Stoff der preußischen Geschichte entlehnt ist. Wir berichten darüber nicht nach der Zeitfolge ihres Erscheinens, sondern nach den geschichtlichen Perioden, in welchen sie spielen.

Den Reigen eröffnet hiernach der „falsche Waldemar“, den der Dichter selbst für seine gelungenste Dichtung erklärt hat. Die Worte, die gewissermaßen als ein Glaubensbekenntniß oder richtiger als ein Schlüssel zu Härings Werken an der Spitze stehen, lauten: „Weil ich Euch brandenburgische Geschichten erzähle, was kümmere mich, rufen wohl einige, der deutsche Adler? Den solle ich fliegen lassen und im Lande bleiben. Ich kann's nicht. Denn Brandenburg war nur ein Glied, ein theures Glied, meine ich, und will's Gott, soll es bleiben, des großen deutschen Körpers. Und was den zerreißt, zerreißt es mit, und was den erhebt, erhebt es mit. Ich erzähle Euch brandenburgische Geschichten aus alter Zeit, aber ich meine, es sind

deutsche Geschichten, denn was Brandenburg litt, das litt das deutsche Reich auch. Es griff sein Herz an und es zehrte das innerste Blut. Die Untreue und die Falschheit, die schlaue Kunst doppelzüngiger Rede und schöner Worte um schlimme Dinge, daß die Völker getäuscht wurden, hub damals an, und was die Großen thaten, wirkte auf die Kleinen zurück." Die Mark Brandenburg war nach dem Aussterben der Ascanier vom Kaiser den Herzögen von Baiern verliehen, aber Kurfürst Ludwig von Baiern verweilte lieber in Tyrol, was ihm seine Gemahlin Margarethe Maultasch zugebracht hatte, als in den öden, unwirthlichen brandenburger Landen. Hier entbrannte Fehde auf Fehde und das Volk schaute sehnend zurück in die vergangene Zeit, wo die Nachkommen Albrechts des Bären und zuletzt der kriegerische Waldemar scharfe Zucht gehalten und zum Segen des Landes regiert hatten. Da hieß es plötzlich: der Markgraf Waldemar sei nicht gestorben, sondern nach Jerusalem gepilgert und nun heimgekehrt. Es war ein schlauer und gewandter Mann, der sich für den Verstorbenen ausgab und diesem so ähnlich, daß ihn viele glaubwürdige Männer wiedererkannten. Er verstand die Kunst, die Herzen zu gewinnen und wußte um viele Geheimnisse, deren sich nur die Vertrauten des alten Markgrafen erinnerten. Vom Kaiser Karl IV. unterstützt, fielen ihm Ritter und Städte zu, es schien, als sei die Mark für die Baiernfürsten verloren, aber das Glück wendete sich, Ludwig der Römer, den sein Bruder zum Mitregenten angenommen hatte, zog mit Heeresmacht heran, der Kaiser sagte sich los von dem verwegenen Müllergesellen, der mit so großem Geschick den Fürsten gespielt, sein Markgrafenthum sank zusammen gleich einem Dunstgebilde, und der falsche Waldemar starb 1355 zu Dessau, auch nach seiner Niederlage hochgeehrt, im Wohlstande und von vielen für echt gehalten.

Diese Episode der brandenburgischen Geschichte ist der Gegenstand des Häringschen Werkes, welches ein geachtetes Journal noch vor zwei Jahren den ausgezeichnetsten historischen Roman Deutschlands nannte. Und in der That sind alle Hauptfiguren darin meisterhaft gezeichnet. Der Held bleibt bis zur letzten Seite in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt, wir scheiden von ihm, ohne recht zu wissen, ob der Mann echt war oder unecht und doch gibt der Dichter einzelne Winke, wes Standes der Markgraf war: so als er in Berlin die Streitigkeiten wegen der Mühlen am Mühlendamm untersuchte und plötzlich frug, ob die Mühlknappen mit der Schärfe oder mit dem Rücken ihres Streichbrettes strichen und auf diese Weise ermittelte, daß die Mahlgäste betrogen wurden, indem die Müller statt mit der glatten Seite mit dem krummen Rücken über die Metze strichen, in das Maß hineinfuhren und viel Mehl mit herausholten.

Der schlaue Kaiser Karl IV, der ritterliche Kaiser Günther von Schwarzburg, die Herzöge von Baiern und Sachsen, der Graf von Anhalt, der kluge Erzbischof Otto von Magdeburg werden historisch treu geschildert und wahr, ja prophetisch ist es, wenn er sagt: „Die Mark Brandenburg ist groß geworden, nicht durch Metallschätze, die unter der Sandscholle aufleuchteten, nicht durch hundertfältige Frucht goldener Aehren, nicht durch den Handel, der die Schätze der Welttheile an ihre Küsten verschlug und durch ihre Flüsse führte; sie ward groß durch die Ausdauer im Unglück: daß ihr Volk, geschlagen und getreten, ins Elend getrieben und halb vernichtet, sich immer wieder sammelte und in alter Kraft auftrat und den Glauben nicht verlor an seinen Gott und dessen Ruf. Da weckte denn die Noth, wenn sie am ärgsten war, die rechten Helfer. Da wuchsen Helden auf in Stahl und Eisen, aber mehr noch Helden darin, daß sie heller als ihre Zeit erkannten, was ihr Noth that. Mit scharfem Messer schnitten sie in die Wunden und warfen das böse Fleisch aus, taub gegen das Geschrei derer, die riefen, es sei doch ihr Fleisch. Ihr mächtiger Ruf drang zu den Herzen, ihre Stimme sammelte die Besten um sich, und es waren der Guten und Unverzagten dann immer noch mehr als der Schlechten und Kleingläubigen. So mit Verstand und Einsicht stattete der Herr diese Retter ihres Volkes aus, daß ihr Blick weiter sah, als ihr Arm reichte, und der Geist war mit ihnen. Sie fanden Mittel da, wo man glaubte, alles sei erschöpft und ausgebeutet ꝛc. — Solche Aerzte und Helfer erhoben sich in dem Lande Brandenburg wie in dem Staate Preußen. Nicht aller Bilder sind in Erz und Stein geprägt, nicht aller Namen klingt im Liede wieder; darum ist es aber nicht minder Pflicht, dieser Führer und Herzöge in Ehre und Liebe zu gedenken, denen wir es verdanken, daß wir ein deutsches Volk blieben und ein deutsches Reich wurden."

Der Dichter Fouqué hat die märkischen Bauern „so zäh wie ihre Fichten und so spitz wie ihre Tannennadeln" genannt, Wilibald Alexis läßt den Kaiser Karl IV. im falschen Waldemar an eine knorrige, abgestutzte Kiefer schlagen und zu seinem Begleiter in die Worte ausbrechen: „Sieh, dem Baum haben sie mit der Axt die Aeste abgehauen, gekappt haben sie ihn und Nägel hineingetrieben und sein Fleisch, seine Wurzeln klammern sich nur im Sande fest. Du meinst, er ist todt. Aber laß die Herbstregen seine Wurzeln wieder netzen und die Frühjahrssonne den Stamm erwärmen, so treibt er wieder junge Schößlinge und grünet fort; es ist ein guter Stamm, voll gesunder Säfte. So ist auch das Volk, das auf diesem Sande wuchs. Ich wollte viel damit thun; es sollte ein großes Volk werden in Deutschland, wäre es meines."

Der „Roland von Berlin" ist derjenige Roman, dem wir den ersten Preis zuerkennen würden, wenn es unseres Amtes wäre, Preise zu vertheilen. Wir stellen ihn noch über den falschen Waldemar. — Es ist wieder ein Jahrhundert vergangen und die Burggrafen von Nürnberg sind die Herren der Mark Brandenburg. Friedrich I. hat mit starker Hand den raublustigen Adel gebändigt, die Burgen der Ritter sind zerbrochen und knirschend haben sie sich ein eisernes Landfriedensgesetz aufzwingen lassen. Jetzt herrscht Friedrich der Andere, seine Aufgabe ist es, die Städte zu demüthigen und dadurch das landesherrliche Regiment fest zu begründen. Der Kampf der beiden zwieträchtigen Nachbarstädte Berlin und Köln an der Spree mit dem Kurfürsten und sein Sieg wird uns im Roland von Berlin in der anziehendsten Weise beschrieben. In Johannes Rathenow, dem Bürgermeister von Berlin, verkörpert sich die alte Herrlichkeit der Städte und ihre Macht, er ist der entschlossenste Gegner seines Fürsten, weil er die Rechte der Bürger vertheidigt und seine Stadt nicht unter das Joch des Markgrafen beugen lassen will. Man kann es nicht ohne tiefe Rührung lesen, wie der Ehrenmann von Berlin und Köln, für deren Wohl er sein Alles einsetzt, verlassen wird, wie der Hader zwischen beiden, zwischen Geschlechtern und Zünften am innern Marke zehrt, wie Eifersucht und Neid die Bürger gegen ihren besten Freund aufwiegeln, wie endlich der Kurfürst Herr wird und Johannes Rathenow mit gebrochenem Herzen aus den Thoren zieht.

Der „Roland von Berlin" zeichnet sich aus durch eine große Menge sehr gelungener Schilderungen der Natur in der Mark. Wir heben davon nur die eine heraus: „Ach schon zu Mitsommers Zeiten, wenn der Himmel klar ist und die Mittagssonne niederbrennt auf die Kiefern und die Haidefelder, ist die Einsamkeit gar schaurig. Wenn sich so kein Lüftchen regt und die Kiefern schwitzen Harzdüfte aus, die die Sinne befangen und die Wespen und Bienen summen um die violetten Haideblüten. Und ringsum weit kein Ton als der Specht, der gegen die Stämme hämmert und dein eigener Fußtritt, lieber Wandersmann, der auf den glatten Kiefernadeln glitscht und der Sand ist so heiß und du kommst nicht weiter. Dann wird dir recht bange in der märkischen Haide und du horchst, wenn ein Lüftchen geht und die Kieferwipfel wiegt, wenn die ausgedörrten rothen Stämme knarren und ein Eichhörnchen von Ast zu Ast raschelt. Dein Gaumen ist trocken und du beißest in die Spitzen der frischen Kiefernadeln, die eine betäubende Würze haben. Es ist aber keine Erquickung. Und das Wasser, wenn dein Auge es wo sieht, ist auch keine Labung. Roth, grün und gelb schillert es aus der Tiefe entgegen, von Schilf und Binsen umkränzt und weiße Mummeln schwimmen auf dem tückischen Wasserspiegel und darunter singen die Frösche einen unheimlichen Gesang. Es wird da alles unheimlich, aber das süße Mährlein weilt hier nicht.

„Und ist's schon so im Mitsommer, wie erst im Herbst, wie im Winter, wo das sparsame Laubholz sein grün Kleid abgeworfen und der Sturm die braunen Blätter über die Haiden fegt! Der klare, frische, frostige Wintertag, das ist freilich ein Weihnachtsfest und auch die Haiden feiern es mit. Da strecken aus der weißen Schneedecke die Kiefern ihre dunkelgrünen Arme und Häupter empor und schütteln sich in Hoheit. Aber es ist nicht immer Weihnachten im Winter. Das Himmelslicht ist mit düsteren Schneewolken gedämpft, es rieselt kalt und naß herab, es droht unheimlich, und kalte Stürme reißen durch die Wolken und peitschen sie. Dann ist's in den Haiden schauerlich, und wen der Wind treibt und der Schnee ereilet und er hat den Weg verloren und sucht nach einem Obdach, das er nicht weiß und die Nacht kommt über ihn, dem sei Gott barmherzig!"



Wilibald Alexis.

Aber auch Genrebilder finden wir darin, die voll Humor sind und uns höchlich ergötzen. Es gibt nichts Behaglicheres als Herrn Niclas Perwenitz, den Rathsherrn von Brandenburg, wie er sich mit dem in die Busenkrause gesteckten weißen Handtuche zum Essen an den runden Eichentisch setzt: „Er hastete nicht die Gottesgabe herunter als ein Gierhals, nein, er nahm sich Zeit und liebäugelte mit jedem Bissen, und so oft er ein Kibitzei aufdrückte — und alle Welt weiß, daß es nirgend bessere gibt als in Brandenburg — sprach er von Natur und Gott und Vaterland, daß, wer's hörte, viel lernen konnte. Und die Rebhühner und Waldschnepfen, wie geschickt zerlegte er sie mit der Hand und dem Messer! Und sehen hätte man ihn sollen, wie er einen Oderkrebs aufzehrte und blieb nichts über als die Schaale, und kam keiner ihm gleich, so an Schnelligkeit als an Reinlichkeit. Bei Hofe, wenn er dort aß an den Landtagen, bewunderten ihn auch alle und die gnädige Kurfürstin ließ ihm einmal eine ganze Schüssel Krebse vorsetzen und er war schneller damit fertig als die andern mit ihren Tellern. Und keiner hatte es so manierlich gemacht. — Nun, daß er auch zu trinken verstand, wer hätte das bezweifelt an einem deutschen Manne. Aber er goß nicht die Gottesgabe über die Lippen, wie so mancher Ritter, der's nicht anders thut, als wie man Wasser über ein brennend Haus gießt. Er schmeckte, was er trank, auch wenn er die Augen zu hatte. Und in seinem Keller da lagerten Schätze wie nur in Bremen im Rathskeller. Darum nannte man ihn den feinsten Mann in den Marken. Aber kein Kelchglas leerte er, auch wenn er allein war, denn er trank es einem zu; und wenn keiner da war zum Anstoßen, so stieß er das Glas an die Flasche und wußte allezeit hübsche Trinksprüche."

Die „Hosen des Herrn von Bredow" führen uns in das 16. Jahrhundert. Sie zerfallen in zwei Stücke: Hans Jochem und Hans Jürgen, die erste, und: Der Wärwolf, die zweite Abtheilung. Beide spielen unter der Regierung des gelehrten, kraftvollen Kurfürsten Joachim I., der oft das Gute verwirft, weil es nicht in seinem Kopfe entsprungen ist. Wir werden eingeführt in die gewaltigen Kämpfe der Reformation und in die tragischen Kämpfe im kurfürstlichen Hause. Die neue Lehre dringt vor und Joachims Universität in Frankfurt vermag sie ebensowenig zu bezwingen als

sein Schwert. Hier bricht die Macht auch des Hohenzollern zusammen, sein Weib fällt ab von ihres Gatten Glauben, sie flieht vor seinem Zorn nach Sachsen, seine Kinder neigen hin zu Luthers Lehre und der alternde Fürst sieht voraus, daß sein Sohn ein Zeuge des Evangeliums sein wird.

Wir halten die „Hosen des Herrn von Bredow" für die dritte Perle in dem Siebengestirn von Härings vaterländischen Romanen und sehen auch hier die geschichtlichen Helden umgeben von gemüthlichen, humoristisch gezeichneten Personen, wie Gottfried von Bredow, den Besitzer der berühmten Familienhosen, seinen treuen Knecht Kaspar und die rührige Burgfrau von Hohenzinitz. Wie im Leben selbst, so wechseln auch in diesem Buche Ernst und Scherz, traurige und lustige Zeiten und Geschichten. Dorothe, die letzte Gemahlin des großen Kurfürsten, versetzt uns wieder in ein neues Jahrhundert. Ein Recensent bemerkte: „Häring habe die weißen Strahlen des Schlaglichtes, in das er seine Heldin gerückt, mehr der verklärenden Abendröthe seiner Phantasie als der grauen Beleuchtung der Geschichte entnommen." Wir können dem nicht beistimmen, der Dichter hat nur, wie bei dem falschen Waldemar, unentschieden gelassen, was endgiltig die Geschichte auch heute noch nicht entschieden hat. War die Kurfürstin wirklich das Ungeheuer, welches dem Stiefsohne Friedrich den Giftbecher reichte, um ihrem leiblichen Sohne den Kurhut zu verschaffen? Wir können es nicht beantworten, und Wilibald Alexis ist von einem richtigen Tacte geleitet worden, als er den Leser im Ungewissen ließ. Der große Kurfürst ist bereits ein alter Mann, nur selten bricht die Natur des Löwen heraus, aber gerade diese seltenen Lichtblicke sind Meisterzüge. Wir sehen den kurfürstlichen Hof in zwei feindliche Lager getheilt, wir begegnen den Alchymisten, den Gelehrten, und dem General Derfflinger und zwei aufgehenden Gestirnen: Danckelmann und Leibnitz. Wenn uns dennoch nicht so recht wohl und warm um das Herz wird, so liegt der Grund wohl darin, daß die Luft, die wir athmen, mit Lüge und List und Gift angefüllt ist.

Den Cabanis halten viele für den besten Roman von Wilibald Alexis. Friedrich der Große ist der Mittelpunkt, die Zeiten des siebenjährigen Krieges, vor allem das Lagerleben, sind in dieser Weise noch niemals beschrieben worden, und das Lied, welches Häring Friedrichs Krieger singen läßt, ist noch jetzt ein volksthümliches Soldatenlied. Ein hochgestellter Officier sagte uns kurz nach dem Feldzuge von 1866, es sei kein anderes so gern und so viel gesungen worden als:

Friederikus Rex, unser König und Herr
Der rief seine Soldaten allesammt ins Gewehr,
Zweihundert Bataillons und an die tausend Schwadronen
Und jeder Grenadier kriegte sechzig Patronen.

Nun Adjö Lowise, wisch ab das Gesicht,
Eine jede Kugel die trifft ja nicht,
Denn träf' jede Kugel apart ihren Mann,
Wo kriegten die Könige ihre Soldaten dann?

Die Musketenkugel macht ein kleines Loch,
Die Kanonenkugel ein weit größeres noch.
Die Kugeln seind alle von Eisen und Blei
Und manche Kugel geht manchem vorbei ꝛc. ꝛc.

Man hat vielfach vergessen, daß dieses Lied von Wilibald Alexis stammt, selbst jener hohe Officier wußte es nicht, deshalb wollen wir es hier unter Anführung von 3 Probeversen notirt haben.

„Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" ist derjenige Roman, der uns am wenigsten zusagt. Die Periode, welche der Zerschmetterung des preußischen Staates im Jahre 1806 voranging, scheint uns kein geeigneter Stoff für einen Dichter zu sein. Die Jammermenschen aus der Schule von Haugwitz, Lucchesini und Lombard erwecken nicht einmal Theilnahme, geschweige Begeisterung. Der alte Blücher sagte von den Leuten, die vor 1806 in Berlin den Ton angaben: „Es war eine boshafte Rotte niederer, verfluchter, an Leib und Geist kranker Faulthiere." Es kann nicht Wunder nehmen, daß ein Dichter, dessen Charaktere insgesammt historisch treu sind, nicht Blumen und Blüten hervorzaubern konnte, wo nur Moder und Verwesung war.

„Isegrimm" bildet gewissermaßen die Fortsetzung. Hier treffen wir die ersten Anfänge eines langsamen Aufschwunges. Wir leben in einer reineren Atmosphäre und sehen in der Zukunft die Morgenröthe eines neuen Tages. Nicht bloß feile, selbstsüchtige Menschen treten vor uns auf, sondern auch Lichtgestalten, denen unsere Herzen warm entgegenschlagen, an denen wir uns erquicken: so der Herr von Iltz, ein alter Edelmann von echtem Schrot und Korn, voll Vaterlandsliebe und Franzosenhaß, der Candidat Mauritz, ein Vertreter des Tugendbundes, und der Freiherr von Stein.

So hat Wilibald Alexis in seinen sieben historischen Romanen sieben großartige Bilder der preußischen Geschichte gezeichnet, jedes ist wahr und schön, jedes, mit Ausnahme der letzten beiden Werke, die von 1804 bis etwa 1808 spielen, repräsentirt ein Jahrhundert für sich und alle zusammen liefern ein unübertroffenes Gemälde von der Entwicklung des preußischen Volkes und Staates.

Eine Stimme aus dem Süden von Deutschland sagte von Härings Romanen mit Recht: „Es sind bunte Gemälde eines vergangenen Lebens, dessen derberes Flechtwerk mit den feineren Fäden unserer Tage verknüpft ist. Mannesmuth und Feigheit, Prahlerei und tiefer Ernst bewegen sich neben einander. Der Humor umflicht mit lieblich und wehmüthig tönenden Schellen den wirr verschlungenen Reigen. Mit der Geißel der Wahrheit, die in allen Zeiten gilt oder gelten sollte, schlägt der Narr ins Getümmel, und dazwischen erblühen hohe Wunderblumen der Leidenschaft, die göttlichen und irdischen Ursprungs zugleich ist."

Die Romane ruhen alle auf ernsten, eingehenden Studien. Man sieht ihnen an, daß sie nicht die Kinder einer Laune, eines flüchtigen Nachdenkens sind, wie zahllose Romane und Novellen unserer Tage, sondern Früchte einer sauren, jahrelangen Arbeit. Die Personen und die Situationen sind nichts weniger als empfindsam und weich, sondern wahr und gelegentlich derb. Der Leser muß mit durch Brand und Blut, durch Feuer und Schwert, durch Hinterlist und Tücke, aber er findet auch köstliche Ruhepunkte voll Zartheit und dichterischer Schönheit. Nicht ohne Grund ist daher geäußert worden: „Häring gleicht nicht der Sensitive, der Lieblingsblume der Gegenwart, die vor jeder rauhen Berührung ängstlich den Kelch zusammenschließt. Wenn man ihn einer Blume vergleichen will, ist er der nackten starrrippigen Aloe ähnlich, die mit stachligen Ranken die zarte Hand oftmals erschreckt und der Unbill jedes Wetters trotzend plötzlich rothe Blüten hervorbringt, deren dämonische Schönheit die Triebkraft im Innern verborgener tropischer Natur offenbart."

Man hat Häring wohl vorgeworfen, daß seine Helden geschwätzig seien, daß er zu breit gearbeitet und die gelungene Anlage nicht völlig gelungen ausgeführt habe. Wir wollen nicht leugnen, daß etliche Romane durch eine knappere Form gewinnen würden; von denen, die im Mittelalter spielen, müssen wir es jedoch entschieden bestreiten. Der eigenthümliche chronikenartige Stil, der zu diesem Stoffe so passend ist, bedingt eine gewisse behagliche Ausführlichkeit und wir möchten von den Detailmalereien, in denen Häring eine besondere Stärke besitzt, von seinen erschöpfenden Schilderungen hier nicht eine einzige missen. Weit berechtigter scheint es uns zu sein, wenn man es als ein Bedürfniß empfunden hat, daß Wilibald Alexis auch noch die große Zeit der Freiheitskriege, den Waffengang ohne Gleichen von Lützen bis Waterloo in einer Dichtung hätte darstellen sollen. Auch wir meinen, daß dies der Schlußstein des Gebäudes hätte werden können und der Dichter selbst hat es gewollt, ja Vorarbeiten zu einem Romane: „Großbeeren" waren bereits gemacht, und er würde ihn längst vollendet haben, wäre ihm nicht die Feder von einer höheren Macht aus der Hand genommen worden.

Häring hat sich seit jener Zeit, wo er das Vaterland zum Gegenstand seiner Arbeiten machte, nicht damit begnügt, die von uns aufgezählten Romane zu schreiben, er hat auch nach anderen Seiten eine nicht geringe Thätigkeit entfaltet: so war er ein ständiger Mitarbeiter an der Vossischen Zeitung, an den Blättern für literarische Unterhaltung, am Morgenblatte und an anderen Zeitschriften. Er gab 1834 einen Roman „Urban Grandier" heraus, ein Nachtgemälde voll Fanatismus, Aberglauben und Bosheit: ein Priester Urban Grandier wurde zu Richelieus Zeit von den ihm feindlich gesinnten Bettelmönchen angeklagt, mit dem Teufel im Bunde zu stehen und schließlich zum Feuertode in Loudun verurtheilt. Diese geschichtliche Thatsache ist der Kern des Romanes, der seiner Zeit großes Aufsehen erregte. Im Jahre 1846 erschien: „Die Blume der Aischach." Häring wollte darin die damals zur Mode gewordene süßliche, sentimentale und empfindelnde Schreibart gewisser Schriftstellerinnen geißeln und um diesen Zweck sicherer zu erreichen, sollte das Publikum glauben, seine Frau habe es verfaßt. Sie schrieb das

umfängliche Manuscript ab, und Jedermann war der Meinung, daß sie die Bücher der Colleginnen ihres Mannes parodirt habe.

Im Jahre 1841 kam der Buchhändler Heinrich Brockhaus in Leipzig auf den Gedanken, eine Sammlung von merkwürdigen Criminalfällen herauszugeben. Er wandte sich an den Criminaldirector Dr. Hitzig in Berlin und frug bei ihm an, was er von der Sache denke und wer wohl der rechte Mann für die Leitung eines solchen Unternehmens sei? Brockhaus bemerkte: „Es kann nur ein Mann der Wissenschaft sein, aber zugleich muß er der Darstellung Meister sein, muß gut und anziehend schreiben können, und Sie werden mir zugeben, daß sich dies nicht häufig bei Juristen vereinigt findet. Das Material ist überreich, aber die Auswahl schwer. In keinem Falle möchte ich aber ein Werk geben, das dem frivolen Gelüst nach schrecklichen Criminalprocessen Nahrung gäbe, obwohl vielleicht gerade ein solches sich buchhändlerisch am besten rentiren würde." Hitzig schrieb sofort an Häring: „Ich wüßte keinen anderen zu empfehlen als Sie, wenn Sie nur Lust zur Sache haben. Einen, der darzustellen wüßte, kenne ich unter den Praktikern nicht, seit Feuerbach todt ist. An meinem Rathe soll es nicht fehlen, wenn Sie es übernehmen wollen."

Häring ging mit Freuden und mit Eifer auf die Idee ein und machte folgenden Vorschlag: „Jeder Band enthält eine möglichste Mannigfaltigkeit interessanter, belehrender, berühmter und minder bekannter Fälle, dergestalt, daß der Leser sich das ihn Anziehende daraus wählen kann, also: 1) ein allgemein berühmter Fall von historisch-politischem Interesse, 2) einer der ebenso berühmten Criminalfälle aus dem Privatleben, die europäischen Ruf erlangt haben, 3) einen oder mehrere minder bekannte Fälle, damit auch die Lust nach Neuem Nahrung finde und zwar Fälle von psychologischem Interesse, sonderbare Charaktere und Entwickelungen, solche von pikantem Inhalt, nicht Kaviar fürs Volk, sondern etwas, was in die Rippen greift, die Nerven spannt und die Haare zu Berge treibt."

Dieses Programm wurde von Hitzig und von Brockhaus gebilligt und so entstand der „Neue Pitaval", eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Das Werk hat die Nachtseiten der menschlichen Natur zum Gegenstande und soll gleichsam Bausteine zur Geschichte des Humanismus von der Kehrseite liefern. Jeder Fall ist aus zuverlässigen Quellen geschöpft und in jedem wird die That nebst ihren Motiven dramatisch vorgeführt.

Das Unternehmen ist einzig in seiner Art, die Literatur keines Volkes hat etwas Aehnliches aufzuweisen (der französische Pitaval enthält nur französische Criminalprocesse) und Wilibald Alexis hat in 20 Jahren 28 Bände vom Neuen Pitaval herausgegeben. Es sind darin die berühmten welthistorischen Criminalprocesse mit wenigen Ausnahmen und eine bunte Menge der spannendsten Criminalfälle aus der Zeit vom 16. bis 19. Jahrhundert und aus den verschiedensten Ländern bearbeitet. Hitzig, der überhaupt nur seinen Rath ertheilte, die zu bearbeitenden Stoffe angab u. dgl. m., starb schon nach dem Erscheinen der ersten Bände, so daß Häring allein das Werk zu leiten hatte.*)

* * *

Wir haben hiermit ein Bild von des Dichters Thätigkeit gegeben und glauben wenigstens keine seiner bedeutenderen Schöpfungen vergessen zu haben. Wir gedenken nun noch kurz seines Lebensganges.

*) Der Neue Pitaval ist vom Jahre 1861 an auf den Vorschlag von Wilibald Alexis in meine Hand übergegangen, und es sind seitdem unter meiner Leitung Bd. 29–36 u. Bd. 1 u. 4 von der neuen Serie erschienen. Die bedeutendsten Fälle, welche die ersten 36 Bände des neuen Pitaval enthalten, werden umgearbeitet und in einer Auswahl zusammengestellt. Von diesem ebenfalls von mir redigirten Werke, welches den Titel führt: „Die interessantester Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Eine Auswahl für das Volk auf dem Neuen Pitaval," sind bis jetzt drei Bände erschienen. D. V.

Häring hatte, wie wir schon sagten, seinen wesentlichen Wohnsitz in Berlin. Hier verkehrte er in einem Kreise von Männern und Frauen, die zu den edelsten Geistern und theilweise zu den Koryphäen unserer Literatur gehören. In der sogenannten Montagsgesellschaft kam er regelmäßig zusammen mit Fouqué, Rellstab, Geibel, Raupach, Achim von Arnim, Holtei, Varnhagen von Ense, Chamisso, Sternberg, Simrock, Streckfuß und anderen. Mit Wilhelm von Humboldt, Tieck, Friedrich von Raumer, Saphir, Laube, Heinrich Heine und anderen stand er in geselligen und literarischen Beziehungen.

Den Sommer über hielt er sich entweder in Heringsdorf auf, wo er ein herrlich gelegenes Landhaus besaß, oder er machte Reisen an den Rhein, nach Schlesien, Thüringen, Tyrol, in die sächsische Schweiz und den Harz.

Das Jahr 1848 verlebte er in Italien, wohin es ihn schon längst gezogen hatte, er ging durch Oberitalien über Florenz nach Rom und Neapel. „Ja, in Neapel," eine kleine Novelle, ist die Frucht dieser Reise, das letzte, was Häring geschrieben.

Im Jahre 1853 kaufte er sich in Arnstadt an und baute sich daselbst ein bequem eingerichtetes Haus, welches sich mit der Rückseite an eine schöne Lindenallee lehnt und die Aussicht hat in blühende Gärten, auf grüne Berge und hinein in den Plauischen Grund.

Schon 1856 erkrankte der Dichter an einem Schlaganfall, der sich im Jahre 1860 wiederholte. Seitdem sind die rechte Hand und der rechte Fuß gelähmt und das Sprachvermögen ist insofern beschädigt, als er die rechten Worte nicht findet und, was er sagen will, nicht mehr vollkommen verständlich auszudrücken vermag.

Wilibald Alexis trägt sein schweres Leiden mit wahrhaft christlicher Ergebung in Gottes unerforschlichen Willen und mit bewundernswürdiger Geduld. Selbst seine nächsten Freunde haben in einem Jahrzehnt kein Wort der Klage, kein Murren wider sein Geschick gehört. Seine Frau, mit welcher er seit 30 Jahren in der glücklichsten Ehe lebt, pflegt ihn mit musterhafter Treue und sein Geist ist zum Glück nur gebunden, nicht gestört und nicht umnachtet. Häring war von jeher ein Patriot und im besten Sinne des Wortes ein freisinniger Mann; wie er die Verherrlichung seines Vaterlandes zur Aufgabe seines Lebens gemacht und durch seine Dichtungen in tausenden die Liebe zu Preußen und zu Preußens Geschichte wach gerufen und genährt hat, so hängt er auch jetzt noch mit jugendlicher Wärme an seinem Lande und nimmt lebendigen Theil an dem kühnen Fluge des preußischen Adlers.

Schon Friedrich Wilhelm III. hatte ihm nach dem Erscheinen des Cabanis als ein Zeichen seiner Anerkennung ein werthvolles Geschenk gemacht, im vorigen Jahre wurde ihm auf Antrag des Kronprinzen vom König Wilhelm der Hohenzollersche Hausorden verliehen.

Sein Lebensabend ist ein schmerzensreicher und ein trüber, aber doch nicht freudenleer, denn vor seinem innern Auge tanzen in bunten Reihen die alten lieben Gestalten und Bilder, die er selbst geschaffen, an seiner Seite steht eine treue Gattin, er besitzt eine kleine Zahl von Freunden, die ihn verehren und mit Liebe an ihm hängen, und von Zeit zu Zeit bringen zwei glücklich verheirathete Nichten, von denen die eine des Dichters zärtlich geliebte Pflegetochter ist, Leben in das stille Haus am Fuße des Thüringer Waldes.

Endlich zum Schluß noch die Notiz, daß die Verlagshandlung von O. Janke in Berlin von Härings vaterländischen Romanen eine billige Ausgabe veranstaltet hat.

Diese gesammelten Werke von Wilibald Alexis haben ein größeres Recht, als so viele neuere französische, englische und auch deutsche Romane, die man in Prachteinbänden auf den Schreibtischen sieht, in die Bibliotheken patriotisch gesinnter Männer und Frauen aufgenommen zu werden und es kann dem Publikum nicht oft und nicht nachdrücklich genug gesagt werden, daß es eine Pflicht gegen die deutschen Schriftsteller ist, ihre Bücher nicht bloß zu leihen und zu lesen, sondern sie zu kaufen und dadurch seine Theilnahme an ihrem Wirken zu bethätigen.

Am Familientische.

Das einträgliche Paar Hosen.

In dem Wirthshaus auf einem Berge in der Nähe des Städtchens W. sitzt im Juni dieses Jahres ein Fremder und läßt sich's bei Wein und Braten wohl sein bis in die Nacht. Geld hat der Gauner — denn das war er seines Handwerks — nun zwar nicht, aber er hat guten Appetit und guten Humor und ... ein gutes Paar Hosen. „Herr Wirth", ruft er endlich, als alle Gäste schon abgezogen waren, „Herr Wirth, was ist meine Schuldigkeit?" Der

Wirth sieht auf die leeren Schüsseln und auf die Weinflaschen, die auch nach Luft schnappen, wie ein Fisch auf dem Trockenen, und spricht: „2 Thlr., Herr ....“ Der Gauner greift in die Tasche, findet natürlich kein Geld, erschreckt aber sichtlich über seine Vergeßlichkeit und will morgen aus seinem Quartier in dem ersten Gasthof der Stadt das Geld schicken. Der Wirth aber denkt bei sich: „Hab' ich, ist besser als hätt' ich,“ und „Trau, schau, wem?“ Und weil sein Gast einen schönen neuen Havelok umhängen hat, soll er den als Pfand zurücklassen. Den kann aber der Mann am wenigsten entbehren — er weiß schon warum, und der Wirth und sein College in der Stadt haben's nachher auch erfahren — darum schlägt er vor: „Herr Wirth, behalten Sie meine Hosen! Der Rock allein thut's heut' Nacht auch,“ geht in ein Stüblein, kommt bald wieder, legt seine Ehrenwerthen auf die Bank, und will sie am andern Morgen gegen die 2 Thlr. unten in der Stadt wieder einlösen. Der Wirth ist's zufrieden, und dahin geht er, in den Mantel der Tugend gehüllt.

Des andern Morgens ganz früh wird aus der Stube unseres Sansculotten geklingelt, der Hausknecht kommt gelaufen und soll die Kleider bringen. Der hat keine Kleider unter der Bürste gehabt und weist auf den braunen Mantel, der über den Stuhl gelegt war. „Aber, zum Donner, meine Hosen! wo sind meine Hosen?“ Die hat keiner gehabt. Der Wirth wird gerufen. Er soll auf die Polizei schicken, daß Haussuchung gehalten werde. Aber der schickt lieber zum Kleiderjuden, als daß er sich nachreden ließe: „Beim Wirth zum goldenen .... werden den Fremden die Hosen gestohlen.“ Der Gauner läßt sich die neuen Unentbehrlichen gefallen, sieht aber noch immer aus, wie einer, der Zahnschmerzen hat, und sagt endlich: „Guter Freund, die Hosen sind nun freilich da, aber wo ist mein Geld? In meiner Tasche ist mein Geldbeutel gewesen mit mehr als 50 Thlr. Reisegeld. Drum laßt nur die Polizei holen, der Dieb kann nicht weit sein, und ich muß fort.“ Der Wirth kratzt sich hinter die Ohren, hat aber noch kein Arges. Und als ihm der Gast so bieder die Hand auf die Schulter legt und sieht ihm dabei so mitfühlend ins Angesicht und sagt: „Herr Wirth, Sie können den Schaden nicht allein tragen, so wenig wie ich; also: entweder muß die Polizei zur Stelle, oder wir tragen den Schaden zusammen“ — zieht der ehrliche Mann mit schwerem Herzen seinen Kassenschlüssel, langt die 25 Thlr. heraus und gibt sie hin. Der Gauner streicht das Geld tiefgerührt und auf die Schlechtigkeit der Menschen räsonnirend ein und geht bald darauf ins Städtlein. — Nicht lang, so kommt der Knecht vom Berge, hat ein Bündel unterm Arm und fragt nach dem Herrn so und so. „Er ist ausgegangen“, ist die Antwort, „aber was wollt Ihr denn von ihm und was habt Ihr da unterm Arm?“ — „Mein Herr schickt hier die Hosen und will dafür seine 2 Thlr. haben von dem Herrn.“ — Der aber ist nirgends mehr zu finden. Die geprellten Wirthe aber sehen bald sich, bald die Hose an, und ein dritter steht dabei und spricht: „Nun theilt euch in die Haut, ihr Brüder, der kommt nicht wieder.“ C. W.

Frauenemigration in England.

Die neueste Bevölkerungsstatistik Großbrittaniens gibt 700,000, schreibe: siebenhunderttausend mehr Frauen als Männer an. Rechnet man dazu eine Million von Almosenbedürftigen und wenigstens ½ Million Männer, Frauen und Kinder, die — zum Theil ein ganz verbrecherisches Leben führen, zum Theil fast ganz müßig gehen: so ist das ein Problem für Nationaleconomen und Socialphilosophen, wie es kaum schwieriger gedacht werden kann.

Wo vor allem hin mit den zahlreichen überschüssigen Frauen? Es ist bekannt, wie durch das ganze Inselkönigreich sich große Vereine gebildet haben, um für sie neue Erwerbszweige zu eröffnen, da die bisher ihnen durch Sitte, Gewohnheit und Uebung zu Gebote stehenden nicht mehr ausreichen zur Erwerbung eines anständigen und genügenden Unterhaltes: — ein Vorgang, den man neuerdings ja auch in Deutschland nachzuahmen begonnen hat, obgleich das Bedürfniß bei uns auch annähernd kein dem dortigen gleichkommendes ist. Dazu ist nun seit ca. 8 Jahren noch ein anderer Ausweg versucht worden, der für die männliche Bevölkerung schon längst sich bewährt hat ... die Auswanderung.

Im Jahre 1861 gründete nämlich Miss Rye, im Verein mit einer Freundin und unter dem Patronat des Grafen v. Shaftesbury und Lord Broughams die *Female Middle Class Emigration Society* (Auswanderungsgesellschaft für Frauen des Mittelstandes) und es gelang ihr schnell, eine genügende Summe zusammenzubringen, um damit Gouvernanten in die Colonieen zu senden. Das erforderliche Reisegeld wurde den auswanderungslustigen Damen vorgestreckt, ihre Ankunft einem mit der Gesellschaft in Verbindung stehenden Correspondenten am Zielpunkt ihrer Reise durch die Overland Mail vorher angemeldet, eine Liste ihrer Namen 2c. nebst Abschrift ihrer Zeugnisse gleichzeitig mitgesandt; so daß sie bei ihrer 6 Wochen später folgenden Ankunft oft schon Stellen erwarteten. Nachdem diese Gouvernantenauswanderung, — die bis auf den heutigen Tag mit guten Resultaten fortdauert — so ins Werk gesetzt war, erweiterte Miss Rye bereits im folgenden Jahre ihren Plan dahin, auch Arbeiterinnen niederen Ranges auszuschicken, was mit aller möglichen Rücksicht auf ihre sittlich ungefährdete Ueberfahrt und baldige Versorgung nach ihrer Landung geschah. Bald darauf reiste die unermüdliche Dame selbst nach Australien mit 125 jungen Mädchen, die sie aufs sorgfältigste ausgewählt hatte. Nachdem sie dieselben in Otago vortheilhaft placirt hatte, bereiste sie Australien und New-Zealand, um die Niederlassungen zu erkunden, in denen die Zahl der Dienstboten nicht für die ansässigen Colonisten ausreichte. In New-Zealand wandte sie sich an neun Localregierungen, von denen fünf ihr Aufträge gaben, Dienstmädchen zu senden für die ihnen untergebenen Districte. Mit allen verhandelte sie ausführlich und eingehend über die ganze für die Colonien wie für das Mutterland gleich wichtige Angelegenheit. In Canterbury gründete sie ein Dienstbotenheim (Servants' home), und bei ihrer Rückkehr nach England brachte sie Beglaubigungsschreiben aus Victoria, durch die sie es vermochte, mehrere 100 Frauen mit sehr geringen Kosten für das Mutterland dorthin zu senden. Wenn man bedenkt, daß 17,400 arbeitsfähige ledige Frauenzimmer in den für Arme bestehenden Arbeitshäusern Englands weilen, wird man begreifen, daß ihre Dienste sehr willkommen waren.

In Folge der neuerdings in Victoria eingetretenen politischen Krisis ist aber die freie Emigration dorthin zeitweilig unterbrochen, weshalb Miss Rye ihre Blicke nach Canada, das in 14 Tagen von England aus erreicht werden kann, gelenkt hat. Der Regierungsagent daselbst hat — auf ihre Anfrage — ihr mitgetheilt, daß 4000 anständige, arbeitskräftige Mädchen allein in Toronto gut placirt werden können, und außerdem 2000 in Montreal, daß überall reichlich Arbeit vorhanden und das Leben viel billiger als in England sei. In Folge des hat Miss Rye einen neuen Aufruf an auswanderungslustige Frauenzimmer, die als Dienstmädchen, Kinderwärterinnen, Wäscherinnen, Nätherinnen 2c. sich ihr Brot verdienen wollen, erlassen, und wird demnächst mit 100 solcher Candidatinnen selbst nach Canada hinüberschiffen. Die Ueberfahrt soll jeder einzelnen nur 6 Pfund St. kosten, die ihr nöthigenfalls noch zum Theil vorgestreckt werden. Von dem Landungsplatz Quebec westwärts übernimmt die Canadische Regierung die Kosten der Weiterbeförderung, und Miss Rye verspricht, ihre Schützlinge nicht zu verlassen, bevor sie auf anständige Weise placirt worden sind. — Einem solchen Unternehmen, das in wenigen Jahren bereits mehr als 1000 Frauen der größten Armuth und den damit verbundenen Versuchungen entrissen hat, kann man gewiß auch weiterhin nur den besten Erfolg wünschen. R. K.

Auflösung des Rebus in Nr. 38:

Du, dem nie im Leben Ruhstätt' ward und Herd und Haus,
Ruhe nun im stillen Grabe, nun im Tode aus!

Briefkasten.

C. M. in Cöln. — Das von dem Medizinalrath Levisseur in Posen erfundene Drahtkörbchen für Säuglinge ist von dem Fabrikanten, Tapezierer Sterra dortselbst, Lindenstraße Nr. 3 zu beziehen, welcher den Apparat, einschließlich einer Matratze, für 4½ Thlr. liefert, sofern nicht eine elegante Drapirung verlangt wird, die indeß jede Dame sich selbst würde besorgen können. Inzwischen ist auch der neulich besprochene Vortrag des Herrn Levisseur unter dem Titel: „Die Sorge für die Wohlgestalt der Kinder“, im Druck erschienen. — **F. C. H. R. in Hamburg.** — Dankend abgelehnt; wir bringen niemals Uebersetzungen. — **Dr. L. E. in Z.** — Für uns nicht geeignet. — **Herrn Advokat K. in R.** — Besten Dank für die Mittheilung, daß Frank Leslies Illustr. Zeitung in New-York unsere Novelle: Clelia nachdruckt. Dagegen läßt sich in Amerika nichts machen; gar manches dortige Blatt lebt ganz vom Daheim. — **Frl. H. D. in A.** — Sie hätten den „letzten Postillon“ doch lieber in Ruhe lassen sollen; da wir keine Verwendung dafür haben, wollen wir Ihre Dichtung — nach eingezogener Erkundigung — indeß gerne an ihre eigentliche Adresse befördern. — **Herrn Gymnasiallehrer B. in B.** — Ihre Hinweisung auf die vielfach bewährte Anstalt von E. Denhardt in Burgsteinfurt für Stammelnde und Stotternde wird gewiß vielen Leidenden willkommen sein.

An den siebzehnjährigen Jüngling in D. — Also vierzehntäglich wollen Sie uns mit gehaltvollen Gedichten erfreuen? Ganz nach Ihrem Belieben. Wir fürchten uns nicht davor, da wir an tägliche Heimsuchungen der Art ja gewöhnt sind. — **Pr. v. H. in K.** — Die Serie: „Aus der Criminalpraxis“ wird in einer der nächsten Nummern fortgesetzt. — Von Capitän Werner werden wir bald unsern Lesern eine Seenovelle bringen.

Zur gefälligen Beachtung.

Mit der nächsten Nummer beginnt ein neues Quartal unseres Blattes. Wir ersuchen daher unsere Leser, wo es noch nicht geschehen ist, das Abonnement gefälligst baldigst erneuen zu wollen.

Die Daheim-Expedition in Leipzig.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 4. Juli 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. 1868 № 40.

Schwester Luise.

Novelle von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Die gehobene Stimmung, in der Rabner sich befand und die ihm trotz aller Ermüdung die Nachtruhe raubte, hielt auch während der folgenden Tage an. Die Heeressäulen setzten ihren Marsch nach dem Centrum der feindlichen Stellung hin fort, noch wiederholt zu Scharmützeln und Gefechten genöthigt, aber in ihrem Siegeslaufe nicht gehemmt. Der junge Compagnieführer, der zugleich Adjutantendienste verrichten mußte, war trotz seiner vernachlässigten Wunden früh und spät munter; sein heiterer Humor erfrischte bei allen fast unglaublichen Anstrengungen des Dienstes die Kameraden und Soldaten, und der Major sagte schmunzelnd mehr als einmal: „Wer hätte das unserm Rabner angesehen? Da merkt man, wie der Krieg seine Leute erzieht! Kommt freilich aus einer guten Schule — der alte Papa hat ihn eingefuchst!"

Um so mehr war der Major überrascht, Arnold am Abend vor dem Tage, der nach allgemeiner Annahme die Entscheidung bringen sollte, im Bivouac ganz verändert zu finden. Er hatte ihm mittags durch einen Expressen einen Brief übersendet, der den Poststempel der Hauptstadt trug und schon eine Woche unterwegs gewesen, dann aber mit andern Briefschaften an das Bataillon gelangt war. Nun verstimmte es ihn, daß Rabner nicht einmal an den Dank für diese Aufmerksamkeit dachte. Im Lauf der Unterredung fand er ihn zerstreut, übellaunig, auffallend matt.

„Was fehlt Ihnen denn in aller Welt?" fragte er endlich kopfschüttelnd; „haben Sie schlechte Nachrichten von Hause?"

„Der Brief ist alt," antwortete Arnold ausweichend.

„Natürlich! Auf Ihr jüngstes Siegesbülletin kann der Alte noch nicht posaunt haben, —" äußerte der Major jovial, um die Unterhaltung in bessern Fluß zu bringen.

„Ich liebe das Posaunen nicht," bemerkte der Officier mürrisch. „Ich finde, daß wir überhaupt zu viel Aufhebens von unsern Siegen machen. Wir verdienen doch eigentlich unser Kriegsglück nur deshalb, weil unsere Gegner ihre Niederlagen noch mehr verdienen."

„Sie sind in sonderbarer Laune heute," sagte der Major nach einer Weile ernst. „Wissen Sie auch, was uns morgen erwartet?"

„Ich werde meine Pflicht thun," entgegnete Arnold finster; „verlassen Sie sich darauf, Herr Major!"

Als der Major sich entfernt hatte, schlug er den langen Mantel fest um den Leib und streckte sich, den Kopf auf den Ellenbogen gestützt, neben dem Bivouacfeuer lang auf dem Boden aus. Neben und hinter ihm in langen Reihen lagen die Soldaten und schliefen; weithin auf beiden ansteigenden Seiten der Thalmulde, in der sich das Lager befand, flackerten schwächer und schwächer die Feuer, in der Ferne nur wie kleine schwankende Irrlichter erkennbar.

Arnold konnte nicht schlafen. Er starrte in die Glut des allmählich verlöschenden Feuers oder darüber hinweg in die Nacht hinaus nach den Höhen hin, auf welchen die ausgestellten Vedetten durch den Nebel wie gespenstische Gestalten sichtbar waren. Trotz des Sommers war es empfindlich kalt, die grauen Wolken lagen tief und ein feiner Staubregen machte den Boden feucht. Gegen Morgen zog ein scharfer Wind durch das Thal, die Nebel vor sich herjagend. Arnold zitterte vor Frost. Er beneidete die derben Naturen der Soldaten, die nach der Ermüdung eines langen Marsches alles Leid im Schlafe vergessen konnten. „Und nächste Nacht schlafen sie vielleicht schon, um nie mehr zu erwachen," sprach er halblaut vor sich hin — „und ich unter ihnen. Ob dann alles aus ist, und kein Gedanke an das Leben sie quält? Ob es ihnen gleichgültig ist, wer um sie weint und trauert, wer sie anklagt und wer für sie betet? Daß immer die Vergangenheit in die Zukunft hineinleben muß, kein Tag rein abschließt! Vater! — ich werde Dir zweimal sterben und die zweite Sterbestunde wird voll Bitterkeit sein. Es ist nicht abzuwenden."

Er faßte in die Brusttasche, zog den Brief heraus und drückte ihn an die Lippen. „Mutter — arme Mutter — daß ich Dir's nicht lieber verschwiegen habe. Nun verzehrt Dich die Angst um mich und Du kannst nicht helfen; alle Hoffnung war eitel. Aber Deiner Vergebung wenigstens bin ich gewiß — Gott lindre Deinen Schmerz!"

Im Osten lichtete sich der Himmel, Sonnenaufgang war nahe. Das weite Lager wurde lebendig, Officiere ritten und gingen ab und zu, Hornsignale ertönten, die Schläfer zu erwecken. Eine Viertel-

stunde später stand das Heer marschbereit. Die Vedetten blieben auf den Höhen, um den Feind zu täuschen; die Truppen zogen im Schutz der Berge seitwärts durch das Thal ab und dann den Weg entlang, der sich langsam nach einem Flüßchen hin senkte, hinter welchem der Feind eine befestigte Stellung behauptete, auf die der Angriff erfolgen mußte.

Die Kanonade begann diesseits und jenseits des Flusses, erst mit vereinzelten Lockschüssen, dann an einzelnen Stellen heftiger und stoßweise, endlich auf der ganzen Linie mit ununterbrochenen Schlägen. Der ganze Anberg drüben bis zu den Dörfern hinauf schien ein Vulkan zu werden, der nach allen Seiten hin sein verderbliches Feuer spie und Eisenkugeln auswarf. Die angreifenden Batterien antworteten lebhaft und brachten manches feindliche Geschütz zum Schweigen; aber immer füllten die Reihen sich wieder, es blieb nichts übrig, als die Regimenter vorzuziehen und zum Sturm gegen die gedeckten Positionen anzuweisen.

Und nun begann der mörderische Kampf, welcher in der Geschichte unvergessen bleiben wird, und der endlich nach schwerem Ringen mit der furchtbarsten Niederlage des Feindes endete, dessen Vertheidigung die tapferste war. Auch Rabners Compagnie stürmte mit Todesverachtung einen Hügel, auf welchem eine feindliche Batterie eine deckende Brustwehr aufgeworfen hatte, durch einen Hagel von Geschossen den Vormarsch der Colonnen aufhaltend oder hindernd. Es kam zwischen den Kanonen zu einem blutigen Kampf mit den Artilleristen, die das Aufprotzen und Abfahren erzwingen wollten, und mit der Bedeckung, welche von einem höheren Officier geführt wurde. Drei Geschützen gelang es durch diese vereinten Anstrengungen zu entkommen und eine Strecke rückwärts zur Seite eines verlassenen Bauernhauses eine neue Aufstellung zu gewinnen, der Rest wurde erobert und dem nachrückenden Bataillonsführer übergeben. Arnold war stets voran. Obgleich von einer Kugel in der linken Schulter getroffen und von einer andern am Schenkel gestreift, gab er sich auch jetzt nicht Ruhe, sondern verfolgte mit gezogenem Degen und nur noch von einer kleinen Schar seiner Treuen begleitet, den Hügel abwärts die abziehende Bedeckungsmannschaft. Im Schutz der rückwärts aufgefahrenen halben Batterie wandte derselbe sich nochmals, und es kam zu einem Handgefecht, bei welchem Arnold mit dem feindlichen Officier scharf zusammengerieth. Die Degen kreuzten sich, Arnold machte einen Ausfall und der Oberst sank mit durchbohrter Brust zur Erde nieder, von den zurückweichenden Seinen bereits im Stich gelassen. „Ich sterbe!“ rief er, seinen Uniformrock aufreißend, aus dem das Blut hervorströmte — „O mein Weib, mein theures Weib! Nehmen Sie diese Brieftasche an sich, junger Mann — Sie finden darin die nöthigen Notizen über meinen Namen, Stand und Wohnort — auch Briefe meiner Frau. — Senden Sie ihr dieselben zurück und sagen Sie ihr — daß ich tapfer fechtend gefallen bin — o mein Gott, sei mir gnädig!“

Arnold hatte sofort den Degen fortgeworfen, sich zu ihm übergebeugt und ihn aufgerichtet, auch den Versuch gemacht, mit seinem Tuch die Wunde zu stopfen. Es war vergebens; der Oberst hauchte schon nach wenigen Secunden in seinen Armen das Leben aus. Das Taschenbuch steckte er zu sich, ohne dessen Inhalt zu prüfen. In diesem Augenblick donnerte wieder vom Bauernhause her die Batterie ins Thal nieder. Eine Granate krepirte kaum zwanzig Schritte von der Stelle, auf welcher Arnold neben seinem Gegner kniete; ein Splitter zerschmetterte ihm den rechten Arm — bewußtlos sank er zurück.

Es war keine Zeit, die Todten vom Schlachtfelde zu tragen und Arnold galt seinen Leuten, die sich aus dem Gefecht zurückgezogen hatten, nachdem ihr Führer gefallen war, für todt. Die Kriegsfurie raste weiter; Freund und Feind ritt vorüber, Geschütze mit aufgesessener Mannschaft rollten durch den Thalgrund, um auf den schon gesäuberten Höhen Position zu nehmen. Ueber Todte und Verwundete hinweg führte der grause Weg zur Verfolgung des entsetzten Feindes; so mancher, dem die Kugel noch einen Rest vom Leben gelassen hatte, erlag unter den Hufen der Rosse mit einem Dankgebet, daß so seine Qual schnell endete.

Weiter und weiter zog sich der Kriegslärm, stiller und stiller wurde es auf dem eigentlichen Schlachtfelde. Die Sonne versank blutigroth hinter den Bergen und die kühle Nacht schritt der Dämmerung nach über den weiten Todtenacker hin. Und nun begann die stille Arbeit derer, die bestimmt waren, Schmerzen zu lindern und dem Tode seine Opfer zu entreißen, nachdem der Mensch gegen den Menschen gewüthet hatte und Vernichtung die Losung gewesen war. Andere Colonnen zogen jetzt über das Schlachtfeld hin, Aerzte mit ihren Gehilfen, Krankenträger mit ihren Bahren, Trainknechte mit ihren Fuhrwerken zur Aufnahme der Verwundeten, Fackeln wurden vorangetragen, aber man brauchte keine Leuchte. Auf Schritt und Tritt stieß man auf menschliche Leiber, und oft reihenweise aufgeschichtet hemmten sie den Vormarsch gänzlich. Von allen Seiten scholl das Wimmern und Wehklagen der Sterbenden oder mit dem Leben Ringenden; die Kräfte und Transportmittel fehlten, allen diesen Armen die erwünschte schnelle Hilfe zu bringen. Die ganze Nacht durch wurde das Werk der Barmherzigkeit eifrig gefördert, aber der erwachende Morgen erst zeigte, was noch zu thun blieb.

Das muthigste Auge mußte sich von diesem Anblick des Schreckens verzagt und schaudernd abwenden. „Welche grausige Ironie,“ sagte ein Arzt, der nicht weit von Arnold erschöpft Halt gemacht hatte — „welche grausige Ironie der Humanität, hunderttausende einander mit dem ausgesuchtesten Raffinement zerstücken zu lassen und ein paar Doctoren mitzunehmen, diese Menschenfetzen zusammenzunähen! Noch immer kein Ende! Dort die beiden Officiere haben sich bis in den Tod verbissen gehabt — aber nein! in dem einen ist noch Leben — es ist unser Kamerad — hier heran, Krankenträger!“

„Wenden Sie Ihre Hilfe andern zu,“ brachte Arnold mit matter Stimme hervor, „ich habe keine Stunde zu athmen; quälen Sie mich nicht und lassen Sie mich sterben.“

„Oho! junger Freund,“ erwiderte der Arzt, sich niederbeugend, „das ist meine Sache zu beurtheilen. Jetzt habe ich zu kommandiren und dagegen gilt kein Widerspruch. Etwas Wasser zur Erfrischung! Kommt zwar nur aus den Regenpfützen, weil das verdammte Volk überall mit rechter Bestialität die Brunnen unbrauchbar gemacht hat, kühlt aber doch ein wenig die brennende Zunge. Schont mir den Arm, Leute! er hängt noch an einem Lappen Haut, und wo noch so eine Art von natürlichem Zusammenhang ist, soll man ein Glied nicht ohne weiteres verloren geben. Aber hier oben sitzt leider noch eine Kugel im Fleisch und man kann nicht auf der Stelle wissen, was sie sich innen für ein Lager ausgesucht hat. Dieser Säbelhieb über die Stirn ist halb parirt gewesen und nicht gefährlich. Können Sie bis zum Wagen gehen? Versuchen Sie einmal. Ah! da unten im Bein hat's auch etwas gegeben. Welche Verschwendung von Kriegsmaterial auf den einzelnen! Eine Tragbahre her, Leute!“

Ohnmächtig in Folge des durch die schüttelnde Bewegung verstärkten Schmerzes, langte der junge Officier in dem Feldlazareth an, das in einer großen Scheune aufgeschlagen war. Auf Stroh lagen an den Wänden herum die armen Soldaten, denen vor dem von Kugeln durchlöcherten Thor von den rastlos thätigen Aerzten der erste Verband angelegt war, Freund und Feind neben einander, alle leise wimmernd oder laut ihr Schicksal verwünschend, das ihnen nicht wie ihren Kameraden auf dem Schlachtfelde schnellen Tod bereitet hatte. Immer mehrte sich der Zuzug; auch die benachbarten Scheunen waren schon belegt, selbst auf den Höfen unter freiem Himmel mußten die leichter Verwundeten vorläufig gebettet werden. Freilich lichtete bald der Tod die Reihen, aber noch immer blieben hunderte von Kranken der Obhut weniger Aerzte anvertraut, da der größte Theil des Lazarethpersonals dem Heere folgen mußte. Erst nach achtundvierzig Stunden konnten ausreichend Fahrwerke beschafft werden, die Evacuation nach rückwärts in geordneten Gang zu bringen. Arnold von Rabner wurde vorläufig nicht für transportabel erklärt; der Arzt, der ihn auf dem Schlachtfelde gefunden hatte, nahm sich seiner aber mit ganz besonderer Sorgfalt an.

Dann schien man die Spitäler auf dem Schlachtfelde gänzlich vergessen zu haben. Erst allmählich fanden die Transporte aus der Heimat dorthin ihren Weg. Es hätte spaßhaft scheinen können, wenn der Ernst der Situation es nicht tief bedauerlich gemacht hätte, wie anfangs meist Kisten und Packete mit den unbrauchbarsten oder entbehrlichsten Dingen, ganze Ladungen von Stearinkerzen und Zuckerhüte zum Beispiel, anlangten, während an den nöthigsten Nahrungsmitteln und an Verbandzeug der bitterste Mangel war. Das Unglaublichste wurde hier von den braven und unermüdlichen Aerzten mit den kleinsten Mitteln geleistet, und auch Arnold dankte nur dieser zähen Energie die Erhaltung seines Lebens, das freilich für ihn so wenig Werth hatte.

Nach etwa vierzehn Tagen hielt sein Retter selbst ihn für so weit gekräftigt, daß er die Reise nach einem rückwärts gelegenen Spital aushalten könnte, dessen bessere Einrichtung und Versorgung

dem tapfern Officier zu gute kommen sollte. Arnold war gemüthlich noch zu tief verstimmt, zu mißtrauisch gegen sich selbst, um sich den heiteren und zugleich willenskräftigen Menschen wahrhaft zum Freunde gewinnen zu können; doch empfand er die Trennung schwer.

Trotz der sorgfältigsten Bettung kam der Schwerblessirte auf dem alten Schlosse, in welchem das Lazareth etablirt war, von den entsetzlichsten Schmerzen gefoltert und endlich betäubt an. Vierundzwanzig Stunden lang hielt der halbohnmächtige Zustand an; dann fand er sich in einem hohen und hellen Saale, aus dessen gewölbten Fenstern man auf grüne Felder und Wälder sah, mit wenigen andern Kranken zusammen, die hier schon längeren Aufenthalt gehabt haben mochten. Auch die Decke war künstlich gewölbt und an den Wänden hingen alte Bilder in schwarzen Rahmen, über denen Hirschgeweihe in die Mauer eingelassen waren. Auf einem altmodischen Stuhl mit hoher, geschnörkelter Lehne saß neben seinem eisernen Feldbette eine junge blonde Dame, mit einer Handarbeit beschäftigt. Auf einem Tischchen neben ihr lag Charpie und Verbandzeug.

Die junge blonde Dame war äußerst einfach mit einem schwarzen Anzuge bekleidet, der nicht ganz den modischen Kleiderschnitt zu haben oder auch bestimmt zu sein schien, sich von jeder Mode unabhängig halten zu können. Ein schmaler, weißer Kragen, vorn mit einem kleinen goldnen Kreuz zusammengehalten, schloß sich enge um den feingeformten Hals, den Charakter der Zierlichkeit erhöhend, der die ganze Figur auszeichnete. Das dichte, ein wenig gekräuselte blonde Haar war einfach gescheitelt und hinten kunstlos in einen Zopf aufgeringelt. Die von langen Wimpern beschatteten blauen Augen senkten sich, scheinbar ohne Theilnahme für die Umgebung, auf die Arbeit nieder.

Die Gestalt erschien Arnold anfangs wie ein Traumbild; er hielt sich unbeweglich, um dasselbe nicht zu verscheuchen. Nach den Schrecknissen des Krieges, die er in nächster Nähe erschaut und tief in seine Phantasie aufgenommen hatte, war dieser liebliche Gegensatz so wohlthuend und beruhigend! Er überzeugte sich bald von der Wirklichkeit der Erscheinung, als die Aerzte zur Visite kamen, die Dame sich nun erhob und mit einer Stimme, die ihm wie Musik klang, die an sie gerichtete Fragen beantwortete.

„Wie geht's Ihrem Kranken, Schwester Luise?“ fragte der Oberarzt, nachdem er nahe ans Bett getreten war und die linke Hand des Kranken gefaßt hatte.

„Das Fieber scheint überwunden zu sein,“ antwortete sie leise, aber bestimmt; „er hat die letzten Stunden ruhig geschlafen, die Schmerzen müssen wohl nachgelassen haben.“

„Haben Sie nach der Kugelwunde in der Schulter gesehen? über den Arm, der allerdings die nächste Sorge erforderte, ist sie ein wenig vernachlässigt worden.“

„Ich wollte den Schlaf nicht stören,“ entgegnete sie milde und klar; „Ruhe schien dringendstes Bedürfniß nach dieser schweren Strapaze des Transports.“

Der Arzt schlug den Hemdekragen zurück, löste den Verband von der Wunde und beobachtete dieselbe genau. „Die Wundränder sind noch sehr entzündet,“ sagte er nach einer Weile. „Waschen Sie den Ausfluß mit kaltem Wasser fort und geben Sie von neuem Charpie; wir haben ja jetzt zum Glück nicht mehr Mangel daran.“

„Es soll sogleich geschehen.“

„Und dann lassen Sie sich ablösen, Schwester Luise, und gönnen Sie sich Ruhe. Sie haben Ihrer schweren Pflicht wieder in mehr als ausreichendem Maße genügt. Diesen unausgesetzten Anstrengungen, die Sie sich zumuthen, ist Ihr schwächlicher Körper auf die Dauer nicht gewachsen.“

Sie lächelte kaum merklich. „Ich sehe nur schwächlich aus,“ sagte sie, „habe aber eine kräftige Natur. Und man wird's auch durch die Uebung gewohnt.“

Der Arzt reichte ihr zum Abschiede die Hand. „Sie sind ein braves Mädchen, Schwester Luise, und gelten uns hier schon für unentbehrlich. Sorgen Sie dafür, daß Sie nicht erkranken. Der Lazarethgehilfe wird die Nachtwache haben.“

Sie verneigte sich mit einer Geberde demüthigen Gehorsams und schwieg. Dann machte sie sich ohne Eilfertigkeit, aber sicher in jeder Bewegung, an die ihr aufgetragene Arbeit, die Wunde zu reinigen. So leicht und vorsichtig ihre Hand dabei auch agirte, unwillkürlich zuckte der Kranke doch wiederholt schmerzlich zusammen.

„Ich muß Ihnen wehe thun,“ sagte sie, sobald sie sich überzeugt hatte, daß er wachte, in demselben ruhig-milden Tone wie vorher, und ohne eine Einleitung für ihre Bekanntschaft nöthig zu halten. — „Es soll nicht lange dauern,“ fügte sie hinzu, ihr Geschäft ohne Unterbrechung fortsetzend.

„Ich fühle den Schmerz nicht,“ versicherte er freundlich, sich zur Standhaftigkeit zwingend — „wirklich nicht im mindesten.“

„Sie haben den Muth, ihn ruhig ertragen zu wollen und so erträgt er sich leichter,“ antwortete sie, indem sie sich über ihn beugte und auf die Wunde hauchte, während sie leise einige Fäden Charpie fortzog, die sich nicht ohne Anwendung von Gewalt aus der Wunde lösen lassen wollten.

„Sie thun's dem geschicktesten Chirurgen zuvor, mein Fräulein,“ lobte er, als sie nun frische Charpie zurechtzupfte und mit leichter Hand ein zusammengefaltetes Leinwandpolster überdeckte. „Ich weiß das zu beurtheilen, denn ich stehe seit einiger Zeit schon unter ärztlicher Behandlung.“

„In den schweren Feldlazarethen kann dem Einzelnen unmöglich ausreichende Pflege zugewandt werden,“ entschuldigte sie; „aber es freut mich zu erfahren, daß ich zu meinem Dienst tauglich bin.“

„Zu Ihrem Dienst? Ganz recht — ein Dienst reinster Menschenliebe. Gott segne Sie dafür, mein Fräulein!“

„Es ist mein Beruf, und der Segen Gottes liegt in ihm.“

„Ihr Beruf?“

„Ich bin Krankenpflegerin und von unserer Hauptanstalt mit einigen andern barmherzigen Schwestern nach diesem Schlosse zur Hilfeleistung abgesandt. Es ist unsere Pflicht, zu dienen, wo wir gebraucht werden, wie es Ihre Pflicht ist zu kämpfen, wo man Sie dem Feinde gegenüberstellt. Wir haben keine Wahl.“

„Ich verstehe Sie! Die Sorgfalt, die Sie mir zuwenden, gilt nur dem Kranken; aber ich empfinde sie deshalb doch nicht weniger als eine persönliche Wohlthat.“

„Für die Sie den guten Menschen dankbar sein mögen, deren barmherzige Gaben uns in den Stand setzen, sie erweisen zu können.“

„Sie lehnen für sich jeden Dank ab?“

„Ich muß selbst dankbar dafür sein, eine würdige Aufgabe für ein sonst sehr trostloses Dasein gefunden zu haben.“

„Ein trostloses Dasein? Fühlen Sie das auch?“

„Nicht mehr! Mein Beruf erfüllt mich.“

„Sie Glückliche! Aber ich — —!“

Sie sah mitleidig auf seinen geschienten Arm und glaubte seine Klage zu verstehen. „Sie haben Ihren Beruf bereits treu erfüllt,“ sagte sie mit mildem Ernst, „und es wird Ihnen auch so in dem Gedanken, Ihrem Vaterlande ein Opfer gebracht zu haben, nicht an Befriedigung fehlen.“

Er seufzte schwer und antwortete nicht. Schwester Luise packte ihre Arbeit in ein Körbchen und wandte sich zum Gehen.

„Welches Datum schreiben wir heute?“ fragte er unruhig.

Sie nannte dasselbe.

„Nur noch zwölf Tage — o mein Gott!“

Sie zögerte einen Augenblick, eine weitere Eröffnung abwartend. Dann ging sie mit leisen Schritten zu einem anderen Krankenbett, als der Officier das Gesicht nach der Wand kehrte, und verließ nach einer Weile kaum hörbar das Zimmer.

Arnold war's zu Muth, als ob sein guter Geist von ihm gewichen sei. Er gab sich in der Einsamkeit einer stummen Verzweiflung hin. Aber nur seine Lippen sprachen nicht; seine Gedanken waren um so geschäftiger. „Da liegst du als ein elender Krüppel,“ raunten sie ihm unaufhörlich zu, „kannst dich nicht rühren und regen, nicht einmal Nachricht von dir geben, um Schonung bitten, um Verzeihung flehen — und inzwischen — —! Nur noch zwölf Tage, und dann entehrt sein, und leben müssen —! Ich will nicht leben, will nicht!“

Der Lazarethgehilfe fand ihn in heftigem Fieber und hatte die Nacht über Mühe, ihn in ruhiger Lage zu erhalten.

Am Morgen stellte sich Schwester Luise wieder ein, sorgte für ihre Kranken und setzte sich auch neben Arnolds Bett, als die Reihe an ihn kam. „Sie haben, wie ich höre, eine schlechte Nacht gehabt,“ sagte sie, ihn mit einem forschenden Blick betrachtend — „und ich verließ Sie doch gestern nach Umständen wohl.“

„Warum gingen Sie auch —!“ entfuhr ihm, ehe er Zeit hatte, sich zu sammeln. Er fühlte selbst die Ungehörigkeit dieses Vorwurfs, der sie unangenehm berühren mußte. Aber in ihren klaren Augen war nichts der Art zu lesen. „Wie unbillig Kranke in ihren Anforderungen werden!“ entschuldigte er.

„Dafür sind's eben Kranke," antwortete sie in ihrer freundlich gemessenen Weise. „Hatten Sie Schmerzen?"

„Ich weiß nicht — aber Träume, häßliche Träume — und sie werden sich erfüllen."

„Woher glauben Sie das?"

Er lachte bitter. „Glauben? — es ist Gewißheit."

Sie wiegte langsam den schönen Kopf hin und her. „Dann haben Sie nicht geträumt," bemerkte sie mit nachdrücklicher Betonung. — Er schwieg betroffen.

„Ihr Gemüth ist unfrei," setzte sie nach einer Weile hinzu, „und dagegen ist die Kunst der Aerzte machtlos."

Er zupfte mit den langen weißen Fingern seiner linken Hand unruhig an der Bettdecke. „Ich wünschte, man hätte es nicht für Pflicht gehalten, mich vom Schlachtfelde aufzuheben und mir eine verkrüppelte Existenz zu erhalten!"

„Sie werden lernen, den linken Arm zu gebrauchen. Unsere Glieder sind doch nur Werkzeuge des Geistes, der in uns arbeitet. Die Uebung und der Wille macht sie auch zum ungewohnten Dienst geschickt."

Arnold seufzte leise. — „Wenn das der ganze Verlust wäre —! Ich dachte nicht an den Arm — dergleichen verschmerzt sich. Aber es gibt Leiden — Verschuldungen —"

Er hielt inne, wie erschrocken über das, was er schon gesagt hatte, und drückte die Hand auf die Stirn. — „Thorheit —!" murmelte er.

„Das Leben corrigirt das Leben," sagte sie halblaut vor sich hin — „nur der Tod macht die Wunden des Herzens unheilbar."

„O —! Sie sind eine Sophistin."

„Es ist meine Ueberzeugung."

„Und worauf stützt sie sich?"

„Auf Erfahrung!"

Er sah sie fragend an. — „Machen die barmherzigen Schwestern solche Erfahrungen?"

„Wenn sie wirklich barmherzige Schwestern sind, sind sie es durch sie geworden."

Er überlegte, ob er das Gespräch fortsetzen solle. Es mußte nothwendig zu Eröffnungen führen, zu denen freilich die Sehnsucht nach Erleichterung des Gemüths ihn drängte, die aber vielleicht doch voreilig waren. Auch in ihrer Vergangenheit ist ein wunder Fleck, dachte er, aber die Wunde war nicht tödtlich, wie bei mir. Unglückliche Liebe wahrscheinlich — daran krankt das Herz, aber das Gewissen bleibt ruhig. Man weiß ja, was das heißt, wenn ein Mädchen von Erfahrungen spricht. Was kann's auch helfen?

Schwester Luise hatte ihre Arbeit vorgenommen; sie schien weitere Mittheilungen nicht zu erwarten, wenigstens jeden Schein vermeiden zu wollen, als ob sie solche zu provociren beabsichtige.

Auch in den folgenden Tagen, die ihm in ihrer Gesellschaft nicht lang wurden, beschränkte sie die Unterhaltung möglichst auf allgemeine Gegenstände, immer bemüht, seine Stimmung heiterer und freier zu machen.

„Soll ich Ihnen vorlesen?" fragte sie eines Morgens.

Er verzog spöttisch den Mund. „Aus einem frommen Traktätlein etwa?"

„Wir können auch mit solchen Erbauungsschriften dienen," antwortete sie mit freundlichem Ernst. „Das Bedürfniß der Menschen nach geistiger Nahrung ist sehr verschieden, und wir müssen nach allen Seiten hin gerüstet sein."

„Die barmherzigen Schwestern sind fromm, und man beschuldigt sie der Schwäche, gern ihr Krankenpflegeramt zu benutzen, um Proselyten zu machen."

„So beschuldigt man sie mit Unrecht. Es ist nur ihr Zweck, die Seele des Kranken von dem körperlichen Leiden abzulenken, das sie verdüstert, und sie mit Gedanken des Heils zu erfüllen, damit sie froh und zuversichtlich werde."

„Und diese Gedanken des Heils — wo wären sie zu finden, als in irgend einem alleinseligmachenden Glauben? Ich habe doch recht."

„Jeder Glaube macht selig, denn er tödtet die Unruhe des Zweifels, aber wir können ihn nicht geben, und er läßt sich auch überhaupt nicht geben."

„Er ist ein Geschenk Gottes, wie die Dummheit," höhnte er.

Sie sah mit einem vorwurfsvollen Blick zu ihm hinüber. „Es ist auch darin etwas Wahres," sagte sie nach einigem Bedenken ohne Empfindlichkeit. „Es gibt eine Einfalt des Geistes und des Gemüths, die glücklich macht, und sie ist ein reiches Geschenk Gottes. Ich wollte, daß ich sie nie verloren hätte."

Ihre ruhige Haltung imponirte ihm wieder, und er wagte keine Spottrede weiter. Er fühlte, daß die Worte, die er für klingende Schellen zu nehmen geneigt war, doch in ihrem Munde sinnige Bedeutung erhielten, nur war er nicht in der Stimmung, sich von ihrem Ernst ergreifen zu lassen. Seit wie lange hatte er sich von einer Conversation, wie diese, gänzlich entwöhnt! Die Gesellschaft, in der er sich seit Jahren bewegte, philosophirte nicht über „die höchsten Dinge."

„Und welche Lektüre hatten Sie für mich bestimmt, mein Fräulein?" fragte er in leichterem Ton, aber ohne Herausforderung.

Sie lächelte. „Also doch neugierig!"

„Sie deuteten an, daß Sie auch etwas anderes zur Disposition hätten, als Erbauungsschriften."

„Das habe ich eigentlich nicht sagen wollen. Nur sind meine Erbauungsschriften sehr verschiedener Art, eben wie die Menschen, die durch sie erbaut werden sollen."

„Geben Sie nicht länger Räthsel auf!"

„Gut denn! Als ich den Befehl erhielt, nach dem Kriegsschauplatz abzureisen, überlegte ich, welche geistige Kost wohl die braven Krieger am besten erfrischen könnte. Sie mußte kräftig sein, anregend, herzerwärmend, die ganze Constitution festigend. Ich musterte die kleine Bibliothek, die ich in mein Asyl mitgenommen hatte und griff ohne Bedenklichkeit einen Band — Shakespeare heraus."

„Ach — Shakspeare! das ist etwas anderes."

„Er steht Ihnen zu Gebot. Lieben Sie den Dichter?"

Er zögerte mit der Antwort. — „Es gab eine Zeit — es gab eine Zeit, wo er mich in geweihten Stunden begeisterte, er und seine Geistesgenossen. Aber dann — Ich schäme mich, das Geständniß machen zu müssen, daß ich seit Jahren fast nur schlechte Romane gelesen habe, die Langeweile der Zeit von einem Exerciren zum andern zu tödten."

„Um so besser wird die Wirkung sein."

„Und Sie wollen mir vorlesen, mein Fräulein?"

„Gern."

Sie ging hinaus, das Buch zu holen. „Ein wunderbares Geschöpf!" murmelte der Officier vor sich hin. „Man muß sich den Aberwitz abgewöhnen, sie im voraus beurtheilen zu wollen. Eine barmherzige Schwester, die auf Krankenpflege geschickt wird und Shakespeare in ihre Reisetasche packt —! Ueberhaupt eine junge Dame, die Shakespeare vorliest, das wäre mir früher doch ein undenkbarer Gedanke gewesen. Aber um so reizender! Diese kleine Blondine fängt an, mich zu beschäftigen."

Die kleine Blondine trat wieder ein, und wie sie nun mit einer gewissen, doch augenscheinlich nicht affectirten, sondern ihrem eigensten Wesen innewohnenden Würde auf ihn zuschritt, das Buch vor sich ernst hinhaltend, erschien sie ihm doch nicht mehr klein, sonder eher stattlich und gravitätisch, und alle seine Gedanken über sie paßten wieder gar nicht. Er vergaß die kleine Schmeichelei, die er ihr sagen wollte, und sprach überhaupt kein Wort, sondern beobachtete sie mit gesteigertem Interesse, wie sie mit sorgfältiger Schonung des keineswegs glänzenden, aber sehr sauber gehaltenen Einbandes das Buch öffnete und vor sich hin auf den Schoß legte, mit zierlichen Fingern langsam einige Blätter umschlug, dann mit der flachen Hand die Seiten glatt ausstrich, auf denen ihr befriedigter Blick haften geblieben war, sich in den Stuhl zurücklehnte und das Buch näher vor das Auge hob, eine Secunde in dieser Stellung regungslos verharrend, um ihre und des Zuhörers volle Aufmerksamkeit auf den Gegenstand zu sammeln. Was wird sie lesen? dachte Arnold bei sich — irgend eine Liebesscene natürlich! Sie aber begann feierlich mit eines greisen Königs Rede:

„Erschüttert wie wir sind, vor Sorge bleich,
Ersehn wir doch für den gescheuchten Frieden
Zu athmen Zeit, und abgebrochne Laute
Von neuem Kampf zu stammeln, welcher nun
Beginnen soll an weitentlegenem Strand.
Nicht mehr soll dieses Bodens durst'ger Schlund
Mit eigener Kinder Blut die Lippen färben;
Nicht Krieg mehr ihre Felder schneidend furchen,
Noch ihre Blumen mit bewehrten Hufen
Des Feinds zermalmen; die entbrannten Augen,
Die, eines trüben Himmels Meteore,
Von Einer Art, erzeugt aus Einem Wesen,
Noch jüngst sich trafen in dem innern Sturm
Und wildem Drang der Bürgermetzelei:
Sie werden nun, gepaart in schönen Reihn,
Den gleichen Weg ziehn, und nicht mehr entgegen
Bekannten stehn, Blutsfreunden, Bundsgenossen."



In einer Feldschule des Wallensteinschen Lagers.
Originalzeichnung von A. Eberle.

Es war ein so eigener Klang der gedämpften Stimme, mit dem sie diese Worte vortrug, daß sie den Zuhörer tief erschütterten; auch die andern Kranken, gemeine Soldaten und ein Unterofficier, wandten sich der Vorleserin zu und horchten hoch auf, freilich mehr von der Feierlichkeit der Rede als von dem Inhalt gefesselt. Es war nichts mehr von dem weiblich milden Ton zu vernehmen, der sich so schnell in Arnolds Ohr geschmeichelt hatte; es war, als ob ein König vor einem Parlament seines aus dem Bürgerkriege geretteten Volkes sprach, und ein Greis. Aber zugleich auch wie eine Prophetenstimme klang's, die Gegenwart treffend und die Lösung eines längstvergessenen Streites auch dem neuen blutigen Bruderkampfe verkündend. Was er selbst schauernd miterlebt, was unklar seine Seele mit Mißbehagen erfüllt hatte, hier schuf die Poesie ein anschauliches Bild daraus und gab ihm eine bestimmte Empfindung. Brüder hatten gegen Brüder gekämpft; aber es sollte Friede werden und in Eintracht sollten sie ausziehn, ein gelobtes Land des Rechts und der Freiheit zu gewinnen. Die Thränen stürzten ihm aus den Augen und er schämte sich ihrer nicht.

Nach einer Stunde, die ihm im Fluge verging, schloß sie das Buch und entfernte sich aus dem Zimmer, ohne noch ein Wort zu sprechen. Sie ließ sich auch nicht bewegen, nachmittags im Lesen fortzufahren. „Es war schon zu viel," sagte sie, „für einen Tag; man muß Zeit behalten, die mächtigen Eindrücke zu bewältigen. Uebermorgen, oder morgen vielleicht — wenn Sie eine gute Nacht gehabt haben."

(Fortsetzung folgt.)

Die Feldschulen im dreißigjährigen Kriege.

Historische Skizze von Georg Hiltl.

Das prächtige Geschichts- und Lebensbild unseres Schiller: „Wallensteins Lager," enthält eine kleine aber treffliche Episode, die das Auftreten eines Soldatenschulmeisters schildert, der mit der Ruthe in der Hand die Soldatenjungen durch das Wort: „Marsch in die Feldschule, fort ihr Buben!" aus dem Getümmel des Lagers in die Unterrichtsstube scheucht. So blitzschnell auch die Erscheinung des Lehrers vorübergeht, sie bleibt doch, wie alles in „Wallensteins Lager," ein Stückchen Zeitgeschichte, und die kurze Betrachtung des holkischen Jägers: „Das fürchtet sich auch vor den engen Stuben" zeugt dafür, daß die Beschäftigung der Soldatenkinder durch eine Art von Unterricht geregelt war, dem die halbwilden Bursche nur ungern beiwohnten.

Feldschule! es klingt ein wenig sonderbar, diese Einrichtung bei der Armee des Wallensteiners nennen zu hören, bei einer Armee, deren Trotz und Unbändigkeit sprichwörtlich geworden war, und doch haben die Feldschulen bestanden. Der Troß von Weibern aller Art, den die kaiserlichen Armeen mit sich führten, Marketenderinnen, Dirnen und Ehefrauen der Soldaten, bildete ein kleines Heer für sich. Durch die lange Zeitdauer des Krieges entstanden vollständige Haushaltungen im Felde, namentlich in den Lagern. Häufig genug trennten sich die Gatten wieder von einander, einer ging nach Nord, der andere nach Süd, die Kinder solcher flüchtig geschlossenen Ehebündnisse blieben bei den Müttern, selten nahm sie der Vater mit sich. Noch häufiger waren selbstverständlich die Sprößlinge außerehelicher Verhältnisse, um welche sich niemand kümmerte. Diese verwahrlosten Kinder blieben bei den Heeresabtheilungen, wenn sie . . . am Leben erhalten wurden.

Im Verlaufe eines Jahrzehnts hatte sich die Menge solcher Kinder ansehnlich vermehrt. Die Mädchen traten bei den Marketenderinnen in Dienst, die Buben wurden zuerst beim Trosse, dann bei den Pferden verwendet, endlich unter die Truppen gesteckt. Sie hatten von frühester Jugend auf nur Rohheiten und böse Dinge, die Gräuel des Krieges, kennen gelernt, und selbst diejenigen, welche irgend eine sorgende Hand in ihrer Nähe spürten, konnten selten das Glück geregelter Lebensweise kennen lernen.

Ein ganz prächtiger Typus dieser Leute ist die „Gustel aus Blasewitz." Sie zieht von Ungarn mit der Armee, die den Mansfelder jagt, aus. Sie macht die Belagerung von Stralsund mit. Von da aus, vom Norden, marschirt sie mit dem Succurs in das heiße Italien nach Mantua. Sie geht mit Ferias Regimentern zurück in die Niederlande bis Gent, dann ist sie wieder nach Böhmen gewandert — immer zwischen den kriegerischen und kämpfenden Horden — mit dem Jungen, den ihr in Schleswig ein „Schottländer" hinterlassen hat.

Dieses mit kräftigen Strichen gezeichnete Wanderleben der Armeen jener Zeit machten die Soldatenkinder von Anfang bis zum Ende durch. Wenn sie klein waren, ruhten sie im Tuche der Mutter, auf deren Rücken hängend, oder unter der schmutzigen Leinwanddecke eines holprigen Bagagewagens, zwischen Branntweinfässern und Commisbroten, in späteren Jahren schritten sie neben dem Troßwagen einher. Häufig zu dem Vortrab der Armeen gehörend, waren diese Kinder natürlich Zeugen der entsetzlichsten Scenen. Denn die ersten Colonnen der Heere des dreißigjährigen Krieges verübten stets die größten Unthaten durch Brand, Plünderung :c., wenn sie in ein feindliches Land kamen. Bei diesen Gelegenheiten legten nicht selten die Weiber mit Hand an.

Die große Menge irregulärer Truppen bei der kaiserlich-ligistischen Armee bildete namentlich eine Hauptplage für die unglücklichen Bewohner der von ihnen überschwemmten Gegenden. Unter diesen Haufen befanden sich denn die Weiber, die öffentlichen Dirnen, die Kinder, die Marketender und Troßbuben. Im Jahre 1620 geschah der Einmarsch der kaiserlichen Armee von Waidhofen aus nach Böhmen in zwei Colonnen. Tilly führte die erste, welche aus deutschen Regimentern bestand. Einer der schlimmsten Heerführer, der Graf Boucquoi, befehligte die zweite. Sie setzte sich aus Wallonen, Italienern, Spaniern — und Kosacken (!!) zusammen. Beide Colonnen vereinigten sich vor Piseck. Den Vortrab ins böhmische Land hinein bildeten Zigeunerbanden aus Männern, Weibern und Kindern bestehend, jede etwa 15—20 Mann stark. Jeder Zigeuner hatte zwei lange Feuerröhre bei sich, die Weiber saßen zu Pferde, hatten die Kinder hinter sich und führten ein Paar Pistolen im Sattel. Sie legten sich in den Hinterhalt, in Gebüsche, Wälder und Gräben, raubten und plünderten, was und wer ihnen in den Weg kam.

Es ist bekannt, mit welcher Geschicklichkeit gerade Kinder bei Ausübung von Verbrechen verfahren, wenn sie durch verworfene ältere Personen dazu angelernt werden — daß in einer Zeit, wo jedes Recht und Gesetz beseitigt war, wo der Unterschied zwischen Mein und Dein vollkommen aufhörte, diese schlimmen Talente noch ganz besonders üppig wucherten, liegt auf der Hand. Nun gab es zwar bei jedem Heerhaufen Rumormeister, Steckenknechte, Profoße, Waibel, welche besonders zur Ueberwachung unzüchtiger Frauenzimmer bestimmt waren, allein alle diese Beamten steuerten dem Unwesen gar nicht, oder doch nur in solchen Fällen, wo sie selbst keinen Profit davon hatten. Die schrecklichen Zeiten des dreißigjährigen Krieges begünstigten jede Art des Verbrechens, und man verkaufte sogar Menschen, namentlich aber Kinder, die in eroberten Städten geraubt wurden.

In dem Handschreiben des Kaisers Ferdinand an den Kurfürsten von Sachsen d. d. Wien den 5. December 1619, welches den Einfall der Ungarn und Böhmen schildert, heißt es: „Sie (die Feinde) seynd vor Wien gerücket und haben Bethlen Gabor benebst dem Grafen Thurn dies- und jenseit der Donau ohne Respect der Persohn geraubet, gemordet und geplündert; unchristliche Tyrannei verübet — zumal die Hungarn, an denen Orten, wo sie Quartier gehabet, alles verwüstet, unsäglich viel Tormenta zur Erforschung von Geld und Gut angewendet, insonderheit aber unsäglich viel junge Knaben von 12 bis 16 Jahren geraubet, so sie hernach zur mehreren Schändlichkeit verkaufet."

Diese unglücklichen Kinder blieben später bei den Heeren vollständig verwahrlost, ohne Mittel und Wege, wieder in die Heimat zu kommen. Sie kamen mit dem schon vorhandenen Gesindel in die engste Berührung und wurden zu Räubern erzogen. Wie ergiebig die Razzias gewesen sein müssen, welche diese Bursche ausführten, besagt eine Stelle in dem Briefe vom 21. Februar 1620, der die Thaten der Kosacken schildert: „Sie veräußern Kleider um 8—10 Thaler, die an 100 gekostet und siehet man kleine Troßbuben und Stalljungen mit silbernen Kannen und Schüsseln umherlaufen, die

sie gestohlen.**) Die Zügellosigkeit und Kühnheit der Jungen überstieg alle Grenzen. Sie führten Dinge aus, die kaum Erwachsene unternommen haben würden. Unter vielen Beispielen dafür liegt mir eine Gerichtsverhandlung vor, nach welcher ein Junge, Hans Glaser, seinem Lieutenant Johann von Schönfels am 13. September 1619 mit dem Brotmesser einen Stoß in die Brust versetzt hat, weil der Officier dem zwölfjährigen Burschen eine Maulschelle verabreichte. Die Jungen und Troßbuben wurden daher auch dem großen Kriegsvolke gleichgeachtet und bei dem Gemetzel nicht geschont.

Allmählich änderten sich die Verhältnisse in den Armeen, da der Krieg eine bestimmtere Form annahm. Die ersten Jahre wurden in einem fortwährenden Hin- und Herziehen, Liegen vor gewissen Orten, Ueberfällen und Verwüstungen hingebracht. Als Wallenstein und später Gustav Adolph auf dem Kriegstheater erschienen, regelten sich die Dinge einigermaßen. Der große Schwedenkönig hatte strenge Disciplin in seiner Armee mit unerbittlicher Strenge aufrecht erhalten. So finden sich bei seinem ersten Auftreten in Deutschland keine Spuren, daß den schwedischen Soldaten das Mitnehmen von Frauen gestattet war. Dagegen folgte der königlichen Armee allerdings ein ziemlich bedeutender Troß von Bagage und Marketendern, welche letzteren eine gewisse Pachtsumme an die Kriegskasse zahlen mußten. Wahrscheinlich ließ sich jedoch die Maßregel gegen das Mitführen der Frauen nicht aufrecht erhalten, denn die von dem Könige im Jahre 1631 aufs neue bestätigten Kriegsartikel enthalten einen Paragraphen (89), in welchem es heißt:

„Im Lager soll kein liederlich Weibsbild geduldet werden. Wer aber sein eigenes Eheweib bei sich haben will, mag es thun. Wenn ein lediges Frauenzimmer gefunden wird, so soll derjenige, welcher sie nehmen will, die Erlaubniß haben, sie gesetzlich zu heyrathen, sonst aber gezwungen seyn, sie zu entfernen."

Die aus solchen Ehebündnissen entsprossenen Kinder, die Troßjungen, Trommelbuben und Pfeifer, waren bald Gegenstand der besondern Fürsorge des Königs, dessen scharfer, alles sichtender Blick auch diese Anhängsel seines Heeres überwachte. Er stiftete auch die Feldschulen. Jedes Regiment mußte eine solche errichten, „um," wie die Verordnung sagte, „den Soldatenkindern eine gute Erziehung geben zu lassen, damit sie schon in frühester Jugend an ein ordentliches Leben und an Gehorsam gewöhnt würden." Sobald ein Standlager oder eine regelmäßige Belagerung nothwendig wurde, etablirten sich diese Schulen. Sie wurden entweder unter freiem Himmel oder in einem Hause des nächstliegenden Dorfes oder unter dem Dache eines Zeltes abgehalten. Gustav Adolph übertrug die Führung dieser Schulen den Geistlichen seines Heeres, die Regimentsschreiber leiteten die nöthigen Vorkehrungen ein und besorgten den Ankauf, die Vertheilung von Büchern rc. Die Kinder errangen allerdings kein höheres militärisches Wissen, sie lernten lesen, schreiben und rechnen, den Katechismus, eine gewisse Kenntniß der Bibel und die ersten Paragraphen soldatischer Instructionstabellen, aber es wurde doch ein sittlicher Halt für sie durch diesen Unterricht gewonnen, der noch bedeutend gefestigt werden mußte durch das Beispiel von Anstand, Sitte und Disciplin, welches die älteren Soldaten gaben.

Wie sehr wohlthätig diese Hebung der Erziehung im Felde auf die jungen Gemüther wirkte, beweist folgender Fall. In dem Gegenlager, welches Gustav Adolph vor den Verschanzungen Wallensteins bei Nürnberg bezogen hatte, wurde täglich zweimal Feldschule unter einem Wagenschuppen gehalten. Da von Zeit zu Zeit mit Geschütz gefeuert ward, geschah es, daß eine Kanonenkugel durch den Schuppen fuhr, in welchem die Soldatenkinder Feldschule hielten. Leider riß das mörderische Eisen drei Knaben nieder, aber alle übrigen blieben mit den Büchern in der Hand ruhig sitzen. Sie waren so an das Krachen und Sausen der Kugeln gewöhnt, die Bestimmung des Soldaten war ihnen durch den Unterricht so wichtig und ehrenvoll dargestellt worden, daß sie kaum die Farbe änderten oder irgend ein Merkmal der Furcht zeigten. Sicherlich ist diese, wenn auch nur nothdürftige Ausbildung ein Grund zur ausdauernden Tapferkeit so vieler schwedischen Soldaten geworden.

Nach dem Tode des Königs wurden diese Einrichtungen freilich nicht mehr strenge aufrecht erhalten, doch ließ der Herzog Bernhard von Weimar die Feldschulen bei der schwedischen Armee nicht in Verfall kommen. Ohne Zweifel wurde dieser Feldschulunterricht bei der kaiserlichen Armee nach dem Muster der schwedischen eingeführt. Was Schiller mit Bezug auf die in den kaiserlichen Heeren befindlichen Kinder seinen holkischen Jäger sagen läßt: „Je nun, das (die Soldatenkinder) muß der Kaiser ernähren, die Armee sich immer muß neu gebären," war mit den Jahren ein gewisses Gesetz geworden, ein Recht, welches die Mütter der oft vaterlos herumlaufenden Kinder in Anspruch nahmen. Die Armee brauchte am Ende doch einige Leute, die lesen, rechnen und schreiben konnten. Es wurden daher die Feldschulen eingeführt. Die Geistlichen standen nicht in dem Ansehen bei den Kaiserlichen, wie sie es in der schwedischen Armee genossen, auch war durch die bunte Zusammensetzung der Nationalitäten eine weit festere und strengere Handhabung der Schulzucht nöthig, um die wilden Burschen einigermaßen zu zügeln. Man vertraute deshalb die dürftige Pflege des Geistes Corporalen, Wachtmeistern und Feldwebeln an. An ehemaligen Studenten, verkommenen Schreibern oder Advokaten war im kaiserlichen Lager kein Mangel, und dergl. Leute fanden sich denn auch bereit, ihren Zöglingen zu gewissen Tageszeiten Unterricht zu ertheilen.

Einen solchen Moment stellt unsre Illustration ganz trefflich dar. Unter dem aus Leinwandlappen und Decken gebildeten Schutzdache sitzt der Herr Feldschulmeister, ein stämmiger Corporal, vor dem offenen Buche. Das lusterweckende Instrument, ein Rohrstock, lehnt neben dem Pulte oder der Tonne, welche dasselbe bildet. Mit wichtiger Miene demonstrirt er den ihm gegenüberstehenden Knaben die Bedeutung der Zahlen, denn offenbar ist es eine Rechenstunde, die hier abgehalten wird. Von der Strenge des Lehrmeisters gibt die unangenehme Lage des links im Vorgrunde befindlichen Zöglings ein beredtes Zeugniß, denn der Delinquent ist mit dem sogenannten „Schweinknebel" gestraft. Ganz vorzüglich ist in den Köpfen und Gesichtern der Soldatenschuljungen die oben erwähnte Verschiedenheit der Nationalitäten wiedergegeben, aus denen die Heeresabtheilung besteht Der kleine langhaarige Bursche, der so eben an seinen Fingern herumarbeitet, um die Aufgabe zu lösen, ist sicherlich das Kind eines Deutschen der großen Armee, ein Knabe, dessen Vater vielleicht an der Spitze seines Regimentes einherzieht, während der Kleine mit der leichtfertigen Mutter von Ort zu Ort wandert; der Sprößling könnte in Sammet und Seide stecken, auf dem Schlosse des Vaters leben und einst befehlen — so wird er im besten Falle einst auch einen Reiterhaufen commandiren und ohne zu wissen, woher er stammt, möglicherweise auf dem Sande des Schlachtfeldes enden. Der lächelnde Bursche mit dem Krauskopf, ein Mischling von Italiener und Deutschem, ist schon gewitzter. Er hat die Aufgabe gelöst und brennt darauf, sie dem Corporal zu offenbaren, während hinter dem Geprüften ein kleinerer Bursch das Amt des Vorsagens ausübt. Der große, langbeinige Junge mit den Zügen und Kleidern des Ungarn starrt halb dumm halb verwundert in das ihm noch gänzlich neue Treiben. Er versteht die Sprache der Deutschen nicht recht. Der interessante Kopf eines neben ihm sitzenden Burschen, dessen scharfblickende Augen die gewisse Verachtung des Lehrmeisters ausdrücken, birgt allerlei Pläne unter seinem Schädel, halb Spanier und halb Franzos, ist der Schüler schon frühreif genug, um mit der Tabakspfeife in den Unterricht zu kommen. Es ist ein Gesicht, dessen Träger entweder aus der Misère des wüsten Soldatenlebens sich emporarbeiten oder am Galgen enden wird, einer jener Bestandtheile des zukünftigen jüngeren Armeenachwuchses, aus denen im dreißigjährigen Kriege Räuber in Uniformen wie Isolani, Boucquoi und Schumadi oder kühne Parteigänger, wie Johann von Werth, hervorgingen. Vollständig gleichgültig gegen den Vorgang des Examinirtwerdens ist der Bursche im Schafpelze. Er ist so an das Vagabondenleben gewöhnt, daß er nur durch äußersten Zwang bewogen werden kann, in der langweiligen Feldschule eine Stunde „abzusitzen". Sein Hund und der geknebelte Freund interessiren ihn weit mehr, und nur das Schicksal des Bestraften hält ihn noch am Platze. Ein willkürliches Verlassen desselben würde auch ihn in den Knebel bringen, denn leider ist er auf den vordersten Platz gekommen, sonst liefe er gewiß schon hinweg mit den im Hintergrunde davonschleichenden Kameraden, welche sich den Eifer des Feldschulcorporals, der ganz in seine pädagogischen Pflichten versenkt scheint, zu Nutze machen, um über einige halbzertrümmerte Faschinenkörbe in die Lagergasse zu entkommen, wo ein besserer Zeitvertreib ihrer wartet. Möglich auch, daß der kleine, hübsche Junge, mit

*) „Vertrauliches Schreiben auß Wienn."

dem sich der Lehrmeister beschäftigt, demselben zur besonderen Aufsicht und sorgfältigeren Unterweisung empfohlen ist, denn trotz des nicht allzu günstigen Resultates der Prüfung nach einer so eben gegebenen Lection, drücken die Züge des Corporals doch Wohlwollen aus und der hinter ihm stehende Schulgehilfe im Wamms, mit Hut und Degen, bemüht sich, durch Verrath dem kleinen Schüler einzuhelfen, indem er bedeutsame Fingerzeichen macht, wobei ein fast mitleidiges Lächeln seine dicken Lippen umspielt, ein Lächeln, welches den Soldatenjungen sagen soll, wie hoch erhaben er über ihnen stehe durch den mühsam erreichten Bildungsgrad, der ihn befähigt, die vier Species mit einiger Anstrengung rechnen, seinen Namen schreiben, Gedrucktes und Geschriebenes lesen zu können. Er wird es zum Corporal bringen — sicherlich! und eine solche Charge, will in den bewegten Zeiten des Krieges unter Wallenstein schon etwas sagen.

„Denn," ruft Schillers Wachtmeister emphatisch aus, und dem Rekruten zu:

„Wer's zum Corporal erst gebracht,
Der steht auf der Leiter zur höchsten Macht
Und so weit kann Er's auch noch treiben?"

„Ja," fällt der Jäger schnell ein, „wenn Er nur lesen kann und schreiben."

Ist der Unterricht vorüber, dann werden der Corporal und sein Famulus durch die hintere Zeltwand schlüpfen, an das Marketenderzelt gehen und dort der labespendenden Marketenderin mit Salbung berichten: „Base, Euer Junge war heut trefflich und attent in der Stunde. Er hat Meriten wie irgend einer und wenn das so fortgeht, machen wir aus ihm einen General wie Butler, Holk oder Blankart, die alle drei auch in kleinen Schulen Großes gelernt haben." Die erfreute Mutter gibt dann willig Schinken, Brot und Wurst her und füllt endlich die dickbauchige Feldflasche des Soldatenschulmeisters, damit er auf das Wohl des künftigen Generalissimus trinke.

Fliegende Blätter aus Amerika.

III. Marktleben in New-York.

Was die über eine Million starke Einwohnerzahl von New-York täglich an Lebensmitteln verzehrt, ist durch die Statistik noch nicht in allen Einzelheiten festgestellt; aus der Thatsache aber, daß es täglich für 15,000 Dollars Austern (durchschnittlich à 40 Cents das Dutzend) consumirt, läßt sich ein annähernder Schluß auf den Verbrauch von Fleisch, Brot, Gemüse und Victualien ziehen. New-Jersey, Pennsylvanien, Long-Island, die langgestreckte Insel längs der Küste, der Staat New-York den Hudson aufwärts, der ganze Westen und ein Theil des Südens liefern regelmäßig, was dieser colossale Magen verzehrt.

Neun Märkte dienen zur Vertheilung des Bedarfs an Lebensmitteln theils direct durch Verkauf an die Consumenten, theils — in den frühesten Morgenstunden — durch den Engrosverkauf an die tausende über die ganze Stadt hin verbreiteten Kleinhändler. Von diesen Märkten sind nur zwei von einer Größe, wie sie den Bedürfnissen der Stadt einigermaßen genügt, nämlich der Fultonmarkt an der östlichen und der Washingtonmarkt an der westlichen Flußseite der unteren Stadt. Aber auch diese stehen an Einrichtung und Reinlichkeit weit hinter dem zurück, an was man in dieser Beziehung in Europa, selbst in Städten mittleren Ranges, gewöhnt ist. Beide stoßen an einer Seite an das Flußufer und sind auf den anderen von schmutzigen kleinen oder großen Häusern oder vielmehr Baracken und von einem Gürtel unreinlicher Straßen umgeben.

Nähern wir uns dem Markte, so duften uns schon von weitem die unappetitlichsten Ausdünstungen entgegen, welche aus den Haufen von Austerschalen und Gemüseabfall, mit welchen die Gossen versperrt sind, aufsteigen. Von Abfluß ist hier keine Rede. Teiche von stagnirendem Wasser bedecken den flüssigen Koth, welcher, wie zum Hohne des unglücklichen Wanderers, gerade an den Straßenecken und Uebergängen am stärksten ist, und gerade da, wo das Straßengedränge in der Nähe des Einganges am größten ist, gibt's am meisten Schmutz und Dunst. New-York gibt zwar für Straßenreinigung an den Contractor, Errichter Whiting, jährlich die Kleinigkeit von einer halben Million, aber dieser steckt ruhig drei Viertel davon in seine Tasche und verwendet vielleicht kaum ein Achtel für den Zweck des Contractes. Im Sommer läßt er einige Mal eine Kehrmaschine durch die Straßen fahren, im Winter aber Schnee und Schmutz ruhig liegen, bis die „liebe Sonne" alles in einen flüssigen Brei verwandelt, welcher die Fußgänger von Kopf bis zu Fuß bespritzt und, beim Eintritt der Hitze in Staub verwandelt, von den trockenen Kehlen der New-Yorker hinabgeschluckt wird. Dies ist jedenfalls die billigste Straßenreinigungsmethode, und es gehört weiter nichts als etwas Geduld und ... Gewohnheit dazu, um sie als selbstverständlich hinzunehmen.

An der Westseite von Broadway, Vesey Street hinabgehend, passirt man Läden, in welchen alles Mögliche und — Unmögliche „second hand" (aus der zweiten Hand) zu haben ist, vom vollständigen Anzug bis zu Schuhbändern, von Möbeln, Tassen, Kannen, Kämmen, Spiegeln, Taschentüchern, Hüten, Schirmen bis zum Schwefelhölzchen herab. Eine besondere Specialität bilden Frauenkleider von den grellsten Farben. Dann geht es durch mehrere Durchgänge, eingenommen von Händlern in Schuhbändern „ten cents a dozen" (das Dutzend 10 Cents), Gypsfigurenverkäufern, weither aus dem sonnigen Italien; Verkäufern von Kupferkesseln und Zinnschüsseln jeder Größe; Ausrufern von grünen Orangen und bittern Citronen; Ausstellern von bewunderungswürdig construirten Puppen, bei deren Anblick die Kinderaugen entzückt sind, Bieter und Verkäufer von Schinken à zehn Cents das Pfund — unterm halben Preis, weil schon „etwas angegangen" — Schuhwichse à 5 Cents die Schachtel und schmutzigaussehende Gänse à 15 Cents das Pfund — alles „second hand", d. h. schlecht, und „unter dem halben Preis" — endlich gelangen wir, Washington-Street kreuzend, nach dem Markt selbst.

Die Außenseite desselben ist meist von „Jung-Irland" besetzt, welches zu den billigsten Preisen Rüben, Wildpret, Gänse, Hühner und gelegentlich einen Truthahn, Nüsse, Aepfel und an Gummifäden auf- und abtanzende Puppen feilbietet. Da sind ferner Thongeschirre, Aepfel in Fässern ꝛc. Wir wenden uns zwischen einer Menge von Körben und Crinolinen durch einen der engen Gänge, welche die niedrige, aus Holz construirte Markthalle durchziehen, hindurch. Das Tageslicht fällt nur spärlich durch in der Decke angebrachte Fenster herein und mischt sich mit dem röthlichgelben Lichte der in den meisten Ständen brennenden Gasflammen.

Welch ein Gedränge von Mädchen und Frauen jeden Alters! Welch eine Armee von Körben! Welch ein Gequetsch von Crinolinen! Welch ein Zanken und Stoßen und Schwatzen und Lachen und „oh dear!" Ausrufe — und dann welche Straßen, gefüllt mit Lamm-, Hammel-, Rind- und Schweinefleisch! Soweit das Auge sehen kann, weit hinaus zwischen Lichterreihen sind Liniencompagnieen, Bataillone und Regimenter von dahingeschiedenen fetten Schafen und zarten Lämmern. Und wenn von „up-town", der oberen Stadt, mit jedem Car der Pferdeeisenbahnen, welche in den angrenzenden Straßen ausmünden, wenn von Brooklyn, Hoboken und Jersey-City mit jedem Fährboote Scharen von Frauen, mit Körben am Arm, ankommen und sich zu hunderten und tausenden durch die Eingänge in die Markthalle zwängen, da verschwindet die „unabsehbare" Menge von Schafs- und Schweinevierteln und Rindsfleischstücken nach und nach in diesen geräumigen Handkörben. Bemerkenswerth ist, daß Rindfleisch und Hammelfleisch hier zu Lande selten oder gar nicht so gut zu haben, wie in der alten Welt, was wahrscheinlich an der verschiedenen Mästung, welche hier nicht so sorgfältig betrieben wird, liegt. Thatsache ist, daß manche Hôtels und ein englischer Restaurant regelmäßig per Cunarddampfer Fleisch von England erhalten und ihren Habitués dasselbe zu doppelten Preisen auftischen. „Roastbeef of old England" und „real english mutton chops" werden oft in den Zeitungen von Restaurants angezeigt, doch wird unter diesem Namen gewiß auch manches inländische Product in gutem Glauben verzehrt.

Vom Fleischdepartement drängen wir uns jetzt nach den Fisch- und Austerständen. Hier liegen auf schrägen, fortwährend mit Wasser überrieselten und mit Eisstücken belegten Gestellen alle Arten von Fluß- und Seefischen, Häring, Makrelen, Lachse, Schellfische, soles, bluefish, Karpfen, Halibuts, während in den Fässern mit vergittertem Deckel Aale plätschern oder Hummern hin- und herkriechen.

Austern und Clams (eine Art von Seemuscheln, welche zu einer Suppe, Clam-chowder genannt, verwendet wird) sind besonders zahlreich vertreten, und die Händler haben in ihrem Stand auch einige kleine Tische und Stühle, damit man gleich an der Quelle die schleimige Mollusle bequem genießen kann. Zwar ist die Ausstattung dieser „Salons" mehr einfach als geschmackvoll, und Tische wie Stühle stellenweise klebrig, aber dennoch versichern gewiegte New-Yorker Austernkenner, daß man nirgends so frische und gute Austern in der ganzen Stadt bekommt als hier am Markt, wie auch ganz natürlich.

Die amerikanische Auster gibt an Wohlgeschmack den englischen und holsteinischen nichts nach, unterscheidet sich aber von diesen durch ihre meistens bedeutendere Größe. Man erzählt sich eine hierauf bezügliche Anekdote. Ein Austernmann, ein smarter Yankee, gab einem „grünen" Engländer eine fast handgroße Auster und fragte ihn, ob er sie auf einmal hinunterschlucken könne. Dieser gab sich alle erdenkliche Mühe, bis es ihm endlich gelang. Mit schmunzelndem Gesichte beobachtete ihn der Austernhändler während der Procedur und sagte hierauf: „Well, you are a clever fellow indeed, I gave it to five men before you and they couldn't get it down with one bite, to save their lives." — („Nun, Sie sind ein smarter Kerl, ich habe sie schon fünf anderen vorher gegeben und diese konnten sie um ihr Leben nicht auf einmal hinunterkriegen.") Mit welchem Appetit John Bull dann weiter aß, läßt sich denken!

Nun zu den **Butterständen**, wo ebensoviel „Excitement" herrscht, als im Fleischdepartement. Und hier, während wir Butter versuchen, hören wir eine Lady celtischen Ursprungs einer Freundin ein wichtiges Geheimniß mittheilt.

„Mrs. Conolly," sagte sie, eine Messerspitze, woran ein Klümpchen Butter, zum Versuchen in den Mund steckend, „nehmen Sie meinen Rath an, und wenn Sie je ein halbes Schaf kaufen wollen, so nehmen Sie die rechte Seite, aus dem Grunde, weil sie die schwerste ist und natürlich, weil sie mehr Fleisch enthält!"

„Danke, Mrs. Costello. Faith! — ich werde mir's merken!"

Während der Butterhändler den Handel mit den „Ladies" abschließt, versichert ein Käsehändler, daß seine Waare billig sei, und daraufhin versammelt sich eine Menge von Einkäuferinnen um seinen Stand.

„Hier ist echter, geräucherter Schinken — an' no mistake. (kein Irrthum!) Immer heran, — an' take yer chice, mem! (Treffen sie Ihre Wahl, Madame). Sie brauchen nicht über den Preis zu erschrecken, nur 15 Cents das Pfund, billig! nicht wahr?"

Dieser beredten Einladung können die Marktbesucherinnen nicht widerstehen, und bald ist sein Schinken „rar". Wenigstens 10,000 Körbe, getragen von 9000 Weibern und 1000 Männern kamen an dem Sonnabend, den wir zur Beobachtung wählten, leer zu Markte und verließen ihn gefüllt, und zur Füllung dieser 10,000 wurden 25,000 Dollars ausgegeben.

Jetzt sind „schlechte Zeiten", aber in blühenden Zeiten wird das Doppelte an jedem Sonnabend dort ausgegeben. Meist nur größere Haushaltungen, Boardinghäuser, Hôtels, Restaurants und sparsame Hausmütter oder auch Hausväter kaufen auf diesem Markte ihren Bedarf ein. Die Mehrzahl der Einwohner New-Yorks entnimmt ihre Lebensbedürfnisse in den ihnen zunächst gelegenen Krämer- und Fleischerläden zu bedeutend höheren Preisen. Es wird immer seltener, daß man den Hausvater selbst mit dem Korbe auf dem Markte herumspazieren und einkaufen sieht. Die Preise auf diesem Markte sind nach europäischen Begriffen noch ziemlich hoch, wie denn New-York wohl die theuerste Stadt der Welt ist. Als Beweis nur folgende wenige Angaben: Butter, erste Qualität, 52—58 Cents, zweite Qualität 45—50 Cents, 6 Pfund Schmalz 18—20 Cents, Eier 6—8 für 25 Cents, Ochsenfleisch, Rippenstücke 12—25 Cents, Schweinefleisch 14—16 Cents, Kalbsfleisch 12—20 Cents, Kalbscotelettes 30—40 Cents pr. Pfund, Kohlköpfe 15—25 Cents pr. Stück. Den Dollar, à 100 Cents, in Papiergeld à 28 Silbergroschen oder 1 Fl. 38 Kr. gerechnet, ergibt einen Mehrkostenbetrag von mehr als ein Drittel gegen die Preise in Deutschland. Doch ist nicht zu vergessen, daß auch Arbeitslohn und Einkommen in der Union durchschnittlich um die Hälfte höher sind als in Europa.

Nach zehn Uhr wird es dunkel in der Markthalle, ein Licht nach dem anderen wird ausgelöscht und Fleischer und andere Händler gehen nach Hause. In den dunkeln Gängen patrouilliren nur einige Wächter, welche dazu angestellt sind, das Eigenthum der Verkäufer zu hüten. Die Obstverkäuferinnen haben am längsten ausgehalten, jetzt packen auch sie ihre Waare in Kisten und gehen nach Hause, um ihren den langen Tag über gemachten Gewinn zu überzählen. Zwei oder drei stämmige Polizisten, den Knüppel in der Hand, gehen auf und ab, und das ist sehr nöthig, denn es gibt eine Masse Schlupflöcher um den Markt herum, und selbst am hellen Tag mag manchem Unvorsichtigen seine Uhr oder sein Taschenbuch abhanden kommen. Die Kuchen- und Kaffeestände längs der Flußarkade sind aber noch in voller Thätigkeit. Auf den Ladentischen sind Kuchen und Pasteten („pies"), letztere von etwas mysteriöser Zusammensetzung, ausgebreitet. Der Kaffee wird im blank geputzten Kessel heiß gehalten und das ist vielleicht seine beste Eigenschaft. Auch einige Fischstände sind noch offen, wo man gebratenen Schellfisch, Austern oder Aale haben kann. „Eels get used to being skinned (Aale gewöhnen sich daran, gehäutet zu werden)" erfahren wir da. Auch oysterstew (Austern in Milch gekocht) ist hier zu haben.

Gegen zwei Uhr tritt eine kleine Pause ein. Dann gehört der Markt den Ratten allein. Zwischen zwei und drei Uhr kommen die Milchzüge und Marktzüge der Jersey- und Erieeisenbahn an, und bald rauschen den Fluß herüber mächtige Fährboote, hochbepackt mit Gemüse, Fleisch 2c. Dann füllt sich der Markt mit Engroskäufern und Verkäufern, mit Krämern und Fleischern, und bei Tagesanbruch durchrasseln hunderte von Krämerwagen die noch stillen Straßen. Sieht man den alten schmutzigen Marktschuppen jetzt in seiner ganzen Häßlichkeit, so kommt einem dabei nur ein tröstender Gedanke in den Sinn: wenn er nicht bald niedergerissen wird, so fällt er von selbst zusammen. Ein unternehmender Handschuhfabrikant sollte dann für die Wegschaffung der dabei geopferten Ratten contrahiren. Ihre Häute gäben ein Vermögen für ihn, wenn er sie zur Fabrikation echter, „direct von Paris" importirter „gants" verwendete.

Nach dem großen Feuer, welches 1776, dem Jahre der Unabhängigkeitserklärung, das damalige New-York fast gänzlich einäscherte, erstand Washingtonmarkt, damals Hudsonmarkt genannt, wie Phönix aus der Asche. Im Jahre 1813 ward die Halle neu aufgebaut und vergrößert. Vom Zahn der Zeit und der Ratten angefressen und vom Schmutze eines halben Jahrhunderts überzogen, ist die alte große Baracke dem baldigen Untergang geweiht. Nur die Qualität der darin verkauften Nahrungsmittel genießt den Ruf, vortrefflich zu sein. Der Markt selbst ist das Gegentheil davon. Eine luftige eiserne Halle soll über kurz oder lang seinen Platz einnehmen.

Carl Winter.

Zwei Tage unter den Pförtnern.

Von einem **Nichtpförtner.**

Die auf die Poesie oft angewandte Sage von dem Riesen, der seine Mutter, die Erde, immer wieder umarmen muß, um die im Kampfe eingebüßten Kräfte wiederzugewinnen, hat auch in der Prosa des gewöhnlichen Menschenlebens ihre Wahrheit und tiefsinnige Bedeutung. Mich wenigstens zieht es immer von Zeit zu Zeit aus der Arbeit und dem Kampfe des Berufswirkens zurück in die fröhliche Luft der **Jugendzeit**, der Mutter des Mannaslebens. Darum weile ich gern, wo das junge Volk Feste feiert, darum denke ich auch mit Freude an zwei Tage zurück, die ich kürzlich unter den **Pförtnern** verlebte.

Die schönen Jubeltage des 22. und 23. Mai — an dem die altehrwürdige **Pforte** ein 325jähriges Bestehen erlebte — hatten allerdings zu den ca. 200 gegenwärtigen Alumnen eine stattliche Schar älterer Zöglinge zusammengeführt — aber selbst unter dem silberweißen Haar so mancher unter ihnen leuchtete es jugendlich frisch: sie alle erfuhren erst recht den Segen jener Sage, denn sie waren ja in vollstem Sinne zu der alma mater zurückgekehrt, die einer von ihnen in seinem „**Pförtnerlied**" also besungen:

O Pforte, liebe Pforte,
Du Mutter, die mich geboren,
Es weilet des Morgens und Abends
Mein Geist in deinen Thoren.*)

*) Aus der „seiner lieben alten Mutter Pforte" gewidmeten Gedichtsammlung: „**Unter den Sternen**" von **Martin**.

Als wir in langem ansehnlichen Zuge — die 1843 von Friedrich Wilhelm IV gestiftete prächtige Fahne und Musik voraus — den Ringmauern Pfortas naheten und dann zwischen den Spalier bildenden jungen Pförtnern unseren Einzug hielten, überkam es uns unwillkürlich wie ein Erinnern aus alter grauer Zeit. Was würden vor siebenhundert Jahren die Cisterziensermönche gesagt haben zu diesem lustigen Einzuge in das ihnen damals zugehörige Kloster St. Marien zur Pforte! Im Zeitalter der Hohenstaufen und der Kreuzzüge dort angesiedelt, mußten sie 400 Jahre später dem machtvollen Strom der Reformation weichen, und aus dem Kloster ward (1543) eine sächsische Fürstenschule zur Heranbildung von „gotfurchtigen, rechtschaffenen und gelehrten Predigeren, Pfarrern und Seelsorgern." Noch liegt ja der alte Bau wie einst im zwölften Jahrhundert in dem anmuthig grünen, fruchtbaren, von zwei Höhenzügen eingeschlossenen Thal zwischen Kösen und Naumburg im Thüringer Land, noch schaut der Knabenberg (früher der Klosterberg) auf ihn herab, noch fließt gegen Norden die Saale und durch den Ort die kleine Saale, während gegen Westen die Windlücke Abgeschlossenheit sichert — aber was hat er alles erlebt in so vielen Jahrhunderten! In den Tagen des dreißigjährigen Krieges von kaiserlichen Truppen geplündert und mit Brandschatzungen heimgesucht, ja 2½ Jahre ganz wüste gelassen; im siebenjährigen Kriege durch französische Marodeurs beunruhigt, sah die alte Pforte im Jahre 1806 französische Truppen in ihren Mauern und gewährte ihnen gastfreie Beköstigung und Verpflegung, ja 1813 hielt am Tage vor der Schlacht von Groß-Görschen Napoleon selbst vor ihrem Thore; 1815 kam sie an Preußen.

Unter solchen Gedanken waren wir an den Turnsaal gelangt, an dessen Stufen wir von einem greisen Pförtner mit lateinischem Gruße bewillkommnet wurden, und in dessen festlich geschmücktem Raum ein ziemlich ermüdender Declamations- und Redeactus stattfand, der endlich ein glückliches, langersehntes Ende in der üblichen Prämienvertheilung erreichte. Nur im Vorbeigehen sei des Festgottesdienstes in der schönen, auf Friedrich Wilhelms IV Anordnung im alten Stil restaurirten Kirche, deren Grundbau aus dem zwölften Jahrhundert stammt, gedacht, wobei der mächtige Ambrosianische Lobgesang ertönte und der unsern Lesern bekannte Dichter Ferdinand Baeßler — der geistliche Inspector von Pforta — eine weihevolle Festrede über den seit 1624 alljährlich üblichen Text: „Hier ist nichts anderes denn Gottes Haus, und hier ist die Pforte des Himmels" (1. Mos. 28, 17) hielt.

In dem Turnsaal — der an den Kirchhof grenzt, unter dessen Erde die Gebeine von 25 Generationen ruhen — fanden auch an beiden Tagen die Festmahle statt, zu denen je ein elegant gedrucktes Menu in dem bekannten Zigeunerdeutsch der modernen Gastwirthe mit griechischen Distichen als Motto dargeboten wurde. Alle Generationen unseres Jahrhunderts, wie die verschiedensten Stämme unseres Vaterlandes und zahlreiche Stände der Gesellschaft waren unter den Gästen vertreten: ein lebendiges Zeugniß der unveränderlichen Treue und Anhänglichkeit der alten Zöglinge der Pforte. Da war ein greiser Pastor, der 1808 hier recipirt worden war — da saß der regierende Rector der Pforte, der gelehrte Dr. Peter, da saß der Nestor unter den Lehrern, der bekannte Literaturhistoriker Koberstein, seit 48 Jahren dort wirkend, und nicht weit davon Studenten, vor einem oder 2 Semestern entlassen: da sah man sächsische und preußische Officiere, Pastoren und Lehrer aus Westfalen, dem Rheinland, Westpreußen u. s. w., neben Aerzten, Juristen, Buchhändlern ꝛc. Am zweiten Festtage lief sogar ein Telegramm ein, das „der alma mater Heil und Festgruß aus Neapel von einem alten Pförtner" wünschte, dessen Schrift einige „vortelegraphische" Commilitonen aus den Blaustiftzügen der Depesche zu enträthseln versuchten. Unter den zahlreichen — übrigens durch Kürze vortheilhaft ausgezeichneten — Toasten erregte aber den meisten Jubel der des Gewerbeschuldirectors Grabo aus Danzig, in dem es u. a. charakteristisch genug hieß:

„Manche unter uns waren das, was wir „gute Schüler" nannten, die kein Wasser trübten; durch allzugroße Pietät und Anhänglichkeit an die Anstalt, der sie einen Theil ihrer Bildung verdanken, scheint diese Classe von Mitschülern sich gerade nicht auszuzeichnen, da sie, aus meiner Zeit wenigstens, schwach vertreten sind. Andere waren redlich bemüht, solche gute Schüler zu sein, ohne dieses schöne Ziel rein und ungetrübt erreichen zu können. Ja, es soll sogar Leute unter uns geben von so eigenthümlicher Construction, daß die Anstalt sich nie so recht in sie zu finden wußte, welche daher noch vor dem Abend ihres Schullebens den Wanderstab ergreifen mußten, um an einer anderen Stätte der Wissenschaft ein Asyl zu suchen. Mit Bestimmtheit weiß ich aber, daß auch solche unter uns sind, die den eben Genannten das Geleit zu geben durchaus würdig, und ihnen zu folgen jeden Augenblick in Gefahr waren. Welcher von diesen Kategorien aber jeder von uns angehören mag, wir alle sind einig in der Liebe zur alma mater, die mit mütterlicher Geduld unsere Abweichungen von der geraden Linie der Pflicht so oft ertrug; einig in der Dankbarkeit gegen die geliebten Lehrer, mögen sie nun schon unter dem kühlen Rasen ruhen oder noch unter uns weilen, denen wir so oft, der eine mehr, der andere weniger, das Leben recht schwer machten, ihnen allen soll unser herzliches Hoch gelten!"

Es war natürlich, daß in den Tischunterredungen auch der längstgeschiedenen, wie der abwesenden berühmten Pförtner gedacht wurde.

„Ist Meißens Fürstenschule auf ihren Lessing, und Grimma auf Paul Gerhard stolz," bemerkte einer meiner Nachbarn; „so rühmen wir uns Klopstocks —"

„Der übrigens auch einmal nahe daran war, exclubirt zu werden," fiel ein anderer ein, der vielleicht eine ähnliche Erfahrung gemacht haben mochte.

„Wie so das?" fragte ich.

„In einem der Classenkriege, die zu seiner Zeit wohl häufiger als zu unserer Zeit geherrscht haben mögen, that er sich so hervor und feuerte die Seinen durch antik gefärbte Schlachtreden so zur Tapferkeit an, daß er nur mit Noth der Ausweisung entging."

„Dafür haben wir ihn 1839, an dem hundertjährigen Gedenktage seiner Reception um so herrlicher gefeiert," schaltete ein älterer Tischgenosse ein. „Neben der lorbeerumkränzten Büste des Dichters lag das von ihm 1800 hierher geschenkte Prachtexemplar des Messias und ein Zweig der Linde über seinem Grabe zu Ottensen von einem nicht minder berühmten Pförtner, Friedrich Thiersch 1837 gepflückt und mit einer Votivschrift uns zugesandt."

„Und wie vieler anderer großer Namen können wir uns neben diesen beiden noch rühmen?" fuhr mein vorhin unterbrochener Nachbar fort; „da nenne ich nur Leopold Ranke und seinen Bruder, den Director des Friedrich-Wilhelmsgymnasiums in Berlin, Lepsius, der heute unter uns ist, Freiherr von Manteuffel, Nitzsch, Döderlein, Ehrenberg, Mitscherlich, Großmann, den Dichter v. Gaudy, minder berühmterer, wie Ihres Leipziger Pastors Kritz und des Danziger Bresler nicht einmal zu gedenken."

„Du hast einen der hervorragendsten Pförtner ausgelassen," ergänzte ein anderer; „nämlich unsern großen Fichte —"

„Der noch schlimmer von seinem Obergesellen behandelt wurde, als ich einst von Dir," hieß es zurück.

„Nicht gesohlt, mein lieber Untergeselle," erwiderte der Ehrenretter Fichtes; „ich denke, Du hättest Dich nicht gerade über mich zu beklagen gehabt; wie oft habe ich Dich, als Du Novitius warst, vor rohem Uebermuthe anderer geschützt!"

„Ja, ja, Du bist immer ein braver Kerl gewesen — doch hier unser Nichtpförtner Freund wünscht augenscheinlich Aufklärung über unsere hiesige Terminologie."

„In der That, das wünsche ich sehr," bestätigte ich. „Doch zuerst sagen Sie mir, ist die Mißhandlung Fichtes eine Thatsache, und herrscht solcher Pennalismus noch in Pforte?"

„Erstere habe ich nie bezweifeln hören," — entgegnete mein Nachbar; „die zweite Frage berührt ein so umfangreiches Thema, daß ich Sie bitten muß, bis Nachmittag zu warten, wo ich Ihnen einen Vortrag im Schulgarten bei einem Glase Bier darüber halten will; denn wie Sie sehen, beginnt man allgemein aufzubrechen."

Wir hatten dem Schauturnen beigewohnt und saßen beim Glase Bier auf der grünen Wiese. Mit Mühe war ich einem incognito erschienenen „Normannen" von Halle entgangen, der — bereits in sehr lustiger Stimmung — mich zärtlich umarmen wollte, als er hörte, ich sei das „Kameel", das im vorigen Jahre ihren Studentenjubelcommers beschrieben, und forderte nun

meinen liebenswürdigen Tischnachbar, Pastor C., auf, den versprochenen Vortrag zu beginnen.

„Sie müssen mir eine allgemeine Vorbemerkung zu gute halten," hub er an, „aber sie erklärt die uns eigenthümlichen Gebräuche, die zum Theil wie Pennalismus aussehen, es aber meist doch nicht sind. Die klösterliche Abgeschiedenheit der Pforte ist es, die nicht nur ihre Entstehung und Erhaltung, sondern auch ihren Charakter bedingt. Es erscheine Ihnen nicht paradox, wenn ich sage: je mehr eine Anstalt in sich selbst abgeschlossen ist, um so größer sind die Schranken, die sich nicht blos zwischen den Lehrern und Schülern erheben, sondern auch zwischen den Schülern der verschiedenen Classen. Das klingt nur paradox. Die Glieder eines städtischen Gymnasiums — sowohl Lehrer als Schüler — kommen so vielfach mit fremden Elementen in Berührung, daß sie diesen gegenüber um so mehr ihre Zusammengehörigkeit fühlen. In einer geschlossenen Anstalt, wie Pforte, sind alle fremden Elemente fern; daher ist es ganz naturgemäß, daß die in ihr hervortretenden Unterschiede sich um so mehr geltend machen."

„Na, höre mal," unterbrach ihn ein ungeduldiger Freund, unter dessen Schutz ich die Pforte betreten; „wenn Du so fortfährst zu dociren, werden wir wohl heute nicht fertig werden. Ich will nur im Texte fortfahren. Also: als ich als Novitius in Untertertia eintrat, wurde ich als Untergesell hier unserm würdigen Docenten, der Primaner war, untergeordnet. An einem Tische arbeiten nämlich immer ein Obergesell, zwei Mittlere (Secundaner) und ein oder zwei Untergesellen (Ober- und Untertertianer) zusammen. Diese letzteren sind dem Oberen zur sittlichen und wissenschaftlichen Beaufsichtigung — gleichsam einem väterlichen Freunde — übergeben und bekommen auch von ihm täglich eine Privatunterweisung. Außerdem wird jeder Zögling gleich von Anfang an einem bestimmten Lehrer als seinem Tutor anvertraut."

„Bitte mein altes Vorrecht noch heute zu respectiren," nahm der Unterbrochene die Rede wieder auf; „und mir das Wort zu lassen. Viel charakteristischer, als diese durch das Gesetz sanctionirte und gewiß ganz vortreffliche Einrichtung sind die traditionell fortgepflanzten, geduldeten kastenartigen Unterschiede zwischen den Schülern der verschiedenen Classen. Die alten Schüler einer Classe haben nämlich gewisse Privilegien, so z. B. die alten Obertertianer das Recht, „Retourkutschen" zu machen. Wehe dem Untertertianer oder neuen Obertertianer, der sich dasselbe anmaßen wollte! Es würde ihm von Seiten eines zum Richter herbeigerufenen Berechtigten einige derbe Püffe eintragen. Viel zahlreicher sind die Rechte der alten Obersecundaner. Sie allein dürfen z. B. zerrissene Röcke tragen! Wehe jedem anderen, der ein Loch in seinem Rocke duldet — wie ein Stoßvogel stürzt ein Privilegirter auf ihn los und erweitert so gewaltsam die Wunde, daß eine augenblickliche Reparatur unerläßlich!"

„Da muß ich noch gleich eine Kleidergeschichte einschalten," fuhr der ungeduldige weiland Untergeselle heraus; „als ich Obersecundaner war, existirte noch ein aus grauen Vorzeiten stammendes, uns zugehöriges Erbstück: die „Hungersnoth." Das war ein uralter Frack, dessen ungeheuer lange Schöße ihm ein äußerst ehrwürdiges Ansehen gaben. Dieses merkwürdige Inventarstück wurde nur herausgeholt, wenn uns an auserwählten Abenden gestattet war, eine Stunde lang auf dem Tanzsaal „Communschwof", d. h. Ball zu halten. Wir tanzten natürlich nur miteinander; für $1/2$ Sgr. konnte jeder nach den Tönen einer Geige seine Tanzlust befriedigen. Da zogen nun wir alten Obersecundaner die „Hungersnoth" der Reihe nach an und tanzten in diesem seltsamen Schmuck mindestens einmal stolz im Saale herum." — —

Durch hinzutretende Freunde unterbrochen, dann aufgestanden, um einen Gang durch den Garten und die Schulgebäude zu machen, waren wir in das Schulhaus gelangt, hatten die überall einen Blick ins Grüne bietenden Alumnenzimmer und die Schlafsäle besucht, ebenso den vortrefflich eingerichteten Waschsaal und den Speisesaal (Cenakel) und waren in den s. g. Kreuzgang gelangt, der von vier Seiten den Primanergarten einschließt. Dunkelgrüner Epheu bedeckt rings das graue Gemäuer, Flieder und Rosen umblühen den hochragenden, weitschattenden Kastanienbaum in der Mitte.

„Hier durften wir als Primaner promeniren," nahm mein Mentor den abgebrochenen Faden wieder auf; „während Secundaner und Tertianer sich dort im Kreuzgange paarweise aufstellten, um in genau bestimmter Ordnung ins Cenakel zu gehen. Wir Primaner nahmen uns überhaupt viele — auch verbotene Freiheiten. So arbeiteten wir manche Nacht unter der großen Nachtlampe des Schlafsaales — freilich durften wir uns von dem Hebdomadarius — dem revidirenden Lehrer — nicht kriegen lassen. Ich selbst wurde einmal durch einen mit meinem Namen bezeichneten Becher voll duftenden Moccas, den ich in der Eile nicht zu beseitigen vermochte, gefaßt, und wurde — obgleich ich sonst in Gunst stand — mit 2 Tagen strengen Carcers bei Wasser und Brot (von früh 6 bis abends 6) bestraft. Aber ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß ja auch Klopstock dort einmal gesessen habe."

Dieser Platz hier ist aber der Schauplatz einer unserer Hauptthaten. Halbjährlich hatten wir nämlich die s. g. große Elaborirwoche,*) die mit Ausfall sämmtlicher Lectionen für die Anfertigung der lateinischen und griechischen Examenarbeiten bestimmt ist. Am Schluß derselben, Sonnabend Abend 7 Uhr, wurden die schriftlichen Examenarbeiten abgegeben. Wie mancher Schweißtropfen war in diesen Tagen von den Stirnen der Söhne der alma mater geflossen, die von früh 6 — 12 und nachmittags von 2 — 7 dagesessen und „geochst" hatten! Sie können sich denken, welches Bedürfniß man fühlte, sich am Ende einer solchen Zeit einmal gründlich auszutoben. Diesem Bedürfniß kam nun der „Examenmann" entgegen. Ein des Ausstopfens Kundiger sammelte alte Kleidungsstücke und verfertigte daraus eine höchst nobel aussehende Strohpuppe. Nach dem Abendbrot strömten alle, mit lärmenden Instrumenten, Geigen, Flöten, Trompeten ꝛc. bewaffnet und mit weißen Hemden überkleidet, herbei und einer trug an einer Stange — unter dem betäubendsten Durcheinander von Musik und Gebrüll — den Examenmann hier in den Kreuzgang und von da in den Primanergarten. An dieser Kastanie ward er aufgerichtet — ein Primaner hielt eine schwungvoll humoristische Rede und dann wurde das bekannte „Vater Abraham ist gestorben ꝛc." gesungen oder vielmehr geheult. Als der von allen sehr geliebte Professor Jacob noch lebte, wurde besonders die Stelle: „Ja — Ja — Ja — cob — cob — cob" mit besonderem „Jux" ausgeführt. Dann bewegte sich der Zug unter der beschriebenen Katzenmusik zur Hinterthür des Schulhauses hinaus, über den ganzen Schulhof weg bis zum Mühlteich. Dort ward der Examenmann dann feierlich den unter den Mühlrädern schäumend hervorstürzenden Wellen der kleinen Saale übergeben. An diesen Act der Rache reihte sich noch eine ganz ergötzliche Scene: die Küchenjungen und Knechte des Gutshofes nämlich waren nach den meist noch ganz brauchbaren Kleidern des Geopferten lüstern; sie stürzten sich hinein in die Fluten, und nun begann zwischen ihnen, zum Gaudium des Coetus, eine heiße und hartnäckige Seeschlacht.

„Beruht diese Sitte auch auf einer Tradition?" fragte ich.

„Ja wohl, sie ist uralt, und es ist auch nie gelungen, sie zu beseitigen. Pfortes berühmtester Rector Ilgen, der bis 1831 regierte, stürzte einst urplötzlich mit seinem quos ego! unter die brüllende Bande, brachte auch mit seiner Stentorstimme den Heidenlärm zum Schweigen und verbot in einer Extrasynode (einer außerordentlichen Lehrerconferenz, dem Schrecken aller Schrecken) den Examenmann trotz der Fürsprache des Tertius Lange. Als aber Lange Rector ward, stand der Examenmann wieder auf und ist seitdem fortwährend in Ehren geblieben."

„An dieser Feier nehmen doch alle Klassen theil?"

„Versteht sich. Da fallen alle trennenden Schranken, wie sonst nur selten, z. B. beim „Baarlauf", beim „schwarzen Mann," oder auch bei der „Schneebataille," bei der zuletzt die erhitzten Streiter sich gegenseitig Köpfe und Gesichter mit Schnee waschen.

„Noch bei einer Gelegenheit fallen alle Schranken," fügte hier ein anderer unserer Begleiter hinzu, „nämlich beim Eintritt in die Ferien. Freude und Leid machen auch hier ihre vereinigende Kraft geltend, die Freude vor, das Leid nach den Ferien. Während sonst fast nur Classengenossen miteinander umgehen, so gruppiren sich

*) Es ist nicht unsere Absicht, auf die verschiedenen pädagogischen Einrichtungen der Pforte hier näher einzugehen. Wer sich dafür interessirt, den verweisen wir auf die 1843 von dem damaligen Rector Kirchner verfaßte Einladungsschrift zur dritten Säcularfeier ihrer Stiftung: „Die Landesschule Pforta in ihrer geschichtlichen Entwicklung seit dem Anfang des XIX. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart."

jetzt die Landsleute enger zusammen: die gemeinsame Heimat, nach der schon lange vor den Ferien die Gedanken vorauseilen, läßt alle Classenunterschiede vergessen, ebenso nach den Ferien — wenigstens eine Zeitlang — das gemeinsame Heimweh."

„Die Ferien wurden wohl mit großem Jubel begrüßt?"

„Das können Sie sich denken, namentlich die 5 Wochen dauernden Hundstagsferien! In den unteren Classen wurde schon Wochen und Monate vorher täglich an die große Wandtafel angeschrieben, wie viel Tage oder Stunden bis zum Beginn der Ferien noch wären. Am 14. Tage vor dem Eintritt der ersehnten Zeit begannen die größeren festlichen Vorfeiern. Da wurden — eine nach der andern — alle Stuben — selbst die Waschstube — mit frischem Grün und Guirlanden geschmückt. Die Hauptsache aber kam des Abends: da ward illuminirt. Ueber den Thüren jeder der 12 (jetzt 14) Stuben befindet sich, wie Sie gesehen haben, ein ziemlich großes Fenster; dieses wurde herausgenommen und an seine Stelle ein Transparent, das gewöhnlich Scenen aus dem Schulleben darstellte, gesetzt. Ein zur näheren Erklärung des Bildes gefertigtes Gedicht brachte meist einen gewaltigen Jubel des vor der verschlossenen Thür stehenden dichtgedrängten Coetus zum Ausbruch; aber den Culminationspunkt erreichte die fröhliche Aufregung, wenn nach beendeter Vorlesung des Gedichtes das Transparent in die Stube gezogen wurde und an Stelle desselben plötzlich ein von kräftigem Arm geschwungener Wasserkrug erschien, dessen frischer Inhalt sich plätschernd über die Häupter der vorher so dankbaren Zuhörer resp. Zuschauer ergoß. Ungestraft läßt sich das niemand gefallen, am wenigsten ein Pförtner Alumnus in der Ferienstimmung. Bald stiegen die Wasserstrahlen von außen durch die Fensteröffnung in die Stube hinein, bis endlich nach wohlbeendeter Spritzenprobe alle mit dem fröhlichen Bewußtsein von dannen zogen, daß die Ferien wieder einen Tag näher gerückt seien." — —

Wir kehrten wieder in den Schulgarten zurück. Derselbe enthält außer dem allgemeinen Tummel- und Turnplatz noch zwei große Plätze zum Ballspielen, einen für die Ober- und Untertertianer, den anderen für die oberen Classen, dazu fünf besondere Plätze, einen jeden mit einem Kegelschub versehen.

„Wie manches Cigärrchen haben wir da auf dem Obersecundaner- und dem Primanerplatz geraucht, trotz des Verbotes!" hörten wir einen Vorübergehenden zu seinem Gefährten sagen; denn wo man nur hinhorchte, konnte man alte Reminiscenzen vernehmen.

„Ja wohl," stimmte der andere ein; „aber weißt Du noch, wie wir als Primaner die Rauscherhöhle erfanden?"

„Wie hatten Sie denn das gemacht?" fragten wir, an ihn herantretend.

„Wir hatten mit großer Mühe in die Erde hineingegraben und ein vollständig stubenartiges Loch ausgeführt — da stiegen wir hinab und qualmten nach Herzenslust, bis denn eines schönen Tages . . . die Entdeckung kam." — —

Der Abend war hereingebrochen; der Schulgarten strahlte in seiner schönsten Beleuchtung, die jungen Pförtner führten ihre Laternenprocession aus — die alten konnten aber nicht müde werden, von ihrer Zeit zu erzählen, und ich nicht müde, ihnen zuzuhören.

„Sie fragten mich bei Tische nach dem Pennalismus in Pforta," sagte u. a. Freund C.; „nun einiges hat es ja hier auch davon gegeben und gibt es noch; aber im ganzen kann ich doch meiner alma mater darin ein günstiges Zeugniß ausstellen. Zu Fichtes Zeiten mag es schlimmer damit gewesen sein. Wir weiheten wohl auch die Novitien ein; wir „tarpejten" sie dort von jener kleinen Anhöhe, und daran wird sich gewiß zuweilen auch Roheres geschlossen haben, das ich nicht gutheißen will; der Hauptactus, das „Stanto!" war aber durchaus ungefährlich. Es geschah folgendermaßen. Einer der alten Untertertianer warf den Ball (einen vollwichtigen Gummiball) hoch an die Mauer und rief den Namen eines Novitius auf. Während dieser den Ball zu haschen suchte, flohen die anderen von ihm. Fing er denselben, so konnte er sofort den Namen eines anderen aufrufen, indem er den Ball emporwarf, fing er ihn nicht, so rief er, sobald er den Ball erhaschte: Stanto (Stehen)! Sofort mußten alle still stehen. Er suchte nun einen der Mitspieler zu treffen; traf er ihn, so mußte dieser den Ball erhaschen und rief wieder: Stanto! warf nach einem andern u. s. f. Traf aber der Ball nicht, so mußte der unglückliche Werfer sich mit dem Oberkörper nach vorn gebückt an die Wand stellen und den Theil des Körpers den Würfen aller einzelnen Mitspieler preisgeben, welcher wohl Gefühl für solche Berührungen hat, aber die Befürchtung einer gefährlichen Verletzung nicht aufkommen läßt. Wer das Fegefeuer bestanden, rief einen anderen Namen auf und so ging das Spiel fort, bis alle Novitien „eingeweiht" waren.

„Uebrigens erlaubten sich auch die Primaner einen harmlosen Scherz mit den Novitien: diese wurden nämlich am Abend des Receptionstages zur „Singprobe" in eine der Schülerstuben bestellt, in welcher sämmtliche Primaner versammelt waren. Plötzlich wird Ruhe geboten; eine tiefe, ehrfurchtsvolle Stille herrscht in dem überfüllten Zimmer; die Thür thut sich auf und herein tritt ein als „Herr Musikdirector" mit gewaltigen Vatermördern u. s. w. pomphaft herausstaffirter Primaner; hinter ihm sein Famulus mit der brennenden Laterne und dem Catalog, worin die Namen der Novitien verzeichnet sind. Die Primaner verneigen sich ehrfurchtsvoll vor dem „Herrn Musikdirector" und dieser fragt mit Würde: an omnes adsunt? (sind alle da?) worauf ungefähr 10 Primaner der Reihe nach antworten: omnes adsunt, oder N. N. aegrotat (ist krank) &c. Darauf werden die Novitien im Gesang geprüft, und müssen tausenderlei der sonderbarsten musikalischen Exercitien bestehen, werden mit den verdrehtesten Regeln behelligt, gelobt, ermahnt, gewarnt, getadelt, geängstigt und je nach ihren Leistungen, der eine in die 77., der andere in die xte Singklasse versetzt. Hin und wieder merkt ein Novitius, daß man sein Spiel mit ihm treibt; er widersetzt sich und wird entweder einfach hinausgeworfen, oder nach dem Richterspruch des gestrengen Herrn Musikdirectors auf 2, 3 Tage von dem Famulus in das „Carcer" abgeführt. Wie manches bange Muttersöhnchen vergoß da die bittersten Thränen, bis endlich ein ungeheures Gelächter der unangenehmen Illusion ein angenehmes Ende machte!" — — —

Am zweiten Festtage — dem Bergtage — fand morgens ein Kirchenconcert*) statt, dessen reichhaltiges Programm allgemein befriedigte und ein erfreuliches Zeugniß für die musikalischen Leistungen der Anstalt ablegte. Der religiöse Gesang wird hier in täglicher erbaulicher Praxis geübt; vor Tisch, mittags und abends wird das „Gloria" gesungen, ebenso nach Tisch dem Gebet ein Gesang hinzugefügt. Eine der erhebendsten Feiern ist aber das Ecce. Wenn nämlich ein Lehrer stirbt oder wenn am Todtenfeste die Nekrologe der im Laufe des Jahres verstorbenen ehemaligen Schüler der Anstalt vorgelesen werden, wird abends im Betsaal eine Gedächtnißfeier gehalten, bei der zum Schluß der altkirchliche Gesang ertönt: „Ecce quomodo moritur justus!" (Siehe, wie der Gerechte stirbt!)

Nach dem Mittagsessen fand der Höhepunkt der ganzen Feier statt. Auf dem Schulhofe sind sämmtliche Alumnen versammelt — mit Musik setzen sie sich — nach Classen geordnet und getrennt — in Marschbewegung. Vor dem Rectorat wird das vom alten Cantor Weiske stammende Bergtagslied gesungen:

„Zu dir, der Augen und der Herzen Weide
Du stolzer Berg in deinem Feierkleide &c."

Danach geht es den Berg hinauf. — Unterwegs ward der verschiedenen Feste der Pforte gedacht. Sie ist reich genug daran, denn man zählt nicht minder als 22 festliche Tage im Jahre.

„Ein besonders festlicher Tag," sagte einer der mit mir emporpilgernden Gäste, „ist der Martinstag mit seinem famosen Martinsgänsebraten. Von dem erhalten — nach uralter Observanz — die neuen Untersecundaner so wie die Ober- und Untertertianer nur dann etwas, wenn sie dem Tischobersten ein „Gänsegedicht" einreichen. Den neuen Untersecundanern war es nun zu despektirlich, sich um eines Stück Bratens willen auf den Pegasus zu schwingen, allein mancher Tertianer konnte es nicht unterlassen, einen poetischen Versuch zu wagen. Daß dabei die

*) Wir würden gerne den Leser einen Blick thun lassen in die schöne Kirche Pfortas, wie in seine anderen zahlreichen Denkmale. Es fehlt uns an Raum dazu. Ein Werk echt deutschen gründlichen Gelehrtenfleißes, das von Dr. Wilh. Corssen, der zwanzig Jahre lang Lehrer in Pforta war, verfaßte Buch: „Alterthümer und Kunstdenkmale des Cisterzienserklosters St. Marien und der Landesschule Pforte." Mit zahlreichen Illustrationen. (Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses), das wir Pförtnern und Nichtpförtnern angelegentlich empfehlen, ist am besten geeignet, Orientirung über diese Punkte zu verschaffen. D. B.

capitolinischen Gänse immer aufs neue herhalten mußten, versteht sich von selbst."

Oben auf den Berg gelangt, lagerten wir uns an langen Tischen. Das war ein bunter, fröhlicher Anblick, der durch eine große Zahl von Damen — Frauen und Töchter der Lehrer wie der alten Pförtner — besonders belebt wurde. Bald begann auch auf grüner Wiese ein ländliches Tanzvergnügen.

„O tempora! o mores!" sagte hinter mir eine tiefe Stimme, und als ich mich umwandte, fuhr ihr bereits ergrauter Besitzer fort: „Ja, zu unserer Zeit war das schöne Geschlecht ganz ausgeschlossen, und vor 300 Jahren durften sogar Rector und Lehrer „keine Weiber" haben."

„Auch die Tänze," fügte ein anderer hinzu, „waren zu meiner Zeit viel würdiger und schöner. Hören Sie nur einmal das abscheuliche französische Commandiren zu den modernen Tänzen! Da führten wir unter unserem braven Roller einen wahren Kunsttanz auf mit blumenumwundenen Reifen. Das war doch etwas anderes, wie das Herumflattern da!"

Die beiden Alten wurden in ihren Klageergüssen unterbrochen durch Repräsentanten des jüngeren Geschlechtes, die ihre Hüte mit Kränzen und ihre Schultern mit Guirlanden umwanden, so daß ihnen unter dieser ehrenvollen Last das Sprechen fast schwer wurde. Noch viele andere erfuhren dieselbe Ehre. Am reichsten geschmückt war der jugendfrische Greis, Prof. Steinhart, der 1824 als Lehrer in Pforte eingetreten, seit 1866 als Professor in Halle im gelehrten Arbeiten und Schaffen ausruht. Auch die Abiturienten wurden von ihren Kameraden ähnlich geschmückt.

„Da kommt der Pestilentiarius!" hörte ich neben mir rufen. Ich sah meinen Begleiter fragend an.

„Das ist der Pastor von Flemmingen. Der hat seit alten Zeiten die Verpflichtung, wenn die Pest nach Pforte oder Kösen kommt, die Kranken zu besuchen, damit die Schüler nicht etwa angesteckt werden möchten, falls der geistliche Inspector die Pestkranken besuchte. Das Amt ist seit lange eine Sinecure — der Pestilentiarius erhält gute Emolumente, gilt als Pförtner Beamter im weiteren Sinne und wird zu allen großen Festlichkeiten nach Pforta eingeladen."

Gar manches Interessante hörte ich noch im Laufe des Nachmittags, das zu erzählen mir der Raum gebricht, und es that mir leid, als zum Aufbruch geblasen und hinuntermarschirt ward. Auf einem kleinen Hügel, am Fuße des Berges wurde noch einmal Halt gemacht und eine ganze Reihe Lebehochs auf den König, die Schüler, die Lehrer, die Abiturienten 2c. 2c. mit großem Jubel ausgebracht.

Ganz weh war es mir zu Muth, als ich bald darauf der ehrwürdigen Pforta, die es so wohl versteht, den echten Lebensernst und frommen Sinn mitsammt dem jugendlichen Frohsinn in ihren Zöglingen zu pflegen, den Rücken wandte und gen Kösen heimwärts pilgerte; aber ich fühlte doch etwas von der Kraft in mir, die die mütterliche Erde ihrem Riesensohne immer aufs neue verleiht. Glücklich, wem es gegeben, bis in sein hohes Alter sich den Born der Jugend frischströmend zu erhalten!



Brotneid.

Nach einem Gemälde von F. Hiddemann.

Aus der Criminalpraxis.

II. Ein Geständniß auf dem Todtenbette.

Der großherzogliche Förster Flemming bewohnte mit seiner Familie ein einsames Forsthaus in dem Forst bei T. Schon die Vorgänger Flemmings im Amte hatten seit langer Zeit in einem unaufhörlichen Kriege mit den gefährlichsten Wilddieben der Umgegend gelegen. Fast alle hatten mehr oder minder schwere Schußnarben aufzuweisen, die von heimtückischen, durch die Wildschützen entsendeten Kugeln oder Rehposten herrührten. Flemming ging es nicht besser. Bald nach Uebernahme seines Amtes war er in der Dämmerung unweit seiner Wohnung, wohin die frechen Schützen sich wagten, mit zwei derselben in Collision gerathen. Auf seinen Ruf: „Halt"

antworteten beide durch Anlegen ihrer Gewehre. Flemming, entschlossen und unerschrocken wie er war, antwortete auf gleiche Weise, und in unsäglicher Angst vernahm seine junge Frau von ihrer Wohnstube aus drei fast zugleich fallende Schüsse. Flemming wurde schwer, doch nicht lebensgefährlich im Gesicht, an dem Arme und der Hüfte durch Rehposten verwundet, der eine Wilddieb dagegen, ein riesenstarker Kerl, wälzte sich in seinem Blute, von der wohlgezielten Kugel des Försters durch den Kopf zum Tode getroffen. Der andere Wilddieb war entflohen. In dem erschossenen Wilddiebe wurde der Stellmacher Bartelt aus K. erkannt und die Vermuthung lag nahe, daß der andere entflohene Genosse der Bruder desselben, der überaus gefährliche und verwegene Schmied Bartelt, gewesen war.

Flemming hatte sich, wie aus seinen Wunden zweifellos hervorging, im allerhöchsten Zustande der Nothwehr befunden, es war somit von einer Untersuchung gegen ihn wegen Tödtung des Bartelt nicht die Rede, er erhielt sogar wegen seines zwei überaus gefährlichen Kerlen gegenüber bewiesenen Muthes eine Auszeichnung. Dagegen wurde doch seine Versetzung beschlossen, schon um ihn einer etwaigen Blutrache zu entziehen.

Am 1. October 1850 sollte Flemming sein Forsthaus verlassen, um in eine andere Provinz überzusiedeln. Am Tage vorher, 30. September, saß er mit seiner jungen Frau beim Frühstück. Wer war glücklicher als diese! Seit jenem unglückseligen Vorfalle hatte sie nur Ruhe gehabt, wenn sie ihren Gatten an ihrer Seite wußte. Jeder dienstliche Gang in den Wald ließ sie erbeben und erzittern. Die ganze Umgegend sprach davon, daß der Schmied Bartelt dem Förster den Tod geschworen habe. Der jungen Frau war dies nicht verschwiegen geblieben, und so saß sie denn am Morgen des 30. September neben ihrem Gatten, den nächsten Tag segnend, der sie weit vom Orte der Gefahr entfernen sollte.

„Ich muß Dir ehrlich gestehen," begann Flemming zu seiner Frau, „daß ich herzlich froh bin über meine Versetzung. Nicht, daß ich mich fürchtete vor dem Kerl, dem Bartelt, aber Du kommst aus der Angst nicht heraus! Da wir morgen abreisen, so kann ich Dir es jetzt sagen. Ich habe nicht weniger als 5 anonyme Briefe erhalten, in denen mir und sogar jedem Nachfolger in dieser Stelle der Tod zugeschworen wird. Die Briefe sind alle von derselben Hand und kein anderer als der Kerl, der Bartelt, hat sie geschrieben. Ich hatte mir aber fest vorgenommen, wenn er auf mich geschossen hätte und ich nicht gleich todt gewesen wäre, den Versuch zu machen, den Namen des Mörders in meine Brieftasche zu schreiben."

„Ja, Flemming," erwiderte seine Frau, „Du weißt nicht, wie glücklich ich bin, daß wir morgen dieses Haus verlassen. Ruhige Stunden habe ich hier nicht gehabt. Aber erfülle mir eine einzige Bitte, geh heute nicht mehr in den Wald!"

„Das ist unmöglich, Kind, ich muß der Holzauction im Jagen*) vierzehn beiwohnen und mich bei dem Oberförster noch abmelden. Also lebe wohl!"

Die junge Frau sah ein, daß ihre Bitten nichts fruchten würden. Weinend hing sie am Halse des Gatten und als seine Gestalt unter den Bäumen verschwand, da sank sie auf ihre Knie und sandte ein heißes Schutzgebet zum Himmel.

Aber es war anders beschlossen im Rathe des Allmächtigen!

Der ewig lange Tag des 30. September verging und Flemming kehrte nicht zurück. In ihrer unsäglichen Angst machte sich die junge Frau um fünf Uhr abends auf den Weg zum Oberförster. Sie erfuhr hier, daß die Auction um zwei Uhr zu Ende gewesen, Flemming sich um drei Uhr bei dem Oberförster abgemeldet und, wie ein Forstlehrling genau gesehen, sich durch den Richtsteig in Jagen dreiundzwanzig nach Hause begeben habe. Die Wohnung des Oberförsters war kaum dreiviertel Stunde vom Forsthause entfernt und Flemming hätte somit schon um vier Uhr zu Hause eintreffen müssen.

Der Oberförster gab den Bitten der verzweifelten Frau nach und verfolgte mit ihr und einigen Begleitern den Richtsteig im Jagen dreiundzwanzig. Arme Frau! In einer Biegung des Steiges lag dein Gatte! Das Blut an seinem Vorhemde gab Zeugniß, daß die Kugel des Wildschützen ihn aus sicherm Verstecke erreicht. Das Gewehr hing noch um den Nacken des Försters, die Hähne waren nicht gespannt; also nicht Kampf Mann gegen Mann, sondern elender, feiger Meuchelmord!

*) Abtheilung eines Forstes.

Während die junge Frau sich jammernd über den Leichnam stürzte, bot sich dem Oberförster und seinen Begleitern ein eigenthümlicher Anblick dar. Die Leiche des Försters lag auf dem Rücken, die Arme ausgespreizt nach beiden Seiten, aber die linke Hand hielt die aufgeschlagene Brieftasche des Försters, die rechte den Bleistift todesstarr umfaßt. Der Oberförster bemächtigte sich der Brieftasche sofort und las deutlich auf einem weißen Blatte die Worte:

„Bartelt hat mich ersch —"

Hier brach die Schrift ab, darunter befanden sich aber noch einige krumme Bleistiftstriche, als habe der Schreiber nochmals, aber vergebens versucht, das letzte Wort auszuschreiben. Die rechte Hand, die den Bleistift hielt, war blutig, sie hatte augenscheinlich, als sie nach der Brieftasche in der linken Seitentasche des Rockes gegriffen, die Schußwunde und das herausströmende Blut berührt. Auch an der Brieftasche klebte Blut. Sie hatte, um aus der Tasche genommen werden zu können, die Schußwunde ebenfalls passiren müssen.

Dieser Thatbestand war ganz unzweifelhaft. Der Oberförster, der in seiner Jugend Jurist gewesen und erst später zum Forstfache übergegangen war, hatte mit der Genauigkeit eines Richters die Leiche besichtigt, die Zeugen auf alle einzelnen Umstände aufmerksam gemacht und den Befund registrirt.

Die Leiche wurde zunächst in das Haus des Oberförsters geschafft, dann am Abende auf einem Wagen nach Hause gefahren. Der Oberförster begleitete sie zu Pferde.

Am Forsthause angekommen, abermals eine Ueberraschung! An der Thür des Hauses klebte ein weißes Blatt Papier. Der Oberförster nahm es ab und las demnächst in der Stube folgende darauf befindliche Worte:

„Jeder Ferster in dieses Haus würd erschosen."

Es war kein Zweifel, der freche Mörder war hier gewesen und hatte das Blatt Papier angeklebt. Und wer konnte der Mörder anders sein, als Bartelt, der Bluträcher?!

Der Oberförster sprengte zu dem Gensdarmen. Beide begaben sich sofort zu dem Hause des Bartelt, den sie — es war inzwischen Nacht geworden — im Bette und anscheinend schlafend vorfanden. Während der Oberförster mit gespanntem Gewehr am Bette des Bartelt Wache hielt, nahm der Gensdarm mit zugezogenen Hilfsmannschaften die Haussuchung vor. Gegenstand derselben war insbesondere das Gewehr. Bald wurde es gefunden und zwar im Keller unter Kartoffeln versteckt, nebenbei lag ein Pulverhorn, ein Schrotbeutel und ein Säckchen mit Kugeln. Das Gewehr war eine Büchsflinte. Der Oberförster, als Sachverständiger, untersuchte das Gewehr sofort. Das Büchsenrohr roch nach ganz frischem Pulver, an den innern Wänden desselben klebte frischer Pulverschleim. Das Piston zeigte deutlich an seiner feuchten Schwärze, daß kurz vorher ein Zündhut darauf zerschlagen worden war. Der andere Lauf fand sich noch mit starkem Schrot geladen, das Zündhütchen auf dem Piston. Es war kein Zweifel, aus dem Büchsenlauf war vor wenigen Stunden geschossen.

Bartelt wurde verhaftet, und die Untersuchung begann.

Die Section fand am nächsten Tage Statt und es ergab sich, daß die Kugel von vorn in die Brust gedrungen war. Der Schußkanal ging durch die rechte Herzkammer und endete in einem Wirbel des Rückgrates, wo die Kugel gefunden wurde. Die Verwundung war absolut tödtlich gewesen und der Tod nach wenigen Augenblicken erfolgt. Die Kugel war eine gewöhnliche Rundkugel, durch das Laden etwas breit gedrückt. Sie wog auf das Haar so viel wie jede der übrigen bei der Haussuchung gefundenen Kugeln, paßte also offenbar in das Kaliber des Büchsenrohres. Es wurde ferner ganz zweifellos ermittelt, daß Bartelt am 30. September nachmittags um drei Uhr sich im Jagen vierundsechzig befunden hatte. Die Zeugen, die dies bekundeten, hatten zugesehen, wie er kaum fünfzig Schritt entfernt vor ihnen vom Wege abgebogen und in das Dickicht getreten war. Ein Gewehr hatten die Zeugen zwar bei Bartelt nicht gesehen, wohl aber deutlich bemerkt, daß er eine Jagdtasche getragen. Der Jagen vierundsechzig war zwar vom Jagen dreiundzwanzig ziemlich eine halbe Meile entfernt, indessen war kein Zweifel, daß ein tüchtiger Fußgänger, wie Bartelt anerkannt ein solcher war, die Entfernung leicht in einer starken halben Stunde zurücklegen konnte. Der Richter ließ den Versuch durch einen Boten des Gerichtes machen und es gelang vollkommen. Das Gewehr konnte im Walde versteckt gewesen sein.

Den Glanzpunkt der Untersuchung bildete die Vergleichung der Handschriften. Zunächst kam die Brieftasche mit den Worten: „Bartelt hat mich ersch—" an die Reihe. Die Wittwe Flemming, der Oberförster, zwei Forstaufseher und der Domänenrentmeister, die lange Zeit hindurch mit Flemming in Briefwechsel gestanden, bekundeten, daß diese Worte unzweifelhaft von Flemmings Hand geschrieben worden. Charakteristisch war, daß man dem unvollendeten Satze ansah, wie die Lebenskraft des Schreibenden urplötzlich gewichen war. Während das große Wort: „Bartelt" offenbar noch mit voller Kraft geschrieben worden, wurden die drei nächsten Worte stufenweise schwächer und minder sicher in der Führung der Bleifeder. Auch die Schreibverständigen gaben ihr Gutachten ab. Es wurde ein authentisches Schriftstück des Gemordeten zu Grunde gelegt, und die Sachverständigen fanden in der Schrift der Brieftasche so charakteristische Kennzeichen wieder, daß alle die Schrift für die eigenhändige des Flemming hielten.

Man schritt nun zur Prüfung der anonymen Briefe, die in Flemmings Schreibtische gefunden wurden und zur Prüfung der Schrift auf dem Zettel, der an der Hausthür angeklebt gefunden war. Der erste Blick lehrte, daß alle diese Schriftzüge von ein und derselben Hand herrührten. Es wurde auch ein authentisches Schriftstück des Bartelt ermittelt und zwar in einer Eingabe, die er selbst vor Jahresfrist an das Gericht gemacht hatte, als er bei demselben wegen Wilddiebstahl in Untersuchung war. Die Schriftzüge in den anonymen Briefen und auf dem Zettel stimmten rücksichtlich der mangelhaften Orthographie und der fehlerhaften Satzbildung, endlich auch in Beziehung auf die Bildung der Buchstaben auf das überraschendste mit den Schriftzügen in jener Eingabe überein. So kam das auf einem Zettel befindliche Wort: „erschosen" fast in allen Briefen vor und fand sich auch in jener Eingabe an das Gericht.

Und der angeklebte Zettel, er sollte zum Verräther werden! Derselbe war auf drei Seiten beschnitten, auf der vierten dagegen rauh und augenscheinlich aus irgend einem Buche herausgerissen. Gensdarm Leopold, mit einer gewaltigen Spürnase ausgerüstet, hatte gleich am andern Tage eine nochmalige Haussuchung vorgenommen und ein Schreibebuch des 12jährigen Knaben des Bartelt gefunden, aus welchem zwei Blätter, ein beschriebenes und ein nicht beschriebenes, herausgerissen waren. Es war kein Zweifel, der angeklebte Zettel war das nicht beschriebene Blatt, denn die abgerissene Seite stimmte, zusammengehalten, in allen ihren Windungen und Krümmungen auf das allergenaueste mit dem dazu gehörigen, im Schreibbuche zurückgebliebenen Blatte überein. War vielleicht auch das beschriebene Blatt, das aus dem Schreibbuche theilweise ausgerissen war, benutzt worden? Ja, es war der Fall! Gensdarm Leopold entlud den Flintenlauf des aufgefundenen Gewehrs und es ergab sich, daß der Pfropfen auf dem Pulver ein Theil dieses Blattes war. Gensdarm Leopold begab sich jetzt mit dem Oberförster sofort an den Ort der That. Beide fanden hier auf dem Moose neben einer alten Eiche liegend einen andern Theil des beschriebenen Blattes. Dies Papier war zusammengelegt, mit Talg getränkt und trug deutlich sogenannte Schußränder, das heißt, durch das Feuer des Pulvers schwarzgebrannte Streifen. Es war kein Zweifel, von der alten Eiche aus hatte der Mörder auf eine Entfernung von 95 Schritt sein Opfer erschossen und das getalgte Papier war das Lager der Kugel gewesen.

So war der Stand der Untersuchung, als die Sache vor das Schwurgericht zu Z. gelangte. Bartelt bestritt hartnäckig die That und gab nur zu, daß er nachmittags den 30. Septbr. im Jagen 64 gewesen, aber ohne Gewehr und nur zum Zwecke des Holzstehlens. Wie das Gewehr in seinen Keller gekommen, wollte er nicht wissen. Er bestritt, daß es sein Eigenthum sei und verdächtigte einen Mitbewohner seines Hauses. Ebenso wollte er keine Ahnung davon haben, wer die Blätter aus dem Schreibbuche gerissen habe.

Der Staatsanwalt hatte scheinbar einen leichten Stand. Die Macht des Indicienbeweises war zu gewaltig und fast erdrückend. Alle Umstände vereinigten sich zum Nachtheile des Angeklagten. Diesem stand aber ein höchst gewandter Vertheidiger zur Seite, so gewandt, daß der erste Schwurgerichtstermin aufgehoben und die Sache vertagt werden mußte. Der Vertheidiger machte es wie ein geschickter Feldherr, der das Centrum des Feindes zu erforschen und zu durchbrechen sucht, um dann in aller Leichtigkeit die Seitenflügel aufzurollen. Das Centrum, welches er überaus geschickt angriff, waren die letzten Worte des Försters Flemming in der Brieftasche. Der Vertheidiger behauptete, daß Flemming dieselben gar nicht geschrieben haben könne, weil die Kugel ihm das Herz durchbohrt habe, der Tod augenblicklich eingetreten und somit keine Zeit für Flemming gewesen sei, die Brieftasche hervorzuholen, sie aufzumachen, den Bleistift herauszuziehen und nun noch zu schreiben.

Dieser Angriff des Vertheidigers war ein gewaltiger und kräftiger, denn die letzten geschriebenen Worte des Flemming standen immer obenan in der Reihe der Beweise, sie bildeten gewissermaßen die Aussage eines Augenzeugen, des Beschädigten selbst, während alle übrigen Indicien immer noch auf andere Weise erklärt werden konnten. Niemand verkannte die hohe Tragweite dieses Einwurfes und das Gericht beschloß die Vertagung der Sache und die Abgabe der Acten an die medicinische Facultät der Universität G. Die der Facultät zur Beantwortung vorgelegte Frage war folgende:

„Ist es nach dem Sectionsbefunde und insbesondere nach der Beschaffenheit der durch die Kugel hervorgebrachten Verletzung der rechten Herzkammer möglich, daß der Verletzte nach erhaltener Verwundung noch im Stande gewesen, die Brieftasche herauszuziehen, sie zu öffnen und mit der Bleifeder bei vollem Bewußtsein den in Rede stehenden Satz auf das Papier der Brieftafel zu schreiben?"

Das Superarbitrium ließ nicht lange auf sich warten. Die Frage wurde in einem wissenschaftlich motivirten Gutachten unbedingt bejaht. Die Facultät führte aus, daß, wie ein einfacher Versuch lehre, die in Rede stehende Manipulation des Förster Flemming bei der Notirung des Namens seines Mörders kaum ein Zeitraum von 20 Secunden zu ihrer Vollendung bedurft habe, während erfahrungsmäßig feststehe, daß derartige Verletzungen des Herzens nicht immer den Tod im Augenblicke der Verletzung zur Folge hätten, daß vielmehr der Verletzte, wie dies die Kriegschirurgie und die Erfahrung aus den Duellen unumstößlich lehre, häufig mit der Todeswunde im Herzen noch 15—20 Schritt gehe und dann erst vom Tode ereilt werde. Im übrigen aber seien Fälle nicht selten, in denen der so Verletzte noch viel länger, bis zur Dauer einer Stunde, gelebt habe. So viel lasse sich mit Bestimmtheit behaupten, daß Flemming das erste Wort: „Bartelt" bei vollkommenen Verstandeskräften geschrieben, während ihn am Schlusse des Satzes, wie dies das abgebrochene letzte Wort lehre, der Todesschauer umfangen habe.

Der Angriff des Vertheidigers war somit abgeschlagen. Er versuchte zwar zu retten, was zu retten war und griff bei dem neuen schwurgerichtlichen Termin dieses Gutachten von verschiedenen Gesichtspunkten an. Allein seine Mühe war vergebens. Die Geschwornen erklärten einstimmig den Schmied Bartelt für **schuldig**:

am 30. Septemb. 1850 in dem großherzl. Forst zu T. den Förster Flemming vorsätzlich und unter Ueberlegung getödtet zu haben.

Und als demnächst der Präsident des Schwurgerichts unter lautloser Stille den Spruch des Gerichtes dahin verkündete, daß der Angeklagte Schmied Bartelt wegen begangenen Mordes an dem Förster Flemming mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu bringen sei, da richtete sich Bartelt in seiner ganzen Höhe auf, reckte beide Hände zitternd zum Himmel und **schwor bei dem Heilande, daß er unschuldig sei an dem Blute des Försters.**

Klang es nicht wie Gotteslästerung durch den Saal? Schauderte nicht alles vor der Frechheit dieses Burschen, der, das Rächerschwert über seinem Haupte, am Rande des Grabes seine schwarze Seele mit weiterer Todsünde belastete? Der Präsident machte dieser Scene ein Ende. Die Sitzung war geschlossen. (Schluß folgt.)

Am Familientische.

Die Kerntruppen der französischen Armee.

Algerien ist seit 37 Jahren die blutgetränkte Arena, in welcher die besten Regimenter Frankreichs ihre Lorbeeren erkämpft, die berühmtesten Feldherren des zweiten Kaiserreichs von der Pike auf gedient haben. Unstreitig hat seit Hannibals Zeiten kein so kriegsgeübtes und buntgemischtes Heer den Boden Nordafrikas betreten. Carlisten und Polenflüchtlinge, Wüstensöhne und deutsche Ausreißer, Garibaldianer und Mexikaner strömten in dieser Kriegsschule wie in einem Wallensteinschen Lager zusammen. In dem langen, erbarmungslosen Kampfe wurde die Strategik vielseitig ausgebildet, aber auch die Streitlust bis zur Berserkerwuth aufgestachelt.

Mit wilder Tapferkeit haben Araber und Kabylen ihre Gebirgsdörfer und ihre Oasenstädte gegen die verhaßten Rumis vertheidigt. Manches Carré wurde in den Ebenen der Milidscha niedergeritten, manche Colonne in den Engpässen des Atlasgebirges oder auf den schneebedeckten Hochebenen des innern Landes zu Grunde gerichtet. Daß auch wehrlose Kolonisten in ihren Hütten verbrannt, französische Marketenderinnen kannibalisch verstümmelt, Gefangene mißhandelt, ja den Hunden zum Fraße vorgeworfen wurden, durfte man von solchen zuchtlosen Guerillabanden kaum anders erwarten. Schmerzlicher war es für mich, aus dem Munde europäischer Soldaten zu vernehmen, welche Gräuelthaten sie ausübten, wenn sie die Köpfe ihrer Zeltbrüder an den Sätteln der feindlichen Reiter hängen sahen. Mit Abscheu erzählten die Veteranen, daß die alliirten, arabischen Häuptlinge, nach echt türkischer und mongolischer Sitte, große Säcke mit Menschenohren gefüllt als Trophäe ins französische Hauptquartier geschickt, ja, daß die Wallonen der Fremdenlegion ihre Gefangenen auf Baumstämme gepfählt, spanische Söldner Säuglinge gespießt hätten. Mit Bedauern gestanden sie, daß auch ihre Kameraden bei der Erstürmung einer Stadt oder beim Ueberfall eines Lagers Frauen und Mädchen in Zelten und Cisternen niedergeschossen, ja ihren Schlachtopfern die Hände abgehauen hätten, um sich ihrer massiven silbernen Armringe zu bemächtigen! Noch schwerer scheint uns die Verantwortung der Colonnenführer, welche im Kabylenkriege selbst die Oelbäume mit vandalischer Wuth zerstören, die arabischen Handschriften zerreißen, die Oasenstädte Zaatscha und El-Aghouat ausmorden und den ganzen Stamm der Ouled-Riah in einer Höhle ersticken ließen. Von solchen Episoden schweigt die Geschichte: am Bivouac und an den Krankenbetten der Lazarethe habe ich solches mit Schaudern erzählen hören.

Unter den Truppen, welche sich in diesem endlosen Kampfe gebildet und ausgezeichnet haben, nehmen die Zuaven unstreitig die erste Stelle ein. Was die zehnte Legion in Cäsars Heer, was die alte Garde unter Napoleon I. war, sind heute die Zuaven in der französischen Armee. Dieser Name hat neuerdings selbst die päpstlichen Schlüsselsoldaten angefeuert, und die nordamerikanischen Freiwilligen haben sich, je nach ihrer Nationalität, die Ehrentitel: „Zouaves de Lafayette, de Washington, de Garibaldi“ angeeignet. Das Corps der algerischen Zuaven wurde im Jahr 1831 gebildet und aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt. Der große kabylische Stamm der Zuahuas, der schon den türkischen Beys ihre besten Rekruten geliefert, und das Pariser Bataillon der Volontaires de la Charte, das die vorsichtige Regierung anderswo beschäftigen wollte, bildeten den Kern dieser eigenthümlichen Schar. Die Zuahuas sind schlank und mager, aber gelenkig und abgehärtet wie die Bergbewohner, biegsam und fest wie die Damascenerklingen. Wer ihren leichten, elastischen Gang, die kühne Adlernase, den Blitz des Auges über dem gebräunten Angesicht betrachtet, erkennt in ihnen die echten Nachkommen Jugurthas und der algerischen Korsaren. Derselbe Geist, der die Pariser Gamins und die algerischen Janitscharen belebte, herrscht noch in den heutigen Zuavenregimentern. Der esprit de corps und der Einfluß vieler mit Narben und Medaillen bedeckter Veteranen bildet auch die jugendlichen Abenteurer zu kecken, todesmuthigen Kämpfern, welche die Elite der Armee sein wollen und deswegen auch Heldenthaten verrichten.

So lange Algerien das Bled-el-baroud (Land des Pulvers) war, sah man stets die Zuaven an der Spitze der Sturmcolonnen. In allen Schluchten ertönte ihre Fanfare, auf allen Bergen wehten ihre Fähnlein. Selbst die räuberischen Khrumirs in den tunisischen Gebirgen und die unruhigen Horden der marokkanischen Grenzbewohner mußten die Schwere ihres Arms fühlen. Doch waren es die Kriege des zweiten Kaiserreichs, welche den europäischen Ruf der Zuaven begründeten. — —

Das Eigenthümliche der Zuaven besteht nicht in ihrer tollkühnen Tapferkeit, sondern in der freimüthigen Sprache, welche den Elitetruppen geziemt, und in dem flotten Wesen des algerischen Lagerlebens. Marschall Bugeaud hieß in ihrem Kauderwälsch le père la Casquette, seitdem er bei einem nächtlichen Ueberfall im Schmuck der Schlafmütze commandirt hatte. Nach dem Treffen bei Palestro ernannten sie den König Victor Emmanuel feierlich zum Korporal der Zuaven. Durch die algerischen Städte ziehen sie in nachlässiger Haltung, die Stummelpfeife zwischen den Zähnen, die rothe Mütze mit dunkelblauer Quaste keck auf dem Hinterkopfe sitzend, mit Katzen oder Affen auf dem Tornister. Wer sie in ihrem Lager besucht, findet sie vor Schilfhütten scharenweise zusammengekauert, in phantastischer Kleidung, mit gezähmten Gazellen oder Löwenkätzlein spielend. Einzelne lesen im Neuen Testamente, das sie der Freigebigkeit der englischen Missionare verdanken.

Da jede Compagnie etliche verlorne Söhne aus den gebildetsten Ständen zählt, fehlt es in keiner Zuavenbaracke an Dichtern, an improvisirten Schauspielern, an unvergleichlichen Erzählern. Oft haben sie durch ein schallendes Witzwort, dem ein homerisches Gelächter folgte, die anstürmenden arabischen Reiter stutzig gemacht. Diese stoische Todesverachtung ist so groß, daß ein alter Zuave sich ein Bein absägen ließ, ohne einen Schrei auszustoßen, ohne das Pfeifchen aus dem Munde zu nehmen!

Eine Schattenseite muß ich in der Charakteristik dieser merkwürdigen Truppen hervorheben. Die Zuaven sind unerschöpflich, nicht allein an Kriegslist, sondern auch an „Practiken und bösen Kniffen,“ die in Garnisonsstätten wie in Feindesland ausgeübt werden. In Bezug auf das siebente Gebot scheinen ihre Officiere die spartanische Erziehungskunst, die Gemeinen das Marodiren der Kroaten als rühmliches Muster erwählt zu haben. Diese unlöbliche Gewohnheit ist so sprichwörtlich geworden, daß die löwenherzigen Zuaven in den algerischen Städten den Uebernamen „les chacals“ tragen müssen. Bald hört man von einem Sergeanten, der den feindlichen Stämmen Kohlenstaub als gutes Schießpulver verkaufte, bald von einem ehemaligen Musensohn, der mit allerlei apocryphischen Arzneimitteln, ja mit carthagischen und lybischen Inschriften Handel trieb. Der communistische Geist, der einst die räuberischen Zuahuas und die Pariser Barrikadenkämpfer beseelte, spukt noch in den Reihen ihrer disciplinirten Nachfolger.

Wir wollen gerne zugestehen, daß Frankreich in diesem Corps eine bestens organisirte Zerstörungsmaschine erworben. Aber wenn wir von einem höheren Standpunkte aus die dahinwelkenden romanischen Kolonien mit dem blühenden Zustande der anglo-germanischen Besitzungen vergleichen, möchten wir lieber den Zuaven des Arbeiterstandes und den Pionnieren der geistigen Bildung den wohlverdienten Kampfpreis zuerkennen.

K. Siegfried.

Wirthshaushumor.

(Zu dem Bilde auf S. 637.)

Auch ein Verächter der „guten alten Zeit“ muß es zugestehen: um das Reisen war es Anno dazumal ein ganz ander Ding wie heutzutage! Es war ja entsetzlich langsam und meist sehr unbequem, aber ein Stück Poesie steckte drin, das wir heute nur noch ganz selten in einigen von der großen Touristenschar freigelassenen Strichen finden. Oder klagt der Dichter ganz mit Unrecht, wenn er sagt:

„Die Felder sie fliegen, die Bäume, der See,
Die Farben verschwimmen in Massen des Lichts,
Es schreien die Pfade, es zittert die Höh,
Wir sehen alles und sehen doch nichts.
Kaum hat das Auge die Fernen erflogen,
Die grauen Thürme im dämmernden Thal,
Zu den Bergen, den blauen, die Sehnsucht gezogen,
Sind wir hinter Bergen und Thürmen zumal.
Und eh' wir es ahnen, da liegt es uns offen,
Und nahe, was unsern Träumen so weit,
Wir können nichts hinter den Bergen mehr hoffen:
Verloren der Wahn an die Wirklichkeit.
O Eisenbahn, was bist du kommen,
Hast Wanders Sehnen uns genommen!

Scherenberg hätte unter den uns durch die Eisenbahn genommenen Dingen auch noch die alten Wirthshäuser mit ihrem reichen Humor nennen können. Fast nur in Sammlungen findet man heutzutage noch die früher so häufigen ergötzlichen Inschriften an denselben z. B.:

„Wer Geld hat, komm freudig an,
Fürcht' sich nicht vorm wilden Mann“
oder: „Hier ist das Haus zur Sonnen,
Wer kein Geld hat, geh zum Bronnen.“

Und welchen Originalen voll Mutterwitz und reicher Erfahrung begegnete man oft unter den Wirthen, die „Frau Wirthin“ nicht zu vergessen! Wer das nicht mehr aus eigenem Erleben kennt, der suche doch ein leider jetzt ziemlich vergessenes Buch hervor: Hebels „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes“ und lese da solche Prachtgeschichten, wie „Theures Späßlein“, oder „Eine sonderbare Wirthszeche“ oder „Das wohlfeile Mittagsessen!“

Das letzte Stück paßt so recht eigentlich zu unserm heutigen Bilde. Denn es geißelt den Brotneid der Wirthe in ganz ergötzlicher Weise. Als ein schlauer Gast nämlich den „Löwenwirth“ tüchtig übers Ohr gehauen, indem er für sein Geld allerhand gute Dinge verlangt, verspeist und schließlich einen abgeschliffenen Sechser herausrückt zur Bezahlung mit den Worten: „Hier ist mein Geld. Mehr hab' ich nicht. Habt Ihr mir zu viel dafür gegeben, so ist's Eure Schuld;“ da erwidert der Betrogene: „Ihr seid ein durchtriebener Schalk und hättet wohl etwas anderes verdient. Aber ich schenke Euch das Mittagsessen und hier noch ein 24 Kreuzerstück dazu. Nur seid stille zur Sache und geht zu meinem Nachbarn, dem Bärenwirth, und macht es ihm ebenso.“ Das sagte er, weil er mit seinem Nachbarn, dem Bärenwirth aus Brotneid in Unfrieden lebte, und einer dem andern jeglichen Tort und Schimpf gerne anthat und erwiderte. Aber der schlaue Gast griff lächelnd mit der einen Hand nach dem angebotenen Geld, mit der andern vorsichtig nach der Thüre, wünschte dem Wirth einen guten Abend und sagte: „Bei Eurem Nachbarn, dem Herrn Bärenwirth, bin ich schon gewesen, und eben der hat mich zu Euch geschickt und kein anderer.“

Sieht unser Wirth unter dem geheimnißvollen Drudenfußzeichen nicht auch gerade so aus, als ob er seinem Nachbarn, dem Sonnenwirth, einen ähnlichen Streich spielen könnte? Ist's doch, als ob er — die Dose bedächtig zwischen den Fingern drehend — etwas ausspintisirte, womit er dem Rivalen, der ihm die gute Kundschaft abgefangen, einen Tort anthun möchte, während der glückliche Sieger ganz sonnig strahlt über die stattlichen Gäste! Und während der Hund des einen verbissen grollt und in sich zu brummen scheint, kräht der Hahn des andern ein lautes Triumphlied.

Wo ist ein Hebel, dazu einen Text zu schreiben? Doch es bedarf dessen nicht — unser Bild ist ein so sprechendes Stück des rasch dahinschwindenden echten Wirthshaushumors, daß es sich selbst am besten erklärt!

R. K.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim







Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 11. Juli 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 41.**

Schwester Luise.

Novelle von **Ernst Wichert.**

(Fortsetzung.)

Vor Arnolds Phantasie war wieder die Erinnerung der eigenen Kämpfe mit ganzer Lebhaftigkeit getreten. Der feindliche Oberst, der seinem Degen erlegen war, wiederholte seine matt hingehauchten Sterbeworte. Zu sehr mit sich selbst beschäftigt, unfähig, sich zu bewegen, von Schmerzen gequält und in einer schon durch die Erfüllung der nächsten Pflichten vielbeschäftigten Umgebung hatte der junge Officier nicht daran gedacht, die Bitte des sterbenden Feindes zu erfüllen. Nun mahnte ihn diese Versäumniß wie eine schwere Schuld, und er dachte auf die Möglichkeit, sich ihrer zu entledigen. „Wenn Sie denn durchaus nicht lesen und mich die Abhängigkeit von Ihrem gütigen Willen fühlen lassen wollen," sagte er, „mein determinirtes Fräulein — oder darf ich Sie Schwester Luise nennen?"

„Ich heiße so für Jedermann."

„Gut denn — Schwester Luise! Also wenn Sie durchaus nicht lesen wollen, so könnten Sie mir einen andern großen Dienst erweisen, um den ich niemand sonst bitten möchte."

„Lassen Sie hören."

„Es handelt sich auch um ein Werk der Barmherzigkeit, und dazu werden Sie Ihren Beistand nicht versagen."

Er erzählte umständlich, was auf dem Schlachtfelde vorgegangen war und zollte der Tapferkeit des fremden Officiers alle Ehre. „Seine Frau wird vermuthlich erfahren haben," schloß er, „daß er gefallen ist, aber vielleicht trägt sie sich noch mit trügerischen Hoffnungen, er könne nur verwundet zurückgeblieben und in ein Spital aufgenommen sein. Da nun doch die Todten nicht zu erwecken sind, so ist's besser, sie erhält Gewißheit. Und sie hat ja auch ein Recht auf seinen Scheidegruß! Wollen Sie ihr in meinem Namen schreiben, Schwester Luise? Sie wissen nun alles."

„Wo ist das Taschenbuch?"

„Es muß in der Brusttasche des Uniformrockes stecken, den ich in der Schlacht getragen habe; der rechte Aermel ist abgeschnitten. Er ist, wenn ich nicht irre, mit meinen wenigen übrigen Sachen in den Mantel eingebunden."

Sie nahm das Pack auf, das hinter dem Feldbett auf einem Schemel lag, durchsuchte dasselbe und zog die Brieftasche nebst einem losen Briefe aus dem Rocke.

„Der Brief gehört nicht dazu!" rief der Officier mit ängstlicher Hast, indem er die Hand danach ausstreckte; „geben Sie ihn mir zur Verwahrung."

Er war auffallend bleich geworden, and Schwester Luise bemerkte die Veränderung seiner Stimmung sofort. „Ihre Geheimnisse sind vor mir ganz sicher," sagte sie treuherzig.

„Ein Brief von meiner Mutter — gerade kein Geheimniß — aber doch nicht für Jedermanns Augen —" entschuldigte er stockend, knitterte das Papier zusammen und schob es rückwärts unter sein Kopfkissen.

„Darf ich die Brieftasche öffnen?"

„Ich bitte darum."

Sie enthielt auf dem ersten Blatt den Namen des Inhabers, der einer bekannten gräflichen Familie angehörte, und die genaue Angabe des Wohnorts. Dann folgten Notizen, die meist auf den Krieg Bezug zu haben schienen, Abrechnungen und dergleichen. In einer Seitentasche fanden sich Briefe seiner Frau an ihn.

„Lassen wir sie unentweiht," sagte Schwester Luise, nachdem sie die Unterschriften gemustert hatte. „Ich will diese Briefe zusammenpacken und sie unserm Schreiben an die arme Wittwe beilegen. Es wird sie trösten, zu wissen, daß er sich von ihnen erst in der Stunde des Todes getrennt hat, um sie wieder als heiliges Vermächtniß für seine Kinder in ihre Hand zurückgelangen zu lassen."

„So sei es!" bestätigte Arnold. „Und schreiben Sie bald, Schwester Luise."

„Sogleich!"

Sie nahm die Papiere an sich, legte die Brieftasche aufs Bett und entfernte sich leichten Schrittes. Sie hat unsehbare Flügel, dachte Arnold bei sich, der ihr nachsah — es ist, als ob sie über den Erdboden hinschwebt, ein Engel in Menschengestalt!

Seine Phantasie war eine halbe Stunde so freundlich, ihm diesen „Engel in Menschengestalt" mit allen Reizen und Tugenden

zu schmücken. Die Sehnsucht nach seiner Nähe wurde dadurch freilich nur um so größer; er fand, daß sie sehr lange ausbleibe und wunderte sich, daß der Zeiger seiner Taschenuhr, die auf einem Stuhl neben dem Bette lag, so langsam vorrückte. Sie hätte wohl auch des Abends spät schreiben können, calculirte er, wo ich ja doch nichts von ihr habe! — Mehr der Drang, sich mit irgend etwas, wenn auch nur spielend, zu beschäftigen, als die Neugierde bestimmte ihn, das Taschenbuch aufzunehmen und zu durchblättern. Sein Inhalt war ohne Interesse. Er kehrte es um und besah die Einfassung von gepreßtem Saffian, öffnete nochmals die Seitentasche und überzeugte sich, daß sie leer war. Sollte der zweite Deckel kein Tasche enthalten? Er untersuchte näher seine Beschaffenheit und ermittelte einen Mechanismus, der geschickt unter der Lederhülse für den Bleistift versteckt war. Aber seine Bemühungen, denselben mit der linken Hand zu öffnen, waren vergebens. Er mußte auf Schwester Luise warten.

Endlich kam sie zurück und brachte den Brief, ihn vor Arnold ausbreitend. Ihre Wangen waren geröthet, ihre Augen glänzender, als gewöhnlich. Arnold musterte mit wohlgefälligen Blicken die schöne klare Handschrift und bat sie dann vorzulesen. „Ich muß Ihre Stimme hören," sagte er schmeichelnd, „dann erst verstehe ich Ihre Gedanken ganz."

„Ich habe nur aufgeschrieben, was Sie mir mitgetheilt haben," entgegnete sie ohne Verlegenheit; „Sie hören nur sich selbst."

„Dann waren Sie also in mir, als Sie schrieben?"

„Das war ja meine Pflicht, denn ich schrieb in Ihrem Namen, nicht in dem meinigen."

„Kann man sich so gänzlich seiner selbst entäußern?"

„Ich glaube doch, und unsere Dichter beweisen es."

„Ah — Sie weichen mir aus! Warum sagen Sie nicht lieber: unsere Schauspieler?"

„Weil ich von ihnen nichts gelernt habe."

„Daß Sie immer Recht behalten müssen! — Lassen Sie hören."

Nun stieg allerdings seine Verwunderung von Minute zu Minute, je weiter die Schilderung des Kampfes vorschritt. Aus den Mosaiksteinen, die er ihr in ziemlich bunter Unordnung in den Schoß geworfen hatte, war von ihr ein anschauliches Bild zusammengesetzt, aus dem die Hauptfiguren scharf heraustraten. Es waren wirklich seine eigenen Worte, aber die Verbindung gehörte ihr an, und doch war darin nichts Willkürliches, sondern jeder Satz so gestellt, daß er ihn selbst nicht angemessener hätte formuliren können, wenn er diktirt hätte. Nicht eine Frau, sondern ein Mann schrieb, und dieser Mann war ein Officier, und dieser Officier stand nicht als Beobachter außerhalb, sondern war selbst Streiter und Sieger. Der Stil hatte durchweg etwas Männlich-Festes, Gedrungenes; bei aller Bescheidenheit der Schilderung eigener Thaten, sprach sich doch in jeder Zeile ein stolzes Kraftgefühl aus, am meisten da, wo dem tapfern Gegner Anerkennung gezollt wurde. Auch der Trostzuspruch am Schluß war echt soldatisch gehalten: „Schön und ehrenvoll ist's, fürs Vaterland zu sterben!"

Arnold fühlte sich in gehobener Stimmung; er konnte sich einbilden, wirklich der Mensch zu sein, den sie ihm vorzeichnete, und er hatte Freude daran, sich in dem hellen Spiegel zu betrachten, den sie ihm vorhielt. „Ich erkenne Ihre Meisterschaft an," rief er heiter, „und wünsche nur, noch öfters Gelegenheit zu erhalten, zu Ihnen in die Schule gehen zu dürfen. Sie haben das beste Stück aus mir herausgeschrieben, und ich wünschte wohl, ich wäre ganz der Mann, der ich danach der Gräfin erscheinen werde. Gut, daß sie mich nur nach diesem Briefe kennen lernt; sonst würden Sie ihr die Augen einer barmherzigen Schwester einzaubern müssen! Aber was ist Ihnen unmöglich?"

„Ich darf also siegeln?"

„Noch einen Augenblick Geduld. Betrachten Sie einmal das Taschenbuch genau; hier unter dem Deckel ist offenbar ein versteckter Zugang. Ich kann nur das kleine Schloß nicht öffnen. Vielleicht birgt sich hier etwas, das gerade der Gräfin von Wichtigkeit ist."

Schwester Luise prüfte die Vorrichtung aufmerksam. — „Sie haben recht! Aber wie kommt man dahinter? Ah —! ich fange an, den Mechanismus zu begreifen; das kleine Schloß ist nur Täuschung, ein Druck öffnet die Tasche — da! sie ist offen."

„Was enthält sie?"

„Papiergeld — viel Papiergeld."

„Geld!" — das war ein Wort, dessen Klang sofort alle seine Gedanken auf andere Bahnen führte. Gespannt sah er zu ihr hinüber, wie sie die dünnen Blättchen sorgsam herauszog, um sie nicht zu beschädigen, und vor sich ausbreitete.

„Eins — zwei — drei — vier — fünftausend Gulden!" zählte sie.

„Fünftausend Gulden!" wiederholte Arnold mit eigenthümlich bebender Stimme. „Der Mann war reich!"

Die kleinen Papiere tanzten und flimmerten ihm vor den Augen, das Blut stieg ihm nach dem Kopf und röthete seine Stirn. — Fünftausend Gulden!

„Füge ich das Geld den Briefen bei?" fragte das Mädchen noch ganz harmlos.

„Nein — geben Sie —!"

Sie zuckte merklich zusammen. „Trauen Sie mir nicht, Herr Lieutenant?"

„O, vollkommen, mein Fräulein, vollkommen!"

„Und doch? Ich will in Ihrer Gegenwart siegeln und adressiren."

Er konnte seine innere Unruhe nicht meistern, so wenig er sie auch zu erkennen geben wollte. — „Was denken Sie von mir, mein Fräulein," sagte er hastig. „Nein, nein — das Geld geht gar nicht mit — es bleibt überhaupt zurück!"

Sie sah erschreckt auf und maß ihn mit einem forschenden Blick, der ihm bis ins Mark drang. Da er schwieg, erwiderte sie nach einer Weile: „Sie haben über die Brieftasche und deren Inhalt zu disponiren —" und reichte ihm halbabgewendet die Noten hin. Es war nicht mehr der freundlich-zutrauliche Ton von vorhin; die Worte klangen kühl, die ganze Haltung nahm den Charakter der Strenge an. Ohne sich zu verabschieden, entfernte sie sich aus dem Zimmer.

Arnold hatte keine Empfindung dafür; er merkte längere Zeit kaum, daß er allein gelassen war. „Fünftausend Gulden — fünftausend Gulden —!" wiederholte er sich unaufhörlich, „das wäre genug — mehr als genug, mich aus allen Verlegenheiten zu reißen, die Schande eines Verbrechens von mir abzuwehren, die Sorge meiner Mutter zu beschwichtigen, meinem alten Vater die schmerzlichste Erfahrung zu ersparen. Fünftausend Gulden — ein Glücksfall führt sie in meine Hand, und ich sollte zögern zuzugreifen, sollte wie ein rechter Tölpel den goldenen Vogel auf und davon fliegen lassen, der sich nie mehr zu mir verirrt? Die Gräfin hat kein Anrecht auf dieses Geld — es war für sie unter allen Umständen verloren. Sie ist reich und vermißt die Kleinigkeit kaum, die mich für meine Lebenszeit glücklich macht. — Ich nehme mir ja auch nur, was mir gehört. Stand ich ihm nicht in der Schlacht gegenüber — setzte ich nicht mein Leben an den Kampf mit ihm, warf ich ihn nicht nieder — bin ich nicht der Sieger? Ich habe Beute gemacht; wer will mich anklagen? Beute —! die gehört freilich dem Regiment. Aber ich habe die Brieftasche nicht einmal genommen — der Sterbende gab sie mir freiwillig und er kannte ihren Inhalt. Er sprach kein Wort von dem Gelde, dachte mit keiner Silbe daran, daß es seiner Frau ausgehändigt werden sollte. Nur seinen ehrenhaften Tod sollte ich melden; das war ein Liebesdienst, den der großmüthige Feind seinem Ueberwinder mit diesen ihm ganz werthlosen Papieren nicht zu theuer zu bezahlen glaubte. Er hat mich thatsächlich zum Erben seiner Verlassenschaft auf dem Schlachtfelde eingesetzt; warum sollte ich bedenklich sein, die Erbschaft anzutreten? Lächerliche Zweifel!"

„Zwar wenn's bekannt würde —: das Geschenk findet schwerlich Glauben. Man würde aus der Verheimlichung Verdacht schöpfen, mir unredliche Absichten unterschieben — mich vielleicht zur Untersuchung vor ein Ehrengericht ziehen. Und der falsche Wechsel? Die Gefahr von dort her ist ungleich größer und näher. Meine Hand ist nun einmal nicht mehr rein: warum soll sie sich vor der Befleckung mit diesem Gelde scheuen, das ich dem Staate mit meinem Blut reichlich quitt gemacht habe? Und wie soll's auch bekannt werden? Niemand weiß davon, als sie. Sie freilich! Daß ich die Tasche nicht lieber mit den Zähnen aufgerissen habe —! ich hätte mir denken können, was der geheime Ort verbarg. Fünftausend Gulden — das allerdings nicht; das war überraschend. Einige hundert hätten mich nicht gereizt — hätten mir keine Ueberwindung auferlegt, den Ehrlichen zu spielen. Wenn überhaupt der Wechsel nicht in der Welt wäre —! Der unselige Wechsel!"

Sein Gesicht wurde bald bleich, bald flammte die Röthe des wild aufschießenden Blutes darüber hin. Er drückte den Ballen der gesunden Hand krampfhaft auf die Stirn und wühlte mit den Fingern

in dem krausen schwarzen Haar. Wer nahe an ihn herangetreten wäre, hätte ihn leise ächzen gehört, als ob er einen großen Schmerz zu überwinden habe. Seine Gedanken kamen nicht zum Stillstand. Wenn er schon meinte, einen festen Punkt gewonnen zu haben, flimmerte es ihm wieder vor den Augen, zitterte wieder der Boden unter ihm. Er hatte die Empfindung, auf der Spitze eines hohen Mastes zu stehen, unter sich den schäumenden Fluß und über sich in entgegengesetzter Richtung die sturmgepeitschten Wolken vorüberjagen zu sehen. Und kein Halt! Der Schwindel machte ihn zeitweise besinnungslos.

So fand ihn der Arzt bei der Abendvisite in bedenklichem Zustande und verordnete ein Medicament. Er nahm es ohne Einspruch in der Hoffnung, daß seine aufgeregten Nerven sich beruhigen würden. Aber die Wirkung war nur gering. „Verschaffen Sie mir einen Bogen Papier und einen Bleistift," bat er den Lazarethgehilfen; „Sie sollen mit meiner Erkenntlichkeit zufrieden sein. Ich habe ein paar Worte zu schreiben und werde hinterher schlafen können auch ohne Medicin."

Er schrieb auf dem Taschenbuche des Obersten, das er als Unterlage benutzte, mit der linken Hand, so gut es gehen wollte, einen kurzen Brief an seine Mutter: „Daß ich lebend, aber schwer verwundet aus der Schlacht gekommen bin, wirst Du erfahren haben. Ich schreibe mit der linken Hand, weil mir der rechte Arm zerschossen und für immer unbrauchbar geworden ist. Daher nur wenige Worte. Einliegend 5000 Gulden in Papier. Setze sie sofort um, selbst mit dem größten Verlust; es wird so viel bleiben, den bewußten Wechsel einzulösen. Versäume um Himmels willen nicht den nahen Fälligkeitstermin. Alles Nähere später schriftlich oder mündlich. Ich bin hier in der besten Pflege einer barmherzigen Schwester, die ein Engel von Güte und Geduld ist. Grüße den Vater von seinem Sohn — Arnold."

Er faltete das Blatt zusammen, legte das Papiergeld hinein, als der Lazarethgehilfe auf kurze Zeit das Zimmer verlassen hatte, und schob den Brief unter sein Kopfkissen. Dann verfiel er wirklich in einen tiefen Schlaf.

Aber schon früh vor Morgengrauen erwachte er wieder. Er hatte von Schwester Luise geträumt: sie hatte das Geld von ihm gefordert und sich auf seine Weigerung, es für die Gräfin herauszugeben, zürnend entfernen wollen. Da war er von namenloser Angst ergriffen, als ob er, in hilfloser Lage verlassen, ganz allein auf dem von Aerzten und Kranken bereits geräumten Schlosse zurückbleiben solle; er hatte die Arme nach ihr ausstrecken wollen, um sie zu halten und dabei eine hastige Bewegung gemacht, die ihm Schmerz verursachte und ihn weckte. Er durchforschte mit einem unruhigen Blick das vom Dämmerlicht matt erleuchtete Zimmer und hätte sich einbilden können, daß eben die Traumgestalt durch die Thür entschwebte. Schwester Luise!

Er rieb sich den Schlaf aus den Augen. „Immer sie — immer sie! Was kümmert sie mein Thun und Treiben? Was verwirrt sie meine Gedanken, was beeinflußt sie meine Entschlüsse? Es gefällt ihr nicht, daß ich das Geld behalte — ganz recht! Das war nicht nur im Traum — auch gestern, als sie von mir ging. Und wenn ich ihr's auch nicht vom Gesicht abgelesen hätte, ich wüßte doch, wie sie denkt. Was weiter? Sie kennt nicht meine Vergangenheit, sie hat keine Ahnung von dem Zwang, den mein böses Geschick gegen mich ausübt, sie weiß nicht, daß mich dieses Geld unverhofft vom Verderben rettet. Wenn sie es erführe, sie würde vielleicht billiger urtheilen — vielleicht auch mich für ganz verloren halten, mich verachten. Sie darf nichts erfahren. Warum auch? Was geht es mich an, ob sie so oder so über mich denkt! Mag sie mich doch für habgierig, für leichtsinnig, für nicht honnet, meinetwegen für gewissenlos, nach ihrer Frauenmoral für einen Dieb halten, was geht es mich an? Ist es nicht lächerlich? Ein junges Mädchen mit einem leidlich hübschen Gesicht und gefälligen Manieren leistet mir kleine Dienste am Krankenbett, und ich quäle mich mit Scrupeln, als ob sie die Richterin meiner Thaten und Gedanken wäre. Sie hat vielleicht mehr zu verantworten als ich. Denn ohne Grund wird man in solchem Alter nicht barmherzige Schwester. Und wenn sie wirklich wäre, was sie scheinen will — bin ich ihr Rücksichten schuldig? Hat ihr Urtheil irgendwelchen Einfluß auf mich? Nach einigen Wochen trennen wir uns — ihr Weg führt rechts, der meinige links — vielleicht sehen wir uns im ganzen Leben nicht wieder. Besser wär's freilich, wenn sie nichts wüßte, aber sie wird schweigen, sicher schweigen, darauf kann ich mich verlassen. Es bleibt dabei! Und sie soll nicht einmal merken, daß ich mir aus ihrem Stimmungswechsel etwas mache."

Er sollte bald erfahren, wie sehr er sich über sich selbst täuschte. Je näher die Stunde heranrückte, in der Schwester Luise sich einzufinden pflegte, desto unbehaglicher wurde ihm zu Muth, desto heftiger klopfte ihm das Herz. „Wäre nur das erste Zusammentreffen überwunden," sagte er sich tausendmal. So oft er Schritte im Gange hörte, so oft die Thür sich öffnete, traten ihm die Schweißtropfen auf die Stirn. Das Mädchen mit dem leidlich hübschen Gesicht und gefälligen Manieren wuchs unversehens zu einer stolzen Königin auf, die auf hohem Richterstuhl thronte, und er mußte sich's gestehen, daß sie Macht über seine Ohnmacht habe.

Die Stunde ging vorüber, Schwester Luise kam nicht. Noch eine Stunde verfloß und noch eine — sie ließ sich nicht blicken. Es wurde Mittag und er hatte sie nicht gesehen. Warum fand sie sich nicht ein, wie gewöhnlich? War sie krank geworden — hatte sie eine unvermuthete Abhaltung — w o l l t e sie nicht kommen? Er wagte nicht zu fragen, um sein Interesse nicht zu verrathen; noch kämpften Stolz und Neigung miteinander, und der Stolz siegte. Aber der Brief an seine Mutter mit dem Gelde blieb unberührt unter dem Kopfkissen; sein Vornehmen, ihn vom Lazarethgehilfen siegeln und absenden zu lassen, wurde nicht ausgeführt. „Es hat noch einen Tag Zeit, und ich muß erst wissen, wie ich mit ihr stehe! Sie wird Nachmittag kommen." — Aber der Abend brach herein, und sie meldete sich nicht an seinem Krankenbette, sie erkundigte sich nicht einmal nach seinem Wohlsein. Es war gewiß, daß sie sich mit Absicht entfernt hielt.

Er bezwang sich nicht länger und fragte seinen Wärter in möglichst gleichgültigem Tone nach Schwester Luise. Es sei am Morgen ein neuer Transport Schwerverwundeter angekommen, hieß es, und sie habe gewünscht, zum Dienst für dieselben verwendet zu werden.

„Sie hat g e w ü n s c h t —!" wiederholte Arnold mit Nachdruck.

„Obgleich sie selbst recht unwohl aussah," fügte der Gehilfe hinzu. „Sie reibt sich auf."

„Hat sie mir nichts sagen lassen?"

„Nein, nicht das Mindeste. Sie sprach nur von den andern Kranken in diesem Zimmer und gab mir Verhaltungsregeln für dieselben."

„Sonderbar — wirklich sonderbar! — Wissen Sie vielleicht, ob sie einen Brief abgeschickt hat?"

„Ja — an eine Gräfin mit einem langen, schweren Namen."

„Also schon!"

„Haben Sie ihr etwas zu bestellen?"

„Nein — nein! nicht das Mindeste."

Er hoffte sich durch Trotz zu helfen. „Sie soll sehen, daß ich sie entbehren kann, wie sie mich! Nach kurzer Zeit wird sie den Eigensinn aufgeben. „Eigensinn? Wenn's das nur wäre! Aber Mißachtung —!" Er krampfte die Faust zusammen. „Und sie hält mich nicht einmal einer Rechtfertigung werth!"

Dann war ihm wieder, als ob in ihrem Benehmen doch zugleich auch etwas Schmeichelhaftes für ihn läge. Wäre er ihr ganz gleichgültig geblieben sein, sie hätte es sich schwerlich selbst zu Gemüth genommen, daß er sich vom Gelde blenden ließ; sie hätte sich durch seine ihr unerklärliche Handlungsweise nicht selbst beleidigt fühlen können. Offenbar hatte sie von ihm eine sehr stolze Meinung gehabt, und sein Abfall davon konnte dann diese auffallende Wirkung erklären. Hätte sie ihre Mißbilligung weniger stark geäußert, wie tief hätte sie in seinen Augen sinken, wie geringen Werth hätte er für sie haben müssen? Konnte er sich nicht von ihr losreißen, so d u r f t e sie nur so und nicht anders sein! —

Und er k o n n t e sich von ihr nicht mehr losreißen! Das unsichtbare Netz, von dem er sich umstrickt sah, zog sich nur dichter und fester um ihn zusammen, wenn er sich aus seinen zarten Fäden loszumachen versuchte. Er fand diesen Versuch zuletzt selbst albern und ließ der Phantasie den Zügel frei, die nun mit aller leidenschaftlichen Sehnsucht eines zum ersten Mal von einer tieferen Neigung ergriffenen Gemüthes zu der schönen Zürnenden hinüberschwärmte. Wenn er die Augen schloß, sah er sie am Bett sitzen, in den alterthümlichen Stuhl zurückgelehnt und still mit ihrer Arbeit beschäftigt, ein Bild

der Ruhe und des Seelenfriedens; er hörte sie die schönen Verse des Dichters lesen, und sie klangen wie Musik — er wußte den Inhalt nicht mehr, es waren Lieder ohne Worte, sich erfüllend mit einem geheimen Sinn, den das Herz verstand. Und dann seufzte er schmerzlich, wenn der Gedanke an sein durch eigene Schuld zerstörtes Leben disharmonisch diesen süßen Zusammenklang reiner Empfindungen durchbrach. Es war dann, als ob Nebelschleier dichter und dichter zwischen ihn und sie niederglitten, die holde Gestalt immer mehr entfärbend, immer ferner rückend, zuletzt undurchdringlich für sein Auge. Verloren — ewig verloren!

Das Geld unter seinem Kopfkissen brannte, wie eine feurige Kohle. Er zog es hervor und legte es neben sich auf den Stuhl, schon gleichgültig gegen die Gefahr, daß es ihm entwendet werden könne. Es muß fort — sobald als möglich!

Wieder verging eine qualvolle Nacht, ein noch qualvollerer Vormittag. Schwester Luise ließ sich nicht blicken. Sollte es wirklich kein Mittel geben, sie zu versöhnen, ihre Achtung wieder zu gewinnen? Wenn er sich des Geldes entäußerte — ah! vielleicht — vielleicht führte das sie zurück. Alle Hoffnung, den falschen Wechsel einzulösen, ging damit verloren — aber mochte das Unheil über ihn kommen, wie er es verdiente, einem Mittel, das ihn in ihren Augen erniedrigte, konnte er seine Rettung nicht verdanken. Sie durfte kein Recht haben, ihn zu verwerfen.

So bat er den Lazarethgehilfen, Schreibmaterialien an sein Bett zu bringen, um sich eine amtliche Eingabe diktiren zu lassen. Er fügte hinzu, daß er von Schwester Luise diesen Dienst erwartet habe, nun aber bei ihrer anderweitigen, gewiß sehr angestrengten Beschäftigung darauf verzichten müsse. Der gefällige Mensch war zu allem bereit, und so kam ein Schreiben an das Regimentscommando zu Stande, in welchem Arnold von seinem Kampf mit dem feindlichen Obersten Anzeige machte, die Brieftasche mit dem darin gefundenen Gelde überreichte und die fernere Disposition darüber anheimstellte. Die verspätete Ablieferung werde durch die Lage erklärlich, in der er sich bisher befunden habe.

„Uebergeben Sie diesen Brief nebst diesen fünf Noten an Schwester Luise," sagte er, „und bitten Sie dieselbe in meinem Namen, für die sichere Beförderung, vielleicht durch einen der Herren Johanniter, zu sorgen, die ja dergleichen Bestellungen gern übernehmen. Sie möge den Brief selbst lesen, vergessen Sie das nicht!"

Der Lazarethgehilfe versprach, seiner Weisung genau nachzukommen.

Arnold fiel es wie ein Stein vom Herzen, als er sich von der Verantwortlichkeit für dieses Geld befreit sah. Es war weniger die Befriedigung, den rechten Weg eingeschlagen zu haben, als die Aussicht, das Mädchen bald wieder in seiner Nähe zu haben, was ihn froh stimmte. Den Brief an seine Mutter zerriß er in tausend kleine Stücke. Er zog mit rechter Behaglichkeit die warme und doch frische Luft ein, die durch das geöffnete Fenster drang; der blaue Himmel erfreute ihn wieder, der sich wolkenlos bis zu den grünen Feldern und Wäldern niedersenkte; die Schwalben, die unterm Steingesims ihre Nester angeklebt hatten und rastlos auf- und abschossen, kürzten ihm die Zeit. Unten im Schloßgarten muß es schön sein, dachte er, in einer schattigen Laube und Vogelsang ringsum. Sie und ich — niemand sonst. Das Buch freilich, aus dem sie vorlesen wollte — aber das würden wir vergessen!

Es kam aber nicht, wie er sich's eingeredet hatte. Schwester Luise ließ ihm nur sagen, sie würde seinem Wunsch genügen, sobald sich Gelegenheit fände; sie selbst blieb fern.

„Nahm Sie Ihre Bestellung freundlich auf?" fragte Arnold.

„Es schien so. Sie lächelte ein wenig, als sie den Brief las, und hielt ihn eine Weile in der Hand, ohne zu antworten, und dann sagte sie, was ich Ihnen mitgetheilt habe, und nichts weiter."

„Auch nicht, daß sie wieder hier einen Besuch abstatten wolle?"

„Nein."

„Wem widmet sie augenblicklich ganz besonders ihre Pflege?"

„Einem Major von den Dragonern, dem eine Kugel den linken Fuß fortgerissen hat. Er ist ein lustiger und lebhafter Herr, der schwer still auf seinem Lager zu halten ist. Er schwört tausendmal an einem Tage, daß sie ein charmantes Mädchen sei und auf seine großen Güter mitkommen müsse, um ihm seinen verlorenen Fuß zu ersetzen."

„Und sie?"

„Hm — sie weiß schon mit den Leuten umzugehen; es kommt ihr niemand an."

Diese Mittheilungen vermehrten seine Unruhe. Wenn er bisher nur unzufrieden gewesen war, selbst ihren Umgang nicht genießen zu können, so gesellte sich nun ein eifersüchtiges Gefühl gegen den Glücklicheren dazu. Warum sollte nicht einen andern entzücken, was ihn entzückt hatte? Wo lag die Sicherheit, daß sie gegen die Huldigungen eines reichen Mannes, der ihr ein sorgenfreies Leben versprechen konnte, unempfindlich bleiben würde? Vielleicht war es bloßer Aberglaube, wenn er sich einbildete, ihr ein ganz besonderes Interesse einzuflößen, und sie dachte kaum noch an ihn, während er sich ihretwegen marterte. Wer ihr ins Herz hätte sehen können!

Und dann in der einsamen Nacht schwanden wieder alle Zweifel an die Reinheit ihrer Gesinnung. „Meine Gedanken nur sind unrein," sagte er sich; „ich glaubte sie täuschen zu können, wie ich mich selbst einen Augenblick täuschte. Aber ihr Blick ist klar, er durchschaut mich. Sie weiß, daß ich nicht offen gegen sie war, daß ich sie mit dem Schein einer gewissenhaften That hintergehen wollte, um mir ihre Anerkennung zu erschwindeln. Sie glaubt nicht an mich, und sie ist im Recht. Und wenn das alles thörichte Einbildungen wären, wenn sie gar nicht an mich denken sollte; ich selbst könnte nicht mehr mit mir Frieden machen, ehe Wahrheit zwischen uns ist. Und wenn sie sich dann für immer von mir abwenden müßte, ich werde nicht ganz unglücklich sein — denn ich liebte sie!"

Er schrieb am Morgen zitternd und fast unleserlich auf ein Blatt Papier: „Schwester Luise! Wenn Ihnen die Barmherzigkeit eine heilige Pflicht ist, so widmen Sie noch eine kurze Stunde einem armen Kranken, der ihrer bedarf, um in Ihrem Gedächtniß leben oder sterben zu können. Sie wissen nicht, wie schwer mein Leiden ist, und der Arzt hat keine Macht darüber. Lassen Sie mich nicht vergebens warten, ich würde an Ihrem guten Herzen zweifeln müssen. Arnold von Rabner."

(Fortsetzung folgt.)

Stillleben im Sumpfe.

Von **Dr. Franz Schlegel.**

Als Forster auf Otahiti landete, standen die Insulaner dem Weltumsegler halb verwundert, halb mißtrauisch gegenüber. Sie wußten nicht recht, was sie aus den meergebornen Gestalten mit bleichem Antlitz machen sollten. So dürfte der aus dem Stillleben im Sumpfe herausgegriffene Moment etwa zu deuten sein. Unser Frosch, als zuwartender Insulaner, harrt und starrt den andringenden Wasserseglern entgegen und diese ihrerseits trauen dem Frieden auch nicht recht. Unsicherheit offenbart sich auf den Physiognomien unserer Thiere. „Thu' mir nix, i thu' Dir a nix!" ist der sprechende Ausdruck der lautlosen Scene. Kaum aber ist das erste Staunen vorüber, da wispert Watschelchen mit geschwätziger Zunge dem Phlegmatiker Frosch ein sondirendes „Gut Freund" zu. Doch sein amphibisches Blut vermittelt derlei Wechsel der Gemüthszustände etwas weniger schnell. Noch immer nicht kann das Froschherz von dem Staunen über die befremdende Erscheinung befiederter Gäste in der Einsamkeit seines Tümpels loskommen. Meister Frosch macht ein gar bedenkliches Gesicht. Dem stillen Winkel seines kleinen, dicht hinter Schilf und Binsen verborgenen Wasserreviers wurde bislang die Ehre solchen Besuchs noch niemals zu Theil. Bedächtig wackelt er mit der Kehle, unschlüssig, wie es scheint, ob es gerathener, im Pfuhl zu verschwinden oder auf der Zinne seines Steinsitzes der Dinge zu warten, die da kommen werden. Solche zugeknöpfte Politik dünkt auch dem Watschelentchen nicht ganz geheuer. Die kühnste der Kleinen sichert mit dem Köpfchen nach dem Quaker hinüber, zu prüfen, ob die sonderbare Figur wohl auch Leben hat. Die beiden andern Geschwister halten sich vorsichtig zurück, und das Nesthäkchen der Brut



„Thu mir nix, i thu dir a nix.“ Originalzeichnung von F. Lossow.

scheint sich ob der unbekannten Erscheinung gar nicht recht durch das Schilfdickicht vorzuwagen. Es thut gut daran, zuzuwarten, was ihre Geschwister ausrichten werden.

Unser Frosch hat kaltes Blut, Eile ist ihm gänzlich fremd. Unverwandten Blickes starrt er mit seinen Glotzaugen die citronengelben Dingerchen an. Wer vermag in dem Froschgesicht zu lesen, was etwa in seinem Innern vorgeht? Wartet er ruhig zu oder brütet er Pläne, fürchtet er sich oder staunt er blos?

Mit Noth und Mühe haben wir Menschen einzelnen wenigen der höhern Wirbelthiere aus der Reihe der Säuger und Vögel etwas von ihrem Seelenleben abzulauschen vermocht und schwanken da noch zwischen Dichtung und Wahrheit unbeständig und unsicher hin. Sowie wir aber das Gebiet der Lurche und Fische betreten, schwindelt es dem Forscher, und wir räumen das Feld gern dem Dichter; doch auch ihm ist dort nicht recht geheuer.

Von dem letzten Vogel zum obersten Lurch ist eine ganz ungeheure Kluft und möglich, daß hier Entwicklungsreihen fehlen, deren Typen in der Erde Schoß begraben liegen.

Einzig und allein des Frosches hat sich Sage, Märchen und Dichtung bemächtigt, ihn als komische Figur der Thierwelt, als Charakter selbst verherrlicht und wie in seinem Gebahren Anspielungen auf menschliches Thun und Treiben, menschliches Denken und Trachten, so in seiner Gestaltung sogar Menschenähnlichkeit aufgefunden.

Näher betrachtet dürften nur die vorquellenden Glotzaugen, das breitgeschlitzte Maul, der plumpe, halslose, rundbauchige Leib und die wie ein mächtiges Unterkinn vortretende Kehle einige entfernte Vergleichungspunkte bieten. Doch geschah es sogar Forschern, im Bade wenigstens, daß sie sich selbst alles Ernstes dem vorüberrudernden Frosche verwandt fühlten. Wir wollen mit ihnen nicht rechten. Mag, wer will, seine Urahnen im Reiche der Lurche suchen und — wer kann — auch finden, jedenfalls wird die Aehnlichkeit tiefer liegen als auf der Oberfläche und sicher nur körperlich etwa sein.

Doch kehren wir zu unserm Stillleben im Sumpfe zurück. Gestehen wir nur, das Bild unsers trefflichen Lossow ist verführerisch und stände nicht da oben unser Name als Bürgschaft dafür, daß hier nicht gefaselt wird, so würden wir unsre Feder nicht hemmen. So aber wagen wir mehr nicht zu sagen, als: unser Frosch staunt. Ruhig läßt er die schnippischen Dinger gewähren. Die wenigen Mittel, über die er gebietet zur Abwehr etwaiger Gefahr, dürfen nicht vorschnell erschöpft werden. Der Tümpel aber lockt unsere Entchen unwiderstehlich. Ist doch sein Spiegel mit Wasserlinsen bedeckt und Wasserlinsen sind ein gar leckeres Gericht. Schon ist die vorderste im Begriff, den kühnen Schritt zu wagen, da spielt unser Frosch seinen Haupttrumpf aus, und mit einem kräftigen „Koaks, Koaks!“ ruft der Altmeister den Chorus der ganzen Bande wach. Verdutzt treten die Eindringlinge von ihrem Vorhaben zurück und begnügen sich, bis der Schrecken wieder aus den Gliedern, am Ufer aufzunäscheln, was sich ihnen bietet.

Warum habt Ihr aber auch solche Entdeckungsreise ohne Begleitung der Mutter gemacht? Wer weiß, wie die Aermste sich um Euch ängstigt?

Eben noch stehen sie unentschlossen am Ufer, noch immer sitzt der Frosch auf seinem Postament und der Chor ist wieder verstummt, nur hier und da lugt ein Froschgesicht vorsichtig über den Wasserspiegel empor — da endlich kommt die besorgte Mutter an. Unerschrocken watschelt sie hinein. Die Froschgesichter verschwinden — und der Altmeister? Ein wuchtiger Sprung; er taucht hinab und die befiederten Schwimmer haben freies Feld zu plätschern und zu naschen nach Herzenslust.

Aus der Criminalpraxis.

II. Ein Geständniß auf dem Todtenbette.

(Schluß.)

Das Urtel beschritt die Rechtskraft und die Acten wurden zur Bestätigung und zur Entscheidung auf das angebrachte Gnadengesuch dem Ministerium eingesendet. Der Großherzog pflegte unter Jahresfrist ein Todesurtheil nie zu bestätigen. Von sechs Wochen zu sechs Wochen mußte ihm erneuerter Vortrag und zwar immer durch neue Referenten mündlich gehalten werden.

Ich war damals großherzoglicher Criminalrath in Z. Ich hatte die Voruntersuchung geführt, fast täglich mit Bartelt verkehrt und niemand war mehr von seiner Schuld überzeugt als ich. Nach der Rechtskraft des Urtels bestand meine einzige Sorge darin, den verstockten Verbrecher zum Geständniß und zur Reue zu bringen, um wenigstens seine Seele zu retten. Stundenlang saß ich bei ihm in seiner Zelle. Alle meine Kraft wandte ich auf, um ihm die Last der Beweise vor Augen zu führen, und wenn dies alles vergebens war, führte ich ihn auf den Weg der Religion. Ich sprach zu ihm, wie eine höhere Kraft es mir eingab, ich ergriff seine Hände und beschwor ihn bei dem Blute des Heilandes, das auch für ihn vergossen worden, bei dem Andenken an seine Kinder, die er zärtlich liebte; ich ließ diese in seine Zelle kommen, um ihn weichherzig zu stimmen, alles vergebens! Wohl zwanzig Mal glaubte ich das Geständniß, die einzigen wenigen Worte: „Ja, ich bin es gewesen,“ auf seinen Lippen zu schauen, wenn er leichenblaß und stumm, das Haupt auf die Brust gesenkt, vor mir saß. Wie hatte ich mich geirrt! Plötzlich hob er das Haupt in die Höhe und sprach leise: „Und ich bin doch unschuldig, Herr Criminalrath!“

Nur eine Hoffnung blieb mir. Ich wartete auf die Bestätigung des Todesurtels und glaubte, daß mit dem Schwinden aller Hoffnung auf Gnade die Reue bei ihm einkehren werde. Ich hatte mich abermals getäuscht! Die Bestätigung kam an, das Gnadengesuch war verworfen, der Gerechtigkeit sollte freier Lauf gelassen werden! Mit pochendem Herzen begab ich mich zur Verkündigung in seine Zelle. Er hörte schweigend zu, dann aber änderte sich urplötzlich sein Wesen. Während er sich bis dahin still und ruhig betragen, übermannte ihn jetzt Zorn und Wuth. Er schimpfte auf die gemeinste Weise, ballte die Fäuste und ging den Tag über wie ein Raubthier in seinem Käfig in der Zelle auf und ab. In seiner Wuth rüttelte er an dem Eisengitter seines Fensters, schlug mit den Fäusten gegen die Thür und zerschlug die Speisenäpfe, die ihm gebracht wurden. Aber — wenn der Abend sich herniedersenkte und es dunkel in seiner Zelle wurde, dann sank er auf sein Lager und entschlief. Und wie schlummerte er?

Kann wirklich ein Mörder so schlafen? Blaß, die Hände gefaltet, lag er da, die Brust hob sich in gleichmäßigen, tiefen Athemzügen — ein Bild der tiefsten Ruhe und des Friedens!

Der Tag der Execution war angesetzt. Noch fanden die Hinrichtungen öffentlich Statt und man zimmerte an dem Schaffot. Unser Land besaß keinen Nachrichter, der, wie die alte Criminalprozeßinstruction verlangte, sein „Examen“ gemacht hatte, und es mußte das benachbarte Preußen aushelfen.

Der Tag brach an, ein düsterer Freitag im April. Ich hatte fast gar nicht geschlafen. Es war nicht die erste Hinrichtung, die ich zu leiten hatte, aber niemals hatte mich ein so eigenthümliches Gefühl durchbebt, wie dieses Mal. Ich hatte das Protocoll schon entworfen und begab mich früh 6 Uhr nach dem Criminalgefängnisse. Bartelt schlief noch und mir fehlte der Muth, diesen letzten Schlaf zu stören. Ich suchte nur eine Spanne Zeit zu gewinnen und ging unruhig in meinem Instructionszimmer auf und ab.

Da geschah etwas so Unerhörtes, etwas so Entsetzliches, daß mir nach nun beinahe sechszehn langen Jahren, indem ich diese Zeilen niederschreibe, das Blut im Herzen still zu stehen droht. Gensdarm Leopold sprengte auf schaumbedecktem Pferde vor das Criminalgericht und stürzte athemlos und bleich in mein Zimmer.

„Um Gottes Willen, was ist Ihnen, Leopold?“

„Herr Criminalrath, Herr Criminalrath,“ keuchte er, „heut früh ist der Förster Ummus, Nachfolger von Flemming im Amte, an derselben Stelle erschossen gefunden. Am Thor des Forsthauses klebte dies Papier!“

„Gebt her.“

Und was las ich?

„Jeder Ferster in dies Haus würd erschosen, dis is der zweite.“

Zum Tode erschrocken und bebend griff ich zu den Acten, in

denen der Zettel aufbewahrt wurde, der an Flemmings Thür gefunden war. Es war kein Zweifel. Der erste Augenschein lehrte, wie unendlich ähnlich sich beide Handschriften waren.

So weit ich konnte, faßte ich mich.

„Unsre erste Pflicht ist, die Execution aufzuschieben, gehen Sie, Leopold, und besorgen Sie das!"

In Leopolds Gesicht kehrte die Farbe zurück.

„Gott sei Dank, Herr Criminalrath, ich dachte schon, das ginge nicht mehr! Mein Gott, am Ende ist er doch unschuldig!"

Leopold flog jetzt mehr als er ging. Ich aber begab mich nach der Zelle des Bartelt und trat leise mit dem Gefangenwärter an das kleine Guckfenster der Thür. Und was sah ich? Bartelt lag vor dem Kreuze des Erlösers, das sich in seiner Zelle auf einem Schemel befand, auf den Knieen. Sein Gesicht war in seinen Händen begraben, sein Kopf war herabgesunken und seine bleiche Stirn berührte die Dornenkrone auf dem Haupte des Heilandes.

Der Mörder betete. — — —

Als er sich nach langer Zeit erhob, trat ich in seine Zelle. Sein Gesicht war bleicher als je und zwei große Thränen rollten über seine Wangen. Es war das erste Mal, daß ich ihn weinen sah. Waren es Thränen der Liebe zu seinen Kindern, waren es Thränen der Reue oder der Todesfurcht? Ich wußte es nicht.

Er trat hastig auf mich zu. „Ich komme schon, Herr Criminalrath! Machen Sie's kurz mit mir. Aber unschuldig bin ich doch, wie der liebe Heiland am Kreuze!"

Ich theilte ihm mit, daß die Execution aufgeschoben sei. Er sah mich mit einem langen und starren Blicke an, als suchte er in meinen Augen den Grund dieser Maßregel zu erforschen. Dann wendete er sich langsam mit einem langgedehnten: „So!" ab und setzte sich auf sein Lager. Ich beobachtete ihn auf das genaueste. Keine Muskel zuckte auf seinem Gesichte, kein Strahl der Freude zog über dasselbe hin. Ich verließ ihn jetzt und fuhr von außen durch das kleine Fenster in meinen Beobachtungen fort. Eine Weile saß er noch auf seinem Lager, den Kopf in die Hand gestützt, dann beugte er sich hintenüber, legte sich auf dem Strohsacke zurecht, und nach wenigen Minuten war er eingeschlafen.

Ich berichtete noch an demselben Morgen durch einen reitenden Boten an das Ministerium. Es kam der Befehl an, die Execution bis auf weiteres aufzuschieben, die Untersuchung wegen des neuen Mordes an dem Förster Umnus zu führen und dann nach Lage der Acten weiter zu berichten.

Diese neue Untersuchung begann. Dieselbe ergab rücksichtlich der Thäterschaft ein rein negatives Resultat. Leopolds Spürnase ermittelte gar nichts, die That blieb vollständig unaufgeklärt, nicht einmal ein bestimmter Verdacht machte sich geltend.

Aber für Bartelt hatte die Untersuchung doch zwei sehr erhebliche Punkte zu Tage gefördert. Einmal das angeklebte neue Blatt Papier mit seiner Schrift, sodann aber die Kugel, die in der Leiche des Försters Umnus nach langem Suchen gefunden wurde. Die Kugel hatte ebenfalls bis auf ein Haar dasselbe Gewicht, wie die in der Leiche des Flemming und im Keller des Bartelt gefundenen Kugeln. Zwei wesentliche Indicien, die bisher gegen Bartelt gesprochen, waren somit gefallen, die andern Verdachtsgründe blieben freilich bestehen, insbesondere die Worte in Flemmings Brieftasche. Aber konnte Flemming auf 95 Schritt Entfernung sich nicht geirrt haben? Bis jetzt war diese Frage stets verneint, jetzt wurde die Antwort zweifelhaft.

Bartelt wurde zu lebenswierigem Zuchthaus begnadigt und auf die Zwangsanstalt nach A. abgeführt.

* * *

Es sind vier Jahre seit der Abführung des Bartelt verflossen. Ueber den Gräbern der beiden Förster ist Gras gewachsen. Der dritte Förster verwaltet nun schon seit Jahren ruhig und unangefochten sein Amt. Die Wilddieberei im Forste hat ganz aufgehört. Auch in mir war im Laufe der Zeit durch schwerere Berufsgeschäfte und neue Capitalfälle das Andenken an den Barteltschen Proceß geschwächt worden. Da sollte er eines Tages wieder im vollem Lichte vor meine Seele treten.

Eines Morgens erhielt ich von der Direction der königlichen Strafanstalt zu C. folgendes Schreiben:

An den großherzogl. Criminalrath Herrn E. zu Z.

„Wie Ew. Wohlgeboren aus früheren Correspondenzen bekannt ist, hat der jenseitige Unterthan, Büchsenmacher Adolf Fischer, welcher wegen einer im diesseitigen Bezirke verübten schweren Unzucht und gewerbsmäßigen Jagdvergehens zu einer 15jährigen Zuchthausstrafe verurtheilt worden, seit dem Frühjahr 1852 auf hiesiger Anstalt gesessen. Der p. Fischer ist gestern verstorben und hat auf dem Todtenbette dem Geistlichen der Anstalt gebeichtet. Dieser hat auf ausdrücklichen Wunsch des Fischer unter Zuziehung zweier Zeugen den Inhalt der Beichte zu Protocoll gebracht. Da das darin enthaltene Geständniß für zwei im jenseitigen Bezirke 1850 und 1852 angeblich begangene Verbrechen von hoher Wichtigkeit sein dürfte, so beehren wir uns, Ew. Wohlgeboren Abschrift dieses Protocolls zur weitern Veranlassung zu übermitteln. Genehmigen Sie pp."

Ich entfaltete die Beilage und las:

„Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen!

„Ich weiß, daß ich sterben muß, und will beichten die schweren Sünden, die auf meinem Gewissen lasten, damit ich theilhaftig werde der Gnade unseres Herrn Jesu Christi. Amen!

„Ich gestehe ein, daß ich der 12jährigen Emilie B. im Forste von C. Gewalt angethan habe. Ich war an diesem Tage auf Wilddieberei ausgegangen und traf das Kind beim Holzsammeln im Walde. Der Böse kam über mich, er verwirrte meine Sinne und ich beging das Verbrechen, wegen dessen ich verurtheilt bin. Aber ich habe noch andere schwere Sünden begangen. Ich bin derjenige, der im November 1850 den großherzoglichen Förster Flemming aus T. und im Frühjahr 1852 dessen Nachfolger, den Förster Umnus, erschossen hat.

„Ich war bis zu meinem dreißigsten Jahre Büchsenschmied in der Stadt Z. Ich hatte Haus und Hof, Weib und Kind und ein blühendes Geschäft. Aber ich ergab mich dem Trunke und dem Spiele, mein Weib starb mir, ich kam in meiner Wirthschaft herunter und mein Haus wurde mir angeschlagen. Ich verließ dasselbe als Bettler und zog in das Dorf K. Aus den Ruinen meines Handwerks hatte ich nur zwei Büchsflinten gerettet, die ich selber geschmiedet. Leidenschaftlicher Jäger von Hause aus, legte ich mich auf die Wilddieberei. Meine Gewehre hielt ich im Walde versteckt, zu Hause durfte ich sie nicht aufbewahren. Aber ich konnte mich nur kümmerlich nähren. Die Förster in T. hatten ein zu wachsames Auge, bald wurde ich ihnen bekannt, sie trafen mich wiederholt beim Wilddiebstahl und ich wurde häufig bestraft. Vernichtet wie ich war, machte mich der Verlust der Freiheit halb rasend. Ich schwor den Förstern zu T. den Tod, ich hatte nichts dabei zu verlieren. Zu öftern war die Kugel der Förster bei mir vorbeigeflogen, warum sollte sie meine Kugel nicht treffen? Meine Genossen bei der Wilddieberei waren zwei Brüder Bartelt, der eine Stellmacher, der andere Schmied. Ich wohnte bei ihnen im Hause. Unser gefährlichster Feind war der junge Förster Flemming. Er hatte oft in der Schenke zu T. geschworen, daß der erste Wilddieb, der ihm schußgerecht komme, ein Kind des Todes sei. Eines Abends ging ich mit dem Stellmacher Bartelt auf den Anstand. In einer Schonung unweit des Forsthauses trafen wir mit Flemming zusammen und der Kampf begann. Wir sahen den Förster stürzen, aber auch seine Kugel hatte getroffen, meine Genosse stürzte todt zu Boden. Ich entfloh, aber ich schwur Rache! Der Förster wurde wieder gesund. Ich lauerte ihm zu verschiedenen Malen auf, aber ohne ihn zu treffen. Dann schrieb ich ihm Drohbriefe. Der Tag seiner Versetzung nahte heran. Ich sah ihn auf einer Holzauction und hörte, wie er erzählte, daß er am nächsten Tage abreisen und sich nur noch beim Oberförster abmelden wolle.

„Mein Entschluß stand fest, jetzt oder nie! Ich suchte mein Gewehr im Walde, ich wußte, daß der Förster einen Richtsteig benutzen werde und stellte mich hinter eine Eiche schußbereit auf. Als der Förster um die Ecke kam, gab ich Feuer, ich sah, wie der Förster augenblicklich mit der rechten Hand nach der Brust fuhr. Dort mußte meine Kugel sitzen. Ich wendete mich zur Flucht. Von Furien gepeitscht lief ich durch den Wald, ich vergaß mein Gewehr im Walde zu verstecken. Als ich zu Hause ankam, erlangte ich meine volle Besinnung wieder. Ich fand das ganze Haus leer und versteckte mein Gewehr in einem Kartoffelhaufen im Keller des Bartelt. Ich mußte den Verdacht ablenken. Da überkam mich ein teuflischer Gedanke. Ich war ja ein Mörder, ein verfluchter Mörder! Ob noch eine Sünde mehr, was konnte es schaden? Ich

beschloß, die ganze Jägerei zu verhöhnen. Ich trieb nebenbei Commissionsgeschäfte und hatte, ehe ich mich zur Auction begab, aus einem Schreibebuche in der Barteltschen Stube ein paar Blätter gerissen, um mir die Preise der Hölzer zu notiren. Ich fand das eine Blatt noch in meiner Tasche, schrieb darauf eine Drohung, daß jeder Förster in T. erschossen werden würde. Ich schlich mich — es war unterdessen dunkel geworden — nach dem Forsthause. Alles war todtenstill. Ich ging zur Thür und klebte mit Harz den Zettel an die Thür. Da hörte ich aus der Ferne das Geräusch eines langsam fahrenden Wagens. Ich ahnte, daß er die Leiche des Försters trüge und entfloh in den Wald. In der Nacht wurde der Schmied Bartelt verhaftet, man hatte mein Gewehr in seinem Keller gefunden. Ich hörte, daß er mich als Eigenthümer des Gewehres genannt, aber man glaubte seinen Worten nicht, weil mich die Forstaufseher kurz vor Flemmings Tode bei der Holzauction ohne Gewehr gesehen hatten und weil, wie ich später erfuhr, der Förster den Namen Bartelt als den seines Mörders in die Brieftafel geschrieben hatte.

„Der Nachfolger Flemmings kam an. Er sollte mir noch gefährlicher werden. Ich war eines Abends in der Schenke zu T. und hatte mich in eine ganz dunkle Ecke des Ofens gesetzt. Mehrere Personen traten ein, auch der Förster Umnus. Bald kam das Gespräch auf den Mord an Flemming. Man erzählte, daß Bartelt hingerichtet werden sollte. Umnus ergriff das Wort: „Ich glaube noch gar nicht, daß Bartelt den Flemming erschossen hat. So sah er gar nicht aus. Er war zwar ein Wilddieb, aber ich kenne ihn von früher, er war sonst ein guter Kerl. Und dann noch eins, Bartelt wäre nicht so dumm gewesen, sein Gewehr mit nach Hause zu nehmen. Er versteckte es stets im Walde, das hat mir Flemming selbst früher erzählt." — „„Aber die Brieftasche,"" rief einer der Anwesenden. „Ach was, Brieftasche!" entgegnete Umnus, „Flemming sah nicht einmal sehr scharf, wenn es dämmrig wurde, er hat damals reines Glück gehabt, als er den Stellmacher erschoß. Und dann, stellt sich denn der Mörder frei und offen hin? Bewahre, er nimmt Deckung durch den Baum, ich glaube es nicht; da ist ein viel gefährlicherer Kerl, der Fischer, dem trau' ich's viel eher zu." Das Blut drohte mir still zu stehen, Umnus war mir auf der Fährte. Ich stellte mich schlafend und ließ die Gäste weggehen, dann entfernte auch ich mich. Aber mein Entschluß stand fest. Der Schwur des Wildiebes mußte erfüllt werden. Umnus mußte sterben. Eines Abends, als er von der Oberförsterei kam, schoß ich ihn auf derselben Stelle todt, wo ich den Flemming erschossen hatte. In der Nacht klebte ich einen Zettel an die Thür des Forsthauses, daß dies der zweite sei.

„Sicher hielt ich mich nun aber nicht mehr, ich ging über die Grenze und wurde dort im Walde vor 4 Jahren, als ich das Kind schändete, ergriffen. Ich bekenne, daß ich ein großer Sünder bin. Ich bin ein Mörder, ein dreifacher Mörder! Ich habe die Seele eines Kindes, ich habe den Leib zweier Familienväter gemordet. Ich weiß, daß ich sterben muß! Gott sei meiner armen Seele gnädig! Amen!

„Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben.

Carl Gottlieb Fischer.

Heinrich Büge, Aufseher,
Hermann Ebert, Aufseher, } als Zeugen.

ut supra

Wöbbeling, Geistlicher der Strafanstalt."

Der Schweiß perlte mir von der Stirn, während ich das Geständniß laß. — der Criminalist faßt solche Geständnisse aber anders und mit mehr Vorsicht auf, als der Laie. Mir sind in meiner langjährigen Praxis mehrere Fälle falscher Geständnisse auf dem Todtenbette vorgekommen. Ich habe es wiederholt erlebt, daß Verbrecher auf dem Sterbelager Verbrechen gestanden, die unzweifelhaft niemals begangen waren, daß sie den Mord an einer Person bekannten, die noch lebte und nie einen Angriff erfahren hatte.

Aber hier war kein Zweifel. Das Geständniß war von einem Geistlichen aufgenommen, der den nähern Sachverhalt nicht kannte, und doch stimmte es in allen seinen Einzelheiten haarscharf mit den ermittelten Umständen überein. Es war kein Zweifel, das Geständniß war echt und wahr! Flemming hatte sich in der Todesstunde, die Sachverständigen in Bartelts Handschrift geirrt, Bartelt war unschuldig, ein dritter war der Mörder, auf den das strafende Auge der Gerechtigkeit nie gefallen war. Er war jetzt vor dem höchsten Richter, um seinen Lohn zu empfangen. Wir aber wollen bedenken, daß all unser Wissen Stückwerk ist!

Die traurige Geschichte eilt einem noch traurigeren Ende zu. Bartelt wurde vollständig begnadigt. Aber zu spät! Als der Befehl zu seiner Entlassung ankam, hatte ihn wenige Tage vorher der Typhus hingerafft.

Sie sind alle todt, die Personen, die in dem traurigen Drama die Hauptrolle spielten. Nur ich und Gensdarm Leopold sind übrig geblieben. Wir sind verabschiedet und genießen unser Alter in Ruhe. Leopold wohnt in einer Oberstube meines Hauses. Und wenn wir mitunter unter dem großen Nußbaum in meinem Garten unsere Pfeife rauchen und die Tage der Vergangenheit vor unserer Seele vorüberziehen lassen, dann schüttelt Leopold häufig bedenklich das Haupt: „Ja ja, Herr Geheimerath! der Bartelt war doch unschuldig!"

H. E.

Das Münzwesen der Neuzeit.

Von F. Stöpel.

In einem früheren Artikel*) haben wir die Gründe angeführt, welche bei entwickelteren Verkehrsverhältnissen die Menschen bewogen, vorzugsweise die edlen Metalle, Gold und Silber als Tauschmittel zu benutzen. Als diese Gründe lernten wir hauptsächlich die große Werthbeständigkeit jener Metalle, ihre weitgehende Theilbarkeit, ihre Dauerhaftigkeit und die Leichtigkeit ihres Transports kennen. Die Metalle leisten jedoch ihren Dienst als Geld vorzüglich erst in der Form von Münzen. Durch eine den Bedürfnissen des Verkehrs angepaßte Stückelung der Metalle und das von der öffentlichen Gewalt ihnen aufgedrückte Gepräge wird ihre Brauchbarkeit gesteigert, indem die Stückelung und Prägung es überflüssig macht, bei jeder Zahlung das Gewicht und Mischungsverhältniß der einzelnen Stücke zu bestimmen. Wie mühsam aber auch die Bestimmung und wie kunstvoll das Gepräge sein mag, das innere Erforderniß der Münze, daß sie nämlich den Metallwerth wirklich darstelle, den sie anzeigt, darf höchstens in so weit beeinträchtigt werden, als sich durch die erhöhte Brauchbarkeit der Münze als solcher, ein Aufschlag für die Prägungskosten rechtfertigen läßt. So hat die im Laufe der Zeit überall platzgreifende Einrichtung, daß die Staatsgewalt das alleinige Münzrecht habe, lediglich den Zweck, demjenigen Organe des politischen Lebens, dem seiner Natur nach die uneigennützigste Vertretung des gemeinsamen Interesses zuzumuthen ist, die Sorge für ausreichende und genaue Herstellung des Umlaufsmittels anheimzugeben. Aber leider mißbrauchten die Regierungen die ihnen anvertraute Gewalt gar oft und benutzten in Finanzverlegenheiten das Münzrecht, um durch Verschlechterung der Münzen für sich Gewinn zu ziehen oder den Betrag des Geldumlaufs scheinbar zu erhöhen. Dergleichen Maßregeln jedoch erwiesen sich dem Handel und Wandel gegenüber auf die Dauer stets unwirksam, und die neuere Zeit, welche an die öffentliche Moral erhöhte Anforderungen stellt, duldet diese das Privateigenthum tief berührende Willkürlichkeiten nicht mehr.

Inzwischen sind die von der Gewinnsucht herbeigeführten Verwirrungen nicht die einzigen, welche das Münzwesen eines Landes treffen können. Andere gelegentlich zum Vorschein kommende Mängel hängen mit der inneren Natur der Metalle, ihrem gegenseitigen Werthverhältniß, den wechselnden Productionsbedingungen u. s. w. zusammen. Denn in wie hohem Maße auch den edlen Metallen die ihnen nachgerühmten Eigenschaften zukommen — Vollkommenheit ist eben nirgends und nimmer irdischer Dinge Theil, und so machen sich denn im Handel und Wandel mancherlei Verhältnisse geltend, in denen die Unzulänglichkeit der edlen Metalle für den Tauschverkehr zu Tage tritt oder wenigstens Schwierigkeiten sich heraus-

*) Nr. 4. S. 57.

stellen. Da sucht dann der erfinderische Geist des Menschen die Lücken, so gut es geht, auszufüllen, bis wieder neue ungeahnte Unzuträglichkeiten auftauchen und neue Maßregeln erheischen.

Was zunächst die Werthbeständigkeit der edeln Metalle betrifft, so ist dieselbe zwar größer als bei irgend anderen irdischen Elementen, weil die jeweilige Ausbeute im Verhältnisse zu dem schon vorhandenen Vorrath immer nur geringfügig ist; nichtsdestoweniger treten im Verlaufe der Zeit Wandelungen ein, die sich zuweilen bei Schuldverhältnissen fühlbar machen. Was aber die Hauptsache ist und im Münzwesen vor allem in Betracht kommt, das ist der Umstand, daß die beiden edlen Metalle, aus denen das Geld gemacht wird, *unter einander* kein festes Werthverhältniß haben, daß ihr Preis vielmehr sehr häufigen und nicht unbeträchtlichen Schwankungen unterliegt. Die Folgen dieses Umstandes werden wir sogleich kennen lernen; zuvor jedoch wollen wir einen anderen Punkt berühren, der gleichfalls die Unzulänglichkeit der edlen Metalle für ein *ausgebildetes* Münzsystem darthut.

Der Verkehr schafft nämlich zum Theil so winzige Wertheinheiten, daß man, um auch *dafür* metallene Tauschmittel zu beschaffen, Abstand davon hat nehmen müssen, dieselben aus den edlen Metallen herzustellen. Vom Golde, welches heutzutage etwa den fünfzehnfachen Werth hat wie das Silber, vom Golde ganz abgesehen, eignet sich auch das Silber nicht, zu so geringwerthigen Münzen geschlagen zu werden, wie sie der Verkehr theilweise bedarf und wie er sie sich in den Kupfermünzen geschaffen hat. Aber wie die Silbermünzen zu winzig, so würden die Kupfermünzen zu schwerfällig werden, wenn man sie genau nach dem Metallwerth, der ihnen innwohnt, schlagen wollte. Der Preis des Kupfers verhält sich nämlich zu dem des Silbers etwa wie 1 zu 100 und ist überdem noch bei weitem größeren Schwankungen unterworfen, wie derjenige der edlen Metalle. Man prägt daher allgemein die Kupfermünzen ohne Rücksicht auf ihren Metallwerth und dieselben haben also eigentlich gar nicht den Charakter des Geldes, sondern denjenigen von Marken, die man eben nur nach Herkommen und Uebereinkunft „für baare Münze" nimmt. Bei der Geringfügigkeit der Beträge, die durch diese Kupfermarken ausgeglichen werden können, überwiegt der Vortheil, den dieselben gewähren, (vorausgesetzt, daß nicht mehr davon in Curs gesetzt werden, als der Kleinverkehr bedarf), bei weitem den Schaden, den eine geringhaltige Münze anzurichten vermag.

Nun gibt es aber auch zwischen Kupfer und Silber, in Rücksicht auf ihre Verwendbarkeit zur Ausmünzung, noch ein Grenzgebiet, auf welchem praktische Rücksichten eine Vermittelung zwischen den beiden Metallen empfehlenswerth machen. Wir berühren hier zugleich einen ferneren Mangel, mit welchem Silber und Gold behaftet sind. Trotz ihrer Dauerhaftigkeit, die besonders darin hervortritt, daß sie nicht, gleich den meisten anderen Metallen, oxydiren, nutzen sie sich dennoch in gediegenem Zustande leicht ab und geringe Silbermünzen würden ohne den Zusatz eines anderen Metalls auch zu dünn oder zu klein werden. Aus diesen Gründen hat man schon frühe den Silber- und Goldmünzen einen kleinen Zusatz von minder kostbarem Metall gegeben, und zwar dem Silber einen Zusatz von Kupfer, dem Gold einen solchen von Kupfer oder Silber oder von beiden zugleich. Hierdurch gewinnen die Münzen nicht unwesentlich an Härte. Zugleich aber entstehen durch dieses Verfahren, das man *Legirung* oder *Beschickung* nennt, vielerlei Verwicklungen.

Wir wollen an dieser Stelle gleich einige Kunstausdrücke einschalten, welche im Münzwesen besonders durch die bei der Legirung vorkommenden Verhältnisse veranlaßt werden. Eine legirte Metallmenge heißt *rauh*; das reine, noch durch keinen Zusatz verschlechterte Metall *fein*. Das Gewicht einer Münze nennt man ihr *Schrot*, die Gewichtsmenge des kostbarsten Metalls in derselben ihren *Feingehalt* oder ihr *Korn*.

Das gesetzlich bestimmte Gewichtsverhältniß, nach welchem ein Staat seine Münzen in Schrot und Korn ausprägt, heißt der *Münzfuß*. Die Grundlage des *deutschen* Münzfußes war von Alters her die **Kölnische Mark**, welche eingetheilt war in 8 Unzen, 16 Loth, 64 Quentchen, 256 Pfennige, 4352 Eßchen und 65,536 Richtpfennige. Diese Eintheilung galt jedoch nur für das Schrot; der Maßstab des Feingehalts oder Korns war die sogenannte *feine* Mark, welche in 16 Loth Silber zu je 18 Grän und in 24 Karat Gold zu 12 Grän eingetheilt wurde. Der deutsch-österreichische Münzvertrag und das preußische Münzgesetz von 1857 haben jedoch den neuen Prägungen eine ganz andere Grundlage gegeben. Danach wurde für Preußen und die meisten norddeutschen Staaten das Zollpfund in der Schwere von 500 Grammen zum Münzgewicht erhoben und in 1000 Theile getheilt. Als Vereinsmünze werden Thaler und Doppelthaler geprägt, neben welchen auch $^1/_6$-Thalerstücke ausgemünzt werden können. Ein Pfund feinen Silbers soll zu 30 Thalern, 15 Doppelthalern und 180 Sechstelthalerstücken ausgebracht werden. Die Mischung ist für Thaler und Doppelthaler 900 Theile Silber und 100 Theile Kupfer, für die kleinere Courantmünze 520 Theile Silber und 480 Theile Kupfer, so daß 27 ganze Thaler oder $93^3/_5$ Sechstelstücke ein Pfund wiegen. In der Silberscheidemünze von $2^1/_2$, 1 und $^1/_2$ Sgr. soll das Pfund feinen Silbers zu $34^1/_2$ Thaler ausgebracht werden; der Feingehalt der ersteren ward auf 375, der beiden letzteren auf 220 Tausendtheile Silber im Rauhpfund (Schrot) bestimmt, so daß je $155^1/_4$, $227^7/_{10}$ oder $455^2/_5$ Stücke ein Pfund wiegen. In der Kupferscheidemünze von 4-, 3- und 1-Pfennigstücken sollen 100 Pfund Kupfer höchstens zu 112 Thaler ausgebracht werden. (Der Marktpreis des Kupfers beträgt pr. 100 Pfund kaum 30 Thaler.) Der Silberwerth der Münzen ist nach dem Münzgesetz von 1857 im Verhältniß zum Nennwerth noch etwas *niedriger* als nach dem früheren Münzfuß; mit andern Worten, es wird ein etwas höherer „*Schlagschatz*" erhoben. Der Schlagschatz rechtfertigt sich einerseits durch die Prägungskosten, andererseits durch den Umstand, daß, wenn er nicht erhoben würde, die Münze gar zu häufig eingeschmolzen oder außer Landes geführt würde. Ferner: Da ein vollkommen gleiches Schrot und ein vollkommen gleicher Feingehalt für alle Münzstücke, selbst der größeren Sorten, sich nicht wohl erzielen läßt, so ist eine gewisse Grenze gesetzlich festgesetzt, bis zu welcher eine Münze schwerer oder leichter, feiner oder geringhaltiger sein darf. Diese erlaubte Fehlergrenze wird das *Remedium* oder die *Toleranz* genannt.

Nach diesen etwas trockenen Erläuterungen, die indeß unerläßlich waren, um den Gebrauch der knappen und bezeichnenden Ausdrücke der Münzsprache und damit eine freiere Bewegung zu verstatten, können wir das Gebiet der lehrhaften Auseinandersetzung verlassen und unmittelbar an gewisse Fragen herantreten, die gegenwärtig namentlich in den Kreisen der Volkswirthe und des Handelsstandes lebhaft erörtert zu werden pflegen, — in der That aber eine weit über diese Kreise hinaus und über den gesammten Verkehr sich erstreckende Bedeutung haben.

Die erste dieser Fragen betrifft die *Münzwährung*. Wir haben oben angemerkt, daß das Preisverhältniß von Gold und Silber häufigen Schwankungen unterworfen ist. Wollte man daher Gold- und Silbermünzen zu ihrem jeweiligen vollen Metallwerth ausbringen und ihren Werth gegeneinander nach diesem jeweiligen Preisverhältniß fixiren, so würde dies die unausbleibliche Folge haben, daß über kurz oder lang der Marktpreis der rohen Metalle von dem gesetzlich festgestellten und durch die Prägungen ausgedrückten Werthe abwiche. Wenn z. B. dermalen das Gold einen fünfzehnmal größeren Werth hat als das Silber, so kann die Entdeckung einer ungewöhnlich ergiebigen Goldmine oder die Entdeckung irgend eines abgekürzten, Arbeit ersparenden Verfahrens bei der Goldproduction oder irgendwelche andere Conjunctur das Verhältniß binnen kurzem ungünstiger stellen, und ich kann sodann mit einer bestimmten Summe Silbergeldes mehr Gold kaufen als vorher. So lange aber die Goldmünzen noch immer den früher bestimmten gesetzlichen Werth haben, so habe ich ein Interesse daran, meine belangreicheren Schulden in Gold abzutragen; alle bedeutenden Geschäfte beginnt man mit diesem Metall auszugleichen und die kaufmännische Speculation trägt Sorge, das zu niedrig gewerthete Silber einzuschmelzen oder außer Landes zu führen. Der Staat erleidet dadurch den Verlust der aufgewendeten Prägekosten und der Verkehr kann in bedenklicher Weise von schwerentbehrlichen Umlaufsmitteln entblößt werden. Um diesen Uebelständen zu begegnen, hat man verschiedene Wege eingeschlagen. Man hat nämlich entweder, wie in England, für alle größeren Zahlungen das *Gold* zum gesetzlichen Zahlungsmittel erhoben und prägt daneben nur *geringhaltige* Silbermünzen oder man prägt mit festbestimmtem Werth nur *Silbermünzen*, und überläßt das Gold den durch den Verkehr herbeigeführten Schwankungen; mit andern Worten, man hat dort die *Goldwährung*, hier die *Silberwährung* eingeführt. — Anderwärts ist versucht worden, eine Doppelwährung aufrecht zu erhalten, doch hat in diesem Fall immer das eine Metall über das andere schließlich obgesiegt.

Welches von beiden Edelmetallen in einem Lande das herrschende werde, ist nicht vom Belieben der Regierung abhängig, sondern durchaus ein Ergebniß geschichtlicher Entwicklung. Allerdings ist der Anstoß zum Uebergang von der Silber- zur Goldwährung, oder umgekehrt, gewöhnlich durch eine fehlerhafte Münzpolitik gegeben worden; immer aber scheinen nationale Gewohnheit, Volkscharakter und Eigenart des nationalen Handels und Wandels einen beträchtlichen Antheil an Ausbreitung der Herrschaft eines oder des anderen Metalles zu haben. In England führte eine zu hohe Anrechnung des Goldes zur Goldwährung. In der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts war dort Silber noch das einzige gesetzliche Zahlungsmittel und der Werth der im Umlauf befindlichen Goldmünzen wechselte nach den Schwankungen des Marktwerthes. Die Beschaffenheit der Silbermünzen begann aber so unbefriedigend zu werden, daß man unter der Republik und der Regierung Carls II. bei großen Zahlungen Gold dem Silber vorzog. Vor der großen Umprägung des Silbers unter der Regierung Wilhelms III. (1696—1699) waren die Silbermünzen so abgenutzt und heruntergekommen, daß die Guinea allgemein 28 bis 30 Schill. galt. Nach der Umprägung wurde ihr Werth, ohne jede Einmischung der Regierung, sehr allgemein zu 21 Sh. 6 P. geschätzt, während sie in der That nur etwa 20 Sh. 8 P. in den neuen Silbermünzen werth war. In Folge dieses „beachteten, wenngleich nicht beabsichtigten" Vorzuges des Goldes begann man sogleich, die neuen Silbermünzen auszuführen, und um dieser Ausfuhr Einhalt zu thun, wurde 1717 der Werth der Guinea auf Anrathen Newtons auf 21 Sh. festgesetzt, was jedoch noch immer zu hoch war. Da überdies der Werth des Silbers im Vergleich mit Gold zu steigen fortfuhr, so wurde das Mißverhältniß des gesetzlich bestimmten Münzwerths zu dem Marktwerth immer größer und bewirkte, wie schon bemerkt, daß es immer mehr im Interesse aller Theile lag, lieber in Gold als in Silber zu zahlen. Daher wurde Gold praktisch das einzige Zahlungsmittel wenigstens für größere Summen. Silbergeld war während der langen Periode von 1717 bis 1816 nur in sehr beschränkter Menge in Umlauf und zwar nur in leichten, abgenutzten Münzen, die aber gleichwohl, und zwar eben wegen ihrer geringen Menge, nicht in ihrem gangbaren Werth sanken. Aber erst 1816 wurde das Gold, was es lange factisch gewesen war, das einzige gesetzliche Zahlungsmittel für Summen von 40 Sh. und darüber.

Den umgekehrten Gang nahm die Sache in Frankreich, wo früher eine zu hohe Anrechnung des Silbers zur Silberwährung führte, neuerdings jedoch wieder eine Veränderung in entgegengesetzter Richtung eingetreten ist. Gesetzlich besteht zwar noch immer in Frankreich die Doppelwährung, wobei Gold und Silber in dem Werthverhältniß von 1 : $15^1/_2$ stehen. Da aber im freien Verkehr seit der ungeheuren Goldausbeute von Californien und Australien das Werthverhältniß für das Gold ungünstiger geworden ist, und jeder, der bezahlen muß, natürlich das wohlfeilere Zahlungsmittel vorzieht, so ist die nothwendige Folge gewesen, daß eine sehr beträchtliche Nachfrage nach Goldmünzen stattfand, welcher die Regierung entgegenkam, indem gleichzeitig für den größten Theil des neu geprägten Goldgeldes, Silbergeld eingeschmolzen wurde. Während vor 1848 die Menge des in Umlauf befindlichen französischen Silbergeldes etwa 3000 Mill. Frcs. betrug, und Gold zu dieser Zeit fast gar nicht in Circulation war, ist nach 1848 für weit mehr als 3000 Mill. Goldgeld gemünzt worden und das Silber nur noch als Scheidemünze in geringer Quantität im Umlauf. Also auch Frankreich ist, wie England, ohne directes Zuthun der Regierung und ohne daß bis heute die Goldwährung gesetzlich eingeführt wäre, zur letzteren übergegangen. — Ein ähnliches Verhältniß zeigt sich in Spanien, Portugal, den Vereinigten Staaten, Brasilien; auch im alten Griechenland und Rom scheinen die Dinge den nämlichen Gang eingeschlagen zu haben.

Der Verlauf war in all diesen Ländern ein durchaus natürlicher; der Verkehr bemächtigte sich, nachdem ein verfälschtes Werthverhältniß zwischen den beiden edlen Metallen den Anstoß gegeben, aus gänzlich freiem Antriebe des einen oder anderen Edelmetalls vorzugsweise und gestaltete die Münzwährung genau im Anschlusse an die thatsächlichen Verhältnisse. In Deutschland hingegen will man, wie es scheint, die Sache bei einem anderen Ende anfassen. Bei uns besteht bekanntlich, mit Ausnahme der freien Stadt Bremen, die Silberwährung. Goldmünzen haben daneben einen ganz freien Curs, der nach den Veränderungen des Marktwerthes schwankt. Der erwähnten Münzconvention gemäß sollte eine Vereinsgoldmünze unter dem Namen „Krone" und „halbe Krone" geprägt werden, wovon 50 resp. 100 auf das Pfund reinen Goldes ausgebracht werden sollten. Der Handelswerth dieser Münze (etwa $9^1/_6$ Thlr, resp. $4^7/_{12}$ Thlr.) schloß sich allerdings an die bestehenden Silbermünzen fast gar nicht an, die Münze fand wenig Abgang und hat vielen Spott erfahren. Wenn jedoch wirklich bei uns das Bedürfniß nach Goldmünzen ein so tiefgefühltes wäre, wie man vorgibt, so hätte sich ohne Zweifel trotzdem der Verkehr und zumal der Handel der neuen Münze bemächtigt. Da wir aber einmal durchaus Goldmünzen in großem Umfange brauchen sollen, so will man denselben auf andere Weise den Eingang erzwingen. Zu diesem Ende agitiren der „Deutsche Volkswirthschaftliche Congreß" und eine Anzahl von Handelskammern seit einer Reihe von Jahren für den Uebergang zur Goldwährung. Der deutsche Handelstag hat neuerdings sogar, als ob die Sache unmittelbar vor der Thür stände, eine Preisschrift ausgeschrieben, welche die besten Uebergangsmaßregeln empfehlen soll. Als ob es je in einem Lande, das von der einen Währung zur anderen geschritten ist, Uebergangsmaßregeln bedurft hätte. — Will man in Deutschland den Schritt zur Goldwährung thun, so muß man das, was andere Regierungen unabsichtlich gethan haben, mit Bewußtsein thun: nämlich die Doppelwährung sanctioniren und das Gold zu hoch anrechnen. Dann wird man sehen, wie die gleiche Ursache ganz dieselben Wirkungen hervorbringt. Und wenn man in der That von den großen Vorzügen der Goldwährung so lebhaft überzeugt ist, wie man es auf den Gassen predigt, so können die unvermeidlichen Verluste, welche in der Uebergangsperiode alle Gläubiger treffen müssen, nicht schwer ins Gewicht fallen.

Aber welches sind denn nun die Vortheile, die man sich von der Goldwährung verspricht?

Erstlich, sagt man, ist bei allen größeren Zahlungen die Leistung in Gold bequemer, weil die Zahlung größerer Summen erleichtert wird und der Transport des Goldes mit geringeren Kosten verbunden ist.

Zweitens könne, eben weil das Gold wegen seines geringeren Volumens und Gewichtes bei größerem Werthe billiger auf weite Entfernungen zu transportiren sei, mit Gold die Gleichmäßigkeit des Metallpreises leichter über große Länderstrecken hergestellt werden.

Drittens führt man an, daß die Prägung des Goldgeldes mit beträchtlich geringeren Kosten verbunden ist, als die des Silbergeldes.

Viertens sollen sich die Goldmünzen im Umlauf weniger abnutzen als die Silbermünzen.

Darauf ist ad 1 und 2 zu erwidern, daß diese Gründe im vorigen Jahrhundert vielleicht eher stichhaltig gewesen, im Zeitalter der Eisenbahnen und Telegraphen aber, welch letztere blitzschnell die Metallcurse auf alle Börsenplätze bringen, ziemlich hinfällig sind. Die Behauptungen 3 und 4 kann man zugeben, ohne daß dadurch die Nothwendigkeit der Goldwährung entschieden würde. Die großen Geschäfte werden überhaupt weit mehr durch Wechsel als durch Baarsendungen ausgeglichen und im Inlande dient ohnehin zu größeren Rimessen das Papiergeld. Außerdem ist eine Währung, wie man sehr richtig hervorgehoben hat, nicht bloß für den Großhandel da, sondern für alle Schichten des Verkehrs, und gerade für den kleineren Verkehr ist es wichtig, ein möglichst genaues Werthmaß zu haben. Dies sind aber bei der Goldwährung die Silbermünzen nicht, da man sie nothwendig zur Scheidemünze herabdrücken, d. h. geringhaltig prägen muß. Die Vertheuerung aller Bedürfnißgegenstände in den Goldwährungsländern ist gewiß nicht zufällig, und uns erscheint die Frage sehr des Erwägens werth, ob nicht die colossalen Goldaufhäufungen, welche die Banken von England und Frankreich in den letzten Jahren aufweisen, zum Theil auf Rechnung der Goldwährung zu setzen seien, die dem innigen Durchdringen des Verkehrs mit Umlaufsmitteln Schranken setzt. Ist es nicht auch sehr bezeichnend und fordert es nicht zum Nachdenken auf, daß gegenwärtig in England bei der Münze nur nach Shilling- und Sixpencestücken Nachfrage ist?

Noch ein paar Argumente, welche von den Parteigängern der Goldwährung beigebracht zu werden pflegen, müssen wir wenigstens beiläufig erwähnen. Da wird zunächst ins Feld geführt der Silberabfluß nach Ostasien, nach Indien und China, wo seit Alters eine Abneigung gegen Goldgeld herrschen soll und für die reichen Pro-

ductenschätze vorzugsweise nur Silber angenommen werde. Aber während der englischen Herrschaft über Ostindien war bis 1835 Gold die allgemeine Währung, und ganz neuerdings ist dort wiederum der englische Sovereign mit seinen Unterabtheilungen in lebhaftem Umlauf, so daß sich in jüngster Zeit der Silberabfluß nach Ostasien in Folge dessen um zwei Drittel vermindert haben soll. — Wenn ferner gesagt worden ist, nur die Länder niederer Cultur zögen das Silber an sich, während die Culturländer zum Golde übergingen — so ist dies nichts als eine leere Phrase, mit der man den Mangel an stichhaltiger Logik zu verbergen sucht.

Der wahre Grund, weshalb man so sehnsüchtig die Goldwährung herbeiwünscht, ist einerseits auf eine theoretische Schrulle, andererseits auf eine kosmopolitische Liebhaberei zurückzuführen. Einerseits hofft man nämlich, durch den Uebergang zur Goldwährung das verhaßte Papiergeld loszuwerden. In dem Artikel „Geld und Banken II *)." erwähnten wir bereits, daß von einer zahl- und einflußreichen Schule von Nationalökonomen seit einer Reihe von Jahren ein förmlicher Feldzug gegen das Papiergeld geführt werde; und wir haben über diese Bestrebungen, (deren Erörterung mit der uns hier beschäftigenden Frage in keinem unmittelbaren Zusammenhang steht) an jener Stelle einige Anmerkungen gemacht, die zwar keineswegs das schwierige Thema irgendwie erschöpfen wollen, aber doch vielleicht ein paar zur Orientirung dienliche Gesichtspunkte an die Hand geben. Hier kam es uns nur darauf an, dem Leser zu zeigen, wie verschiedene und der Sache scheinbar fremde Beweggründe bei Beurtheilung der Währungsfrage mitspielen. Wenn aber dem deutschen Volke, welches bisher die Silberwährung beibehalten hat, das Compliment gemacht wird, daß es deshalb zu den Völkern niederer Cultur gehöre, so möchte man doch mit vielleicht größerem Rechte den Vorwurf an die Herren zurückgeben, welche eine der bedeutungsvollsten und verkehrbelebendsten Erfindungen der Neuzeit mit einem thörigten Hasse verfolgen. Daß es nebenbei eine Täuschung ist, wenn man von Einführung der Goldwährung eine Verminderung des Papiergeldes erwartet, zeigt das Beispiel aller Goldwährungsländer und namentlich Nordamerikas und Frankreichs.

Der Verkehr hat in den meisten europäischen Ländern schon längst eine Ausdehnung gewonnen, welche die papiernen Zahlungsmittel unentbehrlich macht, und gerade was man für die Goldwährung geltend zu machen liebt, daß das Gold geringes Gewicht mit großem Werthe vereinige, und daß die Herstellungskosten der Goldmünzen geringere seien, läßt die Unentbehrlichkeit des Papiergeldes im glänzendsten Lichte erscheinen. In dieser wie in jeder andern Beziehung sind die papiernen Zahlungsmittel die unerläßliche Ergänzung eines jeden ausgebildeten Münzsystems.

Die Vollkommenheit eines Münzsystems hängt nämlich davon ab, daß es für die größten wie die kleinsten Werthe bequeme und allen Unterschieden sich leicht anschmiegende Ausgleichsmittel darbiete; und es kann offenbar für alle hohen Werthe kein brauchbareres und gefügigeres Ausgleichsmittel geben, als die circulirende Note, mit deren Hilfe man Geldbesitz mit solcher Geschwindigkeit zu übertragen vermag, daß ein einziges Hundert von Thalern an einem Tage durch fünfzig Hände gehen kann und einen Austausch vielleicht von vielen tausenden bewirkt, ohne daß die Parteien sich nur einen Augenblick mit Auszahlung und Fortschaffung der Münze aufzuhalten brauchen. — Das Papiergeld hat jedoch keine selbständige Existenz; nur im Anschluß an ein Münzsystem erhält es Wesenheit; es repräsentirt eben nur Geld und wir beziehen den von einer Banknote dargestellten Werth immer auf eine metallene Werthgröße, heiße dieselbe Thaler oder Gulden oder Mark oder wie sonst, zurück.

Der Münzfuß, welcher diese metallene Werthgröße und das Verhältniß der Theilmünzen zu der Hauptrechnungsmünze festzustellen hat, ist überaus bedeutungsvoll. Wir tragen die gewohnten Münzeinheiten, wie Thaler, Gulden u. s. w., gleichsam als ein ideales Werthmaß in uns herum, worunter wir nicht sowohl etwas Bestimmtes, Aeußerliches, nicht so und so viel Silber von solcher Schwere, solcher Feine und dergleichen begreifen, sondern etwas Gedachtes oder vielmehr unmittelbar Empfundenes, das aber für uns, in unserer Vorstellung unwandelbar feststeht. Dies ideale Werthmaß, daß unseren Werthvorstellungen immer zu Grunde liegt, ist unzweifelhaft von Einfluß auf die Preisbildung, und eine jede Veränderung des geltenden Münzfußes führt Verwirrung dieser Vorstellungen und schließlich in der Regel eine allgemeine Steigerung der Preise herbei. — Ein anderer Gegenstand von hoher Wichtigkeit ist die Theilung oder Stückelung der Münzen. Die sämmtlichen Münzsorten müssen, nachdem einmal die Münzeinheit (Thaler, Gulden u. s. w.) festgestellt ist, ein innerlich zusammenhängendes, das Rechnen und die Auseinandersetzung verschiedener Werthsummen erleichterndes Zahlensystem bilden, und es kommt dabei in Frage, ob das Decimal- oder das Duodecimalsystem den Vorzug verdiene. Das Duodecimalsystem gewährt den Vortheil, daß die Zahl 12 ohne Brüche durch 6, 4, 3, 2 theilbar ist, während 10 nur durch 5 und 2 theilbar ist. Es paßt sich also der natürlichen und beliebten Rechnung nach Dritteln, Vierteln u. s. w. aufs beste an und entspricht daher den Bedürfnissen des Kleinverkehrs vorzüglich. Der Vorzug des Decimalsystems besteht dagegen nur darin, daß es für die Buchführung größere Leichtigkeit darbietet, ist aber im Vergleich zu den Vortheilen der Duodecimalrechnung von ziemlich geringfügiger Bedeutung. „Wenige Personen führen Bücher oder Rechnungen," sagt der englische Nationalökonom M'Culloch, „während doch Jedermann, der Reiche sowohl wie der Arme, besonders aber der letzte, unzählige, tägliche und beinahe stündliche Geschäfte hat, die durch die Ueberlieferung kleiner Münzen beendet werden. Wenn daher nicht die Interessen vieler den Interessen weniger ohne Bedenken oder Aequivalent geopfert werden sollen, so müssen die bestehenden Münzeinrichtungen *) aufrecht erhalten werden." „Außerdem," fährt der genannte Schriftsteller fort, „hat unser Münzsystem den ferneren und höchst wichtigen Vorzug, daß es in Anwendung ist, und daß alle Classen, selbst diejenigen, welche weder lesen noch schreiben können, mit seinen Eintheilungen vertraut sind und es mit der größten Leichtigkeit und Gewandtheit handhaben. Es würde äußerst schwierig sein, ein bestehendes System solcher Art umzustoßen, um einem andern von weniger leichter Anwendung Platz zu machen, welches voll fremder Ausdrücke und mit dem jedermann unbekannt ist. Selbst in Frankreich, wo die gründlichste Revolution dem Decimalsystem den Weg bahnte, hat es wesentlich modificirt werden müssen und ist noch immer nicht völlig eingeführt." (Die Bedürfnisse des täglichen Verkehrs haben überall eine Abweichung von dem Decimalsystem veranlaßt. So haben Frankreich und Holland, Rußland u. s. w. Viertheile der Hauptrechnungsmünze, Viertelfranken, Viertelgulden, Viertelrubel, obgleich die Viertheile in das Decimalsystem nicht passen, sondern dem Duodecimalsystem angehören.)

Was Deutschland betrifft, so ist — eine Folge seiner geschichtlichen Entwicklung — bisher der Münzfuß leider so wenig wie Maß und Gewicht einheitlich **). Im Norden ist die Thalerrechnung, im Süden die Guldenrechnung herrschend und zu allem Unglück haben diese beiden Münzfuße fast gar keine Berührungspunkte. Namentlich die Theilungen: Groschen und Pfennige auf der einen und Kreuzer auf der andern Seite, weichen weit von einander ab. Dennoch scheint eine gemeinsame und gleichförmige Ordnung dieser Angelegenheit blos eine Frage der Zeit. Nur gebe man sich nicht der Täuschung hin, als ob bei dergleichen Fragen rein theoretische Gesichtspunkte, Nützlichkeits- oder Annehmlichkeitsrücksichten in Betracht kommen könnten — sondern auch hierin ist allein die politische, beziehungsweise handelspolitische Macht für den Erfolg entscheidend.

Nun wird aber bei uns von vielen — und hier knüpfen wir wieder an das weiter oben angedeutete Motiv für die Empfehlung der Goldwährung an, — von vielen wird die Forderung gestellt, daß wir uns von unsern geltenden Münzsystemen gänzlich entfernen und zu dem französischen Frankensystem (das bekanntlich auf der Decimaltheilung beruht) übergehen sollten. Die Gründe, die man hiefür beibringt, scheinen uns jedoch auf noch weit schwächeren Füßen zu stehen, als diejenigen, die für die Goldwährung angeführt werden. Uebrigens stehen, wie gesagt, beide Forderungen

*) S. Nr. 19. S. 294.

*) Der Shilling wird bekanntlich in 12 Pence eingetheilt.

**) In der Zeit, die zwischen der Abfassung und der Veröffentlichung dieses Aufsatzes lag, ist in Norddeutschland ein wichtiger Schritt zur Maß- und Gewichtseinheit erfolgt. Der Reichstag hat die Vorlage der Bundesregierungen, die bekanntlich auf Annahme des decimalen Meter-Systems hinausläuft, im wesentlichen adoptirt. Ob damit ein entscheidendes Präjudiz für die künftige Herstellung eines decimalen Münzsystems gegeben ist, bleibe dahingestellt. D. R.

in einem inneren Zusammenhange. Man will das Frankensystem gewissermaßen als angenehme Zugabe zur Goldwährung. Da nämlich, wenn letztere von den deutschen Regierungen beliebt wird, eine Aenderung der auf der Silberwährung beruhenden Münzfuße unvermeidlich ist, weil dann das Silber zur Scheidemünze herabgedrückt werden muß — so sollte man (dies ist die Meinung unserer Münzreformer) gleich reinen Tisch machen und zu demjenigen Münzsystem übergehen, welches heute bereits in einem großen Theile von Westeuropa (Frankreich, Belgien, Schweiz, Italien) herrscht. Und wie man aus der Annahme der Goldwährung eine Culturfrage zurecht gemacht hat, so führt in dieser Sache ein gewisser Fatalismus das Wort: Der Frank strebe zur Weltmünze empor! Ein Fatalismus, der sich wahrlich höchst komisch bei Leuten ausnimmt, welche sonst in politischen und nationalökonomischen Dingen dem dürrsten Rationalismus zu huldigen pflegen. Zugeben muß man freilich, daß der Glaube an ein unvermeidliches Schicksal und die herrliche Doctrin vom laisser faire in entschiedener Wahlverwandschaft zu einander stehen.

Fragt man nach soliden Gründen, die uns das Frankensystem annehmlich machen sollen, so wird es schwer fallen, auch nur einen zu entdecken. Denn im Ernst wird man den Vortheil, daß unserer Handelswelt, soweit sie mit den in Frage kommenden Ländern in Verbindung steht, dadurch die Verrechnung erleichtert werde, doch nicht gegen die schweren Bedenken in die Wagschale werfen wollen, welche sich jeder Aenderung eines geltenden Münzfußes entgegenstellen. Die windige Versicherung, daß die Annahme des Frankensystems den Rhein wieder zur großen Handelsstraße Deutschlands machen werde, läßt man am besten auf sich beruhen. Wenn der Rhein auf keine andere Weise Anwartschaft hätte, „die große Handelsstraße Deutschlands zu werden," als durch Annahme des Frankensystems, so würde es mit seinen Aussichten wahrlich schlimm stehen.

Selbst besonnene Anhänger der Goldwährung, wie Dr. Soetbeer in Hamburg, haben sich übrigens gegen ein solches Ueberbordwerfen der deutschen Münzzustände ausgesprochen und (für den Fall des Ueberganges zur Goldwährung) einen Anschluß an das englische Münzsystem, welches nebenbei einen weit größeren Markt hat, als das französische, befürwortet. Denn obwohl „der Frank zur Weltmünze emporstrebt," wird sich das in solchen Fällen sehr kühle englische Volk wohl hüten, sein Münzsystem dem französischen zu Liebe aufzugeben. Andere Nationen oder wenigstens die Commissarien der bezüglichen Regierungen haben sich auf der im vorigen Jahre auf Betrieb der französischen Regierung zu Paris tagenden internationalen Münzconferenz allerdings dem französischen System geneigt gezeigt, aber man muß sich, wie Dr. Soetbeer sagt, über die Bedeutung dieses Vorganges nicht täuschen. „Wenn die Commissarien von Oesterreich, Rußland und den Vereinigten Staaten am nachdrücklichsten dem Beitritt zur Pariser Münzconvention das Wort geredet haben, so ist dabei nicht außer Acht zu lassen, daß in allen diesen drei Staaten gegenwärtig Papiervaluta herrscht und daß es bei der künftigen Rückkehr zur Metallbasis auf die Wahl der Währung und ob bei der dabei festzustellenden Reduction einige Procente oder Promille mehr oder weniger, nicht so sehr ankommt. Die Commissarien der Staaten mit einem festgeordneten an sich guten Münzwesen, wie Preußen, Holland und England haben sich in Paris nur mit großer Reservation für die vorgeschlagene allgemeine internationale Münzuniformität ausgesprochen."

Um unsern Standpunkt zu den gegenwärtig in Deutschland viel verhandelten Münzfragen noch einmal kurz zu kennzeichnen, so erklären wir uns in erster Linie gegen die künstliche, durch Einmischung der Gesetzgebung erstrebte Herbeiführung der Goldwährung, und ebenso gegen die Annahme eines vollkommen fremden Münzfußes. Aber für den Fall, daß im Laufe der Zeit ohne Anordnung gewaltsamer Mittel ein factischer Uebergang zur Goldwährung, d. h. ein Uebergewicht im Gebrauch der Goldmünzen über die Silbermünzen, sich vollziehen sollte, für den Fall halten wir eine Annäherung des preußischen Münzfußes an den englischen — eine Annäherung, die darum keine großen Schwierigkeiten bieten würde, weil der preußische Thaler genau 3 Shillinge gilt — für wünschenswerth.

Ein Sieger im Weltkampf der europäischen Militärmusik.

Von Friedrich Bücker.

Es war mir sehr erwünscht, im Auftrage des Daheim dem Manne einen Besuch machen zu können, der mit der Oberon-Ouverture und seiner Prophetenphantasie in dem internationalen Concurs der europäischen Militärmusik auf der Pariser Weltausstellung den Ehrenpreis und die große goldene Medaille davontrug, und von dessen Sieg ich in weiter Ferne, im südlichen Rußland, gehört. Da stand er vor mir, der Reformator der Cavalleriemusik, und sah mich nichts weniger als freundlich an, denn ich hatte ihn in der Prüfung eines neuen Contrafagotts gestört, das er nach einem Holzmodell in Blech hatte arbeiten lassen. In dem derbgeschnittenen Gesicht, darin der mehr kleine, wohlgeformte Mund an nichts weniger, als an die Alt-Posaune erinnert, die er meisterhaft bläst, hing die grobrandige Brille fast auf der Spitze der gewaltigen Nase und gestattete den lebhaft prüfenden Augen nur einen schrägen Durchblick. Während ein schwarzes Wolltuch lose und nachlässig den nackten, starkmuskeligen Hals umschlang, der keine hemmende Fessel erträgt und sich nur dem goldgestickten Uniformkragen fügt, hielt ein dickwattirter Schlafrock den Meister der Militärmusik so dicht gefangen, daß kaum eine Maus zwischen Stoff und Diele durchschlüpfen konnte.

„Ich störe doch nicht, Herr Director?"

„Nein! Habe meine Freistunde! Womit kann ich dienen?"

„Ich komme eben aus Südrußland, wo ich von Ihrem Siege in Paris gehört, und ich habe den Auftrag vom —"

„Weiß schon, weiß schon! Soll wieder einen Musiker nach Tiflis schicken! Bitte, setzen Sie sich! Wir wollen näher darüber sprechen! Die Theaterkapelle in Tiflis hat schon manchen Jünger von mir und will immer neuen Zuschuß."

Mit diesen Worten warf er sich in einen Schaukelstuhl, legte die Brille ab und rieb sich die Augen. Ich nahm an seiner Seite in einem bequemen Lehnsessel Platz und suchte mein Lachen zu ersticken.

„Worüber lachen Sie?"

„Sie haben meinen Satz gar nicht in meinem Sinne beendet, Herr Director!"

„So, ich soll keinen Musiker nach Tiflis schicken? Dann habe ich mich einmal geirrt! Ich errathe sonst immer aus dem Anfang das Ende. Ich brauche nur ein paar Takte von einem Musikstück zu hören und ich weiß gleich, was es ist und was daran ist. Sie sprachen von Südrußland und ich habe schon so viele Musiker nach Tiflis geschickt, daß ich immer einen neuen Auftrag erwarte, so oft ich von Südrußland höre. Sie hatten ja doch auch einen Auftrag?"

„Gewiß, ich habe den Auftrag vom Daheim ..."

„Ah! vom Daheim, welches das Leben der ersten preußischen Feldherren aus dem letzten Kriege mit Oesterreich brachte?" fragte er gespannt.

„Ja, von demselben Blatte habe ich den Auftrag, Ihr Lebensbild zu entwerfen!"

„Was Sie sagen!" rief er verwundert und legte seine Rechte auf meinen Arm. „Da muß ich ja doch schon etwas in der Welt gelten!"

Ich nickte mit dem Kopfe.

„Was soll ich jetzt thun?"

„Bitte, erzählen Sie mir in aller Kürze Ihren Lebenslauf, und heben Sie besonders alles das hervor, was auf die Neugestaltung der Militärmusik Bezug hat, damit die Leser des Daheim auch schließlich verstehen, wie Sie die Oberon-Ouverture und Ihre Prophetenphantasie zu so schöner und erhabener Klangwirkung gebracht haben, daß Sie mit dem Siegespreise gekrönt wurden."

„Ha! verstehe, verstehe!" rief Wieprecht begeistert, und wurde so lebendig, als hätte ihn König Oberon mit seinem Zauberstabe berührt. „Ich werde erzählen und wenn ich zu lang werde, dann kürzen Sie mich nur! Sie sind doch musikalisch? Verzeihen Sie, ich muß das noch wissen, ehe ich anfange!"



Generalkapellmeister Wieprecht.

Nach dem Leben für das Daheim gezeichnet von H. Lüders.

„Gewiß, Herr Director, ich bin musikalisch!" sagte ich lachend. Ich habe mich sogar schon auf der von Ihnen erfundenen Baßtuba versucht!" setzte ich scherzend hinzu.

„O, das glaube ich Ihnen nicht!" rief Wieprecht lachend, „sonst hätten Sie das Contrafagott dort" — er zeigte nach dem bereits erwähnten Instrument — „schon eines Blickes gewürdigt. Nun, ich werde im Laufe des Gesprächs schon erfahren, ob Sie musikalisch sind oder nicht. Wenn Sie es nicht sind, dann bleibt Ihnen manches in meinem Leben unverständlich. Auf meiner Baßtuba haben Sie sich aber noch nicht, hat sich überhaupt noch kein Schriftsteller versucht. Nun, ich wurde am 8. August 1802 zu Aschersleben in Thüringen geboren. Mein Vater war ein armer Stadtmusikus und mußte sich kümmerlich durchgeigen. Er brachte mich schon frühzeitig an den Fiedelbogen, und schickte mich nach kurzen Vorstudien zu einem Schüler Spohrs nach Ballenstedt, um mich weiter unterrichten zu lassen."

„Sie verließen also das Elternhaus?"

„Ich verließ es noch gar nicht. Ich mußte mit dem Violinbeutel auf dem Nacken von Aschersleben nach Ballenstedt und wieder zurück laufen. Das sind drei Stunden Weges, die der Fuchs gemessen hat. Dieses Hin- und Herlaufen dauerte drei Jahre, wurde durch keine Wetterlaunen unterbrochen, und fand erst in meiner Aufnahme als Stadtmusikergeselle in die Stadtpfeiferzunft von Aschersleben seinen Abschluß. Von da ab fiedelte ich den Handwerksburschen so lange zum Tanz, bis ich von dem bekannten Clarinettvirtuosen Hermstedt, der nach Aschersleben kam und mich geigen hörte, mit einem Empfehlungsbrief an Barth in Leipzig in die Welt geschickt,

wurde. Mein Vater entließ mich nur ungern, gab aber endlich nach, als Hermstedt zu ihm sagte: „Was soll der Bengel hier noch länger machen!“ Als ich Aschersleben verließ, gab mir der stellvertretende Bürgermeister, Körte, der das künstlerische Streben zuerst in mir geweckt und mir auch manchen Quartettabend in seinem Hause mit zu verdanken hatte, noch einen Brief an Carl M. von Weber, der aushelfen sollte, wenn Barth versagte. So war es denn nun auch. In Leipzig konnte ich nicht beschäftigt werden, und begab mich spornstreichs nach Dresden ...“

„Zu Carl M. von Weber?“

„Nein, umgekehrt, Weber kam zu mir. Hören Sie! Von Barth in Leipzig wurde ich an Zillmann in Dresden empfohlen, und in dessen Kapelle auch angestellt. Als ich nun einst hinter den Coulissen des Hoftheaters — es war in der Probe vom Don Juan, wo hinter der Scene gespielt wird, und die Stadtmusiker durften sich im Hoftheater immer nur unsichtbar hören lassen — falsch in die Altposaune stieß, kam Weber wie der Blitz aus dem Orchester, und gab mir einen Verweis für die Dissonanz. Ich hatte bisher gar nicht den Muth gehabt, meinen Brief an Weber abzugeben. Als ich nun aber so hart mit ihm zusammenstieß, und er sich nach dem talentlosen Altposaunenbläser und seiner dunkeln Herkunft erkundigte, brachte ich den Brief an den Mann. Die Folge davon war, daß mir Weber sein Haus öffnete und den bekannten Violinvirtuosen Haase veranlaßte, mich weiter auszubilden. Ich lernte tüchtig, leidenschaftlich, sage ich Ihnen und ich hätte auch Dresden sobald nicht verlassen, wenn nicht meine Tasche ganz jämmerlich leer geblieben wäre. So aber war es mir nur erwünscht, daß mich Barth, derselbe Barth, der mich anfangs nicht brauchen konnte, als Stadtmusiker nach Leipzig berief. Jetzt ging die Jagd los, denn erst jetzt kam ich dahinter, wie wenig ich noch wußte. Leipzig war eine gar feine Stadt mit bedeutenden musikalischen und wissenschaftlichen Kräften. Ich nahm Unterricht in den verschiedensten Fächern, die ein schlichter Stadtmusiker kaum dem Namen nach kennt, und es wurde nach den verschiedensten Richtungen hin an mir geschliffen und verbessert. Matthäi, der Concertmeister der Gewandhausconcerte, war es namentlich, der sich meiner so väterlich annahm, der nicht nur unentgeltlich mein Violinspiel verfeinerte, sondern der mich auch nach und nach in dem Grade, wie ich fortschritt, in die musicirenden und musikalischen Kreise Leipzigs einführte. Bald blies ich die Posaune im Theater, bald strich ich die Violine in den Gewandhausconcerten. Ich nahm Unterricht in der Geschichte und Geographie, in der deutschen Sprache und Literatur, hörte Vorlesungen über Aesthetik und Geschichte der Tonkunst, componirte, hospitirte und hatte nicht eher Ruhe, bis ich mich um eine Stelle als Violinist an der königlichen Kapelle in Berlin bewerben konnte und mein Patent als königlich preußischer Kammermusikus in der Tasche hatte.“

„Wie alt waren Sie damals?“

„Zweiundzwanzig Jahre! Ich trat mein Amt in Berlin am 2. Mai 1824 an. In den ersten Jahren fühlte ich mich in Berlin höchst unbehaglich. Ich hatte einen Drang zum Schaffen in der Brust und wußte nicht, wie ich ihn befriedigen sollte. Ich wollte mich einer Sache ausschließlich widmen, aber welches war diese Sache? Ha, endlich hatte ich es! Als ich einmal vor der Wachtparade die Militärkapelle die Ouverture zu Figaros Hochzeit spielen hörte, reifte in mir der Entschluß, mich ernstlich mit der Instrumentirungskunst für Militärmusik zu befassen. Auf diesem Feld war etwas zu leisten. Vor die Front eines Regiments und besonders eines preußischen Regiments gehörte eine ganz andere Musik, als sie damals davor war. Die damalige Cavalleriemusik war nicht nur arm an Instrumenten, sondern sie zerfiel in ihrer Stimmenbesetzung auch dermaßen, daß zwei Musikchöre nicht das leichteste Stück zusammenspielen konnten. Es handelte sich bei mir also im großen und ganzen darum, die ganze Blechmusik zu reformiren, neue, wirkungsvolle, die Lücken ausfüllende Instrumente zu erfinden, die schönsten Werke der Tonmeister auf die neu zu organisirende Militärmusik zu übertragen, und durch eigene Compositionen, besonders durch eine charakteristische Marschmusik, mein neues System in seiner ganzen Bedeutung zu zeigen. Zuerst galt es, eine geeignete Persönlichkeit für meine Reformen und Vorschläge zu gewinnen, und ich war außerordentlich froh, als der Major von Barner, den ich noch am besten kannte, endlich die Mittel zur Umgestaltung der Musik seines Garde-Dragonerregiments flüssig machte. Als das Eis einmal gebrochen war, ging es besser. Andere Musikcorps wollten auch in die Fußtapfen des erst reformirten Regiments treten, und so wurde ich denn im Jahre 1830 zum 1. Armeecorps nach Westpreußen geschickt, um die Cavalleriemusik neu zu organisiren. Von hier aus verbreitete sich nun die Reform der Cavalleriemusik über die ganze Armee. Der Prinz Albrecht (Vater) beauftragte mich im Jahre 1834, die drei Trompetercorps der Gardecavalleriebrigade, welche er commandirte, zu unterrichten und der jetzige König übertrug mir als Commandeur des 3. Armeecorps im Jahre 1837 die Inspection der gesammten Musik desselben. Ich hatte viel zu thun. Sie können sich garnicht denken, wie ich damals beschäftigt war, was ich alles leisten mußte und wie sich das Feld meiner Thätigkeit zusehends vergrößerte. Ich hatte nicht allein gewöhnliche Trompeter und unmusikalische Signalhornisten zu unterrichten und mit passenden Instrumenten zu versehen, sondern ich mußte auch immer mehr hinter die Geheimnisse der Blasinstrumente kommen und gründliche Akustikstudien machen. Ich verbesserte die Signaltrompete und erfand die Baßtuba. Ich schuf eine vollständige Musik, welche auf dem Princip des Signalhorns beruht.“

„Das heißt — wenn ich Sie recht verstehe — welche das Signalhorn durch Anlage von Ventilen zu einem musikalischen Instrumente machte. Ist es nicht so, Herr Director?“

„Richtig, mit Festsetzung der vier verschiedenen Stimmen: Sopran, Alt, Tenor und Baß. Wie wichtig eine musikalische Heranbildung der Signalhornisten war, geht schon aus Folgendem hervor. Angenommen, gewisse Signale sollen dem Feinde abgelauscht, oder die Signale sollen plötzlich geändert werden, da steht dann der Laie verlassen vor dem Latein, wenn er nicht ein bischen übertragen kann.“

Ich machte dem Manne nur eine Verbeugung. Er würde mich ausgelacht haben, wenn ich ihm gesagt, daß er an den Siegen des Staates eben so gut seinen Antheil, wie jene, welche durch die Verbesserung der Feuerwaffen und durch die Belehrung in der Genauigkeit ihrer Bedienung Ausgezeichnetes geleistet.

„Dazwischen“ fuhr Wieprecht fort, „componirte ich tüchtig weiter, machte Verbesserungen an den chromatischen (in halben Tönen auf und absteigenden) Instrumenten, und arbeitete unablässig daran, in der Harmonie der Flöten, Hautboen, Fagotts, Clarinetten, Trompeten, Waldhörner und Posaunen, die mit Hinzuziehung der chromatischen Blechinstrumente, der Cornetts im Sopran und Alt, der Tenorhörner, der Baryton- und Baßtuben und zuletzt der Schlagwerkzeuge mir ein so unendlich reiches und schönes Material an die Hand gaben, der Militärmusik ein so warmes instrumentales Colorit zu verleihen, daß man Saiteninstrumente zu hören glaubte.“

„Entschuldigen Sie, wenn ich Sie unterbreche, Herr Director. Ich thue es nur, um mich den Lesern des Daheim noch verständlicher zu machen. Angenommen, ein Musikstück von feinem Colorit, z. B. die Tellouverture, soll von der Regimentsmusik der drei ersten continentaler Mächte, der Preußen, Franzosen und Oesterreichern, einzeln gespielt werden, so können die Oesterreicher, welche doch bekanntlich weder Hautboen noch Fagotts haben, das schöne Solo des englischen Horns im Andante pastorale so gut wie gar nicht ausführen? ...“

„Doch, sie können es ausführen, aber nur mit dem Flügelhorn!“ rief Wieprecht und sprang von seinem Stuhl auf. „Damit ist aber auch der bezaubernde, hohe sinnliche Wohlklang, der in dem Solo liegt, dahin.“

„Wie ist es nun mit dem Allegro der Tellouverture?“

„Das verliert wieder durch die colossalen Baßinstrumente, die Bombardons, Helicons, Euphonions an Beweglichkeit, und dabei ist die ganze Tonmasse eine viel zu gedämpfte.“

„Und wie stehen die Franzosen zu der Tellouverture?“ fragte ich gespannt.

„Die Franzosen können mit ihren Blechclarinetten dem Rossinischen Meisterwerk unmöglich die Klangfarbe geben, wie sie das Originalorchester beansprucht, während die preußische Militärmusik sämmtliche Instrumente der Orchesterharmonie in der Vollendung besitzt, daß die Tellouverture in ihren feinsten Nüancirungen und in ihrem ganzen Umfange so wiedergegeben werden kann, wie es die Originalpartitur vorschreibt.“

„Ich danke Ihnen, Herr Director!“ sagte ich, als der Meister der Militärmusik wieder in seinem Schaukelstuhl Platz genommen. „Jetzt wissen die Leser des Daheim bereits, mit welchen Waffen Sie in Paris gesiegt.“

Wieprecht lächelte und erkundigte sich bei mir danach, wo er in seinem Lebenslauf stehen geblieben.

„Lenkten Sie durch Ihre Bestrebungen nicht die Aufmerksamkeit des Königs auf sich?"

„Wahr, der König wurde endlich aufmerksam auf mich. Als ich einst im Garten des Prinzen Albrecht (Vater) einige Märsche executirte und unter anderm auch eine alte Fanfare aus der Zeit Friedrichs des Großen spielte, die ich unter den Musikalien meines Vaters gefunden, ließ mich der König rufen, und sagte in seiner bekannten Sprachweise zu mir: „Kenn' noch so 'ne alte Fanfare vom Regiment Gensdarmen! Könnt sie singen, so genau Gedächtniß haben!"

„Wenn Majestät mir dieselbe vorsingen wollen, will ich sie schon niederschreiben!" sagte ich und der König sang mir darauf folgende Noten vor:



„Ich setzte sofort eine zweite und dritte Stimme dazu, und ließ die Fanfare spielen, während ich selbst die Pauken dazu schlug. Die Fanfare heißt seit jener Zeit: „Königsfanfare." Bald darauf erfolgte aber auch, es war im Februar 1838, meine Ernennung zum Director der gesammten Musik des Gardecorps."

„Sie bekamen dann auch zugleich die bekannte „Phantasieuniform?"

„Nein, die bekam ich erst, als ich im Mai desselben Jahres das erste Monstreconcert auf dem Schloßplatze zum Empfang des Kaisers Nicolaus von Rußland in Civil dirigirte. Nach beendetem Vortrag wurde ich nach dem Schlosse befohlen, und dem Kaiser vorgestellt. „Mein Generalkapellmeister hat eine Uniform!" sagte der Kaiser zum König. Bald darauf bekam ich denn auch den Officierrock ohne Epaulettes, den Generalshut ohne Federbusch, rothe breite Generalsstreifen und wurde in dieser Uniform im neuen Palais zu Potsdam dem Kaiser durch den König selbst mit den Worten vorgestellt: „Mein Generalkapellmeister!" Den Degen händigte mir der König selbst ein, und später wurde die Uniform noch durch eine goldene Stickerei auf dem Kragen verziert. Von jetzt ab richtete ich mein Augenmerk auch auf die Verbesserung der Infanteriemusik, die damals, wenn auch musikalisch befriedigend, dennoch für die Zwecke einer charakteristischen Militärmusik wenig entsprechend organisirt war. Im Jahre 1843 wurde ich dann zum Director der gesammten Musik des 10. deutschen Bundesarmeecorps ernannt. Bei dieser Gelegenheit, oder vielmehr gelegentlich des großen Manövers des genannten Corps, fand auf dem Schloßplatz zu Lüneburg das zweite Monstreconcert statt. Ich hatte über 1080 Musiker, 300 Tambours, 10 Kanonen, 400 Grenadiere mit Musketen und über 600 Fackelträger zu verfügen."

„Das muß geklungen haben!" rief ich unwillkürlich aus.

„Ich sage Ihnen, das klang wie in einem Saale. — Einem Trompetercorps, das sich bei der Aufstellung in zu rosiger Laune befand, mußte ich noch schnell die Mundstücke mit Wachs ausgießen lassen, um jeder Disharmonie im voraus zu begegnen. Als ich zwei Jahre später (1845) zum Empfang der Königin Victoria in Schloß Brühl bei Köln das dritte Monstreconcert dirigirt hatte, bereiste ich auf allerhöchsten Befehl die süddeutschen Staaten, um einen Blick in den Stand ihrer Militärmusik zu werfen. Nach meiner Rückkehr veröffentlichte ich meine Anschauungen hierüber in der Berliner Musikzeitung, wobei sich denn mein Streit mit dem bekannten Instrumentenmacher Sachs in Paris entspann, der sich mit fremden Federn schmückte und unsere deutschen Erfindungen sich zuzuschreiben versuchte."

„Hatten Sie damals schon Ihr System in seinem ganzen Umfange zur Geltung gebracht?"

„Nein, noch nicht! Mir wurde dazu erst im Jahre 1853 Gelegenheit geboten, als ich im allerhöchsten Auftrage ein ganz neues Infanteriemusikcorps für das Gardefüsilierregiment zusammenzusetzen hatte. Hören Sie, wie und wie schnell das ging! Mitte Juni erfolgte der Aufruf des Regiments an hiesige Civilmusiker zum Eintritt in dasselbe. Am 1. Juli traten diese Civilmusiker in der Kaserne zusammen und spielten mit ihren eigenen Instrumenten prima vista vor der Commission den ersten Satz der Eroica-Symphonie. Hieran schloß sich sofort die Einkleidung der Mannschaften und der Fahneneid. Dann trat das neugeschaffene Musikcorps in den Kasernenhof, um dem Regimente einige Defilirmärsche vorzuspielen. Bis zum 15. August wurden die Musikmannschaften militärisch für alle Marschbewegungen ausgebildet. Alsdann erhielten die Leute ganz neue Instrumente, mit welchen die Musikproben täglich unausgesetzt stattfanden, und am 3. August marschirte diese neue Musik an der Spitze des Regiments."

„Ereignete sich von da ab bis zum Pariser Concurs noch etwas Wichtiges?"

„Gewiß, im Jahre 1860 wurden für 10 Cavallerieregimenter und für 32 neue Infanterieregimenter binnen drei Monaten vollständige Trompeter-, Hautboisten- und musikalisch gebildete Hornistencorps eingerichtet, und zwar so, daß jedes der alten Cavallerieregimenter einen Stamm von fünf Musikern und jedes Infanterieregiment einen Stamm von acht Musikern zu stellen hatte, die sich nach und nach durch neue Anwerbungen ergänzten. Jetzt bin ich mit allem fertig und nun bleibt mir noch der Concurs übrig."

„Sie wurden aufgefordert, sich daran zu betheiligen?"

„Keineswegs! Das Generalcommando des Gardecorps wurde laut Ministerialrescript aufgefordert, sich darüber zu äußern, ob eins der hiesigen Musikcorps geeignet und geneigt wäre, sich an dem Concurse zu betheiligen. Das Generalcommando holte in Folge dessen meine Meinung darüber ein, und ich erbot mich, jeder Concurrenz die Stirn zu bieten, falls mir zwei vollständig besetzte Musikcorps der Gardeinfanterie zur Disposition gestellt würden. Hierauf wurde allerhöchst verfügt, die musikalische Mission unter meinem Commando auszuführen. Jetzt fühlte ich erst das ganze Gewicht meiner Verantwortlichkeit. Ich hatte in Paris Rivalitäten entgegenzutreten, die sich in einer scharfen Polemik gegen mich in Betreff des bereits genannten Instrumentenmachers Adolph Sachs befanden, der bekanntlich die ganze französische Armee mit seinen Blechinstrumenten versieht. Ferner kannte ich nur zu gut das ungünstige Vorurtheil, welches das Pariser Musikwesen gegen die deutsche Tonkunst bis dato hatte. Drittens durften wir als Preußen auf wenig Sympathie in Frankreich rechnen. Um so mehr strengte ich nun alle meine Kräfte an, in erster Reihe dem Vertrauen des Königs, sowie meiner Kriegsbehörde und damit auch dem Vertrauen der ganzen Nation zu entsprechen. Ich instrumentirte die Tonstücke, welche der Concurs zum Vortrag ausgeschrieben hatte, auch andere, welche muthmaßlich von uns in Paris zum Vortrag kommen konnten, und die ich alle schon vor 25 Jahren für unsere Militärmusik übertragen, ganz neu. Hierbei verwerthete ich alle meine langjährigen Erfahrungen und ruhte nicht eher, bis ich sämmtliche Tonstücke zur schönsten und erhabensten Klangwirkung gebracht hatte. Nachdem ich diese mir gewissenhaft gestellte Aufgabe gelöst, wurden mir drei Wochen vor der Abreise von Berlin die bekannten Musikcorps wöchentlich dreimal zu den Vorübungen ungestört vom Generalcommando zur Verfügung gestellt. So ausgerüstet reiste ich ab, kam in Paris an, und still, still wie ein Geheimniß, das erst erschlossen werden soll, verhielt sich die preußische Musik. Die andern Nationen übten, was das Zeug halten wollte, und fast aus jedem Fenster der Kaserne erschallte eine andere Melodie. Den Preußen war es streng geboten, weder im einzelnen, noch im ganzen zu üben. Sie blieben verschwiegen, wie das Grab, sahen auch vor dem Treffen das Schlachtfeld, den alten Industriepalast, nicht, während die andern Nationen dort gründlich verkehrten, um die Schlagtüchtigkeit ihrer Waffen, oder den Klangeffect ihrer Instrumente zu prüfen. So nahte der verhängnißvolle Tag. Wir begaben uns auf den Platz der That. Der ein längliches Viereck bildende Palast war mit Emblemen und Wappen geschmückt und prangte im duftigsten Blumenflor. In kurzer Distanz, unmittelbar vor der Jury, war die Orchestertribüne errichtet. Vierzigtausend Zuhörer blickten in gespannter Erwartung nach den Musikern. Die kaiserlichen Hoflogen, die Logen der höchsten Staatsbeamten und Gesandtschaften füllten sich. Alles war der Dinge gewärtig, die da kommen sollten. Und sie kamen! Baden und Spanien bestieg und verließ zuerst die Musiktribüne. Sie konnten keinen Erfolg erzielen, weil sie die erste Bedingung, das vielköpfige Publikum zur Ruhe und zum lautlosen

Anhören ihrer Musik zu zwingen, nicht zu erfüllen vermochten. Jetzt kam ich mit der Musik der preußischen Garde. Das Publikum hatte Baden und Spanien zugerufen: „Wir hören keine Musik!“ Nun, ich stand schlagfertig mit 4 Flöten, 4 Hautboen, 6 Fagotts, 4 Contrafagotts, einer kleinen Clarinette, 4 Mittel-, 16 großen Clarinetten, 4 Soprancornetts, 4 Altcornetts, 4 Waldhörnern, 4 Tenorhörnern, 2 Baritontuben, 6 Baßtuben, 8 Trompeten, 8 Zugposaunen, zwei kleinen Trommeln, einer großen Trommel, zwei Paar Becken, einem Glockenspiel und einem Triangel. Schon durch unsere Aufstellung zogen wir die Aufmerksamkeit des Publikums auf uns. Wir stellten uns just umgekehrt wie die andern Musikcorps. Statt Front zu nehmen zum Publikum, wie Baden und Spanien es gethan, machten wir Front zur Jury. Dadurch vermieden wir, was die andern nicht vermeiden konnten, ein durch die Länge des Saales bedingtes completes Echo von mindestens der Mensur einer ganzen Vierteltaktnote. Ein ordentlicher Feldherr muß sofort seine Distanz nehmen können, auch wenn er das Schlachtfeld vorher noch nicht recognoscirt hat. Schon beim siebenten Tact meiner Prophetenphantasie, mit der ich begann, und die genau auf die Klangwirkung einer Militärmusik berechnet ist, rief das Publicum: „Silence, silence, quelle belle musique!“ Die Windsbraut legte sich. Es trat eine so lautlose Stille ein, daß das feinste Colorit der Phantasie zu Gehör gebracht werden konnte. Vor dem Schlußsatz der Phantasie wurde mein Solocornettist für die Ausführung seiner vorgeschriebenen Cadence mit einem solchen Beifallssturm überschüttet, daß ich nur mit der allergrößten Mühe wieder Ruhe in die Masse bringen konnte. Jetzt kam die Hauptaufgabe, die Ausführung der Oberon-Ouverture. Die musikalische Intelligenz unserer Hautboisten hatte von selbst verstanden, daß in diesem ungeheuren Raum durch die vorgeschriebenen Pianostellen des Adagio nichts erreicht werden könnte. Auf meinen Wink wurden die Pianostellen, welche ich mit gedämpften Instrumenten auszuführen vorbereitet hatte, „sistirt.“ Als nun das Allegro der Ouverture unter feurigem Tempo zu Ende ging, brach ein nicht endenwollender Jubel von allen Seiten über uns herein, und die Herren der Jury gaben uns durch Erhebung von ihren Sitzen zu erkennen, daß sie den Beifall theilten. — Das letzte Musikcorps verließ um 6½ Uhr die Musiktribüne, und bald darauf wurde von einem Mitgliede der Jury verkündet, daß das preußische Musikcorps nach dem Ausspruch der Geschwornen den ersten großen Preis davongetragen. Als ich nun später das Ritterkreuz der Ehrenlegion — als Vorläufer der großen goldenen Madaille — aus der Hand des Kaisers unter der schmeichelhaftesten Anerkennung meiner Verdienste um die Militärmusik empfing und zur kaiserlichen Tafel gezogen wurde, bei welcher Gelegenheit sich Seine Majestät lange mit mir über Zweck und Organisation einer Heeresmusik unterhielt, hätte ich dem Kaiser noch gern gesagt, daß ich weit lieber mit einem gründlichen Marsch den Feind aus dem Felde geschlagen, als mit der Oberon-Ouverture und meiner Prophetenphantasie.“

Wieprecht schwieg. Er athmete schwer und tief. Er hatte leidenschaftlich, mit ganzer Seele gesprochen. Das Roth seiner Wangen, das Feuer seiner Augen war aber mehr ein fieberhaftes, durch körperliche Schwäche hervorgerufenes. Wieprecht war noch ein Genesender. Er hatte sich erst kürzlich von einem langen Krankenlager erhoben. Er bedurfte der Pflege, der Schonung. Ich erhob mich, drückte dem Manne warm die Hand, der nur durch die Kraft des Wollens zu seinem hohen Ziele gelangt war, und entfernte mich still.

Das war also Wieprecht in seinem stillen, nach dem Denkmal des großen Friedrich ausschauenden Daheim unter den Linden am Opernplatz, Wieprecht, den ich bisher nur in den großen allbekannten Militärconcerten im Hofjäger an der Spitze der vereinigten Musikkapellen, und vor einer dicht gedrängten, nach tausenden zählenden Zuschauermenge, als Generalkapellmeister gesehen. Ueber die Popularität der Wieprechtschen Hofjäger- und Schießwerderconcerte ist nicht viel zu reden. Eine Strömung von Jung und Alt, Vornehm und Gering, Uniform und Civil bezeichnet den Weg dahin. Eben ist der Siegesmarsch für die preußische Armee von Spontini verrauscht, das gewaltige farbenreiche Tongemälde: „le réveil du lion“ verklungen. Da steht er wieder, den Dirigentenstab in der Hand, das Feuer der Begeisterung in allen Pulsen, Musiker und Soldat in einer Größe, um sein imposantes militärisches Tongemälde, die „Völkerschlacht bei Leipzig“ zu dirigiren. Seine Uniform, deren Kragen bekanntlich fünf goldene Streifen zieren, die nicht nur an die Auszeichnung des Gardecorps, sondern auch sinnreich an das Feld des Meisters, das Notenliniensystem erinnern, und darauf nur eine, aber bedeutungsvolle Note, Wieprechts Haupt, zu sehen, wird ihm fast zu enge. Das Auge auf seine Musiker gerichtet, das Tonstück im Gedächtniß, so steht der Meister, der mit derselben Instrumentalbesetzung, die dem militärischen Zwecke dient, die größten Meisterwerke auszuführen vermag, und beginnt die Direction. Die drei Orchester wirken zusammen, als wären sie ein großes Orchestrion. Die Völkerschlacht, oder la bataille des géants, wie sie die Franzosen nennen, entrollt sich. Die Aufstellung der verschiedenen Kriegsheere wird durch die entsprechenden Signale bezeichnet. Die Franzosen rücken vor unter dem Kaisermarsch, die russischen Avantgarden unter dem Originalmarsch, die russische Artillerie mit der Trompetenfanfare, und die russischen Garden mit dem Alexandermarsch. Die Oesterreicher avanciren unter den Klängen der Nationalhymne. Die Schlachtmusik mit den Signalen der kämpfenden Truppen, mit dem Donner der Geschütze und dem Kleingewehrfeuer beginnt. Die Preußen rücken an. Der Avancirmarsch der Infanterie wird in der Ferne hörbar und es erklingen die Signale zur Gefechtsformation der Cavallerie. Die Preußen greifen Probstheida an. Der Yorksche Marsch erklingt. Das Cavalleriegefecht entwickelt sich. Wieprecht wird in seiner Direction lebendiger, weil er mit und in der Sache lebt. Er feuert zum Kampf an, wird nicht hineingerissen in das Gefecht, sondern eilt allen voran in Begeisterung. Die Attaque der Cavallerie gelingt. Die Infanterie greift an, der preußische Sturmmarsch erschallt. Ebenso wenig, wie sich der Gießbach dadurch hemmen läßt, daß ein Kind die Hand hineinhält, eben so wenig kann Wieprecht sich und seiner übersprudelnden Begeisterung, so gern er auch möchte, hemmende Fesseln auferlegen. Er dirigirt leidenschaftlich, mit ganzer Seele. Seine Direction ist je nach der Situation feurig und wiederum ruhig. Die Schlacht tobt aus, der Fittich der Nacht senkt sich herab und der Choral: „Ein' feste Burg ist unser Gott“ wird in seiner ganzen erhabenen Schöne laut. Ein Bivouakbild wird in Meistertönen skizzirt und die österreichische Volkshymne und der preußische Zapfenstreich schließt den ersten Tag der Völkerschlacht. — So wie ich ihn eben als Generalmilitärkapellmeister in dem ersten Theil seines imposanten Schlachtgemäldes mit kurzen Strichen gezeichnet, steht Wieprecht in dem Herzen und vor den Augen des Volks, Wieprecht, dessen Partitur stets das Gedächtniß, Wieprecht mit dem Bewußtsein, daß die preußische Armeemusik ebenso fest in der Tonkunst, als in der Militärverfassung wurzelt. — Was soll ich nun noch über den Mann sagen, den so viele kennen und auch viele verkennen? Soll ich noch erwähnen, daß er hunderte von Concerten gegeben und alle Einnahmen für größtentheils von ihm selbst gestiftete Wohlthätigkeitsanstalten und für seine Musiker verwendet hat? Soll ich noch sagen, daß sich jahrelang in seinem Schreibtisch eine Bitte an den König um Gehaltszulage herumgetrieben, ohne daß er den Muth hatte, sie abzugeben? Er brauchte es nicht, und er ist nicht wenig stolz darauf, denn seit ihn die große goldene Medaille schmückt, ist sein Gehalt von 500 Thlr. auf — ich glaube auf 1000 Thlr. erhöht worden. Auch die Ehrenbezeugungen, die ihm von den verschiedensten Seiten und Facultäten zu Theil wurden, erheben ihn nicht so sehr, wie die Thatsache, daß sich der Spruch Goethes auch in seinem bewegten musikalischen Leben bewährt hat: „Nur das Leben lehrt jeden, was er sei!“

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 18. Juli 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. 1868 № 42.

Schwester Luise.

Novelle von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Der Lazarethgehilfe brachte den Brief unerbrochen zurück. Schwester Luise correspondire mit den Kranken nicht! Er habe das Papier auf den Tisch legen und fortgehn wollen, aber da sei sie sehr ernst geworden und habe gesagt: der Brief werde da jedenfalls liegen bleiben, wer ihn auch finde. Das sei ihm denn doch bedenklich gewesen.

Arnold wurde todtenbleich. Er wollte sprechen, aber die Lippen versagten ihm den Dienst. Er machte dem Lazarethgehilfen mit der linken Hand eine Andeutung, daß er sich entfernen könne, und kehrte das Gesicht nach der Wand. Nicht einmal den Brief angenommen — jede Brücke zur Versöhnung abgebrochen — das war zu viel!

So lag er vor sich hinstarrend und ganz seinem verzweifelten Schmerz hingegeben, er wußte selbst nicht wie lange; es konnte eine Minute und eine Ewigkeit gewesen sein. Er hörte nicht, daß die Thür aufging und sich wieder schloß, und daß jemand auf sein Bett zutrat. Erst als sich eine weiche Hand ganz leise auf seine Schulter legte, sah er hastig zurück und fuhr erschrocken zusammen, als ob ihm ein Geist erschienen wäre. Schwester Luise stand vor ihm.

„Ha! endlich — endlich!" rief er — „Sie böse, ungetreue, engelgute — endlich kommen Sie!"

„Ruhig und besonnen, mein Freund!" bat sie — „ich müßte sonst bereuen, überhaupt gekommen zu sein."

Es schien ihm, als ob der Ton ihrer Stimme nicht ganz die frühere Festigkeit hatte, als ob der Blick, mit dem sie ihn zur Gelassenheit nöthigen wollte, wie mit einem feuchten Flor verschleiert war. „Auch Sie haben gelitten, Schwester Luise," sagte er fast flüsternd und doch mit merklicher Erregtheit — „leugnen Sie es nicht!"

Sie senkte das Auge einen Moment zur Erde und stützte sich auf die Stuhllehne. Ihr Gesicht war blaß, ihre ganze Haltung ohne die ihr sonst eigene Energie. Aber schon in der nächsten Secunde faßte sie sich wieder, richtete sich hoch auf und antwortete kühl ablehnend: „Es handelt sich um Sie, nicht um mich, mein Herr!"

„Gut denn — um mich," wiederholte er hastig, „aber Sie hatten mich vergessen, Schwester Luise —"

„Nein!"

„Sie wollten mir mein Elend fühlbar machen, indem Sie mir den einzigen Trost raubten, der mich auf Stunden wenigstens darüber hinaushob, Ihre Gegenwart."

„Ich hatte Grund zu glauben, daß Sie dieses Trostes nicht weiter bedürften — konnte ihn auch so hoch nicht schätzen."

„Aber wie hoch *ich* ihn schätzte, das wußten Sie, Schwester Luise!" Eine leichte Röthe trat auf ihre Wangen, um gleich wieder zu verschwinden. „Ich *wollte* darüber nicht nachdenken," antwortete sie.

„Und warum blieben Sie fern?" fragte er leidenschaftlicher.

„Ich bin Ihnen darüber keine Rechenschaft schuldig."

„O doch! Man hat keine Verpflichtung, Wohlthaten zu erweisen; wenn man sie aber so plötzlich zurückzieht —"

„Ich erweise nicht Wohlthaten," unterbrach sie ihn, „ich erfülle einfach meine Pflicht."

„Und Sie folgten lediglich dem Gefühl der Pflicht, als Sie eine andere Krankenstation aufsuchten?" — Sie schwieg.

„Seien Sie wahr gegen mich, Schwester Luise! Es hängt viel davon für mich ab. Ich weiß es, Sie können mich mit einer Redensart abfinden, aber es ist Ihrer nicht würdig!"

Sie athmete rascher. „Ich *will* darauf nicht antworten," sagte sie nach einigem Bedenken.

„So will *ich*'s aussprechen!" rief er lebhaft — „so will ich den Grund nennen, und Ihr Schweigen soll mir —"

„Warum diese Erörterung?" fiel sie ihm ins Wort. „Ich bin Ihnen nicht Offenheit schuldig, denn meine *Gedanken* können Sie nicht beleidigen."

„Aber peinigen, wenn ich sie errathe."

Schwester Luise wandte sich halb ab und blieb in dieser Stellung, während sie mit erzwungener Ruhe, dem Gespräch durch die Worte: „Kommen wir zur Sache —!" eine andere Wendung zu geben suchte. Es klang strenger, als sie vielleicht beabsichtigte, als sie fortfuhr: „Sie haben mir durch den Lazarethgehilfen einen Brief zugeschickt, mein Herr, und ich fürchte, daß dieselbe Rücksichtslosigkeit wiederkehrt, wenn ich Sie nicht darüber aufkläre, daß solche Correspondenz zwischen

den Kranken und ihren Wärterinnen unzulässig ist. Dazu kam ich her. Haben Sie mir nun etwas mitzutheilen, was mein Amt berührt, so will ich gern zuhören."

Arnold griff nach dem Briefe, riß ihn hastig auf und reichte ihn offen hinüber. „Lesen Sie," bat er — „es ist nichts, was Sie verletzen könnte."

Sie ließ einen schnellen Blick über die Schrift gleiten. Einen Moment noch schien sie unschlüssig zu sein, was sie thun sollte; dann ließ sie sich ihm gegenüber auf den Stuhl nieder und sagte in ihrer frühern milden Weise: „Sie rufen die barmherzige Schwester — sie ist zu Ihrem Dienst."

Arnold ließ erschöpft den Kopf aufs Kissen zurücksinken. „Ich danke Ihnen!" sagte er mit Herzlichkeit. Dann legte er eine Minute lang die Hand über die Augen, um sich völlig in sich zurückzuziehen, und fuhr dann fort: „In der Brieftasche des Obersten fanden sich 5000 Gulden — ich weigerte mich, dieselben herauszugeben."

Die Erwähnung des Geldes erschreckte sie. „Sie haben Ihren Fund dem Regiment abgeliefert," antwortete sie mit schwankender Stimme; „das war sicher das Correcteste."

„Und Sie glauben, daß meine Absicht gleich anfangs darauf ging — daß Ihre schnelle Entfernung mich nur daran hinderte, sie Ihnen kundzugeben?"

Sie zögerte. — „Ich möchte es zu Ihrer Ehre annehmen."

„Aber es wird Ihnen schwer, gewisse Zweifel zu beseitigen, zu denen mein Benehmen Sie veranlaßte. Sie hatten recht — es war meine Absicht, das Geld zu behalten!"

Ihr ganzer Körper machte eine zuckende Bewegung, wie nach den Biß einer Schlange oder nach der Berührung von irgend etwas Widerlichen. Er bemerkte es und wiederholte mit einer gewissen Befriedigung über die Qual, die er sich durch dieses Geständniß selbst verursachte: „Es war meine Absicht, das Geld zu behalten!"

Sie wollte aufstehen, er hielt sie am Kleide zurück. „Hören Sie meine ganze Beichte, Schwester Luise," bat er — „aus Barmherzigkeit, zu meiner eigenen Erleichterung! Und dann richten und — verdammen Sie."

„Ich bin Ihre Richterin nicht," sagte sie zitternd — „lassen Sie mich unwissend!"

„Sie sind meine Richterin — niemand sonst auf der Welt. Ich mache Sie selbst dazu, und Sie dürfen nach diesem Geständniß Ihr Ohr meinen Mittheilungen nicht verschließen, dürfen nicht einen Theil meines Schuldbekenntnisses mit sich nehmen und mir die Verzweiflung lassen." Sie lehnte sich resignirt in den Stuhl zurück. — „Ich will hören!" —

Er erzählte von seinem elterlichen Hause, seinem Vater, seiner Mutter, seiner Erziehung, seinem Eintritt in die Welt, seinen Plänen, seinen Enttäuschungen. Er bemäntelte seinen Leichtsinn nicht, schilderte seinen Umgang, seine Lebensweise, seine unselige Neigung zum Spiel, seine Schwäche, in der Gesellschaft glänzen zu wollen, die Zerrüttung aller seiner Verhältnisse, die vergeblichen Versuche, sich aus seiner unhaltbaren Lage zu befreien. Er schilderte so lebhaft, zeichnete die betheiligten Figuren mit so scharfen Umrissen, malte den Uebergang von einem Seelenzustand zum andern mit so warmen Farben, daß seine Erzählung Interesse einflößen mußte, auch wenn die Theilnahme für seine Person nur gering gewesen wäre. Und Schwester Luise kannte doch den zweiten, allerdings der Zeit nach so viel kürzeren Theil seines Lebens, in welchem er sich als einen hochherzigen Patrioten und tapferen Mann bewiesen hatte. Sie hörte denn auch erst aufmerksam, dann mit größter Spannung zu. Ihre Phantasie eilte ihm auf seinem gefährlichen Wege zuvor, schaute in den Abgrund hinab, der sich vor ihm aufthat, zählte ängstlich seine Schritte und zitterte schon in dem Gedanken an seinen Sturz in die Tiefe. Der Baron, den er in seiner äußeren Erscheinung, in seiner Denk- und Handlungsweise aus dem Leben heraus zeichnete, ohne seinen Namen zu nennen, flößte ihr Entsetzen ein; sie erkannte bald, daß die Katastrophe durch ihn herbeigeführt werden müßte. Es überraschte sie kaum noch, als Arnold nach einer mit dramatischer Lebhaftigkeit vorgetragenen Schilderung des Besuchs in seinem Hause tief beschämt und glutroth im Gesicht das vernichtende Geständniß machte, den vorgelegten Wechsel mit dem Namen seines Vaters unterschrieben zu haben. „Es mußte so kommen," sagte sie fast in zornigem Tone; „das ist dieselbe Schlangenlist, die auch sonst schon so namenloses Unheil angerichtet, gute Menschen mit der Vorspiegelung der Rettung aus Schwächlingen zu Verbrechern gemacht hat. O! auch ich kenne — — aber fahren Sie fort, ich weiß noch nicht alles."

Er erzählte von dem kleinen Abschiedsessen, von der Unterredung, die er mit seiner Mutter gehabt hatte. „Die gute Frau stellte sich's leicht vor, mich zu retten; sie glaubte, daß es sie nur das Opfer ihres kleinen Vermögens kosten würde. Dieser Brief, der mich ereilte, nachdem meine erste Kriegsthat mich hoch über mich selbst hinausgehoben und mich mit stolzer Zuversicht für die Zukunft erfüllt hatte, mußte mich überzeugen, wie sehr sie sich getäuscht hatte. Lesen Sie diese Zeilen, die aus tiefbekümmertem Mutterherzen geflossen sind: sie werden Ihnen jetzt verständlich sein."

Er reichte ihr den Brief hin, auf dem bald ihre mitleidigen Blicke ruhten. Es war ihm unerträglich, stummer Zuschauer zu bleiben, er fuhr fort: „Als der Krieg ausbrach, hatte niemand eine Ahnung davon, daß er so schnell für uns eine günstige Wendung nehmen werde. Die Gewerbe stockten, die Arbeit wurde knapp, das Capital zog sich aus allen industriellen Unternehmungen zurück, selbst die sicherste Hypothek ließ sich nicht versilbern. Meine Mutter erkannte bald, daß ihre Documente für den Augenblick wenig galten. Doch hätte sie dieselben in ihrer Herzensangst gern weit unter dem Werthe veräußert; aber nun mußte sie bei allen Notaren hören, daß dazu mein Vater jedenfalls seine Zustimmung und Mitunterschrift zu geben hätte. Es war unmöglich, ihn dazu zu bewegen, ohne ihm die Wahrheit zu sagen, und ihm die Wahrheit sagen, hieß die Gefahr auf sich nehmen, seinem Alter einen tödtlichen Schlag zu versetzen. Denn bei seiner Sinnesart kann er gar kein Verständniß für alle diese Dinge haben. In die Motive wüßte er sich nicht zu finden, nur die nackte That würde ihm begreiflich sein, und sein Urtheil darüber würde lauten: mein Sohn hat mich und sich entehrt — ich habe keinen Sohn mehr."

„Es kam gleich darauf die Schlacht. Sie kennen meine Betheiligung bei derselben, wissen, daß ich außer Stande war, meiner Mutter zu antworten. Denn wem in meiner Umgebung dürfte ich mich vertrauen, wie Ihnen? Ich weiß nicht, wie die häuslichen Verhältnisse sich inzwischen geändert haben. Da mir kein zweiter Brief zugegangen ist, befürchte ich das Schlimmste, ein Krankenlager meiner Mutter in Folge des Grams, der Sorge. Und nun — wenn Ihr reines Herz sich nicht ganz von mir abgewandt hat — werden Sie bekennen, daß meine Freude über den unvermutheten Fund der fünftausend Gulden nicht ganz so sträflich war, als Sie glaubten, daß meine Absicht, das Geld zu behalten, nicht ganz aus der unreinen Quelle der Habgier floß, die Sie allerdings argwöhnen mußten. Freilich wollte ich auch mich retten, aber weit mehr, als an mich dachte ich an meine Mutter, an meinen Vater, an die Schmerzen, die ich ihnen ersparte; und das mag meine Schuld auch in Ihren Augen mildern, Schwester Luise!"

„Und Sie folgten dem Zuge Ihres Herzens nicht," fiel sie ihm eifrig ins Wort, „Sie gaben das Geld dem Regiment ab, vernichteten Ihre letzte Hoffnung?"

„Ihretwegen, Luise!"

„Meinetwegen —?! O mein Gott, fordre nicht von mir die Verantwortung dafür!"

„Sie dürfen nicht davor zurückschrecken; Ihre Verurtheilung meiner Handlungsweise war gerecht, sie ist es auch jetzt, wo Sie ihren Grund kennen, der sie nur erklärt, nicht rechtfertigt. Ich war verloren und wußte das; aber vor Ihnen als unehrenhaft zu erscheinen, darüber kam ich nicht hinweg — weil ich — — nein! es muß, es soll unausgesprochen bleiben."

„Und wann ist der Wechsel fällig?" fragte sie eilig, als ob sie die letzten Worte ganz überhört hätte. — Er nannte das Datum.

„So bald schon! Nur noch wenige Tage —! Und der Name des Barons — seine Wohnung — ?"

„Was kann's nützen —?"

„Verschweigen Sie mir nichts. Name und Wohnung?"

Er gab die gewünschte Auskunft.

Schwester Luise entfärbte sich, die Arme sanken, wie jeder Muskelkraft beraubt, am Körper herunter, der Kopf stützte sich gegen die Lehne des Stuhls. Arnold richtete sich erschreckt halb von seinem Lager auf. „Mein Himmel! Luise — was geschah? Kennen Sie den Baron?"

Sie suchte sich zu fassen. „Es geht vorüber," versicherte sie, „eine Anwandlung von Nervenschwäche; mir ist wieder ganz wohl."

„Kennen Sie den Baron?“ wiederholte er, nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Ohnmacht wirklich überwunden war.

„Einen Mann dieses Namens — allerdings, und nach Ihrer Schilderung seines Charakters — — aber es kann eine andere Person sein, die ich meine.“

„Und dieser Baron, von dem Sie sprechen —?“

„Ich denke mit Schaudern an ihn — er spielt in dem dunkelsten Theil der Geschichte meines Lebens eine Hauptrolle.“

„Welch wunderbares Zusammentreffen! Und auch Ihr Leben —“

„Sprechen wir jetzt nicht von mir,“ unterbrach sie ihn, „es handelt sich um Ihre Angelegenheiten. Was wollen Sie thun?“

„Kann ich etwas thun?“ fragte er achselzuckend. „Ich liege hier völlig gelähmt und muß abwarten, bis das rascher und rascher bergabwärts rollende Rad, dem ich selbst einmal den Anstoß gegeben habe, über mich hinweggeht. Aber fürchten Sie nicht, daß ich ehrlos mein Dasein länger hinschleppe, als die Nothwendigkeit mich dazu zwingt. Ich bin fest — ganz fest entschlossen —“

„Um Gottes willen! sprechen Sie den schrecklichen Gedanken nicht aus,“ bat sie mit gefalteten Händen. „Menschliche Kurzsichtigkeit glaubt sich leicht am Ende aller Dinge, und schon der nächste Tag kann den Irrthum berichtigen. Auch ich stand einst an der Pforte, die ins Jenseits führt und segne jetzt meine Umkehr.“

„Auch Sie —! aber vergessen Sie nicht, daß ich Officier bin!“

„Sie sind Mensch — zuerst und zuletzt Mensch. — Lassen Sie mich nachdenken — ruhig überlegen — Morgen berathen wir weiter. Aber keine solche Gedanken, mein Freund — keine solche Gedanken!“

Sie stand auf und reichte ihm die Hand zum Abschiede; er zog sie an seine Lippen, und sie ließ es freundlich geschehen. Dann ging sie. —

Am nächsten Morgen erfuhr Arnold von dem Lazarethgehilfen, daß Schwester Luise ganz plötzlich schon in der Frühe abgereist sei. Niemand wisse, wohin. Sie habe ihn grüßen und ihm sagen lassen, er solle auf Gott vertrauen.

Und sie verläßt mich, jammerte sein Herz, aber es ist verdient!

* * *

Schwester Luise hatte nach einer Nacht, die ihr wenig Schlaf brachte, eine Unterredung mit einer ihrer Colleginnen gehabt, ihre wenigen Sachen zusammengepackt und mit einem Johanniter, der mit eigenem Fuhrwerk eine Rundreise zur Besichtigung der Spitäler machte, das Schloß verlassen. Sie überlegte, daß es keinen Zweck haben könne, Arnold von Rabner nochmals zu sprechen, da seine gänzliche Rathlosigkeit außer Zweifel war. Es hätte aber auch nicht einmal dieser Ueberzeugung bedurft; ein Gefühl, über das sie sich nicht klar werden wollte, trieb sie fort aus seiner Nähe. Es stand bei ihr fest, daß sie, welches Resultat auch ihre Reise haben mochte, in dieses Schloß nicht mehr zurückkehren, ihn nicht mehr sehen dürfe.

Bei der nächsten Eisenbahnstation stieg sie aus und dankte ihrem Begleiter. Der Zug, der gerade zur Abfahrt bereit war, brachte sie gegen Abend nach der Hauptstadt. Sie meldete sich bei der Oberin, stattete Bericht ab, bat um Urlaub für einige Tage und dann um ihre Verwendung in einem andern Spital. Die Oberin, eine alte vornehme Dame, die sich ihrem schweren Beruf aus wahrer Neigung gewidmet hatte und wegen ihrer Humanität allgemein geachtet und geliebt war, schenkte ihr so volles Vertrauen, daß sie sich mit der Versicherung begnügte, es seien zwingende Gründe für diese Bitte vorhanden. „Sie sind so gern bei Ihrer selbstgewählten Pflicht, mein liebes Kind,“ sagte sie ihr, „daß ich es Ihnen ohne Bedenken überlassen kann, sich selbst Ihren Wirkungskreis zu bestimmen. Ich bin überzeugt, daß auch Ihr hiesiger Aufenthalt nur den löblichsten Zweck hat.“

Schwester Luise küßte die Hand der hohen Frau und ging auf ihr Zimmer. Am andern Vormittage suchte sie das Haus des Geheimen Kanzleiraths von Rabner auf.

Ein Dienstmädchen beschied sie, daß der Herr auf dem Bureau, die Frau aber sehr krank sei und niemand annehmen könne. Es sei eine barmherzige Schwester, die Einlaß bitte, ließ sie melden, und sie käme vom Kriegsschauplatze. Nun öffnete sich die Thür.

Frau von Rabner lag zu Bette und fieberte stark. Aufgeregt von der Nachricht, hatte sie sich halb aufgerichtet und weit vorgebeugt, als ob sie so dem Besuch entgegenkommen könne. Ihre heiße Hand ausstreckend und die Eintretende mit halb ängstlichen, halb freudigen Blicken musternd, rief sie: „Sie wissen von meinem Sohn — lebt er? Sprechen Sie — sprechen Sie!“

„Ich komme von ihm — er lebt und wird leben,“ versicherte Schwester Luise, ihre Hand ergreifend und sanft drückend.

Die Kranke sah mit einem unbeschreiblichen Blick voll Rührung und Dankgefühl zu dem Mädchen auf; unfähig, ein Wort hervorzubringen, preßte sie dessen Hand an ihr Herz und sank dann in die Kissen zurück, in lautes Schluchzen ausbrechend. Schwester Luise ließ ihr Zeit sich zu erholen, dann erzählte sie bis auf die kleinsten Einzelheiten alles, was sie von den Kriegserlebnissen des jungen Helden wußte, immer die hellsten Farben auftragend und mit der Hoffnung ermuthigend, daß die Heilung der Wunden in nicht zu langer Zeit erwartet werden könne.

„Wie gern wäre ich ihm selbst nachgeeilt,“ sagte Frau von Rabner, „an seinem Krankenbette zu wachen! aber hier liege ich schon seit Wochen und sieche täglich mehr hin. Ich bin auch zu Hause nöthig — meines Mannes wegen. Ach! ich wäre eine glückliche Mutter, denn mein Sohn lebt — wenn nicht — —“

Ein neuer Thränenstrom erstickte ihre Stimme; sie bedeckte das Gesicht mit dem Tuche.

„Weinen Sie nicht, verehrte Frau,“ bat Schwester Luise. „Ich kenne Ihre Gedanken, denn ich bin durch Ihren Herrn Sohn in das Geheimniß Ihrer Sorge eingeweiht. Gerade deshalb kam ich her.“

Frau von Rabner sah erschrocken auf. „Arnold hat Ihnen gesagt — und doch denken Sie so freundlich über ihn?“

Luise lächelte. „Ich kenne seine Schuld, aber auch seine Buße. Es wäre traurig, wenn es aus den Irrwegen des Lebens keine Rettung gäbe. Ein Mensch, wie er, darf nicht so kläglich zu Grunde gehn —“

„O! Sie wollten —!“

„Was in meiner Macht steht. Zunächst also: haben sich inzwischen die Dinge hier geändert?“

„In keiner Weise. Ich sehe mit Schrecken dem nahen Tage entgegen, wo ich meinem Manne gewisse Eröffnungen —“

„Sagen Sie ihm vorläufig nichts,“ unterbrach Schwester Luise sie, „und überhaupt nichts, wenn ich mich nicht binnen zwei Tagen nochmals bei Ihnen melde, um Ihnen anzuzeigen, daß meine Mission verfehlt sei. Komme ich nicht, so dürfen Sie annehmen, daß die Angelegenheit völlig geordnet ist.“

„Aber wie —?“

„Fragen Sie nicht. Es ist ein schwerer Gang, den ich zu machen beabsichtige, aber der barmherzige Gott wird mir auch dazu Kraft geben. Ich hoffe, es wird gelingen.“

„Und der Name unserer Wohlthäterin?“

„Es ist eine Wohlthat, die ich mir selbst erweise, andern nach Kräften zu helfen, und ich möchte mich ungern nennen.“

„Aber mein Sohn —“

„Er darf von meiner Einmischung nichts erfahren — ich werde auch ihn nicht wiedersehen!“ schloß das Mädchen die Unterredung, sich von ihrem Platz am Bett erhebend, um sich zu verabschieden. —

Der alte Geheime Rath kam nach Hause, beladen mit Zeitungen, aus denen er schon beim Eintreten ins Zimmer mit enthusiastischem Ausdruck seiner patriotischen Freude die telegraphischen Depeschen über die neuesten Gefechte vorlas, welche die feindlichen Heere einander geliefert hatten. „Nun ist's entschieden,“ rief er, „der Sieg ist unser! Wie anno 14 und 15 stehen wir wieder auf einem Hügel vor den Thoren der Hauptstadt des Feindes und rufen unser Victoria hinüber. Daß auch der Arnold so bald marode geworden ist!“

Jetzt erst, schon ganz nah dem Bette der Kranken, bemerkte er den Besuch. Nun mußte natürlich die Erzählung von neuem beginnen und wo möglich noch mehr detaillirt werden. Sein lebhaftes Interesse ließ ihn nicht ruhig zuhören, sondern trieb ihn fortwährend zu Unterbrechungen und Zwischenfragen, die oft nur ungenügend beantwortet werden konnten. Eigentlich wußte er alles viel besser, als der Gast, da er stets die Zeitungen genau studirt und sich daraus ein Kriegsbild zusammengestellt hatte, an dem nun natürlich nichts zu rücken und zu rühren war, so daß er ganz böse werden konnte, wenn Schwester Luise den Versuch machte, ihn zu berichtigen.

„Herrliche Thaten,“ unterbrach er bei jeder Gelegenheit „und würdig der Vorfahren! Aber es geht alles zu schnell, kann sich im Bewußtsein der Soldaten und des Volks nicht recht setzen. Das war anders damals — war überhaupt vieles anders. Wir hatten's nicht so bequem, wie die jungen Herrn jetzt. Da war keine Eisenbahn, die in wenigen Stunden ganze Regimenter viele Tagemärsche weiter schafft und fast unmittelbar vor den Feind

bringt; mußten uns den Schlachttag erst sauer verdienen, oft wochenlang auf freiem Felde campiren, Wege gangbar machen und auf unsere Proviantcolonnen warten. Hat uns auch keiner die Tornister nachgefahren! Und nach der Schlacht — da konnten wir lange liegen, bis man uns aufnahm; die Doctoren waren knapp und taugten nicht einmal viel; hatten auch keine Zeit, sich mit langen Lazarethcuren aufzuhalten. War so ein Arm oder Bein angeschossen, so wurde nicht viel Federlesens gemacht, Messer und Säge angesetzt und weggeschnitten, was nicht mehr brauchbar schien. Da galt's denn die Zähne zusammenbeißen und den Pfeifenstummel fest in den Mund nehmen. Jetzt wird wo möglich jeder Bauerlümmel chloroformirt, damit er von der ganzen Procedur nichts merkt. Gab damals auch keine Krankenträgercompagnien und Transportwagen auf Federn und barmherzige Schwestern; hat uns auch keiner Erfrischungen nachgeschickt und das Leben angenehm gemacht. Darum halten wir auch so lange vor, die wir's glücklich durchgesetzt haben, die Veteranen von Anno Dreizehn!"

Es war ihm schwer begreiflich zu machen, weshalb Arnold nach der großen Schlacht nicht dem Heere gefolgt sei. „Das Beste geht dem Jungen verloren!" sagte er kopfschüttelnd. „Ich wäre mitmarschirt mit einem Bein und dem halben Kopf. Die blauen Bohnen haben nicht viel zu sagen. Mir steckt selbst noch eine im Leibe, und ich fühle sie ganz deutlich, wenn wir nasses Wetter haben. — Ist's denn wenigstens eine respectable Wunde, die sich sehen lassen darf?"

Schwester Luise suchte ihn darüber zu beruhigen. „Der Arm wird leider steif bleiben," versicherte sie.

„Hat noch den linken," meinte der alte Herr schmunzelnd, „den Degen zu führen, und wegen einer guten Partie darf ihm auch deshalb nicht bange sein. So ein Schwerenöther wird überall gern eingelassen, auch wenn er mit der linken Hand anklopft. Was meinst Du, Alte? Nun wird doch auch wieder einmal der Doctor aus dem Hause kommen — wie? Was die Frauen doch für eine eigene Nation sind! Für gewisse Dinge haben sie durchaus keinen Verstand."

Die Kranke reichte ihm die Hand. „Ruhig, ruhig, Papachen!" ermahnte sie, „Du wirst Dich wieder um Dein Nachmittagsschläfchen bringen."

Aber der alte redselige Herr war im Zuge und plauderte munter weiter. Schwester Luise sollte durchaus zu Mittag bleiben und mußte, als sie dies entschieden ablehnte, wenigstens ein Glas Wein trinken und darauf anstoßen, daß der junge Held bald wieder kriegstüchtig wäre. „Ich wünschte nur," setzte er hinzu, „daß die Federfuchser nicht voreilig Frieden machten; es muß noch ein paar Hauptschläge geben, und Arnold darf mir gar nicht nach Hause kommen, wenn er nicht dabei gewesen ist! Ich schreibe nicht an ihn. Wenn er einen Brief sieht, der kaum 24 Stunden unterwegs gewesen ist, kommt ihm der ganze Feldzug lächerlich vor. Das war damals auch anders; bis da so ein Blatt Papier seinen Weg gemacht hatte, konnte das ganze Tintenfaß längst ausgetrocknet sein. Da wußte man auch noch, was der Krieg bedeutete! Da fühlte man sich in Feindes Land! Ha, ha, ha — ja! die Veteranen von Anno Dreizehn!"

Schwester Luise verließ das Haus mit einem sehr gemischten Gefühl, halb der Befriedigung, Arnolds Eltern kennen gelernt zu haben, halb des Mißbehagens über die schon ans Kindische streifende Anschauungsweise des alten Herrn, bei dem ein forcirter Patriotismus die Vaterliebe überwucherte. Arnold gewann in ihren Augen; seine Verirrungen schienen entschuldbarer, seine Befürchtungen bei einer Entdeckung ganz gerechtfertigt. Der Wunsch, helfen zu können, wurde bei ihr dadurch nur um so lebhafter.

Sie beschloß, den Baron sofort aufzusuchen. Aber sie ging nicht die geradeste Straße nach seiner Wohnung, sondern machte einen ziemlich weiten Umweg über einen nahe der alten Stadtmauer belegenen, mit Bäumen besetzten Platz, und durchschritt mehrmals die schattigen Gänge desselben, ehe sie sich dem eigentlichen Ziel ihrer Wanderung näherte. Es war ihr beklommen zu Muth und sie mußte alle Energie ihres Charakters zusammenfassen, um nicht bei sich selbst einen Aufschub zu motiviren und umzukehren. Immer langsamer wurden ihre Schritte, immer nachdenklicher senkte sie den Kopf zur Brust hinab und das Auge zur Erde. Einige Secunden lang hielt sie den Metallknopf, welcher den Glockenzug in Bewegung setzen sollte, in der Hand, ohne daran zu ziehen. Dann war's, als ob sie sich plötzlich ermuthigte; sie schöpfte tief Athem, als ob sie den Druck, der ihre Brust belastete, von sich abwerfen wollte. Die Glocke innen schlug laut an — es war entschieden.

Als sie, von dem Portier angemeldet, in das Zimmer trat, lag der Baron, nachlässig hingestreckt, in seinem niedrigen Lehnstuhl. Er erhob sich nicht, sondern ließ nur das Buch, in dem er gelesen hatte, auf die Kniee sinken, blies langsam den Rauch seiner Cigarre seitwärts fort, hob die Lorgnette nach dem Auge und beobachtete die Eintretende erst mit ostensibler Gleichgültigkeit, dann mit gesteigerter Aufmerksamkeit. „Was steht zu Diensten, mein schönes Kind?" fragte er, als das Mädchen an der Thüre Halt machte, den Mund zu einem süßlichen Lächeln verziehend.

„Mein Kleid sollte mich vor einer solchen Anrede schützen, Herr Baron," antwortete sie beleidigt.

Er lachte und fixirte sie nochmals durch das Glas. „Ihr Kleid? Mein Respect vor Kleidern ist nicht übermäßig groß — sie machen nicht einmal immer Leute und haben mitunter die unangenehme Eigenschaft, zu verhüllen, was das Sonnenlicht durchaus nicht zu scheuen braucht."

Das Mädchen trat betroffen zurück und warf einen ängstlichen Blick nach der Thüre, um sich zu überzeugen, daß ihr der Rückzug frei bleibe.

„Ja, was wünschen Sie denn eigentlich, meine Gnädigste?" fuhr der Baron fort, sehr befriedigt von dem verschüchternden Eindruck, den seine Worte gemacht hatten. „Ich besinne mich nicht, mir eine barmherzige Schwester bestellt zu haben — ist sonst nicht gerade meine Passion. Aber ich will gar nicht leugnen, daß eine solche Bekanntschaft recht interessant sein kann, wenn sie nicht durch die Nothwendigkeit eines Krankenlagers herbeigeführt wird, das ich in den Tod hasse. Treten Sie näher, nehmen Sie Platz, ich habe bis zum Diner noch eine halbe Stunde Zeit zum Plaudern. Sans gêne, wenn ich bitten darf."

Dem Mädchen perlten die Thränen über die zorngerötheten Wangen; die Lippen öffneten sich ein wenig und zeigten die fest aufeinander geschlossenen Zähne. Die ganze Haltung des schlanken Körpers gewann etwas stolz Herausforderndes. Aber bald trat wieder die frühere Ruhe ein, und der Stimme war kaum noch die Erregtheit ihres Gemüths anzumerken, als sie sehr ernst antwortete: „Ich bedaure, durch die Umstände genöthigt worden zu sein, einen Besuch machen zu müssen, der leider von keinem andern gemacht werden konnte, da es sich um ein trauriges Geheimniß handelt, zu welchem es — eine unglückliche kranke Frau abgerechnet — nur noch zwei Mitwisser giebt. Der eine sind Sie, Herr Baron; der andere liegt in einem Kriegsspital jenseits der Grenze, von mehreren schweren Wunden, die er in der Schlacht erhalten, an das Bett gefesselt. Ich komme von ihm."

Der Baron richtete sich im Stuhl auf und klopfte an der Marmorplatte des kleinen Tisches, der neben ihm stand, die Asche der Cigarre ab. „Das klingt ja ganz feierlich," sagte er, die Augenbrauen hoch aufziehend — „darf man wissen, wovon und von wem Sie sprechen, mein schönes Fräulein?"

„Ich spreche von dem Herrn Lieutenant von Rabner," entgegnete sie „und so werden Sie auch wissen, wovon ich spreche."

Der Baron knipste einige Flocken der Cigarrenasche fort, die auf sein Beinkleid gefallen war, und machte eine Grimasse. „Rabner — ah! Lieutenant von Rabner! Ist doch ein Teufelskerl, der Rabner. Macht selbst im Spital noch seine Eroberungen unter barmherzigen Schwestern — ha, ha, ha! Ein wahres Genie! Also der liebenswürdige Junker Leichtsinn hat ein paar Kugeln im Leibe? Thut ihm nichts — thut ihm nichts, wenn nur das Herz nicht getroffen ist — aber da freilich —"

„Sein rechter Arm ist im Dienst des Vaterlandes verloren," unterbrach das Mädchen, von dem frivolen Ton seiner Aeußerungen aufs peinlichste berührt; „er wird nie mehr völlig gesund werden!"

„Ach, bedaure, bedaure — aber das ist der Krieg —" entgegnete er achselzuckend. „Mitleidigen Seelen wird er übrigens nur um so interessanter sein, und Sie zweifeln doch nicht, mein Fräulein, daß es noch mitleidige Seelen auf der Welt giebt?"

„Ich möchte ungern daran verzweifeln," sagte sie leise. — „Sie haben einen Wechsel in Händen —"

„Ah, der Wechsel!"

„Er ist übermorgen fällig."

„Ganz recht."



Unter der Linde in einem Harzdorfe.

Für das Daheim nach der Natur gezeichnet von W. Simmler.

„Ich bin überzeugt, Herr Baron, daß Sie unter jetzigen Umständen keinen Gebrauch davon machen werden.“

„Unter jetzigen Umständen — wie so?“

„Ich sagte Ihnen, daß Lieutenant von Rabner schwer verwundet in einem fernen Spital liegt, daß es ihm in längerer Zeit nicht möglich sein wird, sein Krankenlager zu verlassen —“

„Mag sein! Aber er ist ja gar nicht dazu nöthig. Die Sache regulirt sich gerade in seiner Abwesenheit um so leichter.“

„Er ist außer Stande, augenblicklich das Geld zu schaffen.“

„Wer fordert's denn auch von ihm? Ich habe nicht sein, sondern seines Herrn Vaters Accept.“

„Seines Vaters —! Das ist eine Unwahrheit.“

„Mein Fräulein —!“

„Es ist eine Unwahrheit.“

„Sie werden sich übermorgen vom Gegentheil überzeugen.“

„Sie wollen wirklich den Wechsel vorlegen?“

„Ohne Bedenken. Er kostet mich baare zweitausend Thaler.“

„Und wenn ich die Summe in Documenten deponire — ohne auf dieselben für mich weiteren Anspruch zu erheben, falls binnen Jahresfrist die Zahlung nicht erfolgt?“

Der Baron kniff das rechte Auge zu und schielte mit dem linken recht malitiös zu ihr hinüber, indem er zugleich den Mund schief zog und aus dem Mundwinkel wie aus einer Dampfpfeife den Cigarrenrauch ausblies. Von diesem Gesichte ließen sich Verdächtigungen ablesen, die schon unausgesprochen das Mädchen empörten. Er hielt es auch nicht für nöthig, Erklärungen zu geben, sondern streckte die Hand aus, nahm die Pfandbriefe in Empfang, die ihm aus möglichster Entfernung zugereicht wurden, prüfte dieselben, erhob sich dann langsam, trat an das offene Cylinderbureau, zog die kleine Schieblade auf und griff hinein.

Dann schien er aber wieder auf andere Gedanken zu kommen. Er stand eine Weile, die Hand in der Schieblade, und überlegte. „Ein Jahr ist lang,“ murmelte er; „und so ganz ohne Vergütigung —? Hier liegt der Wechsel, der offenbar mehr werth ist, als der Betrag, über den er lautet. Was geben Sie Avance, schöne Barmherzige?“

„Fordern Sie!“

„Hm — es ist mir nicht um das Geld; ich begnüge mich mit einem Kuß von diesen vestalischen Lippen —“

Schwester Luise bebte vor Zorn. „Mein Herr, das ist eine Unverschämtheit!“

Der Baron ließ den Wechsel in die Schieblade zurückfallen, zog die Hand zurück, nahm wieder im Lehnstuhl Platz, reichte ihr die Pfandbriefe hinüber und sagte in ganz verändertem Ton: „Sie sind tugendhaft, mein Kind. Es ist mir jedesmal eine große Freude, die allerdings selten gebotene Beobachtung machen zu können, daß es noch Menschen gibt, die einer Versuchung zu widerstehen vermögen. Ich dringe nicht weiter in Sie. Aber wie die Welt nun einmal ist, kommt man mit der Tugend in Geschäftsangelegenheiten nicht weit. Ich will mir im übrigen Ihre Unerfahrenheit nicht zunutze machen; Ihr gutes, mitleidiges Herz verleitet Sie zu einem dummen Streich. Denn Sie würden diese Papiere verlieren, wenn ich sie annehmen wollte, und Ihre Hoffnungen auf eine gewisse Entschädigung, die Ihnen vermuthlich vorgespiegelt ist, würden schändlich betrogen werden. Ich kenne meine Leute und will an Enttäuschungen einer so schönen Seele, wie die Ihre, nicht Schuld sein.“

„Gott ist mein Zeuge —!“ rief sie zitternd vor innerer Empörung. Dann aber, als ob sie fühlte, daß jede Versicherung ihrer reinen Absicht diesem Manne gegenüber eine Beleidigung der eigenen Ehre sein würde, unterbrach sie sich selbst und fragte mit eisiger Ruhe: „Sie wollen also den Wechsel nicht herausgeben?“

„Nein — zu Ihrem Besten!“

„Gut denn, so gibt's noch ein Mittel, Sie zu zwingen.“

Er lächelte höhnisch.

„Ich will Ihnen einen Namen nennen, der in Ihr Gewissen schlagen soll, und wenn alle Teufel darin hausten. Ich bin Luise Amsteiner!“

Der Baron schnellte von seinem Sitz auf, als ob darunter eine Bombe explodirt wäre. Es war, als ob die Augen sich aus den Höhlen herausdrängen wollten, mit so entsetzten Blicken sah er zu dem Mädchen hinüber, das ihnen nicht auswich. „Luise Amsteiner —“ zitterten seine bleichen Lippen — „das Kind jenes Rendanten —“

„Lebrecht Amsteiner!“ ergänzte sie; „das einzige, durch ein Wunder gerettete Kind des unglücklichen Mannes, der in seiner Verzweiflung auch ihm den Tod bestimmt hatte. Vielleicht wär's besser gewesen — aber ich will nicht freveln.“

Der Baron tupfte mit dem seidenen Tuch den Schweiß von der kalten Stirn und machte den vergeblichen Versuch, seine Aufregung niederzukämpfen. „Lebrecht Amsteiner — Lebrecht Amsteiner — ich erinnere mich des traurigen Falles — aber was habe ich —?“

„O! sparen Sie sich die Lüge!“ rief das Mädchen, ein zusammengefaltetes Blatt Papier vorziehend und öffnend. „Sie glaubten Ihr Geheimniß mit den Todten versargt, aber hier ist ein Document, das gegen Sie zeugt. Der letzte Brief meines Vaters, unzweifelhaft seine Handschrift. Er ist an eine Frau gerichtet, die ihm uneigennützig Wohlthaten erwiesen hatte, und von der er nicht verkannt sein wollte. Er schließt mit der Bitte, keinen öffentlichen Gebrauch davon zu machen, da er nur für sie bestimmt sei, und so hat ihn bis zu ihrem Lebensende niemand gesehen, und später nur ich. Mein Vater schreibt: „Wenn Sie diesen Brief erhalten, verehrte Frau, bin ich nicht mehr. Ich habe Grund, ein Leben auszulöschen, von dem ich die Schande nicht abwenden kann, ohne ein geliebtes — auch jetzt noch geliebtes Wesen damit unheilbar zu belasten. Meine Frau, die ihre Schuld tief bereut, folgt mir, und wir sind entschlossen, unsere Kinder mitzunehmen, um sie dem Elend nicht preiszugeben, das ihr einziges Erbtheil sein würde. Elend und Schande! Ich sage Ihnen alles — nur Ihnen, und Ihr freundliches Gemüth wird uns nicht richten; Ihr Herz wird uns ein gütiges Angedenken bewahren. Um unsere Verhältnisse zu verbessern, nahmen wir vor einiger Zeit in unsere Wohnung einen Chambregarnisten auf. Der junge Mann war aus anscheinend guter Familie und spiegelte uns vor, sehr wohlhabend, aber augenblicklich durch eine testamentarische Bestimmung in der Benutzung seines Vermögens beschränkt zu sein. Er nannte sich —“

„Halten Sie ein!“ unterbrach der Baron stöhnend die Vorleserin. „Ich weiß genug. Das ist eine satanische Rache! Eine Verleumdung —“

„Die Welt — Ihre Welt wird anders darüber denken, Herr Baron.“

„Sie wollten —!“ Er sprang mit einem Satze auf sie zu und versuchte das Papier zu fassen. Aber sie schleuderte ihn zurück, so daß er auf den Stuhl taumelte, und trat nahe an die Thüre.

„Sie erreichen auf diese Weise nichts,“ rief sie triumphirend; „aber ich trenne mich, so schwer es mir wird, freiwillig von diesem Document, wenn Sie den Wechsel dafür einlösen wollen. Es soll nicht noch einmal eine ganze ehrenwerthe Familie durch Ihre Teufelei zur Verzweiflung gebracht werden. Wählen Sie!“

Der Baron athmete auf. „Das läßt sich hören,“ sagte er matt. „Zug um Zug — um allen Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen — und um einer jungen Dame gefällig zu sein, deren Mutter —“

„Schweigen Sie!“ befahl das Mädchen so energisch, daß der Baron den Satz nicht zu Ende zu bringen wagte. Nur halblaut sprach er auf dem Gange zum Schreibtisch vor sich hin: „Sie wissen vielleicht doch nicht alles, liebes Kind —“

„Und ich will nichts weiter wissen!“ schnitt sie jede weitere Aeußerung ab. „Der Wechsel —?“

„Hier!“

„Und hier der Brief.“ — Sie küßte das vergilbte Papier und reichte es ihm hin. „Ich bin nun ganz arm, aber er ist gerettet! Sie werden sich nun nicht weigern, diese Pfandbriefe anzunehmen.“

Es war, als ob eine menschliche Rührung über ihn kam. Er machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung und sagte: „Der Wechsel ist bereits gekauft.“

Sie schüttelte heftig den Kopf. „Jener Brief hat keinen Geldwerth — nicht für mich, nicht für Sie!“

„Aber ich war von früher her in Ihrer Schuld,“ bemerkte er dringlicher. „Das Geld, das in der Casse fehlte —“

„Es gehörte nicht uns. Nehmen Sie!“

„Nein — ich beraube Sie nicht, Luise!“

Sie warf die Papiere auf den Stuhl und eilte fort. „Nennen Sie mich nicht,“ rief sie schaudernd zurück, „es ist zugleich der Name meiner Mutter, den Sie entheiligen!“ — — — — — —

(Schluß folgt.)

Harzwanderungen. Von Hermann Wagner.

III. Harzer Glück.

(Hierzu das Bild auf S. 661.)

Ist man eine ganze Woche hindurch der Bevölkerung einer Landschaft Schritt vor Schritt bei ihrer oft mühsamen Beschäftigung gefolgt, so gewährt es einen besonderen Genuß, sie auch am Sonntag bei der wohlverdienten Ruhe und den einfachen Vergnügungen zu belauschen.

Die Landstraße, die bergauf, bergab durch dunkle Fichtenwaldungen sich windet, zeigt dann ein anderes Gesicht als am Wochentag. Kein Kohlenwagen mit rußigen Führern, kein Holzwagen oder Steinfuder kommt uns mit schweißtriefenden Pferden entgegen. Nur leichtes Fuhrwerk rollt an uns vorbei. Hier saust das kleine Wägelchen eines Fleischers vorüber, der seine Schwester oder junge Frau heute mitgenommen hat und wahrscheinlich Geschäft und Vergnügen bei seiner Sonntagsfahrt verbindet. Dann trabt ein rüstiges Gespann mit einigen jungen Stadtherren vorbei, die sich den Naturgenuß durch den Inhalt jener langhalsigen Flaschen noch erhöht haben, welche neben ihnen hervorschauen. Auf dem Kreuzweg in der Ferne passirt ein langes Gefährt, ein mächtiger Leiterwagen, mit grünen Reisern rings umsteckt und von einer bunten Gesellschaft dicht vollgestopft. Helle Frauenstimmen, fröhliches Gelächter und kräftiger Männergesang dringen bis zu uns her.

So schritt ich an einem Sonntag Nachmittag, allmählich angesteckt von der allgemeinen Heiterkeit, die sich allenthalben kundgab, gemächlich weiter, dem Dörfchen zu, das in der Tiefe des schmalen, vielfach gewundenen Thales versteckt lag. In der Sonntagsstimmung erschien mir selbst die Natur ringsum schöner als am Werkeltag. Das Flüßchen rechts neben dem Wege schäumte heller und lustiger über das glatte Schiefergestein, als versuche es zu tanzen. Die Finken und Meisen im Dickicht jagten sich rufend und zwitschernd hin und her, als hätten sie ein neues Spiel ausfindig gemacht. Hoch droben über den Wipfeln des Bergrückens kreiste ein Falkenpaar mit seinem erwachsenen Jungen und schien mit hellem Rufen dem guten Kinde die Heimat bei Sonntagsbeleuchtung zu erklären.

Im jungen Heu, links am Bergabhange, wurden Stimmen vernehmbar. Ein paar muntere Mädchen suchten Erdbeeren und wandten sie zu Sträußchen für die Kleinen daheim. Jetzt kommt ein Mütterchen auf der Straße daher im vollen Sonntagsschmuck, den seidnen Staatshut auf dem ehrwürdigen Haupte, das beste Tuch um die Schultern — aber barfuß dabei! Schuhe und Strümpfe hat es, sobald die letzten Häuser im Rücken waren, ausgezogen und in den Handkorb gelegt. Sie ist's so besser gewöhnt und spart damit gleichzeitig die kostbaren Stücke — sei's auch für den Nachwuchs.

Das Dorf ist erreicht. Vor den Hausthüren sitzen Frauen und Mädchen in Festkleidern, nähen, stricken und plaudern dabei, Ernstes und Heiteres, wie es die verflossene Woche gebracht hat. An einem Hause steht ein Trupp Kinder von allen Altern rund um die Frauen. Ein dreijähriges, pausbäckiges Mädchen hat sich in irgend ein Herzeleid vertieft und schreit aus Leibeskräften, während ihm die hellen Thränen auf den dunkelrothen Backen herablaufen. Es schien als eine leidenschaftliche Natur den übrigen bereits bekannt zu sein, — sie nahmen wenig Notiz von dem großen Lamento.

„O," sag' ich zu ihr, „kannst Du so wunderschön singen, so komm mit mir nach der Stadt!"

Sofort erhält das flackernde Feuer des kleinen Wesens eine andere Richtung und neue Nahrung. Drohend steckt mir der kleine Ausbund beide allerliebste Fäuste entgegen und verwahrt sich durch einen energischen Protest: „Ich will aber nicht singen! Ich will nicht mit Dir gehen! Ich will's dem Vater sagen!" Das Ganze machte einen so urkomischen Eindruck, daß Alt und Jung ringsum in helles Gelächter ausbrach.

Da schallten Waldhörner aus dem Thale herauf! Oberons Horn hätte nicht magischer wirken können, als hier das Quartett, welches von der großen Linde neben dem Wirthshaus her sich hören ließ. Der ganze Kindertroß stürmte davon, der Musik nach, als lockte die berühmte Pfeife des Harlemer Rattenfängers. Auch die Frauen erhoben sich, trugen die Kleinsten und wandelten dorthin nach der Linde.

Einige Bergleute gaben daselbst zu ihrem eignen Vergnügen und zur Lust der gesammten Bevölkerung ihre einfachen Tonkünste zum Besten, andere neben ihnen, die einen Sängerbund geschlossen, trugen dazwischen Volkslieder vor. In ihrer Nähe ließ ich mich nieder. Der Wirth kredenzte schäumendes Bier und setzte sich zu mir.

Die Musik ließ eben feierlichst „Heil dir im Siegerkranz!" erschallen. Ein langer Bergmann, noch in den kräftigsten Jahren, kam auf die Linde zu, suchte das Lachen zu verbeißen und machte eine Faust gegen die Waldhornbläser, als wollte er sagen: „Wartet nur! ich will's euch gelegentlich schon wieder geben!" Dann trat er zu uns und begehrte einen Trunk Bier.

„Du willst Dir heute wohl eins zu Gute thun, Andreas?" frug der Wirth. „Wie geht's zu Hause? Ist's ein Junge oder ein Mädchen, das gestern Abend angekommen ist?"

„Ein Mädchen," schmunzelte der Gefragte.

„Das wievielte Kind ist es?" frug ich.

„Erst das elfte, Herr!" entgegnete der Bergmann, und allgemeines Gelächter lohnte den Glücklichen. „Sie sind," fuhr er fort, „Gott behüte sie, alle gesund und die drei ältesten helfen schon tüchtig mit arbeiten."

„Nun," erwiderte der Wirth, „tröste Dich nur; das Dutzend wird mit der Zeit schon noch voll werden. Die Großen helfen inzwischen den Kleinen mit auf die Beine."

Die Musik ging ohne weitere Modulationen in den alten Dessauer über: „So leben wir, so leben wir alle Tage!" — Das Kindergewimmel ringsumher begann mit Händen und Beinen zu zappeln, und selbst den älteren Mädchen merkte man's an, daß der straffe Tact in ihnen die Tanzlust erweckte.

Der Wirth verließ uns; ein angekommener Wagen mit Sonntagsreisenden nahm ihn in Anspruch. Ich bemerkte jetzt wohl, daß ein Schlagbaum am Hause und hier die Wegegeldstelle war.

„Sie haben zwei Aemter gleichzeitig?" sagte ich zu ihm, als er wieder erschien.

„Sogar noch mehr," entgegnete er, „ich bin außerdem noch Bäcker fürs ganze Dorf und selbst noch Postbeamter. Wenn Sie einen Brief abzusenden haben, so kann ich dienen. Sie werden überhaupt hier oben Leute genug finden, die mehrerlei Dinge gleichzeitig treiben müssen, weil eins allein nicht hinlänglich lohnt. Da kommt der Kantor, der kann Ihnen mehr davon erzählen."

Der Angekündigte war ein hübscher Mann von zwanzig und einigen Jahren, der sofort durch sein liebenswürdiges, bescheidenes Wesen für sich einnahm. Er führte ein allerliebstes Jüngelchen von etwa zwei Jahren an der Hand, das mich wildfremden Menschen mit großen blauen Augen hell ansah.

„Haben Sie etwa auch gleichzeitig mehrere Aemter?" frug ich nach den Einleitungsbegrüßungen.

„Ich müßte etwa mitrechnen, daß ich Sonntags den Gottesdienst abhalte und die Predigt vorlese," antwortete er, „sonst nicht; eigentlich könnt ich's wohl brauchen."

„Wo ist die Kirche? Ich habe ja nirgends einen Thurm bemerkt!"

„Wir haben keine und halten den Gottesdienst im Schulhause. Alle Jahre einmal kommt der Herr Pastor aus Z. zwei Stunden weit her und hält das heilige Abendmahl. Drüben in Elend ist's ähnlich, dort ist sogar die Kirche mit der Schule und dem Wirthshaus unter ein und demselben Dache."

„Sind Ihre Sommerferien schon vorbei?"

„Haben hier keine Ferien, d. h. keine vollen, immer nur halbe, wir halten den Vormittag Schule und geben Nachmittag frei."

„Warum das?" frug ich, „ich habe doch sonst öfter gehört, daß an der Schulmeisterei gerade die Ferien das Beste wären. Warum machen Sie hier eine Ausnahme?"

„Weil während der vollen Ferien das Schulgeld ausfällt, bei halber Schule muß es gezahlt werden."

„Wie viel trägt Ihre Stelle?"

„100 Thaler von der Gemeinde, 80 Thaler von den Kindern!"

„Macht 180!" erwiderte ich — die Waldhörner spielten eben: „O du lieber Augustin! Alles ist hin!" — Inzwischen hatten sich noch mehrere Männer und Burschen unter der Linde eingefunden,

rauchten, tranken und plauderten dazu. Der Singverein stimmte die Harzer Bergmannshymne an:

„Glück auf! ihr Bergleut, jung und alt
Seid frisch und wohlgemuth!"

und wer von dem umstehenden Publicum gerade nichts Besseres zu thun hatte, stimmte mit ein. Ein junger Bergmann in weiß- und rothgestreiftem dünnen Baumwollenjäckchen setzte sich zu mir. Ich würde ihn seinem ganzen Wesen nach eher für einen angehenden Leinwebergesellen gehalten haben, als für einen Genossen der Gnomen und Kobolde. Er klagte mir seine Noth, lamentirte über geringen Lohn, theures Leben, schlechte Zeiten, so daß er sich Sonntags nicht einmal ein Glas Bier kaufen könne. „Ja, wenn sich ein guter Herr meiner annähme," schloß er sein Klagelied, „und mir in einer großen Stadt beistände, ja dann —"

„Du bist der beste Bruder auch nicht!" unterbrachen die Waldhörner mit erschütternder Wahrheit erbarmungslos seine Herzensergießungen.

„Ei was!" meinte ein Mann zu meiner Rechten, der das Gespräch mit angehört hatte, „ein tüchtiger Kerl muß sich auf seinen Kopf und seine guten Fäuste verlassen, dann kommt er auch in der Welt durch. Gott verläßt keinen Harzer, wenn er sich nicht selber aufgibt. Geht's nicht auf die eine Weise, geht's auf eine andere."

„Welche Beschäftigung haben Sie?" frug ich ihn.

„Ja, lieber Herr, ich bin mehrerlei. Gelernt habe ich eigentlich als Tischler, dann als Glaser, außerdem bin ich aber auch Zeugarbeiter und Gärtner."

„Viel zusammen;" erwiderte ich, „daß Sie als denkender Mann vom Tischler auf den Zeugarbeiter kommen und den Leuten Mühlen bauen statt Särge, begreife ich leicht, weniger verstehe ich, wie Sie auf den Gärtner gerathen sind."

„Liegt nahe," antwortete er, „von der Glaserei aus, bei welcher man mit Gewächshäusern und Treibhausfenstern viel zu thun hat. Hier oben hab' ich's freilich nicht gelernt, bin aber in der Welt manch liebes Jahr herumgewesen, — war unter anderm in Krakau während der österreichischen Einverleibung. Die Gewerke hatten mich neben andern mit zum Sprecher gewählt, als der Gouverneur uns die Kasse und die Gewerkschaftsbücher abverlangen ließ. Als wir unsre Sache vorgebracht, nahm man uns fest und steckte uns ein, da ging draußen die Katzbalgerei los. Später war ich in Ungarn, an fünf verschiedenen Stellen bin ich blessirt worden. Sehen Sie hier diese Narbe am rechten Vorderarm? Ich verdanke sie einer Kosakenlanze, die mich traf, nachdem ich kurz zuvor bei Erstürmung einer Batterie mit heiler Haut davon gekommen war. Zuletzt lag ich lange im Lazareth, starb, war ein paar Jahr todt und kam endlich glücklich wieder nach Hause."

„Todt? wie so?" frug ich verwundert — die Sänger waren eben mitten im alten: „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt!" —

„Die Leutchen würden mich vermuthlich vors Kriegsgericht gestellt und erschossen haben, wenn ich wieder auf die Beine gekommen wäre," entgegnete er, „da sagte eines Morgens der Krankenwärter zu mir: Harzer, jetzt ist's Zeit, daß Du stirbst und als Schuster wieder aufstehst. Dein Nachbar neben Dir, der wälsche Schuhknecht, ist gestorben. Ich will Dir den Gefallen thun und die Namenstafeln verwechseln, die an euern Betten hängen. Der stille Mann da wird's nicht übel nehmen. So ward denn mein Todtenschein in aller Form ausgestellt und hierher geschickt, bis ich nach ein paar Jahren selber ankam und die Beileidsbezeigungen einkassirte."

„Ja, ein richt'ger Harzer hat auch allemal Glück!" fiel eine helle Stimme von der linken Seite her ein. Sie kam von einem sonderbaren Manne, dem man bei seinem rasirten, glatten, braunen Gesichte durchaus nicht abmerken konnte, wie alt er eigentlich sei. „Ich selbst," fuhr er fort, „habe mein Lebtag auch immer Glück gehabt. Wo ich hinkomme, treffe ich sicher allemal einen alten Bekannten, nach dem ich mich lange gesehnt habe. Und wißt Ihr, was mir gestern Abend passirt ist? Ich fahre mit meinem Fuchs den Wildberg hinauf, um ein paar Klafter Holz heimzuholen. Als wir fast droben sind, dicht am steilen Abhang, fällt die Haue vom Wagen. Ich steige ab, um sie aufzuheben. Währenddem ist die Wagenachse an einem Ast hängen geblieben, der Fuchs zieht derb an, um loszukommen. Der Ast bricht, das Pferd kommt in den Schuß, kann sich nicht halten und kollert kopfüber den schroffen Abhang hinunter; der Wagen hinterdrein und in Stücke. Das Thier war gleich mausetodt; wäre ich auf dem Wagen sitzen geblieben, hättet Ihr mich übermorgen begraben können. War das nicht ein ganz besonderes Glück, daß die Haue gerade dort herunterfiel? — Vorigen Sonntag war ich mit meiner Frau drüben in Harzburg und hatte eine Rolle mit fünf Thaler in Viergroschenstücken hier in der Rocktasche. Als wir auf die Ruine steigen, verlier' ich das Geld, merke es aber erst, als wir zurückkommen und ich den Wirth bezahlen will. „Matter!" sag ich zu meiner Frau, „ich hab's ganze Geld verloren!" — „Wie viel war's und was für Geldsorten?" fragt ein fremder Herr, der daneben steht. — Hat er wahrhaftig das Geld gefunden und gibt mir's in dem Augenblick auch schon wieder, als ich's vermisse! Ist das nicht Glück? — „Wo ist denn der Herr zu Hause?" wandte er sich jetzt an mich.

„Aus Sachsen!" antwortete ich.

„Ein schönes Land, das Sachsen! Leipzig, Dresden und die sächsische Schweiz, Herr!" plauderte das Glückskind, „ja dort habe ich auch einmal ganz besonderes Glück gehabt. Denken Sie, es war Anno 39, da machte ich einen Abstecher nach Dresden, gebe dort der Wirthin meinen Paß, damit sie mir eine Aufenthaltskarte besorge. Ehe ich diese erhalte, fällt es mir ein, einmal die sächsische Schweiz anzusehen, die ja nicht weit weg ist. Ich gehe also auf die Bastei, dann durch den Amselgrund herunter nach Rathen. Dort im Wirthshaus faßt mich der Gensdarm und fragt nach dem Paß und da ich nichts bei mir hab', läßt er mich per Schubb über Königstein nach Pirna bringen. Acht ganze Tage lang stak ich dort mit einem Metzgergesellen zusammen, den sie von Ungarn aus herauf geschubbt hatten. Ein köstlicher Kerl das, den ganzen Tag voller Schwänke und Schnurren und von unserm Fenster aus eine Aussicht, Herr! ich sage Ihnen, das Herz im Leibe hüpft mir noch heute vor Freuden! Da unten die Stadt und die Elbe, drüben die weißen Felsen mit dem grünen Walde. Als sie mich endlich frei ließen, frug ich in der Stadt, was das denn für ein Nest sei, in dem ich gesteckt hatte. „Das ist der Sonnenstein," hieß es, „auf dem ist auch eine Irrenanstalt." Sehen Sie, Herr! Früher hatte ich einmal eine schöne Beschreibung vom Sonnenstein gelesen und mir immer gewünscht: Ach, wenn du nur in deinem Leben einmal auf dem Sonnenstein zu einem Fenster herausgucken könntest, der schönen Aussicht wegen, — und nun war mir wahrhaftig einer meiner liebsten Wünsche erfüllt worden, ohne daß ich's gewußt hatte. Ist das nicht Glück ohne Gleichen?"

Wir alle lachten aus Herzensgrunde. Die Sänger, denen das Bier mittlerweile auch gut gemundet hatte, begannen in gehobener Stimmung: „Wir sitzen so fröhlich beisammen" — die Waldhörner fielen mit ein, Alt und Jung ringsum auch, — selbst das Echo drüben am Felsen gab sein Wort mit dazu und pries das Harzer Glück. — Nun, wenn die Steine selbst singen, kann der Erzähler wohl schweigen!

Mahnung an Stubenhocker.

Von Reg. und Medicinalrath **Dr. Wald.***)

Ohne tägliche gehörige Bewegung kann man nicht gesund bleiben. Das ist eine freilich nicht neue Bemerkung, denn schon Aristoteles lehrte: „Das Leben besteht in der Bewegung;" und Horaz erklärte: „Willst du nicht laufen als Gesunder, als Wassersüchtiger mußt du!" Im ganzen Innern des Organismus herrscht unaufhörliche rasche Bewegung, das Herz schlägt unermüdlich, mit 28 Schlägen

*) Es liegt uns die schmerzliche Pflicht ob, unsern Lesern mitzutheilen, daß der obige Artikel die letzte Arbeit des am 30. Juni verstorbenen Verfassers ist. Wir verlieren in ihm einen langjährigen, treuen Freund und Mitarbeiter, wie das Vaterland einen begeisterten Patrioten und die medicinische Wissenschaft einen ihrer tüchtigsten Vertreter.
Die Redaktion.

hat es die ganze Blutmasse, circa 15 Pfund, durch den großen Kreislauf (durch den Körper) und durch den kleinen, (die Lungen) getrieben; die Lungen arbeiten ohne Unterlaß wie eine Dampfmaschine, die Gedärme winden sich, ihren Inhalt forttreibend, in steter Bewegung, und selbst das Gehirn hat eine doppelte Bewegung, mit jedem Athemzuge und mit jedem Pulsschlage. Wenn nun, wie es ja bei der sitzenden Lebensweise unzähliger Menschen der Fall ist, die äußere Bewegung ganz und gar fehlt, so entsteht ein verderbliches Mißverhältniß zwischen der äußeren Ruhe und dem innerlichen Tumult. Nach dem allgemeinen Gesetze, daß die Organe des Körpers durch Nichtgebrauch erschlaffen und schlecht ernährt werden, leidet ganz besonders das Muskelsystem durch passives Verhalten, und bei seiner Masse und der großen Wichtigkeit für den Organismus ist sein Leiden oft für das Leben verhängnißvoll. Dies ist der Grund, weshalb Aerzte ihren Kranken von „sitzender Lebensweise" so laut und dringend eine regelmäßige Bewegung in freier Luft anrathen. Diesem Rathe wird nun meistentheils durch Spazierengehen entsprochen; leider aber sehr oft ohne irgend einen merklichen Nutzen. Die meisten, die, ihrer Gesundheit wegen, um sich die vorgeschriebene Bewegung zu machen, täglich eine gewisse Strecke Weges zurücklegen, werden es selbst erfahren haben, wie langweilig und unangenehm ein solcher zielloser Spaziergang ist, der der eignen Neigung zuwider nur um der bloßen Bewegung willen unternommen wird. Der Grund davon ist dieser: Die Muskelthätigkeit bedarf zunächst einer seelischen, vom Gehirn vermittelten Anregung, und wird in ihrer vollen Kraft und Wirksamkeit nur durch die energische Fortdauer dieser Nervenaction unterhalten und dirigirt; unvollkommen und schwierig wird sie, wenn der Geist erschlafft oder anderweitig beschäftigt ist. Das lustige, lebhafte Spiel mit seinen tausendfältigen Bewegungen, welches für die Kinder und überhaupt für die Jungen sämmtlicher Thiere so charakteristisch und wohlthätig ist, läßt schon erkennen, wie die Natur geradezu verlangt, daß Lebhaftigkeit des Geistes die Quelle der Muskelthätigkeit sein und mit ihr verbunden bleiben muß; wogegen aufgezwungene Bewegung der für den Organismus wohlthätigen Folgen größtentheils entbehrt. Dies ist der Grund, weshalb ein aus allgemeinen Grundsätzen unternommener zielloser Spaziergang so wenig leistet, im Verhältniß zu derselben Bewegung, welche einem Zwecke dient, auf dessen Erreichung der Geist gespannt ist; wie dies bei der Gärtnerei, der Jagd, kurz bei allen denjenigen Thätigkeiten der Fall ist, bei denen der Geist interessirt, der Körper in kräftiger Bewegung bleibt.

Wie mächtig der Nerveneinfluß ist, geht am schlagendsten daraus hervor, daß mitunter kräftige Erregung durch Leidenschaft gelähmten Gliedern urplötzlich Leben und Kraft verleiht, und daß selbst im Stadium völliger Erschöpfung eine heftige Aufregung die verlornen Kräfte neu belebt.

Als das französische Heer, halb verhungert und erfroren, muthlos und verzweifelt auf den russischen Schneefeldern langsam sich fortschleppte, da durfte nur der Donner feindlicher Geschütze hörbar werden, um den zum Tode erschöpften Kriegern mit der erwachenden Kampflust auch neue Kraft zu verleihen. War der Feind zurückgeschlagen, trat freilich die frühere Schwäche verdoppelt wieder ein.

Betrachten wir nun näher, worin eigentlich der Nutzen der Körperbewegung besteht. Zunächst befördert sie unmittelbar durch die Zusammenziehung der Muskeln und den Druck auf die in denselben verlaufenden Blutgefäße die Circulation des Blutes, und wirkt dadurch auch auf die großen Gefäßstämme wohlthätig zurück. Ebenso wird durch die äußere Bewegung die innere Bewegung des Darmcanals unterstützt, und dadurch die Verdauung unmittelbar befördert; wogegen Personen von sitzender Lebensweise, welche dieser Unterstützung entbehren, meist an Verstopfung leiden. Der mittelbare Nutzen der Bewegung ist aber weit größer. Durch die thierische Leistung der Bewegung wird eine Menge Stoff verbraucht, welcher dem Blute entzogen wird und durch Nahrungsaufnahme wieder ersetzt werden muß. Dadurch aber wird der Appetit rege erhalten und der Schlaf tiefer.

Bezüglich der Tageszeit, in welcher ausgiebige Bewegungen mit größtem Nutzen vorzunehmen sind, gilt als Hauptregel: daß die Stunden unmittelbar nach der Mahlzeit dazu am wenigsten taugen. Denn in ihnen ist die Lebenskraft, — um mich dieses verpönten Wortes zu bedienen — anderweitig, und zwar mit dem wichtigen Geschäfte der Verdauung vollauf beschäftigt. Aber schwächliche Personen haben sich anderseits auch davor zu hüten, daß sie sich durch anstrengende Bewegungen erschöpfen, was am leichtesten geschieht, wenn sie die Bewegung bis kurz vor der Mahlzeit verschieben. In solchem Falle muß unmittelbar vor derselben eine Ruhepause gemacht werden, damit das Gleichgewicht in den Organen sich wieder herstelle; — wie man auch den Pferden nach erschöpfender Arbeit erst eine Ruhepause gönnen muß, ehe sie gefüttert werden.

Wir gehen nun zu der wichtigen Frage über: welche Arten von Muskelbewegung für die Gesundheit die zuträglichsten seien? und besprechen hierbei das Gehen, Reiten, die passive Bewegung des Fahrens, das Schwimmen, das Tanzen, Fechten, Turnen, Lautlesen und Singen.

Vor allem haben wir hier an die Jugend zu denken. Denn die Heilsamkeit der lebhaften Körperbewegung lehrt uns schon ein Blick auf den Körperzustand der Knaben im Vergleich mit den Mädchen. Von 40 Schulmädchen findet man vielleicht kaum 5—8, deren Wirbelsäule ganz gerade ist, die der übrigen weicht von der normalen Linie bald seitlich, bald nach vorn oder hinten ab; während dies unter ebensoviel Knaben kaum bei 3 oder 4 stattfindet. Man wundert sich nun vielleicht, daß unter den vorstehenden Bewegungsarten das T u r n e n nicht obenan, sondern nur zuletzt und nebenbei angeführt ist. Dies ist aber mit Bedacht geschehen, denn das Turnen ist nichts als ein oft genug schädliches Surrogat für die eigentliche und natürliche Bewegung der Jugend: d a s S p i e l e n. Denn das freie Spielen in freier Luft hat den durch nichts zu ersetzenden Vorzug, daß es nicht nur die mannigfaltigsten Muskelthätigkeiten veranlaßt, sondern auch den Geist in steter, meist heiterer Spannung erhält, da die Bewegung nicht Z w e c k, sondern immer nur M i t t e l zum Zweck bleibt und hinter letzterem gänzlich zurücktritt.

Das Turnen ist nützlich, wie jede Bewegung im Freien, aber wie gesagt, ein Surrogat für das Spiel in Wäldern und Feldern, wobei es zu springen und zu laufen, zu ringen und zu schreien genug gibt; es ist recht nützlich, um auf beschränktem Raum in der Stadt möglichst viele Knaben auf einmal körperlich zu beschäftigen; und der dabei stattfindende Zwang recht geeignet, um stubenhockende Knaben zu energischer Bewegung anzuhalten — aber weiter nichts. Es aber auch für M ä d c h e n einzuführen hat seine sehr bedenklichen Seiten. Denn, wenn nicht das s. g. „Mädchenturnen" auf eine bloße Spielerei, die allerdings ebenso wenig schadet als nützt, hinausläuft, sondern wirklich turnerische Uebung der Muskeln beabsichtigt, wenn z. B. Reck- und Barrenübungen gemacht, oder gar geklettert werden sollte, so ist es schädlich. Es verwildert die Mädchen, macht sie unweiblich, und verdirbt durch die einseitige Ausbildung gewisser Muskelgruppen, die Harmonie der weiblichen Gestalt. So bewirkt es leicht hohe, runde Schultern, männliche Entwickelung der Oberarme, kurzen Hals, und, in Folge oft wiederholter Anstrengungen, Verzerrungen der Gesichtszüge. Ganz besonders aber ist gegen die Reckübungen zu sprechen, bei denen die Kinder sich meist an einem in der Thüröffnung befestigten, dicken Stabe festhalten und hin und her schwingen. Die Gelenke werden dadurch zur Ungebühr ausgedehnt, was für viele derselben zu großen Uebelständen Anlaß geben kann. Laßt sie doch Ball oder Reifen spielen, die lieben Mädchen — es ist ja an Gesellschaftsspielen im Freien kein Mangel. Die Töchter Athens und Spartas turnten nicht und hatten edle Körperformen, Kraft und Anmuth in ihren Bewegungen. Schon der berühmteste Arzt des Alterthums, Galen, spricht sich mit herbem Tadel über den Unfug aus, der bereits damals auf den Gymnasien und Turnplätzen mit den Kraftübungen und den athletischen Kunststücken getrieben wurde.

Ich habe nunmehr noch eine kleine physiologische Abschweifung zu machen und zu erklären, weshalb bei allen heftigeren Bewegungen, bei denen die unteren Gliedmaßen allein betheiligt zu sein scheinen, z. B. beim Laufen und Bergsteigen, dennoch nicht sowohl diese, als vielmehr die Brust hauptsächlich ermüdet, welche doch hier nur einfach getragen zu werden scheint. Es kommt dies daher, daß die von den Muskeln der untern Gliedmaßen geleistete Kraft herrührt von der Verzehrung der verbrennlichen (kohlenstoffhaltigen) Theile des Bluts — ähnlich wie in den Dampfmaschinen die Verbrennung der Kohlen Kraft erzeugt. Diese krafterzeugende Verbrennung findet nun durch das Athmen in den Lungen statt, und je mehr Kraft von den Muskeln geleistet wird, um so kräftiger und häufiger müssen die

Lungen athmen. Deshalb verbietet sich bei engbrüstigen Personen das Laufen und namentlich das Bergsteigen bald von selbst. Solchen Personen ist, ebenso wie Unterleibsleidenden, das Reiten eine wohlthätige Bewegung, insofern bei letzteren die Erschütterung der Baucheingeweide oft heilsam wirkt.

Das Tanzen würde als eine fröhliche und kräftige, auch zugleich das Gemüth erheiternde Bewegung als ganz besonders wohlthätig für die Gesundheit empfohlen werden müssen, wenn es in freier Luft und bei Tageszeit stattfände. So wie es aber einmal ist, in überfüllten Localen, in einer durch Kerzendampf und Ausdünstungen zahlreicher transspirirender Menschen verderbten Luft, zu später Nachtzeit und bis zur Erschöpfung getrieben, überwiegen die Nachtheile dergestalt, daß man den Eiferern gegen den modernen Tanz nicht widersprechen kann.

Als eine der trefflichsten Uebungen für die Arm- und Brustmuskeln ist das Fechten und Handteln zu betrachten, wenn gleich letzteres als eben nur mechanisches Treiben des stimulirenden geistigen Antriebes, ebenso wie das mechanische Turnen entbehrt.

Aber zu den vorzüglichsten Körperübungen haben wir noch eine Thätigkeit zu zählen, die von unseren Gymnasten fast ganz übergangen zu werden pflegt: eine Thätigkeit, die zugleich mit dem edelsten geistigen Vergnügen verbunden und selbst von gebrechlichen Personen mit größtem Nutzen getrieben werden kann. Ich meine das Lautlesen und das Singen. Daß zu beiden ein nicht geringer Grad körperlicher Kraftaufwendung gehört, das wußte Luther, als er einst ausrief: „Predigen macht den Leib müde!" Vor allem sind es die Brust-, die Rückenmuskeln und das Zwerchfell, welche beim Sprechen in unaufhörlicher lebendiger Thätigkeit sind, und das Formiren der Laute, das Unduliren und Moduliren der Stimme stärkt in höchst energischer Weise die complicirten Stimmorgane. Ja, die Thätigkeit und Bewegung der Athemmuskeln theilt sich auch den Baucheingeweiden mit, die dadurch eine wohlthätige Anregung empfangen, und wirkt bekanntlich bei lautem Sprechen und rhetorischer Lenkung der Stimme körperlich so ermüdend, daß der Schweiß ausbricht. Dafür, daß sie nicht über die Gebühr, namentlich von schwächlichen Personen, getrieben werden, bürgt ein zur Warnung eintretendes trockenes oder wehes Gefühl, welches sich im Kehlkopf einstellt und der Fortsetzung solcher Uebung ein Ende gebieten muß.

Aus dem Reich der Moore.

Geographische Skizze von **Otto Delitsch.**

Unter den Brennmaterialien, mit denen die Pflanzenwelt unserer Heimat uns reichlich versieht, sei es die jetzt lebende Pflanzenwelt unserer Wälder, sei es die unter der Oberfläche und in den Tiefen der Erde ruhende Flora vergangener Jahrhunderte und Jahrtausende, wird der Torf gewöhnlich in letzter Stelle genannt und nicht immer nach Verdienst gewürdigt. Allerdings steht er an Heizkraft, an Sauberkeit, an Bequemlichkeit der Handhabung hinter andern Brennstoffen zurück. Selbst der landschaftliche Charakter der Moore — so nennen wir die nassen Torflager — zeichnet sich nur durch Einförmigkeit und trostlose Oede aus. Und doch hat der Torf nicht allein eine nationalökonomische, sondern auch eine tief eingreifende geographische Bedeutung.

Die Entstehung des Torfes ist eine nach Bildungsgang und Resultaten ungleiche. Zwar ist allem Torf gemeinsam, daß er aus organischen Resten, namentlich aus Pflanzenfasern besteht, welche durch beständige Bedeckung mit Wasser vor der völligen Zersetzung geschützt werden. Aber die Unterwassermoore und Ueberwassermoore, wie sie Guthe in seinem trefflichen Buche (die Lande Braunschweig und Hannover) schildert, sind von einander ganz verschieden. Unterwassermoore finden sich überall in flachen Thalgründen, deren Wasser keinen oder nur langsamen Abfluß hat. Einst nahmen stehende oder wenig fließende Gewässer ihre Stelle ein, entweder abgeschnittene Flußarme und Lachen, die zurückblieben, wenn die Strömung sich ein neues Bett suchte, oder Aufstauungen, wenn z. B. die Sohle des Hauptthals durch Anschwemmungen sich erhöhte und dem Wasser des Nebenthals den Abfluß versperrte, oder Wasserlöcher und Wasserflächen, die hinter den Dünen der Seeküste zurückblieben und, vom Meere abgetrennt, allmählich ihren Salzgehalt verloren. Unterwassermoore finden sich in ganz Norddeutschland und den Niederlanden längs der Flüsse, so an der Alster in Holstein, an der Parthe bei Leipzig, längs der Hamme und Wümme in den Herzogthümern Bremen und Verden, am Steinhuder Meer und am Dümmer, im Oldenburgischen an der Hunte und Hase, am ausgedehntesten im Saterlande an den Zuflüssen der Leda.

In allen solchen Gewässern stellt sich bald eine eigenthümliche, vom Grunde aus wachsende oder auf der Oberfläche schwimmende Flora ein. Zunächst sind es die schleimigen Fäden grüner Algen (Conservaceen) und die kalkabsondernden, vielgegliederten Charen, die unter der Oberfläche des Wassers entstehen, bald finden sich auch Ceratophyllen und Myriophyllen ein. Prächtig blühende Seerosen, wie die weiße und die gelbe, neben ihnen der Froschbiß, die Seenuß, die Krebsschere und die zahlreichen Arten des Laichkrauts decken allmählich den Wasserspiegel, erfüllen zugleich mit ihren Rhizomen und Wurzelfasern den Schlamm des Grundes. Diese Pflanzenwelt, anfänglich auf der Oberfläche jährlich absterbend, beginnt eine dauernde perennirende zu werden, echte Wassergräser finden sich ein, die Wurzelfasern verfilzen sich und bilden einen schwimmenden Ueberzug über dem Wasser, welches durch die fortwährend niedersinkenden organischen Reste braun gefärbt und schließlich in einen breiartigen dünnen Schlamm verwandelt wird. Sand und Staub, durch den Wind aufgewirbelt und über die nasse Fläche geführt, auf derselben durch die Feuchtigkeit bald gebunden, verstärken die Decke des Moors. Die Wasserpflanzen finden ihre Vegetationsbedingungen nicht mehr, sie sterben allmählich ab und machen einer Vegetation von Gräsern und Halbgräsern Platz. Die schwankende Decke, in den deutschen Nordseeländern Häugesack oder Schaukel genannt, verräth den darunter befindlichen flüssigen Schlamm, der in manchen Gegenden als Baggertorf gewonnen, an der Luft getrocknet und in Ziegelform gestrichen wird. Größere Grünlandsmoore dieser Art haben in ihrer Mitte oft noch ganz freie oder nur schwach bedeckte Stellen, deren Betreten für Menschen und Thiere gefährlich ist. Allmählich wird das gesammte Torflager fest, der Wassergehalt ist durch den Druck der oberen Decke entweder seitwärts abgeflossen oder nach oben durchgedrungen und verdunstet, aus dem flüssigen Moor ist die festere Darg geworden; sie hat eine Mächtigkeit von 1 bis 15, ja bis 20 Fuß; sie liefert einen gelbbraunen Torf mit schwer erkennbarer Structur der einzelnen Theile, hin und wieder auch mit Holzresten. So liegt bei Husum auf der $3^1/_2$ Fuß mächtigen Dargschicht eine $3^1/_2$ Fuß mächtige Schicht mit zahlreichen Ueberresten von Wurzeln, Aesten und Stämmen, ein Beweis, daß auf der Darg einst Wälder gewachsen, später untergegangen und nach und nach in Holztorf umgewandelt worden sind.

Anders die Ueberwassermoore. Sie finden sich auf dem Hochkamm des sächsisch-böhmischen Erzgebirges in Meereshöhen von 1700 bis 3300 Fuß, auf den breiten Scheitelflächen des Riesengebirges, namentlich auf den „Elbwiesen," bei 3500 bis 4300 Fuß Meereshöhe, in den Nordseelanden von den Rheinmündungen an, durch Oberijssel, Drenthe, Friesland, Bentheim, Meppen, Oldenburg, Hoya, Diepholz, bis in den westlichen Theil der Lüneburger Heide, in den Provinzen Pommern, Preußen, Schlesien etc. Ihre Oberfläche bildet häufig eine sanftgewölbte Ebene, die Grundzüge ihres landschaftlichen Charakters sind Eintönigkeit, trostlose Verlassenheit, Unfruchtbarkeit. So weit breiten sich diese Moorflächen aus, daß es z. B. im Bourtanger Moor Stellen gibt, wo der Horizont ringsum eine gerade Linie bildet, wie auf offener See, wo kein Baum, kein Strauch, keine Bodenerhebung von eines Menschen Höhe dem Auge einen Ruhepunkt gewährte. Das sind die „Wüsten" im nordwestlichen Deutschland: ihre Oede wird noch erhöht durch den meist trüben Himmel, der auf den braunen und schwarzen, mit dürftigem Heidekraut bewachsenen Flächen ruht.

Die Grundlage dieser Moore ist in unsern Gebirgen meist Granitsand. Die oberste Schicht desselben ist dunkel gefärbt. Wenig fruchtbare Thonerde ruht auf ihr, das Product einer dem Torf vorausgehenden Bildung. Auf den breiten, regenreichen Flächen

bleibt das Wasser stehen. Es wächst eine Vegetation von Sphagnum, dem eigentlichen torfbildenden Moose. Durch seine großen Blattzellen ist dasselbe befähigt, eine große Menge Feuchtigkeit aufzunehmen. Zugleich ist die Substanz, welche Stengel und Blattzellen bildet, sehr zäher Natur und schwer zerstörbar. Jahr für Jahr wachsen die dichten Moospolster nach oben, die untern, mehrjährigen Theile sterben ab, werden braun, verfilzen sich, verwandeln sich nach und nach in Torf.

Auf den Geestflächen des nördlichen Deutschland und der Niederlande konnte, so lange die tertiären Sandschichten dem Wasser einen Abzug gestatteten, eine Grasflora entstehen. Aber als diese Grasflora zur dichten Rasendecke geworden war und unter sich eine Humusschicht, das „Sohlband" der Torflager, gebildet hatte, hörte der Abfluß des Wassers auf, das Gras ging im Wasser zu Grunde, und das Torfmoos, welches alle Bedingungen eines gedeihlichen Wachsthums vorfand, breitete sich aus. Langsam ging der Bildungsproceß des Torfs vor sich, an den Rändern der Fläche hörte er eher auf als in der Mitte, die sich dadurch sanft wölbte, auf der Höhe dieser Wölbungen finden sich zahlreiche Wassertümpel, ja kleine Seen. Die Dicke der Torfschicht ist durchschnittlich 10 Fuß, kann aber unter Umständen bis 30 Fuß betragen; das Wachsthum in der Mitte hört auf, wenn das Wasser von der Wölbung abfließen kann, und dann wird die Moosvegetation allmählich von den Heidepflanzen verdrängt. Beobachtungen über Zeitdauer und Maß des Torfwachsthums haben bei Warmbrücher in Hannover 4 bis 5 Fuß in 30 Jahren, bei Radolfzell am Bodensee 4 Fuß in 25 Jahren, an andern Orten aber kaum 2 Fuß in 100 Jahren ergeben.

Die Existenz großer mit Wasser gesättigter Moorflächen muß wesentlich auf das Klima der ganzen Gegend einwirken, und kann seine Einflüsse, je nach der Ausdehnung der Moore, in beträchtliche Ferne erstrecken. Wie feucht die Luft um die Moore ist, erkennen wir auf den Höhen des sächsisch-böhmischen Erzgebirges an der üppigen Vegetation der Baumflechten, an dem kümmerlichen Wuchs der Phanerogamen, namentlich der Fichten in dem Bereiche jener nassen Flächen. Jedenfalls wird das jährliche Temperaturmittel herabgestimmt, außerdem werden im Frühjahr die Spätfröste, im Herbst frühzeitige Reife durch die nassen Moorflächen begünstigt. Diesen Uebelständen hat unsere rationelle Forstwirthschaft abzuhelfen gesucht. Man hat die Sümpfe durch Gräben trocken gelegt, auch wo der Torf nicht ausgebeutet wurde. Auf diesen Stellen gedeihen die Wälder besser als früher. In Karlsfeld, Steinbach, Wildenthal 2c. bemerkt man, daß jene nachtheiligen Nachtfröste seltener geworden sind. Auch dies kommt den jungen Fichtenpflanzungen zu gute. Allein größere Nachtheile sind eingetreten. Jene Hochmoore sind unerschöpfliche Wasserreservoirs für die Gebirgsbäche. Eine Fläche, wie der „Kranichsee" (ein Grenzmoor bei Karlsfeld) von 300 Ackern oder 3,000,000 Qu.-Ellen, d. i. bei 5 Ellen Mächtigkeit 15 Millionen Kubikellen, faßt gegen 50 Millionen Centner Wasser. Dies genügt, um fortwährend drei bis vier Bäche zu speisen, welche Wasserräder in Bewegung setzen können. Am Harz klagen die Bergleute, daß seit Austrocknung der Hochmoore ihnen das Aufschlagwasser der Gruben häufig ausgehe. Auch im Erzgebirge werden, nach dem Urtheile sachverständiger Forstleute, die Vortheile bereits durch die Nachtheile überwogen: schnell eintretende Hochwässer verursachen oft Schaden, dann sinken die Bäche schnell und geben weder für Wiesen noch für Betriebsräder ausreichenden Wasserbedarf. Noch mehr haben Mittelgebirge und Flachland, wie über jene Ueberschwemmungen, so über zeitweiligen Wassermangel Klage zu führen. Ja selbst der Wassergehalt der Luft und damit die jährliche Regenmenge wird bei fortgesetzter Trockenlegung der Moore in ausgedehnter und nachtheiliger Weise beschränkt.

Im volkswirthschaftlichen Betrieb ist der Torf als Brennmaterial ein nicht zu unterschätzender Factor. Insonderheit der Torf der Hochmoore oder Ueberwassermoore ist ein gutes, bequemes, reinliches Brennmaterial. Freilich müssen wir ihn als leichte Waare bezeichnen. Durch das Trocknen verliert er 34—80 Proc. seines Volumens. Ein Torfziegel von 100 Cubikzoll wird beim Trocknen auf 55—70 Cubikzoll reducirt, und während er im nassen Zustande 3—3½ Pfund wog, ist er auf 6½—9 Loth Gewicht heruntergekommen. Indessen gibt ihm die starke Harzbeimischung, die dem Eriken- und dem Kiefernholze ihre Entstehung verdankt, einen höheren Brennwerth.

In Grönland ist der Torf stets Heizungs- und darum Lebensbedingung gewesen. 8—10,000 Stück starke Torfe, in 16—20 Tagen von einem Grönländer ausgestochen (à 500 Stück täglich) sind der gewöhnliche Wintervorrath für einen Ofen; es ist dort noch auf lange Zeit Material vorhanden.

In Sachsen liefert z. B. das kleine Torfmoor bei Weiters Glashütte jährlich 2½—3 Millionen Torfziegel. Die dortigen Glashütten würden sich ohne den Torf schwerlich halten können. Große Torfstiche lagern bei Schneeberg (der „Fils"), Platten, Gottesgabe, Schmiedeberg, Geyer und an anderen Orten. Manche Moore liegen noch völlig unangebrochen in ihrem Urzustande da. Ein langsames Ausbeuten der Torfmoore, die nach dem Abbau bei der Schroffheit des dortigen Klimas nicht gut anderweit zu verwerthen sind, und dann, sich selbst überlassen, sich — freilich in langen Zeiträumen — erneuern würden, würde dem gesammten Staatshaushalt wahrscheinlich der größere Nutzen sein.

Großartiger wird die Ausbeutung in den Tiefländern an der Nordsee betrieben. Doch ist der Torfbedarf, wenigstens in den Niederlanden, in Folge vermehrter Steinkohleneinfuhr neuerdings geringer geworden. Dieser Staat lieferte bisher jährlich 35,736,000 Tonnen, à 100—110 Torfen, d. i. 3570—3930 Millionen Stück Torf, welche jährlich 1 Million Thaler an Steuern abgeben. Guthe berechnet für Hannover einen Torfvorrath von 193,000 Millionen Cubikfuß, so daß ein jährlicher Verbrauch, wie der jetzige in Holland, noch für 1100 Jahre genügen würde. — Dagegen hat die Bereitung von Paraffin, Solaröl 2c. aus Torf mit anderen derartigen Producten, namentlich aus Steinkohlen, nicht in Concurrenz treten können.

Von besonderer Wichtigkeit ist die Art der Bodencultur auf den Torfmooren. Für Weideland eignet sich der nasse Torfboden nicht. Erst, wenn das Moor zu wachsen aufgehört hat, wenn auf seiner Oberfläche Heidekraut und Gräser sich eingestellt haben, dann finden auch große Herden genügsamer Schafe, der „Heidschnucken," dort ihr Futter. Meist ist aber die Nahrung dürftig und ungesund.

Feld- und Wiesencultur kann auf den Unterwassermooren stattfinden. Wie z. B. auf den Unterwassermooren der Parthewiesen bei Leipzig durch Aufschüttung von Erde, Asche, Kalk 2c. allmählich ein besserer Wieswachs erzielt wird, so auch im großen in Norddeutschland. Am besten wird freilich die Wiese da, wo wiederholte Ueberschwemmungen ihren feinen Schlamm („Schlick") zurücklassen. Bei stärkerer Ueberschlickung wird endlich auch Ackerbau möglich. Leichte Gräben, nicht über zwei Fuß tief, fördern die Austrocknung der Oberfläche, Windmühlen heben aus ihnen das Wasser in höher fließende Kanäle. Schließlich wächst Wald, baut der Mensch sogar Häuser auf dem noch immer schwimmenden Boden. Am Dollart riß sich 1509 eine große Insel solchen Landes los und trieb mit Menschen, Herden und Häusern, die sich darauf befanden, an die holländische Küste hinüber. Aehnlich änderte ein Haus in der Linteler Marsch bei Norden sammt seiner schwimmenden Unterlage 1717 seine Stellung, 1768 ein Stück Wald mit 80 schlagbaren Eichen bei Walkhausen im Amte Osterholz, doch wurde dieses Grundstück mit Seilen und Pfählen wieder zum Stillstehen gebracht.

Auf den Ueberwassermooren ist der landwirthschaftliche Betrieb ein doppelter. Die Feld- und Wiesencultur beginnt entweder von der Geest aus, namentlich von den Tangen, d. i. in das Moor hineinragenden Landspitzen. Flache, bis eine Elle tiefe Gräben vermitteln die Entwässerung, dann nimmt der Landmann eine Parzelle nach der anderen in Angriff und stellt durch Düngung und Landüberschüttung eine fruchtbare Oberflächenschicht auf dem Torflager her. Wo er den Torf zum Brennen ausgestochen hat, kann er gute Wiesen anlegen. Freilich eignet sich solche Cultur nur für den, der auf der Geest größeren Landbesitz und Viehstand inne hat und schreitet nur langsam vorwärts.

Verbreiteter ist die Brandcultur auf den Hochmooren. Ein Stück Landes wird mit Gräben umzogen, im Herbst auf der Oberfläche mit Hacken aufgelockert, im Frühjahr, sobald es von oben ausgetrocknet ist, angezündet. Der Rauch verbreitet sich weithin über den europäischen Continent und ist bis an die Weichsel, bis Presburg und an die Alpen unter dem Namen Moorrauch, ehemals „Höhenrauch, Heerrauch" 2c. bekannt; in Hannover scheint er dem Moorlande den Namen „Muffrika" zugezogen zu haben. — Ende des 17. Jahrhunderts ist die Brandcultur in den Niederlanden aufgekommen, 1726 durch einen Oldersumer Pfarrer in Ostfriesland eingeführt worden.

Die Oberfläche verbrennt bis drei Zoll tief, die Asche wird sofort eingeackert und das Feld gibt im ersten Jahre ausgezeichneten Ertrag. Allein in den nächsten Jahren nimmt die Ertragsfähigkeit rasch ab, nach sechs Jahren hört sie ganz auf, und der Boden muß dreißig Jahre brach liegen, um sich für ein wiederholtes Brennen zu erneuern. Armencolonien, auf diese Betriebsart gegründet, müssen stets mißlingen, jeder Ausfall in der Ernte macht die Leute zu Bettlern. Ohne Verkehrsmittel, ohne Gelegenheit zum Tagelohn, ohne Viehstand, abgeschlossen von der Cultur, verwilderten diese Leute — diese Moorker sind Bettler und fallen leicht den Strafanstalten anheim. Nur wer Land genug zum Wechsel oder Vieh genug zum Düngen hat, oder wer als wohlhabender Bauer auf der Geest sitzt, kann mit Erfolg die Brandwirthschaft betreiben. — Der Moorrauch aber bringt in den weiten Fluren Deutschlands durch rasche Wärmeentziehung und Verhinderung wohlthätiger Gewitter sicher weit mehr Schaden, als der Ernteertrag der 40,000 Acker Moorlandes beträgt, welche jährlich abgebrannt werden.

Ganz anders steht es um die Cultur auf dem abgebauten Moorboden. In Norddeutschland und den Niederlanden liegt eine ausgezeichnete Humusschicht unter den Torfschichten der Ueberwassermoore, und dieser Humus ist die gesunde Basis für die Anlegung der reichen Fehn- oder Moorcolonien. Der Einzelne vermag hier nichts. Große Capitalien, gemeinsame Kräfte müssen in Thätigkeit gesetzt werden. Ein Schifffahrtscanal von mindestens 25 Fuß Breite und vier Fuß Wassertiefe, oft mehrere Meilen lang, wird von dem nächsten schiffbaren Canal oder Flusse aus angelegt. Bis in die Sandschichten des Grundes einschneidend bildet er den regelmäßigen Verkehrsweg bei der Anlage der Colonie, wie für alle späteren Zeiten. Von diesem Canal werden rechtwinklig Seitencanäle, die Inwieken, in das Moor getrieben. Der Raum zwischen je zwei Seitencanälen wird in zwei parallele Streifen getheilt und in solchen Streifen (zu etwa 20—25 sächs. Ackern) an Erbpächter ausgethan. Der Pächter erwirbt sich zuerst, oft mit Unterstützung durch die Landesregierung, ein Schiff, (denn außer dem Wasserwege führt kein Pfad zu seinem neuen Besitzthum) baut sich eine Hütte auf seinem Torflande und beginnt mit der Ausbeutung des Brennmaterials. Den gewonnenen Torf führt er zur Stadt, bringt dagegen Steine, Holz, Schlickerde, Dünger und anderes Material mit. Hat er den vordersten Raum seines Landes gereinigt, so baut er ein kleines Haus, legt ein Gärtchen und ein Stück Feld an, vielleicht erntet er auch etwas dürftiges Heidekorn auf der Oberfläche des noch anstehenden Torflagers. Mit Erweiterung des Torfstichs wächst das Feld. Nach mehrjähriger Arbeit errichtet der Fehntjer sein großes „Platzgebäude," welches Wohnung, Tenne, Ställe in seinen weiten, wenn auch niedrigen Räumen vereinigt. Auf seinem Schiffe fährt er die Ernten zu Markte. Er ist ein wohlhabender Bauer geworden. Der Canal ist „die große Schlagader des halb auf dem Wasser, halb auf dem Lande sich entwickelnden amphibienhaften Dorforganismus."

Bei ausgedehnten Fehncolonien werden die Inwieken verlängert, dem Hauptcanale parallele „Hinterwieken" gezogen. Beim Besuche einer noch unvollendeten Colonie wird man demnach stets voran große Häuser finden, weiterhin kleinere, und am Ende in die Region dürftig scheinender Hinterwäldler kommen, die noch mit den ersten Schwierigkeiten des Anbaues kämpfen. Aber der Fehn hat keine Armen und Bettler. Die seit 1817 in der holländischen Provinz Drenthe angelegten Fehncolonien für Arme sind rasch gediehen und haben sich bereits eine eigene Ackerbauschule gegründet! Im Steuerjahre 1858—1859 gaben die acht Fehncolonien im ostfriesländischen Amte Aurich mit 6344 Personen 5340 Thaler Steuern, also 25 Gr. 2 Pf. für den Kopf; — die sieben Moorcolonien mit 2180 Personen 821 Thlr., also 11 Gr. 4 Pf. für den Kopf, und unter diesen letzten befanden sich viele, welche auch die geringe Steuer nicht aufbringen konnten. Die neunzehn Fehncolonien Ostfrieslands überhaupt, seit 1633 angelegt, mit $1^{5}/_{7}$ Quadratmeilen Areal, wovon eine Quadratmeile in Cultur genommen ist, zählten im Jahre 1858 13,233 Einwohner, auf ihren Canälen gingen 181 Seeschiffe und 551 Torfschiffe, zusammen 732 eigene Schiffe! Durch Dietrich van Veelen wurde 1675 unweit der Ems die Fehncolonie Papenburg angelegt, sie hat, 1860 zur Stadt erhoben, jetzt etwa 4800 Acker cultivirten Landes, 4200 Acker sind noch unangebrochener Torfboden (zusammen $^{4}/_{5}$ Quadratmeilen). Papenburg zählte 1864 bereits 960 Häuser, darunter drei Kirchen, 6366 Einwohner, es hatte $2^{3}/_{4}$ Meilen schiffbare Canäle, 163 Schiffe mit 24,282 Tonnen Gehalt und 1123 Mann Besatzung. Der Viehstand belief sich auf 125 Pferde, 1292 Rinder, 3842 Schafe und Ziegen, 809 Schweine, 304 Bienenstöcke. (Von letzteren, denen die Rapsfelder der Marschen und die Heideflächen der Moore gleich gutes Gedeihen sichern, zählte Hannover überhaupt 201,927). 1853 kaufte die Gemeinde Papenburg — so wohlhabend ist sie geworden — dem Freiherrn von Landsberg, dem Erben des Gründers, seine Gerechtsame für 100,000 Thl. ab.

Noch weiter sind die Fehncolonien in den niederländischen Provinzen im mittleren und westlichen Friesland vorgeschritten. In Westfriesland liegen die Gemeinden Opsterland mit 12,048, Schoterland mit 11,111, Haskerland mit 6214, Oststellingwerf mit 9063, Weststellingwerf mit 12,599, Tietjerksteradeel mit 11,029, Wonseradeel mit 11,159 u. a., zusammen mit mehr als 80,000 Einwohnern, auf wenigen Quadratmeilen bei einander. Bei Gröningen ist ein Moor von etwa fünf Quadratmeilen abgebaut, hier wohnen in den Orten Veendam, Wildervank, Hoogezand, Onstwedde, Pekela u. a. etwa 50—60,000 wohlhabende Menschen. Auf dem Canal von Assen nach Meppel (durch Smilde) fuhren 1861 6702, auf dem Meppeler Diep 11,580 Schiffe. Kein Wunder, wenn wir mitten im Lande, wie in dem niederländischen Veendam, in den deutschen Fehncolonien Timmel und Papenburg Schiffahrts- und Steuermannsschulen finden! Der Fehntjer ist Schiffer von Jugend an.

Hannover hat 90 Quadratmeilen meist noch unbebautes Moorland — welche Bedeutung für den Staat, dem das Land jetzt angehört und dem es brauchbare Seeleute für die Handels- und Kriegsflotte liefert! Das Königreich Preußen hat in seinen alten Provinzen 1389 See- und 12,310 Flußschiffe, in seinen neuen Provinzen 2141 See- und 2478 Flußschiffe. Rechnen wir hierzu die 1533 See- und 2635 Flußschiffe Oldenburgs, Mecklenburgs, der Hansestädte, so erhalten wir eine Summe von 22,486 Handelsfahrzeugen für die Länder des norddeutschen Bundes. Welcher Erweiterung aber diese Seemacht fähig ist, und wie gerade die Torfmoore es sind, auf deren Abbau und Colonisirung diese Erweiterung beruht, läßt sich leicht berechnen, wenn wir die Verhältnisse der ostfriesischen und papenburger Fehncolonien zu Grunde legen, in denen auf noch nicht drei Quadratmeilen über 20,000 Einwohner und 900 Schiffe kommen.

So haben die Moore schon jetzt ihre große Bedeutung. Eine weit größere Zukunft steht ihnen bevor. Aber nur von den Fehncolonien können wir etwas nachhaltig Bedeutendes erwarten. In Bezug auf die Brandcultur in den Mooren möchten wir dagegen alle Meteorologen Deutschlands auffordern, die durch den Moorrauch herbeigeführten nachtheiligen klimatischen Erscheinungen genau zu beobachten und zusammenzustellen, damit die Brandcultur der Moore gebührend beschränkt werde.

Lose Blätter aus dem Studentenleben.

Von **Arnold Wellmer.**

V. Eine Teufelsgeschichte vor 150 Jahren.

Weich und blitzend lag der Schnee auf den Gassen Jenas und drüber ein klarer funkelnder Sternenhimmel. Es war der heilige Christabend des Jahres 1715. Fröhlich läuteten die Glocken der Collegienkirche und riefen zur Christmette. Geputzte Männer und Frauen, dicht in faltenreiche buntfarbige Mäntel gewickelt, schritten ehrbar daher, das Gesangbuch und ein Licht in den Händen, um es später in der Kirche anzuzünden und vor ihren Platz in die mit Löchern versehene Holzbrüstung zu stecken. Geschäftig rannten glückliche Kinder mit erwartungsvoll strahlenden Gesichtern voraus — sie hatten sich schon lange darauf gefreut, heut Abend in der funkelnden Kirche das Christkindlein in der Krippe, die Mutter Maria mit der Strahlenkrone, die anbetenden Hirten und die Könige aus dem Morgenlande

zu sehen. Hin und wieder huschte auch wohl noch ein weißgekleidetes Englein, mit großen goldpapierenen Flügeln auf dem Rücken und in den Händen grüne duftige Tannenzweige, über den Schnee. Es hatte sich beim Putz verspätet und war nach seiner Meinung doch die Hauptperson bei der schönen biblischen Darstellung. Im Laufen wiederholte es sich singend ein paar Verse aus dem Weihnachtsliede: „Es ist ein Ros entsprungen" — das sollten die Engel ja an der Krippe singen.

Wämser waren meist sehr abgetragen, ja zum Theil sogar arg zerplundert. Aber keck saßen ihnen die prunkenden Federhüte auf dem langen, wüsten Gelock. Die rauflustigen Hände steckten in hohen hirschledernen Stulphandschuhen und klirrend schleppten die langen schwarzen Degenscheiden hinter ihnen her.

Das waren die berüchtigten Schmaus- und Rauf-Renommisten Jenas, die ihre Zeit mit Saalfahren und Reiten, Ständchenbringen und Schwärmerwerfen, Schießen in den Weinbergen,



Krebsende Jungen.
Originalzeichnung von C. Böker.

Aber die Kinder verstummten ängstlich und drückten sich scheu an den Häusern hin, als ihnen ein Trupp Studenten lärmend entgegensang:

Sanct Paulus war ein Medicus,
Er schrieb an den Timotheus:
„Um deines schwachen Magens willen
„Sollst du den Durst mit Weine stillen!"
Das war ein Mann nach unserm Fuß —
Es leb' Sanct Paul der Medicus!

— das klang gar schrill in das feierliche Geläut der Christglocken und den Engelgesang der Kinder hinein. Dabei wetzten die Studenten mit wüstem Lachen ihre mächtigen Hieber auf den Trittsteinen vor den Häusern, wo der Schnee weggefegt war, und neckten mit frivolen Scherzen die Kirchgängerinnen. Sie steckten fast bis zur Hälfte in hohen schweren Kanonenstiefeln mit rasselnden Räderspornen. Ihre

Schlittenfahrten mit Fackeln und den wüsten Belustigungen beim Feuer der Johannisnacht, Hieberwetzen und Schnurrenprügeln, Armbrustschießen und Fahnenschwingen, Torflaufen und den groben Excessen auf den wegen dort herrschender Unsittlichkeit verrufenen Mühlen, mit Hoch- und Pennal-Schmäusen und den blutigen Raufereien im Teufelsloch an der Saale und auf offenem Marktplatze zubrachten und nur in die Collegia gingen, um mit den gesitteten Studenten Händel anzufangen und die Docenten zu hänseln.

Kirchengehen gehörte sonst nicht zu ihren Gewohnheiten. Sie stellten sich lieber mit ihren ungeschlachten und auf allerlei Unfug dressirten Hunden draußen vor den Kirchenthüren auf und belästigten sittsame Frauen und Mädchen beim Verlassen der Kirche in rohster Weise. Heute Abend aber gingen sie doch in die Christmette — aus Neugier. Das schönste Mädchen Jenas, Barbara Heuchlerin

die einzige Tochter des alten reichen Schneidermeisters Georg Heuchler in der Leutragasse, sollte bei der biblischen Aufführung die Jungfrau Maria darstellen. Das schöne Bärbel — wie sie allgemein hieß — war sonst eigentlich nicht sonderlich beliebt bei den Studenten-Renommisten, denn sie hatte die Zudringlichkeiten gar manches wüsten Burschen sehr energisch zurückzuweisen gewußt. Aber sie versprachen sich viel Plaisir von der heutigen Darstellung — und darauf sollte ein nächtliches Trinkgelage im Fürstenkeller trefflich munden.

Einen auffallenden Contrast mit diesen Schmaus- und Rauf-Renommisten bildeten zwei andere Sorten von Studenten, die gleichfalls heute Abend in die Collegienkirche gingen.

Da waren zuerst die Stutzer unter den Studenten — reiche und vornehme junge Leute in großen Alongen-Perrücken, den feinsten gefältelten Hemdkrausen, hellfarbigen seidnen Fracks und Westen; Gamaschen und Schnallenschuhen, die kostbaren Federn auf den zierlichen dreieckigen Hüten von goldnen Agraffen festgehalten, den Degen im gestickten seidenen Bandelier an der Seite hängen lassend, in der Hand ein Bambusrohr mit goldnem Knopf. Mit den Kleidermoden hatten auch die französischen Sitten bei ihnen Eingang gefunden. Sie plauderten und sangen gern französisch, tranken Kaffee, Thee und Chocolade — beim deutschen Burschen etwas Unerhörtes! — spielten L'Hombre und Pharao, Bassette und Roulette, während der Renommist unter den freilich auch bei ihm vielbeliebten Hasardspielen kurzweg grobhäuserte — drei Bischen oder Hütchen spielte. Sie dufteten eben so sehr nach Pomaden und wohlriechenden Essenzen, wie der Renommist nach Tabak, Bier und Branntwein. Eins aber hatten sie mit ihm gemein — den Wahlspruch: tout par force ... und stets auch die Hand am Eisen.

Himmelweit verschieden von beiden Arten Studenten waren die Convictoristen — arme Studiosi der Theologie, die in schwarzen dünnen Mäntelchen ehrbar einhergingen, sich als Leichenträger, Sänger oder Famuli ihren Unterhalt verdienten, sich im Convict redlich satt aßen und darauf schworen, daß der Maulesel des Convicts das schönste fetteste Bier der Welt sei.

Doch lassen wir sie alle in die Christmette gehen und das schöne Bärbel als Jungfrau Maria bewundern. Wir wandern inzwischen in die Leutragasse und werfen einen Blick in das Hinterstübchen eines schmalen, hochgiebligen Hauses ... welch ein Contrast zu der lauten Weihnachtsfröhlichkeit und dem bunten Leben auf den Gassen! Das Zimmer ist nur matt durch ein Lämpchen erleuchtet. Vor dem Fenster steht ein großer hoher Tisch mit runden Ausschnitten in der Platte. Es ist der Arbeitstisch des Schneidermeisters Heuchler, des Vaters vom schönen Bärbel. Allerlei Handwerkszeug und angefangene Kleider liegen umher. Dumpf und schwer tickt eine große alte Wanduhr — sonst ist alles still im Zimmer. Nur hin und wieder hört man bang und schwer athmen. An dem Tische vor der Lampe sitzt ein junger Mann in ärmlicher studentischer Tracht, den Kopf in beide Hände gestützt, tief über alte Folianten niedergebeugt. Sein Gesicht ist schön, aber fast gespenstisch bleich und von Leidenschaften durchwühlt. Wüst hängt das Haar ihm über die Stirn herab. Er athmet so bang und so schwer, während sein Auge über die Blätter bald dieses, bald jenes Folianten hinirrt. In seinem Gesicht, in seinen Händen zuckt eine leidenschaftliche Hast, wenn er ein anderes Buch ergreift. Dann läßt er auch wohl mitunter die Hände über die Augen niedersinken, wie in tiefen Gedanken ... bis er vor seinem eigenen Aufstöhnen erschrickt und sich wieder in die Folianten versenkt.

Es ist der Studiosus der Medicin: Johann Gotthard Weber aus Reichenbach im Voigtlande, der Michaelis von Leipzig nach Jena gekommen ist und bei Meister Heuchler Kost und Wohnung hat.

Wie lange der Student so über den Folianten brütet, weiß er selber nicht. Er ist so in seine Lectüre und in sich selber versunken, daß er nicht mal hört, wie sich die Stubenthür öffnet und eine schlanke Mädchengestalt ins Zimmer tritt. Sie läßt ein Tuch vom Kopf und den Schultern sinken und steht da in seltsamer Kleidung und wunderbarer, leuchtender Schönheit. Das lange faltige lichtblaue Gewand ist mit silbernen Sternen besetzt, darüber sind purpurrothe Tücher — halb wie ein Mantel, halb wie eine Schärpe malerisch drapirt. Auf dem reichen welligen Goldhaar ruht ein Sternendiadem.

Ja, Barbara war als Jungfrau Maria in der Christdarstellung wunderbar schön. Ihre rührende Schönheit ließ selbst das rohe Witzwort auf den Lippen der Renommisten verstummen. Jetzt liegt auf dem süßen Gesicht eine tiefe Trauer, und in den großen blauen Kinderaugen quellen Thränen, wie sie den Studenten über den Büchern brüten sieht und mit gefalteten Händen zu ihm hinüber schaut — voller Liebe und voller Angst.

„Gotthard!" sagt Bärbel leise. Aber der Lesende hört sie nicht. Da tritt sie an den Tisch und legt beide zitternde Hände auf die Schulter des Studenten und schluchzt: „Gotthard — hör mich — ich vergehe vor Angst!"

Wie aus einem tiefen wüsten Traume schrickt Gotthard auf und starrt das Mädchen fast entsetzt an — dann sagt er verwirrt: „Ach! Du bist es Bärbel — ich dachte nicht, daß die Mette schon aus sei — ich wollte Dich ja aus der Kirche abholen!"

„So bist Du also doch nicht in der Kirche gewesen, Gotthard? Vergebens hab' ich mich auch nach Dir umgeschaut!"

„Es war mir nicht möglich, Bärbel, heut Abend in eine Kirche zu gehn — ich bin nicht in der Stimmung ... und dann hatte ich dem Vater versprochen, ihn hier zu erwarten!" und Gotthard wendete sich finster und verlegen ab.

„Und wieder sitzt Du über den alten Zauberbüchern am heiligen Christabende — das ist Sünde, Sünde gegen Gott!" sagt das Mädchen leise und schmerzlich.

Der Student antwortet nicht. Er schaut nur finster vor sich hin.

Barbara nimmt seine beiden Hände in die ihren und preßt sie heftig: „Gotthard, wenn Du wüßtest, welch eine tiefe Angst mich überkam, als ich Dich vorhin in der Kirche nicht sah und daran dachte, wie alles so anders mit Dir — mit uns geworden ist. Ich hätte laut aufweinen mögen. Wie warst Du so leichtherzig und fröhlich, als Du im Herbst zu uns ins Haus zogst und wir dann am Abend der Weinlese zuerst mit einander sprachen und lachten und tanzten und uns gleich so lieb gewannen. Was waren das für glückliche Tage, wenn der Vater auch oft unwirsch war und von dem armen Studenten als Schwiegersohn nichts wissen wollte! Ich wußte ja doch, daß wir einander treu bleiben würden, bis Du dereinst als gelehrter Medicus wiederkämst und mich vom Vater begehrtest. Dann aber kamen die Heimlichkeiten mit dem Vater und jenem fremden Schäfer, der als Teufelsbanner und Schatzgräber weit und breit berüchtigt ist, und Du brachtest die alten Zauberbücher ins Haus und saßest Tag und Nacht darüber und wurdest ein ganz anderer. Du hast Dich von Gott abgewendet ... darum bist Du auch heute Abend nicht in der Kirche gewesen — an meinem Ehrenfeste, wo ich die Jungfrau Maria darstellen durfte ... und mein eigener Vater war auch nicht dort. — Gotthard, um unserer Liebe willen, sage mir jetzt aufrichtig — Auge im Auge — glaubst Du an diese entsetzlichen Teufelsbücher?"

Da arbeitet und zuckt es wild in den wüsten schönen Zügen des Jünglings und er sieht lange und starr vor sich hin ... endlich sagt er dumpf und ohne aufzublicken: „Als ich Dich zuerst sah, wie lag die Welt so lachend vor mir da ... und als ich wußte, daß Du mich wieder lieb hattest, wie war ich in Gott so fröhlich und selig! Wenn Dein Vater auf sein Lieblingsgespräch: Schatzgräberei und Teufelsbeschwörung kam und besonders immer wieder davon anfing, daß draußen in seinem Weinberge ein großer Schatz vergraben sei, noch aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges her, das habe die Großmutter ihm schon erzählt, als er noch ein Knabe gewesen — wie konnte ich ihn da so leichtherzig auslachen, daß er schier böse wurde! Als Dein Vater dann dahinter kam, daß wir uns gut waren und von dem armen Studenten nichts wissen wollte ... da lachte ich nicht mehr über seine Teufelsgeschichten. Aber ich glaubte noch nicht daran. Ich suchte mich ihm angenehm zu machen und hörte geduldig zu und sagte auch wohl hin und wieder, es sei ja vieles möglich zwischen Himmel und Erde — es könnte allerdings wohl im Weinberge ein Schatz vergraben sein. Da glaubte Dein Vater, er habe mich zu seinem Lieblingsgedanken bekehrt und nahm mich eines Tages allein und sagte mir geheimnißvoll: wenn ich nur wollte, so könnten wir beide bald sehr reich werden, und Du, Bärbel, würdest mein. Er kenne zwei sichere Leute, die fürchteten sich vor dem Teufel nicht und wüßten mit der Schatzgräberei Bescheid. Sie verständen aber keine gelehrten Schriften zu lesen — da sei ich grade der rechte Mann dazu. Ich solle mir heimlich aus der Universitätsbibliothek die Schriften des Paracelsus, die Clavicula Salomonis Filii Davidis, des Cornelii Agrippae Philosophia occulta und vor allen des Doctor Faust Höllenzwang verschaffen —

aus den alten Mönchszeiten her hingen die Bücher dort an verschlossenen Ketten hoch oben unter der Decke, damit sie nicht jedem zugänglich seien. Ich nahm die Bücher heimlich von der Kette und brachte sie hierher ins Haus. Das that ich, um mir den Vater meiner Barbara geneigt zu machen — ich glaubte auch damals noch nicht an die Zauberbücher. Ich las anfangs im Scherz darin und erzählte Deinem Vater Wunderdinge daraus. Er ward immer leidenschaftlicher und begieriger auf den Schatz in seinem Weinberge und trieb mich weiter zu studiren. Ich las weiter und weiter und je mehr ich las, desto mehr wollte ich lesen. Und dann glaubte ich wohl zuweilen, es sei möglich, durch geheimnißvolle überirdische Kräfte vergrabene Schätze zu heben und reich zu werden, und ich wollte reich werden, und die Begierde nach Schätzen wuchs immer mehr in mir auf ... und jetzt glaub' ich — glaub' ich, daß es mir heut Nacht gelingen wird, den Geist zu citiren und mir unterthänig zu machen, der den Schatz im Weinberge bewacht!"

„O Gott, meine Ahnung!" schreit Barbara schrill auf und muß sich mit beiden Händen an Gotthards Arm festklammern — „also wirklich in dieser Nacht — in der heiligen Christnacht willst Du Dich dem Satan des Goldes zu eigen geben!"

Ein eisiger Schauer durchrieselt den Jüngling — heftig schlingt er seinen Arm um die Schultern des bebenden Mädchens und legt den schönen bleichen Kopf mit der funkelnden Sternenkrone an seine Brust und sagt gepreßt: „Fasse Muth, Kind — nun ist ja bald alles überstanden ... und dann bist Du mein — bis in Ewigkeit!"

„Bis in Ewigkeit — bis in Ewigkeit!" wiederholt Barbara leise, wie in weiten Gedanken. Sie zittert wie ein welkes Blatt im Winde. Scheu macht sie sich aus seinem Arm los und sieht ihm mit einem tiefen, angstvollen Blick in das irre flimmernde Auge. „Gotthard, wie mich das Wort Ewigkeit heut Abend so furchtbar durchschauert! Auf ewig verloren sein — auf ewig ... hörst Du? — auf ewig? der Gedanke wird mich Tag und Nacht nicht mehr verlassen. Aber es ist noch nicht zu spät — wir stehen ja noch in der letzten Stunde — laß ab von dem Teufelsspuk! Den Finger kannst Du dem Satan entziehn, aber nicht die ganze Hand. O, denke doch daran, daß die Sünde — die ewige Sünde auch auf mich fällt, da Du sie um mich begehst — denk daran, daß heut heiliger Weihnachtsabend ist — denk an Deine fromme selige Mutter ..."

„Zu spät, Bärbel, zu spät! sagt der Student dumpf, und wendet den Kopf ab vor dem angstvollen Auge des Mädchens. „Ich gab Deinem Vater mein Wort, daß es heute Abend sein soll ... und er muß sogleich kommen, mich daran zu mahnen!"

„Nein, nein, zum Guten ist es nie zu spät — sage dem Vater, daß Du mit der Schatzgräberei nichts zu thun haben willst ... und Du bist ja frei!"

„Und der reiche Meister wirft mich wie einen Lump aus dem Hause, und mit unserer Liebe ist es für immer aus — und Du weißt, daß ich nicht von Dir lassen kann ... ja ich will reich werden — hörst Du? — ich will Dich besitzen — ich will!" — und sein Auge flammt wie im Wahnsinn, da er sie in seine Arme preßt.

„Du willst mich besitzen — selbst mit Verlust Deiner ewigen Seligkeit?" bebt es tonlos von ihren todtblassen Lippen, während sie sich scheu aus seinen Armen windet.

„Ja, selbst mit Hilfe der Hölle!" lacht er schrill auf.

Barbara steht da, wie im dumpfen Traume — als könnte sie das Furchtbare dieses Worts noch nicht ganz fassen. Dann preßt sie die gefalteten Hände fest gegen die Brust — dort sitzt ja der jähe tödtliche Schmerz. Aber ihr Auge ist thränenleer, ihr Gesicht wie erstorben, ihre Stimme gebrochen. „So soll denn alles zwischen uns aus sein ... Du willst es so — Dein und mein Elend ... Du hast Dich von Gott losgesagt — so sage ich mich von Dir los!"

Das hat der Unglückliche nicht erwartet. Mit weitem glanzlosen Auge starrt er sie an, wie sie in den bunten, leuchtenden Gewändern der Himmelskönigin so gebrochen und so schmerzensbleich vor ihm steht; er will etwas erwidern, aber er findet kein Wort. Da werden draußen Stimmen laut. Hastig öffnet sich die Thür und ein kleiner alter Mann im grauen Mantel mit großen bleiernen Knöpfen tritt ins Zimmer. Es ist der Schneidermeister Georg Heuchler. Ihm folgen zwei Männer in grober bäurischer Kleidung, lange Knotenstöcke in den Händen: der Bauer Hans Zeuner aus dem nahen Dorfe Ammorbach und der Schäfer Hans Heinrich Geßner aus Döbritschen. Sie nicken dem Studenten vertraulich zu.

„Wie, Mädchen, Du bist noch in Deinem Putze?" sagt Heuchler verlegen, Barbara hier zu finden. „Geh in Deine Kammer, es ist Zeit zum Schlafen — wir Männer haben mit einander zu reden!"

„Laßt mich nur, Vater — ich weiß alles — die ganze Sünde, die Ihr auf Euch laden wollt! ..."

„Verdammt! so habt Ihr geplaudert, Studiose!" fährt der Schneider heftig auf — „es taugt nicht, daß Weiberzungen um solche Dinge wissen. Aber jetzt ist keine Zeit zum Schwatzen, es ist fast zehn Uhr. Eure Kameraden sind bereit und hier ist eine treffliche Herzstärkung für die Nacht." Dabei zieht er eine große Flasche des stärksten Branntweins aus der Manteltasche und thut einen langen Zug. „Das durchglüht den letzten Tropfen Blut wie höllisches Feuer — hi! hi! hi! da ist es ja Spaß, es mit einem Teufelchen von Schatzwächter aufzunehmen — ich könnte fast noch selber Lust bekommen, mitzugehen — aber man sagt, ein Schneider schicke sich nicht dazu, denn zuweilen wacht ja ein Ziegenbock beim Schatz — hi! hi! hi!" und dabei klappern dem armen Schneider alle Zähne vor Grausen zusammen. Geschäftig drückt er dem Studenten, der wie im wüsten Traum dasteht, seinen Degen und Hut in die Hand und drängt ihn den Bauern nach, die das Zimmer schon verlassen haben. In der Thüre wendet Gotthard sich noch einmal um — mitten im Zimmer steht Barbara in den fremdartigen leuchtenden Gewändern — sie streckt ihm noch einmal die Hände flehend entgegen ... schon will er zurückstürzen ... da schiebt Heuchler ihn hinaus und drückt die Thür zu. Draußen flüstert er ihm zu: „Altweiberpossen, Studiose — Ihr werdet Euch doch nicht durch eine einfältige bange Dirne um die goldnen Früchte Eurer tiefen Studien in den Büchern des wahren Wissens bringen lassen? Nein, Ihr seid kein Weiberknecht. Aber nun macht, daß Ihr hinaus kommt. Licht und Kohlen stehen im Weinberghäuschen bereit!"

Gotthard steht draußen in der flimmernden Christnacht. Durch die Gasse singen von Haus zu Haus die armen Studenten der Theologie, um eine Weihnachtsgabe zu erhalten:

Seht Ihr das Sternlein funkeln
In wunderheller Pracht?
Es leuchtet aus dem Dunkeln,
Durchstrahlt die Weihenacht.
Das Dunkel sind die Sünden,
Der Stern — Herr Jesus Christ!
Auf! Auf! den Stern zu finden,
Vor ihm muß alles schwinden,
Wenn's noch so dunkel ist!

Wie das Lied dem Studenten die Brust zusammenpreßt! Er muß still stehn und Athem schöpfen — aber die andern Schatzgräber treiben zur Eile. Nur noch hastiger geht es durch die nächtlichen Gassen zum Thore hinaus: Da blinkt vom Hügel der Galgen herab — gespenstisch drohend ragt er in die flimmernde Weihenacht auf ... die Teufelsbeschwörer wenden die Gesichter ab und eilen weiter. Jetzt sind sie im Heuchlerschen Weinberge. Von der Höhe winkt ein weißes Häuschen nieder. Alles ist verschneit und unheimlich öde.

Die Bauern zünden eine eiserne Lampe an und die Holzkohlen in Ermangelung eines Ofens in einer großen eisernen Pfanne. Aber es ist immer noch bitterkalt. Die Bauern setzen ihre Pfeifen in Brand und die erwärmende Flasche geht schnell von Hand zu Hand. Auch Gotthard trinkt in langen Zügen — er möchte so gern die qualvolle Stimme in seiner Brust einschläfern. Ruhlos wandert er in dem kleinen Gemach auf und ab. Endlich dröhnt von der Stadt herüber der erste Glockenschlag der Geisterstunde. Jetzt darf kein Wort mehr geredet werden — ein einzig Wort, und der Geist, der den Schatz tief unten in der Erde bewacht und zu seiner Hebung beschworen werden soll, würde ihn sogleich an eine andere Stelle rücken.

Die Beschwörung beginnt. Der Student nimmt seinen Degen und beschreibt damit — aus den Zauberbüchern allerlei kabbalistische Sprüche murmelnd — an der Decke der Stube einen Kreis. Gotthards Gesicht ist von einer gespenstischen Blässe überflogen und zuckt wie im Wahnsinn. Große kalte Tropfen perlen auf seiner Stirn. Im unheimlichen Glanz sprühen die großen dunklen Augen. Seine Hand zittert, wie er den Degen mit abgewandtem Gesichte unter sich in die Diele steckt. Er zieht aus der Tasche ein Gläschen mit Bleiweiß, tunkt den Finger hinein und schreibt damit über die Thür das mystische Wort: Tetragrammaton. Dasselbe Wort steht auch auf einer der vielen alten magischen Münzen, die auf dem Tische einen

Zauberkreis bilden. Jetzt fassen sich die drei Schatzgräber bei den Händen und treten unter den Kreis an der Decke. Langsam und laut sprechen sie die Zauberformel aus Fausts Höllenzwang — und dann noch einmal. Aber sie werden immer bleicher und bleicher und die bebenden Lippen immer bläulicher. Ein eisiger Frost schüttelt sie, daß sie sich kaum aufrecht halten können. Zum drittenmal beginnen sie die Zauberformel — aber es sind nur noch einzelne gelallte Worte. Eine bleierne Schwere senkt sich in die fast erstarrten Glieder und auf die hervorquellenden, blutunterlaufenen Augen ... die Zunge wird immer heißer und trockener und weiße Bläschen schäumen auf den Lippen ... Einer nach dem andern taumelt auf die Bank und legt die Arme auf den Tisch und die schweren wüsten sinnlosen Köpfe darauf ...

Noch lange bringt hin und wieder ein leises, dumpfes Stöhnen aus dem Weinberghäuschen in die stille, leuchtende Christnacht hinaus ... dann ist alles todtenstill — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

(Schluß folgt.)

Am Familientische.

Auf der Krebsjagd.

(Zu dem Bilde auf S. 669.)

Die mit dem Wonnemond anhebenden Monate ohne R, in denen der Krebs ganz besonders wohlschmeckend sein soll, rufen in mir so manche fröhliche Jugenderinnerung wach, die sich an das ritterlich gepanzerte, vielverleumdete und vielverfolgte Thier knüpft.

Vielverleumdet nenne ich den armen Scheerenhelden, weil man ihn so ohne weiteres zu einem Repräsentanten des Rückschritts gestempelt hat; und doch steht es erfahrungsmäßig fest, daß er gleichmäßig vor- und rückwärts kriecht, und nur bei seinen seltenen Schwimmexcursen auf die retrograde Bewegung beschränkt ist. Aber erreicht er nicht immer, was gewöhnlich auch die des Rückschrittes Beschuldigten unter den Menschen, daß er ... trotzdem vorwärts und an das erstrebte Ziel gelangt?

Vielverfolgt ... ja wohl! ich kann's bezeugen. Allerdings sagte unsere Köchin, wenn sie mit den ängstlich umherkrabbelnden Todescandidaten vom Markte heimkam und das Wasser nun kochend heiß zu ihrem Empfange herrüstete, welchem Vorgang ich gespannt zuschaute: „Sehen Sie, junger Herr, das ist eine schändliche Thierquälerei, wenn sie dem armen Beest die Mittelschuppe da ausreißen vor dem Kochen, da geht der Darm ja gleich mit, oder wenn sie die armen Scheime ins kalte Wasser werfen und sie allmählich mit demselben kochen! Ist's nicht viel menschlicher, sie gleich in das brühende Wasser hineinzuwerfen, da sind sie mit eins mausetodt!" — Aber ob das so ganz schmerzlos abgegangen — wer kann es sagen? Wenigstens bildete ich mir immer ein, wenn sie nachher so puterroth auf den Tisch kamen, sie hätten eine große Qual durchmachen müssen, um so verwandelt werden zu können!

Und wie haben wir Jungen dich erst verfolgt, armes Thier, als wir, von der Köchin Schürze emancipirt, selbständig auf die Krebsjagd gingen! Gelernt habe ich diesen seltsamen Sport freilich nicht auf eigene Hand, sondern im Gefolge eines sogenannten Krebsleuchtens, wozu mich ein befreundeter Landmann, bei dem ich die Ferien zubrachte, mitnahm. Die Nacht ist die geeignetste Zeit zu einer solchen Expedition — denn das läßt sich nicht läugnen: lichtscheu ist der Krebs, und nur des Nachts verläßt er sein enges Heimwesen, in das er sich knapp hineingegraben, um auf Raub auszugehen, um Wasserthiere, Aas und weiche Pflanzenstoffe zur Nahrung zu suchen. Es war gar lustig anzusehen, wie mehrere der Leute meines Gastfreundes mit Kienspanfackeln sich leise dem Wasser nahten, auf dem nun die Lichter in gespensterhaftem Wiederschein hin- und hertanzten, während die von allen Seiten und aus allen Winkeln hervorkriechenden Thiere, dadurch herbeigelockt und zugleich dadurch geblendet, hilflos umherwimmelten. Und wir ... hinterher, um die Verrathenen zu fangen — wer einen s. g. Käscher, einen Netzbeutel, hatte, mit demselben, wer nicht ... mit den Händen! Das war ein Spaß! Und welch ein Schmaus am nächsten Tage! Besser haben mir nie wieder Krebse geschmeckt, als diese ersten von mir mitgefangenen, obgleich sie höchst einfach mit Butter und Salz abgekocht und servirt waren.

Seitdem habe ich oft das Gelernte allein oder mit jagdlustigen Kameraden, und häufig auch am hellen Tage, geübt. Da hat die Sache freilich ihre Schwierigkeiten und ist nicht ganz gefahrlos, und gar oft ist es einem von uns so gegangen, wie dem krebsenden Burschen auf unserm Bilde, wenn ich auch kühn behaupten will, daß nie einer von uns ein so dummes Gesicht dazu gemacht hat. — Da sitzt so ein wohlgenährter, oft über einen halben Fuß langer Krebs in einem Uferloch, unter einem bemoosten Stein, die großen Scheeren, in die das vorderste Paar seiner Beine ausläuft und von denen eine Spitze feststeht, während die andere beweglich ist, kampfbereit ausgestreckt! Du packst nach einer der Scheeren — es gelingt dir, sie zusammen zu fassen — aber so fest hält sich dein Gegner mit dem Schwanze, daß er lieber sie fahren läßt, als daß er sich gefangen gibt. Weiß er doch, daß ihm das so ausgerissene Glied bald wieder wächst! Oder er sitzt loser, und ein Finger geräth zwischen eine der Scheeren, während du ihn haschen willst, und anstatt zu fangen, bist du ... selbst gefangen! Das mag schon weh thun, denn an der Schneide haben die Scheeren scharfe Zähnchen! Und für den Spott braucht der, der den Schaden hat, auch nicht zu sorgen, wie Figura zeigt; denn anstatt seinem Kameraden zu helfen, glotzt ihn der andere Schlingel nur dreihaarig an und grabbelt ruhig weiter nach eigenem gefahrloseren Fange. Und auch das Weib, dem das laue Wasser wohl zu behagen scheint, beschattet nur die Augen mit der Hand, um besser den kleinen Ritter von der traurigen Gestalt beobachten zu können.

Bekanntlich gibt es noch andere und meist bequemere Arten, die Krebse zu fangen — uns Jungen hat aber natürlich keine andere ein solches Gaudium bereitet, als die letztbeschriebene und auf unserem Bilde so ergötzlich illustrirte.

R. K.

Räthsel.

I.

Der erste ist von großer Macht,
Besiegt den Sieger nach der Schlacht,
Ja alle Menschen fallen nieder,
So oft der Mächt'ge kehret wieder.

Das Paar der andern übersteigt
Die Höhe, die der Mensch erreicht;
Doch oft sieht man sie niedersteigen,
Vor ihres Gleichen sich zu neigen.

Das Ganze strebt nach keinen Höh'n,
Läßt alles, wie es gehn will, gehn;
Und ging es stets nach seinem Ton,
Wir hätten nie — Revolution.

II.

Mein erstes ist ein stark Metall,
Was Nutzen bringt fast überall;
Nur wenn zum Krieg die Trommeln laden,
Dann bringt es Schaden.

Den Geist hat mancher ausgehaucht
Durchs zweite, auch im Krieg gebraucht;
Doch kann es auch in Friedensstunden
Uns leicht verwunden.

Das Ganze ist ein Werk der Kunst
Und ferne von dem Kriegesdunst:
Es kann uns von dem Kriegesleben
Ein Bild nur geben.

Briefkasten.

Wir können der Ansicht „vieler Männer und Frauen" in Hamburg, die gegen die Nähmaschine im Hause sich so scharf aussprechen, weil sie „nur zur Beförderung weiblicher Eitelkeit und Tändelei beitrage," nicht beistimmen. Daß sie mißbraucht werden kann, daß — wie Frau Becher-Stowe neulich sagte — jetzt 72 anstatt 15 Falten an jedem Unterrock von vielen unverständigen Frauen gemacht, und daß von ihnen doppelt soviel Kleider als früher für nöthig erachtet werden, ist ja ganz gewiß, doch abusus non tollit usum — der Mißbrauch hebt den Gebrauch nicht auf — solche Frauen würden ihre Zeit und ihr Geld auch ohne Nähmaschine nicht besser anwenden; aber welche Hilfe ist dieses nützliche Möbel für die einsichtsvolle, kinderreiche und mittelarme Mutter, die nun ihrer eigenen geistigen Fortbildung und der Erziehung ihrer Kinder so manche Stunde widmen kann, in der sie früher an das Nähzeug gefesselt war! — Dr. H. in N. a S. Wir sind zwar reichlich versehen, bitten aber um Mittheilung von Proben. — J. L. in D. Gar nicht übel, aber für uns nicht geeignet. — M. M. in Gr.-M. Dankend abgelehnt. — Fräul. Th. v. K. in B. Wir können Ihnen für den erwähnten Zweck kein besseres Buch empfehlen, als die bereits in sechster Auflage erscheinende Poetik von Ernst Kleinpaul (Barmen, W. Langewiesche). Dasselbe behandelt sowohl die Dichtungsformen als die Dichtungsarten in lichtvoller, allgemein verständlicher Weise unter Beifügung gutgewählter Beispiele, und wird Ihnen selbst ebenso wie Ihren Schülerinnen für das Verständniß unserer Klassiker von Nutzen sein. — C. H. in M. Recht hübsch, bleibt aber doch wohl besser Manuscript. — St. in Br. Wir meinen, gerade von dem genannten Künstler hätte das Daheim Proben genug gebracht — dennoch soll Ihr Wunsch bei der betr. Serie mit berücksichtigt werden. — Auch die Herbstjagd wird nicht ausbleiben. — Guido Hammer wohnt in Dresden. Ihre letzte Frage sind wir außer Stande zu beantworten. — Hrn. Stud. D. in Greifswald. — Auf den „Sprung nach Rügen in drei Anläufen" wollen wir doch lieber verzichten, da Springen überhaupt nicht gerade unsere Passion ist. Ebenso wenig können wir Ihnen „die Taxe unseres Blattes eröffnen", da wir eine solche nicht besitzen, es auch wohl schwer halten dürfte, Ihre Sprünge würdig zu taxiren. — Dr. C. in B. b. F. a M. — Bereits erledigt.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 25. Juni 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. 1868 № 43.

Schwester Luise.

Novelle von **Ernst Wichert**.

(Schluß.)

Das waren für Arnold von Rabner traurige Tage, die auf die plötzliche Abreise der Schwester Luise folgten. Das Gefühl der Verlassenheit überkam ihn in ganzer Stärke; er machte sich Vorwürfe, das Mädchen durch seine unseligen Geständnisse vertrieben und selbst ihr Andenken an ihn für alle Zeit getrübt zu haben. Denn freilich, wenn er wieder und wieder jedes Wort überdachte, das sie bei dem letzten Zusammentreffen gesprochen hatte, ihre freundlichen Ermahnungen still für sich nachsprach, den Abschiedsgruß, den sie ihm gesandt hatte, nach der Bedeutung fragte, die sie selbst ihm hatte geben wollen — dann freilich dämmerte mitunter etwas wie Hoffnung in seiner Seele auf und Schwester Luise schwebte als der rettende Engel durch seine Träume. Thorheit! Als ob sie nicht schon der Engel gewesen, der seine rettende That vollzogen? Mit so irdischen Dingen geben sich die Engel nicht ab.

Oder doch? Hat sie Zaubermacht, den Unhold, der ihn schon mit seinen Netzen umsponnen hatte, zu bannen und zu Boden zu werfen und um seinen sichern Raub zu bringen? Es kam ein Brief an, mit einer Adresse von unbekannter Hand, eigentlich nur ein sorgfällig verschlossenes Couvert, in dem der Brief fehlte. Aber der Wechsel lag darin, sein Wechsel, der ihm so viel Schmerzen gemacht hatte, und er war zerrissen von einem Ende bis zum andern. Er wollte seinen Augen nicht trauen, prüfte und prüfte wieder, durchsuchte jede tiefste Ecke des Couverts nach irgend einem Wörtchen der Aufklärung — es war sein Wechsel und nur sein Wechsel. Diesen Namen, der nicht sein Name war, hatte er selbst darauf gesetzt; wie Feuerschrift brannte er sich ihm ins Hirn. Eine wahre Wuth überkam ihn, das Zeugniß der traurigsten Stunde seines Lebens zu vernichten. Er fing an, das Papier zu zerreißen, aber die Theile beunruhigten ihn wie das Ganze. Er steckte Licht an und verbrannte den Wechsel — die Kohle behielt die Form des dünnen Blättchens bei, die Schriftzüge waren deutlich zu erkennen. „Sie können nicht sterben!“ rief er — „mahnen noch aus dem Grabe!“ Er zerrieb die Asche zu feinem Staub und blies sie zum Fenster hinaus.

Dann wurde ihm wohl — so wohl! seit Monaten hatte er nicht dieses Gefühl innerer Freiheit gehabt. Es war ihm, als ob ihm das Athmen leichter wurde und er zog die Luft tief in sich, wie einen kühlenden Trank. Seine Augen leuchteten heller, der Druck von seiner Stirne wich. Seine Seele jauchzte jubelnd auf: „Frei — frei! und sie ist doch die Retterin, sie allein wahr und wahrhaftig!“

Er fiel in einen tiefen Schlaf, und als er erwachte, war er ein ganz anderer Mensch. Der Arzt kannte ihn kaum wieder. Und nun schritt die Besserung von Tage zu Tage mächtig fort, die Wunden fingen an sich zu schließen. Der Kranke konnte das Bett verlassen. Er schrieb, so gut es mit der linken Hand gehen wollte, lange Briefe an Vater und Mutter und erhielt von der letzteren eine Antwort. Eine barmherzige Schwester war bei ihr gewesen — nun war kein Zweifel mehr.

Aber das war noch nicht alles. Es langte auch ein großes amtliches Schreiben aus dem Hauptquartier an mit einer Belobigung seiner tapfern Dienste bei Eroberung der feindlichen Batterie und mit einem Hauptmannspatent und einem Orden mit gekreuzten Schwertern. Früher hätte ihn diese Anerkennung nur beschämt, jetzt machte sie ihm eine stolze Freude. Wenn Schwester Luise jetzt hier wäre und das sähe! Sie würde vielleicht bekennen, ihre Güte an keinen ganz Unwürdigen verschwendet zu haben. —

Die Reconvalescenten wurden in den Schloßgarten geführt. Da wölbten sich nun die grünen Linden und Kastanien über stillen Gängen, und epheubewachsene Grotten oder dichte Weinlauben luden zur Rast ein. Wenn er durch den Blätterbehang einträte in die kühle Dämmerung und Schwester Luise säße auf der Steinbank, ihre Arbeit oder ein Buch in der Hand — und er könnte diese Hand ergreifen und mit Küssen bedecken und vor ihr auf die Kniee niederfallen und ihr danken —! Der Platz war immer leer. Hätte er nur einmal an sie schreiben können! Aber er kannte nicht einmal ihren Namen.

Die Blessirten suchten bald einander auf und machten leicht Bekanntschaft. Gemeinsam bestandene Gefahren, gemeinsam er-

fochtene Siege haben magnetische Anziehungskraft. Manche Freundschaft fürs Leben wurde hier zwischen gereiften Männern geschlossen, die sich vorher nie gesehen hatten.

Auch der Major von den Dragonern fand sich ein und zeigte sich bald als der heiterste Gesellschafter, der jederzeit ein Späßchen bei der Hand hatte. „Wenn ich uns so betrachte,“ rief er lachend, als er zum ersten Mal den Kreis musterte, „so sind wir alle Invaliden und vor der Front nichts mehr werth. Dem einen fehlt ein Arm, dem andern ein Bein, dem die Hand, dem der Fuß, dem die Nase, dem das Auge und so weiter. Kreuzbombenelement! wir sind nichts als Stückwerk. Wenn sich da nun einer pro patria opferte und sich gänzlich auseinandertrennen ließe und jedem Kameraden das Stück abgäbe, was ihm gerade fehlt — wir wären einer weniger, aber die übrigen könnten wieder so ziemlich ausgeflickt werden. Was meinen Sie, meine Herren, ziehen wir das Loos?“

Arnold war der einzige, der über diesen gutgemeinten Vorschlag nicht lachte. Er hatte nicht die Plaudereien des Lazarethgehilfen vergessen, und der Major hatte ihm von da her etwas Widerwärtiges, das die persönliche Bekanntschaft des jovialen Mannes nicht zu unterdrücken vermochte. Er hielt sich stets in einer gewissen Entfernung von ihm, mischte sich selten ins Gespräch, wenn der Major den Ton angab und beobachtete kaum gegen denselben die durch die Höflichkeit und Kameradschaft gebotenen gesellschaftlichen Formen. Fast mit Ostentation lehnte er jede Betheiligung ab, „als der lustige Herr zur Unterhaltung „ein kleines Jeuchen“ vorschlug, und nippte kaum vom Glase, wenn unter dessen Präsidium die Rheinwein- und Champagnerflaschen entkorkt wurden, mit denen patriotische Männer die Reconvalescenten reichlich versorgten.

Es konnte nicht fehlen, daß auch die kleinen Vorfälle im Spital gelegentlich besprochen wurden. So kam auch die Rede auf die braven barmherzigen Schwestern, die mit Aufopferung ihrer schweren Pflicht genügt hätten, und natürlich auch auf Schwester Luise, die allgemein den besten Eindruck gemacht hatte. Man bedauerte ihre plötzliche Abreise und erschöpfte sich im Lobe ihres segensreichen Wirkens. Sie sei zur Krankenpflegerin wie geboren, meinte man allgemein und für jeden anderen Beruf zu schade. Der Major widersprach. „Das ist Aberglauben, meine Herren,“ sagte er, „purer Aberglauben! Wenn ein Mensch sich einmal in etwas besonders tüchtig zeigt, gleich wittert man daraus seine Bestimmung. Wollen Sie ein junges schönes Mädchen, das kaum über zwanzig Jahre zählt, dazu verdammen, sein Leben lang am Krankenbett zu sitzen, Medicin einzulöffeln und Pflaster aufzulegen? Das wäre garstig! Als ob nicht dieselben Tugenden, die Sie hier entzücken, auch jedes andere Verhältniß zu einem mustergültigen machen würden! Als ob nicht auch die Gesunden davon profitiren könnten — und die erst recht! Ein so reizendes Geschöpf, und soll in der Luft der Krankenstuben verkümmern! Glauben Sie denn, daß es einem Menschen Spaß machen kann, sich in solcher Weise selbst zu vergessen und für die Allgemeinheit zu opfern? Und einem Frauenzimmer —! Tollheit! Da ist und bleibt alles andere nur Nothbehelf, und das einzig Vernünftige ist heirathen. Ja, heirathen, was Sie auch für Gesichter schneiden mögen, sich und einen geliebten Mann glücklich machen, Kinder in die Welt setzen und sie zu tüchtigen Menschen erziehen, daran hat der liebe Gott von Weltanbeginn sein Wohlgefallen gehabt, als diese verfluchten Spitäler mit ihren Marterkammern noch gar nicht erfunden waren. Und nun denken Sie sich einmal die Kleine als Hausfrau und zärtliche Gattin und sorgsame Mutter — ja! da läuft Ihnen das Wasser im Munde zusammen. Heirathen muß sie, und alle Banquierstöchter und sonstigen Goldfischchen mögen alte Jungfern werden, wenn sie nicht einen Mann bekommt. Basta!“

Arnold stand auf und machte in der übelsten Laune einen Gang durch den Garten. „Unerträglich,“ brummte er vor sich hin, „dem Ding muß ein Ende gemacht werden; ich muß wissen, woran ich bin. Offenbar ist er selbst der Mann, der sich für gut genug hält, diese gerühmten Tugenden für sich allein in Beschlag zu nehmen. Alter schützt vor Thorheit nicht!“ — Er wartete ab, bis auch die übrige Gesellschaft aufbrach und sich zerstreute, der Major aber allein am Tisch sitzen blieb, um seine Zeitung zu lesen. Er trat an ihn heran und bat ihn aufgeregt um eine kurze Unterredung unter vier Augen.

„Wir sind allein,“ sagte der Major, ihn verwundert betrachtend.

Arnold setzte sich ihm gegenüber. „Ich wünsche eine Erklärung,“ begann er, „und erwarte, daß Sie mir dieselbe als Ehrenmann nicht verweigern werden.“

„Lassen Sie hören. Herr Hauptmann; vielleicht erklärt sich denn auch mir manches, was mir bisher sehr auffallend gewesen ist, ohne daß ich es für angemessen gehalten habe, darüber zu sprechen.“

Arnold biß sich auf die Lippe, um ruhig zu bleiben. „Vielleicht, Herr Major! Sie haben von einer jungen Dame, die ich zu achten und zu ehren allen Grund habe, wie mir's scheinen will, despektirlich gesprochen!“

„Oho! von wem reden Sie, junger Mann?“

„Von Schwester Luise.“

Der Major sah ihn erstaunt an. „Und von der hätte ich despektirlich gesprochen? I! da hätte ich Lust, mich mit mir selbst zu schießen, wenn Sie mir das beweisen können!“

Statt vieler Worte eine kurze Frage. „Herr Major. Haben Sie selbst Absichten auf das Mädchen?“

Der Major lachte laut auf. „Ich? Ach du meine Güte! Das ist eine starke Zumuthung. Wenn das meine Alte hörte, sie bildete sich am Ende wirklich ein, daß ich die Komödie vom Grafen Gleichen zu wiederholen gedächte. Haben Sie keine Furcht, bester Herr Kamerad, ich bin ein alter Ehekrüppel und glücklicher Vater von fünf Jungen und drei Mädels, habe auch durchaus nicht Lust, mir, nachdem ich im Kriege das Bein verloren habe, von meiner guten Frau die Augen auskratzen zu lassen. Denn bei gewissen Dingen verstehen nun einmal auch die besten Frauen keinen Spaß.“

Arnold ergriff seine Hand, schüttelte sie kräftig und dankte ihm wiederholt herzlich.

„O, gar keine Ursach!“ meinte der Major. „Sollte mir recht sein, wenn Ihnen wirklich ein Gefallen damit geschieht, daß ich zur Resignation verdammt bin. Und wenn das alles ist, was Sie gegen mich haben —“

„Verzeihen Sie — verzeihen Sie!“ rief der junge Officier. „Ich habe Ihnen mein Unrecht abzubitten. Aber Sie dürfen nicht wissen —“

„Gut also!“ schloß der Major, „was ich nicht wissen darf, behalten Sie für sich. Wir sind also in Ordnung?“

„Vollkommen!“

Von diesem Augenblick ab wurden sie die besten Freunde und bald unzertrennliche Genossen. Von Schwester Luise wurde zwischen ihnen nicht mehr gesprochen, aber sie wußten beide, wie sie's meinten. Nur wenn sie abends im frohen Kreise bei der Flasche saßen, schielte wohl der Major zu Arnold hinüber, hob bedächtig das Glas an den Mund, gab mit den Augen einen geheimen Wink und trank einen Männerschluck. Und Arnold verstand ihn, plinkte zustimmend und ließ keinen Tropfen im Glase. Nur zum Spiel ließ er sich trotz allen Zuredens und Hänselns nicht bewegen. „Er fürchtet Unglück im Spiel,“ scherzte der Major, „weil er Glück in der Liebe — haben möchte!“ schloß er in anderer Tonart — „der Tausendsakramenter!“

Auch über die Zukunft sprachen sie ein erstes Wort miteinander. „Der König wird für seine Krüppel sorgen,“ meinte der Major; „aber es sind ihrer zu viele, und auf den einzelnen trifft doch nichts Großes. Für den Militärdienst sind Sie unbrauchbar, lieber Freund, und auf die Bärenhaut werden Sie sich so jung nicht legen wollen. Machen Sie sich einem Freunde nützlich, der Ihnen danken würde. Ich habe außer meinem Stammgut große Besitzungen in einer südlichen Provinz, die ich nicht selbst verwalten kann. Ich brauche einen energischen Oberamtmann, vor dem das Volk Respekt hat. Was meinen Sie? Eine reizende Wohnung mit der Aussicht aufs Gebirge steht Ihnen zu Gebot; und alle Jahr komme ich mit Weib und Kindern auf einige Wochen zum Besuch, damit die alten Kriegsgeschichten nicht vergessen werden. He?“

Arnold acceptirte mit Freuden. —

Und dann kam die Nachricht, daß auf einen Waffenstillstand der Friede geschlossen sei und der größte Theil des siegreichen Heeres seinen Rückmarsch nach der Heimat antreten werde. Und wieder nach einiger Zeit sprachen alle Zeitungen von dem beabsichtigten feierlichen Einzuge in die Hauptstadt. Auch nach dem Spital gelangte die Ordre, daß die Blessirten, falls es ihr Zustand erlaube, an dem Festmarsche Theil nehmen sollte. Die wenigsten blieben zurück.

Hauptmann von Rabner zog seiner tapferen Compagnie voran, in der kaum einer mit ganz heiler Haut davon gekommen war, durch die mit Fahnen und Blumen geschmückten Thore entlang der aus Kriegstrophäen gebildeten Straße. Er trug den Degen in der linken Hand. Von den Tribünen herab regneten Blumensträuße und Kränze auf die tapfere Schar. Er fing mit dem Degen einen Eichenkranz auf und legte ihn um den Helm.

Und dort am Fenster des Eckhauses stand seine Mutter, mit dem weißen Tuch bald winkend, bald sich die Augen trocknend. Der alte Papa hatte sich den Platz etwas kosten lassen. Er selbst aber hielt's da oben nicht aus. Mitten im tollsten Gedränge stand er und reckte den Kopf mit dem magern Halse hoch aus der weißen Binde heraus und schwenkte den Hut und versicherte unaufhörlich, daß er der Geheime Rath von Rabner sei und der junge Hauptmann dort mit einem Arm sein Sohn. Es half ihm nichts, man ließ ihn nicht durch. Hatte doch jeder nach Vater, Bruder oder Kind auszuschauen; was galt da ein Geheimerath?

Zu Hause aber war das Putzzimmer wieder festlich geschmückt wie damals, und der alte Blücher sah recht freundlich aus seinem grünen Laubgewinde nieder, und die schöne Königin lächelte so holdselig, wie lange nicht. Der Tisch aber war so lang ausgezogen, als die Wände es irgend gestatteten, und Teller an Teller stand darauf und vor jedem Teller eine Flasche Wein. Der alte Herr lud in seinem Herzensjubel zu sich zu Gast, wen von den Soldaten er nur irgend erhaschen konnte und sammelte bald eine kleine Compagnie hinter sich, der er stolz voraus ging, den Stock als Degen über die rechte Schulter gelegt und bei Biegungen um die Ecke martialisch sein Rechts und Links commandirend. Selbst Arnold wurde darüber vergessen. Der aber fand sich allein nach Hause, und als er nun seinen Degen mit dem Schlachtschwert des Alten kreuzte und die glückliche Mutter einen Lorbeerkranz über beide legte, da schossen dem Geheimen Rath die Thränen in die Augen, und er konnte gar nichts mehr sagen, als: „Lieber, gnädiger Gott — jetzt sterben!" — —

Die erste ruhige Stunde benutzte Arnold, sich von seiner Mutter umständlich erzählen zu lassen, was sie von der barmherzigen Schwester wußte, die sie besucht hatte. Jedes Wort, das sie gesprochen, mußte sie wiederholen. Nach der Beschreibung war kein Zweifel, daß es Luise gewesen, aber im übrigen blieb alles dunkel. Sie hatte sich nicht wieder blicken lassen, nur brieflich mit wenigen Worten gemeldet, daß keine Sorge weiter nöthig sei. Wie ein Engel vom Himmel ist sie gekommen und gegangen, sagte die gute Frau gerührt, womit kannst Du ihr danken?

„Mit meinem ganzen Leben," betheuerte Arnold — „wenn sie's nur annehmen wollte!"

Vor einigen Tagen, berichtete Frau von Rabner weiter, wurde hier von einem Unbekannten ein Päckchen mit meiner Adresse abgegeben. Der Inhalt bestand aus Werthpapieren von erheblichem Betrage. Auf einem Zettel, der dabei lag, stand: „Eigenthum der Schwester Luise Amsteiner! Kannst Du den Zusammenhang errathen?"

Arnold ließ sich den Zettel zeigen. „Des Barons Handschrift!" rief er. „So also löste sie den Wechsel ein? Meinetwegen beraubte sie sich —! Aber der Baron —! ich muß zu ihm; er muß mir sagen —! Sie kannte ihn, sie erbleichte, als ich seinen Namen nannte. Wenn mein Vertrauen zu ihr nicht unwandelbar wäre, ich hätte mir Gedanken machen können. Jedenfalls muß ich erfahren, was zwischen ihnen verhandelt ist!"

Er stürmte fort.

Die Wohnung des Barons stand leer. Die Wirthin erzählte, daß vor einiger Zeit sehr bald nach dem Besuch einer jungen Dame, die sich nach Aussage des Portiers wohl eine halbe Stunde in seinem Zimmer aufgehalten habe, von seinem Diener neben dem Lehnstuhl liegend in bewußtlosem Zustande angetroffen sei. Er habe einen Brief in der Hand gehalten. Die zugerufenen Aerzte hätten von einem Schlaganfall gesprochen. Dann sei er längere Zeit schwer krank gewesen und kaum wiederzuerkennen gewesen, als sie ihn wieder zu Gesicht bekommen. Vor vierzehn Tagen etwa habe er alle seine Möbel und sonstigen Sachen verkauft, ihr die Miethe bis zum Ablauf des Contrakts gezahlt und ihr gesagt, daß er nach Italien gehe, um nie mehr zurückzukehren; seinen Aufenthaltsort daselbst dürfe niemand wissen.

Das war ein neues Räthsel. Arnold erkundigte sich bei der Polizei und erhielt die Bestätigung jener Angaben. Der Baron war 24 Stunden vor dem Einzuge der Truppen wirklich abgereist.

Beunruhigt durch das Geheimnißvolle dieses plötzlichen Verschwindens und der offenbar mit dem Besuch des Mädchens zusammenhängenden Veranlassung dazu, schritt Arnold eine Weile nachdenklich auf dem Trottoir unter dem stattlichen Gebäude auf und ab. Was war das? Schwester Luise machte einen gewissen Einfluß auf ihn geltend — zwang ihn den Wechsel herauszugeben. In welchem Verhältniß standen sie zu einander? Ihre Andeutungen eigener trauriger Lebenserfahrungen — vielleicht Verschuldungen, die später eine reumüthige Umkehr und Unterwerfung unter eine Art von klösterlicher Zucht veranlaßt hatten — und das Geld, das der Baron als ihr Eigenthum bezeichnete und das am Ende gar eine Abfindung für getäuschte Hoffnungen war — — ihn durchrieselte es kalt. Aber nein! Schwester Luise — sie nicht, unmöglich. Und warum nicht offen vor sie treten und eine Aufklärung erbitten? Warum länger zögern sie aufzusuchen, ihr zu danken? Zu ihr — zu ihr!

So ganz mit seinen Gedanken beschäftigt, hatte er überhört, daß eine Equipage heranrollte und auf dem Straßendamm plötzlich hielt. Erst als ihm eine bekannte Stimme, sehr unbekümmert um das Aufsehen, das diese Art von Anrede bei den Vorübergehenden machte, laut zurief: „Hauptmann, Spitalbruder — finde ich Sie endlich? Haben Sie sich lebend aus dem Siegesjubel gerettet?" — sah er auf und bemerkte im Wagen den Major neben einer Dame. Er trat heran und grüßte. — „Kommen Sie hinein," bat der Major lachend, „sonst faßt uns hier noch die Polizei ab, weil wir die Straße sperren. Müssen uns allmählich schon wieder an bürgerliche Ordnung gewöhnen, Freundchen. Bombenelement! kommt einen doch schwer an, wenn man ein Stück Kriegsleben gekostet hat. Na — Sie wollen nicht? Meine Frau —! dürfen sich gar nicht geniren."

Der Hauptmann bat wegen der wunderlichen Vorstellung um Entschuldigung und dankte. Er wollte nicht aufhalten.

„Ach, aufhalten!" wies der Major seine Einrede zurück. „Ist nichts aufzuhalten. Ich fahre meinen Stelzfuß spazieren, nichts weiter, und meine Frau begleitet mich. Wohin wollen Sie, Freundchen? Ich mache mir ein Vergnügen daraus, Sie hinzuschaffen."

Arnold überlegte einen Augenblick und ließ sich dann vom Major, der seine Hand krampfhaft festhielt, in den Wagen ziehen. „Gut dann," sagte er, „nach dem großen Krankenhause der Barmherzigkeit draußen vor der Stadt!"

Der Major lächelte verschmitzt. „Ach! ich merke, der Besuch gilt Schwester Luise. — Kannst Du Dir denken," wandte er sich an seine Frau, „daß wir beide uns bald um ein schönes Mädchen geschossen hätten — im Spital — zwei Invaliden — der eine ohne Bein, der andre ohne Arm! Aber wirklich ein charmantes Mädchen, ein wahres Muster-Frauenzimmerchen — was, Kamerad?"

„Ich bin nicht eifersüchtig, lieber Fritz," bemerkte die Dame freundlich. „Verliebt und treu war immer Deine Maxime."

„Da hören Sie's, ich finde nicht einmal mehr Glauben," rief der Major mit komischer Entrüstung, „das hat man davon, wenn man die Weiber verwöhnt!" — Es folgte dann eine enthusiastische Schilderung der treuen Krankenpflegerin, die Arnold wohl that und wohl auch darauf berechnet war.

Es ermittelte sich, daß die Majorin eine Nichte der Oberin war. Sie erbot sich, ihr eine Visite zu machen und sich nach Schwester Luise zu erkundigen. Die Herrn machten inzwischen eine Tour durch die parkartigen Anlagen.

Das Mädchen war nicht einheimisch; überhaupt gar nicht am Orte, sondern in der kleinen Grenzstadt einer entlegenen Provinz, in welcher eine Epidemie wüthete, die mit allen Kräften bekämpft werden sollte. Sie hatte selbst gewünscht, zu diesem gefährlichen Dienst verwandt zu werden.

Der Major schüttelte den Kopf. „Ungesund — ungesund! geht zu weit. — Hab' ich's nicht gesagt, Hauptmann? wenn die Frauenzimmer nicht heirathen —! Na, ich bin schon still, das hört er nicht gern."

Arnold nahm seine Hand und drückte sie leise. „Sie können recht haben," sagte er gedankenvoll.

„Und bei unserer Verabredung bleibt's doch?" fragte der Major, als sein Begleiter bat, den Wagen halten zu lassen, damit er aussteigen könnte. „Sie übernehmen die Aufsicht über meine Güter, junger Freund?"

„Binnen acht Tagen haben Sie meine Antwort,“ versicherte Arnold, „auf Ja oder Nein. Schwester Luise soll entscheiden!“

Der Major nickte ihm freundlich zu und gab dem Kutscher das Zeichen zur Weiterfahrt. Arnold war entschlossen, das Mädchen aufzusuchen, und wenn er bis ans Ende der Welt pilgern sollte.

Nach einer beschwerlichen Eisenbahn- und Postreise langte er in dem Grenzstädtchen an, gönnte sich keine Viertelstunde Zeit zur Erholung, sondern machte sofort einen Besuch im Pfarrhause, wo die barmherzige Schwester sich einquartiert haben sollte. Sie selbst sei von der Anstrengung erkrankt, hieß es, und habe sich bestimmen lassen, wenigstens einen Tag das Zimmer zu hüten.

„Nennen Sie ihr meinen Namen,“ bat er die Pfarrerin, „und sagen Sie ihr, daß meine Reise keinen weitern Zweck hat, als sie zu sprechen.“

Er wartete nicht ab, bis der Bescheid zurückkam, sondern folgte der Frau fast auf dem Fuße. Wie das Herz ihm stürmisch pochte, als er lauschend, die Secunden zählend, an der Thür stand, die ihn noch von ihr trennte! Und dann öffnete sie sich, und er stürmte hinein auf das Sopha zu, von dem sie sich so eben halb erhoben hatte, und sank, überwältigt von seinen Gefühlen, vor ihr auf die Knie nieder.

„Stehen Sie auf — stehen Sie auf!“ bat das Mädchen mit ängstlich schwankender Stimme. „Was soll man davon im Pfarrhause denken?“

„Daß ich Ihnen zu ewigem Danke verpflichtet bin!“ rief er, „und daß ich komme, ihn abzustatten, so weit schwache Worte das vermögen. Sie haben mich gerettet, Luise; entziehen Sie sich meinem Danke nicht!“

Er schaute zu ihr auf, und ihr Anblick verwirrte ihn noch mehr. Es war etwas Geisterhaftes in ihrer ganzen Erscheinung; die Haut schien wie transparent, das Auge träumte feucht-verklärt in die Ferne, das wellige, blonde Haar leuchtete um die bleiche Stirn herum. Er hauchte einen Kuß auf ihre Hand und stammelte: „Meine Heilige!“

„Stehen Sie auf,“ drang Luise in ihn, selbst mühsam nach Fassung ringend — „Sie wissen nicht, was Sie thun, was Sie sprechen — Ich freue mich Ihrer Genesung — Ihres Besuchs — Ihres herzlichen Gedenkens — — aber so nicht, so nicht —!“

Er erhob sich und trat ans Fenster, das Gesicht von ihr abgewandt. Keines Wortes war er in diesem Augenblick mächtig; es war, als ob ihm die Sinne vergingen. Nur nach und nach erkannte er wieder die Bilder der Außenwelt, die Felder und Wälder in der Ferne, die kleinen Häuser der Stadt, die alte Kirche, halb unter Linden versteckt und darunter den Friedhof mit den blumigen Hügeln, Kreuzen und Steinen. Da war Ruhe. Und auch in sein erregtes Gemüth kam Ruhe und Klarheit, und als er sich nun zurückwandte, war auch das Mädchen anders als zuvor. Die geisterhafte Blässe war geschwunden, eine feine Röthe flog über Wangen und Stirn; die Augen mit den langen Wimpern hatte sie beschaulich in den Schoß gesenkt.

Arnold blieb vor ihr stehen und betrachtete sie mit innigem Wohlgefallen. Nicht mehr die unnahbare Heilige war sie ihm, sondern ein schönes Menschenkind, nach dem sein Herz verlangte. „Hören Sie mich gütig an,“ sagte er, „und mag Sie nicht überraschen, was Sie hören sollen. Es ist nicht nur das Gefühl des Dankes, was mich unlöslich an Sie kettet, was mich Ihnen nachtreibt. Es würde mich unglücklich machen, da ich kein Mittel hätte, Ihre Wohlthaten zu vergelten. Aber es gibt eine Empfindung, die nicht nach solcher Ausgleichung fragt, der Nehmen und Geben gleich selig ist, die sich am wohlsten fühlt in der tiefsten Verschuldung — — ich liebe Sie, Luise!“

Sie zuckte. Ihre Hand bewegte sich langsam nach ihrem Herzen; auf ihrem Gesichte spiegelte sich der Ausdruck seliger Befriedigung. Dann aber schüttelte sie den Kopf und sagte leise: „Ich wußte es — aber es kann nicht sein.“

„Es kann nicht sein?“ wiederholte er erschreckt. „O! das ist Ihr Ernst nicht. Und weshalb kann es nicht sein? Freilich — meine Vergangenheit — und Sie wissen ja alles, ich habe mich ganz in Ihre Macht gegeben. Aber ich weiß auch, daß Sie nicht denken, wie andere Menschen, daß Sie verzeihen können und daß Sie verziehen haben, daß Ihr mildes Herz —“

„O, nicht Ihretwegen,“ unterbrach sie ihn, „nicht Ihretwegen, wie Sie's meinen — in mir liegt das Hinderniß —“

Er hing mit ängstlichen Blicken an ihrem Munde. „Luise — nein, nein!“ rief er heftig, mit der flachen Hand mehrmals gegen die leere Luft stoßend, als ob er Vorstellungen, die sich herandrängten, zurückschrecken wollte.

Luise ahnte nicht, was in ihm vorging; nur daß er leidenschaftlich erregt und durch ihre Abweisung gereizt sei, erkannte sie. Deshalb fuhr sie mit Herzlichkeit fort: „Ich bin Ihnen Offenheit schuldig, mein Freund. Nun denn — wenn Sie mir für irgend etwas Dank schuldig geworden, er wäre reichlich getilgt — getilgt durch dieses Bekenntniß Ihrer Liebe, das mich — ich verschweige nichts — sehr glücklich macht und mir für das ganze Leben von Werth sein wird. Denn es ist ein hohes Vertrauen, das ein Mensch dem andern schenkt, wenn er ihm sagt: ich liebe Dich! und ich empfinde ganz das Glück, eines solchen Vertrauens gewürdigt zu werden. So lassen Sie mich es denn auch zu verdienen suchen, und glauben Sie mir, daß ich Sie nicht kränke, wenn ich resignire.“

Sie lehnte ermattet den Kopf in die Sophaecke und schloß die Augen. Er aber flammte auf: „Weil Sie mich nicht wieder lieben können, Luise?“

Sie regte sich nicht.

„Weil Sie mich nicht wieder lieben können?“ wiederholte er heftiger, indem er ihre kalte Hand ergriff.

Sie schwieg auch jetzt. Nur zwei große Thränen perlten unter den Wimpern hervor über das schmerzlich verzogene Gesicht.

Es waren die ersten Thränen, die er diesen Augen entströmen sah; aber sie rührten ihn nicht. Seine Gedanken stürmten über diesen reinen Quell ihrer Empfindungen weg und wühlten sich tiefer und tiefer in die Höhle des Argwohns ein, die ihnen nicht mehr fremd war. Er zog die Papiere vor, die er von seiner Mutter in Empfang genommen hatte, warf sie in ihren Schoß und sagte mit erzwungener Kälte: „Da ist, was der Baron als Ihr Eigenthum bezeichnet hat. Ich habe nach der Bedeutung seiner Schrift nicht zu fragen, aber ich ahne, daß dieser Mann noch in anderer Weise unheilvoll in mein Schicksal eingegriffen hat, als ich bisher vermuthen konnte. Auch Sie —“

Luise hatte, betroffen von diesem jähen Wechsel seiner Stimmung, aufgeschaut und wieder ihre frühere Stellung eingenommen. „O! diese Papiere —“ unterbrach sie ihn, „ich habe sie als Pfand in seine Hand gelegt.“

Seine Blicke brannten auf ihren Lippen. „Und für sie hat er den Wechsel herausgegeben?“ fragte er in gespannter Erwartung, als ob Leben und Tod von ihrer Antwort abhinge.

„Nein!“

„Also doch — doch! Ich Unseliger!“

Sie errieth ihn jetzt. „Ich verzeihe Ihnen,“ sagte sie nach einer Weile stillen Nachdenkens — „Sie kennen mich ja nicht! Aber ich will Ihnen alles erklären, will Ihnen sagen —“

Er ballte die Faust vor der Stirn, als ob er sich selbst drohen wollte. Blitzschnell, wie der Argwohn aufgewuchert war, schrumpfte er wieder zwerghaft zusammen und versteckte sich in seiner finstern Höhle. „Nein, nein!“ rief der bewegte Mensch — „sagen Sie mir nichts — ich will an Sie glauben wie an ein Evangelium, ohne Zweifel, ohne Frage, unbedingt. Nur sagen Sie mir, daß Sie mich lieben, Luise!“

Ihre Brust hob und senkte sich stürmisch. „Zu meiner eigenen Beruhigung — hören Sie mich an!“ bat sie — „ich werde kurz sein, und Sie werden mich dann verstehen. Sie werden erfahren, daß ich kein Recht habe zu leben und glücklich zu sein.“ — Sie wies auf einen Stuhl in der Nähe; Arnold setzte sich ihr gegenüber.

„So lange ich zurückdenken kann,“ begann sie, den Kopf in die Hand stützend und das Auge senken, „befand ich mich in der Pflege einer guten alten Frau, die ich Mutter nannte. Ich wußte nicht anders, als daß sie meine Mutter wäre, und sie machte mich's durch ihre Zärtlichkeit so sehr glauben, daß ich nie Zweifel darüber haben konnte. Nur nach meinem Vater fragte ich, als ich älter wurde, und sie sagte mir, er sei sehr unglücklich gewesen und früh verstorben. So wuchs ich heran und wurde achtzehn Jahre alt und mein Leben war nur Sonnenschein gewesen. Ich freute mich der schönen Welt und liebte die Menschen, die ich aus ihren Geisteswerken kannte. Es war nichts, was mich je beunruhigt hatte, denn ich glaubte an einen allgütigen Gott, der des Menschen Schicksal weise lenkt und auch für mich sorgen werde, künftig wie bisher. Da erkrankte meine gute



Joseph Victor Scheffel.

Mutter schwer an einem Nervenfieber, das ihr sehr bald völlig die Besinnung raubte. Ihre wirren Reden verstand ich nicht, und der Tod ereilte sie, ehe sie das Bewußtsein zurückerlangte. Das war der erste herbe Schmerz, der mich traf. Ich war untröstlich, und konnte vom Arzt nur schwer überzeugt werden, daß ich mich von der Leiche trennen müsse. Und dann wurde der Sargdeckel zugeschlagen und die schwarzen Männer trugen sie hinaus. Ich war nun ganz allein, und mir wurde zum ersten Mal bange vor dem Leben. Man sagte mir, daß die ganze Verlassenschaft mir gehöre, da andere Erben nicht vorhanden wären, und so blieb ich in der kleinen Wohnung und änderte nichts darin, nur daß ich in dem Stübchen, das meine Mutter bewohnt hatte, alles ordnete, wie sie's gern gesehen hatte, und die verschiedenen Behältnisse aufräumte, in denen sich unter anderen Gegenständen auch Briefschaften befanden. So fand ich denn auch in dem geheimen Fach eines alten Secretärs mancherlei Papiere, die ich durchzusehen mich für verpflichtet hielt. Es waren meist alte Rechnungen und gerichtliche Zuschriften aus alter Zeit, anscheinend ohne allen Werth. Ich wollte schon die weitere Nachsuchung aufgeben, als ich auf einen Brief mit einem schwarzen Siegel stieß, dessen vergilbte Aufschrift den Namen und die Wohnung meiner Mutter benannte. Der Inhalt gab mir viel zu denken.

„Ein Rendant Amsteiner kündigte darin seinen festen Entschluß an, sich mit seiner Frau und seinen drei Kindern in nächster Nacht das Leben zu nehmen, um der Schande einer Untersuchung wegen Cassendefects zu entgehen und die Seinigen nicht im Elend zurückzulassen. Er erzählte, sie hätten vor einiger Zeit eins ihrer Zimmer an einen jungen Mann von Stande vermiethet gehabt, um sich bei ihrer bedrängten Lage ein verbessertes Einkommen zu verschaffen. Dieser junge Mann — ich wiederhole seinen Namen nicht — sei zu ihrem Unglück ins Haus gekommen. Sein einschmeichelndes Wesen habe ihm den Zutritt zur Familie leicht gemacht und so sei es denn gekommen, daß er bald auch in Abwesenheit des Mannes Besuche gemacht und die junge Frau, die sich durch den vornehmen Umgang geschmeichelt fühlte, Stunden lang unterhalten habe. Amsteiner, der seine Frau liebte, und sich von ihr geliebt glaubte, blieb ganz ruhig, spielte abends mit dem stets gefälligen jungen Baron ein Partiechen, bei dem derselbe gewöhnlich verlor, ließ sich auch hin und wieder einmal unter dem Vorwande, daß er sich nach seiner anstrengenden und geisttödtenden Arbeit eine Erholung gestatten müsse, ein Theaterbillet zustecken, bemerkte in seiner Arglosigkeit nicht, wie seine Frau gegen ihn immer gleichgültiger wurde und schob später Anwandlungen von Schwermuth und übler Laune auf ihren Zustand, der zur Erweiterung der kleinen Familie Hoffnung gab. Er sollte grausam enttäuscht werden. Kurze Zeit, nachdem ihm zu seiner unaus-

sprechlichen Freude zu zwei Söhnen ein Töchterchen geschenkt war, verschwand eines Tages der Einwohner ganz plötzlich mit Hinterlassung eines kurzen Schreibens an die Frau, in welchem er anzeigte, daß er alle seine Versprechungen zurücknehmen und sie ihrem Schicksal überlassen müsse; er habe die vorgespiegelte reiche Erbschaft nicht zu erwarten, könne sich nicht länger am Ort halten und werde nach Paris gehen, wo er vor Verfolgungen sicher sei. Wenn sie wolle, möge sie ihm dahin folgen, sich aber vorher auf dem bisherigen Wege mit möglichst bedeutenden Geldmitteln versehen, damit sie ungestört das Leben genießen könnten. Amsteiner fand diesen Brief und öffnete ihn, ohne zu ahnen, welche Entdeckungen ihm derselbe bringen sollte. Es folgten Scenen, die er nur andeutete, nicht näher beschrieb. Die Frau, ganz aufgelöst in Schmerz und Reue, gestand ihm ihre traurige Verirrung, und noch mehr. Den dämonischen Einflüsterungen des Verführers gehorchend und den Versicherungen desselben, daß er in kurzem ein reicher Mann sein und alles erstatten werde, blind vertrauend, hatte sie sich wiederholt nachts in den Besitz des Schlüssels zu dem Schreibtische des Rendanten gesetzt, in welchem derselbe eine ihm von einer milden Stiftung zur Verwaltung anvertraute Kasse aufbewahrte, und Papiere von erheblichem Werth entwendet, die der Baron dann an sich genommen. Zu spät erkannte sie ihr schweres Unrecht und ihre Lieblosigkeit gegen den besten Mann, den sie ins Unglück gestürzt. Amsteiner war arm; er mußte daran verzweifeln, der Kasse den Verlust zu ersetzen, zumal schon in den nächsten Tagen eine Revision bevorstand. Daß seine Frau ihn bestohlen, wollte er nicht bekennen, und man hätte ihm auch schwerlich geglaubt. Er scheint auch sofort entschlossen gewesen zu sein, sich das Leben zu nehmen. Da zeigte ihm nun seine Frau — und das versöhnte ihn wieder — wie ernst gemeint ihre Reue sei; sie bat ihn, mit ihm sterben zu dürfen. Er widersprach nicht, und die Eheleute kamen nun überein, auch die Kinder mit sich zu nehmen — weil sie fürchteten, daß sie, beschimpft durch den Tod ihrer Eltern und im jugendlichsten Alter gänzlich verlassen, in der lieblosen Welt verkümmern und verwahrlosen müßten, und weil es ihnen ein unerträglicher Gedanke war, die Verantwortung dafür mit ins Grab nehmen zu sollen. Amsteiner verschaffte sich ein schnellwirkendes Gift, die Nacht, in der die schauerliche That zur Ausführung kommen sollte, wurde festgesetzt — und dies war der letzte Brief, den er kurz vorher an eine Frau schrieb, deren Achtung er nicht missen wollte. Er schloß ihn mit der inständigen Bitte, aus Schonung für seine noch immer geliebte, unglückliche Frau den Inhalt desselben vor Jedermann geheim zu halten und für ein stilles Begräbniß der Familie zu sorgen."

„An den Rand dieses Briefes hatte meine Mutter geschrieben: Daß er mir früher vertraut hätte! ich hätte ihm geholfen, und wenn ich Tisch und Stuhl hätte verkaufen müssen. Das Leben corrigirt das Leben und nur der Tod macht die Schuld unsühnbar. Gott sei ihnen barmherzig!"

„Unter dem Briefe fand ich einige alte Zeitungsblätter. Das eine enthielt einen Bericht über den Unglücksfall mit einer weiteren Nachricht, die mich tief erschütterte. Der Rendant Amsteiner, hieß es darin, ein bisher ganz unbescholtener und geachteter Mann, von dem sich gewiß niemand einer solchen That versah, hat in der vorigen Nacht sich, seine Frau und Kinder vergiftet. Der Kassenbote, der bei seinem Ausbleiben nach seiner Wohnung geschickt wurde, fand zu seinem Schrecken die Leichen und machte die erste Anzeige. Die Polizei veranlaßte die nähere Untersuchung des traurigen Sachverhalts. Man hielt anfangs die ganze Familie für verloren; aber wie durch ein Wunder Gottes ist das jüngste Kind, erst wenige Wochen alt, gerettet. Es erwachte, als die Vorhänge von den Fenstern entfernt wurden, und lachte dem Beamten entgegen, der sich über die Wiege beugte, um den Tod des kleinen Wesens zu constatiren. In der furchtbaren Aufregung, in der Amsteiner sich befunden haben muß und die sich in einigen kurzen Aufzeichnungen ausspricht, welche man auf seinem Schreibtisch gefunden, hat er entweder dieses Kind vergessen oder ihm das Gift nicht geschickt beigebracht. Das letztere ist wahrscheinlicher, denn das Kissen zeigt nahe neben der Stelle, wo das Köpfchen gelegen hat, verdächtige Flecke. Vielleicht hat ihn auch selbst der Tod überrascht. Die entsetzliche That ist in ihren Motiven noch unaufgeklärt.

„In dem zweiten Blatte fand sich die Mittheilung, daß sich ein Kassendefekt ermittelt habe. Auf einem eingelegten Zettel habe gestanden: „Bei Gott dem Allmächtigen! ich bin unschuldig, aber ich sterbe, weil ich meine Unschuld nicht beweisen kann."

„Das dritte Blatt endlich sagte mir, was Sie erwarten, ich aber, als ich es in die Hand nahm, auch nicht entfernt ahnte. Das jüngste, so wunderbar gerettete Kind des unglücklichen Amsteiner, hieß es darin, ist von einer wegen ihres wohlthätigen Sinnes allgemein geachteten kinderlosen Wittwe — es war der Name meiner gütigen Mutter genannt — an Kindesstatt angenommen.

„Ich — ich war dieses Kind.

„Das Entsetzen über diese Entdeckung betäubte mich, machte mich sinnlos. — Es war gewiß. Meine Pflegemutter hatte an den Rand geschrieben: „Luise soll es nie erfahren!" Und dann im Lauf der Jahre waren ihr diese Blätter in Vergessenheit gekommen und sie hatten mir nun doch alles gesagt, unvorbereitet — mit nackten Worten — mit rücksichtloser Offenheit."

„Ich brütete Tage lang dumpf vor mich hin, nahm keine Speise, sprach kein Wort. Meine Phantasie war nur beschäftigt, sich jene letzte entsetzliche Nachtscene auszumalen, die Gedanken und Empfindungen zu reproduciren, die meinen armen Vater gefoltert haben mußten. Und auch seine letzte Hoffnung, alle die Seinigen mit sich nehmen zu können, trog ihn. Oder ging er absichtlich an meiner Wiege vorüber — galt ich ihm nicht so viel, wie die andern? Hatte er meiner Mutter verziehen und mir nicht? Wer gab Antwort auf solche Fragen?

„Man glaubte mich von einer Geistesstörung befallen, deren Ursache sich eben nicht ergründen ließ, da ich Besinnung genug behalten hatte, die Papiere wieder zu verschließen. Die Angst, Mitwisser für dieses Geheimniß zu haben, hätte mich schon instinktiv dazu getrieben. Aber mein Verstand erlag diesem Angriff nicht; nur eine tiefe Melancholie nahm ich aus einer schweren Krankheit in ein neues Leben mit, das mir zur Last war. Ich sollte nicht leben — einem bloßen Zufall verdankte ich's, daß ich lebte. Wie glücklich waren meine Geschwister, die unwissend und unschuldig hinübergegangen waren und friedlich schlummerten bis an den jüngsten Tag! Achtzehn glückliche Jahre wogen den Schmerz dieser wenigen Minuten nicht auf, die mich wissend machten.

„Aber er ist überwunden, mein Freund. Ich bekenne, daß ich mich eine Weile mit dem Gedanken trug, ein Dasein auszulöschen, auf das ich keinen Anspruch hätte. Aber es war so viel gesunder Sinn in mir, daß ich ihn abschüttelte. Was ist der Mensch, der nur sich lebt und nur sich stirbt? Es gibt ein besseres Mittel, sich seiner selbst zu entäußern und seinen egoistischen Schmerz zu begraben: daß man Gott in seinen Kindern dient mit allen Kräften des Leibes und der Seele! Das war eine Erkenntniß, die mich froh und lebenslustig machte, die mir ein reicher Gewinn bis ans Ende meiner Tage bleiben wird. Und nun — verstehen Sie die barmherzige Schwester."

Sie schwieg; aber Arnold horchte noch immer, vornübergebeugt und den Blick gespannt auf sie gerichtet, den Worten, die in seinem Innern nachklangen, wie Kirchenglocken in den Bergschluchten. Er konnte nicht sogleich mit seinen Empfindungen fertig werden, nicht den Ton treffen, der harmonisch die Stimmung weiterleitete. Er fühlte, was sie ihm sagen wollte: daß der Fluch einer finstern That, die sich an ihr Dasein hängte und sie vereinsamte, nur gehoben werden könne durch den Segen, den sie daraus der Gesammtheit ersprießen ließ. Aber es sträubte sich etwas in ihm gegen die Anerkennung der Nothwendigkeit einer solchen Lösung, die ihn selbst tief unglücklich machen mußte. Er stellte sich in Gedanken neben sie — ganz allein in der Welt — und sie verlor für ihn nichts; und sein Herz fragte mit ängstlichem Klopfen: ist denn kein Raum für mich in deiner Seele — gibt's keinen Frieden für dich in mir?

„Ich suchte nicht die barmherzige Schwester auf," rang es sich endlich von seinen Lippen los — „ich sagte Ihnen, daß ich Sie liebe, Luise!"

„Auch jetzt — auch jetzt!" rief sie, „auch jetzt, nachdem Sie wissen, wer ich bin? Legt sich nicht die eisige Hand, die mich aus dem Kreise der Glücklichen führte, erkältend auf Ihr Herz? O! Sie täuschen sich! Es ist Mitleid, was Sie bewegt."

Er schüttelte den Kopf. „Brauchen Sie Mitleid, die Sie so reich sind, Mitfreude zu gewähren? Wollen Sie alle Welt deren theilhaftig machen, und nur ich soll ausgestoßen sein, einsam am Wege stehen, den Sie andern mit Blumen bestreuen? Und warum?

Weil ich von Ihnen fordere, was Sie nur Einem geben können, weil ich Sie selbst will und weil ich Sie nicht zu erfüllen vermag, wie der heilige Dienst, dem Sie Ihr Leben geweiht haben. Aber es ist etwas, das über der Barmherzigkeit steht, Luise, — die Liebe! Nur in der Liebe leben wir!"

„Nur in der Liebe —" tönte es wie ein leises Echo nach. „Aber ich sollte ja nicht leben! Darf ich denn glücklich sein, wie andere Menschen — darf ich sagen: ich liebe —?!"

Nun blickte er auf, und ein ganzer Himmel von Seligkeit leuchtete ihm aus ihren feuchten Augen entgegen. Er stürzte ihr zu Füßen und riß ihre Hand an sein Herz. „Luise —!" rief er, „darf ich das verstehen? Du liebst —! und mich —? mich? Du willst mein sein, Luise?"

Sie legte beide Arme um seinen Nacken und senkte die glühende Stirn auf sein Haupt. „Und mein Gelübde?" flüsterte sie.

Seine Lippen suchten die ihrigen; er küßte den Zweifel fort. „Es erfüllt sich in einem höheren," sagte er, selig berauscht. „Und kann ich denn die barmherzige Schwester entbehren? Glücklich der Mann, dem sie zugleich ein liebendes Weib ist!"

Lose Blätter aus dem Studentenleben.

Von **Arnold Wellmer**.

V. Eine Teufelsgeschichte vor 150 Jahren.

(Schluß.)

Es war noch früh am Morgen des ersten Weihnachtstages. Graudunkel und öde und still lagen die engen krummen Gassen Jenas da. Die Sterne funkelten nicht mehr, nur der Schnee gab ein trübes Dämmerlicht.

In dem Hinterstübchen des Schneiders Heuchler in der Leutragasse brannte ein müdes Lämpchen. Es war aber nahe am Verlöschen. In der Ofenecke saß Barbara — noch immer in den leuchtenden Gewändern der Himmelskönigin, aber sie wußte es kaum. Sie hatte die ganze lange Nacht kein Auge zugethan. Bei dem leisesten Geräusch draußen lauschte sie angstvoll auf — o, wenn es sein Tritt wäre! ... aber er kam nicht zurück. Sie hatte nur einen Gedanken: ihn — ihn — den sie trotz seiner Verirrung noch immer mehr als ihr Leben liebte, und der jetzt draußen im Weinberge vielleicht schon auf ewig ... sie konnte den qualvollen Gedanken nicht ausdenken — eisig preßte er ihr die Brust zusammen! Und dann wieder faltete sie angstvoll die Hände und betete für seine Seele. Zuletzt kam eine dumpfe Betäubung über sie. Den Kopf an den Ofen gelehnt, die Hände im Schoße gefaltet, saß sie da mit großen, starren, thränenlosen Augen.

Auch der Vater war nicht zu Bett gegangen. Er konnte in seiner wilden Aufregung nicht allein sein. Er sah überall Teufelsspuk. So war es ihm sogar angenehm, daß Bärbel unten blieb. Oft hatte er zu ihr gesprochen, um seiner Unruhe Luft zu machen — aber sie sagte kein Wort dazu, sie hörte ihn kaum ... ihr Sinnen war ja in der Ferne. Dann hatte er sich ihr gegenüber auf die Bank gesetzt, um sie nur fortwährend vor Augen zu haben — da wußte er doch, daß er nicht allein war in dieser grausigen Nacht. Zuletzt waren ihm die Augen zugefallen und der Kopf hatte sich schwer auf seine Brust gesenkt. Er stöhnte oft angstvoll im wüsten Traume.

Plötzlich zitterte draußen durch den Morgen ein leiser, wundersamer Klang — dann begann ein feierlich fröhlich Geläute. Die Kirchenglocken riefen zur Frühmette des ersten Weihnachtstages. Da kam in Barbaras starre Augen wieder Leben und Bewußtsein. Sie schreckte auf, ein eisiger Frost schüttelte sie. Sie ging durchs Zimmer. Darüber erwachte der alte Mann. „Wohin willst Du?"

Dumpf ruhig sagte sie: „Ich will sehen, warum er nicht kömmt!"

Da raffte sich auch der Alte auf: „Ja, ja, thu das — aber ich kann hier nicht allein bleiben, ich will mit Dir gehen — auch mich zerfrißt die Angst. O, diese entsetzliche Nacht!"

„Ja, sie hat viel Elend über uns gebracht!" Und Barbara war schon draußen, ohne an ihre seltsame Kleidung zu denken. Ihre Gedanken flogen weit voraus. So eilte sie durch die Gassen, daß der Vater ihr kaum folgen konnte. Wie ein Gespenst huschte sie an den Kirchgängern vorüber — die fuhren entsetzt zurück, wie sie bei dem matten Lichtschimmer, der hin und wieder aus einem Fenster auf die Gasse fiel, die bunten Gewänder und das Blitzen der Sternenkrone auf dem fliegenden langen Haar und dazwischen die todtblassen erstorbenen Züge sahen ... sie erkannten die schöne Himmelskönigin von gestern Abend nicht wieder. Eh' sie sich recht besinnen konnten, war Barbara längst vorüber. Draußen vor der Stadt flog sie nur noch eiliger dahin über die beschneiten Wege — der Vater blieb weit zurück. Hastig klomm sie den steilen Weinberg hinauf ... jetzt steht sie vor der Thür des Häuschens ... das Herz pocht ihr so laut und so schwer, daß sie kaum athmen kann. Sie muß sich gegen die Thürpfosten lehnen, um Kraft zu sammeln. Sie lauscht — sie lauscht ... drinnen ist alles still — todtenstill ... o, wie schaurig ... doch horch! ein leises, dumpfes Röcheln — dann ist alles wieder still! Die Sinne wollen ihr vergehen — die Knie brechen und sie sinkt in den Schnee ... wieder stöhnt es schaurig aus dem Hause ... nein, nein, sie darf jetzt nicht kraftlos daliegen — sie muß stark sein ... in ihrer Todesangst greift sie mit beiden Händen in den nassen kalten Schnee und preßt ihn gegen die trockenen Lippen, gegen die brennende, klopfende Stirn ... Jetzt kann sie sich aufraffen und die Thür aufstoßen ... tiefes Dunkel — ein dichter Qualm schlägt ihr entgegen. Sie ist in der Stube — aber sie sieht nichts bei der Finsterniß. Sie will sinken, da röchelt es dicht neben ihr ... „o, mein Gott, erbarme Dich meiner!" — und sie tappt mit den zitternden Händen umher ... sie stößt an einen Tisch — darauf liegt ein Arm — und auf dem Arm ein Kopf ... o, dies Haar hat sie ja so oft in glücklichen Stunden gestreichelt ... „Gotthard! Gotthard! hör mich, ich bin's ja!" schreit sie angstvoll auf — keine Antwort. Die zitternden Hände fahren ihm über die Stirn — über das ganze Gesicht ... hu! wie starr und todtenkalt — es ist alles, alles aus ... ihr wilder Schrei gellt hinaus in die Nacht und beflügelt die Schritte des Vaters ... Aber wie? zuckten da nicht seine Schläfen unter ihren Fingern? — und jetzt wieder ein leises Stöhnen — — er athmet! er lebt! — und sie hat wieder neue Kraft. Doch fort von diesem grausigen Ort — und sie schlingt ihre Arme um den starren Leib und hebt ihn auf. Sie wankt zur Thür — dabei stößt ihr Fuß an etwas Weiches, Regungsloses — o, auch das sind menschliche Glieder — todtenstarr! Grausend tritt sie drüber hinweg ... jetzt ist sie draußen. Sie läßt ihre Last in den Schnee sinken und bricht selber halbtodt daneben in die Knie. Der Morgen graut. Zwei gläserne, weitoffene Augen starren sie gespenstisch an — todtenfahl hebt sich sein Gesicht von dem schwarzen Haar ab — auf dem blauen Lippen gischt weißer Schaum ... aber er lebt ja, er lebt: — er athmet ächzend! Da kömmt ihr ein Besinnen, sie greift in den Schnee und reibt ihm Gesicht und Hände in wahnsinniger Hast mit dem eisigen, nassen Schnee ... endlich, endlich entringt sich seiner Brust ein tiefer Seufzer — rothe Blutstropfen quellen von seinen Lippen und über das starre Gesicht zuckt ein müder Schimmer von Leben.

Der alte Schneider ist inzwischen auch hinaufgewankt, er steht da mit schlotternden Knieen und angstverzerrtem Gesicht und ringt die Hände mit lautem Jammern.

„Vater, Du mußt nach den andern sehen — vielleicht ist noch Hilfe möglich!"

Zitternd wankt er in das Häuschen und stößt die Fenster und die Laden auf. Der Tag bricht in das wüste Gemach und die frische Luft streicht hindurch und vertreibt den dicken Qualm. Ein furchtbarer Anblick sträubt dem alten Mann das Haar zu Berge: auf dem Boden liegen seine beiden Spießgesellen — der Bauer und der Schäfer — mit gräßlich verzerrten blaurothen Gesichtern und verreckten, starren Gliedern da, die Zunge hängt ihnen weit aus dem schäumenden Munde vor. Entsetzt taumelt der Schneider zurück und wieder vor die Thür — wie wahnsinnig rauft er sich das Haar und schreit immerfort: „Ich komm' an den Galgen — ich komm' an den Galgen — er winkt mir schon!" Dann rennt er den Berg hinunter und in die Stadt und macht dort Lärm.

Endlich schlägt Gotthard langsam das Auge auf — wild rollt es umher — eine furchtbare Angst stirrt darin. Sein Kopf ruht in

Barbaras Schoß. Sie beugt sich auf ihn nieder, das Auge voll Dankesthränen und Milde und Liebe — die flimmernde Sternenkrone auf dem niederrollenden Goldhaar — das leuchtende Purpurtuch um die Schultern . . . er erkennt sie nicht sogleich, er hält sie für eine himmlische Erscheinung — — dann weiß er, daß es Barbara ist — und die Angst weicht aus seinen Zügen und das Auge wird still . . . in stillen Thränen löst sich die Last von seiner Brust . . .

So fanden sie die Leute, die entsetzt auf des Schneiders halbwahnsinniges, wirres Geschrei aus der Stadt herbeieilten. Auf einer Trage brachten sie den Studenten, der noch immer an allen Gliedern gelähmt war und auch nicht sprechen konnte, zunächst in den Gasthof zum gelben Engel. Barbara ging an seiner Seite. Dann wurde Gotthard mit dem Schneider Heuchler ins Amtsgefängniß geführt und beiden der Proceß wegen Teufelsbeschwörung gemacht.

Bei dem Bauer und dem Schäfer blieben alle Belebungsversuche ohne Erfolg. Die Leichen wurden im Weinbergshäuschen bewacht. Die Wächter zündeten in der nächsten Nacht zu ihrer Erwärmung wieder in der eisernen Pfanne Kohlen an und tranken vielen starken Branntwein und rauchten aus thönernen, cylinderartigen Pfeifen vielen und schlechten Tabak dazu. Am andern Morgen wurden auch sie mit bläulich angelaufenen Gesichtern und schäumendem Munde besinnungslos vorgefunden. Der eine starb, die andern konnten nur mit Mühe zum Bewußtsein zurückgebracht werden. Da wollte nun niemand mehr bei den todten Teufelsbeschwörern in dem Spukhause wachen! Die Todten wurden in das Pestilenzhaus auf der Landfeste geschafft.

Am elften Januar 1716 endlich, um 10 Uhr vormittags wurden die Leichen der beiden Teufelsbeschwörer auf Befehl der Landesherrschaft zu Eisenach unter dem Zulauf von vielen tausenden vom Schinder hinaus nach dem Galgen geschleift und dort eingescharrt: ihnen zur gerechten Strafe — anderen zum Abscheu.

Barbara saß den ganzen langen Winter traurig und still und einsam in ihrem Stübchen. Zu den Gefangenen durfte sie nicht gehen, und die lustigen, neugierigen Menschen mochte sie nicht sehen.

Der Teufelsproceß wurde sehr gründlich betrieben und zog sich sehr in die Länge. In den Verhören sagte Gotthard aus und blieb dabei, daß er nach jener plötzlichen Schläfrigkeit nichts mehr wisse, was mit ihm und seinen Genossen geschehen sei. Die große Sünde gegen Gott und seine Mitmenschen bereue er tief.

Als die Untersuchung geschlossen, wurden die Acten nebst den mystischen Büchern, die bei dem Studenten und dem Schneider, und den cabbalistischen Münzen, die auf dem Tisch im Weinberghäuschen gefunden, an die theologische, juristische und medicinische Facultät in Leipzig zur Begutachtung und Urthelsfällung eingesandt. — Unter den Münzen machten besonders zwei den hochgelahrten Facultäten viel Kopfzerbrechen. Die eine hatte die Größe eines Sechsers, die Dicke eines Sechzehngroschenstücks und die Inschrift:

S	A	T	O	R
A	R	E	P	O
T	E	N	E	T
O	P	E	R	A
R	O	T	A	S

Die andere zeigte auf einer Seite einen aufrecht sitzenden Löwen, der mit den Vordertatzen eine Sonne hielt, und die Umschrift: „Sigillum Leonis“, auf der andern Seite einen Drachenschwanz und das Wort: „Verchiel“.

Gegen Frühjahr wußten die hohen Facultäten endlich, daß sie aus diesen Sigillen und Charakteren nicht klug werden konnten. Im übrigen aber gab die theologische Facultät in Leipzig ihr Gutachten über die ganze Teufelsgeschichte dahin ab, daß der Teufel die beiden Bauern umgebracht und auch den Studenten unter seinen Klauen gehabt habe, denn „man müsse auch auf die causam primam, nämlich den gerechten und allgewaltigen Gott sehen, welcher jezuweilen dem Satan zulasse, daß er bei den causis secundis mortalibus sein Werk praeter ordinem naturae a creatore constitutum mit habe; denn was etliche neue Philosophi vorgäben, als wenn die Spiritus keine operationes in materiam et corpora hätten, sei wider die notorische Erfahrung, sonderlich aber wider die heilige Schrift; auch werde diese neue Meinung sowohl von christlichen Philosophis als Theologis billigst verdammt: weil sie der christlichen Religion einen Grundstoß gebe und die Leute vollends vor dem Teufel sicher mache, auch öffentlich der apostolischen Lehre von des Teufels Nachstellungen widerspreche.“

Die beiden andern Facultäten faßten sich kürzer und sprachen ihr Gutachten gemeinsam dahin aus, daß die Bauern an den Kohlendämpfen erstickt und der Student von denselben betäubt sei, „maßen da bei solchen schweren und zweifelhaften Begebenheiten causae evidentes naturales, auch nur probaliter tales, vorhanden, man nicht so leicht auf causas supernaturales und abstrusiores zu verfallen Ursach hat.“

Daraufhin fällte das Gericht das Urtheil: zur Strafe für ihre gotteslästerlichen Teufelskünste seien der Schneidermeister Heuchler auf zehn Jahre, der Studiosus Weber aber mit Verlust seines academischen Bürgerrechts auf ewig des Landes zu verweisen!

* * *

Es war ein wunderschöner Maimorgen des Jahres 1716. Die Sonne lag hell auf der kleinen freundlichen Musenstadt an der Saale, die Sperlinge und Schwalben schossen zwitschernd und blitzend durch die warme Luft und von allen Seiten lachten die stillen grünen Berge in der Runde über die sonnigen Dächer nieder. Auf Jenas engen Gassen zeigte sich ein ungewöhnlich reges und buntes Leben. Bürger und Bauern aus den nahen Dörfern, Studenten und Handwerksburschen, Weiber und Kinder schoben sich geschäftig durcheinander. Dem gewichtigen Hieber des Studenten machten alle ehrerbietig Platz. Selbst die Handwerksburschen hatten heut nicht Lust, es auf eine „Knotenholzerei“ mit den übermüthigen Renommisten ankommen zu lassen — sie drückten sich und schoben die Holzerei bis auf eine passendere Zeit hinaus. Alles drängte nach dem Thor des Amtsgefängnisses, wo heute zahlreiche Schnurren im buntscheckigen Kostüm, die langen, eisenbeschlagenen Springstöcke in den Händen, Wache hielten. Diese armen Stadtwächter mußten manchen derben Witz ihrer gebornen und geschwornen Todfeinde — der Studenten — geduldig über sich ergehen lassen, ja sogar mit anhören, daß die Philister mächtig drüber lachten.

„Da sind sie!“ riefen einige Stimmen — und aller Augen wendeten sich flugs auf die Thür des Amtsgefängnisses. Von Bütteln geführt traten so eben die zur Landesverweisung verurtheilten „Teufelsbanner,“ wie sie vom Volk genannt wurden, über die Schwelle. Der Schneider Heuchler war über Winter sehr gealtert und stand tief gebeugt und gebrochen da. Auf Gotthards bleichen schönen Zügen lag ein tiefer Gram — schlaflose Nächte, qualvoll einsame Tage und die scharfen Zähne der Gewissensbisse hatten ihre Furchen darin gezogen. Wie sein Auge jetzt aber über die gaffende Menge glitt und gar manches bekannte Gesicht früherer Freunde spöttisch verzogen sah — wie häßliche, höhnende Worte sein Ohr trafen . . da flog eine hohe Röthe über sein zuckendes Gesicht — sein Auge flammte in alter Glut auf und er griff heftig nach der Seite, wo sonst sein Studentendegen zu sitzen pflegte — — aber die Stelle war ja jetzt leer und der Unglückliche ließ finster traurig den Kopf sinken . . . sein ganzes Elend war ihm wieder zurückgerufen.

Plötzlich entstand in der schaulustigen Menge eine Bewegung — ein Mädchen drängte sich hindurch. Alle kannten sie — es war ja das schöne Bärbel, die heilige Jungfrau von der letzten Christmette. Ein Murmeln des Mitleids lief durch den Volkshaufen und alle machten ihr Platz.

Fest schritt Bärbel auf die Verurtheilten zu, trat in ihre Mitte und faßte beider Hände. Hoch und bleich und schön stand sie da, — leise, aber fest sagte sie: „Jetzt laßt uns gehen!“

„Bärbel — Du wolltest . . .?“ Wie ein Frühlingsbrausen brach es aus Gotthards arbeitender Brust hervor und die hellen Thränen stürzten ihm aus den Augen . . .

„Ja, wir gehen zusammen — Du und der Vater und ich . . . der böse Traum ist aus, nichts soll uns mehr trennen!“

Da flog es wie ein heller Sonnenblitz über das bleiche Gesicht des Jünglings und er schaute Barbara mit dem alten Blick der Liebe und des Glückes ins Auge . . . mit neu hervorbrechenden Thränen sagte er: „O, nun weiß ich, daß auch Gott dem Reuigen vergeben wird — — ja, mein Lieb, bleibe bei mir . . . Vater, ein neues Leben beginnt für uns alle!“

Der alte, gebrochene Mann nickte ernst: „Auch ich will ein neues Leben anfangen!"

Fester faßten die drei sich bei den Händen und schritten zwischen den Bütteln durch die Menge, die ihnen jetzt theilnahmvoll nachschaute. Selbst der roheste höhnende Renommistenmund war verstummt.

Still schritten die Verwiesenen die altbekannten, einst so lieben Gassen entlang — zum Thor hinaus ... in die schöne, sonnige Frühlingswelt hinein.

In Jena hat man von ihnen allen nie wieder etwas gesehen. — Aber im Amte Altenburg sprachen die armen Leute noch viele Jahre lang mit Dankbarkeit von dem guten Medicus Gotthard Weber und seiner engelsmilden Frau Barbara.

Das Lutherfest in Worms.

Das Lutherfest in Worms — so nennt der Volksmund kurz und bündig die Tage vom 24.—26. Juni, an denen das große Denkmal in Worms enthüllt worden ist. In dieser Benennung liegt ein Zeugniß, welchen beherrschenden Zauber der Name Luther auf unser Volk übt. Dennoch waren die Tage keine bloße Lutherfeier. Sie reichten weiter. Sie umfaßten die Erinnerung an die ganze deutsche Reformation.

Schon die Wahl der Festtage weist darauf hin. Der Haupttag des Festes ist bekanntlich zugleich der Gedächtnißtag für die Vorlesung und Uebergabe der Augsburgschen Confession. Nicht der Zug Luthers nach Worms, auch nicht sein Auftreten vor Kaiser und Reich in Worms allein, sondern das ganze Reformationswerk, dessen Hauptträger er war, dessen Mittelpunkt er bildete, wurde begangen.

Auch das Denkmal ist kein bloßes Standbild Luthers, sondern recht eigentlich ein Reformationsmonument. Freilich überragt, wie es nicht anders sein kann, die gewaltige Statue Luthers alles übrige, aber — und das scheint mir sehr charakteristisch für die Beurtheilung des Ganzen — sie erdrückt das übrige nicht. Es kommt eben jede Gestalt zu ihrem Recht und doch fügt sie sich ein in das Ganze. Darum wird auch, trotz der Fülle von Einzelheiten, die dem beschauenden Auge sich darstellen, doch der Gesammteindruck nicht geschwächt.

Wie verschiedene Gaben und Kräfte zum Gelingen des Reformationswerks mitwirken, so sind sie auch im Denkmal vereint. Wir finden da Vertreter der Fürsten, die für die Reformation eintraten, und auch die Mitarbeiter, die Luthern zur Seite standen. Wir finden die Reformatoren vor der Reformation, welche, zugleich Repräsentanten verschiedener Völker, das gewaltige Ringen, das der Reformation vorausging, darstellen: Waldus, Wikliff, Huß, Savonarola. Wir finden auch die symbolische Gestalt der trauernden Magdeburg, die mit ihrem gebrochenen Schwert ein rührendes Zeugniß ist von den Leidenskämpfen, die der Reformation nachfolgten. Kurz, das Denkmal zeigt uns nicht blos die Persönlichkeit Luthers, obwohl diese, ich wiederhole es, den alles überragenden Mittelpunkt bildet, sondern die ganze Reformation mit ihren Vorbereitungen, ihrem Werden, ihren Kämpfen.

Gleich von Anfang an hat dieser Gedanke dem uns entrissenen edlen Meister, der die Vollendung des Werkes nach Gottes Rathschluß nicht schauen sollte, vorgeschwebt. Unmittelbar nach empfangenem Auftrag hat Rietschel im vertraulichen Privatgespräch mit Professor Hübner in Dresden eine Skizze mit Bleistift flüchtig hingeworfen, und sie enthält im großen und ganzen bereits das heutige Denkmal. Nur die drei Städtefiguren (das bekennende Augsburg, das protestirende Speyer und das trauernde Magdeburg) fehlen. Die Vorreformatoren dachte er sich damals als stehende, nicht, was sie jetzt sind, als sitzende, zu den Füßen Luthers sitzende Figuren. Wie wir hören, ist diese Skizze dem Wormser Committee jetzt zum Geschenk gemacht. Wir glauben, daß jeder, der sie einzusehen Gelegenheit hat, das Gesagte bestätigt finden wird.

Ueberhaupt — das muß man hervorheben — ist es kein einzelnes Moment, das in dem Denkmal dargestellt wird. Auch nicht das Lied: Ein' feste Burg ist unser Gott! Man hört und liest oft, das Monument sei eine Darstellung dieses Liedes. Und in der That wird ja der Beschauer unwillkürlich daran erinnert. Auch Rietschel hat verschiedene Male dieses Wort auf das ganze Monument angewendet. Aber das Motiv, wonach er gearbeitet hat, ist es nicht. Das Denkmal ist nicht reflexionsmäßig aus einem Motto herausgebildet; es ist Geschichte, die große, gewaltige Reformationsgeschichte, die in Erz gegossen sich uns darstellt.

Dieser Eindruck war es auch, den man bei der Enthüllung empfing. Das war ein erhebender, ja großartiger Augenblick. Er wirkte durch sich selbst. Ich gehöre zu denen, die von den Reden, welche vorausgingen und nachfolgten, nur sehr wenig verstanden. Aber es bedurfte auch keiner Vermittelung durch das Wort. Das Anschauen überwältigte doch. Sogar die Abspannung, die nach dem langen Festzug und bei mehrstündigem Verweilen auf dem Festplatz, und zwar in der größten Sonnenhitze, nothwendig eintrat, sie war wie mit einem Schlage verschwunden.

Mir wird es unvergeßlich bleiben, wie auf das gegebene Zeichen die Hüllen langsam sich senkten; wie erst die Luthergestalt, dann die übrigen Gestalten, zuletzt das Ganze, vom hellsten Sonnenglanz bestrahlt, sich dem Auge darstellten; wie vom ersten Augenblick der Enthüllung an sämmtliche anwesende Fürsten, voran der greise König von Preußen, von ihren Sesseln sich erhoben; wie die ganze versammelte Menge — wohl fünfzehn bis zwanzigtausend Menschen — in einen einzigen Jubelruf, der so recht von Herzen kam, ausbrach. Noch war dieser nicht verklungen — er wollte eben nicht enden — da stimmten die Posaunen die Melodie an: Ein' feste Burg ist unser Gott! Die ganze Menge, evangelische Fürsten und evangelisches Volk versammelt um die Standbilder der Reformationshelden — sie alle sangen in einmüthigem Chor das Kampfes- und Siegeslied der Reformation! Während dessen nahte da unten eine Schar weißgekleideter Mädchen und legte Kränze am Fuße des Denkmals nieder. Man wurde von dem Eindruck des Ganzen unwillkürlich und mächtig ergriffen. Solche Augenblicke vergißt man nicht. Man hatte das Bewußtsein: Der Glaube, den uns die Reformatoren wiedergebracht, ist eine Macht. Ich möchte den sehen, der ihn dem deutschen Volke entreißen könnte!

Es ist zunächst die deutsche Reformation, die das Denkmal darstellt. Das mag auch der Grund sein, weshalb Zwingli und Calvin nur als Medaillons angebracht sind. Und wie das Denkmal, so trug auch das Fest einen deutschen Charakter. Es war der nationale Gedanke, der sich in die religiöse Feier wie von selbst mischte. Dennoch — Politik ist nicht getrieben worden. Eine Trübung der Feststimmung von dieser Seite ist mir wenigstens nicht entgegengetreten. Es wäre auch im höchsten Maße unpassend gewesen. Der evangelische Glaube reicht eben über die nationalen Grenzen weit hinaus. Es waren evangelische Männer erschienen, nicht nur aus allen Gauen Deutschlands, sondern aus anderen Ländern auch. Aus Rußland, England, Amerika waren Abgeordnete da. Leider war es erschwert, mit ihnen in Beziehung zu treten. Als einen großen Mangel habe ich es empfunden, daß man nicht wußte, wer denn eigentlich erschienen war und woher? Mir wenigstens ist, so lange ich in Worms verweilte, kein Verzeichniß der anwesenden Festgäste und Deputirten zugekommen. So war man auf zufällige Begegnung angewiesen. Und diese war bei den zahllos zugeströmten Menschenmassen wesentlich erschwert. Dennoch habe ich alte Bekanntschaften genug wieder auffrischen können, andere, auch mit hervorragenden Männern verschiedener Richtungen, neu gemacht. Es mag andern wohl ähnlich ergangen sein. Man fand sich zu einer kurzen Begrüßung, bisweilen blos zu einem Händedruck, und schied dann wieder; aber man hatte sich eben doch gefunden.

Doch, was sind solche persönliche Berührungen gegenüber dem Eindruck des Ganzen? Ich verzichte vollständig darauf, dem Leser eine eigentliche Festbeschreibung zu geben. Es käme doch alles zu spät. Auch wissen die Zeitungen mehr, als was der Einzelne erlebt hat. Es genüge in dieser Beziehung, daß der Verlauf des Festes ganz dem Programm gemäß geschehen ist. Aber es sei mir gestattet, den Gesammteindruck zu sagen, den das Fest auf mich gemacht hat. Es ist ein doppelter. Das Bewußtsein dessen, was wir der Reformation verdanken, ist mir erneuert, gestärkt worden — das ist das

eine. Und es gibt noch eine Zusammengehörigkeit aller Evangelischen — das ist das andere. Dieses letztere ist mir namentlich in der gegenwärtigen Zeit von großer Bedeutung und ein Hoffnung erweckendes Zeichen gewesen. Gott gebe, daß die Anregung, die das Fest in dieser Beziehung gegeben, indirect dazu führe, auch äußerlich einen Zusammenschluß aller Evangelischen herzustellen!

Von Rietschel wissen wir, daß er von Anfang an das Werk, das ihm vertraut war, ansah als eine Aufgabe, die nicht nur dem Künstler gegeben sei, sondern die er mit der ganzen Energie seines christlichen Gemüths zu leisten habe. Die Ehre Gottes auch durch dieses Werk zu fördern, war ihm das nächste Anliegen. Sein kindlich gläubiger Sinn, in dem er betend arbeitete, hat nicht das Wenigste zum Gelingen des Werks beigetragen. Wohl, lernen wir anderen dies auch! Dr. Br.

Ein deutscher Volksdichter.

Unfern dem Bodensee im schwäbischen Hegau steht ein Berg, der hohe Twiel genannt. Er ist nicht wie andere Berge gestaltet und schier verwunderlich sein Anblick. Recht wie von den Eingeweiden der Erde losgerissen, ragt er in mächtig gedrungener Masse schroff und unvermittelt aus dem weiten Flachland empor. Aber wie er so kernhaft und gediegen dasteht, und sein gewaltig Felsenhaupt so frei und frank über die Landschaft dahinblickt und die frische Luft von den helvetischen Alpen trinkt, will er mich fast wie ein Bild des Dichters bedünken, der den Berg verherrlicht und seinen Namen mit poetischem Duft umkleidet hat, wie Wilhelm Hauff den Lichtenstein, und ich meine, es sei nicht von ohngefähr geschehen, daß Herr Joseph Victor Scheffel just am hohen Twiel sein Wohlgefallen gefunden: denn gerade so unangekündigt und frisch vom Herzen seines Volkes weg ist er inmitten der neueren Dichtung aufgestiegen, und gerade so kernhaft und urgediegen steht er unter den andern da, eigenartig und einzig sich selbst gleich.

Ich weiß nicht, ist es andern Leuten ähnlich ergangen: mich hat von der Zeit an, da der Säckinger zum erstenmal seinen lustigen Trompetenstoß in die Welt gethan, bei jedem neuen, frischen Sang, der von Scheffel erschollen, ein wundersamer Zug zu der Persönlichkeit des Dichters hin erfaßt. Deutlich glaubte ich ihn hinter seinen poetischen Gebilden zu erkennen, und so oft ich mich in eine neue Schöpfung von ihm versenkte, belebte sich aufs neue das Bild von seiner Leiblichkeit, das ich mir unwillkürlich entworfen hatte: es war mir, als sähe ich ihn am kräftigen Wanderstab Lieder findend durch die deutsche Landschaft ziehen, und hörte ihn die gefundenen im Freundeskreis beim goldenen Rheinwein mit würdigem Tiefbaß intoniren. Und heute bin ich selber bei ihm gewesen in seinem traulichen Heim in Karlsruhe, und habe selber mit ihm beim Rheinwein gesessen (gesungen nicht, da er hartnäckig versichert, nicht mit Stimme begabt zu sein), und wir haben viel geredet von deutscher Art und deutschem Sang, und da ist auch manches Wort gefallen von ihm und seinem Leben und seiner Bildung durch das Leben, also daß ich mich wohl getrauen darf, dem geneigten Leser ein mehreres davon zu erzählen, daraus ihm verständlicher werden mag, warum doch dieser Scheffel so gar nicht ist, wie andere Sänger im Dichterwald und doch sein Sang so mächtig in unsere Herzen dringt.

Der Dichter des „Trompeter" befindet sich, wie ich dem Leser wohl verrathen darf, sofern er selbst im „Gaudeamus" es lächelnd gesteht, bereits im „soliden Schwabenalter", maßen er im Jahre 1826 am 16. des Februarmonats geboren ist, und zwar in der Residenzstadt Karlsruhe, die vielleicht manchem bisher nicht darnach ausgesehen hat, daß in ihr die Poeten zur Welt kommen. Noch jetzt bewohnt er mit seinem Vater, dem alten würdigen Major, das Haus, in dem seine Wiege gestanden. Es ist ein gemüthliches Familienhaus in der Art, wie man sie zu Anfang des Jahrhunderts baute, nicht zu klein und nicht zu groß, mit stattlicher Einfahrt und einem Garten in entsprechendem Geschmack, darin eine Linde steht, die der Vater just in der Stunde gepflanzt, da ihm sein Joseph Victor geschenkt ward. Das Haus steht in einer der stillen Straßen, an denen Karlsruhe nicht arm ist, am Rand des unbebauten Raumes, und das Stübchen im obern Halbgeschoß, das die Kindheitsträume des zukünftigen Poeten belauschte, bietet einen angenehmen Blick ins Freie hinaus und zum Waldsaum hinüber. Freilich ist alles flach und eintönig und vergebens sieht man sich nach der poetischen Anregung um, die das Herz des Knaben aus der Landschaft gewinnen konnte. Indeß, was fragte der Knabe Scheffel viel nach poetischer Anregung? Cornelius Nepos und Cäsar und lateinischer Stil, das war seine Welt, und allzeit vorzustreben den andern, sein Knabenideal. Auf meine Bemerkung, daß er gewiß einst fleißig auf der Schulbank gesessen sei, was sich nicht vom Dichtergeschlecht insgemein beweisen lasse, nickte er freundlich und verließ mich einen Augenblick, um mit einem schöngearbeiteten Etui zurückzukehren, in dem, in grünen Sammet eingelassen, eine ansehnliche Menge silberner und goldener Denkmünzen prangte, lauter Preise von den Tagen des Lyceums her. „Das ist für meinen kleinen Sohn — nicht das schlechteste Vermächtniß seines Vaters!" sagte er, mit wohlgefälligem Blick auf den Zeugen seines einstigen Fleißes verweilend. — Die Lateiner und die Griechen und daneben die Geschichte, das waren seine Lieblingsfächer, und wie er in der Welt der Alten zu Hause ist, wie er zumal den Virgilius versteht und den Horatius „den Lehrer, wie man minnt und zecht," das ist seinen Werken wohl an der Stirne abzusehen, und meinem philologischen Bewußtsein that es innig wohl, ihn, den nationalsten unserer Dichter, lebhaft verfechten zu hören, daß das gründliche Studium der Alten die Grundlage jeder höheren Bildung bleiben müsse.

Auf dem innern Deckel jenes Etui war ein Bildniß des jugendlichen Preisträgers aufgeklebt, ein mildes längliches Antlitz, von schlicht herabfallenden Haarsträngen und einem ansehnlichen Hemdkragen ehrbarlich umrahmt, aus großen Augen halb scheu in die Welt hinausblickend, kein rollend Poetenauge, kein titanisch Himmelstürmen, durchaus gesittet und wohlerzogen. Denn wunderbar! noch im 18. Lebensjahr ahnte er so wenig von dem Lenz, der ihm im Busen schlief, daß er, wenn der Hofrath Gockel zur Uebung in deutscher Verskunst Gedichte zu fertigen aufgab, in nicht geringe Verlegenheit gerieth und regelmäßig zur mütterlichen Hilfe seine Zuflucht nahm.

Denn auch bei ihm war, wie bei so manchem Dichter, die poetische Gabe ein mütterliches Erbtheil. „Wenn Sie meine dichterische Art begreifen wollen," sagte er mir, „müssen Sie den Grund nicht in meinem Leben suchen; das ist sehr einfach verlaufen. Es kam alles von innen heraus. Meine Mutter hätten Sie kennen müssen: was ich Poetisches in mir habe, habe ich von ihr." Sie ist jetzt drei, vier Jahre todt, eine treffliche Frau nach allen Berichten, von edler Gemüthsart und hohem Geist: sie improvisirte mit Leichtigkeit, und einer lustigen Gesellschaft für einen heitern Abend geschwind ein kleines Lustspiel auf den Leib zu schreiben, war ihr eine Lust. Wohl mag es ein schönes Zusammenleben gewesen sein von solcher Mutter und solchem Sohn! Noch jetzt, wenn er ihrer gedenkt, wird des Mannes Auge feucht: er ist im fremden Lande gewesen, als sie die Augen schloß! Aber wohl ihr: sie hat noch den Lenz aus seiner Brust hervorbrechen sehen und es erleben dürfen, daß der Liebling ihres Herzens der Liebling von tausenden ward!

Mit einem tüchtigen Rüstzeug soliden Wissens ausgestattet, bezog Scheffel 1844 die Universität, zuerst München, dann nach einem Jahre Heidelberg.

Alt Heidelberg, du feine,
Du Stadt an Ehren reich,
Am Neckar und am Rheine
Kein' andre kommt dir gleich.

So hat er hernachmals im „Trompeter" zu Ehren der schönen Neckarpfalz gesungen, die er nimmer müde ward, mit der Glut der ersten Liebe zu verherrlichen. Da wird nun auch der Berichterstatter von nichts denn Becherlupf und Rundgesang, von scharfem Trinken und schwärmendem Zug durch die Straßen „des Nachts um halber Zwölf" zu referiren haben? Doch nicht so ganz. Er selber meinte: „Wenn einer das „Gaudeamus" in die Hand bekommt und liest da alle die durstigen Lieder hinter einander in einem Zug weg, mag er wohl denken: nun, der hat's gut umgetrieben in seinen Studententagen. Aber er hätte doch unrecht. Wohl bin ich von Herzen lustig gewesen im trauten Freundeskreis und habe des Studentenlebens

ihr Werk hinblickend sprechen: „Wir bauen im Lauf der Geschichte noch den ganzen Ocean zu.“

Ein Dichter, wie Scheffel, ist nicht nur eine Wohlthat für den einzelnen Menschen, weil er, wie ein Glas rechtschaffenen Weins, die Lebensgeister erhöht und einem möglich macht, sich wieder einmal recht von innen heraus zu erfreuen, — er hat noch eine höhere und weitertragende Bedeutung. Unsere klassische Literatur, so groß und herrlich sie dasteht, ist doch nur eine Literatur der Gebildeten und hat in ihrem Theil dazu beigetragen, die Kluft im Volke zu erweitern. Sollte es nicht möglich sein, eine Literatur zu gründen, die das ganze Volk umfaßte, und auch in den tieferen Schichten die schlummernden Keime des Schönen zu Tage förderte? Wenn es aber möglich ist, so kann es nur denen gelingen, welche in Gegenwart und Vergangenheit an den lebendigen Quellen unseres Volksthums schöpfen, wie der liebenswürdige Dichter, dessen Bild seinem Volke näher zu rücken, der Zweck der voranstehenden Zeilen ist.

Julius Klaiber.

Am Familientische.

Berlin und seine Entwickelung.

Wer sich über die Zustände und Verhältnisse der Hauptstadt des norddeutschen Bundes orientiren will, wer sich für die Entwickelung und das Wachsthum derselben interessirt — und das werden nicht nur Einheimische sondern auch Auswärtige thun — dem empfehlen wir den Berliner Gemeindekalender, der seit zwei Jahren vom Statistischen Bureau der Stadt (Dr. H. Schwabe) herausgegeben wird und namhafte Gelehrte zu Mitarbeitern zählt. Von diesen finden sich hochwichtige und höchst werthvolle Beiträge; so im ersten Jahrgange: Berliner Witterungsverhältnisse von Prof. Dove, die Cholera-Epidemie des Jahres 1866 in Berlin, von Prof. August Hirsch; im zweiten Jahrgang: Das deutsche Gewerbemuseum in Berlin, von Director Waagen, die Industrie der großen Städte von Dr. Engel, Director des königlich preußischen statistischen Bureaus etc. Beide Jahrgänge, besonders der zweite, zeichnen sich durch einen äußerst mannigfaltigen, reichhaltigen und lehrreichen Inhalt aus und leisten weit mehr als der Titel „Kalender“ erwarten läßt. Wir geben in Folgendem einige Auszüge und Zusammenstellungen, indem wir in Betreff der verschiedenen Punkte auch andere uns bekannte Quellen mit benutzen.

Berlins Wachsthum ist ein so großartiges und rapides, daß es in dieser Hinsicht mit Paris und London wetteifert. 702,437 Einwohner umschloß es nach der letzten Volkszählung vom 3. Dezbr. 1867, gegen 632,000 im Jahre 1864 und gegen 547,000 im Jahre 1861. Also hat es in den letzten 6 Jahren um ca. 155,000 Seelen, das ist eine Stadt wie Breslau oder Dresden, und in je einem Durchschnittsjahr dieser Zeit um ca. 26,000 Personen, das ist eine Stadt, wie Halberstadt und Stralsund, zugenommen. Die Zunahme der letzten 3 Jahre kommt der Erbauung einer Stadt wie Stettin mit ca. 70,000 Einwohnern im Jahre 1864 gleich, hinter welcher Aachen mit nur 63,000 Seelen noch um ca. 7000 Einwohner zurückbleibt. Die Zunahme von 1864—67 entspricht einem durchschnittlich jährlichen Wachsthum von ca. 3 2/3 Procent, und demzufolge muß Berlin binnen kaum 10 Jahren eine volle Million Einwohner umfassen.

Wie Dr. Engel in der Zeitschrift des kgl. preußischen statistischen Bureaus nachgewiesen, betrug unter der Gesammtbevölkerung der Ueberschuß der Geborenen über die Gestorbenen im Laufe von 150 Jahren nur ca. 59,000, wogegen der Ueberschuß der Zuzüge über die Wegzüge ca. 382,000 ausmachte. Berlins Wachsthum ist also bei weitem mehr ein äußeres denn ein inneres; eine Eigenschaft, welche es mit allen übrigen modernen Großstädten theilt, welche diese aber auch zu dem macht, was sie sind: Emporien der Industrie und des Handels. Denn je dichter die Menschen beisammen wohnen, je weniger sie Ackerbau treiben und ausschließlich von dessen Erträgen leben können, desto mehr sind sie auf Handel und Industrie hingewiesen. Schon im Jahre 1861 lebten über 82 Procent der Gesammtbevölkerung Berlins von der Industrie und dem Handel; und heute ist dieser Bruchtheil ohne Zweifel noch größer.

Berlins industrielle Bedeutung einerseits, sein Charakter als Metropole von Norddeutschland andererseits verursachen eine Großartigkeit des Verkehrs, die wohl die meisten Vorstellungen übertrifft. Es werden in Berlin nur täglich ca. 500 Fremde angemeldet; nach der amtlichen Schätzung des Polizeipräsidiums beträgt der tägliche Fremdenzufluß jedoch in Wirklichkeit 20—30,000, so daß in einem Jahr an 10 Millionen Fremde durchpassiren. Noch massenhafter ist selbstverständlich der Straßenverkehr. Um ihn annähernd ermitteln zu lassen, wurden auf 7 der frequentesten Straßen im November v. J. durch dort aufgestellte Polizeibeamte Zählungen vorgenommen. Danach passiren die absolut meisten Fußgänger in der Commandantenstraße, durchschnittlich in der Stunde 3587, die absolut meisten Wagen in der Königsstraße, durchschnittlich in der Stunde 373. An vier Sonnabenden wurden in der Commandantenstraße durchschnittlich je 8790 Wagen und über 117,000 Fußgänger gezählt. Das öffentliche Fuhrwesen umfaßte am Schlusse des Jahres 1866 2423 Droschken, 221 Omnibusse, 358 Thorwagen und eine Pferdeeisenbahn mit 20 Wagen. Letztere beförderte im selben Jahre

zwischen Berlin und Charlottenburg — 876,996,
zwischen Berlin und den Zelten — 83,555,
zusammen 960,551 Personen;

wogegen die Omnibusse während jenes Jahres 829,645 Meilen durchliefen und über 12 1/2 Millionen Personen beförderten. Gegen die Geschicklichkeit der Berliner Kutscher läßt sich nicht viel einwenden: im Jahre 1866 ereigneten sich nur 504 Unglücksfälle, überfahren wurden 319 Personen, davon getödtet 16, verletzt 203, unbeschädigt blieben 100.

Neben der Industrie und dem Handel dominiren in Berlin Presse und Literatur. Die Menge der hier lebenden Literaten und Schriftsteller ist bei weitem größer als in irgend einer andern deutschen Stadt, denn man schätzt ihre Gesammtzahl auf nicht weniger als 5000, und sie versorgen nicht nur den literarischen Markt von ganz Norddeutschland, sondern zum großen Theil auch den von Süddeutschland. Im Verhältniß zu der Armee von Literaten steht der Umfang der periodischen Presse; neben Wien behauptet Berlin in dieser Hinsicht wohl wieder den Vorrang. Im Jahre 1866 wurden beim Druckschriftenbureau des Polizeipräsidiums 166 verschiedene Journale zur Durchmusterung hinterlegt, darunter 24 Zeitungen, von welchen 17 täglich und 7 täglich zweimal erschienen. Polizeilich in Beschlag genommen wurden 45 hiesige Zeitungen und 6 andre Druckschriften. Der Theatercensur haben 206 Stücke, größtentheils handschriftlich, unterlegen. Die Mehrzahl derselben gehört ins Gebiet der Berliner Possen und des Berliner Witzes, von dem man ohne Uebertreibung sagen kann, daß er eine Literatur für sich erzeugt. Nur hinsichts der hier herauskommenden Bücher wird Berlin noch immer von Leipzig übertroffen; die Anzahl derselben betrug 1866 — allerdings in einem für den Buchhandel höchst ungünstigen Jahre — 1157.

Wo viel Licht herrscht, gibt's auch viel Schatten. Berlin ist zwar noch lange nicht ein solches Sodom und Gomorrha, wie es sich mancher ehrliche Mann in der Provinz vorstellt, auch nicht entfernt kann es in dieser Hinsicht mit Paris und London verglichen werden; aber es hat doch immer seine großen Schatten- und Nachtseiten. Allein die Armenpflege belastete das Budget der Stadt im Jahre 1866 mit 616,551 Thlr., eine Summe, die den Gesammtetat manches Kleinstaats übersteigt. Noch traurigere Resultate liefert das Polizei- und Gefängnißwesen. Es sind in Berlin gegen 24,000 Frauenzimmer der Prostitution verdächtig. Nach der am Schlusse des Jahres 1866 stattgefundenen Zählung weisen die Straflisten 27,160 Personen nach, welche, wegen entehrender Verbrechen bestraft, sich auf freiem Fuß befinden, und zwar 17,807 männliche und 9,353 weibliche Personen. Darunter befinden sich jugendliche Verbrecher bis zum 15. Lebensjahre 364. In Untersuchungshaft, im Gefängniß oder in Strafanstalten befanden sich am Schluß des Jahres 5698 Personen. Individuen, welche wegen nicht entehrender Verbrechen bestraft sind, existiren 31,817 und zwar 21,839 männliche und 9978 weibliche Personen; darunter bis zum 15. Lebensjahre 607. Im selben Jahr sind 5196 Diebstähle zur Anzeige gekommen und an die Staatsanwaltschaft abgegeben; dies ergibt 14.[illegible] als täglichen Durchschnitt. Die Zahl der Selbstmorde betrug 153, tödtliche Unglücksfälle ereigneten sich zusammen 213.

Zum Schlusse wollen wir noch die „brennende Frage“ Berlins, das Grundeigenthum und die Miethsverhältnisse illustriren.

An bebauten Grundstücken sind im ganzen vorhanden 14,128; an Gebäuden etwa 35,000. Der Werth des Grundeigenthums betrug im Jahr 1865 ca. 321 Mill. Thlr. und ist von 1865—1866, also in einem Jahre, um fast — 35 Mill. Thlr. oder um 10 Procent gestiegen. Am Schlusse des Jahres 1866 waren 263 1/2 Mill. Thlr. Hypothekenobjecte eingetragen, so daß man sagen darf: nahezu vier Fünftel des gesammten Grundbesitzes von Berlin sind verschuldet.

Der durchschnittliche Kaufpreis eines Grundstückes stellt sich auf 26,000 Thlr.; als Maximum figurirt die Dorotheenstadt mit ca. 75,000 Thlr., als Minimum der Wedding mit ca. 9000 Thlr. pro Grundstück.

Die Zahl der Privatwohnhäuser ist etwa 23,000; betrachten wir diese nach ihrer Einrichtung und Höhe, so finden wir (wieder in runden Zahlen):

8000 Gebäude mit Kellerwohnungen
einstöckige Gebäude 2000
zweistöckige „ 3500
dreistöckige „ 5500
vierstöckige „ 8500
fünf- und mehrstöckige Gebäude 3500

Am 1. October 1867 waren 13,203 Grundstücke mit 272 Mill. Thlr. gegen Feuersgefahr versichert. Vom 1. October 1866 bis dahin 1867 sind 209 Brandschäden an Gebäuden vorgekommen und haben eine Entschädigungssumme von ca. 72,000 Thlr. veranlaßt. Für Mobiliarversicherung sind in Berlin 28 Gesellschaften thätig; von 5 derselben fehlen die Angaben über den Umfang ihres hiesigen, übrigens nicht bedeutenden Geschäfts. Die übrigen 23 Gesellschaften haben zusammen die Summe von ca. 213 1/2 Mill. Thlr. versichert. An Brandentschädigung für Mobilien zahlten sie im Jahr 1865 112,000 Thlr. im Jahr 1866 nur 72,000 Thlr. nach Berlin.

Von der Thätigkeit der Feuerwehr geben folgende Daten ein sehr anschauliches Bild:

Im Jahre 1866 ist sie 694mal, also täglich fast 2mal ausgerückt, darunter 25mal auf blinden Lärm und 9mal zu Bränden außerhalb Berlin. Die Feuer klassificiren sich in dieser Art:

16 Großfeuer
79 Mittelfeuer
554 Kleinfeuer
16 Schornsteinbrände und
4 Gasexplosionen

Nach den Monaten fielen die meisten Feuer in den October (69) und September (74), die wenigsten in den Juli und August (je 41); nach den Wochentagen ereigneten sich die meisten Brände Freitag (106) und Sonnabend (110), die wenigsten Sonntag (83) und Donnerstag (95).

Die gewaltigen Ereignisse des Jahres 1866 haben natürlich auf die **Bauunternehmungen** einen sehr fühlbaren Einfluß geübt, namentlich haben die sogenannten Speculationsbauten fast gänzlich darniedergelegen. In Anbetracht, daß gerade bei ihnen die meisten schlechten und sehr lässigen Bauausführungen vorkommen, welche im Jahr 1865 zu so schrecklichen Unglücksfällen führten, ist dieser Umstand gewiß nicht zu bedauern. Die Zahl der vom Polizeipräsidium ertheilten Bau-Erlaubnißscheine betrug im Jahre 1864 3079, im Jahre 1865 4201, im Jahr 1866 aber nur 2676; von welchem letzteren 778 größere Neubauten betrafen, während es sich bei den übrigen nur um Ställe, Remisen, Durchbrüche oder Reparaturbauten handelte.

Kommen wir jetzt zu den **Wohnungen**, so betrug die Gesammtzahl im Jahr 1866 147,753, so daß auf jedes Grundstück etwa 10 Wohnungen fallen. Sämmtliche Wohnungen repräsentiren einen Miethswerth von ca. 21¾ Mill. Thlr., so daß eine Wohnung durchschnittlich 147 Thlr. kostet. Die Servisdeputation hat die Wohnungen nach Höhe der Miethe in 15 Klassen getheilt; und es ergibt sich aus dieser Zusammenstellung, daß die Mehrzahl der vorhandenen Wohnungen: 34,704 oder 23,49% in die 4. Klasse gehört, welche nämlich 51—75 Thlr. Jahresmiethe umfaßt. Nach ihr ist am stärksten die 3. Klasse: 19,836 Wohnungen oder 13,43% mit 41—50 Thlr. Jahresmiethe; dann folgt die 5. Klasse: 18,176 Wohnungen oder 12,30% mit 76—100 Thlr. Jahresmiethe; dann die 6. Klasse: 17,562 Wohnungen oder 11,91% mit 101—150 Thlr. Jahresmiethe; hierauf die 2. Klasse: 14,691 Wohnungen oder 9,94% mit 31—40 Thlr. Jahresmiethe; und nun die 1. Klasse: 10,858 Wohnungen oder 7,35% mit bis 30 Thlr. Jahresmiethe. Die Zahl der Wohnungen, welche in die 7.—11. Klasse fallen, nämlich 151—500 Thlr. Jahresmiethe repräsentiren, beträgt 26,417 oder 17,88%; die Zahl der Wohnungen von 501—1000 Thlr. 4,113 oder 1,78%; die Zahl der Wohnungen über 1000 Thlr. 1366 oder 0,92%. Will man das Resultat noch übersichtlicher haben, so lautet es:

Die Wohnungen bis zu 300 Thlr. Jahresmiethe betragen 91%,
" " über 300 " " " 9%

der Gesammtzahl.

Eine nicht unwichtige Rolle spielen die leerstehenden Wohnungen. Im Jahre 1865 betrug ihre Zahl 4564 oder 3,3%; in Folge der Kriegsunruhen stieg diese Zahl im Jahre 1866 auf 7901 oder 5,4%, so daß also 3337 Wohnungen mehr leer standen als im Vorjahr. Bei dem durchschnittlichen Miethswerth von 147 Thlr. repräsentiren die 7901 leerstehenden Wohnungen eine Summe von 1,161,447 Thlr. Merkwürdig ist's, daß die Anzahl der leerstehenden Wohnungen fast Schritt für Schritt mit der fallenden Jahresmiethe steigt, d. h. von den billigsten Wohnungen stehen am meisten, von den theuersten am wenigsten leer.

Außer dem Miethspreis kommen noch verschiedene andere Verhältnisse in Betracht. Zunächst die Lage. Es wohnen

85% der Bevölkerung im Parterre, ersten, zweiten oder dritten Stock;
10% " " im Keller; und
5% " " vier und mehr Treppen hoch.

Es wohnen 72% in Vorderhäusern, 28% in Hofgebäuden. Etwa 23% sämmtlicher Wohnungen dienen zu geschäftlichen Zwecken.

In Bezug auf die Räumlichkeit zerfallen die Wohnungen in zwei Hälften, von denen die eine nur 1 heizbares Zimmer, die andere ein wenig größere Hälfte mehr als 1 heizbares Zimmer enthält. Dort kann man im Durchschnitt auf ein heizbares Zimmer 4,0 Bewohner, hier 1,7 Bewohner rechnen. Ueber ¾ sämmtlicher Wohnungen bestehen aus nur 1 und 2 heizbaren Zimmern, und in diesen ungünstigen Wohnungen findet sich auch die stärkste Bewohnerdichtigkeit. Für **übervölkert** gelten die Wohnungen, in welchen auf 1 heizbares Zimmer 6 und mehr Bewohner, auf 2 heizbare Zimmer 10 und mehr Bewohner kommen. Indem die Volkszählungscommission diesen Maßstab zu Grunde legte, hat sie ermittelt, daß 16,56% der vorhandenen Wohnungen zu den übervölkerten gehören, und daß 28,17% der Bewohnerschaft in übervölkerten Wohnungen lebt. Von allen Stadttheilen hat die Dorotheenstadt (unter den Linden und die ringsherum liegenden Straßen — also die gesuchteste Gegend) die meisten übervölkerten Wohnungen mit 2 heizbaren Zimmern, wo in jeder 19—20 Menschen wohnen, was wohl damit zusammenhängt, daß hier die flottirende Bevölkerung (namentlich Chambregarnisten und Dienstboten) am stärksten ist. Das Verhältniß im ganzen anlangend, so kommen in Berlin etwa 5 Bewohner auf 1 Wohnung: ein Durchschnittsverhältniß, das die von einigen Seiten genährte Furcht vor allgemeiner Uebervölkerung als eine vorläufig noch ungegründete zeigt. Gl.

Unschuldige Attentäter.

Am Pfingstfeste 1867 machten siebenzehn junge **deutsche** Buchhändler einen Ausflug von Paris nach dem Walde von Fontainebleau, und gelangten am Abend des ersten Tages nach dem kleinen Walddorfe „Bourron". Kurz vor dem Dorfe trafen die Touristen einen Waldwärter, bei welchem sie sich Raths erholten, ob das im Dorfe befindliche Wirthshaus wohl auf eine so zahlreiche Gesellschaft eingerichtet sei, worüber der Franzose auch in freundlichster Weise Auskunft gab und sich höflich empfahl. Wie es der Mann vermuthete, so war es denn auch, man fand einen ländlichen Abendimbiß und ein bequemes Nachtlager. Um fünf Uhr am folgenden Morgen war wieder alles marschbereit. Ein deutsches Lied singend zog die Gesellschaft in den frisch duftenden Wald hinein, um von seinen herrlichen Partien noch so viel als möglich zu genießen. So verging der Tag, der schließlich mit einem frohen Male im Städtchen Fontainebleau und der Rückfahrt nach Paris endete. — Acht Tage später fand sich dieselbe Gesellschaft in Paris wieder zusammen und natürlich war der Ausflug nach Fontainebleau Gegenstand der lebhaften Unterhaltung. Da zog einer ein Zeitungsblatt hervor — es war eine Nummer der „Berliner Börsenzeitung" (vom 16 Juni 1867) — und las folgendes: „Die französische Polizei sieht seit dem Attentat (auf den Kaiser von Rußland) ziemlich schwarz. — So war für den Aufenthalt des Kaisers Alexander in Fontainebleau nachmittags 3 Uhr eine große Hirschjagd anberaumt. Da aber ein Waldwärter die Anzeige gemacht hatte, daß am Vorabend circa **zwanzig Individuen, die eine fremde Sprache gesprochen**, sich im Walde gezeigt, und **ihn um einen Ort gefragt hätten, an dem sie übernachten könnten** — vermuthete man in diesen Leuten, die übrigens nicht mehr aufgefunden wurden (!!) **polnische Emigranten** — — **und ließ die Jagd aus dem ursprünglichen Programm fort!!!"** — — — — — — — — — — —

Aber wie ist es möglich, daß man **uns**? — und doch, es unterliegt keinem Zweifel: „**Der Waldwärter** — **die Frage nach dem Nachtlager** — **Die fremde Sprache**, die **circa zwanzig Individuen** — —"

Später stellte sich auch heraus, daß die Geschichte von den „polnischen Emigranten" auch in anderen deutschen und französischen Zeitungen gestanden hatte. Es war richtig. — Die deutschen Buchhandlungsgehilfen von Paris, die von der Anwesenheit der beiden Monarchen in Fontainebleau keine Ahnung gehabt hatten — waren die **Attentäter** gewesen und hatten beide Majestäten um das Vergnügen einer Hirschjagd gebracht! H. K.

Englische Gerichtskomödie.

Der kürzlich verstorbene **Earl of Cardigan** ist der einzige Peer von England, der in diesem Jahrhundert wegen eines Verbrechens vor Gericht gestanden. Merkwürdig und fast unbegreiflich ist die Art seiner Lossprechung. — Angeklagt war der Lord, sich am 12. September 1840 mit **Capitän Tuckett** duellirt zu haben. Technisch ausgedrückt lautete die Klage auf „**Schießen mit der Absicht des Mordes**" — nach dem Gesetz ein todeswürdiges Verbrechen! Da er beanspruchen durfte, von seines Gleichen verhört zu werden, erschien der Angeklagte vor den Schranken des Hauses der Lords am 16. Februar 1841. Es war eine großartige Scene. Prinzen, Peers, Peersfrauen, Gesandte, und eine glänzende Menge Neugieriger aus den höchsten Ständen waren versammelt, um den Verhandlungen des hohen Gerichtshofes beizuwohnen. Das pomphaft vorbereitete Schauspiel war ergreifend — denn eines **Peers** Leben stand auf dem Spiel; dennoch war die Sache nicht zu schlimm, da das Tribunal durchaus sympathisch gestimmt war. — Lord Denman war Lord High Steward (Oberrichter); Sir John Campbell als Attorney-General (Kronanwalt) trat als Kläger auf; und Sir William Follett als Vertheidiger. In der Rede Sir Johns hieß es u. a.: „Die Klage gegen den hohen Gefangenen, der vor Gericht steht, beweist — keineswegs irgendwelche sittliche Schlechtigkeit, und wenn er schuldig befunden werden sollte, wird sie nicht den geringsten Schatten auf den erlauchten Stand werfen, dem er angehört." Während der Attorney-General so fast gleichgültig in Betreff des Ausganges der Verhandlungen erschien, war Sir William Follett in höchstem Grade aufgeregt, denn er wußte, daß er nur auf **eine** Eventualität sich verlassen konnte, der er deshalb alle Aufmerksamkeit schenkte. Glücklicherweise nämlich für Lord Cardigan war der Taufname Capitän Tucketts kein einfacher; er hieß: **Harvey Garnett Phipps**. Die Anklage lautete deshalb: „**Lord Cardigan habe auf Harvey Garnett Phipps Tuckett geschossen**", und es mußte bewiesen werden, daß die Person, auf welche geschossen war, **jenen Namen führte**. Es wurde bewiesen, daß Lord Cardigan auf Capitän Tuckett geschossen habe, denn er selbst gestand es ein. Es wurde auch festgestellt, daß der quest. Capitän Tuckett — Capt. Harvey Tuckett früher im elften Regimente der „light dragoons" war. Endlich wurde nachgewiesen, daß der Name Capt. Tucketts — Harvey Garnett Phipps war. Aber alles das genügte nicht, denn — wer sollte es für glaublich halten! — der angegriffene Officier konnte möglicherweise den Namen Garnett Phipps **nicht** geführt haben, und es konnten möglicherweise zwei Capitäne Tuckett in dem elften Dragonerregiment gewesen sein! So geschah es, daß der High Steward seinen weißen Stab feierlich zerbrach und daß die Peers von Großbrittanien und Irland fröhlich ihre Hand aufs Herz legten und erklärten, daß **James Thomas, Earl of Cardigan**, bei ihrer Ehre **nicht schuldig** wäre!

Das geschah noch im Jahre 1841; heute, wo alle in jener Gerichtskomödie Mitspielenden aus dem Leben geschieden sind, würde es allerdings auch in England nicht mehr möglich sein, mit dem Gesetz auf solche Weise zu spielen. O. W.

Auflösung der Räthsel in Nr. 42:

I. Schlafmütze. II. Stahlstich.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 1. August 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. 1868 № 44.

Störtebeker.

Eine Seenovelle von R. Werner.

I.

Zu Anfang der vierziger Jahre machte die Aufhebung einer Diebsbande, welche monatelang eine größere Stadt Süddeutschlands durch beispiellose Verwegenheit in Schrecken gesetzt hatte, viel von sich reden. Das dadurch verursachte Aufsehen war aber um so größer, als die Bande nur aus jugendlichen Verbrechern von 14—17 Jahren bestand, die angesehenen Familien der Stadt und Umgegend angehörten und Schüler eines der renommirtesten Pensionate waren.

Knabenhafte Romantik, durch schlechte Lectüre genährt und auf Abwege geleitet, hatte den ersten Anlaß zu dieser Verirrung gegeben, mangelhafte Aufsicht der Lehrer die Ausführung erleichtert.

Das Pensionat, ein früheres Kloster, lag ziemlich an einem Endpunkte der Stadt. Ein bis dahin unbekannter und zufällig von den Knaben entdeckter unterirdischer Gang führte vom Kloster nach einer mit dichtem Gestrüpp bewachsenen Schlucht außerhalb der Stadt und war von ihnen benutzt, um heimlich ins Freie zu kommen und gleichzeitig die geraubten Gegenstände aufzubewahren.

An der Spitze dieser jugendlichen Räuberschar stand der 17jährige Sohn eines höheren Staatsbeamten. Als man jedoch zu seiner Verhaftung schreiten wollte, war er nebst dem Sohne des Schulcastellans auf unerklärliche Weise verschwunden, und alle angestellten Nachforschungen blieben vergeblich.

Die beiden waren durch den Keller des Castellans entkommen, mit einem Rheinschiffe stromabwärts gegangen und hatten sich in Amsterdam auf einem Ostindienfahrer eingeschifft. Als man endlich ihre Spur entdeckte, befand sich das Schiff bereits in See, und sie waren nicht mehr zu erreichen.

Hermann — so wollen wir den Sohn des Beamten bei seinem Taufnamen fortan nennen — war ein von der Natur mit reichen Gaben ausgestatteter Knabe. Durch falsche Erziehung entwickelten sich neben den vortrefflichsten Anlagen aber auch sehr schlimme Charaktereigenschaften. Der Vater verstand es nicht, die Leidenschaften des Sohnes rechtzeitig zu bändigen, dieselben arteten immer mehr aus und Hermann entwuchs sehr bald der elterlichen Autorität. Er wurde als ein verlorener Mensch betrachtet, und als letztes Mittel versuchte der Vater das Pensionat, welches in dem Rufe stand, in ähnlichen Fällen große Erfolge erzielt zu haben.

Ein hervorstechender Charakterzug des jungen Menschen war eine fast mit Wildheit gepaarte Energie, die rücksichtslos alle entgegenstehenden Schranken durchbrach, sowie eine beispiellose Kühnheit, die in außergewöhnlicher Körperkraft und Gewandtheit ihren Rückhalt fand. Dies und ein angeborenes dominirendes Wesen verschafften ihm sehr bald eine unbedingte Herrschaft über seine Altersgenossen. Wenn dieselben ihm auch keine freundschaftliche Zuneigung entgegenbrachten, so imponirte er ihnen doch auf eine Weise, die es ihm leicht machte, sie zu leiten und für seine Zwecke auszubeuten.

Den größten und unheilvollsten Einfluß gewann Hermann jedoch während seines Aufenthaltes im Pensionat auf den Sohn des Castellans der Anstalt, Namens Heufeld, der etwa ein Jahr jünger war, als er selbst. Beim Baden hatte er ihn einst mit größter eigener Lebensgefahr vor dem Ertrinken gerettet, und seitdem hatte Heufeld ihm eine Liebe und Verehrung gewidmet, die fast an Schwärmerei grenzte. Hermann war nicht dazu angethan, diese Gefühle in gleichem Maße zu erwidern, aber es schmeichelte seiner Eitelkeit, Gegenstand derselben zu sein und er vergalt sie mit einer gewissen Freundschaft und Rücksichtsnahme, die Heufeld glücklich machte und ihn immer enger an den Kameraden fesselte.

Die gemeinsame Flucht bewies, welche verderbliche Macht Hermann über seinen Genossen besaß, der ihm zu Liebe das Elternhaus verließ, um wahrscheinlich nie in dasselbe zurückzukehren.

Des ersteren wilder Sinn fand auf dem wilden Elemente anfänglich Befriedigung; ihm sagte das Seeleben mit seinen beständigen Kämpfen und Gefahren zu, und er sowohl wie Heufeld wurden in verhältnißmäßig kurzer Zeit tüchtige Seeleute. Sie fuhren mit Schiffen aller Nationen und zogen jahrelang in fremden Welttheilen umher.

Eine Natur wie die Hermanns konnte sich jedoch in geregelten Lebensverhältnissen auf die Dauer nicht wohl fühlen. Seine angeborene Herrschsucht machte ihm das Gehorchen zu schwer. Er wollte allein befehlen, niemand über sich dulden und strebte vor allen Din-

gen dahin, selbst Capitän zu werden. Als er sich im Besitz ausreichender praktischer Kenntnisse wußte, suchte er deshalb mit eiserner Consequenz sich auch die Theorie anzueignen. Seine frühere Schulbildung und seine geistigen Fähigkeiten kamen ihm dabei zu Hilfe und nach einem Vierteljahr hatte er es soweit gebracht, um selbst ein Schiff über den Ocean führen zu können.

Um diese Zeit war das Schiff, auf dem sich die beiden Deutschen befanden, nach Bahia gekommen, und hier trat ein Wendepunkt ihres Lebens ein. Infolge eines heftigen Streites, den Hermann mit seinem Capitän hatte und der eine strenge Strafe nach sich zu ziehen drohte, desertirte er, und es kostete ihm wenig Mühe, Heufeld zu dem gleichen Schritte zu veranlassen.

Um ein anderes Schiff sind solche Deserteure nie verlegen. In ausländischen Häfen herrscht immer ein großer Mangel an Seeleuten, und in jedem derselben finden sich Menschen, die ein Geschäft daraus machen, den Matrosen zur Desertion behilflich zu sein und ihnen gegen Bezahlung Stellen auf anderen Fahrzeugen zu verschaffen.

Auch Hermann hatte sehr bald die Bekanntschaft eines solchen Seelenverkäufers gemacht, in dessen Hause er mit Heufeld so lange verborgen gehalten wurde, bis ihr Schiff gesegelt war.

Joao, so hieß ihr Gastfreund, hatte viele Stellen auf Kriegs- und Handelsschiffen zu besetzen, allein in besonderem Auftrage suchte er schon seit längerer Zeit auch nach einer Schiffsbesatzung besonderer Art, für deren Engagement ihm 2 Unzen pro Kopf ausgesetzt waren, während das gewöhnliche Honorar nur einen Piaster betrug.

Er sollte zwanzig Mann herbeischaffen, denen das Dreifache der gewöhnlichen Matrosengage zugesichert wurde, aber trotz dieser hohen Summen und der vielen Deserteure, die Joao bei seiner ausgebreiteten Kundschaft zu Gebote standen, war es ihm nicht gelungen, die volle Zahl zu finden. Er konnte eben nicht Jedermann dazu gebrauchen, denn er bedurfte resoluter Menschen mit weitem Gewissen, die es mit den Gesetzen nicht genau nahmen, und deren hat glücklicherweise der Seemannsstand nicht viele aufzuweisen.

Vor allen Dingen fehlte ihm aber ein Capitän für jene Mannschaft, und er war nicht wenig erfreut, als er endlich in Hermann den richtigen Mann für diese Stellung entdeckt zu haben glaubte. Es kostete auch nicht viel Ueberredung, letzteren zur Annahme zu bewegen. Für Hermann waren die glänzenden Anerbietungen an Gage weniger verlockend, als die Aussicht, das Commando eines schönen Schiffes zu erhalten und nicht mehr gehorchen zu müssen. Er griff mit beiden Händen zu und machte sich über die sonstige Bestimmung des Fahrzeugs wenig Scrupel. Heufeld war sofort bereit, ihn zu begleiten, und Hermann nahm ihn um so lieber mit sich, als er sicher war, unter allen Umständen und in kritischen Lagen an ihm einen zuverlässigen Freund zu besitzen, der für ihn sein Leben hingeben würde.

Eines Nachmittags stieß von der Landungsbrücke in Bahia ein hübsches, schlankes Boot ab, in dem sich drei Männer befanden. Es nahm seinen Weg nach dem Innern der Bai und schnitt vor der frischen Briese leicht und schnell durch die Fluten. Bald erschien sein weißes Segel den am Lande Nachschauenden nur noch als ein leuchtender Punkt am fernen Horizonte und verschwand dann gänzlich. Es war niedergelassen und die drei Männer griffen zu den Rudern, um das Boot weiter zu bewegen. Sie nahmen jedoch jetzt einen anderen Curs auf eine Uferstelle zu, die sich durch einen kleinen Sandstreifen von der sonst gleichmäßig begrünten Küste abhob.

Als das Boot in die Nähe des Streifens gelangt war, öffnete sich dem Blicke plötzlich die bis dahin gänzlich verborgene Mündung eines zwar schmalen, aber ziemlich tiefen Flusses, dessen Wasser sich in die Bai ergoß. In ihn bog das Fahrzeug ein und folgte ungefähr eine Stunde weit seinen mannigfachen Windungen im Schatten gigantischer Bäume, welche die Ufer einfaßten und deren dunkle Laubkronen sich zu einem undurchdringlichen Dache über ihm wölbten.

Alsdann trat eine Lichtung zu Tage, aus der sich unweit des Flusses ein Complex von Gebäuden erhob. Die Mitte dieses Complexes nahm eines jener palastähnlichen Häuser ein, welche man in den Tropen, namentlich in den ehemals spanischen und portugiesischen Colonien als Wohnungen der Reichen so häufig antrifft und deren vier bis fünf Fuß starke Granitmauern darauf berechnet sind, die Sonnenhitze vom Innern fernzuhalten.

An das Herrenhaus schlossen sich als Flügel massive Wirthschaftsgebäude; seitwärts und etwas weiter am Flusse hinauf ragten die Dächer von 80—90 Hütten über einen hohen und sorgsam zusammengefügten Pallisadenzaun hinaus, dessen Pfähle scharfe gezackte Spitzen trugen.

Dieses Ganze war die Facenda des Dom Enrique Algao, eines sowohl in Bahia als auch im übrigen Lande hoch angesehenen Mannes, denn er galt nicht nur für sehr reich, sondern besaß auch einflußreiche Verwandte am Hofe. Ein Bruder von ihm war Gesandter und er selbst Pair des constitutionellen Kaiserreichs Brasilien.

Seine ausgedehnte Besitzung erstreckte sich an beiden Flußufern entlang bis an die Bai. Landeinwärts grenzte sie an den Urwald und den Fluß, an dem weiter keine bewohnten Orte lagen.

Die Kaffeeplantagen Dom Enriques umfaßten viele hundert Morgen. Sie befanden sich in vortrefflicher Ordnung, und ihr Kaffee war der gesuchteste am Markte. Zur Bewirthschaftung so bedeutender Ländereien bedurfte es vieler Arbeitskräfte, und der Stand an Negern und Vieh war daher sehr groß.

Man hätte denken sollen, daß der Pflanzer, in dem Besitz aller äußeren Glücksgüter, auch ein höchst behagliches und befriedigendes Leben führe, aber dies war keineswegs der Fall; im Gegentheil nagte ein beständiger Wurm an seinem Herzen und ließ ihn seines Daseins nicht froh werden.

Als ihm die Facenda vor zwei Jahren beim Tode des Vaters als Erbschaft zufiel, hinterließ ihm dieser 500 Negersclaven. Schon lange Zeit vorher hatte sich der Sohn darüber geärgert, daß die Schwarzen zu nachsichtig behandelt wurden, infolge dessen sehr träge waren und lange nicht das leisteten, was sie nach seiner Meinung leisten konnten. Als er selbst Herr wurde, beschloß er, darin eine Aenderung zu treffen und die Neger von ihrem Grundfehler, der Faulheit, möglichst zu heilen.

Das undankbare schwarze Volk wollte aber durchaus die väterlichen Absichten des neuen Besitzers nicht anerkennen, und diese Wahrnehmung vergällte ihm das Leben.

Von den 500 geerbten Wollhäuptern waren ihm in den zwei Jahren schon über hundert der besten und kräftigsten Arbeiter spurlos verschwunden. Er hörte zwar später noch wieder von ihnen, aber auf eine höchst unangenehme Weise. Stand die Kaffeeernte vor der Thür, so fanden sich eines Morgens hunderte der schönsten mit Früchten beladenen Bäume umgehauen; ließ man nachts Pferde oder Ochsen im Freien, so lag am anderen Morgen gewiß die Hälfte davon mit durchschnittenen Flechsen am Boden, ja selbst in den Ställen passirte dies.

Vergebens ließ Dom Enrique die Neger bei der Arbeit durch berittene Aufseher bewachen, vergebens den erwähnten Pallisadenzaun um ihre Hütten aufführen und die besten Bluthunde beschaffen, welche je die Spur eines flüchtigen Schwarzen aufzufinden verstanden — es half alles nichts. Fast wöchentlich hatten die Aufseher von erneuter Flucht Meldung zu machen, und die schönen Hunde wurden auf unbegreifliche Art einer nach dem andern vergiftet.

Der Pflanzer sah seinen Ruin hereinbrechen, und es gab nur ein Mittel, um dem gänzlichen Verfall seiner Facenda und dem Verluste seines Vermögens vorzubeugen. Er mußte das durch die unkluge Nachsicht des Vaters vollständig verdorbene Personal abschaffen und frische schwarze Waare importiren.

Leider ließ sich dies so ohne weiteres nicht machen und hatte seine großen Schwierigkeiten. Zwar genirte es ihn weniger, daß seine Regierung auf Drängen Englands vor kurzem die Einfuhr von Sclaven verboten hatte — einem Pair von Brasilien gegenüber nahmen die Behörden schon immer etwas Rücksicht — aber die Engländer selbst waren um so schlimmer. Sie begnügten sich nicht mehr damit, den Sclavenhändlern an der Küste von Afrika auf die Finger zu sehen, sondern legten ihre Kreuzer sogar vor die brasilianischen Häfen und controllirten dieselben so scharf, daß verdächtige Schiffe weder ein- noch auspassiren konnten, ohne von ihnen genau überholt zu werden.

Die schwarze Waare stieg hoch im Preise; ein guter Neger wurde schon bis zu 1000 Piaster bezahlt und war außerdem nur schwer zu haben. Dom Enrique hielt es daher für das Beste, die Neger mit eigenen Schiffen holen zu lassen und etwaigen Ueberschuß, den er auf seiner Pflanzung selbst nicht verwerthen konnte, Freunden für Geld und gute Worte abzulassen. Ein Schiff, das 500 Stück aufnahm, sie an Ort und Stelle mit 5 Piaster pro Kopf kaufte, mußte sich brillant bezahlen, wenn es den Engländern zu entschlüpfen wußte. Dazu gehörte aber nach Dom Enriques Meinung nur ein gutes,

schnelles Fahrzeug und eine geeignete Mannschaft, die von einem tüchtigen Capitän befehligt wurde. Ersteres hatte sich der Pflanzer auf seiner Facenda selbst bauen lassen, mit der Beschaffung der Mannschaft hatte er Joao betraut und ihm, um seinen Eifer zu stacheln, zwei Unzen pro Kopf gelobt. Wir haben gesehen, mit welchen Schwierigkeiten der würdige Mann zu kämpfen hatte, bis es ihm endlich gelang, die beiden Deutschen zu kapern und damit die Zahl vollständig zu machen.

Er hatte beide so eben mit dem Boote herübergebracht, um sie ihrem neuen Rheder vorzustellen und weitere Instruction für die Einschiffung der übrigen Mannschaften zu erbitten.

Als Hermann sein neues Schiff betrat, war er entzückt davon. Er fand einen prachtvollen Schuner mit messerscharfem Bug, den feinsten Linien, und der erste Blick zeigte dem seemännischen Auge, daß das Schiffchen ein vorzüglicher Schnellsegler sein mußte.

Seine schlanken Masten hingen nach hinten über und gaben dem Fahrzeuge, dessen niedriger schwarzer Rumpf mit niedergeschlagener Verschanzung kaum zwei Fuß über Wasser hinausragte, etwas Keckes und Verwegenes.

Hermanns sehnlichster Wunsch war erfüllt. Ein kühner Stolz schwellte seine Brust bei dem Gedanken, als Capitän eines solchen Fahrzeugs über den Ocean zu fliegen.

Die „St. Clara", wie das Schiff nach der Schutzheiligen Dom Enriques benannt war, lag still verborgen in einer Biegung des Flusses. Ihr Eigenthümer liebte es nicht, viel von dem Fahrzeuge zu sprechen und noch weniger, es von Fremden sehen zu lassen. Wenn man auch in Bahia davon redete, Dom Enrique lasse sich eine Lustjacht bauen, so wußte man weder, wo dies geschah, noch daß sie bereits seit zwei Monaten segelfertig war.

Merkwürdiger Weise waren aber auch gerade seit so langer Zeit zwei englische Kriegsbriggs in Bahia erschienen, von denen abwechselnd die eine stets mitten im Fahrwasser des Hafens vor Anker lag, während die andere vor der Bai kreuzte.

Dieser Umstand war dem Pflanzer sehr in die Quere gekommen und hatte auch nicht wenig dazu beigetragen, daß das Engagement der Besatzung Joao so schwer fiel.

Auf directe Fragen ließ Dom Enrique intimen Freunden gegenüber verlauten, er beabsichtige, sein neues Schiff nach der Küste von Africa zu senden, um dort von Negerfürsten gegen Eisenwaaren Palmöl und Ebenholz einzutauschen, allein er zögere noch immer mit dem Abgange, weil englische Kreuzer kürzlich ähnliche Handelsunternehmungen in der völkerrechtwidrigsten Weise gestört hätten.

Unter dem Vorwande, daß die mitgenommenen Palmölfässer eigentlich Wasserfässer, die bei Revision der Ladung vorgefundenen Eisenwaaren aber nur Hand- und Fußschellen, mithin die betreffenden Schiffe für den Sclavenhandel bestimmt seien, hatten sie dieselben ohne weiteres aufgebracht und als gute Prise erklärt. Da sie mit der Mannschaft auch nicht glimpflich verfuhren und den Capitän gewöhnlich hängten, wenn er bei der Verfolgung nicht auf den ersten Schuß beidrehte und das Schiff auslieferte, so war es erklärlich, wie wenig Aspiranten sich für diesen gefährlichen, wenn auch brillant bezahlten Posten meldeten und wie froh Joao war, als er Hermann so bereitwillig fand, für Dom Enrique den mißlichen Handel mit Ebenholz zu betreiben.

Dem Pflanzer hatte Hermann sehr gefallen. Es fanden sich hier zwei verwandte Seelen und nach einstündiger Unterhaltung übergab ersterer seinem neuen Capitän mit vollstem Vertrauen auf guten Erfolg die St. Clara.

Andern Abends brachte Joao die übrige Besatzung, zwanzig der wildesten Teufel, die je eine Decksplanke betreten, und empfing von seinem vollständig befriedigten Auftraggeber zwei Unzen Goldes für den Kopf, für den Capitän aber noch ein besonderes Douceur von zehn Unzen.

Mit den heißesten Segenswünschen für eine glückliche Reise verabschiedete sich der würdige Mann von seinen Freunden und segelte nach Bahia zurück, um sein Herz an dem Anblick der schwer verdienten goldenen Ernte in Muße zu laben.

Am andern Tage hatte Dom Enrique längere Besprechungen mit seinem Capitän, zu dessen Eisenwaarenlager im Schiff noch ein hübscher langer Vierundzwanzigpfünder mit der betreffenden Munition gefügt wurde. Da sich jedoch kein passender Platz im Schiffsraum dafür fand, stellte Hermann ihn auf das Vorderdeck; man konnte ja außerdem nicht wissen, ob man ihn nicht einmal zum Schutze gegen Seeräuber gebrauchen würde, und in dieser Voraussicht exercirte der Capitän seine Mannschaft auch gleich daran ein.

Die St. Clara war nun vollständig für See fertig, und es handelte sich jetzt nur noch darum, den Schuner mit möglichst wenig Aufsehen und namentlich ohne Hindernisse von Seiten der englischen Briggs aus dem Hafen zu bringen.

Hermann ließ das Fahrzeug zu diesem Zwecke in der Mündung des Flusses liegen, wo es zwar von der Bai aus nicht gesehen werden konnte, aber bereit war, mit der ersten günstigen Gelegenheit nach See zu schlüpfen.

Wenige Tage später zeigten sich hinter den Gipfeln der die Bai umgebenden Gebirgskette drohende Wolkenmassen. Die schwüle Luft drückte wie Blei auf die Brust, der Himmel färbte sich braunroth und um die scharfen Ränder der Wolkenmauer flammte es wie Feuerschein. Das Wasser in der Bai wallte auf trotz vollkommener Windstille, die Vögel flogen kreischend zu Land und Myriaden von Insecten schwärmten mit ängstlichem Gesumme in den Lüften.

Ein Tornado war im Anzuge, einer jener tropischen Stürme, die plötzlich und mit furchtbarer Gewalt aus den oberen Schichten der Atmosphäre herniedersteigen, um vernichtend über die Erdoberfläche dahinzufegen. Sie sind nicht von langer Dauer, aber von desto größerer Heftigkeit, und wehe dem Schiffe, das unvorbereitet von ihnen überfallen wird!

Ein Signal vom Lootsengebäude warnte die Fahrzeuge im Hafen vor der nahenden Gefahr. Sie ließen die zweiten Anker fallen und strichen Stengen und Raaen, um dem Winddrucke möglichst geringe Fläche zu bieten. Die vor der Bai kreuzende englische Brigg machte kleine Segel und drehte unter den Wind.

Da brauste es oben in den Lüften, der Tornado brach los. Er stürmte von den Bergen herunter und peitschte die mächtigen Bäume des sie krönenden Urwaldes wie schwache Halme. Dann fuhr er auf die Bai nieder und ihre smaragdgrünen Fluten verwandelten sich in kochenden Gischt.

Der Donner krachte in betäubenden Schlägen, die Blitze sprühten unaufhörlich, der Regen goß in Strömen und die Luft wurde dunkel wie zur Nacht. Im Augenblicke thürmten sich die Wellen zu hohen Bergen, die Schiffe im Hafen brachen von ihren Ankern und trieben gegen einander oder dem Ufer zu, Bäume wurden entwurzelt, Dächer abgedeckt und die Brandung rollte brüllend auf den Strand. Die ganze Natur war in Aufruhr, einen so heftigen Tornado hatte man seit Jahren nicht erlebt, und die Menschen zagten und zitterten bei seinem rasenden Wüthen.

Und mitten im Toben der Elemente erschien plötzlich ein Schiff unter vollen Segeln im Hafen. Es kam aus dem Innern der Bai, aber niemand wußte, aus welcher Richtung, niemand hatte es vorher gesehen. Mit Blitzesschnelle flog es durch die brausenden Wellen; sein niedriger schwarzer Rumpf glitt wie eine Schlange dahin und unter dem furchtbaren Segeldruck bogen sich die Masten wie Rohr.

Auf dem Verdeck war nur ein Mensch sichtbar; er stand am Steuerrade, eine hohe kräftige Gestalt. Er schaute weder rechts noch links und erschien wie eine Bildsäule. Bestürzt blickten die Mannschaften der Schiffe auf das geheimnißvolle Fahrzeug, als es wie ein Gespenst an ihnen vorbeiflog, um gleich darauf in dem die Luft erfüllenden Wasserdampfe wieder zu verschwinden. Auch an der englischen Kriegsbrigg sauste der mystische Segler vorüber, ganz nahe, fast Bord an Bord.

Der einsame Steuermann erhob das Haupt, und ein triumphirendes Lächeln glitt über seine Züge. Dann lagerte sich wieder steinerner Ernst über das Gesicht, und der Schuner stürmte weiter durch den Hafeneingang in die offene See hinaus, als würde er von Dämonen gejagt.

Nach einer Stunde brach sich die Wuth des Tornado. Als der Wind nachließ und der blaue Himmel wieder über der beruhigten See lachte, sah man vom Hafen aus zwei weiße Punkte am Horizonte schwimmen. Der entferntere war die St. Clara, der nähere die englische Brigg, welche vor dem Hafen kreuzte. Sie hatte alle möglichen Segel beigesetzt und machte Jagd auf den Schuner, aber die gehoffte Beute entging ihr.

Hermann hatte sein Meisterstück gemacht; er war in See gekommen und lächelte mitleidig über seinen Verfolger. Er ließ ihn weit hinter sich, und die Nacht entzog ihn bald seinen Blicken.

Als Joao andern Tages Dom Enrique die frohe Botschaft überbrachte, daß die St. Clara glücklich in See gekommen, flog ein Freudenstrahl über seine Züge und er rief frohlockend: „Ich habe den richtigen Mann gefunden."

Und wahrlich! Hermann war der richtige Mann für des Pflanzers Schiff. Mit ebenso beispielloser Kühnheit als Glück vollendete er seine gefährlichen Touren und wußte den englischen Kreuzern immer zu entgehen, so sehr sie sich auch Mühe gaben, ihn zu fangen. Wo die Schnelligkeit seines Schiffes nicht ausreichte, griff er zur List und sein erfinderischer Kopf war darin unerschöpflich. Wurde er gejagt und sah er, daß er dem Verfolger nicht gewachsen war, so bot er alles auf, um ihm während des Tages fern zu bleiben. Sobald es aber dunkelte, ging urplötzlich eine Verwandlung mit dem Schiffe vor sich. Aus dem niedrigen, schwarzen Schuner mit hängenden Masten wurde in wenigen Minuten eine hochbordige, schwerfällige Brigg mit weißem Gang und Kanonenpforten. Besondere Einrichtungen gestatteten es, die schrägen Masten in kürzester Zeit lothrecht zu stagen; im Großtop wurden Raaen nach oben gebracht, die Verschanzung durch einen schwarzen Segeltuchaufsatz um einige Fuß erhöht, und ein weißer mit Kanonenpforten bemalter Streifen um das Schiff gezogen. Dann drehte er keck um und steuerte den Kreuzern gerade entgegen. Natürlich ahnten diese nicht die schnelle Metamorphose, hielten ihn für einen entgegenkommenden Kauffahrer und fragten gewöhnlich nach dem Schuner. Dann brachte er sie auf falsche Fährte, verwandelte das Fahrzeug zurück und steuerte seinen Curs ungehindert weiter.

Seine Leute arbeiteten bei solchen Gelegenheiten wie Maschinen, wodurch es ihm möglich wurde, die Manöver mit so bewunderswürdiger Präcision und Schnelligkeit auszuführen. Er hielt sie in eiserner Disciplin und seitdem er wenige Tage nach seinem ersten Fortgange einen widersetzlichen Matrosen sofort niedergeschossen, gehorchten ihm die übrigen unbedingt und willig. Sie zollten ebenso wohl seiner furchtbaren Kühnheit, als seinem seemännischen Geschick und seinen Kenntnissen Achtung, und selten wohl wurde eine außerhalb des Gesetzes stehende Schar von ihrem Führer in so strenger Manneszucht gehalten, wie die Besatzung der St. Clara von Hermann, dem Heufeld als Steuermann getreu zur Seite stand.

Dom Enrique war entzückt von dem Muthe und Geschick seines Capitäns, der ihm bereits nach zwei Monaten fünfhundert der ausgesuchtesten Schwarzen brachte und ihn in den Stand setzte, seine Plantage mit unverdorbenen und zugleich billigen Arbeitern zu bevölkern.

Auf seiner zweiten Reise hatte Hermann einen Passagier an Bord. Es war Joao, der mit nach der Kongoküste ging, um dort für seinen Gönner eine Factorei zu gründen und die Ladungen für die St. Clara fertig zu halten, damit das lucrative Geschäft schneller von Statten gehe.

Dom Enrique hatte Glück mit seiner Unternehmung; auch in Joao war der richtige Mann für die Factorei gefunden. In kaum zwei Jahren machte Hermann neun Reisen und hatte über 4000 Sclaven nach Bahia eingeführt.

Hermann selbst war ein reicher Mann geworden, seine Mannschaften schwelgten im Gelde, und er ging damit um, bei Rückkehr von seiner zehnten Reise auch das Abhängigkeitsverhältniß zum Pflanzer abzustreifen und in Verbindung mit Joao den ergiebigen Handel für eigene Rechnung zu betreiben, als das Geschick hemmend eingriff.

An der Küste von Guinea, etwas nördlich vom Nigerdelta, steigt der sonst aus flachen Sanddünen oder Morast bestehende Strand plötzlich zu einer Kette hoher, schroffer Felsen auf. Mit ihren vorliegenden Klippen und Untiefen erscheint diese Uferstrecke für jedes Schiff unnahbar, sie maskirt jedoch nur eine prachtvolle, geräumige Bai, welche hinter ihr mit dem Meeresufer parallel läuft.

Diese Bai, welche an ihren beiden Endpunkten durch schmale, nur in nächster Nähe bemerkbare Ausgänge mit der See in Verbindung stand, war auf keiner Karte verzeichnet, von Hermann zufällig entdeckt und sein Schlupfwinkel. Hier schiffte er ungestört an der von Joao geleiteten Factorei die Schwarzen ein, in ihr verschwand er bei etwaigen Verfolgungen spurlos und durch die beiden Ausgänge konnte er je nach Umständen nördlicher oder südlicher die hohe See gewinnen. Von einem der hohen Felsen aus übersah er den Horizont auf zehn deutsche Meilen und wußte deshalb immer, ob sich Kreuzer in der Nähe befanden. Auf seiner letzten Reise hatte Hermann bereits die Küste aus Sicht verloren, als der Ausguck im Top ein verdächtiges Segel entdeckte, das sich bald als eine der Kriegsbriggs erwies, die damals wie Bienen die Guineaküste umschwärmten.

Hermann ließ sofort den Schuner bis auf die kahlen Untermasten abtakeln, aber die so oft bewährte List verschlug diesmal nichts. Auf der Brigg mußte man sehr scharf ausgelugt und den Sclavenfahrer gesehen haben, denn ihr Curs war direct auf letzteren gerichtet und sie verlegte ihm den Weg nach Westen.

Er hielt es deshalb für gerathen, schnell wieder Raaen und Segel nach oben zu bringen und ostwärts nach seinem Versteck zurückzusteuern, doch sein bisheriges Glück wurde ihm diesmal untreu.

Kaum noch eine Meile vom Eingang der Bai entfernt, befiel ihn vollständige Windstille, und die St. Clara lag wie angefesselt, während die Brigg mit der draußen in See stehenden schlanken Brise in fliegender Fahrt herankam. Zwar lief sie auch in die Windstille, hatte sich aber dem Schuner bis auf 2000 Schritt genähert. Es flammte ein Blitz in ihrer Bugpforte auf, der Donner eines Schusses rollte über die Wogen und eine schwere Kugel sauste zwischen den Masten des Sclavenfahrers durch.

Hermann ließ große Ruder beilegen, um mit ihrer Hilfe zu entkommen; jedoch auch die Brigg war damit versehen. Sie hatte außerdem mehr Menschenkraft und gewann deshalb an Distanz. Hermanns Kopf stand auf dem Spiel, weil er sich nicht auf die erste Aufforderung des Kreuzers ergeben hatte. Für ihn war nichts mehr zu verlieren, und er beschloß deshalb, sein Leben so theuer wie möglich zu verkaufen.

Er beorderte die Mannschaft an das Geschütz und nahm das Gefecht auf. Schuß um Schuß wechselte mit den glatten Lagen des Engländers. Hermann selbst richtete, und keine seiner Kugeln verfehlte ihr Ziel. Bereits war der Fockmast der Brigg abgeschossen; in seinem Sturz war er auf die Kanonen gefallen und hinderte eine geraume Zeit deren Gebrauch.

Triumphirend stand der Capitän des Sclavenschiffes hinter seinem Geschütz. Er achtete weder der eigenen gefallenen Kameraden, noch des verzweiflungsvollen Geheuls der im Schiffsraum angeketteten Schwarzen, in deren dichtgedrängten Reihen die einschlagenden feindlichen Geschosse die furchtbarsten Verheerungen anrichteten. Vom Blute seiner Genossen bespritzt, das Gesicht von Pulverdampf geschwärzt, leuchtete ein wildes Feuer aus seinen Augen, und er glich eher einem Dämon als einem Menschen.

Fast schien es, als ob die St. Clara den Sieg davon tragen sollte, obwohl auch ihr Rumpf von Kugeln durchlöchert, ihr Takel- und Mastwerk zerschossen und zersplittert war. Da hatte jedoch die Brigg ihre Geschütze wieder frei gemacht und sandte eine Breitseite mit vernichtendem Erfolge herüber.

Der Schuner begann zu lecken. Schneller und schneller füllte er sich mit dem eindringenden Wasser; sein schwarzer Rumpf sank immer tiefer unter den Wasserspiegel, das Todesgeschrei der unglücklichen Neger wurde schwächer und verstummte allmählich ganz — noch wenige Secunden, dann verschwanden auch die Spitzen der Masten in der sich öffnenden Tiefe, und die Fluten schlug dumpf über ihrem Opfer zusammen.

Die Brigg stellte ihr Feuer ein. Als jedoch der auf dem Wasser lagernde Pulverdampf sich verzog, sah man ein Boot gegen die Küste rudern. Es trug Hermann und den überlebenden Rest seiner Besatzung. Von den 22 Mann waren nur 5 übrig geblieben.

Die Brigg machte sofort ihre Boote zur Verfolgung fertig, allein die meisten hatten Kugellöcher und ehe diese verstopft werden konnten, waren die Sclavenfahrer zwischen den Klippen aus Sicht und in ihrem sichern Versteck geborgen. Joaos Factorei nahm sie auf und gab ihnen Unterkommen, bis sich Gelegenheit bot, ungefährdet nach Brasilien zurückzukehren. Auf Dom Enriques Werft im Urwalde herrschte bald darauf wieder große Thätigkeit, und schon nach acht Monaten schwamm Hermann auf einer andern St. Clara, die der ersten auf ein Haar glich, der Küste von Africa zu.

Während des darauffolgenden Jahres 1848 gingen in der Nähe der Küste von Guinea auffallend viele Schiffe verloren, ohne

daß eine Spur von ihnen aufgefunden wurde. Die englischen Kreuzer schöpften Verdacht, verdoppelten ihre Aufmerksamkeit und zogen einen Cordon längs der Küste, vermochten aber nichts zu entdecken.

Zu Ende desselben Jahres lavirte ein mit Elfenbein, Goldstaub und andern werthvollen Erzeugnissen beladener Schuner von der Mündung des Niger nordwärts. Er kam von einer dort gelegenen englischen Handelsfactorei, war nach Sierra Leone bestimmt, und außer der acht Mann zählenden Besatzung befanden sich der Eigenthümer der Factorei und seine erwachsene Tochter als Passagiere an Bord.

Als das Fahrzeug sich dem hohen Felsenufer näherte, hinter dem sich die erwähnte Bai verbarg, wurde es Abend. Die Seebrise starb hin, bald trat völlige Windstille ein und der Schuner lag bewegungslos auf der spiegelglatten Meeresfläche. Die Luft war drückend und schwül, sie wirkte einschläfernd auf die Menschen, und an der Küste stand es wie ein weißer Nebelstreif.

Die Wachmannschaft war eingenickt; die Passagiere lagen in ihren Hängematten, nur der Mann am Steuerruder war wach, aber auch er schaute träumerisch auf die heute in besonderem Glanz funkelnden Sterne. Plötzlich schreckte ihn ein vom Wasser kommendes Geräusch;



Verloren!

Originalzeichnung von H. Jenny.

er glaubte Ruderschlag zu hören und sah einen dunkeln Gegenstand sich auf das Schiff zu bewegen.

Sein Ruf: „Boot ohoi!" weckte die Mannschaft; sie schnellte von ihrem Lager empor, aber in demselben Augenblick hatte das fremde Boot auch schon angelegt. Zehn wilde Gestalten schwangen sich über die niedrige Verschanzung und stürzten sich auf die wehrlose Besatzung, die in wenigen Minuten ihren mörderischen Streichen erlag. Aus der Kajüte ertönte ein durchdringender Schrei; drei der Piraten hatten sich des jungen Mädchens bemächtigt und suchten sie in das Boot zu schleppen. Da fallen Schüsse, zwei der Entführer wälzen sich in ihrem Blute, der dritte wirft sich auf den greisen Vater, der sein Kind vertheidigt und streckt ihn mit einem Beilhiebe leblos zu Boden. Dann schleppt er das ohnmächtig zusammengebrochene Mädchen zu der übrigen kostbaren Beute in das Boot, das nach kurzer Zeit die ihm aufgebürdete Last kaum noch zu tragen vermag.

Der weißliche Nebelstreifen der Küste wird dichter; er scheint sich vom Ufer abzulösen und auf dem Wasser gegen das Schiff zu rollen.

„Vorwärts schnell!" hört man die befehlende Stimme eines der Seeräuber, „in das Boot mit Euch! Der Harmattan kommt, wir müssen zurück, sonst sind wir verloren."

Die Leute lassen alles fallen, was sie in Händen haben und stürzen zum Boot. Ein panischer Schrecken scheint sich ihrer zu bemächtigen, in ihrer übergroßen Hast lassen sie sich nicht einmal Zeit, das beraubte Schiff anzubohren und durch sein Versenken die Spuren ihres Verbrechens zu verwischen.

Sie rudern mit Aufbietung aller Kräfte nach Land, haben jedoch kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt, da braust der gefürchtete Wüstenwind mit sengender Glut schon heran. Die Wellen thürmen sich und schlagen in das Boot. Um es vor dem Sinken zu bewahren, muß man es erleichtern und den größten Theil des Raubes über Bord werfen. In der Eile und Verwirrung wird dabei durch einen Ballen der Compaß zerschmettert, der Zustand der See gestattet nicht mehr das Rudern — ohne Lebensmittel, ohne Compaß und eingehüllt in dichten Sandnebel, treibt das Boot hinaus in das offene Meer, dessen empörte Wogen es jeden Augenblick zu verschlingen drohen.

Der heiße Wind erschlafft die Muskelkraft, der feine Sandstaub dringt in alle Poren, ein quälender Durst stellt sich ein, die brennende Zunge klebt am Gaumen, aber kein Tropfen Wasser ist vorhanden, um die Höllenpein zu lindern und die verdorrten Lippen zu benetzen. Die Nacht schleppt sich mit bleiernen Füßen dahin; der giftige Hauch des Harmattan zehrt gierig an dem Lebensmark der verschmachtenden Menschen. Schwer röchelt der Athem in der Brust, die Kräfte sinken und das hohle Auge irrt verzweiflungsvoll in die Ferne.

Das unglückliche Mädchen fällt als erstes Opfer des schrecklichen Windes, aber Gott hat Erbarmen mit ihr und läßt sie aus ihrer Ohnmacht nicht wieder erwachen.

Der Tag bricht an, der Sturm legt sich und der Nebel weicht; aber jetzt sendet die Aequatorsonne aus wolkenlosem Himmel ihre glühenden Strahlen auf das verfehmte Boot hernieder. Sie bescheint bereits fünf Leichen; aus den Zügen zwei anderer Piraten spricht der Wahnsinn, und von der ursprünglichen Besatzungszahl sind nur zwei übrig geblieben, welche noch einen Rest von Kraft besitzen. Von der Küste ist nichts zu entdecken, aber ein beutewitternder Hai zieht enge Kreise um das Boot und kaum 1000 Schritte entfernt treibt ein Schuner mit zerbrochenen Stengen und zerrissenen Segeln auf den Wellen.

Neues Leben strömt bei dem Anblicke des Schiffes durch die Adern der beiden Männer; dort ist Wasser, dort ist Schutz gegen die verzehrende Glut.

Sie greifen zu den Rudern, aber sie haben ihre Kraft überschätzt. Nach wenigen Schlägen ist sie erschöpft, die entnervten Hände vermögen das Boot nicht weiter zu bewegen und die Ruder entsinken ihnen. Das Schiff ist jetzt ganz nahe, aus seinen Speigaten sickert Blut — die rächende Nemesis hat sie ereilt, sie erkennen ihr Opfer vom vorigen Abend.

„Alonzo," flüstert der eine, und die Worte ringen sich krampfhaft aus der gepreßten Brust hervor. „Gott straft uns für unsere schwere Sünden. Laß uns beten, daß er uns in unserer letzten Stunde gnädig sei."

Der Blick des Angeredeten schweift über den Horizont. „Bete für Dich allein, Heufeld," erwidert er roh, „ich habe noch Zeit zu warten, bis jenes Schiff uns aufnimmt."

Heufeld folgt mit dem Auge der angedeuteten Richtung. Dort kam ein Schiff unter vollen Segeln herangesteuert; ein matter Hoffnungsstrahl schimmerte vor ihm auf, aber er besaß nicht mehr die Kraft, sich darüber zu freuen. Seine Lippen öffneten sich zum Gebet — und er sank bewußtlos von seinem Sitze.

Aber auch Alonzos kühnes Selbstvertrauen brach zusammen, als er in dem fremden Segler einen englischen Kreuzer erkannte. Dem entsendeten Boot enthüllte sich eine Scene voll Tod und Schrecken. Alonzo und Heufeld fand man noch athmend; ärztliche Sorge rief sie in das Leben zurück, und es bedurfte keiner weiteren Erläuterung, daß sie die Miturheber des blutigen Dramas waren.

Als sie ihre Kräfte wiedergewonnen hatten, wurden sie gefesselt auf dem Schuner eingeschifft, dieser von dem Kreuzer mit einer Prisenmannschaft besetzt und nach Sierra Leone entsandt, um dem Arm der Gerechtigkeit übergeben zu werden.

Der Harmattan hatte das Schiff weit nach Süden verschlagen und es suchte deshalb die Küste, um unter derselben wieder nördlich aufzuarbeiten. Am anderen Tage passirte es ganz nahe unter dem hohen Ufer, welches die Bai verbarg.

Als es vom Land abwendete, ertönte von der Spitze eines der dichtbewaldeten Felsen der durchdringende Schrei eines Seeadlers.

In Alonzos Augen blitzte ein Strahl wilder Freude. „Hörst Du des Capitäns Signal?" flüsterte er auf portugiesisch seinem Kameraden zu, der neben ihm angekettet auf dem Deck lag. „Er hat uns gesehen, heute Nacht sind wir frei."

Heufeld konnte nicht antworten, der herbeikommende Wachtposten hinderte die weitere Unterhaltung der Piraten. Noch zwei Mal ließ der Adler auf der Klippe seinen Ruf vernehmen, dann verstummte er.

Mit Sonnenuntergang zog sich der Wind östlich; die von der Sonnenhitze niedergedrückten Blumendüfte hoben sich in die laue Abendluft und die Landbriese trug ihr Aroma hinaus auf das Meer, dessen Wellen murmelnd an den Strand rauschten und beim Ueberkopfen Millionen Funken sprühten. Der südliche Sternenhimmel spiegelte sich in seiner ganzen Pracht in der Wasserfläche, und das Schiff zog leise seine Bahn durch sie.

Die Mitternachtswache war herangekommen, aber auf die Augen der Piraten senkte sich kein Schlummer, eine Flut von Gedanken hielt sie wach, wenn dieselben auch bei beiden sehr verschieden waren.

Alonzos Pulse schlugen in fieberhafter Spannung. Er wußte, daß Hermann dort oben auf dem Felsen gestanden, daß er den Schrei des Vogels nachgeahmt hatte, und er hoffte deshalb zuversichtlich auf Rettung durch ihn. Aber bereits war der nördliche Eingang der Bai passirt, aus dem er jeden Augenblick die St. Clara hervorbrechen zu sehen erwartete und die verheißene Hilfe war ausgeblieben. Wenn sie nicht bald erschien, war es um seinen Kopf geschehen; in Sierra Leone harrte seiner nur der Henker.

Vor Heufelds Geist dagegen stiegen andere Bilder auf. Seit jener furchtbaren Nacht, welche er inmitten der grausigen Umgebung von Tod und Wahnsinn zugebracht, war eine Wandelung mit ihm vorgegangen. Als er, von den Qualen des brennendsten Durstes gepeinigt, im Boote das Wehen des Todes fühlte und seine Lippen ein Gebet zu murmeln versuchten, da war das Gewissen zum ersten Male aus tiefem Schlummer erwacht. Jetzt sprach es laut und vernehmlich zu ihm und forderte Sühne für alle die Missethaten, die auf ihm lasteten. In düsteren Farben zog sein Leben an seiner Seele vorüber; es war kein lichter Punkt darin, seitdem er das Elternhaus verlassen hatte und seinem bösen Dämon gefolgt war. Schritt für Schritt war er in den zehn Jahren auf der abschüssigen Bahn fortgewandelt, vom Leichtsinn zur Rohheit, dann war er Sclavenhändler und endlich Seeräuber geworden.

Und wie er jetzt dalag in Ketten und Banden, da sah er aus dem Dunkel bleiche, blutige Gestalten um sich auftauchen. Sie streckten ihre Hände nach ihm aus, er glaubte ihren Fluch zu hören und in seinen Ohren tönte es immerfort: — M ö r d e r! Von namenloser Angst gequält, versuchte er zu beten, aber die Lippen versagten ihren Dienst. Die blutigen Gestalten wollten nicht weichen, ihre geisterhaften Blicke senkten sich durchbohrend in sein Herz, ihre Knochenhände umschlangen seinen Hals und drohten ihn zu ersticken.

Ein Ruf des Ausgucks auf der Back unterbrach die Stille und scheuchte den Alp von Heufelds Brust.

„Segler an Backbord!“ lautete die Meldung, welche im Augenblick die Wachmannschaft auf die Beine brachte.

Am Horizont schwamm ein dunkler Gegenstand, den nur ein scharfes Seemannsauge als Schiff erkennen konnte.

Der Prisenmeister musterte ihn durch sein Nachtfernrohr.

„Liegt gegen uns an,“ äußerte er nach einer Pause, „gewiß so ein verdammter Sclavenhändler, er führt keine Laternen.“

Auch der Steuermann prüfte aufmerksam den Fremden mit dem Nachtglase.

„Niedriger Rumpf, hängende Masten — ist gerade ein solches Schiff, wie wir im vorigen Jahre in dieser Gegend in Grund schossen,“ äußerte er. „Hoffentlich wird ihm morgen früh unsere Brigg auf den Zahn fühlen, er steuert ihr recht auf den Steven.“

Der verdächtige Segler hatte sich inzwischen genähert und war jetzt deutlich zu erkennen.

„Was fällt dem Kerl ein, er kommt recht auf uns zu, sieht er unsere Laternen nicht? Ruder Steuerbord!“ commandirte der Prisenmeister, „wir müssen hinter ihm um, sonst gibt es klein Holz.“

Das Ruder drehte sich, und der „William“ fiel einige Striche ab, aber auch der Fremde hielt ab und die Gefahr der Collision wurde dadurch unvermeidlich.

„Hole der Teufel den Schuft,“ rief der Prisenmeister, „das ist Absicht.“

„Alle Mann auf!“ commandirte er mit Stentorstimme, „und die Waffen klar, hier gibt's Arbeit.“

Die Leute stürzten auf das Deck und ergriffen, was sie von ihren Waffen finden konnten.

Der Fremde schoß heran, aber durch eine geschickte Drehung seines Ruders traf er den „William“ nicht spitz, sondern scheerte ihm langseit. Im selben Augenblicke flogen Enterhaken von ihm herüber, sie griffen in das Takelwerk des Engländers und beide Schiffe lagen aneinander gekettet.

Der Prisenmeister wußte jetzt, mit wem er es zu thun hatte. „Steht fest, Jangens,“ rief er seinen Leuten zu, „und zeigt dem Räuberpack, was englische Blaujacken werth sind.“

Die Piraten stürmten an Bord, aber sie fanden kein leichtes Spiel. Obwohl sie den Engländern an Zahl doppelt überlegen waren, kämpften diese wie die Löwen. Im blutigsten Handgemenge wütheten Säbel, Pistole und Beil gegen einander. Ein Engländer nach dem andern fiel, aber nicht ohne einen oder mehrere der Seeräuber kampfunfähig gemacht zu haben, und der Schuner wurde innerhalb weniger Tage zum zweiten Male der Schauplatz des schrecklichsten Mordens.

Der Prisenmeister kämpfte noch zuletzt; trotz mehrerer Verwundungen führte er sein Beil mit ungeschwächter Energie, und vier der Feinde waren seinen gewaltigen Streichen bereits erlegen. Jetzt drang der Capitän der Piraten auf ihn ein und feuerte ein Pistol gegen ihn. Die Kugel war tödtlich, aber ehe der Tapfere zusammenbrach, schwang er noch einmal mit letzter Kraft das Beil, und schwer getroffen stürzte der Capitän zu Boden.

Der Kampf war entschieden, die Besatzung des William bis auf den letzten Mann gefallen, doch die Seeräuber hatten ihren Sieg theuer erkauft. Neben zehn Engländern lagen sechszehn der Ihrigen todt oder schwer verwundet, darunter der Capitän.

Alonzo und Heufeld, zu deren Befreiung dies seltene Wagstück von Hermann unternommen war, wurden entfesselt, und die St. Clara segelte mit ihrem Raube im Schlepptau nach der Bai zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Aelplerloos.

(Zu dem Bilde auf S. 693.)

An der nördlichen Abdachung des hohen Säntis, unten am „blauen Schnee“, der sich wandjäh von der Spitze bis in die „Milchgrube“ absenkt, liegt die Appenzellerlandalp, Meglisalp, eine wilde Alptrift, in einem von schroffen Felsen rings umschlossenen Hochthal. Sechszehn ärmliche, aus Trümmergestein errichtete Alphütten bilden in derselben ein kleines Sennendörfchen, und 130—140 Haupt Vieh finden hier während 8—9 Wochen Sömmerung. Jeder „hochgefreite Landmann“ hat das Sömmerungsrecht für 12 Kühe, etliche Geißen und Schweine, und ein Alpmeister überwacht die Nutznießung. Oestlich von der Meglisalpe erheben sich gegen die mehrere tausend Fuß tiefer gelegene Seealp grasreiche Alpweiden, der Bötzler und die Roßmad, letztere ein freistehender hoher Bergkamm, der steil gegen die Seealp abfällt. Südlich öffnen sich tiefe Felsenschlünde, Cellen genannt, neben welchen vorbei der Geißweg auf den Schafberg und Alten Mann führt. In nördlicher Richtung steigen das Mürli und die Hohe Niedere bis zur Schneeregion hinan. Der gewöhnliche Alpweg, den die Sennten oder Viehherden bei der Abfahrt einschlagen, führt um die Roßmad, über die Bogartenfirst und Siegelalp. Auf der letzten Höhe der Meglisalp steht ein großes hölzernes Kreuz, am Sonnabend der schöne und freundliche Sammelplatz der Senner, wo sie auch ihre Abendandacht zu verrichten pflegen. Links von dem Kreuze führt ein kaum fußbreiter Holz- oder Geißweg bedeutend näher, unter den obersten Felswänden der Marwies auf einem abschüssigen Grasband eine volle Stunde lange über die senkrecht abfallenden Bergwände in die Seealp hinab. Unmittelbar zu Füßen, in schwindelnder Tiefe, erblickt der Wanderer mit Grauen den schwarzblauen Seealpsee, und die Felswand und der schwindelnde Pfad scheint über denselben hinauszuhängen. Ungefähr in der Mitte des Felspfades bildet die Teufelskapelle eine ungeheure Felsennische in ziemlich regelmäßiger runder Form, über die bei Regenzeit oder nach Gewittern ein hübscher Wasserfall herabstürzt. Hier befinden wir uns auf dem Schauplatz eines erschütternden Aelplerschicksals, das vor vielen Jahren sich daselbst ereignet hat.

Damals war der Han Bisch (Johann Batist) von Schwändi Handbub beim Alpmeister Düwig auf Meglisalp. Er war schon als Geißbub der verwegenste Bursch weit und breit, dem es an gottvergessenen Sprüngen oben auf den spiegelglatten Felsen des Säntis und mit Bockschinden*) über dem Abgrund kein anderer nachthat. Einmal hatte der Pfarrer von Appenzell den Bischli wegen seiner Waghalserei zur Rede gestellt, und bemerkt, der Schutzengel habe ihn gehalten, sonst wäre er hinab gestürzt. Da gab Bisch mit einem Lächeln Bescheid: „He docht, der Schutzengel! der darf ja nöd dört usi.“ (Ja, der Schutzengel darf ja nicht dort hinaus.)

Eines Tages nun, nach einem starken Gewitter, als der Han Bisch schon Handbub beim Alpmeister auf Meglisalp war, erhielt er von demselben den Auftrag, den jungen „Alppfarr“**) nach der Seealp hinabzuführen, jedoch mit dem ausdrücklichen Befehl, den gewohnten Alppfad um die Roßwand einzuschlagen. Das war aber Bisch ein zu großer Umweg, und Schwindel und Furcht kannte er nicht. Den Stier an einem langen Stricke hinter sich nachführend, schlug er daher ohne Bedenken den schwindeligen Geißweg vor der Roßmad ein. Ungefährdet war er auch bis zur Teufelskapelle gekommen. Dort aber rauschte das Wasser in gewaltigem Falle mächtig herunter. Der Stier stutzt und will nicht weiter. Bisch hält sich an das alte Schweizersprichwort: „Der G'schider gid nah, Muni gib du nah!“ (Der Gescheidtere gibt nach, Stier gib du nach!) Er hebt den Stock empor und reißt unwillig am Strick. Der Stier versteht keinen Spaß. Wuthentbrannt senkt er sein Haupt, rennt auf den Führer los und schleudert ihn wie einen Federball in die Luft hinaus. Mit der Macht der Verzweiflung hält Bisch am Strick, und mit aller Macht muß sich der wüthende Stier versperren, um nicht mit in den schauerlichen Abgrund gerissen zu werden. Im gleichen Augenblick zerreißt von der Gewalt des Falles der Strick, und jämmerlich „erdrohlet (ereilet) Bisch die Ewigkeit.“ In Schweiß gebadet und todtmüde kömmt der „Pfarr“ unten in der Seealp an und wird an dem zerrissenen Strick, den er noch schleppt, leicht aufgefangen. Die Senner kennen das wilde Thier und fürchten daher, es habe ein Unglück gegeben. Suchend steigen sie an den Fuß der Felswand hinan und finden nur zu bald die jämmerlich zerschellte Leiche.

August Feierabend.

*) Bockschinden heißen die Geißbuben die Uebung, sich an einer Tanne mit den Händen festzuhalten und den Körper wie eine Fahne turnermäßig über den Abgrund hinauszuhalten.

**) Wucherstier in der Alp.

In der Gefangenschaft Theodors von Abessynien.

Von Dr. Richard Andree.

Nicht ohne das innigste Mitgefühl wird der Leser die Leidensgeschichte eines deutschen Landsmannes vernehmen, der vier Jahre seines Lebens in der Gefangenschaft des Königs Theodor von Abessinien vertrauern mußte. Wohl sind durch die Tagespresse schon mancherlei Berichte über die grauenvollen Thaten dieses eisernen Herrschers zu uns gedrungen, wohl hörten wir von den Strömen Blutes, die in der letzten Zeit dort flossen, von Raub- und Plünderungszügen, schauderhaften Todesstrafen, die über Unschuldige verhängt wurden — in ihrer ganzen Nacktheit treten uns diese Handlungen aber erst jetzt entgegen, nachdem wir sie aus dem Munde derjenigen erzählen hören, welche so unglücklich waren, sie mit erleben zu müssen. Der müßte kein Herz im Busen haben, der nicht beim Vernehmen dieser Schauderberichte bis in das Innerste hinein erstarrte; uns wenigstens schien der Athem zu stocken, als wir jene Unsumme von Greueln mit anhören mußten, die wir hier nach der Erzählung eines schlichten und einfachen Mannes wiedergeben wollen. Unser Gewährsmann ist der Steinmetz und Naturaliensammler Karl Schiller aus Posen, ein durch und durch ehrlicher und wahrheitsliebender Mann, der ein vorzügliches Gedächtniß besitzt und auch mit demjenigen Maße von Beobachtungsgabe ausgestattet ist, welches seine Berichte über Abessinien zu werthvollen macht. Die Geschichte der letzten Jahre erscheint hier in mancher Beziehung in neuem Lichte; wir erhalten von ihm Aufklärungen über bisher nur oberflächlich bekannte Dinge, wie den großartigen Zug Theodors von Debra-Tabor nach Magdala, den Schiller in Ketten mitmachte, sowie Schilderungen einzelner Charakterzüge des mächtigen Tyrannen selbst. In den nachfolgenden Aufsätzen sind wir bemüht gewesen, die schlichte Weise des Erzählers selbst beizubehalten, denn auch ohne alle Ausschmückungen erscheint uns das Leben in jener Gefangenschaft außerordentlich genug.

I. Theodor und die Europäer.

Schiller hatte den Orient weit und breit durchwandert, war in Bucharest, Varna, Konstantinopel, Smyrna, Rhodos gewesen und nach vielen Kreuz- und Querfahrten durch das Heilige Land schließlich nach Suez in Aegypten gelangt. Von hier trieb es ihn immer weiter nach Süden; er durchfuhr das Rothe Meer und landete zu Massaua an der abessinischen Küste, wo ihm zuerst die gewaltigen Bergmassen der „ostafrikanischen Schweiz" in kühnen Formen entgegenstarrten. Massaua, diese alte Inselstadt mit ihrer bunt zusammengewürfelten Bevölkerung wurde der fernere Ausgangspunkt unseres Steinmetzen, welcher, da er in dem Lande der Strohhütten für sein Handwerk keine Beschäftigung mehr fand, sich auf das Präpariren von Vogelbälgen und Einfangen von Thieren verlegte, die in den naturhistorischen Cabineten und zoologischen Gärten Europas immer guten Absatz fanden. Das Paradies der Jäger, die herrliche Hochebene von Mensa, das Gebiet des Ansebaflusses und die Bogosländer wurden nun der Schauplatz von Schillers Thätigkeit; hier war es, wo er im April 1862 mit der Reisegesellschaft des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg zusammentraf, der er sich als Führer und Gehilfe vielfach nützlich zu machen verstand. Der Herzog, welcher in Schottlands Hochbergen schon den Edelhirsch gejagt, am Fuße der Alpengletscher Gemsen erlegt und nun auf Elephanten, Löwen und Leoparden in ihrer tropischen Heimat pürschte, erwähnt den gefälligen und thätigen Schiller auch ausdrücklich in seinem Reisewerke. Eine Bekanntschaft, die dieser im Gefolge des Herzogs machte, sollte aber für seinen späteren Lebensweg von verhängnißvollen Folgen werden. Der englische Consul in Massaua, Cameron, hatte sich nämlich den Jagdzügen des deutschen Fürsten angeschlossen und war so mit Schiller zusammengetroffen.

Ein Jahr später begegneten die beiden sich wiederum in derselben Gegend, und diesmal machte Cameron unserm Landsmann den Vorschlag, ihn auf seiner Reise zu König Theodor von Abessinien zu begleiten. Schiller nahm an, ohne zu ahnen, in welche Gefahren er sich begab, denn unter dem Schutze des diplomatischen Vertreters der Königin von England hielt er sich für vollkommen sicher, obgleich in jener Zeit bereits vielfache Mißverständnisse zwischen dem dunkelfarbigen Könige und den Europäern vorgefallen waren, wobei zum Theil die Schuld auf die letzteren fiel, denn Theodor, anfangs den Reformen geneigt, ein Feind des Sklavenhandels und vieler alter Mißbräuche, war durch das oft etwas unvorsichtige Benehmen derselben schon der Art gereizt worden, daß für Europäer das Vordringen nach Abessinien mit großen Gefahren verbunden war. Zudem brach Cameron nicht direct dorthin auf, sondern ging zunächst nach der ägyptischen Stadt Kassala in Takka, wo er vom Vicegouverneur festlich empfangen und ihm zu Ehren großartige Zechgelage gefeiert wurden; denn der Vertreter ihrer Britischen Majestät liebte die geistigen Getränke und that sich darin oft mehr zu Gute, als einem Diplomaten von Rechts wegen gestattet ist. Die Aegypter waren die geschworenen Feinde Theodors, mit dem sie sich fortwährend in Grenzstreitigkeiten befanden, und das Fraternisiren Camerons mit ihnen mußte daher von dem argwöhnischen Könige übel vermerkt werden, zumal Camerons abessinische Diener auch mancherlei unwahre Gerüchte über ihn aussprengten.

Ohne indessen zu ahnen, daß ihm der Aufenthalt in Kassala übel bekommen werde, zog Cameron durch den merkwürdigen Negerfreistaat Galabat der abessinischen Grenze zu. Diese wird gebildet von einem dichten Wald, der als neutrale Strecke gilt, aber schon oft von dem Blute der feindlichen Aegypter und Abessinier getränkt wurde. Auf diesen Grenzstreifen folgten jene stufenförmigen Terrassen, welche ringsum fast ganz Abessinien begrenzen, das gleich einer Alpenwelt aus dürren Steppen und heißen Küstenstrichen inselartig emporragt. Wochni, ein bedeutender Marktplatz, war der erste abessinische Ort, den man passirte. Ueber Gestrüpp und Gestein führte von dort in Zickzacklinien an steilem Gehänge und durch enge Tiefthäler der Weg aufwärts nach einer Ebene, von der aus Schiller zum ersten Male in das Land Abessinien hinabblickte. Vor ihm lag die herrliche Ebene von Tschelga und Dembea mit dem weiten Spiegel des Tanasees, über den hinweg man bis zur hohen Guna und den Alpen Godschams schaut. Der Tanasee ist ein großes vulkanisches Becken von außerordentlicher Tiefe, auf dem die Stürme heftig hausen; reizende Inseln, auf welchen Kirchen und Klöster sich im Grün der Bäume verstecken, unterbrechen anmuthig seine Fläche und verleihen dem lieblichen Bilde Abwechselung.

Am 27. Juni 1863 erreichte man die unfern vom See gelegene Missionsstation Dschenda, wo mehrere Missionare die Reisenden freundlich empfingen. Es waren dieses die Deutschen Flad, Stern, Rosenthal, Cornelius, Brandeis und Steiger, die vom Könige die Erlaubniß erhalten hatten, die abessinischen Juden oder Falaschas zum Christenthum zu bekehren. Namentlich zeigte sich der Würtemberger Martin Flad als ein in jeder Beziehung vorzüglicher und mit den Verhältnissen des Landes vertrauter Mann, der in großem Ansehen beim Könige Theodor stand, während Stern, ein zum Christenthum übergetretener Jude, wegen seines etwas herausfordernden Wesens bei Hoch und Niedrig unbeliebt war. In Gesellschaft dieser Europäer verbrachte man die Regenzeit, welche in Abessinien im Juni eintritt und bis in den September währt. Dann stürzen ungeheure Wassermassen vom Himmel, schwellen die kleinsten Bäche zu reißenden Strömen an, und jeder Verkehr hört auf. Wenn dieser „abessinische Winter" aber vorüber, dann sprießt und grünt alles von neuem, dann entwickelt sich jene üppige Vegetation und herrliche Fruchtbarkeit, die das Land zu einem Paradiese auf Erden machen, dann beginnt auch der Naturforscher seine Ernte zu halten in der reichen Thier- und Pflanzenwelt des Landes. Schiller, zu dem unterdessen noch ein früherer Gefährte, der Deutsch-Ungar Eßler, gestoßen war, beschloß nun, die günstige Zeit zu Sammlungen zu verwerthen. Hierzu hatte er jedoch die Erlaubniß Theodors nöthig, der durch einen glücklichen Zufall damals gerade nach Dschenda geführt wurde. Die Erscheinung des merkwürdigen Mannes schildert unser Landsmann als majestätisch und imponirend; er trug sich in der Kleidung ziemlich nachlässig, war in eine weiße Schama gehüllt, mit einer Lanze bewaffnet und ging barfuß. Das rabenschwarze Haar wallte in einigen Flechten von dem stolzen Kopfe herab. Theodor war heute gnädig und ertheilte gerne an Schiller und Eßler die Erlaubniß, Sammlungen in seinem Reiche anzustellen.

Während die beiden, wohlgemuth ihren Zweck verfolgend, das Land durchstreiften und bis nach dem fernen Sebit gelangten, trugen sich in der alten Landeshauptstadt Gondar jene Dinge zu, welche den

Keim zu dem Kriege mit England in sich trugen. Der Missionar Stern wurde, zum Theil in Folge eigener Schuld, vom Könige in Ketten gelegt und ihm sein College Rosenthal zugesellt, der unbedachter Weise einige beleidigende Aeußerungen gegen Theodor niedergeschrieben hatte, die der Franzose Bardel — überhaupt der böse Geist des Fürsten — diesem hinterbrachte. Alles Zutrauen gegen die Europäer war nun aus der Seele des Herrschers gewichen, er sah sich verrathen und verkauft, wurde mißtrauisch im höchsten Grade und ließ zunächst Cameron seine Ungnade empfinden. Nur mit der höchsten Verachtung schaute der stolze Halbbarbar auf diesen Vertreter der Krone Englands herab, der dem Tetsch (Honigwein) mehr zusprach als recht war, und sich soweit vergaß, mit dem Franzosen Bardel zu boxen! Cameron war anfangs mit den höchsten Ehren empfangen worden; Theodor hatte ihm, als er in Geldverlegenheit war, großmüthig 1000 Maria-Theresia-Thaler geschenkt und ein schönes Maulthier mit prächtigem silberbeschlagenen Sattel hinzugefügt. Nun aber hielt er ihn für einen Betrüger, der gar nicht von der britischen Regierung abgesandt war. Bekannt ist, daß Cameron schließlich von Theodor in Ketten geworfen wurde, als seine Regierung ihn aus Gondar abberief, ohne daß ein Antwortschreiben der Königin Victoria auf einen höflichen Brief Theodors eingelaufen war.

Gerade als diese aufregenden Scenen sich ereigneten, trafen unsere Naturaliensammler wieder in Gondar ein. Was war natürlicher, als daß der Zorn des Königs sich auch gegen sie, die mit Cameron in das Land gekommen, wandte. Schiller und Eßler, ferner Camerons Diener, der Elsässer Makerer, Mc. Kelvey, Pietro und der Engländer Kerans, wurden in Fesseln geschlagen und ihnen, damit die Zahl voll werde, die Missionare Steiger und Brandeis zur Gesellschaft beigegeben. Keine Widerrede half; von riesigen Soldaten gepackt, wurden ihnen Hand- und Fußketten angelegt und je zwei und zwei aneinander gefesselt. Ein großes Zelt, umgeben von einem Dornenzaun, diente als Gefängniß; hunderte von speerbewaffneten Kriegern standen Wache. Ein Glück war es zu nennen, daß man ihnen ihre Diener ließ, die für ihre Beköstigung sorgten. Sie schafften Wasser und Holz herbei, kauften auf dem Wochenmarkt Getreide ein, zerrieben es auf der abessinischen Mühle, die einfach aus zwei Reibsteinen besteht, und buken es auf flachen, eisernen Schüsseln. So war wenigstens für die leiblichen Bedürfnisse gesorgt. Aber wie sah es in dem Gemüthe der Gefangenen aus? Schon damals glaubten alle der Wuth des Königs zum Opfer zu fallen — allein alles, was sie in Gondar erlitten, war nur ein schwaches Vorspiel der grauenvollen Qualen, die ihnen noch bevorstanden. Damals fand erst jener Uebergang im Gemüthe des Königs statt, der ihn zu dem blutdürstigen Tyrannen stempelt, als welcher er, trotz vieler großer Eigenschaften, später vor uns steht.

Rathgeber Theodors waren zu jener Zeit noch die deutschen Handwerker, welche in dem Orte Gafat für den König Kanonen gossen. Dort hatte man Flammenöfen gebaut, hämmerte, schmiedete, formte und goß man Tag und Nacht. Es war mit geringen Mitteln mitten in der abessinischen Wildniß ein ziemlich bedeutendes industrielles Etablissement entstanden, eine Oase in der Wüste, in welcher fast nur deutsche Laute widerklangen. Dort weilte der greise Naturforscher Dr. Schimper aus Mannheim mit seinem abessinischen Weibe. Schon seit nun 30 Jahren hatte er sich unter den Aethiopiern eine zweite Heimat gegründet; er war — ohne seine wissenschaftlichen Neigungen zu verlieren — halb einer der Ihrigen geworden, so gut wie der Maler Eduard Zander aus Radegast bei Dessau, welchen der frühere Beherrscher Tigriés mit einem schönen Gallamädchen verheirathete. Er durchzog mit Schimper das Land, zeichnete dessen schönste Partien und gelangte bei Theodor zu hohem Ansehen. Neben ihnen arbeiteten die Handwerker Kinzle, Saalmüller, Meyer, Bender, Moritz, Waldmeier und der französische Büchsenschmied Bourgeaud, der bereits so lange im Lande war, daß er seine Muttersprache halb vergessen, die amharische aber nicht erlernt und deshalb sich eines Gemisches aus beiden bediente.

Fast alle diese Leute hatten einheimische Weiber genommen und standen mit dem Könige, der sie an sich zu fesseln wußte, auf gutem Fuße. Er machte ihnen häufig wahrhaft fürstliche Geldgeschenke und erhob die meisten durch Verleihung seidener Hemden und silberbeschlagener Sattel — welche etwa mit unsern Ordenszeichen gleichbedeutend sind — in den Adel. Dafür hatten sie aber von früh bis spät rüstig zu schaffen. Schimper suchte die Steine, welche zum Herde der Flammenöfen nöthig waren, und entwarf dabei eine Karte des Landes Begemeder, die er kürzlich für eine bedeutende Summe an die Engländer verkaufte. Die andern gossen Kanonen und Mörser. Die erste Kanone, welche 8 Fuß lang war und eine 6 Zoll weite Seele besaß, wurde von dem über den gelungenen Guß hocherfreuten Könige mit dem Namen „Theodor" getauft, während ein 80 Centner schwerer Riesenmörser mit anderthalb Fuß weiter Oeffnung den stolzen Namen „Sebastopol" erhielt. Diese Geschütze spielen in der Geschichte des Königs eine große Rolle, und wir werden auf sie zurückkommen.

Die in den abessinischen Adel erhobenen deutschen Handwerker, die wir füglich als Herr von Waldmeier, von Bender u. s. w. bezeichnen dürfen, wurden nach der Einkerkerung Camerons von Theodor nach Gondar berufen, um ihre Meinung über die Gefangenen abzugeben. Auf ihre Verwendung hin wurden Schiller und Eßler frei; Cameron aber, welcher auf keinerlei von den Deutschen ihm gemachte Ausgleichsvorschläge eingehen wollte, wanderte nebst Stern und Rosenthal nach der Bergfeste Magdala in Woro-Haimano, die durch sie nachher zu so hoher Berühmtheit gelangen sollte.

In diese Zeit fällt nun ein politisches Ereigniß, welches auf den König einen tiefen Eindruck hervorbrachte und ihn aufs neue in Wuth versetzte. Im Jahre 1856 hatte Theodor den König Hailu Melekot von Schoa geschlagen und ihm sein Land abgenommen. Den Sohn desselben, den jungen Menilek, nahm er an seinen Hof, erzog ihn mit seinem Sohne Maschescha und gab ihm schließlich, um ihn an sich zu fesseln, seine Tochter zur Frau. Aber Menilek trachtete danach, wieder zu seinem Erbe zu gelangen. Unterstützt von der Galafürstin Workit, entfloh er seinem Schwiegervater, dem er seine Frau zurückließ und entkam nach Ankobar, wo die Schoaner ihn jubelnd als Negus anerkannten. Theodor wurde von diesem Schlage hart betroffen; mit Menilek, den er für immer an sich gebunden wähnte, ging auch der ganze Süden Abessiniens ihm verloren; ein kleiner Landesfürst nach dem andern erhob das Haupt, um sich unabhängig zu machen, und das stolze Reich, das in langjährigen Kriegen von dem „Napoleon Aethiopiens" auferbaut war, begann wieder in seine Atome zu zerfallen.

Begreiflicherweise war der König in einer keineswegs liebenswürdigen Stimmung, als im Januar 1866 der neue Abgesandte Englands, Rassam, von dem Arzt Dr. Blanc begleitet, in Zeghié bei Theodor erschien, um namens der Königin Victoria die Freilassung der Gefangenen zu verlangen. Wider Erwarten verfügte der König, daß alle Europäer in Abessinien, die Handwerker in Gafat sowohl wie die Gefangenen, an Rassam übergeben würden, damit er sie in ihre Heimat zurückführe. Am 13. April 1866 waren alle in dem herrlich gelegenen Städtchen Korata am Tanasee versammelt.

Auf Binsenflossen oder Tankoas fuhren Rassam und die Gafater Arbeiter über den Tanasee nach Zeghié zum Könige, um von ihm Abschied zu nehmen, während die Missionare und mit ihnen auch Schiller von königlichen Führern am Rande des Sees hin nach Norden zu geführt wurden. Alles war guter Dinge, man hoffte nun endlich in die ersehnte Heimat zurückzugelangen. Aber im Rathe Theodors war es anders beschlossen und die ganze Befreiung nur ein Scheinmanöver, über dessen Veranstaltung man bis heute noch nicht recht ins Klare gekommen ist.

Zwei Stunden waren die Europäer bereits auf dem Marsche durch die fruchtbaren Gefilde am Tanasee, als sie von den begleitenden Soldaten plötzlich in eine große Dornenumzäunung geführt wurden. Der wachthabende Officier zog ein Schreiben hervor, welches mit dem königlichen Siegel — dem gekrönten Löwen — versehen war und las daraus verschiedene Anschuldigungen gegen die Europäer vor, welche in dem Vorwurfe gipfelten: „sie hätten, ohne Abschied vom Herrscher zu nehmen, das Reich verlassen wollen und dadurch die Landessitten verletzt." Alle Entschuldigungen, die der Missionar Flad vorbrachte, halfen nichts — das schreckliche Wort: „Packt sie!" erscholl, und die Soldaten stürzten über die Unglücklichen her, um sie mit eisernen Ketten zwei und zwei aneinander zu fesseln. Streng bewacht, führte man sie nach Korata zurück, wo sie auf Binsenflössen über den See in das Lager des Königs in Zeghié geschafft wurden. Hier begannen nun die eigentlichen Leiden, — unerhört blutige Verfolgungen aller Art, — die wir in den folgenden Abschnitten erzählen wollen.

Mynheer und Jouffrouw.

Eine holländische Geschichte von **Wilhelm Fischer.**

I. In der Trekschuit.

Die Trekschuit liegt zur Abfahrt bereit, und mehrere Passagiere haben schon in der niedrigen Roef (Cajüte) Platz genommen. Da ist ein Winkeladvocat, der sich gern Meester (etwa = doctor juris) nennen hört. Neben ihm sitzt, den baumwollenen Regenschirm hartnäckig festhaltend, sein eifrigster Client, ein herabgekommener Krämer aus Haarlem. Die Gelegenheit benutzend, redet er unaufhörlich auf den Juristen ein und faßt sein Opfer dabei, als ob es ihm sogar hier noch entrinnen könnte, beharrlich am Rockknopfe. Da ist der kleine Bauer Piet in seinem kurzen Wamms noch ein angenehmerer Gesellschafter, obgleich er, von Fremden umgeben, blöde schweigt; auch der wohlgekleidete junge Mann neben ihm, der fortwährend mit seinem Strohhute spielt, belästigt niemanden. Endlich ein junger Soldat, dessen Thonpfeifchen lustig dampft. Der Schiffer sitzt am Steuer und zieht eben seine dicke Uhr hervor; es fehlen nur noch zwei Minuten an der bestimmten Zeit. „Halt, Schippertjen, Volk mee (mit)!" ruft da eine kräftige Stimme, und in die Schuit tritt, so daß sie sofort einen halben Zoll tiefer sinkt, ein stattlicher Mann. Er trägt einen niedrigen Hut mit breitem Rande, Kniehosen und dicksohlige Schuhe, einen großen Stock in der rechten Hand und an der linken Seite eine Art Jagdtasche; die Rockschöße fliegen weit zurück und ansehnlich spannt sich über den wohlgerundeten Bauch die große Weste. Der Herr scheint hoch in den Fünfzigern zu sein und tritt mit jener Sicherheit und Selbstzufriedenheit auf, welche Reichthum besonders im Verein mit einem glücklichen, gesunden Alter zu gewähren pflegt. Es ist niemand Geringeres, als der reiche Oelmüller Hendrik Briesendorp.

Bei seinem Eintritt oder vielmehr Hineinkriechen durch die niedere Thür verklärte sich das ehrliche Gesicht Piets. Sein Gütchen lag neben dem großen Besitzthum Briesendorps, zu dem er, obgleich vollkommen unabhängig, mit großer Scheu und Ehrerbietung hinauf sah. „Tag, Mynheer!" rief er ihm entgegen, „ist Mynheer auch in Amsterdam gewesen?" — „Bin noch darin, Piet, bis dieser alte Kasten sich in Bewegung setzt," antwortete Briesendorp lachend und reichte dem Bäuerlein herablassend seine Hand.

„Aber was hat Euch denn hergeführt?" wandte er sich an den Krämer. — „Ein Proceß, Mynheer," entgegnete dieser, „den ich gewinnen muß, wenn noch Gerechtigkeit im Lande ist!" Dabei ließ er den Advocaten einen Augenblick los und stieß mit dem Regenschirm energisch auf den Boden. „Sachte! sachte!" entgegnete Briesendorp, „müßt Ihr jetzt den Processen bis Amsterdam nachlaufen? In Haarlem laufen sie Euch ja nach. — Aber wann fahren wir denn endlich?" schrie er jetzt dem Schiffer zu, „es hat schon geschlagen."

„Ich warte noch auf eine Juffrouw, Mynheer," antwortete der Fährmann entschuldigend.

„Ah, Respect vor den Damen! aber das muß wahr sein: zur Zeit fertig werden können sie nie!"

„Eine Dame ist's nun gerade nicht," meinte der Schiffer, „aber ein recht fatsoenlich Meischen; es sollte mir leid thun, wenn sie an Wall bleiben müßte. He, da kommt sie. Jagertjen, ho!"

Dieser letzte Zuruf gilt dem Treiber des Zugpferdes; der ergreift den Zügel und treibt das Thier an, und kaum ist die Verspätete eingestiegen, als die Schuit ihren ruhigen Lauf beginnt.

Der Schiffer hatte nicht zu viel gesagt. Das Mädchen, welches mit leisem Gruße zur Reisegesellschaft trat, war schmuck und hübsch. Sie trug den einfachen Anzug einer Magd, und die wohlgeformten Hände zeigten Spuren der Arbeit, aber auf ihrem etwas blassen Gesichte lag ein Ausdruck des Nachdenkens, und ich möchte sagen, der Bildung, den man selten in diesem Stande anzutreffen erwartet. Sie trug ein Körbchen am Arm, das sie jetzt auf den Boden niedersetzte. Da Briesendorp seine mächtige Gestalt neben den Krämer gepflanzt hatte, so nahm sie auf dem äußersten Ende der anderen Bank neben dem Soldaten Platz.

„Nur näher heran!" sagte dieser mit einem kecken Blick, „ich hab' kein Gift an mir."

„Wenn die Juffrouw lieber zu uns will: einem so mooien Meischen machen wir auch noch Platz," rief Briesendorp.

Sie erröthete flüchtig und sagte dann ruhig: „Ich danke, ich befinde mich ganz wohl, wo ich bin."

Und da nun der muthige Krieger seinerseits näher rückte, stand sie, ohne ein Wort zu sagen, ganz auf.

„Das gefällt mir!" belobte sie Briesendorp, „das ist ein Mädchen, die auf sich hält! Du hast recht, Kind! — Und Du hast auch recht, Bursch, daß Du gern nah bei einer schönen Juffer sitzest; Du gefällst mir auch."

„Ob ich Euch gefall' oder nicht, das schiert mich wenig!" erwiderte der Soldat etwas gereizt.

„Nur nicht gleich hitzig, junger Freund, doch das kommt daher, daß Deine Pfeife kalt ist." Der Alte lachte selbst herzlich über sein Wortspiel. „Hier, stopf einmal frisch! Aechter Kanaster! Und dann mach Dich wieder dünn; wir können die Juffer doch nicht allzeit stehen lassen."

Der Soldat schwankte einen Augenblick, ob er den Grimmigen spielen oder die Friedenspfeife rauchen sollte; doch der Tabak duftete so verlockend, daß sein besseres Gefühl die Oberhand gewann. So griff er denn vergnügt in den rothen, perlengestickten Beutel, den Briesendorp ihm hingeschoben hatte, und brummte nur noch: „Sie will ja nicht sitzen bleiben!"

„Das will kein Meischen," scherzte der Alte, „und darüber könnt Ihr jungen Leute Euch wohl freuen."

Der Soldat lachte. „So will ich ihr lieber ganz Platz machen," sagte er, „und mich zum Schiffer setzen."

Jetzt war Raum genug vorhanden, und das Mädchen nahm mit einem dankbaren Blick auf Briesendorp seinen Platz wieder ein.

„Darf ich fragen, was Mynheer in Amsterdam gemacht hat?" wagte Piet jetzt verlauten zu lassen.

„Fragen darfst Du immerhin, Piet, und diesmal sollst Du auch eine Antwort haben. Ich hab' ein Clavier gekauft."

„Aber Mynheer spielt doch nicht."

„Nein, das gerade nicht."

„Dann spielt Ihre Tochter wohl," meinte der Advocat.

„Eine Tochter hab' ich nicht, die beiden Jungen spielen nicht, und die Schwiegertochter kann wohl singen wie ein Vögelchen, spielt aber auch nicht."

„Aber was macht Mynheer dann mit einem Instrument?"

„Was ich damit mache, Meester? Das will ich Euch sagen. Ich stell's in die Stube, das thu' ich. Neulich war ich bei meinem Nachbar de Groot, dessen Meischen ist in der französischen Kostschul' gewesen; der hatte so ein Ding da stehen, das kostete 700 Gulden; was der kann, das kann ich auch —"

„Und noch mehr!" schaltete Piet ein.

„Meins kostet 800," fuhr Briesendorp fort, „und in meiner Tuinkamer (Gartenzimmer) ist ein guter Platz dafür. — Uebrigens Spielen ist so schwer nicht. Ich konnt' es gleich, als ich das Ding in Amsterdam probirte."

Jetzt mußte auch das stille Mädchen lächeln, besonders da man aus dem Gesicht des Alten nicht entnehmen konnte, ob er im Ernst oder zum Scherze so sprach.

„Lach nur, Kind," sagte er gutmüthig; „aber darf ich auch nun einmal neugierig fragen: Wo geht die Reise hin?"

„Nach Rotterdam, Mynheer."

„Ein Pläsirtourchen?"

„Nein." Und nach kurzem Besinnen setzt sie hinzu: „Ich will mir dort einen Dienst suchen."

„Einen Dienst suchen?" wiederholte Briesendorp verwundert. „Piet, laß den jungen Herrn in die Ecke, komm auf meinen Platz; ich muß einmal neben die junge Juffrouw sitzen gehn."

Seinen Wünschen wurde unweigerlich entsprochen. Bald saß der alte Herr neben der hübschen Reisegefährtin und begann in etwas gedämpftem Tone ein längeres Gespräch mit ihr. Was er erfuhr, war in kurzem folgendes:

Clara, die einzige Tochter eines nicht unbemittelten Kaufmanns zu Rotterdam, hatte schon als Kind ihre Mutter verloren und dadurch früh eine gewisse Selbständigkeit im Denken und Handeln erlangt. Denn an ihrem schwachen Vater fand sie keine Stütze; er

war weder ein tüchtiger Geschäftsmann, noch ein gutes Familienhaupt; er lebte auf großem Fuße und ging mehr und mehr zurück, bis er endlich ganz arbeitsunfähig wurde, sein Geschäft ganz aufgab und sich mit dem kleinen Reste des Vermögens ins Privatleben zurückzog. Die treue Tochter, einst die Zierde seiner prächtigen Gemächer, pflegte ihn jetzt in dem engen Dachstübchen mit aufopfernder Liebe; sie verrichtete jede Arbeit, sie beschränkte ihre Bedürfnisse aufs Nothwendigste, damit nur der alte, halb kindische Mann keinen Mangel litte. Er überlebte seinen Sturz nicht lange, und nach seinem Tode fand sich das arme Mädchen ganz verlassen. Als nächster Zufluchtsort öffnete sich ihr das vornehme Haus reicher Verwandter, die zwar mit ihrem Vater nicht besonders gut gestanden hatten, jetzt aber der Welt gegenüber doch die Bande der Familie nicht ganz verleugnen mochten. Aber die Rolle Aschenbrödels ist nicht beneidenswerth. Unter verhaltenen Thränen und Seufzern reifte in der jungen Waise bald ein muthiger Entschluß. Zur Gouvernante fehlten ihr ausreichende Kenntnisse. „So will ich Magd werden“ sagte sie zu sich selbst, „und mein eigen Brot essen.“ Ein Bruder ihrer Mutter, ein wackerer Färbermeister, bestärkte sie in ihrem Vorhaben. „Kind,“ sagte er, indem er mit seiner breiten, blauen Hand über ihr braunes Haar strich, „ich bin nicht reich und hab' mein Haus voll, aber unter dem vornehmen Pack bleiben sollst Du nicht! Komm mit! Bis sich eine Stelle findet, bleibst Du bei mir.“

Es war freilich hart, die langen Seidenkleider, Hut und Sonnenschirm bei Seite zu legen und mit dem kurzen Kattunkleidchen und dem einfachen weißen Häubchen zu vertauschen. Aber Clara wollte nichts halb thun und hatte sich bald in eine so schmucke Magd verwandelt, daß eine gute Stelle ihr nicht fehlen konnte. Sie kam nach Amsterdam in das Haus einer reichen Wittwe und glaubte schon geborgen zu sein. Aber diese Wittwe hatte einen Sohn, dem die hübsche Magd wohl gefiel und der sich gegen sie allerhand Freiheiten herausnehmen wollte. Doch er war an die Unrechte gekommen, denn zur Belohnung erhielt er eine Ohrfeige; er eilte der Entfliehenden nach, und die Thür ihres Zimmers flog ihm dicht vor der Nase schmetternd ins Schloß. Clara war es noch kaum gelungen, ihre Aufregung zu bemeistern, da klopfte es an die Thüre. Sie erkannte, daß es ihre Herrin sei, trocknete die rothgeweinten Augen und öffnete. Mevrouw rauschte herein.

„Ich muß mich sehr wundern, Klaertjen, wie Du Dich gegen den jungen Herrn benimmst. Bist Du eine Prinzeß? Ist mein Sohn denn ein Ungethüm?“

„Aber, Mevrouw“ —

„Schweig! hörst Du nicht, daß ich mit Dir spreche! Ein Zoen (Kuß) ist doch keine Sünde; thu nur nicht so heilig! Du hast eine brillante Stelle hier — und verdienst sie sonst auch — aber ein solches Benehmen muß ich mir verbitten. Den armen Jungen zu ohrfeigen! Sonst kannst Du nächsten Monat gehen, verstanden, Klaertjen?“

„Ich will lieber gleich gehen,“ erwiderte sie leise, aber gefaßt.

Am nächsten Morgen fuhr sie mit der Trekschuit ab; sie mußte wieder die Gastfreundschaft des Färbers in Anspruch nehmen.

Und doch nicht. Briesendorp war, nachdem er allmählich den Hauptinhalt des Vorhergehenden aus ihr herausgefragt hatte, wider Gewohnheit still geworden. Ein Plan ging ihm im Kopf herum. Seit einigen Jahren war er Wittwer. Sein ältester Sohn hatte kürzlich geheirathet, und die Schwiegertochter stand einstweilen dem ganzen Hauswesen vor. Aber der Alte ließ den jungen Leuten schon eine besondere Wohnung herrichten — „ich will Euch nicht geniren, Ihr sollt's mich aber auch nicht,“ sagte er, „und wenn Jan (der zweite Sohn) voran macht, so kriegt er auch ein eigen Nest; jeder Mann soll Herr in seinen vier Pfählen sein, und ich bin noch viel zu jung, so neben her zu laufen, ich nehm' eine Haushälterin!“

„Wie viel hat die junge Juffrouw in Amsterdam gehabt?“ fragte er mit einem Mal rasch entschlossen.

Sie nannte leise die Summe.

„Ganz artig für eine Magd; aber einer Haushälterin geb' ich die Hälfte mehr. Komm zu mir, Kind, ich glaub', wir vertragen uns.“

Auch Clara besaß die Gabe, sich rasch zu entschließen. Bei aller Derbheit gefiel ihr der alte Herr; trotz aller Verschiedenheit des Alters zog beide jenes Gefühl des Wohlwollens zu einander hin, welches kluge und aufrichtige Menschen sich fast im ersten Augenblicke der Begegnung erkennen läßt. Sie sagte mit dankbarem Herzen zu.

Briesendorp war höchlich vergnügt. Nach abgethanem Geschäfte kehrte seine ganze Gesprächigkeit zurück, und er unterhielt die Gesellschaft so gut, daß, eh' man es sich versah, Haarlem erreicht war, wo alle die Schuit verließen. Gerade am Landungsplatze stand ein offener, zweisitziger, glänzend lackirter Wagen, mit hohen, vielspeichigen Rädern, ein prächtiger Hartträber davor. Der Alte erkannte sofort sein Eigenthum — richtig, da kam auch sein Sohn aus dem Fährhause heraus.

„Heintjen! Heintjen!“ rief Briesendorp kopfschüttelnd, „eine Pläsirfahrt auf den Werktag?“

„Ich — ich hatte zu thun in der Stadt, und vielleicht will Pa zurückfahren.“

„Wie konntest Du wissen, daß ich gerade mit dieser Schuit wieder ankam? Und wo soll ich sitzen, wenn ich fahren wollte? Denn allein bist Du doch gewiß nicht hier.“

„Nein, richtig gerathen, weiser Salomo!“ rief eine jubelnde Stimme, und zwei warme Hände hielten seine Augen zu. „Nun weiter, wer bin ich?“

„Laß nur gut sein, Kind!“ sagte der Alte, sich losmachend und die Schwiegertochter freundlich begrüßend, „für diesmal will ich's auch gut sein lassen. Und nun fahrt nur heim, ich komme gleich nach.“

II. In der Oliemolen.

Das kleine Reich, dessen Verwaltung jetzt Clara übernehmen sollte, war allerliebst. Die Einrichtung des Hauses des alten Herrn zeugte von behäbigem Reichthum. Zwar waren die Zimmer meistens klein, cajütenartig, aber mit kostbarem Hausrath, mit seidenen Betten, mit blankem Silber und feinem Porzellan vollgepfropft; die Thüren glänzend wie Spiegel, das Täfelwerk fein und braun, die Tapeten schwer und die Teppiche weich. Und nun gar die Tuinkamer! Doppelt so hoch als die andern Gemächer, und entsprechend groß, bot sie der ganzen Familie den angenehmsten Sammelpunkt dar. Auch das neue Clavier stand dort, und da Clara ein wenig spielte, nicht als bloßer Zierrath; die glänzenden Fenster und die Glasthüre gewährten einen freundlichen Blick in den blühenden Garten.

Dem jungen Mädchen that alles das und noch mehr der Umgang mit den freundlichen Menschen, unter die sie gekommen, äußerst wohl. Jan ging, wie sein scharfblickender Papa schon bemerkt hatte, auf Freiersfüßen und war in seiner seligen Stimmung gegen die ganze Welt milde und gütig. Die junge Schwiegertochter, ein liebes, herziges Geschöpf, schloß sich rasch an die neue Freundin an. Die Mägde und Arbeitsleute unterwarfen sich willig Claras Herrschaft. Der alte Herr war von Tag zu Tag mehr von seiner neuen Hausgenossin entzückt. Er sah, daß er nicht nur eine treue, umsichtige Schaffnerin, sondern auch eine unterhaltende, anregende Gesellschafterin an ihr gewonnen hatte; die Anfälle übler Laune, denen der lebhafte Herr sonst zuweilen ausgesetzt war, wurden immer seltener, und er befand sich nie behaglicher, als wenn er abends mit seinen Kindern und Clara in der Tuinkamer zusammensaß.

Nur ein Hausgenosse sah Clara nicht mit so freundlichen Augen an, und das war Hein. Mochte es nun bloßer Widerspruchsgeist sein, mochte er meinen, der Fremden geschähe allzuviel Ehre: genug, er blieb kalt, einsilbig und sehr gemessen gegen sie.

Eines Abends saßen alle in der Tuinkamer. Das Dienstmädchen räumte eben den Tisch ab. Die Theemaschine wurde hereingebracht, die Damen griffen nach ihrem Strickstrumpf; Jan stand an der halboffenen Gartenthür und sah alle Augenblicke nach der Uhr, obgleich bis zum Stelldichein noch eine gute Stunde verfließen mußte; Hein hatte den neuesten Courant vorgenommen. — „Juffer,“ rief er, „eine Cigarre und ein Flammetchen, asjebelieft!“ — Schnell brachte ihm Clara das Verlangte. Sein Vater runzelte die Stirn, doch zog die Wolke rasch vorüber.

„Komm an!“ rief er munter, „was sitzt Ihr alle so still? Wir wollen eins singen!“

„Och, immer singen!“ murrte Hein.

„Dann lies uns was vor!“ sagte sein Vater gutgelaunt.

„Och, vorlesen, das ist so verfehlend (langweilig), dann versteh' ich's selber nicht gut.“

„Dann laß Clara vorlesen, sie hat eine klare Stimme.“

„Och, ich les' lieber für mich.“

„Dann müssen wir doch singen — Clara, mach das Clavier einmal auf — Du singst auch mit, hör (zu seiner Schwiegertochter)



Abfahrt der Trekschuit.

Originalzeichnung von J. Broos.

und Jan auch, bis sieben Uhr heißt das, dann muß er einen Spaziergang machen — sollte Mietjen Dir zufällig begegnen, so grüß sie von mir, hör Jan! — nun Clara?"

„Pa!" rief Hein dazwischen, „denk Dir, der alte van Noorten ist endlich gestorben."

„Gott hab' ihn selig! — Klaertjen, spiel auf!"

„Und Huydekoper erbt jetzt den geheelen Boedel —"

„Gott segne es ihm — Klaertjen!" — Sie ging ans Klavier.

„Das kommt ihm zu paß!" fuhr Hein eifrig fort.

„Das glaub' ich, Heintjen, und wenn er hier wäre, er würde mit uns singen, — nun, Kinder:

„Wien Neerlands bloed door d'adern vloeit!"

und im Chore brach das holländische Nationallied los.

dreiundsechzig, aber man sieht mich noch immer für einen guten Fünfziger an," (er warf einen zufriedenen Blick in den Spiegel) „ich bin noch ein recht ansehnlicher Kerl. Meine gute Selige nimmt's mir gewiß nicht übel. Die Jungen! — Nun, Jan ist ein gutes, liebes Schaf; Heintjen hat's hinter den Ohren, ja wohl. Aber bin ich nicht Herr im Hause, Blixem! — Und die guten Freunde und Nachbarn? Nun, hinter meinem Rücken werden sie zischeln und den Kopf schütteln, was schiert's mich? aber laut sollen sie sagen, wie immer bisher: Was der Briesendorp thut, ist wohlgethan, sonst —".

An ein Hinderniß von Seiten der Hauptbetheiligten dachte er durchaus nicht. Die Freundlichkeit, welche Clara ihm stets bewies, die Unbefangenheit, womit sie seine Späßchen ertrug, die umsichtige Sorgfalt, mit der sie seinen Wünschen zuvorzukommen suchte, machten



Die Trekschuit unterwegs.
Originalzeichnung von J. Broos.

Heintjen hörte stumm und ingrimmig zu. Als aber zum Schlusse der Alte mit kräftiger Stimme noch den Schlachtgesang des edlen Herrn von St. Aldegonde, Felix van Marnix, intonirte:

„Wilhelmus van Nassouwen!"

und die jungen Leute lebhaft einstimmten, da ward's ihm zu bunt; er stand auf und warf beim Hinausgehen die Thür kräftiger hinter sich zu, als gerade nöthig gewesen wäre.

Das Benehmen von Vater und Sohn stand in einer gewissen Wechselwirkung. Je mürrischer der eine war, desto freundlicher wurde der andere. Ja, nachgerade nahm die Freundlichkeit des wackeren Briesendorp einen Charakter an, der sich nicht länger verkennen und mißdeuten ließ. Und doch dauerte es trotz dem scharfen Verstande des alten Herrn noch einige Monate, bis er sich selbst über sein wahres Gefühl recht klar ward.

Es war an einem frischen Herbstmorgen nach einer wohldurchschlafenen Nacht, als er am Fenster stand und Clara mit jugendlich raschem Schritt durch den Garten schweben sah.

„Und wenn ich's thäte?" fuhr er mit einem Male heraus, „wenn ich sie heirathete, was dann? Ich bin zwar schon

ihn ihres Wohlwollens gewiß, und zudem, wie hätte eine arme Waise dem reichen Briesendorp einen Korb geben sollen?

Rasch entwarf er einen Operationsplan. Er wollte eine Spazierfahrt veranstalten, und dann in der freien Natur eine Gelegenheit suchen, seinen Antrag anzubringen. — —

Zur selben Zeit, als in ihm dieser kühne Plan zur Reife kam, trat Hein, vom Schatten beengt, den große Ereignisse vor sich her zu werfen pflegen, in das Schlafzimmer seines Bruders ein. „Noch nicht auf, Jan?" rief er vorwurfsvoll.

„O, es ist noch so lecker im Bett — der Mondschein gefällt mir besser als die Morgensonne."

„Jan," sagte Hein nach einer Pause, „hast Du in letzter Zeit nichts an Pa bemerkt?"

„Daß er täglich jünger wird, allerdings."

„Ich will Dir was sagen," fuhr der ältere Bruder fort, „er steht auf dem Sprunge, einen dummen Streich zu machen."

„Das wäre gut, sehr gut!" meinte Jan, „da dürfen wir auch mal wieder ein paar machen, ohne daß er schilt. Kauft er vielleicht noch ein Clavier?"

„Unsinn! es ist keine Kleinigkeit. Bemerkst Du denn nichts? Siehst Du nicht, was Knecht' und Mägde sich schon erzählen?"

„Ich hab' sie noch halb zu, aber meine Ohren weit offen, schieß los, allerweisester Herr Bruder!"

„Er will heirathen," rief Hein ärgerlich.

„Gott segne ihn! Das gedenk' ich nächster Tage auch zu thun!"

„Und das hörst Du so ruhig an? und fragst nicht einmal, wen?"

„Nun, wen anders, als die mooie Clara, der Alte hat allezeit einen guten Geschmack gehabt."

„Und Du bist damit zufrieden, Mensch, Du rührst Dich nicht, Du liegst da, wie ein Stück Holz, Vermögen und Ehre ist Dir einerlei," schrie Hein und rüttelte Jan heftig am Arme.

„Heintjen!" rief Jan jetzt, indem er sich erhob und ihn ziemlich unsanft abschüttelte, „ruhig Blut! Offen gestanden, keine Stiefmutter wäre mir auch noch lieber, als die jüngste und schönste. Aber wenn Pa entschlossen ist, was wollen wir machen? Er ist gerade nicht lenksam. Und mir gegenüber war er kürzlich so freundlich, so nachgiebig. Du hast freilich ganz nach seinem Wunsche gethan, Du hast die reichste Erbin in weitem Umkreis geheirathet. Mich hätte er auch gern so angebracht. Aber als er nun sah, wie sehr ich an Mietjen hing, die nur ein paar tausend Gulden hat, aber ein Herz von Gold" — da sagte er: „Jan, wenn Du nun einmal Deinen Kopf darauf gesetzt hast" — „Mein Herz, Vaterlieb!" — „Laß gut sein," meinte er höchst schmeichelhaft, „beide haben bei Dir gleich viel Verstand — so nimm sie in Gottes Namen!" Und jetzt sollte ich ihm weise Lehren geben, ihm sein Glück nicht gönnen?"

„Mensch, Du bist heut unausstehlich!" schrie Hein. „Der Bettelprinzessin, der vornehmen Magd, dem coquetten Geschöpf können wir doch die Wege weisen."

„Sprich nicht so despectirlich von unsrer zukünftigen Frau Mama!" warnte Jan mit komischem Pathos. Und da er sah, daß sein Bruder wieder in hellen Zorn ausbrechen wollte, setzte er ernst hinzu: „Du thust ihr wirklich unrecht. Ich weiß auch so ziemlich, wie Mädchen es machen, wenn sie Netze auswerfen. Und das hat Clara nicht gethan. Sie ist ein liebes, kluges, gutes Ding und fast so hübsch als Mietjen."

„Du läßt dem Ding also vollständig seinen Lauf?"

„In Gottes Namen. Wenn der Alte sich beeilt, so können wir auf einen Tag Hochzeit machen."

Brummend stampfte Hein die Treppe hinunter. — —

Beim Frühstück war der Alte in einer etwas gehobenen, feierlichen Stimmung, die niemanden entging.

„Kinder," sagte er endlich, „wir fahren heut Nachmittag alle ins Haarlemer Hout.

„Ach," brummte Hein, „es ist so verfehlend, wenn keine Musik da spielt."

„Und ich müßte eigentlich Pflaumen einmachen," wandte Clara ein, während ein leichtes Roth über ihr Antlitz lief.

„Dummes Zeug!" knurrte Briesendorp, „Du bist allzufleißig. Die Pflaumen laufen dir nicht fort, wohl aber das schöne Wetter. Du darfst nicht fehlen, gerade Du nicht. — Auf Heins Gesellschaft will ich dann verzichten, Jan, Du gehst mit."

„Best!" rief die muntere und lebensfrohe Schwiegertochter. „Hein knurrt in der letzten Zeit immer— wie hat sich der geändert! Jan ist viel freundlicher und lustiger."

„Das sind wir alle, Kind, so lange wir auf Freiersfüßen gehen," meinte der Alte. Auch dieses „wir" wurde bemerkt.

Bei allem Fleiße fand Clara doch Muße, vor dem zweiten Frühstück ein Stündchen allein auf ihrem Zimmer zuzubringen. Es that ihr Noth. Sie hätte blind sein müssen, wenn sie nicht schon längst die zunehmende Wärme in Briesendorps Gefühlen bemerkt hätte. Bisher hatte sie jedes Besinnen verschoben; jetzt wurde sie plötzlich zur Entscheidung gedrängt. Der heutige Tag sollte ihr Schicksal bestimmen. Es war nichts Geringes, aus einer armen Magd die Frau eines angesehenen und reichen Mannes zu werden. Sie achtete Briesendorp hoch, ja, sie liebte ihn in gewissem Sinne. Jan und seine Schwägerin waren ihr gut — Hein freilich — nun, mit dem wurde sie auch noch fertig. — Aller Berechnung nach neigte sich das Zünglein der Wage zu Ja.

Aber dagegen erhob sich die ernste Frage: Ist das eine echte und gerechte Ehe, wie die Natur, wie Gott der Herr sie will? Darfst Du an Deiner eignen Persönlichkeit freveln, des schnöden Mammons willen? — Und wuchtig fiel in die andere Schale ein heroisches Nein.

Clara kämpfte. Sie weinte leise. Sie betete. Dann wusch sie ihre Augen, nahm Papier hervor und schrieb einen kurzen Brief.

Kaum war sie mit Schreiben fertig, da klopfte es. Sie riegelte auf, und Hein trat ins Zimmer.

„Die Juffrouw muß excusiren," sagte er, „aber ich habe — es ist mir unangenehm — ich wollte —" Er stockte ganz.

„Mynheer Briesendrop," sprach Clara ziemlich scharf, „wollen Sie die Güte haben, mir rundweg zu sagen, was Sie herführt?"

„Der Gang ist mir wahrhaftig schwer gefallen. Aber es muß sein. Mein Vater ist zuweilen kindisch," sagte der zärtliche Sohn und blickte dabei in eine Ecke. „Und die Juffrouw hat doch nur Liebes und Gutes hier im Hause empfangen; will sie dafür Unfrieden und — und — und Zank in die Familie bringen? Ich bin ein offener Holländer, fleht die Juffrouw."

Clara erglühte bis zu den Schläfen.

„Den schweren Gang hätte Mynheer sich sparen können. Und die Offenheit wird zuweilen zur Plumpheit. Indes, Sie sind einmal hier — da, lesen Sie."

Verwirrt nahm Heintjen den Bogen und las:

Mynheer!

Man darf das Glück nicht zu fest halten, sonst verwandelt es sich in sein Gegentheil. Ich bin Ihnen dankbar für alles, was Sie für mich gethan, für alles, was Sie thun wollten und was unausgesprochen bleiben muß. Lassen Sie mich ziehen — heute noch; es ist für uns beide besser, für alle. Clara.

„Schön, schön!" rief Hein, bedeutend erleichtert, „ich hatte von der klugen Juffrouw nichts anderes erwartet. Und wenn's auf fünfundzwanzig Gulden ankommt —"

Clara drehte ihm den Rücken.

„Oder auch auf 50 — darf ich das Brieschen gleich mitnehmen?"

„Ich meine, es ginge passender nicht gerade durch Ihre Hand. Guten Morgen, Mynheer."

Er stieg doch etwas gesenkten Hauptes die Treppe hinab.

Nach dem Gabelfrühstück um zwölf pflegte der Alte ein kleines Schläfchen in seinem Lehnsessel zu halten, und als er erwachte, fand er das Brieschen vor. Er las, er fuhr auf, er rieb sich die Augen, er las wieder, und da stand auch schon Clara reisefertig vor ihm.

„Kind! Kind!" rief er, „wer soll nun die Pflaumen einmachen?" Aber das Scherzen wollte nicht verfangen. „Clara," rief er bewegt, „Du bist vielleicht klüger, als ich Graukopf; Du bist besser auf jeden Fall. Aber muß es denn sein, muß es denn heute sein?"

„Mynheer sagt es," erwiderte sie leise. „Leben Sie wohl!"

„Gott segne Dich! Gott geleite Dich! Aber, wenn Du je in Noth kommst, und läßt es den alten Briesendorp nicht wissen — so . . .! Ich kann nicht mit Dir auf den Weg gehen, ich steh' nicht für mich."

„Ich bring' die junge Juffrouw bis Haarlem," rief Jan.

„Best, Jung, und nimm das gute Geschirr."

Clara hatte das Zimmer schon verlassen.

„Hör, Heintjen," sagte der Alte nach einer Pause, „Du bist ein schlauer Fuchs und lachst Dir vielleicht jetzt ins Fäustchen, gut, meinetwegen! Aber wenn ich todt bin, und Du vergißt diese Stunde, und läßt das arme Kind je darben, so soll Dir . . . ."

„Du könntest ihr ja etwas vermachen, Pa!" unterbrach ihn Jan, der eben noch ein paar Cigarren einsteckte.

„Junge, Du bist nicht so dumm, wie Du aussiehst — das will ich auch! Bring den Notaris nur gleich mit."

Es litt den Alten nicht im Hause, er mußte hinaus, und sah wehmüthig dem fortrollenden Wägelein nach. Piet gesellte sich zu ihm. „Was hat Mynheer doch ein mooies Reitzeug!" sagte er bewundernd, „wie das Silber glänzt! wie der Harttraber die Beine hebt!"

„Ja, Piet, und eine mooie Oliemolen hab' ich, und große Wiesen, und fette Beester darauf, und das Haus voll, und Gold und Silber, und doch nicht, was ich will."

„Warum kauft es Mynheer denn nicht?"

„Es läßt sich nicht kaufen, Piet — und nun komm, wir wollen eine Flasche zusammen trinken und dazu rauchen, bis es Abend wird."

Im Affenwagen.

Aus dem Tagebuche eines Arztes von **Dr. Julius Buchheister.**

Dicht vor dem Thore der Stadt befindet sich ein großer Platz, ringsum von einer hohen Dornenhecke eingefaßt, auf welchem leere Arbeitswagen nach der Reihe aufgefahren stehen, altes Bauholz lagert, überflüssige Chausseesteine ein beschauliches Dasein führen, und der der Wagen wegen mit dem Namen „Wagenplatz" belegt worden ist.

Eine Ecke dieses großen Platzes, unmittelbar neben der auf denselben führenden breiten Einfahrt, nehmen seit vielen Jahren eine neue Anzahl jener wohnungsähnlichen Wagen ein, welche zur Aufnahme von herumziehenden Künstlern, ihren Familien und den meistens zum Broterwerb derselben gehörenden Thieren, Affen, Hunden, abgerichteten Rehen u. s. w. dienen. Da mich mein Weg häufig an diesen Platze vorüberführte, so hatte ich oft mit großem Interesse dem Treiben dieser Leute, soviel von außen durch die dichte Dornenhecke bemerkbar war, zugesehen. Es führte allerdings dicht neben diesem Wagen ein Weg auf den Wagenplatz selbst vorbei, den ich aber nie zu betreten gewagt hatte, wegen der mehr als unergründlichen Tiefe des Schmutzes und der fußtiefen Einschnitte von Wagenrädern in den zähen Lehm dieses sogenannten Weges. Durch die Hecke hindurch hatte ich zahlreiche Kinder um die Wagen herumspielen sehen, deren interessante Unsauberkeit, meistens vermischt mit einer aus zerrissenem Flitterstaate bestehenden Kleidung, auf mich immer den Eindruck machte, als wenn hier irgend eine neue Secte Menschen wohne, welche unter sich die eigenthümliche Satzung aufgestellt hatte, sich aller und jeder Reinlichkeit zu enthalten. Unter den Wagen angebunden fuhren mit ärgerlichem Gebell heiser kläffende Köter, so weit sie kommen konnten, auf die Vorübergehenden los, und geheimnißvollklingende, halb thierische, halb menschliche Stimmen, die aus Geheul, Geschrei und Gelächter zusammengesetzt waren, tönten hin und wieder aus dem Innern dieser Wagen.

Ich hatte mehrmals bei mir den für die Bewohner dieser Wagen etwas lieblos klingenden Wunsch ausgesprochen, daß ich ihnen oder ihrer zahlreichen Kinderbande einmal irgend eine Krankheit, und dann den gescheuten Einfall gönnte, an mich als Recept schreibendes Individuum zu appelliren, damit ich einmal Gelegenheit habe, das Innere dieser Wageneinrichtungen und das Idyllische eines solchen Zusammenlebens kennen zu lernen.

Ich wartete lange vergebens. Diese Anti-Reinigungs-Menschen schienen eine nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung durchaus ungerechtfertigte Neigung zum Gesundsein zu besitzen. Endlich, eines schönen Juliabends, als ich wegen der drückenden Hitze sehnsüchtig auf ein aufsteigendes Gewitter wartete, welches mit majestätischer Langsamkeit von Südosten her auf meine Wohnung zuzog, — wurde mit dem Tone einer gewissen Siegesbewußtheit vernehmlich an die Thür meines Sprechzimmers geklopft, und herein trat auf meine Aufforderung, einzutreten, eine Gestalt, von der jeder Kenner gleich sagen mußte: „Jeder Zoll ein Künstler." Bekleidet mit einer Hose, welche allen ästhetischen Schönheitsforderungen, ganz abgesehen von ihrer Farbe, die gelb-blau gemischt war, schon dadurch ins Gesicht schlug, daß sie, anstatt längs gestreift zu sein, in acht Zoll großen Quadraten in Zirkeltouren sich an seine Gehwerkzeuge schloß, einem farblosen, einstmals gewiß schwarz gewesenen Sammetrocke, einer unglaublichen Cravatte, welche mehr Farben in sich vereinigte, als selbst der scrupulöseste Verfasser einer Farbenlehre je als möglich aufstellen konnte, einem grau gewesenen, jetzt durch Witterung und Sonnenschein gefärbten Cylinder, massiger Uhrkette von Talmigold mit einer faustgroßen Ansammlung von Brelocques, Affen-, Hunde- und Ziegenköpfe darstellend — so stand er vor mir und sagte: „Geehrter Herr! eins meiner Kinder liegt im phantasierenden Fieber, wollen Sie ihm Ihre Hilfe angedeihen lassen? Mein Name ist Hieronymus Quickbein, ich bin Künstler und wohne in dem großen rothen Affenwagen auf dem Wagenplatz!"

Mein Wunsch war in Erfüllung gegangen. Ich erklärte Herrn Quickbein, gleich zu ihm kommen zu wollen, und erhielt von ihm eine jener Verbeugungen, welche anzeigen, daß der Mann gewohnt war, nach eingesammelten Silberlingen bei seinen Straßenvorstellungen, dem leistenden Publicum eine ebenso gönnerhafte, als dankbare Verneigung zu machen.

Der Affenwagen stand in jener oben beschriebenen Ecke des Wagenplatzes zwischen zwei andern Wagen ähnlicher Künstler, nur zu erreichen auf dem durch den Regen in eine große Schlammpfütze verwandelten Lehmwege. Mit Aufbietung aller meiner Gewandtheit im Springen und Balanciren auf einzelnen trocken gebliebenen Stellen dieses jeden blanken Stiefel sofort mit einer Lehmkruste überziehenden Weges, suchte ich mühsam mein Ziel zu erreichen, und wähnte mich schon leidlich glücklich am Wagen angekommen, als ich etwas zu kurz springend, mit meinen Füßen in die größte Lache auf dem ganzen Wege sprang.

Herr Quickbein, auf der Freitreppe seines Wagens thronend und meinen gymnastischen Uebungen mit Kenneraugen zusehend, zeigte sich sehr betrübt über meine letzte mißlungene Leistung und ersuchte mich, indem er höflich die Thür des Wagens aufsperrte, einzutreten.

Der Wagen hatte eine Länge von ungefähr fünfundzwanzig Fuß bei acht Fuß Breite. Als ich durch die Thür in das festverschlossene Innere trat, bedauerte ich sehr, nicht vorher durch einen tiefen Athemzug in der frischen Luft meine Lungen bis zum Aeußersten angefüllt zu haben, um nicht sofort in die Lage versetzt zu sein, diese unglaubliche Menge von Gerüchen, die mich unwillkürlich einen Schritt zurücktreten machten, meinen unglücklichen Riech- und Athmungsorganen einverleiben zu müssen. Es roch nach Affen, nach Hunden, nach fetten Speisen, als wenn man ranziges Haaröl auf eine glühende Platte gegossen, und dabei war eine Hitze in dem Wagen, daß ich sofort Herrn Quickbein zurief: „Lassen Sie die Thür des Wagens offen, denn sonst kann ich's nicht darin aushalten!"

Die Julisonne hatte den ganzen Tag auf den Wagen mit einer Kraft geschienen, als wenn sie durch diesen einen heißen Tag für den ganzen regnerischen Sommer uns entschädigen wollte, und dabei brannte in dem Kochofen, der gleich rechts an der Thür stand, ein munteres Feuer, um die Speisen, Schweinefleisch und Sauerkohl, die vom Mittag übrig geblieben waren, noch einmal aufzuwärmen. Der Wagen hatte ringsum in halber Höhe Börter, auf denen in lieblicher Unordnung Speisereste, Teller, Messer, Hundepeitschen, Kleidungsstücke, Käse, Wurst und drei kleine Affen lagen. Auf dem Fußboden an den Wänden standen sechs Käfige mit Affen, die in der Mitte gerade so viel Platz übrig ließen, daß man bequem hindurchgehen konnte. Die hintere Seite des Wagens wurde durch eine unentwirrbare Masse von Bettzeug eingenommen, welches sich bei näherer Untersuchung als aus zwei Betten bestehend darstellte, von denen das vordere schmälere Herrn Quickbein und Frau Gemahlin zur Nachtruhe diente, während das hintere als Ruhestätte den fünf Kindern der Familie überblieb.

In dem vordern Bette nun lag ein Mädchen von neun Jahren, mit der Dunendecke bis an das Kinn zugedeckt, mehr einem kleinen rothglühenden Ofen, als einem Kindergesichte gleichend. Als ich zur Untersuchung des Krankheitszustandes schreiten wollte und mich deshalb auf den neben dem Bette stehenden Affenkäfig niederließ, wurde ich in meiner Aufmerksamkeit bedeutend gestört, als eine kräftige Affenhand den hinteren Rand meines Beinkleides als ein geeignetes Object zur Prüfung seiner Armmuskelkraft zu erkiesen schien, und ich erst Herrn Quickbein ersuchen mußte, durch seine Autorität seinem Zöglinge diese Uebergriffe auf mein Eigenthum nachdrücklichst zu untersagen. Eben war ich nun soweit, um durch eine eingehendere Beobachtung die Art der Krankheit des Kindes feststellen zu können, als ein ohrenzerreißendes Geheul von der Gegend des Ofens her erscholl und in demselben Augenblicke ein leichter Körper mit aller Hast auf meinen Rücken sprang, so daß ich entsetzt auffuhr und dadurch meinem bisherigen Sitze einen solchen Stoß versetzte, daß der Käfig sammt Inhalt umstürzte, — ein Vorgang, der ebenfalls von den lautesten Tönen des erschreckten Bewohners desselben begleitet wurde. Einer der kleinen Affen, von einer sträflichen, naschhaften Lüsternheit verleitet, hatte die aufbratenden Kartoffeln in der Pfanne auf dem Ofen gar zu appetitlich gefunden, war mit einem kühnen Entschlusse von seiner Borte hinuntergesprungen, dabei auf die heiße Platte des Ofens gerathen, und hatte sich natürlich derartig verbrannt, daß er, laut aufheulend, mir auf den Rücken gesprungen war.

Nach einiger Zeit legte sich der Lärm, und ich zog mein Taschenbuch hervor, um das Recept zu schreiben und der unerträglichen Hitze zu entgehen.

„Wie heißt das Kind?“ fragte ich die Frau.

„Cathinka Evers.“

„So! Es ist also nicht Ihre Tochter?“

„Ja und nein, Herr Docter. Unser Kind ist sie nicht, aber unsere Tochter ist sie insofern, als wir sie an Kindesstatt angenommen haben, oder vielmehr mein Mann sie sich erobert hat.“

„Wie ist das zu verstehen, liebe Frau?“ fragte ich, aufmerksam geworden durch diese räthselhafte Antwort.

„Wenn der Herr Doctor noch einen Augenblick Zeit haben, erzähle ich Ihnen die kurze Geschichte.“

„Wir waren vor ungefähr zwei Jahren in einer kleinen Stadt im östlichen Preußen. Mein Mann hatte damals die Affen noch nicht. Er war Gymnastiker und führte mit unsern Jungen die schönsten Uebungen auf. Wir hatten unsere Bude auf dem Markte aufgeschlagen, und schliefen, wie immer, in diesem unsern Wagen, der dicht hinter der Bude stand. Eines Abends, es war gerade auch solch heißer Juliabend wie heute, hatten wir anstrengend gearbeitet und wollten uns eben, es war schon elf Uhr, zur Ruhe begeben, als wir mit einemmal durch einen hellen Lichtschein aufgeschreckt wurden, der in unseren Wagen hineinfiel. Mein Mann trat in die Thür und sah, daß es in einem Hause, das uns gerade gegenüber an der Seite des Marktes stand, lichterloh brannte. Es war ein zweistöckiges Haus, von mehreren Partien kleiner Leute bewohnt. Die Flammen griffen so rasch um sich, daß in den nächsten Minuten das ausgedörrte Holzwerk von unten bis oben in Flammen stand. Die Bewohner stürzten in größter Eile heraus, froh, das nackte Leben gerettet zu haben, als plötzlich ein Fenster in der zweiten Etage — die erste brannte schon — aufgestoßen wurde und ein Kind jämmerlich um Hilfe schrie. Die Flammen und der Qualm schlugen überall heraus, nur dieses Zimmer war noch nicht vom Feuer ergriffen. Die Treppe fing schon an zu brennen, — man legte rasch Feuerleitern an, sie waren zu kurz, man band zwei aneinander, in der Hast nicht sicher genug, denn wie man sie an das Haus stellte, brachen sie wieder auseinander. Das Feuer und der Rauch wurden immer stärker, und augenscheinlich mußte das Zimmer, in welchem das Kind war und welches sich schon mit Rauch füllte, gleich anfangen zu brennen. Athemlos vor Angst sah jeder dem Schauspiele zu, als plötzlich mein Mann wie ein Toller unsere Pferdedecken ergreift, sie in einen Eimer mit Wasser taucht, sie um sich schlägt und in das brennende Haus stürzt, — ich ihm nach, aber ich konnte ihn nicht mehr fassen, ich sah ihn in dem brennden Hause verschwinden.

Zu Ewigkeiten wurden mir die Minuten, die nun verflossen — da mit einemmale bricht die helle Flamme aus dem Zimmer hervor, und in demselben Augenblicke stürzt ein Mann mit dem Kinde auf dem Arm aus der Hausthüre heraus und hat kaum das Kind auf den Boden gesetzt, als er zusammenbricht. Ich schleppe ihn in den Wagen und sehe nun erst, wie er zugerichtet ist — Gesicht und Haar verbrannt, daß er kaum kenntlich war, der rechte Arm, mit dem er das Kind gehalten, so verbrannt, daß er eine große Brandblase bildete. Nun, er erholte sich bald wieder, nur sein Arm wurde nie wieder recht kräftig, die Narbe, die sich bildete, hinderte die freie Bewegung; er konnte nicht sicher mehr die gymnastischen Uebungen machen, und seit der Zeit richtet er Affen ab und läßt sie tanzen. Das Kind war nur mäßig verletzt. Wir erfuhren nun, daß das Kind dort mit seiner Mutter, einer armen Wittwe, die sich durch Handarbeit ernährte, wohnte. Die Mutter war nicht zu retten gewesen, und das Kind nun eine Waise, die in der ganzen Stadt nicht einen Verwandten hatte. Mein Mann und ich gewannen in der nächsten Zeit das hübsche Kind so lieb, daß wir uns entschlossen, es für unser eigen anzunehmen, was uns von der Stadtbehörde auch gern gewährt wurde. Arm sind wir freilich, aber wo wir unsere vier eßlustigen Magen satt machen, können wir auch den fünften satt machen.“

Ich reichte dem Manne meine Hand, die er schweigend drückte.

„Und nun sagen Sie mir, Herr Doctor,“ sagte die Frau, „hat es etwas mit der Krankheit von Cathinka zu bedeuten?“

„Nein, liebe Frau, es hat nichts zu bedeuten, Ihr Kind wird gewiß wieder gesund.“

Nach einigen Tagen konnte die Kleine wieder vergnügt im warmen Sonnenschein draußen spielen.

Herrn Quickbein habe ich noch manches Mal auf den Straßen seine Affen vorführen sehen. Er grüßte mich immer sichtlich erfreut, und jedesmal habe ich tief meinen Hut vor ihm abgezogen.

Für die Nothleidenden in Ostpreußen und Arenberg-Meppen

haben wir von der Hauptagentur des Daheim in Fort Wayne, Indiana, den Herren Siemon Brüder & Co. zu den in No. 35 quittirten 400 Thlr. noch weiter empfangen:

1) 595 Thlr. 7 Sgr. für Ostpreußen, nämlich:

Von Pastor Jox Luth. Gemeinde Logansport, Ind. 5 Thlr. 8 Sgr. Von Tramms Luth. Gemeinde Holland, Ind. 1 Thlr. 28 Sgr. Von Sievers Luth. Gemeinde Frankenlust, Mich. 2 Thlr. 27 Sgr. Von Müllers Luth. Gemeinde Amelith, Mich. 31 Thr. 13 Sgr. Von Königs Luth. Gemeinde Cincinnati, Ohio 4 Thlr. 24 Sgr. Von Weyels Luth. Gemeinde Darmstadt, Ind. 14 Thlr. 9 Sgr. Von Strassens Luth. Gemeinde Watertown, Wisc. 50 Thlr. 4 Sgr. Von Vitz Ref. Gemeinde Huntington, Ind. 43 Thlr 24 Sgr. Von Klinkenbergs Luth. Gemeinde Red Wing, Minn. 19 Thlr. 16 Sgr. Von Schurmans Luth. Gemeinde Homestead, Iowa 6 Thlr. 20 Sgr. Von Engelberts Luth. Gemeinde Racine Wisc 13 Thlr. 10 Sgr. Von Hahns Luth. Gemeinde Hillsdale, Mich. 21 Thlr 20 Sgr. Von Daibs Luth. Gemeinde Grand Rapids, Mich. 51 Thlr. 16 Sgr. Von Ruhlands Luth. Gemeinde Pleasant Ridge, Ill. 40 Thlr. Von Michaels Luth. Gemeinde Arcadia, Ind. 38 Thlr. 3 Sgr. Von Dulitz Luth. Gemeinde Huntington, Ind. 15 Thlr. 8 Sgr. Von Wyneckens Luth. Gemeinde Cleveland, Ohio 9 Thlr. 16 Sgr. Von Kählers Luth. Gemeinde Berlin, Pa. 17 Thlr. 20 Sgr. Von Schafers Luth. Gemeinde Leansville Ind. 3 Thlr. 25 Sgr. Von Löber und seinen Nachbargemeinden, dem Pastor Pissel und Harmoning Thornton Station, Ill. 196 Thlr. 24 Sgr. Von Lehrer Conzelmann, Cincinnati, Ohio 4 Thlr. 24. Sgr. Von 4 Kindern 1 Thlr. 28 Sgr.

2) 64 Thlr. 4 Sgr. für Arenberg-Meppen, nämlich:

Von Pastor Ruhlands Luth. Gemeinde Pleasant Ridge, Ill. 19 Thlr. 2 Sgr. Von Warms Luth. Gemeinde Holland, Ind. 38 Thlr. 3 Sgr. Von Wyneckens Luth. Gemeinde Cleveland, Ohio 3 Thlr. 3 Sgr. Von Daibs Luth. Gemeinde Grand Rapid, Mich. 1 Thlr. 28 Sgr. Von Georg Konrad, Adams County, Ind. 1 Thlr. 28 Sgr.

In Summa: 659 Thlr. 11 Sgr.

Ueber diese 639 Thlr. 11 Sgr., die wir sogleich an die betreffenden Stellen weiterbefördert, quittiren wir hiermit und senden — im Namen der Unterstützten — den überseeischen Landsleuten wiederholten herzlichen Dank.

Leipzig, Juli 1868. **Daheim-Expedition.**

Briefkasten.

Ein Freund dieser bescheidensten Abtheilung unseres Blattes beschwert sich über den gar zu zierlichen Druck derselben, über den seine Augen seufzen. Wir haben leider nicht mehr Raum dafür und können nur rathen, es zu machen, wie zahlreiche andere Leser: mit dem Briefkasten — also in ungeschwächter Augenkraft — die Lektüre der Nummer zu beginnen, wodurch der Grund der Beschwerde vielleicht fortfallen wird. — Für den bezeichneten Zweck nennen wir dem geehrten Einsender als am meisten entsprechend: Heyses Fremdwörterbuch und W. Hoffmanns Wörterbuch der deutschen Sprache in 6 Bdn. — K. Kassen-Rend. Sp. in Zinna. — Ihre Beschwerde sandten wir zur Erledigung an das Hauptzeitungscomptoir in Berlin, die allein zuständige Behörde für solche Reclamationen. — Dr. Str. in D. — Bitten um Einsendung einer Probe. — D. F. U. in K. — Ihr Wunsch soll in Erwägung genommen werden. — A. B. in R. — Abgelehnt. — W. — Bereits besetzt. — C. H. in G. — Der „Sinn Ihres Gedichtes muß erst durch die Melodie oder das Orchester seinen vollen und pracisen Ausdruck gewinnen.“ Es scheint uns auch so, ließe sich aber doch schwerlich in unserm Blatte bewerkstelligen. — O. M. in M. — Für uns ungeeignet. — J. K. in P. — Hält allerdings die Censur nicht aus. — Fr. U. W. in L. b. D. — Wie Sie sehen, beginnt diese Nummer Ihren sehnlichen Wunsch zu befriedigen. Jetzt sind Sie doch zufrieden?

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 8. August 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 45**

Störtebeker.

Eine Seenovelle von R. Werner.

(Fortsetzung.)

Hermann befand sich längere Zeit am Rande des Grabes. Das Beil des Prisenmeisters hatte seine Stirn getroffen, aber es wurde von der Hand eines zum Tode verwundeten Mannes geführt. Diesem Umstande war es zu danken, daß der Schlag nicht auf der Stelle tödtete und nur eine tiefe rothe Narbe als Kainszeichen hinterließ.

Das Verschwinden des „William" konnte nicht lange verborgen bleiben, und für die englischen Kreuzer unterlag es keinem Zweifel mehr, daß sie es hier mit einer großen Zahl der frechsten Seeräuber zu thun hatten, die unter allen Umständen ausgerottet werden mußten.

Die Küstenstrecke, wo man ihren Aufenthalt vermuthete, wurde auf das engste cernirt, und die Piraten, deren Zahl durch den letzten Kampf auf acht zusammengeschmolzen war, sahen sich in der Bai eingeschlossen. Kein Tag verging, ohne daß zwei bis drei Kriegsschiffe in Sicht kamen, und nach einigen Monaten erschien sogar ein Dampfer.

Hermanns Wunde war inzwischen geheilt, aber er erkannte auch bald, daß ihm das Handwerk gelegt sei. Er konnte nur daran denken, sich durch die Flucht zu retten; wurde der Eingang zur Bai von den Engländern entdeckt, so erwartete ihn der Galgen als sicheres Loos.

Mit der St. Clara zu entfliehen, war zu gewagt. Beim Begegnen eines Kriegsschiffes würde ihr Bau und ihre Einrichtung sie sofort stark verdächtigt und zu ihrer Wegnahme geführt haben. Er mußte sie also opfern oder wenigstens zurücklassen und mit dem William zu entkommen suchen. Dieser war als gewöhnliches Kauffartheischiff nicht zu verkennen und hatte überdem eine volle Ladung an Bord, deren Werth den Verlust der St. Clara dreifach deckte.

Letztere wurde deshalb in der Bai an einem möglichst verborgenen Orte verankert, und Hermann schiffte sich mit seinen Genossen und Joao, dessen Wirksamkeit ebenfalls vorläufig ein Ziel gesteckt war, auf dem englischen Schuner ein.

Der nächste Harmattan wurde benutzt, um unter dem Schutze seines Sandnebels die Bai zu verlassen und durch die Kette der Kreuzer zu schlüpfen, und der William hatte auch das Glück, erst kurz vor dem Hafen von Bahia von einem Kriegsschiffe angehalten und revidirt zu werden.

Hier wies er sich jedoch leicht als ein harmloses Handelsfahrzeug aus, das von der Küste von Africa kommend, Eigenthum des Capitäns und dessen von dem Supercargo Joao angekaufte werthvolle Ladung an Dom Enrique consignirt war.

Letzterer war hoch erfreut, seine beiden Freunde wiederzusehen, die diesmal zwar kein Ebenholz, aber dafür Goldstaub und Elfenbein brachten und deshalb ebenso willkommen waren.

Der William wurde an die Werft des Pflanzers gelegt, aber außer Dienst gestellt. Dom Enrique motivirte dies seinen Freunden gegenüber mit den augenblicklichen schlechten Handelsconjuncturen. Außerdem habe sein Capitän den Wunsch geäußert, sich vom Seeleben zurückzuziehen, dessen anstrengender Dienst seine Gesundheit stark untergraben, und er habe vorläufig keinen Ersatz für den tüchtigen Mann.

Wenige Wochen darauf segelten Hermann und Heufeld nach Europa. Dom Enrique hatte ihnen einen warmen Empfehlungsbrief an seinen Bruder mitgegeben, der Gesandter in Lissabon war und sie infolge dessen sehr freundlich aufnahm. Da sie jedoch die Absicht äußerten, nach ihrem Vaterlande zurückzukehren, empfahl er sie ebenso warm an den portugiesischen Gesandten in Frankfurt, welches sie als nächstes Reiseziel im Auge hatten, und ersuchte ihn auf das eindringlichste, den speciellen Freunden seines Bruders in Bahia auf jede Weise zu ihrem weiteren Fortkommen behilflich zu sein.

II.

Im Herbste des Jahres 1850 bestand die deutsche Flotte aus neun Dampfschiffen, zwei Segelfregatten und einigen fünfzig Kanonenbooten.

Deutsche Flotte! Welchen freudigen Wiederhall fand einst dies Wort im Herzen unseres Volkes, wie viel patriotische Hoffnungen knüpften sich an jene Schöpfung, mit welchem Enthusiasmus wurde ihr Entstehen begrüßt und wie opferwillig brachte selbst der Arme sein Scherflein dar, um zu ihrer Vergrößerung zu helfen!

Armes, getäuschtes Volk, du hattest zu früh von nationaler Größe

und Einheit, von einer Geltung zur See und einer mächtigen Flotte geträumt. Die Schläge des Auctionshammers zertrümmerten deine Hoffnungen und erstickten deinen Enthusiasmus. Fast zwei Decennien sollten noch entschwinden, bevor dein Traum in Erfüllung ging und unter Preußens starker Hand die rechte deutsche Flotte erstand, die, nicht zu ruhmlosem Stillliegen im Hafen verdammt, ihre Schiffe frei und geachtet in alle Meere sendet und deren schwarz-weiß-rothes Banner stolz über dem blauen Wasser weht.

„Flottenruh" hatte damals der Volkswitz den Ort getauft, wo die Schiffe der deutschen Flotte zu Anker lagen, und nicht mit Unrecht; denn fast drei Jahre, so lange die letztere bestand, wechselten sie kaum einmal jährlich ihren Platz. Trotzdem war das Leben auf ihnen reich an interessanten Momenten, und gar mancher Romanschreiber hätte eine Fülle von Stoff aus ihm schöpfen können. Auch die Thatsachen, welche in unserer Erzählung enthalten sind, werden vielleicht noch manchem, der auf der Flotte gedient hat, in Erinnerung sein. Sie sind vor vielen Jahren aufgezeichnet und können jetzt mitgetheilt werden, da die meisten der handelnden Personen nicht mehr existiren und die Ueberlebenden ihre Zustimmung dazu gegeben haben.

Bei der Schaffung der deutschen Flotte ging man mit dem Material energisch genug vor. Die Dampfschiffe wurden theils käuflich erworben und zu Kriegszwecken umgewandelt, theils schnell in Bau gegeben, so daß bereits zu Ende des Jahres 1849 fast sämmtliche zunächst in Aussicht genommene Fahrzeuge vorhanden und in Dienst gestellt waren.

Dieselben beanspruchten ein Bemannungspersonal von ungefähr 1500 Mann, das sich jedoch nicht so leicht herbeischaffen ließ. Deutschland besaß zwar genug tüchtige und intelligente Seeleute, und Anfangs 1849, als man noch auf eine Zukunft der Flotte hoffen durfte, meldeten sich auch viele, aber späterhin genügte es tüchtigen Matrosen nicht, auf Schiffen Dienste zu nehmen, die thatenlos und nur vegetirend in „Flottenruh" still lagen. Was sich dann noch werben ließ, war keineswegs Elite, und da man bei der Annahme nicht scrupulös verfuhr, gab es wunderbare Existenzen unter den Besatzungen.

Außerdem war es auch erforderlich, Officiere und Unterofficiere heranzuziehen, welche den Kriegsschiffsdienst kannten. Man nahm deshalb seine Zuflucht zum Auslande, denn Deutschland selbst konnte nur wenige liefern, höchstens solche, die auf fremden Kriegsschiffen gedient hatten. Auch in dieser Beziehung war man nicht sehr wählerisch; in jener erregten Zeit wurde überhaupt manches nicht so genau genommen, wie früher oder später, und so kam es, daß unter dem aus aller Herren Länder zusammengewürfelten Corps von Officieren und Mannschaften sich Individuen befanden, deren Uniform eine Vergangenheit bedeckte, die mehr als zweifelhaft war.

„Flottenruh" befand sich oberhalb des Oldenburger Dörfchens Blexen, am linken Weserufer und eine halbe Meile von Bremerhaven entfernt. Hier lagen die Schiffe während der guten Jahreszeit vor Anker, vertrieben sich die Zeit so gut sie konnten und gingen während der Wintermonate in die enge Hafenrinne von Brake, um sich dort sicher gegen Eis und Sturm in weichen Schlamm zu betten.

Von Blexen aus wurde die Verbindung zwischen der Flotte und Bremerhaven durch Boote vermittelt. Die heftige Strömung machte das Rudern oft sehr beschwerlich, weshalb man, wenn der Wind es erlaubte, zum Segeln seine Zuflucht nahm.

Durch Unvorsichtigkeit oder unglückliche Zufälle kenterten jedoch mehrere Boote, ein Theil ihrer Besatzungen kam dabei um das Leben, und der Admiral untersagte deshalb das Bootsegeln gänzlich.

Die traurigste Katastrophe dieser Art fand am 28. Octbr. 1850 statt. Ein mit vierzehn Personen besetztes Boot der Dampfcorvette „Bremen" kehrte von Bremerhaven an Bord zurück. In der Mitte der Weser lag an einer verankerten Boje der nordamerikanische Postdampfer „Washington." Der Wind war heftig, und es lief eine starke Ebbe. Das Boot wollte nach dem oldenburgischen Ufer hinüberschneiden und, um nicht zu weit leewärts zu kommen, vor dem Dampfer vorüber. Es gelang dies auch anscheinend, aber in dem Augenblicke, wo das Boot vor der Boje passirte, wurde der Wind durch das Schiff aufgefangen, das Boot verlor seine Fahrt, trieb mit der reißenden Ebbe in wenigen Secunden quer auf die Kette des Washington und kenterte. Obwohl sofort von letzterem Hilfe geleistet wurde, gelang es nur, vier Personen zu retten; alle übrigen ertranken.

Unter den Verunglückten befanden sich ein Lieutenant, ein Zahlmeister, ein Cadett, ein Unterofficier und sechs Matrosen. Die Leichen der acht letzteren wurden nach einigen Tagen in der Unterweser, die des Lieutenants nach mehreren Wochen an der holsteinischen Küste aufgefischt. Dagegen blieb der Körper des Zahlmeisters verschwunden, und alle Nachforschungen erwiesen sich als fruchtlos.

Glücklicher Weise war von den Umgekommenen nur der Unterofficier verheirathet; er hinterließ eine Frau und zwei kleine Kinder.

Das tragische Ereigniß erschütterte alle Gemüther auf das tiefste, und die Flottenmannschaft gab ihrer Theilnahme dadurch lebendigen Ausdruck, daß sie für die Wittwe ihres Kameraden eine bedeutende Summe zusammenbrachte, die ihre Zukunft wenigstens gegen materielle Noth schützte.

Die Erinnerung an den traurigen Fall war kaum etwas in den Hintergrund gedrängt, als sie auf eine Art wieder aufgefrischt wurde, die einen dunklen Schatten auf den Charakter eines der Ertrunkenen zu werfen drohte, so sehr sich auch das Gefühl aller, die ihn früher gekannt, dagegen sträubte.

Noch an demselben Tage, als das Unglück passirte, war von der betreffenden Behörde eine Revision der von dem verstorbenen Zahlmeister verwalteten Kasse angeordnet und der Bestand mit den Büchern vollständig übereinstimmend gefunden worden. Man hatte übrigens dies auch nicht anders erwartet, da der Betreffende stets als ein durchaus pflichtgetreuer und zuverlässiger Beamter bekannt war.

Um jedoch alle Formalitäten zu erfüllen, erging nach einigen Wochen in den öffentlichen Blättern ein Aufruf zur Meldung an alle diejenigen, welche noch Forderungen an die Casse der Corvette „Bremen" zu haben vermeinten. Infolge dieser Bekanntmachung erschien ein Lieferant und producirte eine Rechnung von nahe tausend Thalern für verschiedene Proviantlieferungen, die er laut seinen Büchern während der letzten Monate an das Schiff gemacht haben wollte. Die Wahrheit dieser Angaben stellte sich zwar als unzweifelhaft heraus, aber in den Cassenbüchern der Corvette war die Summe bereits abgeführt und zwar an dem Todestage des Zahlmeisters und von dessen eigener Hand.

Man hatte auch gesehen, daß dieser, bevor er das letzte Mal an Land ging, eine bedeutende Summe Geldes zu sich steckte. Ebenso wurde in Erfahrung gebracht, daß sein erster Gang in Bremerhaven zu dem Lieferanten gewesen war, allein der Belag für die Zahlung fehlte, und der Rechnungsteller mußte deshalb befriedigt werden.

Die Freunde und Bekannten des Zahlmeisters zweifelten zwar nicht, daß hier ein Betrug vorliege, durften jedoch ihren Verdacht nicht laut werden lassen, denn der einzige Beweis für ihre Muthmaßungen, der Körper des Verstorbenen mit dem Taschenbuche, in dem sich wahrscheinlich die Quittung befand, war nicht wieder zum Vorschein gekommen, und an ein Auffinden desselben war nach so langer Zeit auch nicht mehr zu denken.

Der Vorfall blieb natürlicherweise das Tagesgespräch in Bremerhaven, allmählich wurde jedoch die Erinnerung an ihn durch andere Ereignisse verdrängt, und er gerieth in Vergessenheit.

Etwa ein Jahr später, an einem naßkalten Octobertage, lag an der Landungstreppe zwischen den Molen von Bremerhaven ein Kriegsschiffboot, in dem sich zwei Matrosen befanden. Es war ein Kutter der Dampfcorvette „Frankfurt," der auf den Capitän wartete und dessen übrige Mannschaft sich in naheliegende Wirthshäuser begeben hatte, um sich bei einem Glase Grog zu erwärmen.

Von den beiden Zurückgebliebenen saß der eine vorn im Bug auf einer Ducht, den Kopf sinnend in die Hand gestützt. Er war anscheinend in tiefe Gedanken versunken, denn er achtete weder des Regens, der in sein von der Mütze wenig geschütztes Gesicht schlug, noch der öfteren Anreden seines Kameraden, der, mit einer Presenning als Schirm über sich gezogen, hinten auf dem Sitzbrett kauerte und in Pausen die Strophen eines lustigen Seemannsliedchens vor sich hinträllerte.

„Mertens ohoi!" rief dieser plötzlich mit lauthallender Stimme, als er sah, daß seine wiederholten Anreden ungehört blieben.

Erschreckt fuhr der Genannte aus seinen Träumereien empor.

„Um Gottes willen, was ist passirt, Wallmann?"

„Oh, gar nichts," erwiderte dieser laut lachend, „ich wollte nur wissen, ob Du es nicht auch verdammt langweilig findest, bei einem solchen Hundewetter hier bis Mitternacht im Boote zu liegen mit der

vergnüglichen Aussicht, nachher noch eine Meile gegen Wind und Strom zu rojen, da die Ebbe schon eingesetzt hat. Wenn ich nur begreifen könnte, was der Capitän jeden Abend so lange am Lande macht. Wäre ich Capitän, ich ginge nie an Land. Mein Gott, wofür ist man Seemann, wenn man nicht an Bord aushalten kann. Habe ich nicht recht, Mertens?"

Doch jener war bereits wieder in Gedanken versunken und blieb die Antwort schuldig.

„Aha," fuhr Wallmann fort, ohne sich durch das Schweigen des Kameraden beirren zu lassen, „ich weiß schon, wohin der wieder unter Segel ist, aber ich will doch einmal sehen, ob ich ihn nicht auf den richtigen Curs bringen kann. — Ach, Klärchen!" seufzte er kläglich.

Wie ein electrischer Schlag wirkte das Wort auf den schweigsamen Freund. „Was sagst Du?" rief er aufspringend und ließ seine Augen suchend auf dem Bollwerk umherschweifen, „sagtest Du nicht, Klärchen sei da?"

„Also doch!" lachte der andere schelmisch. „Nein, mein Junge," setzte er mitleidig hinzu, als er des Freundes Erregung wahrnahm, „es war nur ein kleiner Kunstgriff, um Dich aus dem Nebel zu bugsiren, in den Du gerathen bist. Seit einer halben Stunde spreche ich mir die Zunge lahm, aber Du bleibst stumm. Nun versuche ich es mit einem Seufzer und siehe da! der Nebel ist auf einmal aufgeklart. — Aber jetzt in Ernst gesprochen, Heinrich, lasse das Heimlichthun. Wir beide sind von Kindesbeinen an zusammen gewesen und haben alles mit einander durchgemacht. Wenn wir sonst auf der Wache saßen," fuhr er weicher werdend fort, „hattest Du keine Geheimnisse und theiltest mir alles mit, was Dich drückte. Weshalb ist das jetzt anders, habe ich Dir Grund gegeben, an mir zu zweifeln?" — und dabei streckte er dem Kameraden treuherzig die Hand entgegen.

Mertens drückte dieselbe warm und sagte gerührt: „Nein, mein lieber Freund, ich allein bin der schuldige Theil, aber Du mußt es mir schon verzeihen, ich befinde mich in einer zu traurigen Gemüthsstimmung."

„Um so eher hättest Du die Luken einmal aufmachen sollen, damit ich wußte, wie es im Raum aussah und Dir helfen konnte, darin aufzuklaren. — Sieh," und das schelmische Lächeln trat wieder auf seine Lippen, „ich bin so ein Stück von einem Hellseher und kann ein wenig in anderer Leute Gedanken lesen. Da sehe ich nun z. B. ganz deutlich, daß Du in ein gewisses Clärchen Wernicke in der Leher-Straße ganz erschrecklich verliebt bist. Ferner erscheint mir ein gewisser Lieutenant von dem „Barbarossa", der sich sehr viel in dem Wernickeschen Hause zu schaffen macht. Da quält sich nun mein Freund und möchte gar zu gern wissen, ob er Grund hat, sich der schrecklichen Eifersucht hinzugeben, die ihn plagt. Nun, stimmt das?"

„Aber woher kannst Du dies alles wissen?" fragte Mertens betroffen und im höchsten Erstaunen, „ich habe mit keiner Seele darüber gesprochen."

„Ist auch gar nicht nöthig," lachte dieser. „Wozu hätte ich zwei gesunde Augen im Kopfe, wenn ich nicht sehen sollte, was vor ihnen geschieht! Als wir in Hamburg unser Navigationsexamen gemacht hatten, Du die bereits angetretene Steuermannsstelle auf der „Alma" plötzlich aufgabst und auf den tollen Einfall kamst, Dich auf der deutschen Flotte als Matrose anwerben zu lassen, da wunderte ich mich Dir zu Gefallen nicht, sondern ging auch von der „Alma" ab und begleitete Dich nach der Weser. Ich wußte recht gut, welcher Magnet Dich dort hinzog, als Clärchen Wernicke von Hamburg zu ihrem Vater nach Bremerhaven zurückgegangen war. Ich bin nicht so ehrgeizig wie Du und machte mir nichts daraus, das lustige Matrosenleben gegen den Philisterstand der Steuerleute einzutauschen, sondern wollte nur bei Dir bleiben. Das Glück war uns günstig; der erste Officier theilte uns den Kuttergästen zu. Du erhieltest dadurch Gelegenheit, täglich an Land zu kommen und sie zu sehen, während ich für Dich die Bootswache nehmen konnte, wenn Dich die Reihe traf. Bis vor kurzem schien auch alles vortrefflich, und ich glaubte schon, ihr beide wäret längst im Klaren, da steckst Du auf einmal ein Gesicht auf, wie eine Hagelbö im October, und thust, als ob Du hoch und trocken auf den Strand gelaufen wärst."

„Leider habe ich auch Grund dazu, und wenn Du wüßtest ..."

„Wie Dir der Störtebeker vor den Bug gekommen ist. Siehst Du, auch das weiß ich sehr gut, aber dagegen gibt es ja Hilfe. Weshalb kreuzest Du so hin und her, anstatt mit geradem Curs auf den Hafen loszusteuern. Entweder ist sie ein braves Mädchen, und dann schaden Dir zehn solche Eisenfresser nicht, oder sie läßt sich wirklich von jenem Kerl, von dem niemand weiß, wer er ist und woher er gekommen, die Cour machen — nun, dann lasse sie schlippen und gräme Dich nicht weiter darum."

„Nein, nein, sie ist gut und würde mit mir kein falsches Spiel treiben, wenn sie mich liebte."

„Wenn sie Dich liebte! Und das weißt Du noch nicht, seitdem Du sie fast ein Vierteljahr lang täglich gesehen? Da hört denn doch alles auf. Hast Du denn nie von Deiner Neigung gesprochen?"

„Nein, bis jetzt noch nicht," erwiderte Mertens kleinlaut.

„Höre einmal, mein Junge," sagte Wallmann jetzt in komischem Eifer, „es ist wahrhaftig die höchste Zeit, daß ich mich in das Mittel schlage, denn sonst wird aus Dir noch ein Kopfhänger. Was! Du, der nachts beim Reffen der tüchtigste Kerl beim Nockbendsel bist, fürchtest Dich am hellen lichten Tage, einem hübschen Mädchen Deine Liebe zu gestehen! Nun gut," setzte er kurz entschlossen hinzu, „so werde ich es für Dich thun, morgen sollst Du wissen, woran Du bist."

„Um Gottes willen, woran denkst Du? das geht ja unmöglich" ....

„Ach was, unmöglich!" unterbrach ihn sein Kamerad. „Doch halt," fügte er sich besinnend hinzu, „da könnte ich am Ende ein ganz falsches Besteck machen. Es mag ein eigen Ding für ein Mädchen sein, einem Fremden zu sagen, daß sie liebt. Aber sprich, Mensch, weshalb schreibst Du nicht?"

„Weil ich fürchte, daß der Brief dem Vater in die Hände fallen könnte und Du weißt ..."

„Daß er ein alter Schurke ist," brauste Wallmann auf, „der seine Tochter gern an den wilden Lieutenant verkuppeln möchte. Aber dem kann man ja die Luv abschneiden. Gib mir den Brief, und ich stehe Dir dafür, daß er richtig an seine Adresse gelangt, ohne daß Vater oder Störtebeker ihn in Sicht bekommen."

„Wenn Du das möglich machen könntest!"

„Ei, das wird mir einen gewaltigen Spaß machen, dem Alten eine Nase zu drehen und dem Störtebeker dazu. Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber wenn ich diese beiden zusammensehe, ist mir immer, als fehle ein dritter."

„Wen meinst Du?" fragte Mertens, der den Kameraden nicht verstand.

„Den Henker mit der Schlinge," erwiderte dieser leise. „Ich kann mir nicht helfen, und ich mag auch den Leuten Unrecht thun, aber der Gedanke verläßt mich nicht. Sieh nur einmal den Lieutenant Mallek an, ob der Mensch nicht etwas im Gesicht hat, was einem das Herz kalt macht."

„Du hast recht, er macht einen unheimlichen Eindruck," sagte Mertens nachdenklich, „aber was Clärchens Vater betrifft, so irrst Du Dich, denn ..."

„Ich wollte, es wäre so," unterbrach ihn sein Freund, „aber man munkelt in der Stadt so allerlei. Der Alte soll sein Geld auf sonderbare Weise erlangt haben, und Dir speciell wollte ich wünschen, daß es der Fall wäre."

„Mir?" fragte Mertens auf das höchste verwundert über den sonderbaren Nachsatz.

„Ja wohl, Dir. Du kennst doch den alten schwachsinnigen Solmann, der früher bei Wernicke war. Gestern bettelte er mich an; ich gab ihm einige Groschen und sprach mit ihm. Er schien bei vollem Verstande zu sein und klagte Wernicke an, ihn in das Elend gestoßen zu haben, obwohl der Alte ihm doch so viel Dank schulde und er ihn auf das Zuchthaus bringen könne. Du kannst Dir denken, daß ich jetzt aufmerksam wurde, namentlich, da ich ihn nie so vernünftig und zusammenhängend hatte sprechen hören. Um mehr aus ihm herauszulocken, reizte ich ihn durch Widerspruch und warf hin, daß man für solche Behauptungen über einen angesehenen Mann Beweise haben müsse, wenn man nicht selbst als Verleumder bestraft werden wolle."

„Beweise!" fuhr er heftig auf, „deren habe ich genug. War ich denn nicht dabei, als Clärchens Eltern in Hamburg starben. Sie wollten nach Amerika auswandern, und der alte Wernicke war ihr Agent. Sie starben beide an der Cholera an einem Tage, und das kleine Klärchen blieb allein übrig, da das Brüderchen, welches sie noch hatte, an demselben Tage spurlos verschwand. Er ließ das Kind durch mich auf das Land bringen, um es nach drei Jahren, als er hier nach Bremerhaven zog, für sein eigenes auszugeben."

„Nun, das ist ja aber sehr edel von dem Alten gehandelt,“ unterbrach ich ihn, „wenn er das verwaiste Kind als sein eigenes angenommen hat.“

„Edel, edel? Hi, hi, hi!“ lachte Solmann in seiner gewöhnlichen Weise, „und das Geld und die Papiere, die waren auch verwaist. Hi, hi, hi.“

„Vergebens suchte ich mehr aus ihm herauszupumpen, der lichte Augenblick war vorüber, und das unheimliche „Hi, hi“, war die einzige Antwort auf alle meine Fragen. Als ich mich von ihm abwandte, rief er mir noch nach: „O, ich weiß, im grünen Kasten, im grünen Kasten“ — dann ertönte wieder das grelle Lachen und er kam mir aus Sicht.“

„Somit wäre Wernicke also nicht Klärchens Vater,“ stieß Mertens hervor, der des Freundes Worten mit stets wachsender Spannung gefolgt war und dessen Herz sie von einer schweren Sorge zu erleichtern schienen.

„Ich wenigstens bin fest davon überzeugt,“ erwiderte sein Kamerad. „Solmann war in dem Augenblicke vollständig vernünftig, und es handelt sich nur um sichere Beweise. Wenn ich nur wüßte, was er mit dem grünen Kasten meinte; nun, ich werde schon noch dahinter kommen und wohl mehr erfahren. Die Sache mit dem Zahlmeister von der „Bremen“, die im vorigen Jahre ertrank, hat auch keinen reinen Boden. Jedenfalls muß die Wahrheit heraus, schon um Deinetwillen. Da Du ernste Absichten auf das Mädchen hast, so mußt Du vor allem wissen, wie Du mit dem sogenannten Vater daran bist. Nun, ich habe meinen Plan und ....“

Das Gespräch der beiden Freunde wurde plötzlich durch einen Pistolenschuß unterbrochen, der aus der Richtung des Hafendammes ertönte. Es war dies das Signal des aus der Stadt zurückkehrenden Capitäns und versammelte schnell die in den nahen Wirthshäusern zerstreuten Bootsgäste.

Wilhelm nahm die Sitzkissen aus einem wasserdichten Ueberzuge und legte sie zurecht, während die übrige Mannschaft sich auf ihre Ruderplätze begab. Der Bootsteurer ließ die Riemen picken und der Mann im Bug stand mit dem Haken klar, um das Boot abzusetzen.

Der Capitän der „Frankfurt“ trat jetzt in den Kutter, begleitet von einem anderen Officier, der jedoch in der Dunkelheit nicht zu erkennen war, da er sich wegen des Regens tief in seinen Mantel gehüllt hatte.

Letzterer glitt beim Einsteigen auf dem feuchten Sitzbrett aus und schien sich an einen etwas weit nach hinten gelegten Bootshaken zu stoßen.

„Haben Sie sich weh gethan?“ fragte theilnehmend der Capitän.

„Hole der Henker den Kerl, der den Haken so ungeschickt hingelegt!“ erwiderte der Angeredete in heftigem Tone. „Hätte ich Dich Bauerlümmel an Bord,“ wandte er sich zornig an den Mann auf der letzten Ducht, „ich würde es Dir eintränken.“

Mertens, dem diese beleidigende Rede galt, biß schweigend die Zähne auf einander.

Wallmann flüsterte ihm zu: „Wenn man vom Teufel spricht, so ist er da, — es ist Störtebeker.“

Auch der Capitän schien von dem brutalen Benehmen seines Begleiters unangenehm berührt.

„Ich strafe meine Leute nicht um Sachen, an denen sie unschuldig sind,“ bemerkte er ziemlich scharf, „ich glaube Ihre eigene Unvorsichtigkeit, Lieutenant Mallek, trägt mehr Schuld an Ihrem Unfall, als der Bootshaken.“

Der Lieutenant erwiderte nichts, sondern ließ sich mürrisch am Backbord auf dem Sitzbrett nieder. Wenn er auch vielleicht den rohen Ausbruch seiner Heftigkeit nicht bereute, so hatte er doch Rücksicht auf den ältern Officier zu nehmen, der ihm überdies aus Gefälligkeit in seinem Boote eine Passage gab.

„Setz ab; fallen Riemen!“ commandirte der Bootssteurer, als beide Officiere Platz genommen.

Die Ruder klatschten auf das Wasser und, getrieben von ihrem kräftigen Schlage, dessen tactmäßiges Geräusch auf lange Zeit allein die Stille der Nacht unterbrach, glitt der Kutter aus den Molen.

Fast eine halbe Stunde hatten die Officiere schweigend neben einander gesessen, als der Capitän die Stille unterbrach und seinen Begleiter in scherzendem Tone fragte: „Nun, lieber Mallek, wann wird denn die Verlobung gefeiert?“

„Welche Verlobung?“ lautete die nicht sehr freundliche Gegenfrage.

„Nun die Ihrige,“ erwiderte der Capitän, „die ganze Stadt spricht ja davon. Nach dem was ich heute Abend gesehen,“ fuhr er etwas höhnisch fort, „scheint mir zwar, als ob Sie bei der Dame noch nicht viel Fortschritte gemacht hätten. Bei dem Vater sind Sie dagegen desto besser angeschrieben, und das ist schon etwas Wesentliches. Der alte Wernike ist nicht der Mann, sich viel an die Wünsche seiner Tochter zu kehren.“

„Ich habe bis jetzt noch an keine Verlobung gedacht,“ versetzte Mallek in wegwerfendem Tone. „Muß man denn gleich heirathen, wenn man mit einem Mädchen einen Spaß macht? Als Spielzeug ist sie ganz gut, aber etwas Ernstes ist mir noch nicht in den Sinn gekommen.“

Der Capitän sah den Sprecher erstaunt an.

„Nun als Spielzeug schien sie mir doch etwas widerspenstig zu sein, und ich würde an Ihrer Stelle lieber den Gedanken aufgeben.“

Mallek schien nicht geneigt, die Unterhaltung weiter auszudehnen. Auch der Capitän schwieg, und abermals verging eine halbe Stunde, ohne daß ein andrer Laut als der Ruderschlag gehört wurde.

Endlich tauchten die undeutlichen Umrisse zweier Schiffe aus dem Dunkel auf. „Boot ohoi!“ tönte es von dem ersten derselben, dem Admiralschiffe „Barbarossa“, herüber.

„Frankfurt,“ lautete die Antwort des Bootssteurers, zum Zeichen, daß der Commandeur dieses Schiffes sich nahe. Bei nicht commandirenden Officieren wird: „Ja, ja!“ bei Cadetten und Unterofficieren: „Nein, nein!“ geantwortet, um die Betreffenden mit den ihnen zuständigen Honneurs empfangen zu können. An der Fallreep zeigten sich vier Laternen, und bald darauf legte der Kutter längseit.

Als Mallek sich verabschiedet hatte und auf der Fallreeptreppe stand, an welcher Mertens das Boot hinten so lange festgehalten, stieß letzteres ab.

Gleichzeitig hakte sich aber eine eiserne Stange aus, welche das untere Ende der Treppe von der Schiffswand frei hielt; die Treppe verlor ihren Halt, schlug gegen Bord, und Mallek stürzte rücklings in das Boot hinunter.

Zu seinem Glück war der Fall nicht hoch. Zwar wurde er besinnungslos an Bord getragen, hatte aber keine gefährliche Verletzung erlitten.

Als er wieder zu sich kam und den Capitän der „Frankfurt“ besorgt an seiner Koje stehen sah, fragte er ihn hastig: „Wie heißt der Mann auf der letzten Ducht, welcher das Boot festhielt?“

„Heinrich Mertens. Weshalb fragen Sie danach, Lieutenant Mallek?“

„Weshalb ich danach frage,“ entgegnete dieser gereizt, „weil der Schuft absichtlich die Treppe aufgehakt und meinen Sturz verursacht hat. Also Heinrich Mertens,“ murmelte er zähneknirschend vor sich hin, „gut, ich werde mich zu rächen wissen.“ Dabei drehte er sich auf seinem Lager um und wandte dem Capitän den Rücken. Achselzuckend verließ ihn dieser und fuhr an Bord seines Schiffes zurück.

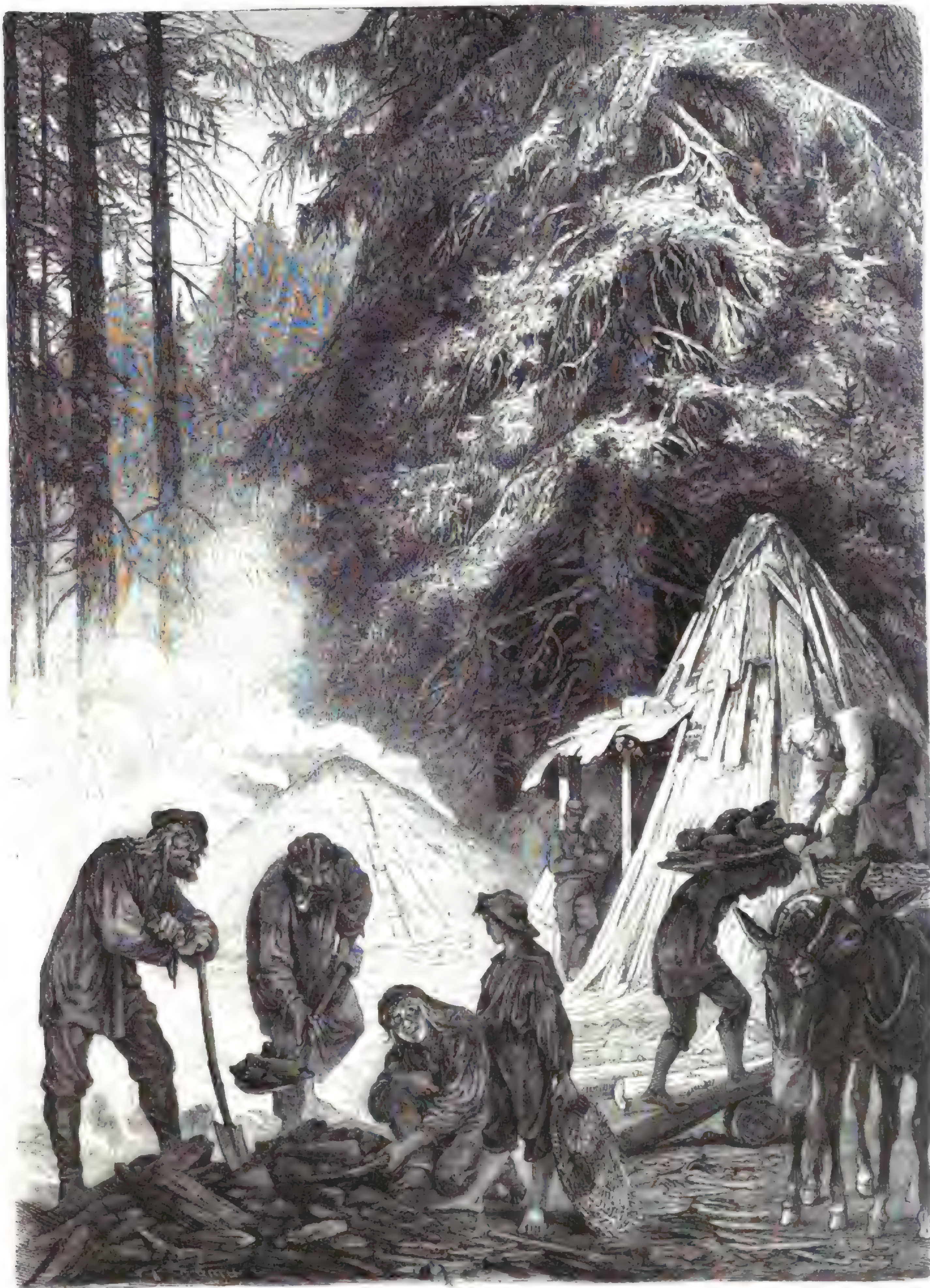
Als bald darauf der Kutter an Bord der Frankfurt anlegte und die Mannschaft bis auf die beiden Freunde auf das Deck gestiegen war, flüsterte Wallmann: „Ich habe ihm den Bauerlümmel eingetränkt. Schade, daß er so gut davon gekommen ist!“

„Was?“ rief Mertens bestürzt, „hast Du die Treppe absichtlich ausgehakt?“

„Pst,“ machte Wallmann, „sprich leise, Mensch, sonst komme ich auf die Festung. Hast Du nicht gehört, was er von Klärchen äußerte? Ich kann Dir nicht sagen, wie ich den Menschen hasse, mir ist es immer, als wäre er ein böser Geist für uns beide.“ Ein Befehl des wachehabenden Officiers, den Kutter klar zum Heißen zu machen, unterbrach das Gespräch.

Als das Boot in seinen Krähnen hing, begab sich jeder in seine Hängematte. Wallmann lag bald in süßem Schlummer, nur Mertens saß bei der Zwischendecklaterne und schrieb bei ihrem unsichern Scheine einen langen Brief an Klärchen.

An Bord des „Barbarossa“ ging am andern Morgen die Arbeit des Deckwaschens sehr langsam von Statten. Man sah die Mannschaft sehr häufig müßig stehen und mit einander plaudern. Der Gegenstand ihrer Unterhaltung mußte für alle ein sehr lebhaftes



Unter den Köhlern im Harz.

Nach der Natur für das Daheim gezeichnet von W. Simmler.

Interesse haben, denn hier und dort gesellten sich sogar Unterofficiere zu den flüsternden und kichernden Matrosen, anstatt sie zur Arbeit anzuhalten.

Der Grund dieser ungewöhnlichen Aufregung war der dem Lieutenant Malleck zugestoßene Unfall; unzweifelhaft hatte er eine allgemeine Schadenfreude hervorgerufen.

Mallek war bei der Mannschaft in höchstem Grade unbeliebt, ja man darf wohl sagen, verhaßt. Er war ein Mann in der Mitte der Dreißiger, von robuster Gestalt, in deren muskulösen Gliedmaßen sich eine außerordentliche körperliche Kraft aussprach. Die harten, markirten Züge seines wettergebräunten Gesichtes, das ein dichter schwarzer Bart umrahmte, bekundeten ein vielbewegtes Leben. Die dunklen Augen waren groß und feurig, aber ihr Glanz unheimlich und der Blick unstät. Ueber die Stirn zog sich eine tiefe geröthete Narbe, die wie ein blutiger Streif erschien und dem ohnehin schon unangenehmen Ausdruck des Gesichtes etwas Wildes gab.

Dem Aeußeren entsprach auch das Innere. Malleks rücksichtsloses, barsches und oft rohes Wesen, sowie eine keinen Widerspruch duldende Herrschsucht verfeindete ihm die Kameraden, sein despotisches Auftreten gegen die Mannschaft machte ihn dieser unleidlich.

Wenn den Matrosen ein Vorgesetzter in irgend einer Beziehung nicht gefällt, so sind sie sofort bei der Hand, ihm einen Spitznamen beizulegen, der das, was sie auszusetzen haben, fast immer sehr treffend charakterisirt. Auch Mallek war von ihnen nicht geschont und „Störtebeker" getauft, ein Name, der solchen Anklang fand, daß man ihn auf der ganzen Flotte und selbst unter den Officieren adoptirte.

In der Mitte des 13. Jahrhunderts wurden die Mündungen der Elbe und Weser von Seeräubern gebrandschatzt, welche unter dem Namen der „Vitalienbrüder" der Schrecken unserer norddeutschen Seestädte waren, hauptsächlich an der Unterelbe und auf den friesischen Inseln ihre Schlupfwinkel hatten und von dort ihre Raubzüge auf See und zu Lande unternahmen. Ihr letzter, aber auch ihr kühnster und verwegenster Anführer war Störtebeker, dessen Andenken noch heute an der Nordseeküste im Volke fortlebt und von dessen Thaten die friesischen Seeleute viel zu erzählen wissen. Er trieb sein Wesen so arg, daß Hamburg und Bremen einen Bund zu seiner Bekämpfung und zur Ausrottung der Seeräuber überhaupt schlossen, aus dem später der berühmte Hansabund hervorging. Nach verschiedenen verlorenen Seeschlachten wurde der gefürchtete Störtebeker ergriffen, mit einer großen Zahl seiner Genossen in Hamburg hingerichtet und damit dem Unwesen der Vitalienbrüder ein Ende gemacht.

Die äußere Erscheinung Malleks hatte nun jedenfalls etwas Seeräuberartiges an sich, und diesem Umstande verdankte er seinen Beinamen. Ueber seiner Vergangenheit schwebte ein tiefes Dunkel. Er selbst sprach höchst selten und dann auch nur andeutungsweise darüber; jede direct dahin zielende Frage seiner Kameraden wies er kurz ab. Man wußte nur, daß er auf die Empfehlungen eines hochstehenden Mannes in Frankfurt — wie es hieß, des portugiesischen Gesandten — zum Officier in der deutschen Marine ernannt war und früher in fremden Flottendiensten gestanden hatte. Für letzteres sprach seine genaue Kenntniß des Kriegsschiffdienstes und der Artillerie. Dieser Umstand trug auch dazu bei, daß der Commandant des „Barbarossa" ihm anfangs eine selbstständigere Stellung an Bord eingeräumt hatte, als ihm seinem Range nach als zweiter Lieutenant zukam und die er in jeder Beziehung ausnutzte, um an Bord zu dominiren.

Während er unter den Officieren nur mit dem Capitän der „Frankfurt" in kameradschaftlichen Beziehungen stand und von seinen Untergebenen gründlich gehaßt wurde, machte ein Unterofficier eine alleinige Ausnahme. Der Name dieses Unterofficiers war Graßkamp, und er war gleichzeitig mit Mallek an Bord gekommen. Aus ihrem Verhältnisse zu einander ging hervor, daß beide sich früher gekannt haben mußten. Vom ersten Tag an wurde Graßkamp von Mallek mit auffallender Rücksicht behandelt, und oft sah man ersteren in die Kammer des Lieutenants gehen. Ein neugieriger Cadett hatte einst eine Unterredung der beiden belauschen wollen, aber nichts Näheres erfahren, da sie in einer ihm fremden Sprache geführt wurde.

Vor längerer Zeit hatte Mallek die Wernickesche Tochter kennen gelernt und sich auf jede Weise dem hübschen Mädchen zu nähern gesucht. Wenngleich dasselbe vor ihm, wie die Taube vor dem Habicht, floh und seine Bewerbungen in keiner Beziehung ermunterte, ließ der Lieutenant sich dadurch nicht abschrecken. Er wurde nur noch zudringlicher und war ein fast täglicher Besucher im Hause des alten Wernicke, mit dem er auf dem vertrautesten Fuße zu stehen schien. Auch am gestrigen Tage war er dort mit dem Capitän der „Frankfurt" zusammengetroffen und von diesem, wie bereits erwähnt, an Bord gesetzt worden. Jetzt lag er in seiner Coje, die er in Folge der erlittenen Contusionen nicht verlassen konnte.

Er war allein; niemand von den Kameraden kümmerte sich um ihn, niemand bedauerte ihn. Der Schiffsarzt hatte ihm einen Besuch gemacht, jedoch auch dieser war auf die kürzeste Zeit und die wenigsten Worte beschränkt gewesen. Finster haftete sein Auge an den Decksbalken über seinem Kopfe. Schmerz und Unruhe ließen ihn bisweilen laut aufstöhnen, und oft biß er in zornigem Unwillen die Zähne aufeinander.

Da ertönte an der Kammerthür ein leises eigenthümliches Klopfen. Auf Malleks „Herein" schlüpfte Graßkamp in das kleine Gemach und schloß die Thür ebenso geräuschlos, wie er sie geöffnet hatte.

„Kommst Du endlich, weshalb ließest Du Dich nicht früher sehen?" herrschte der Lieutenant ihn an.

Der Bootsmannsmaat schrak bei den harten Worten zusammen. „Ich hatte bis jetzt keine Gelegenheit, mich unbemerkt zu Ihnen zu schleichen," erwiderte er in leisem, unterwürfigem Tone. „Mißtrauisch ruhen die Blicke aller auf mir, und man haßt mich ebenso wie . . ."

„Nun, wie wen?" fragte der Kranke heftig den stockenden Graßkamp.

„Wie Sie, Capitän," sagte dieser nach einigem Zögern. „Sie wissen dies ja auch selbst und werden mir deshalb nicht zürnen, daß ich es aussprach."

„Oh, ich weiß, ich weiß," zischte Mallek zornglühend, und die Narbe auf seiner Stirn färbte sich blutroth. „Die Schufte freuen sich über meinen Unfall; sie hätten es am liebsten gesehen, wenn ich mir den Hals gebrochen. Verflucht sei die Stunde, in der ich dies Schiff betrat, wo ich feige der Gefahr wich, um mir selbst diese drückenden Fesseln anzulegen! Aber dies elende Leben soll aufhören, fort will ich, fort; mein Plan ist gereift."

Dann sich plötzlich unterbrechend, fragte er: „Ist gestern nicht ein portugiesischer Schuner hereingekommen?"

Ueber das Gesicht des Angeredeten flog ein dunkler Schatten.

„Ja, Capitän," antwortete er leise, „es ist die Lisboa."

„Lisboa?" sagte nachsinnend der Lieutenant, „die kenne ich nicht und doch war es mir, als ob ich das Fahrzeug schon früher gesehen, obwohl es gar keinen portugiesischen Schnitt zu haben scheint, sondern wie ein englischer Klipper gebaut ist. Weißt Du etwas Näheres über ihn?"

„Der Schuner hieß früher „William"," erwiderte Graßkamp zögernd.

„Ha! ist's der?" fuhr der Lieutenant auf, und in seinen Augen flammte ein wildes Feuer, „wie kommt er hierher? Sprich, hast Du jemand von unseren Freunden an Bord gesehen?"

„Als ich gestern mit dem Kutter vorbeifuhr, sah ich Alonzo, von den übrigen erkannte ich jedoch niemand."

„Wird der Schuner in das Dock gehen?"

„Er hat so eben hineingeholt."

„Vortrefflich! nichts konnte erwünschter kommen. Alonzo hier, da kann es mir nicht fehlen."

Ein diabolischer Zug spielte um seinen Mund, während der Unterofficier mit niedergeschlagenen Augen und in unterwürfiger Haltung an seinem Lager stand.

„Weißt Du, was ich beabsichtige?" sagte Mallek nach einer kleinen Pause. „Ich gehe mit Alonzo, um wieder mein altes Schiff zu übernehmen."

„Großer Gott," rief der Unterofficier, und eine fahle Blässe überzog sein Gesicht, „das kann nicht Ihr Ernst sein."

„Erschreckt Dich das so," fragte Mallek mit widerlichem Lachen, „daß Du Gott zu Hilfe rufst? Seit wann bist Du so fromm geworden," fügte er mit schneidendem Hohne hinzu. „Hat vielleicht die unerwartete Ankunft des William dazu beigetragen oder die Erinnerung an den alten englischen Herrn aus Sierra Leone, der Dich durchaus nicht zum Schwiegersohn haben wollte, oder die . . .?"

„Oh, halten Sie ein, Capitän, haben Sie Erbarmen," flehte

der Unterofficier, dem kalte Schweißtropfen auf die Stirn getreten waren."

„Siehst Du," höhnte der Lieutenant weiter, „das sind die Folgen des Frommwerdens, und damit es mir nicht etwa so geht wie Dir, will ich fort — aber," setzte er nach einer Pause hinzu, „Du wirst mich begleiten, Graßkamp," und sein Blick haftete stechend auf dem gepeinigten Manne.

Dieser zuckte bei den letzten Worten des Vorgesetzten zusammen, als sei er von einer Schlange gebissen.

„Sie wissen es wohl, daß ich Ihnen folgen muß, Capitän, wenn Sie es wollen," erwiderte er mit fast tonloser Stimme, „aber noch einmal flehe ich Sie an, haben Sie Erbarmen. Gehen Sie nicht, wenigstens nicht wieder dorthin, wo die Strafe Gottes uns . . ."

„Schweige, Du Narr," herrschte Mallek ihn zornig an, „und verschone mich mit Deinen Winseleien und Pfaffenmärchen, Du weißt, daß sie bei mir nichts verschlagen. Ich habe dies traurige Leben hier längst satt und will nicht mit der sogenannten deutschen Flotte in dem schmutzigen Weserwasser verfaulen. Ich will fort und wieder frei herrschen, wie früher. Vorher habe ich jedoch noch etwas abzumachen und dazu bedarf ich Deiner. Wann ist Dein Urlaubstag?"

„Uebermorgen."

„Gut, Du gehst zu Alonzo und bestellst ihn zu Sonnabend abends acht Uhr zum alten Wernicke. Du wirst ihm den Weg zeigen, aber sei vorsichtig, daß Euch niemand bemerkt, und nimm den Eingang hinten durch den Garten. Bis dahin werde ich wieder auf sein und das weitere wegen unserer Abreise veranlassen. Jetzt geh, ich höre Geräusch in der Officiermesse."

Der Unterofficier wagte es nicht, noch etwas zu erwidern. Mit einem schweren Seufzer entfernte er sich aus der Kammer und Mallek, den das Gespräch sehr aufgeregt hatte, fiel erschöpft in die Kissen zurück.

„Heinrich Mertens," murmelte er dabei, „jetzt werde ich bald mit Dir Abrechnung halten."

(Fortsetzung folgt.)

Harzwanderungen. Von Hermann Wagner.

IV. Harzpulkern.

Vom Brocken aus war ich durch Schierike und Elend gegangen und beabsichtigte von letzterem Orte aus einen ziemlich geraden Fußpfad nach dem 4 Stunden entfernten Wernigerode einzuschlagen, der auf meiner Karte angedeutet war. Ein Führer ließ sich nicht auftreiben. Der Tag war schon ziemlich vorgerückt, dabei brannte die Sonne drückend heiß und in der Ferne zogen sich Gewitter zusammen. Ich wagte es auf eigne Gefahr. Unweit Elend schlug ich einen befahrenen Weg ein, der sich gewunden in den Bergwald hinaufzog. Ein paar Kohlenwagen kamen mir beladen entgegen, sonderbare Fahrzeuge, ganz ihrer Fracht und ihrer Straße angepaßt. Es waren zweirädrige Karren mit Gabeldeichseln, zur Aufnahme der Kohlen versehen mit einem aus starken Ruthen geflochtenen ovalen Korbe von etwa sechs Fuß Länge, drei Fuß Höhe und Breite. Zwei solcher Wagen waren dicht hinter einander gebunden und wurden durch ein Pferd in der vordern Gabel gezogen. Ein solcher Kohlengaul ist ein ganz interessantes Stück Vieh, starkknochig und kräftig gebaut, mit langzottiger Mähne und ruhig bedächtigem Wesen. Gleich einem Maulthiere wählt er vorsichtig jede Stelle des holperigen Waldwegs aus, ehe er den Fuß darauf setzt und stemmt sich beim Bergabfahren muskelkräftig gegen die nachschiebende Last. Führt der Pfad steil bergauf, so hängt der Mann den hinteren Wagen ab und bringt die Karren einzeln hinauf. Gewöhnlich halten sich zwei oder mehrere Fuhrleute mit ihren Doppelkarren zusammen, um sich im Nothfalle gegenseitig beistehen zu können. Die Fuhrleute selbst, im Gesicht vom Kohlenstaub schwarz, trugen auf dem Kopf einen breitrandigen Filzhut. Eine blaue Blouse, kurze, ziemlich enge Hosen, braune Gamaschen und derbe Schuhe bildeten die übrige Kleidung.

„Führt dieser Weg nach Drei-Annen?" frug ich die Schwarzen. Die Antwort erfolgte in einem polternden Plattdeutsch, aus dem ich nur so viel entnahm, daß die Gesammtrichtung immer „nopper do nopp" — „gerade aus" sei, an verschiedenen Stellen aber rechts oder links abgebogen werden müsse.

Ich schritt also aufs Gerathewohl weiter mitten durch den dichten Fichtenwald. Die Luft war von Harzduft überladen — alles ringsum still, — selten hörte man den leisen Ruf einer Meise oder eines Finken. Länger als eine Stunde war ich angestrengt fortmarschirt, bergauf und bergab. Auf gut Glück hin hatte ich bei Wegetheilungen denjenigen Pfad gewählt, welcher mir am meisten betreten schien. Die Sonne verkroch sich allmählich hinter die schwarz aufsteigende Wand der Wetterwolken, und es ward schwierig, die Himmelsgegenden zu beurtheilen. Mitunter löste sich der Pfad in mehrere schwächere Fußspuren auf, dann ward er wieder etwas deutlicher — da hellte sich plötzlich vor mir das Walddickicht.

Gottlob, dachte ich, sicher kommst du jetzt auf Waldwiesen und in deren Nähe wird vielleicht ein Gehöft sein. Kaum gelangte ich aber näher an die helle Stelle — o weh! da erkannte ich meinen Irrthum.

Ein ziemlich steiler Abhang zog sich hinunter mit einem Stück Wildniß, wie es sonst die Phantasie zur Ausschmückung der amerikanischen Hinterwälder nicht schlimmer erfindet. Hunderte, ja tausende der schönsten Fichten lagen entwurzelt über und unter einander, kreuz und quer. Die langen Wurzeln waren als Scheibenbüschel mit emporgerissen, von Mooszotten behangen, hie und da selbst Steine und Erde noch zwischen die Wurzeläste eingeklemmt. Die Stämme waren theils unverletzt, theils zerrissen und zersplittert. Bei einigen grünten die Nadeln noch, bei andern waren sie braun, bei den meisten bereits vom Winde abgeschüttelt; je nachdem die gefallenen Riesen noch durch einzelne Wurzelstränge mit dem feuchten Boden in Verbindung geblieben waren oder nicht. Ich stand vor einem Schneebruche! Werden im Winter die Zweige der Fichten vom Regen genäßt, tritt dann bei Windstille starker Schneefall mit Frost ein, so gefriert der Schnee fußhoch an die dichten Zweige fest. Die schwere Decke spannt sich von Baum zu Baum. Ist der Grund felsig und abschüssig, gehen die Wurzeln an steilen Abhängen nur flach auf dem Boden fort, so biegen die überladenen Bäume sich zur Seite. Anfänglich neigen sie sich langsam, dann schneller. Die Wurzeln vermögen nicht mehr die Last zu halten, sie reißen krachend los, der Baum stürzt auf seinen Nachbar, dieser auf den zweiten, dritten. Prasselnd bricht ein ganzer Waldfleck zusammen. Mitunter biegen sich auch die oberen Hälften der Stämme zur Erde, zersplittern in der Mitte, sterben dann ab oder treiben aus den noch grünenden Zweigen neue Haupttriebe nach oben. Hie und da hält auch ein begünstigter Stamm dem allgemeinen Verderben Stand, zerfetzt und zerschunden breitet er die halbkahlen Aeste melancholisch über die gefallenen Brüder aus — ein Schwerverwundeter mitten im Leichenfelde.

Für einen Elegiendichter und Waldmaler ist ein solcher gebrochener Wald ein herrliches Object, für eine Turnfahrt mit Hindernissen ditto, allein für einen müden Fußwanderer ist er mehr als fatal — für mich war er entsetzlich. An Umkehren war kein Gedanke — hindurch mußte ich — es gelang auch — aber, lieber Leser, du, dessen Herz noch des Mitleids fähig ist, — frage nicht, wie? Ueber die gefallenen Bäume hinweg, unter andern hindurch, auf wieder andern mit Seiltänzerkünsten entlang! Von Harz strotzend, von Schweiß triefend, halb zerstochen und zerrissen von Nadeln und dürren Aesten, kam ich am andern Ende des Schneebruches an. Eine Hoffnung hielt mich dabei vorzugsweise noch aufrecht. Dergleichen Wunden nämlich, welche der Winter dem Harzwald fast alljährlich in kleinerem oder größerem Umfange schlägt, pflegen im Sommer von den Forstleuten gewöhnlich zuerst in Angriff genommen zu werden. Holzhauer und Köhler suchen sie zu überwältigen, ehe sie zu Brutstätten für die gefürchteten Holzkäfer werden. Da ich nun diesseits des Schneebruches keine Spur jener Todtengräber des Waldes bemerkt hatte, erwartete ich sie um so zuversichtlicher jenseits desselben. Den eigentlichen Weg hatte ich natürlich längst völlig verloren. Ich hielt mich thalwärts, um so mehr, als die Bergseiten steiler wurden und gelangte auch glücklich auf Fußspuren, weiterhin auf einen Holzweg.

Hinter meinem Rücken war die schwarze Wetterwand währenddem höher heraufgezogen. Der Donner ließ sich bereits grollend

von Ferne vernehmen. Mit dem Aufgebot der letzten Kraft trabte ich weiter. Ein Blitz fuhr durch die Waldnacht, ein krachender Schlag folgte. Der Wind rauschte durch die Nadeln und einzelne Tropfen fielen. Links neben dem Wege ging der Abhang schroff hinab, rechts stieg er ebenso jäh empor, mit abgerundeten, bemoosten Felsblöcken von allen Größen bedeckt, mit Fichten bestanden. Da ward es rechts droben lebendig — ein paar Köhlerburschen kamen mit einer Tracht Holzklötze weglos den steilen Berghang herab, der eine vorn die Deichsel des kurzen, stämmigen Holzschlittens regierend, der andere hinten einhaltend und lenkend. Links und rechts wanden sie sich zwischen den Blöcken ruckweise hindurch. Jeden Augenblick fürchtete ich, die Last würde sich überschlagen, den Vordermann zerquetschen oder den Hintermann über die Felsen schleudern.

Mit dunkelrothen, erhitzten Gesichtern standen sie jetzt dicht vor mir, von dicken Schweißperlen überrieselt, die helle Streifen in dem Kohlenstaubüberzug ihrer Backen zurückließen. Erst jetzt fand mein Gruß Erwiderung, vorher hatten sie bei ihrer halsbrecherischen Arbeit alle Aufmerksamkeit nöthig. Ein neuer Blitz und Donnerschlag ersparten mir alle weiteren Erklärungen, warum ich mich ihnen anschloß. Sie ließen ihre schwere Fracht vorläufig am Wege stehen und verfolgten im Geschwindschritt einen schmalen Pfad am Berge entlang, ich keuchend ihnen nach. Nach einigen hundert Schritten sah ich den bläulichen Rauch eines Kohlenmeilers hinter dichten Windschirmen aus aufgeschichteten Scheiten emporwirbeln.

Ein paar schwarze Gestalten neben dem Meiler, mit verdrückten Filzhüten über den gefurchten dunkeln Gesichtern erwiderten meinen „Guten Abend!“ und gestatteten mir Schutz in der Rindenhütte, die kegelförmig, wie ein Lappländerzelt, einige Schritte seitwärts vom Meiler stand. Ein starker Mittelpfahl, dem Quandel des Meilers entsprechend, bildete die Hauptstütze dieses Sommerbaues. Gleich den Stäben eines halbgeöffneten Regenschirmes waren derbe Stangen im Kreise ringsum in den Boden gesteckt und an die Spitze des Mittelpfahles gebunden. Große Rindenstücke und Stangen machten die Wand leidlich regendicht, wenn auch dem Winde der Durchzug nicht völlig verwehrt ward. Die Spitze der Hütte war von einem großen, wagerecht umgebogenen Rindenstück in der Weise bedeckt, daß nach zwei Seiten hin dem Rauch freier Abzug blieb und von oben dem Regen der Eintritt verwehrt war. Eine Oeffnung an der Seite, unten breiter, oben schmäler, bildete die Thür. Ein wagerechtes Dach über derselben, mit Steinen beschwert und von zwei Pfosten getragen, hielt den Regen von der Thüröffnung ab.

Der Regen goß jetzt draußen lebhafter und das laute Trommeln auf der Rindenwand ließ kaum an eine Unterhaltung denken. Die Gewitterwolken verwandelten die bereits eingebrochene Abenddämmerung in Nacht. Meine Cigarre und die glimmenden Stummelpfeifen der beiden alten Köhler waren die einzigen Lichtpunkte der Situation. Glücklicherweise flatterte nur der Saum des Gewitters in unser Thal herüber, die Hauptwolkenmassen zogen seitwärts ab. Immerhin war es finster und naß genug, daß, als endlich der Regen aufhörte, das Weitermarschiren eine mißliche Sache ward. Was ich längst geahnt, ward mir durch die Köhler bestätigt: ich war vom Wege nach Drei-Annen und Wernigerode seitwärts abgekommen und konnte von Glück sagen, bei den Schwarzen ein wenn auch dürftiges Unterkommen zu finden. Ohne dies würde ich die Nacht durchnäßt im Walde haben verbringen müssen. Da ich etwas Lebensmittel bei mir führte, war ich auch nicht gezwungen, die bekannte Köhlersuppe zu theilen, bei deren Herstellung die Finger des schwarzen Kochs eine bedenkliche Rolle spielen. Am nächsten Morgen wollte mich einer der Burschen weiterbringen bis auf die Fahrstraße nach Wernigerode, auf welcher dann ein Verlaufen nicht mehr möglich sei; während der Nacht hatte keiner Lust dazu. Ich machte zum bösen Spiele gute Miene und besah mir die Wälder des Harzes zur Abwechselung einmal bei Nacht und — ein Stündchen später — beim schwachen Schein der schmalen Mondsichel.

Dicht neben dem Meiler, der auf sorgfältig geebnetem Platze errichtet war, stürzte der Berg jäh ab. Von unten herauf drang durch die stille Nacht das schwache Rauschen eines Wässerchens. Jenseits lag der Wald rabenschwarz, und zwei Seitenthäler, die sich unweit von uns öffneten, tieften sich wo möglich noch schwärzer. Die jungen Bursche hatten sich auf das elastische Lager aus Fichtenreisern in der Hütte geworfen und schliefen. Ich selbst war durch das forcirte Marschiren zu sehr aufgeregt worden, um schlafen zu können. Es war mir deshalb sehr lieb, daß der eine der Alten sich zu mir auf einen Holzklotz setzte, um zu plaudern. Wenn er auch nicht die alten Sagen vom Hackelberger und der Tutursel, die mit jenem nachts durch den Wald fährt, auftischte, so wußte er doch ganz genau, daß dort hinten rechts im Thale eine starke Wildsau liege, die ein so dickes Fell habe, daß keine Kugel durchgehe. Der Jägerbursche habe es ihm selber erzählt, daß er mehrmals nach der Sau geschossen, ohne daß die Kugel durch die Schwarte gedrungen. Fehlen kommt bei einem Jägerburschen natürlich nie vor. Dann folgten verschiedene Anekdoten von Wilddieben und Raubgesellen, von Kräuterweibern, die es verstanden, Krankheiten durch Versprechen und Wasserbesehen zu heilen — doch halt! was ist das? Dort, eben in dem verrufenen Thale der schußfesten Wildsau blitzen einzelne Lichtchen auf: eins, zwei, drei — jetzt sogar vier und fünf! Sie verschwanden abwechselnd, dann kamen sie wieder zum Vorschein und bewegten sich hin und her.

„Was ist das?“ frug ich meinen schwarzen Gesellen, ohne gleich eine Antwort zu erhalten, endlich meinte er: „Hören Sie mal zu! Eigentlich spricht man nicht gern davon, denn was geht's unser einem an, aber Sie sind ja nicht von den Soldaten, da wird's nichts weiter schaden. Sie p u l k e r n dort unten!“

„Pulkern? was ist das?“

„Nun, hören Sie mal zu. Es sind arme Leute, da und dort her, man kennt sie wohl schon, aber man spricht nicht gern davon. Sie gehen bei Nacht in den Wald, dorthin, wo junge Stämme sind, etwa vier bis sechs Zoll im Durchmesser. Sie nehmen kleine Laternen mit und brennen sie an, damit sie sehen können. Mit einem krummen Eisen, einer scharfen Scharre, reißen sie an jedem Stamm ein Stück Rinde ab. Es fließt dann das Harz aus und trocknet in Klumpen daran fest. Später, gegen den Herbst hin, gehen sie wieder aus, kratzen mit der Scharre das Harz ab und sammeln es in einen Sack, den sie sich umhängen. Das heißt eben pulkern.“

„Warum thun sie dies aber in der Nacht bei der Laterne? warum nicht am Tage beim Sonnenschein?“

„Da fragen Sie mal wunderlich. Hören Sie mal zu! Wenn sie's bei Tage thun, erkennt sie der Förster, zeigt sie an und sie kommen aufs Zuchthaus.“

„Das Harzscharren ist also hier verboten?“

„Freilich, viel strenger als das Wildern, was die Pulkerer nebenbei auch mit treiben, wenn ihnen gerade ein Wild über den Weg läuft. — Das Pulkern ist auch viel schlimmer, als wenn sie einmal einen Hirsch wegblasen. Die Kerle ruiniren den ganzen Wald. Wie viel Mühe hat's gemacht, ehe so eine Berglehne bepflanzt ward! Jahrelang sind die Lücken ausgebüßt worden und endlich kommt er so weit, daß er guten Holzwuchs verspricht, daß der Förster und die Herrschaft und jeder Mensch seine Freude daran hat. Da pulkern die Kerle, und das Harz fließt aus den Stämmen. Hören Sie mal zu! Das ist gerade so, als wenn mir einer den Rücken hinunter einen tiefen Schnitt macht. Das Blut fließt aus, dann will die Wunde heilen, alle Nächte aber kommt der Kerl und pulkert die neue Haut wieder herunter. Ich muß endlich daran eingehen, ist keine Rettung. Mit den Bäumen ist's gerade wie mit den Menschen; das Harz ist ihr Blut und Leben; wenn's fortwährend ausfließt, stirbt der Baum ab. Nun ist's aber erlaubt, daß an den freien Holztagen dürre, abgestorbene Stämme bis sechs Zoll Durchmesser abgehauen und mitgenommen werden dürfen. Die Kerls schlagen also zwei Fliegen mit einer Klappe. Erst pulkern sie die Bäume todt und dann schaffen sie sie öffentlich nach Hause.“

„Warum fängt aber der Förster die Harzkratzer nicht ab? Ich dächte, sie müßten doch leicht zu fassen sein, da sie nach denselben Stellen zurückkehren müssen?“

„Ja, es werden auch mitunter einige abgefaßt und spazieren aufs Zuchthaus, 's ist aber nicht so ganz leicht, wie Sie denken. Die Kerle wissen, daß der Förster sie nicht schont, wenn er sie kriegt, deshalb schonen sie ihn auch nicht, wenn sie ihn kriegen. Sie pulkern nicht einzeln, sondern in Trupps von sechs oder sieben zusammen. Manche haben auch Pistolen und Messer bei sich. Was soll nun der Förster thun? Er ist allein im Walde und hat Weib und Kinder zu Hause. Da war drüben nach Wernigerode hin ein Förster, ein Schlimmer, der schoß den Kerlen gleich Rehposten in die Beine, wenn er sie beim Pulkern traf. In der Ochsenpfühle lauerten sie ihm auf, überfielen ihn an einer einsamen Stelle, banden ihn an einen Baum, zogen ihm die Kleider aus und mißhandelten ihn mit Fichtenzweigen,

bis er halbtodt war. Dann gingen sie davon. Nach sechsunddreißig Stunden kam zum Glück noch ein Wilddieb vorbei und fand den fast todten Mann, schnitt ihn los und trug ihn nach Hause."

„Wenn aber das Harzscharren so streng verboten ist, wie können die Leute das Harz verwerthen?"

„Hören Sie mal zu, das ist so! Harz darf niemand verkaufen, aber Pech darf einer verhandeln, so viel er Lust hat. Man macht deshalb Pech aus dem Harz, dann sagt kein Mensch was darüber."

„In welcher Weise geschieht das?"

„Das Harz, das eben von den Bäumen abgepulkert ist, hat Rindenstückchen, Moos und andere Unreinigkeiten bei sich. Man thut's in einen Kessel und schmilzt es über schwachem Feuer. Dann schöpft man's aus und gießt es durch ein Sieb mit Heede (Werg). In der Heede bleibt alles Unreine zurück. Wird das durchgegossene Harz fest, so ist es weißes Pech. Rührt man etwas Ruß zu, so gibt's schwarzes Pech, das wird dann verkauft. Die Pulkerer auf den Dörfern müssen sich dabei in Acht nehmen, daß der Förster nichts merkt. Wenn sie das Ausschmelzen auch in der Nacht machen, so riecht man die Geschichte doch weit hin und der Förster hat eine Nase wie sein Jagdhund. Sie verkaufen deshalb das Harz heimlich an Kaufleute in der Stadt. Diese haben dann ein abgelegenes Hinterhaus, einen Schuppen oder Waschstall; dort schmelzen sie das Harz zu Pech. Sie machen natürlich gute Geschäfte dabei. Es ist aber bei allen solchen unrechten Dingen immer der Teufel im Spiel und ehe sich's einer versieht, hängt er den Leuten etwas an. Es wird Anno 37 gewesen sein, da schmolz einer in der Stadt auch bei Nacht Harz aus. Er war schläfrig geworden und hatte nicht gehörig aufs Feuer Acht. Das flackert zu stark und das Harz im Kessel kommt in Brand. Der Mann will sich nicht gern verrathen und deshalb keinen Lärm machen. Er versucht erst das Feuer allein zu löschen, endlich verliert er den Kopf, schreit: „Feuer!" und: „Hilfe!" da ist's aber schon zu spät. Der ganze Schuppen steht schon in Flammen. Nun hat er aber den ganzen Boden voll Harzklumpen stecken, die fangen Feuer und fliegen wie Raketen nach allen Seiten durch die Luft. Sie fallen auf die Schindeldächer; bei den Nachbarn war aber auch viel Harz unter den Dächern versteckt. Fast die halbe Stadt brannte dazumal weg. Das kam von dem Pulkern und von dem unrechten Gute! Da lob' ich mir unser Kohlenbrennen. Es ist zwar ein saurer Bissen Brot; wenn man fleißig ist, lohnt es aber auch und ist doch kein Unrecht dabei. Unsereins hält seine paar Pfennige zusammen, die er sauer verdient hat. Haben die dort mit ihrem Pulkern viel verdient, so lassen sie auch viel wieder drauf gehen. Wie gewonnen, so zerronnen! heißt's da. Sie bringen's mit Saufen und Spielen wieder durch und bleiben immer arme Leute dabei; 's ist einmal kein Segen beim Pulkern!"

Das Reutersche Telegraphenbureau.

„Schulmeister: Auch flüstert man sich aus zuverlässigen Quellen in die Ohren, daß das auseinandergelaufene Heer des Ypsilanti am 25. künftigen Monats in einer großen Bataille gesiegt hat.

„Tobies (Nase und Maul aufsperrend): Am 25. künftigen — ?

„Schulmeister: Wundern Sie sich nicht, Herr Tobies. Die Couriere gehen rasch! Verbesserte Poststraßen, verbesserte Poststraßen! Freilich ist so etwas hier zu Lande rar. Aber, Herr Tobies, Sie werden ja aus eigener Erfahrung bemerkt haben, daß ein gutes Pferd auf einer guten Chaussee den Weg von einer Stunde in einer halben zurücklegt; wenn Sie sich den Weg nun immer besser und die Chaussee immer vortrefflicher denken, so muß es ja natürlich dahin kommen, daß das Pferd den Weg in einer Viertelstunde, in zehn Minuten, in einer Minute, in nichts, in gar nichts und zuletzt in weniger als gar nichts zurücklegt! Begreifen Sie?"

So schrieb ein Mann, ein Genie, dem zum wahren Dichter leider nur Eines gefehlt, der sittliche Halt, und der darum auch zuletzt im Schlamm des Lebens versank, Grabbe, in seinem tollen, genialen Lustspiel: „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung," schon im Jahre 1822. Damals kannte man noch keine Eisenbahnen, keine Telegraphen; wie hätte er erst geschrieben, wenn er sie und ihre Wirksamkeit gekannt, wie würde er selbst erstaunt sein, wenn er sähe, daß, was er damals im Uebermuth gedichtet, heute Wahrheit geworden, d. h. zum Theil, wenn auch nicht ganz, denn auf Monate voraus kann man noch keine Meldung bringen, wohl aber auf Stunden, der Telegraph hat es durchgesetzt, er überholt die Sonne! Wenn der Draht nach Indien, an dem man jetzt zu arbeiten beginnt, vollendet, wenn die dortigen Inseln mit ins Netz gezogen sein werden, so wird man eine wichtige Neuigkeit, die dort in der frühen Morgenstunde sich ereignet, bei uns erfahren, wenn hier noch der vorige Tag nicht vollbracht ist, und am 31. December abends schon wird ein Glückwunsch hier eintreffen, der am 1. Januar dort aufgegeben ist! Wunderbarer Gedanke! Wunderbare Erfindung, die die ganze Welt und all ihre Verhältnisse umgestaltet hat! Zeit und Raum sind geschwunden, die Völker einander nahegerückt, das Leben der Einzelnen ist erst jetzt zum Theil des Ganzen geworden und wenn der Dichter sagt: „Seid umschlungen, Millionen!" — so umschlingt sie nun der Telegraphendraht, der alle Nationen in Glieder einer Familie verwandelt hat. Stirbt heute der Herrscher irgend eines Volkes, der lange Jahre wie ein Alp auf der Menschheit gelastet, so athmen in einer Stunde viele Millionen erleichtert auf, rings auf dem Erdball! Stirbt der echte Vater seines Volkes, in einer Stunde fließen ihm die Thränen von Millionen nach! Wird ein Verbrecher flüchtig, so raunen sich unter der Erde wie unter dem Wasser und in der Luft sofort Milliarden elektrischer Atome still und emsig sein Verbrechen und seine Beschreibung zu, und wenn er im sicheren Hafen zu landen meint, grinst ihm das Spiegelbild seiner That schon entgegen und der Arm der Gerechtigkeit, wie der einer Marionette vom Draht geleitet, streckt sich nach ihm aus und ergreift ihn. Und glaubt ein Geschäftsmann den Augenblick gekommen, „zu kaufen" oder „zu verkaufen," er ertheilt nach allen Himmelsgegenden seine Aufträge, und sicherer und schneller, als ob er seinen Diener zum Banquier in der nächsten Straße schickte, wird der in Berlin ertheilte Auftrag in Wien, Paris, London ausgeführt und die Antwort: „Ist besorgt!" trifft von allen Punkten ein, noch ehe jener von der Börse in sein Haus zurückgekehrt! — Wie wird es sein, wenn erst alle Telegraphenlinien vollendet sein und sich in die Hand arbeiten werden! Aber vieles ist jetzt schon erreicht, wir sind an diese Wunder gewöhnt, und ohne Staunen und Ueberraschung lesen wir des Morgens schon gedruckt in den Zeitungen, was in derselben Nacht an irgend einem Punkt der Erde sich zugetragen. Und damit solches Resultat erreicht werde, müssen alle Elemente, muß Erde und Meer und Luft und Feuer dienstbar gemacht werden, müssen Menschen und selbst, wo es nöthig wird, auch Thiere mitwirken. Die Nachrichten gehen nämlich nicht allen Zeitungen, allen Kaufleuten und Privaten immer direct zu, sondern durch Vermittelung von Bureaux, an welche sie geschickt und von denen sie vervielfältigt den Einzelnen zugesandt werden; von solchen Bureaux sind in Berlin zwei, das ältere, Wolffsche, und das neuere, jüngere, das Telegraphenbureau für Norddeutschland, und diese eben sind es, welche alle Kräfte der Natur anwenden müssen, um zu jenem Resultat zu gelangen. Das älteste dieser Bureaux ist aber das Reutersche, dessen Geschichte wir jetzt dem Leser mittheilen wollen.

Die Entstehung des Reuterschen Bureaus datirt schon aus dem Jahre 1849; damals wurde die erste Telegraphenlinie in Deutschland errichtet, die von Berlin nach Aachen führte. Aber das war nur ein kurzer Weg, nur bestimmten Staatszwecken dienstbar und an sich noch wenig geeignet, die Glieder der Völkerfamilie mit einander zu verbinden. Da kam Herr Reuter, um die Correspondenz zwischen dem Osten und Westen Europas zu beflügeln, auf den Gedanken, ein Vermittelungsbureau zu errichten und begann das Unternehmen so: er beförderte die in Verviers ankommenden Depeschen durch eine Taubenpost nach Aachen! Sechsfach wurden diese beflügelten Postillone bereit gehalten, damit, wenn einer oder der andere unterwegs verunglückte oder sich vom Wege verirrte, doch immer noch einige Tauben wenigstens mit ihrer geheimnißvollen Botschaft den Bestimmungsort erreichen sollten. Und höchst selten nur kamen nicht alle daselbst an. Von Aachen führte dann der Draht die Botschaft hin nach Berlin, von wo aus sie weiter ging nach Rußland, Polen

und dem ganzen Osten Europas, natürlich mit einem höchst bedeutenden Vorsprung vor den mit der Post beförderten Nachrichten. Denselben Weg, nur in umgekehrter Reihe, nahmen die Nachrichten, welche von Osten nach Westen, von Berlin nach Aachen, telegraphirt wurden, von da eine Taubenbeförderung nach Verviers erhielten und dann nach Frankreich und England weiter gingen.

Das Telegraphennetz wurde später weiter ausgedehnt, Verviers und Aachen wurden durch den Draht verbunden, auch von Valenciennes aus wurde eine Linie durch Frankreich nach Paris und weiter gelegt, und nun siedelte Herr Reuter mit seinem Bureau erst nach Quivrin, dann nach Valenciennes über. Zwischen diesen beiden Orten wurde der Depeschendienst durch Estafetten hergestellt, für welche Tag und Nacht gesattelte Pferde bereit standen und die Couriere darauf warteten, eine Nachricht, die so eben das Ende des einen Drahtes verlassen, in fliegender Eile an den Anfang des andern zu bringen. Viele Pferde, viele Boten mußten hier bereit gehalten werden, denn oft jagte eine Depesche die andere und keine duldete einen Aufschub, sollte nicht der Nutzen des Ganzen illusorisch werden. — Endlich im Jahre 1851 gelang das große Werk; das erste unterseeische Kabel wurde glücklich gelegt, zwischen Calais und Dover; England wurde mit dem Continent telegraphisch verbunden, und nun ging Herr Reuter, der in Paris bereits auf die Idee gekommen war, die uns jetzt gewöhnlich und alltäglich scheint, damals aber neu war und durch ihre Kühnheit imponirte: nicht allein Privattelegramme zu befördern, sondern ein telegraphisches Vermittelungsbureau für die Mittheilung von politischen und merkantilischen Nachrichten an die Presse und an Privatleute zu errichten, auch zu diesem Zwecke schon eine lithographische Correspondenz in Paris gegründet hatte, nach London, sein Unternehmen immer weiter auszudehnen. Zuerst hatte er auch den glücklichsten Erfolg, da er anfänglich den Depeschendienst auf einfache Mittheilung der Coursnotirungen von verschiedenen wichtigen Plätzen an Banquiers, Kaufleute, Privaten und Zeitungen gegen ein festes Abonnement beschränkte. Als er aber später den Versuch mit politischen Nachrichten machte, konnte er wunderbarer Weise — so beschränkt war noch die Anschauung vor wenigen Jahren — bei den Zeitungen und namentlich den größeren, nicht durchdringen, weil diese es für wünschenswerther hielten, daß sie mit wichtigen telegraphischen Nachrichten den Vorsprung behielten und sie den kleineren Blättern nicht gleichzeitig zukommen lassen wollten. So namentlich die Times, und noch jetzt der New-York-Herald, der sich ganze Briefe telegraphiren läßt, nur um sich vor anderen Blättern auszuzeichnen. Aber Reuter war nicht der Mann, so leicht einen Plan aufzugeben, er erneute nach einigen Jahren den Versuch — und mit ebenso geringem Erfolg. Endlich, im Jahre 1858, hatte er seinen Plan soweit herangereift und seine Verbindungen in der Welt soweit ausgedehnt, daß es nun sein unabänderlich fester Entschluß wurde, mit der Sache durchzudringen und dabei keine Kosten zu scheuen — er wußte, endlich müsse er siegen. Er machte also wiederum den Zeitungen seine Anträge und schickte ihnen probeweise die Depeschen während eines Monats zu; aber noch immer stieß er auf hartnäckigen Widerstand, und nur dann und wann druckte die Times eine Depesche ab. Da kam der berühmte, so folgenschwere 1. Januar 1859 und der damit verbundene Empfang in den Tuilerien, bei welchem der Kaiser Napoleon dem österreichischen Gesandten die ganz Europa erzittern machenden Worte sprach, daß er sehr bedaure, daß seine Beziehungen zu dem Kaiser von Oesterreich nicht mehr so freundschaftlich seien als bisher. — Diese um 1 Uhr in den Tuilerien gesprochenen Worte wurden von den englischen Zeitungen bereits um 2 Uhr gedruckt in Extrablättern verbreitet — und von dieser Stunde an war der Erfolg des Unternehmens gesichert. Die Londoner Blätter selbst waren erstaunt und ergingen sich in den größten Lobeserhebungen über die Zuverlässigkeit und Schnelligkeit des Bureaus, sie verschafften ihm Eingang in ganz England und dem Continent, die Times, die immer den Ton angibt für Großbritannien, machte keine engere Auswahl mehr, sondern nahm gern und willig alles auf, was ihr zugesendet wurde, und der sofort eintretende Krieg in Italien trug nicht wenig dazu bei, durch das den Nachrichten verliehene hohe Interesse für das Etablissement Propaganda zu machen. Immer mehr entwickelte sich dasselbe und hatte es sich nun zur besonderen Aufgabe gestellt, sich nicht nur auf England zu beschränken, sondern sich über alle Theile der Erde auszudehnen. Die politische Weltlage, welche seit 1859 überhaupt eine stets verwickeltere, ernstere wurde, ließ das Interesse für die Nachrichten nie ermatten; es kam der amerikanische dann der holsteinsche, Krieg, und alle trugen zur Entwickelung des Etablissements bei. Die Nachrichten, welche es brachte, wurden so begierig aufgenommen, daß die Times sich beispielsweise einmal drei volle Spalten ihres Riesenblattes telegraphiren ließ! Namentlich wurde der amerikanische Dienst, schon ehe das Kabel hinüberführte, mit großer Umsicht und großen Kosten so vervollständigt und vervollkommnet, daß diese Depeschen der gesammten Presse Europas, Asiens, Afrikas und Australiens zugehen konnten. Wir wollen diesen so höchst interessanten amerikanischen Dienst etwas genauer erzählen.

Die Schiffe, welche aus Amerika abfuhren, hatten entweder einen eigenen Beamten an Bord, dem die Sorge für die pünktliche Ausführung aller Obliegenheiten übertragen war, oder die Capitäne übernahmen dieses Amt, was sie sehr gern thaten, da sie auf diese Weise stets mit den neuesten Nachrichten bekannt wurden und ihren Passagieren die Langeweile der Seereise durch ihre Mittheilungen etwas kürzen ko nten. Jedes dieser Schiffe erhielt ferner eine Anzahl von Blechkisten, die auf der unteren Seite beschwert, auf der oberen mit einer Stange und Flagge für den Gebrauch bei Tage und mit bengalischen Flammen für den Nachtdienst versehen waren. Den Schiffen aus New-York, Boston, Quebec, welche noch andere Punkte auf dem amerikanischen Festland berührten, wurde nun noch bis zum Moment ihrer Ankunft in den respectiven Häfen in Amerika per Telegraph alles Wichtige nachgesandt, was während der Zeit zwischen ihrer Abfahrt und Ankunft daselbst sich ereignet hatte. Das wurde von den Personen welche damit betraut waren, in die richtige Form gebracht und eingetragen, dann wurden noch die Schiffsnachrichten über das, was auf der Fahrt sich ereignet, welchen Schiffen sie begegnet waren u. s. w. aufgenommen, alles vollständig vorbereitet, mit Adresse und Unterschrift für die Telegraphenstationen versehen und gelangte so nach Europa. Die Schiffe, welche von New-York oder Boston nach Liverpool gingen, berührten auf ihrer Fahrt nach Europa zuerst Queenstown in Irland und landeten dort ihre Depeschen; dadurch gewannen dieselben zwanzig Stunden Vorsprung, da die Fahrt von hier nach Liverpool so lange dauert, während nun die Nachrichten sofort an das Reutersche Telegraphenbureau nach London und von hier weiter durch England und nach dem Continent, nach Frankreich, Deutschland, Oesterreich, Rußland, Italien und der Pyrenäischen Halbinsel telegraphirt wurden. Dem Schiff, welches von Boston auslief, wurden Depeschen von New-York nach Halifax nachgesandt, woselbst der Steamer einlief, um die Canadische Post und die aus Neu-Schottland an Bord zu nehmen, und bis zum letzten Augenblick erhielt das Schiff so alle Neuigkeiten, die zwei Tage weiter reichten als die brieflichen Nachrichten. Für die Sommermonate war nun für alle Schiffe das Arrangement getroffen, daß sie bei Cap Race oder St. Jones in New-Foundland anliefen, was ungefähr vier Tage nach Abgang von New-York oder Boston der Fall war; hier lagen eigene kleine Boote bereit, welche, sowie das Schiff in Sicht kam, ausliefen und ihm die Depeschen entgegen und auf die hohe See hinausbrachten, so daß jede Verzögerung vermieden wurde. Welche Kosten das machte, ist daraus zu ersehen, daß für jedes von New-York oder Washington nach Cap Race telegraphirte Wort ein halber Dollar zu entrichten war, und welche Masse von Hilfsmannschaften, welch genaues Ineinandergreifen aller Arrangements war dazu nothwendig! Das ging aber nur im Sommer, weil da alle Schiffe eine mehr nördliche Richtung nehmen und Cap Race in einer Entfernung von höchstens sechszig Meilen berühren, was für jene Boote keine zu große Distanz war; im Winter dagegen war es nicht möglich, dies zu erreichen, da dann die Schiffe wegen des Wetters und der gefährlichen Küsten einen anderen Curs einschlagen und nicht unter 300 Meilen herankommen, also für die nacheilenden kleinen Boote unerreichbar sind.

Die Schiffe, welche von Portland im Staate Maine im Winter und von Quebec im Sommer abfuhren, also die Canadische Linie, liefen als ersten Punkt in Irland Londonderry an und hatten dort ihre Depeschen zu landen; auch diese brachten regelmäßige Nachrichten, welche ihnen zwölf Stunden nach Abgang von New-York nachgesandt waren und die sie bei Fartherpoint wieder in der oben beschriebenen Weise aufnahmen, und hatte sich diese Route namentlich bei dem folgenschweren Ereigniß von Lincolns Ermordung trefflich bewährt. — Die Schiffe, welche von New-York nach Deutschland

abgingen, also die Bremer Linien, der Norddeutsche Lloyd, die Hamburger, hatten als ersten Punkt den Hafen von Southampton zu berühren; auch hier lag ein Dampfer bereit, ein sogenannter Bugsirdampfer, fertig geheizt zu der Zeit, wo das amerikanische Schiff erwartet wurde, dem es die Depeschen, sowie es in die Southampton-Gewässer einlief, abnahm und sie rasch nach der Telegraphenstation überbrachte. Die Nachrichten aus Amerika waren aber von solcher Wichtigkeit, daß jede Beschleunigung ihrer Ankunft dem Institut von größter Wichtigkeit sein mußte. Es war daher auf Mittel bedacht, die Depeschen zu beflügeln und erbaute deshalb auf eigene Kosten eine Telegraphenlinie von Queenstown nach Crookhaven, einem auf der Südwestspitze Irlands belegenen kleinen, unbedeutenden Platz; der Vorsprung aber, welcher hierdurch über Queenstown gewonnen war, belief sich auf sechs Stunden, so daß, wenn das Schiff Queenstown erreichte, die von ihm in Crookhaven gelandeten Nachrichten bereits längst in ganz Europa verbreitet waren. Die Erbauung dieser sechs Stunden langen Linie kostete 7000 £. Jetzt hat jener kleine Ort so sehr dadurch gewonnen, daß er sich belebt hat, die Schiffe dort anlegen, ein Hafen beabsichtigt ist und eine Eisenbahn dorthin in Aussicht und in Angriff genommen ist, die sich sehr rentiren wird. Für diejenigen Schiffe, welche nach Londonderry gingen, wurde auch eine weiter ins Meer hinausgehende Station benutzt, Greencastle, so daß auch da ein Zeitgewinn von einigen Stunden erzielt wurde. Das sind so die Hauptlinien, welche von Amerika herüberführten; und dieselben Einrichtungen gelten natürlich auch für die von Europa nach Amerika gehenden Schiffe, nur eben umgekehrt, sie nahmen Depeschen ein, wo sie vorher dieselben gelandet, und landeten sie, wo sie solche eingenommen hatten. Die Schiffe legten natürlich nicht an all den genannten kleinen Stationsorten an, sie fuhren nur auf der Höhe derselben vorbei. Und dann warfen sie mitten im Fahren, ohne jede Weiterung, die oben erwähnten Blechkistchen ins Meer, von denen immer mehrere dieselbe Nachricht enthielten, damit wenn ein Hai die eine verschlang, oder ein sonstiges Mißgeschick sie traf, doch einige wenigstens sicher gerettet wurden. Die Stelle, wo sie im Meere schwammen, zeigten bei Tage die Fähnchen, bei Nacht die im Wasser sich entzündenden bengalischen Flammen an. Und am Ufer lauerten Dampfer, fertig geheizt und zum Auslaufen bereit, wenn das Schiff erwartet wurde; so wie es signalisirt war, fuhren sie aus, fischten im Meere die Blechkasten auf — man denke sich solch eine nächtliche Scene, das Meer erleuchtet von den verschiedenen bunten, hellstrahlenden Flammen, sonst tiefe Nacht, und den kleinen nach Depeschen fischenden Dampfer mitten dazwischen! — und brachten ihren Inhalt zum Stationstelegraphen, der ihn dann weiter verkündete.

Und bis zum Jahre 1864 war der Unternehmer alleiniger Eigenthümer gewesen. Der ungeheure Kostenaufwand aber, den dies verursachte und den man danach wohl ermessen kann, sowie die große damit verbundene Verantwortlichkeit veranlaßten ihn, eine Actiengesellschaft zu gründen, welche im Jahre 1865 ins Leben trat, und mit einem Capital von 250,000 £ zu London unter dem Namen Reuter's Telegram-Company-Limited ihren Sitz hat. Herr Reuter selbst behält lebenslänglich die Leitung. Diese Gesellschaft hat jetzt ihre Verzweigungen durch Filialen in Indien, China, Australien, Aegypten, Nord- und Südamerika ausgedehnt, und ihre Agenten auf allen Punkten dieser Länder sind angewiesen, alle Nachrichten von Wichtigkeit zu sammeln und nach dem Hauptsitz sowie den verschiedenen Filialen zu vermitteln. Gleichzeitig haben sie aber auch die Aufgabe, die ihnen von dem Hauptetablissement und den Filialen gesandten, zu expediren, indem sie dieselben ihren Abonnenten mittheilen. Aber Herr Reuter beabsichtigte, sich nicht auf das bisher Erreichte zu beschränken, sondern sein Streben ging vielmehr dahin, selbst telegraphische Leitungen anzulegen. Der erste Schritt hierzu war das Kabel von England nach Hannover. Auf Norderney traf er Georg, damals noch König; derselbe zeigte ihm eine Depesche aus Windsor und sagte in stolzem Tone: „Sehen Sie da eine Depesche, die vor einer Stunde erst Schloß Windsor verlassen." — „Das sind gerade neunundfünfzig Minuten zu viel, war Reuters Antwort. Wenn Ew. Majestät mich gewähren lassen, schaffe ich Ihnen künftig die Depeschen von dort in höchstens einer Minute." Das imponirte dem König und er gab die Concession, nach welcher das Kabel bis zum 1. September 1867 fertig sein sollte. Aber der Krieg mit Preußen unterbrach die Arbeiten, sie mußten eingestellt werden, bis nach dem Friedensschluß Schritte bei der preußischen Regierung gethan werden konnten, die endlich zu dem erwünschten Ziele führten. Herr Reuter übernahm die Landleitung von Norderney, wo das Kabel landen sollte, über Hannover, Bremen und Hamburg auf eigene Kosten und erhielt dafür die Bewilligung; das Kabel ward am 1. October 1866 fertig, der Winter aber verzögerte die Herstellung der Landlinie, bis im vorigen Jahre weiter gearbeitet werden konnte und nachdem von London direct nach Hamburg, Bremen, Hannover telegraphirt wurde, nahm man die Linie Berlin-Hannover in Angriff, so daß nun endlich eine directe Verbindung zwischen Berlin und London resp. England und dem Continent hergestellt ist, und zwar mit einem Kabel, welches vier Drähte enthält, so daß vier Depeschen zugleich hin und her befördert werden können. 250 englische Meilen ist das Kabel zwischen Hannover und England lang, mit einem Gewicht von 2800 Tons; das atlantische wiegt bei einer Länge von 2700 Meilen 31 Centner per Meile. — Und während so in der Nähe gearbeitet wird, ist unterdes Australien mit Ceylon, Pointigall in Verbindung gesetzt, von wo die Depeschen durch den indischen Telegraphen her gelangen, was ein bedeutender Zeitgewinn ist, da die Depesche von Ceylon nach London höchstens einen Tag gebraucht, während früher die mit der australischen Post über China und Calcutta beförderten Nachrichten vier Wochen gebrauchten. Jetzt herrscht die Absicht, eine Drahtleitung durch China, Mongolien, Sibirien nach Europa zu legen, aber vergeblich haben die Vertreter des Bureaus seit drei Jahren den Widerstand des Beherrschers des himmlischen Reiches gegen diesen Plan zu überwinden gesucht; vielleicht gelingt es, wenn erst das andere Riesenunternehmen beendet sein wird, die indo-europäischen Telegraphenlinien, zu deren Errichtung kürzlich das Exekutivcommittee, bestehend aus den Generaldirectoren der Telegraphen des Norddeutschen Bundes und Rußland, Obrist von Chauvin und Geheimerath von Lüders, und Mr. Barlow, dem stellvertretenden Vorsitzenden des Londoner Gesammtdirectoriums, hier versammelt war. Das Capital ist gesichert; Verträge mit der Electric-Company in London und Reuters Telegram-Company sind abgeschlossen, um nicht erst ein besonderes Kabel von Deutschland nach England legen zu müssen, und die Firmen Siemens & Halske in Berlin und Siemens Brothers in London für die Legung der Linien durch Deutschland, Rußland, Persien gewonnen, die vor Ablauf des nächsten Jahres beendet sein müssen, und somit die Verbindung von London, Berlin, Shitomir, Kertsch, Tiflis und Teheran, und von da nach Indien hergestellt. Durch das schwarze Meer hindurch, fünfundzwanzig deutsche Meilen lang, wird das Kabel durch einen doppelten Panzer von starkem Kupferblech gegen die Bohrmuschel gesichert werden. Und wie jeder wissenschaftliche und industrielle Fortschritt zugleich einer der Civilisation und Humanität überhaupt ist, so ist hier zum erstenmale der richtige Grundsatz von den betreffenden Regierungen ausgesprochen worden, daß der commerziellen Correspondenz zwischen Europa und Indien auch im Kriegsfalle kein Hinderniß in den Weg gelegt werden solle.

So war das Reutersche Telegraphenbureau nun in der ganzen Welt vertreten — nur in Deutschland noch nicht; — da faßte Herr Reuter im vorigen Jahre den Plan, in Frankfurt a. M. und in Berlin Bureaux zu errichten. Aber die Regierung, welche die Genehmigung zu ertheilen hatte nach § 18 der Gewerbeordnung von 1861, verweigerte sie, wozu sie allerdings berechtigt war, da nach jenem Paragraphen fremde Actiengesellschaften nur mit besonderer Genehmigung der Regierung in Preußen Filialen errichten konnten. Und so entstand in Berlin, allerdings angeregt durch den Reuterschen Plan, das „Telegraphenbureau für Norddeutschland" unter Leitung des Hofrath Albers, der, aus dem Staatsdienst ausgetreten, auf diese Art sich eine selbstständige Existenz gründete, die zugleich der Welt von Nutzen ist. Dies Bureau steht natürlich in Verbindung mit dem Reuterschen.

Neuerdings hat Reuter in Verbindung mit dem Banquier von Erlanger den großartigen Plan gefaßt, ein zweites unterseeisches Kabel durch den atlantischen Ocean zu legen, um eine direkte telegraphische Verbindung zwischen Frankreich und Amerika herzustellen. Durch die von der französischen Regierung ertheilte Concession ist das Unternehmen auch bereits gesichert, dessen Durchführung ein neues Zeugniß sein wird von der rastlos schöpferischen Thätigkeit seines Begründers.

Das Reutersche Bureau ist aus einem kleinen Anfang ein

Riesenbau geworden, der wie ein Polyp von Eisen mit tausend Armen die ganze Welt umfaßt, aber nicht um sie zu ersticken, sondern sie zu erwecken zu schönerem, kosmopolitischerem Leben.

Eine Frage aber, die sich dem aufmerksamen Leser aufdrängen dürfte, bleibt noch zu beantworten: Wie geht es zu, daß das Bureau nicht fortwährend düpirt wird? Daß nicht unter seinem Namen und an seine Adresse an den verschiedenen Stationen oft gefälschte Depeschen aufgegeben werden? Der Telegraphenbeamte hat ja weder die Wahrheit des Factums noch die Identität des Aufgebenden zu prüfen? Nun, auf die einfachste Weise. Das Bureau hat seine eigenen Agenten an allen Punkten, wo die Linie hingeht, in allen Welttheilen. Und sollten auch diese Agenten bekannt sein, so daß ihr Name leicht gemißbraucht werden könnte, so hat doch noch jeder einzelne von ihnen seine besondere Chiffre, sein ganz gleichgültig scheinendes, darum unbemerkbares Erkennungszeichen. So geschah es, daß, als vor einigen Jahren die Dynastie in Griechenland wechselte, ein Londoner Banquier nach Kopenhagen reiste und dort eine Depesche nach London aufgab, welche auf die Fonds eine ungeheure Wirkung üben mußte. Sie kam an, schien unverfänglich, der Name des Kopenhagener Agenten war gemißbraucht, aber er stand doch da. Nur das Erkennungszeichen, die Chiffre fehlte; sofort wurde an den wirklichen Agenten telegraphirt, er meldete den Betrug — und viele Menschen waren vor Schaden bewahrt, jener Londoner Banquier allein der Geprellte.

So sehen wir das Geheimniß erklärt, wie dies Reutersche Bureau eine solche Weltbedeutung gewinnen konnte: Kühnheit des Planes, unermüdliche Ausdauer in der Durchsetzung desselben und sorgfältigste Ausführung bis in die einzelnen Details hinein. Das sind die Mittel, durch welche so Großes erreicht ist und hoffentlich noch Größeres erreicht werden wird. Th. Coßmann.

Ein diplomatisches Bild.

Die Besucher der Pariser Weltausstellung werden sich sicherlich des Bildes entsinnen, welches das Daheim heute seinen Lesern bringt; es erntete den ungetheiltesten Beifall sowohl der Sachverständigen als auch des großen Publikums, und nicht oft hat die öffentliche Meinung eine so rückhaltlose Zustimmung zu einer auszeichnenden Belohnung gegeben, wie sie es bei dem Maler dieses Bildes that ... dem Hamburger Ferdinand Heilbuth.

Es muß für jeden Deutschen interessant sein zu beobachten, wie solche unserer Landsleute, welche sich im Auslande einen bedeutenden Namen erwerben, den Stempel ihres Deutschthums auf all ihr Wirken und Thun drücken und auf solche Weise ihrem Vaterland mehr die Sympathien des Auslandes erwecken, als noch so geschickte Diplomaten, als noch so spitze Journalistenfedern es vermögen. So hat Heilbuth, der so lange Jahre in Italien gelebt und jetzt seit so langen Jahren Paris bewohnt, der in Italien malen gelernt, — um nur für Franzosen, für heutige Franzosen zu malen, deren Lieblingsbilder stets einen gewissen haut goût haben — trotz der neueren italienischen Schule, der er ohne Zweifel angehört, trotz des modernen Geschmackes, welchem auch er zu huldigen sich gezwungen sieht, nie aufgehört, ein deutscher Künstler in des Wortes bester Bedeutung zu sein ... gewissenhaft und voll Hochachtung für seine Kunst.

Schau das gegenüberstehende Bild an, lieber Leser; — wärest Du wohl fähig, zu errathen, daß dieses so harmlos scheinende Werk mehr böses Blut in der Welt hervorgerufen hat, als viele politische Kanonenschläge, welche nur knallen und niemanden verletzen; — daß diplomatische Schriften dieses Bildes halber gewechselt worden sind; — daß Gesandte sich darüber beklagt haben; — daß dieses Bild die erste Ursache einer langsamen, aber desto wirksameren Opposition gegen einen sehr talentvollen Minister geworden ist, welche ihm zuletzt das Portefeuille aus den Händen gewunden hat; und daß endlich eine der mächtigsten Fürstinnen dieser Welt hat interveniren müssen, um den Skandal, den es erregt hatte, so viel wie möglich beizulegen? Kannst Du Dir überhaupt wohl vorstellen, daß dieses Bild eine beißende, unerbittliche Satire auf gewisse, vielbesprochene Zustände ist; — eine Satire, deren erste Idee im Kopfe des Gesandten Kaiser Napoleons III. am römischen Hofe — dem wohlbekannten Marquis v. Lavalette — keimte, als er am 12. Januar 1862 im Namen seines Souveräns, und um der Revolution die Spitze abzubrechen, Reformen forderte, unter denen die hauptsächlichste die war, die Administration der römischen Staaten Laien anzuvertrauen, und vom Cardinal Antonelli die sprichwörtlich gewordene Antwort: „Non possumus (Wir können es nicht)“ erhielt.

Jetzt, Leser, weißt Du, welch ein Bild Du Dir ansiehst; — es ist die feine und geistreiche Antwort, welche der Marquis v. Lavalette durch den Pinsel Heilbuths auf das Non possumus des Cardinals Antonelli gab; — und man muß bewundern, mit welch tiefem Verständniß der Marquis seinen Dollmetscher gesucht hat, und wie er richtig vorausgesehen hat, daß die schlichte und rechte Manier des deutschen Künstlers den tiefsten Eindruck machen würde. Wie würde ein Franzose, dem diese Aufgabe geworden wäre, seinen Pinsel vorerst in Galle getaucht, wie würde er verletzt, beleidigt, übertrieben und eben dadurch den Zweck verfehlt haben! Hier jedoch ist alles einfach und harmlos, man glaubt, einen naiven Humor zu fühlen, welcher über dem ganzen Bilde schwebt, man muß über die barocken Bedientenphysiognomien lachen ... weiter nichts; — und dennoch hat gerade dieses so einfach scheinende Bild den Apfel mitten durch getroffen, und, wie gesagt, mehr böses Blut gemacht, als all die Schriften, welche über die römische Frage erschienen sind.

Warum? — Es ist hier der Ort nicht zu erläutern, ob eine Laienregierung segensreicher für die römischen Staaten sein würde, als die der Cardinäle; aber was diese Cardinalsregierung ist, will dieses Bild zeigen; ... Greise, die bei allem Wohlwollen, welches ihnen inne wohnt, zu wenig Kenntnisse von der wirklichen Welt, von den Forderungen der Zeit, in welcher wir leben, haben, — Kenntnisse, die sie weder auf dem Seminar, noch in den Klöstern sich aneignen konnten, — gute, fromme Greise, von aufgeblasenen Dummköpfen bedient! Das ist die Civilregierung der römischen Staaten ... und das ist die Bedeutung dieses Bildes!

Einen Theil der großen Sensation, welche dieses Bild in Paris hervorrief, erklärt auch der Umstand, daß sowohl die Cardinäle als auch die Bedienten Porträtähnlichkeit haben und daß unter der Livrée der letzteren einige bekannte Civilbeamte der römischen Provinzen zu erkennen sind. Aber dieser Theil der Sensation war der geringste in Frankreich; — den Anstrich von officiellem oder, wenn man will, officiösem Wesen, den dieses Bild annahm, konnte man ihm nicht verzeihen; denn obgleich schon am Ende des Jahres 1862 der Marquis von Lavalette seine Entlassung als Gesandter in Rom erhalten hatte, so wußte man doch ganz genau, daß er deshalb nicht ein Atom des Vertrauens verloren hatte, welches der Kaiser in seine Fähigkeiten und in seine Anhänglichkeit an die napoleonische Dynastie setzt; und so schien es denn, daß wie hinter dem fast unbekannten deutschen Maler, der einflußreiche französische Gesandte und Senator stand, — hinter diesem sich eigentlich der kaiserliche Gedanke verbarg.

Es ist eine merkwürdige Nation jenseits des Rheins; unberechenbar in all ihren Neigungen, in all ihrem Thun und Denken, aber ein Zug von Generosität, von chevalereskem Wesen läßt sich stets — selbst in ihren nicht zu rechtfertigenden Handlungen — herausfinden, und der Leser wird bei den Ereignissen der Neuzeit gewiß nicht ohne Erstaunen bemerkt haben, mit welcher ehrerbietigen Hochachtung die Nachkommen Voltaires, Diderots und der Encyclopädisten die Person des Papstes umgeben; es ist buchstäbliche Wahrheit, daß Pius IX in Frankreich mehr geliebt und geachtet wird, als in Italien und Spanien und daß in den heftigsten parlamentarischen Debatten, sowie in den leidenschaftlichsten Zeitungsartikeln diese Persönlichkeit, die so vielen Millionen heilig ist, unangetastet bleibt; — ja selbst in den Jahren vollständiger Preßfreiheit (1849—1852) hat der Charivari in seinen täglich erscheinenden Carricaturen nicht ein einziges Mal seinen humoristischen Griffel an den Papst gelegt. Aber wenn diese anerkennungswerthe Mäßigung das Haupt der katholischen Kirche ganz außer Spiel läßt, so sucht man auf der andern Seite alles, was die weltliche Regierung desselben betrifft, mit einem Nimbus von Lächerlichkeit zu umgeben, die ihres Gleichen sucht. Und doch hat nie — wir wiederholen es — die gröbste Satire, die undelikateste Anspielung mehr verletzt, empört, unsinnigen Zorn hervorgerufen als



Begegnung zweier Cardinäle auf Monte Pincio.

Nach dem Gemälde von Ferdinand Heilbuth.

Heilbuths ruhig heiteres Bild; und eine Art Verschwörung bildete sich gegen jenen deutschen Protestanten, welcher, wie man behaupten wollte, den Katholicismus persifflirte. Diese Erbitterung rief aber ihrer Uebertriebenheit halber unter den frömmsten Katholiken eine Reaction zu Gunsten des Malers hervor, es bildete sich eine ganze Partei, welche den deutschen Künstler in Schutz nahm, und an die Spitze dieser Partei trat eine Person, deren Frömmigkeit und Ergebenheit für die Person des heiligen Vaters niemand je in Zweifel gezogen hat ... die Kaiserin Eugenie.

Der Marquis von Lavalette hatte das Bild ausstellen lassen und der römische Nuntius, der Fürst Chigi, hatte in höchst scharfen Worten dem Minister der „schönen Künste", welches merkwürdiger Weise der Marschall Baillant, der Generalstabschef des italienischen Feldzuges von 1859 ist, sein Erstaunen darüber ausgedrückt, daß dieses „Pasquill" einen so hervorragenden Platz im Salon erhalten habe, als dieser ihm gelassen antwortete: Ihre Majestät die Kaiserin besäße selbst ein römisches Bild desselben Malers!

Man erzählt, daß der Nuntius wie aus den Wolken gefallen sei, als er dieses zweite Bild: „L'absolution du péché véniel à St. Pierre" gesehen. Nie hat wohl ein schlichteres Thema einem Künstler gedient, um eine so hohe, majestätisch erhebende Wirkung hervorzubringen. Beim oberflächlichen Anblick schon sieht man, wie hoch, über jeglichem Spott erhaben dem Maler die Religion steht, wie er — der Nichtkatholik — wenn auch nicht die Herzen, doch die Gesichter des römischen Volkes bei der Beichte studirt, und wie er es mit echter Männlichkeit verstanden hat, dem etwas caustisch realistischen Zuge seines Talentes Zügel anzulegen, wenn sein Pinsel sich an das höchste Gut des Menschen, an den Glauben wagt. Es ist in seiner einfach schlichten Hülle ein ernstes Bild, wie es, trotz all ihres so bedeutenden Talentes, die heutigen französischen Maler wohl kaum fähig wären zu produciren. — Fürst Chigi schüttelte das Haupt, nachdem er — einer der feinsten Kunstkenner des heutigen Italiens — lange vor dem Bilde gestanden, und sagte nichts weiter als: „è peccato" (es ist schade) ... was er sich dabei dachte, ist wohl leicht zu begreifen.

..... Die beiden Bilder hingen auf der Weltausstellung bei einander, neben einem dritten, welches auch dem Marquis von Lavalette gehört (das vorliegende hat er seinem Sohne geschenkt, als dieser sich mit der Tochter des Staatsministers Rouher verheirathete) und welches einen Cardinal vorstellt, welcher vor St. Jean de Latran in seinem Wagen steigt.

Diese drei Bilder waren sicherlich eine Perle der deutschen Ausstellung, obgleich das Verständniß dafür den meisten der sie bewundernden Landsleute entging; jedoch derjenige, welcher auf dieser Ausstellung auch etwas andres als Zerstreuung suchte, mußte sich freuen, zu sehen, daß deutsche Künstler im Auslande ihr Deutschthum trotz allem bewahren, und daß es gerade diese echt deutsche Gesinnung in der Kunst ist, die ihr Talent zu Ehren bringt; und wiederum fühlt man einen leicht verständlichen Aerger, daß solche künstlerische Kräfte, wie Heilbuth, Schlesinger, der Hesse Schlosser und der Badenser Saal so ganz dem Vaterlande entzogen sind.

Höchst charakteristisch ist es, daß Napoleon III in seiner Privatgallerie Bilder der vier genannten deutschen Maler besitzt ... und kein einziges des Herrn Gérome, des berühmtesten französischen Malers der Jetztzeit.

In der Gefangenschaft Theodors von Abessinien.

Von Dr. Richard Andree.

II. Im Kerker zu Debra-Tabor.

In Zeghié, das am südwestlichen, mit hohem Schilfe bewachsenen Ufer des Tanasees liegt, hatte Theodor furchtbar gehaust. Die „heilige" Stadt mit ihrer zahlreichen Geistlichkeit, an der sich noch kein Rebell, geschweige denn ein abessinischer Herrscher vergriffen hatte, mußte seinen Grimm fühlen; er brannte sie, die Kirchen ausgenommen, gänzlich nieder und jagte die Bewohner in die Wildniß. Auf der Brandstätte hatte er sein Lager aufgeschlagen, und wo sonst friedliche Städter ihren Beschäftigungen nachgingen, tobte jetzt sein rohes Heer.

Als die auf den Rohrschiffen über den See gebrachten Gefangenen in Zeghié anlangten, fanden sie auch Rassam dort bereits wieder in Fesseln. Als Grund dafür wird angegeben, daß der König diesen gern als Geißel oder Pfand zurückbehalten hätte, damit der Freundschaftsvertrag mit England wirklich in Kraft trete und dieses keine feindlichen Handlungen wider Abessinien unternehme. Doch Rassam hatte keine Lust, allein zurückzubleiben, und nun beschloß Theodor, alle bereits befreiten Europäer wieder festzuhalten. Die Ketten nahm man ihnen allerdings jetzt ab, doch in einer Dornenumzäunung wurden sie streng bewacht. Hier war es nun, wo, gleichsam ihnen zur Warnung, die ersten blutigen Exempel vom Könige statuirt wurden. Die Frau eines Officiers, welcher im Verdachte stand, desertiren zu wollen, wurde, um diese Absicht ihres Mannes zu gestehen, zu 200 Peitschenhieben verurtheilt. Vor den Augen der Europäer wurde die Execution vollzogen, und das unglückliche Weib mit der sechs Fuß langen, vierkantigen Nilpferdhautpeitsche so lange geschlagen, bis sie zerfetzt und blutend dalag und am folgenden Tage den Geist aufgab. Zwei Hauptleute waren bei einem Kriegszuge zurückgeblieben, um eine Kussokur durchzumachen, die, um sich vom Bandwurm, dem allgemeinen Nationalübel, zu befreien, jeden zweiten Monat von allen Abessiniern gebraucht wird. Theodor hielt das Zurückbleiben dieser Leute für Feigheit und verurtheilte sie dazu, todtgeprügelt zu werden. Auf einem Holzgerüst sitzend, schaute er grimmigen Blickes der Execution eine volle Stunde lang zu, bis die Rippen der Opfer bloßlagen und das Blut in Strömen herniederfloß; dann ließ er ihnen die Hände mit Steinen zerklopfen und die halb entseelten Menschen auf die Seite werfen, wo sie starben und den Hyänen zur Beute wurden. Während der Execution erlahmte einer der Prügelknechte und weigerte sich, die Peitsche seinem Ersatzmann zu überliefern. Hierdurch aufs neue in Wuth versetzt, ließ ihn Theodor mit einem Scheit Holz niederschlagen, daß er sofort todt zusammenstürzte. Den Gefangenen aber, welche diese Grausamkeiten mit ansehen mußten, erstarrte das Blut in den Adern, denn jede Minute glaubten sie, daß auch ihnen ein ähnliches Schicksal von der Wuth des Tyrannen beschieden sei.

Wie immer unberechenbar, suchte Theodor auch jetzt wieder neue Anknüpfungspunkte mit England; er beauftragte Flad mit Unterhandlungen und sandte diesen direct nach London, um von dort neue Arbeiter zu holen, die im Schiffbau, Pulvermachen und Kanonengießen Erfahrung besäßen. Er selbst zog unterdessen von Zeghié am Südufer des Tanasees hin über den blauen Nil nach Korata zurück, wo er mit seinen Gefangenen am 8. Juni 1866 anlangte. Kaum angekommen, brach daselbst eine Art Cholera aus, welche ihn zwang, sich in die gesünderen Hochlande von Debra-Tabor hinaufzuziehen. Dort wurde nun das Lager aufgeschlagen und Flads Sendung abgewartet.

Eine zeitlang ging wieder alles gut. Rassam kam zur Abwechselung einmal in Gnade beim Könige, erhielt ein schönes, mit Teppichen ausgeschmücktes Haus und sollte neben Theodor auf dem Throne sitzen, was er aber demüthig ausschlug. Dagegen mußte er Bekanntschaft mit den vier zahmen Löwen des Königs machen, die ihm von den Wächtern vorgeführt wurden. Es waren große, schöne Exemplare, die schon früher die Bewunderung der Reisenden Steudner und Lejean erregt hatten. Dies waren aber die letzten glücklichen Momente, welche die Gefangenen noch erlebten, denn wiederum fiel Theodor in sein altes Wüthen zurück, als er einige verunglückte Züge gegen die Rebellen unternommen hatte, welche sich seiner Herrschaft entzogen. Eines Tages, als er von den meisten Europäern umgeben, Audienzen in Debra-Tabor ertheilte, näherten sich ihm auch Rosenthal und Schiller. Tiefe Stille herrschte ringsum, als die beiden näher traten, denn augenscheinlich hatte ihr unberufenes Kommen den Grimm des Königs aufs höchste gesteigert. Der Wuthausbruch erfolgte ohne sichtbaren Grund. Zunächst ließ er Rosenthal packen und sich nachschleppen; dann wurde ein Bettler, welcher ihn um ein Almosen während dieser Scenen anzusprechen wagte, zu Tode gepeitscht. Der nächste, welcher seinen Zorn spüren mußte, war der

belgische Arzt Dr. Blanc. „Packt den Hakim“ (arabisch für Arzt), schrie Theodor, und augenblicklich war Dr. Blanc von einigen riesigen Abessiniern in die Luft erhoben und gebunden. Saalmüller, der unbedeckten Hauptes in der Nähe stand und, von der Sonne geblendet, mit den Augen zwinkerte, erregte hierdurch das höchste Mißfallen Sr. Majestät und wurde auch verwarnt. Von nun an war keine Hoffnung auf Befreiung mehr. Mit Rassam und Cameron ließ Theodor nochmals sämmtliche Gefangene vor sich führen, um ihnen mit der freundlichsten Mine von der Welt folgende Anrede zu halten: „Wie geht's Euch, meine Lieben? fürchtet Euch nur nicht; Euer Leben behaltet Ihr, und es geschieht Euch nichts. Wollt Ihr Wein oder Branntwein? Wählet, Ihr sollt alles haben. Im übrigen glaubt mir, daß ich bei allen meinen Handlungen, wenn sie auch scheinbar im Widerspruche stehen, stets bestimmte Zwecke verfolge. Lebt wohl!“ Dann zog er zu den Arbeitern in Gafat, die ihn guter Dinge machten, indem sie ihm das Modell einer neuen Riesenkanone zeigten. Jene aber, Rassam, Cameron, Blanc, Stern u. s. w., die er eben noch freundlich begrüßt, wurden in Fußketten nach Magdala transportirt, wo sie bis zu ihrer Befreiung durch die Engländer ausharren mußten.

Unterdessen war Flad zurückgekehrt und auch der letzte Ausgleichsversuch mit England gescheitert; der Krieg, das wußte auch Theodor, war unvermeidlich, und die Europäer glaubten sicher, ihr letztes Stündlein habe geschlagen, wenn die fremden Krieger den Vormarsch nach Abessinien beginnen würden. Aus diesem Grunde verabredeten sich Steiger, Brandeis, Makerer, Eßler und Schiller, die unterdessen in der Kanonengießerei in Debra-Tabor beschäftigt waren, im Beginne des Jahres 1867 nach Lasta zu flüchten, wo der Schum von Wag, Gobazye, sich von Theodor unabhängig gemacht hatte und ein großes Heer unterhielt. Unvorsichtigerweise theilten sie ihr Vorhaben dem Franzosen Bardel mit, der sich in ihr Vertrauen eingeschlichen hatte und sofort den ganzen Plan dem Könige verrieth. Diese Schändlichkeit eines Schicksalsgenossen, der überhaupt sich durch den üblen Einfluß, welchen er auf Theodor geübt, einen traurigen Namen gemacht, sollten die Armen schwer büßen. Plötzlich — in der Nacht vom 27. auf den 28. Januar 1867 — ertönte vor ihren Hütten das verhängnißvolle „Jasu!“ (Packt sie!) und mit den klirrenden Fesseln versehen, traten Soldaten bei ihnen ein, welche Schiller dermaßen mißhandelten, daß er Blutspeien bekam. Die Arme auf dem Rücken zusammengeknebelt, barfuß und barhaupt, nur leicht abessinisch bekleidet, jagte man sie in die eiskalte Nacht hinaus, um sie vor den König zu schleppen. Lächelnd empfing sie der grausame Mann, und mit einem Zuge teuflischer Freude im Gesichte und ruhiger Stimme redete er sie folgendermaßen an: „Warum wolltet Ihr fort, meine Freunde? Habe ich es Euch an etwas fehlen lassen? Und wenn Ihr, wie Ihr vorgebt, der Sehnsucht nach Eurer Heimat nicht Meister werden konntet, warum batet Ihr mich nicht um Entlassung? Reich beschenkt würde ich Euch zurückgesandt haben; jetzt aber tragt die Folgen!“

Und welcher Art waren diese Folgen! Das Gefängniß zu Debra-Tabor, welches die Unglücklichen aufnahm, war ein großes, kreisförmiges Gebäude, in dem gegen hundert Gefangene eng zusammengepfercht lagen. Alles darin war finster, und nur durch die Thür drang einiges Licht in den abscheulich verpesteten, überfüllten Raum. Schiller war mit Eßler sowohl an den Füßen wie an den Armen zusammengebunden und so mußte er ein volles Jahr schlafen, liegen oder gehen; man stelle sich die Unannehmlichkeiten vor, die allein aus dieser Situation entstehen und man wird den armen Menschen, die in dieser Lage Tag und Nacht zwischen den mit Ungeziefer bedeckten, im höchsten Grade unsauberen Abessiniern zubringen mußten, gewiß sein Mitleid nicht versagen. Aber dieses waren noch die geringsten Schrecken des Kerkers zu Debra-Tabor; der Tod in seiner fürchterlichsten Gestalt stand täglich neben ihnen, so daß sie vor Angst und Schrecken krank wurden.

Die nächsten Nachbarn Schillers im Gefängnisse waren zwei Galla, welche von Theodor wegen Desertion zum Hungertode verurtheilt wurden. Sie waren an Händen und Füßen zusammengefesselt und außerdem jeder mit einer sieben Fuß langen, hölzernen, nach vorn gerichteten Gabel am Halse versehen, welche sie am Gehen hinderte. So saßen sie schon seit vierzehn Tagen zusammen und Jedermann wunderte sich, daß sie noch nicht gestorben waren. Da entdeckte die Wache, daß die Mutter des einen Galla es gewagt, ihnen gegen Abend stets einige Bissen Brot zuzustecken und sofort wurden die beiden Unglücklichen isolirt, um rasch dem entsetzlichen Hungertode zugeführt zu werden. Als der eine sein letztes Stündlein herannahen fühlte, begann er mit schauerlicher Stimme zu weissagen, und alle Gefangenen lauschten seinen Worten, denn er verstand die „Sprache der Hyänen“ und diese, die da sich gerne versammelten, wo König Theodor stand, — er verschaffte ihnen ja Menschenleichen in Hülle und Fülle — hatten dem armen Galla verrathen: daß alle, die im Gefängnisse schmachteten, mit Ausnahme der fünf Europäer, das Leben lassen müßten. Dann schloß der Prophet die Augen und bald lag er mit vertrockneten Lippen neben seinem Leidensgefährten, bedeckt von Ameisen, die an den Körpern ihr Mahl hielten.

Monate vergingen in dieser entsetzlichen Lage, da wurden eines Tages sämmtliche Gefangene, 74 an der Zahl, die Europäer ausgenommen, ins Freie geführt. Schon glaubten sie, als man ihnen die Fesseln abnahm, frei zu sein; aber im Rathe Theodors war es anders beschlossen: er verlangte neue Opfer, und 36 Abessinier, darunter die gleichfalls gefesselten Diener der gefangenen Europäer, erlitten die Todesstrafe. Auf Befehl des Königs wurden einem nach dem andern Einschnitte um das Hand- und Fußgelenk gemacht, dann die Hand oder der Fuß niedergebogen und mit dem krummen Säbel die Sehne durchschnitten. Die Glieder warf man auf die Seite, die Körper verbluteten und wurden eine Beute der Geier. Panischer Schrecken ergriff ob der neuen Bluthat das ganze Heer des Königs. Nur der muthige Ras Engeda, einer der höchsten Generale, beschloß, sich den ewigen Greuelthaten zu entziehen, und desertirte mit 2000 Mann zum Schum von Wag. Aber dieses steigerte nur den Blutdurst des Mächtigen. Neue Scharen von Gefangenen füllten die Lücken bald wieder aus, und dieses Mal waren es gegen 40 Zolleinnehmer (Muslini) und Officiere, welche nicht genug Tribut in ihren Districten eingezogen hatten, die in einer zweiten Schlächterei, gleich den oben angeführten, durch Abhauen von Händen und Füßen hingerichtet wurden. Nicht genug hiermit! Dreihundert Soldaten und Officiere, die im Verdachte standen, desertiren zu wollen, wurden zum Hungertode verurtheilt. Gefesselt und bewacht, mit langen Holzgabeln am Halse, saßen sie ohne die geringste Bekleidung im Freien. Des Nachts fror fingerdickes Eis oder strömte der Regen auf die Elenden hernieder, während am Tage die brennenden Strahlen der tropischen Sonne die nackten Körper trafen. Nach Verlauf von zwei Wochen starb der letzte; er hatte mit dem Regen, der seine verdorrenden Lippen netzte, mit dem Grase, das frisch zu sprießen begann, sein jammervolles Dasein so lange noch gefristet.

Wie lebten aber unsere gefangenen Landsleute, die während aller dieser Scenen fortwährend gefesselt blieben? Weder der König, der sie einkerkern ließ, noch der „Staat“ sorgten für ihren Unterhalt. Sie mußten auf Camerons Rechnung von den deutschen Handwerkern in Gafat Geld borgen und mit diesem Diener besolden, die in der Nähe des Gefängnisses ihre Strohhütten (Gotscho) aufschlugen und dort für sie Brot buken. In dieser Beziehung konnten sie sich frei bewegen und litten wenigstens keinen Mangel.

Unterdessen zog der König blitzschnell im Lande umher; bald stand sein Lager hier, bald dort. Und wehe der Gegend, in die sein raublustiges Heer gleich einem Heuschreckenschwarm einfiel; sie wurde ausgeplündert und die Bewohner verjagt. Ein eigenthümliches heidnisches Völkchen, die Woito, welche am Tanasee leben und sich mit dem Fang der von den Abessiniern als unrein verschrieenen Flußpferde befassen, wagte es zuerst, dem gewaltigen Theodor Widerstand zu leisten, ja, sie waren so glücklich, anfangs einige Vortheile über sein Heer zu erringen. Da beschloß Theodor, mit ihnen Kehraus zu machen. Wie der Habicht vom hohen Thurm herniederfährt zwischen das scheue Geflügel, so stürzte er mit aller Macht von Debra-Tabor auf die Woito am Tanasee. Was nicht sogleich unter dem Schwerte der Krieger fiel, wurde in die Häuser getrieben und als diese mit Männern, Weibern, Kindern gefüllt waren, befahl Theodor, Feuer an die Strohdächer zu legen, und hunderte von Unschuldigen fanden ihren qualvollen Tod in den Flammen.

So sah es in der Umgebung dessen aus, der noch davon träumte, Beherrscher über ganz Aethiopien zu sein, dessen Macht in der That sich aber nur auf sein Lager beschränkte. Das Land selbst befand sich in vollkommener politischer Auflösung, und die Geschichte drehte sich blos um die Häuptlinge, welche in den verschiedenen Provinzen, als gleichsam von einander unabhängigen Staaten, sich zu unum-

schränkten Herrschern aufwarfen, durch List und Kühnheit ihre Nebenbuhler verdrängten und dann selber meistens wieder durch Treulosigkeit ihrer Verbündeten gestürzt wurden. So herrschten denn von Schoa im Süden bis Tigrié im Norden fortwährende Bürgerkriege, deren nothwendige Folge eine stets zunehmende Verarmung war. Das Grundeigenthum hatte beinahe keinen Werth mehr; der Ackerbau wurde immer mehr vernachlässigt; die Viehherden waren zusammengeschmolzen und der Verkehr wegen der großen Unsicherheit oft ganz unterbrochen.

Auch in Debra-Tabor trat allmählich Noth ein; die großen Vorräthe, welche Theodor dort aufgestapelt hatte, der Raub ganzer Landstriche, gingen allmählich zu Ende. Und doch mußte dort noch viel gearbeitet werden, denn hier im Arsenal des Königs wurden die Kriegsvorräthe hergestellt. Eines Tages erschienen im Auftrage Theodors zwei abessinische Schmiede bei dem gefangenen Schiller, um ihn zu fragen, ob er Bomben anfertigen könne, und als er zur Antwort gab, aus Steinen vermöge er sie jeder Zeit herzustellen, fielen sofort seine Handketten, während ihm die Fesseln an den Füßen nicht abgenommen wurden. Nun griff er zu seinem alten Handwerk und meißelte nach und nach 28 Mörserkugeln, jede von einem Fuß im Durchmesser, die das höchste Wohlgefallen Theodors erregten. Ein Mann, der solche Dinge darstellen konnte, mußte dem kriegsmaterialbedürftigen Herrscher doppelt nützlich erscheinen und er suchte ihn, um ihn an das Land zu ketten, zu verheirathen, indem er ihm die Frage vorlegte, was ihm lieber sei: eine Frau oder Fesseln? Und als Schiller, der einen Abscheu vor den schmutzigen und lasterhaften Abessinierinnen hatte, antwortete: „Majestät, eine Frau ist auch eine Fessel!“ blieb es beim Alten, nämlich bei den Fesseln.

Die Gegend um Debra-Tabor war nun vollständig ausgeplündert; selbst auf den Raubzügen, die Theodor in die Umgebung unternahm, war kein Getreide mehr zu bekommen und das Vieh ausgerottet. Die Bauern hatten das wüste Land verlassen, das ehedem unter der Segensfülle von wogenden Feldern und zahlreichen Herden schier erdrückt schien. Schon lebte das Heer von grüner Gerste, und die Soldaten begannen unzufrieden zu werden. Da beschloß der König aufzubrechen, um durch die fruchtbaren Landschaften von Wadla und Talanta nach seiner Felsenfeste Magdala zu ziehen. Debra-Tabor aber, das er verließ, wollte er auch keinem nachfolgenden Feinde gönnen. Wie früher Gondar und Gafat, so ging auch jetzt Debra-Tabor, das so lange Theodors Residenz gewesen, in Flammen auf.

Am Familientische.

Eine Conspiration gegen die Sperlinge.

Am 6. April fand in Melbourne, unter dem Vorsitze des Parlamentsmitgliedes Mr. J. T. Smith, ein Meeting der Victorian Horticultural Society statt, auf welchem über das Schicksal der Sperlinge debattirt und beschlossen werden sollte.

Es ist vielleicht bekannt, daß schon seit längerer Zeit von der in der australischen Colonie Victoria bestehenden Acclimatisationsgesellschaft,*) nützliche Vögel, Rebhühner, Amseln, Drosseln, Staare, Hänflinge, Goldammern rc., vor allem aber Sperlinge, aus England importirt werden, und im Parlament ging zum Schutz derselben ein Gesetz durch, welches auf das Einfangen und die Tödtung eines Sperlings eine Strafe von einem Pfund Sterling (ca 6 Thlr. 24 Sgr.) setzt.

Das australische Klima behagt den befiederten Einwanderern ganz vortrefflich und sie haben sich in großer Menge vermehrt. Die Sperlinge scheinen aber an den schönen, süßgereiften Früchten, namentlich an den Weintrauben, außerordentlichen Geschmack zu finden und sollen — so sagen wenigstens ihre Feinde — in den Gärten einen wahren Vandalismus anrichten. Es wurde daher auf dem vorhin erwähnten Meeting von einem Mr. Search der Antrag gestellt, daß in Folge der großen Verluste, welche die Winzer und Obstgärtner durch die von der Acclimatisationsgesellschaft importirten Sperlinge zu erleiden hätten, die Versammlung beschließen wolle, eine Petition an das Parlament zu richten: dasselbe möge seinen Schützlingen den gesetzlichen Schutz wieder entziehen. Mr. Search wies in seiner weiteren Begründung nach, daß diese kleinen Diebe immer gerade die feinsten Sorten unter den Trauben auswählten und die Weinstöcke vollständig leerten. Der Vorsitzende selbst erklärte, daß in diesem Jahre — die Weinernte ist nämlich in Australien im Februar und März — $^{9}/_{10}$ seiner schönsten blauen Trauben eine Beute der Vögel geworden.

Es ging auf dieser Versammlung den armen Sperlingen, wie einst dem Reinecke Fuchs, denn jeder hatte bittere Worte der Anklage gegen sie vorzubringen. Nur ein Mr. Ferguson erhob seine Rede zu Gunsten der schwer Bedrängten. Er zeigte einen kleinen Vogel, in Australien White-Eye (Weißauge) genannt, vor, den er in seinen Gärten gefangen und der insbesondere zur Zeit der Fruchtreife aus dem Innern Australiens in großen Scharen eintreffe, im Winter, d. h. zur Regenzeit, aber wieder fortziehe. Dieser Zugvogel, welcher das letzte Jahr ungewöhnlich zahlreich erschienen, sei es, der den Früchten so ungeheuren Schaden zufüge, indem er alles, was er davon vorfinde, vertilge. Den Sperling jedoch müsse er, Mr. Ferguson, für durchaus harmlos erklären, und die Anklage gegen denselben sei in der That schlecht begründet. Aber die Kunst und Kraft seiner Rede vermochte den Sperling nicht zu retten, es wurde abgestimmt und mit allen Stimmen gegen eine die Petition beschlossen.

Mittlerweile rüsten sich auch die Sperlingsfreunde in der Colonie Victoria zum Kampfe, und es steht wohl außer Frage, daß das Parlament seinen bisherigen Schützling nicht aufgeben wird.

Ein Colonist Südaustraliens.

*) Solche Gesellschaften bestehen nicht allein in Victoria, sondern fast in allen (7) australischen Colonien und ist von denselben, namentlich in neuester Zeit, eine sehr große Anzahl europäischer Vögel importirt worden. So traf z. B. in Auckland, auf der nördlichen Insel von Neu-Seeland, kürzlich mit zwei Schiffen eine reiche Sendung ein. Im allgemeinen steht fest, daß die Lerche die Seefahrt am besten besteht, wogegen unter den Sperlingen meistens die größte Sterblichkeit vorkommt.

Ein gutbezahltes Mittagsessen.

Vor einiger Zeit wurden eine Reihe silberhaltiger Lager in dem Staate Nevada (im N.-W. von Mexiko) auf folgende interessante Weise entdeckt.

Leathers, ein Bergmann, der bereits früher eine andere silberhaltige Stelle, den Distrikt von White-Pine entdeckt hatte, befand sich daselbst im Frühling in seinem Lager und rüstete das Mittagsmahl für sich und einige Bergleute, die er erwartete. Während er so mit seinen Kochoperationen beschäftigt ist, kommt eine Schar müder Indianer herbei, die sich nach ihrer Gewohnheit um das Feuer herum niederkauern. Zufällig muß er sich indes auf einige Zeit entfernen und die Obhut seines Kochkessels den Indianern überlassen. — Diese Versuchung war zu groß für die armen Bursche, die seit lange nichts gegessen hatten, und als der unvorsichtige Koch zurückkam, fand er seinen Kessel bemerkenswerth rein und . . . ganz leer. Man kann sich seinen Aerger denken! Schnell ergreift er einen Knüttel und will auf die Spitzbuben losschlagen, aber die Indianer bitten ihn so kläglich um Verzeihung, daß er keinen Muth hat sie zu schlagen und sie in Frieden ziehen läßt.

Zwei oder drei Monate waren vergangen. Leathers hatte längst das kleine Abenteuer vergessen, da sieht er eines Tages zu seiner Ueberraschung dieselben Indianer auf sein Lager zukommen. Aber wie wächst sein Erstaunen, als sie vor ihm mehrere Stücke silberhaltigen Quarzes auskramen, die, wie sie sagen, von einem „placer“ herkämen, wo sich ganze Haufen davon befänden. Sie wollten ihm den Platz zeigen. Leathers folgte seinen Führern und gelangte dahin, wo heute „Pleasant-Walley“ liegt. Und die treuen und dankbaren Indianer täuschten ihn nicht. Er fand an der bezeichneten Stelle eine auf der Oberfläche vier Fuß breite Ader, die auf eine Ausdehnung von 3—400 Fuß ein Erz von außergewöhnlichem Reichthum erkennen ließ, das stellenweise Massen von so reinem und so weichem Edlersilber enthielt, daß man es mit dem Nagel zerbrechen und ohne ein Werkzeug mit leichter Mühe für tausend Dollars daraus gewinnen konnte.

So bezahlten die Indianer ihr erbeutetes Mittagsessen. C. E. U.

Räthsel.

Die erste Sylbe ist ganz Hoffnung, Glück und Freude,
Doch ist's die Hoffnung nur, was anders bald zu sein;
Die andre krönt beim Fest zur schönsten Augenweide,
Was selber schön und jung, gar gern noch obendrein.

Als Ganzes hat sie wohl den Preis von allen Preisen,
Weil keine Krone ist so lieblich angethan,
Selbst nur ein kleiner Kreis, schließt von zwei Lebenskreisen
Sie heiter einen ab und hebt den andern an.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 15. August 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. 1868 № 46.

Störtebeker.

Eine Seenovelle von R. Werner.

(Fortsetzung.)

III.

Vor zwanzig Jahren war Bremerhaven kaum halb so groß wie heute. Es besaß damals eigentlich nur zwei bedeutendere Straßen. Die eine öffnete sich mit der Front ihrer Gebäude nach dem Hafen, die andere lief weiter nördlich parallel mit ihr. Die Häuser der letzteren hatten nach hinten hinaus fast sämmtlich Gärten, welche durch einen Fahrweg von den umgebenden Feldern getrennt wurden.

Dieser Fahrweg, der vom neuen Hafenbassin nach den an der Geeste liegenden Docks führte, war ungepflastert, durch keine Laternen erhellt, und wurde deshalb abends wenig oder gar nicht benutzt. Mit der nördlichen Hauptstraße stand er durch verschiedene Quergassen in Verbindung, die, schmutzig und dunkel, ebenfalls wenig frequentirt und theilweise auch durch Thore gesperrt waren. Wer abends vom Hafen nach Geestemünde wollte, machte lieber einen kleinen Umweg und wählte eine der Hauptstraßen, von denen eine die Hafen-, die andere die Leherstraße hieß.

Das Wernickesche Haus lag ziemlich am Ende der letztern und neben ihm lief einer der erwähnten aber stets geschlossen gehaltenen Durchgänge.

Den untern Stock des Hauses füllten die Waarenlager Wernickes, hauptsächlich Schiffsproviant, aus, in dem obern befanden sich die Wohnräume für Vater und Tochter. Links in einem Anbau nach hinten hinaus lag das Comptoir, ein niedriger kalter Raum, der sein spärliches Tageslicht durch zwei starkvergitterte Fenster erhielt, von denen eins nach dem Hofe, das andere nach der Querstraße führte. Ein Schreibepult, einige alte Stühle und ein alter Tisch bildeten das Mobiliar. Arnheims waren damals noch nicht in der Mode, dagegen bewahrte Wernicke seine Werthsachen in einer Nische auf, welche in die nach der Quergasse hinaus liegende Wand eingemauert und durch eine schwere eisenbeschlagene Thür geschlossen war.

Am zweiten Abend nach dem Malleк zugestoßenen Unfalle stand Wernicke vor seinem Pult. Er war ein kleines, dürres Männchen in den Fünfzigern, dessen Kopf graues Haar spärlich deckte. Die flache Stirn war tief gefurcht, Nase und Kinn spitz und hart. Die schmalen, zusammengekniffenen Lippen zeugten von festem Willen, aus den kleinen grauen Augen, die halb versteckt unter buschigen Augenbrauen hervorschauten, blickte List und Verschlagenheit; die ganze Erscheinung des Mannes machte einen unangenehmen, abstoßenden Eindruck.

Er hatte die Thür des Wandschrankes geöffnet, aus dessen unterstem Fache einen grünlackirten Blechkasten genommen und war beschäftigt, den aus verschiedenen Papieren bestehenden Inhalt durchzusehen. Von Zeit zu Zeit machte er Notizen auf ein Blatt Papier und murmelte einige unverständliche Worte, die schließlich in ein hörbares Selbstgespräch übergingen. „Uebermorgen werden es 15 Jahr, daß die Klara bei mir ist. Ja, ja es war der 28. Oktober, als die Cholera ihre Eltern wegraffte und ihr Brüderchen sich verlief. Merkwürdig! Der 28. Oktober scheint für mich ein Glückstag zu sein. Der vorige brachte mir auch runde 1000 Thaler ein. Schade, daß ich mit dem Störtebeker theilen mußte, es ist hart, 500 auf einmal fortzugeben. Daß er auch gerade hier sein mußte, als der Zahlmeister die Rechnung bezahlte! — Nun will er auch noch die Klara haben — meinetwegen mag er sie heirathen, das Geld behalte ich. Es hat sich hübsch vermehrt in der Zeit."

Ein freudiges Lächeln glitt über seine vertrockneten Züge, machte aber bald wieder einer sorgenvollen Miene Platz, als Wernicke einen Brief aufnahm und aufmerksam durchlas.

„Die „Alma" hat hier am 1. Juli d. J. gemustert, ging am 12. nach New-York in See und ist seitdem verschollen," lautete derselbe. „Der junge Wallmann, nach dem Sie sich erkundigen, befand sich als Matrose an Bord und ist mit verloren, da die Alma, nach Bericht des amerikanischen Postdampfers „Hermann", auf den Neufundlandsbänken gegen einen Eisberg gesegelt und gesunken sein soll, ehe es dem vorbeipassirenden Hermann gelang, Hilfe zu bringen."

„Wenn es wahr wäre," sprach Wernicke mit einem Seufzer, „dann könnte ich endlich ruhig sein, dann gibt es niemand mehr, der mich im Besitz des Geldes störte. Solmann weiß zwar darum

— pah! der schadet mir nicht, er ist irrsinnig und unheilbar, wie der Doctor mich versichert. Aber dieser Wallmann hat mir viel Sorge gemacht. Daß der fünfjährige Knabe auch schon seinen Vaternamen kennen mußte, als der alte Mertens ihn in sein Haus nahm. Gott sei Dank, jetzt ist er todt und ich kann aufathmen. Wenn ich nun die Klara noch los werde, dann soll ein neues Leben für mich beginnen. Die Verlobung kann übermorgen gefeiert werden, der 28. ist ein Glückstag."

Der Alte packte die Papiere wieder sorgfältig in den grünen Kasten und war im Begriff, letzteren an seinen Ort zurückzusetzen, als ein Geräusch an sein Ohr schlug, das wie ein unterdrücktes höhnisches Lachen klang. Er fuhr in die Höhe und schrak bei dem Erblicken eines dunkeln Schattens an der Thür so heftig zusammen, daß der Kasten seinen Händen entglitt und dessen Inhalt zum größeren Theil auf den Fußboden fiel.

„Daß diese dumme Furcht mich auch gar nicht verlassen will," murmelte er nach einer Pause, matt lächelnd, „es ist ja mein eigener Mantel, den ich dort hingehängt. Die Lampe brennt heute so trübe, das ist Schuld daran. Und doch war's mir, als ob ich Solmann lachen hörte."

Er wischte sich die kalten Schweißtropfen von der Stirne und begann die auf der Erde zerstreuten Papiere wieder in den Blechkasten zu legen, aber seine Hände zitterten noch heftig dabei und er bemerkte es nicht, daß eine kleine Schachtel, welche sich ebenfalls im Kasten befand, in die Stubenecke unter den Ofen gerollt war.

Dann schloß er sorgfältig den Wandschrank, versicherte dessen Eisenthür noch durch einige schwere Riegel, so daß sie vollständig diebsfest war, verließ das Comptoir und begab sich in das obere Stockwerk seiner Wohnung.

Als er den Schlüssel der Comptoirthür umdrehte, schrak er nochmals zitternd zusammen. Er glaubte wiederum und diesmal ganz deutlich das „Hi, hi, hi" des wahnsinnigen Solmann zu hören.

Während Wernicke auf diese Weise sich im Comptoir beschäftigte, befand sich seine Tochter bei einer Freundin zum Besuch, die am andern Ende der Straße wohnte.

Klara war ein hübsches, frisches Mädchen von achtzehn Jahren mit reichem blonden Haar und prachtvollen blauen Augen. Ihre schlanke Gestalt besaß eine harmonische Fülle und sie vereinte mit liebenswürdigem Wesen graciöse Haltung und Bewegung.

Wenn der alte Wernicke ihr auch nichts weniger als väterliche Zärtlichkeit zeigte, hatte er doch nicht verabsäumt, ihr eine gute Erziehung geben zu lassen und sie zu diesem Zwecke zwei Jahre lang in ein Pensionat in Hamburg gebracht. Die Vorsteherin des Instituts war eine Verwandte des Mertens'schen Hauses und dadurch kam Heinrich öfter mit ihr in Berührung. Er faßte sehr bald eine so große Zuneigung zu dem Mädchen, daß er, wie der Leser schon aus Wilhelms Munde weiß auf den tollen Einfall gerieth, die Obersteuermannsstelle plötzlich auf der „Alma" aufzugeben und als Matrose auf der deutschen Flotte zu dienen, um mit ihr wenigstens dieselbe Luft zu athmen.

Klara war es keineswegs entgangen, welchen Eindruck sie auf Heinrich gemacht hatte, und ebenso sagte sie sich im Herzen, daß ihr dies keineswegs gleichgültig sei. Heinrich war ein hübscher junger Mann, stammte aus einer wohlhabenden, angesehenen Kaufmannsfamilie und, wenn er wollte, konnte er bald als Capitän sein eigenes Schiff führen. Nur eins war ihr unbegreiflich; ein ganzes Vierteljahr lang hatte er offenbar jede Gelegenheit gesucht, sie zu sehen oder ihr zu begegnen, aber nie hatte er ein Wort über die Lippen gebracht. Er grüßte stets sehr ehrerbietig, wurde dabei über und über roth, allein dabei blieb es auch. Und an Muth fehlte es ihm doch keineswegs, das wußte nicht nur sie, sondern ganz Bremerhaven. Hatte doch der alte Großherzog von Oldenburg ihm selbst die Rettungsmedaille auf die Brust geheftet, als er vor einigen Monaten von einem in voller Fahrt befindlichen Weserdampfer über Bord gesprungen war und eine Frau gerettet hatte, deren Boot der Dampfer überfahr.

Weswegen zeigte er sich also ihr gegenüber so unbegreiflich schüchtern? Nun, Klärchen war freilich nicht bekannt genug mit dem Charakter der Seeleute, sonst würde sie sich nicht so sehr darüber gewundert haben. Je kühner sie den wilden Elementen entgegentreten, desto zaghafter sind sie gewöhnlich dem zarten Geschlechte gegenüber.

Klara hatte heute ihrer Freundin Pauline ihr ganzes Herz ausgeschüttet, ihr alle Hoffnungen, aber auch alle Besorgnisse mitgetheilt, die namentlich einzelne Andeutungen ihres Vaters bei ihr erweckt hatten. Sie erzählte von Malleks häufigen Besuchen, seinen Galanterien und dem unüberwindlichen Widerwillen, welchen er ihr eingeflößt, und beide Freundinnen berathschlagten und ersannen alle möglichen Rettungspläne.

Als sie sich endlich trennten, war zwar immer noch kein fester Entschluß gefaßt, aber Klärchen fühlte sich doch, nachdem sie ihr Herz erleichtert, viel muthiger und sicherer, und sie nahm sich fest vor, dem Willen ihres Vaters mit Bezug auf Malleks Bewerbungen den entschiedensten Widerstand entgegenzusetzen.

Sie eilte nach Hause und war nur noch wenige Schritte von ihrer Wohnung entfernt, als sie plötzlich einen Fremden neben sich erblickte, der ihr den Weg vertrat. Sie wich scheu zur Seite und wollte in ihrem Schrecken bereits um Hilfe rufen, als der Unbekannte, in dem Klara bei dem matten Schein der Straßenlaterne einen Marinematrosen erkannte, sie dringend bat, sich nicht zu ängstigen.

„Erschrecken Sie nicht, Fräulein Wernicke," sagte er, „ich meine es gut und werde Sie sogleich wieder verlassen. Ich habe Ihnen nur diesen Brief zu überbringen. Er ist von großer Wichtigkeit für Sie, aber verbergen sie ihn vor Jedermann, namentlich vor Ihrem Vater. Morgen um diese Zeit, an der Gartenthür Ihres Hauses, erwarte ich Antwort."

Kaum hatte Klärchen diese hastig geflüsterten Worte vernommen, als auch der Unbekannte schon wieder verschwunden war und sie allein mit dem räthselhaften Briefe war. Sollte sie ihn ungelesen zerreißen? Sie zitterte noch wie Espenlaub, aber weibliche Neugierde und auch wohl der Umstand, daß der Ueberbringer ein Matrose war, bewogen sie, das geheimnißvolle Schreiben sorgfältig zu verbergen.

Bald darauf zog sie an der Glocke ihres Hauses, das Dienstmädchen öffnete und Klärchen schlüpfte auf ihr Zimmer, um bei verschlossenen Thüren und mit pochendem Herzen den Brief zu lesen.

Wie sie geahnt, trug er die Unterschrift von Heinrich Mertens. Er hatte endlich seine Zaghaftigkeit überwunden und ihr das Geständniß seiner so lange und heiß gehegten Liebe abgelegt. Aber das Schreiben mußte wohl auch noch andere, für das junge Mädchen höchst wichtige Angelegenheiten behandeln, denn ihre Erregung wuchs beim Lesen von Zeile zu Zeile; auf den anfänglich von höchstem Glück strahlenden Zügen zeigte sich später der Ausdruck der wechselndsten Empfindungen, und die zitternden Hände vermochten kaum noch den Brief zu halten.

In diesem Augenblicke klopfte es, und ihr Vater begehrte Einlaß. Klara verbarg hastig das Schreiben, strich sich mit der Hand über die glühende Stirn und öffnete.

„Guten Abend, Klara," sagte Wernicke, „ich komme noch so spät, weil ich etwas Wichtiges mit Dir zu sprechen habe. Es kann Dir nicht entgangen sein," fuhr er fort, „daß Lieutenant Mallek Dich seit längerer Zeit auszeichnet. Gestern hat er mir aber deutlich zu verstehen gegeben, daß er als Dein Bewerber aufzutreten gedenkt, und da ich ihn in jeder Beziehung als eine passende Partie für Dich erachte, so bin ich nicht abgeneigt, ihn zu meinem Schwiegersohn anzunehmen. Ich darf wohl voraussetzen, daß Du als gehorsame Tochter mit meinem Plane einverstanden bist und habe ich deshalb die Absicht, übermorgen Eure Verlobung zu feiern. Damit Du Dich aber darauf etwas vorbereiten kannst, wollte ich Dir meine Meinung noch heute mittheilen."

Klara hatte während dieser Rede mehrmals die Farbe gewechselt. Sie antwortete nicht gleich; dann aber sagte sie in ebenso ruhigem als entschiedenem Tone: „Du brauchst Dir keinerlei Mühe zu machen, ich werde mich niemals mit Lieutenant Mallek verloben." — Wernicke glaubte kaum seinen Ohren zu trauen.

„Wie, Du ungerathenes Mädchen!" fuhr er zornig auf, „Du wagst es, Dich meinem ausgesprochenen Willen zu widersetzen". . . . doch plötzlich schwieg er betroffen. In dem starr ihm zugewandten Blicke Klaras lag etwas, das nicht allein seinen Zorn entwaffnete, sondern ihm sogar eine unbestimmte Furcht einflößte.

Sie stand hoch aufgerichtet vor ihm, ihr Gesicht war blaß, aber aus ihren Zügen sprach eine Festigkeit und ein Ernst, der wunderbar mit der sonst so sanften und schüchternen Natur des jungen Mädchens contrastirte und ihn nothwendigerweise frappiren mußte.

Das ruhige, entschiedene „Ja“, welches sie seiner in heftigem Tone hervorgestoßenen Frage als alleinige Antwort entgegensetzte, machte ihn noch unsicherer. Konnte Klara, die von Jugend auf an unbedingten Gehorsam gewöhnt war, in wenigen Stunden ihr Wesen auf solche Weise ändern, wenn sie nicht ein gewichtiges Motiv dafür hatte, und welches war dies? Sollte sie etwas über ihre Geburtsverhältnisse erfahren haben, aber wie und durch wen? Diese und hundert andere Fragen kreuzten sich blitzschnell in Wernickes Kopf, ohne daß er sich eine Antwort darauf zu geben vermochte. Er erinnerte sich des Geräusches, das er im Comptoir gehört; doch nein, Klara ging nie in das Comptoir, und überdem hatte er sie nach Hause kommen hören, als er sich schon oben in seinem Zimmer befand. Aber das Lachen vorhin! — ja das war es, sie hatte Solmann gesprochen; niemand als Solmann wußte um das, was vor fünfzehn Jahren geschehen war.

Ein jäher Schreck durchzuckte ihn. Er sah das Gebäude, das er mit Lug und Trug so lange Jahre mühsam aufgebaut, plötzlich zusammenbrechen, alle seine Hoffnungen mit einem Schlage zertrümmert. Wußte Klara, daß er nicht ihr Vater sei, so war sie auch von ihren Vermögensverhältnissen unterrichtet und würde ihre Erbschaft von ihm fordern. Er konnte sie ihr nicht vorenthalten; eine Einmischung der Gerichte würde sofort sein Verbrechen zu Tage gefördert und ihn einer schimpflichen Strafe überliefert haben.

Der Gedanke war zu schrecklich, und einer solchen Katastrophe mußte auf jede Weise vorgebeugt werden. Ueber das Wie vermochte er sich zwar in dem Augenblicke noch keine Rechenschaft zu geben; aber wenn er nur Zeit gewann, glaubte er auch einen Ausweg zu finden, und er beschloß deshalb, seine Taktik zu ändern. „Du scheinst auf einmal sehr selbständig geworden zu sein,“ begann er nach einer Pause in ruhigerem Tone. „Ich habe freilich übersehen, daß ein junges Mädchen von 18 Jahren in solchen Sachen gern auch einen eigenen Willen hat. Nun, Du magst es Dir bis morgen überlegen und kannst mir dann mittheilen, wie Du darüber denkst. Ich lasse Dich jetzt allein, hoffe aber, daß Du Dich eines bessern besinnst.“

Mit diesen Worten entfernte er sich, und Klara blieb allein. Das kurze Gespräch hatte ihr Grund zu ernstem Nachdenken gegeben und sie versank in tiefes Sinnen.

Wie Wernicke fürchtete, war sie wirklich theilweise in ihre Geburtsverhältnisse eingeweiht; der Brief Heinrichs hatte sie darüber aufgeklärt, so weit sein Freund durch Solmann davon unterrichtet worden war, und diese Mittheilungen hatten sie beim Durchlesen des Briefes so mächtig erregt.

Anfänglich stiegen noch Zweifel an der Wahrheit der Solmannschen Mittheilungen in ihr auf, aber so mancherlei Umstände, welche sie sich in das Gedächtniß rief, sprachen andererseits wieder laut dafür. Ihr Verhältniß zu Wernicke war nie ein solches gewesen, wie sie es zwischen Vater und Tochter in anderen Familien gesehen; er hatte ihr nie Zärtlichkeit oder Liebe gezeigt und sie selbst mußte sich sagen, daß auch in ihrem Herzen keine wärmeren Empfindungen für ihn wohnten.

Hatte sie ihn nach der Mutter gefragt, so schien er stets unangenehm berührt. „Sie ist bei Deiner Geburt gestorben,“ das war alles, was sie darüber erfuhr, und dann wurde das Gespräch abgebrochen. Kein Bild, kein Andenken, nichts fand sich im Hause, was an die früh Verstorbene erinnerte, und Klara hatte oft bittere Thränen geweint, daß sie niemand auf der Welt besaß, der mit ihr von der Mutter sprechen konnte, die sie so schmerzlich vermißte.

Alles dies schien Solmanns Mittheilungen zu bestätigen. Je mehr sie darüber nachdachte, desto mehr wurde sie von deren Richtigkeit überzeugt, wenn auch ihr Verstand ihr sagte, daß sie auf die Worte eines Irrsinnigen allein nicht fußen durfte und nach anderen Beweismitteln suchen mußte, um Klarheit in die Sache zu bringen und etwaige Ansprüche darauf zu begründen.

Mitten in dem Kampfe, den diese widerstreitenden Gefühle in ihrem Herzen wachgerufen, war plötzlich Wernicke bei ihr erschienen und hatte ihr die bevorstehende Verlobung mit Mallek angekündigt.

Zu alle den Gemüthsbewegungen, welche das arme Mädchen schon bestürmten, trat nun auch noch diese. Eine namenlose Angst ergriff sie bei dem Gedanken, dem verhaßten Lieutenant geopfert zu werden, aber diese schreckliche Aussicht auf die drohende Zukunft verlieh ihr auch gleichzeitig eine Entschlossenheit, die ihrem Charakter bis dahin ganz fremd gewesen war und gab ihr die Worte ein, welche Wernicke so unerwartet kamen und ihn seinerseits aus aller Fassung brachten.

Wenn Klara auch die Motive nicht ahnte, welche ihn so plötzlich umstimmten, so entging ihr doch nicht der auffallende Eindruck ihrer Weigerung auf den sonst so unbeugsamen Mann, und damit wuchs ihr Muth zu fernerem Widerstande, von dem allein sie noch Rettung erwarten konnte.

Heinrichs Brief, den sie wieder und wieder las, bestärkte sie darin und reifte den festen Entschluß in ihr, unter keinen Umständen nachzugeben und falls Wernicke am morgenden Tage abermals Zwang auszuüben versuchen sollte, zu dem äußersten Mittel zu greifen, und ihm geradezu das von Solmann ihm zur Last gelegte Verbrechen vorzuhalten.

Trotzdem fühlte aber Klara die ganze Hilflosigkeit ihrer Lage, und das Bedürfniß nach Trost und Beistand machte sich in dem Maße mehr geltend, als ihre Erregung einer größeren Ruhe wich. Sie dachte an ihre Freundin, aber diese war ja selbst nur ein schwaches, unerfahrenes Mädchen und hier mangelte vor allem eine starke Hand, die wirklichen Schutz zu verleihen vermochte, wenn sie dessen benöthigt war. Und wie bald konnte dieser Fall eintreten, vielleicht schon morgen.

Ihre Augen überflogen abermals den Brief, aber diesmal hafteten sie nur an dessen ersten Seiten. Der sorgenvolle Ausdruck des hübschen Gesichtes schwand; aus den blauen Augen strahlte eine stille Glückseligkeit und um die Lippen lagerte sich ein frohes Lächeln. Was er schrieb, war ja so lieb und gut, aus jedem der einfachen Worte sprach das treue Herz, das sie dictirt hatte. Alles klang so innig und wahr; nein, wer so sprach, der konnte nicht täuschen, hier war der Trost und der starke Arm, nach dem sie eben noch so bang sich gesehnt. Ihm durfte sie vertrauen, das sagte ihr eine innere Stimme, er würde sie mit seinem Herzblut schützen.

Und sie wollte ihm vertrauen, sie wollte ihm sagen, daß sie sein Bild seit Jahren still im Herzen getragen, daß sie die seinige werden wolle für jetzt und immerdar.

Die Thurmuhr hatte die Mitternachtstunde längst verkündet, da erlosch erst das Licht in Klärchens Zimmer. Sie hatte an Heinrich geschrieben, ihm ihre Gegenliebe gestanden, gleichzeitig aber ihm die Gefahr geschildert, die sie bedrohte. Sie wollte ihn so bald wie möglich sprechen, morgen Abend sollte er sie an der Gartenpforte ihres Hauses treffen und alles Nähere aus ihrem Munde erfahren. Jetzt schloß friedlicher Schlummer ihre Augen, alles Leid war von ihr gewichen und freundliche Bilder einer glücklichen Zukunft umgaukelten ihr Lager.

Auch Wernicke hatte nach langem Wachen endlich Schlaf gefunden, aber dieser brachte ihm keine Erquickung. Unruhig wälzte er sich auf seinem Bette umher und häßliche Träume schreckten ihn. Bald gellte das Lachen des Wahnsinnigen in seinem Ohr, bald glaubte er ein dumpfes Hämmern und Pochen in der Wand zu vernehmen, an der sein Bett stand. Angsterfüllt sprang er empor und lauschte, aber nichts unterbrach die Stille der Nacht, als das Ticken der Wanduhr und der schwerfällige Schritt des Wächters auf der Straße. Ermattet schlummerte er wieder ein, um nach wenigen Minuten abermals aufgeschreckt zu werden, bis endlich der anbrechende Tag den drückenden Alp verscheuchte.

IV.

An demselben Morgen war an Bord der Corvette „Frankfurt“ großes Geschützexercitium. Der Batteriecommandeur schien seine Aufgabe so ernst zu nehmen, als sollte die deutsche Flotte noch heute gegen die Dänen ziehen. „Richtung hart rechts, mit Granaten und großer Ladung, 1500 Schritt. Chargirt!“ tönte es; die schweren Geschütze flogen seitwärts, als ob es Federbälle wären, obwohl die Deckplanken unter ihrer Last ächzten, und den Mannschaften strömte der Schweiß von der Stirn. Aber dem Batteriecommandeur ging die Bewegung noch nicht präcise genug und immer wieder rollten die Kanonen hin und her.

„Mertens, plagt Sie heute der Teufel? Sie stehen wohl spazieren,“ herrschte der Feuerwerker Heinrich an, „jetzt haben Sie schon zum dritten Male die Schlagröhre vergessen.“

Mertens wurde roth vor Scham, aber der Vorwurf war verdient. Er machte Fehler über Fehler und es war hauptsächlich seine Schuld, wenn die Kameraden einzelne Manöver so oft wiederholen mußten.

Er nahm sich zusammen, aber nach fünf Minuten schweiften seine Gedanken schon wieder in weite Ferne.

„Und heute Abend versprach sie Dir Antwort?" flüsterte er Wallmann zu, der als Geschützcommandeur bei derselben Kanone fungirte.

„Ja wohl," erwiderte dieser im selben Tone, „aber Mensch, Du scheinst vollständig durch den Wind zu sein, und hast wieder die Kartusche nicht durchstochen. Paß auf Deinen Dienst, sonst mußt Du heute Abend Deine Liebesgedanken in Salz legen, anstatt Urlaub zu bekommen .... „Fertig! Feuer!" commandirte er, und der träumerische Heinrich erhielt durch das einrennende Geschütz einen Stoß gegen das Bein, der ihn aus allen seinen Himmeln riß und ihn wenigstens für zehn Minuten wieder auf die Erde zurückführte.

Endlich erschallte das lang ersehnte „Batterie Halt! Kanonen fest!" und das Exercitium war beendet.

„Hier hast Du ein Pflaster für Deinen Fuß," sagte Wallmann lächelnd, als die Bedienungsmannschaften abtraten und überreichte Mertens dabei ein zierliches Briefchen. „Als ich vorhin austrat, kam gerade die Briefordonnanz und ich habe es ihr abgenommen, damit Du beim Exercitium nicht noch confuser würdest."

Beim Anblick des theuren Schreibens vergaß Mertens alle Schmerzen; hastig ergriff er es und eilte damit in den einsamsten Winkel des Schiffes, um ungestört die ersten an ihn gerichteten Zeilen seiner Klara zu lesen.

So sehr ihn aber auch das Geständniß ihrer Liebe beseligte, mit so großer Sorge erfüllte ihn die ihr drohende Gefahr. Der Gedanke, daß sie, deren Herz er so eben gewonnen, ihm wieder verloren gehen könne, war ihm unerträglich und rief seine ganze Energie wach. Er wollte und mußte sie retten; sie hatte sich seinem Schutze anvertraut und dieses Vertrauen wollte er rechtfertigen, sei es auch auf Kosten seines Lebens. Er ging zu Wilhelm, um ihm den Inhalt des Briefes mitzutheilen und mit ihm zu berathschlagen, was zunächst für Schritte zu thun seien.

„Nun, Heinrich," nahm dieser das Wort, „ich sehe dabei keine großen Schwierigkeiten. Vor allem bist Du mit dem Mädchen im Klaren und damit über das Schlimmste fort. Heute Abend gehen wir an Land, Du zu Deiner Klara, um sie zu trösten und zu sehen, wie die Sachen stehen, ich zu Solmann. Hoffentlich pumpe ich ihn noch tüchtig aus und erfahre, welche Bewandniß es mit dem grünen Kasten hat. Dann wollen wir weiter sehen, aber schlimmsten Falls gibt es immer ein Mittel, wenigstens den Störtebeker unschädlich zu machen."

„Wilhelm, Du hast doch nicht etwa im Sinne ..."

„Ach," lachte dieser, „Du denkst wohl an das Aushaken der Treppe. Nein, in der Weise meine ich es nicht, die Sache ist viel ungefährlicher, wir entführen einfach Deine Braut."

„Aber wie und wohin?"

„Nun, natürlich nach Hamburg zu Deinen Eltern. Ueber das Wie mache Dir keine Sorgen, das will ich schon in das Werk richten. Du weißt, ich bin ziemlich praktisch und werde die Sache schon beim rechten Ende anfassen. Keine Seele weiß, wie Du mit Klärchen stehst, und während man sich über ihr Verschwinden den Kopf zerbricht, glaubt man, wir seien desertirt, wie das ja jetzt beinah täglich vorkommt. Von Wiederfangen ist keine Rede; über Bremerhafen hinaus haben die Steckbriefe der deutschen Flotte keine Giltigkeit, und in Hamburg sind wir so sicher, wie in Abrahams Schoß."

„Aber der alte Wernicke wird nach Klara forschen."

„Laß ihn forschen; je eher er erfährt, wo sie geblieben, desto besser. Gleich nach unserer Ankunft in Hamburg schreibst Du ihm einen gehörigen Brief, klärst ihn auf und bittest Dir mit umgehender Post alle Papiere aus, die auf Klärchens Herkunft Bezug haben. Du sollst einmal sehen, wie das wirkt, denn ich lasse meinen Kopf darauf, daß Solmann die Wahrheit gesprochen, und wenn Du nur recht sicher auftrittst und thust, als ob Du alles wüßtest, wird der Alte schon zu Kreuz kriechen. — Für alle Fälle ist aber das Märchen vor dem Störtebeker sicher. Eine Entführte kann er als Officier nicht heirathen, und wenn wir uns nur erst diesen Hallunken vom Halse geschafft, dann wird sich das übrige schon klaren. Du siehst also, die Sache liegt nicht so schlimm, wie Du denkst, und auf mich kannst Du dabei unter allen Umständen zählen."

„Das weiß ich, Wallmann, Du bist der treueste Freund, den es geben kann und ich bin auch mit Deinem Plane vollständig einverstanden. Klärchen muß auf die eine oder andere Weise geschützt werden und, geht es nicht anders, so führe ich sie gleich meiner Mutter zu, deren Liebling sie von jeher gewesen ist und die sie gern als Tochter aufnehmen wird."

„Nun gut, dann laß uns den ersten Officier um Urlaub fragen. Ich denke, wir nehmen gleich drei Tage, dann haben wir vorläufig freie Hand und können sehen, wie der Wind weht."

Eine Stunde darauf wurden die beiden Freunde an Bord des vorüberfahrenden Passagierdampfers gesetzt und langten nach kurzer Zeit im Bremerhafen an. Hier trennten sie sich, und während Heinrich die Leher Straße hinaufging, um sich seiner Klara zu zeigen, schlenderte Wilhelm am Hafen entlang, um Solmann aufzusuchen.

Er fand ihn bald, aber in der Hoffnung, von ihm Ausführliches zu erfahren, sah er sich getäuscht. Solmann erschien zwar ganz vernünftig; als jedoch Wallmann das Gespräch auf Wernicke lenkte, ergriff ihn offenbar große Angst. Er wurde sehr unruhig, sah sich scheu nach allen Seiten um und antwortete auf seine Fragen nur mit einzelnen Worten ohne Zusammenhang, aus denen nur so viel zu entnehmen war, daß kürzlich etwas Außergewöhnliches zwischen Wernicke und dessen ehemaligem Factotum vorgefallen sein mußte.

Er hatte alle Mühe, die Aufregung des Unglücklichen zu beschwichtigen und ihn auf andere Gedanken zu bringen; aber obwol der erste Versuch mißglückt war, gab der Seemann die Sache nicht auf und suchte auf andere Weise zum Ziele zu kommen.

Er war ein praktischer Mensch und wußte aus Erfahrung, welchen wunderbaren Einfluß oft ein gutes Glas Grog auf die menschliche Natur ausübt, wie es dem Aengstlichen Muth einflößt und dem Schweigsamen die Zunge löst. Vielleicht wirkte es auf Solmann in ähnlicher Weise ein und das Experiment konnte keinenfalls Schaden bringen. Er nahm ihn deshalb mit sich in ein nahes Gasthaus, ließ sich, um vor Störung sicher zu sein, ein besonderes Zimmer geben und ihm dann ein reichliches Mahl auftischen.

Der Arme, welcher wahrscheinlich den ganzen Tag über nichts genossen, fiel mit wahrem Heißhunger über Speise und Trank her. Wilhelm bemerkte mit innerem Vergnügen, wie der steife Grog allmählich seine Schuldigkeit that. Mit jedem neuen Glase wurde sein Gast lebhafter und gesprächiger. Er redete zusammenhängend und klar, und nicht die leiseste Geistesstörung war an ihm wahrzunehmen.

Wilhelm triumphirte im Stillen über seine schlaue Idee und schon war er im Begriff, wieder das Gespräch auf Wernicke zu lenken, als er Solmanns Auge mit einem eigenthümlich starren Ausdruck auf sich gerichtet sah.

„Nun, was hast Du vor, daß Du mich so scharf ansiehst?" fragte er in scherzhaftem Tone.

Der Angeredete schwieg eine Weile, trat ganz nahe auf Wallmann zu, ergriff ihn beim Arme und sagte dann in hohlem Tone: „Ich kenne Dich nicht, wie heißt Du?"

„Mein Name ist Wallmann," erwiderte der junge Matrose Wilhelm, der zu seinem Schrecken bemerkte, daß die Sinne Solmanns sich wieder umnachteten.

„Wallmann?" wiederholte dieser und sprang, wie von einem electrischen Schlage getroffen, in die Höhe. „Hi, hi, hi! Klärchen Wallmann, ja so heißt sie, hi hi hi!" lachte er und sprang dabei tanzend im Zimmer umher. Plötzlich jedoch hielt er inne, sein ganzes Wesen veränderte sich, er wich scheu vor Wilhelm zurück, und der Ausdruck unnennbarer Angst malte sich auf seinen Zügen.

„Du lügst!" sprach er mit keuchender Stimme, „Du bist nicht Wallmann, Du bist Wernicke. Du willst den Kasten wieder haben, den ich gestern Nacht geholt; aber den gebe ich Dir nicht zurück. Er gehört Klärchen und sie allein bekommt ihn. Es ist ihr Geld, Du hast es gestohlen ... Nein, nein", unterbrach er sich dann, und seine Stimme nahm ihren gewöhnlichen Ton an, „Du bist doch nicht Wernicke, ich weiß es jetzt. Du bist gut, Du hast mich nie geneckt wie die andern, Du wirst auch dem Alten nicht sagen, wo die Papiere sind. Hi, hi, hi, wie er suchen wird heute Abend, wenn er den Schrank aufschließt! der Kasten war so schwer, aber ich habe ihn gut versteckt, niemand kann ihn finden, hi, hi, hi!" und dabei tanzte er wieder im Zimmer umher.

Wallmann lauschte mit größter Spannung den Reden des Wahnsinnigen, in denen jedes Wort für ihn von größter Wichtigkeit war,



Hubert Salentin.

aber vergebens hoffte er noch mehr zu hören. Solmann schwieg, und als er versuchte, mehr aus ihm herauszulocken, kehrte das Mißtrauen wieder und die frühere Angst. Er näherte sich der Thür, riß, ehe Wallmann es zu hindern vermochte, dieselbe auf, sprang in großen Sätzen auf die Straße hinaus und war im nächsten Augenblicke verschwunden.

Wallmann wurde durch diese unerwartete Flucht zwar etwas enttäuscht, war aber im ganzen mit dem, was er in Erfahrung gebracht, zufrieden. Für ihn unterlag es keinem Zweifel mehr, daß Wernicke nicht Klärchens Vater sei, und eben so ging aus Solmanns Worten hervor, daß dieser sich kürzlich in den Besitz von wichtigen Papieren gesetzt haben mußte, die auf das junge Mädchen Bezug hatten.

Es kam jetzt darauf an, diese Papiere von ihm zu erhalten, aber Wallmann verhehlte sich nicht die Schwierigkeiten einer solchen Aufgabe. Bei dem Geisteszustand Solmanns war nicht daran zu denken, daß er die Documente an jemand anders ausliefern werde, als an Klara selbst. Dazu mußte eine persönliche Zusammenkunft zwischen beiden veranstaltet, gleichzeitig aber alles vermieden werden, was entweder das Mißtrauen des Irrsinnigen oder den Verdacht Wernickes erwecken konnte. Ebenso war die größte Eile erforderlich, da die angedrohte Verlobung mit Mallek so nahe vor der Thür stand und, um Klara zu retten, die beabsichtigte Entführung vielleicht schon am morgenden Tage ins Werk gesetzt werden mußte.

Alle diese Schwierigkeiten thürmten sich vor Wallmanns Geist auf; doch er verlor deshalb nicht den Muth. Als echter Seemann, der schon hunderte Male sich in viel schlimmeren Lebenslagen befunden, vertraute er auf seine Thatkraft und auf Gott.

Ein Punkt in der so eben stattgehabten Unterredung erregte jedoch sein ernstes Nachdenken.

Der auffallende Eindruck, den die Nennung seines Namens auf Solmann hervorgebracht und dessen plötzlicher Ausruf: „Klärchen Wallmann, ja so heißt sie!“ hatten ihn eigenthümlich berührt. Wie wunderbar, daß sein Name auch der des jungen Mädchens war!

Sollte er zu Klara etwa in näheren Beziehungen stehen? Dieser Gedanke drängte sich ihm unwillkürlich auf, als er sich dessen

erinnerte, was Solmann bei der ersten Unterredung ihm erzählt. Klaras Eltern waren vor 15 Jahren, als sie nach Amerika auswandern wollten, in Hamburg von der Cholera hingerafft. Grade so lange war es her, daß er selbst als heimats- und elternlose Waise im Mertensschen Hause Aufnahme gefunden. Heinrichs Mutter hatte ihn weinend und nach den Eltern suchend auf der Straße getroffen und ihn mit sich genommen. Alle Nachforschungen über seine Herkunft blieben vergebens, der fünfjährige Knabe selbst wußte weiter nichts anzugeben, als das er Wilhelm Wallmann heiße, und trotz aller Bekanntmachungen wurde er von niemand reclamirt.

So wurde das Mertensche Haus seine zweite Heimat. Heinrichs Eltern nahmen ihn an Kindesstatt an und erfüllten ihre freiwillig übernommenen Verpflichtungen so treu, daß er es ganz vergessen hatte, eine Waise zu sein.

Heute erinnerte er sich seit langer Zeit zum ersten Male wieder daran, wenn auch nicht auf irgend wie schmerzliche Art. Möglicherweise stand er nicht mehr so allein da, wie er bisher geglaubt und besaß noch nahe Angehörige, ja vielleicht war Klara ihm mehr als eine bloße Namensverwandte.

Diese und ähnliche Gedanken bewegten jetzt sein Herz und ließen es lebhafter als gewöhnlich schlagen. Aber er fühlte auch gleichzeitig, daß er nun ein doppeltes Intresse daran habe, Klaras Sache zu der seinen zu machen und ihr Verhältniß zu Wernicke aufzuhellen.

Eine innere Stimme sagte ihm, daß der Inhalt des grünen Kastens, von dem Solmann gesprochen, auch für ihn selbst von größter Wichtigkeit sei, und daß er alles aufbieten müsse, um in den Besitz desselben zu gelangen.

V.

Wallmann saß noch lange sinnend in dem einsamen Zimmer. Es war schon vollständig dunkel geworden, ehe er sich erinnerte, daß er mit Mertens noch vor dessen Rendezvous zusammentreffen wollte, um ihm die Resultate seiner Unterredung mit Solmann mitzutheilen. Ihm blieb kaum noch eine halbe Stunde bis dahin, und er brach deshalb schleunigst nach dem verabredeten Hotel auf.

Als er auf dem Wege dorthin in schnellem Schritte scharf um eine Straßenecke bog, rannte er mit solcher Heftigkeit gegen zwei ihm entgegenkommende Männer, daß sowohl er, wie der eine von jenen zu Boden stürzten und der zweite seitwärts geschleudert wurde.

„Carajo!“ rief der erstere und raffte sich fluchend wieder empor. Auch Wilhelm sprang schnell wieder auf die Füße und stand dem Fremden, dessen Sprache ihn als einen Spanier kennzeichnete, jetzt nahe gegenüber. Schon war er im Begriff, sich wegen seiner Unvorsichtigkeit zu entschuldigen, als er auf einmal stockte. Er hatte das Gesicht nie zuvor gesehen, es lag auch nichts Abstoßendes darin, im Gegentheil mußte es eher schön und männlich genannt werden, aber trotzdem empfand Wilhelm bei seinem Anblick einen unheimlichen Schreck. Auf unbegreifliche Weise kam ihm das Gefühl, als sei er mit einem Todfeinde zusammengetroffen, und dies erstickte die Worte in seiner Kehle.

„Kannst Du Dich nicht vorsehen, Bauerlümmel?“ schrie ihn in diesem Augenblicke der Begleiter des Spaniers an und faßte ihn heftig an der Schulter. Wilhelm zuckte zusammen, das räthselhafte Gefühl von vorhin schien plötzlich eine Erklärung zu finden, es war Störtebeker, der in so beleidigender Weise zu ihm sprach. Mit unwilliger Bewegung schüttelte er die Hand desselben von sich ab; er erwiderte kein Wort, aber in seinem Innern kochte es, das Schimpfen des Lieutenants hatte ihn auf das äußerste empört.

„Nun, wirst Du Dich wenigstens entschuldigen, Schuft?“ rief Mallek zornig und trat ganz nahe auf ihn zu. Wilhelm rührte sich nicht vom Fleck, er stand kerzengerade, aber sein Auge war drohend auf den Lieutenant gerichtet und seine Hand suchte unwillkührlich nach dem Dolchmesser, das er im Gürtel bei sich trug. Inzwischen hatte sich eine Schar vorübergehender Kauffarthelmatrosen um die Gruppe gesammelt. Sie waren Zeugen von dem brutalen Benehmen Malleks gewesen, und in ihren Mienen sprach sich deutlich die Parteinahme für den beleidigten Kameraden aus.

Sei es, daß diese Wahrnehmung Mallek bestimmte, seine Heftigkeit zu mäßigen, oder bewog ihn Wilhelms drohende Haltung dazu, genug, er stand von weiteren Beleidigungen ab, nahm seinen Begleiter am Arm und entfernte sich, indem er zu letzterem in dessen Sprache sagte: „Merke Dir den Milchbart, Alonzo, das ist der zweite von der „Frankfurt“, mit dem wir abzurechnen haben.“

„Oder ich mit Euch,“ knirschte Wilhelm, der spanisch genug kannte, um das Gesprochene zu verstehen.

Nach wenigen Schritten hatte er das Hotel erreicht, wo Mertens dem bereits der Boden unter den Füßen brannte und der sich das lange Ausbleiben des Freundes gar nicht zu erklären vermochte, ihn schon sehnlichst erwartete.

In aller Hast erzählte er ihm seine Unterhaltung mit Solmann und auch die Begegnung mit Störtebeker und dem Fremden.

„Ich kann Dir das Gefühl nicht klar machen, das mich wie ein Blitz durchfuhr, als ich dem Spanier in das Gesicht sah, aber in dem Augenblicke war es mir, als ob er mir das Messer durch das Herz gestoßen hätte, und alle meine Pulse stockten. Du weißt, ich bin nicht abergläubisch, wie gewöhnlich die Seeleute, aber das, was ich Dir neulich schon vom Störtebeker sagte, empfand ich auch, als ich diesen Alonzo erblickte, er ist ein böser Dämon für uns beide.“

„Nun, Wilhelm, ich denke, wir warten vorläufig, bis es so weit ist,“ beruhigte dieser, „zwei ehrliche Kerle wie wir werden immer noch ein paar Schurken gewachsen sein und hier in Deutschland spielen die Messer nicht eine so schlimme Rolle, wie in Spanien. Aber es ist gleich sieben Uhr und die höchste Zeit, daß ich gehe, damit Klärchen nicht zu warten braucht. Ich werde alles mit ihr verabreden und hoffe, daß sie unsere Pläne billigt. Wo treffe ich Dich nachher?“

„Ich denke Dich zu begleiten, d. h. natürlich,“ fügte er lächelnd hinzu, „nur bis an den Gartenzaun. Ich werde dort Wache halten; es ist immer gut, wenn man bei dergleichen Affairen einen verläßlichen Freund in der Nähe hat, man kann nicht wissen, wie man seiner bedarf. Du hast Dich ja immer darüber amüsirt, wie vortrefflich ich es verstehe, Thierstimmen nachzuahmen. Nun, wenn Du eine Eule hörst, so sei auf Deiner Hut.“

Die beiden Freunde verließen das Hotel und schlugen den Weg nach dem damals im Bau begriffenen neuen Hafenbassin ein. Die Arbeit dort hatte aufgehört, der Platz lag still und öde, und, ohne einem Menschen zu begegnen, konnten sie bei der herrschenden Dunkelheit unbemerkt in den einsamen Fahrweg einbiegen, der hinter der Leher Straße nach Geestemünde führte.

„So, Mertens,“ äußerte Wallmann, dessen Erregung sich inzwischen gelegt und der seinen alten Humor wieder erlangt hatte, „Cap Wernicke ist in Sicht; Du hast jetzt nur einen geraden Curs zu steuern und ich glaube, Du wirst ohne Lootsen das richtige Fahrwasser finden. Hier in Lee von dem Zaun ist eine schöne Bucht, da werde ich mich indessen vor Anker legen und scharfen Ausguck halten, damit Dir nicht unverhofft ein fremder Segler vor den Bug kommt. Nun, mache Deine Sache gut, aber denke an die Eule, wenn Du sie schreien hörst, dann ist etwas unklar.“ Mertens drückte dem treuen Kameraden warm die Hand und richtete seine Schritte nach der nahen Pforte des Wernickeschen Gartens.

Er fand sie verschlossen, auf sein leises Pochen erfolgte keine Antwort und das lauschende Ohr vernahm kein Geräusch im Garten, das ihm die Nähe der Geliebten verkündete. Schon begannen allerlei beängstigende Gedanken in ihm aufzusteigen, was Klara am Erscheinen verhindert haben könne, als die herübertönenden Schläge der Thurmuhr ihn daran erinnerten, daß erst jetzt die festgesetzte Stunde gekommen sei. Gleichzeitig ließ sich auch ein leichter Schritt auf dem Kieswege jenseits der Mauer hören. Er klopfte abermals leise an die Pforte. „Wer ist da?“ fragte eine flüsternde Stimme. „Heinrich Mertens,“ erwiderte er in derselben Weise, und die Thür öffnete sich.

Da stand sie; es war kein Traum, seine kühnsten Hoffnungen hatten sich erfüllt, aber als nun endlich die glückliche Wirklichkeit an ihn herantrat, wagte er kaum daran zu glauben. Stumm schaute er das junge Mädchen an, das übervolle Herz hatte keine Sprache für die Seligkeit, die es empfand.

Klara brach zuerst das Schweigen.

„Kommen Sie herein, Herr Mertens,“ sagte sie mit bebender Stimme, indem sich eine glühende Röthe über ihr hübsches Gesicht ergoß, „damit wir ungestört sind. Gott wird mir verzeihen, wenn ich Unrecht thue, aber ich bin sehr unglücklich und bedurfte eines Beistandes, sonst hätte ich diesen Schritt nicht unternommen, der so leicht mißdeutet werden kann. Ich ...“

„Theures, geliebtes Mädchen“, unterbrach sie der junge Mann, der jetzt Worte fand und ihre Hand ergriff, „ich werde Dir ewig

danken für das Glück, das Du mir jetzt gewährst. Wie habe ich mich gesehnt nach diesem Augenblicke, wo ich Dir Auge in Auge sagen dürfte, daß ich Dich von ganzer Seele liebe! Ich hatte gehofft, daß es unter günstigeren Umständen geschehen würde, aber ich weiß, was Dich quält, und deshalb will ich auch heute alles zurückdrängen, was mir sonst meine Gefühle eingeben. Deine Lage ist zu ernst, um augenblicklich an etwas anderes zu denken, als was Deine nächste Zukunft betrifft, und ich habe Dir viel zu sagen. — Du hast kein Unrecht begangen, indem Du Dich mir anvertrautest. Stütze Dich auf mich, in meiner Brust schlägt ein redliches, treues Herz und ich bin gekommen, um Dich zu schirmen und alles von Dir abzuwenden, was Dich bedroht."

„Ich danke Dir, mein Heinrich, o, wie glücklich machst Du mich!" flüsterte Klara und legte ihren Kopf an seine Brust. Er schlang seinen Arm um sie, und in stillem Glück ruhten die beiden Herzen an einander, die so lange sich gesucht und sich jetzt endlich gefunden.

Doch die Dauer dieses ungetrübten Glückes war für die Liebenden nur karg bemessen. Nachdem so dem ersten Ausbruch ihrer Gefühle Genüge geschehen, erinnerten sich beide, daß viel Ernstes und Wichtiges zwischen ihnen besprochen werden mußte.

Klara erzählte noch einmal die in ihrem Briefe nur kurz erwähnte gestrige Scene mit Wernicke in ihren Einzelnheiten, den Eindruck, welchen ihre standhafte Weigerung auf ersteren geübt, und die unerwartete Aenderung seines Benehmens. Am heutigen Tage habe er zwar noch nicht wieder eine Anspielung auf die Verlobung gemacht, aber sie habe am Nachmittage Mallek am Lande gesehen. Gewiß werde er zum Abend noch kommen, und wenn sie sich auch vorgenommen, sich auf ihrem Zimmer einzuschließen und niemandem Zutritt zu gestatten, so fürchte sie doch die drohende Gefahr und setze ihre alleinige Hoffnung auf Heinrichs Hilfe.

Dieser tröstete das arme Mädchen, so gut er vermochte. Er theilte ihr mit, wie es nach den heutigen Aeußerungen Solmanns fast zur Gewißheit geworden, daß Wernicke nicht ihr Vater sei, sondern sich nur durch ein Verbrechen diesen Titel angemaßt habe. Da der Wahnsinnige sich im Besitz wichtiger Papiere befinde, die er nur ihr aushändigen wolle, so sei es geboten, daß sie mit ihm auf irgend eine Weise zusammentreffe und die Documente zu erhalten suche, die ihr wahrscheinlich hinreichenden Schutz gegen alle Bedrängnisse gewähren würden. Könne dies aber nicht sehr bald geschehen und wolle Wernicke ihre Verlobung vorher mit Gewalt in das Werk setzen, so bleibe nichts übrig, als sie vorläufig aus ihrer Umgebung zu entfernen.

„Der Plan geht von Wallmann aus," fuhr Mertens fort, „aber ich sehe ein, daß es der einzige Weg ist, um Dich zu retten, so lange Du nicht Solmann gesprochen hast. Es ist von uns alles vorbereitet, wir haben drei Tage Urlaub genommen, um freie Hand zu haben, und da wir niemand eingeweiht, wird auch niemand hier wissen, wohin Du oder wir gegangen. Meine Eltern sind benachrichtigt, ihrer Einwilligung und der herzlichsten Aufnahme für Dich bin ich gewiß. Es kommt jetzt nur darauf an, Klara, ob Du in diesen Plan willigst, ob Du auch hierin mir volles Vertrauen schenkst."

Das junge Mädchen blickte ihm voll in die Augen. „Ja, Heinrich," sprach sie warm und innig, „ich vertraue mich Dir vollständig an, thue, was Du für richtig hälst, ich werde Dir in allem willig folgen, ich weiß es, Du bist treu und gut."

„Habe Dank, meine Klara, für diese Worte," erwiderte Heinrich mit überfließendem Herzen, „ich will sie Dir lohnen . . ."

Der aus nächster Nähe ertönende langgedehnte Schrei einer Eule unterbrach ihn. „Laß uns hinter das Gartenhaus treten," bat er, „damit uns niemand sieht. Es muß ein Fremder in der Nähe sein, das ist Wallmanns Signal."

Jenseit der Mauer hörte man Schritte und leises Sprechen. Huhu! Huhu! rief die Eule. Klärchen schrak zusammen und schmiegte sich eng an ihren Beschützer. „Wallmann warnt vor Gefahr," flüsterte dieser, „sonst würde er nicht zum zweitenmale rufen. Halte dich nur ruhig, mein Kind, wir müssen sehen, was folgt, hier sind wir vollständig sicher, und niemand kann uns entdecken."

(Fortsetzung folgt.)

In der Gefangenschaft Theodors von Abessinien.

Von Dr. Richard Andree.

III. Der Zug von Debra-Tabor nach Magdala.

Die Stärke des Heeres, mit welchem Theodor von Debra-Tabor nach Magdala im Spätsommer 1867 aufbrach, wird verschieden angegeben. Schiller schätzt die Zahl der eigentlichen Krieger auf nur 3000 bis 5000, den Troß aber auf 40,000. An ein abessinisches Heer darf man keinen europäischen Maßstab anlegen, denn in dieser Armee bewegte sich das ganze Reich Theodors von einer Landschaft in die andere. Weiber und Kinder der Soldaten, nicht minder deren Diener, alle Gefangenen, der zahlreiche Hofstaat des Königs, von den hohen Würdenträgern an bis zu den Köchinnen herab, die mit Kochtöpfen und Löffeln marschiren, die Priester in ihren großen weißen Turbanen, Reiter zu Pferde und zu Maulthier, Infanterie mit Spießen oder Flinten bewaffnet, die geraubten Herden — alles das wälzt sich in wirren Durcheinander dem Ziele zu. Ewig wechselnde bunte Bilder voller Noth und Elend sind es, die ein solcher Kriegszug darbietet, denn ein Menschenleben gilt in der wüsten Jagd keinen Heller. Leichen, ein Schmauß für Geier und Hyänen, bezeichnen die Straße, welche der Herrscher zog, und wüstes, ausgeplündertes, zertretenes Land zeigt seine Spur.

Wie ist der Boden beschaffen, auf dem sich diese ungeregelten Massen bewegten? Vor mehreren Jahren hatte der König durch den Deutschen Bender Anfänge einer Straße von Debra-Tabor nach Magdala bauen lassen. Aber die fortwährenden Rebellionen hatten das löbliche Werk unterbrochen. So zog man denn bald über Hochlande, die über 11,000 Fuß über dem Meer liegen, bald durch zerrissene Tiefebenen oder vom Regen angeschwollene Bäche über Tscheischeho nach Wadla zu. Die höchsten Partien, welche der Zug berührte, reichen hinauf bis in jene Regionen, wo bereits Schnee fällt und oft weißer Firn die Spitzen der himmelanragenden Berge mit einer Eiskruste überzieht. Dort oben haust der schene Steinbock, springt die afrikanische Gemse oder der Sasa über Felsgestein, und überrascht, an der Grenze des ewigen Schnees, die sonderbare Djibarrapflanze den Wanderer, der dieses bis 18 Fuß hohe, palmenähnliche Gewächs in dieser Höhe nicht genug anstaunen kann.

Mitten in dem wilden Zuge schritten auch die fünf Deutschen, welche wegen ihres Fluchtversuches gefangen waren. Man hatte ihnen so enge Fußketten angelegt, daß sie mit genauer Noth einen Fuß vor den andern setzen konnten; außerdem war die rechte Hand ihnen an den rechten Fuß herabgebunden, mithin konnten sie nur langsam, wie die Schnecken, und in völlig gebückter Lage sich fortbewegen. Ihre Kräfte waren schon auf das äußerste erschöpft, ein Weitergehen kaum noch möglich, als die Frau des Missionars Flad, eine vortreffliche, aus der Rheinprovinz stammende Dame, die muthig alle Schicksale ertrug, dem zum Tode erschöpften Schiller ihr Maulthier abtrat. Oft verschaffte die Laune Theodors ihnen einige Erleichterung, aber niemals befahl er direct, ihnen die Ketten abzunehmen, sondern er suchte stets auf einem Umwege zum Ziel zu gelangen. „Könnt Ihr mir einen Rock nach europäischer Art zuschneiden?" fragte er eines Tages die Gefangenen, und als er bejahende Antwort erhielt, fielen sofort die Handketten. So wurden den Unglücklichen mindestens fünfzehn Mal die Fesseln gelöst und wieder geschlossen, je nachdem es Seiner Majestät gut dünkte. Rückte der Abend heran und der König schlug sein Lagerzelt auf, um welches herum sich das ganze Heer gruppirte, so wurde auch für die Gefangenen eine Stätte bereitet. Von stacheligen Kugeldisteln, Mimosen und wilden Rosensträuchern wurde ein großer Dornenzaun errichtet. Dahin trieb man sie, wie die Schafe in einen Pferch, dort mußten sie auf der nackten Erde schlafen, während es oft fingerdickes Eis fror. Glücklich derjenige, der dann eine Haut, eine einfache Decke erlangen konnte, um die erstarrten Glieder wenigstens einigermaßen zu schützen. Die Abessinier aber, die unglaublich abgehärtet sind, ertragen Kälte und Hitze in gleichem Grade gut, während die Europäer auf dem Marsche unsäglich zu leiden hatten.

Ueber den Marktort Sebit gelangte Theodor nach dem Dorfe Kerkera; dort glaubte er auf den Schum von Wag zu treffen, der von Lasta ausgezogen war, um ihn zu vernichten, da zwischen beiden Fürsten Blutrache nach altabessinischer Sitte obwaltete. Denn an einer mächtigen Hochlandsmimose, die ihre weiten Aeste hier schirmförmig über die Straße streckt, hatte Theodor einst den Vater des Wagschum aufhängen lassen. Jetzt erwartete er an derselben Stelle den Sohn als Rächer; doch noch war sein bloßer Name so gefürchtet, daß der Wagschum es vorzog, im Rücken des Königs nach dem verlassenen Debra-Tabor zu ziehen. Dieser aber wandelte grausam wie immer seine Straße, und vor ihm her flüchtete mit seiner Habe das Landvolk. Ergrimmt hierüber ließ Theodor auf die armen Menschen Jagd machen und die Eingefangenen niedermetzeln. Eines Tages brachte man auf der Hochebene von Wadla einen Bauer zu ihm, der auf Befragen, warum das Landvolk vor dem Könige flüchte, mit seltenem Freimuth die Gründe auseinandersetzte, welche den friedlichen Ackerbauer veranlaßten, vor dem herannahenden Heere davon zu eilen. Der König, welcher sonst wohl offene Rede vertragen konnte, war aber heute wieder voller Zorn, denn so eben hatte er durch Boten erfahren, was er lange für unmöglich hielt, daß nämlich in Zula ein englisches Pioniercorps gelandet sei, um die Vorbereitungen zum Feldzuge zu treffen. Das arme Bäuerlein mußte zunächst seinen Grimm fühlen, und zum Oberhenker Maschescha gewandt, sprach Theodor: „Schneide diesem Menschen Ohren, Nase, Zunge, Hände, Füße u. s. w. ab — dann laß ihn laufen, damit er den Bauern von mir Bericht erstatte.“ Und so geschah es auch.

Unterdessen trafen auch von Magdala, wo Rassam, Stern, Rosenthal, Cameron u. s. w. saßen, Nachrichten ein, die nicht sehr günstig lauteten. Es herrschte Meuterei unter der Besatzung und ein höherer Officier war desertirt. Aber dessen Verwandte befanden sich im Heere Theodors und diese, ein Sattler aus Gondar, nebst Frau und zwei Kindern, ließ der blutdürstige Herrscher sofort aus Rache verbrennen. Zu weit würde es uns führen, wollten wir nach dem Berichte unseres Gewährsmannes alle ähnlichen Scheußlichkeiten und barbarischen Handlungen hier aufzählen, die von Theodor auf seinem letzten Marsche noch begangen wurden. Wir eilen lieber dem Ende zu und berichten nur noch von dem Zuge durch Talanta nach Magdala.

Am 31. October 1867 stand das Heer bei dem Flecken Biedehor, der etwa 10,000 Fuß über dem Meere liegt. Von dort hat man einen weiten Blick in das Land nach Süden, nach Magdala und dem hohen, mit Schnee bedeckten Kollogebirge, dem höchsten Abessiniens überhaupt. Südlich von Biedehor aber durchsetzt eine jener grausigen Thalschluchten das Land, an denen Abessinien so reich ist. Hier fließt zwischen senkrechten, fast 3000 Fuß hohen Felsen die rauschende Dschidda hin. Nur einige Terrassen unterbrechen die jähen, mauerartigen Wände. Dort hinab in den Schlund mußte die ganze Armee hinabsteigen und, nachdem sie das Flußbett überschritten, am jenseitigen Ufer wieder einen eben so steilen Felsenwall über nacktes, vulkanisches Gestein nach der fruchtbaren Ebene von Talanta hinaufklimmen. Dort hinab mußten auch die Kanonen und der Riesenmörser „Sebastopol“ geschleppt werden. Wahrlich kein kleines Beginnen, denn das Ungeheuer wog 80 Centner und der von Zander und Waldmaier construirte Wagen, auf welchem er von hunderten Menschen fortgezogen wurde, wie einst die alten Aegypter ihre Kolosse fortbewegten, hatte mindestens das gleiche Gewicht. Aber auf den gewöhnlichen Maulthierpfaden konnte der Mörser unmöglich durch die Dschiddaschlucht geschleppt werden und rasch entschlossen befahl Theodor den deutschen Arbeitern, eine Straße zu bauen. Dieses geschah, während die Engländer schon im Anmarsche waren und erforderte zwei Monate Zeit, denn erst am 15. Januar 1868 war die Dschidda glücklich überschritten und die Talanta-Ebene erreicht.

Von hier aus wurden die fünf gefangenen Europäer direct unter Soldatenbewachung nach der Festung Magdala gebracht, wo sie am 26. Januar eintrafen und mit Rassam und Cameron wieder vereinigt wurden. Theodor aber schaute wohlgefälligen Blickes unterdessen auf die reiche, fruchtbare Ebene von Talanta. Die Weizen- und Gerstenfelder standen in der üppigsten Pracht, überall wimmelte es von fleißigen Menschen, die den Boden bestellten, von fröhlich singenden Kindern, denn ein Owatsch (Herold) des Königs war umhergezogen und hatte in ganz Talanta verkündigt: „Kehrt heim, Ihr Bauern zu Eurer Arbeit, bestellt die Aecker und flüchtet Euch nicht. Der König bringt den Frieden, kein Haar wird Euch gekrümmt, Euer Eigenthum ist geachtet.“ Und friedlich kehrten die, welche schon auf der Flucht waren, in die Dörfer zu der gewohnten Beschäftigung zurück. Aber Theodor hielt sein Wort nicht; er brauchte Proviant für seine Festung Magdala, fiel über die schmählich betrogenen Leute von Talanta her, raubte ihnen alles und zog dann über den Beschlo hinauf in seine kühne Amba, in die Felsenburg mit den jäh abfallenden Wänden, die ihm uneinnehmbar schien, in der er sich vermaß, ganz Europa zu trotzen. Das geschah am 27. März 1868.

Hier könnten wir unsern Bericht schließen, denn die Erstürmung der Festung, der Tod des Königs, sind aus den Tagesblättern zur Genüge bekannt. Nur noch einige Worte über unseren Gewährsmann wollen wir hinzufügen, der mit seltener Standhaftigkeit und Gottvertrauen seine Leiden ertrug. Kaum war Theodor auf der Feste angelangt, so verlangte er auch gleich nach Schiller, den er auf arabisch folgendermaßen anredete: „Wie geht's Schirrer?*) Willst Du mir für den „Sebastopol“ Kugeln machen?“ Und als dieser sich dazu bereit erklärt, fielen wieder die Handketten; er meißelte und meißelte an den ungeheuren Bomben, bis der Donner der englischen Geschütze erklang und seine Sclavenketten für immer fielen.

Und noch ein Zusammentreffen hatte der deutsche Mann mit dem schrecklichen Herrscher. Es war am Morgen des Ostersonntags früh um drei Uhr, als ein Bote des Königs ihn aus dem Schlafe weckte und ihm befahl, vor diesem zu erscheinen. War das der stolze König, vor dem einst ganz Aethiopien gezittert, der Mann, der sich vermessen, mit Gott selbst einen Bund gemacht zu haben, damit er ihm auf Erden nichts in den Weg lege? War das der Theodor, auf den das Volk so lange gehofft, den es mit Jubel im Jahre 1855 krönen sah, von dem es glaubte, daß er Mekka und Medina zerstören und Jerusalem zum Mittelpunkt der christlichen Welt machen werde? Der Verlust der ersten Schlacht gegen die „rothen Barbaren“ hatte ihn tief gebeugt, und nun sann er auf Ausgleich. In die weiße Schama gehüllt, zusammengekauert, elend und zagend, saß er auf einem Stein und redete Schiller in amharischer Sprache an. Indessen dieser verstand nur so viel, daß er als Parlamentär ins englische Lager gehen solle. Er ließ darum Bender rufen, welcher des Amharischen kundig war, und dieser brachte denn einen jener Briefe an den General Napier, welche für Theodor so charakteristisch sind.

Dann schlug auch die Freiheitsstunde für unsere Gefangenen. So viel er auch zu leiden hatte, so sehr er durch die Qualen der vierjährigen Gefangenschaft daniedergedrückt war, sein Herz war fern davon, in gewöhnlicher Rache gegen Theodor zu entbrennen, den er trotz allem als einen großen Mann ansieht. Er erschien ihm als ein tüchtiger, energischer Fürst, der stets im guten Glauben handelte, der hervorragte durch Scharfsinn, eiserne Willenskraft, wilde Genialität, große körperliche Gewandtheit und tollkühnen Muth. Hätte er, der Sohn der armen Kussohändlerin aus Koara, eine ordentliche Erziehung gehabt, es wäre ein ganz vorzüglicher Monarch geworden, der rechte Mann, den Abessiniern zu imponiren und sie in die Civilisation hineinzuzwingen.

England war nicht allein großmüthig gegen seine eigenen Landeskinder, sondern auch gegen die zahlreichen Deutschen, welche in Magdala geschmachtet hatten. Auch sie wurden reichlich unterstützt und sicher von Magdala hinabgeführt bis an die Küste. Hier lernte Schiller wieder einen neuen Theil Abessiniens kennen; er durchzog Lasta, Wodscherat, Enderta, kam vorbei an den herrlichen, kühnen Felsgestaltungen von Haramat, unter denen sich die Amba Zion, einst ein Staatsgefängniß Theodors, auszeichnete, und schiffte sich in Zula ein. Jetzt stehen seine Füße wieder auf vaterländischem Boden und er mag sich erholen von seinen Leiden; aber in der langen Gefangenschaft hat der arme Mann seine geringen Ersparnisse eingebüßt; er steht nach schwerer, anstrengender Arbeit von allem entblößt da, als ein redendes Zeugniß abessinischer Barbarei, frühzeitig gealtert und gebeugt. Möge er im Vaterlande die Unterstützung finden, die ihm als Linderung seiner Qualen gebührt!

*) Die Abessinier können die deutschen Namen nur schwer aussprechen. So nannten sie Rosenthal Rus, Bender Mender, Meyer Meil, Waldmeier Wormeil, Saalmüller Salmindr, und Stern in der Uebersetzung Kokep.

Lebenserinnerungen. Von Julius von Wickede.

III. Im Blochmannschen Erziehungsinstitut.

Unter den zahlreichen Privaterziehungsanstalten in Deutschland hat wohl keine einzige je einen berühmteren Namen gehabt, als das mit dem Vitzthumschen Geschlechtsgymnasium verbundene Institut, welches der Professor Dr. Blochmann 1828 in Dresden gründete. Nicht allein, daß viele Prinzen aus regierenden Häusern Deutschlands — wir nennen z. B. die beiden regierenden Großherzöge von Mecklenburg-Schwerin und Strelitz, die Fürsten von Lippe und Reuß — daselbst einen Theil ihrer Jugenderziehung erhielten, es erstreckte sich sein Ruf auch weit über die deutschen Grenzen hinaus; besonders waren Polen, Rußland und England — neben allen Theilen Deutschlands — in großer Zahl unter den Zöglingen vertreten. Zu tausenden leben frühere Blochmannianer jetzt in den mannigfachsten Lebensverhältnissen in den verschiedensten Theilen Europas, ja aller Welttheile.

Und in welchen verschiedenen Kreisen sind meine ehemaligen Jugendgefährten aus den in dieser Anstalt verlebten Jahren zerstreut! Der eine z. B. bekleidet die Stelle eines Botschafters des russischen Kaiserreichs an einem größeren europäischen Hofe, während in scharf entgegengesetzter Richtung ein junger polnischer Graf, der als Knabe mit ihm das gleiche Zimmer bewohnte, im Jahre 1847 Hauptführer der Insurgenten am linken Weichselufer war! Einen einstigen Blochmannianer traf ich als Adjutant vom Iskender Bey im türkischen Kosakencorps im Winter 1853—1854 an der Donau, während ein anderer bald darauf mich in Varna am Bord einer stattlichen englischen Fregatte, die er als Capitän commandirte, zu einem glänzenden Frühstück einlud; dabei erfuhren wir zufällig, daß ein russischer General, der eine Division in der Krim befehligte, ein früherer Klassen- und Stubengenosse von uns war. Ein anderer, mir genauer bekannter Zögling des Instituts, der Sprößling eines deutschen bekannten Grafengeschlechtes, war von den Soldaten des Königs Victor Emanuel im Jahre 1861 im Neapolitanischen als Führer einer Guerillaschar gefangen genommen und alsbald erschossen. Und zufällig war der Bersaglierioberst, der mir die näheren Details dieser ganzen Begebenheit erzählte, ein geborner Mailänder, ebenfalls ein früherer Blochmannscher Schulgenosse. Auch im böhmischen Feldzug von 1866 kämpften viele Zöglinge der Anstalt mit den Waffen in der Hand gegen einander. Noch vor Gitschin gab mir ein Jugendfreund aus der Blochmannschen Zeit, der wenige Stunden später als Commandeur eines preußischen Bataillons mit dem Degen in der Hand den ruhmvollen Soldatentod fand, sein Testament zur Aufbewahrung. Und einige Tage später weilte ich im Hospital von Pardubitz an dem Sterbelager eines k. k. österreichischen Majors, der früher einst als Klassennachbar lange Zeit neben mir gesessen hatte, und erwies ihm die letzten Liebesdienste.

Der Gründer dieser großartigen Anstalt war der in der Schweiz, wohin er sich zur Erholung zurückgezogen hatte, 1855 verstorbene Dr. Blochmann. In Reichstädt bei Dippoldiswalde, unweit Dresden, 1786 geboren, hatte er ursprünglich Theologie studirt, bald aber die Pädagogik — in der er später so Großes leisten sollte — als seinen wahren Lebensberuf erkannt. So war er mehrere Jahre Erzieher in vornehmen Familien des Auslandes gewesen, und hatte dann längere Zeit als Lehrer an der bekannten Pestalozzischen Erziehungsanstalt zu Yverdun in der Schweiz mit großem Erfolg gewirkt. In der letzten Hälfte der zwanziger Jahre nach Dresden zurückgekehrt, gründete er dort mit nur geringen pecuniären Mitteln, auf Verwenden des damaligen sächsischen Cabinetsministers, Graf von Einsiedel, von der Regierung vielfach unterstützt, eine Privaterziehungsanstalt, die, bald darauf mit dem gräflich Vitzthumschen Geschlechtsgymnasium — einer Stiftung der sehr ausgedehnten Vitzthumschen Familie — verbunden, sich in wenigen Jahren einen Ruf selbst über Europas Grenzen hinaus erwarb.

Blochmann, eine schöne, kräftige Männergestalt mit einem geistvollen Gesicht, aus dessen entschieden ausgearbeiteten Zügen nebst Wohlwollen und Herzensgüte eine feste Willenskraft sprach, war wie wohl selten jemand dazu geeignet, eine derartige Erziehungsanstalt zu gründen, in Flor zu bringen und unausgesetzt mit seltenem Erfolg zu leiten. Seinem entschiedenen Directorialtalente gelang es nicht nur, die Erziehung von hundert Knaben, vom 8—18. Jahre, aus den verschiedensten Ständen und Nationen zusammengesetzt, richtig zu leiten, sondern auch den 20—30 Lehrern, bei aller zulässigen Selbständigkeit, den angemessensten Wirkungskreis anzuweisen und ihre Thätigkeit zu überwachen. Wir Zöglinge hatten alle ohne Ausnahme wahres Vertrauen und wirkliche, aufrichtige Verehrung für unsern Director, wandten uns lieber mit unsern Bitten und Anliegen an ihn als an einen andern Lehrer, und doch besaß er dabei die unbedingteste Autorität und wußte uns sämmtlich im größten Respect zu halten, was gerade bei der eigenthümlichen Zusammensetzung der Zöglinge, unter denen sich stets so manche verwöhnte, zu Hause gründlich verzogene Knaben aus den vornehmsten Ständen befanden, keine leichte Aufgabe war. Aber selbst der russische Fürstensohn oder der zu Hause von unterwürfigen Leibeigenen zu allem möglichen Uebermuth verleitete junge polnische Edelmann, traten sicherlich nicht ohne Zagen vor den Director, wenn sie wußten, daß sie von ihm eine Rüge erhalten sollten. Aber wie zornig konnte Blochmann mitunter auch werden, mit welcher Donnerstimme hallte seine Rede durch den weiten Schulsaal, wenn er sich veranlaßt fand, größere, allgemein begangene Unarten zu rügen! Bisweilen verstieg sich sein Zorn zu einer kräftigen Ohrfeige, wobei er auf Alter oder Stand des zu Strafenden auch nicht die allermindeste Rücksicht nahm. Erinnere ich mich doch noch, daß er einst einem jungen, fast 18jährigen Russen, der kurz vor seinem Abgange ihm insolent antwortete, eine so kräftige Ohrfeige im Angesicht aller Zöglinge ertheilte, daß es laut durch den ganzen Saal schallte, und als der Getroffene erzürnt ausrief: „Herr Director, Sie dürfen mich nicht schlagen, ich bin ein Graf," mit den Worten: „Und wenn Du ein Graf bist und benimmst Dich wie ein Straßenjunge, so verdienst Du eine doppelte Strafe," diese Lection auf der andern Backe, wo möglich verstärkt, sogleich wiederholte. Und trotzdem — oder vielleicht eben deshalb — achtete der also Gestrafte Blochmann so hoch, daß, als er ein Jahr darauf, in der glänzenden Uniform eines Cornets der russischen Chevaliergarde, Dresden besuchte, sein erster Gang in das Institut war, um ihn sobald als möglich begrüßen zu können.

Und so war es fast bei allen ehemaligen Zöglingen, und es wird gewiß keiner Dresden besucht haben, dessen Gang nicht baldmöglichst in die „Große Plauesche Gasse" gerichtet war, um seinem alten, so hochverehrten Director recht herzlich die Hand schütteln zu können. Mein erster Gang war es stets, wenn ich auf meinen Reisen Dresden berührte; auch später noch, als schon längst die kühle Erde ihn deckte, bin ich selten durch die „Große Plauesche Gasse" gewandert, ohne seiner mit Liebe zu gedenken.

Der Director einer Erziehungsanstalt wie die Blochmannsche, deren Zöglinge zur Hälfte vielleicht aus den Söhnen der vornehmsten Aristokratie Europas zusammengesetzt waren, bedurfte schon in der fast täglichen Berührung mit deren Angehörigen sehr gewandter, ja selbst eleganter Umgangsformen. In dieser Beziehung war Blochmann wirklich ein fast unerreichbares Muster, und er wußte die Honneurs seiner großen Anstalt den vielen Fremden, die sie besuchten, in einer so vornehmen und doch wieder so hofmännischen Weise zu machen, daß gar mancher Hofmarschall ein lehrreiches Beispiel sich an ihm hätte nehmen können. Daß dabei äußerlich mitunter etwas Ostentation vorkam und das Vorzeigen der beiden großen Löwen im Naturaliencabinet gewiß nicht versäumt wurde, um den Eltern den Beweis zu geben, auf welch großartige Weise für den Unterricht in der Naturgeschichte gesorgt war, oder der etwas theatralisch aufgeputzte Turn- und Fechtsaal und das chemische Laboratorium im Garten, wie auch die bekannten Namen einiger Lehrer besonders hervorgehoben wurden, kurz alles, was dem Institute nur irgend einen Glanz verleihen konnte, gewiß eine besondere Erwähnung fand, war dem Director einer größtentheils auf Privatmittel angewiesenen Anstalt wohl nicht allzusehr zu verargen. Auch daß er scheinbar auf die oft sehr confusen Wünsche verschiedener Eltern hinsichtlich der Erziehung und sonstigen Behandlung ihrer Söhne, die sie dem Institute anvertrauen wollten, in der Unterhaltung mit ihnen einging, war wohl nicht immer ganz zu vermeiden. Wenn vielleicht an einem Morgen eine englische Lady, die ihren Sohn übergab, diesen nach der oder jener in England so eben Mode gewordenen Erziehungs-

methode erzogen zu sehen wünschte und eine russische Fürstin, welche diesem Besuche auf dem Fuße folgte, für ihren geistig verwahrlosten Jungen ein gerade entgegengesetztes Princip angewandt zu sehen begehrte, so mochte er solchen Damen nicht immer entschieden widersprechen, sondern pflichtete ihnen scheinbar mit weltmännischer Gewandtheit bei. Weitere praktische Folgen hatten derartige Specialwünsche hinsichtlich der ferneren Erziehung freilich nicht, denn im Institut selbst galt für alle das gleiche Princip, und sämmtliche Zöglinge ohne Ausnahme hatten gleiche Rechte wie Pflichten.

Es war überhaupt ein ungemein edler und uneigennütziger Zug Blochmanns, daß er auf Rang und Reichthum der ihm Anvertrauten und den pecuniären Vortheil, den er von ihnen hatte, auch nicht die mindeste Rücksicht nahm. In seiner großen Gutmüthigkeit hatte er manche Söhne armer Pastoren oder unterer Beamten, mit deren Vätern er in seiner Jugendzeit vielleicht befreundet gewesen war, um den halben oder vierten Theil des üblichen Pensionspreises, ja häufig ganz umsonst, in seinem Institute. Zwischen allen diesen Zöglingen, ob sie nun viel oder gar nichts bezahlten, ward an Wohnung, Beköstigung, Unterricht und sonstiger Behandlung weder von Lehrern noch gar von dem Director auch nur der allermindeste Unterschied irgend einer Art gemacht. Um diesem Princip der Gleichheit im Institut selbst möglichst zu huldigen, hatte der Director die sehr zweckmäßige Einrichtung getroffen, daß stets 6—10 Zöglinge des verschiedensten Alters, Standes und Volksstammes, auf einer Stube vereint mit einem Lehrer zusammenwohnten. Nur die Zöglinge des Vitzthumschen Gymnasiums wohnten für sich in einem besonderen Gebäude, waren aber sonst bei Tisch wie in den Classen bunt mit den andern vereinigt.

Daß das B.'sche Institut bei den sehr vielen Vorzügen auch manche Mängel besaß, läßt sich nicht leugnen. Wer etwas lernen wollte, konnte darin ungemein viel lernen, denn treffliche Lehrer in allen möglichen Fächern waren vorhanden; hatte ein Schüler aber nicht sonderlichen Lehrtrieb, so vermochte er sich mit einiger Gewandtheit ohne allzugroße Anstrengung auch leichter so durchzubringen, als dies auf einer sächsischen Fürstenschule oder einem Gymnasium mit einem strengen Director der Fall gewesen sein würde. Auch herrschte, hervorgerufen durch die reichen Zöglinge — trotz der ebenerwähnten sonstigen Gleichheit — ein Hang zum Luxus und zu übertriebener äußerer Eleganz unter vielen Pensionären, und Glacéhandschuhe, lackirte Stiefel und feine, bei dem ersten Modenschneider der Residenz gearbeitete Fracks spielten häufig eine größere Rolle, als dies bei Knaben billiger Weise hätte geduldet werden sollen. Auch die Vergnügungen der Großstadt, namentlich Concert, Theater, der Besuch eleganter Kaffeehäuser u. s. w., waren zu verlockend, als daß nicht alle möglichen Mittel in Bewegung gesetzt wurden, solche häufig besuchen zu können. Zwar war den Schulgesetzen nach die Disciplin sehr strenge, und außer bei den drei Mal wöchentlichen gemeinsamen größeren Spaziergängen sollte eigentlich kein Ganzpensionär die Anstalt verlassen, wenn er nicht von einer befreundeten Familie in der Stadt ausdrücklich eingeladen wurde. Um hierüber eine genaue Controlle führen zu können erhielt jeder Ausgehende eine gedruckte Karte, worin die Stunde seines Ausganges vom Lehrer, der die Tagesaufsicht hatte, bemerkt war und in welcher dann von der ihn einladenden Familie genau die Zeit seiner Ankunft und seines Fortganges bemerkt werden sollte. Die Verlockungen, ungebunden in der Stadt umherschweifen und die verbotenen Orte besuchen zu können, waren aber zu groß, als daß unternehmende Zöglinge nicht verschiedene Schleichwege gefunden hätten, all diese Controlmaßregeln zu hintergehen; ich wenigstens — ich will es offen gestehen — bin mit anderen Genossen unzählige Male heimlich in der Stadt gewesen, habe dafür aber auch, wenn wir erwischt wurden, manchen Sonntag bei Wasser und Brot im Carcer verbringen müssen. Gerade in der Heimlichkeit und gewissermaßen Gefährlichkeit liegt ja der größte Reiz solcher unerlaubter Expeditionen, und wir kletterten wohl zu später Abendzeit über die große Gartenmauer oder wagten einen Sprung aus dem Fenster, um uns mit Punsch und Berliner Pfannkuchen beim Conditor Orlando zu vergnügen. Auch an Bestechungen des Dienstpersonals fehlte es nicht, um manche culinarische Genüsse zu erlangen, die dem Reglement nach verboten waren. Alle solche Verlockungen entstehen selbst bei der strengsten Aufsicht nur zu leicht, wenn ein derartiges Institut in einer großen, an Vergnügungen so überreichen Stadt sich befindet, und aus diesem Grunde dürfte dessen Lage auf dem Lande oder doch in einem kleinen Landstädtchen in mancher Hinsicht wohl vorzuziehen sein.

Im Institut selbst war die Beköstigung und Lebensweise sehr einfach und nach echt sächsischer Frugalität eingerichtet. Die Zöglinge schliefen alle auf großen ungeheizten Schlafsälen zu 20—30 vereint, und wurden selbst im Winter des Morgens um 6 Uhr geweckt. An dem sehr einfachen Mittagsmahl im Speisesaal nahmen der Director mit seiner Familie und alle im Hause wohnenden unverheiratheten Lehrer Theil. Da eine gewöhnliche Strafe im s. g. Cariren des Mittagsessens bestand, so mußten fast stets eine mehr oder minder große Anzahl von Zöglingen sich statt der warmen Speisen mit einer Scheibe trockenen Brotes begnügen, wofür freilich mancher sich auf unerlaubte Weise zu entschädigen wußte.

Ich brachte die zwei Jahre von 1833—35 in dem Institut zu und wurde auch dort von dem Oberhofprediger Dr. Käuffer confirmirt. Ich war nämlich ein so wilder Junge geworden, daß meine Eltern es für nöthig hielten, meine Erziehung außerhalb des Hauses zu versuchen. Mannigfache Familienverbindungen, die meine Mutter mit Dresden hatte, lenkten die Wahl auf das Blochmannsche Institut, und so ward meine Uebersiedelung dahin im Familienrathe beschlossen. Eine Reise von Mecklenburg nach Dresden war in jener Zeit kein kleines Unternehmen und bedurfte, wenn sie mit eigenen Pferden zurückgelegt werden sollte, über acht Tage. Mußten theilweise doch noch unchaussirte Wege passirt werden und die edlen mecklenburgischen Rosse unseres Kutschgespannes hatten oft nicht geringe Mühe, den leichten Wagen durch den tiefen Sand der märkischen Wege zu schleppen. Für mich als Jungen, der Mecklenburg noch nie verlassen hatte und außer dem damals noch sehr unscheinbar aussehenden Schwerin keine andere Stadt kannte, hatte diese lange Reise vielen Reiz. Das prächtige Berlin imponirte mir gewaltig und die grade daselbst stattfindenden Manöver der Garde entzückten mich so, daß ich gar nicht wieder von den Truppen fortzubringen war. Lief ich doch nach ächter Jungsart neben den Gardecürassiren bis in ihre Kaserne mit, um ja deren schönen Anblick möglichst lange zu genießen und hatte mich bei dieser Gelegenheit in der großen, unbekannten Stadt so verlaufen, daß ich erst spät mit fremder Hilfe nach dem Hotel, worin meine Eltern wohnten, zurückgebracht werden konnte. Mein fester Entschluß, unter allen Umständen und, koste es was es wolle, ein Reiterofficier zu werden, stand jetzt, nachdem ich die preußische Gardecavallerie gesehen hatte, noch fester wie zuvor. Auch ein zweitägiger Aufenthalt in Potsdam gewährte mir, der ich von frühster Kindheit an eine tiefgehende Verehrung für Friedrich den Großen und seine gewaltigen Kriegsscharen gehabt, hohen Genuß. Wie oft mußte ich des alten Vater David, eines hochbejahrten Invaliden der Husaren aus Friedrich d. Gr. letzten Zeiten, der bei uns auf dem Hofe als Kälber- und Hühnerwärter sein Gnadenbrot erhielt, und seiner Erzählungen dabei gedenken!

So gewährte mir diese meine erste Jugendreise hohe Genüsse und meine Erinnerungen weilen noch jetzt oft dabei. Freilich, als erst des Instituts Pforten sich hinter mir geschlossen hatten, schwand diese schöne Illusion gar bald und ich fühlte mich besonders in der ersten Zeit herzlich unglücklich. Der Abstand zwischen meinem früheren Leben und Treiben und dem mir jetzt aufgezwungenen war aber auch zu groß. Zu Hause hatte ich ein eigenes kleines Reitpferd gehabt, was mir mein Vater zur Belohnung, als ich das erste Kapitel von Caesars „de bello gallico" ihm übersetzte, geschenkt und ein alter Reitercorporal, der alle Kämpfe der pyrenäischen Halbinsel mitgemacht, war mein Reitlehrer gewesen. In freier, ungebundener Lust durchstreifte ich nach den Unterrichtsstunden beim Hauslehrer die Felder und Wälder, hielt mit den Bauernjungen Wettrennen auf den ungesattelten Rossen der Pferdeweide, hatte mir eine kleine Menagerie von allen möglichen Thieren und Vögeln des Waldes angelegt, wobei mir der Umstand, daß mein Vater die Stelle eines Oberforstmeisters bekleidete und ich dadurch mit allen Förstern und Jägern weit und breit in Berührung stand, sehr zu Statten kam und exercirte mir aus den kräftigsten Bauernjungen des Dorfes eine Compagnie von Soldaten, mit denen wir auf der Feldscheide mit den Straßenjungen von Schwerin heftige Gefechte lieferten, wobei selbst mitunter Blut floß.

Jetzt im Institut aber fiel dies alles gänzlich fort und ich mußte und sollte mich der strengen Disciplin desselben fügen. Da regte sich denn freilich wohl häufig mein Trotz und ich stand fast

immer in einer Art Opposition zu manchen Bestimmungen und Lehrern. Freilich zog ich immer den Kürzern und mein Strafregister an Carcer oder Cariren von Mahlzeiten war besonders im ersten Jahre, bis mein wilder Trotz wenigstens einigermaßen gebändigt war, nur zu reich. Dazu kam, daß mein Vater wünschte, ich sollte Jura studiren, weshalb ich auch in der vierten und dritten Gymnasialklasse war, ich mir aber fest in den Kopf gesetzt hatte, unter allen Umständen ein Soldat werden zu wollen.

Während ich im Deutschen, in der Geographie und Geschichte gewöhnlich den ersten Platz in der Klasse behauptete, war ich im Lateinischen und Griechischen stets weitaus der letzte. Auch mein etwas ungelenkes, trotziges Benehmen stach von den eleganten Manieren vieler Zöglinge besonders anfänglich ziemlich unvortheilhaft ab, und ich konnte mich auch mit den gewandten Polen und Russen darunter niemals recht vertragen lernen. So habe ich gar viele Strafen im Blochmannschen Institut erlitten und nicht minder heftige Faustkämpfe mit andern Zöglingen bestanden und doch bewahre ich noch manche angenehme Erinnerungen aus dieser Zeit und hege — wie gesagt — besonders für das Andenken des Directors die wärmste und ungetheilteste Verehrung.

Zur Theorie des zweiten Gesichtes.

Heinrich Heine berichtet in seinen Reisebildern von der Insel Norderney folgende Geschichte: „Als ich voriges Jahr einige Zeit auf der See lag, erzählte mir der Steuermann unseres Schiffes, die Hexen wären besonders mächtig auf der Insel Wight und suchten jedes Schiff, das bei Tage dort vorbeifahren wolle, bis zur Nachtzeit aufzuhalten, um es alsdann an Klippen oder an die Insel selbst zu treiben. In solchen Fällen höre man diese Hexen so laut durch die Luft sausen und um das Schiff herumheulen, daß der Klabotermann ihnen nur mit vieler Mühe widerstehen könne. Als ich nun fragte, wer der Klabotermann sei, antwortete der Erzähler sehr ernsthaft: „Das ist der gute unsichtbare Schutzpatron der Schiffe, der da verhütet, daß den treuen und ordentlichen Schiffern Unglück begegne, der da überall selbst nachsieht und sowohl für die Ordnung, wie für die gute Fahrt sorgt." Der wackere Steuermann versicherte mit etwas heimlicherer Stimme, ich könne ihn selber sehr gut im Schiffsraume hören, wo er die Waaren gern noch besser nachstaue, daher das Knarren der Fässer und Kisten, wenn das Meer hochgehe, daher bisweilen das Dröhnen unserer Balken und Bretter; oft hämmere der Klabotermann auch außerhalb am Schiffe, und das gelte dann dem Zimmermann, der dadurch gemahnt werde, eine schadhafte Stelle ungesäumt auszubessern; am liebsten aber setze er sich auf das Bramsegel, zum Zeichen, daß guter Wind wehe oder sich nahe. Auf meine Frage, ob man ihn nicht sehen könne, erhielt ich zur Antwort: nein, man sähe ihn nicht, auch wünsche keiner ihn zu sehen, da er sich nur dann zeige, wenn keine Rettung mehr vorhanden sei. Einen solchen Fall hatte zwar der gute Steuermann noch nicht selbst erlebt, aber von anderen wollte er wissen, den Klabotermann höre man alsdann vom Bramsegel herab mit den Geistern sprechen, die ihm unterthan sind; doch wenn der Sturm zu stark und das Scheitern unvermeidlich werde, setze er sich auf das Steuer, zeige sich da zum ersten mal und verschwinde, indem er das Steuer zerbräche. Diejenigen aber, die ihn in diesem furchtbaren Augenblick sähen, fänden unmittelbar darauf den Tod in den Wellen.

„Der Schiffscapitän, der dieser Erzählung mit zugehört hatte, lächelte so fein, wie ich seinem rauhen, wind- und wetterdienenden Gesichte nicht zugetraut hätte, und nachher versicherte er mir, vor fünfzig oder gar vor hundert Jahren sei auf dem Meere der Glaube an den Klabotermann so stark gewesen, daß man bei Tische immer auch ein Gedeck für denselben aufgelegt und von jeder Speise etwa das Beste auf seinen Teller gelegt habe; ja auf einigen Schiffen geschähe das noch jetzt."

Ich bin kein Mystiker oder Spiritualist, habe mich aber seit Jahren nicht ohne eine gewisse Vorliebe mit der sogenannten Nachtseite der Natur beschäftigt und finde daher das feine Lächeln des Capitäns, welcher mit einer gewissen Zurückhaltung des Urtheils sich darauf beschränkt, der Erzählung noch einen Zug hinzuzufügen, mehr am Platze, als das grobe Lachen mancher hochgelehrten Männer.

Es ist merkwürdig, wie häufig man Ahnungen von dem drohenden Untergange eines Hauses — das Schiff ist auch ein Haus, nur ein bewegliches — in der Form begegnet, daß man den Schutzpatron desselben oder einen anderen Genius erblickt. An die Existenz des Klabotermanns glaube ich natürlich nicht; aber ich halte es für möglich, daß der Schiffer ein Vorgefühl von den Gefahren seines Schiffes hat und sich ihm dieses Vorgefühl nur in die typisch gewordene Gestalt des Klabotermanns versteckt: er sieht im Geist das Steuer zerbrochen und die dichtende Phantasie läßt es durch den Klabotermann geschehen. „Jeder Schieferdecker weiß," sagt Otto Ludwig in „Zwischen Himmel und Erde", „was es sagen will, das vorspukende Geräusch eines zerreißenden Taues; aber dreimal muß es klingen, als wenn ein Tau zerrisse." Vorgesichte gibt es, daran ist nicht zu zweifeln; aber wie im Traum erscheinen sie oft symbolisch verkleidet und maskirt.

Die Stelle, daß der Klabotermann außen am Schiffe hämmere, um dadurch den Zimmermann zu mahnen, eine schadhafte Stelle ungesäumt auszubessern, brachte mir lebhaft eine Anecdote wieder ins Gedächtniß, die mir einst in Leipzig von völlig authentischer Seite mitgetheilt worden ist. Frau Harkort in Schönefeld, Gemahlin des berühmten Directors der Leipzig-Dresdner Eisenbahn, schlief als junges Mädchen allein in einem Zimmer eines neugebauten Hauses ihrer Eltern in Westfalen. Mitten in der Nacht sieht sie plötzlich eine lichte Gestalt dringend nach einer bestimmten Ecke in dem Zimmer deuten. Sie ließ es hingehen, hatte aber in der nächsten Nacht ganz dieselbe Vision. Nun erzählt sie es ihrem Vater. Dieser läßt die Ecke durch den Architekten untersuchen, und es findet sich daselbst ein tiefer Riß, in Folge dessen das Haus ohne Zweifel eingestürzt sein würde.

Läßt sich nun hier das Gesicht recht wohl als eine im Gewande einer Geistererscheinung auftretende Ahnung erklären: so, denke ich, darf man dieselbe Erklärung auch auf diejenigen Fälle anwenden, wo man keine fremde, sondern die eigene Person, sein zweites Selbst erblickt, so daß man der Gefahr, in welcher man bei wirklicher Anwesenheit unzweifelhaft seinen Untergang gefunden hätte, gleichsam von ferne zusieht. Ich weiß recht wohl, daß man in die Lage kommen kann, sein eigenes Ebenbild zu sehen, ohne irgend ein prophetisches Vermögen; zeigt uns doch der Spiegel tagtäglich unseren Doppelgänger; und wenn durch ein besonderes Zusammentreffen von Umständen dieses natürliche Bild einen Schein von Uebernatürlichkeit gewinnt, so ist das eben nur ein Schein.

Ich weiß ferner recht gut, daß man durch künstliche Aufregung der Phantasie auch allenfalls seinen Doppelgänger citiren kann, eine Aufregung, die bekanntlich auch dadurch hervorgerufen wird, daß man in der schauervollen Position dreimal seinen Namen nennt, was das Gefühl von der Anwesenheit einer anderen Person erregt; gerade so, wie es unheimlich ist, in sein einsames Zimmer zurückzukehren, wenn man das Licht darin hat brennen lassen. Da ist natürlich nichts Prophetisches dabei und am allerwenigsten etwas wirklich außerhalb der aufgeregten Phantasie Vorhandenes; das letztere leugne ich nun zwar auch bei den folgenden Thatsachen, denn ich kenne überhaupt keine objective Geistererscheinung, sondern nur eine subjective Geistervision, so daß die Erklärung immer psychologisch sein muß. Aber das Ahnungsvermögen des menschlichen, ja vielleicht auch des thierischen Geistes ist allerdings bei der wirklichen Doppelgängervision im Spiele: in ekstatischen Zuständen schauen wir den kommenden Ruin des Hauses, aber wir schauen ihn nicht unmittelbar, sondern im Bilde dessen, dem er am meisten Gefahr bringen würde, in dem eigenen Bilde. Doch zu den angekündigten Thatsachen selbst.

In Ilefeldt erzählte der Sohn des Superintendenten Bückmann, in X habe ein junger Mensch nach Hause gehen wollen und auf der Straße sein Ebenbild gesehen, wie es einige Schritte vor ihm herspazierte und zuletzt in seine Wohnung eintrat. Er selbst sei deshalb in ein gegenüberliegendes Gasthaus gegangen und habe sich in ein Fenster gestellt, von wo aus er in sein Zimmer blicken konnte. Da habe er die Gestalt nach seiner Art in das Zimmer treten, arbeiten, sich entkleiden und aufs Bett legen sehen. Einige Minuten darauf

sei ein Stein von der Decke gefallen und habe der Gestalt den Kopf zerschmettert. Er geht hin und findet, daß der Stein wirklich heruntergefallen ist.

Eine etwas verschiedene Geschichte cursirt in Basel und zwar ist der Visionär darin der berühmte Prof. de Wette. Dieser befand sich eines Tages in einem Hause, welches dem seinigen gerade gegenüberlag, zum Besuch. Als die Gesellschaft entlassen wurde, fügte es sich zufällig, daß de Wette allein im Zimmer zurückblieb; er tritt ans Fenster und schaut hinüber in seine Stube. Da gewahrt er mit Entsetzen sich selbst, wie er am Schreibtisch sitzt, sich erhebt, langsam entkleidet und in die anstoßende Kammer zur Nachtruhe begibt. In höchster Aufregung eilt er hinüber und findet beim Eintritt in die Schlafkammer die Zimmerdecke in solchem Umfange herabgestürzt, daß es ihm wahrscheinlich das Leben gekostet haben würde, hätte er im Bett gelegen.

Wenn man zwei Geschichten, welche im übrigen ganz gleich und nur in den Namen der Orte und Personen anders sind, von verschiedenen, einander gänzlich unbekannten Leuten erzählen hört, so wird, wenn man nicht an eine directe Uebertragung denkt, der Grund der Uebereinstimmung immer in einem von der Willkür des Erzählers unabhängigen Moment zu suchen sein, also entweder auf ein psychologisches Gesetz der Mythenbildung oder aber auf eine thatsächliche Wiederholung in der Wirklichkeit schließen lassen. In der That erzählt Jung Stilling (Jenseits, S. 105) eine der eben mitgetheilten so ähnliche und nur in unwesentlichen Umständen von ihr abweichende Geschichte, daß man kaum umhin kann, diese Aehnlichkeit als einen Beweis der Echtheit beider anzusehen. Lieutenant v. B., aus lustiger Gesellschaft nach Hause kehrend, sieht an den beleuchteten Fenstern seines Zimmers sich von seinem Bedienten auskleiden und schlafen gehen wie gewöhnlich. Sprachlos vor Schreck steht er da und wird aus seiner Betäubung erst durch ein dumpfes Krachen aufgeweckt; er ermannt sich, läutet; der Soldat ist über sein Erscheinen sehr verwundert, denn er habe ihn ja eben erst ausgekleidet und er sei dabei so stille gewesen. Als sie in die Schlafkammer kommen, finden sie einen Theil der Decke eingestürzt, und das Bett des Officiers zertrümmert, der nun der Vorsehung dankt. Ich halte weder in diesem noch in dem vorigen Fall dafür, daß der Doppelgänger der direkte Bote einer höheren Macht gewesen sei, um den Mann vor dem drohenden Untergang zu retten; sondern unbewußt und wunderbar öffnete sich ihnen plötzlich jenes innere Auge, das bei den meisten Menschen ewig geschlossen bleibt; in prophetischem Traum zeigte sich ihnen die Zertrümmerung der gewohnten Stätte, aber diese Zertrümmerung nicht geradezu, sondern nur im Bilde deß, den sie am nächsten und am schmerzlichsten betraf. Auch öffnet sich dies Auge nicht bloß dann, wenn man selbst das Entsetzliche zu fürchten hat. „Es gibt Leute," sagt der Gesell in „Zwischen Himmel und Erde" S. 156, „die einem Schieferdecker ansehn, wenn er noch in dem Jahr herunter muß, daß sie ihn getragen bringen und sehen ihn daliegen, nur er selber nicht mehr. Ein alter Schieferdeckergesell hat mir das Geheimniß gesagt, wie man zu dem Frohnweißblick kommt. Ich hab' ihn." Hier scheint allerdings viel wirklicher Aberglaube unterzulaufen; denn lernen kann man einen solchen Weißblick nicht.

Das von Jung-Stilling angeführte Beispiel ist noch dadurch besonders merkwürdig, daß auch der Diener zu gleicher Zeit die Erscheinung gehabt haben soll; und für diesen Fall, wenn er wirklich historisch ist, wäre fast die Annahme eines objectiven Doppelgängers weniger unwahrscheinlich als die einer und derselben Vision in zwei ganz verschieden situirten Köpfen. Es erinnert diese Anekdote an zwei andere ebenfalls merkwürdig übereinstimmende Geschichten, von denen ich die eine wiederum in Stillings Jenseits S. 1., die andere aus sehr glaubwürdigem Mund in Stötteritz bei Leipzig erfahren habe. C. Freiherr von Oefele lebt in Paris und lebt etwas zu sehr. Plötzlich erscheint ihm sein sterbender Vater, nach dessen Schemen er vor Schrecken mit der Reitgerte fährt. Schnell nach Hause reisend findet er den Vater bereits in der Gruft; seine letzten Worte waren gewesen: „Mein Gott, jetzt schlägt er gar mit der Reitgerte nach mir!" Dazu folgendes: Der spätere Rector Bauer arbeitet als Student in Halle bis tief in die Nacht hinein. Da sieht er plötzlich die Gestalt seines Vaters zur Thür hereintreten. Als sie immer näher kommt, überläuft ihn ein Schauer, daß er mit einem Buche darnach wirft, worauf die Erscheinung verschwindet. In derselben Stunde war, wie Bauer, der von der Krankheit nichts gewußt, erfuhr, sein Vater in Hirschberg in Schlesien gestorben. Er hatte phantasirt und gesagt, sein Sohn habe mit dem Buche nach ihm geworfen.

Ganz abgesehen davon, wie viel an den Berichten über die Phantasien der sterbenden Väter Wahres sein mag, scheint mir doch hier die Hypothese einer immerhin merkwürdigen, aber doch zufälligen Uebereinstimmung der Vision noch unter allen die erträglichste zu sein. Auch ist das Wunder nicht allzugroß; denn wenn es in der That immer Visionen sind, die diesen Phänomenen zu Grunde liegen, warum sollen dann bei den tausend Visionen, welche nicht zusammentreffen, nicht auch einige zusammentreffen? Ich weiß, man kann ein ähnliches Argument gegen die Annahme eines visionären Vermögens überhaupt geltend machen. Man kann sagen: Wenn wir tausend Vorstellungen haben, welche nicht eintreffen, warum sollen nicht auch einige treffen? Was berechtigt uns dazu, für die wenigen Vorgesichte, welche wirklich erfüllt werden, eine besondere Kraft der Seele zu postuliren, da die Erfüllung nur vom Zufall abhängt! Greifen wir nicht willkürlich die Träume, welche durch das hörnerne Thor kommen heraus und vergessen das Thor von Elfenbein?

Ueberhaupt sind wir nur zu geneigt, den Dingen eine mystische Bedeutung unterzulegen und in jedem herabfallenden Bilde, jedem vorüberlaufenden Hasen Vorzeichen und Orakel zu vernehmen. Ferner mögen wir glauben, daß uns in der Jugend wie im Schlafe die Bilder zukünftiger Schicksale umschweben und unserem unbefangenen Auge ahnungsvoll sichtbar werden; ja, daß die Keime dessen, was uns einst begegnen wird, schon von der Hand des Schicksals ausgestreut und uns ein Vorgenuß der Früchte, die wir einst zu brechen hoffen, möglich sei. Statt vieler mögen hier zwei classische Beispiele ihre Stelle finden, das eine, dessen schon früher einmal in diesen Blättern Erwähnung gethan wurde, von Rousseau, das andere von Goethe. Der erstere übt sich eines Tages, Steine gegen Baumstämme zu werfen. Plötzlich kommt ihm der Gedanke, aus dem müssigen Spiel ein Prognostikon des eigenen Seelenheils zu machen; er will das Treffen des Baumes als ein Pfand der Rettung, das Verfehlen als ein Zeichen der Verdammniß ansehen. Unter Herzklopfen zielt er, trifft und zweifelt hinfort nicht mehr an seiner Seligkeit. —

„Ich wanderte auf dem rechten Ufer des Flusses, der in einiger Tiefe und Entfernung unter mir, von reichem Weidengebüsch zum Theil verdeckt, im Sonnenlicht hinglitt. Da stieg in mir der alte Wunsch auf, solche Gegenstände würdig nachahmen zu können. Zufällig hatte ich ein schönes Taschenmesser in der linken Hand, und in dem Augenblicke trat aus dem Grunde der Seele gleichsam befehlshaberisch hervor: ich sollte dieses Messer ungesäumt in den Fluß schleudern. Sähe ich es hineinfallen, so würde mein künstlerischer Wunsch erfüllt werden; würde aber das Eintauchen des Messers durch die überhängenden Weidenbüsche verdeckt, so sollte ich Wunsch und Bemühung fahren lassen. So schnell als diese Grille in mir aufstieg, war sie auch ausgeführt. Denn ohne auf die Brauchbarkeit des Messers zu sehen, das gar manche Geräthschaften in sich vereinigte, schleuderte ich es mit der Linken, wie ich es hielt, gewaltsam nach dem Flusse hin. Aber auch hier mußte ich die trügliche Zweideutigkeit der Orakel, über die man sich im Alterthum so bitter beklagt, erfahren. Des Messers Eintauchen in den Fluß ward mir durch die letzten Weidenzweige verborgen, aber das dem Sturz entgegenwirkende Wasser sprang wie eine starke Fontäne in die Höhe und war mir vollkommen sichtbar. Ich legte diese Erscheinung nicht zu meinen Gunsten aus, und der durch sie in mir erregte Zweifel war in der Folge Schuld, daß ich diese Uebungen unterbrochener und fahrlässiger anstellte und dadurch selbst Anlaß gab, daß die Deutung des Orakels sich erfüllte." (Wahrheit und Dichtung Buch 13).

So mystificiren sich die Menschen selbst: sie machen sich ihre Orakel selbst, wissen das auch recht gut, und lassen sie gleichwohl eine Macht über sich gewinnen, so daß sie scheinbar doch erfüllt werden; und wer möchte zu dieser sonderbaren Täuschung aus dem täglichen Leben nicht hundert Beispiele anführen?

Dr. Rudolf Kleinpaul.

Kunst und Künstler.

VII. Vom Grobschmied zum Künstler.

Am 16. Januar 1822 wurde zu Zülpich in der preußischen Rheinprovinz dem Ackerbürger Salentin ein Sohn geboren. der das Madonnenbild ihrer Kirche gemalt, vor dem sie oft um Segen und Glück für die Ihrigen flehte.



Rückkehr von der Taufe.
Nach dem Gemälde von Hubert Salentin.

Schon in früher Kindheit verlor der kleine Hubert den Vater durch den Tod. Unter der Aufsicht der Mutter, die klaren Verstand mit poetischem Sinn verband, von ihrer Liebe überwacht, von ihrer Erkenntniß geleitet, entwickelte sich der Knabe in erfreulicher Weise. Die Mutter war es auch, die schon sehr früh in ihm die ersten Spuren des Talentes entdeckte und sie freudig pflegte. Sie sah ihr Kind bald im Geist als einen ebenso großen Künstler, wie der unbekannte,

Allein die Träume der Mutter, die Hoffnung des Knaben sollten bald durch die Vormünder vereitelt werden, als endlich die Zeit herankam, wo über seine Zukunft eine Entscheidung gefaßt werden mußte. Mit dem Ausspruche, „daß man von dem Malen nicht leben könne," wurden von ihnen alle Vorstellungen der Mutter widerlegt. Der Wille des Knaben kam gar nicht in Betracht; nur die Wahl seines zukünftigen Standes wurde ihm freigestellt, und

da er immer an entschieden männlicher Arbeit und kräftiger Ausübung eines Gewerbes Gefallen hatte, so wählte er … das Schmiedehandwerk.

Bald war in Köln ein tüchtiger Meister gefunden. Im Frühling des Jahres 1836 zog Salentin wohlgemuth in Begleitung seiner Mutter dorthin. Seine ganze Habe trug er in einem Kissenüberzuge, seine Mutter aber schleppte den weiten Weg ein großes Weißbrot mit, das sie selbst gebacken hatte, um durch diese kleine Gabe die Gunst der Meisterin für ihren Liebling zu gewinnen.

Der Hauptbeweggrund des Knaben, seine Lehrjahre in Köln zu bestehen, war einzig die Hoffnung, in der großen Stadt schöne Bilder zu sehen und dann in seinen Freistunden nach solchen Bildern selbst zu malen. Aber diese goldenen Freistunden ersehnte er während der dreijährigen Lehre vergebens, denn vom frühesten Morgen bis zur Nacht und oft noch in diese hinein, stand er vor der rauchenden Esse. — Wer kann ermessen, was in seiner Phantasie lebte und webte, wenn er den Blasbalg zog, die Feuer schürte, daß die Flammen in seltsamen Farben und Gestalten emporzüngelten, oder wenn er dann später mit nerviger Faust den Hammer schwang, daß die Funken des rothen Eisens ihn zischend umflogen! Kam er sich doch selbst oft vor, wie ein verzauberter Geselle des Vulcans, in die Schmiede verbannt, weil er vermessen den Wunsch gehegt, ein unsterblicher Künstler zu sein!

Endlich aber erstand auch wieder ein Theil der lange entbehrten Freiheit. Die Lehrzeit war vorüber, und mit seiner Lossprechung zum Gesellen traten die alten Ideale wieder vor seine Seele. Als er den ersten Gesellenlohn einnahm, kaufte er sich sogleich einen Aquarellkasten, Tusche und Pinsel, und mit aufathmender Seele begann er seine Selbststudien. Was er bekommen konnte, copirte er, ohne Wahl des Guten und Schlechten — alles war ihm zur Uebung willkommen. — Seine Mitgesellen sahen mit staunenden Augen auf ihn, und selbst der Meister fing an, seine Geschicklichkeit zu bewundern, und doch hatte man ihm früher Zeichnungen und Pinsel verbrannt.

Bald genügte ihm das Malen auf Papier nicht mehr. Er beschloß, es einmal mit Oelfarben zu versuchen. Ein benachbarter Anstreicher besorgte ihm dieselben und bald war sein erstes Bild: „Rinaldo Rinaldini" fertig, welches er mit allen Schrecken einer Räuberphysiognomie ausgestattet hatte. Er fuhr keck mit dem Pinsel zu arbeiten fort. Wenn ihm auch nicht alles nach Wunsch gelang — da ihm namentlich die zu nassen Farben ineinander flossen — so brachte er doch bald das Material unter seinen Willen, und nun fing er an, seinen Meister und seine Kameraden zu porträtiren. Welcher Jubel für die Gemalten, welch tiefinnere Freude für ihn, wenn ein Bild ähnlich befunden wurde!

So war ihm bereits ein ganzes Decennium in Köln vergangen. Da starb in seiner Vaterstadt plötzlich ein Schmiedemeister. Salentins Mutter sah hierin endlich die Möglichkeit, ihren Liebling wieder in ihrer Nähe zu haben; ohne mit einem anderen Rath zu pflegen, kaufte sie das hinterlassene Werkzeug des Verstorbenen, und mit überseliger Empfindung begrüßte sie bald darauf den Sohn als wohlbestallten Meister des Handwerks in seiner Vaterstadt.

Der junge Meister hatte einen sehr heiteren Sinn und erwarb sich schnell viele Freunde. Dabei kam sein Geschäft in kurzer Zeit zur vollen Blüte, welches ihn und die Seinigen gewiß für alle Zukunft vor Mangel geschützt haben würde, wäre nicht in seinem Herzen noch immer der Wunsch laut geworden, ein Künstler zu sein. Da er jetzt mehr freie Zeit hatte, so war es natürlich, daß er dieselbe für seine Lieblingsneigung ausbeutete, was mancher Vetter und Nachbar freilich mit Kopfschütteln betrachtete.

Um jene Zeit kam ein Düsseldorfer Künstler in seine Vaterstadt. Als Salentin seine Anwesenheit erfuhr, entschloß er sich sogleich, ihn aufzusuchen und ihm seine besten Arbeiten vorzulegen. Freundlich betrachtete derselbe die Studien des Grobschmiedes und erkannte das darin sich offenbarende Talent auf der Stelle. Er ermunterte ihn zum Weiterschaffen und schrieb dem Erfreuten die richtigen Malerfarben und Pinsel auf. Diese Materialien waren bald beschafft und nun begann für Salentin ein neues Leben!

Welch eine Lust war's, mit diesen feinen Farben, mit den weichen Pinseln, die wie von selbst über die Leinewand glitten, zu arbeiten! Nun konnte etwas geschafft werden! Bald wurde sein Name im ganzen Umkreise seiner Heimat mit Staunen genannt. Die Landleute kamen zu ihm und ließen sich Fahnen, Transparente und Bilder malen. Am glücklichsten über diese Erfolge war jedoch seine Mutter, denn sie sah ihre goldenen Träume von dem Glück ihres Sohnes sich endlich verwirklichen.

Unterdessen hatten auch viele Menschen aus den höhern Ständen den im Munde aller Leute lebenden Naturkünstler aufgesucht; doch trieb sie meist müßige Laune und Neugier zu ihm. Mit wahrem Interesse aber lenkte der Sanitätsrath Dr. L. Alfter seine Aufmerksamkeit auf ihn. Er versah ihn mit bildenden Schriften und anatomischen Werken und gewährte ihm Zutritt zu seiner liebenswürdigen Familie.

Allein nun duldete es ihn nicht lange mehr in seiner Heimatstadt und in seinem Handwerk. Nachdem er mit seiner verständigen Mutter alle in Frage kommenden Verhältnisse geprüft hatte, zog er in ihrer Begleitung und mit zwei Schwestern zum zweiten Male gen Köln, mit dem festen Entschluß, fortan als Porträtmaler sein tägliches Brot zu erwerben.

Sein Atelier schlug er in einem Wirthshause auf, und der Wirth selbst war der erste, der ihm zu einem Bilde saß. Das Porträt wurde sehr ähnlich gefunden, und da das Original verwachsen und bucklig war, das Bild aber alle Unebenheiten ausgeglichen zeigte, so brachte dieses Probebild bald eine zahlreiche Kundschaft. Dabei blieb auch der klingende Lohn nicht aus. Namentlich waren es Soldaten, die Mitglieder eines Militärmusikcorps, die sich von ihm malen ließen, doch fehlte es auch nicht an manchem ehrsamen Bürger. Bei dem Malen der ersteren passirte es ihm einmal, daß er einen ganz anderen als denjenigen, der ihm gerade zu dem Bilde saß, sprechend ähnlich traf. Der Getroffene nahm natürlich auch voll Freude das Bild, und da man nun glaubte, der Maler habe das mit Vorbedacht gethan, so stellte man ihm das Ansinnen, ohne Sitzung ihren Kapellmeister zu malen, um diesem zum Geburtsfeste sein eigenes Bild zu verehren. Ob das Kunstwerk fertig geworden und wie es ausgefallen, wissen wir nicht.

Damals bestand in Köln unter Ramboux Leitung eine Kunstschule, in welcher nach der Antike und nach der Natur gezeichnet wurde. Auch Salentin besuchte diese und gewann dort die erste geordnete Grundlage für seine Kunst. Als er aber auf der Ausstellung die neuen Schöpfungen großer deutscher Künstler sah, da überkam ihn neben dem innersten Entzücken ein unsagbares Weh, denn er fühlte sich angesichts solcher Kunstwerke als ein ohnmächtiger Eindringling in den Hallen der Kunst. Aber gerade diese Erkenntniß gereichte ihm zum Heil; denn sie trieb ihn nach Düsseldorf, und auch dorthin begleitete ihn wieder die treue Mutter. Er reichte seine Zeichnungen ein und fand alsbald Aufnahme in dem Antikensaale. So bezog Salentin im Herbst des Jahres 1850, in seinem 28. Lebensjahre die Academie.

Unter der Leitung von Sohn und Schadow und später der von Tiedemand, gingen seine ferneren Studien mit dem besten Erfolge vor sich, und Lehrer und Mitschüler gewannen ihn lieb, jene wegen seines unermüdlichen Eifers, diese durch seine stets schlagfertige Heiterkeit. Nachdem er so einen neuen Grund zu legen begonnen, machte er eine Studienreise nach dem Schwarzwalde. Von dort kehrte er mit so vortrefflichen Skizzen zurück, daß er alsbald ein eigenes Atelier erhielt und nun unter die spezielle Aufsicht des Directors von Schadow trat. Sein erstes Bild „Der Freier," fand ungetheilten Beifall; nicht minder sein „Feuerausbruch während des Gottesdienstes."

Den Beifall dieses zweiten Bildes sollte die Mutter nicht erleben. Beglückt durch den Erfolg des ersten schloß sich ihr Auge, aber sie schied mit dem Bewußtsein, daß er das Ziel erreichen werde, zu dem er damals die erste Staffel erstiegen hatte.

Viele Bilder hat Salentin seit jener Zeit geschaffen. In allen wohnte neben einer immer guten Charakteristik Naturwahrheit der Situation, feine Zeichnung und edle Färbung mit einem gewissen Anfluge von Idealität. Die anmuthige Darstellung des „Findelkindes," „Die Mutter mit dem blinden Knaben" und die „Rettung eines Kindes aus dem Brunnen" entstanden schnell nach einander. Diesen folgten „Die Predigt des Eremiten," die „Rückkehr von der Taufe," von der wir heute unsern Lesern eine Copie bringen. Seine „Katechisation" und „Der Kinderbrautzug" gehören mit zu den besten Genrebildern der zweiten deutschen Ausstellung zu Köln.

Die städtische Galerie zu Düsseldorf kaufte ein größeres Bild

des Künstlers „Die Dorfkirche," und das Museum zu Köln erwarb sich sein letzteres größeres Werk: „Wallfahrer an der Heilquelle." Das letztere Bild wurzelt mit seiner ganzen Eigenthümlichkeit in der Heimat des Künstlers.

Viele Bilder Salentins sind durch den Stich vervielfältigt, mehrere wiederholt auf Bestellung von ihm gemalt.

Mit seiner Kunst ist der Künstler bereits in das reifere Mannesalter eingetreten. In vielen Familien ist er ein gerngesehener Gast, mit seinen Schwestern führt er ein stilles, glückliches Leben, und engverbunden durch treue Freundschaft ist er mit seinem früheren Lehrer Tiedemand, unter dessem Dache er auch sein Atelier aufgeschlagen hat. L. B.

Am Familientische.

Tageslauf einer Havaneserin.

Wie ein goldiger Hauch liegt der klare, sonnige Junifrühmorgen auf der reichen Insel Cuba — der köstlichsten Perle der spanischen Antillen. Eine frische Seebrise streicht über die Insel und rüttelt tausend Düfte der üppigen Flora, der strotzenden Gewürzsträucher aus dem schwülen Traum auf. Strahlend wie eine Königin liegt die schöne Havanna, die Hauptstadt Cubas und aller Antillen, im vollen Sonnenglanze da auf einer kleinen Halbinsel, die von den tiefblauen Fluten des Meerbusens Lagida umspült wird. Die tiefen Buchten zwischen der Halbinsel und den steilen Ufern des Meerbusens bilden einen der stattlichsten Häfen der Welt, von dem bunten Gewühl und den farbigen Wimpeln von fast tausend Schiffen aller Nationen belebt. Lange Reihen von Negern sind unter wüstem Geschrei oder eintönig klagendem Gesange damit beschäftigt, die reichen Erträge der Insel: Zucker, Kaffee, Baumwolle, Cacao, Indigo, Südfrüchte und duftige Gewürze, Arzneikräuter, Mahagoni, Cedern und Farbehölzer, Schildkröten und Muscheln, Serpentin und Marmor, Kupfer, Silber- und Goldbarren, Steinkohlen ... und vor allem Kubatabak und Havannacigarren auf die Schiffe zu schleppen — damit wir glücklichen Europäer all diese Herrlichkeiten genießen können. Die Sprachen und Farben aller Völker der Erde summen in den kühlen Morgenstunden bunt durcheinander. Herrlich breitet sich hinter dem durchsichtigen Mastenwalde die Stadt Havanna aus. Auf den hohen Ufern des Meerbusens liegen freundliche Gärten mit weißen Landhäusern. Hierher ziehen sich die reichen Kaufleute zurück, wenn in den schwülen Regenmonaten Juli und August in der Stadt das vomito negro — das schwarze Erbrechen — die furchtbarste Art des gelben Fiebers, wüthet, um in der frischen, reinen Meeresluft von dem glühenden Pesthauche der engen Straßen aufzuathmen und die belebenden Bäder von Madruga zu benutzen.

.... Doch die Sonne steigt höher ... der Tageslauf unserer Havaneserin beginnt.

Sennora Eugenia ist die Gattin eines reichen Kaufherrn. Sie ist so eben aus den Armen des Traumgottes und aus den Händen ihrer schwarzen Zofe hervorgegangen. Sie trägt ein kostbares Battisthemd, reich mit echten Spitzen besetzt und weiß, wie frischgefallener Schnee. Darüber breitet sich ein langer weiter Ueberwurf, gleichfalls vom schneeigsten Battist, überreich gestickt und garnirt. Keine Aermel beengen die freie Bewegung der Arme. Unter dieser Hülle hervor lugen neugierig die zartesten weißseidenen Strümpfe und weiße Atlaspantöffelchen. Ungefesselt rollen lange glänzend schwarze Locken auf die Schultern nieder. Aus dieser Lockenpracht glüht eine frische, brennendrothe Granatblüte, leicht an der linken Seite ins Haar geschoben.

In diesem luftigen Kostüm ruht Sennora in einem prächtigen Marmorsalon auf einer Bergère von Rosenholz und schlürft ihren Cacao. Ein mildes Dämmerlicht träumt in dem kühlen Gemach. Die Persianas — die Jalousien aus grüngefärbten Bambusstäbchen — sind an den tiefen Fenstern vollständig niedergelassen. Kein Sonnenstrahl vermag hineinzubringen. Das neugierige Auge aber kann alles schauen, was draußen passirt, ohne selbst gesehen zu werden.

Sennora hat ihr Frühstück beendet. Ein hübscher Mulattenknabe präsentirt der Herrin auf einen leichten Wink ein duftiges Kästchen und eine brennende Wachskerze. Sennora nimmt ein Blättchen Seidenpapier, legt einige Fingerspitzen kleingeschnittenen Tabak darauf und rollt es spielend zusammen. Die Cigarette ist fertig — die echteste Havanna. Mit halbgeschlossenen Augenlidern lehnt sie sich bequem zurück, duftig blaue Wölkchen entrollen den träge geöffneten Lippen ... Woran denkt Sennora? — O, an .... nichts!

Dasselbe luftige weiße Kostüm, wie Sennora Eugenia, tragen auch die beiden schönen jungen Mädchen mit den brennend rothen Lippen und den schwarzen, sengenden Augen, die wir in demselben Salon sehen. Es sind die erwachsenen Töchter vom Hause — 13 und 14 Jahr alt. Sennorita Franceska lehnt träge vor dem Flügel und klimpert eine Melodie aus Gounods Faust — der neuesten und also auch beliebtesten Oper in Havanna. Sennorita Philippa bildet auf der Bergère am andern Fenster, ein reizendes Pendant zu ihrer ehrwürdigen neunundzwanzigjährigen Mama. Sie blättert in einem französischen Modejournal. Ein wenig Französisch und ein ganz wenig Clavierspielen ist so ziemlich alles, was die jungen Damen gelernt haben. Es genügt in Havanna aber vollkommen, um möglichst bald eine neue unverbesserte Ausgabe von ihrer Mutter, Großmutter und Urgroßmutter als Gattin, Mutter und Hausfrau zu geben. Natürlich tanzen die Sennoritas auch noch wundervoll gracios — doch das brauchen sie nicht erst mühsam zu lernen: als echte Urenkelinnen der ersten spanischen Einwanderer sind sie ja geborne Tänzerinnen. Sie unterbrechen ihr Klimpern und Blättern nur, um sich eine neue Cigaretta zu rollen und anzuzünden.

Da wird die Thür ein wenig stürmisch geöffnet und herein springen die jüngsten Kinder des Hauses in Begleitung ihrer schwarzen „Kindermutter". Sie küssen der Mama pflichtschuldigst die Hand zum Morgengruß und werden dafür mit einigen Feigen und Datteln belohnt, ohne daß die Sennora ihre träumerischen Augen auch nur um eine Linie weiter öffnet. Sogleich verschwindet die kleine Gesellschaft mit ihrer schwarzen Sarah und belästigt die gute Sennora während ihres Tageslaufs nicht im geringsten wieder.

... Welch ein entsetzliches Geschrei wird plötzlich draußen laut? Sogar die Sennora wendet fragend den träumerischen Kopf ein wenig zur Seite, ohne sich jedoch zu einem Wort zu bequemen.

„O, es ist nur das garstige Thier, meine Sally — ich lasse sie peitschen — der Klotz hat mir heute früh meine Pantoffeln verkehrt vors Bett gestellt," sagt Sennorita Philippa und wickelt sich gleichmüthig eine neue Cigaretta. Niemand nimmt weiter Notiz von dem Geschrei der unglücklichen Sally.

So vergeht wohl eine Stunde. Plötzlich bläst die Sennora dem hübschen Mulattenknaben, der bis dahin mit seiner Wachskerze regungslos wie ein unaufgezogener Automat dagestanden hat, von Tabakswölkchen umhüllt, das bedeutungsvolle Wort ins Gesicht: „Meine Volante!"

Diese Töne electrisiren die beiden jungen Sennoritas wunderbar — sie rufen fast zugleich: „Meine Volante!"

In Havanna hat nämlich jede Dame eines reichen Hauses ihre eigene Equipage. Es ist vollkommen unter der Würde — noch mehr aber unter der Bequemlichkeit einer verwöhnten Havaneserin, auch nur einige Schritt weit über die Straße zu gehen.

Die drei Volanten sind vorgefahren. Unsere Damen erheben sich von ihren Bergèren und steigen in ihrer Morgentoilette, ohne auch nur einen Hut aufzusetzen, in die leichten, offenen Wagen. Sennora Eugenia rollt zu dem „Gerson" von Havana, bleibt aber ruhig in ihrer Volante vor der Thür sitzen. Sogleich springen ein halb Dutzend weiße Cravatten aus dem Bazar und tragen alles, was die Sennora zu sehen wünscht, an den Wagen zur Auswahl. Sennorita Franceska fährt zu ihrer französischen Modistin und läßt sich ebenfalls in ihrer Volante bedienen. Die arme Sennorita Philippa muß jedoch ihre Volante verlassen — sie geht in die — Messe.

Immer höher steigt die glühende Tropensonne — ihre fast senkrechten Strahlen treiben alle Volanten nach Hause. Nach einem zweiten Frühstück wird das süße Dolce far niente mit der Cigaretta auf den Bergèren und vor dem Flügel fortgesetzt.

Es sind draußen jetzt 36 Grad Reaumur. Der kleine Mulattenknabe versieht seine Herrinnen mit Eiswasser und Limoniensaft, bis sich die holden schwarzen Augensterne allmählich ganz hinter den tiefen Schatten der Wimpern verbergen und die Cigarettas den Purpurlichen entgleiten und die Träumerinnen für diese arme Erde mit ihren 36 Grad Reaumur kaum noch existiren ....

Um 5 Uhr erscheint die schwarze Sally mit geschwollenen Augenlidern und blutunterlaufenen Striemen am Nacken, nebst zwei schwarzen Colleginnen, um ihre Gebieterinnen an die Dinertoilette zu erinnern.

Beim Diner erscheinen unsere Damen wieder in ganz frischer Weiße. Der façonlose Ueberwurf hat aber einem luftigen Batistkleide weichen müssen, das locker von einem seidenen Gürtel zusammengehalten wird. An Stelle der Pantöffelchen sind weiße Atlasschuhe getreten. Eine frische, glühende Tropenblume schmückt die dunklen Locken. Von einem durchbrochenen Schildpattkamme wallt ein langer weißer Spitzenschleier nieder, wie unsere Bräute ihn an ihrem Ehrentage tragen.

Beim Diner wird auch der Sennor unserer Sennora zum ersten Mal sichtbar. Er war bis jetzt auf seinem Comptoir beschäftigt — oder ging seinem Vergnügen nach — oder lag seiner süßen Bequemlichkeit ob.

Nach dem Diner wieder ein Stündchen süßes Dämmern auf der Bergère oder am Flügel mit obligater Cigaretta.

In der Abendkühle machen die Sennora und Sennoritas auf der fashionabelsten Promenade von Havana, der Alameda de Paula, eine kleine Volantetour — statten Besuche ab — fahren ins Schauspielhaus oder in die patriotische Gesellschaft zum Ball oder Concert — oder sehen im Circus ein köstlich amüsantes Stiergefecht mit an — oder setzen höchst einfach das süße Bergèredämmern mit der Cigaretta unter den blühenden kühlen Sträuchern auf dem Balcon fort ....

Damit schließt der Tageslauf einer reichen Havaneserin ... und ohne wesentliche Abwechslung verfließt ihr so ein Tag wie der andere, — aus solchen Tagesläufen besteht ihr ganzer ... Lebenslauf! A. W.

Ein neuer Schöpfungsmythus.

Die Theorie Darwins, nach welcher sich aus wenigen Urtypen die ganze Reihe der Pflanzen und Thiere in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit in unendlich langen Zeiträumen allmählich entwickelt haben soll, indem einzelne Individuen durch zweckmäßige Abänderungen des elterlichen Typus, die sich weiter auf ihre, mit der gleichen Fähigkeit, weitere zweckmäßige Abänderungen zu erwerben, ausgestatteten Nachkommen vererbten, andere weniger zu solchen zweckmäßigen Abänderungen geneigte Individuen im Kampfe ums Dasein zurückdrängten, und sich durch fortgesetzte derartige Variationen bis zu den höchsten Gattungen der Säugethiere fortbildeten; — diese Theorie Darwins*),

*) Vgl. Jahrgang I. S. 630. Die Darwinsche Hypothese.

welche in dem langathmigen Vordersatze, durch den sie eben kurz dargelegt ist, ihr abbildliches Gepräge findet, entbehrte bis vor kurzem noch des Kopfes und Schwanzes. Bis auf den Menschen hat Darwin die natürliche Züchtung nicht ausgedehnt und den Ursprung seiner Urtypen hat er gleichfalls nicht weiter rückwärts verfolgt. Aber muthige Forscher haben auf dem durch ihn gelegten Grund weiter gebaut.

Davon zeugt ein Werk in zwei dickleibigen Bänden, betitelt: „Generelle Morphologie der Organismen. Allgemeine Grundzüge der organischen Formenwissenschaft, mechanisch begründet durch die von Charles Darwin reformirte Descendenztheorie, von Dr. Ernst Häckel, ord. Prof. der Zoologie in Jena.“ Dieses Werk leistet der Darwinschen Theorie den wesentlichen Dienst, das ihr Fehlende zu ergänzen. Am Anfang, so erfahren wir aus dem Werke, waren Massen-Atome und Aether-Atome. Die Massen-Atome ziehen sich unter einander und die Aether-Atome an, während die letzteren sich gegenseitig durch ihre eigene Repulsivkraft abstoßen. Die Massen-Atome, jedes von einer Aetherhülle umgeben, verbinden sich zu verschiedenen Atomgruppen, gleiche Atomgerippe mit gleichen Aetherhüllen treten sodann zusammen und bilden die verschiedenen chemischen Elemente, so daß also jedes s. g. Atom eines Elementes nichts anderes ist, als eine Summe von ätherumhüllter Massen-Atomen, welche in bestimmter Zahl und zu einer bestimmten Gruppe verbunden sind. Aus den verschiedenen chemischen Elementen setzt sich weiter die gesammte unorganische Materie zusammen, die sich zu ungeheuren Gaskugeln zusammenballt, aus denen durch allmähliche Verdichtung zu feuerflüssigen Massen, durch das Herausschleudern von Theilen derselben in Folge der Rotation u. s. w., die Himmelskörper: Fixsterne, Planeten, Trabanten und Kometen entstanden. Nachdem die Erde genügend abgekühlt war, bildeten sich in dem erst aus der heißen Dampfatmosphäre durch die fortschreitende Abkühlung niedergeschlagenen Urmeere die ersten Organismen durch Autogonie (Selbstzeugung). Diese ersten nach Analogie der Krystalle entstehenden Organismen waren strukturlose Eiweißklumpen, aus welchen sich, durch Vererbung und Anpassung an die umgebenden Existenzbedingungen nach den von Darwin entwickelten Gesetzen, die ganze Reihe der Organismen bis hinauf zum Menschen entwickelte. Der freie Wille des Menschen, seine Denkthätigkeit, die ganze Weltgeschichte ist nichts als ein mechanisch-chemisch-physikalischer Proceß, dessen letzte Gründe auf Anziehung und Abstoßung der Massen- und Aether-Atome hinauslaufen.

Es würde zu weit führen, wollte ich den ganzen Entwicklungsproceß darlegen, aber Einzelnheiten mögen zeigen, zu welchen Thorheiten eine solche trübselige Naturanschauung führt, welche den Menschen mit dem naturhistorischen Namen Pithecanthropus, zu deutsch: Affenmensch, belegt. Ein bedeutender Factor der Entwickelung ist die sexuelle Zuchtwahl. Wir lesen darüber folgendes: „Diese auswählende, züchtende, umgestaltende Wechselwirkung beider Geschlechter ist äußerst wichtig, und wir glauben, daß ein sehr großer Theil der Vorzüge, welche den Menschen vor den übrigen Primaten (schwanzlosen Affen) auszeichnen, unmittelbare Wirkung der beim Menschen so sehr viel höher entwickelten Zuchtwahl ist. Mittelbare Wettkämpfe um die Fortpflanzung finden namentlich häufig in sehr ausgezeichneter Weise bei den Vögeln und beim Menschen statt. Die Vorzüge, welche dem begünstigten Mitbewerber den Sieg verleihen, sind hier individuelle Eigenschaften, welche die Neigung des andern Geschlechts erwecken. Die körperliche Schönheit ist insbesondere bei den Vögeln und Schmetterlingen sehr wirksam, indem das männliche Geschlecht durch Ausbildung besonderer Zierden z. B. Federbüsche, bunte Hautlappen, bunte Flecken u. s. w., die besondere Aufmerksamkeit und Neigung der auswählenden Weibchen zu erregen sucht. Beim Menschen kann der männliche Bart als eine auf diesem Wege erworbene Zierde gelten. Gewöhnlich ist es aber beim Menschen die männliche Zuchtwahl, welche durch die Entwickelung körperlicher Schönheit geleitet wird, indem hier vorzugsweise das weibliche Geschlecht die Zierden entwickelt, durch welche es die Bewerber des andern Geschlechtes anzulocken sucht.“ Was werden wir nicht noch alles von dieser Zuchtwahl zu erwarten haben!

Aber wer sollte es glauben, daß England seine hohe Kultur wesentlich den Katzen verdankt? Und doch ist es so, wir lesen: „Der rothe Klee, eine der wichtigsten Futterpflanzen Englands, kann allein dann Samen zur Entwicklung bringen, wenn seine Blumen von Hummeln besucht und bei dieser Gelegenheit befruchtet werden. Da andere Insekten den Nectar in diesen Blüten nicht erreichen können, muß also die Fruchtbarkeit des Klees von der Zahl der Hummeln in derselben Gegend abhängig sein, die ihrerseits durch die Zahl der Feldmäuse bedingt wird, welche die Nester und Waben der Hummeln zerstören. Die Zahl der Feldmäuse steht wieder in umgekehrtem Verhältniß zu der Zahl der Katzen, ihrer ärgsten Feinde. Da der rothe Klee eines der wichtigsten und besten Nahrungsmittel für das englische Rindvieh ist, so beeinflußt seine Qualität und Quantität diejenige des Rindfleisches, welches bekanntlich für die gesunde Ernährung des englischen Volkes unentbehrlich ist. Da ferner die höchst entwickelten Funktionen des letzteren, die Entwicklung seiner Industrie, seiner Marine, seiner freistaatlichen Institutionen durch die starke Entwicklung des Gehirns der Engländer bedingt ist, die wiederum von ihrer Ernährung durch gutes Fleisch abhängig ist, so finden wir den rothen Klee von großem Einfluß auf die gesammte Kulturblüte, durch welche gegenwärtig England in vielen Beziehungen an der Spitze aller Nationen steht. Wir haben hier also folgende interessante Kette von Wechselbeziehungen zwischen der englischen Kultur und den englischen Katzen: Viel Katzen, wenig Feldmäuse, viel Hummeln, viel Klee, viel Rindfleisch, wenig Krankheit des Menschen, viel Nervenentwicklung, viel Gehirndifferenzirung, viel Gedanken, viel Freiheit, viel Cultur.“

Das sind charakteristische Bruchstücke aus diesem neuesten tragikomischen Gedichte von der Entstehung und Fortentwicklung des Menschengeschlechtes.

Eine Schule für Romanfabrikation.

Ein Recensent der „Saturday-Review“ macht bei Gelegenheit der Besprechung eines der vielen in England wöchentlich erscheinenden dreibändigen Romane folgenden Vorschlag:

„Wir haben oft gedacht, daß in diesen Tagen, wo man so viel von technischer Erziehung spricht, es angezeigt sein dürfte, eine Schule für Romanschreiber ins Leben zu rufen. Allerdings nimmt das Romanschreiben unter den Künsten einen höheren Platz ein, als Musterzeichnen für Fabrikanten oder Gold- und Silberstickerei; doch ist es wesentlich von derselben Gattung und sinkt mit reißender Schnelligkeit zu einem ebenso regelmäßigen Gewerbe herab. Jedenfalls könnten die größeren Romandichter Lehrlinge annehmen. Ganz kürzlich erbot sich der Redacteur und Eigenthümer einer täglich erscheinenden Zeitung, einen jungen Mann „für alle Zweige der Zeitungsarbeit“ incl. „Abfassung von Leitartikeln“ heranzubilden. Warum sollte nicht eine ähnliche systematische Schule für die ehrgeizigen Aspiranten auf dem Wege der Novellendichtung möglich sein? — — In solcher Schule könnten sie lernen, eine Intrigue annähernd klar und zusammenhängend anzulegen und auszuspinnen. Modelle könnten ihnen vorgeführt werden, um die schwere Kunst des Skizzirens nach dem Leben zu lernen. Zuweilen würde man mit ihnen Ausflüge in verschiedene Theile des Landes machen oder sie verkleidet an verschiedenen gesellschaftlichen Zusammenkünften theilnehmen lassen, damit sie die geeignete Scenerie für ihre erdichteten Charaktere beherrschen lernten &c. &c.“

Auch in Deutschland scheint man die Novellendichtung bereits fabrikund geschäftsmäßig zu betreiben, wenngleich in den meisten Produkten sich von Schule bitterwenig spüren läßt. Charakteristisch sind die hierher gehörigen Anzeigen in literarisch-geschäftlichen Blättern, deren wir einige aufs Gerathewohl herausheben und wörtlich citiren:

Manuscript-Offerte!

Muthmaßlicher Gewinn einiger tausend Thaler! — Stoff von besonderer Wichtigkeit und wofür vorläufig als Vorschuß nur 200 Thlr. beansprucht werden. — „Frisch gewagt, ist halb gewonnen!“

Eine Novellette „Von Weihnacht zu Weihnacht“, welche in leichter Schreibart auf dem Hintergrunde des Jahres 1866 ein Stück Menschen- und Herzensleben mit besonderer Berücksichtigung verschiedenartiger Charakterkrystallisation behandelt, steht zur Disposition unter A. 112 in der Expedition &c.

André Hugo offerirt folgende Novität:

„Verbrecher aus Hunger. Volksbild aus der Gegenwart.“ Umfang: circa $2^1/_2$ Druckbogen. Inhalt: Eine durch Zeitverhältnisse unverschuldet heruntergekommene Arbeiterfamilie, deren Glieder durch eintretende Umstände auf die Bahn des vermeintlichen Verbrechens getrieben werden. Ergreifende Spannung vom Anfang an, leichte Schürzung des Knotens, friedliche, versöhnliche Lösung. Weitere Auskunft ertheilt die Red. d. Bl.

„Eveline“, eine kleine irische Sensations-Novelle mit einiger modern-christlichen Färbung, Damenarbeit, packend aber nicht graß. Bearbeitung nach dem Englischen. Adressen werden sub A. 114. erbeten.

Briefkasten.

Aus Paarl (Cap der guten Hoffnung) ist uns von Miss. Kolbe, der seit vielen Jahren dort wirkt, aus Anlaß des auch dort mit großem Interesse gelesenen Vortrags von Professor Curtius: Sprache, Sprachen und Völker (Nr. 25) eine dankenswerthe Mittheilung über den Ursprung der afrikanischen Zahlwörter zugegangen, die den Ausspruch, daß „es in Afrika Sprachen gibt, in denen man im eigentlichen Sinne des Wortes nicht fünf zählen kann,“ in eingehender Weise beleuchtet. „Obwohl die Ovaherero, Basuto, Kaffern und Neger“ — heißt es darin — „bis 10, 20, 30, 100 und darüber zählen können, so haben sie doch in Wahrheit keine fünf, sondern nur vier Zahlwörter, und zwar sind in der Hererosprache diese vier ersten Zahlwörter Namen für die vier ersten Finger der Hand, an denen man ursprünglich zählte: Namen, die für das uralte Hirtenleben und den frühen familienartigen Charakter jener Völker zeugen. Für fünf gibt es kein eigentliches Zahlwort, sondern ein besonderes Wort, das soviel bedeutet als: „einen Einschnitt als Merkzeichen in ein Holz machen,“ was man that, wenn man bei dem fünften oder letzten Finger anlangte. Von da an sind alle Zahlen Zusammensetzungen mit Ausnahme von zehn — [illegible], was „geschlossene Finger“ bedeutet. — Herrn Sch. in Riga (Hôtel Stadt London). Wir bedauern, die gewünschten Nummern nicht schicken zu können, da Kreuzbandsendungen nach Rußland an Private nicht zulässig sind. Der gezahlte Betrag steht zu Ihrer Verfügung. — A. F. in D. Eine große Zahl der im „Wirthshaushumor“ (Nr. 40) erwähnten Inschriften an Wirthshäusern nebst vielen anderen „an und in Häusern“, „an und in Kirchen“ &c. finden Sie in dem Büchlein: „Deutsche Inschriften an Haus und Geräth“ (Berlin, W. Hertz), das der Herausgeber mit Recht einen Beitrag „zur epigrammatischen Volkspoesie“ nennt. — A. M. in L. In wenig Augenblicken ist das Schicksal Ihrer „Versuche“ erfüllt worden: versunken und vergessen! — J. P. in K. v. G. Zu den übrigen gelegt. — Dr. A. in M. Mit Dank empfangen. Ihre Winke sollen nicht unbeachtet bleiben. — 111 Unbrauchbar. Zu Gedichtrecensionen haben wir keine Zeit. — G. W. in L. Ihr Wunsch muß vorläufig unerfüllt bleiben. — Fr. v. Z. in B. Der Aufsatz über Händel und Bach wird noch im Laufe dieses Jahrganges im Daheim erscheinen. Auch andere Musiker aus neuerer Zeit werden danach folgen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 45:

Brautkranz.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 22. August 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. 1868 № 47.

Störtebeker.

Eine Seenovelle von R. Werner.

(Fortsetzung.)

Die Schritte hielten vor der Gartenpforte inne, ein Schlüssel drehte sich im Schloß, und die Thür wurde vorsichtig geöffnet. Der Strahl einer Blendlaterne erhellte einen Augenblick den Garten, dann verschwand er wieder, und Heinrich sah zwei Männer sich auf Wernickes Haus zubewegen. Bei der herrschenden Dunkelheit vermochte er ihre Gesichter nicht zu erkennen, jedoch schien es ihm, als ob der eine die Uniform eines Marinematrosen trüge.

Sie schienen genau mit den Localitäten bekannt, nahmen ihren Weg direct auf die Hinterthüre des Hauses und verschwanden in demselben.

Klara zitterte wie Espenlaub, und Heinrich hatte alle Mühe, sie einigermaßen zu beruhigen, als sich abermals die Gartenpforte öffnete und eine dritte Person in den Garten schlüpfte.

„Huhu!“ tönte der Eulenschrei diesmal ganz nahe.

„Hier, Wilhelm!“ rief Mertens leise, der jetzt den Freund erkannte und hinter dem Gartenhäuschen vorkam. Wenige Schritte brachten den Gerufenen an seine Seite.

„Wer waren die beiden Männer?“ fragte Mertens hastig.

„Keinesfalls Freunde von uns,“ lautete die Antwort, „der Spanier und der Bootsmannsmaat Graßkamp, Störtebekers Spion, deswegen ließ auch ich die Eule ein paarmal rufen. Als sie bei mir vorbeigingen, vernahm ich aus ihren Reden, daß auch Störtebeker bei Wernicke erwartet wird, er will aber von vorn in das Haus kommen. Nun, da ist eine nette Gesellschaft zusammen, von der uns sicher Unheil droht. Aber wo ist Deine Braut, befindet sie sich schon wieder im Hause und in Sicherheit?“

„Nein, sie ist noch im Garten, dort hinter dem Pavillon.“

„Ich bitte Dich, Heinrich, laß sie sofort in das Haus zurückgehen, wer weiß, was hier passiren kann, und alles wäre verloren, wenn Klara in unserer Gesellschaft gesehen würde.“

In diesem Augenblicke trat die Genannte aus ihrem Versteck hervor und streckte Wilhelm ihre Hand zum Willkommen entgegen. „Guten Abend, Herr Wallmann,“ sagte sie mit gewinnender Freundlichkeit. „Sie sind kein Fremder für mich, und ich weiß, daß Heinrich recht hat, wenn er Sie unsern besten Freund nennt. Mir gegenüber haben Sie es gestern wie heute schon thätig bewiesen, und ich danke Ihnen von Herzen dafür.“

Wallmann drückte die ihm dargebotene Hand mit Wärme, aber er vermochte nichts zu erwidern. Das, was er vor einigen Tagen an Heinrich getadelt, empfand er jetzt selbst, Verlegenheit und Scheu dem jungen Mädchen gegenüber, und Heinrich mußte nun seinerseits ihm zu Hilfe kommen.

„Wallmann meint, Du mußt in das Haus zurück, Klärchen, damit kein Verdacht geschöpft wird, wenn man nach Dir fragt. Ich halte dies auch für das Richtige, drum geh, Kind, es ist hohe Zeit. Wir werden vorläufig hier im Garten bleiben und sehen, ob wir etwas über die Pläne jener dort im Comptoir in Erfahrung bringen können. Sollte Wernicke Dich wieder mit der Verlobung drängen, so stelle heute Abend um zehn Uhr ein Licht in Dein Fenster und bereite Dich vor, morgen Abend um dieselbe Zeit mit uns abzureisen. Wir werden dann alles fertig halten und Dich hier im Garten erwarten. Der Eulenschrei wird Dir unsere Anwesenheit verkünden. Und nun gute Nacht, meine Geliebte, Gott segne Dich! Behalte guten Muth, Deine Bedrängnisse werden bald enden.“ Er nahm sie in seine Arme und preßte in langem Kusse seine Lippen auf die ihren.

„Gute Nacht, Heinrich, ich werde alles thun, wie Du sagst, ich habe ja jetzt nur Dich auf der Welt.“

Von Wallmann konnte sie sich nicht verabschieden; er hatte sich discreter Weise zurückgezogen und kam nicht eher wieder zum Vorschein, bis Klara durch die im Seitenflügel befindliche Küchenthür in das Haus geschlüpft war.

„So, Mertens,“ sagte Wallmann, der jetzt plötzlich aus dem Dunkel auftauchte, „nun Klara geborgen ist, wollen wir einmal sehen, ob wir Störtebeker und Compagnie nicht ein wenig in die Karten gucken und auf falschen Curs bringen können. Ich habe inzwischen recognoscirt, dort im Comptoir ist's eben hell geworden. Ich denke, das Galgenkleeblatt wird wohl darin sein, und wenn wir etwas näher heransteuern, werden wir vielleicht hören, was sie vorhaben.“

Die beiden Freunde schlichen sich unter das Fenster. Eine breite Spalte im Laden gestattete ihnen das Zimmer zu überblicken, in dem sich Wernicke, Graßkamp und der Spanier befanden, unmittelbar darnach ging die Hausklingel, und Mallek trat ebenfalls ein.

Es entwickelte sich sehr bald ein lebhaftes Gespräch unter den vieren; da sie sich indessen an der dem Fenster gegenüberliegenden Seite des Comptoirs befanden, konnten die Lauscher trotz der gespanntesten Aufmerksamkeit nur einzelne Worte erhaschen, die ihnen keinerlei Aufschluß gaben, um so mehr, da der Lieutenant nur mit Wernicke deutsch, mit den beiden übrigen aber spanisch redete. Nach halbstündigem vergeblichen Horchen wurde Heinrich ungeduldig.

„Komm," flüsterte er Wilhelm zu, „wir verstehen doch nichts, und es ist besser, daß wir uns unterdessen den Garten ansehen, damit wir nöthigenfalls genau darin Bescheid wissen."

„Pst," machte Wilhelm, „warte noch einen Augenblick. Jetzt eben brechen Graßkamp und der Spanier auf, Störtebeker scheint jedoch bleiben zu wollen. Bis die ersteren beiden fort sind, wollen wir uns aus den Kinken bergen, dann aber wieder auf unsern Posten zurück; möglicher Weise erfahren wir doch noch etwas."

Eine Baumgruppe an der Mauer verbarg sie den Blicken der Vorübergehenden. Als sie die Pforte schließen hörten und wieder unter das Fenster traten, standen Mallek und Wernicke in der Nähe desselben und es wurde ihnen deshalb möglich, einen Theil der Unterredung deutlich zu verstehen.

„Machen Sie Schwierigkeiten," hörten sie den ersteren sagen, „so haben Sie sich selbst die Folgen zuzuschreiben. Ich beabsichtige in diesen Tagen mit der Lisboa fortzugehen, aber bedenken Sie, daß das Blatt Ihres Hauptbuches, welches ich vor einem Jahre vor dem Verbrennen rettete, sich in meinem Besitz befindet. Schicke ich dies Blatt mit einigen erläuternden Bemerkungen an die Marinebehörde, so sind Sie ein verlorner Mann."

„Ich mache ja nicht die geringsten Schwierigkeiten, Herr Lieutenant," erwiderte Wernicke, durch die Drohung sichtlich eingeschüchtert, „aber die Klara ..."

„Bah!" warf Mallek verächtlich hin, „mit der wollen wir schon fertig werden. Schlimmstenfalls sind Alonzo und Graßkamp instruirt, und das macht mir weiter keine Sorge. Weiß sie nur erst bestimmt, daß sie die meine werden muß, dann wird sie sich schon darin finden, und da ich nicht viel Zeit mehr übrig habe, so ist es nöthig, daß sie es noch heute Abend durch Sie erfährt. In Betreff des Geldes bleibt es bei unserer Abrede. Mit zweitausend Thalern will ich zufrieden sein, die Sie mir spätestens morgen Abend auszahlen."

Ein tiefer Seufzer entrang sich Wernickes Brust, aber er wagte nicht zu widersprechen und nickte nur stumm mit dem Kopfe.

„Nun, dann ist alles in Ordnung," nahm der Lieutenant wieder das Wort. „Ich habe noch Verschiedenes mit Alonzo zu besprechen und muß jetzt fort. Morgen Abend werde ich mich wieder einstellen, bis dahin gute Nacht, Schwiegervater!" fügte er mit höhnischer Freundlichkeit hinzu.

Das Licht verschwand aus dem Comptoir, und das Klingeln der Hausthür zeigte das Fortgehen Malleks an. Wernicke kam nicht zurück, sie hörten, wie er sich nach oben auf sein Zimmer begab.

„Wie gefallen Dir solche Schufte, Mertens?" fragte Wallmann, „war es nicht ein guter Gedanke von mir, den saubern Herren etwas auf die Finger zu sehen. Zuerst hat der Alte das arme Mädchen bestohlen, und jetzt will er sie an einen noch schlimmeren Schurken, als er selbst ist, verkaufen."

„Du hast recht, Wallmann. Klara ist in größerer Gefahr, als sie selbst und wir gedacht. Sie darf nicht länger in der Gewalt dieser Menschen bleiben, und wir müssen sie so bald wie möglich daraus befreien. Es wird nöthig sein, sie jedenfalls schon morgen Abend zu meinen Eltern zu bringen; eine Zusammenkunft mit Solmann," setzte er nachdenklich hinzu, „wird unter solchen Umständen freilich ausgesetzt bleiben müssen."

„Das hat vorläufig auch gar keine Noth. Du hast ja den Alten jetzt vollständig in der Hand. Was der Störtebeker von dem Blatte aus dem Hauptbuche sagte, kann sich nur auf die Geschichte mit dem Zahlmeister von der „Bremen" beziehen und ist für uns Geldes werth. Auch davon läßt Du später ein Wörtchen in Deinen Brief einfließen, um den Herrn „Schwiegervater" vollständig zahm zu machen. Vor allen Dingen müssen wir jetzt daran denken, alles zu morgen Abend vorzubereiten. Die Uhr ist acht, und wir haben noch zwei Stunden Zeit, bis Klara das Signal macht; diese müssen wir benutzen, wenn auch nur, um uns die nöthigen Civilkleider für unsere kleine Extratour anzuschaffen. Unterwegs erzähle ich Dir meinen Reiseplan, ich denke, er wird Deinen Beifall haben."

Die Freunde verließen den Garten, zu dessen Pforte sie von Klara den Schlüssel empfangen, und gelangten, ohne weiter jemand zu begegnen, zum neuen Hafenbassin, von wo aus sie ihren Weg nach der Stadt antraten.

Als die Thurmuhr zehn schlug, erschien im Fenster vor Klaras Schlafzimmer ein Licht. Gleich darauf ertönte vom Garten herauf der Ruf einer Eule und das Fenster wurde dunkel.

„Sie hat uns verstanden, und wir wissen auch, woran wir sind," flüsterte Mertens. „Komm, Wallmann, jetzt haben wir für einen Wagen und gute Pferde zu sorgen, übermorgen müssen wir in Hamburg sein."

Wallmann rieb sich frohlockend die Hände. „Wie wird der Störtebeker fluchen, wenn er den Vogel ausgeflogen findet!" lachte er schadenfroh.

VI.

Der 28. October war herangekommen. Wernicke hatte ihn seinen Glückstag genannt, aber das Gefühl, mit dem er ihn beim Erwachen begrüßte, war von Glück weit entfernt. Er hatte abermals eine schlechte Nacht verbracht; einerseits schmerzten ihn die 2000 Thlr., welche Mallek so kategorisch verlangte, andererseits beunruhigte ihn aber auch Klaras Benehmen in hohem Grade.

Auf des Lieutenants Veranlassung hatte er ihr gestern Abend noch einmal seinen festen Willen kund gegeben, daß sie dessen Braut werden müsse, aber dabei auch mit innerer Angst zu hören erwartet, daß sie Näheres über ihre Geburtsverhältnisse wisse und bei ihrer gestrigen Antwort beharren werde. Statt dessen zeigte sie eine wunderbare Ruhe ohne jede Spur von Widerstand oder Erregung.

Sie wolle es sich überlegen, äußerte sie, aber ein solcher Entschluß sei nicht so schnell gefaßt, und sie fordere deshalb noch einige Tage Zeit; jetzt bitte sie allein gelassen zu werden.

Das war alles, was sie über den Gegenstand gesprochen, und es contrastirte so seltsam mit ihrem Wesen vom Tage zuvor, daß Wernicke vergebens eine genügende Erklärung für diesen plötzlichen Widerspruch suchte. Seines Wissens hatte sie während des Tages weder das Haus verlassen, noch von jemand Besuch empfangen, sie konnte also von außen nicht beeinflußt sein. Ebensowenig vermochte er aber zu glauben, daß sie durch sich selbst zu einem so schnellen Wechsel ihrer Ueberzeugung gelangt sei, und sein böses Gewissen schuf allerlei beängstigende Bilder, die ihn wachend und träumend verfolgten.

Der neue Tag brachte ihm keine Erleichterung, im Gegentheil lastete die Ungewißheit wie ein drückender Alp auf ihm. Er empfand eine gewisse Scheu, Klara zu sehen, und blieb unter dem Vorgeben eines Unwohlseins oben auf seinem Zimmer. Aber er fand dort eben so wenig Beruhigung; ihn quälte das stete Gefühl, als ob ein großes Unheil über seinem Haupte schwebe.

Der 28. war ein so schöner Herbsttag, wie man sich ihn nur wünschen konnte. Die Sonne schien mild und warm vom wolkenlosen Himmel hernieder, als ginge es nicht in den eisigen Winter, sondern in das schöne Frühjahr hinein. Eine leichte, südliche Brise wehte und schwellte sanft die Segel der vielen aus dem Hafen gehenden Schiffe, die, durch dauernde westliche Stürme zurückgehalten, jetzt die günstige Gelegenheit wahrnahmen, um in See zu kommen. Auch der vor wenigen Tagen erst angekommene portugiesische Schuner Lisboa verließ schon wieder das Bassin, doch er mußte wohl noch nicht ganz seefertig sein, denn er ging in der Nähe des neuen Hafens auf dem Strome noch einmal vor Anker und blieb dort bis Abend liegen.

Die Kriegsschiffe in Flottenruh benutzten ebenfalls die gute Witterung, und es wurde einmal wieder ordentlich lebendig auf ihnen. Vormittags ließ der Admiral ein großes Segelexercitium veranstalten, und den selten schönen Nachmittag bestimmte er zu einem allgemeinen Bootsmanöver, den Schluß desselben sollte aber ein großes Wettrudern bilden. Als Ziel war der Molenkopf von Bremerhafen gegeben und der heute gut gelaunte Admiral hatte eine namhafte Prämie für das siegende Boot ausgesetzt. Dies und die Aussicht auf die Ehre des Gewinnes spornte den Eifer der Mannschaften wie der Officiere auf das höchste.

Schon in der Mittagsstunde wurden von den einzelnen Bootsbesatzungen alle möglichen Vorbereitungen getroffen, um ihren Fahr-

zeugen den Sieg zu sichern. Man prüfte sorgsam die Elasticität der Riemen, um ihrem etwaigen Brechen während des Ruderns vorzubeugen, man staute den Ballast mit mathematischer Genauigkeit, um dem Boote die richtige Lage im Wasser zu geben, reinigte ihren Boden, so gut man vermochte, und bestrich die Planken in der Wasserlinie mit einer dünnen Schicht Fett, um ihre Reibung im Wasser so viel wie möglich zu vermindern, und die Mittagszeit wurde unter der Hand schon benutzt, um Vergleiche über die Leistungsfähigkeit der einzelnen Boote und deren Siegeswahrscheinlichkeit anzustellen.

Als dann nach Schluß des Exercitiums, das allen Betheiligten heute höchst langweilig vorkam, die Fahrzeuge endlich von allem kriegerischen Ballast befreit waren und, jetzt lediglich für das Wettrudern eingerichtet, sich in einer langen Reihe quer über den Fluß rangirten, gewährten sie einen prachtvollen Anblick.

Die wehenden schwarzrothgoldenen Flaggen, die gepikten Riemen, auf deren Blättern die Sonnenstrahlen glitzerten, die vor Aufregung gerötheten Gesichter der kräftigen Ruderer in ihrer ansprechenden Uniform, die vor Ungeduld kaum das Signal zum Fallenlassen der Riemen zu erwarten vermochten, das alles gab ein ebenso bewegtes als interessantes und schönes Bild und machte es erklärlich, wenn tausende von Menschen sich am Hafen und auf dem Deiche sammelten, um dem ungewohnten Schauspiele beizuwohnen.

Die weiße, mit einem breiten Goldstreifen gezierte Gig des Admirals hielt vor der Front. Sie war anerkannt das schnellste Boot der Flotte und rang deshalb nicht mit um den Preis, sondern gab nur das Signal zum Beginn des Wettkampfes. Aller Augen waren auf sie gerichtet; an ihrem Mast wehte eine rothe Flagge; wenn sie gestrichen wurde, sollte das Rudern seinen Anfang nehmen.

Endlich verschwand sie. „Fallen Riemen!" ertönte gleichzeitig in jedem Boote das Commando des Officiers, die hunderte von Rudern fielen gleichzeitig auf das Wasser nieder, um in tactmäßigem Schlage und von den nervigen Armen der Matrosen bewegt, die Fahrzeuge pfeilschnell durch die Fluten zu treiben.

Doch schon nach wenigen Minuten war deren gerade Marschlinie zerstört. Hier schoß eine schlanke Gig vor, dort blieb eine schwerfällige Barkasse zurück; ungeschickte Bootssteurer kamen mit anderen in Collision und wurden dafür mit wenig schmeichelhaften Titeln beehrt, Riemen brachen oder Neulinge kamen aus dem Tact, fingen eine Eule und schossen rücklings über Kopf von ihren Ruderbänken. „Hurrah, Jungens, holt aus, wir gewinnen!" — „Langer Schlag! Will der Kerl auf der zweiten Ducht wohl seinen Riemen glattwerfen!" — „Bootssteurer, zum Donnerwetter, können Sie nicht geraden Curs steuern?" — „Wer ist der Kutter da vorn?" — „Von dem „Barbarossa!" — „Verdammt, da ist der Störtebeker darin, eine Schande, wenn er gewönne!" Dergleichen Rufe, Ermunterungen, Flüche, Gelächter tönten laut durcheinander, und es war eine wahre Lust, die vierzig Boote in scheinbar chaotischem Gewirr über das Wasser dahin fliegen zu sehen.

Bald jedoch formte sich die Masse zu einem Dreieck, dessen Spitze sich immer länger ausdehnte. Die schlecht rudernden Boote blieben allmählich zurück, der Eifer der Leute erlosch, sie verloren den Muth und strengten sich nicht mehr an. Auf dem halben Wege zum Ziele nahmen nur etwa noch zehn Boote die Sache ernst. Eins von ihnen war weit voraus und gewann aller Wahrscheinlichkeit nach den Preis; aber die übrigen, welche sich ungefähr die Wage hielten, gaben deshalb den Kampf nicht auf. Sie hofften in der Stille auf einen glücklichen Zwischenfall. Das Ziel war noch weit, die Leute konnten ermatten, ein Riemen brechen, und dadurch der Sieg streitig gemacht werden.

Aber Malleks Kutter hielt seine Distanz, ja er schien mit jedem Ruderschlag noch zu gewinnen.

„Ich gebe Euch noch zwanzig Thaler extra, wenn wir zuerst ankommen," spornte Störtebeker die Leute, die jetzt jede Muskel anspannten, um den hohen Preis zu erringen.

Schon war die Boje erreicht, an der sich die amerikanischen Postdampfer zu verankern pflegten und der Molenkopf kaum noch tausend Schritte entfernt. Störtebeker stand triumphirend im Boot und sah mit höhnischem Lächeln auf seine Rivalen zurück, da schien es ihm auf einmal, daß diese aufschossen. Er traute seinen Augen kaum, doch es war keine Täuschung. Sämmtliche neun Boote liefen auf, ein Blick auf das Land belehrte ihn, daß sie Schritt vor Schritt ihre Entfernung verminderten.

„Rojet an, Leute! ich gebe Euch fünfzig Thaler, wenn unser Kutter siegt," sagte Mallek, dem der Gedanke unerträglich war, so nahe am Ziele geschlagen zu werden! Die Matrosen gaben ihre letzte Kraft aus, der Schweiß strömte ihnen vom Angesicht, aber alle Anstrengung war vergebens; immer näher rückte die andere Schar, und ihr Führer war kaum noch zwanzig Schritt hinter dem Barbarossa-Kutter.

„Ist denn das verdammte Boot behext, daß es nun plötzlich nicht durch das Wasser will?" rief Mallek zornig, als er den gehofften Sieg entschwinden sah.

Ja, es war behext, eine geheimnißvolle Kraft heftete sich an seine Fersen und hielt es auf; trotz des kräftigsten Ruderschlages ging es offenbar viel langsamer durch das Wasser als vorher.

Ein Kutter vom „Ernst August" schoß an ihm vorbei.

„Vielen Dank, Mallek, daß Sie so großmüthig sind," rief ihm der darin befindliche Lieutenant spottend zu. „Aber was haben Sie denn da für einen schwarzen Sack vor dem Steven Ihres Bootes, das ist ja ein wunderbarer Zierrath."

Mallek lehnte sich über die Bordwand und gewahrte eine runde, unförmliche Masse, die sich quer vor den Bug des Bootes gelegt hatte und dessen Fahrt hemmte.

„Schmidt," herrschte er dem Manne auf der vordersten Ducht zu, „leg den Riemen ein und setze mit dem Bootshaken den Sack frei. Schnell, schnell, o dieser lahme Kerl!"

Der Gerufene sprang auf, um den Befehl auszuführen. Doch plötzlich stieß er einen Schrei aus, und vor Schreck entglitt der Haken seinen Händen.

„Nun, weshalb thust Du nicht, was ich Dir befehle?" schrie Mallek schäumend vor Wuth, und die Narbe auf seiner Stirn färbte sich blutroth.

Das Gesicht des Matrosen war geisterbleich geworden. „Der Zahlmeister!" brachte er mühsam über die Lippen.

Als ob diese Worte ein Zauberspruch gewesen und die Arme der Mannschaft gelähmt, hielt diese plötzlich und ohne Befehl mit Rudern inne. — Mallek raste.

„Was fällt Euch ein," brüllte er fast „wer hat befohlen, daß Ihr nicht rudern sollt? Rojet an!" Doch ein panischer Schreck schien über die Leute gekommen. Sie sahen den Lieutenant bestürzt an, aber ohne zu gehorchen.

Außer sich vor Wuth sprang Mallek auf und zog den Säbel. Er war im Begriff, sich blutigen Gehorsam zu erzwingen, da erlahmte plötzlich auch sein Arm und auf seinem Gesichte lagerte sich Todtenblässe. Das Boot hatte die Fahrt verloren und der Strom die schwarze Masse vom Steven frei gesetzt. Sie trieb jetzt langsam seitwärts vorüber, und sie war es, die den Mann mit dem Herzen von Stein zusammenzucken ließ. Es war eine Leiche, die ihn aufgehalten, eine Leiche ohne Kopf, aber er hatte sie dennoch erkannt, gerade wie der Mann im Bug. Der zugeknöpfte Paletot zeigte zwei Reihen silberne Ankerknöpfe — es war der ertrunkene Zahlmeister von der „Bremen."

Heute war der Jahrestag seines Todes. Bei dieser Boje war das Boot umgeschlagen, an derselben Stelle kam er wieder empor aus der Tiefe, um sich an den Räubern seines guten Namens zu rächen.

Malleks Blick haftete starr auf dem Todten, aber nicht der Anblick hatte ihn geschreckt — nein, ein anderes Bild rollte sich vor seinem Geiste auf und lähmte eine Zeit lang seine ganze Energie. Es war ein Blitzstrahl durch alle seine Pläne gefahren, das Erscheinen der Leiche hatte sie zerrissen.

Der bis an den Hals zugeknöpfte Paletot umschloß auf das engste den vom Wasser aufgequollenen Körper und hatte ihn vor Zerstörung bewahrt. Wurde die Leiche an Bord gebracht, so fand sich auch gewiß das verhängnißvolle Taschenbuch mit der fehlenden Quittung über die gebuchten tausend Thaler. Wernickes Betrug kam an den Tag, damit sein eigener, sowohl Klara als das Geld gingen ihm verloren, sich selbst sah er mit Schimpf und Schande bedeckt.

Diese Gedanken waren es, welche den Lieutenant einen Augenblick fast betäubten, doch eben nur einen Augenblick. Er hatte in seinem bewegten Leben zu oft den drohendsten Gefahren in das Auge geschaut, um leicht den Muth zu verlieren und fand ihn auch jetzt bald wieder. Bei ruhigerer Ueberlegung stand die Sache nicht so schlimm, wie sie zuerst erschien.

Er hatte die Leiche treiben lassen; ein anderes Boot kam auf, nahm sie in das Schlepptau und bugsirte sie landwärts. Der Abend dämmerte; ehe sie in das Marinehospital geschafft werden konnte, wurde es dunkel. Der Stabsarzt war verreist, man erwartete ihn spät abends zurück, und vor dem andern Morgen schritt man schwerlich zur Section. Jedenfalls blieben Mallek noch fast 24 Stunden zum Handeln übrig, das war für einen Mann seines Schlages ausreichend, um seine Pläne dennoch zu verwirklichen. Die Lisboa lag segelfertig auf dem Strom, er konnte mit ihr fliehen und am andern Morgen in See sein. Wernicke war in seiner Hand, an seinem Mitgehen war kein Zweifel, sein Bleiben überlieferte ihn unfehlbar dem Gefängniß. Dann war es auch ein Leichtes, Klara an Bord und in seine Gewalt zu bringen; wohin ihr Vater ging, mußte sie folgen und wenn nicht — nun, ein Mädchen für eine Zeit lang stumm zu machen fiel nicht schwer.

Eine wilde Befriedigung leuchtete aus seinen Zügen und er hatte seine ganze Selbstbeherrschung wiedergewonnen.

„Rojet an, Leute!" sagte er in ruhigem Tone, „damit wir an Land kommen; die Leiche bringt das andere Boot."

Die abergläubischen Matrosen hatten sich von ihrem Schreck etwas erholt und gehorchten jetzt. Nach wenigen Minuten erreichte das Boot den Molenkopf, und Mallek stieg an Land. Er schritt durch die versammelte Menge, ohne von jemand Notiz zu nehmen und nahm seinen Weg nach dem neuen Hafen, wo Alonzo seiner harrte.

„Bist Du ganz segelfertig?" fragte er ihn hastig.

„Vollständig," war die lakonische Antwort.

„Gut, wir müssen unter allen Umständen fort und morgen früh in See sein; die bewußte Sache muß heute Abend ausgeführt werden. Wo ist Heufeld?"

„Dort in jenem Gasthaus."

„Sage ihm, daß ich Euch beide um neun Uhr erwarte, wo Ihr gestern Abend wart. Ihr nehmt denselben Weg durch den Garten, aber vergeßt nicht den Sack und die Tücher, es könnte nöthig sein. Dein Boot muß beim neuen Hafen fertig liegen."

„Wird geschehen, aber wie ist's mit den beiden von der Frankfurt?"

„Leider müssen wir sie laufen lassen. Das Messer sitzt uns an der Kehle, wir haben keine Zeit zu verlieren."

„Schade! Noch eins, Hermann, bist Du Heufelds sicher?"

„Weshalb fragst Du?"

„Nun, er kommt mir gegen früher sehr verändert vor."

„Bah! er ist fromm geworden. Er kann den Harmattan nicht vergessen und die Lisboa hat ihn wieder daran erinnert. Sonst ist er treu wie Gold und wird wieder mit uns gehen."

„Gut. Auf Wiedersehn bis nachher."

„Adieu so lange, Alonzo, rechne auf vier Passagiere."

Sie trennten sich, und während Mallek seine Schritte nach der Leher Straße richtete, holte Alonzo Graßkamp aus dem Gasthofe ab und fuhr mit ihm an Bord des Schuners.

VII.

Das Auffinden der Leiche des ertrunkenen Zahlmeisters verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der Stadt und verursachte das größte Aufsehen.

Wie wunderbar, daß der Fluß genau nach einem Jahre den Todten wiedergab. Es fehlte nicht an Leuten, die in diesem Umstande eine ganz besondere Bedeutung suchten, wenngleich sich die Sache natürlich erklären ließ und zwar gerade aus dem fehlenden Kopfe. Das Kentern des Bootes hatte in unmittelbarer Nähe der verankerten Boje stattgefunden. Wahrscheinlich war der Körper des Zahlmeisters gleich zu Boden gesunken, mit dem Strome unter die Kette getrieben und mit dem Halse unter dieser festgeklemmt. Als dann die Fäulniß so weit vorgeschritten war, daß sich der Kopf vom Rumpfe trennte, stieg der letztere, von Gasen aufgetrieben und durch den Paletot zusammengehalten, an die Oberfläche.

Trotzdem blieb es ein merkwürdiges Spiel des Zufalls, daß dies gerade am Jahrestage des Unglücks geschehen mußte und war wohl dazu angethan, der Phantasie abergläubischer Menschen Nahrung zu geben. Die Leiche wurde nach dem Marinehospital gebracht und dort in der Todtenkammer niedergelegt, doch Malleks Hoffnung, daß man sie bis zum andern Tage unberührt lassen würde, ging nicht in Erfüllung. Einige Freunde des Verunglückten erinnerten sich der nachträglichen Rechnung von Wernicke und des Verdachtes, daß seitens des letzteren ein Betrug vollführt sei. Vielleicht fand sich noch das Taschenbuch und sein Inhalt konnte Aufschluß geben.

Sie bewogen den Assistenzarzt, nach dem Buche zu forschen; der Paletot wurde aufgeschnitten — wirklich, in der Brusttasche des Rockes steckte es, scheinbar unversehrt, aber von der Einwirkung des Wassers so weich geworden, daß man es mit der größten Vorsicht behandeln mußte, um nicht seinen Inhalt vollständig zu zerstören. Jedenfalls war die gehoffte Auskunft vor dem morgenden Tage nicht zu erhalten, und die Betreffenden beschlossen daher, um jedes unnöthige, möglicherweise auch ungerechtfertigte Aufsehen zu vermeiden, über den Fund des Buches und ihre daran geknüpften Muthmaßungen Schweigen zu beobachten.

Während die Vorfälle des Nachmittags das allgemeine Stadtgespräch bildeten, hatte gerade derjenige, welchen sie am meisten angingen, nichts davon erfahren. Wernicke war während des ganzen Tages auf seinem Zimmer geblieben. Die unerklärliche quälende Unruhe hatte sich zu einer förmlichen Angst gesteigert und er fühlte sich wirklich krank.

Mallek war es vorbehalten, ihm die betreffenden Mittheilungen zu machen. Als er dies in kurzen harten Worten that, sank Wernicke wie zerschmettert in seinen Stuhl zurück; seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen, das Unheil, dessen Drohen er den ganzen Tag gefühlt, war jetzt mit ganzer Wucht über ihn hereingebrochen, und in seiner feigen Schurkenseele wohnte nicht so viel Kraft, um ihm die Stirn zu bieten. Mit schlotternden Knien und verglasten Augen saß er da, ein Bild der Erbärmlichkeit, und flehte Mallek um Rettung an, der, angeekelt von der Feigheit des Elenden, mit verächtlichem Schweigen auf ihn niederblickte.

„Ich will Sie retten," sagte er nach einer Pause, während der jener die ganze Qual seiner verzweifelten Lage empfand, „aber unter einer Bedingung. Statt der ausgemachten zweitausend Thaler zahlen Sie mir zwanzigtausend als Mitgift Klaras aus und zwar sofort. Ich weiß, Sie besitzen das Vier- und Fünffache und können es geben."

„Sie machen mich zum armen Manne," winselte Wernicke, „aber Sie sollen die Summe haben, nur retten Sie mich."

„Nun gut, so machen Sie sich fertig, noch heute Abend mit Klara an Bord der Lisboa zu gehen. Wir segeln heute Nacht oder spätestens morgen früh mit Tagesanbruch. Ich will Ihnen eine Passage nach England geben, dort mögen Sie frei gehen, wo Sie wollen."

Der schwache Hoffnungsschimmer, der anfänglich für Wernicke aus Malleks Worten leuchtete, wurde durch die gestellten Bedingungen fast wieder verlöscht. Die geforderte Summe, so hoch sie war, ließ sich verschmerzen; Klaras Vermögen allein betrug über das Dreifache, aber in Betreff des Mädchens selbst fürchtete er das Schlimmste. Würde sie ihm gutwillig folgen und konnte nicht durch ihren wahrscheinlichen Widerstand der ganze Rettungsplan vereitelt werden?

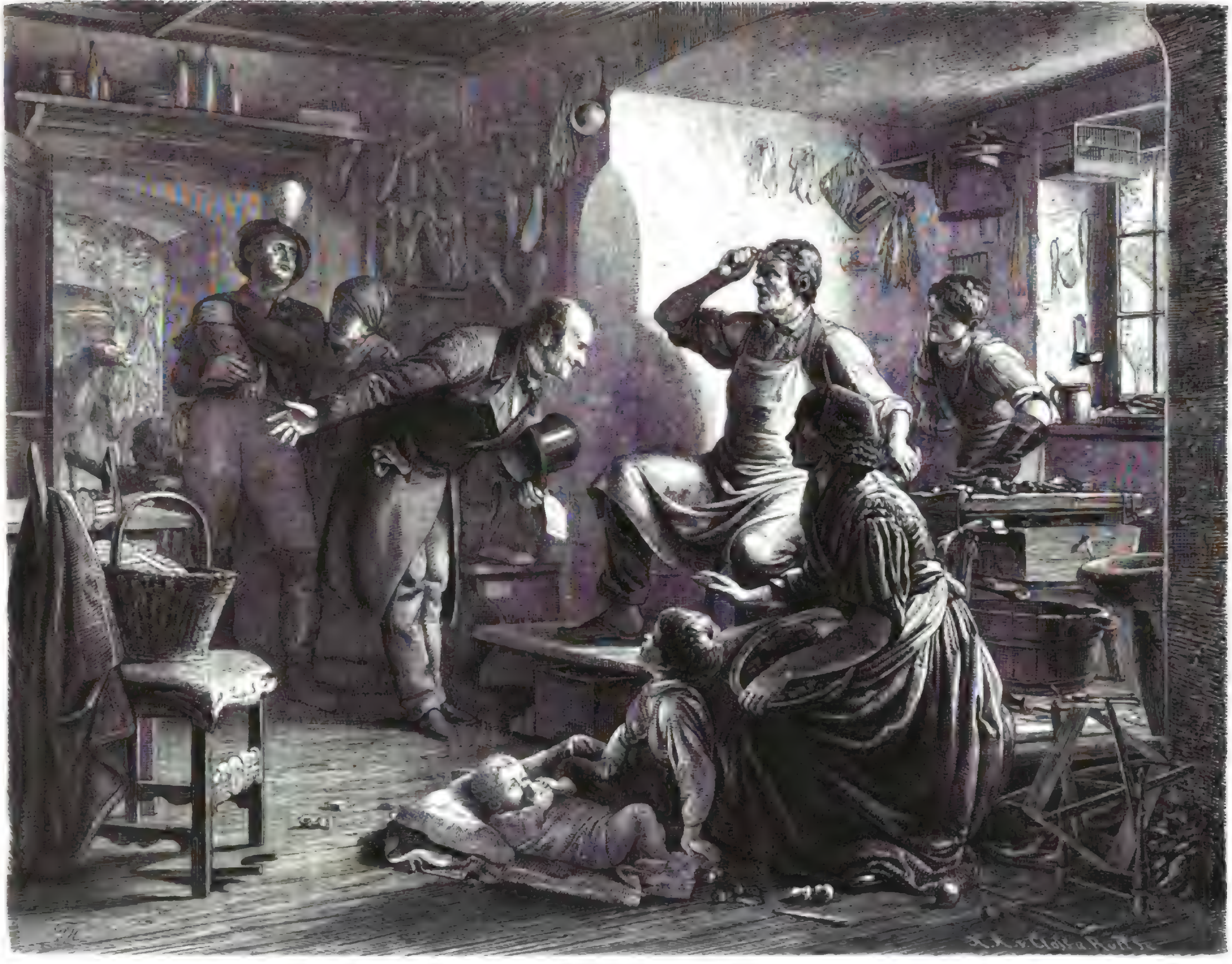
Mit zitternder Stimme äußerte er seine Bedenken gegen Mallek.

„Wegen des Mädchens seien Sie unbesorgt," erwiderte dieser, und ein häßlicher Zug spielte um seinen Mund. „Ich besitze ein sehr einfaches Mittel, um sie zum Gehen zu bewegen, und zwar ohne daß sie irgendwie hinderlich wird. Sie braucht jedoch nichts von der Abreise zu erfahren, bis es so weit ist. Die Hauptsache ist, daß Sie alles für die Reise vorbereiten, da uns nur noch wenige Stunden bleiben. Um neun Uhr sind Alonzo und Graßkamp hierher bestellt. Um zehn Uhr müssen wir an Bord und das Schiff seeklar sein. Ich habe noch einen Gang abzumachen, bin aber rechtzeitig zurück."

Mit diesen Worten entfernte er sich.

Seine Sicherheit verfehlte nicht, auch auf Wernicke Einfluß zu üben. Die drohende Gefahr wandte sich von dessen Haupte und er schöpfte wieder etwas Muth. Seine Gedanken richteten sich auf die nächste Zukunft, sie erschien nicht mehr so hoffnungslos. Ihm blieben seine Schätze, sein Geld, das er seit fünfzehn Jahren mit so großer Mühe angehäuft, für das allein sein Herz Liebe empfand, für das er sogar Verbrechen nicht gescheut hatte. Der bevorstehende Verlust der zwanzigtausend Thaler schnitt ihm zwar durch die Seele, aber Mallek hatte recht, er konnte sie geben und blieb immer noch reich.

Er nahm aus einem verborgenen Fache seines Schreibtisches ein Bund Schlüssel und begab sich in das Comptoir. Der überstandene Schreck hatte sein ganzes Nervensystem auf das heftigste erschüttert,



und er fühlte noch ein Zittern in allen Gliedern, als er die Treppenstufen hinabstieg. Mit Mühe nur konnte er die Schlösser des eingemauerten Schrankes öffnen und die schweren Riegel zurückschieben.

Die eisenbeschlagene Thür drehte sich kreischend in ihren Angeln — da prallte er auf einmal zurück. Ein unarticulirter Laut preßte sich aus seiner Brust, er taumelte und stürzte zu Boden. — —

Kurze Zeit nach acht Uhr wurde die Klingel an Wernickes Hause gezogen. Es war Mallek, der so früh und ziemlich verstört zurückkam. Innere Unruhe hatte ihn nach dem Hospital getrieben, um Näheres über den Verbleib der Leiche zu erfahren. Durch eine reiche Geldspende an den Portier gelang ihm dies, aber die erhaltene Auskunft war nicht erfreulich. Man hatte nach dem Taschenbuche geforscht, und es befand sich in den Händen des Assistenzartes. Nun war keine Zeit zu verlieren und die Abreise mußte so viel wie möglich beschleunigt werden. Auf seine Frage nach Wernicke erhielt er von dem öffnenden Dienstmädchen den Bescheid, daß derselbe sich im Comptoir befinde. Ein Lichtschimmer fiel durch die Thürspalte auf den dunklen Corridor, aber Malleks Klopfen blieb unbeachtet. — —

Er trat ein; das auf dem Tische stehende Licht war niedergebrannt und seine unsichere Flamme schuf ein Halbdunkel. Die Thür des Geldschrankes zeigte sich geöffnet, im Zimmer selbst schien sich jedoch niemand zu befinden.

„Wernicke!" rief der Lieutenant mit gedämpfter Stimme. Es erfolgte keine Antwort.

Er ging einige Schritte vor; auf dem Fußboden in der Nähe des Schrankes lag ein dunkler Gegenstand. Als er sich bückte, fuhr er erschrocken zurück — er hatte eine Leiche berührt. Sie war kalt und starr; der Tod mußte schon längere Zeit, bald nach seinem Fortgehen, erfolgt sein. Spuren äußerer Gewalt waren nicht ersichtlich, dagegen deutete die blaue Gesichtsfarbe auf einen Schlagfluß.

In dem Schranke befand sich scheinbar alles in Ordnung. In den einzelnen Fächern lagen die verschiedenen Bücher und Papiere regelrecht gestapelt, dazwischen auch kleinere Geldsummen in Kästchen und Mulden. Nur das unterste Fach zeigte in seiner Mitte eine Lücke.

Mallek erinnerte sich, als Wernicke ihm vor einem Jahre seinen Antheil an den durch Betrug gewonnenen tausend Thalern auszahlte, daß er das Geld aus einer alterthümlich geformten grünen Cassette genommen, die ihren Platz an jener leeren Stelle hatte. Diese Cassette fehlte. Als er infolge dessen das Fach genauer untersuchte, bemerkte er, daß verschiedene Steine der die Rückwand bildenden Mauer sich durch einfachen Druck der Hand nach außen schieben ließen.

Das Räthsel von Wernickes plötzlichem Tode war gelöst. Diebe hatten von außen eine Oeffnung in die Mauer gebrochen, durch sie die Cassette aus dem Schranke geholt und die Steine lose wieder eingesetzt. Die Geldsummen, welche sich in den übrigen Fächern vorfanden, beliefen sich kaum auf einige hundert Thaler. Das beträchtliche Vermögen des Alten war in dem grünen Kasten aufbewahrt gewesen, er hatte den Diebstahl entdeckt, und der Schreck hatte ihn getödtet.

Aber auch Mallek versetzte die Entdeckung einen schweren Schlag. Zum zweitenmale heute schon trat ihm das Schicksal feindlich entgegen und vernichtete seine Hoffnungen. Der erträumte Besitz des Geldes war dahin; ein gewandterer Schurke war ihm zuvorgekommen, und er forschte vergebens unter den Papieren im Schranke; außer dem wenigen baaren Gelde fanden sich keine Werthsachen vor.

Ein leises Klopfen am Laden des nach dem Garten führenden Fensters schreckte ihn von seiner Beschäftigung auf. Sein Blick streifte die Wanduhr; der Zeiger wies auf neun.

„Ah", murmelte er beruhigt, „es sind die beiden. Nun," fügte er hinzu, und eine wilde Freude blitzte über sein Gesicht, „das Mädchen soll mir jetzt wenigstens nicht entgehen."

Er schlich leise durch den Corridor und öffnete die Hofthür, vor der Alonzo und Graßkamp standen.

„Es ist gut, daß Ihr kommt," flüsterte er ihnen zu, „es bleibt uns wenig Zeit. Habt Ihr alles Nöthige bei der Hand? Sie muß still gemacht werden, es geht nicht anders."

„Alles klar," erwiderte Alonzo.

„Kommt herein, wir müssen ans Werk."

Sie traten in das Comptoir, wo Mallek ihnen Wernickes Tod und die infolge dessen veränderten Dispositionen mittheilte. Alonzo witzelte roh darüber, Graßkamp starrte düster auf die Leiche.

„Du scheinst etwas nervenschwach, Henfeld," höhnte der Spanier. Der Angeredete gab keine Antwort.

„Laß die Neckerei," gebot Mallek, „wir haben jetzt zu handeln. Haltet Eure Sachen fertig, um zuerst jene in der Küche unschädlich zu machen. Ich werde auf die Straße gehen und in einigen Minuten klingeln. Stellt Euch inzwischen auf den Flur hinter den großen Mittelpfeiler. Sobald sie vorbeikommt, um zu öffnen, thut Eure Schuldigkeit."

„Ich habe eine Bedingung dabei," sagte Graßkamp mit ernster Entschiedenheit, „es darf kein Blut fließen."

„Narr, wer denkt daran! wofür hätte ich die Tücher mitbringen lassen?"

Mallek ging hinaus, und kurz darauf folgten ihm Alonzo und Graßkamp auf den Hausflur. Beim Hinausgehen zog ein leuchtender Punkt in der Ofenecke des Zimmers die Aufmerksamkeit des letzteren auf sich. Er kehrte noch einmal zurück, um ihn näher in Augenschein zu nehmen. Es war ein etuiähnliches Schächtelchen mit einem Knopfe von geschliffenem Krystall, in dem sich die Flamme des Lichtes spiegelte. Ehe er es öffnen konnte, rief Alonzo ihm zu: „Schnell auf Deinen Posten, ich höre Hermann an der Thür."

Er ließ das Etui in seine Tasche gleiten und stand kaum hinter dem Pfeiler, als die Klingel ertönte.

Das Dienstmädchen kam arglos aus der Küche, um zu öffnen. Als sie am Pfeiler vorüberging, stürzte sie, von einem Faustschlage Alonzos auf den Kopf getroffen, lautlos nieder.

„Den Knebel her, ehe sie wieder zur Besinnung kommt," flüsterte er. Graßkamp reichte ihm das Instrument, und mit einer Geschicklichkeit, die sich nur durch lange Uebung in solchen Sachen erwerben läßt, hatte Alonzo in wenigen Secunden dem Mädchen den Mund verschlossen und ihr mit Tüchern Hände und Füße gefesselt.

Graßkamp leistete offenbar nur widerwillige Hilfe; man sah ihm an, daß er gezwungen sich an dem Verbrechen betheiligte.

„Oeffne Hermann wenigstens die Thür, wenn Du sonst nichts thun willst," sagte Alonzo ärgerlich, „dazu werden Deine Nerven doch stark genug sein."

Mallek trat ein. „Alles gut?" fragte er..

Alonzo zeigte auf das noch bewußtlos liegende Mädchen, auf welches die Flurlampe ihren trüben Schein warf.

„Sie wird uns nicht stören," erwiderte er, „und mag dort ruhig liegen bleiben."

„Nun dann zu der andern," drängte Mallek, „aber keine Betäubung wie bei dieser, ich will, daß sie geschont werde."

Sie schlichen die Treppe hinauf vor Klaras Zimmer; auf einen Wink Malleks wurde die Thür aufgerissen und die drei Männer übertraten die Schwelle. Wie erstaunten sie aber, als sie das junge Mädchen im Reiseanzuge vor sich sahen!

„Guten Abend, liebe Klara," begrüßte sie der Störtebeker mit cynischer Freundlichkeit, „welch unerwartetes Glück für mich, daß Sie endlich meiner Liebe Gehör geschenkt haben! Ihr Vater ist bereits vorausgegangen; ich bin gekommen, um Sie zu geleiten, und habe die Leute mitgebracht, um für Ihr Gepäck zu sorgen."

Klara verlor vor Schreck fast die Besinnung, als der Mann so plötzlich auf ihrem Zimmer erschien, den sie eben so sehr fürchtete wie haßte.

„Was wollen Sie von mir?" fragte sie mit zitternder Stimme, in deren Klange sich ihre ganze Seelenangst kundgab.

„Dich zur Hochzeitsreise abholen, mein Liebchen," erwiderte Mallek, indem er sie zu umfassen suchte, „komm, gib mir Deinen Arm, kleine Braut."

Klara wich scheu zurück, als nahte ihr eine Viper. Als er ihr dennoch näher trat, stieß sie einen durchdringenden Schrei aus.

„Ha! ist's so gemeint!" rief der Lieutenant zornig aus, „mein sollst Du werden, sei es mit Güte oder Gewalt."

Er sprang auf sie zu und preßte seine Hand auf ihren Mund, um sie am Schreien zu hindern; doch weitere Gewalt war nicht nöthig. Klara sank ohnmächtig zusammen und leistete keinen Widerstand, als ihre Glieder mit Tüchern zusammengeschnürt wurden und Alonzo einen bereit gehaltenen Sack über ihren Körper zog.

„Vorwärts jetzt durch den Garten, und dann schnell zum Boot!" befahl Mallek.

Alonzo und Graßkamp, welcher letztere bis dahin unthätig und finster dem Vorgange zugeschaut, nahmen Klara auf und schickten sich an, sie hinunterzutragen, als ein sonderbarer Laut an ihr Ohr schlug und Mallek stutzen machte.

„Was war das?" fragte er aufhorchend und augenscheinlich beunruhigt.

„O, nur ein Nachtvogel", erwiderte Alonzo, „ich habe ihn vorhin schon einmal schreien hören."

„Merkwürdig, mir war's, als ob jemand lachte."

Als sie mit ihrer Bürde im Garten anlangten, vertraten ihnen plötzlich zwei Männer den Weg.

„Halt! was geht hier vor?" rief der eine, indem er Alonzo am Arm faßte, während der zweite sich Mallek entgegenstellte.

Alonzo ließ den Sack auf die Erde gleiten. „Ah, Hermann, der von der „Frankfurt!" rief er und stürzte sich auf Wallmann. Ein kurzer Kampf entspann sich; Messer blitzten, der Spanier erhielt einen Stich in den Arm; er nahm die Waffe in die Linke und unmittelbar danach brach Wallmann mit den Worten „Mertens, meine Ahnung!" zusammen. Das Messer Alonzos hatte ihn in die Brust getroffen.

Mallek hatte mit Riesenkraft seinen Angreifer weit von sich geschleudert. Auf Wallmanns Ruf eilte jetzt Mertens diesem zu Hilfe und versetzte dem Spanier einen betäubenden Schlag; aber im selben Augenblicke wurde er von hinten gefaßt.

„Heinrich Mertens," zischte ihm die Stimme des Störtebeker zu, „jetzt wollen wir Rechnung mit einander machen."

Er fühlte seine Kehle mit eisernem Griffe zusammengepreßt, es wurde ihm schwarz vor den Augen und seine Sinne begannen zu schwinden. Da war es, als ob ein Lachen ihm ins Ohr gellte und die Hand löste sich wieder von seinem Halse.

Er kam zur Besinnung und sah, wie die drei Männer in wilder Flucht davonstürzten. Auf Malleks Nacken klammerte ein seltsames Wesen, als ob ein Tiger auf einem Beutewild dahinjagte. Seine Nägel gruben sich in das Gesicht, seine Zähne zerfleischten den Nacken und den Kopf des Lieutenants. Rasend vor Schmerz und Angst suchte dieser den unheimlichen Unhold von sich abzuschütteln, doch erst an der Gartenpforte gelang es, sich von ihm loszumachen, der wie ein Vampyr sein Blut sog. Aber auch frei von ihm, floh er weiter, als würde er von Furien gejagt, und hinter ihm her tönte durch die stille Nachtluft abermals das gellende Lachen, das Mertens schon einmal zu hören geglaubt.

(Fortsetzung folgt.)

Zweifelhaftes Glück.

(Zu dem Bilde auf S. 741.)

Nichts Eintönigeres und Langweiligeres, als der Ziehungsakt einer Classenlotterie.

Vor kurzem wohnten wir einem solchen in Leipzig bei. — Ein großer, hoher, heller, ungemein nüchterner Saal, kahle Wände, hohe Fenster, nirgends ein Schmuck, als etwa der Polizeidiener am Eingang zur Ueberwachung des Publikums. Eine durchlaufende Schranke theilt dies moderne Heiligthum der Fortuna in zwei Theile, um das Publikum, das übrigens stehen muß, von dem eigentlichen Cultusorte zu trennen. Der Raum hinter der Schranke hat wiederum zwei Abtheilungen: unten, etwas niedriger, sitzt an drei geschweiften Tischen eine Schar von eifrig blätternden und notirenden Federhelden — es sind die Herren Lotteriecollecteure oder ihre Schreiber, endlich auf dem darüber befindlichen erhöheten Raum geht der feierliche Actus selbst vor sich.

An einem langen Tische sitzen fünf Beamte, zu deren beiden Seiten die Glücksräder der Fortuna — von je einem Knaben in Bewegung gesetzt — sich aufgestellt finden, die übrigens nur die „heiteren Loose" herauswerfen, da alle nach Ziehung der planmäßigen 30,500 Gewinne der 5. Classe aus dem Nummerrade nicht gezogenen Loose Nieten sind. Die beiden Ziehungsräder sind mit starkem Glas eingerahmt, wodurch dem Publikum das Getriebe des Innern ganz offenbar wird. Das eine Rad enthält die Nummern der Loose, das andere die Gewinne. Von der Axe der Trommel aus gehen drei Kurbeln, die bis in die Hälfte derselben reichen, um bei jedesmaligem Umdrehen die Loose gehörig untereinander zu mischen. Die Räder sind umgeschüttelt, die Knaben greifen hinein, reichen sie den Beamten, die sie ausrufen; auf der einen Seite die Nummer des gezogenen Looses, auf der andern die des Gewinnes, beides zweimal wiederholt und besonders betont, wenn es sich um 100, 200 oder gar 1000 Thaler handelt. Diese fünf Beamten werden von Zeit zu Zeit von ihrer ermüdenden Arbeit abgelöst — zu den Seiten dieses Mitteltisches sind noch ein paar Pulte für ebenfalls mitschreibende und controlirende Beamte.

So geht das gleichmäßig und ordentlich vom frühen Morgen bis zum Abend fort. Auf den Gesichtern des Publikums blitzt hier und da ein Lächeln der Befriedigung oder ein Grollen des Aergers auf, je nachdem jemand einen hohen Gewinn oder 65 Thlr., d. h. das Einsatzgeld, gewonnen hat, sonst aber herrscht ziemlich dumpfe Stille, durch die Diener der Ordnung erneuert, wo sie etwa durch zu lautes Sprechen oder dergl. unterbrochen wird!

Da waren die Glückshäfen oder Glückstöpfe unserer Vorfahren doch noch ein lustigeres Ding.

„Anno 1477, auf den Montag nach St. Jakobstag" — lesen wir in alten Chroniken — „und die Woche über ward ein großes Schützenschießen zu Erfurth. — — — Unter dem Schützenhof machten die von Erfurth eine Fröligkeit und gaben Kleinode aus, der waren 17 silberne Becher und Schaalen, güldene Ringe, seidene Borten 2c., und daß Jedermann, wer da wolte, Fürst, Graf, Ritter und Knecht, Bürger und Bauer, Mann und Frau, Knecht und Magd mochte einlegen einen neuen Groschen vor einen Zettel, und schrieb seinen Nahmen darauf und that die in ein Faß 2c. Darauf machte man Kleinode, und soviel Zettul, als man mit der Leute Nahmen gezeichnet hatte, ebensoviel machte man ungeschriebene Zettul, und die auch in ein Faß, und machte dann Zettuln, darein schrieb man die Gewinne und mengte die unter die ungeschriebenen Zettuln. Und man band die Fasse oben vest zu und schickte einen Knecht, der da ungelehrt war, der die Zettuln offenbarlichen auf dem Fischmarkt ausnahm, in Gegenwart der Rathsherren 2c. 2c. Der Schreiber — wann er einen ungeschriebenen Zettul fand, rief: „Nichts! Nichts!" wenn er aber einen Zettul fand, darin Gewinn innen geschrieben war: „Was!" so trommete man auf, und lase die Zettul gegen einander, wes Nahmen man da fand, der gewann das Kleinod. Der allererste gewann 2 Gänse und ein Pfund Ingwers. Der letzte gewann Einen Gülden, das war ein Stubenheizer von der Langenbrücken. — — Und einer solchen Kurzweil gedachte kein Mensch mehr zu Erfurth."

Von solchen Glückstöpfen lesen wir noch weiter in Nürnberger, Augsburger 2c. Chroniken, ein solcher kommt auch 1576 bei dem Straßburger Schießen vor, auf welchem der berühmte Zürcher Hirsbreitopf erschien. „Es wurde auch diese Zeit ein Glückstopf eröffnet", heißt es davon „darin das Beste auf 100 Thlr. war, das gewann ein armes Dienstmägdlein, welches nur einen einzigen Zettel darinn zu losen hatte. Die Einlage war 6 kr. 2c."

Aus diesen Glückstöpfen gingen die Lotterien in Deutschland hervor, deren Gewinne übrigens in den ältesten Zeiten (1521 in Osnabrück, 1657 in Frankfurt a. M. 2c.) nur aus Waaren bestanden. Die Geldlotterien sind eine welsche Erfindung, 1571 in Venedig, 1620 in Genua unter dem Namen Lotto, 1660 in Frankreich (loteries royales) vom Staate privilegirt und controlirt; 1699 auch in Nürnberg. Allmählich gliederte sich das Spiel in s. g. holländische oder Classenlotterien, wie sie zur Zeit noch in Preußen, Sachsen, Braunschweig, Hamburg 2c. bestehen, und in Lottos oder Zahlenlotterien, wie sie heute nur noch in Baiern und Oesterreich geduldet werden.

Das Lotto oder die Zahlenlotterie ist ein dem, was man gewöhnlich Hazardspiel nennt, ziemlich verwandtes Spiel. Von 90 Zahlen werden jedes Mal nur 5 gezogen, und den Spielern steht die Wahl frei, nur eine jener 90 Zahlen, oder 2, 3, 4, auch wohl 5 zu besetzen. Nach der Zahl der besetzten Nummern steigt die Größe des Einsatzes; dagegen wird das Herauskommen einer einzelnen Zahl auch mit einem geringeren Gewinne bezahlt, als das Errathen zweier Zahlen (Ambe); noch höher die Terne, Quaterne und Quinterne. Aber schon Amben kommen selten heraus, und die armen Leute leiden große Verluste, sie vornehmlich,

weil bei dem Lotto die allergeringsten Einsätze (bis zu 3 Kr. herab) angenommen werden, während bei Classenlotterien ein Loos in Sachsen 51 Thaler, in Preußen 52 Thaler kostet, also selbst bei Theilung des Looses das Spielen für ganz Unbemittelte sich von selbst verbietet.

Um aber den ganzen durch das Lotto angerichteten Schaden zu ermessen, muß man die sittliche Seite desselben neben der wirthschaftlichen nicht außer Acht lassen. Man muß es in Baiern erlebt haben, wie die armen Leute sich zu den Lottobureaux herzudrängen, wie sie ihre letzten Kreuzer herbeibringen oder sie den umherziehenden Agenten übergeben, — Geld, das oft zu den nothwendigsten Lebensbedürfnissen unerläßlich, oder das unredlich erworben, wie sie dann bis zum Ziehungstage in einer fortwährenden, zur Arbeit untüchtig machenden Spannung und Aufregung leben; man muß es gesehen haben, welchen Aberglauben die Spielsucht erzeugt und nährt, wie „Traumbüchlein, woraus ein jeder Lotto spielender Liebhaber gehabte Träume nachsuchen, deren Bedeutungsnummer finden und dadurch in der Lotterie sich glücklich machen kann," reißenden Absatz finden, wie ganze Familien aufregenden Thee trinken, um ... glückliche Zahlen zu träumen, wie Kreuzspinne und Wünschelruthe ꝛc. zur Erzwingung des Glückes benutzt werden; ich sage, man muß das gesehen und erlebt haben, um zu ermessen, welch ein Krebsschaden das Lotto für das sittliche Gedeihen des Volkes ist.

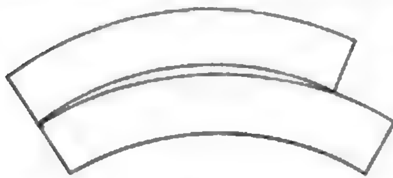
Nach diesen Darlegungen, die wir — um des Ernstes der Sache willen — nicht zurückhalten mochten, wird man unser Bild vielleicht mit etwas anderen Auge ansehen, als auf den ersten Blick, wo es sicherlich einem Lächeln begegnet ist. Es ist ja auch ein ergötzliches Bild, an dem wir der freundlichen Leserin durchaus nicht den Geschmack verderben wollen. Der aalglatte, katzenbuckelnde Lottoagent, der mit Extrapost den großen Gewinn in zwei mächtigen Säcken herbeischafft, der erstaunte Meister Knieriem, der seinen Augen nicht trauen will, dazu die Blicke der beiden Jungen, des kleinen Mädchens und des alten Weibes, das auf den Schatz Beschlag legen zu wollen scheint, während der jüngste Sprößling, unbekümmert um Lotto und Geldschätze — stillvergnügt an seiner Kugel sich erlustirt. Alles das ist ja so treu und humoristisch dargestellt, daß es in Wirklichkeit zu leben scheint. Ja, noch mehr, die Leute machen ganz und gar nicht den Eindruck von erpichten Spielern. Große Armuth herrscht in dem kleinen Häuschen, aber doch auch Arbeitsamkeit und Genügsamkeit, so weit wir die Bildersprache zu lesen verstehen. Die Frage aber drängt sich uns unwillkürlich auf: ist es ein wirkliches Glück, was der höfliche Herr ins Haus bringt, oder nur ein Scheinglück, das den nagenden Wurm kommenden Elends nach kurzen, lustigen Tagen in sich trägt? Der Bote wird jedenfalls keinen sehr heilsamen Rath zur Benutzung des Geldes zu geben wissen, noch es thun wollen. Viele Fälle mag es ja geben, wo das erlangte Vermögen weise benutzt und fleißig vermehrt wird; es sind aber gewiß nicht viele. Möchte es unserer braven Schusterfamilie zum wahren Glück gereichen!

R. R.

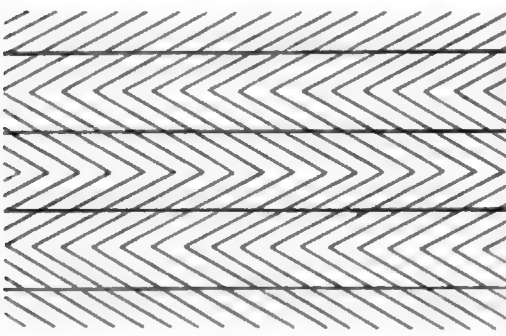
Augentäuschungen.

„Was das Auge sieht, glaubt das Herz!" sagt das Sprichwort, und ein Augenzeuge gilt allemal mehr als einer, der die Sache blos vom „Hören" hat. Trotzdem sind auch die schärfsten und besten Augen mehrfachen Täuschungen unterworfen und es ist von Vortheil, von letzteren Kenntniß zu nehmen, um sie als solche zu erkennen.

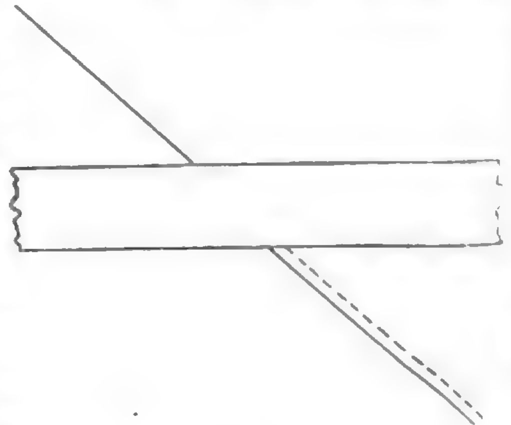
In Fig. 1 haben wir zwei Abschnitte von Ringen über einander gelegt. Welcher von beiden ist der größere, der untere oder der obere? Sicherlich werden die meisten beim bloßen Prüfen mit dem Auge den untern für den größeren halten, während ein genaues Nachmessen mit dem Zirkel ausweist, daß der obere fast um eine Linie länger ist. Das Auge folgt unwillkürlich der Fortsetzung der Seitenlinien des unteren Ringabschnittes und verlangt, daß der obere sich derselben anschließe.


Fig. 1.

Bei Fig. 2 sind über einem mit Zickzacklinien bedeckten Grunde vier Linien querüber gezogen. Beim ersten flüchtigen Hinsehen auf letztere scheinen je zwei und zwei nach derselben Richtung hin auseinander zu laufen, nach welcher die Spitzen der Zickzackstriche gerichtet sind. Prüfen wir sie aber durch ein angelegtes Lineal oder messen wir ihre Abstände durch einen Zirkel, so überzeugen wir uns, daß sie in allen Theilen gleichlaufend und völlig wagerecht sind. Das Auge wird lediglich durch die Richtung der Zickzacklinien zu jenem Trugschlusse hingeleitet.


Fig. 2.

Die beiden wagerechten Linien der dritten Abbildung sollen ein Bruchstück eines querübergelegten Lineales vorstellen. Der schräge Strich oberhalb des Lineals sei ein Stab, welcher unter dem Lineal hindurchgesteckt werden soll. Wir fragen: an welcher Stelle wird er unten zum Vorschein kommen und sich fortsetzen? Wir haben zwei verschiedene Linien als Fortsetzung zur Auswahl gegeben, eine volle und eine punktirte, welche von beiden ist die richtige? Den meisten Augen wird die untere volle Linie als die richtige erscheinen, sieht man aber auf derselben schräg entlang oder legt man ein Lineal oder einen Papierstreifen zur Prüfung an, so erkennt man auch hier leicht den Irrthum.


Fig. 3.

Vielfache Täuschungen entstehen, wenn Abweichungen von der gewöhnlichen Linear- und Luftperspective stattfinden. Ein kleiner Gegenstand, der sich in der Nähe befindet, der aber verschwommene Umrisse hat, wird uns entfernt und deshalb viel größer zu sein dünken. So ist es manchem schon passirt, während er gerade gegen den Horizont sah, eine harmlose Fliege am nahen Fensterglas für ein bedenkliches dunkles Ungeheuer in der Ferne zu halten. Die Rübezahlsagen des Riesengebirges berichten von riesenhaft großen Köhlern, welche den Wanderern begegneten, und lassen sich leicht durch die dichten Nebel jenes Gebirges erklären. Eine nahe befindliche Person zeigt im Nebel verschwommene, unklare Umrisse und dünkt uns dadurch eine gigantische Schreckgestalt der Ferne. Auf dieselbe Weise enträthselt man auch die bekannte Erfahrung, daß der aufgehende Vollmond, so lange er noch mit röthlichem Lichte tief am Horizont steht, uns viel größer vorkommt als einige Stunden später, wenn er hoch am Himmel leuchtet. Er dünkt uns beim Aufgehen ferner, deshalb größer. Die schärfsten Meßinstrumente der Astronomen geben seinen Durchmesser in dem einen Falle genau eben so groß an, wie im anderen, eine wirkliche Vergrößerung, etwa durch dichtere, tiefere Luftschichten, findet also nicht statt.

Der umgekehrte Fall, daß ein entferntes Ding näher zu sein scheint, kommt ebenfalls vor. Anfänger in der Hochgebirgsjagd halten bei klarer, reiner Luft ein Wild für nahe, während es noch außer Schußweite ist und sehen mit Verwunderung ihre Kugel dies-

seits desselben in den Boden einschlagen. Dem Alpenwanderer dünkt die ersehnte Sennhütte so nahe, als könne er sie mit den Händen greifen — er wandert eine halbe Stunde und findet sich zu seinem Aerger noch ziemlich in derselben Entfernung.

In Fig. 4 bemerkt der Leser eine Linie zur Hälfte in klein Abschnitte getheilt, zur andern Hälfte ungetheilt verlaufend. Es wird den meisten Augen der ungetheilte Abschnitt als eben so groß dünken, wie der durch Querstriche unterbrochene, ein genaues Messen mit dem Zirkel weist aus, daß die Abtheilung zur Rechten ein Stück länger ist, als jene zur Linken.



Fig. 4.

Linien erscheinen gewöhnlich größer, wenn sie mehrfach unterbrochen sind, dagegen dünkt uns eine leere Straße, eine kahle Sandebene, eine verschneiete Landschaft beim ersten Anblick weit größer, — in der Erinnerung später aber kleiner. Hierbei wirkt auch die gleichmäßige Färbung, besonders wenn dieselbe hell ist, täuschend aufs Auge. Personen, die eine helle, grellgefärbte Kleidung tragen, dünken uns größer als solche, deren Kleidungsstücke eine mattere Färbung zeigen.

Manchem Auge mag jedoch bei Fig. 4 die linke Hälfte der Linie kleiner erschienen sein als die rechte, beim Schätzen der Größenverhältnisse in der Richtung von links nach rechts weichen die Augen verschiedener Personen von einander ab. Um uns hierin selbst zu prüfen, ziehen wir eine beliebige Anzahl wagerechter oder schräger Linien von verschiedener Länge und bezeichnen nach dem bloßen Augenmaße diejenige Stelle, welche uns der Mittelpunkt einer jeden derselben dünkt. Prüfen wir nachher mit dem Zirkel die Richtigkeit unserer Schätzung, oder kehren wir nur das Papier um, so werden wir finden, daß fast stets ein und dieselbe Hälfte etwas größer gerathen ist, als die andere.

Der feierliche schwarze Cylinderhut, vulgo „Angströhre", wird uns sicher höher vorkommen als breiter, messen wir nach, so finden wir Höhe und Breite genau übereinstimmend. Dieselbe Täuschung wird uns passiren, wenn wir die beiden Gruppen von Strichen ansehen, die wir bei Fig. 5 unter A und B geben. Die Gruppe A, aus senkrechten Linien gebildet, erscheint uns bedeutend höher als die Breite von B, die aus wagerechten Strichen besteht. In Wirklichkeit bildet aber jede der beiden Figuren ein Quadrat von genau gleicher Höhe und Breite.

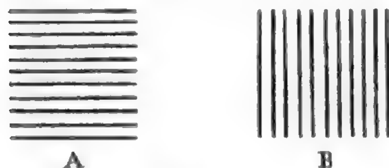


Fig. 5.

Wir stellen eine Reihe von Buchstaben und Ziffern

8888XXXXZZZZ33338888

neben einander, die je aus zwei Hälften von gleicher Form bestehen. Wer sich bereits gewöhnt hat, kleine Größenunterschiede genau aufzufassen, wird vielleicht schon bemerken, daß die obere Hälfte derselben um ein weniges kleiner ist als die untere, dreht er aber das Blatt um, so daß Buchstaben und Ziffern auf dem Kopfe stehen, so erscheinen ihm jetzt beide Hälften von auffallend ungleicher Länge. Es ergibt sich als Regel, daß von zwei gleichen Figuren, die übereinanderstehen, die obere stets größer aussieht. Schneiden wir zwei Scheiben aus Papier von etwas verschiedenem Durchmesser und stellen die kleinere über die größere, so dünken uns doch beide gleich groß.

Wie schon oben angedeutet, wirken helle und grelle Farben kräftiger auf das Auge, als matte und dunkle. Gegenstände von ersterer Färbung erscheinen deshalb auch größer. Man kann sich hiervon leicht überzeugen, wenn man zwei gleichgroße Figuren ausschneidet, die eine aus weißem Papier, die andere aus schwarzem. Die erstere legt man auf schwarzen Grund, die letztere auf eine weiße Unterlage: die weiße wird uns größer dünken als die dunkele. Hiermit fällt die bekannte Täuschung zusammen, welche bei nächtlichen Feuersbrünsten vorkommt. Den aus der Ferne herbeieilenden Rettungsmannschaften dünkt die hellerleuchtete Feuerstätte in der dunkeln Nacht stets größer, deshalb viel näher gerückt als sie wirklich ist.

Aus den angeführten Beispielen ergibt sich, daß unsere Augen vielfach Täuschungen in Bezug auf Größe, Entfernung und Richtung der Gegenstände ausgesetzt sind; die Täuschungen in Bezug auf Farben sind womöglich noch mannigfaltiger. Legt man ein Stück grellrothes Papier auf einen grauen Grund, so dünkt uns dieser letztere grünlich gefärbt. Bei aufgelegtem lebhaft grünem Papier erscheint uns der graue Grund röthlich, bei blauer Auflage etwas orange, bei oranger Auflage bläulich. In gleicher Weise ändern sich scheinbar auch die Schatten bei verschiedenfarbigem Lichte.

Manche Täuschungen sind im Bau unsers Auges begründet. Stechen wir in ein Kartenblatt mit einer Nadel zwei Löcher in ungefähr einer Linie Entfernung von einander und sehen durch beide nach einer dahinter gehaltenen Nadel, so erblicken wir letztere mit demselben Auge doppelt, da zwei gesonderte Bilder der Nadel durch das Sehloch auf die Nervenhaut im Auge fallen.

Halten wir den Zeigefinger der linken Hand etwa einen Fuß entfernt gerade vor die Nase, denjenigen der rechten Hand in derselben Richtung noch einen Fuß weiter ab, sehen wir dann mit beiden Augen nach dem entfernteren Finger, so erblicken wir den näheren doppelt. Die Bilder beider Augen, welche gewöhnlich zu einem verschmelzen, bleiben in diesem Falle getrennt. Bei kranken Augen ist Doppeltsehen nicht ungewöhnlich.

In den Boden einer Pillenschachtel schneiden wir ein erbsengroßes Loch und befestigen den Kopf einer Stecknadel am untern Ausschnitt des Loches. In den Deckel stechen wir eine kleinere Oeffnung, dem Bodenausschnitt gerade gegenüber. Halten wir die Schachtel gegen den hellen Himmel oder gegen das Lampenlicht und sehen durch das kleine Deckelloch nach dem Nadelkopf, so erscheint er vergrößert und umgekehrt.

Gut gezeichnete Bilder können uns verschoben und verfehlt dünken, wenn wir das Auge in unrichtige Stellung zu denselben bringen. Umgekehrt sehen wir solche Figuren, welche nach Art der Hohlspiegel absichtlich verschoben gezeichnet sind, in richtigen Verhältnissen, sobald das Auge sie von dem optischen Brennpunkte aus betrachtet.

Es verschwinden endlich sogar den Augen diejenigen Gegenstände völlig, deren Bild im Auge gerade auf diejenige Stelle fällt, an welcher der Sehnerv in den Augapfel eintritt. Diese ist blind, auch bei


●

den gesundesten Organen. Das △ und der schwarze ●, die wir in einer Entfernung von drei Zoll von einander gesetzt haben, können leicht davon überzeugen. Schließe das rechte Auge, bringe das linke dem △ gegenüber und siehe nach dem ●, so wird das △ völlig verschwinden. Beim rechten Auge zeigt sich dieselbe Erscheinung, wenn wir in umgekehrter Ordnung verfahren. Im großen läßt sich derselbe Versuch an einer Wand ausführen, an welcher man in Augenhöhe zwei Scheiben zwei Fuß von einander entfernt befestigt, die jedoch zwei bis drei Zoll Durchmesser haben können. Man entfernt sich dann bis auf ungefähr sieben Fuß von denselben und verfährt wie vorhin bei dem △ und ●.

Eine weitere Eigenthümlichkeit des Auges ist die, daß es einer bestimmten Zeit bedarf, um das Bild eines Gegenstandes aufzufassen und dasselbe gegen ein folgendes auszutauschen. Folgen die Bilder schneller als ⅛ Secunde auf einander, so verschwimmen sie gegenseitig; einzelne schnelle, die nicht sehr lichtkräftig sind, bleiben ganz unsichtbar. Hierauf gründen sich manche Täuschungen bei Taschenspielerstückchen, ebenso mancherlei optische Spielereien, so z. B. die bekannte Wunderscheibe, die man vor dem Spiegel schnell umschwingt und durch die eingeschnittenen Oeffnungen betrachtet. Malt man auf die eine Seite einer kleinen Pappenscheibe einen Soldaten, auf die Kehrseite der Scheibe das Pferd und schnurrt mit Hilfe zweier seitlich befestigten Fäden, die man zwischen den Fingern dreht, die Scheibe schnell um sich selbst, so erblickt man den Reiter bügelfest auf dem Roß sitzen. Ein dicker senkrechter Strich auf der einen Seite, ein wagerechter auf der andern geben beim Umschwingen ein Kreuz.

Ist ein Lichteindruck von sehr kurzer Dauer, dabei aber sehr kräftig, so dünkt er uns viel länger anzuhalten, als er in Wirklichkeit währt. Bei Schilderungen von nächtlichen Gewittern wird häufig von secundenlangen, ja freigebiger Weise sogar von minutenlangen Blitzen gesprochen. Erhellt der Blitz plötzlich eine Straße, so sehen wir letztere eine ziemlich lange Zeit hell vor uns stehen. Es ist dies jedoch lediglich das Bild in unserem Auge, während in Wirklichkeit der Blitz längst vorüber und die Straße wieder dunkel ist. Von der Richtigkeit dieser Behauptung überzeugt man sich leicht durch eine Erscheinung, wie sie an einer Eisenbahn während eines Nachtgewitters wahrgenommen werden kann. Jedermann weiß, daß es rein unmöglich ist, bei einem Eilzug, der mit voller Geschwindigkeit vorbeisaust, die ein=

zelnen Speichen der Räder zu unterscheiden. Sie folgen sich viel zu schnell und geben das Bild einer gleichartigen dunklen Scheibe. Wird ein solcher Zug aber im Augenblick des Vorbeirasens von einem Blitzstrahl erleuchtet, so sehen wir alle Speichen der Räder deutlich vor uns und zwar stillstehend, — während unser Ohr versichert, daß der Zug schon ein gut Stück vorbei ist. Dies „Eisenbahngespenst" lehrt zugleich, daß der Blitz von kürzerer Dauer ist als eine Radspeiche Zeit braucht, um sich bis zur Entfernung der nächsten Speiche zu drehen.

Zu diesen angeführten Täuschungen, die in der Einrichtung des gesunden Auges begründet liegen und welche schon durch gewöhnliche Gegenstände hervorgerufen werden, gesellen sich aber noch zwei Reihen Täuschungen anderer Art. Die eine Reihe derselben wird durch Naturerscheinungen hervorgebracht, bei denen Lichtbrechungen und Luftspiegelungen die Hauptrolle spielen, z. B. die bekannte Fata Morgana, die Wüstenspiegelungen, die Gespensterschiffe zur See und dergl. Die andere Reihe begreift jene Täuschungen in sich, welche durch Krankheiten der Augen oder durch Störungen des Nervenlebens überhaupt hervorgerufen werden (Hallucinationen). Sie sind es vorzüglich, welche den Menschen schwer beunruhigen können, wenn er sich nicht klar darüber zu werden vermag, ob das, was er sieht, ihm wirklich vorhanden oder nur ein Gebilde seines innern Geistesauges ist. Noch unheimlicher wird natürlich eine solche Täuschung, sobald andere Sinne: das Gehör und Gefühl, sich dabei betheiligen und der Kranke etwa Personen, welche er zu sehen vermeint, gleichzeitig auch fühlt und sprechen hört.

Volkswirthe und Geldmänner.

II. Friedrich List.

Nicht blos unter den Dichtern und Künstlern, oder unter den Entdeckern und Erfindern sind tragische Charaktere eine häufige Erscheinung; auch die Wissenschaften wissen vielfach von Männern zu berichten, die an ihre Förderung Glück und Leben gesetzt haben. Ja, es ist nicht ungewöhnlich und läßt sich leicht erklären, daß gerade die großen und epochemachenden Forscher den Undank der Mitwelt erfahren und ihren Lohn von nachgeborenen Generationen erwarten müssen. Wenn auch der Dichter und Künstler oft genug unter materieller Sorge leidet und sich aufreibt — ist er wahrhaft groß, so versagt ihm die Gegenwart doch selten herzerhebenden Ruhm: denn der ist kein echter Dichter und Künstler, der nicht unmittelbar das Herz der Gegenwart trifft. Anders der Mann der Wissenschaft. Er vermag nicht wie jener an das ungekünstelte Urtheil und den gesunden Sinn des großen Publikums zu appelliren; dem Verständniß für seine geistigen Thaten sind verhältnißmäßig enge Grenzen gezogen und die gelehrte Welt, die ihn vor ihr Forum zieht, hat schöpferischen Gedanken gegenüber, welche von dem Kreise hergebrachter Schulmeinungen sich entfernen, nur allzuoft ihr absprechendes Urtheil fertig.

Unter den zahlreichen Männern, denen diese bittere Erfahrung die Ruhe und das Glück ihres Lebens gekostet hat, ist einer der hervorragendsten der Württemberger Friedrich List, ein Mann, der den Deutschen ihre wirthschaftliche Entwickelung für entfernte Zeiten hinaus vorgezeichnet und der um so mächtiger gewirkt hat, als in ihm tiefste Speculation mit geschichtlichem Sinn und praktischem Takt sich vereinigte.

Friedrich List war am 6. August 1789 in der ehemaligen freien Reichsstadt Reutlingen geboren. Sein Vater war ein ehrsamer Weißgerbermeister, und der Sohn, da es auf der lateinischen Schule seiner Vaterstadt mit ihm nicht recht vorwärts wollte, gleichfalls zu diesem Handwerk bestimmt. Doch auch darin zeigte er sich keineswegs anstellig, und sein älterer Bruder klagte oftmals dem Vater sein Leid, daß aus dem Fritz kein ordentlicher Weißgerber werden wollte. So wurde man darüber eins, ihn Schreiber werden zu lassen, und gab ihn in seinem siebzehnten Jahre zu einem württembergischen Notar, bei dem er drei Jahre verblieb. Zwanzig Jahr alt, wurde er als Steuer- und Güterbuch-Commissär in Schelklingen, ein paar Jahre später beim Oberamt in Tübingen angestellt, und hier war es, wo in ihm die Neigung erwachte und erstarkte, sich eine tiefere Bildung anzueignen und sich von den mechanischen Arbeiten der Schreibstube zu befreien. Tübingen mit seiner Universität bot ihm dazu günstige Gelegenheit. Er hörte daselbst juristische und staatswissenschaftliche Vorlesungen, wurde nach einem glänzend bestandenen Examen als Ministerialsecretär nach Stuttgart berufen, und bereits im Jahre 1816 zum Oberrevisor mit dem Titel eines Rechnungsraths befördert. In dieser Stellung wurde er mit dem berühmten Minister Wangenheim bekannt, und dem scharfen Blicke des Staatsmannes entging das Talent des jungen Beamten nicht. Als im Jahre 1817 Wangenheim mit dem Gedanken umging, an der Universität Tübingen einen Lehrstuhl für Staatskunde und Staatspraxis zu errichten, um die künftigen Staatsdiener in die neuen constitutionellen Verwaltungsformen einzuführen, richtete er sogleich auf List sein Augenmerk und berief ihn im Spätjahre 1817 als Professor in das neugeschaffene Amt. List eröffnete seine Lehrthätigkeit mit einem Schriftchen, das ihm als Grundlage für seine Vorlesungen dienen sollte, und in welchem manche seiner später tiefer entwickelten Ideen schon deutlich hervortraten. Namentlich charakteristisch war die Betonung der Freiheit und Selbständigkeit der Gemeinden, sowie der Wichtigkeit der Corporationen und Innungen. Seine Vorliebe für städtische und corporative Verhältnisse war ihm, dem Sohne der ehemals freien Reichsstadt, gleichsam angeboren und fand in den Reformentwürfen der constitutionellen Partei lebhafte Befriedigung. Seit 1818 redigirte List in Verbindung mit Keßler und Schübler in diesem Sinne den „Volksfreund aus Schwaben, ein Vaterlandsblatt für Sitte, Freiheit und Recht." Bald jedoch, nach dem Sturze Wangenheims, gerieth das Blatt mit den Anschauungen der Regierungskreise, die sich inzwischen aus der anticonstitutionellen Partei der sogenannten „Altrechtler" rekrutirt hatten, dermaßen in Conflict, daß alle drei Herausgeber eine kurze Haft auf dem Asperg zu bestehen hatten. Nicht lange darauf war der Bruch Lists mit der Regierung vollständig. Auf einer Reise nach Göttingen im Jahre 1819 wurde er in Frankfurt von mehreren deutschen Kaufleuten und Fabrikanten ersucht, ihnen in Betreff der Aufhebung der Zölle im Innern Deutschlands eine Eingabe an die Bundesversammlung zu entwerfen, und als sich in der Folge daraus ein förmlicher Verein zum Zweck der Beförderung des Handels bildete, wandte man sich wiederum an List, mit der Bitte, die Geschäfte dieses Vereins zu führen. List griff begierig diesen Gedanken, der ihm eine große Wirksamkeit zu versprechen schien, auf und sagte zu. Die württembergische Regierung aber, die einen Vorwand suchte, des unbequemen Dieners ledig zu werden, fand sein Verhältniß zu dem Vereine unstatthaft, und brachte es durch allerhand Umtriebe dahin, daß List seine Entlassung aus dem Staatsdienste nahm; und als letzterer kurz darauf von seiner Vaterstadt Reutlingen zum Abgeordneten gewählt wurde, wußten seine Gegner auch die Gültigkeitserklärung dieser Wahl zu hintertreiben. List, der sich mittlerweile mit einer jungen Wittwe, der Tochter des Tübinger Professors Seybold, verheirathet hatte, widmete sich nunmehr ungetheilt den Interessen jenes Vereins, der unter dem Namen des deutschen Handelsvereins so bekannt geworden ist und den wesentlichsten Antheil an der Bildung des Zollvereins gehabt hat. Mit Recht ist List als einer der intellectuellen Urheber dieser Schöpfung angesehen worden. Er gründete im Juni 1819 das „Organ für den deutschen Handels- und Gewerbestand", in welchem eine Menge wichtiger Reformen, die erst heute, nach einem halben Jahrhundert, der Ausführung entgegengehen, wie gemeinsame Gewerbegesetze, Erfindungspatente, Posteinheit u. s. w., als unentbehrliche Stütze der ökonomischen Wohlfahrt Deutschlands gefordert wurden. Im Auftrage des Vereins entledigte sich List mehrerer diplomatischer Missionen, so z. B. an den Wiener Ministercongreß, ohne jedoch mit seinen Wünschen und Vorschlägen eine geeignete Stätte zu finden. In diese Zeit fällt auch sein Entwurf zu einer allgemeinen deutschen Industrie- und Kunstausstellung, wie denn überhaupt seine Pläne insgesammt ins Weite und Große gingen. Aber gerade dieser Umstand brachte ihn zu seinen Auftraggebern in ein unhaltbares Verhältniß; seine Tendenzen waren den Kaufleuten zu groß, und es erging ihm schon damals, wie in späteren Jahren

mit seinen Eisenbahnprojecten, die von den kleinen Geistern als Phantastereien, wo nicht gar als Schwindeleien, angesehen wurden. Schon 1820, als in Darmstadt ein Handelscongreß zusammentrat, den die Regierungen von Preußen, Sachsen, Baiern, Württemberg, Baden, Hessen und Nassau vertragsmäßig beschickten, trat Lists Conflict mit dem deutschen Handelsverein zu Tage, indem nicht er, sondern der Kaufmann Franz Müller aus Immenstadt als Agent nach Darmstadt deputirt wurde.

List war inzwischen in seine schwäbische Heimat zurückgekehrt, und wurde trotz aller Chikanen von seiner Vaterstadt zum zweiten Male in die Ständekammer gewählt, leider ohne daß ihm eine ersprießliche Wirksamkeit darin beschieden war; denn schon regte sich der Haß und die Verfolgungssucht seiner Gegner von neuem. Er hatte im Auftrage der Reutlinger Bürgerschaft eine Petition an die Kammer verfaßt, in welcher mit kühner und einschneidender Sprache Selbstverwaltung der Gemeinden, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerichtsverhandlungen und Verminderung des Schreiberheeres gefordert wurde. Die Regierung fand in diesem Schriftstück Aufreizung gegen Einrichtungen des Staats, machte ihm den Proceß und betrieb seine Ausschließung aus der Kammer. In der That erreichte die Regierung, was sie wollte, und List ward vom Eßlinger Staatsgerichtshofe zu 10 Monaten Festung verurtheilt, eine Strafe, der er sich durch Flucht nach Straßburg entzog. Hier lebte er längere Zeit, mit journalistischen Projecten beschäftigt, und fühlte sich allmählich so wohl, daß er an die Uebersiedelung seiner Familie nach Straßburg dachte. Doch seine Feinde ruhten nicht und verlangten von der französischen Behörde mit Erfolg seine Auslieferung, worauf sich List zunächst nach dem Badischen, dann nach Paris und London, endlich im Frühjahr 1823 nach Basel begab. Hierher folgte ihm auch seine Familie, und es schien anfangs, als wenn er in der Schweiz nach so langem ruhelosen Umherirren eine Heimstätte finden sollte. Doch wurden schließlich seiner Ansiedelung so endlose Formalitäten und Schwierigkeiten in den Weg gelegt, daß er im Juli 1824 mit Freuden einer Andeutung seiner schwäbischen Freunde folgte, welche die Hoffnung in ihm erweckten, daß er unbehelligt nach Württemberg werde zurückkehren dürfen, wenn er die Gnade des Königs anriefe. Aber er und seine Freunde sollten sich in dieser Hoffnung getäuscht finden, und kaum in seiner Heimat angelangt, ward er zum zweiten Male auf dem Asperg internirt. In der ersten Zeit seiner Gefangenschaft erfuhr er wenigstens milde Behandlung; man gestattete ihm, sich literarisch zu beschäftigen, seine Bibliothek zu benutzen und seine Angehörigen zu sehen; bald jedoch ward seine Haft verschärft; es wurden ihm Zwangsarbeiten auferlegt und er mußte Schreiberdienste in der Commandantur verrichten. Endlich im Januar 1825 ward er auf Fürbitte angesehener Freunde gegen Revers, Württemberg zu verlassen, in Freiheit gesetzt, und wandte sich zunächst wiederum nach Frankreich, wo man jedoch, (wie List vermuthete, auf Antrieb der württembergischen Regierung), gegen sein Verbleiben Widerspruch erhob. So beschloß er denn, mit seiner Familie nach Amerika auszuwandern, wo eben der berühmte General Lafayette, den List bei seiner ersten Anwesenheit in Paris kennen gelernt, und von dem er mancherlei Freundschaftsbeweise erhalten hatte, einen wahren Triumphzug durch das Land hielt.

Am 26. April schiffte sich List mit den Seinigen in Havre ein und kam nach einer glücklichen Ueberfahrt am 10. Juni in New-York an, von wo aus er sich sogleich nach Philadelphia wandte, um mit Lafayette zusammenzutreffen. Von dem letzteren mit großen Ehren aufgenommen, machte List alsbald die Bekanntschaft der angesehensten amerikanischen Staatsmänner; auch gelang es ihm, eine kleine Besitzung bei Harrisburg an sich zu bringen, die allen Erfordernissen eines baldigen Gedeihens zu entsprechen schien. Bald indes machte sich seine Unbekanntschaft mit den amerikanischen Verhältnissen und mit dem praktischen Landwirthschaftsbetriebe geltend; auch zeigte sich, daß die Lage der Besitzung ungesund war, und List ergriff deshalb mit Freuden eine Gelegenheit, nach dem nahegelegenen Reading überzusiedeln, um dort die Redaction einer kleinen deutschen Zeitung „Der Adler“ zu übernehmen.

Die einsamen Stunden auf dem Meierhofe am Susquehanna, wie der Aufenthalt in dem Pennsylvanischen Städtchen wurden inzwischen von List redlich benutzt, um seine Kenntnisse und Erfahrungen nach allen Seiten hin zu erweitern. Auch pflegte er eifrig die Verbindung mit amerikanischen Staatsmännern, die er früher geknüpft hatte. Namentlich ermuthigte ihn der Präsident der Pennsylvanischen Gesellschaft zur Beförderung der Manufacturen, Ingersoll, über die damals brennende Frage der Handelsfreiheit und des Zollschutzes das Wort zu ergreifen. So entstanden seine „Briefe über die kosmopolitische Theorie der Oekonomie,“ die im Jahre 1827 in englischer Sprache erschienen, und in denen er die herrschende Lehre Adam Smiths zu widerlegen suchte. Diese Briefe gingen wie ein Lauffeuer durch die kaufmännischen und industriellen Kreise Amerikas und dienten lange Zeit der Schutzzollpartei als wissenschaftliches Fundament ihrer Polemik.

Inzwischen hatte List auch auf einem Ausfluge ins Gebirge reichhaltige Kohlenminen entdeckt, und er gewann einige Kapitalisten für das Unternehmen, diese Minen auszubeuten, und durch eine Eisenbahn mit dem Schuylkill-Kanal in unmittelbare Verbindung zu setzen, — ein Unternehmen, das so glücklich reussirte, daß er und seine Gesellschafter binnen wenigen Jahren große Summen zu gewinnen hoffen durften. Doch im Hintergrunde aller seiner Pläne lag, wie er in einem Briefe vom 5. October 1828 schrieb, Deutschland, die Rückkehr nach Deutschland; und der Gedanke, daß man die Eisenbahnen zur Grundlage eines großen nationalen Transportsystems machen müsse, beschäftigte ihn ununterbrochen. „Mitten in den Wildnissen der blauen Berge,“ schrieb er, „träumte mir von einem deutschen Eisenbahnsystem; es war mir klar, daß nur durch ein solches die Handelsvereinigung in volle Wirksamkeit treten konnte. Diese Ideen machten mich mitten im Glücke unglücklich. — Früher“, fährt er fort, „hatte ich die Wichtigkeit der Transportmittel nur gekannt, wie sie von der Werththeorie gelehrt wird. Ich hatte nur den Effect der Transportanstalten im einzelnen beobachtet, und nur mit Rücksicht auf Erweiterung des Marktes und Verminderung des Preises der materiellen Güter. Jetzt erst fing ich an, sie aus dem Gesichtspunkt der Theorie der productiven Kräfte und in ihrer Gesammtwirkung als Nationaltransportsystem, folglich nach ihrem Einfluß auf das ganze geistige und politische Leben, den geselligen Verkehr, die Productivkraft und die Macht der Nationen zu betrachten.“ Von nun an erfüllte der Gedanke, die Eisenbahnen nach Deutschland hinüberzutragen und dadurch der Wohlfahrt des Vaterlandes einen neuen, mächtigen Aufschwung zu geben, den Geist des Mannes ganz. Er schlug seine glänzenden Aussichten in Amerika in die Schanze, um Deutschland all seine Kräfte zu widmen.

Mit Hilfe seiner einflußreichen Verbindungen gelang es ihm, im Jahre 1830 zum Consul in Hamburg ernannt zu werden. Am 20. December langte er in Havre an; doch seiner Anstellung in Hamburg traten unerwartete Hindernisse in den Weg. Der Hamburger Senat weigerte sich, den ehemaligen Demagogen als diplomatischen Agenten zu empfangen, und List mußte sich einstweilen damit begnügen, im Auftrage der amerikanischen Regierung in Frankreich und Deutschland Absatzquellen für amerikanische Steinkohlen zu suchen. Gleichzeitig beschäftigten ihn mehrfache literarische Pläne, und er war es, der das später von Rotteck und Welcker redigirte Staatslexikon begründete.

Im Jahre 1834 ward List von der Regierung der Vereinigten Staaten zum Consul in Leipzig ernannt, wohin er alsbald übersiedelte, in der Hoffnung, von dort am besten für ein deutsches Eisenbahnsystem wirken zu können. Noch in demselben Jahre publicirte er eine Schrift unter dem Titel: „Ueber ein sächsisches Eisenbahnsystem als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems“, in welcher er aufs eindringlichste die Vorurtheile, welche damals noch gegen die Anlage solcher Verkehrswege in Deutschland herrschten, bekämpfte. Der Schrift war ein Kärtchen beigegeben, auf welchem die künftigen Linien verzeichnet waren. Man findet dort die Linie von Basel nach Frankfurt, von Frankfurt nach Cassel, Hannover und Bremen, sowie nach Gotha, Leipzig und Berlin, welch letzteres einerseits über Magdeburg, Braunschweig und Hannover mit Minden und Cöln in Verbindung gesetzt ist, andererseits seine Eisenbahnarme nach Pommern, Westpreußen und Schlesien aussendet. Leipzig selbst steht da mit Dresden und Prag, mit Berlin, Halle, Magdeburg und durch eine große Bahnlinie, die von Thüringen über Bamberg, Nürnberg, Augsburg, München nach Lindau führt, mit dem deutschen Süden in Verbindung. Wie viele sahen damals noch alle diese Projecte als Schwindeleien an, und wie viele Hindernisse standen der Ausführung entgegen! Dennoch waren sie alle nach kaum fünfzehn

Jahren zur Ausführung gekommen, gewiß der schlagendste Beweis für die Richtigkeit von Lists Combinationen.

In Leipzig bildete sich übrigens auf Lists Anregung eine Gesellschaft, welche zunächst die Linie Leipzig-Dresden in Angriff nehmen sollte; und List hatte vollauf zu thun, um durch Schrift und Wort für den Plan zu agitiren. Inzwischen wurde er als Ausschußmitglied nicht zugelassen, weil er nicht Bürger von Leipzig sei; und, nachdem die Ausführung des Entwurfs im Gange war, suchte man ihn glimpflich bei Seite zu schieben, um ihm nicht zu viel Antheil an der Sache zu lassen.

Nachdem so auf Lists Anregung die erste Eisenbahn in Deutschland erbaut war, regte sich aller Orten das Interesse für das neue Communicationsmittel. In Baden dachte die Regierung an die Herstellung einer Staatsbahn, List selbst war mit dem Entwurf einer Eisenbahnverbindung zwischen Magdeburg, Berlin und Hamburg beschäftigt. In einer kurzen Broschüre hob er die Vortheile eines solchen Unternehmens hervor und ging im Mai 1835 selbst nach Magdeburg und Berlin, um für die Sache zu wirken. Auch empfing man ihn an beiden Orten mit Aufmerksamkeit, aber ihn unmittelbar die Angelegenheit in die Hand nehmen zu lassen, daran war nicht zu denken. So blieb ihm nichts übrig, als literarisch für seine großen Gedanken einzutreten, und gründete er das Eisenbahnjournal, das er von Leipzig aus redigirte. Diese Zeitschrift gewährt die umfassendste Uebersicht über seinen Antheil an der großen Umwälzung in den nationalen Verkehrsmitteln und über seine allseitige und unerschöpfliche Thätigkeit. Kaum jedoch fing das Unternehmen an, zu prosperiren und List für seine Opfer einigermaßen zu entschädigen als es durch ein unbegreifliches Verbot von Seiten Oesterreichs betroffen wurde. Auch begann sich schon damals unter den volkswirthschaftlichen Theoretikern eine erbitterte Opposition gegen List zu regen.

Durch solche Widerwärtigkeiten entmuthigt, verließ er Ende 1837 noch einmal Deutschland und wandte sich über Brüssel nach Paris. Die französische Academie hatte damals gerade die Preisfrage ausgeschrieben, welche Maßregeln sich zur Ueberleitung aus dem Schutz- in das Freihandelssystem empfehlen möchten, und List beschloß, obwohl der Termin, wo die concurrirenden Arbeiten abgeliefert werden sollten, nur noch wenige Wochen anstand, sich um den Preis zu bewerben. Freilich war von vornherein wenig Aussicht für ihn, mit seiner Bewerbung zu reüssiren, da die Preisrichter fast ausschließlich Anhänger der englischen Theorien und des Freihandels waren. Auch ward von den eingehenden Arbeiten nicht eine einzige gekrönt, immerhin aber diejenige Lists mit noch zwei anderen ehrenvoll erwähnt. Der bleibende Gewinn davon war für List der, daß ihn diese Arbeit wieder unmittelbar auf seine früheren Studien zurückführte und der nächste Anlaß wurde zur Publication seines Epoche machenden Werkes: „Das nationale System der politischen Oeconomie.“

Während seines Aufenthalts in Frankreich war List nicht blos literarisch (hauptsächlich für die Augsburger allgemeine Zeitung) thätig, sondern seine vielfachen Bekanntschaften mit Publicisten und Staatsmännern wurden von ihm auch eifrig zu praktischer Propaganda für seine Ideen benutzt. Unter andern stand er mit dem damaligen Minister Thiers in ziemlich naher Verbindung, und es wurde ihm von demselben ein Anerbieten gemacht, in französische Dienste zu treten. List schlug dasselbe jedoch um so unbedenklicher aus, als die Besorgniß nahe lag, daß man ihn dort gegen sein Vaterland gebrauchen wolle. Auch trieb es längst schon den patriotischen Mann, in dessen Plänen die Wirksamkeit für Deutschland zu aller Zeit im Vordergrunde stand, innerlich nach der Heimat zurück, und der Tod eines geliebten Sohnes gab dem Entschlusse zur Rückkehr den Ausschlag. Im Jahre 1841 finden wir List wieder in Leipzig, wohin ihn die Angelegenheiten des von ihm mitbegründeten Staatslexikons riefen. Lebhaft beschäftigten ihn auch wieder die neu in Anregung gebrachten Eisenbahnprojecte, und die Thüringische Bahn von Halle über Naumburg, Weimar, Erfurt, Gotha nach Eisenach verdankt zum guten Theil ihm die Ausführung.

Mitten unter all diesen Beschäftigungen förderte er sein obenerwähntes Werk, mit dem er noch im Jahre 1841 hervortrat. Dieses Buch, in welchem er nicht blos den herrschenden nationalökonomischen Theorien entgegentrat, sondern auch den praktischen Bestrebungen der Freihandelspartei: den Zollverein bedingungslos der englischen Concurrenz Preis zu geben, den Fehdehandschuh hinwarf, zündete ebensowohl im feindlichen Lager, wie es ihm auf der andern Seite eine begeisterte Anhängerschaft erwarb; und lange Zeit ist es das Feldzeichen geblieben, um welches sich die Schutzzollpartei geschart hat. Auch gegenwärtig ist dies Werk, obwohl die Voraussetzungen, unter denen es geschrieben worden, nicht überall mehr zutreffen, noch immer von der höchsten Bedeutung für die Wissenschaft, und die Schmähungen und Verketzerungen, welche die Gegenpartei über dasselbe ausgegossen, haben auf die Dauer nicht vermocht, den Ruhm Lists auch als wissenschaftlichen Forschers zu beeinträchtigen. Eine kurze Charakteristik der darin verfochtenen Ansichten dürfte daher wohl am Platze sein.

Die Oeconomie des 18. Jahrhunderts betrachtete das Individuum und die Welt ohne ihre natürliche Vermittelung: die Nation. List dagegen behauptete: die Weltwirthschaft existire nicht als eine Summe von Privatwirthschaften, sondern nur in der Form eines Verkehrs nationaler Souveränitäten. Von diesem Gesichtspunkte mußte ihm die Freihandelsschablone als ein Unding und die Handelspolitik eines jeden Volkes als von dessen gesammter Entwickelung und namentlich von seiner industriellen Ausbildung abhängig erscheinen. Der Zollverein war für List nicht nur ein Förderungsmittel der inneren Verkehrsfreiheit, sondern auch ein Organ der Zusammenfassung der Nation nach außen. Gegen die erdrückende industrielle Macht Englands schien ihm der Schutz der deutschen Industrie unentbehrlich, und dem Einwurf, daß ein Volk, welches sich mit Schutzzöllen umgebe, seine Manufacturwaaren theurer bezahlen müsse, setzte er die Antwort entgegen, daß es für eine Nation nicht darauf ankomme, augenblicklich an Werthen zu sparen, sondern darauf, ihre productive Kraft auf die D a u e r zu heben. Von dem gleichen Gesichtspunkte faßte er die Anlegung von Verkehrswegen auf, deren entscheidender Werth nach ihm nicht in der Ersparniß an Transportkosten, sondern in der Productionssteigerung liegt, die damit verknüpft ist. List hatte in Amerika infolge neuer Eisenbahnen Industriestätten wie die Pilze aus der Erde schießen und unwirthbare Landstriche zu blühenden Provinzen werden sehen; und so lag es nahe, daß er sich von einem nationalen Transportsystem ganz andere Wirkungen versprach, als von dem Freihandel. Erst ganz neuerdings hat diese Anschauung eine glänzende Bestätigung in dem statistischen Nachweis des Engländers Dudley Baxter erhalten, daß die Exporte der verschiedenen Länder im genauen Verhältniß zu dem Umfange ihres Eisenbahnnetzes stehen, daß also nicht, wie man wohl gemeint hat, die sogenannte Freihandelsära der Grund erhöhter Production der europäischen Völker ist, sondern direct das neue Transportmittel. — Ein ferneres und entscheidendes Verdienst erwarb sich List durch den Nachweis des unzertrennlichen Zusammenhanges, in welchem die landwirthschaftliche Entwickelung eines Landes mit seiner industriellen Ausbildung steht: durch den Nachweis, daß die Blüte des Ackerbaus von dem Erstarken der Manufacturkraft bedingt ist.

Diese kurzen Andeutungen mögen genügen, um die völlige Neuheit der Gesichtspunkte und die großartigen Anschauungen zu kennzeichnen, die in dem Buche enthalten waren. Auch verfehlte die kühne Anregung weitgreifender patriotischer Hoffnungen und großer politischer Entwürfe nicht, in allen Kreisen tiefen Eindruck zu machen. Anfragen aller Art drängten sich an List heran; er wurde zum Mittelpunkt aller großen, praktischen Unternehmungen. Daneben galt es, den Kampf gegen die zum Theil erst durch sein Buch hervorgerufene Partei zu führen, und es schien ihm räthlich, sich ein eigenes Organ für seine Polemik zu schaffen. So gründete er im Jahre 1843 das „Zollvereinsblatt“, ein Blatt, das in der publicistischen Literatur Deutschlands nicht seines Gleichen hat. List schrieb lebhaft, leicht, im lebensvollen Tone heiterer und geistreicher Conversation, ganz populär, und doch wieder voll Schwung, wo er auf die großen Ziele hinwies.

Nach so verdienstvoller Thätigkeit hatte er an materiellen Gütern nichts erworben, wohl aber einen großen Theil seines Vermögens geopfert. Er mußte von seinen schriftstellerischen Arbeiten leben, und der Gedanke, daß er nicht mehr fähig sein werde, zu arbeiten, und daß seine Familie Noth leiden könne, verfolgte ihn wie ein quälendes Gespenst. So gleichgültig er früher gegen Angriffe aller Art gerathen war, so peinlich wurde er jetzt davon berührt, wo körperliches Leiden sich mit trüben Aussichten in die Zukunft mischte. Auch waren die Angriffe und Verdächtigungen, die er erfuhr, nicht selten so hämisch und empörend, daß wohl ein kaltblütigerer Mann darüber außer sich

gerathen wäre. Während ein englischer Diplomat, der Graf Westmoreland, ausdrücklich List den größten Antheil an der Agitation gegen das englische Monopol zuschrieb und seine ausgezeichnete Begabung anerkannte, sparten die Handlanger und Kärrner der deutschen Presse keine Schmähung und keine Verkleinerung gegen einen Mann, dessen Thätigkeit allein durch die uneigennützigste und opferbereiteste Vaterlandsliebe bestimmt war.

Die tiefe Melancholie, in welche all diese bösen Erfahrungen List nicht selten versetzten, erfuhr im Jahre 1844 eine willkommene Unterbrechung durch eine Reise nach Oesterreich und Ungarn, wo er von den Häuptern aller Parteien, von Andrassy, Szechenyi, Pulszki, Kossuth, Batthiany, Appony um Rath betreffs des Absatzes des ungarischen Productenreichthums angegangen wurde. Zahlreiche Ovationen wurden ihm hier zu Theil. So, als er in den letzten Tagen seines Pesther Aufenthalts einer Versammlung der Stände des Pesther Comitats als Zuhörer beiwohnte, erkannte ihn Kossuth, wandte sich mitten in der Rede in einer beredten Apostrophe an ihn und bezeichnete ihn den Anwesenden als den Mann, der die Nationen am besten über ihre nationalökonomischen Interessen aufgeklärt habe; worauf die Versammlung trotz ihres Deutschenhasses in ein begeistertes Eljen für List ausbrach. Sein Aufenthalt in Ungarn gab den Anlaß zu seiner Schrift über die nationalökonomische Reform dieses Königreichs, worin er namentlich die Nothwendigkeit, mit deutschen Kräften die Bodencultur und Industrie des Landes zu heben und die Unerläßlichkeit einer engeren Verbindung Ungarns mit Deutschland hervorhob. Nach der Rückkehr Lists aus Oesterreich häuften sich die Angriffe und Verdächtigungen mehr als je auf ihn und man ersparte ihm den absurden Vorwurf nicht, daß er von Oesterreich erkauft sei.



Das Patentamt in Washington.

Zum Theil, um sich aus diesen unerquicklichen Verhältnissen loszureißen, zum Theil, um einen schon lange gehegten Wunsch zur Ausführung zu bringen, trat er im Juni 1846 eine Reise nach England an, wo gerade die Abschaffung der Korngesetze und die Cobdensche Agitation dafür lebhafte Debatten im Parlament und in wissenschaftlichen Kreisen veranlaßten. Die englischen Verhältnisse führten ihm reichen und interessanten Stoff zu, den er fleißig für das Zollvereinsblatt verarbeitete; aber mehr als das beschäftigte ihn ein politischer Gedanke: die Allianz zwischen Deutschland und Großbrittannien, gegründet auf freie und ungestörte Entwickelung beider Nationen — ein Gedanke, den er auf Veranlassung Bunsens in einer beredten Denkschrift an den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen des Näheren ausführte.

Diese Denkschrift war Lists letztes Werk. Als er im Herbst von England nach Augsburg zurückkam, fanden ihn die Seinigen sehr verändert, Klima und Nahrung hatten ihm nicht zugesagt, sein altes Unterleibsübel hatte bedenklich zugenommen. Seine Nerven waren zerrüttet, und ein unerträgliches Kopfweh peinigte ihn fast unaufhörlich. Das Gefühl abnehmender Kraft erfüllte den sonst an angestrengteste Arbeit gewöhnten Mann mit trüben Todesahnungen. Im November nahm dies Leiden zu, und nur mit Mühe verbarg er seine gequälte Stimmung unter melancholischer Sanftmuth und der Abspannung, die ihn beherrschte. Eines Tags entschloß er sich, nach München zu gehen, und da er schon früher öfter solche Ausflüge gemacht hatte, die ihm gut bekommen waren, so ließ ihn die Familie ziehen. Von Tegernsee erhielt letztere noch einige Zeilen, worin er schrieb, er wolle nach Meran gehen, dessen milde Luft ihm wohlthun werde. Wenige Tage darauf traf die erschütternde Kunde von seinem Tode ein. Er hatte von Tegernsee den Weg nach Tyrol eingeschlagen, um jenseits der Alpen Erholung zu finden; aber schon in Kufstein fanden seine Körper- und Seelenleiden ihr plötzliches, gewaltsames Ende. Er war auf seinem Wege bis Schwaz gekommen; das furchtbare Wetter bewog ihn, umzukehren. In Kufstein stieg er unbekannt in einem Gasthof ab, und obwohl hinreichend mit Geld versehen, lehnte er doch die besseren Zimmer, die ihm der Wirth anbot, ab. „Ich bin zu arm," sagte er, „geben Sie mir das schlechteste Gemach im Hause." Er nahm wenig Nahrung ein und brachte die meiste Zeit im Bette zu. Ueber die furchtbaren Qualen, die er erduldete, gibt ein Schreiben an seinen Freund Kolb Aufschluß, in welchem er ein düsteres Bild der Zukunft ausmalt. „Ohne Einkommen von meiner Feder," so schreibt er, „würde ich, um zu leben, das Vermögen meiner Frau (ich habe keins) aufzehren müssen, das noch lange nicht für sie allein mit den Kindern zureichen würde — nur zum allernothdürftigsten Auskommen. — Ich bin der Verzweiflung nahe — Gott erbarme sich meiner Angehörigen! Seit vier Tagen nehme ich mir jeden Abend und heute das fünfte Mal, vor nach Augsburg zu gehen, und jeden Morgen werde ich wieder rückfällig. Was Sie und andere Freunde an den Meinigen thun, wird Ihnen Gott lohnen. Leben Sie wohl!" Mit zitternder Hand waren diese letzten Zeilen auf das Papier geworfen, vielfach durchstrichen und geändert, auch äußerlich ein treuer Spiegel seiner Seelenstimmung. Am Morgen, wo er dies schrieb (30. November 1846), verließ er das Gasthaus und kehrte nicht wieder zurück. Als es Nacht wurde, ahnte der Wirth das Schlimmste und sandte zahlreiche Boten aus, um den Gast zu suchen. Man fand in einiger Entfernung von der Stadt — seine Leiche, von frisch gefallenem Schnee mit einem weißen Leichentuch überdeckt! er hatte seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende gemacht.

So ruht in einem abgeschiedenen Winkel Deutschlands einer der hochbegabtesten Söhne des Vaterlands: — der Miturheber des Zollvereins, der Erbauer der ersten deutschen Eisenbahn, der große volkswirthschaftliche Denker. Nach seinem Tode hat man ihm in seiner Vaterstadt Reutlingen ein Standbild errichtet; ein würdigeres Monument ist die Riesenbahn, die jetzt nahe bei seiner Begräbnißstätte vorbei über den Brenner führt und deren erstes Project in dem schöpferischen Geiste dieses unglücklichen Mannes auftauchte; — aber sein schönstes und größtes Denkmal wird, wie sein Geistesverwandter Carey sagt, das deutsche Europa sein.

F. Stöpel.

Fliegende Blätter aus Amerika.

IV. Ein Besuch in dem Patentamt zu Washington.

Die fieberhafte Wallung des die Hauptstadt der großen Republik des Westens pulsirenden Staatslebens ist einer lethargischen Ruhe gewichen; in der politischen Thätigkeit der Gesetzgeber ist eine Pause eingetreten. Hotels und Straßen sind verödet und nur die gewöhnliche Routine der Staatsverwaltung nimmt ihren Fortgang. Das Capitol ist leer, aber das Schatzamt, das weiße Haus, das Kriegsministerium, das Postamt und wie die öffentlichen Gebäude alle heißen, behalten ihr geschäftiges Treiben bei.

Unter diesen öffentlichen Gebäuden steht das Patentamt (Patent-Office), der Centralpunkt des amerikanischen Erfindungsgeistes, oben an. Im Einklang mit der hohen Bedeutung, welche seine Funktionen für das Gemeinwesen besitzen, ist es eines der großartigsten Gebäude von Washington. Es nimmt das ganze Geviert zwischen der siebenten, neunten, F- und G-Straße, in einer Länge von 410 und einer Breite von 275 Fuß ein, und ist im dorischen Style des Pericleischen Zeitalters erbaut, in welchem Architektur und Sculptur die höchste Vollkommenheit erreicht hatten. Die Details des majestätischen Baues sind dem Parthenon nachgebildet.

Das Gebäude ist mit Ausnahme des nördlichen Theiles, welcher aus weiß angestrichenem Braunstein besteht, aus weißem Marmor erbaut.*) Im Erdgeschoß befinden sich die Bureaux der Beamten und die Räume für größere Modelle. Eine halbkreisförmige Freitreppe am Mittelbau führt nach dem Eingang des ersten und zweiten Stockwerks; eine Treppe von achtundzwanzig Granitstufen führt auf den breiten Perron an der Südseite, welcher mit einer Doppelreihe von sechzehn dorischen Säulen aus Sandstein eingefaßt ist. Das Dach ist flach und besteht aus Kupferplatten. Dem imposanten Aeußeren entsprechend ist das Innere eingerichtet. Der erste Stock ist in zwanzig verschiedene Räume eingetheilt, in welchen die Examinatoren der Eingaben um Patente ihre Bureaux haben. Das ganze zweite Stockwerk, in einer Gesammtlänge von 1350 Fuß, ist zur Aufstellung der Modelle von Patenten eingerichtet. In der östlichen Halle sind die mechanischen, in der nördlichen die landwirthschaftlichen, in der westlichen Halle die zu zurückgewiesenen Eingaben gehörigen Modelle aufgestellt. Ihre Gesammtzahl beträgt über 70,000.

Hier ist jede Klasse von Patenten durch zahlreiche wohlgeordnete und zierliche Modelle vertreten, an welchen man auf die übersichtlichste Weise den Anfang, die Verbesserung und die höchste Stufe der Vollkommenheit einer Erfindung verfolgen kann. Welcher Abstand z. B. zwischen Fultons Dampfboot und einem modernen Oceandampfer, zwischen Stephensons Locomotive, welche zwei, und einer Expreßzuglocomotive, welche zehn bis zwölf deutsche Meilen in der Stunde zurücklegt, zwischen dem ersten Telegraphenapparate und dem heutzutage benutzten.

Die kleineren Modelle sind in Glasschränken, die größeren frei aufgestellt, doch läßt ihre Anordnung noch immer viel zu wünschen übrig. Außerdem befindet sich hier auch noch eine Sammlung von Curiositäten und Reliquien aus der amerikanischen Revolutionszeit, unter welchen die Druckerpresse Franklins und verschiedene Kleidungsstücke und andere George Washington gehörige Gegenstände hervorzuheben sind. Auch werden hier die Medaillen und Dokumente über die Verträge der Vereinigten Staaten aufbewahrt, so z. B. mit Frankreich unter Ludwig XVI. (1778), Ludwig XVIII. (1822) Louis Philipp (1831). Hier steht auch Powers schöne Statue Washingtons, welche General Butler während des Bürgerkrieges aus dem Louisiana State House zu Baton Rouge wegnahm. Der Rest des Gebäudes wird von der Bibliothek, sowie von dem Ministerium des Innern eingenommen, dessen Bureaux, obwohl sie zuerst ausschließlich für das Patentamt bestimmt waren, sich hier befinden.

Wie sehr die Geschäfte des Patentamtes zugenommen haben, geht daraus hervor, daß die Zahl der Bitten um Patente im Jahre 1850 nur 2200, im Jahre 1866 dagegen 14,000 betrug. Die Gesammtzahl der ertheilten Patente betrug bis zum Ende 1867 65,784, und war bis zum 28. April 1868 auf 77,432 angewachsen. Es wurden also allein vom 1. Januar bis 28. April 1868 11,648 Patente ertheilt, doch ist diese letztere Zahl nicht als Norm zu betrachten, denn es hatten sich vom Jahre 1867 her zahlreiche Rückstände aufgehäuft, welche, nachdem in diesem Jahre das Beamtenpersonal eine bedeutende Verstärkung erhalten, aufgearbeitet wurden. In den vorhergegangenen zwei Jahren hatten sich bei zu schwacher Anzahl des Personals die Rückstände so gehäuft, daß in manchen Branchen die Eingaben sechs Monate auf Prüfung und Erledigung zu warten hatten. Jetzt ist der Geschäftsgang schneller als bei irgend einem Patentamt in Europa.

Der Geschäftsweg, welchen die einlaufenden Eingaben um Patente durchzumachen haben, ist folgender. Die Eingaben, mit Modell begleitet, gehen bei dem Commissioner of Patents ein, welcher sie einem Clerk und dieser wiederum an denjenigen der ca. zwanzig Hauptexaminatoren übergibt, in dessen Fach die betreffende Eingabe schlägt. Bei der Prüfung derselben wird natürlich mit der größten Sorgfalt zu Werke gegangen, und es sind schon Fälle vorgekommen, daß sich die Entscheidung des Examinators auf alte, vergilbte Journale aus dem Anfange dieses Jahrhunderts gründete. Wird die Erfindung für neu und ein Patent für zuläßig befunden, so wird sofort das Patent ertheilt und die Specification in das zur Einsicht des Publikums aufliegende Register eingetragen, falls nicht der Erfinder die ihm zustehende Frist von sechs Monaten für Geheimhaltung seiner Erfindung verlangt hat. Wird kein Patent ertheilt, so bekommt der Applikant Notiz hiervon, erhält dann auf besondere Anfrage Auskunft betreffs der Entscheidungsgründe, und er kann danach prüfen, ob seine Sache wirklich neu oder schon dagewesen ist. Er kann dann in gewissen Fällen seine Erfindungsansprüche (claims) anders formuliren, im Fall diese überhaupt etwas Neues enthielten. Wird aber auch dann sein Anspruch abgewiesen, so kann er an das Board of Examinators appelliren, welches endgültig darüber entscheidet.

Die Kosten eines Patentes in den Vereinigten Staaten sind im Vergleich mit andern Ländern sehr gering, nämlich 1) bei Eingabe, mit Stempelgebühr 16 Dollars, 2) bei Bewilligung des Patentes 20 Dollars, wozu noch für diejenigen, welche die Zeichnung und Beschreibung durch einen Agenten machen lassen, wie dies meistens geschieht, eine weitere Ausgabe von 25 Dollars kommt. Die erste Appellation kostet 10 Dollars, die zweite 20 Dollars, die dritte 25 Dollars, ein Caveat (oder vorläufig Sicherung auf ein Jahr) 10 Dollars.

Der Commissioner of Patents hat alle Jahre einen „Patent Report,“ d. h. einen nach Zahlen und nach Klassen geordneten Bericht über die neuertheilten Patente nebst deren Zeichnungen herauszugeben und dem Repräsentantenhause zu übersenden. Dem letzten über das Jahr 1867 erschienenen Berichte sind folgende Angaben entnommen: Zahl der Eingaben im Jahre 1867, 21,276, Zahl der bewilligten Patente 13,015 (also zwei Drittel der Eingaben), wovon 12,651 an Bürger der Vereinigten Staaten, Zahl der Caveats 3597, Einnahme 646,581 Dollars, Ausgaben 639,263 Dollars. Der Patentfond betrug am 1. Januar 1868 271,444 Dollars. Im Jahre 1835 wurden 435, 1845, 502, 1855, 2024, 1865, 6616 und 1866, 9450 Patente bewilligt. Während also im Jahre 1845 die Zunahme seit 10 Jahren nur 15% betragen hatte, war sie von 1845—1855 400%, von 1855—1865 300%, von 1865—66 und von 1866—67 etwas mehr als je 50%, gewiß eine rapide Progression der Erfindungen. Wenn man nun auch zugeben muß, daß bei der Billigkeit des amerikanischen Patentes viele Erfindungen patentirt wurden, welche zu patentiren man in andern Ländern wohl die Kosten und Mühe gescheut hätte, so ist doch auch vieles Werthvolle unter dieser Spreu, so z. B. Fultons Dampfschiff, Morses Telegraph, Elias Howes Nähmaschine, Goodyears Erfindung des Guttapercha, Hoes neuncylindrige Mammuthschnellpresse, Balers Knetmaschine, die verschiedenen Waschmaschinen, die Mähmaschinen, Hobelmaschinen 2c.

Die deutsche Einwanderung in die Vereinigten Staaten hat in den letzten Jahren nicht allein der Zahl nach an Umfang bedeutend zugenommen, sondern sie hat sich vorzugsweise qualitativ vor der der

---

*) Im Jahre 1836 begonnen, wurde der Bau im Jahre 1865 durch Vollendung des großen nördlichen Flügels, in welchem der Modellsaal sich befindet, zum Abschluß gebracht.

früheren Jahre ausgezeichnet. Deutschland hat besonders seit 1848 der Republik Bürger zugeführt, die durch ihre gediegene geistige Befähigung und ihre einflußreiche Thätigkeit in allen Feldern des Wissens sich als würdige Vertreter ihrer alten Heimat eingebürgert haben. Vorzugsweise ihrer Wirksamkeit verdankt der deutsche Name die Achtung und den guten Klang, dessen er nunmehr unter allen Klassen der intelligenten Bevölkerung der Vereinigten Staaten sich erfreut. Die ganz verschiedenen Verhältnisse und die daraus entspringenden Bedürfnisse haben den erfindungsreichen Geist dieser besseren Klasse deutscher Einwanderer angespornt, seine Thätigkeit für ihren eigenen Nutzen sowohl wie für den ihrer neuen Heimat auf dem Felde neuer Erfindungen oder wesentlicher Verbesserungen des Vorhandenen zur Geltung zu bringen. In der That finden wir, daß seit jener Zeit ein großer Theil der zur Patentirung geeignet befundenen Erfindungen — etwa ein Viertel — von den Deutschen Amerikas herrührt.

Eine wirklich gute Erfindung kann heutzutage vom Erfinder viel leichter zu seinem Nutzen ausgebeutet werden, als früher. Wie überall so führt aber auch auf diesem Gebiete Ausdauer über alle Schwierigkeiten hinweg. Elias Howe lief drei Jahre lang, nachdem er die Nähmaschine erfunden und patentirt, in New-York herum, ohne das zur Construction eines Modells erforderliche Geld auftreiben zu können. Dann ging er nach England, arbeitete dort wieder 8 Jahre als gewöhnlicher Arbeiter und fand erst bei seiner Zurückkunft nach New-York endlich die ersehnte Unterstützung. Sein Einkommen betrug in den letzten Jahren 200,000 Dollars jährlich, denn alle Verbesserer der Nähmaschine mußten ihm für Benutzung seines Princips ein gewisses Regal (royalty) für jede erbaute Maschine bezahlen.

Das Regal ist eine sehr nutzbringende Quelle für Erfinder, welchen das Kapital zur eigenen Fabrikation ihres Patentartikels mangelt. Es ist ein Contract zwischen einem Patentinhaber und einem Fabrikanten, wonach der letztere für das Privilegium, den erfundenen Artikel anfertigen zu dürfen, dem Patentinhaber eine gewisse stipulirte Summe für jedes verkaufte Exemplar zu zahlen hat. Der Besitzer des Patents für die Federn von Cylinder, die jetzt so allgemein bei Lampencylindern angewandt werden, erhielt von den Fabrikanten als Regal nur wenige Cents für das Dutzend. Hierdurch erhielt er, wie in einer von den Patentagenten Munn und Co. herausgegebenen Broschüre angegeben, ein jährliches Einkommen von 50,000 Dollars. Patente für „kleine Sachen" rentiren sich oft am besten. Eine englische Firma hat kürzlich für die Form des Kerzenendes ein Patent erhalten, indem es dieselben konisch darstellt, so daß sie in jeden Leuchter passen, ohne mit Papier bewickelt oder sonst auf eine andere Weise passend gemacht werden zu müssen. Die Erfinder erhoben nur ein geringes Regal für ein jedes Pfund Kerzen, aber der hohe Betrag, den sie daraus ziehen, leuchtet sofort ein.

Als eine Thatsache, welche nicht uninteressant sein dürfte, verdient schließlich angeführt zu werden, daß ein verhältnißmäßig sehr geringer Theil amerikanischer Patente von Juden durch eigene Erfindung erworben, dagegen aber ein großer Theil der Patentrechte von ihnen angekauft und ausgebeutet wird.

Carl Winter.

Am Familientische.

Schweizer Bergstürze.

Nicht alle Rigiwanderer besuchen wohl das Trümmerfeld von Goldau. Wem es nur um genußvolle Momente bei Sonnenaufgang und Untergang zu thun ist oder wer Erfrischung durch Bergluft und theuren Comfort sucht, der hat nicht Veranlassung, eine Todtenstadt zu besuchen. Nichts ist da in dem wilden Trümmerhaufen zu sehen, als eine einsame Betcapelle; und der Lowerzersee, der sich einst entsetzt bäumte in seinem stillen Becken, liegt wieder spiegelklar da, um die Bilder des Lebens und des Todes mit gleicher Wahrheit in sich aufzunehmen. Doch sind in 61 Jahren schon viele Wanderer bei Goldau eingekehrt und haben sich gebeugt vor dem, der „die Felsen zerschmeißt." Auch in andern Gebieten der Alpen, zumal der südlich abfallenden Thäler, wandert man über Stätten älterer und neuerer Bergstürze. Bekannt sind in weiteren Kreisen die furchtbaren Einstürze an der Diablerets und die Verschüttung des Marktfleckens Piuro im Jahre 1618 durch den oberhalb Chiavenna befindlichen Contoberg u. a. m.

Aber die zerstörenden Kräfte arbeiten noch immer vorwärts. In einem der engen Thäler des Tessin befindet sich ein Erdriß von seltener Ausdehnung, der eine furchtbare Catastrophe herbeiführen kann. Auch im Canton Graubünden beobachtet man seit Jahren Erscheinungen, die theils unmittelbar verderbendrohend für einzelne Ortschaften aussehen, oder wenigstens durch außerordentliche Stauung der Bergwasser unberechenbare Folgen nach sich ziehen können. Wiederholt schon wurden die Gäste des Curorts Ragatz in Staunen und — freilich für sie selbst unnöthigen — Schrecken versetzt durch Felsablösungen von der gegenüberliegenden Stirn des hohen Falknis, Ablösungen, die allerdings für das am Fuße des Berges zwischen seinen Weingärten freundlich gelagerte Pfarrdorf Jenins eine höchst bedenkliche Bedeutung gewonnen haben. Schon hat sich das grause Trümmergeschiebe aus der engen Schlucht gegen die offene Thalweitung hinaus gezwängt. Namentlich haben die ungewöhnlich hohen Schneemassen des letzten Winters bei der Abschmelzung die Gefahr ungemein verstärkt, wie denn auch anderwärts, selbst im Jura, starke Ablösungen von Terrain aus derselben Ursache sich erzeugten.

Was nun die Ursachen der Bergstürze angeht, so denkt man im allgemeinen gerne an die geringe Schonung des Waldschutzes, aber man reicht mit diesem in vielen Fällen nur zu begründeten Vorwurfe doch nicht aus. Felsberg, wo im vorigen Jahre ungeheure Massen zu Thal gefördert wurden, hatte seinen Bannwald bis hinauf an die hängende Wand. Aber dieser Wald ist längst zerschmettert. Und wer könnte bei so steilen Abstürzen wie sie vorzugsweise in den südlichen Thälern gewöhnlich sind, daran denken, daß ein Wald gegen Felstrümmer von der Größe einer Bauernhütte Schutz biete?

Der eigentliche Zerstörer der Gebirge ist das Wasser. Wer auf schmucken Dampfern über den herrlichen Spiegel des schwäbischen Meeres dahin fährt, mag sich ergötzen an der Ausbreitung dieses wundervollen Beckens, und wenn er ein Mathematiker ist, die durchschnittliche Wassermenge in Cubikkilometern auszudrücken suchen. Aber er übersieht hierbei vielleicht die Kraft des Wassertropfens im Gebirge. Manche Gebirgsarten gewähren der Einsickerung einen großen Spielraum, so namentlich die Flysche, von denen das Becken der Rheinquellen so reichlich durchsetzt ist. Häufig liegen dieselben nicht in der von der Geologie des Flachlandes ihnen angewiesenen Ordnung, sondern tragen auf ihrem Rücken Kalkschichten, massige Dolomite, wie es namentlich auch bei Felsberg der Fall ist. Nun dringt das Wasser durch die Spalten des Dolomites bis auf die Schieferunterlage, erweicht dieselbe fortwährend und bringt hierdurch das aufstrebende, zerspaltene Gestein zum allmählichen Weichen oder zum raschen Sturze. Die Dolomite selbst sind sehr wasserhaltig und werden durch Frost stark aufgeschlossen, die Spalten vertiefen sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, und der Wassertropfen bewirkt, was kein Keil zu Staude gebracht hätte. Natürlich vertheilt sich der Zahn des Wassertropfens je nach der Härte des Materials und nach dem Umfange desselben auf ungleich große Zeiträume, und es bedarf in der Regel eines außerordenlichen Andrangs von überschüssigem Tagwasser, um Catastrophen zu bewirken, wie sie über Piuro und Goldau hereinbrachen. Im nackten Gesteine können dagegen die Ablösungen nur in Zwischenräumen erfolgen, deren Betrag unberechenbar ist. Ja, der Mensch kann es wagen, unter den Felstrümmern sich anzusiedeln, wenn, wie es bei Piuro und St. Giacomo der Fall ist, die Kastanie ihr Schattendach und ihre Früchte zu spenden beginnt. Die gefährlichsten Stürze werden aber jedenfalls auch noch durch eine besondere Lage der Felsschichten bedingt, die dem überliegenden Erdreich an sich keinen Halt gewährt und die Erweichung desselben durch Wasser begünstigt. Jüngst überschritt ich in einem Seitenthale der Lanquart einen neu sich bildenden Bergsturz, die Existenz eines ganzen Hirtendorfes ist durch denselben bedroht. Vor wenigen Jahren noch ahnte man gar nichts von einer Gefahr. Saftige Wiesen dehnten sich über den ganzen, allerdings steil geneigten Abhang aus. Und nun erstrecken sich die Risse wohl eine Viertelstunde lang und reichen bereits bis nahe zur Kirche. Und im Centrum der Bewegung ist alles über einander geschoben. Das Erdreich ragt in hohen Wellen empor. Wo ehemals reichliches Futter gedieh, sieht man jetzt einzelne Grasbüschel auf hohen Erdkämmen verkümmern. Der ganze Thalabhang scheint nur auf eines jener heftigen Regenwetter unter anhaltendem Westwinde zu warten, um mit Donnern zu Thale zu stürzen und den Wildbach hoch aufzudämmen. Die Folgen einer solchen Catastrophe wären unermeßlich. Einstweilen zeigt aber das Gestein die merkwürdige Eigenschaft, sich bei heißer, trockener Witterung ärger zu zersetzen, als bei kühler und nasser Jahreszeit. Vermuthlich weil die kleinsten Theile des eingesickerten Wassers bei der Wärme, die das Gestein von den Sonnenstrahlen empfängt, ausgedehnt werden und das Zerfallen begünstigen.

Aber warum gehen denn die Leute nicht aus dieser schrecklichen Lage? Sie gehen wirklich nicht, sondern sie pflanzen in ihren verwüsteten Feldern noch Kartoffeln, mähen weg, was sich mähen läßt, und warten mit bangem Herzen der Zukunft, während ihre Zicklein wohlgemuth die Wellenkämme des wogenden Erdreiches benaschen. Sie gehen nicht, weil sie nicht können. Denn wer sollte ihnen für ihr Einziges, für ihren bedrohten Grundbesitz einstehen, wer die darauf haftenden Schulden auslösen? Und der Jammer des hängenden Dorfes (Schuders lautet sein Name) ist wohl nicht das einzige, was in Betracht fällt. Gesetzt, es erfolgte ein größerer Thalsturz, der die Wasser staut und sie nachwärts zu einem Durchbruche nöthigt, so ergießt sich eine unaufhaltsame Sturmflut über das Thalgelände, und alle Opfer, die man der Eindämmung des Thalflusses darbrachte, sind verschlungen.

Unmächtig steht der Mensch, wo die Elemente walten.

Chr. Kind.

Handelsgewinne im Mittelalter.

Der Kampf gegen das bewegliche Kapital von Seiten des Grundbesitzes und der Arbeit ist so alt, wie der Handel überhaupt. Als in Deutschland gegen Ausgang des Mittelalters die großen Handelsgesellschaften und die Kaufleute von fürstlichem Reichthum den Weltmarkt beinahe ausschließlich beherrschten, nahmen die Klageschriften und Beschwerden gegen die unmäßigen „Galgen und Rad verdienenden" Gewinne der Handelsherren kein Ende. Die letzteren leugneten (was in damaligen Zeiten leichter war als heutzutage) diese Gewinne beharrlich ab, indessen kam doch manches zu Tage, was einen sicheren Einblick in diese Verhältnisse gestattete. So stellte sich im Jahr 1520 durch eine zur Oeffentlichkeit gelangte Streitigkeit heraus, daß eine jener Gesellschaften in nur 6 Jahren den 37fachen Betrag ihrer Einlagen gewonnen hatte. Bartholomäus Rem, Bürger zu Augsburg, hatte seiner Behauptung nach 900 Gulden in der Ambrosi Hochstetterschen Gesellschaft angelegt, und als nach 6 Jahren 33,000 Gulden Gewinn auf seinen Antheil gekommen, die Auszahlung dieser Summe verlangt. Die Gesellschaft behauptete dagegen, daß er nur zu einem Gewinn von 26,000 Gulden berechtigt sei. Darauf verklagte Rem die Gesellschaft vor Kaiser und Reich, und als der Kaiser befahl, der Rath zu Augsburg solle durch Schiedsrichter darüber entscheiden lassen, sprachen diese dem Rem in runder Summe 30,000 Gulden zu. Allein Rem zog nach Spanien zum Kaiser Karl und verklagte nochmals den Rath, folgte dem Kaiser zur Krönung nach Aachen und von da zum Reichstag nach Worms und führte daselbst zwei der Hochstetterschen Gesellschaft gehörende Güterwagen eigenmächtig hinweg. Der Kaiser ließ ihn deshalb verhaften und nach Augsburg abführen, woselbst ihn der Rath bis an sein Lebensende in den Heiligen-Kreuz-Thurm einsperren ließ. Denn obwohl jeden Morgen ein Rathsbote vor der Thür des Gefangenen ausrief: „Bartholomäus, willst Du 30,000 Gulden annehmen und frei von dannen ziehen?" so antwortete dieser doch bis an sein Ende mannhaft: „Unter 33,000 Gulden thu' ich es nit."

St.

Londoner Straßenjungenbrigaden.

Langsam schlenderte ich eines Tages Marylebone-Road herunter; es war im heißesten Sommer, und trotz des vortrefflichen Straßenbesprengungssystems von London waren meine Stiefeln mit Staub bedeckt. Es war deshalb vollständig gerechtfertigt und ein Beweis von Zuvorkommenheit, als an einer Straßenbiegung mir eine Stimme zurief: „Shine your boots, sir*)!"

Ich blickte auf, vor mir stand ein kräftiger Junge, in eine roth und schwarze Jacke gekleidet mit einer gleichfarbigen Mütze, um deren Rand in deutlichen Buchstaben zu lesen war: „North-West-Brigade." Ich setzte meinen rechten Fuß auf den kleinen Kasten, der vor dem Jungen stand, um ihn der sogleich mit großer Energie beginnenden Reinigung zu unterwerfen. Als der Bursche fertig war, erkundigte ich mich nach der Bedeutung der Aufschrift seines Mützenschildes und seiner Uniform.

„Wir sind eine Abtheilung," erwiderte er, „der großen Shoeblack-Brigade, die 1851 gegründet wurde und jetzt in acht Abtheilungen nach verschiedenen Stadtvierteln mit verschiedenen Namen und Farben getheilt ist. Unsere Northwestbrigade besteht erst seit 1857; die älteste, die Centralbrigade, seit 1851; sie hat rothe Jacken und Kappen."

„Wie viel von Euch gehören denn zu einer Brigade?"

„Alles in allem sind wir über 400, aber nicht gleichmäßig vertheilt, in unserer sind 66 Jungen, in der rothen Brigade 74, in der Union-Jack-Brigade nur 21."

Aus der weiteren Unterredung mit dem freundlichen Schuhputzerburschen und anderen Nachrichten, die ich später erhielt, erfuhr ich noch folgendes: Die große Ausstellung von 1851 gab der Ragged-School-Union (Verein der Lumpenschulen für arme verwahrloste Kinder) den Gedanken ein, die erwähnte Schuhputzerbrigade ins Leben zu rufen und so einer großen Zahl unbeschäftigter Jungen eine nützliche und ehrliche Arbeit zu schaffen. Die ganze Sache ist vortrefflich organisirt. Die Utensilienkästen und Uniformen werden in dem Centralbureau eines jeden der acht Districte aufbewahrt, wo sämmtliche Brigadiers sich jeden Morgen um 7 Uhr versammeln und nach einem gemeinsamen Gebete auf ihre verschiedenen Arbeitsplätze gehen und dort bis zum Abend bleiben, im Sommer bis 6, im Winter bis 4 oder 5 Uhr. Was ein jeder im Laufe des Tages verdient, bringt er abends ins Bureau; 6 Pence (5 Sgr.) davon erhält er zu seinem Unterhalt, den er allein bestreiten muß; was drüber ist, wird in drei Theile getheilt: $\frac{1}{3}$ erhält er sogleich zu den 6 Pence, $\frac{1}{3}$ behält die Gesellschaft als Beitrag zu ihren Ausgaben, $\frac{1}{3}$ wird in eine Sparbank zu Gunsten der Knaben gelegt. Abends kehren die Burschen nach Hause zurück und die kein Heim haben, in ein für sie eingerichtetes Zufluchtshaus. Vorher haben sie auch noch jeden Abend Schulunterricht und Sonntags werden sie zum Kirchenbesuch angehalten. In einem Jahre verdient die ganze Brigade ca. 7000 Pfd. St. (ca. 48,000 Thlr.). Natürlich ist der Verdienst verschieden, je nach der günstigeren oder unvortheilhafteren Station, die die Jungen einnehmen; die Mitglieder der Centralbrigade verdienten in einem Jahre jeder 25 Pfd., oder beinahe 10 Shillinge (3 Thlr. 10 Sgr.) pro Woche. Auch für das Vergnügen der Burschen sorgt das Committee. Im Sommer haben sie alljährlich ein großes Fest im Krystallpalast, wobei sie selbst mitmusiciren — denn mehrere Brigaden haben Trommler- und Pfeiferbanden — und im Winter ein anderes in einem städtischen Locale, wo es reichlich Thee und Kuchen gibt und Prämien an besonders tüchtige Jungen ausgetheilt werden.

Zu dieser Schuhputzerbrigade ist seit 6 Jahren noch eine andere hinzugekommen. Die Rag-Collecting-Brigade besteht aus Knaben, die von der Straße aufgelesen, zum Lumpensammeln und Einkaufen rc. förmlich geschult werden, die also — organisirt, uniformirt und strenge controllirt — dasselbe Geschäft betreiben, wie die berühmten Chiffonniers von Paris. Sie tragen blaue Blousen mit rother Einfassung und sind getheilt in drei Klassen: Sammler, Helfer und Sortirer. Nur die ersten erhalten Geld zum Einkauf, wofür sie verantwortlich sind, sie müssen lesen, schreiben und rechnen können. Die Helfer ziehen die Wagen zur Aufnahme der Lumpen und sind den Sammlern untergeordnet; die Sortirer besorgen ihr Geschäft in den Waarenhäusern unter gehöriger Aufsicht. Kein Sortirer kann zum Helfer avanciren, bevor er wenigstens 5 Sh. in der Brigadebank hat; um Sammler zu werden, muß er mindestens ein Pfund darin haben und die nöthigen Kenntnisse besitzen. Dies Geld können sie von ihrem regelmäßigen Lohn sich sparen. Die Sammler erhalten 9 Pence, die Helfer 6 P. täglich, außerdem $\frac{1}{3}$ des Gesammtverdienstes; die Sortirer $1\frac{1}{2}$ P. die Stunde. Für Kleider und Gerätschaften sind sie der Gesellschaft verantwortlich. In den Waarenhäusern erhalten sie Frühstück und Abendbrot zum Kostenpreise. Die Lumpen kaufen sie in den Häusern des ihnen angewiesenen Distriktes und bezahlen sie nach Maßgabe eines gedruckten Tarifs, den sie bei sich führen; für jede empfangene Summe müssen sie eine Quittung geben und dieselbe in ihr Buch notiren. Abends wird genaue Rechnung abgelegt.

Wenn man bedenkt, daß London an 30—40,000 verwahrloste Kinder hat — die Kinder von Almosenempfängern (paupers) nicht mitgerechnet — daß nicht weniger als 3000 Kinder alljährlich wegen Diebstahls dort eingesteckt werden, wird man zugestehen, daß diese Brigaden ein höchst wohlthätiges Institut sind, dessen Einführung sich bei dem rapiden Wachsthum unserer großen Städte auch für uns sehr empfehlen dürfte.

R. K.

*) Wörtlich: „Laßt Eure Schuhe leuchten, d. h. putzen, Herr!"

An unsere Post-Abonnenten.

Wir müssen wiederholt erklären, daß in Fällen, wo den Postabonnenten einzelne Daheim-Nummern von ihrer Bezugsquelle nicht geliefert worden sind und diese dann von uns direkt reklamirt werden, wir solche Nummern nicht gratis liefern können (wie oft verlangt wird) sondern nur gegen Berechnung resp. Nachnahme.

Dagegen ist jede Postexpedition verpflichtet, solche nicht gelieferte Nummern bei rechtzeitiger Reclamation gratis nachzuliefern, weshalb man sich in solchen Fällen stets an seine betr. Bezugsquelle wenden wolle, nicht aber an uns, die wir durchaus in keiner Beziehung zu einzelnen Postämtern stehen und auf dieselben keinerlei Einfluß haben.

Daheim-Expedition.

Rebus.



Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim







Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 29. August 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 48.**

Frauenliebe.

Novelle von **Otto Glagau.**

I.

Zu den anmuthigsten Landschaften meiner Heimat Ostpreußen, die an Naturschönheiten keineswegs so arm ist, wie man gewöhnlich annimmt, gehört das bernsteinberühmte Samland, das gegen Westen und Norden von den tiefblauen Wogen der Ostsee umspült wird, während das Innere sanfte Hügelketten durchziehen, gekrönt von ausgedehnten Laub- und Nadelwäldern, in denen außer großen Rudeln von Hirschen und Rehen auch das sonst so seltene Elch oder Elenthier noch angetroffen wird.

An der Nordküste von Samland erhebt sich das bisher flache und kahle Gestade der Ostsee plötzlich zu einer fast senkrechten Höhe von ein- bis zweihundert Fuß; es wird häufig durchbrochen von breiten, vielgewundenen Schluchten, die sich viertelmeilenweit ins Land hineinziehen, an deren Wänden dichtes Gesträuch und hohe Bäume, oder auch kleine Häuser und ganze Dörfer hinaufklettern, während von der Höhe zahlreiche Wasserbäche in schmalen Rinnen herabgleiten und über Steine und Geröll mit hastigem Gemurmel dem Meere zueilen.

In solcher Uferschlucht zerstreut liegt ein großes Fischerdorf, das etwa sechszig Hütten zählt und Groß-Kuhren heißt. Tritt man aus dem prächtigen Forstwalde, prangend in breitstämmigen Buchen und majestätischen Eichen und bevölkert mit zahlreichem Edelwild, so hat man alsbald Dorf und Schlucht zu Füßen; und jenseits derselben eine weite Haide, mit spärlichem Gras und Wachholder bestanden, auf der sich dann und wann künstliche Erdhügel erheben, die Kapurnen heißen und die Grabstätten der alten heidnischen Preußen enthalten.

Die Häuser des Dorfs sind klein und unansehnlich, durchweg einstöckig und mit Stroh gedeckt; mit kleinen Fenstern und niedrigen Thüren, die grasgrün oder braunroth angemalt. Die Schlucht, welche aus mehreren Krümmungen und Seitenschluchten besteht, und in deren Tiefe etliche Wasserbäche rinnen, scheidet das Dorf in zwei Hauptheile, die zahlreiche Fußpfade und Bretterstege mit einander verbinden. Zu Anfang ist die Schlucht noch enge und kahl, aber allmählich erweitert, vertieft und verzweigt sie sich, während sich Sohle und Wände mit dichtem Gestrüpp bekleiden, durch das man auf vielgewundenem Pfade bald bergauf, bald bergab nur mühsam vorwärts dringt. Die Aussicht gegen die See verschließt eine kahle, kegelförmige Sandkuppe, der Zipfelberg genannt, dessen Unterlage eine eisenhaltige Sandbank bildet, von braunrothen Schichten und blauer Bernsteinerde durchzogen. An seinem Fuße sammeln sich die Wasser der Forst, die im Frühjahr und Herbst zum reißenden Sturzbache anschwellen, der sich tosend und schäumend ins Meer stürzt. Aber auch zu jeder andern Jahreszeit bietet die Schlucht ein wildromantisches Bild von der Gewalt und Zerstörung der Elemente, denn Meereswogen und Stürme, Regengüsse und Sturzwasser haben die Uferwände zerrissen und unterhöhlt.

Vom Zipfelberge aus, zu dem ein steiler Pfad hinaufführt, übersieht man die ganze Schlucht und beide Theile des Dorfes, sowie auf Meilenweite die hohen, steilen Seeufer in ihrer wechselvollen Bildung; und andererseits hat man das unendliche Meer zu Füßen, dessen Vorstrand mit Steinen und Geröll, Eisensinter und mächtigen Geschiebeblöcken bis in das Wasser hinein übersäet ist.

An einem Hochsommervormittage des Jahres 1836 lag das Dorf im grellen Sonnenbrande da. Die Luft war zum Ersticken schwül und mit jenen widerlich scharfen Düften geschwängert, die Fischerdörfern eigen zu sein pflegen. Ueberall vor den Thüren und auf den gleich daneben aufgeschichteten Düngerhaufen lagen mannigfaltige Ueberreste von Fischen umher, die hier für Menschen wie Hausthiere die Hauptnahrung bilden. Aus den offenstehenden Thüren drang ein dicker, schwarzgelber Rauch hervor und ließ in der Flurküche ein mattglimmendes Torffeuer erkennen, an dem tausende von Dorschen und Häringen — die beiden Hauptarten der hier gefangenen Fische — in langen Reihen aufgehangen gar räucherten. Nur in langen Pausen stieg von der See ein kühler Luftzug herauf, um sogleich in dieser glühenden Atmosphäre zu ersticken.

Auf dem Anger spielte ein Rudel Kinder, Knaben und Mädchen. Nur mit einem kurzen, groben Hemde bekleidet und von der

Sonne ziegelroth geröstet, wälzten sich diese kleinen flachshaarigen Geschöpfe im heißen Sande umher, mit den behaglich grunzenden Schweinen um die Wette. Sonst erschien das Dorf wie ausgestorben, ringsumher ohne Laut und Bewegung.

Da erscholl von der Landstraße ein lärmendes Singen und Jauchzen. Zwei junge Männer schritten dem Dorfe zu, doch so, daß sie die Breite des Weges zwischen sich ließen. Beide schienen vom weiten Marsche bestäubt und erhitzt; sie hatten die blaue Tuchjacke ab- und mit dem leinenen Brotbeutel über den Rücken geworfen; ein grober Strohhut mit rothem Bande saß ihnen lose auf dem Kopfe. Der eine war eine plumpe, starkknochige Gestalt mit Plattnase und Glotzaugen, das breite Gesicht von Blatternarben zerrissen und an der Stirne durch zwei schwarzblau angelaufene Beulen entstellt. Sein Gefährte dagegen war ein schlanker, hübscher Bursche mit sanftgebogener Nase und wasserblauen Augen, dem das Haar in weichen gelben Ringeln auf den Nacken fiel. Still und mit niedergeschlagener Miene ging er seinen Weg, ohne sich um den andern zu kümmern; während ihm dieser von Zeit zu Zeit einen höhnischen Seitenblick zuwarf und dann wieder sein wüstes Geschrei anstimmte. Augenscheinlich war er betrunken und suchte seinen Gefährten zu reizen; darum sang er jetzt mit heiserer, verzerrter Stimme:

Soldat, das muß ich werden,
Soll in die Fremde ziehn;
Mein Liebchen soll ich lassen —
Wie wird es mir ergehn!

Der Schlanke zuckte zusammen; zornig blickte er zu dem Spötter hinüber und hob drohend die geballte Faust. Der andere war mit herausfordernder Miene stehen geblieben, als ob er seinen Gegner erwarte; wie dieser sich aber bezwang und ruhig weiter schritt, verzog er das Maul zu einem breiten Grinsen, holte aus der Tasche eine Bouteille hervor, that einen langen Zug daraus, und sie gegen den Gefährten schwenkend, brüllte er:

Trink, Kamrad; trink, trink, Kamrad!
Ruft die Trommel früh und spat.
Ob's im Kriege oder Frieden,
Auf dem Marsch und im Quartier:
Ueberall ist's uns beschieden,
Tabak, Branntewein und Bier.
Trink, Kamrad; trink, trink, Kamrad!

Inzwischen hatten sie das Dorf erreicht und blickten nun gleichzeitig zu einem Hause empor, wo an dem Giebelfenster ein junges Mädchen erschien, das die beiden mit gespannter Miene betrachtete. Der Schlanke grüßte sie mit sanftem Nicken, aber mit trübem Ausdrucke; während der andere sie lüstern anstierte und in ein lautes Juchhe! ausbrach; worauf das Mädchen im Augenblick verschwunden war.

In die Thüre des Hauses trat ein untersetzter, breitschultriger Mann, mit hartem, rothem Gesicht, dem das graue Haar wirr um den Kopf hing. Trotz der Hitze trug er einen dicken Wollenshawl und eine Unterjacke von blauem Flanell, über die er eine lange Tuchweste gezogen hatte, die von unten bis oben mit kleinen Messingknöpfen besetzt war. Ein grober, halbhoher, starkzerknitterter Filzhut, eine kurze, weite Hose von grauem Drillich und darunter lange Wasserstiefel vervollständigten den Anzug.

„Viel Glück, Schulze!" grüßte der Schlanke; während der andere ihm taumelnd die Hand und mit ihr die Flasche bot.

Der Alte ergriff sie bedächtig und setzte sie an den Mund, indem er einen tiefen Schluck nahm; worauf er im Nachgefühl des Wohlgeschmacks das linke Auge zukniff und sich behaglich schüttelte.

„Doppelkümmel!" grinste der Bursche.

„Richtig, Jacob!" erwiderte der Schulze, indem er die Flasche, die er noch immer in der Hand hielt, von neuem ansetzte.

„Echter Doppelkümmel!" wiederholte er, und gab sie mit langsamem Zögern zurück.

Dann holte er aus der Westentasche etwas Kautabak, ballte ein Kügelchen daraus und schob es in den Mund.

„Nun, Jungen?" fragte er, indem er auf den Brotbeutel des Schlanken einen scharfen Seitenblick warf, als ob er von diesem eine gleiche Gabe erwarte.

Der Jüngling mochte diese Aufforderung nicht verstehen oder ihr nachzukommen nicht vermögend sein: genug, er verharrte in seiner gedrückten Stellung; worauf sich der Alte mit sichtlichem Unmuth von ihm ab und zu dem andern wandte.

„Nun, Jacob?" wiederholte er. „Wie ist's gegangen?"

„Durch!" lallte der Bursche und wies triumphirend auf seinen Hut, an dem ein weißer Zettel stak. Nummer 891.

„Hohe Nummer. Also freigeloost?"

„Allemal!" grinste der Bursche und schlug dem Alten vertraulich auf die Schulter.

„Gut! sehr gut!" brummte der Schulze. „Aber Martin?" fragte er weiter und warf auf den Schlanken einen prüfenden Blick.

Martin antwortete nicht; seine Miene wurde noch trüber, und er ließ die Augen am Boden haften. Statt seiner nahm Jacob wieder das Wort.

„Martin!" wiederholte er, „Martin hat Nr. 43 gezogen."

„So?!" machte der Alte.

„Kommt nach Berlin, wird Gardist!" fuhr Jacob mit höhnischer Schadenfreude fort.

„Nun," sagte der Alte, in denselben Ton einstimmend, „er kann noch die Tressen bekommen; er ist ja ein Gestudirter, kann lesen und schreiben."

„So gut wie ich und unser Pfarrer!" fiel hier eine fremde Stimme ein, deren Eigenthümer sich unbemerkt den dreien genähert hatte.

Es war eine lange, hagere Gestalt mit dünnem Reiherhalse und großer, spitzer Nase, auf der eine Hornbrille saß. Auf dem kahlen Kopfe trug er eine viereckige Mütze von verschossenem Sammet und mit langer Troddel, während der dünne Leib in einem langschößigen, vielfach zerrissenen und geflickten Rocke von selbstgewebtem Baumwollenzeuge, die plumpen, bloßen Füße in großen Holzschuhen staken.

„Liest und schreibt wie ich und unser Herr Pfarrer!" wiederholte er nachdrücklich und nahm für einen Augenblick die lange Pfeife aus dem Munde, aus der er eifrig paffte. „War mein bester Schüler während der dreißig Jahre, seit ich in diesem Dorfe mein schweres Amt verrichte."

„Gut, Schulmeister! ganz gut!" erwiderte der Schulze; „aber was hat er von all dem dummen Zeug? He!"

„Was er davon hat?!" wiederholte mit unwilligem Erstaunen der Schulmeister.

„Ich frage, was es ihm nützt?!" sagte der Alte, indem er das Tabakskügelchen ausspie. „Kann man mit allen Büchern der Welt einen einzigen Pomochel*) fangen?"

„Nein!" lachte Jacob. „Darauf beißen sie nicht an; weder auf Gedrucktes noch Geschriebenes."

„Seht mich an, seht Jacob an!" fuhr der Alte stolz fort. „Haben wir je lesen oder schreiben lernen; und versteht nicht jeder von uns sein Geschäft aus dem Grunde?"

„Wollt' ich meinen!" lallte Jacob, indem er dem Redner einen freundschaftlichen Stoß versetzte.

„Muß man lesen und schreiben können, um in den Himmel zu kommen?" fragte der Schulze weiter.

Der Schulmeister zuckte mit den Achseln.

„Dankt doch Gott," entgegnete er ärgerlich, „daß Eure Kinder nicht wie das liebe Vieh aufwachsen."

„Das dank Euch der Schwarze!" schrie zornig der Schulze. — „Wozu werden die unschuldigen Krabben mit Dingen gequält, die sie doch in diesem Leben nie brauchen? Wozu müssen sie in der Schulstube schwitzen, wenn wir sie zu Hause bei der Arbeit nöthig haben? Warum müssen wir einen Schulmeister füttern?"

„Ihr füttert mich gut!" entgegnete der andere, indem er wehmüthig auf seinen dürren Cadaver blickte.

„Eure Natur ist nicht zum Fettwerden eingerichtet," meinte spöttisch der Schulze, wobei er sich behaglich auf die prallen Lenden klopfte.

„Mein Einkommen noch weniger!" seufzte der Schulmeister: „dreißig Thaler baar und zehn Schock Fische."

„Viel zu viel für einen unnützen Brotfresser!" sagte roh der Alte. „Wir haben Euch nicht gerufen. Die Regierung hat Euch hergesetzt; mag sie Euch auch lohnen! — Doch, was wollt' ich sagen? — Ja, von Martin war die Rede. Wie er dasteht! Als ob ihm das Segel über Bord gegangen wär'!"

*) Pomochel nennen die Fischer den Dorsch.

„Armer Junge!" sagte der Schulmeister und betrachtete den Jüngling mitleidig, „Du mußt Soldat werden?"

„Ja," redete der Alte. „Mit all seiner Studirtheit hat er sich nicht einmal freiloosen können."

„Wie Ihr nur so sprechen könnt, Schulze," sagte unwillig der Schulmeister. „Als ob das in seiner Hand gelegen?"

„Natürlich lag's in seiner Hand! Warum hat's Jacob verstanden? — He, Jacob, erzähl ihnen 'mal, wie Du's gemacht hast."

„Nun," stammelte Jacob; „ich that, wie Ihr mich lehrtet. Schmierte mir vorher die Finger mit Fischgalle*) ein, und zog das Loos mit der linken umgekehrten Hand."

„Hört Ihr, Schulmeister!" rief triumphirend der Alte.

„Ach," entgegnete dieser, „das ist ein abergläubischer, unsinniger Schnack."

„Was untersteht Ihr Euch!" schrie der Schulze wüthend. „Sprecht Ihr zu Euren Fibeljungen oder mit mir, einem bejahrten Mann?! Nennt Ihr Unsinn und Aberglauben, was ich von meinem Vater und Großvater gehört und selber wohl hundertmal erfahren habe?! — O, es gibt noch viele Dinge, die nicht in Euern Büchern stehen, und die deshalb nicht weniger wahr sind. Das versichere ich Euch, der Ihr ein ungläubiger Heide seid."

Von diesen lauten Reden angezogen, trat nunmehr auch jenes Mädchen aus dem Hause, das vorhin an der Giebelluke erschienen war. Eine derbe Schönheit, von Kraft und Jugend strotzend, mit stark ausgeprägten Zügen, rasch und entschlossen in ihren Bewegungen. Auf dem Hinterkopfe saß ihr ein Häubchen — Hüll geheißen — von buntgeblümtem Zeuge, das unter dem Kinn mit einem breiten weißen Bande befestigt war, und unter dem das blonde Haar in dicken Zöpfen hervorquoll; ein knappes Leinwandmieder barg den Busen, während die kurzen, faltigen Hemdärmel die fleischigen Arme nur bis zum Ellenbogen bedeckten; um die Hüften trug sie einen kurzen Rock von rothem Flanell, der die bloßen Füße und Waden sehen ließ.

„Oiho!" schrie Jacob, „da ist Stina, die schmucke Stina. — Nun, Mädchen, freust Du Dich nicht, daß ich wieder daheim und den Buntröcken glücklich entwischt bin."

„Meinetwegen hätten sie Dich immer nehmen können!" antwortete sie schnippisch und kräuselte verächtlich die Oberlippe.

„Wie sich die Kleine verstellen kann!" grinste er. „Bist mir ja doch gut! Nicht wahr, Stinchen?"

Und er versuchte sie zu umarmen; aber sie stieß ihn kräftig zurück.

„Geh nach Hause," sagte sie. „Leg Dich aufs Ohr und schlaf Deinen Dusel aus."

„Nicht eher, bis Du mir einen Schmatz gegeben hast," antwortete er trotzig.

„Da kannst Du lange warten!" entgegnete sie.

„Und warum nicht, Stina?" fragte der Alte, der sie mit Wohlgefallen betrachtete. „Ist Jacob nicht ein hübscher Kerl?"

„Gewiß, Vater!" entgegnete sie spöttisch. „Hat er doch einen neuen Schmuck heimgebracht."

Und sie deutete auf die beiden Beulen an der Stirne des Burschen.

„Je!" sagte der Alte, der jene Trophäen erst jetzt zu bemerken schien. „Mit wem bist Du wieder zusammengerathen, Jacob?"

„Mit den Rauschenern!**)" antwortete er mürrisch.

„Hm!" machte beifällig der Alte.

„Als wir gestern Nachmittag in Fischhausen***) vom Loosen kamen," erzählte Jacob, „stießen wir Burschen aus Groß- und Klein-Kuhren, die wir immer zusammenhalten — —"

„Natürlich!" fiel der Schulze ein.

„Stießen wir," fuhr Jacob fort, „gleich hinter dem Märzkellerkrug auf die von Rauschen und machten uns daran, ihnen die Schädel zu verklopfen — —"

„Gut, sehr gut!" nickte der Schulze. „Die Lümmel fischen oft genug in unserem Strich. — Nun, Jacob, Ihr bezahltet sie? Wie?"

„Hm!" brummte der Bursche etwas verlegen. „Wir waren unser nicht genug."

*) Fisch schlechtweg bezeichnet immer den Dorsch.
**) Rauschen, ein benachbartes Fischerdorf.
***) Fischhausen, die Kreisstadt.

„Was!" schrie wüthend der Alte. „Groß- und Klein-Kuhren nicht genug gegen die lumpigen Rauschener?!"

„Wir waren nicht alle beisammen!" entschuldigte sich Jacob. „Etliche der unseren blieben zurück. Auch Martin," fuhr er, mit einem bösen Seitenblick, fort, „saß ruhig im Kruge."

„Pfui!" schrie der Schulze und spuckte vor Martin aus. „Du bist feige wie ein Stint."*)

Der Jüngling wollte antworten, aber Stina kam ihm zuvor.

„Vater," sagte sie, mit glühender Röthe im Gesicht, „warum scheltet Ihr Martin? Weil er nicht ein Säufer und Schläger wie Jacob ist?!"

„Dumme Dirne!" schrie zornig der Alte. „Was mengst Du Dich in unser Gespräch! Marsch mit Dir ins Haus hinein!"

Sie gehorchte, indem sie trotzig den Kopf in den Nacken warf.

„Komm nur, mein Junge," sagte der Schulmeister und zog Martin mit sich fort. „Deine Mutter erwartet Dich."

Sie traten in eins der nächsten Häuser, fanden aber niemand darin, und gingen nun an den Strand hinunter.

II.

Der Strand bot ein reges und mannigfaltiges Leben und Treiben.

Etliche Kinder und Weiber waren mit dem Auflesen des Bernsteins beschäftigt, den die Brandung auf den Strand wirft, und der theils auf dem bloßen Sande liegt, theils aus dem ihn enthüllenden Seegras und Seetang mühsam herausgesucht werden muß.

Einige Männer gingen der Brandung bis zur dritten oder vierten Woge entgegen und suchten den anschälenden Bernstein, der sich in dem dunkelgefärbten Wasser schon von Ferne abzeichnet, mit einer Art von kleinen Netzen zu schöpfen, die Käscher heißen und an langen Stangen befestigt sind.

Andere fuhren auf einem Boote unweit der Küste hin und her und erforschten den Meeresgrund in einer Tiefe von zwanzig bis dreißig Fuß mittelst langer Stangen, die mit eisernen Spitzen und Widerhaken versehen sind und den Bernstein vom Grunde abstoßen, worauf er mittelst der Käscher heraufgezogen wird.

Noch andere waren in den Gruben am Uferberge thätig, wo das kostbare Mineral in bergmännischer Weise aus der bläulichen Erdschicht gegraben wird.

Unter Aufsicht der jüdischen Händler, die damals den Strand noch gepachtet hatten, ward der gewonnene Bernstein sofort nach Größe, Farbe und Durchsichtigkeit sortirt und in die bereitgehaltenen Beutel und Säcke verpackt. Alle Schattirungen des weißlichen, gelblichen und röthlichen waren vertreten; hin und wieder auch blaue und schwarze, wasserhelle und smaragdgrüne Stücke; und sie alle schillerten und funkelten im Sonnenlichte wie tausend Edelsteine. Hier sah man Stücke, die mehrere Pfund wiegen mochten und aus denen die kostbarsten Kleinodien gefertigt werden; dort einen Haufen winziger Brocken, die theils zu Korallen und Perlen verarbeitet, theils, weil mit Sand und Erde vermischt, nur zum Räuchern benutzt werden.

Ein nicht minder bewegtes und anziehendes Bild gewährte ein anderer Theil des Strandes, wo Weiber und Kinder mit dem Ausbreiten, Trocknen und Ausbessern der Netze beschäftigt waren, oder diese mit Angeln versahen, woran sie den Köder aufsteckten.

Auch hier wurden Boote längs dem Ufer hin- und hergezogen, aber nicht um Bernstein zu stechen, sondern um kleine Fische — sogenannte Sutter — zu fangen, die als Köder für die Dorsche benutzt werden.

In der Ferne sah man die Segel der Fischerkähne, die am Abend vorher ausgefahren und die Nacht hindurch gefischt hatten, jetzt aber mit ihrem Fange langsam dem Lande zusteuerten. Wie sie diesem näher und näher kamen, konnte man die Stimmen der Fischer vernehmen, nach welchen ihre am Ufer harrenden Weiber und Kinder schon lange ausspähten.

Jetzt war die See milde und friedlich, die blauen Wogen schaukelten sanft und auf ihnen glitzerte das goldene Sonnenlicht; aber in der Nacht hatte es gestürmt, und mit banger Ungeduld wurden die Fischer, welche sich heute um mehrere Stunden verspätet hatten, von den Ihrigen erwartet.

*) Ein kleiner Süßwasserfisch.

Endlich waren die Kähne am Ufer, sonnenverbrannte, wetterfeste Jünglinge und Männer sprangen heraus und zogen die Fahrzeuge aufs Land, wobei ihre sie umringenden Angehörigen ihnen nach Kräften behilflich waren. Währenddem jene die Geräthschaften in Sicherheit brachten, machten sich diese sofort über den Fang her, den sie besonders ergiebig finden mochten. Sie begannen die Fische auszuladen, zu reinigen und auf inzwischen herbeigekommene Wagen zu packen, um sie ohne Verzug nach den umliegenden Städten zu Markte zu fahren.

Alle waren vollauf beschäftigt und alle schienen befriedigt. Nur eine ältliche, große, hagere Frau irrte suchend durch die arbeitende Menge und längs den beutebeladenen Fahrzeugen.

„Wo ist denn unser Boot?!" rief sie ängstlich. — „Ah, dort!" —

Auch der Kahn, auf den sie jetzt zulief, hatte einen reichen Fang heimgebracht; doch während es bei den übrigen ziemlich laut und lärmend herging, herrschte an diesem auffallende Stille. Die hier beschäftigten Weiber flüsterten leise und scheu mit einander, und in der Nähe standen drei Männer in ernstem Schweigen. Sie aber bemerkten wohl, wie die alte Frau sich eilig näherte, aber keiner von ihnen blickte empor, sondern jeder hielt wie verlegen die Augen zu Boden geheftet.

„Wo ist Andres?" rief schon von weitem die Frau.

Niemand antwortete ihr, niemand sah auf.

„Wo ist Andres, wo habt Ihr meinen Mann?!" wiederholte sie lauter und ängstlicher.

Auch jetzt noch blieben alle stumm.

„Um des Himmels willen, so sprecht doch!" keuchte sie. — „Ist ein Unglück geschehen?"

Einer der Männer nickte trüb. Dann wollte er sprechen, aber die Stimme versagte ihm, nur ein heiserer, gurgelnder Ton drang aus seinem Munde.

Da schlich ein kleines Mädchen zu der armen Frau, haschte nach ihren fliegenden Händen, blickte mit den kleinen blauen Aeuglein zu ihr empor und plapperte:

„Muhme Liese, ich will Dir's sagen. Ohm Andres ist ins Wasser gefallen und ertrunken."

„Was?!" kreischte jene. „Andres ist todt?!"

Ihre Augen rollten entsetzt umher und lasen auf den niedergeschlagenen Gesichtern der andern die Bestätigung der Hiobspost. Sie stieß einen gellenden, herzzerreißenden Schrei aus, riß sich das schwarze Kopftuch ab, so daß die spärlichen, grauen Haare wirr in der Luft flatterten, und warf sich in den Sand, wo sie ächzend und wimmernd sich umherwälzte.

Von allen Seiten eilten die Weiber herbei und ergossen sich in Weinen und Heulen. Und ob auch die Augen der starren Männer trocken blieben, so verriethen sie doch ihr Mitleid durch heftiges Räuspern und Schnäuzen.

In diesem Augenblick kamen hinter dem Zipfelberg Martin mit dem Schulmeister hervor. Sie näherten sich unbemerkt der Gruppe und hörten, wie einer der Fischer erzählte:

„Wir waren wohl an drei Meilen vom Lande, und es mochte kaum Mitternacht sein, da zog gerade über unsern Köpfen eine Schwark*) auf und bedeckte im Nu den ganzen Himmel. Wie aus einem Sack flog der Wind uns an, die See kochte auf und der Kahn bekam einen Stoß, daß er sich mit uns wie ein Meisel drehete und halb kenterte. Andres ließ das Steuer fahren und schoß kopfüber ins Wasser; auch wir andern wurden zu Boden geweht, bekamen aber die Leinen zu fassen und hielten uns mit knapper Noth fest. Mit einemmal ließ der Wind nach, ich kroch nach dem Steuer, und wir brachten das Boot wieder in Gang. Doch Andres blieb verschwunden; wir riefen und fischten nach ihm wohl über eine Stunde, segelten die Kreuz und die Quer, aber er war nicht mehr zu finden.

Martin durchbrach den Kreis und entdeckte seine Mutter, die noch immer im Sande lag und fortfuhr zu wimmern und zu stöhnen. Er kniete neben ihr nieder und streichelte ihr stumm die welken Wangen. Dann versuchte er sie aufzurichten; sie ließ es willig geschehen und sich wie ein Kind von ihm wegführen. Nur noch einmal, ehe sie in die Schlucht einbog, wandte sie sich um und warf einen verzweiflungsvollen Blick auf die See, die jetzt harmlos plätscherte und unschuldig lächelte.

*) Wolke.

Das Weib hatte den Gatten verloren und über diesen Schmerz vergaß die Mutter, daß sie auch in Gefahr stand, den Sohn zu verlieren.

Der arme Andres hatte sich doch wieder eingefunden. Am vierten Tage warf die See seinen Leichnam auf den Strand, nachdem sie an vierundzwanzig Stunden gerast hatte.

Die aus dem Meere aufsteigenden Haufenwolken verkündeten den neuen Sturm. Die Spiegelglätte der See verschwand und in der Ferne zeigten sich weißschäumige Wellen, die näher und näher kamen und zu häuserhohen Wogen anwuchsen. Das Getose der aufgebrachten Flut ähnelt dem Todesröcheln eines Ertrinkenden, und die Fischer dachten sofort an den ertrunkenen Andres. „Er will herein!" sprachen sie unter einander. Und als die hohe See anhielt, meinten sie bedenklich: „Er muß doch noch nicht drin sein!" Denn die See kann Leichen in sich nicht leiden und hört nicht eher zu toben auf, bis sie ausgeworfen sind.

Das ganze Dorf und die benachbarte Strandbevölkerung erwarteten also die Ankunft des todten Andres, als man ihn am vierten Tag endlich fand. Aber nicht bei Groß-Kuhren, sondern eine Meile weiter ostwärts, bei Rauschen, ward er gefunden; und die Rauschener, die geschworenen Feinde der Kuhrer, luden ihn auf einen Strohwagen und fuhren ihn bis an die Grenze seines Geburtsorts, wo er von seinen Nachbaren feierlich in Empfang genommen wurde. Er war kaum wiederzuerkennen; die Wogen und die Steine auf dem Meeresgrunde hatten ihn gar jämmerlich geschunden und zerschlagen, die Kleider hingen in Fetzen umher und die Haare waren mit Sand und Tang wie durchwachsen. Nur die Augen standen weit offen und wollten sich durchaus nicht schließen lassen.

Man brachte den Todten in das Haus der Wittwe, in das gemeinschaftliche und einzige Wohnzimmer, wusch und reinigte ihn, zog ihm ein langes Hemd an, legte ihn auf die Bank unter dem Fenster, wo ein Wisch Stroh ausgebreitet war, und bedeckte ihn mit einem weißen Laken. Auch der kleine Rasirspiegel ward sorgfältig verhängt, damit nicht das Bild der Leiche, also gleichsam zwei Leichen gesehen werden; weil sonst bald jemand von seinen Angehörigen dem Verstorbenen nachfolgen muß.

Die Leiche muß den Tag über der Erde bleiben. So lange sie im Hause ist, ruht alle Arbeit, namentlich auch der Spinnrocken, damit der Todte nicht gestört werde. An jedem Abend versammelten sich in der Stube des todten Andres seine Hausgenossen und Nachbaren und sangen mehrere lange geistliche Lieder bei der Leiche. Dazwischen stärkten sie sich durch elenden Kornbranntwein, den die Wittwe herzugeben hatte, und der in großen Flaschen von einem zum andern wanderte.

Zum Begräbniß fand sich so ziemlich das ganze Dorf ein, denn das ganze Dorf ist unter einander verwandt, und Andres hatte unter all seinen Nachbaren keinen Feind gehabt.

Die Mannsleute kamen in langen blauen Wandröcken*), lange, schwere Wasserstiefel an den Füßen und uralte Filzhüte auf den Köpfen; die Frauenzimmer in schwarzen Stuffkleidern**) und gleichartigen Kopftüchern mit aufrechtstehenden Zipfeln; alle mit Gesangbüchern und weißen Schnupftüchern in der Hand.

Der Todte ruhte jetzt unbedeckt im offenen Sarge, mitten im Zimmer und die Füße gegen die Thüre gerichtet. Auf der einen Seite standen Stühle und Bänke für die Männer, auf der andern Seite für die Weiber, denn beide sitzen von einander getrennt. Unter Leitung des Schulmeisters, der den Pfarrer vertrat, wurden wieder zwei lange Lieder gesungen, und wieder Schnaps und Fladen***) unter die Anwesenden vertheilt. Nach einer Pause folgten abermals zwei Lieder, dann hielt der Schulmeister die Trauerrede. Er lobte den Verstorbenen als einen Mann, der es sich im Leben habe sauer werden lassen, um sich und die Seinigen kümmerlich aber redlich zu ernähren; als einen stillen friedfertigen Mann, der ein guter Hausvater und treuer Nachbar gewesen sei, bis ihn mitten in seinem Berufe die tückische See verschlungen; ein jähes Ende, von dem man nicht wissen könne, ob es nicht schon morgen einen oder den andern seiner noch heute gesund und kräftig dastehenden Kameraden ereile. Im Namen des Todten dankte der Schulmeister den Anwesenden für die letzte

*) Wand soviel als grobes Tuch.
**) Stuff ein dünnes Wollenzeug.
***) Eine Art dünnen trocknen Kuchens von Roggenmehl.

Ehre, die sie jenem erwiesen; im Namen des Todten nahm er Abschied von der Versammlung, ermahnte sie zu einem gottesfürchtigen Wandel und schloß mit einem kräftigen Amen, in welches alle laut und wiederholt einstimmten.

voran; hinter demselben folgte zunächst Martin mit den übrigen Männern, dann die Wittwe mit den Frauen.

Man bemerkte, daß der Wind nicht nach dem Trauerhause sondern in fast entgegengesetzter Richtung wehete, und schloß daraus



Im Hause eines Andreasberger Vogelzüchters.

Nach dem Leben für das Daheim gezeichnet von W. Simmler.

Unter dem Gesange: „Wenn mein Stündlein kommen ist," ward der Sarg verschlossen, sechs Fischer hoben ihn auf die Schultern und trugen ihn hinaus. Gleichzeitig wurden aber auch die Ställe geöffnet und der Viehstand des Verblichenen hinausgetrieben — ein dürres Pferd, eine magere Kuh und ein paar Schweine und Schafe; damit sie ihren ehemaligen Herrn noch einmal sehen und seinen Segen empfangen konnten.

Der Schulmeister mit der Schuljugend schritt singend dem Sarge

daß die Wirthschaft nicht im alten Geleise bleiben, vielmehr in nächster Zeit zurückgehen werde. Glücklicherweise begegnete der Zug weder einem Wagen noch einem Reiter — und das war ein günstiges Anzeichen; im andern Fall kehrt nämlich der Geist des Verstorbenen, welcher seinem Leichnam folgt, in das Dorf zurück, und es stirbt bald einer der Bewohner. An jedem Kreuzweg, den man passirte, wurde ein Wisch Stroh niedergelegt, damit der Geist des Todten sich setzen und ausruhen könne.

So erreichte man den Kirchhof, wo die Leidtragenden das Lied anstimmten: „Nun lasset uns den Leib begraben." Noch einmal wurde der Sarg geöffnet, der Todte zurechtgelegt, Abschied von ihm genommen und dann in die Grube gesenkt. Der Schulmeister sang die Todtencollecte ab, welche die Gemeinde beantwortete, und sprach zum Schluß das Vaterunser, während die übrigen ringsum am Grabe knieeten. Ein jeder warf eine Handvoll Erde auf den Sarg, und die Grube ward zugeschaufelt. Damit war die Begräbnißfeier noch nicht beendet, es folgte nun erst — der Todtenschmaus.

Zuvörderst ging ein jeder nach Hause, um das Gesangbuch abzulegen und sich umzukleiden; namentlich vertauschten die Weiber ihr Kirchenkleid mit einem geringern Anzug. Gegen Abend versammelten sich alle wieder im Trauerhaus und nahmen hier an langen Tischen Platz, wo man ihnen große Portionen von Schnaps und Fladen, Fische und Grützbrei auftrug, welchen sie langsam und bedächtig aber tapfer zusprachen. Ein Stuhl war für den Verstorbenen an der Tafel leer geblieben; ein anderer stand an der Thür und darauf lagen die Handtücher, womit der Sarg ins Grab gesenkt worden. Denn die Leute glauben, der Todte kommt an diesem Abend zurück und nimmt am Mahle theil, oder er setzt sich bei der Thüre nieder, weint sehr und trocknet die Thränen mit den Handtüchern ab; erst dann verschwindet er für immer.

Unter dem Essen, das sich mehrere Stunden hinzog, wurde nicht viel gesprochen. Nachdem aber die Tafel, wie sie begonnen, mit einem vom Schulmeister gesprochenen Tischgebet aufgehoben war, setzten sich die Weiber in Gruppen zusammen und fingen an eifrig zu schwatzen, zuerst vom Verstorbenen, dann von Geistern und Gespenstern, auf welche diese oder jene gestoßen war, und endlich von allerhand weltlichen Dingen, von ihren eigenen und fremden Angelegenheiten. Die Männer stopften ihre Pfeifen, zogen schmutzige Karten hervor und begannen, da es inzwischen dunkel geworden war, beim Scheine dünner mattglimmender Talglichter „Solo" und „Brausbart" zu spielen. Sie lachten und lärmten, fluchten und schlugen auf den Tisch, nicht anders als wie sie bei irgend einer Lustbarkeit zu thun pflegen. Sie stritten und zankten über den Gewinnst oder Verlust von ein paar Pfennigen mit einer Heftigkeit und Erbitterung, die verschiedentlich den Ausbruch einer Prügelei befürchten ließ; und wahrscheinlich wäre es auch dazu gekommen, wenn sich nicht die Weiber zwischen geworfen und unter Schelten und Schlägen ihre Männer gewaltsam von einander getrennt hätten. Auch der Schulze gerieth mit seinem Liebling Jacob hart zusammen, indem ihm dieser vorwarf, Farbe verleugnet und ihn „spitzbübisch" betrogen zu haben. Der Schulze suchte sich mit einem Faustschlag zu entschuldigen, den er dem Burschen ins Gesicht versetzte, und schon wollte sich dieser auf seinen Gegner stürzen, als es hier dem Schulmeister gelang, Frieden und Versöhnung zu stiften. Erst mit dem grauenden Morgen gingen die Leidtragenden auseinander, die Männer fast alle mehr oder weniger trunken von dem starken Genusse des Branntweins, der beständig unter ihnen gekreist hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Harzwanderungen. Von Hermann Wagner.

V. Harzer Kanarienvögel.

Andreasberg ist eine Insel im grünen Waldocean des Oberharzes. So weit das Auge reicht, meilenweit, siehst du nichts als die sanftgerundeten Berge, von dichtgeschlossenen Fichten bedeckt. Mitten zwischen diesen dunkeln, riesigen Wogen liegt die hellgrüne Andreasberger Insel aus saftigen Wiesen und Matten, durchzogen von den Häuserreihen des Bergstädtchens mit grauen Schindeldächern und grauen Bretterwänden. Ein paar Straßen haben sich auf der Höhe des Glockenberges festgesetzt, die andern ziehen sich steil in die krummen, verschlungenen Thäler hinab.

Es schläft sich ruhig auf solcher Insel des Waldgebirges, zumal wenn man einen so guten Gasthof findet wie den Rathskeller am Markt und einen so liebenswürdigen Wirth wie den jetzigen Besitzer desselben. Kein Wagenrasseln stört die Stille der Nacht. Es verbindet bis jetzt nicht einmal ein Telegraphendraht die hochgelegene Bergstadt mit der übrigen Welt. Du kannst dich wirklich so einsam fühlen wie auf einer Insel des atlantischen Oceans.

Krähende Hähne verkünden den dämmernden Morgen; langsame Schritte hallen durch die steilen Straßen. Bei den schroffen Wegen hinauf und hinab gewöhnt sich Jedermann einen bedächtigen Gang an. Das Horn des Rinderhirten ruft die Kühe zur Weide. Melodisch abgestimmte Glocken lassen sich von allen Seiten her hören. Bedächtig steigen die schweren Thiere die steilen Stufen hinab, die von den Gehöften nach der Straße hin führen.

Ganz allmählich rückte selbst die Sonne hinter den Waldbergen im Osten empor, endlich grüßten ihre Strahlen auch die Abhänge des Thales, die im Morgenthau funkelten. Ich machte mich auf, um die Straßen des einsamen Städtchens ebenfalls zu durchwandeln. Von allen Seiten her schmetterten die Lockfinken, welche in verhüllten Bauern an den Fenstern und Giebeln der grauen Häuser hingen. Hinter mancher Glasscheibe schaute schon ein blondes Kinderköpfchen hervor, hinter noch zahlreicheren aber schimmerten die weißen Holzstäbe großer Vogelkäfige, in denen zahllose Kanarienvögel flatterten.

Unwillkürlich gedachte ich der reizenden Schilderung, welche Bolle von dem wilden Kanarienvogel in seiner Heimat, den Kanarischen Inseln, entwirft. Dort, auf den gepriesenen Eilanden mitten im blauen Meere, nisten die lieben Vögelchen in blühenden Granatbüschen am rieselnden Wasser; dort fliegen sie mit der aufgehenden Sonne aus, um Grassamen, Mohnkörnchen und aufgesprungene süße Feigen zu naschen. Hier, im kühlen Oberharz, mitten zwischen dunkeln Fichtenwäldern, haben sie eine zweite Heimat gefunden! Es ist vielleicht kaum möglich, eine Schätzung anzustellen: wie viele wilde Vögel dieses Geschlechts in ihrer ursprünglichen Heimat vorhanden sein mögen — sieht man aber die Scharen, welche die Ortschaften des Oberharzes bevölkern, hört man, welche Mengen alljährlich von hier ausgeführt werden, so neigt man sich zu der Annahme: in den Städten und Dörfern des Harzes möchten wohl größere Zahlen Kanarienvögel existiren, als auf den Kanarischen Inseln. Soll ja allein Andreasberg in guten Jahren mehr als 20,000 Stück der gefiederten gelben Sänger versenden, Braunlage, Herzberg, Klausthal und andere benachbarte Orte liefern ebenfalls bedeutende Mengen.

Ich wollte den Vögelchen hier einen Besuch abstatten und machte deshalb Halt vor einem der Häuser, das sich schon äußerlich freundlich und nett präsentirte. Die Bretter, welche die Außenwände bekleideten, waren mit Oelfarbe in gefälligem Hellgrau gestrichen; hinter den spiegelnden Fenstern schimmerten weiße Vorhänge hervor. Wie bei den meisten Häusern führten auch hier mehrere Stufen nach der Hausthür hinauf. Ich trat ein, ging in der Hausflur ein paar munteren Kinderstimmen nach und sah durch eine halbgeöffnete Thür ein allerliebstes Bild aus dem Leben eines Andreasberger Vogelzüchters. Ein munter aussehender Alter mit silbergrauen Locken saß auf einer Bank und fütterte einen halbflüggen Vogel, der piepend und den Schnabel weit aufsperrend auf dem Zeigefinger der linken Hand saß. Neben ihm stand eine junge Frau, vielleicht die Schwiegertochter; sie wartete mit dem leeren Bauer, bis der Hunger des kleinen Schreiers gestillt sein würde. Ein flachsköpfiges kleineres Mädchen hielt knieend den Napf mit dem Vogelfutter, ein allerliebster zweijähriger Junge auf der Bank kuckte dem Großvater über die Schulter und der Spitz zu seinen Füßen sah ganz bedächtig zu. Der ehrwürdige Hausvater, ein unterer Bergbeamter, empfing mich sehr freundlich, und willfahrte bereitwillig meinem Begehren, mir seine Pfleglinge zu zeigen und mir über dieselben einiges mitzutheilen.

Wir traten in die Wohnstube, die halb zum Prunkzimmer aufgeputzt erschien. Die schneeweißen Dielen, welche die Fichten der Harzwaldungen liefern, geben den Zimmern hier ein freundliches Ansehn. An den Wänden des netten Stübchens hingen 4 oder 5 gewöhnliche Glockenbauer aus Draht, jeder mit einem Kanarienvogel. Jeder Käfig stand aber wieder in einem Gehäuse aus Holz, ähnlich einem Uhrkasten und mit einer verschließbaren Thüre versehen.

„Wozu sind diese Gehäuse und Thüren?"

„Diese Vögel, erwiderte der Alte, „sind die Vorsänger, meine besten Vögel. Von diesen lernen die jungen Vögel den guten Schlag. Es ist schade, daß sie gerade jetzt in der Mauser sind und nicht singen, sonst solltet Sie Ihre Freude daran hören. Sie finden überhaupt in Andreasberg fast lauter gute Schläger. Jeder von uns hält schon

seines Vortheils wegen darauf. Die schlechten Sänger fressen eben so viel wie die guten und werden geringer bezahlt. Sie werden hier keinen Vogel mit unbedeutendem Gesange, keinen Schreier mit schmetternder Stimme finden, sondern lauter Vögel mit Nachtigallentönen, lauter Glucker, Roller und gute Pfeifer. Wenn im Januar oder etwas später die Händler kommen, um die Vögel, welche während des neuen Jahres in der Hecke gezogen werden sollen, im voraus zu kaufen, so richten sie sich mit den Preisen, die sie bewilligen, nur nach den Vorsängern. Ich mache dann die Thüren an den Bauern zu, die Vögel sitzen im Finstern und schweigen. Kommt nun der Händler, so öffne ich eine Thür auf einmal und der Vogel fängt sofort an zu singen. Jeder singt einzeln und man kann seinen Schlag ganz ungestört hören. Bei jedem Züchter haben die Vögel ihren besonderen Schlag, den die Händler gewöhnlich schon kennen. Es gibt auch keiner von uns von seinen Zuchtvögeln welche an Leute weg, die hier eine neue Hecke anlegen wollen."

„Ist die Sangweise bei Ihren Vögeln erblich, oder müssen die Jungen dieselbe erst von den Alten erlernen?"

„Beides ist der Fall. Die Jungen singen wie die Alten, das ist ihnen angeboren, aber zu guten Sängern werden sie erst dadurch, daß die besten Schläger ihnen vorsingen. Die jungen Hähne aus derselben Hecke sind nicht alle gleich gut, einer zeichnet sich vor dem andern aus. Die besten davon behalten wir für uns, um sie für die Hecke und zu Vorsängern zu benutzen. Durch solche sorgfältige Auswahl haben wir hier in Andreasberg unsere Schläger so verbessert, daß sie die besten in der ganzen Welt sind."

Aus der „guten Stube" führte eine Thür unmittelbar in das Vogelzimmer, das durch eine Bretterwand wieder in zwei Abtheilungen getheilt ward. Es war von mäßiger Größe und durch zwei Fenster hell erleuchtet, dabei sehr sauber und reinlich gehalten, so daß auch die Luft in demselben durchaus nicht unangenehm war. Hier wimmelte es natürlich von Vögeln, die jedoch durch unseren Eintritt sich nicht im mindesten stören ließen. Das ruhige, stille Wesen des Alten war aber auch ganz danach angethan, Vögel zutraulich zu machen. Seine Bewegungen waren weder heftig noch zögernd, selbst seine Stimme hatte etwas Einnehmendes, Mildes.

„Sie sind gerade zu einer sehr ungünstigen Zeit gekommen," meinte er. „Wir haben dies Jahr die Hecken früher geschlossen als andermal, weil die Eier zu theuer sind. Es sind deshalb nur noch wenige Vögel in der Hecke."

„Was für Eier?" frug ich.

„Nun, die Hühnereier!" erwiderte er. „Da wir bei Andreasberg fast gar keinen Ackerbau haben, so gibt es hier auch wenig Hühner. Die Eier müssen deshalb aus dem Lande herbeigeholt werden, und wir mußten dies Jahr das Schock mit 1 Thlr. 2 Sgr. bezahlen."

„Sie füttern Ihre Vögel in der Hecke mit Hühnereiern?"

„Ja, mit gekochten Eiern, die gerieben werden, ebenso mit Semmeln, die vorher in Wasser eingeweicht und ausgedrückt sind. Späterhin setzen wir etwas eingequellten Rübsen zu. So wie die Vögel größer werden, geben wir immer weniger Ei und mehr Rübsen, und gegen Martini erhalten sie gar kein Ei mehr, sondern nur Rübsen. Die alten Vögel bekommen nebenbei etwas Glanzsamen."

An der Wand des Heckezimmers befanden sich Bretter mit Haken, und an letzteren hingen der Reihe nach die Nester zum Brüten. Die meisten derselben bestanden aus viereckigen Holzkästchen von etwa 4 Zoll Breite und Tiefe. Manche waren oben offen, andere mit 4 Ecksäulchen versehen, welche ein kleines flaches Dach trugen. Einige wenige bestanden auch aus thönernen, halbkugeligen Näpfchen mit einer Oese zum Aufhängen. Der Grund der Nistkästchen war mit Asche und etwas Sand ausgefüllt. Auf diesem lag eine Schicht feines trockes Moos, welches die Vögelchen sich zugerundet und mit kurzen Fäserchen von gezupftem Linnen ausgefüttert hatten.

In einer Anzahl jener Nester saßen noch Weibchen auf den Eiern, ließen sich auch nicht stören, als ihr Pflegevater die Kästchen von der Wand abhing und sie mir in der Nähe zeigte. Sie blieben ruhig sitzen und drehten nur das Köpfchen etwas ängstlich hin und her.

„Ich setze gewöhnlich," erzählte der Vogelvater, „im Frühjahr 20 bis 30 Hähne in die Hecke ein und rechne auf jeden 4 Weibchen. Aus der Hecke erhalten wir dann gewöhnlich von einem guten Hahne etwa 10 junge Hähne und 7 Sie'n. Ich habe dieses Jahr 260 junge Hähne erzogen und sie erst vor 3 Tagen verkauft. Im Frühjahr bot mir der Händler so wenig, daß wir nicht einig wurden."

„Wie viel hat Ihnen der Händler jetzt bewilligt?"

„Für jedes Stück 1 Thlr. 14 gGr."

Ich überschlug im Stillen, daß dies eine runde Summe von 400 Thlr. abwarf, von welcher natürlich Rübsen, Semmeln und Eier in Abzug gebracht werden mußten. „Wie viele Leute beschäftigen sich wohl in Andreasberg mit der Zucht der Kanarienvögel?"

„Es werden wenig Häuser hier sein, in welchen nicht wenigstens eine Hecke vorhanden ist. In manchen finden sich deren auch zwei oder drei. In meinem Hause wohnt noch eine Familie, die ebenfalls Vögel zieht. Meine Nachbarn links und rechts haben alle Vogelhecken, fast sämmtliche Bergleute haben dergleichen."

„Wenn Sie aber eine so große Anzahl Hähne zusammen in die Hecke thun, gibt's da nicht unter den Thieren oft Krieg?"

„O ja, das kommt sogar regelmäßig vor. Wenn's zwischen zwei Nebenbuhlern gar zu schlimm wird, und man fürchten muß, daß der schwächere Vogel zu Schanden gebissen wird, fängt man diesen weg und setzt ihn besonders. Anfänglich hält sich jedes Männchen gewöhnlich nur mit einem Weibchen zusammen, bis dieses brütet. Während der Mittagsstunden brütet das Männchen auch wohl ein wenig, thut dies aber meistens nicht gern. Am liebsten machen sie sich dann mit andern Weibchen zu schaffen. Sind die Jungen ausgekommen, so füttert das Männchen auch mit, vorzugsweise die Jungen des ersten Weibchens."

„Kommt es bei Ihren Vögeln auch vor, daß die Alten die eigenen Jungen mißhandeln?"

Der Mann machte ein sehr ernstes Gesicht. „Das ist schlimm!" sagte er; „ja, es gibt böse Vögel, die den eigenen Jungen und auch solchen in fremden Nestern die Federn ausrupfen, die Schnäbel und Beine abfressen! Weibchen, die so etwas thun, müssen sofort aus der Hecke entfernt werden. Mit den Männchen kann man sich mitunter noch dadurch abhelfen, daß man ihnen die Flügel ganz kurz verschneidet, so daß sie nun am Boden des Zimmers bleiben müssen. Das Weibchen, das sich mit ihnen gepaart hat, kommt dann zu ihnen hinab. Man muß aber alle Sprunghölzer und Stäbe vorsorglich beiseit thun, damit das Männchen nicht an ihnen nach dem Neste hinaufklettern kann."

„Was bedeuten die Kreidezinnern an den Nistkästchen?"

„In der Heckezeit werden die Nester alle Tage nachgesehen," antwortete der Mann. „Sobald in einem Neste das erste Ei gelegt ist, wird das Datum außen daran geschrieben und nachher dabei bemerkt, wie viele Eier darin sind. Ich weiß dann gleich, wann ein Gelege voll sein wird. Meistens legen die Vögel 5 Eier, bringen aber selten mehr als 3 Junge auf. Ebenso bemerke ich den Tag, wenn das Brüten beginnt und daneben das Datum, an welchem die Jungen auskommen werden. Es geschieht dies 13 oder höchstens 15 Tage nachher. Ich kann auf diese Weise leicht beurtheilen, ob faule Eier dabei sind, die bald beseitigt werden. Sind die Jungen ausgekrochen, so wird täglich nachgeschaut, ob etwa eines gestorben ist. Hat man nun, wenn die Hecke in vollem Gange ist, 80 bis 100 Nester alle Tage zu untersuchen, so ist's immer eine Arbeit, die jemand mitsammt dem Reinmachen und Füttern täglich ein paar Stunden beschäftigt."

Diejenige Zimmerwand, welche sich dem Fenster gegenüber befand, war von unten bis oben durch vorgezogene Gitter und eingeschobene Unterschiede in 4 oder 5 große Vogelkäfige verwandelt. Diese alle staken voll Vögel. Der größte Bauer ward von den gesunden jungen Hähnen erfüllt, alle völlig ausgewachsen. Zu Dutzenden saßen sie friedlich neben einander auf den Querstangen, einzelne hüpften hinüber und herüber.

„In diesen großen Käfig thue ich die Vögel zuerst," erzählte der Vogelvater, „und achte darauf, wenn sie anfangen zu singen. Die besten Sänger merke ich mir dann heraus. Ich gebe ihnen nicht viel Futter auf einmal, aber öfter an jedem Tage. Die Vögel sind sehr neugierig. So wie ich etwas Frisches ins Bauer setze, denken sie, es ist etwas Besseres und kommen gleich herzu, um zu naschen. Dadurch bringe ich sie dahin, daß sie gehörig fressen und kräftig werden. Hier in dem Käfig daneben sind die jungen Weibchen."

Die bezeichneten Vögel schienen mir auf den ersten Anblick eben so hellgelb zu sein wie die jungen Männchen daneben. Sämmtliche Vögel, die ich überhaupt zu sehen bekam, waren hellgelb.

„Wodurch unterscheiden Sie die Männchen und Weibchen von einander?“ frug ich.

„Schauen Sie die Vögel genauer an,“ belehrte mich der Kundige. „Die Männchen sind dunkler gelb, die Weibchen sehen fast weißlich aus, sind auch um die Augen herum viel blasser und haben feinere, zartere Beine. Bei etwas Uebung erkennt man sie sofort. Möglich ist's freilich, daß mitunter solche Kanarienweibchen vom Harz bei Ihnen im Lande als Hähne ausgeboten und verkauft werden. Wir verhandeln hier das Stück mit 2 bis 3 Sgr.; manche piepen auch ein wenig, was Unkundige wohl für einen Gesang ansehen können; es ist aber nichts von Bedeutung.“

Wir stiegen jetzt in das obere Stockwerk hinauf, nach einem Zimmer, welches sich gerade über dem Heckezimmer befand. Hier waren zwei Wände ebenfalls durch Verschläge in Käfige umgewandelt. Die Käfige der Wand, welche dem Fenster entgegengesetzt war, hatten noch einen besonderen Schutz durch verschiebbare Glasfenster. Hier wurden die Vögel überwintert. Im Wohnzimmer des Erdgeschosses befand sich dicht hinter dem Ofen eine handbreite, lange Oeffnung in der Decke, durch diese zieht fortwährend die Ofenwärme hinauf in die Käfige. Um das Entschlüpfen der Vögel und das Durchfallen von Schmutz und Sand zu verhüten, war die Oeffnung oben mit einem dichten Holzgitter eingefaßt und mit einem Schutzdache bedeckt.

„Kommen unter den Kanarienvögel auch ansteckende Krankheiten vor, ähnlich wie dies bei vielen andern gepflegten Thieren der Fall ist?“ wandte ich mich an meinen Führer.

„Leider ja! Am schlimmsten ist der s c h w a r z e B r a n d, der mitunter schreckliche Verheerungen anrichtet. So wohnt gleich dort in der nächsten Straße eine Bergmannswitwe, die von mir Vögel zu einer Hecke erhalten hatte. Sie hatte 120 Stück aufgezogen und binnen 3 Tagen waren sämmtlich todt. Die Thiere bekommen dabei einen schwarzen Bauch und fallen um wie die Fliegen; man kann nichts dagegen thun. Es ist überhaupt mit der Vogelzucht wie mit einem Lotteriespiel, mit dem Vogelhandel ebenfalls. Der Gewinn ist unsicher, hängt von vielerlei Zufälligkeiten ab und kann zu guterletzt noch durch eine Kleinigkeit vernichtet werden. Ein Wiesel, das den Weg in eine Hecke findet, kann während einer Nacht die Arbeit von Jahren zu nichte machen.“

„Wie verfahren Sie, wenn Sie aus einer so großen Schar Vögel in einem Bauer welche herausfangen wollen?“

„Wenn ich alle oder mehrere fangen will, mache ich die Thür des Käfigs auf und hänge außen etwas Grünes als Lockspeise daran. Es dauert nicht lange, so kommen sie heraus und flattern dann im Zimmer herum. Dann werden sie mit dem Handnetz weggefangen. Will ich nur einen einzelnen bestimmten Vogel herausfangen, so nehme ich diese kleine zinnerne Spritze hier und schieße dem Bürschchen eine Ladung Wasser auf die Federn. Es sitzt dann still am Boden und läßt sich mit der Hand wegnehmen.“

„Werden die Andreasberger Vögel von auswärtigen Händlern aufgekauft, oder haben Sie dergleichen im Orte selbst?“

„Es ist beides der Fall!“ meinte der behagliche Alte, „ja, es kommt sogar vor, daß Vögel auf Bestellung ohne weiteres mit der Post in ziemliche Entfernungen versendet werden. Es sind schon auf diese Weise welche bis nach Stettin geschickt worden und gut angekommen, ohne daß ein Begleiter dabei war.“

„Wie können aber die Vögel während des Transportes ohne Begleiter mit Trinkwasser und Futter versehen werden?“

„Wasser bekommen sie auf die Reise nicht mit. Sie werden unmittelbar vor dem Einpacken noch einmal gehörig getränkt, dann erhalten sie Semmel in Wasser eingeweicht in die Käfige, ebenso geriebenes Ei und damit kommen sie einen oder zwei Tage ohne Schaden durch. Die Händler, welche mit den Vögeln ins Land gehen und mitunter wochenlang unterwegs sind, haben es mit der Zeit gelernt, so zu reisen, daß die Thiere möglichst wenig angestrengt und gestört werden und ihnen nicht wegsterben. Sie bleiben den Vormittag über im Wirthshaus still liegen, füttern und tränken die Vögel gehörig. Spät nachmittags brechen sie auf und fahren, wenn sie die Eisenbahn benutzen, bis spät in die Nacht.“

„Wie hoch schätzen Sie das Kapital, welches in Andreasberg jährlich durch die Vögel in Umlauf gesetzt wird?“

„Es mögen jährlich immer für 30 bis 35,000 Thaler junge Kanarienvögel verkauft werden, die meisten im Herbste. Mitunter werden gute Hähne mit 2 bis 3 Thaler bezahlt. Auf den Dörfern sind sie gewöhnlich etwas billiger, aber meistens auch schlechter; diese gehen meist auch als „Andreasberger“ in die Welt, bis nach Petersburg und allen Theilen Amerikas. Manchmal verdient ein Händler in einem Jahre 4—6000 Thaler an den Vögeln, in einem andern Jahre setzt er wieder ein paar tausend Thaler dabei zu. Kürzlich war ein fremder Händler hier und wollte so bei den kleinen Leuten herum Vögel zusammenkaufen. Er kannte die hiesigen Verhältnisse noch nicht, hatte 15 Hundertthalerscheine bei sich und kam dadurch in große Verlegenheit. Geldwechsler und Kassen, in denen größere Summen zum Wechseln vorhanden wären, gibt es hier nicht. Der Mann mußte erst wieder ins Land hinunter reisen und kleines Geld holen. Hier im Orte gibt es Händler, die ein Dutzend mal in Amerika gewesen sind. Manche reisen mit den Vögeln nach Montevideo, andere selbst nach Kalifornien. Einige sind dadurch zu Leuten geworden, die jetzt von ihren Renten leben.“

Hatte mich der Kanarienvogel, der liebe Stubengenosse, schon seit langer Zeit interessirt, so war er mir jetzt noch interessanter geworden, nachdem ich gesehen, wie durch die Zucht und Pflege des kleinen Weltbürgers nicht nur eine ansehnliche Bevölkerung sich ihren Unterhalt unter sonst ungünstigen Verhältnissen erwirbt, sondern sogar durch ihn aus ihrer Abgeschlossenheit herausgerissen und selbst zu Weltbürgern gemacht wird.

Nachklänge des Bonner Jubelfestes.

I.

Wohl hat ein Jubelfest, wie es die rheinische Musenstadt in den letzten Tagen gefeiert hat, ein Doppelgesicht, wie im Grunde jedes Jubiläum. Ja, eine Sonnenseite und eine Schattenseite. Im Rausche des Festaugenblicks übertönt vielleicht der Jubel und Dank für ein reiches, großes Stück Leben, das dahinten liegt, alle anderen Stimmungen, aber auch die Wehmuth über verklungene Erinnerungen, unwiederbringliche Zeiten, drängt sich bald ein, — ein welkes Blatt in dem grünen Kranze der Festfreuden! Jedenfalls haben alle Jubiläen einen wesentlich g e s c h i c h t l i c h e n Charakter. Es sind Dank- und Erntefeste für den Ertrag einer langsam reifenden Aussaat. Die Vergangenheit erwacht, der Blick kehrt sich rückwärts, alte Zeiten und Menschen werden lebendig. Folgen wir darum für Augenblicke diesem retrospectiven Zuge, ehe wir das schlichte Bild der Festfeier selbst entrollen.

Wer kann und mag aber hier N a t u r und Geschichte scheiden, hier, wo Berg und Thal, Fluß und Land und Leute so recht eigentlich zum Bilde der Hochschule gehören! — Man sagt, die alten Ritter so gut wie die alten Mönche hätten es verstanden, für ihre Burgen und Klöster die schmucksten Flecke in deutschen Landen auszusuchen. Aber auch die Musen haben es verstanden, sich meist mit glücklichem Griff ihre Sitze zu wählen. Und unter den schönen der schönsten einer — nur Heidelberg und Freiburg im Breisgau können mitwerben um den Preis — ist die jubilirende, die rheinische. Die r h e i n i s c h e — so nennt sie sich mit Fug und mit Stolz. Ist sie doch der einzige Musensitz, den die Wellen des einzigen Stromes bespülen. Ja, der Rhein, „des Name schon, wie Wein, die treue Seele labt,“ — er gibt auch der Bonner Hochschule ein Stück ihres Wesens, ihres Charakters. Wie aus dem Herzen der Bonner Musensöhne gesungen und wie oft von ihnen nachgesungen ist Simrocks, eines Bonner Kindes, magnetisch ziehende „Warnung vor dem Rhein“:

An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein,
Mein Sohn, ich rathe dir gut:
Da geht dir das Leben zu lieblich ein,
Da blüht dir zu freudig der Muth. — — —

Bonn hat nicht das Malerische und unmittelbar Hinreißende der Lage Heidelbergs, aber das Gesammtbild der Landschaft ist reicher,

großartiger. In Heidelberg ist die Nahesicht das schönste, die Fernsicht in die Rheinebene und auf die blau zerfließenden Hardtberge vielleicht zu fern; um Bonn ist alles Schöne nahe genug, um zusammen und ohne Mühe geschaut und genossen werden zu können. Nebst dem Rheine gibt das Siebengebirge der Landschaft ihr Gepräge; — jene Berggruppe mit ihren fast südlich originellen Formen, wie sie Deutschland außerhalb der Alpen nicht zum zweitenmal kennt. Und weiter — hören wir eine andere Dichterstimme — es ist die einst gern gehörte Hoffmanns von Fallersleben:

Und aus dem Haus nur wenig Schritte —
Und vor mir lag die schönste Welt;
Ich stand bezaubert in der Mitte
Von Weingeländ und Aehrenfeld.

Und durch den grünen Teppich wob sich
Vor mir des Rheines Silberflut,
Und aus der blauen Ferne hob sich
Der Drachenfels in Abendglut. — —

Und einen Rolandsfelsen, ein Nonnenwerth, dies schwimmende Paradiesgärtlein, einen Godesberg mit dem Drum und Dran schönster Punkte suchst du in Heidelberg doch vergebens. Es webt sich überall hier Geschichte und Sage in die Natur ein. Und die wahren Mysterien dieser Landschaft von „strahlender Schönheit," wie der festredende Rector das Land nennt, sie thun sich erst recht auf in den verschwiegenen Seitenthälern — wer vergißt so leicht das Ahrthal, diese Perle der Gegend, oder das traute Stillleben von Heisterbach? — und auf den stolzen reben- und waldgekrönten Höhen. — Ueberall dabei historisch belebter, getränkter Boden! Vom Kölner Dom an, den man von der Höhe des Drachenfelsens gewahrt, aufwärts in Kirchen, in Burgruinen noch der fortlebende, fortträumende Geist der Geschichte.

Doch genug von der Natur. Wer, der dies Land kennt und lieb hat, mag sich hierüber satt reden? — Aber zum wesentlichen Hintergrunde der Bonner Hochschule und ihres Freudenfestes gehört das Landschaftsbild. — Heute durchfliegen die Musensöhne zum Theil minder gründlich diese Herrlichkeiten. Zur Zeit, da die Hochschule ins Leben trat, brauste noch kein Dampfroß zu Wasser und zu Lande an den Musensitz heran. Die bedächtig schleichende „Schnellpost" oder das träumerisch schwimmende Yachtschiff — beide Eile mit Weile vorsichtig verbindend — führte die Studiosen heran, wenn sie nicht — damals noch die allgemeinere Sitte — eigenfüßig mit Ranzen und Ziegenhainer herangewandert kamen.

Und nun stellen wir uns einmal, den Blick gleichsam auf Siebengebirge und Rolandsbogen gerichtet, mitten in die Zeit der Gründung dieser Hochschule. — Durch alle Festworte, die dort in den jüngsten Tagen gesprochen worden, klingt das Zeugniß hindurch, daß dies Kleinod der Rheinlande auf dem geweihten Boden der Befreiungskriege entsprungen, daß es eine kostbare Errungenschaft nach Noth, Kampf und Sieg ist, und so seinem Ursprung nach zu einem Vorposten und Vorkämpfer deutscher Geistesbildung im Angesicht der romanischen Nachbarn berufen ist. Also im eminenten Sinne ein geschichtliches, ein vaterländisches Interesse hat die Genesis und die Existenz der Bonner Hochschule und darum auch ihr Jubelfest. Wie an die Berliner Universität heftet sich auch an ihren Namen eine eigne Glorie. Wie jene das Schmerzenskind einer Zeit voll Demüthigung aber auch voll innerer Erhebung war, so trägt Bonn das helle Siegel des Sieges und der Freude über die Wiedergeburt des Vaterlandes, über die preußische „Wacht am Rhein". — Ist das nicht echt deutsch und preußisch? Kaum sind die französischen Truppen abgezogen, kaum die Geschützesdonner verstummt, kaum die kaiserlichen Adler durch den preußischen verdrängt, so gebraucht die neue Landesherrschaft die eigensten deutschen Waffen, die geistigen, um die schönen, aber dem Vaterland schon halb entfremdeten Lande in ihrem eigensten Leben neu und tief zu gründen und zu gewinnen.

So hat Bonn im Laufe der Jahrzehnte geradezu den Werth und die Bedeutung eines Culturherdes für die Rheinlande erhalten. Von diesem Leuchtthurm ist viel Licht, viel Leben ausgegangen. Wer mag da Grad und Umfang ausmessen, wo das meiste und beste eine incommensurable Größe ist? Fast alle Beamte, Aerzte, Schulmänner, Geistliche, viele Industrielle dieser gesegneten Provinz haben an dieser Quelle getrunken, dort das Beste ihres geistigen und beruflichen Lebens erworben. Bonn ist in diesem Sinne die geistige Mutter der Rheinlande. Zu diesem großen Resultat trug nicht blos die lange Reihe glänzender und aus ganz Deutschland stammender wissenschaftlicher Namen bei, die von dem Geburtstag des Institutes an bis heute die Hochschule zieren, auch eine gesunde Mischung der lernenden Elemente, Norddeutsche mit Rheinländern, wirkte nicht wenig dazu mit. Der Rhein ist für den Norddeutschen, der keine Berge kennt, ein Magnet, dem die Kraft nie ausgeht. Gegensätze mildern sich oft durch Näherrücken und durch den Einfluß echter Wissenschaft. Auch die confessionellen Gegensätze haben diese segensreichen Wirkungen erfahren dürfen; sie sind dem Rheinlande zu Gute gekommen. Gleichsam typisch und wie ein gutes Omen steht an der Schwelle der jungen Universität Ernst Moritz Arndt. Konnte man die nationale Bedeutung Bonns treffender symbolisiren als durch die Berufung des Mannes, der gewissermaßen als das incarnirte Deutschthum galt, der bewiesen hatte, daß der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze sei, des vielgetreuen deutschen Eckart? — Ja, manche sind in diesen Festtagen an die erinnerungsvollen Stätten gepilgert, die des Sängerhelden Andenken in Bonn wach erhalten. Als Arndt sein trauliches Nest an seinem lieben Rheinstrom baute, gab es noch keine Reihe von Häusern, Villen und Palästen vor dem Koblenzer Thore. Wie ein origineller Einsiedler baute er sich weitab vom Thore an. Jetzt liegt das schmucklose Haus im halbverwilderten Garten wie ein Anachronismus zwischen den modernen Prachtbauten. Aber es war nur Recht und Pflicht, daß der Festzug am 3. August von dieser Stätte auszog. Einer der berühmtesten deutschen Männer, der berühmteste Bonner Professor — berühmt weniger durch Wissenschaft als durch Leben, Sinnen und Dichten — hat dort mehr als 40 Jahre gelebt, gesonnen, gedichtet. Wie manchmal sind wir in schöner Jugendzeit, auf stolzem Dampfer mit Musik zum Commers fahrend, an dieser Dichterherberge vorbeigebraust, unter den Klängen seines berühmtesten Liedes, das nach dem Wo und Wie des deutschen Vaterlandes fragt. Und der Alte stand dann am offenen Fenster, winkend und grüßend, — eine unvergeßliche Erinnerung! — Und fehlt dir das Bild des Alten in den leergewordenen Räumen, so suche den Weg zum „Alten Zoll" dicht vor dem Thore. Neben dem schönsten Blick auf die Sieben Berge hast du das Erzbild des Dichters, wie wir ihn im Leben gekannt, im schlichten deutschen Rock, die linke Hand auf dem Eichenstamm ruhend, mit der rechten hindeutend nach dem nahen Strom.

Und noch auf einer dritten Stätte hat gar mancher alte Bonner Musensohn während der Festtage das Andenken an Arndt und andre theure Lehrer sich wachgerufen. „Am Ruheplatz der Todten da pflegt es still zu sein," — es ist der Bonner Friedhof vorm Sternenthor. Viel Leben schlummert hier unterm grünen Rasen. Eine Todtenstätte voll großer Namen! Wer von der Vergangenheit der Bonner Hochschule, von den Gründern und Trägern ihres Ruhmes sich unterrichten will, der suche diese geweihte Stelle auf. Da liegt die erste wissenschaftliche Größe, die in Bonn gewirkt, der edle und große Niebuhr. Friedrich Wilhelm IV hat als Kronprinz seinem vertrauten Lehrer und Freunde das schöne Denkmal gesetzt. Da liegt in friedlicher Nachbarschaft sein Antipode im Leben, A. W. von Schlegel, da liegen Hüllmann, der erste Rector, und Nasse, der berühmte Arzt, Dahlmann und Löbell die Historiker, Brandis der Philosoph und wie mancher andre noch. — Mit besonderem Ruhme hat Bonn, ohne andre zu vernachlässigen, von jeher die historisch-philologischen und die naturwissenschaftlichen Disciplinen gepflegt, die philosophischen haben inmitten des rheinischen Volksgeistes, der abstractem Denken wenig hold ist, nicht gleichermaßen gedeihen wollen. — Aber die Geschichte mit ihrer praktischen Zuspitzung in der Politik, sie entspricht so ganz diesem Lande mit seinem weiten geschichtlichen Horizonte, wo alles reizt zum Forschen nach der Vergangenheit, dem Sinne des Volkes, das in seiner raschen Beweglichkeit sich frisch und leicht den staatlichen Interessen der Gegenwart zukehrt. Und die Naturwissenschaften — hier am Rhein mit seinen reich entwickelten Naturverhältnissen haben sie einen goldnen Boden, und in dem industriell am meisten vorgeschrittenen Lande Deutschlands sind selbstverständlich diese Wissenszweige die Lieblingskinder der öffentlichen Theilnahme.

Bekanntlich gehört auch das zu den Ehren Bonns, daß es, wie früher Göttingen, zur deutschen Fürstenuniversität geworden ist. Der Prinzgemahl von England athmete hier mit Jugendlust und Jugendstreben — seine jüngst veröffentlichten Briefe sagen es uns so ansprechend — die akademische Luft; der Herzog von Meiningen bewegte sich als ein Gleicher unter Gleichen unter seinen Studien-

genossen; der Kronprinz von Preußen verdankt, wie er beim Feste selbst gestand, der Bonner Hochschule das Beste seiner Bildung; der andre Held von 1866, Prinz Friedrich Karl, gleichfalls einst ein Bonner Studiosus, wurde leider unter den Festgenossen vermißt. Die ganze Stadt hat auch etwas Vornehmes. Die alten häßlichen Theile verjüngen oder verstecken sich, und vor den Thoren hat sich eine neue, prächtige Stadt erhoben, doppelt schön, weil sie in anmuthigen Gärten liegend Natur und Kunst zu verbinden wußte. — Und die Universität selbst hat zu ihrem Domicil das prächtigste Universitätsgebäude Deutschlands. Selbst das großartige Berliner muß vor dem Bonner die Segel streichen. Während sonst Lehranstalten von den Schätzen und Bauten der Klöster ernten, so sind es in Bonn und Berlin Fürstenschlösser, wo die Wissenschaften sich häuslich niedergelassen haben. Was die verschwenderische Pracht eines üppigen Hofes auferbaut — Kurfürst Clemens August, ein Wittelsbacher, baute das Schloß in Bonn wie in Poppelsdorf — die Musen haben bald und gern darin ihren Sitz aufgeschlagen.

Und nun vom Festlocal zum Feste selbst!

Händel und Bach.

Skizze von **Emil Frommel.**

Zwei große Todte sind es, deren Andenken wir die folgenden Blätter weihen wollen; zwei Todte, dem deutschen Volk in mehr denn einem Sinne gestorben, aber wieder auferstanden und unter ihm wandelnd.

Fern und fremd seinem Volk schon im Leben, schläft drüben über dem Canal in Westminster Abbey neben Englands Königen und Seehelden, und was noch mehr sagen will, neben Shakespeare und Milton, Georg Friedrich Händel, der Barbierssohn, der Sänger des Messias. Von dem Fremdling ward der Fremdling verstanden und lebte bei ihm fort, während er bei seinem eignen Volke in Vergessenheit gerieth; und bis zur heutigen Stunde erhebt sich in Exeterhall oder Crystalpalace beim Sang seines Hallelujah das englische Volk von den Sitzen, seinen Gott ehrend und den Meister, der ihm solch Lied gesungen.

Der andere schläft auf dem St. Johanniskirchhof zu Leipzig. Kein Leichenstein noch Kreuz bezeichnet das Grab dessen, der seinem Herrn ein so unvergleichlich Grablied gesungen. Ein vergilbter Zettel im Rathsarchiv besagt einsilbig: „Gestorben ein Mann, 67 Jahr alt: Herr Johann Sebastian Bach, Capellmeister und Cantor der Schule. Wurde mit dem Leichenwagen begraben, den 30. Juli 1750.“ Der Rector der Thomasschule schweigt von ihm im Jahresprogramm, wie wenn kein Bach gelebt und gestorben. Schon zu seinen Lebzeiten wird über seine Stelle verfügt und nach seinem Tode der Wittwe die Kupferplatten mit den Compositionen ihres Mannes für 30 Thaler als altes Kupfer abgekauft. Bewundert von tausenden um seiner unvergleichlichen Fertigkeit auf Orgel und Klavier, aber in seinem Besten von wenigen verstanden, stirbt auch mit dem Spiel seiner Finger sein Andenken. Wohl geht bei den Musikern von Fach noch die graue Sage vom strengen Cantor der Thomasschule mit der großen Perrücke, dessen gewaltige Fugen einst die Kirche durchbrausten, dessen wunderliche Figuren und contrapunktischen Sätze kein Mensch mehr enträthseln könne. Ja, es kam eine Zeit, da Händels und Bachs Name ein mitleidiges Lächeln bei den Musikern hervorrief.

Es ist anders geworden. Zu Halle und Leipzig sind den beiden Denkmale errichtet; auf Musikfesten stehen Händels Oratorien in erster Reihe, und seit jenem denkwürdigen Abend des 12. März 1829, da Mendelssohn zum erstenmal nach 100 Jahren in der Berliner Singacademie die Matthäuspassion der staunenden Welt wieder vorführte, hört man in Nord und Süd die gewaltige Charfreitagspredigt des Leipziger Cantors. Das größte Denkmal des Wiederauflebens beider ist die Herausgabe ihrer Werke in einer Gestalt, wie sie nur begeisterter Hingebung und deutschem Fleiße möglich ist.

Diesen Umschwung, diese Lebendigmachung der Todtgeglaubten zu bereiten, hat freilich mehr denn eine Ursache mitgewirkt. Mozart und Beethoven haben durch ihre Anerkennung, mehr noch durch die innere Verwandtschaft ihres Geistes, des Mozartschen mit dem Händelschen, des Beethovenschen mit dem Bachschen, das musikalische Ohr der Gegenwart für die Vergangenheit geöffnet, und Mendelssohns unvergeßliches Verdienst ist es, das Größere in beiden neidlos erkannt und ans Licht gezogen zu haben. Dazu kommt das treuere Studium der Geschichte der Musik. Rochlitz, Thibaut und Marx haben den spottenden Musikern schlagend bewiesen, „daß man wohl eine Perrücke tragen und doch unsterbliche Werke schaffen könne.“ Und doch bedurfte es noch mehr als dieses alles. Es mußte unser deutsches Volk unter dem Joch des Drängers mit der ehernen Stirne und eisernen Faust den Lohn seiner geistigen Knechtschaft ernten und satt der Träber an der Fremden Tische, an den Reichthum in des Vaters Haus weinend gedenken, ehe es Händels Freiheitssang verstand; es mußte sich die Kirche vom „Weisen zu Nazareth“ zum „Lamm Gottes unschuldig“ bekehrt haben, ehe sie eine Bachsche Passion begriff. — Daß unser Volk für beide Meister wieder Ohr und Verständniß zeigt, ist ein Zeugniß, daß sich nicht bloß sein musikalischer, sondern auch sein religiöser, sittlicher und nationaler Sinn wieder gehoben hat.

Mit diesem letzten Gedanken habe ich zum Theil schon meine Aufgabe näher bezeichnet. Musiker vom Fache mögen nachweisen, wie viel an der Wiederbelebung beider, besonders Bachs, hängt; ich wünsche ein anderes Interesse für die beiden zu erwecken. Händel und Bach gehören nicht blos der Kunstgeschichte an. Wenn das Beste in der Kunst, nach Hauptmanns Wort, nie für den Kunstkenner allein, sondern für den Menschen geschrieben und gebildet ist, so haben die beiden auch noch anderswo ihre Stellung gehabt. Sie gehören der Kirchen- und Sittengeschichte ebenso gut, als der Kunstgeschichte an und haben dort eine eigenthümliche, hohe Aufgabe gelöst. Indem sie in ihren Oratorien als ihrem Besten, in welchem sie zum Menschen geredet, nach der Schrift greifen, werden sie zu Exegeten und Commentatoren derselben, und die Art und Weise, wie sie sie erfassen, stellt sie in die Reihe jener Zeugenwolke, die aller Christen Ehre und Freude ist. Sie predigen und zeugen an ihrem Theile mit der ihnen verliehenen Gabe in ihrer Zunge die großen Gottesgedanken und Thaten, wie sie in der Schrift als Selbstbezeugung Gottes urkundlich niedergelegt sind, und haben hier den Text, der ihre Gedanken völlig deckt, gefunden und verherrlicht. Denn die Idee aller Harmonie gipfelt doch zuletzt in jener Harmonie, die in der Versöhnung des Menschen mit Gott besteht, wie sie als That erschienen in dem: „Gott war in Christo und versöhnete die Welt mit ihm selber.“ Aus diesem Haben und Wissen fließt die Objectivität und die Friede und Sieg ausströmende Ruhe ihrer Musik, die den Hörer faßt und wunderbar über das Leid der Zeit trägt. Indem sie aber solche Zeugen für ihren Gott und sein Wort sind, werden sie, indem sie mitten in einer vielfach dürren, entarteten, gott- und sittenlosen Zeit stehen, bewußt und unbewußt zu Zeugen wider das Geschlecht ihrer Tage. Daß ein Meister mit seiner Musik nicht blos seiner Zeit zur Ergötzung und Freude aufspielen, sondern auch wider sie zeugen und protestiren könne, ist vielleicht auf den ersten Blick nicht einleuchtend, findet aber eben in Händel und Bach seine Bestätigung. Und so sei mir gestattet, von dieser Seite beide Männer vorzuführen.

Der Zustand der Welt und insonderheit des deutschen Reiches in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts nach dem 30jährigen Kriege — die Zeit von 1680—1750, in welche Leben und Wirken der beiden Meister fällt — ist dem Leser nicht unbekannt. Soll sie mit kurzen Strichen gezeichnet werden, so liegt die Gefahr nahe, die Striche zu dick zu machen und damit ungerecht zu werden. Vielen ist sie eine Zeit pechschwarzer Finsterniß, eine Zeit todter Orthodoxie, höfischer Tyrannei, bürgerlicher Verzopftheit; und andern erscheint sie in ihrem Aufklärungsdrang im rosigen Lichte. Die Wahrheit wird auch hier in der Mitte liegen. Es ist eine Zeit der Dämmerung, des clair-obscur, in welcher noch die Nachtschatten liegen, in der es aber an Lichtstrahlen nicht fehlt. Die Zeit liegt noch unter den Nachwehen des 30jährigen Krieges, in welchem viel geistiges Herzblut verquollen, viel geistige Habe verbrannt war.

Deutschlands politische Rolle war zu Ende. Die Todtengräber

rüsten sich, das deutsche Reich vollends zu Grabe zu tragen. Auf dem Throne Frankreichs sitzt Ludwig XIV, durch seine Mordbrenner und noch mehr durch seine Principien vom Staat, durch die Frivolität, die Gesinnungslosigkeit und Lüsternheit des Hoflebens die Welt regierend. Nach Paris, als der hohen Schule der Politik und des galanten Lebens, ziehen die deutschen Fürstensöhne, um krank am Leibe, kränker noch im Herzen heimzukehren und im kleinen Staat den teuflisch-großen Grundsatz durchzuführen: „L'état c'est moi." Es ist die Zeit August des Starken in Sachsen, der Polen einer Messe werth hält, die Zeit Max Immanuels in Baiern, Eberhard Ludwigs in Württemberg, dessen auswandernde Unterthanen die Last nicht zu erschwingen vermögen. Nur ein Hof die Ausnahme bildend, der Hof des großen Churfürsten und später der Friedrich Wilhelms I. Die ganze Fülle französischen Uebermuths und deutscher politischer Ohnmacht gipfelt aber in Einem: es ist die Zeit, da der Blutrubin, das Elsaß, aus der deutschen Kaiserkrone gebrochen, da das Edict von Nantes durch Maitressen und Jesuiten aufgehoben wird. Die Literatur gibt nicht als eine Kassandra, aber als Schleppträgerin das Zeitbild. Der Bruch zwischen den Gebildeten und Ungebildeten vollzieht sich in ihr. Von Schwulst, babylonischer Sprachmengerei, Unnatur und Heuchelei strotzend, füllt sie die ausgesogenen Länder mit dem heidnischen Götterhimmel, mit Daphnes und Daphnissen; schreibt Staatsromane und chinesisch-indische Staats-, Kriegs- und Liebesgeschichten, während Straßburg dem Reich verloren geht. Matheson kann es wagen, einem Fürsten in dieser Zeit zu schreiben: „Wenn Gott nicht Gott wäre, wer verdiente es mehr, Gott zu sein, als Euer fürstlichen Gnaden!" Nur ein Mann, der düsteren Blicks in die Zukunft einer „Sündflut" (sonst auch französische Revolution genannt) sieht: Leibnitz, der Philosoph.

Und die Kirche? Man bezeichnet ihre damaligen Tage mit Unrecht ohne weiteres als die Zeit starrer Orthodoxie, als ob gar keine Blumen unter dieser Decke gesproßt hätten. Sie birgt Züge aufrichtiger Frömmigkeit und entschiedenen Zeugnisses an gefährlicher Stelle. Aber die Zeit reformatorischer Frische ist dahin. Die Reinheit der Lehre wird eifersüchtig gewahrt; „die Predigt, zum Theil gefürchtet, ist streitsüchtig und gelehrt, gemein und geschmacklos, weltliche Gesinnung und crasser Aberglaube vertragen sich bei aller Reinheit der Lehre." — „Sie wollen lieber," seufzt Valentin Andrae, „die Dreieinigkeit erkennen, als anbeten, lieber die Gegenwart Christi beweisen, als sie überall verehren, lieber Reue über ihre Sünden beschreiben, als sie fühlen, lieber das Verdienst der Werke herabsetzen, als gute Werke thun." Daneben gehen die Prophetenstimmen Speners und Frankes, eine Reformation an Haupt und Gliedern fordernd. Aber ihre berechtigte Opposition, ihre Innerlichkeit von geisterfüllter, zuchtübender Persönlichkeit getragen, artet bei den Nachfolgern in Separationslust und Sentimentalität aus. Kein Wunder, wenn, von Orthodoxie und falschem Pietismus gleich abgestoßen, die Freigeisterei beginnt.

Dagegen bewahrt der Zuchtlosigkeit des niedern Volkes, der höfischen Verderbniß und der Veräußerlichung der Theologie gegenüber, der Bürgerstand die Tradition guter, deutscher Sitte, unabhängiger Gesinnung und innerlicher Frömmigkeit. Die Magistrate schärfen die Sittengesetze; es war die Zeit, da man mit Recht an einen „wohlehrenfesten Rath" schrieb. Daneben geht freilich die kleinstaatliche Beschränktheit, der Zunftgeist, ein gesunder und ungesunder Eigensinn her. — Noch tönt mitten in die verschrobene weltliche Poesie der Klang des Kirchenlieds, in welchem der wunderbare Ton volksthümlicher Freude und Leids unser Ohr trifft, in den Liedern Neumarks, Flemmings, der Kurfürstin Luise Henriette und vor allem Paul Gerhards; — freilich um dann schnell dem Zuckerwasser geistlicher Schäferpoesie Platz zu machen. Dazu ist's eine musikalisch bewegte Zeit, die ihres Gleichen sucht. Mitten im Kriege schon und besonders später ist man trotz aller Streit- und Stadthändel darin einig, daß Musik gemacht werden müsse. Der kleinste Hof hat sein Orchester und auch die Magistrate lassen's nicht fehlen. In Italien ist eine Blütezeit, eine rafaelische Periode der Musik, es sind die Tage der Scarlatti, Durante, Leonardo Leo, Marcellos, Caldaras, Porporas, Farinellis, der Faustina Hasse. — Von Italien bringt Schütz jenes sirenenhafte Ungeheuer mit, das alle Kräfte an Geld, Poesie und nationaldeutschem Geist verschlingen sollte: die Oper. Die musikalische Fruchtbarkeit in Deutschland grenzt ans Fabelhafte, Reinh. Keisers 116 Opern, Thelemans 600 Ouverturen, Mathesons 89 Bände meist musikalisch-ästhetischen Inhalts mögen den Flor der Kunst und der Aesthetik beweisen. So ist's denn freilich eine Zeit wunderlichen Gemisches von Einfalt und Verderbniß, Beschränktheit und Cosmopolitismus, Pietät und Fremdländerei, Kirchlichkeit und Freigeisterei, Roheit und Bildungsdrang. Inmitten dieser von fremdländischem, entnervendem und entsittlichendem Geiste zum Theil durchfressenen Zeit, inmitten eines zwischen Gottesfurcht und Gottesflucht dahinfahrenden Geschlechts, inmitten des Untergangs nationaldeutscher Tonkunst erstehen aus dem deutschen Bürgerthum, ausgerüstet mit dem besten Erbe ihres Volkes, in sich vereinend, was ihm an Fülle, Kraft, Tiefe und Einfalt geblieben, zwei gewaltige musikalische Zeugen des Wortes wider das Geschlecht ihrer Tage: Georg Friedrich Händel und Johann Sebastian Bach.

* * *

Es ist eine Errungenschaft unserer Tage, die Werke eines Meisters nicht als vom Himmel gefallene Meteore zu betrachten, sondern auf dem Wege gewissenhaften Studiums ihrer Zeit- und Lebensgeschichte zum Verständniß ihrer Werke zu gelangen und sie im organischen Zusammenhange mit ihrer Geistesentwicklung zu begreifen. Je mehr wir den Menschen kennen lernen, desto mehr erschließt sich auch das Verständniß für den Künstler, ohne darum auch nun den göttlichen Funken des Genies als das Product ihrer Geistesentwicklung zu fassen. Gerade bei Händel und Bach hängt Lebensschicksal und Entwicklung aufs engste zusammen. Für Händel besitzen wir Chrysanders treffliches Werk, das seiner Vollendung harrt, während durch Bitter für Bach ein schätzbares Material gesammelt ist. Ich schicke demnach eine kurze Lebensskizze voran.

Wir sind im Jahre 1685 zu Halle, wo den 23. Februar dem churfürstlichen Barbier, Kammerdiener Händel, einen wohlgeachteten, unbeugsamen aber ehrenfesten Mann, „der sich auch von Sr. Durchlaucht Gnaden nichts in die Erziehung seiner Kinder reden lassen will," im späten Alter dies Kind geboren wird. Die Mutter, die es unter die sonderlichen Wohlthaten Gottes rechnet „aus priesterlichem Geschlecht" zu stammen, ist eine bibelfeste, ernste Frau. Der Vater will seinen Sohn im rothen Kleid des Juristen sehen, während sich im Kinde unaufhaltsam der Drang nach Musik kundgibt. Im siebenten Jahre spielt der Knabe schon zur Verwunderung aller meisterlich die Orgel, in seinem zwölften treffen wir ihn zu Berlin, wo er am Hofe Proben seiner Meisterschaft gibt und die anwesenden Italiener ob seiner Kunst mit Neid erfüllt. Nach dem ersten Auftreten erhält er Erlaubniß zum Unterricht in der Musik, aber auch das juristische Studium wird nach des Vaters Tod aus Gehorsam vollendet. Dann eilt er nach Hamburg, lernt den leichtblütigen Keyser mit seinen vor ihm hergehenden Dienern in Aurorallivree kennen, sammt dem eiteln Matheson, „der selbst am liebsten jede Arie gespielt, geseufzt und gebrüllt," setzt sich unter das Orchester, als „ob er keine fünf zählen könne," tritt dann plötzlich mit einer Oper hervor, schreibt eine verfehlte Passionsmusik, schleppt wegen einer „trocknen Ohrfeige" ob des streitig gemachten Dirigentenpults den Matheson am Kragen durchs Theater und packt, müde des Neides, der armseligen Zustände, der Leichtfertigkeit der Leute, seine Noten und Ducaten und eilt nach Italien. Dort mit Jubel begrüßt, wandelt er unter Großen als unter Seinesgleichen, der Protestant unter Papst und Cardinälen, schreibt inmitten rauschender Feste sein Oratorium „der Triumph der Zeit und des Raths" — den feierlichsten Protest gegen das Treiben rings um ihn her. Nachdem er gezeigt, was er kann, setzt er sich zu den Füßen Aless. Scarlattis, um zu lernen, und mit dem Segen des Südens: der Reife und dem Maß, dem Geheimniß der Form, verläßt er, die Sirenenstimmen in den Lorbeerbäumen überhörend, Italien, eilt über die Alpen, küßt seine alte Mutter und geht, dem angenommenen Ruf folgend, nach Hannover. Von da nach England zum Besuch, um dies Land als seine wahre Heimat, als den Boden zu erkennen, der Raum für ihn habe, vergißt seine Unterthanenpflicht, indem er bei dem zweiten Besuch in England bleibt und das Utrechter Te Deum schreibt, und kann den erzürnten Landesherrn, der später zu Händels Unglück König von England wird, nur durch seine herrliche Wassermusik besänftigen.

In stiller Zurückgezogenheit seine Anthems schreibend, tritt er 35 Jahr alt vor das Volk, erfaßt das Steuerruder musikalischer Bewegung, um es sich so leichten Kaufs nicht mehr entwinden zu



Georg Friedrich Händel.

lassen. Neun Jahre musikalischer Alleinherrschaft bezeichnen jene glanzvolle aber gefährliche Zeit.

Eine düstere Wolke, die sich langsam zusammengezogen, entladet sich über seinem Haupte. Der gereizte Ehrgeiz der Großen und der gekränkte Nationalstolz des Engländers gegen den Fremdling, die verletzten widerspenstigen Sänger, der steigende Einfluß der Franzosen auf den Geschmack, ein Heer von Intriguen stürmt auf den Einzigen ein. Es ist der Kampf des musikalischen Idealismus gegen den musikalischen Materialismus, den Händel aufnimmt. Die Oper trennt sich in eine Adelsoper und eine Händelsche. Nicht der musikalischen, aber der materiellen Uebermacht der Geldmittel weichend, zieht Händel von Theater zu Theater. Verlassen von seinen Freunden, von unwürdigen Feinden zu Boden geworfen, seine Kräfte im übermäßigen Kampf verzehrt, seines Vermögens beraubt, vom Schlage gelähmt, geht er mit gebrochener Kraft — umdüsterten Geistes nach Aachen.

Aber aus dem Bade steigt ein verjüngter Mann, dem sein Fall zum Aufstehen geworden. In nie geahnter Kraft erhebt sich der Riese, um nicht mehr dem Götzen der Zeit, aber dem lebendigen Gotte zu dienen. Mit seinen Oratorien hat er die Sprache gefunden, die er reden soll, der Neid schweigt, gefeiert von allen steht er wieder in Haymarket, seinem alten Theater; und auf der Bühne, über deren Bretter einst abgeschmackte Helden gingen, braust der Gesang vom Messias und seinem Heil. Er erblindet, aber der seines Augenlichts beraubte Held bleibt ein Held, begleitet, während die Thränen aus den erloschenen Augen strömen, seine Oratorien und schreibt erblindet den „Jephta." In der Woche vom Palmsonntag legt er sich.

Sein Wunsch, am Charfreitag zu sterben, um mit seinem Heiland aufzuerstehen, wird ihm gewährt. Sein großes Vermögen vermacht er milden Stiftungen, sich selbst einen Platz im Poetenwinkel neben den Großen der Nation, der ihm unbestritten eingeräumt wird.

In Händels Leben liegt etwas Stürmisches, Gewaltsames, erst am Ende zur Ruhe kommendes. Ins volle Leben will er, „ob's drin zu lieben, zu hassen, zu leiden, zu erobern und zu verlieren gibt." Was Menschen erleben, er will es auch erleben. Mit den Großen, den Herrschern der Erde, hat er es gern zu thun, aber ihn soll keiner beherrschen. In Händel repräsentirt sich die universale Seite deutschen Wesens, der cosmopolitische Zug, der fremde Individualität in sich aufnimmt und verarbeitet. Wer ihn sieht in Haymarket-Theater — um ihn her der Hof und die Großen der Nation bis zum



Johann Sebastian Bach.

Wolke herab — mit der hohen, breiten Stirn, den hochgeschwungenen Augenbrauen, dem festen Hals, das Haupt hoch aufgereckt, sieht einen völkerbeherrschenden König, dem sein rothes Kleid zum Purpur wird, dessen Scepter der Taktstock, dessen Unterthanen ein Geisterheer von Tönen, dessen Magna charta die Schrift ist.

(Fortsetzung folgt.)

Störtebeker.

Eine Seenovelle von R. Werner.

(Fortsetzung.)

Es wurde wieder still. Mertens erster Gedanke galt Wallmann, der regungslos am Boden lag. Er öffnete ihm die Kleider auf der Brust und sah das Blut aus einer breiten, klaffenden Wunde strömen; aber das Herz schlug noch, und es ließ sich auf Rettung hoffen, wenn schleunige Hilfe gewährt wurde.

Er erblickte Licht im Comptoir und eilte hinein; doch er fand nur Wernickes Leiche und die Anzeichen von Raub. Auf dem Hausflur lag das geknebelte Dienstmädchen, deren Bande ein Schnitt seines Messers trennte „Wo ist das Fräulein?" fragte er sie im gepreßten Tone. Das Mädchen wußte von nichts, und von unnennbarer Angst getrieben, flog er die Treppe hinauf nach Klaras Zimmer. Es war leer; verzweiflungsvoll rief er ihren Namen — keine Antwort. Da erinnerte er sich der Bürde, welche die Räuber mit sich schleppten; er wagte den Gedanken nicht auszudenken und stürmte wieder hinunter in den Garten. „Hole Hilfe von den Nachbaren," rief er dem Mädchen im Hausflur zu, das noch immer nicht zum klaren Bewußtsein gekommen, was mit ihr vorgegangen war.

Im Garten bot sich ihm ein Anblick, der ihm das Herz zusammenschnürte. Ein auf der Erde knieender Mann hielt eine scheinbar leblose Frauengestalt in seinen Armen.

„Klara!" schrie Mertens auf und stürzte auf sie zu; doch der Fremde streckte abwehrend die Hand aus.

„Pst!“ flüsterte er, „wecke sie nicht, sie schläft. Sie schlafen alle, ihr Bruder, ihre Eltern und der alte Wernicke, aber ich muß hier warten, bis sie aufwacht. Sie hat schon einmal auf meinen Armen geschlafen, als ich sie auf das Land trug — vor 15 Jahren. Armes Kind! sie wollten Dich stehlen, die bösen Menschen. Huh! wie dunkel war es in dem Sack!“

Heinrich erkannte Solmann. Das Gesicht des Wahnsinnigen war mit Blut besudelt, mit Störtebekers Blut, dessen Nacken er wie ein wildes Thier mit seinen Zähnen zerfleischt hatte. Heinrichs Pulse stockten, als er Klara jetzt in der Gewalt dieses Menschen sah. Wie leicht konnte sich seine Wuth auch gegen sie kehren; er wagte sich kaum von der Stelle zu bewegen, um Solmann nicht zu reizen.

Im Wernickeschen Hause bewegten sich Lichter und man hörte die Stimmen von Menschen.

„Horch!“ sagte Solmann, sich aufrichtend, „sie kommen wieder und wollen sie fortschleppen. Wir müssen sie verstecken, sonst kann ich ihr nicht den grünen Kasten geben, wenn sie aufwacht. Hihihi!“ lachte er dann plötzlich, „wie der Alte erschrak, als er ihn im Schranke nicht fand, und der wilde Lieutenant hat auch danach gesucht, hihihi! ich sah es durch jene Spalte im Laden. Aber jetzt laß uns schnell fliehen“, unterbrach er sich, „damit sie uns nicht finden. Ich weiß einen sichern Platz, dort, wo der Kasten steht.“

Er hob das junge Mädchen wie eine Feder auf seine Arme und eilte mit ihr in schnellem Schritt durch den Garten. Mertens folgte ihm in tödtlicher Spannung; einen Augenblick hatte sein Herz zwischen den Forderungen der Freundschaft und der Liebe geschwankt, aber die letztere trug den Sieg davon. Wallmann erhielt durch die herbeieilenden Nachbarn Beistand, Klara war hilflos in der Macht des Wahnsinnigen, er mußte vor allem sie zu retten suchen, wenn sie noch lebte.

Auf die Kunde von den geheimnißvollen Vorfällen im Wernickeschen Hause füllte sich dasselbe in kurzer Zeit mit Menschen. Wallmann wurde gefunden und in das Haus gebracht; der Blutverlust hatte ihn auf das äußerste erschöpft, aber die herbeigerufenen Aerzte erklärten die Wunde für nicht lebensgefährlich. Ein Medaillon, das er auf der Brust trug, hatte den sonst unfehlbar tödtlichen Stich abgelenkt und das Messer ihm nur eine wenn auch sehr schwere Schnittwunde beigebracht.

Die einschreitende Polizei vermochte das über der Sache schwebende Dunkel nicht aufzuhellen; die Aussagen des Dienstmädchens gaben nur dürftigen Anhalt. Sie wußte nichts weiter, als daß Mallek gegen acht Uhr zu ihrem Herrn in das Comptoir gegangen war und daß später ein junger Mann, den sie nicht kannte, sie von ihren Fesseln befreit und nach Hilfe geschickt hatte. Wallmann lag besinnungslos, Wernicke war todt und seine Tochter spurlos verschwunden, wenngleich ein fertig gepackter Handkoffer auf ihrem Zimmer, sowie das Fehlen ihres Mantels und Hutes eher auf ein freiwilliges als gezwungenes Fortgehen deuteten.

Mertens plötzliche Rückkunft mit Klara gab endlich Licht. Er bezeichnete die Thäter, und alles wurde in Bewegung gesetzt, um ihrer habhaft zu werden, aber die Forschungen waren vergebens. In der Stadt entdeckte man keine Spur von ihnen, und als man ein Boot nach dem portugiesischen Schuner entsenden wollte, war er nicht mehr auf seinem Ankerplatze.

Der zwei Tage darauf zurückkehrende Lootse der Lisboa erzählte, daß die drei Männer gegen 10 Uhr abends sehr aufgeregt an Bord zurückgekehrt seien. Mallek hatte das Commando des Fahrzeuges übernommen und ihm befohlen, sofort unter Segel zu gehen. Als er wegen der Dunkelheit sich dessen geweigert, hatte er ihn durch Todesdrohungen dazu gezwungen. Der Schuner war glücklich den Fluß hinunter und mit Tagesanbruch in See gekommen.

Damit war die weitere Verfolgung der Verbrecher abgeschnitten; die durch den Vorfall hervorgerufene Aufregung in der Stadt wuchs jedoch noch bedeutend, als es bekannt wurde, daß sich bei der Leiche des Zahlmeisters das Taschenbuch mit der Quittung Wernickes über die zweimal von ihm geforderten 1000 Thaler vorgefunden und er dadurch als Betrüger gebrandmarkt dastand.

Mertens hielt es nunmehr auch für geboten, mit dem hervorzutreten, was er über das Verhältniß Klaras zu ihrem angeblichen Vater wußte. Als letztere aus ihrer Ohnmacht an jenem Schreckensabend erwachte, fand sie sich in einer elenden Bretterhütte wieder, die etwa eine Viertelstunde weit außerhalb der Stadt auf einem öden Anger lag; sie hatte früher als Wachtbude für ein Torflager gedient, war aber seit Jahren nicht mehr benutzt und von Solmann als Nachtlager in Gebrauch genommen.

Hier hatte letzterer auch die von ihm mit so viel Schlauheit entwendete grüne Kiste vergraben, und er durfte mit Recht sagen, daß sie so gut versteckt war, daß sie von niemandem aufgefunden werden konnte.

Als Klara wieder zu sich gekommen war, übergab Solmann sie ihr als ihr Eigenthum. Ihr Inhalt bestätigte aufs vollständigste seine früheren Andeutungen über die Geburtsverhältnisse des jungen Mädchens. Ihr Geburtsschein, der Trauschein ihrer Eltern, ihr Vermögensnachweis, die Wernicke aus unbegreiflichen Gründen nicht angetastet, — alles war da und beseitigte jeden Zweifel daran, daß Klara nur von Wernicke als seine Tochter ausgegeben sei, um sie ihres Vermögens zu berauben. Die Gerichte nahmen auch keinen Anstand, dies thatsächlich dadurch anzuerkennen, daß sie ihr die gesammte Hinterlassenschaft Wernickes als ihr widerrechtlich vorenthaltenes Eigenthum aushändigten.

Daß Klara Wallmann, wie sie sich nun fortan nach dem Namen ihres wirklichen Vaters wieder nannte, nach so vielen schrecklichen Vorgängen Bremerhafen gern verließ, war leicht erklärlich. Aus doppelten Gründen nahm sie jetzt das ihr gebotene Asyl in dem elterlichen Hause Heinrichs in Hamburg dankbar an und wurde von dessen Mutter in die neue Heimat abgeholt.

Mertens selbst gab den Gedanken an Desertion auf und suchte seine Entlassung aus der Marine auf legalere Weise zu erhalten. Sie wurde sowohl ihm als Wallmann durch Vermittelung des Commandanten der „Frankfurt“ vom Admiral gewährt, aber er blieb vorläufig in Bremerhafen, bis Wallmann genesen war, um durch die sorgsamste und liebevollste Pflege dem treuen Freunde zu vergelten, was er für ihn gelitten.

Als Wallmann soweit hergestellt war, daß er ihm die näheren Data über die Ereignisse jenes verhängnißvollen 28. Octoberabends mittheilen konnte und ihm auch Aufschluß über den Inhalt des grünen Kastens gab, lauschte jener seinen Worten mit größter Spannung; aber seine still und sehnlichst gehegte Hoffnung wurde vernichtet. Unter den Papieren hatte sich nichts gezeigt, was im entferntesten darauf hindeutete, daß Klara noch einen Bruder besessen, und er mußte auf das erträumte Glück verzichten, eine Schwester wiederzufinden, so weh es auch seinem Herzen that. Er wandte den Kopf nach der Wand seines Lagers und eine heiße Thräne rollte über seine Wangen nieder.

Nach vollendeter Genesung reisten die beiden Freunde nach Hamburg. Sie wollten Solmann mitnehmen, um ihm an letzterem Orte eine gegen alle materielle Noth gesicherte Unterkunft zu verschaffen, aber er war erkrankt und lag im Hospital, das er nach Ausspruch des Arztes nicht wieder verlassen konnte. Nach wenigen Wochen erhielten sie die Nachricht, daß der Arme, dem sie so viel verdankten, gestorben sei; aber so schmerzlich es sie berührte, gönnten sie ihm die Ruhe, da sein Irrsinn unheilbar war.

Während des Winters verblieben Mertens und Wallmann in Hamburg. Letzterer schien dem Philisterstand der Steuerleute weniger abhold geworden zu sein, als man nach seinen vor einigen Wochen gethanen Aeußerungen muthmaßen konnte, denn er besuchte die Navigationsschule, war außerordentlich fleißig und bestand sein Examen auf das glänzendste. Zu Hause hatte er jedoch viele Neckereien zu ertragen. Klara meinte, er sitze nur soviel über seinen Büchern und Instrumenten, weil er sie und namentlich ihre Freundin Pauline, die auf längere Zeit aus Bremerhafen zum Besuch gekommen, so gründlich unleidlich finde, daß er möglichst wenig mit ihnen zusammentreffen wolle. Von Mertens dagegen mußte er oft genug hören, was er damals im Boot selbst zu ihm gesagt: „Was! Du fürchtest Dich am hellen, lichten Tage einem hübschen Mädchen Deine Liebe zu erklären? nun gut, dann werde ich es für Dich thun.“ Wallmann wurde bei solchen Anspielungen zwar jedesmal feuerroth, aber nach dieser Richtung hin konnte er doch keinen Muth finden und alle Neckereien halfen vorläufig nichts.

VIII.

Auf den blauen Fluten des atlantischen Oceans, dort, wo sie die Küsten von Guinea bespülen, schaukelte sich im Herbste des Jahres 1854 ein stolzes Barkschiff. Dasselbe war nach Ostindien bestimmt, aber etwas nahe an die afrikanische Küste gerathen. Zu jener Zeit

hatten die neuen Segeldirectionen des berühmten amerikanischen Hydrographen Maury noch wenig Eingang bei den Seeleuten gefunden, und diese hielten mit conservativster Pietät an der von den Urvätern überkommenen Route fest, die den Aequator ziemlich ostwärts schnitt. Sie glaubten ihren Weg dadurch zu kürzen, erreichten aber nur das Gegentheil, da sie oft mit wochenlangen Windstillen zu kämpfen hatten und überdem durch Strömungen meistens weiter nach Afrika hinübergesetzt wurden, als ihnen lieb war.

Der obenerwähnten Bark war es ähnlich gegangen. Sie hatte acht Tage lang in Stille getrieben; seit der Nacht war jedoch ein südlicher Hauch aufgesprungen, der allmählich in eine flaue Briese überging, die bis dahin spiegelglatte Meeresfläche rippte und die Nähe des Passats verkündete. Auf dem Schiffe war jedes Stück Leinwand beigesetzt, was nur irgend darauf hängen wollte, damit auch nicht ein Zoll Wind ungenützt vorbeifliege, und der pyramidenförmige Bau der Segelfläche schwellte sich in sanfter Rundung.

Die Bark war neu und machte ihre erste Reise; dafür sprach nicht nur der noch geometrisch gradlinige Schnitt und das egale neue Aussehen der Segel, sondern auch die ganze Erscheinung des Fahrzeugs. Dabei war es brillant in Stand gehalten und das seemännische Auge mußte mit Wohlgefallen darauf ruhen; es fand überall Harmonie.

Die Masten waren gleich gestagt, die Raaen hingen so grade getoppt und die Segel standen so proper gekantet, daß man seine wahre Freude daran haben mußte. Kein Tau in der Takelage hing unnöthig lose, keins schwabberte lüderlich über Bord, keine Rostflecke verunzierten den sauberen Anstrich außenbords, und damit stimmte auch das Innere des Fahrzeugs. Alles zeugte davon, daß neben seemännischer Tüchtigkeit ein intelligenter Sinn und gebildeter Geschmack das Schiff in Ordnung und Putz hielt.

An dem mit Schnitzwerk verzierten runden Heck las man in goldenen Buchstaben den Namen „Klara", und das darüber angebrachte Wappen der drei Thürme kennzeichnete die hamburgische Nationalität des Schiffes.

Auf dem Hinterdeck, das zum Schutze gegen die sengenden Strahlen der Tropensonne mit einem Segeltuchzelt überspannt war, schritt der Obersteuermann, gemächlich eine Cigarre rauchend, auf und ab. Dann und wann warf er einen prüfenden Blick nach oben auf die Takelage oder ließ ihn über Deck schweifen, aber er schien keinen Anlaß zu mißbilligender Kritik zu finden, denn aus den offenen, jugendlich frischen Zügen des kaum zweiundzwanzigjährigen Mannes sprach ein unverhohlenes Behagen und eine heitere Stimmung.

Nach seinem Aeußern erschien er für seine Stellung noch etwas jung, aber man brauchte ihn nur näher anzuschauen, um anderer Ansicht zu werden. Aus den blauen Augen blickte der „fixe Kerl," und der ganze Ausdruck des Gesichts deutete auf entschiedenen Charakter und Sicherheit, die keinen Zweifel darüber ließen, daß er nicht durch die Kajütsfenster auf das Hinterdeck gekrochen, sondern seinem Posten als Vertreter des Capitäns vollständig gewachsen war. Der zweite Steuermann stand an Backbord und beschäftigte sich mit dem Abmarken der Logleine. Er war ein Mann zu Ende der Dreißiger, dessen wettergefurchte Züge von vielen und harten Erfahrungen auf dem blauen Wasser erzählten. Er gehörte zur „alten Schule" und zu jenen Seeleuten, deren Ehrgeiz mit dem Steuermann abschließt, und die deshalb keine Kränkung darin erblicken, jüngeren Vorgesetzten untergeordnet zu sein.

Bisweilen äußerte er wohl, die alte Seemannschaft gehe jetzt vor die Hunde, seitdem man auf a + b und solchen Krimskrams in den Navigationsschulen mehr Werth setze, als auf das gute Belegen eines Steckbolzens beim Reffen, aber andrerseits gab er auch zu, daß für den Capitän eines Ostindienfahrers jener Krimskrams doch nöthig sei. Von Hamburg nach England wollte er wohl hinfinden, meinte er, auch wohl nach Frankreich, aber Chronometer und Sextant seien gar zu kniffliche Dinge; man könnte sich so leicht um ein paar Grad versehen, und nun gar erst das Rechnen — „Brrr! diese verdammten sinusse und tangenten, wer die wohl erfunden haben mochte."

„Nun, was meinen Sie, Rodenberg," redete ihn der Obersteuermann an, „ich denke, wir haben die Klara jetzt bald so weit in Ordnung, wie sich dies bei einem neuen Schiffe nur thun läßt. Freilich zu ändern und nachzuhelfen ist da immer noch."

„Hm!" brummte jener und benutzte die Unterbrechung, um sich ein frisches Stück Tabak in den Mund zu stecken „stellenweise, ja."

„Wieso stellenweise?" fragte der Obersteuermann, den dieser versteckte Tadel seines schönen Schiffes gar nicht angenehm zu berühren schien.

„Na," erwiderte jener, „sonst hielt man doch immer auf vernünftigen Fahrzeugen über den Krahnbalken Ausguck nach Seglern, aber es scheint, als ob wir übers Heck danach ausgucken müssen. Sehen Sie nur dort jenes Ding," fügte er verdrießlich hinzu, indem er nach hinten zeigte, wo am Horizont die Umrisse eines Schiffes auftauchten, „ich denke, der läuft uns bei der flauen Briese schnell genug auf."

„Was! ist das der Segler, den vor einer Stunde der Mann auf der Marsraa in Sicht bekam?" fragte ungläubig der Obersteuermann, indem er das Fernrohr auf den Fremden richtete.

„Gewiß," erwiderte Rodenberg, „nach meiner Gissung hat er uns in der Zeit mindestens eine halbe Meile geholt."

„Dann muß er mehr Briese haben als wir, sonst ist das nicht möglich; da nehmen Sie doch einmal das Glas, was Sie daraus machen können."

Rodenberg hielt das Rohr lange prüfend vor das Auge. Als er es endlich absetzte, bemerkte er kopfschüttelnd: „Das kann nicht mit richtigen Dingen zugehen. So viel ich sehe, ist's ein Schuner und hat noch weniger Briese als wir, denn von Zeit zu Zeit schlagen seine Segel blind."

„Merkwürdig!" sagte der andere, den das Auflaufen des Fremden nicht wenig kränkte. „Loggen Sie doch einmal, Rodenberg," fügte er mit einem Blick auf das Wasser außenbords hinzu, „alles steht rund voll, aber mir kommt es vor, als gingen wir trotz der Briese nicht von der Stelle."

„Loggen!" rief der Angeredete nach vorn.

Zwei Matrosen kamen, um die Logrolle und Sanduhr zu halten, mit denen die Fahrt des Schiffes gemessen wird. Der Untersteuermann warf das Logbrettchen mit der daran befestigten Leine über Bord, aber er wartete vergebens auf das Auslaufen der letzteren. Das Brettchen trieb nicht nach hinten, sondern drehte sich, von kleinen, kaum bemerkbaren Wasserwirbeln erfaßt, im Kreise umher, ohne sich vom Fleck zu rühren.

„Teufel und Pumpstock, wir stehen ja baumstill," rief der Obersteuermann, der kaum seinen Augen traute, als er das Schiff sich ungeachtet der rundvollen Segel nicht regen sah. „Sollten wir, ohne es zu merken, auf eine Klippe gelaufen sein?"

Rodenberg machte ein verdutztes Gesicht, holte eilig das Loth und warf es an verschiedenen Stellen. „Zwanzig Faden, kein Grund!" rief er und setzte murmelnd hinzu, „so etwas ist mir noch nicht vorgekommen."

„Das muß ich doch dem Capitän melden," meinte der Obersteuermann und ging in die Kajüte hinunter, während Rodenberg abermals das Fernrohr aufnahm und unverwandt nach dem fremden Segel blickte.

„Nun, was bringst Du, Wallmann?" fragte der Capitän, als der Steuermann mit aufgeregter Miene zu ihm in die Kajüte trat, wo er mit seiner jungen Frau bei einer Tasse Kaffee auf dem Sopha saß, „Du siehst ja so wichtig aus. Ist etwa ein Hai beim Schiffe, den du meiner Klara zeigen willst, oder fliegende Fische?"

„Nein, Mertens," versetzte der andere, „ich wollte Dir nur etwas mittheilen, was mir ganz räthselhaft erscheint, da ich es mir nicht erklären kann. Es ist so viel Briese, daß alle Segel voll stehen und doch bleibt das Schiff wie festgebannt auf einer Stelle, während ein Schuner hinter uns aufläuft, als wären wir ein Bund Stroh."

„Dachte ich's mir doch," lachte der Capitän, „daß es so etwas wäre. Du hast wieder bange, daß es ein Fahrzeug in der Welt gibt, welches besser segelt, als das unsere. Nicht wahr, Klärchen," wandte er sich zu seiner jungen Frau, „einen besseren Steuermann hätten wir für Deinen Täufling nicht finden können, als Wallmann? Der ist so eifersüchtig wie ein Bräutigam und fühlt sich unglücklich, wenn sein Schiff nicht in jeder Beziehung allen andern überlegen ist."

„Ja, Heinrich," stimmte die junge Frau mit einem freundlichen Nicken gegen den Steuermann bei, „nach dem, was Herr Wallmann bereits früher für die Pathe gethan, war der Täufling seiner größten Sorgfalt und Liebe gewiß."

Der junge Mann, dem dies Compliment galt, machte eine verlegene Verbeugung und versuchte eine Erwiderung, aber nach dieser Richtung hin schien er in den zwei Jahren, seit denen wir ihn zuletzt

sahen, wenig Fortschritte gemacht zu haben. Er wurde nur wieder feuerroth und von seinen Worten war nur das eine „Schuldigkeit" zu verstehen.

„Nein, Du thatest mehr als Deine Schuldigkeit, Wallmann," sagte der Capitän, indem er seine Hand ergriff und sie warm drückte, „und sowohl meine Frau wie ich sind Dir mehr zu Dank verpflichtet, als wir je abzutragen im Stande sein werden. Gerade jetzt sprachen wir darüber, daß Du eigentlich der Urheber unsres ganzen Glückes bist."

„Ich bitte Dich, Mertens," unterbrach ihn Wallmann, den das Gespräch augenscheinlich in Verlegenheit setzte, „rede nicht weiter davon. Es war eine Kleinigkeit, die Du eben so gut auch für mich unternommen hättest und ..."

„Die mit Gefahr Deines Lebens mir meine Klara schenkte. Doch, Du närrischer Kauz, hörst nun einmal nicht gern davon reden und deshalb wollen wir ein anderes Thema beginnen. Nimm Dir einen Stuhl, trinke Kaffee und plaudre ein wenig mit uns."

Der Steuermann folgte mit offenbarem Widerstreben der Einladung, erröthete einmal über das andere, wenn die junge Frau ihn ansprach, und das Gespräch wollte gar nicht recht in Gang kommen. Er saß wie auf Kohlen, blickte alle Augenblicke durch das Kajütsfenster in Deck nach oben und schien sich unten keineswegs behaglich zu fühlen.

„Du bist so unruhig, Wallmann," scherzte der Capitän, „als ob die ganze Kajüte voll junger Mädchen wäre; aber ich denke, ich weiß den wahren Grund. Dir liegt es in den Gliedern, daß die „Klara" nicht recht vorwärts will. Wahrscheinlich ist jedoch die Ursache eine ganz natürliche und Strom im Wasser, der das Schiff festsaugt. Es ist merkwürdig genug, wie die kleinen Wirbel ein so mächtiges Gebäude in der Fahrt hemmen können, aber ich habe dieselbe Erscheinung schon einmal im Golf von Florida gehabt. Dagegen läßt sich aber nichts machen; man muß ruhig warten, bis mehr Briese kommt oder das Schiff aus der Kabbelung in glattes Wasser treibt."

Wallmann hörte nur mit halbem Ohre auf die Erklärung, und ein Matrose, der ihn in diesem Augenblicke an Deck rief, gab ihm willkommene Gelegenheit zum Aufbruch.

Gleich darauf erschien jedoch der Matrose zum zweiten Male in der Kajütsthüre und bat den Capitän im Auftrage des Steuermanns, an Deck zu kommen.

Oben zeigte Wallmann dem Gerufenen den Schuner, der jetzt schon so weit aufgelaufen war, daß man das niedrige Unterschiff erkennen konnte.

„Sieh Dir einmal das Fahrzeug an, Mertens. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber vom ersten Moment an, wo ich es erblickte, fühlte ich eine so eigenthümliche Unruhe, als ob etwas Schlimmes in der Luft läge. Erscheint Dir der Schuner nicht auch verdächtig? Ein Kriegsschiff ist es nicht, und doch glauben sowohl Rodenberg als ich mehr Leute auf seinem Deck zu erkennen, als einem so kleinen Dinge zukommen."

Der Capitän holte sein eigenes Fernrohr und betrachtete aufmerksam das fremde Schiff, welches etwa zwei Meilen entfernt war und mit flauer Briese gerade auf die „Klara" zusteuerte, die noch immer unbeweglich im Wasser lag.

„Hm," meinte er nach einer Weile, „es wird ein Sclavenfahrer sein, obwohl es mir scheint, als ob das Fahrzeug einen englischen Schnitt hat; aber für einen Küstenfahrer hat er reichliche Mannschaft. Heissen Sie einmal die Flagge, Rodenberg, wir wollen sehen, was es für ein Landsmann ist."

Die rothe Flagge mit den drei weißen Thürmen ging unter die Gaffel und flatterte lustig im Winde, aber vergebens richteten die drei Schiffsofficiere ihre Fernröhre auf das sonderbare Schiff. Es näherte sich sichtlich, aber es zeigte keine Flagge.

„Mir ist immer, als hätte ich diesen verwünschten Schuner schon öfter gesehen," äußerte Wallmann, „ich kann mich nur nicht entsinnen wo? Aber dies so merkwürdig ausgegillte Gaffeltopsegel steht mir noch ganz klar in der Erinnerung."

Der Capitän zuckte bei diesen Worten zusammen, als sei er von einer Schlange gebissen.

„Mein Gott, was hast Du, Mertens?" fragte Wallmann erschreckt.

„Ich weiß, wer es ist," flüsterte ihm der Capitän zu, dessen Gesicht bleich geworden war, „es ist ... die Lisboa."

„Du hast recht, Mertens," sagte Wallmann dumpf, „es ist die Lisboa. Meine Ahnung hat mich nicht betrogen; Du kannst glauben, der kommt nicht in guter Absicht."

„Da fällt ein Schuß," rief jetzt der Untersteuermann, der inzwischen den Fremden stets im Auge behalten hatte. Alle Blicke richteten sich auf den Schuner, der schon bis auf eine Seemeile herangekommen war. Eine weiße Dampfwolke stieg von ihm auf, einige Secunden darauf rollte der Donner des Schusses über die Wasserfläche und zu gleicher Zeit entfaltete sich am Großtop des Fremden eine blutrothe Flagge.

„Ha! der Schuft zeigt jetzt sein wahres Gesicht und befiehlt uns, beizudrehen," knirschte Wallmann, „aber wenn es jener Alonzo ist, so hoffe ich heute den Stich wett zu machen, den er mir vor zwei Jahren in Bremerhafen versetzte," fügte er mit kühner Entschlossenheit hinzu.

„Aber was wollen wir mit unsern wenigen leichten Kanonen ausrichten?" entgegnete der Capitän, dessen Herz sich bei dem Gedanken an seine Frau zusammenpreßte. „Kommt er näher heran, so schießt er uns in den Grund, und wir sind ohne Gnade verloren."

„Keineswegs," erwiderte der Obersteuermann mit einer merkwürdigen Zuversicht. „Diese Art macht nur nothgedrungen Spectakel, um sich nicht die englischen Kreuzer auf den Hals zu ziehen. Nein, sie entern, rauben, morden und bohren das Schiff an."

„Und das sagst Du so leicht hin, Wallmann?" fragte der Capitän, dem das Wesen des Freundes in einem so furchtbar kritischen Momente unbegreiflich vorkam.

„Ja!" erwiderte dieser und eine Art wilder Freude leuchtete aus seinem Gesichte. „Darauf hin, daß die Lisboa dies gleichfalls versuchen wird, ist mir eben etwas Vortreffliches eingefallen."

„Aber Mensch, glaubst Du denn, daß wir uns gegen eine solche Uebermacht schlagen können?" fragte der Capitän fast unwillig, „sieh doch nur, sein ganzes Deck wimmelt ja voller Menschen."

„Freilich sind wir verloren," erwiderte Wallmann, „wenn der Schuner längseit kommt, das heißt — er gleichfalls, wenn Du so denkst wie ich," fügte er leise und mit bezeichnendem Blicke hinzu.

„Du meinst das Pulver?"

Wallmann nickte schweigend. „Hoffentlich wird es sich jedoch für uns besser einrichten lassen," sagte er nach einer Pause, „wenn es uns gelingt, die Schurken in Distanz zu halten."

„Wenn!" äußerte der Capitän in düsterem Tone, „wir liegen aber noch still, das Schiff rührt sich nicht vom Fleck, und in einer halben Stunde wird er unter unserm Heck sein."

„Ich denke, es kommt anders," meinte der Obersteuermann mit merkwürdiger Ruhe, „er muß gleich aus dem glatten Wasser in die Kabbelung scheeren und dann sitzt er auch fest."

„Ich sehe nicht, daß unsere Lage dadurch besser wird; dann schickt er ein Boot ..."

„Gebe Gott, daß er es thut, dann ist mein Wunsch erfüllt."

Ehe der Capitän auf diese ihm räthselhaften Worte etwas erwidern konnte, wurde er vom Bootsmann unterbrochen. Dieser war mit der übrigen Mannschaft auf das Hinterdeck gekommen; die Nähe und Art der Gefahr ließ die Leute sich unwillkürlich um ihre Vorgesetzten scharen.

(Schluß folgt.)

Auflösung des Rebus in Nr. 47:

Das Lied zur Ehr',	so Herz und Hand
das Schwert zur Wehr,	dem Vaterland.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 5. September 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. 1868 № 49.

Frauenliebe.

Novelle von **Otto Glagau.**

(Fortsetzung.)

III.

Der arme Andres war also begraben und die Wittwe nun meist allein in ihrem Häuschen, denn Martin fuhr an Stelle des Vaters auf den Fischfang.

Etliche Wochen nach dem Begräbniß saß Frau Liese auf der Bank vor dem großen grünen Kachelofen und strickte an einem neuen Netze. Allmählich wurde sie in ihrer Arbeit lässiger, ließ sie bald völlig ruhen und versank in starres Brüten, während sich ihre Augen rötheten und naß wurden.

Da öffnete sich die Thüre, und fast gleichzeitig traten der Schulze und der Schulmeister herein.

„Frau, Ihr weint schon wieder!" sagte dieser halb strafend halb mitleidig.

„Habe ich nicht Ursach dazu?" antwortete sie. „Gott hat mir den Mann genommen, und der König will mir den Sohn nehmen. Bald werde ich ganz allein stehen; was soll aus mir werden?"

„Kein Unglück ist so schlimm, wie's anfangs aussieht," entgegnete der Schulmeister; „es kann sich über Nacht zum Bessern wenden."

„Ihr wollt uns was vorpredigen," fiel der Schulze spöttisch ein.

Ohne auf ihn zu achten, fuhr jener fort:

„Auch für Euch, Frau Liese, hat sich vielleicht schon ein Ersatz gefunden. Ihr habt den Mann verloren, aber gerade deswegen könnte man Euch den Sohn lassen."

Die beiden anderen horchten hoch auf.

„Wie Ihr wißt, war ich gestern auf dem Landrathsamt," redete der Schulmeister weiter; „und da sprach ich mit dem Kreissecretär auch Euretwegen. Ich stellte ihm Eure Lage vor, und er meinte, wenn die Sache sich wirklich so verhielte, dürfe Martin nicht Soldat werden."

„Ach Gott, wenn das möglich wäre!" rief die Wittwe, und ein heller Freudenschein ergoß sich über ihr kummervolles Gesicht.

„Da könnt' jeder kommen!" brummte der Schulze. „Wenn das so ginge, würd' der König bald keine Soldaten mehr haben."

„Nicht jeder darf kommen," erwiderte ernst der Schulmeister; „wohl aber eine arme Wittwe, der man den einzigen Sohn, ihren Ernährer, nehmen will. Frau Liese kann Martin nicht missen, sie kann ohne ihn nicht ihre Nahrung, die Fischerei, betreiben."

„Doch!" sagte der Schulze. „Sie kann sich ja einen Knecht miethen."

„Das hat sie nicht nöthig. Fremde Hände sind nicht Kindeshände. Kindeshilfe nährt, fremde Hilfe zehrt. — Ihr aber, Schulze, habt als Ortsvorstand und da Ihr zu Martins Vormund erwählt seid, die Pflicht, für Frau Liese einzutreten und den Jungen zu reclamiren."

„Fällt mir nicht ein," fiel ihm zornig der andere ins Wort. „Thut's doch selber, Ihr Klugschwätzer!"

„Ihr habt ganz recht, Schulze," erwiderte gelassen der Schulmeister. „Wir brauchen Euch auch gar nicht. Ich werde das schon allein besorgen."

Damit grüßte er die Frau und entfernte sich.

Der Schulze schien etwas bestürzt und verlegen. Er betrachtete verstohlen die Wittwe und begann nach einer Pause:

„Liese, ich habe 400 Gulden auf Deinem Grundstück stehen."

„Gewiß!" entgegnete sie und blickte unruhig von ihrer Arbeit auf.

„Ich muß Dir das Geld kündigen," fuhr er mit langsamem Nachdruck fort.

„Herr Jesu!" rief sie erschrocken. „Auch das noch! — Was kommt Dir mit einemmal in den Sinn? Haben wir nicht allezeit die Interessen pünktlich entrichtet? oder bist Du bange, daß Du sie jetzt nicht mehr kriegen wirst?"

„Das nicht, Liese, aber ich brauch' das Geld."

„Geh weg," meinte sie; „Du — und Geld brauchen, Du bist ein reicher Mann."

„Das wohl," antwortete er behäbig. „Ich brauch's nicht für mich, sondern für einen andern; ich hab's dem Jacob zu leihen versprochen."

„Wozu hat's der Jacob nöthig?"

„Er verträgt sich nicht mehr mit seinem Bruder und will sich von ihm trennen; er will sich selber ein Boot oder ein Part*) kaufen.

„Und dem Jacob zu Liebe willst Du uns unglücklich machen!“ schluchzte sie. „Mein Gott, bedenke doch, woher soll ich bei dieser Zeit das Geld schaffen?“

„Wird freilich schwer halten, das Geld ist alleweil sehr knapp. Doch ich kann Dir nicht helfen, ich habe dem Jacob die 400 Gulden versprochen, und ich muß mein Wort halten.“

„Nun gut,“ sagte sie bitter, „so halte Dein Wort. Laß unser Häuschen durchs Gericht verkaufen und nimm Dein Geld. Wir werden dann ruinirt sein, aber das schadet nicht, wir können ja betteln gehn.“

Aus diesen Worten klangen finsterer Trotz und verzweifelte Entschlossenheit, aber bald konnte sie nicht mehr an sich halten und brach in heftiges Weinen aus.

Der Schulze ließ sie eine Weile gewähren, dann sagte er:

„Weiß Gott, Liese, Du thust mir von Herzen leid, und ich will nicht Dein Unglück. Ich zerbreche mir aber den Kopf, wie man wohl Euch beiden, Dir und auch dem Jacob helfen könnte. — — Hm! Hm! ich hätt' wohl einen Plan.“

„Sprich nur. Wir sind ja in Deiner Hand.“

„Sieh mal, ich meine so: da Dein Mann nun todt ist, mußt Du doch einen haben, der für Dich fischt. Wie wär's also, wenn Du Jacob als Kumpan annähmst, das heißt, mit ihm Dein Part theiltest? — dann hätt' Jacob ein Unterkommen, und ich könnt' Dir das Capital lassen.“

„Wozu brauch' ich Jacob, wenn ich Martin hab'?“

„Martin wird Soldat.“

„Der Schulmeister meint aber doch, er müsse loskommen.“

„Der Schulmeister ist ein Narr!“ schrie der Schulze. „Martin wird nicht loskommen, und er soll nicht loskommen, dafür werde ich sorgen!“ platzte er heraus.

„Ach, Schulze,“ entgegnete traurig die Wittwe, „ich merk' wohl, Du magst Martin nicht leiden, was hat der arme Junge Dir gethan?“

„Ich mag nicht leiden, daß er meiner Dirne den Kopf verdreht.“

„Ist denn Martin Dir nicht gut genug zum Schwiegersohn? Ist er nicht ein sauberer, fleißiger Bursche?“

„Er ist kein Kerl, er wird nie ein ordentlicher Fischer werden!“ rief der Schulze böse. „Jakob und kein anderer kriegt die Stina.“

„Nun gut,“ antwortete die Wittwe gelassen, „so gib sie ihm doch, aber laß mich mein Kind behalten.“

„Nein, nein!“ sprach er etwas besänftigt. „Martin muß fort, dem Mädel für eine Weil aus den Augen. Sie hängt wie eine Klette an ihm, wenn er aber nicht mehr hier ist, wird sie sich schon zufrieden geben und den Jacob nehmen. Ich kenn' die Weiber.“

„Armer Martin!“ seufzte die Wittwe.

„Wenn er zurückkommt,“ fuhr der Schulze fort, „findet er die Stina schon verheirathet. Dann mag er sich eine andere Frau suchen, es gibt noch mehr als zu viel Mädchen bei uns.“

Die Wittwe schwieg traurig, und das ermuthigte den andern, auf seinen Vorschlag zurückzukommen.

„Du wirst mit Jacob nicht schlecht fahren,“ sprach er, „es gibt im ganzen Dorfe keinen bessern Arbeiter. Wenn Du ihn zum Kumpan nimmst, darfst Du Dich um nichts kümmern, hast Du für nichts zu sorgen. Ihm bleibt die ganze Arbeit, und Du erhälst den halben Gewinn, womit Du für Deine Person bequem leben kannst. Ist Martin wieder hier, übernimmt er natürlich die Fischerei selber, dann übergeb' ich dem Jacob meine Wirthschaft und setz' mich zur Ruhe. Eins von beiden also: entweder Martin wird Soldat und Jacob Dein Kumpan, oder Du zahlst mir Ostern das Capital zurück. Das ist mein letztes Wort. Ueberleg Dir's.“

Es war ein milder, wonniger Herbstabend. Der Herbst ist die schönste Jahreszeit in Ostpreußen, wärmer und freundlicher als sonst im nördlichen Deutschland. Er entschädigt die Bewohner für den erst spät kommenden, im ganzen noch rauh und feucht auftretenden Frühling, für den bald sengend heißen, bald anhaltend regnerischen, meist sehr wechselvollen Sommer. Der Herbst beginnt in der Regel mit mehreren unausgesetzt heitern und sonnigen Wochen; nicht gar selten blühen Rosen und andere Sträucher und Bäume zum zweiten Male, und die Erdbeere bringt von neuem Frucht; ein durchsichtig bläulicher Duft lagert dann auf der Landschaft, und Wolken und Wälder und Meer lachen in den reichsten Farbenspielen.

Der Herbst ist nirgends schöner als am Strande, wo sich Land und Meer die Hände reichen; jenes die schwindenden Reize des Jahres noch einmal zusammenrafft, dieses aber gerade jetzt seinen ganzen Zauber, seine vielgestaltige Schönheit und Größe entfaltet. Während das Land ob seines entfliehenden Schmuckes wehmüthig zu trauern scheint, blickt aus dem Meere ungebrochene Kraft und ewige Jugend; und diese Mischung von Trauer und Triumph verleiht dem Strande zur Herbstzeit eine unaussprechliche Poesie.

Nichts herrlicher als ein Herbstabend am Strande, wenn, wie heute, der Mond voll und klar am Firmamente steht und sein geheimnißvolles Licht über Himmel und Erde ergießt. Wie ein weißleuchtendes Gebirge, schwamm droben das Wolkenheer, und die silbergrünen Wogen des Meeres erstrahlten wie ein einziger Krystall. Der kahle Zipfelberg und die andern Uferberge gleichen wunderlich gestalteten Riesen und scheinen versunken in stummer Betrachtung des hehren Naturschauspiels. Mit dieser Größe und Pracht harmonirte die ringsum waltende Stille; kein Lüftchen regte sich, nur die Wogen rauschten ihren einförmigen Gesang und schlugen tactmäßig auf den Strand.

Der Mond beleuchtete auch die auf den Strand geschobenen dunkeln Fischerkähne, die sich wie schlafende Seeungeheuer ausnahmen, und ein junges Liebespaar, das sich hier zusammengefunden hatte.

Auf dem Rande eines Boots saßen Martin und Stina dicht neben einander. Der junge Mann hatte seinen Arm um sie geschlungen, und beide blickten träumerisch in die Nacht.

„Martin,“ begann das Mädchen, „Du hättest dem Vater nicht den Willen thun sollen.“

„Das hat auch der Schulmeister oft genug gesagt. Er hatte den Brief an den Landrath schon fertig, und er ist mir noch böse, daß ich ihn nicht abgegeben habe, denn er meint, ich wäre ganz bestimmt darauf losgekommen. Auch die Mutter weint und jammert mir alle Tage die Ohren voll.“

„Du wolltest also durchaus fort, Du gehst gern unter die Soldaten?“ fragte sie und entwand sich seinem Arm.

„Du weißt am besten, wie schwer mir's wird,“ antwortete er trübe und haschte nach ihrer Hand. „Es ist mir zu Muth, als ob ich sterben sollt'. Aber es hilft alles nichts — ich muß fort. Dein Vater kann mich 'mal nicht leiden, und wenn ich hier bleib', würd' ihn das noch mehr erbittern. Er würd' mir und der Mutter alles Mögliche in den Weg legen; er hat ja gedroht, er woll' uns von Haus und Hof treiben, ganz und gar aus dem Dorf jagen. Und er kann's, wenn er will, denn wir sind wegen der 400 Gulden in seiner Gewalt. Und er thät's auch; wenn der sich mal was in den Kopf gesetzt hat, dann läßt er auch nicht locker.“

„Ja,“ entgegnete sie seufzend, „es hält schwer, ihn von seinem Stück abzubringen. — Was soll aber aus uns beiden werden?“ sprach sie nach einer Pause.

„Wenn's Gott will, doch noch Mann und Frau, liebe Stina. Den Trost nehm' ich mit, sonst müßt' ich verzagen. Mit der Zeit ändert sich viel, auch des Menschen Sinn.“

„Du meinst, der Vater könnt' sich besinnen?“

„Ja, Stina, das hoff' ich. Wenn ich ihm jetzt nachgebe, gibt er uns vielleicht später nach und — — —“

Das junge Paar sah sich plötzlich um; hinter ihm war ein eigenthümliches Geräusch, fast wie ein heiseres Lachen erklungen.

„Was war das?“ fragte das Mädchen.

„Ich mein', es kam aus dem Wasser,“ antwortete Martin gleichgültig und fuhr dann fort:

„Die zwei oder drei Jahre, wo ich in Berlin bleiben muß, werden auch zu Ende gehn — —“

„Ist aber eine lange Zeit, Martin!“

„Wohl wahr, Stina! Doch wir können warten. Wir sind beide noch jung, zum Heirathen fast zu jung: Du bist erst 18, ich 20 Jahr.“

*) Part ist ein Antheil an einem Fischerboot und der damit verbundenen Fischereigerechtigkeit. Diese ruht immer auf einem Grundstück und kann nur durch Erbschaft oder Kauf erworben werden, denn es gibt in jedem Dorfe nur eine bestimmte Anzahl von Grundstücken, deren Eigenthümer zum Betriebe der Fischerei berechtigt sind. Zu einem Boot gehören in der Regel drei bis vier Kumpane, die gemeinschaftlich fischen und den Fang unter sich theilen; jedoch erhält der eigentliche Bootbesitzer einen größeren Antheil als jeder der übrigen Kumpane.

„Aber die lange Trennung! Ich werd' Dich in der ganzen Zeit nicht einmal sehn."

„Die Trennung ist freilich hart, kann aber doch auch ihr Gutes haben. Sie kann eine Probe für uns sein, ob wir wirklich für einander passen und uns so recht vom Herzensgrund lieb haben."

„Du weißt das also noch nicht genau?" fragte sie etwas verletzt.

„Wer kann das wissen, Stina! Mancher erfährt das erst nach der Hochzeit. Und ich muß Dir gestehn, mir ist doch recht bange — —"

„Mir jetzt auch!" fiel sie noch immer schmollend ein.

„Mir ist bange," fuhr er fort, „Du könntest mich vergessen, mir untreu werden."

„Dazu wirst Du in Berlin mehr Gelegenheit haben."

„Ich, Mädchen?! Nimmermehr! Dafür bin ich sicher, und wenn eine Prinzessin käm'. — Aber Du, Stina, wenn Du Dich beschwatzen ließest und doch den Jacob nähmest?"

„Den Jacob!" rief sie und lächelte verächtlich. „Lieber heirath' ich 'nen Seehund, als diesen dummen, häßlichen Burschen."

Ein neues Geräusch, als ob sich plötzlich hinter ihnen jemand bewege, ließ sie wieder zusammenschrecken und nach allen Seiten umherspähen.

„Rührte sich da nicht etwas, Martin?"

„Der Nachtwind hat sich erhoben," antwortete der Jüngling, ganz mit seinen Gedanken beschäftigt.

„Ja, ja," begann er dann wieder; „ich glaub' Dir, Mädchen, Du kannst jetzt den Jacob nicht leiden, aber auch Dein Sinn kann sich ändern — —"

Sie machte eine zornige Bewegung.

„Und wenn der Vater Dich zwingt, den Jacob zu heirathen?"

„Zwingen!" rief sie. „Wer kann mich dazu zwingen? Und wenn mich der Alte lahm und buckelig schlägt, ich nehm' den Burschen nicht."

Er sah ihr mit zärtlichem Dank in die Augen.

„Sei ohne Sorgen, Martin," sprach sie im weichen liebevollen Ton; „und ob Du zehn Jahre fortbleibst, ich warte auf Dich. Das will ich Dir auf meine Bibel schwören!"

Wie ein unterdrückter Fluch schlug es an ihr Ohr.

„Hörtest Du nichts, Martin?"

„Mir war, als spräche einer hinter uns."

Er stand auf und ging suchend um das ganze Boot herum.

„Es ist nichts," sagte er beruhigt. „Wind und Wasser äffen einen in der Nacht. Wir sind allein."

Sie nahmen wieder ihren Platz ein und kosten miteinander, wie es Liebende zu thun pflegen, die für lange Zeit von einander scheiden wollen. Endlich erhoben sie sich und gingen Hand in Hand von dannen.

Kaum waren sie hinter dem Zipfelberg verschwunden, als sich unweit der Stelle, wo sie gesessen, zwei Gestalten von der Erde aufrichteten. Wie Schatten lösten sie sich von dem Kahn ab, hinter dem sie sich verborgen gehalten, und als sie in das Mondlicht traten, konnte man in den beiden Männern Jacob und den Schulzen erkennen.

Auf ihren Gesichtern prägten sich Aerger und Wuth aus.

„Was sagst Du zu den Maulaffen?" rief der Schulze.

„Ich möcht' am liebsten hinter ihnen her und sie beide zerdreschen," brummte Jacob. — „Was die naseweise Kröte sich dünkt!"

„Hast recht, Jacob," entgegnete der andere, und ein schadenfrohes Grinsen flog um seinen Mund. „Bist ihr nicht klug und nicht hübsch genug. Das dumme Ding ist rein blind!"

„Macht Euch selber zum Narren!" schrie wüthend der Bursche.

„Sie will lieber 'nen Seehund heirathen," fuhr jener ohne Erbarmen fort.

„Hol' sie der Teufel!" grunzte Jacob.

„Schäm Dich! Du willst Deine Braut dem Teufel abtreten?"

„Noch ist sie nicht meine Braut; und wer weiß, ob sie's je wird," antwortete der Bursche giftig. „Sie hat ihren Kopf für sich und schiert sich den Henker um Euren Willen. — Habt Ihr's nicht gehört?"

„Ja," sagte der Alte, halb stolz halb ärgerlich; „sie ist eine Wetterkröte."

„Sie wird Euch schon mürb machen," fuhr jener fort.

„Wollen's abwarten," meinte der Schulze lächelnd.

„Ihr werdet ihr doch noch den Martin geben müssen."

„Eher könnt' die See ablaufen!" rief der Alte. „Ja, wenn's ein anderer wär', aber den Martin — in Ewigkeit nicht! In meinem Leben hab' ich solch'n schlappen Kerl nicht gesehn. Er hat nicht für'n Pfennig Courage. Läßt sich wie 'n Kind fortschicken und kann nur klagen und winseln. Da hätt' mir einer kommen sollen, mir einer was verbieten sollen — ich hätt' ihm die Zähne gewiesen. Und ob der Vater Nein! und hundertmal Nein!!! gesagt — ich hätt' das Mädel, das mir einmal gefiel, vor der Nase ihm weggeschnappt und der ganzen Welt zum Possen geheirathet."

„Wenn aber das Mädel nicht gewollt hätt'?" warf Jacob ein.

„Hätt' ihr die Liebe schon beigebracht, mein Junge."

„Wirklich?" machte Jacob. — „Ihr meint wohl auf diese Art?" Und er holte mit dem Arm zum Schlage aus.

„Natürlich!" bestätigte der Alte. „Das hilft besser als Bitten und Schmeicheln."

„Ihr seid ein Hauptkerl!" sagte voll Bewunderung der Bursche. — „Nun, ich will's mir merken."

„Hm!" lächelte der Schulze. „Rath' Dir aber doch nicht, es bei der Stina zu probiren. Die möcht' Dir die Augen auskratzen."

Und da Jacob entmuthigt schwieg, fuhr er fort:

„Die Stina will anders angefaßt sein. Wir müssen das Mädel ganz zufrieden lassen, bis Martin erst eine Weile fort ist. Dann will ich sie schon bearbeiten, und Du wirst sehen, ich kriege sie herum."

„Ja," sagte Jacob, „das muß ich Euch auch überlassen. Ich verstehe es nicht, wie Martin, mit ihr zu kosen und ihr schön zu thun. Mir ist von dem Liebesgeschwätz, das die beiden vorhin miteinander führten, ganz flau geworden."

„Da, trink mal, mein Junge," sprach der Schulze und holte unter seinem Wamms eine Flasche hervor, die jener begierig ergriff und flugs an den Mund setzte.

Der Schulze nahm gleichfalls einen Schluck, und die beiden verließen den Strand.

Schon am nächsten Tage war die Stunde gekommen, wo Martin von seiner Heimat und seinen Freunden und Bekannten Abschied nehmen mußte. Er that's mit schwerem aber gefaßtem Herzen, indem er von Haus zu Haus ging und fast überall mit aufrichtigem Bedauern empfangen und mit herzlichen Wünschen, daß es ihm wohl gehen und er dereinst gesund wiederkehren möge, entlassen wurde. Die Mutter hatte vor Weinen und Schluchzen die ganze Nacht nicht schlafen können, und der Schulmeister suchte seine Rührung zu verbergen, indem er seinem Zögling hundert Ermahnungen und Lebensregeln mit auf den Weg gab.

Auch der Schulze bezeigte sich heute gegen Martin auffallend gnädig. Er fuhr ihn selber nach der Stadt und erlaubte auch, daß Stina mitfahren durfte. Beide begleiteten den Jüngling nach dem Platz, wo die Rekruten sich zum Abmarsch sammelten. Hier schüttelte er ihm zum letztenmal die Hand und ließ dabei einen harten Thaler in diese gleiten. Dann wandte er sich, um nicht den Abschied der Liebenden zu sehen.

Alsbald setzte sich der Zug unter Führung eines Officiers in Bewegung. Die Rekruten, fast alle mehr oder weniger angetrunken, schienen vor Lustigkeit außer sich; sie jauchzten und sangen, daß die Gassen davon widerhallten; nur Martin schlich still hinterher und wandte noch öfters mit trübem Nicken den Kopf zurück.

Auf dem Heimwege dachte Stina beständig an Martin, doch der Schulze sprach weder von diesem noch von Jacob, sondern von andern gleichgültigen Dingen. Im übrigen war er gegen die Tochter freundlicher als je, und das erfüllte Stina mit der besten Hoffnung.

IV.

Seit einem Jahre war Martin Soldat und in Berlin. Er stand bei dem Kaiser-Alexander-Grenadierregiment, dessen Kaserne sich noch heute in der Alexanderstraße befindet.

Zu Anfang kam sich der Jüngling in der großen Stadt, die schon damals an 300,000 Menschen umschloß, wie verloren vor. Das vom frühen Morgen bis in die späte Nacht auf den Gassen herrschende

Gewühl und Getöse blendete und betäubte ihn. All die tausende, die sich unaufhörlich an ihm vorbeidrängten, ihn anrannten, ihm auf die Hacken traten, ihn quetschten und zur Seite stießen — schienen von einer wahnsinnigen Hast getrieben; jedem schien es unter den Sohlen zu brennen, niemand eine Minute Zeit übrig zu haben, niemand sich um den andern zu kümmern. Martin konnte nirgends ein bekanntes oder wohlwollendes Gesicht entdecken, und immer flüchtete er sich bald in die Kaserne zurück. Hier bewegte er sich stumm und theilnahmlos inmitten seiner Kameraden; wachend und träumend gedachte er seines Dorfes und seiner Lieben, und diese Erinnerung und Sehnsucht waren ihm Trost und Qual zugleich. Das Heimweh nagte ihm am Herzen.

Aber er offenbarte seinen Zustand niemandem, er wußte ihn vor Jedermann verborgen zu halten. Selbst in den Briefen, die er nach Hause schrieb, ließ er wenig davon durchblicken; er vermied es zu klagen und sprach mit ruhiger Fassung und Selbstbeherrschung von seiner neuen Lage. Und er that, wie er schrieb. So schwer ihm auch das Exercitium wurde, guter Wille und eifriger Fleiß ließen es ihn allmählich überwinden; er lernte seine Waffe so gewandt und sicher handhaben wie einer, er hatte das ganze Exercir- und Dienstreglement gut im Kopfe und er fand sich vollständig in die straffe Disciplin. Unter solchen Umständen konnte ihm die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten nicht fehlen, und auch unter den Kameraden hatte er keinen Feind. Alle, die ihn kannten, mochten den stillen, friedfertigen Burschen wohl leiden, denn er trat keinem zu nahe und war gefällig, wem und wo er's konnte.

Auch der Schulmeister hatte mehrmal geschrieben, zugleich im Auftrage von Mutter und Stina, die es beide selber nicht verstanden. Die Briefe brachten keine ungünstigen Nachrichten; der letzte lautete:

Vielgeliebter junger Freund!

Wir haben Dein Schreiben vom 10. v. Mts. bei guter Gesundheit und Wohlsein erhalten und mit Freuden ersehen, daß auch Dein Befinden Dir nicht zu klagen gibt. Möge es auch ferner so bleiben! Darum bittet täglich den Himmel Deine liebe Mutter und Dein alter Lehrer; und ich glaube, Stina thut desgleichen.

Wenn ich Deine Mutter in ihrer Einsamkeit besuche, was fast täglich geschieht, so sprechen wir jedesmal von Dir; und oft kommt auch Stina herübergelaufen, und dann freuen wir uns alle drei schon auf die Zeit, wo Du wieder bei uns sein wirst; denn wir hoffen, Du sollst die längste Zeit in Berlin gewesen sein.

Lieber Martin! Mit dem Jacob ist die Mutter schlecht berathen, er betrügt sie beim Fischen ganz unverschämt; er gibt ihr nicht ein Viertel ab, da er ihr doch die Hälfte geben soll; und sie hat niemand, der sich ihrer annimmt und für sie spricht. Der Schulze weiß es ganz gut, aber er kümmert sich nicht darum und steht noch gar dem Jacob bei; und ich vermag nichts auszurichten, denn Jacob ist ein grober, roher Mensch, und er hat mir schon Prügel angeboten, wenn ich mich noch einmal drein mische. Auch das wird anders werden, wenn Du erst wieder hier bist.

Es hat auch schon wegen der Stina Spectakel gegeben. Letzten Jahrmarkt hatte ihr der Jacob ein schönes, rothbuntes Umschlagetuch gekauft, was an sechs Thaler gekostet hat, und wozu ihm der Schulze heimlich das Geld gegeben haben soll. Aber die Stina wollte es nicht annehmen, denn sie sagte, sie könne das nur von ihrem Bräutigam thun. Der Jacob hat sie flehentlich gebeten, der Schulze hat getobt und geflucht, aber sie sagte: Nein, ich nehme es nicht! Und sie blieb fest. Da hat der Jacob das Tuch vor ihren Augen in lauter Fetzen zerrissen, und der Schulze hat ihr eine Ohrfeige gegeben, daß ihr die linke Backe acht Tage geschwollen war. Also ist das schöne Tuch umsonst gekauft und das viele Geld rein weggeschmissen.

Lieber Martin! Ich glaube, das Mädchen liebt Dich aufrichtig und treu. Sie will von dem Jacob durchaus nichts wissen, und sie hat überall gesagt: der Martin ist mein Bräutigam und der soll auch mein Mann werden. Sie schickt Dir viele Grüße und zwei paar Socken; Du möchtest sie mit Gesundheit tragen und aufbrauchen; wenn sie zerrissen sind, wird sie andere stricken. In die eine Socke hat die Mutter zwei Thaler gesteckt, Du sollst Dir davon mit Deinen Kameraden einen guten Tag machen. Auch ich hätte Dir gern ein kleines Präsent verehrt, aber Du mußt mit dem guten Willen vorlieb nehmen; die Kartoffeln sind in diesem Jahr schlecht gerathen, die Gemeinde ist mir noch zehn Thaler rest, und auch sonst überhaupt schlechte Zeit.

Es gibt wenig Fische; es stürmt seit drei Wochen aus Nordost, so daß unsere Leute gar nicht auf die See können. Gott wende es bald zum Besseren!

Weiter wüßte ich Dir nichts zu schreiben, es ist hier alles beim Alten. Nur der Jacob wäre neulich bald ertrunken. Er hatte wieder zu viel geschnapst und bekam im Boot den Torkel, so daß er schon mit dem Kopf im Wasser lag, als ihn noch der grise Christian herauszog. Unkraut vergeht nicht; wiewohl so zu sagen eigentlich gotteslästerlich ist.

Wir alle grüßen Dich vielmals von Herzen, Deine Mutter ganz besonders, und auch ich

Dein Freund und alter Lehrer
Zacharias Budnick.

Post Scriptum (wie die Gelehrten sagen).
Ich bitte auch, Deinem Herrn Feldwebel von mir unbekannterweise eine Empfehlung zu machen, und die Mutter schickt seiner lieben Frau ein Schock fetter Bücklinge. Der Obige.

Dieser Brief machte den jungen Soldaten nicht wenig stolz und froh; er kräftigte seinen Glauben an Stinas Liebe und Treue und ließ ihn festen Muthes in die Zukunft blicken. Die schwierigste Zeit seines Dienstes, das Rekrutenjahr, hatte er nun hinter sich, und er durfte hoffen, schon zum nächsten Herbste als Königsurlauber entlassen zu werden; der Hauptmann hatte es ihm ausdrücklich in Aussicht gestellt und sogar versprochen, ihn wegen seiner Tüchtigkeit und musterhaften Führung nächstens zum Gefreiten zu ernennen. Seine Gemüthsverfassung wurde ruhiger und freier, seine Stimmung besserte sich mit jedem Tage.

Der Dienst war damals ohnehin nicht so schwer und strenge, wie er's heute ist; Martin hatte jetzt mehr Muße und Freiheit übrig, und er fing an, sie zu benutzen, indem er sich seinen Kameraden anschloß und mit ihnen die Zerstreuungen aufsuchte, welche die große Stadt in so reichem Maße bot. (Fortsetzung folgt.)

Zum Preise eines verachteten Thieres.

Es hat mir immer besonders gut gefallen, daß unserer deutschesten Dichter einer, Uhland nicht nur „von Lenz und Liebe," von „Freiheit, Männerwürde" u. s. w. gesungen, sondern daß er auch in seinem berühmten Metzelsuppenlied eines vielverkannten und vielgeschmähten Thieres gedacht hat, dessen Namen wir undankbaren Menschen nicht einmal gern in den Mund nehmen, obgleich wir es selbst in allerhand Gestalten auf den Tisch bringen und seinen Braten uns vortrefflich munden lassen.

Es lebe zahm und wildes Schwein!
Sie leben alle, groß und klein,
Die blonden und die braunen!

hat er bei Gelegenheit eines Schlachtfestes lustig gesungen und das Sauerkraut, ein „deutsches Essen", noch dazu gepriesen.

Es ist nicht schwer, für allerhand ausländische und ungezähmte Schweine ein Wort der Bewunderung übrig zu haben. Jenes bunte Camaroonschwein, das ich vor mehreren Jahren im zoologischen Garten von London — unlängst aus Afrika angekommen — sah, hätte wohl auch dem größten Verächter seiner europäischen philiströsen Verwandten imponirt. Es war noch ein junges und wirklich hübsches Thier von schöner braunrother Farbe, die um so glänzender aussah, als das Gesicht, die Ohren und die Vorderseite der Beine schwarz waren, weiße Striche die Ohren und Augen umrahmten und eine andere weiße Linie quer über die Mitte des Rückens lief. Dazu war es rund und behäbig und hatte einen fast freundlichen Gesichtsausdruck, der freilich seitdem der ursprünglichen Wildheit, die oft noch gegen das schützende Gitter antobt, gewichen sein soll.

Aber die civilisirten Verwandten und Nachkommen dieser Bewohner der Wälder und der zoologischen Gärten, die zahmen Schweine sind allgemeiner Verachtung preisgegeben. Was von ihnen herkommt: im Winter die Würste, Sülze, Pökelfleisch, Schmalz

im Sommer die Schinken, die Mettwürste — das alles lassen wir uns wohl gefallen; und wenn man einen Blick auf die täglichen Annoncen des Tageblattes einer berühmten deutschen Stadt wirft und von den zahllosen „Schlachtfesten" und „Schweinauskegeln," „Schweineknöchelchen", „Pökelschweinsknochen", „Speckkuchen" &c. liest, sollte man glauben, besagte Stadt würde ohne dieses täglich hingeopferte Thier verhungern müssen! Wie viel Ehre müßte man einem solchen Thiere erweisen! Aber man schmäht nur seine Plumpheit, Gefräßigkeit, Widerspenstigkeit und Unreinlichkeit, benützt es hie und da pädagogisch als abschreckendes Beispiel oder — weniger pädagogisch — seinen Namen als Schimpfwort.

In vielen großen Städten kennt man es freilich auch kaum — wie viele Menschen mögen aufwachsen, ohne je ein lebendiges Schwein gesehen zu haben! Auf dem Lande und in kleineren Städten ist es dagegen noch wirklich ein Hausthier, ja hie und da lebt es in ziemlich vertrautem Verkehr mit den Hausbewohnern. Nur dort auch weiß man, was ein Schwein einem Haushalte werth ist; und der etwas derbe nationalökonomische Grundsatz: „ein Haushalt ohne ein Schwein ist ein Schweinehaushalt," hat da seine gewisse Berechtigung. Da holen sich die Leute im März, wo es noch reichlich Milch und Kartoffeln gibt, ein paar Saugschweinchen, füttern sie vom Mai bis September mit Grünem, im October und November mit Kartoffeln, endlich im December mit Gerstenschrot und schlachten sie dann. Eine Hauptsache bei der Behandlung der jungen Thiere ist: sie fleißig zu waschen und abzubürsten und ihren Stall luftig, kühl und vor allem ... reinlich zu halten. Die sprichwörtlich gewordene Unreinlichkeit des Schweines fällt großentheils seinen Besitzern zur Last.



Stillvergnügt.

Originalzeichnung nach dem Gemälde von H. Plathner.

Wer so mit dem Schweine von seiner Jugend an sich abgibt, wird die brave Alte auf unserem heutigen Bilde verstehen, die mit so rechtem Wohlbehagen ihre drei Ferkelchen beschaut, während die eigentliche Mutter derselben ihre Schnauze neugierig durch die kleine Oeffnung ihres Kobens hindurchdrängt. Die Alte mag wohl im stillen berechnen, was die drei Thierchen ihr — wenn sie gedeihen — eines Tages einbringen werden; sie sieht sie wohl schon fettgemästet, drei bis vier Centner schwer, aber sie freut sich augenscheinlich des glatten, schmucken, reinen Aussehens ihrer Schützlinge, und wenn wir sie fragten, könnte sie uns gewiß manches Interessante von ihnen erzählen, wie sie — ins Freie hinausgetrieben — höchst possierlich galoppiren und dabei mit Ausdruck grunzen, wie sie selbst schwimmen können. Ja, vielleicht hat sie auch beobachtet, wie ein gewisser Familiensinn unter ihnen zu finden ist. Man hält nur Schweine von gleicher Größe und Stärke zusammen und zwar von Jugend auf. „Thut man später ein neues dazu," — erzählt Lenz — „so sind die alten im Stande, es todt zu beißen. Schlachtet man dagegen von zwei zusammengewöhnten eins weg, so wird zuweilen das übriggebliebene vor Kummer krank oder doch mager." Davon hat freilich die Alte keine Ahnung, wie man in Amerika heutzutage die Schweine bis auf die Knochen industriell ausnützt, d. h. daß man selbst seine Knochen für die Zuckerfabriken verkohlt, während man das Fett in Oel und Stearin trennt, und noch weniger hat sie je einen jener alten Folianten gesehen, die mir — in Schweinsleder gebunden — von den Bücherrücken meines Studierzimmers so gemüthlich zuwinken, aber das Leben hat sie vielleicht Besseres und Werthvolleres gelehrt, als in den alten Büchern steht. Wie dem aber auch sei und was die Leser von meinem Preis des Schweines auch denken mögen, ich berufe mich auf unsern Dichter und schließe mit seinem Schlußwort:

Ihr Freunde, tadle keiner mich,
Daß ich von Schweinen singe!
Es knüpfen Kraftgedanken sich
Oft an geringe Dinge!

Ihr kennet jenes alte Wort,
Ihr wißt: es findet hier und dort
Ein Schwein auch eine Perle.

R. K.

Nachklänge des Bonner Jubelfestes.

II. (Schluß.)

Die Vorbereitungen zum Fest hatten fast länger gedauert, als das ganze vorangehende, freilich ausnahmsweise kurze Studiensommerhalbjahr. Wiewohl schon vor Jahresfrist die Wahl des Rectors und vielleicht selbst der Decane, deren einer — Springer, der gefeierte Lehrer der Kunstgeschichte, — leider krankheitshalber sich mußte vertreten lassen, vom Gedanken an diesen Abschluß beeinflußt worden, so waren auch späterhin alle academischen Geschäfte beschleunigt, Committees aller Art in Thätigkeit gesetzt und zeitig, um Mißhelligkeiten, ähnlich denen bei der Halleschen Jubelfeier, vorzubeugen, Vereinbarungen zwischen den Corps, den Burschenschaften und Verbindungen und den Kameelen eingeleitet worden. Im innern Raum der Poppelsdorfer Schloßrotunde war ein Lokal für Festdiner und Jubelcommers geschaffen und mit Fahnen, Wappen, Schlägern und Laubgewinde ausgeschmückt worden. Das Universitätsgebäude selbst wollte in seiner ganzen Ausdehnung ein neues Gewand anlegen, und im Juli war allenthalben des Anstreichens, Bauens, Besserns und Pflanzens kein Ende mehr.

Das Programm lautete auf den 2. 3. und 4. August. Aber schon das erste Wehen der wahrhaft unzähligen Vaterlands-, Couleur- und Phantasiefahnen, das Eintreffen großer und kleiner Gäste, die fröhliche Begrüßung von Alt und Jung, das ganze Getriebe waren Festmomente genug, um auch dem ersten des Monats seinen Platz unter den Jubeltagen anzuweisen. Dieser Meinung pflichteten unter anderen muthmaßlich auch die sämmtlichen Corps bei, welche mit ihren alten Herren, deren Zahl besonders durch die nach längerem „Aufgeflogensein" wieder auftretenden „Rhenanen" vermehrt wurde, schon an diesem Tage einen großen Commers hielten, ohne Zweifel, um den allgemeinen Commers auf einer soliden Grundlage herstellen zu können. Dem Commers ging ein solenner Zug durch die Stadt voran, welcher bei dem größeren Publikum eben so viel Wohlgefallen an der schmucken Eleganz der berittenen Fahnenjunker, als Heiterkeit über viele alte Knaben mit Band und Cerevis hervorrief. Sonntag den 2. begannen die officiellen Feierlichkeiten naturgemäß mit dankbarer Anerkennung und Anrufung des Segens, der von oben kommt. In der evangelischen Kirche lieh Professor Krafft diesen Gefühlen Ausdruck, nachdem schon vorher der Erzbischof von Köln in eigner Person im Münster ein Hochamt celebrirt hatte.

Ziemlich unmittelbar daran reihte sich der Empfang der beglückwünschenden Deputationen. Die Versammlung in der Aula glänzte in der That ebenso sehr durch äußere Pracht, als vermöge geistiger Bedeutung. Besonders fiel neben dem in Roth gekleideten Rector von München, Dr. Winscheid, hier Sprecher aller Universitäten, der Hallesche Deputirte Schlottmann auf, der sein Prophetenhaupt gar stattlich aus schwarzem, goldgesticktem und mit weißem Pelz verbrämtem Sammtmantel hob. Alle gehörten Reden zu fixiren, wäre eben so gewiß zu lang, als einige dieser Reden selbst es sein mochten. Davon also nur wenig.

Der Rector Magnificus, immer kurz, oft treffend, erinnert u. a. an das Wort eines Vorgängers des anwesenden Cultusministers, von Altensteins: „Man kann das Geistige nicht hoch genug schätzen", gewiß eine passende Festdevise; Herr von Mühler seinerseits (der mit dem Collegen aus dem Finanzministerium dem Fest von Anfang bis zu Ende beiwohnte) versicherte die Fortdauer der Huld des königlichen Hauses für eine Anstalt, welche nun schon eine so ruhmvolle Vergangenheit habe, und gedachte dabei auch der berühmten Todten, welche sie die Ihrigen heißen dürfe. Er nannte keine Namen, aber es bedurfte dessen auch nicht; allen, die hier vereinigt waren, mußte das Gedächtniß Niebuhrs, Schlegels, Dahlmanns, Hermes gegenwärtig sein. Hermes — vielleicht darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Rector den Vertreter der katholischen Geistlichkeit darauf hinwies, wie der Stifter der Bonner Hochschule es seine besondere Sorge habe sein lassen, der kath.-theol. Facultät treffliche Männer zuzuführen, und Pius VII. dies allzeit dankbar anerkannt habe. Der älteste Redner war der s. g. Oberberg- und Nöggerath, noch ein Zeitgenosse der alten Bonner Universität, welche 1794 einging: mit jugendlich starker Stimme glaubte er bemerken zu müssen, daß er nicht nur Namens des rhein. Alterthumvereins spreche, sondern auch selbst ein Alterthum sei. Doch wurden hier nicht bloß Worte gewechselt, sondern auch Gaben dargebracht, so seitens der landwirthschaftlichen Academie Poppelsdorf durch den Director Hartstein ein ziemlich umfangreiches Werk, so besonders auch Stipendienstiftungen von Abgesandten rheinischer Städte.

Muß dieser Theil des Festes ein gebundener genannt werden, so folgte den Abend ein um so freierer in Gestalt eines Gartenfestes auf dem alten Zoll und in den mit diesem in Verbindung gesetzten Kleyschen Anlagen, welche unlängst durch Ankauf der vormals Brandisschen Besitzung um eine Reihe schattiger Plätze bereichert worden sind. Es berührt allerdings eigenthümlich, wenn jetzt aus dem Hause des alten Philosophen unausgesetzt die Kaffeetassen hervorgetragen werden. Durch Reflexion über dergleichen Wechselfälle muß Hamlet dazu gekommen sein, „ein Bierfaß mit dem Staub des großen Alexander verspünden zu wollen." — Wie viel Raum aber auch durch Umstände und Einrichtungen gewonnen war, so war der Andrang, da nicht allein für die jetzigen und ehemaligen Studiosen, sondern auch für allerlei andere Herren, Damen und ganze Familien Karten ausgegeben waren, zu stark, um nicht die Communication zu behindern. Man sieht ein bekanntes Gesicht, um es im nächsten Augenblick nicht mehr finden zu können, man findet einen alten Freund, um ihn alsbald wieder verloren zu haben. Der guten Laune aber war die Uebervölkerung nicht Abbruch zu thun im Stande. Lag doch auch in diesem ungeheuren Besuch die Bürgschaft, daß das gesammte Rheinland am Jubelfeste seiner vornehmsten Bildungsstätte den innigsten Antheil nehme. Als es zu dunkeln begann, wurde die Scene durch tausende von Lampions fast tagesklar erleuchtet, während gleichzeitig im Hofgarten eine ebenfalls höchst geschmackvolle Illumination für noch größere Menschenmengen Licht schuf. Schon seit einigen Tagen hatten gewaltige Bierfässer dort den Spaziergängern imponirt. Den Höhepunkt aber erreichte die allgemeine Freude, als um 9 Uhr der Kronprinz von Preußen im Garten erschien, fast getragen von der jubelnden Menge. Bengalisches Feuer verkündete weithin seine längsterſehnte Ankunft, und wer den Helden von Königgrätz nicht erblicken konnte, genoß wenigstens das prächtige Schauspiel, welches die Kastanien um das Denkmal des Mannes, der die eisernen Lieder wachsen ließ, in grün und rothem Schimmer boten. — Bis spät in die Nacht wogte es durcheinander; es würde noch später geworden sein, wenn nicht die Aussichten des morgenden Tages gebieterisch ein Ende gefordert hätten.

Den aus den Zeitungen bekannten Festzug in seiner halb modernen, halb mittelalterlichen Erscheinung zu beschreiben, können wir uns wohl erlassen, nur die Begeisterung darf nicht verschwiegen werden, welche alle Theilnehmer ergriff, als sie im Hofgarten an einem Fenster der Curatorialwohnung den König und die Königin erblickten. Jetzt war es entschieden, ob die Majestäten kämen oder nicht: sie waren da! und konnte das Fest noch eine höhere Bedeutung gewinnen, so war es damit erreicht. Wegen des beschränkten Raumes in der Aula war die evangelische Kirche zu der großen academischen Feierlichkeit bereitwillig eingeräumt und einfach-würdig eingerichtet worden. Ueber der blau verhüllten, mit tropischen Pflanzen umgebenen Tribüne für den Rector Magnificus, vor welcher die allerhöchsten Herrschaften Platz nahmen, erhob sich die Büste des in Gott ruhenden Gründers der Universität, Friedrich Wilhelms III. Gerade gegenüber standen die Bannerträger und Chargirten der Corporationen und Facultäten, — ein höchst malerischer Hintergrund.

Nach Beendigung einer von Ferdinand Hiller eigens componirten Cantate nahm Se. Magnificenz das Wort. Schreiber dieses hat den bekannten Historiker, dessen Aeußeres zum Repräsentiren wie gemacht ist, öfter, auch bei Einweihung des Arndtdenkmals, reden hören; heute übertraf Heinrich von Sybel sich selbst. Er hat seine ebenso schöne als schwere Aufgabe in edler, freimüthiger, trotz der officiellen Gelegenheit keinen Augenblick langweiliger Weise gelöst, die Zuhörer blieben anhaltend gefesselt, ja unterbrachen den Vortrag ein paar mal mit lautem Beifall. Ausgehend von der Constellation, oder eigentlich zu reden, von den Weltverhältnissen nach dem großen Kriege, wies derselbe die Meinung zurück, daß der preußische Staat damals jahrelang geschlafen habe, vielmehr sei der erste Grund zu dem gelegt worden, was heute im Zollparlament seinen Ausbau finden wolle. Dann

folgte ein Bericht vom Kampf der rheinischen Städte um die Universität, wobei u. a. geschickt eingeflochten wurde, wie der damalige Oberpräsident, der aus äußern Gründen Köln bevorzugt habe, die Einwendung, daß dort zu viel spanische Finsterniß herrsche, mit der epigrammatischen Wendung habe entkräften wollen, wenn ein Ort dunkel sei, so liege darin kein Grund, kein Licht in demselben anzünden zu wollen. Die freie Atmosphäre, die strahlende Schönheit der Landschaft mußte für Bonn entscheiden. „Dies," hatte der Minister auf der Höhe des Coblenzer Thors ausgerufen: „dies ist der Ort und kein anderer!" Und seitdem hat Bonn sich als eine positiv wirkende Festung in dieser deutschen Grenzmark erwiesen! — Dem gehobenen, aber mehr aphoristischen Schlusse folgte ein dreifaches Hoch auf den König, der unmittelbar darauf die Stadt wieder verließ.

Der Kronprinz dagegen wohnte dem Festmahle im Poppelsdorfer Schlosse bei und gewann durch die liebenswürdige Art, wie er der Tischgesellschaft die Glückwünsche der Kronprinzessin und der Königin von England meldete, wie er äußerte, daß er zu seiner Freude durch das eben empfangene Diplom eines Doctor juris utriusque der Universität nun doppelt angehöre, obwohl er diese Würde nicht durch seine Leistungen als studiosus juris zu Bonn verdient habe, wie er endlich sein Vergnügen an der Melodie des: „Grad' aus dem Wirthshaus komm' ich heraus" ausdrückte, aller Herzen. — Ging aber bei der trefflichen Bewirthung alles ungezwungen und mit ausgezeichneter Ordnung zu, so läßt sich das letztere weder von dem abendlichen Fackelzug der Studirenden, noch vollends von dem allgemeinen Commers rühmen. Dazu reichte das Local in keiner Weise aus, zumal als alle möglichen „Knoten" hier eindrangen, nicht einmal der erwählte Festredner konnte in diesem Getümmel zu Worte kommen. Insofern war es doppelt bewunderswerth, daß der jüngste Doctor der Rechte, nur von ein paar aufgelesenen Chargirten nothdürftig gedeckt, auch auf diesem Terrain unerschrocken vordrang, und, die kurze Pfeife im Munde, auf das leutseligste nach allen Seiten hin sich eine Weile unterhielt. — Das war der Anfang des Commerses ... wie das Ende gewesen sein mag? nur 900 zerschlagene Biergläser bedeckten am andern Morgen das Schlachtfeld!

Die Superlative des Dienstagsmorgens werden nicht nur allen Frauen unverständlich sein, sondern blieben auch vielen bemoosten Burschen — eben Latein! Doch interessirt es wohl auch in weitern Kreisen, daß unter den Ehrendoctoren der juristischen Facultät sich Trendelenburg und Petermann, der medicinischen Darwin, der evangelisch-theologischen der Präsident des Berliner Oberkirchenraths und der Hofprediger Koegel befanden. — Die letztgenannte Facultät ehrte — wie überhaupt die Zwischenzeiten von kleinern Genossenschaften zu vertraulicheren Zusammenkünften benutzt wurden, — ihre anwesenden Ehrendoctoren bei gemeinsamem Mittagsessen. Sie hatte ganz besonders das Glück, angesehene Gäste begrüßen zu dürfen, wie die Generalsuperintendenten und Moderatoren der beiden westlichen Provinzen, ferner Gelehrte von Ruf: Dorner, Hagenbach, Ritschl u. a. Wenn aus dem Kreise der letztern an die frühern Bonner Lehrer und jetzt hochbetagten Ehrenmänner, Sack und Nitzsch, auch an den heimgegangenen Bleek erinnert wurde, so wiesen die Sprecher der Kirchenbehörden auf den wohlthätigen Einfluß, welche dem Unionsgeiste der Provinzen fort und fort durch die organische Verbindung mit der rheinisch-evangelischen Facultät erwachse.

Um 4 Uhr standen am Rheinufer die Schiffe „Goethe" und „Concordia" für Ehrengäste, für die übrigen Festgenossen „Schiller" und „Mathilde" bereit zur Fahrt (über Remagen zurück) nach Rolandseck. Die Temperatur war nach andauernder Hitze durch einige trübe Tage abgekühlt und das Wetter unübertrefflich. Rechts und links am Gestade war allerorten geflaggt worden, und Schützen und andere Vereine waren im Festkleide aufmarschirt, während die kleine, mit flatternden Wimpeln geschmückte Flotille schon an sich einen reizenden Anblick bot. Auf das Stationsgebäude zu Rolandseck durften allerdings wieder nur verhältnißmäßig wenig Bevorzugte herauf, und wenn man dem im allgemeinen so ungestört verlaufenen Feste etwas Böses nachsagen dürfte, so wäre es das, daß die meisten Localitäten zu klein waren, um allen alten Musensöhnen und neuen Cives academici den ganzen und vollen Mitgenuß zu gestatten. Wer aber einmal oben war, denkt mit Vergnügen an die dort zugebrachten, allerdings darum auch so schnell dahingeflogenen Stunden zurück. Ich stieß hier auf den Rector der Universität Utrecht, der auch ohne vorangegangene Vorstellung mich alsbald versicherte, das sei einer der schönsten Tage seines Lebens. Was mag der glückliche „Niederdütsche" erst auf der Rückfahrt versichert haben? Denn sie war allerdings, dafür dürfen wir uns auf sehr verwöhnte Augen Augen berufen, das Gelungenste, was sich in dieser Hinsicht erreichen läßt. Auf beiden Seiten des Rheines brannten Holzstöße und leuchteten Lichter, so daß Luna, welche grellen Lichtstrahl auf die Flut warf, bei solcher Concurrenz angst werden mußte; hoch oben auf der Löwenburg schimmerte es helle; der Rolandsbogen und das Tempelchen unter ihm, dem gegenüber die Drachenburg, glühten in rothem Feuer; die Insel Nonnenwerth selbst hatte die klösterliche Tracht abgelegt, um sich mit rothem und grünem Prachtgewand zu schmücken und so in den Wellen zu spiegeln: die Steingruben von Oberkassel boten einen Anblick, wie ihn nur die imitirte Kunst der Operndekoration veranschaulicht; ... endlich, in unermeßlichem Glanze, raketensprühend die Alma mater Bonna!

Störtebeker.

Eine Seenovelle von R. Werner.

(Schluß.)

„Mit Erlaubniß, Capitän," nahm der Bootsmann das Wort, „ich weiß ein Mittel, das Schiff vom Strome loszumachen. Bei uns im Kattegat wird man häufig festgesogen und da habe ich diese Hilfe stets mit Glück anwenden sehen."

„Nennt es, Mann, nennt es geschwind," rief der Obersteuermann in freudiger Erregung.

„Wir brauchen nur einfach eine Taubucht von vorn nach hinten unter dem Kiel durchzuholen, sie schneidet das Schiff sogleich los und wir sind flott."

Unter andern Umständen hätten sowohl Wallmann als der Capitän über dies Mittel gelacht, von dem sie nie gehört und das ihnen als einer der unter den Seeleuten verbreiteten Aberglauben erschien. Jetzt jedoch mußte alles versucht werden und es ward sogleich der Befehl dazu ertheilt. Schnell waren die Leute bei der Arbeit und in höchster Spannung auf die Wirkung des Manövers, standen die übrigen an der Reiling.

„Sie ist los, das Schiff fällt," erscholl es wie aus einem Munde von den Lippen aller, als die „Klara," welche seit der letzten Stunde unbeweglich einen Strich vom Curse gelegen, jetzt langsam zu drehen und dem Ruder zu gehorchen begann. Die Schiffsofficiere glaubten kaum ihren Augen trauen zu dürfen; als jedoch die Wahrheit des Rufes feststand und jeder erkannte, daß das Schiff unzweifelhaft vorwärts ging, legte Wallmann dem Freunde die Hand auf die Schulter und sagte: „Das rettet uns auf jeden Fall."

Wenngleich aber das Schiff segelte, so kam es bei der flauen Briese nur langsam vorwärts, und der Schuner war schon bis auf 1500 Schritt herangeschossen.

„Jetzt alle Leesegel bei, Wallmann, und vor dem Wind abhalten, dann sind wir dem Schuner überlegen," drängte der Capitän, den natürlich der Gedanke an seine Frau beherrschte und der so bald als möglich aus der Nähe des unheimlichen Schiffes zu kommen wünschte.

„Um Gottes willen nicht, Mertens," hielt Wallmann zurück, „er kann uns ja noch mit seinen Kanonen reichen, gegen die unsere nur Böller sind. Laß ihn gewähren; sieh, die Kabbelung ist schon dicht vor seinem Bug, im Augenblick muß er festsitzen. Gott gebe dann nur, daß er nicht auch das Mittel kennt, sich loszumachen, sonst steht es mit meinem Plane schlecht aus."

Wie der Steuermann vorausgesehen, so geschah es. Nach wenigen Minuten schon war der Schuner festgesogen, während die „Klara" sich unmerklich von ihm entfernte. Mit bangem Herzklopfen nahm die Mannschaft es wahr, doch auch dem Seeräuber entging es nicht, daß die gehoffte Beute ihm zu entschlüpfen drohte. Abermals

blitzte eine Dampfwolke von ihm auf und eine vierundzwanzigpfünder Kugel kam über die Meeresfläche herangesaust. Sie ricochettirte auf der ruhigen See verschiedene Male und wühlte das Wasser in hohen Strahlen auf. Ihre Richtung ging genau auf die Mitte des bedrängten Schiffes, aber sie erreichte es nicht mehr und versank etwa hundert Schritte vor ihm in die Tiefe. Die Ueberzeugung der vorläufigen Sicherheit gab allen neuen Muth.

„Hurrah! Jungens, jetzt Leesegel drauf," rief der Steuermann, und noch nie war dem Befehle so schnell Folge geleistet, wie heute, wo es galt, einem so schrecklichen Schicksal zu entrinnen.

Eine zweite Kugel der Lisboa blieb noch weiter hinter ihrem Ziele, als die erste; allein die Besorgniß bemächtigte sich wieder der Gemüther, als der Schuner jetzt ein großes Boot aussetzte, das sich mit etwa dreißig Bewaffneten füllte und auf die „Klara" zuruderte. Letztere lief trotz der Leesegel bei der flauen Briese kaum drei Knoten, das von Rudern getriebene Boot fast noch einmal so viel; wenn der Wind nicht wuchs, mußte es in einer halben Stunde das Schiff erreicht haben. Die Besatzung der Bark bestand aus 18 Mann, dort kamen fast doppelt so viel waffengeübte, raub- und mordlustige Gesellen, und es war mit Sicherheit vorauszusehen, daß auch trotz der muthigsten Vertheidigung das Schiff überwältigt werden würde.

Der Capitän blickte düster auf seine junge Frau, die todtenbleich an seinem Arme hing — sie durfte nicht in die Hände der Seeräuber fallen; sein Entschluß war gefaßt — als letztes Rettungsmittel blieb ihm das Pulver.

Nur Wallmanns Gesicht strahlte vor Freude, als das Boot vom Schuner abstieß und dieser festblieb. „Darauf hatte ich gehofft," sagte er triumphirend zu Mertens, „jetzt werde ich meinen Stich wett machen. Kommt Leute, jetzt wollen wir es jenen einsalzen, sie sollen die Hamburger Seeleute kennen lernen. Schnell die Kanonen geladen und die Waffen aus der Vorcajüte her. Sie aber, Frau Mertens," wandte er sich mit freundlichem Ernst an diese, „bitte ich bringend, nach unten zu gehen. Was hier oben geschieht, ist nicht für Frauen; aber ich gebe Ihnen mein Wort, es soll Ihnen kein Haar gekrümmt werden; mein Plan wird gelingen, das sagt mir eine innere Stimme."

Mertens führte seine zitternde Frau hinunter und eilte wieder an Deck, wo ihm Wilhelm seinen Plan, der ihn mit solcher unerklärlichen Zuversicht erfüllte, in kurzen Worten mittheilte. Er war kühn, aber er hatte Aussicht auf Gelingen und fand in allem die Billigung des Capitäns.

Die Geschütze, deren die „Klara" vier zählte, wurden mit Kartätschen geladen, längsschiffs auf dem Hinterdeck aufgestellt, um die etwa überkommenden Räuber niederzuschmettern. Die Matrosen bewaffneten sich mit Gewehren, der Capitän und die Steuerleute führten jeder einen sechsläufigen Revolver. An Steuerbord mittschiffs ließ Wallmann jedoch einen etwa drei Centner schweren Wurfanker niederlegen und dann die Fallreepstreppe aushängen.

Das Boot des Schuners war inzwischen bis auf fünfhundert Schritte herangekommen. Im Bug desselben ließ sich eine Bewegung wahrnehmen und eine bis dahin von der Mannschaft verdeckte kleine Kanone wurde sichtbar. Gleich darauf entlud sich dieselbe und ihre Kugel fuhr zischend über die Köpfe der Schiffsbesatzung durch die Fock, ohne jedoch weiteren Schaden anzurichten.

„Leesegel ein — klar zum Beidrehen," commandirte der Capitän. Die Leesegel verschwanden, die Untersegel wurden gegeit, die Vorraaen an den Wind, die Hinterraaen back gebraßt und durch Anluven die Fahrt des Schiffes gehemmt. Dann ergriff jeder schnell wieder seine Waffen und begab sich auf den ihm angewiesenen Posten.

Das Boot kam jetzt mit großer Geschwindigkeit aufgeschossen, um an Steuerbord anzulegen. Wilhelm stand in dem Fallreep und musterte die wilden Gestalten der Räuber. „Er ist darin," flüsterte er dem Capitän zu und gab der Mannschaft einen Wink, sich klar zu halten.

Vier der stärksten Matrosen ergriffen den Anker und stellten ihn gegen die Verschanzung; die übrigen standen unter Führung des Capitäns mit den Gewehren hinter der Reiling verborgen. Wallmann warf dem ankommenden Boote ein Haltetau zu. Athemlos harrten alle der nächsten Augenblicke.

„Konntet Ihr Hunde nicht früher beidrehen!" herrschte den Steuermann einer der Piraten an, der ein Officier zu sein schien und sich eben anschickte, die Treppe hinanzusteigen.

„Oh ja, Alonzo," entgegnete höhnend Wallmann in derselben Sprache, „aber es machte uns Spaß, Euch etwas rudern zu lassen."

Erstaunt, als er sich bei Namen nennen hörte und zugleich wüthend über die freche Antwort, blickte der Räuber zu dem Sprecher auf.

„Oh!" rief er, „bist Du es? nun, ich scheine das letzte Mal nicht gut getroffen zu haben . . ."

„Wenigstens nicht so gut wie ich," unterbrach ihn Wallmann und zerschmetterte mit einem Schusse seines Revolvers den Schädel des Spaniers.

„Vorwärts mit dem Anker jetzt," rief der Capitän, „Ihr übrigen fertig mit den Gewehren."

Die vier Matrosen gaben dem auf die Reiling gehobenen Anker einen kräftigen Stoß und donnernd stürzte die schwere Eisenmasse in das Boot hinunter. Einige der Seeräuber wurden unter ihr sofort zermalmt, und die Hand des Ankers fuhr mit solcher Gewalt durch den Boden des Bootes, daß sie eine ganze Planke losriß und sich dasselbe mit Wasser füllte.

„Feuer!" commandirte im selben Augenblicke der Capitän. Fünfzehn Gewehre und die drei Revolver entluden sich in todtbringender Nähe auf die eng zusammengedrängte Bootsbesatzung, und fast keine der Kugeln verfehlte ihr Ziel.

„Herunter von der Reiling," befahl Mertens jetzt, und kaum war dieser Befehl ausgeführt, als auch schon eine Salve der überlebenden Piraten ihre Kugeln durch das Holzwerk der Verschanzung sandte. Dank der Vorsicht des Capitäns wurden jedoch nur zwei Mann von der „Klara" verwundet.

Die Seeräuber versuchten jetzt, das Schiff zu entern, aber an der steilen Schiffswand konnte niemand hinauf, und an der Treppe stand Rodenberg und schlug jeden mit dem Gewehrkolben nieder, dessen Kopf sich über der Bordwand zeigte.

Das Boot sank schnell, Verzweiflungs- und Wuthgeheul der Ertrinkenden erfüllte die Luft. Vergebens flehten sie endlich um Rettung und Gnade. „Nieder mit den Hunden, keine Gnade!" rief Wallmann, und die Schüsse der Matrosen senkten einen nach dem andern in die Tiefe.

Hier sah man noch ein paar der Verworfenen um den Besitz eines Ruders kämpfen, um sich daran zu halten, dort hob sich eine drohend geballte Hand aus den Wellen — dann wurde es still um das Schiff. Ueber dem Körper des letzten Seeräubers schlugen die Fluten zusammen; nur die Trümmer des Bootes und das blutig gefärbte Wasser gaben Zeugniß von dem entsetzlichen Kampfe, der hier stattgefunden.

„Nun, Mertens," fragte Wallmann mit siegesfreudiger Miene, „war mein Plan nicht gut? Nur schade um den schönen Anker," fügte er mit komischem Bedauern hinzu, „er war zu gut für die Hallunken. Unsere braven Jungens hatten ihn aber gut gesteuert, er schlug eine ganze Planke los."

„Ja," sagte der Capitän, jedem der Mannschaft die Hand schüttelnd, „Ihr habt Euch brav gehalten, Leute, ich danke Euch von Herzen dafür. Ihr habt nicht allein das Schiff, sondern mir auch meine Frau gerettet, und das ist mehr, als ich Euch je vergelten kann."

„Jetzt aber, Wallmann," wandte er sich zu diesem, „wollen wir vollbrassen, um so schnell wie möglich fortzukommen. Noch sitzt der Schuner fest, allein wer weiß, wie bald er mit der wachsenden Briese flott wird und wenn wir in den Bereich seines Geschützes kommen, sind wir dennoch verloren."

„Nun, ich hoffe zwar, er wird uns zum zweiten Male nicht belästigen," entgegnete der Obersteuermann, „aber Du magst recht haben. Jetzt beruhige jedoch zunächst Deine Frau; Rodenberg und ich wollen das Schiff inzwischen schon in Gang bringen."

Der Capitän eilte in die Kajüte hinunter, wo ihn seine fast zu Tode geängstigte Frau mit einem lauten Freudenschrei empfing und mit seligem Entzücken in die Arme des ihr wiedergeschenkten Gatten flog, um von ihm die Einzelnheiten des furchtbaren Dramas zu vernehmen.

Wallmann ließ unterdessen vollbrassen und brachte das Schiff auf seinen Curs. Als die Fock gesetzt werden sollte, ließ sich das Schoot sehr schwer durchholen. Rodenberg sprang auf die Reiling, um nachzusehen, ob außenbords etwas unklar sei.

„Halloh!" rief er, „hier hackt noch einer von der Bande im Fockschoot, dem scheint das Salzwasser nicht zu schmecken."

Neugierig kletterten die übrigen auf die Verschanzung. In

der Bucht des nahe über Wasser schleppenden Taues, das seine Hände krampfhaft umfaßt hielten, hing ein mit dem Tode ringender Mann. In wenigen Minuten mußte ihn die beginnende Fahrt zum Loslassen zwingen und er in die Tiefe sinken. Doch mit Beendigung des Kampfes war auch das Gefühl der Erbitterung aus dem Herzen der Mannschaft geschwunden und Mitleid trat an seine Stelle.

„Holt ihn herauf," gebot Wallmann. Zwei Matrosen enterten außenbords nieder, steckten ein Tau um seinen Körper und er wurde an Deck geholt. Er war besinnungslos, eine Kugel hatte seine Brust durchbohrt und offenbar konnte er nur noch kurze Zeit leben.

Er wurde auf das Hinterdeck unter das Sonnenzelt getragen und Wallmann setzte den Capitän von dem Vorfalle in Kenntniß, der mit den nöthigen Medicamenten herbeieilte, um dem Unglücklichen wenigstens die Hilfe angedeihen zu lassen, welche unter solchen Umständen möglich war.

Der Untersteuermann reinigte die Wunde; er entdeckte dabei auf der Brust des Piraten ein Medaillon, das er abnahm und Wallmann reichte. Als dieser den Blick darauf warf, schrak er heftig zusammen, öffnete es mit zitternder Hand und stand dann eine Zeitlang wie versteinert.

„Was ist Dir, Wallmann?" fragte der Capitän besorgt.

„Sieh her, Mertens, welche wunderbare Schickung!" entgegnete er, als er endlich die Sprache wiederfand.

„Mein Gott," rief dieser in höchstem Erstaunen, „wie kommt der Räuber zu Deinem Medaillon?"

„Nein, nicht das meine," sagte Wallmann in großer Erregung, indem Freudenthränen über seine Backen liefen, „aber das Deiner Frau — meiner Schwester."

Der Capitän sah ihn fragend an und betrachtete dann das Medaillon näher. Eine silberne Kapsel, welche sich durch den Druck eines Krystallknopfes öffnete, zeigte innen die auf Elfenbein gemalten Miniaturporträts eines jungen Paares; darunter waren die Worte eingravirt: „Klara Wallmann, geboren den 10. Mai 1833."

Das Medaillon, welches Wallmann besaß, war genau dasselbe; nur lauteten die Worte: „Wilhelm Wallmann, geboren den 21. April 1831." Er hatte es um den Hals getragen, als Heinrichs Mutter ihn in Hamburgs Straßen umherirrend fand, und es seitdem als einzige Reliquie seiner so früh verlorenen Eltern wie ein Heiligthum aufbewahrt.

Wohl mochte er sagen: „Welche wunderbare Schickung!" Es konnte kein Zweifel mehr obwalten, er und Klara waren Geschwister. Die Andeutungen des Wahnsinnigen, deren Bestätigung er damals vergeblich von dem Nachlasse Wernickes erhofft, waren jetzt zur frohen, unumstößlichen Gewißheit geworden; die brüderliche Zuneigung, welche er von Anfang an für Klara gehegt, hatte ihre natürliche Berechtigung gefunden und er stand nun nicht mehr allein in der Welt, was ihn oft so traurig gemacht hatte.

Mertens preßte warm die Hand des Freundes. „Komm," sprach er bewegt, „wir wollen Klara mittheilen, welches Glück uns dieser Tag gebracht;" doch eine Bewegung des Verwundeten hielt sie auf dem Deck zurück.

„Wasser!" stöhnte er matt, „ich verschmachte."

„Ein Deutscher," erscholl es aus dem Munde der Umstehenden.

„Graßkamp," sagte der Capitän ebenso überrascht, als er ihm näher in das Gesicht geschaut und den ehemaligen Bootsmannsmaat der deutschen Flotte erkannt hatte.

„Ist es möglich?" rief Wallmann, „dann ist auch der Störtebeker nicht weit und auf jenem Schiffe."

Was die Schiffsapotheke an Mitteln bot, wurde angewandt, um die Kräfte des Verwundeten zu heben und womöglich nähere Auskunft von ihm zu erhalten. Die Bemühungen wurden mit Erfolg gekrönt; Graßkamp kam allmählich zur Besinnung. Er erkannte in Mertens und Wallmann die früheren Kameraden, aber es bedurfte keiner Aufforderung, ihn zum Sprechen zu bewegen.

„Ich weiß, daß ich nur noch wenige Stunden zu leben habe," begann er von selbst. „Gottes Strafgericht hat mich ereilt und ich büße für meine Missethaten. Es bleibt mir keine Zeit mehr, um sie zu bereuen; ich kann auch nichts mehr thun, um sie wieder gut zu machen, aber vielleicht kann ich noch verhindern, daß jener Mann, der der böse Dämon meines Lebens war, noch weiter ungehindert seine verbrecherische Laufbahn verfolgt. Er hat mich einst mit Gefahr seines Lebens vor einem schimpflichen Tode durch Henkershand gerettet, und deshalb schwor ich, ihm treu zu sein, so lange ich lebte. Ich habe meinen Schwur gehalten, wiewohl er mich von Stufe zu Stufe weiter in den Abgrund der Sünde riß; aber in wenigen Stunden wird der Tod ihn lösen, und ich darf deshalb jetzt sprechen."

Er sank erschöpft auf das Lager zurück, die Sprache versagte, die Brust athmete schwer, und es schien, als ob sein letzter Augenblick gekommen sei. Doch er erholte sich noch einmal und es war, als ob er nicht von hinnen gehen könnte, ohne das auszusprechen, was sein Herz bedrückte.

Er erzählte, daß Mallek der Befehlshaber der „Lisboa" sei, bald mit ihr, bald mit der „St. Clara" seine Raubzüge unternehme und in seinem Schlupfwinkel, dessen genaue Lage Graßkamp angab, stets eine sichere Zuflucht vor den englischen Kreuzern finde. Dann schilderte er die frühere unheilvolle Thätigkeit desselben, ihren beiderseitigen Lebensgang von Jugend auf, ohne sich selbst irgendwie zu beschönigen. Je weiter er zum Schlusse gelangte, desto mehr schien diese vollständige Beichte sein Herz zu erleichtern, aber desto mehr schwanden auch seine Kräfte.

Auf Wallmanns Frage, wie er in den Besitz des Medaillons gekommen, antwortete er: „Ich fand es in Wernickes Comptoir, als wir dessen Tochter entführen wollten. Ich habe oft im Sinne gehabt, es letzterer zurückzuschicken, aber je länger ich es behielt, desto weniger konnte ich mich davon trennen. Es kam mir wie eine Art Talisman vor, der mir Gutes bringen müsse, und seitdem habe ich es stets auf meiner Brust getragen. Möge es nun jedoch in die rechten Hände gelangen!"

„Es befindet sich bereits darin," sagte Wallmann und theilte dem erstaunt aufhorchenden Graßkamp die näheren Verhältnisse mit.

„So hat mich also meine Ahnung nicht getäuscht," sprach er, und die Worte rangen sich nur noch mühsam aus der Brust hervor, „und ich habe doch wenigstens etwas Gutes in meinem Leben gestiftet. Das wird meine Scheidestunde, die ich herannahen fühle, weniger schwer machen, aber Herr Mertens, ich würde noch ruhiger sterben, wenn ich die Verzeihung Ihrer Frau erlangen könnte, an der ich mich so schwer vergangen."

Der Capitän holte seine Frau herbei, und sie erfüllte von Herzen gern den letzten Wunsch des Unglücklichen.

Auf seinem bleichen Gesichte schimmerte etwas wie Freude, doch Worte vermochte er nicht mehr hervorzubringen. Er schloß die Augen — ein kurzes krampfhaftes Ringen, und seine Seele war vor den Richterstuhl des Höchsten getreten, um Rechenschaft von ihrem irdischen Thun abzulegen.

„Gott möge ihm gnädig sein," sagte Mertens in tiefer Rührung, „wie er es heute in so überschwänglichem Maße gegen uns gewesen!"

„Amen!" betete Wallmann, und abermals rann eine Thräne über seine Wangen.

„Komm hinunter, Wallmann," bat Mertens leise den Freund, „um Klärchen die frohe Botschaft zu bringen, daß sie einen Bruder hat."

Wenige Minuten darauf saßen drei glückliche Menschen in der Kajüte vereint, und aus ihren übervollen Herzen stiegen Dankgebete zu Gott, der so wunderbar alles gefügt.

Die auffrischende Briese hatte die „Klara" schon drei bis vier Meilen von der „Lisboa" entfernt, bevor sie letztere aus dem Banne des Stromes löste; doch der Schuner nahm die Verfolgung nicht wieder auf, sondern hielt, soviel sich mit dem Fernrohr erkennen ließ, ostwärts nach der Küste von Afrika ab. Als seine Mastspitzen sich unter den Horizont gesenkt, wurde Graßkamps Leiche still der dunklen Tiefe übergeben.

Die Sonne neigte sich zum Untergange und die Luft wurde besonders klar und sichtig.

„Ein Dampfer voraus!" meldete der Ausguck. Im Süden zeigte sich eine Rauchsäule, deren kerzengrades Emporsteigen andeutete, daß das Schiff mit dem Winde ging und seinen Curs auf die „Klara" nahm. Beide Schiffe liefen sich entgegen, der Rumpf des Dampfers wuchs schnell aus dem Wasser, und noch vor Dunkelwerden war er in Sprechweite des Hamburgers; er erwies sich als ein englisches Kriegsschiff.

„Schiff ohoi!" tönte es durch das Sprachrohr von ihm herüber.

„Halloh!"

„Wo kommt Ihr von dannen?"

„Hamburg."

„Wohin geht die Reise?“

„Singapore.“

„Habt Ihr verdächtige Schiffe gesehen?“

„Wir sind heute morgen von einem Seeräuberschuner angegriffen. Haben ihn aber abgeschlagen.“

„Ich bitte den Capitän an Bord zu kommen.“

Die Gig wurde zu Wasser gelassen; Mertens fuhr hinüber und stattete genauen Bericht über die Einzelheiten und den Ort des Kampfes ab, sowie über den von der Lisboa eingeschlagenen Curs. Zehn Minuten später war der Kreuzer mit voller Dampfkraft auf der Verfolgung begriffen und bald aus Sicht, während die „Klara“ dem Orte ihrer Bestimmung zusteuerte.

IX.

Die Reise verlief ohne alle Unfälle und das Schiff langte nach Verlauf von zwei Monaten wohlbehalten in Singapore an. Es hatte bereits seine Ladung an Bord und war im Begriff, die Heimreise anzutreten, als der vom Land zurückkehrende Capitän den nachstehenden, so eben in der „Strait-Times“ erschienenen Artikel an Bord brachte:

„Durch J. M. Transportdampfer „Chanticleer“, welcher vor einigen Tagen von Portsmouth kommend, hier eingelaufen ist, erhalten wir Nachrichten von St. Helena, welches der „Chanticleer“ am 20. October verließ. Die Admiralität hat sich endlich veranlaßt gesehen, zur wirksamen Unterdrückung des Sclavenhandels an der Westküste von Afrika Dampfschiffe zu stationiren und die Segelbriggs, welche bisher diesen Dienst versahen, allmählich zurückzuziehen. Ihrer Majestät Depeschenboot „Ariadne“, von 150 Pferdekraft und mit vier 68pfündigen Bombengeschützen bewaffnet, ist das erste Dampfschiff, welches zur Ablösung der Briggs an die Guineaküste entsandt wurde und nur wenige Tage nach der Ankunft auf der Station haben sich die wohlthätigen Folgen dieser Maßregel bereits glänzend herausgestellt.

„Unsere Leser werden sich erinnern, daß namentlich vor zwei Jahren der Sclavenhandel dort in hoher Blüte stand und durch das Verschwinden mehrerer Handelsschiffe der Verdacht rege wurde, daß auch Seeräuber an der afrikanischen Küste ihr Unwesen trieben. Das Auffinden des beraubt und mit ermordeter Mannschaft steuerlos treibenden englischen Schuners „William“ durch J. M. Brigg „Juno“ erhob diesen Verdacht zur Gewißheit. Die Kreuzer verdoppelten deshalb ihre Wachsamkeit, jagten auch mehrere Male verdächtige Schiffe und trieben sie der Küste zu, indessen entschlüpften ihnen diese stets auf unbegreifliche Weise.

„Ein glücklicher Zufall hat es gewollt, daß J. M. Schiff „Ariadne“, als es kaum einige Tage auf Station war, am 15. September d. J. der Hamburger Bark „Klara“ Capitän Mertens (wie wir vernehmen, liegt dies Schiff augenblicklich in unserm Hafen), begegnete, welche am selben Morgen von den Piraten in einem Boote überfallen war. Mit ebensoviel Umsicht als bewundernswerther Tapferkeit hatte die Besatzung jedoch den Angriff abgeschlagen, etwa dreißig der Seeräuber getödtet und einen derselben, schwer verwundet, zum Gefangenen gemacht. Letzterer gab kurz vor seinem Tode vollständigen Aufschluß über das Treiben der Piraten und bezeichnete namentlich genau ihren Schlupfwinkel an der Küste. Capitän Mertens setzte den Commandant der „Ariadne“ davon in Kenntniß, der sich sogleich an die Verfolgung machte.

„Die „Ariadne“ bekam den Schuner am andern Morgen in Sicht, und es war ihr ein Leichtes, ihn bei der flauen Briese einzuholen. Es entspann sich ein Gefecht, das jedoch nur von kurzer Dauer war; nach kaum einer Viertelstunde flog der Schuner in die Luft. Ob die 68pfündigen Granaten der „Ariadne“ diese Katastrophe herbeigeführt, oder die Piraten ihr Fahrzeug selbst in die Luft gesprengt haben, ist unaufgeklärt geblieben. Unter den Trümmern desselben wurden nur einzelne verstümmelte Leichen gefunden, darunter eine, welche ihrer Kleidung nach die des Anführers zu sein schien. Das Gesicht derselben zeigte eine tiefe, über die Stirn laufende Narbe.

„Die „Ariadne“ begab sich alsdann nach dem Punkte der Küste, wo sich die von den Piraten als Schlupfwinkel benutzte Bai befinden sollte. Die Angaben erwiesen sich als vollständig richtig; man fand eine mit schmaler aber tiefer Einfahrt in die See mündende Bai, in welche die „Ariadne“ einlaufen konnte und in der eine den Seeräubern gehörige Brigg vor Anker lag. Sie wurde ohne Blutvergießen genommen, da sich nur drei Personen, ein Weißer und zwei Neger, an Bord befanden. Der Weiße war ein Brasilianer, mit Namen Joao, der den Gerichten in St. Helena übergeben ist, um dort seinen verdienten Lohn zu empfangen. Er hat inzwischen umfassende Geständnisse abgelegt und es hat sich dadurch herausgestellt, daß alle Seeräubereien der letzten Jahre lediglich durch den Schuner und die Brigg vollführt sind. Wir dürfen demnach hoffen, daß mit der Vernichtung dieser beiden Schiffe und ihrer Besatzungen der ersteren ein Ziel gesetzt ist und die Anwesenheit der Dampfkreuzer an der Küste von Afrika für die Sicherheit jener berüchtigten Gegend fortan Bürgschaft geben wird.“

Als Mertens diesen Bericht seiner Frau und seinem Schwager vorgelesen hatte, sagte Wallmann: „Erinnerst Du Dich noch, Mertens, jenes Abends im Boot, als der Störtebeker mitfuhr und ich die Treppe aushakte. Ich hatte schon damals das Gefühl, er sei ein böser Geist für uns beide. Es war mir nicht recht, daß er so gut davon kam, aber es hat alles so sein sollen, damit ich mein liebes Schwesterchen wiederfände, — bist Du mit Deinem neuen Bruder zufrieden, Klara?“ wandte er sich mit liebevollem Blicke an diese.

„Nicht ganz,“ meinte diese schelmisch.

„Ich weiß schon, worauf Du wieder hinzielst, Du neckischer Kobold,“ sagte er lachend, „aber . . .“

„Du bist zwar ein fixer Kerl,“ unterbrach ihn Mertens pathetisch, „aber so lange Du Dich fürchtest, einem hübschen, jungen Mädchen am hellen, lichten Tage . . .“

„Schweigt, Ihr Quälgeister,“ rief Wallmann in komischem Aerger, „aber damit diese Plage endlich aufhört, so mögt Ihr wissen, daß gestern mit der Post ein Brief an Pauline abgegangen ist.“

„Reizend, reizend,“ jubelte Klärchen und schloß ihn in ihre Arme, „nun bin ich ganz mit Dir zufrieden, jetzt sollst Du auch einen herzlichen Kuß von mir haben.“

„Gottlob,“ scherzte Mertens, „nun habe ich doch nicht nöthig, ihr für Dich die Liebeserklärung zu machen. Es ist mir bei Klara sauer genug geworden.“

„Der Lootse ist so eben an Bord gekommen,“ unterbrach der Untersteuermann das heitere Gespräch.

„Nun, dann sofort Anker auf,“ sagte der Capitän, „der lieben Heimat zu,“ und nach einer halben Stunde schwamm die „Klara“ unter vollen Segeln aus dem Hafen.

* * *

Im Frühjahr 1855 befand ich mich auf der Rückreise vom Cap der guten Hoffnung in St. Helena, als auch die „Klara“ dort einlief, um Wasser einzunehmen. Der Capitän und die Besatzung waren die Helden des Tages, als es bekannt wurde, daß ihnen hauptsächlich die Vernichtung der frechen Seeräuberbande zu danken war, die jahrelang die Guineaküste beunruhigt hatte. Außerdem wurde ihnen aber auch eine greifbare Anerkennung für ihr tapferes Verhalten zu Theil, indem die englische Regierung ihnen einen bedeutenden Antheil an den Prisengeldern zusprach, die als Erlös für die Brigg St. Clara und die in ihr gefundenen reichen Schätze, welche von keinem Eigenthümer reclamirt wurden, zur Vertheilung kamen.

Ich wurde bei dieser Gelegenheit mit Capitän Mertens und seinen Angehörigen näher bekannt und verdanke ihren Mittheilungen die Einzelnheiten des oben Erzählten. Wie ich später erfahren, hat Wallmanns Hochzeit gleich nach der Rückkehr der „Klara„ stattgefunden und er fährt jetzt ein Schwesterschiff der letztern, die „Pauline“.

Von Seeräubereien in den africanischen Gewässern ist nichts wieder vernommen. Störtebeker hat, nachdem ihn ein ähnliches Schicksal wie seinen Namensvetter ereilt, keinen Nachahmer gefunden.

In den Werkstätten der Times.

Vor ein paar Jahren fiel es einigen müßigen Köpfen ein, eine Ausgabe der Times des zwanzigsten Jahrhunderts zu veranstalten. Sie enthielt Reiseberichte von Luftschiffen und Luftballoneisenbahnen, die Verhandlungen des Damenparlamentes, Anzeigen von Dampfsbedienten und diversen anderen Vervollkommungen, denen wir entgegeneilen; und diese prophetischen Späße waren auf einem

Bogen gedruckt, der noch einmal so groß war, als das heutige Riesenblatt. Um den Gegensatz noch größer zu machen, kam zur selben Zeit ein sorgsamer Neudruck der Times vom 3. Octbr. 1798 heraus, von dem in diesen Blättern schon früher*) die Rede gewesen ist. Damals ein bescheidenes Folioblatt von vier Seiten, ist es heute zu einem täglichen Umfange von 8—12 großen Blättern herangewachsen, — einem Umfange, dem kein anderes Blatt der Welt gleich kommt. Eine einzige Nummer mit Supplement enthält ca. 20,000 Zeilen oder 200,000 Worte oder soviel als ein Octavband von 500 Seiten gewöhnlichen Druckes.

Dieses merkwürdige Blatt entstehen zu sehen — soweit es gestattet ist — war schon längst unser Wunsch, dessen neuliche Erfüllung heute unseren Lesern dienstbar gemacht werden soll.

Mit einer Empfehlung der Daheimredaktion an den Editor der Times und in Begleitung des unentbehrlichen Specialartisten machte ich mich eines Morgens auf den Weg nach Printinghousesquare. Unser Weg führte uns durch eine der großen west-östlichen Arterien Londons, Fleetstreet, durch die wir uns mit Mühe und Noth hindurchfochten. Es war gerade die Zeit, wo die zweite Auflage der verschiedenen Morgenblätter, die in dieser Straße veröffentlicht werden, erschien, und ein neues, brühwarm von Irland per Telegraph berichtetes Attentat des letzten englischen Gespenstes, der fenischen Brüderschaft, hatte eine Menge von gaffenden und horchenden Straßenjungen, Kutschern, Commis, Dienstmädchen, Ladenjungfern um die Aushängeblätter an der Expedition des Daily Telegraph, Standard und Evening Star versammelt, die die Passage oft ganz verstopften. Endlich nach langen geduldigen Anstrengungen kamen wir in Printinghousesquare, dem Sanctum der Times, an.

Dieser Square — einer der erbärmlichsten Plätze dieses Namens in London — liegt in einem dunkeln Winkel zur Rechten von Ludgate Hill, einige hundert Schritte westlich von der St. Paulskirche. Man erwartet, einen offenen Platz zu finden und sieht nur enge Gassen und hohe Gebäude, deren größtes die Expedition der Times ist. Nachdem wir unsere Karten und Empfehlungen dem Manager, Mr. Macdonald, zugeschickt hatten, traten wir zunächst in die Halle, wo die Spalten der Times zu sheets oder Bogen umbrochen werden. Der eigentliche Satz erfolgt in dem ersten Stock, in einem etwa 180 Fuß langen und ohngefähr 30 Fuß breiten Zimmer, wo 130 Setzer und 20 Lehrburschen, die sich in eine Tage- und Nachtschicht theilen, Jahr aus Jahr ein beschäftigt sind, erstere (die Tageschicht) die Annoncen, letztere die politischen Artikel zu setzen. Alle in der Times-Office beschäftigten Setzer werden anfangs nur auf Probe angenommen, und genaue Angaben, die in ein dazu bestimmtes Buch von dem Obmann eingetragen werden, berechnen die auf jeden Satz verwendete Zeit, scheiden somit den langsamen vom schnellen d. h. brauchbaren Arbeiter. Die Correcturen werden von 25 Correctoren besorgt, und ein Druckfehler gehört zu den Raritäten und Curiositäten, die man aufbewahrt. Hier sind zwei, die mir gerade einfallen. Eine berühmte Damenanstalt zeigt unter anderm an, daß die Zöglinge auch im Gebrauche der „gloves“ (Vorhandschuhe), anstatt der „globes“ (Globen) unterrichtet würden; eine Dame im „Strand“ — dieses bei Gelegenheit des Einzugs des Prinzen und der Prinzessin von Wales — meldet, daß Nr. x. eine widow (Wittwe) anstatt eines window (Fenster) zu vermiethen sei.

Sobald die Spalten gesetzt und corrigirt sind, werden sie vermittelst dreier „lifts“ in das obenerwähnte Lokal hinabgelassen und in Bogen zusammengesetzt. Annoncen, die mehr als einmal erscheinen sollen, tragen einen weißen Kreidehieroglyphen, der sogleich anzeigt, ob sie einmal wöchentlich, oder einen Tag um den andern bis auf weiteres erscheinen sollen. Nachdem alle Annoncen nach dem Umbruch einer nochmaligen Prüfung unterzogen worden, alle Artikel und auch die bis zum letzten Moment angekommenen telegraphischen Depeschen gesetzt worden, werden sämmtliche Spalten, deren es sechs auf jeder Seite der Times gibt, dem Stereotypisten überliefert.

Als am 1. Januar 1788 die erste Nummer der Times herauskam, wurde sie nach einem neuen System gedruckt, das auf dem Originaltitel folgendermaßen bezeichnet wurde: „The Times, or Daily Universal Register, printed logographically; printed for J. Walter, at the Logographic Press, Printing House Square“ etc. Herr Walter selbst war der Erfinder des logographischen Druckens, das darin bestand, daß man ganze, häufig vorkommende Wörter anstatt einzelner Buchstaben goß und so rascher einen Satz vollenden konnte. Das System wurde indes doch unpraktisch gefunden und aufgegeben.*) Nach manchen weiteren, von Stufe zu Stufe fortschreitenden Entwicklungsstufen des Druckes fing Herr Walter, der Vater des jetzigen Eigenthümers der Times, im Jahre 1856 in Verbindung mit einem italienischen Gießer, Dellagana an, die Spalten der Times zu stereotypiren und von den Stereotypen zu drucken. Papiermaché-Matrizen, die rasch getrocknet und in einer Gießform befestigt wurden, lieferten ein Duplicat von vier Spalten, wodurch es ermöglicht wurde, daß 10,000 Exemplare anstatt 5000 per Stunde gedruckt werden konnten. Nach Einführung der Hoeschen Maschine wurden ganze Seiten in einem Gusse stereotypirt und zwar in einer Gießmaschine, deren Krümmung der Peripherie des Hauptcylinders genau entsprach. Der Abguß wird von zwei Maschinen viereckig beschnitten und gehobelt, und ist innerhalb fünfundzwanzig Minuten fertig, wonach der Druck vor sich gehen kann.

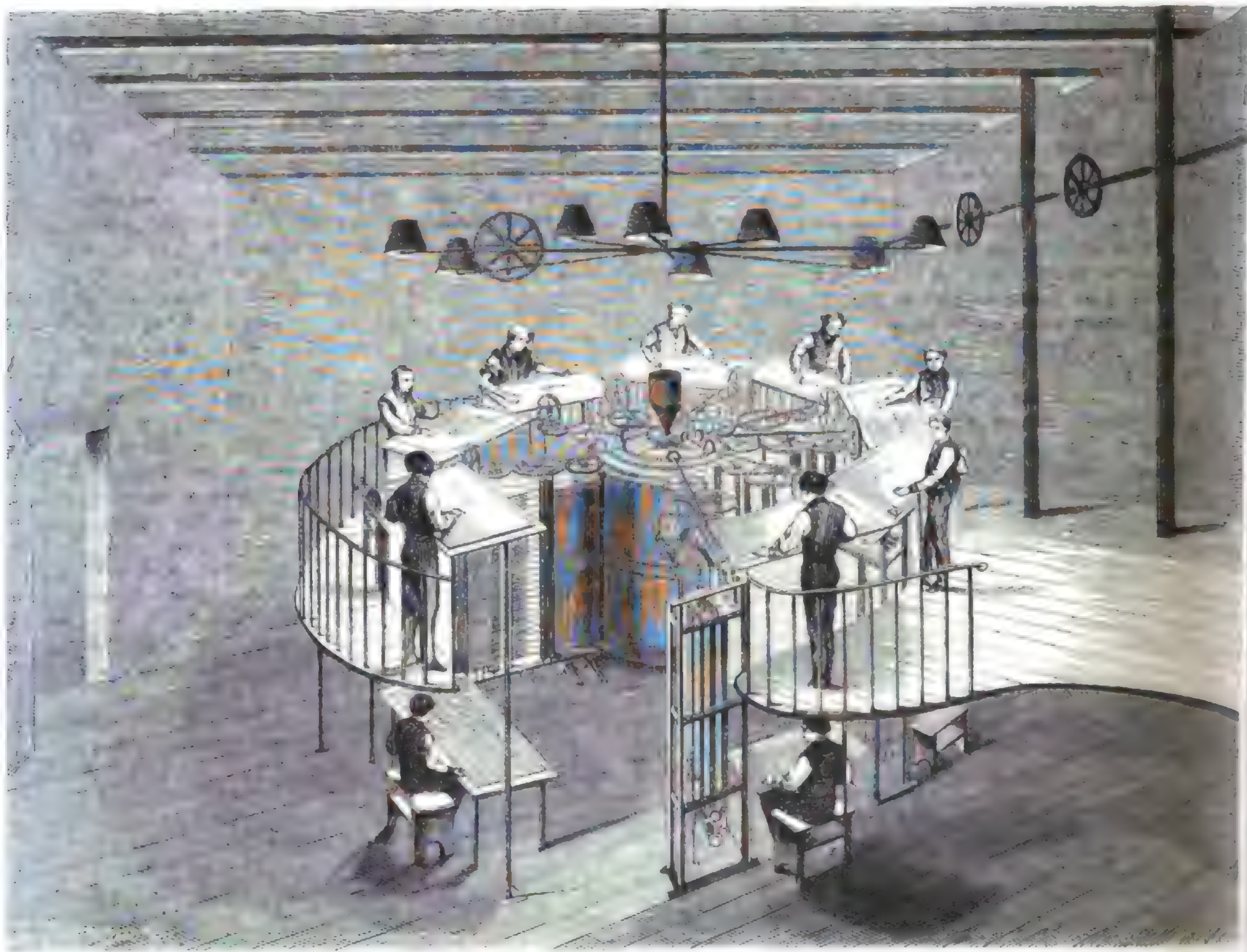
Verbesserungen in den englischen Druckmaschinen wurden schon vor vielen Jahren, namentlich durch Mr. Wayte und Mr. David Napier bewirkt, aber der Anspruch, den die Times an ihre Productionsfähigkeit machte, bedingte einen weitern Umschwung in der veralteten, zeitraubenden Druckweise. Dieser Anspruch wurde zur Zeit durch die Erfindung des verstorbenen Mr. Applegath, dessen Bruder so freundlich war, mir die einzelnen Theile der Maschine mit unermüdetem Eifer auseinanderzusetzen, befriedigt. Er richtete seine Maschine so ein, daß die Bewegung der Schriftform, die früher eine unterbrochene war, eine dauernde wurde. Dieses machte circulare Bewegung nothwendig, und er beschloß, demgemäß die Schriftspalten, die bis dahin in einem horizontalen Rahmen angebracht waren, an den Seiten eines Cylinders vertical zu befestigen. Die Spalten der Zeitung bilden in der That die Seiten eines zwölfeckigen Polygons, dessen Mittelpunkt mit der Achse des Cylinders zusammenfällt. Der Umfang des Cylinders ist ungefähr 200 Zoll; durch Kammräder mit demselben verbunden sind acht kleinere Cylinder, deren Achsen ebenfalls vertical sind, auf denen das Papier durch Bänder auf die gewöhnliche Weise fortgeführt wird, und in der einmaligen Umdrehung dieser um den Centralcylinder erfolgt der gleichförmige Druck von acht Exemplaren. Zu erklären bleibt noch, wie diese acht Papiercylinder mit Papier und wie die Schrift in ihrer Umdrehung mit Schwärze versehen wird. Ueber jedem Cylinder ist ein Tisch befestigt, auf dem ein Vorrath von Papier liegt; dieses wird von dem „Anleger“ bogenweise den Greifern der Maschine zugeschoben. Die Greifer ziehen es zwischen Bänder hindurch in die acht verticalen Rahmen, bis die Seiten mit der Lage der Schriftformen am Druckcylinder übereinstimmen. Sobald dieses der Fall ist, hört die verticale Bewegung auf, und die horizontale Umwälzung um den Druckcylinder erfolgt. Neben den acht Papiercylindern befinden sich acht Farben- oder Schwärzewalzen, nahe dabei zwei Speisewalzen. Diese Speisewalzen empfangen einen Farbenauftrag von dem darüber befindlichen Reservoir. Sobald der an dem Centralcylinder befestigte Schwärzetisch bei der Rotation mit den Speisewalzen in Berührung kommt, erhält er von jeder einen Farbenauftrag. Diesen gibt er ab an die Auftragewalzen, denen die Schrift in der anhaltenden Umdrehung begegnet, und von dieser wird er auf das Papier übertragen.

Diese Maschinen reichten vollkommen aus, so lange die Papiersteuer es den billigeren Zeitungen, dem Daily Telegraph, Standard, Star &c. unmöglich machte, gegen die Times zu arbeiten; sobald diese aber abgeschafft war und die Times selbst genöthigt wurde, ihren Preis von vier Groschen auf drei (im Handel nur zwei Pence 1 Farthing, ca. zwei Groschen) herabzusetzen, war man auch dort gezwungen, womöglich noch mehr zu leisten und diese erhöhte Productivität wurde durch Einführung der von Messrs. Hoe & Cie. von New-York erfundenen Maschine erzielt. Diese Maschine war, wie die des Herrn Applegath, schon vor 1851 erfunden worden,

*) Vgl. Daheim Jahrg. I. S. 40.

*) Es ist neuerdings von dem durch manche andere Erfindungen bekannten George Clark wieder aufgenommen und weiter entwickelt worden, indem Silben gegossen werden, die sich leicht zusammenstellen und auseinandernehmen lassen. Im März d. J. wurde in London ein erfolgreicher Versuch damit gemacht: ein Setzer vollendete in 23 Minuten vermittelst der Worttypen einen Artikel, zu dem ein anderer mit den Lettertypen 50 Minuten brauchte.

'onnte somit gerade nicht als Novitäten betrachtet werden, aber die einzigen, die zur Zeit sich in Europa befanden, waren eine in Paris und eine, die Lloyds Weekly Newspaper druckte. Diesen folgten zwei Maschinen mit zehn Cylindern, welche von Herrn Walter für die Times unter der Bedingung, daß sie von einem englischen Maschinenbauer errichtet werden sollten, bestellt wurden, und der „Star," der „Manchester Examiner," „Manchester Guardian," „Daily Telegraph," „Scotsman," „Illustrated London News" folgten schnell hinter einander im Wetteifer, diese vorzüglichen Maschinen zu besitzen. Die in der Times-Office gebrauchten Maschinen drucken



Applegaths Schnellpresse (mit verticalem Cylinder).

mit einer Geschwindigkeit von 32 Umdrehungen in der Minute, liefern also 16—18,000 Exemplare die Stunde. Man zieht die Hoesche Maschine der Applegathschen vor, weil dieselbe die Umwandlung der senkrechten zur Seitenbewegung unnöthig macht, und die Hälfte der Arbeitskraft erspart, da in der Hoeschen Maschine nur Anleger von Nöthen sind, die Applegathsche Maschine dagegen eine gleiche Anzahl von Abnehmern erfordert.

Ganz neuerdings ist eine Presse in den Ateliers der Times zur Prüfung gekommen, die nicht nur die beiden vorhinerwähnten, sondern alle bisher dagewesenen übertreffen soll. Endloses Papier wickelt sich um eine Rolle, die, je nach Bedarf, der Presse Papier liefert. Die Maschine kann solcher Gestalt in einer einzigen Stunde 46,000 Bogen liefern, und dabei schneidet sie noch die Bogen ab, falzt sie und liefert einen nach dem andern ab.

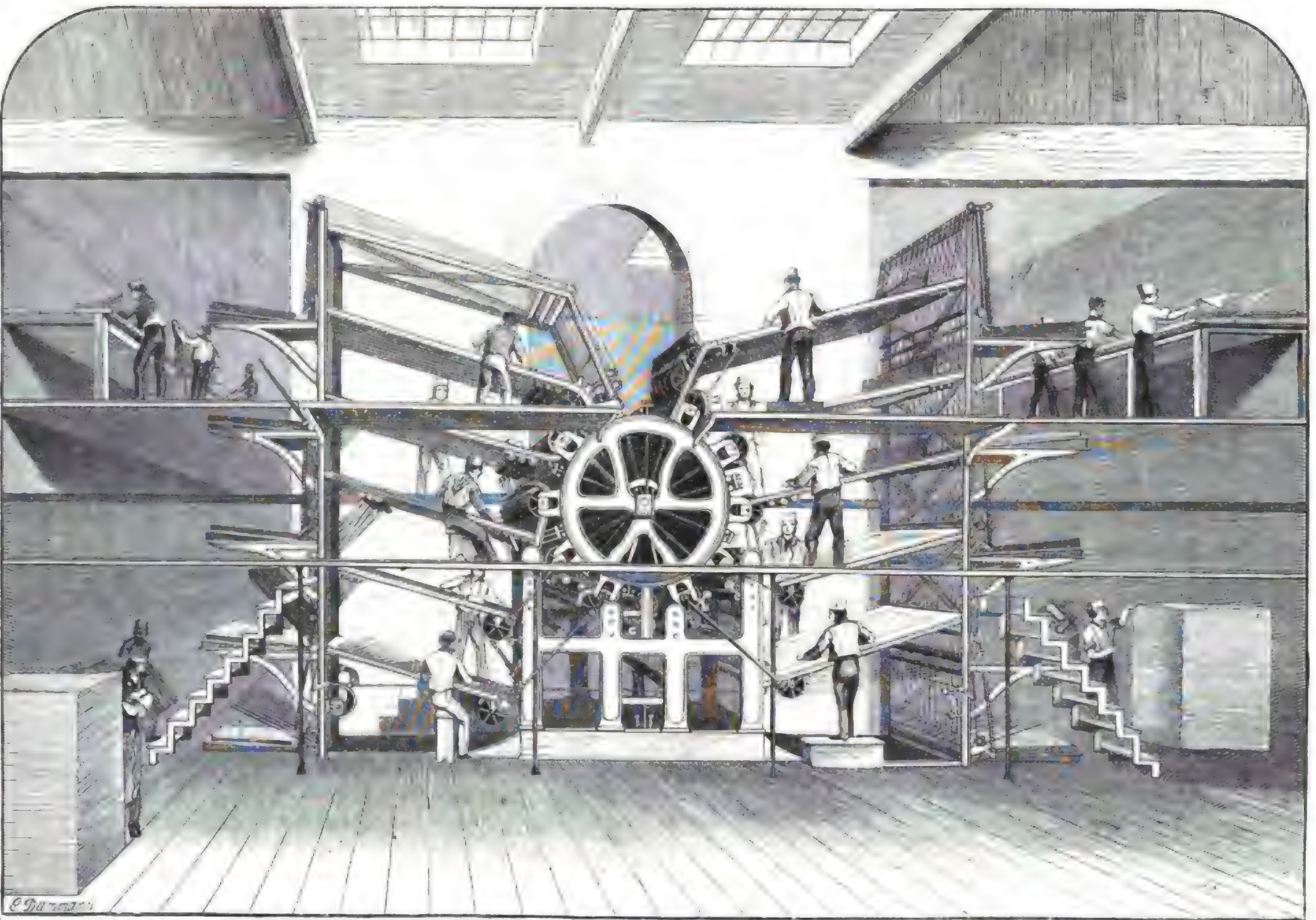
* * *

Schwer, wenn nicht ganz unmöglich, ist es, in das innerste Heiligthum, wo die Times redigirt wird, einzudringen. Selbst die Mitarbeiter gelangen nie dahin; ihre Manuscripte werden einem der drei Hauptredacteure überliefert, ohne unterzeichnet zu sein. Statt der Unterschrift dient ein Zeichen, für das ein Conto von dem Cassirer eröffnet wird und das nur die Hauptredacteure und der Eigenthümer der Times kennen. Gerade dieses geheimnißvolle Dunkel bildet die Grundlage der Macht, welche das Weltblatt noch immer genießt.

Redacteure wie Mitarbeiter werden glänzend bezahlt. Der politische Hauptredacteur — Mr. Delane — hat einen Gehalt von 3000 Pfund Sterling und dazu „Tafelgelder" — wie es heißt — zu „politischen Zweckessen." Neben ihm ist ein Redacteur lediglich für die ungeheure Correspondenz mit 2000 Pfd. Gehalt angestellt, ein dritter beschäftigt sich allein mit Theater, Kunst, Literatur ꝛc. und hat ebenfalls 2000 Pfd., die Correspondenten werden in ähnlich glanzvoller Weise honorirt. Der Pariser z. B. hat an festem Gehalt 1200 Pfd. St., dazu freie Wohnung und für „Büreaukosten" noch 800 Pfd. extra.

Auch für den Nutzen und die Bequemlichkeit des Londoner Timespersonals ist alles Mögliche gethan — es besteht für sie ein eigenes Lebensversicherungs- und Sparbankbureau — warme und kalte Bäder und eine Garküche sind zu ihrer Verfügung.

Die Zahl der Reporters ist nicht immer gleich; während der Sitzung des Parlamentes sitzen sieben bis zehn fortwährend in der Reporter-Galery und stenographiren die Reden der bedeutenderen Parlamentsmitglieder, oder machen eine Analyse der weniger wichtigen, und telegraphiren, wonöthig, alles der Redaction der Times, so daß binnen drei Stunden nach der Sitzung, die sich bisweilen bis ein oder sogar zwei Uhr nachts verlängert, die betreffenden Herren des Unter- und Oberhauses schon ihre Reden lesen und zum



Hoesche Schnellpresse (mit horizontalem Cylinder).

Theil kritisirt sehen können. Die Redaction steht auch in telegraphischer Verbindung mit Reuters Bureau, so daß die nach Veröffentlichung der ersten Auflage ankommenden telegraphischen Depeschen in die Spalten der um elf Uhr morgens gedruckten zweiten Auflage der Times ohne weitere Umstände aufgenommen werden können. — Die stärkste Auflage der Times seit dem Krimkrieg, wo sie manchmal 100,000 überstieg, ist 50,000, oft steigt sie nicht über 30,000 in ruhigen Zeiten. Eine Haupteinnahmequelle sind aber die massenhaften Inserate. Jede tägliche Nummer enthält durchschnittlich 2000 Annoncen, was ca. 600 Pfd. (ca. 4000 Thlr.) ausmacht, so daß es nicht zu verwundern wäre, wenn die Anekdote, nach der eine Annoncenspalte, die Mr. Walter seiner Tochter auf ein Jahr als Mitgift gab, derselben 22,572 Pfd. 20 Sh. einbrachte, auf Wahrheit beruhte. Belegnummern für Inserate werden nie gegeben, doch kann jeder Inserent sich aus einer Nummer, die offen im Anzeigebüreau liegt, seine Anzeige herausschneiden. — Ungefähr 500 Briefe laufen täglich an den Editor der Times ein; sie zu öffnen beschäftigt allein einen Beamten, der die interessantesten zur Veröffentlichung auswählt und den Rest (ca. 495) in den Papierkorb wirft.

Um fünf Uhr morgens erfolgt die Veröffentlichung der ersten Auflage der Times, und der sonst so ruhige Hof in Printinghousesquare ist ein wahres Babel von Verwirrung und Lärm. Hier stehen die zwanzig oder dreißig Karren einer einzigen Firma von Agenten, die fast alle Stationen im Lande mit Zeitungen, Magazinen, und auch in letzterer Zeit mit Leihbibliotheken versieht, der Herren W. H. Smith und Son; mit den ersten Eisenbahnzügen gehen die für die Umgegend Londons und die Provinzen bestimmten Exemplare ab, so daß auch ziemlich entfernt Wohnende schon um 10 Uhr die Londoner Weisheit studieren können; dort kommt der Eselkarren eines irischen Zeitungsverkäufers, der seine drei oder vier Exemplare, auf die er für die Schenkwirthe seiner Nachbarschaft abonnirt hat, abholen will; hier stehen ein halbes Dutzend speculirender Gassenjungen, die ihre den vergangenen Tag ersparten 2 Shillinge in zwei Exemplaren der Times, einem Dutzend Daily Telegraphs und 6 Standards und ebenso viel Morning Stars anlegen, und jetzt die wenigen Minuten, die ihnen noch vor Oeffnung der Thür zu Gebote stehen, in Wetten auf die an dem betreffenden Tage stattfindenden Rennen, das neueste Prizefight oder Kellys und Chambers Rowing-Match verbringen. Nach Oeffnung der Thür, sobald die Riesenfirmen, wie die der Herren Smith und Son, ihre den Abend vorher bezahlten Exemplare erhalten haben, kommt die Reihe an diese wandernden Zeitungshöker, und um 7 Uhr oder wenige Minuten vor oder nach, herrscht wieder Todesstille in dem Quartier, die erst durch die Omnibusse und Cabs, welche nach 8 Uhr die entfernter wohnenden Geschäftsleute nach der City bringen, unterbrochen wird.

E. A. O.

Händel und Bach.

Skizze von **Emil Frommel.**

(Fortsetzung.)

Heraus aus dem Leben der Großen und ihren Palästen, sind wir in Eisenach, wo am 21. März 1685, einen Monat nach Händel, Bach geboren wird. Es ist eine Freude, den Bachschen Stammbaum zu sehen. Vertrieben aus Ungarn um ihres Glaubens willen, ist's eine Familie von Cantoren und Organisten, die das thüringische Land versehen. 51 männliche Bachs finden sich im Laufe des Jahrhunderts von 1626—1726. Ein Familientag einigt sie, den die Musik ausfüllt. Bei dem älteren Bruder, dessen vorenthaltenes Notenheft der Knabe beim Mondenschein aus dem Gitterkasten zieht und abschreibt, lernt der kleine Sebastian. Nach dem Tode des Bruders völlig verwaist, wandert er nach Lüneburg, wo er mit seiner hellen Sopranstimme singt und studirt, freilich um sie dort völlig einzubüßen und auf Orgel und Klavier sich werfen zu müssen. Zu Fuß wandert der Knabe nach Hamburg, Reinken, den berühmten Organisten, zu hören. Gott läßt im Heimweg den hungernden Knaben wie durch ein Wunder nicht verhungern. Er erhält durch seine Vettern in Weimar eine Stelle, kommt von da an Stelle seines verstorbenen Vetters nach Arnstadt mit einem Jahrgehalt von 60 Thalern. — Wiewohl er die Gemeinde erbaut, wird er in Untersuchung gezogen, daß er die Gemeinde „confundirt" habe. In Lübeck vergißt er seinen Urlaub bei dem Orgelspiel Buxtehudes und wird wegen „langwierigen Verreisens" verhört. Danach verheirathet er sich mit einer Verwandten und kommt nach Mülhausen. Dort will er eine „wohlregulirte Kirchenmusik zu Ehren Gottes" einführen; muß aber, da „keine Apparence zur Besserung" sei, wegen seiner „schlechten (d. h. geringen) Lebensart" den Dienst quittiren und zieht auf einen Ruf nach Weimar. Von da reist er nach Dresden, um mit dem Franzosen Marchand am Hofe einen Wettkampf zu bestehen, der es aber vorzieht, nachdem er Bach gehört „mit der geschwinden Post" zu verschwinden. Von Weimar, wo er zur „Ehre des lutherischen Zion" seine Cantate „Ein feste Burg" geschrieben, wird er nach Anhalt als Concertmeister gerufen, legt hier den Grund zu seiner Orchestrirung, verfehlt Händel um einen Tag, findet, von einer Reise mit dem kunstsinnigen Fürsten zurückgekehrt, sein Weib todt und herzt seine 8 Kinder um so mehr und nimmt sie auf seinen Reisen mit.

Er verheirathet sich wieder, schreibt seiner Braut ein Musikbüchlein mit Präludien, Sonaten und Liebesliedern. Aus dieser Ehe werden ihm 13 Kinder geboren; aber neben den Sorgen findet das treue Weib noch Zeit, mit ihren beiden Söhnen Friedemann und Emmanuel bei ihrem Mann Unterricht zu nehmen. Bach reist, um sich für die Stelle an der Catharinenkirche zu bewerben, nach Hamburg, spielt dem 100jähr. Reinken sein „An Wasserflüssen Babylon," der darüber, ein musikalischer Simeon, in die Worte ausbricht: „Ich hatte gedacht, diese Kunst wäre längst gestorben, da sie aber noch lebt, will ich mit Freuden heimgehen." Bach erhält durch Intriguen die Stelle nicht und kehrt eben so froh heim. Nach langem Wahlkampf wird er Cantor der Thomasschule zu Leipzig.

Nun hat der Vogel sein Haus gefunden. Eine gute Besoldung, rohe Studenten, die Gunst des einen Ephorus, der Haß des Nachfolgers, eine ungeheure Arbeit, mancherlei Verfolgung des über den „incorrigiblen" Organisten erbosten Rathes, neben Anerkennung von oben erwarten ihn da. Aber er „plagt sich, wie sich seine Väter geplagt, und trägt sein Kreuz in Geduld," schreibt in Freistunden seine Hmollmesse, seine Passionen und Weihnachtsoratorien. Von Friedrich dem Großen nach Sanssouci citirt, spielt er mit ihm und wird mit Ehren überhäuft, um wieder ebenso bescheiden in sein Haus und sein Kreuz heimzukehren. Im heitern Umgang auf der Trinkstube besingt er seine Tabakspfeife, fordert seinen Friedemann auf zur Reise mit den Worten: „Friedemann! wollen wir nicht die schönen Dresdner Liederchens wieder hören?" freut sich neidlos der Gaben anderer, kann aber über einen Fehlgriff des Organisten Görner in der Heftigkeit demselben die Perrücke vom Kopf reißen und mit den Worten ins Gesicht werfen: „Er hätte lieber Schuhflicker werden sollen!" aber es wird seine „Redlichkeit vor Gott und Menschen" von Jedermann erkannt. — Durch übermäßige Anstrengung am Stich seiner Kupferplatten erblindet, schreibt er noch aus der Finsterniß seine herrliche Motette: „Wenn wir in höchsten Nöthen sein," wird krank, kurz vor seinem Tode kehrt das Augenlicht wieder, und schnell darauf macht ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende, den 28. Juli 1750. Seine Familie hinterläßt er in Noth, sein Grab findet er unter den vielen Ungezählten und Unbekannten auf St. Johanniskirchhof in Leipzig.

Bachs Leben fließt stille wie das eines Patriarchen dahin, sein Leben selbst ist eine Passion, in die die Freudenstrahlen seines häuslichen Lebens und seiner Kunst fallen. Ein Diener Gottes, ein Diener der Menschen, ohne Menschendiener zu sein, der großen und einsichtigen und gelinden Herren, und auch der wunderlichen, meidet er die Großen, ohne sie zu fliehen, trägt sein Kreuz, ohne zu murren. Ihn muß man sehen auf seinem Cantorsitz der Thomaskirche, die Register durcheinanderziehend, als ob alle Töne in Geister sich verwandelten, um ihn her seine Thomaner mit den metallenen Stimmen und unten lauschend die schweigende Gemeinde; oder zu Hause am Clavier, um ihn her seine musicirende Frau und seine 10 Söhne mit Stolz und Ehrerbietung auf den Vater blickend. In Bach offenbart sich jene particularistische Seite deutschen Wesens, die das Fremde

kennt, aber mit Bewußtsein bei Seite legt, um treu das Ueberlieferte zu wahren.

Wer Bach sieht im schlichten schwarzen Kleide, mit seinem etwas seitwärts gebogenen Haupte, den starken, kühngeschnittenen Augenbrauen, den dunkeln Augen, wie Feuer aus Felsen hervorbrechend, „sieht den stolzen Repräsentanten jenes echten, unverfälschten Bürgerthums, wie es sich selbst treu in die Verderbniß des 18. Jahrhunderts hineinwagt und das sociale Gleichgewicht hält gegen das entsittlichte Leben der vornehmen Welt und der Verflachung und Verzopfung des künstlerischen Lebens."

Händel und Bach — keiner hat den andern je gesehen. So nahe gestellt durch Geburt, so viel verwandt, so weit entfernt doch im Leben — und in ihren Werken, zu denen ich nun übergehe.

Ich gedenke zuerst ihrer Oratorien, aus denen der Reflex ihrer Lebensführung und Ausprägung, ihre Position und Opposition wider das Geschlecht ihrer Tage deutlich hervortritt. Das Oratorium, in seiner Entstehung zunächst eine Art moralisch-allegorischen Dramas und Singspiels, erhielt durch das Erfassen biblischer Stoffe durch Händel erst wahren Gehalt und Inhalt. Und welch einen Inhalt! Ich nenne nach der Reihenfolge der Schrift: Joseph, Israel aus Egypten, Josua, Deborah, Samson, Jephta, Saul, Salomo, Athalja, Belsazar, Esther, Judas Maccabäus und den Messias. Ob nicht schon bei der bloßen namentlichen Aufführung uns ein bestimmtes Etwas vom Kerne Händelschen Geistes entgegenleuchtet?

Geschichte — That Gottes und der Menschen ist hier das große Thema. Fort mit dem allegorisirenden Mythus, den indischen, chinesischen Staatsactionen, fort von dem lauen Rosenwasser der Schäferidylle, hinein in den frischen Strom großer, heiliger Geschichte; heraus aus der geschminkten Lüge in die Wahrheit, von den „Halbwilden, Halbmenschen der Uebercivilisation" zu wahren Menschen, mit wahrer Empfindung und kühner That. So greift Shakespeare hinein in den Reichthum der Geschichte, „bringt den Menschen zum Menschen, den Briten zum Briten" in der Verwerthung natiolen Stoffes — und Händel greift noch tiefer. Israels Geschichte ist nicht der Juden Geschichte, es ist Gottes Geschichte in der Welt und mit der Welt und darum typisch die Geschichte jedes einzelnen Menschen. Die Vorführung dieses Stoffes vor aller Menschen Auge, Ohr und Herz, dies Hervorholen längstvergessener unvergänglicher Thaten Gottes war schon ein Schlag ins Angesicht jener oben geschilderten Zeit und signalisirte den Kampf eines Gottverlobten Menschen mit selbstgewachsenem Haar gegen das Philisterheer mit Zopf und Perrücke. Das war den minutiösen religiösen Zänkereien gegenüber, die den lebendigen Gott, der Himmel und Erde geschaffen, zum streitsüchtigen Theologen gemacht, die Rede eines Propheten von dem Gotte, dessen Wort nicht eine spitze Nadel oder ein hinterlistiger Dolch, sondern ein Feuer ist und ein Hammer, der Felsen zerschlägt.

Sehen wir uns noch näher die Stoffe selbst an. Was tönt uns aus Joseph, Israel aus Egypten, Josua, Samson, Jud. Maccabäus doch so ergreifend entgegen? Ist's nicht der Zug, der gewaltige Drang und Schrei nach Freiheit, Errettung und Erlösung, nach Licht und Recht? „Gib Freiheit oder Tod!" Dieser Ton aus Jud. Maccabäus ist der Grundton Händelscher Oratorien und er wird wiederklingen, so lange es noch Menschen gibt, denen Freiheit über dem Leben und das Dürsten nach dem lebendigen Gotte über den Gütern steht, die das Leben vergänglich zieren.

Vergegenwärtigen wir uns dazu Englands Volk, eben kommend aus seinen Kämpfen gegen die romanisirenden Stuarts, mit der religiösen auch die politische Freiheit vertheidigend, dies Volk, dessen Väter, wenn auch zum Theil in Fanatismus befangen, mit Psalmen in den Krieg zog, und man versteht den Schlachtruf: „Auf, blast die Posaune!" und die Arie Simons „Auf, Heer des Herrn!"

Dem Heil deines Volkes — Erhört Dich Jehovah
Und der Wahrheit zu gut — Und stärkt Deinen Muth!"

So tönt der Schrei der Mühsal in „Israel aus Egypten" an unser Ohr, das Seufzen in der Knechtschaft; und die Errettung: „Er führte sie aus mit Silber und Gold" oder der endlose Jubel in dem „Roß und Reiter hat er ins Schilfmeer gestürzt." Wie in diesen Oratorien der Ruf nach Freiheit einen religiösen Hintergrund hatte, geheiligt und geläutert war, weil der Kampf ein Kampf um Altar und Herd zugleich war, so erhebt sich im Messias diese Idee, losgelöst von allem Weltlichen, Nationalen, zu dem Ruf nach Errettung und Erlösung im tieferen Sinne. Mit feinem Takte hat Händel hier die Klippe vermieden, an welcher so viele Meister gescheitert sind. Er nennt sein Oratorium „Der Messias" und begreift ihn aus dem alten Testament im Psalm und Prophetenwort, in der Weissagung; aus dem neuen Testament in dem Wort des Evangelisten und der Apostel, in der Erfüllung; aber er läßt nicht den historischen Christus selbst reden, nur die Zeugnisse über ihn. Sein Messias ist kein Drama, sondern ein Epos. Es ist der Sang vom Welterretter und Weltüberwinder, vom Licht der Heiden, vom Trost Israels, vom Schlackenreiniger und Läuterer, vom Lamm Gottes, vom Friedefürsten, vom Hirten und Todesüberwinder, vom Auferwecker und Weltwiederbringer, der die Todesfesseln zerbricht und Licht, Leben und Freiheit bringt. Hier sind die tiefsten Saiten des Menschenherzens angeschlagen, hier gipfelt alle Sehnsucht des Menschenherzens nach Erlösung. Der Messias mit seinen unverwelklichen Melodien wird so wenig veralten, als die Sehnsucht nach Erlösung, dies Erbtheil aus dem verlorenen Paradiese.

Stellen wir nun diesen Händel zusammen mit der Signatur seiner Zeit namentlich in Deutschland, so werde ich nicht zu viel gesagt haben, wenn ich seine Musik den Schlag eines Riesen mit breiter, hoher Stirn und nervigter Faust in einen Haufen verkrüppelter Zwerge nenne. Dem feigen, kriechenden Geschlechte predigt er, was ein Mann und ein Volk vermöge, dessen Hilfe und Kraft der Gott Jacobs ist; den Hohen dieser Welt, daß der Gott noch lebe, der die Gewaltigen vom Stuhle stößt und die Niedrigen aus dem Staube hebt. „Er entkleidet (namentlich im Messias) den Menschen alles dessen, was ihn nach dem Urtheile der damaligen Zeit erst zum Menschen machte, seiner Schminke und seines Puders, seiner scharlachnen Röcke, Spitzen und Brillanten, seiner langen Titel und Ehren, stellt ihn in das Licht seines Gottes" und damit in seinen Werth und Unwerth, in seine Armuth und sein Bedürfniß, in seinen wesenhaften Reichthum, wenn sein Herz mit den Gütern der zukünftigen Welt gesättigt ist.

Sein Messias ist ein gut Bekenntniß von Christo dem Sohne Gottes und dem Könige, ein großes musikalisches Credo in Einfalt und Hoheit abgelegt vor der einbrechenden Zeit des Rationalismus, der auf den Kanzeln vom Gottessohn und Könige schwieg und vom Allvater und Zimmermannssohn von Nazareth redete.

Händel hat manchen Kampf mit seinen Textbüchern gehabt, sie genügten ihm alle nicht. Das ihm am besten zusagende Textbuch ist die Schrift; wo er sie und ihr Wort allein behandelt, wie im Israel aus Egypten und im Messias, trägt auch, gleichsam durch den ewigen Inhalt gehoben, die musikalische Form am wenigsten das Gepräge seiner Zeit.

Es seien mir nun noch einige Worte über die musikalische Behandlung dieser biblischen Stoffe gestattet.

Wir haben vorhin gesehen, daß Händel seinen Weg aus der Heimat nach dem deutschen Hamburg über Italien nach England genommen. In seiner Musik verbindet sich die geistige Errungenschaft aus diesen Ländern und Nationen. Mit dem angeborenen Erbtheil überreicher Productionskraft aus dem Vaterhause, der deutschen Frömmigkeit, Gewissenhaftigkeit, dem deutschen Ernste und Fleiße, verbindet sich die Errungenschaft aus dem Süden: die Schönheit der Form, die Reinheit der Melodie, das Vorschlagen des Gesanges, das Feuer und die Kraft der Phantasie, gezügelt durch das classische Maß. Dazu tritt die Selbständigkeit, der Unabhängigkeitssinn, der Freiheitsdurst, der Thatendrang, das knappe, sich selbst beschränkende, klare, das Ziel fest im Auge behaltende zähe Wesen des Engländers.

Seine Musik, durchaus männlich, alles Kleinliche verachtend, von großer Energie des Gedankens, fern von aller Sentimentalität und unklaren Romantik, verschmäht allen äußern Prunk, wenn sie gleich der Stimme die Gelegenheit gibt, ihren vollen Glanz zu entfalten. Vertrauend auf die Kraft und Reinheit der Melodie entschlägt er sich der überflüssigen Zuthat, und trotz des phrasenreichen Zeitalters ist nirgends bedeutungslose Phrase. Sind auch etliche Arien selbst dem gebildeten und verständnißvollen Ohre heutiger Tage fremd und hängt ihnen etwas vom Jahrhundert an, so gilt doch Mozarts Wort: „Wenn er auch einmal in der Weise seiner Zeit so dahin schlendert, so ist doch allemal was drin" — und es läßt sich doch aus den Oratorien ein Strauß von Arien mit unverwelklichen Melodien binden. Wer hat ein mächtigeres Duett gehört, als das der beiden Bässe im Israel: „Der HErr ist der starke

Held" — ein siegesfroheres Jauchzen der Männer als dieses? Oder die tiefergreifende Arie des seiner Augen beraubten Simsons: „Nacht ist's umher" — eine Arie, in der man Sonne, Mond und Sterne untergehen sieht? Oder jene Arie in Josua: „Soll ich in Mamres Fruchtgefild 2c." Und nun nehme man dazu jene Arien aus Messias: „Das Volk, das im Finstern wandelt"; „O Du die Wonne" 2c.; „Wer mag den Tag seiner Zukunft erleiden?" Jene Recitative der Weihnacht oder das „Er ward verachtet" 2c. und die Krone: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt"! Wie tief und ergreifend ist der Text ausgelegt! Kennen wir einmal einen Spruch in Händelscher Musik, so ist uns, als dürfte er nur noch gesungen werden, als könnte man sich keine andere Composition mehr denken. Wie schmiegt sich Inhalt und Form aneinander wie Leib und Seele! — Unvergänglicher als in seinen Arien dünkt er mir in seinen Chören zu sein. Hier ist er ein Feldherr, ein Streiter Gottes, der seine Truppen ins Feld führt. Siegesfroh und siegesgewiß „läßt er seine Bässe fest und stetig vordringen und unter dem Sturmlauf ihrer Colonnen die Erde dröhnen." Was jemand einmal ein „sonderbares Klettern der Töne" in Händel nannte, ist das Thun eines Titanen, der Berge auf Berge thürmt um den Himmel mit seinen Tönen zu stürmen. Hier entfaltet sich erst Händels Männlichkeit und Energie. Was ihm hier an Polyphonie und Macht der Harmonie abgeht, ersetzt er durch die Gewalt der Melodie, des Rythmus, des fugirten Satzes. Hier zeigt sich das echte Genie, das mit wenig Mitteln Außerordentliches leistet. Man lasse 16 Stimmen, tüchtige natürlich, am Clavier einen Händelschen Chor singen und man wird den Eindruck haben, als sängen sonst ihrer achtzig. Das ist die Gewalt des musikalischen Gedankens.

Noch ein anderes ist's, was Händels Musik charakterisirt. Es ist ihre **Plastik** und **epische Breite**. Händel verleugnet nirgends in seinen Oratorien, daß er durch die Oper gegangen. Zunächst sind sie ja auch für die Bühne geschrieben. Noch finden sich im englischen Original des Judas Maccabäus Bezeichnungen wie: „Nahe bei Jerusalem" oder „zu Modin", „Priester kommend mit der Bundeslade". Als der Bischof Gibson die Aufführung biblischer Stücke, selbst wenn die Spieler das Buch in der Hand hielten, auf dem Theater verbot, war Händel gewissermaßen gezwungen, durch die Plastik der Musik zu ersetzen, was durch das Fehlen der Action verloren ging. In „Israel" übernimmt es der Chor, die Scenerie zu ersetzen. Der Chor zählt die Plagen der Reihe nach auf mit dem Schlußchor: „Er schlug alle Erstgeburt". Diese Chöre gehören zu den gewaltigsten „musikalischen Tonbildern," die je geschrieben wurden. Und nun halte man neben diese grauenerregenden Chöre den bald darauf folgenden: „Aber mit jenem Volke zog er dahin, gleich als ein Hirt". Welch ein Gegensatz! Händels Musik trägt das Gepräge lauterster Wahrheit, aber nirgends ist bloße Nachahmung der Natur, die niemals Aufgabe der Kunst sein kann, nirgends die **Wirklichkeit** in spielender Art wiedergegeben (worin so viele Musiker ihre Stärke suchen), sondern Verklärung der Wirklichkeit in die Wahrheit. Läßt er die Götzendiener singen, so singen sie anders als Israel. Er braucht keine schrillen Pfeifen, keinen Fanfarenlärm, aber durch die **Musik** der Dagonspriester geht in der **Melodie** selbst ein crasser, heidnischer, frivoler Ton, während Israels Lied voll Weihe und Andacht ist. Die Sache muß durch sich selbst reden. Wie so anders seine Zeit und so viele Nachkommen!

Händels **Orchester** ist einfach und dient wesentlich der Begleitung der Stimmen; Violinen und Contrabässe sind seine Hilfstruppen für seine Garde, die Stimmen. Namentlich in den Arien trägt das Orchester leicht die Stimme und gibt ihr Raum zur vollsten Kraft. Freilich das Beste mag er selbst, der große Orgelspieler, — der einst die katholischen Nonnen bei Aachen zu Thränen gerührt, so daß sie bekannten „der Ketzer müsse durch ein Wunder seine Musik vom Himmel haben" — auf der Orgel hineinphantasirt und der alte Thibaut Recht haben, wenn er sagt: „Wo in Händels Partitur steht: „Orgel laut" wird eine Allmacht von Tönen zu hören gewesen sein, daß tausend jetzige Geiger, Flöten und Harfenspieler sie nicht nachbilden konnten".

Seine Orchesterouvertüren sind keine Phrasen, keine Complimente und nichtssagende Begrüßungsformeln, auch nicht Predigteingänge, wie die mancher Kanzelredner, die ohne Text von „etlichen und andern Dingen" reden, sondern wirkliche Ouvertüren, die nicht den Hunger stillen, sondern reizen, große Accorde, wie sie ein Sänger in der Leier greift, die das Ohr gespannt, das Herz klopfend halten auf das was folgt.

Ich scheide von seinen Oratorien. Welches das größte? Händel selbst schwankte, ob er nicht dem Samson den Vorzug vor dem Messias geben sollte. Ich kann ihn verstehen. Der Stoff in Samson ist zu eng mit dem erblindeten Meister und seinem Lebensgang verflochten. Auch er ein Simson voll Kraft, seine eigentliche Aufgabe einst vergessend, hat er den Bund mit der verführerischen Delila, der verderbten Oper, eingegangen. Sein Haupthaar wird ihm im Kampfe geraubt, gebrochen steht er da und erntet den schlimmen Dank derer, denen er aufgespielt. Aber sein Haar wächst wieder, mit wuchtiger Kraft reißt er in seinen Oratorien die Säulen des Philistertempels ein; erblindet fällt im Tode der Held Simson-Händel gefeiert, und an seinem Sarkophage tönt's in Micas Ton:

„Ueber deinem Grabe sei
Süßer Friede, hoher Ruhm."

So steht dem Zeitalter der Feigheit der Kleinen, der Tyrannei der Großen, der Lüsternheit und Glaubenslosigkeit so vieler, **Händel** in seinen Oratorien nach Inhalt und Form gegenüber, in seinem hohen Glaubensmuth, seinem sittlichen Ernst und seiner Mannhaftigkeit. Der Lüge seiner Zeit gegenüber gibt es aber kein größeres Zeugniß als das der sterbende Beethoven auf dem Todtenbette gesprochen:

In Händel ist **die Wahrheit**!

Wenden wir uns nun zu den **Bachschen Oratorien**, so zeigt sich schon im Stoffe der wesentliche Unterschied bei aller Aehnlichkeit von Händel. Bach **sucht** nicht wie Händel seinen Stoff, er **überkommt** ihn; er hat kein Publikum vor sich, das nach Neuem hascht und Sänger und Sängerinnen zu hören begehrt, er ist Diener der Kirche, den seine Thomaner, den an Sonn- und Festtagen die Gemeinde in der Kirche erwartet. Nicht in der **Wahl**, aber in der **Behandlung** der Stoffe liegt das Neue in Bach. Hing die Kirchenmusik durch den Unverstand und die religiöse Gleichgültigkeit der Organisten nur lose mit dem Gottesdienst zusammen, musicirte einer, was eben halbwegs ihm passend schien, so ist's Bachs, des treuen Mannes Streben, in Präludium und Fuge, Choral, Cantate, Motette und Passionsmusik, den ihm überkommenen Stücken, den Einklang mit dem Gottesdienste herzustellen; durch die Musik den Herzensboden für das Wort zu **lockern**, durch sie das Echo des Wortes zu geben und am Schlusse das gehörte Wort in Lob- und Dankpsalm zu wandeln.

Ich greife nach einer **Cantate**, wie sie **Riehl** einmal geschildert, die in gewissem Sinne ein kleines Oratorium ist, wie denn seine Oratorien in gewissem Sinne erweiterte Cantaten sind. Der 16. Sonntag nach Trinitatis handelt vom **todten Jüngling zu Nain, den Jesus auferweckt**. Die Cantate dieses Sonntags gibt seinen Inhalt musikalisch wieder. Der Choral „Liebster Gott, wann werd' ich sterben?" bildet die Grundlage des Ganzen. Der **Chor** faßt ihn auf und gibt ihn in freier Weise wieder. Ein Streichquartett, zwei Oboen und die Orgel concertiren, während die Flöte selbständig den Weg geht und in den hohen Staccatotönen das Todtenglöcklein zieht. In einer Arie schildert der **Tenor** das Entsetzen der Creatur vor dem Tod; der **Alt** nimmt den Gedanken auf und wandelt ihn in die bange Frage über die Zukunft nach dem Tode. Das Orchester fällt ein und weist im bewegtesten Ritornell auf die Antwort des **Basses**, der die tröstende Gemeinschaft mit dem Todesüberwinder verkündet. Scherzend und spielend umschlingt sein Wort das Orchester. Zuletzt leitet ein Recitativ des **Soprans** über zu dem reichorchestrirten Schlußchoral, der in mächtigen Tönen die Zuversicht des ewigen Lebens predigt."

(Schluß folgt.)

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von **A. Klasing** in **Bielefeld**, herausgegeben von Dr. **Robert Koenig** in **Leipzig**.
Verlag der **Daheim-Expedition** von **Velhagen & Klasing** in **Bielefeld** und **Berlin**. — Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig**.

Daheim





Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 12. September 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 50.**

Frauenliebe.

Novelle von **Otto Glagau.**

(Fortsetzung.)

Eines Sonntagsnachmittags war Martin mit einigen Landsleuten nach Moabit gewandert, jener Zeit für die unteren Klassen der beliebteste Vergnügungsort. Gastwirthschaft reihte sich hier an Gastwirthschaft, fast aus jeder ertönte lustige Tanzmusik und überall drehten sich zahlreiche Paare im Kreise.

Auch Martin trat mit seinen Bekannten in eins dieser Lokale und fand hier die gewöhnliche Gesellschaft — Soldaten, Handwerksburschen und Dienstmädchen. Unter den Tänzerinnen zeichnete sich eine kleine Brünette aus. Von feiner Gestalt, hübschem Gesicht und munterem Wesen stellte sie die andern Mädchen noch mehr in Schatten durch die zierliche, gefällige Weise, mit der sie tanzte. Die jungen Männer rissen sich förmlich um sie, doch sie zeigte sich etwas wählerisch, wies manchen ab und tanzte überhaupt nur mäßig. Vornämlich bemühte sich um sie ein Unterofficier, der sich im Hinblick auf seine Tressen für unwiderstehlich halten mochte, und neben der gefeierten Brünette die Rolle des begünstigten Liebhabers zu spielen versuchte. Er forderte sie zu jedem Tanze auf, setzte sich in den Pausen stets neben sie, brachte ihr Erfrischungen und überschwemmte sie mit Witzeleien und Complimenten ob ihrer Reize und Talente. Sie ließ sich das alles mit kühler Miene gefallen, gab ihm aber auch nicht selten einen Korb und schien ihn überhaupt mehr zu dulden als zu ermuntern. Martin kannte den Unterofficier wohl; er stand ja bei demselben Regimente und derselben Compagnie, hatte erst kürzlich die Tressen erhalten, that sich darauf nicht wenig zu gute und gab wegen seines albernen, aufgeblasenen Wesens häufig Anlaß zu spöttischen Bemerkungen und bitteren Nachreden. Ueberdies war es ein kleiner unansehnlicher Bursche, und man konnte es deshalb dem Mädchen nicht verargen, wenn sie ihn nur so nebenher behandelte.

„Spielen Sie mal 'ne Polka!“ rief Herr Pürzel — so hieß der Corporal — den Musikanten zu und warf ihnen mit großartiger Geberde ein Viergroschenstück hin.

Die Polka war kurz vorher in Böhmen erfunden worden und hatte sich dann rasch über die ganze Welt verbreitet; es galt aber noch für etwas Besonderes, sie tanzen zu können.

Die Musik begann, Herr Pürzel schritt wie ein Hahn auf die Brünette zu, that einen komischen Kniefall, verdrehte die Augen und sprach mit schmachtendem Grinsen:

„Mamsell Hannchen, wollen Sie die Gnade haben?“

Sie blickte mit schelmischen Lächeln zu ihm nieder und antwortete: „Sie tanzen also auch Polka?“

„Ob?!“ meinte er stolz. „Fragen Sie mich, was ich nicht tanze. Ich will im Opernhause Ballet tanzen.“

Damit sprang er in die Höhe, warf das rechte Bein in die Luft und drehete sich auf dem linken Fuße wie ein Kreisel herum.

„Aber ich bin noch etwas ungeübt,“ entgegnete Hannchen. „Sie müssen Nachsicht mit mir haben.“

„Will Sie schon führen!“ sprach er selbstbewußt und trat mit ihr an.

Das ungeübte Hannchen gaukelte wie ein Schmetterling über den Boden hin, während der geübte Herr Pürzel in der affectirtesten Weise die Glieder verrenkte, heftig den Boden stampfte und dazu schnob und prustete und die wunderlichsten Grimassen schnitt.

Er mochte dies wohl für eine besondere Kunstleistung halten, und gewissermaßen dachten auch so die Zuschauer. Das Paar tanzte bald nur noch allein, während die anderen es dicht umstanden und sich an den kühnen Sprüngen des Unterofficiers sichtlich belustigten.

„Der Kerl wird nächstens durch die Decke fliegen,“ sagte ein riesiger Schmiedegeselle, indem er auf die Gestalt des kleinen Tänzers anspielte.

„Die Tarantel hat ihn gestochen!“ rief ein dicker Schuster.

„Seht den Pürzel! Bravo, Pürzelchen!!“ schrieen mehrere und klatschten wiehernd in die Hände.

Auch Hannchen stimmte zuerst in die allgemeine Heiterkeit ein; bald mochte sie jedoch fühlen, daß ihr Tänzer auch sie bloßstelle, und blickte ärgerlich vor sich nieder.

Aber Herr Pürzel bemerkte das in seinem Eifer nicht, er nahm den Beifall der Umstehenden für aufrichtig, und fühlte sich dadurch zu immer höheren Sätzen angefeuert. Allein Hochmuth kommt vor

dem Fall. Auch Herr Pürzel that einen Fehlsprung, glitschte aus und fiel kläglich zu Boden. Seine Tänzerin entwand sich ihm geschickt und ihn, wie er vor ihr auf der Erde lag, mit boshaftem Lächeln musternd, sprach sie:

„Bitte sehr um Entschuldigung, Herr Pürzel; ich konnt' Sie leider nicht aufhalten."

Dann machte sie ihm einen muthwilligen Knix und hüpfte davon. Die übrigen aber jauchzten und brüllten:

„Bravo, Pürzel! Bravissimo, Pürzelchen!!"

Der Unglückliche merkte endlich, daß man ihn zum Besten habe; krebsroth und ganz aufgedunsen vor Wuth erhob er sich und schlich hinaus.

Das spaßhafte Intermezzo war bald vergessen, und der Ball nahm seinen Fortgang.

Martin hatte in einer Ecke des Zimmers Platz genommen und begnügte sich damit, dem Tanze zuzusehen. Plötzlich stand die Brünette vor ihm, blickte ihn mit ihren großen, braunen Augen wohlgefällig an und sprach mit herausforderndem Lächeln:

„Ei, so stolz, mein Herr Grenadier!"

„Stolz?!" wiederholte halb verwundert, halb verlegen der Jüngling.

„Nun ja!" meinte sie. „Warum tanzen Sie denn gar nicht?"

„Ich kann diese Tänze nicht," antwortete er. „Bei mir zu Hause tanzt man ganz andere."

„Was tanzt man denn bei Ihnen zu Hause?"

„Vielerlei," sagte er; „Schleifer, Schottisch, Zweitritt —."

„Ah," rief sie, „den kann ich; Zweitritt ist nicht viel anders wie Walzer. — Wenn man nur tanzen kann," fuhr sie fort, „auf die Tänze kommt gar nichts an, die Füße finden sich schon von selbst zurecht; man muß nur auf die Musik hören und hübsch im Takt bleiben. — Sie tanzen doch auch?"

„Ein bischen!" erwiderte er.

„Nun, wollen wir nicht einmal diesen Walzer versuchen?"

„Es wird nicht gehen," meinte er bedenklich.

„Kommen Sie nur," sagte sie und ergriff ihn bei der Hand.

Zögernd gehorchte er und trat mit ihr in die Reihe. Wirklich wollte es zuerst nicht gehen, er stolperte und kam mehrere Male aus dem Takt, aber sie hielt ihn fest und brachte ihn immer wieder ins Geleise, sie zählte ihm halblaut die Schritte vor und nöthigte ihn, ihr zu folgen, sie lenkte seine Bewegungen, und er ließ sich leiten. Bald hatte er seine Befangenheit überwunden, er fühlte sich sicherer und seine natürliche Geschicklichkeit kam zur Geltung, so daß er ganz leidlich mit ihr walzte.

„Sehen Sie!" rief sie triumphirend. „Das war für den Anfang gar nicht schlecht. — Aber Sie sind doch noch nicht müde," fuhr sie fort, und hielt seine Hand fest, die er ihr schon entziehen wollte. — „Wir müssen's gleich noch einmal probiren, damit Sie nicht aus der Uebung kommen."

Diesmal ging es noch leichter und besser. Martin war selber mit sich zufrieden und tanzte nun mit wirklicher Lust, bis seine Tänzerin erschöpft inne hielt.

„Ah," rief sie; „das ging ja prächtig. — Bin ich nicht eine gute Tanzmeisterin?"

Er konnte es nicht leugnen und lächelte ihr dankbar zu.

Es wäre ihm jetzt gar nicht unlieb gewesen, mit ihr noch weiter tanzen zu dürfen, aber schon wurde sie ihm von einem anderen entführt. Er setzte sich wieder in seine Ecke und sah, wie sie so anmuthig durch die Reihen und aus einem Arm in den anderen flog. Er meinte, sie werde ihn nochmals aufsuchen, indes sie kam nicht; vielleicht erwartete sie jetzt von ihm eine Annäherung. Dazu war er aber zu blöde, und mit einer andern zu tanzen verspürte er keine Neigung. So blieb er sitzen und begnügte sich, sie zu beobachten. Es war wirklich ein allerliebstes Mädchen, ohne Frage die hübscheste im ganzen Saal. Darum umschwärmten sie auch die Männer wie Bienen, und sie hatte stets drei Tänzer für einen. Unwillkürlich verglich Martin sie mit seiner Stina. Es war schwer zu sagen, wer von beiden die hübschere sei, denn sie hatten im Aeußeren wie im Wesen nichts miteinander gemein, aber jede war in ihrer Art reizend. Doch was ging ihn Hannchen an? besaß er doch Stina! Und jetzt stieg das Bild der fernen Liebsten frisch und strahlend vor ihm auf und legte sich schmeichelnd um sein Herz. Er vergaß darüber Hannchen und die ganze Umgebung, träumte sich in sein Dorf zurück, er saß wieder mit Stina am Strande und koste mit ihr wie ehedem. Mit einem tiefen Seufzer erwachte er und fühlte sich wieder einsam und allein. Es litt ihn nicht länger im Saal bei dieser rauschenden Lustbarkeit; er ließ die Kameraden zurück und eilte hinaus, indem er den Weg nach der Stadt einschlug.

Ganz in wehmüthige Erinnerungen versunken schritt er hastig vorwärts, als er plötzlich Hännchen vor sich gehen sah, die kurz vor ihm, aber ohne daß er's bemerkt, das Lokal verlassen hatte. Mit scheuem Gruß wollte er an ihr vorüber, doch sie hielt ihn auf.

„Nicht so rasch!" sagte sie. „Nehmen Sie mich doch mit; es geht sich des Abends schlecht allein."

Er blieb also an ihrer Seite, beobachtete jedoch ein verlegenes Schweigen.

„Ich war mit einer Freundin hinausgegangen," plauderte sie, „konnte aber nicht länger auf sie warten, denn ich muß um 10 Uhr nach Hause. Da freut es mich, jetzt Ihre Gesellschaft zu haben. Ich meinte aber, auch Sie würden erst viel später fortgehen — —"

Martin wußte nicht, was er antworten sollte, sah sich jedoch dessen enthoben, denn mit einem Mal stand Herr Pürzel vor dem überraschten Paar.

„Sieh da, mein schönes Hannchen!" rief er und schlug, ohne des Grenadiers zu achten, seinen Arm um ihre Taille.

„Bitte, Herr Pürzel; was erlauben Sie sich!" antwortete sie unwillig und machte sich von ihm los.

„Ei, Sie thun ja heut sehr spröde!" meinte er.

„Bin ich je anders gegen Sie gewesen?" fragte sie und warf verächtlich die Lippen auf.

„Nun, nun!" sagte er begütigend. „Sie werden doch Scherz verstehen. Ich verlange ja nichts, als Sie zu begleiten. Sie werden mir doch erlauben, Sie nach Hause zu bringen."

„Danke, Herr Pürzel. Wie Sie sehen, habe ich schon meinen Begleiter."

„Wen denn?" machte er und that, als ob er Martin erst jetzt bemerke. — „Was will dieser Esel hier? Packe Dich, dummer Kerl!" fuhr er auf.

Eine so sanftmüthige Natur Martin auch war, der Zorn loderte doch in ihm auf; aber die militärische Subordination war ihm dermaßen ins Blut übergegangen, daß er sich bezwang und stumm sich entfernen wollte.

Allein das Mädchen verhinderte es. Mit flammenden Augen rief sie: „So bleiben Sie doch! Sie sind jetzt nicht im Dienst, und der Herr Unterofficier hat Ihnen hier weder etwas zu befehlen noch zu verbieten. Sie dürfen ebenso gut mit einem Mädchen gehen wie er. Darum hat er sich gar nicht zu kümmern."

„Oho, Mamsell," schrie Herr Pürzel; „Sie ziehen mir also einen gemeinen Grenadier vor?!"

„Wie Sie sehen!" antwortete sie kurz, ließ ihn stehen und zog Martin mit sich fort.

„Das will ich dem Lumpenhund schon anstreichen!" brüllte Herr Pürzel ihm nach.

„Es ist mir lieb," sagte Hannchen, „daß ich mit dem Hanswurst einmal auseinander komme; er ist mir mit seinen Narrheiten schon lange zuwider. — Sie haben doch nicht Furcht?" fragte sie und blickte zu Martin freundlich auf.

„Nein," entgegnete er; „ich habe mit ihm nichts zu thun, und wenn ich meine Schuldigkeit verrichte, kann er mir nichts anhaben."

„Das mein' ich auch!" sagte sie. — „Aber jetzt seien Sie 'mal ein bischen galant."

„Galant?!" fragte Martin verwundert, denn er verstand sie nicht.

„Wenn Sie mit einem Mädchen gehen, müssen Sie ihr den Arm bieten," belehrte sie ihn. — „So!" — Und damit legte sie ihr warmes Händchen um seinen Arm.

„Haben Sie denn hier in Berlin noch keine Bekanntschaft angeknüpft?" forschte sie.

„O ja," entgegnete er; „ich verkehre mit einigen meiner Kameraden."

„So mein' ich das nicht," lächelte sie. „Ich frage, ob Sie hier mit keinem Mädchen Umgang haben."

„Nein," antwortete Martin. „Wie sollt' ich dazu kommen!"

„Ach, Sie liebe Unschuld!" rief sie und drückte seinen Arm. — „Aber das ist nicht recht von Ihnen. Ein ordentlicher Soldat muß

auch ein Mädchen haben, mit der er Sonntags spazieren oder zu Tanze geht. Das ist so allgemeine Sitte."

„Ja, ja," sagte Martin, „das hab' ich auch bemerkt."

„Nun also! Einem so hübschen, großen Manne wie Ihnen kann es doch wahrlich nicht fehlen. Der darf nur den kleinen Finger ausstrecken und — schwupp! — hängen zehn Mädchen dran."

Sie brach in ein fröhliches Gelächter aus, und meinte dann:

„Wir spielen verkehrte Welt. Sie sollten mir Complimente sagen, und ich mache Ihnen welche. — Aber Sie sind auch gar zu still."

Martin sah ein, daß dieser Vorwurf gerechtfertigt war, fand aber trotzdem wenig Worte, so daß das Mädchen das Gespräch fast allein führen mußte, was ihr indes keineswegs schwer wurde.

„Auch ich steh' in der großen Stadt ganz allein da," begann sie wieder. „Ich bin im Waisenhause erzogen und dann fortwährend unter fremden Leuten gewesen. Ich hab' weder Eltern noch Geschwister noch andere Verwandte; nur ein paar Freundinnen — was man so Freundinnen nennt!"

„Wo wohnen Sie denn?" fragte endlich Martin.

„Am Königsgraben. Wir sind gleich dort. Ich diene bei der Frau des Lazarethinspectors. Besuchen Sie mich doch einmal; es wird mir recht angenehm sein. Sie können zu jeder Tageszeit kommen, meine Madame wird nichts dagegen haben; sie weiß, was sie von mir zu halten hat, und daß ich mich nicht mit dem Ersten, Besten einlasse. — So, da wären wir! Dieses große Haus ist das Lazareth, wenn Sie's noch nicht kennen; und diese Thüre führt zur Wohnung meiner Herrschaft. — Nun, gute Nacht! Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Begleitung; und vergessen Sie mich nicht und kommen Sie recht bald."

Damit drückte sie ihm zärtlich die Hand und huschte ins Haus. Martin aber ging nachdenklich nach seiner Kaserne.

V.

Der junge Grenadier dachte oft und mit Wohlgefallen an die kleine Brünette, aber er kam ihrer Aufforderung, sie zu besuchen, nicht nach. War es Blödigkeit oder ein anderes Gefühl, was ihn davon abhielt? Er gab sich darüber keine Rechenschaft, aber er ging nicht hin. Wenn er, was häufig geschah, im Corridor oder auf dem Kasernenhof Herrn Pürzel begegnete, wurde er jedesmal an Hannchen erinnert. Er machte dem Unterofficier das vorschriftsmäßige Honneur, was dieser nur durch einen bösen Seitenblick erwiderte. Trotzdem schien Herr Pürzel ihn heimlich zu beobachten, mochte jedoch nichts Verdächtiges an ihm entdecken und verhielt sich ruhig.

Schon waren mehrere Wochen verstrichen, daß Martin mit Hannchen nicht wieder zusammengetroffen, als er sie eines Tages auf der Straße erblickte. In ein schwarzes Mäntelchen gehüllt, ein schneeweißes Häubchen auf dem Kopfe, kam sie frisch und behend dahergetrippelt. Der junge Krieger hatte nicht übel Lust, vor ihr Reißaus zu nehmen, allein ehe er sich dazu noch entschließen konnte, hatte sie ihn schon bemerkt und ging wie geradewegs auf ihn los, bis sie ein paar Schritte vor ihm Halt machte. Wie ein Verbrecher, mit niedergeschlagenen Augen und dunkler Röthe auf den Wangen, stand er vor dem Mädchen, während sie ihn mit durchbohrendem Blick musterte.

„Guten Tag, Musje!" sagte sie endlich. „Kennen Sie mich vielleicht noch?"

„Mamsell Hannchen," — — stotterte er und sah sie zaghaft an.

„Also doch!" rief sie. — „Nun wie leben Sie denn? — Sie haben wohl inzwischen eine interessantere Bekanntschaft gemacht?" fragte sie spitz.

„Nein, — das nicht —," entgegnete er.

„Warum sind Sie denn nicht zu mir gekommen? Warum haben Sie nicht Ihr Wort gehalten? He?!" — und sie trat ihm drohend näher.

Er hätte ihr erwidern können, daß er ihr sein Wort gar nicht gegeben; aber er stammelte nur:

„Ich — ich hatte soviel Dienst — ich hatte nicht Zeit — ich hatte das Haus vergessen — —."

„Schämen Sie sich," fiel sie ein, „und suchen Sie mir nicht was aufzubinden. — Ich weiß es besser," fuhr sie fort, „Sie wollten nicht kommen?!"

Sie hatte es getroffen, darum schwieg er verlegen.

„Was haben Sie jetzt vor?" forschte sie nach einer Pause.

„Nichts! — Ich ging nur spazieren."

„Sie haben also Zeit?"

„Ja wohl!"

Sie sann einen Augenblick nach; dann erheiterte sich ihr Gesicht, sie machte einen Knix und sprach mit schalkhafter Miene:

„Werden Sie mir die Ehre erzeigen und heute eine Tasse Kaffee bei mir trinken?"

„Sie sind gar zu gütig," — stotterte er. „Ich weiß nicht, ob — —?"

„Ohne Umstände!" donnerte sie, plötzlich wieder finster werdend. — „Entweder — oder — —"

„Nun ja! Ganz gern!!" beeilte er sich zu antworten.

„Sie haben doch nicht etwa bange vor mir?" fragte sie, noch nicht zufrieden gestellt.

„Nein! Gewiß nicht!!" erklärte er, wiewol sein Gesicht ihn Lügen strafte.

„Dann bitt' ich!" sagte sie und machte eine gebieterische Bewegung.

Wie er gehorsam ihr folgte, wurde sie wieder freundlich und begann sich nach seiner Heimat, seinem Stande, seinen Angehörigen zu erkundigen. Er gab ihr getreulich Bericht, und sie schien mit allem wohl zufrieden.

Inzwischen hatten sie das Haus erreicht; sie führte ihn eine Treppe hinauf und durch die Küche in ein daran stoßendes kleines Gemach. Es enthielt nur die nothwendigsten Möbel, war aber außerordentlich sauber und reinlich gehalten.

„Sehen Sie, das ist mein Zimmer!" sagte sie stolz. „Wie gefällt es Ihnen bei mir?"

„Ueber alle Maßen!" betheuerte er.

„Nun, so machen Sie sich's bequem." Und sie rückte ihm einen Stuhl an den Tisch.

Er ließ sich darauf nieder, warf aber unsichere Blicke um sich.

„Meine Herrschaft ist nicht zu Hause," sprach sie, es bemerkend. — „Wir sind ganz allein. Wenn aber auch jemand käme, wir haben nichts zu besorgen."

Sie legte das Mäntelchen ab, bat ihn, ein wenig zu verziehen und eilte in die Küche, wo sie ein Feuer anmachte und eine kleine Handmühle zu drehen begann. Es dauerte nicht lange, und sie brachte eine dampfende Kanne und einen großen, hoch mit Kuchen beladenen Teller herein.

„Trinken Sie gern Kaffee?" fragte sie, ihm eine Tasse einschenkend.

„Sehr gern!" versicherte er. „Bei mir zu Hause gibt es nur an Festtagen Kaffee und in der Kaserne gar nicht."

„Warum haben Sie mich nicht früher besucht? Dann hätten Sie auch schon eher Kaffee bekommen. — Aber nun trinken Sie und essen Sie."

Sie nöthigte ihn fleißig, und er ließ sich's gut schmecken, bis er endlich gestehen mußte, es ginge nicht mehr. Dann räumte sie den Tisch ab und plauderte und scherzte mit ihm in der muntersten Weise, und der genossene Kaffee und ihre gewinnende Freundlichkeit machten auch ihn etwas lebendiger und gesprächiger.

„Sehen Sie öfters Herrn Pürzel?" fragte Hannchen.

„O ja, recht oft."

„Wie befindet er sich denn?"

„So viel ich weiß, ganz wohl."

„Was Sie sagen?! Ich dachte, er wäre leidend und kränklich?"

„Davon habe ich nichts bemerkt," antwortete Martin.

„Wirklich nicht?!" machte Hannchen. — „Hören Sie," begann sie nach einer Pause, „ich möchte Ihnen etwas anvertrauen. Aber daß Sie davon zu niemandem sprechen!"

„Haben Sie keine Sorge," versicherte Martin.

„Pürzel hat mir einen Brief geschrieben," fuhr sie fort.

„So?" meinte Martin gleichgültig.

„Einen Liebesbrief!" sagte Hannchen.

„Ei!" lächelte er.

„Da lesen Sie einmal." Und sie zog ein Papier aus dem Busen. — „Lesen Sie nur laut."

Martin las:

Theures, angebetetes Wesen!!!

Ich ergreife mit Vergnügen die Feder, um Ihnen die Qualen

meines Herzens zu schildern. Ich schreibe nicht mit gewöhnlicher schwarzer Tinte, sondern mit meinem rothen Blute. Ja, Du holder Engel, ich habe um Dich mein warmes Blut vergossen — —.

„Er hat sich in den Finger geschnitten," bemerkte Hannchen. — „Aber lesen Sie nur weiter."

Martin gehorchte.

— — Seit sechs Wochen haben Sie sich meinem Anblick entzogen, himmlisches Hannchen. Seit sechs Wochen suche ich Sie überall, aber ich habe Sie nicht finden können, Stern meines Lebens. Sie kommen nicht mehr nach Moabit, und auch ich habe seitdem keinen Fuß mehr auf den Tanzplatz gesetzt. Es ist mir alles zuwider, das Essen schmeckt mir nicht mehr, ich welke dahin in der Blüte meiner Jugend.

Warum fliehen Sie mich? Bin ich Ihnen so verhaßt, oder lieben Sie einen andern. Zuerst fürchtete ich, Sie hätten sich zu jenem Bauerlümmel herabgelassen, der Sie damals begleitete. Aber soweit kann sich mein stolzes schönes Hannchen nicht vergessen. Davon bin ich überzeugt, und bitte Sie auf den Knieen, mir diesen lächerlichen Verdacht zu verzeihen.

Himmlisches Mädchen! Sie kennen nun die Gefühle, die ich für Sie empfinde und die mich des Nachts nicht schlafen lassen. Es sind echte heilige Gefühle und sie werden mich nicht verlassen bis zu meinem Tode. Ich biete Ihnen hiermit mein ganzes volles Herz, nehmen Sie es gnädig an und machen Sie mich zum Glücklichsten der Sterblichen. Ich meine es treu und ehrlich mit Ihnen. Ich biete Ihnen meine Hand und alles was ich sonst habe. Theile es mit mir und werde mein Weib; ich will Dich zeitlebens auf Händen tragen.

Ohne Sie mag ich nicht leben. Wenn Sie mich nicht erhören, schieße ich mir eine Kugel durch den Kopf.

Leben Sie wohl und antworten Sie mir bald.

Ihr
bis in den Tod getreuer
Joachim Pürzel,
königl. preuß. Unterofficier
in der 7. Compagnie
des Kaiser-Alexander-Grenadier-Regiments.

„Was sagen Sie zu diesem Brief?" fragte Hannchen, indem sie Martin kokett ansah.

„Es ist ein schöner Brief!" meinte dieser in aufrichtiger Bewunderung.

„Mag sein!" entgegnete sie ungeduldig. — „Doch was rathen Sie mir, daß ich thun soll?"

„Ja," antwortete Martin und rieb sich die Nase — „da ist schwer zu rathen — der arme Mann dauert mich wirklich. — Mögen Sie ihn denn leiden?"

„Warum nicht?" lächelte sie.

„Nun so heirathen Sie ihn doch," erklärte Martin mit der aufrichtigsten Seelenruhe.

„Wie!" rief Hannchen und sprang wild auf. „Das rathen Sie mir, Sie selber, Barbar?"

Und als er vor Erstaunen den Mund offen behielt, fuhr sie in heftiger Erregung fort:

„O, diese Männer! Sie sind alle Ungeheuer. Kein einziger unter ihnen hat ein Herz."

„Aber, mein Gott, hab' ich Sie denn beleidigt?" konnte Martin endlich fragen.

„Ja," schrie sie, „Sie haben mich schwer beleidigt, Sie haben mich in tiefster Seele verwundet. Wie können Sie sich's unterstehen und mir den Rath geben, daß ich den — Pürzel heirathen soll? — Sie Undankbarer, Sie!!"

Martins Verwirrung stieg; er wußte nicht mehr, was er von dem Mädchen halten sollte.

„Aber, liebes Hannchen," sagte er begütigend; „ist's denn etwas Böses, den Mann zu heirathen, den man leiden mag?"

„Bewahre!" rief sie mit zuckenden Lippen. — „Sie haben ganz recht; ich mag Herrn Pürzel wohl leiden, ich liebe ihn ja, ich liebe ihn ebenso sehr wie ich Sie — hasse. Und ich werde ihn heirathen!"

Sie warf sich in einen Stuhl, bedeckte das Gesicht mit den Händen und brach in krampfhaftes Schluchzen aus.

Martin wurde unruhig, ein schrecklicher Verdacht stieg in ihm auf: — Wenn sie wahnsinnig wäre! — Er erhob sich zitternd und schlich leise und rücklings nach der Thüre.

„Es wird spät," sagte er; „ich muß nun gehen."

„Bleiben Sie!" rief sie aufspringend. „Ich habe mit Ihnen noch zu reden. Setzen Sie sich."

Noch immer zitternd gehorchte er, während sie ihre Thränen trocknete und sich zu fassen suchte.

„Vielleicht habe ich mich übereilt," sagte sie sich. „Er ist ganz verschüchtert, ich muß ihn anders anfassen."

Scheinbar wieder ganz ruhig, nahm sie ihm gegenüber Platz, zwang sich zu einem Lächeln und sprach im sanften Tone:

„Sehen Sie mich einmal an, aber recht genau," lieber Martin.

Seine Augen streiften etwas scheu ihr Gesicht.

„Nun sagen Sie mir aufrichtig, wie finden Sie mich denn eigentlich? — Wie gefall' ich Ihnen?" fuhr sie fort.

„O, sehr gut!" versicherte er.

„Nicht wahr, ich bin nicht häßlich?" redete sie weiter. — „Es gibt sogar Leute, die mich hübsch nennen."

„Es ist die Wahrheit!" sagte Martin.

„Ich bin noch jung," fuhr sie etwas erleichtert fort; „ich werde zum Frühjahr erst zwanzig."

„Ei," meinte Martin, der nicht mehr wußte, was er sprach, „ich hätte Sie für älter gehalten."

„Nein," entgegnete sie und biß sich auf die Lippen; „ich bin wirklich nicht älter, ich kann Ihnen meinen Taufschein zeigen."

„Ich bin davon überzeugt," sagte er.

„Ich bin fleißig und wirthschaftlich, halte auf Ordnung und Sauberkeit."

„Das sieht man," sagte er.

„Ich bin ein anständiges, ehrbares Mädchen. Es sind mir viele Männer nachgelaufen, doch ich habe noch mit keinem ein Verhältniß gehabt. Sie können meine Herrschaft fragen."

„O, ich glaub' es Ihnen!" versicherte er.

„Nun also!" sprach sie und warf ihm einen verschämt-zärtlichen Blick zu. „Nun also, lieber Martin?! — —

„Nun also?!" — wiederholte er mechanisch.

„Sie sind ein Narr oder ein Bösewicht!" schrie sie empört und sprang auf. — „Verstehen Sie mich wirklich nicht, oder wollen Sie mich nicht verstehen?"

„Ich verstehe Sie recht gut," erwiderte Martin kleinlaut; „ich weiß nur noch nicht, was Sie eigentlich meinen."

„Ist's möglich?" rief sie ungläubig. — „Nun ich will mich deutlicher ausdrücken," sagte sie sich beruhigend und nahm wieder ihren Platz ein. — „Merken Sie auf: — Falls ich nun wirklich Herrn Pürzel liebte, würden Sie darüber nicht ein bischen eifersüchtig sein?"

„Keineswegs!" erklärte er treuherzig. „Ich gönne jedem sein Glück und wünsche auch dem Unterofficier alles Gute."

„Ich bin Ihnen also ganz gleichgültig?" fragte sie traurig.

„Gleichgültig?!" wiederholte er verlegen, denn zum ersten Mal fuhr ihm eine gewisse Ahnung durch den Sinn. „Gleichgültig! das will ich nicht sagen. — Ich habe Sie ganz gern — — sehr gern — — ich — — —."

„Wirklich!" fiel sie freudestrahlend ein, denn sie nahm sein Stocken nur für übergroße Schüchternheit. — „Wirklich, lieber Martin?! — O, dann will ich Ihnen auch gestehen, was kein Mädchen einem Manne zuerst sagen darf, und was auch ich nicht um alle Schätze der Welt einem andern verrathen hätte — daß ich Sie liebe, heiß und innig liebe. — Ja," fuhr sie mit rücksichtsloser Begeisterung fort und schlang ihren Arm um seinen Hals, „ich liebte Sie vom ersten Augenblick, da ich Sie sah, ich war von Ihrem Anblick wie verzaubert, Ihr sanftes, bescheidenes Wesen nahm mein ganzes Herz gefangen, und wo ich auch ging und stand, und was ich auch that und trieb — ich hatte fortan keinen andern Gedanken als Sie und nur Sie. Ich wartete von Tag zu Tag, daß Sie kommen sollten, und ich wollte verzweifeln, da Sie noch immer nicht kamen. In jeder Nacht habe ich mein Kissen mit Thränen benetzt und zu Gott gewimmert, er möge mir die Ruhe wiedergeben oder Sie zu mir führen. Und er hat mich erhört, denn ich halte Sie in meinem Arm."

Martin war vor Ueberraschung keines Wortes mächtig, der plötzliche und gewaltsame Ausbruch dieser Leidenschaft schnürte ihm



Dachsjagd im Herbste.

Originalzeichnung von C. F. Deiker in Düsseldorf.

Herz und Kehle zusammen. Sie aber merkte es in ihrem Glücksrausch nicht.

„Ich weiß wohl," fuhr sie fort und preßte seine Hand an ihre wogende Brust, „daß Sie mich noch nicht so lieben wie ich Sie liebe, vielleicht gar nicht so lieben können, aber ich will mich in Ihr Herz schon mehr und mehr eindrängen, es mir ganz und gar erobern. Und wenn wir erst Mann und Frau sein werden," flüsterte sie und beugte sich hocherröthend über ihn, und er fühlte, wie ein paar warme Tropfen auf sein Haupt fielen; „wenn wir erst Mann und Frau sein werden — —."

„Das kann nimmer geschehen!" murmelte er dumpf.

„Wie?!" rief sie und fuhr von ihm zurück, als ob sie eine Schlange gestochen hätte.

„Das kann nimmer geschehen!" wiederholte er.

„Und warum nicht?" fragte sie entsetzt. „Bin ich Ihnen etwa zu gering oder zu arm?"

„Das nicht," sagte er. „Ich habe schon eine Braut."

„Sie haben eine Braut?!" wiederholte sie tonlos.

Martin nickte stumm.

„Und Sie lieben Ihre Braut?" fragte sie im selben Tone.

„Wie mein Leben!" antwortete Martin schnell.

Sie war bleich wie der Tod geworden, aber sie entgegnete nur mit gespenstiger Ruhe:

„Es ist gut. Gehen Sie jetzt!"

Er wollte noch etwas reden, sich ihr noch einmal nähern, doch sie machte eine abwehrende Bewegung und wiederholte:

„Lassen Sie mich. Ich muß allein sein."

Martin ging also. Wie er sich aber an der Thüre noch einmal umwandte, sah er sie wanken, im Fallen nach dem Tische greifen, diesen verfehlen und mit halbunterdrücktem Wehschrei zu Boden stürzen.

Schnell eilte er zu ihr zurück und suchte sie aufzurichten; stumm und starr lag sie in seinen Armen. Er trug sie auf das Bett und lauschte ängstlich auf ihren Athem. Er scheute sich, um Hilfe zu rufen und wußte nicht, was er beginnen sollte.

Allmählich kam sie wieder zu sich; matt schlug sie die Augen auf und ließ sie im Zimmer umherirren, bis sie an Martin haften blieben. Sie sah ihn vor ihrem Bette knieen und wie ein Kind weinen.

„Ah," sagte sie mit schmerzlichem Lächeln, „Sie sind noch hier? Sie haben also doch wenigstens Mitleid mit mir!"

Ich fürchtete schon, Sie würden sterben!" sprach er mit zitternder Stimme.

„Es stirbt sich nicht so leicht," entgegnete sie. „Man kann auch mit gebrochenem Herzen noch eine Weile leben."

Sie war noch immer sehr bleich, aber sie schien ganz Ruhe und Ergebung.

„Warum haben Sie nicht schon früher von Ihrer Braut gesprochen?" fragte sie nach einer Pause.

„Ich kam ja nicht eher dazu," antwortete er trostlos. „Wir sind ja erst zum zweitenmal zusammen. Ich hatte keine Ahnung — —"

„Daß ich eine solche Thörin bin!" fiel sie etwas bitter ein. — „Nein, nein," fuhr sie in milderem Tone fort, „Sie dürfen sich keinen Vorwurf machen, alle Schuld ist mein. Ich hielt es für unmöglich, daß Sie nicht mehr frei sein sollten, ich bildete mir ein, Sie hätten sich noch nie um ein Mädchen gekümmert; ich nahm Ihre Zurückhaltung nur für Schüchternheit und Verlegenheit. — Sehen Sie, ich habe ein närrisches Herz, das Herz eines Kindes. Ich verschenke es, ohne viel zu überlegen; und was mir einmal gefällt, das muß ich auch lieben und kann es nimmer vergessen. Ich sehe jetzt ein, es war Thorheit, mich so schnell und so heftig in Sie zu verlieben, mich Ihnen so an den Hals zu werfen; aber ich konnte nicht anders, und Sie werden deshalb nicht schlecht von mir denken, nicht wahr, Martin?"

„Nein, gewiß nicht!!" betheuerte er mit feuchten Augen.

„Erzählen Sie mir doch von Ihrer Braut," begann sie wieder.

Sein natürliches Zartgefühl ließ ihn sich weigern, aber sie bestand darauf.

„Bitte, erzählen Sie mir!" sprach sie. „Ich kann es schon hören und es wird mich sogar trösten."

Er erzählte ihr also seine ganze Liebesgeschichte mit all ihren Leiden und Freuden, Hoffnungen und Befürchtungen. Sie hörte ihm aufmerksam zu und that noch mancherlei Fragen, um sich vollends zu unterrichten. — „Stina ist zu beneiden," sagte sie dann, „denn Sie sind ein braver Mensch; aber ich gönne Sie ihr von ganzem Herzen, weil Sie das Mädchen so wahr und treu lieben. Ich habe jetzt nur noch einen Wunsch: werden Sie recht glücklich! — Was mich betrifft, so werde ich den Unterofficier nicht nehmen; ich werde wohl überhaupt nicht heirathen."

Sie erhob sich nun und ging in die Küche, wo sie ihr Gesicht wusch und ihren Anzug ordnete.

„Wir müssen uns jetzt trennen," sagte sie zurückkehrend, „und wir wollen uns künftighin aus dem Wege gehen. Ich muß suchen, wie ich allein Trost und Ruhe finde. Bevor Sie Berlin verlassen und in Ihre Heimat zurückkehren, möchte ich Sie aber noch einmal sehen und sprechen; zum letzten Mal! Wollen Sie mir diese Liebe erzeigen, so kommen Sie kurz vor Ihrer Abreise noch einmal zu mir."

Er versprach es, und so schieden sie von einander.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Jagd in ihren Jahreszeiten.

Vom Oberförster **Adolf Müller.**

IV. Die Herbstjagd.

Die Nacht liegt still auf Flur und Hain,
Der Dachs geht aus im Mondenschein.

Der Wald entfärbt sich roth und falb und schon entführt ihm der Luftzug manches thaubeschwerte Laub zur Mutter Erde. Der Himmel verklärt sich noch einmal in wunderbarer Bläue, und die Sonne bescheint golden die bereiften Erdspinnengewebe der Stoppelfelder, von denen sich im Winde die Fäden lösen, an uns vorüberziehend wie ein lichter Traum der hingeschwundenen Sommerzeit.

Das sind die stillen, heiteren Tage des deutschen Herbstes, an denen die ersten Treiben auf Reineke den Fuchs beginnen. Noch trollt er seinen „Paß" unbekümmert und sorglos daher, von den Schlaraffentagen der Sommerheege her „vertraut", ja dreist geworden. Aber auf dem Paß empfängt ihn der pfeifende Hagel des vorstehenden Schützen, der dem Raubritter für alle die hundertfachen Gaunereien und Unbilden an allem Lebenden des Thierreichs den verdienten Lohn sendet. An Octobertagen in Jahren, die den Gehecken der Raubritterburgen besonders günstig sind, prangt nicht selten die Stange der Treibleute von einem Dutzend erlegter Langschwänze, deren Bälge zu Ende des genannten Monates nun „Währung," d. i. Güte, bekommen. — Aber übergehen wir die Fuchsjagden, über welche mancher Zug schon aus der „Winterjagd," sowie in dem „Lebenslauf unseres Fuchses" dem geneigten Leser erinnerlich sein wird; übergehen wir ingleichen die Jagd auf F e l d h ü h n e r und F a s a n e n, sowie auf die stummstreichende oder höchstens glucksend „aufstehende" S c h n e p f e, als schon durch unsere früheren Jagdschilderungen bekannt: denn allesammt charakterisiren sie nicht ausschließlich die deutsche Herbstjagd.

Wohl aber verknüpft sich so recht wesentlich mit dieser Zeit die Jagd auf den geheimnißvollen D a c h s, den Urbewohner unserer bewaldeten Höhen und Berge.

Heben wir die interessanteste der Jagden auf den Dachs hervor. Dies ist unstreitig die S u c h e m i t d e m „F i n d e r". Dieser ist ein Hund, welcher keiner anderen Wildspur nachgeht, als der des Dachses, diesen endlich findet und „verbellt", d. h. den Dachs „stellt" und vor ihm „laut ausgibt", worauf ein schwerer, scharfer Hund „auf den Ball" gehetzt wird, um den gestellten Dachs festzuhalten oder zu „decken". Der Pommer, der Schäferhund und der Saubeller sind die besten Dachsfinder; aber auch unser sicherer deutscher Hühnerhund und ein aufmerksamer Pommer-Dächsel kann dazu in der Jugend angeleitet werden.

Diese Anleitung oder das „Arbeiten" des Finders geschieht folgendermaßen. Man macht einen Bau mit einem Geheck Dächsen aus und unterrichtet sich im Vorsommer von der Richtung des allabendlichen Ausgangs der jungen, von der Mutter, der „Fee" oder

„Fäh“ geführten Dächse. Auf diesen Bau „zieht man“ mit dem jungen hoffnungsvollen Schüler, der noch zu keiner anderen Jagd gebraucht ist, Ende Juni etwa „zu Holz“.

Gesetzt, wir haben uns einer solchen Burg mit gutem Winde vorsichtig bis zu einer Stelle genähert, von welcher aus das „Fädchen“ oder der „Steig“, worauf das Geheck zur Weide auszugehen pflegt, überblickt werden kann. Schon dämmert's beim Niederneigen der Sonne gegen den Horizont leise unter dem Laubgewölbe des Waldes, allmählich beginnen Schwarzamsel und Rothkehlchen ihre heimlichen Weisen im nahen Dickicht. Da taucht's plötzlich in einer Röhre des Baues vor uns weißlich auf: — das ist die Bläße eines Dachskopfes, der kaum halb sichtbar wieder in der Röhre untertaucht. Wir stehen wie Bildsäulen. Im Nu kommt der weiße Kopf wieder in der Röhre zum Vorschein, jetzt aber, bis zur schwarzen Brust sichtbar, enthüllt sich die alte Fee der wachen Oberwelt des Waldes, dem Faulbette in der Tiefe entstiegen, auf welchem sie Dreiviertel ihres Lebens verschläft. Jetzt ist sie vertraut, und gegeräuschlos wie ein Schatten entsteigt sie nun ganz der Röhre. Da steht er vor uns, der geheimnißvolle Kobold unserer Berge, mit der grauschwarzen „Schwarte“ (Fell), durch welche die weißgelbe Grundfarbe an den Seiten durchschimmert, und mit dem charakteristischen schwarzen, von der Schnauze durch die Augen bis über die Gehöre ziehenden Streifen beiderseits des weißen kleinen Kopfes; — da steht die sorgliche Fee noch eine Weile, mit den beiden scharfen Sinnen, dem Gehöre und der Nase, sichernd, aber dann unseren Blicken wie ein wanderndes Schattenbild im Dämmer des Waldes entschwindend. Doch neues Leben hat sich indessen auf dem Bau entfaltet; denn da und dort ist eine Dachserscheinung nach der andern berggeistartig der Erde entstiegen. Es ist das Geheck, das Stück für Stück in kurzen Zwischenräumen der Mutter auf dem Steige folgt, lauter geheimnißvolle, seltsame, ebenso schnell verschwindende, als auftauchende kleine Waldgestalten.

Ganz Auge und Ohr, lassen wir die kleine Waldcolonistenschar eine Weile nach der Weide ziehen, die — wie wir durch Abspüren wohl wissen — auf einer nahen Wiese sich befindet und in der ganz eigenthümlichen Weise, dem „Stechen“, ausgeführt wird. Dies „Stechen“ wird aber nicht, wie die schreibende Welt der Stuben seither fälschlich berichtete, durch die Nase des Dachses bewirkt; dem aufmerksamen, selbstständigen Beobachter bekunden sich die trichterförmigen, fingerstarken Löcher im Boden als die Eindrücke der langen, scharfen Nägel an den Vorderpranken unseres Thieres, das damit unablässig den Gängen des Gewürmes und der Kerflarven in der Erde nachbohrt. Wohl gebraucht es bei diesem emsigen Bohrgeschäfte, wobei es mit großer Geschicklichkeit seine Beute, die „Erdmast“, hervorzuholen weiß, die Schnauze, aber nicht, um damit zu wühlen, sondern sich dieses untrüglichsten Sinnes zum Aufspüren der Kerbthiergänge zu bedienen. Des Dachses Schnauze ist eine hundeähnliche oder vielmehr wie die des Bären, nimmermehr aber eine schweinerüsselartige, wie das Jägerlatein der Nimrode nun lange genug die fabelgläubige Welt irregeführt hat. — Auch jetzt haben sich die zur Weide Gewechselten diesem eigenthümlichen Stechen, das einigermaßen mit dem Bohren der Waldschnepfe zu vergleichen ist, bereits auf der nahen Wiese hingegeben. Der junge Hund ist von uns an der Leine indessen geräuschlos auf die „warme“ Spur der Dächse „gesetzt“ worden, die er leicht und bei unserem behutsamen Weiterschreiten immer entschiedener und lebhafter „fortführt“ (verfolgt). Nun endlich lösen wir den Hund, der bald darauf laut ausgibt. Er hat einen der jungen Dächse in einem Weidengebüsch gefunden. Wir eilen was wir können nach der Stelle, um dem gefährlichen Einschreiten der alten Fee zu begegnen, die den jungen Zögling mit „Fängen“ (Zähnen) und Pranken dermaßen zurichten könnte, daß ihm zeitlebens alle Lust am Suchen verginge. Wir treffen den verbellten, kleinen Waldbürger vor dem Hunde ins Gebüsch gedrückt und tödten ihn zur Abrichtung des letzteren. — Auf diese Art opfert man noch einen und den andern jungen Dachs, und der Hund ist auf die Suche nach Dächsen „gearbeitet“. Er wird von nun an mit besonderer Vorliebe der Dachsspur folgen und sich in der Schule der Erfahrung bald zu einem untrüglichen „Finder“ herangestalten.

Der „gangbarste“ oder „befahrenste“ Bau des Jagdreolers ist am Morgen des Tages, auf welchen eine Nachtsuche nach Dächsen stattfinden soll, regelrecht mit Grashalmen oder dünnen Reisern „gezeichnet“ worden. Zu Hause wird nunmehr das Jagdgeräthe geordnet. Die „Dachssäcke“ oder „Hauben“, die „Dachsgabel“ und einige Blendlaternchen sind bereit gelegt. Erstere sind 4—5 Fuß lange und 2—3 Fuß breite, von starker Kordel gestrickte Netze, die nach dem einen Ende trichterförmig zulaufen und in einen eingestrickten eisernen Ring endigen. An dem breiten Ende, dem Eingange, ist der Sack mit einer Struppe versehen und daran eine 10 und mehr Fuß lange starke Leine befestigt. Außerdem befinden sich, einige Zoll von einander entfernt, fingerlange hölzerne Nägel, die „Heftel“, an dem Eingange der Haube. Diese wird, mit dem spitzen Ende nach unten gekehrt, in die Röhre des Baues gelegt, mit den Hefteln rund um deren Ausgang an den Boden befestigt, um darin den zu Bau kehrenden Dachs beim „Einfahren“ in die Röhre zu fangen. Die Dachsgabel besteht in einem kräftigen, etwa 5 Fuß langen Stiele von Weißdorn oder Eschenholz, woran eine zweizinkige starke, eiserne Gabel befestigt ist, womit der verbellte oder gedeckte Dachs todtgestochen wird. Dies ist der ganze Jagdapparat für die Nachtsuche.

Dunkel ist die Herbstnacht hereingebrochen, düster und still. Wir rüsten uns und ziehen mit den Findern, einem auf mancher Nachtsuche bewährten Pommerdächsel und einem deutschen Hühnerhunde zu Holz. Ein Gehilfe trägt die Säcke und führt neben den beiden Findern noch einen Hofhund zur Hatze an der Leine. Bald ist der Wald erreicht. Das anfängliche Gespräch sinkt zum Gemurmel herab. Flüsternd ziehen wir unter dem Seufzen des Nachtzugs in der innersten Werkstätte der Natur, dem geheimnißvollen Walde, dahin. Der Schweigsame legt uns ebenfalls Schweigen auf, und in seiner düstern Einsamkeit und tiefen Stille hören wir unser Herz schlagen vor erregter Phantasie und hoher Erwartung. Endlich erreichen wir den Bau, die Feste auf einsamer Waldhöhe. In verworrenen dunkeln Massen liegt sein Felsgeklüfte vor uns. Aber in wenigen Augenblicken erhellt der Schein der Laternen seine Scenerie: — vor drei befahrenen Röhren liegen die Zeichen nach außen und geben uns die Gewißheit, daß mehrere Dächse ausgegangen sind. Rasch, aber geräuschlos werden die Säcke nun in die drei Hauptröhren eingelegt, mit den Hefteln der Eingang um dieselben herum befestigt, die Maschen der Hauben mit Erde und Laub bedeckt und die Struppleine entweder an den nächsten Baum, eine Wurzel oder an einen tief eingerammten Pfahl gut befestigt. Indessen hat Johann, der Gehilfe, mittelst Holzwellen alle übrigen Röhren des Baues verstopft oder „verreisert,“ um daselbst das Einfahren des zurückkehrenden Dachses zu verhindern und ihn um so gewisser in die Hauben zu treiben. Eben sind die Vorbereitungen zur Suche beendet, als ein Windzug vom Kirchthurme des nächsten Walddorfes den Schall der zwölften Stunde herüberträgt. Johann bleibt, in einen Mantel gehüllt, mit dem Hatzhunde in einer solchen Stellung auf dem Bau, daß kein Wind von ihm nach dem Paß der Dächse getragen werden kann; wir beginnen mit den beiden Findern die Suche. „Bergmann“, der Pommerdächsel, und „Caro“, der Hühnerhund, werden gelöst und beide suchen sofort um den Bau herum. Schon markirt Caro und nimmt gleich darauf behutsam nach Art des ächten deutschen Hühnerhundes eine Spur auf, sie an einem der Steige entlang eifrig fortführend. Er ist offenbar auf dem Paß eines Dachses. Der bedächtige, langsamere Bergmann „stochelt“ noch an einer Stelle. Wir lassen ihn gewähren, weil wir ihn als einen Umstandskrämer längst schon kennen, der sein Ziel langsam, aber um so sicherer erreicht. Eilig sind wir Caro gefolgt, doch dieser ist im Dunkel eines Stangenortes verschwunden. Wir wenden uns nach dem Waldsaume dem Felde zu, auf das allnächtlich, wie wir wissen, die Dächse nach der Wildbirnen- und Zwetschen-Weide wechseln.

Plötzlich hören wir den Hühnerhund in einer ganz anderen Richtung laut ausgeben. Wir horchen. Offenbar ist's auf der s. g. „Nachtweide“, einer Trift am Waldsaume nach der nachbarlichen Jagdgrenze hin. Wild geht's auf das Lautgeben des Hundes los über Stock und Stein, über Feld und Busch, durch Sumpf und Gräben, deren kaltes Bad wir mitunter schmecken aber nicht achten. Endlich gewahren wir den Hund gegen den Horizont zu auf einem Raine hart an der Grenze. Ein tüchtiger Bogen, den wir eilig um den Hund beschreiben, bringt uns bald zwischen ihn und die Jagdgrenze. Ein lautes: „Faß, Caro!“ beantwortet der Tapfere sofort durch ein entschiedeneres Lautgeben und einen beherzten Angriff auf das Gestellte; ein darauffolgendes Winseln und Geheul sagt uns aber, daß der wackere Hund es mit einem starken, alten Grimmbarte zu thun hat, der sich weidlich seiner Schwarte wehrt. Jetzt sind wir

heran, das Licht der angezündeten Laterne trifft hell die Scene. — Caro hat in einer Hecke des Rains einen Capitaldachs gestellt. Mit tief zur Erde gehaltenem Kopf und eingezogenem, hochgewölbtem Hintertheil, die Haare der Schwarte zu einem mächtigen Bolzen gesträubt, sitzt dieser von Brombeerranken und Dornen gedeckt, dem Hunde „trommelnd" und brummend gegenüber. Langsam und vorsichtig rücken wir mit vorgehaltener Dachsgabel heran. Mit einem rasch und gutgeführten Stiche in das Vordertheil ist der Dachs erbeutet. Sein lautloser Tod zeigt uns eben so sehr wie sein näherer Anblick den alten „Rüden" (Männchen) an, der schon mancher Hatze entgangen sein mag. Der Erbeutete ist, „geheeft," schnell an einer Stange auf dem Rücken, und stillvergnügt wenden wir uns dem Walde zu, um die Jagd Bergmanns zu beobachten.

Zuvor haben wir aber eine Pflicht gegen unsern Caro zu erfüllen, denn sein näherer Anblick bekundet, daß er in dem eben Erbeuteten einen grimmen Meister gefunden, der ihn hart „geschlagen" (gebissen) hat. Behang und Wangen sind ihm übel mitgenommen, auf einem Vorderlaufe hinkt er und aus dem Nasenbeine pfeift der Athem hörbar durch einen tiefen Fang, den ihm der Dachs geschlagen. Wir waschen dem Tapferen die Wunden in einem nahen Graben tüchtig aus, die weitere Verpflegung auf unsere Rückkehr verschiebend. Eben sind wir mit unserer geringen wundärztlichen Hilfe fertig, als wir einen fernen Laut zu vernehmen meinen. Wir stehen und horchen. — Nun bringt der Wiederhall deutlich Schall auf Schall von der nahen Bergwand herüber — es ist der Laut Bergmanns, er jagt an einem Dachse; bald lauter, bald schwächer, wie uns gerade der Wind den Schall zuträgt, hören wir seine wohlbekannte helle Sprache des Jagens auf der Fährte. Jetzt vernehmen wir sie deutlicher, die Jagd geht vom Felde waldeinwärts nach dem Bau.

Nun heißt's wieder laufen, wenn wir noch zeitig zur Stelle sein wollen, um den unstreitig einfahrenden Dachs in einem der Säcke selbst sich fangen zu sehen. Wir haben einen bedeutenden Vorsprung, der Feldkopf, worauf der Bau ist, liegt gerade vor uns, während Hund und Dachs eine gute Viertelstunde weit hinter uns auf dem Felde sind. Unser Lauf geht stracks auf den Berghang hin, jetzt über einen Niederwaldschlag voller trügerischer Stöcke und Stumpfen, an welchen unsere strauchelnden Füße den Ansatz geben zu manchem graciösen Purzelbaum; nun wieder durch einen Wiesengraben, der unserem aufwallenden Waidmannsblute eine herbstliche Abkühlung spendet. Endlich sind wir am Hange und ein kleiner Stieg an der Bergwand hinauf fördert uns auf den Bau. Aber statt des wachen Johann mit dem bereiten Hatzhunde finden wir einen Schnarchenden, der, unsanft gerüttelt, sofort gähnend sein: „Huifaß, Spanier!" ausstößt, worauf ein halb heulender, halb wimmernder Laut thalwärts antwortet.

Es ist „Spanier," der Hatzhund, der sich bei Bergmanns Lautgeben mit der Leine dem Schläfer entrissen und mit derselben unweit an einer Wurzel verfangen hat. Rasch ist der Winselnde befreit und harrt, zur Ruhe verwiesen, nun hinter uns bei Johann an der Leine der immer entschiedener dem Bau sich nahenden Jagd Bergmanns. Wir Horchenden rühren uns nicht auf unserem Stande. Immer näher erklingt der Laut Bergmanns, denn langsam, aber sicher nach gewohnter Weise, folgt er dem stets aufs neue vor ihm flüchtig werdenden Dachse auf der Spur. Nun geht die Jagd in ein Buchenstangenholz am Fuße des Hanges. Dumpfer hallt der Laut des Hundes in seinem Laubgewölbe, und jetzt vernimmt das Ohr ein fernes Rascheln, dann immer deutlicher den Galopp und das charakteristische Keuchen und Schnaufen des nahenden Dachses. Eben entsteht eine Pause — das Thier sichert offenbar vor dem Baue. Aber der Laut des anrückenden Hundes macht den Dachs wieder „rege", und flüchtig kommt er zu Bau. Ein lautes „Hallo!" und Händeklatschen empfängt den Angekommenen und treibt ihn wie der Wind in einen der Säcke. Ein dumpfes Gepolter, sowie ein schweinartiges Grunzen und Schmatzen kündet uns, daß der Dachs sich in einer Haube gefangen. Rasch ist die Leine derselben gefaßt, und an dem ungemeinen Widerstande, der die tüchtigste Manneskraft zur Bewältigung erfordert, gewahren unsere Arme, daß wir es mit einem alten grimmen Berggeiste zu thun haben, der mit Gewalt zur Tiefe will. Unsere vereinte Kraft zieht den Widerstrebenden ans Licht der Laternen, der nun im hellen Scheine und unter dem Lautgeben der Hunde seinen Ingrimm mit einem dumpfen Brummen und dem Zusammenklappen seines Gebisses verräth. Im nächsten Augenblicke schwebt die Haube mit der Beute an einem Aste, eine wahre Augenweide für die glücklichen Jäger.

Abhold aller Thierquälerei und der Grausamkeit roher Jägerei mit ihrer verwerflichen Ueberkommenheit, den Dachs lebend im Sacke zur Hundehatze nach Hause zu bringen, lassen wir den Gefangenen vielmehr durch einige derbe Hiebe mit einer Hacke auf den Vorderkopf tödten.

Im Osten steigt jetzt des Mondes „unvollkommene Scheibe mit später Glut" heran und beleuchtet, während wir voll der regen, eben erlebten Jagdabenteuer „von Holz ziehen," magisch die stille Herbstnacht.

Händel und Bach.

Skizze von Emil Frommel.

(Schluß.)

Wir ersehen daraus, wie lebensvoll, dramatisch bewegt und subjectiv reflectirt das Evangelium erscheint, und man vergesse nicht, daß die Zahl solcher Cantaten nach hunderten zählt. So sind auch die Passionsmusiken, Weihnachtsmusiken, Bestandtheile lutherischen Gottesdienstes. Gerade an den hohen Tagen der Kirche war es ihr klar, daß die Predigt nicht ausreiche, die tiefen Gedanken Gottes zu verkünden, daß die Gemeinde unmittelbarer unter den Eindruck der gewaltigen Thatsachen gestellt werden, und aus einer hörenden eine feiernde werden müsse. Charfreitags Nachmittag wurde die Passionsmusik aufgeführt, so daß zwischen die beiden Theile sich die freie Rede einflocht; ein ursprünglicher Gedanke war's gewiß, daß die Gemeinde in den eingelegten Choral, dessen Cantus firmus sie kannte, einfallen sollte.

Schon vor Bach existirten Passionsmusiken, die genialste aber liegt uns in der Bachschen vor. Daß deren drei verloren gegangen, ist bekannt, unter den beiden ist die Matthäuspassion die bekanntere, gewaltigere. Die Johannespassion und auch das Weihnachtsoratorium übergehend, halte ich mich um der Beschränktheit des Raumes willen, an die eine nach Matthäus. Sie reicht gewiß hin, die Grundzüge Bachscher Musik, die Energie seines Zeugnisses für den Herrn und seine Gemeinde wider das Geschlecht seiner Tage nachzuweisen.

Daß der Stoff der Leidensgeschichte, menschlich betrachtet, ein unendlich reicher, dramatisch ausgiebiger, zu psychologischer Charakterzeichnung vorzüglich geeigneter ist, wird niemand leugnen. Vieler Herzen Gedanken werden in dieser Geschichte offenbar, offenbar am Lichte. Handlung drängt sich auf Handlung. Denken wir uns den fanatischen, vom Geiste von unten inspirirten Priesterhaufen, das unwissende Volk, das sich langsam in den Fanatismus steigern läßt; den leichtfertigen Herodes, den kalten, desperaten Pilatus und seine rohen Kriegsknechte, den verrathenden, den verleugnenden, bitterlich weinenden Jünger, die treuen Frauen und dann die Gestalt dessen, über den alle die finstern Gewalten hereinbrechen, dem alle diese Thränen gelten, in der Hoheit seiner Geduld und des Gehorsams bis zum Tode — und wir werden zugestehen: Hier ist ein Trauerspiel sonder Gleichen. Aber eben in diesem Stoffe liegt auch die größte Gefahr für den Meister.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die Bachsche Zeit, jene Zeit der griechischen und indischen Göttersagen und Helden der Schäfergedichte, der dogmatischen Schärfe und pietistischen Süßlichkeit — und wir begreifen, wie nahe die erste Gefahr lag, die Passion als ein Trauerspiel zu behandeln, darin der tugendhafte Held den finstern Mächten des Hasses erliegt, und somit den Hauptpunkt: die Freiwilligkeit des Leidens, die That der Versöhnung in dem Sündlosen und Unschuldigen zu verkennen; oder die andere: in geistlichen, süßlichen Schäferliedern den guten Jesum zu besingen, der leider zu früh durch die bösen Menschen starb, und um Mitleid zu erregen, sich in geschmacklose Schilderung seines Leidens zu ergießen —

(und wir haben solche Passionen, deren Anblick den kräftigen Händel für alle Zeit die weitere Lust zu Passionsmusiken benahm) — oder es lag die dritte Gefahr nahe: in scharfer dogmatischer Weise jener Zeit die ganze Passion als ein göttliches Zorn- und Strafgericht über Jesum zu schildern, als einen Proceß, bei welchem der Mensch nur theilnahmloser Zuschauer ist.

Jeder wird zugeben, daß in dem Manne, der, in solcher Zeit stehend, diese Gefahren umgeht und den wahren Geist der Passion erfaßt, sich ein seltenes Maß der Genialität, lauterster Innerlichkeit und tiefsten Verständnisses der Schrift vereinigen müsse. Bach hat sie umgangen. Hängt auch dem das Schriftwort begleitenden Gedicht noch der Charakter der Zeit an, mit dem Bach nicht völlig brechen konnte, so läßt die Großartigkeit der Auffassung und Behandlung uns solchen Mangel bald vergessen.

Rufen wir uns kurz die Passion nach Matthäus ins Gedächtniß zurück. Der Tenor erzählt im Recitativ die Leidensgeschichte, verbindet die Gesänge und Chöre. Die einzelnen Personen: Christus, Judas, Petrus, der Hohepriester, Pilatus, die falschen Zeugen, die Mägde, Pilati Weib treten dramatisch, singend hervor. Zu diesen einzelnen Personen gesellen sich die Chöre der Jünger, der Priester, des Volkshaufens. Diesen historischen Personen folgt nun die ideale Gemeinde (ähnlich dem griechischen Chor), nimmt Theil an all dem Leid, bald in Chören, bald in Recitativen und Arien. Ueber diesen Gegensatz von Judenthum und Christenthum, von Feindschaft und Liebe, schwebt der Gedanke der christlichen Kirche, die die Hüterin der Schätze der Erlösung ist, in der ruhigen Größe des Chorals die ideale Gemeinde zu sich heraufziehend und dadurch, daß er der jetzt lebenden Christenheit angehört, die Vergangenheit in die lebensvollste Gegenwart verpflanzend.

Die Conception ist gewiß großartig. Durch das Schriftwort, das wie der rothe Faden sich durchzieht, wird die Wahrhaftigkeit der göttlichen Thatsache festgehalten. Die Worte Christi sind nicht umdichtet, so wenig als die der andern. Der Willkür, der spielenden Ausmalung, der Sentimentalität und der Verwässerung ist durch dies Vorschlagen des Wortes die Spitze gebrochen. Ohne Zuthat wird die Geschichte, die Thatsache der Versöhnung in der schlichten Hoheit des Wortes vorgetragen. Es ist kein Fatum, das Jesum ereilt, es vollzieht sich der ewige Rathschluß der Liebe, die die Welt in Christo mit sich versöhnt.

Diese Geschichte ist aber für den Menschen geschehen. Die Menschen der Leidensgeschichte wissen, weder in ihrem Haß noch in ihrer Liebe, was sie thun, noch die Tragweite dessen, was Jesus thut. Das wissen aber die gläubigen Seelen, denen das Geheimniß Gottes geoffenbart ist, die ideale Gemeinde. Und so tritt auf dem dunkeln Hintergrunde die Lichtgestalt der Gläubigen hervor, deren Herz voll Reue, Lob und Dank ist. So wird der Eindruck des leidenschaftlichen, wilden Fanatismus paralysirt durch die lyrischen Lieder, die liebevolle Theilnahme der Gläubigen. Wir sehen keinen tragischen Untergang durch menschliche Bosheit, sondern wie allezeit in der Kirche verkündet werden soll: die Frucht dieser Leiden — das aus den Todeswehen Christi geborene Kind: die Gemeinde Jesu. Nicht als ein Dogma zur Polemik, sondern als eine Liebesthat Gottes zur Aneignung, nicht als scharfe Waffe wider den Gegner, sondern als der Seele höchster Balsam erscheint hier die Passion des Herrn.

Aber diese ideale Gemeinde ist für Bach keine fertige, sondern eine werdende; damit nicht diese subjective Seite ausarte in Schwärmerei, blos Eigenthum etlicher bevorzugter Seelen werde, dazu hat sie ihre Norm am Bekenntnisse der Kirche, das sie in ihren Chorälen ausspricht. Was die einzelne Seele zu glauben hat, bekennt die Kirche auf Erden und an diesem Bekennen hat die einzelne Seele ihren Halt und ihre Norm. — Und doch, so objectiv überkommen dieser Choral in Text und Melodie ist, er ist kein Dogma wie der Gregorianische Gesang, sondern wird auch subjectiv angeeignet und dabei verändert. Daher der wunderbare Harmonienwechsel im Bachschen Choral, der freie Gang der Unterstimmen. So wird das Kirchenlied wieder zum Lied des Einzelnen. So findet sich in der Passion die Objectivität der Geschichte, die Subjectivität der Aneignung derselben, beide sich treffend im gläubig durchdrungenen Bekenntniß der Kirche.

So viel vom Stoffe Bachscher Musik. Wie eigen schaut doch dieser Cantor von seinem Orgelsitze mit seiner Passion in seine damalige Zeit! Dort ein Geschlecht, das deutsche Erbgut verlachend und verschleudernd, hier die treueste Pflege und Hut deutschen, überkommenen Schatzes; dort Haschen und Nachäffen des Fremden, hier das pietätsvolle Eingehen auf das Volksthümliche; der Blick, der den Liedweisen deutschen Volkes ins Herz sieht; dort die nach außen prahlende Wichtigthuerei, hier die Concentration ins Innere. Wie ragt sein Christus, der König in der Dornenkrone, wie ein Mene Tekel in der Hohen Häuser, sein „Lamm Gottes unschuldig" aufgefaßt in gläubiger Innerlichkeit auf die Catheder und Kanzeln, wie eine große Gewissensfrage zum Frieden unter die streitenden Theologen! und mußte nicht die Wucht seines kirchlichen Bekenntnisses dem schwärmerischen, separatistischen Zuge seiner Zeit ärgerlich sein? So wird der Zeuge des Herrn zum Zeugen wider das Geschlecht seiner Tage.

Und die Form, in welcher dieser Inhalt zu Tage tritt? Wie die Händelsche Musik sich nur durch das Verständniß seines Lebensgangs durch Italien und England erschließt, so kann auch Bach nur aus der deutschen Schule verstanden werden. Wie die Freude am Ton, an der Klangform das Bezeichnende der italienischen Musik, so strebt, ähnlich wie in der altdeutschen Kunst, der deutsche Geist vor allem nach Charakter und Wahrheit. Das Wort soll zu seinem Rechte kommen, die Musik es erklären und verklären. Wort und Weise, wie Leib und Seele harmonisch zu verbinden, das hat der deutsche Kirchengesang in Bach am herrlichsten erreicht.

Die charakteristische Wahrheit steht ihm höher als die sinnlich schöne Form, darum kann er herbe werden, er wagt, wenn es gilt, den Gedanken auszudrücken, in Kühnheit der Form, was keiner gewagt. Jede Melodie ist charakteristisch, kein Chor wie der andere. Das entfremdet ihm viele Ohren. „Bach ist national wie Goethe und Lessing, aber nicht populär wie Schiller und Mozart" hat man darum mit Recht gesagt. — Ich brauche zum Beweise meiner Behauptung der charakteristischen Wahrheit Bachscher Musik nicht vieles zu nennen. Ich erinnere nur an die Worte Jesu: „Daß er gekreuzigt würde" — an das andere: „Arme habt ihr allezeit" — an die Einsetzungsworte, — an das Wort: „Meine Seele ist betrübt," — an das bitterliche Weinen Petri, — an die Arie: „Blute nur," — an den fanatischen Chor: „Ja nicht auf das Fest," — an die Fragen der Jünger: „Herr bin ichs" —?

Zu dieser Eigenschaft tritt noch die der Polyphonie, der Vieltönigkeit seiner Musik. Auch sie können die Ohren so vieler nicht ertragen. Es gibt auch in der Musik hör- und denkfaule Leute, die alles wasserklar haben müssen. Händel kann es thun, daß er die Oberstimme schreibt und einem geschickten Arbeiter den Satz der andern Stimmen des Orchesters überläßt — aber Bach kann's nicht. Jede Stimme ist interessirt am Ganzen, greift selbständig ein. Ein Bachscher Chor ist „eine große Unterredung der Stimmen, wo eine nichts zu sagen hat, hat sie nur zu schweigen und am rechten Platze einzufallen." Oft sind wir genöthigt, wie im Anfangschor und Schlußchor des ersten Theils zwei oder drei Melodien auf einmal zu folgen, abgesehen vom selbständigen Orchester; dort in der Johannespassion frägt die Arie und ihm antwortet zu gleicher Zeit der Choral. Man braucht nur die Partitur anzuschauen, noch ohne einen Ton zu hören, um zu staunen über diesen Wunderbau, der sich vom Orgelpunkt an bis zu den Stimmen erhebt. Darin hat das Wort sein Recht: „Bachsche Musik ist ein Urwald voll grotesken Wuchses und Schlingpflanzen, aber Kinder soll man nicht in den Urwald schicken." Ich erinnere hierbei außer jenen Chören an diesen: „Sind Donner und Blitze verschwunden," den einzigen, wo die ideale Gemeinde in heilige Leidenschaft geräth, an jenen ersten Chor der Johannespassion: „Herr unser Herrscher" — an das „Sanctus" der Hmollmesse. Hier ist Fülle und trotzige Kraft, die bei einmaligem Hören unmöglich erfaßt werden kann.

Und dazu noch eines, was so wenige hinter dem strengen Cantor suchen: die Romantik seiner Musik macht sie zu einer echt deutschen. Das hat der Romantiker C. M. von Weber wohl empfunden und ebenso schön gesagt. Das Ueberschwängliche, Uebersinnliche seiner Musik ist's, was sogar die Zukunftsmusik zu ihm zieht. Sinnig und innig geht er dem Worte nach, in seine Musik läßt sich hineingeheimnissen, wer einmal hineinkommt, ist in einem gewissen Zauberbann. Ich erinnere nur an die Arie: „Am Abend, da es kühle ward," an jene: „Es ist vollbracht" der Johannespassion. An die beiden Schlußchöre der beiden Passionen: „Mein Jesu, gute Nacht," und „Wir setzen uns mit Thränen nieder" und „Ruhet wohl, ihr Todtenbeine". Wer kann sie vergessen?

Auch sein Orchester ist ein anderes als das Händels. Bachs Orchester hat nicht blos die Aufgabe, den Gesang zu heben, sondern steht als ebenbürtiger, selbständiger Bruder neben dem Gesang. Denn anders reflectirt sich für Bach der Gedanke in der Stimme, anders im Instrument. Wie die Stimmen, so ist auch das Orchester selbständig interessirt. Es ist ein schönes Wort Hillers, wenn er sagt: „Das Orchester zur Matthäuspassion ist ein feiner Schleier, hinter dem ein thränenfeuchtes aber schönes Antlitz hervorleuchtet."

Wie fein und sinnig ist diese Orchestration des Mannes, der darin wohl Nachfolger aber keinen Vorgänger gehabt! Wo Christus spricht, begleitet das Streichquartett; wie ein Heiligenschein umfließt er das Haupt des Sohnes Gottes — aber bei dem Worte: „Mein Gott, warum hast Du mich verlassen!" schweigt auch das Quartett und dunkel ist's um ihn her. — Flöten, Oboen und Orgel und Saiten haben in der Passion ihre Stelle, aber Hörner und Pauken, Trompeten und Posaunen schweigen. So ziemt sich's — auch für den Passionsprediger. Und wie fein gewählt begleiten diese wenigen Instrumente, wie meditirend bewegen sie stille den Gedanken der Arie! Ich erinnere an das Violinsolo bei Petri Verläugnung, an das Flöten- und Oboenduotett bei der Arie: „Ich will bei meinem Jesu wohnen!" — an die Viola di Gambabegleitung der Arie der Johannespassion: „Es ist vollbracht!"

Macht, geheimnißvolle Macht, Tiefe und Innerlichkeit, das ist die Signatur Bachscher Musik. Man hat's uns angethan, ein Mensch aus einer andern, bessern Welt hat zu uns geredet. Unsere tiefsten Empfindungen hat er getroffen. Trauer, Wehmuth und Schmerz, aber auch Friede und Freude bewegen das Herz. Wir geben ihr die Hand und sie führt uns in ein verschlungenes Labyrinth von Tönen, aber sicher gehen wir am Ariadnefaden und unsere Füße stehen zuletzt im Heiligthum. So prägt sich auch im Ton, in der Fülle, der Tiefe, Innerlichkeit und Wahrheit seiner Musik der Protest gegen seine Zeit in ihrer Veräußerlichung und in der Verschrobenheit ihrer Empfindung aus. —

Die musikalische Welt der Jetztzeit ist seines Lobes voll, sie ehrt den Meister, seit Beethoven ihn den „Urvater der Harmonie" genannt, auch wenn sie ihn nicht liebt in seinem Ernst, in der Transcendenz seiner Musik. Aber größeres Lob ist es, wenn Menschen, deren innerstes Herz er erbaut, ihm danken und über dem Grabe des Vielgeprüften, das niemand kennt, mit dem Schlußchor der Passion im Geiste segnend sprechen:

„Ruhe, sanfte, sanfte Ruh'!"

Habe ich die beiden Exegeten und Commentatoren der Schrift genannt, war sie der Hammer, mit dem sie an das Gewissen ihrer Zeit schlugen, so versuche ich noch in kurzen Sätzen ihre Verschiedenheit in der Behandlung derselben zu zeichnen.

Beiden ist die Schrift göttliche, unzweifelhafte Wahrheit, selbst erlebt und erfahren. So kann kein Mensch musiciren, der nichts glaubt. Beide legen sie aus nach dem Maße ihrer Erkenntniß, enthalten sich aller Spitzfindigkeit, aller sentimentalen Weichheit. Unabhängig vom Menschenurtheil, ihrem Gott die Ehre gebend, wollen sie Ihm nur dienen. Aber jeder in seiner Art. Auch hier ist's providentiell, daß der Herr seine Jünger je zween ausgesandt.

Händel als den „weltlicheren" zu bezeichnen trifft nicht zu, wenn dies Wort einen schlimmen Beigeschmack haben soll; wohl aber steht Händel auf einem mehr allgemein-religiösen Standpunkt, predigt seinen Gott auf der Weltbühne, ein Paulus in Athen —, als den Weltschöpfer Regierer und Richter, als den lebendigen Gott in der Geschichte, redend in Thaten und Wundern. Händel ist Psychiker, und das Psychische, Seelische in ihm wird durch die Schrift am tiefsten ergriffen und auch von ihm am besten dargestellt. So weiß er von der Welt Lockung, vom getäuschten, gebrochenen Herzen zu singen, die ganze Scala vom „zum Tode betrübtsein bis zum Himmelhochjauchzen", von Furcht und Freude mit uns zu durchwandern.

„Er ist da am colossalsten, wo er das Volk in Waffen ruft, unter Jehovas Schutz für Freiheit, Tempel und Altar zu kämpfen, wo er die Feinde Gottes versinken läßt, die Helden beweint" — und auch der Messias ist ihm in dieser Beziehung ein Held. Nur kurz verweilt er bei seinem Leiden, um vorwärts zum Preise seines Sieges zu bringen.

Aus seinem Text greift er, ähnlich wie Luther, den Hauptgedanken heraus, den er dann in unerschöpflich neuer Weise vorführt und unvergeßlich einprägt, das Unbedeutende übergehend, ohne deswegen an Bestimmtheit zu verlieren, wenn er die Sache im großen erfaßt; ein echter Volksredner, der mit drei großen, durchschlagenden Gedanken die Rednerbühne besteigt und wenn er Höhe und Tiefe mit dem Zuhörer durchwandert und ihn zur That entflammt hat, plötzlich im besten Zuge abbricht. Händel ist der Sänger des alten Testaments, eifernd um des Herrn Haus und seine Ehre, ein Assaph im Tempelvorhof mit dem ganzen Orchester des 150. Psalms, dem Textbuch Mosis und den Propheten, ausschauend von den Zinnen der Davidsburg nach dem Morgenroth des kommenden Tages der großen Erlösung.

Bach ist ein kirchlich gläubiger, frommer Mensch, „der Gott vor Augen und im Herzen hat". Nicht auf der Bühne der Welt, unter ihrer Ehre und Schande, Liebe und Haß durchlebt er den ewigen Inhalt der Schrift, sondern wie ein Einsiedler in der Waldcapelle, in stiller, seliger Meditation. Er ist der Repräsentant des nach innen gekehrten Lutherthums, wie Paläftrina der des nach innen gekehrten Romanismus ist. Er trägt jene tiefsinnige Seite Luthers an sich, wonach er mit Augustin und Tauler seine Verwandtschaft hat. Nicht dem trotzigen Luther vor dem Reichstag, wohl aber dem in der Zelle ringenden, gleicht Bach. Ein tiefer, gesunder, mystischer Zug weht durch seine Musik, der ihn, den lutherischen Cantor, befähigt, auch eine hohe Messe zu schreiben. Hält er sich auch an Choral, Cantaten und Passionsmusik als überliefertem kirchlichen Gute, so verläugnet er sein subjectives inneres Leben dabei doch nirgends. Geistlich kann man darum seine Musik wohl nennen, aber nicht kirchlich im strengen Sinne. Denn auch der Gemeindechoral wird transformirt in einen Bachschen Choral.

Nicht als ob Bach das seelische Element fern wäre, als ob er nicht zu singen wüßte von der Menschen Liebe, Leidenschaft und Bosheit (man höre nur seine Chöre in den beiden Passionen), aber dies menschliche Empfinden und Treiben ist ihm doch nur der Hintergrund, auf welchem leuchtend seines Herrn Bild sich hebt. Nicht das Seelische, sondern das Pneumatische, Geistliche, weht ihn aus der Schrift vorzugsweise an. Nicht das, was der Mensch mit und durch seinen Gott thut, oder Gott über dem Menschen mit seinem starken Arm, sondern was Gott für den Menschen in seiner Liebe, in dem Menschen in seiner unbegreiflichen Herablassung thut, nimmt sein Herz hin. Sich sinnend hinabzusenken in diese Geschichte, ihren ewigen Inhalt in großen Antiphonien wie in den Chören, oder in stiller Meditation wie in den Arien zu durchdringen, das ist Bachsche Art. Darum ist ihm der kleinste Zug der Schrift bedeutungsvoll, oft in einen einzigen Tact, ja in eine einzige Note drängt er eine Auslegung. Er ist darum kein Volksredner wie Händel, taugt auch nicht auf die Bühne, noch in den Concertsaal, sondern in die Kirche. Er legt die Schrift aus wie ein Theosoph, wie Bengel und Oetinger, über deren Auslegung man sinnt und die einer neuen bedarf. Auch über seinem ausgelegten Wort bleibt der Schleier des Geheimnisses liegen — er erforscht den unausforschlichen Reichthum, um uns tief empfinden zu lassen, wie unausforschlich derselbe sei.

Solche Predigt scheint nicht für alles Volk zu sein, sondern einen Kreis von Eingeweihten vorauszusetzen. Und doch scheint dem nur so. Mit Unrecht nennt man ihn „einen einsamen Künstler ohne Publikum," der zu hoch und zu tief sei. Wer nur sagen will, was Alle verstehen, wird am Ende nur sehr wenig sagen dürfen. Aber wer mehr sagt, wird darum noch nicht unverständlich oder ungenießbar. Die Macht des Eindruckes hängt bei den wenigsten Dingen von der völligen Kenntniß derselben ab. Wir sind mit Bachscher Musik in einem riesigen gothischen Dom, in welchem sich ein Säulenwald von Tönen mit Leichtigkeit, Fluß und unerschöpflichem Reichthum in verschlungenster Form sich hebend und kreuzend in tadellosester Reinheit, aufschwingt. Kreuz und Rose fehlen nicht, und durch die mit heiliger Geschichte bemalten Fenster fließt das gebrochene Tageslicht herein. Jeder Unverdorbene ahnt, auch ohne den Wunderbau in seinem Grundriß und allen seinen Theilen zu verstehen, daß hier heilig Land sei, da man die Schuhe ausziehen müsse. Das ist Bachscher Musik geheimnißvolle Gewalt. Aber freilich das will ich sagen: Es ist mit der Bachschen Musik wie mit dem Sternenhimmel — der unkundige Laie empfindet seine Größe und Erhabenheit, aber der Sternkundige, der die Bahnen und den Lauf der Sterne kennt, staunt und bewundert noch anderes.

Bach ist der Sänger des neuen Bundes. Wohl weiß er auch

vom alten zu singen, aber seine Freude ist's, in der schlichten Größe der Evangelisten, im Tiefsinn Pauli einherzugehen. Er kennt den Herrn als den König, den Todesüberwinder wie in jener Cantate des XVI. Sonnt. p. Trin., aber doch ist's des ächten Lutheraners Freude, bei seinem Jesu unterm Kreuze zu stehen, sein müdes Haupt zu umfangen und mit tausend Thränen ins Grabgewölbe zu begleiten und ihm zu singen: „Mein Jesu gute Nacht."

In Händel bricht aus brennendem Busche ein geschürzter gewappneter Prophet vor alles Volk — in Bach geht ein stiller Priester ins dunkle Heiligthum, drinnen den Leuchter anzuzünden sammt dem Rauchwerk vor dem Allerheiligsten.

* * *

Zwei hohe Meister sind vor unsern Augen gestanden, zu deren tieferem Verständniß nur ein ernster Sinn führt. Das Wort: „Ernst ist das Leben, heiter die Kunst!" hat seine Wahrheit, aber es befördert auch den verderblichen Irrthum, als sei es um die Kunst nur ein Spiel und Zeitvertreib. Die Signatur des Lebens der Jetztzeit scheint im Gegentheil eine recht heitere zu sein, in das die wahre Kunst wie eine ernste Gestalt hineinragt. Das thun auch die beiden Meister, sie fordern vom Musiker Ernst und Selbstverleugnung, wie sie sie selbst einst auch geübt, ein Verzichten auf allen Effect, auf den Beifall der Menge. Und auch für den Zuhörer schlägt bei der Aufführung ihrer Musik eine Stunde, aus der jeder gebessert in sein Haus hinabgehen soll.

Händel und Bach sind darum aus der Vergessenheit wieder erstanden, weil in ihren Werken ein Ewigkeitsgehalt liegt, der wohl schlummern und verworfen werden kann, der darum aber doch bleibt, was er ist. Daß unsere Zeit die beiden wieder hervorgeholt, dient ihr zur Ehre. Sollte aber, was Gott verhüten wolle, über unser liebes, deutsches Volk wieder eine Zeit der Veräußerlichung des religiösen, der Entsittlichung und Entartung des politischen und bürgerlichen Lebens hereinbrechen, dann würden mit ihrer Musik Händel und Bach wieder werden, was sie einstens waren: Zeugen Gottes wider das Geschlecht ihrer Tage!

Die ersten Hosen.

Aus den Kinderjahren. Von Karl Herbst.

Der tiefen Bedeutung der ersten Hosen entsprechend, wird gewöhnlich ein besonders festlicher Tag zur Investitur gewählt. Alle früheren Kleiderschöpfungen treten mit ihrem Erscheinen im Bewußtsein des jungen Weltbürgers für immer zurück.

Für mich war der vierte Geburtstag der erste Hosentag, und es knüpft sich daran meine erste Jugenderinnerung.

Die glückliche Mutter drückte mich mit doppelter Wonne an ihr Herz und nannte mich unter Küssen „ihren Jungen." Im Hochgefühl der Freude ahnte ich kaum, daß auch die Hosen ein leidiger Gegenstand der Pädagogik sind. Vielmehr dämmerte zunächst in mir das Bewußtsein auf, daß mit den ersten Hosen ein gewaltiger Schritt in das Masculinum geschehen sein müsse.

Die älteren Geschwister freilich riefen mir zu meiner Demüthigung „Buchsenknopf" und „Hosenreiter" zu, und, was mir bei ihren Spöttereien zum Trost hätte dienen können „keine Rose ohne Dorn," mußte ich eben an den Hosen erst lernen.

Als ich endlich wie ein Schiff, das vom Stapel gelassen wird, alle knarrenden Reibungen überwunden, wiegte ich mich vor der Stubenthüre in meinem Element. Es stand auf meinem Angesicht zu lesen „honny soit qui mal y pense", als wäre mir der Hosenbandorden statt der viel unentbehrlicheren Hosen zu Theil geworden.

In meinem Innern lebte das Bedürfniß, mich sehen zu lassen. Vor der Hausthüre aber lauerte der rothe Kobes, eigentlich Jacob genannt, wie ich später erfuhr. Kobes war zwei Jahre älter als ich und hatte mir schon manche trübe Stunde bereitet. Wie er sich zu meinen ersten Hosen verhalten würde, die zudem noch seine Haare an Röthe überstrahlten, blieb sehr fraglich.

Der Stolz, mich sehen zu lassen, und die Furcht vor einer Niederlage kämpften lange mit einander. Es wäre altklug gewesen, über die beiden widerstrebenden Gemüthsbewegungen zu grübeln, aber als Keim zu späteren Reflexionen blieb doch sicherlich die gemachte Erfahrung zurück.

Hund und Katze widmeten mir im Vorbeigehen nicht die mindeste Aufmerksamkeit; beide blinzelten nur ein wenig mehr wie gewöhnlich mit den Augen.

Ich beschloß, dem Hühnerhof meinen ersten Besuch in Hosen abzustatten. Das Hühnervolk wendet stets, — trotzdem oder weil es dumm ist, — jeder außergewöhnlichen Erscheinung das größte Interesse zu.

Mit der Reitpeitsche — für das Schaukelpferd — trat ich als Thierbändiger ein und zerstörte mein Paradies.

Bisher lebte ich mit allen Creaturen in Frieden. Die Tauben fraßen aus meiner Hand, und das weiße Huhn unaufgefordert von meinem Butterbrot. Mit Bedauern sah ich bisher den stolzen Hahn und das scheue Welschhuhn sich fernhalten; aber jetzt — war es der Einfluß der Hosen? — machte es mir Freude, Angst und Schrecken um mich her zu verbreiten.

Ein Schlag in den Sand, und alles floh. Ich wollte ein Herr der Schöpfung sein — nicht durch Liebe, sondern durch Furcht. Wie in einem Kinde, das nur von Liebe lebt, solch ein Gedanke aufkeimt? — Damals habe ich mir die Frage weder gestellt, noch viel weniger beantwortet.

Aber gewiß, lieber gefürchtet als geliebt zu sein, schmeichelt unserm Stolz und ist eine große Verdorbenheit, und daß die Menschen später viel mehr durch Furcht als durch Liebe bestimmt werden, ist die entsprechende Strafe dafür.

Noch stand ich in gebietender Stellung da. — Das vielstimmige Gackern war bereits von der höchsten Höhe furchtsamer Erregung in Cadenzen zu immer leiserem vereinzelten Glucksen übergegangen, als sich erbost der Truthahn hinter meinem Rücken zum Streit rüstete. Er wuchs mit seinem Zorn. Die Federn, sonst eine wärmende Decke und Zierde, wurden zu Stacheln und Spießen. Einzelne unterdrückte Töne folgten stoßweise in immer kürzeren Pausen, wie Trommelschlag beim Sturmschritt zur Attaque, und halb fliegend, halb laufend streckte er mich in den Sand.

Die rothen Hosen hatten seine nationale Empfindlichkeit gekränkt.

Doch Mutteraugen wachen. — Ich wurde betäubt aus der Arena getragen. — Der Uebelthäter freilich blieb am Leben, denn er war noch nicht fett zur Schlachtung. Erst später hatte ich die Genugthuung, meinen Feind verspeisen zu helfen, und erstaunte nicht wenig, daß er statt Gift und Galle, Kastanien und Aepfel in seinem Innern barg.

Weil meine Mutter auf solche unerwartete Ereignisse nicht gerechnet hatte, erfolgte zunächst, in Anerkennung der erblichen Beschränktheit des welschen Hahns, das Verbot, den Hühnerhof zu betreten.

Ich spazierte mit klopfendem Herzen zur Hausthüre hinaus, wo Kobes lauerte; aber es ging, wie so oft im Leben. Das Unglück kommt, wo man es nicht erwartet, und bleibt weg, wo man es gefürchtet.

Der Rothe fand die rothen Hosen schön; ja, freute sich sogar darüber, daß er sich meiner nicht mehr wie früher zu schämen hatte. Unsere gemeinschaftlichen Gänge dehnten sich in Kraft der erlangten Würde je länger desto weiter aus, und ich hätte mich am Ende noch mit den rothen Hosen ausgesöhnt, wenn nicht das Verbot des Hühnerhofs und der jeden Versuch einer Uebertretung streng zurückweisende Truthahn mich beständig genirt hätten.

Endlich waren die neuen Hosen fertig. Ihre Farbe war weiß. Ich möchte noch nachträglich alle Mütter bitten: Nur keine weißen Hosen, denn sie sind die Quelle harter Schläge und unsäglichen Verdrusses.

Daß die Welt so schmutzig, daß weiß eine so reine Farbe ist, und daß alles in der Welt abfärbt, war doch sicherlich nicht meine Schuld.

Als ich zum erstenmal mit grünen Knieen vor meiner Mutter erschien, war bei ihr allerdings das Bedauern über die Hosen größer, als die Ungehaltenheit über mich; allein das änderte sich merklich bei Wiederholungsfällen.

Meine Mutter war so gut, aber dennoch verfiel sie in den Fehler aller Mütter, die da meinen, ein Verbot müsse auch sogleich gehalten werden.

Mir wenigstens blieb es unbegreiflich, daß die Grasflecken, die ich so leicht machte, so schwer wieder ausgehen sollten.

Und welch eine Tragweite hatte nicht das harte Verbot, von dem Gras wegbleiben zu müssen!

Kann eine Mutter auch das Verführerische der duftigen Wiese mit ihren Schmetterlingen und Bienen hinwegnehmen? Weiß sie etwas von der Wonne, auf dem Rücken im Gras zu liegen und die wechselnden Lichter zu empfinden, die der Sonnenschein in den verschlossenen Augen malt? Oder kennt sie die Knabenlust, im Grünen zu ringen und zu balgen?

Gewiß liest der feinsinnige Pädagoge aus dem wehmüthigen fragenden Auge des durch Uebercultur leidenden Jungen den Vorschlag heraus, lieber die weißen Hosen abzuschaffen, als um der nichtswürdigen Grasflecken willen ein Verbot nach dem anderen ergehen zu lassen, die allesammt nur zu Ungehorsam reizen mußten?

Doch zu den grünen Flecken gesellten sich noch andere, als das Klicker- und Ballspiel begann. Merkwürdig genug, daß fast alle Spiele der Knaben so nah wie möglich der Mutter Erde mit den Knieen zu thun haben. Hundertmal muß dem Jungen das Knierutschen verboten werden; ist er aber einmal groß geworden, scheut er es von selbst mehr als vieles andere.

Mit Vermehrung der Flecken vermehrten sich indes auch die Schläge. Die sanfte Hand der Mutter rief nicht selten die härtere Hand des Vaters zu Hilfe. Gewichen war der Mutter Stolz mit dem ich in den ersten Hosen bewillkommt worden war. Die Mutter nannte mich jetzt oft „ihren schmutzigen Jungen," und mir war in der That mein beflecktes Dasein von Herzen leid.

Was hätte ich für eine Hose ohne Farbe, oder für das Fell eines Chamäleons gegeben, das im Grase grün, am Ofen schwarz, in der ultramarinirten Stube blau, auf der Erde braun, und vor der guten Mutter endlich weiß gewesen wäre! — Allein die frommen Wünsche halfen mir nichts, und meine intimen Beziehungen zu den genannten Dingen konnte ich doch unmöglich um der weißen Hosen willen aufgeben.

Meine Lage war kritisch.

Doch alles was zeitlich ist, vergeht.

Der fünfte Geburtstag brachte hohe Stiefeln und der sechste für den schulpflichtigen Knaben lange schwarze Hosen.

Die weißen Hosen wurden als Schwimmhosen der älteren Brüder zum ewigen Bad der Reinigung verdammt.

Ich kann nicht sagen, daß schwarz grade die passende Schulfarbe sei, denn Kreide und Schulwände sind ohne Ausnahme weiß. Wenn ich indessen auch dann und wann über die zu früh gelobten und darum verkannten weißen Hosen trauerte, so boten die schwarzen doch zu unverkennbare Vortheile dar, als daß ich mich nicht gern in den Wechsel gefunden hätte. Außerdem hätten meine Einreden auch wenig geholfen, denn meine Onkel streiften nur schwarze Hüllen für die Beine der Neffen ab.

Ein wandernder Hausschneider, der zum Familienrath gehörte, schlug seine geheimnißvolle Werkstätte in einem Dachstübchen des elterlichen Hauses auf und reproducirte die gegebenen Kleidungsstücke in verjüngtem Maßstabe. Uebrigens war diese Verwandlung nicht so durchgreifend, als man bei dem Unterschied der großen und kleinen Welt etwa hätte denken können.

Die abgelegten Fracks der Onkel lieferten offenbar die schwierigsten Probleme.

In Anbetracht der geflickten Theile des Körpers freilich wurden die Schlippen meistens zur Deckung dran gelassen.

Mein ältester Bruder trug einen solchen Frack, an welchem nur der Aermel eine passende Verkürzung erfahren. Mit der Botanisierbüchse darüber sah er gar wunderlich aus, und als er einst mit Pflanzen beladen nur mit einem Schlippen zurückkehrte — denn der andere hatte sich beim Hintenaufsitzen auf einen Wagen ins Rad geleiert und abgelöst, — hätte ich, weil meine Rockzeit noch nicht gekommen, Schadenfreude haben können, allein ich bedachte das Ende.

Uebrigens leuchteten die conservativen Neuschöpfungen des Hausschneiders auch anderen Honoratioren des Städtchens dermaßen ein, daß wir Geschwister nicht allein standen. Ja, die Frau des Stadtchirurgus in der Nachbarschaft war noch einen Schritt weiter gegangen, indem sie an einem solchen verjüngten Frack ihres Sohnes nach defectgewordenen Ellenbogen die Aermel abschnitt, wodurch ein Frack mit kurzen Aermeln entstand.

Wie angenehm jedoch auch diese Erfindung als Sommertracht gewesen sein mag, hat sie keine andere weitere Nachahmung gefunden.

Sehe ich mir jetzt die geputzte Kinderwelt in ihren neuen beengenden Kleidern an, so beschleicht mich kein Neid, sondern ich danke meiner Mutter noch nachträglich dafür, daß sie dem Schneider im Oberstübchen beständig einschärfte: „Nur ja recht geräumig."

Als ich zum erstenmal in den schwarzen Buchsen in die Schule wanderte, war ich glücklicher als ein König, — denn die Hosen hatten Taschen.

Wie wenig ist dazu nöthig, den Kindern eine Freude zu machen; wie viel gehört dazu im späteren Alter!

Freilich auch hier, wie so oft, wurde der Gegenstand größter Freude die Ursache vieler Leiden.

Die Taschen nämlich waren, wie die Mutter sagte, vorzüglich für das Sacktuch bestimmt; aber es befand sich möglicherweise alles andere darin, nur nicht das Verlangte.

Die Taschen waren für mich vielmehr der einzige Bergungsplatz für den ersten selbsterworbenen Besitz. Ein ganzes Tauschmagazin allerhand unter Knaben geltender Werthsachen füllte ihre Höhlungen. Rothe und weiße Kreide zu Decorationsmalereien, Griffel, Scherben, Nägel, Steinchen, Bindfaden und später ein Messer waren die bleibenden Insassen, und Klicker, Kreisel und Ball, je nach der Saison.

Schön sahen die Hamstertaschen nicht aus, darin hatte meine Mutter vollkommen recht; auch hinderten sie mich bisweilen an meinem Fortkommen; ob aber etwas von ihrem Inhalt gemißt werden konnte, war eine andere Frage.

Hier muß ich noch nachträglich seufzen. — In den zwölf Tagstunden, besonders wenn keine Schule war, stürmten so viele Befehle auf mich ein, daß schon das Behalten mühsam, das Erfüllen aber schier unmöglich war. Hatte ich kein Sacktuch, war's nicht gut; steckte ich es zu mir, hieß es später: „Was hast du die Taschen wieder so voll." In Widerspruch erscheinende Befehle machen aber doppelt verdrießlich, und als ich einmal in solcher Stimmung erwiderte, daß ein Sacktuch für Säcke und nicht für Taschen gemacht sei, wurde meinen ersten Sprachstudien kein ermunternder Empfang zu Theil.

Doch das war noch lange nicht alles.

Bei den weißen Hosen handelte es sich hauptsächlich um grüne und braune Flecken; bei ihren Nachfolgern dagegen vornehmlich um Risse und Löcher.

Gähnende Untiefen mit weißem Hintergrund machten sich bei der schwarzen Farbe besonders bemerklich. Auch hier waren die Kniee die gefährlichsten Stellen, obwohl auch andere Theile nicht verschont wurden. Die übrigen Löcher konnten jedoch noch etwa auf die Nägel in den Schulbänken, oder auf das „unvernünftige Nachsitzen" zurückgeführt werden; die Knielöcher aber kamen, da das Erbsenknieen abgekommen war, unwiderruflich auf Rechnung des Thäters. — Ach, daß es den Menschen angeboren ist, immer in die Höhe steigen zu wollen!

In der Schule zwar war „Steigen" ein Lob, außer der Schule aber eine Ursache ewigen Tadels. — Ich konnte mich in den Unterschied nicht finden.

Wofür waren die Bäume mit ihren Früchten, wenn sie niemand pflückte? Die Vögel flogen hinauf, Eichhörnchen und Katzen forderten zur Nachahmung auf, und es wäre doch wahrlich traurig, sollten wir Menschen uns nimmer über die Erdschollen erheben dürfen.

Dazu war die Gegend meiner Geburtsstadt felsig und meiner Eltern Haus ein altes Kloster mit vielen Dächern und Mauern.

Hätte ich mich nur damals auf die Alpenclubs berufen können; aber so blieb das Klettern en bloc verboten, und ich mußte durch Genuß verbotener Früchte meinen Trieb zum excelsior befriedigen.

Bei gehörigem Nachdenken wäre mir gewiß in damaligen Perioden der Begriff der sogenannten Mitteldinge aufgegangen, die nur unter gewissen Umständen böse sind. Traurig, daß bei der Erziehung so oft alle Strenge an diesen Dingen verpufft, und an dem absoluten Bösen so oft vorbeigesehen wird! — Glücklicher Weise freilich war das bei mir nicht der Fall, darum aber hatte ich es zunächst nur doppelt schwer.

Es ist wahr, daß ich entsetzlich viel Hosen zerriß, aber sie waren



Liebesdienst.

Originalzeichnung von R. Beyschlag.

ja auch bereits altersschwach, ehe sie an mich gelangten. Bisweilen konnte mich bei den großen Löchern ein jugendlicher Schauder über die Vergänglichkeit alles Irdischen ergreifen, besonders, wenn ich meine Mutter, die ich unendlich liebte, bis in die Nacht hinein sitzen sah, um der Vergänglichkeit zu wehren.

Freiwillig that ich dann das Gelübde, nimmer mehr zu klettern, aber wenn es dennoch wieder geschehen war, und die Hosen wieder Risse, und meine Person Schläge erhalten hatte, dann fühlte ich die Schuld nicht in mir, sondern warf nur einen um so unversöhnlicheren Haß auf die Hosen. Um ihretwillen lebte ich ja in gespanntem Verhältniß mit Vater und Mutter, und mein Vater benutzte die Hose noch überdies zu schröpfkopfähnlichen Spannungen für die zugedachten Schläge. Meine Phantasie war dazumal so sehr mit zerrissenen Hosen beschäftigt, daß ich beim Ueberhören eines Liedes, das mit den Worten „zerrissener Herzen Ruh“ schloß, trotz alles Corrigirens, unbewußt immer wieder „zerrissener Hosen Ruh“ declamirte.

Zerrissene Herzen hatte ich zu der Zeit noch nicht kennen gelernt, und gewiß würde ich ihre Heilung für leichter gehalten haben, als die Heilung meiner zerrissenen Hosen.

Wenn ich in Zusammenhang mit all den traurigen Erfahrungen bei ruhiger Ueberlegung mir sagen mußte, daß für mich die glückliche hosenlose Zeit für immer vorbeigegangen, dann hätte ich melancholisch werden können.

Die Noth war groß, — und sollte noch größer werden. — Vorläufig aber trat eine wohlthätige Erquickungszeit ein.

Sei es, daß mein Schicksal die Familie rührte, oder daß die Vergeblichkeit erkannt wurde, meine erstarkenden Muskeln ferner in solche zerbrechliche Hüllen zu bannen, kurz, ich bekam zu Weihnachten von der Großmutter Zeug zu neuen Hosen.

Es war graubraun, Naturtuch genannt, etwas steif und kratzig an den Beinen, dafür aber auch fest wie Leder, und für Löcher und Flecken gleich unzugänglich. Es schien das Ideal erreicht. — Ja

für die graue Theorie der Schule ist solch graubraunes Naturtuch gewiß das beste.

Der bekannte Schneider bezog sein Atelier. Ich wurde sorgfältig vermessen, denn es galt, was noch nicht dagewesen, — eine neue Tuchhose.

Der Schneider begann, und am Abend war das Werk vollendet. Da der gute Künstler auch meinen geheimen Wunsch nach sackähnlichen Taschen reichlich erfüllt, wanderte ich glückselig am nächsten Sonntag, die Hände bis zu den Ellenbogen in den Hosensäcken, zur Hausthür hinaus. Ich war stolz darauf, mich dem rothen Kobes zeigen zu können, denen etwas Renommisterei steckt in jedem Jungen.

Weil wir Nachbarskinder waren, hatte sich trotz vieler Feindschaften doch immer wieder ein leidliches Freundschaftsverhältniß gebildet. Es geht zwischen benachbarten Großmächten ja auch nicht anders.

Zudem saß Kobes jetzt mit mir auf einer Klasse, denn er stieg in der Schule sehr langsam; im Ersteigen der Bäume aber suchte er seines Gleichen.

Kaum hatte mich jedoch der Rothe erblickt, so drehte er mich um und um. Ein Blick hatte ihn belehrt, daß die Hosen von hinten stark trichterförmig zuliefen. Er packte den überflüssigen Theil und fragte grinsend: „Ist das für das Sacktuch?"

Ich setzte mich erröthend zur Unterdrückung des Auswuchses auf einen Eckstein, sobald ich aber wieder aufstand, schnellte derselbe wie ein Gummiball wieder in seine Spitze zurück. Es blieb mir deshalb nichts anderes übrig, als beschämt und geärgert nach Hause zu laufen. Kobes aber lief spottend hinter her, und ich erhielt den ersten Begriff vom Afterreden.

Zu Hause angekommen, klagte ich zwar der Mutter meine Noth, aber vergeblich. Eitelkeit sollte nicht aufkommen, und da ich den Auswuchs im Spiegel nicht beobachten konnte, war ich auch bald wieder getröstet.

Wenn ich mich aber unter andern Umständen auf den Schulgang in den neuen Hosen gefreut hätte, so drückte ich mich jetzt ängstlich an den Häusern hin. Es ging alles gut, bis der Verräther nahte.

Er kannte meine Achillesferse — und telegraphirte schnell.

In einem Augenblick sah ich mich umringt, mit Gewalt herumgedreht, vom Rothen am überflüssigen Zipfel gepackt und unter schallendem Gelächter zum Laufen gezwungen. — Ich schlug mit den Fäusten um mich, suchte mich loszureißen, knirschte mit den Zähnen und weinte vor Wuth, bis endlich das Herannahen des Lehrers dem Schauspiel ein Ende machte.

Anzeigen oder Klappen widersprach den point d'honneur der ganzen Schule; darum, obwohl ich vor innerer Aufregung meine Lection nicht konnte und deshalb gestraft wurde, blieb doch die ganze Geschichte dem Lehrer verschwiegen.

Meine Widerstandskraft reichte jedoch nur so lange, bis ich wieder zu Hause war; da brach ich in bitterliches Weinen aus. — Wäre es nur dabei geblieben!

Meine Mutter tröstete mich liebevoll, ohne jedoch geradezu die Hinwegnahme des Uebels zu versprechen. Als ich aber trotzig erklärte, die Hose nicht mehr anziehen zu wollen, trat der Vater dazwischen und handelte als conservativer Politiker, der wohl etwas gewähren will, aber nimmer sich etwas abdringen läßt.

Mein Trotz hatte alles verdorben.

Nach wüthendem Heulen und etlichen Auslassungen meines Grimms gegen die unschuldigen Schwestern versank ich in tiefes Brüten.

Wie lange ich so gesessen und welche Pläne ich dabei ausgeheckt, weiß ich nicht mehr; aber ein Kind kann nicht lange traurig sein, dafür besitzt es zu viel Lebenslust.

Man macht der Jugend so oft den Vorwurf, vergeßlich zu sein, und darin besteht doch gerade ihr Glück. In der Schwerfälligkeit des Alters dauert die Nachwirkung eines Verdrusses gerade so lang, bis sich in dieser verdrießlichen Welt ein zweiter dazu gesellt. — Der Jugend fällt es dagegen leicht zu vergeben und zu vergessen.

Mich traf ein Strahl warmer Frühlingssonne und lockte mich ins Freie. Daß ich weglief, ohne von dem Sonnenstrahl in meinem Herzen etwas merken zu lassen, war der letzte Rest meines Trotzes, der mir theuer zu stehen kommen sollte. — Der Rothe fand mich auf der Straße und der Friede war bald geschlossen. Statt zu spotten, gab Kobes vielmehr die durchgreifendsten Rathschläge zur Abhilfe des Uebels.

Versuchungsvoll erzählte er mir, wie er es einmal mit einer solchen mißliebigen Hose gemacht. Neben beim Schmied habe er sich von hinten gegen den großen Schleifstein gestemmt, während Nachbars Luischen gedreht; und bald wäre ein großes Loch entstanden, schön geschliffen, gerade wie vom Sitzen auf den Schulbänken.

Kobes erbot sich am Schluß der Erzählung, mir den gleichen Dienst zu erweisen; aber selbst die Bemerkung, daß das Schleifen so angenehm kitzle, vermochte mich nicht zu überreden.

Bald kamen wir dann auch auf andere Gedanken.

Es galt das eiserne Hofthor an Luischens Haus zu erklettern. Nöthig war das nicht, denn es stand offen und niemand wehrte den Eingang.

Spitzen in Gestalt von Pfeilen krönten die Eisenstangen. Glücklich waren wir auf den Querstangen bis zur Höhe gekommen, hatten auch glücklich uns umgedreht, die Beine über die Spitzen auf die andere Seite gebracht, und es galt nur noch mit kühnem Schwung hinabzuspringen.

Dem Kobes gelang's; als ich aber nachspringen wollte, hatte sich das Zuviel meiner Hosen unglücklich in eine der Pfeilspitzen festgehakt, die Hosen rissen und der Sprung wurde zum Fall.

Ich lag erschüttert auf dem Gesicht, und als ich mich befühlte, waren meine Glieder zwar noch ganz, aber die Hosen vollständig ruinirt. Hätte ich ein Bein oder so etwas zerbrochen, wäre mir Mitleid zu Theil geworden, so aber hatte ich nur Strafe zu erwarten. Es war ein Criminalfall, der nothwendig zur Jurisdiction des Vaters gehörte.

Kobes war weggelaufen. Ich stand an der Mauer gelehnt und überlegte, was zu thun war. Weglaufen lag am nächsten, aber ich dachte an das Wiederkommen. Kobes war auch einmal wegen einer Schulstrafe weggelaufen, aber die Strafe war dadurch nur härter geworden.

Lügenreden summten wie Mückenschwärme im Kopfe herum; aber das bebrillte Auge meines Vaters löste alle die Nacht- und Nebelgestalten der Lüge auf. — Ach, das einzige, was rathsam und gut gewesen wäre, nämlich pater peccavi zu sagen, fiel mir nicht ein, weil es selbst bereits den Kinderherzen des stolzen Menschengeschlechts so fern liegt.

Einen Augenblick wollte ich mich mit Trotz und Frechheit wappnen, aber ich bekam die Kräfte des Widerstandes nicht zusammen.

Endlich, als ich in meiner Rathlosigkeit weder ein noch aus wußte, ergriff mich Mitleid mit mir selbst, und ein Strom von Thränen brach aus meinen Augen.

Noch stand ich mit dem Kopf an die Mauer gedrückt in Wehmuth da, als sich eine Hand auf meine Schulter legte und eine Stimme flüsterte: „Komm, ich hole Nadel und Zwirn und nähe Dir die Hosen." — Es war Luischen, die Freundin meiner Schwester.

Ich weinte noch ärger, um mich nicht schämen zu müssen; Luischen aber war mit einem Sprung im Haus, und es dämmerte in mir ein Hoffnungsstrahl auf.

Bis jetzt hatte ich die Mädchen verachtet, weil sie nicht liebten, was wir liebten, nicht lernten, was wir lernten, nicht konnten, was wir konnten. Nunmehr hätte ich, wenn ich in reiferer Lebzeit gestanden, die Erfahrung machen können, daß die Frauen rettende Engel des Mitleids sind. Damals schoß mir nur flüchtig ein Gedanke von der Nützlichkeit der sonst so tief verachteten Nähschule durch den Kopf.

Mit kunstfertiger Hand und großen Stichen waren die Löcher bald geheilt. — Ich mischte mich um die Dämmerstunde still unter den Geschwisterkreis. An einem runden Tisch wurden die Schularbeiten unter Aufsicht der spinnenden Mutter angefertigt.

Froh zum Sitzen gekommen zu sein, widmete ich mich emsig der morgenden Lection. Meine Mutter freute sich gewiß schon im Stillen, daß die Arbeitsstunde ruhiger als gewöhnlich verlief, als die mir gegenübersitzende Schwester in starrendem Nachdenken über ein Rechenexempel von ungefähr eine Schramme auf meinem Backen bemerkte und ihre Bemerkung publicirte.

Die sorgsame Mutter rief mich zu sich, und trotz wiederholter Betheuerung, daß es nichts zu bedeuten habe, mußte ich gehorchen.

Zögernd machte ich mich auf den Weg, das Dunkel suchend wie Peter Schlemihl; aber die Schwester rief auf einmal: „Ach die neuen Hosen!"

Die Untersuchung stellte den Thatbestand schnell genug heraus, und selbst der Name der Näherin mußte genannt werden.

Von den Spöttereien der Brüder schweige ich, weil sie unbedeutend waren im Vergleich mit dem schweren Verdacht, der mich traf. — Denn, obwohl die gute Mutter nimmer Böses dachte, hat sie der schnelle Untergang der für unsterblich gehaltenen Hosen dazu gebracht, mich der absichtlichen Zerstörung zu zeihen.

Der Vater wurde gerufen.

Unter dem Druck einer falschen Anklage, deren Gewicht ich kannte, weinte ich schon im voraus. — Ich lernte nun auch zerrissene Herzen kennen.

Die Tragödie war fertig. — Den ungerechten Schicksalsschlägen suchte ich mich vergeblich zu entziehen.

Statt zu denken, daß wir in ungerechten Strafen oft für frühere Vergehungen büßen müssen, weckten die Schläge nur meinen unbändigen Trotz auf.

Ohne Nachtessen mußte ich zu Bett gehen.

Beim Ausziehen erinnerten die an die Unterkleider festgenähten Hosen noch einmal an die einzige Seele, die Mitleid gezeigt, — aber beten konnte ich nicht.

Weinend schlief ich ein, doch ehe die andern Geschwister kamen, wachte ich, von einem Lichtschimmer getroffen, wieder auf. Ich sah das liebe Bild meiner Mutter zum Kusse über mich gebeugt.

Weinend steckte ich meinen Kopf unter die Decke; aber es waren andere Thränen denn zuvor. Mit gefalteten Händen schlief ich wieder ein, und die guten Engel standen wieder um mein Bett.

Den folgenden Morgen war das Erlebte wie ein böser Traum vergessen. Ich durfte Vater und Mutter wieder küssen wie immer, und vor den Neckereien der Geschwister durfte ich den Kopf in den Schoß der Mutter bergen. Der Vater drohte zwar scherzend, daß er mich an den Beinen blau färben und dann ohne Hosen gehen lassen werde, aber ich war nicht bange davor. Ja, das Abenteuerliche der Drohung beschäftigte meine Phantasie der Art, daß ich ihre Ausführung wohl gern einmal probirt hätte.

Es verwirklichte sich jedoch ein anderer Plan.

Meine graubraunen Naturhosen wurden zur Reparatur nicht zum Schneider, sondern zum Schuster geschickt. Derselbe setzte ein großes, schwarzes ledernes Herz auf die beschädigte Stelle. Die Hosen entsprachen nunmehr vollständig allen Ansprüchen unsers jugendlichen Alpenclubs.

Als die Kniee dünn wurden, war ich bereits so praktisch geworden, daß ich auch für sie einen Lederbesatz in Anspruch nahm. — Ich konnte das um so leichter thun, da „das Herzen der Hosen" bei der Jugend des Städtchens der Art in Mode gekommen war, daß die Schuster fast mehr als die Schneider mit den Hosen zu thun hatten. Zuletzt kam es sogar dahin, daß die Hosen mit Leder verlängert wurden, wenn das Wachsthum des Inhabers das Verschleissen der Hosen überflügelt hatte. — Freilich ging mit der Verlängerung nicht zugleich eine Erweiterung der Hosen gepaart, und ich war sonach mit meinen Kameraden verpflichtet, lang und schmal in die Höhe zu schießen.

Hauptsächlich drückend war jedoch die cavalleriemäßige Schwere der Hosen zur Sommerzeit. — —

Ich ging in mein neuntes Jahr, der ganze Zauber der Junisonne lag auf Wald und Feld.

Kobes war wieder mein Freund trotz des dann und wann auftretenden Interdikts. Wir stahlen uns weg in den Wald.

Wie viel Ohren, Augen und Hände hätten wir haben müssen, um die ganze Waldesherrlichkeit zu fassen und zu greifen!

Das Manneshetz wird davon erquickt, aber das Kinderherz wird trunken.

Geheimnißvoll schlängelte sich ein Bächlein unter den Bäumen her; bald übermüthig hüpfend, bald in kleinen Untiefen wie in ernsten Gedanken sich sammelnd.

Wir warfen Blätter und Holzstücken hinein, und folgten ihrem Dahingleiten mit den Augen, bis sie verschwanden.

Der Rothe zog darauf die Stiefel aus und plätscherte mit den Füßen im Wasser.

Ich folgte bald.

Der Rothe zog die Hosen aus, um im Bächlein zu waten; ich that es auch.

Wir schritten im kühlen Wasser fröhlich weiter. Es war so lustig, das Spiegelbild des Waldes im Bache zittern und gerinnen zu sehen und auf die Gipfel der Bäume zu treten.

Da auf einmal lassen sich Stimmen hören aus der Gegend wo unsere Hosen lagen. Mit angehaltenem Athem lauschen wir und erkennen die Stimme des Nachbars. Glücklich, daß die Gesellschaft durch den Bach von unserm Kleiderdepot getrennt war; — doch ihren Blicken konnte es nicht verborgen bleiben.

„Da liegen ja Kinderkleider," ruft der Nachbar, und sein Töchterlein Luise stößt die Worte heraus: „das sind ja die Hosen von . . . . .", und verstummte, als hätte sie sich die Zunge abgebissen. Die Mutter Luisens aber ergänzte den Namen, denn meine Graubraunen waren in der Nachbarschaft nur allzugut bekannt.

Ich wäre bald in die Erde gesunken, oder vielmehr ins Wasser. Noch tiefer verbarg ich mich hinter einen schützenden Busch.

Wenn nun gar die Gesellschaft den Weg eingeschlagen hätte, wo wir standen; — der Gedanke war nicht auszudenken.

Wasserhosen, Windhosen wären mir recht gewesen. — Ich bat alle Hosen, die ich beschädigt, um Verzeihung, und gelobte allem Sansculotismus den tiefsten Haß. Man muß eben eine Sache einmal entbehren, um sie schätzen zu lernen. Der Rothe dagegen stieß ein paar wilde Thiertöne aus seinem Versteck hervor, — und siehe, die Gesellschaft zog sich in feinem Tact auf demselben Weg wieder zurück, auf dem sie gekommen.

Im Städtchen wurde die Geschichte zwar in Freundeskreisen erzählt, und meine Brüder neckten mich mit der Geschichte vom Waldmenschen weidlich. — Die Person aber, welche die Hosen zuerst erkannte, hat nimmer davon gesprochen.

Und ich würde mir auch im Daheim nicht davon zu sprechen erlaubt haben, wenn nicht neben tausenderlei gleichgültigen Dingen auch die Hosen einen bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung des jungen Weltbürgers ausübten, ehe derselbe in die cultivirte Welt einzutreten im Stande ist.

Am Familientische.

Unser zukünftiges neues Geld.

Nach einem neu aufgestellten Entwurf, der wahrscheinlich die Absichten der norddeutschen Bundesregierung ausdrückt und angeblich dem nächsten Reichstage vorgelegt werden soll', wird die Einheit künftig im Werthe von 7½ Sgr. oder 6 gGr. sein und Mark heißen. Dieselbe enthält 10 (Neu-) Groschen und der (Neu-)Groschen 10 Pfennig, die Mark also 100 Pfennig. 4 Mark sind 1 Thaler, welche Benennung beibehalten wird, 25 Thaler also 100 Mark. Die 2½-Silbergroschen- und 5-Silbergroschenstücke bilden ein Drittel und zwei Drittel Mark, daneben wird eine halbe Mark im Werthe von 3¾ Sgr. = 5 Neugroschen geprägt werden, ebenso Eingroschenstücke. Auf 7½ Sgr. kamen bisher 90 Pf., künftighin ist also der neue Groschen im Werth der bisherigen 9 Pf. = künftighin 10 Neupfennigen. Da bekanntlich der Werth der Kupfermünzen ein den Kupferwerth weit übersteigender ist, so werden wohl die jetzt umlaufenden Pfennige der Umprägung nicht bedürfen. Es würde also nur der Prägung von Mark (¼ Thaler), halben Mark (⅛ Thaler) und neuer Groschen bedürfen, um sofort mit den obengenannten Ländern ein einheitliches Münzsystem zu haben. Hamburg und Lübeck, die bisher 40 Schilling Courant auf den Thaler hatten, behalten für ihre Silbermünzen diesen Werth. 10 Hamburgische oder Lübeckische Courant-Schillinge sind = 1 Mark. Der dänische Reichsbankthaler = 96 Rbskilling = 22½ Sgr. ist = 3 Mark. Von dänischen Münzen laufen ⅓ und namentlich ⅙ Rbthlr. massenweise in Hamburg und den Herzogthümern um, die nach Einführung des projektirten Münzgesetzes sich vortrefflich in das landesübliche Rechnungssystem einfügen würden. In Lauenburg und Mecklenburg rechnet man ferner nach Preuß. Thalern zu 24 gGr. à 2 Schilling. Auch dazu paßt die Mark (¼ Thlr.) ganz vorzüglich.

Uebel könnte scheinen, daß sich das neue System, das allerdings für ganz Norddeutschland in bequemer und durchgreifender Weise eine Münzeinheit herstellen wird, der süddeutschen Guldenwährung gar nicht anpaßt. Aber ein Münzsystem, das die Thalerwährung und die Guldenwährung in Einklang bringen sollte, ist überhaupt ohne tiefe Einschnitte in die bisherigen Grundlagen der einen oder der andern Währung nicht denkbar. Uebrigens dürfte die Annäherung an das Franksystem, die in dem Entwurf angebahnt ist, für die süddeutschen Staaten so viel Verlockendes haben, um allmählich dem norddeutschen Münzsysteme beizutreten, und so scheint denn allseitig das große und langerstrebte Werk einer deutschen Münzeinigung der Verwirklichung entgegen zu reifen.

F. St.

Aus Australien.

Das Känguruh und seine Feinde. Das Känguruh ist bekanntlich das größte vierfüßige Thier Australiens. Wie Charles Darwin behauptet, ist es aber auch das älteste Säugethier der Erde, noch der secundären Bildung unseres Planeten angehörig, und hat sich aus der Classe der Amphibien herausgebildet. Doch dem sei, wie ihm wolle, ich will meine geehrten Leser auf alle Fälle nicht über den problematischen Ursprung dieses Thieres unterhalten, sondern sie vielmehr mit der interessanten Art und Weise, wie dasselbe in Australien gehetzt wird, bekannt machen.

Das Känguruh hatte bislang gegen zwei ihm überlegene Feinde zu kämpfen: gegen die Eingebornen und gegen den Dingo oder — darf ich so sagen? — australischen wilden Hund, denn nach der Ansicht mancher Zoologen ist derselbe allerdings von dem Verdachte einer künstlichen Einfuhr nicht frei.

Die Australneger haben jetzt die Jagd wenigstens in den von den Colonisten occupirten und zumal für Agriculturzwecke verwendeten Districten so gut wie aufgegeben oder, um ehrlich zu sein, aufgeben müssen. Sie treiben sich, während sie an Zahl von Jahr zu Jahr geringer werden, in der Nähe der Städte und Dörfer umher und fristen ihr trauriges Dasein aus dem Gewinne für kleine Dienstleistungen bei ihren Verdrängern, meist aber durch Bettelei. Angesiedelt haben sie sich nirgends, und sie werden auch wohl nie diese Culturstufe erreichen. Die Bemühungen der Missionäre sind, abgesehen von andern Ursachen, hauptsächlich an der Unfähigkeit dieser niedrigsten aller Racen gescheitert. Die Melanesier, selbst uncivilisirbar, sterben aus, sobald sie mit der Cultur in Berührung kommen.

Es ist allbekannt, daß die Schafzucht in Australien gewaltige Dimensionen angenommen, und niemand weiß das besser, als die europäischen Züchter, und zwar zu ihrem eigenen pecuniären Nachtheile. Auch die Dingos nahmen von der Einwanderung der Schafe sehr bald Notiz, weil sie das Fleisch derselben außerordentlich schmackhaft fanden und ihr Fang sich mit viel größerer Leichtigkeit bewerkstelligen ließ, als die Jagd auf schnellfüßige Känguruhs, war nur erst die Wachsamkeit des Schäfers und seiner Hunde zur Nachtzeit überwunden. Aber der Dingo findet, wo immer er Gelegenheit dazu hat, ein besonderes Vergnügen am Morden. Er begnügt sich nicht mit der Beute eines Schafes, sondern erwürgt je mehr, je lieber, ehe er sich an seinen Fraß macht. Dies mußte natürlich den Unwillen und Zorn der squatters oder Schafkönige, wie man in Australien die Herdenbesitzer nennt, wach rufen, und die Ausrottung des Dingo Geschlechtes, so weit sie möglich, war eine beschlossene Sache.

Bei solchen Vorgängen stand sich vorläufig niemand besser, als unser Känguruh, denn, frei von seinen Feinden, konnte es sich gemächlich auf den großen Weiden ausbreiten; es gedieh prächtig und vermehrte sich außerordentlich. Die Herrlichkeit dauerte indes nicht lange. Der, welcher zwar seinen Hauptfeind, den Dingo, verfolgt und nach Kräften ausgerottet hatte, war darum noch nicht sein Freund, sondern der auf seinen eignen Vortheil emsig lauernde und calculirende Squatter. Die Känguruhs weiden nämlich mit den Schafen von demselben Futter, nur mit dem gravirenden Unterschiede, daß zwei der ersteren so viel fressen, als drei der letzteren. Das griff aber wieder entschieden in das Interesse der Schäfereibesitzer ein und veranlaßte sie, auch gegen diese Vielfresser einen Vertilgungskrieg zu beginnen.

Mit großen Känguruhhunden, den Windspielen ähnlich, nur etwas derber und kräftiger im Bau, kann man diese raschen Thiere schon erjagen, aber dies Mittel bewährt sich denn doch immer als zu langsam, wenn es sich um eine Schlächterei en gros handeln soll. Man entlehnte daher die folgende durchgreifende Methode von der Capcolonie, welche dem Zwecke besser entspricht.

Man zäunt ein Stück Land mit einer 12 Fuß hohen Einfriedigung („Stockade") ein, die vorn eine Lücke hat, von der zwei geflochtene Hecken ungefähr ½ Meile weit auseinanderlaufen. Auf diese Weise bildet man einen weiten, sich nach innen zu allmählich verengenden Rachen zur Aufnahme des hineingehetzten Wildes.

Eine Känguruhjagd gehört in Australien, wo es keinen besseren Sport gibt, zu den sogenannten noblen Passionen. Die Freunde dieser Jagd kommen an solchen Tagen von weit und breit herbei, um Theil zu nehmen, meist von ihren Frauen und Töchtern begleitet, welche, der australischen Sitte gemäß, bei einer öffentlichen Affäre nie fehlen dürfen. Alle sind selbstverständlich zu Pferde.

Nachdem sich die Gesellschaft an einem dazu bestimmten Orte in reicher Anzahl — denn je mehr, desto besser — versammelt, macht man sich zunächst an ein stärkendes Frühstück, wobei insbesondere die unvermeidlichen „Schinken, Chesterkäse und Porter" nicht fehlen dürfen.

Ist das „Lunch" vorüber, so geht es frisch ans Werk. Reiter wie Reiterinnen breiten sich in einem großen Halbkreise gegen die auseinanderlaufenden Hecken aus und verschließen so endlich die weite Oeffnung.

Während dieses Vorganges werden die Känguruhs durch Peitschenknall, Lärmen, Schießen u. s. w., so wie durch Hunde aus ihren Verstecken aufgejagt und vorwärts getrieben, bis sie zuletzt in den verhängnißvollen Heckengang gerathen sind. Ist dies geschehen, so schließen sich die Reiter in aller Eile möglichst eng an einander, um den ganzen Rudel in den innern Raum hineinzuzwingen. Aber dies ist noch nicht so leicht gethan, denn ein letzter verzweifelter Versuch zu entkommen, wird von den Thieren, welche nunmehr die Falle des Verraths gemerkt, angestrengt.

Der Vortrab war nämlich in der Stockade angelangt, hatte ausgefunden, daß dort kein Entkommen sei, und kommt nun zurückgerannt willens, sich selbst mit Einsetzung des Lebens einen Weg durch die annähernde Phalanx der Reiter zu bahnen. Diese Scene ist eine außerordentlich aufregende, und das Jagdvergnügen erreicht hier seinen höchsten Grad. Die grotesken Bewegungen der Känguruhs, — das laute Schreien und Knallen mit den Peitschen, — das Wehen mit Tüchern, um die Thiere zurückzuscheuchen, — die galoppirenden Reiter, versuchend einen Haufen, der wirklich durchgebrochen, wieder einzuholen, — die Joeys oder Jungen, aus der Mutter Tasche geworfen und in allen Richtungen umherhüpfend und Schutz unter dem Buschwerk der Hecken suchend, — alles dies gewährt den Jagdfreunden ein ungewöhnliches Vergnügen.

Manche Känguruhs werden mit der gefährlichen stock-whip, auch Känguruhpeitsche genannt, niedergeworfen und ehe sie sich noch wieder erheben können, trifft sie schon das mit Blei beschwerte, tödtliche Handende derselben; einigen gelingt es auch wirklich zu entkommen, allein der größere Theil muß doch wieder zurück und gewaltsam in die Einhegung hinein, wo ihnen nichts sicherer ist, als der Tod. Sind die Reiter am Eingange der Stockade angelangt, so bilden sie hier eine enggeschlossene compacte Masse, durch die ein Entrinnen platterdings unmöglich ist.

Die eigentliche Jagd ist jetzt vorbei, und es bleibt nur noch das Endgeschäft, d. i. die Tödtung der eingefangenen Beute, übrig, was von einigen berittenen Jägern mit kurzen, nach vorn hin dicker auslaufenden Knütteln verrichtet wird. Dieser Beschluß des Jagdvergnügens ist grausam genug, und man kann in der That, ohne gerade sentimental zu sein, seine Verwunderung darüber wohl ausdrücken, daß Alt und Jung, Männlein und Fräulein diesem Gemetzel mit innigem Behagen zuschaut. Und dies Gefühl hat um so mehr Berechtigung, als die Känguruhs zu den harmlosesten Geschöpfen gehören, deren einziges Verbrechen darin besteht, daß ihrer zwei so viel Futter brauchen, als drei Schafe.

Die Zahl der so getödteten Thiere ist oft eine ganz enorme. Auf einer Jagd, welche vor einigen Monaten auf der Schafstation Caramut, westlich von Geelong, abgehalten wurde und die sich dreimal in obiger Weise wiederholte, wurden sehr nahe 4000 derselben getödtet.

Vielleicht haben meine freundlichen Leser bereits von der kangaroo-tail soup, d. i. Känguruhschwanzsuppe, gehört, welche von Feinschmeckern für die delicateste aller Suppen gehalten wird und die man eben aus den jenen Schwänzen der Känguruhs, nachdem selbige in das Stadium eines starken haut-goût getreten, bereitet. Man könnte den Geschmack dieser Suppe, meines Erachtens, etwa mit der bekannten ox-tail-soup, d. i. Ochsenschwanzsuppe, vergleichen. Auch der Hintertheil eines Känguruhs liefert einen vortrefflichen Braten, während das übrige nicht weiter benutzt wird.

Ein alter Colonist Australiens.

Händel und Bach.

Auf mehrfache Anfragen theilen wir mit, daß die in Nr. 48 enthaltenen Portraits Händel und Bach nach den Stichen gezeichnet sind, welche in der bei Breitkopf & Härtel in Leipzig erschienenen prachtvollen Stahlstichwerk „Bildnisse berühmter Deutschen" enthalten sind.

Wir benutzen mit Vergnügen die Gelegenheit, um dieses Werk, welches in 30 künstlerisch ausgeführten Stichen nach den besten vorhandenen Gemälden die Bildnisse berühmter deutscher Männer enthält und ein ehrenvolles Zeugniß für die Leistungen der Verlagshandlung auf dem Gebiete der Kunst ist, allen Kunstfreunden und Liebhabern zur Anschaffung zu empfehlen, dasselbe wird eine Zierde für jede Hausbibliothek bilden.

Briefkasten.

Herrn A. W. im „Jäger am See." Ohne Ihrem Autor zu nahe treten zu wollen, können wir Ihnen doch auch Trautweins Führer in Oberbaiern und Tirol als ein desto zuverlässigeres, dabei handliches, gedrängtes und leicht portatives Reisebuch empfehlen, in dem Sie alles Nöth'ge und nichts Ueberflüssiges finden. Dr. B. in S. Wir werden dem Pariser Skandal weder in Bild noch Wort die Schleppe tragen. v. W. in N.-Y. Jenes amerikanische Blatt füllt allerdings seine Spalten mit den Illustrationen des Daheim, von denen es regelmäßig Clichés bezieht. Eine Unklarheit über die Priorität derselben ist unmöglich, da sie dort ja erst wochenlang später erscheinen, nachdem das Daheim bereits längst angekommen ist. A. K. in Borkum. Kräftigen Wellenschlag, guten Appetit! Mitarbeiter in P. „Nein, ich bin nicht mit Ihnen zufrieden." (Don Carlos.) Präsident P. in M. Daß das Lotto in Baiern längst aufgehoben ist, war uns keineswegs unbekannt. Der Ausdruck war vielleicht in jenem Artikel etwas undeutlich. „Halte mir den Rückfall in die Sterblichkeit zu gut." Herrn A. P. in Riga. So respectabel und schätzbar ohne Zweifel die Leistungen Ihrer verehrlichen Gesellschaft sind, so bedauern wir doch weder den Saltomortale des ehrenwerthen Herrn Barry auf gesatteltem, noch die Voltige der wohlgeborenen Miß Zephora auf ungesatteltem Pferde illustriren zu können. Ebensowenig können wir zu unserem Schmerze der „großartigen Leistung" des Pantoffelspiels, der „Hauptarbeit" der japanesischen Truppe, wie der „ikarischen Spiele" der Familie Nagel Erwähnung thun.

Inhalt: Frauenliebe. Novelle von Otto Glagau. (Forts.) — Die deutsche Jagd in ihren Jahreszeiten. IV. Von Oberförster Adolf Müller. — Händel und Bach. Skizze von F. Frommel. (Schluß.) — Die ersten Hosen. Aus den Kinderjahren. Von Karl Herøst. — Am Familientische.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 19. September 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. **1868 № 51.**

Frauenliebe.

Novelle von **Otto Glagau.**

(Fortsetzung.)

VI.

Der Frühling hatte sich wieder eingestellt, und noch nie war er Martin schöner und hoffnungsreicher erschienen. Es däuchte ihm, als ob der Himmel diesmal ganz besonders blau und glänzend wäre, die Lüfte linder und würziger denn je wehten, die Bäume üppiger als sonst grünten, und die Vöglein noch nie so hell und lieblich gesungen hätten. Das machte, es blauete, blühte und sang noch weit herrlicher im Herzen des Jünglings. Sah er doch das Ziel seines Hauptwunsches mit jedem Tage näher rücken: nur noch wenige Monate und er durfte den bunten Rock ausziehen, er durfte nach Hause wandern, und war dann wieder mit seinen Lieben vereinigt.

Ueber dieser wonnigen Aussicht vergaß er alles übrige. Hannchen hatte er seither nicht wieder gesehen, er dachte ihrer nur noch selten und flüchtig, er war viel zu sehr mit sich selber beschäftigt. — „Sie wird sich trösten," meinte er, wenn die Erinnerung an sie ihm zufällig durch den Sinn fuhr; „ihr Herzeleid wird nicht mehr so groß sein, und am Ende kann ich ihr nicht helfen." — Er vergaß sogar fast alle Sorge um die Zukunft; daß mit der Heimkehr Stina noch lange nicht die Seine wäre, daß zwischen ihm und der Geliebten noch immer ihr Vater stehe, und daß es ihm vielleicht nie gelingen werde, diesen für sich zu gewinnen. — „Wenn ich nur erst daheim bin, alles andere wird sich dann schon geben," dachte er und war nun ganz zuversichtlichen, freudigen Sinnes.

Da auf dem Gipfel seiner Hoffnungen traf ihn jählings der Wetterstrahl des Schicksals und schmetterte ihn in den Abgrund des Elends und der Verzweiflung.

In der Kaserne brach die sogenannte ägyptische Augenentzündung aus, und auch Martin ward von ihr ergriffen. Eines Tages bemerkte er über dem obern Lid des linken Auges einen rothen Streifen und daß das Lid selber etwas geschwollen war. Er hatte nichts Arges daran, doch bald zeigte sich am andern Auge dieselbe Erscheinung, die Geschwulst wurde stärker, die Lidränder rötheten sich auffällig, beim Oeffnen der Augen ergoß sich morgens eine molkige Flüssigkeit — und ehe Martin sich's versah, befand er sich mit Hannchen unter einem Dache, mit einer Anzahl von Kameraden in einem Krankensaale des Lazareths.

Die Geschwulst wurde höher und dunkler, härter und empfindlicher, so daß der Kranke nur noch mit Anstrengung und nicht mehr hinreichend die Augen zu öffnen vermochte; sie fingen an heftig zu brennen und zu stechen, ein Gefühl dumpfer Eingenommenheit bemächtigte sich des Kopfes, und kalte Fieberschauer schüttelten von Zeit zu Zeit den ganzen Körper. Bald zeigten sich die Augen völlig lichtscheu, während die Absonderung aus ihnen immer stärker wurde und sich endlich in eitrigen, gelb und blutig gefärbten Strömen ergoß.

Damit steigerten sich die Schmerzen in Kopf und Augen bis zum Wahnsinn, sie ließen den gefolterten Kranken nicht mehr schlafen; aber er ertrug sie mit stoischer Geduld und mit heldenhaftem Muth. Er unterzog sich willig den martervollen Operationen von Blutegeln und Höllenstein, Messer und Scheere; und er befolgte die Vorschriften der Aerzte und ihrer Gehilfen auf das genaueste, so daß sie alle ihn seinen oft störrischen und empfindlichen Leidensgefährten als das Muster eines Patienten aufstellten und zum Dank dafür ihm die sorgfältigste und unermüdlichste Behandlung widmeten. Trotz alledem nahm gerade bei Martin das Uebel einen höchst gefährlichen Charakter an, es machte langsame aber sichere Fortschritte. Der Unglückliche sah einen nach dem andern von seinen Kameraden mit völlig oder doch theilweise gerettetem Sehvermögen den Saal verlassen und fand sich endlich fast ganz vereinsamt.

Aber deshalb verließ ihn nicht die Hoffnung, und die Aerzte ermunterten ihn natürlich in dieser: sein Leiden sei langwieriger und hartnäckiger, aber es werde und müsse sich gleichfalls heben. Keinen Augenblick dachte er daran, daß ihm das Schlimmste bevorstehen möchte, daß er das Augenlicht gänzlich verlieren könne.

So vergingen Wochen und Monate, für den Kranken — ebensoviele Jahre; denn die entsetzlichen Schmerzen, die ihn unaufhörlich wie mit glühenden Zangen zwickten, ließen die Tage und noch mehr

die Nächte in endloser Ausdehnung, in grausenhafter Einförmigkeit vorüberschleichen, und die Erholung des Schlafes konnte ihm nur noch durch narkotische Mittel bereitet werden. Die Krankheit hatte ihren Höhepunkt erreicht und hielt sich ungewöhnlich lange auf demselben; mit der äußersten Spannung sahen die Aerzte dem Eintritt der Krisis entgegen. Schon meinten sie diese günstig deuten zu dürfen, denn die Eiterabsonderung ließ merklich nach, und die Hornhaut, dieses Fenster des Auges, schien sich in ihrer Substanz doch noch erhalten zu wollen. Aber das war nur Trug, sie war bereits unrettbar zerstört, bald sah man sie matt und mißfarbig werden und schnell einsinken. Immer schwächer wurde der Lichtstrahl, der noch in Martins Augen fiel, und endlich kam der Augenblick, wo er völlig und für immer erlöschen sollte. Das Auge des Kranken brach, wie das eines Sterbenden, aber nicht der Tod umfing ihn, sondern nur dichte Finsterniß.

„Ein höchst interessanter Fall," sprach der dirigirende Oberarzt zu seinen jüngeren Collegen; „ein doppelt merkwürdiger Fall, wie er äußerst selten vorkommt. Wir haben hier eine acute Blennorrhoe, die bis zum zweiten Grade vorgeschritten, in eine chronische umschlägt und gleichwohl mit dem Verluste des Auges endigt. Und die Cornea wird nicht, wie es gewöhnlich geschieht, durch Brand oder eitrige Infiltration, sondern durch Atrophie zerstört. In der That, sehr interessant!"

Martin verstand nichts von dieser Rede, aber er wunderte sich, daß, obschon man ihm Schirm und Verband von den Augen genommen, und der Arzt die Lider mit einer Pinzette weiter als je auseinanderzog — er doch nicht das Geringste wahrzunehmen vermochte.

„Es ist mir ganz dunkel vor Augen," Herr Doctor, sagte er. „Ich sehe nicht einmal was schimmern; aber die Schmerzen sind nicht mehr so groß."

„Sie werden nun bald ganz aufhören, mein Lieber," antwortete der Arzt. „Aber deswegen sind und bleiben Sie doch immer blind."

„Blind?" rief Martin und fuhr ungestüm von seinem Lager auf.

„Das ist leider Ihr Loos!" sagte mitleidig der Arzt.

„Blind?!!" schrie jener und sprang, nackend wie er war, aus dem Bette, so daß er die Umstehenden, welche sich diese Heftigkeit nicht versahen, fast niederwarf.

Ein Bild des Entsetzens, mit gesträubten Haaren und am ganzen Körper zitternd, stand er vor ihnen und streckte flehend die Hände gegen sie aus.

„Blind?! Für immer blind?!!" wiederholte er mit klappernden Zähnen, und der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. — „O nein, das kann nicht sein! so grausam werden Sie nicht an mir handeln. Ich will sogar noch einmal so lange hier liegen bleiben; — wenn's sein muß, noch zehnmal größere Schmerzen geduldig ertragen: — aber haben Sie Erbarmen mit mir, machen Sie mich wieder sehend, wenn auch nur auf einem Auge, wenn auch nur ein wenig, ein ganz klein wenig, nur so viel, daß ich Tag von Nacht unterscheiden kann."

„Hier ist unsere Kunst zu Ende!" sagte erschüttert der Arzt.

„So?!" schrie Martin, und sein Gesicht verzerrte sich vor Schreck und Wuth. „Also das ist Eure Kunst. Warum habt ihr mir das nicht gleich gesagt? Warum habt Ihr mich hierhergebracht und an zehn Wochen gequält und gemartert? blos, um mir auch das letzte Fünkchen Licht auszusaugen, um mich sicher blind, stockblind zu machen?! — Aber ich will meine Augen wieder haben," fuhr er drohend fort und packte den Nächsten; „Ihr sollt, Ihr müßt mir helfen — oder ich ermorde Euch."

„Nehmen Sie doch Vernunft an, mein Freund!" sprach der Arzt.

„Vernunft!" brüllte Martin mit schäumenden Lippen. „Ich will nicht Vernunft, ich will Licht. Gebt mir Licht. Ich will nicht blind sein, ich will wieder sehen."

Er riß die geschlossenen Lider voneinander und wühlte mit den Fingernägeln in den erstorbenen Augen umher, daß das Blut hervorschoß und ihm Gesicht und Hände besudelte. Ein grauenhafter Anblick, vor dem auch die an erschütternde Scenen gewöhnten Aerzte scheu zurückbebten. Alle waren entsetzt ob der mächtigen und plötzlichen Umwandlung, die mit Martin vorgegangen; der sonst so stille und sanfte, schüchterne und geduldige Jüngling war nicht mehr wiederzuerkennen. Er sah sein Lebensglück für immer vernichtet, er hatte nichts mehr zu hoffen und zu fürchten, und seine ganze Natur empörte sich um so greller und wilder, als sie so lange nur geschwiegen und gelitten. Er begann alle Welt anzuklagen, daß sie ihn stets verfolgt und getreten, immer gequält und nun auch um sein letztes Gut gebracht habe; er begann die Welt und sich selber mit den gräßlichsten Flüchen und Verwünschungen zu beladen. So glich er einem Rasenden, dessen ganze Seele nur Wuth und Rache schnob, der Jedermann und sich selber zu vernichten drohte. Die Wärter mußten sich seiner bemächtigen und ihn gewaltsam ins Bette zurückschaffen, wo sie ihn streng bewachten.

Dieser Paroxismus schien sich indes nicht wiederholen zu wollen, sondern ihm folgte ein finsteres, trotziges Brüten, in welchem Martin fortan verharrte. Er antwortete kaum, wenn man zu ihm sprach, aber er verhielt sich wieder ruhig und that, wenn auch mürrisch und widerwillig, was man von ihm verlangte.

Nach einiger Zeit brachte man ihn in ein anderes Zimmer, damit er sich hier von seiner schweren Krankheit erholen und kräftigen möge. Zu solchem Zwecke erhielt er täglich etwas Wein und eine nahrhafte Kost; und er aß, trank und schlief, ohne sich zu sträuben. Im übrigen saß er gewöhnlich auf einem Flecke und starrte mit den erloschenen Augen regungslos vor sich hin. Sein Geist hatte noch nicht alle Spannkraft verloren, er wartete noch auf Eins, und mit dieser Erwartung beschäftigte sich sein ganzes Sinnen und Denken. Schon während der Krankheit hatte er von dieser nach Hause Anzeige machen lassen; aber wie er damals den schrecklichen Ausgang noch nicht im entferntesten selber fürchtete, so hatte er auch seinen Angehörigen keinerlei Besorgniß eingeflößt, sondern ihnen die baldige Heilung des Uebels in Aussicht gestellt. Doch nun hatte er ihnen melden müssen, daß er ein armer Blinder sei, und daß er nicht wisse, was aus ihm werden solle. So hatte er schreiben lassen, und jetzt erwartete er täglich die Antwort des Schulmeisters.

Endlich sagte der Wärter zu ihm:

„Es ist ein Brief für Sie gekommen."

„Wo ist der Brief? Geben Sie mir den Brief!" antwortete Martin hastig, und zum erstenmal nach langer Zeit färbte eine lebhafte Röthe seine bleichen Wangen.

„Hier ist er," sagte der Wärter.

Martin ergriff das Schreiben mit zitternden Händen und steckte es schnell in die Tasche.

Der Wärter sah ihm verwundert zu.

„Nun," meinte er, „wollen Sie denn nicht wissen, was in dem Briefe steht?"

„Ich will ihn nachher lesen," entgegnete Martin mit scheinbarer Gleichgültigkeit."

„Sie wollen ihn selber lesen?" fragte erstaunt der andere.

„Ja so!" seufzte Martin und sein Gesicht verzog sich schmerzlich. „Ich kann nicht mehr lesen. Da muß es schon ein anderer thun. Wollen Sie so gefällig sein?"

Der Wärter nahm den Brief, den Martin ihm mit sichtlichem Widerstreben zurückgab, erbrach ihn, räusperte sich und wollte beginnen.

„Noch nicht!" sagte Martin. Warten Sie doch noch einen Augenblick.

Dann holte er tief Athem und setzte sich fest auf seinem Stuhl zurecht.

„Nun?" machte der ungeduldige Wärter.

Martin nickte, und jener las:

Mein armer unglücklicher Sohn!

Wenn Du auch nicht mein leibliches Kind bist — sintemalen ich deren nicht besitze, denn ich konnte mich wegen der geringen Einnahme meiner Stelle nie entschließen, ein Weib zu freien — so bist Du doch der Sohn meines Herzens, und mein Herz blutet, wenn ich der großen Noth und des schweren Trübsals gedenke, die so jäh über Dich gekommen sind. Du wirst mit dem Psalmisten schreien: „Meine Seele ist voll Jammer, und mein Leben ist nahe bei der Hölle. Ich bin geachtet gleich denen, die zu der Hölle fahren; ich bin wie ein Mann, der keine Hilfe hat. Ich liege unter den Todten verlassen, wie die Erschlagenen, die im Grabe liegen. Der Herr hat mich in die Grube geworfen, in die Finsterniß und in die Tiefe. Sein Grimm drücket mich und dränget mich mit allen seinen Fluten. Ich liege gefangen und kann nicht auskommen." — Und Du sprichst wohl gar wie Hiob: „Der Tag müßte verloren sein, darinnen ich geboren bin, und die Nacht, da man sprach: Es ist ein Männlein

empfangen! Warum bin ich nicht gestorben vom Mutterleibe an? Warum bin ich nicht umgekommen, da ich geboren wurde?“ — Aber mein theurer Sohn, ich beschwöre Dich um Deiner unsterblichen Seele willen, thue nicht also und versündige Dich nicht so schwer an Deinem Schöpfer. Es ist keine Kunst und kein Verdienst, in guten Tagen Gottes Freund zu sein; aber auch in böser Zeit, da man vor Jammer und Elend nicht ein noch aus weiß, noch fest und treulich an ihm halten — das macht erst den Christen und da bewährt sich erst der Christ. Wohl hat Dich Gott so heimgesucht, daß Du schier verzagen magst, und wohl weiß ich nicht, ob Du's verdient hast, denn Du gehörtest nie zu den Gottlosen; allein, vielgeliebter Sohn, Du darfst nicht vergessen, daß Gott deswegen noch immer der allweise und allgütige Gott ist, und daß alles, was er thut, wohlgethan ist und schließlich doch zu unserem Besten gereicht, wenn wir's auch nicht gleich erkennen und begreifen können. Denn niemand mag seinen Sinn erforschen, und seine Wege sind nicht unsere Wege. Zwar hat er Dir das Licht der Augen genommen, aber nicht das Licht Deiner Seele; und wenn es nur da drinnen hell ist, mag es draußen immer dunkel sein, Du wirst Deinen Weg schon finden.

Darum sorge auch nicht und gräme Dich nicht, was jetzt aus Dir werden und wie Du nun Dein Leben anstellen sollst. Du hast ja noch eine Mutter und einen Freund, die Dich um Deines Unglücks willen nicht weniger lieben denn früher, sondern eher mehr; die mit herzlicher Sehnsucht Deiner Zurückkunft entgegensehen, und die Dich gern warten und pflegen und mit Freuden den letzten Bissen mit Dir theilen wollen.

Auch Stina hat die Nachricht von Deiner Erblindung schwer betroffen. Sie war zuerst ganz außer sich vor Schmerz und Gram und sie hat ihrem Vater bittere Vorwürfe gemacht, daß er gewissermaßen mit die Schuld an Deinem Unglück trägt, weil er Dich mit Gewalt unter die Soldaten getrieben, und daß sie Dich nun dadurch verloren hat. Nämlich sie sieht wohl ein, daß jetzt aus Euch beiden nichts werden kann; denn was soll sie mit einem blinden Mann? Darum hat sie sich endlich überreden lassen, den Jacob zu nehmen, und Michaeli soll die Hochzeit sein.

„Bitte, lesen Sie das noch einmal!“ sagte Martin mit gepreßter Stimme.

„Darum hat sie sich endlich überreden lassen, den Jacob zu nehmen, und Michaeli soll die Hochzeit sein,“ wiederholte der andere.

„Und Michaeli soll die Hochzeit sein,“ murmelte der Blinde mit gesenktem Haupte.

Ohne darauf zu achten fuhr der Wärter im Lesen fort:

Glaube nur, lieber Martin, dieser Schritt wird dem armen Mädchen gewiß nicht leicht, aber was bleibt ihr anders übrig? Es hilft nichts, wider den Stachel zu löcken; und auch Du mußt Dich in das Unabänderliche fügen. Gib uns nur bald Kunde, wann Du dort entlassen wirst, und wann Du hier einzutreffen gedenkst. Deine alte Mutter kann den Augenblick kaum erwarten, wo es ihr wieder vergönnt sein wird, Dich in ihre Arme zu schließen, und sie sendet Dir einstweilen viele herzliche Grüße. Auch Stina grüßt und läßt Dich noch besonders bitten, ihr doch ja nicht zu zürnen; es thut ihr sehr leid um Dich, und sie wird Dich nimmer vergessen.

Indem ich Gott bitte, daß er Dich in dieser schweren Prüfung nicht unterliegen lasse, bin und verbleibe ich

Dein

treuer und wahrhaft väterlich gesinnter Freund

Zacharias Budnick.

Martin hatte den Schluß des Briefes nicht mehr vernommen; wie einem Ertrinkenden brauste es ihm vor den Ohren, und sein Herz zog sich krampfhaft zusammen, als ob er ersticken sollte. Tausendmal hatte er sich's selber gesagt, daß er mit den Augen auch die Geliebte verloren; und nun, da die Bestätigung eintraf, war's ihm dennoch eine grausame Ueberraschung, ein zweiter und noch tieferer Todesstoß. Noch immer hatte ihn eine leise Hoffnung umgaukelt, daß Stina auch jetzt noch an ihm festhalten werde; er hatte diese Hoffnung als eine unsinnige verscheuchen wollen, aber trotzdem sie mit seinem Herzblut genährt, und sie allein hatte ihn bisher aufrecht gehalten. Vor der Welt hatte Stina nur billig und vernünftig gehandelt, niemand durfte sie tadeln, auch der Schulmeister hatte es nicht gethan, und selbst Martin vermochte ihr keinen eigentlichen Vorwurf zu machen, sie nicht etwa des Treubruchs anzuklagen, denn auch die Treue hat ihre Grenzen. „Was soll sie mit einem blinden Mann!“ wiederholte sich der Unglückliche unaufhörlich; er mußte sich's eingestehen, daß er gar nicht mehr im Stande sei zu heirathen, daß er nicht einmal sich selber, geschweige denn noch eine Frau ernähren könne. Was half ihm aber solche Erkenntniß! Je klarer er sich seine Lage machte, desto trostloser und verzweifelter erschien sie ihm; und es wühlte doch wie Gift und Dolch in seiner Brust, daß Stina ihn so rasch aufgegeben und sich so schnell seinem Nebenbuhler überliefert hatte; diesem Burschen, der ihr früher so verächtlich und widerlich gewesen war.

Im tiefsten Elend gedachte der Blinde wieder derjenigen, die er bisher ganz vergessen hatte. Die Erinnerung an Hannchen kehrte in ihm zurück, deren Leiden und Qualen er jetzt zu begreifen anfing, denn auch er hatte nun erfahren, was unglückliche, verschmähte Liebe kostet. Allein das Elend hat wie das Glück seinen Egoismus und seine Wollust; und auch Martin gefiel sich in dem Wahne, Hannchen könne nimmer so unsäglich gelitten haben wie er jetzt leide, denn ihre Liebe zu ihm sei zu rasch und zu plötzlich entstanden, als daß sie sich an Tiefe und Dauer mit seiner Leidenschaft für Stina messen dürfe. Er kam bald zu dem Glauben, daß er überhaupt das unglücklichste Geschöpf auf dem ganzen weiten Erdboden sei, und daß sich das Schicksal ihn eigens erlesen habe, um die volle Schale seiner Wuth über ihn auszuschütten.

Indem er diesem Wahn nachhing, brach er vollends in sich zusammen; in ihm wie um ihn wurde nun alles Nacht und Grauen, und er begann auf Selbstmord zu sinnen. Die fromme Scheu, welche ihm Erziehung und Unterricht gegen ein solches Unternehmen eingeflößt hatten, schwand schnell dahin. Er fragte sich, was ihn abhalten solle, ein Dasein fortzuwerfen, das ihm unerträglich geworden sei; und er kam zu dem Resultate, daß er ein Recht habe, seinen Lebensfaden zu zerschneiden, weil er nur dadurch seinen Qualen ein Ende bereiten könne. Sein Entschluß stand fest, er rathschlagte nur noch über das Wie? Am liebsten hätte er sich eine Kugel durch den Kopf gejagt, indem er meinte, daß diese Todesart einem Soldaten am besten anstehe; aber es fehlte ihm an einer Waffe. So kam er auf den Gedanken, sich zu erhängen, drehte aus dem Bettlaken einen Strick, befestigte ihn am Fensterpfosten und machte eben Anstalt, sich die Schlinge um den Hals zu ziehen, als der eintretende Wärter ihn dabei überraschte.

Seine Absicht war nun vereitelt, sein Vorhaben entdeckt, und er wurde fortan sorgsam bewacht. Man entzog ihm sogar Messer und Gabel und trug ihm die Speisen schon zerkleinert auf. Das machte ihn wüthend, wieder begann er zu toben und zu rasen, biß und schlug um sich wie ein wildes Thier, rannte mit dem Kopf gegen die Wand und versuchte, sich durchs Fenster zu stürzen. Als er merkte, daß ihm das alles nicht half, verfiel er auf ein letztes Mittel: — er verweigerte die Nahrung und setzte allen Vorstellungen und Drohungen finsteren Trotz oder gewaltsamen Widerstand entgegen. Man hätte ihn sonst entlassen und in die Heimat dirigirt, denn die Wunden waren inzwischen vernarbt, und die Augen hatten sich vollständig geschlossen; unter solchen Umständen aber dachte der Oberarzt daran, ihn in die Zwangsjacke zu stecken und der Irrenstation zu überweisen.

Da meldete sich bei jenem ein junges Mädchen und bat flehentlich, sie doch endlich zu dem Blinden zu lassen. Schon während Martin noch um seine Augen kämpfte, war sie wohl zwanzigmal an der Thür des Krankensaales mit der gleichen Bitte erschienen, aber man hatte sie stets zurückgewiesen, weil das Uebel im höchsten Grade ansteckend war. Jetzt kam sie wieder, und auch jetzt noch zögerte der Arzt mit Rücksicht auf den bedenklichen Zustand, in welchem sich Martin befand, ihr den Willen zu thun, bis er endlich nachgab und den Wärter herbei rief. Dieser kannte das Mädchen wohl, es war ja die Magd des Lazarethinspectors, es war Hannchen, die er nun zu dem Blinden führte.

„Dies ist die Thür,“ flüsterte er, und sie stand mit hämmerndem Herzen still.

„Lassen Sie mich nur allein hineingehen,“ bat sie leise.

„Nein,“ entgegnete er, das darf ich nicht. Er ist gar zu wüthend. Er könnte Ihnen ein Leid thun.“

„O, ich fürchte mich nicht,“ sagte sie. „Bitte, bleiben Sie draußen; ich muß ihn allein sprechen.“

„Meinetwegen!“ antwortete der Wärter. „Gehen Sie denn. Aber ich will hier aufpassen. Wenn er unbändig wird, rufen Sie mich nur, und ich bin augenblicklich bei Ihnen.“

Hannchen öffnete leise und trat in das Zimmer. Sie hatte sich vorgenommen, nicht zu erschrecken, aber sie erschrak doch vor dem blassen Anblick des Jünglings. Die blauen Augensterne, die früher so klar und so mild leuchteten, waren untergegangen, und statt ihrer sah sie nur zwei schmale von fleischigen Auswüchsen gebildete Ritzen. Das Haar hing ihm wirr auf die Stirn, die Wangen beschattete ein dichter, struppiger Bart, und das eingefallene, gelblich gefärbte Gesicht bot einen unheimlich düsteren und drohenden Ausdruck. Der einst so blühende, stattliche Jüngling hatte sich in einen Schächer verwandelt, die ganze Gestalt glich einem Gerippe, das nur noch aus Haut und Knochen bestand. So saß er da, unbeweglich und mit gesenktem Haupte.

Er hörte wohl einen Fremden hereinkommen, aber er kümmerte sich nicht darum. Erst als ein verhaltenes Schluchzen an sein geschärftes Ohr drang, fragte er:

„Wer ist da?"

„Ach Martin, lieber Martin!" sprach das Mädchen mit einer von Thränen erstickten Stimme.

Dennoch erkannte er diese Stimme sofort. Das bewies ein leises Zucken, das blitzschnell über sein Gesicht fuhr. Aber gleich darauf kehrte die wilde Miene zurück, und er verharrte in seiner Stellung.

„Lieber Martin, hören Sie mich nicht?" fragte das Mädchen und trat ihm schüchtern ein paar Schritte näher.

„Was soll's?" entgegnete er barsch.

Sie fuhr zurück, ermannte sich aber und ging dicht an ihn heran.

„Ach Martin," sagte sie und griff nach seiner schlaff herniederhängenden Hand. „Wie haben Sie sich verändert!"

„Nicht wahr?!" machte er in schneidendem Tone. „Man hat mich schön zugerichtet. — Betrachtet mich nur recht genau," fuhr er mit höhnischem Grinsen fort, „und sagt mir dann, wie ich Euch jetzt gefalle."

„Ich meine nicht Ihre Augen, nicht Ihr Aeußeres," entgegnete sie zaghaft. „Ihr Wesen hat sich so sehr verändert. Sie waren früher so sanft, so freundlich — —"

„Ja, ja, Ihr habt recht," fiel er ein; „ich war ein sanfter, freundlicher Esel, der sich von jedem Kinde placken und schlagen ließ, und dabei immer hübsch artig und folgsam blieb. Darum hat man mir auch so mitgespielt, mir alles, auch das letzte genommen. Und nun wundert man sich, daß ich nicht auch dazu noch „Schön Dank!" sage; man wundert sich, daß ich noch einen Tropfen Galle habe. — Seht nur her," rief er, den Aermel seiner Jacke in die Höhe streifend und den magern, welken Arm entblößend, „seht, wie sie mir das Blut ausgesogen, nur die Galle haben sie mir gelassen. Was Wunder, wenn nun in den Adern statt des Blutes nur Galle fließt, lauter Galle!"

„O, mein Gott," seufzte sie; „ich weiß wohl, wie sehr unglücklich Sie sind, und deshalb bin ich zu Ihnen gekommen, um zu versuchen, ob ich Sie nicht trösten, Ihnen nicht irgendwie helfen kann."

„Was soll mir Trost!" rief er. „Mir kann nur eins helfen!"

„So sagen Sie mir's doch!" bat sie.

„Das nützt nichts," antwortete er. „Mir zu helfen steht nicht in Eurer Macht. — Und doch!" sagte er plötzlich. „Ihr könntet mir schon eine Liebe erweisen. — Wollt Ihr?"

„Sprechen Sie nur, und wenn's mein Herzblut wäre, ich geb's mit tausend Freuden!"

„Nun denn!" sagte er, ergriff ihren Arm, preßte ihn stark und zog sie dicht an sich. — „Habt Ihr nicht ein Messer?" flüsterte er ihr ins Ohr. „Verschafft mir ein Messer. Ein kleines scharfes Messer! Versteht Ihr?"

„Um des Himmels willen, was wollen Sie mit dem Messer?" fragte sie und trat ängstlich von ihm zurück.

„Ich will mir's in die Brust stoßen!" schrie er. „Merkst Du denn nicht, daß ich nicht leben mag, daß ich sterben, nur sterben will."

„Allbarmherziger," jammerte sie, „ist es dahin gekommen!"

„Nicht einmal diese Gnade gönnt man mir," fuhr er zornig fort. „Man will mich zwingen, zu leben; aber es soll ihnen nicht gelingen, ich werde schon den Tod zu finden wissen, sei's auf diese oder jene Art. — Freilich," murmelte er, „mit dem Verhungern geht's langsam. Wenn ich nur ein Messer bekäme; aber sie will mir's nicht geben, auch sie hat kein Erbarmen mit mir!"

Erschöpft sank er auf seinen Stuhl zurück und beobachtete wieder ein finsteres Schweigen.

Das Mädchen schauderte, als sich dieser Abgrund von Lebensüberdruß und Selbstvernichtungswuth vor ihr aufthat. Nach den Reden des Wärters war sie auf etwas sehr Schlimmes gefaßt gewesen, aber das hatte sie doch nicht erwartet, und sie wußte sich's überhaupt nicht zu erklären.

„Mein theurer Freund," sprach sie nach einer Pause, ihr Entsetzen mühsam niederkämpfend; „blind zu sein, ist gewiß ein hartes Loos, aber ist deshalb nun alles aus, hat das Leben denn gar keinen Werth mehr für Sie?"

Er antwortete nicht.

„Denken Sie doch an Ihre Braut," fuhr sie fort, „denken Sie doch an Stina!"

„Stina?!" rief er, bei diesem Namen wieder zusammenzuckend. „Stina ist nicht mehr meine Braut. Sie hat mir den Abschied gegeben, sie heirathet den Jacob."

„Also doch!" seufzte sie. „Ich hab's gefürchtet."

„Und sie thut recht!" sprach er bitter. „Was soll sie mit einem blinden Mann!"

„Nun begreife ich Ihren Jammer!" klagte sie. „Aber Martin, lieber Martin, Sie haben noch eine Mutter."

„Es ist wahr," sagte er weicher, „die alte Frau lebt noch, und ich glaube auch, sie liebt mich noch, wenngleich ich jetzt blind bin und nichts mehr verdienen kann. Aber sie hat kaum für sich allein zu essen, ich mag ihr nicht das Brot vom Munde wegstehlen. Und wie lang kann sie's noch machen, dann stirbt sie, und keine Seele kümmert sich mehr um mich. Die Gemeinde kann mich freilich nicht ausstoßen, sie müßte mich behalten und wie einen blinden Hund zu Tode füttern. Aber sie würde mich jeden Tag und jede Stunde verwünschen, jeden Bissen verfluchen, den ich in den Mund stecke, die Kinder im Dorfe würden mit Fingern nach mir zeigen, mich narren und necken, mit Koth und Steinen nach mir werfen. — Nein, nein," schrie er; „ich kann, ich mag nicht leben, mir und andern zur Last und zum Fluche!"

„So hat Gott Sie ganz und gar verlassen!" stöhnte Hannchen.

„Das ist's ja eben!" fuhr er auf. „Gott ist allmächtig, und doch hat er mir nicht geholfen, sondern mich ohne Erbarmen zu Schanden werden lassen. Gott sitzt hoch oben und kümmert sich nicht um mich."

„Martin, Sie freveln!" sprach ernst das Mädchen.

„Seid Ihr gekommen, um mir Vorwürfe zu machen?" fragte er in schneidendem Tone.

„Sie sind nicht so arm und verlassen, wie Sie sich's einreden," fuhr sie fort. — „Wenn Sie's nur nicht durchaus sein wollen!" setzte sie etwas unmuthig hinzu.

„Ich verstehe Euch nicht," sagte er ungeduldig.

„Stina hat Sie zwar aufgegeben; aber lebt nicht ein Mädchen, das gern bereit ist, an ihre Stelle zu treten?"

„Wer könnte das sein?" rief er, und eine mächtige Spannung drückte sich in seinem Gesicht aus.

„Martin, Sie fragen noch?" erwiderte Hannchen, indem sie sich seiner Hand bemächtigte und sie sanft drückte.

Wie ein süßer Schauer durchrieselte ihn dieser Druck.

„Wie!" rief er. „Hannchen, Sie wollten, Sie wollen auch jetzt noch — —?"

„Ich will Ihre Frau sein," sagte sie unter Thränen lächelnd und schmiegte ihr Köpfchen an seine Brust.

Er umschlang sie mit beiden Armen und preßte sie an sich, daß sie aufschrie. Dann aber machte er sich sanft von ihr los und trat zurück.

„Nein, Hannchen, das geht nicht!" murmelte er niedergeschlagen. — „Was wollen Sie mit mir anfangen? Sollen wir mit einander betteln gehn?"

„O," entgegnete sie; „ich bin jung und gesund und kräftig; ich kann arbeiten und will uns schon beide ernähren, daß wir nicht Noth haben sollen. — Und wissen Sie," fuhr sie freudig fort, „ich bin nicht ganz arm, ich habe mir ein hübsches Sümmchen erspart, weit über hundert Thaler — damit läßt sich wohl was anfangen."

„Ach, Hannchen," sagte er, „Sie sind gut und edel, weit besser als Stina. Sie wollen sich für den Blinden aufopfern; aber ich darf das nicht annehmen. Es würde Ihnen bald leid thun, Sie



Andersen einem kranken Kinde Märchen erzählend.

Originalzeichnung nach dem Gemälde der Frau Elisabeth Jerichau-Baumann in Kopenhagen.

müßten sich ja meiner vor der Welt schämen. Ich danke Ihnen viel tausendmal, aber Sie verdienen einen anderen Mann."

„Wenn ich nun aber keinen anderen Mann mag!" erwiderte sie mit reizendem Unwillen. — „O, Sie Kleingläubiger, meinen Sie denn, daß ich Sie jetzt weniger liebe denn früher, als Sie noch Ihre Augen hatten. Und wenn Sie nicht nur blind, sondern auch der elendeste Krüppel auf der Welt wären, mein Herz würde nur nach Ihnen verlangen; und wenn ich Sie Ihr Lebtag auf dem Krankenlager warten und pflegen müßte, es würde mir nicht Mühe, sondern Lust sein. Wissen Sie denn nicht, daß Sie mich noch immer reich und glücklich machen, wenn Sie mich zu Ihrer Frau nehmen? — Ja, Martin, ein größeres Glück gibt es für mich auf Erden nicht. Und nun sagen Sie mir, ob Sie mich auch zum zweiten Male fortstoßen wollen? — —"

Ehe sie's verhindern konnte, war er zu ihren Füßen gesunken und barg sein Haupt in den Falten ihres Kleides.

„O, mein Gott," schluchzte er, „ich habe wirklich an Dir schwer gefrevelt. In der Stunde, da ich mich von Dir ganz und gar verlassen glaubte und mich vollends von Dir abwandte, da gedachtest Du meiner mit gnädigem Erbarmen und sandtest mir diesen Engel. — Ja, Hannchen," sprach er weiter, „Sie sind ein Engel, und ich bin nicht werth, daß ich hier im Staube vor Ihnen liege, denn meine Sünde und Verblendung ist groß. Erst von Ihnen habe ich jetzt ersehen, was wahre Liebe ist. Was war meine Liebe zu Stina gegen die Liebe, die Sie mir heute offenbaren! Ein Bächlein gegen die große unerschöpfliche See. Diese Liebe hat meine Seele zu neuem Leben erweckt und erfüllt sie wieder mit Dank und Jubel gegen ihren Schöpfer. Ich will nun wieder leben, gern und lange leben; denn, theuerstes Mädchen, ich schwöre es Dir, ich liebe Dich tausendmal mehr, als ich Stina je geliebt habe, und ich klage auch nicht mehr, daß mir Gott meine Augen genommen, denn er hat mir dafür Dich gegeben."

„Lieber Martin," lispelte sie, von Glück und Wonne zitternd; „stehen Sie doch auf, ich höre kommen."

Sie wollte ihn zu sich emporziehen, aber er wehrte ihr.

„Laß sie doch kommen," sprach er; „laß die ganze Welt sehen, wie ich Dir danke und Dich verehre."

Die Thüre öffnete sich, und herein traten der Wärter und der Oberarzt; beide nicht ohne Besorgniß, es möge inzwischen ein Unglück geschehen sein.

„Was ist das?" rief der Arzt, indem er erstaunt die Gruppe betrachtete.

„Herr Doctor," sagte der Blinde, der sich jetzt endlich erhob, und streckte ihm die Hand entgegen; „ich habe Ihnen viel Mühe und Unruhe gemacht, ich habe Sie geschmäht und gelästert; aber ich bitte Sie, verzeihen Sie mir, ich wußte nicht, was ich that, ich war dem Wahnsinn nahe. Von jetzt ab sollen Sie nicht mehr über mich klagen."

„Mein Lieber," antwortete der Arzt, „ich verzeihe Ihnen gern und freue mich von Herzen über diese glückliche Umwandlung. Doch wer hat Sie so schnell bekehrt?"

„Dieses edle, herrliche Mädchen," sagte Martin.

„Ah," meinte der Arzt und nickte dem erröthenden Hannchen wohlwollend zu; „wie es scheint, können Sie Wunder thun, mein liebes Kind. — So steht Ihrer Entlassung nichts mehr entgegen," fuhr er gegen Martin gewendet fort; „und wie ich von Ihrem Hauptmann höre, gehen in nächster Zeit ein paar von Ihren Kameraden nach Ostpreußen ab; mit diesen können Sie dann in Ihre Heimat zurückkehren."

„Nein, Herr Doctor," sagte Hannchen und ergriff Martins Hand; „ich — ich selber will ihn nach Hause führen."

Etwa vierzehn Tage später standen die beiden vor dem Altar der Garnisonkirche. Vorigen Sonntag waren sie mit Genehmigung der zuständigen Behörde ein- für dreimal aufgeboten, und heute erhielt ihr Bund die priesterliche Weihe. Die Kirche war überfüllt, denn die Geschichte der Brautleute hatte sich schnell verbreitet und großes Aufsehen erregt; eine Menge Zuschauer und freiwilliger Trauzeugen hatte sich eingefunden, darunter viele Officiere des Alexanderregiments, welchem Martin bisher angehörte. Der Blinde trug noch die Uniform und machte in dieser einen rührenden Eindruck. Hannchen sah in dem schlichten Kleide von schwarzem Camelot und mit dem Myrthenkranz im vollen dunkeln Haar allerliebst aus, und aller Blicke ruhten mit Beifall auf der zierlichen Erscheinung. Ihr holdes sprechendes Gesicht strahlte im Wiederschein des reinsten Glückes, und als der Geistliche sie fragte:

„Willst Du diesen Mann zu Deinem Ehegatten nehmen, und gelobst Du, ihn allezeit zu lieben und ihm treu und gehorsam zu sein?"

Da sah sie zu dem Blinden zärtlich auf und antwortete mit einem innigen Ja. Und als die feierliche Handlung vorüber, da fiel sie angesichts der ganzen Versammlung ihrem Gatten um den Hals und küßte ihn unter Freudenthränen. Die Anwesenden aber drängten sich um das junge Paar und brachten ihm ihre Glückwünsche dar, die wohl selten aufrichtiger gemeint waren als hier.

Unmittelbar vor dieser hatte noch eine andre Trauung stattgefunden. Der Bräutigam war Herr Pürzel, der Unteroffizier, und die Braut eine hochblonde, etwas sommersprossige und sehr magere Nätherin, aber im übrigen keine unansehnliche Person, denn sie überragte ihren Erwählten um mehr als eines Kopfes Länge. Herr Pürzel hatte sie, genau acht Tage, nachdem er an Hannchen jene tragische Liebeserklärung geschrieben, in Moabit auf dem Tanzboden entdeckt und stracks erobert. Auch er näherte sich jetzt dem Blinden, schüttelte ihm die Hand und betheuerte, daß Martin ein großes Glück mache, daß er ihm solches aber von Herzen gönne. Als er dann sich an Hannchen wandte, wurde er etwas verlegen und versicherte sie stotternd seiner unbegrenzten Hochachtung und ewigen Freundschaft.

„Theuerste Euphrosyne," sprach er zu seiner langen Gemahlin, die ihn fest beim Arm hielt und ihn mißtrauisch beobachtete; „angebetetes Wesen, dies ist die Dame, von der ich Dir erzählt habe."

„Ah so!" entgegnete sie und musterte Hannchen giftig. „Sie sind diejenige, welche durchaus meinen Jochem haben wollte, und weil er Sie nicht nahm, aus Verzweiflung den Blinden heirathete."

„Nicht doch, mein Engel," fiel Herr Pürzel rasch ein. „Das ist nicht ganz so."

„Wie denn?" rief sie erzürnt. „Du sagtest mir doch — —"

„Du hast mich nicht recht verstanden, Herzensschatz. Ich meinte, diese Dame würde mich gern genommen haben, wenn ihr Mann da ihr nicht besser gefallen hätte. Nicht sie wollte, sondern ich wollte, und da sie nicht wollte, heirathete sie aus Verzweiflung — wollt' ich sagen, heirathete ich aus Verzweiflung — nein, heirathete ich aus wahnsinniger Liebe — Dich, mein süßer Engel."

„Du hast mich also belogen, Jochem!" sagte sie streng, während er mit niedergeschlagenen Augen und wie mit Blut begossen dastand. — „Na," fuhr sie gegen Hannchen gewendet fort; „jede von uns hat jetzt ihr Theil, und wir müssen es schon behalten. — Komm, Jochem."

Hannchen lächelte ihnen nach und flüsterte ihrem Manne zu:

„Ich wünsche, sie möchte mit ihrem Theile so zufrieden sein, wie ich es mit meinem bin."

Das Hochzeitsmahl fand in der Wohnung des Lazarethinspectors statt. Hannchens Herrschaft richtete es aus und hatte dazu die beiderseitigen Bekannten des jungen Ehepaars geladen. Bei der Tafel, wo es zu essen und zu trinken die Hülle und Fülle gab, hielt die Frau Inspector eine schöne Rede. Sie sagte, daß Martin das beste Weib von der Welt bekäme, denn solch ein sauberes, fleißiges, treues, braves und kluges Mädchen, wie sie an Hannchen gehabt hätte, würde sie sobald nicht wieder finden; nein, nie und nimmer, denn die Dienstboten würden immer nichtsnutziger und unverschämter, Hannchen sei unter ihnen eine wahre Perle gewesen, und es falle ihr sehr schwer, diese Perle fortzulassen; aber was könne sie dabei machen, es sei einmal Hannchens Wille, und so danke sie ihr öffentlich für ihre langjährigen treuen Dienste, wünsche ihr zu ihrem neuen Stande Glück und Segen — und — und — —"

Hier stockte die gute Frau und begann zu weinen.

„Das Brautpaar soll leben!" schrie der Herr Inspector, der bisher noch keine Silbe gesagt, sondern nur getrunken hatte, jetzt aber meinte, seiner Frau aushelfen zu müssen. — „Das Brautpaar soll leben!! Vivat hoch!!!"

Die Gesellschaft fuhr fort, sich an den verschiedenen Schüsseln und Getränken zu erlaben, wurde aber darin oft gestört. Die Aerzte des Lazareths übersandten den Neuvermählten ein Geldgeschenk, auch die Officiere des Regiments hatten eine hübsche Summe zusammengeschossen; desgleichen gingen dem jungen Paar während des Abends noch mancherlei mehr oder minder werthvolle Gaben von fremden und ungenannten Wohlthätern zu, so daß der Tisch, wo zuerst nur

der Herr und die Frau Inspector ihr Hochzeitsangebinde niedergelegt hatten, endlich die Menge der Sendungen kaum zu fassen vermochte. Der Herr Inspector ließ jedesmal den edlen Geber hochleben, was der Frau Inspector nicht besonders zu gefallen schien, denn sie mochte darin nur einen Vorwand zum Trinken sehen, und warf ihrem Männchen bei jedem neuen Toast einen mißbilligenden, warnenden Blick zu. Zuletzt erschien Martins Hauptmann und las eine Cabinetsordre vor, wonach Seine Majestät der König geruheten, dem erblindeten Grenadier Martin Juppin bei seiner Entlassung vom Militär ein Invalidengehalt von fünf Thalern monatlich zu bewilligen. Das gab dem Herrn Inspector Veranlassung, die Gesundheit Seiner Majestät auszubringen, und diesmal mußte ihm Jedermann Bescheid thun, selbst die Frau Inspector und der Hauptmann, welcher sich für einige Minuten an der Tafel niederließ und seine Unterhaltung zwischen Hannchen und ihrer Herrin theilte.

Es war für alle ein heiterer, gemüthlicher Abend, die jungen Eheleute aber saßen in stiller Verzückung da; sie dünkten sich überreich und wollten fast an ihr Glück nicht glauben.

Nur noch zwei Tage blieben sie in Berlin und traten dann die große Reise nach Martins Heimat an. Eisenbahnen gab es damals noch nicht, und die Post war ihnen zu theuer, daher übergaben sie ihre Sachen einem Frachtfuhrmann und machten sich selber, jeder mit einem Bündel beschwert, zu Fuß auf den Weg.

(Schluß folgt.)

Der dänische Kinderfreund.

Der größte und schönste Platz in Kopenhagen — wie man dort häufig sagen hört, einer der größten und schönsten Plätze in ganz Europa — ist der Kongens-Nytorv, zu deutsch: Königs-Neumarkt. Nicht weniger als 13 Straßen, darunter die belebtesten, münden auf ihn, und er selber wird von stattlichen öffentlichen Gebäuden und den vornehmsten Hotels eingeschlossen. Er bildet den Mittelpunkt, so zu sagen, das Herz der dänischen Residenz, und es gewährt einen eignen Genuß, das bewegte Leben und Treiben auf ihm zu beobachten. Zu diesem Zwecke nimmt man am besten vor dem Kaffeehause von Porta Platz, einem hohen ansehnlichen Eckgebäude, das bei der Einmündung der Lille Kongensgade oder Kleinen Königsstraße gelegen ist und sich mit der Conditorei von Kranzler, unter den Linden in Berlin vergleichen läßt. Wie hier, sitzen auch dort auf offener Straße Damen und Herren, Eingeborne und Fremde, angestaunt und angebettelt von kleinen Mädchen und kleinen Knaben, welche letztere ihrer Bitte um einen Schilling dadurch Ausdruck geben, daß sie sich vor dem arglos Dasitzenden plötzlich auf den Kopf stellen, und unter seiner Nase ein wirbelndes Rad schlagen.

Die Conditorei von Porta ist nicht nur der Sammelplatz der eleganten Welt, sondern auch noch in anderer Hinsicht bemerkenswerth. In diesem Hause wohnt nämlich der Etatsrath Hans Christian Andersen, unter den lebenden dänischen Dichtern einer der ersten, und in Deutschland von allen dänischen Dichtern der bekannteste. Er wohnt hoch oben, in der dritten Etage; seine etwas kleinen Fenster gehen auf den Kongens-Nytorv und auf das schrägüber sich erhebende Theatergebäude. Daß er dieses Theater zur unmittelbaren Nachbarschaft hat, ist vielleicht kein bloßer Zufall, denn es spielt in seinem Leben eine wichtige Rolle; er hat in ihm mancherlei Leiden und Freuden erfahren, dort oft den Becher seliger Lust und verzweifelnden Wehes getrunken.

Es sind nun bald fünfzig Jahre her, da hielt an einem Septembermorgen seinen Einzug in Kopenhagen ein langaufgeschossener Knabe von 14 Jahren. Er kam von Odensee auf der Insel Fühnen, wo sein Vater, der ein armer Schuhmacher gewesen, nun schon lange im Grabe ruhte; er hatte die weite Reise auf eigene Hand unternommen, und kam nun ganz allein, ohne in der großen fremden Stadt auch nur eine Seele zu kennen. Nur nach vielen Bitten und Thränen hatte ihn sein Mütterchen ziehen lassen. „Ich will berühmt werden," sprach er zu ihr, „man hat erst gewaltig viel Widerwärtiges durchzumachen, und dann wird man berühmt." Eine kluge Frau wurde gerufen und sie prophezeiete der Mutter aus der Karte und dem Kaffeesatze: „Euer Sohn wird ein großer Mann werden, und ihm zu Ehren wird man Odensee einstens illuminiren." Und es ist alles richtig in Erfüllung gegangen, denn der Knabe hieß — Hans Christian Andersen. Er kam nach Kopenhagen in seinem Confirmationskleide, das ihm eine alte Schneiderin aus dem Ueberrock seines verstorbenen Vaters zugeschnitten; er trug seine ersten Stiefeln, deren lange Schäfte er, damit Jedermann sie sehen sollte, über die Beinkleider gezogen hatte; und außerdem besaß er fast zehn dänische Reichsthaler, eine Summe, die er sich in vielen Jahren zusammengespart hatte. — So beginnt das schöne Märchen, das Hans Christian Andersen später der Welt erzählt hat, das „Märchen seines Lebens."

„Sein erster Gang war nach dem Theatergebäude, dem Ziele seiner Sehnsucht und seiner Träume. Er wollte Schauspieler werden; von früh auf hatte er Puppenkleider genäht und die Puppen agiren lassen, viele Theaterstücke gelesen und schon selber verschiedene Schauspiele gedichtet. Mit Herzklopfen umschlich er jetzt das große Haus, blickte die Mauern hinauf und betrachtete es wie seine wahre Heimat. Ein Billethändler wurde aufmerksam und fragte ihn, ob er ein Billet haben wolle: Hans Christian war so völlig unbekannt mit der Welt, daß er glaubte, der Mann wolle ihm eins schenken, und nahm das Anerbieten verbindlichst dankend an. Da jener aber Bezahlung verlangte, wich er bestürzt von dannen. Für heute mußte er seiner Lust entsagen, doch zehn Jahr später, da er wohlbestallter Studiosus war, sah er auf diesem Theater sein erstes Stück aufführen: „Die Liebe auf dem Nicolaithurm."

Einstweilen war sein Verlangen noch darauf gerichtet, die Bühne in Person betreten zu dürfen, und eines schönen Abends, da man die Operette gab: „Die beiden kleinen Savoyarden," ging sein glühender Wunsch in Erfüllung. In der Marktscene figurirte er als Statist, nach wie vor im Confirmationsrocke und mit einem übergroßen Hute ausgerüstet, und einer der Sänger machte sich den rohen Spaß, den langen, magern Knaben in diesem Aufzuge an die Lampen zu zerren und ihn so „dem dänischen Volke vorzustellen." Nach einiger Zeit gelang es ihm endlich, dem Chor und dem Ballet eingereiht zu werden; er tanzte und sang auf dem Theater mehrere Jahre, bis man ihn im Mai 1823 plötzlich entließ.

Da, in der höchsten Noth, als er sich der Verzweiflung und dem Untergang nahe sah, nahmen sich seiner edle Männer an, wirkten ihm ein königliches Stipendium aus und brachten ihn auf die lateinische Schule zu Slagelse, wo der schon achtzehnjährige Jüngling mit unermüdlichem Fleiß nachzuholen suchte, was er bisher versäumt hatte. Im September 1828 wurde er Student, ein Jahr später bestand er mit Lob das Examen philologicum et philosophicum. In dieser Zeit wurde auch sein erstes Werk gedruckt, die humoristische „Fußreise nach Amack," und auf dem Theater das schon erwähnte Vaudeville aufgeführt; daneben trat er mit einer Gedichtsammlung hervor, die gleichfalls vielen Beifall fand. Seine literarischen Einnahmen verwandte er zu einem Ausfluge nach Jütland und Fühnen, und im Jahre 1831 machte er eine Reise durch Norddeutschland, wo er in Dresden mit Ludwig Tieck bekannt wurde, und in Berlin sich die Freundschaft Adalberts von Chamisso erwarb.

Trotz alledem blieb sein Leben noch lange ein Kampf um das tägliche Brot, und er hatte in der That „gewaltig viel Widerwärtiges durchzumachen," ehe er berühmt wurde. Vom Jahresschluß 1828 bis Anfang 1839 mußte er sich allein durch seine Schriften ernähren, und das will in Dänemark mehr sagen, als in Deutschland. Dänemark ist ein kleines Land, nach Schweden und Norwegen gingen damals nur wenig Bücher; wenngleich in Dänemark verhältnißmäßig weit mehr Bücher gekauft werden, als in Deutschland, kann der kleinen Auflagen wegen das Honorar doch nur ein geringes sein. Es wurde Andersen schwer, sich durchzuschlagen; doppelt schwer, weil seine Kleidung einigermaßen den gewählten Kreisen entsprechen mußte, in die er jetzt kam. Zu produciren und immer zu produciren war ruinirend, ja unmöglich; deshalb übersetzte er französische Stücke für das Theater und schrieb für verschiedene Componisten Operntexte. Endlich begann das Glück ihm zu lächeln, und seitdem hat es ihn nie wieder ver-

lassen, so daß er sich im „Märchen seines Lebens“ selber ein „Glückskind“ nennt.

Von jeher hat die dänische Regierung sich dadurch ausgezeichnet, daß sie aufstrebenden Talenten Stipendien, anerkannten Dichtern und Künstlern auf das bereitwilligste und splendideste lebenslängliche Pensionen verlieh. Auch Andersen erhielt im Jahre 1833 ein königliches Reisestipendium, zugleich mit Henrik Hertz, dem auch in Deutschland allgemein bekannten Verfasser der dramatischen Dichtung „König René's Tochter.“ So ausgerüstet, ging er über Cassel und den Rhein nach Paris, wo er Heinrich Heine aufsuchte, und dann über den Simplon nach Italien, wo er seinen großen Landsmann Thorwaldsen kennen lernte. Im August 1833 nach Dänemark zurückgekehrt, begann er den „Improvisator“ zu schreiben, einen Roman, der unter Italiens sonnigem Himmel spielt und das dortige Volksleben in treuen gesättigten Farben malt. Um dessentwillen, namentlich aber wegen der trefflichen Composition, gilt er jetzt allgemein für Andersens gelungenstes Werk. Das Buch wurde gelesen, vergriffen und wieder aufgelegt, bevor die dänische Kritik zu Worte kam; erst von Deutschland aus erscholl die entschiedene Anerkennung, und seitdem ist es in die hauptsächlichsten Sprachen Europas mehrfach übertragen und überall warm aufgenommen worden. Das war Andersens erster durchschlagender Erfolg; „ich beugte mich dankbar froh, sagt er, gleich einem Kranken nach Sonnenschein, denn mein Herz ist dankbar; ich war ja selbst der arme Antonio, der unter dem Druck seufzte; der arme Knabe, der das Gnadenbrot empfangen.“ Andersen glaubte jetzt, und wohl nicht mit Unrecht, sein eigentliches Feld im Roman gefunden zu haben; deshalb ließ er dem „Improvisator“ zwei andere folgen. Zunächst erschien „O. Z.“, der in der Heimat sofort eine sehr beifällige Aufnahme fand, und dort noch heute bei vielen für des Dichters bestes Werk gilt; wahrscheinlich, weil er charakteristische Züge des Kopenhagener Lebens wiedergibt und vortreffliche Bilder aus dem „Studentenverein“ enthält. Noch mehr Glück, namentlich im Auslande, machte „Nur ein Geiger,“ der im Jahre 1837 herauskam. Ueber die Grundidee des Romans sagt Andersen selbst: „Ich wollte zeigen, daß Talent nicht Genie sei, und daß, wenn der Sonnenschein des Glücks ausbleibt, dieses hier auf Erden zu Grunde geht, nicht aber die edlere, bessere Natur.“ In Bezug auf Anlage und Durchführung steht „Nur ein Geiger“ hinter dem „Improvisator“ weit zurück; dafür ist es aber im übrigen mit des Dichters Herzblut geschrieben. In allen Dichtungen verwerthet Andersen die Geschichte seines Lebens, in allen finden sich wehmüthige und dankbare Erinnerungen an die Beschützer und Freunde seiner Kindheit, an die Gönner und Wohlthäter seines Jünglingsalters; aber nirgends mehr als im letzterwähnten Roman. Die Mutter des „Geigers“ ist sein eigenes Mütterlein — eine andere Auffassung ihrer Persönlichkeit ist die alte Domenica im „Improvisator“ — die Leiden und Entbehrungen des Geigers sind seine eignen Schicksale, das dort gezeichnete Dachstübchen hat er als armer Student in Kopenhagen selber bewohnt; mit einem Wort, noch mehr als im „Improvisator“ ist Andersen der Held in „Nur ein Geiger;“ er selber ist der blutarme, talentvolle Geiger, aber wenn er diesen das heiß ersehnte Ziel nicht erreichen, sondern einsam und unbekannt sterben läßt, so ist der Dichter glücklicher gewesen, hat er selber Ruhm und Lohn gewonnen. Aus diesem Umstande erklärt sich der eigenthümliche Reiz des Buches, sein großer Erfolg. Auch Friedrich Wilhelm IV. von Preußen war ein eifriger Bewunderer dieses Romans, und er schmückte den Dichter, welchen Alexander von Humboldt ihm bei einem traulichen Abendcirkel im Schlosse zu Potsdam zuführte, mit dem rothen Adlerorden dritter Classe. Noch zwei andere Begebenheiten, die sich an das Werk knüpfen, verdienen, erwähnt zu werden. Als Andersen im Jahre 1844 Ferdinand Freiligrath in St. Goar besuchte, erzählte ihm dieser, der „Geiger“ habe ihm seine jetzige Frau gewonnen; nämlich einen Briefwechsel zwischen ihnen hervorgerufen, welcher zu dem Ende führte, daß sie ein Paar wurden. Eine noch schönere Wirkung, der reichste Lohn, welcher einem Dichter zu Theil werden mag, spiegelt sich in folgender Geschichte. In Sachsen lebte eine reiche wohlwollende Familie; die Frau vom Hause las den „Geiger“ und gelobte, wenn sie auf ihrem Lebenswege ein armes Kind mit großen musikalischen Anlagen treffen würde, so sollte dieses nicht zu Grunde gehen, wie der arme Geiger. Ein Musiker, der ihre Worte gehört hatte, brachte ihr bald darauf nicht einen, sondern zwei arme Knaben, rühmte deren musikalisches Talent und erinnerte sie an ihr Versprechen. Die edle Frau hielt Wort, beide Knaben kamen in ihr Haus, erhielten eine Erziehung, wurden im Leipziger Conservatorium ausgebildet, und sind beide tüchtige Musiker geworden.

Eine gesicherte Existenz fand jedoch Andersen erst, als ihm König Friedrich VI. von Dänemark eine jährliche Pension von 300 Thaler preuß. bewilligte, welche später Christian VIII. wesentlich erhöhte. Nun hatte er nicht mehr nöthig, schreiben zu müssen, sondern er konnte, zumal ihm seine Bücher eine regelmäßige, im Laufe der Zeit stets noch wachsende Rente abwarfen, fortan ehrenvoll und sorgenfrei leben. Freilich geschah dies nicht ganz; Sorgen und Kummer verließen den Dichter nicht, doch daran war einzig und allein sein empfindsames, allzuweiches Herz schuld. Mit dem steigenden Ruhm fanden sich Neider, Gegner und Angreifer; die engen, beschränkten Verhältnisse der Heimat ließen mancherlei Klatsch und kleinliche Bosheit gegen den Dichter aufkommen, die Tageskritik vergällte mit ihren Ausfällen ihm das Leben. Andersen konnte sich nie zu der Höhe unseres Goethe emporschwingen, der bekanntlich eines Tages gegen den in dieser Hinsicht auch sehr empfindlichen Jean Paul äußerte: „Sehen Sie, mein Lieber, an Recensenten muß man sich gewöhnen, wie an Fliegen und Mücken; ich würde mich nicht wundern, wenn einer dieser Bursche mir morgen vorwerfen sollte, ich hätte einen silbernen Löffel gestohlen.“ — Andersen hingegen konnte durch den Tadel des obscursten Kritikers bis ins Innerste verletzt, krankhaft verstimmt werden. Und viele Leiden bestanden allein in seiner Einbildung, wie er denn selber bekennt: „Ich besaß ein eigenes Talent, bei den Schattenseiten des Lebens zu verweilen, das Bittere aufzusuchen und geradezu davon zu kosten, und verstand es ganz ausgesucht, mich selbst zu plagen.“ Und ein Freund schrieb ihm nach dem Auslande: „Es ist Ihre auserlesene Einbildungskraft, die sogleich die Geschichte erfindet, daß Sie in Dänemark verachtet sind; das ist ja eine Unwahrheit! Sie und Dänemark vertragen sich vortrefflich, und würden sich noch besser vertragen, wenn es kein Theater in Dänemark gäbe; hinc illae lacrimae! Dieses verdammte Theater, ist das denn Dänemark, und sind Sie nichts anderes als ein Theaterschriftsteller?“ — „Das Theater ist die Höhle gewesen, aus der die meisten bösen Stürme über mich losgebrochen sind“, sagt Andersen; und will dann in naiver Selbsttäuschung die Schuld auf Direction, Dramaturgen, Schauspieler, Kritik und Publikum schieben. Allein das Wahre an der Sache ist, daß es ihm entschieden an Beruf zum dramatischen Dichter fehlt, daß er sich aber trotzdem von der Sirene, die da Theater heißt, zu immer neuen Vorsätzen verlocken ließ. Selbst in seinen Romanen tritt ein Mangel an geschlossener einheitlicher Composition hervor, selbst dort fehlen seinen Figuren scharfe Umrisse, Feuer und Kraft in der Action; und solche Schwächen zeigen sich noch eclatanter in seinen Dramen, von denen er eine ganze Reihe geliefert hat, z. B. „Agnete und der Meermann“, „der Mulatte“, „das Maurenmädchen“, die Blume des Glücks“, „der Vogel im Birnbaum“ u. a. Einige sind mit größerem oder geringerem Erfolg über die Bühne gegangen, die meisten wurden indeß ausgepfiffen, oder kamen nicht zur Aufführung. Als Lyriker dagegen ist Andersen bedeutender. Seine Gedichte tragen ihren eigentlichen Duft, ihre Seele in der Melodie der Sprache; viele Lieder sind componirt worden und werden in Dänemark gern und häufig gesungen.

Um sich aus seiner krankhaften Verstimmung zu retten, trat Andersen im October 1840 eine neue große Reise an. Er ging zum zweitenmal nach Italien und von dort nach Griechenland, Smyrna und Constantinopel. Im August 1851 war er wieder in Kopenhagen und legte seine Erlebnisse und Erinnerungen in dem schönen Buche nieder: „Eines Dichters Bazar“. Seitdem hat er noch verschiedene große Reisen gemacht, die sich allmählich über ganz Europa ausdehnten. In allen Ländern fand er auf Grund seines Rufes freundliche Aufnahme und viel Gastfreundschaft; Fürsten, Große und die Celebritäten in Literatur, Kunst und Wissenschaft zogen ihn überall in ihre Kreise und ließen ihm die schmeichelhaftesten Gunst- und Ehrenbezeugungen angedeihen. Und das beseelte den Dichter zu weiterem Schaffen, er warf sich auf ein neues Feld und erntete hier noch mehr Glück und Ruhm.

Schon im Jahre 1835, bald nachdem der „Improvisator“ erschienen war, lieferte Andersen ein Heft „Märchen“. Sie wurden im allgemeinen wenig beachtet, eine kritische Monatsschrift beklagte sogar, daß ein junger Schriftsteller, der eben erst den „Improvisator“ geschrieben habe, gleich darauf mit etwas so Kindischem, wie die

Märchen, komme. Auch verschiedene Freunde riethen dem Dichter ab: dies sei etwas, wozu er gar kein Talent habe; andere meinten, daß er sich erst in die französischen Märchen-Vorbilder hineinstudiren müsse u. s. f. Andersen hielt also damit inne, aber, wie er sagt, die Märchen drängten sich ihm auf. Er hatte in jenem Hefte, wie Musäus, aber auf eigene Weise, alte Märchen erzählt, die er als Kind von armen alten Weibern in der Spinnstube vernommen; das Heft schloß mit einem Märchen eigner Erfindung, das am meisten ansprach. Trotz der Abmahnung gab er im nächsten Jahr ein neues Heft Märchen heraus und bald darauf ein drittes, in welchem die „kleine Seejungfrau" wieder seine eigene Erfindung war. Durch dieses Märchen wurde das Interesse geweckt und nahm bei den folgenden Heften zu; jedes Weihnachtsfest kam eins heraus, und bald durften an keinem Weihnachtsbaum Andersens Märchen fehlen. Einige Komiker am Kopenhagener Theater machten den Versuch, dieses oder jenes Märchen von der Bühne herab zu erzählen, und fanden, vielleicht wegen der Neuheit des Unternehmens, großen Beifall; namentlich mit dem „standhaften Zinnsoldaten", dem „Schweinehirten", dem „Kreisel und Ball" 2c. Um den Leser auf den rechten Standpunkt zu stellen, trugen die ersten Hefte den Titel „Märchen, den Kindern erzählt". Wirklich hat Andersen vor und nachher in befreundeten Familien den Kleinen manches Märlein mündlich erzählt, und bei der schriftlichen Abfassung bemühte er sich nur, den kindlichen Ton darin festzuhalten. Indeß wurden die Märchen nicht weniger eifrig von den Erwachsenen als von den Kindern gehört und gelesen, und deshalb strich der Dichter später den Zusatz „den Kindern erzählt" fort.

Mit den Märchen erging es ihm besser, als mit den Romanen; sie fanden zuerst in der Heimat warme und allgemeine Anerkennung, so daß er immer neue Hefte folgen ließ. „Ein erquickender Sonnenschein strömte in mein Herz," sagt er, „ich fühlte Muth und Freude und wurde von dem lebendigen Drange erfüllt, mich noch mehr in dieser Richtung zu entwickeln, in die Natur der Märchen einzudringen; man wird auch sicher, wenn man der Ordnung, worin meine Märchen geschrieben sind, folgt, einen Fortschritt finden, eine größere Enthaltsamkeit, die Mittel zu benutzen und, wenn ich so sagen darf, mehr Gesundheit und Naturfrische erblicken."

In der That scheint Andersen einerseits durch naiven Sinn, weiblich-zartes Gemüth und kindlich-frommes Herz gerade für das Märchen befähigt, und einige der von ihm gedichteten müssen ihrer Anmuth, Phantastik und Drolligkeit wegen vorzüglich genannt werden, viele andere dagegen sind entschieden verfehlt; in ihnen überwiegt entweder eine gewisse Sentimentalität, die gleichfalls einen Grundzug im Wesen des Dichters bildet, aber ein dem Märchen durchaus fremdartiges Element ist, oder sie schlagen einen moralisirenden oder gar ironisirenden Ton an. Mit den klassischen „Kinder- und Hausmärchen" der Gebrüder Grimm halten die Andersenschen Märchen in keiner Weise einen Vergleich aus, schon deshalb nicht, weil sie keine Volksmärchen, sondern bloße Kunstmärchen sind; und überhaupt bleibt es fraglich, ob das Kunstmärchen irgendwelche Berechtigung und Bedeutung hat. Der übergroße und allgemeine Beifall, den die Andersenschen Märchen gefunden, ist mindestens theilweise auf Rechnung der Zeit zu schreiben, die nun einmal an Märchen, Sagen, Sprüchen 2c. ihr Gefallen hat und für alles Kindliche und Volksthümliche, mag es auch nur Schminke und Affectation sein, schwärmt und eifert. Uns wenigstens dünkt, daß von allen Andersen-Dichtungen seine Romane den Preis verdienen.

Mag dem indeß sein, wie ihm wolle: die Märchen gewannen einmal den lautesten Beifall, in Dänemark wie im Auslande. Selbst Männer, wie Alex. von Humboldt und der Philosoph Schelling sangen ihr Lob. Letzterer schrieb an Andersen: „Die Natur ist der sichtbare Geist — der Geist, die unsichtbare Natur, ist mir gestern Abend wieder recht anschaulich geworden durch Ihre Märchen. Wie Sie auf der einen Seite so tief hineinlauschen in die Heimlichkeit der Natur, die Sprache der Vögel verstehen und wissen, wie es einem Tannenbaum oder einem Gänseblümchen zu Muth ist, so daß alles um seiner selbst willen da zu sein scheint und wir sammt unsern Kindern in Freude und Sorge daran Theil nehmen, so ist auf der andern Seite doch alles nur des Geistes Bild, und das Menschenherz in seiner Unendlichkeit zittert und schlägt durch alles hindurch. Mag dieser Quell aus dem Dichterherzen, das Gott Ihnen verliehen hat, noch eine Weile so erquicklich fortsprudeln, und diese Märchen werden in den Erinnerungen der germanischen Völker zu Volkssagen werden". —

Wo Andersen auch hinkam, überall wollte man Märchen von ihm hören. Einige, z. B. „Ole Luk Oie", das ist „der Sandmann", schrieb er in Gesellschaft seines damals nach Kopenhagen zurückgekehrten und mit fürstlichen Ehren empfangenen großen Landsmannes Thorwaldsen, der ihn gern in seiner Nähe hatte: — „Oft in der Dämmerung, wenn der Familienkreis in dem offenen Gartenzimmer saß, kam Thorwaldsen leise zu mir hin und klopfte mich auf die Schulter: „Bekommen wir Kleinen heute kein Märchen?" fragte er. Es belustigte ihn, dasselbe Märchen wieder und wieder zu hören; oft während seiner herrlichsten Arbeiten stand er mit lächelnder Miene da und horchte auf die Geschichte vom „Kreisel und vom Ball" oder von dem „häßlichen Entlein". Auf seinen Reisen in Deutschland versuchte sich Andersen auch darin, seine Märchen in deutscher Sprache vorzulesen, und er äußert sich darüber in folgender Weise: „Dänisch kann ich sie wohl lesen, wie sie gelesen werden müssen, und kann ihnen wohl die Beleuchtung geben, die eine Vorlesung haben soll; in der dänischen Sprache selbst liegt eine Macht, die in der Uebersetzung nicht wiedergegeben werden kann; die dänische Sprache eignet sich vortrefflich für diese Dichtungsart. Deutsch haben die Märchen für mich etwas Fremdes, es wird mir schwer, beim Lesen meine dänische Seele in sie hineinzulegen; meine Aussprache des Deutschen ist auch zu weich — und doch hat man überall in Deutschland ein Interesse daran gefunden, mich sie vorlesen zu hören. Ich will wohl glauben, daß die fremde Aussprache beim Vorlesen von Märchen am meisten gestattet ist, das Fremde grenzt hier ans Kindliche, es gibt der Vorlesung ein Colorit. Ueberall sah ich die bedeutendsten Männer, die geistreichsten Frauen mir mit Interesse folgen; man bat mich zu lesen, und ich that es gern. Vor dem Großherzoge von Oldenburg, in einem kleinen, ausgewählten Kreise, las ich zum ersten Male an einem fremden Hofe und in einer fremden Sprache meine Märchen vor." — Später las er noch an vielen Orten, in Privat- wie fürstlichen Kreisen, namentlich auch an den Höfen von Weimar, Dresden und Berlin; auch im Palais des damaligen Prinzen, jetzigen Königs von Preußen: „Eines Vormittags las ich der Prinzessin einige meiner Märchen vor, und auch ihr hoher Gemahl horchte freundlich zu." — Die reizendste Geschichte spielt jedoch in Hamburg. „Der geniale Speckter," berichtet Andersen, „überraschte mich mit seinen kecken, herrlichen Zeichnungen zu meinen Märchen. Ich wollte eines Abends nach dem Theater, Speckter begleitete mich; wir kamen an einem eleganten Hause vorüber. Dort müsse wir erst hinein, lieber Freund, sagte er, dort wohnt eine reiche Familie, Freunde von mir, Freunde Ihrer Märchen, die Kinder werden glücklich sein. Aber die Oper, entgegnete ich. Nur zwei Minuten, meinte er, und zog mich in das Haus, nannte meinen Namen und der Kinderkreis versammelte sich um mich. Und nun erzählen Sie ein Märchen, bat er, nur ein einziges. Ich erzählte eins und wir eilten davon, um das Theater zu besuchen. Das war ein sonderbarer Besuch, sagte ich. Ein vortrefflicher, ein ganz ausgezeichneter, jubelte er. Denken Sie sich, die Kinder sind von Andersen und seinen Märchen erfüllt, plötzlich steht er mitten unter ihnen, erzählt selbst eins, und ist fort, verschwunden. Das ist selbst wie ein Märchen für die Kleinen und wird lebendig in ihrer Erinnerung bleiben." — —

Andersen hat in Deutschland eine zweite Heimat gefunden. Außer sehr vielen deutschen Ausgaben einzelner seiner Werke, ist eine von ihm selbst besorgte deutsche Gesammtausgabe seiner Schriften in 38 Bänden erschienen und hat bereits mehrere Auflagen erlebt. Desgleichen liegt die deutsche Ausgabe der „Sämmtlichen Märchen" schon in zehnter Auflage vor. Gegenwärtig besorgt der Dichter eine Gesammtausgabe seiner Werke in holländischer Sprache.

Andersen war nie verheirathet, aber deshalb steht er nicht vereinsamt da. Er ist in vielen dänischen und deutschen Familien wie zu Hause, und schlägt bald hier, bald dort sein Quartier auf. Dann belauscht er die Kinder des Hauses, deren bester Freund und Spielgenosse er ist, erzählt ihnen Märchen, liest ihnen Märchen vor und ersinnt in ihrem Umgange neue „Geschichten".

Harzwanderungen. Von Hermann Wagner.

VI. Heinrich der Vogelsteller. (Schluß.)

Der Sachsenherzog Heinrich befand sich Anno 919 auf dem Harze gerade beim Finkenfang, als ihm die deutsche Kaiserkrone angetragen ward. Er nahm die Reichskleinodien, und die Geschichtsbücher erzählen viel von ihm und seinen Nachfolgern, — was aber nachher aus den Harzer Finken geworden war, das konnte ich mir als Schuljunge niemals enträthseln, und doch war gerade dies mir das Interessanteste. Ich hatte zwar damals auch schon Sperlinge in der Ziegelsteinfalle, Meisen im Meisenkasten und Rothkehlchen im Sprenkel gefangen, mein Vogelstellern hatte mir aber keinerlei Kleinod nebenbei eingetragen. Mit dem Finkenfange im Oberharz mußte es also doch eine ganz besondere Bewandtniß haben.

„Gehe hin und siehe selbst!" sagte eines Tages mein Freund Vogellieb zu mir, als ich ihn darüber frug, — so ging ich also über Nordhausen nach Ellrich und frug daselbst nach dem Vogelfang, desgleichen in Sachsa.

„Vogelfangen ist streng verboten!" erhalte ich zur Antwort, lasse mich dadurch aber nicht schrecken, denn, denke ich, hier auf dem Harze liegen vieler Herren Länder durcheinander; was in dem einen Lande verboten ist, ist in dem andern erlaubt und ein Fink oder Stieglitz, der sich fangen lassen will, braucht nicht weit bis zur Grenze zu fliegen.

Endlich frag ich mich hinauf bis nach Andreasberg, der Königin des Harzer Vogelthums; dort klage ich einem braven Manne, der meinen Hunger und Durst stillt, mein Leid und mein Sehnen: „Wie ist's hier mit dem Vogelfang? es interessirt mich derselbe über die Maßen!"

„Es ist jetzt Schonzeit; vom 1. Mai bis zum 1. September dürfen keine Vögel gefangen werden, jetzt sind aber noch einige Tage August, deshalb ist's noch verboten."

„Gut für die Vögel," sage ich, „aber um so schlimmer für mich. Ich bin vom fernen Morgenlande her eigens nach Andreasberg gewallfahrtet, um zu sehen, wie hier die Vögel gefangen werden. Weisen Sie mir einen Vogelsteller nach, einen erfahrenen Papageno, der mir das zeigt. Vögel will ich nicht haben, er braucht deshalb auch keinen zu fangen. Er soll mir nur klar und deutlich vormachen, wie er es anstellt."

„Nun", erwidert der Mann, — „so unter uns, — es werden hier fortwährend Vögel gefangen, wenn auch nicht in der Woche, so doch am Sonntage. Es gibt hier Leute genug, die am Sonntag Morgen nichts Bessres zu thun wissen. Es ist öffentliches Geheimniß. Ich könnte Ihnen schon einen Mann nachweisen, der Sie am Sonntag früh einmal mitnimmt."

Sonnabend Mittag erschien richtig der jüngere Heinrich der Vogelsteller. Länger, dürrer und älter als ich, hatte er seine Glieder mit einem Leinwandkittel verhüllt, der, wie es schien, ehemals hellblau gewesen war. Da der Mann beim Nachdenken seine Stirn und sein Haupt auch äußerlich mit den Händen bearbeitete, so ragte sein Mützenschild wolkenstürmerisch ziemlich am Scheitel empor und den Schutz für die Augen übernahmen die nach vorn vorstrupelnden Haare.

„Haben Sie Zeit", sage ich zu ihm, „so zeigen Sie mir in Ihrer Wohnung heute Ihre Geräthschaften zum Vogelfang und unterrichten mich morgen draußen, wie es damit gemacht wird."

„Ja gucken Sie", erwiderte der Finkler und streckte dabei den rechten Zeigefinger vor sich hin wie eine Leimruthe, ich bin ein offener Kopf und die Leute brauchen mich immer zu Sachen, die sie nicht verstehen. Früher war ich Eseltreiber, aber mit dem Wagen mag ich nicht fahren, es kann einem dabei das Rad über den Fuß kommen. Sie können jetzt gleich mit mir gehen und morgen früh um 4 Uhr will ich Sie abholen. Ehe die Sonne aufgeht, muß draußen alles fertig sein."

Ich begleitete den Vielseitigen also nach seiner Wohnung in einem abgelegenen Winkelgäßchen. Wie viele Häuser in Andreasberg war auch diese Hütte außen völlig mit Brettern beschlagen, oben mit Schindeln gedeckt, altersgrau über und über. Wer etwa zuvor das Brandunglück von Johanngeorgenstadt gelesen hat und in ein solches Haus tritt, dem kommt ein Schauer an, zumal wenn er sich nicht in eine Lebensversicherung gekauft hat. Aeußert man etwas darüber gegen die Leute, so belehren sie den unwissenden Fremden, daß diese Art des Bauens für ihre Stadt die einzig mögliche sei. Nichts hält im Winter so warm gegen den hohen Schnee, meinen sie, als Bretterbeschläge und Schindeln. Sie zahlen ruhig Jahr für Jahr 11 Procent an die Feuerversicherung; brennen sie ja einmal ab, so bauen sie das neue Haus ganz in derselben Weise wieder auf.

In der Küche meines Papageno waltete am offenen Herde auch eine erfahrene Papagena mit scharfgeschnittenen, energischen Gesichtszügen und impertinent blondem Haar. Ein Bube von vielleicht neun Jahren half ihr grüne Bohnen putzen. Den größten Raum des Wohnzimmers nahm ein Haufen halb und ganz fertiger hölzerner Vogelbauer ein.

Der Mann öffnete das Fenster, spitzte den Mund und ließ einige leise Locktöne hören. Ein heller Finkenschlag antwortete. „Das ist noch nichts!" meinte der Vogler und lockte wieder und wieder. Endlich nickte er befriedigt: „Jetzt singt er den „Reiter", den werden wir morgen früh als Lockvogel mitnehmen. Er ist zwar noch ein bischen in der Mauser, aber er schlägt schon wieder. Da haben sie das Vogelfangen im Sommer verboten, das wäre gar nicht nöthig, es verbietet sich schon von selber. Die Lockvögel mausern und schlagen nicht, die wilden Vögel mausern auch und kommen nicht aus dem Walde heraus auf die Ruthen. Wozu soll da noch etwas verboten werden?"

Er hatte bei diesem Raisonnement das Finkenbauer, das vor dem Fenster hing, in die Stube herein genommen. Der kleine Käfig war mit einer Kappe von dunkelgrünem Zeug überzogen. Der Mann zog letztere ab und zeigte mir den Sänger des „Reiters", sein geliebtes Herzblättchen. Der Käfig selbst war aus starkem Eisendraht mit einem Holzboden, trotz seines geringen Umfangs aber keineswegs reinlich gehalten. Der Fink mußte eine sehr starke Lust zum Leben besitzen, daß er es in einem solchen Schmutzloche bereits sechs Jahre lang ausgehalten und sogar dabei gesungen hatte.

„Ich habe hier in Andreasberg an vielen Häusern solche verhüllte Finkenbauer gesehen, warum verdunkelt man die Käfige?"

„Gucken Sie," war seine Antwort, „wenn im Frühjahr die Paarzeit ist, nimmt man den Finken im Bauer mit in den Wald und setzt ihn hin. Er fängt an zu schlagen; das hört der andere Fink draußen; die Bosheit kommt über ihn und er stößt auf den Lockfinken herab. Das soll er aber nicht thun, sonst kommt dieser in Furcht und schlägt nachher nicht mehr. Man deckt deshalb das Bauer zu und setzt einen todten oder ausgestopften Finken daneben. Ueber den Rücken dieses Finken bindet man eine Leimruthe, steckt auch andere daneben. Schlägt der Lockfink, so meint der wilde Vogel, der todte Fink sei es, stößt auf diesen und bleibt hängen. Der Lockfink muß deshalb daran gewöhnt sein, immer im dunkeln Bauer zu singen."

Von der Zimmerdecke herab langte jetzt der Vogelkundige drei Bauer mit Kreuzschnäbeln und eins mit einem Gimpel. Der eine Kreuzschnabel war schön roth glänzend, der andere gelb, der dritte als Junger noch fleckig.

„Das sind die besten Vögel," erklärte der Mann; „sie ziehen in der Stube alle Gicht und Flüsse an sich und machen die kranken Leute gesund."

Bei dem einen Kreuzschnabel hatte sich der Unterschnabel bis zu einer fabelhaften Größe verlängert. Das Freßnäpfchen enthielt Mohnsamen und bot dem Schnabel keine Gelegenheit zum Abnutzen. „Ja", erklärte die rosige Papagena, „diese Vögel fressen auch gar nicht mit dem Schnabel, sondern lecken das Futter mit der Zunge." — „Und sind das ganze Jahr da", ergänzte der lange Heinrich, „ja, gucken Sie, Herr, wenn wir lauter solche Vögel hätten! Mitten im Winter sogar kann man sie fangen. Den einen da hab' ich schon acht Jahr; erst gestern hat mir ein Händler 6 Groschen dafür geboten, ich gebe ihn aber nicht weg. Er ist so zahm, daß er immer ruhig bleibt, man kann ihn sogar in die Hand nehmen." Und wirklich drehte er dabei den Drahtkäfig so rücksichtslos in den Händen hin und her, als sei kein Vogel darin und dieser schien ebensowenig Notiz von seinem Herrn zu nehmen.

Aus dem benachbarten Zimmer brachte jetzt der Knabe noch einige Käfige mit Stieglitzen, Zeisigen und Bergfinken herbeigeschleppt und belehrte mich, daß die letztern „Quäker" heißen, dieweil sie quäken. Zuletzt besann er sich, daß auch hinten im verschlossenen

Brotschranke noch ein Kernbeißer stak, mitten zwischen Oelflaschen, Brotstücken, Töpfen und Tellern.

„Warum steckt der arme Kerl da drinnen im Burgverließ?“ frug ich.

„Gucken Sie,“ erklärte der Finkler, „da hinter der Thür hat mein Hauswirth eine Kanarienvogelhecke, deshalb dürfen meine Vögel hier hüben nicht pfeifen, damit es die Kanarienvögel nicht hören und nachthun.“

Du ärmster aller Dickschnäbel! bist also zu jahrelanger Finsterniß verurtheilt, zu lebenslanger Gefangenschaft zwischen Käsetöpfen und Heringstellern, — darfst deine Sehnsucht nach Waldeinsamkeit, frischer Luft und Sonnenschein nicht einmal durch einen einzigen Ton verrathen, — damit die Triller, Roller und Glucker der jungen Kanarienvögel nicht gestört werden!

„Wie viel Leute sind wohl in Andreasberg, die sich mit Vogelfangen beschäftigen?“

Mein Vogel-Heinrich begann das kühne Unternehmen, die einzelnen Vogelfänger zusammen zu zählen, unterbrach sich verzweifelnd jedoch bald: „Gucken Sie, das sind sehr viele. Beinahe jeder Bergmann fängt auch Vögel, es sind gewiß über hundert.“

„Wie viel Stück fangen Sie wohl zur Fangzeit?“

„An einem Morgen mitunter fünfzig Stück von allen Sorten. Wenn es im Frühjahr oder im Herbst erst ordentlich losgeht, dann fleugt alles rund umher, ja dann ist es eine Lust, draußen zu sein. Aber wenn man jetzt hinausgeht und nichts mitbringt, dann bekommt man von der Frau schlechte Worte, als verstünde man das Vogelfangen nicht so gut wie andere, das thut mir dann weh!“

Dabei machte der gute Heinrich ein wirklich betrübtes Gesicht, während die starkblonde Henrica verschmitzt mit den Augen zwinkerte. Ich überrechnete mir, daß nach dieser Angabe die Fangzeit: April, September, October und noch einige Tage nebenbei die runde Summe auf 100 Tage gerechnet, dies auf 100 Vogelfänger angewendet, sich das Sümmchen von einer halben Million wilder Vögel ergeben würde, die allein von den Andreasbergern jährlich gefangen werden. Nehmen wir aber an, daß die Ziffern selbst um das Zehnfache zu hoch gegriffen sind, so erhellt doch, daß jedenfalls es eine sehr große Zahl ist.

„Wie viel verdienen Sie zur Fangzeit an einem Tage?“

„Das ist verschieden,“ erwidert er mit strahlendem Auge, mitunter einen Thaler, manchmal aber auch zwei bis drei.“

Trotzdem versicherte er mehrfach vor- und nachher: sie seien arme Leut und sein Anzug, wie seine Wohnung, strafte diese Behauptung durchaus nicht Lügen. Er schien, ohne Lust zu ernster, anhaltender Beschäftigung, einen guten Theil seiner Zeit zu verbummeln und Branntwein dazu zu trinken.

„Ist es hier auch gebräuchlich, Schlagnetze am sogenannten Finkenherde oder an den Trinkplätzen der Vögel anzuwenden?“

„Nein, wir fangen alles mit Leimruthen!“ Der Junge brachte einen etwa zwei Ellen langen Stab mit Quersprossen geschleppt, in denen Löcher für die Leimruthen waren. — „Den brauchen wir für die Gimpel. Für die Stieglitze stecken wir kleine Distelstauden, wir machen's für jeden Vogel, wie er's gerne haben will, aber alle fangen wir mit Leimruthen.“

„Richten Sie die Gefangenen auch ab? die Zeisige zu Kunststückchen, die Gimpel zum Liederpfeifen nach Vorspielen?“

„Nein, das thun wir hier nicht, das machen die dort hinten, ja die da dort — —“

„Weit hinten im Hessenlande!“ half die resolute Papagena nach.

„Schaffen Sie selbst die gefangenen Vögel fort oder kommen Händler hierher?“

„Die Vogelhändler kommen zu uns und kaufen alles, was wir fangen.“

„Sie fertigen auch Vogelbauer?“

„Freilich! Alle armen Leute hier machen Vogelhäuschen, auch die Frauen und Kinder mit. Ein alter Bergmann, der keinen Odem mehr hat und nicht mehr in die Grube steigen kann, macht Vogelbauer und verdient in der Woche seinen Thaler, helfen Frau und ein paar Kinder mit, so haben sie auch 2 bis 3 Thaler. Von den viereckigen kostet das Schock 1 Thlr. 20 Sgr., die andern, welche oben rund sind, sind etwas theurer; die zu Schiffe über See sollen, müssen alle rund sein.“

„Also werden auch Vogelbauer über das Meer geschafft?“

„Freilich, sehr viele kommen nach Amerika. Erst gestern wurden hier bei einem Händler 8000 Bauer für einen andern Händler in Petersburg bestellt. Sie werden 400 Thlr. kosten.“

„Wie viel werden jährlich hier Vogelbauer gemacht?“

„Gucken Sie, das kann man nicht wissen. Die Vogelhändler, welche hier Kanarienvögel und wilde Vögel kaufen, müssen für jeden Vogel auch einen Bauer haben. Ein Händler meinte neulich: es möchten jährlich wohl 150 zweispännige Wagen voll Vogelbauer von hier fortgeschafft werden.“

„Wie machen Sie die Bauer?“

„Das will ich Ihnen gleich zeigen. Die Boden werden aus einem Stück Holz gespalten, das keine Aeste hat. Der Junge schnitzelt die Hölzchen. Die Zapfen schneiden wir nach dem Maße an, dann legt man das Stöckchen auf das Maß, das spitze Stiftchen hat und klopft etwas darauf. Die Drahtspitzen geben die Stellen an, wo die Löcher durchgebohrt werden. Dann legt man das Hölzchen auf das Bret und bohrt mit einer Brustleier, die vorn einen Schaufelbohrer hat, die Löcher aus.“

„Was für Holz nehmen Sie dazu?“

„Lauter Fichtenholz, — nur zu den runden Stücken muß man Hasel, Weide und andres biegsames Holz nehmen.“

„Sie kaufen das Holz gewiß ziemlich wohlfeil vom Förster?“

Der gute Heinrich erschrack sichtlich, daß ich in Gegenwart seiner Frau den Verdacht aussprach, als hätte er je Holz gekauft.

„O nein!“ erwiderte er, ängstlich mit der Hand abwehrend, „das Holz nimmt man so mit, das liegt genug hier umher. Wenn ich's nicht nehme, nimmt es ein anderer. Man muß nur zusehen, daß es hübsche glatte Stückchen ohne Aeste sind.“

Die praktische Demonstration des Vogelfanges sollte also am nächsten Morgen geschehen und Heinrich der Finkler blieb dabei: ich müsse um vier Uhr aufstehen, damit er mich halb fünf Uhr abholen könne. Ich ging deshalb frühe zu Bett. Die einmal erregte Phantasie malte mir die Geschichte vom Finkenfang so romantisch als möglich aus. Ich zog im Traume bergauf und bergab im Walde umher, allerlei zwitschernden und flötenden Vögeln nach, stolperte zuletzt und stürzte jäh einen Abhang hinunter. Erschrocken wachte ich auf und zündete ein Licht an. Ich fürchtete, verschlafen zu haben; es war 11 Uhr. So ging es die ganze Nacht hindurch. Alle Stunden, ja mitunter schon nach halben Stunden ward ich munter, bis endlich langsam die ersehnte vierte Morgenstunde heranrückte.

Zur bestimmten Zeit war mein Vogelsteller wirklich da. Außer dem Lockfinken im verhüllten Bauer hatte er noch einen leeren Holzkäfig bei sich, damit ich mir genau vorstellen könnte, wohin die gefangenen Vögel gesteckt würden; außerdem ein Bündel Leimruthen in ein Tuch eingeschlagen und den Vogelleimtopf sammt dem Rührholze dazu. Wir schritten durch den kühlen, dämmernden Morgen die stillen Straßen der Stadt entlang, dann an den Hecken der Gärten hin. Hier waren bereits an hohen Stangen Gimpel in ihren Käfigen aufgehangen, — also Vogelfang im Orte selbst vorbereitet! Ein Andreasberger Vogelfänger hat dem Gesetz gegenüber auch sein Gewissen, nur legt er das erstere von seinem geographisch erhabenen Standpunkte aus sich etwas zurecht, wie es ihm gerade paßt. Das Gesetz scheint ihm ganz berechtigt für die Zeit, in welcher sich so wie so kein Vogel fängt. Sobald sich dagegen Vögel wieder fangen, erscheint dem Heinrich das Gesetz im Irrthum begriffen. Der gefangene Vogel liefert den praktischen Beweis, daß die Zeit zum Vogelfangen da ist. Außerdem fürchtete mein sanfter Heinrich augenscheinlich sein gestrenges Ehegespons viel mehr als die Gensdarmen und hatte endlich, wie ich später entdeckte, für heute, ganz abgesehen von mir, noch einen Extragrund, der ihn über alle Scrupel hinweghalf.

Aus einer Gartenhecke schnitt der Mann ein Paar Himbeerstengel ab und putzte sie im Gehen zurecht. Nach etwa einer Viertelstunde Wegs gelangten wir an einen Bergabhang mit hügeligen Erhebungen. In den Senkungen dazwischen entsprangen Quellen, die mit Bretterhäuschen überbaut waren. Es lagen hier die Anfänge von Wasserleitungen, die der Stadt das Trinkwasser zuführten. Der ganze Abhang war mit kurzgeschorenem, frischgrünem Rasen bedeckt, der im Morgenthau glänzte. Die Erhebungen trugen kugelig abgerundete Rothbuchenbüsche, Haseln und Sahlweiden, denen man es ansah, daß sie seit Jahren zurecht geschnitten worden waren. Der Horizont ward durch den dunkeln Fichtenwald eingerahmt, über welchem die zunehmende Helle die aufgehende Sonne verkündete. Der

Vogler machte an der oberen Buschreihe Halt und ging sofort daran, die vorstehenden Schößlinge der Gesträuche abzustutzen. Aus den Himbeerstengeln schnitt er zollange Stückchen, steckte sie an die Stelle der abgeschnittenen Zweige und befestigte in den markigen Himbeerstückchen wiederum die spannenlangen, federkieldünnen Leimruthen. Zuvor hatte er letztere mit einem Bande zähen Vogelleims dick bewickelt und mir dabei einen sehr verständlichen Vortrag darüber gehalten, daß manche seiner Collegen den Vogelleim links herum auf die Ruthen wickelten, er pflege solches stets rechts herum zu thun. Für die Vögel sei dies jedoch egal, es käme nur darauf an, daß sie sich darauf setzten.

In ähnlicher Weise beschnitt und bespickte der Fangkundige auch die zweite Gebüschreihe, welche etwa 50 Schritte von jener zurück und etwas tiefer lag. Die Buchensträucher sahen bald aus wie Stachelschweine, die von der Mauser befallen sind. Das Laubwerk bildete abgerundete Massen, über welche oben die verrätherischen Leimruthen einzeln hervorschauten, auf manchem Busch fünf bis zehn. Der Lockfink wurde im verhüllten Bauer daneben gestellt. Sein Herr redete ihm durch zärtliches Pfeifen eindringlich zu: sich hören zu lassen, der arme Gefangene hatte heute aber durchaus keine Lust, einen Ton von sich zu geben.

Unterdessen ward es heller und heller und mein Informator zeigte mir, wie an den verschiedenen nahen und entfernteren Bergabhängen, die wir von unserm hohen Standpunkte aus sahen, dunkle Gestalten langsam sich hinbewegten. „Da geht auch einer Vogelfangen, da noch einer und da wieder einer!" Zuletzt gesellte sich sogar zu uns selbst noch ein College und bespickte die Büsche eines hübschen Vorsprungs mit dunkeln Klebhölzern. Sein Lockfink war ein munterer Bursche und schmetterte seine Strophe sofort laut in die Morgenluft, sowie er kaum auf dem Rasen Ruhe gefunden hatte. Zu drei setzten wir uns ein Stück seitwärts, jedoch so, daß sämmtliche Leimruthen in Sicht waren.

Die ersten Strahlen der Sonne vergoldeten die nassen Wiesen. Der Lockfink des Collegen rief lustig einmal ums andere — der unsere fuhr beharrlich fort zu schweigen. Da — richtig — da hing auch schon ein Vogel an einer Ruthe unseres Collegen. Der glückliche Besitzer eilte hinzu, nahm den Vogel hinweg, säuberte ihn und die Leimruthe von den losen Federn und versenkte ihn trotz seines Beißens und seines erregten: „Fink! Fink!" in einen leinenen Beutel.

„Dort hängt bei Dir auch einer!" bemerkte der scharfsichtige College meinem Heinrich. — „Wo?" — „Dort, gleich beim Wasserhäuschen!" — Wie eine Katze schnellte der Alte in die Höhe und auf den Vogel zu. Ein zweiter Vogel, vielleicht die Mutter des Gefangenen, schwirrte ängstlich um die Büsche hin und her, wählte jedoch zum Niedersetzen stets das Dach des Häuschens und entfloh zuletzt gänzlich. Ich war dem Manne gefolgt, — da hing richtig ein Vogel an der Leimruthe, mit der Brust und den ausgebreiteten Schwingen festgeklebt. Ehe ich noch erkennen konnte, was es war, hatte ihn des Voglers Hand bereits erfaßt und — erdrückt! Ein junges Rothschwänzchen war's, — vielleicht hatte es heute seinen ersten Ausflug gewagt. Mit größter Gemüthsruhe saß mein Heinrich der Finkler wieder am Wiesenrain, zupfte die Federn seines Opfers ab und ließ sie im Winde fliegen, wie Gretchen die Blumenblätter.

„Aber warum thun Sie das?"

„Ja, gucken Sie," erklärte er mir, „da war gestern Abend noch eine Frau bei mir und haulte (weinte) schrecklich, ich hätte ihr doch versprochen, für ihren kranken Jungen ein Paar todte Vögel zu schaffen. Er soll Suppe davon essen, daß er gesund wird."

Was ließ sich dagegen sagen! Im ersten Schrecken hatte ich zum Himmel hinaufgeblickt, ob es der italienische ewig blaue Azur sei — nein, da hingen Harzer Wolken genug. Beinahe wollte ich den Vogelstellern einen Vortrag über das Verspeisen der kleinen Singvögel halten — allein mir stiegen wie Bankos Geist die Schachteln gerupfter Lerchen vor der Seele herauf, die ich in Leipzig auf dem Markte gesehen und machten mich verstummen. Hier war ja mehr als eine Leipziger Lerche für Feinschmecker — hier war ja ein medicinischer Rothschwanz und der Herr Doctor stand dahinter, der es befohlen hatte.

„Wir nehmen bei uns Tauben und junge Hühner zu Krankensuppen," bemerkte ich kleinlaut, als eben der rothe Schwanz des Vögelchens ausgerupft auf den nassen Rasen dahinsank, „hier sind aber wohl keine Tauben?"

„O ja," erwiderte er, „aber Suppe von wilden Vögeln ist ganz anders, viel besser. Der Doctor sagt, sie ist gut für die Kranken."

„Ich habe besonders die von Elstern und Hähern sehr loben hören," antwortete ich und reichte ihm die Hand zum Abschied. Dann schüttelte ich den Thau von den Füßen und wußte nunmehr zur Genüge nicht nur, was nach Heinrich dem Finkler aus den Finken wird, sondern auch was aus dem — Rothschwanz!

Hie Krupp! hie Armstrong!

Von unserem Berichterstatter.

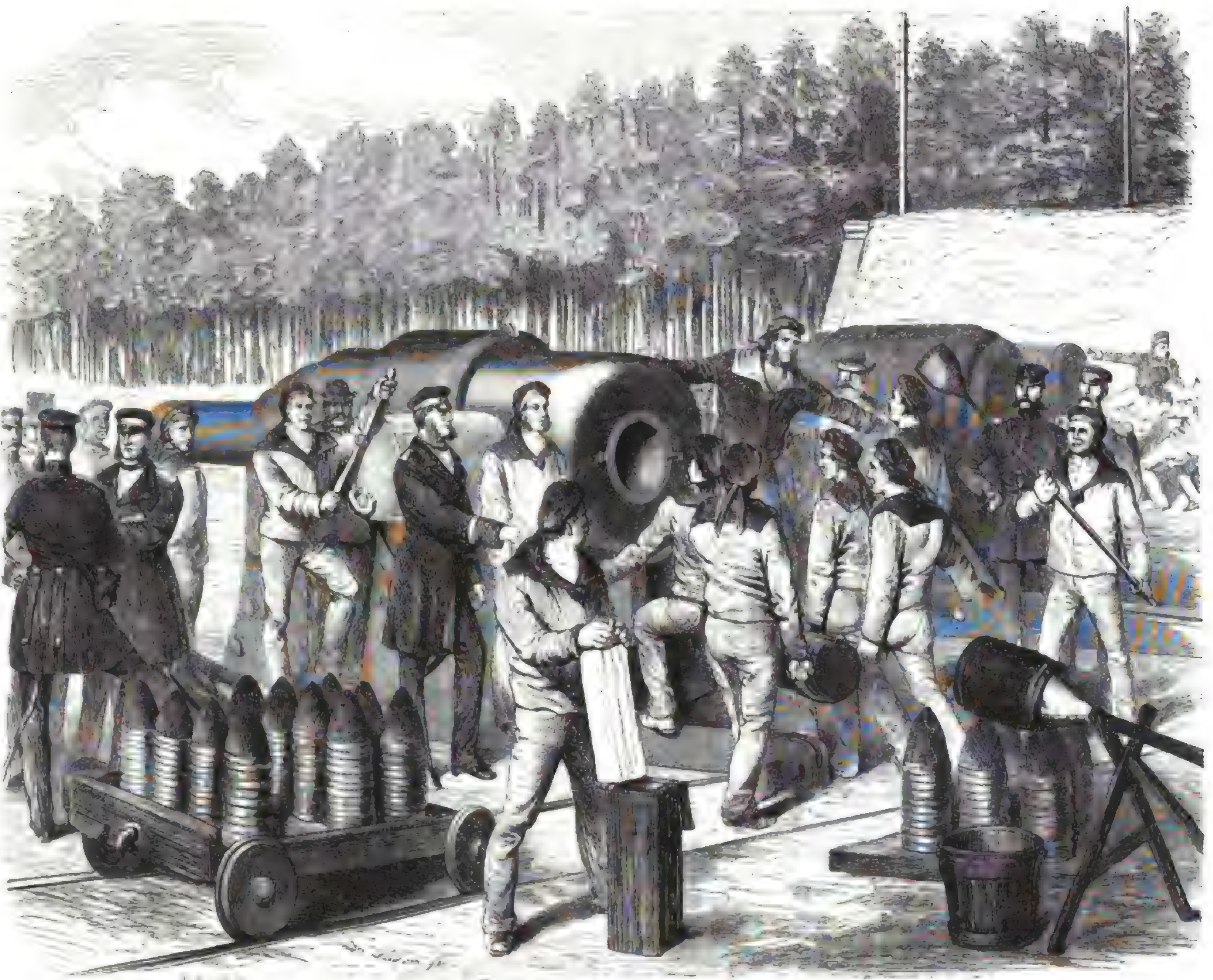
Ich begab mich am 1. September in Begleitung eines Landwehrofficiers und — wie sich von selbst versteht — mit Genehmigung des Obersten vom Generalstabe, nach dem Artillerieschießplatze bei Tegel, um dem Versuchsschießen eines Kruppschen 72-Pfünders mit dem sogenannten „neuen", d. h. dem Grüson-Geschoß, gegen eine gepanzerte Schiffswand beizuwohnen.

Während nun die nöthigen Vorbereitungen getroffen wurden, und der Flammschuß, d. h. Reinigungsschuß, vor sich ging, recognoscirte ich mit einem vorzüglichen Marineglas von dem hinter der Schießstation A. gelegenen Hügel aus den Artillerieschießplatz, und ließ die in der letzten Zeit hier angestellten Schießversuche in Gedanken an mir vorübergehen. Es handelte sich hierbei um etwas Wichtiges, um die Machtstellung der preußischen resp. norddeutschen Marine gegenüber der englischen, hinsichtlich der Kriegsschiffsbewaffnung und Küstenvertheidigung. Um nun zu untersuchen, wem das Uebergewicht zur Last falle, war es vor allen Dingen nöthig, daß sich Sir William Armstrong, seines Zeichens Vorderlader, mit Friedrich Krupp*), seines Zeichens Hinterlader, maß. Da stand just vor mir, im Vordergrunde des unabsehbaren Platzes, der Kruppsche 96-Pfünder mit dem nichts weniger als schmeichelhaften Aeußeren, aber der bekannten unverwüstlichen Gediegenheit. Er war seiner Schwere wegen nur durch Flaschenzüge vor- und rückwärts zu ziehen, dabei aber außerordentlich leicht zu richten. An seiner Seite hatte Sir William Armstrong, ebenfalls 96-Pfünder, Platz genommen. Er war aus England herübercomplimentirt worden, um sich mit dem gußstählernen Krupp nach einer Panzerplatte zu versuchen. Was Sir William Armstrong auf den ersten Blick empfahl, war sein gefälliges Aeußere und seine Beweglichkeit. Er konnte im Nothfall von zwei Soldaten wieder vordirigirt werden, wenn er nach einem Schusse zurücksprang. Im Uebrigen war er etwas umständlicher zu richten, wie Friedrich Krupp, und hatte, wie bereits erwähnt, das für alle Zukunft alpdrückende Unglück, seines Zeichens Vorderlader zu sein. Daß die beiden Riesen, Krupp und Armstrong, sich mit einiger Anstrengung bedienen ließen, versteht sich von selbst. Die Bedienung des Kruppschen 96-Pfünders z. B. ist aus dem Bilde ersichtlich.

Der auf dem Boden liegende Riesenwischer rechts im Vordergrunde hat eben seine Schuldigkeit gethan und dem Monstregeschütz naß die Kehle gefegt. Vier Mann heben das auf einem Schienenstrange herbeigefahrene, mit einem Bleimantel umgebene, zuckerhutgestaltete Geschoß, dessen eiförmige Hartstahlspitze so panzerfeindlich ist, mittels einer eisernen Trage in den Lauf. Der Mann mit dem Schieber ist bereit, es mit geringerer Anstrengung vorwärts bis an die Züge zu stoßen. Der Leinwandsack mit der treibenden Kraft, oder dem Pulver, folgt nach. Nachdem nun der Lauf geschlossen und gerichtet, der Pulversack mit einer langen Nadel durch das Zündloch hindurch zerstochen und die Zündröhre eingesetzt, bleibt der Lunte, oder dem electrischen Funken, nur noch das Werk der Zündung übrig. Das Officiercorps und die Geschützbedienung tritt hinter den nahen

---

*) So lautet die Firma, während der Geheime Commerzienrath Alfred heißt.



„Krupp" und „Armstrong" auf dem Artillerieschießplatz bei Tegel.

bombenfesten Schutzwall und etliche Secunden später läßt der jetzt einsame, gefährliche 96-Pfünder seinen erderschütternden Donner hören. Hat das Geschoß die Platte getroffen, so ist der Auf- und Durchschlag vernehmbar. Im andern Falle hört man das locomotivenartige Weiterpfauchen des Geschosses. Es überfliegt den Tegelwald, den Tegelsee, wenn das Geschütz nach der obersten Platte und zwar zu hoch gerichtet war; es stäubt Sandhügel auf und durchbricht die hochstämmigen Fichten des Tegelwaldes, wenn es die Platte seitwärts verfehlte.

Als sich Sir Armstrong zuerst mit Friedrich Krupp mittelst des genannten 96-Pfünders maß, war der größere Erfolg auf der Seite des Engländers. Der Vorderlader hatte ein wirksameres Pulver und sein Geschoß eine größere Anfangsgeschwindigkeit. Diese Vorzüge konnten dem Vorderlader nicht genommen, aber sie konnten dem Hinterlader gegeben werden. Sobald dieses geschehen, mußte Sir Armstrong von Friedrich Krupp aus dem Felde geschlagen werden, denn das preußische Geschoßmaterial übertraf das englische in noch höherem Grade, als die Geschoßanfangsgeschwindigkeit des Armstrongschen Vorderladers die des Kruppschen Hinterladers überflügelte. Die Kruppsche Kanone konnte mit den englischen Geschossen keine Arbeit leisten, während sie z. B. die ausgezeichneten Grüsonschen Geschosse unverändert in die Stahlpanzerung trieb.

Als nun durch das prismatische, aus sechseckigen durchlöcherten Scheiben bestehende, Pulver die Ladung des Kruppschen 96-Pfünders verstärkt, die Gasspannung vermindert und die Geschoßanfangsgeschwindigkeit gesteigert worden war, begann ein neues Versuchsschießen mit dem Engländer, der noch immer durch sein gefälligeres Aeußere, seine größere Beweglichkeit, seine untadelhafte Laffete und das Unglück, Vorderlader zu sein, die Aufmerksamkeit Aller auf sich zog. Zuerst wurde mit ungeladenen Granaten gegen eine achtzöllige Panzerung geschossen, und Sir Armstrong war froh, mit der geladenen Granate, oder dem wichtigsten Geschoß, welches es für die Seeartillerie gibt, noch etwas hinter dem Berge halten zu können. Der Kruppsche Hinterlader brachte sowohl seine eigene Stahlgranate, als auch die Granate seines neuen und — ich will es gleich gestehen — bedeutungsvollen Rivalen Grüson glatt durch den Panzer, und noch weiter. Der Armstrongsche Vorderlader dagegen führte sein Geschoß nur mit Anstrengung durch den Panzer und dann nicht weiter. Das hinderte den Engländer aber nicht, bei dem nun folgenden Versuch mit geladenen Granaten noch weiter zurück zu bleiben. Krupp trug seine gefüllte Stahlgranate und das ausgezeichnete Geschoß seines Rivalen Grüson dergestalt durch den siebenzölligen Panzer, daß die Projectile in und hinter der Zimmerung explodirten. Armstrong brachte seine Granate auch durch den Panzer, ließ sie dann aber rückwärts vor der Zimmerung crepiren.

So hatten sich also Krupp und Armstrong im edlen Wettkampf mit einander gemessen. Entsetzlich wäre es gewesen, wenn sie sich hinterher, nicht über ein Schnupftuch, aber über ein Segeltuch hinüber, duellirt. Ich kenne die Achillesferse des unverwundbaren Krupp nicht, aber ich weiß, daß er den Armstrong zu deformiren vermag, wenn er ihm auf den nackten Leib rückt.

Ich begab mich jetzt nach der Panzerplatte, um zu sehen, was der Kruppsche 72-Pfünder, der mittlerweile sein Feuer eingestellt, auf 250 Schritte Distanz gegen die gepanzerte Schiffswand ausgerichtet. Das Grüsongeschoß, mit welchem er diesmal gefeuert, hatte eine außerordentliche Wirkung erzielt. Platte und Zimmerung waren arg mitgenommen. Eine nur oberflächliche Besichtigung der Platte zeigte deutlich genug, daß mit Hilfe eines noch mehr verbesserten Geschosses der Kruppsche 72-Pfünder sich noch einmal auf die Höhe der Leistungen des jetzigen 96-Pfünders und noch darüber schwingen wird. Der Bleimantel des Geschosses absorbirt noch immer ungefähr ein Sechstel der Kraft. Auf die Construction eines dünneren Bleimantels muß also Erfindung und Technik lossteuern. Die preußische, resp. norddeutsche, Marine aber kann stolz darauf sein, daß ihre Artillerie die englische schon in diesem Augenblicke um ein Bedeutendes überflügelt, und daß die Zeit nicht mehr fern liegt, wo sie den gefährlichen Inhalt ihrer geladenen Granaten durch die stärksten Panzer und die festesten Schiffswände hindurch in das Innere der sogenannten unverwundbaren Segler der Meere zu tragen vermag. Die Losung heißt schon längst nicht mehr: Hie Krupp! hie Armstrong! sondern: Hie Krupp! hie Grüson!

Als ich den Artillerieschießplatz verließ, wurde eben eine jüngst eingetroffene Grüsonkanone emporgewunden. Grüson will seine ausgezeichneten Projectile aus seiner eigenen Kanone schleudern. Vederemo, d. h. wir werden sehen.

Die Perle der Garonne.

Von Dr. Richard Andree.

Wie viel Käufer von nah und fern würden wohl zusammenströmen, wenn heute die Zeitungen uns meldeten, Fürst Metternich beabsichtige den Johannisberg, diese Perle des Rheingaus, zu verkaufen? Gewiß wäre das durch ein solches Ausgebot veranlaßte Aufsehen kein geringes, denn wie viele Erinnerungen knüpfen sich an das hell vom Rebenhügel auf den Rhein herabschauende Schloß, wie viel berühmter ist sein Name als derjenige mancher großen Stadt, einzig und allein wegen des dort gedeihenden, das Herz erfreuenden Weines! Klein ist Johannisberg, aber groß ist sein Ruf.

So wie wir hier in der Phantasie eine allgemeine Aufregung unter den Weintrinkern Deutschlands entstehen sehen, weil der köstlichste Fleck Erde am alten Vater Rhein unter den Hammer kommt, so hat unser weinreiches Nachbarland Frankreich in der That diesen Sommer wochenlang voller Erwartung der Stunde geharrt, in welcher Chateau Lafitte das Eigenthum eines neuen glücklichen Besitzers werden sollte. Wer las diesen Namen noch nicht auf Weinkarten und Etiketten, oder erfreute sich an dieses Weines belebender Glut und Kraft, an der Milde und Herbe, die vereint ihm innewohnen? Und wer ihn nicht getrunken, diesen edlen Wein, der hörte wenigstens seinen Namen, der wird, gleich dem Glücklichen, der ihn genoß, wohl mit Interesse einiges von dem Ort erzählen hören, an dem er gedeiht, er wird uns aber auch dahin folgen, wo verrätherischer Weise mit schwarzen Zauberkünsten ein chemisches Getränk gebraut wird, das betrügerisch die Etikette gleich dem echten Chateau Lafitte trägt und gar manchen harmlosen Zecher schon täuschte.

Wie viel aber am echten Chateau Lafitte gelegen, mag man daraus erkennen, daß, wie die Zeitungen vor kurzem berichteten, die berühmten Weinberge für 4 Millionen 450,000 Franken definitiv verkauft worden sind. Abgesehen von dem herrlichen Wein und der Ehre, Besitzer des Guts zu sein, lockte hier auch der Gewinn, und wahrlich, der Handel mit Chateau Lafitte ist kein schlechtes Geschäft. So wurde die Ernte des Jahres 1865 von sechs großen Weinhändlern in Bordeaux um 5600 Francs das Tonneau (zu 912 Liter) erstanden. Am folgenden Tage verkauften diese Händler das Tonneau schon zu 6500 Francs und heute gilt das Tonneau desselben 65er Gewächses bereits 8000 Francs. Nun rechne man!

Stolz klingt der Name Chateau Lafitte, und der Leser, der es nicht sah, der nicht in den Weingärten von Bordeaux umhergewandelt, wird gewiß an ein prächtiges Schloß denken, das kühn an den Ufern der Garonne sich erhebt und hinabschaut in den Strom. Doch welche Enttäuschung wird ihn überkommen, wenn er die bescheidene Villa im Style Ludwigs XIII. erblickt, über deren Architectur wir weiter nichts zu sagen wissen, als daß sie ganz jener der zahlreichen Landhäuser in der Umgebung von Paris gleicht! Da finden wir keine Prachtsalons mit schönen Gemälden und luxuriösen Möbeln, wohl aber eine Flaschensammlung der letzten 70 Jahrgänge und diese könnten uns manches erzählen. Doch auch über die Zeit der Revolution reicht die Geschichte von Chateau Lafitte hinaus. Weiß man doch, daß Ludwig XV. zu den größten Lobrednern seines Weines gehörte und daß die Pompadour es liebte, ihre Lippen mit diesem herrlichsten aller französischen Weine zu netzen.

Doch lassen wir die Vergangenheit und sehen wir uns lieber an Ort und Stelle um. Der Castellan ist ein gefälliger Mann, er führt uns über die Rasenplätze, die dicht am Gebäude stehen, nach dem Rebengelände hin und theilt uns unterwegs noch einige statistische Daten mit, die zu erfahren uns nicht unwesentlich dünkt. „Einhundert und vierunddreißig Hectaren des beneidenswerthen Bodens umfaßt unser Gut. Für gewöhnlich bewohnen nur zwanzig Menschen die Villa; rückt aber die Ernte heran und verspricht das Jahr gut zu werden, so wie heuer, dann brauchen wir 200 Winzer, um die Fülle des Segens

einzuheimsen. In minder guten Jahrgängen bringen wir es bis zu 520 Barriques (jedes zu 225 Liter), diesmal aber dürfen wir wohl auf 560 bis 570 rechnen. Und nun, mein Herr, sehen Sie sich nach Belieben um. Die ganze Strecke bis dort drüben hin gehört zum Gut; da wächst die beste Sorte, der echte, wahre, einzige Chateau Lafitte, den man gern mit 10 bis 20 Francs die Flasche bezahlt. Unsere Nachbaren zur Rechten und Linken verkaufen zwar auch unter unsrer Firma, aber gegen uns kommen sie doch nicht auf!"

Ist aber der Anblick der Weingärten selbst in Uebereinstimmung mit dem berühmten Gewächs, welches dem Boden entquillt? Wir wollen ihn zu schildern versuchen. Ohne von Gittern eingeschlossen zu sein, ziehen sich weite Flächen mit den kleinen, kümmerlich ausschauenden Rebstöcken hin, die in Reihen gepflanzt und mit vieler Sorgfalt an niedere Spaliere aus Wallnußzweigen mit Bast- oder Weidenruthen festgebunden sind. In ununterbrochener Reihe ziehen diese Spaliere von einem Ende des ungeheuren Weinfeldes zum andern. Merkwürdig ist die Sorgfalt, mit der jedes Rebenzweiglein befestigt ist und wie man das Ganze so anordnete, daß jede Traube den vollen Strahlen der Sonne ausgesetzt ist. So ist der allgemeine Anblick der Weingärten beschaffen, doch ist er keineswegs einförmig; denn hier und da findet man Stellen, an welchen die Reben nicht gestützt sind, sondern ihre Ranken gleich Schlangen über einen großen Raum senden, oder man trifft auf eine größere Sorte, einen wahren Grenadier von Weinstock, der mindestens sechs Fuß hoch ist und an einen entsprechenden Stützpfahl sich anlehnt. Aber die kleinen, zwei Fuß hohen, zwerghaften Reben sind durchweg diejenigen, welche das edelste Naß liefern. Wenn ihr je eine Predigt wider den Schein sehen, nicht hören wollt, dann geht nach Chateau Lafitte und erblickt sie da in diesen Gewächsen. Da, wo die schäbigsten, zwerghaftesten, am meisten verkrüppelten, an den Spalieren schief und krumm auf- und abgebundenen Büsche stehen, wo man die ärmsten, hungrigsten, mit dünnem Laub bedeckten Reben erblickt, gedeiht die prächtigste Sorte, drängen sich an den magersten Stämmchen die herrlichsten Trauben aneinander. Die herrlichsten Trauben! Aber auch dieses ist nur von dem Inhalt zu verstehen, denn die Beeren erscheinen so wenig einladend, daß ihr beim Obsthändler sie unbedingt liegen lassen würdet, um nach einer weniger edlen, aber einladenderen Sorte zu greifen. Kein Bildhauer würde es wagen, diese Trauben einer Bacchantin in die Hände zu geben, keine Frucht- und Blumenmalerin sie zum Vorwurfe nehmen. Gewiß, sie predigen Vorsicht und rufen uns zu, mit dem Urtheil über Menschen und Dinge zurückzuhalten, bis wir den Kern derelben erkannt.

Und nun führt uns der Weg weiter. Sind wir noch auf dem vielgepriesenen Boden von Chateau Lafitte, oder haben wir bereits den nächsten Weingarten betreten? Wir wissen es nicht, denn kein Zaun oder Graben trennt die Besitzungen von einander. Der Grund und Boden ist zu kostbar, um auf diese Weise verschwendet zu werden. Nur einfache, von einander entfernte und eingebogen in die Erde gesteckte Stäbe bezeichnen hier die Grenzmarken. Selbst gegen die Wege und Landstraßen hin findet keinerlei Absperrungssystem statt; keine Wächter oder Warnungstafeln erschrecken euch — das kostbare Gut liegt offen da und nur zur Erntezeit streut man Dornenzweige längs den Wegen hin, um die Hunde abzuhalten, die, zwischen den Spalieren nach Rebhühnern jagend, gerne ein Maul voll der erfrischenden Beeren mit auf die Jagd nehmen. Denn es scheint ein unumstößliches Gesetz zu sein, daß Jedermann, jedes Thier, jeder Vogel, er mag von einer Gattung sein, von welcher er wolle, zwischen die Trauben gebracht, sich an ihnen gütlich thut. Vom Fuchs ist es ja ohnehin durch das Sprichwort bekannt. Was die Bauern und Winzer betrifft, so ist ihr Appetit nach denselben geradezu bewunderungswürdig und man kann sagen, die ganze Erntezeit ist für sie eine ununterbrochene Traubenkur. Ganz unähnlich dem übersättigten Kaufmannslehrling, dem der Principal anfangs den Genuß von Feigen und Zucker freistellt, weil er wohl weiß, daß mit der Zeit Widerwillen gegen diese Süßigkeiten eintritt, scheint sich bei den Traubenessern die Liebe zu den saftigen Beeren von Tage zu Tage zu steigern. Zum Frühstück, Mittagsmahl und Abendessen genießt man sie; der Tagelöhner gräbt auf dem Felde und beert dabei eine Traube ab; das Kind im Mutterarme saugt mit noch zahnlosem Munde an dem Urstoffe des Weins, und der Himmel allein mag wissen, wie viel die sammelnden Winzer von früh bis in die Nacht an Trauben verschlingen. Gewiß geht manches Oxhoft Bordeaux-Wein auf diese Weise noch vor der Geburt verloren; aber auch dort gilt der biblische Spruch: „Dem Ochsen, der da drischet, sollst du das Maul nicht verbinden."

Es ist ein eigenthümlicher Zug der Bordeauxweintrinker, daß man selten, wenn überhaupt, unter ihnen einen findet, der eine ausgesprochene Vorliebe für irgend eine bestimmte Sorte zeigte. Wie anders ist es doch am Rhein, wo man bald auf diese oder jene Sorte schwört, wo man für weiß oder roth eine Lanze bricht und nur gar selten eine Bestätigung des fahrenden Schülers hört, der schon vor drei Jahrhunderten sang:

Der schönste Wein, davon ich weiß, läßt sich den rothen heißen,
Und einen schönern weiß ich noch, den nennt man nur den weißen.
Der eine hilft, der andre frommt,
Wer nur zum rechten Maße kommt
Sich beider zu befleißen.

Und mit dem Biere, ist es da etwa anders? Wie sehr gibt man bei uns bestimmten Gebräuen den Vorzug, rühmt Culmbach vor Erlangen, München vor Nürnberg! Der Londoner selbst, der größte Großstädter, steht bald auf dieser, bald auf jener „Bierseite" und so ist denn die commercielle Metropole der Welt in zwei feindliche Lager getheilt, von denen das eine nur Ale von Allsopp, das andre von Baff und Comp. trinkt. Der Einwohner des Bordelais aber achtet alle seine Weine, wiewohl er sie genau in verschiedene Klassen theilt. Die rothen Bordeauxweine zerfallen zunächst in drei Abtheilungen: die erste hat vier Gewächse (crus) nämlich: Chateau Lafitte, Ch. Margaux, Ch. Latour und Ch. Haut-Brion. Das sind die edelsten Perlen, denen sich als zweite Klasse anreihen: der Rauzan, Larose, Lascombe, de Gorce, Brane-Mouton, Léoville und Pichon-Longueville. Die besten Auslesen der in den Weingärten der Gemeinden Cantenac, St. Julien, St. Laurent, St. Estèphe rc. gewachsenen Stoffe bilden endlich die dritte Sorte, während die weißen Bordeauxweine, wie der Graves und die von Barsac, Sauternes, Preignac und Langon, eine eigene Klasse ausmachen und bilden. Alle diese Weine zeichnet aber Geist, Körper und starker Gehalt an Gerbstoff aus. Ihr feiner, nachhaltiger Geschmack hat sie zu einem der bedeutendsten Exportmittel Frankreichs gemacht; allein über Bordeaux werden zu Schiffe in alle Erdtheile jährlich im Durchschnitt 1,400,000 Hektoliter ausgeführt, während 400,000 im Lande selbst vertrunken und ebensoviel zu Cognac verarbeitet werden.

Aber die edlen Bordeauxweine haben einen mächtigen Feind, der fortwährend ihren Ruf gefährdet, der nicht zu besiegen ist und im schönen Frankreich selbst seinen Sitz hat. Nur am atlantischen Ocean und an den Ufern der Garonne läßt er sich nicht blicken, er ist dort vor dem echten guten Bordeaux zurückgewichen und hat abseit davon in einem Hafenort am Mittelmeer seine unsaubere, aber höchst lucrative Existenz aufgeschlagen. In Cette existiren die größten Weinfabriken der Welt. „Ici on fabrique des vins" könnt ihr dort schamlos offen über den Thüren gewisser Geschäftsleute lesen. Alle Weine der Welt werden dort auf Befehl hergestellt. Wollt ihr Johannisberger, echten Goldlack? Da ist er! Oder Tokaier, Falerner, Madeira, Capwein? Greifen Sie nur zu, mein Herr, alles steht zu Ihren Diensten, billig und gut und schnell, denn Geschwindigkeit ist keine Hexerei. Sie sind große Chemiker, diese Biedermänner von Cette, und niemand thut es ihnen zuvor in der edlen Verfälschungskunst. Am meisten leiden aber die Bordeauxweine darunter, denn kaum geht von Cette weniger falscher Wein in den Handel, als echter von Bordeaux selbst. Außer der Weinverfälschung ist auch das Verschneiden der Weine in Cette sehr im Schwung, wozu es durch seine Lage ganz vorzüglich geeignet scheint. Küstenschiffe bringen von Barcelona und Valencia die Weine des südlichen Spaniens dorthin. Auch die geringeren Bordeauxsorten schwimmen von der Garonne auf dem Canal du Midi nach dem Mittelmeer, wo sie die Collegen von der Rhone begrüßen. Mit all diesem Rohmaterial und seinem chemischen Laboratorium, mit den Geheimnissen, die vom Vater auf den Sohn vererbt sind, braut und kocht das kluge Volk von Cette neue, edle Sorten. Da ist ein kranker, kleiner Bordeaux, gewachsen in einem Dörfchen an der Garonne, fern, fern von den edlen Sorten, die wir oben genannt. Ihn prüft mit Kennerblick der Wunderdoctor von Cette, er greift nach Büchsen und Pulvern, er färbt mit Cochenille, er verschneidet mit Sprit und dann schwört er Stein und Bein, daß jenes Höllengebräu echter Chateau Lafitte sei, Notabene Jahrgang 22.

Daß man in Cette Champagner oxhoftweise fabricirt, so gut wie in Mainz, Würzburg, Naumburg oder Dresden darf nicht auffallen. Wünscht ihr süße italienische oder levantinische Weine? Der Künstler aus Cette mischt alten Rhonewein mit süßen Weinen aus der Nachbarschaft von Lunel und der Stoff ist fertig, nur der Preis noch zu machen. Portwein, Sherry und Madeira entstehen aus schlechten, billigen Rhoneweinen, Cognac und allerlei Droguen. Cette ist in der That die Hauptstadt und das Emporium aller Niederträchtigkeiten im Weinhandel und doch flaggen die Schiffe aller Nationen in seinem Hafen — am meisten ist aber der geriebene Yankee hier vertreten. Natürlich! denn der Mann des Humbugs fühlt sich hier angezogen von seinesgleichen und zieht freudiger in den Hafen von Cette als in jenen von Bordeaux.

Merkt euch unsre Winke, ihr alle, die ihr Bordeaux trinkt. Ueberlegt euch wohl, was ihr trinkt. Seid nicht so hochmüthig mit euren Urtheilen, so unfehlbar, so voller Kennermiene. Wie oft werdet ihr hintergangen! Mit dem Geschmack und der Kennerschaft beim Weine geht es wie mit dem Kunstgeschmack — er ist keine gemeine Gabe. Jedermann möchte gerne glauben machen, er besäße ihn, und wie klein ist in der Wirklichkeit die Zahl jener, die ihn aufrichtig besitzen. Darum ist es auch eine Sünde, wenn ihr einen Stoff ersten Ranges, wie unsern Chateau Lafitte, solchen vorsetzt, die ihn nicht zu würdigen wissen. „Was nützt der Kuh Muskat," sagt wahr, aber kräftig das Sprichwort. Richtet euch danach, spart die edlen Sorten, sie kommen einmal und nicht wieder in derselben Weise. Chateau Lafitte vom Jahre 1822 gilt als der erste, der beste. Damals blühten die Reben schon im Beginn des Junimonats; heuer aber haben sie um Bordeaux bereits im Wonnemond ihre süßduftenden kleinen Kelche geöffnet und alles ist erwartungsvoll ob der Ernte. Thut die liebe Sonne auch fernerhin ihre Schuldigkeit, dann kann es ein Jahr geben gleich Anno 22. Bis dahin aber spart eure Vorräthe oder setzt sie nur Kennern vor!

Am Familientische.

Der russische Ferdinand Cortez.

Wie das russische Amerika für Rußland „zerronnen," weiß jeder; es dürfte jedoch nur weniger bekannt sein, wie es von Rußland „gewonnen."

Sibirische Kaufleute hatten längst auf einigen kurilischen und aleutischen Inseln unbedeutende Factoreien gegründet, als Baranow, ein Ruthene von seltenem Unternehmungsgeist, der bereits die kühnsten Streifereien in die unwirthlichsten und unzugänglichsten Einöden Sibiriens gemacht hatte, von der Pelzgesellschaft in Irkuzk zum Generalverwalter der Aleuten- und Kurilen-Kolonieen ernannt wurde. Er begab sich mit einer Handvoll Abenteurer und einer zusammengerotteten Jägerschar sofort auf seinen einsamen Posten, und faßte hier, ohne seine Compagnie in Irkuzk auch nur mit einem Jota davon in Kenntniß zu setzen, den Entschluß, das Festland drüben, d. h. die amerikanische Küste zu erobern. Er schiffte sich mit den Tapfersten seiner wilden Genossen ein, landete mit Lebensgefahr während eines Sturmes und begann den Krieg gegen die wilden Indianerstämme. Nur mit der ungeheuersten Anstrengung gelang es ihm, den ersten festen Punkt an der gefährlichen Küste anzulegen, und als das Schiff, welches nach den Kurilen zurückgesegelt war, um Hülfsmannschaft zu bringen, nicht wiederkehrte, fuhr er selbst, mit Zurücklassung der Tapfersten, in einem Kanoe nach den Factoreien zurück, um die nöthige Reserve heranzuzüchtigen. Was er an einigermaßen brauchbaren Kräften fand, es waren eben nur einige verstreute Jäger, schiffte er ein und fuhr nach dem Festlande zurück. Kurz vor der Küste sah er sich in die entsetzlichste Lage versetzt, in die ein Mensch überhaupt gelangen kann. Die See war von den Stürmen der letzten Tage aufgeregt, und Woge und Strömung trieb das dem Steuer nicht mehr gehorchende Schiff der felsigen Küste zu. Drüben brach sich die Brandung haushoch und mit furchtbarer Gewalt an den steil abfallenden Wänden. Der Anker konnte nicht ausgeworfen werden, weil die See bis dicht an das Festland zu tief und der Grund felsig war. So wurde das Schiff unaufhaltsam der Küste zugetrieben. Und was gewahrte er drüben: die Indianer schwangen die Skalpe seiner zurückgelassenen Gefährten und erwarteten mit wildem Siegesgeschrei die neuen Eroberer. Baranow ließ das Senkblei werfen. Es fand nur in bedeutender Tiefe Grund. Er ließ die Boote in's Wasser, um mit einem Tau das Schiff von der Küste zu bugsiren. Die Mannschaften, welche mit Anstrengung aller ihrer Kräfte ruderten, vermochten den Wogendrang nicht zu überwinden. Es wurde abermals der Anker ausgeworfen; er schleifte an dem felsigen Grunde hin. Nicht das geringste Lüftchen wehte, und der Schiffbruch bei vollkommener Windstille war gewiß. Was das Meer nicht verschlang und die Klippen nicht zerschellten, fiel dem zähnefletschenden Feinde drüben zur Beute. Im Angesicht der höchsten Gefahr, kurz vor dem unvermeidlichen Zerschellen des Fahrzeuges, ließ Baranow die Boote bemannen. Als sie sich gefüllt, wartete er, allein auf dem Schiff, mit furchtbarer Spannung, ob vielleicht der am Grunde hinschleifende Anker fassen würde. Vergebens! Jetzt nahm er den letzten noch für ihn reservirten Platz in den Booten ein, und ließ abrudern. Einige Minuten später zerschellte das Schiff mit furchtbarem Gekrach an den Klippen. Baranows Fahrt in den überfüllten Booten war nichts als ein Schweben zwischen Tod und Leben. Die Mannschaften landeten erst zwei Tage später und mit fast völlig erschöpften Kräften unter dem Fittich der Nacht an einer fernen, nur mit Mühe zugänglichen Stelle. Die Indianer lagen auch hier im Hinterhalt und metzelten die Hälfte der Mannschaften nieder.

Ein ander Mal sah sich Baranow, als er in einem kleinen Boote zur Recognoscirung hinausfuhr, plötzlich von den Kanoes der Indianer umzingelt. Er mußte schleunigst an der nahe gelegenen Insel landen, und das Fahrzeug den Wellen preisgeben. Da die unbewohnbare kleine Insel aber aus weiter nichts, als aus einem thätigen Vulkan bestand, dessen Gipfel in Schnee und Eis gehüllt war, so mußte er sich in die feuerspeiende Höhe des Bergriesen emporflüchten. So wurde er hier drei Tage und drei Nächte von den Indianern belagert, bis es ihm gelang, unbemerkt durch die wachsamen Kanoes hindurchzuschwimmen, und die nächste, mit einer befestigten Factorei versehene Insel zu erreichen.

Da Baranow auf der einen Seite mit der ganzen Verschmitztheit eines Russen die Indianer zu täuschen vermochte, und auf der andern Seite eine an das Fabelhafte streifende Energie entwickelte, so gelang es ihm, mit einer Handvoll irregulärer Jäger einen bedeutenden, von den wildesten Indianerstämmen bewohnten Küstenstrich zu unterwerfen und was das Schwierigste war, in Unterwürfigkeit zu erhalten. Erst später, als tiefer in das Innere des Landes hinein Eroberungszüge gemacht wurden, hatte er über eine größere, ihm von der Pelzcompagnie geradezu aufgedrungene Macht zu verfügen.

Baranow, dessen Name kein Lied, kein Heldenbuch meldet, hat nicht nur das Verdienst, die russisch-amerikanischen Kolonien begründet, sondern sie auch der Compagnie gesichert hinterlassen zu haben. Als er sich müde und thatensatt, mit unzähligen Wunden bedeckt, wieder nach der heimatlichen Küste einschiffen wollte, um den Rest seines Lebens drüben in Stille zu verbringen, riß ihn der Tod plötzlich hinweg. B. v. F.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

IV. Jahrgang. Ausgegeben am 26. September 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1867 bis dahin 1868. 1868 № 52.

Zum Schluß eines alten und zum Beginn eines neuen Jahrgangs!

Die Leser, welche uns bis hierher freundlich gefolgt sind, stehen wieder einmal mit uns am Schluß eines vollendeten Jahrganges. Zweiundfünfzig Nummern voll des verschiedenartigsten Inhalts liegen vor ihnen. Wenn wir zurückblicken auf diese Summe von Illustrationen, Novellen, Artikeln u. s. w., so können wir sagen, daß viel angestrengte Mühe und Arbeit, viel Sorgfalt und Nachdenken in ihnen begraben liegt. Wir haben uns redlich bemüht, das Beste zu bieten, was die deutsche Literatur und Kunst leistet; nur das Beste war uns für das Daheim gut genug — möge uns das Urtheil der Leser wie bisher ein günstiges sein.

Der V. Jahrgang

beginnt mit der nächsten Nummer einen neuen großen Roman von Georg Hiltl, dem Verfasser des „Geheimniß des Fürstenhauses"

„Unter der rothen Eminenz."

Außerdem bringt die nächste Nummer in einem großen zweiseitigen Holzschnitte die autorisirte Nachbildung von Wilhelm Sohns berühmtem Gemälde:

„Eine Consultation beim Advokaten,"

ein Meisterwerk der Holzschneidekunst.

Die in vier Jahrgängen vorliegenden Resultate des Daheim überheben uns allgemeiner Versprechungen und Versicherungen, und so laden wir in gutem Vertrauen auf die Anhänglichkeit unsrer Leser freundlich ein, dem Daheim auch im V. Jahrgange Herz und Haus zu öffnen.

Leipzig, Ende September 1868. **Die Redaktion des Daheim.**

Frauenliebe.

Novelle von **Otto Glagau.**

(Schluß.)

In kleinen Tagereisen von 4—5 Meilen zogen sie ihre Straße. Jeder, der ihnen begegnete, wunderte sich über den blinden Soldaten und noch mehr über das hübsche Frauenzimmer, das diesen führte; und jedem, der sie ansprach, sagte Hannchen mit Stolz: „Es ist mein Mann!" Die Gastwirthe nahmen sie gern auf und berechneten ihnen stets billige Zehrung; und nicht selten bot sich auch ein Wagen, der sie eine Strecke weit umsonst fuhr.

Der Weg wurde ihnen nie lang. Hannchen hatte immer zu plaudern und zu erzählen. Sie beschrieb ihrem blinden Gatten jeden Menschen, der ihnen entgegen kam, jedes Dorf und Feld, jeden Fluß und Wald, die sie passirten, jeden Vogel und jede Wolke, die über ihren Köpfen zogen. Alles was sie sah, das sah auch er, und er sah es wie mit eigenen Augen. Sie führte ihn behutsam, wie man ein Kind führt, und überwachte und lenkte jeden seiner Schritte und Tritte mit der unermüdlichsten Sorgfalt. Täglich und stündlich erkannte er mehr und mehr, was er eigentlich an ihr besaß, wie hell ihr Blick, wie klar ihr Verstand, wie praktisch ihr Urtheil war, welch munteres, gewinnendes Wesen und welch gütiges, liebevolles Herz sie hatte; und an jedem Abend, wo er sich schlafen legte, dankte er Gott inniger und zerknirschter für den großen Schatz, mit dem er ihn begnadet hatte.

So wanderten sie weiter und weiter gen Nordosten. Die Tage waren schon kurz und rauh, die Bäume standen schon kahl, und über

die Stoppelfelder fuhr ein scharfer Wind; aber sie achteten des wenig, mochte es auch draußen Herbst sein, in ihrem Busen keimte und sproßte schon der neue Frühling, und sie fühlten sich wohl und kräftig wie nie.

Endlich hatten sie die letzte Stadt hinter sich, immer kleiner wurde die Entfernung, die sie noch von dem Ziele ihrer Reise trennte, und jetzt waren sie ihm auf kaum eine Stunde nahe gekommen.

„Horch," sagte Hannchen, stille stehend, „welch ein Rauschen und Brausen!"

„Das ist die See," antwortete Martin, „wo ich geboren und aufgewachsen bin." Um seine Lippen zuckte es schmerzhaft und sein Antlitz umflorte sich. Noch einmal ergriffen ihn Trauer und Wehmuth um das, was er für immer verloren hatte; mit dem Betreten des heimatlichen Bodens überkam ihn wieder das niederdrückende Bewußtsein seines abhängigen, ohnmächtigen Zustandes; er bedachte, wie er so ganz anders zurückkehrte, als er gehofft hatte — und noch einmal regte sich der alte Dämon.

Sein Weib sah und verstand diese Veränderung, aber sie sprach kein Wort; sie schmiegte sich nur dichter an ihn und streichelte ihm sanft die Wangen, als ob sie sagen wollte: Vergiß nicht, daß ich bei Dir bin.

Auch er verstand diese Sprache. Der Unmuth auf seinem Gesicht wich dem Ausdruck der Reue und Scham, dann glätteten und erhellten sich seine Züge und mit zärtlichem Ungestüm riß er sie an seine Brust.

Sie lächelte dankbar, und Hand in Hand betraten sie das Dorf.

VII.

Seit 1837 trägt der Strand von Samland einen ganz andern Charakter, zeigt er ein ganz anderes Aussehen. Zwei Dinge haben diese große Veränderung bewerkstelligt: damals wurde die Bernsteinpacht von der Regierung den Strandanwohnern überlassen, und gleichzeitig damit ist auch das Seebad hier Mode geworden, strömen allsommerlich tausende von Badegästen in den Stranddörfern zusammen.

Nur Groß-Kuhren macht davon ein Ausnahme, es ist noch ganz und gar ein Fischerdorf im eigentlichen Wortsinn. Hier wohnen wegen des steinigen Vorstrandes keine Badegäste, und auch der Ackerbau ist noch immer nicht nennenswerth. Zwar findet sich auch hier mehr Wohlstand als früher, aber deshalb hat sich weder die Lebensweise der Bewohner, noch die Physiognomie des Dorfes verändert. Es stehen noch immer die alten niedrigen, wackeligen, angeräucherten, engen Hütten mit dem von trocknem Strauchwerk eingefriedigten Gärtchen davor, welche nichts weiter als ein paar Kartoffel- und Gemüsebeete enthalten; hier hausen noch heute dieselben Fischer mit ihren Familien nach althergebrachter Weise. Ja, Groß-Kuhren ist das alte geblieben.

Und doch nicht ganz. Als ich nach langer Zeit wieder einmal den Ort besuchte, fand ich doch etwas, das mich stutzig machte. Der alte, halbverfallene Krug, dessen niederes Schilfdach ich bequem mit der Hand erreichen konnte, und wo ich nie etwas anderes erhielt als saures Bier und übelriechenden Kornfusel, war verschwunden, und auf derselben Stelle erhob sich ein neues, solides Gebäude, das sich durch die über dem Eingang angebrachte hölzerne Tafel, auf welcher eine bierschäumende Kanne und etliche Gläser und Flaschen abgemalt waren, als ein Wirthshaus ankündigte.

Neugierig trat ich in den mit gebrannten Ziegelsteinen gepflasterten Flur und aus diesem in ein großes Zimmer, das zugleich Trinkstube und Verkaufsladen war. Um die Fenster herum saßen an langen Tischen mehrere jüngere und ältere Fischer in ihren wollenen Zipfelmützen, und vor ihnen standen zinnerne Krüge mit Bier und engbäuchige Gläser mit Schnaps. Der Hinterraum des Gemachs war zu einem Laden abgeschlagen, wo allerhand Colonial-, Kurz- und Schnittwaren in Schubkasten, Fässern und auf Brettergestellen ruhten. Hinter dem Ladentische stand ein rüstiger Sechsziger und schmauchte behaglich aus einer langen Pfeife. Er lüftete bei meinem Eintritt artig sein verschossenes Sammetkäppchen, während die Fischer mich mit offenen Mäulern anstarrten.

„Etwas warm heute; so zu sagen, recht warm!" sprach jener freundlich. „Der Wind kommt aus Südwest. — Womit kann ich Ihnen dienen?"

Ich bat um ein Glas Bier.

„He, Schulmeister!" rief einer der Gäste und streckte dem Mann hinter dem Ladentisch seinen Krug hin. „Gebt mir auch noch 'n Stof.*)"

„Und mir noch 'n Quartier,**)" rief ein zweiter.

„Hm, Schulmeister," machte der erste grinsend, nachdem er und sein Kamerad das Verlangte erhalten; „das Bierschänken scheint Euch doch besser zu bekommen als früher das Kinderprügeln. Wie?"

„Gott sei Dank, ich befinde mich recht wohl!" entgegnete der Angeredete gutmüthig.

„Ihr lebt jetzt Euren faulen Tag," bemerkte ein dritter.

„Wenn man an sieben und vierzig Jahre das Regiment in der Schule geführt, darf man's wohl jüngeren Händen überlassen, und die paar Jährchen, die Einem der Himmel noch beschieden, in Ruhe genießen. Ein jegliches hat seine Zeit, sagt der weise Salomo; Säen und Ernten, Arbeiten und Ausruhen."

„Mag sein," erwiderte ein vierter spöttisch. „Aber wahrhaftig, nie, Schulmeister, hätte ich geglaubt, daß Ihr Euch noch 'nmal so ausfressen solltet."

Und er musterte schmunzelnd den allerdings wohlgenährten Körper des ehemaligen Schulmonarchen."

„Hätt's auch nimmer gedacht," sagte dieser; „meine Einkünfte waren nicht darnach, die Stelle ist gar zu knapp bemessen, und mein Nachfolger wird dabei gewiß nicht fett werden, zumal er mir, als dem Emeritus, so lange ich lebe, noch ein ganzes Drittel von seiner Einnahme abgeben muß. — Ja, ich war von Leibe gar schwach; erst seit dem Jahre, wo ich mein Amt niedergelegt und in diesem Hause Obdach und Kost gefunden, hat sich mein Körper rasch erholt."

„Das macht, die Hanne füttert Euch brav," meinte ein fünfter.

„Sie ist eine vortreffliche, edle Frau!" sprach mit gehobener Stimme der Schulmeister.

„Ein tüchtig Weib, das muß ihr der Neid lassen!" nickte beistimmend einer der Fischer.

„Sie versteht die Arbeit und das Geschäft aus dem FF," sagte ein zweiter. „Sie hält die Hände nie still, sie hat die Augen stets hinten und vorn, und was sie macht, das hat Schick und gedeiht."

„Und dabei immer munter, immer freundlich," fügte ein dritter hinzu. „Gegen keinen Menschen hochnasig und kurzab, sondern sie steht jedem Kinde, jedem Bettler Red' und Antwort. Und was gibt und verschenkt sie nicht, und was leiht und borgt sie nicht aus!"

„Ja, aber doch nur da, wo's noth thut und gut angewandt ist;" sprach ein vierter. „Die kennt ihre Leute und läßt sich von keinem ein X für ein U machen, wer die anführen will, muß früh aufstehn und spät zu Bett gehn; und ich will keinem rathen, mit ihr anzubinden, sie wird ihm schon heimleuchten. Wahr ist's," schloß der Redner und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, daß es dröhnte; „ich mache mir sonst aus den Frauenzimmern rein gar nichts, aber vor der Hanne hab' ich ordentlich Respekt."

„Den verdient sie auch," sagte feierlich der Schulmeister. „Sie ist die beste Frau, die ich kenne."

Alle schienen im Lobe der Person, von welcher die Rede war, einstimmig; nur einer hatte mürrisch geschwiegen, oder zu den Bemerkungen der anderen spöttisch gelächelt. Es war derselbe, der vorhin ein neues Glas Branntwein gefordert hatte.

„Wird's nun bald genug sein mit der Hanne?" fragte er verbissen. — „Ihr macht ja von ihr ein Wesen, daß einem dabei schlimm und weh werden kann. Ich mein', sie ist ein Weib wie alle andern, und damit Basta!"

„Hört doch den Jacob!" rief ein alter Fischer. „Ich wett', er ist die einzige Seele im ganzen Dorf, die unsere Hanne nicht leiden kann."

„Das macht, sie ist ihm auch nicht grün," bemerkte ein anderer. „Er bost sich darüber, daß sie ihn so links liegen läßt."

„Ich scheer' mich den Henker um sie," brummte Jacob; „sie ist mir so egal wie die Flieg' an der Wand. — Schulmeister noch 'n Quartier."

---

*) Ein Maß Bier.

**) ¼ Quart Branntwein.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und eine kleine, junge Frau kam herein.

Sie mochte sich in den Dreißigern befinden, und war so drall und rund, so hübsch und appetitlich anzusehen, daß einem darüber das Herz im Leibe lachte. Ihre braunen, lebhaften Augen, ihr leichter, hurtiger Gang verkündeten ebensoviel Frische und Munterkeit wie Sicherheit und Festigkeit.

„Guten Tag, Nachbarn!“ grüßte sie die Fischer mit heller, freundlicher Stimme.

„Schön Dank, Hanne!“ tönte es ihr von allen Seiten entgegen, während des Schulmeisters Augen sie mit unsäglichem Stolze liebkosten.

Sie reichte einem jeden der Fischer ihre kleine, fleischige Hand und erkundigte sich bei jedem nach seinem und der Seinigen Ergehen; nur an Jacob ging sie vorüber, als ob sie ihn nicht bemerke.

Sie sprach das hier zu Lande übliche Platt, aber etwas gebrochen und mit auffallend fremdem Accent. Indem sie sich nun umwandte, erblickte sie mich und redete mich in einem Hochdeutsch an, woran ich sofort die Berlinerin erkannte.

Jacobs Augen waren von der Menge des genossenen Branntweines bereits ganz glasig, trotzdem lallte er:

„Schulmeister, noch 'n Quartier.“

„Ich meine, Du hast jetzt genug,“ erwiderte dieser, indem er die Frau fragend anblickte.

„Was zum Teufel geht Euch das an, Ihr alter Fuchsschwänzer!“ schrie wüthend der andere.

„Nein, Jacob,“ sagte die Frau, indem sie vortrat und die Stirn etwas runzelte; „Ihr bekommt nichts mehr.“

„Und warum nicht?“ brüllte der widerliche Kerl.

„Weil Ihr schon zu viel getrunken habt,“ antwortete sie ruhig.

„Wer hat Euch zu meinem Vormund berufen?“ schrie er. „Ich will noch trinken und ich kann trinken, so lang es mir gefällt und so lang ich Geld in der Tasche hab'.“

„Seht her,“ sagte sie und deutete auf ein an der Stubenthür befestigtes Placat. „Da steht vom Amte zu lesen, daß die Wirthsleute verpflichtet sind, wenn sie die Concession nicht verlieren wollen, an Personen, die augenscheinlich sich schon in trunkenem Zustande befinden, keinerlei Getränk mehr zu verabfolgen. — Und nun rathe ich Euch ruhig und geht nach Hause.“

„Oho!“ schrie er. „Ihr wollt mich wohl gar noch rausschmeißen lassen.“

„Das kann geschehen,“ sagte sie. „Ich fordere Euch nochmals auf, zu gehen, und verbiete Euch überhaupt das Wiederkommen. Ich mag mit Leuten, wie Ihr einer seid, nichts zu thun haben.“

„Gebt mir Schnaps oder ich schlage alles in Stücken!“ tobte er.

„Nachbarn, Freunde,“ sprach sie, sich an die übrigen wendend, „wollt Ihr einer schwachen Frau nicht beispringen und diesen Saufaus hinausschaffen? thut mir die Liebe ich bitte Euch!“

„Wer da Lust hat, sich den Schädel einschlagen zu lassen, komm' heran!“ brüllte Jacob und stellte sich in Positur.

Aber schon hatte ihn der Schulmeister von hinten ergriffen, ein paar der Nächsten legten jetzt gleichfalls Hand an, und im Nu ward Jacob zur Thüre hinaus und auf die Gasse befördert. Eine Weile lärmte und drohete er hier noch, aber er wagte doch nicht, wieder hereinzukommen, sondern entfernte sich endlich mit wankenden Schritten.

Das hübsche Gesicht der Wirthin war unter der Aufregung, die sie erlitten, nur etwas röther geworden, im übrigen hatte sie vollständig ihre Fassung bewahrt.

„Mein Herr,“ sprach sie jetzt mit anmuthigem Lächeln zu mir; „ich bedaure diesen häßlichen Auftritt namentlich um Ihretwillen. Sie könnten leicht denken, daß dergleichen oft vorkommt, doch ich versichere Sie, es geht sonst alles hier friedlich und anständig zu. — Aber dies ist nur die gewöhnliche Krugstube, ich habe drüben noch ein besseres Zimmer; wollen Sie nicht mit mir kommen?“

Sie führte mich über die Flur in ein artig möblirtes Gemach. An einem Fenster saßen zwei Mädchen von etwa vierzehn bis fünfzehn Jahren, jede mit einer Näherei beschäftigt. Auf den ersten Blick errieth ich, daß es die Töchter der Wirthin waren, eine so große Aehnlichkeit waltete zwischen ihnen und dieser. Sie hatten ganz die feinen, lieblichen Züge und das reiche dunkelbraune Haar ihrer Mutter, nur waren sie von Gestalt größer und schlanker, und ihre Augen, mit welchen sie mich verschämt beobachteten, leuchteten im reinsten Himmelblau. Bald erschienen auch draußen an den Fensterscheiben die mit einem Wald von gelben krausen Haaren bedeckten Köpfe zweier Knaben, die mit ihren blanken braunen Augen neugierig ins Zimmer lugten, bis ein halb ernsthafter halb lächelnder Wink der Mutter sie fortscheuchte. Knaben wie Mädchen blühten in rosiger Gesundheit, und die Verschiedenheit der Farbe ihrer Haare und Augen bildete zwischen den Brüdern und Schwestern den fesselndsten Contrast, und als ich der Frau darob mein Compliment machte und zugleich meine Verwunderung ausdrückte, erklärte sie mir dieses Spiel der Natur, indem sie mir mittheilte, daß die Söhne von ihr die Augen, von ihrem Manne das Haar, die Töchter dagegen umgekehrt vom Vater die Augen und von der Mutter das Haar geerbt hätten.

„Nicht wahr, Madame,“ fragte ich; „Sie sind eine geborene Berlinerin?“

Sie bejahete es.

„Und was, wenn Sie meine Neugierde nicht übel nehmen, hat Sie nach diesem Winkel verschlagen?“

„Die Liebe, mein Herr. Ich lernte dort meinen Mann kennen und folgte ihm hierher in seine Heimat.“

Jetzt fielen meine Blicke auf ein Glasspind, in welchem eine Menge der verschiedensten Kästchen und Nippsachen, alle mit weißen oder farbigen Muscheln ausgelegt, in Reih und Glied standen.

„Sind diese Sachen zum Verkauf?“

„Ja wohl, mein Herr. Sie werden von den Badegästen, die gern etwas zum Andenken an den Strand mitnehmen, viel gekauft und bringen uns ein hübsches Stück Geld. Mein Mann arbeitet sie selber.“

„O, sagte ich, das ist ja eine seltene Kunstfertigkeit in dieser Gegend.“

„Ja,“ entgegnete sie mit Stolz; „mein Mann ist sehr geschickt. Er schnitzt und drechselt aus Holz, Horn und Bernstein die feinsten und niedlichsten Dinge. — Und doch ist mein Mann blind!“ setzte sie hinzu.

„Blind?!“ rief ich erstaunt. „War er denn etwa schon blind, als sie ihn heiratheten?“

„Schon damals!“ erwiderte sie mit einem Anfluge von Wehmuth.

Ich wollte weiter fragen, aber sie wurde abgerufen und ließ mich mit ihren Töchtern allein. Nach einer Weile ging auch ich hinaus und traf vor der Thür den Schulmeister. Er war im Begriff, nach dem Strande hinunterzusteigen, und ich schloß mich ihm an, wobei ich das Gespräch auf die hübsche, muntere Wirthin lenkte. Mit großer Bereitwilligkeit, ja mit sichtlicher Freude ging er darauf ein, und bald wußte ich alles, die ganze Geschichte von Hannchen und ihrem blinden Gatten, welche ich nach seinen Mittheilungen wieder erzählt habe.

„Diese Frau,“ schloß der Alte voll Begeisterung, „diese Frau hat nicht wieder ihres Gleichen. Sie findet ihr einziges Glück darin, andere glücklich zu machen. — Sehen Sie, da war Martins Mutter. Wie hat sie die alte Frau bis zu ihrem Lebensende bedient und geehrt, wie die zärtlichste Tochter es nur immer thun kann. Und als Frau Liese zu sterben kam, da starb sie leichten Herzens, denn sie schied ohne Sorge um ihren blinden Sohn, und ihre letzten Worte waren Dank und Segen auf Hannchens Haupt. Was aber dieses edle Herz an ihrer Schwiegermutter gethan, das thut sie jetzt an mir, wiewohl ich ihr doch ein Fremder bin. Ohne sie wäre mein Alter dürftig und hilflos, einsam und verlassen gewesen; indem sie mich aber in ihr Haus, an ihren Tisch aufnahm, hat sie mir noch zu guterletzt eine Familie, Kinder und Kindeskinder gegeben, und mein Abend ist freundlicher und wohliger, als mein ganzes bisheriges Leben es war. Wenn ich ihr's doch nur irgendwie vergelten könnte! Aber ich habe nichts als den guten Willen und ich kann mich hier nicht anders nützlich machen, als daß ich ihr bei den Kindern und im Laden ein bischen zur Hand gehe.“

Inzwischen waren wir an den Strand gekommen. Ein lachender Himmel, der herrlichste Tag lagerte über dem Meere, das in schimmernder Bläue, in stiller Wollust dalag und fast den Athem anzuhalten schien. So sanft und leise kamen und gingen die Wogen.

Auf einem großen abgeplatteten Steine saßen zwei Personen, das Gesicht halb dem Meere zugewendet, das fast ihre Füße berührte.

Schon aus der Ferne erkannte ich die hübsche Wirthin und errieth, daß der Mann neben ihr der Blinde sei. Sie saßen Hand in Hand eng bei einander, und die Augen der jungen Frau ruhten mit dem Ausdruck der zärtlichsten Liebe auf ihrem Gatten, während sie traulich mit ihm plauderte.

„Sehen Sie," flüsterte der Schulmeister; „ist es nicht, als ob sie noch Brautleute wären! Ja, ein glücklicheres Ehepaar ist weit und breit nicht zu finden, und die Zeit ist an ihrer Liebe spurlos vorübergegangen."

Das Geräusch unserer näher kommenden Schritte ließ Hannchen aufsehen, sie erhob sich mit ihrem Manne und trat uns freundlich entgegen.

„Lieber Martin," sprach sie, „dies ist der fremde Herr, von dem ich Dir erzählt habe."

Der Blinde grüßte mich, indem er an seine Mütze griff.

Es war eine kräftige, stattliche Gestalt, nur den Kopf hielt er, wie es Blinde zu thun pflegen, etwas gesenkt. Auf seinem frischen, vollen, von einem blonden Backenbart eingerahmten Gesicht spiegelten sich Milde und Sanftmuth, und eben so milde und sanft tönte auch seine Stimme.

Indem Hannchen mit dem Schulmeister vorauf ging, hatte ich Gelegenheit, mit Martin allein zu sprechen, und er beantwortete meine Fragen ohne Zurückhaltung. Um seinen Gemüthszustand zu prüfen, lenkte ich das Gespräch bald auf sein Gebrechen.

„Ich müßte lügen," entgegnete er, „wenn ich sagen wollte, daß ich meine Augen nicht mehr vermißte, oder sie nicht dann und wann noch zurückwünschte. Aber je älter ich werde, desto seltner geschieht's; Gewohnheit ist das halbe Leben, und mit den Jahren wird man begnüglicher und zufriedener. Auch ist Blindheit nicht so schwer zu ertragen, als der Sehende denkt. Die andern Sinne helfen aus; was ich nicht sehen kann, das höre, fühle und wittre ich; und ich täusche mich vielleicht seltener als derjenige, welcher noch seine Augen hat, indem ich auf alles weit genauer achte. Und da ich nicht blind geboren bin, sondern an zweiundzwanzig Jahre gesehen habe, besitze ich von den meisten Dingen eine Vorstellung, eine feste Erinnerung, und wenn ich eins oder das andere nun nennen höre, steht es so klar und leibhaftig vor mir, daß ich es wirklich zu sehen glaube und es beschreiben könnte. Im übrigen helfen, wie ich schon sagte, die andern Sinne aus, und etwas, das ich nicht nennen kann, das vielleicht in der Luft oder auch in meiner Seele liegt. Ich erkenne den Fremden schon am Schritt, und sobald er spricht und mir nahe kommt, habe ich von seinem Aeußern und von seinem Wesen ein Bild, das gewöhnlich richtig ist. Ich fühle die Farben, Morgen und Abend, Licht und Dunkelheit; ich merke sofort, ob der Himmel bedeckt ist, oder wenn das Wetter umschlagen will; ich wittere die Entfernung eines Baums oder Steins, daß mir jemand entgegenkommt, oder daß mir bei meinem Gange etwas im Wege liegt."

Der Blinde hatte die volle Wahrheit gesprochen. Das bezeugten seine sicheren Bewegungen, wie er neben mir eben ohne jede Leitung den durch die Schlucht nach dem Dorfe in hundert Krümmungen und fortwährenden Steigungen und Senkungen führenden Pfad verfolgte, ohne je rechts oder links abzuweichen, oder auch nur ein einzig Mal zu straucheln.

„Nein," fuhr er fort, „ich betrachte meine Blindheit schon lange nicht mehr als ein Unglück, und das wäre auch sehr undankbar gegen Gott, der mich sonst so reich gesegnet hat. Ich habe nur noch einen Wunsch und ihn schicke ich täglich zum Himmel empor: daß mein theures Weib nicht vor mir sterben möchte! Denn sie ist doch das wahre Auge meines Lebens."

Wahrscheinlich hatte Hannchen diese Worte gehört; sie verließ plötzlich den Schulmeister und kehrte zu ihrem Manne zurück, an dessen Arm sie sich hing.

In der Dorfsgasse stießen wir auf einen Alten, der welk und matt an seinem Stocke schlich. Wie er uns bemerkte, schoß er einen bösen Blick auf die beiden Gatten, dann sah er scheu weg und als er an uns vorüberhumpelte, hartnäckig zur Seite.

„Das ist der Schulze," sagte mir leise der Schulmeister. „Den hätten Sie früher kennen sollen, wie feist und stramm der aussah. Der Aerger um Jacob, der Kummer um seine Tochter, haben ihn so heruntergebracht. Er hat sein einziges Kind einem Kerl gegeben, der vom Morgen bis zum Abend nichts als Saufen thut und kein Auge nach der Wirthschaft hinschlägt. Der Alte hat ihm nach und nach alles hingegeben was er besaß, aber der Jacob wird auch das letzte durchbringen, und man munkelt schon davon, daß sie ihm nächstens das Haus über dem Kopfe verkaufen werden."

In diesem Augenblick schlug ein wüster Lärm an unser Ohr; er kam aus einem der nächsten Häuser und fragend blieb ich stehen.

„Horchen Sie nur!" sprach der Schulmeister traurig. — „Da prügeln sich schon wieder Jacob und Stina. Wenn sie ihm nicht Geld zu Branntwein geben will, dann schlägt er sie. — Ach, das arme Weib hat ein schweres Kreuz zu tragen."

Auch über die Gesichter der beiden Gatten flog ein tiefer Schatten, ein halb mitleidiger, halb unwilliger Zug, aber er konnte dort nur eine Minute weilen, dann wich er einem sonnigen Freudenschein. Wir waren vor dem Gasthause angelangt; heraus sprangen die dunkellockigen Mädchen, die krausköpfigen Knaben und hingen sich an Vater und Mutter, die ihre stürmischen Liebkosungen mit sanfter Hand und freundlichen Worten erwiderten. Ein Bild des reinsten Familienglückes, an dem ich mich mit dem Schulmeister stumm labte.

„Fischefangen und Vogelstellen."

(Zu dem Bilde auf Seite 821.)

Ein selbst gefangenes Vögelchen wäre damals, als ich noch ein kleiner Stadtwildling und unsicherer A-b-c-schütze war, so recht meine Herzensfreude gewesen, wenn ich den Fang nur hätte ausführen können. Hinter dem elterlichen Hause gab es Sperlinge genug, und darunter recht dreiste und verwegene, aber sie ließen sich eben von mir nicht fangen.

„Salz auf den Schwanz streuen!" rief immer der schadenfrohe Nachbar zu mir herüber, wenn ich mit unsäglicher Mühe den keckſten unserer Hofsperlinge durch Brodkrümchen ganz nahe gelockt, und schließlich die Hand heimtückisch nach seinem Gefieder ausgestreckt, um es . . . nicht zu erhaschen.

Vielleicht hatte der Nachbar doch Recht, und war nicht so schadenfroh, als ich wohl dachte. Vielleicht wohnte dem Salz eine Kraft inne, die ich noch nicht kannte. Am Ende wurden die Heringe, die ja nach dem Salz schmeckten, auch dadurch gefangen, daß man ihnen Salz auf die Schuppen streute.

Ich griff, als die Köchin mir einmal den Rücken kehrte, herzhaft in das Salzfaß. Dann lockte ich durch hingestreute Brodkrümchen die Sperlinge von der Mitte des Hofes bis an die Hofthür. Ich selbst stand unsichtbar im Hinterhalt mit dem Salz in der Hand. Ha, da erschien schon der keckste Spatz auf der Schwelle. Er hatte sich flott bis zu meinem Schlupfwinkel durchgegessen. Da war er, dehnte und reckte sich, sah mißtrauisch nach beiden Seiten, stand einen Augenblick wie ausgestopft, und pickte dann schnell und dreist nach der am weitesten vorgeschobenen Lockspeise, die ich absichtlich recht groß gebrockt hatte. Ich warf das Salz. Es prallte von den Fittichen wie von einer Trommel ab. Der Spatz rauschte empor und war verschwunden. Draußen lärmte und schimpfte er über solch hinterlistiges Gebahren, und theilte seinen Genossen mit, was da für ein unzuverlässiger Mensch hinter der Hofthür stehe. Die andern theilten seine Meinung, denn sie lärmten und schimpften ebenfalls, und bald hatte ich es nicht nur mit den Sperlingen, sondern auch mit der Köchin verdorben, welche meinte, das Salz gehöre in die Suppe und nicht auf die Erde.

Diese Erinnerung an meine Kindheit ging mir durch den Kopf bei der Betrachtung des umstehenden Bildes, worin der Meister seine Virtuosität in der Beobachtung und Wiedergabe des Kleinen so unverkennbar dargethan. Der Sperlingsfänger im Bilde macht es besser, als ich es damals machte. Er hat mit seinem Fang bis zu der Zeit gewartet, wo draußen der reiche Tisch abgedeckt, und es nur noch da viel mit dem Schnabel zu picken gibt, wo der Landmann fleißig eingeheimst. Die Thür der Hütte steht offen, und der Blick



Die kleinen Sperlingsfänger.

Nach seinem Gemälde für das Daheim gezeichnet von H. Werner.

auf den winterlichen Wald wird frei. Unter einem umgekehrten Scheffel, der durch eine gar bedenkliche Stütze vor dem Niederfallen bewahrt bleibt, liegt die Lockspeise. Der gewandte Sperlingsfänger hat sich hinter die Tonne zurückgezogen, und hält die mit der empfindlichen Stütze verbundene Schnur in der Hand. Selbst die ältere Schwester ist begierig, zu sehen, wie ihrem Brüderlein der Erstlingsfang gelingt. Sie hält die Kleine, welche nicht minder gespannt den Künsten des Bruders zusieht. Da kommen schon die Vögel. Sie haben die Lockkörner, welche zu dem Hauptvorrath unter die Falle führen, bereits aufgepickt. Da sind sie in der Thür der Hütte. Während der keckste schon dicht vor dem Scheffel steht und der zweite ihm nachfliegt, sehen die beiden andern von den Zweigen zu, wie ihnen der Anfang der Mahlzeit bekommt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß zwei von der geflügelten Gesellschaft ihrer Freiheit verlustig gehen, aber nur auf kurze Zeit, denn die gewaltig ins Kraut geschossenen Rüben neben dem Korbe deuten unzweifelhaft darauf hin, daß in der bescheidenen Waldhütte kein Nahrungsmangel herrscht, und nichts weniger als ein Vertilgungskrieg gegen die im Haushalt der Natur so wichtigen Vögel beabsichtigt wird.

Fange nur immerhin, Kleiner, und zeige deine Geschicklichkeit, aber hinterher gib die goldne Freiheit wieder. Wir wollen dir deinen Sperlingsfang nicht verübeln, — haben wir doch selbst mehr als einmal, in bitterer Winterkälte, die Leine in der Hand, von Morgens neun bis Abends sechs vergeblich auf den Fang gewartet, — aber wenn des Lebens Ernst an dich herantritt, dann sieh zu, daß das Sprichwort auf dich keine Anwendung findet:

„Fischefangen und Vogelstellen
Verdarb schon manchen Junggesellen."

Arme Leute und Austern.

„Jeder Bauer hat des Sonntags sein Huhn im Topfe." So drückte vor nunmehr viertehalbhundert Jahren ein menschenfreundlicher französischer König seine Ansicht von dem Zustande aus, welcher einer wohlgesinnten Regierung auf dem Gebiete der inneren Angelegenheiten als Ideal vor Augen zu schweben habe.

Heutzutage sind wir weiter gekommen. Wir verachten eine rechtschaffene Hühnersuppe durchaus nicht. Aber sie steht uns erst in zweiter Linie. Unser Sinn will höher hinaus. Was wir in Betreff der Volksverköstigung von der norddeutschen Regierung verlangen, was uns in dieser Beziehung Ideal ist, läßt sich kurz in die Worte fassen: Armer Leute Kinder essen Austern — natürlich, wenn sie sie mögen, dann aber auch, wann sie sie mögen.

Und mehr noch: jener gute König hat sein Ideal nicht verwirklicht gesehen, wir Glücklicheren aber haben die Freude, melden zu können, daß unser Wunsch, so unbescheiden er auf's erste Anhören hin klingen mag, fast sichere Hoffnung auf Erfüllung zur Seite hat, ja, daß die Sonne, die auch den kleinen Mann wie den großen und reichen zu vergnügten Austernfrühstücken weckt, im Westen des Oceans schon längst aufgegangen ist, daß sie ferner in gewissen Gegenden unsrer alten Welt verheißungsvolle Erscheinungen bestrahlt, und daß sie auch bei uns Deutschen bereits mit einem Auge freundlich über den Horizont herüberlächelt.

Arme Leute und Austern, das wäre, entgegnet uns kopfschüttelnder Zweifel. Wohl gar auch Champagner dazu? Nektar und Ambrosia in der Dachstube und im Hinterhofe. Und das in Tagen, wo uns die alte wackere Meertrüffel — dem Himmel sei's geklagt! — mit jeder Saison theurer wird, sodaß selbst gutsituirte Freunde der edlen Molluske in überlegsamen Stunden in sich gehen und sich vor die Frage gestellt finden, ob sie sich den Genuß derselben weiter gestatten dürfen, ob sie sich darin nicht wenigstens beschränken müssen, wenn sie sich nicht an ihrem Geldbeutel versündigen wollen? Sonderbarer Schwärmer in trüber Zeit!

Solchen Zweifeln gegenüber halten wir unser Verlangen und unsere Hoffnung unverkürzt aufrecht; denn sie gründen sich auf Thatsachen. Auf den Sekt allerdings wird die Dachstube und der Hinterhof vermuthlich noch eine Weile warten müssen. Mit der Austernnoth der Gegenwart aber werden wir mit Gottes und einiger erfindungsreicher Menschen Hülfe fertig werden, und sie wird sich, wenn wir rührig und umsichtig auf das Ziel hinarbeiten, in eine Periode der Austernfülle verwandeln, an der armer Leute Kind wie reicher Leute Kind sein Theil haben wird.

Eine recht tröstliche und dankenswerthe Weissagung, aber die Gründe, Bester. Unsere nüchterne Welt liebt die Gründlichkeit. Sie hält nichts von bloßen Versicherungen. Sie glaubt nur, was sie sieht, und sie sieht nur, daß das Dutzend Natives, welches sie vor fünf Jahren noch für zwölf Silbergroschen hatte, ihr jetzt — schmerzlich, zu sagen — drei Viertel Thaler zu stehen kommt. Das wäre, dächten wir, eine Thatsache, und deshalb möchten wir um rasche Mittheilung der andern Thatsachen gebeten haben, die der Herr andeutet. Werden uns freuen, wenn sie so feststehen, wie die unsrige. Aber wir bitten, keine Räthsel mehr.

Wohlan denn, keine Räthsel mehr und keine Umschweife. Meine Thatsachen heißen: die Küste von Amerika ein unermeßliches Austernbeet, auf dem auch für den ärmsten Mann reichlich Frucht wächst; Professor Coste in Paris, ein glücklicher Austerngärtner, der sich in kurzer Zeit der größten Erfolge erfreute; die Wattenwelt der deutschen Nordseegestade ein Feld für die Austerncultur, dessen jetzt mäßige Ergiebigkeit sich mit Costes Methode verzehnfachen, vielleicht verhundertfachen läßt; der norddeutsche Reichstag endlich ein wohlwollender Gönner und Förderer austernfreundlicher Bestrebungen. Und nun sogleich das Nähere zu diesen Andeutungen.

Die Vereinigten Staaten von Amerika sind von der Mutter Natur in fast allen Beziehungen reicher bedacht worden, als irgend ein anderes Land der Welt. Sie haben die größten Erdöl-, Kohlen- und Eisenlager, die schönsten Wälder, die ergiebigsten Kornfelder der Erde, sie erzeugen die beste Baumwolle, sie besitzen ein Netz vortrefflicher Wasserstraßen im Innern und eine ungeheure Küstenentwickelung, sie sind endlich in Folge der Beschaffenheit dieser Küsten mit ihren zahlreichen Buchten, schlammigen Sandbänken und Flußmündungen das gelobte Land der Austernesser. Namentlich sind die Gestade von Connecticut und Rhode-Island, die der Insel Long-Island, die von New-Jersey, die Mündung des Delaware und die große Cheasepeak Bay mit unzähligen und außerordentlich ergiebigen Austernbänken gesegnet; aber auch weiter südlich und bis an den Ausfluß des Mississippi gibt es deren in Menge, und dieselben liefern eine Auster, die dreimal so viel wiegt als unsere deutsche und zugleich dieselbe Zartheit und denselben Wohlgeschmack hat, wie die beste englische.

Die Amerikaner aber verstehen diesen Schatz zu schätzen, zu pflegen und auszubeuten. In allen Hauptstädten gibt es zahlreiche Unternehmer, die sich damit befassen, die Küsten wimmeln von Schoonern und Smacks der mit dem Fang, der Verschiffung oder dem Aussäen von Austern Beschäftigten, massenhaft geht ihre Beute auf die Märkte der Hafenorte und von hier auf Wasser- und Schienenstraßen, zum Theil eingepökelt, in das Innere. Philadelphia betreibt die Austernjagd mit mehr als sechshundert Fahrzeugen, Baltimore sendet deren jährlich gegen tausend auf dieselbe aus. Aehnliche Zahlen weisen New-York, Newhaven, Fairhaven und Boston auf, und auch in Charleston und Norfolk gewinnt man alljährlich reiche Ausbeute auf diesem Felde. Man rechnet, daß die Gesammtproduction an Austern, die in jeder Saison auf die amerikanischen Märkte zum Verkauf kommt, mindestens siebenundzwanzig Millionen Bushel oder Scheffel beträgt, und da der Scheffel etwa 400 Stück faßt, so gibt das die ungeheure Zahl von 10,800 Millionen Stück.

Dieser Austernsegen ist nun Ursache geworden, daß unsere Molluske, unter uns Deutschen nur ein vornehmer Leckerbissen, in Amerika entschieden zu den Volksnahrungsmitteln gehört. In New-York verausgabte man schon 1859 mehr Geld für Austern als für Fleisch. In allen großen, selbst in vielen kleinen Städten der Union trifft man sogenannte „Oyster-Saloons", wo Austern roh und in der verschiedensten Zubereitung, geröstet, marinirt, als Ragout, in Suppen &c. zu haben sind. In der Stadt New-York gibt es deren mehr als 500, die für den Mittelstand eingerichtet sind, und daneben existiren noch auf jeder Straße Läden für die ärmere Klasse, die fleißigen Zuspruch finden. Auf den Märkten wechselt der Preis für den Scheffel zwischen 44 Cents und $2^1/_2$ Dollars. Bei den Austernwirthen

kostet der große Schoppen ausgeschälter Austern 10 bis 20 Cents und das Dutzend in der Schale circa 10 Cents, d. h. nach unserm Gelde etwa 5 Silbergroschen, wobei wir uns erinnern, daß ein Dutzend amerikanischer Austern an Fleischgewicht drei Dutzenden holsteinischer gleichkommt.

Wir werden uns nach diesen Mittheilungen nicht wundern, wenn auch sehr wenig Bemittelte in Amerika zu den Verehrern der Auster zählen und ihre Verehrung durch Verzehrung fleißig bethätigen. Ein Armenarzt in New-York besuchte kurz vor dem Kriege eine in sehr dürftigen Umständen lebende Familie und richtete dabei an eine alte Frau die Frage, ob sie nicht etwas nöthig habe und was er ihr wohl aus Armenmitteln geben könne. „Ach, lieber Herr“, antwortete die Alte, „wir sind so arm, daß ich seit Monaten keine Austern gegessen habe.“ Natürlich verschrieb ihr der Doctor sofort ein paar Dutzend, denn sie hatte einen schwachen Magen, und er konnte ihr nichts bieten, was ihr dienlicher gewesen wäre. Aber als einem Neuling in Amerika kam es ihm doch seltsam vor, daß eine Almosenempfängerin sich nach Austern sehnte.

Deutschland ist von der Vorsehung bei weitem nicht so gut bedacht als Amerika, es ist in Betreff der hier besprochenen Angelegenheit ein Zwerg selbst im Vergleich mit England und Frankreich, aber das Wort, nach dem niemand seiner Länge eine Elle zusetzen kann, gilt hier nicht.

Wir haben uns nicht zu resigniren. Das Wasser läuft dem Austernfreunde im Munde zusammen, wenn er hört, was den Yankees für Freuden winken, und mit stillem Neide betrachtet er im Geiste, wie sie drüben schwelgen, während er darbt. Da erzählt man ihm von Professor Costes Versuchen und Erfolgen, und seine Mißgunst macht der Hoffnung auf bessere Tage Raum. Was die Natur nicht gab, oder nur kärglich darbot, läßt sich — das bedeutet der Name Coste — durch Kunst ersetzen. Was den Franzosen möglich gewesen, das wird auch bei uns zu Stande gebracht werden können, wofern nicht unbesiegbare Hindernisse sich entgegenstellen. Die Sache aber, um die sich's hier handelt, ist folgende:

Die natürlichen Austernbänke Frankreichs waren vor etwa zwanzig Jahren fast erschöpft. Der große Austernmagen von Paris hatte zuviel von deren Früchten verschlungen. Da geriethen Fischer der Insel Oléron, auf den guten Einfall, eine Art von submarinen Zuchtställen anzulegen. Sie warfen in die Untiefen an der Küste auf weite Strecken hin Steinbrocken, Scherben und Ziegelstücke, an die sich der Laich der Mutteraustern, der früher vielfach durch Ebbe und Strömung in die hohe See entführt worden war, ansetzte, und bewirkten so, daß der Meeresgrund an ihrer Insel sich rasch mit zahlreichen Völkern junger Austern bedeckte. Ein Steinmetz von der Insel Ré, Namens Boeuf, verbesserte diese Methode, indem er ein Stück seichten Grundes, auf den er in der Nachbarschaft gesammelte Steine versenkte, mit einem niedrigen Damme umgab und dann mit einigen tausend Austern besäete, die sich, da eine einzige Mutterauster jährlich über eine Million Kinder zu gebären pflegt, bald so vermehrten, daß er nach wenigen Jahren schon für ein paar hundert Thaler davon verkaufen konnte. Er legte dann mehr solcher Austernparks an, und jetzt besitzt er deren in einer Gesammtausdehnung von 26 Morgen, und dieselben tragen ihm jährlich mehr als manches große Rittergut ein. Sein System aber fand Nachahmung, und gegenwärtig dehnt es sich beinahe über die ganze Küste der Insel Ré und über die Mündung der Seudre aus, wo der nach Boeufs Methode eingerichtete Austerndistrict der schon 850 Morgen umfaßt und gegen fünfzig Millionen Austern auf den Markt liefert. Boeufs Gedanke wurde endlich wiederum durch Professor Coste, der auf Veranlassung der französischen Regierung sich der Sache annahm, wesentlich vervollkommnet.

Coste legte 1857 in der Bucht von St. Brieux, wo das Wasser verhältnißmäßig sehr tief und zugleich sehr unruhig ist, eine Muster-Austernplantage an, indem er außer Steinen, Scherben und Ziegelbrocken auch eine Anzahl mit Steinen beschwerter Faschinen versenken ließ. Als der Versuch Erfolg zeigte, wurden in der seichten und geschützten Bay von Arcachon noch zwei Anstalten dieser Art, eine vierte an der Insel Ré und eine fünfte auf der Rhede von Toulon hergestellt, wo man englische Austern ansiedelte. Diese Arbeiten sind durchgehends in glänzender Weise gelungen. Sie versprechen eine werthvolle Quelle des Nationalwohlstandes zu werden und eine neue Aera des Austernmarktes über Frankreich heraufzuführen. Die vor zwei Jahren vorgenommene Untersuchung der Austernplantage von St. Brieux ergab Resultate, welche die kühnsten Erwartungen weit übertrafen. Mit dem Schlepprechen, dessen man sich zum Fang bedient, zog man jedesmal über zweitausend alte Austern herauf, an vielen von den Faschinen saßen gegen zwanzigtausend junge von 3 bis 5 Centimeter Durchmesser. Aehnliche erfreuliche Ergebnisse lieferte die Prüfung der Austernbeete in der Bucht von Arcachon und auf der Rhede von Toulon.

Der Zweck, den die Regierung im Auge gehabt, Privatleute zum Betriebe der Austernzucht nach Costes System anzuregen, wurde daher auch sehr bald erreicht. In der Gegend von Arcachon bildete sich eine Gesellschaft von 120 Capitänen und 1200 Fischern und andern Seeleuten, welche eine Zuchtstelle von circa achthundert Morgen anlegten und binnen kurzer Zeit ähnliche Erfolge erzielten wie die Regierung. Bei der Insel Ré im Meerbusen von Biscaya verwandelten einige tausend Fischer eine schlammige Küstenstrecke in einer Ausdehnung von fast vier Meilen in ein weites Austernfeld, bald waren hier gegen 1500 Austernparks, in denen man durchschnittlich sechshundert festbeschalte Austern auf den Quadratfuß zählte, in vollem Betriebe, im Jahre 1865 hatte sich die Austerncultur nach Costes System hier über eine Fläche von 630,000 Quadratmeter verbreitet, und in demselben Jahre gab dieser bis dahin völlig wüste und ertraglose Küstenstrich bereits eine Ernte von 378 Millionen Austern, die einen Werth von sechs bis acht Millionen Franken repräsentirten. Alle diese Erfolge sind im Verlauf von etwas mehr als zehn Jahren erreicht worden. Noch einmal zehn Jahre und dieselben werden sich in ihrem Werth verdreifacht und vielleicht noch weit höher gesteigert haben.

Es fragt sich nun, ob die Costesche Methode sich auf die deutschen Gestade anwenden läßt, und ob dieselbe noch einer Verbesserung dahin fähig ist, daß man in die Parks die amerikanische Auster verpflanzt, die, wie nochmals wiederholt wird, bei einem Fleisch, so zart und saftig, wie das der feinsten englischen, dreimal größer als die holsteiner ist.

Die erste dieser Fragen ist nur theilweise, aber immerhin in sehr tröstlicher Weise zu bejahen. In der Ostsee gedeiht die Trüffel des Meeres nicht, da das Wasser hier nicht den Salzgehalt hat, den jene zu ihrer Existenz bedarf. Dagegen hat das Nordseebecken an den beiden Enden der Ausdehnung, in der es deutsch ist, schon jetzt Austernbänke von ziemlicher Größe, und wo dieselben fehlen, sind an mehreren Stellen die Bedingungen vorhanden, deren zu schaffen. Die andere Frage aber wird unbedenklich mit ja zu beantworten sein; denn es ist nicht zu bezweifeln, daß die Auster Nordamerikas, nach unserm deutschen Meere verpflanzt, daselbst wie zu Hause gedeihen und sich mehren würde. Die Brut wäre in Kisten mit Salzwasser vermöge unserer großen Dampfer ohne Schwierigkeit zu beziehen, und die nöthige Nahrung für die mit ihr gegründeten Austerncolonien fände sich auf unseren Watten in Hülle und Fülle.

Preußen hat natürliche Austernbänke an der schleswigschen und an der ostfriesischen Küste. Der Flächeninhalt jener beträgt ungefähr drei Quadratmeilen, und die Mehrzahl derselben liegt bei Sylt und Amrum. Nur eine gewisse Anzahl, die näher am Lande gelegenen, wurden bis jetzt befischt, weil man es nicht nöthig zu haben glaubte, da selbst die ausgebeuteten Bänke so voll von Austern sind, daß man „auf einer einzigen bis tausend Tonnen fischen könnte, ohne sie zu erschöpfen.“ Die Ausbeutung der Bänke ist von der vormaligen Regierung Schleswigs an eine flensburger Gesellschaft bis 1879 verpachtet, die dafür jährlich 22,000 Thaler zahlt. In Ostfriesland sind namentlich die Watten vor der Emsmündung das günstigste Gebiet für das Gedeihen der Auster, und früher war hier besonders die Bank in der Westerems und die vor der Insel Borkum gelegene sehr ergiebig. Die letztere litt durch rücksichtslose Ausbeutung und wurde 1845 durch Eismassen schwer beschädigt. Nach einigen Jahren erholte sie sich wieder, aber jetzt hat sich eine Sandbank über einen Theil derselben gelegt und die Austern verschüttet. Dagegen wurden in der Osterems im Koppersand und südlich von der Insel Juist im Jahre 1865 noch 28,000 Stück gefischt. Das ist nicht viel. Aber es ist unter Sachverständigen kein Zweifel, daß die Kunst hier sowohl wie an den Nachbareilanden der Natur nachhelfen kann.

Mehrere der Inseln Ostfrieslands haben durchweg einen Strand, der die Austernzucht mit eingedämmten Beeten und hineingeworfenen Reisigbündeln und Ziegeln gestattet. Vor allem würden sich Austernparks dieser Art bei Norderney anlegen lassen, wo der Sand durch massive Buhnen geschützt ist, und wohin man die Austernsaat von der

großen Bank holen könnte, die sich sieben Seestunden nordwestlich von Helgoland befindet, und auf welcher ein borkumer Fischer im vorigen Jahre bei etwa hundert Fuß Tiefe an zwanzigtausend Austern fing. Ferner ließen sich an dem Jahdebusen Colonien unseres wohlschmeckenden Molluskenvolks gründen. Sodann wäre zu versuchen, ob deren nicht auch die holsteinische Küste gestattete. Der Einwurf, daß hier das Meerwasser infolge des Einströmens von Elbe und Eider zu viel Senkstoffe enthalte, ist nicht vollkommen stichhaltig; denn die Themsemündung, wo die Whitstabler Auster vortrefflich gedeiht, die Cheasepeakbay, die so reiche Massen der Virginiaauster enthält und die Schlammgründe der Insel Ré, wo Boeuf und Coste so glänzende Erfolge erzielten, enthalten solche Stoffe ebenfalls und sprechen so gegen die Ansicht, daß die Auster unbedingt klares Wasser zu ihrer Existenz bedürfe, und bedarf sie dessen, um besondern Wohlgeschmack zu gewinnen, was allerdings richtig ist, so ist dasselbe durch die Eindämmung und die kleinen Strömungen, welche zwischen den Steinen und Faschinen der Austernparks entstehen, bei uns sicher eben so wohl zu beschaffen als in Frankreich. Endlich und vor allem ließen sich ohne Zweifel in den Deeps und Seegaten, welche die Watten- und Inselwelt Westschleswigs wie ein Geäder durchziehen, an sehr vielen Stellen, wo der Strand dem Anprall des Meeres nicht zu sehr ausgesetzt ist, Zuchtstätten der geschilderten Art einrichten, für die man die Brut in den dortigen natürlichen Austerbänken unmittelbar bei der Hand hätte.

Es steht demnach fest, daß die Austerncultur an den deutschen Küsten eine vielversprechende, ja wahrscheinlich eine glänzende Zukunft haben würde, falls man sie in umsichtiger und energischer Weise und mit den erforderlichen Geldmitteln in Angriff nehmen wollte.

Zunächst wäre eine Musterplantage nach dem französischen System in Schleswig, sowie eine zweite in den Watten von Ostfriesland anzulegen, und dies sollte von Seiten der preußischen Regierung, oder mit Unterstützung derselben von Seiten einer Actiengesellschaft geschehen. Da dies Unternehmen vermuthlich bald gute Erfolge erzielen dürfte, so ist zu erwarten, daß die Küstenbevölkerung Vertrauen zu der Sache fassen, und binnen Kurzem zahlreiche neue Körperschaften zur Anlegung von Austernzuchtstätten sich bilden würden.

Frankreich, dessen Austernproduction sich vor zehn Jahren nur noch auf etwa 35 Millionen Stück belief, erzeugt darin jetzt reichlich zehnmal so viel, und ein großer Theil seiner Austernpflanzer ist zu wohlhabenden Leuten geworden. Seine seefahrende Bevölkerung hat durch den neuen Erwerbszweig erheblich zugenommen. Sein Nationalreichthum steigert sich durch denselben von Jahr zu Jahr. Es ist möglich, daß sich schon nach einem Menschenalter hier so glückliche Zustände wie in Amerika herausbilden, wo armer Leute Kind sich für allzu arm und unglücklich hält, wenn es sich kein Austernfrühstück zulegen kann.

Und Aehnliches winkt uns Deutschen. Die Kleinstaaterei, die, wie in vielen andern wirthschaftlichen Beziehungen, auch hier hemmte, weil sie großer und weitschauender Gedanken unfähig war, ist in dieser Hinsicht beseitigt. Preußen hat fast die ganze Nordseeküste gewonnen. Es schickt sich an, sie auszubeuten. Die Gedanken, die hier entwickelt wurden, sind bereits an die Minister des Handels und der Landwirthschaft gebracht und mit Wohlwollen aufgenommen, sie sind dem Reichstag vorgetragen und auch von diesem der Förderung würdig befunden worden. Der Marine, der Strandbevölkerung, mittelbar und unmittelbar auch der des Binnenlandes, kann mit denselben eine neue Quelle von Kraft und Gedeihen eröffnet werden, ganz abgesehen von den vielen Verehrern der Auster, die sich jetzt im Genuß derselben beschränken müssen, und die in der zu hoffenden neuen Aera den heitersten, durch keine Rücksicht auf ihr Jahresbudget in ihrer Reinheit getrübten Schwelgermahlen entgegen gehen würden, und ganz abgesehen von denen, die etwa wie der Meister in Buschs „Gerechtem und vollkommenem Austernesser“ *) Verbesserung der Welt und der Menschheit durch Austerngeist hoffen.

Durch Austerngeist? Hörten wir recht? fragt man.

Ja, in der That, durch den Geist der Auster, und der Meister weiß seine Behauptung mit Gründen zu belegen, die sich hören lassen, und gegen die wenigstens die Weisheit der Herren Büchner, Moleschott und Vogt nicht allzuviel einzuwenden haben sollte. Es sei gestattet, die Quintessenz seiner Beweisführung hier in der Kürze wiederzugeben. An die Spitze stellt er den Satz, daß die Welt gut ist, soweit sie Austern ißt, und daß sie desto besser ist, je häufiger sie davon genießt und je inniger sie sich von dem Wesen derselben durchdringen läßt. Alle Uebel, an denen wir Sterbliche kranken, stammen nach ihm entweder aus der Leidenschaft, aus zu heftigem Wunsch oder zu starker Furcht, oder aus einem schlechten Magen her, und gegen beide ist uns von der Güte der Vorsehung im Austerngenuß die Universalmedicin verliehen.

Der Leser findet das mystisch. Aber der Philosoph, der diese Sätze vorträgt, fährt ungefähr folgendermaßen fort. Sagt mir von irgend einem Menschen, was er ißt, und ich werde euch sagen, was er ist. Der Strandbewohner, der sich von Fischen nährt, ist der beste Seemann, gleichsam selbst ein Fisch, der gelbe Kalmücke, der von dem Fleisch und der Milch seiner Pferdeheerden lebt, der trefflichste Reiter, gleichsam selbst ein Pferd. Frühstück, Mittagsessen und Abendbrot des Hinterwäldlers am Mississippi begleitet der ewige und unvermeidliche Maiskuchen, und die fruchtbare Ehe dieser Biedermänner spiegelt das Bild des Maiskolbens mit seinen zahllosen Körnern wieder. Völker, die allzuviel Kartoffeln genießen, arten zuletzt in lebende Kartoffelfelder aus, die in den Skropheln auch ihre Kartoffelkrankheit haben. Das Roastbeef des Britten bekundet sich so unwidersprechlich als Grund seines Charakters, daß er sich in ehrenwerther Selbsterkenntniß in die Völkerliste mit dem Namen John Bull eingetragen hat. Ein weintrinkender Stamm spricht und handelt, wie der Geist der Traube sprechen und handeln würde, falls er eine Menschenhaut anziehen könnte, und der schwere Biergeist Altbayerns ist auch bekannt.

Und jetzt mag der Leser dem Meister widerlegen, wenn er fortfährt:

Die Auster ist der reinste Typus jener wohlgeregelten, gelassenen, friedfertigen und behaglichen Gemüthsverfassung, welche die Zierde des Staatsbürgers ausmacht. Ihr milder, geruhiger Sinn wird weder von der Hoffahrt, welche Satan und seine Engel vom Himmel stürzte, noch von der Neugier, welche der Apfelbiß Evas verschuldete, noch von irgend einer andern Leidenschaft bewegt. Sie kennt weder die Eifersucht, welche Desdemona umbrachte, noch die unverständige Liebeshitze, die Romeo und Julie tödtete. Ihre Seelenstimmung weiß nichts von Furcht und nichts von Hoffnung. Diese Musterseele aber eignen wir uns nach Analogie des vorhin Gesagten, welches sich durch eine reiche Auswahl anderweitiger Beispiele noch vermehren ließe, auf die sicherste und angenehmste Weise durch fleißigen und gesinnungsvollen Genuß von Austern an.

Was ferner den schlechten Magen angeht, so erzeugt ein solcher Hypochonder, und Hypochondrie ist die Ursache vieler und schwerer Uebel. Ein kranker Magen aber wird durch leicht verdauliche Speise gebessert, ein gesunder dadurch gesund erhalten, und die Auster ist die verdaulichste der Speisen. Mit Ausnahme des Brodes etwa gibt es kein einziges Nahrungsmittel, welches nicht unter diesen oder jenen Verhältnissen schädlich auf den Verdauungsproceß einwirkte, und die, welche wir gewöhnlich für die besten und vornehmsten halten, thun dies am meisten. Die Auster aber macht sich dessen niemals schuldig. Ihre Gegenwart im Magen ist kaum zu spüren, und doch befriedigt sie auf's anmuthigste den Geschmacksinn und stillt sie jene Aufregung der Nerven, die wir Hunger nennen. Keine Uebersättigung, keine Kolik, keine Gewissensbisse folgen ihr, auch wenn wir leichtsinnig durch zu reichlichen Genuß derselben sündigen. Man verzehrt seine Austern in der vollen und durch nichts verdüsterten Gewißheit, daß die Gesundheit nicht im Entferntesten durch sie compromittirt werden kann, stürzte man sich selbst mit einem hundert holsteinischer in jenen Abgrund, den wir als Ueberfüllung bezeichnen.

Austerngenuß ist also, wie nunmehr wohl zugegeben werden sollte, ein sowohl physisch als moralisch heilsames Vornehmen, und der, welcher ihn verallgemeinert, welcher ihn jedermann zugänglich macht, wie Heinrich der Vierte jedem sein Huhn in den Topf schaffen wollte, verdient geehrt zu werden wie Noah, wie Triptolemus, wie Franz Drake als Wohlthäter der Menschheit, ja er ist höherer Ehren werth, denn sie alle miteinander.

So der „gerechte und vollkommene Austernesser“, der, wie man sieht, entweder die Phantasieflügel angeschnallt hat, die in's Ueberschwängliche und Unbegreifliche tragen, oder, und das wird das Richtigere sein, ein ironischer Schalk ist, der's hinter den Ohren hat. Er hätte, einmal im Schwunge, noch hinzufügen können, daß allgemeiner

*) Vor Kurzem in Hannover bei Rümpler erschienen.

Austerngenuß und damit allgemeine Verbreitung des Austerngeistes einer gewissen Bewegung, die sich seit einiger Zeit unter den arbeitenden Klassen kundgibt, und die manchem auf Neid und Hoffahrt gegenüber den Besitzenden zu beruhen scheint, sofort ein Ziel setzen würde, da die Auster weder Neid noch Hoffahrt kennt, und er hätte darauf hin diesen Besitzenden die schleunige Errichtung von Austernparks als das beste Mittel empfehlen dürfen, um der ihnen unbequemen und bedenklichen Arbeit der Jünger Lassalles entgegenzuwirken. Er hätte ferner von seinem Standpunkte folgern müssen, daß mit jeder neugeschaffenen Austernbank die Zeit um einen Grad friedfertiger werden müsse, daß seit Costes von der Regierung doch angeregter oder unterstützter Thätigkeit für reichlichere Speisung der Franzosen mit der Auster, dem Typus des inagressiven Denkens, das Kaiserthum trotz Niel und Chassepot wirklich der Friede sei, und daß mit dem Ideal, welches wir an die Spitze dieser Betrachtung stellten, und welches wir hier noch einmal in den Worten präcisiren: Armer Leute Kind, wie reicher Leute Kind, alle Welt ißt Austern, auch das Ideal Elihu Burrits, der ewige Friede, der Pardel neben dem Böckchen im Schatten des Oelbaums gelagert, vom Himmel auf die Erde steigen müßte.

Wir haben es aber hier nicht so sehr mit Phantasie und Ironie zu thun, als mit klarer, auf guten, festen Füßen stehender Wirklichkeit. Es ist genug, wenn wir, in die Prosa zurückgekehrt, wissen, daß sich aus unsern Austernbänken etwas viel besseres machen läßt, als was sie gegenwärtig sind, und es wäre aus hundert Gründen zu wünschen, daß von denen, die es zunächst angeht, sobald als möglich nach dieser Erkenntniß gehandelt würde. Die Franzosen marschiren hier wirklich einmal wieder an der Spitze der Civilisation. Folgen wir ihnen rasch nach und hinken wir dabei nicht.

Ostreophilus.

Eine Stunde.

Aus dem Tagebuche eines Arztes von Dr. Julius Buchheister.

Mitternacht ist vorüber Ruhig flimmern die Sterne herunter und hüllen sich gegen die Kälte der Nacht in ihr halb durchschimmerndes Nebelkleid, das ihnen hin und wieder von dem boshaften Ostwinde zerrissen und in Fetzen eine Strecke weiter geführt wird.

Aus dem großen Hause an der Ecke, die dem Ostwinde so recht ein Gegenstand des Aergers ist, daß er sich mit ärgerlichem Gebrüll auf sie stürzt, und doch immer und immer einen Umweg machen und ausbiegen muß, tritt ein Mann, der, sowie er die Hausthür hinter sich verschlossen hat, hastig seinen großen Ueberrock zuknöpft, um nicht gar zu heftig den Unterschied zwischen der schneidenden Luft und dem warmen Bette, das er eben verlassen, zu empfinden. Wie er den ersten Fuß auf die Straße setzt, schlägt die Thurmuhr halb zwei, und rings wird es plötzlich in der Hafengegend lebendig, da die Schiffe ihre „drei Glasen" anschlagen, die für einen Augenblick die Stille der Nacht unterbrechen, und Zeugniß geben, daß eine Anzahl Menschen wacht.

Rasch geht er die Straße hinunter und wundert sich bei dem festen Nachhallen seiner Schritte, daß er so schwere Stiefel trägt, da er jeden Tritt, den er macht, sich begleiten hört, und bei dem raschen Tempo derselben denkt, daß, wenn jemand, der nicht schlafen kann, ihn vorübergehen hört, gewiß bei sich sagt: „Der hat Eile!" Ja! er hat Eile, der Mann. Er biegt rasch in eine Nebenstraße ein und steuert plötzlich scharf auf eine dunkel gähnende Hausthür los, die trotz der späten Zeit nicht geschlossen, sondern nur angelehnt ist. Er wird jedenfalls erwartet. Rasch eilt er die dunkle Treppe, die gleich hinter der Hausthür beginnt, hinan, und will die gegenüberstehende Thür öffnen, als sie von selbst aufgeht und eine von Schmerz zitternde Stimme sagt: „Gottlob! daß Sie kommen, Herr Doctor! mein Kind, mein armes Kind!" Er folgt dem Manne in ein matt erleuchtetes Zimmer und geht sofort auf ein Bett zu, aus welchem ein Kind von neun Jahren, trotz der großen Anstrengung, die es machen muß, sich zu erheben und für seine kleine Brust die nöthige Menge Athem zu ziehen, sich aufrichtet und dem Arzte ein freundliches Gesicht macht, wobei es der Mutter, die es in ihren Armen aufrichtet, etwas zuflüstert: „Nein, nein, mein gutes Kind, nicht weil du so krank bist, kommt der Herr Doctor, sondern um zu sehen, wie die Medicin gewirkt hat."

Der Arzt setzt sich an das Bett des Kindes und prüft mit besorgter Miene das Aussehen und den Puls desselben. Mühsam zieht es die Luft ein und scheint mit jedem ängstlichen Athemzuge den stillen Vorwurf auszudrücken, daß die leichte, leichte Luft, welche die andern so ohne jede Mühe in sich einziehen, ihm allein so schwer, so unerreichbar wird, und daß, je durstiger es nach Stillung seines Luftdurstes sich abmüht, um so schwieriger und angestrengter die kleine Brust sich hebt, und alle Anstrengung doch zu weiter nichts fruchtet, als die Sehnsucht und das Bedürfniß nach einem freien Athemzuge größer und größer zu machen.

Lange sieht der Arzt schweigend den Anstrengungen des Kindes, sich durch Veränderung seiner Lage Erleichterung zu verschaffen, zu, sieht, wie jeder einzelne Muskel sich anstrengt, seine äußerste Schuldigkeit zu thun, um soviel als möglich Luft in die kleine, schwer athmende Brust einzuziehen. Hin und wieder versucht das Kind den kleinen Kopf auf das Kissen zu legen, um nach langen, langen Stunden ein paar Augenblicke zu schlafen, aber vergebens — die tiefere Lage drückt sich wie ein Alp auf seine Brust und jäh fährt es empor, um nach einigen Minuten vergebens zum zweiten Male Ruhe zu suchen.

Die Mutter sitzt weinend an der Ecke des nebenanstehenden Tisches und verbirgt ihr Gesicht in die Hand. Der Vater steht stumm hinter ihr, von Zeit zu Zeit die angstvollen Augen von seinem Kinde nach dem Arzte wendend, dem Manne, der, selbst ergriffen von dem Jammer und der Noth des Kindes, Rath schaffen soll, um den Jammer und die Noth zu lindern, der nicht allein dem Mitgefühl und dem Mitleiden sich hingeben, sondern der Denken und Hilfe schaffen soll, und dem seine Gedanken nie so gedrückt waren, wie jetzt.

Plötzlich, wie mit einem raschen Entschluß, greift er in die Tasche seines Rockes und zieht rasch und heftig, wie eine Waffe, einen kleinen glänzenden Gegenstand, einen silbernen Schreibstift, hervor, den er rasch erhebt, um zu schreiben. Plötzlich fällt das Kind zurück und langsam sinkt die erhobene Hand des Arztes herunter und rasch beugt er sich zu dem Kinde nieder, um sich zu überzeugen, ob der Gedanke, den er eben aufs Papier bringen wollte, nicht schon zu spät kommt, ob nicht schon für immer die Kraft der Muskeln erloschen, und willenlos, der eigenen Schwere folgend, der kleine Kopf zurückgefallen ist. Doch nein, das Kind erholt sich rasch wieder und ebenso rasch fährt der Arzt über das Papier, keine Zeit zu verlieren, das zu thun, wozu ihn gebieterisch sein Gedanke auffordert.

„Herr Doctor, bleiben Sie noch einen Augenblick hier," sagt hastig der Vater, „bis ich wiederkomme, ich hole die Arznei!"

Stumm nickt der Arzt und rasch entfernt sich der Mann, und lange noch hört man auf der Straße seinen hastigen Tritt, der mit seinem hastigen Schall den Mann auffordert, noch rascher nach vorn zu eilen, denn zu Hause müht sich sein Kind ab, Herr zu werden über die grimmige Angst, und jeder Schritt, den der Mann vorwärts thut, scheint ihn zu drängen, die nachfolgenden Schritte noch zu beschleunigen, und es scheint ihm, als wenn nie die Füße so schwer vom Boden sich hoben, und als wenn der Weg nie so lang gewesen und nie soviel Steine zwischen seinem Hause und der Apotheke sich befanden.

Zu Hause in der Krankenstube ist es ruhig, unheimlich ruhig geworden. Das Kind versucht einen Augenblick ruhig zu liegen, und die Mutter sitzt wieder regungslos und weint still, als wenn ihr das Herz brechen sollte. „Mama!" wimmert das Kind und plötzlich steht die Mutter neben dem Bette des Kindes und versucht zu verstehen, was das Kind wünscht. Doch sagt das Kind weiter nichts, und blickt nur angstvoll den Arzt an und sinkt in sein Kissen zurück.

„Daß mein armes Kind sich noch so quälen muß!" sagt die Frau und sinkt in ihren Stuhl. Alles ruhig — nur die schweren Athemzüge des Kindes und im Nebenzimmer eine Uhr bilden die traurig schwere, wie Blei lastende Unterhaltung. „Mama!" — Die Frau hält das Kind in ihren Armen, trocknet ihm die feuchte Stirn, legt es in sein Kissen zurück und wieder nur unterbrechen das Tik Tak der Uhr und der Athem des Kindes die Stille, das eine so regel-

mäßig, als freute es sich der Leichtigkeit, mit der es die Luft durchschneidet, das andere so mühsam, als müßte es die Luft mit aller Anstrengung seiner Kraft zu sich heranziehen.

Die Frau weint lauter, als der Arzt jetzt leise zu ihr sagt: „Ich habe keine Hoffnung mehr!"

„O, mein Gott! wenn ich sie und ihre Schwester des Morgens zur Schule gehen sah," jammert die Frau, „beide von gleicher Größe — beide so munter, und jetzt, jetzt —!"

Stille herrscht im Zimmer; die Frau lehnt sich über das Kopfende des Bettes, dem Kinde abgewendet — sie kann es nicht ertragen, daß das kranke Kind vielleicht ihre Thränen sehen sollte. Das Kind sucht jeden Platz auf dem Kopfkissen auf, um mehr Ruhe und Erleichterung zu bekommen: „Ich bin so müde." — „Was sagst Du, Kind? bist Du müde, mein Herzchen?" sagt die Frau und weint.

Schneller und schneller wird der Athem des Kindes.

„Wo mein Mann nur bleibt, daß er gar nicht wieder kommt mit der Medicin — die Apotheke ist doch nicht so weit," sagt die Frau und vergißt, daß kaum fünf Minuten verflossen sind, seitdem ihr Mann fortgeeilt, für sie fünf Ewigkeiten. Es ist doch möglich, daß die Medicin noch helfen kann, und warum sollte ihrem geliebten Kinde nicht geholfen werden, — sie denkt ja nur an Rettung für ihr Kind.

Plötzlich fährt das Kind wieder auf. Die Ruhe, die scheinbar über sie gekommen war, war nur die Ruhe der äußersten Ermattung und noch einmal kämpft sie dieselben ruhelosen Augenblicke der letzten Minuten wieder durch — und plötzlich wird sie ruhiger und liegt wie schlafend. Die Hand des Arztes hat den Puls der Kleinen nicht verlassen. Er schrickt zusammen — die Katastrophe ist eingetreten — die schwache Blutwelle, die noch eben vorher tiefer an den fühlenden Finger angeschlagen hat, hat aufgehört, ihren Weg zu verfolgen, und ausgelitten hat das arme Kind.

Das feine Ohr der Mutter, die abgewendet weinend ihren Kopf in die Hand gestützt, hat bald vernommen, daß das ängstliche Athemholen des Kindes es nicht mehr erreicht. Es war doch noch immer ein Athemholen und jetzt — gar keines.

„Herr Doctor! — mein Kind?!" schluchzt fragend die Mutter.

„Ist todt," antwortet leise und ergriffen der Arzt. Die Mutter weint und der Arzt schweigt. Sprechen mag er nicht, in solchen Augenblicken sind Worte immer nur Worte, der Schmerz will allein und nicht getröstet sein.

Nach einigen Minuten nimmt er leise seinen Hut und geht, — die Mutter hört ihn wohl weggehen, aber auch sie schweigt und denkt an nichts, als an ihr todtes Kind. — „Herr Doctor! Sie gehen schon fort?!" ruft ihm der athemlos hereintretende Vater entgegen. „Ja, sagt der Arzt, ich gehe fort" — und weinend stürmt der Mann an ihm vorüber ins Zimmer zu seiner weinenden Frau und zu seinem todten Kinde.

Langsam, ganz langsam geht der Arzt nach Hause, und als er nach Hause kommt, schlägt die Uhr gerade halb drei, und ringsum auf den Schiffen wird es wieder lebendig. Die Wachen schlagen ihre Wacht an; eine Stunde ist verflossen.

Unsere deutsche Heimat.



Im Herzen manches unsrer Leser wird beim Klange dieser Worte eine Kette froher Wandererinnerungen wach werden; vor seinen Augen werden in bunter Reihe von der Nordsee bis zu den Alpen alle die Landschaftsbilder vorüber ziehen, die er in schönen Sommertagen durchstreifte. Ist er ein vielgereister Mann, so kennt er das Meer, hat er Ostfriesland, die große norddeutsche Ebene, das grüne Westfalenland, den goldnen Rhein gesehen, er war im Spessart oder am Neckar, er ist im Schwarzwald gewandert und zweifelsohne hat er seine Lust in den Alpen gebüßt, dem Ziele aller Wandersehnsucht, — an irgend einer kühnen Spitze, an irgend einem grünen See.

Hat uns der Winter erst wieder in unsre vier Pfähle eingeschlossen, so pflegen wir besonders gern unsere Gedanken auf solchen Plätzen der Erinnerung spazieren zu führen, aber wir müssen auch die Erfahrung machen, daß die Bilder nach und nach erblassen, daß die Vorstellung undeutlich, nebelhaft wird, und wir müssen bisweilen fürchten, die Schätze unserer Erinnerung mit der Zeit zu verlieren. Doch dafür ist gesorgt. Hier liegt ein Werk vor uns, das den Titel unserer Ueberschrift führt: „Unsre deutsche **Heimat.**" In diesem Werke finden wir unsre schönsten Erinnerungen fixirt; es zeigt uns in 20 Blättern, deren jedes ein Triumph der Holzschneidekunst ist, unser großes Vaterland in seinen verschiedenen Landschaftscharakteren; es sind keine bestimmten Porträtlandschaften gemeint, sondern ideale Charakterlandschaften, die den Gesammtcharakter, die Gesammtstimmung des betreffenden Gaues darstellen. Wo wir auch gewesen sein mögen: unter diesen 20 Blättern werden wir immer einige finden, welche die Gegenden, die uns lieb sind, in ihrer eigensten Form wiederspiegeln.

Die Engländer haben ein berühmtes Landschaftswerk von Birket Foster: british landscapes, welches bisher für die höchste Leistung der Holzschneidekunst galt. Es war das Entzücken der Künstler, die darin eine unerschöpfliche Fundgrube von Vorbildern und Motiven fanden. Unser deutsches Werk hat das englische in den Schatten gestellt.

Wir haben für unsere Leser das Blatt von der Weser ausgewählt, einestheils, weil es ganz besonders glücklich und schön gelungen, andererseits, weil es uns eine Herzenssache ist, diesem in der großen Welt am wenigsten gekannten Strome mit seinen waldbedeckten, hügelbegleiteten Ufern zu seinem Rechte zu verhelfen. Versteckte Kleinodien von Landschaften birgt das Weserthal; selten daß ein fremder Wanderer in dies stille, träumerische Land kommt. Wir sind von den Wenigen, die seine Herrlichkeit von Jugend auf kennen. Mancher Sonnenaufgang sah uns droben auf der thaubeglänzten Luhdener Klippe, wenn die Lande unter uns im Morgennebel dampften; — manchen Sommerabend haben wir oben träumend im Haidekraut gelegen, wenn rings überm Walde „des Abends Goldnetz hing." Da liegt zu unsern Füßen das alte Sachsenland; dicht unter uns das Idistavisusfeld, auf dem Germanicus in gewaltigem Ringen Hermann

den Cherusker schlug. In weitgeschlungenen, glitzernden Silberbändern zieht von fern her die Weser durchs grüne Land, aus dessen Buchen- und Eichenkronen die rothen Dächer des westfälischen Bauernhauses zu uns heraufblicken. Es ist das Land, das Freiligrath mit der ganzen Inbrunst eines Sohnes der rothen Erde besungen hat, das Land der ernsten, nachdenklichen Männer mit starkknochigen Gliedern, schlichtem Haar und dem zweiten Gesicht, das Land der blauäugigen, flachshaarigen Kinder und Mädchen. Nicht weit davon liegt Kleinbremen, die Sommerherberge der Düsseldorfer Maler, die das Leben und die Trachten dieses Volkes in unzähligen guten und schlechten Bildern gemalt haben. Und ein Düsseldorfer Landschafter ist auch der Zeichner dieser Bilder, H. L. Brinkmann, der nicht allein diesem, sondern auch den übrigen deutschen Gauen mit eingehendem Studium ihre Eigenthümlichkeiten liebevoll abgelauscht hat. Da sind die Eichen von Dessau, prächtige, altersgraue Riesen, da starren die vulkanischen Gebilde der unheimlichen Eifel, auf einem andern Blatt finden wir ein stimmungsvolles Bild der hannoverschen Haide, hier die liebliche Rhön mit ihren Birken und Buchenwaldungen. Schlagen wir weiter um, so finden wir uns durch ein prächtiges Blatt in ein friedliches Thal des Schwarzwaldes versetzt, das jeden anheimeln wird, der jemals in jenem tannenduftigen Gebirge wanderte; wir reisen weiter durch den Bannwald der Voralpen und schließlich stehen wir vor den erhabenen Massen des Hochgebirges. Halt an, Waller! —

Zu jedem Bilde sind passende Dichterstellen gefügt, welche die Stimmung der Landschaft in Worten wiedergeben. Ein andrer Düsseldorfer Maler, A. Kröner, hat diese Citate mit feinsinnigen Initialen ausgeschmückt, in denen jedesmal auch das Thierleben des betreffenden Gaues zur Anschauung kommt. Die von uns gewählte Vignette führt uns in die Alpenwelt, wo im Gewirr der elastischen Latschen das Gamswild äset. — Unser Werk, das dem Geschmack eines unsrer intelligentesten deutschen Verleger seine Entstehung verdankt, ist ein Prachtwerk in des Worts vollster Bedeutung. Die Landschaften glänzen auf dem schweren Velinpapier und werden durch einen kostbaren Einband gehoben. Für jeden, der seine deutsche Heimat liebt, ist es ein Schatz. Aber freilich gehört etwas feines Gefühl und Verständniß dazu. Wer beides hat, der wird das Werk erstlich ungern auf seinem eignen Büchertische entbehren, dann wird er es gern benutzen, wenn er durch ein sinniges Geschenk jemandem eine rechte Freude machen will.



Am Strande der Weser.
Aus: „Unsere deutsche Heimat" von H. L. Brinkmann.

Am Familientische.

Ein deutscher Friedhof in der Steppenöde.

Es war so still rings. Man hätte das Picken einer Todtenuhr in den morschen Holzkreuzen, welche auf die Gräber herabnickten, hören können. Nichts unterbrach die Stille ringsum, nichts, als ein buntes Band, welches über einer frischen Kindergruft in einem Kranze flatterte. Ich mußte der Sonnenglut entfliehen, und kauerte, da ich mich nicht in meinen eigenen Schatten legen konnte, auf einem halb eingesunkenen Hünengrabe, welches

von einem großen, plumpen Holzkreuz beschattet wurde. Als Schemel diente ein niedergetretenes, oder von der Wucht des Schneesturms gestürztes Bild des gekreuzigten Heilandes. Ich entweihte keinen gepflegten Boden, denn die Gräber harrten alle noch der schmückenden Hand. Der Frühling schien über diese Blöße in seinem Reich mit einem Seufzer hinweghelfen zu wollen, denn er schmiegte sich mit seinem freudigen Grün, darin gelbe und rothe Tulpen sich zu erschließen begannen, hart an die Todtenstätte, von der er durch Damm und Graben getrennt war. Drüben am südlichen Horizont ragten die Hütten der Kolonie, welcher die Saat angehörte, die Saat „von Gott gesäet, am Tage der Garben zu reifen.“ Diese Grabschrift des Sängers des Messias nämlich stand auf dem Kreuz, in dessen Schatten ich ruhte, und wenn nicht die ganze Umgebung rings in zu grellem Widerspruch damit gestanden, so hätte ich geglaubt, ich kauerte auf dem Friedhof von Ottensen neben Klopstocks Gruft. Diese Worte des Dichters der Messiade aber, sowie auch der Vers, unter dessen Gesang der berühmte Odensänger in die blumenbestreute Gruft neben seiner Meta gesenkt wurde: „Auferstehn, ja auferstehn wirst du mein Leib“ — ich las auch diese Inschrift auf dem Kreuze — erinnerte mich mindestens daran, daß deutsches Wort und deutscher Brauch mit hinübergenommen worden waren über den Länderocean, der dieses Eiland, die kleine deutsche Kolonie zwischen Don und Wolga, welche ich auf meiner Reise nach dem Kaukasus passirte, von den Gestaden deutschen Geisteslebens trennte.

Nachdem ich so einige Zeit sinnend gesessen, näherte sich etwas von der Kolonie her. Ich erkannte durch mein Fernrohr einen Alten, der gebückt auf einem Rosse heranritt. Einige Zeit später stieg er vor dem Steppenkirchhof ab. Am Sattelknopf hing eine Gießkanne und ein Blumenbündel. Als er mich sah, blieb er verwundert stehen, und zog dann die Fellmütze zum Gruß.

„Ihr kommt wohl, das Grab des Kindes dort zu pflegen?“ fragte ich und trat näher.

„Ja, das ist es, was mich herführt!“ antwortete er. „Es ist mein Großkind, was dort liegt.“

„Es freut mich, daß doch Einer von Euch daran denkt, das Grab seiner Lieben zu schmücken.“

„O, Herr, sie denken alle daran, wenn „eins“ von ihnen stirbt. Nachher aber kommt wohl das Vergessen; wir haben nicht Zeit, an die Todten zu denken, wenn wir leben wollen.“

„Wie soll ich das verstehen? Ihr wohnt doch hier auf dem fruchtbarsten Boden, der alljährlich ohne viel Mühe die herrlichsten Ernten liefert. Die Tscherno-Sem, oder die schwarze Erde, ist in der ganzen Welt bekannt.“

„Freilich, sie ist mehr bekannt, wie die Gefahr, die für den Bauer stündlich darüber schwebt. Dort jener, der unter dem großen schwarzen Holzkreuze liegt, mit den frommen Sprüchen darauf, war unser Vorbild in allem, was es hier zu leisten gilt. Wenn wir zu schwach waren, oder uns nicht zu rathen wußten, faßte seine schwielige Hand mit an und dachte sein Kopf für uns. Er war hier im Orte so reich geworden, daß man glaubte, er müsse jeden Stoß aushalten können. Aber es kam einmal schwer, fünf Jahr hintereinander und jedes Jahr anders, und das brach ihm das Herz, und er starb, weil er den Feind nicht bezwingen konnte.“

„Was kam denn fünf Jahr hintereinander, und jedes Jahr anders?“

„In dem ersten Jahr war es die furchtbare Sommerdürre, welche allem Wachsthum Einhalt gebot. In dem andern Jahre kamen die Heuschrecken und sichelten mit ihren scharfen Freßwerkzeugen die grünen Saaten nieder. Im dritten Jahr brachte ihn die Rinderpest, welche hier ihre Heimat hat und den Kreislauf durch alle Gouvernements macht, um seine Heerde. Im vierten Jahr wurde sein Getraide durch Mäusefraß und Hagelschlag vernichtet, und im fünften waren es die Frühlingsfröste, welche seine Felder so lichteten, daß man von der Aehre zur Aehre die Stimme nicht hörte.“

„Von allen diesen Uebeln wurdet Ihr doch auch betroffen?“

„Von dem Hagelschlag und den Heuschrecken nicht, aber sonst wohl auch von den andern Uebeln, und dabei hat er uns trotz seiner Verluste noch immer geholfen.“

„Ein braver Mann! Ehret sein Andenken!“

„Das thun wir auch; wir erzählen uns an den Winterabenden nur von ihm, und befolgten alles das, was er uns gelehrt hat. Durch seine Rathschläge wissen wir eine reiche Ernte so zu nützen, daß sie viele empfindliche Heimsuchungen deckt.“

Als der Kolonist das Grab seines Großkindes schlicht geschmückt, ritt er eilig wieder heim, denn die Arbeit harrte seiner schwieligen Hand. Ich aber begab mich nach der Kolonie, wo mein Jamschtschik (Fuhrmann) mittlerweile sich und seine Rosse gepflegt, und überzeugte mich zum zweiten Mal davon, daß deutsches Wort und deutscher Brauch hier noch einträchtig beieinander wohnten.

Zu schlecht zum Dachstuhl!

Es war im Anfange des vorigen Jahrhunderts, als ein Westindienfahrer einige Baumstämme als Ballast nach London brachte. Da nun der Bruder des Capitäns, Dr. Gibbons, in der City sich gerade ein Daheim aufzimmerte, so schenkte jener ihm die Stämme, um etwa den Dachstuhl daraus zustutzen zu lassen. Die Zimmerleute versuchten nun ihre Aexte an den überseeischen Dryaden, die ihre Wurzeln, jedenfalls das Beste, in Honduras gelassen, aber sie wurden leider zu hart und als der Axt nicht würdig befunden. So blieben sie lange unbeachtet auf dem Bauplatz liegen, und würden auch am Ende der Flamme, oder dem Zahn der Zeit anheimgefallen sein, wenn nicht die Frau Dr. Gibbons einen Kasten nöthig gehabt, um ihre gebrechlichen Kerzen darin zu verwahren. Der Tischler natürlich würde das noch immer auf dem Hofe umherliegende fremde Holz keines Blickes gewürdigt haben, falls etwa für die Frau Dr. Gibbons ein Spiegelrahmen angefertigt werden sollte; für ein so schlichtes Möbel jedoch, welches sich den Blicken der Neugierigen nicht aussetzen durfte, schien es ihm gerade gut genug zu sein. Er nahm also einen der Stämme unter die Säge, und brachte durch diese Verrichtung die Kultur um eine Spanne weiter, denn er trug am andern Tage der Frau Doctor einen Kasten hin, der sich nicht in den Hintergrund einer Rumpelkammer zu verschanzen brauchte. Er war von so ausgezeichnet schöner und origineller Färbung, daß der herbeieilende Doctor sich sofort ein Bureau von demselben Material bestellte, und sich nicht wenig wunderte, als er vernahm, daß die glänzende Haut, welche hier für die Frau Doctor, oder richtiger für ihre Kerzen, zu Markt getragen worden war, jenem mißachteten Holz im Hofe angehörte, das sein Bruder, der Capitän, mit aus Westindien gebracht. Das Bureau wurde auch fertig, und es schmückte in so hohem Grade das Arbeitscabinet des berühmten Heilkünstlers, daß es bald zum Mittelpunkt der Bewunderung der Honoratioren der City wurde. Die Herzogin von Buckingham, welche es ebenfalls sah, hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich ein ganzes Ameublement von jenem Wunderholze zu bestellen. Der Westindienfahrer mußte mit der ersten wieder anzutretenden Reise nachliefern, was etwa noch an der ganzen Zimmerausstattung fehlte. Und wie heißt jenes Holz, welches Capitän Gibbons als werthlosen Ballast aus Westindien mit nach London brachte, und welches erst zu schlecht zum Dachstuhl war? Rosenholz? Vanillenholz? Nein. Mahagoni! Es hat seit jener Zeit mit fabelhafter Geschwindigkeit die Reise durch und um die Welt gemacht, und ist bekanntlich längst in jedem einigermaßen comfortabel eingerichteten Bürgerhause gut Freund geworden.

Der indo-europäische Telegraph.

Der indirecten Telegraphenlinie London-Bombay via Türkei wird eine directe Concurrentin über Land zwischen England und Indien erwachsen. Diese neue Ueberwinderin von Raum und Zeit wird von London über Norderney, Berlin, Warschau, Odessa nach der Krim gehen, in einem zweihundert englische Meilen langen Kabel das schwarze Meer durchziehen, um die Tscherkessischen Gebirge zu umgehen, wo die bestehenden Linien der Unterbrechung durch Schneetreiben ausgesetzt sind, weiter über Tiflis, Tabris nach Teheran sich erstrecken, und hier an die Linien des indischen Telegraphen anknüpfen. Die „Lines of the Government of India“ gehen von Teheran über Ispahan nach dem Persischen Meerbusen, und ziehen sich unterseeisch an den Küsten des indischen Oceans nach der Indusmündung, von wo sie zu Lande sich weiter nach Bombay, Delhi, Calcutta, Madras und der Insel Ceylon verzweigen.

Die neue Linie London-Teheran-Bombay wird — was die Schnelligkeit und die Genauigkeit der zu befördernden Depeschen anbetrifft — die alte Linie London-Bombay via Türkei bald in den Schatten stellen. Nach den Ausweisen des indischen Amtes nämlich beträgt die Durchschnittszeit von Telegrammen auf der alten Linie circa 5 Tage, und die Depeschen sind häufig so unverständlich, daß sie nicht entziffert werden können. Das kommt daher, weil ihre Uebertragung durch Beamte der verschiedensten Nationalitäten geschieht. Auf der neuen Linie dagegen wird eine directe und ununterbrochene Verbindung mit rein mechanischer Uebertragung stattfinden, wodurch die Depeschen der Gefahr der Verstümmelung nicht ausgesetzt sind. Der Preis einer Depesche nach irgend einem Theile von Indien wird auf der neuen Linie nur halb so hoch sein, als auf der alten, und da der Handel zwischen Europa und dem Osten, mit Einschluß von China und Australien, bedeutender ist, als der Handel zwischen Europa und Amerika, so muß auch bei gleich guten, oder noch besseren Verbindungsmitteln, der indische Telegraphenverkehr den transatlantischen überflügeln.

Die Gebrüder Siemens in Berlin, London und Petersburg, und Siemens und Halske in Berlin, die schon die ausgedehntesten Telegraphenlinien gebaut und deren Erfindungen und Verbesserungen die Telegraphie erst zur Welttelegraphie gemacht, bauen die Linien der indo-europäischen Telegraphengesellschaft und sind mit ihrem vortrefflich organisirten Beamtenpersonal, das mit den nöthigen Landessprachen und Gebräuchen vertraut ist, bereits in Thätigkeit.

Briefkasten.

R. u. P. in München. Wir danken Ihnen sehr für Ihr Anerbieten, das wir jedoch ablehnen mussen. Das Daheim hat diesen Sommer selbst eine Zugspitzbesteigung ausgeführt, und wird, wenn es überhaupt den Gegenstand bringt, die eigene Besteigung schildern. — **Herrn F. B. in K.** Der Lord läßt sich entschuldigen, er ist zu Schiff nach Borkum. — **G. R. in K.** Wenn Sie das Bild aus einer zweiten Nummer ausschneiden und einrahmen lassen, dann haben Sie es doppelt. Auf einem andern Wege werden Sie wohl schwerlich dazu gelangen können, da wir keine Separatabdrücke machen und keine weiteren Nachbildungen existiren. — **Fr. v. T. in B.** Wir müssen Sie mit allen solchen Wünschen auf den neuen Jahrgang vertrösten. In demselben werden Sie die alten Rubriken fortgesetzt und neue Serien begonnen finden. Der Stoff ist nicht immer gleich zu bewältigen und das Bessere ist stets des Guten Feind.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

